Meyers Konversations-Lexikon

GIFT

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Meyers

Konversations-Lexikon.

Fünfte Auflage.

Neunter Band.

Hübbe-Schleiden bis Kausler.

Digitized by Google

Meyers Konversations-Lexikon.

Ein

Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens.

Fünfte, gänzlich neubearbeitete Auflage.

Mit ungefähr 10,000 Abbildungen im Text und auf 1000 Bildertafeln, Karten und Plänen.

Neunter Band.

Hübbe-Schleiden bis Kausler.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

1895.

Digitized by Google

Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.

GIFT

Digitized by Google

AE27
M5
1893
v.9

H.

Hübbe-Schleiden, Wilhelm, Kolonialpolitiker, geb. 20. Okt. 1846 in Hamburg, studierte Volkswirtschaft und die Rechte, war während des Krieges 1870/71 dem deutschen Generalkonsulat in London zugewiesen, lebte 1875—77 in West-Äquatorialafrika, vornehmlich am Gabun, wo er eine Handelsfaktorei begründete, und machte sich nach seiner Rückkehr nach Hamburg bekannt durch das Buch »Ethiopien, Studien über Westafrika« (Hamb. 1879), noch mehr aber als Vorkämpfer für eine energische deutsche Kolonialpolitik durch die Schriften: »Überseeische Politik« (das. 1881), »Deutsche Kolonisation« (das. 1881) und »Kolonisationspolitik u. Kolonisationstechnik« (das. 1883) u. a. Seit 1886 gibt er die spiritistische Monatsschrift »Sphinx« heraus. Noch schrieb er »Das Dasein als Lust, Leid und Liebe. Die altindische Weltanschauung in neuzeitlicher Darstellung« (Braunschw. 1891).

Hubbrücken, s. Brücke, S. 555.

Hubbing, s. Ding, S. 1034.

Hube, s. Hufe.

Hube, Romuald, poln. Rechtsgelehrter, geb. 7. Febr. 1803 in Warschau, gest. daselbst 6. Aug. 1890, studierte in Warschau, hörte dann noch in Berlin die Vorträge von Savigny, Hegel, Steffens, Böckh, Ritter und wurde, 1825 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, Lektor der allgemeinen Rechtsgeschichte, 1829 ordentlicher Professor des kanonischen und Kriminalrechts an der dortigen Universität, während sein Bruder Joseph H. gleichzeitig den Lehrstuhl der Rechtsgeschichte übernahm. Infolge der Ereignisse von 1831 verließ er die Universitätslaufbahn und ward 1832 Staatsanwalt bei den Kriminalgerichten der Woiwodschaften Masovien und Kalisch. Aber schon im folgenden Jahr ward er nach Petersburg als Mitglied der gesetzgebenden Kommission für Polen berufen, in der er den seitdem erschienenen Strafkodex und die Strafgerichtsordnung für Polen ausarbeitete. Darauf zu gleichem Zweck in die gesetzgebende Kanzlei des Kaiserreichs berufen, ward er zum Wirklichen Staatsrat ernannt, erhielt 1843 eine feste Anstellung in jener Magistratur und nahm seitdem an den wichtigsten Gesetzgebungen Rußlands teil. 1846 begleitete er den Grafen Bludow nach Rom, und 1850 ward er zum Geheimen Staatsrat und Senator des Kaiserreichs, 1857 zum Ehrenmitglied der Petersburger Akademie ernannt. H. gab die »Fragmenta Ulpiani« (Warsch. 1826), die »Institutiones Gaji« (das. 1827), die »Lex Salica« (das. 1867) heraus und schrieb eine gerühmte Abhandlung: »De furtis doctrina ex jure romano historice et dogmatice explicata« (das. 1828), ferner: »Droit romain et greco-byzantin chez les Slaves« (Par. u. Toulouse 1880). Von seinen polnischen Schriften nennen wir: »Ogólne zasady nauki prawa karnego« (»Prinzipien des Strafrechts«, Warschau 1830) und »Prawo polskie w wieku XIII. tym« (»Polnisches Recht im 13. Jahrhundert«, das. 1875). Er war Hauptbegründer der juristischen Zeitschrift »Themis polska«. Von seinem Bruder Joseph erschien die gekrönte Preisschrift: »Geschichtliche Darstellung der Erbfolgerechte der Slawen« (deutsch von Zupanski, Posen 1836).

Hubengericht, soviel wie Dinghof, s. Ding, S. 1034.

Huber, soviel wie Halbbauer, s. Bauer, S. 563.

Huber, 1) Samuel, protest. Streittheolog, geb. 1547 in Burgdorf bei Bern, gest. 25. März 1624, wurde 1570 Pfarrer der Berner Gemeinde Saanen und 1581 zu Burgdorf. Mit der reformierten Lehre von der Gnadenwahl zerfallen und 1588 seines Amtes entlassen, ging H. nach Württemberg und folgte 1592 einem Ruf als Professor nach Wittenberg; doch auch hier geriet er durch seinen weitgehenden Universalismus mit seinen Kollegen in Streitigkeiten, so daß er 1594 entlassen wurde. Seitdem führte er ein unstetes Dasein und starb in Osterwiek.

2) Franz, Naturforscher, geb. 2. Juli 1750 in Genf, gest. 21. Dez. 1831 in Pregny bei Genf, widmete sich, früh erblindet, der Erforschung der Lebensverhältnisse der Bienen und fand an seinem Diener Franz Burnens und dessen Sohn und später an seiner Gattin und seinem eignen Sohn die Beobachter, welche die Bienen in den aus Glas konstruierten Bienenstöcken belauschten. Aus den übereinstimmenden Resultaten dieser Beobachter zog er seine Ergebnisse, die er in den »Nouvelles observations sur les abeilles« (1792; 2. Aufl., Par. u. Genf 1814, 2 Bde.; deutsch mit Anmerkungen hrsg. von Kleine, Einbeck 1856—1859, 2 Bde.) veröffentlichte. Mit Senebier arbeitete er über das Keimen der Samen und schrieb: »Mémoire sur l'influence de l'air et des diverses substances gazeuses dans la germination de différentes plantes« (Genf 1801). — Sein Sohn Jean Pierre, geb. 23. Jan. 1777 in Genf, gest. 22. Dez. 1840 in Yverdon,

M653509

Digitized by Google

beobachtete im Sinne seines Vaters Hummeln, Blattwespen, Käfer, namentlich aber Ameisen, und schrieb: »Recherches sur les mœurs des fourmis indigènes« (Par. 1810), welche noch heute als Hauptwerk gelten.

3) **Ludwig Ferdinand**, Schriftsteller, geb. 1764 in Paris, gest. 24. Dez. 1804 in Ulm, Sohn des um die Ausbreitung der deutschen Litteratur in Frankreich erfolgreich bemühten **Michael H.** (geb. 1727, gest. 1804 in Leipzig), kam schon im zweiten Jahre mit seinen Eltern nach Leipzig, erhielt hier eine sehr sorgfältige Erziehung und erwarb sich bei seiner großen Lernbegierde bald ausgebreitete Kenntnisse, besonders in neuern Sprachen und in der schönen Litteratur der Franzosen, Engländer und Deutschen. Gemeinsame Liebe zur Dichtkunst brachte ihn in freundschaftliche Beziehungen zu Körner und zu der Schwester von Körners Braut, Dora Stock, mit der er sich verlobte. 1784 richteten die beiden Freunde und die beiden Schwestern einen Huldigungsbrief an Schiller, der für dessen weitere Lebensschicksale von Bedeutung wurde. Nach längerm Aufenthalt in Dresden, wo H. zu Körners und Schillers engstem Kreis gehörte, ward er 1787 Sekretär bei der sächsischen Gesandtschaft in Mainz und blieb auch nach Abberufung des sächsischen Gesandten (1790) bis zum Einrücken der Franzosen als kursächsischer Resident dort, worauf er nach achtmonatigem Aufenthalt in Frankfurt a. M. nach Dresden zurückkehrte. In Mainz war er mit G. Forster und dessen geistreicher Frau Therese in ein inniges Verhältnis getreten und hatte die Verlobung mit Dora Stock rückgängig gemacht; als dann infolge von Forsters politischer Handlungsweise, die ihn nach Paris führte, seine Familie in die bedrängteste und bedenklichste Lage gekommen war, gab H., um für sie zu sorgen, seine bisherige Stellung auf und ging Ende 1793 zu ihr nach der französischen Schweiz. Nach Forsters Tode (1794) heiratete H. die Witwe. Einige Jahre später (1798) siedelte er nach Stuttgart über, um an Posselts Stelle die Redaktion der »Allgemeinen Zeitung« zu übernehmen. Durch ein Verbot der württembergischen Regierung gezwungen, verlegte Cotta 1803 die Zeitung nach Ulm, wo H. zum Landesdirektionsrat der neuen bayrischen Provinz Schwaben bei der Sektion des Schulwesens ernannt wurde. Hubers Lustspiele und Trauerspiele, unter denen »Das heimliche Gericht« (Leipz. 1790; 2. Aufl., Berl. 1795) seiner Zeit Aufsehen machte, sind jetzt vergessen. Als geistvoller litterarischer Kritiker zeigt er sich vor allem in den »Vermischten Schriften von dem Verfasser des heimlichen Gerichts« (Berl. 1793, 2 Bde.), wo auch seine zuerst in der »Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung« erschienenen Rezensionen abgedruckt sind. Als gewandter Publizist trat er in den historisch-politischen Zeitschriften: »Friedenspräliminarien« (Berl. 1794—96, 10 Bde.) und »Klio« (1795—98, 3 Bde.; 2. Aufl., Frankf. 1819) auf. Hubers »Sämtliche Werke seit dem Jahre 1802« erschienen, von seiner Gattin gesammelt und mit einer Biographie begleitet, Tübingen 1807—19, 4 Bde.

4) **Therese**, Schriftstellerin, erst Georg Forsters, dann des vorigen Gattin, als Tochter des berühmten Philologen Heyne geb. 7. Mai 1764 in Göttingen, gest. 15. Juni 1829 in Augsburg. Ihre Ehe mit Georg Forster (1785) war bei dem völlig verschiedenen Grundwesen der Gatten keine glückliche, doch ohne daß es zu einem offenen Bruch gekommen wäre. Therese folgte ihrem Gatten nach Wilna, später nach Mainz. Als 1792 die französische Invasion in Deutschland begann und Forster im republikanischen Interesse zu wirken anfing, sendete er die Gattin mit den Kindern nach Straßburg und von da nach Neuenburg, wo sie im Hause einer befreundeten Familie Aufnahme fand. Nach dem Tode Forsters verheiratete sie sich mit Huber (s. oben). Die Not veranlaßte sie zu schriftstellerischen Versuchen, die, sämtlich (»Die Familie Seldorf«, Tübing. 1795, 2 Tle.; »Luise«, Leipz. 1796; »Erzählungen«, Braunschw. 1800—1802, 3 Bde.) unter dem Namen ihres Gatten veröffentlicht, zu den bessern ihrer Art gehören. 1804 zum zweitenmal Witwe geworden, lebte sie 10 Jahre lang bei ihrem in Bayern angestellten Schwiegersohn, fortwährend mit litterarischen Arbeiten beschäftigt, ging dann nach Stuttgart und übernahm hier 1819 die Redaktion des »Morgenblattes«, die sie mit großem Geschick besorgte. 1824 zog sie nach Augsburg. Ihre spätern Dichtungen (»Erzählungen«, Stuttg. 1820, 2 Bde.; »Hannah«, Leipz. 1821; »Ellen Percy«, das. 1822, 2 Bde.; »Jugendmut«, das. 1824, 2 Bde.; »Die Ehelosen«, das. 1829, 2 Bde.) führen ihren Namen; dieselben bekunden sämtlich die feine Geistesbildung, den reichen Schatz von Menschenkenntnis und das tiefe Gemüt der Verfasserin. Auch gab sie J. G. Forsters »Briefwechsel nebst einigen Nachrichten von seinem Leben« (Leipz. 1829, 2 Bde.) heraus. Eine Sammlung ihrer »Erzählungen« (Leipz. 1830—33, 6 Bde.) besorgte ihr Sohn. Vgl. **Elvers**, Victor Aimé H., Bd. 1 (Bremen 1872).

5) **Victor Aimé**, Litterarhistoriker und kirchlich-politischer Schriftsteller, Sohn der vorigen, geb. 10. März 1800 in Stuttgart, gest. 19. Juli 1869 in Wernigerode, studierte in Würzburg und Göttingen Medizin, lebte dann seit 1821 in Paris und bereiste bis 1823 Spanien, Portugal, Schottland und England. Nach seiner Rückkehr entsagte er der Medizin und war für die Cottaschen Journale litterarisch thätig, ward 1829 Lehrer an der Handelsschule und dem Gymnasium zu Bremen, 1833 Professor der Litteraturgeschichte und neuern Geschichte in Rostock, 1836 zu Marburg und 1843 in Berlin. Hier nahm er 1850 seinen Abschied und zog sich 1852 nach Wernigerode am Harz zurück. H. war einer der gründlichsten Kenner der spanischen Sprache und Litteratur in Deutschland, wie seine »Geschichte des Cid« (Bremen 1829) und die »Cronica de Cid« (Marburg 1844) beweisen. Seine »Skizzen aus Spanien« (Götting. 1828—35, 4 Bde.; Bd. 1, 2. Aufl. 1845) gehören zum Besten, was in neuerer Zeit über Spanien und die Spanier geschrieben worden ist. Unter seinen übrigen litterarhistorischen Arbeiten verdienen namentlich »Die neuromantische Poesie in Frankreich« (Leipz. 1833) und »Die englischen Universitäten« (Kassel 1839—40, 2 Bde.) besondere Auszeichnung. Die »Skizzen aus Irland« (Berl. 1850) haben Halls englisches Werk über Irland zur Quelle. Später veröffentlichte H. noch »Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England im Sommer 1854« (Hamb. 1855, 2 Bde.). Als Stimmführer der protestantisch-konservativen Partei begründete er die Zeitschrift »Janus, Jahrbücher deutscher Gesinnung, Bildung und That« (Berl. 1845—48). Wie er schon früher in derselben Richtung einige kirchlich-politische Schriften, z. B. »Die konservative Partei« (Halle 1841) u. »Die Opposition« (das. 1842), veröffentlicht hatte, so suchte er später durch Schriften wie »Suum cuique« (Berl. 1849), »Berlin, Erfurt, Paris« (das. 1850) u. a., in denen er innere Mission, Association und Kolonisation als die hauptsächlichsten Mittel zur Fernhaltung bevorstehender sozialer Revolutionen

Digitized by Google

empfiehlt, für seine Partei zu wirken. Als er aber erkannte, daß die Reaktion kein Herz für die untern Klassen habe, sagte er sich von ihr los in der Schrift »Bruch mit der Revolution und Ritterschaft« (Berl. 1852). Fortan war er in seinem Asyl am Harz für jene Klassen thätig, teils unmittelbar praktisch durch Leitung eines Jünglings- und eines Vorschußvereins, teils durch zahlreiche Flugschriften (»Soziale Fragen«, Nordhaus. 1863—69, 7 Hefte, u. a.). »Ausgewählte Schriften über Sozialreform und Genossenschaftswesen« gab Munding heraus (Berl. 1894). Vgl. Elvers, Victor Aimé H., sein Werden und Wirken (Brem. 1872—74, 2 Bde.); Jäger, Victor Aimé H., ein Vorkämpfer der sozialen Reform (Berl. 1879).

6) Johannes, kathol. Publizist u. Philosoph, geb. 18. Aug. 1830 in München, gest. daselbst 20. März 1879, studierte in München Theologie und Philosophie, habilitierte sich als Privatdozent 1854 und wurde 1859 außerordentlicher, 1864 ordentlicher Professor der Philosophie. Als philosophischer Schriftsteller hat er sich durch die Schriften: »Über die Willensfreiheit« (Münch. 1858), »Die Idee der Unsterblichkeit« (das. 1864, 2. Aufl. 1865), »Die Philosophie der Kirchenväter« (das. 1859), »Studien« (das. 1867) und die Monographie »Johannes Scotus Erigena« (das. 1861) bekannt gemacht. Die vorletzte Schrift wurde in Rom auf den Index gesetzt und, da H. die Aufforderung zum Widerruf zurückwies, den katholischen Studenten der Theologie der Besuch seiner Vorlesungen verboten. H. eröffnete in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung« seit 1867 den Kampf gegen Romanismus und Jesuitismus. Da er an der Ausarbeitung des berühmt gewordenen Buches »Der Papst und das Konzil, von Janus« (Münch. 1869) sowie an den während des vatikanischen Konzils in der »Allgemeinen Zeitung« erschienenen »Römischen Briefen« großen Anteil hatte, galt er seitdem als ein Vorkämpfer der altkatholischen Bewegung, in deren Geist er die Broschüren: »Das Papsttum und der Staat« (das. 1870) u. »Die Freiheiten der französischen Kirche« (das. 1871) schrieb und auf den altkatholischen Kongressen fortan das Wort führte. Auch sein Werk »Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wissenschaft und Geschichte« (Münch. 1873) wurde in Rom sogleich auf den Index gesetzt. An der nationalen Erhebung beteiligte sich H. mit der Schrift »Das Verhältnis der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung« (Berl. 1871) in zustimmendem, dagegen an der von den Naturwissenschaften ausgehenden Strömung durch seine Schriften: »Die Lehre Darwins kritisch betrachtet« (Münch. 1871), »Der alte und der neue Glaube kritisch gewürdigt« (Nördling. 1873), »Die religiöse Frage«, »Zur Kritik moderner Schöpfungslehren« (beide Münch. 1875) in ablehnendem Sinne. Außerdem veröffentlichte er: »Der Proletarier, zur Orientierung in der sozialen Frage« (Münch. 1865); »Kleine Schriften« (Leipz. 1871); »Der Pessimismus« (Münch. 1876); »Die Forschung nach der Materie« (das. 1877); »Zur Philosophie der Astronomie« (das. 1878); »Das Gedächtnis« (das. 1878). Vgl. Zirngiebl, Johannes H. (Gotha 1881).

7) Alfons, österreich. Historiker, geb. 14. Okt. 1834 zu Fügen in Tirol, studierte 1855—59 in Innsbruck, habilitierte sich 1859 als Dozent der Geschichte daselbst, wurde 1863 ordentlicher Professor an der Innsbrucker und 1887 an der Wiener Universität. Er schrieb: »Die Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft« (Innsbr. 1861); »Geschichte der Vereinigung Tirols mit Österreich« (das. 1864); »Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Österreich« (das. 1865); »Geschichte Österreichs« (Bd. 1—4, Gotha 1885—92, bis 1609). »Österreichische Reichsgeschichte. Geschichte der Staatsbildung und des öffentlichen Rechts« (Wien 1895) und einige kleinere Abhandlungen. Aus Böhmers Nachlaß gab er den 4. Band der »Fontes rerum germanicarum« (Stuttg. 1868) und die »Regesten des Kaiserreichs unter Karl IV.« (Innsbr. 1877, Ergänzungsheft 1889) heraus.

8) Hans, Komponist, geb. 28. Juni 1852 in Schönewerd bei Olten (Schweiz), besuchte 1870—74 das Leipziger Konservatorium, war darauf 2 Jahre Privatmusiklehrer in Wesserling und gleichzeitig Lehrer an der Musikschule zu Thann im Elsaß und wirkt jetzt als Lehrer an der Musikschule zu Basel. Die Saiten, die Hubers Talent anschlägt, klingen vorwiegend an Schumann und Brahms an. Außer der Oper hat er sich auf fast allen Gebieten der Komposition versucht (Klavierstücke, Fugen, Lieder, Kantaten, Violin- u. Cellosonaten, Trio, Konzertstück für Pianoforte mit Orchester, Violinkonzert, Ouvertüren, Karneval für Orchester, Tell-Symphonie ꝛc.).

9) Marie, Schriftstellerin, s. Französische Litteratur in der Schweiz, S. 807.

Hüber, Blasius, Tiroler Kartenzeichner, s. Anich.

Hubert (althochd. Hugubert), deutscher Mannesname: der durch Denken oder Geist Glänzende.

Hubértus, Heiliger, Bischof von Lüttich, Sohn Bertrands, Herzogs von Guienne, lebte erst am Hofe des fränkischen Königs Theoderich III., später bei Pippin von Herstal, zog sich aber nach dem Verlust seiner Gattin von der Welt zurück und ward von Papst Sergius I. zum Bischof von Tongern (Lüttich) ernannt; er soll 727 gestorben sein. Da H. der Sage nach leidenschaftlicher Jäger war, bis er, durch die Erscheinung eines Hirsches, der zwischen einem goldenen Geweih ein umstrahltes Kreuz zeigte, tief betroffen, dem Jagdvergnügen entsagte, wurde er der Schutzheilige der Jäger und seine Stola im Volksglauben das wirksamste Mittel gegen den Biß toller Hunde. Am 3. Nov., dem Tage seiner Erhebung (Hubertustag), war und ist es noch Sitte an fürstlichen Höfen, große Jagdfeste (Hubertusjagden) zu veranstalten. Vgl. Heggen, Des heiligen H. Leben und Wirken (Elberf. 1875).

Hubertusbad, s. Thale.

Hubertusburg (Hubertsburg), Jagdschloß in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Oschatz, unmittelbar beim Dorf Wermsdorf, 1721—24 vom Prinzen Friedrich August, spätern König August III. von Polen, mit großer Pracht erbaut, war lange Zeit hindurch der Schauplatz der glänzendsten Jagdfeste, wurde jedoch im Siebenjährigen Kriege zur Vergeltung der Zerstörung Charlottenburgs von den Preußen verwüstet und von Friedrich II. dem Major Guichard (Quintus Icilius) zum Geschenk gemacht, der es verkaufte. Einen berühmten Namen erhielt H. durch den daselbst 15. Febr. 1763 geschlossenen Frieden, welcher dem Siebenjährigen Kriege (s. d.) ein Ende machte. Später wiederhergestellt, diente das Schloß zum Teil als Getreidemagazin, zum Teil wurde es zu einer Steingutfabrik umgewandelt. Von 1838—74 befand sich daselbst ein Landesgefängnis zur Verbüßung längerer Gefängnisstrafen. Gegenwärtig enthält das Schloß zwei Irrenanstalten, eine Landeskranken- und eine Versorgungsanstalt, endlich eine Anstalt zur Ausbildung von Pflegeschwestern, zusammen (1890) 2149

Digitized by Google

Einw. Vgl. Riemer, Das Schloß H. sonst und jetzt (Oschatz 1881).

Hubertushöhe, s. Ballenstedt.

Hubertusjagden, s. Hubertus.

Hubertusorden, der älteste und dem Range nach erste Orden Bayerns, 1444 von Gerhard V., Herzog von Jülich und Geldern, gestiftet, von dessen Sohn Wilhelm 1476 mit den ersten Statuten versehen, führte anfangs den Namen »Orden vom Horn«, weil die goldene Ritterkette aus lauter kleinen Jagdhörnern zusammengesetzt war. Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz erneuerte ihn 1708 u. erklärte sich zum Großmeister desselben. Kurfürst Maximilian IV. Joseph bestätigte ihn 30. März 1800 und gab ihm die noch bestehenden Statuten, wonach die Zahl der fürstlichen Ritter unbestimmt sein, er nur aus einer Klasse bestehen, jedoch nie mehr als zwölf gräfliche und freiherrliche Kapitulare und einen Ordensgroßkomtur zählen soll. Der H. hat zwölf Kommenden, aus deren Einkünften der Statthalter (erste Beamte nach dem Großmeister) 4000, die ersten drei Ritter 600, die nächsten 300 Gulden beziehen. Die Dekoration besteht aus einem weiß emaillierten goldenen Kreuz mit acht Spitzen und goldenen Kugeln; in den Winkeln des Kreuzes je drei goldene Strahlen, über dem Kreuz eine Krone. Auf dem Avers des grünen Mittelschildes ist in Gold die Bekehrung des heil. Hubertus abgebildet mit der gotischen Unterschrift: »In traw vast«, d. h. in Treue fest. Der Revers zeigt den Reichsapfel mit Kreuz und die Umschrift: »In memoriam recuperatae dignitatis avitae 1708« (»Zum Gedächtnis der wiedergewonnenen uralten Würde«). Die Dekoration wird an ponceaurotem Band mit grüner Einfassung von links nach rechts, bei festlichen Gelegenheiten an einer goldenen Kette aus 42 Gliedern, die abwechselnd ein Viereck mit der Bekehrungsgeschichte und die verschlungenen Buchstaben T. V. bilden, getragen. Auf der Brust tragen die Ritter einen silbernen Stern mit Strahlen, auf dem sich ein goldenes, aus roten und weißen Quadraten zusammengesetztes Kreuz mit der Devise befindet; bei besondern Gelegenheiten noch ein kleines Kreuz und eine kleine Kette im Knopfloch. Tag des feierlichen Kapitels ist der 12. Oktober, zu welchem die Ritter in altspanischem Kostüm erscheinen. Vgl. Leist, Der königl. bayrische Hausritterorden vom heil. Hubertus (Bamb. 1892) und Tafel »Orden I«, Fig. 32.

Hubertusschlüssel, ein angeblich dem heil. Hubertus vom Himmel herabgereichter goldener Schlüssel, mit welchem man Hunde vor der Tollwut schützen zu können glaubte, indem man sie damit auf der Stirn brannte. Vgl. Gaidoz, La rage et saint Hubert (Par. 1887).

Hubertusstock, Jagdschloß im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Angermünde, liegt in der wildreichen Schorfheide, an der Westseite des Werbelliner Sees.

Hübichenstein, s. Grund (Stadt).

Hubmaschinen, Dampf- oder hydraulische Maschinen, bei denen nur hin und her gehende (keine rotierenden) Bewegungen vorkommen, wie bei Dampfhämmern, Wasserhaltungsmaschinen ꝛc. Nur ausnahmsweise (zur Hubbegrenzung) wird bei den H. Hilfsrotation angebracht.

Hübn., s. *Hüb.*

Hübner, s. Ding, S. 1034.

Hübner, 1) Johann, deutscher Pädagog und Schriftsteller, geb. 15. April 1668 in Türchau bei Zittau, gest. 21. Mai 1731 in Hamburg, studierte seit 1689 in Leipzig und habilitierte sich dort schon 1691 für Geographie und Geschichte. 1694 wurde er Rektor des Gymnasiums in Merseburg und 1711 Rektor des Johanneums in Hamburg, wo er als praktischer Schulmann jedoch wenig Glück hatte. Seine Schriften über Geographie und Geschichte wirkten anregend, teilweise bahnbrechend. Die »Kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie« (zuerst 1693) erlebten 36 Auflagen und wurden in viele Sprachen übersetzt. Besonderes Verdienst um den geographischen Unterricht erwarb er sich durch die von ihm mit Homann in Nürnberg veranstalteten Schulatlanten und Landkarten. Er war Mitherausgeber des »Realen Staats-, Zeitungs- und Konversations-Lexikons« (Leipz. 1704). Seine »Zweimal 52 auserlesenen biblischen Historien« (zuerst Leipz. 1714; in 107. Aufl. von Lindner für unsre Zeit verbessert, 1859) begründeten in Deutschland erst allgemein den schon von J. Gesenius angestrebten Unterricht in der biblischen Geschichte. — Sein Sohn Johann, gest. 26. März 1753 als Advokat in Hamburg, wirkte als Schriftsteller im Geiste seines Vaters fort.

2) Julius, Maler, geb. 27. Jan. 1806 zu Öls in Schlesien, gest. 7. Nov. 1882 in Loschwitz, besuchte seit 1821 die Kunstakademie zu Berlin, wurde 1823 Schüler W. Schadows und folgte diesem 1826 nach Düsseldorf. 1828 trat er mit einem Fischer nach Goethes Ballade hervor, woran besonders die Schönheit der Formen und des Ausdrucks gefiel. Zu gleicher Zeit erschien das Bild: Roland, die Prinzessin Isabella aus der Räuberhöhle befreiend (gestochen von J. Keller). Während seines Aufenthalts in Italien malte er die Ruth, ihre Schwiegermutter Naemi in die Fremde begleitend (1830, Berliner Nationalgalerie). Für den Berliner Kunstverein entstand 1832 Simson, die Säulen einreißend. 1834 ging er wieder nach Düsseldorf, von wo er 1839 an die Kunstakademie nach Dresden berufen wurde. Seit 1841 Professor, entfaltete er eine umfangreiche Lehrthätigkeit. 1871 wurde er Direktor der Gemäldegalerie, der er bis 1882 vorstand. Von seinen übrigen Werken aus der ersten Periode sind noch zu nennen: Christus und die Evangelisten (1835, Kirche zu Meseritz), Hiob und seine Freunde (Städelsches Institut zu Frankfurt), das Liebespaar des Hohenliedes, Christuskind auf Wolken (Nationalgalerie zu Berlin), die Schutzengel (ebendaselbst), Felicitas und der Schlaf aus Tiecks »Octavianus« (Museum zu Breslau). Für den Römersaal zu Frankfurt malte er Friedrich III., für die Stadtkirche zu Meißen einen Christus, für die Marktkirche in Halle a. S. ein großes Altarbild: »Sehet die Lilien auf dem Felde«, nach der Bergpredigt. In Dresden entstanden: das goldene Zeitalter (Dresdener Galerie, eine Wiederholung in der Berliner Nationalgalerie); ein großes Bild aus der Apokalypse: die babylonische Buhlerin auf dem siebenköpfigen Drachen auf Wolken, während der Engel des Herrn dem Evangelisten die Vision deutet (1852, Petersburg); Karl V. in San Yuste, Friedrichs d. Gr. letzte Tage in Sanssouci, Amor im Winter, Magdalena vor dem Leichnam Christi, der Jesusknabe im Tempel, die Disputation Luthers mit Eck (Dresdener Gemäldegalerie) und der (1869 verbrannte) Vorhang für das Dresdener Hoftheater (von seinem Sohn Eduard H., geb. 1842, der sich auch als Bildhauer bekannt gemacht hat, für Leipzig wiederholt). Hübners Bilder sind von anmutiger Form und Farbengebung. Sie spiegeln die Entwickelung der Düsseldorfer Schule von den sentimental-romantischen Anfängen bis zur historischen Auffassung wider, fesseln

Digitized by Google

jedoch mehr durch Sorgfalt der Ausführung als durch Genialität und Kraft der Darstellung. H. war auch schriftstellerisch thätig. Sein Katalog der Dresdener Galerie (5. Aufl. 1880) enthält eine schätzenswerte historisch-kritische Einleitung. Er gab ferner heraus: »Bilderbrevier der Dresdener Galerie« (2. Aufl., Dresd. 1857; 2. Folge 1859); eine Übersetzung ausgewählter Sonette Petrarcas (Berl. 1868) und eine Sammlung eigner Gedichte (»Helldunkel«, Braunschw. 1871; 2. Folge 1876). — Sein Sohn **Hans**, geb. 13. Okt. 1837, starb 14. Juli 1884 als ordentlicher Professor der Chemie in Göttingen.

3) **Joseph Alexander, Graf**, österreich. Diplomat, geb. 26. Nov. 1811, gest. 30. Juli 1892 in Wien, führte ursprünglich den Namen **Hafenbredl**, den er später mit H. vertauschte, studierte in Wien und ward seit 1833 in Metternichs Staatskanzlei beschäftigt. 1837 ging er als Gesandtschaftsattaché nach Paris, 1841 als Gesandtschaftssekretär nach Lissabon, und 1844 wurde er Generalkonsul in Leipzig. 1848 mit der diplomatischen Korrespondenz des Erzherzogs Rainer betraut, wurde er bei dem Aufstand in Mailand gefangen genommen und eine Zeitlang als Geisel zurückbehalten. Gegen einen andern Gefangenen ausgewechselt, begleitete er die kaiserliche Familie auf ihrer Flucht von Schönbrunn nach Olmütz. Die wichtigen Staatsakten, welche sich auf die Abdankung Kaiser Ferdinands bezogen, wurden von H. bearbeitet, welcher überhaupt zu den in die Ereignisse des Thronwechsels eingeweihtesten Personen zählte. Im Monat März 1849 ging er in außerordentlicher Mission nach Wien und bald darauf als Gesandter nach Paris, wo er entscheidenden Einfluß auf die österreichische Politik im russischen Kriege von 1854 gewann sowie Österreich bei den Friedenskonferenzen 1856 vertrat. Die beabsichtigte Aktion Napoleons in Bezug auf Italien durchschaute er aber kaum rechtzeitig, und durch den ihm zu teil gewordenen Neujahrsempfang 1859 ward die österreichische Regierung sehr überrascht. Nach dem Kriege von 1859 erhielt H. im Ministerium Goluchowski 21. Aug. das Portefeuille des Polizeiministers, das er jedoch schon 22. Okt. niederlegte. Ultramontan gesinnt, bekleidete er von 1865—68 den Botschafterposten in Rom und schied 1869 aus dem diplomatischen Dienst. Seit 1879 war H. Mitglied der klerikalkonservativen Partei des Herrenhauses, wo er, in die Delegation gewählt, sich dadurch bemerkbar machte, daß er eine russenfreundliche auswärtige Politik empfahl. Im Oktober 1888 wurde er in den Grafenstand erhoben. Auch litterarischen Arbeiten hat er sich mit Erfolg gewidmet. Er schrieb eine Geschichte des Papstes Sixtus V. (»Sixte-Quint. D'après des correspondances diplomatiques inédites etc.«, Par. 1870, 3 Bde.; neue Ausg. 1883, 2 Bde.; deutsche Ausg., Leipz. 1871, 2 Bde.), Reisebeschreibungen: »Ein Spaziergang um die Welt« (Leipz. 1872, 7. Aufl. 1891), »Durch das britische Reich 1883—1884« (das. 1886, 2. Aufl. 1891), die zuerst in französischer Sprache erschienen, und »Ein Jahr meines Lebens, 1848—1849« (das. 1891).

4) **Karl**, Maler, geb. 17. Juni 1814 in Königsberg, gest. 5. Dez. 1879 in Düsseldorf, begann seine künstlerischen Studien bei Professor J. Wolf in Königsberg und setzte sie von 1837—41 auf der Düsseldorfer Akademie bei Schadow und Sohn fort. Seitdem blieb er in Düsseldorf ansässig. Er gehörte zu den Gründern des Vereins Düsseldorfer Künstler und des Vereins Malkasten. 1874 unternahm er eine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Als Künstler machte er sich durch seine in die Ideen des Zeitgeistes einschlagenden sozialistischen Tendenzbilder einen gefeierten Namen. Unter seiner allzu großen Produktivität litt jedoch häufig die Feinheit in Zeichnung und Durchführung; indessen sind seine Gemälde stets gut komponiert und bisweilen von ergreifender Wirkung. Hervorzuheben sind: die schlesischen Weber (1845), das Jagdrecht (Berlin, Galerie Ravené, lithographiert von Wildt), die Auswanderer (1846, im Museum zu Christiania, lithographiert von Wildt), die Auspfändung (1847, im Museum zu Königsberg, lithographiert von Wildt), Rettung aus Feuersgefahr (1853, sein größtes und bedeutendstes Bild), die Waisenkinder, des jungen Seemanns Rückkehr, die Zwillinge, die Witwe, die Sünderin an der Kirchthür (1867, Nationalgalerie zu Berlin).

5) **Otto**, Statistiker und Volkswirt, geb. 22. Juli 1818 in Leipzig, gest. 3. Febr. 1877 in Berlin, widmete sich zuerst in Paris und London wirtschaftlichen Studien und gehörte seit 1842 zu den thätigsten Gliedern der deutschen Freihandelspartei. Von der Dampfschiffahrtsgesellschaft des Österreichischen Lloyd zum Bevollmächtigten ernannt, betrieb er die Verhandlungen wegen Durchfuhr der englisch-ostindischen Überlandpost und des damit verbundenen Verkehrs durch Deutschland, zu welchem Zweck er mit allen beteiligten kontinentalen Eisenbahnen Verträge abschloß. 1849 wegen seiner deutschen Gesinnung aus Österreich ausgewiesen, siedelte H. nach Berlin über und gründete daselbst das »Statistische Zentralarchiv«, welches von allen Regierungen der Welt statistische Mitteilungen erhielt. Von seinen zahlreichen übrigen statistischen Arbeiten ist namentlich sein Werk »Die Banken« (Leipz. 1853) zu erwähnen. Am bekanntesten ist Hübners »Statistische Tafel aller Länder der Erde« (seit 1851 jährlich erscheinend, jetzt bearbeitet von Juraschek, Frankf. a. M.). 1862 gründete er als erste Hypothekenbank in Preußen die Preuß. Hypothekenversicherungs-Gesellschaft, welcher er bis zu seinem Tode vorstand.

6) **Emil**, Philolog, Sohn von H. 2), geb. 7. Juli 1834 in Düsseldorf, auf dem Vitzthumschen Gymnasium in Dresden gebildet, studierte seit 1851 in Berlin und Bonn, reiste zu wissenschaftlichen Zwecken 1855—57 in Italien, habilitierte sich 1859 zu Berlin und wurde daselbst 1863 außerordentlicher, 1870 ordentlicher Professor der klassischen Philologie. H. hat sich besonders um Archäologie und lateinische Epigraphik verdient gemacht. Er veröffentlichte über Spanien und Portugal, die er 1860—61, dann 1881, 1886 und 1889 bereist hat: »Epigraphische Reiseberichte aus Spanien und Portugal« (Berl. 1861); »Die antiken Bildwerke in Madrid« (das. 1862); »Inscriptiones Hispaniae« (2. Bd. des »Corpus inscr. lat.«, das. 1869, dazu Supplement 1892); »Inscriptiones Hispaniae christianae« (das. 1871); »Arqueologia de España« (Barcelona 1888); »Monumenta linguae Ibericae« (Berl. 1893); über Britannien, in dem er zuerst 1866—67 reiste: »Inscriptiones Britanniae« (7. Bd. des »Corpus inscr. lat.«, das. 1873) und »Inscriptiones Britanniae christianae« (das. 1876); sonst zur Epigraphik die Indices zum 1. Bd. des »Corpus inscr. lat.« (das. 1863), die »Exempla scripturae epigraphicae latinae« (das. 1885), die »Lateinische Epigraphik« (im 1. Bd. von J. Müllers »Handbuch der klassischen Altertumskunde«, Münch. 1886; 2. Aufl. 1892) und viele Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken, besonders zu der »Ephemeris epigra-

phica, corporis inscriptionum latinarum supplementum« (Berl. 1872 ff.); endlich: »Römische Herrschaft in Westeuropa« (das. 1890). Außerdem verdankt man ihm treffliche »Grundrisse zu Vorlesungen« über die römische Litteraturgeschichte (Berl. 1869, 4. Aufl. 1878), über die lateinische Grammatik (das. 1876, 2. Aufl. 1881), über die Geschichte und Encyklopädie der klassischen Philologie (das. 1876; 2. Aufl., auch u. d. T.: »Bibliographie der klassischen Altertumswissenschaft«, 1889) und über die griechische Syntax (das. 1883). Auch gab er 1866—81 unter Mitwirkung von Hercher (bis 1878), Kirchhoff, Mommsen und Vahlen (seit 1877) den »Hermes, Zeitschrift für klassische Philologie« und von 1868—72 die »Archäologische Zeitung« in Berlin heraus.

7) Jakob, Zoolog, s. *Hüb.*

Hübnerit, s. Wolfram.

Hubpause, s. Dampfmaschine (Tafel III, S. IV).

Hubpumpen, s. Pumpen.

Hubreduktor, s. Indikator.

Hübsch, s. Niedlich.

Hübsch, Heinrich, Architekt, geb. 9. Febr. 1795 in Weinheim (Baden), gest. 3. April 1863 in Karlsruhe, besuchte die Bauschule in Karlsruhe und unternahm dann eine Studienreise nach Rom, Griechenland und Konstantinopel und 1822 wieder nach Rom. Seine Ansicht, daß eine monumentale Architektur neu zu schaffen sei, welche wesentlich auf dem Rundbogenstil beruhen sowie Zweck und Konstruktion in Form und Verzierung sichtbar darlegen müsse, legte er 1822 in einer Schrift »Über griechische Architektur« (2. verm. Ausg., Heidelb. 1824) nieder, und ein Heft »Ornamente« (Frankf. 1823) diente demselben Zweck. 1824 wurde er Lehrer der Architektur am Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. Hier arbeitete er einen »Entwurf zu einem Theater mit eiserner Dachrüstung« (Heidelb. 1825), die »Pläne für die Kirche zu Barmen« (1825—29) u. das »Waisenhaus zu Frankfurt a. M.« (1826—29) aus. 1827 als Architekt und Bauinspektor nach Karlsruhe berufen, entfaltete er hier, zuletzt als Oberbaudirektor, eine umfangreiche Bauthätigkeit. In Karlsruhe errichtete er das Gebäude des Finanzministeriums, das polytechnische Institut, die Kunsthalle, das Gebäude im botanischen Garten. Hieran reihen sich die Zollhäuser u. der Freihafen in Mannheim, die katholischen Kirchen zu Bulach, Stahringen, Rottweil, Waitzen, die evangelischen Kirchen zu Freiburg, Mülhausen, Epfenbach, Bauschlott u. a. Nach H.' Entwürfen sind auch die Trinkhalle und das Theater zu Baden-Baden ausgeführt worden. Seine letzten größern Arbeiten waren die Wiederherstellung der Hauptfassade des Kaiserdoms zu Speyer und die Pfarrkirche zu Ludwigshafen. Seine Prinzipien entwickelte er besonders in der Schrift »In welchem Stil sollen wir bauen?« (Karlsr. 1828) und ausführlicher in der spätern: »Die Architektur und ihr Verhältnis zur heutigen Malerei und Skulptur« (Stuttg. 1847). Er stellt als Muster hier den altchristlichen Baustil hin und will die einfachen, aber klar gedachten Baudenkmäler jener Zeit mehr berücksichtigt wissen als die spätern romanischen und byzantinischen. Einige der von ihm ausgeführten Bauten veröffentlichte er in den »Bauwerken« (Karlsr. 1838; neue Folge 1852—59, 3 Hefte) und gab außerdem heraus: »Die altchristlichen Kirchen nach den Baudenkmalen und ältern Beschreibungen« (Karlsr. 1859—63, 10 Hefte).

Hübschmann, Heinrich, Sprachforscher, geb. 1. Juli 1848 in Erfurt, studierte Philologie, besonders orientalische, und Sprachwissenschaft in Jena, Tübingen, Leipzig u. München, promovierte in München 1872, habilitierte sich als Privatdozent in Leipzig 1875, wurde dort 1876 außerordentlicher Professor und wirkt seit 1877 als ordentlicher Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft in Straßburg. Er schrieb: »Ein Zoroastrisches Lied« (Münch. 1872); »Zur Kasuslehre« (das. 1875); »Zur Geschichte Armeniens« (Leipz. 1875); »Die Umschreibung der iranischen Sprachen« (das. 1882); »Armenische Studien«, 1. Teil: Grundzüge der armenischen Etymologie (das. 1883); »Das indogermanische Vokalsystem« (Straßb. 1885); »Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache« (das. 1887); »Persische Studien« (das. 1895); außerdem Abhandlungen über Zendavesta, iranische Sprachen und Armenisch in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Kuhns »Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung« und den Sitzungsberichten der bayrischen Akademie in München.

Hubventil, s. Ventil.

Hubverminderer, s. Indikator.

Hubwässer, s. Grubenwasser.

Hubzähler, s. Zählapparate.

Huc (spr. ük), Evariste Regis, franz. Missionar, geb. 1. Aug. 1813 in Toulouse, gest. 26. März 1860 in Paris, war seit 1839 in China als Missionar thätig, bereiste von da aus Hochasien und Tibet bis nach Lhassa und kehrte 1852 nach Frankreich zurück. Die von ihm besuchten Länder schildern seine Werke: »Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine« (Par. 1850, 2 Bde.; 6. Aufl. 1878) und »L'empire chinois« (das. 1854, 2 Bde.; 5. Aufl. 1879). Beide Werke wurden auch ins Deutsche übersetzt (3. Aufl., Leipz. 1874). Noch veröffentlichte er »Le christianisme en Chine« (Par. 1858, 4 Bde.). Vgl. die Schrift des Prinzen Heinrich von Orléans: »Le père H. et ses critiques« (Par. 1893).

Hucbald (Hugbald, Hubald, Ubaldus), Musikgelehrter, geb. um 840, Enkel und Schüler Milos, ward Mönch im Kloster St.-Amand in Flandern und Lehrer der freien Künste daselbst u. starb 21. Okt. 930. An Hucbalds Namen knüpft sich die Geschichte des Organums (s. d.), aber wahrscheinlich ohne Berechtigung, da die H. zugeschriebene, das Organum erklärende Schrift »Musica enchiriadis« wahrscheinlich 100 Jahre jünger ist als H. Wirklich von H. ist dagegen die »Harmonica institutio«, aus welcher positive Verdienste Hucbalds um die Entwickelung der Notenschrift sich ergeben. Außerdem hinterließ er Gedichte und Lebensbeschreibungen von Heiligen, z. B. die »Vita S. Lebuini«, wichtig wegen der darin enthaltenen Beschreibung der altsächsischen Institutionen (abgedruckt im 2. Bd. von Pertz' »Monumenta Germaniae historica«). Vgl. H. Müller, Hucbalds echte und unechte Schriften über Musik (Leipz. 1884).

Hüchelhoven, Dorf im preuß. Regbez. Köln, Kreis Bergheim, mit kath. Pfarrkirche und (1890) 2669 Einw.

Huchen, s. Lachs.

Huchown (franz. Koseform für Hugo), genauer Hugo von Eglinton, der älteste angloschottische Dichter, ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit dem urkundlich bezeugten »Guten Herrn H. von Eglinton«, der nach einem Schloß im südwestlichen Schottland so hieß, 1361 als Justitiarius, 1367 als Gesandter in England begegnet und um 1381 starb. Sicher ist von ihm eine Legende von der heil. Susanne, in blühender Rhetorik und eigentümlicher Strophe vorgetragen, zuletzt gedruckt von Amours in der »Scotish Text So-

Digitized by Google

ciety«, 1892. Minder sicher ist es, ob das große Arthurepos, das ihm ein Chronist außerdem zuschreibt, unter den mannigfachen Arthurromanzen aus jener Zeit vorliegt. Vgl. Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2, S. 663 f. (Straßb. 1892).

Huchtenburgh (Hughtenburgh), Jan van, holländ. Maler und Radierer, geb. 1646 in Haarlem, gest. 1733 in Amsterdam, lernte bei Th. Wyck und ging dann, noch sehr jung, nach Rom zu seinem Bruder Jacob van H., der in Berchems Manier Landschaften malte. Nach dessen Tod (um 1667) begab er sich nach Paris zu van der Meulen. 1670 kam er nach Haarlem zurück, wo er einen Bilderhandel begann. Er begleitete den Prinzen Eugen von Savoyen auf dessen Feldzügen 1708 und 1709 und malte seine Schlachten, die dann auch in einem Bilderwerk: »Batailles gagnées avec le prince Eugène de Savoye, dépeintes et gravées par J. H.« (Haag 1725, mit Text von Dumont), gesammelt erschienen. 1711 begab sich H. an den Hof des Kurfürsten von der Pfalz, wo er großes Ansehen erlangte. Später lebte er meist im Haag und in Amsterdam. Seine Bilder (Schlachten, Kriegsszenen und Jagden) kommen sehr häufig vor. Ihre Behandlung erinnert an Wouwerman, doch sind sie von größerer Buntheit und Roheit der Ausführung. Er stach und radierte auch zahlreiche Blätter nach seinen und van der Meulens Bildern; die gesuchtesten darunter sind die in Schwarzkunst.

Huck (Huk, holländ. Hoek), eine abgerundete Landspitze, die dem Hoofd (s. d.) ähnlich, aber kleiner ist.

Huckarde, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Dortmund, Güterhaltestelle im Knotenpunkt der Linien H.-Mengede und Lütgendortmund-Dortmund der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Steinkohlenbergbau und (1890) 3095 Einw.

Hucke, in Brettspielen, wie Tokkadille, Triktrak, die letzte Spitze des zweiten Feldes (der zwölfte Pfeil). Man nennt sie auch Ruhecke, weil es eine große Beruhigung für den Spieler gewährt, sie besetzt zu haben.

Hückeswagen, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Lennep, an der Wupper und der Linie Barmen-Wipperfürth der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evangelische und eine neue kath. Kirche, ein Schloß mit Park (früher den Grafen von H. gehörig, jetzt Rathaus), Streichgarnspinnerei, bedeutende Fabriken für Tuch, Kammgarn und Wollzeuge, Färbereien und (1890) 4400 Einw., davon 1930 Katholiken. Die Landgemeinde H., mit (1890) 6056 Einw., besteht aus 180 einzelnen Wohnplätzen und hat dieselbe Industrie wie die Stadt.

Huckingen, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Düsseldorf, hat eine kath. Pfarrkirche, Puddel- und Walzwerke, Alaun- und Schwefelsäurefabrikation und (1890) 2775 Einw.

Hucknall Torkard (spr. hödnâl), Fabrikstadt in Nottinghamshire (England), 10 km nordnordwestlich von Nottingham, mit der Kirche, in welcher Lord Byron begraben liegt, Kohlengruben und (1891) 13,094 Einw.

Huculen, s. Huzulen.

Hudawendigâr, soviel wie Chodawendikjar (s. d.).

Huddersfield (spr. hödderßfild), Stadt und Grafschaft im nördlichen England, am Colne, ein sauberer Ort mit steinernen Häusern, hat 2 Gymnasien (Colleges), ein technisches Institut, eine Freibibliothek, einen litterarwissenschaftlichen Verein mit Museum, einen Altertumsverein, ein Areal von 48 qkm und (1891) 95,420 Einw. Eine großartige Wasserleitung versorgt die Stadt mit Wasser. H. ist Hauptsitz des sogen. fancy trade im Norden Englands und liefert namentlich Wollen- u. Kammgarnstoffe (11,103, resp. 3490 Arbeiter), Baumwollwaren (2396 Arb.), Teppiche (1007 Arb.), Maschinen (1291 Arb.). In der Umgegend Gießereien, Steinbrüche und Kohlengruben. H. gehörte bis 1888 zum Westriding von Yorkshire. Südlich und südwestlich von H. liegen zahlreiche von ihm abhängige Fabrikorte, wie Golcar (9108 Einw.) und Linthwaite (6666 Einw.) am Colne; Honley (5466 Einw.) und Wooldale (5722 Einw.) am Holme; endlich Meltham (4761 Einw.).

Hude, Hermann von der, Architekt, geb. 2. Juni 1830 in Lübeck, kam in das Atelier des Hofbaurats v. Arnim in Potsdam und machte darauf 1850—57 den vorschriftsmäßigen Bildungsgang an der Berliner Bauakademie durch. Nach bestandenem Baumeisterexamen arbeitete er unter Stüler, war dann 1860—62 im Finanzministerium beschäftigt und begann zu gleicher Zeit im Verein mit dem Baumeister Julius Hennicke (gest. 1892) seine Thätigkeit als Privatarchitekt. Sie führten zahlreiche Villen und Wohnhäuser in Berlin aus, unter denen sich die Villa Markwald durch den hier zum erstenmal bei einem derartigen Bau angewendeten Ziegelrohbau wie durch die Verwendung italienischer Renaissancemotive vorteilhaft aus dem herkömmlichen Berliner Villenschema hervorhob. H. gehörte zu den ersten, die der streng tektonischen Berliner Schulrichtung selbständiger gegenübertraten. Seine Formgebung ist elegant und fein, darin die Berliner Schule verratend, aber im einzelnen durchaus selbständig. In Hamburg wurde 1863—69 nach seinem und des 1864 verstorbenen G. Schirrmacher gemeinsamen Entwurf die Kunsthalle erbaut (s. Tafel »Hamburger Bauten«, Fig. 5), in Budapest der Schlachthof. Die bedeutendsten seiner Bauten in Berlin sind das Hotel Kaiserhof (1872—1875), das Zentralhotel, der Umbau der Neuen Kirche u. das Lessingtheater (s. Tafel »Berliner Bauten II«, Fig. 5). H. ist königlicher Baurat.

Hudern, das Baden der Hühner im Sand.

Hudhud, soviel wie Wiedehopf.

Hudiksvall, Stadt im schwed. Gefleborgslän, durch die Linie H.-Ljusdal mit der Nordbahn verbunden, hat einen kleinen, aber sichern Hafen, eine gelehrte Schule, Theater und (1890) 4804 Einw., welche sich namentlich mit Branntweinbrennerei, Tabaksfabrikation und Schiffahrt beschäftigen. 1893 liefen 231 Schiffe von 110,264 Ton. vom Ausland ein. Zur Ausfuhr kommen Holz, Hanf, Flachs, Eisen u. Fische. H. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Huds., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für William Hudson, geb. 1730 in Kendal, gest. 23. Mai 1793 in London als Apotheker. Schrieb: »Flora anglica« (3. Aufl. 1798, 2 Bde.), verbreitete das Linnésche System in England.

Hudseiliten (Hudsoiliten), arabischer Stamm aus der nordarabischen Gruppe, der das Land von Mekka bis zum südwestlichen Küstenstrich Tihama bewohnt. Als ihren Stammvater nennen sie Hudseil ibn Mudrika; ihnen gehört eine Anzahl geschätzter Dichter, mehrere schon vor dem Auftreten des Islam; die Herausgabe ihrer Dichtungen begann Kosegarten: »Carmina Hudseilitarum«, Bd. 1 (Lond. 1854), fortgesetzt wurde dieselbe durch Wellhausen im 1. Heft der »Skizzen und Vorarbeiten« (Berl. 1884), ins Deutsche übersetzt von Abicht (Namslau 1879).

Hudson (spr. hödds'n), Hauptfluß des nordamerikan. Staates New York, entspringt in dem Adirondack-

Digitized by Google

gebirge, im nördlichen Teil des Staates, in einer Höhe von 1220 m und ergießt sich nach einem Laufe von 521 km unter 40° 42′ nördl. Br. zwischen New York und Jersey City in die Bai von New York. Bis zu den Glensfällen ist sein Lauf sehr gewunden; von da an aber fließt er gerade nach S. zu, durch die Spalte, welche das Akadische Gebirgssystem von dem der Alleghanies trennt. Bis Troy, 245 km oberhalb der Mündung, hat er noch viele Stromschnellen; von da an aber wird er ein tiefer und träge fließender Strom mit malerischen Ufern, die stellenweise steil ansteigen, wie bei der the Palisades genannten Felswand oberhalb New York. Ebbe und Flut reichen bis über Albany, 233 km oberhalb der Mündung, und Seeschiffe gehen bis nach Hudson (190 km), kleinere Schiffe bis nach Waterford (268 km) hinauf. Hier fällt der Mohawk in den H., durch den er mittels des Erie- und Onondagakanals mit dem Erie- und Ontariosee verbunden ist, während der Delaware- und Hudsonkanal ihn mit der Kohlenregion Pennsylvaniens, ein andrer Kanal ihn mit dem Champlainsee verbindet. Eisenbahnen begleiten seine beiden Ufer bis weit hinauf.

Hudson (spr. hödds'n), 1) Hauptstadt der Grafschaft Columbia im nordamerikan. Staat New York, in reizender Gegend am Fluß H., hat einen schönen Gerichtshof, Stadthaus, mehrere höhere Schulen (H. Academy und Female Seminary), große Eisenhütten, Gießereien, Brauereien, Fabrikation von Papiereisenbahnrädern und (1890) 9970 Einw. Die Stadt wurde 1784 von Quäkern gegründet. — 2) Stadt in der Grafschaft Middlesex des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Assabet River, hat Fabriken für Schuhzeug und Pianofortes und (1890) 4670 Einw.

Hudson (spr. hödds'n), 1) Henry, berühmter Seefahrer, um die Mitte des 16. Jahrh. in England geboren, unternahm 1607 und 1608 im Auftrag englischer Kaufleute zwei Expeditionen ins Nördliche Polarmeer zur Aufsuchung einer östlichen Durchfahrt nach China, auf deren erster er die Ostküste Grönlands bis 73° n. Br. verfolgte. Auf einer dritten, 1609 im Dienste der Holländisch-Ostindischen Kompanie unternommenen Fahrt ging er erst nach Nowaja Semlja, dann, von seinen Leuten zur Umkehr gezwungen, nach der amerikanischen Küste, die er unter 44° nördl. Br. traf und bis zur Mündung des nach ihm benannten Hudsonflusses verfolgte. Auf seiner letzten Entdeckungsfahrt 1610 berührte er Grönland und drang, westlich fahrend, durch die nach ihm benannte Hudsonstraße in die Hudsonbai, wo er in der Jamesbai überwinterte. Im Begriff, nach Europa zurückzukehren, ward er Ende Juni 1611 von der meuterischen Mannschaft samt seinem Sohn und sieben Matrosen in einer Schaluppe den Wellen preisgegeben. Alle spätern Versuche, über das Schicksal der Unglücklichen Gewißheit zu erlangen, blieben erfolglos. Vgl. Asher, H. the Navigator (Lond. 1860).

2) William, Botaniker, s. *Huds.*

Hudsonbai (spr. hödds'n-), großes Binnenmeer an der Nordküste von Nordamerika, zwischen 51—64° nördl. Br. und 79—95° westl. L. v. Gr., im O. begrenzt von Labrador, im W. von Keewatin, erstreckt sich 1410 km von N. nach S., 965 km von W. nach O., wird durch die Inseln North- und South-Southampton, Mansfield und Bell vom Foxkanal getrennt und durch die 820 km lange Hudsonstraße mit dem Atlantischen Ozean verbunden (s. Karte »Nordamerika«). Sie bedeckt nach Krümmel ein Areal von 1,069,578 qkm. Die Ostküste ist im allgemeinen steil, mit zahlreichen vorgelagerten Inselchen, die Westküste dagegen meist flach. Von den in dieselbe eindringenden Buchten sind außer der großen Jamesbai im S. zu nennen: an der Ostküste die Mosquitobai und der Richmondgolf, an der Westküste Port Nelson, Churchill Harbor, Mistake- und Pistolbai und das tief eindringende Chesterfield Inlet. Von den zahlreichen Flüssen, die in die H. münden (Churchill, Nelson, Severn, Albany, Moose, Ruperts, East Main, Great Whale 2c.), die insgesamt ein Gebiet von 6,993,000 qkm entwässern, ist kein einziger auf größere Entfernung von der Mündung aufwärts schiffbar. Das Klima ist an der Westküste milder als längs der östlichen Seite der Bai, und Lärchen- und Föhrenwaldungen kommen dort bis 59° nördl. Br. vor. Während des Winters bedeckt sich die Bai bis auf eine Entfernung von 16 km von den Küsten mit Eis; doch friert die Hudsonstraße infolge der starken Strömungen nie zu, wohl aber wird sie durch Eismassen blockiert, so daß es dem Dampfer Alert 1884 erst im August gelang, die Durchfahrt zu erzwingen. Die Ufer sind vollkommen öde, doch hat die Hudsonbaigesellschaft hier elf Faktoreien: Churchill, Severn, Albany, Moose, Hannah Bay, Rupert, East Main, Fort George, Whale River, Little Whale River und als die bedeutendste York unter 57° nördl. Br., an der Mündung des Nelsonflusses in den Port Nelson. Die Hudsonstraße wurde schon 1517 von Sebastian Cabot entdeckt, die H. aber erst 1610 von Henry Hudson.

Hudsonbaikompanie (Company of Adventurers of England trading into Hudson's Bay), eine vom Prinzen Rupert u. a. in England gegründete Gesellschaft, der ein Freibrief König Karls II. vom 2. Mai 1670 das Recht zugestand, in allen die Hudsonbai umgebenden Ländern ausschließlich Handel zu treiben und gewisse Hoheitsrechte auszuüben. Schon damals waren die französischen Pelzhändler von Kanada aus bis an die Küsten der Hudsonbai vorgedrungen; aber es gelang der Kompanie, trotz des feindlichen Auftretens derselben und der wiederholten Zerstörung ihrer Forts und Wegnahme ihrer Schiffe, sich festzusetzen. Im Frieden von Utrecht (1713) trat Frankreich alle Ansprüche auf die Hudsonbai ab, und die Kompanie wurde dadurch in den Stand gesetzt, ihre Handelsverbindungen auszudehnen. Aber schon 1783 erstand in der Nordwestkompanie zu Montreal ein ebenbürtiger Rival, der seine Unternehmungen in den nicht von jenem Freibrief berührten westlichen Gegenden begann und dieselben bis zu den Gestaden des Stillen Ozeans ausdehnte. Die bald sich ergebenden, häufig blutigen Konflikte wurden durch die Vereinigung beider (1821) definitiv beendigt. Die alten Vorrechte wurden 1838 abermals auf 21 Jahre erneuert, aber schon 1846 erlitt die Kompanie durch Abtretung von Oregon an die Vereinigten Staaten eine Einbuße an Gebiet; 1858 wurde die Kolonie Britisch-Columbia (s. d.), 1870 Manitoba (s. d.) gebildet. Die öffentliche Meinung in Kanada erhob sich entschieden gegen die Verlängerung der Privilegien einer Gesellschaft, die man anklagte, die Besiedelung dieser ausgedehnten Ländereien zu hindern, und nach langwierigen Verhandlungen kam es endlich 1869 zu einem Vertrag, in welchem die Kompanie gegen Zahlung von 300,000 Pfd. Sterl. von seiten Kanadas auf ihre Vorrechte verzichtete. Kanada verpflichtete sich, der Gesellschaft 50,000 Acres Land in Grundstücken von nicht über 5000 Acres und den 20. Teil des im sogen. fruchtbaren Strich (fertile belt) gelegenen Landes zu schenken, falls solches immer-

Digitized by Google

halb 50 Jahre, vom Abschluß des Vertrages an, verlangt werden sollte. Die Kompanie setzt indes den Pelzhandel noch wie früher fort. Ein Verwaltungsrat hat seinen Sitz in London, und ein Statut, Deed Poll genannt, bestimmt die Rechte und Pflichten der Beamten der Kompanie. Unter diesen nehmen die Chief factors (Oberfaktoren) und Chief traders (Oberhändler) den vornehmsten Rang ein. Sie beziehen zwei Fünftel des aus dem Pelzhandel erzielten Reingewinns, doch ist ihnen eine Gesamtjahreseinnahme von 200 Pfd. Sterl. garantiert. Die obern Beamten sowohl als die Clerks (Schreiber) stammen meist von den Orkneyinseln oder Schottland; die meisten Jäger und Reisenden aber sind französische Mischlinge, und von ihnen rühren die vielen französischen Ortsnamen des Gebiets her. Der Handel ist reiner Tauschhandel; ein Biberfell wird dabei gewissermaßen als Einheitsmünze angenommen. Die auf den einzelnen Posten angesammelten Felle werden nach den Hauptdepots der vier Departements gebracht, von denen aus dann wieder die 150 Posten im Innern mit den zum Tauschhandel bestimmten Waren versorgt werden. Diese Departements sind: Departement von Montreal, das Süddepartement mit dem Hauptdepot Moose Fort, das Norddepartement mit den Hauptdepots York Factory an der Hudsonbai und Winnipeg und das Westdepartement jenseit des Felsengebirges mit dem Hauptdepot Victoria in Britisch-Columbia. Mit Europa stehen die am Meere gelegenen Depots durch die eignen Dampfer der Gesellschaft in Verbindung, und auch auf dem Red River und dem Saskatchewan unterhält die Kompanie Dampfschiffe, die flußaufwärts bis Edmonton fahren. In den sechs Jahren 1887—92 wurden zwischen 109,386 und 142,157 Felle in das Warenlager zu Montreal eingeliefert; 1892 aber 134,814 Felle, davon 1760 Bären, 16,300 Biber, 1500 Hermeline, 2270 Füchse, 3570 Luchse, 15,500 Marder, 81,000 Musquash, 2380 Ottern, 8870 Minks, 1360 Seehunde ꝛc.; die Ausfuhr von Pelzwerk betrug 1892: 323,533 Pfd. Sterl. Von den ihr gehörigen Ländereien verkaufte die Gesellschaft bis 1855 für 1,140,000 Pfd. Sterl., insbes. 1893 für 100,405 Doll. Land für Ackerbau und Viehzucht, und für 57,841 Doll. für städtische Bauten ꝛc., im ganzen seit 1891 für 305,583 Doll. der ersten und für 217,486 Doll. der zweiten Kategorie. Von der durch Landverkäufe erzielten Summe wurden den Aktionären 400,000 Pfd. Sterl. ausgezahlt und dadurch das Kapital der Kompanie von 1,700,000 auf 1,300,000 Pfd. Sterl. ermäßigt. Die Zahl der Aktionäre ist 2500.

Hudsonbailänder, s. Nordwestgebiet.

Hudson Lowe, s. Lowe.

Hudsonstraße, s. Hudsonbai.

Hué (bei den Eingebornen Phuthua-Thien), Hauptstadt des unter französischer Schutzherrschaft stehenden Reiches Anam in Hinterindien, unter 16° 35′ n. Br., am linken Ufer des Truongtien, der sich 15 km unterhalb der Stadt in die geräumige Bai Thuanan ergießt, wird teils vom Fluß, teils von breiten Kanälen eingeschlossen und ist nach 1801 unter Leitung französischer Ingenieure auf europäische Weise befestigt worden. Die Mitte der Stadt bildet der kaiserliche Palast, Than h'Noi, der aus zahlreichen Gebäuden inmitten von Gärten besteht und von einer hohen Mauer umgeben ist. Die eigentliche Stadt liegt daher zwischen dieser innern und der äußern Mauer und schließt zahlreiche Pagoden, die Gebäude der Ministerien, Schulen, Magazine, Arsenale (worin 4000 Geschütze aller Kaliber) nebst Lehmhütten (Soldatenwohnungen) und kleinen Läden, Mauertrümmern und viel unbebauten Raum ein. Die Industrie der Stadt ist sehr unbedeutend. Die Zahl der Einwohner wird auf 30,000, mit den Vorstädten auf 50,000 geschätzt; sie sind fast ausschließlich Anamiten, nur wenige hundert Chinesen. Seit 1874 unterhält Frankreich einen Oberresidenten in H., und seit dem Vertrag von 1884 hat Thuanan, der Hafen von H., mit Werften, auf denen Kriegsschiffe zum Teil nach europäischem Muster gebaut werden, eine ständige französische Besatzung erhalten.

Hue de Grais (spr. hü dö grä), Robert, Graf, preuß. Verwaltungsbeamter und Theoretiker des Verwaltungsrechts, geb. 25. Aug. 1835 in Wolkramshausen bei Nordhausen, besuchte die Klosterschule zu Ilfeld, studierte in Bonn, Halle und Berlin, ward 1860 Regierungsassessor in Minden, dann in Koblenz, 1867 Kreishauptmann in Hildesheim, 1879 Polizeipräsident in Stettin, 1887 vortragender Rat im Ministerium des Innern, 1889 Regierungspräsident in Potsdam. Er schrieb: »Reorganisation der innern Verwaltung Preußens auf Grundlage der Selbstverwaltung« (Berl. 1871); »Die Weiterführung der preußischen Verwaltungsorganisation« (das. 1878); »Handbuch der Verfassung und Verwaltung in Preußen und dem Deutschen Reiche« (das. 1882, 10. Aufl. 1894); »Grundriß der Verfassung und Verwaltung in Preußen und dem Deutschen Reiche« (4. Aufl., das. 1895). H. vertrat 1885—89 den Wahlkreis Sangerhausen-Eckartsberga im preußischen Abgeordnetenhaus.

Huehuetenango (spr. ûe-ûe-), Binnendepartement im zentralamerikan. Staat Guatemala, mit (1886) 124,475 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt, auf einer von Bergen umgebenen Hochebene, hat (1890) 16,000 Einw. In der Nähe Bleigruben und Ruinen der alten Indianerstadt.

Huejutla (spr. ûechûtla), Stadt im mexikan. Staat Hidalgo, im N., nahe der Grenze von Veracruz, mit (1880) 19,664 Einw. im Munizipium.

Huelva (spr. ûélwa), span. Provinz in der Landschaft Andalusien, grenzt im N. an die Provinz Badajoz, im O. an Sevilla und Cadiz, im S. an den Atlantischen Ozean (Golf von Cadiz), im W. an Portugal und hat ein Areal von 10,138 qkm (184,1 QM.). Hinsichtlich ihrer Bodenbeschaffenheit zerfällt die Provinz in das zum marianischen Gebirgssystem gehörige Bergland im N. mit der Sierra de Aracena (641 m), das hieran sich anlehnende, in breiten Terrassen gegen die Küste sich abdachende Hügelland und in die Küstenebene, die im südöstlichen Teile von sandigen Dünen (Arenas Gordas) begrenzt wird. Die wichtigsten Flüsse sind: der Guadiana, Grenzfluß gegen Portugal, und sein Nebenfluß Chanza, welcher ebenfalls mit einem großen Teil seines Laufes die Provinz von Portugal scheidet, dann die Küstenflüsse Odiel und Rio Tinto. Die Bevölkerung belief sich 1887 auf 254,831 Einw., d. h. 25 auf das QKilometer. Der Hauptreichtum der Provinz besteht in erster Reihe in unerschöpflichen Kupfererzlagern am Südabhang der Sierra Aracena, von welchen die zu Rio Tinto u. Tharsis die bedeutendsten sind, dann in Braunstein und Eisenerz. Die Ausfuhr an Bergwerksprodukten beträgt jährlich 1 Mill. Ton. Der Ackerbau liefert Weizen, Gerste, Hafer, Mais und Bohnen. Außerdem sind der Weinbau, die Ölproduktion, der Fischfang, namentlich auf Sardinen und Thunfische, wovon bedeutende Quantitäten gesalzen und geräuchert ausgeführt werden, sowie Fischthranbereitung (Hauptort Isla Cristina), die Austern-

Digitized by Google

zucht und die Schiffahrt von Bedeutung. Die Industrie ist, abgesehen vom Schiffbau, noch wenig entwickelt. Die Provinz umfaßt sechs Gerichtsbezirke.

Huelva (das phönikische Onuba und das römische Oroba), Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt am linken Ufer des Odiel, welcher sich weiter unterhalb mit dem Rio Tinto vereinigt und in breitem Mündungsbusen als Rio de H. ins Meer ergießt, an den Eisenbahnlinien Sevilla-H. und H.-Zafra, steht außerdem in Schienenverbindung mit den Minendistrikten von Rio Tinto, Tharsis und Buitron, hat breite Straßen und meist moderne Häuser, eine Kirche (San Pedro, ehemalige Moschee mit Minaret), Reste einer römischen Wasserleitung, eine Mittelschule und ein Theater. Die in lebhaftem Aufschwung begriffene Stadt zählte 1887: 18,195 Einw., welche Maschinenbau, Marmorschneiderei, Espartoflechterei, Fischfang und insbes. Handel betreiben. Der als Hafen dienende Mündungsbusen des Odiel und Rio Tinto hat eine durchschnittliche Breite von ³/₄ km und gestattet trotz den an der Mündung angesammelten Sandmassen Schiffen bis zu 7 m Tiefgang die Zufahrt. Am Hafenkai wurde in neuester Zeit ein 700 m langes Rostwerk in Eisenkonstruktion behufs Verladung der Erze auf die Schiffe gebaut. 1892 sind hier 799 Handelsschiffe (fast ausschließlich Dampfer) von 603,529 Ton. eingelaufen. Die Ausfuhr umfaßte 1,036,590 T., darunter 509,562 T. Kupferpyrite, 439,725 T. Eisenpyrite, 35,610 T. Zementkupfer, 12,644 T. Kupfermetall, 10,410 T. Manganerz, 1025 T. Quecksilber, ferner 21,817 T. Wein ꝛc. Die Einfuhr erreichte eine Menge von 142,106 T. (hauptsächlich Kohle und Koks, Eisen und Stahl). H. ist Sitz eines Gouverneurs, eines Vikars des Erzbischofs von Sevilla sowie mehrerer Konsulate (darunter eines deutschen). Südlich von H. liegt an der Mündung des Rio Tinto das Kloster Santa Maria della Rabida, welches 1484 Columbus eine Zuflucht geboten haben soll, jetzt Eigentum des Herzogs von Montpensier, mit einem 1892 errichteten Columbus-Denkmal und prächtiger Aussicht.

Huercāl-Overa (spr. uer-), Bezirkshauptstadt in der span. Prov. Almeria, in einem Thal am Südabhang der Sierra de las Estancias, hat eine schöne romanische Kirche, Ackerbau, Viehzucht und (1887) 15,631 Einw.

Huerta (spr. uērta, span., »Garten«), im südlichen Spanien Bezeichnung einer bewässerten und angebauten Gegend, besonders der nächsten gartenreichen Umgebung der Städte.

Huerta (spr. uērta), Vicente Garcia de la, span. Dichter und Kritiker, geb. 1730 zu Zafra in Estremadura, gest. 12. März 1787 in Madrid, studierte zu Salamanca und ging dann nach Madrid, wo er sich zuerst durch mehrere gelungene Übersetzungen und einige Originalgedichte bekannt machte. Er trat als heftiger Gegner des Klassizismus auf, erwies sich jedoch in seinen eignen Werken wenig konsequent. Sein Trauerspiel »Raquel« (1778; auch in Ochoas »Teatro español«, Bd. 5, Par. 1838), welches die Liebe des Königs Alfons VIII. zur schönen Jüdin Rahel behandelt und noch heute von den Spaniern geschätzt wird, zog ihm eine kurze Verbannung nach Oran zu. Wieder zurückberufen, ward er Oberbeamter der königlichen Bibliothek, Mitglied der spanischen Akademie u. andrer gelehrter Gesellschaften. Seine Poesien, teils lyrischer, teils dramatischer Gattung, zeichnen sich durch poetischen Gehalt und besonders durch guten Versbau aus. Durch sein »Teatro español« (Madr. 1785—86, 17 Bde.), eine Auswahl älterer spanischer Dramen, strebte er den Geschmack des Publikums für das alte Nationaldrama wieder zu wecken. Die »Elektra« des Sophokles bearbeitete er unter dem Titel: »Agamenon vengado«. Huertas Dichtungen sind gesammelt in »Obras poeticas« (Madr. 1778—79, 2 Bde.; auch abgedruckt in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 61). Außerdem hat man von ihm eine »Biblioteca militar española« (Madr. 1760).

Huesca (spr. uēska), span. Provinz in der Landschaft Aragonien, grenzt gegen N. an Frankreich, im O. an die Provinz Lerida, im S. und W. an Saragossa, im NW. an Navarra und hat ein Areal von 15,149 qkm (275,1 QM.). Das Land ist sehr gebirgig und umfaßt im N. den Hauptzug der Zentralpyrenäen vom Pic d'Anie über den Montperdu bis zur Maladettagruppe und das durch die südlichen Vorberge der Pyrenäen (darunter die Sierra de la Peña, Sierra de Guara) gebildete aragonische Hochland. Ebenes Land findet sich hauptsächlich nur an den wasserreichen Flüssen, von welchen die Zuflüsse des Segre: Cinca (mit Esera und Alcanadre), Noguera Ribagorzana, dann die direkten Zuflüsse des Ebro: Gallego und Aragon, die bedeutendsten sind. Die Bevölkerung belief sich 1887 auf 255,137 Seelen und ist mit 17 auf das QKilometer eine sehr spärliche. Der Boden, welcher in den Flußthälern sehr fruchtbar ist, wird nicht genügend angebaut, liefert aber doch Getreide, Obst, Gartenfrüchte, Gemüse über den Bedarf der Bevölkerung, im S. auch Wein und Öl. Auch die Viehzucht, namentlich die Zucht von Schafen und Rindern, ist bedeutend. Das Gebirgsland enthält reiche Waldungen, welche viel Holz für die Ausfuhr liefern, Mineralquellen und Erzgänge; doch sind letztere wenig ausgebeutet. Die Industrie liegt fast ganz danieder. Die Provinz umfaßt acht Gerichtsbezirke.

Huesca, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt 450 m ü. M. in einer fruchtbaren, vom Isuela (Nebenfluß des Alcanadre) bewässerten Ebene (Haya de H.), an der Eisenbahnlinie Tardienta-H.-Jaca, ist von Mauern umgeben, hat einen gotischen Dom aus dem 15. Jahrh., eine romanische Kirche (San Pedro, 13. Jahrh.), ein altes Rathaus, einen ehemaligen Palast der Könige von Aragonien, ein Priesterseminar, 2 Colegios, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte und (1887) 13,041 Einw. H. ist Sitz eines Gouverneurs und eines Bischofs. H. ist das Osca der Römer, wo 72 v. Chr. Sertorius ermordet wurde. Seit 713 im Besitz der Araber, kam die Stadt 1098 wieder unter christliche Gewalt und wurde Residenz ihres Befreiers Pedro I. Die hier 1354 von Pedro IV. gestiftete Universität wurde 1845 mit jener in Saragossa vereinigt.

Huescar (spr. uēskār), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Granada, 955 m ü. M., am Südfuße der Sierra de la Sagra, am Guardal gelegen, mit Weberei und (1887) 7528 Einw. Unfern von H. entspringt die wasserreiche warme Quelle Fuencaliente. Der Kanal von H., welcher die Gewässer der Umgebung über Lorca nach Murcia und Cartagena leiten sollte, ist unvollendet geblieben und wird bei 28 km Länge nur vom Guardal gespeist.

Huet (spr. [h]üett), 1) (Huëtius) Daniel, franz. Gelehrter, geb. 8. Febr. 1630 in Caen, gest. 26. Jan. 1721 in Paris, erhielt seine Bildung bei den Jesuiten, ging 1652 mit seinem Lehrer Bochart an den Hof der Königin Christine von Schweden, lebte dann in seiner Vaterstadt in gelehrter Muße und gründete dort 1662 eine Akademie der Wissenschaften. 1670 mit Bossuet

Digitized by Google

zum Lehrer des Dauphins ernannt, leitete er mit diesem die Bearbeitung der alten Klassiker »in usum Delphini« und wurde 1674 Mitglied der Akademie. 1676 nahm er die priesterlichen Weihen, erhielt 1678 die Cistercienserabtei Aulnay in der Normandie, wurde 1685 zum Bischof von Soissons ernannt, aber vom Papst nicht bestätigt, erhielt dafür 1689 das Bistum von Avranches in der Normandie und übernahm es 1692, vertauschte es jedoch 1699 mit der Abtei Fontenay bei Caen. 1701 zog er sich in das Profeßhaus der Jesuiten zu Paris zurück, um sich ganz den Studien zu widmen. H. hat sich als Philolog, Theolog, Philosoph und Dichter einen Namen gemacht. In ersterer Beziehung nennen wir die Schriften: »De optimo genere interpretandi« (Par. 1661, 2 Bde.); »Commentaria Origenis« (Rouen 1668, 2 Bde.); »Histoire du commerce et de la navigation des anciens« (Par. 1716; 2. Aufl., Lyon 1763). In seinen theologisch-philosophischen Schriften will er die Wahrheit der christlichen Offenbarungslehre gegen die Philosophie beweisen, indem er als supranaturalistischer Skeptiker zeigt, daß die Vernunft allein nie zur Wahrheit gelangen könne. Hierher gehören: »Demonstratio evangelica« (Par. 1679 u. ö.); »Censura philosophiae Cartesianae« (das. 1689 u. 1694); »Alnetanae quaestiones de concordia rationis et fidei« (Caen 1690); »Mémoires pour servir à l'histoire du Cartésianisme« (Par. 1692 u. ö.); »Dissertations sur diverses matières de religion et de philosophie« (das. 1712, 2 Bde.); »Traité philosophique de la faiblesse de l'esprit« (Amsterd. 1723). Seine »Carmina latina et graeca« wurden 1664 ohne sein Wissen in Utrecht veröffentlicht (vollständiger Par. 1709 u. 1729). Außerdem erwähnen wir: »Sur l'origine des romans« (Par. 1670 u. ö.); »De la situation du paradis terrestre« (das. 1691); »Origines de Caen« (das. 1702, Rouen 1706) und den Roman »Diane de Castro« (Par. 1728). Olivet veröffentlichte nach seinem Tode noch: »Huetiana, ou pensées diverses de H.« (Par. 1722). Sein Leben beschrieb er selbst in »Hueti commentarius de rebus ad eum pertinentibus« (Haag 1713, Amsterd. 1718, Leipz. 1719; franz. von Nisard: »Mémoires de D. H.«, Par. 1853); »Lettres inédites« gab Henry (das. 1879) heraus. Vgl. Bartholmeß, H., évêque d'Avranches (Par. 1850); Barach, H. als Philosoph (Wien 1862).

2) Paul, franz. Maler, Zeichner und Radierer, geb. 1804, gest. 9. Jan. 1869 in Paris, trat in das Atelier von Gros ein, widmete sich aber der Landschaftsmalerei, welcher er seit ca. 1830 im Anschluß an Delacroix und die Romantiker eine neue Richtung gab. Durch unmittelbares Naturstudium begründete er in Frankreich die poetische Stimmungslandschaft im Gegensatz zur klassischen Richtung, weshalb er auch seine Motive fast nur Frankreich und Holland entnahm. Er studierte meist in der Umgebung von St.-Cloud, machte aber auch Studienreisen nach der Normandie, der Bretagne, England, Belgien, Holland und Italien (1840). Von seinen koloristisch überaus reizvollen Landschaften sind zu nennen: ein Gewitter am Abend (1831), Herbstabend (1838), Sonnenuntergang bei Herbstnebel, die Überschwemmung von St.-Cloud (1855, Hauptwerk), große Flut bei Honfleur, die schwarzen Felsen (1861), Gestade von Houlgatt (1863), Abend in den Alpen (1864), die Überschwemmung der Gave (1865), das Wäldchen beim Haag (1866). Er hat auch dekorative Gemälde (das Leben in der Normandie, in acht Bildern), Lithographien, Radierungen (die Quellen von Royat) und Illustrationen zu »Paul und Virginie« und der »Indischen Hütte« sehr fein und stimmungsvoll ausgeführt.

3) Conrad Busken, niederländ. Schriftsteller und Kritiker, einer ursprünglich französischen Familie entstammend, geb. 28. Dez. 1826 im Haag, gest. 1. Mai 1886 in Paris, wirkte als Prediger in Haarlem, legte aber infolge von Verwickelungen, in welche ihn seine freisinnige Richtung brachte, seine Stelle nieder und widmete sich ganz der Litteratur. Bereits hatte er sich als Kritiker auf theologischem Gebiet durch seine »Brieven over den bijbel« (1858) und »Polemische fragmenten« wie als Novellist durch »Groen en rijp« und »Overdrukjes« bekannt gemacht, als er in der Zeitschrift »De Gids« auch als litterarischer Kritiker auftrat, der alles Mittelmäßige und Anspruchsvolle in der Litteratur schonungslos geißelte; sobald er jedoch auch die Politik in einer den »Gids« feindlichen Richtung zu treiben versuchte, mußte er (1865) aus der Redaktion ausscheiden. Als Journalist lebte er bis 1868 in Haarlem, bis 1875 in Batavia, wo er die Zeitung »Java-bode« und später das von ihm gestiftete »Algemeen Dagblad van Ned.-Indië« redigierte. 1876 siedelte er nach Paris über. Seine fesselnden, pikanten kritischen Aufsätze sind unter den Titeln: »Litterarische Fantasiën« (Haarl. 1868—87, 22 Bde.) und »Nederlandsche belletrie« (das. 1875—1876, 3 Bde.) gesammelt erschienen. Außer Schilderungen seiner Reisen in Italien, Frankreich und Belgien und kunstgeschichtlichen Schriften, wie »Het land van Rubens« (Amsterd. 1879), »Het land van Rembrand« (Haarl. 1882—84; deutsch von Mohr, Leipz. 1886), veröffentlichte er den Roman »Lidewyde« (1868; deutsch von Glaser, Braunschw. 1874). Seine »Briefe« erschienen 1890 in Haarlem. Sein Leben beschrieben Jan ten Brink (Amsterd. 1886) und A. G. van Hamel (Haarlem 1886).

Huete, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cuenca, am Huete (Nebenfluß des Guadiela) und an der Eisenbahnlinie Aranjuez-Cuenca gelegen, mit Schloßruinen, mehreren Kirchen und Klöstern und (1887) 3160 Einw.

Huf (Ungula), bei mehreren Ordnungen der Säugetiere der hornartige Überzug des Endgliedes der Zehen. Beim Pferd wird gewöhnlich das dem letzten Finger-, bez. Zehengliede entsprechende Ende der Extremitäten im ganzen als H. bezeichnet; im engern Sinne bedeutet H. die Hornkapsel, welche das Zehenglied von allen Seiten umgibt. Diese Hornkapsel entspricht in Bau und Wachstum vollkommen dem menschlichen Nagel. Das letzte knöcherne Zehenglied, das Hufbein, bildet mit dem vorhergehenden, dem Kronbein, das Hufgelenk, welches von hinten und untenher durch einen kleinen dritten Knochen, das Strahlbein, ergänzt wird. Dieses Gelenk liegt innerhalb der Hornkapsel. Das Hufbein bildet nach hinten beiderseits neben dem Gelenk zwei Fortsätze (Hufbeinäste), deren jeder eine aus Knorpel (Hufbeinknorpel) bestehende Verlängerung erhält. Die äußere Haut überzieht auch die genannten Knochen vollständig, ist hier haarlos und heißt Hufléderhaut (unpassend Fleischteile des Hufes oder das Lebendige im Gegensatz zu dem empfindungslosen Hufhorn). Der über dem obern Rande der Hornkapsel liegende Hautstreifen bildet einen starken Wulst, die Fleischkrone; der darunter liegende Teil, welcher Vorderfläche und Seitenflächen des Hufbeins bekleidet, heißt Fleischwand. Die dem Erdboden zugewendete Fläche des Hufbeins, an die

Digitized by Google

sich die Hufbeinbeugesehne anheftet, wird von der Fleischsohle bedeckt. Das im hintern Teile dieser untern Fläche liegende Hufgelenk ist zunächst von der oben genannten Sehne bedeckt; unter dieser liegt ein sehr elastisches Gewebe, das Strahlpolster, welches zugleich den Raum zwischen den Hufbeinknorpeln ausfüllt. Der das Strahlpolster überziehende Teil der Fleischsohle bildet eine Hervorragung, den Fleischstrahl. Neben diesem schlägt sich von hinten her die Fleischwand in die Sohle um. Der über dem hintern Ende des Fleischstrahles und der Fleischwand liegende Hautteil bildet die Ballen, welche von den Hufknorpeln getragen werden. Fleischkrone, Fleischwand u. Fleischsohle bilden eigentümliche kleine Auswüchse (Papillen der Huflederhaut), die an der Fleischkrone und -Sohle lange, dünne Zotten, an der Fleischwand dagegen dicht nebeneinander liegende Leisten (Fleischblättchen) sind. Auf diesen sitzt das Hufhorn fest und wird zugleich hier erzeugt. An der Hornkapsel unterscheidet man, der Einteilung der Huflederhaut entsprechend, die Hornwand und die Hornsohle mit dem Hornstrahl (Fig. 2), der keilförmig

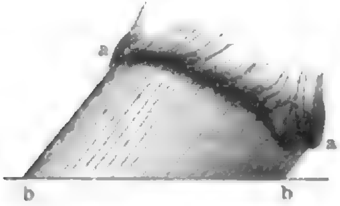


Fig. 1. a Krone, b Tragerand des Hufes.

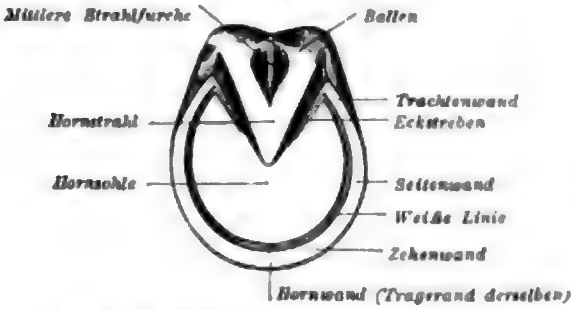


Fig. 2. Huf, von unten gesehen.

zwischen den beiden Eckstreben an der Sohle hineingeschoben ist. Auf der untern Fläche ist der Strahl durch eine in der Mitte der Länge nach laufende Furche, die mittlere Strahlfurche, in einen rechten und einen linken Schenkel geteilt, die jedoch vorn zusammenhängen; auf der obern Fläche verläuft ebenfalls eine Furche, die, von vorn seicht anfangend, aber tief eingehend, nach hinten sich in zwei Schenkel teilt, welche eine Erhabenheit, den Hahnenkamm, zwischen sich haben. Hornsohle u. Hornstrahl bilden eine gleichförmige Hornmasse, die durch Nachwachsen an der Hautfläche fortwährend zunimmt, während zugleich die äußern Schichten abbröckeln. An der stärkern und festern Hornwand unterscheidet man zwei Schichten. Die innere Schicht füllt die Spalten zwischen den Fleischblättchen, von denen sie erzeugt wird, aus und besteht daher aus jenen genau entsprechenden Hornleisten (Blättchenschicht). Die Hauptschicht (Schutzschicht) dagegen wird nur an der Fleischkrone erzeugt (ähnlich wie der Nagel an seinem hintersten Teil) und wächst von dieser aus auf der Blättchenschicht, mit der sie sich innig

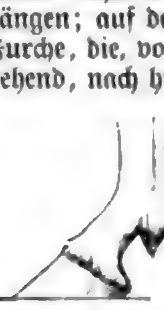


Fig. 3. Spitzer Huf.

Fig. 4. Stumpfer Huf.

verbindet, nach unten, so daß der H. sich an seinem untern Rand, wenn er nicht beschnitten oder abgenutzt wird, fortwährend verlängern muß (entsprechend dem Wachstum des Nagels). An der Peripherie der Hornsohle verbindet sich diese mit der Hornwand; die Verbindung heißt die weiße Linie. Beiderseits vom Strahl schlägt sich die Hornwand nach innen und vorn in die Hornsohle um und bildet die Eckstreben (Fig. 2). Die Hornwand ist noch von einer dünnen, bastartigen Schicht, der Glasur, überzogen, welche jedoch meist nur an jungen Hufen erhalten ist und später mehr oder weniger entfernt wird. Diese wird von dem schmalen Fleischsaum oberhalb der Fleischkrone erzeugt. An der Hornwand unterscheidet man: den mittelsten und zugleich vordersten Teil als Zehenwand, den an diesen jederseits anschließenden Teil als Seitenwand und den hintersten Teil zu beiden Seiten des Strahles als Trachtenwand. Zugleich bezeichnet man ihre einwärts gelegene Hälfte als innere Wand, die auswärts gelegene als äußere Wand. Der ganze obere Rand der Hornwand heißt Kronenrand oder Krone (Fig. 1), der entgegengesetzte untere Tragerand, weil er allein dem Erdboden, bez. dem Hufeisen sich auflegt und so den Körper trägt. Die Sohle soll ausgehöhlt sein und den Boden nicht berühren. Flache Sohlen sind unvorteilhaft und werden leicht (durch Steine) gequetscht. Dagegen soll der Strahl bis in das Niveau des Tragrandes herabreichen und auch event. das Eisen (rundes Eisen) mit tragen können. Die Hornwand geht von oben allseitig schräg nach unten und außen; Seiten- u. Trachtenwand sind jedoch steiler gestellt als die Zehenwand. Letztere soll normal mit dem Erdboden am Vorderfuß einen Winkel von 45°, am Hinterfuß einen solchen von 50—55° bilden. Gleichzeitig ist der H. an der Zehe am höchsten und an den Trachten am niedrigsten. Das Längenverhältnis der drei oben genannten Wandteile soll ungefähr sein 3:2:1, was jedoch durch den Beschlag etwas verändert wird. Da die Hornwand gleichmäßig von oben nach unten wächst, so wird ein frisch erzeugtes Hornteilchen allmählich gegen den Tragrand heruntergeschoben und erreicht denselben an der Zehenwand ungefähr in 9, an der kürzern Trachtenwand schon in 3 Monaten.

Die Hufpflege bezweckt, das Hufhorn geschmeidig und fest zu erhalten. Viel Nässe macht das Horn weich, besonders das an sich weiche Strahlhorn verwandelt sich in eine übelriechende Masse (Strahlfäule). Zu große Trockenheit macht das Horn brüchig. Pferde brauchen daher einen trocknen Stand, die Hufe müssen fleißig gereinigt, gewaschen und dann mit irgend einer fettigen Mischung (Hufsalbe) eingesalbt werden. Normale Form und Beschaffenheit der Hufe ist von größter Wichtigkeit. Abweichungen von der strengen Norm, welche in geringern Graden noch nicht schaden, sind folgende: der Flachhuf (mit flacher Sohle, meist zugleich weit, häufig bei Pferden, welche viel in weichem Boden arbeiten), der enge H. (mit schmaler, meist sehr hohler Sohle), der spitze und der stumpfe H. oder Bockhuf (Fig. 3 u. 4), der schiefe H., der zu stande kommt, wenn die Füße nicht normal gestellt sind und entweder die innere oder die äußere Hufseite stärker abgenutzt wird, ähnlich einem schief getretenen Stiefel. Andre Hufformen sind dagegen als krankhaft zu bezeichnen (s. Hufkrankheiten). Vgl. Miles, Der H. des Pferdes (a. d. Engl., Frankf. 1876); Leisering-Hartmann, Der Fuß des Pferdes (8. Aufl., Dresd. 1893); Möller, Hufkrankheiten (2. Aufl., Berl. 1890).

Digitized by Google

Huf, im geometr. Sinne ein schräg abgeschnittener Cylinder, dessen ebene Endflächen sich in einer Kante schneiden. Der Inhalt eines solchen Körpers und überhaupt jedes schräg abgeschnittenen Cylinders wird gefunden, wenn man einen Normalschnitt (senkrecht zu den Mantellinien des Cylinders) durch den Körper legt, dessen Fläche Q sowie seinen Schwerpunkt S bestimmt und hierauf durch letztern eine Senkrechte legt, welche die Endflächen in zwei Punkten schneidet, deren Entfernung h heißen mag; der Inhalt ist dann Q.h. Vgl. Zehme, Die Geometrie der Körper, S. 65 (Iserl. 1859).

Hufbein, s. Fesselbein und Huf.

Hufbeschlag, die Kunst, den Huf, namentlich des Pferdes, mittels gehöriger Werkzeuge auf eine dem Gebrauch des Tieres und dem Wachsen des Hufes entsprechende zweckmäßige Art niederzuschneiden, dann die untere Fläche desselben mit einem seiner Form nach und den Bestimmungen des Pferdes angemessenen Eisen (s. Hufeisen) zu belegen und dieses mit Nägeln an den Hornwänden zu befestigen. Zum Beschneiden des Hufes bedient man sich am besten des englischen Rinnmessers und einer Raspel (Hufraspel). Von der Sohle darf nur das sogen. tote Horn, welches sich in Schollen bereits zum Teil abgelöst hat, entfernt, von der Wand nur der über die Sohle vorstehende Rand abgetragen werden. Nach Abnahme des alten Eisens reinige man den Huf vom Schmutz und untersuche genau, ob nicht etwa ein Stück von einem Nagel darin zurückgeblieben ist; ist dieses der Fall, so muß solches mit der Zange oder dem Durchschlag entfernt werden, damit es nicht beim Einschlagen der Nägel nach innen getrieben werde. Wenn man das abgenommene, neu zugerichtete oder verbesserte oder das neue Eisen auflegt, muß man sich mit der Lochung bei verdorbenen Füßen nach dem guten, unzerspaltenen Horn richten. Beim Aufnageln werden die Hufnägel durch die Löcher des Eisens so in und durch den Huf getrieben, daß sie etwa zwei Finger hoch über dem Eisen wieder aus dem Horn der Wand herauskommen. Junge Pferde bis in das vierte oder fünfte Jahr und alte in sandigen Gegenden oder im Marschland und in Boden, wo Steine und Berge selten sind, werden barfuß gelassen. Man unterscheidet nach der Jahreszeit den Sommer- und den Winterbeschlag, bei welch letzterm wiederum Beschlag mit Scharfnägeln, mit Scharfstollen und mit Schraubstollen unterschieden wird. — Das Beschlagen der Pferde ist seit dem Anfang der christlichen Zeitrechnung bekannt. Xenophon erzählt, daß asiatische Völker den Pferden Socken über die Füße zogen; den Kamelen legte man auf großen Reisen und im Kriege hänfene Schuhe an. In späterer Zeit erst belegte man die Hufe der Maultiere mit eisernen Platten, welche mit Riemen an den Fuß gebunden oder durch einen umgelegten Rand an den Huf genietet wurden. Die Maultiere des Nero hatten silberne, die Mauleselinnen seiner Gemahlin Poppäa goldene Sohlen dieser Art. In den Gräbern der alten Deutschen und Wenden sind Hufeisen gefunden worden, deren Alter sich nicht bestimmen läßt. Die ältesten erwiesenen sind aus dem Grabmal Childerichs zu Tournai, klein und dünn, ohne Griff und Aufzug an den Stollenenden, mit kleinen Stollen und näher an der Mitte des Eisens befindlichen Nagellöchern. Als Markgraf Bonifacius von Toscana 1038 seine Braut einholte, hatten die Pferde seines Gefolges silberne Hufeisen, die mit silbernen Nägeln angeschlagen waren. Erst in den letzten Jahrzehnten ist die Kunst des Hufbeschlags unter Berücksichtigung des anatomischen Baues der Hufe vervollkommt worden. Ein wesentliches Erfordernis hierbei ist, daß nur die tragfähigen Teile des Hufes durch das Eisen belastet werden. Am meisten wird beim H. durch die Wahl zu kurzer Eisen gefehlt, bei welchen leicht Überdehnungen und Zerrungen der Sehnen und Bänder an den Gliedmaßen entstehen. Vgl. Leisering und Hartmann, Der Fuß des Pferdes etc. (8. Aufl., Dresd. 1893); Pillwax, Lehrbuch des Huf- und Klauenbeschlags (5. Aufl. von Gutenäcker, Wien 1892); Dominik, Lehrbuch über H. (das. 1887); Lungwitz, Der Lehrmeister im H. (7. Aufl., Dresd. 1895); Gutenäcker, Die Lehre vom H. (4. Aufl., Stuttg. 1894); Zürn, Die Lehre vom H. (7. Aufl., Weim. 1883); Walther, Katechismus des Hufbeschlags (3. Aufl., Leipz. 1889); Derselbe, Der Hufschmied (6. Aufl., Bautzen 1894); Graf Einsiedel, Gedankenzettel zur Ausübung des englischen Hufbeschlags (10. Aufl., das. 1890); Schmidt, Der rationelle H. (2. Aufl., Bresl. 1892); Zeitschrift: »Der Hufschmied« (hrsg. von Lungwitz, Dresd., seit 1883).

Hufbeschlaglehranstalten (Lehrschmieden) sind in den meisten Ländern, in denen auf allgemeine Ausübung rationellen Hufbeschlags Wert gelegt wird, in diesem Jahrhundert errichtet worden. Da der Hufbeschlag eine gewisse Kenntnis des anatomischen Baues und der krankhaften Abnormitäten des Hufes voraussetzt, so wurde derselbe früher allgemein zu den tierärztlichen Aufgaben gerechnet, und schon im 18. Jahrh., selbst früher, haben Tierärzte Privathufschmieden geleitet. Nach Gründung der Tierarzneischulen im 18. Jahrh. fand an diesen überall Unterricht im Hufbeschlag statt. Die wissenschaftliche Entwickelung der Tierarzneikunde und das verallgemeinerte Bedürfnis eines passenden Hufbeschlags haben jedoch zur Ausbildung besonderer Hufschmiede geführt, während an den tierärztlichen Lehranstalten nur noch ein theoretischer Unterricht im Hufbeschlag erteilt wird und die Tierärzte, besonders im Heere, mit der Kontrolle desselben betraut sind. Jedoch sind die Lehrschmieden für Hufschmiede vielfach in äußerer Verbindung mit den tierärztlichen Bildungsanstalten geblieben. Daneben haben besonders in Deutschland die Militärlehrschmieden allgemeine Bedeutung erlangt, da die in ihnen zunächst für die Truppen ausgebildeten Schmiede nach Vollendung ihrer Dienstzeit als bürgerliche Hufschmiede weiterarbeiten. In Deutschland wurde zuerst zu Bruchsal 1836 eine Militärlehrschmiede gegründet und die Ausübung des Hufbeschlags für ganz Baden von einer Prüfung abhängig gemacht (1843). Dann folgten die Militärlehrschmiede zu Gottesaue (1847), die Lehrschmieden zu Dresden (1849), Hannover (1853) und Stuttgart (1857), diese drei für Militär- und Zivilschmiede unter Anschluß an die dortigen Tierarzneischulen. Einen besondern Ruf erlangte die Lehrschmiede zu Mittel (sächsische Oberlausitz) unter Leitung des Grafen v. Einsiedel, der sich grundlegende Verdienste um die Verbesserung des Hufbeschlags erwarb. In Preußen wurde die erste Militärlehrschmiede zu Berlin 1868 gegründet, der bald andre folgten; ebenso entstanden solche in Bayern in den 70er Jahren. Durch Reichsgesetz vom 1. Juli 1883, ergänzt durch entsprechende landesgesetzliche Bestimmungen, wurde für Deutschland der Prüfungszwang für alle Hufschmiede eingeführt. Seitdem sind auch Lehrschmieden für Zivilschüler in größerer Zahl gegründet worden, zum Teil als staatliche Anstalten (in Preußen

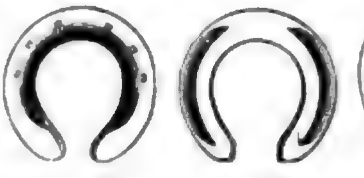
Digitized by Google

nur eine zu Hannover), vielfach aber auch von Kommunen, von landwirtschaftlichen Vereinen und Privaten. Der Unterricht dauert 3—6 Monate und wird von Tierärzten geleitet. In allen Provinzen und entsprechenden Landesteilen sind staatliche Prüfungskommissionen eingerichtet. Deutsche Militärlehrschmieden bestehen gegenwärtig in Berlin, Königsberg, Breslau, Hannover, Frankfurt a. M., Gottesaue und München; die ausgebildeten Schmiede heißen Fahnenschmiede und sind Unteroffiziere. — In Österreich-Ungarn bestehen Lehrschmieden für Militär- und Zivilschmiede in größerer Zahl, auch solche in Verbindung mit den drei Tierarzneischulen zu Wien, Budapest und Lemberg. Die ausgebildeten Militärschmiede heißen Kurschmiede. In Dänemark, Schweden und Rußland befinden sich bedeutendere Lehrschmieden ebenfalls am Orte der Tierarzneischulen. In Rußland wurden dieselben zu Warschau, Dorpat, Charkow und Kasan schon in den 40er Jahren gegründet; außerdem besteht im Bereich jeder Kavalleriedivision eine Lehrschmiede. Ebenso ist in Frankreich und England für den Unterricht im Hufbeschlag gesorgt. Belgien und Italien besitzen keine besondern Lehrschmieden.

Hufe (Hube, althochd. hoba, huoba, mittellat. mansus), zusammenfassender Ausdruck für die dem einzelnen Genossen der altdeutschen Dorfschaft oder Bauerschaft in Bezug auf Grund und Boden zustehenden Rechte, also der Eigentums- und Nutzungsrechte an Hofstätte, Ackerland und Allmende (s. Grundeigentum); die H. stellt sich als das normale Maß des Besitztums dar, welches der Leistungsfähigkeit und den Bedürfnissen der Durchschnittsfamilie entsprach. Die Hufen waren innerhalb derselben Gemarkung ursprünglich einander gleich; dagegen konnten sie gegenüber andern Gemarkungen sehr verschieden sein infolge der Verschiedenheit der Zahl der Ansiedler, der Größe der Gemarkung, der Beschaffenheit des Bodens und der Ausdehnung des Anbaues. Außerdem finden sich schon früh in Verbindung mit der Eroberung und Besetzung Rätiens und Galliens durch die Deutschen und der Erstarkung der Gewalt der Stammesfürsten zur Königsgewalt gemessene Hufen, welche auf königlicher Landleihe beruhten. Die Größe der H. variierte zwischen $15\frac{1}{2}$ und 60 Morgen. Seit den Karolingern war bei königlichen Landschenkungen ein gewisses Maß (720 Ruten Länge, 30 Ruten Breite, die Rute [virga regalis] zu 4,70 m) in Übung (Königshufe). Die Hufen wurden später vielfach geteilt, wodurch neben Vollbauern, Hüfnern: Halbbauern, Halbhüfner entstanden (s. Bauer, S. 563). — In einem Teile von Deutschland findet sich später die H. als Steuereinheit (s. Hufenschoß), so insbesondere in der Mark Brandenburg und dem ehemaligen Ordensland Preußen. Es kam sogar vor, daß Dorfbewohner, welche keine Feldgrundstücke besaßen, nach fingierten Hufen (Schattenhufen) zur Steuer herangezogen wurden. Freihufen waren die von Lasten befreiten Hufen. Als bestimmteres Feldmaß hatte die H. in Sachsen-Gotha 30 Acker = 681 Ar, in Frankfurt (auch Hube) 30 Morgen = 607,54 Ar, aber im Königreich Sachsen ungleich 12—30 Acker; in Mecklenburg-Schwerin 100 Scheffel Aussaat = 1300,75 Ar, aber die »bonitierte H.« zu 300 und die »katastrierte H.« zu 600 Scheffel Aussaat von unsicherer Größe. Nach dem Maßstab ihrer Größe hatten in einigen Gegenden die Hufen besondere Namen (Hakenhufen von 15, Land- und Dorfhufen von 30, Tripelhufen von 45, Heierhufen von 60 Morgen; Stückhufen und Ritterhufen). Unter Forsthufen, Waldhufen, Wasserhufen u. dgl. verstand man zur Nutzung gegen Zins oder als Gehaltsteil angewiesene Flächen. Feste H. hießen in Schleswig-Holstein die Erbzinsgüter. Vgl. Waitz, Über die altdeutsche H. (Götting. 1854); A. Meitzen, Volkshufe und Königshufe in ihren alten Maßverhältnissen (in der »Festgabe für G. Hansen«, Tübing. 1889); Derselbe im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 4, S. 490 ff. (Jena 1892).

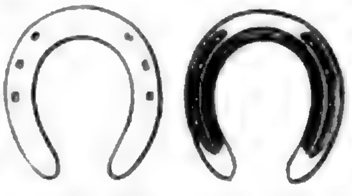
Hufeinlagen, Vorrichtungen aus Gummi, Strickgeflecht, Kork rc., welche zwischen die Schenkel des Hufeisens eingeschoben werden und die Hufsohle bedecken. H. bezwecken den Schutz der Sohle und die Schonung des Hufes überhaupt; teilweise soll dadurch auch das Ausgleiten verhindert werden.

Hufeisen, eiserner, hinten offener Kranz, welcher auf die Hufe der Pferde, Maultiere, Esel und Zugochsen genagelt wird, um den Huf gegen Beschädigungen zu sichern und dem Tier einen festern Auftritt zu geben. Die Eisen müssen von gutem Stoff und dem natürlichen Bau des Hufes angemessen, auch je nach dem verschiedenen Gebrauch der Tiere eingerichtet sein. Rennpferde sollen so leicht wie möglich beschlagen werden, während die schweren Zug- und Karrenpferde der verhältnismäßig stärksten und schwersten Eisen bedürfen. Der vordere, runde Teil des Hufeisens heißt die Zehe oder der Bug, die beiden hintern Teile die Arme. Man unterscheidet folgende Arten H.: Das deutsche H. hat am Ende eines jeden Armes eine vierkantige Hervorragung (Stollen), vorn unter der Zehe ein angeschweißtes, gut gehärtetes Stückchen Eisen (Griff) und über dem Griff ein schwaches Stück Eisen (Feder, Kappe), welches an die obere Seite des Hufes angebogen wird. Jedes H. wird mit 5—8 Nägeln aufgenagelt und hat auf der untern Seite eine Vertiefung oder einen Falz, in dem die Nagelköpfe versenkt sind, so daß sie sich nicht so leicht abnutzen. Das englische H. (Fig. 1) ist ohne Stollen und Griff und bedeutend leichter als das deutsche, gibt aber auf festem Boden den Zugpferden keinen sichern Tritt. Das französische H. hatte sonst weder Stollen noch Griff, dafür aber eine hohe Feder und war am äußern Rande dünner als am innern; jetzt hat man auch H. mit niedrigem Griff und einem Stollen an der Außenseite. Das österreichische und Wiener H. (Fig. 2) eignet sich für Reit- und Wagenpferde mit hohen Hufen. Die obere Fläche ist glatt und eben, die untere gefalzt und am innern Rande abgedacht. Bei dem Pantoffeleisen ist die innere Seite der Stollen sehr dick, weniger bei dem



von der Huffläche — von der Bodenfläche

Fig. 1. Englisches Hufeisen.



von der Huffläche — von der Bodenfläche

Fig. 2. Wiener Hufeisen.

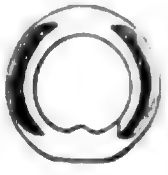


Fig. 3. Geschlossenes Hufeisen.

Digitized by Google

halben Pantoffeleisen. Bei den geschlossenen Eisen (Fig. 3) sind beide Arme hinten durch einen querüber gehenden breiten Steg verbunden. Bei Eintritt von Glatteis schärft man Griff und Stollen, man fertigt aber auch H. mit einsetzbaren Stollen (Steck-, Schraubstollen), die bei Eintritt von Glatteis eingesetzt werden (Eisstollen). Bei H. ohne Stollen gebraucht man im Winter die Eisnägel mit sehr hervorragendem, spitzem Kopf. — Das H. spielt in der germanischen Mythologie, wohl mit Bezugnahme auf den Schimmelreiter Odin und den ebenfalls berittenen Balder, eine bedeutsame Rolle und wurde früher, in vielen Gegenden Deutschlands auch heute noch, als abwendendes und schützendes Abzeichen auf den Schwellen, am Thürpfosten oder über der Thür neugebauter Häuser und Leonhardskirchen (hier als Reiseweihgeschenk) angenagelt. Es mußte aber ein gefundenes H. sein. In England wurde früher kaum eine Stallthür ohne H. angetroffen. Sehr häufig findet man das Zeichen eines Hufeisens auf großen erratischen Blöcken eingemeißelt, und es sind wohl ein halbes Hundert solcher Steine in Deutschland bekannt. Man nennt sie gewöhnlich Karlsteine (wie den zu Rosengarten bei Harburg) oder Roßtrappen (s. d.) und erzählt Sagen von einer am Orte gewonnenen Schlacht, einer durch die Roßtrappe geschlagenen Quelle (Hippokrene), von einem kühnen Sprung oder von daselbst stattfindenden Hexenversammlungen, wobei im letztern Falle die Roßtrappe als Abdruck des Pferdefußes (s. d.) angesehen wird, den man dem Teufel zuschrieb. Man hat viel darüber gestritten, ob diese Hufeisenmale Überbleibsel des Odinkultus, vergleichbar den Fußspuren von Buddha, Mohammed &c., Erinnerungen an Schlachten oder, was das Wahrscheinlichste wenigstens für niederdeutsche und angelsächsische Länder scheint, alte Grenzmarken vorstellen. Vgl. Chr. Petersen, H. und Roßtrappen (Kiel 1865); Jähns, Roß und Reiter, Bd. 1 (Leipz. 1872); Daul, Illustrierte Geschichte des Hufeisens (Wien 1893).

Hufeisenbogen, s. Bogen (mit Fig. 11 u. 13).

Hufeisenmagnet, s. Magnetismus.

Hufeisennase, s. Fledermäuse.

Hufeisenniere, angeborne Verwachsung beider Nieren, welche ohne Nachteil für die Funktion der Organe bestehen kann. Eine H. kann (vielleicht durch Palpation) möglicherweise durch Cystoskopie erkannt werden, da bei der H. in der Regel nur ein Harnleiter vorhanden ist, man also in der Blase nur eine Ureteröffnung erblicken müßte.

Hufeland, Christoph Wilhelm, Mediziner, geb. 12. Aug. 1762 zu Langensalza in Thüringen, gest. 25. Aug. 1836, studierte in Jena und Göttingen, praktizierte dann zu Weimar, ward 1793 Professor in Jena und Leibarzt des Herzogs von Weimar und 1798 als Leibarzt des Königs von Preußen nach Berlin berufen, wo er zugleich Direktor des medizinischen Kollegiums, Vorstand der Oberexaminationskommission und erster Arzt der Charité wurde. Seit 1809 lehrte er als Professor an der Universität spezielle Pathologie und Therapie. 1810 kam er als Staatsrat in die Abteilung des Ministeriums der Medizinalangelegenheiten. Er gründete das poliklinische Institut und die Medizinisch-chirurgische Gesellschaft zu Berlin und genoß beim Publikum und in den Kreisen der Fachgenossen wegen seines Charakters und seiner Gelehrsamkeit eines seltenen Ansehens. Auf seine Veranlassung ward zu Weimar das erste Leichenhaus errichtet und durch ihn die nach ihm benannte Stiftung zur Unterstützung notleidender Ärzte und armer Hinterlassenen von Ärzten gegründet. Auch für die Verbreitung der Schutzpockenimpfung war er sehr thätig. H. ist in Deutschland der Hauptvertreter der sogen. eklektischen Richtung, die aus allen vorhandenen medizinischen Systemen zu entlehnen suchte. Leider aber acceptierte er vielfach falsche Anschauungen und lehnte sich gegen solche auf, die später allgemein anerkannt wurden. So sträubte er sich gegen die aufkommende Perkussion und Auskultation wie auch gegen die pathologisch-anatomischen Leistungen, die von Frankreich ausgingen. Er schrieb: »Über die Natur, Erkenntnismittel und Heilart der Skrofelkrankheit« (Jena 1795; 3. Aufl., Berl. 1819); »Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern« (das. 1796; 8. Aufl., das. 1860; neue Bearbeitung von Steinthal, das. 1873 u. ö.), fast in alle europäischen Sprachen, ja sogar in die chinesische, übertragen; »Über die Ungewißheit des Todes« (Halle 1791, 2. Aufl. 1824); »Guter Rat an Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren« (Berl. 1799; 13. Aufl., Halle 1889); »Geschichte der Gesundheit« (das. 1812, 3. Aufl. 1816); »Praktische Übersicht der vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands« (das. 1815; 4. Aufl. von Osann, 1840); »System der praktischen Heilkunde« (Jena 1818—28); »Enchiridion medicum oder Anleitung zur medizinischen Praxis, Vermächtnis einer fünfzigjährigen Erfahrung« (das. 1836, 10. Aufl. 1857); »Kleinere medizinische Schriften« (das. 1822—28, 4 Bde.; neue Auswahl, das. 1834). Auch gab H. das »Journal der praktischen Arznei- und Wundarzneikunde« (1795—1835, 83 Bde.; Bd. 28 ff. mit Himly, dann mit Harleß und Osann) und die »Bibliothek der praktischen Heilkunde« (1799—1835, 84 Bde.) heraus und war Mitherausgeber des »Berliner encyklopädischen Wörterbuchs der medizinischen Wissenschaften«. Seine Selbstbiographie gab Göschen heraus (Berl. 1863). Vgl. Augustin, Hufelands Leben u. Wirken (Potsd. 1837).

Hufelands Kinderpulver, s. Kinderpulver.

Hufenier (Senftenier), im 10—13. Jahrh. übliche Schutzpolsterung des Bauches und der Lenden unter der Rüstung, dem eisernen Maschenhemd, der Halsberge und Brünne.

Hufenordnung, s. Grundeigentum, S. 21.

Hufenschoß, früher in einem Teile von Deutschland (Brandenburg, Ordensland Preußen) die auf die Hufe (s. d.) als Einheit gelegte Steuer; Generalhufenschoß, eine durch Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen, durch Friedrich II. in Westpreußen eingeführte Grundsteuer, welche an Stelle der mannigfaltigen ständischen Abgaben trat.

Hüffer, 1) Hermann, Rechtsgelehrter und Geschichtschreiber, geb. 24. März 1830 zu Münster in Westfalen, studierte 1848—51 zu Bonn und Berlin die Rechte, habilitierte sich 1855 in Bonn, wurde 1860 außerordentlicher und 1873 ordentlicher Professor der Rechte daselbst und 1884 zum Geheimen Justizrat ernannt. Auch gehörte er 1864—65 dem preußischen Abgeordnetenhaus und 1867—70 dem Reichstag des Norddeutschen Bundes als Mitglied an. Er schrieb: »Beiträge zur Geschichte der Quellen des Kirchenrechts und des römischen Rechts im Mittelalter« (Münst. 1862); »Forschungen auf dem Gebiete des französischen und des rheinischen Kirchenrechts« (das. 1863); »Österreich und Preußen bis zum Abschluß des Friedens von Campo Formio« (Bonn 1868), in welchem Werk er namentlich Sybels Auffassung und Be-

Digitized by Google

urteilung der preußischen und der österreichischen Politik als zu parteiisch bekämpfte und eine Mittelstellung zwischen Sybel und dessen österreichischen Gegnern, besonders Vivenot, einzunehmen suchte, die er in einer polemischen Schrift: »Die Politik der deutschen Mächte im Revolutionskrieg« (Münst. 1869), gegen erstern verteidigte; daran schloß sich das umfassende Werk »Der Rastatter Kongreß und die zweite Koalition« (Bonn 1878—79, 2 Bde.); ferner mehrere litterarhistorische Schriften: »Aus dem Leben H. Heines« (Berl. 1879) u. »Annette von Droste-Hülshoff u. ihre Werke« (2. Ausg., Gotha 1890); »Anastasius Ludw. Mencken, der Großvater des Fürsten Bismarck« (Bonn 1890); »Die Kabinettsregierung in Preußen und Joh. Wilh. Lombard« (Leipz. 1891); »Das Zerwürfnis Gustavs III. von Schweden mit seiner Mutter Luise Ulrike« (1893) u. a.

2) Franz, Musikschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 23. Mai 1845 zu Münster in Westfalen, studierte romanische Philologie, wandte sich 1869 nach London, wo er als Musikkritiker eine erfolgreiche Thätigkeit, besonders auch für das Verständnis der Musik Richard Wagners, entwickelte u. 19. Jan. 1889 starb. Er schrieb: »Der Trobador Guillem de Cabestangh« (Berl. 1869); »The troubadours, a history of provençal life and literature in the middle ages« (Lond. 1878); »Richard Wagner and the music of the future« (das. 1874; deutsch, Leipz. 1876); »Musical studies«, gesammelte Aufsätze aus der »Times«, der »Fortnightly Review« ɪc. (1880); »Italian and other studies« (1883); »Half a century of music in England 1837—1887« (1889). Für die »Encyclopaedia Britannica« bearbeitete er unter anderm die Artikel über Beethoven und Händel und in dem von ihm geleiteten Sammelwerk »Great musicians« den Band über Richard Wagner (1881).

Hufgelenk, s. Huf.

Hufgelenklahmheit, s. Hufkrankheiten.

Hüfigletscher, s. Tödi.

Hüfingen, Stadt im bad. Kreis Villingen, Amt Donaueschingen, an der Brege und der Eisenbahn Donaueschingen-Furtwangen, 684 m ü. M., hat eine kath. Pfarrkirche, ein fürstlich Fürstenbergsches Schloß (seit 1870 Landesspital mit Waisenasyl) und (1890) 1731 fast nur kath. Einwohner. In der Nähe ein altes Römerbad, der Überrest der Römerstation Brigobanne.

Hufkitt, verschiedene Zusammensetzungen (z. B. eine Mischung von Guttapercha u. Ammoniakgummi), welche eine unter dem Einfluß von Wärme weiche und in beliebige Form zu pressende Masse ergeben, die beim Erkalten die Konsistenz des Hufhorns erreicht und mit demselben fest verbunden bleibt. Der H. wird mit bestem Erfolg benutzt, um schwache Stellen des Hufes zu verstärken, Defekte zu ergänzen ɪc.

Hufknorpelfistel, s. Hufkrankheiten.

Hufkrankheiten. Entzündung der Huflederhaut entsteht aus verschiedenen Gründen und ist meist mit erheblichen Schmerzen und Lahmheit verbunden. Durch die entzündliche Ausschwitzung wird das Horn durchtränkt, wachsartig oder blutig durchlaufen, auch kommt es zur Eiterbildung unter dem Horn. Ein kräftiger Druck auf die kranke Stelle ruft meist deutliche Schmerzäußerung hervor. Man kann daher, indem man den Huf mit starkem Druck (am besten mittels einer besonders konstruierten Zange, Visitierzange) abtastet, die kranke Stelle ermitteln. An derselben ist sofort das Horn zu entfernen, um event. dem Eiter Abfluß zu gewähren. Die bloßgelegte eiternde Fläche ist wie eine Wunde zu behandeln. Soll das Pferd während der Heilung arbeiten, so muß die kranke Stelle vor Verunreinigung, Druck u. Zerrung geschützt werden. An der entsprechenden Stelle wird der Tragerand des Hufes etwas hohl geschnitten, damit das Eisen hier nicht aufliegt. Wird dem Eiter nicht Abfluß verschafft, so bahnt er sich einen Weg meist nach dem Kronenrand und bricht hier durch. Geht der Eiter nach dem Strahlpolster oder nach den Hufknorpeln, so entstehen meist schlimme Komplikationen; Einbruch in das Hufgelenk ist in der Regel tödlich. Stellenweise Entzündung entsteht sehr häufig durch Quetschungen der Sohle, besonders bei Flachhufen. Am häufigsten sind solche Quetschungen (Steingallen) in den Eckstrebewinkeln, führen hier zu der oben beschriebenen Durchtränkung des Horns, bewirken also gelbe, eventuell blutige Flecke und werden nicht selten eiterig (eiternde Steingalle). Vernagelung beim Beschlag entsteht, wenn der Hufnagel zu tief eingetrieben wird und nicht bloß die Hornwand, sondern auch die Fleischwand durchdringt. Die Vernagelung bedingt meist heftige Entzündung, eventuell Eiterung, ist übrigens nicht immer auf einen Beschlagfehler, sondern auch auf Hufabnormitäten (zu dünne Hornwand) zurückzuführen. Gefährlicher ist es, wenn Pferde sich Nägel und ähnliche spitze Körper in den Fuß eintreten (Nageltritt), besonders wenn letztere, was leicht geschieht, in die Strahlfurche eindringen und die Richtung nach dem Gelenk nehmen; Verletzungen des letztern sind meist tödlich. Verletzungen des Kronenrandes, resp. der Fleischkrone fügen die Pferde sich häufig selbst zu, besonders wenn sie im Winter scharfe Stollen an den Hufeisen haben, indem sie sich mit einem Fuß auf den andern treten (Kronentritt). Bei tieferer Verletzung muß das Horn um die Wunde entfernt werden. Durch solche Verletzungen tritt eine Unterbrechung in der Erzeugung des Wandhorns an dieser Stelle ein, welche meistens zur Spaltung der Hornwand führt. Solche Hornspalten entstehen indessen häufig auch aus andern Gründen, besonders bei sprödem Horn und schlechtem Beschlag. Sie können sowohl vom Tragrand als vom Kronenrand, was schlimmer ist, ihren Ausgang nehmen und auch die Wand der ganzen Länge nach spalten (durchlaufende Spalten). Oft betreffen sie nur die oberflächliche Hornschicht, oft dringen sie bis auf die Fleischwand durch (durchdringende Spalten) und bedingen dann meist Lahmheit. Manche Hufe sind zu Hornspalten disponiert. Die Heilung ist langwierig, weil sie nur dadurch möglich wird, daß von der Fleischkrone her ungespaltenes Horn nachwächst. Spröde Hufe müssen erweicht und gefettet werden. Bei Tragrandspalten genügt meist guter Beschlag, eventuell macht man über der Spalte einen Querschnitt, um das Weiterreißen nach oben zu hindern. Sonst werden die Spaltränder auf verschiedene Weise durch Niete und Klammern fixiert, um das Auseinanderweichen zu beschränken. Der Tragrand darf unterhalb der Spalte nicht auf dem Eisen aufliegen. Oft muß das Horn unter der Krone und neben der Spalte verdünnt oder entfernt werden, um das Nachwachsen gesunden Horns zu ermöglichen. Hufe mit durchlaufenden Spalten in der Mitte der Zehenwand nennt man auch Ochsenklauen. Im Gegensatz zu den der Wachstumsrichtung der Wand parallelen Hornspalten ist die Hornkluft eine quer oder schräg gestellte Trennung des Wandhorns, ebenfalls meist eine Folge von zeitweiligen Störungen der Hornproduktion an der Krone. Sie bedingt selten Lahmheit und verschwindet mit dem Herunterwachsen des Hufes von selbst. Aus

Digitized by Google

gleichem Grunde pflegen die Hornsäulen zu entstehen, krankhafte Hornwucherungen, welche in Form einer federkielstarken Säule von der Krone nach dem Tragrand gehen und operativ entfernt werden müssen. Sehr häufig trennt sich auch in der weißen Linie die Hornwand von der Hornsohle (lose oder hohle Wand). Geht die Trennung hoch hinauf gegen die Blättchenschicht, so ist der Fehler erheblich und kann Lahmheit und Eiterung erzeugen. Die Ursachen sind fehlerhaft geformter, bröckeliger, schlecht gepflegter Huf und schlechter Beschlag. Die Heilung erfolgt auch hier nur durch Herabwachsen normalen Horns. Ebenfalls durch schlechte Haltung der Hufe (Nässe) wird die Strahlfäule bedingt. Der Strahl zerfällt in eine übelriechende Masse und verkümmert; im Anschluß daran entsteht oft fehlerhafte Hufform (Zwanghuf). Die Behandlung besteht neben trockner Haltung in austrocknenden Mitteln. Schlimmer ist der Strahlkrebs, eine bösartige Wucherung der Huflederhautpapillen, auf denen das Horn ebenfalls zu einer schmierigen Masse zerfällt. Die Heilung ist meist sehr schwer zu erreichen. Eine schwere, mit erheblicher allgemeiner Gesundheitsstörung verbundene Hufkrankheit ist die rheumatische Huflederhautentzündung, Rhehe (Rehe) oder Verschlag. Dieselbe entsteht durch Erkältung, aber auch durch fehlerhafte Fütterung, besonders mit frischem Roggen. Sie befällt meist beide Vorderfüße, seltener alle vier Gliedmaßen. Im letztern Falle können die Pferde überhaupt nicht stehen, im erstern Falle schieben sie die Hinterbeine unter den Leib und die Vorderfüße weit vor, um letztere zu entlasten. Die Schmerzen sind sehr groß. Schnelle energische Behandlung ist sehr wertvoll (Aderlaß, Abführmittel, Einstellen der Füße in kaltes Wasser oder kalten Lehmbrei). Gelingt nicht bald eine völlige Beseitigung, so bleiben dauernde Veränderungen, die gewöhnlich wiederholte Rheheanfälle veranlassen, bis zur gänzlichen Verunstaltung des Hufes. Es erfolgt nämlich an der Zehe eine Trennung der Hornwand von der entzündeten Fleischwand. Das Hufbein sinkt dann vorn herunter und drückt mit seiner Spitze auf die Sohle, welche abgeflacht wird. Die Fleischkrone sinkt ein, die Zehenwand wird konkav und verkürzt sich, wogegen die Trachtenwände hoch werden; in der Hornwand verlaufen horizontale Ringe, welche nach den Trachten zu divergieren (Rhehhuf). Durch sorgfältige Pflege und Beschlag können Pferde mit Rhehhuf noch brauchbar erhalten werden. Hochgradiger Rhehhuf mit Vorwölbung der Sohle heißt Vollhuf. Bisweilen drückt sogar das Hufbein die Sohle durch und tritt hervor; es kann auch die ganze Hornkapsel sich ablösen (Ausschuhen); beide Fälle haben tödlichen Ausgang. Der Vollhuf entsteht übrigens nicht nur durch Rhehe, sondern auch durch fehlerhaften Beschlag flacher Hufe; er ist unheilbar. Eine krankhafte, aber bisweilen heilbare Hufform ist auch der Zwanghuf. Dieser Huf ist in seinem hintern Teil zu eng, die Trachten sind stark eingebogen, der Strahl verkümmert. Hierdurch werden die Weichteile des Hufes gequetscht und der Gang des Pferdes beeinträchtigt. Die Ursache kann in fehlerhafter Anlage und schlechter Haltung des Hufes liegen. Die Wiedererweiterung ist durch bessere Pflege und auch durch besondere Vorrichtungen beim Beschlag zu versuchen. An der knöchernen Grundlage des Hufes kommen vor die Hufgelenklahmheit (Strahlbeinlähme), Hufknorpelfistel und -Verknöcherung; die erste entsteht besonders an den Vorderhufen (bei edlen Reitpferden) und ist eine Entzündung des Hufgelenks, des Strahlbeins und der Beugesehne, welche zu teilweiser Zerstörung des Gelenkknorpels und auch der Knochensubstanz des Strahlbeins führt. Die Krankheit entwickelt sich sehr langsam und ist unheilbar. Die Pferde gehen wenig auffällig, aber dauernd lahm, schließlich verkümmert der Huf mehr oder weniger. Vielfach werden die Empfindungsnerven des Fußes durchschnitten (Neurektomie), wodurch Schmerzgefühl und Lahmheit beseitigt werden und die Pferde sich noch einige Jahre brauchbar erhalten. Bei solchen Pferden bleiben aber auch später zufällig entstandene Verletzungen und Eiterungen im Huf wegen der fehlenden Lahmheit unbemerkt, was häufig den Tod herbeiführt. Die Hufknorpelfistel ist eine geschwürige Entartung des Hufknorpels mit Schwellung des Hufballens und Bildung von Fistelöffnungen über der Trachtenwand; die langwierige Behandlung, welche oft Operation erfordert, kann nur ein Sachverständiger ausführen. Die Verknöcherung bedingt ebenfalls Lahmheit und harte Verdickung oberhalb der Trachtenwand; sie kommt besonders bei schweren Pferden an den Außenseiten der Vorderhufe vor; kunstgerechter Beschlag vermindert ihre Nachteile. Eine ringförmige Verdickung oberhalb des Hufes weist auf Schale (s. d.), welche nicht innerhalb des Hufes ihren Sitz hat. Als Verbällung bezeichnet man endlich eine Entzündung der Hufballen, welche infolge andauernden Gehens auf harten Wegen, bei fehlendem Beschlag ꝛc. entstehen kann und sich durch Hitze und Schmerzhaftigkeit an den Ballen anzeigt. Bei allen entzündlichen Hufkrankheiten zeigt die Fußarterie, welche am Vorderfuß zwischen den Beugesehnen, am Hinterfuß außen unterhalb des Sprunggelenks nahe dem hintern Rande des Fußknochens fühlbar ist, eine stärkere Pulsation als am gesunden Fuß. Litteratur s. bei »Huf«.

Huflattich, Pflanzengattung, s. Tussilago.

Hufmuschel, s. Riesenmuschel.

Hufnägel, schmiedeeiserne Nägel zur Befestigung des Hufeisens am Huf, sind 45—75 mm lang, 4—5 mm breit und 1—2 mm dick, schwach konisch und schwach S-förmig gebogen, mit schlankem, verschieden geformtem Kopf, der durch den Falz des Hufeisens bedeckt wird (s. Hufeisen). Vermöge der schwachen Biegung der H. dringt die Nagelspitze aus dem Huf heraus und kann umgebogen werden, wodurch ein festerer Sitz des Hufeisens erreicht wird. Vgl. Möller, Hufbeschlag und H. (Berl. 1888).

Hüfnermeier, soviel wie Dreiviertelbauer, s. Bauer, [S. 563.

Hufraspel, s. Hufbeschlag.

Hufsäugetiere, s. Huftiere.

Hufschlag, die Fährte des Pferdes, hauptsächlich auch in der Reitbahn oder auf dem Zirkel. Man spricht von einem Hufschlag, wenn das Pferd geradeaus geht, von zwei Hufschlägen bei den Seitengängen, bei denen sich das Pferd in schräger Richtung vorwärts bewegt, die Hinterhufe demnach neben die Spuren der Vorderhufe treten.

Hufschmied (Beschlagschmied, franz. Maréchal ferrant), ein Schmied, welcher den Hufbeschlag der Pferde ausführt. Beim deutschen Heer hat jede Eskadron, Batterie, Kolonne ꝛc. 2—3 Hufschmiede des Mannschaftsstandes, welche nach erfolgreichem Besuch der Lehrschmiede (s. Hufbeschlagslehranstalten) zu Fahnenschmieden (s. d.) befördert werden.

Hüftbein, Hüftbeinloch, s. Becken, S. 658.

Hüfte (Coxa, Ischium), bei den höhern Wirbeltieren die Gegend vom Vorderrand des Hüftbeins bis

Digitized by Google

zum Oberschenkel. Das Hüftgelenk (s. Tafel »Bänder des Menschen«, Fig. 6 u. 7), die Verbindung des Gelenkkopfes des Oberschenkels mit der Gelenkhöhle oder Pfanne des Beckens, ist beim Menschen, da in diesem Gelenk die ganze Last des Oberkörpers ruht, ein sogen. Nußgelenk u. gestattet so, noch mehr aber wegen der vielen Bänder, dem Beine nicht die große Beweglichkeit, welche im Schultergelenk der Arm besitzt. Der völlige Abschluß des Gelenks nach außen hin verhindert das Eindringen von Luft zwischen Gelenkkopf und Pfanne, so daß infolge des Luftdrucks das ganze Bein auch nach Abtrennung der Muskeln, Bänder ꝛc. in der Schwebe gehalten wird. Im Gelenk kann der Schenkel nach allen Richtungen hin gedreht und gerollt werden. Die hierzu erforderlichen Muskeln stammen vom Becken und setzen sich teils an die sogen. Rollhügel (großer und kleiner Trochanter, s. Tafel »Skelett I«), teils weiter unten an. An der Hinterseite der H. verläuft der Hüftnerv (Nervus ischiadicus), welcher aus dem Hüftgeflecht kommt und sich an der Hinterseite des Oberschenkels durch die Kniekehle zum Unterschenkel und Fuß erstreckt. Vgl. Bein.

Hüftgelenkentzündung (Coxitis, Coxalgia, Coxarthrocace) kommt vorzugsweise im Kindesalter und überhaupt bei jüngern Personen vor, nimmt fast immer einen langwierigen Verlauf, führt häufig zur Zerstörung oder Verödung des Hüftgelenks und hat deshalb fast immer ein sehr ausgebildetes Hinken zur Folge. Die Krankheit tritt bald nach einer bestimmten Veranlassung auf, z. B. nach einem Fall oder Schlag auf die Hüftgegend, bald entwickelt sie sich äußerst schleichend und beruht in den meisten Fällen auf einer tuberkulösen Erkrankung der Hüftgelenkhäute, welche den Schenkelkopf oder den Beckenknochen mit betrifft oder von da auf das Gelenk selbst übergeht. Die H. gibt sich zu erkennen durch mehr oder weniger heftige Schmerzen im Hüftgelenk, welche von dort über die innere Schenkelfläche bis zum Knie ausstrahlen. Häufig sind die Schmerzen in dem übrigens gesunden Kniegelenk viel lebhafter als in dem erkrankten Hüftgelenk, so daß man über den Sitz der Krankheit leicht getäuscht werden kann. Es ist aber hierbei bemerkenswert, daß die Schmerzen im Hüftgelenk sich bei Druck auf das Gelenk oder den großen Rollhügel verschlimmern, während der Knieschmerz durch Druck auf das Knie nicht verändert wird. Das Stehen und Gehen ist sehr beschwerlich oder ganz unmöglich. Der Kranke stützt sich dabei ausschließlich auf das gesunde Bein, zieht die kranke Hüfte in die Höhe, beugt das Knie und berührt den Boden nur mit der Fußspitze: die kranke Extremität ist scheinbar verkürzt. Wenn die H. nicht in den frühern Stadien Halt macht und in Heilung übergeht (welche in diesem Fall eine vollständige sein kann), so erfahren die Gelenkenden im weitern Verlauf schwere Veränderungen: der Knorpelüberzug wird zerstört, der entblößte Knochen wird rauh, stirbt teilweise ab, die Bruchstücke desselben bröckeln ab und mischen sich der im Gelenk enthaltenen eiterigen oder jauchigen Flüssigkeit bei; auf diese Weise kann der ganze Schenkelkopf zerstört werden. An der Innenseite der Kapselmembran entwickelt sich ein chronischer ulcerierender Entzündungsprozeß; um das Gelenk bilden sich allmählich kalte Abscesse und Fistelgänge, welche durch die Haut nach außen aufbrechen und Jauche und Eiter austreten lassen. Dabei stellt sich Fieber, meist von dem Charakter des hektischen Fiebers, ein; der Kranke magert ab, wird elend und schwach und geht häufig an Erschöpfung, oft auch infolge von Jauchevergiftung des Blutes und ähnlichen Zuständen zu Grunde. Der durch die Entzündung teilweise zerstörte Schenkelkopf verläßt nicht selten die Pfanne und nimmt seine Stellung gewöhnlich auf dem Rücken des Darmbeins, worauf die kranke Extremität verkürzt, nach innen gedreht und im Knie etwas gebogen erscheint. Wenn der Kranke nicht dem Fieber und der Erschöpfung unterliegt, so können sich die kranken Knochenpartien allmählich abstoßen und durch die Fisteln nach außen hervortreten; dann läßt die Eiterung allmählich nach, zuletzt können sich die Fisteln schließen, das Fieber schwindet, und es erfolgt Heilung; aber vollständig ist die letztere keineswegs. Sie erfolgt vielmehr entweder so, daß der Schenkelkopf mit der Pfanne zu einem Knochen verschmilzt und jede Bewegung im Hüftgelenk für immer unmöglich wird, oder daß sich der meist nach hinten verrenkte Schenkelkopf auf dem Darmbein eine neue Pfanne bildet, der Schenkel also zwar beweglich bleibt, aber seine Stellung fehlerhaft ist und bleibt, das kranke Bein dauernd verkürzt wird, das Becken schief gestellt ist, eine ausgleichende Krümmung der Wirbelsäule entsteht, kurz, eine total veränderte Haltung des Körpers und ein stark hinkender Gang eintritt. — Die Behandlung der H. erfordert vor allen Dingen strenge Ruhe des kranken Gelenks. Der Kranke muß im Bett liegen, und durch einen festen Verband (Gipsverband) muß jede Bewegung im Hüftgelenk ausgeschlossen werden. Kommt es zur Zerstörung des Gelenks, so ist die Hauptaufgabe, um allgemeine Tuberkulose zu verhüten, die kranken Teile durch Resektion zu entfernen, eine Operation, welche in neuerer Zeit ungemein häufig und mit sehr guten Erfolgen für die Brauchbarkeit des Beines ausgeführt wird. Das Verdienst um diesen Teil der Chirurgie gebührt Volkmann und König. Die größte Sorgfalt muß bei den Operierten auf Bekämpfung des Fiebers und auf die Erhaltung eines guten Kräftezustandes gerichtet werden. Der Kranke wird sich, sobald er das Bett verlassen darf, anfänglich der Krücken bedienen müssen; später reicht aber die Unterstützung des kranken Fußes durch eine erhöhte Sohle am Stiefel aus, um die Verkürzung der kranken Extremität und ihren störenden Einfluß auf den Gang auszugleichen. Für ganz schwere Fälle bleibt als letztes Mittel die Amputation des Gelenkes. Kolischer geht von der Thatsache der freiwilligen Verkalkung tuberkulöser (Lungen-) Herde aus und spritzt eine Lösung von phosphorsaurem Kalk parenchymatös in die tuberkulös erkrankten Gelenke. Rückfälle sind, zuweilen nach vielen Jahren, nicht ausgeschlossen, wie überhaupt stets die Möglichkeit vorliegt, daß die Betroffenen später doch noch einer allgemeinen Tuberkulose erliegen. — H. alter Leute (Malum senile coxae), s. Gelenkentzündung, S. 269. H. der Haustiere, s. Hüftlahmheit.

Hüftgelenklahmheit, soviel wie Hüftlahmheit (s. d.).

Huftiere (Ungulata, Hufsäugetiere), eine Ordnung der Säugetiere (s. d.). Sie umfaßte früher alle die Säugetiere, deren unbewegliche Zehen mit Hufen (s. d.) umgeben sind, und zerfiel daher in die Einhufer, Zweihufer oder Wiederkäuer und Vielhufer oder Dickhäuter; neuerdings hat man aber von den letztern die Elefanten (als Rüsseltiere) und die Klippdachse abgetrennt und zu selbständigen Ordnungen erhoben, auch wohl die Ordnung der H. ganz aufgelöst und ihren Bestand unter die Paarzeher und Unpaarzeher verteilt. Allen Huftieren in der angegebenen Begrenzung sind folgende wenige Merkmale gemeinsam: Die Zehen sind mit Hornschuhen (Hufen) bekleidet. Das Schlüssel-

Digitized by Google

bein fehlt. Das Gebiß dient zum Kauen pflanzlicher Nahrung, daher sind die Backenzähne stark entwickelt und mit Faltungen und Höckern versehen, während die Schneidezähne oft fehlen und zwischen ihnen und dem ersten Backenzahn (wenigstens bei den lebenden Arten) eine Lücke bleibt. Der Darmkanal ist besonders bei den nur auf Pflanzenkost angewiesenen Arten sehr lang, etwas kürzer bei den Omnivoren; im einzelnen weist namentlich der Magen große Verschiedenheiten auf. Überhaupt weichen die zahlreichen Familien der H. ungemein weit voneinander ab und haben sich auch durch die neuern paläontologischen Forschungen, die viele Lücken ausfüllten, noch nicht in sichern Zusammenhang bringen lassen. Die ältesten H. (die Condylarthra aus Nordamerika) haben zweifellos mit fünf Zehen an jedem Fuß den Boden berührt, was bei den lebenden nicht mehr der Fall ist. Allmählich, wie sich das besonders deutlich am Pferd nachweisen läßt, hat sich die Zahl der Zehen verringert, und zugleich ist entweder die mittelste (3.) oder diese mit der folgenden (4.) zusammen zum Träger des Beines geworden, während die übrigen etwa noch vorhandenen Zehen als sogen. Afterklauen nicht mehr den Boden erreichen (Ausnahme: die Flußpferde, s. unten). Man trennt hiernach meist die H. in Paarzeher (Artiodactyla) und Unpaarzeher (Perissodactyla); doch ist der Name schlecht gewählt (weil es sowohl Paarzeher mit unpaaren Zehen als Unpaarzeher mit paaren Zehen gibt) und darf nur auf die Anzahl der Hauptzehen bezogen werden. Von lebenden Huftieren kennt man gegen 60 Gattungen mit etwa 260 Arten; von ausgestorbenen findet man namentlich in Nordamerika noch immer sehr wichtige Formen, die vielfach sogar zur Aufstellung neuer Familien Anlaß geben. Man leitet die H. von den Condylarthra ab und nimmt als deren Vorfahren Fleischfresser an. Eine sehr alte, völlig ausgestorbene Gruppe sind auch die Amblypoda aus dem Eocän (fast alle aus Nordamerika), mit 5 Zehen an allen Füßen und mit vollständigem Gebiß; zu ihnen gehören unter anderm die riesigen Dinoceraten (s. d.).

Übersicht der Huftiere (im engern Sinne).

I. **Unpaarzeher** (Perissodactyla). In beiden Kinnladen Schneidezähne, die jedoch zuweilen bei erwachsenen Tieren ausfallen; Eckzähne meist vorhanden, klein; Backenzähne zwei- oder mehrhöckerig; Magen stets einfach, Blinddarm groß, Gallenblase fehlt; Rücken- und Lendenwirbel zusammen 22 oder mehr.

1. Familie. Lophiodonten (Lophiodontia). Nur fossil, sowohl in Europa (im Eocän) als in Nordamerika (im Miocän). Sie bilden zum Teil die Vorläufer der heutigen Tapire, führen aber zum Teil auch zu andern, nicht mehr lebenden Gruppen hin. Füße noch fünfzehig, jedoch die dritte Zehe am stärksten entwickelt. Wichtige Gattungen: Lophiodon, Coryphodon, von der Größe eines Stieres, und Pliolophus, beide mit vollständigem Gebiß (44 Zähne); letztere Gattung vielleicht die Stammform für die Paläotherinen nach der einen und die Paarzeher nach der andern Richtung.

2. Familie. Paläotherinen (Palaeotherina). Ebenfalls nur fossil aus dem Eocän und Miocän. Füße dreizehig, Schädel sehr ähnlich dem der Tapire, Nase wahrscheinlich zu einem kurzen Rüssel verlängert. Scheinen Vorfahren der Pferde gewesen zu sein. Hierher namentlich Macrauchenia aus Südamerika, von Kamelgröße und mit langem Halse, sowie Palaeotherium (s. Tafel »Tertiärformation III«).

3. Familie. Tapire (Tapiridae). Vorderfüße mit vier, Hinterfüße mit drei Zehen; Nase mit kurzem Rüssel; Schwanz kurz; Haut kurz behaart. Nur zwei lebende Gattungen: Tapirus, der Tapir (s. d.), und Elasmognathus, mit 5 oder 6 Arten, die nur noch in Mittel- und Südamerika und in Ostindien (Malakka, Sumatra, Borneo) vorkommen, früher jedoch allgemein verbreitet waren. Fossile Tapire sind nämlich in Europa und in Nordamerika gefunden worden und scheinen vom alten Kontinent in den neuen gewandert zu sein; als ältesten Vorfahren nimmt man Lophiodon (s. oben) in Anspruch und kennt auch eine Zwischenform, Tapiravus.

4. Familie. Nashörner (Nasicornia). Die lebenden Nashörner gehen auf allen drei Zehen; von den Schneidezähnen fallen regelmäßig einige aus, Eckzähne fehlen; auf dem Nasenrücken und der Stirn bei den heutigen Arten ein Horn oder zwei Hörner hintereinander, bei einzelnen fossilen nebeneinander. Hierher die ausgestorbenen tertiären Aceratherium und Amynodon, ohne Horn und mit vier Zehen an den Vorder-, drei an den Hinterfüßen, Diceratherium, mit zwei Hörnern nebeneinander, Elasmotherium (s. d.), ferner mehr denn 20 Arten fossiler echter Nashörner aus Europa, Asien und Nordamerika (s. Tafeln »Tertiärformation III« und »Diluvium II«) und endlich die noch lebende Gattung Rhinoceros (Nashorn, s. d.), mit etwa 10 Arten, aus Afrika und Ostindien.

5. Familie. Pferde (Equidae) oder Einhufer (Solidungula). Füße der lebenden Pferde mit nur einer (der dritten) wohl entwickelten, behuften Zehe. Wegen der übrigen Charaktere und der sehr wichtigen Stammformen s. »Pferde«.

II. **Paarzeher** (Artiodactyla). Schneidezähne oft nur im Unterkiefer vorhanden, Eckzähne fehlen häufig; Backenzähne zusammengesetzt oder schmelzfaltig; Magen oft sehr kompliziert gebaut, Blinddarm einfach und oft kurz; Rücken- und Lendenwirbel zusammen stets 19. Man teilt sie meist in die beiden Gruppen der Dickhäuter oder schweineartigen Paarzeher und der Wiederkäuer; jedoch sind letztere wohl nicht einheitlichen Ursprungs (s. unten, 8. Familie).

6. Familie. Flußpferde (Hippopotamidae) oder Plumptiere (Obesa). Gestalt plump; Schnauze stumpf; Haut dick, fast nackt; Füße mit vier Zehen, die alle den Boden berühren. Nur die eine lebende Art Hippopotamus amphibius, das Flußpferd (s. d.), in den großen Flüssen Afrikas. Die fossilen Flußpferde erstreckten sich durch Indien und ganz Europa bis nach England hin; ein Teil der Arten wird, da er statt 4 Schneidezähne 6 hat, zur Gattung Hexaprotodon zusammengefaßt.

7. Familie. Schweine (Suidae). Schnauze entweder spitz oder zu einem stumpfen Rüssel verlängert; Haut mit Borsten bekleidet; nur zwei Zehen berühren den Boden. Eine sehr artenreiche und fast über die ganze Erde verbreitete Familie, deren lebende Vertreter (5 Gattungen mit über 20 Arten) nach der Bezahnung in 3 Unterfamilien zerfallen: a) Pekaris (Dicotylinae). Nur die Gattung Dicotyles, Pekari oder Nabelschwein (s. d.), mit 2 Arten, in Amerika von Arkansas bis Paraguay; fossil Dicotyles u. a. b) Echte Schweine (Suinae). Hierher die Gattungen: Sus, Schwein (s. d.), Porcus, Hirscheber (s. d.), und Potamochoerus, in der Alten Welt; fossil Sus u. a. c) Warzenschweine (Phacochoerinae). Nur Phacochoerus, Warzenschwein (s. d.), aus dem tropischen Afrika.

8. Familie. Selenodonten (Selenodontia). Mit schmelzfaltigen Zähnen. Nur fossil. Sie bilden die Vorläufer der lebenden Wiederkäuer, die sich in ihren einzelnen Familien ziemlich sicher bis zu bestimmten Gattungen der Selenodonten zurückverfolgen lassen. Die meisten haben noch alle 44 Zähne, was bei den Wiederkäuern nicht mehr der Fall ist. Die Unterfamilie der Oreodontidae oder wiederkäuenden Schweine aus dem Oligocän und Miocän Amerikas hielt die Mitte zwischen Wiederkäuern und Schweinen, ist aber völlig ausgestorben. Die europäischen Anoplotheriidae, mit Anoplotherium (s. Tafel »Tertiärformation III«), Xiphodon, Gelocus, Dichobunus 2c., liefern die Stammeltern für die Moschustiere, Hirsche, Antilopen, Giraffen 2c., während die Vorfahren der Kamele amerikanischen Ursprungs zu sein scheinen.

9. Familie. Kamele (Camelidae) oder Schwielensohler (Tylopoda). Hörner und Geweih fehlen; die Füße treten nicht mit den Hufen, sondern mit der schwieligen Sohle auf, Afterklauen fehlen; Hals lang; obere Schneidezähne vorhanden; am Magen fehlt der Blättermagen. Lebend nur: Camelus, Kamel (s. d.), mit 2, und Auchenia, Lama (s. d.), mit 4 Arten; erstere ist auf Wüsten der Alten Welt, letztere auf die Berge und Wüsten im südlichen Teil von Südamerika beschränkt. Doch sind fossile Formen in Europa (Merycotherium) und sehr zahlreich in Nordamerika (Auchenia, Procamelus, Homocamelus) gefunden worden und lassen sich bis zum miocänen Poëbrotherium, das zur Familie der Selenodonten (s. oben) gehört, rückwärts verfolgen. Hiernach haben sich die Kamele von Nordamerika aus über die Erde

Digitized by Google

verbreitet, sind aber an ihrem Ursprungsort ganz ausgestorben und leben nur noch in weit voneinander entfernten Gegenden fort.

10. Familie. Zwergmoschustiere (Tragulidae). Ohne Geweih; obere Schneidezähne fehlen, beim Männchen ragen die obern Eckzähne wie Hauer vor; am Magen fehlt der Blättermagen; im übrigen hirschähnlich, aber klein. Lebend nur: Tragulus, mit 5 Arten in Ostindien und den größern dortigen Inseln, und Hyaemoschus, mit einer Art in Westafrika; fossil eine Art Hyaemoschus aus Südfrankreich sowie mehrere europäische Gattungen.

11. Familie. Moschustiere (Moschidae), neuerdings auch wohl der folgenden Familie eingereiht; ohne Geweih; Gebiß wie bei der vorigen Familie; Magen mit allen vier Abteilungen; Männchen mit Moschusbeutel hinter dem Nabel. Lebend nur Moschus moschifer, das Moschustier (s. d.), in Zentralasien; fossil europäische und ostindische Gattungen, die sich auf die Selenodonten (s. oben) zurückleiten lassen.

12. Familie. Hirsche (Cervidae). Männchen, seltener auch alte Weibchen, mit Geweih, das periodisch abgestoßen und erneuert wird (s. »Geweih«); die obern Schneidezähne, meist auch die obern Eckzähne fehlen; Afterzehen vorhanden. Lebend 6 Gattungen mit etwa 50 Arten, die in den Wäldern und offenen Ebenen von Europa, Asien und Amerika, in Afrika nur an der Nordküste, in Australien und Polynesien gar nicht vorkommen. Hierher unter andern Alces, Elen (s. d.), Rangifer, Renntier (s. d.), Corvus, Hirsch (s. d.) und Reh (s. d.), Dama, Damhirsch (s. »Hirsche«). Fossil sind Hirsche in Europa sehr häufig, in Amerika sehr selten gefunden worden; hierher unter andern der Riesenhirsch oder Schelch (Megaceros hibernicus) aus Irland (s. Tafel »Diluvium II«), der noch im 12. Jahrh. gelebt haben soll.

13. Familie. Giraffen (Camelopardalidae) oder Abschüssige (Devexa). An Stelle des Geweihes zwei von Haut überzogene Knochenzapfen; obere Schneide- und Eckzähne fehlen; Schultern viel höher als das Becken, Schwanz lang. Lebend nur Camelopardalis giraffa, die Giraffe (s. d.), in den offenen Landstrichen Afrikas; fossil ist sie wie auch die ältern Gattungen Helladotherium, Sivatherium und Bramatherium in Südeuropa und Ostindien gefunden worden.

14. Familie. Horntiere (Cavicornia), d. h. Rind, Schaf, Antilope, Gemse &c.; s. »Horntiere«.

Vgl. Cuvier, Recherches sur les ossements fossiles (4. Aufl., Par. 1836); Kowalewski, Versuch einer natürlichen Klassifikation der fossilen H. (Kassel 1873); Sundevall, Übersicht über die wiederkauenden Tiere (Stockh. 1844); Gray, Synopsis of the species of deer (Lond. 1850); Schlosser, Beiträge zur Stammesgeschichte der H. (Leipz. 1886).

Hüftkrankheit der Greise (Malum senile coxae), s. Gelenkentzündung, S. 269.

Hüftlahmheit (Lendenlahmheit), ähnlich wie Buglahmheit (s. d.) ein Sammelbegriff für alle mit Lahmheit verbundenen krankhaften Zustände, welche ihren Sitz in der Kruppe (s. d.), bez. in der Umgebung des Hüftgelenks und überhaupt am Becken haben. Da dieselben vielfach, abgesehen von der Lahmheit, wenig ausgesprochene Symptome hervorrufen u. anderseits die gewaltigen Muskelmassen bei den großen Haustieren eine örtliche Untersuchung dieses Körperteils sehr erschweren, so läßt sich oft Art und Sitz des die Lahmheit bedingenden Leidens nicht speziell ermitteln. Der H. liegen häufig, besonders bei Pferden, krankhafte Veränderungen der Kruppenmuskeln zu Grunde. Nicht minder kann sie veranlaßt werden durch Absplitterung kleinerer Teile der Beckenknochen, besonders des äußern Darmbeinwinkels (Hüftwinkels), oder durch beschränkte Beckenbrüche, welche die Bewegungsfähigkeit nicht aufheben und oft nach monatelanger Lahmheit wieder verheilen. Dies kommt besonders bei Pferden öfter zur Beobachtung. Am häufigsten beim Rind finden sich Erkrankungen des Hüftgelenks selbst, hervorgerufen durch Schläge mit Stöcken, Niederstürzen auf das Stallpflaster &c., Ausgleiten und Verstauchung &c. Beim Auftreten der Lahmheit ist dem Tiere Ruhe zu gewähren und sodann tierärztliche Behandlung einzuleiten.

Hüftnerv, s. Bein, S. 698, und Hüfte.

Hüftweh (Neuralgia ischiadica, Ischias postica), ein Nervenschmerz, der sich in der Regel in der Gegend von dem Gesäß bis zur Kniekehle und in die Waden, von da längs des Wadenbeins bis zum äußern Knöchel, zur Ferse und zum äußern Fußrand, jedoch selten in der ganzen Ausdehnung des Verlaufs des ischiadischen Nervs bemerklich macht. Zuweilen sitzen die Schmerzen in der Fußsohle. Das Übel ist bald einseitig, bald beiderseitig, doch pflegt in letzterm Falle der Schmerz auf der einen Seite stärker zu sein. Wie bei allen Neuralgien tritt der Schmerz beim H. in Anfällen auf, doch sind im Gegensatz zu den übrigen Neuralgien auch die Pausen zwischen den Anfällen meist nicht ganz schmerzfrei. Die Anfälle werden häufig durch unvorsichtige Bewegungen mit dem kranken Bein, Husten, Niesen hervorgerufen. In vielen Fällen finden sich beim H. sogen. Druckpunkte, d. h. Stellen, an denen Fingerdruck auf den erkrankten Nerv schmerzhaft empfunden wird; solche Druckpunkte liegen zwischen Rollhügel und Sitzbeinknorren, in der Kniekehle, hinter den Knöcheln. Zuweilen entstehen Muskelkrämpfe, besonders in den Waden und in der Fußsohle, auch allgemeines Muskelzittern. Dabei ist die Temperatur des Beines in der Regel nicht verändert, auch keine Geschwulst zu bemerken. Bei längerm Bestehen der Krankheit magert das Bein ab infolge des Nichtgebrauchs desselben. Die Ursachen des Hüftwehes sind sehr verschieden. Durch Druck auf den Nervenursprung können im Becken angehäufte Kotballen, Geschwülste die Veranlassung geben. Anderseits ist auch Erkältung entschieden eine häufige Ursache, auch Quetschungen des Steißes (durch Fall), selbst langes Sitzen auf harten Stühlen werden beschuldigt. Manchmal verbergen sich beginnende Rückenmarkserkrankungen unter dem Bilde des Hüftwehes. Männer erkranken häufiger als Frauen am H., das Alter zwischen 20—60 Jahren ist dem Leiden am meisten unterworfen. Der Verlauf des Hüftwehes ist meist langwierig, die Dauer berechnet sich auf Wochen. Rückfälle sind häufig. Die **Behandlung** hat sich, wenn möglich, nach der Ursache zu richten. Vor allem ist Bettruhe mit zweckmäßiger Lagerung des kranken Beines und die Sorge für regelmäßigen, weichen Stuhl erforderlich. In frischen Fällen lindern häufig örtliche Blutentziehungen (Schröpfköpfe) oder Hautreize (Senfteige, Blasenpflaster) den Schmerz. Bei H. infolge von Erkältung sind Schwitzkuren angebracht. In vielen Fällen erzielt man durch die Anwendung des galvanischen Stromes und die Nervendehnung gute Erfolge. Oft läßt sich die Anwendung narkotischer Mittel, namentlich des Morphiums, nicht umgehen. Bei eingewurzeltem (chronischem) H. und zur Nachkur in frischen Fällen eignen sich warme Bäder, namentlich Wiesbaden, Wildbad, Gastein, Warmbrunn, Teplitz.

Huf van Buren, Pseudonym, s. Heuff.

Hufzange (Visitierzange), Instrument zur Untersuchung des Hufes auf schmerzhafte Stellen bei Lahmheit. Vgl. Hufkrankheiten.

Hug, 1) Johann Leonhard, namhafter kathol. Theolog, geb. 1765 in Konstanz, erhielt 1789 die Priesterweihe und wurde 1791 als Professor der Theologie nach Freiburg berufen, wo er 11. März 1846 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften erwarb sich bleibenden Wert seine »Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments« (Stuttg. 1808; 4. Aufl. 1847,

Digitized by Google

2 Bde.). Mit Hirscher u. a. gab er die »Zeitschrift für Theologie« (Freiburg 1839—42, 8 Bde.) heraus.

2) Arnold, Philolog, geb. 26. Mai 1832 in Buch am Irchel im Kanton Zürich, studierte seit 1850 in Zürich und Bonn, wurde 1855 Hilfslehrer in Stettin, 1856 Lehrer, später Prorektor am Gymnasium in Winterthur (bis 1869), daneben 1866 Privatdozent in Zürich und 1869 ordentlicher Professor der klassischen Philologie daselbst. H. machte sich besonders verdient durch seine Ausgabe des Äneas Tacticus (Leipz. 1874) sowie derer von Platons »Symposion« mit Anmerkungen (2. Aufl., das. 1884) und von Xenophons »Anabasis« (das. 1878; dazu »Commentatio de Xenophontis Anabaseos codice C«, das. 1878) und »Kyropädie« (das. 1883). Außerdem veröffentlichte er: »Äneas von Stymphalos, ein arkadischer Schriftsteller aus klassischer Zeit« (Zür. 1878) und »Studien aus dem klassischen Altertum« (Freiburg 1881, Heft 1).

Hüg., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für K. Al. Ans. v. Hügel (s. d. 2).

Hugdietrich, Held einer deutschen Dichtung des 13. Jahrh., die gleichsam die Einleitung zum Wolfdietrich (s. d.) bildet. H., aus Konstantinopel stammend, gewinnt, als Mädchen verkleidet, unter dem Namen Hildegunt die Tochter des Königs Walgunt von Salneck, Hildburg, und zeugt mit ihr einen Sohn, der ausgesetzt und von Wölfen aufgezogen, von einem Jäger wieder aufgefunden und Wolfdietrich genannt wird. Walgunt willigt in die Ehe mit H., der Weib und Kind in seine Heimat führt. Eine spätere Fortsetzung erzählt, wie H., nachdem er 15 Jahre vermählt ist, von Olfan von Babilonie mit Krieg überzogen wird, wie Kaiser Ortnit den Zins von H. verlangt, und führt die Geschichte bis zu Hugdietrichs Tode. Das Gedicht in der ältern Gestalt ist in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum« (Bd. 4) gedruckt, sodann kritisch herausgegeben von Jänicke im »Deutschen Heldenbuch« (Bd. 3, Berl. 1871); die erweiterte Dichtung gab Schöle (Stuttg. 1834) teilweise heraus. Eine wahrhaft dichterische Erneuerung der Sage lieferte W. Hertz in »Hugdietrichs Brautfahrt« (Stuttg. 1863).

Hügel, s. Berg.

Hügel, 1) Ernst Eugen, Freiherr von, württemberg. General, geb. 26. März 1774 in Ludwigsburg, gest. 30. März 1849, war der Sohn des württembergischen Generalfeldzeugmeisters Joh. Andreas v. H. (geb. 1734, gest. 1807), dessen Humanität der Dichter Schubart in seinen »Gedichten aus dem Kerker« ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. H. trat 1785 als Fähnrich in das Regiment seines Vaters, nahm als Leutnant, seit 1793 als Oberleutnant an den Feldzügen von 1792—1800 teil und stieg bis zum Hauptmann, 1806 zum Major. Als Militärkommissar in das französische Hauptquartier beordert, wohnte er den Schlachten bei Eylau und Friedland sowie im Feldzug von 1809, ebenfalls im Hauptquartier Napoleons, den Schlachten bei Eggmühl, Aspern und Wagram bei und wurde zum Generalmajor ernannt. An dem Zuge nach Rußland nahm er als Kommandeur einer Infanteriebrigade teil und zeichnete sich in den Schlachten bei Smolensk u. Borodino rühmlich aus. Gesundheitsrücksichten nötigten ihn, im August 1813 seinen Abschied zu nehmen; doch trat er schon 1815 wieder in den aktiven Dienst, wurde in das Hauptquartier Wellingtons beordert, machte die Schlacht bei Waterloo mit, war dann württembergischer Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen in Paris und wurde 1817 zum Präsidenten des Kriegsministeriums ernannt. 1820 ernannte ihn der König zum Mitglied der Kammer der Standesherren und 1829 zum Kriegsminister. Im September 1842 ließ er sich in den Ruhestand versetzen und zog sich später nach Kirchheim u. T. zurück. — Sein Sohn Karl, Freiherr von H., geb. 24. Mai 1805, gest. 29. Mai 1870 in Stuttgart, war vom Oktober 1855 bis September 1864 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und ein eifriger Verfechter der mittelstaatlichen Politik.

2) Karl Alexander Anselm, Freiherr von, Reisender, geb. 25. April 1796 in Regensburg, gest. 2. Juni 1870 in Brüssel, studierte seit 1811 in Heidelberg Rechtswissenschaft, machte dann die Feldzüge 1813—15 in der österreichischen Armee mit, nahm 1821 an dem Feldzug gegen Neapel teil und blieb in Neapel als Attaché der österreichischen Gesandtschaft bis 1824. Darauf lebte er als Privatmann in Wien, mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigt, besuchte 1830 England und Frankreich und trat 1831 von Toulon aus eine größere Reise an, auf welcher er mit längerm oder kürzerm Aufenthalt Griechenland, Ägypten, Vorderasien, Nordafrika, Ostindien, Ceylon, Neuseeland, die Philippinen, das Kapland besuchte und von dort erst 1837 mit reichen Sammlungen nach Europa zurückkehrte. 1849 machte H. den italienischen Feldzug unter Radetzky mit, 1850—59 war er österreichischer Gesandter in Florenz, 1860—69 in Brüssel. H. veröffentlichte über seine Reise: »Kaschmir und das Reich der Siek« (Stuttg. 1840—48, 4 Bde.); »Das Kabulbecken und die Gebirge zwischen dem Hindu-Kosch und der Sutlej« (Wien 1851—52, 2 Bde.) u. »Der Stille Ozean und die spanischen Besitzungen im Ostindischen Archipel« (das. 1860).

Hügelameise, s. Ameisen, S. 480.

Hügelgräber, s. Gräber, prähistorische.

Hugenius, s. Huygens.

Hugenotten (franz. Huguenots), Name der französischen Protestanten, der wahrscheinlich von den protestantischen Genfern herrührt, die im Kampfe gegen Savoyen sich an die Schweizer anlehnten und deshalb die Partei der »Eidgenossen« oder in französischer Verstümmelung Huguenots genannt wurden. Schon unter König Franz I. hatte der unter den Gebildeten herrschende, der alten Kirche feindliche Humanismus der Reformation Eingang verschafft, die, von des Königs Schwester Margarete von Navarra begünstigt, besonders unter den Gelehrten große Verbreitung fand. 1523 entstand in Meaux die erste lutherische Vereinigung. Indes politische Rücksichten und despotische Gesinnung veranlaßten Franz I. zur Verfolgung der Lutheraner, deren viele seit 1525 hingerichtet wurden. Nichtsdestoweniger dehnte sich der Protestantismus schnell unter Adel und Bürgertum aus, und gerade die Verfolgung ließ an Stelle des friedfertigern Luthertums die streitbare und thatkräftige Lehre Calvins treten. Vergebens steigerte Heinrich II. (1547—59) noch die Schärfe der Verfolgung. Bei seinem Tode zählten die Reformierten schon 400,000 Anhänger und hatten im Mai 1559 ihre erste große Landesversammlung gehalten, die sie in Gemeinden, Provinzialsynoden und eine Nationalsynode in demokratischem Sinne und auf praktischste Weise organisierte und zugleich in 40 Glaubens- und ebensoviel Disziplinarartikeln ihr Bekenntnis auf Calvinischer Grundlage feststellte. Die prinzliche Familie Bourbon und das mächtige Haus Châtillon übernahmen ihre Führung, während die Guisen ihre erbittertsten Gegner wurden. Da diese unter dem König Franz II. (1559—60) die Regie-

Digitized by Google

rung in Händen hatten, verhängten sie über die H. die schlimmsten Verfolgungen. Zumal als der hugenottische Aufstandsversuch von Amboise unter La Renaudie im Blute seiner Teilnehmer erstickt war, schritt die Regierung zur Vernichtung des Hauses Bourbon. Indes ehe die Guisen diesen Zweck erreicht hatten, starb Franz II., und für dessen minderjährigen Bruder, Karl IX., übernahm die Königin-Mutter Katharina von Medici die Regentschaft, welche sie, aus Eifersucht gegen die Guisen, derart hugenottenfreundlich gestaltete, daß man an ihren Übertritt zum Calvinismus glaubte. Die Ständeversammlung von Orléans (Dezember 1560) zeigte sich, mit Ausnahme der Geistlichkeit, diesem Bekenntnis durchaus geneigt. Katharina veranstaltete zwischen katholischen und reformierten Geistlichen zu Poissy (September 1561) ein Religionsgespräch, das mit dem Siege der Protestanten endete. Darauf wuchs die Zahl der neugläubigen Gemeinden auf 2500, ging fast der gesamte Adel zu den H. über, welchen das sogen. Januaredikt (17. Jan. 1562) freie Übung des Gottesdienstes außerhalb der Städte gestattete. Die eifrig katholische Partei antwortete darauf durch Niedermetzelung der Hugenottengemeinde von Vassy. Dieses Blutbad von Vassy (1. März 1562) führte den ersten Hugenottenkrieg herbei. Der bourbonische Prinz Condé, welcher die H. befehligte, wurde bei Dreux (19. Dez. 1562) geschlagen und gefangen genommen, allein Katharina von Medici vermittelte einen Frieden, der 19. März 1563 in Form des Edikts von Amboise verkündigt wurde, freilich aber die H. mehr einschränkte, als das Januaredikt dies gethan.

In den folgenden Friedensjahren vollendeten die H. ihre starke politische und militärische Organisation. Eine strenge Sittlichkeit wurde unter ihren Anhängern aufrecht erhalten und besonderes Gewicht auf den Schulunterricht gelegt, der in den fünf Akademien zu Montauban, Nimes, Saumur, Montpellier und Sedan gipfelte. Die H. zeichneten sich bald durch Moral, Bildung und kriegerische Tüchtigkeit aus. Aber sie verscherzten endgültig die Gunst der öffentlichen Meinung Frankreichs, als Condé durch den vergeblichen Versuch, sich durch Überfall des jungen Königs im Landhause Monceau zu versichern (27. Sept. 1567), den zweiten Hugenottenkrieg herbeiführte. Von den deutschen Glaubensgenossen mit Truppen unterstützt, nötigte Condé den Hof zum Frieden von Lonjumeau (23. März 1568), der den H. nicht ungünstig war. Aber wie die große Mehrheit des Volkes, so war auch die Regentin durch die ungerechtfertigte Empörung der H. mit denselben unheilbar verfeindet. Blutige Gewaltthaten wurden allerorten gegen sie verübt, bis sie im August 1568 den dritten Hugenottenkrieg begannen. Herzog Heinrich von Anjou, des Königs Bruder, besiegte Condé bei Jarnac (13. März 1569). Da Condé in dieser Schlacht gefallen war, ging die Leitung der H. an den Admiral Coligny über. Zwar wurde auch dieser von Anjou bei Moncontour (3. Okt. 1569) geschlagen; allein die Festigkeit des Admirals, der Mut der Protestanten und die Unterstützung ihrer deutschen Glaubensbrüder zwangen schließlich den Hof zum Frieden von St.-Germain-en-Laye (8. Aug. 1570), der den H. vollkommene Glaubensfreiheit, Sicherheit vor Gericht und vier Festungen zu ihrem Schutze gewährte.

Der jugendliche König Karl IX. schloß sich politisch ganz den H. an, berief Coligny als seinen vertrautesten Berater an den Hof und vermählte seine Schwester Margarete mit dem jungen protestantischen König Heinrich von Navarra (18. Aug. 1572). Allein die Eifersucht Katharinas auf die Macht Colignys führte zunächst einen Mordanschlag auf diesen, dann, als derselbe mißlungen war, den Beschluß der Niedermetzelung aller H. herbei, den die Königin-Mutter und Anjou durch Aufgebot ihres ganzes Einflusses dem König abrangen. In der Nacht zum 24. Aug. 1572, der Bartholomäusnacht (la Saint-Barthélemy), begann das Morden in Paris, worauf es in den Provinzen nachgeahmt wurde: mindestens 30,000 H. wurden binnen vier Wochen hingeschlachtet. Heinrich von Navarra und der junge Heinrich von Condé retteten ihr Leben nur durch Übertritt zum Katholizismus.

Allein in dieser furchtbaren Krise bewährte sich der französische Protestantismus auf das glänzendste. Nach kurzer Entmutigung griffen die Überlebenden zu den Waffen, unter Führung des heldenkühnen La Noue (vierter Hugenottenkrieg); Hotmans feurige Flugschrift »De furoribus gallicis« klagte die Greuel der Bartholomäusnacht dem ganzen Europa. Die königlichen Truppen vermochten weder La Rochelle noch andre protestantische Festungen einzunehmen. Das Edikt von Boulogne (30. Juni 1573) gewährte den H. wenigstens persönliche Gewissensfreiheit sowie Übung des Gottesdienstes in den ihnen eingeräumten drei Sicherheitsplätzen. Die H. fanden Unterstützung bei der Partei der »Politiker«, der gemäßigten Katholiken, an deren Spitze sich der jüngere Bruder des Königs, der Herzog von Alençon, stellte. Im Dezember 1573 hielten die H. eine Versammlung zu Milhaud, wo sie sich für die zukünftigen Kämpfe vorbereiteten. Heinrich von Condé, der vom Hofe nach Straßburg geflüchtet und dort zum Protestantismus zurückgekehrt war, wurde ihr Führer.

Als der neue König Heinrich III. die H. bedrängte (1574), begannen diese mit Hilfe der »Politiker« den fünften Hugenottenkrieg. Alençon wie Navarra entkamen vom Hofe, und der zweite von ihnen trat 1576 wieder zu den H. über, die er von nun an mit ebensoviel Mut wie Einsicht leitete. Katharina vermittelte den Frieden, der 8. Mai 1576 zu Beaulieu geschlossen wurde, den H. neue Sicherheitsplätze einräumte und ihren Gottesdienst im ganzen Reiche, mit Ausnahme der Hauptstadt, zuließ, außerdem bei den Parlamenten zur Entscheidung aller Rechtshändel, bei denen Protestanten beteiligt seien, eine aus diesen und Katholiken zu gleichen Teilen gemischte Kammer (chambres mi-parties) einrichtete. Vier Jahre nach der Bartholomäusnacht zu stande gekommen, war dieser Friede der glänzendste Triumph der H. Leider war in dem wilden Kriegstreiben Zügellosigkeit und weltliches Interesse bei ihnen eingerissen, während nunmehr ihre Gegner sich in der sogen. Ligue zusammenschlossen. Die Stände von Blois faßten (Dezember 1576), der damaligen Stimmung der großen Mehrheit des französischen Volkes entsprechend, Beschlüsse, die auf Vernichtung der H. zielten. Diese begannen den sechsten Hugenottenkrieg, der zwar im September 1577 durch den Frieden von Bergerac beendigt wurde, aber bald im siebenten Hugenottenkrieg wieder auflebte. Anjou (der frühere Alençon) vermittelte dann im November 1580 einen neuen Frieden zu Fleix, der gleichfalls den H. sehr günstig war. Aber die ganze Lage der Dinge wurde verändert durch den Tod Anjous (10. Juni 1584): nunmehr war der rückfällige Ketzer Heinrich von Navarra der präsumptive Thronfolger, eine Aussicht, die auch die gemäßigten Katholiken er-

Digitized by Google

schreckte. Unter diesen Umständen nötigte die Ligue, von der öffentlichen Meinung und dem König von Spanien unterstützt, Heinrich III. zu dem Edikt von Nemours (7. Juli 1585), das sämtliche Reformierte bei Todesstrafe aus dem Reiche verbannte. Am 10. Sept. 1585 schleuderte Papst Sixtus V. den Bannstrahl gegen Heinrich von Navarra und Heinrich von Condé, die er von jedem Recht der Thronfolge ausschloß. Aber die H. erhoben sich zum achten Hugenottenkrieg, in dem sie ebenso von ihren deutschen und englischen Glaubensgenossen unterstützt wurden, wie die Ligue vom Papst und dem König von Spanien. Navarra schlug die Königlichen bei Coutras (20. Okt. 1587), nutzte aber den Sieg wenig aus, während sein Gegner Heinrich von Guise die deutschen Hilfstruppen der Protestanten bei Auneau warf und sie zum Rückzug aus Frankreich nötigte, dann an dem sogen. Barrikadentag (12. Mai 1588) den König aus Paris vertrieb und ihn zu dem Unionsvertrag von Rouen (15. Juli 1588) zwang, der Heinrich III. zum Sklaven der Ligue machte. Der König entledigte sich zwar Guises durch Meuchelmord (23. Dez. 1588), rief aber dadurch nur einen Aufstand in Paris und in den meisten großen Städten hervor, die sich für die Ligue erklärten; an ihre Spitze trat Guises Bruder, der Herzog von Mayenne. Darauf vereinigte Heinrich III. seine Truppen mit denen Navarras, und beide belagerten Paris. Im Hauptquartier zu St.-Cloud fiel der letzte Valois unter dem Messer des fanatischen Dominikaners Jacob Clément (2. Aug. 1589), und der Bourbon Heinrich von Navarra ward nun legitimer König als Heinrich IV. Indes noch jahrelang hatte er ohne entscheidenden Erfolg gegen die Ligue und deren spanische Hilfstruppen zu kämpfen. Schließlich konnte er eine Entscheidung nur herbeiführen, indem er zum zweitenmal zur katholischen Kirche übertrat (25. Juli 1593), zum großen Schmerz der H. Allein im Grunde gewannen sie dadurch, da Heinrich seinen frühern Glaubensgenossen stets gewogen blieb. Nachdem er allgemeine Anerkennung erlangt hatte, erteilte er 25. April 1598 das Edikt von Nantes, welches den H. vollkommene Gewissensfreiheit gewährte; überdies erzwangen sie in demselben Genehmigung ihrer straffen religiösen, politischen und militärischen Organisation sowie die Einräumung von nicht weniger als 200 Sicherheitsplätzen. Freilich kostete es Heinrich viel Mühe, die Annahme des Edikts bei den altgläubigen Parlamenten durchzusetzen; es gelang ihm vollständig erst 1600. Der König hat das Edikt genau beobachtet, und mehrere H., wie Sully, Aubigné, Les Diguières, nahmen bei ihm die höchsten staatlichen und militärischen Würden ein.

Ungünstiger war den H. König Ludwig XIII. Zwar bestätigte er das Edikt von Nantes bei der Erklärung seiner Volljährigkeit 1614 und zwei Jahre später in dem Vertrag von Loudun. Als er aber 1620 die katholische Religionsübung in der rein protestantischen Provinz Béarn wieder einführen wollte, erregten die H. einen Aufstand (bisweilen als neunter Hugenottenkrieg bezeichnet). Indes die frühere Überzeugungstreue und Festigkeit waren besonders aus ihrem Adel gewichen, und dessen Feigheit und Selbstsucht brachten sie derart in Nachteil, daß sie im Frieden von Montpellier (21. Okt. 1622) den größten Teil ihrer Sicherheitsplätze sowie das Recht verloren, ohne Genehmigung des Königs ihre Versammlungen abzuhalten. Richelieu, der bald darauf allmächtig wurde, beschloß, mit voller Wahrung der Gewissensfreiheit der H., doch deren politisch-militärische Sonderstellung im Staate zu vernichten. Von den Spaniern aufgehetzt, brachten die Brüder Rohan und Soubise die H. 1625 wieder in Waffen; allein von den Fremden im Stiche gelassen, wurden sie von dem Kardinal besiegt. Zwar kam ihnen 1626 England zu Hilfe, aber Richelieu schlug die Engländer auf der Insel Ré, belagerte dann die reformierte Hauptfestung La Rochelle, vereitelte die Entsatzbemühungen der Engländer und zwang endlich (Oktober 1628) den Platz zur Ergebung. Am 27. Juni 1629 schlossen die H. mit dem Kardinal den Frieden von Alais, der das Edikt von Nantes erneuerte, jedoch nur unter der Bedingung, daß jene auf ihre sämtlichen Sicherheitsplätze verzichteten. Mit der politischen und militärischen Macht der H. war es vorbei, und sie waren so dem Belieben der Staatsgewalt preisgegeben.

Unter der Regierung Richelieus und Mazarins wurden die H. durchaus nicht belästigt. Anders wurde es unter Ludwig XV. Dieser Herrscher wollte in seinem Reiche keine von der seinen abweichende Meinung dulden; überdies wünschte er, gerade wegen seiner Mißhelligkeiten mit dem Papst, der Geistlichkeit einen Beweis seines katholischen Eifers zu geben. Seit seinem Regierungsantritt wurden die H. zurückgesetzt und beeinträchtigt, der Abfall vom Protestantismus durch Gnadenstellen und die »Bekehrungskasse« gefördert. Besonders aber steigerte sich die Verfolgung seit 1680. Die Chambres mi-parties wurden aufgehoben, die H. von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, zahlreiche reformierte Kirchen gesperrt, die Betversammlungen mit Waffengewalt gesprengt. Endlich, 1685, erfand der Intendant von Béarn, Foucault, die Dragonaden, Zwangseinquartierung von Soldaten, zumal Dragonern, bei den H., gegen welche die Soldaten die ärgsten Gewaltthätigkeiten anzuwenden geradezu befehligt wurden. Diese Maßregeln hatten in der That den scheinbaren Übertritt des größern Teiles der H. zum Katholizismus zur Folge. Nun hob der König 22. Okt. 1685 das Edikt von Nantes förmlich auf, mit Verbot jeder religiösen Übung für die H., zugleich aber auch der Auswanderung, bei Galeeren- und selbst Todesstrafe. Trotzdem gelang es etwa 200,000 H., über die Grenzen nach den protestantischen Ländern zu entkommen, wo diese Réfugiés auf das gastlichste aufgenommen wurden. In Frankreich aber wurden immer strengere Maßregeln ergriffen: die Ehen der H. wurden für nichtig erklärt, ihre Kinder ihnen entrissen &c. Diese Verfolgungen riefen 1702 in dem Gebirgslande der Cevennen, wohin sich viele H. geflüchtet hatten, den Aufstand der Kamisarden (s. d.) hervor. Unter dem Regenten gestattete man den H. wieder größere Freiheit; und selbst die Verfolgungsdekrete, die Ludwig XV. auf Andrängen der Jesuiten gegen sie erließ, wurden durch den humanen Sinn der Behörden kraftlos. Die H. hielten nach wie vor im geheimen, »in der Wüste« (désert), wie sie sagten, ihre gottesdienstlichen Versammlungen ab. Einzelne Unduldsamkeiten, wie die Ungültigkeitserklärung der protestantischen Trauungen und Taufen (1752), der Fall Calas (s. d.) u. a., riefen nun von seiten Voltaires und der übrigen »Philosophen« eindrucksvolle Proteste hervor. Ludwig XVI. erließ schon 17. Nov. 1787 ein Toleranzedikt, und die konstituierende Nationalversammlung verlieh 1791 den Reformierten den Vollgenuß aller bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte. Wenn auch im Beginn der Restauration der »weiße Schrecken« der Ultraroyalisten und Ultraklerikalen vorübergehend in Südfrankreich

Digitized by Google

Verfolgung über die Protestanten verhängte, ist doch ihre rechtliche Stellung nicht mehr angetastet worden, und sie konnten in ihren Konsistorien und ihrem Zentralkonsistorium die Angelegenheiten ihrer Religionsgemeinschaft frei ordnen.

Vgl. die Beza zugeschriebene »Histoire des Eglises réformées en France« (Antwerp. 1580, 3 Bde.); Thuanus, Historia sui temporis (Par. 1604; beste Ausg., Lond. 1733, 7 Bde.); Davila, Storia delle guerre civili di Francia (Vened. 1630; deutsch von Reith, Leipz. 1792—95, 5 Bde.); Duplessis-Mornay, Mémoires et correspondances (1624, neue Ausg., Par. 1825, 12 Bde.); Lacretelle, Histoire de France pendant les guerres de religion (das. 1814—16, 4 Bde.; deutsch, Leipz. 1815, 2 Bde.); Aguesse, Histoire de l'établissement du protestantisme en France (Par. 1891, 2 Bde.); Soldan, Geschichte des Protestantismus in Frankreich bis zum Tode Karls IX. (Leipz. 1855, 2 Bde.); v. Polenz, Geschichte des französischen Calvinismus (Gotha 1857—69, 5 Bde.); Meaux, Les luttes religieuses en France au XVI. siècle (Par. 1879); C. W. Baird, History of the rise of the Huguenots (Lond. 1880, 2 Bde.); Derselbe, History of the Huguenot emigration to America (New York 1885, 2 Bde.); H. M. Baird, Huguenots and Henry of Navarre (das. 1886, 2 Bde.); Sander, Die H. und das Edikt von Nantes (Bresl. 1886); Puaux u. Sabatier, Études sur la révocation de l'édit de Nantes (Par. 1886).

Hugenottenkriege, s. Hugenotten.

Hugenottenpsalter, s. Marot und Goudimel.

Hugenottenstil, moderne Bezeichnung für eine Richtung in der Architektur, die von den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten in Holland und Deutschland eingeführt wurde und während des 17. Jahrh. einzelnen von den Hugenotten angelegten Städten und Stadtteilen, z. B. Mannheim, das Gepräge gab. Im Gegensatz zu dem italienischen Barock- und Jesuitenstil betont der H. im Kirchen- und Profanbau Einfachheit und Klarheit im Aufbau wie im Grundriß, im Kirchenbau unter besonderer Berücksichtigung der Erfordernisse des protestantischen Kultus. Bezeichnende Beispiele dieses Stils sind die Schlösser in Mannheim und Biebrich, das Rathaus in Hanau, das Orangeriegebäude in Kassel, die beiden Kirchen auf dem Gendarmenmarkt und die Parochialkirche in Berlin, die Garnisonkirche in Potsdam und die lutherische Kirche in Amsterdam.

Huggins (spr. höggins), William, Physiker, geb. 7. Febr. 1824 in London, errichtete 1855 ein astronomisches Observatorium in Upper Tulse Hill, auf welchem er Doppelsterne und Planeten beobachtete und sich seit 1862 der spektralanalytischen Erforschung der Himmelskörper zuwendete. Nachdem er zuvor die Spektren von 26 chemischen Elementen studiert und gezeichnet hatte, beobachtete er mit Miller die Spektren von mehr als 50 Sternen und verglich sie mit den Spektren irdischer Körper; besonders aber konstatierte er die gasförmige Beschaffenheit mehrerer Nebel und erkannte als wesentliche Bestandteile derselben Stickstoff und Wasserstoff. In der Folge untersuchte er die Spektren von Kometen, wendete die Spektralbeobachtung zur Bestimmung der Eigenbewegung der Sterne an, studierte auch die Protuberanzen und suchte die Wärme zu bestimmen, welche von den Fixsternen zur Erde gelangt. Er schrieb: »Spectrum analysis, applied to the heavenly bodies« (1856); »On the spectra of some of the fixed stars and nebulae« (1863—68); »Further observations on the spectra of some of the stars and nebulae with an attempt to determine there from wether these bodies are moving towards or from the earth« (1868).

Hughenden (spr. jú-enden, lokal: hittschenden), Dorf in Buckinghamshire (England), 3 km von High Wycombe, mit (1891) 1765 Einw., bekannt als Landsitz des Earl of Beaconsfield (Disraeli), der nebst seiner Gemahlin auch dort begraben liegt. In der Kirche des Ortes ein schönes, von der Königin ihm gestiftetes Marmordenkmal (ein Werk des Bildhauers Belt).

Hughes (spr. jús), 1) Thomas, engl. Schriftsteller und Politiker, geb. 20. Okt. 1823 in Donnington Priory bei Newbury in Berkshire, zu Rugby erzogen, studierte in Oxford und wurde 1848 Rechtsanwalt. Hauptsächlich aber widmete er sich der Teilnahme am öffentlichen Leben. Er war einer der Hauptgründer des sogen. christlichen Sozialismus (s. Kingsley 1) und des Working Mens' College, an dessen Spitze er jetzt steht. Litterarisch machte er sich zuerst bekannt durch »Tom Brown's schooldays« (1856 u. ö.; deutsch, Nürnb. 1892), eine Darstellung seiner Schulerinnerungen, welche das Wirken des englischen Erziehers Th. Arnold in helles Licht setzt, zugleich aber das ganze Schulwesen Englands beleuchtet. Eine Fortsetzung davon erschien als »Tom Brown at Oxford« (1861, neue Ausg. 1871). Interessante Erinnerungen aus dem westlichen England enthält H.' Werk »Scouring of the white horse« (1858, neue Ausg. 1869); Carlyles Einfluß zeigt sich besonders in »Alfred the Great« (1869). Von 1865—68 vertrat H. Lambeth, bis 1874 Frome im Parlament. 1879 gründete er unter dem Namen Rugby eine englische Kolonie in Tennessee, die er bei seiner Rückkehr 1880 in blühendem Zustand zurückließ (vgl. seine Schrift »Rugby. account of the settlement«, 1881), die aber gleichwohl infolge ökonomischer Schwierigkeiten bald wieder einging. Noch veröffentlichte er »Our old church: what shall we do with it?« (1878); »The manliness of Christ«, Erbauungsschrift (1879), ein »Memoir of Daniel Mc. Millan« (1882), die Biographie des Bischofs James Fraser (1887) und »Loyola and the educational system of the Jesuits« (1892).

2) David Edwin, der Erfinder des Typendrucktelegraphen, geb. 1831 in London, kam 1838 nach Virginia und erhielt 1850 eine Professur der Musik, bald auch den Lehrstuhl für Naturwissenschaft an der Hochschule zu Barndstown in Kentucky. 1853 zog er sich nach Bowlinggreen zurück, um sich der Konstruktion eines Typendrucktelegraphen zu widmen. Die Hauptschwierigkeit, welche darin bestand, dem gebenden und dem empfangenden Apparat genau übereinstimmende und gleichmäßige Geschwindigkeit zu erteilen, überwand er durch Anwendung schwingender Körper zur Regulierung der Bewegung und erzielte 1855 mit seiner Erfindung den ersten durchschlagenden Erfolg. Der Apparat wurde zuerst zwischen Worcester und Springfield in Massachusetts, 1861 in Frankreich, 1865 in Preußen eingeführt, 1869 in Bayern und Württemberg, 1872 bei der Submarine Telegraph Company in Betrieb gesetzt. Endlich wurde auf dem internationalen Telegraphenkongreß vereinbart, daß alle internationalen Telegramme nur mittels des H.- oder des Morse-Apparats befördert werden sollen. Nach der Einführung seines Apparats ließ sich H. in London nieder und erfand das Mikrophon, welches mit Hilfe einer galvanischen Batterie und eines Telephons auch das leiseste Geräusch dem Ohr wahrnehmbar macht.

Digitized by Google

Hugh Town (spr. jū taun), Hauptort der Scillyinseln (England), auf der Insel St. Mary's, mit vorzüglichem Hafen, dem Star Castle (einer Festung aus der Zeit Elisabeths) und 1500 Einw.

Hugi, Franz Joseph, Naturforscher, geb. 23. Jan. 1796 zu Grenchen im Kanton Solothurn, gest. 25. März 1855 in Solothurn, studierte zu Landshut Theologie, dann in Wien Naturwissenschaft und gründete hierauf in Solothurn die Naturforschende Kantonalgesellschaft, das naturhistorische Museum, das er 1830 an die Stadt Solothurn abtrat, und 1836 auch den botanischen Garten. Nachdem er eine Zeitlang Direktor des Waisenhauses und Lehrer an der Realschule zu Solothurn gewesen, erhielt er 1833 die Professur der Physik und 1835 die der Naturgeschichte am Lyceum daselbst, wurde aber 1837 entlassen, weil er zum Protestantismus übergetreten war. 1835 bereiste er für naturwissenschaftliche Zwecke einen Teil von Nordafrika, Sizilien und Italien. Seine jetzt aufgegebene Theorie über die Gletscher entwickelte er in den Schriften: »Über das Wesen der Gletscher und Winterreise in das Eismeer« (Stuttg. 1842) und »Die Gletscher u. die erratischen Blöcke« (Soloth. 1843). Er schrieb noch: »Grundzüge zu einer allgemeinen Naturansicht« (Bd. 1: »Die Erde als Organismus«, Soloth. 1841) und »Naturhistorische Alpenreise« (das. 1830).

Hugli, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (3167 qkm mit (1891) 1,076,710 Einw.) der britisch-ind. Provinz Bengalen, am rechten Ufer des gleichnamigen Mündungsarms des Ganges (s. d.) und an der Eisenbahnlinie Kalkutta-Allahabad, mit (1891) 33,060 Einw. Die Stadt wurde 1537 von den Portugiesen gegründet, 1629 von Schah Dschehan erobert und 1640 von den Briten besetzt. Der jetzige Stadtteil Tschinsura ist eine Gründung der Holländer.

Hugo (franz. Hugues), Mannesname, ist eigentlich nur die volltönend erhaltene, durch Kürzung entstandene Koseform eines zusammengesetzten altdeutschen Namens, dessen erster Teil althochdeutsch Hugu lautet (vgl. Hubert). Merkwürdig sind:

1) H. der Große, Herzog von Francien, auch zur Unterscheidung von Hugo dem Schwarzen von Burgund der Weiße, bisweilen auch wegen der Pfründen, die er besaß, H. der Abt genannt, Sohn des Grafen Robert von Paris, des Gegenkönigs Karls des Einfältigen, lenkte nach dem Tode seines Vaters in der Schlacht bei Soissons 923 die Königswahl auf seinen Schwager, den Herzog Rudolf von Burgund, und nach dessen Tode 936 auf den Karolinger Ludwig IV. mit dem Beinamen Transmarinus, d'Outremer (»der Überseeische«), dessen Vormund er ward. Den hierdurch erlangten Einfluß benutzte er dazu, zu seinen bedeutenden Besitzungen auch noch die Hälfte des Herzogtums Burgund von Hugo dem Schwarzen abgetreten zu erhalten. Da König Ludwig sich nicht von ihm beherrschen lassen wollte und sich aus seiner Nähe entfernte, schloß H. ein Bündnis mit Herbert von Vermandois und Wilhelm Langschwert von der Normandie und brachte 942 nun auch die zweite Hälfte des Herzogtums Burgund nebst dem Herzogtum Neustrien an sich. Durch Verrat nahm er den König Ludwig in Rouen gefangen und nötigte ihn zur Herausgabe der letzten königlichen Feste, Laon; aber der deutsche König Otto d. Gr., welcher mit beiden Fürsten verschwägert war, zwang an der Spitze eines Heeres 950 H. zur Wiedereinsetzung Ludwigs. Nach dessen Tode (954) mußte H. es dulden, daß König Ottos Bruder Bruno von Köln den ältesten Sohn Ludwigs IV., Lothar II., zum König erhob. H. starb übrigens schon im Juni 956. Er war erst mit der Tochter des Königs Eduard des ältern von England, sodann mit Hedwig, der Schwester Ottos I., vermählt und hinterließ drei Söhne, Hugo Capet, Otto und Heinrich, von denen der erste Francien und der zweite Burgund erhielt, der dritte in den geistlichen Stand trat.

2) König von Italien, Sohn des Grafen Thietbald von Provence und der Bertha, Tochter König Lothars II. von Lothringen, erlangte schon bei Lebzeiten des geblendeten Kaisers Ludwig III., Königs von Niederburgund, eine leitende Stellung in diesem Reich und folgte dann einem Ruf der dem König Rudolf (s. d.) feindlichen Partei nach Italien, durch die er im Juli 926 in Pavia zum König erhoben wurde. Nach dem Tode Ludwigs (928) befestigte er seine Herrschaft in Niederburgund noch mehr, trat aber durch einen Vertrag von 933 dies Reich an Rudolf ab, der dagegen auf Italien verzichtete. Hier regierte H. kräftig, aber auch mit Härte und Grausamkeit und übertrug geistliche und weltliche Ämter seinen Bastarden und burgundischen Günstlingen. Seine seit 932 jahrelang fortgesetzten Bemühungen, sich Roms zu bemächtigen, um derentwillen er sich mit der berüchtigten Römerin Marozia verband, blieben erfolglos. Ebensowenig gelang es ihm, nach dem Tode Rudolfs (937), obwohl er sich mit dessen Witwe Bertha vermählte, Konrad, dem Sohn Rudolfs, Burgund zu entreißen, und als er den Plan hegte, Berengar, Markgrafen von Ivrea, gefangen zu nehmen und zu blenden, führte er seinen eignen Sturz herbei. Berengar nämlich entkam noch zu rechter Zeit zu König Otto I., kehrte 945 mit einer in Deutschland geworbenen Schar zurück und gewann in kurzem die mißvergnügten Großen für sich. H. und sein 931 zum Mitregenten ernannter Sohn Lothar (s. d.) behielten nur den Schatten der Herrschaft, während Berengar alle Gewalt ausübte. Dieser Stellung überdrüssig, zog sich H. 946 nach der Provenze zurück und starb 10. April 947 in Arles, ehe er versuchen konnte, Italien wiederzuerobern.

3) H. der Große, Graf von Vermandois, geb. 1057, gest. 1102 in Tarsos, Sohn König Heinrichs I. von Frankreich, erlangte durch die Heirat mit der Erbtochter von Vermandois diese Grafschaft. Er war einer der Führer des ersten Kreuzzugs, wurde auf der Fahrt nach Dyrrhachium verschlagen und kam von da nach Konstantinopel, wo er dem Kaiser Alexios den Lehnseid schwur. H. focht in der Schlacht bei Doryläum mit Auszeichnung, kehrte aber 1098 noch vor der Eroberung Jerusalems von Antiochia nach Frankreich zurück und nahm erst 1101 an einer neuen Kreuzfahrt teil, um sein Gelübde zu erfüllen; bei der Niederlage, welche das christliche Heer in Kappadokien erlitt, wurde er verwundet.

Hugo, 1) Gustav, Begründer der historischen Rechtsschule, geb. 23. Nov. 1764 zu Lörrach im Badischen, gest. 15. Sept. 1844, widmete sich in Göttingen dem Studium der Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte und ward 1786 Lehrer des Erbprinzen von Anhalt-Dessau. 1788 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Göttingen berufen, wurde er daselbst 1792 ordentlicher Professor. 1819 erhielt er den Titel eines Geheimen Justizrats. H. hat sich neben Haubold und Savigny vorzüglich um das Quellenstudium und die historische Begründung des römischen Rechts verdient gemacht. Er gab Gibbons »Übersicht des römischen Rechts« (Götting. 1789) mit Anmerkungen heraus sowie Ulpians »Fragmenta« (das. 1788 u. ö.),

Digitized by Google

Paulus' »Sententiae receptae« (Berl. 1796) und das »Jus civile antejustinianeum« (das. 1815, 2 Bde.). Außerdem schrieb er: »Lehrbuch eines zivilistischen Kursus« (Berl. 1792-1821, 7 Bde.), dessen einzelne Teile verschiedene Auflagen erlebten. Daran schloß sich ein ebenfalls wiederholt aufgelegtes »Zivilistisches Magazin« (Berl. 1790—1837, 6 Bde.). Eine Beilage zu demselben bilden die »Beiträge zur zivilistischen Bücherkenntnis der letzten 40 Jahre« (Berl. 1828—44, 3 Bde.), enthaltend seine Arbeiten für die »Göttinger gelehrten Anzeigen«. Vgl. Eyssenhardt, Zur Erinnerung an G. H. (Berl. 1845).

2) (spr. ügo) Victor Marie, berühmter franz. Dichter, geb. 26. Febr. 1802 in Besançon, gest. 22. Mai 1885 in Paris, war der Sohn eines Offiziers, Sigisbert H., der sich in der Folge zum General und Grafen des Kaiserreichs emporschwang, und der royalistisch gesinnten Tochter eines Reeders von Nantes, Sophie Trébuchet. Für die militärische Laufbahn bestimmt, begleitete er den Vater auf dessen wechselvollen Zügen nach Italien und Spanien. Bereits mit 15 Jahren bewarb er sich um einen Preis der Akademie mit dem Lehrgedicht »Les avantages de l'étude«, das ein Lob erhielt, trug dann in den Jeux floraux von Toulouse mit den Gedichten: »Vierges de Verdun«, »Rétablissement de la statue de Henri IV« und »Moïse sur le Nil« (1819—21) dreimal den Preis davon und dichtete seine »Odes et ballades« (1822—28, 4 Bde.), die außerordentliches Aufsehen erregten. In der Form lassen diese noch häufig die hergebrachten Muster erkennen, aber der hinreißende Schwung der Sprache, die Kühnheit der Bilder und die ungewohnte Behandlung des Verses verkündigen bereits den künftigen poetischen Revolutionär. Vom König Ludwig XVIII. mit einer Pension von 1000 (später 2000) Frank bedacht, verheiratete sich H. 1822 mit Adèle Foucher und ließ zunächst zwei Romane: »Han d'Islande« (1823) und »Bug Jargal« (1825), erscheinen, worin er sich schon entschlossener von der klassischen Richtung losriß und, wenn zunächst auch nur durch die Vorliebe für das Schauerliche, Mißgeformte und Ungeheure, das Signal zu der großen romantischen Bewegung gab, deren oberster Vertreter er in den nächsten 20 Jahren sein sollte. Weiterhin folgten: das die Verhältnisse eines Bühnenabends weit überschreitende Trauerspiel »Cromwell« (1827), in dessen Vorrede er zugleich sein damaliges ästhetisch-philosophisches Glaubensbekenntnis ablegte; die »Orientales« (1828), Gedichte, welche die Erhebung Griechenlands feiern und den Zauber des Orients in farbenglühenden Strophen preisen; und die Dramen: »Marion de Lorme« (1829), die Verherrlichung einer durch Liebe rein gewaschenen und verklärten Kurtisane, und »Hernani«, das 1830 zur ersten Aufführung kam und zu einer offenen Schlacht zwischen den Klassizisten und Romantikern Veranlassung gab. Das Stück ist der eigentliche Prototyp des Hugoschen Dramas mit all seinen Gebrechen und Absonderlichkeiten, aber auch mit seinem über alle ästhetischen, historischen und psychologischen Bedenken unwiderstehlich hinwegreißenden Schwung der Sprache und seinen grellen, jedoch durch die Form geadelten Effekten. Mit wechselndem Erfolg lösten sich in den nächsten Jahren auf dramatischem Gebiet ab: »Le roi s'amuse« (1832), nach der ersten Vorstellung verboten; »Marie Tudor« und »Lucrèce Borgia« (1833); »Angelo« (1835); »Ruy Blas« (1838) u. die Trilogie »Les Burgraves« (1843), welch letztere dem Dichter eine so empfindliche Niederlage bereitete, daß er dem Theater für lange Zeit den Rücken kehrte. Überhaupt errang er durchgreifende Bühnenerfolge damals, zur Zeit des noch bestehenden Kampfes zwischen der alten und neuen Richtung, nicht, sondern erst in viel späterer Zeit, wie namentlich 1867 und unter der dritten Republik mit der Wiederaufführung von »Hernani« und »Ruy Blas«, denjenigen unter Hugos Stücken, welche die Franzosen mit Recht am höchsten schätzen. Von sonstigen Werken fallen noch in diese Periode: der Roman »Notre Dame de Paris«, 1831, ein trotz aller Ungeheuerlichkeiten meisterhaftes Kulturgemälde des mittelalterlichen Paris, dem die französische Litteratur kein zweites Werk von gleicher Bedeutung an die Seite zu stellen hat; sodann: »Le dernier jour d'un condamné« (1829), ein ergreifendes Plaidoyer gegen die Todesstrafe, dem sich »Claude Gueux« (1834) mit gleicher Tendenz anschloß; die »Feuilles d'automne« (1831), eine Sammlung von Gedichten, in welchen die politische und sogar die revolutionäre Saite schon ziemlich vernehmlich anklingt; die »Études sur Mirabeau« (1834); die »Chants du crépuscule« (1835) mit dem berühmten Liedercyklus an die Vendômesäule (»A la colonne«); ferner: »Les voix intérieures« (1837); »Les rayons et les ombres« (1840) und »Le Rhin«, Reiseerinnerungen (1842, 2 Bde.). Viele seiner Liebeslieder sind an die schöne Schauspielerin Juliette Gauvain (Frau Drouet) gerichtet, deren Gesichtszüge in dem Standbild der Straßburg auf dem Concordeplatz verewigt sind, und die H. in der Prinzeß Negroni (in »Lucrèce Borgia«) zu schildern suchte. Das Liebesverhältnis, das von Frau H. geduldet wurde, hat lange Jahre bestanden. Inzwischen war H. 1841 zum Mitglied der französischen Akademie erwählt worden, und im April 1845 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Pair von Frankreich. In politischer Hinsicht hatte er sich von dem engherzig retrograden Ideenkreis der Restaurationsperiode allmählich zu den Anschauungen des modernen Liberalismus bekehrt und war Bonapartist geworden, der in dem großen Kaiser nicht bloß den ruhmbedeckten Feldherrn, sondern auch die Verkörperung der modernen Ideen und den providentiellen Mann, welcher mit seinen Adlern die Früchte der französischen Revolution durch ganz Europa getragen hatte, bewunderte und feierte. Als Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung von 1848 nahm er trotzdem anfangs seinen Sitz auf der Rechten und zählte sich zur Ordnungspartei, bis er mit einem kühnen Satz ins Lager der äußersten Linken übertrat und nun in einer Reihe glühender Philippiken gegen alle reaktionären Maßregeln donnerte. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 als einer der ersten proskribiert, zog sich H. mit seiner Familie nach der Insel Jersey, einige Zeit später nach Guernsey zurück und veröffentlichte von hier aus 1852 das zermalmende Pamphlet »Napoléon le Petit« und die mit dem unerbittlichen Griffel eines Juvenal geschriebenen Gedichte »Les Châtiments«, welche trotz des strengen kaiserlichen Verbotes in unzähligen Exemplaren über ganz Frankreich verbreitet wurden und die fast beispiellose Popularität, deren sich der Dichter in der Folge erfreute, begründeten. In der Verbannung nahm Hugos Lyrik vorwiegend philosophische und zwar ausgesprochen pantheistische Tendenzen an, denen er seitdem in zahlreichen, an Wert ungleichen Dichtungen Ausdruck gegeben hat. Dahin gehören: »Les Contemplations« (1856, 2 Bde.); »Chansons des rues et des bois« (1865); »La légende des siècles«, in kühnen, oft dun-

Digitized by Google

keln Visionen alle Zeitalter und Formen der menschlichen Zivilisation umfassend (1859, zweite Serie 1877, dritte 1883); »Le Pape« (1878); »Religions et religion« (1879); »L'âne« (1880), sämtlich in den Jahren des Exils entstanden. Auf dem Felde des Romans kultivierte er um diese Zeit die sozialen Fragen in »Les Misérables« (1862, 10 Bde.), »Les travailleurs de la mer« (1866, 3 Bde.) und »L'homme qui rit« (1869, 4 Bde.). Außerdem entstand damals sein Buch »William Shakespeare« (1864). Gegen das Kaiserreich bis zuletzt unversöhnlich, kehrte er erst nach dessen Sturz 1870 nach Paris zurück, beschenkte die belagerte Stadt mit zwei Geschützen und wurde im Februar 1871 in die Nationalversammlung von Bordeaux gewählt, wo er gegen den Friedensschluß protestierte, jedoch bald darauf austrat. Bei einer zweiten Kandidatur 1872 in Paris unterlag er infolge seiner Sympathien für die Kommune, dagegen wurde er 1876 von den Vertretern der Hauptstadt in den Senat gewählt. Seit seiner Rückkehr publizierte er außer den schon erwähnten lyrisch-didaktischen Arbeiten: »L'année terrible« (1872), voll von Rachedurst und den ausschweifendsten Zornergüssen gegen Napoleon III. und gegen die Deutschen; »Quatrevingt-treize«, einen in der Vendée spielenden historischen Roman (1874); »Mes fils«, Gedenkblatt für seine früh verstorbenen Söhne (in Charles Hugos »Hommes de l'esprit«, 1874); »Actes et paroles, 1841—1876: Avant l'exil; pendant l'exil; depuis l'exil« (1875—76, 3 Bde.; deutsch, Berl. 1875—77, 3 Bde.); »L'histoire d'un crime, dépositions d'un témoin«, die Geschichte des Staatsstreichs vom 2. Dezember, nach persönlichen Erlebnissen erzählt (1877); »L'art d'être grand-père«, ein lyrisches Familienbild (1877), u. »La pitié suprême«, ein Schlußplaidoyer für die Amnestie der Kommuneverbrecher (1879).

H. ist in den Augen der Franzosen ihr größter und universellster Dichter. Was ihn insbesondere über die besten seiner Zeitgenossen erhebt, ist die bei Dichtern so seltene Eigenschaft: Kraft. Gewaltig ist er in der Schilderung menschlicher Leidenschaft wie großer Naturerscheinungen, in der Behandlung der nationalen Sprache, die er nachgerade verjüngt hat, wie in der Struktur des spröden französischen Verses, den er um ungeahnte Modulationen bereichert hat. Auf der andern Seite kann H. den Hang des Romanen zum Überschwenglichen, Schwülstigen und Betäubenden, zum grob materiellen Effekt nie verleugnen. Das Einfache ist ihm nicht völlig versagt, doch liegt es seinem ganzen Naturell ferner. Humor ward ihm aber kaum verliehen, und witzig ist er nie gewesen. So versinnlicht H. in seiner öffentlichen wie in seiner schriftstellerischen Laufbahn die vollkommenste Form des Franzosen des 19. Jahrh. Nach seinem Tode erschienen: »Théâtre en liberté« (1886) und »La fin de Satan« (1886). Seit 1837 war H. Offizier der Ehrenlegion. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1880—89 in 48 Bänden. In deutscher Übersetzung hat man von ihm: »Sämtliche Werke, übersetzt von mehreren« (3. Aufl., Stuttg. 1858—62, 21 Bde.); »Poetische Werke«, übersetzt von L. Seeger (unvollendet; das. 1860—62, 3 Bde.), und eine Auswahl von Hugos Gedichten, übersetzt von Freiligrath (Frankf. a. M. 1845). In »Victor H., raconté par un témoin de sa vie« (1863) hat dem Dichter seine eigne Frau ein Denkmal gesetzt. Vgl. außerdem Rivet, Victor H. chez lui (1878); P. de Saint-Victor, Victor H. (1885); Barbou, V. H. et son temps (1881; deutsch von Weber, Leipz. 1881); P. Ahlberg, V. H. och det nyare Frankrike (Stockh. 1879—80, 3 Bde.); Barnett Smith, V. H., his life and works (Lond. 1885); Asseline, V. H. intime. Mémoires, poésies, correspondances, documents inédits (1885); Ulbach, La vie de V. H. (1886); Dannehl, Victor H. (Berl. 1886), und Swinburne, A study of V. H. (Lond. 1886; Swinburne ist Hugos Hauptnachahmer in England); Biré, V. H. avant 1830 (Par. 1883; Biré ist Reaktionär und ein heftiger Gegner Hugos); Derselbe, V. H. après 1830 (das. 1891, 2 Bde.); Martin Hartmann, Chronologische Auswahl der Gedichte Hugos (Leipz. 1884); Derselbe, Zeittafel zu Hugos Leben und Werken (Oppeln 1886); Dupuy, V. H., l'homme et le poète (2. Aufl., Par. 1890); Derselbe, V. H., son œuvre poétique (das. 1887); Nichol, V. H. (Lond. 1893); Mabilleau, V. H. (Par. 1893); Boudon, V. H. (4. Aufl., das. 1893); Renouvier, V. H., le poète (das. 1893).

Von Hugos Söhnen ist Charles (geb. 1826), der an der Seite seines Vaters publizistisch wirkte und auch einige jetzt vergessene Romane schrieb, 15. März 1871 in Bordeaux, der zweite, François (geb. 1828), Verfasser einer lobenswerten Übersetzung von Shakespeares sämtlichen Dramen und Sonetten, 25. Dez. 1873 in Paris gestorben. — Von seinen Töchtern starb Adele in einer Irrenanstalt; Leopoldine ertrank 1843 mit ihrem Gatten, einem Bruder des Schriftstellers Vacquerie, in der Seine. Die Witwe Charles Hugos hat sich 1877 mit dem Politiker Edouard Lockroy (s. d.) wieder verheiratet. Die Tochter Charles', Jeanne, die im »Art d'être grand-père« verherrlicht ist, ist mit dem Sohn A. Daudets vermählt.

Hugo Capet (von dem geistlichen Kleid Cappa, das er als Laienabt des Klosters St.-Martin in Tours trug), Stifter des kapetingischen Königshauses (s. Kapetinger), der älteste Sohn von Hugo 1) und Hedwig, der Schwester Kaiser Ottos I., erhielt nach seines Vaters Tode 956 das Herzogtum Francien nebst den Grafschaften Paris und Orléans. Nachdem schon unter der Regierung der Karolinger Lothar II. und Ludwig V., über den er die Vormundschaft führte, die ganze königliche Gewalt in seinen Händen gelegen, ward er nach dessen Tode auf der Wahlversammlung der großen Kronvasallen in Senlis zum König von Frankreich erwählt und 3. Juli 987 in Reims gekrönt. Doch behielt auch das legitime Haus der Karolinger seine Anhänger, und mit deren Hilfe bemächtigte sich der Bruder Lothars II., Herzog Karl von Lothringen, der Feste Laon. Immer zahlreichere Freunde schlossen sich dem rechtmäßigen Thronprätendenten an, bis H., in verräterischem Einverständnis mit dem Bischof von Laon, Karl und dessen Neffen und Verbündeten, den Erzbischof Arnulf von Reims, in seine Gewalt bekam. Der Rest von Hugo Capets Regierung verstrich in vergeblichen Versuchen, das tief gesunkene königliche Ansehen wieder zu heben; zumal in Südfrankreich ward seine Herrschaft gar nicht anerkannt. Er starb 24. Okt. 996 im Alter von 57 Jahren, nachdem er schon 988 seinem Sohn Robert die Thronfolge gesichert hatte.

Hugo von Flavigny (spr. flawinji), geb. 1064, gest. nach 1140, Mönch von St.-Vannes, seit 1085 in Dijon, seit 1096 Abt von Flavigny bei Autun, von wo er durch seine Gegner 1099 verdrängt wurde, schloß sich der kaiserlichen Partei an und erhielt 1111 die Abtei Vannes. Er schrieb 1090—1102 eine Weltchronik, welche besonders die lothringische Geschichte ausführlich behandelt. Seine eigne Handschrift ist uns

Digitized by Google

erhalten, und danach ist die Chronik von Pertz herausgegeben (»Monumenta Germaniae historica«, Bd. 8).

Hugo von Langenstein, mittelhochd. Dichter, aus einem schwäb. Geschlecht, lebte zu Ende des 13. Jahrh., trat in den Deutschen Orden und verfaßte nach lateinischer Quelle die gereimte Legendendichtung von der heil. Martina, ein Werk, das er nach 1293 vollendete (hrsg. von Keller, Stuttg. 1856, Litterarischer Verein). Das Gedicht ist außerordentlich breit, was namentlich durch sehr ausführliche Allegorien veranlaßt wird, wofür er Innocenz' III. Schrift »De contemptu mundi« und das »Compendium theologicae veritatis« benutzte.

Hugo von Montfort, deutscher Dichter, geb. 1357, gest. 1423, stammte aus dem in Vorarlberg ansässigen Geschlecht der Grafen von Montfort (der fünfte seines Namens), nahm 1377 an dem Zug Herzog Albrechts III. von Österreich gegen die heidnischen Preußen teil, war auch sonst mehrfach in kriegerische Händel verwickelt und machte eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande. Seine Gedichte sind teils allegorischer Art, »Reden« genannt, meist in Gesprächsform Sitten und Zustände der Zeit behandelnd, teils lyrisch, Lieder und Briefe, an der Grenze zwischen dem ältern Minnegesang und dem Volkslied stehend. Zu den Liedern lieferte ihm sein Knecht Burk Mangolt die Melodien. Ausgaben besorgten Bartsch (Stuttg. 1880, Litterarischer Verein) und Wackernell (Innsbr. 1881). Vgl. Weinhold, über den Grafen Hugo von Montfort (Graz 1857).

Hugo von Saint-Victor, berühmter Mystiker, geb. 1097 in der Nähe von Ypern in Flandern (nach andern in Niedersachsen aus dem Hause der Grafen von Blankenburg), gest. 1141, begab sich, in einem Alter von 18 Jahren bereits Mönch, mit dem Archidiakonus Hugo von Halberstadt nach Paris, wo er sich unter die regulären Kanoniker der klösterlichen Lehranstalt St.-Victor aufnehmen ließ, deren Vorsteher er später wurde und bis zu seinem Tode blieb. Er gilt als Begründer der sogen. mystischen Theologie von St.-Victor und wurde teils durch seine Vorlesungen, teils durch seine Schriften hochberühmt. Mit dem heil. Bernhard war er persönlich befreundet und auch der religiösen Richtung nach nahe verwandt. Seine bedeutendsten Schriften sind: »Summa sententiarum« und »De sacramentis libri III«. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1648 zu Rouen. Vgl. Liebner, H. v. S. und die theologischen Richtungen seiner Zeit (Leipz. 1832); Hauréau, Les œuvres de Hugues de Saint-Victor (2. Aufl., Par. 1886).

Hugo von Trimberg, didaktischer Dichter, wahrscheinlich in dem Dorf Trimberg im Würzburgischen geboren und danach genannt, war 1260–1309 Magister und Rektor der Schulen an dem Kollegiatstift in der Theuerstadt, einer Vorstadt von Bamberg. Er ist bekannt als Verfasser des »Renner«, eines in vielen Handschriften erhaltenen mittelhochdeutschen Lehrgedichts, das er 1300 verfaßte und noch bis 1313 vermehrte. Die Besserung und Belehrung der Zeitgenossen bezweckend, schildert es die damaligen Kultur- und Sittenzustände und rügt die herrschenden Gebrechen und Laster. In den zahlreich eingewebten Beispielen, Gleichnissen, Fabeln und Erzählungen gibt sich des Verfassers poetische Begabung kund. Vollständig wurde der »Renner« zuerst herausgegeben von dem Bamberger Historischen Verein (1833–34, 3 Hefte). In der mit Unrecht Seb. Brant zugeschriebenen Bearbeitung (Frankf. 1549; neue Ausg., Tübing. 1827) ist das Gedicht in protestantischem Sinne umgestaltet. Andre Werke von H., wie namentlich das Gedicht »Der Sammler«, sind verloren gegangen. Vgl. Janicke, Über Hugos von Trimberg Leben und Schriften (in der »Germania«, Bd. 2, S. 363 ff.).

Hug Schapler, alter franz. Roman, dessen Held Hugo Capet (damals oft Chapet genannt, woher Schapler), wie bei Dante im »Purgatorio« (Gesang 20), als Sohn eines Metzgers auftritt und durch Tapferkeit den Thron erwirbt. Ein nach 1312 verfaßtes französisches Gedicht (Ausgabe vom Marquis de la Grange besorgt, Par. 1864) liegt der Prosa zu Grunde, die von Elisabeth von Lothringen, Gräfin von Nassau-Saarbrücken (gest. 1456), ins Deutsche übertragen und 1500 in Straßburg gedruckt wurde.

Huguenots (spr. ŭg'nŏ), s. Hugenotten.

Hugues (spr. ŭgh'), Clovis, franz. Politiker, geb. 3. Nov. 1851 in Ménerbes (Vaucluse), begann mit 18 Jahren seine journalistische Thätigkeit in radikalen Blättern und ward schon 1871 wegen eines Artikels im Journal »La Fraternité« vom Kriegsgericht zu drei Jahren Gefängnis und 2000 Fr. Geldbuße verurteilt. 1875 freigelassen, trat er in die Redaktion der Zeitung »La Jeune République« ein. 1877 geriet er in Streit mit einem bonapartistischen Redakteur, tötete denselben im Duell und flüchtete nach Neapel, stellte sich aber 1878 in Aix dem Gericht und wurde freigesprochen. Seit 1881 ist er Mitglied der Deputiertenkammer und schloß sich hier der äußersten Linken an, zu deren keckſten und radikalsten Rednern er gehört. Er veröffentlichte unter den Titeln: »La petite muse« (1877), »Poèmes de prison«, »Les soirs de bataille« (1882), »Les jours de combat« (1883), »Les Évocations« (1885), »Madame Phaëton« (1888) u. a. einige Gedichtsammlungen, sowie »Poésies choisies« (1892). Seine Gattin tötete 1884 im Justizpalast einen Litteraten Morin, den sie der Verleumdung beschuldigte, mit mehreren Revolverschüssen und ward trotzdem 1885 von den Geschwornen freigesprochen.

Huhn (Kammhuhn, Gallus *L.*, hierzu Tafel »Hühnerrassen«), Gattung aus der Ordnung der Hühnervögel und der Familie der Fasanen (Phasianidae), Vögel mit fleischig-häutigem Kamm und zwei Kinn- oder Kehllappen (an beiden Unterkiefern, selten nur einem in der Mitte des Kinnes). Die Flügel sind kurz und gerundet, der Schwanz ist mittellang, wenig abgestuft und dachförmig und wird hoch getragen, die Mittelfedern der Hähne sind lang und sichelförmig gekrümmt. Typus der Kammhühner ist das Haus- oder Landhuhn. Man kennt sechs Arten der Wildhühner, welche sämtlich Indien und dem Malaiischen Archipel angehören. Die weiteste Verbreitung hat das Bankivahuhn (Kasintu, Gallus ferrugineus *Gm.*). Es findet sich von den Vorbergen des Himalaja durch Vorder- und Hinterindien bis Java. Hier (nur im Hochland jenseit 800 m Meereshöhe) trifft es mit dem Gabel- oder Zwerghuhn (Gangegar, G. varius *Shaw*), welches Java (unterhalb 800 m), Lombok, Sumbawa und Flores bewohnt, zusammen; auf Java lebt auch das Bronzehuhn (G. aëneus *Temm.*), im Süden Vorderindiens das schöne Sonneratshuhn (G. Sonnerati *Temm.*); das Dschangelhuhn (G. Stanleyi *Gray*) ist auf Ceylon beschränkt. Die Wildhühner leben ähnlich den Haushühnern in Familien, die aus einem Hahn und bis 20 Hennen bestehen, sie unterscheiden sich vom Haushuhn besonders durch ihre Stimme; die Hähne aller Arten

Digitized by Google

1. Englischer Kampfhahn. 2. Malaien. 3. Jokohama. 4. Weiße. 5. gelbe. 6. schwarze Kochinchina. 7. Breda
15. Brabanter. 16. Poland. 17. Strupphahn. 18. Goldbantam. 19. Weiße

Digitized by Google

HNER.

.la 8 Brahmaputra 9 Creve coeur 10 La fleche 11 Dorking 12 Houdan 13 Italiener 14 Spanier

20 Seidenhaar 21 bunte englische Zwerghühner ¼ der natürlichen Größe

Digitized by Google

1 Englischer Kampfhahn 2 ... 3 ... 4 ... 5 ... 6 schwarze Kochinchina ...
... 9 ... 10 ... 17 Strupphuhn 18 Goldbantam

Digitized by Google

8 Brahmaputra. 9 Creve coeur. 10. La fleche. – 11 Dorking – 12 Houdan 13 Italiener. 14 Spanier. Seidenhaar. 21. bunte englische Zwerghühner. ⅙ der natürlichen Größe

… in Leipzig Zum Artikel »Huhn«

Digitized by Google

sollen sehr kampflustig sein. Das Bankivahuhn legt 8—12 milchweiße Eier und bemuttert die Jungen wie das Haushuhn. Nicht selten sollen Bastardierungen der nebeneinander wohnenden Arten vorkommen. Die Wildhühner lassen sich zähmen und pflanzen sich in der Gefangenschaft fort.

Abstammung des Haushuhns. Rassen.

Die Frage nach der Abstammung der domestizierten Hühner ist kaum noch eine offene zu nennen. Die gewichtigsten Gründe sprechen für die Stammelternschaft des Bankiva: weiteste horizontale und vertikale Verbreitung, Ähnlichkeit mit den Kampfhühnern, Rückschläge, Kreuzungen ꝛc. Das Haushuhn kommt überall fort, wo der Mensch sich seßhaft gemacht hat. Nur in sehr hohen Gebirgen oder im äußersten Norden soll es an Fruchtbarkeit verlieren. Niemals ist es im verwilderten Zustand beobachtet worden. Von den mehr als 40 anerkannten, genau (»standardmäßig«) beschriebenen Rassen, von denen die meisten mehr oder weniger Farbenschläge zählen, sind ca. 10, der Hauptsache nach fertig gezüchtet, aus China, Japan und Indien nach Europa und Nordamerika eingeführt. Weitere 18 oder 19 stellen Züchtungen aus dem ältern, von Osten her eingeführten Material dar, und etwa ein Dutzend verschiedenen Ursprungs und großer Mannigfaltigkeit (Kaulhuhn, Strupphuhn, Haar-, Woll-, Seiden-, Negerhuhn ꝛc.) gehören oder gehörten noch vor kurzem zu den »nicht klassifizierten« Rassen, d. h. zu denen, welche für die Liebhaberei wenig oder keine Bedeutung haben. Die Einteilung der Rassen in Luxus- und Wirtschaftshühner hat zwar praktischen Wert, aber die Grenzen beider Abteilungen fließen doch mannigfach durcheinander. Wir führen die hauptsächlich in Betracht kommenden Rassen nach Reihenfolge der Abbildungen unsrer Tafel auf.

Das englische Kampfhuhn (Fig. 1) stammt aus Südostasien und wird schon seit langer Zeit sportmäßig und in England in mindestens zehn anerkannten Farbenschlägen gezüchtet und zum Kampfe vor- und zubereitet. Eine in Belgien u. Nordostfrankreich seit langem heimische Rasse weicht in plastischen und Farbenverhältnissen von der englischen nicht unbedeutend ab. Das Normannenhuhn (poule de combat du Nord) ist wirtschaftlich unbedeutend.

Malaien (Fig. 2), wahrscheinlich Stammrasse der Kampfhühner und (nach Blyth) selber von der burmesischen Rasse des Bankiva abstammend. Die Malaien kennzeichnen sich durch ihre aufrechte, herausfordernde Haltung, welche durch den vorstehenden Augenbrauenknochen, das feurig-trotzige Auge und den hakenförmig gekrümmten Schnabel noch erhöht wird. Wirtschaftlich ohne Bedeutung.

Jokohamas (Fig. 3), in Japan herausgezüchtet, von fasanenähnlicher Haltung, mit ziemlich hohen Beinen, langem Hals, breitem, flachem Kamm und wagerecht getragenem Schwanz, dessen Sichelfedern beim Hahn 1 m lang werden, sind dem ebenfalls aus Japan eingeführten prachtvollen Phönixhahn mit 2 m langen, schleppenden Schwanzfedern ähnlich. Die Henne legt wenige, kleine Eier, brütet aber gut; die Aufzucht ist schwierig. Beide sind Luxushühner.

Weiße, gelbe, schwarze Kotschinchinas (Fig. 4—6), nebst den Brahmaputras die Riesen der Hühnerwelt. Groß und kompakt gebaut, geben sie reichliches, aber nur in der Jugend zartes Fleisch, sind auch gute Leger, Brüter und treue Führer der Jungen. Dasselbe gilt auch von den Brahmaputras oder kurzweg Brahmas genannten Hühnern (Fig. 8). Beide werden (früher mehr als jetzt) zu Kreuzungen mit andern Rassen verwendet.

Bredahuhn (Krähenschnabel, Geldernhuhn, holländisches Muschelhuhn, Fig. 7), eine belgische Rasse ohne Kamm, an dessen Stelle eine mit roter Haut überzogene, bis fast zur Mitte des Schädels reichende, flache Vertiefung tritt. Schlechter Brüter, mittelmäßiger Eierleger, liefert es doch ein gutes Fleisch. Als Sporthuhn wird es in vielen Farbenschlägen gezüchtet.

Crève-coeurs (Fig. 9), nebst den La flèches (Fig. 10) und Houdans (Fig. 12) die geschätztesten französischen Wirtschaftshühner, in Frankreich gute Leger meist großer Eier und vortreffliche Fleischlieferanten (Poularden ꝛc.). In Deutschand zu Wirtschaftsrassen noch nicht genügend akklimatisiert. Dasselbe gilt von den Kreuzungen mit andern französischen Rassen. Die Crève-coeurs und Houdans (jene meist einfarbig schwarz, diese schwarz und weiß gefleckt) sind kompakt, kurzfüßig, die Laflèches hochgestellt. Der Kamm des Crève besteht aus zwei fleischigen, roten, nach außen gebogenen »Hörnern«, während die Hörner des Laflèche fast lotrecht aufsteigen und der Kamm des Houdan einige Ähnlichkeit mit den Blättern eines geöffneten Buches aufweist. Von gleichem wirtschaftlichen Wert ist das englische Dorkinghuhn (Fig. 11). Von noch kompakterm Wuchs als die französischen Rassen u. ein Gewicht von 4,5—6,8 (alte) und von 3,5—5 kg (junge Hühner) erreichend, mit mächtigem einfachen oder Rosenkamm u. kurzen, stämmigen Beinen, zeigen diese Hühner eine erbliche Neigung zur Fleisch- und Fettbildung, sind keine guten Leger, aber vortreffliche Brüter und Mütter. Für Deutschland noch nicht reif. Ihnen im Wert ziemlich nahestehend und härter sind zwei englisch-amerikanische Rassen, die Plymouth Rocks und die Dominics. Eine wahrscheinlich von Hamburg nach England eingeführte und dort Hamburghs genannte Rasse gehört zu den schönsten und typischen Hühnerrassen. Die Farbenschläge (Varietäten) der Gold- und Silbersprenkel sind von überraschender Sauberkeit der Zeichnung und übertreffen hierin nicht nur die Gold- und Silbertupfen (Gold- und Silberlack), sondern auch die gerühmten Sebright-Bantams, nicht aber die mindestens gleich regelmäßige, oft noch feinere mancher deutscher Landhühner, von denen sie vielleicht abstammen. Dem Hamburger Silbersprenkel ähnlich ist das Ostfriesische Campinerhuhn mit einfachem Kamm.

Italiener (Leghorns, Livorneser, Fig. 13) und Spanier (Minorcas ꝛc., Fig. 14), welche man unter dem Namen Mittelmeerrassen zusammenfaßt, kommen einander, wenn nicht in der Figur ꝛc., so doch in ihren wirtschaftlichen Eigenschaften als äußerst fruchtbare Leger großer Eier, gleich. Sie haben einen großen, einfachen, tief ausgezackten Kamm, welcher bei den Hähnen aufrecht steht, bei den Hühnern seitlich überhängt. Das italienische H., noch heute den Landhühnern der alten Römer gleichend, hat gelben Schnabel u. gelbe Beine; bei den Spaniern sind beide dunkelfarbig. Aus der hübschen spanischen Urform (Tscherkessen) hat die Liebhaberei ein schweres Sporthuhn mit riesigen, häßlichen, weißen Ohrlappen gebildet. Beide Rassen kommen in verschiedenen Farbenschlägen vor. Die Küchen der Italiener wachsen schnell u. leicht auf und werden früh reif, das Fleisch ist wenig wert.

Die Brabanter Rasse (Fig. 15) sowie die Paduaner (Polands, Fig. 16) und Holländer sind Vollhaubenhühner, von denen es gleichfalls viele

Digitized by Google

Farbenschläge gibt, legen zwar ziemlich fleißig, aber die Eier sind klein, die Tiere wenig abgehärtet, die Aufzucht nicht ohne Schwierigkeit; ihr Hauptwert liegt (bei den Paduanern und Brabantern) in der Zartheit des Fleisches und übrigens in der Liebhaberei.

Die noch übrigen Rassen: das Strupphuhn (Fig. 17) und die eingangs genannten Spielarten, ferner die Zwerghühner (Fig. 19—21) und Bantams (Fig. 18; von letztern gibt es eine Anzahl meist in Japan und England gezüchteter, sehr schöner Zierhühner, zum Teil in hübschen Farbenschlägen), haben kaum ein ernstes wirtschaftliches Interesse. Wir nennen deshalb die schönsten unter ihnen nur der Vollständigkeit halber. Am interessantesten sind wegen der Züchtungskunst die hennenschwänzigen (Hahn) Gold- und Silberbantams (Sebrights), dann die genauen zwerghaften Abbilder der Kämpfer, die Zwergform der Kotschins und die prächtigen japanischen Bantams.

Die Lang-shan, benannt nach dem Lang-shan-Gebirge im NO. von China, gehören zu den großen asiatischen Rassen und haben manche Ähnlichkeit mit Kotschins, besonders mit den schwarzen Schlägen, mit denen man sie in England mehrfach gekreuzt hat. Die rauhbeinigen Kreuzungsprodukte (Kotschin-Langshans) gelten für wirtschaftlich geringer, die echten werden als Zier- und Wirtschaftsgeflügel gepriesen. Das Fleisch ist sehr saftig und wohlschmeckend. Die Stammfarbe ist schwarz, weitere Farbenschläge sind weiß, braun und blau. Letztere sollen mehr und größere Eier legen als die schwarzen. Die Orpingtons, in der Stadt Orpington aus glattbeinigen Lang-shans, Plymouths und Minorcas gezüchtet, halten die Mitte zwischen Dorking und schwarzen Hamburgs (Kreuzungsprodukt) und sind glänzend schwarz; man rühmt von ihnen außerordentliche Fruchtbarkeit, Schwere und Mastfähigkeit. Die amerikanischen Wyandottes (Name eines nordamerikanischen Indianerstammes) werden als Zierhühner wie als Wirtschaftshühner sehr geschätzt. Färbung und Zeichnung sind brillant weiß und schwarz; als Eierproduzenten zwar mittelmäßig, aber ausnahmslos vorzügliche Brüter, von großer Widerstandsfähigkeit bei der Aufzucht. In Amerika hat man neben dem schönen Stammschlag auch rein weiße, schwarze und Gold-Wyandottes.

Schließlich sind noch die verschiedenen sogen. Landhühnerschläge und -Rassen anerkennend zu erwähnen, besonders das Siebenbürger Nackthalshuhn, das Ramelsloher und das russische Bataschow-Huhn, wie es nach seinem Entdecker wohl genannt wird. Die Bergischen Kräher im Herzogtum Berg, in Westfalen und Rheinland zeichnen sich durch ihr lang ausgezogenes Krähen aus. Einige Farbenschläge der Landhühner (Hahn und Henne) übertreffen selbst viele der Sportrassen an Farbenpracht u. Zeichnung, zugleich aber auch an ökonomischem Wert, sowohl als fleißige Eierleger wie als Fleischhühner. Die steirischen Poularden geben in der That den französischen und italienischen nichts nach. Durch geeignete Kreuzungen mit fruchtbaren italienischen und spanischen Rassen, auch mit den genannten untereinander (weiße Italiener mit weißen Minorcas z. B.) wird ein Material geschaffen, welches allen Anforderungen an ein dauerhaftes, leicht und billig zu erhaltendes, zu züchtendes und produktives Wirtschaftshuhn entspricht.

Produkte der Hühnerzucht.

Nachstehende Tabelle gibt einen Überblick über die Produktion der Haupträssen nach Zahl und Gewicht der Eier und Schwere der Hennen und Hühner und zwar die maximalen des bis jetzt Erreichten, welche den Höhepunkt der Legekraft, das dritte Lebensjahr, bezeichnen. Die dritte Kolumne bezeichnet die schätzbare Eigenschaft des Spätherbst- und Winterlegens (+ bedeutet gute Winterleger).

	Eier		Winterleger	Hahn	Henne	Junge	Gute Brüter
	Anzahl bis	Gewicht bis Kil.		Gewicht bis Kilogr.			
Brahma	210	80	+	7,3	5,0	5,0	+
Kotschinchina	170	80	+	6,0	5,0	5,0	+
Houdan	190	85		4,1	3,2	3,2	
Lafleche	180	80		4,2	2,8	2,6	
Creve-coeur	180	90		3,9	3,0	2,9	
Spanier	190	85	+	3,2	2,7	2,4	
Italiener	200	80	+	3,2	2,3	2,0	
Plymouth	180	80	+	5,5	3,6	5,0	+
Paduaner	120	65		3,2	2,2	2,0	
Hamburgh	190	60		2,3	2,0	1,9	
Landhuhn	190	65	+	2,8	2,1	2,0	+

Folgende Tabelle zeigt die vom Geflügelzüchterverein in Großschönau erhaltenen Resultate über die Beschaffenheit der Eier verschiedener Rassen:

Rasse des Huhns	Gew. des rohen Eies	Gew. des gekochten Eies	Gewicht von Eiweiß		Dotter		Schale	
			des gekochten Eies					
	g	g	g	Proz.	g	Proz.	g	Proz.
Kampfbantam	30	28	15	53,6	10	35,7	3	10,7
Silberbantam	30	30	17	57,7	10	33,3	3	10,0
Jokohama	35	35	19	54,4	12	34,2	4	11,4
Perlhühner	39	39	22	66,4	12	30,8	5	12,8
Hamb. Goldsprenkel	44	43	24	55,9	14	32,5	5	11,6
Hamb. Silberlack	44	45	27,5	62,0	13	29,0	4	9,0
Kaulhühner	48	48	25	52,1	18	37,5	5	10,4
Silberbrabanter	49	49	25	51,0	19	38,8	5	10,2
Breda, scheckig	52	50	30	60,0	15	30,0	5	10,0
Courtes Pattes	52	51	30	58,8	15	29,4	6	11,8
Italiener, kuckucksfarbig	54	54	30	55,6	18	33,3	6	11,1
Creve-coeur	55	55	32	48,2	17	30,9	6	10,9
Kotschinchina	55	56	36	64,3	15	26,8	5	8,9
Paduaner, kuckucksgesperbert	57	56	34	60,7	16	28,6	6	10,7
Goldbrabanter	58	58	32	55,2	20,5	35,3	5,5	9,5
Brahma	58	59	33	55,8	20	34,0	6	10,2
Italiener, gelb	60	59	38	62,9	15	25,2	7	11,9
Houdan	60	60	35	58,3	19	31,7	6	10,0
Lafleche	62	59	35	59,3	18	30,5	6	10,2
Breda, schwarz	62	61	39	64,0	16	26,2	6	9,8
Dorking	65	64	40	62,5	18	28,1	6	9,4
Paduaner, chamois	65	65	41	63,1	17	26,1	7	10,8
Spanier	67	66	42	63,6	18	27,3	6	9,1
Breda, blau	68	68	41	60,3	20	29,4	7	10,3
Bergische Kräher	72	72	43	59,7	22	30,6	7	9,7

Je größer die Brütlust, desto weniger legen die Hühner. Jene ist indes nicht bei allen Individuen gleich groß und kann ebenso wie die Fruchtbarkeit durch die züchtende Hand gefördert werden. Dies gilt auch von der Eigenschaft des Winterlegens, welche durch Frühbruten gesteigert wird. Das Fleischgewicht der Jungen bezieht sich auf 5—6 Monate alte Hühner. Bei der Auswahl einer Rasse hat man vom wirtschaftlichen Standpunkt aus auch auf die Anpassungsfähigkeit an die klimatischen Verhältnisse, auf den Preis des Futterbedarfs, überhaupt der Ernährung und, wenn man selbst züchten will, auch auf gute Brüterinnen und Führerinnen und Leichtigkeit der Aufzucht Rücksicht zu nehmen. Da die besten Legehühner der

Digitized by Google

Natur der Sache nach wenig oder gar nicht brüten, so ist es vorteilhaft, das Brutgeschäft einer geeigneten Henne zu übertragen. Es sind seit einer Reihe von Jahren sehr verschiedene Rassen als »wirtschaftliche Zukunftshühner« angepriesen worden. Als die für Deutschland gewinnbringendsten scheinen sich indes die Italiener und noch mehr deren Kreuzungen mit einigen Schlägen der spanischen Rasse, besonders der Minorcas, bewährt zu haben, ebenso Kreuzungen beider Rassen mit starken Landhühnern.

Hühnerstall. Ernährung. Krankheiten.

Der Hühnerstall, wie einfach er sonst auch hergerichtet sein mag, muß möglichst warm, zugfrei, genügend groß und leicht zu reinigen sein. Denn peinliche Reinlichkeit ist die sicherste Vorbeugung gegen Krankheiten, welche öfters seuchenhaft auftreten, und trägt wesentlich zum Wohlbefinden der Insassen bei, besonders im Winter, wo die Tiere mehr auf ihren Stall angewiesen sind. Südliche Lage ist vorzuziehen und dann Thür und Fenster auf der Südseite anzubringen, letzteres, innen vergittert, den Sommer hindurch Tag und Nacht offen zu halten. Die Sitzstangen sollen mindestens 45 cm weit voneinander und 50 cm von der Wand entfernt, 60 cm hoch über dem Boden und in Ausschnitten liegen, um abgenommen und wie jene gründlich gereinigt werden zu können. Sie dürfen weder zu schwach noch zu stark sein, so daß die Tiere sie mit ihren Zehen umfassen, und nicht zu glatt, damit sie sich darauf festhalten können. Der Boden wird mit Sand, trockner, mit Asche vermischter Erde, kurzem Stroh, Fichtennadeln ꝛc. bestreut, in einer Ecke ein mit Asche gemischter Sand- oder Erdhaufe zum Trockenbad der Hühner errichtet. Eine Verbindung mit dem Viehstall sorgt im Winter für Wärme und reizt zum Legen. Gegen Parasiten helfen regelmäßiges und genaues Reinigen, Besprengen und Bestäuben mit gelöschtem Kalk, Insektenpulver u. dgl. Legekörbe oder Legekasten werden an den Wänden oder am Boden angebracht und mit Gerstenstroh ausgelegt.

Die Nahrung der Hühner ist teils animalischer, teils vegetabilischer Art. Allerlei Insekten und deren Eier und Larven, besonders die der größern Fliegenarten, Würmer, kalt- und warmblütige Wirbeltiere, welche sie zerstückeln oder verschlingen können, rohes, gekochtes und gebratenes Fleisch machen jene aus; an Vegetabilien verzehren sie verschiedene Grünpflanzen, Blätter, Blüten, Samen, besonders Cerealien aller Art: dies alles in der Freiheit auf Wiesen, Äckern, im Hof, in Wald und Garten. Eifrig sind sie vornehmlich auf den Düngerstätten im Hervorscharren der verschiedenen Larven, in deren Aufsuchen sie bald ihre Jungen unterrichten. In der warmen Jahreszeit finden sie bei freiem Auslauf so viel und vielerlei Nahrung, daß sie höchstens am Abend noch eines Futters bedürfen, kaum des Morgens. In eingefenzten Räumen aber, wie auch im Winter, gibt man ihnen drei Mahlzeiten täglich, zweimal Körner und einmal Weichfutter, dazu stets, solange es möglich, Grünfutter: zartes Gras, Blätter der Latticharten, Kohlarten und ähnliches. Als Körnerfutter steht obenan die Gerste; dann folgen Weizen, Buchweizen, Hafer, teils gequellt oder gekocht, teils, namentlich der Hafer, mit gebrühter Gersten- oder Weizenkleie vermischt. Als alleiniges Weichfutter sind gekochte und etwas gesalzene Kartoffeln, mit Kleien vermischt und gemengt, im Winter lauwarm, aber nicht heiß, zu empfehlen. Abwechselung im Körnerfutter, jedoch jede Getreideart für sich allein! Schwarz- und Weißbrot, trocken oder in Wasser, Milch ꝛc. geweicht, ist besonders im Winter wohlthätig. Niemals soll man mehr vorwerfen, als die Hühner eben in einer Mahlzeit verzehren können. Während des Brütens füttert man Gerste, allenfalls etwas Brot und Grünes. Auch für verwitterten Kalk, Mörtel, gestoßene Eischalen und Kies muß man sorgen. Den Küchlein gibt man zunächst Buchweizengrütze, Ameisenpuppen, Maden, wenn man solche haben kann; dann ein Gemenge aus hart gekochten, geriebenen Eiern und Brot, dem man fein geschnittenes, zartes Gras beimischen mag; später Hirse, kleinen Weizen, gekochten Buchweizen u. dgl.

Bei kleinern und mittelgroßen Rassen gibt man einem Hahn 8—10 Hennen, bei größern aber nur 3—5. Um Winterleger oder frühreife Junge zu erhalten, setzt man die Hennen frühzeitig im März, legt aber nicht gern die ersten Gelege unter, wenn man mehr Hühnchen als Hähnchen zu erzielen wünscht. Bei solchen Rassen, welche nicht gern oder gar nicht brüten mögen, muß man für brütlustige Hennen, z. B. Brahmas, sorgen. Das Brüten mittels Brutmaschinen (s. Brüten) ist mindestens bei kleinen Beständen nicht empfehlenswert. Einer mittelgroßen Henne legt man 11—13, einer großen 15 und 16 Eier unter. Die Brutzeit dauert meist 21 Tage, je nach der Temperatur einen oder ein paar Tage länger, selten einen Tag weniger. Die Hauptsache bei der Aufzucht (die Ernährung der Küchlein) ist bereits besprochen. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß für stets rein gehaltenes Wasser oder Milch zu sorgen ist. Sonst ist noch zu beachten, daß die Küchlein vor Kälte und Nässe, vor Zugwind, aber auch vor allzu starker Sonnenglut zu wahren sind; alles übrige besorgt die Gluckhenne, wenigstens 6 Wochen lang.

Die Hühner sind mancherlei Krankheiten ausgesetzt, deren Ursachen hauptsächlich in Überfüllung der Stallungen u. deren mangelhafter Beschaffenheit und Reinhaltung, verdorbenem Körner- und Weichfutter, schlechtem Trinkwasser ꝛc. zu suchen sind. Wer die vorher angegebenen Winke und Vorschriften über Stallungen und Ernährung, vor allen Dingen über öftere Reinigung der erstern und sämtlicher Gefäße befolgt und seine Hühner stets beobachtet, wird wenig über größere Verluste zu klagen haben. Vorbeugung und Aufmerksamkeit verhindern den Ausbruch der meisten Krankheiten, mindestens die Weiterverbreitung der seuchenartigen, welche zuweilen ganze Bestände wegraffen. Die wichtigsten Krankheiten des Huhnes sind: 1) durch Eingeweidewürmer (Bandwürmer, Saugwürmer u. Rundwürmer) bedingte Affektionen; 2) durch tierische Parasiten (Krätzmilben, Balgmilben, Vogelmilben, Federmilben u. Flöhe) verursachte Hautkrankheiten; 3) Infektionskrankheiten (Hühnercholera, kruppös-diphtheritische Schleimhautentzündung, infektiöse Herzentzündung, Aphthenseuche, Tuberkulose, Soor und Pneumonomykose); 4) flechtenartige Hautkrankheiten (Hühnergrind, durch Achorion Schoenleini hervorgebracht, und Sporenflechte); 5) Vergiftungen (durch metallische Substanzen, durch Schierling, bittere Mandeln, grüne Kartoffeln und durch Pilze, resp. verdorbenes Futter); 6) Organkrankheiten (schlechte Verdauung, Gelbsucht, Gicht, Rachitis, Geschwülste und Frostbeulen).

Nutzen der Hühnerzucht. Geschichtliches ꝛc.

Um die jungen Hähne erfolgreich zu mästen und ein feineres Fleisch zu erzielen, pflegte man sie zu kastrieren. Die sogen. Kapaune zeichnen sich in der That durch große Mastfähigkeit aus und wurden mit größtem

Digitized by Google

Erfolg in Le Mans erzielt. Gegenwärtig ist man aber von diesem Verfahren mehr und mehr zurückgekommen und zieht vor, junge unverschnittene Hähne, die aber noch nicht mit Hennen in Berührung gekommen sein dürfen, zu mästen. Unter der Benennung **Poularden** sind junge Hennen zu verstehen, welche, ohne irgend eine Operation erduldet zu haben, im Herbst eingesperrt und auf verschiedene Weise gemästet werden. — Die Meinungen und Urteile über den **Nutzen** der Hühnerzucht sind geteilt. Einige Ökonomen sehen das Halten der Hühner als etwas sehr Vorteilhaftes an und stellen sehr günstige Berechnungen des ansehnlichen Gewinnes, den ein Landwirt daraus ziehen könne, auf. Andre aber leugnen den Nutzen derselben und raten den Landwirten, nicht mehr Hühner zu halten, als sie zu ihrer eignen Haushaltung nötig haben. So viel ist gewiß, daß man die Hühnerzucht mit größerm Vorteil treibt, wenn die Hühner den größten Teil des Jahres hindurch das, was sie zur Nahrung bedürfen, auf dem Wirtschaftshof, auf den Miststätten, vor den Ställen und Scheunen selbst auffinden, ohne daß sie besonders gefüttert werden müssen. Doch auch, wenn die Hühner das ganze Jahr hindurch besonders gefüttert werden müssen, wirft ihre Zucht noch einigen Gewinn ab. Der Hauptnutzen, den die Hühner gewähren, besteht in ihrem Fleisch und in den Eiern. In Frankreich, wo die Hühnerzucht sehr ausgebildet ist, züchtet man unter Berücksichtigung der Forderungen des Marktes verschiedene Rassen und auf verschiedene Weise für die Fleisch- und für die Eierproduktion. Die **Hühnerfedern** werden manchmal benutzt, um Betten damit zu füllen; sie müssen indes vor dem Gebrauch recht trocken werden, weil sie sonst unangenehm riechen. Die langen Schwanzfedern werden gefärbt und ungefärbt zu Federbüschen, Kehrbesen und Wedeln gebraucht und die langen Hals- und Bürzelfedern zu Muffen. Der **Hühnermist** entspricht als Dungmittel dem Taubenmist, obgleich er nicht so hitzig ist, wirkt auf das Wachstum der Pflanzen schnell und reizend, doch nicht nachhaltig; für Spargelbeete sowie zur Wiesen- und Kleedüngung ist er sehr nutzbar.

Die **Domestikation** der Stammeltern des Huhns scheint in sehr frühe Zeit hinaufzureichen. Vom östlichen Asien aus schritt sie nach Westen vor, wohl zuerst nach Ägypten, dann durch Kleinasien nach Griechenland, Rom und nach dem übrigen Europa. Hier war zuerst eine aus Ägypten oder Kleinasien überkommene Rasse verbreitet, welche mit unserm gegenwärtigen Landhuhn nahezu übereinstimmt. Man besaß aber auch schon vor 2000 Jahren auf der durch ihre Hühnerzucht berühmten Insel Delos eine Rasse, welche man zum Kampf abrichtete, und die indischen oder malaiischen Ursprungs gewesen zu sein scheint. Beide Rassen, vornehmlich die erstere, wurden jahrhundertelang in Süd- und Mitteleuropa weiter gezüchtet, ohne zu bemerkenswerten Rassenbildungen zu führen, und erst seit der Einführung älterer, im Südosten Indiens ausgebildeter Rassen und ganz besonders seit der Einfuhr des riesigen Kotschinchinahuhns nach England, 1843, bekam die Hühnerzucht in Europa und Nordamerika von England aus einen mächtigen Antrieb. **Hühnerologische oder Geflügelzüchtervereine** (der erste in Deutschland 1852 in Görlitz von Robert Öttel gegründet), deren Anzahl in Deutschland sich jetzt auf nahezu 700 belaufen mag, Klubs für besondere Rassen, Ausstellungen mit Prämiierungen und Verlosungen, kurz der ganze Apparat des Sports hat sich seit etwa 20 Jahren der englischen und deutschen Geflügelzucht bemächtigt, nicht immer zu Nutz und Frommen der angestrebten Veredelung und Verbreitung der für die Volkswirtschaft so hochwichtigen Hühnerzucht (vgl. Geflügelzucht).

Die **Hahnenkämpfe** (Alektryomachien) waren schon im Altertum gebräuchlich. In Athen wurden solche jährlich veranstaltet in der Erinnerung daran, daß die Athener aus dem Anblick zweier kämpfender Hähne eine gute Vorbedeutung für ihren Widerstand gegen die Perser genommen hatten. Auch in andern Städten Griechenlands, Kleinasiens und Siziliens, besonders aber in Rom waren Hahnenkämpfe beliebt. Man machte die Tiere durch Reizmittel kampflustig und versah sie mit eisernen Sporen. Die christliche Kirche eiferte gegen dies Vergnügen, aber durch das ganze Mittelalter und bis in die neueste Zeit waren Hahnenkämpfe in England, den Niederlanden, Italien, Deutschland wie auch in Zentralamerika, in Ostindien und China beliebt. In England wurden die Hahnenkämpfe systematisch geregelt, namentlich unter Heinrich VIII. und Karl II., und ersterer veranstaltete das erste große nationale Hahnengefecht in Westminster, das sich seitdem in dem Royal cockpit erhielt. In neuerer Zeit wurden die Hahnenkämpfe in England gesetzlich verboten, doch finden sie im geheimen noch immer statt.

In der **Mythologie** nahm der Hahn als besonders wachsames Tier eine vorzügliche Stelle ein. Er war als stets kampffertig dem Ares heilig, und sein Krähen wurde, besonders in Beziehung auf Krieg, für weissagend und siegverkündend gehalten. Zugleich war er aber auch dem Apollon (als den Sonnengott), der Athene (zum Zeichen der Wachsamkeit), dem Asklepios, dem Hermes, auch der Nacht und den Laren geweiht. Die Griechen opferten, von einer Krankheit genesen, dem Asklepios einen Hahn. Auch als Mittel, die Zukunft zu erforschen, wurde er bei der sogen. **Alektryomantie** benutzt. Man zog einen Kreis, schrieb die Buchstaben des Alphabets in denselben, legte auf jeden ein Korn und ließ den hineingesetzten Hahn fressen. Die Buchstaben, von denen das Korn weggefressen wurde, stellte man zu der Antwort zusammen. Wegen seiner Verliebtheit erscheint der Hahn in den indischen Mythen als Begünstiger der Liebeshändel. Dieselbe Rolle spielte er bei den Griechen, und bei den Vermählungsfesten der alten Römer bezeichnete er den Bräutigam. Noch heutigestags weist das Sprichwort: »Hahn im Korbe sein« auf diese Spur. In Rußland führt man einen Hahn in einen Kreis junger Mädchen, von denen jede ein Haferkorn vor sich liegen hat. Diejenige, deren Korn er zuerst aufpickt, hofft sich zuerst zu verheiraten. Bei den Persern gilt der Hahn als das tröstende Bild der Auferstehung aus der Todesnacht, u. auf manchen Abraxasgemmen figuriert er als Hinweis auf die Sonne, wie er ja den Aufgang der Sonne oder den Anbruch des Tages anzuzeigen pflegt (s. Abraxas). Die Brahmanen verboten den Genuß seines Fleisches als unrein. Im christlichen Volksglauben verscheucht der Hahnruf die bösen Geister (Havelok). Die Voluspa (s. Edda) weist ihm neben dem Höllenhund Garm seinen Platz in Helheim an, und auch in Asgard befindet sich ein wachsamer Hahn. Noch im heutigen Volksglauben ist der Teufel an der Hahnenfeder kenntlich (»Faust«). In der jüdischen Salomosage wird von Asmodi (s. d.), dem Dämonenkönig, erzählt, er habe Hahnenfüße. Auf dem Kirchturm erscheint der Hahn als Symbol der Wachsamkeit, auch als Wetterprophet. Seit

Digitized by Google

dem 15. Jahrh. gehört der Hahnenkamm zum Narrenputz, die Narren erhielten einen ausgezackten Streifen roten Tuches, und daher heißt noch heute bei den Engländern ein Narr oder Geck coxcomb (cock's-comb). Übrigens stammt der Hahnenkamm auf der Narrenkappe wohl noch aus dem klassischen Altertum (vgl. Lukianos in den »Lapithen«), ein rechter Lustigmacher sollte Keckheit und Streitlust besitzen wie ein Hahn. Vgl. E. Bäthgen, De vi ac significatione galli in religionibus et artibus Graecorum et Romanorum (Götting. 1887).

Vgl. Temminck, Histoire naturelle générale des Gallinacées (Amsterd. 1815, 3 Bde.); Fitzinger, Arten u. Rassen der Hühner (Wien 1877); Drechsler, Die Zuchthühner (3. Aufl., Dresd. 1857); Wegener, Hühnerbuch (Leipz. 1861); Liebeskind, Der Hühner- oder Geflügelhof (8. Aufl. des Buches von Öttel, Weim. 1895); Schlitte, Anleitung zur Fleisch- und Fettproduktion unsers Hausgeflügels (Nordh. 1868); Fries, Die Geflügelzucht (3. Aufl., Stuttg. 1883); Pribyl, Geflügelzucht (3. Aufl., Berl. 1893); Baldamus, Illustriertes Handbuch der Federviehzucht (2. Aufl., Dresd. 1881, 2 Bde.); Derselbe, Das Hausgeflügel (2. Aufl., das. 1893); Bölschau, Illustriertes Hühnerbuch (Hamb. 1884); Bungartz, Hühnerrassen (Leipz. 1884); Dürigen, Geflügelzucht (Berl. 1885); Derselbe, Katechismus der Geflügelzucht (Leipz. 1889); Weber, Das Haushuhn und seine Arten (2. Aufl., Hannov. 1889); Ruß, Das H. als Nutzgeflügel (2. Aufl., Magdeb. 1894); Klasen, Die Federviehställe (das. 1879); Schubert, Die Geflügelställe (Berl. 1890); Zürn, Die Krankheiten des Hausgeflügels (Weim. 1882); Tegetmeier, Poultry book (neue Ausg., Lond. 1872); Piper, The poultry guide (5. Aufl. 1887); Arbuthnot, The henwife in her poultry yard (12. Aufl. 1886); L. Wright, Practical poultrykeeper (20. Aufl. 1885; deutsch, Münch. 1880); Derselbe, Illustrated book of poultry (neue Ausg. 1885). Zeitschriften: »Blätter für Geflügelzucht« (Dresden); »Allgemeine deutsche Geflügelzeitung« (Leipzig); »Der praktische Geflügelzüchter« (Hannover); »Schleswig-Holsteinische Blätter für Geflügelzucht« (Kiel); »Süddeutsche Blätter für Geflügelzucht« (München); »Geflügel-Börse« (Leipzig); »Der Geflügelhof« (Wien) u. a.

Hühnerauge (Krähenauge, Leichdorn, verdorben aus dem altdeutschen hörnin ouge, »hörnernes Auge«, lat. Clavus), eine hornartige Verdickung der Oberhaut an einer kleinen umschriebenen Stelle mit einem kegelartigen, mit der Spitze nach unten gestellten (wie ein Nagel, daher lat. clavus) harten Zapfen als Mittelpunkt, der auf den Papillarkörper drückt, dadurch heftige Schmerzen hervorruft und diesen durch den fortdauernden Druck allmählich zum Schwinden bringt. Das H. entsteht durch den anhaltenden Druck einer zu engen Fußbekleidung. Zuweilen bildet sich unter dem H. ein kleiner Schleimbeutel. Aufhebung des Druckes heilt das H. am sichersten. Einmal entstanden, muß es öfters geschnitten werden, wozu schon der heftig stechende Schmerz auffordert; vor allem muß dabei der aus Hornzellen bestehende harte Zapfen mit fortgenommen werden. Verletzungen beim Schneiden der Hühneraugen, besonders auch, wenn man den Schleimbeutel angeschnitten haben sollte, behandle man streng antiseptisch, da gerade am Fuß derartige kleine Verletzungen leicht mit Unreinlichkeiten aller Art (im Stiefel, mit dem in diesen eindringenden Schmutz, Staub) in Berührung kommen, infiziert werden und zu den schlimmsten Komplikationen (Lymphgefäßentzündung, Phlegmone, Venenthrombose, Brand der Zehen ꝛc.) Anlaß geben können. Ein rationelles Mittel gegen die Hühneraugen sind die Hühneraugenfilzringe. Die Hühneraugenpflaster erweichen das H. und erleichtern dadurch seine Entfernung. Vgl. Mertens, Das H. (Wien 1894).

Hühnerblindheit, s. Nachtblindheit.

Hühnerbrust (Gänsebrust, Pectus carinatum), Formveränderung des Brustkastens infolge fehlerhaften Knochenwachstums bei rachitischen Kindern. Sie besteht bei schmalem Thorax im Hervortreten der Rippenknorpel samt dem Brustbein. Sie kommt zu stande durch Wirkung des Luftdrucks auf den weichen rachitischen Brustkasten bei der Atmung. Die Behandlung richtet sich daher lediglich gegen das Grundleiden, die Rachitis.

Hühnercholera (Geflügelcholera, Entencholera, Hühnerpest, Typhoid des Geflügels), die gefährlichste Krankheit der Hühner, Gänse, Enten, Puten und Fasanen, welche durch einen sehr kleinen Spaltpilz hervorgerufen wird. Sie verbreitet sich außerordentlich leicht durch Ansteckung. Die hauptsächlichsten Erscheinungen sind: große Mattigkeit und Hinfälligkeit, heftiger Durst und starker Durchfall. Die dünnflüssigen Darmexkremente haben eine gelbweiße oder grünliche Farbe. Die Temperatur des Körpers steigt auf 43,5°, die kranken Tiere zittern und taumeln; die Augen werden geschlossen, Kamm und Kehllappen werden bläulichrot, später blauschwarz, und nach einem Verlauf von 1—3 Tagen endet die Krankheit gewöhnlich mit dem Tode. Für die Behandlung hat sich die Verabreichung von Salzsäure mit dem Trinkwasser am meisten bewährt. Leicht, resp. frisch erkrankte Tiere genesen hiernach oft. Ist aber die H. vollständig ausgebildet, so hilft die Behandlung nichts mehr. Es empfiehlt sich demnach, beim Ausbruch der Seuche sämtliche Tiere der gefährdeten Bestände prophylaktisch mit Salzsäure im Trinkwasser zu behandeln. Auch Eisenvitriol (1—2 auf 100 Wasser) erweist sich nützlich. Die gesunden Tiere sind von den kranken abzusondern, die Kadaver sind zu vergraben, und nach dem Erlöschen der H. ist sorgfältige Desinfektion der verseuchten Räumlichkeiten mit Karbolsäure oder Chlorkalk notwendig. Die von Pasteur versuchte Präventivimpfung hat bis jetzt keine praktische Bedeutung erlangt. Das Fleisch der Kadaver wird von Hunden und Katzen ohne Schaden verzehrt, auch scheint es in gekochtem Zustande dem Menschen nicht schädlich zu sein. Da die H. auf Kaninchen übertragbar ist, so schlug Pasteur vor, sie zur Vertilgung der in Australien zur Landplage gewordenen verwilderten Kaninchen zu benutzen. Vgl. Zürn, Krankheiten des Hausgeflügels (Weim. 1882).

Hühnerdarm, Pflanze, s. Stellaria.

Hühnerei, s. Ei und Huhn, S. 30.

Hühnerfalke, s. Habicht.

Hühnerfußgras, s. Andropogon.

Hühnerfußmilbe, s. Milben.

Hühnergeier, s. Weihen.

Hühnergrind, s. Huhn, S. 31.

Hühnerhabicht, soviel wie gemeiner Habicht, s. Habicht.

Hühnerhaus (Hühnerstall), s. Huhn, S. 31.

Hühnerhund, s. Hund, S. 61.

Hühnerlaus, s. Pelzfresser.

Hühnerleder (englische Haut, franz. Canepin), dünnes, feines, weißgares Schaf- und Ziegenleder für Damenhandschuhe.

Digitized by Google

Hühnerlocke, Instrument, auf welchem man den Lockruf der Rebhühner, der wie »tschirrgick« klingt, nachahmt. Zur Anfertigung desselben bindet man ein Stück Pergament recht straff über einen Schneiderfingerhut und zieht durch ein darin angebrachtes kleines Loch ein starkes Haar aus dem Schweif des Pferdes, nachdem man daran einen Knoten geschürzt hat. Streicht man mit dem befeuchteten Daumen und Zeigefinger an dem Haar entlang, so kann man den Lockruf täuschend hervorbringen.

Hühnermilbe, s. Milben.

Hühnermyrte, s. Stellaria.

Hühnerolōg, Hühner-, Federviehkenner, -Züchter; Hühnerologie, Kunde der Federviehzucht; Hühnerologische Vereine, s. Geflügelzucht u. Huhn, S. 32.

Hühnerpest, s. Hühnercholera.

Hühnerpolei, soviel wie Feldthymian, s. Thymus.

Hühnerrallen (Aramidae), eine Familie der Watvögel (s. d.).

Hühnerschwarm, Pflanze, s. Stellaria.

Hühnerstall, s. Huhn, S. 31.

Hühnerstelzen (Alectoridae), s. Watvögel.

Hühnertauben (Huhntauben), s. Tauben.

Hühnertod, soviel wie gemeines Bilsenkraut, s. Hyoscyamus; auch soviel wie Solanum nigrum *L.*

Hühnervögel (Gallinae, oder Scharrvögel, Rasores; hierzu Tafel »Hühnervögel I—III«), eine Ordnung der Vögel, Landvögel von mittlerer, zum Teil bedeutender Größe und gedrungenem Bau, mit kleinem Kopf, kurzem oder mittellangem Hals, mittelhohen Beinen, kräftigen Füßen und wohl entwickeltem Schwanz. In vieler Beziehung stehen sie den Tauben nahe, unterscheiden sich jedoch wesentlich von ihnen durch den stets kurzen Schnabel. Am Schwanz fehlen die Steuerfedern zuweilen (Steißhühner) ganz, sind gewöhnlich zu 10—12 vorhanden u. beim Männchen oft sehr lang. An Kopf und Hals finden sich häufig nackte Lappen, Kämme ꝛc. vor, die gleichfalls nach den Geschlechtern verschieden sind. Im Einklang mit den Gewohnheiten der H. sind die Beine sehr kräftig; sie sind meist bis zur Fußbeuge, selten bis zu den Zehen befiedert und enden mit Wandel- oder Sitzfüßen, deren Hinterzehe zuweilen bis auf den Nagel verkümmert. Oberhalb derselben haben die Männchen oft als Waffe einen spitzen, nach innen gerichteten Sporn. Die langen Vorderzehen enden mit stumpfen, zum Scharren geeigneten Nägeln. Der Kamm des Brustbeins ist nicht so hoch wie bei den Tauben; die meist ziemlich kurzen Flügel erlauben im allgemeinen keinen raschen und andauernden Flug. An der Speiseröhre sitzt ein unpaarer, häufig gestielter Kropf; die Blindsäcke des Darms sind meist sehr lang; der Magen ist sehr muskulös und enthält gewöhnlich zum Zerreiben der aus Körnern bestehenden Nahrung kleine Steinchen. Die H. leben meist in kleinen Scharen unter Anführung eines Hahnes, seltener paarweise, nisten in der Regel auf der Erde oder in niedrigem Gestrüpp und legen viele Eier in einer Brut. Die Jungen verlassen das Ei mit Daunen bekleidet, folgen der Mutter vom ersten Tage an und fressen sofort allein. — H. finden sich über die ganze Erde verbreitet, vornehmlich aber in der Alten Welt; sie bewohnen alle Gegenden vom hohen Gebirge bis zur Meeresküste und ernähren sich von Beeren, Knospen, Körnern, Sämereien, Insekten, Schnecken und Würmern. Seit alter Zeit hat man viele von ihnen des Fleisches und der Eier halber gezähmt und namentlich die Bewohner der Waldungen Südasiens zu Haustieren gemacht. Versteinerte H. kennt man erst aus den tertiären Schichten; sie stehen schon den heutigen Formen sehr nahe. Man unterscheidet etwa 80 Gattungen mit gegen 400 Arten und bringt sie in 8 Familien unter: 1) Flughühner (Pteroclidae), Flügel und Schwanz lang, gute Flieger, aber schlechte Läufer; Gefieder dem Sande der Wüsten, in denen sie leben, in Färbung angepaßt; Zentralasien, Afrika, auch Südeuropa; hierher das Steppenhuhn (s. d., Tafel III, Fig 4). 2) Waldhühner (Tetraonidae), Flügel u. Schwanz kürzer, Beine niedrig, Schnabel kurz; fast kosmopolitisch; hierher unter andern Auerhuhn, Birkhuhn (Tafel I), Haselhuhn, Schneehuhn (Tafel II, Fig. 3 u. 5), Baumwachtel (Tafel III, Fig. 2), Steinhuhn, Reb- oder Feldhuhn (Tafel II, Fig. 4), Wachtel (Tafel III, Fig. 3). 3) Fasanen oder echte Hühner (Phasianidae), Flügel mittellang, Schwanz meist lang und verbreitert, Beine beim Männchen fast stets mit einem Sporn, Geschlechter in der Regel äußerlich sehr verschieden; hauptsächlich in der Alten Welt; hierher Fasan (s. d. und Tafel II, Fig. 1, u. III, Fig. 1), Huhn (s. d.), Pfau (s. d.) und Perlhuhn (s. d.). 4) Laufhühner (Turnicidae), klein, Flügel mittellang, Schwanz kurz, Beine ziemlich lang; fehlen in Amerika. 5) Wallnister (s. d.) oder Großfußhühner (Megapodiidae), Flügel mittellang, Schwanz kurz, Beine lang, kräftig, Füße sehr groß, mit langen Zehen; lassen die sehr großen Eier in eigens dazu hergerichteten Düngerhaufen sich selbst ausbrüten; die Jungen kommen bereits mit dem definitiven Gefieder zur Welt, bilden aber doch im Ei erst noch ihr Jugendkleid aus, das sie also nicht benutzen; Philippinen, Australien, Ozeanien; hierher Buschhuhn (Tafel II, Fig. 2), Steißfußhuhn (s. d.). 6) Hokkos oder Baumhühner (Cracidae oder Penelopidae), groß, Flügel kurz, Schwanz verschieden, Lauf ohne Sporn; Festland von Süd- und Mittelamerika, dort viel gejagt; hierher das Truthuhn (s. d.). 7) Schopfhühner (Opisthocomidae), groß, Flügel kurz, Schwanz und Zehen lang, am Hinterkopf ein Federschopf, häufig nicht zu den Hühnern gerechnet, sondern als besondere Gruppe behandelt; einziger Vertreter Opisthocomus cristatus von Brasilien und Guayana. 8) Steißhühner (Tinamidae oder Crypturidae), Flügel kurz, Schwanz äußerst kurz, Beine lang; Süd- und Mittelamerika bis Mexiko.

Hühnerwasser, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Böhmisch-Leipa, mit einem Schloß, Sesselflechterei, Sackweberei und (1890) 1253 deutschen Einwohnern. — Hier fand 26. Juni 1866 das erste siegreiche Zusammentreffen der preußischen Elbarmee und zwar der Avantgarde unter General v. Schöler mit einem Teil der österreichischen Brigade Leiningen statt.

Hühnerwurz, rote, s. Geranium.

Hühnerzucht, s. Huhn.

Huhntauben, s. Tauben.

Hui (spr. heu), holländ. Fahrzeug, s. Heu.

Hui, koreanisches Hohlmaß, für Steuergetreide zu 15 kleinen Mal = 131,8 Lit.

Huile (franz., spr. üil'), Öl; H. antique, s. Parfümerie. H. de marc (spr. mar), Drusenöl; h. de noisette, Haselnußöl; h. de Provence, Provenceröl; h. vierge, Jungfernöl, feinstes Olivenöl, ꝛc.

Huilla, Ort im Distrikt Mossamedes der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, 160 km östlich von der Stadt Mossamedes, mit dem es durch eine Straße verbunden ist, auf schöner Hochebene mit einem Europäern sehr zusagenden Klima (im Mittel 18—20°,

Digitized by Google

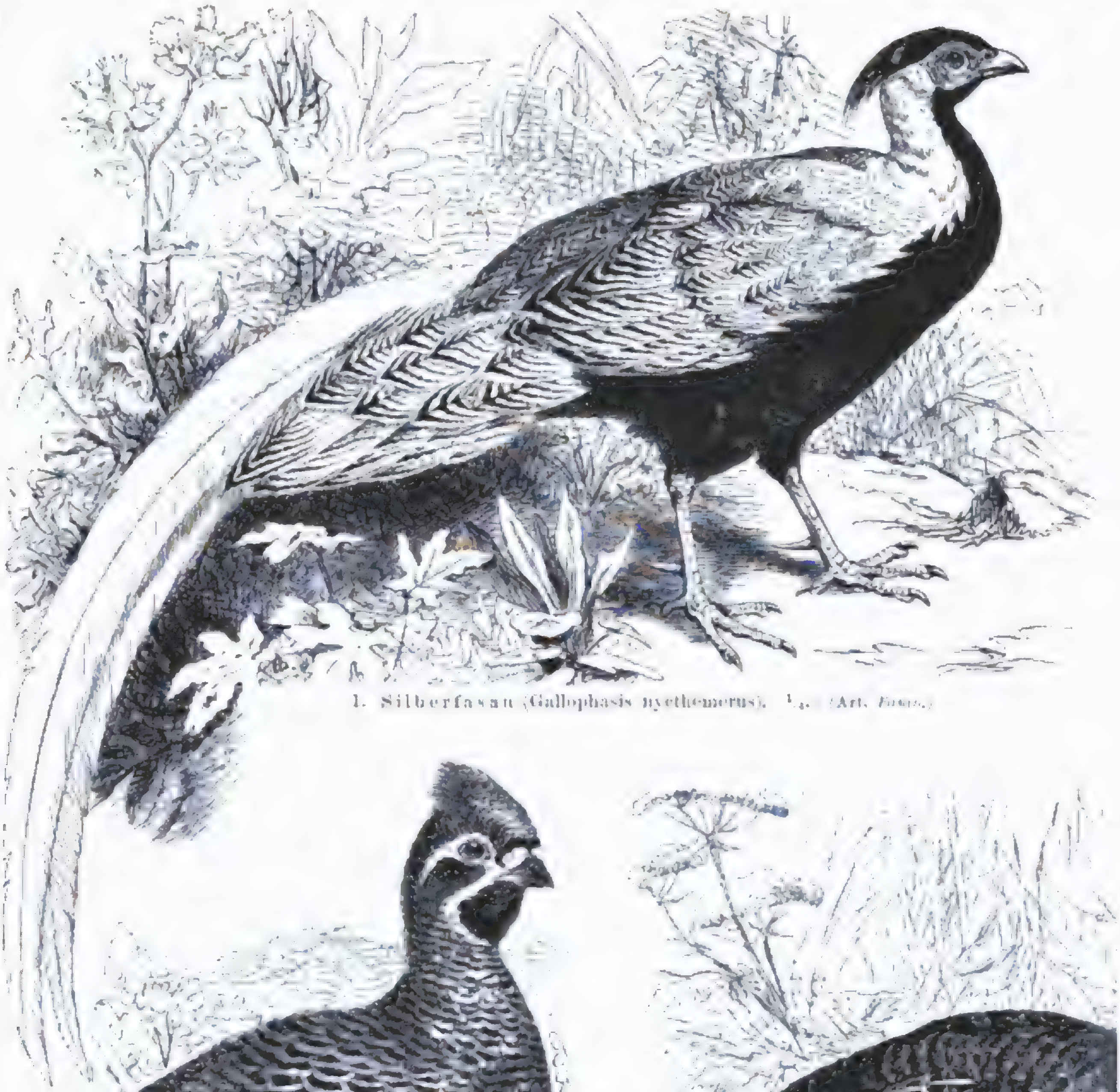
Hühnervögel I.

1. **Birkhuhn** (Tetrao tetrix). $^1/_8$. (Art. *Birkhuhn.*)

2. **Auerhuhn** (Tetrao Urogallus), rechts der Hahn balzend. $^1/_8$. (Art. *Auerhuhn.*)

Digitized by Google

Hühnerv

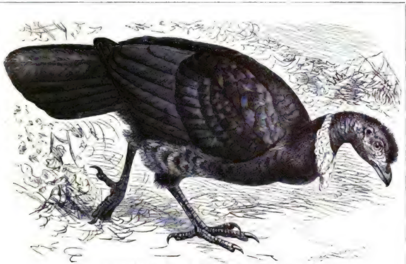


1. Silberfasan (Gallophasis nycthemerus). $^1/_4$. (Art. *Fasan.*)

3. Haselhuhn (Bonasa sylvestris). $^1/_3$.
(Art. *Haselhuhn.*)

4. Rebhuhn (Perdix ci
(Art. *Rebhuhn.*)

ögel II.



2. Buschhuhn (Talegalla Lathami). 1/4. (Art. *Wollnister.*)

cinerea). 1/3.

5. Moorschneehuhn (Lagopus albus), Sommerkleid. 1/3.
(Art. *Schneehuhn.*)

Digitized by Google

Hühnervögel III.

1. Edelfasan, gemeiner Fasan (Phasianus colchicus). 1/8. (Art. *Fasan.*)

2. Schopfwachtel (Lophortyx californianus). 1/4. (Art. *Baumwachtel.*)

3. Gemeine Wachtel (Coturnix communis). 1/4. (Art. *Wachtel.*)

4. Steppenhuhn, Fausthuhn (Syrrhaptes paradoxus). 1/5. (Art. *Steppenhuhn.*)

Digitized by Google

Maximum 28°, Minimum 8°), die alle Früchte Europas in Fülle erzeugt, während tropische nicht gedeihen, und große Rinderherden auf seinen saftigen Weiden ernährt. Hier haben Buren die Ansiedelung Humpata (s. d.) gegründet.

Huillard-Breholles (spr. üijar-breöll'), Jean Louis Alphonse, franz. Geschichtsforscher, geb. 8. Febr. 1817 in Paris, gest. 23. März 1871, war 1838—42 Professor der Geschichte am Lycée Charlemagne daselbst, widmete sich dann archäologischen Studien, wurde Sektionschef beim Staatsarchiv und 1869 Mitglied der Académie des inscriptions. Er schrieb: »Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands« (1844), »La fondation de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale« (1844), »Vie et correspondance de Pierre de la Vigne« (1864), »Titres de la maison ducale de Bourbon« (Bd. 1, 1866, fortgesetzt von Lecoy de la Marche) und gab heraus: »Grand chronique de Matthieu Paris«, Übersetzung (1840—41, 9 Bde.) sowie das große, besonders für die Geschichte Siziliens wertvolle Urkundenwerk: »Historia diplomatica Frederici secundi« (1852—61, 12 Bde.), dessen Kosten der Herzog von Luynes bestritt, endlich das »Chronicon Placentinum et chronicon de rebus in Italia gestis« (1856).

Huimling, s. Hümmling.

Huisne (spr. üin'), Nebenfluß der Sarthe in Frankreich, entspringt auf den Hügeln von Pervenchères (Depart. Orne), wendet sich nach kurzem östlichen Lauf gegen S. und SW. und fließt, von der Eisenbahnlinie Paris-Le Mans begleitet, durch das Depart. Sarthe bis Le Mans, wo er nach 132 km langem Lauf in die Sarthe mündet.

Huissier (spr. üißjē, v. altfranz. huis, »Thür«), Thürsteher, Thürschließer, ursprünglich ein Hofdiener, welcher die Aufsicht bei den Thüren im Innern der königlichen Schlösser führte, jetzt ein Diener, welcher im Vorzimmer eines Ministers oder sonstigen hohen Staatsbeamten die Anmeldung und Einführung zu besorgen hat; auch Bezeichnung für die Diener parlamentarischer Körperschaften u. dgl. In der französischen Gerichtsorganisation sind die Huissiers bei den Gerichten funktionierende Beamte (officiers ministériels), welche unmittelbar von den Parteien oder den Staatsanwalten gebraucht werden, teils um Ladungen, Aufforderungen und Benachrichtigungen an die andre Partei oder Anwalte gelangen zu lassen, teils um richterliche Anordnungen zu vollstrecken. Die Huissiers werden auf Vorschlag des Justizministers vom Präsidenten der Republik ernannt. Sie bilden wie die Avoués und Notare in jedem Arrondissement eine Gemeinschaft, indem sie aus ihrer Mitte eine Disziplinarkammer wählen, deren Oberaufsicht sie unterstellt sind. Dem Institut der Huissiers ist das deutsche Institut der Gerichtsvollzieher (s. d.) nachgebildet. Vgl. Deffaux und Harel, Encyclopédie des huissiers (3. Aufl., Par. 1873, 7 Bde.); Bonnefoeur, Tarifs commentés des actes des huissiers (2. Aufl., das. 1875); »Motive zum Entwurf des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes«, S. 174—180.

Huitain (spr. üitäng), franz. Benennung der achtzeiligen Strophe.

Huitzuco, Bergstadt im mexikan. Staat Guerrero, im Bergrevier Hidalgo, hat Quecksilber-, Silber- und Kohlengruben und (1880) 8204 Einw. im Munizipium.

Hujus mensis (lat., meist abgekürzt h. m. oder bloß huj.), dieses (laufenden) Monats; hujus anni (abgekürzt h. a.), dieses Jahrs; hujus loci, dieses Ortes.

Huka, die Wasserpfeife in Indien, unterscheidet sich vom Nargileh und Kalian (s. d.) durch größern Aufsatz und reichere Ausstattung.

Huker, nordische Fischerboote mit Haupt- und kleinem Besanmast nebst Klüverbaum zum Einholen.

Hul, s. Aprilsnarr.

Hulagu (Hulâgu il chan), mit dem Beinamen Ilchan wegen seiner Abstammung aus dem Herrschergeschlecht der Ilchaniden, Sohn Toluis und Enkel Dschengis-Chans, Begründer der mogul-tatarischen Dynastie in Persien, erhielt bei der Thronbesteigung seines Bruders Mangu-Chan, des Großchans der Mongolen, 1251 die westlichen Provinzen des Mongolenreichs, vernichtete durch einen Heereszug 1253 die meuchelmörderische Sekte der Ismaeliten (Assassinen) und eroberte und plünderte 1258 Bagdad, worauf ihm das ganze südwestliche Iran zufiel. Syrien konnte H. nicht unterwerfen. Er starb 1264.

Hulda, Göttin, s. Holda.

Huldgöttinnen, die Grazien oder Chariten (s. d.).

Huldigung (Erbhuldigung), die feierliche Leistung eines Eides (Huldigungs-, Staatsbürger-, Unterthaneneid), durch welchen die Unterthanen dem Landesherrn Treue und Gehorsam versprechen. Dieser Eid, welcher übrigens nur von den männlichen Unterthanen gefordert zu werden pflegt, und der nicht die Begründung neuer, sondern nur die Bekräftigung bestehender Verpflichtungen bezweckt, war in den deutschen Ländern früher regelmäßig beim Eintritt in ein gewisses Lebensalter, bei der Aufnahme in den Unterthanenverband und beim Erwerb von Grundbesitz innerhalb des Staatsgebiets sowie bei dem Regierungsantritt eines neuen Landesherrn zu leisten. Nur in einigen deutschen Staaten ist dieser Huldigungseid beibehalten, indem eine auf die Beobachtung der Staatsverfassung bezügliche Stelle mit aufgenommen wurde. Manche Staatsverfassungen, wie in Bayern, Württemberg und Braunschweig, sehen eine allgemeine H. bei einem Regierungswechsel vor, die indes meist außer Übung gekommen ist; nach den Verfassungen andrer Staaten, wie Oldenburg, Weimar, Meiningen, soll in diesem Fall nur eine H. der Landstände, in Preußen eine solche der Staatsbeamten und der Landtagsmitglieder stattfinden. Das Lehnrecht kennt einen Huldigungseid (Lehnseid) des Vasallen.

Hülfe und Zusammensetzungen, s. Hilfe.

Hulftegg, Bergpaß, s. Appenzeller Alpen.

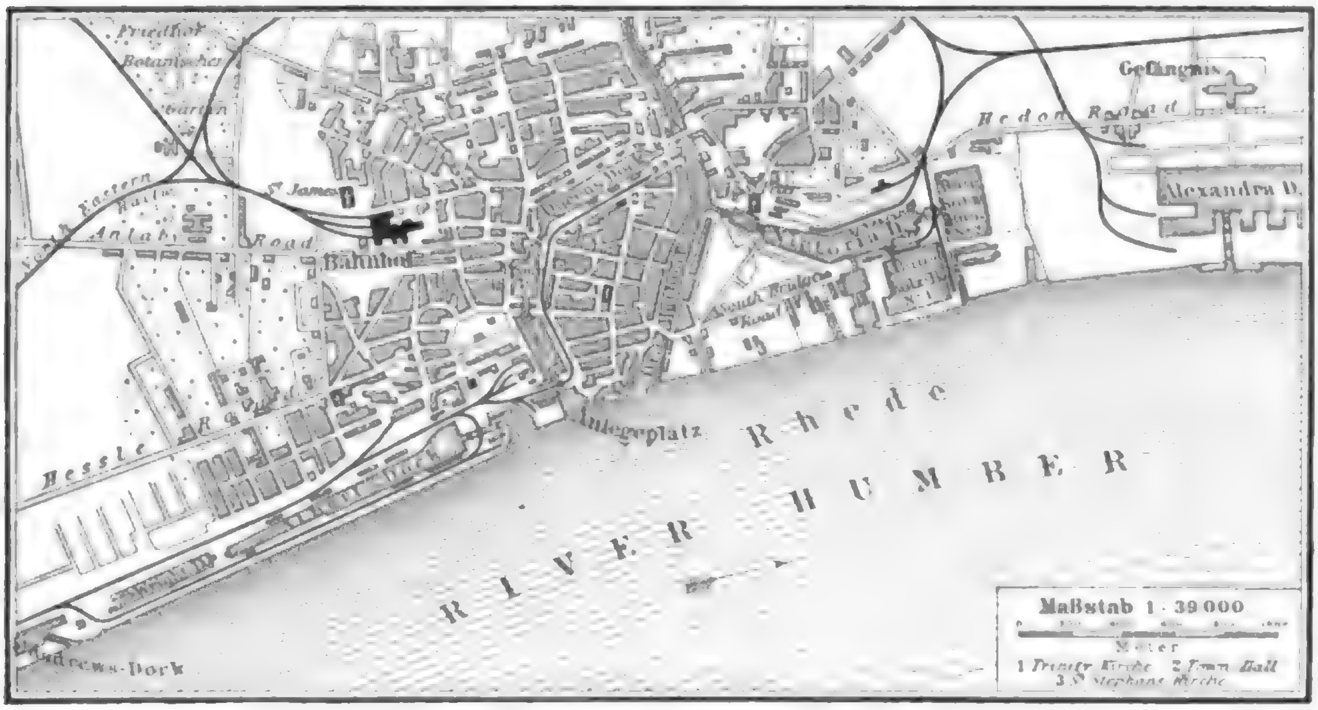
Hulin (Hullin, spr. üläng), Pierre Augustin, Graf, franz. General, geb. 6. Sept. 1758 in Genf, gest. 9. Jan. 1841, kam 1787 als Uhrmacher nach Paris und nahm beim Ausbruch der Revolution an dem Sturm auf die Bastille teil. Als Mitglied des Konvents stets Mäßigung und Anstand beobachtend, ward er unter der Schreckensherrschaft verhaftet und erst durch den 9. Thermidor wieder frei. Er trat darauf in die Armee, diente von 1796 an in den italienischen Feldzügen als Generaladjutant Napoleons und war 1797, 1798 und 1800 Kommandant von Mailand, 1802 Kommandant der Konsulargarde mit dem Range eines Divisionsgenerals. Er präsidierte 1804 bei der Militärkommission, welche den Herzog von Enghien (s. d.) zum Tode verurteilte. Hierauf wurde er zum Baron, später in den Grafenstand erhoben, 1805 Kommandant von Wien, 1806 von Berlin und 1812 von Paris, wo er bei dem Ausbruch der Verschwörung Mallets gegen Napoleon von einem der Verschwornen einen Pistolenschuß in die Kinnlade erhielt. Als 1814 die Bourbonen zurückkehrten, unterwarf er sich den-

Digitized by Google

selben, verlor aber seine Kommandantur, die er jedoch während der Hundert Tage abermals bekleidete. Nach denselben aus Frankreich verwiesen, lebte er in Brüssel und Hamburg, bis er 1819 zurückgerufen wurde. Um diese Zeit erblindete er. Von Savary in einer Schrift der Hauptschuld an der Hinrichtung des Herzogs von Enghien bezichtigt, verteidigte sich H. in einer Gegenschrift (»Explications au sujet du jugement du duc d'Enghien«, 1824).

Hulk (engl., holl.), soviel wie Blockschiff (s. d.).

Hull (spr. höll), 1) (Kingston upon Hull) Stadt und Grafschaft in Ostengland, liegt am nördlichen Ufer des Humber, welcher hier 3 km breit ist, an der Mündung des Flüßchens H. in denselben und 32 km vom offenen Meere. Die Lage der Stadt ist eben, teilweise sogar unter dem Meeresspiegel (während der Flut), so daß Schleusen sie vor Überschwemmungen schützen müssen. Der älteste Stadtteil, mit krummen, engen Straßen, wird von den Docks und dem Hull umschlossen. Unterhalb desselben liegt die Citadelle, und namentlich nach N. und O. hin breiten sich die schön gebauten Vorstädte mit vielen Gärten aus. Unter den zahlreichen Kirchen ist die Dreieinigkeitskirche (1492 vollendet, 1860 von G. Scott restauriert) die bemerkenswerteste. Ihr Querschiff soll der älteste Backsteinbau Englands seit den Zeiten der Römer sein. Die Stadt hat außerdem ein neues stattliches Rathaus (im italienischen Stil), eine Börse und Kornbörse, ein Krankenhaus, ein Versorgungshaus für Seeleute (Trinity Hospital, 1369 gestiftet), eine Navigationsschule, ein Museum mit Bibliothek (Royal Institution), botanische und zoologische Gärten, einen schönen Park, 2 Theater, ein Areal von 33,3 qkm und (1891) 200,044 Einw. Öffentliche Denkmäler sind dem König Wilhelm III. und dem Sklavenbefreier Wilberforce (seit 1835) errichtet worden. H. ist der Haupthafen des nordöstlichen England und vermittelt namentlich den Verkehr mit dem Norden Europas. Seine Docks (Victoria-, Queen's, Albert-, Alexandra-Dock) bedecken eine Wasserfläche von 54 Hektar; es besitzt (1891) 855 Seeschiffe von 237,534 Ton. Gehalt und 527 Fischerboote. 1891 liefen 5649 Schiffe von 2,590,811 T. Gehalt ein (davon 2359 Schiffe von 502,940 T. im Küstenhandel). Britische Produkte im Wert von 16,07 Mill. Pfd. Sterl. (namentlich Woll- und Baumwollwaren, Metalle, Maschinen, Thonwaren) und ausländische und Kolonialwaren im Wert von 4,9 Mill. Pfd. Sterl. wurden ausgeführt und Waren (bes. Getreide, Wolle, Baumwolle, Leder, Petroleum, Salpeter, Eisen- und Stahlwaren, Fleisch, Butter, Fische, Eier, Zucker, Thee, Wein) im Wert von 26,3 Mill. Pfd. Sterl. eingeführt. Dazu besitzt H. größere industrielle Anstalten. Wichtig sind namentlich der Maschinenbau (1891: 2959 Arbeiter), der Schiffbau (1773 Arb.), die Herstellung von Öl und Ölkuchen (1475 Arb.), die Baumwollfabriken (721 Arb.) und die Eisenwerke (924 Arb.), ferner die Fischerei (1300 Personen). H. ist Sitz eines deutschen Konsuls. In früherer Zeit hieß die Stadt Wyke upon H.; ihren jetzigen Namen verdankt sie Eduard I., welcher ihr 1296 Stadtrechte verlieh. Im 14. Jahrh. war sie nächst London und Bristol der besuchteste Hafen Englands. Karl I. belagerte 1642 die Citadelle vergebens. Der Bau der Docks wurde erst 1778 begonnen. H. gehörte bis 1888 zu Yorkshire. Vgl. Sheahan, Town and port of Kingston upon Hull (Lond. 1864). — 2) Stadt in der Provinz Quebec (Kanada), Ottawa gegenüber, als dessen industrielle Vorstadt es gelten kann, am Fluß Ottawa, der hier durch zwei Brücken überspannt wird, hat große, durch die Fälle der Grande Chaudière getriebene Sägemühlen, Fabriken von Kerzen, Beilen, Wollenstoffen ꝛc., starken Holzhandel und (1891) 11,265 Einw. In der Nähe bedeutende Lager von phosphorsaurem Kalk.



Lageplan von Hull.

Hüllchen, s. Hülle.

Hulle, Kopfbedeckung, s. Kruseler; dann soviel wie hohle See, Dünung.

Hülle (Involucrum), in der Botanik die Gesamtheit von Hochblättern, die einem Blütenstand (s. d., S. 156) unmittelbar vorangehen und ein denselben einfassendes Ganze darstellen, wie z. B. bei den zusammengesetzten Dolden der Umbelliferen; die H. an den Verzweigungen zweiten Grades, den sogen. Döldchen, wird Hüllchen (involucellum) genannt.

Digitized by Google

Hullein (tschech. Hulín), Stadt in Mähren, Bezirksh. Kremsier, in der Hanna, am Russawabach und an den Linien Wien-Krakau und Kojetein-Bielitz der Nordbahn, hat eine Kirche mit romanischem Portal, Zucker- und Malzfabrik und (1890) 3059 tschech. Einw.

Hüllenstreuling, s. Geaster.

Hullin (spr. üläng), s. Hulin.

Hüllkelch, die aus Hochblättern (s. Blatt, S. 55) gebildete Umhüllung vieler köpfchenartiger Blütenstände, z. B. der Kompositen und Dipsaceen, oder auch dem Kelch nahe stehende Hochblätter, z. B. bei Malvaceen, die als Außenkelch bezeichnet werden.

Hüllmann, Karl Dietrich, Geschichtschreiber, geb. 10. Sept. 1765 zu Erdeborn im Mansfeldischen, gest. 4. März 1846 in Bonn, studierte in Halle, leitete seit 1786 eine Handelsschule in Bremen, ward 1792 Lehrer an der Schule zu Klosterberge, dann an der Realschule in Berlin, habilitierte sich 1795 als Dozent der Geschichte an der Universität zu Frankfurt a. O. und ward 1797 zum Professor ernannt, 1808 in gleicher Eigenschaft nach Königsberg, 1818 aber an die neuerrichtete Universität Bonn berufen, um deren Organisation er sich als erster Rektor der Anstalt und dann als Regierungsbevollmächtigter namhafte Verdienste erwarb. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Deutsche Finanzgeschichte des Mittelalters« (Berl. 1805), mit einem Nachtrag: »Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland« (Frankf. 1806); »Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland« (das. 1806—1808, 3 Bde.; 2. Bearbeitung, Berl. 1830); die beiden Preisschriften: »Geschichte der Domänenbenutzung in Deutschland« (Frankf. 1807) und »Geschichte des byzantinischen Handels« (das. 1808); »Ursprünge der Besteuerung« (Köln 1818); »Staatsrecht des Altertums« (das. 1820); sein jetzt noch wertvolles Hauptwerk: »Das Städtewesen des Mittelalters« (Bonn 1825—29, 4 Bde.); »Ursprünge der Kirchenverfassung des Mittelalters« (das. 1831); »Römische Grundverfassung« (das. 1832); »Staatsverfassung der Israeliten« (Leipz. 1834); »Handelsgeschichte der Griechen« (Bonn 1839); »Griechische Denkwürdigkeiten« (das. 1840); »Geschichte des Ursprungs der deutschen Fürstenwürde« (das. 1842) u. a.

Hüllspelzen, s. Gräser, S. 876.

Hulman, Affe, s. Schlankaffe.

Hulock, Affe, s. Gibbon.

Hüls, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kempen, an den Linien H.-Mörs und Viersen-Süchteln der Krefelder Eisenbahn, hat eine schöne kath. Pfarrkirche im gotischen Stil, ein Waisenhaus, 2 mechanische Samt- und Seidenwebereien und -Windereien, Lumpensortiererei, Lederfabrikation und (1890) 6148 Einw., davon 45 Evangelische und 117 Juden. Im SW. der Stadt Denkmal zur Erinnerung an die Schlacht bei Krefeld (23. Juni 1758).

Hülscheid, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Altena, hat eine evang. Kirche, Fabrikation von Eisenwaren, Feilen und Raffinierstahl, Metall- und Façondreherei und (1890) 2558 Einw.

Hülse (Legūmen), die Kapselfrucht der Schmetterlingsblütigen, s. Frucht, S. 964.

Hülse, Pflanzengattung, s. Ilex.

Hülsen, Botho von, Theaterintendant, geb. 10. Dez. 1815 in Berlin, gest. daselbst 30. Sept. 1886, trat 1825 ins Kadettenhaus, wurde 1833 Fähnrich, machte als Regimentsadjutant 1848 den Feldzug in Schleswig mit und kämpfte 1849 in Dresden gegen die Aufständischen. Frühzeitig hatte er eine gewisse Theaterliebhaberei bekundet und wurde infolgedessen 1851 zum Generalintendanten der königlich preußischen Schauspiele und zugleich zum Kammerherrn ernannt. H., der für die Erfordernisse der Kunst nur wenig Verständnis bewies, erwarb nach dieser Richtung dem Hoftheater, namentlich dem Schauspiel, keineswegs die zu beanspruchende Stellung, zeigte sich dagegen als guter Verwaltungsbeamter. Förderlich erwies er sich bei der Begründung mehrerer Genossenschaften von Bühnenangehörigen und als Präsident des Deutschen Bühnenvereins. 1866 wurde H. zum Präsidenten des König Wilhelms-Vereins ernannt, und bald darauf noch mit der Oberaufsicht über die königlichen Bühnen in Hannover, Kassel und Wiesbaden betraut. Als Intendant war sein leitendes Prinzip die dankenswerte Pflege der deutschen Wort- und Tondichter in erster Reihe, meist mit Ausschluß alles Frivolen und Tendenziösen, freilich auch des genial Außergewöhnlichen, wie Wagners Nibelungentrilogie. Vgl. die von seiner Gattin veröffentlichten Erinnerungen: »Unter zwei Königen« (s. unten). Sein Sohn, Georg v. H., ist seit 1892 Intendant des Hoftheaters in Wiesbaden.

Seine Gattin Helene, geb. 16. Febr. 1829 in Blankenfelde bei Teltow als die Tochter des Grafen von Häseler, gest. 8. Mai 1892 in Berlin, mit H. seit 1849 vermählt, trat unter dem Namen Helene als Schriftstellerin auf. Von ihr erschienen: »Aus Herz und Leben«, Gedichte (Berl. 1867); »Novellen und Skizzen« (das. 1869); »Ungesucht — gefunden«, Novellen (das. 1872); »Aus alter und neuer Zeit«, Novellen (das. 1874), und unter ihrem wahren Namen: »Traum und Wahrheit«, Roman (das. 1874); »Ohne Flitter«, Novellen (das. 1877); »In Licht und Schatten«, Novellen (das. 1878); die Romane: »Elimar« (das. 1879, 2. Aufl. 1880) und »Nemesis« (das. 1883); »Bilder aus der modernen Welt« (das. 1882); »Einst und jetzt«, Erzählungen (das. 1885); »Drei Lebensepisoden« (das. 1892). Ferner gab sie heraus: »Unter zwei Königen«, Erinnerungen an ihren Gatten Botho v. H. (Berl. 1888) und »Unter Friedrich dem Großen. Aus den Memoiren des Ältervaters 1752—1773« (das. 1890).

Hülsenfruchtbau. Der Anbau der Hülsenfrüchte tritt unter den mitteleuropäischen Wirtschaftsverhältnissen wegen der unsichern Erträge gegenüber den Getreidefrüchten an Bedeutung zurück, während ihr Anbau im südlichen Europa, besonders in Spanien, bedeutende Ausdehnung gewinnt, weil die proteïnreichen Samen dieser Pflanzen in jenen Gebieten ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bilden. Außer den Samen, welche verschroten auch als Viehfutter Verwendung finden, liefern die Hülsenfrüchte noch sehr nahrhaftes Futterstroh, welches jedoch meist schwer einzubringen ist. In wirtschaftlicher Beziehung besitzen die Hülsenfrüchte großen Wert. Sie hinterlassen den Boden reicher an Stickstoff, da sie besonders auf sehr stickstoffarmem Boden die Fähigkeit besitzen, unter symbiotischer Beteiligung bestimmter Mikroorganismen und unter Bildung von Wurzelknöllchen den freien Stickstoff der Luft zu assimilieren. Die Ernterückstände bereichern daher den Boden mit organischer stickstoffhaltiger Substanz. Für den H. ungeeigneter Boden kann durch Aufstreuen von einem in Leguminosenkultur befindlichen Boden (10 kg Impferde auf das Hektar) geeignet gemacht werden. Vorzugsweise gebaut werden: Erbse, Linse (meist als Sommerlinse; die Winterlinse gedeiht nur in milden Lagen), Wicke, Acker- oder Pferdebohne (Vicia faba),

Digitized by Google

Wicklinse, Linsenwicke, Platterbse, Kicher, Bohne, Sojabohne. Über die Lupinen, die vorzugsweise zu Futterzwecken gebaut werden, s. Futterbau und Lupine. Die Erbse liebt mäßig feuchte, warme Gegenden; trockne und nasse Lagen sind ihr nicht zuträglich, in rauhen Gegenden wird sie zu spät reif. Die Linse kann trockne Wärme eher vertragen. Die Wicke zieht dagegen kalte, feuchte Gegenden vor, die Pferdebohne mäßig feuchte Lagen. Die Vegetationsdauer der Erbse beträgt 17—22, der Linse 14—19, der Wicke 18—22, der Pferdebohne 22—28 Wochen. Die Erbse verlangt mäßig gebundenen Boden mit einigem Kalkgehalt, wie mergeligen durchlassenden Lehmboden. Ungeeignet sind strenger Lehm u. Thon sowie lose moorige Böden. Auf phosphorsäurearmem Boden werden die Erbsen hartkochend. Die Linsen gedeihen am besten auf unkrautreinem, sandigem, lehmigem, lockerm, thätigem Boden, die Wicke auf mildem Lehmboden und die Pferdebohnen auf tiefgründigem Lehm- oder Thonboden, auf Marschboden, in aufgelassenen Teichen und in mäßig feuchten Steinbrüchen. Als Vorfrucht für Erbse dienen Getreide, gedüngte Kartoffeln, Kleestoppel, nach sich selbst gebaut tritt bald Erbsenmüdigkeit ein. Die Linse wird nach Kartoffeln, die Wicke meist zwischen zwei Getreidearten, die Pferdebohne häufig an Stelle der Brache gebaut. Die Hülsenfrüchte verlangen nur auf sehr stickstoffarmem Boden, um über die erste Jugend hinauszukommen, geringe Stickstoffdüngungen, weil sie die Fähigkeit haben, sich den atmosphärischen Stickstoff nutzbar zu machen. Für Phosphorsäure- und Kalkdüngung sind sie sehr dankbar. Durch erstere wird bei den Erbsen das Hartkochen der Körner vermieden. Frischer Stallmist beeinträchtigt durch Begünstigung der Blattentwickelung, welche leicht zu Lagerfrucht Veranlassung gibt, die Samenbildung; nur die steifstengeligen Pferdebohnen vertragen und lohnen die stärksten Stallmistdüngungen. Zur Saat werden blonde, nicht braungefärbte Erbsensamen einer sich nicht hartkochenden Sorte auszuwählen sein, welche möglichst frühzeitig, schon Ende März, weil die jungen Pflanzen gegen Frost wenig empfindlich sind, ausgesäet werden müssen. Die empfindlichern Linsen werden etwas später gebaut. An Saatgut werden nach Krafft auf das Hektar genommen von:

	Breitsaat	Reihensaat	Reihenweite Zentim.	Saattiefe Zentim.	Vegetationsdauer Wochen
Ackerbohne .	—	1,6—2,2 hl	30—50	3—10	12—14
Erbse . .	2—3 hl	1,6—2,5 -	30—40	3—8	17—22
Kicher . .	1,4—2 -	0,9—1,3 -	25—40	3—10	16—20
Linse . . .	1—2,2 -	0,6—1,6 -	30	2,5—8	14—19
Linsenwicke .	100—200 kg	64—88 kg	25—30	2—5	16—18
Pferdebohne	3—4 hl	2—3 -	40—50	3,5—9	22—28
Platterbse .	100—150 kg	60—90 -	25—40	1,5—4	18—26
Sojabohne .	—	20—30 -	25—60	4—8	22—25
Wicke . . .	1,8—2,5 hl	1,2—1,8 hl	14—30	2,5—7	18—22
Wicklinse .	1,1—1,6 -	0,8—1,1 -	—	—	—

Bei feuchter Witterung und dichtem Stande tritt bei Erbse leicht Lagerfrucht ein, dieselbe wird durch das Stiefeln oder Stengeln, d. h. Einstecken von Stäben, einigermaßen verhindert. Die wegen ihres niedern Wuchses weniger dem Lagern ausgesetzten Linsen sind unbedingt zu jäten. Bei sorgfältiger Kultur hackt man die Hülsenfrüchte selbst mit der Hand, bei Pferdebohnen in der Regel mit der Pferdehacke. Überstreuen mit Gips befördert die Blattentwickelung, weniger den Hülsenansatz, dasselbe ist daher nicht anzuraten. Die Hülsenfrüchte werden von mancherlei Pilzkrankheiten, besonders dem Meltau, befallen und von zahlreichen tierischen Feinden heimgesucht. Von letztern zwingen der Erbsenkäfer (Bruchus pisi), der Linsenkäfer (B. lentis) oft zum Aufgeben des Hülsenfruchtbaues. Die Pferdebohnen leiden häufig empfindlich durch schwarze Blattläuse (Aphis viciae), gegen die das Absicheln der befallenen Gipfel der Pflanzen mit einigem Erfolg anzuwenden ist.

Die Ernte findet nach der Getreideernte statt, wenn die ersten Hülsen reif geworden, weil sonst leicht viel Samenausfall eintritt. Erbsen und Linsen werden gewöhnlich ausgerauft oder mit der Sichel geschnitten und in Gebinden oder zweckmäßiger auf Kleepyramiden getrocknet. Bei Kleinkultur sucht man das Reifen der Hülsen durch das Pinzieren der Erbsen zu beschleunigen, indem man die Pflanzenspitzen abkneipt. Die Pferdebohnen werden oft erst im Oktober geschnitten, wenn die untersten Hülsen sich schwarz gefärbt haben. Zur Sortierung der Erbsen nach der Größe werden die Erbsensortiermaschine von Karges in Braunschweig oder die zum Reinigen der Rübenkerne verwendeten Rübenstoppel-Auslesemaschinen benutzt. Die Ernteverhältnisse stellen sich auf das Hektar nach Krafft wie folgt:

	Körner Hektoliter	Hektolitergewicht Kilogramm	Stroh Dopp.-Ztr.
Ackerbohne . . .	10—25	78—82—87	10—16
Erbse	0—16—38	77—78—81	15—20—35
Kicher	10—24	70—80	11—20
Linse	8—10—20	75—80—86	6—10—12
Linsenwicke . . .	18—27	76—80—83	13—20
Pferdebohne . .	15—30—58	75—79—85	20—40—45
Platterbse . . .	12—20	75—80	12—16
Sojabohne . . .	19—26—37	65—75	20—40—50
Wicke	10—13—26	70—77—85	10—35
Wicklinse	13—22	76—80—83	15—23

Deutschland führt sehr viel mehr Hülsenfrüchte ein als aus; es betrug

Einfuhr	1880:	30272 Ton. im Werte von	5,63 Mill. Mk.
	1892:	100628 " " "	17 " "
Ausfuhr	1880:	40352 " " "	8,07 " "
	1892:	1979 " " "	0,5 " "

Hülsenfrüchte (Leguminosen, Blattgetreide, Pahlkorn), die Samen vieler Papilionaceen, welche als Nahrungsmittel benutzt werden. Die wichtigsten H. sind Erbsen, Bohnen, Linsen; ihnen schließen sich an: die Acker- oder Saubohne (Vicia Faba), die Kichererbse (Cicer arietinum), die Platterbse (Lathyrus sativus), Wicke, Wicklinse, Linsenwicke, Kicher. Lupinen werden nur wenig als menschliches Nahrungsmittel benutzt, aber für die wärmern Gegenden stehen die weitverbreitete Erdeichel (Arachis hypogaea), mehrere Dolichos-Arten und die Sojabohne (Soja hispida) in erster Reihe. Die H. sind charakterisiert durch ihren Reichtum an stickstoffhaltigen Körpern, besonders an Legumin. In dieser Hinsicht übertreffen sie das Getreide, welches dagegen an Stärkemehl reicher ist. Neben dem Legumin enthalten die H. auch etwas Eiweiß; unter den stickstofffreien Extraktstoffen waltet das Stärkemehl bedeutend vor, doch wird es begleitet von Dextrin; Erdeichel und Sojabohne sind fettreich, sonst ist Fett in geringer Menge vorhanden, auch andre Bestandteile, wie aromatische und bittere Stoffe, Gerbsäure ꝛc., treten sehr zurück; an Kali und Kalk aber sind die H. reicher als die Getreidearten. Die quantitative Zusammensetzung

Digitized by Google

ergibt sich aus folgender Tabelle (vgl. auch die auf der Tafel »Nahrungsmittel« gegebene graphische Darstellung derselben):

		Wasser	Stickstoffsubstanz	Rohfett	Stickstofffreie Extraktstoffe	Rohfaser	Asche
Erbsen . .	Minimum	6,50	18,29	0,64	46,34	2,23	1,92
	Maximum	22,12	28,35	0,53	59,44	10,02	3,93
	Mittel. .	13,92	23,15	1,89	52,68	5,68	2,68
Ackerbohne .	Minimum	7,87	17,68	0,81	41,25	2,87	1,73
	Maximum	17,85	31,54	3,29	59,01	18,17	4,70
	Mittel. .	13,49	25,31	1,68	48,33	8,06	3,13
Schminkbohne		11,24	23,66	1,96	55,60	3,88	3,06
Lupine, gelbe	Minimum	9,45	27,68	1,82	18,03	7,79	2,71
	Maximum	19,90	52,70	7,52	41,22	35,74	6,74
	Mittel. .	13,98	38,25	4,38	25,16	14,12	3,81
Lupine, blaue		13,81	29,52	6,16	36,37	11,24	2,90
Linse		12,33	25,94	1,93	52,84	3,92	3,04
Platterbse		12,74	24,08	2,36	51,38	6,60	2,82
Sojabohne		12,71	32,16	14,03	31,97	4,40	4,71
Erdnuß (Arachis) . .		6,95	27,65	45,80	16,75	2,21	2,64

Linsen sind, was den Gehalt an eiweißartigen Bestandteilen betrifft, beinahe so viel wert wie ihr dreifaches Gewicht Weizenbrot und lassen alles Fleisch weit hinter sich. Erbsen sind in dieser Hinsicht so viel wert wie Kalbfleisch und Schminkbohnen beinahe so viel wie Taubenfleisch, welches durch seinen Reichtum an stickstoffhaltigen Nahrungsstoffen alle Fleischarten übertrifft. Dem hohen Nahrungswert der H. (sie bilden das konzentrierteste Nahrungsmittel, welches wir besitzen) steht schwerere Verdaulichkeit gegenüber, die nur durch zweckmäßige Zubereitung einigermaßen gehoben werden kann. Zur Brotbereitung eignet sich das Mehl der H. wenig und wird auch nur an wenigen Orten dazu benutzt. Robustern Konstitutionen sind die H. sehr zuträglich, ihre Ausnutzung ist gut. Von dem Eiweiß der gekochten Linsen werden allerdings nur 60 Proz. resorbiert, von dem des Leguminosenmehls aber 82 Proz. Auch bei Erbsenbrei gehen vom Stickstoff nur 17,5 Proz., von den Kohlehydraten nur 3 Proz. verloren. Über Nachteile, welche aus übermäßigem Genuß von Hülsenfrüchten entstehen können, vgl. Lathyrismus. Ein großer Teil der kultivierten H., besonders Erbsen und Bohnen, wird im unreifen Zustand als schmackhaftes und leichtverdauliches Gemüse (s. d.) genossen; die reifen Samen dagegen sind in Mitteleuropa verhältnismäßig wenig beliebt. Ein großer Teil der H. wird gegenwärtig auf Konserven (kondensierte Suppen, Erbswurst, Fleischleguminose ꝛc.) verarbeitet. — Die Benutzung der H. ist uralt, und besonders die Ackerbohne diente schon in frühester Zeit als Nahrungsmittel. Auf dem Wege nach Eleusis stand ein dem Bohnengott Kyametes geweihter Tempel; den Ägyptern dagegen galt diese Bohne als unrein; schon 2800 v. Chr. wurde sie in China eingeführt. Auch Lupinus hirsutus wurde von den alten Griechen kultiviert und diente ärmern Leuten sowie den Cynikern zur Nahrung; die Linse wurde von den Griechen, Juden und Ägyptern gebaut; auch die Erbse war im Altertum geschätzt, und in Indien muß ihre Kultur in eine ferne Zeit zurückgehen, während die Linse erst in neuerer Zeit in Bengalen Eingang fand. Bohnen, Erbsen und Kichererbsen fanden sich auf den Musterwirtschaften Karls d. Gr. und sind jetzt beinahe über die ganze Erde verbreitet. Vgl. Schertler, Anwendung des spezifischen Gewichts als Mittel zur Wertbestimmung der Kartoffeln, Cerealien und H. (Wien 1873).

Hülsengewächse (hülsenfrüchtige Pflanzen), soviel wie Leguminosen.

Hülsenwurm, s. Bandwürmer, S. 415.

Hülsenwürmer, s. Köcherjungfern.

Hülsse, Julius Ambrosius, Technolog, geb. 2. Mai 1812 in Leipzig, gest. 26. Juni 1876 in Dresden, studierte in Leipzig und in Freiberg Mathematik und Naturwissenschaften, ward 1834 Lehrer in Leipzig und 1840 Professor und Direktor der königlichen Gewerbe- und Baugewerkschule zu Chemnitz, 1850 Direktor der polytechnischen Schule in Dresden. Seit 1858 war er Mitglied und 1861 Vorsitzender der Normaleichungskommission und dann bei der Bearbeitung der Eichordnung des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches als Mitglied der dazu niedergesetzten Kommission mit thätig. 1863 wurde er Vorsitzender der technischen Deputation im Ministerium des Innern. Er schrieb: »Allgemeine Maschinen-Encyklopädie« (Leipz. 1839—44, 2 Bde., mit Atlas); »Sammlung mathematischer Tafeln« (das. 1840, 2. Aufl. 1849); »Die Kammgarnfabrikation« (Stuttg. 1861) und »Die Technik der Baumwollspinnerei« (das. 1863); auch beteiligte er sich 1834—50 an der Herausgabe des »Polytechnischen Zentralblattes« und besorgte die neue Stereotypausgabe der Vegaschen »Logarithmen« (Leipz. 1839 u. ö.).

Hulst, Stadt und ehemals starke Festung in der niederländ. Provinz Zeeland, mit dem Kanal Terneuzen-Gent durch einen Seitenkanal verbunden und an der Eisenbahn Mecheln-Terneuzen, hat eine schöne, zur Hälfte zwischen den Reformierten und den Katholiken geteilte Kirche (beide Teile sind durch eine dicke Mauer getrennt) und (1889) 2415 Einw. — Die Stadt wurde 1578 von den Holländern den Spaniern abgenommen, 1583 vom Herzog von Parma wieder für Spanien, 1591 von Moritz von Oranien für die Generalstaaten, 1596 von dem Erzherzog Albert, 1615 aber von Friedrich Heinrich von Oranien definitiv für die Holländer erobert. 1672 fiel sie ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen. Eine Belagerung der Festung durch die Franzosen 1702, von Vauban geleitet, blieb erfolglos.

Hultsch, Friedrich, Philolog, geb. 22. Juli 1833 in Dresden, studierte 1851—55 in Leipzig, wurde 1857 Adjunkt an der Nikolaischule daselbst, 1858 Lehrer in Zwickau, 1861 an der Kreuzschule zu Dresden, 1868 Rektor an dieser und trat 1889 in den Ruhestand. H. hat sich vorzugsweise um die antike Metrologie und die Textkritik der alten Mathematiker verdient gemacht. Hierher gehören: »Griechische und römische Metrologie« (Berl. 1862, 2. Aufl. 1882) und die Ausgabe der »Scriptores metrologici graeci et romani« (Leipz. 1864—66, 2 Bde.); ferner die kritischen Bearbeitungen des Heron (Berl. 1864), Pappos (das. 1875—78, 3 Bde.), Autolykos (Leipz. 1885) und der »Scholien zur Sphärik des Theodosius« (das. 1887). Außerdem veröffentlichte er Textausgaben des Werkes »De die natali« von Censorinus (Leipz. 1867) und des Polybios (Berl. 1867—72, 4 Bde.; 2. Aufl. 1888 ff.) sowie »Die erzählenden Zeitformen bei Polybios« (3 Abhandlgn., Leipz. 1891—93).

Hultschin, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Ratibor, unweit der Oppa und der österreichischen Grenze und 2 km vom Bahnhof Dielhau (Linie Schönbrunn-Troppau der Kaiser Ferdinand-Nordbahn), hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Schloß, Waisenhaus, Amtsgericht, Grenzzollamt, ein bedeutendes Mühlwerk, Strumpfwirkerei und (1890)

Digitized by Google

2845 meist tschech. Einwohner, davon 21 Evangelische und 97 Juden.

Hültz, Johannes, Architekt des 15. Jahrh., vollendete von 1429—39 den Turm des Straßburger Münsters, den er zu einer Höhe von 452 Fuß rhein. (142 m) brachte.

Hultzsch, Eugen, Sanskritforscher, geb. 29. März 1857 in Dresden, studierte in Bonn und Leipzig, wo er promovierte, klassische und orientalische Philologie, besonders Sanskrit. Nach einem zweimaligen längern Aufenthalt in London wirkte er als Privatdozent für orientalische Sprachen an der Universität Wien. Während dieser Zeit veröffentlichte er »Prolegomena zu Vasantarâja Çâkuna« (Leipz. 1879) und eine Ausgabe von Baudhâjanas Gesetzbuch (das. 1884) und wurde von G. Bühler in das Studium der indischen Epigraphik eingeführt. Die meisten seiner Aufsätze über Sanskritinschriften erschienen in der Bombayer Zeitschrift »Indian Antiquary«. Seine Lehrthätigkeit wurde unterbrochen durch eine sechsmonatige Reise durch Nordindien und Kaschmir (1884—85), während welcher er Handschriften und Inschriften sammelte (vgl. »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 37). 1886 wurde er auf Antrag des Generaldirektors der archäologischen Untersuchungen in Indien, G. Burgeß, zum Epigraphisten für die Präsidentschaft Madras ernannt; er bekleidet zugleich das Amt eines Examinators für Sanskrit an der Universität Madras. Als Ergebnis der von ihm gesammelten Sanskrit- und Tamilinschriften veröffentlichte er »South Indian inscriptions« (Madras 1890 ff.).

Humahuáca, Departementshauptort in der argentinischen Provinz Jujuy, im gleichnamigen Thal, oberhalb Jujuy, 3030 m ü. M., mit (1889) 600 Einw., die durch das rauhe Klima erschwerten Ackerbau treiben. Seinen Namen hat der Ort von dem dort lebenden Indianerstamm, einem Zweige der Calchaqui.

Humaitá, verfallene Festung in Paraguay, unter 27° 4′ südl. Br., 42 km oberhalb der Mündung des Paraguayflusses in den Paraná, 350 km unterhalb Asuncion, 1855 angelegt, mußte jedoch 1868, nachdem drei brasilische Monitors die Durchfahrt erzwungen und Asuncion beschossen hatten, nach 13monatiger Belagerung durch die verbündeten Brasilier und Argentiner kapitulieren; hatte 1887: 3283 Einw.

Humajun (Adj. von pers. huma, ein fabelhafter Vogel, Paradiesvogel, eine Art Phönix), glücklich, beglückt, erlaucht, großherrlich, Epitheton des Sultans der Türkei, etwa unserm »kaiserlich« entsprechend. Nach der persischen Mythe ist derjenige, der von dem Phönix einmal beschattet wurde, zum Herrscher bestimmt. Hatt-i-humajûn soviel wie Hattischerif, großherrliches Handschreiben.

Humän (lat.), menschlich; menschenfreundlich, wohlwollend und rücksichtsvoll.

Humaniōra (lat., sc. studia), s. Humanität.

Humanisieren (franz.), vermenschlichen, menschlich gesittet (human) machen, auch: die Elemente des Humanismus als Bildungsmittel aufnehmen, anwenden; s. Humanität.

Humanismus und **Humanisten** des Zeitalters der Renaissance. Als Pfleger wahrer Humanität (s. d.) und der studia humaniora nannten die Gelehrten zur Zeit der sogen. Wiedergeburt der Künste und Wissenschaften (rinascimento) oder des Wiederauflebens der klassischen, griechisch-römischen Kultur sich Humanisten (Gräzisten, Latinisten, Poeten, Oratoren). Die Bewegung des Humanismus ging von Italien aus, wo die Traditionen des alten Römertums naturgemäß am unmittelbarsten nachwirkten u. zugleich die Nachbarschaft der byzantinisch-griechischen Kulturwelt öftere Berührungen mit dieser brachte. Man pflegt als seine Ahnen mit gewissem Recht Dante Alighieri (1265—1321), Francesco Petrarca (1304—74) und Giovanni Boccaccio (1313—75) zu nennen. Ihrem Jahrhundert gehörten an die italienischen Lehrer des Griechischen Barlaam und Leonzio Pilato. Eigentliche Schule im Sinne des Humanismus machte jedoch erst der Grieche Manuel Chrysoloras, Lehrer des Griechischen in Florenz seit 1396, starb 1415 auf dem Konzil zu Konstanz. Wie schon er zugleich gegenüber der vom Islam drohenden Gefahr die Vereinigung der abendländischen und der morgenländischen Kirche eifrig betrieb, so gereichte das Unionskonzil zu Ferrara und Florenz (seit 1438) dem Humanismus zur besondern Förderung. Dessen eigentliche Seele, Kardinal Bessarion (1403—72), blieb in Italien und auf römischer Seite, als das Einheitswerk bald wieder zerfiel. In seinem Kreise war Georgios Gemistos Plethon (gest. 1455) als maßgebender Gelehrter verehrt. Nach der türkischen Eroberung Konstantinopels kamen mit manchen andern Landsleuten Georgios Trapezuntios, Theodoros Gaza und Konstantinos Laskaris nach Italien herüber. Hier hatte indes der Humanismus fürstliche Gönner gefunden an Cosimo de' Medici (1389—1464) in Florenz, Alfonso dem Großmütigen von Neapel (1400—1458), Papst Nikolaus V. (zuvor Thoma Parentucelli von Sarzano, 1398—1455, Papst seit 1447) u. a., denen als leuchtendstes Beispiel eines fürstlichen Mäcenas Lorenzo Magnifico Medici (1449—92) von Florenz sich anschloß. Unter ihrem Schutze fanden sich begabte Forscher, Redner, Dichter zusammen, wie Gian Francesco Poggio Bracciolini (1380—1459), Francesco Filelfo (1398—1481), Giovanni Gioviano Pontano (1426—1503), Enea Silvio Piccolomini (1405—64, als Papst Pius II. seit 1458), Poliziano, Pomponio Leto u. a. Mehrfach, wie in Neapel, Florenz, Rom &c., bildeten diese Gelehrten förmliche Gesellschaften: Akademien, deren von Platons Schule zu Athen entlehnte Bezeichnung dadurch in Europa für gelehrte Gesellschaften allgemein wurde. Besondere Aufmerksamkeit widmeten verschiedene unter ihnen, wie Enea Silvio, Filelfo, Pier Paolo Vergerio (geb. 1349, gest. um 1430), Maffeo Vegio (1406—1458), Vittorino Ramboldini da Feltre (1378—1446), Battista Guarino (1370—1460), der Erziehungswissenschaft. Doch stand nicht immer der sittliche Ernst unter den Humanisten auf gleicher Höhe mit dem wissenschaftlichen Eifer und dem Kunstgeschmack. Besonders bekannt als kühner Kritiker der Kirchengeschichte (»De donatione Constantini«) ist Lorenzo Valla (1406—57). Glänzende Nachblüten des Humanismus sah auch noch das 16. Jahrh. in Italien, namentlich unter Papst Leo X. (Giovanni Medici 1475—1521, Papst seit 1513); dieser Zeit gehören neben andern berühmten Humanisten an die Kardinäle Pietro Bembo (1470—1547) und Jacopo Sadoleto (1477—1547). Nur allmählich und zumeist erst nach dem Aufkommen des Buchdrucks verbreitete der Humanismus sich auch über die Alpen. Zuerst nach Frankreich, wo schon 1430 an der Pariser Universität Griechisch u. Hebräisch gelehrt ward, und wo im 15. Jahrh. Johannes Laskaris, Gregorios Tiphernas, Georgios Hermonymos wirkten, im 16. Jahrh. Guillaume Budé (Budäus, 1467—1540), die gelehrten Buchdrucker

Digitized by Google

Robert Estienne (Stephanus, 1503—59) und sein Sohn Henri (1528—98) bis zur Übersiedelung nach Genf (1551), Marc Antoine Muret (1526—85), Isaak Casaubon (1559—1614, seit 1608 in England) sowie der Italiener Julius Cäsar Scaliger (1484—1558) u. sein Sohn Joseph Justus (1540—1609; seit 1593 in Leiden) blühten. Aus Spanien sei Juan Luiz Vives (1492—1540) genannt, der jedoch meist in England und Belgien lebte, aus England der unglückliche Kanzler Thomas Morus (1480—1535). Betreffs Englands ist daneben an die bedeutende Zahl großartiger Schulanstalten zu erinnern (Eton 1441 u. f. f.), die das Jahrhundert des Humanismus entstehen sah. Besonders wohl vorbereitet fand der Humanismus den Boden in den deutschen Niederlanden durch die Brüder des gemeinsamen Lebens, deren Gesellschaft, durch Geert Groot (1340—84) von Deventer gestiftet, mit Vorliebe die Jugenderziehung betrieb. Hier erwuchsen für Deutschland die ersten bedeutenden Lehrer des Griechischen Rudolf Agricola (Roelof Huysmann, 1443—85) und Alexander Hegius (van der Heck, 1433—98). Von dort gingen aus Johannes Murmellius, Rektor in Münster (1480—1517), Ludwig Dringenberg in Schlettstadt (dort Rektor 1441—77, gest. 1490) und mittelbar Dringenbergs Schüler Jakob Wimpheling (1450—1528), Konrad Celtes (Pickel, 1459—1508) u. a. Als Häupter des Humanismus in Deutschland während der ersten Dezennien des 16. Jahrh. galten anerkannt Johannes Reuchlin von Pforzheim (Kapnio, 1455—1522) und Desiderius Erasmus von Rotterdam (Geert Geerts; 1466—1536). Jener als Förderer hebräischer Studien, dieser als Herausgeber des griechischen Neuen Testaments u. scharfer Kritiker der kirchlichen Mißstände arbeiteten auch der kirchlichen Reformbewegung vor, mit der fortan in Deutschland mehr und mehr der Humanismus verschmolz. Den Wendepunkt bezeichnet in dieser Hinsicht Reuchlins Streit mit dem getauften Juden Pfefferkorn und den Kölner Theologen, besonders bekannt durch die Spottschrift »Epistolae obscurorum virorum« (s. d.) des Crotus Rubianus, Ulrich von Hutten (1515—17) u. a. Als Vertreter dieses jüngern reformatorischen Humanismus ragen hervor: Philipp Melanchthon (Schwarzerd, 1497—1560), Joachim Camerarius (1500—74) und die vier berühmten praktischen Schulmänner Valentin Friedland, gen. Trotzendorf (1490—1556), in Goldberg und Liegnitz, Johannes Sturm (1507—81) in Straßburg, Michael Neander (1525—95) in Ilfeld und Hieronymus Wolf (1516—80) in Augsburg. Nirgend ist der Kampf des Humanismus mit der herrschenden Scholastik heftiger und dramatischer gewesen als eben in Deutschland. In den religiösen Kämpfen des 17. Jahrh. jedoch verwischten sich die Grenzen der Parteien und die bezeichnenden Züge des Humanismus allmählich, so daß man die Ausläufer der humanistischen Philologie, namentlich in Holland, weiterhin kaum noch unter diesen Begriff fassen kann. Vgl. Heeren, Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (Götting. 1797—1802, 2 Bde.; neue Ausg. 1822); Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums (2. Aufl., Berl. 1880, 2 Bde.); Geiger, Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland (in Onckens »Allgemeiner Geschichte«, das. 1882); Derselbe, Vierteljahrschrift für Kultur und Litteratur der Renaissance (Leipz. 1886—87, 2 Bde.); Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien (4. Aufl. von Geiger, das. 1885, 2 Bde.); Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur, Bd. 2 (Berl. 1888); Strauß, Ulrich von Hutten (4. Aufl., Bonn 1878, 2 Bde.); Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen (Leipz. 1885); Hartfelder, Erziehung und Unterricht im Zeitalter des Humanismus (in Schmids »Geschichte der Erziehung«, Bd. 2, Stuttg. 1889).

Humanitär (franz.), auf Humanität (s. d.) abzielend, bezüglich; als Substantiv soviel wie Vertreter, Verfechter der Interessen der Menschheit, Philanthrop; Humanitarismus, Ansicht und Streben der Humanitäre.

Humanĭtas (lat., »Menschlichkeit«), in den Kollegien der Jesuiten Name der vierten (von unten auf gezählten) Klasse der studia inferiora, d. h. des Gymnasiums, die auch Poëtica heißt; auch gegenüber der Grammatica, welche die drei untern Klassen umfaßt, Gesamtname der beiden obern Klassen (IV. Poetica und V. Rhetorica) der studia inferiora.

Humanität (lat. humanitas, »Menschlichkeit«), bedeutete schon bei den Alten, namentlich bei Cicero, vorzugsweise die harmonische Ausbildung der dem Menschen als solchem eignen Anlagen des Gemüts und des Verstandes. Eine solche höhere und feinere Bildung des Geistes konnte in Rom nur durch Vertrautheit mit den Werken der großen griechischen Dichter und Schriftsteller gewonnen werden. Daher nimmt schon bei Cicero das Wort den Nebensinn der litterarisch-ästhetischen, also wesentlich formalen Bildung an. Im Mittelalter waren vollends die Überreste der altklassischen Litteratur, zumal der lateinischen, die einzige Quelle, aus welcher eine solche Bildung zu schöpfen war. Humaniora (studia humaniora) nannte man deshalb die philologischen Lehrfächer und Humanismus diejenige Weise der gelehrten Erziehung, welche die Schriften der Alten als das wesentlichste Bildungsmittel benutzte. Dieses Erziehungssystem gelangte zuerst durch Dante, Boccaccio, Petrarca u. a. in Italien zu umfassenderer Geltung und von dort aus mit dem sogen. Wiedererwachen der Künste und Wissenschaften (rinascimento, renaissance) seit etwa 1450 zur allgemeinen Herrschaft im Abendland. Seine Vertreter nannten sich im Gegensatz zu den Scholastikern Humanisten (weiteres s. Humanismus und Humanisten). Die von ihnen und unter ihrem Einfluß gegründeten Anstalten, in Deutschland meist zugleich Pflegstätten der Kirchenverbesserung, blühten bis gegen Ende des 16. Jahrh., verfielen aber nach und nach geistlosem und pedantischem Formalismus. Daher traten schon vom Ausgang des 16. Jahrh. an einzelne tiefer blickende Männer gegen den einseitigen Humanismus polemisch auf, so Montaigne in Frankreich, Bacon in England, Ratichius u. a. in Deutschland, Comenius in Polen und Holland. Auch die pietistischen Kreise waren der ausschließlichen Herrschaft des Lateins in den Schulen und der einseitigen, dem wirklichen Leben abgewandten Beschäftigung mit dem Altertum abgeneigt. Aus den Anregungen A. H. Franckes (s. d.) und seiner Schüler gingen zuerst Realschulen (s. d.) in Deutschland hervor, welche im Gegensatz zu der rein sprachlichen und logischen (formalen) Bildung der Gymnasien auch reale Bildung durch Bekanntschaft mit den Gegenständen und Vorgängen der Natur wie des wirklichen Lebens pflegen sollten. Die sogen. Philanthropen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. stellten sich fast ausschließlich auf die Seite dieser realistischen Bildung. Der durch sie hervorgerufene

Digitized by Google

Streit zwischen Gymnasium und Realschule, humanistischer und realistischer Bildung dauert in seinen letzten Ausläufern noch fort. Doch fehlt es nicht an einer besonnenen Mitte, deren Vertreter anerkennen, daß die Bedürfnisse des gegenwärtigen Lebens ihre Berücksichtigung zumal in der Naturwissenschaft und den neuern Sprachen verlangen, und zwar für gewisse Lebenskreise vorzugsweise, ohne daß sie darum den hohen Wert der klassisch-humanistischen Schulung für die Fähigkeit, klar und gründlich zu denken und das klar Gedachte in edler Form wiederzugeben, sowie namentlich für die Einsicht in den geschichtlichen Zusammenhang der Entwickelung des menschlichen Geistes verkennen. Als Vorbild für diese Auffassung kann im wesentlichen noch heute Herder (besonders »Briefe zur Beförderung der H.«) gelten. Weiteres s. in den Art. Pädagogik, Gymnasium und Philologie.

Humann, 1) Jean Georges, franz. Staatsmann, geb. 6. Aug. 1780 in Straßburg von armen Eltern, gest. 25. April 1842, trat 1794 als Lehrling in eine Tabaksmanufaktur und gründete später ein eignes Geschäft, das bald einen großen Aufschwung nahm. Ihm hauptsächlich verdankt das Elsaß den Rhein-Rhônekanal. Als Anerkennung der uneigennützigen Dienste erwählten ihn seine Mitbürger 1821 zum Mitglied der Deputiertenkammer, wo er sich der Opposition anschloß. Nach der Julirevolution wurde er im Oktober 1832 Finanzminister und führte zahlreiche Reformen ein. Es gelang ihm, die Einkünfte der Staatskasse zu vermehren, neue Verkehrsmittel ins Leben zu rufen; er schuf ein Gesetz über die Sparkassen, legte aber 1834 sein Amt nieder, als seine Absicht, die Konversion der Staatsrente durchzuführen, durch die Opposition seiner Kollegen vereitelt wurde. 1837 ernannte ihn Ludwig Philipp zum Pair, 1840 übernahm er zum zweitenmal das Finanzministerium. Die Parteiumtriebe in Frankreich, die bedeutenden Kosten für öffentliche Arbeiten, die Lasten des Militärbudgets und der Bau der Eisenbahnen hinderten ihn aber, das Gleichgewicht in den Finanzen herzustellen. Vgl. Spach, H., ministre des finances (Straßb. 1872). — Sein Sohn Theodor, geb. 8. Juni 1803, gest. im Juni 1873 in Paris, war 1864 bis September 1870 Maire von Straßburg und optierte dann für Frankreich.

2) Karl, Ingenieur, geb. 4. Jan. 1839 zu Steele in der Rheinprovinz, war ein Jahr lang bei Eisenbahnbauten für die Bergisch-Märkische Eisenbahn praktisch thätig, bezog dann die Bauakademie zu Berlin, mußte aber 1861 auf ärztlichen Rat seine Studien abbrechen, um im Griechischen Archipel Genesung zu suchen. Er hielt sich zunächst in Chios und Samos, später in Smyrna auf. In Samos stellte er bei dem dortigen Heratempel, einem im Altertum berühmten Heiligtum, auf Veranlassung von Strack in Berlin mit günstigem Erfolg seine ersten Ausgrabungen an. 1862 erhielt er von dem englischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Henry Bulwer, den Auftrag, dessen Palast auf einer Insel des Marmarameeres auszubauen. Als ihm 1864 seitens der türkischen Regierung der Antrag gemacht wurde, den Bau einer Eisenbahn von Jafa über Jerusalem zum Toten Meer hin zu übernehmen, ging H. nach Palästina, nivellierte das Land und nahm eine Karte davon auf. Nach einem Ausflug nach Ägypten kehrte er nach Konstantinopel zurück und wurde hier von Fuad Pascha mit der Aufgabe betraut, Übergänge über den östlichen Balkan zu suchen, um später Verbindungswege zwischen den nördlich und südlich vom Balkan liegenden Ebenen herzustellen. Die Resultate dieser Untersuchungen legte er in einer detaillierten Karte des ganzen durchforschten Gebiets nieder. Arbeiten ähnlicher Art förderte er auf zahlreichen Reisen, die ihm besonders zur genauern geographischen Erforschung eines großen Teiles von Kleinasien Gelegenheit gaben. Obgleich seine Verdienste um die Ortskenntnis jener Länder von fachmännischer Seite als epochemachend bezeichnet werden, so ist doch Humanns Name erst durch die von ihm veranlaßten und unter seiner Leitung zu Ende geführten Ausgrabungen in Pergamon (1878—86) weithin bekannt geworden (s. Pergamon). Die Universität Greifswald verlieh ihm die Doktorwürde. 1884 wurde ihm als Leiter der Ausgrabungen in Pergamon der Titel eines Direktors am Berliner Museum beigelegt, und 1894 wurde er zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Nach Vollendung der Ausgrabungen in Pergamon beteiligte er sich an den deutschen Expeditionen nach Kleinasien und Nordsyrien, und 1890 begann er die Ausgrabung von Magnesia am Mäander. Mit Conze, Bohn u. a. gab er heraus: »Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon« (Berl. 1880, 1882 und 1888), mit O. Puchstein: »Reisen in Kleinasien und Nordsyrien« (das. 1890, mit Atlas).

Humansdorp, Küstendistrikt der britisch-südafrikanischen Kapkolonie, am Indischen Ozean, 5050 qkm (91,7 QM.) groß, mit (1891) 11,841 Einw. (4126 Weiße, 3211 Bantu, 4504 Hottentoten). Der Hauptort Hankey hat (1891) 639 Einw.

Humb., bei botan. Namen Abkürzung für A. v. Humboldt (s. d.).

Humber (spr. hömmber), ein Meeresarm an der Ostküste Englands, der sich vom Spurn Point an zwischen York- und Lincolnshire 60 km weit ins Land erstreckt und an seinem obern Ende die Flüsse Ouse (s. d.) und Trent (s. d.) empfängt. An seinem nördlichen Ufer liegt Hull.

Humbert (ital. Umbèrto), Rainer Karl Emanuel Johann Maria Ferdinand Eugen, König von Italien, Sohn des Königs Viktor Emanuel, geb. 14. März 1844, nahm persönlichen Anteil an den Kriegen 1859 und 1866, befehligte in letzterm Kriege eine Division und machte in der Schlacht von Custozza, als sich der Sieg den Österreichern zugeneigt hatte, erfolgreiche Anstrengungen, den Rückzug der Armee zu decken. Nach der Okkupation Roms im September 1870 erhielt er als Generalleutnant das Kommando der dortigen Militärdivision. Sein und seiner Gemahlin Margarete (Tochter des Herzogs Ferdinand von Genua und der Prinzessin Elisabeth von Sachsen, geb. 20. Nov. 1851, vermählt 22. April 1868) Besuch am kaiserlichen Hof zu Berlin zur Taufe der jüngsten Tochter des deutschen Kronprinzen im Juni 1872 bahnte das freundschaftliche Verhältnis zwischen der hohenzollerischen und der savoyischen Dynastie sowie dem deutschen und dem italienischen Volk an. Durch den Tod seines Vaters 9. Jan. 1878 wurde er König von Italien. Er regierte streng konstitutionell, stellte die finanzielle Ordnung in der Zivilliste wieder her und gab nebst seiner Gemahlin dem Volk das Beispiel feinster Bildung und wahrhaft vornehmer, edler Haltung. Als er 17. Nov. 1878 auf einer Rundreise durch das Königreich in Neapel einzog, machte ein Koch, Passanante, ein Attentat auf ihn, verwundete ihn aber nur leicht. — Sein einziger Sohn, Prinz Viktor Emanuel von Neapel, ist 11. Nov. 1869 geboren.

Digitized by Google

Humbert (spr. ongbär), Gustave Amédée, franz. Rechtsgelehrter und Politiker, geb. 28. Juni 1822 in Metz, gest. 24. Sept. 1894 in Beauzelle (Haute-Garonne), studierte in Paris die Rechte, erlangte 1844 den Doktorgrad und war Repetent der Rechtswissenschaft in Paris, als er im März 1848 zum Souspräfekten von Diedenhofen ernannt wurde. 1851 abgesetzt, nahm er seine Vorlesungen zu Paris wieder auf und wurde 1861 zum Professor des römischen Rechts in Toulouse ernannt. Im Februar 1871 ward er dort zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt und schloß sich hier der republikanischen Linken an, deren Vizepräsident er wurde. Er nahm hervorragenden Anteil an den Arbeiten der Versammlung. Ende 1875 wurde er zum lebenslänglichen Senator und im Dezember 1877 zum Generalprokurator am Rechnungshof ernannt. Unter Freycinet übernahm er 30. Jan. 1882 das Justizministerium, trat aber schon 29. Juli mit dem ganzen Kabinett zurück und wurde Vizepräsident des Senats, 1890 Präsident des Rechnungshofs.

Humboldt, 1) Fluß des nordamerikan. Staates Nevada, entspringt im Humboldtgebirge und ergießt sich nach einem Laufe von 480 km in den Humboldt Sink (1190 m ü. M.), einen Sumpf in sandiger Ebene. Die Zentral-Pacificbahn läuft an seinem Ufer hin. — 2) Ackerbaukolonie in der argentin. Provinz Santa Fé, am Rio Salado, 1868 gegründet, mit 1000 Einw., meist deutsche Katholiken.

Humboldt, 1) Karl Wilhelm, Freiherr von, einer der geistreichsten Gelehrten und bedeutendsten Staatsmänner Deutschlands, geb. 22. Juni 1767 in Potsdam, gest. 8. April 1835 in Tegel bei Berlin, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, der im Siebenjährigen Kriege Major und Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, nachher königlicher Kammerherr gewesen, mit seinem Bruder Alexander auf dem elterlichen Schloß Tegel und zu Berlin eine treffliche Erziehung und studierte 1787—88 in Frankfurt a. O., dann in Göttingen Rechts- u. Staatswissenschaften sowie unter Heyne auch Altertumswissenschaft und auf Grund eigner Lektüre Kantische Philosophie. 1789 reiste er mit seinem ehemaligen Lehrer Campe nach Paris und Versailles, wo er einigen Sitzungen der Nationalversammlung beiwohnte, und begab sich dann nach Weimar, wo er den Winter 1789/90 verbrachte. Hier lebte er in lebhaftem Verkehr mit dem Koadjutor v. Dalberg, dem spätern Fürsten-Primas, machte die Bekanntschaft von Karoline v. Dachröden, seiner spätern Gemahlin, und trat durch deren Vermittelung auch in Beziehungen zu Schiller. Im Sommer 1790 wurde er zu Berlin als Legationsrat und Assessor beim Kammergericht angestellt; doch gab er die neue Stellung im Frühling 1791 wieder auf und verlebte die folgenden Jahre auf seinen Gütern im Mansfeldischen und Thüringischen sowie in Erfurt, wo er sich im Geiste des mit ihm persönlich befreundeten F. A. Wolf mit Altertumsstudien beschäftigte. Auch schrieb er freisinnige »Ideen über Staatsverfassungen, durch die französische Revolution veranlaßt« (»Berliner Monatsschrift«, 1792) und gleich nachher »Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit eines Staates zu bestimmen«, die damals wegen Zensurschwierigkeiten bloß bruchstückweise in Zeitschriften erschienen (als Ganzes zuerst Bresl. 1851); als einzige Aufgabe des Staates betrachtet er hier, im Gegensatz zum Verfahren des aufgeklärten Despotismus, die Sicherung der persönlichen Freiheit. Seit 1794 lebte er in Jena in vertrautem Umgang mit Schiller und einem engen Kreis von gleichgesinnten Freunden in reger Geistesthätigkeit, ebenso von diesen zu eignen wissenschaftlichen Arbeiten angeregt wie die Freunde anregend, wie denn mehrere Gedichte Schillers unter seiner Einwirkung entstanden. Ein schönes Denkmal dieser bis zu Schillers Tode dauernden Freundschaft bildet der später von H. veröffentlichte »Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. H.« (Stuttg. 1830, 2. Ausg. 1876). Auch zu Goethe trat er in innige persönliche Beziehungen und erfreute ihn durch eine liebevolle Beurteilung des damals erschienenen Epos »Hermann und Dorothea«. Nach mehrfachen Reisen verweilte H. von 1797—99 mit seiner Familie in Paris, um dann einen längern Aufenthalt in Spanien zu nehmen, wo er sich mit dem Studium des Baskischen beschäftigte und mit reicher wissenschaftlicher Ausbeute heimkehrte. 1801 nahm er auf den Wunsch der preußischen Regierung die Stelle eines Ministerresidenten in Rom an und blieb hier bis 1808, seit 1806 als bevollmächtigter Minister. Rom war für ihn ein geeignetes Feld zu seinen wissenschaftlichen Studien, die er hier, im lebendigen Verkehr mit Gelehrten und Künstlern, wie Thorwaldsen und Rauch, auch über philosophische, ästhetische, philologische und archäologische Gegenstände ausdehnte. 1809 mit der Leitung des preußischen Ministeriums des Kultus und des öffentlichen Unterrichts betraut, war er der eigentliche Gründer der Berliner Universität, die er nicht bloß mit tüchtigen Lehrern, sondern auch mit der umfassendsten Hör- und Lehrfreiheit auszustatten suchte. 1810 ward er Geheimer Staatsminister, begleitete 1813—14 das königliche Hauptquartier, leitete im Sommer 1813 als preußischer Bevollmächtigter die Verhandlungen in Prag, welche zum Anschluß Österreichs an die Alliierten führten, nahm vom 3. Febr. bis 15. März 1814 an dem erfolglosen Friedenskongreß von Châtillon teil und war in Paris bei den Verhandlungen des ersten Pariser Friedens thätig. In Gemeinschaft mit dem Staatskanzler Hardenberg, der ihm aber völlig freie Hand ließ, lag ihm auf dem Wiener Kongreß 1814—15 hauptsächlich die Behandlung der deutschen Frage ob; aber all sein Bemühen zur Erringung einer einheitlichen Verfassung und freier Institutionen für Deutschland scheiterte an den Gegenwirkungen namentlich der österreichischen Diplomatie. Nicht glücklicher war er bei den nach Napoleons zweitem Sturz 1815 eröffneten neuen Friedensunterhandlungen zu Paris, wo es ihm nicht gelang, die Abtretung des Elsaß zu erreichen. Am 25. Nov. reiste H. von Paris ab, um als Mitglied der Territorialkommission zu Frankfurt a. M. die deutschen Gebietsverhandlungen ihrem Ende zuführen zu helfen. Als Ersatzmann des preußischen Bundestagsgesandten, des Grafen von der Goltz, war er bei der feierlichen Eröffnung des Bundestags 25. Nov. 1816 zugegen und trug viel zur Regelung der Geschäftsordnung desselben bei. Im Frühling 1817 ging er nach Berlin, ward hier unter die Mitglieder des neugebildeten Staatsrats aufgenommen sowie in den zur Entwerfung der verheißenen Verfassung niedergesetzten Ausschuß berufen und zum Vorsitzenden der zur Beratung des Bülowschen Steuerverfassungs-Gesetzentwurfs niedergesetzten Kommission ernannt. Auch im Staatsrat that er sich durch seine Freisinnigkeit hervor. 1817 wurde er als außerordentlicher Gesandter nach London und im Oktober 1818 nach Aachen geschickt. Nachdem durch die Kabinettsorder vom 11. Jan. 1819 das Ministerium des Innern eine neue Organisation erhalten

Digitized by Google

hatte, übernahm er die Leitung der ständischen und Kommunalangelegenheiten mit einer Reihe andrer Verwaltungsgegenstände als eine eigne Branche mit Sitz und Stimme im Staatsministerium. Sein Drängen nach endlicher Durchführung des Verfassungswerks, sein Auftreten gegen die Karlsbader Beschlüsse, welche er für »schändlich, unnational, ein denkendes Volk aufregend« erklärte, und seine Opposition gegen Hardenberg zogen ihm endlich die Ungnade des Königs zu und bewirkten 31. Dez. 1819 seinen Rücktritt ins Privatleben. Mit ihm traten Boyen und Beyme aus dem Ministerium; erst von 1830 an wurde er wieder zu den Sitzungen des Staatsrats berufen. Seit seinem Rücktritt lebte H. mit geringen Unterbrechungen durch Reisen nach Gastein und 1828 nach Paris und London auf Schloß Tegel, wo er eine auserlesene Sammlung von Meisterwerken der Skulptur besaß. Auf die Entwickelung des Kunstlebens in Preußen, namentlich auf die Organisation des Berliner Museums, hat er noch damals entscheidenden Einfluß ausgeübt. Zur Belohnung seiner Verdienste hatte er 1817 die schlesische Herrschaft Ottmachau erhalten; 1884 wurde ihm, wie seinem Bruder, vor der Universität in Berlin ein Denkmal (sitzende Marmorstatue von Paul Otto in Rom) errichtet.

Was Humboldts litterarisch-kritische Arbeiten betrifft, so erschienen die frühesten in den »Ästhetischen Versuchen« (Braunschw. 1799, Bd. 1) gesammelt. Es sind Kritiken über Goethes »Hermann und Dorothea« und »Reineke Fuchs« sowie Schillers »Spaziergang«, von denen erstere auch separat (4. Aufl. mit Einleitung von Hettner, Braunschw. 1882) erschien. In das Gebiet der Ästhetik gehören ferner seine Rezension über Jacobis »Woldemar«, worin er sein philosophisches Ideal aufstellt, und die die Schellingsche Natur- und Identitätsphilosophie gleichsam antizipierenden Abhandlungen: »Über den Geschlechtsunterschied« und »Über männliche und weibliche Form«. Wichtige Beiträge zur Kenntnis der griechischen Sprache und Verskunst gibt seine metrische Übersetzung des »Agamemnon« von Äschylos (Leipz. 1816, neue Ausg. 1857), der sich die Übertragung der zweiten olympischen Ode des Pindar, ferner des Simonides und mehrerer Chöre aus den »Eumeniden« anschließt. Die gründlichsten und umfassendsten Studien wendete aber H. der vergleichenden Sprachforschung zu. Als Früchte seiner Forschungen über die baskische Sprache sind seine »Berichtigungen und Zusätze zu Adelungs Mithridates über die kantabrische oder baskische Sprache« (Berl. 1817) und die in der That mustergültige »Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache« (das. 1821) zu nennen. Seine erfolgreiche Beteiligung an den in Deutschland mit Eifer aufgenommenen altindischen Studien bewiesen seine größern in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlungen: »Über die unter dem Namen Bhagavad-Gita bekannte Episode des Maha-Bharata« (Berl. 1826); »Über den Dualis« (das. 1828) und »Über die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen« (das. 1830). Sein Hauptwerk aber auf diesem Gebiet: »Über die Kawisprache auf der Insel Java« (Berl. 1836—40, 3 Bde.), ward erst nach seinem Tode von Buschmann (s. d.) herausgegeben. Die Einleitung zu diesem Werk, die unter dem Titel: »Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts« (Berl. 1836; neue Ausg. von Pott; 3. Ausg., das. 1883, mit einer Einleitung: »W. v. H. und die Sprachwissenschaft«) auch besonders erschien, machte in der Geschichte der neuern Sprachforschung Epoche (vgl. Schasler, Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft W. v. Humboldts, Berl. 1847). Humboldts »Vocabulaire inédit de la langue taïtienne« ward ebenfalls von Buschmann in dessen »Aperçu de la langue des îles Marquises et la langue taïtienne« (Berl. 1843) veröffentlicht. Eine neue Ausgabe von »Humboldts sprachphilosophischen Werken«, mit Kommentar, veranstaltete Steinthal (Berl. 1883). Seine die Sprachwissenschaft betreffende handschriftliche Sammlung ging an die königliche Bibliothek zu Berlin über. Daß H. unter seinen tiefen Studien und diplomatischen Geschäften sich den edel menschlichen Zartsinn für Freundschaft und Liebe zu bewahren gewußt, beweisen die an Charlotte Diede (s. d.) gerichteten »Briefe an eine Freundin« (Leipz. 1847, 12. Aufl. 1891). Seine »Gesammelten Werke«, die erst nach seinem Tode in 7 Bänden (Berl. 1841—52) erschienen, enthalten auch einen Teil seiner zahlreichen Gedichte, unter denen besonders die Elegie »Rom« (1806) und die durch tiefe Sinnigkeit ausgezeichneten Sonette (separat, Berl. 1853) hervorzuheben sind. Eine neue Ausgabe seiner »Abhandlungen über Geschichte und Politik« erschien Berlin 1870. Das »Tagebuch W. v. Humboldts von seiner Reise nach Norddeutschland im J. 1796« gab Leitzmann heraus (Weim. 1894). Sein Briefwechsel mit Goethe wurde herausgegeben von Bratranek (Leipz. 1876), seine Briefe an den Philologen Schweighäuser in französischer Übersetzung von Laquiante (Par. u. Nancy 1893), an F. G. Welcker von Haym (Berl. 1859), die Briefe an Chr. G. Körner von Jonas (»Ansichten über Ästhetik und Litteratur«, das. 1879), die Briefe an J. R. Forster von demselben (das. 1889), die Briefe an F. H. Jacobi von Leitzmann (Halle 1892); »Lichtstrahlen aus seinen Briefen« veröffentlichte Elise Maier (6. Aufl., Leipz. 1881). Vgl. Schlesier, Erinnerungen an W. v. H. (Stuttg. 1843—45, 2 Bde.); Haym, Wilh. v. H., Lebensbild und Charakteristik (Berl. 1856); Distel, Aus W. v. Humboldts letzten Lebensjahren (Briefe, Leipz. 1883); Cherbuliez, Profils littéraires (Par. 1889).

2) Friedrich Heinrich Alexander, Freiherr von, Naturforscher, Bruder des vorigen, geb. 14. Sept. 1769 in Berlin, gest. daselbst 6. Mai 1859, erhielt gemeinschaftlich mit seinem Bruder Privatunterricht, studierte im Wintersemester 1787/88 in Frankfurt a. O., dann in Berlin, wo er Thunbergs Abhandlung »De arbore macassariensi« ins Französische übersetzte (seine erste litterarische Arbeit, anonym u. d. T.: »Sur le Bohon-Upas«), und ging 1789 nach Göttingen. Hier besuchte er mit seinem Bruder Heynes philologisches Seminar, hörte aber auch Vorträge von Blumenbach, Kästner, Beckmann, Gmelin, Lichtenberg, Link sowie des Historikers Spittler und machte Ausflüge in den Harz und an den Rhein. Eine Frucht jener Exkursionen und seiner Studien war die Druckschrift »Über die Basalte am Rhein, nebst Untersuchungen über Syenit und Basanit der Alten« (Braunschw. 1790). 1790 ging er mit Georg Forster durch Belgien, Holland, England und Frankreich, und durch diesen Reisebegleiter wurden seine Blicke zuerst auf die fernen tropischen Länder hingelenkt. Er besuchte dann Büsch' Handelsschule in Hamburg und bezog 1791 die Bergakademie zu Freiberg, wo er Werners Unterricht genoß und mit Leopold v. Buch, Freiesleben und Andrea del Rio in

Digitized by Google

engen Verkehr trat. Die Frucht eines achtmonatigen Aufenthalts im Erzgebirge war die »Flora subterranea Fribergensis et aphorismi ex physiologia chemica plantarum« (Berl. 1793, deutsch mit Zusätzen von Hedwig, Leipz. 1794). 1792 ward H. Assessor im Bergdepartement und bald darauf Oberbergmeister in den fränkischen Fürstentümern. Er machte nun Reisen in der Schweiz und Tirol, sammelte die Materialien zu den beiden 1799 erschienenen Arbeiten: »Über die chemische Zerlegung des Luftkreises« und »Über die unterirdischen Gasarten« und konstruierte eine unauslöschliche Lampe sowie eine nach Beddoes' Prinzipien hergestellte Respirationsmaschine für Grubenarbeiten. Auch sammelte er seit 1792 das Material zu seinem größern Werk: »Über die gereizte Muskel- und Nervenfaser, nebst Vermutungen über den chemischen Prozeß des Lebens in der Tier- und Pflanzenwelt« (Berl. 1797—99, 2 Bde.). 1797 gab er seine Stelle auf, um sich in völliger Unabhängigkeit dem Studium der Naturwissenschaft zu widmen. Drei Monate weilte er in Jena, mit Goethe und Schiller in Verkehr, und hörte Loders anatomische Vorträge. Größere Reisepläne, die indes infolge der politischen Wirren nicht zur Ausführung gelangten, führten ihn nach Paris. Er machte hier die Bekanntschaft des Botanikers Aimé Bonpland (s. d.), verlebte mit diesem den Winter von 1797/98 in Spanien und erhielt durch den Staatssekretär Urquijo die Erlaubnis zur Bereisung des spanischen Amerika. Er schiffte sich 5. Juni 1799 mit Bonpland in Coruña auf der Fregatte Pizarro ein, langte 19. Juni in Teneriffa an, bestieg dort den Pik und landete 16. Juli in Amerika bei Cumana. Von hier aus durchforschte er Venezuela und das Orinokogebiet und lieferte zuerst die auf astronomische Bestimmungen gegründete Bestätigung der Bifurkation des Orinoko. 1800 wendete er sich mit Bonpland nach Cuba, nach dem Plateau von Bogotá und nach Quito, wo er 23. Juni 1802 den Chimborazo bestieg und die absolut größte bis dahin von Menschen erreichte Höhe (5810 m), obwohl nicht den Gipfel selbst, erklomm; endlich erreichte er die Westküste und nach beschwerlicher Fahrt im März 1803 Acapulco. In Mexiko weilte H. etwa ein Jahr, begab sich dann nach einem zu statistisch-politischen Studien benutzten kürzern Aufenthalt in Havana nach Philadelphia und 9. Juli 1804 nach Europa zurück, wo er mit Bonpland 3. Aug. in Bordeaux landete. Arbeiten in Paris, besonders gasanalytische, in Verbindung mit Gay-Lussac, Reisen mit diesem und L. v. Buch nach Italien beschäftigten ihn zunächst. Gegen Ende 1805 kehrte er mit ersterm nach Berlin zurück, begleitete 1807 den Prinzen Wilhelm nach Paris, blieb aber auch nach dessen Rückberufung mit königlicher Erlaubnis in Frankreich, um dort die Herausgabe seiner Werke zu besorgen. 1818 wohnte er dem Kongreß zu Aachen bei, später dem von Verona, von wo er den König nach Rom und Neapel begleitete. Definitiv kehrte er 1827 nach Berlin zurück, wo er, der königliche Kammerherr, in der Universität und in der Singakademie die berühmten Vorlesungen über physische Weltbeschreibung hielt. Aber schon 1829 unternahm er im Auftrag des Kaisers Nikolaus und in Begleitung von Ehrenberg und G. Rose eine reich ausgestattete Expedition nach dem Ural und Altai, der chinesischen Dsungarei und dem Kaspischen Meer. Nach der Thronbesteigung Ludwig Philipps ward H. beauftragt, demselben die Anerkennung von seiten des preußischen Thrones zu überbringen und dann von Paris aus politische Berichte, zuerst vom September 1830 bis Mai 1832 und dann wieder 1834 und 1835, nach Berlin einzusenden. Die gleiche Mission wiederholte sich in den nächsten zwölf Jahren noch fünfmal und nahm allemal 4—5 Monate in Anspruch. In diese Zeit fallen die in Verbindung mit Gauß geschaffene Organisation der magnetischen Beobachtungsstationen, der Vorläufer unsrer meteorologischen Observatorien, welche damals nur durch Humboldts großes Ansehen im In- und Ausland ermöglicht wurde, und die Vollendung und Herausgabe eines gelehrten historischen Werkes, des »Examen critique«. Außer einem abermaligen Besuch in Paris 1847 machte H. seitdem nur noch zwei Reisen außerhalb Deutschlands mit König Friedrich Wilhelm IV., die eine 1841 nach England, die andre 1845 nach Dänemark. Sein ständiger Aufenthalt blieb Berlin, wo er mit noch jugendlich frischem Geist seinen Studien lebte, als deren Hauptfrucht der »Kosmos, Entwurf einer physischen Weltbeschreibung« (s. unten) zu betrachten ist.

Schon die ersten Arbeiten, welche H. lieferte, geben Zeugnis von seiner großen wissenschaftlichen Befähigung. Eine Jugendschrift, mehr poetischen als wissenschaftlichen Inhalts, zeigt, wie auch ihn die dichterisch-symbolisch-spekulative Anschauung der Zeit gefesselt hielt; aber der Geist der Spezialforschung, welcher ihn beherrschte, bewahrte ihn vor dem Abgrund, in welchen später die sogen. Naturphilosophie versank. Wir sehen ihn beschäftigt mit gründlichen Experimenten, welche ihn notwendig auf die Bahn der exakten Wissenschaften leiten mußten. Auf vielen und sehr verschiedenen Gebieten führten ihn seine ersten Forschungen zu bedeutsamen Resultaten, aber so groß war sein Streben nach universalem, umfassendem Wissen, daß die einzelnen Disziplinen der Naturwissenschaft ihm nur als Vorstufen zur tiefern Erkenntnis der Physik des Erdballes galten. Sein Drang nach Erkenntnis des Ganzen führte ihn in die Tropen, wo er für seine Zwecke ein reicheres Material erwerben konnte. Humboldts große Reise ist das Vorbild für alle spätern wissenschaftlichen Reisen geworden; ihn selbst hob sie auf jene hohe Stufe, auf welcher er als der erste Naturforscher seiner Zeit so großen Einfluß ausgeübt hat. H. wurde der Begründer der klimatologischen und plastischen Geographie, der Physik des Meeres und der Pflanzengeographie; er hatte die reihenweise Anordnung der Vulkane und die örtlich verschiedene Intensität der Magnetkraft erkannt; Geologie und Astronomie, Zoologie, Botanik und Mineralogie hatten durch ihn wie kaum durch einen andern Forscher vor ihm Bereicherung erfahren. Aber auch die Bewohner der durchreisten Länder hatten sein Interesse gefesselt, und er lieferte die bedeutsamsten Arbeiten über die Abstammung, die Sprachen, die Kulturzustände, die Wanderungen und die Zeitrechnung der alten Peruaner und Mexikaner. Für die Statistik, die damals kaum im Entstehen war, und für die Staatsökonomie wurden seine Untersuchungen von großer Wichtigkeit. Die staunenswerte Universalität seines Wissens wurde aber für ihn die Basis zu weitern Leistungen. Er war nicht ein Polyhistor, welcher sich nur an die Einzelheiten, an die nackten Thatsachen hält; ihm diente alles nur als Mittel seines großen Zweckes, die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhang, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufzufassen. Das große Zeugnis dieser Anschauungsweise ist sein »Kosmos«, ein Werk, welches einzig dasteht in der Litteratur aller Völker. Es ist ein säku-

Digitized by Google

larer Abschluß des gesamten Naturwissens der Humboldtschen Zeit, ausgezeichnet durch eine vollendete Darstellung, durch die geistreiche Art und Weise der Benutzung und Verknüpfung eigner und fremder Beobachtungen, durch die Zuverlässigkeit der Angaben, vor allem durch die Fülle fruchtbarer Gedanken. Aber über diese Grenze hinaus hat die gesamte Arbeit Humboldts eine eminente Bedeutung durch die beständige Hervorhebung der Beziehungen zwischen der tiefern Einsicht in die Erscheinungen der Kräfte der Natur und der geistigen Bildung wie dem materiellen Wohlstand der Völker. Das Erheben des Menschen zu einer höhern, umfassendern, den Geist veredelnden Weltanschauung, die Erweckung eines geläuterten Naturgefühls hat er in allen seinen Schriften überall auch da betont, wo er von scheinbar ferner liegenden Gegenständen redet. Er verschmähte es nicht, in einer Zeit, wo die Gelehrten sich streng abschlossen, seine Forschungen durch allgemein verständliche Vorlesungen und Schriften zu einem Gemeingut aller zu machen, und wurde dadurch ein Mann des Volkes im höchsten Sinne u. der Urheber einer populär-wissenschaftlichen Litteratur in klassischer Form. Seine wissenschaftliche Bedeutung und seine Stellung zum König verschafften H. einen weitreichenden Einfluß. Durch persönlichen Verkehr mit fast allen Gelehrten, durch eine großartige Korrespondenz, durch Förderung jüngerer Talente und besonders auch durch Bekämpfung oder doch Milderung von Einflüssen, welche den Staat seiner Mission der Förderung der Wissenschaft untreu zu machen trachteten, wirkte er fruchtbar in hohem Grade.

H. galt zuletzt als der Nestor der Naturforschung in Deutschland, ja in Europa, und mit Recht rühmte man ihn als den Mann, der sie stets mit Rat und That zu fördern bemüht war. Seine Autorität war so groß, daß sie sogar in mancher Beziehung die Entwickelung reformierender Ansichten auf verschiedenen Gebieten eine Zeit hindurch verhindert hat. Dies gilt besonders für die Geologie, welche sich bald in entschiedenem Gegensatz zu den im »Kosmos« vorgetragenen Ideen entwickelte. Man hat auch daran erinnert, daß H. in jeder einzelnen Disziplin von Spezialforschern übertroffen worden ist, daß er als Entdecker nicht an Galvani, Kopernikus, Kepler oder Newton heranreicht; doch mit Unrecht, denn Humboldts Bedeutung liegt gerade darin, daß er nicht einer einzelnen Disziplin, nicht der Naturwissenschaft allein, sondern der gesamten Förderung der Menschheit diente. Bereits 1804 wurde ihm eine von Loos geschnittene Medaille mit der Inschrift »Novi orbis Democritus« gewidmet, der manche andre Medaillen folgten, während beinahe alle Akademien der Welt ihn zu ihrem Mitglied ernannten. Im Fairmount-Park zu Philadelphia wurde ihm 1876 eine kolossale Bronzestatue von Drake, in St. Louis 1878 eine Statue von Ferd. v. Miller dem jüngern, in Berlin 1883 ein von R. Begas gearbeitetes Standbild neben dem seines Bruders vor der Universität errichtet und zu seinem Andenken die Humboldt-Stiftung unter dem Kuratorium der königlichen Akademie der Wissenschaften begründet, besonders zur Unterstützung von Forschungsreisenden.

Der fast 20jährige Aufenthalt in Paris ward zur Bearbeitung des amerikanischen Reisewerks verwendet, und die tüchtigsten Fachmänner (Oltmanns, Kunth, Cuvier, Latreille, Valenciennes, Gay-Lussac, Thénard, Vauquelin u. a.) und Künstler wurden für die Bearbeitung u. künstlerische Ausstattung einzelner Teile gewonnen. Die Gesamtausgabe (die sogen. große) in 30 Bänden (20 in Folio, 10 in Quart) enthält die Atlanten und Kupferwerke und wird gewöhnlich in 6 Abteilungen gruppiert, während die sogen. kleine Oktavausgabe nur den Text einiger Werke daraus, oft mit Auslassungen und Zusätzen, enthält. Hiernach hat das amerikanische Reisewerk den Gesamttitel: »Voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, fait en 1799—1804« und bildet folgende 6 Abteilungen: 1) »Relation historique«, unvollendet, reicht nur bis zur Reise nach Peru, April 1801 (Par. 1811—29, 3 Bde. in 4., oder das. 1816—32, 13 Bde. in 8.; deutsch, Stuttg. 1815—32, 6 Bde.; besser von Hauff, das. 1859, 4 Bde.). Zur »Relation historique« gehören: »Atlas géographique et physique« (39 Blätter in Folio) und »Atlas pittoresque, vues des Cordillères et des monuments des peuples indigènes de l'Amérique« (1810, 69 Blätter). 2) »Recueil d'observations de zoologie et d'anatomie comparée« (1805—32, 2 Bde., mit 55 Tafeln), mit Cuvier, Latreille, der die Insekten, und Valenciennes, der die Fische und Konchylien bearbeitete. 3) »Essai politique sur le royaume de la Nouvelle Espagne« (Par. 1811, 2 Quartbde. oder 5 Bde. Oktav; 2. Aufl., vermehrt durch den »Essai politique sur l'isle de Cuba«, 1826—27, 6 Bde. in Oktav; deutsch, Stuttg. 1809—14, 5 Bde.); dazu gehört: »Atlas géographique et physique du royaume de la Nouvelle Espagne« (Par. 1812, 21 Tafeln). 4) »Observations astronomiques, opérations trigonométriques et mesures barométriques, rédigées et calculées par Jabbo Oltmanns« (Par. 1808—10, 2 Quartbde.). 5) »Physique générale et géologie: essai sur la géographie des plantes, accomp. d'un tableau« (Par. 1807, Quart; deutsch, Stuttg. 1807, Goethe gewidmet). 6) »Plantes équinoxiales, rédigées par A. Bonpland« (Par. 1809—18, 2 Bde. in Folio, 144 Tafeln); »Melastomes et autres genres du même ordre, rédig. par A. Bonpland« (1806—23, 2 Bde. in Folio, 120 Tafeln); »Nova genera et species plantarum partim adumbraverunt A. Bonpland et Alex. de H., in ordinem digess. C. S. Kunth« (1815—25, 7 Bde. in Folio, 700 Tafeln), hierzu von H. die Einleitung: »De distributione geographica plantarum secundum coeli temperiem et altitudinem montium« (1817); »Mimoses et autres plantes légumineuses, rédig. par C. S. Kunth« (1819—24, Folio, mit 60 Tafeln); »Révision des graminées par C. S. Kunth« (1829—34, 2 Bde. in Folio, 220 Tafeln); »Synopsis plantarum, auct. C. S. Kunth« (1822—26, 4 Bde. in Oktav). — Im Zusammenhang damit stehen: »Ansichten der Natur« (Stuttg. 1808, 2 Bde.; in wiederholten vermehrten Auflagen); »Des lignes isothermes et de la distribution de la chaleur sur le globe«, in den »Mémoires de la Société d'Arcueil« (1817); »Essai géognostique sur le gisement des roches dans les deux hemisphères« (Straßb. 1823); »Examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique aux XV. et XVI. siècles« (Par. 1814—34, 1 Bd. in Folio oder 5 Bde. in Oktav; deutsch von Ideler, Berl. 1835—51, 3 Bde.). Die asiatische Reise behandeln die Werke: »Fragments de géologie et de climatologie asiatiques« (Par. 1832, 2 Bde. in Oktav; deutsch von Löwenberg, Berl. 1832); »Asie centrale. Recherches sur les chaînes de montagnes et la climatologie comparée« (Par. 1843, 3 Bde. in Oktav; deutsch von Mahlmann, Berl. 1843—44, 2 Bde.); »Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspischen Meer«, mit

Digitized by Google

Ehrenberg und Rose (das. 1837—42, 2 Bde.). Der »Kosmos« erschien zuerst 1845—58 in 4 Bänden, dann wiederholt und wurde von Professor Buschmann mit 2 Bänden eines ziemlich unbrauchbaren Registers belastet. Unter den erläuternden Werken, welche bezwecken, den »Kosmos« für weitere Kreise verständlich zu machen, verdienen genannt zu werden die »Briefe über Humboldts Kosmos« von B. Cotta, Schaller u. a. (4 Tle., Leipz. 1848—60). Von Humboldts »Kleinern Schriften« ist nur ein Band: »Geognostische und physische Erinnerungen«, mit Atlas (Stuttg. 1853), erschienen. Nach Humboldts Tod erschienen aus seinem Briefwechsel: seine Briefe an Varnhagen von Ense (1.—5. Aufl., Leipz. 1860), »Briefwechsel und Gespräche mit einem jungen Freund« (Althaus, Berl. 1861), der Briefwechsel mit Heinrich Berghaus (Jena 1863, 3 Bde.), seine Briefe an Bunsen (Leipz. 1869), der »Briefwechsel mit dem Grafen Georg von Cancrin« (das. 1869), mit Marc Aug. Pictet (in »Le Globe«, Bd. 7, 1868), »Correspondance inédite scientifique et littéraire« (hrsg. von de la Roquette, Par. 1869), der Briefwechsel mit Friedr. v. Raumer (in dessen »Litterarischem Nachlaß«, Bd. 1, Berl. 1869), mit Goethe (hrsg. von Bratranek, Leipz. 1876), mit Gauß (hrsg. von Bruhns, das. 1877), mit Joach. Heinr. Campe in dessen »Lebensbild« von Leyser (Braunschw. 1877) und die Briefe an seinen Bruder Wilhelm (hrsg. von der Familie H., Stuttg. 1880). »Gesammelte Werke« von H. erschienen zuletzt Stuttg. 1889 in 12 Bänden. Vgl. Bruhns, A. v. H., eine wissenschaftliche Biographie, herausgegeben im Verein mit Avé-Lallemant, Carus, A. Dove u. a. (Leipz. 1872, 3 Bde.; Bd. 2 enthält auch die vollständige, übersichtlich geordnete Bibliographie von Humboldts Schriften, von Löwenberg); Klencke, A. v. Humboldts Reisen, Leben und Wissen (7. Aufl., das. 1882); Juliette Bauer, Lives of the brothers H. (Lond. 1852); Löwenberg, A. v. Humboldts Reisen in Amerika und Asien (2. Aufl., Berl. 1843, 2 Bde.); Wittwer, Alex. v. H., sein wissenschaftliches Leben und Wirken (Leipz. 1860); Ule, Alex. v. H. (4. Aufl., Berl. 1870).

Humboldt-Akademie, ein 1878 auf die Anregung von Max Hirsch vom Wissenschaftlichen Zentralverein gegründetes privates Lehrinstitut in Berlin, welches bezweckt, »solchen Personen, welche die Universität nicht besuchen können oder bereits verlassen haben, durch systematische Vortragscyklen und andre geeignete Mittel Gelegenheit zu einer harmonischen wissenschaftlichen Weiterbildung zu geben und sie in Zusammenhang mit den Fortschritten der sich entwickelnden Wissenschaft zu halten«. Es werden vorzugsweise diejenigen Wissenschaften gepflegt, die sich an die Namen der Brüder v. Humboldt knüpfen (Naturwissenschaften, Philosophie, Litteratur- und Kunstgeschichte, Nationalökonomie, Staatslehre ꝛc.). Etwa zwei Fünftel der Zuhörer sind Frauen. Die Unterrichtsräume des Instituts, welches unter der Leitung von Max Hirsch steht, sind vom Staate zur Verfügung gestellt.

Humboldtbai, 1) Bucht im östlichsten Teil der Nordküste von Niederländisch-Neuguinea, nahe der Grenze gegen Kaiser Wilhelms-Land, unter 140° 47′ östl. L. v. Gr., zwischen den 150 m hohen Kaps Caillié im W. und Bonpland im O., 7 km breit, 11 km lang und mit Kokospalmen besäumt. In ihrer Tiefe liegt das Dorf Wawah. — 2) Bucht an der Küste des nordamerikanischen Staates Kalifornien, unter 40° 46′ nördl. Br., zieht parallel der Küste 25 km hin, hat bei einer Tiefe von 3—4 km zwischen den beiden sie abschließenden Landzungen eine Einfahrt von nur 400 m und ist für Schiffe von 5—6 m Tiefgang benutzbar. An ihr liegt Eureka (s. d.).

Humboldtgebirge, mit ewigem Schnee bedeckte Bergkette in Zentralasien, die nordwestliche Fortsetzung des Nanschan an der Nordgrenze von Tibet, entsendet in südwestlicher Richtung das Rittergebirge. Beide wurden 1880 von Prschewalskij benannt.

Humboldtin, s. Oxalit.

Humboldtit, s. Datolith.

Humboldt Range (spr. rendsch), zwei Gebirgszüge im nordamerikan. Staat Nevada, die East H. (bis 3677 m) und die niedrigere West H., zwischen 40—41° nördl. Br. und 115—118° westl. L. v. Gr., beide vom Humboldtfluß und der Zentral-Pacificbahn in einem Abstand von 220 km und parallel zu einander nach SW. ziehend.

Humboldt River, s. Humboldt (Fluß, S. 43).

Humboldt-Stiftung, s. Humboldt 2), S. 46.

Humboldt-Vereine, s. Bildungsvereine, S. 1037.

Humbug (engl., spr. hömmbögg oder [jetzt gewöhnlicher] hümbug), nordamerikan. Ausdruck, etwa unserm »Schwindel« entsprechend, eine schlau oder marktschreierisch verbreitete Erdichtung, um der leichtgläubigen Menge das Geld aus der Tasche zu locken. »König des Humbugs« hieß in neuester Zeit der Amerikaner Ph. Barnum (s. d.). Die Herkunft des Wortes ist ungewiß; wahrscheinlich stammt es von to hum (summen, dann auch jemand etwas aufbinden, ihn foppen) und bug (Käfer, dann auch Kobold, Popanz) her. Humbugler, Humbugger, Humbugmacher.

Hum cobre (»ein Kupfer«), Rechnungs- und bis 1871 Kupfermünze Brasiliens zu 40 Reis, 28,683 g schwer, auch in Halbstücken.

Hume (spr. jūm), 1) David, berühmter skeptischer Philosoph und klassischer Geschichtschreiber Englands, geb. 26. April 1711 in Edinburg, gest. daselbst 25. Aug. 1776, studierte anfänglich die Rechte, wurde dann Kontorist zu Bristol und ging 1734 nach Frankreich, um sich in unabhängiger Stellung ganz litterarischer Beschäftigung zu widmen. Drei Jahre brachte er zu Reims und im Jesuitenkollegium La Flèche mit der Verarbeitung seiner philosophischen Ideen, die ihn schon seit dem 18. Jahre beschäftigten, zu, als deren Frucht sein »Treatise upon human nature« (anonym, Lond. 1738—40, 3 Bde.; neueste Ausg. 1888; deutsch von Jacob, Halle 1790—91; von Köttgen, mit Anmerkungen von Lipps, Hamb. 1895) sowie seine »Essays moral, political and literary« (Edinb. 1742, Lond. 1748; neueste Ausg. 1875, 2 Bde.; deutsch von Tennemann, Jena 1793) erschienen. Beide Werke zogen aber trotz ihres Scharfsinns und ihrer zum Teil eingehenden Untersuchungen die Aufmerksamkeit nicht besonders auf sich. Nach Hause zurückgekehrt, ward er Gesellschafter des Marquis von Annandale, befreundete sich mit den Führern der spätern sogen. schottischen Schule, Hutcheson, Oswald, A. Smith u. a., und nachdem eine Bewerbung um den Lehrstuhl »der Ethik und der pneumatischen Philosophie« sowie eine spätere um den der Logik an der Universität Edinburg durch die Geistlichkeit vereitelt worden waren, nahm er den Antrag des Generals Saint-Clair an, ihn als Sekretär auf seine Gesandtschaftsposten nach Wien und Turin zu begleiten. In der letztern Stadt arbeitete er sein erstes Werk um und machte mehrere Abhandlungen daraus, von denen die bedeutendste: »Enquiry concerning human understanding« (Lond. 1748; deutsch von Sulzer, 1755; von v. Kirchmann, 4. Aufl.,

Digitized by Google

Heidelb. 1888; von Nathanson, Leipz. 1893) ist, zunächst aber auch ziemlich unbeachtet blieb. Dasselbe gilt von der nach seiner Rückkehr in Schottland ausgearbeiteten »Enquiry concerning the principles of morals« (Edinb. 1751; deutsch von Masaryk, Wien 1883). Erst seine »Political discourses« (Lond. 1752; deutsch von Kraus, Königsb. 1813), die Sammlung der »Essays and treatises on several subjects« (Lond. 1755, 4 Bde.; neue Aufl. 1810, 2 Bde.; deutsch von Pistorius, Königsb. 1755, 4 Bde.) und die »Natural history of religion« (Lond. 1755; deutsch von Paulsen, Berl. 1876) erregten die Aufmerksamkeit der Kritiker und besonders die Angriffe Warburtons und Hurds, die er jedoch nie einer Entgegnung würdigte. Als Bibliothekar der Juristenfakultät in Edinburg faßte er 1752 den Plan, eine Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben. Diese berühmte »History of England from the invasion of Jul. Caesar to the revolution in 1688«, welche in vielen Ausgaben existiert und ihrem Verfasser 2800 Pfd. Sterl. Honorar eintrug (Lond. 1754—63, 6 Bde.; Prachtausgabe von Bowyer, das. 1806, 10 Bde.; 1880, 3 Bde.; mit Smolletts Fortsetzung, das. 1796, 13 Bde.; neue Ausg. 1864, 8 Bde.; mit Fortsetzung von Hughes, 1866, 18 Bde.; deutsch von Dusch, Bresl. 1762—71, 6 Bde.; von Timäus, Lüneb. 1804—1807, 2 Bde.), zog ihm jedoch durch die Unparteilichkeit, welche er darin zeigte, viele Feinde zu. 1763 begleitete er den Grafen von Hertford als Gesandtschaftssekretär nach Paris. Hier kam er auch mit Rousseau in nähere Verbindung, den er sodann bewog, mit ihm nach England zu gehen (1766), wo er ihm eine Pension auswirkte. Doch war das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden von sehr kurzer Dauer. 1767 wurde H. zum Unterstaatssekretär ernannt, zog sich jedoch schon 1769 nach Edinburg zurück. Nach seinem Tode erschienen seine Autobiographie (engl., Lond. 1777; lat. 1787) und seine »Dialogues concerning natural religion« (das. 1779; deutsch von Schreiter, Leipz. 1781). Seine »Philosophical works« erschienen gesammelt zu Edinburg 1827, ferner, von Green u. Grosse herausgegeben, London 1874, 4 Bde.

H. geht in der Philosophie von dem Locke-Baconschen Empirismus aus und will eine gründliche Erörterung über die menschlichen Kräfte anstellen sowie die Grenzen unsrer Erkenntnis bestimmen. Alle unsre Vorstellungen sind nach ihm teils Impressionen, d. h. sinnliche Eindrücke, teils Begriffe oder sogen. Ideen; letztere sind nur Kopien der erstern und als solche weniger stark und lebhaft. Alle Gegenstände der Vernunft und menschlichen Erkenntnis sind somit entweder Beziehungen der Begriffe, wie die mathematischen Sätze, oder Thatsachen der Erfahrung. Die erstern werden durch bloßes Denken gefunden und sind unabhängig von der wirklichen Existenz. Unsre Überzeugung von Thatsachen und unser Räsonnement über dieselben, durch welches wir die Grenze der Sinneswahrnehmung überschreiten, beruht auf Empfindung, Gedächtnis und den Schlüssen aus dem Kausalnexus, d. h. dem Verhältnis von Ursache und Wirkung. Die Kenntnis dieser Kausalverbindung und Wirkung entsteht nicht aus Schlüssen a priori, sondern lediglich aus der Erfahrung, und wir schließen, indem wir ähnliche Folgen von ähnlichen Ursachen erwarten, aus dem Prinzip der Gewohnheit der Verknüpfung verschiedener Erscheinungen, d. h. aus einem Prinzip der Association der Vorstellungen. Selbst das allgemeine Kausalgesetz, daß alles Geschehen eine Ursache hat, hat sich nur durch die Gewohnheit gebildet. Nur zufolge der Erfahrung glauben wir an Dinge außer uns selbst; da aber die Sinne täuschen, so kennen wir nur unsre Vorstellungen von den Dingen, nicht die Dinge selbst. Es gibt daher keine Kenntnis außer der Erfahrung, keine Metaphysik. Ebenso wie den Kausalbegriff kritisiert H. den Begriff der Substanz, den unsre Einbildungskraft erdichtet, um verschiedene Qualitäten in Zusammenhang miteinander zu bringen. Die Frage, ob die Qualitäten einer Substanz anhaften, hat keinen Sinn und läßt sich darum nicht beantworten. Das Ich ist nichts als ein Komplex von Vorstellungen, für die wir nicht einen einheitlichen Träger annehmen dürfen. Geht die Anwendung des Kausalgesetzes nicht über die Erfahrung hinaus, und gibt es keine Substanzen in Wirklichkeit, so müssen die Begriffe Freiheit, Notwendigkeit, Unsterblichkeit, ebenso die Beweise für das Dasein Gottes der skeptischen Beurteilung anheimfallen. In religiösen Dingen gibt es nur einen Glauben, kein Wissen; doch haben sich die Religionen sämtlich mit psychologischer Notwendigkeit entwickelt. Die ethische Wertschätzung bezieht sich nach H. weniger auf solche Eigenschaften, die dem Inhaber selbst nützlich sind, als vielmehr auf soziale Tugenden, d. h. auf Wohlwollen, das angeboren und uninteressiert ist, und auf Gerechtigkeit, die mehr durch Reflexion entsteht. Damit wir nun den nützlichen Trieben und nicht den verderblichen nachgehen und so sittlich handeln, muß es ein natürliches, moralisches Gefühl geben, das ist die Menschenliebe oder Sympathie, Freude an dem Glück der andern, Schmerz über ihre Leiden. Bei seiner Umsicht berücksichtigt H. in der Ethik freilich auch das individuelle Wohl. Humes Erkenntnislehre hat auf Kant bedeutend gewirkt und den neuern Positivismus mitbegründet, seine Ethik ist von größtem Einfluß auf die Adam Smiths sowie auf die Entwickelung der neuern Ethik in England gewesen. Die philosophischen Schriften Humes sind verständlich und sehr klar gehalten, seine historischen Werke zeichnen sich durch philosophische Ruhe, Unparteilichkeit, Scharfsinn in der Auffassung und pragmatische Darstellung der Thatsachen aus, lassen aber begeisternde Wärme der Schilderung etwas vermissen. Vgl. Burton, Life and correspondence of D. H. (Lond. 1846, 2 Bde.); Jodl, Leben und Philosophie David Humes (Halle 1872); Compayré, La philosophie de D. H. (Par. 1873); Pfleiderer, Empirismus und Skepsis in D. Humes Philosophie (Berl. 1874); Gizycki, Die Ethik D. Humes (Bresl. 1878); Huxley, H. (in den »English men of letters«, Lond. 1879); Masaryk, Humes Skepsis und Wahrscheinlichkeitsrechnung (Wien 1884); Knight, H. (in den »Philosophical Classics«, Lond. 1887); »Letters of David H. to William Strahal« (hrsg. von Hill, das. 1888).

2) Joseph, engl. Politiker, geb. 22. Jan. 1777 zu Montrose in Schottland, gest. 20. Febr. 1855, widmete sich der Arzneikunde und ging 1799 im Dienste der Ostindischen Kompanie als Arzt nach Bengalen, wo er sich bald mit den indischen Sprachen so vertraut machte, daß er im Marathenkrieg 1801 als Dolmetsch fungieren konnte. Nach seiner Rückkehr nach England 1808 wurde er 1812 ins Parlament gewählt, verlor aber sein Mandat im Herbst d. J. und wurde erst 1818 wieder gewählt. Im Parlament war er einer der Führer der radikalen Partei und richtete sein Augenmerk vornehmlich auf die Vereinfachung der Rechnungen des Staatshaushalts; auch erreichte er die Abschaffung des verderblichen Tilgungsfondssystems und regte überhaupt auf allen Gebieten des staatlichen

Digitized by Google

Lebens zu zeitgemäßen Reformen an. Er war zweimal Lord-Rektor der Universität Aberdeen.

3) Hamilton, austral. Reisender, geb. 18. Juni 1797 zu Paramatta in Neusüdwales, gest. 19. April 1873 in Yaß ebendaselbst, ging 1824 mit Hovell von Sydney über die Blauen Berge nach der Südküste, wobei er den nach ihm benannten Oberlauf des Murray entdeckte und zuerst die australischen Alpen erblickte. 1829 begleitete er Stuart auf dessen erster Expedition. Mit Hovell veröffentlichte er »Journey of discovery to Port Philipp« (Sydney 1837), und allein »A brief statement of facts in connection with an overland expedition from Lake George to Port Philipp« (Yaß 1855, 3. Aufl. 1874).

Humerāle (lat., »Schulterstück«), soviel wie Amictus (s. d.); daher auch ein demselben ähnlicher, weich gefütterter Schulterkragen, den man unter das Schulterstück des Harnisches legte.

Humĕrus (lat.), der Oberarm, s. Arm.

Humeur (franz., spr. ümör), Laune, besonders üble.

Humid (lat.), feucht; Humidation, Anfeuchtung.

Humifikation (lat.), soviel wie Humusbildung, Vermoderung; vgl. Humus.

Humil (lat.), demütig, niedrig; humiliant, demütigend, erniedrigend; Humiliation, Demütigung; Humilität, Niedrigkeit, Demut.

Humiliāten (lat., »Gedemütigte«), ein wahrscheinlich 1134 gestifteter Mönchsorden, dessen Stifter, einige Mailänder Edelleute, von Kaiser Lothar II. als Gefangene nach Deutschland geschickt, auf ihr Ansuchen aber begnadigt worden waren, weil sie gedemütigt (humiliati) seien; daher der Name. Papst Innocenz III. bestätigte 1201 diesen Orden. Auch die Frauen der Ordensstifter hatten sich als Humiliatinnen in Mailand zu strengen Bußübungen um 1150 vereinigt und zwar auf Betrieb einer Frau, Klara Blassoni, weshalb sie auch Blassonische Nonnen genannt wurden. Die H. wurden wegen ihrer Opposition gegen den Kardinal Borromeo 1571 von Pius V. aufgehoben; dagegen bestanden die Humiliatinnen in Italien noch bis in das 19. Jahrh. fort.

Humin, -Säure, -Stoffe, s. Humus.

Humiriaceen, kleine, aus 18 Arten bestehende, tropische, in Amerika und Afrika einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Geranialen, Holzpflanzen mit spiralig gestellten Blättern, fünfgliederigen, regelmäßigen, zwitterigen Blüten, becherförmigem Diskus und Steinfrüchten.

Humivagae, s. Agamen und Leguane.

Hummel (Bombus *Latr.*), Insektengattung aus der Ordnung der Hautflügler und der Familie der Bienen (Apidae), plump gebaute, beim Flug stark brummende Tiere mit dichter Behaarung, zwei Enddornen an den beiden Hinterschienen, zweigestaltigen Lippentastern und auf dem Scheitel in gerader Linie stehenden Nebenaugen. Die Hummeln, von denen man 40 europäische (18 deutsche) Arten kennt, leben in Familien. Das in einem Schlupfwinkel überwinternde Weibchen baut im Frühjahr in einem Maus- oder Maulwurfsloch ꝛc. aus Moos, Gras, Laub, Tierhaaren od. dgl. ein Nest mit nur einem Flugloch, macht eine Wachszelle, füllt dieselbe mit honigdurchtränktem Pollen und legt ein paar Eier hinein, aus welchen sich bald Larven entwickeln, die schnell wachsen und viel Nahrung brauchen. Etwa Anfang Mai erscheinen die ersten Arbeiter, d. h. verkümmerte Weibchen, welche kleiner sind als die Mutter, die Königin, und beständig Honig und Pollen sammeln. Wie sich die Zahl der Arbeiter vermehrt, bleibt die Königin mehr zu Hause, eierlegend und brütend, und zuletzt fliegt sie, flügellahm geworden, gar nicht mehr aus. Die Arbeiter bebrüten auch die jüngern Geschwister, füttern sie, reinigen das Nest und sind sehr wachsam; manche Arten stechen, wenn sie gestört werden. Bei sehr vielen Arten schlüpfen Arbeiter bis in den Spätherbst aus. Im Hochsommer erscheinen größere Hummeln, die, wie die Arbeiter, der Königin gleichen, die sogen. kleinen Weibchen, welche in der Regel nur Männchen- oder Drohneneier legen, unter gewissen Umständen aber auch Eier für Weibchen und Arbeiter legen können. Die Drohnen erscheinen in ziemlich bedeutender Zahl und sind meist untereinander sehr unähnlich. Gegen Ende des Sommers entwickeln sich neue Königinnen, die der Stammmutter vollkommen entsprechen. Die Zahl der Mitglieder der ganzen Gesellschaft ist dann auf 40—50, in manchen Fällen auf 200—400 und mehr angewachsen. Die Arbeiter und die kleinen Weibchen sind ungemein thätig für die Gesellschaft, die Drohnen aber nehmen an keiner häuslichen Arbeit teil, mit Ausnahme der Bedeckung des Nestes. Letzteres bildet einen ziemlich unregelmäßigen Klumpen mit größern und kleinern, haselnußähnlichen Puppentönnchen, dunklern Haufen von Larvenzellen und kleinern, linsen- bis erbsen-, mitunter sogar bohnengroßen Eierklümpchen; einige der fingerhutartigen Puppentönnchen, aus denen die Hummeln schon ausgeschlüpft sind, werden durch Ausstreichen mit Wachs in Honigbehälter und Pollenbecher umgewandelt; daneben finden sich noch zahlreiche aus Wachs hergestellte Honigtöpfchen. An sonnigen Tagen verlassen mitunter die jungen Weibchen das Nest und werden von Männchen desselben oder auch andrer Nester im Flug befruchtet, gewöhnlich aber findet dieser Akt im Neste statt. Die Gründerin des Staates stirbt an Altersschwäche, sobald hinreichend junge Weibchen u. Männchen vorhanden sind, die Familie zerstreut sich dann und alle gehen zu Grunde (die Männchen zuerst) bis auf die befruchteten Weibchen, welche Winterquartiere beziehen. Die Erdhummel (B. terrestris *L.*, s. Tafel »Hautflügler II«, Fig. 4), bis 2,8 cm lang, schwarz, auf den drei letzten Hinterleibsgliedern weiß, auf dem zweiten und dem Prothorax goldgelb, ist in ganz Europa und Nordafrika gemein. Ähnlich ist die Gartenhummel (B. hortorum *Faber*). Die Mooshummel (B. muscorum *Ill.*), 1,8—2 cm lang, gelb, am Thorax und an der Wurzel des Hinterleibes rötlich, bedeckt ihr Nest locker mit Moos und Genist und kleidet es innen mit einer papierdünnen Schicht aus. Der Zugang zum Nest, oft in einen gewundenen Gang verlängert, wird in der Regel mit einer Wache besetzt. Von einigen Hummeln (Schmarotzerhummeln, Psithyrus Lipel), die ihre Eier in die Nester andrer Hummeln legen, existieren nur Männchen und Weibchen. In den Nestern der Hummeln leben auch andre Schmarotzer. Wiesel, Maus und Iltis zerstören die Nester. Vgl. Hoffer, Die Hummeln Steiermarks. Lebensweise und Beschreibung (Graz 1882—83).

Hummel, Berg, s. Heuscheuergebirge.

Hummel, 1) Johann Erdmann, Maler, geb. 1769 in Kassel, gest. 26. Aug. 1852 in Berlin, war ein Zögling der Akademie seiner Vaterstadt, ging 1792 nach Italien und neigte sich mit Vorliebe landschaftlichen Darstellungen zu. 1809 zurückgekehrt, ward er Professor der Architektur, Perspektive und Optik an der Akademie zu Berlin. H. hat sich als Künstler und Lehrer gleich große Verdienste erworben. Seine histo-

Digitized by Google

rischen Gemälde, Bildnisse, Genrestücke, Landschaften und Architekturstücke sind namentlich in der Perspektive und Farbengebung vortrefflich. Er schrieb: »Die freie Perspektive« (2. Aufl., Berl. 1833—42, 2 Tle.); »Geometrisch praktische Konstruktion der Schatten« (das. 1830).

2) Johann Nepomuk, Klavierspieler und Komponist, geb. 14. Nov. 1778 in Preßburg, gest. 17. Okt. 1837 in Weimar, erhielt seine Ausbildung in Wien, wohin seine Familie bald darauf übergesiedelt war, durch Mozart, vervollkommte sich später, nachdem er von 1788—95 mit Erfolg in Deutschland, England ꝛc. konzertiert hatte, unter Albrechtsbergers und Salieris Leitung in der Komposition und trat 1803 als Kapellmeister in den Dienst des Fürsten Esterházy. Nachdem er denselben 1811 verlassen und wiederum in Wien festen Fuß gefaßt hatte, widmete er sich vorwiegend seinem Instrument, und seine um diese Zeit entstandenen Werke, unter andern die Polonäse »La bella capricciosa« und das Rondo in A, bezeichnen eine neue Entwickelungsstufe seines Klavierspiels, auf welcher an Stelle der Mozartschen Technik eine neue, glänzendere erscheint, das Kennzeichen der modernen Wiener Schule, als deren erster Repräsentant H. von nun an gelten durfte. 1816 wurde er als Kapellmeister nach Stuttgart und 1820 in gleicher Eigenschaft nach Weimar berufen, wo er starb, nachdem er noch auf zahlreichen Kunstreisen durch sein Spiel, seine Kompositionen und namentlich auch durch seine Improvisationen ganz Europa entzückt hatte. 1887 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal (von Tilgner) errichtet. Von seinen zahlreichen Kompositionen jeglicher Gattung (darunter auch eine Oper »Mathilde«) haben die beiden Messen und insbes. mehrere seiner Klavierwerke: die beiden Konzerte in H moll u. A moll, die Sonate in Fis moll und sein Septett als Meisterwerke dauernden Wert behalten. Die von ihm 1829 herausgegebene große Pianoforteschule vermochte bei dem Anbrechen der romantischen Richtung nicht mehr durchzudringen.

3) Karl, Maler, Sohn des vorigen, geb. 31. Aug. 1821 in Weimar, studierte bis 1841 bei Preller, mit dem er auch Studienreisen nach England, Norwegen, Rügen und später nach Tirol machte, verweilte 1842—46 in Italien und Sizilien und ließ sich dann in Weimar nieder, wo er Professor wurde. Seine (Öl- und Aquarell-) Bilder, deren Motive meist den Tiroler und italienischen Alpen entnommen sind, zeichnen sich durch feines Naturgefühl u. romantisch-poetische Auffassung aus. Die Museen von Leipzig und Stuttgart besitzen Bilder von ihm, andre sind in Berlin, Meiningen, Petersburg ꝛc. Im Schloß zu Weimar befindet sich das Bild: die Gärten der Armida (1861).

4) Fritz, Maler, geb. 1822 in Berlin, war dort Schüler von H. 1) und Begas und später von Bendemann in Dresden. 1858 machte er eine Reise nach dem südlichen Frankreich und Spanien. Anfangs der Historienmalerei zugewendet, widmete er sich später ausschließlich der Porträtmalerei. Seine Bildnisse verbinden mit geistreicher Schärfe der Charakteristik ein vornehm kühles, an Holbein erinnerndes Kolorit.

5) Ferdinand, Komponist, geb. 6. Sept. 1855 in Berlin, spielte bereits mit sieben Jahre die Harfe mit solcher Fertigkeit, daß er mit seinem Vater Konzertreisen durch Europa unternehmen konnte, und begann dann geregelte Kompositionsstudien, zunächst 1868—71 an Kullaks Akademie und von da bis 1875 an der königlichen Hochschule für Musik und der Kompositionsschule der Akademie. Unter seinen Kompositionen befinden sich unter anderm drei Cellosonaten, Phantasiestücke für Cello u. Klavier (»Märchenbilder« und »Waldleben«), ein Notturno für Cello, Harfe und Harmonium, ein Klavierquartett, eine Suite für Klavier zu vier Händen, Ouvertüre, Konzertstücke für Pianoforte, das Chorwerk mit Orchester »Columbus«, sowie Märchendichtungen für dreistimmigen Frauenchor und Solo: »Rumpelstilzchen«, »Frau Holle«, »Hänsel und Gretel« ꝛc.

Hummelblumen, s. Blütenbestäubung, S. 132.

Hümmelchen, Musikinstrument, s. Dudelsack.

Hummelfliegen (Bombyliidae *Westw.*), Familie aus der Ordnung der Zweiflügler (Diptera), meist ansehnliche Insekten mit rundlichem oder querem Kopf, dreigliederigen Fühlern, drei deutlichen Nebenaugen, hornigem, fadenförmigem, oft körperlangem Rüssel mit Stechorgan, sechs- bis achtringeligem Hinterleib und ziemlich langen Beinen. Der Körper ist meist hummelartig behaart, und die Flügel sind dunkel gefleckt. Die H. schweben oft mit zitternder Flügelschwingung (wie die Sphingiden) über Blüten oder fliegen mit raschem Zickzackflug dicht über dem Erdboden. Sie gehen ausschließlich der Blütennahrung nach, während die Larven bei andern Insekten (Bienen, Schmetterlinge) schmarotzen. Man kennt in Europa etwa 20 Gattungen mit 210 Arten.

Hummelschwärmer (Macroglossa bombyliformis *Ochs.*), Schmetterling aus der Familie der Schwärmer (Sphingidae), 40—50 mm breit, mit zottig haarigem, olivengrünem Körper, braunrotem Gürtel auf dem Hinterleib, auf den Flügeln mit feiner, schillernder Bestäubung, die beim ersten Fluge verloren geht, so daß die Flügel dann bis auf den rotbraunen Saum glashell sind, fliegt im Mai und Juni. Die grüne, oben weißliche, an den Seiten gelb punktierte Raupe lebt im Juli und August auf Loniceren und Labkraut. Ähnlich ist der Skabiosenschwärmer (M. fuciformis *L.*).

Hummelshain, Dorf im sachsen-altenburg. Westkreis, hat eine evang. Kirche, ein Schloß nebst Park und Tiergarten, eine Badeanstalt und (1890) 427 Einw. H. ist häufig Sommerresidenz des Herzogs von Sachsen-Altenburg, wird auch von Touristen viel besucht. Etwa 5 km davon bei Wolfersdorf das von schönen Waldungen umgebene, restaurierte Jagdschlößchen Fröhliche Wiederkunft, wo Johann Friedrich nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft (1552) mit seinen Kindern zusammentraf (daher der Name).

Hummelwald, s. Appenzeller Alpen.

Hummer (Homarus), Gattung aus der Familie der Hummern (s. Krebse), vom Flußkrebs nur wenig verschieden. Der gemeine H. (H. vulgaris) wird 0,5 m lang und ist blau und schwarz marmoriert. Das Weibchen trägt mehrere tausend Eier unter dem Schwanze bis kurz vor dem Auskriechen der Jungen, welche noch gar nicht wie ein H. aussehen und sich in der ersten Zeit bei drohender Gefahr unter die Mutter flüchten sollen. Der H. wird in großer Zahl (in Europa 5—6 Mill. im Jahr) gefangen und zum weitaus größten Teil in England und Nordamerika konsumiert. In Nordeuropa gelten für die vorzüglichsten Hummern die norwegischen (0,25—1 kg schwer), dann folgen die schwedischen, die Helgoländer, die französischen und jütischen. Die Norweger und Schweden sind oberseits meist dunkel kastanienbraun, die Helgoländer wesentlich heller, graubraun, die Franzosen und Jüten hell- oder dunkelblau, gelbbraun, sehr dickschalig. Man fängt den H. meist mittels eiserner oder hölzerner

Digitized by Google

Körbe, die mit Fischen oder zerstampften Krabben beködert und dann versenkt werden. Die nach einigen Stunden gefangenen Hummern werden an der französischen und amerikanischen Küste in großen Hummerparken gehalten und gefüttert. In Helgoland, wo man jährlich 30,000 Stück fängt, hält man den Vorrat in großen Fischkasten. Der H. muß lebend versandt werden, er verträgt aber keinen Frost und muß im Winter gut geschützt werden. Erstarrte Hummern sind noch verwendbar, wenn man sie in kaltem Wasser auftaut und sofort kocht. Im Sommer verderben tote Hummern in wenigen Stunden. Um die Tiere beim Transport wehrlos zu machen, durchschneidet man ihnen in Frankreich die Muskeln der Scheren, während die Engländer die Scheren zubinden. Sehr viel Hummerfleisch kommt auch gekocht in Blechbüchsen in den Handel, ist aber wenig wohlschmeckend und sehr schwer verdaulich. Viel bedeutender als in Europa ist der Verbrauch in Nordamerika, wo allein in Boston jährlich etwa 1 Mill. verkauft werden. — Der H. ist wohlschmeckend, aber für viele schwer verdaulich. Die Scheren enthalten feineres Fleisch als die Schwänze, als größte Delikatesse gilt aber das Fleisch in der Brustschale. Am besten ist bei uns der H. zwischen Ostern und Johannis. Man genießt ihn meist kalt, bei feinen Mahlzeiten vor dem Braten.

Hümmling (Huimling), eine etwa 40 km im Umfang messende Hügellandschaft im preuß. Regbez. Osnabrück, die sich zwischen Sumpfgegenden ausbreitet, im Windberg bei Werpeloh 94 m Höhe erreicht, mit zahlreichen größern und kleinern Kieselsteinen bedeckt und mit Heidekraut bewachsen ist. Die Bewohner treiben starke Vieh- und Bienenzucht. Nach dem H. benannt ist der Kreis H. mit der Hauptstadt Sögel.

Humŏr (lat. hūmor) bedeutet ursprünglich »Feuchtigkeit«. Das Wort ist aber dann metaphorisch angewendet worden auf die (leichtblütige oder schwermütige) Gemütsstimmung, welche die (längst verlassene) Galenische Ansicht von dem jeweiligen Mischungsverhältnis der sogen. vier Hauptsäfte des Organismus, Blut, gelbe Galle, schwarze Galle und Schleim, abhängig sein ließ. Auch nach unserm Sprachgebrauch bezeichnet H. zunächst eine Gemütsstimmung, nicht eine beliebige, sondern eine eigenartige; eine bestimmte Weise, bei der Betrachtung der Dinge, einschließlich der eignen Person, ihrer Eigenheiten und ihrer Schicksale, innerlich sich zu verhalten. Er bezeichnet dann zweitens eine bestimmte Weise der (vorzugsweise künstlerischen) Darstellung, nämlich eine solche, die von jener Gemütsstimmung oder Betrachtungs- und innern Verhaltungsweise diktiert oder beherrscht ist. Er bezeichnet endlich drittens eine Beschaffenheit oder einen Charakter des (künstlerisch) Dargestellten, nämlich einen solchen, der jener Gemütsstimmung gemäß ist, ihr Recht gibt, sie bestätigt. Es gibt demnach drei Weisen der Verwirklichung des Humors oder kurz drei Arten des Humors: den H. als Betrachtungsweise, den H. der Darstellung und den H. als Objekt der Darstellung. Im letztern, dem dargestellten oder objektiven H., hat der H. sein eigentliches ästhetisches Dasein. Das Wesen des Humors läßt sich kurz bezeichnen als: Erhabenheit in der Komik, Erhabenheit, Übermacht, Sieg des Großen, Guten, Gesunden, Natürlichen, Vernünftigen über das Nichtige, Mangelhafte, die Schwäche, das Verschrobene, Widersinnige, das an sich Gegenstand bloßer Komik sein würde. So wenig steht, wie man wohl gemeint hat, der H. der Erhabenheit feindlich entgegen, daß vielmehr die hohe Aufgabe des Humors darin besteht, überall in der Welt und speziell im Gemüte des Menschen das wahrhaft Erhabene, das Gold des echt Menschlichen, zur Geltung zu bringen, es um so heller zu beleuchten, je mehr es sich blöden Augen verbirgt; es um so höher zu erheben, je mehr das Scheinerhabene, das sich dünkende, in der Welt geltende, konventionelle, offizielle Erhabene es herabzudrücken geneigt ist. Das Erhabene, das demnach das eigentliche positive Wesen des Humors ausmacht, ist bei dem H. als Betrachtungsweise wie beim H. der Darstellung nur subjektiv vorhanden, als Erhabenheit des betrachtenden, bez. darstellenden Subjekts; das Komische findet sich auf seiten der Objekte. Erst im objektiven H. ist beides, die Erhabenheit und die Komik, in den Objekten.

Anderseits haben wir bei jeder der drei Arten des Humors drei Stufen seiner Verwirklichung zu unterscheiden. Die erste Stufe bezeichnet der von vornherein versöhnte, durchaus positive, unentzweite, optimistische H. oder der H. im engern Sinne; die zweite der negative, mit der Wirklichkeit oder mit sich selbst entzweite, bittere, oder kurz der satirische H.; die dritte der die Entzweiung oder den Konflikt überwindende, die Negation zur Position wieder aufhebende, oder kurz der ironische H. So ist die humoristische Betrachtung der Dinge oder der eignen Persönlichkeit zunächst oder auf einer ersten Stufe optimistisch oder im engern Sinne humoristisch: die Persönlichkeit sieht das Nichtige, Mangelhafte, Unvernünftige, der Idee Widerstreitende und findet es komisch. Aber sie erhebt sich darüber; sie behauptet sich in ihrer Seelenruhe. Das Nichtige vermag, soweit es Mangel der eignen Person oder Komik eigner Situationen ist, ihre Selbstgewißheit, soweit es Nichtiges in der umgebenden Welt ist, ihren Glauben an das Große, Vernünftige, Gute in der Welt nicht zu stören oder gar zu zerstören. Die humoristische Persönlichkeit lacht darüber, aber ohne Bitterkeit. Dieser Betrachtungsweise der Dinge steht entgegen die satirische. Ihr erscheint das hinter der »Idee« Zurückbleibende als ein Schädliches, sie Bekämpfendes. Und sie sieht es über die Idee, d. h. das Große, Gute, Gesunde und Vernünftige, äußerlich siegen, ihr gegenüber zur Geltung und Anerkennung gelangen. Aber im Bewußtsein des Betrachters behauptet sich die Idee. Er reißt dem Nichtigen, das sich als ein Seinsollendes gebärdet, die Maske vom Gesicht und empfindet und behauptet im Gegensatz zu den in ihrer innern Nichtigkeit erwiesenen Ansprüchen der Idee das alleinige Recht der Idee. Sie siegt in seinem Bewußtsein und erweist sich ihm dadurch erst in ihrer innern Macht und Erhabenheit. Die dritte Stufe der humoristischen Betrachtungsweise endlich, die ironische Betrachtungsweise der Dinge, sieht nicht minder die Ansprüche und die äußere Geltung des Nichtigen. Aber sie bleibt nicht bei dem Gegensatz zwischen dem Nichtigen und der Idee, sondern glaubt oder erkennt, daß das Nichtige sich selbst vernichten und der Idee auch äußerlich zur Geltung verhelfen müsse, daß das Verkehrte schließlich (nach dem Ausdruck der Sphinx im »Faust«) doch nur dazu dienen könne, »um Zeus zu amüsieren«. Die Selbstvernichtung des Nichtigen und das Umschlagen in sein Gegenteil macht überall das eigentliche Wesen des Ironischen aus.

Den hier unterschiedenen drei Stufen der humoristischen Betrachtung der Dinge entsprechen die drei Stufen der humoristischen Darstellung unmittelbar. Diese verhalten sich zu jenen, wie eben die (vor allem künstlerische) Darstellung zur bloßen Betrachtung sich

Digitized by Google

verhält. Die zweite Stufe der humoristischen Darstellung, also die satirische Darstellung, ist das, was wir speziell als Satire zu bezeichnen pflegen.

Die gleichen Stufen müssen auch endlich unterschieden werden bei dem oben so genannten objektiven H. Zugleich ist hierbei die ausdrückliche Hervorhebung eines Gegensatzes erforderlich, der bei der ersten Art des Humors nur gelegentlich angedeutet wurde, nämlich des Gegensatzes des Situations- (oder auch Schicksals-) und des Charakterhumors, der dem Gegensatz der Situations- (Schicksals-) und Charakterkomik unmittelbar entspricht. Jenes ist der H., bei dem ein Erhabenes in einer Persönlichkeit erhaben oder übermächtig erscheint über ein Komisches, das von der Persönlichkeit erlebt wird oder ihr widerfährt, dies der H., in dem dem Erhabenen ein Komisches, Nichtiges, Verkehrtes im Wesen der Persönlichkeit selbst gegenübersteht. Beide Arten der Komik, also auch des Humors, werden sich in der Regel verflechten; das Komische des Charakters führt ja naturgemäß zur Komik der Situation; und diese findet in jener eine Handhabe oder eine natürliche Motivierung. Damit ist doch das Recht der Unterscheidung nicht aufgehoben.

So ist Situations- und Charakterhumor der ersten Stufe verflochten in einem »Unkel Bräsig«, der an sich ein komischer Kauz ist und so begreiflicherweise in allerlei komische Situationen gerät, durch die Art aber, wie er in allem dem derselbe ehrliche, tüchtige, liebenswürdige, mit gesundem Mutterwitz begabte Mensch bleibt, in unsern Augen mehr und mehr an Wert gewinnt. Hiermit ist zugleich das Wesen dieser ersten Stufe des objektiven Humors in einem Beispiel bezeichnet. Daß bei ihr der eigentliche, das Ganze beherrschende Konflikt fehlt, läßt sie speziell zur epischen, nicht zur dramatischen Darstellung geeignet erscheinen. Dagegen ist der objektive H. der zweiten Stufe oder der satirische objektive H. seiner Natur nach dramatisch. Wesentlich dem objektiven Situationshumor dieser Stufe gehört Molières »Misanthrope« an, dessen Held mit den Umständen insonderheit der ihn umgebenden Gesellschaft in einen komischen Konflikt gerät und, äußerlich betrachtet, der komischen Vernichtung anheimfällt, dabei aber seinen höhern sittlichen Standpunkt behauptet und so doch innerlich Sieger bleibt. Repräsentant des objektiven Charakterhumors der gleichen Stufe ist Mephistopheles, dessen innerlich nichtiges Wollen scheitert, so daß er beschämt die Übermacht der Idee, d. h. in diesem Falle: des »dunkeln Dranges« im Menschen, des »strebenden Sich-Bemühens« anerkennen muß. Insofern er dies thut, kommt auch hier, in seinem Bewußtsein nämlich, die »Idee« zum Sieg. Nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich kommt endlich die Idee zum Sieg beim objektiven H. der dritten Stufe, oder beim objektiven ironischen H. Die Komik der Situation löst sich in ihrem eignen Verlauf und führt zum guten Ende, sei es durch den natürlichen Gang der Dinge oder vermöge der besondern Energie und vernünftigen Einsicht einer leitenden Persönlichkeit. Jenes ist der Fall in der »Komödie der Irrungen«, dies in »Der Widerspänstigen Zähmung«. Petruchio löst hier das komische Geschick, das er sich in Gestalt Käthchens aufgebunden hat, indem er Käthchens Tollheit übertollt. Darin liegt das Ironische des Vorganges: die Tollheit führt sich selbst ad absurdum. Anderseits ist Käthchens Geschichte ein Beispiel des ironischen Charakterhumors. Sie besiegt sich selbst und findet sich, d. h. ihr besseres Selbst, wieder, gleichfalls im Verfolg ihrer Tollheit. Der vorhin bezeichnete objektive satirische H. bildet das unmittelbare Gegenbild der Tragik in ihrer doppelten Gestalt als Situations- und Charaktertragik. Beide, jener H. und die Tragik, sind Geschwister, die in verschiedener Weise Hand in Hand gehen (»Lear«, »Hamlet«) und gelegentlich sich zum Verwechseln ähnlich sehen können. Je ernster im H. der (äußerlich ungelöste) Konflikt sich gestaltet und je tiefer er empfunden wird, um so mehr wird er zum tragischen H., die Komödie zur Tragikomödie. Dagegen hat der (auch äußerlich den Konflikt lösende) objektive H. der dritten Stufe sein Gegenbild in der befriedigenden Lösung ernster (äußerer oder innerer) Verwickelungen, wie sie uns im ernsten »Schauspiel« begegnet. Im vorstehenden ist noch unterlassen die ausdrückliche Betonung der unendlichen Mannigfaltigkeit von Modifikationen, denen der H. unterliegt, je nachdem die Komik eine höhere oder niedrigere, feinere oder derbere ist, anderseits je nach der Beschaffenheit des »Erhabenen«, oder des menschlich Wertvollen, Berechtigten, Guten, Vernünftigen, das sich in und trotz der Komik behauptet, durch sie hindurchleuchtet, über sie innerlich oder auch äußerlich den Sieg davonträgt. Vgl. Lipps, Psychologie der Komik (in den »Philosophischen Monatsheften«, 1888 u. 1889). Besonders ausgiebig behandeln den H. Jean Paul, Vorschule der Ästhetik; Vischer, Ästhetik, Bd. 1; Lazarus, Leben der Seele, Bd. 1 (3. Aufl., Berl. 1884); Bahnsen, Das Tragische als Weltgesetz und der H. als ästhetische Gestalt des Metaphysischen (Lauenb. 1877). Weiteres vgl. Komik.

Humorālpathologie, s. Cellularpathologie.

Hūmor aqueus (lat.), die »wässerige Flüssigkeit« der vordern Augenkammer. Humor vitreus (auch Corpus vitreum), der Glaskörper des Auges.

Humorēske, eine launig (mit Humor) entworfene Erzählung oder Schilderung, auch von bildlichen Darstellungen gebraucht; in der Musik ein Tonstück freier Form, zur Gattung der Phantasiestücke gehörig, charakterisiert durch die Vermengung gegensätzlicher Empfindungen (heiterer Laune und trüber Melancholie).

Humoristisch, von Humor durchdrungen und erfüllt; s. Humor.

Humōs (lat.), humusreich.

Humpata (São Januario), Burenniederlassung im Distrikt Mossamedes der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, auf einer Hochebene zwischen der Serra da Munda im N. und der Serra da Schilla im S., 1020 m ü. M., links am Fluß Kakulovar, durch eine Straße mit Mossamedes verbunden. Hier ließ sich 1880 eine Kolonie von 270 Buren aus dem Transvaal nieder, die, jetzt zu einer starken Gemeinde angewachsen, den hübsch gebauten Ort gegründet haben und durch Ackerbau und Viehzucht sowie Jagd auf Elefanten und Flußpferde zu Wohlstand gelangt sind. Sie zahlen keine Abgaben an die portugiesische Regierung, wiewohl sie dieselbe anerkennen, und verwalten ihre Angelegenheiten vollkommen selbständig.

Humpen, ein im 16. und 17. Jahrh. übliches, jetzt wieder nachgeahmtes Trinkgefäß von cylindrischer, ausgebauchter Form mit niedrigem Fuß und Deckel. Die H. wurden entweder aus Glas gefertigt und dann mit gemalten Wappen, Adlern, Emblemen, Figuren etc., je nach dem Zweck und dem Besitzer, dekoriert, oder aus Zinn, Messing und andern Metallen geformt. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bedeutet H. ein Trinkgefäß von beträchtlichem Umfang. S. die Abbildungen bei »Kurfürstengläser« und »Thalerhumpen« und die Tafel »Glaskunstindustrie I«, Fig. 11.

Digitized by Google

Humphrey (spr. hömmfri), eine der brit. Manihiki-inseln (s. d.).

Humphreys (spr. hömmfris), Henry Noel, engl. Schriftsteller und Illustrator, geb. 4. Jan. 1810 in Birmingham, gest. 10. Juni 1879, ward zum Teil auf dem Kontinent ausgebildet und publizierte 1840, nach längerm Aufenthalt in Rom, sein erstes Werk, die Beschreibung zu Cookes »Views in Rome«. Diesem folgten dann zahlreiche andre illustrative Werke, von denen hervorzuheben sind: »British butterflies and their transformation« (mit Westwood, 1841; 3. Aufl. 1860); »British moths and their transformation« (ebenfalls mit Westwood, 1843—45, 2 Bde.; neue Ausg. 1860); »The illuminated books of the middle ages« (1844—49); »Ancient coins and medals« (1850); »The coin collector's manual« (1853, 2 Bde.); »The coinage of the British empire« (1854, neue Ausg. 1868); »Stories by an archaeologist and his friends« (1856); »Ocean gardens« (1857); »The butterfly vivarium or insect-home« (1858); »Goethe in Strasbourg« (dramatische Novellette, 1860); »History of the art of printing« (1867); »Holbein and the dance of death« (1868); »Masterpieces of the early painters and engravers« (1869); »Rembrandt and his etchings« (1871).

Humpoletz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Deutsch-Brod, 530 m ü. M., Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Webschule, ein Krankenhaus, Tuchfabrikation, Bierbrauerei und (1880) 5913 tschech. Einwohner. Westlich von H. das 1149 gestiftete Prämonstratenserstift Seelau.

Humŭlus *L.*, Pflanzengattung, s. Hopfen.

Hūmus (lat.), die braune oder schwarze Masse, in welche Pflanzen oder Pflanzenteile nach dem Absterben zerfallen, und welche, oft in starker Schicht, den Boden der Wälder und Wiesen bedeckt, häufiger noch, mit mineralischen Substanzen vermischt, im Ackerboden sich befindet und mit jenen die Dammerde bildet. Torf und durch Vermoderung zerfallenes Holz bestehen zum größten Teil aus H. Der H. besitzt keine bestimmte Zusammensetzung, enthält aber stets gewisse Verbindungen, welche ihm eigentümlich sind und seine Eigenschaften bedingen. Diese Körper entstehen aus Cellulose, Stärke, Zucker und ähnlich zusammengesetzten, im Pflanzenreich überall verbreiteten Substanzen, aus welchen man sie auch künstlich darstellen kann. Ob indes alle erhaltenen braunen und schwarzen Substanzen identisch sind, ist sehr fraglich, und der in der Natur entstandene H. ist jedenfalls ein sehr kompliziertes Gemisch, welchem sich Zersetzungsprodukte andrer Pflanzenbestandteile, tierische und mineralische Substanzen beimengen. Der H. entsteht hauptsächlich wohl durch Fermentwirkungen; er hat die organische Struktur fast vollständig verloren, ist in Wasser unlöslich, zieht dasselbe aber mit großer Begierde an und zerfließt damit zuletzt zu einem Brei, welcher bei gewöhnlicher Temperatur zu einer Masse eintrocknet, die in scharfkantige, glänzende Stückchen mit muscheligem Bruch zerfällt, nach starkem Frost aber beim Eintrocknen eine lockere, pulverige Masse hinterläßt.

Man unterscheidet braune und schwarze Humusstoffe: die Ulmin- und die Huminstoffe. Die braunen Ulminstoffe bilden sich unter Aufnahme von Sauerstoff und Entwickelung von Kohlensäure und Wasser, und dabei wird die zurückbleibende Masse relativ reicher an Kohlenstoff; Ulmin enthält mehr Kohlenstoff als Cellulose und mehr Wasserstoff, als nötig wäre, um mit seinem Sauerstoff Wasser zu bilden. Ulmin bildet sich besonders in trockner Umgebung, während bei Gegenwart von viel Wasser schwarze Huminstoffe entstehen. In Torfmooren und in der Ackerkrume fehlen Ulminstoffe bisweilen gänzlich, aber an der Luft vermoderndes Holz und Laub liefern ein braunes Produkt. Die braunen Stoffe können in die schwarzen übergehen, wobei dann wieder Sauerstoff aufgenommen und Kohlensäure und Wasser abgeschieden werden. Die schwarzen Stoffe enthalten nur so viel Wasserstoff, als nötig ist, um mit ihrem Sauerstoff Wasser zu bilden. Ulmin- und Huminstoffe geben an Wasser nichts Lösliches ab; wenn man sie aber mit Ammoniak oder kohlensaurem Kali behandelt, so bildet sich ulmin- oder huminsaures Salz, aus dessen brauner Lösung die Säure durch eine Mineralsäure gefällt wird. Ulminsäure und Huminsäure sind zuerst in beträchtlicher Menge in Wasser löslich, werden aber durch Trocknen unlöslich, und daher reagiert ein sehr humusreicher Boden doch nicht sauer. Was durch Kali oder Ammoniak aus den braunen oder schwarzen Stoffen nicht gelöst wird, nennt man Ulmin und Humin. Aus den genannten vier Stoffen bildet sich durch Fermentwirkung die in Wasser leicht lösliche braune Apokrensäure oder Quellsatzsäure und aus dieser durch Reduktion weiße, gelatinöse Krensäure oder Quellsäure.

Mit Wasser vollständig ausgelaugter, feuchter H. zieht Ammoniak an, und es entsteht humussaures Ammoniak, welches durch Wasser ausgezogen werden kann. Schneller und in größerer Menge entsteht dasselbe, wenn der H. mit Kreide oder Ätzkalk gemischt wird. Daneben wird Sauerstoff aus der Luft aufgenommen, und es bildet sich apokrensaures Salz. Letzteres kann unter passenden Umständen (an tiefen Stellen u. dgl.) zu krensaurem Salz reduziert werden; an der Luft aber wird es oxydiert, und zuletzt bleibt kohlensaures Salz zurück. Auf diese Weise wird der H. zersetzt. Die Zersetzung erfolgt besonders schnell bei Gegenwart von Basen, weshalb Torf, welcher meist nur spärliche Mengen davon enthält, viel beständiger ist als der H. des Bodens, welcher mit kohlensauren Salzen gemengt ist. Kalkboden ist seltener humusreich als Sandboden.

Der H. ist für den Ackerboden von hoher Bedeutung und verrichtet hier sehr wichtige Funktionen. Die Humussubstanzen gehen besonders unter dem Einfluß von Alkalien allmählich in Kohlensäure und Wasser über, und die Kohlensäure trägt dazu bei, mineralische Stoffe im Boden zu zersetzen und zu lösen. Die Oxydation der Humusstoffe erfolgt nicht immer durch den atmosphärischen Sauerstoff, sondern auch auf Kosten von Metalloxyden. Eisen würde nicht in die Pflanze gelangen, wenn das im Boden enthaltene Eisenoxyd, welches durchaus unlöslich ist, nicht durch die Humusstoffe reduziert werden könnte. Es entsteht kohlensaures Eisenoxydul, und dies gelangt leicht in Lösung. Die Humussäuren binden und lösen die anorganischen Stoffe des Bodens, wie dies aus den Eigenschaften ihrer Salze hervorgeht; wenn aber die Humussäuren in großem Überschuß vorhanden sind, so entstehen saure humussaure Salze, und diese werden vom Regenwasser allmählich ausgewaschen. Daher ist Torfboden sehr arm und undankbar, oft sogar ganz und gar untauglich für die Vegetation. Fast unübertroffen ist das Bindungsvermögen der Humussäuren für Ammoniak; beide Körper sind selbst durch stark wirkende chemische Agenzien nur schwierig zu trennen, und es wird daher niemals ein Verlust an dem durch Fäulnis or-

Digitized by Google

ganischer Substanz im Boden sich bildenden Ammoniak entstehen, wenn nur so viel Humussäuren im Boden vorhanden sind, daß neutrale Ammoniaksalze gebildet werden können. Ferner haben die Humussäuren eine bedeutende lösende Kraft für manche in Wasser unlösliche Verbindungen, wie namentlich die Phosphorsäuresalze. Nicht minder wichtig ist das Vermögen des H., große Mengen Wasser zu absorbieren und dadurch einen leicht austrocknenden Boden längere Zeit feucht, einen nassen Boden aber poröser und insofern auch trockner zu machen. 100 Teile Lauberde können 400—480 Teile Wasser zurückhalten. Die große Hygroskopizität des H. bewirkt, daß derselbe aus der Luft Feuchtigkeit anzieht und so selbst in regenloser Zeit dem Boden etwas Wasser zuführt. Ebenso bedeutend ist das Aufsaugungsvermögen des H. für Gase, infolgedessen Sauerstoff, Ammoniak und Kohlensäure in verdichtetem Zustand und zwar in viel günstigerm Verhältnis, als dies in der Atmosphäre der Fall ist, im Boden aufgespeichert werden und nun eine energische chemische Wirkung hervorbringen können. In Betracht kommt ferner noch die Lockerung des Bodens durch den Humus, sein starkes Vermögen, Wärme zu absorbieren, und die Bildung von Wärme durch die angedeuteten Prozesse (vgl. Boden, S. 166).

Früher und besonders so lange, als die Bedeutung der Kohlensäure und des Ammoniaks für die Ernährung der Pflanzen noch unbekannt war, glaubte man, die Pflanzen bezögen ihre organischen Stoffe nur aus dem Boden, und man hielt besonders die braunen humusartigen Materien für das Material, welches von den Pflanzen als Nahrung aufgenommen würde. Diese Humustheorie wurde aufgegeben, nachdem direkte Versuche erwiesen hatten, daß Pflanzen in ausgeglühter Erde (welche also frei ist von organischen Substanzen) bei Zufuhr von Ammoniak und Kohlensäure sich freudig entwickeln, und da einfache Berechnungen anderseits lehren, daß der Kohlenstoff, welcher in einer Ernte dem Boden entnommen wird, nicht vollständig vom H. abstammen kann. Die Humustheorie läßt sich auf den Satz zurückführen, daß es eine gewisse Quantität organischen Stoffes gibt, welche in der Weise zwischen Pflanze und Tierwelt zirkuliert, daß allemal die Produkte, Auswurfstoffe und Leichen des einen Reiches die Nahrung für das andre hergeben. Nun zeigen aber die Thatsachen, daß überall organische Substanz zerstört wird (Fäulnis, Gärung, Verwesung, Verbrennung), und auch die Tiere liefern in ihren Exkrementen viel weniger organische Materie, als sie in den Nahrungsmitteln aufgenommen haben. Eine ungeheure Menge organischer Substanzen führen die Ströme dem Meere zu. Die Humustheorie fand ihren entschiedensten Bekämpfer in Liebig, welcher den organischen Stoffen des Bodens jeden andern Nutzen für das Pflanzenleben absprach außer dem, daß sie durch ihre Verwesung Kohlensäure und Ammoniak liefern, welche sowohl als direktes Pflanzennahrungsmittel dienen, wie auch die mineralischen Bestandteile des Bodens löslich machen. Hierüber entbrannte ein heftiger Streit, der sich auf die Ernährung der Pflanzen überhaupt und auf die Düngung erstreckte. Genauere Untersuchungen über die Rolle, welche der H. im Boden spielt, lieferte vorzüglich Mulder, und er gelangte zu Resultaten, welche die Bedeutung des H. für die Pflanzenkultur so klar darlegten, daß dieselbe fernerhin nicht übersehen werden konnte. Die praktischen Landwirte legen daher auf den H. ein sehr großes Gewicht und sorgen dafür, daß die organische Substanz in ihren Feldern sich nicht vermindere. Um aber verarmten Feldern Humussubstanz zuzuführen, gibt man am besten eine Gründüngung. Dies ist vorteilhafter als eine Düngung mit Torf, weil die Stoffe, indem sie sich in H. verwandeln, belebend auf den Acker einwirken. Guter Boden enthält durchschnittlich 5—6 Proz. organische Substanz; indes kommen auch bedeutend ärmere und viel reichere Ackererden vor, die doch nicht zu den unfruchtbaren gerechnet werden können. Die Fruchtbarkeit ist also nicht direkt abhängig vom Humusgehalt; jedenfalls genügt eine geringe Menge H. im Boden, um alle die chemischen Funktionen zu erfüllen, die man vom H. überhaupt erwarten darf. Soll der H. die physikalischen Eigenschaften des Bodens verbessern, so muß er oft in viel größerer Menge vorhanden sein; aber in dieser Beziehung kann er durch gewisse Mischungen mineralischer Substanzen zum Teil ersetzt werden. Von besonderm Interesse ist wegen seiner Ausdehnung, Fruchtbarkeit und Zusammensetzung der humusreiche Boden, welcher sich über den südlichen und südwestlichen Teil des europäischen Rußland unter dem Namen Schwarzerde (Tschernosem) erstreckt. Er ist daselbst in solcher Gleichförmigkeit und Mächtigkeit verbreitet, daß er nicht als eine spezielle Lokalbildung, sondern vielmehr als eine durch allgemeine Einflüsse entstandene jüngste Formation der Erdoberfläche angesehen werden muß; er bildet die Grundlage des russischen Reichtums an Bodenerzeugnissen. Wie bedeutend die Humussubstanzen an geologischen Bildungen sich beteiligen, sieht man ferner an den Marschen, wo sein zerteilter kohliger H. durch Wasserfluten mit erdigem Mineral-, namentlich Lehm- und Thonschlamm innig gemengt ist und mächtige Ablagerungen bildet. Im Torf haben wir den H. in noch reiner oder fast reiner Gestalt; besondere Verhältnisse begünstigten seine Aufhäufung, und es bedarf dann wieder nur äußerer Verhältnisse (Druck, Feuchtigkeit), um eine weitere Zersetzung in der Weise herbeizuführen, daß die Masse immer mehr an Sauerstoff und Wasserstoff verarmt und zuletzt so kohlenstoffreiche Körper zurückbleiben, wie wir sie in der Braunkohle, der Steinkohle und dem Anthracit kennen. Vgl. Sprengel, Bodenkunde (2. Aufl., Leipz. 1844); Mulder, Chemie der Ackerkrume (deutsch, das. 1862, 2 Bde.); Senft, Die Humus-, Marsch-, Torf- und Limonitbildungen (das. 1862); P. E. Müller, Studien über die natürlichen Humusformen (Berl. 1887); Ollech, Über den H. und seine Beziehungen zur Bodenfruchtbarkeit (das. 1890).

Humusboden, ein vorwiegend aus Humus bestehender Boden.

Humuspflanzen (Saprophyten, Fäulnis-, Verwesungspflanzen), von verwesenden Stoffen des Erdbodens lebende Gewächse, die jedoch nicht wie die Parasiten oder Schmarotzerpflanzen eine schmarotzende Lebensweise führen. Sie zerfallen in die beiden Gruppen der bleichen, chlorophyll- und laubblattlosen echten H. (Holosaprophyten) und der grünen Verwesungspflanzen (Hemisaprophyten). Von erstern sind etwa 160 Arten aus 43 Gattungen der Orchideen, Burmanniaceen, Triuriaceen, Monotropeen und Gentianeen bekannt. Vorwiegend verbreitet sind die H. in feuchtheißen, dunkeln Urwäldern der Tropen Asiens und Amerikas (besonders Burmanniaceen und Triuriaceen), spärlich dagegen in Afrika und Australien; in den nördlichen Ländern leben nur saprophytische Orchideen und Monotropeen, letztere der Mehrzahl nach in Nordamerika. In den

Digitized by Google

Waldungen des Malaiischen Archipels, Westindiens und des äquatorialen Südamerika finden sich die H. in solcher Menge, daß sie als Vertreter der Schwämme erscheinen, welche daselbst nur spärlich entwickelt sind. Als einheimische Vertreter der H., die ebenfalls im tiefsten Waldesdunkel wachsen, sind die mit einem vogelnestähnlichen Wurzelkörper ausgestattete, lichtbraun gefärbte Nestwurz (Neottia Nidus avis), die durch ein korallenstockähnliches Rhizom ausgezeichnete, blaßgrünliche Korallenwurz (Corallorhiza innata), das im Moder des Fichtenwaldes mit korallenartigem Wurzelstock und fadenförmigen, am Ende knollenartig anschwellenden Ausläufern wachsende Ohnblatt (Epipogon aphyllum), dessen große Blüten starken Duft verbreiten, sowie der bleichgelbe, mit Schuppenblättern besetzte, oben eine nickende Blütentraube tragende Fichtenspargel (Monotropa Hypopitys) zu nennen. Mit Ausnahme letzterer Pflanze enthalten alle diese Gewächse Spuren von Chlorophyll, oder letzteres wird, wie bei Neottia, durch einen andern Farbstoff verdeckt, so daß also ihre Abstammung von chlorophyllhaltigen Formen kaum zweifelhaft erscheinen kann.

Von Pflanzen mit ausgebildeten grünen Laubblättern gehört der Wachtelweizen (Melampyrum pratense) zu den H., der in Zersetzung begriffene Pflanzenteile, wie abgestorbene Baumwurzeln, vermoderte Blatteile und Moosstämmchen, mit zangenartig gestalteten Saugorganen (Haustorien) umklammert und Nährstoffe damit aufsaugt. Die nahe verwandten Klappertopfarten (Rhinanthus) leben in der Regel als echte Wurzelparasiten, sind jedoch im stande, vorübergehend auch saprophytische Ernährung anzunehmen, und ergreifen mit ihren Haustorien gelegentlich abgestorbene Gewebereste statt lebender Wurzeln. In den Rhizomrindenzellen der meisten H. sind Wucherungen von Wurzelpilzen schon seit langem bekannt; auch die Wurzeln von Monotropa sind mit einem Pilzmantel umgeben (s. Mycorhiza). Den Pilzen kommt hierbei nach Frank die Aufgabe zu, die Erschließung des Humusstickstoffs zu bewirken, was die phanerogame Pflanze an sich nicht zu leisten vermag. Vgl. Johow, Die chlorophyllfreien H. nach ihren biologischen und anatomisch-entwickelungsgeschichtlichen Verhältnissen (Pringsheims Jahrbücher, Bd. 20, 1889).

Humustheorie, s. Humus.

Hunan (»südlich vom See«, d. h. vom See Tungting), Provinz des südlichen China, zwischen Hupei, Kiangsi, Kuangtung, Kuangsi und Kueitschou, 216,000 qkm (3942 QM.) groß mit (1893) 21 Mill. Einw. (97 auf 1 qkm). Die Provinz ist durchweg ein Hügelland, im südlichen Teil Nanling genannt, nur im N. breitet sich eine Ebene aus um den 5500 qkm großen Tungtingsee, in den von S. her der Juankiang mit dem Tsinschuikiang und der Siankiang mit dem Lokiang münden, die vereinigt im N. den See bei Jotschou verlassen und 10 km unterhalb in den Jantsekiang münden. Der fruchtbare Boden, der aber bisweilen unter Dürre zu leiden hat, erzeugt viel Getreide, besonders Reis, herrliche Orangen, Zitronen u. a. in Fülle, den besten Thee Chinas, besonders auf der Insel Kiuschan im Tungtingsee, Baumwolle, Kampfer. Auf den Gipfeln der Berge finden sich noch wertvolle Waldungen, ein großer Teil der Provinz ist aber gänzlich holzarm. Vieh- und Bienenzucht sind von Wichtigkeit, Jagd und Fischfang spielen bei der Ernährung des Volkes eine wichtige Rolle. Die meisten Berge enthalten Gold und Silber, deren Gewinnung indessen nicht gestattet ist, nur der Goldsand der Flüsse wird ausgebeutet. Außerdem enthalten die Berge reiche Kohlenlager, deren Ausdehnung auf 56,000 qkm geschätzt wird (jährliche Ausbeute 600,000 Ton.), Eisen, woraus man guten Stahl bereitet, Kupfer, Zinn, Blei, Zinnober, Bergkristalle u. a. Baumwollenstoffe, Papier und allerlei Gegenstände aus Stahl und Bambus sind die Haupterzeugnisse des Gewerbfleißes. H. gilt für eine der Kornkammern Chinas und führt namentlich Reis und andres Getreide nach Peking, Thee ins Ausland aus. Hauptstadt ist Tschangscha (s. d.), andre wichtige Orte sind Tschangtö und Tschingtschou am Juankiang, Paoking am Lokiang und Hsiang, Siangtan (s. d.), Hengtschou und Jongtschou am Siangkiang. Katholische Missionare wirken hier seit alter Zeit, protestantische in neuerer mit Erfolg. Vgl. F. v. Richthofen, China (Berl. 1877—82).

Hunau, Berg, s. Westfalen (Provinz).

Hund (Canis), Name zweier Sternbilder: der Große H. (C. major), zwischen 92 und 110° Rektaszension und 11 und 33° südl. Deklination, enthält nach Gould 178 Sterne bis zur 7. Größe, darunter den Sirius (α; s. d.) 1. und zwei Sterne 2. Größe; der Kleine H. (C. minor), auf der nördlichen Himmelshalbkugel zwischen 106 und 119° Rektaszension und 1 und 14° nördl. Deklination, ist nach Eratosthenes und Aratos der Vorläufer des Großen Hundes, weil er einige Tage vor demselben sichtbar wird. Dieses Sternbild enthält nach Heis 37 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter einen 1. Größe, den Prochon (α; s. d.).

Hund (Canis *L.*, hierzu Tafel »Hunde I und II«), Raubtiergattung aus der Familie der Hunde (Canidae), Zehengänger mit kleinem Kopf, spitzer Schnauze, stumpfer, vorstehender Nase, ziemlich schwachem Hals, an den Weichen eingezogenem Rumpf, dünnen Beinen, vorn meist fünf-, hinten vierzehigen Füßen, stumpfen, nicht zurückziehbaren Krallen, meist langem, dichtem, zuweilen buschig behaartem Schwanz, regelmäßig mit 6 Schneide-, je 1 Reiß-, oben 3, unten 4 Lück- und 3 Backenzähnen. Die Zunge ist glatt, Afterdrüsen fehlen, häufig aber findet sich an der Schwanzwurzel eine Drüse. Die Hunde sind über die ganze Erde verbreitet, finden sich, oft sehr häufig, in Steppen, Wäldern, Wüsten, schweifen zum Teil beständig umher oder leben in unterirdischen Bauen und schlagen sich unter Umständen sämtlich in stärkere Meuten zusammen. Manche sind rein nächtliche, andre nur halbnächtliche Tiere und manche vollkommene Tagfreunde. Sie laufen schnell und mit größter Ausdauer, schwimmen meist trefflich, klettern aber nicht wie die Katzen und vermögen auch nicht wie diese zu springen. Geruch und Gehör sind hoch entwickelt, das Gesicht zeichnet sich nur bei gewissen steppenbewohnenden Formen durch große Schärfe aus. Sie zeigen sehr bedeutende geistige Fähigkeiten, und der zahme H. übertrifft in letzterer Beziehung jedes andre Tier. Die Hunde nähren sich von Säugetieren und Vögeln, fressen frische Beute nicht lieber als Aas, manche auch sehr gern Knochen, außerdem Fische, Reptilien, Krebse, Insekten, allerlei Feld- und Gartenfrüchte, Gras, Knospen, Wurzeln, Moos. Sie werfen meist 4—6, bisweilen über 23 Junge, für welche die Mutter aufs beste sorgt, während der männliche H. sie bisweilen feindlich behandelt. Manche Hunde, welche sehr zahlreich auftreten, richten bedeutenden Schaden an, andre vertilgen schädliche Nage- und Kerbtiere und werden durch Aufzehren von Aas und Unrat nützlich; im all-

Digitized by Google

gemeinen überwiegt der Nutzen, den die Hunde gewähren, sehr stark. Man unterscheidet innerhalb der Gattung zwei Gruppen: Wölfe (Lupinae), mit rundem Augenstern und kurzem Schwanz (Hyänenhund, Wolf, H., Schakal, Fenek); Füchse (Vulpinae), mit spaltenförmigem Augenstern und langem, buschigem Schwanz (Fuchs). Auch hat man die Gattung in mehrere Untergattungen geteilt.

Zu den Hunden im engern Sinne gehören drei Tiere, in denen man früher die Stammväter aller Haushunde zu erkennen geglaubt hat, und welche Gray deshalb zu der Gruppe der Urhunde (Cuon) vereinigte. Der Kolsun (Dole, Bankutta, Dschangli in Indien, Buansu, Ramhun, im Himalaja, C. dukhunensis *Gray*, C. primaevus *Hodgs.*), 1 m lang, mit 20 cm langem Schwanz, 45—50 cm hoch, gleicht einem mittelgroßen Windhund, ist gleichmäßig dicht, ziemlich kurz behaart, braunrot, unterseits, an der Schnauze, den Ohren und Füßen heller, bewohnt Vorderindien, den Himalaja und das östliche Tibet, lebt in Wäldern, im Dschangel, auch in der offenen Landschaft und im Gefelse, jagt in Meuten, ohne zu bellen, und bewältigt fast jedes Tier, selbst Leoparden und Tiger; den Menschen greift er nicht an. Die Hündin wirft in Löchern und Höhlen 2—4 (auch mehr) Junge, deren Zähmung nicht oder nur äußerst schwer gelingt. Der Adjag (C. rutilans *Gray*), auf der Malaiischen Halbinsel, Sumatra und Java, vielleicht auch auf Borneo, ist kleiner und schwächer als der vorige, gelblich fuchsrot, unterseits heller, lebt und jagt wie der Kolsun, greift aber keine großen, wehrhaften Tiere an, frißt an den Küsten Schildkröten und überfällt nachts Ziegen und selbst Pferde. Der Alpenhund (Alpenwolf, C. alpinus *Gray*), 1 m lang, mit 35 cm langem Schwanz, 45 cm hoch, in den Gebirgsländern Ost- und Mittelasiens, besonders in den Gebirgen des untern Amur, mit langem, straffem, oberseits fahl roströtlichem, unterseits blaß isabellgelbem Pelz und weicher, buschiger Fahne, ist sehr schlau, schnell und kräftig, jagt besonders Hirsche und wird von den Jägern im Amurthal gefürchtet. Jagdhunde verfolgen seine Spur nicht. Das Fleisch wird nicht gegessen.

Der Haushund (Canis familiaris *L.*) kommt überall nur gezähmt, als Genosse des Menschen, höchstens verwildert vor. Über seine Abstammung ist nichts Sicheres bekannt. Hundeartige Tiere finden sich unter den ältesten bekannten Raubtieren und seit dem Oligocän zahlreich in Europa und Nordamerika. Die ältesten Formen schließen sich sehr nahe an die Viverriden und Musteliden an, es finden sich unter den hundeartigen Tieren aber auch die Vorfahren der Bären. Im Oligocän treten die Gattungen Cynodictis *Brav.* et *Pomel.* und Cynodon *Aym.* auf; dem Miocän von Europa, den obern Siwaliks von Indien und China und dem Oligocän Nordamerikas gehört Amphicyon *Lartet* an. Die entwickeltste Form, die Gattung Canis *L.*, zeigt sich vom Oberpliocän an fast kosmopolitisch. Will man den Haushund als Art von den übrigen Wölfen (Lupinae) trennen, so ist der links gekrümmte Schwanz noch das beste Merkmal; nach Gerippe und Gebiß gehört der H. zwar zu den Wölfen, doch kann man ihn weder mit irgend einer der wilden Arten vereinigen noch von einer derselben scharf trennen; durch Verwilderung wird er auch im Äußern den wilden Formen wieder ähnlich. Die Abstammung des Haushundes von Einer wilden Art ist durchaus unwahrscheinlich, vielmehr sind wohl einzelne Rassengruppen auf verschiedene wilde Arten zurückzuführen. Schon in der Steinzeit sehen wir den H. in ganz Europa in Beziehung zu dem Menschen, und zwar findet sich von Dänemark bis zu den Alpen dieselbe Rasse, der Torfhund (C. f. palustris), welcher etwa zwischen Wachtel- und Hühnerhund steht. Diese Rasse stammt nach ihrem Schädelbau vom kleinen Schakal (C. aureus) ab und lieferte in der Folge die Spitze, Dachs-, Wachtelhunde und Pinscher. Auch im alten Ägypten wurde der kleine Schakal gezähmt. Die Bronzezeit besaß einen größern H. (C. matris optimae *Jeitt.*), der mit Schweiß-, Jagd-, Schäfer-, Wind- und Vorstehhund, den englischen Doggen und dem Pudel vom indischen C. pallipes abstammen soll. Älteste Vertreter dieses Hundes sind der altbabylonische und altassyrische H. Auf den ägyptischen Denkmälern findet man Doggen, welche auf den großen Schakal oder Dib (C. lupaster) hinweisen, während die ägyptischen Windhunde dessen schlankerer Varietät (C. Anthus) angehören. Aus zahllosen Kreuzungen sind dann die jetzigen Rassen hervorgegangen. Der Schädel des Bulldoggs und des Mopses sowie die krummen Beine der Dächser sind erblich gewordene Mißbildungen. Der Inkahund (C. Ingae *Tschudi*), der Haushund der alten Peruaner, trat in drei Rassen auf, in einer schäferhundartigen, einer dachshund- und einer bulldoggartigen, und stammte wahrscheinlich von der südlichen Varietät des nordamerikanischen Canis lupus occidentalis *Richards.* in Texas ab. Er war knapp mittelgroß, kräftig, untersetzt, ockergelb, auch braun gefleckt. Die alten Peruaner gaben diesen H., nachdem sie ihm die Ohren abgeschnitten, ihren Toten als Mumie mit ins Grab. Ein verwilderter H. ist der Dingo (Waragal, C. Dingo *Shaw*), von der Größe und dem Habitus eines Schäferhundes, gedrungen, mit großem, plumpem Kopf, aufrecht stehenden Ohren, bis über die Ferse herabreichendem, buschigem Schwanz, kurzen Beinen, blaß gelblichrot, ins Graue oder Schwarze spielend, aber auch vorwaltend schwarz. Er findet sich ziemlich häufig in Australien, gleicht in seiner Lebensweise mehr dem Fuchs als dem Wolf und gilt als der schlimmste Feind der Herden. Er frißt auch Känguruhs und andre Tiere, fürchtet sich aber vor den Haushunden und flieht auch vor dem Menschen. Er läßt sich schwer zähmen, kreuzt sich mit zahmen Hündinnen und liefert Nachkommen, welche größer und wilder sind als alle übrigen Haushunde. — Herrenlose Hunde (Pariahunde), die sich vom zahmen Schakal und C. pallipes ableiten, leben in der Türkei, in Griechenland und Südrußland in der Nähe der Städte und Dörfer, kommen auch wohl in die Straßen und nähren sich meist von Aas, Mäusen ꝛc. Sie sind im allgemeinen elend und verkommen u. können bisweilen zu einer wahren Landplage werden; in den Städten machen sie sich durch Vertilgen von Aas nützlich.

Die Haushunde

stimmen in Lebensweise und Betragen so ziemlich überein, zeigen aber mannigfache Abweichungen infolge verschiedenartiger Beeinflussung durch den Menschen. Sie sind ebensogut Tag- wie Nachttiere, fressen alles, was der Mensch ißt, roh und zubereitet, am liebsten Fleisch, von gekochten Speisen besonders mehlige; man kann sie mit Brot allein erhalten, und es genügt, wenn die erwachsenen Tiere sich einmal des Tags recht satt fressen. In manchen Gegenden fressen die Hunde fast ausschließlich Fische, in andern richten sie in Weinbergen großen Schaden an. Sie fressen auch Aas und die Exkremente des Menschen. Wasser ist ihnen unentbehrlich, sie trinken viel und oft. Sehr

Digitized by Google

1. Bernhardiner. – 2. Neufundländer. – 3. Mastiff (Bullenbeißer). – 4. Deutsche (Jäger-) D
9. Pudel. – 10. Bullterrier. – 11. Black and tan Terrier. – 12. Deutscher rauhhaariger Pinsch
17. Zwergaffenpinscher. – 18. Windspiel. – 19. Mop

Digitized by Google

7. Deutscher Schäferhund — 8. Schottischer Schäferhund —
König Karls Hündchen. — 15. Malteser — 16. Japanisches Chin-Hündchen —
…scher (Black and tan Toy Terrier)

Zum Artikel Hund.

Digitized by Google

Digitized by Google

...ulldogge. — 6. Dalmatiner. — 7. Deutscher Schäferhund. — 8. Schottischer Schäferhund ...
... — 13. Spitz. — 14. König Karls Hündchen. — 15. Malteser. — 16. Japanisches Chin-Hündchen ...
...er Hund. — 21. Zwergpinscher (Black and tan Toy Terrier).

...ut in Leipzig

Digitized by Google

gedeihlich sind für die Ernährung der Hunde der Hundekuchen und Fleischzwieback. Die Hunde laufen und schwimmen vortrefflich, machen große Sprünge, aber nicht jähe Wendungen, klettern schlecht und werden an steilen Abgründen leicht schwindlig. Sie lieben die Wärme und, wenn sie sich legen, eine weiche Unterlage, schlafen gern und viel, aber in Absätzen, und ihr Schlaf ist sehr leise und unruhig, von Träumen begleitet. Geruch und Gehör sind vortrefflich ausgebildet, weniger in der Regel das Gesicht; sie sind empfindlich gegen Reizungen der Sinneswerkzeuge, besonders gegen laute Töne und scharfe Gerüche. Bei Jagdhunden sind Geruch und Gehör durch Zuchtwahl oft hoch ausgebildet, während diese Sinne bei Hunden, die wie Möpse, Seidenpinscher ꝛc. ein Schmarotzerleben führen, an Schärfe viel verloren haben. Die geistigen Fähigkeiten sind ungemein entwickelt, zeigen aber bei den einzelnen Rassen mannigfache Verschiedenheiten; am hervorragendsten sind unerschütterliche Treue und Anhänglichkeit an den Herrn, unbedingte Folgsamkeit und Ergebenheit, außerordentliche Wachsamkeit, Sanftmut, Milde im Umgang, dienstfertiges und freundliches Betragen. Dabei zeigen sich Treue und Klugheit besonders beim Pudel, bei Doggen und Hühnerhunden. Windhunde, auch Doggen, sind oft bissig und von mürrischem Wesen, während sich bei Pinschern, Rattenfängern und beim Pudel ein drolliger Humor zeigt. Unter sich leben Hunde nicht sehr verträglich, und manche Tiere, wie die Katze und den Igel, verfolgen sie lebhaft. Sehr ausgeprägt ist ihr Geschlechtstrieb, und wenn derselbe nicht befriedigt wird, können sie erkranken. Die Hündin ist zweimal im Jahre läufisch, meist im Februar und August, und jedesmal 9—14 Tage lang; sie lebt in Vielmännigkeit, wirft 63 Tage nach der Paarung 3—10, meist 4—6, bisweilen über 12 Junge, welche mit Vorderzähnen zur Welt kommen, 10—12 Tage blind bleiben und von der Mutter auf das zärtlichste behandelt werden. Gewöhnlich läßt man der Hündin nur 2—3, höchstens 4 Junge und läßt diese etwa 6 Wochen saugen. In dieser Zeit muß man die Alte sehr gut und kräftig, dann aber mager ernähren, um die Milch versiegen zu lassen. Die Jungen gewöhnt man an leichtes Futter und hält sie zur Reinlichkeit an; sie wechseln im 3. oder 4. Monat die ersten Zähne, und nach 9—10 Monaten sind sie fortpflanzungsfähig. Mit der Erziehung, Abrichtung, Dressur muß man beginnen, sobald die Tiere ordentlich laufen können, und man erreicht um so mehr, je verständiger man die Tiere behandelt. Stachelhalsband und Hetzpeitsche sind sehr entbehrlich. Die **Dressur** (Abrichtung) erfordert sehr genaue Kenntnis der Hundenatur und ist schwierig und mühsam. Kommt ein männlicher H. im Alter von 9—15 Monaten in gute Hände, so muß bei feiner Rasse die Stubendressur in 2—3 Wochen beendigt sein. Hat ein H. das 2. Jahr zurückgelegt und ist trotz zweckmäßiger Behandlung nicht vollkommen brauchbar, so wird er auch nie ganz gut. Der beste H. wird aber bei schlechter Behandlung und unrichtiger Führung in kurzer Zeit verdorben. Im 12. Jahre zeigt sich beim H. Altersschwäche, und nur in seltenen Fällen erreicht er ein Alter von 20 Jahren.

Der H. ist zahlreichen **Krankheiten** unterworfen. Durch spezifische Ansteckung entstehen: die Tollwut (s. d.) und die Staupe. Ansteckend sind außerdem: die Flechtenexantheme, die Pocken und die Räude oder Krätze. Als allgemeine Ernährungsstörungen treten bei ihm auf: der Skorbut, die Rachitis, die Knochenerweichung, die Leukämie und die durch krankhafte Geschwüre (Sarkome, Carcinome und Fibrome) bedingte Kachexie. Sehr häufig sind die Krankheiten der Organe, von welchen namentlich die Lungen, der Verdauungsapparat, das Rückenmark, die Augen und die Knochen oft betroffen werden. Auch chirurgische Krankheiten (Wunden, Verbrennungen, Lahmheiten) und schwere Geburten kommen bei Hunden nicht selten vor. Ferner leiden die Hunde an Flöhen, Läusen, Holzböcken und besonders an Bandwürmern und andern Parasiten. Von letztern können mehrere, wie Pentastomum taenioides, Taenia echinococcus und T. marginata dem Menschen, T. serrata Hasen und Kaninchen, T. coenurus dem Schaf, T. marginata Wiederkäuern, Schweinen und dem Rotwild, schädlich werden. Auch Trichophyton tonsurans, ein Pilz, welcher Hautkrankheiten erzeugt, kann auf den Menschen übergehen. Den Belästigungen und Gefahren, welche durch Hunde besonders in Städten hervorgebracht werden, sucht man durch Maulkorbzwang (s. Tollwut) und durch Steuern entgegen zu wirken. Jedenfalls ist vor zu intimem Verkehr mit Haushunden, namentlich seitens der Kinder, dringend zu warnen. Vgl. Hertwig, Die Krankheiten der Hunde (2. Aufl., Berl. 1880); G. Müller, Die Krankheiten des Hundes (das. 1892).

Der H. gewährt allen Völkern großen Nutzen. Auf den Südseeinseln, von Tungusen, Chinesen, Niam-Niam, Grönländern, Eskimo und den Indianern Nordamerikas wird sein Fleisch gegessen. Auf der Goldküste und in Angola wird er gemästet. Vielfach braucht man das Fell zu Kleidungsstücken, man gerbt auch die Haut; das Haar dient zum Polstern, aus Knochen und Sehnen macht man Leim. Früher wurden Hundefett, Hundekot (Album graecum, **weißer Enzian**) und die Leber von tollen Hunden arzneilich benutzt. Weitaus am größten aber ist der Nutzen, welchen der H. als Haustier gewährt. Bei den arktischen Völkern, aber auch bei uns dient er als Zugtier, sonst wird er als Wächter und treuer Begleiter, bei den verschiedensten Arten von Jagd, auf Feuerland beim Fischfang, zum Aufsuchen von Muscheln, sonst zum Trüffelsuchen und zu allerlei häuslichen Diensten, in neuerer Zeit auch beim Heer (**Kriegshund**, s. d.) benutzt.

Eine **systematische Gruppierung der Rassen und Spielarten** der Haushunde ist schwierig und kaum durchführbar; sie hat jedenfalls nur als Hilfsmittel für die Übersichtlichkeit einigen Wert.

I. Zu den Hunden mit **halb aufrechten**, an der Spitze überhängenden Ohren gehören: Der **Windhund** (C. familiaris grajus *L.* s. leporarius), mit sehr schlankem, an der Brust erweitertem, in den Weichen stark eingezogenem Leib, spitzem Kopf, dünnen, hohen Läufen, sehr dünnem, langem Schwanz, ziemlich langen, schmalen, aufrecht stehenden, gegen die Spitze umgebogenen Ohren, hört und sieht trefflich, riecht nicht besonders, ist ungemein schnellfüßig. Die Behaarung ist meist fein, glatt, dicht anliegend, schön rötlichgelb; bisweilen sind die Haare länger und dann auch anders gefärbt. Der Windhund ist meist sehr selbstsüchtig, wenig treu, empfänglich gegen Liebkosungen, leicht erregbar. Tataren, Perser, Inder, Kleinasiaten, Beduinen, Araber benutzen ihn zur Jagd; er läuft eine Stunde lang mit der Schnelligkeit eines Eisenbahn-Personenzugs. Höchst zierlich und anmutig ist der **italienische H.**, das **Windspiel** (C. f. g. italicus, Tafel I, Fig. 18), welcher bei einer Höhe von 40 cm oft nur 2 kg wiegt, vor allen geeignet zum Schoßhündchen der Damen. Der **schottische Hirsch**-

Digitized by Google

hund (Deerhound, Tafel II, Fig. 14) ist ebenso fein und zierlich gebaut wie der gewöhnliche Windhund, hat auch dieselbe Größe, aber über dreimal längeres, sehr dichtes und gleichmäßiges Haar und eine lange, geschlossene Fahne. Er ist schwarz oder braun und weiß, auch rotbraun und grau, anhänglich, gutartig, leicht erregbar. Die alte Rasse, aus dem irländischen Wolfshund entstanden und schon zu Fingals Zeiten berühmt, war fast ausgestorben. Jetzt werden diese Hirschhunde wieder vielfach in schwächern Rassen gezüchtet, da man sie nicht mehr wie früher zum Hetzen gesunder, sondern zum Stellen angeschossener Hirsche benutzt. Besonders beliebt ist die schiefergraue und braune Färbung. Eine klimatische Varietät aus dem asiatischen Rußland ist der ebenfalls langhaarige, zottige russische Windhund (Barsoi, Tafel II, Fig. 13), von 80 cm Höhe, mit sehr schlankem Körper und sehr langem, spiralförmig gebogenem Schwanz. Er ist wenig empfindlich und wird als Hofhund geschätzt. Hierher gehört auch der nackte H. (C. f. africanus *L.*, Taf. I, Fig. 20), mit stark gekrümmtem Rücken, schmaler Brust, mittellangem, dünnem Hals, 35 cm hoch, mit schwarzer, vollkommen kahler Haut, stammt aus Innerafrika, wo er zur Antilopenjagd benutzt werden soll, und ist jetzt bis China und Amerika verbreitet; unser Klima erträgt er nicht lange. Ein Blendling zwischen Windhund und Bullenbeißer ist der dänische H. (C. f. danicus), der weit kräftiger gebaut ist als der Windhund; er ist braun, grau oder schwärzlich, an Brust und Kehle immer weißlich, treu und wachsam, findet sich bei uns nur vereinzelt, in England als steter Begleiter von Pferden und Wagen.

Zur Gruppe der Doggen gehört der Bullenbeißer (Mastiff, C. f. molossus *L.*, Taf. I, Fig. 8), ein H. mit gedrungenem Leib, breiter, tief liegender Brust, ziemlich kurzem, dickem Hals, rundlichem Kopf, kurzer, nach vorn verschmälerter, stark abgestumpfter Schnauze, zu beiden Seiten überhängenden, stets von Geifer triefenden Lippen, ziemlich langen, mittelbreiten, gerundeten, halb aufrecht stehenden, gegen die Spitze umgebogenen Ohren, kräftigen, mittellangen Beinen und ziemlich langem Schwanz. Er ist bräunlichgelb oder bräunlich, oft schwarz überflogen, an Schnauze, Lippen und den äußersten Enden der Ohren schwarz. Er besitzt außerordentliche Stärke und Entschlossenheit, unglaublichen Mut und ist zu schwerer und gefährlicher Jagd sehr geeignet, während er weder anhaltend noch schnell läuft. Er ist höchst wachsam und treu, als Reisebegleiter unersetzlich, auch geeignet als Wächter bei Rinderherden, leicht abzurichten zum Kampf gegen Bären, Löwen, Stiere. In geistiger Hinsicht wird er von den edlern Hunden übertroffen. Er stammt wahrscheinlich aus Irland. Die eigentliche Dogge (C. f. m. anglicus *L.*) ist sehr groß u. stark, mit kurzer, dicker, vorn gerade abgestumpfter Schnauze, beständig sichtbarem Gebiß, nicht selten gespaltener Nase, kurzhaarig, meist einfach rot, oft auch bunt, stammt aus England u. wird bei uns fast nur in einer mittelgroßen, licht isabellgelben Rasse gefunden. Auch die Ulmer, die Corsicaner Dogge und die Tigerdogge (Tafel I, Fig. 4) gehören hierher. Der Bulldogg (Bulldock, Boxer, C. f. m. gladiator, Taf. I, Fig. 5), besonders in England verbreitet, ist ungemein bissig und herrschsüchtig, wagt sich mit höchstem Mut an die gefährlichsten Tiere und wurde schon, aus England eingeführt, bei den römischen Tierkämpfen benutzt. Man hält ihn mit Unrecht für geistesarm; er ist aber gegenwärtig wenig beliebt, weil er selbst seinem Herrn bisweilen unbequem oder gefährlich werden kann. Hier schließt sich der Mops (C. f. m. fricator *L.*, Tafel I, Fig. 19) an, ein kleiner H. von sehr gedrungenem Bau, mit ganz eigentümlich abgestumpfter Schnauze und schraubenförmig gerolltem Schwanz. Trotz seines mißtrauischen, mürrischen Wesens war er früher sehr verbreitet und ist in neuester Zeit wieder in die Mode gekommen. Die Tibetdogge (C. f. m. tibetanus *L.*), ein großes, prachtvolles Tier mit langer, rauher Behaarung, hängenden Ohren, das Maul nicht schließenden, aber seitlich lang herabhängenden Oberlippen, eigentümlichen Hautfalten im Gesicht und gewöhnlich aufwärts getragenem Schwanz, dient in Tibet zum Schutz des Hauses, der Frauen, Kinder und der Herden, war schon im Altertum bekannt und wegen ihrer Leistungen gegen Auerochsen, Eber und Löwen berühmt. Die Tibetdogge ist der Riese unter den Hunden, zum größten Teil schwarz, an der Schnauze und den Brauengegenden gelblich.

II. Zu den hängeohrigen Hunden gehören die Jagdhunde und der Dachshund (s. unten), ferner die Seidenhunde, mit breiter, kaum vorstehender Brust, kurzem, dickem Hals, länglichem Kopf, nicht sehr langer, nach vorn etwas verschmälerter, zugespitzter Schnauze, langen, breiten, hängenden, langhaarigen Ohren, kurzen, straffen Lippen, Füßen und Schwanz von mittlerer Länge und langer, zottiger, seidenartiger Behaarung von verschiedener Färbung. Sie sind leicht und schnell, aber nicht ausdauernd, nicht besonders gelehrig, wegen ihrer großen Jagdbegierde nur nach sehr sorgfältiger Erziehung zur Jagd auf kleines Wild brauchbar. Die hierher gehörigen Wachtelhunde (Zwergspaniels) sind bei uns als Stubenhunde wegen ihrer Munterkeit beliebt. In England dienen sie zur Jagd auf Federwild. Man kennt viele Varietäten, wie den Seidenpudel, den spanischen Seidenhund, Bologneser, Karlshund (Tafel I, Fig. 14), den sehr nahe verwandten Blenheimspaniel, das japanische Chinhündchen (Tafel I, Fig. 16), den Malteser (Tafel I, Fig. 15), Seidenspitz rc. Der Neufundländer (C. f. terrae novae *Sm.*, Tafel I, Fig. 2) soll ein doppelter Bastard des großen Pudels mit dem französischen Fleischerhund sein und existierte 1622 noch nicht auf Neufundland. Er ist sehr stark und kräftig, mit breitem, langem Kopf, etwas verdickter Schnauze, mittelgroßen, hängenden, zottig behaarten Ohren, starker Brust, kräftigem Hals, ziemlich hohen, starken Beinen, dichtem, langem, zottigem, weichem, fast seidenartigem Pelz, ziemlich langem, zottigem Schwanz und stark ausgebildeter Schwimmhaut. Gewöhnlich ist er schwarz mit lebhaft gelbbraunen Flecken über den Augen, an der Kehle und den Fußgelenken; weniger häufig ist er schwarz und weiß, oder braun und weiß gefleckt, oder einförmig schwarzbraun und weiß. Treue und Anhänglichkeit, Gutmütigkeit, Dankbarkeit zeichnen ihn aus, auch ist er verständig und sehr gelehrig; er schwimmt leidenschaftlich, taucht wie ein Seetier und hat an Küsten schon oft Menschenleben gerettet; er ist der treueste Wächter der Kinder und hat auch schon halberfrorne Menschen, wie der Bernhardiner H., gerettet. In Neufundland dient er als Lasttier und zur Bekämpfung des Wolfes. Ihm ähnlich war der Bernhardiner (C. f. extrarius S. Bernardi, Tafel I, Fig. 1), ein großes, langhaariges, äußerst starkes Tier. Die ursprüngliche Rasse ist ausgestorben, eine nahe verwandte, mehr den Doggen ähnliche, wird auf dem Hospiz des St. Bernhard gezüchtet und verrichtet hier den Sicherheitsdienst in bewunderungs-

Digitized by Google

würdiger Weise. Diese Hunde sind auf die menschliche Fährte dressiert, sie gehen, oft mit Stärkungsmitteln und wollenen Decken beladen, allein oder in Begleitung der Knechte und Geistlichen aus, um Verirrte, Halberfrorne, von Lawinen Verschüttete aufzusuchen und ihnen Hilfe zu bringen. Haben sie einen Unglücklichen gefunden, so eilen sie ins Hospiz zurück, um die Mönche herbeizuholen. Der H. Barry hat auf solche Weise in zwölf Jahren mehr als 40 Menschen das Leben gerettet. Auch auf dem St. Gotthard, dem Simplon, der Grimsel, Furka 2c. werden vorzügliche Hunde mit äußerst feiner Witterung des Menschen gehalten, oft Neufundländer oder Bastarde von solchen. Zu Leonberg in Württemberg hat man eine Kreuzung der Neufundländer- und Bernhardinerrasse vorgenommen und sehr schöne Tiere gezüchtet (Leonberger). Der Dalmatiner (Tafel I, Fig. 6) ähnelt dem Pointer, ist weiß mit regelmäßig verteilten, scharf begrenzten schwarzen oder lederfarbigen Flecken von 2—3 cm Durchmesser. Die Rute darf nicht geringelt getragen werden. Man schätzt ihn als Begleiter für Wagen und Reiter. Hierher gehört auch der Pudel (C. f. aquaticus *L.*, Tafel I, Fig. 9), welcher geistig das Bedeutendste leistet, was ein Tier zu leisten vermag. Er besitzt einen wunderbaren Geruchssinn, vortreffliches Gehör und feinen Geschmack, auch einen merkwürdigen Orts- und Zeitsinn, aber ein schwaches Gesicht. Sein Gedächtnis macht ihn sehr gelehrig, und er wird zu den überraschendsten Dingen abgerichtet. Er ist höchst gutmütig und nicht leicht auf Menschen zu hetzen, beschützt daher auch seinen Herrn nicht. Er besitzt große Nachahmungssucht, schwimmt vortrefflich. Ein schöner Pudel muß ganz weiß oder ganz schwarz sein.

III. Zu den Hunden mit aufrecht stehenden Ohren gehören die Pinscher (C. f. terrarius *Sm.*). Die rauhhaarigen Rattenpinscher (Rattenfänger, Tafel I, Fig. 12) sind den Dachshunden ähnlich, haben aber höhere u. gerade Beine, einen starken Kopf mit langer, gerade abgestumpfter Schnauze, aufrechte, nur mit der Spitze überhängende Ohren und einen glatten, gekrümmt getragenen Schwanz. Das Haar soll hart, straff und dicht sein, nie lang und zottig, auch haben sie einen kurzen Schnurr- und Knebelbart. Farbe rost- oder graugelb, schwarz, grau, oft mit gelben Abzeichen. Sie sind sehr klug und munter, höchst mutig, jagdbegierig auf Ratten, Mäuse, Maulwürfe, für das Zimmer aber zu unruhig. Eine Zwergform ist der Zwergpinscher. In England züchtet man einen Bastard vom Pinscher und dem kleinen Bulldogg (Bullterrier, Bulldoggpinscher, Tafel I, Fig. 10) und veranstaltet mit diesem große Rattenjagden, indem man die Hunde auf eine große Zahl gefangener Ratten in abgeschlossenen Räumen hetzt. Der sehr abweichende Affenpinscher ist ungemein gestreckt gebaut, dreimal so lang wie hoch, mit sehr starkem Hals, hat langes, straffes Haar, welches auch dick und verworren über das Gesicht fällt, zeichnet sich durch große Klugheit, Anhänglichkeit und Munterkeit aus, ist sehr tapfer und zur Ratten-, Kaninchen- und Wachteljagd verwendbar. Bei uns sieht man meist hochbeinigere Affenpinscher. Auch wird eine Zwergform gezüchtet (Tafel I, Fig. 17). Ein schwarzer englischer Pinscher mit rostbraunen Abzeichen ist der Black and tan Terrier (Tafel I, Fig. 11), von dem auch eine Zwergform, der Black and tan Toy Terrier (Zwergpinscher, Tafel I, Fig. 21), gezüchtet wird.

Die Haushunde im engern Sinne haben einen etwas gedrungenen, ziemlich dicken Leib, ziemlich kurzen, dicken Hals, länglichen Kopf, nicht sehr lange, ziemlich stark verschmälerte, zugespitzte Schnauze, mittelhohe, dicke, starke Füße, nicht sehr dünnen, oft buschigen, ziemlich langen Schwanz, kurze, zugespitzte, mittellang behaarte Ohren und zottige, lange, grobe Behaarung auf dem übrigen Körper. Hierher gehört der Haushund (C. f. domesticus *L.*), ein starker, ausdauernder H., ausgezeichnet durch Klugheit, Wachsamkeit, Treue, Mut. Weit verbreitet ist der Fleischerhund, mit langem, magerm Kopf, platter Stirn, mäßig langen, herabhängenden Ohren und anliegendem Haar. Er ist sehr verständig, mutig, stark und seinem Herrn ergeben. Man benutzt ihn zur Jagd des Wolfes und des wilden Schweines, aber auch als Hofhund und zur Bewachung andrer Tiere. Eine besondere Art ist der schlank gebaute, dürrleibige, hochbeinige Schäferhund (Tafel I, Fig. 7), mit spitziger Schnauze, überhängenden Ohrenspitzen und mittellanger Rute. Er ist der verständige, ernste, unverdrossene, genügsame, äußerst wachsame Wächter der Herden und einer der nützlichsten aller Hunde; der schottische Schäferhund (Collie, Tafel I, Fig. 8) ist eine Abart des vorigen. Dem Schäferhund steht der Spitz (Tafel I, Fig. 13) oder Pommer zur Seite, ein kleiner, kräftig und untersetzt gebauter H. mit spitzem Kopf und spitzer Schnauze, kurzen Beinen, langem Schwanz, mäßig großen Ohren und dichtem, weißem, gelbem, fuchsrotem, grauem, seltener schwarzem Pelz. Er ist sehr munter, unwandelbar treu und wachsam, der Freund der Fuhrleute und sehr brauchbar als Wächter von Haus und Hof. Oft wird er durch Heftigkeit, Reizbarkeit, Bissigkeit und vieles Kläffen lästig; sein lautes Wesen ist aber nur der Ausdruck seiner Geschäftigkeit, mit welcher er seine Schutzbefohlenen zu sichern sucht. Im Norden spielt als wichtigstes Haustier der Eskimohund (C. f. borealis *L.*) eine große Rolle. Er hat ein wolfähnliches Aussehen, ist meist größer als der Schäferhund, mit dickem Pelz, und bekundet eine gewisse Ungebundenheit. Indes führt er meist ein sehr beschwerliches Leben und ist in manchen Gegenden das einzige Zug- und Lasttier. Die Existenz des Eskimo ist mehr oder weniger abhängig von seinen Hunden. Diese durchlaufen auf ebener Bahn zwei Meilen in einer Stunde, ihrer 6—8 ziehen einen Schlitten mit 5—6 Personen und laufen in einem Tage 8—10 Meilen. Ebenso sind sie auf der Jagd trefflich zu gebrauchen.

Jagdhunde (vgl. Tafel II).

1) Bracken, Hunde von mittlerer Größe, schlankem Bau, weiß, braun oder gelb, weiß und schwarz gefleckt, werden in wildarmen Gegenden benutzt, das Wild aufzuspüren, laut und anhaltend zu jagen und den vorstehenden Jägern zuzutreiben, bis sie abgerufen und an die Koppel genommen werden. Die Brackenjagd beginnt im Oktober oder später und wird gewöhnlich mit 4—5 Hunden betrieben. Die Hunde suchen mit niedriger Nase und »geben Hals«, wenn sie Wild finden und auf dessen warmer Fährte jagen. Hunde, die außerdem laut werden, sind »weidelaut« und nicht tauglich. Sobald ein H. Laut gibt, müssen die andern herzueilen (»beischlagen«) und mit jenem zusammen das Wild vor die Schützen treiben. Ist das Wild angeschossen, so muß der Jäger rasch folgen, damit die Hunde dasselbe, wenn sie es gefangen haben, nicht »anschneiden«. Um indes die Hunde eifriger zu machen, gibt man ihnen das Gescheide des geschossenen Hasen und macht sie dadurch »genossen«.

Digitized by Google

Die Brackenjagd ist sehr alt und schon im Nibelungenlied beschrieben. Zu den englischen Bracken gehören der Fuchshund (Foxhound, Tafel II, Fig. 3), der kleinere Harrier oder Hasenhund, der größere Staghound (Hirschhund) und der niedrig gebaute, kurz- und rauhhaarige Beagle.

2) Dachshunde (Dächsel, Teckel, Canis familiaris vertagus, Tafel II, Fig. 1), kleine, krumm- und niederläufige Hunde, die hervorragenden Mut, Schneidigkeit u. Bissigkeit besitzen. Eigentliche Dressur ist bei ihrem Eigensinn und ihrer Widerhaarigkeit nicht anwendbar; sie lassen sich mehr durch gütige und freundliche Behandlung als durch Strenge ausbilden. Sie sind meist schwarz mit gelben Extremitäten, seltener weiß, braun, gelb und grau, teils gleichfarbig, teils gefleckt (Tigerdachs). Meist sind sie kurzhaarig, doch auch, obwohl selten, flockhaarig; man findet ihr Gestell bereits unverkennbar auf einem Monument Thutmosis' III., also etwa 2000 Jahre v. Chr., abgebildet. Man unterscheidet Erd- und Jagdhunde (Basset), Typen, von denen die erstern zum Fuchs- und Dachsgraben mehr in Deutschland, die letztern, welche in ähnlicher Weise wie die Bracken benutzt werden, mehr in England vorkommen. Auch der Fuchsterrier (Tafel II, Fig. 15) wird jetzt vielfach in England gezüchtet. Er soll weder hochläufig noch niedrig gestellt sein, kurz im Rücken, mit kräftiger, kurz koupierter Rute. Viele geben der stärkern Form (bis 9 kg), andre der schwächern (7,5—8 kg) den Vorzug. Die stärkern Hunde werden mit der Meute der Fuchshunde geführt und sollen den Fuchs zum Springen bringen, wenn er bei der Parforcejagd in Abzugsröhren oder in einen Bau anfährt. Die schwächern Hunde eignen sich besser zum Schliefen. Der Fuchsterrier soll vorherrschend weiß sein, glatte, aber harte Behaarung zeigen und schneidig, aber nicht zu bissig sein, damit er den Fuchs oder Dachs im Bau nicht abwürgt, was der Bullterrier zu thun pflegt, weshalb Kreuzungen mit diesem nicht zweckmäßig sind.

3) Leithund, früher der Stolz des hirschgerechten Jägers, jetzt wohl ausgestorben, war dem deutschen Schweißhund ähnlich gebaut und wurde zum Bestätigen des Wildes benutzt, indem man mit seiner Hilfe ausmachte, in welchem Distrikt ein bestimmter Hirsch, auf den man jagen wollte, steckte. Ein guter Leithund mußte alle Fährten, auf die er gearbeitet war, »anfallen« und »zeichnen« und auf denselben so lange nachziehen, bis er davon »abgetragen« wurde, indem man ihn mit beiden Händen um den Leib hinter den Vorderläufen faßte, aufhob und gegen den Wind abwendete.

4) Otterhund (Tafel II, Fig. 2), hauptsächlich in England als besondere Rasse gezüchtet, stammt von dem südenglischen Jagdhund (Southern Hound) ab, welcher früher besonders zur Parforcejagd in sumpfigen Gegenden benutzt wurde, den man aber später durch schnellere Hunde zu ersetzen suchte. Er hat einen großen, ziemlich breiten Kopf, dunkle Augen, dünne und flach am Kopf anliegende Behänge, einen kräftigen, gut gerippten Leib mit schrägen, muskelkräftigen Schultern, gerade, starke und unregelmäßig unter dem Leib stehende Läufe mit großen, das Schwimmen erleichternden Zehen, eine lange und hoch getragene Rute und sehr harte, das Wasser abhaltende Behaarung von grauer oder rehgrauer Färbung. Zur Vertilgung der der Fischzucht sehr schädlichen Fischottern werden die Flüsse mit einer aus diesen Hunden gebildeten Meute abgesucht.

5) Parforcehund, von mittlerer Größe, gestrecktem Leib, mit langen Behängen, halbgekrümmter, feiner Rute und muskulösen, gerade gestellten Läufen. Er ist meist weiß und schwarz, doch auch gelbbraun und grau, meist geplattet oder gefleckt. Das Haar ist gewöhnlich kurz, doch finden sich auch rauhhaarige Hunde. Zu den Parforcehunden, welche, zu einer Meute vereinigt, das Wild so anhaltend jagen, daß es sich endlich ermattet vor denselben stellt, gehörten auch die Foxhunde (Fuchshunde) für die Parforcejagd auf Füchse. Die Parforcehunde müssen nur auf die Wildart jagen, auf welche sie angejagt sind, und dürfen die Fährte, auf welche sie angelegt sind, nicht verlassen, um auf Fährten andrer Stücke, welche die des eingejagten Stückes kreuzen, fortzustürmen.

6) Retriever (»Wiederbringer«, Tafel II, Fig. 4), der Apportierhund der Engländer, ist durch Kreuzung des Setters mit dem Labradorhund erst in neuerer Zeit entstanden, wird aber in England jetzt bereits in reiner Rasse gezüchtet. Es gibt woll- und kraushaarige, doch müssen beide, wenn sie als besonders rein geschätzt werden sollen, rein schwarz sein; indes kommen auch dunkelbraun gefärbte Hunde vor, denen die reine Abstammung nicht abgesprochen werden kann. Bei den kraushaarigen Hunden soll die Rasse durch Kreuzung vom Labradorhund mit dem Wasserspaniel erzielt sein. Der Apportierhund muß kräftig genug sein, um mit einem Hasen über nicht zu hohe Hecken und Mauern springen zu können, er darf das Wild nicht quetschen, und er erfordert eine sehr sorfältige Dressur. Da auch andre Hunde, namentlich die deutschen Vorstehhunde, sich zum Apportieren abrichten und gebrauchen lassen, so ist es wenigstens in Deutschland allgemein üblich, diese hierzu zu verwenden, und dadurch wird der Retriever für den deutschen Jäger entbehrlich.

7) Saufinder, für die Jagd auf Schwarzwild bestimmte Hunde, Hirtenhunde oder Kreuzungen von diesen mit Schweißhunden, Hühnerhunden und Teckeln. Es eignen sich zu Saufindern besonders solche Hunde, welche von Schweinetreibern und Schweinehirten gehalten werden und deshalb an zahme Schweine gewöhnt sind. Sie müssen jedoch beherzt und nicht zu stark sein, weil sich vor großen Hunden die Sauen nicht leicht stellen und solche auch, wenn sie zu hitzig sind, von Keilern zu schanden geschlagen werden. Flockhaarige, schwache, aber nicht niederläufige Hunde sind vorzuziehen, weil sie weniger leicht geschlagen werden, auch bei Schnee weniger ermüden und besser aushalten. Gute Finder müssen »leinenführig« und »rein« sein, d. h. am Riemen dem Jäger auf der linken Seite folgen und nur an Sauen, an diesen aber anhaltend jagen; sie dürfen ferner nicht »weidelaut« sein, d. h. sie müssen nur dann Laut geben (bellen), wenn sie an Sauen herangekommen sind, diese »äugen« und dicht an ihnen jagen. Sobald sich die Sauen vor dem Finder zur Wehr setzen (stellen), bleibt der sie angreifende H. fest auf einer Stelle, er ist dann »standlaut« oder stellt. Der Jäger kann sich vorsichtig heranschleichen u. das Schwein vor dem Finder schießen.

8) Saupacker (Saurüde), ein schwerer Hatzhund, meist aus dem Geschlecht der Doggen, bei denen man in neuerer Zeit die Ulmer und dänischen Doggen deshalb unter dem Namen deutsche Dogge zusammengefaßt hat, weil die Unterschiede unwesentlich sind und die Veredelung der Rasse vorzugsweise in Deutschland stattgefunden hat. Der Kopf ist mäßig lang, mit stark ausgebildeten Backenmuskeln und einer

Digitized by Google

HUNDE II

1 Dachshund. - 2 Otterhund - 3 Fuchshund - 4 Retriever (Apportierhund) - 5 Deutscher Schweißhund - 6 E
Setter - 11 Griffon - 12 Englischer Windhund (Greyhound) - 13. Russischer Windhund

Digitized by Google

JAGDHUNDE).

nglischer Bluthund – 7. Kurzhaariger, 8. Langhaariger deutscher Vorstehhund – 9. Pointer – 10. Englischer
14. Schottischer Hirschhund (Deerhound) – 15. Foxterrier – 16. Clumber-Spaniel

Institut in Leipzig

Zum Artikel »Hund«

Digitized by Google

Falte am Mundwinkel. Die Ohren sind mittelgroß, hoch angesetzt, spitz zulaufend und aufgerichtet. Der Hals ist lang, kräftig, leicht gebogen, die Brust breit, der Rücken lang, in der Nierengegend gewölbt, die Rute mäßig lang, kaum über die Sprunggelenke herabreichend, breit und stark an der Wurzel, aber nach der Spitze leicht und schlank auslaufend, mit schwacher Krümmung. Diese oft fast 1 m Schulterhöhe erreichenden Hunde sind entweder geflammt (gestriemt) mit goldbrauner, gelber, schieferbrauner Grundfarbe und schwarzen oder dunkeln, unregelmäßigen Querstreifen, oder gefleckt (Tigerdoggen) mit weißer oder silbergrauer Grundfarbe und unregelmäßigen, zerrissenen und verteilten Flecken, endlich einfarbig gelb, schiefer- und aschgrau, bisweilen mit schwärzlichem Anflug an Maul, Augen und Rückenstrang. Außer den Doggen verwendet man auch Hunde andrer Art, die aber stark und kräftig genug sein müssen, um die Sauen festzuhalten (zu decken). Wenn durch die Finder Sauen aufgespürt und gestellt werden, hetzt man zwei Packer zu, welche das Schwein an den Gehören festhalten (decken) sollen. Inzwischen kann entweder der die Hunde führende Rüdemann heranspringen, um das gedeckte Schwein mit der Saufeder abzufangen, oder es kann dies, nachdem das Schwein noch durch Aufheben der Hinterläufe ausgehoben ist, durch den Jagdherrn erfolgen. Bei der Sauhatz auf der Streif umstellt man einen zu treibenden Distrikt mit Hatzen hinter Schirmen und hetzt mit der am nächsten befindlichen Hatz, wenn die Sauen herausgebrochen sind, wobei die Jäger beritten sein müssen. Früher legte man, um wertvolle Hunde besser dagegen zu sichern, daß sie von Keilern nicht schwer verletzt (»geschlagen«) werden konnten, denselben Hundepanzer an, d. h. man bekleidete sie mit Panzerjacken, die aus grober Leinwand mit eingenähten Fischbeinstreifen gefertigt waren, und die Blatt, Leib und Keulen bedeckten und schützten. Der Panzer hindert aber die Hunde am schnellen Laufen und an raschen Wendungen, weshalb er jetzt nicht mehr gebraucht wird.

9) Schweißhund (Tafel II, Fig. 5), früher, als es noch mehr Hochwild gab, gezüchtet, wurde mit dem Verfall der Hochwildjagd selten, erhielt sich aber doch rein bei einzelnen Jägern. Erst in neuerer Zeit wird demselben wieder mehr Sorgfalt zugewendet. Man unterscheidet drei deutsche Schweißhundrassen, die des hannöverschen Jägerhofs, die Harzer und die Sollinger Rasse, welche sich hauptsächlich durch die Färbung unterscheiden. Diese ist graubraun, an Maul, Augen und Behang schwarzbraun gebrannt, häufig auch rotbraun und rotgelb, braun und schwärzlich geflammt und gestriemt, mit dunklerm Rückenstreifen; das Haar ist meist dicht und kurz. Der H. ist von mittlerer Größe, mit breiter Brust, muskulös und proportioniert gebaut, hat langen Behang und lange, bis auf die Mitte der Fußwurzel hinabreichende Rute, die schräg abwärts wenig gekrümmt getragen wird. Die stark ausgebildeten und scharf vorspringenden Augenbrauen sowie die breit überfallenden Lippen mit stark ausgeprägter Falte am Mundwinkel geben ihm ein ernstes Ansehen. Der Schweißhund verfolgt am Riemen die Schweißfährte eines angeschossenen Stückes und wird, wenn er den Jäger zu dem Schweißbett geführt hat, an das aufstehende Stück gehetzt, um es so lange zu verfolgen, bis es sich stellt und vom Jäger erlegt werden kann. Der Schweißhund muß »führig« gemacht, d. h. daran gewöhnt werden, am Riemen ruhig an der linken Seite des Jägers zu folgen, er darf beim Anblick des Wildes nicht Laut geben, und damit er dem Jäger beim Anschleichen des Wildes nicht hinderlich wird, muß er sich »ablegen« lassen, d. h. an einem ihm angewiesenen Ort still liegen bleiben, wenn der Jäger sich entfernt. Eine besonders geschätzte Eigenschaft besteht darin, daß der H. »tot verbellt«, d. h. Standlaut gibt, wenn er das Stück verendet findet.

Der englische Schweißhund (Bluthund, Tafel II, Fig. 6) ist dem deutschen Schweißhund ähnlich, hat außerordentlich feine Nase und verfolgt auch die Spur eines Menschen, auf welche er gesetzt wird. Man hat ihn deshalb früher wie auch wieder in neuerer Zeit zur Verfolgung von Mördern benutzt. Sein Schädel ist schmal, hochgewölbt, mit stark hervortretendem Hinterhauptbein. Die dünne Haut liegt lose und in starken Falten, die Lippen hängen stark herunter, die Augen liegen tief, die untern Augenlider sind heruntergezogen und zeigen die rote Bindehaut. Der Behang ist sehr lang und nach innen gedreht. Die beliebteste Farbe ist dunkel lohfarben mit schwarzem Sattel. Bei mäßiger Schnelligkeit besitzt er große Ausdauer (die Bluthunde zur Verfolgung von Sklaven auf Cuba haben mit diesem H. nichts zu thun, entstammten vielmehr einer Kreuzung von Windhund und Bulldogge).

10) Der Vorstehhund (Hühnerhund) dient zum Jagen der Rebhühner, Wachteln, Schnepfen &c., auch wohl der Hasen und bleibt vor dem gefundenen Wild stehen, bis der Jäger herankommt. Die deutschen Vorstehhunde zerfallen in drei Rassen, die kurzhaarigen, langhaarigen und stichelhaarigen (Tafel II, Fig. 7, 8). Sie haben eine langsamere Suche, apportieren aber das erlegte Wild und eignen sich daher auch für den Jagdbetrieb des deutschen Jägers mehr u. werden in neuerer Zeit wieder rein gezüchtet. Die englischen Hunde sind leichter und schwächer, da solche nur zur Suche und zum Vorstehen, aber nicht zum Apportieren des Wildes gebraucht werden, zu welchem Zweck dort die Jäger einen besondern Apporteur (Retriever, s. 6) mitführen. Man unterscheidet zwei Hauptrassen, den kurzhaarigen Pointer und den flockhaarigen Setter (Tafel II, Fig. 9 u. 10). Die Setter zerfallen wieder in drei Formen, die sich im wesentlichen nur durch die Farbe und Behaarung unterscheiden und sämtlich vom Spaniel, der größten Form der Wachtelhunde, herstammen. Der Gordon-Setter ist der stärkste, mit langem, schwarzem Haar und lohfarbenen Abzeichen an den Extremitäten, der englische Setter (Tafel I, Fig. 10) ist etwas schwächer, vorherrschend weiß, mit gelben, braunen oder schwarzen Flecken, der irische Setter ist dunkel rostrot, fast ohne Abzeichen, bisweilen mit einem schmalen weißen Streifen an Brust oder Stirn. Weniger bekannt und verbreitet sind bei uns die französischen Vorstehhunde, welche in kurzhaarige (Braques), langhaarige (Espagnols) und kraus- und stichelhaarige (Griffons, Tafel II, Fig. 11) eingeteilt werden. Ein guter Hühnerhund muß mit hoher Nase in Zickzacklinien das Terrain vor dem ihm folgenden Jäger absuchen, fest vorstehen und sicher apportieren; er muß ferner hasenrein sein, d. h. sich von einem vor ihm aufstehenden Hasen abrufen lassen. Hunde, welche tief am Boden suchen und schnüffeln, haben eine schlechte Nase, finden das Wild schwer und rücken ihm deshalb oft so nahe, daß es aufsteht, bevor der H. zum Vorstehen kommt.

Die Spaniels (Stöberhunde), eine aus Spanien nach England gekommene Rasse, haben in der Regel langes, etwas rauhes Haar mit seidiger Wellung, lange,

befederte Behänge u. eine schöne Fahne. Man unterscheidet Land- und Wasserspaniels und von erstern wieder den Schwarzen, den Sussex- u. den Clumberspaniel (Tafel II, Fig. 16). Letzterer ist ein schwerer, kluger H. mit seidigem, ungekräuseltem Haar, von vorherrschend weißer, mit Zitronengelb gemischter Färbung, benannt nach der Residenz des Herzogs von Newcastle. Man benutzt ihn als Stöberhund in dichtem Gebüsch; er jagt stumm und bringt das aufgestöberte Wild dem Jäger schußrecht vor die Flinte. Durch eine umgehängte kleine Glocke wird man über den Ort unterrichtet, an welchem sich der sehr gründlich und sorgsam suchende H. befindet, der sich auch leicht zum Suchen in Wasser und zum Apportieren abrichten läßt.

11) Der Windhund wird auf der Hetzjagd zum Greifen der Hasen und Füchse gebraucht. Besonders in England wird auf Züchtung reiner Rasse viel Fleiß verwendet (Greyhund, Tafel II, Fig. 12). Der Windhund ist unter allen Hunden der schnellste, er vermag einen Hasen, dagegen kein Reh, das einen irgend beträchtlichen Vorsprung hat, einzuholen und erreicht leicht einen Fuchs, selbst wenn dieser auf weiterer Entfernung angehetzt wird. Das Geruchsorgan (die Nase) ist schlecht, und daher jagt der Windhund ausschließlich aufs Auge; er kann dem Wild nicht folgen und verliert dasselbe, sobald er es nicht mehr sieht. Man kann daher nur auf großen, ebenen und freien Feldern, nach Beendigung der Ernte und auf solchen Revieren hetzen, auf denen es nicht viel Hasen gibt, weil sonst die Hunde bei der Verfolgung des angehetzten mehrere aufstoßen und von dem erstern abkommen. Ein H., welcher die andern von dem gefangenen Wild abhält, heißt ein Retter, der, welcher einen Hasen allein einholen und fangen kann, ein Solofänger.

[Züchtung von Rassehunden.] In neuerer Zeit hat man sich mehr als früher bemüht, die verschiedenen Hunderassen zu sichten und rein weiter zu züchten (Hundesport). Besonders in England ist die rationelle Züchtung von Rassehunden seit vielen Jahren betrieben und namentlich durch den Kennel-Klub in London gefördert worden. Die dort erzielten guten Resultate gaben dann die Anregung zu ähnlichen Bestrebungen in Deutschland. Es wurden Vereine gegründet, und zur Prüfung der Leistungen von Jagdhunden konstituierten sich verschiedene Klubs, wie der Prüfungsklub für Dachs- u. Hühnerhunde in Berlin, der Norddeutsche Hetzklub u. a. Die Vereine stellen die charakteristischen Kennzeichen der Rassen fest, sie veranstalten Ausstellungen, halten Preissuchen ab und führen ein Hundestammbuch (s. unten, Litteratur), um die Abstammung der Hunde festzustellen und den Züchtern geeignetes Zuchtmaterial zuzuführen. Der erstern Aufgabe hat sich namentlich der Verein Hannover unterzogen, und Horn hat in seinem »Handbuch des Hundesports« die offiziellen Rassenkennzeichen angegeben. Von dem Verein »Hektor« (Berlin) ist ein Reglement für Ausstellungen ausgearbeitet worden. Die Prüfung der Hunde bietet besondere Schwierigkeiten dar; am häufigsten veranstaltet man Prüfungen für Hühner-, Dachs- und Schweißhunde, und der »Verein zur Züchtung reiner Hunderassen in Süddeutschland« hat ständige Prüfungskommissionen eingesetzt, nach deren Zeugnis die Eintragung in das Hundestammbuch erfolgt.

Der H. stand schon im Altertum in hohem Ansehen und wurde in mehreren Rassen gezüchtet; auf den ägyptischen Denkmälern aus der Zeit von 3400—2100 v. Chr. sind verschiedene Hunderassen dargestellt, von denen die meisten den Windspielen verwandt sind; später tritt eine Art Parforcehund auf sowie ein unserm Dachshund sehr ähnliches Tier; auf einem assyrischen Denkmal fand sich das Bild einer ungeheuern Dogge ꝛc. Auch in Europa reicht der H. in die vorhistorische Zeit, wie die Funde aus der Steinzeit beweisen. Ebenso ist der H. in Amerika seit uralter Zeit Haustier. Die Indianer von Janja und Huanca verehrten vor ihrer Bekehrung zum Sonnendienst die Hunde, ihre Priester bliesen auf kunstvoll skelettierten Hundeköpfen, und Hundemumien fanden sich in den peruanischen Grabmälern der ältesten Zeit. In der alten griechischen und römischen Litteratur wird der H. oft erwähnt; man hielt die Tiere, wie bei uns, teils für die Jagd, teils zur Bewachung des Hauses, teils zur Unterhaltung. Unter den Jagdhunden nahmen bei den Griechen die lakonischen die erste Stelle ein, sodann die molossischen Doggen, große, starke Tiere von schöner Rasse, die daher auch von der Kunst häufig dargestellt worden sind. Sokrates schwur beim H., Homer besingt den H. des Odysseus. Bei den Spartanern wurden dem Gotte des Krieges Hunde geopfert; bei den Römern waren sie den Faunen und Laren geweiht. Auch die Ägypter benutzten die Hunde zur Jagd. Von den Juden wurde der H. verachtet. In großem Ansehen dagegen stand derselbe, obschon er kein heiliges Tier war, bei den alten Deutschen: ein Pferd galt 6, ein Leithund aber 12 Schilling. Er galt für geistersichtig, indem er die Geister und Götter erkannte, bevor sie dem menschlichen Auge sichtbar wurden, und sie durch seine Stimme ankündigte. Nach dem Sieg über die Cimbern hatten die Römer noch einen harten Kampf mit den Hunden zu bestehen, welche das Gepäck bewachten. In der christlichen Symbolik ist der H. das Sinnbild der Treue sowie der Wachsamkeit gegen die Ketzerei, aber auch bisweilen der Gefräßigkeit. Als Sinnbild der Treue findet er sich häufig auf Grabdenkmälern unter den Füßen der dargestellten Figur.

[Litteratur.] Vgl. Fitzinger, Der H. und seine Rassen (Tübing. 1876); Jeitteles, Die Stammväter unsrer Hunderassen (Wien 1877); St. George Mivart, A monograph of the Canidae (Lond. 1890); Lunze, Die Hundezucht im Lichte der Darwinschen Theorie (Berl. 1877); Nolde, Galerie edler Hunderassen (2. Aufl., Leipz. 1880); Shaw, Illustriertes Buch vom H. (deutsch von Schmiedeberg, das. 1883, 2 Bde.); Bungartz, Kynos; Handbuch zur Beurteilung der Rassenreinheit des Hundes (Stuttg. 1884); Krichler, Katechismus der Hunderassen (Leipz. 1892); Ellenberger u. Baum, Anatomie des Hundes (Berl. 1891); Beckmann, Geschichte und Beschreibung der Rassen des Hundes (Braunschw. 1894 ff.). Bildwerke: Specht, Hunderassen (Stuttg. 1876); Bungartz, Illustriertes Muster-Hundebuch (Hamb. 1890); Flügel, Hunderassen (Berl. 1891); Sperling, Rassehundtypen und Hundeporträte (das. 1892).

Zucht, Wartung, Dressur ꝛc.: Hering, Handbuch für Hundeliebhaber (3. Aufl., Stuttg. 1886); Adolf und Karl Müller, Der H. und seine Jagd (Frankf. 1879); Friedrich, Des edlen Hundes Aufzucht, Pflege ꝛc. (8. Aufl., Leipz. 1894); Horn, Handbuch des Hundesport (Wien 1882); Bungartz, Deutscher Hundesport. Hundewettrennen (Mind. 1886); Wörz, Der vollständige Vorsteh- und Gebrauchshund (2. Aufl., Münch. 1894); Oswald, Der Vorstehhund in seinem vollen Wert (8. Aufl., Leipz. 1894); Schmiedeberg, Der deutsche Vorstehhund (das. 1884); Corneli, Die deutschen Vorstehhunde (Berl. 1884); Der-

Digitized by Google

selbe, Der Dachshund (das. 1885); Drömer, Der Schweißhund (Oranienb. 1886); »Zucht, Dressur und Abführung des deutschen Vorstehhundes« (Neudamm 1888); Bungartz, Der Luxushund (Berl. 1888); Derselbe, Damen- und kleine Luxushunde (Jena 1890); Hegewald, Den Hühnerhund zum Gebrauchshund auf Schweiß zu arbeiten, als Totverbeller und sichern Verloren-Apporteur (Neudamm 1890); Krichler, Der Jagdhund (7. Aufl. des Thonschen Werkes, Leipz. 1895); »Deutsches Hundestammbuch« (hrsg. vom Verein zur Veredelung der Hunderassen, Bd. 1—15, Hannov. 1885—94); »Österreichisches Hundestammbuch« (Bd. 1—11, Wien 1884—94); »Schweizerisches Hundestammbuch« (Zürich 1884 ff.); Bungartz, Der Kriegshund (Leipz. 1892); Derselbe, Der H. im Dienste des Roten Kreuzes (das. 1892); v. Otto-Kreckwitz, Der Kriegshund (München 1894). Zeitschriften: »Der Hund« (hrsg. von Schmiedeberg, Leipz. u. Dresd. 1876—91); »Hundesport und Jagd« (hrsg. von Otto-Kreckwitz, München); »Zwinger und Feld« (hrsg. von Krichler, Hannover).

Hund, fliegender, s. Flederhunde.

Hund (Hunt, Förderwagen), s. Bergbau, S. 801.

Hunde (Canidae), Familie der Raubtiere (s. d.).

Hundefloh (Ceratopsyllus canis *Dng.*), Insekt aus der Familie der Flöhe, 2—3 mm lang, am Hinterrand des Kopfes und auf dem Vorderrücken jederseits mit 7—9 zahnartigen Stacheln, rotbraun, springt weniger stark als der Menschenfloh, schmarotzt insbes. auf Hunden, Katzen, gelegentlich auch auf dem Menschen.

Hundefron, s. Fron.

Hundehaare, die unter der Schafwolle befindlichen steifen Haare, welche den Wert derselben verringern, auch Hundeweiß, falsche Haare, Grannen-, Ziegen-, Stichelhaare genannt.

Hundekehle, s. Grunewald.

Hundekuchen, Konserven von verschiedener Zusammensetzung zur Ernährung der Hunde. Spratts H. besteht aus Fleisch, Mehl, roten Rüben rc. und enthält 18—19 Proz. stickstoffhaltige Substanz. Puppy-H. für jüngere Hunde 26,25 Proz. stickstoffhaltige Substanz, 55,83 stickstofffreie Substanz, 5,95 Fett und 4,75 Proz. Asche, letztere mit 4,1 Proz. phosphorsaurem Kalk. Diese H. werden trocken, in Wasser oder Hammelbrühe eingeweicht, auch mit etwas Gemüse gemischt, verabreicht; sie gewährleisten eine sehr gleichmäßige, leicht und sicher dosierbare und vollkommen ausreichende Ernährung. Die Ausnutzung der stickstoffhaltigen Substanz entspricht der Durchschnittszahl bei gemischter Nahrung (ca. 85 Proz.).

Hundelaus, eine auf dem Hund schmarotzende echte Laus (Pediculus flavidus) u. Trichodectes latus, zu den Pelzfressern (s. d.) gehörend.

Hundemenschen, soviel wie Haarmenschen.

Hundert, die erste Zahl der Einheiten zweiter Ordnung in unserm Zahlensystem, dient oft zu allgemeinen Berechnungen, wie im Zinswesen, wo nach Prozenten (s. d.) gerechnet wird. Wir schreiben es als Zahl 100. Im Handel kommt außer diesem H., das auch ein Kleinhundert heißt, noch ein Großhundert = 120 und ein Hüttenhundert = 30 Stück vor. Die Lateiner bezeichneten H. durch IↃ oder C, fünf H. durch D und setzten, um die übrigen Hunderte bis zu Tausend auszudrücken, dem D rechts ebenso viele C hinzu, wie noch Hunderte hinzukommen. Die Griechen hatten für das H. das Zeichen ρ́.

Hundertarmige, s. Hekatoncheiren.

Hundertgarden, s. Cent-gardes.

Hundertjähriger Kalender, s. Kalender.

Hundertmänner, s. Centumviri.

Hundertschaft, s. Gau.

Hundertspiel (Hunderteinspiel), ein in vielen Gegenden sehr beliebtes Kartenspiel, das mit der Trappelierkarte (s. Spielkarten) von 36 Blättern (bis zur Sechs) von drei, gewöhnlich aber von vier Personen gespielt wird, so daß immer zwei zusammen spielen, und zwar diejenigen, welche die beiden höchsten, und die, welche die beiden niedrigsten Karten ziehen. Die Farbe, welche jemand zieht, ist fortwährend für ihn Trumpf. Die in den Stichen enthaltenen Points entscheiden den Gewinn; As zählt 6, König 5, Cavall 4, Bube 3, die übrigen Blätter nichts. Die Sechs heißt Do; wird der erste Stich mit dem Atout-Do gemacht, so zählt dies (außer den Augen des Stiches) 52 Points; ein Do im Laufe des Spiels zählt 10, macht man mit dem Do den letzten Stich, so zählt dies 20, und mit den 6 Points, die der letzte Stich ohnehin gilt, macht man dadurch einen 26er. Werden die beiden letzten Stiche mit Dos gemacht, so zählt man einen 26er und 78, wenn die drei letzten Stiche so gemacht werden. Glaubt man 26, 52 oder 78 machen zu können, so deckt man den oder die Dos auf, ehe gespielt wird; glaubt die Gegenpartei dies verhindern zu können, so sagt sie contra, und dies kann wieder durch ein Recontra und Supra contra gesteigert werden. Außer den Points in den Stichen zählt man aus der Hand für 3 As 30, für 4 As 40, für 3 Dos 10, 4 Dos 20, 3 Könige, Cavall oder Buben 6, 4 dgl. 12. Wer zuerst 100 Points macht, hat die Partie gewonnen; geschieht dies, ehe die Gegenpartei 50 hat, so ist die Partie matsch und wird doppelt bezahlt. Steht eine Partei nahe am Gewinn, muß aber doch noch einmal gegeben werden, so sagt man: Alt und Neu, d. h. man wirft nach dem Aussagen nicht die Karten zusammen, sondern spielt auf die neue Partie weiter. Bei dem Spielen braucht man die ausgespielte Farbe nur dann zu bedienen, wenn Trumpf gefordert ist. Auch kann das H. mit einem Skat gespielt werden, indem man die obersten 4 Blätter beiseite legt und mit je 8 Blättern spielt. Wer den Skat kauft, darf aber weder As noch König weglegen.

Hundert Tage (franz. Cent jours, spr. ßang schūr), die Tage, welche zwischen dem 20. März, an welchem Tag Napoleon I. von Elba aus in Paris einzog und das Kaiserreich wieder aufrichtete, und dem 28. Juni 1815 lagen, an welchem Tag Ludwig XVIII. von Cambrai aus die königliche Gewalt wieder übernahm.

Hundeseuche, s. Staupe.

Hundeshagen, 1) Johann Christian, Forstmann, geb. 10. Aug. 1783 in Hanau, gest. 10. Febr. 1834 in Gießen, besuchte die Forstschulen zu Waldau und Dillenburg, studierte dann 1804—1806 in Heidelberg, trat in den Forstverwaltungsdienst u. ward 1818 Professor der Forstwissenschaft in Tübingen, 1821 Forstmeister in Fulda und Direktor der dortigen Forstschule, 1824 Professor der Forstwissenschaft in Gießen und Direktor der 1825 eröffneten Forstschule, welche 1831 mit der Universität vereinigt wurde. H. hat die Forstwissenschaft durch eine Fülle spekulativer, fruchtreicher Gedanken gefördert. Namentlich ist die naturwissenschaftliche Begründung wirtschaftlicher Regeln durch ihn angeregt worden, auch behandelte er zuerst die Forststatik als besondere Wissenschaft, als Lehre von der Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge. Er schrieb: »Die Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen« (Tübing. 1826; 2. Aufl. von

Digitized by Google

Klauprecht, 1848); »Encyklopädie der Forstwissenschaft« (Tübing. 1821—31, 3 Tle.; 4. Aufl. von Klauprecht, 1842—59); »Bodenkunde in land- und forstwirtschaftlicher Beziehung« (das. 1830); »Die Waldweide und Waldstreu« (das. 1830); »Beiträge zur gesamten Forstwissenschaft« (das. 1824—33, 7 Hefte); »Forstliche Berichte und Miszellen« (das. 1830—32).

2) Karl Bernhard, protest. Theolog, Sohn des vorigen, geb. 30. Jan. 1810 in Friedewald bei Hersfeld, gest. 2. Juni 1872 in Bonn, studierte in Gießen und Halle Theologie und habilitierte sich 1831 an der Universität Gießen für die Fächer der Kirchengeschichte und Exegese. Im Herbst 1834 folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor nach Bern, wo er unter anderm »Die Konflikte des Zwinglianismus, Luthertums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche von 1552—1558« (Bern 1842) und »Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen« (Frankf. 1846, 3. Aufl. 1849) schrieb. 1846 ging er als ordentlicher Professor nach Heidelberg. Er verfaßte seitdem außer Broschüren, die sich auf badische Kirchenhändel beziehen, noch: »Der Weg zu Christo« (Frankf. 1853); »Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus« (Wiesb. 1864, Bd. 1), eine der ausgezeichnetsten kirchenhistorischen Leistungen der neuern Zeit. Mit der badischen Landeskirche zerfallen, folgte er im Herbst 1867 einem Ruf an die Universität zu Bonn. Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Christlieb: »Ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen« (Gotha 1875, 2 Bde.). Vgl. Christlieb, H., eine Lebensskizze (Gotha 1873).

Hundestammbuch, f. Hund, S. 62.

Hundesteuer, eine Aufwandsteuer, welche die Besitzer von Hunden trifft. Sie ist in einigen Ländern Staatssteuer (in England von 1796—1889, in Irland bis 1823), in andern Gemeindesteuer (jetzt in England und Irland, in Frankreich, Preußen, in Österreich Territorialsteuer der Kronländer), in andern fließt sie zum Teil in die Staats-, zum Teil in die Gemeindekasse, und zwar ist bisweilen, so in Hessen, der Gemeinde die Erhebung von Zuschlägen zur Staatssteuer gestattet. Für die Gemeindesteuer ist gewöhnlich ein unüberschreitbarer Höchstbetrag festgesetzt. Mehrfach ist die H. eine Zwecksteuer, ihr Ertrag fließt dann gewöhnlich in die Armenkasse. Die Steuersätze sind meist gleich hoch oder nur nach der Größe der Ortschaften abgestuft. In Frankreich wird aber auch nach dem Zweck des Hundes unterschieden. Luxushunde werden höher belastet als andre. Vielfach ist ein Hund, welcher für Erwerbszwecke oder für Zwecke der Bewachung in abgelegenen Häusern gehalten wird, steuerfrei.

Hundetragen (Cynophorie), mittelalterliche Strafe des Landfriedensbruchs, namentlich in Franken und Schwaben üblich, welche darin bestand, daß der Landfriedensbrecher einen Hund aus einem Gau in den andern tragen mußte, z. B. von Otto d. Gr. 938 gegen die Anhänger des Herzogs Eberhard von Franken zur Anwendung gebracht.

Hundewache (Mittelwache), auf Schiffen die Wache von Mitternacht bis 4 Uhr morgens.

Hundeweiß, f. Hundehaare.

Hundewürmer, die Eingeweidewürmer des Hundes, besonders der Hundebandwurm (Hundswurm), f. Bandwürmer, S. 415.

Hundezecke, Holzbock, f. Zecken.

Hundheim, Dorf im bad. Kreis Mosbach, Amt Wertheim, mit (1890) 736 Einw.; hier fand 23. Juli 1866 ein Gefecht zwischen der preußischen Division Fließ (von der Mainarmee) u. der badischen Division statt, welches mit dem Rückzug der letztern an die Tauber endete.

Hunding, f. Helgi.

Hundred (»Hundertschaft«), bei den Angelsachsen eine Unterabteilung des Gaues (f. d.) oder der Grafschaft (shire), entsprechend der fränkischen Hundertschaft; dann (hundretum, hundreta) die Versammlung der freien Männer aus einem solchen Bezirk, welche zur Ausübung der Gerichtsbarkeit monatlich stattfand; endlich eine ursprünglich aus 100 Genossen bestehende Abteilung einer Friedensbürgschaft (fridhborg), welche die Verpflichtung übernommen hatte, diejenigen ihrer Mitglieder, welche sich eines Verbrechens schuldig gemacht, vor Gericht zu stellen und eventuell für den Schaden einzustehen, soweit derselbe nicht aus dem Gute des Thäters gedeckt werden konnte. Die H. zerfiel bei den Angelsachsen in zehn Thitingä (decimae). An der Spitze jeder H. stand ein Hundreder (hundredarius). Manche dieser angelsächsischen Amtsbezirke (hundreds) bestanden bis in die neuere Zeit. Jetzt sind die Bezirke (divisions) der Friedensgerichte an ihre Stelle getreten. Vgl. Gneist, Die heutige englische Kommunalverfassung ꝛc., S. 20 ff. (Berl. 1860); Derselbe, Die Geschichte des Selfgovernment in England, S. 18 ff. u. 25 ff. (das. 1863).

Hundredweight (spr. hönndred-wēt, Centweight, »Zentner«, abgekürzt Cwt.), Handelsgewicht Englands und der Vereinigten Staaten, zu 4 Quarter von 28 Pounds avoirdupois = 50,802 kg; aber in Massachusetts, Connecticut, Texas ꝛc. und teilweise in New York = 4 Quarter zu 25 Pfund, soviel wie Cental.

Hundrieser, Emil, Bildhauer, geb. 13. März 1846 zu Königsberg i. Pr., bildete sich auf der Berliner Kunstakademie, arbeitete dann etwa acht Jahre lang im Atelier von Siemering, schloß sich in seinen eignen Arbeiten aber mehr der durch den Barock- und Rokokostil beeinflußten naturalistischen Richtung von R. Begas an. Er unternahm mehrere Studienreisen nach Frankreich, Belgien, Österreich ꝛc. Seine Thätigkeit ist vorzugsweise der dekorativen und monumentalen Plastik gewidmet. Für das Kriegerdenkmal in Magdeburg führte er vier Bronzereliefs, für das Gerichtsgebäude in Posen die kolossalen Figuren des Rechts und des Gesetzes, für das Palais Borsig in Berlin die Figuren von James Watt und Stephenson, für das Polytechnikum in Charlottenburg die Statue Schlüters, für das Treppenhaus des Kultusministeriums in Berlin ein Relief mit der Muse des Gesanges und für die Kuppelhalle des Berliner Landeskunstausstellungsgebäudes die kolossale Gruppe der Phantasie aus (1886). Für die Herrscherhalle des Zeughauses schuf er die in Bronze gegossene Kolossalstatue Friedrich Wilhelms III., für Magdeburg das Lutherdenkmal (1886), für das von den deutschen Kriegervereinen gestiftete Denkmal auf dem Kyffhäuser das Standbild Kaiser Wilhelms I., eine Statue desselben Kaisers für den weißen Saal im königlichen Schlosse zu Berlin und das Kaiser Friedrich-Denkmal für Merseburg. Eine sitzende Figur der Königin Luise (1888) führte er für die Berliner Nationalgalerie in Marmor aus. Er lebt in Charlottenburg und ist königlicher Professor.

Hundsaffe, Magot, f. Makako.

Hundsaffen (Cynopithecina), eine Unterfamilie der Schmalnasen, f. Affen, S. 153.

Hundsbaum, f. Evonymus.

Hundsbaumrinde, f. Rhamnus.

Digitized by Google

Hundsbeere, virginische, s. Cornus florida.

Hundsdorn, soviel wie gemeiner Weißdorn, Crataegus Oxyacantha, und Ackerrose, Rosa arvensis.

Hundsfeld, Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Öls, zwischen Weida und Juliusburger Wasser und an den Linien Breslau-Tarnowitz und H.-Trebnitz der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Ziegeleien, Wurst- und Dachpappenfabrikation und (1890) 1415 Einw., davon 549 Katholiken und 6 Juden.

Hundsfisch (Umbra *Kramer*), Gattung der Edelfische (Physostomi), mit nur zwei Arten. Der H. (U. Krameri *Müll.*), 8—9 cm lang, mit weit hinten stehender breiter Rücken- und unter ihr eingelenkter Bauch- und Afterflosse und abgerundeter Schwanzflosse, ist oberseits dunkel-, unterseits licht rotbraun, mit dunkelbraunen Flecken und Punkten und einem gelblichen oder rötlichen Seitenstrich, bewohnt Torfmoore und Sümpfe in Ungarn und bei Odessa. Beim Schwimmen bewegt er Brust- und Bauchflossen, ähnlich wie ein laufender Hund die Beine. Die zweite Art lebt in Nordamerika.

Hundsflechte, s. Peltigera.

Hundsgleiße, soviel wie Aethusa cynapium.

Hundsgras, soviel wie Quedengras, Triticum repens, und Dactylis glomerata.

Hundsgrotte (Grotta del Cane), Höhle in der ital. Provinz Neapel, östlich von Pozzuoli, am Rande des ausgetrockneten Kratersees von Agnano (s. d.), über deren Boden eine 0,5 m hohe Schicht von Kohlensäure lagert, so daß ein in die Höhle gebrachter Hund (daher der Name) betäubt wird und bei längerm Verweilen erstickt.

Hundshai, s. Haifische, S. 199.

Hundshirse, s. Cynodon.

Hundskamille, soviel wie Anthemis Cotula.

Hundskirsche, soviel wie Bryonia alba; auch soviel wie Lonicera Xylosteum.

Hundskohl, s. Apocynum und Mercurialis.

Hundskolben, Pflanze, s. Cynomorium.

Hundskopfaffe, soviel wie Pavian.

Hundskraut, soviel wie Solanum Dulcamara.

Hundsnelke, s. Saponaria.

Hundspetersilie, soviel wie Aethusa cynapium.

Hundsrippenindianer, auch Sklaven (Slaves) genannt, ein zu den Athabasken (s. d.) gehöriger Indianerstamm am obern Mackenzie, nördlich vom Großen Sklavensee. Mit ihnen verwandt sind die weiter nördlich wohnenden Haseninbianer.

Hundsrose, s. Rose.

Hundsrübe, s. Bryonia.

Hundsrück, unrichtig für Hunsrück (s. d.).

Hundsrute, Pflanze, s. Cynomorium.

Hundsseuche, s. Staupe.

Hundsstern, s. Sirius.

Hundssternperiode, s. Periode.

Hundsstraußgras, s. Agrostis.

Hundstage (Dies caniculares), die Zeit vom 23. Juli bis 23. Aug., so genannt, weil die entsprechende Jahreszeit, bei den alten Griechen Opōra genannt, durch den Frühaufgang des Hundssterns (Sirius) bestimmt ward. Die Opora der Griechen fing nämlich mit dem Frühaufgang des Hundssterns an, der nahe mit dem Eintritt der Sonne in das Gestirn des Löwen zusammenfällt, und endigte mit dem Frühaufgang des Arcturus, der freilich viel später fällt als das Ende unsrer H. Diese Zeit der H. ist in Griechenland durch große Hitze und nach Hippokrates auch durch schwere Gallenkrankheiten ausgezeichnet. Auch bei uns werden dieselben als die heißesten Tage des Jahres angesehen; im Mittelalter ruhte an mehreren Orten selbst der Gottesdienst während dieser Zeit.

Hundstagsfliege (kleine Stubenfliege, Anthomyia canicularis *L.*), Insekt aus der Familie der Fliegen, 5—6 mm lang, grau, auf dem Mittelleib mit drei dunkeln Linien, am Hinterleib des Männchens die vordern Ringe seitlich durchscheinend, gelb, fliegt besonders im Spätsommer, geht auch in die Häuser. Die Larve hat weiche Dornen an Rücken und Seite und lebt in faulenden Pflanzenstoffen, die Puppe in der Erde.

Hundstod, s. Cynanchum.

Hundstodgewächse, s. Apocynaceen.

Hundsweizen, s. Agropyrum.

Hundswolle, Pflanze, s. Apocynum.

Hundswürger (Hundstod), s. Cynanchum.

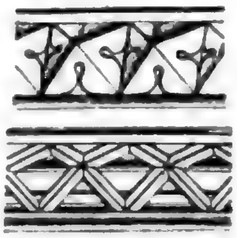
Hundswurm, s. Bandwürmer, S. 415.

Hundswut, s. Tollwut.

Hundszahn, Gras, s. Cynodon.

Hundszähne, soviel wie Eckzähne, s. Zähne.

Hundszahnornament, eine auf einer kleinen, vierseitigen Pyramide gearbeitete vierblätterige Blume als Ornament in der englischen und französischen Frühgotik (s. Abbildung).



Hundszahnornamente.

Hundszecke, s. Zecken.

Hundszunge, Pflanzengattung, s. Cynoglossum.

Hundwil (Hundwyl), Pfarrdorf im schweizer. Kanton Appenzell-Außer-Rhoden, Bezirk Hinterland, 793 m ü. M., im SO. von Herisau und am Nordfuß der leicht zu ersteigenden Hundwiler Höhe (1298 m), mit Viehzucht, Weberei und Stickerei und (1888) 1638 prot. Einwohnern; neben Trogen Versammlungsort der Landsgemeinde von Außer-Rhoden.

Hüne (früher Heune, mittelhochd. hiune), ursprünglich soviel wie Hunne (Volksname); dann soviel wie Riese, Recke aus sagenhafter Zeit und allgemeinere Bezeichnung eines übergroßen und starken Menschen.

Huene, Karl, Freiherr von Hoiningen, genannt von H., Politiker, geb. 24. Okt. 1837 in Köln, trat 1859 beim Kaiser Alexander-Grenadierregiment ein, ward 1860 Leutnant im Elisabeth-Regiment, mit dem er am dänischen Kriege 1864 und am österreichischen 1866 teilnahm, wurde 1869 in den Generalstab versetzt, in welchem er den französischen Krieg 1870/71 mitmachte, und 1871 Hauptmann im 82. Regiment. 1873 schied er aus dem Militärdienst aus und übernahm die Bewirtschaftung seines Gutes Groß-Mahlendorf im Kreis Falkenberg in Oberschlesien. Bei den Neuwahlen 1876 ward er zum Abgeordneten gewählt und schloß sich der Fraktion des Zentrums im preußischen Abgeordnetenhaus an; er zeichnete sich durch Sachkenntnis, besonders in finanziellen und volkswirtschaftlichen Fragen, durch Rednergabe und Mäßigung aus. Um die Verwaltung der Güter des Fürsten von Thurn und Taxis zu übernehmen, legte er 1882 sein Mandat nieder, wurde aber schon 1883 von dem inzwischen großjährig gewordenen Fürsten aus dieser Stellung entlassen und trat durch Neuwahl wieder in den Landtag und den Reichstag ein. In erstern stellte er 1885 den zum Gesetz erhobenen Hueneschen Antrag (lex Huene, vgl. Verwendungsgesetz) über Verteilung des Mehrertrags der im Reich neu eingeführten Zölle für Preußen an die Kommunen. Bei der Verhandlung über die Militärvorlage im deut-

Digitized by Google

schen Reichstag 1893 versuchte er als einer der angesehensten Führer des Zentrums durch eine Herabminderung der Regierungsforderung, mit der sich der Reichskanzler einverstanden erklärte, deren Annahme zu ermöglichen; doch wurde der Huenesche Antrag 6. Mai vom Reichstag abgelehnt, weil nur wenige Mitglieder des Zentrums für ihn stimmten. H. wurde bei den Neuwahlen zum Reichstag von seiner Partei auch nicht wiedergewählt, während sein von der Reichsregierung als ihre Vorlage übernommener Antrag 15. Juli vom neuen Reichstag genehmigt wurde.

Huneman, s. Schlankaffe.

Hünenburg, s. Teutoburger Wald.

Hünenburgen (Hünenringe), s. Befestigungswerke, prähistorische.

Hünengräber, s. Gräber, prähistorische.

Hünenvolk, das vermeintlich riesenhafte Geschlecht, welches in grauer Vorzeit unsre Gegenden bewohnte und die großen Erd- und Steinmonumente errichtete.

Hunfalvy, 1) Paul, ungar. Sprachforscher und Ethnograph, geb. 12. März 1810 zu Groß-Schlagendorf in der Zips, gest. 30. Nov. 1891 in Budapest, studierte in Käsmark und Pest, bekleidete 1842—48 eine juristische Professur an dem evangelischen Kolleg in Käsmark, nahm 1848—49 als Reichstagsabgeordneter an der nationalen Erhebung Ungarns Anteil, lebte aber nach dem Scheitern derselben ganz der Wissenschaft als Mitglied und Oberbibliothekar der Akademie in Pest, deren sprachwissenschaftliche Mitteilungen und »Ungarische Revue« er redigierte. Seine Hauptwerke sind: »Finn olvasmányok« (»Finnische Chrestomathie«, Pest 1861); »A vogul föld és nép« (»Land und Volk der Wogulen«, das. 1864), auf Grund der von dem ungarischen Reisenden Reguly hinterlassenen Schriften, mit deren Herausgabe H. von der Akademie beauftragt war; »A kondai vogul nyélo« (»Die südliche wogulische Sprache«, das. 1872); »Utazás a Balttenger vidékein« (»Reise in den Ländern am Baltischen Meer«, das. 1871, 2 Bde.; der 1. Teil, Esthland betreffend, deutsch, Leipz. 1873); »Az észak osztják nyélo« (»Sprache der nördlichen Ostjaken«, Pest 1875); »Magyarország ethnographiája« (das. 1876; deutsch von Schwicker: »Ethnographie von Ungarn«, das. 1877); »Die Ungarn oder Magyaren« (Bd. 5 des Werkes »Die Völker Österreich-Ungarns«, Teschen 1881) und »Die Rumänen und ihre Ansprüche« (das. 1883). 1891 widmete ihm die ungarische Akademie in Budapest ein »H.-Album«, mit Beiträgen von hervorragenden Gelehrten Ungarns.

2) Johann, Geograph, Bruder des vorigen, geb. 9. Juni 1820 in Groß-Schlagendorf, gest. 6. Dez. 1888 in Budapest, wurde 1846 Professor der Rechtswissenschaft in Käsmark, war 1848 in die politischen Wirren seiner Heimat verwickelt und längere Zeit interniert, siedelte 1853 nach Pest über, wurde 1861 Professor der Geographie und Statistik am Ofener Polytechnikum und 1870 Ordinarius der Geographie an der Pester Universität. Seit 1872 war er Vorsitzender der Ungarischen geographischen Gesellschaft. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Egyetemes történelem« (»Allgemeine Weltgeschichte«, Pest 1850—51, 3 Bde., in zahlreichen Auflagen); »Ungarn und Siebenbürgen in Bildern« (deutsch u. magyarisch, Darmst. 1856 f.); die magyarische und deutsche Bearbeitung der afrikanischen Reisen L. Magyars (Pest 1859); »A magyar birodalom természeti viszonyainak leirása« (»Beschreibung der physischen Verhältnisse des ungarischen Reiches«, das. 1863—66, 3 Bde.), wofür ihn die ungarische Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied ernannte. Von seinem Hauptwerk, der auf 5 Bände berechneten »Allgemeinen Geographie«, erschienen Bd. 1: »Südeuropa« (Budapest 1884), Bd. 2: »Ungarn und seine Nebenländer« (1886), und aus seinem Nachlaß Bd. 3: »West- und Nordeuropa« (hrsg. von G. Thirring, 1890).

Hünfeld, Kreisstadt im preuß. Regbez. Kassel, an der Haun und der Linie Frankfurt-Göttingen der Preußischen Staatsbahn, 279 m ü. M., nach dem großen Brand von 1888 fast ganz neu aufgebaut, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, eine Zuckerfabrik, Papierfabrik, eine mechanische Leinweberei, Dampfdestillation und -Müllerei, ein Holzsägewerk, Bierbrauerei und (1890) 1721 Einw., davon 269 Evangelische und 71 Juden. — H. kam 782 an Fulda und erhielt 1810 Stadtrechte; das ehemalige Chorherrenstift ward 1803 aufgehoben. Hier 4. Juli 1866 siegreiches Treffen der preußischen Division Beyer gegen bayrische Kavallerie unter Fürst Taxis.

Hungaria, lat. Name für Ungarn.

Hungen, Stadt in der hess. Provinz Oberhessen, Kreis Gießen, an der Horloff und der Linie Gießen-Gelnhausen der Oberhessischen Eisenbahn, mit evang. Pfarrkirche, Schloß des Fürsten Solms-Braunfels, Amtsgericht und (1890) 1327 evang. Einwohnern.

Hunger (Fames), das Gefühl, durch welches das Bedürfnis nach Nahrung zum Bewußtsein gebracht wird. Die Empfindung des Hungers ist anfangs nicht unangenehm (Appetit, Eßlust), sie wird es erst, wenn man das Nahrungsbedürfnis nicht befriedigt; es stellt sich dann ein Gefühl von Mattigkeit, Muskelschwäche und schmerzhafter Druck im Magen ein. Je länger das Hungern dauert, um so mehr nehmen diese Empfindungen zu. Zugleich mit gesteigerter Empfindlichkeit des Magens entstehen Kopfschmerzen; länger dauernder H. kann zu großer Aufregung, Irrereden, selbst Tobsucht führen. Die Schwäche steigt dabei aufs höchste, die Muskeln versagen ihren Dienst, das Gesicht fällt ein; die meisten Sekretionen vermindern sich oder hören auf, die Schleimhäute werden trocken. Hungernde Tiere werden so stumpf, daß sie schließlich vorgehaltenes Futter gar nicht mehr aufnehmen, sondern unter zunehmender Schwäche zu Grunde gehen. Die ersten Empfindungen des Hungers, bes. die lästigen Gefühle im Magen, werden zweifellos durch die Leere des Magens verursacht und gehen von dessen Empfindungsnerven aus. Sie werden durch Füllung des Magens selbst mit unverdaulichen Stoffen (s. Erden, eßbare) beseitigt. Die später auftretenden Empfindungen müssen als Folge allgemeiner Veränderungen, als Ausdruck des Stoffbedürfnisses des Gesamtorganismus aufgefaßt werden. Auf welchem Wege, durch welche Nervenbahnen dies Bedürfnis zum Bewußtsein gelangt, ist nicht bekannt. Der Stoffwechsel besteht im Hungerzustand fort, aber mit sehr verminderter Energie, so daß die Ausscheidung von Stickstoff (Eiweißkörper) und Kohlenstoff (Eiweißkörper, Kohlehydrate, Fette) auf die Hälfte bis ein Drittel sinkt. Die Abgabe des Körpers reguliert sich also nach der Einnahme bis zu einem gewissen Punkt, es tritt eine Zeitlang das Körpergewebe (zuerst das zirkulierende Eiweiß, dann das abgelagerte Fett und hierauf das Organeiweiß) an die Stelle der zugeführten Nahrung, bis die Grenze der Existenzfähigkeit des auf diese Weise konsumierten Körpers erreicht ist. Der Tod tritt ein, wenn das Körpergewicht auf $^3/_5$ seines ursprünglichen Wertes gesunken ist. Die Frist aber bis zum Tode ist stets abhängig von der Individua-

Digitized by Google

lität des Hungernden. In einem Fall wurde festgestellt, daß der im nüchternen Zustand beobachtete Umfang des Stoffwechsels sich bis zur völligen Erschöpfung erhält. Bei Kindern ist der Stoffwechsel lebhafter, sie können demnach das Hungern nicht so lange ertragen wie Erwachsene. Kräftige, wohlgenährte Hunde erliegen dem Hungertod erst nach 4—6 Wochen, der Mensch nach etwa 12 Tagen; bei Genuß von Wasser erträgt er den H. viel länger, und nach dem Vorgang des amerikanischen Arztes Tanner haben in neuester Zeit mehrere Personen 40 Tage und länger angeblich aller Speise sich enthalten. Nach den Beobachtungen einer vom französischen Kriegsministerium niedergesetzten Kommission vermögen Pferde 8—15 Tage den H. ohne üble Folgen zu ertragen, wenn sie an Wasser keinen Mangel leiden; hungern sie aber länger, so vermögen sie sich durch passendes Futter nicht mehr zu erholen, sondern gehen an Erschöpfung zu Grunde. Pflanzenfresser ertragen den H. weniger lange als Fleischfresser. Die kaltblütigen Wirbeltiere, namentlich die Amphibien, hungern sehr lange, oft ein ganzes Jahr, doch ertragen sie bei höherer Temperatur den Futtermangel viel weniger leicht als in der Kälte. Junge Tiere halten den H. weniger lange aus als erwachsene. S. auch Ernährung. Vgl. Luciani, Das Hungern. Studien und Experimente am Menschen (deutsch, Hamb. 1890).

Hungerbrunnen, soviel wie Hungerquellen.

Hungerburg (russ. Ust-Narowa), Flecken und Badeort (seit 1876) am Finnischen Meerbusen, an der Mündung der Narowa, etwa 13 km von Narwa entfernt, jährlich von ca. 3000 Badegästen besucht.

Hungerford, Stadt in Berkshire (England), zum kleinern Teil in Wiltshire gelegen, am forellenreichen Kennet, mit bedeutendem Verkehr, lebhafter Angelfischerei und (1891) 2964 Einw.

Hungergrube, eine dreieckige, eingefallene Stelle in der Flankengegend der Haussäugetiere, zwischen hinterm Rippenbogen und der Hanke, seitlich an den Lendenwirbeln, besonders bei schlecht genährten Tieren.

Hungerharke, der zum Nachharken eines abgeernteten Getreidefeldes dienende Heurechen (s. d.).

Hungerkorn, soviel wie Mutterkorn.

Hungerkrankheiten, die bei ungenügender Ernährung, besonders in Hungersnöten, meist epidemisch auftretenden Krankheiten, wie Flecktyphus, Dysenterie, Skorbut ꝛc.

Hungerkur (Entziehungskur), die Entziehung der Nahrung zu Heilzwecken, wurde früher angewendet auf Grund mannigfacher Vorstellungen, welche sich durch das fortschreitende Verständnis für die Physiologie der Ernährung allmählich geändert haben. So wurde eine H. empfohlen bei allgemeiner Fettleibigkeit, welche man heute durch zweckmäßige Regulierung der Ernährung, durch Brunnen- u. Badekuren zu beseitigen strebt. Zunächst beherzige man, daß eine H., weil ein einseitiges, ein nur selten angebrachtes u. ein immer gefährliches Heilmittel ist, da es die Körperkräfte schwächt. Die Methoden der H. sind hauptsächlich folgende: Bei der schmalen oder Fieberdiät erhält der Kranke entweder nur Getränke mit säuerlichen, süßen oder schleimigen Zusätzen, welch letztere ihm statt gelinder Nahrung dienen, oder, was besser ist, er genießt täglich zwei-, auch wohl dreimal zur Zeit des Fiebernachlasses einen dünnen Aufguß eines feinen und fettlosen Weizengebäcks in Gestalt von Suppe oder Thee mit Zwieback ꝛc.; Fleischkost ist gänzlich ausgeschlossen. Von andern Speisen sind fast nur die gekochten süßern Obstarten u. allenfalls, doch schon der festern Textur wegen nur mit Vorsicht, einige Wurzelgemüse: junge Möhren, Pastinaken und ähnliche, erlaubt. Eine eigentliche H. ist es, wenn Tobsüchtigen bis zum Ende des Anfalls Speise und Trank versagt bleiben; hier tritt am reinsten der wirkliche Hunger (nicht bloße Eßlust) als mächtig heilender Instinkt auf. Die früher gebräuchlichen Hungerkuren, die man z. B. bei Syphilis anwendete, bezweckten eine wesentliche Beschleunigung des Stoffwechsels, indem man bei strenger Beschränkung und Auswahl der Nahrungsmittel den Körper durch die verringerte Zufuhr anregte, die aufgespeicherten Vorräte (Organeiweiß, abgelagertes Fett) zu verbrauchen. Heute wendet man die eingreifenden Hungerkuren (z. B. die Struvesche und die von Chossat) nicht mehr an, da man eingesehen hat, daß gerade bei solchen Intoxikationskrankheiten die Körperkräfte, statt heruntergesetzt, erhalten und gekräftigt werden müssen.

Hungermoos, soviel wie Cladonia rangiferina.

Hungermünzen, zum Andenken an Mißwachsjahre geprägte Münzen.

Hungerquellen (Mai-, Frühlingsbrunnen), periodische Quellen (s. d.), welche während der trocknen Jahreszeit versiegen. Wenn die Landleute aus der Reichhaltigkeit und längern Dauer der besonders aus schmelzendem Gebirgsschnee gespeisten H. auf bevorstehenden Mißwachs schließen, wogegen das Ausbleiben derselben als Vorbedeutung einer reichen Ernte gilt, so läßt sich dafür der Umstand anführen, daß H. in Niederungen und nassen Gegenden, aber auch an Berghängen entstehen, wenn der Erdboden mit der im Winter aufgenommenen Feuchtigkeit getränkt ist und das Schneewasser der nächsten Erhöhungen nicht mehr einsaugen kann, so daß dieses über der Erdoberfläche zum Vorschein kommt. Da der Boden infolgedessen wegen mangelnder Wärme und Verdunstung zu kalt bleibt, so gedeihen die Gewächse nicht, und es entsteht Mißwachs.

Hungerraude, Krankheit der Pferde und Rinder, welche bei herabgekommenen Tieren infolge dürftiger Ernährung und vernachlässigter Hautpflege auftritt. Die Haut wird trocken, welk oder spröde, rissig und zeigt starke Schelferung und Abschuppung. Häufig sind gleichzeitig Läuse vorhanden. Bei besserer Ernährung, besonders bei Weidegang im Frühjahr, sorgfältiger Hautpflege und unter Umständen Waschungen mit Seife verliert sich das Leiden.

Hungersnot, Mißwachs, verursacht durch Dürre, übergroßen Regenfall, Insektenfraß, Pflanzenkrankheiten ꝛc., hatte früher unter beschränkten Wirtschafts- u. Verkehrsverhältnissen und bei der Schwierigkeit, Getreidevorräte aufzuspeichern oder rasch für genügende Zufuhren zu sorgen, auch in verschiedenen Ländern Europas leicht verheerende Hungersnöte zur Folge. Die großen Gefahren derselben führten in den griechischen Städterepubliken zu außerordentlicher Strenge der Gesetzgebung über den Kornhandel; ebenso ist bekannt, daß die Römer zur Zeit ihrer höchsten Macht von den Getreidezufuhren aus Sizilien und Ägypten so abhängig waren, daß das Ausbleiben der Getreideschiffe stets örtliche H. brachte. Besonders heftig und mit entsetzlichen sozialen Erscheinungen traten Hungersnöte im Mittelalter in jenen Teilen Europas auf, wo die Bevölkerung rasch zugenommen hatte und die Landwirtschaft noch ungenügend entwickelt war; solche werden z. B. 795, dann in den »Annales Fuldenses« für die Jahre 850, 868, 873, 874, 880, 889 beschrieben; sie wiederholten sich 990, 1100,

Digitized by Google

1187 ꝛc. mit solchen begleitenden Erscheinungen, welche den grellsten Barbarismus hervortreten lassen. So kam es bei der H. in Frankreich 1030—32 vor, daß ein Mann 48 andre getötet und verzehrt hatte. Ähnliche Grausamkeiten werden von einer H. in Böhmen 1280—82 erzählt. Die H. von 1125 verminderte Deutschlands Bewohner angeblich um die Hälfte. Allgemein galt es im Mittelalter als eine durch die Sitte nicht verurteilte Hilfe der Stadtverwaltungen, ihre Armen vor die Stadtthore zu treiben, wo sie der Hungertod ereilte. Bei einer H. in Ungarn (1505) wurden hungernde Eltern, die ihre Kinder geschlachtet und gegessen hatten, nicht bestraft. Noch um die Mitte des 17. Jahrh. war in Deutschland die H. eine sehr häufige Erscheinung, selbst im 18. Jahrh. tritt sie noch in der größten Ausdehnung auf; so starben 1772 in Kursachsen 150,000 Menschen aus Mangel an Nahrung. 1817 trat in Deutschland die letzte Mißernte ein, welche örtlich noch mit dem Namen H. bezeichnet wird, während diejenige von 1846 in manchen Teilen Deutschlands Folgen hatte, welche an die alte H. erinnern. Auch in Irland, wo die Getreidemißernte mit der Kartoffelkrankheit zusammenfiel, sollen 1847 noch mehr als 1 Mill. Menschen der H. und den ihr folgenden Epidemien erlegen sein. Seit der Mitte des 19. Jahrh. sind wir jedoch vor Hungersnöten geschützt durch Änderung im Betrieb der Landwirtschaft und in der Zusammensetzung unsrer täglichen Nahrung, noch mehr durch die Verbesserung und Mehrung der Transportmittel und die damit im Zusammenhang stehende Regelung der Getreide- und Fleischzufuhr, welche eine rasche Ausgleichung von Vorrat und Bedarf sowie der Preise gesichert haben. Anders liegen auch heute noch die Verhältnisse in Asien. Der Verkehr mit dem Innern ist nur in einigen Teilen durch schiffbare Flüsse erleichtert, Kanäle und Straßen bilden keine genügende Ergänzung, die Schwierigkeiten der Errichtung von Eisenbahnen sind nur in Ostindien u. Japan überwunden. Im Innern und im hohen Norden finden sich ungeheure Strecken Wüsteneien oder Steppen, gute Ernten werden nur längs der Flüsse oder durch künstliche Bewässerung erzielt. Im Süden hängen reiche Ernten vom rechtzeitigen Eintreten der Regenzeit ab. Klima u. Religionsvorurteile bedingen eigentümliche Lebensgewohnheiten: Millionen enthalten sich der Fleischnahrung oder genießen nur Getreide bestimmter Art, z. B. Reis. Infolgedessen wird die in verschiedenen Gebieten ungemein dichte Bevölkerung um so stärker von jedem Mißwachs berührt, als für einen Ausgleich mit dem Überschuß andrer Gegenden alle Bedingungen fehlen. Seit dem Beginn unsers Jahrhunderts wurde Indien schon siebenmal, Persien, Türkisch-Armenien und China ebenfalls wiederholt von H. im strengsten Sinne heimgesucht. Noch die H. von 1866 soll in Ostindien nahezu 7½ Mill. Menschen als Opfer gefordert haben. Dagegen bilden einen Wendepunkt für die Lebensmittelversorgung Ostindiens die Maßregeln, welche gegenüber der drohenden H. des Mißjahres 1873/74 in Bengalen ergriffen wurden. Für eine Bevölkerung von 15 Mill. Menschen mußten Lebensmittel herbeigeschafft werden. Es gelang der britischen Regierung, durch vortreffliche Einleitungen von Zufuhren, durch einen gut organisierten Kornhandel den Ausbruch einer wirklichen H. zu verhüten. Allerdings wiederholte sich bald die Gefahr viel dringender im südlichen Indien; Ende 1876 war im Dekhan unter 23 Mill. Einw. der Präsidentschaften Bombay und Madras, dann der Provinz Maissur nur ein Sechzehntel einer Durchschnittsernte erzielt worden. Die Verkehrsverhältnisse lagen zwar günstiger: statt genötigt zu sein, Getreide selbst einzuführen, konnte die Regierung dies dem Privathandel überlassen und hatte nur durch Arbeits- und Almosenverteilung einzugreifen; allein das Mißverhältnis zwischen Volkszahl und Lebensmittelvorrat war viel größer, die Sterblichkeit war bedeutend, und bis zum Ende der H. (Januar 1878) erlagen 1,300,000 Menschen den Entbehrungen. Die Verwaltungsmaßregeln, welche von der Famine Commission für Hebung des Verkehrs und der Bodenkultur eingeleitet wurden, dürften auch Ostindien bald vor der häufigen Wiederkehr eigentlicher H. bewahren. Persien verlor durch die H. von 1870—72, die sich über das ganze Land verbreitete, etwa 1½ Mill. Menschen, d. h. ein Viertel seiner Einwohner. Kopflosigkeit und Habgier der Behörden trugen wesentlich die Schuld an dieser Größe des Elends. In Kleinasien wurden 1873—75 die innern Provinzen Angora und das südlich daran anschließende Konia (Ikonion) schwer heimgesucht. In China war in den Nordprovinzen Schensi, Schansi und Honan mit ihren unzureichenden Verkehrswegen eine Bevölkerung von 56 Mill. infolge anhaltender Dürre und Mißernte seit 1877 einem fürchterlichen Notstand jahrelang preisgegeben. In ihrer Verzweiflung griffen die niedern Volksklassen zu unmenschlichen Mitteln, wie Kindermord und -Verkauf, plündernde Banden verwüsteten das Land. Man schätzte die Zahl der Opfer auf 4—6 Mill. Menschen. Vgl. besonders Roscher, Kornhandel und Teurungspolitik (3. Aufl., Stuttg. 1852); die Berichte der Indian Famine Commission, die »Minutes« von R. Temple; Digby, The famine campaign in Southern India 1876—1878 (Lond. 1878, 2 Bde.) und die Litteratur bei »Getreidehandel«.

Hungerstein (Pfannenstein), der in Salzsiedereien auf dem Boden der Abdampfpfannen festgebrannte Salzschlamm, besteht aus Gips mit Chlornatrium und schwefelsaurem Natron.

Hungertuch, die schwarze Altarbekleidung, welche in der Fastenzeit aufgelegt wird (s. Fastentuch); (sprichwörtlich) am H. nagen, nichts zu leben haben.

Hungertyphus, s. Typhus.

Hungerzähne, bei Schweinen die noch zu wechselnden Milchschneidezähne, welche zuweilen aus Irrtum als Ursache mangelhafter Freßlust angesehen werden.

Hungerzwetschen, Taschen, Narren, s. Exoascus.

Hüningen (Großhüningen, franz. Huningue), Stadt, ehemalige Festung und Kantonshauptort im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Mülhausen, am Rhein, einem Zweig des Rhein-Rhônekanals und an der Eisenbahn St. Ludwig-H. (mit fester Eisenbahnbrücke über den Rhein und Anschluß an die Badische Staatsbahn), hat eine kath. Kirche (Denkmäler der französischen Generale Abatucci u. Cherin), ein Amtsgericht, ein Nebenzollamt I, bedeutende Flößerei, eine chemische Fabrik, zwei Zigarrenfabriken, eine Lumpensortierungsanstalt, Färberei und Appreturanstalt, ein großes Petroleumlager der deutsch-amerikanischen Petroleumgesellschaft Brema zu Bremen und (1890) 2042 Einw., davon 472 Evangelische u. 57 Juden. Von der nach H. benannten, aber zur Gemeinde Blotzheim gehörigen berühmten Fischzuchtanstalt (1852 gegründet) wurden im Betriebsjahre 1894 versandt: 849,000 Lachseier, 760,000 Féraeier, 401,000 Forelleneier, 550,000 Zandereier ꝛc., im ganzen 3,167,000 Fischeier. Als Bestand blieben an Lachseiern rund 1 Million,

Digitized by Google

welche in der Anstalt ausgebrütet u. dann in den Rhein und seine Nebengewässer eingesetzt werden sollten. — An der Stelle von H. stand ursprünglich ein Pfarrdorf und dabei ein fester Turm zur Deckung der dortigen bequemen Rheinüberfahrt, beides unter der Obervogtei Basels. Nachdem das Dorf 1634 vom Herzog von Lauenburg den Kaiserlichen entrissen worden, kam es durch Kauf an Ludwig XIV. von Frankreich. Dieser ließ es als Bollwerk zugleich gegen die Schweiz und Deutschland durch Vauban 1679—81 befestigen, später daselbst eine Brücke über den Rhein schlagen und auf dem rechten Ufer beim jetzigen Dorf **Kleinhüningen** an der Mündung der Wiese einen Brückenkopf anlegen. Infolge der Friedensschlüsse von 1697, 1714 und 1735 mußten die Franzosen zwar letztern schleifen, doch stellten sie ihn immer wieder her. Am 2. Febr. 1799 ging die Brückenschanze durch Kapitulation an die Österreicher über, und 14. April 1814 mußte sich die bisher noch nicht eroberte Festung H. nach längerer Belagerung den Österreichern u. Bayern ergeben. Im Feldzug von 1815 nochmals von den Österreichern unter Erzherzog Johann belagert, kapitulierte die Festung abermals 26. Aug. 1815, worauf die Werke unbrauchbar gemacht wurden. Im zweiten Pariser Frieden ward ausbedungen, daß die Festung nicht wiederhergestellt werden dürfe. 1871 kam H. an das Deutsche Reich. Vgl. **Latruffe**, Huningue et Bâle devant les traités de 1815 (Par. 1863); **Tschamber**, Geschichte der Stadt und ehemaligen Festung H. (St. Ludwig 1894).

Hünkjâr (Hünkiâr, richtiger Chünkjâr, zusammengesetzt aus pers. Chudavendkjâr, »Oberherr«; die Ableitung von pers. chûn, »Blut, Bluträcher«, ist falsch), Titel des Sultans der Türkei, gleichbedeutend mit Kaiser. **Hunkjar-Skalessi** (Kaisertreppe), ein Ort an der asiatischen Seite des Bosporus, bekannt wegen des dort 26. Mai 1833 zwischen der Türkei und Rußland abgeschlossenen Defensivvertrages.

Hunnen, ein Volk mongolischer Rasse, wahrscheinlich mit den **Hunjo** identisch, welche schon um 2000 v. Chr. in der Geschichte des chinesischen Volkes auftreten. Nachdem die Chinesen die Mongolen bezwungen und sie zur friedlichen Ansiedelung gebracht hatten, zogen die kräftigern Stämme nach Westen. Ein Teil, die **weißen H.** (Euthaliten), ließ sich im Gebiet des Aralsees nieder und nahm hier feste Wohnsitze und staatliche Ordnungen an. Ein andrer Teil zog nach der untern Wolga und führte hier zunächst ein Nomadenleben. Durch nachrückende Völker gedrängt und verstärkt, stießen die H. auf die Alanen, besiegten diese und zwangen sie zur Heeresfolge. Nun überschritten sie den Don und erschienen an den Grenzen des gotischen Reiches. Zu den Schrecknissen, welche die Zahl und der rasche Siegeslauf der H. verbreiteten, gesellten sich noch das Staunen und der Abscheu, welchen die gellende Stimme, die ungeschlachte Gebärde und die abstoßende Häßlichkeit der H. einflößten. Sie unterschieden sich, nach den Schilderungen der alten Schriftsteller, von dem übrigen Menschengeschlecht durch ihre breiten Schultern, platten Nasen, ihre kleinen, schwarzen, tief in dem Kopf liegenden Augen und ihre Bartlosigkeit. Viehzucht, Jagd und Raub lieferten ihnen den Unterhalt. Ihre Kleidung bestand meist aus den Fellen der erlegten Tiere; als Nahrung dienten ihnen Stutenmilch und rohes Fleisch, welches sie unter dem Sattel mürbe zu reiten pflegten. Die Wohnung der Weiber und Kinder war der Wagen; die Männer waren fast unzertrennlich von ihren unschönen, aber raschen Pferden. Sie fochten nicht in geordneten Reihen, sondern umschwärmten die feindliche Schlachtordnung u. waren ebenso rasch im Angriff wie in scheinbarer Flucht. Ihre Waffen waren mit spitzen Knochen versehene Wurfgeschosse, Säbel und Schlingen, mit welchen sie den Feind geschickt vom Pferde zu reißen wußten. Der König der Goten, Hermanrich, gab sich, am Widerstand verzweifelnd, selbst den Tod (375). Sein Sohn Winithar wurde von den H. besiegt und getötet, worauf sich die Ostgoten unterwarfen. Auch die Westgoten mußten vor den H. weichen: einer ihrer Häuptlinge, Athanarich, zog sich 376 nach Siebenbürgen zurück; ein andrer, Fridigern, trat mit einem Teil des Volkes auf römisches Gebiet über. Die Macht der H. zersplitterte sich unter der Zwietracht unabhängiger Häuptlinge, und ihre Tapferkeit nutzte sich in Raubzügen ab, sowie sie aus Beutegier sich auch öfters unter die Fahnen von ihnen besiegter Feinde scharten. Ihre Hauptmasse hatte sich unter den von ihnen besiegten germanischen und sarmatischen Völkern niedergelassen und breitete sich im Norden des Kaspischen und Schwarzen Meeres von der Wolga bis zur Donau aus. Erst unter König Rugilas (bis 433) und seinen Neffen Attila und Bleda nahmen die H. wieder eine ihrer Macht entsprechende Stellung ein. **Attila** vereinigte 445 als Alleinherrscher die hunnische Macht in Einer Hand und ward der mächtigste aller Fürsten seiner Zeit. Das oströmische Reich wurde ihm tributpflichtig, das weströmische nur durch die Kraft und Klugheit der vereinten Römer und Westgoten in der Schlacht bei Catalaunum (451) vor einem gleichen Schicksal bewahrt. Nach Attilas Tode (453) stritten sich seine zahlreichen Söhne sowie die Häuptlinge der unterworfenen Stämme um die Oberherrschaft. In dem blutigen und entscheidenden Kampf an den Ufern des Flusses Netad in Pannonien (454) stritten Gepiden, Goten, Sueven, Heruler und Alanen gegen die asiatischen Eindringlinge und errangen ihre Selbständigkeit. Attilas ältester Sohn, **Ellak**, verlor in diesem Kampf Krone und Leben. Sein Bruder **Dengesich** behauptete sich noch mehrere Jahre an den Ufern des Donaustroms, doch auch er wurde in einer blutigen Schlacht von den Oströmern besiegt und bald darauf getötet (469). Den Rest des Volkes führte Attilas jüngster Sohn, **Irnak**, nach den Steppen der Wolga, wo er sich unter andern Nomadenstämmen verlor. Attilas Palast und das alte Dacien von den Karpathen an bis an das Schwarze Meer ward Sitz einer neuen, von dem Gepidenkönig Ardarich gegründeten Macht, und Pannonien von Wien bis Sirmium nahmen die Ostgoten in Besitz. So war kaum ein Menschenalter nach Attilas Tode das Hunnenreich verschwunden. Vgl. **Deguignes**, Histoire des Huns, des Turcs, etc. (Par. 1756—58, 3 Bde.); **Neumann**, Die Völker des südlichen Rußland (2. Aufl., Leipz. 1855); **Thierry**, Geschichte Attilas (deutsch, das. 1874).

Hunnenkamp, s. Hahnenkamm.

Hunnenschanzen, korrumpiert für Hünenringe, s. Befestigungswerke, prähistorische.

Hunnenschlacht, Bezeichnung der Schlacht bei Catalaunum, 451 n. Chr., s. Hunnen.

Hunnesrück, Remontedepot, s. Dassel.

Hunold (**Hunald**), Herzog von Aquitanien (seit 735), Eudos Sohn, führte 742 als Verbündeter Griphos Krieg mit den Karolingern Karlmann und Pippin, wurde aber 744 zur Unterwerfung gezwungen, worauf er die Regierung zu gunsten seines Sohnes Waifar niederlegte und, von Gewissensbissen wegen

Digitized by Google

der Blendung seines eignen Bruders Hatto gequält, in ein Kloster auf der Insel Ré ging. Nach dem Tode Pippins trat er als Rächer seines 768 ermordeten Sohnes wieder auf und stellte sich an die Spitze einer Empörung gegen Karl d. Gr., der ihn 771 besiegte. H. suchte Zuflucht bei seinem Neffen Lupus (Welf) von Baskonien, wurde aber von diesem ausgeliefert und endete in fränkischer Gefangenschaft, nach andern 774 als Flüchtling bei einem Volksaufstand in Pavia.

Hunold, Christian Friedrich, Schriftsteller, unter dem Pseudonym Menantes bekannt, geb. 1680 zu Wandersleben in Thüringen, gest. 1721 in Halle, studierte zu Jena Rechtswissenschaft, führte aber ein ziemlich ausschweifendes Leben, kam 1700 nach Hamburg, wo er eine Schreiberstelle bei einem Advokaten annahm u. sich nebenbei mit Schriftstellerei beschäftigte, und wurde später Dozent der Rechte in Halle. Sein erster Roman: »Die verliebte und galante Welt« (Hamb. 1700, 2 Bde.), fand ebenso wie seine Operndichtungen beifällige Aufnahme. Als Wernicke seinen satirischen Feldzug gegen den Lohensteinschen Stil eröffnet hatte, trat H. neben Postel als Verteidiger Lohensteins auf, und es entwickelte sich eine Polemik, die von beiden Seiten in gleich würdeloser Art geführt wurde (1704). Durch seinen »Satirischen Roman« (Hamb. 1705 u. 1732), worin H. die Chronique scandaleuse Hamburgs ans Licht zog, machte er sich so viele Feinde, daß er 1706 die Stadt verlassen mußte. 1708 wandte er sich nach Halle; von da ab ist in seinen Schriften nichts mehr von der frühern Sinnlichkeit und Schlüpfrigkeit zu bemerken. Vgl. (Wedel) »Geheime Nachrichten von Herrn Menantes' Leben und Schriften« (1722).

Hunse, Fluß in den Niederlanden, entsteht in den Mooren der Provinz Drenthe, auf der Höhe von Westdorp, fließt nordwestlich unter verschiedenen Namen, bildet auf der Grenze der Provinz das Südlaarder Meer, vereinigt sich bald nachher mit dem Schuitendiep, fließt an Groningen vorbei u. mündet als Reitdiep bei Zoutkamp in den Lauwerzee, einen Golf der Nordsee. Er ist schiffbar bis Gasselter-Nyeveen.

Hünshofen, s. Geilenkirchen.

Hunsrück (Hunsrücken, »hoher Rücken«), 1) ein zwischen Rhein, Mosel, Saar und Nahe in der Rheinprovinz und dem oldenburgischen Fürstentum Birkenfeld gelegenes Gebirge, durch den Rhein vom Taunus, durch die Mosel von der Eifel und durch die Nahe von dem Pfälzer Bergland geschieden, bildet ein breites, 600 m ansteigendes Plateau aus Thonschiefer, aus welchem bewaldete Quarzitbergrücken hervorragen, die alle in der Richtung von SW. nach NO. streichen und von sanfter geformten Schieferhöhen umgeben sind. Diese Bergrücken, welche an der Saar bei Mettlach, woselbst ein großer Tunnel für die Saarbahn, beginnen und sich mit Unterbrechungen bis zum Rhein unterhalb der Mündung der Nahe erstrecken, sind: der Hochwald, aus dem nordwestlich gelegenen Osburger Hochwald und dem südwestlich gelegenen Schwarzwalder Hochwald bestehend, im Errwald 691, im Erbeskopf (s. d.), dem höchsten Punkte des Hunsrücks wie des ganzen Rheinischen Schiefergebirges links vom Rhein, 816 m hoch. Die Fortsetzung nach NO. bildet der Idarwald zwischen der Birkenfeld-Morbacher Straße und dem Hahnenbach, auf den Zwei Steinen 765, im Idarkopf 745 m hoch, während den nordöstlichsten, mehr von der Hauptachse des Gebirges nach SO. abliegenden Teil der Soonwald (im Schanzerkopf 644 m hoch) mit dem Lützelsoon- und Binger Wald bildet. Alle diese Höhenzüge sind mit prächtigen Waldungen bedeckt, in denen die Laubhölzer überwiegen. Der nordöstliche Teil des Hunsrücks, vom Idarwald und Soonwald nach dem Rhein und der Mosel zu, trägt ausgesprochenen Plateaucharakter und steigt bei Maisborn bis zu 554 m empor. Vorzüglich steil sind die Thalränder an der Nahe, Mosel und dem Rhein, weniger an der Saar. Die steilen Thalhöhen an den Begrenzungsflüssen, besonders am Rhein, krönen mehrere Schlösser (Rheinstein, Stolzenfels) und Burgruinen, und sie bilden im Verein mit den gegenüberliegenden Thalwänden romantische Gebirgslandschaften, wie sie im Deutschen Reich kaum schöner gefunden werden. Während auf der Höhe des Hunsrücks der Ackerbau sehr beschränkt ist und nur noch Gerste und Hafer, aber auch guter Flachs gedeihen, sind die günstig gelegenen niedrigern Landschaften außerordentlich fruchtbar (Kreuznach), und vorzügliches Obst und vortreffliche Weine gedeihen in geschützten Lagen. Aus dem Mineralreich gibt es Eisenerze, Achate (Oberstein in Birkenfeld), namentlich aber Steinkohlen, die in mächtigen Lagern zwischen Ottweiler und Saarbrücken im äußersten Süden des bezeichneten Gebiets angetroffen werden (vgl. Saarbrückener Steinkohlengebirge). Zur Zeit der Römer führte vom Rhein her eine Straße über das Gebirge nach Trier. Gegenwärtig wird es auf allen Seiten von Eisenbahnlinien eingeschlossen. S. Karte »Rheinprovinz«. Vgl. Weyrauch, Führer über den H. (Neuwied 1891); »Hochwalds- und Hunsrückführer« (Vereinsschrift, 2. Aufl., Kreuzn. 1893). — 2) Gebirgsrücken, s. Sudeten.

Hunsrückschiefer, eine Folge dunkelfarbiger, zahlreiche Dachschieferlager einschließender Thonschiefer des Unterdevons, welche, den Taunusquarzit überlagernd, die einförmigen Plateaus des Hunsrücks und des Taunus zusammensetzen.

Hunstanton (spr. hönstänt'n), Dorf und Seebad in der engl. Grafschaft Norfolk, am Wash, gegenüber Boston, mit (1891) 1725 Einw. In der Nähe, beim Weiler Alt-H., H. Hall, Landsitz der Familie Le Strange (15. Jahrh.).

Hunt, im Bergwesen, s. Hund, S. 63.

Hunt (spr. hönnt), 1) James Henry Leigh, engl. Schriftsteller, geb. 19. Okt. 1784 in Southgate bei London, gest. 28. Aug. 1859 in Putney, ließ schon als Schüler der Christhospitalschule zu London »Juvenilia, or a collection of poems« (1801) drucken, arbeitete hierauf längere Zeit bei seinem Bruder, einem Attorney, und erhielt sodann eine Anstellung im Kriegsministerium, die er aber wieder aufgab, um sich vorzugsweise der Theaterkritik zu widmen. In dieser Zeit schrieb er vortreffliche Essays über Theater und dramatische Kunst in einer Zeitschrift seines Bruders John, von denen er 1807 unter dem Titel: »Critical essays on the performances of the London theatres« eine Auswahl in Buchform veröffentlichte. Schonungslos in Besprechung kirchlicher und politischer Verhältnisse und Personen, z. B. im Pamphlet »The folly and danger of methodism« (1809), wußte er den Radikalismus am geistreichsten in die Londoner Journalistik einzuführen, besonders in dem von ihm gemeinschaftlich mit John H. 1808 gegründeten und im radikal-whiggistischen Geist geschriebenen »Examiner«. Wegen eines Libells auf den Prinz-Regenten, nachherigen König Georg IV., wurde er zu zweijähriger Einkerkerung verurteilt, wofür er sich durch seinen »Report of an information, filed ex officio by the Attorney general with observations« rächte. Als Gefangener, der die Freiheit seiner Person durch keinen Verzicht auf

Digitized by Google

die Freiheit seiner Feder erkaufen wollte, gewann er die Freundschaft von Byron, Shelley, Moore und Lamb. Später wendete er sich ausschließlich der Poesie zu und begründete durch das echt romantische Gedicht »The story of Rimini« (1816) seinen Ruf als Dichter; es ist Dante und Chaucer nachgeahmt, Byron gewidmet (ins Deutsche übersetzt von K. v. Meerheimb, Leipz. 1878). 1821 luden ihn Byron und Shelley nach Italien ein und gaben durch ihn die freidenkerische Zeitschrift »The Liberal« heraus (1822—23), die indessen kein Glück machte; desto größeres Aufsehen erregte er später mit dem biographischen Buch »Lord Byron and some of his contemporaries« (1828). Nach Byrons Tod kehrte er nach London zurück, schrieb viele Essays für die eben in Mode gekommenen Reviews, besonders über London, Theater und Litteratur, gründete selbst manche Review, fand daneben noch Zeit für einen historischen Roman: »Sir Ralph Esher, or memoirs of a gentleman of the court of Charles II.« (1832, 3. Aufl. 1836), für ein Bändchen Betrachtungen: »Christianism« (1832), das ihm die Freundschaft Carlyles eintrug, für ernste und komische Gedichte und für ein fünfaktiges Drama: »A legend of Florence«, das 1840 mit Erfolg gespielt wurde. Besonders erwähnenswert sind zwei feine Bändchen kunstkritischer Art: »Imagination and fancy« (1844) und »Wit and humour« (1846). Trotz dieser mannigfachen Thätigkeit war er mit seiner Familie in steter Geldverlegenheit, so daß Dickens 1847 für ihn zwei Liebhabervorstellungen von Ben Jonsons »Every man in his humour« veranstaltete. Seine »Autobiography« (1850, 3 Bde.; 3. Aufl. von seinem Sohne Thornton fortgesetzt, 1860) hat Carlyle den besten Werken dieser Art gleichgestellt. Seinen letzten Jahren gehören an »The poems of Chaucer modernised« (1841 u. 1859), »The fourth estate«, eine Geschichte der englischen Presse (1852), »Beaumont and Fletcher«, eine Blütenlese aus ihren Dramen (1855), und »Notices of Wycherley, Congreve, Vanbrugh and Farquhar« (1855). In »The religion of the heart« (1853) legte er seine Ansichten über natürliche Religion dar; 1855 sammelte er seine Epen unter dem Titel »Stories in verse«. Die erste Sammelausgabe seiner »Poetical works« erschien noch bei seinen Lebzeiten in Amerika (Boston 1857, 2 Bde.); 1860 gab sein Sohn Thornton eine vollständigere (Lond., neugedruckt 1875), 1862 ließ er »The correspondence of L. H.« folgen (Lond., 2 Bde.), wozu Cowden Clark (»Recollections of writers«, 1878) noch viele Nachträge lieferte. Ausgewählte Gedichte und Essays gab Johnson heraus (1892, 2 Bde.). Sein Leben beschrieben C. Kent (Lond. 1891) und C. Monkhouse (das. 1893).

2) **William**, engl. Maler, geb. 28. März 1790 in London, gest. daselbst 10. Febr. 1864, trat 1808 in die Londoner Akademie, nachdem er bei J. Varley Unterricht genossen hatte, und stellte anfangs Ölgemälde, seit 1814 aber meist Aquarelle aus. 1827 wurde er Mitglied der Water-Colour Society. Seine Fruchtbarkeit war sehr groß. Oft sah man 20—30 Werke zugleich von ihm ausgestellt: Interieurs, Genrebilder, Stillleben, Porträte. Im Anfang seiner Laufbahn noch unsicher im Aquarell, entwickelte er sein Talent zu glänzender Höhe und wurde allen Gattungen, die er behandelte, mit großer Naturwahrheit gerecht.

3) **George Ward**, brit. Staatsmann, geb. 30. Juli 1825 in Buckhouse, gest. 29. Juli 1877 in Bad Homburg, studierte in Oxford, ward 1851 Barrister sowie, nachdem er sich verschiedene Male vergeblich um einen Parlamentssitz beworben hatte, 1857 Mitglied des Unterhauses für Northampton. Er schloß sich der konservativen Partei an, zeichnete sich durch Fleiß und Eifer aus und machte sich namentlich durch die Energie bemerklich, mit der er die agrarischen Interessen vertrat. Er wurde 1866 Sekretär des Schatzes unter Lord Derby und stieg im Februar 1868 zum Kanzler des Schatzamtes (Finanzminister) auf, legte dieses Amt aber beim Rücktritt des konservativen Kabinetts im Dezember d. J. nieder. Im Kabinett Disraeli übernahm er im Februar 1874 den Posten des ersten Lords der Admiralität, machte sich aber durch einen die energische Verfolgung des Sklavenhandels verhindernden Erlaß sehr unpopulär.

4) **William Holman**, engl. Maler, geb. 1827 in London, erhielt seine Ausbildung in der dortigen königlichen Akademie und trat mit seinen Bildern zuerst 1846 auf. Er gehört zu den sogen. Präraffaeliten der englischen Schule, welche den altertümlichen, strengen Stil der italienischen Maler des 15. Jahrh. zu beleben suchen. Sein Hauptbild in dieser Richtung ist: Christus als Licht der Welt, das bei seinem Erscheinen (1855) großes Aufsehen erregte und für 5000 Pfd. Sterl. verkauft wurde. Ihm folgte Christus im Tempel lehrend. Von geistig geringerer Bedeutung, aber zum Teil technisch vollendeter sind sein (schon 1851 entstandener) Valentin, der die Sylvia aus den Händen des Proteus befreit (nach Shakespeares »Zwei Edelleute von Verona«), das Erwachen des Gewissens (1855), der Sündenbock, der Schatten des Todes (1873, im Museum zu Manchester) und die Flucht nach Ägypten (im Museum zu Liverpool). Neben der Ölmalerei beschäftigt er sich viel mit dem Aquarell und malt in dieser Technik durch Lichteffekte hervorragende Ansichten aus dem südlichen Europa und aus dem Orient. Er lebt in Jerusalem.

5) **John**, engl. Geistlicher und Schriftsteller, geb. 1827 zu Perth in Schottland, absolvierte auf der dortigen Universität seine Studien, ging dann von der presbyterianischen Kirche zur englischen Staatskirche über und lebt jetzt als Pfarrer zu Otford bei Seven Oaks. Er veröffentlichte einen Band Übersetzungen von Luthers geistlichen Liedern (1847), Gedichte von Goethe, Schiller, Bürger (1861), einen »Essay on pantheism« (1866), welcher in Rom auf den Index gesetzt wurde, sowie eine Reihe von theologischen Schriften (»Religious thought in England«, 2. Aufl. 1884, 3 Bde.; »Contemporary essays«, 1873; »Pantheism and christianity«, 1884), beteiligte sich eifrig an der altkatholischen Bewegung und übertrug die Arbeiten von Döllinger, Reinkens und v. Schulte ins Englische. — Seine Gattin **Eliza Meadows Sheppard**, geb. 1845, nahm an diesen Bestrebungen thätigen Anteil und machte sich auch als Schriftstellerin einen Namen, so besonders durch den historischen Roman aus dem 3. Jahrh.: »The wards of Plotinus« (1881, 3 Bde.).

6) **Alfred William**, engl. Maler, geb. 1830 in Liverpool als Sohn eines Landschaftsmalers, von dem er den ersten Unterricht empfing. Nachdem er bereits auf der Universität Oxford studiert hatte, entschloß er sich im 25. Jahre zur Malerei. Seine meist den Küstengegenden Englands und Schottlands entlehnten Landschaften und Marinen sind von tiefem poetischen Gefühl, von großer, realistischer Auffassung und besonders meisterhaft in Luftperspektive, Wasser und Bäumen. Zu seinen besten Ölbildern gehören: Flut und Wind (1860), der streitige Grund und Boden

Digitized by Google

(1862), Morgennebel am Loch Maree (1870), Goring Lock an der Themse (1871), Mondaufgang über Bamborough (1872), meine Sommertage (1876), an der Küste von Yorkshire (1877); zu seinen besten Aquarellen: die Hochöfen von Durham, Loch Torridon, Streatley an der Themse, Bamborough von der Südseite, die Nußernte und das Getreidefeld in Northumberland. Er ist Vizepräsident der königlichen Gesellschaft der Aquarellisten.

Hunte, linker Nebenfluß der Weser, entspringt im preuß. Regbez. Osnabrück, auf den Lübbeckeschen Bergen, nördlich von Melle, fließt in nördlicher Richtung durch den Dümmersee, dann eine Strecke auf der Grenze zwischen Oldenburg und Hannover, wendet sich darauf nordwestlich ins Oldenburgische, später bei der Stadt Oldenburg nach NO. und mündet nach 188 km langem Lauf bei Elsfleth. Schiffbar ist sie auf der 24,5 km langen Strecke von Oldenburg ab. Die Korrektion des Flusses ist (1894) in der Ausführung begriffen. Durch den 45 km langen H.-Emskanal wird die H. mit der Leda und durch diese mit der Ems in Verbindung gesetzt. Dieser Kanal geht oberhalb Oldenburg aus der H., führt durch die großen an den Quellflüssen der Leda gelegenen Moore und trifft die Leda bei ihrer Entstehung aus dem Sagter und Barßeler Tief. Durch einen Seitenarm wird auch die Stadt Friesoythe mit dem Kanal in Verbindung gesetzt.

Hünten, Emil, Maler, geb. 19. Jan. 1827 in Paris, wo sein Vater, der Klavierkomponist François H. (geb. 1792 in Koblenz, gest. daselbst 1878), damals lebte, begann seine künstlerischen Studien bei H. Flandrin und bildete sich 1849 in Antwerpen bei Wappers und Dyckmans weiter aus. Nachdem er darauf bei der preußischen Artillerie zu Koblenz seine ersten Pferdestudien nach der Natur gemacht, ließ er sich 1854 in Düsseldorf nieder und wurde Schüler von W. Camphausen. Hier malte er sein erstes Bild: Kürassiere aus der Zeit Friedrichs II., zum Angriff über eine Brücke sprengend. Dem Feldzug in Schleswig-Holstein 1864 wohnte er zuerst bei der österreichischen Brigade und dann im Stabe des Kronprinzen von Preußen bei. Den Krieg von 1866 machte er als Landwehroffizier bei der Mainarmee mit, und während des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 besuchte er mehrmals die Lager und Schlachtfelder. Dadurch erhielten seine zahlreichen großen und kleinen Kriegsbilder eine außerordentliche Naturwahrheit; nicht minder zeichnen sie sich durch sorgsame Zeichnung und Durchführung und eine klare Färbung aus. Auf den Ausstellungen von Berlin 1872 und Wien 1873 erhielt H. eine Medaille, 1878 wurde er Mitglied der Berliner Akademie und 1879 Professor. Von seinen Gemälden sind hervorzuheben: Gefecht bei Katholisch-Hennersdorf (1855), Gefecht bei Reichenbach (1856, Galerie zu Hannover), Schlacht bei Zorndorf (1858), General v. Nostitz bei Oversee, die Erstürmung der Düppeler Schanzen Nr. 4 und 6, Blücher (Galerie in Kiel), Patrouillengefecht bei Thorstedt, Rekognoszierungsritt des Majors v. Unger vor Königgrätz (1868), der Kronprinz und die Garde bei Königgrätz, die hessische Division bei St.-Privat (im Besitz des Großherzogs von Hessen), Chasseurs d'Afrique bei Sedan, das 1. Garde-Dragonerregiment bei Mars-la-Tour, Szene aus der Schlacht bei Wörth (Nationalgalerie in Berlin), die Bremer bei Loigny, die Kaiserparade bei Lommersum (1885), die 11. Husaren bei Vionville (1891), die 11. Husaren in der Schlacht bei Ligny 16. Juni 1815 (1893) und Gefecht bei Tobitschau 1866 (1894). Als Illustrator hat sich H. durch seine Zeichnungen zur »Geschichte des Feldzugs der preußischen Mainarmee« (Bielef. 1867) und zu andern Werken bekannt gemacht. In der Feldherrenhalle des Berliner Zeughauses hat er ein Wandgemälde (Schlacht bei Königgrätz) ausgeführt.

Hunter (engl., spr. hönnter, »Jäger«), das englische Jagdpferd.

Hunter (spr. hönnter), Fluß in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, entspringt in der Liverpoolkette, nimmt den Goulburn auf und mündet, 480 km lang, bei Newcastle in den Großen Ozean. Er ist für Dampfer bis Morpeth, 48 km von seiner Mündung, schiffbar. Sein unteres Thal ist außerordentlich fruchtbar (die Kornkammer von Neusüdwales) und reich an ergiebigen Kohlengruben, wird aber häufig von Überschwemmungen heimgesucht.

Hunter (spr. hönnter), 1) William, Mediziner, geb. 23. Mai 1718 zu Long-Calderwood in der Grafschaft Lanark, gest. 30. März 1783, studierte seit 1740 in Edinburg und London, hielt hier seit 1746 medizinische Vorlesungen, bereiste Holland und Frankreich, ließ sich in London als Arzt nieder, widmete sich aber bald ausschließlich der Geburtshilfe und anatomischen Studien. Er ward 1768 zum Professor der Anatomie an der Akademie der schönen Künste ernannt und baute in Haymarket ein anatomisches Theater für seine Lehrvorträge mit einem Museum. H. schrieb: »Medical commentaries« (Lond. 1762, Supplement 1764; deutsch von Kühn, 1784—85, 2 Bde.) und das berühmte Prachtwerk »Anatomy of the human gravid uterus« (engl. u. lat., mit Kupfern, Birmingh. 1774, Lond. 1775; Text besonders, redigiert von Baillie, das. 1794; deutsch mit Anmerkungen von Froriep, Weim. 1802).

2) John, Mediziner, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 13. Febr. 1728 in Long-Calderwood, gest. 16. Okt. 1793, ward Tischler, begab sich aber 1748 zu seinem Bruder nach London, unterstützte diesen bei seinen Arbeiten, studierte in Oxford, ward 1756 Hilfschirurg am Georgshospital in London und machte als Stabschirurg die Expedition nach Belle-Isle und den Feldzug nach Portugal mit. 1768 wurde er dirigierender Wundarzt am Georgshospital, 1790 erster Generalchirurg der Armee und Generalinspektor der Militärhospitäler und 1792 Vizepräsident des neuerrichteten Tierarzneikollegiums in London. Durch H. erreichte die englische Chirurgie des 18. Jahrh. jene hohe Stufe der Ausbildung, welche sie bis heute bewahrt hat. Sein klassisches Werk über Entzündung und Wunden hat die Grundlage noch für viele der neuesten Forschungen auf diesem Gebiet abgegeben. Seine Sammlungen für Anatomie und Chirurgie wurden von der Regierung angekauft und dem königlichen Kollegium der Wundärzte überlassen. Er schrieb: »Natural history of the human teeth« (Lond. 1771—78, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1780, 2 Bde.); »On the venereal disease« (Lond. 1786; deutsch, Berl. 1848); »On the nature of the blood, inflammation and gunshot wounds« (Lond. 1794; deutsch, Berl. 1850); aus seinem Nachlaß erschienen »Essays and observations on natural history, anatomy, physiology, etc.« (Lond. 1861, 2 Bde.). Eine Gesamtausgabe seiner Werke gab Palmer heraus mit Biographie von Drewry Otley (Lond. 1835, 4 Bde.). 1864 wurde ihm von dem königlichen Kollegium der Wundärzte ein Marmorstandbild errichtet. Vgl. Adams, Memoirs of the life and doctrines of the late John H. (2. Aufl.,

Digitized by Google

Lond. 1818); Mather, Two great Scotsmen: the brothers William and John H. (das. 1894).

3) Sir William Wilson, engl. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 15. Juli 1840, studierte in Glasgow, Paris und Bonn, trat 1862 in den indischen Beamtendienst und erhielt 1866 bei dem Ausbruch der Hungersnot die Überwachung des öffentlichen Unterrichts in der Provinz Orissa übertragen. Als ein Ergebnis seiner dort gemachten Erfahrungen schrieb er die »Annals of rural Bengal« (5. Aufl. 1872) und »Comparative dictionary of the non-aryan languages of India and High-Asia« (1868). Für beide Werke erhielt er den öffentlichen Dank der Regierung. 1871 wurde er zum Generaldirektor des indischen Statistischen Büreaus ernannt; als solcher leitete er die Zensusaufnahme von 1872 und veröffentlichte die Resultate derselben 1876 in einem umfassenden Werk von 20 Bänden, wofür er 1878 als einer der ersten den neugegründeten Orden des Sterns von Indien empfing. Auf den Ergebnissen dieser Aufnahmen beruht sein wichtiges Werk »Imperial gazetteer of India« (1881, 9 Bde.; neue Bearbeitung 1885—87, 14 Bde.). Andre bedeutende Werke von H. sind: »Orissa: the vicissitudes of an Indian province under native and British rule« (1872, 2 Bde.); »Life of the Earl of Mayo« (2. Aufl. 1876, 2 Bde.; eine kürzere Biographie 1891); »Famine aspects of Bengal districts« (2. Aufl. 1874); »The Indian Mussulmans« (1871, 3. Aufl. 1876); »Statistical account of Assam« (1880, 2 Bde.); »England's work in India« (1881); »The Indian empire; its history, people and products« (1882, 3. Aufl. 1893); »Brief history of the Indian people« (20. Aufl. 1892); »Bombay 1885 to 1890« (1892).

Hunterinseln, Inselgruppe an der Nordwestspitze Tasmanias, bestehend aus den Inseln Robins, Three Hummock, Hunter u. a., zusammen 303 qkm; alle öde, unwirtlich und fast unbewohnt.

Huntingburg (spr. hönnt-), Stadt in der Grafschaft Dubois des nordamerikan. Staates Indiana, hat mehrere Fabriken und (1891) 3167 Einw.

Huntingdon (spr. hönntingd'n), 1) Hauptstadt von Huntingdonshire (England), an der Ouse, hat mehrere alte Kirchen, eine Lateinschule (in welcher der hier geborne Oliver Cromwell erzogen wurde), ein Krankenhaus, ein kleines Museum und (1891) 4346 Einw. Die Stadt hat Brauereien, Kornmühlen, Patentziegelbrennereien und lebhaften Handel. In der Nähe des Bahnhofs liegt Hinchingbrook, der schöne Landsitz des Earl von Sandwich (mit interessanten Porträten), H. gegenüber Godmanchester (2095 Einw.), das römische Durolipons. — 2) Hauptort der Grafschaft H. des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, am Juniatafluß in einer an Eisen, Blei, Kohle, Thon, Kalk und Holz reichen Gegend, hat eine Normalschule, Fabriken und (1890) 5729 Einw. Die Stadt liegt an der Stelle des »stehenden Steins«, wo die Indianer jahrhundertelang ihre Versammlungen abhielten.

Huntingdonshire (spr. hönningd'nschir), Grafschaft im mittlern England, umgeben von Northampton-, Cambridge- und Bedfordshire, hat einen Flächenraum von 948 qkm (17,2 QM.) mit (1891) 57,761 Einw. Der westliche Teil der Landschaft ist hügelig, der Nordosten Marschland mit verschiedenen Seen, darunter der Whittleseamere der bedeutendste. Die schiffbare Ouse durchfließt die Grafschaft im S., der Nen bespült sie an der Nordgrenze. Das Land ist fast durchaus fruchtbar, ein großer Teil (im S.) dient als Weide: 58,5 Proz. sind Ackerland, 33,3 Proz. bestehen aus Weideland, 1,8 Proz. aus Wald. An Vieh zählte man 1890: 11,004 Pferde, 31,951 Rinder, 118,208 Schafe und 20,997 Schweine. Von Mineralprodukten ist nur der sogen. Oxforder Thon, der im W. gewonnen wird, zu bemerken; sonst besitzt die Grafschaft weder Bergbau noch Fabriken, sondern treibt fast ausschließlich Ackerbau und Viehzucht. Hauptstadt ist Heutingdon.

Huntington (spr. hönningt'n), mehrere Orte in der nordamerikan. Union: 1) Stadt in der Grafschaft Cabell in Westvirginien, an der Mündung des Guyandotte in den Ohio, Bahnknotenpunkt, hat ein College, Normalschule, eine große Fabrik von Eisenbahnwagen und (1890) 10,108 Einw. — 2) Hauptstadt der gleichnam. Grafschaft in Indiana, am Little River, Bahnknotenpunkt, hat bedeutende Holzindustrie, großartige Kalkbrüche und (1890) 7328 Einw. — 3) Stadt in der Grafschaft Fairfield in Connecticut, hat Fabriken für Papier, Silberwaren und (1890) 4006 Einw. — 4) Ort in der Grafschaft Suffolk in New York, auf Long Island, durch Eisenbahn und Dampfschiffahrt mit New York verbunden, hat großartige Ziegeleien (30 Mill. Steine jährlich) in der Umgebung und (1890) 3028 Einw.

Huntington (spr. hönningt'n), Daniel, nordamerikan. Maler, geb. 14. Okt. 1816 in New York, wurde 1835 Schüler des Malers Morse, des Erfinders des elektromagnetischen Telegraphenapparats, und später des Malers Henry Inman. 1839 ging er nach Florenz, wo er mehrere Genrebilder, besonders humoristischen Inhalts, malte, z. B. der schlafende Zecher, der Wirtshauspolitiker. Dann begab er sich nach Rom und malte ein Bild aus der Zeit der ersten Christenverfolgung, kehrte auf kurze Zeit nach New York zurück, besuchte 1844 Rom zum zweitenmal und widmete sich von da an idealen religiösen Darstellungen, die sein Hauptfach wurden, und in denen er sich mit tiefem Gefühl und schlichter, einfacher Wahrheit bewegt. Dahin gehören: Christiana flieht mit ihren Kindern aus dem Thal des Todes, der Traum der Gnade, die Almosenspende, Frömmigkeit und Thorheit, die Samariterin am Brunnen und die Kommunion des Kranken. Außerdem hat er zahlreiche historische Genrebilder (Jane Grey im Tower, König Heinrich VIII. und Katharina Parr u. a.), Landschaften und Porträte gemalt. 1877 wurde er zum zweitenmal Präsident der Nationalakademie in New York.

Huntingtower (H. and Ruthvenfield, spr. hönntingtauer änd riwwenfild), Dorf in der schott. Grafschaft Perth, 4 km nordwestlich von Perth, mit (1891) 423 Einw. und altem Schloß (ursprünglich Ruthven genannt), wo 1582 ein Bund der protestantischen Edelleute unter Führung des Lords Ruthven, Grafen von Gowry, König Jakob VI. zur Entlassung der Günstlinge Lennox und Arran nötigte (raid of Ruthven).

Huntley (spr. hönntli), schottischer Adelstitel, s. Gordon, S. 762.

Huntly (spr. hönntli), Binnenstadt von Aberdeenshire (Schottland), im Strath Bogie, mit schöner Stadthalle, Scott's Hospital, einem Schloß des Herzogs von Richmond und Gordon und (1891) 3760 Einw. In der Nähe die Ruinen eines aus dem 13. Jahrhundert stammenden Schlosses (Huntly Castle).

Huntsville (spr. hönntswill), Hauptstadt der Grafschaft Madison des nordamerikan. Staates Alabama, auf einem Ausläufer der Cumberlandberge in prächtiger Lage, hat ein schönes Gerichtsgebäude, 2 höhere Schulen für Mädchen, rege Industrie in Baumwolle

Digitized by Google

und (1890) 7995 Einw. Früher war H. Hauptstadt von Alabama.

Hunyad (spr. hunjad), ungar. Komitat (Siebenbürgen), grenzt an die Komitate Krassó-Szörény, Arad, Torda-Aranyos, Unter-Weißenburg und Hermannstadt sowie an Rumänien und hat einen Flächenraum von 6932 qkm (125,9 QM.) mit (1890) 267,895 meist rumän. Einwohnern griechisch-orientalischen Glaubens. Das Land ist sehr gebirgig, besonders im S., den einzelne Zweige der Transsylvanischen Alpen: Paringul-, Vulkan-, Hátszeger Gebirge rc., erfüllen. In letzterm erhebt sich der 2477 m hohe Retyezat, in der Südostecke der 2061 m hohe Surian. Im N. breitet sich der südliche Teil des Siebenbürgischen Erzgebirges aus. Bewässert wird H. im N. von der Maros mit dem Strell und im S. vom Schyl. Das Klima ist im Gebirge rauh, dagegen im Marosthal mild. Produkte sind: Getreide, Mais, Früchte, Wein, viel Holz, Gold, Silber und Kupfer (Nagyág). Im Schylthal befinden sich große Braunkohlenflöze (Petroszény) und ergiebige Eisensteinbergwerke (Vajda-H. und Gyalár). Die Industrie ist daselbst bedeutend. Benannt ist das Komitat nach dem Bergschloß H. (s. Vajda-Hunyad). Sitz des Komitats ist Déva (s. d.).

Hunyadi, Johannes Corvinus (Hollósi), ungar. Kriegsheld, war der Sohn eines Walachen, Namens Woyk, von nicht vornehmer Herkunft, der von König Siegmund, in dessen Dienste er getreten, zum Ritter erhoben und 1409 mit dem Schloß Hunyad beschenkt worden war. Nach dieser Burg nannte sich H. und erhielt später den Zunamen Corvinus nach seinem Wappen. Nach Chalkokondylas, dem zeitgenössischen byzantinischen Chronisten, soll er seine Jugend an dem serbischen Fürstenhof verlebt und dann eine Stellung als Page König Siegmunds gefunden haben. 1438—39 kämpft er tapfer gegen die Türken und wurde zum Ban von Zewrin (Szörény) ernannt. Unter dem polnischen König Wladislaw, den die Ungarn nach Albrechts V. Tode sich erwählt hatten, schlug er 1441 die Türken unter Isak Bey bei Belgrad, im folgenden Jahre unter Mezid Bey bei Maros-Szent Imre und unter Schehabeddin Pascha in der Gegend des Eisernen Thores. 1443 drang er sogar bis zum Balkan vor. Nach der unglücklichen Schlacht bei Warna 1444, in welcher König Wladislaw, durch seinen Ehrgeiz verführt, der H. den Sieg allein nicht gönnte, fiel, wurde H. 1445 zu einem der sieben Reichshauptleute oder Verweser und 1446 einstimmig zum Gubernator des Reiches während der Minderjährigkeit des Königs Ladislaus Posthumus erwählt. Stets war sein ganzes Bestreben dahin gerichtet, die Türken aus Europa zu vertreiben; allein die Lauheit der europäischen Höfe und die Mißgunst der ungarischen Grafen, die in ihm den Emporkömmling haßten, vereitelten seine Bemühungen, und H., der den Kampf auf eigne Faust wagte, wurde 1448 in der mörderischen Schlacht auf dem Amselfeld oder der Kossower Heide in Serbien, welche vom 17.—19. Okt. währte, geschlagen und geriet in die Gefangenschaft des Fürsten von Serbien, der ihn erst nach zwei Monaten frei ließ. Als 1452 der erst 13jährige König den ungarischen Thron bestieg, legte H. sein Amt als Gubernator nieder, erhielt aber dasjenige eines Generalkapitäns in Abwesenheit des Königs und die Würde eines Erbgrafen von Bistritz. Als Sultan Mohammed II. 1454 nach Ablauf eines dreijährigen Waffenstillstandes gegen Serbien heranrückte, wich er bald vor H. wieder zurück, der jenes Unterfeldherrn Firuz Bey bei Kruschewatz schlug, und als zwei Jahre später der Großherr Belgrad belagerte, führte H. im Verein mit dem begeisterten Kreuzzugsprediger Johannes Capistran das Entsatzheer, an dessen Spitze er seinen glänzendsten Sieg erfocht, starb aber wenige Tage danach an der Pest (11. Aug. 1456). — Sein Sohn Ladislaus, seit 1451 Ban von Kroatien, wurde, weil er an der Spitze einer Verschwörung gegen Graf Ulrich von Cilli, den allgewaltigen Minister Ladislaus' Posthumus und Statthalter Ungarns, dessen Ermordung (9. Nov. 1456) zu Belgrad herbeiführte, um in Ungarn keinen Rivalen zu haben, 16. März 1457 in Ofen hingerichtet. Der zweite Sohn, Matthias H., gelangte 1458 als Matthias I. (s. d.) auf den ungarischen Thron. Vgl. Schmidt, Die Stammburg der Hunyade (Hermannst. 1865); Teleki, Das Zeitalter der H. (ungar., Pest 1852—56).

Hunyadi János-Bitterwasser (spr. jánosch), aus einer der Ofener Salzquellen (s. Budapest, S. 642), enthält in 1000 Teilen 19,662 schwefelsaures Natron, 18,449 schwefelsaure Magnesia, 1,322 schwefelsauren Kalk, 0,133 schwefelsaures Kali, 1,424 Chlornatrium, 0,731 kohlensaure Magnesia, 217,144 freie Kohlensäure. Es wird bei habitueller Verstopfung, Kongestionen nach dem Gehirn, der Lunge rc., bei Hämorrhoidalleiden, Fettsucht, harnsaurer Diathese rc. angewendet.

Hunziker, Otto, schweizer. Historiker und Pädagog, geb. 13. Aug. 1841 in Hottingen (Zürich), studierte Theologie in Zürich, war 1867—71 Pfarrer in Unterstraß bei Zürich, widmete sich darauf dem Schulwesen des Kantons Zürich in verschiedenen Ämtern, seit 1879 als Lehrer am Seminar zu Küßnacht, und wurde 1890 Professor an der Züricher Universität. Er schrieb: »Zur Regierung und Christenverfolgung des Kaisers Diocletianus und seiner Nachfolger« (Leipz. 1868); »Pestalozzi und Fellenberg« (Langensalza 1879); »Geschichte der schweizerischen Volksschule« (Zürich 1881—83, 3 Bde.; 2. Ausg. 1886); »Rousseau und Pestalozzi« (Basel 1885); »Bilder zur neuern Geschichte der schweizerischen Volksschule« (Zürich 1889). Seit 1880 redigiert er das »Schweizerische Schularchiv« und die »Pestalozziblätter« (Zürich).

Huongolf, Meerbusen an der Ostküste von Neuguinea im deutschen Kaiser Wilhelms-Land, dessen nördliche Einfahrt Kap Cretin (6° 47' südl. Br., 147° 50' östl. L. v. Gr.), dessen südliche Kap Longuevue (7° 22' südl. Br., 147° 24' östl. L. v. Gr.) bezeichnet, enthält zahlreiche Buchten, wie die Württemberg-, Baden-, Nassau-, Bayernbai und den Samoahafen an der Ostküste, der zahlreiche kleine Inseln vorgelagert sind, die Preußenreede in der Tiefe des Golfs, in welchen die Flüsse Markham und Adler münden, und den Hänischhafen an der Nordküste. Von den Vorgebirgen sind die Kaps Verdy, Moltke, Parsee, Steinmetz, Arkona, Stubbenkammer, Königstuhl, Gerhards und Schollenbruch bemerkenswert. Hinter der Nordküste erheben sich die 1000—1200 m hohen Rawlinsonberge, hinter der Westküste die 1000 m hohen Herzogberge, an deren Fuß der Herzogsee sich hinzieht. Die Uferlandschaften sind von Eingebornen schwach bewohnt.

Huontanne, s. Dacrydium.

Hüon von Bordeaux, s. Oberon.

Hupa, zu den Athabasken gehöriger Indianerstamm im nördlichen Kalifornien. In der Hoopah Valley Reservation leben (1890) 468 Seelen.

Hupei (Hupeh, »nördlich vom See«, nämlich vom Tungtingsee), Provinz im mittlern China, zwischen 29 u. 33° nördl. Br., begrenzt von Honan, Nganhwai, Kiangsi, Hunan, Setschuan und Schensi, 185,000 qkm

Digitized by Google

(3360 QM.) groß mit (1893) 30 Mill. Einw., bildet ein ungeheures Becken, das der Jantsekiang von W. nach O., sein durchaus schiffbarer Nebenfluß Han von N. nach S. durchströmt, und gehört zu den am besten bewässerten (auch durch Kanäle), fruchtbarsten und dichtest bevölkerten (162 auf 1 qkm) Provinzen des Reiches. Zwischen den zwei Flüssen, nahe der Einmündung des Hankiang, breiten sich viele Seen aus. Das Klima ist gemäßigt und gesund. Der Winter ist kurz und hat selten eine Temperatur unter Null; der Sommer ist dagegen lang und heiß (meist über 31°). Haupterzeugnisse sind Reis, Weizen, Rhabarber, Thee und Baumwolle. Von Mineralien finden sich Kohle, Eisen, Quecksilber, Zinn, Bergkristall u. a. Die Industrie erzeugt Baumwollgewebe, Papier, Eisen-, Stahl-, Zinn- und Kupferwaren. Der Handel mit Reis, Getreide und andern Bodenprodukten nach Peking ist sehr bedeutend. Hauptstadt ist Wutschang (s. d.); dieser gegenüber liegen die Städte Hanjang und Hankou (s. d.), letztere wie das weiter aufwärts am Jantsekiang liegende Itschang dem auswärtigen Handel geöffnet, unterhalb des letztern ebenfalls am Jantsekiang Kingtschou, am Hankiang Fantschong mit dem gegenüberliegenden Siangjang. Die Katholiken unter einem apostolischen Vikar mit Franziskanern wirken hier schon seit alter Zeit, in neuerer auch englische protestantische Missionare.

Hupfeld, Hermann, namhafter Orientalist, geb. 1796 in Marburg, gest. 24. April 1866 in Halle, studierte in seiner Vaterstadt Theologie und Philologie, ward 1819 Professor am Gymnasium zu Hanau, habilitierte sich 1824 in Halle, wurde 1825 zu Marburg außerordentlicher Professor der Theologie, 1827 ordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen und 1830 auch der Theologie. 1840 ward er an Gesenius' Stelle nach Halle berufen. Von seinen Werken sind anzuführen: »Exercitationes aethiopicae« (Leipz. 1825); »über Begriff und Methode der sogen. biblischen Einleitung« (Marb. 1844); die Untersuchungen: »De rei grammaticae apud Judaeos initiis antiquissimisque scriptoribus« (Halle 1846), »De antiquioribus apud Judaeos accentuum scriptoribus« (das. 1846—47, 2 Tle.), »De vera festorum apud Hebraeos ratione« (das. 1851—64, 4 Tle.); »Die Quellen der Genesis ꝛc.« (Berl. 1853); »Die Psalmen, übersetzt und erklärt« (Gotha 1855—62, 4 Bde.; 2. Aufl. von Riehm, 1867—71; 3. Aufl. von Nowack, 1888, 2 Bde.). Auch an den kirchlichen, politischen und akademischen Fragen der Zeit hat sich H. vielfach in Flugschriften beteiligt. Vgl. Riehm, Hermann H. (Halle 1867).

Hüpfender Punkt, s. Punctum saliens.

Hüpferling, s. Ruderfüßer.

Hüpfmaus, s. Springmaus.

Hueppe, Ferdinand, Hygieniker, geb. 24. Aug. 1852 in Heddesdorf in der Rheinprovinz, studierte in Berlin im Friedrich Wilhelms-Institut Medizin, wurde Militärarzt, Hilfsarbeiter im Reichsgesundheitsamt, ging dann als Dozent nach Wiesbaden und folgte 1890 einem Rufe als Professor der Hygiene nach Prag. H. arbeitete über Wasserversorgung (Keimfreiheit des Grundwassers), Körperpflege, Turnen, Sport, Desinfektion, namentlich aber widmete er sich mit großem Erfolg der bakteriologischen Forschung. Er zeigte, daß gewisse pathogene Bakterienarten parasitäre Anpassungsformen vielgestaltiger Mikroben sind, und daß die Infektionskraft der Bakterien aus ihrem Saprophytismus herzuleiten ist. Als Schutzmittel gegen die Infektion durch pathogene Bakterien fand er die Impfung mit artverwandten harmlosen Bakterien; auch zeigte er, daß die Oxydation des Ammoniaks zu Salpetersäure den nitrifizierenden Bakterien die Energie liefert, welche sie befähigt, Kohlensäure im Dunkeln zu assimilieren. Er schrieb: »Die Methoden der Bakterienforschung« (Wiesb. 1885, 5. Aufl. 1891; auch engl. u. franz.); »Die Formen der Bakterien« (das. 1886); »Über Beziehungen der Fäulnis zu den Infektionskrankheiten« (Berl. 1887); »Über den Kampf gegen die Infektionskrankheiten« (das. 1889); »Die Cholera in Hamburg 1892« (mit Else H., das. 1893).

Hura *L.* (Sandbüchsenbaum), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, große Bäume im tropischen Amerika und Westindien (2—3 Arten), mit langgestielten, länglich bis breit eiförmigen Blättern, ährigen, monözischen Blütenständen und großer, flach gedrückt kugeliger, gefurchter Kapsel. H. crepitans *L.* (gemeiner Sandbüchsenbaum), ein Baum in Westindien und dem tropischen Amerika, von 9—12 m Höhe, mit geradem Stamm, dessen mit Narben versehene Äste sich weit ausbreiten. Die großen Blätter sind tiefherzförmig-eirund, gleichförmig gesägt und bilden eine so dichte Laubkrone, daß der Baum häufig als Zier- und Schattenpflanze auch in den Tropen der Alten Welt kultiviert wird. Die Blüten sind unscheinbar; die Frucht, von der Größe einer Orange, öffnet sich bei der Reife mit einem starken Knall und schleudert die rundlichen, flach zusammengedrückten Samen weit weg. Die letztern, welche angenehm schmecken, wirken brechenerregend und, solange sie frisch sind, heftig und sehr gefährlich abführend. Man gewinnt aus ihnen auch ein abführend wirkendes Öl. Alle Teile der Pflanze enthalten einen giftigen Milchsaft. Aus den noch nicht ganz reifen Früchten macht man, nachdem man die Samen entfernt hat, Streusandbüchsen.

Hurd (spr. hörd), Richard, engl. Gelehrter, geb. 1720 zu Congreve in Staffordshire, gest. 28. Mai 1808 in Cambridge, studierte in Cambridge, trat 1744 in den geistlichen Stand, wurde 1775 Bischof von Lichfield und Coventry, 1781 von Worcester und 1783 Erzbischof von Canterbury. Seine Hauptschriften sind: »Horatii epistola ad Pisones with notes« (Lond. 1749, 3 Bde.; 5. Aufl. 1776; deutsche Übersetzung von Eschenburg, Leipz. 1772, 2 Bde.) und »Dialogues moral and political« (1758—64, 3 Bde.; 2. Aufl. 1765). Eine Sammlung seiner »Works« mit Biographie erschien 1811 in 8 Bänden. Vgl. Kilvert, Memoir of Bishop H. (Lond. 1860).

Hürde, s. Horde.

Hürdenrennen (engl. Hurdle race), Wettrennen, bei welchem einige leichte Hindernisse von Flechtwerk (Hürden) auf der Bahn aufgestellt sind und von den Reitern genommen, d. h. übersprungen werden müssen.

Hurdes (Tierra de H.), wüste, schluchtenreiche Gegend in der span. Provinz Caceres, am östlichen Fuße der Sierra de Gata. Die zerstreut lebende Bevölkerung ist arm, unwissend und roh und wohnt in höhlenartigen Steinhütten und Erdlöchern.

Hure (franz., Hüre), in der Kochkunst und in der Heraldik der Kopf des Wildschweins.

Hurepoix (spr. ür'pŭá), ehemalige franz. Landschaft, jetzt zum Depart. Seine-et-Oise gehörig, mit der Hauptstadt Dourdan.

Hurerei, s. Sittlichkeitsverbrechen.

Hurgronje, s. Snouck-Hurgronje.

Huri (richtiger Hûr, arab. Plur. von Haura), bei den Muslim Name der mit unvergänglichen Reizen

Digitized by Google

ausgestatteten himmlischen Jungfrauen, welche den Gläubigen den Aufenthalt im Paradies versüßen (Koran, Sure 55, 56—78).

Hurmanen, abgestumpft konische Kochsalzblöcke, die auf siebenbürgischen Salinen dargestellt werden.

Huron, 1) Stadt in der Grafschaft Beadle des nordamerikan. Staates Süddakota, am James (Dakota) River, Bahnknotenpunkt, mit (1890) 3038 Einw. — 2) Stadt in Michigan, s. Port Huron.

Huronen (Wyandot), nordamerikan. Indianervolk aus der Familie der Irokesen, welches ehemals zwischen dem Huronen- und dem Ontariosee wohnte und 1639 gegen 12,000 Seelen zählte. Von französischen Missionaren zum Teil zum Katholizismus bekehrt, wurden sie in den Kriegen mit den sogen. fünf Nationen (der westlichen Abteilung der Irokesen), bei denen sie die Ehrenbezeichnung »Väter« genossen, 1648—50 und später fast gänzlich vernichtet, so daß man ihre Zahl 1736 auf nur 300 angab. Gegenwärtig sind nur noch drei kleine zerstreute Gruppen vorhanden, eine in Jeune-Lorette bei Quebec, eine zweite in der Grafschaft Essex der Provinz Ontario und eine dritte von 288 Seelen in der Quapaw-Reservation des Indianerterritoriums. Den Namen H. erhielten sie von den Franzosen nach ihrer einem Schweinskopf (hure) ähnlichen Haartracht.

Huronensee (Lake Huron), einer der fünf sogen. kanadischen Seen in Nordamerika, zwischen der britischen Provinz Ontario und dem nordamerikanischen Staat Michigan und zwischen 43° 5′—46° 15′ nördl. Br. und 79° 30′—84° 50′ westl. L. v. Gr., 177 m ü. M., hat einen Umfang von 1875 km, bei einer größten Länge von 410, einer mittlern Breite von 150 km, einer durchschnittlichen Tiefe von 230, einer größten von 525 m, und bedeckt eine Fläche von 61,340 qkm (1114 QM.). Im NW. verbinden der wegen seiner Stromschnellen gefährliche St. Mary's River und die Straße von Mackinaw den H. mit dem Obern und dem Michigansee, im S. bildet der für Schoner fahrbare St. Clair River seinen Ausfluß in den 50 km breiten, aber wenig tiefen St. Clair-See, von dem der 52 km lange Detroit River in den Eriesee führt. Seine bemerkenswertesten Ufereinschnitte sind die Saginaw- und die Thunderbai an der Ostküste von Michigan und die Georgianbai an der kanadischen Küste, abgeschlossen durch die weit vorspringende Halbinsel Saugeen sowie die Inseln Groß-Manitoulin, Cockburn und Drumond, welche den North Channel abschließen. Vor der Einfahrt in den St. Mary's River liegt die Insel St. Joseph. Von den zahlreichen Flüssen, die der H. von allen Seiten empfängt, führt ihm im N. der French River die Wasser des Lake Nipissing, im O. der Severn die des Lake Simcoe zu. Die Nordufer sind ungemein rauh und ungastlich, an den andern, namentlich an der kanadischen Seite, haben sich aber zahlreiche Niederlassungen gebildet. Das Wasser des Sees ist sehr klar und rein (daher der Name Mer douce, den die französischen Jäger ihm gaben); auch ist er sehr fischreich. Jährlich entsteht in der Saginawbai, wenn das Eis stark genug ist, 15 km von Bay City eine Fischerniederlassung in beweglichen Holzhäusern mit 500 Bewohnern. Obschon der See einige gute Häfen hat, ist doch keiner von Bedeutung. Die Schiffahrt ist vom Mai bis Dezember offen.

Huronische Formation (nach dem Huronensee in Nordamerika, auch Formation der kristallinischen Schiefer, Urschieferformation), obere Abteilung der archäischen Formationsgruppe, besteht aus einer an 8000 m mächtigen, meist stark aufgerichteten und gefalteten Schichtenreihe von vorherrschenden Glimmerschiefern und Phylliten mit eingelagerten Amphiboliten und Quarziten (unter andern auch Diamant führendem Itakolumit), Gneisen, Talk- und Chloritschiefern. In der tiefern Region herrschen die Glimmerschiefer mit den genannten Einlagerungen, in einer obern Region die Phyllite (Thonglimmerschiefer) mit eingelagerten, Sericit führenden Gesteinen (Sericitschiefer, Sericitgneis ꝛc.), Kalkglimmerschiefern, Dachschiefern sowie Ottrelith- und Chiastolithschiefern. In beiden Abteilungen sind Graphitschiefer ziemlich häufig, ebenso körnige Kalke (Marmor) und Dolomite, auch Eisenerze (Eisenglimmerschiefer, Roteisenerz und Magneteisen). Konglomeratbänke, welche scharfumrandete Gerölle von Gneis, Granit, Quarzit und Marmor durch ein kristallinisches Bindemittel verkittet enthalten, sind mehrfach, z. B. im Erzgebirge, in der huronischen Formation beobachtet worden. Deutliche Organismen haben sich noch nicht gefunden. Von Eruptivgesteinen ist Granit, Syenit und Diorit zu erwähnen, die sowohl in Massiven, als lager- und gangförmig in die Sedimentgesteine eingedrungen sind. Die geographische Verbreitung der huronischen Formation schließt sich derjenigen der Laurentischen Formation (s. d.) an, ist aber nicht ganz so groß. In Europa seien die Alpen, das böhmisch-bayrische Grenzgebirge, das Fichtelgebirge, Erzgebirge, die schottischen und skandinavischen Gebirge, die Sierra Nevada in Spanien als Territorien typischer Entwickelung genannt; in Amerika ist die Formation namentlich in der Gegend des Huronensees, ferner in den Andes, in Venezuela und Brasilien verbreitet. Reich ist die Formation an technisch wichtigen Substanzen. Roteisensteine (obere Halbinsel von Michigan, nördliches Wisconsin, Elba ꝛc.), Magneteisen (Erzgebirge) und Kupfererze (Tennessee) sind in Lager- oder Stockform den Gesteinen eingeschaltet und bald an das Auftreten von körnigem Kalk, bald mehr an die Nähe von Eruptivgesteinen geknüpft, zu welch letztern auch die Zinnerze von Geyer u. Ehrenfriedersdorf im Erzgebirge ꝛc. in enger Beziehung stehen. Die reichen Silber-, Blei-, Kupfer-, Kobalt- und Wismutgänge des sächsischen Erzgebirges und von Kupferberg in Schlesien dürften ebenfalls der huronischen Formation angehören.

Hurra! (von mittelhochd. hurren, »sich schnell und stürmisch bewegen«, nach andern von dem türkischen Schlachtruf urah! »schlagt sie tot!«), ein Beifalls- oder Freudenruf, im Mittelalter Hetz-, Eil- und Jagdruf, tritt erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wieder auf. In den Befreiungskriegen 1813—15 übernahmen ihn die Preußen von den Russen, seitdem ist das H. als Schlachtruf für die Attacke der Reiterei und den Bajonettangriff reglementarisch geworden. Auch wird der deutsche Kaiser bei Paraden durch H. begrüßt (vgl. Feldgeschrei).

Hurrikan, indian. Wort, von welchem unser Orkan herstammen soll, heißt ursprünglich Huiranrucan und bezeichnet eine Art der Wirbelstürme von oft verheerendster Wirkung, welche von den Antillen aus über Westindien und einen Teil der südlich gelegenen Staaten von Nordamerika hinweggehen. Sie entstehen 8—10° nördlich vom Äquator, schreiten zuerst in nordwestlicher Richtung fort und biegen bei dem Überschreiten der Passatzone (25—30° nördl. Br.) unter einem fast rechten Winkel ein, worauf sie in nordöstlicher Richtung weitergehen und sich bis tief in den Atlantischen Ozean hin erstrecken, aber nicht bis

Digitized by Google

Europa gelangen (s. Wind). Die Hurrikane treten zwar zu allen Jahreszeiten auf, am häufigsten aber von Juli bis Oktober. Vgl. Reye, Die Wirbelstürme, Tornados und Wettersäulen (Hannov. 1880).

Hurst (spr. hörst), s. Ashton under Lyne.

Hurtādo, 1) (H. de Toledo) Luis, span. Dichter und Schriftsteller, geb. um 1530 in Toledo, gest. nach 1598, war längere Zeit Pfarrer an der Kirche San Vicente in Toledo. Von Werken, die unter seinem Namen gedruckt wurden, sind hervorzuheben: der berühmte Ritterroman »Palmeirim de Inglaterra« (Toledo 1547), mehrere Dramen, wie: »Tragedia Policiana« (das. 1548), »Comedia de Preteo y Tibaldo« (das. 1552) und »Egloga Silviana« (das. 1552); ferner: »Las córtes del casto amor« und »Las córtes de la muerte« (das. 1557; letztere auch in der »Biblioteca de autores españoles«, Bd. 35); endlich das Epos »Historia de San Joseph« (das. 1598). Doch ist er in Wahrheit nicht der Verfasser dieser sieben Werke. Der »Palmeirim« ist eine schlechte Übersetzung des portugiesischen Originals von Moraes (s. d.); die Tragödie ist von Sebastian Fernandez; die Komödien hinterließ unvollendet Pedro Alvarez de Ayllon; die »Córtes« haben Miguel de Carvajal zum Verfasser, und das Josephs-Epos ist von Meister Valdivielso. Thatsächlich dichtete H. einige Romanzen und Romanzenglossen, welche in fliegenden Blättern und in den Romanceros enthalten sind, und lieferte vielleicht eine Übersetzung von Ovids »Metamorphosen« (Toledo 1580, laut Salvá Nr. 1413 u. Gallardo Nr. 2560 u. 2561). Andres von ihm ist noch ungedruckt. Vgl. Michaëlis de Vasconcellos, Versuch über den »Palmeirim de Inglaterra« (Halle 1883).

2) (H. de Mendoza) Diego, Dichter, s. Mendoza.

Hurter, 1) Friedrich Emanuel von, österreich. Historiograph, geb. 19. März 1787 in Schaffhausen, gest. 27. Aug. 1865 in Graz, studierte in Göttingen Theologie, wurde 1824 Pfarrer und 1835 Antistes zu Schaffhausen. Seine »Geschichte des Papstes Innocenz III. und seiner Zeitgenossen« (Hamb. 1834–42, 4 Bde.) sowie sein vertrauter Verkehr mit den eifrigsten Ultramontanen, z. B. Görres und Jarke, bewirkten, daß seine Amtsbrüder in Schaffhausen von ihm eine Erklärung über seine Stellung zur reformierten Kirche verlangten. Infolge der daraus entstandenen, Aufsehen erregenden Streitigkeiten (vgl. seine Verteidigungsschrift »Der Antistes H. und seine sogen. Amtsbrüder«, Schaffh. 1840) legte er 1841 seine Stelle nieder, trat 21. Juni 1844 in Rom zur katholischen Kirche über und wurde 1846 als k. k. Hofrat und Historiograph nach Wien berufen. Politischer Umtriebe verdächtig, verlor er zwar 1848 diese Stelle, erhielt sie jedoch 1849 wieder übertragen und wurde noch in demselben Jahre in den Adelstand erhoben. Außer der oben erwähnten Schrift und den »Denkwürdigkeiten aus dem letzten Dezennium des 18. Jahrhunderts« (Schaffh. 1840) sind zu nennen: »Geburt und Wiedergeburt; Erinnerungen aus meinem Leben« (das. 1845, 3 Bde.; 4. Aufl. 1867, 2 Bde.); »Geschichte Ferdinands II. und seiner Eltern« (das. 1850–64, 11 Bde.), ein tendenziöses und durch ungenaue Benutzung der Quellen nicht ganz zuverlässiges Werk; »Philipp Lang, Kammerdiener Rudolfs II.« (das. 1851); »Zur Geschichte Wallensteins« (das. 1855) und »Wallensteins vier letzte Lebensjahre« (Wien 1862). Seine ultramontanen Tendenzen traten besonders in den von ihm noch als protestantischem Geistlichen verfaßten Schriften: »Ausflug nach Wien und Preßburg« (Schaffh. 1840, 2 Bde.) und »Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz« (das. 1840, Nachträge dazu 1843) hervor. Vgl. Schenkel, Die konfessionellen Zerwürfnisse in Schaffhausen (Basel 1844); H. v. Hurter, F. v. H. und seine Zeit (Graz 1877, 2 Bde.).

2) Hugo von, Sohn des vorigen, geb. 11. Jan. 1832 in Schaffhausen, studierte seit 1849 in Rom, trat 1857 in den Jesuitenorden und wurde 1858 Professor der Dogmatik in Innsbruck. Er veröffentlichte: »Patrum sanctorum opuscula selecta« (Innsbr. 1868 ff.); »Theologiae dogmaticae compendium« (Innsbr. 1876–78, 3 Bde.; 8. Aufl. 1888); »Nomenclator literarius recentioris theologiae catholicae« (das. 1871–86, 3 Bde.; 2. Aufl. 1892 ff.); »Medulla theologiae dogmaticae« (3 Aufl., das. 1888).

Hus, Johann, s. Huß.

Husaren (vom ungar. husz = 20 und ar Preis), vom ungarischen König Siegmund aufgestellte Reiterei, welche seit 1435 in der Weise ausgehoben wurde, daß je 20 (bisweilen aber auch mehr oder weniger) Unterthanssessionen (Haus nebst dazu gehörigem Intra- u. Extravillengrund) einen berittenen Kriegsmann für die Bataillone der Komitate und einzelner Bannerherren zu stellen hatten. Die in gleicher Weise gestellten Fußtruppen nannte man »Haiduken« (s. d.). Es kam darauf an, eine Truppe wilder, kühner Reiter, eine leichte Reiterei zu schaffen; mit dieser Bedeutung ging der Name H. nach und nach in alle Armeen über. Ihre Kühnheit verschaffte den H. bald hohes Ansehen, so daß sich die ungarischen Magnaten zu den Führerstellen drängten. Ihre Nationaltracht, der reichbeschnürte, farbenprächtige Rock, gab den H. (seit Mitte des 16. Jahrh.) die noch heute gebräuchliche Uniform. Die Regimenter wurden nur für die Dauer des jeweiligen Krieges formiert; erst 1688 ging aus dem 1685 aufgestellten Husarenkorps das jetzt noch bestehende österreichische Husarenregiment Nr. 9, Fürst Liechtenstein, hervor. Die Kroaten unter Isolani (Schiller, »Wallensteins Lager«) hatten die Husarentracht angenommen, thaten sich aber durch Raub- u. Mordlust derart hervor, daß sie gemieden wurden und als Truppe eingingen. Nur in Frankreich lebte ihr Name bis Ende vorigen Jahrhunderts im Regiment Royal-Croates fort. In Polen (unter Stephan Báthori, 1579–99) waren die H. schwere Reiterei, aus der Blüte des Adels bestehend. Jeder derselben, ganz gepanzert, hatte vier leicht gepanzerte Diener, die Pacholeks (s. d.), hinter sich. Ähnlich in Rußland, wo sie, unter dem Namen Gussary, erst Anfang des 18. Jahrh. den Panzer ablegten. In Preußen wurden 1721 die ersten H. formiert, 1730 die nächsten in der Provinz Brandenburg, bei denen Zieten Rittmeister wurde. Friedrich d. Gr. vermehrte sie und schuf das durch Zieten und Seydlitz so berühmt gewordene Husarenkorps (zehn Regimenter), ein Muster leichter Kavallerie für alle Zeiten. Außer den heutigen Farben des Dolmans waren bei ihnen auch Weiß und Gelb vertreten. Außer dem Dolman (s. d.) wurde noch ein Pelz, von Offizieren als Auszeichnung auch Tigerpelze getragen (Zieten erhielt einen solchen, mit goldenen Sternen, Sonnen und Monden überiäet, für den berühmten Husarenritt im Mai 1745 nach Jägerndorf vom König geschenkt). 1853 trat an ihre Stelle der jetzige Attila (s. d.). Die H. trugen alle die Haidukenmütze, die Flügelkappe (s. d.), und stets enge, mit Schoitasch besetzte Beinkleider und Wadenstiefel. Ehemals führten sie Lanze und Streithammer, seit Mitte des 17. Jahrh. Säbel und Karabiner, heute in Deutsch-

land Kavalleriedegen M/89, Karabiner und Lanze. Die deutschen H. tragen Attilas von verschiedener Farbe mit gelben und weißen Schnüren, Pelzmütze mit Kolpak, Fangschnüren und Haarbusch, Säbeltasche und Schärpe; Leibgarde-, Zieten-H. Nr. 3, die Husarenregimenter 12, 15 und 16 auch Pelze. H. zählen überall zur leichten Kavallerie. Deutschland hat 20, Österreich 16, Frankreich 13, Rußland 2 (Garde-), die Niederlande 4, Spanien 2 Husarenregimenter. Vgl. Graf zur Lippe, Husarenbuch (Potsd. 1863); v. Bredow, Das Husarenbuch. Geschichte der preußischen H. (Köln 1895) und die Tafel »Reiterei«.

Husarenaffe, s. Meerkatze.

Husarendolman, s. Dolman und Baranken.

Husarenmütze, Kopfbedeckung der Husaren, besteht aus einem Rohrgestell mit Seehundsfell, bei Offizieren mit Otterfell überzogen, und mit dem Kolpak versehen. Zur Befestigung dienen Schuppenketten. An der Vorderseite der H. wird der Namenszug oder der Gardestern, bei den 1. und 2. Leibhusaren und den braunschweigischen Husaren der Totenkopf sowie das Devisenband oder Landwehrkreuz getragen. Der Totenkopf ist ursprünglich das Wahrzeichen, daß die Träger Pardon weder geben noch nehmen.

Husarka, soviel wie Attila (s. d.).

Husch (rumän. Husi), Hauptstadt des Kreises Falciu in Rumänien (Moldau), rechts am Pruth, an der Staatsbahnlinie H.-Crasna, Sitz eines griechischen Bischofs, mit einer Kathedrale, 6 Kirchen, bischöflichem Seminar, starkem Tabaksbau, Weinbau und (1889) 12,660 Einw. — H. wurde im 15. Jahrh. von flüchtigen Hussiten gegründet. Hier 23. Juli 1711 Friede (Friede am Pruth) zwischen Russen und Türken, durch welchen gegen Zurückgabe von Asow und die Schleifung der Festungswerke von Taganrog die eingeschlossene Armee Peters d. Gr. freien Abzug erhielt.

Huschke, Philipp Eduard, Rechtsgelehrter, geb. 26. Juni 1801 in Münden, gest. 8. Febr. 1886 in Breslau, studierte seit 1817 in Göttingen die Rechte und wurde 1822 Privatdozent daselbst, 1824 als ordentlicher Professor der Rechte nach Rostock und von da 1827 in gleicher Eigenschaft nach Breslau berufen, wo er trotz mehrerer ehrenvoller Rufe blieb und 1838 Senior und Ordinarius des Spruchkollegiums ward. Außer kleinern juristischen, theologischen und philologischen Abhandlungen schrieb er: »Studien des römischen Rechts« (Bresl. 1830, Bd. 1); »Die Verfassung des Königs Servius Tullius« (Heidelb. 1838); »Über den zur Zeit der Geburt Jesu Christi gehaltenen Zensus« (Bresl. 1840); »Über das Recht des Nexum und das alte römische Schuldrecht« (Leipz. 1846); »Über den Zensus und die Steuerverfassung der frühern römischen Kaiserzeit« (Berl. 1847); »Gaius, Beiträge zur Kritik und zum Verständnis seiner Institutionen« (Leipz. 1855); »Die oskischen und sabellischen Sprachdenkmäler« (Elberf. 1856); »Die iguvischen Tafeln nebst den kleinern umbrischen Inschriften« (Leipz. 1859); »Jurisprudentiae antejustinianeae quae supersunt« (das. 1861, 5. Ausg. 1886); »Das alte römische Jahr und seine Tage« (Bresl. 1869); »Die Multa und das Sacramentum« (Leipz. 1874); »Das Recht der Publicianischen Klage« (Stuttg. 1874); »Zur Pandektenkritik« (Leipz. 1875); »Die neue Oskische Bleitafel« (das. 1880); »Die jüngst aufgefundenen Bruchstücke aus Schriften römischer Juristen« (das. 1880); »Die Lehre des römischen Rechts vom Darlehn« (Stuttg. 1882). Auch gab er Unterholzners »Quellenmäßige Zusammenstellung der Lehre des römischen Rechts von den Schuldverhältnissen« nach des Verfassers Tode (Leipz. 1840, 2 Bde.) heraus. Als Wortführer der preußischen Altlutheraner hat er sich in seinen Beiträgen zur »Evangelischen Kirchenzeitung« und in dem von Scheibel herausgegebenen »Theologischen Votum eines Juristen über die preußische Agende« (Nürnb. 1832) bethätigt. 1841 wurde er Direktor des Oberkirchenkollegiums der 1845 vom Staat anerkannten evangelisch-lutherischen Kirche, für deren Verfassungsgrundsätze er in der apologetischen Schrift »Die streitigen Lehren von der Kirche, dem Kirchenamt, dem Kirchenregiment und den Kirchenordnungen erörtert« (Leipz. 1863) in die Schranken trat.

Husein, zweiter Sohn des Chalifen Ali und der Fatime, der Tochter Mohammeds, wurde nach seines Bruders Hasan Tode (669) von den Schiiten als rechtmäßiger Nachfolger des Propheten angesehen und versuchte nach Muawias Tode (680) gegen dessen Nachfolger Jezid I. seine Rechte geltend zu machen, indem er mit wenigen Getreuen von Mekka nach dem Irak zog; doch fand er hier gar keinen Anhang und wurde von Jezids Truppen 10. Okt. 680 bei Kerbela in der Nähe des Euphrat erschlagen. Die Stätte von Huseins Märtyrertum (Meschhed H.) wurde später ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Schiiten mit einer glänzenden Moschee (s. Kerbela). Das Datum seines Todes (10. Moharram) ist heute noch in Persien ein Tag nationaler Trauer, der durch theatralische Darstellung seines unglücklichen Endes begangen wird.

Husein Pascha, letzter Dei von Algerien, geb. 1773 in Smyrna, gest. 1838 zu Alessandria in Piemont, diente in der türkischen Miliz und wurde 1818 zum Dei erhoben. Ungeduldig und ärgerlich über die Nichtbeachtung seiner Geldforderungen an Frankreich und die hochmütige Antwort des französischen Konsuls Deval, schlug er denselben 1827 mit seinem Fliegenwedel, und da er jede Genugthuung hierfür verweigerte, aber auch keine Verteidigungsmaßregeln traf, wurde er 5. Juli 1830 von den Franzosen, die 15. Juni bei Algier gelandet waren, zur Kapitulation gezwungen und seiner Herrschaft beraubt.

Husemann, Theodor, Pharmakolog, geb. 13. Jan. 1833 in Detmold, studierte seit 1850 Medizin in Göttingen, Würzburg, Berlin und Prag, war seit 1855 als Arzt im Fürstentum Lippe thätig, habilitierte sich 1865 als Privatdozent der Pharmakologie und Toxikologie in Göttingen und wurde 1873 daselbst zum Professor ernannt. 1881—83 war er Mitglied der deutschen Pharmakopöekommission. H. schrieb: »Handbuch der gesamten Arzneimittellehre« (Berl. 1873—1875, 2 Bde.; 3. Aufl. in 1 Bd., 1892) und mit seinem Vetter August H. (geb. 5. Sept. 1833, gest. 27. Juli 1877 als Professor an der Kantonschule in Chur) das »Handbuch der Toxikologie« (Berl. 1862; Supplement von Th. H., 1867) und »Die Pflanzenstoffe« (das. 1871; 2. Aufl. mit Hilger, 1883—84, 2 Bde.). In Maschkas »Handbuch der gerichtlichen Medizin« (Bd. 2, Tübing. 1882) und in Penzoldt-Stintzings »Handbuch der speziellen Therapie« (Bd. 2, Jena 1895) bearbeitete Theodor H. größere Abschnitte über organische Gifte.

Hüser, Hans Heinrich Gustav von, preuß. General, geb. 1782 in Berlin, gest. daselbst 28. März 1857, trat 1798 in die Armee, gehörte 1810—12 als Lehrer am Kadettenkorps zu Berlin zum Kreis der Patrioten, war 1813 Gneisenaus Adjutant, wurde aber schon bei Bautzen schwer verwundet, ward 1839 Kommandeur der 16. Division, 1844 Gouverneur von

Digitized by Google

Mainz und ward 1849 als General der Infanterie zur Disposition gestellt. Vgl. »Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals v. H.« (Berl. 1877).

Husi, Stadt, s. Husch.

Husiatyn, Marktflecken in Galizien, am Zbrucz, durch welchen es von der russischen Stadt Gusjatin getrennt ist, an der Staatsbahnlinie Stryj-H., Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, Eierhandel und (1890) 6291 vorwiegend polnisch-jüdische Einwohner.

Husinetz, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Prachatitz, mit Wirkwaren-, Hut- und Kappenfabrik, Kunstmühle und (1890) 1695 tschech. Einwohnern. H. ist Geburtsort von J. Huß.

Hüsing, dünne, aus drei geteerten Garnen hergestellte Leine zum Kleiden (Bewickeln) von Tauwerk auf Schiffen.

Huskisson (spr. höskiss'n), William, brit. Staatsmann, geb. 11. März 1770 zu Birch-Moreton in der Grafschaft Warwick, gest. 15. Sept. 1830, wurde in London und seit 1783 in Paris erzogen, nahm an der Erstürmung der Bastille teil und machte sich auch in den Klubs als Redner bemerklich, ohne indes, wie man ihn fälschlich beschuldigt hat, zu den Jakobinern zu gehören. 1792 kehrte er als Privatsekretär des britischen Gesandten Lord Gower nach London zurück und erhielt eine Anstellung im Emigrantenbüreau; 1795 wurde er Unterstaatssekretär im Kriegsministerium und 1796 auch ins Parlament gewählt, trat aber 1801 bald nach Pitts Entlassung von seinem Amt zurück, verlor bei der Auflösung des Parlaments 1802 auch seinen Sitz im Unterhaus und wurde erst im Februar 1804 wiedergewählt. Vom März 1804 bis zum Januar 1806 war er unter Pitt und 1807—1809 unter dem Herzog von Portland Sekretär des Schatzes. Als Canning 1809 aus dem Ministerium ausschied, trat auch H. zurück, nahm aber 1814 das Generaldirektorium der Forsten und die Mitgliedschaft des Geheimen Rates an. 1823 wurde er Präsident des Handelsamtes, 1827 nach Cannings Tode Staatssekretär für die Kolonien. Das gleiche Amt behielt er auch unter Wellington, entzweite sich aber im Mai 1828 mit diesem und nahm seine Entlassung. Seinem Beispiel folgten bald die übrigen liberalern Mitglieder des Kabinetts. H. ist der Begründer der neuern Handelspolitik Englands und gewährte allen Ländern Anteil an dem Handel mit den früher auf den Verkehr mit dem Mutterland beschränkten Kolonien, wie er auch einige Einfuhrzölle beseitigte und die Bestimmungen der Navigationsakte milderte. Bei der Eröffnung der Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester verunglückte er und starb noch an demselben Tage. Die Stadt Liverpool hat ihm ein Denkmal errichtet. Eine Auswahl seiner Reden, mit Biographie, erschien in 3 Bänden (Lond. 1831).

Husqvarna, Fabrikort im schwed. Län Jönköping, an der Husqvarnaå (mit schönem Wasserfall), hat Gewehr- und Nähmaschinenfabriken.

Huß (richtiger Hus, »Gans«), Johann, böhm. Reformator, geb. 1369 in Husinetz, gest. 6. Juli 1415, war der Sohn von Bauern slawischer Abstammung. Er studierte in Prag, nahm die Weihen, wurde 1393 Bakkalaureus der freien Künste, 1394 der Theologie und im Januar 1396 Magister an der Artistenfakultät. 1398 begann er Vorlesungen an der Universität zu halten und wurde 1402 zum Predigeramt an der bei den Tschechen in besonderm Ansehen stehenden Bethlehemskapelle der Altstadt Prag berufen. Über die innere geistige Entwickelung des hochbegabten Mannes ist man leider nur sehr ungenügend unterrichtet. Jedenfalls brachten die Schriften Wiclifs, die er jedoch kaum vor 1402 genauer kennen lernte, eine Umwandlung in ihm hervor, zu welcher auch Lehrer der Prager Universität, wie Magister Niklas von Leitomischl, Stephan Palec und vor allen Magister Stanislaus von Znaim, den Grund gelegt haben mochten. Als 1403 die Ausbreitung Wiclifscher Lehren jedem Magister bei seinem Universitätseid verboten ward, hatte sich H. bereits durch seine Predigten in der Bethlehemskapelle nicht nur bei der großen Masse des Volkes, sondern auch bei dem König und bei dem klugen, aber in die wissenschaftlich-theologischen Fragen nicht eingeweihten Erzbischof Sbynko Ansehen verschafft. Am Hofe erhielt er die Stelle eines Beichtvaters bei der Königin, während der Erzbischof 1405 ihm das wichtige Amt eines Predigers bei den Diözesansynoden erteilte. Vom Erzbischof mit der Untersuchung über die durch die Reliquie des Blutes Christi zu Wilsnack angeblich bewirkten Heilungen betraut, erreichte H., daß 1405 die Wallfahrt an den Gnadenort verboten wurde. Kaum zu bestimmen ist der Anteil, welchen H. an dem Vorgehen des Königs gegen die nichtböhmischen Nationen genommen hat, infolgedessen 1409 die sämtlichen nicht zur böhmischen Nation gehörenden Magister und Studenten von Prag nach Leipzig übersiedelten. Er selbst hat später die Urheberschaft dieser Maßregel für sich beansprucht. Inzwischen hatte schon der Erzbischof Sbynko mit H. und seinen Genossen gebrochen und sich mit der von H. in Predigten und Büchern angegriffenen Geistlichkeit verbündet, welche sich in ihren Rechten, Privilegien und Einkünften bedroht sah, während der Adel den Anschauungen der neuen Lehren immer mehr Sympathien entgegenbrachte. Aber auch an der Universität war nach dem Abzug der Deutschen der Bruch zwischen den ältern und jüngern Magistern nicht mehr aufzuhalten. Schon 20. Dez. 1409 gab Alexander V. dem Erzbischof Sbynko Vollmacht, die Verbreitung Wiclifscher Lehrsätze bei Strafe der Exkommunikation und das Predigen außer in den Kollegiat-, Pfarr- und Klosterkirchen an jedem andern Ort zu verbieten. Die schärfste Reaktion begann nun, und 18. Juli 1410 ward H. von Sbynko exkommuniziert und in Rom der Prozeß gegen ihn eingeleitet. Aber der Mut und die Ausdauer, mit welchen er sodann seine Sache fortsetzte, auch als Prag selbst 1411 vom Erzbischof mit dem Interdikt belegt wurde und Alexanders V. Nachfolger Johann XXIII. die große Exkommunikation über H., der gegen den päpstlichen Ablaßprediger aufgetreten war, verhängte, zeigten klar, daß die Kirche es hier mit einer in die Tiefen der Bevölkerung gedrungenen Bewegung zu thun hatte. Auf König Wenzels eignen Wunsch entfernte sich H. 1412 von Prag und lebte seitdem auf den Schlössern des Landadels, wo er eine Reihe von Briefen und Traktaten schrieb, welche seiner Lehre einen zusammenhängenderen und systematischern Ausdruck gaben, als bisher der Fall gewesen. 1413 verfaßte er sein Werk »De Ecclesia«, woraus später das Anklagematerial in Konstanz wider ihn entnommen wurde. In einer Schrift gegen Stephan Palec, seinen frühern Freund und Genossen, stellte sich H. bereits vollständig auf den Standpunkt der Schrift als Quelle des Glaubens. Doch war von H. selbst noch an ein Konzil in seiner eignen Prozeßsache appelliert worden, und die konziliare Autorität in der Kirche leugnete er nicht. Er ging überhaupt viel weiter mit der Kirche als vor ihm Wiclif; von

Digitized by

der Wandlungslehre, der Anrufung der Heiligen u. a. ist er nie zurückgetreten, und zu gewissen Konsequenzen des von ihm erfaßten Prinzips gelangte er überhaupt erst im Kampf mit den Vätern des Konzils.

König Siegmund war nämlich auf den Gedanken geraten, H. zur Reise nach Konstanz zum Zweck einer Aussöhnung mit der Kirche und zur Beilegung der in Böhmen bestehenden Wirren zu bestimmen. Nach manchen Zweifeln und trotz mancher Warnungen nahm H. 1. Sept. 1414 die Einladung zum Konzil an und erhielt vom König einen vom 18. Okt. datierten polizeilichen Geleitsbrief, genau in derselben Form, wie solche auch andern zum Konzil reisenden Personen ausgestellt wurden. H. äußerte nicht geringes Erstaunen, als er in allen Städten Deutschlands, durch die er auf seiner Reise nach Konstanz kam, von weltlichen und geistlichen Obrigkeiten aufs ehrenvollste behandelt wurde. Für die Verurteilung des H. auf dem Konzil selbst aber war der Umstand entscheidend, daß die für die Glaubenssachen eingesetzte Kommission die feierliche dogmatische Verwerfung der Wiclifschen Lehren schon 4. Mai 1415 in der achten Sitzung des Konzils bewirkt hatte und dadurch der freien Verteidigung H.' bei dem ersten und zweiten Verhör (5. und 7. Juni 1415) in jeder Weise durch vorhergegangene synodale Entscheidungen präjudiziert war. Fast gleichzeitig mit H. waren seine bittersten Feinde und Ankläger, unter ihnen Stephan Palec, aus Böhmen in Konstanz angekommen und suchten die Kardinäle noch vor der Ankunft König Siegmunds zur Wiederaufnahme des kirchlichen Prozeßverfahrens gegen H. zu bestimmen. Unter dem Vorwande, einen von H. beabsichtigten Fluchtversuch zu verhindern, ließen ihn Papst und Kardinäle 28. Nov. 1414 verhaften, und nach der Ankunft Siegmunds traten bald politische, bald kanonische Hindernisse einer versuchten Vermittelung seitens des Königs entgegen. In der Nacht des Palmsonntags 1415 ließ der Bischof von Konstanz H. in sein Schloß Gottlieben zu strengerer Haft bringen. Proteste der Geleitsmänner und eine Erklärung vieler böhmischer Herren blieben vollständig erfolglos. König Siegmund und die einer freiern Anschauung huldigenden Väter des Konzils, wie d'Ailly, begnügten sich, dem böhmischen Magister auf jede Weise zuzusprechen, daß er sich mit dem Konzil und der Kirche versöhnen möge. Am 8. Juni wurde das dritte Verhör gleichfalls in Gegenwart des Königs vorgenommen. Allein H. beharrte auf seiner Weigerung, die gerichtliche Kompetenz des Konzils über sich anzuerkennen. Danach konnte die 15. allgemeine Sitzung des Konzils, in welcher die Angelegenheit 6. Juli zu Ende gebracht werden sollte, nur noch von formeller Bedeutung sein. H. war für seine Überzeugung zu sterben entschlossen. Gleich von der Sitzung hinweg vom Pfalzgrafen als Urteilsvollstrecker »auf den Brühl« geführt, bestieg er unerschüttert den Scheiterhaufen und litt unter lang andauernden Qualen den Tod standhaft und mit Seelengröße. Sein Todestag ward in Böhmen lange als kalendermäßiges Fest gefeiert und erst durch die Heiligsprechung des sogen. Johann von Nepomuk (s. d.) verdrängt. An Sagenbildung, welche ihm Nachfolger in der Reformation verhieß, fehlte es nicht, und in der That vermochte es die deutsche Reformation über sich, die großen Verdienste des böhmischen Johann H. anzuerkennen und die gehässige Seite seiner nationalen Agitation darüber fast der Vergessenheit anheimzugeben. Eine Ausgabe seiner tschechischen Werke besorgte Erben (Prag 1865—68, 3 Bde.) und seiner Briefe und sonstigen Schriften Palacky: »Documenta Magistri Joannis Hus vitam, doctrinam, causam etc. illustrantia« (das. 1869); »Ausgewählte Predigten« gab Langsdorff deutsch heraus (Leipz. 1894). Vgl. **Becker**, H. und Hieronymus von Prag (Nördling. 1858); **Höfler**, J. H. und der Abzug der deutschen Professoren und Studenten aus Prag (Prag 1864); **Krummel**, Joh. H. (Darmst. 1863 u. Barmen 1887); **Berger**, J. H. und König Siegmund (Augsb. 1872); **Denis**, H. et la guerre des Hussites (Par. 1878); **Lechler**, Joh. Wiclif und die Vorgeschichte der Reformation (Leipz. 1872, 2 Bde.); **Derselbe**, Johannes H., ein Lebensbild (Halle 1890). S. Hussiten und Hussitenkriege.

Huß-Ausläuten, in österreich. Städten die Bezeichnung für ein Abendgeläut um 9 Uhr, das ursprünglich zum Gebet für Abwehr der Hussiten mahnen sollte.

Hussein Avni Pascha, türk. Staatsmann, geb. 1819 in dem Dorf Dost-Koj bei Isparta in Kleinasien, gest. 1876, begab sich 1835 nach Konstantinopel, trat erst in eine Medresse (Schule), um sich zum Gesetzkundigen auszubilden, dann in die Kriegsschule (Harbije-Mekteb), ward 1845 Hilfslehrer an derselben, 1850 Major und 1853 Oberstleutnant. Er leitete unter Omer Pascha die Befestigungen der Balkanpässe und Kalafats, ward darauf Generalstabschef Omer Paschas in Armenien, nach dem Kriege 1856 Direktor der Kriegsschule und Chef des Generalstabs der Armee. 1859 befehligte er im Kriege gegen Montenegro eine Division, ward 1864 Muschir (kommandierender General) des Gardekorps, 1867 Befehlshaber der türkischen Truppen im Aufstand von Kreta, welchen er 1869 völlig unterdrückte, und hierauf Kriegsminister (Seraskier). In dieser Stellung bewährte er sich als trefflicher Organisator und vergrößerte die Armee beträchtlich durch neue Formationen. Nach dem Tode seines Gönners Aali Pascha (6. Sept. 1871) wurde er indes gestürzt und in das Exil nach Isparta geschickt. 1872 wieder Generalgouverneur von Smyrna, wurde er 13. Febr. 1874 endlich Großwesir. Er bewies indes nur geringe staatsmännische Fähigkeit und brachte namentlich die Finanzen durch unvorteilhafte Anleihen in große Verwirrung. Am 25. April 1875 in Ungnaden entlassen und zum Generalgouverneur von Smyrna ernannt, begab er sich auf Reisen nach Frankreich und England, ward nach seiner Rückkehr im August 1875 wieder Kriegsminister, aber bereits 2. Okt. wieder entlassen und Wali in Brussa. Von hier aus setzte er sich mit Mahmud Paschas Gegnern, namentlich Midhat, in Verbindung und zettelte im Mai 1876 die Verschwörung zum Sturz Abd ul Asis' an. Er war es, der in der Nacht vom 29. zum 30. Mai Murad nach dem Palast Dolma-Baghtsche geleitete, wo derselbe zum Padischah ausgerufen wurde, und der Abd ul Asis töten ließ. Hierauf wurde H. wieder Kriegsminister, aber während eines Ministerrats in Midhats Hause von einem Offizier, Hassan Bey, in der Nacht vom 15. zum 16. Juni 1876 ermordet.

Husseinite (Orden des Hauses), tunes. Orden, gestiftet von Ahmed Bey (regierte 1837—55). Er hat nur eine Klasse und wird in Tunis bloß vom Bey und von den Prinzen getragen, außerdem darf ihn der Fürst nur an zwei seiner höchsten Staatsbeamten verleihen. Im Ausland wird er an regierende Fürsten oder an Prinzen von Geblüt gegeben. Die Dekoration, ein goldener Schild mit Brillanten, wird von einer aus Gold und Brillanten bestehenden Agraffe gehalten und an smaragdgrünem, rot eingefaßtem Bande getragen.

Digitized by Google

Hussiten und Hussitenkriege. Infolge der Verurteilung und Hinrichtung Huß' (s. d.) in Konstanz steigerte sich die Aufregung und Bewegung in Böhmen auf das höchste. 452 Herren und Ritter hingen ihre Siegel dem Schreiben an das Konzil an, in welchem gegen die Beschuldigung der Ketzerei Verwahrung eingelegt wurde, während eine Anzahl derselben die katholischen Pfarrer von ihren Gütern vertrieb und durch hussitische ersetzte. Indessen entbehrten die neuen Lehren noch vollständig einer Form der Gemeinsamkeit, und der gänzliche Mangel positiver kirchlicher Einrichtungen erklärt das bald unter den Anhängern des Huß eingetretene Sektenwesen. Das einzige gemeinsame Symbol des neuen Glaubens sprach sich in der von Jakob von Mies zuerst und schon bei Lebzeiten Huß' gestellten Forderung des Laienkelchs, d. h. der Kommunion unter beiderlei Gestalt (sub utraque specie), aus, welche zwar vom Konstanzer Konzil ausdrücklich verboten, aber von den Hussiten in Böhmen nur um so eifriger verteidigt wurde. Im übrigen stellten die Prager Theologen vier Artikel auf, welche als Grundlage der reformierten böhmischen Kirche gelten sollten, die aber von andern Parteien, welche gemeiniglich unter dem Namen der Taboriten zusammengefaßt werden, als zu gemäßigt verworfen und durch andre zwölf Artikel ersetzt wurden. Die Forderungen der vier Artikel beschränkten sich auf die Predigt des Evangeliums in böhmischer Sprache, den Laienkelch, die Herstellung der Kirchenzucht und Abschaffung des weltlichen Besitzes der Geistlichen, während die weiter gehenden Parteien gänzliche Reformation des Gottesdienstes, Aufhebung der Sakramente mit Ausnahme der Taufe und des Abendmahls, Abschaffung des Priesteramtes, der Heiligenverehrung, der Feiertage und ähnliches verlangten, was zum Urchristentum zurückleitete. Hieraus entwickelte sich eine ganze Stufenleiter von Sekten bis zu den Adamiten, welche in Böhmen und Mähren verbreitet waren und den paradiesischen Traum ins Leben einführen wollten. Von eingreifender Bedeutung bleiben aber immer nur die beiden Hauptrichtungen der »Prager«, später »Kalixtiner« genannt, die Partei des hohen Adels, und der »Taboriten«, welche in politischer Beziehung republikanischen, anfänglich sogar kommunistischen Tendenzen huldigten.

Zu gewaltsamen Auftritten war es zuerst in Prag und gleichzeitig in Breslau wenige Wochen vor Wenzels Tode (August 1419) gekommen, denn noch waren die Stadträte von konservativen und zur Hälfte deutschen Männern besetzt. Am 30. Juli 1419 stürmte der Pöbel unter Führung des Ritters Ziska von Trocnow das Rathaus in Prag und warf 13 Räte nebst dem Richter aus den Fenstern in die Spieße der unten tobenden Menge. Indem nun aber Siegmund als Erbe seines Bruders seine Anrechte auf die böhmische Krone geltend machte, traten zu den religiösen Gegensätzen politische Schwierigkeiten hinzu, welche der Kaiser erst am Ende seines Lebens zu besiegen vermochte. Während er Ende Dezember 1419 in Brünn die Huldigung der böhmischen Stände empfing und sich in Breslau zum Kampfe gegen die aufständischen Taboriten rüstete, zu deren Vertilgung Papst Martin V. in einer Kreuzbulle vom 1. März 1420 aufforderte, entbrannte der Bürgerkrieg allerorten, wurden über 500 Kirchen und Klöster zerstört und die ausgesuchtesten Greuel verübt. Da führte Siegmund, der auch die »Prager« als Ketzer zur Unterwerfung zwingen wollte, ein Kreuzheer gegen die Böhmen, unterstützt von deutschen Fürsten und von den Legaten des Papstes. Er vermochte jedoch Prag nicht einzunehmen, erlitt am Ziskaberg eine schwere Niederlage und mußte endlich auch den Wyschehrad preisgeben (1420). Die Anführer der Taboriten waren Niklas von Hussinetz und jener Ziska von Trocnow, und ihr Sieg gab das Signal zu grausamer Heimsuchung der deutschen Städte, von denen viele tschechisiert wurden, da der Hussitismus zugleich eine tschechisch-nationale Sache war.

Das Bemühen des Kaisers ging nunmehr dahin, den böhmischen Krieg zu einer Reichssache zu machen, um auf diese Weise die Kräfte der Fürsten und Städte zur Erlangung der böhmischen Krone in Anspruch nehmen zu können. Auf den Reichstagen war aber der Eifer für die Angelegenheiten Böhmens nicht groß, und was die Fürsten etwa im einzelnen dem Kaiser zu gewähren bereit waren, wollten sie auch nicht ohne bestimmte politische Vorteile thun, welche ihnen Siegmund hinwieder nicht einräumen mochte. So nahmen denn die Reichskriege gegen die Hussiten einen sehr kläglichen Verlauf, welcher den tiefen Verfall der Kriegsverfassung des Deutschen Reiches zeigte, hauptsächlich aber auf Rechnung des Widerwillens zu setzen ist, den man in Deutschland gegen eine Sache hegte, in welche neben den Ungarn bald auch die Polen und Litauer verflochten wurden, und die man von Rom aus mit geistlichem Fanatismus betrieb. Auf den Reichstagen wurden zwar wiederholt Beschlüsse gefaßt; aber die Reichsheere, welche aufgeboten worden waren, vermochten bei dem Mangel einheitlicher Führung keine Erfolge zu erzielen. In vielen Schlachten wurden die Deutschen geschlagen, am entscheidendsten bei Deutsch-Brod 1422 und bei Aussig 1426. Ebensowenig glücklich kämpfte Siegmunds Schwiegersohn Albrecht V. von Österreich 1424 in Mähren gegen die Hussiten, die im folgenden Jahre in Österreich selbst verwüstend eindrangen. Obwohl Ziska 11. Okt. 1424 gestorben war, hatten die Hussiten doch in den beiden Prokop, »dem Großen« und »dem Kleinen«, ebenbürtige Führer gewonnen und gingen in den nächsten Jahren sogar zum Angriff gegen die benachbarten deutschen Länder über. Schlesien, Sachsen und Franken hatten unter ihren Kriegszügen am meisten zu leiden. Man zählte über 100 Städte und Burgen und 1500 Dörfer und Weiler, welche durch die Hussiten zerstört worden sein sollten. Unter diesen Umständen wurde 1431 zu Nürnberg ein neuer Reichskrieg beschlossen; aber die durch lässige Führung verursachte Niederlage seiner Truppen bei Taus 14. Aug. 1431 überzeugte den Kaiser von der Nutzlosigkeit einer Fortsetzung des Krieges und ließ es geraten erscheinen, den Weg von Verhandlungen mit den gemäßigtern Parteien der Hussiten zu betreten.

Siegmund lud daher zunächst die Vertreter der kalixtinischen Richtung, welche noch an den vier Artikeln der Prager festhielten, aber auch die Taboriten zu dem Konzil von Basel ein, welches sich eben versammelt hatte. Eine große Gesandtschaft, an deren Spitze Johann Rokyzan, Prokop d. Gr. und der Taboritenbischof Nikolaus von Pilgram standen, erschien und disputierte mit den Vätern des Konzils. Obwohl es zu einer Vereinbarung nicht kam, so traten sich die Parteien doch näher, und das Konzil beschloß nach der Abreise der Böhmen, eine Gesandtschaft nach Prag zu senden, wo 30. Nov. 1433 ein böhmisch-mährischer Landtag auf Grund der vom Konzil amendierten vier Artikel die sogen. Böhmischen oder Prager Kompaktaten (s. d.) annahm. Da sich jedoch die Taboriten

Digitized by

denselben nicht unterwarfen, so kam es zum Kampf mit den Kalixtinern unter oberster Führung Meinhards von Neuhaus, in welchem die erstern allmählich erlagen. In der Schlacht bei Lipan und Hrib (Hřib) unweit Kaurim und Böhmisch-Brod (30. Mai 1434) siegte Bořek von Miletin über die beiden Prokop; dieselben fielen zugleich mit der Sache, welche sie treu verfochten. Mit der Unterordnung der kalixtinischen oder gemäßigten Hussiten unter die Kirche war indes ihre Unterwerfung unter Siegmund als ihren Erbkönig noch nicht ausgesprochen. Die böhmischen Stände verlangten zuvörderst die Bestätigung der Kompaktaten von seiten des Kaisers, und auch als er diese gegeben, wollten sie erst die Sache in nähere Überlegung ziehen. Nachdem mehrere Landtage sich mit der Sache beschäftigt hatten, wurden zunächst auf einem Landtage zu Iglau (5. Juli 1436) die Kompaktaten feierlich verkündigt und zugleich die Wiederaufnahme der Böhmen in die katholische Kirche. Dann verpflichtete sich Siegmund in einem Manifest vom 20. Juli, die Kompaktaten zu halten, einen von den Böhmen ihm zur Seite gestellten Rat anzunehmen, niemand zum Wiederaufbau der zerstörten Burgen, Klöster rc. anzuhalten, allgemeine Amnestie zu geben, die Städte (die meist taboritisch gewesen waren) nicht zur Wiederaufnahme der ausgewanderten Deutschen oder zur Rückerstattung ihrer Güter zu nötigen, die Freiheiten und Rechte Böhmens zu achten und nur Tschechen in Böhmen öffentliche Ämter zu übertragen. Nun erst hielt Siegmund (23. Aug. 1436) seinen Einzug in Prag und empfing die Huldigung. Auch die Taboriten versprachen, Ruhe zu halten. Nur ein einziger Ritter, Johann von Rohač, mit seinen taboritischen Genossen auf der Burg Sion bei Maleschau und der Stadtrat von Königgrätz unter Führung des hussitischen Priesters Ambrosch zweifelten an Siegmunds aufrichtiger Gesinnung und verweigerten ihm den Gehorsam. Da zog der ganze Adel gegen die Widersetzlichen, worauf sich die Stadt dem König ergeben mußte und der unglückliche Rohač mit seinen Genossen am Galgen büßte. Aber bald zeigte sich, daß er und die Seinigen mit Recht Argwohn gehegt hatten: Siegmund begünstigte auffallend die Katholiken und stellte den katholischen Gottesdienst in Prag mit seinen Zeremonien wieder her. Rokyzan, der auf heimliches Betreiben des Kaisers vom Konzil nicht als Erzbischof bestätigt wurde, entwich aus Prag, wo im September 1437 der Landtag viele Beschwerden gegen Siegmund vorbrachte. Schon hatten sich mehrere Adlige von diesem losgesagt, als er im Dezember 1437 starb.

Des Kaisers Erbe war der Herzog Albrecht von Österreich. Der Kanzler Schlick, schon vor Siegmunds Tode nach Prag gesandt, wußte zwar die katholischen und gemäßigt utraquistischen Landherren zu Albrechts gunsten zu stimmen; aber die gegen letztern eingenommene tschechisch-hussitische Partei, welche noch bei Lebzeiten Siegmunds im Einverständnis mit dessen Gattin Barbara von Cilli gegen die Nachfolge des Habsburgers und für eine jagellonische Kandidatur eingetreten war, wählte unter Leitung Heinrich Ptačeks von Pirkstein aus dem vornehmen Haus der von Lipa und Georgs von Kunstat auf Podiebrad den 11jährigen Bruder des Königs Wladislaw von Polen, Kasimir, zum König (29. Mai 1438). Albrecht aber eilte mit einer kleinen Schar nach Prag, ließ sich daselbst krönen (29. Juni) und bot, da die Polen, deren König seinen Bruder unterstützte, in Böhmen und Schlesien einfielen, stärkere Scharen aus seinen Erblanden und auch das Reich auf. Kurfürst Friedrich von Brandenburg sandte ihm seinen Sohn Albrecht Achilles mit einem Zuzug. Mit einem starken Heer griff nun Albrecht die Polen und Utraquisten bei Tabor an und schloß sie in die Stadt ein, bis sie, durch Hunger genötigt, auf Gestattung des Rückzugs antrugen. Dann sandte er Albrecht Achilles als Stadthalter nach Breslau, und dieser zwang durch einen Angriff auf Polen die in Schlesien eingefallenen Scharen zum Rückzug. Jetzt trat das Baseler Konzil vermittelnd dazwischen, und es ward mit den Polen und Utraquisten ein Waffenstillstand geschlossen (Januar 1439). Nach Albrechts II. plötzlichem Tode waren die Böhmen anfangs noch weniger geneigt als die Ungarn, dessen nachgebornen Sohn Wladislaw (Ladislaus) Posthumus als König anzuerkennen. Die Utraquisten, welche Kasimir fallen ließen, betrieben vielmehr unter Leitung Heinrich Ptačeks eine andre Wahl, welche auf den Herzog Albrecht von Bayern von der Münchener Linie fiel. Als aber Kaiser Friedrich diesem von der Annahme der Wahl abriet, trugen die Stände jenem selbst die Regentschaft und bald darauf sogar die Krone an. Allein Friedrich lehnte beides ab und überließ es den Böhmen, ihr Reich bis zur Volljährigkeit des Wladislaw selbst zu verwalten. Die katholische Partei wählte darauf Meinhard von Neuhaus, die utraquistische Ptaček unter dem Titel von Kreishauptleuten zu Führern (1440—41). Aber diese gerieten bald miteinander in offenen Krieg, und da der letztere 1444 starb, so ernannten die Utraquisten an seiner Statt Georg von Podiebrad und Kunstat zum Ältesten oder Führer der Partei. Dieser riß sofort, von Barbara, der Witwe Siegmunds, unterstützt, insbes. durch den Staatsstreich von 1448 (2. und 3. Sept.), d. h. durch die Überrumpelung Prags und die Gefangensetzung des Oberstburggrafen Meinhard von Neuhaus (s. Podiebrad), fast alle Gewalt an sich, wodurch die utraquistische Partei von neuem das Übergewicht erhielt, und wurde 1452 förmlich als Gubernator Böhmens anerkannt. Nach dem frühzeitigen Tode des Wladislaw Posthumus erhoben die Böhmen, alle anderweiten Erbansprüche unberücksichtigt lassend, Georg von Podiebrad zum König (2. März 1458). Dieser wußte mit seinem Thron auch die den Utraquisten gewährte Religionsfreiheit zu behaupten, obgleich Kaiser und Papst erst im geheimen, dann als seine offenen Feinde an seinem Sturz arbeiteten und letzterer den Gebrauch des Kelches bei schwerer Strafe verbot, auch die Prager Kompaktaten geradezu aufgehoben haben wollte. Gleichwohl bestand auch unter Podiebrads Nachfolger, dem König Wladislaw von Polen, die böhmische Religionsfreiheit ungeschmälert fort und ward durch den Religionsfrieden von Kuttenberg (1485) ausdrücklich gewährleistet. Erst nachdem mit Ferdinand von Österreich 1526 das Haus Habsburg den böhmischen Thron bestiegen, ward mit mehr Erfolg das Werk der Gegenreformation in Angriff genommen und nach der verhängnisvollen Schlacht am Weißen Berge bei Prag (8. Nov. 1620) mit blutiger Gewalt vollendet. Der Name Hussiten verschwindet schon zu Podiebrads Zeiten. Hinsichtlich der weitern Schicksale der aus den alten Anhängern der Lehre des Märtyrers Huß hervorgegangenen akatholischen Religionsparteien in Böhmen verweisen wir auf den Artikel »Mährische Brüder«; s. auch Böhmen (Geschichte).

Litteratur. Von den ältern Werken sind zu erwähnen: Cochläus, Historia Hussitarum (Mainz 1549); Cansdorf, Polemographia hussitica (Gieß.

1667); J. Lenfant, Histoire de la guerre des Hussites et le Concile de Basle (Amsterd. 1731, für lange Zeit die maßgebende Darstellung). Eine wissenschaftliche, quellenmäßige Behandlung des Hussitismus knüpft sich an Palackys »Geschichte Böhmens«, Bd. 3 u. 4. Vgl. dessen »Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenkriegs« (Prag 1872—73, 2 Bde.); Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung (Wien 1857—66, 3 Bde.); Krummel, Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert (Gotha 1866); Derselbe, Utraquisten und Taboriten (in der »Zeitschrift für histor. Theologie«, das. 1871); Bezold, König Siegmund und die Reichskriege gegen die Hussiten (Münch. 1872—77, 3 Tle.); Derselbe, Zur Geschichte des Hussitentums (das. 1874); Grünhagen, Die Hussitenkriege der Schlesier (Bresl. 1872); G. Frieß, Herzog Albrecht V. von Österreich und die Hussiten (Linz 1883).

Hussitenfest, s. Naumburg.

Hussitenschanzen, soviel wie Hunnen- oder Hünenschanzen, s. Befestigungswerke, prähistorische.

Hussowitz, Fabrikdorf bei Brünn (s. d.).

Huß von Husinetz, Niklas, königlicher Burggraf auf Schloß Huß und Prachatitz, mit Familiennamen »von Pistna«, eifriger Anhänger von Johann Huß und Hussitenführer seit 1419. Er war die Seele der ersten Organisation der taboritischen Brüdergemeinden zu Hause und im Felde, ein geschworner Gegner der Prager Partei, stand in der neugegründeten Stadt Tabor an der Spitze einer taboritischen Regierung, bis er infolge eines Sturzes vom Pferde 24. Dez. 1420 starb.

Husten (lat. Tussis), stoßweiße und tönende Exspirationen durch den Mund mit krampfartiger Zusammenziehung der Stimmritze und der Bronchien. Die nächste Ursache des Hustens beruht auf einer Reizung des in der Schleimhaut der Luftwege sich verbreitenden Nervus vagus. Bald sind es fremde Körper (zu solchen gehören hier auch Schleim, Eiter, Blut ꝛc.), welche die Schleimhaut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Äste berühren, bald zu warme und zu kalte, mit Rauch und chemisch differenten Dünsten geschwängerte Luft. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist der H. Zeichen eines bestehenden Katarrhs der Luftwege oder einer Kehlkopferkrankung, einer Lungen- oder Brustfellentzündung. Die Wirkungen des Hustens bestehen hauptsächlich in der gewollten Entfernung des den H. verursachenden Reizes. Daneben aber bewirkt starker H. eine heftige Erschütterung des ganzen Körpers, welche zuweilen Zerreißung der Blutgefäße ꝛc. (z. B. bei Keuchhusten Zerreißung kleiner Blutgefäße in der Augenbindehaut, wodurch letztere zuerst scharlachrot aussieht, dann aber alle Färbungen bis zum hellsten Gelb durchmacht) herbeiführen kann, ferner Störungen im kleinen Kreislauf, infolge deren der Rückfluß des Blutes aus den Lungen, unter Umständen auch aus dem Kopf gehindert ist, wodurch Beängstigung u. Kopfschmerz erzeugt werden können. Heftige Hustenbewegungen können auch Unterleibsbrüche, Abortus ꝛc. zur Folge haben. Die Behandlung richtet sich nur selten auf den H. selbst, sondern auf das Grundleiden (s. Bronchialkatarrh). Man benutzt dabei Arzneien, welche die Herausbeförderung des bei dem H. in zu großer Menge vorhandenen Schleims aus Luftröhrenzweigen und Lunge bewirken (Expectorantia). Zu diesen gehören in erster Linie die Samen des Fenchels, Anis, des Sternanis, die Bibernellenwurzel, ferner aber auch die Nauseosa, d. h. brechenerregenden Mittel (Ipekakuanha, Brechweinstein, Apomorphin, Goldschwefel, Senega), weil diese ebenfalls die Absonderung in der Lunge flüssiger machen und dadurch das Auswerfen des Schleims erleichtern. — Dadurch, daß Brechmittel auf die Lunge wirken, und daß bei starkem H. Brechen wirklich entsteht, war man darauf gekommen, einen Magenhusten anzunehmen, zumal auch der Nervus vagus sowohl in der Lunge sich verbreitet als auch in den Magenwandungen. Einen Magenhusten aber in dem Sinne, daß der H. auch ein Symptom eines Magenleidens sein könne, gibt es nicht. Das Erbrechen bei starkem H. ist eine mechanische Folge der starken Arbeit des Zwerchfelles. H. ist vielmehr immer ein Anzeichen einer Affektion der Luftwege, neben der allerdings oft, besonders bei ältern Leuten, gleichzeitig ein Magenkatarrh besteht, was wohl auch noch zur Ansicht, es gäbe einen Magenhusten, beigetragen haben mag.

Hüsten, Freiheit (Flecken) im preuß. Regbez. und Kreis Arnsberg, am Einfluß der Röhr in die Ruhr und mit Station Neheim-H. an der Linie Schwerte-Kassel der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, ein Eisenwalzwerk, Sägewerke, Ziegeleien und (1890) 3192 Einw.

Hustenpulver, s. Brustpulver.

Hustings (engl., spr. höstings), bei Parlamentswahlen die Erhöhung oder Bühne, auf welcher die Bewerber erscheinen und Reden an die Wähler halten.

Hustopeč (spr. -petsch), s. Auspitz.

Husum, Kreisstadt im preuß. Regbez. Schleswig, in fruchtbarer Gegend an der kanalisierten Husumer Au, 4 km von der Nordsee, Knotenpunkt der Linien Jübek-Tönning und Elmshorn-Hvidding der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Gymnasium, bedeutende öffentliche Legate und Vermächtnisse im Gesamtbetrag von 2 Mill. Mk., das alleinige Depot der auf den fiskalischen Austernbänken gefangenen Austern, sehr bedeutende wöchentliche Viehmärkte (mit großen Anlagen zur Unterbringung von ca. 4000 Stück Hornvieh), starke Viehausfuhr, Eisengießerei, Dampfschiffsverbindung mit den nordfriesischen Inseln (Nordstrand, Pellworm, Föhr und Sylt), eine Reede vor der Mündung der Husumer Au, einen kleinen Hafen und (1890) 6761 Einw., davon 59 Katholiken und 3 Juden. — H., 1252 zuerst genannt, nahm 1522 die Reformation an und erhielt 1603 Stadtrechte. Durch Sturmfluten litt es namentlich 1634 und 1717.

Huszár (spr. hussār), Adolf, ungar. Bildhauer, geb. 1843 zu Neusohl in Ungarn, gest. 21. Jan. 1885 in Budapest, mußte schon als 14jähriger Knabe sein Brot im Eisenhammer zu Rehnitz verdienen und wanderte mit 17 Jahren nach Wien, wo er unter harten Entbehrungen in den Ateliers der Bildhauer Fernkorn und Gasser seine Lehrjahre durchmachte. 1869 erhielt er von der ungarischen Regierung ein Stipendium auf drei Jahre, und bald darauf errang er den ersten Preis in der Konkurrenz um das Eötvös-Denkmal für Budapest, dessen Ausführung ihm auch übertragen wurde. 1874 siedelte er nach Budapest über, wo er seitdem mit Unterbrechungen durch Studienreisen nach Deutschland, Frankreich und Italien thätig war. Außer zahlreichen Büsten (Kaiser Franz Joseph I., Franz v. Deák, Franz v. Pulszky u. a.) schuf er dort die Marmorgruppe: Venus und Amor, die Figuren der vier Jahreszeiten auf dem Gebäude des Ofener Schloßgartens und das Petöfi-Denkmal (1882 enthüllt). In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn das ko-

Digitized by

lossale Denkmal der Arader Märtyrer und das ebenfalls kolossale Deák-Denkmal, an deren Vollendung er durch den Tod verhindert wurde. Seit 1881 war H. Professor der Bildhauerkunst an der Landes-Musterzeichenschule zu Budapest.

Husz-Park (spr. huß-), s. Popråd (Stadt).

Huszt (spr. husst), Markt im ungar. Komitat Marmaros, an der Theiß und der Bahnlinie Szerencs-Marmaros-Sziget, mit Bezirksgericht, Schloß und (1890) 7461 slowakischen, magyarischen und deutschen (meist griechisch-katholischen) Einwohnern.

Hut, Kopfbedeckung für Männer und Frauen, wird aus den verschiedensten Materialien gefertigt. Die Fabrikation der Filzhüte beruht auf der Filzfähigkeit (s. Filz) der Haare von Kaninchen, Hasen, Ziegen, Kamelen, Vicuñas, Waschbären, Bisamratten, Affen, Fischottern und Bibern. Die Arbeit beginnt mit der Lostrennung der Haare von den Fellen, welche zu diesem Zwecke mit einer Beize aus Quecksilbernitrat getränkt, getrocknet und durch Ausbürsten auf Bürstmaschinen mit Drehbürsten gereinigt werden, und erfolgt entweder durch Rupfen mittels eines stumpfen Messers (Rupfeisen) oder durch Schneiden mittels eines Schneidbleches von der Hand oder mittels einer Enthaarungsmaschine. Letztere besteht z. B. der Hauptsache nach aus einer schnell rotierenden Messerwalze, welche die zugeführten Felle in feine, etwa nur 1 mm breite Streifen zerschneidet, von denen sich die durch die Beize gelockerten Haare bei derselben Operation abtrennen. Bei der Enthaarung werden die Haare durch passendes Zerschneiden der Felle und getrennte Verarbeitung der einzelnen Teile sortiert, steife Haare beseitigt, auch werden die Haare gewaschen und getrocknet. Die vorbereiteten Haare unterliegen dem Fachen mit dem Fachbogen, einem dem Fiedelbogen ähnlichen, an einer Schnur aufgehängten Werkzeug von etwa 2 m Länge, dessen Darmsaite mittels eines Schlagholzes in Schwingungen gesetzt wird und dabei mit einer abgewogenen Menge Haare auf einem Arbeitstisch (Fachtafel) in Berührung gebracht wird, so daß die Haare aufwirbeln und infolge einer geschickten Führung des Bogens zuletzt zu dem gewünschten dreieckigen Fach sich auf der Fachtafel vereinigen. Aus diesem Fach bildet man durch Drücken, Reiben, Schieben mittels eines Siebes (Fachsieb) eine immer fester werdende Masse, welche dann, in Leintücher eingeschlagen oder mit dickem geleimten Papier (Filzkern) bedeckt, in angefeuchtetem Zustande unter öfterm Wenden weiter geknetet und dadurch in Filz verwandelt wird (Walken). Darauf legt man zwei Fache aufeinander, vereinigt sie mit den Rändern zu einem Hohlkegel und formt aus diesem den H., indem man, unter fortgesetztem Walken und Eintauchen in eine siedende Beize aus Wasser, Weinhefe und Weinstein, zuerst die Krempe aufwärts, dann den Boden so lange ein- und ausstößt, bis annähernd die Form erreicht ist (in den Kranz schlagen), die ihre weitere Vollendung auf Holz- oder Zinkformen erhält.

In größern Werkstätten und in Fabriken dienen zum Auflockern, Mischen und Fachen Maschinen. Der Wolf, der große Ähnlichkeit mit dem Schlagwolf oder der Schlagmaschine der Baumwollspinnerei (s. Spinnen) besitzt, bewirkt eine vollständige Auflockerung, Mischung und Abscheidung der Verunreinigung. Man benutzt gewöhnlich erst einen gröbern Wolf u. dann etwa noch sechs Wölfe mit Stachelwalzen, die in einem langen Kasten vereinigt sind (Haarblasmaschine) und sich die Haare zuwerfen, welche zuletzt, im hohen Grade gelockert, in die Fachmaschine gebracht werden. Letztere besteht aus dem Blasapparat u. dem Fachkegel. Der mit einem Ventilator verbundene Blasapparat bildet einen mit einer Auflockerungstrommel ausgestatteten Kasten, aus dem die Haare durch einen etwa 60 cm hohen vertikalen Schlitz herausgejagt werden, der oben etwa 10 und unten etwa 18 cm weit ist. Vor diesem Schlitz steht der bienenkorbähnliche Fachkegel aus Drahtgewebe oder gelochtem Blech, der sich langsam um eine vertikale Achse dreht und ebenfalls mit einem Ventilator in Verbindung steht, der die Luft aus demselben aussaugt. Infolge des Luftstromes fliegen die Haare an diesen Kegel und vereinigen sich auf dessen Oberfläche zu einem zusammenhängenden Hohlkörper (Fach), dessen Festigkeit dadurch wesentlich erhöht wird, daß während des Auflegens ein starker Wasserstrahl aus einem schmalen vertikalen Schlitz gegen den Fachkegel strömt. Die von dem Fachkegel behutsam abgenommenen Fache werden, wie oben beschrieben, gewalkt und weiter verarbeitet. — Zur Fabrikation der ordinären Hüte aus Wolle zerschneidet man das auf der Krempel (s. Filz) erzeugte Wollvlies in passende Stücke, die, mit den Rändern zusammengelegt, wie Fache (Hutstumpen), oft jedoch zur Beschleunigung der Arbeit mit Kurbelwalken (s. Appretur, Fig. 12) oder besondern Filzmaschinen weiter verarbeitet werden. Letztere bestehen im Prinzip aus einer mit Dampf geheizten Kupferplatte zur Aufnahme der Fache u. einem hölzernen Deckel, der, genügend belastet, mittels Exzenter auf den Fachen hin und her bewegt wird. Man hat auch anstatt der Bildung der einzelnen Hutfache das Material als bandförmiges Vlies von einem Krempelcylinder unter ein Walzensystem gebracht, bei welchem ein Doppelkegel, auf vier konischen Walzen ruhend, sich um seine horizontale Achse dreht. Während des Drehens wickelt sich das Band in sich kreuzenden Lagen und der an den verschiedenen Stellen verlangten Filzdicke entsprechend auf den Doppelkegel und bildet, indem es denselben einhüllt, ein flockiges Gewirr und nach dem Durchschneiden in der Mitte zwei Fache, die nun auf Drahtgestelle gelegt werden u. unter kupfernen Deckeln zum Filzen gelangen. Die geformten Hüte werden zu völliger Beseitigung der Beize gewaschen, dann auf Holzformen getrocknet und, wenn sie feinerer Qualität sind, auf einer Drehbank mit vertikaler Spindel durch Anhalten von Schmirgelpapier abgeschliffen (gebimst).

Die Hüte, welche nicht naturfarben bleiben sollen, werden nun gefärbt. Die auf Formen getrockneten Hüte werden mit einer Lösung von Schellack in Spiritus gesteift u. dadurch auch wasserdicht gemacht, dann werden sie auf die Form gezogen, durch Einsetzen in einen Dampfraum befeuchtet und mit kleinen Handbügeln bearbeitet, wodurch die steifen Hüte zugleich unter Erweichung des Schellacks ihre dauernde Form erhalten. Schließlich wird der H. staffiert, d. h. mit Futter, Schweißleder ausgekleidet, mit Band eingefaßt u. garniert und durch Bürsten nach dem Strich vollendet. — Die Velourshüte erhalten eine Haardecke durch Bürsten mit scharfen Bürsten beim Walken und nachheriges Scheren auf Schermaschinen (s. Appretur). Die cylinderförmigen seidenen Hüte bestehen aus einem Gestell von Leinwand, die mit Schellack gesteift ist, und einem Überzug von seidenem Felbel (s. d.). An die Felbelhüte schließen sich die Fabrikate aus Tuch- und andern Woll- oder Baumwollstoffen an. Die mechanischen oder Gibushüte (chapeaux à claque) werden aus einem feinen schwarzen, dichten Tibetstoff oder Atlas gefertigt und mit einem

Mechanismus versehen, der gestattet, daß sie sich platt zusammenklappen und durch einen Druck wieder ausspannen lassen, ohne dabei Falten zu bekommen.

Nächst den Filz- u. Seidenhüten finden die Strohhüte die ausgedehnteste Anwendung. Die echten Panamahüte kommen aus Granada und Ecuador und werden aus den Blätterrippen der dort heimischen palmenähnlichen Carludovica palmata geflochten. Die Blätter werden zu diesem Zweck vor der Entfaltung von Rippen und gröbern Fasern befreit, einen Tag lang der Sonne ausgesetzt und in kochendes Wasser getaucht, bis sie weiß werden. Dann läßt man sie an einem schattigen Orte trocknen, wobei sie noch vollständiger bleichen und zum Spalten und Flechten geeigneter werden. Diese Panamahüte zeichnen sich durch große Elastizität und Haltbarkeit aus, kommen indes jetzt nur noch wenig in den Handel, seitdem man auf dem Schwarzwald aus den eingeführten Blättern der Carludovica Hüte billiger und von gefälligerer Form als die aus Costarica fertigt. Es finden sich übrigens im Handel auch Panamahüte, sogen. Manilahüte, die genäht, aber viel weniger haltbar als die echten Panamahüte sind. Die Maracaibo-, Chile- und die amerikanischen Palmhüte sind ebenfalls weniger haltbar. Weiteres s. Strohflechterei. Strohhüte, welche aus Strohbändern zusammengenäht werden, glättete man früher nur mit einem Bügeleisen; später preßte man den H. mit einem sechsteiligen Kegel mittels Keile in eine Form, jetzt aber wendet man hierzu Wasserdruck von 8–10 Atmosphären aus Akkumulatoren an. Man bringt den H. in eine entsprechend gearbeitete Zinnform, legt in denselben einen Kautschukbeutel von entsprechender Größe und bedeckt dann die Form mit einer schweren Platte, durch welche das Wasser in den Beutel tritt. Auf diese Weise wird ein H. in 1½ Minute fertig, während bei Handarbeit dazu 20 Minuten und mehr erforderlich waren. Hüte von Fischbein, im Schwarzwald gefertigt, sind von außerordentlicher Dauerhaftigkeit und elegant. Holz- oder Basthüte werden in Böhmen und im Schwarzwald aus Linden-, Pappel- und Weidenholz und Bast gefertigt, welchen man in feine Fäden zerschneidet. Zu den teuersten und feinsten Geflechten gehört das sogen. Paille de riz, wozu in Modena das Material mit besonderer Sorgfalt ausgewählt wird. Eine geringere Sorte Basthüte fertigt man in Poggio bei Mantua und versendet sie ohne Appretur und Pressung, welche ihnen in Paris oder Wien gegeben wird. Hüte aus Stroh, Seide und Pferdehaar werden auf dem Webstuhl besonders im Kanton Aargau, solche aus Pferdehaar und Manilahanf (mit Baumwolle und Seide) in Luzern, Aargau und Zürich auf dem französischen Lacetstuhl angefertigt. Wasserdichte Hüte werden durch Tränken gewöhnlicher Hüte mit einer Lösung von Schellack oder Guttapercha erhalten; für Schiffer fertigt man sie aus geölter Leinwand (Südwester).

Kulturgeschichtliches.

Die Sitte, den Kopf zu bedecken, findet sich schon im Altertum. Die Griechen trugen, jedoch nur bei einem längern Aufenthalt im Freien, Hüte oder Kappen, die sich auf drei Formen reduzieren lassen: 1) eine Kappe von Fell oder von Rindsleder, halbkugelförmig, vielleicht unter dem Kinn mit Riemen befestigt; 2) der mehr halbeiförmige oder konische Pilos (lat. pileus, s. d. u. Fig. 1), ein nur mit schmaler Krempe versehener H., z. B. der Schiffer und Handwerker, und die in der Form damit verwandte phrygische Mütze (s. d. u. Fig. 2) mit nach vorn umgelegter Spitze, ursprünglich in Asien heimisch und noch jetzt von den Schiffern und Strandbewohnern des Adriatischen Meeres getragen; 3) der thessalische H. (Petasos, s. d. u. Fig. 3), die Tracht der griechischen Epheben, ähnlich dem jetzigen flachen Filzhut, mit einem Sturmriemen versehen, woran er (auf Abbildungen) häufig im Nacken herabhängt; bisweilen hatte die Krempe dieses Hutes vier bogenförmige Ausschnitte. Die Frauen trugen zum Schutz gegen die Sonne in spätern Zeiten flache, aus Stroh oder Binsen geflochtene Hüte (s. Tafel »Kostüme I«, Fig. 5). Auch die Römer gingen gewöhnlich barhaupt oder trugen den Pileus oder den Petasus und hatten außerdem auch die ihnen eigentümliche, an ihrem Mantel befestigte Kapuze (cucullus, vgl. Gugel). Der Pileus, besonders in Gebrauch bei öffentlichen Festen, galt als Zeichen der Freiheit, und der Sklave erhielt bei der Freilassung einen H. (pileatus servus). Brutus und Cassius ließen nach der Ermordung Cäsars Münzen schlagen, auf welchen ein H. als Freiheitszeichen zwischen zwei Schwertern stand. Ähnliche Münzen prägte später die Republik der vereinigten Niederlande nach ihrer Befreiung vom spanischen Joch. Auch in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters war das Tragen einer Kopfbedeckung durchaus nicht gewöhnlich, doch findet sich jene phrygische Mütze, die ihre Nachahmung auch in den ältesten Formen des Helmes hatte, auf Bildern aus der Zeit Karls d. Gr. Das 10. Jahrh. kannte bereits den Strohhut und den Lodenhut aus grober Wolle. Das 11. Jahrh. scheint den Filzhut von der Form eines abgerundeten Kegels hervorgebracht zu haben, der in der Folge mit einem ringsum aufgekrempten Rande getragen, mehrfach gefärbt und an der Krempe auch wohl mit Pelz besetzt oder mit Pfauenfedern belegt wurde und mannigfache Formveränderungen erfuhr. Um die Mitte des 14. Jahrh. eine Zeitlang durch die Gugel verdrängt, kam er bald in Verbindung mit ihr als Gugelhut wieder auf und erhielt sich bei Jägern und Reisenden bis ins 16. Jahrh., während daneben auch die frühern Formen in Gebrauch blieben und manche andre hinzukamen. Im Anfang des 16. Jahrh. herrschte zwar das Barett, aber schon um 1550 kam der H. wieder zu Ehren, zuerst als hoher, gesteifter spanischer H., dann als niederländischer, später sogen. Rubenshut und bald nach Beginn des 17. Jahrh. als breitkrempiger schwedischer Schlapphut (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 3 u. 5). Unter Ludwig XIV. wurden die Hüte auch hinten aufgeschlagen u. auf der andern Seite, der Symmetrie wegen, ebenfalls hinaufgebogen, woraus die zweispitzigen (bicornes) und dreieckigen Hüte (Dreimaster, Dreispitze, bekannt als Kopfbedeckung Friedrichs d. Gr.) entstanden, welche bald mit höhern, bald mit kürzern Krempen fast 100 Jahre hindurch überall getragen wurden und sich noch bis auf die

Fig. 1. Pilos.

Fig. 3. Petasos.

Fig. 2. Phrygische Mütze.

Digitized by

Gegenwart bei gewissen Uniformen, Hof- und Amtstrachten, Schützengilden, Leichenbestattern u. dgl. erhalten haben (s. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7 u. 10). Auf die dreieckigen Hüte folgten die Chapeaux bas. Kurz vor der französischen Revolution kamen zuerst in England, dann auch in Frankreich die runden Hüte (Cylinder) auf. Die dreieckigen Hüte herrschten aber noch, besonders in Deutschland, bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts vor. In Frankreich kamen noch nach 1796 dreieckige Hüte, die Bonapartes oder Incroyables (s. d. und Tafel »Kostüme III«, Fig. 12), mit ungeheuer großen Krempen auf; sie wurden von den französischen Elegants getragen, hielten sich aber nicht lange in der Mode. Gegenwärtig tragen Zivilpersonen den dreieckigen H. (Klapphut, Patenthut, claque) nur bei höchster Gala, bei Hof u. dgl. Der gegenwärtig unter dem Namen Chapeau claque bekannte H. ist ein seidener Cylinder, der durch einen Mechanismus flach zusammengelegt werden kann. Die bei den revolutionären Bewegungen der jüngsten Vergangenheit aufgekommenen breitkrempigen und niedrigen, weißen, hellfarbigen oder schwarzen, anfangs als Karbonari-, Hecker-, Turner- und Demokratenhüte mißliebigen Hüte sind mit mannigfachen Modifikationen in Form und Farbe wegen ihrer Zweckmäßigkeit in allgemeinen Gebrauch gekommen. Im gewöhnlichen Leben sind gegenwärtig sowohl steife als weiche Hüte (Schlapphüte, Bismarckhüte) mit schmalen oder breiten, steifen oder weichen Krempen im Gebrauch. Bei feierlichen Gelegenheiten wird zum bürgerlichen Kleide gewöhnlich der steife Cylinder aus Seidenfilz getragen. Sogenannte geweihte Hüte verschenkte der Papst an Fürsten und Feldherren, die sich um den katholischen Glauben verdient gemacht hatten; sie waren von violetter Seide oder mit Hermelin gefüttert, mit einer goldenen Schnur und Juwelen geschmückt. Veranlassung dazu gab das Traumgesicht des Judas Makkabäus (2. Makk. 15). Den letzten erhielt General Daun nach dem Überfall bei Hochkirch 1758. Grüne und gelbe Hüte pflegte man, erstere in Frankreich, letztere in manchen Städten Deutschlands, den Bankrottierern aufzusetzen, wenn sie öffentlich ausgestellt wurden. Weiteres in den Werken über Kostümkunde. Vgl. Judenhut, Kardinalshut, Inful, Mitra, Fürstenhut, Turban.

In der Heraldik sind die Hüte entweder Helmkleinodien oder Standeszeichen. Im ersten Fall unterscheiden sie sich von den Mützen bald durch die breitere, bald durch die höhere Gestalt (Spitzhüte); sie erscheinen mannigfach gestaltet, gezipfelt und besteckt und werden oft als Träger andrer Figuren benutzt. Zu den Standeszeichen gehören die breiten Hüte der geistlichen Würden (Kardinals-, Erzbischofs-, Bischofs- und Protonotarienhut), dann die anders geformten weltlicher Personen (Fürstenhut, Markgrafenhut, Kurhut, Herzogshut rc.).

Hut, im Bergbau der oberste Teil (das Ausgehende) mancher Erzgänge, in dessen Ausfüllungsmasse unter Einwirkung der Atmosphärilien eine Umwandlung geschwefelter Erze in oxydische Erze und Salze stattgefunden hat. Ein H. heißt eisern, wenn die Gangmasse durch oxydische Eisenerze rot und braun gefärbt ist.

Hutaffe, s. Makako.

Hutcheson (spr. hötttschis'n), Francis, engl. Moralist und Ästhetiker, Stifter der sogen. Schottischen Schule, geb. 8. Aug. 1694 im nördlichen Irland, gest. 1747 in Glasgow, studierte zu Glasgow Theologie, gründete eine Erziehungsanstalt in Dublin und wurde 1729 Professor der Philosophie in Glasgow. Mit Ausnahme seiner »Synopsis metaphysicae« (Glasg. 1714, 3. Aufl. 1749) gehören alle seine Schriften dem moralischen und ästhetischen Gebiet an; so seine »Inquiry into the original of our ideas of beauty and virtue« (Lond. 1720; deutsch, Frankf. a. M. 1762); »Essay on the nature and conduct of the passions and affections« (Lond. 1728; deutsch, Leipz. 1765); »Philosophiae moralis institutio compendiaria« (Glasg. 1745); »System of moral philosophy« (Lond. 1755, 2 Bde.; deutsch u. d. T.: »Sittenlehre der Vernunft«, Leipz. 1756, 2 Bde.). H. beruft sich für die Erkenntnis sowohl des Schönen als des Guten auf die Aussprüche eines untrüglichen innern Sinnes, den er selbst einem Instinkt vergleicht, und der zwar übertäubt, aber niemals gefälscht werden kann. Für das Sittliche ist dies der moral sense. Schönheit wird erfahrungsgemäß überall da, wo Einheit in der Mannigfaltigkeit sich zeigt, Güte dagegen da anerkannt, wo wir oder andre den selbstischen (interessierten) Neigungen entgegen, also den selbstverleugnenden (uninteressierten, wohlwollenden) Neigungen gemäß handeln. In der Befriedigung, welche der Anblick der Einheit in der Mannigfaltigkeit gewährt, besteht der Genuß, welchen das Schöne verschafft; in jener, welche das Bewußtsein uneigennützigen Handelns gewährt, besteht die höchste Glückseligkeit. Beide, das Vergnügen, welches uns das Schöne, wie die Lust, welche uns das Gute verschafft, sind nicht Zweck, sondern Folge des künstlerischen Schaffens und des sittlichen Handelns. Selbstvergessene Hingebung im Betrachten an das Objekt, im Wollen und Thun an den Nebenmenschen ist die Bedingung wahrhaft ästhetischen Genusses und wahrhaft tugendhaften Handelns. Die Selbstliebe ist nur insofern berechtigt, als der Einzelne ein Teil der Gesamtheit ist. In ästhetischer Richtung ist seine interesselose Betrachtung auf Kant und Herbart, in ethischer seine Hervorhebung des (schon von Cumberland beachteten) uneigennützigen Wohlwollens auf A. Smith, Herbart, Schopenhauer von Einfluß gewesen. Hutchesons Werke erschienen gesammelt zu Glasgow 1772 in 5 Bänden. Vgl. T. Fowler, Shaftesbury and H. (Lond. 1882); Rampendahl, Eine Würdigung der Ethik Hutchesons (Leipz. 1892).

Hutchinson (spr. hötttschinß'n), Hauptstadt der Grafschaft Reno im nordamerikan. Staat Kansas, am Arkansasfluß, Bahnknotenpunkt, hat Großschlächterei, Salzgewinnung, Handel mit Holz, Ziegelsteinen und Kohle und (1890) 8682 Einw. In der Umgebung ergiebiger Ackerbau.

Hutchinson (spr. hötttschinß'n), 1) John, engl. Philosoph und Theolog, geb. 1674 zu Spennithorne in Yorkshire, gest. 28. Aug. 1737, widmete sich, nachdem er eine Sinekure erlangt, ausschließlich dem Studium der Philosophie und der Bibel. In seiner Schrift »Moses' principia« (1. Teil 1724, 2. Teil 1727) griff er Newtons Gravitationstheorie an und verteidigte die mosaische Kosmogonie. Seine philosophischen Schriften erschienen gesammelt London 1749—65, 13 Bände. H. ward Stifter einer religiösen Sekte, der Hutchinsonianer, die eine Zeitlang besonders zu Oxford zahlreich vertreten war, jetzt aber ganz verschollen ist. Ihr Religionssystem, am besten in den »Thoughts concerning religion« (Edinb. 1743) entwickelt, geht besonders von dem Grundsatz aus, daß die Heilige Schrift die Elemente aller rationalen Philosophie sowohl als auch der wahren Religion enthalte.

2) John Hely H., Graf von Donoughmore,

Digitized by Google

engl. General, geb. 15. Mai 1757 in Dublin, gest. 6. Juli 1832, studierte in Dublin und trat 1774 in den Militärdienst. 1783 ging er nach Straßburg, um sich in der Theorie der Kriegskunst zu vervollkommnen, und befand sich beim Ausbruch der Revolution in Frankreich, wo er besonders zu Lafayette in nähere Beziehungen trat. Nach der Kriegserklärung Englands gegen die französische Republik warb er ein Regiment und machte als dessen Oberst und Adjutant des Generals Abercromby den Feldzug in Flandern mit. 1796 zum Generalmajor befördert, befehligte er gegen die aufrührerischen Irländer und behielt sein Kommando auch nach dem unglücklichen Tage von Castlebar 29. Aug. 1798. 1799 nahm er glänzenden Anteil an der Expedition nach Holland und ging bald darauf als zweiter Befehlshaber nach Ägypten, wo er sich namentlich in der Schlacht bei Alexandria (21. März 1801) auszeichnete. Nach Abercrombys tödlicher Verwundung übernahm er den Oberbefehl, eroberte Damiette und Ramanieh, schloß Kairo ein und nötigte den General Belliard (22. Juni) zur Kapitulation. Dann wandte er sich gegen Alexandria und zwang den General Menou (2. Sept.), sich mit 10,000 Mann zu ergeben. Für diese Erfolge erhielt er die Peerswürde mit dem Titel eines Barons H. von Alexandria und Knocklofty sowie eine Pension von 2000 Pfd. Sterl. Seit 1803 Generalleutnant, ging er 1806 als Botschafter nach Rußland und wohnte im Gefolge des Kaisers Alexander der Schlacht von Friedland bei. 1813 zum General ernannt, wurde er 25. Aug. 1825 durch den Tod seines Bruders auch Graf von Donoughmore.

3) John Hely, Neffe und Erbe des vorigen, geb. 1787, bekannt durch seinen Anteil an Lavalettes (s. d.) Befreiung 1816, gehörte bis 1832 der Armee an und starb als Lord-Lieutenant von Tipperary 12. Sept. 1851 in Dublin. Dessen Sohn, Richard John Hely, geb. 4. April 1823, gest. 22. Febr. 1866, war seit Februar 1858 Vizepräsident, dann Präsident des Handelsamts in dem Kabinett Lord Derbys bis zu dessen Abdankung im Juni 1859.

4) Thomas Joseph, engl. Reisender, geb. 18. Jan. 1820 zu Stonyford in Irland, gest. 23. März 1885 in Ballinescar Lodge (Irland), begleitete als Oberarzt an Bord der Plejade 1854—55 eine Expedition zum Niger und Binuë, ward 1855 zum britischen Konsul auf Fernando Po ernannt und ging von hier 1861 in gleicher Eigenschaft nach Rosario in Argentinien und 1870 nach Callao, wo er bis 1873 blieb, um sich dann auf seine Besitzung in Irland zurückzuziehen. Er schrieb: »Narrative of the Niger-Tshadda and Binuë expedition« (Lond. 1855, 2 Bde.); »Impressions of Western Africa« (1858); »Ten years' wanderings among the Ethiopians« (1861); »Buenos Ayres and Argentine gleanings« (1865); »The Paraná« (1868); »Up the rivers and through some territories of the Rio de la Plata districts« (1868); »Two years in Peru« (1874, 2 Bde.); »Summer rambles in Brittany« (1876) u. a.

Hutchinsonianer, Sekte, s. Hutchinson 1).

Hüte (Hattarne), Name einer Reichstagspartei nach Karls XII. Tode; sie ging aus der 1731 gegen den Kanzleipräsidenten Horn (s. Horn 3, S. 1024) entstandenen Opposition hervor. 1738 gelang es ihr, die Gegenpartei, welche wegen ihrer friedlichen Politik die »Mützen« (Nachtmützen) genannt wurden, aus der Regierung zu verdrängen. Die »Hüte«, die mit französischem Beistand die russischen Ostseeprovinzen zurück zu erobern suchten, stürzten das Reich in unglückliche Kriege (mit Rußland 1741—43, mit Preußen 1757—62). In der innern Politik schlossen sie sich an das Merkantilsystem. Ihre hervorragendsten Leiter waren K. G. Gyllenborg (s. d.), A. J. v. Höpken, K. G. Tessin und F. A. v. Fersen (s. d.). Sie herrschten 1738—65 u. 1769—71. Die von A. Horn, S. Åkerhjelm, v. Düben u. a. geleiteten »Mützen« waren die Machthaber, als Gustav III. die königliche Autorität herstellte. Nach dem Staatsstreich (24. Aug. 1772) ward die Anwendung der beiden Parteinamen verboten.

Hueter, Karl Albert Moritz, Mediziner, geb. 27. Nov. 1838 zu Marburg in Hessen, gest. 12. Mai 1882, studierte in Marburg, bereiste Deutschland, England, Frankreich, wurde 1863 Assistent am pathologischen Institut zu Berlin, 1864 Assistent an der Langenbeckschen chirurgischen Klinik daselbst und habilitierte sich 1865 als Dozent für Chirurgie. 1868 ging er als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Rostock und 1869 in gleicher Stellung nach Greifswald. H. hat sich sowohl durch experimentelle und pathologisch-mikroskopische Untersuchungen als auch durch Einführung neuer Heilmethoden hervorragende Verdienste um die Fortschritte der Chirurgie erworben. Die schwierige Lehre von der Diphtheritis, den septischen und pyämischen Prozessen hat er durch zahlreiche Entdeckungen bereichert, ganz besonders aber die Lehre von den Gelenkkrankheiten gefördert und auch der Therapie ein neues Gebiet eröffnet, indem er die parenchymatösen Karbolsäure-Injektionen bei entzündlichen Leiden der Haut, der Drüsen und hauptsächlich der Gelenke (tumor albus) zuerst mit Erfolg versuchte. Seit 1881 gehörte er dem deutschen Reichstag (Fortschrittspartei) an. Er schrieb: »Die Formenentwickelung am Skelett des menschlichen Thorax« (Leipz. 1865); »Die septikämischen u. pyämischen Fieber« u. »Tracheotomie u. Laryngotomie« (im »Handbuch der Chirurgie« von Billroth und v. Pitha); »Klinik der Gelenkkrankheiten« (Leipz. 1871; 2. Aufl. 1876—78, 3 Tle.); »Die allgemeine Chirurgie« (das. 1873); »Kritisch-antikritische Wanderungen auf dem Gebiet der jüngsten chirurgischen Tageslitteratur« (das. 1876); »Der Arzt in seinen Beziehungen zur Naturforschung« (das. 1878); »Grundriß der Chirurgie« (das. 1880—82; von der 3. Aufl. an von Lossen herausgegeben; 6. Aufl. 1889—90, 2 Bde.; 7. Aufl. des 2. Teiles in 3 Bdn., 1892). Auch redigierte H. 1871—1882 mit Lücke die »Deutsche Zeitschrift für Chirurgie«.

Hutfabrikation, s. Hut.

Hutgerechtigkeit, s. Weidegerechtigkeit.

Huth, Heinrich Wilhelm von, dän. General, geb. 1717 zu Kostewitz bei Pegau in Sachsen, gest. 7. Mai 1806, trat in die hessische Armee, war während des Siebenjährigen Krieges hannöverscher Generalmajor und Chef des Ingenieurkorps, wurde 1763 Gouverneur von Hanau und trat 1766 in dänische Dienste über, in denen er Generalleutnant und Chef der Artillerie und des Ingenieurkorps wurde. Seit 1772 General der Infanterie, wurde er 1781 Chef des Generalitätskollegiums und 1784 nach dem Sturz Guldbergs Staatsminister. Er unterrichtete den Kronprinzen Friedrich und den Prinzen Karl von Hessen-Kassel in der Kriegskunst. In Dänemark und Norwegen brachte er die Festungswerke in Ordnung und gründete die Artillerieschule in Kopenhagen.

Huthaus (Zechenhaus), das Gebäude bei der Grube, in welchem Materialien und Gezähe aufbewahrt werden und die Arbeiter sich versammeln. Die Überwachung besorgt der Hutmann.

Digitize

Hutmorchel, s. Morchella.

Hutpilze (Pileati), nach der charakteristischen Form ihres Fruchtkörpers benannte Gruppe der Pilze (s. d.).

Hutrecht, s. Weidegerechtigkeit.

Hutschlange, soviel wie gemeine Brillenschlange.

Hutschou, Stadt in der chines. Provinz Tschekiang, unter 30° 53' nördl. Br., nahe dem Süduser des Sees Taihu, inmitten einer sehr fruchtbaren Gegend, welche viel Thee erzeugt, hat 100,000 Einw., welche Seidenstoffe und Schreibpinsel fabrizieren und ansehnlichen Handel treiben. Dabei Nantsin, ein bedeutender Markt für Seidenraupeneier, und Steinkohlenlager.

Hutstumpen, trichterförmige Filze aus Wolle zur Anfertigung ordinärer Filzhüte; s. Hut.

Hütte (Hüttenwerk), Gebäude mit Vorrichtungen zur hüttenmännischen Verarbeitung der durch den Bergbau gewonnenen Erze auf darin enthaltene nutzbare Metalle. Zuweilen werden H. auch Gebäude genannt, in denen andre Rohmaterialien verarbeitet werden, z. B. Glas-, Ziegel-, Pechhütte ꝛc.

Hütte (engl. Poop), der auf Handelsschiffen gebräuchliche Aufbau auf dem Hinterdeck, s. Kampanje.

Hütteldorf, ehemaliger Vorort von Wien, gegenwärtig Teil des 13. Wiener Gemeindebezirks, am Wienfluß und den Staatsbahnlinien Wien (Praterstern)-H. und Wien-Salzburg, mit hübscher, neuer Kirche, zahlreichen Villen, großer Bierbrauerei und (1890) 2642 Einw. Beliebter Vergnügungsort der Wiener.

Hutten, Ulrich, Ritter von, Vorkämpfer des Humanismus und der geistigen Freiheit, geb. 21. April 1488 auf dem Stammsitz seiner Familie, der Burg Steckelberg bei Fulda, gest. 1523, war der Sohn des Ritters Ulrich v. H. und der Ottilia v. Eberstein. H. ward 1499 in das Stift zu Fulda gebracht, um zum Geistlichen erzogen zu werden. Aber er erkannte die Thätigkeit in hohen Staatsämtern und wissenschaftliche Beschäftigung als die wahre Lebensaufgabe eines jungen Adligen. Ohne Wissen seiner Eltern verließ er 1505 heimlich das Kloster und studierte zu Köln, dann zu Erfurt Latein und Griechisch an der Hand der Klassiker. Dort hörte er den gelehrten Johann Rhagius, hier im Verein mit Crotus Rubianus und Eoban Hesse, an welche er sich innig anschloß, den Humanisten Maternus Pistoris. Von nachhaltigem Einfluß auf seine Ausbildung wurde jedoch erst seine Bekanntschaft mit dem Philosophen Mutianus Rufus, der von dem benachbarten Gotha aus auf die lernbegierige Jugend Erfurts nachhaltig einzuwirken verstand. Aus Liebe zu seinem alten Lehrer Rhagius, der inzwischen nach Frankfurt a. O. übergesiedelt war, bezog H. 1506 diese Universität und folgte demselben 1507 nach Leipzig. In Frankfurt wurde er Bakkalaureus, und in diese Zeit fallen seine ersten poetischen Versuche: eine Elegie an Eoban, ein Lobgedicht auf die Mark, eine Ermahnung zur Tugend. Obwohl noch unfertig und ohne strenge Disposition, entbehren diese lateinischen Distichen nicht des Wohllautes, der Huttens spätere Gedichte so anziehend macht. Schon 1509 trieben Reiselust und Wißbegierde H. in die Ferne. Gar wechselvoll sind seine Schicksale in den nächsten Jahren; oft ist er von allen Mitteln entblößt und muß von Bewunderern seines Talents Unterstützungen annehmen, so in Greifswald, in Rostock und Wien. Doch Dankbarkeit ist nicht seine Tugend; als Sohn der Musen glaubt er Anspruch auf die Wohlthaten der Begüterten zu haben, und wo sich diese allzu karg erweisen, geißelt er sie, wie die Familie Lötz in Greifswald, mit der ganzen Schärfe seines Witzes und der Rücksichtslosigkeit seines leidenschaftlichen Temperaments. Sein ruheloser Sinn verschlug ihn 1512 nach Pavia; doch als ihm bei der Eroberung dieser Stadt die päpstlichen Schweizer sein Letztes nahmen, trieb ihn die Not in die Reihen der kaiserlichen Landsknechte (1513). Die Kunde von der Ermordung Hans v. Huttens, eines Sohnes seines Verwandten und Wohlthäters Ludwig v. Hutten, durch den Herzog Ulrich von Württemberg (s. d.) veranlaßte ihn zur Abfassung von fünf Reden gegen den letztern, welche diesen Familienhandel mit schonungsloser Schärfe aufdeckten und vornehmlich die Ächtung des Herzogs herbeiführten, und eines »Tyrannengesprächs« (»Phalarismus«), in welchem er zuerst seinen Wahlspruch: »Jacta est alea« (»Ich hab's gewagt«) gebrauchte. Diese Teilnahme an dem Schicksal seines Verwandten versöhnte seinen Vater wieder mit ihm, der mit des Sohnes Flucht aus dem Kloster und seinen wissenschaftlichen Studien sehr unzufrieden gewesen war. Die Angriffe von seiten der Kölner Dominikaner auf Reuchlin (s. d.) erregten Huttens lebendigste Teilnahme und waren die Veranlassung zu seinem Gedicht »Triumphus Capnionis«, welches er wahrscheinlich 1514 verfertigte, und worin er die Feinde der Wissenschaften und der beginnenden Aufklärung aufs schonungsloseste angriff. Gegen den Anfang des Jahres 1516 erschienen die »Epistolae obscurorum virorum«, an M. Ortuinus Gratius, Lehrer der schönen Wissenschaften zu Köln, gerichtet, welcher seine humanistische Bildung im Dienste der alten Scholastik verwertete. H. las sie (er war gerade in Bologna) mit innigem Behagen und verfaßte eine Anzahl ähnlicher Briefe, welche sodann 1517 als 2. Teil gedruckt wurden. Jedermann ahnte in H. den Verfasser, womöglich sogar des 1. Teils; doch ließ es sich damals nicht und läßt sich noch heute nur zum Teil nachweisen. Die »Epistolae« bilden ein Seitenstück zum »Triumphus Capnionis«; in diesem greift H. die Gegner des Humanismus mit Ernst und Pathos, mit den Blitzen des Unwillens und Hasses an, in jenen bekämpft er sie mit den Waffen der Satire, enthüllt sie in ihrer ganzen barbarischen Lächerlichkeit und ihrer sittlichen Unwürdigkeit.

Aus Italien kehrte H. 1517 nach Deutschland zurück; hier, in Augsburg, setzte ihm Kaiser Maximilian den Lorbeerkranz aufs Haupt, verlieh ihm den Goldenen Ring, ernannte ihn zum Dichter und Universitätsredner und nahm ihn in seinen Schutz. Fortan ward der Kampf gegen Rom und für das von der Kurie ausgebeutete deutsche Vaterland Huttens ausschließliche Lebensaufgabe. Auf dieser Bahn war der Eintritt in die Dienste des Erzbischofs Albrecht von Mainz kein Hindernis; denn dieser Prälat, der bekanntlich den Anlaß zu Luthers Angriff auf den Ablaß gab, war innerlich über Roms Geldgier empört und mit Huttens kecker Kampfweise wohl zufrieden. Dieser hatte soeben eine Schrift des Laurentius Valla: »De donatione Constantini quid veri habeat«, herausgegeben und damit die weltliche Herrschaft des Papstes, dem er die Schrift widmete, in ihrer Grundlage angegriffen. Nachdem er während des Augsburger Reichstags, den er 1518 im Gefolge des Erzbischofs besuchte, in seiner Schrift »Ad principes germanos ut bellum Turcis inferant exhortatoria« der deutschen Nation ein Bild ihrer Zerrissenheit vor Augen geführt und sie zur Einigkeit und zum gemeinsamen Kampf gegen den Glaubensfeind ermahnt hatte, verließ er, des Hoflebens müde (er geißelte es damals in einem Dialog), den Dienst des Mainzer Erzbischofs

Digitized by Google

und ging nach Schwaben, wo er sich an dem Feldzug gegen Herzog Ulrich beteiligte (1519). H. trat jetzt einerseits Franz v. Sickingen, der die politische Wiedergeburt Deutschlands anstrebte, näher, anderseits dem großen Reformator Luther. In mehreren Gesprächen, unter denen der »Vadiscus, oder die römische Dreifaltigkeit« das bedeutendste ist, deckte der geniale Mann das unermeßliche materielle und moralische Unheil auf, das von Rom aus seit langem schon über Deutschland hereingebrochen. Hier zeigte H., daß er mit Recht seinen Wahlspruch führte; diese Schrift war ein Manifest gegen Rom, ein würdiges Seitenstück der gewaltigen Schriften, die Luther wenige Monate später (Juni 1520) in die Welt sandte. Von fast gleicher Bedeutung wie der »Vadiscus«, aber noch vollendeter in der Form waren »Die Anschauenden«; auch hier fehlte es nicht an Spottreden über den hochmütigen Klerus (sein Repräsentant ist Cajetan), aber die Hauptsache war eine Schilderung der deutschen Zustände, wie sie dem Sonnengott von seinem erhöhten Standpunkt aus erschienen. In einer Vorrede, mit welcher H. eine Sammlung von Sendschreiben aus dem 14. Jahrh. einleitete, warnte er die Nation vor den schriftstellernden Schmeichlern und munterte sie zum Kampfe für die Geistesfreiheit auf (»De schismate extinguendo etc.«, 1520).

Um der guten Sache noch größere Dienste zu leisten, begab sich H. im Sommer 1520 an den Hof des Erzherzogs Ferdinand nach den Niederlanden, wo man damals die Ankunft des neuen Kaisers, Karls V., erwartete. Aber bald kehrte er auf den Rat besorgter Freunde nach der Heimat zurück, denn in Rom hatten seine Pfeile nur zu gut getroffen, und des Papstes Rache ließ nicht lange auf sich warten. Leo X. forderte den Erzbischof Albrecht auf, die Frechheit der Lästerer, unter denen sein Diener H. der schlimmste sei, zu züchtigen. Huttens Leben war bedroht, doch fand er einstweilen sichere Zuflucht auf der Ebernburg bei Franz v. Sickingen. Von hier aus veröffentlichte er ein Sendschreiben an die Deutschen aller Stände, worin er die römischen Anschläge gegen ihn aufdeckte und seine Schriften verteidigte. Noch zu Ende d. J. (1520) begann er deutsch zu schreiben; die erste Schrift in der Muttersprache ist die »Klag vnd vormanung gegen den übermässigen gewalt des Bapsts«. Er wollte auf alle Schichten des deutschen Volkes wirken und verhüten, daß der ungelehrte Ritter und Bürger seine Schriften nur aus den entstellenden Berichten der Pfaffen kennen lerne. Der Wormser Reichstag, die Besorgnis für Luthers Leben und den Ausgang der guten Sache riefen eine wahre Flut von Schmähschriften gegen die Römlinge, vor allen gegen den Legaten Aleander, aus Huttens Feder hervor; er leitete sie durch ein Sendschreiben an Kaiser Karl ein, in welchem er den jugendlichen Monarchen vor seinen schlimmen geistlichen Ratgebern warnte. Doch Karl nahm das Schreiben ungnädig auf und änderte seine Haltung gegen Luther auch dann nicht, als ihn H. in einem zweiten milder zu stimmen versuchte. Luthers Verurteilung versetzte H. in die größte Entrüstung. Aber vergebens bemühte er sich, einen Bund der Ritter und Städte herbeizuführen; Sickingen brachte zwar 1522 einen Bund der rheinischen Ritterschaft zu stande, doch sein Zug gegen den Erzbischof von Trier mißlang. H. hatte, im Fall er in die Hände von Sickingens Feinden geriet, das Schlimmste zu befürchten und floh nach Basel, wo ihm sein langjähriger Mitstreiter Erasmus, zu weichmütig für jene eiserne Zeit, die Aufnahme versagte; Zwingli dagegen gewährte dem mittellosen Flüchtling bereitwillig eine Zuflucht, doch er fand einen gebrochenen Mann. Jahrelang hatte Huttens Feuergeist gegen die verheerende Krankheit (Syphilis) angekämpft, welche Ausschweifungen dem heißblütigen Jüngling zugezogen hatten. Jetzt errang die Krankheit doch den Sieg und ließ sich nicht durch die Heilkraft der warmen Quellen aufhalten, welche H. in Pfäfers aufsuchte. Zwinglis milde und feste Hand waltete auch ferner über dem unglücklichen Mann: er erwirkte ihm bei einem heilkundigen und wohlgesinnten Geistlichen Aufnahme auf der Insel Ufnau im Züricher See. Wenige Monate nach Sickingens traurigem Untergang machte ein schneller Tod den Leiden des Freundes ein Ende (in den letzten Tagen des Augusts oder Anfang September 1523). Die Idee, für die allein H. gelebt hatte, Deutschland zugleich kirchlich und politisch neu zu gestalten, ging mit ihm zu Grabe. Seine Werke hat zuletzt Böcking herausgegeben (Leipz. 1859—62, 5 Bde., mit 2 Supplementbänden); ein Verzeichnis der Schriften Huttens enthält Böckings »Index bibliographicus Huttenianus« (das. 1858). Die Gespräche sind übersetzt und erläutert von Strauß (Leipz. 1860). 1889 wurde H. und Sickingen ein großes Denkmal (von Cauer) auf der Ebernburg errichtet. Vgl. D. Strauß, Ulrich von H. (4. Aufl., Bonn 1878, 2 Bde.); Szamatólski, U. v. Huttens deutsche Schriften (Straßb. 1891); Volksschriften von Lange (Gütersl. 1888), Reichenbach (2. Aufl., Leipz. 1888), Schott (Halle 1890) u. a. — Die heldenhafte Persönlichkeit Huttens übte übrigens auch auf die neuere Dichtung eine mächtige Anziehungskraft. In epischer Form wurde sein Leben behandelt von Ernst v. Brunnow in dem Roman »Ulrich v. H.« (Leipz. 1843), von A. E. Fröhlich in den Gesängen »Ulrich v. H.« (Zürich 1845), von Schlönbach in einem gleichnamigen Epos (Berl. 1862), am vortrefflichsten von K. F. Meyer in der lyrisch-epischen Dichtung »Huttens letzte Tage« (Leipz. 1871). Zum Helden eines Dramas machten ihn R. Gottschall, H. Köster, G. Logau, K. Nissel und K. Berger.

Hütten (Lagerhütten), Unterkunftsräume für Soldaten, welche in Ermangelung von Zelten und Baracken angelegt werden. Da sie meist zum Schutz gegen Kälte dienen, so erhalten sie auf einem niedrigen, stämmigen Gerüst eine starke Bedeckung aus allen Arten schlechter Wärmeleiter und so wenig wie möglich Öffnungen nach außen. Die in Deutschland erprobten Lagerhütten sind nur Strohhütten und der Form nach konische, Markisen- und viereckige H. Bei den Erdhütten wird der Boden 0,75—1 m tief ausgehoben und über der Grube der Oberbau errichtet. Derartige H. bilden in Südrußland, Bulgarien, Rumänien die ständige Unterkunft der Landbewohner, und die russische Armee hat mit denselben im Krimkriege und später auch im Frieden sehr günstige Resultate erzielt, während die Anwendung in andern Armeen vollständig mißglückte. Nach den deutschen Versuchen von 1886 ist die Benutzung von Erdhütten nur im äußersten Notfall zulässig.

Hütten, schweizer. Molkenkurort, s. Hohrohnen.

Hüttenamt, s. Bergbeamte und Hüttenarbeiter.

Hüttenarbeiter, die auf Hüttenwerken (s. Hütte) beschäftigten Arbeiter. Der den Hüttenbetrieb leitende Beamte heißt Hüttenmeister oder Hüttenverwalter, der Rechnungsführer des Werkes gewöhnlich Hüttenschreiber, welche Beamte unter einem Hüttenraiter, Hütteninspektor, Hüttendirektor oder einem Hüttenamt stehen. Vgl. Bergbeamte.

Digitized by Google

Hüttenberg, Marktflecken in Kärnten, Bezirksh. St. Veit, 796 m ü. M., am Fuß des Hüttenberger »Erzbergs«, an der Görtschitz u. der Staatsbahnlinie Launsdorf-H., mit (1890) 962 (als Gemeinde 2593) Einw. H. ist berühmt durch seine reichen, mit großartigen Förderanlagen versehenen Eisensteingruben, welche schon von den Kelten und den Römern abgebaut wurden und gegenwärtig im Besitz der Alpinen Montangesellschaft sind (1892 wurden mit 587 Arbeitern 92,860 Ton. Eisenerz produziert). Nahe dabei das Bessemerwerk Zu Heft (Produktion 1892: 13,145 Ton. Bessemermetall).

Hüttenböden (ital. Fondi delle capanne), in Oberitalien nachgewiesene Fundstätten, die als Fußböden ehemaliger, zum Teil unter dem Niveau des Erdbodens gelegener vorgeschichtlicher Hüttenwohnungen, bez. als Reste vorgeschichtlicher Dorfschaften aufzufassen sind. Die Kulturschichten der H. enthalten aus Knochen gefertigte Nadeln, Bruchstücke von Reibsteinen (Handmühlen?), Feuersteinärte, steinerne Messer und Pfriemen sowie Scherben von zum Teil schön verzierten Thongefäßen, dagegen keinerlei Metallgegenstände. Die H. sind wahrscheinlich älter als die Terramaren Oberitaliens und die Pfahlbauten der Schweiz. Neben der Jagd hat die Viehzucht den Bewohnern der H. zum Unterhalt gedient; auch die Anfänge des Ackerbaues waren denselben wahrscheinlich bekannt.

Hüttendirektor, s. Bergbeamte und Hüttenarbeiter.

Hüttenfabrikate, s. Hüttenkunde.

Hüttenfest, s. Laubhüttenfest.

Hüttenglas, in der Masse gefärbte Glastafeln im Gegensatz zu dem nur auf der Oberfläche gefärbten Glas.

Hüttenheim, Dorf im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Erstein, Kanton Benfeld, an der Ill, hat eine kath. Pfarrkirche, eine (restaurierte) Kapelle aus dem 16. Jahrh., Baumwollspinnerei und -Weberei, Tabaksbau und (1890) 1975 meist kath. Einwohner.

Hüttenhundert, s. Hundert.

Hütteninspektor, s. Bergbeamte und Hüttenarbeiter.

Hüttenkatze, auf Hüttenwerken vorkommende chronische Bleivergiftung (s. d.).

Hüttenkunde, die Lehre von den wissenschaftlichen Grundsätzen, auf welchen die Abscheidung der nutzbaren Metalle aus ihren Erzen im großen, in Hüttenwerken, seltener durch mechanische als durch chemische Prozesse (Hüttenprozesse) beruht. Bald nimmt man H. und Metallurgie für identisch, bald versteht man unter letzterer im weitern Sinne die Lehre von der Metallgewinnung überhaupt und zieht auch die Aufbereitungskunde mit in ihr Gebiet; bald weist man der Metallurgie im engern Sinne nur den theoretischen Teil, der H. mehr den praktischen Teil des Hüttenwesens, d. h. der Gesamtheit aller zur Anlage und zum Betrieb von Hütten erforderlichen Kenntnisse, zu. Man teilt die H. gewöhnlich in einen allgemeinen und einen speziellen Teil. Der allgemeine Teil handelt von den besonders den Hüttenmann interessierenden chemischen und physikalischen Eigenschaften der Metalle und ihrer Verbindungen; von den Hüttenprozessen (trockne und nasse Prozesse, je nachdem die chemischen Reaktionen durch Wärme oder durch Behandlung der Substanzen mit Flüssigkeiten herbeigeführt werden, z. B. ersternfalls Rösten, Schmelzen, Sublimieren, Destillieren rc., letzternfalls Auflösen, Fällen, Amalgamieren rc.); von den zur Hervorbringung dieser Reaktionen erforderlichen Materialien (Erze, Zuschläge, Brennmaterialien rc.) und Hüttenapparaten und zwar Hauptapparaten (Öfen, Lösegefäße, Dynamomaschinen rc.) u. Hilfsapparaten (Gebläse, Winderhitzungsapparate rc.); endlich von den Hüttenprodukten, welche aus den Prozessen hervorgehen und sein können: Edukte, die aus den Erzen dargestellten Rohmetalle (Kupfer, Blei, Silber rc.); Hüttenfabrikate, als Handelsware abzugebende zusammengesetzte Substanzen, welche als solche in den Erzen nicht präexistieren, sondern während der Verhüttung derselben durch Vereinigung mehrerer Bestandteile entstanden sind (Hartblei, Realgar rc.); Zwischenprodukte, bei Hüttenprozessen entstandene zusammengesetzte Substanzen, welche nicht technisch nutzbar, also keine Handelsware sind und bei größerm Metallgehalt entweder für sich oder gemeinschaftlich mit Erzen weiter verarbeitet werden (Schwarzkupfer, Werkblei, Leche oder Steine, Speisen, reiche Schlacken rc.), oder bei nur geringem, mit Vorteil nicht mehr auszuziehendem Metallgehalt als Hüttenabfälle weggeworfen werden (arme Schlacken, Eisensauen, manche Ofenbrüche rc.). Der spezielle Teil der H., welchen man wohl in die Metall- und Eisenhüttenkunde zerfallen läßt, umfaßt die Lehre von der hüttenmännischen Gewinnung der einzelnen Metalle unter besonderer Berücksichtigung der dazu erforderlichen Materialien, Apparate und der auf den verschiedenen Hüttenwerken vorkommenden Abweichungen.

Die Gewinnung der Metalle begann bereits in vorgeschichtlicher Zeit, man kannte im Altertum Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Quecksilber und lernte Arsen, Antimon, Wismut, Zink kennen, bevor Agricola in seinem Werk »De re metallica« (1530) die erste wissenschaftliche Zusammenstellung der auf Metallgewinnung bezüglichen Grundsätze gab. Die Entwickelung der Metallurgie als Wissenschaft fällt vollständig in das 19. Jahrh., da sie erst durch die Erkenntnis des Verbrennungsprozesses ermöglicht wurde. Seitdem hat die Metallurgie die wissenschaftliche Erklärung der bisher nur durch die Erfahrung bekannten Thatsachen gewonnen und auf Grund dieser Erkenntnis die großartigsten Fortschritte gemacht. Die neueste Entwickelung knüpft sich an die Einführung der Dynamomaschine, deren Erfindung die elektrolytische Darstellung von Metallen ermöglichte. Vgl. Scheerer, Lehrbuch der Metallurgie (Braunschw. 1848–53, 2 Bde.; unvollendet); Plattner-Richter, Vorlesungen über allgemeine H. (Freiberg 1860–63, 2 Bde.); Rivot, Principes généraux du traitement des minerais métalliques (2. Aufl., Par. 1872; deutsch von Hartmann, Naumb. 1860); Percy, Metallurgie (deutsch von Knapp, Wedding und Rammelsberg, Braunschw. 1862–88, 4 Bde. und 2 Supplemente); Stölzel, Metallurgie (das. 1863–86); Kerl: Handbuch der metallurgischen H. (2. Aufl., Leipz. 1861–65, 4 Bde.), Grundriß der allgemeinen H. (2. Aufl., das. 1879), Grundriß der Metallhüttenkunde (2. Aufl., das. 1880) und der Eisenhüttenkunde (das. 1875); Dürre, Allgemeine H. (das. 1877); Balling, Die Metallhüttenkunde (Berl. 1885); Beckert, Leitfaden zur Eisenhüttenkunde (das. 1885); Schnabel, Lehrbuch der allgemeinen H. (das. 1890); Derselbe, Handbuch der Metallhüttenkunde (das. 1894); Frantz u. Dannenberg, Hüttenmännisches Wörterbuch (Leipz. 1882).

Hüttenmeister, s. Hüttenarbeiter.

Hüttennicht, s. Hüttenrauch.

Hüttenprodukte, **Hüttenprozesse**, s. Hüttenkunde.

Hüttenraiter, s. Hüttenarbeiter.

Digitized by Google

Hüttenrauch (Hüttennicht, Gichtstaub, Ofenrauch), aus Hüttenapparaten durch den Gebläsewind oder Luftzug herausgetriebene staubförmige Erz- und Kohlenteilchen, Asche ꝛc. oder in Gas- oder Dampfform entweichende Substanzen, welche nach der Verdichtung des Kondensierbaren ein gelbes, rötliches, seltener grünliches zartes Pulver (Flugstaub, Flugestübbe) absetzen. Der H. kann demnach alle in der Ofenbeschickung enthaltenen Bestandteile, Oxyde, Säuren, Metalle, Sulfide, Salze, Kohle enthalten, er kann zu beträchtlichen Metallverlusten führen und auf Menschen und Tiere sowie auf die benachbarte Vegetation sehr schädlich einwirken, so daß die Hüttenbesitzer oft beträchtliche Entschädigungen für die Verwüstung fremder Äcker zahlen müssen. Von den Bestandteilen des Rauches kommen die pulverförmigen Substanzen wie jeder andre Staub, wenn sie aber wasserfreie schwefelsaure Salze enthalten, auch durch ätzende Wirkung in Betracht, indem diese Salze unter Einwirkung von Nebel und Tau konzentrierte Salzlösungen geben. Zur Auffangung dieses eigentlichen Flugstaubes benutzt man Flugstaubkammern, mit Scheidewänden versehene und mit einem Schornstein verbundene ummauerte, umfangreiche Räume, in denen die Geschwindigkeit des den Flugstaub mit sich führenden Gasstroms verringert und ersterer namentlich durch die ein Hindernis abgebenden Scheidewände zum Absatz gebracht wird. Das Absetzen des Flugstaubes wird wesentlich begünstigt durch ein System von Kammern, in welchen der Gasstrom mit häufiger Brechung vertikal aufwärts und abwärts streicht; am vollkommensten aber wird das Absetzen durch möglichst große Oberflächen bewirkt. Man wendet deshalb Systeme aus zahlreichen schmalen Kanälen an und hängt auch viele dünne Eisenbleche oder Drahtbündel in die Zugrichtung der Kanäle (Trockenkondensatoren). Man läßt aber auch von der Decke der Kammern Wasser tröpfeln (Regenkammern) oder leitet die Gase durch etagenförmige Räume mit siebförmig durchbrochenem und von Wasser berieseltem Boden. In einzelnen Fällen, wie beim Lothringer Apparat, dient das Wasser nur als Sperrflüssigkeit. Vielfach ist man indes von der nassen Kondensation zu den einfachern trocknen Kammern oder Kanälen mit möglichst hohen Essen zurückgegangen, indem in den erstern Vorrichtungen der Zug leidet und meist durch kostspielige künstliche Mittel wieder herbeigeführt werden muß.

Die Gase im H. werden für die Vegetation besonders aus dem Grunde schädlich, weil sie sich gar nicht oder nur unvollkommen kondensieren lassen und auf weite Strecken hin wirken. Am wichtigsten ist die schweflige Säure, welche verderblich für Pflanzen wird, wenn die Luft mehr als 0,004 Proz. enthält und gleichzeitig nebelig-feucht ist; bei heiterm oder bei Regenwetter mindert sich die Wirkung bedeutend. Nadelhölzer sind empfindlicher gegen die Säure als Laubhölzer. Neben schwefliger Säure kommt im H. auch Schwefelsäure vor, die auf Pflanzen stark ätzend wirkt; auch treten Chlor, Chlorwasserstoff und Flußsäure nicht selten auf. Da schweflige Säure sich weder durch Abkühlung verdichten, noch durch Wasser leicht absorbieren läßt, so läßt man aus dem Rauch in Trockenkondensationskammern oder Kanälen zunächst Flugstaub und Metalldämpfe sich absetzen und leitet dann die Gase, wenn sie nicht unter 5 Volumprozent schweflige Säure enthalten, in Bleikammern von Schwefelsäurefabriken, welche in neuerer Zeit zu diesem Zweck sehr häufig mit Hüttenwerken verbunden worden sind, während man anderseits Röstöfen eingeführt hat, welche eine hinreichend konzentrierte, d. h. nicht zu stark mit Luft verdünnte, schweflige Säure liefern. Hat man es aber mit an schwefliger Säure ärmern Gasen zu thun, so benutzt man dieselben zum Auflösen von oxydischen Kupfererzen und Alaunerzen, zur Entphosphorung von Eisenerzen ꝛc. Bietet sich hierzu keine Gelegenheit, so muß die schweflige Säure auf andre Weise kondensiert werden, da gesetzlich nur 0,005 Volumprozent in den abziehenden Gasen zulässig sind. Man baut Türme, in welchen die Gase aufsteigen, während Kalkmilch, zu Tropfen verteilt, wie ein Regen herabrieselt. Sehr vorteilhaft ist ein Koksturm, in welchen die Gase unten eintreten, während Schwefelsäure von 50° darin herabrinnt. Hier wird namentlich auch die der schwefligen Säure in der Regel beigemengte Schwefelsäure gut absorbiert und dadurch ein erheblicher Gewinn erzielt. Die säurearmen Gase kann man schließlich noch durch einen Kalkturm leiten. Ein andrer Absorptionsapparat ist mit feuchten Eisenabfällen gefüllt und liefert eine Eisenvitriollösung. Eine sehr vollständige Absorption erreicht man durch mehrere miteinander verbundene Kasten, in welchen Kalkmilch durch eine rotierende Flügelwelle staubartig verteilt wird. Ein angefeuchtetes Gemenge von Zinkoxyd und basisch schwefelsaurem Zink absorbiert schweflige Säure sehr energisch und wird durch Glühen mit Kohle in Muffeln wieder in den ursprünglichen Zustand zurückgeführt, während schweflige Säure entweicht, die in Bleikammern geleitet werden kann. In Affinierwerkstätten entweicht aus den Apparaten ein Gemenge von schwefliger Säure, Luft u. nebelartig verteilter Schwefelsäure. Leitet man dies durch ein vielfach fein durchlöchertes Rohr in Wasser, welches Kupferpulver enthält, so erfolgt unter Bildung von Kupfervitriol eine sehr vollständige Absorption. Letztere hält unter der Einwirkung des Vitriols auch noch nach der Lösung des Kupfers an, indem das Salz unter beständiger Reduktion durch die schweflige Säure u. Oxydation durch die Luft den Sauerstoff auf die schweflige Säure überträgt.

Dem H. schließen sich die sauren, aus Chlorwasserstoff bestehenden Gase an, welche aus Sodafabriken entweichen. Der Chlorwasserstoff entsteht hier bei der Umwandlung des Kochsalzes in schwefelsaures Natron und wird selbst bei Anwendung der sinnreichsten Kondensationsvorrichtungen nicht vollständig verdichtet. Durch die Chlorkalkfabrikation wird die Umgebung der Sodafabriken mit Chlor verunreinigt, und so schließen sich noch manche andre Fabriken den Hüttenwerken an. Aber auch in großen, industriereichen Städten, hauptsächlich wo Steinkohle gebrannt wird, entweicht viel schweflige Säure in die Luft und oxydiert sich teilweise zu Schwefelsäure. 1 Mill. cbm Luft enthält in Manchester 2518 g Schwefelsäure, welche besonders verderblich wirkt, wenn sie, von Nebel und Tau aufgenommen, auf die Pflanzen gelangt. Enthält Regenwasser in 1 Mill. Teilen 10 Teile Säure, wie in Manchester, so hört die Vegetation überhaupt so gut wie ganz auf. Vgl. Brockmann, Die metallurgischen Krankheiten des Oberharzes (Osterode 1851); Freytags Gutachten über den Mansfelder (Eisleb. 1870) und über den Freiberger H. (letzteres im Freiberger Jahrbuch 1873 und 1875); Pappenheim, Handbuch der Sanitätspolizei (2. Aufl., Berl. 1868—70, 2 Bde.); Hering, Die Verdichtung des Hüttenrauches (Stuttg. 1888); Schroeder u. Reuß, Die

Digitized by Google

Beschädigung der Vegetation durch Rauch (Berl. 1883); Reuß, Rauchbeschädigung (Goslar 1893).

Hüttenreise (Kampagne), die Dauer des ununterbrochenen Betriebs eines Schmelzofens.

Hüttensänger (Rotbrustvogel, Blausänger, Sialia sialis *L.*), ein Vogel aus der Familie der Schmätzer, von der Größe des Steinschmätzers, auf der Oberseite ultramarinblau, auf der Unterseite schön rostbraun, am Bauch, After, unter den Schwanz- und Flügeldecken weiß, die Schwingen innen isabellweiß gerandet, gegen die Spitze schwärzlich. Der H. bewohnt das östliche Nordamerika bis zum Felsengebirge und geht im Winter bis Mexiko und Mittelamerika. Er belebt alle Waldungen, Haine, Gärten, Gehöfte und selbst die Straßen verkehrsreicher Städte, nährt sich von Kerbtieren, Früchten und Sämereien, nistet in Baumlöchern, Kasten ꝛc. und legt 4—6 blaßblaue Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet, während das Männchen letzteres füttert. Im Laufe des Sommers werden zwei, auch drei Bruten gemacht. Der H. ist wegen seines kunstlosen, aber klangvollen Gesanges sehr beliebt. Er erscheint auch bei uns regelmäßig auf dem Vogelmarkt, hält sich in der Gefangenschaft vortrefflich und schreitet auch zur Fortpflanzung.

Hüttenschreiber, s. Hüttenarbeiter.

Hüttenschulen, s. Metallindustrieschulen.

Hüttensohle, der natürliche oder mit Holz, Stein oder Eisenplatten belegte Fußboden eines Hüttenwerks.

Hüttenverwalter, s. Hüttenarbeiter.

Hüttenwardein, der dem Bergwardein (s. d.) nebengeordnete Beamte, welcher die Interessen der Hütte wahrnimmt.

Hüttenwerk, s. Hütte.

Hüttenzins, die Vergütung, welche einem Hüttenbesitzer (Hüttenherrn) für die Benutzung seiner Hüttenwerke zum Verarbeiten fremder Erze bezahlt wird.

Hutter, Leonhard, eifriger Vertreter der luther. Orthodoxie, geb. 1563 in Nellingen bei Ulm, trat 1594 in Jena als Dozent auf. 1596 als Professor der Theologie nach Wittenberg berufen, wirkte er daselbst bis zu seinem Tode 23. Okt. 1616. Sein »Compendium locorum theologicorum ex scriptis sacris et libro concordiae collectum« (Wittenb. 1610 u. ö.) sollte die »Loci« Melanchthons ersetzen und behauptete lange fast unangefochten seinen Ruf. Nicht minder korrekt lutherisch ist die »Concordia concors, sive de origine et progressu Formulae Concordiae ecclesiarum Augustanae Confessionis« (Wittenb. 1614). Da H. als Repräsentant der strengen Symbolgläubigkeit gilt, so betitelte K. A. Hase seine Darstellung der altlutherischen Dogmatik: »Hutterus redivivus«.

Hutton (spr. hött'n), 1) James, Geolog, geb. 3. Juni 1726 in Edinburg, gest. daselbst 26. März 1797, studierte in Edinburg und in Leiden Medizin und lebte nach 1749 auf seinem Landgut in Berwickshire und später in Edinburg. H. ist der eigentliche Gründer der plutonistischen Schule, welche der Herrschaft der neptunistischen Lehre Werners besonders seit dem Auftreten L. v. Buchs ein Ende machte. H. wies die Durchbrüche gewisser Gesteine von untenher thatsächlich und unbestreitbar nach, wobei er sich hinsichtlich des Granits auf die 1785 in den Grampians gemachten, ebenfalls unanfechtbaren Beobachtungen stützte. Sein Werk »Theory of the earth« (Edinb. 1796, 2 Bde.) ging zwar zur Zeit wenig beachtet vorüber; doch wirkten seine Schüler Playfair (dessen »Explication of the Huttonian theory« 1802 erschien) und der Experimentator Hall unablässig fort, bis durch L. v. Buch der oben bezeichnete Umschwung in den Ansichten eintrat. H. schrieb noch: »Considerations on the nature, quality and distinctions of coal and culm« (1777); »On the philosophy of light, heat and fire« (1794).

2) Charles, Mathematiker, geb. 14. Aug. 1737 in Newcastle upon Tyne, gest. 27. Jan. 1823 in London, arbeitete sich als Autodidakt empor, erwarb sich durch eine Schrift über den Brückenbau 1772 einen Namen, war 1772—1807 Professor der Mathematik an der Militärakademie in Woolwich, später Examinator am Kollegium der Englisch-Ostindischen Kompanie zu Addiscombe, auch eine Zeitlang Sekretär der königlichen Societät zu London. H. hat sich namentlich um die Verbesserung des Artillerie- und Geniewesens verdient gemacht; auch machte er mit Maskelyne 1774—76 am Berg Shehallien in Perthshire Beobachtungen, durch welche zum erstenmal mittels der Ablenkung des Pendels die mittlere Dichtigkeit der Erde bestimmt wurde.

Hutungsgerechtigkeit, s. Weidegerechtigkeit.

Hutzelbrot (Hutzel-, Birnenwecken), süddeutsches Weihnachtsgebäck aus Roggenmehlteig mit zerschnittenen getrockneten Birnen u. Pflaumen (Hutzeln), Mandeln, Rosinen und Gewürz.

Hutzler, Sarah, Schriftstellerin, s. Kainz.

Hutzucker, s. Zucker.

Huxl., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Th. H. Huxley (s. d.).

Huxley (spr. höckßli), Thomas Henry, Naturforscher, geb. 4. Mai 1825 in Ealing bei London, studierte Medizin in London und begleitete 1846—50 den Kapitän Owen Stanley auf einer Expedition nach den Gewässern der östlichen und nördlichen Küsten Australiens. 1855 wurde er Professor der Naturgeschichte an der königl. Bergschule in London, Mitglied des Royal College of Science in South Kensington, dessen Dekan er noch ist, und Professor der Physiologie an der Royal Institution, 1862—69 Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie am Royal College of Surgeons in London und erhielt damit die Direktion der von Hunter gegründeten und nach ihm benannten Sammlung. 1864—66 war er Mitglied der königlichen Fischereikommission, 1868—72 Mitglied des Londoner Schulrats, 1881—85 Inspektor der Lachsfängerei, 1884—85 Präsident der Royal Society, und 1892 wurde er zum Mitglied des Geheimen Rates ernannt. Für Huxleys ganze wissenschaftliche Richtung war jene vierjährige Reise auf einem betreffs der niedern Klassen der wirbellosen Tiere noch sehr wenig untersuchten Meer von außerordentlicher Bedeutung. Er veröffentlichte 1849 einen Aufsatz über die Anatomie und die Verwandtschaftsverhältnisse der Medusen und Untersuchungen über die Hydrozoen, namentlich über die ozeanischen Formen der Siphonophoren. 1859 erschien das große Werk »On the oceanic Hydrozoa«, welchem sich weitere Resultate seiner Reiseuntersuchungen in den folgenden Jahren anschlossen. Seit 1855 beschäftigte er sich vorwaltend mit der Anatomie der Wirbeltiere und nahm bald eine der Owenschen entgegengesetzte Stellung ein. Großes Aufsehen erregte sein Buch »Evidence as to man's place in nature« (3. Aufl., Lond. 1864; deutsch von Carus, Braunschw. 1863), in welchem er nachwies, daß die anatomische Verwandtschaft des Menschen mit den anthropomorphen Affen viel größer ist als die zwischen den letztern und den übrigen Affen. Von neuern Arbeiten Huxleys sind noch zu nennen: »Elementary atlas of comparative osteo-

Digitized by Google

logy« (1864); »Lectures on comparative anatomy« (1864); »Lessons in elementary physiology« (1866, 7. Aufl. 1885; deutsch von Rosenthal, 3. Aufl., Leipz. 1891—93); »Palaeontologia indica« (1866); »The physical basis of life« (1868); »Anatomy of vertebrated animals« (1871; deutsch von Ratzel, Bresl. 1873); »Lay sermons, addresses and reviews« (1871, 9 Aufl.; nach der 5. Aufl. deutsch von Fritz Schultze: »Reden und Aufsätze«, Berl. 1877); »Critiques and addresses« (1873); »Physiography« (mit Rudler, 1877; 2. Aufl. 1888; deutsch, Leipz. 1884); »Anatomy of the invertebrated animals« (1877; deutsch von Spengel, Leipz. 1878); eine kurze Biographie D. Humes (1879); »Practical instructions in elementary biology« (mit Martin, 1875; deutsch, Stuttgart 1881); »American addresses« (1877; deutsch von Spengel, Braunschw. 1882); »The crayfish« (1879, 4. Aufl. 1884; deutsch: »Der Krebs«, Leipz. 1881); »Introductory primer of Science« (1880; deutsch von O. Schmidt, 2. Aufl., Straßb. 1890); »Science and culture, and other essays« (1882); »Essais on controverted questions« (1892); »Evolution and ethics« (1893). Eine Gesamtausgabe seiner Essays erscheint seit 1893.

Huy (Huywald), bewaldeter Höhenzug nördlich von Halberstadt, der sich 20 km lang in der Richtung von O. nach W. zwischen Schwanebeck und Dardesheim ausdehnt und bis 311 m hoch ansteigt. Nahe dem höchsten Punkt liegt das weithin sichtbare ehemalige Benediktinerkloster Huysburg (1084 gegründet, 1525 niedergebrannt und 1804 aufgehoben), am Fuß desselben das Rittergut Röderhof mit bedeutender Bierbrauerei.

Huy (spr. hüi, vläm. Hoey), Hauptstadt eines Arrondissements in der belg. Provinz Lüttich, an beiden Ufern der Maas, die hier das Flüßchen Hoyoux aufnimmt, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Landau-Ciney, der Eisenbahn Lüttich-Namur und der Vizinalbahn H.-Waremme, zwischen hohen Felsen, hat eine 1822 erbaute, aus einem bastionierten, stark kasemattierten Viereck bestehende Citadelle (gegenwärtig Staatsgefängnis), eine schöne gotische Kollegiatkirche (1311 begonnen, neuerdings restauriert), ein Standbild des Staatsmannes Joseph Lebeau (von W. Geefs) und (1890) 14,486 Einw., welche Brennerei, Gerberei, Fayence-, Weißblech-, Zink-, Papierfabrikation und Viehhandel betreiben. In der Nähe sind Eisengruben, Eisenhämmer, Steinkohlenwerke und viel Weinbau. Es bestehen daselbst ein Athenäum, eine Staats-Knabenmittelschule, Industrieschule, ein bischöfliches Collège, Lehrerinnenseminar u. ein Tribunal. — H. wurde 1595 von Héraugières für die Generalstaaten erobert, 1675 von den Franzosen unter Marschall Créqui, 1693 abermals von diesen unter Villeroi, 1703 vom Herzog von Marlborough und Coehoorn genommen; die alten Werke wurden 1715 geschleift. In einer Vorstadt von H. stand die Abtei Neuf-Moustier, eine Gründung Peters von Amiens, der daselbst begraben liegt; im Garten der alten Abtei wurde ihm 1858 ein Standbild errichtet.

Huydecoper (spr. heu-), Balthazar, niederländ. Gelehrter und Dichter, geb. 1695 in Amsterdam, gest. 20. Sept. 1778, war Amtmann auf der Insel Texel, dann Schöffe in Amsterdam. Er hat sich besonders als Sprachforscher hervorgethan. Seine Hauptwerke in dieser Hinsicht sind seine Anmerkungen zu Vondels Übersetzung von Ovids »Metamorphosen« (Amsterd. 1730; neue Ausg., Leiden 1782—91, 4 Bde.) und die Ausgabe der »Reimchronik« des Melis Stoke mit Erläuterungen (das. 1772, 3 Bde.), der erste Versuch einer kritischen u. exegetischen Ausgabe eines altniederländischen Schriftstellers. Als Dichter gab er eine Übersetzung von Horaz' »Satiren« u. »Briefen« (Amsterd. 1737), »Gedichten« (das. 1788), Übersetzungen französischer Trauerspiele und ein während eines ganzen Jahrhunderts sehr geschätztes Trauerspiel: »Achilles« (Amsterd. 1719; neu gedruckt, Leiden 1845) heraus.

Huygens (spr. heu-), 1) Constantyn, Herr von Zuylichem, niederländ. Dichter, geb. 4. Sept. 1596 im Haag, gest. daselbst 28. März 1687, war 50 Jahre lang Geheimschreiber der Prinzen von Oranien, widmete sich aber in seinen Mußestunden ganz der Wissenschaft, der Poesie und der Musik. Seine erste Gedichtsammlung »Otia« (Haag 1625) enthält italienische, französische, lateinische und niederländische Gedichte. Die lateinischen sind später um viele vermehrt gedruckt unter dem Titel: »Momenta desultoria« (1644, 2. Aufl. 1655), die niederländischen mit vielen neuern unter dem Titel: »Korenbloemen« (1658; 3. Aufl. von Bilderdijk, 1824). Sie enthalten außer einer großen Menge von Epigrammen kleinere Gedichte und Übersetzungen, die »Characteres d. z. Printen« (1623—1624) und ein volkstümliches Lustspiel »Trijntje Cornelis« (1657), die vielleicht zu knapp zusammengefaßten geistreichen größern Gedichte: »Batava Tempe Voorhout van 's Gravenhage« (1621), »'t Costelick Mal« (1622, Satire gegen den Kleiderluxus), »Daghwerck« (1640), »Oogentroost« (1647), »Hofwijck« (1651, die Beschreibung seines Landhauses) und »Zeestraet« (1666, Gedicht zur Ehre der bekannten hübschen Allee vom Haag nach Scheveningen, die man nach seinem Plan angelegt hatte). Erst spät wurden seine zwei poetischen Selbstbiographien veröffentlicht; die eine lateinisch abgefaßt: »De vita propria« (hrsg. von Hofman Peerlkamp, Haarl. 1817; mit niederländ. Übersetzung von Adr. Loosjes), die andre niederländisch: »Cluyswerck« (hrsg. von Jonckbloet, Haag 1841, und Verdam, Leeuw. 1884). Neuerdings erschienen noch von ihm: »Mémoires« (hrsg. von Jorissen, Haag 1883) und »Musique et musiciens au XVII. siècle. Correspondance et œuvre musicales de Const. H.« (hrsg. von Jonckbloet und Land, Leid. 1882). Eine vollständige Ausgabe seiner Gedichte wird seit 1892 von J. A. Worp in Groningen besorgt. Eine vollständige Biographie von H. fehlt noch; Jorissen, Const. H. (Amsterd. 1871), reicht nur bis 1647.

2) (Hugenius) Christian, Mathematiker, Physiker und Astronom, Sohn des vorigen, geb. 14. April 1629 im Haag, gest. daselbst 8. Juli 1695, studierte in Leiden die Rechte, sodann Mathematik und Physik, besuchte wiederholt England und Frankreich, erhielt in Paris durch den Minister Colbert einen ansehnlichen Jahrgehalt und kehrte nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in sein Vaterland zurück, wo er ganz der Wissenschaft lebte. In seiner Abhandlung »De ratiociniis in ludo aleae« (1656) gab er die erste wissenschaftliche Grundlegung der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die Optik verdankt ihm die Verbesserung der Teleskope, deren er selbst mehrere von ungewöhnlicher Größe verfertigte, so eins von 35 und eins von 38 m Brennweite, welche er der königlichen Akademie in London schenkte. Er stellte zuerst die Undulationstheorie des Lichtes auf und gab eine sinnreiche Erklärung der doppelten Brechung des Lichtes im isländischen Kalkspat. 1655 entdeckte er den größten der Satelliten des Saturn und berechnete dessen Umlaufszeit sowie

Digitized by Google

den Ring des Saturn. Förderlich für die Mathematik waren seine Komplanationen der Konoide und Sphäroide, seine Methode, die Rektifikation der Kurven auf die Quadratur derselben zurückzuführen, seine Quadratur der Cissoide, die Auffindung der wahren Gestalt der Kettenlinie und der Tautochrone, die von ihm erfundene Theorie der Evoluten und endlich seine Propositionen über die Zentrifugalkraft der in der Peripherie eines Kreises sich bewegenden Körper. Am wichtigsten war aber die von ihm zuerst zur Ausführung gebrachte Ausstattung des Räderwerks der Uhren mit einem Pendel. Auch zeigte er, daß das einfache Sekundenpendel als Normallängenmaß und zur Bestimmung des Raumes dienen könne, welchen ein auf der Erde frei fallender Körper in der ersten Sekunde zurücklege. Er schrieb: »Horologium oscillatorium« (Par. 1673) und »Systema Saturnium« (1659). Seinen »Traité de la lumière, où sont expliquées les causes de ce qui luy arrive dans la réflexion et dans la réfraction et particulièrement dans l'étrange réfraction du cristal d'Islande« gab Burckhardt (Leipz. 1885; deutsch von Lommel, das. 1890) heraus. Gesamtausgaben von H.' Werken besorgten s'Gravesande (Leiden 1724, 4 Bde., und Amsterd. 1728, 2 Bde.) und die Holländische Gesellschaft der Wissenschaften (Haag 1888—94, Bd. 1—5).

Huygenssches Prinzip, s. Wellenbewegung.

Huyn (spr. heun), Luise, Schriftstellerin, geb. 6. Nov. 1843 in Koblenz, verlebte daselbst ihre Jugendzeit und hat auch bis jetzt, mehrere Reisen abgerechnet, dort ihren Wohnsitz behalten. Unter dem Pseudonym M. Ludolff veröffentlichte sie »Erzählungen« (Bonn 1876), Novellen: »Der Talisman« (das. 1877), »Die Tochter des Spielers« (das. 1877), »Verschiedene Wege« (das. 1879), »Beata« (das. 1880), »Das Geschlecht der Reichenau« (das. 1882) und die Romane: »Felicitas« (das. 1883, 2 Bde., 3. Aufl. 1892) und »Verschollen« (das. 1884, 2 Bde.), »Sein letzter Wille« (Mainz 1886), »In sturmbewegter Zeit« (Bonn 1893). Unter den neuern katholischen Autoren ist M. Ludolff einer der dichterisch talentvollsten.

Huysmans (spr. heus-), 1) Cornelis, niederländ. Maler, geb. 1648 in Antwerpen, gest. 1. Juni 1727 in Mecheln, bildete sich bei Gaspar de Witte in Antwerpen und bei Jacques d'Arthois in Brüssel zum Landschaftsmaler aus, war anfangs in Mecheln, 1702—16 in Antwerpen und dann wieder in Mecheln thätig. Er malte vorzugsweise heimische und italienische Waldlandschaften von kräftiger Farbe, die sich in den Galerien zu Paris, Brüssel, Dresden, Berlin, Schwerin und Wien befinden.

2) Jorris Karl, franz. Schriftsteller, geb. 5. Febr. 1848 in Paris, holländischer Abstammung, seit der Vollendung seiner Rechtsstudien in Paris Beamter im Ministerium des Innern, widmete sich in seinen Mußestunden zuerst dem ultrarealistischen, dann aber dem mystisch-esoterischen Roman. In beiden Manieren leistete er Ungewöhnliches, getragen durch ein urwüchsiges Talent, das sich durch die Auswüchse des materiellen Menschen wie des Seelen- und Geisteslebens angezogen fühlt und sich durch nichts Anstößiges aufhalten läßt. Sein Name wurde gleich demjenigen Maupassants durch die »Soirées de Médan« bekannt, für die er die Novelle »Sac au dos« (1870) lieferte. Damals ein Verehrer Zolas, ist H. jetzt sein erbitterter Gegner. Ganz naturalistisch sind: »Le drageoir aux épices« (1874), »Martha« (1876), »Les sœurs Vatard« (1879), »En ménage« (1881), »A rebours« (1884) u. a. Nach mehrjährigem Schweigen trat er 1891 in »Là-bas« als Bekenner des Glaubens an die Geheimkünste gegen die schwarze Magie auf, deren heutiges Unwesen er mit all ihren gotteslästerlichen, unflätigen Orgien wahrheitsgetreu, sagt man, schildert.

Huysum (spr. heusöm), Jan van, holländ. Maler, geb. 15. April 1682 in Amsterdam, gest. daselbst 7. Febr. 1749, widmete sich unter der Leitung seines Vaters Justus (1659—1716) der Landschaftsmalerei u. fing erst im reifern Alter an, Blumen- und Fruchtstücke zu malen, und zwar abweichend von der bisherigen Manier auf hellem Grund. Seine Blumenstücke zeichnen sich durch außerordentliche Feinheit u. Schmelz der Pinselführung aus und übertrafen in dieser Beziehung alles bisher Geleistete, weshalb er der »Phönix der Blumen- und Fruchtmaler« genannt wurde. Er malte gewöhnlich mit Insekten und Schmetterlingen belebte Sträuße von Tulpen, Hyazinthen, Rosen, Nelken, Mohn, Primeln und andern Gartenblumen in Vasen auf Marmortischen und dazu Trauben, Pfirsiche, Vogelnester mit Eiern u. dgl. Flüchtiger sind seine spätern Arbeiten, wie auch seine Fruchtstücke weniger wertvoll sind. Er starb, ohne Vermögen zu hinterlassen, obwohl ihm jedes seiner zahlreichen Bilder 1000—1400 Gulden eingetragen haben soll. Meisterstücke von H. bewahren die Galerien von München, Berlin, Wien, Dresden und Petersburg. — Sein älterer Bruder, Jakob, geb. 1680, gest. 1740 in London, war ein gewandter Kopist der Werke Huysums sowie C. Lorrains, G. Poussins u. a. — Ein jüngerer Bruder, Justus, malte gute Schlachtenbilder, starb aber schon im 22. Jahr.

Huzülen (Huculen), ruthen. Volksstamm, welcher das Bergland der Karpathen im östlichen Galizien und der Bukowina bewohnt und hauptsächlich Viehzucht (eigentümlich ist ihnen eine kleine, ausdauernde Pferderasse), Waldarbeit und Holzflößerei betreibt. Vgl. Kaindl, Die H. (Wien 1893).

Huzvaresh (Huzwaresch), soviel wie Mittelpersisch, s. Pehlewi.

Hvalöer, Inselgruppe an der Südküste von Norwegen, zum Amt Smaalenene gehörig, östlich im Eingang des Christianiafjords, 86 qkm, mit Makrelenfischerei und (1891) 3180 Einw.

Hvar, slaw. Name der Insel Lesina (s. d.).

Hven, schwed. (bis 1658 dän.) Insel im Sund, zum Län Malmöhus gehörig, hat 8,1 qkm Flächeninhalt, 756 Einw.; merkwürdig als Aufenthaltsort Tycho Brahes, der hier das Schloß Uranienburg erbaute und eine unterirdische Sternwarte (Stjerneborg) einrichten ließ, wovon nichts mehr übrig ist.

Hvid, Silbermünze der oldenburg. Könige Dänemarks, = 1/3 Stilling, etwa 6 Pfennig wert.

Hvidding, Dorf im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Hadersleben, Endstation der Linie Elmshorn-Heide-H. der Preußischen Staatsbahn, gegenüber der dänischen Station Vedsted (Ausgangspunkt der Staatsbahnlinie Vedsted-Bramminge).

H. v. M. oder ***H. v. Mey.***, bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Hermann v. Meyer (s. d.).

Hwanghieng, Stadt in der chines. Provinz Tschekiang, an einem kleinen Küstenfluß, der sich unterhalb in die Bai von Taitschou ergießt, mit 120,000 Einw.

Hyacinth, Edelstein, soviel wie Zirkon; unter orientalischen Hyacinthen versteht man Saphire von morgenroter, ins Weiße oder Gelbliche sich ziehender Färbung. Auch gewisse Varietäten des Granats und Quarzes (H. von Compostell) werden wohl H. genannt. S. Tafel »Edelsteine«, Fig. 15.

Digitized by Google

Hyacinthe (spr. iassängt'), Pater (sein ursprünglicher Name ist Charles Loyson), franz. Prediger, geb. 10. März 1827 in Orléans, empfing 1851 die Priesterweihe, ward 1854 Lehrer der Dogmatik in Nantes, dann Vikar an der Kirche St.-Sulpice zu Paris, trat 1862 in den Karmeliterorden, den er aber, weil ihm Schweigen auferlegt worden, 1869 verließ. Dieser Schritt des mit ungeheurem Beifall gehörten Predigers von Notre Dame erregte ein um so größeres Aufsehen, als H. zugleich angesichts des bevorstehenden Konzils offen die ultramontanen und jesuitischen Bestrebungen bekämpfte. Exkommuniziert, verließ er Paris, ging nach New York, wo er sehr gefeiert wurde, kehrte aber schon Ende 1869 nach Europa zurück. Nach dem Schluß des vatikanischen Konzils nahm er für die altkatholische Bewegung Partei, beteiligte sich im September 1871 an dem Altkatholikenkongreß zu München, heiratete im September 1872 in London eine Amerikanerin, welche er vorher selbst zum katholischen Glauben bekehrt hatte, und ließ sich 1873 in Genf nieder, wo er aber schon 1874 mit den ihm zu weit gehenden Altkatholiken zerfiel. Er zog sich nunmehr nach Paris zurück, woselbst er 9. Febr. 1879 die »gallikanische Kirche« eröffnete, als deren Rektor er bis 1884 fungierte, wo die Gemeinde sich an die altkatholische Kirche Hollands anschloß. Er schrieb: »La société civile dans ses rapports avec le christianisme« (1867); »De la réforme catholique« (1872—73, 2 Tle.); »Les principes de la réforme catholique« (1878); »Programme de la réforme catholique« (1879); »Liturgie de l'Église catholique-gallicane« (4. Aufl. 1883); »Ni cléricaux ni athées. Discours et lettres« (1890); »Mon testament« (1893).

Hyacinthus *L.* (Hyazinthe), Gattung aus der Familie der Liliaceen, Zwiebelgewächse in Südeuropa, Asien, Afrika, mit grundständigen, saftigen, linealen Blättern, in Trauben stehenden, röhrig glockenförmigen Blüten mit lanzettlich auswärts gekrümmten oder fast aufrechten Segmenten und dreikantiger Kapsel mit vielen schwarzen Samen. Etwa 30 Arten, meist im östlichen Mittelmeergebiet, wenige im tropischen und südlichen Afrika. Die gemeine Hyazinthe (Gartenhyazinthe, H. orientalis *L.*), ursprünglich in Dalmatien, Griechenland und Westasien einheimisch, in Südeuropa verwildert, wird in etwa 500 einfachen und gefüllten Varietäten kultiviert. Eine gute Hyazinthe besitzt einen aufrechten, geraden, 15—20 cm hohen Schaft mit 30—40 gedrängt stehenden Blüten. In der Regel blühen die einfachen früher als die gefüllten, sind auch am besten zum Treiben geeignet. Zur Hyazinthenzucht wählt man einen tiefen, lockern, fetten, sandigen Boden, am besten schwarze, mehrere Jahre mit Rindermist gedüngte, mit dem 4.—5. Teil reinem Sand gemischte Grabelanderde. Man düngt mit vollständig verrottetem, möglichst strohfreiem Kuhmist und gräbt diesen einen starken Spatenstich tief unter, so daß die gepflanzten Zwiebeln 10—12 cm davon entfernt bleiben. Je reiner und sandiger die obere Erde ist, in welche die Zwiebeln gepflanzt werden, desto besser gedeihen diese. Die Beete werden im Winter mit Laub oder Mist gegen den Frost bedeckt. Man pflanzt die Zwiebeln im September und Oktober 8—12 cm tief in 30 cm voneinander entfernten Reihen in Zwischenräumen von 10—15 cm und umgibt jede wertvollere Zwiebel mit ganz reinem Sand, um sie vor Fäulnis zu schützen. Die Blütezeit dauert 3—4 und, wenn man die Blumen vor Sonne und Regen schützt, 5—6 Wochen. Nach der Blüte erfordern die Zwiebeln zu ihrer Ausbildung eine ununterbrochene mäßige Feuchtigkeit; doch muß man sie gegen übermäßige Nässe sichern, um sie vor Fäulnis zu schützen. Wenn die Blätter welken, nimmt man die Zwiebeln bei trockner Witterung aus der Erde, bricht Schäfte und Blätter dicht an der Zwiebel weg, trocknet diese an einem schattigen, luftigen Ort auf Brettern, nimmt die ablösbaren Nebensprosse ab und säubert die Zwiebeln vollständig. Dann legt man sie wieder auf die Bretter und wendet sie bis zur Pflanzzeit (besonders im September) von Zeit zu Zeit um. Die Hyazinthenzwiebel erreicht bei günstiger Pflege ein Alter von 6—7 Jahren; dann teilt sie sich in kleinere Zwiebeln, welche aber fast niemals so gute Zwiebeln und Blumen wie die seitwärts entspringende Pflanze liefern. Um schnelle Vermehrung zu erreichen, macht man durch den Wurzelstuhl einen Kreuzschnitt und pflanzt die Zwiebel sehr flach ein. Den Samen säet man nur, um neue Varietäten zu gewinnen, welche meist erst im 5. oder 6. Jahre blühen. Zum Treiben im Zimmer oder Treibhaus pflanzt man blühbare Zwiebeln früher Sorten dergestalt in Töpfe, daß die Spitze der Zwiebel etwa 2,5—4 cm unter die Oberfläche der Erde oder mit dieser in gleiche Höhe kommt, und umgibt jene mit Sand. Man füllt 13 cm weite, tiefe Töpfe mit einer fetten, aus Rasen, Laub, Kuhmist und Wassersand (zu gleichen Teilen) bereiteten Erde oder mit einer nahrhaften, lockern Gartenerde und setzt in die Mitte jedes Topfes eine Zwiebel. Sollen sie zu Ende Dezember oder Anfang Januar blühen, so pflanze man sie zu Ende August und Anfang September; will man die Blumen später haben, so kann das Einpflanzen entweder 8—14 Tage später geschehen, oder man stellt die Töpfe später zum Treiben in die Wärme und bewahrt sie bis dahin an einem kühlen Orte. Die bepflanzten Töpfe werden an einer trocknen, sonnigen Stelle des Gartens nebeneinander eingesenkt und 8—10 cm hoch mit Erde bedeckt. Bei eintretendem Froste deckt man hinreichend Laub u. dgl. darüber, um zu jeder Zeit die Töpfe herausnehmen zu können. Im November und Dezember kann man nach und nach frühe, einfach blühende Varietäten im warmen Zimmer oder Treibhaus vor den Fenstern auf Untersatznäpfe stellen, muß sie aber daselbst hinreichend feucht erhalten; auch stelle man keine Zwiebel in die Wärme, wenn sie nicht an der Spitze etwas ausgetrieben hat, um von der Wurzelbildung und der Gesundheit derselben sicher überzeugt zu sein. Die gefüllten Sorten dürfen nicht zu früh getrieben werden, weil sie sich dann teils minder schön entwickeln, teils mit den Blumen stecken bleiben. Die in Töpfen abgetriebenen Zwiebeln pflanzt man im Oktober in den Garten und schützt sie durch eine Laub- oder Mistdecke vor Frost. Man kann die Töpfe bis zur Zeit des Treibens auch in einem frostfreien Zimmer oder Keller aufbewahren, wo man sie aber nur sehr mäßig, so oft die Erde trocken ist, begießen darf. Einfach blühende Hyazinthen treibt man auch in oben etwas eingeschnürten, eigens dazu verfertigten Gläsern, welche man nach Entwickelung der Wurzeln an sonnige Fenster stellt und alle 3—4 Tage mit frischem Wasser füllt. Vgl. Hyazinthenkrankheit. — Die Hyazinthe kam in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. von Bagdad nach Aleppo und wurde 1596 schon in England kultiviert. Ihre Ausbildung erhielt sie in Holland, wo im vorigen Jahrhundert Haarlem einen Weltruf in dieser Kultur genoß. Gegenwärtig wird die Hyazinthe auch bei Berlin im großen gebaut, doch liefert Holland noch immer die zahlreichsten und schönsten Sorten. H. prae-

Digitized

cox *Jord.* (römische, Pariser Hyazinthe), mit kleinern und spärlichern Blüten, wird besonders in Frankreich und Italien kultiviert und wegen der frühen Blütezeit auch zur Frühtreiberei im November und Dezember benutzt. H. candicans *Baker*, vom Kap, mit 1 m hohem Schaft und großen, glockenförmigen weißen Blüten, eignet sich zur Topf- und Freilandkultur. Vgl. Rietzschel, Die Hyazinthen, ihre Kultur etc. (Leipz. 1879).

Hyāden (die »Regnenden«), in der griech. Mythologie befruchtende und durch die Feuchte nährende Nymphen, bekannt als die Ammen und Retterinnen des neugebornen Dionysos (Hyes), die entweder zum Lohn dafür oder für die Pietät, mit welcher sie ihren Bruder Hyas beweinten, von Zeus als Sterne (neben den Kopf des Stieres) an den Himmel versetzt wurden, wo nun ihr Aufgang den Eintritt der stürmischen und regnerischen Zeit bedeutet. Ihre Zahl schwankte zwischen zwei und sieben. Andre Autoren verschmolzen die H. mit den Plejaden (s. d.) zu einer Gruppe, wobei sie sich auf ein libysches Märchen beriefen. Atlas soll danach mit der Äthra oder Pleione zwölf Töchter und einen Sohn, Hyas, erzeugt haben, der auf der Jagd von einer Schlange getötet und von den Schwestern aufs heftigste beklagt worden sein soll, bis sie in Sterne verwandelt wurden: fünf in H., sieben in Plejaden. Die Römer nannten sie infolge einer falschen Etymologie Suculae (»Schweinchen«).

Hyagnis, ein Phrygier aus Kelänä, Erfinder des Flötenspiels im Dienste der Kybele, Vater des Marsyas.

Hyakinthiden, in der griech. Sage Töchter des Lakedämoniers Hyakinthos oder des Erechtheus (s. d. 2), welche durch ihren Opfertod Athen retteten.

Hyakinthos, in der griech. Mythologie Sohn des spartanischen Königs Amyklas oder Öbalus und der Diomede, ein Jüngling von außerordentlicher Schönheit und Geliebter des Apollon. Auch Zephyr bewarb sich um seine Liebe, jedoch vergeblich. Aus Rache stürmte dieser einst, als eben Apollon den Geliebten im Diskoswurf unterwies, vom Taygetos herab und trieb die von dem Gott geschleuderte Wurfscheibe dem H. an das Haupt, so daß er entseelt niederstürzte. Apollon ließ aus dem Blute des Geliebten eine dunkle, süß duftende Blume, bezeichnet mit dem Klagelaut »Ai« oder mit dem Anfangsbuchstaben des H., *Y*, emporsprießen, die nun den Namen H. trug. Bei den Doriern, namentlich in Sparta und Amyklä, sowie in Tarent ward der Kult dieses Heros sehr hoch gehalten und ihm zu Ehren das große Fest der Hyakinthien gefeiert, das sich bis in die römische Kaiserzeit erhielt. Unter dem Fußgestell der Apollonstatue zu Amyklä sollte H. begraben sein. Er selbst war an einer Seitenwand dieses altarähnlichen Unterbaues und zwar bärtig dargestellt. Jugendlicher als den Geliebten Apollons stellte ihn ein Gemälde des Nikias dar. H. ist wohl ursprünglich ein in Amyklä verehrter Erdgott, dessen Kult in dem des Apollon aufging.

Hyalin, glasig; vgl. Gesteine, S. 477.

Hyalin, eine organische Substanz, welche die Mutterblasen der Echinokokken bildet und, mit verdünnter Schwefelsäure gekocht, unter anderm Traubenzucker liefert. H. heißt auch ein dem Amyloid nahe verwandter, vielleicht eine Entwickelungsstufe desselben darstellender Körper.

Hyalit, s. Opal.

Hyalitglas (Lavaglas), schwarzes Glas, welches durch Verschmelzen von Eisenschlacke, Basalt oder Lava mit 2 Proz. Kohlenpulver und 5—6 Proz. Knochenasche oder Zinnoxyd oder durch Färben von gewöhnlichem Glas mit viel Kobalt-, Mangan- (oder Nickel-), Kupfer- und Eisenoxyd erhalten und auf Kunstgefäße, Knöpfe und auf Flaschen verarbeitet wird, in welchen lichtempfindliche Substanzen aufbewahrt werden sollen.

Hyalochromien, die mit echten Schmelzfarben hergestellten oder durch Lithographie imitierten transparenten bunten Fensterbilder.

Hyalographie (griech., »Glasschrift«), die von Böttger und Bromeis erfundene Kunst, auf Glasplatten zum Druck sich eignende Zeichnungen einzuätzen (Hann in Warschau soll das gleiche Verfahren bereits 1829 ausgeübt haben). Man überzieht das Glas mit Ätzgrund, radiert in diesen die Zeichnung und läßt wässerige Flußsäure, die man durch Macerieren von Flußspat mit verdünnter Schwefelsäure dargestellt hat, auf das Glas einwirken. Schließlich wird der Ätzgrund mit Terpentinöl abgewaschen und die Platte, damit sie beim Druck nicht springe, mit Gips auf einer Eisenplatte festgekittet. Gleichwohl ist hierdurch nicht die Gefahr des Zerspringens zu heben, und man nahm deshalb in der Wiener Staatsdruckerei, wo unter Auers Leitung die H. besonders gepflegt wurde, galvanoplastische Niederschläge von den Ätzungen und druckte von diesen. Der Druck erfolgt auf Kupferdruckpressen mit genau geschliffenen Marmorwalzen. Wegen der Gleichförmigkeit des Glases erfolgt die Ätzung sehr gleichmäßig, die Zeichnungen werden rein und zart wiedergegeben, aber es fehlt ihnen an Tönen und Kraft, welcher Mangel aus der Natur des Glases herzuleiten ist. Die H. wird deshalb heute nur noch selten im Druck verwendet, zumal das Ätzen der Glasplatten mit Fluorwasserstoffsäure sehr gesundheitsgefährlich ist, die photomechanischen Verfahren sie auch entbehrlich machen. — Mit H. oder Photohyalographie wird auch der Lichtdruck (s. d.) bezeichnet.

Hyalomelān, schwarzes, glasartiges Gestein aus der Gruppe der Basalte (s. d., S. 514).

Hyalophān, Mineral aus der Feldspatgruppe, kristallisiert monoklinisch, dem Orthoklas sehr ähnlich, ist farblos, fleischrot, durchsichtig bis durchscheinend, Härte 6—6,5, spez. Gew. 2,8. Man kann ihn als eine isomorphe Mischung von Orthoklas und Barytfeldspat nach der Formel $K_2Al_2Si_6O_{16}+BaAl_2Si_2O_8$ betrachten. Er findet sich im körnigen Dolomit von Imfeld im Binnenthal (Wallis) und zu Jakobsberg in Wermland.

Hyalotypie (griech., »Glasdruck«), Verfahren zur Erzeugung von auf der Buchdruckpresse druckbaren Hochätzungen. Man überzieht eine Glasplatte mit einem hellgelben oder hellgrünen Deckgrund und radiert dann in diesen die Zeichnung mittels eines Elfenbein- oder Stahlstifts, dabei ein schwarzes Papier unterlegend, um sofort die Wirkung beurteilen zu können. Die vollendete Platte wird sodann gleich einem photographischen Negativ behandelt, das hier nur an den Stellen, wo der Deckgrund entfernt wurde, auf die lichtempfindliche Unterlage Licht durchläßt; die erhaltene Kopie aber überträgt man auf Kupfer oder Zink und ätzt sie hoch in der gewöhnlichen Weise.

Hyalurgie (griech.), Glasbereitung, Glasmacherkunst; Hyalurg, Glasmacher.

Hyäne (Hyaena *Briss.*), Raubtiergattung aus der Familie der Hyänen (Hyaenida), Zehengänger mit gedrungenem Leib, von der Schulter nach dem Kreuz hin stark abfallendem, mähnenartig behaartem Rücken, dickem Halse, starkem Kopf, kurzer, kräftiger

Digitized by Google

Schnauze, unschönen Ohren, schief stehenden Augen, krummen Vorderfüßen, kürzern Hinterfüßen, an allen Füßen vier Zehen mit nicht zurückziehbaren Krallen, buschig behaartem, kurzem Schwanz und langem, lockerm, rauhem Pelz. Die Hyänen nähern sich in der Gestalt den Hunden, sind aber abstoßend häßlich, besitzen eine kreischende, gräßlich lachende Stimme, verbreiten einen übeln Geruch, gehen nachts auf Raub aus, dringen bis in die Ortschaften, fliehen aber vor jedem Angriff und wagen sich nur an Schafe, Ziegen, junge Schweine. Am liebsten fressen sie Aas und graben in Südostafrika die nur leicht verscharrten Leichen der Hottentoten aus. Den Reisezügen durch Steppen und Wüsten folgen Hyänen, um sich etwaiger Leichen und der Abfallstoffe zu bemächtigen; auch auf Schlachtplätzen und Kothaufen der Dorfbewohner suchen sie ihre Nahrung. Sie finden sich in Süd- und Westasien bis zum Altai, sind aber am häufigsten in Afrika. Die H. wirft in einer selbstgegrabenen Röhre oder in einer Höhle 3—4 Junge, welche sie nur in der ersten Jugend verteidigt. Jung eingefangene Hyänen lassen sich leicht zähmen. Man verfolgt die H. wegen des Schadens, welchen sie an den Herden anrichtet, schießt sie, fängt sie in Fallen oder Gruben oder bemächtigt sich ihrer lebendig mit Hilfe eines Teppichs, den man über sie wirft, um sie darin zu verwickeln u. dann zu fesseln. Bei den Beduinen der Wüste gilt die Waffe für entehrt, welche gegen eine H. benutzt wurde. Die gefleckte H. (Tigerwolf, H. crocuta *Zimm.*, s. Tafel »Raubtiere IV«), 1,25 m lang, am Widerrist 80 cm hoch, ist sehr kräftig gebaut, mit dunkel weißlichgrauem, braun geflecktem Pelz, bewohnt Süd- und Ostafrika bis 17° nördl. Br., ist ungleich stärker als die andern Arten und verdrängt, wo sie häufig vorkommt, die gestreifte H. Von Hunger gequält, ist sie sehr kühn, schleppt Kinder fort und soll selbst ermattete oder schlafende Erwachsene angreifen. An Dummheit, Böswilligkeit und Häßlichkeit übertrifft sie weit die gestreifte H. Durch die Peitsche ist sie bis zu einem gewissen Grad zähmbar. Sie pflanzt sich auch in der Gefangenschaft fort. Der Strandwolf (H. brunnea *Thunb.*), bedeutend kleiner, einfarbig braun, mit langer, rauher Rückenmähne, lebt in Südafrika, besonders von Aas, welches vom Meere ausgeworfen wird, fällt aber, vom Hunger getrieben, auch Herden an. Die gestreifte H. (H. striata *Zimm.*), 1 m lang, gelblich weißgrau mit schwarzen Querstreifen, rauh- und ziemlich langhaarig, mit großen, ganz nackten Ohren, findet sich quer durch ganz Afrika, in Vorderasien und Indien, ist an menschenleeren Orten sehr häufig, lebt fast ausschließlich von Aas, ist ungemein feig, kommt aber doch in die Dörfer und dicht an die Lager heran. Sie greift niemals Menschen an, gräbt auch keine Leichen aus und ist leicht zähmbar. Die Hyänen sind in Afrika Gegenstand zahlreicher Sagen und Fabeleien; Zauberer sollen die Gestalt der gefleckten H. annehmen, um ihre verderblichen Wanderungen auszuführen. — Die Hyänen erscheinen als Viverriden, welche eine extreme Ausbildung zu Aasfressern erfuhren. Sie finden sich seit dem Pliocän in Europa u. Indien. Die Höhlenhyäne (H. spelaea *Goldf.*, s. Tafel »Diluvium II«, Fig. 2), eine höchst charakteristische Form des europäischen Diluviums, dürfte sich kaum von der lebenden H. crocuta unterscheiden.

Hyänen des Schlachtfeldes, Bezeichnung für das Gesindel, welches sich in der Regel nach einer Schlacht behufs Beraubung der Gefallenen und Verwundeten einzufinden und, um unentdeckt zu bleiben, selbst vor Tötung von Verwundeten nicht zurückzuschrecken pflegt.

Hyänenhund (Steppenhund, gemalter Hund, Canis [Lycaon] pictus *Desm.*), Raubtier aus der Familie der Hunde (Canidae), besitzt hyänenartigen Habitus, aber das Gebiß des Hundes, eine abgestutzte Schnauze, große, ovale, aufrechte, fast nackte Ohren, eine runde Pupille, mäßig hohe Beine, vorn und hinten vier Zehen und einen bis zur Ferse reichenden, nicht sehr buschigen Schwanz. Der H. wird 1 m lang, mit 40 cm langem Schwanz und ist weiß, schwarz und ockergelb gezeichnet. Er findet sich über einen großen Teil Afrikas verbreitet, ist Tag- und Nachttier, jagt gewöhnlich in Meuten von 30—40 Stück, besonders Antilopen, richtet aber auch in den Schafherden der Buren oft großen Schaden an, da er viel mehr mordet, als er verzehren kann, und soll auch den Menschen anfallen. Er erinnert vielfach an die Hyäne, verbreitet wie diese einen äußerst unangenehmen Geruch, ist aber klüger, munterer und leichter beweglich, erscheint dagegen bei der gemordeten Beute äußerst freßwütig, blutdürstig und unreinlich. Er frißt namentlich die Eingeweide und läßt das Muskelfleisch liegen. Das Weibchen wirft in selbstgegrabenen Höhlen bis zehn Junge, verläßt dieselben aber in Gefahr, ohne sie zu verteidigen. Gefangene Hyänenhunde sind äußerst beweglich, lebhaft und bissig und jedenfalls schwer zähmbar.

Hyas, s. Hyaden.

Hyazinthe, Pflanzengattung, s. Hyacinthus.

Hyazinthenkrankheit (Hyazinthenpest). Die Blätter, Blütenstände und Zwiebeln der Hyazinthen sind mehreren Krankheiten unterworfen. Bei der am häufigsten auftretenden Ringelkrankheit gehen einzelne Schuppen im Innern der Zwiebel meist ganz in Zersetzung über, und der Querschnitt der Zwiebel zeigt daher ringförmige braune Streifen. Die Schwärze oder der Rußtau der Hyazinthen tritt besonders auf den schon im Vertrocknen begriffenen äußern Zwiebelschuppen als fester, rußartiger Überzug auf, der aus den Konidienträgern von Cladosporium fasciculare besteht. Neuerdings ist eine schon seit langer Zeit bekannte zweite H., der Rotz der Hyazinthen, als durch Bakterien verursacht erkannt worden. Die gewöhnliche, durch Bacillus Hyacinthi *Heinz* hervorgerufene Rotzkrankheit beginnt mit einem Verdorren der an der Spitze vergilbten Blätter, wobei Knospen und Blüten abfallen; unter Bildung von schmierigem, übelriechendem Schleim tritt dann Fäulnis ein, die auch die Zwiebeln ergreift und dieselben in einigen Tagen völlig erweicht. Bei dem gelben oder weißen Rotz der Hyazinthen sind andre Arten von Bakterien die Fäulniserreger.

Hybla, im Altertum Name mehrerer Städte auf Sizilien: 1) Groß-H., am südwestlichen Abhang des Ätna, ursprünglich Stadt der Sikuler, in fruchtbarer Gegend, zu Pausanias' Zeit verfallen; jetzt Paterno. — 2) H. Geleatis oder Megara Hybläa, s. Megara 2).

Hybodónten, s. Haifische.

Hybridisch (hibridisch, hibrid, lat.), von zweierlei Herkunft; hybridisches Geschöpf, soviel wie Mischling, Blendling, Bastard; hybridische Pflanzen (Hybriden), soviel wie Bastardpflanzen (s. d.); hybridisches Wort, aus zwei Sprachen zusammengesetztes Wort.

Hybris (griech.), Personifikation des Übermutes, in Athen göttlich verehrt.

Hydarthrōsis (griech.), Gelenkwassersucht, s. Gelenkentzündung.

Digitized by Google

Hydáspes, griech. Name des Dschelam, des westlichsten der fünf Ströme des Pandschab (s. d.).

Hydatiden (Blasenwürmer), s. Bandwürmer, [S. 413.

Hydatidenmole, s. Mole.

Hydatogēn (griech.), unter Mitwirkung von Wasser, bez. durch Absatz aus Wasser entstanden, wie z. B. die Sandsteine, Kalksteine, Gips, Steinsalz ꝛc.

Hydatopyrogēne (griech.), Gesteine, welche im Gegensatz zu hydatogenen und pyrogenen aus einem glutflüssigen, mit überhitztem Wasserdampf imprägnierten Magma durch Erstarrung gebildet wurden. Die in den Gemengteilen (Feldspaten und besonders häufig Quarzen) vieler Gesteine (Granit, Syenit, Diorit ꝛc.) nachgewiesenen Flüssigkeitseinschlüsse werden als Reste dieses Wassergehalts des frühern Magmas gedeutet und als Analogien Daubrées Versuche citiert, dem die Darstellung von Quarz aus Glas unter Anwendung überhitzten Wasserdampfes gelang.

Hydatothérmisch, s. Metamorphismus.

Hyde (spr. haid), Fabrikstadt in Cheshire (England), 3 km von Ashton, am Tame, mit Baumwollmanufaktur, Eisengießerei, Maschinenbau, Steinkohlengruben und (1891) 30,670 Einw.

Hyde (spr. haid), Edward und Anna, s. Clarendon 1).

Hyde Park (spr. haid), 1) Stadt in der Grafschaft Norfolk des nordamerikan. Staates Massachusetts, am Neponset River, Bahnknotenpunkt, mit vielen Villen von Bostoner Geschäftsleuten, Fabrikation von Papier, Kaschmir und Baumwollwaren und (1891) 10,193 Einw. — 2) Großer Park in London (s. d.).

Hyder (griech.), s. Hydra.

Hyderabad, Staat und Stadt, s. Haidarabad.

Hyder Ali, s. Haider Ali.

Hydneen (Hydneï), Unterfamilie der Hautpilze oder Hymenomyceten.

Hydnoraceen, aus acht Arten bestehende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Aristolochialen, in Afrika und Amerika heimische Schmarotzergewächse mit 3—4gliederigen, röhrigen Blüten, 3—4 verwachsenen Staubblättern, einfächerigen, mit drei Gruppen wandständiger, plattenförmiger Placenten versehenen Fruchtknoten und Beerenfrüchten. Die Arten der hierher gehörigen Gattung Hydnora sind in Afrika, Prosopanche Burmeisteri dagegen in Argentinien einheimisch.

Hydnum (Stachelschwamm), Pilzgattung aus der Ordnung der Hymenomyceten und der Familie der Blätterpilze, ansehnliche Schwämme mit fleischigen, leder- oder korkartigen, krustenartigen, korallenförmig verzweigten oder hutförmigen Fruchtkörpern, deren unterseitiges Hymenium aus dicht beisammenstehenden, ganzen oder gespaltenen Stacheln besteht. Eßbar sind der braune Habichtschwamm (Hirschzunge, H. imbricatum *L.*), mit fleischigem, zentral gestieltem Hut, auf dem dachziegelartig braune Schuppen stehen, der gelbe Stachelschwamm (H. repandum *L.*, s. Tafel »Pilze I«, Fig. 10) mit blaß fleischfarbenen Stacheln und schuppenlosem Hut, und der korallenartig verzweigte, weiße oder gelbliche Korallenschwamm (Igelschwamm, H. coralloides *Scop.*). Einige Arten von H., wie H. diversidens *Fr.*, schädigen durch die Wucherungen ihres Mycels das Holz von Waldbäumen oder leben von H. Schiedermayri *Heufl.* im Holz von Apfelbäumen, das in diesem Fall einen eigentümlichen Anisgeruch und eine mürbe, leicht zerreibliche Beschaffenheit annimmt.

Hydōr (griech.), Wasser, oft in Zusammensetzungen (Hydr..., Hydro...).

Hydra (griech., Hyder), soviel wie Wasserschlange, besonders lernäische H., das vielköpfige Ungeheuer in dem Sumpf Lerna, welches Herakles (s. d.) tötete; dann Name eines Sternbildes, s. Wasserschlange.

Hydra, Polyp, s. Süßwasserpolypen.

Hydra (bei den Alten Hydrĕa), griechische, zum Nomos Argolis u. Korinth gehörige Insel, 6 km von der Südostküste von Argolis, ist ein von SW. nach NO. langgestreckter, kahler, bis 592 m Höhe ansteigender Felsen von 55,8 qkm (1 QM.) Flächeninhalt, mit steilen Küsten, ohne Bäume und Quellen und mit geringem Anbau. Im Altertum spärlich bewohnt, zählte H. in der gleichnamigen Stadt u. sieben Klöstern 1889: 6478 Einw., meist Nachkommen von Albanesen. Die Hydrioten zeichnen sich vor allen Insulanern des Archipels durch Unternehmungsgeist und Thätigkeit aus und sind ebenso geschickte und kühne Seeleute wie tapfere Krieger. Ganz auf das Meer angewiesen, gelangten sie, namentlich durch den Getreidehandel mit Südrußland, zu großem Reichtum. Die Volkszahl war 1813 angeblich bis zu 40,000 Seelen angewachsen, und das Vermögen der Familie Konduriotis allein schätzte man beim Ausbruch des Freiheitskrieges auf 14 Mill. Thlr. An letzterm nahm H. den lebhaftesten Anteil. Die Hydrioten allein rüsteten 100 Schiffe mit 2000 Kanonen aus und thaten sich als die kühnsten Seehelden hervor (Miaulis war in H. geboren). Ihr Ruhm ist von Dichtern vielfach verherrlicht worden; aber der äußere Glanz der Insel wurde durch den Krieg vernichtet und ging auf Syra über. Hauptort der Insel ist die an der Nordküste gelegene Stadt H. mit 6413 Einw. Sie ist Sitz eines Bischofs, hat enge, steile, aber reinliche Straßen, schöne Häuser, viele Kirchen und eine Marineschule; sie betreibt Baumwoll- u. Seidenweberei, Schiffbau, namentlich aber Schiffahrt und Handel.

Hydracetin (Pyrodin, Acetylphenylhydrazid) $C_8H_{10}N_2O$ entsteht beim Erhitzen von Phenylhydrazin mit Essigsäure und bildet farb-, geruch- und nahezu geschmacklose Kristalle, die in Wasser und Alkohol löslich sind, bei 128—129° schmelzen, stark reduzierend wirken und beim Kochen mit Salzsäure in Essigsäure und Phenylhydrazin zerfallen. Man benutzt es als Antipyretikum und Antineuralgikum, äußerlich gegen die Schuppenflechte, muß indes sehr vorsichtig sein, da H. unzweifelhaft ein Blutgift ist.

Hydrachnidae (Wassermilben), Familie aus der Ordnung der Milben (s. d.).

Hydrämie (griech.), krankhaft wässerige Beschaffenheit des Blutes.

Hydramine, Aminbasen, welche an den Alkoholradikalen noch Hydroxylgruppen enthalten (Äthylamin $NH_2.C_2H_5$, Oxyäthylamin $NH_2.C_2H_4.OH$) und sich daher wie Basen und wie Alkohole verhalten können. Zu den Hydraminen gehören das Cholin der Galle $(C_2H_5O).N(CH_3)_3.OH$ und andre physiologisch wichtige Körper.

Hydramnios (griech.), übermäßige Ansammlung von Fruchtwasser.

Hydrangea *L.* (Hortensie), Gattung aus der Familie der Saxifragaceen, niederliegende, aufrechte, auch kletternde Sträucher, bisweilen Bäume mit gegenständigen, ganzrandigen, gesägten oder gelappten Blättern und mit zahlreichen kleinen Blüten in zusammengesetzten Trugdolden. Die peripherischen Blüten sind steril (bei kultivierten Pflanzen oft alle Blüten) und haben einen blumenblattartigen Kelch. Etwa 30 Arten im östlichen Asien, auf dem Himalaja und

Digitized by Google

im gemäßigten Nord- u. Südamerika. H. arborescens *L.* (amerikanische Hortensie), ein 3 m hoher Busch mit zahlreichen, unverästelten Stengeln, grob gesägten, zugespitzten Blättern und 10 cm im Durchmesser haltenden Blütenständen mit ziemlich kleinen weißen Blüten, stammt aus Nordamerika und wird bei uns in Gärten kultiviert. H. opuloides *C. Koch* (H. Hortensia *DC.*, echte Hortensie), bis 2 m hoch, mit ei-elliptischen bis eiförmigen, scharf gesägten Blättern, fast weißen, schwach rosaroten oder hellblauen Blüten in oft 30 cm im Durchmesser haltenden Trugdolden, wächst in Japan, auch im nördlichen China und wird dort und bei uns in vielen Varietäten in Töpfen kultiviert, hält in mildern Gegenden Deutschlands aber auch im Freien aus. Die »gefüllte« (d. h. nur mit großen, unfruchtbaren Blüten versehene) Abart wurde 1788 eingeführt und erhielt ihren Namen von dem Botaniker Commerson zu Ehren der Frau Hortense Lapeaute, welche ihren Gemahl, den Astronomen Lapeaute, der mit Commerson Mitglied der Bougainvilleschen Expedition war, begleitete. Die einfach blühende Form (mit fruchtbaren Blüten) wurde erst in neuester Zeit eingeführt. Die blau blühenden Formen glaubte man durch Zusatz von Eisenvitriol zu der Erde erhalten zu können, doch glückte dies nicht immer. Sie finden sich auch in Japan und entstehen bei uns bisweilen ohne besonderes Zuthun. Man kultiviert die Hortensie in nahrhafter Moorerde an halbschattigen Standorten und gießt im Sommer reichlich; im Winter werden die Pflanzen frostfrei überwintert. H. paniculata *Sieb.*, ein 2 m hoher Strauch mit eiländlichen oder breit-elliptischen Blättern und großen Blütenständen weißlicher, später rötlicher, unfruchtbarer Blüten, wächst in Japan und Sachalin und wird bei uns (besonders die großblumige Varietät) als völlig winterharter Zierstrauch angepflanzt.

Hydrangeen, Unterfamilie der Saxifragaceen [(s. d.).

Hydrant (griech.), s. Feuerhahn.

Hydrargillit (Gibbsit), Mineral aus der Ordnung der Hydroxyde, kristallisiert monoklinisch, bildet Tafeln oder Säulen, auch kugelige, radial-faserige und körnig-schuppige Aggregate, ist farblos, grünlich, rötlich, bläulich, glasglänzend, durchscheinend, Härte 2,5—3, spez. Gew. 2,34—2,39, besteht aus Aluminiumhydroxyd $Al_2H_6O_6$, findet sich bei Slatoust am Ural, bei Langesund in Norwegen, Villa Rica in Brasilien, in Massachusetts, New York und Pennsylvanien.

Hydrargyriasis und **Hydrargyrosis**, s. Quecksilbervergiftung.

Hydrargyrum (griech., »Wassersilber«, d. h. flüssiges Silber), Quecksilber; H. amidato-bichloratum od. ammoniato-muriaticum, s. H. praecipitatum album; H. bichloratum (corrosivum), ätzendes Quecksilberchlorid; H. bijodatum (rubrum), rotes Quecksilberjodid; H. chloratum (muriaticum mite), Quecksilberchlorür, Kalomel; H. chloratum vapore paratum, mit Dampf bereitetes Quecksilberchlorür; H. cyanatum, Quecksilbercyanid; H. depuratum, gereinigtes Quecksilber; H. jodatum flavum, Quecksilberjodür; H. nitricum oxydulatum, salpetersaures Quecksilberoxydul; H. oxydatum (rubrum), rotes Quecksilberoxyd; H. oxydatum via humida paratum, präzipitiertes Quecksilberoxyd; H. praecipitatum album, H. amidato-bichloratum, weißes Quecksilberpräzipitat; H. sulfuratum nigrum, schwarzes Schwefelquecksilber; H. sulfuratum rubrum, Zinnober.

Hydrastis *L.* (Wasserkraut), Gattung aus der Familie der Ranunkulaceen, von deren zwei Arten eine in Japan, die andre, H. canadensis *L.*, in den Vereinigten Staaten von Kanada bis Carolina und Tennessee heimisch ist. Sie besitzt einen starken, ausdauernden Wurzelstock, mehr als fußhohen Stengel mit zwei oder drei handförmig gelappten Blättern, eine kleine, sehr hinfällige, grünlichweiße Blüte und eine der Brombeere ähnliche Sammelfrucht. Der Wurzelstock (Yellow root) dient zur Bereitung eines Fluidextrakts, welches gegen chronische Magenleiden, Dyspepsie, Wechselfieber, Katarrhe der äußern Schleimhäute und Menstruationsstörungen benutzt wird. Er enthält Berberin, Canadin und als wirksamen Bestandteil Hydrastin $C_{21}H_{21}NO_6$, welches farblose Prismen bildet, in Alkohol und Äther, kaum in Wasser löslich ist, bitter schmeckt, bei 132° schmilzt und in seinem chemischen Verhalten dem Narkotin (Methoxylhydrastin) sich nahe verwandt zeigt. Man benutzt es gegen typhöses Fieber, Augenleiden, Hautkrankheiten, Hämorrhoiden rc. Ein Oxydationsprodukt des Hydrastins, des Hydrastinin $C_{11}H_{13}NO_3$, das neben Opiansäure entsteht, wenn man Hydrastin mit Salpetersäure behandelt, wird als blutstillendes Mittel in der Gynäkologie benutzt. Vgl. Bunge, Beitrag zur Kenntnis der H. canadensis (Dorpat 1893).

Hydratationswärme, die Wärme, welche beim Lösen fester, flüssiger oder gasförmiger Körper infolge der Bildung von Hydraten frei wird. Salze, welche keine Hydrate bilden, lösen sich in Wasser nahezu ausnahmslos unter Bindung von Wärme. Die Spaltung einer geschlossenen Masse eines festen Körpers bei der Lösung ist mit negativer Wärmetönung verbunden, und die positive Wärmetönung beim Lösen von Salzen, welche Hydrate bilden, deutet eben auf diesen Prozeß hin. Dabei wird nicht für jedes Molekül Wasser, welches von einem Salz zur Hydratbildung gebunden wird, gleichviel Wärme entwickelt. Beim Natriumkarbonat z. B. werden bei der Bindung des ersten Moleküls 3382 Wärmeeinheiten entwickelt, für das zweite Molekül 2234, für das dritte bis achte je 2190, für das neunte und zehnte 1764 Wärmeeinheiten. Bei andern Salzen liegen die Verhältnisse wieder anders.

Hydrate, nach den ältern Anschauungen in der Chemie Verbindungen von Oxyden oder wasserfreien Säuren mit Wasser. Kaliumoxyd bildet demnach mit Wasser das Kaliumoxydhydrat $K_2O.H_2O$ (das heutige Kaliumhydroxyd KHO). Schwefelsäure $SO_3.H_2O$ ist nach dieser Anschauung das Hydrat der wasserfreien Schwefelsäure SO_3, Alkohol (Äthyloxydhydrat) galt als das Hydrat des Äthers (Äthyloxyd), während man jetzt weiß, daß beide ganz verschiedene Konstitution besitzen. Das in den Hydraten chemisch gebundene Wasser nannte man Hydratwasser. Nach der heutigen Ansicht leiten sich die H. vom Wasser (H_2O) dadurch ab, daß ein Atom Wasserstoff (H) durch ein Atom eines Metalles oder ein Molekül eines Radikals vertreten wird. So liefern die einwertigen Metalle die Basen MOH, die zweiwertigen $M(OH)_2$ rc. Tritt statt des Metalls ein säurebildendes Radikal ein, so entstehen Säuren, z. B. Salpetersäure $NO_2.OH$, Schwefelsäure $SO_2(OH_2)$ rc.

Hydraulik (griech.), soviel wie Hydromechanik; im engern Sinne die Lehre von der praktischen Anwendung der Bewegung des Wassers (Wasserbaukunst, Wasserhebung, Konstruktion der Wasserräder und Wassersäulenmaschinen rc.); in der Leuchtgasfabrikation das horizontal liegende weite Rohr, in welches die Abzugsrohre der Retorten münden.. Vgl. Hydromechanik.

Digitized by Google

Hydraulische Aufzüge, s. Aufzüge.

Hydraulische Bremsen, Vorrichtungen zum Auffangen eines Stoßes, bestehen aus einem mit Glycerin gefüllten Cylinder und einem Kolben, welcher durch den Stoß in den Cylinder hineingetrieben wird, wobei dem Glycerin nur ein geringer Durchfluß gestattet ist. Zuerst von W. Siemens zur Hemmung des Rücklaufes bei Geschützen angewendet.

Hydraulische Lafetten, Lafetten, bei welchen zum Hemmen des Rücklaufs, zum Richten des Rohres oder zur Bewegung des ganzen Geschützes hydraulischer Druck benutzt wird.

Hydraulische Motoren, durch Wasserkraft betriebene Kraftmaschinen, s. Wasserräder, Turbinen und Wassersäulenmaschine.

Hydraulische Nietmaschine, s. Nieten u. Hydraulische Presse, S. 101.

Hydraulische Presse. Nach dem hydrostatischen Grundgesetz pflanzt sich ein Druck von gegebener Größe in dem Wasser nach jeder Richtung mit gleicher Stärke fort und kann folglich, wenn er gegen eine bewegliche Wand wirksam ist, durch bloße Vergrößerung dieser Wand in beliebigem Maße vergrößert werden. Die h. P., die nach ihrem Erfinder auch Bramahpresse genannt wird, stellt eine Anwendung dieses Gesetzes dar und dient dazu, den mittels des Kolbens einer Pumpe ausgeübten Druck zu vervielfachen. Dieselbe besteht aus einer Druckpumpe, welche den Druck ausübt, und einem

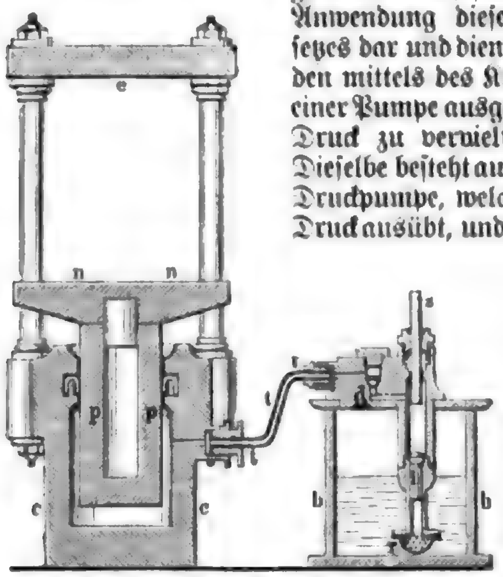


Fig. 1. Hydraulische Presse (Durchschnitt).

Kolben, welcher den Druck empfängt, um ihn auf den zu pressenden Körper zu übertragen. Nebenstehende Fig. 1 zeigt eine h. P. im Durchschnitt: rechts die Pumpe, links die Presse. Durch einen Hebel wird der Pumpenkolben s gehoben, das Wasser des Behälters b b dringt durch das Sieb r, hebt das Ventil i und gelangt so unter den Kolben s. Wenn man den Hebel niederdrückt, so geht auch der Kolben s nieder, das zurückgetriebene Wasser schließt das Ventil i, hebt das Ventil d und gelangt durch die Röhre t in den Cylinder c c der Presse; hier drückt es nun gegen den Kolben p p, den es mit der Platte n n hebt, und so wird der zu pressende Körper zwischen n n und der festen Platte e zusammengedrückt. Wenn der Kolben s durch irgend eine Kraft niedergedrückt wird, so hat jeder Flächenteil der Gefäßwände, welcher dem Querschnitt des Kolbens gleich ist, einen gleichen Druck auszuhalten. Nun kann man aber die Unterfläche des Kolbens p als einen Teil der Gefäßwand betrachten; so vielmal also der Querschnitt des Kolbens p größer ist als der Querschnitt des Kolbens s, so vielmal wird auch die Kraft, mit welcher der Kolben p gehoben wird, größer sein als die Kraft, mit welcher der kleine Kolben niedergedrückt wird. In entsprechendem Maße wird aber die Bewegung des Kolbens p kleiner sein als die des Kolbens s. Ist der Querschnitt des Kolbens s ein Hundertstel des Querschnittes von p und wird der Hebel mit einer Kraft von 50 kg niedergedrückt, so ist, wenn z. B. die Hebelarme von Kraft und Widerstand sich wie 6 : 1 verhalten, die Wirkung dieselbe, als ob auf den Kolben s direkt eine Kraft von 300 kg wirkte; der Kolben p wird also mit einer Kraft von 30,000 kg gehoben. Dafür wird aber der Kolben p sich nur um 1 mm heben, wenn der Kolben s um 100 mm abwärts gedrückt wird. Von der Kraft, die am Hebel angewendet wird, geht ein Teil durch Reibungswiderstand verloren, bevor sie sich bis zum Kolben p fortpflanzt; deshalb wird der Effekt stets geringer sein, als er nach der obigen Berechnung sein sollte. Eine nicht unwesentliche Verbesserung erfuhr die erste h. P. durch Anwendung einer eigentümlichen Dichtung (Liderung) des großen Kolbens p (Fig. 1), welche Henry Maudsley in London, von andern Benjamin Hick in Bolton zugeschrieben wird. Die sogen. Manschettenliderung besteht aus einem umgestülpten Sohllederring, welcher die Gestalt eines umgekehrten U (∩) hat u. an beiden Enden zugeschärft ist. Dieser Kranz liegt, durch einen Metallring gestützt, in einer Vertiefung des Cylinders und wird durch das Wasser gegen den Kolben und Cylinder gepreßt. In Deutschland und Frankreich scheint die h. P. erst nach dem zweiten Pariser Frieden Beachtung gefunden zu haben. So gibt Gilbert (»Annalen der Physik«, Bd. 60, 1819) an, daß zu Anfang des Jahres 1818 der Mechaniker Neubauer in der Maschinenfabrik von Nathusius in Hundisburg bei Magdeburg eine h. P. zu stande gebracht habe, welche, durch zwei Menschen in Bewegung gesetzt, einen Druck von 150,000 kg erzeugte und namentlich zum Auspressen des Rübensaftes, des Öls aus den Samen &c. empfohlen ward. In Frankreich soll der Mechaniker Montgolfier einer der ersten gewesen sein, welcher die h. P. mit Erfolg zum Ölpressen benutzt hat, und eine solche Presse befand sich auf der Pariser Industrieausstellung von 1819. Seitdem Joseph Bramah in London die von ihm (1795) erfundene Presse als Packpresse für Heu, Flachs u. Baumwolle, überhaupt zum Ersatz der Schraubenpressen in Manufakturen u. Fabriken sowie zum Heben von Lasten bei Aufzügen und Kränen, als Erzeuger großen Druckes bei der Schießpulverfabrikation und seltsam genug als Metallhobel- und Bohrmaschine verwendete, hat sich diese Maschine ein derartiges weites Feld der Verwendung gewonnen, daß dasselbe heute fast unübersehbar genannt werden kann. Im allgemeinen benutzt man sie überall da, wo es sich darum handelt, auf ein verhältnismäßig größeres Stück Weg von ca. 30—90 cm einen sehr starken Druck nachhaltig und gleichmäßig auf einen Stoff zu dessen Zusammenpressen einwirken zu lassen. Außer ihrer Benutzung zur Prüfung der Festigkeit von Konstruktionsmaterialien (Stäben, Ketten, Seilen, Steinen) hat man die h. P. bei der Rübenzucker-, Stearinlicht-, Öl- und Gummifabrikation mit entschiedenem Erfolg angewendet, ebenso zum Pressen von Röhren aus Blei und Zinn (s. Röhren), ferner beim Heben großer Lasten (als Aufzug), zur Bewegung des Steuers großer Schiffe &c.; auch dient sie zum Auf- und Abziehen der Eisenbahnwagenräder auf und von den Achsen und zum Pressen der Klauen bei der Vorbereitung für die Knopffabrikation. Sehr wichtig sind diese Maschinen auch als Appreturmaschinen für verschiedene Gewebe, und endlich dienen sie gegenwärtig

Digitized by Google

noch mehr denn früher als Packpressen, um Stoffe, die einen großen Raum einnehmen und schwer zu transportieren wären (z. B. Heu), in einen kleinen Raum zusammenzudrängen. Durch die Anwendung des Prinzips der hydraulischen Presse in und ohne Verbindung mit dem 1843 von Armstrong erfundenen Akkumulator (s. d.) ist eine ganz neue Kategorie von Werkzeugen und Werkzeugmaschinen (hydraulische Werkzeuge) entstanden. Haswell benutzte die h. P. zuerst beim Schmieden der Metalle und eröffnete damit ein weites Feld neuer Arbeitsoperationen (z. B. ausgedehntere Verwendung von Hohlformen oder Matrizen zum Schmieden). Die Hauptschwierigkeit, welche hierbei zu überwinden war, lag in der langsamen Bewegung des Preßkolbens, während welcher sich jedes Arbeitsstück so weit abkühlen mußte, daß der dann erfolgende Druck nur eine höchst ungenügende Wirkung haben konnte. Haswells Maschine, welche von diesem Übelstand frei ist, gewährt andern Schmiedeapparaten gegenüber den Vorteil, daß man den Druck beliebig regulieren kann, welcher nun gleichmäßig auch auf die innern Teile des Eisens wirkt, allmählich gesteigert

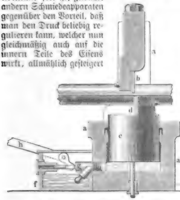


Fig. 2. Hydraulische Schere.

wird und die vollständige Ausfüllung der Formen ohne Erschütterungen herbeiführt. An Tangyes hydraulischer Schere (Fig. 2) ist a der Cylinder, b das feste u. d das mit dem Kolben c zugleich bewegliche Scherenblatt. g ist die Druckpumpe, h der Hebel zur Kolbenbewegung und f das Gefäß, woraus die Druckpumpe die Druckflüssigkeit (Wasser, Glycerin ꝛc.) saugt. Eiserne Stäbe von 75 mm Seitenlänge im Quadrat sollen sich, wenn am Hebel h ein Mann arbeitet, in ca. 2¼ Minuten durchschneiden lassen. Man benutzt diese Scheren überall da mit Erfolg, wo nur wenige Arbeiter zur Disposition stehen. Ähnlich ist die Lochmaschine konstruiert, indem der Drücker oder Lochstempel am beweglichen Kolben der Presse befestigt ist. Mit einer derartigen Maschine ist ein Mann im stande, in ca. ½ Minute ein Loch von 25 mm Durchmesser in einer 21,5 mm dicken Eisenplatte auszupressen. Auch hydraulische Nietmaschinen und Winden werden nach diesem System gebaut und zeichnen sich, wie die Lochmaschinen, durch große Leistungsfähigkeit bei genügender Leichtigkeit und Transportierbarkeit aus. Dabei ist freilich nicht zu verschweigen, daß die Maschinen der Natur der Wasserwirkung nach sehr langsam arbeiten.

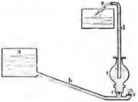
Besondere Konstruktionen der hydraulischen Presse (appareils sterhydrauliques) sind die von Desgoffe und Ollivier. Bei diesen wird die Druckpumpe ersetzt entweder durch einen mehr oder weniger dünnen Kolben, dem man durch eine Schraube eine gleichzeitig fortschreitende und drehende Bewegung erteilen kann, so daß er durch sein Eindringen in den Raum des Preßcylinders die Druckfortpflanzungsflüssigkeit verdrängt und zur Bewegung des Preßkolbens und der Preßplatte zwingt, oder durch einen Apparat, welcher eine Darmsaite von einer außerhalb des Cylinders befindlichen Rolle ab- u. auf eine im Cylinder angebrachte Rolle aufwickelt. Letztere wird hierbei von außen durch eine Kurbel gedreht. Die in den Cylinder tretende Darmsaite verdrängt wieder Flüssigkeit und zwingt den Preßkolben, eine der Dicke der Darmsaite entsprechende mehr oder weniger langsame Bewegung anzunehmen.

Hydraulischer Kalk und **Mörtel**, s. Zement.

Hydraulischer Propeller, der Propeller der Prallschiffe, s. Dampfschiff, S. 534 u. 539; auch soviel wie Hydromotor, s. Dampfschiff, S. 539.

Hydraulischer Verschluß, s. Wasserverschluß.

Hydraulischer Widder (Montgolfiersche Wassermaschine, Stoßheber), eine 1797 von Montgolfier erfundene Wasserbeförderungsmaschine, die mit Vorteil benutzt werden kann, wo es darauf ankommt, bei vorhandenem Gefälle einen Teil des durch dasselbe gelieferten Wassers über den Oberwasserspiegel zu heben. Von dem Behälter a, etwa einem Teich, Bach, Fluß (s. Abbildung), führt ein Rohr b zu dem mit Steigrohr d versehenen Windkessel r. Unter letzterem ist ein sich nach oben öffnendes Ventil (Steigventil) c, am freien Ende des Rohrs b ein sich nach unten öffnendes Ventil, das sogenannte Sperrventil (Stoßventil) v, angebracht. Ist das Steigventil



Hydraulischer Widder.

geschlossen und das Sperrventil infolge seines Gewichts offen, so fließt das Wasser bei v aus und hebt bei wachsender Ausflußgeschwindigkeit das Ventil v gegen seinen Sitz. Der Wasserausfluß wird plötzlich unterbrochen, und durch den hierbei entstehenden Stoß wird nun das Ventil c geöffnet und so lange Wasser in den Windkessel r getrieben, bis der Druck der in diesem komprimierten Luft dem Stoß des Wassers das Gleichgewicht hält. Aus dem Windkessel wird das Wasser durch den Luftdruck im Steigrohr d in die Höhe getrieben und zum Ausfluß gebracht. Sobald sich nach dem Stoß das Gleichgewicht wiederhergestellt hat, fallen die Ventile v und c durch ihr Gewicht wieder herab, und das Spiel wiederholt sich. Boulton und Leblanc haben sogen. saugende Stoßheber konstruiert, welche das Wasser durch Ansaugen emporheben. Der von Bollée in Mans verbesserte Stoßheber soll unter den günstigsten Umständen einen Nutzeffekt bis 80 Proz. ergeben. Der hydraulische Widder soll sich bei kleinen Wasserversorgungen und Bewässerungen bei dem Vorhandensein von Quellwasser mit Gefälle recht gut bewähren, kommt aber zur Zeit wohl nur sehr selten noch vor. Eingehende Versuche über die Leistungen des Stoßhebers hat Eytelwein angestellt (»Bemerkungen über die Wirkung und vorteilhafte Anwendung des Stoßhebers«, Berl. 1805). Vgl. Weisbach-Herr-

Digitized by Google

mann, Ingenieur- und Maschinenmechanik, 3. Teil, Abt. 2 (Braunschw. 1880—82); »Handbuch der Ingenieurwissenschaften«, Bd. 4, Abt. 1 (Leipz. 1883).

Hydraulische Schere, s. Hydraulische Presse, S. 101.

Hydraulisches Dock, s. Dock.

Hydraulisches Gestänge, s. Pumpen.

Hydraulische Zuschläge, s. Zement.

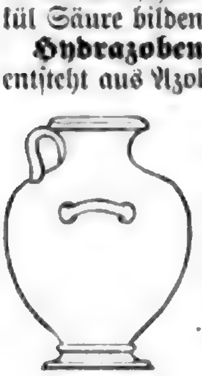
Hydraulos (griech., »Wasserpfeife«, Organum hydraulicum), Wasserorgel, ein von Ktesibios zu Alexandria (180 v. Chr.) konstruiertes orgelartiges Instrument, welches Wasser zur Regulierung der Windstärke benutzte, beschrieben von Heron von Alexandria.

Hydrazide, s. Phenylhydrazin.

Hydrazin (Diamid) $H_2N—NH_2$ entsteht als Sulfat beim Erwärmen von Triazoessigsäure mit konzentrierter Schwefelsäure oder von Amidoguanidin mit Natronlauge u. Fällen des Filtrats mit Schwefelsäure. H. läßt sich nicht isolieren, man kennt nur das Hydrat $N_2H_4.H_2O$, welches aus dem Sulfat durch Destillation mit Kalilauge dargestellt wird. Es bildet eine etwas schwerbewegliche, an der Luft rauchende Flüssigkeit vom spez. Gew. 1,03 bei 21°, riecht eigentümlich, an Ammoniak erinnernd, schmeckt laugenhaft, brennend, siedet bei 118°, zieht an der Luft Kohlensäure an und wirkt ungemein stark reduzierend. Es bildet vorwiegend Salze mit 2 Molekülen Säure, die regulär kristallisieren und in Wasser, kaum in Alkohol löslich sind. Die Salze sind für niedere Organismen außerordentlich giftig. Bei höhern Tieren stören sie das Bewußtsein, setzen die Körpertemperatur herab und töten durch Herz- und Atmungslähmung.

Hydrazine, organische Basen, die sich vom Hydrazin $H_2N—NH_2$ ableiten, im Molekül zwei Stickstoffatome enthalten und leicht oxydierbar sind. Man kennt primäre H., bei denen in einer Amidogruppe 1 Atom Wasserstoff, und sekundäre H., bei welchen in derselben Gruppe 2 Atome Wasserstoff durch Alkoholradikale ersetzt sind: Methylhydrazin $CH_3NH.NH_2$ und Dimethylhydrazin $(CH_3)_2N.NH_2$. Werden in beiden Amidogruppen Wasserstoffatome durch Alkoholradikale ersetzt, so entstehen die Hydrazoverbindungen $C_6H_5.HN.NH.C_6H_5$ (vgl. Azokörper). Die primären H. der Fettreihe erhält man aus Nitrosoharnstoffen, die aromatischen aus Diazokörpern oder Diazoamidokörpern durch Reduktion, die sekundären ebenso aus Nitrosaminen. Die H. sind flüssig oder leicht schmelzbar, löslich in Alkohol u. Äther, die der Fettreihe leicht, die aromatischen schwer löslich in Wasser; mit 1 Molekül Säure bilden sie kristallisierbare Salze.

Hydrazobenzol $C_{12}H_{12}N_2$ od. $C_6H_5.NH.NH.C_6H_5$ entsteht aus Azobenzol und Schwefelammonium oder Zinkstaub, aus Nitrobenzol und Zinkstaub, bildet farblose Blättchen, riecht kampferartig, ist leicht löslich in Alkohol und Äther, schmilzt bei 131°, oxydiert sich leicht zu Azobenzol, gibt mit Natriumamalgam Anilin und mit Salzsäure isomeres Benzidin $C_6H_4.NH_2.NH_2.C_6H_4$. H. ist der Repräsentant der Hydrazoverbindungen (s. Hydrazine).


Hydria.

Hydrazone, s. Phenylhydrazin.

Hydrazonfarbstoffe, aus Phenyl- oder Naphthylhydrazin und ketonartigen Verbindungen entstehende Farbstoffe, wie Tartrazin, Jiatingelb, Phenanthrenrot.

Hydrea, Insel, s. Hydra.

Hydria (auch Kalpis, lat. Urna), ein Wasserkrug der Griechen, von bauchiger, kurzhalsiger Gestalt, oft mit drei Henkeln, zwei kleinern zum Heben und einem hinten angebrachten zum Schöpfen und Ausgießen; wurde auf Kopf oder Schulter getragen (s. Abbildung).

Hydriatik (griech.), Wasserheilkunde.

Hydrilleen, s. Hydrocharitaceen.

Hydrioten, die Einwohner der Insel Hydra (s. d.).

Hydro..., s. Hydor.

Hydrobat (griech.), Wassertreter, Schwimmkünstler.

Hydrobienschichten, miocäne Ablagerungen des Mainzer Beckens, s. Tertiärformation.

Hydroboracit, Mineral, findet sich derb, in strahlig blätterigen Aggregaten, ist weiß bis lichtrötlich, besteht aus Calciummagnesiumborat $CaMgB_6O_{11}+6H_2O$ und findet sich im Kaukasus und bei Staßfurt.

Hydrobromsäure, soviel wie Bromwasserstoffsäure.

Hydrocele (griech.), Wasserbruch (s. d.).

Hydrocellulose, s. Cellulose.

Hydrocephalus (griech., »Wasserkopf«), s. Gehirnwassersucht.

Hydrocérames (franz., spr. idroßerâm'), s. Kühlkrüge.

Hydrocharis *L.* (Froschbiß), Gattung aus der Familie der Hydrochariden, Wasserpflanzen mit zweihäusigen Blüten und lederartiger, eiförmiger, sechsfächeriger, vielsamiger Kapsel. H. morsus ranae *L.* (gemeiner Froschbiß), mit im Schlamm kriechendem Wurzelkörper, schwimmenden, gestielten, nierenförmig-kreisförmigen Blättern und weißen Blüten, in Gräben und schlammigen Teichen, wurde früher arzneilich benutzt; wird vielfach in Aquarien gezogen.

Hydrocharitaceen (Hydrocharideen, Nixenkräuter, Froschbißpflanzen), monokotyle, wasserbewohnende, etwa 40 Arten umfassende Pflanzenfamilie der warmen und gemäßigten Zone, aus der Ordnung der Helobiae, mit aufgetauchten, eingeschlechtigen, selten zwitterigen, oberständigen, dreizähligen Blüten, die in vielen Fällen aus einem äußern kelchartigen und einem innern blumenkronenartigen Kreis, drei bis vielen Staubblättern und 2—15 verwachsenen Fruchtblättern bestehen. Sie sind teils Süßwasserbewohner, wie die Hydrilleae, zu denen die in Europa eingewanderte Wasserpest (Elodea canadensis) gehört, die Vallisnerieae u. die Stratiotideae, teils Meerespflanzen, wie die Thalassioideae und Halophiloideae. Fossil sind wenige Arten aus Tertiärschichten bekannt. Vgl. Ascherson, Vorarbeiten zu einer Übersicht der phanerogamen Meergewächse (in der »Linnäa«, 35. Bd., 1867).

Hydrochelidon, die Wasserschwalbe.

Hydrochinon (Paradioxybenzol) $C_6H_6O_2$ oder $C_6H_4(OH)_2$ entsteht bei trockner Destillation von Chinasäure, bei Reduktion von Chinon, bei der Spaltung von Arbutin ꝛc. Zu seiner Darstellung behandelt man Anilin mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure, setzt saures schwefligsaures Natron zu, um das entstandene Chinon zu reduzieren, filtriert, schüttelt die Lösung mit Äther und verdampft letztern. H. ist dimorph, bildet farblose hexagonale und monokline Kristalle, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, schmeckt süßlich, schmilzt bei 169°, ist flüchtig, wirkt reduzierend, die Lösung, besonders die alkalische, bräunt sich an der Luft und gibt mit Eisenchlorid kantharidenglänzende Kristalle von Chinhydron. Es wirkt fäulniswidrig u. hemmt in 1proz. Lösung auch die alkoholische Gärung; auch wirkt es antipyretisch, eignet sich aber nicht zur Benutzung als Fiebermittel. Es dient besonders als Entwickler in der Photographie.

Digitized by Google

Hydrochlorsäure, soviel wie Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure (s. d.).

Hydrochoerus, s. Wasserschwein.

Hydrochrysamid, s. Chrysaminsäure

Hydrocores, s. Wanzen.

Hydrocörulignon, s. Cörulignon.

Hydrocyansäure, soviel wie Cyanwasserstoffsäure oder Blausäure.

Hydrodictyon (Wassernetzalge), im Süßwasser lebende Algengattung aus der Klasse der Grünalgen (Chlorophyceen). Die einzige hierher gehörige Art (H. utriculatum *Roth*) tritt in Form langer, schlauchförmiger, geschlossener Netze mit 5—6eckigen Maschen auf, welch letztere durch chlorophyllführende, zu 3—4 an den Ecken zusammenstoßende cylindrische Zellen gebildet werden. Sie besitzt ungeschlechtliche und geschlechtliche Fortpflanzung, indem zunächst einzelne vegetative Zellen in Tausende von ungeschlechtlichen Schwärmern (Zoosporen) zerfallen, die sich in der Mutterzelle hin und her bewegen und dann zu neuen Netzanfängen zusammentreten. Nach Auflösung der Mutterzellhaut gelangen dieselben ins Freie und wachsen bald zu fortpflanzungsfähigen neuen Netzen heran. Die geschlechtliche Vermehrung beginnt innerhalb einer Mutterzelle mit der Bildung äußerst zahlreicher kleiner Schwärmer (Gameten), die durch Löcher der Zellwand heraustreten und sich paarweise oder auch zu mehreren vereinigen, wodurch als Geschlechtsprodukt eine kugelige, ruhende Zelle (Zygote) gebildet wird; diese wächst langsam längere Zeit hindurch, verdickt ihre Zellhaut und läßt aus ihrem Inhalt 2—5 Schwärmsporen hervorgehen, die schließlich auf ungeschlechtlichem Wege wieder junge, sehr einfach gebaute Netze erzeugen. Der Kreislauf zwischen ungeschlechtlichen, d. h. aus Zoosporen, u. geschlechtlichen, aus Gameten entstandenen Generationen ist keineswegs regelmäßig, vielmehr wird die Bildung von Zoosporen oder von Gameten durch äußere Umstände beeinflußt. Durch zweckmäßige Wahl der Kulturbedingungen läßt sich in jeder lebenskräftigen Zelle des H. zu jeder beliebigen Jahreszeit die Neigung zur Zoosporenbildung mit vollkommener Sicherheit hervorrufen; es genügt dazu die Kultur der Alge in einer Nährlösung von bestimmter Zusammensetzung, geeignete Temperatur, Vorhandensein von Sauerstoff, besonders auch die Einwirkung von Licht für die Entwickelung der Schwärmsporen. Um das H. zur geschlechtlichen Fortpflanzung zu bringen, genügt in zahlreichen Fällen eine 6—8tägige Kultur in Rohrzuckerlösung (von 5 Proz.) am beleuchteten Fenster. Für die Gametenbildung ist höhere Temperatur noch mehr unentbehrlich als für die Erzeugung der ungeschlechtlichen Schwärmer. Dagegen ist die geschlechtliche Vermehrung in hohem Grade von der Einwirkung des Lichts unabhängig, indem bei zahlreichen Dunkelkulturen des H. in Rohrzucker massenhafte Gameten auftraten. Ein Generationswechsel des H. kann nur in dem Sinne angenommen werden, daß aus seinen auf geschlechtlichem Wege erzeugten Zygoten zunächst immer eine oder zwei ungeschlechtliche Generationen entstehen müssen; im übrigen entscheiden ausschließlich die äußern Bedingungen darüber, ob ungeschlechtliche oder geschlechtliche Vermehrung eintritt. Ähnliches wurde auch bei andern Algen, z. B. bei Botrydium granulatum und Volvox, nachgewiesen. Vgl. Klebs, Über die Vermehrung von H. utriculatum (in der »Flora«, 1890).

Hydrodynamik (griech.), Lehre von der Bewegung der Flüssigkeiten. S. Ausflußgeschwindigkeit, Reaktion.

Hydroelektrische Bäder, s. Elektrotherapie, S. 677.

Hydroextraktor (griech.-lat., »Wasserauszieher«), eine zum Trocknen benutzte Zentrifugalmaschine (s. d.).

Hydrogenium (Hydrogēn, griech., »Wassererzeuger«), soviel wie Wasserstoff (s. d.).

Hydrographie (griech.), »Beschreibung der Gewässer«. Als Teil der physikalischen Geographie aufgefaßt, gehört dahin die Beschreibung der Quellen, Flüsse, Seen und des Meeres. Anderseits begreift man darunter den Teil der Erdbeschreibung, welcher für die Schiffahrt im besondern von Wichtigkeit ist, die Anfertigung der Seekarten, Beschreibung der Küsten und die praktische Meereskunde, während die wissenschaftliche Meereskunde neuerdings unter der Bezeichnung Ozeanographie begriffen zu werden pflegt. Die Förderung beider Zweige der Meereskunde fällt naturgemäß in erster Linie den staatlichen Organen des Seewesens zu und bildet in Friedenszeiten einen Spezialdienstzweig der Kriegsmarinen. In fast allen Seestaaten sind für die Bearbeitung der die H. betreffenden Angelegenheiten hydrographische Ämter errichtet worden. In Deutschland fungiert als solches die Nautische Abteilung des Reichsmarineamts, welche früher auch den Namen Hydrographisches Amt führte. Ihre Aufgabe besteht außer in der Sammlung aller auf die H. und Nautik bezüglichen Arbeiten und Nachrichten sowie der kartographischen und litterarischen Verwertung derselben weiter in der Veranlassung und Leitung der Vermessungen und hydrographischen Untersuchungen seitens der Kriegsflotte, in der Anfertigung von Seekarten, Plänen, Küstenansichten und Segelanweisungen auf Grund dieser Arbeiten, in der Versorgung der Schiffe der kaiserlichen Marine mit Karten, nautischen Büchern, Instrumenten und allem für die Seeschiffahrt notwendigen Material, in der wissenschaftlichen Bearbeitung von Angelegenheiten der Navigation, Astronomie, Meteorologie, des Magnetismus und der sonstigen physikalisch-nautischen Wissenszweige, soweit sie für die Schiffahrt von Wert sind, in der Bearbeitung aller das Lotsen-, Beleuchtungs- und Betonnungswesen angehenden Angelegenheiten, soweit sie die Marine betreffen, sowie der Reichsaufsicht über das gesamte Seezeichenwesen an den deutschen Küsten. Von der Nautischen Abteilung ressortieren die Seewarte in Hamburg mit ihren Agenturen und sonstigen Nebenstellen, die Observatorien in Kiel und Wilhelmshaven und die sich über die deutschen Küsten ausdehnenden Küstenbezirksämter. Zur Sammlung des zur Erfüllung ihrer Aufgaben nötigen Materials steht die Abteilung mit den gleichen oder ähnlichen Instituten aller Länder in Verbindung und erhält regelmäßig von denselben die von diesen erlassenen Veröffentlichungen und Nachrichten. Unter einem Admiral oder ältern Seeoffizier als Vorstand zerfällt die Abteilung in 4 Dezernate, von welchen dem einen die Vermessungen und Kartographie, dem zweiten das Gebiet der Nautik, das Instrumentenwesen, die nautische Ausrüstung der Schiffe, das nautische Nachrichtenwesen, die Thätigkeit der Seewarte und Observatorien zufällt, das dritte das gesamte Seezeichenwesen und das vierte die Segelanweisungen bearbeitet. — Die hauptsächlichsten Publikationen der Nautischen Abteilung sind: »Seekarten« von der Nord- und Ostsee und außereuropäischen Gewässern; ein besonderer Katalog gibt über die einzelnen Karten Ausweis, die erschienenen Karten werden fortlaufend berichtigt; »Nachrichten für Seefahrer« (von 1870 ab), erscheinen wöchentlich einmal, enthalten alle für

Digitized by Google

die Schiffahrt wichtigen Veränderungen, Seezeichen, Leuchtfeuer, neu entdeckte Untiefen, Fahrstraßen u. dgl. und geben den Seefahrern die Möglichkeit, ihre Karten und Segelhandbücher fortlaufend zu verbessern; »Verzeichnis der Leuchtfeuer aller Meere«, erscheint am Anfang jedes Jahres in 8 Heften; »Segelhandbuch für die Ostsee und für die Nordsee«; »Handbuch der Navigation« (3. Aufl., Berl. 1891); »Handbuch der nautischen Instrumente« (2. Aufl., das. 1890); »Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie«, bis 1891, werden seitdem von der Seewarte herausgegeben; »Gezeitentafeln«, erscheinen seit 1879 alljährlich und enthalten alle für die Berechnung der Hoch- und Niedrigwasserzeiten und -Höhen nötigen Angaben; seit 1892 werden sie vom kaiserlichen Observatorium zu Wilhelmshaven redigiert. — Die hydrographischen Ämter des Auslandes verfolgen dieselben Ziele und sind ähnlich organisiert wie die Nautische Abteilung des Reichsmarineamts: in England das Hydrographic Office of the Admiralty zu London, in Frankreich das Service hydrographique de la Marine zu Paris, in Rußland das Hydrographische Amt zu St. Petersburg, in Österreich das Hydrographische Amt der k. k. Kriegsmarine zu Pola, in Spanien die Direccion de Hidrografia zu Madrid, in Italien das Ufficio Idrografico, R. Marina Italiana zu Genua, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das United States Hydrographic Office zu Washington und neben demselben das U. S. Coast and Geodetic Survey Office, letzteres speziell für die Vermessung, Kartographie rc. der amerikanischen Küsten.

Hydrographisches Papier, Papier, auf welchem man mit reinem Wasser deutlich schreiben kann. Zu seiner Anfertigung taucht man Papier in eine schwache Abkochung von Galläpfeln oder in eine Lösung von gelbem Blutlaugensalz und reibt nach dem Trocknen gepulverten kalcinierten Eisenvitriol in das Papier ein. Bei Berührung mit Wasser entstehen dann schwarze, resp. blaue Schriftzüge. Natürlich muß das hydrographische Papier höchst sorgfältig vor Feuchtigkeit geschützt werden.

Hydroictinia, s. Weihen.

Hydroïden, **Hydroïdpolypen**, **Hydroïdquallen**, s. Hydromedusen.

Hydrojōdsäure, soviel wie Jodwasserstoffsäure.

Hydrokarbōnprozeß, s. Leuchtgas.

Hydrokarbūr, soviel wie Kohlenwasserstoff; speziell die flüssigen Kohlenwasserstoffe, welche als Leuchtmaterial benutzt werden, wie Photogen, Schieferöl rc., dann auch die sehr flüchtigen Kohlenwasserstoffe, die zur Erzeugung von Luftgas dienen.

Hydrokorallen, s. Hydromedusen.

Hydrolithwaren, s. Siderolithwaren.

Hydrologie (griech.), Lehre vom Wasser, besonders auch von den Mineralwässern.

Hydrologium (griech.), s. Wasseruhr.

Hydrolyse (griech.), die Spaltung chemischer Verbindungen, besonders mancher Kohlenhydrate, der Eiweißkörper, Glykoside rc., in zwei oder mehr Substanzen unter Aufnahme von Wasser. Solche Spaltungen werden herbeigeführt durch Kochen der betreffenden Verbindungen mit verdünnten Säuren oder Alkalien oder durch Einwirkung gewisser (hydrolytischer) Fermente.

Hydrolyte (griech.), im Naumannschen System eine Klasse von Mineralien, welche die im Wasser löslichen natürlichen Säuren, Sauerstoff- und Haloidsalze, auch Oxyde umfaßt.

Hydromantīe (griech., »Wasserwahrsagung«), eine aus dem Orient stammende, bei den Griechen nur spärlich angewendete Zukunftsdeutung aus Erscheinungen in und über dem Wasser von Quellen und Strudeln, in Becken, Gläsern, Flaschen rc. Nach dem heil. Augustin wäre Numa einer der ersten Hydromanten gewesen. Pausanias erzählt von mehreren Tempelquellen, an denen regelmäßige hydromantische Beobachtungen angestellt wurden. Die H. ist noch heute sehr verbreitet in Arabien, Persien und Ägypten, wobei regelmäßig Knaben (wie durch Cagliostro) verwendet werden, die durch das Anstarren der glänzenden Wasseroberfläche vielleicht hypnotisch werden. Vgl. Hypnotismus, Katoptromantie und Kristallomantie.

Hydromechānik (Hydraulik, griech.), die Lehre von dem Gleichgewicht (Hydrostatik, s. d.) und der Bewegung der Flüssigkeiten (Hydrodynamik). Vgl. Meißner, Die Hydraulik (2. Aufl. von Hederich und Nowack, Jena 1895 ff., 3 Bde.); Auerbach, Theoretische Hydrodynamik (Braunschw. 1881); Haton de la Goupillière, Hydraulik und hydraulische Motoren (deutsch von Rauscher, Leipz. 1886); v. Wex, Die Hydrodynamik (das. 1888); Scheffler, Die Hydraulik auf neuen Grundlagen (das. 1891); Klimpert, Lehrbuch der Statik flüssiger Körper (Stuttg. 1891).

Hydromedūsen (Hydrozoen, Hydromedusae, Hydrozoa), Abteilung der Cölenteraten (s. d.), Polypen oder Polypenstöcke von einfacherm Bau als die Korallpolypen (s. d.), aber mit ganz eigentümlicher Fortpflanzung. Neben den für die Ernährung sorgenden Individuen des Stockes (der Kolonie) gibt es nämlich solche, die fast oder ganz ausschließlich auf die Erhaltung der Art bedacht sind und nun entweder sofort Eier und Samen produzieren, oder sich zuvor vom Stock loslösen und eine geraume Zeit im Meer umherschwimmen. In diesem Zustand heißen sie Medusen (s. d.) oder Quallen (genauer Hydroidquallen) und haben auf den ersten Blick eine ganz andre Form als die festsitzenden Polypen; die von ihnen erzeugten Jungen gleichen aber nicht ihnen, sondern werden zuvor wieder zu Polypen. Indessen fällt bei einem Teil der H. dieser Generationswechsel (s. d.) völlig aus, und so werden die Jungen direkt zu Medusen (s. unten). Anderseits gibt es auch einige H., die zeitlebens Polypen bleiben und nie Medusenform annehmen. Im einzelnen gestalten sich die erwähnten Vorgänge folgendermaßen.

Aus dem befruchteten Ei entsteht immer eine frei schwimmende Larve von Schlauchform; sie ist an dem einen Ende geschlossen, an dem andern offen und nimmt hier die Nahrung auf. Wird sie nun zu einem Polypen (und dies ist der ursprüngliche Fall), so wächst sie mit dem geschlossenen Ende auf einem Stein, einer Pflanze, Muschel rc. fest, erhält um den Mund herum Tentakel und ist in dieser Form als Hydroidpolyp einem Korallpolypen sehr ähnlich, unterscheidet sich aber davon wesentlich durch den Mangel des Schlundrohres, der Mesenterialfalten rc. Gleich dem Korallpolypen kann sie sich nun auch durch Knospung und unvollständige Teilung zu einem Polypenstock umgestalten, der so unter Umständen viele Individuen enthält (Fig. 1). Zur Korallenbildung kommt es hierbei allerdings nur selten (s. unten), vielmehr beschränkt sich das Skelett meist auf hornige Röhren, aus denen die Einzeltiere hervorragen. Von den letztern sind die meisten sogen. Freßpolypen, d. h. sie nehmen Nahrung auf und lassen sie dem ganzen Stock zu gute kommen; andre hingegen bilden, während ihr Mund

Digitized by Google

und Magen unentwickelt bleiben, in sich Eier oder Samenfäden aus, fungieren demnach als Eierstöcke der Hoden. Es sind dies die Geschlechtspolypen (Geschlechtsknospen, Gonoblastidien). Bei dem Süßwasserpolypen Hydra, wohl dem einfachsten Vertreter der Gruppe, ist dies übrigens nicht der Fall, vielmehr entstehen die Geschlechtsstoffe direkt in der Wand des Polypen (s. Hydra). Vielfach jedoch geht die Entwickelung noch einen Schritt weiter: die Geschlechtsknospen gestalten sich zu scheibenförmigen Körpern, reißen sich vom Polypenstock ab u. schwimmen als Medusen fort (Fig. 2). In dieser Form erinnern sie an ihren Ursprung ebensowenig wie der Schmetterling an die Raupe. Wäre nun der Polyp, aus dem sie hervorgegangen, ein Einzeltier und könnte sich nicht auch durch Teilung rc. auf ungeschlechtlichem Weg fortpflanzen, so würde das eben gebrauchte Gleichnis völlig am Platze sein. Indessen gibt es keine Raupe, die als solche schon Junge hervorbrächte, und auch keinen Schmetterling, der bei seiner Entwickelung das Raupenstadium überspränge, während bei den H. beides vorkommt. — Wieder in andrer Beziehung eigentümlich sind die Siphonophoren oder Röhrenquallen, die nicht gleich der Mehrzahl der H. festgewachsen sind, sondern im Meere umherschwimmen (s. unten).

Fig. 1. Zweig eines Stockes von Obelia gelatinosa. Vergr. a Mund, b horniges Gehäuse, c junge Medusen.

Die Einteilung der H. ist in vorstehendem kurz angedeutet. Man unterscheidet Hydroiden und Siphonophoren. 1) Die Hydroiden sind entweder Einzeltiere, wie Hydra (gewöhnlicher Süßwasserpolyp, s. d.), oder sie bilden Kolonien (Stöcke). Letztere verkalken entweder und können dann unter dem Namen Hydrokorallen zu den Korallen gerechnet werden (Milleporidae, Stylasteridae), oder bleiben weich und scheiden höchstens eine hornige Hülle ab. Die sich von ihnen ablösenden Medusen gehören zu den sogen. Craspedoten (s. Medusen). Besonders zierlich und wie Blumenstöckchen sind die Campanularidae, deren Medusen als Eucopidae bekannt sind (Fig. 1 u. 2). Bei der Gruppe der Trachymedusae entwickeln sich keine Polypenstöckchen mehr, sondern die Larve geht, allerdings nach mehrfachen Veränderungen, direkt in die Medusenform über. Von besonderer Größe ist Monocaulus imperator, welcher in Tiefen bis zu 2900 Faden lebt; er wird 2 m lang, entsprechend dick und hat einen Tentakelkranz von 1,5 m Durchmesser. Versteinert finden sich Hydrokorallen und unbestimmbare Medusen vor; außerdem gehören hierher vielleicht die Graptolithen (s. d.). Vgl. Gegenbaur, Zur Lehre vom Generationswechsel der Medusen und Polypen (Würzb. 1854); Hincks, History of the British hydroid Zoophytes (Lond. 1868); Allman, Monograph of the gymnoblastic or tubularian Hydroids (das. 1871—1872); Derselbe, Report on the Hydroida etc. (das. 1883—88); Haeckel, Monographie der Medusen (Jena 1879—80); Weismann, Die Entstehung der Sexualzellen bei H. (das. 1883, mit Atlas).

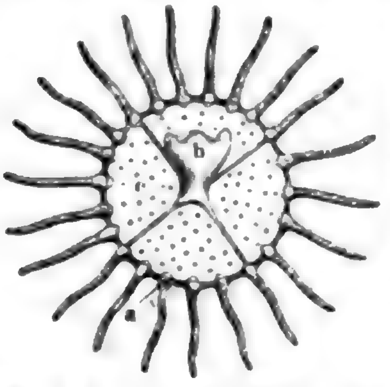


Fig. 2. Freischwimmende, aber noch unreife Meduse der Obelia, von unten gesehen. Vergr. a Hörbläschen, b der beiseite geklappte Magen, c Schirm.

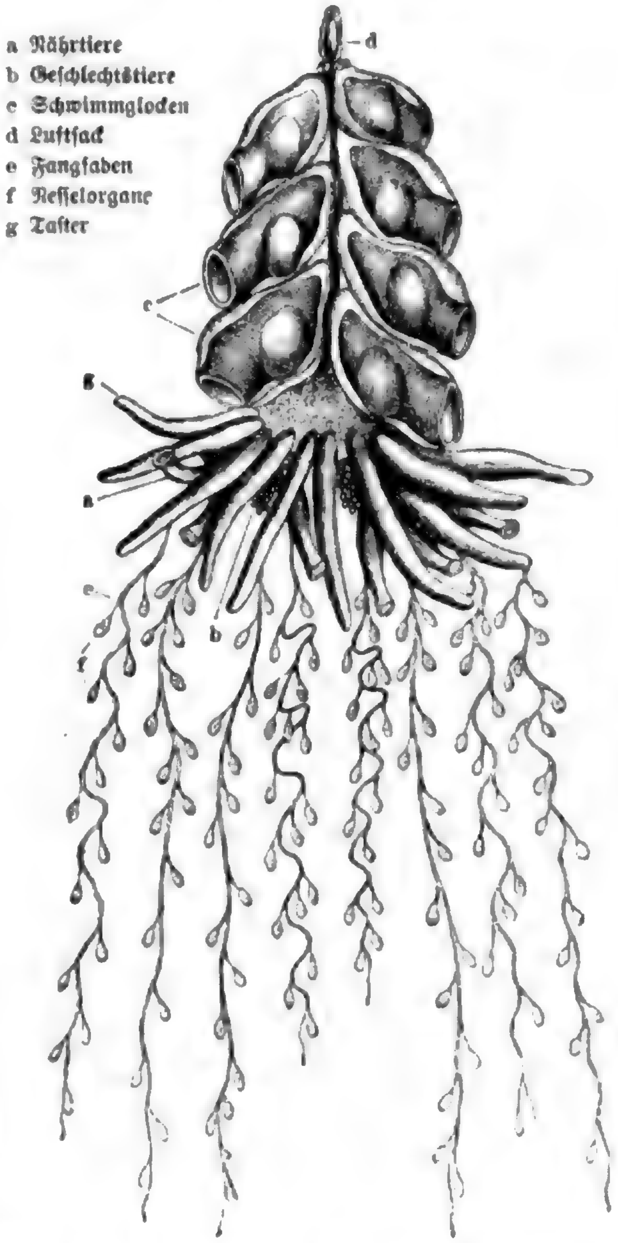


Fig. 3. Eine Siphonophore (Physophora hydrostatica).

2) Die Siphonophoren, Schwimmpolypen, Blasen- oder Röhrenquallen (Fig. 3) sind schwimmende Hydroidstöcke von sehr eigentümlichem Bau. Was sie kennzeichnet, ist die außerordentliche Vielgestaltigkeit der Einzeltiere, welche die Kolonie zusammensetzen; die bloß auf das Fressen eingerichteten Individuen (a)

Digitized by Google

haben eine ganz andre Form als die Geschlechtstiere (b) oder als die Schwimmglocken (c) ꝛc. Man faßte daher früher den ganzen Stock als Individuum und die wirklichen Individuen als Organe auf, was auch physiologisch richtig ist (s. Polymorphismus). Der Stamm der Siphonophoren ist in der Regel unverästelt und schließt in seinem obern, flaschenförmig aufgetriebenen Ende häufig einen Luftsack (d) ein, welcher als Schwimmapparat dient und durch eine Öffnung am Scheitel die Luft austreten lassen kann. In der Achse des Stammes befindet sich ein Hohlraum, in welchem die Nährflüssigkeit zirkuliert; mit ihm stehen die Innenräume der Anhänge des Stammes in Verbindung, nämlich der polypenähnlichen Nährtiere (a, einfachen Schläuchen mit Mund u. sehr langem, höchst kontraktilem Fangfaden [e], der meist zahlreiche Seitenzweige und Nesselorgane [f] besitzt) und der medusenähnlichen Geschlechtstiere, der sogen. Geschlechtsknospen (b). Letztere sitzen meist in Gestalt einer Traube unmittelbar am Stamm oder an der Basis verschiedener Anhänge. Sie bestehen aus einem Stiel mit glockenförmigem Mantel darum und sind eingeschlechtig; doch finden sich männliche und weibliche Knospen meist in unmittelbarer Nähe an demselben Stock vereinigt und trennen sich sehr häufig nach der Reife der Eier und Samenfäden von dem Stock, werden aber nur selten als wirkliche kleine Medusen frei und bringen dann die Geschlechtsstoffe hervor. Neben diesen immer vorhandenen Anhängen gibt es auch noch mundlose Taster (g) mit Fangfäden, blattförmige, knorpelig harte Deckschuppen, die zum Schutz der Freßpolypen, Geschlechtsknospen und Taster dienen, und dicht unter dem Luftsack medusenähnliche Schwimmglocken (c). Die Siphonophoren sind ausschließlich Seetiere und kommen oft in großen Scharen an die Oberfläche; nachts leuchten sie stark. Einige von ihnen scheinen nur in großen Tiefen zu leben. Aus den Eiern entwickeln sich einfache Larven, welche den ersten Freßpolypen darstellen und aus ihrer Wandung heraus die erste Schwimmglocke und den Anfangsteil des Stammes hervorsprossen lassen. Später bildet sich dann, oft noch unter Metamorphosen, der komplizierte Siphonophorenstock weiter aus und erreicht bei einigen Formen aus der Tiefsee eine Länge von 1 m. Die Fangfäden können bis zur Länge von 5—6 m ausgestreckt werden. Man teilt die Siphonophoren in fünf Gruppen ein: a) Blasenträger (Blasenquallen, Physophoridae, Fig. 3), mit kurzem, sackförmigem oder langgestrecktem, spiraligem Stamm, flaschenförmigem Luftsack, häufig mit Schwimmglocken und meist mit Deckstücken und Tastern, die mit den Polypen und Geschlechtsknospen in gesetzmäßiger Anordnung wechseln. b) Aurophoridae, mit großem Luftsack, der seitlich eine Öffnung hat, und mit einem Kranz von Schwimmglocken; leben in der Tiefsee. c) Pneumatophoridae, deren Stamm zu einer geräumigen Blase mit Öffnung an der Spitze erweitert ist, ohne Schwimmglocken und Deckstücke; wegen ihres starken Nesselns ist besonders die große Physalia gefürchtet. d) Calycophoridae, ohne Luftsack und Taster und mit einer, zwei oder vielen reihenweise angeordneten Schwimmglocken; die Anhänge entspringen gruppenweise in gleichmäßigen Abständen und können in einen Raum der Schwimmglocken zurückgezogen werden. e) Discoideae, Stamm zu einer flachen Scheibe zusammengedrückt; darüber der in Kammern geteilte Luftsack, welcher bei einigen Arten wie ein dreieckiges Segel aus dem Wasser hervorragt; die Polypen sitzen an der Unterseite der Scheibe, Schwimmglocken und Deckstücke fehlen. Vgl. Kölliker, Die Schwimmpolypen von Messina (Leipz. 1853); Vogt, Recherches sur les animaux inférieurs, Bd. 1 (Genf 1854); Huxley, The oceanic Hydrozoa (Lond. 1859); Haeckel, Zur Entwickelungsgeschichte der Siphonophoren (Utrecht 1869); Derselbe, Report on the Siphonophorae etc. (Lond. 1888); Metschnikow, Studien über die Entwickelung der Medusen und Siphonophoren (Leipz. 1864); Derselbe, Embryologische Studien an Medusen (Wien 1886); Chun, Die canarischen Siphonophoren (Frankf. 1891 ff.).

Hydrometallurgie (griech.), Lehre von der Metallgewinnung auf nassem Wege.

Hydrometeōre (griech., wässerige Erscheinungen der Atmosphäre), diejenigen Erscheinungen, welche ihre Entstehung der Gegenwart von Wasserdampf in der Atmosphäre verdanken. Dahin gehören außer der Entstehung und Verbreitung des atmosphärischen Wasserdampfes selbst die verschiedenen Formen, in welchen derselbe ausgeschieden wird, als Tau, Reif, Nebel und Wolken, Regen, Schnee, Hagel, Graupeln.

Hydromēter (griech., »Wassermesser«), Instrument zur Messung der Geschwindigkeit des fließenden Wassers, wie die Pitotsche Röhre, der Stromquadrant, der hydrometrische Flügel, das Hydrotachometer ꝛc. H. auch soviel wie Aräometer.

Hydromētra (griech.), Sackwassersucht der Gebärmutter, entsteht bei ältern Frauen nach dem Verschwinden der Menstruation bei Verschluß des äußern oder innern Muttermundes durch Ansammlung des Schleimsekrets der Gebärmutter. Die H. macht oft keine Beschwerden, stürmische Erscheinungen treten erst auf, wenn sich von den entzündeten Gebärmutterwänden her Eiter dem Sekret beimengt (Pyometra). Zur Beseitigung des Zustandes ist der Verschluß der Gebärmutter aufzuheben.

Hydrometrie (griech., »Wassermeßkunst«), der Inbegriff aller an Gewässern vorzunehmenden Meßarbeiten, die dazu dienen, die Eigenschaften derselben für Kartierungs-, Bau- und anderweite technische sowie für wissenschaftliche Zwecke festzustellen. Die hydrometrischen Arbeiten teilen sich in geodätische Arbeiten (s. Flußvermessung), Tiefenmessung (s. d.), Wasserstandsbeobachtung (s. d.), Geschwindigkeitsmessung (s. d.) und Konsumtionsmessungen (d. h. Messungen und Ermittelungen der in einem gewissen Zeitteil an einer bestimmten Stelle ein- oder ausfließenden Wassermasse).

Hydromōtor, s. Dampfschiff, S. 539.

Hydromyelos (griech.), Rückenmarkswassersucht, eine zuweilen angeborne Erweiterung und Wasseransammlung im Zentralkanal des Rückenmarks.

Hydronephrose, s. Nierenkrankheiten.

Hydronetten (franz.), kleine Feuerspritzen zum Löschen von Zimmerbränden, auch eine Spritze zum Besprengen von Pflanzen.

Hydroōxygēngas, soviel wie Knallgas.

Hydroōxygēnmikroskop, s. Mikroskop.

Hydropath (griech.), Wasserarzt; Hydropathie, soviel wie Hydrotherapie (s. Kaltwasserkuren); hydropathisch, auf die Hydropathie bezüglich, dazu gehörig.

Hydropeltidīnen, ehemalige Pflanzenordnung im System A. Brauns, wird gegenwärtig zu den Nanalen (s. d.) gestellt.

Hydropericardium, s. Herzbeutelwassersucht.

Hydrophān, s. Opal.

Hydrophilus, s. Wasserkäfer.

Digitized by Google

Hydrophis, die Seeschlange; Hydrophidae, Seeschlangen (s. d.).

Hydrophobīe (griech., »Wasserscheu«), s. Tollwut.

Hydrophōn (griech.), ein zuerst 1887 in der französischen Marine angewandter telephonischer Apparat, welcher auf dem Lande die Annäherung von Torpedobooten oder andern feindlichen Fahrzeugen meldet. Er besteht aus einem in 9—30 m Tiefe versenkten glockenförmigen eisernen Kasten mit einer Telephonplatte, welche durch eine sich nähernde Schiffsschraube schon auf Entfernungen von 800 m in Schwingungen versetzt wird. Letztere werden elektrisch auf einen geeigneten Apparat am Lande übertragen.

Hydrophōr (griech.), eine fahrbare Spritze, meist ohne Wasserkasten, die zum Speisen einer oder mehrerer andrer Spritzen dient (s. Tafel »Feuerschutz«, Fig. 8), aber auch vorteilhaft in der Landwirtschaft zur Förderung großer Wassermengen, als Jauchepumpe angewendet wird. Der abgebildete H. von Magirus in Ulm, auf vier- oder zweiräderigem Wagen, mit doppelt wirkendem Cylinder in vertikaler Anordnung, leicht zugänglichen Gummikugelventilen mit Metallkern und kupfernem Windkessel, fördert in 1 Minute je nach der Größe 120—400 Lit. Wasser bei einer Bedienung von 2—8 Mann.

Hydrophorien (griech., »das Wassertragen«), bei den alten Griechen Name eines Festes, wobei man Wasser nebst Kuchen von Mehl und Honig in Gruben schüttete. In Athen wurde es zum Andenken an die in der Deukalionischen Flut Umgekommenen gefeiert.

Hydrophthálmus (griech.), angeborne oder erworbene gleichmäßige Ausdehnung der den Augapfel umgebenden Sclera (weiße harte Haut) in allen ihren Durchmessern. Der angeborne H. ist entweder mit Blindheit oder mit hochgradigster Kurzsichtigkeit und (infolge der vergrößerten Hornhaut) mit Astigmatismus verbunden. Beim erworbenen H. ist das betreffende Auge infolge der verschiedenen Krankheitsprozesse, die den H. herbeiführten, meist völlig entartet.

Hydrophyllaceen, dikotyle, etwa 170 Arten umfassende, besonders in Amerika vertretene Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Tubifloren, meist einjährige oder ausdauernde Krautgewächse mit abwechselnden, selten gegenständigen Blättern und in Wickeln angeordneten Blüten. Zu den H. gehören von bekannten Gartenpflanzen Nemophila, Phacelia u. a.

Hydrōpisch (griech.), wassersüchtig.

Hydropneumatische Bremse, eine Bremse, bei welcher wie bei der Hydraulischen Bremse (s. d.) eine Flüssigkeit und außerdem eingeschlossene Luft zum Auffangen des Rückstoßes der Geschütze benutzt wird.

Hydropneumatische Lafette, eine Lafette, bei der durch den Rückstoß des Geschützes eingeschlossene, durch eine Flüssigkeit abgesperrte Luft stark komprimiert wird, deren Druck das von neuem geladene und gerichtete Geschütz wieder in die Schußstellung hebt.

Hydroporus, s. Wasserkäfer.

Hydrops (griech.), Wassersucht.

Hydropterides (griech., »Wasserfarne«), s. Filicinen.

Hydrorhachis (griech.), s. Rückgratsspalte.

Hydrosandstein, künstlicher Stein, welcher aus einer innigen, unter hohem Druck geformten Mischung von gebranntem Kalk mit feinkörnigem Sand durch Einwirkung von heißem Wasser oder Wasserdampf hergestellt wird. Unter dem hohen Druck entsteht kieselsaurer Kalk in Form einer Masse, welche den Elbsandstein an Härte und Festigkeit übertrifft.

Hydroschweflige Säure, s. Unterschweflige Säure.

Hydroskopīe (griech., »Wasserschau«), Untersuchung der Bestandteile eines Wassers; dann die gewissen Menschen (Hydroskopen) zugeschriebene Fähigkeit, unterirdische Quellen zu finden vermöge eines eigentümlichen Gefühls, das sie in ihrer Nähe ergreift. Vgl. Wünschelrute.

Hydrosphäre (griech.), die nur lokal verbreitete Umhüllung des Erdkerns mit Wasser im Gegensatz zur Lithosphäre; auch die Gesamtheit des in der Atmosphäre enthaltenen Wasserdampfes, als selbständige Dampfhülle gedacht.

Hydrostátik (griech.), die Lehre vom Gleichgewicht der Flüssigkeiten. Die flüssigen Körper zeichnen sich aus durch die leichte Verschiebbarkeit ihrer Teilchen und durch eine so geringe Zusammendrückbarkeit (s. d.), daß sie unter gewöhnlichen Umständen geradezu für unzusammendrückbar gelten können. Vermöge der erstern Eigenschaft verhalten sich die Flüssigkeiten einem auf sie ausgeübten Druck gegenüber ganz anders als die starren Körper, deren Teilchen unverschiebbar miteinander verbunden sind. Wird auf das eine Ende eines starren Stabes in der Richtung seiner Länge ein Druck ausgeübt, so überträgt sich derselbe in gleicher Größe und mit unveränderter Richtung auf den Stützpunkt, gegen welchen das andre Ende des Stabes gestemmt ist. Denken wir uns dagegen ein Litermaß mit einer aus losen, beweglichen Teilchen bestehenden Substanz, z. B. mit Schrotkörnern oder mit Sand, angefüllt und mittels eines an die Gefäßwand anschließenden Kolbens einen Druck auf die Oberfläche der Schrot- oder Sandmasse ausgeübt, so werden die zunächst gedrückten Körnchen sich zwischen die benachbarten einzukeilen und diese, weil ihnen nach allen Richtungen die gleiche Möglichkeit des Ausweichens gegeben ist, nicht nur nach vorwärts, sondern auch nach seitwärts und sogar nach rückwärts zu drängen bestrebt sein. Der ausgeübte Druck pflanzt sich also nach allen Richtungen durch die ganze Masse fort und überträgt sich schließlich auf die Gefäßwände, gegen welche er überall senkrecht wirkt; denn bringt man irgendwo, sei es im Boden oder in einer Seitenwand des Gefäßes, ein Loch an, so wird die Masse durch dasselbe in einer zur Wand senkrechten Richtung gleichsam herausspritzen. Infolge der großen Beweglichkeit ihrer Teilchen zeigen Flüssigkeiten diese allseitige Fortpflanzung des Druckes in vollkommenster Weise; für sie gilt daher das hydrostatische Grundgesetz: Ein auf eine Flüssigkeit ausgeübter Druck pflanzt sich in derselben nach allen Richtungen mit gleicher Stärke fort. »Mit gleicher Stärke«, d. h. durch die ganze gepreßte Flüssigkeitsmenge hindurch, hat vermöge des auf sie ausgeübten Druckes jedes Flüssigkeitsteilchen das gleiche Bestreben, nach allen Richtungen hin auszuweichen; der Druck, welchen ein beliebiges Stück der Gefäßwand auszuhalten hat, wird daher um so größer sein, von einer je größern Anzahl Flüssigkeitsteilchen dasselbe bedrängt wird, d. h. je größer das Flächenstück ist. Dieser Druck wirkt jedoch nicht nur auf die Gefäßwände, sondern herrscht überall im Innern der Flüssigkeit; ein in dieselbe gebrachtes dünnes Blechstückchen z. B. erleidet von beiden Seiten her den gleichen seiner Oberfläche proportionalen und zu ihr senkrechten Druck. Eine nützliche Anwendung von der allseitig gleichen Fortpflanzung des Druckes im Wasser macht man in der Hydraulischen Presse (s. d.).

Wir haben bisher nur die Fortpflanzung eines auf die Flüssigkeit ausgeübten äußern Druckes betrachtet, ohne auf die Wirkungen Rücksicht zu nehmen, welche

Digitized by Google

die Schwere der Flüssigkeit selbst hervorbringt. Vor allem ist klar, daß eine in einem oben offenen Gefäß enthaltene Flüssigkeit nur dann im Gleichgewicht sein kann, wenn ihre freie Oberfläche wagerecht ist, d. h. wenn die Richtung der Schwerkraft auf ihr senkrecht steht, da ja bei jeder andern Form der Flüssigkeitsoberfläche ein Herabfließen eines Teils der Flüssigkeit von den höhern nach den tiefern Stellen eintreten müßte, bis endlich der wagerechte Flüssigkeitsspiegel hergestellt wäre. Man kann sich ferner leicht überzeugen, daß auch in zwei (oder mehreren) Gefäßen, welche unten miteinander in Verbindung stehen, die Flüssigkeit sich immer in beiden gleich hoch (in dasselbe Niveau) einstellt, so daß beide Flüssigkeitsspiegel stets in derselben wagerechten Ebene liegen (kommunizierende Gefäße). Betrachten wir z. B. eine Gießkanne (Fig. 1), welche bis MN mit Wasser gefüllt ist, so wird die Oberfläche des Wassers im Ausgußrohr bei N genau in derselben wagerechten Ebene liegen wie der Wasserspiegel in der Kanne. Füllt man nun noch mehr Wasser in die Gießkanne bis zum Niveau PQ, so muß, da das unterhalb MN befindliche Wasser nach wie vor sein Gleichgewicht behauptet, die schiefe Wassersäule NN'Q'Q im Ausgußrohr der in der Kanne über MM' befindlichen Wassersäule MM'P'P das Gleichgewicht halten, d. h. der Druck, welchen jene Wassersäule auf ihre Grundfläche NN' ausübt, und welcher sich durch das darunter befindliche Wasser fortpflanzt, um gegen die Fläche MM' von unten nach oben zu wirken, muß gleich sein dem Druck, welchen das über MM' befindliche Wasser auf ein gleichgroßes Flächenstück nn' von oben nach unten ausübt. Der Druck, den das Flächenstückchen nn' auszuhalten hat, ist aber nichts andres als das Gewicht der lotrecht darüberstehenden Wassersäule; demnach ist auch der Druck, welchen die schiefe Wassersäule NQ auf ihre Grundfläche ausübt, gleich dem Gewicht einer lotrechten Wassersäule, welche man über dieser Grundfläche bis zur Ebene des Flüssigkeitsspiegels emporreichend denkt. Der Druck, welchen gleichgroße Flächenstückchen vermöge der Schwere der Flüssigkeit erleiden, hängt also nur von der lotrechten Tiefe des betrachteten Flächenstückchens unter dem Flüssigkeitsspiegel ab und ist dieser Tiefe proportional. In einer Flüssigkeitsmasse herrscht also in jeder wagerechten Ebene pro Flächeneinheit der gleiche Druck, und dieser Druck nimmt nach unten hin in demselben Verhältnis wie die Tiefe zu. Der Druck, welchen eine Flüssigkeit auf den wagerechten Boden eines Gefäßes ausübt, ist daher, ohne Rücksicht auf die Gestalt des Gefäßes, stets gleich dem Gewicht einer lotrechten Flüssigkeitssäule, welche man sich über dem Boden bis zum Flüssigkeitsspiegel errichtet denkt. In einem Gefäß, welches sich nach oben erweitert, ist hiernach der auf den Boden ausgeübte Druck kleiner, in einem nach oben enger werdenden Gefäß (z. B. in einer Flasche) größer als das Gewicht der im Gefäß enthaltenen Flüssigkeit. Diese durch Versuche leicht nachweisbare Thatsache erscheint auf den ersten Blick so seltsam, daß man sie das hydrostatische Paradoxon genannt hat. In der Realschen Presse (s. d.) findet dieses Verhalten praktische Verwertung.

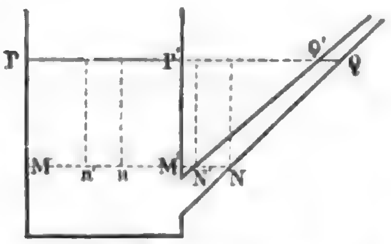


Fig. 1. Gießkanne.

Der durch die Schwere in einer Flüssigkeit hervorgerufene Druck wirkt nicht nur nach unten und seitwärts, sondern auch nach aufwärts, als sogen. Auftrieb. Um diesen nach oben wirkenden Druck nachzuweisen, kann man sich eines weiten, beiderseits offenen Glasrohrs bedienen, dessen unteres eben abgeschliffenes Ende mittels einer ebenen Metallscheibe verschlossen werden kann; dieses geschieht, indem man die Scheibe mittels eines in ihrer Mitte befestigten, durch das Rohr hinaufgehenden Fadens gegen dessen untern Rand anpreßt. Taucht man nun das Rohr mit dem so verschlossenen Ende voran in Wasser, so wird die Scheibe, wenn man den vorher angespannten Faden losläßt, doch nicht abfallen, weil sie nun durch den Auftrieb gegen den Rand des Rohres gedrückt wird. Gießt man jetzt Wasser in das Rohr, so fällt die Scheibe erst ab, wenn das Wasser im Innern nahezu dieselbe Höhe erreicht hat wie außerhalb. Dann ist nämlich der Druck von oben gerade so groß wie von unten, und die Scheibe fällt durch ihr eignes Gewicht.

Wird ein Körper, z. B. ein gerader Cylinder mit wagerechten Endflächen (ABCD, Fig. 2), unter eine Flüssigkeit getaucht, so erleidet jedes Teilchen seiner Oberfläche einen seiner Tiefe unter dem Flüssigkeitsspiegel entsprechenden Druck. Die auf die Seitenflächen wirkenden wagerechten Druckkräfte, welche paarweise einander gleich und entgegengesetzt sind, heben sich gegenseitig auf; dagegen ist der Druck, welcher auf die untere Endfläche nach aufwärts wirkt, größer als der Druck, den die obere Endfläche nach abwärts erleidet; jener ist nämlich gleich dem Gewicht einer Flüssigkeitssäule (ABEF), welche sich von der untern, dieser gleich dem Gewicht einer Säule (CDEF), welche sich von der obern Endfläche bis zum Spiegel erhebt. Es bleibt also ein nach aufwärts gerichteter Druck übrig, der dem Überschuß des erstern Gewichts über das letztere oder, was dasselbe ist, dem Gewicht einer Flüssigkeitssäule (ABCD) gleichkommt, welche denselben Raum einnimmt wie der untergetauchte Körper. Dieser nach aufwärts gerichtete Druck wirkt dem Gewicht des Körpers entgegen und läßt denselben daher um soviel leichter erscheinen. Wir sind hiermit zu dem nach seinem Entdecker benannten Archimedischen Prinzip gelangt: Ein in eine Flüssigkeit getauchter Körper verliert durch den Druck der umgebenden Flüssigkeit so viel von seinem Gewicht, als das Gewicht der von ihm verdrängten Flüssigkeitsmenge beträgt. Um diesen Satz, welcher übrigens nicht nur für cylindrische, sondern ganz allgemein für beliebig gestaltete Körper gilt, durch einen Versuch zu bestätigen, bedient man sich der hydrostatischen Wage (Fig. 3), d. h. einer Wage, deren eine Schale unten mit einem Häkchen versehen und kürzer aufgehängt ist, um ein Gefäß mit Flüssigkeit darunterstellen zu

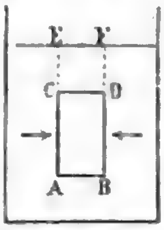


Fig. 2.

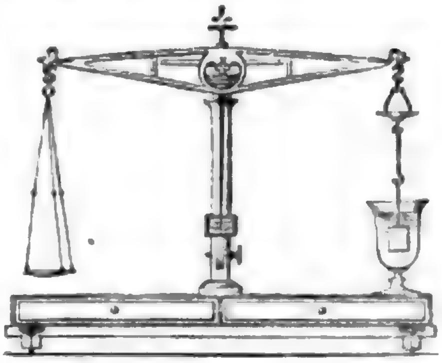


Fig. 3. Hydrostatische Wage.

Digitized by Google

können; an das Hälchen hänge man mittels eines feinen Drahtes einen Metallcylinder und stelle auf die Wagschale einen Hohlcylinder, welcher von jenem massiven Cylinder genau ausgefüllt wird; während dieser frei in der Luft schwebt, bringe man die Wage durch Gewichte, welche man auf die andre Schale legt, ins Gleichgewicht. Taucht man nun den Cylinder in das Wasser eines untergestellten Gefäßes, so verliert er an Gewicht, und die kürzere Wagschale steigt; das Gleichgewicht stellt sich aber vollkommen wieder her, wenn man den auf der Wagschale stehenden Hohlcylinder bis zum Rande mit Wasser füllt. Man sieht also, daß der Gewichtsverlust des untergetauchten Körpers durch das Gewicht einer Flüssigkeitsmenge von gleichem Rauminhalt aufgewogen wird.

Ein untergetauchter Körper, dessen Gewicht demjenigen der verdrängten Flüssigkeitsmenge genau gleich ist, verliert sein ganzes Gewicht und *schwebt* daher in der Flüssigkeit ohne Bestreben, zu sinken oder zu steigen; ist sein Gewicht größer, so wird er untersinken, ist es kleiner als dasjenige der verdrängten Flüssigkeit, so steigt er in die Höhe, taucht teilweise aus der Oberfläche empor und *schwimmt* nun an der Oberfläche, sobald der Auftrieb von seiten der Flüssigkeit, nämlich das Gewicht der von seinem untergetauchten Teil verdrängten Flüssigkeitsmenge, dem ganzen Gewicht des Körpers gleich und dieses sonach zu tragen im stande ist. Dieser Satz kann mit Hilfe des Gefäßes Fig. 4, welches mit einem seitlichen Abflußröhrchen versehen ist, leicht bewiesen werden. Nachdem das Gefäß bis zur innern Öffnung des Röhrchens mit Wasser gefüllt ist, senkt man den schwimmenden Körper langsam und vorsichtig ein; durch das Röhrchen wird alsdann das verdrängte Wasser in ein untergestelltes Becherglas abfließen. Bringt man jetzt dieses Glas, welches vorher tariert worden, auf die eine, den abgetrockneten Schwimmer auf die andre Schale einer Wage, so spielt dieselbe ein und zeigt somit, daß der schwimmende Körper ebenso schwer ist wie das von seinem untergetauchten Teil verdrängte Wasser.

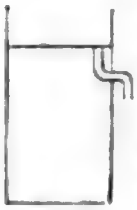


Fig. 4.

Hydrostátische Presse, s. Auslaugen.

Hydrostátisches Bett, ein von dem englischen Arzt Neil Arnott (geb. 1788 zu Arbroath in Angusshire, gest. 1874 in London) erfundenes Bett zur Verhütung des Aufliegens der Kranken, besteht aus einem badewannenartigen Kasten, welchen man mit Wasser füllt, und einem breiten Kautschuktuch darüber, auf welches eine mehrfach zusammengelegte Decke als Matratze und ein Kopfkissen gelegt werden. Auf dieser schwimmenden Matratze fühlt der Kranke nicht den geringsten Druck.

Hydrostátisches Paradoxon, s. Hydrostatik.

Hydrostátische Wage, s. Hydrostatik und Spezifisches Gewicht.

Hydrosulfide, s. Schwefelmetalle.

Hydrotachométer (griech.), s. Tachometer.

Hydrotachylyt (griech.), glasige Einschlüsse in manchen Basalten (z. B. am Roßberg bei Darmstadt), die früher für ein einfaches Mineral, dann für glasig erstarrten Basalt, durch größern Wassergehalt vom Tachylyt (s. d.) unterschieden, gehalten, später aber als umgeschmolzene und zu Glas erstarrte Einschlüsse des Nebengesteins erkannt wurden.

Hydrotéchnik (griech.), Wasserbaukunst.

Hydrotherapie (griech.), s. Kaltwasserkuren.

Hydrothionsäure, soviel wie Schwefelwasserstoff.

Hydrothōrax, s. Brustwassersucht.

Hydroverbindungen, organische Verbindungen, die sich von andern durch Anlagerung von Wasserstoffatomen ableiten, z. B. Benzol C_6H_6, Dihydrobenzol C_6H_8, Tetrahydrobenzol C_6H_{10}, Hexahydrobenzol C_6H_{12}.

Hydroxyde und **Hydroxydule**, s. Basen.

Hydroxyl, in der Chemie die einwertige Atomgruppe OH, welche wie ein einwertiges Atom auftritt und z. B. häufig in chemischen Verbindungen Chlor ersetzt oder durch andre einwertige Atome ersetzt wird.

Hydroxylamin (*Oxyammoniak*) NH_3O oder $NH_2.OH$ entsteht bei Reduktion von Salpetersäure (HNO_3), deren Salzen und Estern, von salpetriger Säure und deren Salzen sowie von Stickoxyd mit Zinn und Salzsäure, mit schwefliger Säure, mit Schwefelmetallen, Magnesium, Natriumamalgam etc. Zur Darstellung behandelt man Salpetersäureäthyläther in der Kälte mit Zinn und Salzsäure, fällt das Zinn mit Schwefelwasserstoff, filtriert, verdampft und entzieht dem sich ausscheidenden Ammoniumchlorid durch heißen Alkohol das salzsaure H., welches durch Platinchlorid gereinigt wird. Das salzsaure H. wird in Methylalkohol gelöst, die Lösung mit Natriummethylat zersetzt und vom ausgeschiedenen Chlornatrium abfiltriert. Nach dem Abdestillieren des Methylalkohols unter vermindertem Druck erhält man das H. in sehr zerfließlichen, farblosen Kristallen, die bei 33° schmelzen und über 100° explodieren; es greift Glas und Kork an, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, sehr wenig in Äther. Flüssiges H. ist farblos, schwerer als Wasser, geruchlos, reagiert alkalisch, wirkt sehr stark reduzierend; die alkoholische Lösung ist sehr giftig, wirkt reizend auf die Haut und in Lösung von 1:1000 stark antiseptisch. Beim Erhitzen der Lösungen zerfällt H. in Stickstoff, Stickoxydul, Ammoniak und Wasser. Seine Salze reduzieren Fehlingsche Lösung schon in der Kälte, das Doppelsalz des salzsauren Hydroxylamins mit Platinchlorid ist in Wasser und Alkohol leicht löslich (Trennung von Ammoniumchlorid). *Salzsaures* H. (*Oxyammoniumchlorid*) $NH_2.OH.HCl$ erhält man auch leicht aus Knallquecksilber mit Salzsäure; man filtriert das Quecksilberchlorür ab, fällt gelöstes Quecksilber mit Schwefelwasserstoff, filtriert, verdampft und kristallisiert das Salz aus Alkohol um; farblose, in Wasser leicht, in Alkohol schwerer lösliche Blättchen. Zur Darstellung von *schwefelsaurem* H. (*Oxyammoniumsulfat*) $(NH_2.OH)_2H_2SO_4$ mischt man die Lösungen von zwei Molekülen Natriumbisulfit mit einem Molekül Natriumnitrit, erwärmt die erhaltene Lösung von *hydroxylamindisulfosaurem Natron* $N(SO_2ONa)_2.OH$ auf 100—130° und trennt die Sulfate des Hydroxylamins und des Natriums durch Kristallisation: große Kristalle, löslich in Wasser, nicht in Alkohol, schmilzt bei 170° unter Zersetzung, bildet Alaune. Das *hydroxylamindisulfosaure Kalium*, aus dem Natriumsalz durch Zusatz von Chlorkalium zu erhalten, bildet durchsichtige glänzende Kristalle, färbt sich fein zerrieben mit Bleisuperoxyd prachtvoll violett und kommt als *Reduziersalz* in den Handel. H. dient als Reduktionsmittel und als Reagens auf Aldehyde und Ketone.

Hydrozōen, s. Hydromedusen.

Hydrūntum, Stadt, s. Otranto.

Hydrus, die kleine Wasserschlange (Sternbild).

Hye (Hie, spr. hai), Insel, s. Jona (unter »I«).

Hye, *Anton, Freiherr von H.-Glunek*, österreich. Rechtsgelehrter, geb. 26. Mai 1807 zu Glunek in

Oberösterreich, gest. 8. Dez. 1894 in Wien, ward 1832 supplierender u. 1842 ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Wien. Im März 1848 war er einige Tage Oberanführer sämtlicher Studentenkorps; als Generalsekretär des Justizministeriums, wozu er 1. Mai 1848 ernannt wurde, befürwortete er jedoch die Auflösung der akademischen Legion, wurde deshalb vom Volkssicherheitsausschuß 26. Mai verhaftet und dem Kriminalgericht wegen Hochverrats an der Souveränität des Volkes übergeben, von diesem aber freigesprochen. An der Ausarbeitung des Preßgesetzes 1849 und des Strafgesetzbuchs 1852 hatte er hervorragenden Anteil. Vom 27. Juni bis 30. Dez. 1867 war er Justizminister und verwaltete zugleich das Unterrichtsministerium. Am 20. Jan. 1869 wurde er ins Herrenhaus berufen und im nämlichen Jahre vom Herrenhaus zum Mitglied des Reichsgerichts erwählt, bei welchem er seitdem als ständiger Referent fungierte. Er bearbeitete einen Kommentar zum österreichischen Strafgesetzbuch (Wien 1855, Bd. 1) und schrieb außerdem: »Die leitenden Grundsätze der österreichischen Strafprozeßordnung« (das. 1854), »Über das Schwurgericht« (das. 1864). Auch gab er eine »Sammlung der Erkenntnisse des österreichischen Reichsgerichts« (Wien 1874—86, 7 Tle.) heraus.

Hyères (spr. iär), Stadt im franz. Depart. Var, Arrond. Toulon, 4 km von der Reede von H. des Mittelmeeres (s. unten), am Südfuß einer Anhöhe (207 m), an der Mittelmeerbahn (Linie Toulon-H.-Salins d'H.) und der Lokalbahn H.-St. Raphael gelegen, ist wegen ihrer geschützten Lage und ihres milden Klimas (Jahrestemperatur 15°) eine beliebte Winterstation. Die Stadt hat in ihrem ältern Teil steile und krumme Straßen, Reste von Festungsmauern u. Schloßruinen (auf der Anhöhe), der neuere Stadtteil hat breite Straßen, hübsche Plätze, Denkmäler Karls von Anjou und des hier gebornen Kanzelredners Massillon. H. hat 2 Kirchen (teilweise aus dem 12. Jahrh.), ein Rathaus, ein Museum, eine Bibliothek, ein Theater, einen zoologischen Garten, mehrere Konsulate und (1891) 8349 (als Gemeinde 14,982) Einw., welche Blumenzucht, Obstkultur, Weinbau, Branntweinbrennerei und Destillation wohlriechender Wasser, Olivenölgewinnung und Salzproduktion aus den nahegelegenen Salinen (Salins Vieux im O., Salins Neufs im S., zusammen mit 300 Arbeitern und 40,000 Ton. Jahresproduktion) betreiben. 3 km südlich von der Stadt, durch Pferdebahn mit derselben verbunden, befinden sich besuchte Seebäder. Dabei die 1843 aufgefundenen Reste der gallo-römischen Stadt Pomponiana und des von Piraten zerstörten Klosters St.-Pierre d'Almanarre sowie das schöne Thal von Costebelle mit gotischem Schloß und Ruinen einer römischen Villa. Südlich von den neuen Salinen erstreckt sich die Halbinsel Giens mit Schloßruinen, Leuchtturm und Fort. Die Reede von H. wird westlich von der Halbinsel Giens (Kap Estérel), östlich vom Kap Bénat und südlich von den Hyèrischen Inseln (s. d.) begrenzt, ist 150 qkm groß und dient der Kriegsflotte zu ihren Manövern. König Ludwig der Heilige landete hier 1254 bei der Rückkehr von seinem Kreuzzug. Vgl. Ajello, H., son climat, etc. (Boulogne 1875); Denis, H., ancien et moderne (4. Aufl., Hyères 1882); Vidal, Les climats d'H. et le sanatorium maritime (das. 1888).

Hyèrische Inseln (Iles d'Hyères, die Stöchaden der Alten), Inselgruppe an der Südküste von Frankreich, Dep. Var, schließt die Reede von Hyères (s. d.) südlich ab und besteht hauptsächlich aus den Inseln Porquerolles, Port Cros und Levant mit einer Fläche von zusammen 2600 Hektar und einer Bevölkerung von nur 600 Seelen. Die Inseln sind mit mehreren Leuchttürmen, mit Forts u. Batterien versehen.

Hyes (Hyeus, Hyas), Beiname des Dionysos.

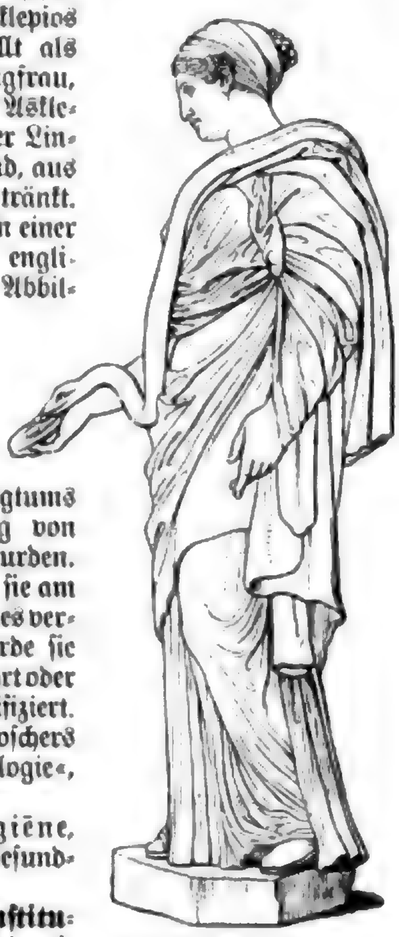
Hyëtios (griech., »Regenspender«), Beiname des Zeus (s. d.), entsprechend dem röm. Jupiter pluvius.

Hyëtographie (griech.), Beschreibung der Regenverhältnisse auf der Erde oder in einzelnen Ländern; hyetographische Karte, eine Karte, welche dieselben bildlich zur Anschauung bringt.

Hyëtometer (griech.), s. Regenmesser.

Hygiea, Stadt, s. Worthing.

Hygieia (Hygiēa), bei den Griechen die Göttin der Gesundheit, ursprünglich wohl ein Attribut der Athene und von dieser durch Hypostase (s. d.) losgelöst, galt gewöhnlich für eine Tochter des Asklepios und ward dargestellt als eine blühende Jungfrau, bald allein, bald mit Asklepios gruppiert, in der Linken eine Schale haltend, aus der sie eine Schlange tränkt. So erscheint sie z. B. in einer schönen Statue in englischem Privatbesitz (s. Abbildung), mit Asklepios zusammen aber häufig in attischen Votivreliefs, deren schönste auf dem Terrain des alten Asklepiosheiligtums unterhalb der Burg von Athen gefunden wurden. Nächst Athen wurde sie am meisten im Peloponnes verehrt. In Rom wurde sie als Valetudo verehrt oder mit der Salus identifiziert. Vgl. Thrämer in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 1, Sp. 2772 ff.



Hygieia (Sammlung Hope in England).

Hygieine (Hygiēnē, griech.), soviel wie Gesundheitspflege (s. d.).

Hygienische Institute, Anstalten für akademische Lehrzwecke und wissenschaftlich-experimentelle Forschung auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege. Nachdem 1865 an den bayrischen Universitäten hygienische Lehrstühle errichtet worden waren, wurde 1879 das erste hygienische Institut in München eröffnet. Dasselbe enthält Laboratorien, 28 Arbeitsplätze, Hörsäle, Sammlungen, eine meteorologische Station, Ställe für Versuchstiere ꝛc. Das zweite hygienische Institut wurde in Leipzig und bald darauf das hygienische Laboratorium des Reichsgesundheitsamtes eröffnet, welches durch den Eintritt Kochs für die weitere Entwickelung der hygienischen Institute von größter Bedeutung wurde u. vorübergehend die Rolle eines Lehrinstituts übernehmen mußte. Die Hygieneausstellung in Berlin von 1883 brachte auch dem größern Publikum die Bedeutung der neuern Forschungsergebnisse klar vor Augen. 1885 wurde das hygienische Institut in Berlin eröffnet, welches

Digitized by Google

nicht nur Studierenden und Ärzten, sondern auch Verwaltungsbeamten zur Belehrung dienen soll und namentlich die mikroskopisch-bakteriologische Forschung berücksichtigt. Mit ihm verbunden ist das **Hygienemuseum** für den preußischen Staat, welches aus der erwähnten Ausstellung hervorgegangen ist. Weitere h. J. wurden in der Folge an vielen Universitäten errichtet, aber auch unabhängig von diesen zur praktischen Bethätigung der öffentlichen Gesundheitspflege, wie das 1888 eröffnete Institut Pasteurs in Paris, das Institut Kochs für Infektionskrankheiten in Berlin, das Hygienische Institut in Hamburg ꝛc.

Hyginus, 1) Gajus Julius, röm. Grammatiker, aus Spanien, Freigelassener des Augustus, der ihn zum Vorsteher der palatinischen Bibliothek ernannte, war auf den verschiedensten Gebieten schriftstellerisch thätig. Seinen Namen tragen, mit welchem Recht ist zweifelhaft, zwei nicht in ursprünglicher Gestalt überlieferte Schulbücher: eine Sammlung von 277 »Fabulae« aus der alten Mythologie, die wegen ihrer Benutzung der griechischen Tragiker wertvoll ist (Ausgabe von M. Schmidt, Jena 1872), und ein am Schluß verstümmeltes Werk: »De astronomia« in vier Büchern, die Elemente der Himmelskunde und der Sternbilder mit den darauf bezüglichen Mythen, meist nach Eratosthenes (Ausgabe von Bunte, Dresd. 1875). — Von einem andern H., wahrscheinlich im 3. Jahrh. n. Chr., rührt die Schrift »Über Lagerbefestigung« her (»De munitione castrorum«, hrsg. von Gemoll, Leipz. 1879, und v. Domaszewski, das. 1887).

2) H., der Heilige, römischer Bischof, 137—142; Tag: 10. Januar.

Hygro... (griech.), Feuchtigkeits-..., feucht...

Hygrograph (griech.), ein selbstregistrierendes Hygrometer oder Psychrometer.

Hygroklimax (griech.), Bezeichnung für Muschenbroeks Aräometer, s. Spezifisches Gewicht.

Hygrologie (griech.), Lehre von den Feuchtigkeiten, besonders derjenigen der Luft.

Hygröm (griech.), Balggeschwulst mit wässerigem Inhalt.

Hygrométer (griech., Feuchtigkeitsmesser), meteorolog. Instrument, mit welchem die atmosphärische Feuchtigkeit gemessen wird. Ganz unmittelbar erhält man die Menge des in einem bestimmten Volumen Luft enthaltenen Wasserdampfes, wenn man die Luft durch ein mit hygroskopischen Substanzen gefülltes Rohr hindurchgehen läßt und das Gewicht des von diesen absorbierten Wasserdampfes bestimmt. Man benutzt zu diesem Zweck ein mit Wasser gefülltes Gefäß, welches sowohl oben als auch unten eine enge Öffnung hat, die beide durch Hähne geschlossen sind. In luftdichter Verbindung mit dem obern Hahn steht ein U-förmiges Glasrohr, das mit einer stark hygroskopischen Substanz, z. B. mit konzentrierter Schwefelsäure oder Chlorcalcium, gefüllt ist. Das Gewicht dieses Rohres und der zu seiner Füllung benutzten Substanz muß im voraus genau bestimmt sein. Ist der Apparat zusammengestellt, so werden beide Hähne geöffnet und das aus dem Gefäß ausströmende Wasser nach Kubikzentimetern gemessen. Das ausfließende Wasser wird hierbei in dem Gefäß durch ein ebenso großes Volumen Luft ersetzt, welche durch die obere Öffnung des Gefäßes einströmt, aber vorher bei ihrem Durchgang durch das Glasrohr ihren Wasserdampf an die hygroskopische Substanz abgegeben hat. Wenn nach vollendetem Versuch das Rohr abgenommen und aufs neue gewogen wird, so gibt seine Gewichtszunahme das Gewicht der Wasserdämpfe an, welche in der eingeströmten Luft enthalten waren. Da man nun weiß, wieviel Kubikmeter Luft durch die Röhre hindurchgegangen sind, so läßt sich das Gewicht der in einem Kubikmeter Luft enthaltenen Dämpfe nach Grammen berechnen u. so die absolute Feuchtigkeit der Luft finden; aus dieser kann man dann, wenn man die Temperatur der Luft kennt, ebensowohl die relative Feuchtigkeit als auch das Sättigungsdefizit (s. Atmosphäre, S. 91, und Luftfeuchtigkeit) durch Rechnung ableiten. Bei gehörigen Vorsichtsmaßregeln liefert diese Methode absolut genaue Resultate, allein sie ist umständlich, und daher hat man zur Bestimmung der atmosphärischen Feuchtigkeit kleinere, leicht transportable Apparate konstruiert, welche unter dem Namen H. bekannt sind. Die am häufigsten benutzten H. gründen sich darauf, daß manche Stoffe (die hygroskopischen Substanzen) mit großer Begierde Wasser aus der Luft absorbieren und dabei ihr Volumen verändern. Das älteste Absorptionshygrometer ist das **Haarhygrometer** von Saussure. Dasselbe besteht aus einem Haar, welches mit seinem obern Ende an einem Stativ befestigt ist, während sein unteres Ende über eine Rolle geht, die durch ein kleines Gewicht beschwert ist und dadurch das Haar gespannt hält. Auf der Rolle ist ein Zeiger befestigt, und dieser gibt auf einer bogenförmigen Skala die Veränderungen der Länge des Haares, welche dasselbe bei zunehmender oder abnehmender Luftfeuchtigkeit erfährt, sehr genau an. Man bestimmt die beiden festen Endpunkte der Skala, indem man den Stand des Zeigers zuerst in künstlich getrockneter und dann in mit Feuchtigkeit gesättigter Luft beobachtet. Den Zwischenraum zwischen den beiden auf diese Weise gefundenen Punkten teilt man in 100 Teile, die man **Feuchtigkeitsgrade** nennt. Das Haar selbst muß mit Äther entfettet sein, und wenn man zur Konstruktion der H. stets dieselbe Art von Haaren anwendet, so gehen diese Instrumente zwar nicht streng übereinstimmend, können aber für die meisten Beobachtungen als vergleichbar betrachtet werden. Das Haarhygrometer zeigt, ob sich die Luft dem Sättigungspunkt mehr oder weniger nähert; doch kann man aus seinen Angaben keinen direkten Schluß auf die Menge des Wasserdampfes in der Atmosphäre machen. Die jedem Hygrometergrad entsprechende Spannkraft des Wasserdampfes kann nur auf empirischem Weg ermittelt werden. Dieselbe ist von Gay-Lussac für das Haarhygrometer für die Lufttemperatur von 10° in folgender Tabelle zusammengestellt:

Hygrometergrade	Feuchtigkeit der Luft in Proz.	Hygrometergrade	Feuchtigkeit der Luft in Proz.
10	4,57	60	36,28
20	9,45	70	47,19
30	14,78	80	61,22
40	20,78	90	79,09
50	27,79	100	100,00

Wenn daher das H. auf 50° steht und die Temperatur der Luft ungefähr 10° ist, so enthält dieselbe 27,79 Proz. desjenigen Wasserdampfes, welchen sie enthalten müßte, um gesättigt zu sein. Das Haarhygrometer hat zahlreiche Abänderungen erfahren, indem man verschiedene andre organische Substanzen, z. B. Kokonfäden, Fischbein, Federposen ꝛc., statt des Haares benutzte. Alle diese H. geben wenig genaue Resultate; sie sind fast nur **Hygroskope**, d. h. sie zeigen an, ob die Feuchtigkeit der Luft zu- oder abnimmt, und

Digitized by Google

können zu wissenschaftlichen Beobachtungen nicht benutzt werden. In neuerer Zeit ist das Haarhygrometer von Koppe namentlich für Temperaturen unter 0° viel in Gebrauch gekommen. Dasselbe unterscheidet sich von dem frühern der Hauptsache nach dadurch, daß sich das Instrument in einem Glaskasten befindet, in dem die Luft durch eine stark angefeuchtete, auf einem Rahmen ausgespannte Leinwand mit Feuchtigkeit gesättigt und die Stellung des Zeigers so reguliert werden kann, daß er in dieser mit Feuchtigkeit gesättigten Luft auf 100 zeigt. Zur Kontrolle des Instruments sind noch zwei Thermometer hinzugefügt, die ein Psychrometer (s. unten) nach August bilden.

Durch das Bifilarhygrometer von Klinkerfues sind die Haarhygrometer in weitere Kreise gedrungen, und in neuester Zeit haben die Instrumente von Lambrecht große Verbreitung gefunden. Sie haben eine Skala, auf welcher durch einen Zeiger die relative Feuchtigkeit der Luft direkt in Prozenten angegeben wird; dazu gehört eine Reduktionsscheibe, welche aus zwei aufeinander liegenden Scheiben von verschiedener Größe besteht, die um ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt gegeneinander gedreht werden können. Auf der untern größern Scheibe ist die Prozentskala, d. h. die relative Feuchtigkeit von 2—100 Proz., im Kreis aufgetragen, während die obere Scheibe außer einer daraufgedruckten kurzen Gebrauchsanweisung die Temperaturskala enthält. Die Reduktionsscheibe gestattet dadurch, daß man sie nach der am Hauptinstrument abgelesenen relativen Feuchtigkeit und der durch das Thermometer angegebenen Temperatur zweckmäßig einstellt, die Temperatur des Taupunktes (s. unten) ohne Rechnung zu finden. Da diese ein wesentliches Moment ist, sowohl für das Eintreten von Regen als auch für das von Nachtfrösten, so ist der Apparat für lokale Wetterprognose und für Feld- und Gartenwirtschaft, aber auch zur Regulierung des Feuchtigkeitsgehalts der Zimmerluft und für verschiedene technische Gewerbe sehr geeignet. Das gewöhnliche Haarhygrometer bedarf häufiger Vergleichung mit einem Psychrometer; in neuester Zeit aber hat Lambrecht ein Haarhygrometer konstruiert, welches größere Verläßlichkeit verspricht. Beiläufig zu erwähnen sind noch die im gewöhnlichen Leben verbreiteten Hygroskope, bei welchen sich z. B. in einem Wetterhäuschen eine Scheibe mit zwei darauf befindlichen Figuren so dreht, daß bei großer Trockenheit die eine, bei feuchtem Wetter die andre Figur durch die Thüren des Häuschens heraustritt. Auch die sogen. Barometerblumen (s. d.) gehören hierher.

Außer den Absorptionshygrometern hat man noch sogen. Kondensationshygrometer konstruiert, bei denen der Feuchtigkeitsgehalt der Luft durch die Verminderung der Temperatur angezeigt wird, welche nötig ist, um den atmosphärischen Wasserdampf auf der Oberfläche eines polierten Körpers als Tau niederzuschlagen. Die Temperatur, bei welcher der Wasserdampf eben anfängt, sich zu kondensieren, nennt man den Taupunkt, und deshalb gibt dieser diejenige Temperatur an, bis zu welcher man die Luft erkalten lassen müßte, wenn sie mit der Quantität Wasser, welche sie enthält, gesättigt sein sollte. Die Temperatur des Taupunktes kann man deshalb dadurch finden, daß man eine polierte Metallfläche allmählich abkühlen läßt und genau die Temperatur beobachtet, bei welcher ein Beschlagen anfängt. Dieses Prinzip ist bei Daniels H., dem ältesten Instrument dieser Art, zur Anwendung gebracht. Dasselbe besteht aus einem horizontalen Glasrohr, welches an seinen beiden Enden mit senkrecht nach unten gehenden Ansätzen versehen ist, von denen jeder in eine Kugel endigt. Die eine dieser Kugeln ist vergoldet, während die andre mit einem Läppchen feiner Leinwand umwickelt ist. Die vergoldete Kugel ist zur Hälfte mit Äther gefüllt und enthält ein kleines Thermometer, dessen Skala in die Röhre hineinragt. Der Apparat ist ganz luftleer; tröpfelt man nun auf die mit Leinwand umwickelte Kugel Äther, so wird derselbe rasch verdunsten, und durch die dadurch erzeugte Kälte wird ein Überdestillieren des Äthers aus der vergoldeten Kugel veranlaßt werden. Dadurch wird auch die Temperatur der vergoldeten Kugel erniedrigt, und wenn dies in genügendem Grad geschehen ist, so beschlägt sich die Kugel mit Wassertröpfchen. An dem in der Kugel befindlichen Thermometer wird die in diesem Augenblick vorhandene Temperatur abgelesen. Dieselbe ist die Temperatur des Taupunktes, durch welche der Feuchtigkeitsgehalt der Luft bestimmt ist. Wird außerdem noch die Temperatur der Luft beobachtet, so kann auch die relative Feuchtigkeit (s. Atmosphäre, S. 91) berechnet werden. Regnault benutzt statt dessen ein versilbertes, mit Äther gefülltes Glasgefäß, dessen Mündung mit einem dreimal durchbohrten Kork verschlossen ist. In diesem Kork stecken zwei gebogene Glasröhren und ein Thermometer. Bringt man nun das eine Glasrohr mit einem Aspirator in Verbindung und läßt aus diesem Wasser ausströmen, so wird durch das zweite Glasrohr ein Luftstrom in das versilberte Gefäß eintreten und den in demselben enthaltenen Äther zur Verdunstung bringen. Hat man bei der hierbei erzeugten Temperaturerniedrigung den Taupunkt erreicht, so wird die Luft, welche die Silberoberfläche berührt, mit Wasserdampf gesättigt sein. Bei der geringsten weitern Abkühlung wird ein Betauen oder Beschlagen der versilberten Fläche stattfinden. In diesem Augenblick wird das Thermometer abgelesen und dadurch die Temperatur des Taupunktes gefunden. Das Druckmaximum des Wasserdampfes, welches der Temperatur des Taupunktes entspricht, gibt ebenso wie beim Danielschen H. den Dampfdruck für den Augenblick der Beobachtung, und dieser Druck, dividiert durch den der Lufttemperatur entsprechenden Maximaldruck, gibt wieder die relative Feuchtigkeit der Luft. Hierbei ergibt sich der Vorteil, daß der Aspirator sehr weit vom Instrument entfernt sein und der Beobachter die Thermometerangaben mit einem Fernrohr ablesen kann. Ein dritter derartiger Apparat, der sich durch größere Billigkeit und leichtere Handhabung auszeichnet, ist Lambrechts (in Göttingen) Taupunktspiegel.

Eine andre Methode, den Feuchtigkeitsgehalt der Luft zu bestimmen, besteht in der Anwendung des Psychrometers. Dies von August angegebene Instrument besitzt zwei Thermometer, die gleichzeitig beobachtet werden müssen, und von denen bei dem einen die Kugel mit einem feinen Leinwandläppchen umgeben ist, welches in ein untergestelltes Gefäß mit Wasser herabhängt, so daß die Hülle dieser Thermometerkugel stets befeuchtet ist. Das Wasser verdunstet von dem Leinwandläppchen desto schneller, je trockner die Luft ist, und dem entsprechend wird die durch die Verdunstung hervorgerufene Temperaturerniedrigung des sogen. feuchten Thermometers bald stärker, bald schwächer sein. Aus dem Unterschied der durch die beiden Thermometer angezeigten Temperaturen sowie aus der durch das trockne Thermometer

angezeigten Lufttemperatur und dem Barometerstand im Zeitpunkt der Beobachtung kann auf den Feuchtigkeitszustand der Luft geschlossen werden. Um denselben ohne zeitraubende Rechnungen ableiten zu können, sind **Psychrometertafeln** zusammengestellt, aus denen sowohl die absolute als auch die relative Luftfeuchtigkeit unmittelbar aus den beobachteten Größen abgelesen werden kann. Die verbreitetsten sind von Suhle und von Jelinek herausgegeben. Bei der Aufstellung des Instruments muß für einen genügenden Luftwechsel gesorgt werden, weil die Beobachtungen unrichtige Resultate liefern, wenn die Thermometer von einer stagnierenden Luftmasse umgeben sind.

Ein Instrument, welches den erforderlichen Luftwechsel künstlich hervorruft, ist das in neuester Zeit konstruierte **Aspirationspsychrometer** von Aßmann (s. Aspirationsinstrumente), welches ebensowohl die Temperatur des trocknen Thermometers (wahre Lufttemperatur), als auch die des feuchten Thermometers richtiger angibt als die sonst üblichen Instrumente. Dieses Aspirationspsychrometer (s. Abbild.) besteht in seiner heutigen Gestalt aus zwei Thermometern, einem trocknen und einem feuchten, an deren Quecksilbergefäßen ein Luftstrom vorbeigeführt wird. Dazu ist in t, dem obern Teile des Apparats, ein Zentrifugalaspirator oder Exhaustor eingeschlossen, welcher die zwischen zwei schnell rotierenden Scheiben befindliche Luft an deren Peripherie herausschleudert und aus einer zentralen Öffnung die entsprechende Luftmenge aspiriert. Während das Laufwerk in etwa 12 Minuten einmal abläuft, macht die Aspiratorscheibe gegen 14,000 Umdrehungen; die den Apparat in 1 Sekunde durchströmende Luft beträgt durchschnittlich 1 Lit. Unterhalb der Thermometergefäße hat die Luftbewegung eine Geschwindigkeit von 2,2 m pro Sekunde, beim Austritt aus dem Exhaustor ist sie 1,4 m pro Sekunde. Die Aspirationsvorrichtung ist durch das gerade Mittelrohr g mit den Umhüllungsrohren der Thermometer verbunden. An seinem untern Ende spaltet sich das Rohr g in zwei gebogene Schenkel f, welche an je einem starken Elfenbeinring d befestigt sind, damit dadurch die Wärmeleitung in den Metallteilen des Apparats unterbrochen ist. Durch die obere Wand der gebogenen Schenkel sind die beiden Thermometer hindurchgeführt, deren Gefäße von je einem innern und einem äußern Hohlrohr c umgeben sind, die wieder ihrerseits von unten in die Elfenbeinringe d eingeschroben sind. Die cylinderförmigen Thermometergefäße haben einen Durchmesser von etwa 4 mm, eine Länge von 10—12 mm, die Teilung geht nach 0,2 fort. Die äußern Teile des Apparats bestehen aus vernickeltem, hochpoliertem Messing. Die Resultate der mit dem Aspirationspsychrometer angestellten Beobachtungen ergeben, daß die Thermometer bei einer Aufstellung im Schatten und im Sonnenschein selbst bei so starker Strahlung, wie sie auf dem Säntis stattfindet, nur auffallend geringe Differenzen zeigen. Eine Vergrößerung der Geschwindigkeit des Luftstroms über 2,3 m pro Sekunde zeigt sich wirkungslos, auch tritt bei einer Verlangsamung bis zu 1,7 m pro Sekunde in nördlichen Deutschland noch keine merkbare Wirkung hervor. Vorteilhaft können die Ablesungen am trocknen Thermometer des Aspirationspsychrometers dazu benutzt werden, die Differenzen gegen die wahre Lufttemperatur zu bestimmen, welche bei den verschiedenen sonst üblichen Aufstellungsarten von Thermometern sowie bei Benutzung des Schleuderthermometers auftreten. Zur Verwendung als Psychrometer hat der Apparat vor den sonst dazu benutzten Apparaten ganz besondere Vorzüge wegen seiner erheblich größern Empfindlichkeit und wegen der konstanten Geschwindigkeit des erzeugten Luftstroms, doch muß aus seinen Angaben die absolute Luftfeuchtigkeit nicht nach der gewöhnlichen, sondern nach der von Sprung angegebenen Formel $f = f' - \frac{1}{2}(t - t') \cdot \frac{b}{755}$ berechnet werden. Bei den in den letzten Jahren von Berlin aus unternommenen Ballonfahrten ist das Aspirationspsychrometer zur Bestimmung der atmosphärischen Feuchtigkeit in den obern Luftschichten benutzt worden und hat dabei Resultate geliefert, die durch andre Instrumente entweder gar nicht oder wenigstens nicht mit derselben Genauigkeit hätten erhalten werden können. Lambrecht hat ein einfaches Aspirationspsychrometer konstruiert, bei welchem die Thermometer mit Marken versehen sind, die nur während der Aspiration den Temperaturveränderungen folgen und nach Aufhören derselben die Differenz der beiden Thermometer selbstthätig festlegen.

Aspirationspsychrometer.

Durch die **Volumhygrometer** wird der Raum bestimmt, welchen der in einem bestimmten Volumen Luft enthaltene Wasserdampf unter dem Druck der Atmosphäre einnehmen würde, und aus seinem Volumen kann dann auch sein Gewicht berechnet werden. Alle Instrumente dieser Art beruhen auf der Thatsache, daß, wenn in ein geschlossenes Gefäß eine stark hygroskopische Flüssigkeit, wie z. B. Schwefelsäure, gebracht wird, diese den Wasserdampf absorbiert und dadurch die Luft eine Verkleinerung des Volumens erfährt, welche groß genug ist, um gemessen werden zu können (Schwackhöfer). Statt der Veränderung im Volumen kann auch die Veränderung des Druckes gemessen und daraus der Druck des ursprünglich vorhanden gewesenen Wasserdampfes ermittelt werden (Edelmann und Rüdorff). Vgl. Suhle, Psychrometertafeln (nach Augusts Psychrometertafeln berechnet, Köthen 1866); Jelinek, Psychrometertafel für das 100teilige Thermometer nach den von Wild berechneten Tafeln (Wien 1871); Klinkerfues, Theorie des Bifilarhygrometers mit gleichteiliger Prozentskala (Götting. 1875); Koppe, Die Messung des Feuchtigkeitsgehalts der Luft mit besonderer Berücksichtigung des neuen Prozenthygrometers mit Justiervorrichtung (Zürich 1878); Großmann, Beitrag zur Geschichte und Theorie des Psychrometers (in der »Deutsch-Österreichischen meteorologischen Zeitschrift«, 1889, Bd. 6, S. 6); Aßmann, Das Aspirationspsychrometer (in den »Abhandlungen des Königlich preußischen meteorologischen Instituts«, Bd. 1, 1892).

Hygrometrie (griech.), Luftfeuchtigkeitsmessung.

Hygrometrograph, s. Registrierapparate.

Hygrophŏrus, Pilzgattung, s. Agaricus.

Hygroskōp (griech., »Feuchtigkeitszeiger«), s. Hygrometer.

Hygroskōpische Feuchtigkeit, das Wasser, das manche Körper mit größerer oder geringerer Begierde

Digitized by Google

aus der Luft aufsaugen, ohne sich chemisch damit zu verbinden. Körper mit dieser Eigenschaft nennt man hygroskopisch. Dieselben sind an freier Luft, welche stets Wasserdampf enthält, niemals völlig trocken, und wenn man sie bei erhöhter Temperatur oder in einer künstlich getrockneten Luft vollständig trocknet, so nehmen sie an freier Luft alsbald wieder Feuchtigkeit auf und zwar um so mehr und um so schneller, je größer die relative Feuchtigkeit der Luft ist. Wird die Luft bei Witterungswechsel erheblich trockner, so verlieren auch die hygroskopischen Körper Feuchtigkeit, sie setzen sich stets mit dem relativen Feuchtigkeitsgehalt der Luft ins Gleichgewicht, und der Zustand, den man lufttrocken nennt, bezeichnet also je nach der Natur des betreffenden Körpers, der Beschaffenheit der Luft und der Temperatur einen sehr verschiedenen Feuchtigkeitsgehalt. In gewissem Grade sind wohl alle Körper hygroskopisch, selbst Metall und Glas verdichten auf ihrer Oberfläche eine wägbare Menge Feuchtigkeit. Sehr auffallend ist die Hygroskopizität bei manchen Salzen, die, wie das Chlorcalcium, in kurzer Zeit so viel Wasser aus der Luft aufnehmen, daß sie sich darin vollständig auflösen können: sie zerfließen an der Luft. Andre Körper erleiden durch die aufgenommene Feuchtigkeit eine Volumvergrößerung, wie z. B. das menschliche Haar, welches seine Kräuselung verliert u. sich so stark verlängert, daß man es zum Messen des Feuchtigkeitsgehalts der Luft benutzen kann (s. Hygrometer). Die Darmsaiten der musikalischen Instrumente verlängern sich in der feuchten Luft des gefüllten Konzertsaals so stark, daß die Instrumente umgestimmt werden müssen. Gleich dem Haar und dem Darm sind die meisten organisierten Substanzen stark hygroskopisch. Holz, Stärkemehl, Baumwolle, Leinen, vor allem Federn, Wolle und Seide nehmen eine große Menge Feuchtigkeit auf und können bei einem Wassergehalt von 10—20 Proz. noch völlig trocken erscheinen. Man kommt in der Praxis in die Lage, wenn man diese Körper nach dem Gewicht kauft, statt derselben eine mehr oder weniger bedeutende Menge Wasser zu bezahlen. Um der hieraus sich ergebenden Unreellität zu begegnen, sind Konditionierungsanstalten begründet worden, in welchen der Feuchtigkeitsgehalt der betreffenden Ware amtlich festgestellt wird. Auch Flüssigkeiten sind hygroskopisch und Alkohol z. B. in so hohem Grade, daß es sehr schwer hält, ihn völlig wasserfrei zu erhalten. Die starke Hygroskopizität der konzentrierten Schwefelsäure benutzt man zum Austrocknen der Luft, und wenn man z. B. unter einer Glasglocke ein flaches Gefäß mit konzentrierter Schwefelsäure aufstellt und auf einem Dreifuß ein Schälchen mit einer Salzlösung, so entzieht die Säure letzterer allmählich das Wasser, die Lösung verdampft, und das Salz kristallisiert.

Hykkara, im Altertum Stadt der Sikaner auf der Nordküste von Sizilien, westlich von Panormos, wurde im Peloponnesischen Kriege von den Athenern überrumpelt u. geplündert. Unter der Beute befand sich die Hetäre Laïs, damals noch ein Kind. Ruinen bei Carini.

Hyksos (Hakuschasu, »Vorsteher der Hirten«), semit. Hirtenvolk, welches 1800 v. Chr. Ägypten eroberte, aber nach 250jähriger Herrschaft um 1550 wieder vertrieben wurde. Vgl. Chabas, Les Pasteurs en Égypte (Amsterd. 1868); de Cara, Gli H., o re pastori di Egitto (Rom 1889).

Hyla, der Laubfrosch; Hylidae (Laubfrösche), Familie aus der Ordnung der Frösche (s. d., S. 959).

Hyläa (»Waldland«, v. griech. hylē, »Wald«), in der Pflanzengeographie das große Gebiet von den Andes bis zum Atlantischen Ozean und von den Orinokoquellen bis zum Rande des brasilischen Tafellandes, die größte und schönste zusammenhängende, nur durch Stromläufe unterbrochene Waldmasse unter den Tropen, in welcher sich die großartigen Formen der Gewächse in einer Weise häufen, wie nirgend sonst. Die Hauptmasse derselben besteht aus außerordentlich mannigfachen dikotylen Laubbäumen, denen, je weiter wir nach dem Äquator fortschreiten, desto mehr Palmen beigemischt sind. Die Bäume treiben ihre Stämme bis zu 30 m empor, ehe sie ein Laubdach bilden, unter dem schattenbedürftige Pflanzen von 10—15 m Höhe gedeihen, die wieder 2—3 m hohe kleine Palmen u. Farne beschirmen. Charakterpflanzen der H. sind nach Martius der Theobroma Cacao, Kautschukbäume, die Bertholletia excelsa, welche die Paranüsse liefert, Palmen, voran die Mauritia u. a., im Osten die afrikanische Raphia vinifera u. a.

Hylas, in der griech. Mythologie der Sohn des Dryoperkönigs Theiodamas oder Theiomenes, Liebling des Herakles, der ihn auf dem Argonautenzug mit sich nahm. Bei Kios im Lande der Myser verließ H. das Schiff, um Wasser zu schöpfen; aber seine Schönheit erregte das Verlangen der Quellnymphen, die ihn in die Fluten hinabzogen. Herakles suchte und rief vergeblich den Geliebten, während die Argo unterdessen weitersegelte (s. Argonauten). Später feierten die Einwohner von Kios (Prusias) dem H. zu Ehren jährlich ein Fest, wobei sie den Namen H. riefen. Ähnlich ist der Mythus von Bormos (s. d.). Vgl. Türk, De Hyla (Bresl. 1894).

Hyle (griech., »Holz«, allgemein »Stoff«), in der griechischen Philosophie der tote Stoff, die formlose Materie, welche erst durch die Weltseele (Hylarch, »Stoffbeherrscher«) zu besondern Gebilden gestaltet und in fortwährender Umgestaltung erhalten wird.

Hylesinus, s. Borkenkäfer.

Hylidae, s. Hyla.

Hyllos, in der griech. Mythologie Sohn des Herakles und der Deïaneira, heiratete nach des Vaters Tode und auf dessen Befehl die Iole (s. Herakles, S. 654 f.). Vor der Feindschaft des Eurystheus irrte er mit seinen Geschwistern flüchtig umher, bis sie in Attika bei Theseus oder dessen Sohn Demophon Aufnahme fanden. Als darauf Eurystheus mit Heeresmacht heranrückte, um auch von dort ihre Vertreibung zu erzwingen, opferte sich Makaria, Herakles' Tochter, freiwillig für ihre Geschwister, die nun mit Hilfe ihrer Gastfreunde den Feind schlugen; H. selbst tötete den Eurystheus auf der Flucht. Später wurde H. von dem Dorierfürsten Ägimios in Thessalien adoptiert, und das Königtum der Dorier ging an ihn und seine Nachkommen über. Er war dann Anführer des Zuges der Herakliden nach dem Peloponnes, fiel aber im Zweikampf mit dem König Echemos von Tegea (s. Herakliden).

Hylobátes, s. Gibbon.

Hylobius, s. Rüsselkäfer.

Hylodes, Antillenfrosch, s. Frösche, S. 959.

Hylotheisten (griech.), diejenigen Philosophen, welche Gott in der Materie (s. Hyle) finden; Hylotheismus, die Ansicht oder Lehre derselben; vgl. Pantheismus.

Hylotoma, Rosenbürsthornwespe, s. Blattwespen.

Hylozoismus (griech.), die Ansicht, nach welcher die Materie (Hyle) nicht bloßer, der Empfindung und jedes innern Lebens entbehrender Stoff, sondern

Digitized by Google

ihrem Wesen nach, also überall und immer, belebt und beseelt ist. In gewissem Sinne kann schon die rohe mythologische Auffassung der Natur, welche den Körpern Gefühl und Willen zuschreibt (s. Anthropomorphismus), als H. bezeichnet werden; in wissenschaftlicher Form ist der H. aber erst als Gegensatz gegen die einseitige mechanisch-materialistische Naturbetrachtung aufgetreten, insofern diese geneigt ist, das seelische Leben in der Natur ganz zu ignorieren. So legte bereits Empedokles (s. d.) im Gegensatz zu Demokrit, welcher alles durch die zufälligen Bewegungen toter Atome erklären wollte, den letztern »Haß« und »Liebe« als Ursachen der Abstoßung und Anziehung bei. In der neuern Zeit rief die Naturphilosophie des Descartes, welcher selbst die Tiere als seelenlose Maschinen betrachtete, das hylozoistische System Cudworths (s. d.) u. a. hervor. In der Gegenwart endlich ist in anbetracht des Umstandes, daß die Physiologie nicht im stande ist, die Empfindungsfähigkeit der Tiere als eine Folge ihrer materiellen Organisation zu erklären (aus der Wechselwirkung der Atome abzuleiten), der H. von Zöllner, Haeckel u. a. erneuert worden, indem dieselben die Empfindungsfähigkeit als ursprüngliche Eigenschaft aller Atome voraussetzen. Als Monismus (s. d.) ist der H. ebenso dem Spiritualismus (s. d.), welcher das Geistige zu einer selbständigen, von der Materie unabhängigen Substanz macht, wie dem Materialismus (s. d.), welcher das Geistige auf materielle Erklärungsgründe zurückführen zu können glaubt, entgegengesetzt. Vgl. Spitzer, Ursprung und Bedeutung des H. (Graz 1881).

Hymans, 1) Louis, belg. Geschichtschreiber, Dichter und Journalist, geb. 1829 in Rotterdam, gest. 22. Mai 1884 in Brüssel, nahm infolge der Übersiedelung seiner Familie nach Antwerpen die belgische Staatsangehörigkeit an u. machte sich früh unter den Schriftstellern der liberalen Schule bemerklich. 1854 zum Professor der Geschichte am Industriemuseum zu Brüssel ernannt, wurde er 1857 Redakteur an der liberalen »Étoile belge«, 1865 an dem einflußreichen »Echo du Parlement«. In die Kammer der Repräsentanten war er bereits 1859 gewählt worden, aber nur für eine parlamentarische Periode. Als Schriftsteller trat er zuerst mit der »Histoire du marquisat d'Anvers« (Brüssel 1848) auf. Später folgten außer mehreren politischen Streitschriften das beschreibende Werk »Le Rhin monumental« (Brüss. 1857–61, 2 Bde.); die Romane: »La famille Buvard« (1858) und »André Bailly« (1861); die »Histoire populaire de la Belgique« (1860, 18. Aufl. 1880), »Histoire de Léopold I« (1865) und »Histoire politique et parlementaire de la Belgique«, sein geschichtliches Hauptwerk (1869–70, 3 Bde.), nebst »Histoire parlementaire de la Belgique« (1877–80, 5 Bde.; fortgesetzt von Paul Hymans); ferner: »Six nouvelles« (1882); »La Belgique contemporaine« (2. Aufl. 1884); »Bruxelles à travers les âges« (mit Paul H., 1883–89, 3 Bde.); mehrere Bände »Souvenirs de voyage« u. a.

2) Henri, belg. Kunstschriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 8. Aug. 1836 in Antwerpen, bildete sich auf der Kunstakademie in Brüssel, wurde 1867 bei dem Kupferstichkabinett der Brüsseler Staatsbibliothek angestellt und 1879 Professor der Ästhetik an der Kunstakademie in Antwerpen. Er hat sich an vielen der großen nationalen Publikationen Belgiens beteiligt und namentlich zwei größere kunstarchäologische Werke herausgegeben: »Documents de la bibliothèque royale de Belgique« (Brüssel 1864) u. »Compositions décoratives et allégoriques des grands maîtres de toutes les écoles« (Lüttich u. Par. 1879–85). Er schrieb außerdem: »Histoire de la gravure dans l'école de Rubens« (Brüssel 1879); »Le réalisme, son influence sur la peinture« (das. 1884); »Lucas Vorsterman« (1893). Auch hat er van Manders »Schilderboek« (»Le livre des peintres«, Par. 1884–85, 2 Bde.) übersetzt und erläutert.

Hymen (auch Hymenäos), bei den Griechen der Hochzeitsgesang; desgleichen der Hochzeitsgott, welcher im Hochzeitslied angerufen wurde. Er war nach einigen ein Sohn des Dionysos und der Aphrodite, oder des Apollon und einer Muse (Urania oder Kalliope), nach euhemeristischer Darstellung ein argivischer Schiffer, welcher attische Jungfrauen vor dem Überfall von Seeräubern schützte, oder ein athenischer Jüngling, der einst einer geliebten Jungfrau, deren Eltern sie ihm verweigerten, in Mädchenkleidung nach Eleusis zum Demeterfest folgte, aber samt den dort versammelten Jungfrauen von Räubern entführt ward, welche er, während sie betrunken an der Küste schliefen, tötete, wodurch die Mädchen gerettet wurden. Er starb am Tage seiner Hochzeit. Ursprünglich war H. wohl Gott der ehelichen Fruchtbarkeit, also eine Abzweigung von Dionysos. Dargestellt wurde H. als schöner Jüngling, wie Dionysos, geflügelt wie Eros, nur ernster und größer; seine Attribute sind die Hochzeitsfackel und der Kranz. Vgl. Rich. Schmidt, De Hymenaeo (Kiel 1886).

Hymen (griech.), Jungfernhäutchen, s. Scheide.

Hymenaea *L.* (Heuschreckenbaum, Lokustbaum), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Cäsalpinioideen, große, harzreiche Bäume mit einpaarig gefiederten Blättern, lederigen, drüsig punktierten Fiederblättchen, weißen Blüten in endständigen, dichtblütigen, rispig oder doldentraubigen Rispen und großen, derb lederig-holzigen Hülsen, welche zahlreiche Samen, in einem mehligen Brei eingebettet, enthalten. Acht tropisch amerikanische Arten. H. Courbaril *L.* (Lokustbaum, westindischer Heuschreckenbaum, Algaroba, Jatai, Animebaum, s. Tafel »Industriepflanzen«, Fig. 4), ein 20 m hoher Baum in Brasilien, Guayana, Kolumbien und auf den Antillen, welcher ein weit über 2000 Jahre geschätztes Alter erreicht. Der Stamm besitzt am untern Teil große Flügel und hat hier einen Umfang von mehr als 26 m, weiter oben, wo er cylindrisch wird, immer noch gegen 19 m. Das Holz (Courbarilholz) ist schön braun, hart und dicht, wird in Südamerika als Nutzholz verwertet, auch in Europa in der Luxustischlerei und zu Drechslerwaren benutzt. Aus der dicken, leichten Rinde machen die Eingebornen Kanoes. Aus dem Stamme fließt ein heller Balsam, welcher in der Erde zu Stücken von mehreren Pfunden erhärtet und als amerikanischer Kopal in den Handel kommt. Die Indianer verarbeiten dies Harz zu allerlei Zieraten. Das süß-säuerliche Fruchtmark ist eine beliebte Speise der Indianer. Andre Arten derselben Gattung liefern gleichfalls kopalartige Harze.

Hymenäos (griech.), s. Hymen.

Hymenium (griech., Fruchtlager), die sporentragende Schicht an den Fruchtträgern der Pilze und Flechten.

Hymenolichēnes (Hautpilzflechten), s. Flechten, S. 535.

Hymenomycēten (Hautpilze), Ordnung der Pilze (s. d.).

Digitized by Google

Hymenophyllaceen (Hautfarne), s. Farne, S. 206.

Hymenopteren (Hymenoptera), s. Hautflügler.

Hymettos (jetzt Trelovuni), Berg in Attika, östlich von Athen, ein langer, einförmiger Rücken, 1027 m hoch, im Altertum berühmt durch seinen trefflichen, bläulichen, namentlich bei den Römern beliebten Marmor und (wie jetzt noch) durch seinen Honig.

Hymne, im heutigen Sprachgebrauch durch Endung und Geschlecht vom griechischen und lateinischen Urwort meist so geschieden, daß der Hymnos (griech.) oder der Hymnus (lat.) als Kunstausdruck der griechischen Litteraturgeschichte bleibt, die H. Bezeichnung des christlichen Kirchenliedes wird; in der Mehrzahl (die Hymnen) fällt diese späte, vielleicht dem Französischen nachgebildete Unterscheidung weg. Der griechische Hymnos war ein stehend (nicht tanzend oder schreitend) zur Kithara vorgetragenes Preislied auf einen Gott, anfangs im epischen Versmaß, dann auch in den kunstvollern lyrischen Versarten, welche z. B. Alkäos, Anakreon und Pindar verwendeten, und in Distichen, deren sich gelegentlich der Alexandriner Kallimachos bediente. Die Verfasser solcher Gedichte hießen Hymnoden. Der älteste der erhaltenen Hymnen ist der auf den delischen Apollon in der Sammlung der 34 sogen. Homerischen Hymnen, die in sich Gedichte sehr verschiedener Zeit vereinigt (s. Homeros). Die große Sammlung der orphischen Hymnen entstammt zum Teil der letzten Zeit griechischer Kultur (s. Orpheus). Während die klassische römische Litteratur den Namen für eigne Erzeugnisse nicht verwendet, wird im Latein der spätern Zeit Hymnus die umfassende Bezeichnung des christlichen Lobgesanges, in welchem Gott, Christus, die Heiligen und kirchliche Feste in antiken Metren und weit häufiger in gereimten, nach dem Wortaccent gebauten Rhythmen gefeiert werden. Die ungeheure Menge der seit Hilarius von Poitiers und Ambrosius von Mailand für kirchlichen und außerkirchlichen Gebrauch geschriebenen Hymnen ist durch die bisherigen Ausgaben noch keineswegs vollständig bekannt gemacht und die hergebrachte Zuweisung an einzelne Verfasser oft sehr willkürlich. Sammlungen lateinischer Hymnen des Mittelalters: Daniel, Thesaurus hymnologicus (Halle 1841—56, 5 Bde.); Mone, Lateinische Hymnen des Mittelalters (Freiburg 1853—54, 3 Bde.); Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder (Paderb. 1853); Vilmar, Spicilegium hymnologicum (Marburg 1857); Morel, Lateinische Hymnen des Mittelalters (Einsiedeln 1868); Sievers, Murbacher Hymnen (Halle 1874); Dreves, Analecta hymnica (Leipz. 1886—95, 19 Bde.); Milchsack, Hymni et sequentiae (Halle 1886); Roth, Lateinische Hymnen des Mittelalters (Augsb. 1887); Misset u. Weale, Thesaurus hymnologicus (Lond. 1888); Werner, Die ältesten Hymnensammlungen von Rheinau (Leipz. 1891); Warren, The antiphonary of Bangor (Lond. 1893); Chevalier, Poésie liturgique traditionnelle de l'Église catholique (Par. 1894); vgl. ferner Chevalier, Repertorium hymnologicum (Löwen 1892—94, 2 Bde.) und Julian, Dictionary of hymnology (Lond. 1892). Eine Entwickelungsgeschichte der lateinischen Hymnologie versuchte zuletzt Chevalier, Poésie liturgique du moyen-âge (Par. 1893), woselbst die frühern Arbeiten verzeichnet sind. In den neuern Litteraturen kommt Hymnus (im Deutschen abwechselnd mit H.; franz. hymne; ital. inno; engl. hymn) als Benennung lyrischer Gedichte vor, die irgend eine feierlich gesteigerte Empfindung, oft mit großer Freiheit der äußern Form, zum Ausdruck bringen.

Hymnik (griech.), Hymnendichtung, Hymnenpoesie; hymnisch, hymnenhaft, der H. eigen.

Hymnoden (griech.), s. Hymne.

Hymnograph (griech.), Hymnendichter.

Hymnologie (griech.), die Lehre von den Hymnen (s. Hymne) sowie den Dichtern und Sammlungen von solchen; auch soviel wie Doxologie (s. d.); Hymnolog, Hymnenkundiger, -Kenner.

Hymnus (griech. Hymnos), s. Hymne.

Hyndevadsström, Fluß, s. Eskilstuna.

Hyocholsäure, s. Gallensäuren.

Hyoscin $C_{17}H_{21}NO_4$, Alkaloid, findet sich neben Hyoscyamin im Bilsenkraut und wird aus dem Hyoscyamin des Handels mit Hilfe des Golddoppelsalzes abgeschieden. Es bildet einen zähen, nicht kristallisierenden Sirup, während sein chlor- und bromwasserstoffsaures Salz gut kristallisiert. Bei der Spaltung liefert es Tropasäure und Pseudotropin $C_8H_{15}NO$. Man benutzt es bei Asthma, hochgradigen Darmschmerzen, Trigeminusneuralgie, profusem Schweiß oder Speichel, bei krampfhaften Leiden und hypochondrischer Neurasthenie, auch als sehr wirksames Schlafmittel.

Hyoscyamin $C_{17}H_{23}NO_3$, Alkaloid, findet sich im Bilsenkraut (Hyoscyamus niger), in der Belladonna (Atropa Belladonna), im Stechapfel (Datura Stramonium) und in der australischen Duboisia myoporoides, wird erhalten, indem man die zerstoßenen Samen mit Äther entfettet, dann mit Alkohol und wenig Salzsäure auszieht, das Filtrat verdampft, den Verdampfungsrückstand durch Schütteln mit Petroleumäther entfärbt, mit Ammoniak übersättigt und mit Chloroform ausschüttelt. Letzteres nimmt das H. auf, und wenn man es mit Wasser auswäscht, so hinterläßt es beim Verdampfen reines H. Dies ist farblos, kristallinisch, riecht feucht widerlich betäubend, schmeckt scharf und unangenehm, löst sich in Alkohol u. Äther, schwer in Wasser, schmilzt bei 108,5°, ist flüchtig und bildet leicht kristallisierbare Salze. Beim Erhitzen mit Salzsäure gibt es, wie Atropin, Tropasäure und Tropin, u. beim Schmelzen verwandelt es sich in inaktives Atropin. Es wirkt ähnlich wie Atropin, nur ist es weniger giftig, und erweitert schon in geringerer Dosis die Pupille schneller und anhaltender; innerlich ist es als beruhigendes, schlafmachendes Mittel, besonders auch in der Psychiatrie, empfohlen worden. Das amorphe H. des Handels ist ein Gemenge von H., Hyoscin und deren Zersetzungsprodukten.

Hyoscyămus *Tournef.* (Bilsenkraut), Gattung aus der Familie der Solanaceen, narkotische, häufig schmierige, einjährige oder ausdauernde Kräuter mit grobbuchtig gelappten bis fiederlappigen, selten ganzrandigen Blättern, weißen oder gelben, violett oder rot geaderten, achselständigen Blüten, von denen die obersten zu einer beblätterten Traube oder Ähre vereinigt sind, und zweifächeriger, vom bleibenden Kelch eingeschlossener Kapsel mit zahlreichen kleinen Samen. 11 Arten in Europa, Mittelasien und Nordafrika. H. niger *L.* (schwarzes Bilsenkraut, Hühnertod, Saubohne, Zigeunerkorn, Schlafkraut, Teufels-, Rindswurz, s. Tafel »Giftpflanzen II«), bis 60 cm hoch, ein- und zweijährig, mit schmierig-zottigem Stengel und Blättern und schmutzig gelben, violett netzaderigen, im Schlunde dunkelvioletten Blüten, findet sich durch fast ganz Europa, in Sibirien, auf dem Kaukasus, in Nordindien, Nordamerika und Brasilien, auf Schutthaufen, an Wegen, Hecken etc. Blätter und Samen werden in Form von Aufguß,

Digitized by Google

Extrakt, Pflaster, Salbe, Öl ꝛc. arzneilich benutzt. Die Blätter riechen widerlich betäubend, schmecken fade, bitterlich und enthalten, wie die ölig, widerlich, bitter und scharf schmeckenden Samen, als wesentlichen Bestandteil Hyoscyamin (750 g Blätter enthalten 0,108 g) und Hyoscin. Das Bilsenkraut ist narkotisch-giftig und hat in seiner Wirkung manche Ähnlichkeit mit Belladonna und Stechapfel, wird als schmerz- und krampfstillendes Mittel bei Magenkrampf, Gesichtsschmerz, Keuchhusten, schmerzenden Geschwülsten ꝛc. benutzt. Zu äußerlichem Gebrauch dient das Bilsenkrautöl, welches man durch Erwärmen von 4 Teilen zerschnittenem und mit 3 Teilen Alkohol befeuchtetem Bilsenkraut mit 40 Teilen Olivenöl bereitet; es wirkt aber wohl nur als fettes Öl. H.-Arten wurden schon im Altertum als Heilmittel benutzt; Dioskorides erwähnt den südeuropäischen H. albus *L.*, welcher im Mittelalter auch in Deutschland benutzt wurde. H. niger fand erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts allgemeinere Anwendung. Von H. physaloides *L.*, in Sibirien, dienen Kraut und Wurzel statt des Opiums als Berauschungsmittel. H. albus *L.* und H. aureus *L.* aus Südeuropa werden auch als Zierpflanzen kultiviert.

Hypallăge (griech., »Verwechselung«), eine der Metonymie ähnliche rhetorische Figur, die für das Eigenschaftswort ein Dingwort oder umgekehrt setzt, z. B. statt revolutionärer Geist: Geist der Revolution, statt Segen des Himmels: himmlischer Segen.

Hypănis, im Altertum Name der russischen Flüsse Bug (östlicher B.) und Kuban.

Hypănte (v. griech. hypantan, »entgegengehen«), in der griech. Kirche das Fest der Darstellung Christi (2. Febr.), bei den Katholiken Lichtmeß genannt. Der Name bezieht sich darauf, daß der alte Simeon dem Jesuskind entgegengegangen sein soll (Luk. 2, 25 ff.).

Hypaspisten (griech.), die Schildknappen im griechischen Heer, die ihrem Herrn den Schild (Aspis), auch wohl Helm und einen Teil des Gepäckes trugen. Später hieß so auch das leichte Fußvolk im makedonischen Heer, mit ledernem Helm, leichtem Schild, kurzem Schwert und Spieß bewaffnet.

Hypästhesie (griech.), verminderte Empfindlichkeit.

Hypăta, im Altertum die Hauptstadt der Änianen am Nordabhang des Öta, deren Bewohnerinnen Ruf als Hexen hatten, zeitweilig Sitz der ätolischen Bundesversammlung, jetzt Neopatra oder Hypati, Stadt im griechischen Nomos Phthiotis und Pholis, mit einer heißen Schwefelquelle, antiken Resten und (1889) 1891 Einw.

Hypăte, s. Griechische Musik, S. 971.

Hypäthraltempel (griech. hypaithron oder hypaithrion, »unter freiem Himmel«), Tempel, dessen Cella durch eine Lichtöffnung im Dach erleuchtet wurde. Die Existenz solcher Dachöffnungen, die lange Zeit streitig gewesen ist, ergibt sich nicht nur aus der deutlichen Beschreibung des Vitruv (III, 1), sondern ist auch Voraussetzung einiger Tempellegenden. So steigt Apollon bei einem Überfall Delphis durch gallische Horden »durch das offene Giebeldach« seines Tempels (Just. 24, 8), Zeus sendet auf das Gebet des Pheidias seinen Blitzstrahl in den olympischen Tempel, auf dessen Fußboden die Spuren noch später gezeigt wurden. Das erste sichere Beispiel ist neuerdings durch die Ausgrabungen in Olympia bekannt geworden, indem in der Cella des Zeustempels vor dem Standort des Götterbildes ein Regenablauf im Fußboden vorgefunden wurde. Über die Konstruktion der Dachöffnung ist nichts bekannt. Vgl. K. Fr. Hermann, Die H. des Altertums (Götting. 1834); Boetticher, Der H. auf Grund des Vitruvischen Zeugnisses erwiesen (Berl. 1847); Falkener, On the Hypaethron of Greek temples (Lond. 1861).

Hypatia, aus Alexandria, neuplaton. Philosophin, gest. 415 n. Chr., Tochter und Schülerin des Mathematikers Theon, studierte in Athen Philosophie und lehrte in Alexandria mit großem Beifall. Unter ihren Schülern wird der griechische Kirchenlehrer Synesios genannt. Trotz der Reinheit ihrer Sitten, welche selbst ein Dichter der Anthologie, Palladas, in einem noch vorhandenen Lied rühmt, ward sie in einem von dem Bischof Cyrillus (s. d. 2) wider die heidnischen Philosophen erregten Pöbelaufstand gesteinigt. H. huldigte dem eklektischen Neuplatonismus und zeichnete sich namentlich in Mathematik und Astronomie aus. Von ihren Schriften, die verloren gegangen sind, nennt Suidas einen Kommentar zu Diophantos, einen astronomischen Kanon und einen Kommentar zu der Schrift des Apollonios von Perga von den Kegelschnitten. Auch ein lateinischer Brief an den Bischof Cyrillus zu gunsten des verwiesenen Nestorius wird ihr beigelegt. Der Engländer Charles Kingsley hat sie zur Heldin eines gleichnamigen kulturhistorischen Romans (deutsch, 6. Aufl., Leipz. 1892), A. Beer zu der eines Trauerspiels gemacht. Vgl. Hoche, H., die Tochter Theons (im »Philologus«, 1860, S. 435—474); Wolff, H., die Philosophin von Alexandria (Wien 1879); Meyer, H. von Alexandria (Heidelb. 1886).

Hypena, s. Zünsler.

Hyper (griech.), Vorsilbe, soviel wie über, im Sinn von allzu, übertrieben.

Hyperämie (griech. »Blutüberfüllung«), in der modernen Medizin ausschließlich Bezeichnung für die örtliche Blutfülle einer bestimmten Gefäßprovinz, während die allgemeine, den ganzen Körper betreffende Blutüberfülle als Vollblütigkeit bezeichnet wird. Man unterscheidet Blutwallung und Blutstauung. Das wesentlichste Merkmal der Blutwallung (Fluxion) ist der vermehrte Zufluß von arteriellem Blut, sie wird deshalb auch als arterielle H. (unpassend als aktive H.) bezeichnet. Das Kriterium der Blutstockung (der venösen oder passiven H.) ist der verhinderte Abfluß des Blutes. Die Wallungsblutfülle äußert sich durch lebhafte Rötung, mäßige Schwellung, größere Wärme, zuweilen durch ein eigentümliches Pulsationsgefühl, d. h. wir fühlen die in die kleinern Arterien vordringenden Pulsschläge, wenn letztere die sensibeln Nervenenden mit erschüttern (an der Fingerspitze, beim Zahnschmerz ꝛc.). Bei hochgradiger arterieller H. kommt es manchmal zu Gefäßzerreißungen und Blutungen, zur ödematösen Anschwellung des betroffenen Teils; in der Regel aber fehlen gröbere Störungen der Ernährung u. der Funktion der hyperämischen Teile. Bei der Stauungsblutfülle verweilt das Blut länger in den Kapillaren, das arterielle Blut kann nicht schnell genug nachrücken; daher stellt sich bläuliche Färbung (Cyanose) ein (vgl. Blausucht). Hierher gehört die Stauungshyperämie durch Senkung (Hypostase), wobei die allgemeine Schwerkraft, das Gewicht einer hohen Blutsäule, die Verlangsamung des Blutstroms hervorruft, wenn das Herz geschwächt und die Arterienwände gelähmt sind. Hierher gehören ferner die sogen. mechanischen Hyperämien, bei denen eine Kompression der Venen durch Geschwülste, zu fest angelegte Bandagen u. dgl. oder eine Verstopfung der Venen mit Blutgerinnseln

Digitized by

oder ein Hindernis für den Abfluß des Venenblutes in das rechte Herz (bei vielen Krankheiten der Lunge und des Herzens) die Stauung bedingt.

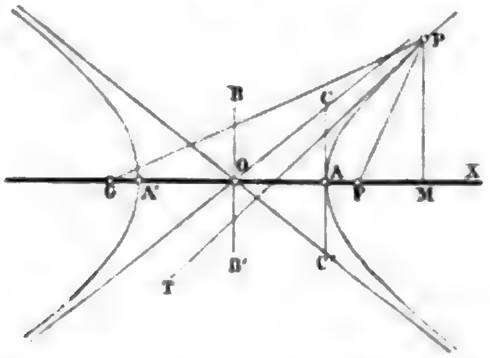
Hyperanthĕra *Vahl*, s. Moringa.

Hyperasthenie (griech.), übermäßige Schwäche.

Hyperästhesie (griech.), »übermäßige Empfindlichkeit«, bezieht sich gewöhnlich auf eine gesteigerte Empfindlichkeit des Gefühls, aber auch auf alle andern Sinnesnerven. Sie ist ein Symptom sowohl einfacher Überanstrengung, wie z. B. die H. des Auges gegen Lichtreiz nach langer Arbeit oder Blendung durch allzu helles Licht; oder örtlicher Entzündungen oder Verletzungen, z. B. beim Abschürfen der Oberhaut, wodurch viele Nervenendigungen entblößt werden; oder sie hat ihre Ursache in zentralen Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks, z. B. bei Hysterie, Rückenmarksentzündungen ꝛc.

Hyperbasis (Hyperbăton, griech.), Wortversetzung, syntaktische Figur, bei der ein oder mehrere Wörter aus ihrer gewöhnlichen Reihenfolge treten, sei es des Rhythmus wegen, sei es, damit ein bedeutsames Wort größern Nachdruck gewinnt (z. B. bei Schiller: »Gastfreundlich hätte England sie empfangen?«). Der H. untergeordnet sind: die Anastrophe, die Anakoluthie, das Hysteron proteron, die Inversion ꝛc.

Hypérbel (v. griech. hyperbŏle, »Überschuß«), in der Geometrie derjenige Kegelschnitt, dessen numerische Exzentrizität ε größer als 1 ist. Sie besteht aus



zwei getrennten, symmetrischen Zweigen, die ins Unendliche laufen und einander in den Endpunkten A und A' der Hauptachse, den Scheiteln (s. Figur), am nächsten kommen. Der Halbierungspunkt O der Hauptachse AA' (= 2a) ist der Mittelpunkt der H. Er liegt außerhalb der Kurve, und die durch ihn gehende Nebenachse BB' = 2b schneidet dieselbe nicht. Auf der Verlängerung der Hauptachse liegen in gleicher Entfernung $e = \sqrt{a^2 + b^2}$ vom Mittelpunkt beiderseits die Brennpunkte F und G. Es ist nun für alle Punkte P der H. der Unterschied der beiden Entfernungen PF und PG oder der Leitstrahlen gleich der Hauptachse, und zwar ist für den Zweig links PF — PG = 2a, für den andern dagegen PG — PF = 2a. Mittels dieser Eigenschaft lassen sich beliebig viele Punkte einer H. zeichnen. Die Größe e ist die lineare Exzentrizität; dividiert man sie mit a, so erhält man die numerische Exzentrizität ε. In rechtwinkeligen Koordinaten OM = x und MP = y hat die H. die Gleichung $\frac{x^2}{a^2} - \frac{y^2}{b^2} = 1$. Dieselbe Form hat die Gleichung auch, wenn man als Koordinatenachsen ein paar konjugierte Halbmesser nimmt, nur treten dann an die Stelle von a und b andre Längen. Die Tangente PT eines Punktes P der H. halbiert den Winkel zwischen beiden Leitstrahlen PF und PG. Die H. hat zwei Asymptoten, d. h. Gerade, denen sie sich unbegrenzt nähert, ohne sie in endlicher Entfernung zu erreichen. Es sind dies die beiden Geraden, deren Gleichungen die Faktoren der linken Seite: $\frac{x}{a} \pm \frac{y}{b} = 0$ sind; man erhält sie, wenn man im Scheitel A auf der Hauptachse eine Senkrechte errichtet, auf ihr AC = AC' = b abträgt und C und C' mit dem Mittelpunkt O verbindet. Ist a = b, so schließen die Asymptoten einen rechten Winkel ein, die H. heißt dann gleichseitig. Die Gleichung der H., bezogen auf die Asymptoten als Achsen, ist: $xy = d^2$, die einfachste Form, welche die Gleichung einer Kurve zweiten Grades überhaupt annehmen kann. Zwei Hyperbeln heißen konjugiert, wenn die Hauptachse der einen die Nebenachse der andern ist und umgekehrt. Vgl. Kegelschnitte; speziell über die gleichseitige H. s. Milinowski, Geometrie der gleichseitigen H. (Leipz. 1883).

In der Rhetorik und Poetik heißt H. die rednerische bez. dichterische Übertreibung, d. h. die Bezeichnung oder Charakterisierung eines Objekts durch einen Ausdruck, der das Objekt oder irgend welche Seite desselben über das wirkliche oder mögliche Maß hinaus steigert. Jede Art der Bezeichnung (die einfach sachliche, die bildliche, die Charakteristik durch den Vergleich oder das Gleichnis ꝛc.) kann zur H. werden. Die H. ist entweder ernst gemeinte oder komische H.; sie soll je nachdem die Bedeutung, Erhabenheit, Eindrucksfähigkeit des Objekts steigern oder es in komische Beleuchtung rücken. Am häufigsten findet sich die H. bei den orientalischen Dichtern, bei den Sängern der Bibel, bei Calderon, Shakespeare, Schiller, Victor Hugo, ebenso bei unsern Kraftdramatikern von Lenz und Klinger bis Hebbel. Die antiken Dichter und Schriftsteller sind mit Hyperbeln sparsam, auch Goethe wendet sie selten an. Zahlreiche Beispiele komischer Hyperbeln geben Shakespeare, Jean Paul u. a. (z. B. bei Shakespeare: »Dein Kopf steht so wacklig auf dünnen Schultern, daß ein verliebtes Milchmädchen ihn herunterseufzen kann«).

Hyperbelfunktionen (hyperbolische Funktionen), von Gudermann auch Potenzialfunktionen genannt, die Verbindungen $\cos xi = \frac{1}{2}(e^x + e^{-x})$ und $-i \sin xi = \frac{1}{2}(e^x - e^{-x})$ sowie deren reciproke Werte und Quotienten. Ihre Eigenschaften sind denen der trigonometrischen Funktionen analog (s. auch Exponentialfunktion). Sie spielen eine große Rolle in der imaginären oder nichteuklidischen Geometrie. Der Name rührt davon her, daß H. bei Flächeninhaltsbestimmungen an der Hyperbel auftreten. Man schreibt sie jetzt häufig Cos x und Sin x ꝛc., gesprochen »hyperbolischer Cosinus und Sinus«. Die Namen rühren von Riccati her, eingehend haben sie behandelt Lambert (»Mémoires de Berlin«, 1768) und Gudermann (»Theorie der Potenzialfunktionen«, Berl. 1833); »Tafeln für sämtliche trigonomische Funktionen der cyklischen u. hyperbolischen Sektoren« gab Gronau heraus (Danz. 1863). Vgl. Houël in den »Nouvelles annales«, 1864; Heis, Theorie der H. (Halle 1875); S. Günther, Die Lehre von den gewöhnlichen und verallgemeinerten H. (das. 1881); Derselbe, Parabolische Logarithmen und parabolische Trigonometrie (Leipz. 1882). Neuestens zieht man die H. mit den Exponentialfunktionen in eine Klasse zusammen.

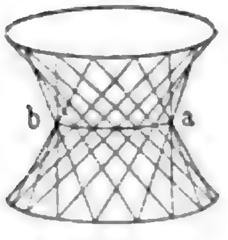
Hyperbelräder, s. Zahnräderwerke.

Hyperberetäos, der zwölfte Monat im makedonischen Kalender.

Hyperbŏle (griech.), Hyperbel (s. d.); hyperbolisch, übertreibend; hyperbolisieren, in Hyperbeln reden, übertreiben.

Digitized by Google

Hyperboloid (griech.), Fläche zweiter Ordnung, wie das Ellipsoid (s. d.). Man unterscheidet das *einschalige*, Gleichung: $\frac{x^2}{a^2}+\frac{y^2}{b^2}-\frac{z^2}{c^2}=1$ (s. Fig.) vom *zweischaligen*, dessen Gleichung statt des + ein — hat. Beide sind dreiachsig wie das Ellipsoid und haben ein Zentrum; 2a, 2b, 2c sind die drei aufeinander senkrechten Hauptachsen. Sind a und b in der Gleichung des einschaligen Hyperboloids gleich, so ist dasselbe ein *Rotationshyperboloid*, welches schon von Archimedes behandelt ist. Es entsteht, wenn eine Hyperbel um ihre Nebenachse rotiert. Sind im zweiten Falle b und c gleich, so entsteht (durch Rotation um die Hauptachse) das zweischalige Rotationshyperboloid. Hyperbel und konjugierte Hyperbel beschreiben bei der Rotation gleichzeitig beide Arten des Hyperboloids. Aus dem H. können alle Arten von Kegelschnitten ausgeschnitten werden. Denkt man sich das Rotationshyperboloid so zusammengedrückt, daß aus den Kreisen Ellipsen werden, so hat man eine deutliche Vorstellung dieser Flächen. Beim einschaligen H. sind alle drei *Hauptschnitte*, d. h. Schnitte durch je zwei Achsen, reell, der in der Figur mit ab bezeichnete an der Stelle der größten Einschnürung heißt *Kehlellipse*; schrumpft diese zu einem Punkt zusammen, so geht das H. in einen Doppelkegel über. Das einschalige H. hat zwei Scharen von Ebenen, symmetrisch zur großen Achse der Kehlellipse, welche Kreise ausschneiden, das zweischalige hat wie das Ellipsoid zwei Paar *Nabel* oder *Kreispunkte* (für welche der Kreis den Radius 0 hat); erst jenseit derselben existieren die Schnittkreise. Das einschalige H. kann auf folgende Weise erzeugt werden: Seien a, b, c drei windschiefe Gerade. Durch jeden Punkt von b geht eine Gerade, welche zugleich a und c schneidet. Die Gesamtheit aller dieser Geraden k, l, m ꝛc. bildet ein einschaliges H. Je zwei unter den Geraden k, l ꝛc. sind windschief, a, b, c liegen auf dem H., aber auch jede Gerade d, e ꝛc., welche k, l, m zugleich schneidet, liegt auf dem H., da sie mit einer Fläche zweiten Grades mehr als zwei Punkte gemein hat. Unsre Figur zeigt beide Scharen *Erzeugender*, welche auf dem Rotationshyperboloid zuerst Wren 1669 gefunden hat, auf dem allgemeinen entdeckten sie Schüler von Monge, insbes. Chasles 1795. Vorzügliche Modelle in Gips und Karton liefert L. Brill in Darmstadt.



Hyperboloid.

Hyperbolos, athen. Volksführer, war von niederer Herkunft, seines Berufs Töpfer und Lampenfabrikant, leistete Kleon als Sykophant Dienste und suchte nach dessen Tod an seine Stelle zu treten, indem er den Launen und Leidenschaften des großen Haufens anfangs mit Erfolg schmeichelte. Er ward mit dem Oberbefehl über das Heer betraut und als Hieromnemon zur Amphiktyonenversammlung gesandt. Indes seine Schlechtigkeit und Unfähigkeit traten doch zu deutlich hervor, als daß er sich hätte halten können. Als 417 v. Chr. der Parteikampf zwischen Nikias und Alkibiades durch ein Scherbengericht entschieden werden sollte, trat er so unverschämt gegen beide auf, daß die Parteien sich vereinigten und H. verbannten. 411 wurde er in Samos ermordet.

Hyperboreer, ein fabelhaftes Volk, das durch die Überlieferung mit den Tempeln in Delos, Delphi und Tempe in Verbindung gebracht worden ist. Der Name bedeutet, daß es hoch im Norden, noch »über den Boreas hinaus«, wohnt und daher von dem kalten Nordwind nicht getroffen wird. Während Herodot und Strabon die Existenz eines solchen Volkes bezweifeln, suchen die meisten spätern Dichter und Geographen den Hyperboreern im Norden der Erde bestimmte Wohnsitze anzuweisen. Allenthalben erscheinen die H. in ihrem milden, sonnigen und fruchtbaren Land als ein glückseliges Volk, ausgezeichnet durch Reinheit der Sitten und Frömmigkeit und von langer Lebensdauer. Nur einmal im Jahre ging ihnen die Sonne auf (im Frühlings-), nur einmal unter (im Herbstäquinoktium); sie hatten also ein halbes Jahr Tag und ebenso lange Nacht. Sie wohnten in Hainen und Gehegen, lebten von Baumfrüchten, aßen kein Fleisch und kannten, stets in froher Muße lebend, weder Krieg noch Streit. Mit größtem Eifer lagen sie dem Kultus des Apollon ob, der vom Beginn des Frühlings bis in den Sommer hinein bei ihnen zu verweilen pflegte, und wurden weder durch Krankheit noch durch kraftloses Alter gestört. Dem heiligen Volk war ein tausendjähriges Alter beschieden, und erst, wenn sie des Lebens satt waren, starben sie freiwillig eines schnellen, schmerzlosen Todes. — In den neuern Rassenübersichten heißen H. (*Arktiker*) die im Nordosten Asiens u. Nordwesten Amerikas lebenden cirkumpolaren Völker, die wohl unter sich näher verwandt, aber von den Mongolen Zentralasiens wie von den Indianern Amerikas anthropologisch wie ethnologisch hinlänglich geschieden sind, um als besondere Rassengemeinschaft hingestellt zu werden. Man rechnet zu ihnen: 1) Jukagiren, 2) Korjaken und Tschuktschen, 3) Kamtschadalen und Kurilier (Aino), 4) Jenissei-Ostjaken und Kotten in Asien, 5) Aleuten und Eskimo in Amerika. Vgl. Menschenrassen.

Hyperbulie (griech.), Übermaß von Willenskraft, Starrsinnigkeit.

Hyperchlorid, soviel wie Superchlorid, s. Chlormetalle.

Hyperchlorsäure, soviel wie Überchlorsäure.

Hyperdiapente (griech.), Oberquinte; *Hyperdiatessaron*, Oberquarte.

Hypereides (Ὑπερίδης), einer der zehn attischen Redner (s. Attische Redner), geb. um 390 v. Chr. im attischen Demos Kollytos, gest. 322 auf Ägina, Schüler des Isokrates, hielt als Politiker treulich zur patriotischen Partei des Demosthenes. Nach Philipps Tod schloß er sich denen an, welche ein Bündnis der Athener und Thebaner betrieben, um das makedonische Joch abzuwerfen, weshalb Alexander seine Auslieferung verlangte, der er nur mit genauer Not entging. Im Harpalischen Prozeß trat er als Ankläger des Demosthenes auf, söhnte sich aber mit ihm wieder aus, als er nach Alexanders Tod aus der Verbannung zurückkehrte. Wie Demosthenes nach dem unglücklichen Ausgang des Lamischen Krieges, dessen Hauptanstifter er gewesen war, von der makedonischen Partei zum Tode verurteilt, floh er nach Ägina, wo er auf Antipatros' Befehl hingerichtet wurde. Von seinen ihrer Gewandtheit und Anmut wegen geschätzten Reden, deren das Altertum 77 besaß, aber nur 52 als echt anerkannte, waren früher nur vereinzelte Fragmente vorhanden; in neuerer Zeit sind aus Gräbern des ägyptischen Theben fünf Reden ans Tageslicht gekommen: 1847 wurden von den Engländern Harris und Arden bedeutende Bruchstücke der Anklage gegen Demosthenes und der Rede für Lykophron sowie die vollständige Rede für Euxenippos gefunden (hrsg. von den Entdeckern, Lond. 1847 u. 1853), 1856 ein großer Teil der

Digitized by

323 gehaltenen Leichenrede auf die bei der Belagerung von Lamia Gefallenen von dem Engländer Stobart (hrsg. von Babington, das. 1858; Übersetzung von Teuffel, 2. Aufl., Stuttg. 1883), neuerdings die Rede gegen den Salbenhändler Athenogenes (hrsg. von Révilloud im »Corpus papyrorum Aegypti«, Bd. 3, Paris 1892); auch das gleichfalls aus Ägypten stammende Schlußstück einer Rede gegen Philippides (hrsg. von Kenyon, »Classical texts from Papyri of the British Museum«, Lond. 1891) rührt wahrscheinlich von ihm her; eine Gesamtausgabe dieser Reden besorgte Blaß (3. Aufl., Leipz. 1894). Vgl. Blaß, Attische Beredsamkeit, Bd. 3, Abt. 2 (Leipz. 1880).

Hyperemĕsis (griech.), übermäßiges Erbrechen.

Hypereten (griech.), bei den alten Griechen Diener mancherlei Gattung, z. B. die Unterbeamten der Magistrate, auf der Flotte die Schiffsmannschaft außer den Seesoldaten, die Burschen bei den Landtruppen ꝛc.

Hyperhidrōsis (griech.), krankhaft gesteigerte Schweißproduktion. Dieselbe kann eine allgemeine sein, sie tritt dann als Begleiterscheinung mancher Krankheiten auf: Nachtschweiße der Schwindsüchtigen, kritische Schweiße nach Lungenentzündung, Schweiß beim Malariaanfall, oder die H. ist eine partielle: z. B. Hand- oder Fußschweiße, der einseitige Schweiß, welcher nur eine Körperhälfte betrifft. Diese krankhaften Vorgänge sind auf eine Störung im Nervensystem zurückzuführen. Die Behandlung besteht in Bädern und Waschungen mit adstringierenden Mitteln, Einpudern mit Tannin, Reismehl u. dgl.

Hypericum *L.* (Hartheu), Gattung aus der Familie der Guttiferen, Kräuter, Halbsträucher, seltener Sträucher und Bäume mit gegenständigen, selten quirlständigen, meist ganzrandigen, oft durchsichtig punktierten Blättern, meist gelben, oft schwarzdrüsig punktierten, selten roten, meist in oft außerordentlich reichblütigen Trugdolden stehenden Blüten und vielsamigen Kapseln. Etwa 200 Arten, meist in den gemäßigten Klimaten der nördlichen Erdhälfte und in den Gebirgsregionen der Tropen. H. perforatum *L.* (Johanniskraut, Johannisblut, Hexenkraut, Hasenkraut, Teufelsfluch), bis 60 cm hoch, mit ungestielten, durchscheinenden und am Rande schwarz punktierten Blättern und gelben, am Rande schwarz punktierten Blumenblättern, riecht balsamisch, schmeckt herb, bitter, harzig, wächst überall an sonnigen Plätzen und ward früher als Schutzmittel gegen Hexen und Gespenster, besonders der beim Zerdrücken der Blütenknospen austretende violettrote Saft als Zaubermittel benutzt; auch wurde das Kraut arzneilich verwendet. Andre Arten, wie das immergrüne H. calycinum *L.*, mit großen, endständigen, goldgelben Blüten, aus dem Orient, das schöne immergrüne H. oblongifolium *Wall.*, mit roten Ästen und Zweigen und bis 10 cm langen Blättern, aus dem Himalaja, das echte Konradskraut (Mannsblut, Blutheil, Grundheil, H. Androsaemum *L.*), in Süd- und Osteuropa, auch in Großbritannien, besonders in Persien und dem Kaukasus ꝛc., werden bei uns als Zierpflanzen in Gärten kultiviert.

Hyperikoideen (Hyperikaceen, Hartheugewächse), dikotyle, etwa 180 Arten umfassende Unterfamilie der Guttiferen (s. d.), Kräuter und Holzpflanzen mit meist gegenständigen Blättern, die durch Öldrüsen durchsichtig punktiert erscheinen. Die zu Schraubeln angeordneten Blüten sind fünfzählig und zeichnen sich durch 3—8 Staubgefäßbündel aus, die durch Spaltung aus ebenso vielen Staubblattanlagen hervorgehen. Der oberständige Fruchtknoten ist unvollständig oder vollständig, drei- oder fünffächerig und enthält zahlreiche Samenknospen, die sich zu kleinen, eiweißlosen Samen mit geradem oder gekrümmtem Keimling ausbilden. Die H. sind zum größten Teil in der nördlichen gemäßigten Zone einheimisch und in Europa hauptsächlich durch die Gattung Hypericum *L.* vertreten; die baumartigen gehören den Tropen an. Alle enthalten ein ätherisches Öl, das in den Bäumen am reichlichsten vorkommt und aus solchen gewonnen wird.

Hyperinen, s. Ringelkrebse.

Hyperion, in der griech. Mythologie ein Titane, Sohn des Uranos und der Gäa, zeugte mit seiner Schwester Theia den Helios, die Selene und Eos. Bei Homer ist H. Beiname des Helios selbst.

Hyperit, soviel wie Hypersthenit, s. Gabbro.

Hyperius, Andreas Gerhard, protest. Theolog, geb. 1511 in Ypern, war von 1541 bis zu seinem Tode 1564 Professor der Theologie in Marburg. Sein Buch »De formandis concionibus sacris« gilt als die beste Homiletik des 16. Jahrh., und in der Schrift »De recte formando theologiae studio« lieferte er die erste Encyklopädie und Methodologie der Theologie.

Hyperjodsäure, soviel wie Überjodsäure.

Hyperkatalektisch (griech.), s. Katalexis.

Hyperkinesis (griech.), soviel wie Krampf.

Hyperkritik (griech.), eine übertriebene, zu strenge Kritik; hyperkritisch, allzu kritisch.

Hyperkultur (griech.-lat.), Überbildung.

Hyperlŏgisch (griech.), übervernünftig, was über die Vernunft hinausgeht; Hyperlogismus, etwas Hyperlogisches.

Hypermangansäure, soviel wie Übermangansäure.

Hypérmeter (griech., hypermetrischer Vers), ein Vers mit einer die gesetzmäßige Länge überschreitenden Schlußsilbe, welche mit den Anfangssilben des folgenden Verses mittels Elision zusammengelesen wird.

Hypérmetron, in der griech. Metrik im Gegensatz zu Metron, der Verbindung eines akatalektischen vierfüßigen Versgliedes mit einem katalektischen, eine metrische Periode, wo einem katalektischen vierfüßigen Nachsatz zwei oder mehr akatalektische Vordersätze vorausgehen, wobei auch ein zweifüßiger Vordersatz die Stelle eines vierfüßigen vertreten kann.

Hypermetropīe (griech.), Übersichtigkeit (s. d.).

Hypermnéstra, eine Danaide, s. Danaos.

Hyperŏcha (griech., »Überschuß«), dasjenige, was nach Abzug der Forderung des Pfandgläubigers und der etwaigen sonstigen Hypotheken von dem Kaufpreis eines verkauften Pfandes übrigbleibt. Diesen Rest erhält der Pfandschuldner.

Hyperoodontidae (Döglinge), eine Familie der Zahnwale (s. Wale).

Hyperōon (griech.), das Obergeschoß des griechischen Hauses, oft (so im Homer) der Aufenthaltsort der Frauen.

Hyperopīe (Hypermetropie), s. Übersichtigkeit.

Hyperorthodoxie (griech.), überrechtgläubigkeit; vgl. Orthodoxie.

Hyperostōsis (grch., »Knochenwucherung«), flache Wucherung und Verknöcherung der Beinhaut, kommt bei chronischen Entzündungen der Knochen vor; s. Knochenhautentzündung.

Hyperoxyd, soviel wie Superoxyd, s. Oxyde.

Hyperphysik (griech.), die Naturerklärung, welche übernatürliche Ursachen aufnimmt; hyperphysisch, über das Natürliche hinausgehend, übernatürlich.

Digitized by Google

Hyperplasie (griech.), Vermehrung zelliger Gewebsteile, s. Hypertrophie.

Hypersophie (griech.), Überweisheit, Superklugheit.

Hypersthen (Paulit), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Augitreihe), hat seinen Namen angeblich von der größern Härte im Vergleich zu andern Gesteinen der Augitgruppe, nach andern vom Überwiegen des Eisenoxyduls. Er kristallisiert rhombisch, findet sich stets eingewachsen, meist derb in individualisierten Massen und körnig-blätterigen Aggregaten, auch eingesprengt, als Gemengteil von Gesteinen und als Geschiebe. Er ist meist schwarz, schwarzbraun oder schwarzgrün, undurchsichtig, glasglänzend, schillert auf der vollkommenen Spaltfläche metallartig, oft rötlich und bläulich, Härte 6, spez. Gew. 3,3—3,4, besteht wie Bronzit aus einer isomorphen Mischung von kieselsaurer Magnesia $MgSiO_3$ und kieselsaurem Eisenoxydul $FeSiO_3$, ist aber eisenreicher als jener und enthält stets auch Thonerde und Eisenoxyd. H. findet sich als Gemengteil der Hypersthenite, auch accessorisch in vielen Gabbros und basischen Ergußgesteinen. Fundorte: St. Paulsinsel, Labrador, Kanada, New York, Harz, Nassau, Bodenmais, Penig in Sachsen, Insel Skye, Norwegen und Persien. Kleine Kristalle (Amblystegit) finden sich in Auswürflingen des Laacher Sees, in Trachyten des Mont Dore, am Aranyerberg in Ungarn (Szaboit), in den Aschen des Krakatau ꝛc. H. dient als Schmuckstein und zu Ornamenten.

Hypersthenandesit, Gestein aus der Gruppe der Andesite (s. d.).

Hypersthenfels (Hypersthenit), s. Gabbro.

Hypertrichosis, s. Haarmenschen.

Hypertrophie (griech.), die »übermäßige Ernährung« der Körperteile und die sich hieraus ergebende Zunahme des Volumens und des Gewichts derselben. Die H. ist ein krankhafter Vorgang und besteht in der Neubildung von Geweben, welche denjenigen des gesunden Organismus in Bezug auf Größe, Gestalt, Anordnung und Verrichtung gleich sind (Homöoplasie, im Gegensatz zu den Gewächsen und Geschwülsten). Die H. ist entweder eine wahre oder einfache H., wobei die Gewebselemente (Zellen, Fasern ꝛc.) zwar in normaler Menge vorhanden, aber vergrößert sind, oder eine numerische H. (auch Hyperplasie genannt), wenn alle oder doch die wesentlichen Gewebselemente an Zahl zugenommen haben. Die einfache und numerische H. gehen vielfach ineinander über und kommen nebeneinander vor. Die H. betrifft bald das ganze Organ, z. B. einen Muskel, eine Drüse, bald nur einen Teil desselben, und in dem letztern Fall bleibt es unentschieden, ob man die Neubildung als H. oder als Geschwulst bezeichnen will. Die einfache sowohl als die numerische H. wird geradezu an allen Organen des Körpers, wenn auch nicht an allen gleich häufig, beobachtet. Die Gestalt der betreffenden Organe wird dadurch meist so wenig wie ihre sonstigen physikalischen Eigenschaften verändert, nur werden die Organe eben größer und schwerer. Anders verhält sich dies bei der sogen. falschen H. Diese stellt sich zwar ebenfalls als Vergrößerung des Organs unter Beibehaltung seiner bisherigen Form dar, aber die innere Struktur und Textur der Teile ist dabei erheblich verändert. Denn die Vergrößerung beruht hier entweder auf einseitiger Zunahme nur des Bindegewebes, die zuweilen selbst mit Verdrängung und Untergang der wesentlichen Gewebsbestandteile verbunden ist, oder auf Einlagerung fremdartiger Substanzen und fremdartiger Gewebselemente in und zwischen die normalen Gewebsteile. Die falsche H. der Leber z. B. beruht bald auf Zunahme des in der Leber normal vorkommenden Bindegewebes, mit oder ohne Untergang der einheitlichen Leberzellen, bald auf Einlagerung von Fett und amyloider Substanz in die Drüsenzellen und Blutgefäße der Leber, bald endlich auf Einlagerung farbloser Blutkörper (Leukämie) oder massenhafter kleiner Rundzellen (Syphilis) zwischen die Zellen und Blutgefäße der Leber ꝛc. Als falsche H. werden also ganz verschiedenartige Zustände bezeichnet, denen als gemeinsames Symptom nur die Vergrößerung des Organs zukommt, während die chemischen und physikalischen Eigenschaften desselben mannigfach abgeändert erscheinen und seine wesentlichen Gewebselemente jedenfalls nicht hypertrophisch, eher vom Untergang bedroht sind. Die Hypertrophien unterliegen denselben Gesetzen des Wachstums, der Ernährung, der Rückbildung und Erkrankung wie die normalen Gewebe und Organe. Die echte H. bewirkt meist eine Steigerung der Verrichtungen, die falsche H. fast immer das Gegenteil davon. Die Ursachen der echten H. sind: übermäßige Funktionierung, mechanische und chemische Reize der verschiedensten Art, vikarierende Verrichtung (z. B. wenn die eine Niere auch für die andre, durch Krankheit zerstörte Niere den Harn mit abscheiden muß, oder wenn bei Erkrankung beider Nieren das Herz größere Arbeit zu leisten hat, um das Blut durch die verminderten Drüsenabschnitte zu treiben). Zahlreiche Hypertrophien aber entstehen spontan, d. h. wir kennen ihre Ursachen nicht. Die falsche H. beruht großenteils auf chronischer Entzündung (namentlich diejenige Form, welche als einseitige Bindegewebsvermehrung auftritt) sowie auf verschiedenen andern Grundkrankheiten. Die Symptome und Folgen der H. sind bei den einzelnen Organen so verschieden, daß sich darüber keine allgemeinen Sätze aufstellen lassen. Vgl. Virchow, Cellularpathologie (4. Aufl., Berl. 1871).

In der Botanik bezeichnet man mit H. eine auf überreichlicher Ernährung beruhende Vergrößerung von Pflanzenteilen über ihr gewöhnliches Maß; sie wird z. B. durch übergroße Nahrungszufuhr, bei starker Düngung oder sehr reichlicher Wasserzufuhr, bisweilen auch durch Wegnahme gewisser Teile der Pflanze bewirkt; wenn z. B. alle Triebe bis auf einen oder einige weggeschnitten werden, tritt unter Umständen eine riesenhafte Vergrößerung der Stengel und Blätter ein (Riesenwuchs, Gigantismus). Auch die Bildung der als Wasserreiser (Wassersprosse, Wasserloden, Nebenreiser, Räuber) bekannten Riesensprosse beruht auf H., indem nicht genügende Verbrauchsstellen für die aufgenommene Nahrung vorhanden sind. Bisweilen erzielen die Gärtner durch Abkneipen junger Früchte, Blüten und Laubtriebe abnorm große Früchte, Trauben, Blüten ꝛc. Die Wirkungen der H. bestehen nicht bloß in einer Vergrößerung und Verunstaltung der Pflanzenteile, wie z. B. einer Verbänderung, Krümmung und Einrollung, Torsion, Anschwellung der Stengel, Spaltung und Kräuselung der Blätter u. dgl., sondern auch in Vermehrung der Zahl normal oder abnorm gestalteter Organe sowie in Umänderungen ihrer morphologischen Ausbildung (s. Pflanzenkrankheiten). Sehr häufig wird auch durch Parasiten eine übermäßige Nahrungszufuhr nach den infizierten Organen verursacht, welche eigentümliche Hypertrophien derselben zur Folge hat; dahin gehören die durch manche Schmarotzerpilze bewirkten Verunstaltungen und die von parasitischen Tieren hervorgebrachten Gallen.

Digitized by Google

Hypha floccōsa (Wetterzotte), s. Schimmel.

Hyphämie (griech.), s. Suffusion.

Hyphaene *Gärtn.*, Gattung aus der Familie der Palmen, große Bäume mit geringeltem, fast immer dichotom verzweigtem Stamm, endständigen, fächerförmigen Blättern, diözischen Blüten, in 0,5—1 m langen, wenig ästigen Kolben und großen, schweren Früchten mit faseriger Umhüllung und holzigem Steinkern. Die Gattung ist mit 9 Arten von Oberägypten und dem Südrande der Sahara bis zur Südgrenze der Palmen in Afrika verbreitet. Die bekannteste Art, H. thebaica *Mart.* (Cucifera thebaica *Desf.*, Doom- oder Dumpalme, Pfefferkuchenbaum; s. Tafel »Palmen III«, Fig. 2), über 9 m hoch, hat blaßgelbliche oder rötliche Blüten und apfelgroße, gelbbraune Früchte mit dicker, mehliger Rinde, die wie Pfefferkuchen aussieht u. auch diesem ähnlich schmeckt. Diese Art findet sich besonders am Nil; ihr Holz wird vielfach verwertet, das Fleisch der Frucht wird gegessen, die Kerne dienen zu Rosenkränzen und werden in Kuka zu Spielsachen verarbeitet. Die Kultur der Doompalme ist schwierig und unsicher. H. Argun (Argunpalme), eine Zwergpalme, ist in den nubischen Wadis zwischen dem Roten Meer und dem Nil nicht selten.

Hyphantórnis, der Edelweber, s. Webervögel.

Hyphăsis, im Altertum linker Nebenfluß des Indus, an welchem Alexanders d. Gr. indischer Feldzug endigte; heute Bjâsa (oder Satledsch).

Hyphe (griech. Hypha), Faden, Fadenzelle, Pilzfaden, eine Form der Pflanzenzelle, welche bei den Schwämmen und den Flechten allgemein als Elementarorgan vorkommt.

Hyphen (griech., »in eins [zusammen]«; auch ins Englische übergegangen, spr. hai'f'n), die Zusammenziehung zweier Wörter zu einem Kompositum und das dabei gebräuchliche Bindezeichen (-).

Hyphengewebe, s. Pilze.

Hyphomycetes, s. Fadenpilze.

Hypidiomorph (griech.), und zwar h.-körnig nennt Rosenbusch ein Gestein, von dessen Gemengteilen nur einige ringsum von Kristallflächen bedeckt (idiomorph) sind.

Hypnaceen, Familie der Laubmoose, s. Moose.

Hypnāl (Monochloralantipyrin, Trichloracetylmethylphenylpyrazolon) besteht aus gleichen Molekülen Chloral und Antipyrin, bildet geruch- und geschmacklose Kristalle, löst sich leicht in Wasser und schmilzt bei 58—60°. Das H. wirkt schlafmachend und schmerzstillend; es erzeugt bei quälenden Hustenanfällen und bei Schlaflosigkeit infolge von Schmerzzuständen einen ruhigen, mehrere Stunden andauernden Schlaf ohne reizende Nebenwirkung auf die Magenschleimhaut.

Hypnobāt (griech.), Schlaf-, Nachtwandler; Hypnobatie, das Schlafwandeln.

Hypnōn, s. Acetophenon.

Hypnos (lat. Somnus), in der griech. Mythologie der Gott des Schlafes, Sohn des Erebos und der Nacht (Nyx) und Zwillingsbruder des Todes (Thanatos), Gemahl der Charis Pasithea (s. d.). H. schweift sanft und menschenfreundlich über Land und Meer, ein milder Beruhiger aller Kreatur und ihrer Sorgen und Mühen, ein Spender lieblicher Traumbilder und darum ein Freund des Apollon und der Musen, während sein Bruder (wenigstens ursprünglich) grausam und erbarmungslos erscheint (s. Thanatos). Die Traumgötter heißen seine Söhne. In diesem Sinne war die Nacht mit ihren beiden Söhnen auf dem Kasten des Kypselos abgebildet. Im übrigen wird er gewöhnlich als kräftiger, lebhaft ausschreitender Jüngling dargestellt, mit Flügeln an der Stirn und den gewöhnlichen Attributen des Mohnzweigs und des Schlummerhorns, aus dem er den Schlaf auf die Ruhenden niederträufelt. So besonders in der schönen Statue von Madrid. Doch kommen auch andre Auffassungen vor, so die Darstellung als geflügelter, bärtiger Greis, der über den in seinem Schoß liegenden Endymion den Schlaf ausgießt (in Sarkophagreliefs). Bekannt ist die Episode der Ilias (XIV), wo Hera den H., den Herrn über alle Götter und Menschen, durch große Versprechungen für ihren Plan wider Zeus gewinnt. Vgl. Winnefeld, Hypnos, ein archäologischer Versuch (Stuttg. 1886); Brunn, Griechische Götterideale (Münch. 1892).

Hypnōse (griech.), der hypnotische Zustand, s. Hypnotismus.

Hypnoskōp (griech.), ein von Ochorowicz angegebenes Instrument, bestehend aus einem kleinen, der Länge nach aufgeschlitzten magnetischen Stahlcylinder, der durch eigentümliche Empfindungen (Kriebeln 2c.) in dem hineingesteckten Finger anzeigen soll, ob jemand hypnotisierbar ist. Das Instrument hat sich nicht bewährt.

Hypnotica (sc. remedia), schlafmachende Mittel; vgl. Betäubende Mittel.

Hypnotismus (griech.). Mit dem Wort Hypnose faßt man eine Anzahl Zustände zusammen, bei denen die Willensthätigkeit eine Hemmung erfährt und oft eine deutliche Störung des Bewußtseins besteht. H. heißt die Wissenschaft, die sich mit diesen Zuständen beschäftigt. Hypnotische Zustände wußten bereits die alten indischen Fakire und mittelalterliche religiöse Ekstatiker durch Konzentration ihres Blickes oder ihrer Gedanken zu erzeugen. Der durch gewisse Striche erzeugte magnetische Schlaf (s. Magnetische Kuren) sowie der Somnambulismus mit dem angeblichen Hellsehen (Clairvoyance, s. Somnambulismus) stellen analoge Erscheinungen dar. Aber erst der englische Arzt James Braid (s. d.) machte seit 1841 den H. zum Gegenstand eines genauern Studiums und schrieb eine Reihe von Werken über ihn. Seine Beobachtungen gerieten fast in völlige Vergessenheit, obwohl einige Chirurgen die Hypnose, um Schmerzlosigkeit bei Operationen zu erzeugen, verwerteten. Ebensowenig wurden die Untersuchungen Liebeaults, eines Arztes in Nancy, genauer bekannt. Erst in neuerer Zeit haben die auffallenden öffentlichen Schaustellungen des Dänen Hansen das Interesse für den H. von neuem wachgerufen und Untersuchungen durch Weinhold, Heidenhain, Berger, Preyer veranlaßt. Gleichzeitig und unabhängig beschäftigte sich in Paris Charcot mit dem H. und in Nancy im Anschluß an Liébeault die Professoren Bernheim und Liégeois. Die Nancyer zeigten besonders den großen Einfluß der Suggestion (s. d.) in der Hypnose. Sie sind der Ansicht, daß alle Erscheinungen der Hypnose durch Suggestion zu stande kommen, d. h. dadurch, daß man in der Versuchsperson die Vorstellung und die Überzeugung von dem Eintritt der betreffenden Erscheinungen erweckt.

Man teilt die hypnotischen Zustände nach Dessoir in zwei Gruppen. Die eine ist durch Herabsetzung oder Verlust der willkürlichen Bewegungen charakterisiert; auch in der zweiten Gruppe findet sich diese Erscheinung, doch kommen noch Abweichungen in der Funktion der Sinnesorgane, besonders die Sinnestäuschungen, hinzu. Zur Hypnosigenese, d. h. zur Er-

Digitized by Google

zeugung der Hypnose, bedient man sich zahlreicher, anscheinend verschieden wirkender Mittel, die man am besten in somatische (körperliche) und psychische einteilt. Während man früher jene für wesentlich hielt, schreibt man jetzt den psychischen Mitteln die Hauptwirkung zu. Früher bediente man sich z. B. vielfach der längern Fixation eines glänzenden Punktes, um Hypnose herbeizuführen, wie es auch Braid that. Heute erzeugt man die Hypnose gewöhnlich so, daß man die Vorstellung von derselben möglichst lebhaft der Versuchsperson einpflanzt, etwa durch Worte wie: »Denken Sie nur an den Schlaf! Versuchen Sie zu schlafen! Ihre Augen werden immer müder; die Augenlider schließen sich etc.« Nach Ansicht vieler erzeugen die somatischen Mittel nur dann Hypnose, wenn sie eine Ermüdung und die Vorstellung von der Hypnose herbeiführen. Dies geschieht am leichtesten dann, wenn die Versuchsperson glaubt, daß sie durch jenes Mittel hypnotisierbar sei. Es handelt sich dann nur scheinbar um eine bloße Einwirkung auf den Körper, während in Wirklichkeit in diesem Falle auch eine psychische Beeinflussung stattfindet. Daß übrigens eine lebhafte Vorstellung von dem Bilde der Hypnose deren Eintritt begünstigt, dies gibt man allgemein zu; nur ist es noch fraglich, ob diese Vorstellung eine conditio sine qua non ist. Das **Erwecken** geschieht entweder durch starke Sinnesreize, z. B. Anblasen, elektrische Reizung, oder durch einfachen Befehl, zu erwachen. Zur Herbeiführung der Hypnose und zu deren Beendigung ist nicht immer ein Experimentator notwendig, da manche sich selbst in Hypnose versetzen (**Autohypnose**), ebenso wie sie spontan aus ihr erwachen. Was die **Empfänglichkeit** anlangt, so wird der Prozentsatz der hypnotisierbaren Personen verschieden angegeben (zwischen 10–98 Proz.). Unter günstigen Umständen, besonders nach mehrfacher Wiederholung der Versuche, kann mehr als die Hälfte der Menschen in Hypnose versetzt werden. Geistig beschränkte und geisteskranke Personen sind schwer, Kinder unter sieben Jahren fast gar nicht zu hypnotisieren. Daß Nervöse oder Hysterische besonders empfänglich seien, ist ein Irrtum. Personen, die die feste Überzeugung haben, daß sie nicht hypnotisierbar sind, sowie solche, die ihren Willen dahin richten, nicht in Hypnose zu kommen, sind in der Regel unempfänglich.

Stets zeigen die **willkürlichen Bewegungen** in der Hypnose Veränderungen. Durch Befehl wird der Hypnotische gezwungen, Bewegungen gegen seinen Willen auszuführen, z. B. seinen Arm zu heben, vom Stuhl aufzustehen, sich dreimal im Kreise zu drehen, zu lachen. Ganz ebenso kann man Bewegungen verhindern; man verbietet dem Hypnotisierten, sein Bein, seinen Arm zu bewegen — sofort erscheint das betreffende Glied gelähmt. Man ist auch imstande, eine bestimmte Funktion gewisser Muskeln zu bekämpfen, während sie sonst normal funktionieren; wenn es ihm verboten wird, kann der Hypnotisierte nicht schreiben, obwohl sein Arm sonst frei beweglich ist. Wie der Experimentator die Suggestion ausdrückt, ist gleichgültig; nötig ist nur, daß der Hypnotische versteht, was jener will. Gewöhnlich bedient man sich, um eine Suggestion zu geben, der Sprache (**Verbalsuggestion**); doch kann diese durch Gesten ersetzt werden. Gerade in dieser Beziehung hat in neuerer Zeit eine andre Auffassung Boden gewonnen als früher. Während man früher mit Charcot und Heidenhain annahm, daß bei der Reizung der Haut die darunter liegenden Muskeln sich reflektorisch zusammenziehen, ist es jetzt wahrscheinlich geworden, daß die Zusammenziehung nur dann eintritt, wenn die Suggestion mitwirkt, und wenn der Hypnotische jene Hautreizung für den Befehl auffaßt, die Muskeln zu kontrahieren. Abgesehen von den suggestiven Veränderungen der willkürlichen Bewegungen findet sich in der Hypnose noch eine zweite Eigentümlichkeit derselben. Jede Muskelthätigkeit hat nämlich die Neigung, sich einige Zeit fortzusetzen, so daß eine willkürliche oder suggestive Unterbrechung oft Schwierigkeiten begegnet. Diese Neigung zeigt sich 1) darin, daß ein Kontraktionszustand eines oder mehrerer Muskeln leicht zur Kontraktur, d. h. dauernd wird, 2) darin, daß bestimmte Bewegungen längere Zeit anhalten, wodurch die sogen. fortgesetzten Bewegungen zu stande kommen: dreht man die Hände eines Hypnotischen umeinander, so setzt er diese Bewegungen längere Zeit fort; macht man mit seinem Kopf Nickbewegungen, so findet das gleiche statt.

Nächst der willkürlichen Muskulatur zeigen sich häufig Veränderungen in der **Sinneswahrnehmung**. Während es aber keine Hypnose gibt, wo nicht die erstere, wenn auch nur teilweise, abnorm funktioniert, sind die Sinneswahrnehmungen nur in etwa 15–30 Proz. der Fälle deutlich beeinflußt. Es können Täuschungen für alle Sinne geschaffen werden. Man läßt durch Suggestion den Hypnotischen glauben, daß er Bäume, Berge, Tiere, Menschen sehe, die nicht vorhanden sind; er hört Melodien, Konzerte, Schüsse; mit Leichtigkeit ruft man einen ekelhaften Geruch, einen süßen Geschmack suggestiv hervor. Die Sinnestäuschungen treten zuweilen als Halluzinationen auf, d. h., sie finden statt, ohne daß überhaupt ein äußeres Objekt wahrgenommen wird; der Hypnotische glaubt einen Hund da zu sehen, wo nichts ist. Viel häufiger aber treten die Täuschungen als Illusionen auf, d. h. es werden äußere Gegenstände wahrgenommen, aber falsch gedeutet: ein Buch wird für einen Hund gehalten, ein Kratzen auf dem Tisch für Musik. Sind die Sinnestäuschungen vollkommen, so zeigt sich das ganze Verhalten, das Aussehen der Person entsprechend verändert. Lebhafter Schrecken malt sich in dem Gesicht der Person, die einen Tiger auf sich zustürzen glaubt, ein Feinschmecker kann kein zufriedeneres Gesicht zeigen als der Hypnotische, wenn er eine Delikatesse zu verzehren glaubt. Derartige Wirkungen der Sinnestäuschung können sich selbst in Veränderungen zeigen, die vom Willen unabhängig sind. Eine Person, der man suggeriert, sie rieche eine Zwiebel, thränen die Augen; bei einer andern, der man einen ekelhaften Geschmack suggeriert, tritt Erbrechen auf. Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Sinnestäuschungen, bei denen ein nicht vorhandenes Objekt wahrgenommen wird, und die man als positive bezeichnet, stehen die negativen, bei denen vorhandene Objekte nicht wahrgenommen werden. So werden auf suggestivem Wege Personen und Gegenstände unsichtbar gemacht, ein bestimmtes Musikstück wird unhörbar. Endlich vermag man nicht nur die Wahrnehmung einzelner Objekte, sondern auch die Wahrnehmung aller Gegenstände durch ein oder mehrere Sinnesorgane zu verhindern. Ein oder beide Augen werden auf Suggestion blind, bestimmte Teile der Haut gefühllos. In ähnlicher Weise, wie die Sinneswahrnehmungen durch Suggestion beeinflußt werden, stehen unter deren Einwirkung die Gemeingefühle und die Stimmung: Hunger, Durst, Wohlbefinden, Trauer, Freude werden in dieser Weise hervorgerufen.

Seltener sind die **unwillkürlichen Bewegun-**

Digitized by Google

gen der Suggestion zugänglich. Ob die Atmung und der Puls während der Hypnose spontane Änderungen zeigen, ist fraglich. Manche Schwankungen erklären sich durch die psychische Erregung, sind mithin nicht von der Hypnose abhängig. Über den Einfluß der Suggestion auf das Herz liegen wenig Untersuchungen vor. Hingegen konnte man öfter durch Suggestion die Atmung auf einige Zeit unterbrechen. Auch ist es möglich, suggestiv Erbrechen und Stuhlgang zu erzeugen. Äußerst selten gelang es, organische Veränderungen durch Suggestion hervorzubringen. Hierher gehörige Versuche wurden unter anderm von Forel und Moll veröffentlicht, bedürfen aber, wie beide Autoren hervorheben, einer genauern Kontrolle, als sie gewöhnlich stattfand.

Während man früher annahm, daß nach Aufhören der Hypnose die Erinnerung an das während derselben Vorgefallene fehle, hat man später erkannt, daß in den meisten Fällen keine Erinnerungslosigkeit besteht; von der vollkommenen Erinnerung bis zur Amnesie (Erinnerungslosigkeit) gibt es allerdings zahlreiche Zwischenstufen. Wenn auch im wachen Leben Amnesie besteht, so erinnert sich die Versuchsperson in einer spätern Hypnose fast stets dessen, was in frühern Hypnosen vorgegangen ist. In dieser besteht aber auch Erinnerung an das, was während des wachen Lebens vorfiel, so daß der hypnotische und der nichthypnotische Zustand einen verschiedenen Bewußtseinsinhalt haben. Man nennt diese Erscheinung doppeltes Bewußtsein. Durch Suggestion kann man das Gedächtnis in der Hypnose beeinflussen: man kann den Hypnotischen einzelne Vorgänge vergessen lassen, andre fälschlicherweise an deren Stelle setzen, wodurch Erinnerungstäuschungen, die retroaktiven Suggestionen, entstehen. Es vergißt z. B. der Hypnotische, daß er zu Mittag gegessen hat, er vergißt, wo er geboren ist, oder er glaubt, obwohl in Berlin geboren, daß Breslau sein Geburtsort sei. Durch posthypnotische Suggestion kann man diese Erinnerungstäuschungen in das wache Leben hinüberführen.

Die posthypnotische Suggestion besteht darin, daß während der Hypnose eine Suggestion eingepflanzt wird, deren Wirkung sich erst nach dem Erwachen zeigt: ein Hypnotischer erhält den Befehl, nach drei Tagen zu A zu gehen und beim Eintritt in dessen Zimmer ein Glas Wasser zu verlangen. Derartige Aufträge werden pünktlich ausgeführt, obschon die Erinnerung an den Auftrag fehlt. Die posthypnotischen Suggestionen realisieren sich bei geeigneten Versuchspersonen selbst längere Zeit nach dem Erwachen; noch nach Monaten, ja nach einem Jahre, wurden diese Suggestionen verwirklicht. Ebenso wie Handlungen kann man auch posthypnotische Sinnestäuschungen suggerieren. Die Zustände, in denen sich posthypnotische Suggestionen realisieren, sind verschieden. Wenn auch zwischen dem Erwachen und der Realisierung des Befehls das Süjet normal ist, so tritt während derselben mitunter eine neue Hypnose ein; zuweilen bleibt die Versuchsperson aber auch vollkommen wach, während sie die Suggestion ausführt.

Während man früher annahm, das Bewußtsein sei in der Hypnose erloschen, mußte dies als irrtümlich erkannt werden, sobald man im wachen Zustand oder in der neuen Hypnose die Erinnerung wieder auftreten sah. Denn wenn man sich gewisser Vorgänge aus einer frühern Zeit erinnert, so muß in dieser Bewußtsein bestanden haben. Ebensowenig wie die Hypnose ein Zustand von Bewußtlosigkeit ist, besteht in ihr absolute Willenslosigkeit, wenn auch der Wille herabgesetzt ist. Viele Suggestionen gelingen nur dann, wenn zahlreiche Versuche gemacht worden sind und der Hypnotische der Dressur unterworfen war. Aber selbst nach vielen Versuchen können Handlungen, die dem Charakter der Person widersprechen, meistens nicht suggeriert werden.

Die theoretische Auffassung des H. ist noch unklar. Heidenhain sprach die Ansicht aus, die Thätigkeit der grauen Hirnrinde sei in der Hypnose gehemmt; Wundt führt die Erscheinungen auf eine vermehrte Thätigkeit einiger, auf verminderte Thätigkeit andrer Hirnteile und auf Veränderung der Blutzirkulation zurück. Auf psychologische Theorien sei kurz hingewiesen. Gurney faßte die Hypnose als Zustand psychischer Reflexthätigkeit auf; nach Max Dessoir ist die Hypnose ein Zustand, in dem das Unterbewußtsein vorwiegt. Während die einen in der Hypnose einen krankhaften Zustand erblicken, gehen andre so weit, die Hypnose als einen dem gewöhnlichen Schlaf identischen oder verwandten Zustand zu betrachten.

In neuerer Zeit trat das Bestreben hervor, von dem H. einen praktischen Nutzen in der Heilkunde zu ziehen, ein Bestreben, das von der Nancyer Schule gefördert wurde. Doch schien anfangs die Gefährlichkeit die Verwertung der Hypnose zu verbieten. Indessen erkannte man später, daß die Gefahren nur dann zu befürchten sind, wenn man die Versuche ungeschickt macht. Zu den Krankheiten, die durch Hypnose geheilt oder gebessert werden, gehören zahlreiche Neurosen, d. h. Nervenkrankheiten, bei denen organische Veränderungen fehlen, z. B. hysterische Lähmungen, nervöse Kopfschmerzen, Neuralgien, rheumatische Schmerzen. Hierher kann man ferner das Stottern, den Morphinismus, den Alkoholismus rechnen, die oft durch die hypnotische Suggestion gebessert werden konnten. Im Zusammenhang mit der Behandlung durch hypnotische Suggestion steht die Suggestion ohne Hypnose. Beide Arten zusammen umfassen die Suggestionstherapie. Durch genauere Berücksichtigung der Suggestion sind zahlreiche Ärzte zu der Ansicht gekommen, daß die günstige Wirkung vieler Heilmittel auf deren psychischem Einfluß beruht, indem der Patient an ihre Wirksamkeit glaubt und dadurch geheilt wird (vgl. Suggestion).

In forensischer Beziehung hat Bentivegni auf die zivilrechtliche Bedeutung des H. hingewiesen. Außerdem ist noch die strafrechtliche Seite zu berücksichtigen. Hypnotisierte können das Opfer oder das Werkzeug von Verbrechen sein. Praktische Bedeutung haben bisher nur Fälle der erstern Art gehabt; es handelt sich hierbei nur um Notzucht an hypnotisierten Personen, die nach unsern heutigen Gesetzen bestraft wird. Die Frage, ob jemand durch Suggestion einen Hypnotisierten zur Begehung eines Verbrechens benutzen kann, wird verschieden beantwortet. Von einigen wird die Möglichkeit bestritten, zumal da niemand zu einer seinem Charakter widerstrebenden Handlung durch Suggestion gezwungen werden könne; die Unmöglichkeit solcher kriminellen Suggestionen kann aber doch nicht behauptet werden. Es sei noch auf die Benutzung künstlicher Erinnerungstäuschungen, der retroaktiven Suggestionen, zur Fälschung von Zeugenaussagen hingewiesen; es ist dies eine Gefahr, die von manchen für sehr groß gehalten wird.

Vgl. Weinhold, Hypnotische Versuche (Chemnitz 1880); Heidenhain, Der sogen. tierische Magnetismus (Leipz. 1880); Preyer, Die Entdeckung des H.

Digitized by Google

(Berl. 1881); **Braid**, Der H. Ausgewählte Schriften (deutsch hrsg. von Preyer, das. 1882); **Gilles de la Tourette**, L'hypnotisme et les états analogues au point de vue médico-légal (2. Aufl., Par. 1888; deutsch, Hamb. 1889); **Preyer**, Der H. Vorlesungen (Wien 1890); **Dessoir**, Bibliographie des modernen H. (Berl. 1888—90); **Derselbe**, Das Doppel-Ich (Leipz. 1890); **Lehmann**, Die Hypnose (das. 1890); **Moll**, Der H. (3. Aufl., Berl. 1895); **Forel**, Der H. (2. Aufl., Stuttg. 1891); **v. Bentivegni**, Die Hypnose und ihre zivilrechtliche Bedeutung (Leipz. 1890); **Bernheim**, Neue Studien über H. (Wien 1892); **Wundt**, H. und Suggestion (Leipz. 1892); **Krafft-Ebing**, Eine experimentelle Studie auf dem Gebiet des H. (3. Aufl., Berl. 1893); »Zeitschrift für H., Suggestionstherapie, Suggestionslehre u. verwandte psychologische Forschungen« (Berl. seit 1892).

Hypnum *Dill.* (Astmoos), Laubmoosgattung der pleurokarpen Moose, meist größere, ausdauernde Moose mit meist mehrfach verästelten, kriechenden oder aufsteigenden oder aufrechten Stengeln und allseitig abstehenden oder auch sichelförmig einseitig gekrümmten Blättern. Die Büchse ist meist lang gestielt, gerade oder schief, mit kegelförmigem, selten kurz geschnäbeltem Deckel und meist kapuzenförmiger kleiner Haube; der äußere Mundbehag hat 16 mit Querleisten versehene Zähne, der innere bildet eine 16kielig-faltige Haut mit dünnhäutigen Fortsätzen, zwischen denen 3—4 knotig gegliederte Wimpern stehen. Die Gattung ist über die ganze Erde verbreitet; manche Arten bilden die Hauptmoosvegetation der Gebirgswälder; andre wachsen in Sümpfen und gehören zu den torfbildenden Pflanzen, noch andre auf feuchten Wiesen, dürren Heiden, Feldern, an Wegen, Mauern und Ruinen, und einige bilden Überzüge an den Stämmen lebender Bäume, denen sie schädlich werden. H. triquetrum *L.* (dreiseitiges Astmoos), mit breit dreieckigen, gesägten Blättern ohne Rippe und ovaler, schiefer Büchse, das gemeinste Moos unsrer Wälder; dient als Pack- und Polstermaterial, zum Verstopfen der Holz- und Steinwände, zum Besetzen der Fenster im Winter, zu Mooskränzen 2c.; früher wurde es arzneilich benutzt. In Deutschland kommen gegen 40 Arten von H. vor.

Hypo- (griech.), in Zusammensetzungen: unter.

Hypoblast (griech.), das untere oder innere Keimblatt (Entoderm), s. Entwickelungsgeschichte, S. 826.

Hypocaustum (griech.), in den Häusern der alten Römer der meist unter dem Boden befindliche Raum zur Heizung.

Hypochlorit (Bismutoferrit, grüne Eisenerde), Mineral, findet sich nur mikro- und kryptokristallinisch, in dichten und erdigen Aggregaten, ist grün, schimmernd bis matt, Härte 3,5, spez. Gew. 4,48, besteht aus einem Eisenwismutsilikat $Bi_2Fe_4Si_4O_{17}$; Fundorte: Schneeberg, Johanngeorgenstadt, Bräunsdorf in Sachsen. Als H. werden auch wechselnde Gemenge von Hornstein mit Bismutoferrit, aber auch mit Antimonverbindungen bezeichnet.

Hypochlorite, Unterchlorigsäuresalze, z. B. Natriumhypochlorit, unterchlorigsaures Natron.

Hypochonder (Hypochondriăcus, Hypochondrist), ein an Hypochondrie (s. d.) Leidender.

Hypochondrie (Hypochondriasis, griech., v. hypochondrium [s. d.], lat. Morbus eruditorum s. flatuosus), ein den Geisteskrankheiten nahestehendes Nervenleiden, welches sich vorzugsweise bei Männern findet, und über dessen eigentlichen Sitz jederzeit unter den Ärzten sehr verschiedene Meinungen obgewaltet haben. Bald sollte der H. ein Gallenübel, bald Stockung und Verstopfung der Unterleibsgefäße und Drüsen zu Grunde liegen. Die eine medizinische Schule sah in der H. einen Eingeweidekrampf mit übermäßiger Darmgasentwickelung, die andre ein organisches Gehirnleiden, eine dritte eine schleichende Entzündung der Darmschleimhaut. Die H. ist wesentlich in einer abnormen Thätigkeit der psychischen Funktionen begründet und bildet einen Übergang zu den eigentlichen Geisteskrankheiten. Der Beginn des hypochondrischen Leidens äußert sich etwa auf folgende Weise: Die Heiterkeit des Geistes wird gestört durch den sich bei jeder Gelegenheit aufdrängenden Gedanken an ein Leiden des eignen Körpers. Der Kranke bestrebt sich, den Sitz seines Leidens genau zu bestimmen. Magen und Darmkanal werden gewöhnlich zuerst für erkrankt gehalten, da sich der H. schon im Beginn übermäßige Gasentwickelung in den Därmen hinzugesellt. Zu starke Säurebildung im Magen macht sich bemerkbar; der Stuhlgang ist meist fest, doch hier und da mit Diarrhöe abwechselnd. Nach dem Essen klagen die Kranken über Druck und Vollsein in der Magengrube, Spannung unter den Rippen. Abgang von Blähungen nach unten und Aufstoßen nach oben erleichtert die Kranken bedeutend wie auch das Erfolgen des Stuhlganges. Der Schlaf ist unruhig, nicht erquickend. Das Aussehen ist noch gut, der Körper normal genährt, Appetit vorhanden, wenn auch oft unregelmäßig. Ganz charakteristisch für die H. ist das ungemein häufige Wechseln des Sitzes des Leidens. Ein leichter Katarrh lenkt die Aufmerksamkeit des Kranken auf seine Lungen, er vergißt seine Unterleibskrankheit und fürchtet sich einzig und allein nur vor der Tuberkulose; er fühlt Schmerzen in der Brust, untersucht ängstlich seinen Auswurf und fragt häufig seine Umgebung, ob er nicht abmagere. Bald aber stellt sich öfters Kopfschmerz ein, dazu leichter Schwindel, Hitze und Pulsieren der Arterien, kurz Zeichen, daß ein Schlagfluß auf dem Wege ist. Oder das Herz klopft eine Zeitlang stärker, die Brust ist beklemmt: sofort fürchtet der Kranke eine drohende Herzerweiterung. Der Kranke quält seine Umgebung, weil sie nicht genug Sorgfalt für den schwer Leidenden besitzt; Ärzte werden soviel wie möglich gebraucht und populär-medizinische Werke mit ängstlichem Eifer zu Rate gezogen, denn der Kranke will sich auf alle Weise vor dem Tode retten. Dieses nervöse Leiden kann jahrelang, ja das ganze Leben hindurch bestehen. — Man darf es als festgestellt ansehen, daß gewisse körperliche Leiden allerdings bei der H. vorhanden sind, und daß die von ihnen abhängigen abnormen Empfindungen den nächsten Anstoß zur H. geben. Gewiß thut man den Hypochondern Unrecht, wenn man ihre Leiden nur ihrer Einbildung zuschreibt. Sie fühlen sich allerdings krank, aber die Ursache dieser Empfindungen läßt sich in der Regel nicht klar durchschauen oder steht doch wenigstens außer Verhältnis mit der Schwere des subjektiven Krankheitsgefühls. Die H. befällt fast nur das männliche Geschlecht vom Eintritt der Geschlechtsreife an, bei erblicher Beanlagung kommt sie sogar vor dieser Entwickelungszeit zum Ausbruch. Sie kann entstehen durch alle Einflüsse, welche schwächend auf das Nervensystem wirken. Starke Anstrengung des Geistes durch übermäßiges, besonders mit Nachtwachen verbundenes Studium disponiert dazu, zumal wenn gleichzeitig Mangel an Bewegung in der freien Luft hinzukommt. Handwerker mit sitzender

Digitized by

Lebensweise sind der H. oft unterworfen. Sorgen und Kummer, Heimweh und Liebesgram erzeugen die H. ebenso häufig wie allzu reichliches Leben in Unthätigkeit und geschlechtliche Ausschweifungen. Fortgesetzte Überladung des Magens mit schwerverdaulichen, fetten Speisen, zu häufiger Arzneigebrauch, Schwächung des Magens durch Fasten u. dgl. rächen sich durch H. Dieselbe kommt häufiger in den nördlichen Ländern vor als in den südlichen; feuchtes, nebeliges Klima, wie das Englands, scheint ihr besonders günstig zu sein. In Zeiten von herrschenden gefährlichen Epidemien tritt die H. sehr vermehrt auf; die Furcht vor der syphilitischen Krankheit, vor Vergiftung begünstigt sie.

Die H. ist von großer Hartnäckigkeit und begleitet den Betreffenden oft bis an seines Lebens Ende. Sie schädigt die ethische und intellektuelle Persönlichkeit des Kranken, in welcher durch die überreizte und übertriebene Vorstellung der körperlichen Leiden ein krasser Egoismus sich entwickelt, sie hemmt die Leistungsfähigkeit bis zu teilnahmlosem Hinbrüten, sie zeitigt häufig Lebensüberdruß und kann in wirkliche Verrücktheit oder Geistesschwäche übergehen. In jedem Fall ist nur geringe Aussicht auf dauernde Besserung vorhanden, namentlich ist bei Hypochondern, wie bei andern Geisteskranken, der Versuch, das Leiden mit Logik und Vernunftgründen zu bekämpfen, absolut aussichtslos. Der häufige Wechsel der Ärzte, das übermäßige Medizinieren, das Haschen nach neuen Mitteln und die zahllosen diätetischen Fehler sind ebenso viele Hindernisse einer erfolgreichen Behandlung und einer möglichen Heilung. Die Heilung ist daher eine der schwierigsten Aufgaben für den Arzt. Der Kranke verlangt gewöhnlich fort und fort Arzneien von demselben, und mit Arzneien wird bei der H. doch im ganzen sehr wenig ausgerichtet. Man ergründe vor allem die Ursache der H. und suche diese soweit wie möglich zu entfernen. Ist übermäßige geistige Anstrengung der Grund der H., so rate man ernstlich zur Mäßigung. Man suche den Kranken zu zweckmäßiger Abwechselung zwischen geistiger und körperlicher Beschäftigung zu bewegen; er suche Erheiterung und Zerstreuung durch Spiele, welche den Körper mäßig in Bewegung setzen, wie Kegeln, Billard u. dgl. Fleißiges Spazierengehen in Gesellschaft von Freunden, Fußreisen in angenehme Gegenden, auch die Jagd sind für Leidende dieser Art ein treffliches Heilmittel. Gute Erfolge erzielt man zuweilen mit Kaltwasserkuren oder Seebädern, seltener mit eisenhaltigen Mineralquellen. Immer aber berücksichtige man auch die Diät des Kranken; jeder Hypochonder leidet mehr oder weniger an Verdauungsbeschwerden. Der Kranke halte sich an eine einfache, kräftige, aber nicht zu fette und gewürzreiche Mahlzeit. Alle blähenden Speisen müssen streng gemieden werden, also namentlich grüne Gemüse, Kohlarten, Hülsenfrüchte, Zwiebeln, ebenso die schwerverdaulichen Fleischarten, Fische und Mehlspeisen. Kaffee und Thee trinke der Hypochonder mäßig oder meide beide lieber ganz. Gutes Bier, leichter Wein, besonders roter, werden gewöhnlich gut vertragen. Reichliche Abendmahlzeiten schaden; der Schlaf darf nicht zu lang sein, die Betten und das Schlafzimmer nicht zu warm. Exzesse in der Liebe sind immer schädlich. Arzneimittel sind zu Hilfe zu nehmen, um die lästigen Symptome des begleitenden körperlichen Leidens zu bekämpfen. Die gewöhnlich hartnäckige Verstopfung suche man auf eine möglichst milde Weise zu heben, so durch Klystiere von kaltem Wasser, durch absorbierende Pulver, mäßige Dosen von Rhabarber und Aloe; Abführmittel dürfen nie zu lange fortgebraucht werden, weil sie leicht tiefer greifende Störungen der Darmschleimhaut nach sich ziehen. Die krankhafte Gasbildung wird gelindert durch die bekannten blähungtreibenden Mittel: Fenchel, Anis, Kümmel, Melisse, Pfefferminze ꝛc. in Theeform, Reiben des Unterleibs mit wollenen Tüchern, lauwarme Bäder, Klystiere ꝛc., Magnesia, Austernschalenpulver bei abnormer Säurebildung. Sobald sich Zeichen einer ausgesprochenen Geistesstörung einstellen (Selbstmordideen ꝛc.), ist die Unterbringung des Kranken in eine Irrenanstalt dringend geboten. Vgl. **Wittmaack**, Die H. in pathologischer und therapeutischer Beziehung (Leipz. 1857); **Jolly** in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Bd. 12, 2. Hälfte (2. Aufl., Leipz. 1877); **Weber**, H. und eingebildete Krankheiten (Berl. 1887).

Hypochondrium (griech., Regio hypochondriaca), Teil der Oberbauchgegend, s. Bauch.

Hypocist, Pflanze, s. Cytinus.

Hypocykloide, s. Cykloide.

Hypodérm (griech.), s. Speichergewebe.

Hypodérma, Rinderbiesfliege, s. Bremen, S. 445.

Hypodermátisch (griech.), unter der Haut befindlich.

Hypodermatische Methode, s. Endermatische Methode.

Hypodermoklyse (griech.), s. Cholera, S. 107.

Hypodiapénte (griech.), Unterquinte; Hypodiapason, Unteroktave, ꝛc.

Hypodrōm (griech.), bedeckter Gang zum Spazierengehen.

Hypogäasäure $C_{16}H_{30}O_2$ findet sich als Glycerid im Erdnußöl von Arachis hypogaea, bildet farb- und geruchlose Nadeln, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, schmilzt bei 33°, wird an der Luft rot, unkristallisierbar, gibt mit salpetriger Säure isomere kristallisierbare Gaidinsäure, die bei 39° schmilzt.

Hypogastrium (griech., Regio hypogastrica), untere Bauchgegend (s. Bauch); hypogastrisch, auf den Unterleib bezüglich.

Hypogeion (griech., lat. Hypogaeum), unterirdisches Gewölbe; auch soviel wie Katakombe.

Hypoglossus (Nervus h.), Zungenfleischnerv, s. Gehirn, S. 212.

Hypogramma (griech.), »Unterschrift«, besonders Inschrift am Fuß von Säulen.

Hypogynisch (griech., »unterweibig«), Bezeichnung von Blüten, deren Kelch, Blumenkrone u. Staubgefäße unterhalb des Pistills an der Blütenachse befestigt sind.

Hypokorisma (griech.), schmeichelnder, beschönigender Ausdruck; Kosewort.

Hypokotyledonarknospen, unterhalb der Kotyledonen bei manchen Pflanzen, z. B. bei Linum-Arten, erzeugte Knospen.

Hypokrās, aus Hippokras (s. d.) verderbt.

Hypokrisie (griech.), Heuchelei, Gleisnerei, Scheinheiligkeit; Hypokrit, Heuchler, Gleisner, Frömmler.

Hypokristallin nennt man die teils aus kristallinischen, teils aus amorphen (glasigen) Bestandteilen zusammengesetzten Gesteine.

Hypolaïs, der Gartensänger (Vogel).

Hypomochlion (griech.), die Unterlage oder der Stützpunkt des Hebels (s. d., S. 494).

Hyponastie, s. Nutation.

Hyponomeuta, die Gespinstmotte.

Hypophēt (griech.), Priester, als Ausleger des göttlichen Willens.

Digitized by Google

Hypophŏra (griech.), in der Rhetorik die Anführung der gegnerischen Behauptung; die Antwort darauf heißt Anthypophora. Auch die Häufung rhetorischer Fragen und Antworten wird mit H. bezeichnet (vgl. Dialektikon).

Hypophȳse, s. Embryo (der Pflanzen), S. 734.

Hypophysis cerĕbri, Hirnanhang, s. Gehirn, S. 211.

Hypoplasie (griech.), schwache Entwickelung.

Hypopsálma (griech.), in der griechischen Kirche der Gesang des Chors oder der Gemeinde, der entweder in einer Wiederholung eines von dem Priester angestimmten Psalmenverses oder auch in dem Gloria besteht. Wird der Gesang in der Mitte der Psalmen eingeschoben, so heißt er Diapsalma.

Hypopyon (griech., Eiterauge), Eiterherd von geringer Ausdehnung in der Hornhaut des Auges, entsteht bei Hornhautentzündung (s. d. 5); der Ausgang ist wie bei allen tiefen Hornhautentzündungen eine Trübung (vgl. Hornhautflecke). S. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 6.

Hypórchēma, eine besonders dem Apollon geweihte Art lyrischen Chorgesangs von heiterm Charakter und von Tanzbewegungen begleitet. Überreste finden sich in Pindars Fragmenten.

Hyposkenion (griech., »Unterbühne«), beim altgriechischen Theater sowohl die mit Statuen und Säulen verzierte, der Orchestra zugekehrte vordere Wand der Bühne als der hinter dieser Wand und unter dem hölzernen Boden der Bühne gelegene Hohlraum.

Hypospadīe (griech.), angeborner Bildungsfehler der Harnröhre, der beim Manne darin besteht, daß die untere Wand der Harnröhre in mehr oder weniger großer Ausdehnung fehlt, so daß die Harnröhrenmündung nicht an der Spitze der Eichel, sondern weiter rückwärts, selbst ganz an der Wurzel des männlichen Gliedes liegt. Die weniger ausgebildeten Grade der H. beeinträchtigen die Geschlechtsfunktionen des Mannes nicht. Die höhern Grade s. unter »Hermaphroditismus«. — Als H. beim Weibe bezeichnet man Zustände, bei denen die Harnröhre ganz fehlt oder nur unvollkommen vorhanden ist, so daß die Blase direkt in den Sinus urogenitalis mündet und natürlich der Urin unfreiwillig abfließt. Meist sind mit dieser Anomalie noch weitere, so eine vergrößerte Klitoris bei verkümmerter Scheide, verbunden. Auffällig ist der männliche Typus derartiger Individuen. Hypospadiäus, ein mit H. Behafteter.

Hypostāse (griech.), die Grund- oder Unterlage von etwas, auch soviel wie Bodensatz, dann Blutstauung in den Lungen bei Schwerkranken nach längerm Liegen (vgl. Hyperämie); dann Stoff oder Gegenstand (z. B. einer Abhandlung, Rede ꝛc.); endlich soviel wie Substanz, Wesen oder Erscheinungsform (z. B. die Hypostasen der Dreieinigkeit). In der Mythologie insbesondere nennt man H. eine Gestalt, welche sich von einer andern abgelöst hat (indem irgend eine besondere Eigenschaft oder ein Beiname einer Gottheit von dieser getrennt und zu einer selbständigen Persönlichkeit umgeschaffen ward), sowie den Akt dieser Ablösung selbst. Davon hypostasieren, etwas als gegenständlich existierend denken, zur Substanz machen; hypostatisch, gegenständlich, substantiell, wesentlich.

Hypostȳlon (griech.), bedeckter Säulengang.

Hypostȳlos (griech.), im Gegensatz zu Peristylos (s. d.) ein an der Hinterseite mit Vorhalle versehener Tempel.

Hyposulfite, s. Unterschweflige Säure.

Hypotenūse (griech.), im rechtwinkeligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüberliegende Seite, im Gegensatz zu den beiden andern Seiten, den Katheten (s. d.). Vgl. Pythagoreischer Lehrsatz.

Hypothēk (griech., »Unterpfand«, in Frankfurt a. M. auch Insatz genannt), eine Form der Verpfändung, bei welcher der Gläubiger nicht sofort, wie beim Faustpfand (s. Pfand), in den Besitz der Pfandsache gesetzt, wobei ihm vielmehr ein wirksames Pfandrecht durch bloße Bestimmung einer Sache zum Pfand eingeräumt wird. Wie bei jedem Pfandrecht, kann der Gläubiger nötigen Falls zur Realisierung seiner Forderung die Pfandsache zum Verkauf bringen; er mußte sich aber nach römischem Recht bei der H. den Besitz der Sache erst verschaffen durch die hypothekarische Klage (actio hypothecaria). Diese dingliche Klage gibt das römische Recht dem Pfandgläubiger gegen jeden Besitzer der Sache auf Herausgabe derselben. Dieselbe geht nur auf Herausgabe der Pfandsache, um zum Verkauf derselben (distractio pignoris) schreiten zu können, keineswegs aber auf Bezahlung der Hauptschuld; nur wenn sie gegen den Pfandschuldner selbst geht, ist ihre Verbindung mit der Klage auf die Hauptschuld möglich. Dritte Besitzer können der hypothekarischen Klage entgehen, wenn sie die Schuld bezahlen, wogegen sie vom Pfandgläubiger Abtretung seiner Rechte verlangen können (jus offerendi et succedendi). Nach dem römischen Recht können Hypotheken entstehen: entweder durch Bestellung derselben und zwar durch Vertrag (pactum hypothecae, Konventionalpfand), oder durch Testament, oder durch richterlichen Befehl in der Exekutionsinstanz im Prozeß: missio in bona, Einweisung des Gläubigers in die Güter des Schuldners, und durch richterliches Urteil (adjudicatio) auf eine Teilungsklage, wenn der Richter den einen Teilhaber zur Leistung an den andern verurteilt und diesem deshalb ein Pfandrecht an der jenem zugewiesenen Sache zuspricht. Auch unmittelbar kraft Gesetzes konnte eine H. entstehen. Dergleichen »gesetzliche, stillschweigende Hypotheken« konnten nach römischem Recht entweder an allen Gütern des Schuldners (gesetzliche Generalhypotheken) bestehen, wie z. B. ein solches Recht des Fiskus wegen aller Forderungen, die bevormundeten Personen an den Gütern der Vormünder, die Kinder in gewissen Fällen am Vermögen der Eltern ꝛc., die Ehefrauen an demjenigen ihrer Männer hatten; oder sie umfaßten nicht alle Güter des Schuldners, sondern nur gewisse Teile derselben (gesetzliche Spezialhypotheken), wie dergleichen dem Verpachter an den von seinem Pachter eingeernteten Früchten, dem Mündel an den mit seinem Geld (gleichviel, wer der Käufer ist) erkauften Sachen ꝛc. zustehen. Somit konnten leicht an einer und derselben Sache mehrere Hypotheken entstehen. Im allgemeinen sollte nun das Rangverhältnis mehrerer Hypotheken an derselben Sache sich nach dem Alter bestimmen, so daß die ältere der jüngern vorging; allein dieser Grundsatz litt durch Privilegien, wonach manche Gläubiger (Fiskus, Ehefrauen ꝛc.) ohne Rücksicht auf das Alter allen andern vorgehen sollten, eine Ausnahme. Diese Umstände: zahlreiche gesetzliche Pfandrechte, Privilegien in Hinsicht auf den Vorrang, ferner und vorzugsweise die Unmöglichkeit oder doch die Schwierigkeit für den Kredit Gewährenden, sich zuverlässig über die Belastung des Vermögens des Kredit Suchenden zu unterrichten, haben frühzeitig das Bestreben nach einer Reform des römischen Hypothekenrechts hervorgerufen.

Digitized by Google

Das ältere deutsche Recht kannte eine Pfandbestellung (Satzung) ohne Besitzübertragung an den Gläubiger auch bei Liegenschaften nicht; erst seit dem 13. Jahrh. entwickelte sich in den Städten eine Satzung (ohne Besitzübertragung) durch Ausstellung einer Urkunde vor Gericht oder dem Stadtrat und Einschreibung in das *Grundbuch* (s. d.). Trotz mancher durch das Eindringen des römischen Rechts entstandenen Modifikationen ging hieraus das auf den Grundsätzen der Publizität und Spezialität beruhende neuere Hypothekenrecht hervor. Hiernach wird zur Entstehung einer H. an Grundstücken die Eintragung (*Ingrossation, Intabulation*) derselben in ein öffentliches Buch, *Grundbuch* od. *Hypotheken-(Pfand-)Buch*, gefordert, nach deren Datum sich der Rang der H. bestimmt. Von dem Hypothekenbuch kann jeder Beteiligte Einsicht nehmen; dasselbe genießt öffentlichen Glauben, d. h. der Inhalt des Buches ist zu gunsten des gutgläubigen Dritten ausschließlich maßgebend, und niemand kann sich auf die Unkenntnis des Eingetragenen berufen: *Grundsatz der Öffentlichkeit, Publizität.* Die H. kann nach neuerm Recht (im Gegensatz zum römischen Recht) nur für bestimmte Summen und nur an bestimmten Objekten zur Entstehung kommen: Grundsatz der *Spezialität.* Für Forderungen von noch unbestimmter Größe, insbes. bei sogen. *Kautions-, Sicherungshypotheken* müssen somit Maximalbeträge vereinbart werden, bis zu welchen das Grundstück haftet (*Ultimat-H.*). — Die Eintragung einer H. setzt einen Rechtstitel (*Hypothektitel*), d. h. eine durch Gesetz oder Willenserklärung des Schuldners begründete Bestimmung eines Immobile zum Unterpfand für eine Forderung, voraus. Die gesetzlichen Rechtstitel sind in den einzelnen Gesetzgebungen verschieden; sie schließen sich meist an die gesetzlichen Hypotheken des gemeinen Rechts an. Die freiwilligen Rechtstitel bestehen entweder in einer einseitigen Verpfändungserklärung oder in einem Verpfändungsvertrag. Nach preußischem Recht bildet den einzigen freiwilligen Rechtstitel die in bestimmter Form zu erklärende Bewilligung des eingetragenen Eigentümers (*Konsensprinzip*). Die Bestellung einer H. durch Vertrag muß nach einigen Rechten gerichtlich, nach andern (z. B. in Bayern, auch nach französischem Recht) notariell erfolgen. Die Eintragung wird regelmäßig nur auf *Antrag* vollzogen; in gewissen Fällen erfolgen nach einzelnen Landesrechten auch Eintragungen von Amts wegen. Über die Eintragung wird nach den meisten Rechten ein *Hypothekenbrief* (*Hypothekenschein, Hypothekeninstrument, Schuld- und Pfandurkunde*) ausgestellt, welcher Beweismittel für die Eintragung der H. ist und nach preußischem Recht, sofern er ausgestellt ist, überdies zur Sicherung und Legitimation des Gläubigers dient, da jede Änderung u. Löschung der betreffenden Posten Vorlage des Hypothekenbriefs erfordert und ohne denselben die Zahlung nicht erwirkt werden kann. Verlorne Hypothekenbriefe sind amortisierbar. — Das Pfandrecht erstreckt sich auf die ganze Sache mit allen ihren Bestandteilen und Zubehör; bei Veräußerung einzelner Teile werden deshalb die Trennstücke, falls nicht die Gläubiger die Entlassung aus dem Hypothekverbande bewilligen, mit ihren Lasten auf ein neues Folium übergetragen. Bei schuldhafter Entwertung des Objekts kann der Gläubiger gerichtliche Sicherungsmaßregeln oder Bestellung einer Ergänzungshypothek, nach einigen Rechten auch Heimzahlung vor der Verfallzeit fordern (s. Deterioration). — Der Eigentümer haftet, wenn er der ursprüngliche Schuldner ist, mit seinem ganzen Vermögen für die Hypothekschuld, der spätere Besitzer des Objekts haftet nur mit dem verpfändeten Grundstück, falls er nicht die persönliche Haftung übernommen hat. — Die H. gewährt dem Gläubiger Anspruch auf Befriedigung aus der Pfandsache; jedoch kann derselbe nicht, wie nach römischem Recht, *Herausgabe* der Sache fordern, um den Verkauf *selbst* vorzunehmen, sondern nur den *gerichtlichen* Verkauf und *Bezahlung* aus dem Erlös verlangen. Nach einigen Rechten kann der Gläubiger auch die Sequestration (Zwangsverwaltung) des Objekts beantragen. Das hypothekarische Recht geht mit der Forderung sowohl im Erbwege wie durch Vertrag unter Lebenden (Zession) über. Nach einigen Rechten ist die Gültigkeit, nach andern die Wirksamkeit der Zession gegen Dritte durch die Umschreibung im Hypothekenbuche bedingt. Der Übergang einer H. kann auch in der Art vorkommen, daß er sich auf den Eigentümer des Pfandobjekts vollzieht, indem der Eigentümer eine auf seinem Eigentum eingetragene H. durch Erbschaft oder Zession erwirbt; während in diesem Falle nach römischem Recht das Pfandrecht durch Konfusion erlosch, lassen neuere Hypothekenordnungen eine solche Vereinigung von H. und Eigentum zu. Ebenso bleibt nach diesen Rechten der Hypothekgläubiger, der das Hypothekenobjekt erwirbt, trotzdem Hypothekgläubiger, und der Eigentümer, der die auf seinem Eigentum ruhende H. tilgt, tritt von selbst in die Rechte des befriedigten Pfandgläubigers (so insbes. nach preußischem, mecklenburgischem, sächsischem Recht). — *Eigentümerhypothek.* Nach mecklenburgischen Hypothekenordnungen können Hypotheken von vornherein auf den Namen des Eigentümers eingetragen werden, was nach preußischem Recht nur bei *Grundschulden* (s. d.) zulässig ist. — Die H. erlischt nach preußischem Recht und einigen andern Hypothekengesetzen nur durch die Löschung im Hypothekenbuche, nach andern Rechten (sächsisches bürgerliches Gesetzbuch) ist dies nur bei bestimmten Erlöschungsgründen der Fall, während im übrigen, wie nach verschiedenen Rechten überhaupt, die Erlöschung der H. von der Löschung im Hypothekenbuche nicht abhängig ist. Von den Erlöschungsgründen sind hervorzuheben: Verzicht des Gläubigers auf die H. (unbeschadet des Forderungsrechts), Zwangsverkauf des Pfandobjekts (soweit nicht Hypotheken vom Ersteigerer übernommen werden), Erlöschen des der H. zu Grunde liegenden Forderungsrechts (durch Befriedigung, Ungültigkeitserklärung, nach einigen Rechten auch Verjährung). Ein dem französischen Recht eigentümlicher Erlöschungsgrund ist die sogen. *Hypothekenreinigung* (la purge d'hypothèque), auch *Purgationsverfahren*: der Erwerber einer Liegenschaft kann dieselbe von jenen Hypotheken, für die er nicht persönlich haftet, befreien, indem er den Erwerbspreis deponiert oder an die Gläubiger bezahlt; jedoch kann jeder inskribierte Gläubiger durch ein Übergebot von mindestens 10 Proz. über den Erwerbspreis die Zwangsversteigerung des Objekts erwirken. — In neuerer Zeit wurde eine Änderung der Grundlagen des Hypothekenrechts dadurch angebahnt, daß in der preußischen Gesetzgebung neben der H. als einem *accessorischen*, d. h. durch ein sicher zu stellendes Forderungsrecht bedingten Recht, ein zweites Rechtsinstitut, die *Grundschuld*, Aufnahme gefunden hat (s. Grundschuld). — Die Hypothekenbücher sind teils mit

Digitized by Google

den Grundbüchern vereinigt (**Grund-** und **Hypothekenbuch**, auch **Grundbuch** [s. d.] schlechthin), teils bestehen sie selbständig (z. B. in Bayern, Mecklenburg, Württemberg). Über **Hypothekenbuchsystem** im Gegensatz zum Grundbuchsystem s. Grundbuch. — Die Führung der Hypothekenbücher ist ein Teil der freiwilligen Gerichtsbarkeit; die damit beauftragten Beamten sind den Beteiligten haftbar, subsidiär (nach einigen Rechten prinzipaliter) haftet meist der Staat. Die Hypothekenbücher werden in Württemberg nach *Personalfolien* geführt, d. h. für jeden im Güterbuch eingetragenen Eigentümer wird ein Folium angelegt, im übrigen ist das System der *Realfolie* herrschend, wonach für jedes selbständige Grundstück ein Folium eröffnet wird. — Zur Erleichterung der Darlehnsaufnahme gegen Unterpfand dienen die *hypothekarischen Kreditinstitute* und die von diesen ausgegebenen Papiere auf den Inhaber mit Realsicherheit (s. Hypothekenbanken). Eine weitere Sicherung des Kredits bietet die *Hypothekenversicherung* (s. d.). An beweglichen Sachen ist nach dem modernen deutschen Recht keine H., sondern nur noch ein Faustpfandrecht zulässig (s. Pfand). Vgl. außer den Lehrbüchern des deutschen und preußischen Privatrechts von Stobbe u. Roth, Dernburg u. Förster-Eccius u. a.: »Deutsches Hypothekenrecht, nach den Landesgesetzen der größern deutschen Staaten systematisch dargestellt«, herausgegeben von *Meibom* (Leipz. 1871—91, 9 Bde.), bearbeitet von v. Bar (Hannover), Meibom (Mecklenburg), Regelsberger (Bayern), Siegmann (Sachsen), Exner (Österreich), Römer (Württemberg), Puchelt (rheinisch-französisches Recht), Dernburg u. Hinrichs (Preußen).

Hypothekaranweisungen, s. Salinenscheine.

Hypothekarische Klage, s. Hypothek.

Hypothekenanmeldescheine, s. Feuerversicherung, S. 394.

Hypothekenbanken (*Grundkreditanstalten, Bodenkreditanstalten, Crédits fonciers*), s. Banken, S. 427 u. 430 ff.

Hypothekenbewahrer (Conservateur), im französischen Recht und den ihm folgenden Rechten derjenige Beamte, welcher die Register zu führen hat, die nach französischem Recht unsre Hypothekenbücher vertreten, nämlich das *Transskriptionsregister*, in welches die auf die Übertragung von Grundeigentum bezüglichen Verträge eingetragen werden (Code civil, Art. 2181—92), und das *Inskriptionsregister*, in welches die auf dem Grundeigentum lastenden Hypotheken eingetragen werden (Code civil, Art. 2106, 2114, 2134, 2136, 2146—65). In diese Register trägt der H. in chronologischer Reihenfolge die betreffenden Rechtsgeschäfte nach dem Wortlaut der Vertragsurkunden ein. Der Rang und die Priorität der Hypotheken bestimmt sich nach dem Tage, an welchem der Gläubiger die Eintragung ins Register des Hypothekenbewahrers nach der im Gesetz vorgeschriebenen Form und Weise bewirkt hat. Außerdem besteht zwischen diesem französischen und dem deutschen System der wichtige Unterschied, daß nach letzterm das ins Grund- oder Hypothekenbuch eingetragene Grundstück gewissermaßen selbst das Rechtssubjekt bildet, der in der ersten Rubrik namentlich verzeichnete Eigentümer aber nur als jeweiliger Vertreter des dinglichen Rechtssubjekts erscheint, während nach dem französischen System alle Eintragungen in die Register gegen und für die Person des Schuldners, bez. Gläubigers geschehen, die Bezeichnung der verhafteten Grundstücke aber eine untergeordnetere Rolle spielt.

Hypothekenbrief, s. Hypothek, S. 128.

Hypothekenbuch, s. Hypothek, S. 129.

Hypothekenbuchsystem, s. Grundbücher.

Hypothekengeschäfte, Bankgeschäfte, welche in der Beleihung von Immobilien gegen Verpfändung derselben und unter Ausgabe von Pfandbriefen bestehen (s. Banken, S. 427).

Hypothekenreinigung, s. Hypothek.

Hypothekenversicherung, Versicherung von auf Hypotheken ausgeliehenen Kapitalien gegen Verluste aus Mindererlös beim Verkauf (Subhastation) der beliehenen Grundstücke (Grundstückswertversicherung), aus unpünktlicher Rückzahlung des Kapitals (Kapitalsversicherung) oder aus unpünktlicher Zinszahlung (Zinsenversicherung). Da es meist die Schuldner sind, welche die Versicherung nehmen, um dadurch leichter Gläubiger für die gesuchten Darlehen zu finden, so liegt es im Interesse der Hypothekenversicherungsanstalten, für Beschaffung der nötigen Kapitalien besorgt zu sein. Darum sind auch alle Anstalten, welche die H. betreiben, in der Hauptsache Hypothekenbanken. Der Gedanke der H. wurde zuerst 1801 vom Kammerrat Wildegans befürwortet, dann 1830 in Paris zu verwirklichen gesucht. In Deutschland gibt es gegenwärtig nur eine Anstalt für H., die Preußische Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft in Berlin, gegründet 1862, während die Norddeutsche Grundkreditbank und Hypothekenversicherungs-Gesellschaft in Berlin das Hypothekenversicherungsgeschäft 1883 aufgegeben hat, nachdem schon vorher die Sächsische Hypothekenversicherungs-Aktiengesellschaft in Dresden (ebenso eine Wiener Anstalt) eingegangen war. Vgl. Kreditversicherung.

Hypothekwechsel, ein eigner (trockner) Wechsel (s. d.) mit der Klausel, daß das Vermögen des Schuldners für die Wechselschuld verpfändet sei (sub hypotheca bonorum); solche Wechsel gewährten nach verschiedenen Partikularrechten ein Vorzugsrecht im Konkurs (vgl. Lübeckische Konkursordnung vom 17. Sept. 1862, § 106 u. 107), welches durch die Reichskonkursordnung beseitigt ist. Wechselrechtlich bietet der H. keine Besonderheit.

Hypothĕnar (Antithenar, griech.), Kleinfingerballen, im Gegensatz zum Daumenballen (thenar).

Hypothermie (griech.), das Herabsinken der Körpertemperatur unter die normale Höhe, wie es bei nacktem ruhenden Körper schon bei Lufttemperatur von 27° eintritt. Bei starker Kälte zeigt sich H. auch bei ungenügender Bekleidung, besonders wenn nach Alkoholgenuß und eingetretener Trunkenheit nicht nur die Muskelarbeit aufhört, sondern auch durch Entspannung des normalen Tonus der Hautgefäße die Wärmeabgabe erhöht wird. Bei Betrunkenen, die im Winter im Freien liegen blieben, wurden Körpertemperaturen von 26° beobachtet. H. tritt auch ein beim Hungern, bei Kollaps (nach kritisch geendeten Pneumonien, bei Cholera), bei Diabetes und progressiver Paralyse.

Hypothĕse (griech., »Unterstellung«), in der Logik ein angenommener, nur auf Wahrscheinlichkeit beruhender Satz. Daher auch, besonders in der Naturwissenschaft, eine zum Zweck der Erklärung gewisser thatsächlicher Erscheinungen gemachte, selbst aber unbewiesene Annahme. Die H. kann sich nun entweder (als *provisorische* H.) bloß auf Verhältnisse beziehen, welche, wenn auch vorläufig noch nicht klargestellt, doch der direkten Beobachtung und somit späterer empirischer Feststellung fähig sind, oder aber (als

Digitized by Google

theoretische H.) die Beschaffenheit und die Wirkungsgesetze der unwahrnehmbaren Ursachen der Erscheinungen betreffen. Zu der ersten Klasse gehört z. B. die H. der Existenz eines eisfreien Polarmeeres, die Hypothesen über die Entstehung der Gewitterelektrizität rc., zu der letztern die atomistische H. der Chemie, die Lichtätherhypothese rc. Die provisorische H. hat hauptsächlich eine heuristische Bedeutung, insofern sie einen Antrieb zu Forschungen gibt, durch welche sie selbst entweder widerlegt oder bestätigt und damit zum Rang eines vollbewiesenen Erfahrungssatzes erhoben wird (vgl. Induktion). Die theoretische H. kann ihrer Natur nach niemals direkt und vollständig bewiesen, sondern nur zu immer größerer Wahrscheinlichkeit erhoben werden. Man hat deswegen dieselbe vielfach ganz aus der Naturwissenschaft verbannen wollen (so z. B. Comte); dann müßte jedoch zugleich auf den meisten Gebieten auf eine die Gesamtheit der Erscheinungen zusammenfassende und einheitlich erklärende Theorie verzichtet werden (vgl. Deduktion). Wenn selbstverständlich keine H. einen innern Widerspruch enthalten oder zu bekannten Thatsachen in direktem Widerspruch stehen darf, so muß eine wissenschaftlich berechtigte theoretische H. außerdem noch mit den Grundbegriffen unsrer Naturauffassung übereinstimmen; so ist es z. B. logisch unzulässig, Substanzen mit veränderlichen Eigenschaften oder Kräfte, welche an keinen materiellen Träger gebunden sind, vorauszusetzen. Sie muß ferner ausreichen zur Erklärung der Erscheinungen, darf aber auch nicht mehr enthalten, als zu diesem Zweck anzunehmen nötig ist. Diese Bedingungen in Verbindung mit der Forderung, daß auch keine Folgerung aus der H. der Erfahrung widerspreche, lassen der Willkür zumeist keinen sehr weiten Spielraum übrig.

Hypothetisch (griech.), angenommen, vorausgesetzt, auf einer Hypothese (s. d.) beruhend, was also, obgleich unerwiesen, doch als wahr angenommen werden kann oder soll; h.-gewiß, was gewiß ist, insoweit die Hypothese, von welcher es hergeleitet, gefolgert oder geschlossen wird, selbst gewiß ist. Hypothetisches Urteil, s. Urteil.

Hypotonie (griech.), verminderte Gewebespannung.

Hypotrachelion (griech.), s. Halsglied.

Hypotricha, Wimperinfusorien, s. Infusorien.

Hypotrichōsis (griech.), eine Behaarung des menschlichen Körpers, die unter der normalen bleibt.

Hypotyposis (griech.), Abbildung, Entwurf, Abriß; daher in der Rhetorik eine lebhafte Schilderung einer Person oder Sache, die dadurch dem Hörer gewissermaßen unmittelbar vor Augen gerückt wird.

Hypoxanthin, s. Xanthinkörper.

Hypozeuxis (griech.), eine Redefigur, bei welcher jedes Glied eines größern Satzes sein besonderes Zeitwort erhält, so daß die Rede aus lauter vollständigen, jedoch kleinen Sätzen besteht, z. B.: die Bäume blühen, die Wiesen grünen, die Höhen prangen im Frühlingsschmuck. Das Gegenteil der H. ist das Zeugma (s. d.).

Hyppolite, Louis Mondastin Floréal, Präsident der Republik Haïti, geb. 1827 in Cap Haïtien, Sohn eines Ministers des Kaisers Faustin I., trat in das Heer ein, verteidigte während der Revolution von 1865 mit Erfolg das Fort Bel-Air und wurde zum General befördert. Er war Adjutant des Generals Télémaque, als 1888 zwischen diesem und dem General Légitime der Streit um die Herrschaft ausbrach. Nachdem der letztere gesiegt und Télémaque hatte erschießen lassen, empörte sich H. im Mai 1889, siegte bei Port-au-Prince und wurde zum Präsidenten an Stelle Légitimes erwählt. Er behauptete sich nur mit rücksichtslosester Grausamkeit in der Herrschaft (s. Haïti).

Hypsikles, griech. Mathematiker von Alexandria, um 170 v. Chr., ist Verfasser des den »Elementen« des Eukleides hinzugefügten 14. Buches (von den regelmäßigen Polyedern) und einer kleinen Schrift über das Aufsteigen in der Ekliptik (»Anaphorikos«, hrsg. von Manitius, Dresd. 1888), in der sich zuerst die richtige allgemeine Definition der Polygonalzahlen und die Summenformel für arithmetische Progressionen sowie die Einteilung des Kreises in 360 Grade findet. Vgl. Friedlein, De Hypsicle (in Boncampagnis »Bulletino«, Bd. 6, 1873).

Hypsiprimnus, die Känguruhratte, s. Känguruh.

Hypsipȳle, in der griech. Mythologie Tochter des Thoas, Königs auf Lemnos. Als die lemnischen Weiber aus Eifersucht alle Männer ermordeten, rettete H. heimlich ihren Vater nach der Insel Chios, mußte aber, da der Betrug kund wurde, fliehen und geriet auf dem Meere in die Hände von Seeräubern, die sie an den König Lykurgos von Nemea verkauften. Dieser machte sie zur Wärterin seines Sohnes, des jungen Opheltes (s. d.). Als letzterer infolge ihrer Unachtsamkeit durch einen Schlangenbiß das Leben verlor, wurde sie eingekerkert, aber durch ihre von Dionysos herbeigeführten Söhne Thoas und Euneos, die sie dem Jason während seiner Anwesenheit auf Lemnos geboren hatte, wieder befreit.

Hypsistarier (griech.), christl. Religionssekte des 3. und 4. Jahrh. in Kappadokien, deren Lehren aus jüdischen und heidnischen Elementen zusammengesetzt sind. Ihr Name besagt die Verehrung nur eines Gottes (hypsistos, »der Höchste«). Vgl. Ullmann, De Hypsistariis (Heidelb. 1824); Böhmer, De Hypsistariis (Berl. 1824).

Hypsistos (»der Höchste«), Beiname des Zeus.

Hypsometer (griech.), ein Höhenmesser, besonders ein für Höhenmessungen eingerichtetes Aneroid, auch das Hypsothermometer.

Hypsometrie (griech.), s. Höhenmessung.

Hypsometrische Tabellen, s. Aufnahme, topogr.

Hypsophyllum (griech.), Hochblatt, s. Blatt, S. 55.

Hypsothermometer, s. Barothermometer.

Hypudaeus, die Waldwühlmaus, s. Wühlmaus.

Hyracēum, s. Klippschliefer.

Hyrare, s. Grison.

Hyrax, s. Klippschliefer.

Hyrkanien, im Altertum Name einer Landschaft in Asien, welche die südöstliche Küste des Kaspischen Meeres (daher auch Hyrkanisches Meer genannt) umfaßte und somit der heutigen Provinz Masenderan entspricht. Der reichlich fallende Regen und die dicke Erdschicht, entstanden aus den verwitterten Gesteinen des Urgebirges (östliche Fortsetzung des Elbrus), machen gegenwärtig den Landstrich sehr fruchtbar; in alten Zeiten scheinen die Bewohner aber wenig Ackerbau getrieben und das Nomadenleben ihrer Nachbarn geführt zu haben. Unter Dareios I. war H. mit Medien vereinigt, später eine eigne, mit Parthien verbundene Satrapie. Alexander d. Gr. durchzog H. sehr rasch, nachdem er die Hauptstadt Zadrakarta (wahrscheinlich Astrabad) erobert hatte. Das Gebirge war einst dicht bewaldet und voll reißender Tiere, welcher Umstand dem Lande vielleicht seinen altiranischen Namen (»Wolfsland«) gegeben hat.

Hyrkanisches Meer, soviel wie Kaspisches Meer.

Digitized by Google

Hyrkanos I. (135—106 v. Chr.) und H. II. (63—40), Herrscher von Judäa; s. Makkabäer.

Hyrtl, Joseph, Mediziner, geb. 7. Dez. 1810 zu Eisenstadt in Ungarn, gest. 17. Juli 1894 in Perchtoldsdorf bei Wien, studierte in Wien, ward 1833 Prosektor an der Universität, 1837 Professor der Anatomie in Prag, 1845 in Wien, trat 1874 in den Ruhestand und lebte seitdem in Perchtoldsdorf bei Wien. Hyrtls Schriften haben ein eigenartiges Gepräge: ein glanzvoller Stil, Originalität in der Auffassung, ein frischer Humor und poesievoller Schwung, das Ganze belebt durch zahlreiche passende Citate aus den alten Medizinern und alten Klassikern, und dabei doch wieder die ruhigste und nüchternste Beobachtung. Namhafte Verdienste hat sich H. unter anderm auch durch seine Gehör- und Hodenpräparate sowie durch seine mikroskopischen Injektionspräparate der Kapillargefäßnetze der verschiedenen Organe sowohl um die feinere Anatomie derselben als auch um den technischen Teil der anatomischen Wissenschaft erworben. Auch die Anlage des Museums für vergleichende Anatomie in Wien ist sein Werk. Er schrieb: »Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit Rücksicht auf physiologische Begründung und praktische Anwendung« (Prag 1846; 20. Aufl., Wien 1889), welches in viele Sprachen übersetzt wurde, und sein »Handbuch der topographischen Anatomie« (Wien 1847, 2 Bde.; 7. Aufl. 1882), mit welchem er diese Richtung der Anatomie in Deutschland begründete; »Handbuch der praktischen Zergliederungskunst« (das. 1860); »Vergleichend-anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugetiere« (Prag 1845); »Lepidosiren paradoxa« (das. 1845); »Beiträge zur vergleichenden Angiologie« (Wien 1849); »Beiträge zur Morphologie der Urogenitalorgane der Fische« (das. 1849); »Das uropoetische System der Knochenfische« (das. 1850); »Über die accessorischen Kiemenorgane der Clupaceen« (das. 1856); »Anatomische Mitteilungen über Mormyrus und Gymnarchus« (das. 1856); »Das vergleichend-anatomische Museum an der Wiener medizinischen Fakultät«, nebst Anhang: »Katalog der in der Privatsammlung des Herausgebers befindlichen Skelette, Gehörorgane und mikroskopischen Injektionsapparate« (das. 1865); »Cryptobranchus japonicus« (das. 1865); »Die Blutgefäße der menschlichen Nachgeburt« (das. 1870); »Cranium cryptae Metelicensis« (das. 1877); »Das Arabische und Hebräische in der Anatomie« (das. 1879); »Onomatologia anatomica: Geschichte und Kritik der anatomischen Sprache der Gegenwart« (das. 1880); »Die alten deutschen Kunstworte der Anatomie« (das. 1884). Die Entdeckung der gefäßlosen Herzen und der anangischen Netzhäute hielt H. selbst für seine beste Leistung. Er gründete in Mödling ein Waisenhaus für 140 Kinder, in Perchtoldsdorf eine Kinderbewahranstalt für 120 Kinder, außerdem Stipendien für Medizinstudierende.

Hyson (engl., spr. haiß'n, Haisan), eine Handelssorte des grünen Thees, s. Thee.

Hyssōpus *Rivin.* (Ysop), Gattung aus der Familie der Labiaten, mit der einzigen Art H. officinalis *L.* (echter Ysop), ein 30—60 cm hoher Halbstrauch mit besenartig gedrängten Ästen, sehr kurz gestielten, schmal lanzettlichen bis linealischen, ganzrandigen, 2,5—3,5 cm langen Blättern mit eingesenkten Drüschen. Die sechs- bis vielblütigen Scheinquirle bilden lockere, einseitswendige Ähren. Die Blüten sind blauviolett, rosa oder weiß mit lang herausragenden Staubgefäßen. Das Kraut riecht und schmeckt angenehm aromatisch, kaum bitterlich und liefert bei der Destillation 1 Proz. ätherisches Öl. Der Ysop findet sich in Südeuropa (bis in die Schweiz, Ungarn, Istrien) und Südsibirien, auch in Kaschmir, Kaukasien und Südrußland, wurde schon vor dem 12. Jahrh., wie noch jetzt, in Küchengärten kultiviert, dient wohl in Gärten auch zum Einfassen der Beete, ist in Süddeutschland hier und da verwildert und wurde früher als Magen- und Brustmittel angewendet.

Hystáspes (pers. Vashtaspa), Vater des pers. Königs Dareios I. (521—485 v. Chr.), drang in unbekannte Gegenden Oberindiens vor, erwarb sich dort bei den Brahmanen eine hohe Bildung und teilte dieselbe nach seiner Rückkehr den Magiern mit. Er war zuletzt Statthalter von Persis. Auch ein Sohn des Dareios I. hieß H. und nahm am Zug des Xerxes gegen die Griechen 481—480 teil.

Hysteralgie (griech.), Gebärmutterschmerz.

Hysteresis (griech., magnetische Trägheit, magnetische Reibung), eine auf der Koerzitivkraft beruhende Erscheinung, welche darin besteht, daß das Ansteigen der magnetischen Kraft eines Elektromagnets bei der allmählichen Steigerung des Stromes mit letzterer nicht gleichen Schritt hält, sondern etwas zurückbleibt, wie auch umgekehrt bei allmählicher Abnahme des Stromes der Magnetismus in jedem Augenblick etwas stärker ist, als der gleichzeitigen Stromstärke entspricht. Nach Warburg ist der von der S-förmigen Magnetisierungskurve eingeschlossene Raum ein Maß für die bei solchen Hin- und Hermagnetisierungen auftretenden Verluste, wie sie in den Eisenteilen der Wechselstrommaschinen, Transformatoren ꝛc. vorkommen.

Hysterie (griech., v. hystera, »Gebärmutter«, Mutterweh), eine Krankheit des Nervensystems, und zwar eine zentrale Neurose, bei der also keinerlei wahrnehmbare Veränderungen des Nervensystems gefunden werden, beruht auf physiologischen Modifikationen der Nerven, derart, daß sich allmählich eine abnorme Reflexerregbarkeit in der motorischen, sensibeln und psychischen Sphäre entwickelt. Da die H. im strengern Sinne nur beim weiblichen Geschlecht und zwar vorzugsweise von der Zeit der Pubertätsentwickelung an bis zum Erlöschen der Geschlechtsfunktionen beobachtet wird, und da in vielen Fällen Krankheiten der Geschlechtsorgane die H. begleiten, so hat sich die Ansicht gebildet, daß die H. eine von den Nerven der Geschlechtsorgane ausgehende Störung des gesamten Nervensystems sei. Bei vielen Fällen von H. trifft diese Ansicht allerdings vollkommen zu. Dagegen wäre es verfehlt, wenn man in allen Fällen, wo keine nachweisbaren Erkrankungen (namentlich chronische Entzündungen) der weiblichen Beckenorgane vorliegen, die H. von widernatürlicher Aufregung und Befriedigung des Geschlechtstriebs herleiten wollte. Das häufige Vorkommen der H. bei kinderlosen Frauen, jungen Witwen und alten Jungfern, zumal in den höhern Gesellschaftskreisen, ist weit mehr von psychischen als von körperlichen Einflüssen herzuleiten. Ähnliches gilt von dem häufigen Fall, daß Frauen hysterisch werden, welche an impotente Männer verheiratet sind. Überhaupt beruht die H. oft auf dem dunkeln Gefühl und dem niederschlagenden Bewußtsein eines verfehlten Lebens, wie es z. B. eintritt, wenn die Ehe nicht den gemütlichen Anforderungen entspricht, zu welchen die Frau berechtigt ist. Das häufige Vorkommen der H. bei Blutarmut und Bleichsucht, ohne daß die bisher aufgezählten ursachlichen Momente vor-

Digitized by

handen sind, ist ein Beweis dafür, daß die H. auf abnorme Ernährung des ganzen Nervensystems zurückzuführen ist. Es besteht bei den einzelnen Individuen eine sehr verschiedene Disposition zur H.; ja, es scheint sogar, als ob eine, sei es angeborne, sei es erworbene Anlage zur H. bei der Entstehung dieser Krankheit ebensosehr in die Wagschale fiele als die bisher erwähnten ursachlichen Einflüsse. Vor dem 12.—15. Jahr zeigen sich nur selten deutliche Spuren der H., auch im Alter wird die Krankheit selten beobachtet; wohl aber dauert die H. auch nach dem Erlöschen der Geschlechtsfunktionen in mäßigerm Grade fort. Nicht selten ist die Anlage zur H. ganz unverkennbar angeboren, und vom allergrößten Einfluß auf dieselbe ist die Lebensweise und die Erziehung. Dadurch, daß man die Kinder zum Fleiß und zur Selbstbeherrschung anleitet, daß man heranwachsende Mädchen nicht den ganzen Tag über stricken und nähen und ähnliche Arbeiten verrichten läßt, bei denen sie ihren Gedanken und Träumereien ungestört nachhängen können, daß man sie ferner vor schlechter Lektüre bewahrt, durch welche sie mit überspannten Ideen vertraut gemacht werden: dadurch wird man sie am besten vor der Gefahr schützen, später hysterisch zu werden.

Das Symptomenbild der H. ist dem größten Wechsel unterworfen. Die häufigsten Erscheinungen der H., welche fast nie fehlen, sind Sensibilitätsstörungen. Unter ihnen tritt namentlich die allgemein gesteigerte Empfindlichkeit hervor, welche Laien gewöhnlich als Nervenschwäche bezeichnen. Zuweilen äußert sich diese als ganz ungewöhnliche Schärfe der Sinne, namentlich des Geruchs und des Geschmacks, welche auf Menschen von niederer Bildungsstufe leicht den Eindruck des Wunderbaren macht und deshalb vielfach zu Betrügereien benutzt wird; häufiger gibt sie sich durch das Unbehagen zu erkennen, welches schon durch schwache Reizungen der Sinnesnerven Hysterischer hervorgebracht wird. Manche Hysterische dulden keine Blume im Zimmer, weil sie ihnen zu stark riecht; sie können das Tageslicht nicht ertragen und schließen daher die Läden der Fenster; sie verlangen, daß man sich nur leise flüsternd mit ihnen unterhalte, denn lautes Sprechen ist ihnen unerträglich, ꝛc. Zu dieser übergroßen Empfindlichkeit gesellen sich oft sogen. Idiosynkrasien. Gewisse Reize nämlich, welche Gesunden im höchsten Grade widerwärtig sind, verursachen durch ihre Qualität den Hysterischen ein Gefühl von Behagen, und umgekehrt werden Hysterische durch solche Eindrücke schwer verletzt, welche Gesunden angenehm sind. So lieben z. B. Hysterische zuweilen den Geruch verbrannter Federn, nehmen Asa foetida ohne Widerstreben zu sich, finden aber den Geruch des Veilchens unausstehlich. Ferner kommen bei der H. im Bereich der sensibeln Nerven auch Zustände wirklich krankhafter Erregung vor. Hierher gehören die verschiedenen Neuralgien, der Gesichtsschmerz, die Migräne, die Ischias ꝛc.; dann der heftige Schmerz, welcher an einer kleinen Stelle des Kopfes, gewöhnlich neben dem Scheitel, bei vielen Hysterischen vorkommt u. unter dem Namen Clavus hystericus (hysterischer Nagel) bekannt ist; ferner der fast nie fehlende Rückenschmerz u. endlich ein höchst eigentümliches Gelenkleiden (Arthropathia hysterica), welches in einer oft enormen Schmerzhaftigkeit des befallenen Gelenks besteht und wegen seiner Hartnäckigkeit leicht mit einer schweren Gelenkentzündung verwechselt werden könnte, wenn nicht das Fehlen anatomischer Veränderungen, mangelndes Fieber ꝛc. die Diagnose sicherte. Auch kommen krankhafte Erregungszustände an den Sinnesnerven vor: die Kranken klagen über einen bestimmten Geruch, einen bestimmten Geschmack, der sie nie verläßt, ꝛc. Merkwürdigerweise kommt neben diesen Erscheinungen auch Anästhesie, also abgestumpfte Empfindlichkeit, bald hier, bald da am Körper vor. So äußern manche Hysterische keine Schmerzempfindungen, wenn man sie an bestimmten Stellen kneipt, brennt oder sticht.

Wichtige und häufige Symptome der H. sind weiterhin gewisse krankhafte Schmerzempfindungen in den innern Organen. So klagen fast alle Hysterischen über Herzklopfen, viele über lästiges Pulsieren ihrer Schlagadern, obschon Herzschlag und Puls sich normal verhalten. Ebenso ist es mit dem Atmungsbedürfnis. Die Kranken klagen über heftige Beklemmung, obschon nicht die geringste Störung auf der Brust nachweisbar ist. Fast alle Hysterischen klagen, auch wenn ihre Verdauung ganz gut von statten geht, über Druck und Völle in der Magengegend, über Magen- und Kolikschmerzen und geben die abenteuerlichsten Schilderungen ihrer Empfindungen im Bauch. Dagegen sind abnorme Empfindungen der Geschlechtsteile seltener bei der H., als man erwarten möchte. Nicht minder zahlreich und mannigfach sind die Motilitätsstörungen bei der H. Am häufigsten stellen sie sich als hysterische Krämpfe dar. Das Bewußtsein ist während dieser Krämpfe niemals aufgehoben, und hierin liegt der Unterschied des hysterischen Krampfanfalles von dem epileptischen. Der vom Anfall überraschte Epileptiker wird z. B. ohne eine Spur von Abwehr gegen einen rotglühenden Ofen fallen und an demselben liegen bleiben, wie er gefallen ist, während die hysterische Person trotz des Anfalles den glühenden Ofen geschickt vermeidet. Die Krämpfe erscheinen bald nur als vereinzelte Zuckungen, bald erstrecken sie sich fast über den ganzen Körper und bieten ganz das Bild der epileptischen Krämpfe dar. Auch starrkrampfähnliche Zustände kommen bei H. vor, und die sogen. Lach-, Wein- und Gähnkrämpfe, welche überhaupt keine eigentlichen Krämpfe sind, sind dabei etwas ganz Gewöhnliches. Ferner gehören hierher der hysterische Husten und die krampfhafte Zusammenziehung des Schlundes, welche bei den Kranken die Empfindung erweckt, als steige eine Kugel von der Magengrube gegen die Kehle hinauf (hysterische Kugel, globus hystericus). Neben den Krämpfen kommen hysterische Lähmungen vor. Bald betreffen sie nur einen Arm, ein Bein, bald auch eine ganze Körperhälfte. Die hysterischen Lähmungen gehen oft schnell vorüber, wechseln ihren Sitz ꝛc. Bei schwerer H. besteht eine Neigung der Muskulatur zu Kontrakturen. Schon auf leichte Reize hin entstehen an den Extremitäten in jeder Stellung außerordentlich starke Kontrakturen, die nicht wie organische Kontrakturen im Schlaf, sondern nur in tiefster Narkose nachlassen, sich aber beim Erwachen aus derselben sofort wieder einstellen. Auffallend ist an Hysterischen die ungleiche Blutverteilung im Körper: die meisten Kranken haben beständig kalte Hände und Füße, über das Antlitz aber ergießt sich oft eine brennende, schnell vorübergehende Röte. Bei der H. kommt ferner eine periodische Steigerung der Harnabsonderung vor, der Harn ist dann dünn und blaß. Die letztern Erscheinungen sind Beweis dafür, daß auch die Gefäßnerven bei der H. mit betroffen sind. Die eigentlichen Seelenstörungen bei H. sind ausgezeichnet durch die lebhafte Empfindung, die durch kleine Anlässe sich zu exzentrischen Äußerungen der Freude oder des Schmerzes steigert, und vor allem durch die Oberflächlichkeit aller Eindrücke, durch den raschen

Digitized by Google

Wechsel der Stimmungen, der Gelüste, der Einbildungen. Es besteht ein Drang, sich wichtig und interessant zu machen, von körperlichen Leiden übertriebene Schilderungen zu entwerfen, Ärzte und Umgebung zu täuschen (Verschlucken von Nadeln, Stigmatisieren, Selbstverletzungen). Ferner leidet die Gedächtnistreue bei Wiedergabe erlebter oder gehörter Ereignisse, wobei die erregbare Phantasie u. nicht selten Zwangsvorstellungen mitwirken, so daß die Kranken als Lügner erscheinen.

Verlauf u. Dauer der H. sind an keine bestimmte Regel gebunden, die Krankheit kann Jahrzehnte hindurch in wechselnder Stärke bestehen; in den klimakterischen Jahren aber pflegt sie nachzulassen. Die H. ist heilbar, aber viele Fälle trotzen jeder Behandlung und werden kaum vorübergehend gebessert. Daß die Anlage zur H. durch eine vernünftige Erziehung und Lebensweise fern gehalten werden kann, wurde bereits oben erwähnt. Ist die Krankheit aber ausgebrochen, so wird zunächst den etwaigen Veranlassungen der H. nachzuforschen und auf Beseitigung derselben zu denken sein. Demnach werden Störungen an den Geschlechtsorganen örtlich zu behandeln, Blutarmut und Bleichsucht durch Eisen- und Chinapräparate zu bekämpfen, psychische Affekte schädlicher Art zu verhüten sein ꝛc. In vielen Fällen ist eine durchgreifende Änderung der ganzen Lebensweise und der Ernährung, die Entfernung aus den gewohnten Verhältnissen von Erfolg, wobei denn Kaltwasserkuren, Seeaufenthalt, Seebäder von Nutzen sein können. Nicht mehr ganz die wichtige Rolle, wie früher, spielen die Nervina (Bibergeil, Baldrian, Asa foetida), sind aber nicht zu entbehren. Bromkalium und Morphium sind zuweilen bei Erregungszuständen chronischer H. im Klimakterium von guter Wirkung. Von der allergrößten Bedeutung ist jedoch die psychische Behandlung der H., über welche sich keine allgemeinen Regeln aufstellen lassen, welche oft aber nur in einer Anstalt vor sich gehen kann. Unter dem Eindruck der veränderten Wahrnehmungen in der Heilanstalt, der liebevollen und heitern Sicherheit des Arztes, dessen Überzeugung von der Gefahrlosigkeit und raschen Heilbarkeit der Neurose sich bald auf den Kranken überträgt, bei der Fernhaltung aller Erregungen des Gemütes und bei der Anwendung aller kräftigenden Heilmittel (Massage, allgemeine Elektrisation, Hydrotherapie) sieht man die schwersten Formen akuter H. in wenigen Monaten heilen. Als Behandlungsmethode der H. in Anstalten wird seit einigen Jahren die Mastkur nach Weir-Mitchell (auch Playfairsche Kur genannt) mit gutem Erfolg angewendet; sie beruht auf der Vereinigung der Isolierung in absoluter Ruhe mit einer systematischen Anwendung von Massage und allgemeiner Faradisation; eine geschulte Wärterin ist hierbei so wenig zu entbehren wie die ständige Beeinflussung von seiten des Arztes. Unter den Hilfswirkungen sind neben Massage und Elektrizität auch die andern therapeutischen Methoden nicht zu vernachlässigen. Man thut am besten, nach einer 4—8 Wochen langen Bettruhe Hydrotherapie und Gymnastik anzuwenden und zu ausgiebiger Bewegung anzuleiten. Bei H. ist der Erfolg häufig ein zauberhafter und bleibender. Über die Behandlung hysterischer Lähmungen vgl. Metalloskopie. Vgl. Valentiner, Die H. und ihre Heilung (Erlang. 1852); Amann, Über den Einfluß der weiblichen Geschlechtskrankheiten auf das Nervensystem mit besonderer Berücksichtigung der H. (2. Aufl., das. 1874); Jolly, H. und Hypochondrie (in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Bd. 12; 2. Aufl., Leipz. 1877).

Hystērisch, an Hysterie (s. d.) leidend.

Hysterische Kugel | **Hysterischer Nagel** } s. Hysterie, S. 132.

Hysterisches Gelenkleiden, s. Gelenkneurose.

Hysterium, s. Lophodermium. [S. 545.

Hysterocēle (griech.), Gebärmutterbruch, s. Bruch,

Hysteromanīe (griech.), soviel wie Nymphomanie, krankhaft gesteigerte geschlechtliche Erregung bei Frauen.

Hýstĕron prótĕron (griech., »das Hinterste zuvorderst«, Hysterologie), Redefigur, bei welcher die natürliche Ordnung der Rede umgekehrt, d. h. ein Wort oder ein Satz einem andern, dem er nach Zeitfolge und Logik nachstehen sollte, vorangestellt wird (z. B. bei Vergil: »Laßt uns sterben und uns mitten in die Feinde stürzen«). In der Logik heißt H. ein Schluß- oder Beweisfehler, bei dem die natürliche Ordnung verkehrt, d. h. aus dem zu Folgernden gefolgert oder aus dem zu Beweisenden bewiesen wird (petitio principii, Kreis- oder Zirkelbeweis). S. Beweis, S. 951.

Hysteropexīe (griech.), s. Gebärmutterkrankheiten.

Hysterophōr (griech.), Gebärmutterhalter, Instrument zum Stützen der gesenkten Gebärmutter.

Hysterophyten (im allgemeinen Schmarotzergewächse), im natürlichen System Eichlers eine Pflanzengruppe, die aus den Familien der Aristolochiaceen, Rafflesiaceen, Santalaceen, Loranthaceen und Balanophoraceen besteht und im System Englers zu den Santalalen und Aristolochialen gestellt wird.

Hysteroskopīe (griech.), Untersuchung der Gebärmutter mittels des Gebärmutterspiegels.

Hysterotomīe (griech.), Erweiterung des Gebärmutterhalses durch Einschnitte, auch soviel wie Kaiserschnitt (s. d.).

Hystricidae (Stachelschweine), eine Familie der Nagetiere (s. d.); Hystrichinae, die echten Stachelschweine, eine Unterfamilie der H.

Hystricismus (griech., Ichthyosis hystrix), der höchste Grad der Fischschuppenkrankheit (s. d.).

Hystrix, das Stachelschwein.

Hythe (spr. haidh), alte Stadt in der engl. Grafschaft Kent, am östlichen Ende der Marsch von Romney (s. d.), einer der sogen. Cinque Ports (s. d.), aber jetzt durch einen Kieselstrand vom Meer abgeschnitten, hat eine alte Kirche mit merkwürdiger Krypta, eine Militärschießschule und (1891) 4347 Einw. Östlich davon Shorncliffe, mit stehendem Lager; 1½ km nördlich die Ruinen von Saltwood Castle (14. Jahrh.).

Digitized by Google

I.

I, i, lat. **I, i,** Vokal, im griech. Alphabet Jota genannt. Das entsprechende phönikische Zeichen drückte den Halbvokal j aus; aber die Griechen, welche diesen Laut in ihrer Sprache nicht besaßen, erhoben ihr Jota zum Zeichen für den Vokal i und gaben ihm in ihrem Alphabet die neunte Stelle, die er auch im lateinischen und deutschen Alphabet behauptet hat. Die Aussprache des i, des hellsten der Vokale, kommt dadurch zu stande, daß der Stimmton durch eine Art von kurzem Ansatzrohr durchstreicht, das nach hinten durch starkes Emporheben des Kehlkopfes, nach vorn durch Wölbung der Zunge nach oben, so daß sie sich dem Gaumen nähert, und durch Zurückziehen der Mundwinkel gebildet wird (vgl. die Abbildung beim Art. »Sprache«). Im englischen Alphabet ist i wie ai zu sprechen, doch hat das englische kurze i, z. B. in mill, den Laut des unsrigen. Geschichtlich betrachtet ist i im Deutschen und so auch in vielen andern Sprachen häufig der Vertreter eines ältern e, z. B. in sieben, lat. septem.

Abkürzungen.

Als Zahlzeichen ist im Griechischen *Ι* = 9, *ι* = 900, im Lateinischen I = 1, woraus alle größern Ziffern bis zu einem höhern Zahlzeichen entstehen. Steht I vor C oder M, so drückt es so viele Hunderte, Tausende aus, z. B. IIC = 200, IIIM = 3000. In Inschriften steht I häufig für Imperator. Als Münzzeichen bedeutet I (oder J) auf ältern französischen Münzen die Stadt Limoges, auf den neuen deutschen Reichsmünzen Hamburg.

I. C. = Julius Cäsar, häufiger = Jesus Christus, z. B. **I. C. D.** = **Jesu Christo Duce**, »unter Leitung Jesu Christi«; **I. C. T.** = **Jesu Christo Tutore**, »unter dem Schutze Jesu Christi«.

I. C. N. = **in Christi nomine** (lat.), »in Christi Namen«.

I. C. S., in England = **Indian Civil Service**.

I. D. A. = **Immortalis Dei auspicio** oder **auxilio**, »unter dem Schutze (mit Hilfe) des unsterblichen Gottes«.

i. e. = **id est**, »das ist, das heißt«.

i. f. = **ipse fecit** (lat.), »er selbst hat es gemacht«.

I. H. S. (für das griech. *Ι Η Σ*), die drei ersten Buchstaben des Namens Jesus, besonders als Inschrift an den Profeßhäusern der Jesuiten, mit mehrfachen Umdeutungen, z. B.: **Jesus Hominum Salvator** (»Jesus, der Menschen Heiland«), oder: **Jesus Hortator Sanctorum** (»Jesus, Ermahner der Heiligen«) oder: **In Hoc Salus** (»in Ihm ist Heil«).

i. L. = im Lichten.

I. L. F., in England = **Indian Local Forces**; desgl. **I. M. D.** (oder **S.**) = **Indian Medical Department** (oder **Service**); **I. M. E.** = **Institution of Mechanical Engineers**; **I. N.** = **Indian Navy**.

I. N. D. (C.) = **in nomine Dei** oder **Domini** (**Christi**), »im Namen Gottes« oder »des Herrn (Christi)«.

I. N. J. = **in nomine Jesu** (lat.), »in Jesu Namen«.

I. N. R. I. = **Jesus Nazarenus Rex Judaeorum** (s. d.). Auch als Losung der Karbonari: **Justum necare reges Italiae** (»recht ist's, Italiens Könige zu töten«).

I. N. S. T. = **in nomine Sanctae Trinitatis** (lat.), »im Namen der heiligen Dreieinigkeit«.

I. O. O. F. = **Independent Order of Odd Fellows** (s. »Odd Fellows«).

i. p. i. = **in partibus infidelium** (s. »In partibus«).

i. q. = **id quod** (lat.), »das oder dasselbe was«; **i. q. e. d.** = **id quod erat demonstrandum**, »was zu beweisen war«.

I. R. O. in England = **Inland Revenue Office**, »Steueramt«.

I. U. D. = **Juris utriusque Doctor** (s. d.).

Ia., Abkürzung von Jowa (Staat); als kaufmänn. Abkürzung s. v. w. prima (Primaqualität ꝛc.).

Iakchos, Name des Dionysos (s. d.) in den Eleusinischen Mysterien. Als solcher heißt er Sohn oder Gemahl der Demeter oder Sohn der Persephone. Auch das dem Gott zu Ehren gesungene Lied hieß I. Vgl. Höfer in Roschers »Lexikon der griechischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 1, ff.

Ialĕmos (griech.), Klage-, Trauergesang; erscheint im Mythus personifiziert als Sohn des Apollon und der Muse Kalliope und als Erfinder und Vorsteher jener Gesänge.

Jambe, die thrakische Magd des Keleos zu Eleusis, auch Tochter des Pan und der Echo genannt, die die um ihre Tochter Proserpina trauernde Göttin Demeter durch lustige Possen zu erheitern und zum Genuß von Speise und Trank zu bewegen vermochte. Auf sie führte man den Brauch improvisierter Spott- und Scherzreden (iambos) bei den ländlichen Demeterfesten zurück, aus denen man die Jambendichtung herleitete.

Jambelĕgos, in der antiken Metrik ein aus einem iambischen Bestandteil und einem daktylischen Penthemimeres (s. d.) zusammengesetzter Vers, wie das von Horaz in der 13. Epode angewendete Versmaß: ⏓ –́ ⏑ – ⏓ –́ ⏑ – ‖ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́, die Umkehrung des Elegiambos.

Jambendichtung (iambische Poesie), in der griech. Litteratur eine der Übergangsstufen vom Epos zur Lyrik, ging hervor aus den improvisierten Scherz- und Spottreden der Demeterfeste (s. Jambe) und erhielt ihre Ausbildung durch Archilochos (um 650 v. Chr.), Simonides von Amorgos (um 625) und Hipponax (um 540). Ihrem Ursprung gemäß war sie hauptsächlich Spott- und Streitgedicht, daher auch Solon Jamben zur Abwehr seiner politischen Gegner dichtete. Ihre Hauptformen sind der iambische Trimeter und der trochäische Tetrameter und deren Abart, der von Hipponax erfundene Choliambus (s. Skazon), der später von Herodas für seine Lebensbilder (Mimiamben, s. Mimus) und neben dem Trimeter als metrische Form der Äsopischen Fabel verwendet wurde. — Bei den Römern fand die J. seit Mitte des 1. Jahrh. Eingang und Ausbildung namentlich durch Catull und Horaz.

Iambes (spr. längb'), franz. Ausdruck für Jamben, s. Jambus.

Jamblichos, 1) griech. Schriftsteller des 2. Jahrh. n. Chr., aus Syrien, verfaßte einen »Babylonische Geschichten« betitelten Roman von der Liebesgeschichte des Rhodanes und der Sinonis, voller seltsamer Abenteuer, in denen Magie eine bedeutende Rolle spielte. Wir besitzen nur von einem Teil des Werkes einen Auszug des Photios (in Herchers »Scriptores erotici graeci«, Bd. 1, Leipz. 1858). Vgl. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer (Leipz. 1876).

2) Neuplatonischer Philosoph, gest. um 333, aus Chalkis in Cölesyrien, wurde von seinen Lehrern Anatolios und Porphyrios in die Philosophie eingeführt, die sich bei ihm theoretisch zur Dämonologie, praktisch zur Theurgie gestaltete. Jene enthielt die Lehre von dem Wesen und den Klassen der Geister sowie von der Art und Weise ihres Erscheinens und Wirkens, indem der Aberglaube spekulativ begründet werden sollte, diese die Mittel, sich durch geheimnisvolle Handlungen und Symbole ihres Einflusses zu bemächtigen und gleichsam die Götter auf die Erde herabzuziehen. Um dieser magischen Kunst willen wurde J. für einen Wunderthäter gehalten und von seinen Schülern als »göttlicher und wundervoller Lehrer« verehrt. Sein Hauptwerk in

Digitized by Google

10 Büchern, von welchen 5 erhalten sind (das erste, über das Leben des Pythagoras, hrsg. von Nauck, Leipz. 1884; das zweite, »Ermahnungsrede zur Philosophie«, größtenteils eine Zusammenstellung von Exzerpten aus alten griech. Klassikern, hrsg. von Kießling, das. 1813, u. von Pistelli, »Iamblichi Protrecticus«, das. 1888; das dritte, über das gemeine mathematische Wissen, hrsg. von Villoison, Kopenh. 1790; das vierte, über des Nikomachos arithmetische Einleitung, hrsg. von Tennullius, Arnh. 1668; das siebente, die Theologumena der Arithmetik, hrsg. von Ast, Leipz. 1817), behandelt die Pythagoreische Lehre und Schule, mit welcher er die neuplatonische zu verschmelzen suchte. Zugeschrieben wird ihm eine dem ägyptischen Priester Abammon in den Mund gelegte Antwort auf ein Schreiben des Porphyrios an dessen Schüler Anebon: »De mysteriis Aegyptiorum« (hrsg. von Parthey, Berl. 1857), worin die Übervernünftigkeit aller Götter überhaupt gelehrt und eine »drastische Homose« gepriesen wird, d. h. eine innige Vereinigung des menschlichen mit dem göttlichen Wesen, die nicht auf dem Wege der Vernunft, sondern nur mittels (den Priestern allein überlieferter) mystischer Wörter u. Symbole zu erlangen sei.

Jambographen, Bezeichnung für die Vertreter der Jambendichtung (s. d.).

Jambus (griech.), aus einer kurzen und einer darauf folgenden langen Silbe (⏑ –) bestehender Versfuß, bei den Griechen ursprünglich das Grundelement der volkstümlichen Spott- und Streitgedichte (daher J. auch soviel wie Schmähgedicht; s. Jambendichtung). Von den verschiedenen iambischen Versgattungen, in denen unter gewissen Bedingungen Ersatz des J. durch Spondeen und Anapäste statthaft ist, übernahmen die griechischen und nach ihnen die römischen Dramatiker für den Dialog den sechsfüßigen J., den sogen. Trimeter oder Senar (s. d.; über den französischen iambischen Sechsfüßler s. Alexandriner), die Komödiendichter außerdem den achtfüßigen J. oder Tetrameter (s. d.) Der J. spielt namentlich im Deutschen in allen Zweigen der Dichtkunst eine Hauptrolle. Vielseitige Verwendung hat der drei- und vierfüßige J., katalektisch und hyperkatalektisch:

⏑ – ⏑ – ⏑ – (⏑) ‖ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ – (⏑)

oder beide vereinigt:

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑ –

⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏑

Letztere Verbindung des drei- und vierfüßigen J. mit wechselnden männlichen und weiblichen Reimen eignet sich vorzugsweise zum Träger des sangbaren Liedes sowie der ruhigen Reflexion, wie zahlreiche Sinnsprüche von Schiller, Rückert, Bodenstedt, Kinkel u. a. beweisen. Auch in ihren Balladen haben sich Goethe, Schiller u. a. sowie Neuere zu größern epischen Dichtungen vielfach des vierfüßigen J. bedient; er ist verwandt mit dem Vers mit vier Hebungen, der schon im Mittelalter und mit gewissen Änderungen auch im 16. Jahrhundert für die epische Erzählung bei deutschen Dichtern allgemein im Gebrauch war. Durch die erlaubte Beimischung von Anapästen wird ihm ein bewegterer Charakter erteilt. Am schlagendsten tritt das Charakteristische des iambischen Metrums hervor im fünffüßigen J., der für das lyrisch-didaktische Gedicht, das Epos und das Drama gleichmäßig geeignet ist. Lebendigkeit, Spannung und Energie, dazu bei richtiger Behandlung hinlängliche Elastizität, um nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, zeichnen ihn aus und befähigen ihn vorzugsweise zum Ausdruck des dramatischen Affekts. Die Deutschen haben den reimlosen Fünffüßler von den englischen Dramatikern und Epikern überkommen (s. Blank verse); nicht nur Shakespeares, Massingers, Beaumonts und Fletchers sowie Addisons, Congreves u. a. Dramen, sondern auch Miltons »Verlornes Paradies«, Glovers »Leonidas«, Thomsons »Jahreszeiten« &c. sind in demselben gedichtet. In Deutschland wagte der Kasseler Arzt Johannes Rhenanus in seiner Übersetzung von Brewers »Lingua« (1613) den ersten Versuch. Doch wurde seit Opitz der Alexandriner auch für das Drama die herrschende Versform. Nachdem im Laufe des 18. Jahrh. mehrere Dichter die Einbürgerung des fünffüßigen J. im Drama ohne nachhaltigen Erfolg versucht hatten, gab Lessing den Ausschlag, indem er dies Versmaß in mehreren Entwürfen aus den 50er Jahren anwendete und seine Freunde Brawe und Chr. F. Weiße veranlaßte, ein gleiches zu thun. Das erste klassische Drama in fünffüßigen Jamben ist Lessings »Nathan« (1779). Die Behandlung des fünffüßigen J. von seiten unsrer Klassiker ist verschieden (vgl. Zarncke, Über den fünffüßigen J. mit besonderer Berücksichtigung auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller u. Goethe, 1865). Jedenfalls verträgt er nicht nur, sondern er erfordert geradezu häufige Enjambements und die Abwechselung mit Anapästen und Spondeen; auch ist der freieste Wechsel der Cäsuren, selbst Cäsurlosigkeit für den modernen dramatischen Fünffüßler erlaubt. Für das Epos ist der reimlose J. in Deutschland nicht gebräuchlich geworden. Dagegen bildet der fünffüßige J. in Verbindung mit dem Reim die Grundlage der mannigfachen italienischen Strophenbildungen, welche sich mit ihren wohllautenden Formen auch in der deutschen Dichtkunst eingebürgert haben: Sonett, Ottave Rime (Stanze), Terzine, Kanzone &c. Vgl. Sauer, Über den fünffüßigen J. vor Lessings Nathan (Wien 1878), Minor, Neuhochdeutsche Metrik (Straßb. 1893). — Die Franzosen nennen Iambes (spr. jängb') eine Dichtungsform, die einen Alexandriner mit einem achtsilbigen Vers abwechseln läßt. Die ersten Gedichte dieser Form rühren von André Chénier, die berühmtesten von Aug. Barbier her.

Jamos, Sohn des Apollon und der Euadne, nach seiner Aussetzung durch Apolls Fürsorge von zwei Schlangen mit Honig genährt, mythischer Stammvater der Jamiden, einer Weissagerfamilie zu Olympia.

Janeira, s. Kapaneus.

Japetos, in der griech. Mythologie Sohn des Uranos und der Gäa, einer der Titanen, vermählte sich mit Klymene (oder Asia, oder Libye), der Tochter seines Bruders Okeanos, und ward von ihr Vater des Atlas, Prometheus, Epimetheus und Menötios. Nach Homer sitzt er mit Kronos im Tartaros gefangen. Als Vater des Prometheus steht er an der Spitze der hellenischen Stammtafel. Seine Nachkommen heißen Japetiden. Der Name wird von Japhet, dem Sohne Noahs, untrennbar sein. Vgl. Völcker, Mythologie des Japetischen Geschlechts (Gießen 1824).

Japyder (Japudes), im Altertum eine illyr. Völkerschaft im Gebiet des Colapis (Kulpa) in Pannonien, wurde teils 129 v. Chr., teils erst unter Augustus von den Römern unterworfen.

Japygia, im weitern Sinne das südöstliche Unteritalien vom Berge Garganus an bis zum Vorgebirge Japygium (jetzt Capo Santa Maria di Leuca); im engern Sinne die südöstlichste Halbinsel, also soviel wie Kalabrien, das von den Japygen (lat. Apuli), einem von den übrigen Bewohnern Altitaliens verschiedenen

Digitized by Google

Volksstamm, bewohnt war. Von ihrer dem Illyrischen verwandten Sprache haben sich Reste in den sogen. Messapischen Inschriften erhalten (s. Messapier).

Jarbas, sagenhafter König in Libyen, s. Dido.

Jas (griech.), Bezeichnung der ionischen Mundart bei den griechischen Grammatikern, s. Griechische Sprache, S. 974.

Jasion (Jasios), nach griech. Mythus Liebling der Demeter, mit der er in Kreta (oder Samothrake) den Plutos erzeugte, weswegen ihn Zeus mit dem Blitz tötete.

Jason, in der griechischen Heroensage Sohn des Äson, Königs von Jolkos in Thessalien, hatte den Kentauren Cheiron zum Lehrer, wohnte als Jüngling der kalydonischen Jagd bei und gab dann die Veranlassung zum Argonautenzug. Pelias hatte nämlich seinem Halbbruder Äson die Herrschaft entrissen und dieser kaum seinen Knaben den Nachstellungen des Tyrannen entziehen können. Als J. zum Jüngling herangewachsen war, stellte er sich seinem Oheim Pelias vor, und zwar kam er mit nur einer Sandale, da er die andre beim Durchschreiten eines Flusses verloren hatte. Der Oheim, welchen das Orakel vor dem Einschuhigen gewarnt hatte, trug ihm daher, um ihn zu entfernen, die Fahrt nach dem Goldenen Vlies auf unter dem Vorwand, er selbst würde das Unternehmen ausführen, wenn er sich nicht zu alt fühlte; wenn J. es glücklich zu stande bringe, so sei er zur Rückgabe der Herrschaft an ihn bereit (das Weitere s. Argonauten). Was Jasons spätere Schicksale anlangt, so soll er, durch die Rache der Medeia (s. d.) zur Verzweiflung gebracht, sich selbst getötet, nach andern aber ein heimatloses Leben geführt haben und, als er sich unter das Hinterteil des Schiffes Argo schlafen gelegt hatte, von einem herabfallenden Balken erschlagen worden sein. In Kunstwerken ist die Bändigung der Stiere, der Raub des Vlieses und die Vermählung des Jason mit Glauke (oder Kreusa) nicht selten. Vgl. Seeliger in Roschers »Lexikon der griechischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 63 ff.

Jâtrik (griech.), soviel wie Jatrotechnik.

Jatrochemie (Chemiatrie, griech.), altes medizinisches System, das sämtliche Vorgänge im Körper und die Wirkungen der Heilmittel auf chemische Prozesse zurückführte. Es wurde von Paracelsus und van Helmont vorbereitet, von Sylvius und Stahl ausgebildet. S. Chemie, S. 1047, und Medizin.

Jatromathematik (Jatromechanik, Jatrophysik), altes medizin. System, welches das Leben aus den Gesetzen der Statik und Hydraulik begreifen und die Medizin als einen Teil der angewandten Mathematik und mechanischen Physik behandelt wissen wollte.

Jatrós, Name des Heros-Arztes Aristomachos in Athen.

Jatrotéchnik (griech.), praktische Heilkunst, besonders Wundarzneikunst.

Ib., Abkürzung für ibidem (s. d.).

Ibabao, Insel, s. Samar.

Ibach, Johannes Adolf, Pianofortefabrikant, geb. 20. Okt. 1766, gest. 14. Sept. 1848, begründete 1794 in Barmen eine Pianofortefabrik und Orgelbauanstalt, in welche 1834 sein ältester Sohn, C. Rudolf (gest. 1862), u. 1839 sein zweiter Sohn, Richard (gest. 1888), als Teilhaber eintraten. Letzterer übernahm 1869 den Orgelbau für alleinige Rechnung, und Rudolf, ältester Sohn des erstern, führte die Pianofortefabrik, die unter seiner Leitung eine der bedeutendsten Deutschlands geworden ist und unter der Firma Rud. Ibach Sohn gegenwärtig in drei Anstalten (Barmen, Schwelm und Köln) blüht. Ein dritter Sohn des Begründers, Gustav, begründete 1862 eine eigne Fabrik. Seit Rudolf Ibachs Tode (2. Aug. 1892) wird die alte Pianofortefabrik von seiner Witwe und seinen Söhnen Rudolf, Max und Hans unter der unveränderten Firma Rud. Ibach Sohn weitergeführt.

Ibadan, Haupthandelsplatz der westafrikanischen Landschaft Joruba (Oberguinea), 53 km nördlich von Abeokuta, besteht aus einer Anzahl von Dörfern, die ihre besondere Verwaltung haben, aber von einer einzigen Mauer umschlossen werden, mit 100,000 Einw., darunter viele Mohammedaner.

Ibagué (spr. -gē), Hauptstadt des Depart. Tolima der südamerikan. Republik Kolumbien, nahe dem Rio Combeima, an der Straße zum Quindiupaß (s. d.), 1230 m ü. M., mit höherer Schule, Schwefel-, Silber- und Zinnobergruben, einer heißen Quelle und (1892) 18,000 Einw., darunter viele Lastträger (Cargueras), und lebhaftem Handel mit Vieh, Kakao, Zucker und Kaffee. J. wurde 1550 gegründet und war 1854 Hauptstadt der Republik.

Ibañez (spr. iwánjeß), Carlos, Marquis von Mulhacén, Geodät, geb. 1825 in Barcelona, gest. 29. Jan. 1891 in Nizza, trat frühzeitig in die Genie-Akademie der spanischen Armee zu Guadalajara und dann in das Ingenieurkorps. Als die Regierung die Herstellung einer großen topographischen Karte von Spanien beschloß, wurden 1852 die Hauptleute J. und Saavedra mit den Vorarbeiten dazu betraut. Mit einem nach ihren Angaben von Brunner in Paris gefertigten Maßstabe (Strichmaß) ermittelten sie mit einer bis dahin nicht erreichten Genauigkeit die Länge einer Grundlinie von 15 km in der Mancha. Später (1865—68) wurden auch auf den Balearen drei Grundlinien gemessen. Nach Saavedras Eintritt ins Ministerium als Direktor der öffentlichen Arbeiten stand J. allein an der Spitze der geodätischen Arbeiten in Spanien und organisierte in dieser Stellung das geodätische und statistische Institut des Königreichs. Die geodätischen Arbeiten in Spanien schlossen sich eng an die 1861 vom General Baeyer angeregte europäische Gradmessung, die sehr bald zur internationalen Erdmessung erweitert wurde. Im Zusammenhang damit stand die 1879 von J. und Perrier ausgeführte Verlängerung der großen französischen Meridianmessung bis nach Algier. Nach Baeyers Tode wurde J. zum Präsidenten des permanenten Komités der Erdmessung gewählt, seit 1870 war er auch Mitglied und seit 1872 Präsident der internationalen Maß- und Gewichtskommission. Außer zahlreichen Berichten in den Schriften der spanischen Landesaufnahme (7 Bde.) und der internationalen Erdmessung veröffentlichte J. 1888 ein »Tableau géographique et statistique de l'Espagne« (mit einer Karte im Maßstab 1:500,000).

Ibar, rechter Nebenfluß der Morawa in Serbien, entspringt im Sandschak Novipasar, verfolgt anfangs nordöstliche, dann östliche Richtung und wendet sich erst bei Mitrowitza, wo er sich mit der Sitnitza vereinigt, nach N. Er nimmt dann links die Raschka auf und mündet wenige Kilometer unterhalb Kraljewo.

Ibarra (San Miguel de J.), Hauptstadt der Provinz Imbabura in der südamerikan. Republik Ecuador, 2225 m ü. M. auf einer schönen Ebene am Nordfuß des Vulkans Imbabura (4582 m), unter 0° 21' nördl. Br., hat eine höhere Schule, ein Hospital, Woll- und Baumwollweberei und 13,000 Einw. J. wurde 1597 gegründet und 16. Aug. 1868 gänzlich zerstört

Digitized by Google

durch ein Erdbeben, durch das 30,000 Menschen im Distrikt umkamen.

Ibarra, Joachim, Buchdrucker, geb. 1725 in Saragossa, gest. 23. Nov. 1785 in Madrid, wurde für seine Verdienste um die Buchdruckerkunst von Karl III. zum Hofbuchdrucker ernannt. Obwohl er nie außerhalb seines Vaterlandes war und somit alle Verbesserungen selbst zu erfinden oder seinen Bedürfnissen anzupassen hatte, stellte er seine Arbeiten doch in so hoher Vollendung her, daß sie denen der Didot, Bodoni u. a. gleich geachtet werden. Seine Bibelausgabe, das mozarabische Missale, Don Quichotte (1780, 4 Bde., mit Kupfern), Geschichte Spaniens von Mariana (1780, 2 Bde.), übersetzung des Sallust (1772) sind die geschätztesten Leistungen seiner Pressen. Seine Witwe, die das Geschäft fortsetzte, hat 1803 ein bedeutendes Wörterbuch der spanischen Sprache herausgegeben.

Ibbenbüren, Stadt im preuß. Regbez. Münster, Kreis Tecklenburg, an der Aa und am Fuße des Schafbergs sowie an der Linie Löhne-Rheine der Preußischen Staatsbahn, hat eine katholische und eine evang. Pfarrkirche, eine königliche Berginspektion, Bergbau auf Steinkohlen (575 Arbeiter), Rasenerz u. Eisenstein, Steinbrüche (450 Arbeiter), Baumwollweberei, Glashütten, Stärke- u. Maschinenfabrikation, Dampf- und Sägemühlen, Ockerschlämmerei, Branntweinbrennerei und (1890) 4332 Einw., davon 1858 Evangelische und 73 Juden. Dabei die Landgemeinde J. (mit 5746 Einw.). Das Ibbenbürener Steinkohlengebirge erhebt sich, einer Insel gleich, im nördlichen Westfalen zwischen den äußersten Ausläufern des nordwestdeutschen Gebirgssystems bis zu einer Höhe von 175 m und liefert einen jährlichen Ertrag von etwa 2 Mill. Doppelzentnern Kohlen. — J. gehörte früher zur Grafschaft Lingen und kam 1702 an Preußen; es wurde 1721 zur Stadt erhoben.

Ibea (spr. eibia), engl. Bezeichnung für Britisch-Ostafrika (s. d.), nach den Anfangsbuchstaben von Imperial British East-Africa.

Ibenhorst, Oberförsterei im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Heydekrug, unweit des Kurischen Haffs, hat 50 Einw. In den dortigen, 6276 Hektar umfassenden Forsten werden in sumpfigen Erlenbeständen Elentiere gehalten (s. Elen).

Ibērer, s. Iberien.

Iberger Kalk, ein mehr oder weniger ungeschichteter, an Korallen reicher Riffkalk in der obern Devonischen Formation (s. d.) des Harzes, insbes. bei Iberg.

Ibericum Mare, lat. Name für den westlichsten Teil des Mittelmeeres zwischen Spanien und Afrika.

Iberien, 1) bei den Alten das fruchtbare obere Gebiet des Flusses Cyrus (Kur), das jetzige Georgien, grenzte im W. an Kolchis, im N. an den Kaukasus, im O. an Albanien, im S. an Armenien und brachte Getreide in Menge, Öl und guten Wein hervor. Die Einwohner, welche ihr Land Kharthli nannten, nicht-indogermanischen Stammes und Vorfahren der heutigen Georgier, hießen bei den Griechen und Römern Iberes oder Iberi, waren friedlich und zivilisiert und lassen arische (medische) Einflüsse erkennen. Ihre Hauptbeschäftigung war der Ackerbau, ihr Kultus, wie der medische, Sonnendienst. Des Aramazi (Ahuramazda) Tempel stand in Harmastica (Trümmer unweit Tiflis). Streng waren bei ihnen die vier Kasten der Adligen, Priester, Krieger u. bäuerlichen Sklaven geschieden. Bekannter ward J. erst durch den Feldzug des Pompejus in den kaukasischen Ländern (65 v. Chr.) und durch den Bericht seines Geheimschreibers Theophanes, aus welchem alle uns erhaltenen Autoren schöpften. Später, namentlich seit Trajan, stand J. unter römischem Einfluß, unter dem es bis nach dem Tode des Julianus blieb. Darauf ward es von dem persischen König Sapor erobert. Das Christentum kam im 4. Jahrh. von Armenien aus ins Land. Die Blüte des iberischen Reiches fällt ins 5.—7. Jahrh. n. Chr.

2) Alter Name für Hispanien, insbes. das vom Iberus (Ebro) durchströmte Land der Iberer, eines Urvolkes im südwestlichen Europa, das einst über ganz Spanien und bis nach Gallien hinein verbreitet war. Nachkommen dieser alten Iberer sind die heutigen Basken, wie W. v. Humboldt in der »Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens mittels der baskischen Sprache« (Berl. 1821) dargethan hat. Aus der Vermischung iberischer und eingewanderter keltischer Stämme entstanden die Keltiberer (s. d.) in den Hochebenen des mittlern Spanien.

Ibēris *L.* (Schleifenblume), Gattung aus der Familie der Kruciferen, ein- oder mehrjährige Kräuter oder Halbsträucher mit ganzen oder fiederteiligen, etwas fleischigen Blättern, ebensträußigen Trauben und rundlichen bis verkehrt-eiförmigen, oben ausgerandeten Schötchen, etwa 30 Arten, meist in Mittel- und Südeuropa und in Kleinasien. I. amara *L.*, 20—25 cm hoch, einjährig mit weißen, wohlriechenden Blüten, auf Kalkboden in Südwest- und Westdeutschland, I. umbellata *L.*, einjährig, mit violetten oder purpurnen Blüten, in Spanien, werden in mehreren Varietäten als Freilandpflanzen in Gärten kultiviert, ebenso die ausdauernde I. sempervirens *L.*, während einige ausdauernde Arten, wie I. semperflorens *L.*, sich für Topfkultur eignen.

Ibērische Halbinsel, Bezeichnung der Pyrenäischen Halbinsel (Spanien und Portugal); s. auch Iberien 2).

Ibērisches Gebirgssystem, das östliche Randgebirge des zentralen Tafellandes Spaniens, welches sich, abweichend von der Streichungslinie der übrigen Gebirgssysteme der Halbinsel, im allgemeinen von NW. nach SO. erstreckt und gegen S. und SO. in ein Bergland übergeht, welches die südliche Umwallung des untern Ebrobassins bildet und als valencianisch-südkatalonische Bergterrasse bezeichnet werden kann. Das nördlichste Glied des iberischen Systems ist die aus Kreidekalk bestehende, niedrige, aber auf hohem Plateau ruhende Sierra de Bureba in der Provinz Burgos. Südlich davon erhebt sich der gewaltige, aus Jurakalk und silurischen Gesteinen bestehende Gebirgsstock der Sierras de Oca und de la Demanda (2305 m). Er bildet den Anfang jener von NW. nach SO. streichenden Gebirgsmauer, welche die Hochebene Altkastiliens von dem Ebrobassin scheidet, aber durch Flußthäler und tiefe Depressionen in einzelne Gebirgsmassen zerstückelt erscheint. Ihre hervorragendsten Glieder sind die Sierra de Urbion (2252 m), die Sierra Cebollera (2175 m) und die Sierra de Moncayo, die höchste Erhebung des ganzen Systems (2349 m). Der Kern dieses ganzen Gebirgszuges besteht aus silurischer Grauwacke, an den Hängen ist derselbe von Jurakalk überlagert. Jenseit des Jalonthales beginnt der Wall der Parameras von Molina, welche, bis 1400 m anschwellend, meist nackte, hauptsächlich aus Jurakalk bestehende Hochplateaus umfassen. Hieran schließt sich südwärts das reich gegliederte, von Flußthälern durchfurchte Bergland der

Digitized b

Sierra de Albarracin und der Serrania de Cuenca, welches sich zwischen dem neukastilischen Tafellande und dem südlichsten Teile des Ebrobassins ausbreitet. Der Kern dieses strahlig verzweigten Berglandes ist die 1610 m hohe, aus Jurakalk bestehende Muela de San Juan, der höchste Gipfel der von O. nach W. streichenden Montes Universales; nordwestlich von ihr erhebt sich der 1800 m hohe Cerro de San Felipe. Das tief eingesenkte Thal des Guadalaviar scheidet im Verein mit dem Becken von Teruel das Bergland von Albarracin von der nordvalencianischen Terrasse. Dieses großenteils aus Kreide-, teilweise aber auch aus Jurakalk und triassischen Gesteinen zusammengesetzte Bergland bildet einen mächtigen, gegen NO. streichenden Gebirgswall, welcher sich gegen das Ebrobassin in deutlichen Stufen (Sierra de Gudar, 1770 m, u. a.) rasch abdacht, während er gegen die Meeresküste einen langen, sanft geneigten Abhang bildet. Auf diesem erheben sich aber gewaltige, meist parallele Gebirgsketten, die sich durch kühne Formen auszeichnen und in dem Kegel der Peñagolosa 1813 m, in der Sierra de Gudar 1770 m Höhe erreichen. Breite Flußthäler durchziehen in der Richtung nach der Küste dieses großenteils kahle, aber malerische Felsengebirge, dessen nördliche Verlängerung vom Ebrothal durchbrochen wird. Der südlichste Teil des iberischen Systems besteht aus isolierten meist von ONO. nach WSW. streichenden kahlen Bergketten, welche teils durch Flußthäler, teils durch hügelige Plateaus und öde Steppengefilde voneinander geschieden sind. Mehrere treten bis an die Küste heran, wo sie mit steilen Felsenkaps endigen. Die höchsten Gipfel dieses meist aus Kalken und Marmor der Kreide- und Tertiärperiode zusammengesetzten Gebirgslandes sind der Moncabrer (1386 m) und der Monte Carche (1381 m). S. Karte »Spanien und Portugal«.

Iberische Sprache, soviel wie Georgische Sprache.

Iberus, antiker Name des Ebro (s. d.).

Ibex, der Steinbock.

Ibi, Hauptquartier des Binuëterritoriums der Royal Niger Company, am linken Ufer des Binuë, besteht aus dem Dorf der Eingebornen und den von einer Einfriedigung umschlossenen Regierungsgebäuden auf dem hohen Uferrande.

Ibicui, Dorf in Paraguay, unter 26° 1′ südl. Br., am Fuß der Sierra Tatuqua, südwestlich von Villarica. In der Nähe Eisengruben (74—100 Proz. Metall) und die von Lopez gegründeten Eisenhütten.

Ibidae, Ibisse, eine Familie der Watvögel (s. d.).

Ibidem (lat., meist abgekürzt: ib. oder ibid.), »ebendaselbst«, an demselben Ort.

Ibischstrauch, s. Hibiscus.

Ibisse (Ibidae), Familie aus der Ordnung der Watvögel, mittelgroße, kräftig gebaute Vögel mit kleinem Kopf, mittellangem Hals, schlankem, langem, sichelförmig abwärts gekrümmtem, rundem, nur an der Spitze hartem Schnabel, mäßig hohen Füßen, ziemlich langen Zehen, deren drei vordere durch eine kleine Spannhaut vereinigt werden, scharfen Krallen, großen, breiten, zugerundeten Flügeln und kurzem, abgerundetem oder etwas ausgeschnittenem Schwanz. Hierher gehört der Sichler (brauner Ibis, brauner Sichler, Sichelreiher, Storch-, Schwarzschnepfe, Plegadis falcinellus *L.*, Falcinellus igneus *Gray*), 60 cm lang, 98 cm breit, mit langem, bogenförmigem Schnabel und längern, den kurzen Schwanz deckenden Flügeln, ist kastanienbraunrot, auf dem Scheitel, Rücken, den Schwung- und Steuerfedern dunkelbraun mit violettem oder grünlichem Schimmer, mit grüngrauem, nacktem Augenkreis und dunkelgrünem Schnabel. Er lebt in allen Erdteilen, in Südosteuropa nördlich bis zu den Donautiefländern und dem südlichen Polen, verfliegt sich bisweilen nach Deutschland, findet sich in Brüchern, Morästen oder in deren Nähe, lebt gesellig und fliegt stets in zu einer langen Linie geordneten Gesellschaften. Er nährt sich von Insekten, Muscheln, Würmern, Fischen, Amphibien ꝛc., nistet in buschreichen Sümpfen, am liebsten in alten Reihernestern, und legt 3—4 blaugrüne Eier; sein Fleisch ist sehr schmackhaft. Der rote Ibis (Ibis rubra *Vieill.*), 63 cm lang, dem vorigen sehr ähnlich, aber im Gesicht nackt, gleichmäßig lebhaft scharlachrot, mit gelben Augen, fleischrotem, an der Spitze bräunlichem Schnabel und gelbroten Füßen, bewohnt Mittelamerika und das nördliche Südamerika an den Küsten oder den Flußmündungen und nistet im Schilf. Die Jungen sind blaßbraun, unten weiß und werden erst nach der zweiten Mauser rot. Sie lassen sich leicht zähmen, und man bringt sie auch nach Europa, wo sie sich aber niemals so intensiv färben wie in der Heimat. Der heilige Ibis (I. [Threskiornis] religiosa *Gray*, s. Tafel »Watvögel II«), 75 cm lang, 1,3 m breit, mit am Grund ziemlich dickem, schwarzem Schnabel, nacktem Kopf und Hals, verlängerten, zerschlissenen Schulterfedern und langen, starken, schwarzbraunen Füßen, ist weiß, unter den Flügeln gelblich, mit bläulichschwarzen Schwingenspitzen und Schulterfedern, karminroten Augen, lebt im südlichen Nubien, im Sudân, erscheint dort mit Beginn der Regenzeit, brütet und verschwindet mit seinen Jungen nach 3—4 Monaten wieder, ohne indes weit fortzuziehen. Er schreitet gemessen, fliegt leicht und schön, besitzt große geistige Fähigkeiten, lebt gesellig, nistet auf dornigen Mimosen, baut ein flaches, kunstloses Nest und legt 3—4 weiße Eier. Er nährt sich hauptsächlich von Insekten, frißt aber auch Süßwasserweichtiere und kleine Lurche. In der Gefangenschaft hält er sich gut, wird sehr zahm und zeigt sich stets friedlich, pflanzt sich auch bei guter Pflege fort. Im Sudân stellt man ihm nicht nach, verzehrt aber gern das Fleisch eines zufällig gefangenen. Früher erschien der Ibis in Ägypten mit dem Steigen des Nils und wurde deshalb heilig gehalten; sein Leib wurde einbalsamiert, und in der Pyramide von Sakkâra fanden sich Tausende von Ibismumien. Der I. war das Symbol des Thoth, des Gottes der Weisheit, der mit einem Ibiskopf dargestellt wurde. In seinen Tempeln unterhielt man mehrere I., und in den Straßen der Städte liefen die Vögel ungefährdet umher. Nach Herodot bekämpfte der Ibis Drachen, Schlangen und andres Ungeziefer Ägyptens, und in Übereinstimmung mit dieser Sage und weiterer Ausführung derselben wußten die alten Schriftsteller die wunderbarsten Dinge vom Ibis zu erzählen. Derselbe galt als Lehrmeister des Menschen in vielen Dingen und sollte nach der Aussage der Priester von Hermopolis unsterblich sein. Älian u. a. bringen ihn mit dem Mond in Verbindung: er soll sich mit der Zahl seiner Eier (4) nach dem Mond richten und sie in so viel Tagen ausbrüten, wie der Mond zur Vollendung seiner Bahn braucht.

Ibiza (Iviza, spr. iwiṭa, das Ebusus der Alten), die größte Insel der Pityusengruppe, zur span. Provinz der Balearen gehörig, liegt 92 km von der spanischen Küste entfernt und hat eine Fläche von 592 qkm (10,7 QM.) mit (1887) 24,544 Einw. Sie hat zahlreiche Buchten und ist gebirgig (bis 430 m). Hauptprodukte sind Getreide, Hülsenfrüchte, Öl, Wein, Feigen, Mandeln, Johannisbrot, Baumwolle, Holz, Blei-

Digitized by Google

erz und Seesalz. Das Klima ist mild, trocken und gesund. Die gleichnamige **Hauptstadt** liegt an der Südostküste der Insel, besteht aus der alten Oberstadt mit engen, steilen Straßen u. der regelmäßigen Unterstadt La Marina am Hafen, ist Bischofsitz, hat eine Kathedrale aus dem 13. Jahrh., ein hochgelegenes Kastell, Ringmauern und (1887) 7423 Einw.

Iblis, bei den Mohammedanern der Teufel, gleichbedeutend mit Scheitân (Satan). Letzterer Ausdruck ist im Koran der gebräuchlichere. Der Name I. (von balas, der »Böse, Verworfene«) für Teufel kommt im Koran nur 9mal vor (Scheitân dagegen 52mal). Nach dem mohammedanischen Glauben war der Teufel ursprünglich ein Engel Namens Azâzil, welcher die Herrschaft über die Tiere und die Geister (Dschinnen) hatte; als aber Gott Adam schuf, weigerte sich jener Engel, sich vor Adam niederzuwerfen, wurde aus Eden vertrieben und hieß von nun an I., Teufel. Das Todesurteil wurde schon damals über ihn ausgesprochen, doch erhielt er Aufschub der Vollstreckung bis zum Tage des Jüngsten Gerichts, an welchem er vernichtet werden wird (Koran, Sure 7, 13).

Ibn (Ben, arab.), Sohn; im Plural Beni, was »Stamm« oder »Familie« bezeichnet (vgl. Ben).

Ibn al-Athîr al-Dschezeri, 1) Izz Ed-dîn, arab. Geschichtschreiber, geb. 1160 in Dschezîret Ibn Omar (Provinz Mosul), gest. 1233 in Mosul, hat eine vortreffliche Chronik: »al-Kâmil«, von Erschaffung der Welt bis 1231 verfaßt, welche von Tornberg herausgegeben worden ist (Upsala u. Leiden 1851—76, 14 Bde. und Supplement; auch Kairo 1290 d. H. u. ö., 12 Bde.). Von seiner Geschichte der Atabeken von Mosul haben de Guignes in den »Notices et extraits«, Tl. 1, und de Slane in den »Historiens des croisades« Auszüge und Bruchstücke veröffentlicht. Seine »Usd al-gâba« (Biographien der Gefährten des Propheten) sind in Kairo 1864 gedruckt worden (5 Bde.). Von seinem Werke über die Ansâb veröffentlichte Wüstenfeld ein »Specimen« (Götting. 1835), einen andern Teil Lee (1891).

2) Medschd Ed-dîn, arab. Gelehrter, Bruder des vorigen, geb. 1149 in Dschezîret Ibn Omar (Provinz Mosul), gest. 1210 in Mosul, war namentlich als Traditionskenner ausgezeichnet. Seine »Nihâja« (Lexikon zum Hadith) ist in Kairo 1308 d. H. u. ö. gedruckt worden.

3) Dijâ Ed-dîn, arab. Gelehrter und Staatsmann, Bruder der vorigen, geb. 1163 in Dschezîret Ibn Omar (Provinz Mosul), gest. 1239 oder 1240 in Bagdad, schrieb unter anderm »Al-mathal as-sâïr« (Stillehre; gedruckt Bulak 1282 d. H.) und »Al-waschi 'l-markûm« (gleichfalls eine Stillehre, gedruckt Beirut 1298 d. H.).

Ibn al-Fâridh, asch-Scharaf Omar, mystischer Dichter der Araber, geb. 1181 in Kairo, gest. daselbst 1235, ist der Verfasser einer Reihe von Gedichten, von welchen ein größeres: »Ta'ijet« (eine auf den Buchstaben t reimende Kassîde), unter dem Titel: »Das arabische Hohelied der Liebe« von Hammer-Purgstall (Wien 1854) in Text und Übersetzung, ein kleineres von Wallin (mit Kommentar, Helsingf. 1850) herausgegeben wurde. Sein »Diwan« erschien, teilweise mit Kommentar, Marseille 1853, Bulak 1289 d. H., Aleppo 1841, Beirut 1887 und Kairo 1306 d. H.

Ibn 'Arabschâh, Ahmed ibn Mohammed, arab. Schriftsteller, geb. 1389 in Damaskus, gest. daselbst 1450, verfaßte eine Geschichte Timurs (hrsg. von Golius, Leiden 1636; ins Franz. übersetzt von Pierre Vattier, Par. 1658; ins Türkische von Nazmi Zâde, Konstant. 1729; Ausg. mit lat. Übersetzung von S. H. Manger, Leeuward. 1767—72; neuere Ausg., Kalkutta 1812 u. 1818; Kairo 1285 und 1305 d. H.) und ein moralphilosophisches Werk in der Weise der bekannten Fabelsammlung »Kalila und Dimna«, das 1448 vollendet wurde (hrsg. von Freytag u. d. T.: »Fructus imperatorum et jocatio ingeniosorum«, Bonn 1832—52, 2 Bde.; auch Mosul 1869).

Ibn at-Tofail, Abubekr Mohammed (Abubacer), arab. Arzt, Mathematiker und Philosoph, geb. zu Guadix in Spanien, gest. 1185 in Marokko, schrieb unter anderm eine Art von philosophischem Roman: »Hai ibn Jakzân«, angeblich eine Übersetzung aus dem Persischen (lat. mit Text von dem jüngern Pocock, Oxford 1671, 1700; engl. von Ockley, Lond. 1708; deutsch von Eichhorn, Berl. 1782 ꝛc.), in dem er zu zeigen sucht, daß der Mensch ohne alle Offenbarung, durch bloße Naturerkenntnis im stande sei, zum Verständnis Gottes zu gelangen.

Ibn Bâddscha (Aven Pas, Aben Pace), s. Avempace.

Ibn Batûta, der größte Reisende der Araber, geb. 1302 zu Tanger in Marokko, gest. 1377 in Fes, studierte erst Rechtswissenschaft, unternahm dann 1325 eine Wallfahrt nach Mekka, von wo er Syrien, Persien und Mesopotamien besuchte. Bei einer zweiten Wallfahrt durchzog er Arabien und Kleinasien, die Krim, Südrußland, Chiwa, Bochara, Chorasan und Kandahar, drang durch das Industhal bis Dehli vor, wo er längere Zeit das Amt eines Kadi verwaltete, und übernahm dann eine Sendung nach Peking zum Kaiser von China, wobei er die Malediven, Ceylon, Sumatra, Java und andre Inseln des asiatischen Archipels berührte. Darauf kehrte er nach 24jähriger Abwesenheit zur See in seine Heimat zurück. Nach kurzer Rast daselbst besuchte er noch Andalusien und Granada und führte 1352 eine Mission des Sultans von Marokko in das Innere von Afrika aus, die ihn bis Timbuktu führte. Darauf ließ er sich in Fes nieder. Sein großes Reisewerk wurde mit Übersetzung herausgegeben von Defrémery und Sanguinetti (Par. 1855—59, 4 Bde.; 3. Aufl. 1893 ff.).

Ibn Chaldûn, Abderrachmân, einer vornehmen sevillanischen Familie entsprossen, aber in Tunis 1332 geboren, gest. 1406 in Kairo, wirkte als Beamter und Staatsmann der Reihe nach an den Höfen der mohammedanischen Fürsten von Tunis, Fes, Granada, Kairo und führte ein sehr bewegtes Leben, das ihn mit Peter dem Grausamen von Kastilien und später in Syrien mit Timur in Berührung brachte. Er ist der größte arabische Historiker und fast der einzige, der sich über die annalistische Weise der Darstellung, wie sie die übrigen arabischen Historiker zeigen, erhob. Sein großes Geschichtswerk (vollständig gedruckt Bulak 1284 d. H., 7 Bde.) umfaßt drei Teile: 1) Prolegomena (hrsg. von Quatremère, Par. 1858, 3 Bde., auch Beirut 1879; franz. von de Slane, Par. 1862—68, 3 Bde.), welche eine philosophisch-kulturhistorische Einleitung in die Geschichtswissenschaft mit außerordentlich genialen Gesichtspunkten enthalten; 2) die Geschichte des östlichen Chalifats im weitesten Umfange (daraus »Ibn Khalduni narratio de expeditionibus Francorum«, mit latein. Übersetzung hrsg. von Tornberg, Upsala 1840); 3) die Geschichte der Berbern und der mohammedanischen Dynastien Nordafrikas (hrsg. von de Slane, Algier 1847—51, 2 Bde.; franz. von demselben, das. 1852—56, 4 Bde.). Vgl.

Digitized

A. v. Kremer, J. und seine Kulturgeschichte (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, 1879).

Ibn Challikân, Schemseddîn Ahmed, arab. Historiker, geb. 1211 in Arbela als Abkömmling der berühmten Familie der Barmekiden, bekleidete hohe richterliche Ämter in Kairo und Damaskus und starb 1282. Er ist der Verfasser der glänzenden »Vitae illustrium virorum« (hrsg. von Wüstenfeld, Götting. 1835—50, 13 Hefte; von de Slane, Bd. 1, Par. 1842; engl. von demselben, das. 1843—71, 4 Bde.; orient. Ausgaben, Bulak 1275 u. 1299 d. H.). Eine Ergänzung zu Ibn Challikans Werk schrieb al-Kutubî (hrsg. Bulak 1283 d. H.). Vgl. Jan. Pijnappel, Specimen (Amsterd. 1845).

Ibn Doreid, Abubekr Mohammed, arab. Dichter und Philolog, geb. 838 in Basra, gest. 933 in Bagdad, verfaßte unter anderm eine berühmte Elegie, »Alkasida almaksûra«, worin er den Wechsel des Glücks und Unglücks im Leben schildert, und die vielfach herausgegeben, übersetzt und kommentiert worden ist (z. B. von Scheid, Harderwijk 1786; Boisen, Kopenh. 1828), sowie ein »Genealogisch-etymologisches Handbuch« (hrsg. von Wüstenfeld, Götting. 1854). Von seinen kleinern Schriften sind zwei lexikalische Monographien herausgegeben, von Thorbecke (Heidelb. 1882) und Wright (»Opusc. ar.«, Leiden 1859).

Ibn Esra (eigentlich Abraham ben Meïr ibn Esra, in mittelalterlichen Schriften Abraham Judaeus, Abenare und Avenara genannt), jüd. Schrifterklärer, stammte aus Toledo, wo er zwischen 1093 u. 1097 geboren wurde, verließ früh sein Vaterland, durchreiste Ägypten, Frankreich, wo er von 1155—57 in Dreux bei Paris wohnte, England, überall seinen Studien, welche Exegese, Grammatik, Dichtkunst, Mathematik, Astronomie und Philosophie umfaßten, ergeben, bis er 1167 starb. Seine Bibelkommentare sind in den sogen. rabbinischen Bibeln (in Venedig, Basel, Amsterdam u. a. O. gedruckt) und in Einzelausgaben vorhanden, von mehreren biblischen Büchern existiert der Kommentar in doppelter Rezension. Mit Scharfsinn und Genialität legte er die Schrift aus, schrieb gediegene grammatische Abhandlungen, Aufsätze philosophischen, mathematischen und astronomischen Inhalts, dichtete Hymnen zum Synagogengebrauch und zeigte auch in Rätseln, poetischen Einleitungen und Nachschriften u. a. dichterische Begabung. Eine Sammlung seiner »Reime u. Gedichte« gab Rosin in deutscher Übersetzung heraus (Bresl. 1885—91, 4 Hefte). Vgl. Friedländer, Essays (Lond. 1877); Bacher, Ibn Esras Einleitung zu seinem Pentateuch-Kommentar (Wien 1876); Derselbe, Abr. J. als Grammatiker (Straßb. 1882); Steinschneider, Zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften im 12. Jahrhundert (Berl. 1880); Karpeles, Geschichte der jüdischen Litteratur, Bd. 1, S. 531 f. (das. 1886), und Bacher, Bibelexegese in Winter u. Wünsche, Die jüdische Litteratur, Bd. 2, S. 289 f. (Trier 1892).

Ibn Hischâm, Abu Mohammed Abdalmalik, arab. Philolog, basrensischer Herkunft, geb. in Alt-Kairo (Mißr), gest. daselbst 8. Mai 833, war namentlich als Grammatiker und Genealog hervorragend. Von den vier Werken, die unter seinem Namen gehen: »Das Leben des Sendboten Gottes«, »Die Genealogien der Himjariten und ihrer Könige«, »Kommentar zu den schwierigen Ausdrücken in den in die Prophetenbiographien aufgenommenen Gedichten« u. »Die Kronen«, hat das erste, eine geschickte Bearbeitung des größern Originalwerks von Ibn Ishâk (s. d.), bei den Muslims die größte Popularität und fast kanonisches Ansehen erlangt (hrsg. von F. Wüstenfeld, Götting. 1858—60, 2 Bde.; zu Bulak 1878; deutsche Übersetzung von G. Weil, Stuttg. 1864, 2 Bde.).

Ibn Ishâk, Mohammed Abu Abdallah, arab. Historiker, geb. in Medina, gest. in Bagdad 768, verließ infolge von Anfeindungen wissenschaftlicher und persönlicher Natur 733 seine Vaterstadt u. wandte sich zuerst nach Ägypten, später nach den Euphrat- und Tigrisländern, wo er Beziehungen zum Hofe der Chalifen gewann und auf Veranlassung al-Manssûrs eine umfassende Biographie des arabischen Propheten schrieb. Dieses Werk, das erste seiner Art und grundlegend für alle spätern, ist uns in der verkürzten Bearbeitung des Ibn Hischâm (s. d.) sowie in der Universalgeschichte at-Tabarîs (s. d.) wenigstens teilweise erhalten. J. schrieb außerdem eine »Geschichte der Chalifen«, die verloren zu sein scheint. Vgl. »Biographien von Gewährsmännern des J.«, herausgegeben von A. Fischer (Leiden 1890).

Ibn Koteiba, Abdallah ibn Muslim, berühmter arab. Sprachgelehrter und Historiker, geb. 828 in Bagdad oder Kufa, gest. 890 in Bagdad, verfaßte über 40 Schriften, darunter ein »Handbuch der Geschichte« (hrsg. von Wüstenfeld, Göttingen 1850, und Kairo 1300 d. H.), eine Poetik (vgl. Nöldeke, Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber, Hannov. 1864; Anfang einer Ausgabe von Rittershausen, Leid. 1875) und das für Stilistik u. Altertumskunde höchst wichtige »Adab el-kâtib« (etwa »Handbuch für den Beamten«, gedruckt Kairo 1300 d. H.; einen Auszug daraus veröffentlichte und übersetzte Sproull, Leipz. 1877).

Ibn Sina, arab. Philosoph, s. Avicenna.

Ibo, 1) Negerreich in Nordwestafrika, im Schutzgebiet der Royal Niger Company, südlich von der Binuëmündung bis zum Nigerdelta und Opobe, bewohnt von den Ibo oder Igbo, einem geistig hochstehenden und gewerbthätigen Volksstamm, der sich besonders durch seine schönen Gewebe und hübsch ausgestatteten Wohnungen auszeichnet und große, schöne Herden von Rindern, Schafen und Ziegen hält, dabei aber der Anthropophagie ergeben ist. Hauptort ist Iddah am linken Nigerufer, mit englischer Missionsstation und 10,000 Einw. An der Spitze des Nigerdelta liegt Ibo oder Ebo, Hauptmarkt für Palmöl, mit 6000 Einw. — 2) Insel und Stadt in Ostafrika, im portugiesischen Mosambik, unter 12° 23′ südl. Br., mit 2500 Einw. (Negern, Arabern, Banianen, Europäern), Sitz eines Gouverneurs und einiger europäischer Handelshäuser, hat viele ehemals großartige und prächtige, jetzt in Trümmern liegende Bauten, ein kleines Fort und treibt lebhaften Handel mit den Stämmen des Innern. Die Insel gehört mit 27 anderen zum Quirimba-Archipel, der mit einigen Faktoreien an der Küste des Festlandes den von (1873) 6590 Menschen (darunter 5150 Sklaven) bewohnten Distrikt J. bildet, dessen Produkte vornehmlich in Sesam, Manna, Orseille und Schildkröten bestehen.

Ibrahim (arab.), soviel wie Abraham.

Ibrahim Pascha, Vizekönig von Ägypten, geb. 1789, gest. 10. Nov. 1848 in Kairo, Adoptivsohn Mehemed Alis, eröffnete seine kriegerische Laufbahn mit einem Feldzug gegen die Wahhabiten, deren Unterwerfung er 1819 vollendete, wendete darauf seine Waffen gegen die Araber und machte die barbarischen Völker von Senaar und Dar Fur zinspflichtig. Nachdem er schon 1824 die ägyptische Flotte im Ägäischen Meer befehligt, welche den Türken zur Bekämpfung

Digitized by Google

des griechischen Aufstandes zu Hilfe gekommen war, landete er 22. Febr. 1825 mit einem 20,000 Mann starken, gut geschulten Heer im Hafen von Modon und eroberte in wenigen Monaten den ganzen Peloponnes sowie, mit den Türken vereint, im April 1826 Missolunghi. Hierauf machte er den Peloponnes in kurzem einer Wüste ähnlich und schleppte im Dezember 10,000 Menschen in die Sklaverei. Nachdem er 1827 durch die Intervention der Schutzmächte Griechenlands gezwungen worden war, den Peloponnes zu räumen, unternahm er 1831 die Unterwerfung Syriens, welches sein Vater zur Vormauer eines ägyptisch-kretischen Reiches zu machen sich vorgenommen hatte. Er nahm die Festung Acca 25. Mai 1832 mit Sturm, eroberte dann ganz Syrien und Palästina und nötigte die Pforte durch die Schlacht bei Konia (20. Dez. 1832) und die Gefangennahme des Großwesirs, 6. Mai 1833 Syrien und Adana an Ägypten abzutreten. Indes die ägyptische Herrschaft in Syrien, wo I. Statthalter war, war so gewaltthätig und drückend, daß die Bevölkerung, welche auch 1834 einen Aufstand versuchte, die Abschüttelung dieses verhaßten Joches ersehnte. 1838 begann zwischen Ägypten und der Pforte der Krieg von neuem. I. schlug die Türken 24. Juni 1839 bei Nisibis, wurde jedoch von einer Flotte der Engländer, Russen und Österreicher, die zu Ende 1840 erschien und sich der festen Plätze an der Küste bemächtigte, sowie durch die Erhebung der Bevölkerung zum Rückzug gezwungen, worauf Mehemed Ali auf Syrien wieder verzichtete. Seitdem beschäftigte sich I. vornehmlich mit Hebung des Ackerbaues auf seinen Gütern. Als Mehemed Ali in Geisteskrankheit verfiel, übernahm I. im Juli 1848 mit Genehmigung der Pforte die Regierung, starb aber nach wenigen Monaten. Ihm folgte, mit Umgehung seiner eignen Nachkommenschaft, Mehemed Alis leiblicher Enkel Abbas Pascha.

Ibrik (pers.), im Orient eine Art Wasserkanne antiker Form, mit dünnem Hals und ovalem Bauch. I.-dar (»Kannenbehälter«), Mundschenk.

Ibsambul, s. Abu Simbel.

Ibsen, Henrik, namhafter norweg. Dramatiker, geb. 20. März 1828 zu Stien in Norwegen als Sohn eines Kaufmanns, verlebte seine erste Jugend in guten Verhältnissen, bis sein Vater 1836 Konkurs machte und die Zustände im elterlichen Haus nun ebenso drückend wurden, wie sie vorher glänzend gewesen waren. Daß dieser jähe Umschlag seine Einwirkung auf das empfängliche Gemüt des Knaben nicht verfehlt hat, beweisen uns die Schöpfungen des spätern Dramatikers an mehr als einer Stelle. Mit 15 Jahren kam er nach dem benachbarten Grimstad als Apothekerlehrling, entsagte aber 1850 diesem Beruf und reiste nach Christiania, wo er in eine sogen. Studentenfabrik eintrat. Sein Plan war, Arzt zu werden, und in der That brachte er es bereits in fünf Monaten so weit, daß er das erste Examen bestehen konnte. Bald wandte er sich jedoch von den medizinischen Studien ab, um sich ganz dem litterarischen Beruf zu widmen, und veröffentlichte 1850 sein erstes, schon in Grimstad geschriebenes Drama »Catilina« (neue Aufl. 1875). Seine überaus beschränkten Mittel veranlaßten ihn im Januar 1851 zur Übernahme der Redaktion eines politisch-satirischen Wochenblattes (titellos, doch gewöhnlich »Manden«, später »Andhrimmer« genannt), welches indessen schon nach neun Monaten eingehen mußte. Inzwischen hatte der bekannte Geigenvirtuose Ole Bull die Begabung des jungen Mannes erkannt und ihn an das neugegründete Theater in Bergen berufen. Hier wirkte I. nun sechs Jahre lang als Regisseur und Theaterdichter, in welch letzterer Eigenschaft er alljährlich zum Gründungstag des Theaters (2. Jan.) ein Drama verfassen mußte. Er hat später diese Gelegenheitsstücke bis auf ein einziges verworfen und auch das letztere, »Fru Inger til Østeraad« (1857, 2. Aufl. 1874), vollständig umgearbeitet. 1857 siedelte er als Theaterdirektor nach Christiania über. Hier veröffentlichte er zunächst das Drama »Hærmændene paa Helgeland« (»Nordische Heerfahrt«, 1858) und verfaßte das erst 1864 erschienene Stück »Kongsæmnerne« (»Die Kronprätendenten«) und das satirische Lustspiel »Kjærlighedens Komedie« (»Die Komödie der Liebe«, 1862). Mit letzterer Dichtung betrat er zum erstenmal die Bahn des gesellschaftlichen Reformators, die er seitdem nie verlassen hat. Das Stück rief einen wahren Sturm der Entrüstung gegen ihn hervor; außerdem brach über das Theater der Konkurs aus, und die Nichtbeteiligung Norwegens an den kriegerischen Ereignissen in Dänemark (1864) verstimmte ihn tief. Er verließ daher im Frühjahr 1864 sein Vaterland und reiste nach Rom, wo er die Dramen: »Brand« (1866) und »Peer Gynt« (1867), das Lustspiel »De Unges Forbund« (»Bund der Jugend«, 1869) und das »weltgeschichtliche« Schauspiel »Kejser og Galilæer« (»Kaiser und Galiläer«, 1873), in welchem die Konflikte unter Julian Apostata behandelt sind, veröffentlichte. Waren die oben erwähnten Stücke in vortrefflichen, klangvollen Versen abgefaßt, so bediente sich der Dichter in dem Lustspiel »De Unges Forbund« einer knappen und charakteristischen Prosa, die er auch in seinen spätern Dramen beibehalten hat. Von Rom ging I. 1868 nach Dresden, 1875 nach München, 1878 wieder nach Rom und 1885 zum zweitenmal nach München; seit 1892 wohnt er in Christiania. Obwohl I. also lange nicht in direkter Berührung mit seinem Vaterland stand, so tragen doch seine Dramen sämtlich ein durchaus norwegisches Gepräge, wie sie sich denn auch äußerlich an heimatliche Verhältnisse anlehnen. Freilich nicht in dem Sinn, daß I. diese Verhältnisse glorifiziert, im Gegenteil, seine stark ausgeprägte Individualität macht ihn zum energischen Gegner des dort noch auf so vielen Gebieten herrschenden Konventionalismus. Er greift denselben in allen seinen neuern Schriften an, bald von dieser, bald von jener Seite. So in »Samfundets Støtter« (»Die Stützen der Gesellschaft«, 1877) die Hohlheit und Heuchelei der Gesellschaft, in »Et Dukkehjem« (»Ein Puppenheim«, 1879; deutsch: »Nora«) die mangelhafte Erziehung und die unwürdige gesellschaftliche Stellung der Frau, in »En Folkefiende« (»Ein Volksfeind«, 1882) die sogen. öffentliche Meinung, in »Gjengangere« (1881) endlich die moderne Ehe. In letzterm Stück (deutsch unter dem wenig zutreffenden Titel »Gespenster«) illustriert er überdies in höchst wirkungsvoller Weise den alten Satz, daß die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden, und versetzt nebenher der religiösen Heuchelei einige kräftige Keulenschläge. In seinen Dramen: »Vildanden« (»Wildente«, 1884), »Rosmersholm« (1886), »Fruen fra Havet« (»Die Frau vom Meere«, 1888) setzte I. die satirisch-reformatorische Richtung fort; seine letzten Dramen sind »Hedda Gabler« (1890), »Bygmester Solness« (»Baumeister Solneß«, 1892; deutsch von Sigurd Ibsen, Berl. 1893) und »Lille Eyolf« (deutsch: »Klein Eyolf«, von I. selbst, das. 1894). Auch als

Digitized by Google

Lyriker ist J. thätig gewesen, und mehrere von seinen Gedichten gehören zu den Perlen der norwegischen Litteratur. Sie sind gesammelt unter dem Titel: »Digte« (2. vermehrte Aufl. 1875; deutsch von H. Neumann, Wolfenb. 1886, u. von Passarge in Reclams Universalbibliothek). Ibsens Meisterdramen sind durch Eigentümlichkeiten ausgezeichnet, die den frühern ästhetischen Theorien schnurstracks zuwider laufen u. daher geradezu revolutionär auf die gesamte europäische Litteratur der neuesten Zeit eingewirkt haben. Nicht der konkrete Lebensvorgang, sondern der Gedanke, die Idee, die Tendenz bildet den Kern seiner Werke; nicht das Schicksal und der Charakter des Einzelnen fesselt ihn, sondern die Gesellschaft, deren konventionelle Verlogenheit, Schwäche und Unnatur er mit rücksichtsloser Hand aufdeckt; nicht nach Schönheit strebt er, sondern nach unbedingter Wahrheit; nicht erheben will er, sondern fesseln, sei die Wirkung auch, wie in den »Gespenstern«, qualvoll gleich dem Elend eines Spitals. J. schaut tief hinein in die Seele der Zeit, mit bittern Worten verkündet er ihre Thorheit und ihren Verfall. Dabei blieb ihm die trübe Stimmung seiner nordischen Heimat auch im Süden eigen, und der harte realistische Grübler zeigte von früh an Elemente jenes mystischen Denkens, die seine neuesten Werke so rätselhaft machen. Ibsens Dramen sind wiederholt ins Deutsche übersetzt worden, so besonders in Reclams Universalbibliothek (gesammelt 1893, 4 Bde.), in Meyers Volksbüchern, Hofforys »Nordischer Bibliothek« (Berlin), der »Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes« (Halle) ꝛc. Vgl. G. Brandes, Björnson och I. (Stockh. 1881); L. Passarge, Henrik J. (Leipz. 1883); Jäger, Henrik I. (Kopenh. 1888; deutsch von Zichalig, Dresd. 1890); Vasenius, Henrik I. (Stockh. 1883); Reich, Henrik Ibsens Dramen (Dresd. 1893).

Iburg, Flecken u. Kreishauptort im preuß. Regbez. Osnabrück, am südlichen Abhang des Teutoburger Waldes, 126 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein altes Schloß mit stattlichem Rittersaal (darin zahlreiche Porträte, namentlich der sämtlichen Osnabrücker Fürstbischöfe), ein ehemaliges Benediktinerkloster (1136 gegründet, im 16. Jahrh. aufgehoben, jetzt Domäne), die älteste Linnenlegge Hannovers, ein Amtsgericht und (1890) 1068 meist kath. Einwohner.

Ibykos, griech. Lyriker, aus Rhegium in Unteritalien, um 530 v. Chr. blühend, führte ein Wanderleben und hielt sich längere Zeit auch in Samos am Hof des Polykrates auf. Nach der durch Schillers Gedicht »Die Kraniche des Ibykus« bekannten Sage des Altertums soll er auf der Fahrt zu den Isthmischen Spielen von Räubern ermordet, die Entdeckung der Übelthäter aber durch Kraniche herbeigeführt worden sein. J.' Hauptruhm gründete sich auf seine erotischen Lieder, die eine glühende Sinnlichkeit atmeten. Sammlung der spärlichen Überreste seiner 7 Bücher Gedichte bei Bergk, »Poetae lyrici graeci«, Bd. 3.

Ica, Küstendepartement von Peru, 21,761 qkm (395,2 QM.) groß mit (1876) 60,111 Einw., meist sandig, aber mit fruchtbaren Flußthälern, wo Mais, Gemüse, Obst, Zuckerrohr, Baumwolle, Wein und Indigo gedeihen. Die gleichnamige Hauptstadt (San Geronimo de J.) im fruchtbaren Thal des Rio Ica, unter 14° 5′ südl. Br., ist durch eine 74 km lange Eisenbahn mit ihrem Hafen Pisco verbunden, hat eine Gewerbeschule, 2 Hospitäler, Handel mit Wein, Branntwein ꝛc. und (1888) 9000 Einw. Die 1569 gegründete Stadt wurde 1647 u. 1664 durch Erdbeben zerstört.

Iça Paranna (spr. ißa), Fluß, s. Putumayo.

Icariens (spr. ikariäng, Ikarier), die Anhänger des französischen Kommunisten Cabet (s. d.).

Icaunus, Fluß, s. Yonne.

Ich, der Ausdruck, mit welchem das Subjekt sich als solches bezeichnet und von dem, was nicht zu ihm gehört, dem Nicht-Ich, unterscheidet. Dem Gebrauch desselben muß daher immer die Entwickelung des Selbstbewußtseins (s. d.) vorausgehen, wenn auch nicht umgekehrt aus dem Nichtgebrauche des Ich auf das Fehlen des letztern geschlossen werden kann. Wenn z. B. Kinder oft längere Zeit sich selbst mit ihrem Namen (in dritter Person) bezeichnen, so folgt daraus nicht, daß sie noch kein Bewußtsein von sich selbst haben, sondern nur, daß ihnen das Wort Ich und seine sprachliche Anwendung noch nicht geläufig ist. Je nach dem Begriff von dem Wesen des eignen Selbst ist natürlich auch die Bedeutung des Ich-Begriffes verschieden. Auf der niedrigsten Stufe ist die Unterscheidung des Ich vom Nicht-Ich identisch mit der des eignen Körpers von den umgebenden Außendingen. Auf einer höhern Stufe erst wird unter dem Ich die einheitliche geistige Persönlichkeit, der zusammenhängende Komplex der Gefühle, Triebe und Vorstellungen verstanden. Noch weiter geht die philosophische Reflexion, welche im Ich-Begriff das Ergebnis der Selbstauffassung des Subjekts sieht, sofern dasselbe von allen seinen Gefühlen, Vorstellungen und Handlungen verschieden und als das Fühlende, Vorstellende und Wollende diesen als gefühlten, vorgestellten und gewollten entgegengesetzt ist. Zum Unterschiede von dem empirischen Ich, welches durch den Inbegriff der individuellen leiblichen und seelischen Erlebnisse dargestellt wird, hat man dies das reine Ich genannt; während jenes eine Vielheit gleichzeitiger Bestimmungen einschließt und im Laufe des Lebens veränderlich ist, gilt dies als absolute und unveränderliche Einheit. So glaubte Descartes (s. d.) in dem Bewußtsein des Ich als des denkenden eine untrügliche Erkenntnis von der Existenz und der Beschaffenheit der in uns wirksamen geistigen Substanz zu finden (cogito, ergo sum = ich denke, also bin ich). Kant bestritt dagegen, daß die Vorstellung »ich denke« überhaupt einen konkreten Inhalt habe, daß das (reine) Ich überhaupt etwas Gegenständliches oder Wesenhaftes bezeichne, vielmehr habe dasselbe nur eine formale Bedeutung als Ausdruck der Einheit des den Inhalt des Wahrnehmens und Denkens zusammenfassenden Bewußtseins, über dessen reale Grundlage man jedoch aus jener Vorstellung nichts folgern könne. Dessenungeachtet machte Fichte (s. d.) das reine Ich zum letzten metaphysischen Prinzip, indem er es als das »mit seinem Objekte identische Subjekt« definierte, dessen »Sein« mit seinem »Sichsetzen« zusammenfällt, und welches zugleich die ganze Welt als Nicht-Ich sich gegenüberstellt. Herbart übte an dem Begriffe des reinen Ich mit Recht scharfe Kritik: das vorstellende Subjekt könne unmöglich sich selbst als Vorstellungsobjekt erfassen (also sei der Begriff des reinen Ich-Bewußtseins widersprechend), die wirkliche Ich-Vorstellung liege durchaus nicht allen andern von vornherein zu Grunde, sondern entwickele sich wie diese und habe ebenso wie diese immer einen konkreten Inhalt. Gibt es aber auch sicher kein reines Ich, so ist doch die Einheit des Bewußtseins bei aller Verschiedenheit des Inhalts und die Möglichkeit, sich nicht nur des letztern, sondern jener Einheit selbst bewußt zu werden, eine von der Psychologie kaum zu erklärende Thatsache.

Digitized by Google

Ich dien', Devise der Prinzen von Wales, ist zuerst nachweisbar bei Eduard dem Schwarzen Prinzen (s. Eduard 9). Die Überlieferung, daß dieser sie von dem in der Schlacht von Crécy gefallenen König von Böhmen übernommen haben soll, ist durch kein zuverlässiges Zeugnis gestützt, und der Ursprung der deutschen oder niederländischen Devise ist unbekannt. Vgl. die Zeitschrift »Archaeologia«, Bd. 31.

Ichenhausen, Flecken im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Günzburg, an der Günz und der Linie Günzburg-Hürben der Bayrischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein Schloß, Flachsbau und (1890) 2637 Einw., davon 48 Evangelische und 718 Juden.

Ich hab's gewagt, Wahlspruch Ulrichs v. Hutten, den er fast stets seinen deutschen Dichtungen als Schluß anhängt.

Ichneumon (Manguste, Herpestes *Ill.*, Mangusta *Oll.*), Raubtiergattung aus der Familie der Schleichkatzen (Viverridae), Zehengänger mit gestrecktem Körper, kleinem oder mittelgroßem Kopf, spitziger Schnauze, kurzer, nackter Nase, abgerundeten, kurzen Ohren, niedrigen Beinen, fünfzehigen Füßen, nicht zurückziehbaren Krallen, kegelförmigem, an der Wurzel sehr starkem Schwanz und rings um den After liegendem, flachem Drüsensack. Der ägyptische J. (Pharaonsratte, Herpestes Ichneumon *Wagn.*), 65 cm lang, mit 45 cm langem Schwanz, nur 20 cm hoch, ist sehr kräftig gebaut, mit rauhem, langhaarigem Pelz, grünlichgrau, am Kopf und auf dem Rücken dunkler, an den Beinen u. der Schwanzquaste schwarz. Er findet sich im ganzen nördlichen Afrika und in Westasien, lebt besonders in Rohrdickichten, ist sehr furchtsam, mißtrauisch und listig, streift aber am Tag weit umher und erbeutet kleinere Säugetiere, Geflügel, Reptilien, Würmer 2c. Er ist verhaßt, weil er die Hühner- und Taubenställe plündert und viel mehr mordet, als er bewältigen kann. Er saugt von Säugetieren und Vögeln nur das Blut, frißt aber auch Eier. Das Weibchen wirft in tiefen Bauen 2—4 Junge. Von den alten Ägyptern wurde er heilig gehalten und findet sich auf ihren Denkmälern häufig dargestellt. Die Alten erzählten von ihm, daß er die Eier der Krokodile aufsuche und fresse, daß er schlafenden Krokodilen in den offenen Rachen schlüpfe und sie so töte. Heutzutage wird er nicht selten in Ägypten gezähmt und als Mäuse- und Rattenvertilger im Haus gehalten. Der Mungos (H. pallidus *Cuv.*), 50 cm lang, mit fast ebenso langem Schwanz, blaßgrau, silberfarben, am Kopf und an den Gliedern dunkler, an den Beinen schwärzlich, lebt in Ostindien und ist bekannt als der heftigste Feind der Brillenschlange, die er gern frißt. Er ist gegen ihr Gift und nach angestellten Versuchen auch gegen das der westindischen Lanzenschlange unempfindlich. Man hält ihn in den Häusern als Mäuse-, Ratten-, Schlangen- und Skorpionenjäger. Er wird sehr zahm und gebärdet sich ganz wie ein Haustier. Der Maloncillo (H. Widdringtonii *Gray*), 1 m lang, mit 50 cm langem Schwanz, dunkelgrau, heller gesprenkelt, an Nase, Füßen u. Schwanzende schwarz, am Vorderhals und Unterleib fast nackt, bewohnt als einzige europäische Manguste Rohrwaldungen und Grasebenen in Estremadura und Andalusien. Der Maloncillo wurde lange seiner Schwanzhaare halber, die man zu Pinseln benutzt, gejagt, aber erst 1842 wurde das Tier durch Gray der Wissenschaft bekannt.

Ichneumonidae (Schlupfwespen), Familie aus der Ordnung der Hautflügler, s. Schlupfwespen.

Ichnūsa, ältester griech. Name der Insel Sardinien, von ihrer einer Fußsohle (griech. ichnos) gleichenden Gestalt.

Ichor (griech.), bei Homer die Flüssigkeit, welche die Götter statt des Blutes haben; in der Medizin die blutig-seröse Flüssigkeit, die von gangränösen Geschwüren abfließt; Ichorrhämie, Blutvergiftung durch Aufnahme faulender, jauchiger, bakterienhaltiger Flüssigkeit in das Blut; s. Septichämie.

Ich-Roman, Roman, in dem die Erzählung eines Lebensschicksals dem Helden selbst in den Mund gelegt ist, so daß er darin von sich selbst berichtet. Vgl. Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik des Romans (Leipz. 1883).

Ichtershausen, Flecken im Herzogtum Sachsen-Gotha, an der Gera und der Eisenbahn Arnstadt-J., 250 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß mit Strafanstalten für weibliche Personen und für jugendliche Gefangene, eine große Stahlwaren- und Nadelfabrik und (1890) 2591 Einw.

Ichthyodónten (griech.), fossile Fischzähne, besonders Haifischzähne, welche früher als vom Himmel gefallene Schlangenzungen zu abergläubischen Zwecken benutzt, z. B. als Amulette zum Schutz gegen Epilepsie getragen wurden.

Ichthyodoruliten (griech.), die isoliert gefundenen Stacheln von fossilen Haifischen und andern Fischen, meist von deren unpaaren Flossen.

Ichthyographie (griech.), Beschreibung der Fische.

Ichthyoidĕa, Fischlurche, Kiemenlurche, s. Schwanzlurche.

Ichthyokolla (griech.), Fischleim, s. Hausenblase.

Ichthyol (Fischöl), von Unna 1883 eingeführtes Arzneimittel, welches durch die Einwirkung konzentrierter Schwefelsäure auf das Produkt der trocknen Destillation eines bituminösen Gesteins erhalten wird. Dies Gestein findet sich bei Seefeld in Tirol in mächtigen Lagern und enthält die Überreste vorweltlicher Fische und andrer Seetiere. Das J. ist eine halbflüssige, braunschwarze Masse von kräuterähnlichem Geruch, welche sich in Wasser zu einer trüben Flüssigkeit löst, aus der es durch Salze wieder ausgeschieden wird. Stärkere Säuren fällen aus der Lösung einen harzigen Niederschlag, welcher aus einer organischen Säure besteht, die an der Luft grauschwarz wird. Diese Säure ist stickstofffrei, enthält aber Schwefel, und ihr Natriumsalz ist das J. Dies entspricht der Formel $C_{28}H_{36}S_3Na_2O_6$, doch dürfte wahrscheinlich nicht eine chemische Substanz, sondern ein Gemenge vorliegen. Auch das Ammonium-, Lithium-, Quecksilber- und Zinksalz werden als Arzneimittel benutzt, namentlich gegen Hautkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Tic douloureux, Hexenschuß, Ischias, gegen Kontusionen, Frostbeulen, bei offenen Wunden 2c., dann auch bei Magenkatarrh, chronischen Leberleiden, habitueller Verstopfung und bei Katarrh der Atmungsorgane. Nach Zülzer begünstigt J. in auffallender Weise die Anbildung eiweißartiger Substanzen, so daß in kurzer Zeit eine bedeutende Zunahme des Körpergewichts eintritt. Vgl. Unna, Über J. und Resorcin (Hamb. 1887).

Ichthyolithen (griech.), fossile Fischreste.

Ichthyologie (griech.), Fischkunde; Ichthyolog, Fischkenner.

Ichthyophágen (griech., »Fischesser«), bei den alten Griechen Bezeichnung für verschiedene Küstenvölker der südlichen Meere: in Asien die äthiopischen J. im südlichen China, die J. an der Küste von Ge-

Digitized by Google

drosien, Vorfahren der heutigen Brahui, und die arabischen J., an der nordöstlichen Küste Arabiens zwischen Oman u. Ahsa wohnend; in Afrika die J. in der Landschaft Troglodytika längs der Westküste des Arabischen Meerbusens, die J. an der Westküste in Senegambien.

Ichthyophthálm, s. Apophyllit.

Ichthyopsidae, bei Huxley die vereinigten Klassen der Fische und Amphibien.

Ichthyopterygier, s. Enaliosaurier.

Ichthyornithen, s. Vögel.

Ichthyosaurus, s. Enaliosaurier.

Ichthyōsis (griech.), s. Fischschuppenkrankheit.

Ichthyotoxin (griech.), ein giftiger Eiweißkörper im Blute des Meeraals, der Muräne und des Flußaals, wird durch Säuren und Alkalien nicht gefällt, aber bald zerstört, ebenso durch Pepsin, durch Fäulnis und durch Erhitzen; Fermentwirkung besitzt es nicht. J. wirkt bei der Einspritzung in das Blut von Warmblütern äußerst heftig, es beschleunigt die Atmung, wirkt dann aber lähmend auf die nervösen Centra und tötet. Bei Aufnahme durch den Magen ist es unschädlich.

Ichthys (griech. *ΙΧΘΥΣ*, »Fisch«), s. Christusbilder und Fisch.

Ichthysmus (griech.), Fischvergiftung.

Ich-Vorstellung, s. Ich.

Icica *Aubl.* (Protium *Burm.*), Gattung aus der Familie der Burseraceen, hohe Bäume mit krautigen, selten lederigen, meist kahlen, unpaarig gefiederten Blättern, achsel- oder endständigen, büscheligen oder rispigen Blütenständen mit kleinen weißen, grünlichgelben Blüten und kugeliger oder eiförmiger, trockner Steinfrucht. Die meisten Arten wachsen im tropischen Amerika, wenige im tropischen Asien. I. Icicariba *Dec.* (Protium Icicariba *March.*, Elemibaum), ein hoher Baum Brasiliens mit nicht sehr dickem, grau- und glattrindigem Stamm, ein- bis zweijochig gefiederten Blättern, liefert nicht, wie man bisher annahm, das brasilische Elemi, sondern Anime, während von I. viridiflora *Lam.* das Elemi von Guayana stammt. I. altissima *Aubl.*, in Guayana, mehr als 30 m hoch, hat äußerst dauerhaftes Holz, welches sich leicht bearbeiten läßt und zu Kanoes, auch wegen seines aromatischen, Insekten vertreibenden Geruchs (Zedernholz) zu Möbeln, Bücherdecken &c. benutzt wird.

Icilius, Name eines römischen, durch energische Vertretung der Volkssache bekannten plebejischen Geschlechts (gens Icilia). Die namhaftesten Angehörigen desselben sind: 1) Spurius, trat als Ädil gegen Coriolanus auf und soll 492 v. Chr. (nach Dionysios) ein Gesetz beantragt haben, wonach ein Volkstribun das Recht haben sollte, jeden, der ihn bei einem Vortrag an das Volk unterbreche, vor das Gericht der Tribunen zu fordern. — 2) Lucius, war 456 v. Chr. Volkstribun und setzte als solcher das Gesetz über die Überweisung des Aventinus an die Plebejer bei dem Senat durch; noch bekannter ist er dadurch, daß er 449 als Bräutigam der ermordeten Virginia (s. d.) das Volk zur Erhebung gegen die Dezemvirn aufrief, das gegen die Sabiner ausgesandte Heer auf die Seite des Volkes herüberzog und dies dann in den Verhandlungen mit dem Senat über die Aussöhnung vertrat.

Icilius, Quintus, preuß. Oberst, s. Guichard.

Ickelsamer, Valentin, erster deutscher Grammatiker, Zeitgenosse Luthers, war bei den Bilderstürmen Karlstadts beteiligt und wurde später Lehrer zu Rothenburg a. d. Tauber. Ein Exemplar der Originalausgabe seiner um 1527 geschriebenen »Teütschen Grammatica« (4 Bogen in Kleinoktav, ohne Jahr und Ort) ist auf der Bibliothek in Wolfenbüttel zu finden. Neudrucke veranstalteten Kohler (Freiburg 1881) und Fechner (in »Vier seltene Schriften des 16. Jahrhunderts«, mit Abhandlung von Weigand, Berl. 1882). Vgl. Vogel, Leben und Verdienste V. Ickelsamers (Leipz. 1894).

Ickworth Hall, Schloß, s. Bury Saint-Edmunds.

Icolmkill (spr. ickōmkill), s. Jona (unter »i«).

Iconium (Ikonion), Stadt, s. Konia.

Icosándrus (griech.), zwanzigmännig, Blüte mit 20 freien Staubgefäßen; daher Icosandria, zwölfte Klasse des Linnéschen Systems, Pflanzen mit 20 oder mehr freien, perigynisch befestigten Staubgefäßen enthaltend. Icosandria ist auch eine Ordnung in der Klasse Dioecia.

Icosium, antiker Name der Stadt Algier (s. d.).

Icterus (griech.), Gelbsucht (s. d.); I. neonatorum, Gelbsucht der Neugebornen; I. saturninus, Gelbsucht durch Bleivergiftung.

Icterus, der Trupial (s. d.); Icteridae, Stärlinge, eine Familie der Sperlingsvögel (s. d.).

Ictis, bei Aristoteles das Frettchen.

Ictitherium *Wagn.*, Gattung der Zibetkatzen aus dem Pliocän von Europa, repräsentiert die Stammformen der Hyäniden.

Ictonyx, s. Stinktier.

Ictus (lat.), Schlag, Stich; in der Metrik soviel wie Arsis (s. d.).

ICtus oder **I. Ctus** (lat.), Abkürzung für juris oder juris consultus, Rechtskundiger, Rechtsgelehrter.

Id (arab. 'aîd, »Fest«), soviel wie Bairam (s. d.).

id., Abkürzung für idem (s. d.).

Id., Abkürzung für Idaho (Staat).

Ida, 1) Gebirge in der Landschaft Troas, nördlich vom Golf von Adramyti (Sinus Adramyttenus), 1770 m hoch (jetzt Kaz Dagh). Von demselben fließt nach NW. der Skamander hinab. Die zwischen dem J. und dem Meer liegende Ebene ist der Schauplatz vieler griechischer Mythen: hier entschied Paris den Streit zwischen Aphrodite, Hera und Athene; von hier wurde Ganymed zum Zeus entführt. — 2) Gebirge im Innern der Insel Kreta, 2456 m hoch (jetzt Psiloriti). In den Höhlen des J. ward Zeus von den Nymphen aufgezogen.

Idafeld, in der nordischen Mythologie der Aufenthaltsort der Asen während des goldenen Zeitalters, wo auch die Götter nach der Erneuerung der Welt wieder wohnen werden.

Idaho (spr. aidaho, abgekürzt Id.), einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, westlich vom Felsengebirge (Rocky Mountains), zwischen 42—49° nördl. Br. und 111—117° 10' westl. L. v. Gr., grenzt, in ziemlich dreieckiger Gestalt, mit der Nordspitze an Britisch-Columbia, im W. an die Staaten Washington und Oregon, im S. an Nevada u. Utah, im O. an Wyoming und Montana und hat ein Areal von 219,620 qkm (3989 QM.). Das an seiner Ostgrenze von den Bitter Root- und Salmon River Mountains, Parallelketten des Felsengebirges, begrenzte Gebiet ist in seinem nördlichen Teil rauhes Bergland, die mittlere Region dagegen teils Prärie, teils bewaldetes Bergland, von fruchtbaren Thälern durchzogen. Im südlichen Teil (Owyhee) herrschen kahle Hochflächen vor. Der bedeutendste Fluß ist der Snake River (s. d.), der jenseit der Ostgrenze im Yellowstone Park entspringt, den südlichen Teil des Staates durchzieht, mit zahlreichen Fällen, darunter die mit dem Niagara rivalisierenden Shoshone Falls, und einen großen Teil der Westgrenze bildet, wobei er die großen, aber nicht schiffbaren

Digitized by Google

Flüsse Salmon, Clearwater, Spokane aufnimmt. Der nördliche Teil hat zahlreiche Seen, darunter als den bedeutendsten den vom Clark Fork durchflossenen Pend d'Oreille. Das Klima zeigt nach den örtlichen Verhältnissen große Verschiedenheit: während im Winter, namentlich im gebirgigen Norden, große Kälte herrscht, sind Sommer und Herbst warm. Boisé City hat eine mittlere Temperatur von 13° (Maximum 42°, Minimum —25°). Der Regenfall ist gering, daher künstliche Bewässerung vielfach nötig. Die Bevölkerung betrug 1870 erst 20,583, aber 1890 schon 84,386 (51,290 männlich, 33,095 weiblich), darunter 82,018 Weiße (viele Mormonen) und 2367 Farbige. Im Ausland geboren waren 17,456, davon 1939 in Deutschland, 2018 in China. Die Zahl der meist auf Reservationen untergebrachten Indianer (Shoshonen, Nez percés, Pend d'Oreilles, Kootenais, Bannack) betrug 1892: 4261. Von 22,839 schulpflichtigen Kindern waren 1890/91 nur 14,311 wirklich in die Listen eingetragen. Es erscheinen 52 Zeitungen. Der Staat eignet sich mehr für Viehzucht als für Ackerbau; vom Areal sind 1/4 Ackerland, 5/12 Weideland, 1/6 Wald, 1/6 unproduktives Bergland u. wüstenähnliche Steppe. Man hat im südlichen Teil des Staates 28 artesische Brunnen erbohrt, von denen 14 zur Bewässerung der Felder dienen, wozu man auch die Flüsse vielfach herangezogen hat, so daß 1889: 86,820 Hektar bewässert wurden. Mit Getreide, vornehmlich mit Weizen, waren 1892 bestellt 39,270 Hektar; geerntet wurden Weizen 1,514,857, Hafer 733,860, Gerste 308,910 Bushel, außerdem Kartoffeln, Mais, Heu, Roggen, Flachs. Der Viehstand betrug 84,135 Pferde, 1012 Maulesel und Esel, 259,431 Rinder, 357,712 Schafe, 32,188 Schweine. An Wolle wurden 2,119,242, an Butter 1,078,103, an Käse 207,213 Pfd. produziert. Von hervorragender Wichtigkeit ist der Bergbau; seit den ersten Entdeckungen 1861 bis 30. Juni 1891 hat man hier für 32,597,084 Doll. Gold und für 1,889,772 Doll. Silber gewonnen, außerdem Blei, Kupfer, Eisen, Kohle, Graphit und Quecksilber. Ferner ist Schwefel massenhaft vorhanden, ebenso Salzquellen, schöner Marmor ꝛc. Die gewerbliche Thätigkeit erzeugte 1890 in nur 540 Anstalten mit 774 Arbeitern Waren im Werte von 1,396,096 Doll. Die Northern Pacificbahn durchschneidet auf eine kurze Strecke den äußersten Norden, die Union Pacificbahn, dem Snake River folgend, den ganzen Süden, eine Verbindungsbahn zwischen beiden und der Zentral-Pacificbahn den Osten, in einer Gesamtlänge von 1422 km. Der Staat wird in 18 Grafschaften eingeteilt, erwählt 18 Senatoren und 36 Abgeordnete und entsendet ein Mitglied in das Repräsentantenhaus; der Gouverneur wird auf zwei Jahre gewählt. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 95,400, die Ausgaben 99,424, die Schulden für den Staat 218,493, für die Grafschaften 1,234,967, für die Schuldistrikte 111,642 Doll. Hauptstadt ist Boisé City (s. d.). I. wurde 1863 aus Teilen von Montana und Wyoming als Territorium gebildet und 3. Juli 1890 zum Staat erklärt. Vgl. H. Bancroft, History of the Pacific States of North America, Bd. 26 (St. Francisco 1890).

Idäische Daktylen (Idaei Dactyli), in der griech. Mythologie dämonenartige Gestalten, denen die Auffindung und erste Bearbeitung des Eisens und Kupfers zugeschrieben wird. Als ihre Heimat galt der Ida auf Kreta oder in Phrygien, wo sie im Dienste der Großen Mutter (Rhea-Kybele) standen. Der Name Daktylen (»Finger«) wird verschieden erklärt; am wahrscheinlichsten bezieht er sich auf die Kunstfertigkeit dieser metallurgischen Geister des Waldgebirges. Der phrygischen Daktylen werden drei genannt: Kelmis (angeblich »Schmelzer«), Damnameneus (»Hammer«) und Akmon (»Amboß«); in Kreta waren es fünf oder zehn oder hundert. Daß die Daktylen zugleich für Zauberer und geheimer Naturkräfte kundig galten, erklärt sich leicht; auch hielt man sie für Erfinder von allerlei nützlichen Künsten, z. B. des musikalischen Klanges und des Taktes, wozu die Kunst der Schmiede von selbst Anleitung gab. Vgl. Lobeck, Aglaophamus, S. 1156 ff. (Königsb. 1829); Hoeck, Kreta, Bd. 1, S. 260 ff. (Götting. 1823).

Idalion, im Altertum Stadt auf Cypern, mit einem Tempel der Aphrodite, welcher 1885 durch Ohnefalsch-Richter ausgegraben wurde. Die Funde sind in das Berliner Museum gelangt. Jetzt Dalin, 21 km nordwestlich von Larnaka.

Ida Marien-Hütte, s. Laajan.

Idar, Stadt im oldenburg. Fürstentum Birkenfeld, am Idarbach und am Hunsrück (Idarwald), hat eine evang. Pfarrkirche, eine Realschule, eine Gewerbehalle mit Ausstellung von Arbeiten aus dem Industriebezirk der Stadt, Ketten- und bedeutende Bijouteriewarenfabrikation, Diamant- und Steinschleiferei und -Schneiderei, Gravieranstalten für Kameen u. Wappen in Achat ꝛc., Achatbohrerei u. dgl. (s. Achat) und (1890) 2536 Einw., davon 185 Katholiken und 81 Juden. Vgl. Hisserich, Die Idar-Obersteiner Industrie (Oberstein 1894).

Idarwald, s. Hunsrück.

Idas, griech. Heros aus Arene in Messenien, Sohn des Königs Aphareus und der Arene, Bruder des scharfsichtigen Lynkeus, ein wilder und tapferer Held, entführte die schöne Marpessa, die Tochter des akarnanischen Flußgottes Euenos, um die auch Apollon warb, auf einem ihm von Poseidon geschenkten geflügelten Wagen. Als Apollon die Fliehenden in Messene erreicht, spannt I., der stärkste der damaligen Männer, den Bogen auf den Gott. Zeus schlägt sich ins Mittel und überläßt die Wahl zwischen den Freiern der Jungfrau, welche sich für I. entscheidet, da sie die Untreue Apollons fürchtet. Seitdem ist sie dem Gott verhaßt; sie selbst und ihre Tochter Alkyone, Meleagers Gattin, sterben früh dahin. I. und sein Bruder Lynkeus, der bis in den Schoß der Erde zu blicken vermag, nehmen teil an der kalydonischen Jagd und am Argonautenzug. Am berühmtesten ist der Kampf beider Helden mit den Dioskuren (s. d.), mit denen die Brüder aufgewachsen waren. Bei der Teilung einer gemeinsam erbeuteten Herde (nach andrer Sage wegen der Entführung der ihnen verlobten Leukippiden, Hilaeira und Phöbe, durch die Dioskuren) kam es unter ihnen zum Streit. Die Dioskuren lauern den Brüdern in einer hohlen Eiche auf; doch Lynkeus' scharfer Blick durchdringt das Versteck, und I. durchbohrt Kastor in dem Baum, wofür I. des Zeus Blitzstrahl trifft, während Lynkeus von Polydeukes getötet wird. Das Grab der Heldenbrüder (Aphaetiden) ward zu Sparta gezeigt. Sowohl der Kampf mit Apollon als mit den Dioskuren ist häufig auf Kunstwerken abgebildet.

Idatius (Idacius), Chronikenschreiber, gebürtig aus Spanien, lebte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr. bis um 470 und war Bischof einer Diözese in seinem Heimatslande. Er schrieb als Fortsetzung der Chronik des Hieronymus ein »Chronicon«, das von 379—469 reicht und aus kurzen Angaben der Ereignisse eines jeden Jahres besteht, wobei die Geschichte

Digitized by Google

Spaniens besonders berücksichtigt ist. Da der Verfasser das meiste als Augenzeuge niedergeschrieben, so ist das Werk nicht ohne Wichtigkeit. Herausgegeben ward es von de Raru (Brüssel 1845).

Iddah (Ida), Hauptstadt von Ibo (s. d. 1) im Gebiet der Britischen Nigergesellschaft.

Iddesleigh (spr. -li), Sir Stafford Henry Northcote, Graf von, brit. Staatsmann, geb. 27. Okt. 1818, gest. 12. Jan. 1887, studierte in Oxford und ließ sich 1847 in London als Sachwalter nieder. 1851 erbte er die Baronetwürde seines Großvaters und war Sekretär der ersten Weltindustrieausstellung. 1855 ins Unterhaus gewählt, schloß er sich der konservativen Partei an, fiel bei den Wahlen von 1857 durch, wurde aber 1858 für Stamford wieder gewählt. In die Regierungsgeschäfte war er schon früh eingeweiht worden, indem er 1841–45 Gladstones Privatsekretär im Handelsministerium gewesen und 1857 zum permanenten juristischen Sekretär dieses Ministeriums ernannt worden war. Als aber Gladstone erst zu den Peeliten und dann zur liberalen Partei übertrat, folgte J. ihm auf dieser Bahn nicht, sondern blieb der konservativen Politik getreu. Er übernahm deshalb unter Lord Derby im Januar 1859 den Posten eines Sekretärs des Schatzamtes und trat mit der Toryregierung zurück. In Lord Derbys drittem Kabinett wurde er im Juni 1866 Präsident des Handelsamtes, zu Anfang 1867 aber Minister für Indien. Nach dem Rücktritt der Tories im Dezember 1868 war er einer der Führer der Opposition, namentlich auch in finanziellen Fragen, und im Februar 1874 erhielt er unter Disraeli das Amt eines Kanzlers der Schatzkammer (Finanzministers). Als Disraeli 1876 als Lord Beaconsfield in das Oberhaus eintrat, wurde J. die Leitung des Unterhauses übertragen. Im April 1880 trat er mit dem konservativen Ministerium zurück und übernahm die Führung der Opposition im Unterhaus; da er sich jedoch dieser Aufgabe nicht gewachsen zeigte, wurde er bei der Neubildung eines konservativen Ministeriums im Juni 1885 unter dem Titel eines Grafen von J. zum Peer ernannt und erster Lord des Schatzes. Schon im Februar 1886 legte er mit dem gesamten Ministerium Salisbury sein Portefeuille nieder, trat indes nach dem Siege der konservativen Partei bei den allgemeinen Wahlen im Sommer 1886 in das zweite Kabinett Salisbury als Minister der auswärtigen Angelegenheiten wieder ein. Er schrieb: »Twenty years of financial policy« (Lond. 1862). Vgl. Lang, Life, letters and diary of Earl I. (Lond. 1890, 2 Bde.).

Ideāl heißt entweder (im Lockeschen Sinne des Wortes Idee) das nur in der Vorstellung oder im Bewußtsein Existierende, im Gegensatz zum Wirklichen (also Idealität soviel wie Subjektivität), oder (im Platonischen Sinne jenes Wortes) dasjenige, in welchem ein Typus vollkommen, ohne jeden Mangel und Fehler zur Darstellung kommt (z. B. ideale Freundschaft soviel wie vollkommene Freundschaft). Dem entsprechend bezeichnet auch das J. ein unserm Geiste vorschwebendes Muster der Vollkommenheit und im Anschluß daran wieder i. (als Adjektivum) und Idealität (als Substantivum) das Erfülltsein von Idealen, die Richtung des Geistes auf die höchsten Ziele. Vgl. Idealismus, Idealisieren.

Ideale Primzahlen, s. Komplexe Zahlen.

Idealisieren, ein Gegebenes ideal oder ideell (s. Ideal) machen, gestalten, erscheinen lassen. Wir können dies theoretisch oder praktisch, insbesondere künstlerisch. Wir i. theoretisch oder gedanklich, indem wir von Objekten (Personen, Dingen, Thatbeständen, Vorgängen) uns ein Bild machen, das idealer, d. h. vollkommener ist als die Wirklichkeit. Die so gedachten Objekte sind dann zugleich nur ideelle. Vor allem hat der Begriff des Idealisierens auf ästhetischem Gebiete Bedeutung. Das ganze Thun des Künstlers kann als ein J. bezeichnet werden. Der eigentliche Inhalt des Kunstwerkes, das er schafft, ist eine ideelle, nur für unsre Phantasie bestehende Welt; diese vergegenwärtigt er uns in sinnlichen Formen oder durch sinnliche Mittel (s. Darstellung). Die Kunst hat ein Interesse daran, diese Idealität des Kunstwerkes unmittelbar zum Bewußtsein zu bringen. Zugleich liegt es in der Natur der einzelnen Künste, das Kunstwerk in dem Sinne ideell zu machen oder zu entwirklichen, daß sie (die Kunst) bald diese, bald jene Seiten, Elemente, Faktoren eines darzustellenden Wirklichen in der Darstellung ausscheidet, davon abstrahiert, darauf verzichtet u. so ein mehr oder weniger selbständiges Neues schafft, das als solches nirgends in der Wirklichkeit vorkommt. Soweit dies geschieht, um das, was von der Wirklichkeit beibehalten, also thatsächlich wiedergegeben wird, zu vollerer und reinerer Geltung zu bringen, liegt hierin bereits ein J. im Sinne des Erhebens über die gemeine Wirklichkeit, wenn nicht materiell, so doch eben für die Betrachtung und den Genuß. Ein materielles J. übt dann weiterhin der Künstler in der Weise, daß er das von der Wirklichkeit Beibehaltene umgestaltet und so nicht nur einen Inhalt der Wirklichkeit reiner und eindrucksvoller darstellt, sondern zugleich einen reinern und eindrucksvollern Inhalt gewinnt, als ihn die Wirklichkeit darzubieten pflegt. Schließlich fügt der Künstler zur Wirklichkeit statt der Elemente, die er ihr genommen, andre, die in ihr nicht angetroffen werden, hinzu und schafft so wiederum relativ frei etwas eigenartiges Neues. — Im einzelnen sei an folgende Mittel des Idealisierens besonders erinnert. Das malerisch Dargestellte wird der Wirklichkeit ausdrücklich entrückt durch den Rahmen, das plastische Gebilde durch den Sockel, die Welt der Bühne durch die Abgetrenntheit u. Abgeschlossenheit des Bühnenraumes. In der Malerei entwirklicht die Flächenhaftigkeit, weiter der Verzicht auf wirklichkeitsgemäße Farbe oder auf Farbe überhaupt, weiterhin auch auf Mittel der Formgebung. Schließlich bleibt nichts übrig als die Andeutung durch wenige charakterisierende Striche. Die Plastik ihrerseits idealisiert in gleichem Sinne, indem sie die dem Darzustellenden fremde Farbe und Beschaffenheit des plastischen Materials für das Auge bestehen läßt, die Bühnendarstellung durch künstliche Beleuchtung und eine Art der Darsteller, zu sprechen und sich zu bewegen, die niemals »natürlich« ist oder sein darf im Sinne der Übereinstimmung mit der von tausend Zufälligkeiten abhängigen banalen Wirklichkeit. Zu solcher Idealisierung gibt teilweise schon die Wirklichkeit das Vorbild. Die natürliche Luftperspektive hebt die »gemeine Deutlichkeit« und klare Umrissenheit des Einzelnen auf, die gemeinsame Färbung, etwa bei Sonnenuntergang, taucht es in eine gemeinsame Stimmung. In verwandter Weise wirkt das Helldunkel, das das Einzelne mehr ahnen als sehen läßt, anderseits das helle Licht, das hervortretende Teile beleuchtet, während andre im Dunkel zurücktreten. Endlich ist auch auf die Verkleinerung des Maßstabes, die dem Auge erlaubt und es nötigt, das Ganze auf einmal zu umfassen, so daß es wesentlich als Ganzes wirkt, durch die scheinbare Verkleinerung der Objekte

Digitized by Google

bei weiterer Entfernung schon in der Natur hingewiesen. Alle diese Mittel verwertet der Künstler. Dazu treten dann Mittel der Idealisierung, die über die Wirklichkeit hinausgehen und als mehr oder weniger freie Zuthat erscheinen. Ein den dargestellten Objekten fremder Schmelz der Farben oder ein die Natur steigernder oder sie frei modifizierender Grundton der Färbung gibt eine besonders geartete Stimmung. Damit ist verwandt die idealisierende Stimmung, in die der Inhalt der Dichtung durch die poetische Form getaucht erscheint. Sind Malerei und Plastik nicht völlig selbständig, sondern zugleich dekorativ, so ordnen sie sich im Farben- und Lichtcharakter, auch in der Formgebung und Anordnung, dem Charakter des zu Dekorierenden (der zu bemalenden Wand, dem Glasfenster ec.), der Natur seines Materials und dem Rhythmus seiner Gliederung, bez. Umgebung unter. Dabei entfernen sich vielleicht einzelne Elemente von der Wirklichkeit völlig (z. B. die Farbe bei der Majolikabemalung). Ein J. andrer Art findet statt, wenn von einem darzustellenden Gegenstand die bedeutsamern Teile ausschließlich dargestellt erscheinen (die Büste, das Brustbild). Endlich ist als eine besondere Art des Idealisierens hervorzuheben die Stilisierung, die successive von der individuellen Eigenart eines Objekts, der Besonderheit, die ihm durch den Zusammenhang der Wirklichkeit mit ihren mannigfaltigen und wechselnden Zufälligkeiten aufgeprägt wird, abstrahiert, bis sie bei dem abstrakten Gesetz eines Daseins und Geschehens, ja zuletzt bei dem abstrakten Gesetz einfachster mechanischer Kraftwirkungen angelangt ist. In solcher Weise idealisiert die dekorative (oder freiere) Ornamentik, noch mehr die geometrische Ornamentik und schließlich das ganze Formensystem der ornamentalen (technischen und tektonischen) Künste, unter denen die Architektur die vornehmste ist. Den ganzen spezifischen Inhalt dieser Künste bildet idealisierte, d. h. auf einen mehr oder weniger allgemeinen und abstrakten Ausdruck gebrachte oder mehr oder weniger auf einfache und allgemeine Gesetze reduzierte materielle Lebendigkeit. Nicht materielles, sondern seelisches Leben, aber in ähnlichem Sinne idealisiert, verallgemeinert, abstrakt gefaßt, bildet den eigentlichen Inhalt der Musik.

Idealismus (neulat.), ein sehr vieldeutiger philosophischer Kunstausdruck. Zu unterscheiden ist vor allem zwischen dem praktischen und dem theoretischen J. Der praktische oder ethische J. bezeichnet die charakteristische Richtung und Färbung des gesamten geistigen Lebens und Strebens eines Menschen, der von Idealen erfüllt ist und durch Ideale sich leiten läßt. Der (praktische) Realist nimmt die Dinge, wie sie sind, er richtet sich mit seinen Anschauungen und Zielen nach der Wirklichkeit, welche für ihn die höchste Instanz bildet, und läßt sich demnach an dem Gegebenen oder sicher Erreichbaren genügen; der Idealist legt umgekehrt an das Wirkliche den Maßstab seiner Ideale an, welche für ihn die höhere Geltung besitzen, er fragt nicht, wie die Dinge sind, sondern wie sie sein sollten, das Gegebene genügt ihm daher selten, vielmehr verlangt er nach einem seinem Vollkommenheitsbegriff entsprechenden Zustand der Dinge, nach der bessern und schönern Welt, in welcher er geistig bereits lebt. Verbindet sich mit dem praktischen J. eine strenge Selbstkritik, welche zwischen den wahrhaften, allgemein gültigen Idealen und den nur in subjektiven Wünschen begründeten unterscheidet, und die Erkenntnis, daß eine Verwirklichung derselben nur unter Berücksichtigung der gegebenen Natur der Dinge und Menschen möglich ist, so ist dieser J. gesund, lebensfähig und für den Fortschritt des Einzelnen wie der Menschheit im ganzen unentbehrlich, denn er setzt voraus, daß der Mensch über das Gegebene hinaus nach einem Höhern strebt, welches vorerst nur in seinem Geist existiert. Anders der schwärmerische J. (J. im übeln Sinne), den man bei unausgereiften oder überspannten Naturen trifft. Derselbe hält die gegebene Welt nur deshalb für unvollkommen, weil sie seinen (oft ganz egoistischen) Wünschen und Erwartungen nicht entspricht, und malt sich eine phantastische Idealwelt aus, ohne zu fragen, ob dieselbe überhaupt im Bereiche des Möglichen liegt. Er führt entweder zum Pessimismus (s. d.) und zu thatloser Träumerei, oder er läßt das Individuum im Konflikt mit der Wirklichkeit zu Grunde gehen. — Der theoretische J. kann ein erkenntnistheoretischer oder ein metaphysischer sein. Jener besteht in der Behauptung, daß unser Erkennen niemals unmittelbar mit den Dingen selbst, sondern nur mit unsern Vorstellungen zu thun hat. Er wurde begründet durch Descartes, der die Frage, mit welchem Recht wir annehmen, daß unsern Vorstellungen Gegenstände entsprechen, und somit den wenigstens vorläufigen Zweifel an der Realität der letztern zum Ausgangspunkt seiner Philosophie machte (skeptischer J.). Auch die Systeme von Spinoza und Leibniz sind idealistisch, insofern z. B. der letztere lehrt, daß die »Monaden keine Fenster haben«, d. h. keinerlei Vorstellungen von außen empfangen, sondern sich alle aus sich selbst entwickeln. Der Zweifel an der Realität von Körpern und Geistern außerhalb des Subjekts ist jedoch bei den genannten Denkern nur eine Durchgangsstufe, denn auf Grund der Wahrhaftigkeit Gottes, welcher der Urheber unsrer Vorstellungen ist, wie Descartes lehrt, bez. auf Grund der »prästabilierten Harmonie« zwischen Innen- und Außenwelt, die Leibniz annimmt, sind wir berechtigt, an unsern Vorstellungen entsprechende reale Außendinge zu glauben. Im Anschluß an Locke gingen jedoch Berkeley und Hume weiter, indem der erstere nur die Realität Gottes (als des Urhebers unsrer Vorstellungen) und andrer Geister zugab, die der körperlichen Außendinge aber bestritt, letzterer überhaupt jedes reale Sein außerhalb der Vorstellungen leugnete (subjektiver J.). Kant endlich suchte mit seinem kritischen oder transcendentalen J. einen Mittelweg einzuschlagen, indem er zwar behauptet, daß der Raum nur eine Form unsrer Sinnlichkeit und die Dinge im Raume deswegen nicht Dinge an sich, sondern bloß Erscheinungen seien, welche durch jene Form wesentlich bedingt und, ohne Beziehung auf das wahrnehmende Subjekt betrachtet, nichts sind, aber dabei die empirische Realität der Dinge, ihre Existenz außerhalb der individuellen Persönlichkeit (welche selbst bloß Erscheinung im transcendentalen Sinne ist) für unbezweifelbar erklärt. Fraglich bleibt bei ihm nur, ob den Erscheinungen (den empirischen Objekten) überhaupt Dinge an sich (transcendentale Objekte) entsprechen, welche für unser Erkennen nur unzugänglich sind, oder ob der Begriff der letztern überhaupt sinnlos ist. Der erkenntnistheoretische J. hat übrigens auch durch die moderne Physiologie und Psychologie seine Bestätigung gefunden, insofern diese lehren, daß die Vorstellung der räumlichen Außenwelt erst in der Seele entsteht, und daß beim Zustandekommen derselben subjektive Faktoren eine wesentliche Rolle spielen. — Der metaphysische J. besteht in der Lehre, daß nicht der tote

Digitized by

Stoff und die blinden Naturkräfte, sondern geistige Prinzipien (»Ideen«) das wahrhaft Wirkliche seien; die körperliche Natur ist nach derselben lediglich Darstellungsform eines idealen, geistigen Inhalts, ähnlich wie das Kunstwerk nur das Mittel der Versinnlichung der künstlerischen Idee bildet; sie betrachtet sowohl die Gliederung des Naturganzen in eine Vielheit einzelner Körper als auch die zeitliche Entwickelung desselben als bestimmt durch die Ideen, welche in ihm zur sinnlichen Darstellung gelangen sollen. Der metaphysische J. spricht demnach dem Ideellen die Priorität vor dem sinnlich Reellen zu, der kausalen Erklärungsweise ordnet er die teleologische über, und die Erforschung der Stoffe und Kräfte gilt ihm zwar nicht für völlig wertlos, aber doch nur für eine niedere Stufe der Naturerkenntnis, welche ihre Vollendung erst durch die Einsicht in den »Plan« und »Zweck« der Schöpfung findet. Diese Lehre wurde im Altertum begründet durch Platon und durch die Neuplatoniker weiter entwickelt. In der Neuzeit brachte Kant sie wieder zur Geltung (vgl. Idee), und im Anschluß an ihn führten Fichte, Schelling u. Hegel glänzende idealistische Systeme aus, indem sie zugleich den erkenntnistheoretischen J. Kants in einen metaphysischen umdeuteten. Wenn nämlich Kant behauptet hatte, daß die äußern Dinge nur Erscheinungen für das Subjekt seien, so lehrte Fichte, daß dieselben durch das Ich gesetzt würden, und faßte den Weltprozeß auf als eine fortschreitende Realisierung sittlicher Ideen. Schelling erweiterte den Begriff des produktiven Ich (s. d.) zu dem einer universellen schöpferischen Thätigkeit, durch die das Ich und alle Einzelwesen erst ihre Realität erhalten, und welche, soweit sie ihrer selbst unbewußt ist, die Natur, soweit sie ihrer selbst bewußt wird, das geistige Leben ausmacht (objektiver J.). Hegel endlich ging zum absoluten J. über, indem er erklärt: »Das Denken, der Begriff, die Idee oder vielmehr der Prozeß, das immanente Werden des Begriffs ist das allein Wirkliche und Wahre. Die Natur ist die Idee in der Form des Andersseins.« Doch vermochten auch diese großen Denker die mit der Frage nach dem Verhältnis des Ideellen zum Reellen (letzteres läßt sich nicht restlos in ein Ideelles auflösen, die Wirkung und Gegenwirkung der Kräfte sich nicht auf die rein logische Entwickelung der Begriffe zurückführen), der Kausalität zur Teleologie (s. d.) verbundenen Schwierigkeiten nicht wegzuschaffen, und so wurden ihre Systeme durch die realistische naturwissenschaftliche Weltansicht, an welche sich Schopenhauer und Herbart mehr anzulehnen suchten, gänzlich verdrängt. In der Gegenwart hat aber E. v. Hartmann in seiner »Philosophie des Unbewußten« den metaphysischen J. wieder zu erneuern und mit dem Realismus zu versöhnen gesucht. Vgl. Realismus. — J. in der Kunst, s. Idealistisch. Vgl. Willmann, Geschichte des J. (Braunschw. 1894, Bd. 1).

Idealistisch kann in der Ästhetik zunächst jede Kunst heißen, sofern und in dem Maße, als sie idealisiert oder durch eine idealisierende Thätigkeit sich verwirklicht (s. Idealisieren); dann im engern Sinne die Kunst, die einen der gemeinen Wirklichkeit entrückten höhern oder erhabenern Inhalt hat oder sucht. Auch das Idealistische oder der Idealismus in diesem Sinne kann noch verschieden gefaßt werden, nämlich äußerlicher und oberflächlicher, oder tiefer und innerlicher. Man thut jenes, wenn man i. die Kunst nennt, die sich über die, äußerlich betrachtet, niedrigern und schlechtern Sphären des Lebens und der Wirklichkeit erhebt. Solcher Idealismus steht dem Realismus, der diese Sphären sucht, entgegen. Dagegen besteht zwischen jenem Idealismus und diesem Realismus kein Gegensatz, wenn man (unzweifelhaft mit höherm Recht) diejenige Kunst als i. preist, die das innerlich Wertvolle überall, also auch in den sogen. niedrigern und gemeinern Sphären der Wirklichkeit aufsucht, die dem Kämpfen und Unterliegen, dem Glück und Leid einer Menschenseele nachgeht auch da, und vielleicht erst recht da, wo es in einer an sich wenig anmutenden äußern Form und Erscheinungsweise zu Tage tritt. Man vergleiche etwa den tief idealistischen »Realismus« eines Shakespeare mit dem »Idealismus« seiner Gegner.

Idealität in der Ästhetik, die Eigenart des Kunstwerks, ein Ideelles oder Ideales zum Inhalt zu haben (s. Ideal und Idealisieren).

Idealkonkurrenz, die Verletzung mehrerer Strafgesetze durch eine und dieselbe Handlung; s. Konkurrenz der Verbrechen.

Idealpolitik, s. Politik.

Idealrealismus, s. Realismus.

Idea plastica s. seminalis, s. Bildungstrieb.

Idee (griech. eidos oder idea), ein aus der Philosophie Platons stammender Ausdruck, welcher das im Begriff erfaßte Wesen eines Dinges oder einer Art von Dingen bezeichnet; also z. B. die J. des Tisches = Inbegriff der wesentlichen Merkmale eines Tisches, das Typische des Tisches. Die Ideen existieren jedoch nach Platon nicht bloß im Kopfe des Menschen als Abstraktionen von den konkreten Einzeldingen, sondern sie besitzen eine selbständige Realität außerhalb des subjektiven Denkens und vor den Einzeldingen, es sind die Ideen nicht sowohl bestimmt durch die Dinge, als diese durch die Ideen, welche in ihnen in mehr oder weniger unvollkommener Weise verkörpert sind (»Ideenlehre«). In der englischen und französischen Philosophie hat indes das Wort J. seine spezifische Bedeutung ganz verloren und bezeichnet (seit Descartes und Locke) einfach das Bild, welches sich der Geist von einem Dinge macht, also die Vorstellung im Gegensatz zum äußern Gegenstand. In der deutschen Philosophie ist es dagegen seit Kant wieder in einem dem ursprünglichen sich mehr oder weniger annähernden Sinne im Gebrauch. Kant stimmt mit Platon darin überein, daß auch bei ihm die J. und die Ideenwelt einen höhern Rang einnimmt als die sinnliche Erscheinungswelt. Während aber nach Platon die J. als das Eine im Vielen, das Feste und Beharrliche im Wechsel der Erscheinungen zugleich das wahrhaft Seiende, das Sinnlich-Konkrete aber bloßer Schein ist, der nur dadurch an dem Sein teilnimmt, daß sich die J. in ihm verkörpert hat, schließen nach Kant die Ideen vielmehr das Sein aus, insofern ein ihnen entsprechender Gegenstand gar nicht gegeben werden kann, sie sind nur Produkte unsrer über die sinnliche Erscheinungswelt (welche allein Realität besitzt) hinausgreifenden Vernunft, bezeichnen lediglich die der letztern innewohnenden Normen ihrer eignen Thätigkeit, die Ziele, denen sie zustrebt. So wird die theoretische Vernunft beherrscht von der J. des Weltganzen, die praktische Vernunft von der der sittlichen Freiheit, die Urteilskraft von der der Zweckmäßigkeit. Die nachkantischen deutschen Philosophen mit Ausnahme Herbarts schlossen sich noch enger an den Platonischen Sprachgebrauch an. Nach Jakobi sollten die Ideen ihre Wurzel in der Erfahrung (zwar nicht der Sinne, aber der Vernunft, die er als Sinn für das Übersinnliche ansah) haben und daher als Ideen des Wahren, Guten und Schönen direkt auf das Sein dieses letztern

Digitized by Google

hinweisen. Schelling führte im »Bruno« die Platonische Ideenwelt als intelligible Sinneswelt, Schopenhauer als zwischen dem Ding an sich (dem Willen) und der Erscheinungswelt in der Mitte stehende Typenwelt wieder ein. Hegel und nach ihm v. Hartmann bedienen sich des Wortes J., um die objektiv-logische Grundlage aller Natur- und Geschichtsentwickelung zu bezeichnen. Vgl. Heyder, Zur Geschichte der Ideenlehre (Frankf. a. M. 1874). S. Ideal und Idealismus.

Ideell, s. Ideal.

Ideenassociation (griech.-lat.), die unwillkürliche Verknüpfung von Empfindungen und Vorstellungen im Bewußtsein, im Gegensatz zu der willkürlichen Verknüpfung derselben, auf welcher das Denken und die produktive Phantasie beruhen. Während bei den letztern Prozessen die Richtung des Vorstellungsverlaufs als von unserm Willen (der aktiven Aufmerksamkeit) bestimmt erscheint, so ruft bei der J. eine durch Wahrnehmung gegebene oder innerlich aufgetauchte Vorstellung ohne unser Zuthun eine andre ins Bewußtsein, diese unter Umständen wieder eine andre rc. Die J. kann nun eine simultane oder eine successive sein, je nachdem die betreffenden Empfindungen oder Vorstellungen gleichzeitig oder nacheinander ins Bewußtsein treten. Auf die erstere müssen alle zusammengesetzten Vorstellungen und Vorstellungskomplexe zurückgeführt werden, welche dem Bewußtsein scheinbar fertig entgegentreten, aber doch zweifellos aus einfachern Bestandteilen erst entstanden sind. Die einfachste Form derselben ist die associative Verschmelzung der Empfindungen zu Wahrnehmungsvorstellungen. Die sinnliche Vorstellung eines Klanges z. B. entspringt aus der Verschmelzung mehrerer einfacher Tonempfindungen (Grundton und Obertöne) zu einem einzigen Ganzen. Eine zweite Form ist die Assimilation der Vorstellungen, welche darin besteht, daß eine in das Bewußtsein eintretende Vorstellung eine zweite in der Seele erweckt, welche sich nun mit jener zu einem unauflöslichen Ganzen vereinigt. Auf derselben beruht es z. B., daß wir oft in einem begegnenden fremden Menschen einen Bekannten zu erblicken glauben, und andre ähnliche Täuschungen, bei welchen wir etwas in die Wahrnehmung »hineinlegen«, was objektiv in ihr nicht vorhanden ist, sondern nur in unsrer Seele sich mit dem Wahrnehmungsbilde verknüpfte. Durch diese Assimilation der Vorstellungen erklärt es sich ferner, daß die nämliche Sache auf verschiedene Menschen einen ganz verschiedenen »Eindruck« macht, ganz verschiedene Gefühle in ihnen erregt (je nach den Vorstellungen, welche sich mit der Vorstellung der Sache verbinden), daß uns selbst zu verschiedenen Zeiten derselbe Gegenstand in der Erinnerung sehr ungleich erscheint rc. Die dritte und lockerste Form der simultanen J. ist die Komplikation der Vorstellungen, bei welcher die associierten Bestandteile zwar einen zusammenhängenden Komplex bilden, aber im Bewußtsein deutlich voneinander unterschieden werden. So verbindet sich mit der Gesichtswahrnehmung (z. B. einer polierten Fläche, einer Frucht rc.) sehr häufig die mehr oder minder lebhafte Erinnerung an andre durch denselben Gegenstand verursachte Sinnesempfindungen (die durch den Tastsinn zu beobachtende Glätte, den Wohlgeruch rc.), beim Anblick der Verwundung eines andern fühlen wir durch J. auch den Schmerz mit, mit dem gehörten oder geschriebenen Wort ist die Vorstellung des durch dasselbe bezeichneten Gegenstandes associiert, rc. Im Unterschied von der simultanen J. ist bei der successiven die Entstehung der Vorstellungsverknüpfung in den meisten Fällen der psychologischen Beobachtung zugänglich; successive Associationen bilden sich fortwährend neu in unsrer Seele, und andre lösen sich wieder auf. Die Selbstbeobachtung zeigt, daß dieselben entweder darauf beruhen, daß die betreffenden Vorstellungen in einem Verwandtschaftsverhältnis zu einander stehen (innere J., J. nach Ähnlichkeit oder Kontrast in der Ausdrucksweise der ältern Psychologie), oder daß sie dem Bewußtsein öfters in räumlicher und zeitlicher Verbindung gegeben waren (äußere J.). Während in letzterm Falle die Wiederholung eine wesentliche Bedingung für das Zustandekommen der J. ist, ist diese im erstern Falle begreiflicherweise nicht erforderlich. Äußere J. liegt z. B. vor, wenn uns der leere Platz, den ein Abwesender einzunehmen pflegt, an diesen selbst erinnert, wenn Gewehrsalven rc. hinter der Bühne die Vorstellung kämpfender Truppen in uns erwecken, wenn nach dem Hersagen der ersten Zeile eines Gedichts uns auch die zweite einfällt rc.; innere J. ist es, wenn bei dem Begriffe des Raubtieres uns der Löwe oder Tiger vor das geistige Auge tritt, wenn die öde Winterlandschaft uns (durch Kontrast) an die Pracht des Frühlings, wenn die Schilderung Buddhas uns (durch Ähnlichkeit) an die Person Christi erinnert, rc. Da die äußern Eindrücke in mannigfach wechselnden und ungleich oft sich wiederholenden Verbindungen an uns herantreten und zwischen den Vorstellungen nähere und fernere Verwandtschaften bestehen, so ist es natürlich, daß mit einer und derselben Vorstellung nicht nur eine andre associiert sein kann, sondern auch mehrere, sowie, daß es schwächere und stärkere Associationen geben wird. In letzterer Hinsicht kann es vorkommen, daß der associative Zusammenhang so fest ist, daß er mit der logischen Verknüpfung des Vorgestellten verwechselt wird. So bilden wir uns leicht ein, daß zwei Erscheinungen, die in unsrer Wahrnehmung sehr oft aufeinander folgten, objektiv als Ursache und Wirkung zusammenhängen, und der Eintritt der einen läßt uns unwillkürlich die andre erwarten. Hierauf stützten Hume und Mill ihre Lehre, daß logische Verknüpfung und J. überhaupt nichts Verschiedenes seien, sondern daß jene nur eine durch vielfältige Erfahrung (Gewohnheit) sehr fest gewordene J. bedeute. Diese Ansicht verwischt aber völlig den Unterschied des Objektiven (in der Sache selbst) und des Subjektiven (in der Seele Begründeten) und stellt das von logischen Gesichtspunkten geleitete Denken mit der vorwiegend durch J. bestimmten Vorstellungsbewegung des Traumes und des Irrsinns in eine Linie. Immerhin hat die J. psychologisch eine sehr große Bedeutung. Abgesehen von dem durch den Wechsel der äußern Reize bedingten Wechsel der sinnlichen Wahrnehmungen ist es ihr allein zuzuschreiben, daß überhaupt unser Bewußtsein von wechselnden Vorstellungen erfüllt ist, denn wohl nie taucht ein neuer Gedanke völlig isoliert und außer jedem Zusammenhang mit andern vorher vorhandenen in uns auf, sondern das Neue reiht sich immer durch J. an Vorhandenes an. Auch das Denken besitzt nicht die Macht, beliebig entfernte Vorstellungen in das Bewußtsein hereinzuziehen, sondern seine Leitung besteht nur darin, daß es unter der Mehrzahl der Vorstellungen, welche mit den jeweilig vorhandenen associiert sind, einzelne heraushebt. Von der Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der J. hängt zum großen Teile das ab, was man als Weite des geistigen Gesichtskreises, Gedankenreichtum rc. bezeich-

Digitized by Google

net. Kommt es hierbei mehr auf die Fülle als auf die Festigkeit der Vorstellungsverbindungen an (die für das Denken eher hinderlich ist), so ist die letztere wichtig, wenn es sich darum handelt, sicher funktionierende Gewohnheiten des Denkens und Handelns zu erzielen, worin eine Hauptaufgabe der Erziehung besteht (vgl. Gewohnheit). Eine wichtige Rolle spielt ferner die J. bei der Erklärung der sinnlichen Wahrnehmung, insbesondere der Raumanschauung (s. d.), sowie bei derjenigen der Gefühle (s. d.) und Affekte. Doch ist es entschieden zu weit gegangen, wenn die durch Hume und Condillac begründete associationistische Psychologie durch das Gesetz der J. alle psychischen Erscheinungen erklären und sogar die Einheit des Bewußtseins aus derselben ableiten will, während doch vielmehr umgekehrt das Enthaltensein aller Vorstellungen in einem einheitlichen Bewußtsein erst das Zustandekommen von Associationen zwischen ihnen ermöglicht. — Physiologisch wird die J. verständlich, wenn man annimmt, daß jeder Vorstellung ein bestimmter Prozeß in einem bestimmten Teile des Gehirns entspricht; sie fällt dann unter den allgemeinen Begriff der Übung (s. d.): »Wie die Übung eines Muskels in einer bestimmten Bewegung die Ausführung derselben Bewegung begünstigt, sobald der nämliche Muskel von neuem in Aktion tritt, so erleichtert eine Vorstellung das Auftreten einer ihr ähnlichen frühern Vorstellung; und wie ein Glied, dessen Bewegung mit der eines andern eingeübt worden ist, mit dem letztern von selbst in Mitbewegung gerät, so erregt eine Vorstellung die gewohnheitsmäßig mit ihr verbundene«. (Wundt.) S. Reproduktion. Über die zur J. nötige Zeit s. Zeitmessung.

Ideenflucht, der aufs äußerste beschleunigte Ablauf geistiger Vorgänge, wie er bei krankhaften Erregungszuständen des Gehirns, besonders in der Manie, beobachtet wird. In den mildern Formen werden noch formell richtige Sätze gebildet, später schwindet jeder logische Zusammenhang der aufeinander folgenden Vorstellungen, der Kranke reiht nur Worte an Worte ohne Satzbildung, und schließlich werden nur Bruchstücke von Worten hervorgestoßen. Dabei sind die Kranken meist unruhig, schwatzhaft, und in den höchsten Graden kann Tobsucht oder auch völlige Regungslosigkeit eintreten.

Ideler, 1) Christian Ludwig, Astronom und Chronolog, geb. 21. Sept. 1766 in Groß-Breese bei Perleberg, gest. 10. Aug. 1846 in Berlin, wurde 1794 Astronom für die Kalenderberechnung im preußischen Staate, dann Studiendirektor des Kadettenkorps und 1821 Professor an der Universität zu Berlin. Er hat sich um die wissenschaftliche Chronologie wesentliche Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten« (Berl. 1806); »Über den Ursprung und die Bedeutung der Sternnamen« (das. 1809); »Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie« (das. 1825–26, 2 Bde.; neuer Abdruck, Bresl. 1883); »Lehrbuch der Chronologie« (Berl. 1831); »Die Zeitrechnung der Chinesen« (das. 1839). Auch gab er mit Nolte Handbücher der englischen und französischen Litteratur heraus, die zahlreiche Auflagen erlebten, und zu denen sein Sohn Ergänzungsbände lieferte.

2) Karl Wilhelm, Mediziner, geb. 25. Okt. 1795 zu Bendwisch in der Mark, gest. 29. Juli 1860 in Kumlosen bei Wittenberge, war Professor und dirigierender Arzt der Irrenabteilung der Charité in Berlin und schrieb: »Grundriß der Seelenheilkunde« (Berl. 1835–38, 2 Bde.); »Biographien Geisteskranker« (das. 1841); »Versuch einer Theorie des religiösen Wahnsinns« (Halle 1848–50, 2 Bde.); »Der Wahnsinn in seiner psychologischen und sozialen Bedeutung« (Bremen 1848, nur Bd. 1); »Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie« (Berl. 1857).

3) Julius Ludwig, Schriftsteller, Sohn von J. 1), geb. 3. Sept. 1809 in Berlin, gest. 17. Juli 1842, studierte in Berlin und Königsberg Medizin, später Naturwissenschaften und Mathematik und habilitierte sich zu Berlin als Privatdozent. Er schrieb: »Meteorologia veterum Graecorum et Romanorum« (Berl. 1832); »Hermapion sive rudimenta hieroglyphicae veterum Aegyptiorum literaturae« (Leipz. 1841, 2 Bde.); »Die Sage von dem Schuß des Tell« (Berl. 1836). Auch lieferte er eine Ausgabe von Aristoteles' »Meteorologia« (Leipz. 1834–36, 2 Bde.), des koptischen Psalters (Berl. 1837), von Einhards »Leben und Wandel Karls d. Gr.« (Hamb. 1839, 2 Bde.) und der »Physici et medici graeci minores« (Berl. 1841–42, 2 Bde.).

Idem (lat.), derselbe, dasselbe; idem per idem, Gleiches durch Gleiches (nämlich beweisen), jener Fehler in der Beweisführung, den man auch Zirkelbeweis (circulus in demonstrando) nennt, wo das zu Beweisende selber als Beweismittel verwendet wird.

Iden (Mehrzahl von Idus), s. Kalender.

Identifizieren (neulat.), zwei Gegenstände als identisch, d. h. als einen und denselben, betrachten. Identifikation, die Handlung des Identifizierens; J. der Verbrecher, s. Anthropometrie.

Identisch (franz.), ebendasselbe, ein und dasselbe, mit etwas gleichbedeutend; s. Identität.

Identische Netzhautpunkte, s. Gesicht, S. 466.

Identiskop (neulat.-griech.), eine Art Stereoskop, mit dessen Hilfe zwei beliebige, wenn nur in Größe und Gesichtsstellung einander entsprechende photographische Porträte in eins verschmolzen werden können. Während des bekannten Tichborne-Prozesses (s. Tichborne) reisten zahlreiche Agenten mit Hunderten solcher Instrumente im Land umher, um damit die Identität des Prätendenten mit dem verschollenen Baronet zu beweisen.

Identität (neulat.), Einerleiheit, herrscht im weitern Sinne zwischen Begriffen, wenn sie miteinander vertauscht werden können (Wechselbegriffe), im engern Sinne, wenn sie ein und derselbe Begriff sind. Erstere Art der (logischen) J. findet zwischen Begriffen statt, welche bei verschiedenem Inhalt denselben Umfang besitzen (z. B. gleichseitiges Dreieck und gleichwinkliges Dreieck, denn jedes Dreieck der erstern ist zugleich eins der letztern Art). Die zweite Art der J. herrscht zwischen Begriffen, deren Inhalt und Umfang derselbe ist. Das Denkgesetz der J. (principium identitatis), gewöhnlich in der Formel A=A ausgesprochen, beruht auf der Fähigkeit des Geistes, überhaupt begriffliche Übereinstimmung zu erkennen, und schließt die Forderung ein, nur übereinstimmendes begrifflich in Eins zu setzen (vgl. Widerspruch). Insofern bei gewissen philosophischen Systemen behauptet wird, daß zwischen gewissen für fundamental gehaltenen Gegensätzen, wie z. B. Subjekt (Wahrnehmendes) und Objekt (Wahrgenommenes) oder Denken (welches das Wesen des Geistes) und Ausdehnung (welche das Wesen der Materie ausmacht), reale J. herrsche, daß sie aus demselben Grunde entspringen, werden diese Systeme selbst (Schellings Naturphilo-

Digitized by Google

sophie, Spinozas All-einheits-Lehre) Identitätssysteme genannt.

Identitätsnachweis, im Zollwesen der Nachweis, daß ein- und ausgeführte Waren miteinander identisch seien, daß es sich in verschiedenen Fällen, in welchen Zahlung und Befreiung von Abgaben in Frage kommen, um ein und dieselbe Ware handelt. Derselbe hatte zuerst eine Bedeutung erlangt für die Rückvergütung bereits entrichteter Zölle bei der Wiederausfuhr eingeführter Waren oder der aus eingeführten Roh- u. Halbfabrikaten hergestellten fertigen Erzeugnisse. Wird die Rückvergütung ohne einen J. gewährt, so wird sie leicht zu einer Ausfuhrprämie für aus heimischen Stoffen hergestellte Waren. In Deutschland findet die unmittelbare Durchfuhr unter Zollkontrolle statt. Ein weiterer J. ist für durchgeführte Waren unnötig. Wird eine in den freien Verkehr gesetzte Ware, bei deren Einfuhr ein Zoll bezahlt wurde, wieder ausgeführt, so findet für dieselbe keine Rückvergütung statt. Dagegen wird eine solche für im Inlande bezahlte Steuern bei der Ausfuhr von Tabak und Tabaksfabrikaten, Bier und Branntwein gewährt. Solche Rückerstattungen können leicht bei der Fabrikatsteuer vermieden werden, wenn die für die Ausfuhr bestimmten Mengen unbesteuert und bis zu ihrer Verbringung über die Grenze unter Zollkontrolle bleiben. Alsdann wäre, wie unter anderm beim Zucker in Deutschland, bei der Ausfuhr von bereits in den freien Verkehr gesetzten Waren keine Vergütung zu gewähren. In Deutschland wird streng an der Identität festgehalten, welche gehörig nachzuweisen ist, beim Zwischenauslandsverkehr (Verbringung einer Ware vom Zollgebiet durch das Ausland wieder zurück nach dem Zollgebiet), beim Meß- und Marktverkehr (zollfreie Rückbringung der auf auswärtigen Messen und Märkten unverkauft gebliebenen Waren), bei Retourwaren (s. d.) sowie beim Veredelungsverkehr (s. d. und »Acquit à caution«, hier französische Bestimmungen über den J.). Feststellung der Identität kann erfolgen durch Stempelausdruck, Zeichen, kenntliche Beschreibung, Zurückbehaltung von Proben ꝛc. Eine Ausnahme war jedoch 1882 für Mühlen- und Ölfabrikate zugelassen worden. Der Inhaber von Mühlen, welcher ausländisches Getreide einführt und Mehl nach dem Auslande verbringt, braucht die Identität seines Mehles mit dem vom Ausland bezogenen Korn nicht nachzuweisen. Er erhält vielmehr den für das ausländische Getreide bezahlten Zoll erstattet, sofern er nur eine entsprechende Mehlmenge ausführt. Der seither vielfach gestellten Forderung, daß auch für die Ausfuhr von rohem Getreide, ohne Rücksicht auf die Herkunft desselben, eine Vergütung gewährt werde, ist durch Gesetz vom 14. April 1894 entsprochen worden. Hiernach werden bei der Ausfuhr von Weizen, Roggen, Hafer, Hülsenfrüchten, Gerste, Raps und Rübsaat aus dem freien Verkehr des Zollinlandes, wenn die ausgeführte Menge mindestens 500 kg beträgt, auf Antrag des Warenführers Bescheinigungen (Einfuhrscheine) erteilt, welche den Inhaber berechtigen, innerhalb einer vom Bundesrat auf längstens 6 Monate zu bemessenden Frist eine dem Zollwert der Einfuhrscheine entsprechende Menge der nämlichen Warengattung ohne Zollentrichtung einzuführen.

Den Inhabern von Mühlen oder Mälzereien wird für die Ausfuhr der von ihnen hergestellten Fabrikate eine Erleichterung dahin gewährt, daß ihnen der Eingangszoll für eine der Ausfuhr entsprechende Menge des zur Mühle oder Mälzerei gebrachten ausländischen Getreides nachgelassen wird. Auch ihnen werden auf Antrag bei der Ausfuhr ihrer Fabrikate Einfuhrscheine über eine entsprechende Getreidemenge erteilt. Der Ausfuhr der Fabrikate steht deren Niederlegung in eine Zollniederlage unter amtlichem Verschluß gleich. Vgl. Hoffmann, Was bedeutet die Aufhebung des Identitätsnachweises? (Düsseld. 1891); Kuhn, Die Aufhebung des Identitätsnachweises bei der deutschen Getreideausfuhr (Freib. i. Br. 1891).

Ideo... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie: Begriffs...

Ideographie (griech., »Zeichen- oder Begriffsschrift«), eine Schrift, zu welcher nicht Laut-, sondern Begriffszeichen verwendet werden (wie z. B. im Chinesischen oder bei unsern Ziffern). Daher Ideogramm, ein derartiges ideographisches Zeichen.

Ideokrät (griech.), Vertreter der Herrschaft der Vernunftbegriffe (Ideokratismus).

Ideologie (griech.), soviel wie Ideenlehre; bei französischen Philosophen eine erweiterte Form der Metaphysik, die eklektisch auch die Grundzüge der Anthropologie, allgemeinen Grammatik und Logik in sich aufgenommen hat. Die wichtigsten Vertreter derselben sind Destutt de Tracy (»Les éléments d'idéologie«, Par. 1801–15, 5 Bde.), Royer-Collard und Cousin. Auch bezeichnet man mit J. alles unfruchtbare Denken und Grübeln, namentlich über politische und soziale Verhältnisse, wie Napoleon I. die Denker, welche seine Politik kritisierten, Ideologen zu nennen pflegte.

Ideomotörische Bewegungen nennt Carpenter diejenigen Bewegungen, die jemand unbewußt ausführt, während er sich dieselben lebhaft vorstellt, und welche bei vielen unerklärlich scheinenden Vorgängen, z. B. beim sogen. Gedankenlesen (s. d.), Tischrücken ꝛc., eine Rolle spielen.

Ider, Ritter der Tafelrunde, s. Arthur.

Id est (lat., abgekürzt: i. e.), das ist, das heißt.

Idimus, röm. Militärstation, s. Swilajinatz.

Idio... (griech.), in Zusammensetzungen soviel wie: Eigen...

Idioblästen (griech.), Pflanzenzellen, die in einem sonst gleichartigen Gewebe sich durch Form oder Inhalt von ihren Nachbarzellen unterscheiden. Vgl. auch Idioplasma.

Idiochromátisch (griech.), soviel wie farbig, s. Mineralien.

Idioelektrische Körper, die elektrischen Nichtleiter im Gegensatz zu den anelektrischen, den Leitern.

Idiographon (Idiochiron, griech.), eigenhändige Unterschrift, Handschrift. Idiographisch, eigenhändig, selbstgeschrieben.

Idiolatrie (griech.), Selbstanbetung.

Idiōm (griech.), »Eigentümlichkeit«, besonders einer Sprache oder einer Mundart, daher entweder soviel wie Dialekt, oder auch in der Bedeutung der Sprechweise gebraucht. So spricht man von einem J. des gemeinen Mannes im Gegensatz zum J. des Gebildeten sowie von verschiedenen Idiomen oder Mundarten der deutschen, französischen, italienischen ꝛc. Sprache.

Idiómata (griech., Mehrzahl von Idiom), in der Dogmatik die »Besonderheiten« einer jeden der beiden Naturen Christi. S. Christologie.

Idiomorph (griech., auch automorph) nennt man die ringsum von eignen Kristallflächen bedeckten Gesteinsgemengteile; s. Allotriomorph.

Idiopathīe (griech.), das »eigne oder eigentümliche (ursprüngliche) Leiden« (Grundleiden) eines Körperteils, im Gegensatz zur Sympathie oder »Mit-

Digitized by Google

leidenschaft« andrer, von der Krankheitsursache nicht unmittelbar betroffener Körperteile. Idiopathische Krankheiten sind solche, die aus sich selbst heraus existieren (daher auch primäre Krankheiten genannt), während sympathische Krankheiten von einer andern Krankheit abhängen, d. h. durch diese hervorgerufen sind, daher sie auch symptomatische (sekundäre) Krankheiten genannt werden. Wenn z. B. im Verlauf der epidemischen Ohrspeicheldrüsenentzündung eine Anschwellung der Hoden sich einstellt, so ist die erstere ein idiopathisches, die Hodenanschwellung dagegen ein sympathisches oder symptomatisches Leiden. Wenn aber im Verlauf eines schweren Typhus oder der Cholera eine Ohrspeicheldrüsenentzündung eintritt, so ist dann die letztere eine symptomatische.

Idioplasma (griech.), von Nägeli eingeführte Bezeichnung derjenigen protoplasmatischen Substanz, welche im Gegensatz zu dem übrigen Bildungsplasma (Stereoplasma) von den Erzeugern auf das Zeugungsprodukt übertragen wird u. alle die zahlreichen Eigenschaften, welche in dem entwickelten Organismus wahrgenommen werden, in der Anlage darstellt. Das J. läßt sich zerlegen in kleinste Stoffteilchen (Idioblasten), welche darin in großer Zahl und verschiedener Qualität enthalten sind und das Vermögen besitzen, die verschiedenen Substanzen des Organismus, wie Nervensubstanz, Muskelsubstanz ꝛc., zu bilden. Diese Idioblasten müssen auch wie die Zellen durch Teilung sich fortpflanzen, wachsen und assimilieren können. Man betrachtet als Sitz des Idioplasmas den Zellkern und ist geneigt, es mit der chromatischen Substanz oder dem Nuclein zu identifizieren. Indes gibt es bekanntlich Organismen ohne Kern (wie die Bakterien), und außerdem ist nicht erwiesen, daß bei der Befruchtung der Eizelle nur Kernsubstanzen thätig sind und die Vererbung übertragen.

Idiosynkrasie (griech.), ursprünglich die »eigentümliche Mischung« der Säfte des Körpers, aus der sich, der Ansicht der alten Ärzte zufolge, das verschiedene Verhalten der einzelnen Individuen im gesunden wie im kranken Zustand erklären sollte. Gegenwärtig versteht man unter J. das dem Individuum als solchem eigentümliche Verhalten gegen die von außen her auf den menschlichen Organismus einwirkenden Eindrücke; häufig aber wird der Sinn des Wortes J. in der Weise verstärkt, daß wir damit ein bestimmtes abweichendes Verhalten eines Menschen gegen Eindrücke bezeichnen, welche auf die große Mehrheit in ganz andrer Weise einwirken. So lieben die einen einen Geruch, welchen andre verabscheuen; so kennt man z. B. Menschen, welche infolge des Genusses von Erdbeeren oder von Krebsen Nesselsucht bekommen; andre können trotz des Wohlgeschmacks gewisser Speisen diese nicht genießen, ohne in heftiger Weise zu erkranken. Wieder andre zeigen Widerwillen gegen gewisse Farben, Töne ꝛc. (Miauen der Katze: Wallenstein, Cäsar; Trompetenton: Mozart). Gewisse körperliche Zustände, wie z. B. die Schwangerschaft, sind häufig durch J. gegen Speisen, die sonst wohl gelitten waren, ausgezeichnet. Die Ursache der sogen. Idiosynkrasien ist unbekannt, liegt aber wohl in einer nach gewissen Richtungen hin abnorm gesteigerten Empfindlichkeit des Nervensystems. Hiermit mag es zusammenhängen, daß die Idiosynkrasien bei den reizbarern Frauen viel häufiger als bei Männern beobachtet werden.

Idiotenanstalten, s. Idiotie.

Idiotie (Idiotismus, griech.), in der Medizin derjenige Zustand der geistigen Abschwächung und des Blödsinns, welcher entweder (meist) angeboren, oder in frühester Kindheit erworben ist. Das Wesen der J. beruht deshalb im allgemeinen auf einer Entwickelungshemmung des Gehirns, welcher die mannigfaltigsten krankhaften Veränderungen der knöchernen Hülle (Schädel), der Häute und des Gehirns selbst zu Grunde liegen; indes ist dieser Zustand auch bei anscheinend normalem Verhalten des Schädels und Gehirns beobachtet worden, obwohl sich auch in diesen Fällen eine nähere oder entferntere Ursache (Erblichkeit, Epilepsie in den verschiedensten Graden) in der Regel nachweisen ließ. Jene Veränderungen können teils direkt durch Verletzungen vor, bei oder nach der Geburt, teils indirekt durch lokale Erkrankungen während der frühesten Entwickelungsepochen hervorgerufen worden sein, oder sie beruhen auf angebornen Bildungsfehlern im Zentralorgan mit seinen Hüllen. Die Gestalt und der Umfang des Schädels sind bei den Idioten außerordentlich mannigfaltig, in die äußersten Extreme überspringend; doch tritt die Mikrokephalie im ganzen häufiger auf als die Makrokephalie. Von ersterer finden sich ganz minimale Verhältnisse bei sonst nahezu normalen Körpermaßen verzeichnet, und man gibt der frühzeitigen Verknöcherung der Nähte sowie der dadurch herbeigeführten Verengerung der im Knochen liegenden Kanäle für die aufsteigenden Ernährungsgefäße zum Gehirn die Hauptschuld; weniger häufig tritt die Makrokephalie im ursachlichen Zusammenhang mit massenhafter Wasseransammlung in Höhlen und Häuten des Gehirns auf, da die Mehrzahl der mit solchen Entwickelungsfehlern Gebornen bald nach der Geburt sterben. Außer diesen beiden extremen Dimensionsanomalien finden sich Anomalien des Längendurchmessers (Lang- und Kurzschädel), des Breitendurchmessers (Breit- und Schmalschädel), der Höhe (Spitz- und Flachschädel) und der Symmetrie (Schiefschädel, vorwaltend entwickelter Stirn- und Hinterhauptteil, eingesattelte und einseitig eingedrückte Schädel). Die Gehirnhäute können gleichmäßig oder stellenweise verdickt, mit dem Schädel oder der Gehirnoberfläche verwachsen, teilweise verknöchert, mit losen Knochenlamellen (in der Falx), Fibroiden, Tuberkeln und andern Neubildungen besetzt sein; das Gehirn kann in seiner Konsistenz oder Textur total oder lokal verändert (erweicht, wassersüchtig, sklerosiert) sein. Jede einzelne dieser Anomalien kann sich mit der andern verbinden, und so gestaltet sich eine unendliche Mannigfaltigkeit der Formen; namentlich ist ein Hauptaugenmerk auf die Zuckerhut- und platte Form zu richten, welch letztere nicht bloß bei Breitschädeln, sondern auch bei der Makrokephalie und dem Schmalschädel vorkommt. In gleicher Weise treten die Erscheinungen der Entwickelungshemmung im übrigen Körper sowohl in seiner Totalität als in einzelnen Teilen auf, und es mag nur hervorgehoben werden, daß das Wachstum und die Entwickelung des Körpers bei der J. im allgemeinen wesentlich zurückbleiben.

Mögen aber nun die ätiologischen Momente näher oder entfernter liegen, in der individuellen Konstitution, organischen Struktur oder in dem Vorleben der Eltern zu suchen sein, in allen Fällen ist das Wesen der J. ein Schwächezustand aller Seelenvermögen: der Intelligenz, des Willens und des Gemütslebens, welcher teils schon von Geburt an, teils in der frühesten Kindheit in die Erscheinung tritt und zwar in allen Graden, von der absoluten Nullität und Unzugänglichkeit anhebend bis nahezu an die Grenzen der normalen geistigen Thätig-

Digitized by Google

keit und Empfänglichkeit gleichalteriger Durchschnittsindividuen heranreichend. Diesen verschiedenen Graden entsprechend sind denn auch die Bezeichnungen eingeführt: Blödsinn (J., Fatuitas), Schwachsinn (Imbecillitas). Infolge der abgestumpften, verminderten Empfänglichkeit für äußere Sinneseindrücke und sinnliche Wahrnehmungen kommen entweder gar keine Anschauungen oder Vorstellungen, oder nur sehr unbestimmte und korrumpierte oder rudimentäre zu stande, und dem entsprechend werden weder Begriffe noch Urteile gebildet; es gehen eben die erzeugten Eindrücke rasch wieder zu Grunde. Hieraus entsteht Mangel an Aufmerksamkeit, an Gedächtnis, an Sprech- und Sprachfähigkeit und an Produktivität. Bei dem tiefsten Grade der J. herrscht ein apathisches, ödes, unzugängliches Traumleben, in welchem selbst die Sinnesorgane kaum die Eindrücke aufnehmen und nach innen vermitteln können. In gleichem Grade ist das Gemütsleben stumpf, wenn auch immer noch im allgemeinen empfänglicher als die intellektuelle Sphäre. Ebenso ist die Reaktionsfähigkeit abgestumpft, der Willensimpuls abgeschwächt, die beabsichtigten Bewegungen verlangsamt, unvollkommen, energielos oder auch dem Willen ganz entrückt, unzweckmäßig, automatisch. Idioten des niedrigsten Grades sind gleichgültig und reaktionslos gegen alles, was um sie her geschieht; sie folgen den Gegenständen oder Personen mit den Augen nur langsam und mühsam ohne besonderes Interesse oder auch gar nicht, sie hören auf keinen Ruf, verbrennen sich am heißen Ofen, greifen in die heiße Suppenschüssel ohne lebhafte Schmerzensäußerungen, geben bei entzündlichen Krankheiten nur geringe subjektive Symptome zu erkennen; der Geschmack und Geruch haben für sie keine Bedeutung, der Geschlechtstrieb ist meist ganz erloschen. Diesem Torpor der Sinnes- und Bewegungsorgane steht die Agilität und Versatilität andrer Idioten gegenüber, welchen bei steter, anscheinend zweckmäßiger Beweglichkeit, Elastizität der Muskeln aller willkürlichen Bewegungsorgane und bei großer Volubilität der Zunge dennoch in den niedrigsten Graden dieselbe Unzugänglichkeit und Unempfindlichkeit für alle äußern Sinneseindrücke zukommt wie der torpiden Form, weil die Eindrücke hier zu flüchtig, wechselnd, blitzartig, oberflächlich sind, als daß dieselben wirklich zur Perzeption gelangen und haften bleiben können. Was aber etwa ja aufgenommen worden ist, bleibt zusammenhangslos, chaotisch-wirr und wird auch in dieser Weise bunt durcheinander reproduziert. Von dieser niedrigsten Stufe aufwärts gibt es eine unendlich verschiedene Staffel bis zum Schwachsinn (Imbecillität), vom bloßen Vermögen der einfachsten Wortformation bis zur zusammenhängenden Satzbildung, von der primitivsten Anschauung bis zu koordinierten Vorstellungsreihen, von der automatischen, trägen Bewegungsäußerung bis zur mechanischen Geschicklichkeit und nützlichen Verwendbarkeit, von der Gemütsstumpfheit bis zur kindlichen Anhänglichkeit und Liebe. Aber in allen Äußerungen der Intelligenz, des Gefühls, des Gemüts und des Willens bleiben auch diese Idioten unter der Norm selbständiger Gedankenoperationen stehen; die psychischen Akte entbehren der Raschheit, Schärfe, Logik und der Spontaneität.

Hiernach gestaltet sich auch die äußere Erscheinung der Idioten, die bald plump, ungelenk, still im Winkel hocken, träumerisch den Blick ins Leere gerichtet, geifern, ihre Exkrete unter sich gehen lassen, die Fingernägel ablauen, die Haare auszupfen, die Kleider zerzupfen, bald unmotiviert umherspringen, tanzen, im Ringe sich drehen, trällern, lachen, laut aufkreischen, weinen oder plötzlich aus einer Ecke in die andre schießen, bald in monotonen Schaukelbewegungen den ganzen Oberkörper nach Art der Bären hin und her wiegen, einen Faden vor den Augen drehen, starr in die Sonne sehen, die gespreizten Finger vor den Augen auf und ab bewegen, alles betasten, belecken, beriechen, zerstören oder mutwillig umwerfen.

Die einzelnen typischen Formen der J., wie sie aus der Praxis herausgegriffen sind, können in folgende zusammengefaßt werden: Im allgemeinen kann man wohl sagen, daß bei den Makrokephalen mehr der torpide, bei den Mikrokephalen mehr der agitierte (versatile) Typus vorherrscht. Eine ganz besondere Art der Mikrokephalie ist der Aztekentypus, mit verschwindend niederm Schädeldach, zurücktretendem Stirnteil, vorstehenden Augäpfeln, scharf hervortretender, spitzer Nase und zurückweichendem, kleinem Kinn, so daß der Kopf dieser Art Idioten einem Vogelkopf ähnelt. Eine andre Form kommt vorwaltend bei dem breiten Plattschädel vor mit vorgedrängtem Stirnteil, tief eingedrücktem Nasenrücken, aufgestülpter Nase, breitem und vorstehendem Oberkiefer. — Als von der gesamten Konstitution abhängige Typen treten vornehmlich zwei Formen hervor, denen die lymphatisch-skrofulöse Konstitution zu Grunde liegt. Die Idioten der einen Form zeichnen sich durch auffällige Kleinheit des ganzen Körpers wie auch des Schädels aus, haben hervorquellende Augen, kleines, stumpfes, aufgestülptes Näschen, aufgesprungene Lippen, dicke, zerfurchte Zunge, kahnförmig gewölbten, harten Gaumen, defekte Zähne, dünnen Hals, schmale, flache Brust, aufgetriebenen Unterleib, rachitisch gekrümmte, dünne Beine, rauhe, näselnde Stimme und sind beweglich, agil, stets munter, fahrig und possenhaft. Die Prognose ist schlecht. Die andre Form ist der Kretin, eine Komplikation der J. mit körperlicher Verunstaltung und plumpem Äußern, dessen Grundtypus in dem sogen. alpinen oder endemischen Kretin sich ausspricht.

Neben diesen Typen treten einzelne sich schärfer abzeichnende Formen psychischer Abnormitäten heraus, welche den wirklichen Psychosen mehr oder weniger entsprechen und als kindliche Irreseinsformen zu bezeichnen sind. Hierher gehören die Zustände von Beängstigungen mit Willensschwäche, Abneigung gegen Berührung, gegen den Verkehr mit andern, mit Vernichtungs- und Selbstvernichtungstrieb (meist bei Epileptikern), wie sie in der Melancholie vorkommen; die Exaltationszustände mit Zerstörungstrieb und Lärmsucht, welche der Manie entsprechen; die perversen Sinnesempfindungen, Halluzinationen und krankhaften Auffassungen alles Geschehens, wie beim Wahnsinn, wobei eine größere geistige Kapazität vorausgesetzt werden muß. Gerade diese Formen des kindlichen Irreseins werden oft als Ungezogenheiten, Bosheiten u. dgl. aufgefaßt und geben Anlaß zu ungerechter, falscher Behandlung (s. unten).

Die Komplikationen der J. mit andern Krankheitszuständen sind im allgemeinen ziemlich häufig und mannigfaltig; am häufigsten sind wohl die Epilepsie und die ihr verwandte Chorea, Kontrakturen und Lähmungen einzelner Glieder, hysterische Krämpfe &c. Die Komplikationen, welche speziell die Sinnesorgane betreffen, hängen zum größten Teil mit zentralen Störungen zusammen oder sind bedingt durch Konstitutionsanomalien, wie Skrofulosis, Rachitis, hereditäre Syphilis, akute Exantheme. Hierher gehören die Licht-

Digitized b

schen, das Schielen, der Nystagmos (Augenzittern), die Augenwassersucht, der schwarze Star, das Staphylom, das En- und Ektropium, der chronische Ohrenfluß, die Krankheiten des äußern und innern Ohres, die Taubstummheit, der Geruchsmangel; unter den Hemmungsbildungen sind die Hasenscharte und der Wolfsrachen zu erwähnen u. endlich die hartnäckigen, in der Regel auf Unreinlichkeit und Vernachlässigung beruhenden Hautausschläge auf der Kopfschwarte wie auf den übrigen Hautdecken.

Die J. bietet ihrem degenerativen Wesen nach eine sehr traurige **Prognose** für die **Heilung**, wenn auch vereinzelte Fälle von körperlichen Schwäche- und Ernährungszuständen nach vorausgegangenen akuten Krankheiten eine Ausnahme bilden dürften; allein sie ist dennoch besserungsfähig und bedarf deswegen immer der dringendsten Beachtung und pfleglicher Behandlung. Die **Behandlung** richtet sich nach dem Grade des Blödsinns und nach den Komplikationen und muß durchaus individualisierend sein. Dieselbe kann aber, da sie eine intime, durchaus genaue Beobachtung des von Hause aus oft dunkeln Zustandes voraussetzt, nur in hierzu eingerichteten **Anstalten** mit besonders geschultem Personal von wirklichem Vorteil sein. Noch weit mehr als die Irrsinnigen gehören die Idioten in diese Anstalten, deren Aufgabe es ist, die J. durch direkten und indirekten Einfluß zu bekämpfen, die Idioten selbst gegen Reizungen, Unbilden und üble Beeinflussung zu schützen und vor tieferm Versinken zu bewahren, sie entsprechend zu nähren, die Kranken zu kräftigen und womöglich in die Bahnen nützlicher Thätigkeit zu leiten, vor allem aber die rudimentären geistigen Kräfte zu konservieren, auszubilden und der Norm möglichst nahe zu bringen. Dies geschieht durch Pflege, Erziehung und Unterricht. Da nun der ganze Zustand ein psychopathologischer ist, so sind vor allen Dingen die **Irrenärzte** berufen, die Leitung solcher Anstalten zu übernehmen und nach den Bedürfnissen der individuellen Krankheitszustände des Gehirns die Pflege wie die Erziehung zu überwachen.

Mögen die Idioten innerhalb oder außerhalb einer Anstalt dem traurigen Ende ihres kümmerlichen Daseins entgegengehen: ihre Pflege fällt ganz mit der gewöhnlichen Krankenpflege zusammen, und selbst die Spiele, die Beschäftigungen und der erste Anschauungsunterricht erheischen das Festhalten an jenen Grundsätzen der Diätetik. Hier berühren sich die Aufgaben des Arztes und Pädagogen, und es war zuerst Karl Ferd. **Kern**, der sich als Taubstummenlehrer schon 1839 mit der Erziehung der idiotischen Kinder beschäftigte, später in der Erkenntnis jener Notwendigkeit selbst Medizin studierte und nach den Grundsätzen seiner Dissertation »De fatuitatis cura et medica et paedagogica consocianda« die von ihm gegründete, noch bestehende Anstalt in Möckern bei Leipzig bis zu seinem Tode (1868) verwaltete. Seitdem hat sich die Zahl der Idiotenanstalten von Jahr zu Jahr vermehrt, und gegenwärtig bestehen in allen Teilen Deutschlands dergleichen, teils aus reinen Privatmitteln, teils durch mildthätige Beiträge, teils auch auf der Basis staatlicher oder provinzialer Subvention gegründete Erziehungs- u. Pfleganstalten. Die ersten wirklichen Staatsanstalten dieser Art, deren oberste Leitung im engsten Anschluß an die daneben bestehenden Irrenanstalten einem Psychiater unterstellt ist, waren: **Hubertusburg** im Königreich Sachsen und **Sachsenberg** bei Schwerin. Jede dieser Anstalten hat sich mehr oder weniger aus sich selbst entwickelt und trägt in der Regel die subjektiven Anschauungen desjenigen über Wesen und Behandlung der J. sowie über die Ziele der Idiotenanstalten zur Schau, welcher die betreffende Anstalt ins Leben gerufen hat und leitet. Diese Anschauungen gehen oft weit auseinander, je nachdem ein Arzt oder Pädagog oder ein Geistlicher an der Spitze steht. Vgl. **Sengelmann**, Systematisches Lehrbuch der Idioten-Heilpflege (Norden 1885); **Sollier**, Psychologie de l'idiot et de l'imbécile (Paris 1890; deutsch von Brie, Hamb. 1891); **Voisin**, L'idiotie (Par. 1893); **Piper**, Zur Ätiologie der J. (Berl. 1893); »Zeitschrift für Idiotenwesen« (Dresd. 1881 ff.; seit 1885 fortgesetzt als »Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger«).

Idiótikon (griech.), Wörterbuch, das die Eigenheiten eines Dialekts (Idiotismen) enthält.

Idiotismus (griech.), eigentlich die Sprechweise oder Mundart des gemeinen Mannes; dann jede Eigentümlichkeit im Ausdruck, die diese oder jene Sprache ausschließlich besitzt, und durch die sie sich von andern unterscheidet; auch eigentümliche Mundart einer Gegend, daher soviel wie Idiom; endlich soviel wie Albernheit, Blödsinn (s. Idiotie).

Idisen (althochd. idisi, itisi; altnord. mit apokopiertem Anlaut dísir), in der german. Mythologie allgemeiner Name für göttliche Jungfrauen, insbesondere die Nornen und Walküren (Otfrid nennt die Jungfrau Maria »Itis«). Derselbe kommt z. B. in den Merseburger Zaubersprüchen vor, wo die J. in zauberischen Verrichtungen begriffen erscheinen, um dem befreundeten Heere den Sieg zu sichern. Im Norden wurden den J. Opfer dargebracht (dísablót). Vgl. auch Idistavisus.

Idistavisus, nach Tacitus Name der Thalebene auf dem rechten Ufer der Weser, wo 16 n. Chr. Germanicus den Arminius besiegte. Die Lage des Ortes ist nicht sicher zu bestimmen, am wahrscheinlichsten aber oberhalb Minden, in der Nähe der Westfälischen Pforte, zu suchen. P. Höfer (»Der Feldzug des Germanicus«, Gotha 1884) erklärt J. für die Ebene am linken Ufer der Weser, zwischen dieser und dem Wedigenstein (Wittekindstein), dem östlichen Ende des Wiehengebirges. Vgl. auch **Bähr**, Die Örtlichkeit der Schlacht auf J. (Halle 1888). Der Name wird von J. Grimm auf die Idisen (s. d.) bezogen u. in Idisiaviso, soviel wie Walkürenwiese, Jungfernheide, verbessert.

Idle (spr. eidl), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), 9 km von Bradford, hat Woll- und Worstedfabriken, Stein- und Schieferbrüche und (1891) 7118 Einw.

Idokras (**Vesuvian**, **Egeran**), Mineral aus der Ordnung der Silikate (Epidotgruppe), kristallisiert tetragonal, findet sich meist in säulenförmigen, seltener tafelförmigen Kristallen ein- oder aufgewachsen, in Drusen, auch derb in parallel und konvergent strahligen (**Egeran**) und körnigen (**Kolophonit** von Arendal) Aggregaten. Er ist ein Silikat nach der Formel $[H_4(CaMg)_2(AlFe)_2]_{11}Si_{18}O_{63}$ und enthält bisweilen auch geringe Mengen Alkali, Manganoxydul, Titansäure, Borsäure, selbst Blei- und Zinnoxyd. J. ist braun, gelb (**Xanthit** von Amity), grün, blau (**Cyprin** von Souland in Telemarken), glas- oder fettglänzend, durchsichtig bis undurchsichtig. Härte 6,5, spez. Gew. 3,34–3,44. Der J. kommt vor in den Kalkblöcken der Somma (**Vesuvian**) und am Albaner Gebirge, in den Kontaktkalken am Monzoni bei Predazzo, bei Auerbach an der Bergstraße, auf metamorphischen, mit körnigem Kalk verbundenen Magnetit-

Digitized by Google

lagerstätten im Banat, in Serpentin von der Mussaalp im Alathal, Piemont, auf Klüften in kristallinischen Schiefern in den Alpen, Skandinavien und am Ural (Gökumit von Gökum in Schweden, Frugardit von Frugard in Finnland, Wiluit vom Wilui in Sibirien), Egeran bei Eger (Haslau) in Böhmen, Göpfersgrün im Fichtelgebirge, Sandford in Maine. Die durchsichtigen oder stark durchscheinenden, schön grünen und braunen Varietäten des I. werden als Schmucksteine benutzt.

Idōl (griech. eidolon), Bild, Schatten- oder Trugbild; dann besonders soviel wie Götzenbild, Abgott und endlich jeder Gegenstand blinder Verehrung. Idole in letzter Bedeutung, die sich aus der Vorzeit erhalten haben, namentlich rohere, wie die Spitzsäulen der Aphrodite und des Apollon Agyieus im Altertum, gewisse Thonfiguren von Tieren und Menschen aus Österreich und Norddeutschland, Bronzefiguren von Pferden und Ebern aus Posen, Sachsen und Böhmen, menschliche Steinfiguren aus der Regnitz, auf Rügen etc. Auch jene Zlata Baba (»goldenes oder steinernes Weib«) genannte Figur von den Kurganen aus Südrußland u. a. gehört hierher.

Idolatrīe (Idololatrie, griech.), Götzendienst, Bilderdienst; Idololater, Götzendiener.

Idolopöie (griech.), Erzeugung eines Bildes; rednerische Figur, die verstorbene Personen redend einführt.

Idomenēus, in der griech. Mythologie Sohn des Deukalion, Königs von Kreta, Enkel des Minos, war unter den Freiern der Helena, führte dann, begleitet von Meriones, dem Sohne seines Halbbruders, die Kreter in 80 Schiffen gegen Troja und zählte im Trojanischen Kriege zu den hervorragendsten Helden. Homer läßt ihn glücklich seine Heimat wieder erreichen. Nach späterer Sage gelobte er auf der Rückfahrt während eines Sturmes, dem Poseidon für seine Rettung dasjenige zu opfern, was ihm in seiner Heimat zuerst entgegenkommen werde. Der erste aber, der ihm begegnete, war sein Sohn, und als er diesen nun opferte und infolge davon eine Pest ausbrach, vertrieben ihn die Kreter. Er begab sich nun nach Kalabrien, später nach Kolophon in Asien, wo er begraben sein soll. Nach Diodor ward sein Grabmal in Knosos gezeigt und er selbst dort als Heros verehrt.

Idoteidae, s. Asseln.

Idrac, Jean Marie Antoine, franz. Bildhauer, geb. 1849 in Toulouse, gest. 28. Dez. 1884 in Paris, studierte in Paris bei den Bildhauern Guillaume, Cavelier und Falguière und errang 1873 den römischen Preis. Von Rom sandte er als sein Erstlingswerk den gestochenen Amor, welcher vom Staat angekauft wurde. 1879 erhielt er eine Medaille erster Klasse für die Marmorstatue eines Merkur, welcher bei der Beobachtung eines sich um seinen Stab ringelnden Schlangenpaares den Caduceus erfindet. Das Werk, durch eine lebendige Komposition und durch gediegene Körperkenntnis gleich hervorragend, wurde ebenfalls vom Staat angekauft. Die feine, überaus weiche und geschmeidige Behandlung des nackten Körpers war auch der Hauptvorzug der im Salon von 1881 ausgestellten Salammbô, der karthagischen Schlangenbeschwörerin und Heldin des gleichnamigen Romans von G. Flaubert, die ihm auf der Münchener Ausstellung von 1883 eine erste Medaille eintrug.

Idrār-n-Derēn, der Hohe oder Marokkanische Atlas, s. Atlas, S. 86.

Idria, Stadt im österreich. Herzogtum Krain, Bezirksh. Loitsch, liegt 333 m ü. M. in einem engen, kesselartigen Thal an der Idria (Nebenfluß des Isonzo), hat ein Bezirksgericht, ein Schloß (sogen. Gewerkenegg), jetzt Sitz der Bergdirektion, eine Fachschule für Spitzenklöppelei, ein Theater, berühmte Quecksilbergruben, eine Zinnoberfabrik, Spitzenklöppelei und (1890) 4906 slowen. Einwohner. Die Quecksilbergruben wurden 1497 entdeckt u. werden seit 1580 durch den Staat betrieben. Die Lagerstätte besteht aus Kalk und bituminösem Schiefer der Triasformation und enthält hauptsächlich Zinnobererz, aber auch gediegenes Quecksilber (s. auch Idrialit). 1892 wurden in I. 66,217 Ton. Quecksilbererz gewonnen und hieraus 511,9 Ton. metallisches Quecksilber im Wert von 1,084,600 Gulden erzeugt. Die Arbeiterzahl beträgt, einschließlich der Zinnoberfabrik, 1380. Vgl. »Das k. k. Quecksilberwerk zu I.« (hrsg. von der Bergdirektion in I., Wien 1881); Göbl, Geologisch-bergmännische Karten mit Profilen von I. (Wien 1894).

Idrialit (Branderz, Quecksilberbranderz), Mineral aus der Ordnung der Harze, findet sich derb, in Knollen, als Anflug, ist grau- bis bräunlichschwarz, fettglänzend, undurchsichtig, etwas fettig anzufühlen, Härte 1—1,5, spez. Gew. 1,4—1,6, brennt unter Entwickelung von schwefliger Säure und besteht aus einem Bitumen $C_{80}H_{56}O_2$, gemengt mit Zinnober und etwas Kieselsäure, Thonerde, Eisenkies, Kalk. Er wird in Idria auf Quecksilber verarbeitet.

Idrisi, arab. Geograph, s. Edrisi.

Idrisiden, s. Edrisiden.

Idrisöl | **Idris Yaghi** | s. Grasöle.

Idrosee, See in der ital. Provinz Brescia, 368 m ü. M., vom Chiese gebildet, 10 km lang, bis 2 km breit, 14,1 qkm groß und bis 122 m tief; er ist reich an Fischen (besonders Forellen).

Idryl, s. Fluoranthen.

Idschmâ' (arab., »Sammlung«), in der mohammedanischen Theologie die übereinstimmenden Glaubensansichten der sogen. Mudschtahids oder Imâme, d. h. der gelehrten Doktoren. Die I. gründet sich auf drei Quellen: 1) ittifâk-i-kaulî, Übereinstimmung im Wort, d. h. in der Lehre; 2) ittifâk-i-fi'lî, Übereinstimmung in der Praxis; 3) ittifâk-i-sakûtî, Übereinstimmung durch Schweigen, wenn die Mehrheit der gelehrten Theologen ihre Zustimmung mit der Ansicht der Minderheit durch Stillschweigen bekundet. Gewisse Sekten, wie z. B. die Wahabiten, verwerfen die I., soweit sie erst nach dem Tode der »Gefährten« (ashâb) Mohammeds, d. h. seiner ersten Nachfolger und unmittelbaren Schüler, gesammelt ist.

Idstedt, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Schleswig, mit 400 Einw., bekannt durch die Schlacht 24. und 25. Juli 1850. Als nach dem Frieden von Berlin (2. Juli 1850) Preußen die Schleswig-Holsteiner preisgab u. den General Bonin zurückrief, vertraute die Statthalterschaft der Herzogtümer den Oberbefehl über die schleswig-holsteinischen Truppen dem General Willisen an. Die Dänen rückten nach dem Abzug der Preußen von Jütland und Alsen aus in Schleswig ein u. trafen zwischen Flensburg und Schleswig bei I. auf Willisen, der von Süden aus vorgedrungen war. Nach einem Vorgefecht 24. Juli begann die Schlacht 25. Juli. Die Dänen unter General Krogh waren 37,000, die Schleswig-Holsteiner 26,000 Mann stark. Trotz dieser Minderzahl waren die letztern bis zur Mittagsstunde im Vorteil; im entscheidenden Augenblick aber fehlte es Willisen an richtiger Einsicht und Entschlossenheit, die

Digitized by

Dänen blieben schließlich Sieger und gewannen das Land bis zur Eider. Vgl. Schleswig-Holstein (Geschichte).

Idstein, Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Untertaunuskreis, im Taunus, am Wörs- und Wolfsbach und an der Linie Frankfurt a. M.-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, 266 m ü. M., hat eine mit schönen Wandgemälden geschmückte evangelische und eine kath. Kirche, ein Schloß, eine Baugewerkschule, eine Realschule, ein Amtsgericht, 2 Oberförstereien, eine Fabrik für Saffianleder und Hutlederstreifen (350 Arbeiter), eine Feuerspritzenfabrik und (1890) 2536 Einw., davon 314 Katholiken und 69 Juden. J. erhielt 1287 Stadtrechte und ist altnassauisches Besitztum; bis 1880 Sitz des nassauischen Landesarchivs.

Idumäa, Land, s. Edom.

Idumäische Dynastie, das Haus der Herodianer (s. Herodes), weil dasselbe von dem Idumäer (Edomiter) Antipatros oder Antipas, dem Freund und Ratgeber des Johannes Hyrkanos, der von Pompejus zum Statthalter über ganz Judäa eingesetzt ward, abstammte.

Idun (fälschlich Iduna), in der nord. Mythologie eine Asin, Gattin Bragis, war die Aufbewahrerin jener Äpfel, von denen die Götter genossen, um sich zu verjüngen. Loki, vom Riesen Thiassi festgezaubert, versprach diesem für seine Freilassung, ihm J. mit ihren Äpfeln auszuliefern, lockte die Asin in einen Wald, und Thiassi, in Gestalt eines Adlers, bemächtigte sich ihrer und entführte sie nach seinem Palast in Jotunheim. Seitdem wurden die Asen grauhaarig und alt; sie ergriffen Loki und drohten, ihn umzubringen, wofern er J. nicht wieder den Händen des Riesen entrisse. Da flog Loki mit dem Falkengewand der Freyja nach Jotunheim, und da er den Riesen nicht daheim fand, verwandelte er J. in eine Nuß und flog mit ihr davon. Thiassi, als er das Geschehene wahrnahm, verfolgte als Adler den Falken; die Asen aber warfen ihm brennende Hobelspäne entgegen, so daß er bald nicht weiter fliegen konnte, und schlugen ihn tot. Wahrscheinlich ist in J. ursprünglich das üppige Grün der Pflanzenwelt personifiziert, das im Herbst dem Sturme zur Beute wird und im Frühling durch die Wirkung der lauen Lüfte wiedererscheint. Später ward sie dann das Symbol ewiger Jugend und Unsterblichkeit.

Idus, bei den alten Römern der 13. oder 15. Tag des Monats (s. Kalender); er war dem Jupiter heilig.

Idus, Fisch, s. Aland.

Idyll (das, mißbräuchlich »die Idylle«), vom griech. eidyllion, welches verschieden gedeutet wird, als »kleines Bild« oder als »kleines, zum Gesang bestimmtes Lied«. Insbesondere bezeichnet man damit Gedichte der sogen. bukolischen Poesie (wenn auch nicht ganz dem antiken Sprachgebrauch gemäß; die genauere Bezeichnung wäre »bukolisches J.«), welche vorzugsweise Vorgänge aus dem Hirtenleben, doch auch überhaupt aus dem Land- und Volksleben in einem Gemisch von Erzählung und Dramatik mit dem Hexameter als herrschendem Metrum behandelte. Diese im alexandrinischen Zeitalter von Theokrit im Anschluß an alte Wechselgesänge der sizilischen Hirten ausgebildete Gattung wurde von Vergil in die römische Litteratur übertragen und bot den Ausgangspunkt für die neuere Schäferpoesie oder Hirtendichtung, die zuerst von Boccaccio im »Ameto« gepflegt und seit dem 16. Jahrh. von den Italienern zu dem von den andern Nationen vielfach nachgeahmten dramatischen Schäferspiel (s. d. und »Pastorale«) ausgebildet wurde. Den Inhalt dieser allzusehr idealisierten Dichtungen bildete meist die Liebe der Hirten und Nymphen. Die Bezeichnung J. ging dann überhaupt auf die in den verschiedensten Formen, poetischen und prosaischen, gehaltenen Darstellungen des Hirten- und Landlebens über; für die prosaischen war namentlich der griechische Hirtenroman des Longos Vorbild. In verallgemeinerter Bedeutung versteht man jetzt unter J. Darstellungen, welche Gefühle und Erlebnisse in einfachen Verhältnissen lebender und sich in unverfälschter Natürlichkeit gebender Menschen, besonders ein harmloses, ohne große Kämpfe und Leidenschaften sich abspielendes Dasein und namentlich Vorgänge des Land- und Familienlebens schildern, meist im bewußten Gegensatz zu dem verfeinerten, der Natürlichkeit abgewandten Leben und oft mit dem Zwecke, zur Rückkehr zu Natur und Einfachheit einzuladen. Von den modernen Litteraturerzeugnissen gehören hierher die Bauern- und Dorfgeschichten. Bei der ganzen Gattung besteht die Gefahr, daß in die einfachen Verhältnisse eine Feinheit des Denkens, Empfindens, Verhaltens hineingetragen wird, die der Wirklichkeit widerstreitet und schließlich das »Natürliche« in Unnatur und Karikatur verwandelt. Idyllisch dient oft auch zur Bezeichnung des von der Kultur noch Unberührten, wie wenn wir ironisch von »wahrhaft idyllischen Zuständen« reden. Idyllisch heißt eine Landschaft von einfachem Reiz und mit dem Charakter des stillen Friedens. In der bildenden Kunst entspricht dem J. das Genre- und das idyllische Landschaftsgemälde, in der Musik das sogen. Pastorale. Die ältesten Spuren des Idylls finden sich bei den Hebräern (Buch Ruth) und den Indern (die Schilderung des Priester- und Einsiedlerlebens in der »Sakuntala«); die Griechen haben in Theokrit, Bion und Moschos, die Römer besonders in Vergil (»Eklogen«), unter den Neuern Italiener (Schäferdrama; Guarinis »Pastor fido«), Spanier (Schäferdrama; Cervantes, Montemayor, Garcilaso de la Vega), Portugiesen (Camões, Rodriguez Lobo), Engländer (Spenser, Gay), Franzosen (Ronsard, Marot, Fontenelle, Madame Deshoulières, Gresset, Bernardin de Saint-Pierres »Paul und Virginie«, Chateaubriands »Atala« 2c.), Holländer (Loosjes), Schweden (Lindner) und Dänen (Öhlenschläger) Idyllendichter aufzuweisen. Unter den Deutschen kultivierten das Schäfergedicht Geßner, das epische Voß (»Luise«, »Der siebenzigste Geburtstag«), Eberhard (»Hannchen und die Küchlein«), Baggesen (»Parthenais«), Kosegarten (»Jukunde«), Ulrich Hegner (»Die Molkenkur«), Maler Müller u. a. Goethes »Hermann und Dorothea« ist durch den welthistorischen Hintergrund viel mehr Epos als J. Moderne Idylle sind Immermanns klassischer »Oberhof«, die Dorfgeschichten von Auerbach, M. Meyr, Rank, Herm. Schmid u. a.

Ierne, griech. Name von Hibernia oder Iuvernia (s. d.), dem jetzigen Irland.

If, Felseninsel in der Bucht von Marseille, 2 km von der Küste entfernt, mit einem von Franz I. erbauten festen Schloß (Château d'If), welches später als Staatsgefängnis benutzt wurde, und in welchem unter andern 1774 Mirabeau und später der Herzog Philipp Egalité (Orléans) gefangen saßen; bekannt durch Dumas' Roman »Der Graf von Monte-Cristo«.

Iferten, Stadt, s. Yverdon.

Iffezheim, Dorf im bad. Kreis und Amt Rastatt, unweit des Rheins, hat eine kathol. Pfarrkirche und (1890) 1717 Einw. Bei J. finden alljährlich große Pferderennen statt.

Digitized by Google

Iffland, August Wilhelm, Schauspieler, Theaterdirektor und Dramatiker, geb. 19. April 1759 in Hannover, gest. 22. Sept. 1814 in Berlin, wurde von seinen angesehenen Eltern für das Studium der Theologie bestimmt, entwich aber 1777 heimlich nach Gotha, wo er Mitglied des Hoftheaters wurde und an Gotter einen freundschaftlichen Ratgeber sowie an Ekhof, Beck und Beil musterhafte Vorbilder fand. 1779 mit dem größten Teil des in Gotha verabschiedeten Schauspielerpersonals von dem Kurfürsten Karl Theodor für die Mannheimer Bühne gewonnen, erwarb sich J. hier und durch Gastvorstellungen bald einen Namen. Zerwürfnisse mit dem Intendanten, besonders aber die Kriegsereignisse veranlaßten ihn 1796, einem Ruf nach Berlin als Direktor des dortigen Nationaltheaters Folge zu leisten. Die mannigfachen Verdienste, welche er sich um die Verbesserung und Hebung der Berliner Bühne erwarb, verschafften ihm 1811 den Rang eines Direktors der königlichen Schauspiele. Als Schauspieler zeichnete sich J. weniger durch Genialität als vielmehr durch kunstvoll bis ins einzelnste berechnete Darstellung aus. Am besten glückten ihm chargierte, hochkomische und gemütvoll rührende Rollen, welche der Sphäre des Familien- und bürgerlichen Lebens angehören. Zu hochtragischen und heroischen Rollen war er schon durch sein Äußeres weniger befähigt. Als Dramatiker ist er in der Sittenschilderung am bedeutendsten; seine Stücke leiden an moralisierender Breite, doch gibt sich in ihnen treffliche Bühnen- und Menschenkenntnis und eine anerkennenswerte gemütlich-sittliche Tendenz kund. Ifflands zahlreiche Aufsätze über Gegenstände der mimischen Kunst sind zum großen Teil in den »Fragmenten über Menschendarstellung« (Gotha 1785), in der »Theorie der Schauspielkunst« (Berl. 1815, 2 Bde.) und in seinem »Almanach für Theater und Theaterfreunde« (das. 1806—11, 5 Bde.) zu finden. Von Ifflands unzählige Male gegebenen, vielfach übersetzten Bühnenstücken sind hervorzuheben: »Der Verbrecher aus Ehrsucht«, »Die Jäger«, »Die Hagestolzen«, »Dienstpflicht«, »Die Advokaten«, »Der Herbsttag«, »Die Mündel«, »Elise von Valberg«, »Die Aussteuer« und »Die Reise nach der Stadt«. Eine Sammlung seiner »Dramatischen Werke« erschien Leipzig 1798—1802, 16 Bde., mit Selbstbiographie (»Meine theatralische Laufbahn«, neu hrsg. von Holstein, Heilbr. 1885), der sich »Neue dramatische Werke« (Berl. 1808 f., 2 Bde.) anschlossen. Eine Auswahl enthalten die Ausgaben in 11 Bändchen (Leipz. 1827—58) und in 10 Bänden (das. 1844, neue Ausg. 1860). Noch lieferte J. »Beiträge für die deutsche Schaubühne in Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter« (Berl. 1807—15, 6 Bde.). Ifflands Briefe an den Schauspieler Werdy veröffentlichte O. Devrient (Frankf. a. M. 1880). Aus der überaus reichen J.-Litteratur sind zu erwähnen: Böttiger, Entwickelung des Ifflandischen Spiels in 14 Darstellungen auf dem Weimarischen Hoftheater (Leipz. 1796); Funck, Erinnerungen aus dem Leben zweier Schauspieler, Ifflands und Devrients (das. 1838); K. Duncker, J. in seinen Schriften als Künstler, Lehrer und Direktor der Berliner Bühne (Berl. 1859); Koffka, J. und Dalberg (Leipz. 1865).

Igasurin, ein angebliches, dem Brucin ähnliches, leichter lösliches Alkaloid der Brechnüsse (s. Strychnos).

Igdyr, Stamm der Turkmenen (s. d.).

Igel (Erinaceus *L.*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Insektenfresser und der Familie der J. (Erinaceidae), gedrungen gebaute Tiere mit nicht sehr langem, am Schnauzenteil zu einem Rüssel ausgezogenem Kopf, mäßig großen Augen und Ohren, kurzen, dicken Beinen, plumpen, fünfzehigen, stark bekrallten Füßen, kurzem Schwanz und einem Pelz, in welchem auf dem Rücken kurze Stacheln stehen. Der gemeine J. (Erinaceus europaeus *L.*, s. Tafel »Insektenfresser I«, Fig. 1), 25—30 cm lang, mit 2,5 cm langem Schwanz, 12—15 cm hoch, ist im Gesicht weiß- oder rotgelb behaart, mit schwarzen Schnurren, am Hals und Bauch hell rotgelblich, grau oder weißgrau; die Stacheln sind gefurcht, gelblich, in der Mitte und an der Spitze dunkelbraun. Der J. findet sich in ganz Europa mit Ausnahme der kältesten Länder, besonders zahlreich in Rußland, in den Alpen einzeln bis 2000 m, auch im größten Teil von Nordasien; er lebt im Gebirge und in der Ebene, in Wäldern, Auen, Feldern und Gärten, wo er hohle Bäume, Hecken, Mist- oder Laubhaufen, Mauerlöcher rc. als Schlupfwinkel findet, gräbt sich auch selbst eine etwa 30 cm tiefe Höhle mit zwei Ausgängen und polstert sein Lager mit Blättern, Stroh und Heu aus. Er lebt einzeln, höchstens mit dem Weibchen zusammen, zeigt sich nur an ganz stillen Orten bei Tage und sichert sich auf seinem Wege, auf welchem ihm fortwährend Speichel aus Mund und Nase trieft, durch beständiges Wittern. In Gefahr rollt er sich zu einer Kugel zusammen, welche nach allen Seiten von emporgesträubten Stacheln starrt, so daß er gegen Angriffe ziemlich sicher ist. Beim Begießen mit Wasser oder beim Anblasen mit Tabaksrauch rollt er sich aber sofort auf. Sein Gesicht ist schwach, sein Gehör aber vortrefflich ausgebildet, er ist sehr scheu und furchtsam, aber ein gewandter Jäger; bei Tage schläft er, in der Dämmerung geht er auf die Jagd und erbeutet besonders Insekten, Regenwürmer, Nacktschnecken, Wald- und Feldmäuse, Frösche, Blindschleichen, Nattern, auch kleine Vögel und selbst Junge von größern; außerdem frißt er Obst. Er bewältigt Kreuzottern, ohne daß ihm deren Bisse schaden, und frißt Spanische Fliegen, die bei andern Tieren fürchterliche Schmerzen hervorrufen. Der J. paart sich von Ende März bis Anfang Juni; nach sieben Wochen wirft das Weibchen in einem wohl ausgefütterten Lager 3—6, selten mehr Junge, welche im zweiten Sommer fortpflanzungsfähig werden. Zum Winter schleppt er Stroh, Heu, Laub und Moos zusammen, indem er sich darauf wälzt und es auf seine Stacheln spießt, und bereitet aus diesen Materialien einen wirren Haufen, in welchem er bis März einen sehr tiefen Winterschlaf hält. Er ist leicht zähmbar und zur Mäusejagd zu benutzen sowie zur Vertilgung der Küchenschaben. Sein bisamartiger Geruch und das beständige nächtliche Poltern machen ihn aber zu einem lästigen Hausgenossen. Seine Hauptfeinde sind Füchse und Uhus. Sein Fleisch wird von Zigeunern gegessen, früher war es in Spanien während der Fasten gebräuchlich; man benutzte sonst auch mehrere Teile des Igels als Arzneimittel. Den alten Römern diente die Stachelhaut des Igels zum Karden der wollenen Tücher und als Hechel; sie bildete einen sehr bedeutenden Handelsartikel. Das nützliche Tier sollte überall geschont werden, ist aber infolge abergläubischer Vorstellungen manchen Verfolgungen ausgesetzt.

Igel, volkstümliche Bezeichnung der gevierten oder runden Haufen der Pikeniere gegen Reiterangriffe, wobei die langen Spieße, mit dem Schuh in die Erde gestemmt, allseitig nach außen gefällt wurden; der J. kam durch die Schweizer in Gebrauch u. erhielt sich bis

Digitized by Google

ins 16. Jahrh. (s. Fechtart, S. 241). In der Technik nennt man J. die mit Stahlspitzen besetzte Walze der Streck- und Krempelmaschinen sowie einer Art Hechelmaschinen. In der Landwirtschaft heißt J. eine Furchenegge zur Bearbeitung der Zwischenräume der Hackfrüchte.

Igel, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Trier, an der Mosel und der Linie Karthaus-Wasserbillig der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche, Weinbau und 458 Einw. Dabei die Igeler Säule, ein 21⅓ m hohes, aus rötlichem Sandstein gebautes und mit vielen Reliefs bedecktes altrömisches Grabdenkmal der Familie der Secundiner, das schönste Römermonument diesseit der Alpen. Das Dach, welches die Form einer steilen, in geschwungener Linie ausgeschweiften Pyramide zeigt, wird von einer Art Kapitäl gekrönt, das an den vier Ecken mit menschlichen Gestalten geziert ist, und auf welchem eine von kleinen Sphinxgestalten getragene Kugel ruht. Vgl. Kugler, Kleine Schriften, Bd. 2 (Berl. 1854).

Igelbraten (schwedische, farcierte Lende, falscher Hase, Alliancebraten, ungarisches Rebhuhn), ein aus einer Mischung von gehacktem Rind-, Kalb- und Schweinefleisch hergestellter Braten, dem man die Form einer gebratenen Lende gibt.

Igelfisch (Diodon *Gthr.*), Knochenfischgattung aus der Unterordnung der Haftkiefer (Plectognathi) und der Familie der Nacktzähner (Gymnodontidae), Fische mit kurzem Körper und mit je einem kräftigen Knochenstachel bewehrten Hautplatten. Sie können sich kugelig aufblasen und treiben dann, die großen Augen und den Rücken mit den nach allen Seiten gespreizten Stacheln abwärts gewendet, an der Oberfläche des Meeres. Die vier Arten bewohnen die tropischen Teile des Atlantischen, Indischen und Stillen Ozeans. Der J. (D. hystrix *L.*), 35 cm lang, rostbraun, braun gefleckt, hat 5 cm lange Stacheln.

Igelföhre, s. Kiefer.

Igelfuß (Igelhuf, Straubfuß), ein zuweilen nach sehr bösartiger oder unzweckmäßig behandelter Mauke (s. d.) zurückbleibender Krankheitszustand an den Füßen der Pferde, welcher in einer schwieligen Verdickung der Haut am Fessel, selbst bis über das Fesselgelenk hinaus, besteht. Auf der verdickten Haut stehen die Haare igelborstenartig empor; es bilden sich auch oft oberflächliche Risse oder Geschwüre, die eine rötliche oder gelbliche, klebrige Flüssigkeit absondern. Die Behandlung ist stets sehr langwierig.

Igelkaktus, s. Echinocactus.

Igelkerzenkaktus, s. Echinocereus.

Igelkraut, s. Geum.

Igels, Dorf bei Innsbruck (s. d.).

Igelschuß, s. Hagelschuß.

Igelshieb, Dorf im sachsen-meining. Kreis Sonneberg, auf dem Thüringer Wald, am Rennstieg, mit Neuhaus zusammenhängend, das höchstgelegene Dorf Norddeutschlands, 835 m ü. M., hat Glasbläserei, Fischperlen- und Kartonagenfabrikation, Sandsteinbrüche und (1890) 738 evang. Einwohner.

Igelskolben, s. Datura.

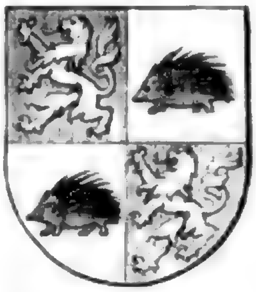
Iggelheim, Dorf im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Ludwigshafen, mit Station Böhl-J. an der Linie Neunkirchen-Worms der Pfälzischen Eisenbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, Drahtwaren-, Flaschenhülsen- und Sodawasserfabrikation und (1890) 2111 Einw.

Igidi (Gidi), Dünenregion der westlichen Sahara, die südwestliche Fortsetzung des El Areg, südlich von Algerien und Tunis.

Igilgilis, Ort, s. Dschidschelli.

Igilium, Insel, s. Giglio.

Iglau (tschech. Jihlava), Stadt in Mähren, 519 m ü. M., unweit der böhmischen Grenze, an der Iglawa, über welche eine steinerne Brücke führt, an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn und an der Staatsbahnlinie J.-Taus, ist nach Brünn die bevölkertste Stadt Mährens, hat drei Vorstädte, einen großen Stadtplatz, ein Denkmal Josephs II., schöne Anlagen (auf dem Franz Karls-Berg), eine gotische Pfarrkirche (St. Jakob), eine Minoritenkirche mit altem Kreuzgang, eine Jesuitenkirche (St. Ignaz), eine Kirche St. Johann am Hügel (799 gegründet), eine protestantische Kirche (1875), ein Rathaus und (1890) mit der Garnison (1187 Mann) 23,716 meist deutsche kath. Einwohner (4117 Tschechen). Die Industrie der Stadt umfaßt vor allem die Tuch- u. Schafwollwarenerzeugung mit Spinnerei und Appretur. Außerdem hat J. eine ärarische Tabaksfabrik (über 2000 Arbeiterinnen), Dampfmühlen, Bierbrauerei, Spiritusraffinerie, Dampfbrettsäge, Schuhwaren- u. Kammfabrik, Juteweberei, Leder-, Thon- und Glasindustrie &c. Auch treibt es ansehnlichen Handel mit Getreide, Holz, Flachs, Wolle und Tuch und hält bedeutende Märkte ab.



Wappen von Iglau.

J. ist Stadt mit eignem Statut und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung), eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion; es hat ein Obergymnasium, eine Landesoberrealschule, ein städtisches Museum, ein Theater, eine Sparkasse, ein Krankenhaus, 3 Armenversorgungshäuser und eine Zwangsarbeitsanstalt. Die Stadt hat Gasbeleuchtung und Telephoneinrichtung. — J. wird schon 1174 als Sitz eines Kastellans oder Präfektus angeführt und war eine Residenz der mährischen Teilfürsten des Přemyslidenhauses. Für seine Bedeutung als alter Bergort spricht das 1250 erneuerte Stadt- und Bergrecht, welch letzteres weithin mustergültig ward und J. zum Oberhof in Bergsachen stempelte. Zu dieser Bedeutung wuchs der deutsche Kolonistenort Stadt- oder Neu-J. seit dem Schluß des 12. Jahrh. empor, während Alt-J. verfiel. 1328 litt der Bergbetrieb durch ein großes Erdbeben, 1376 durch große Wasserflut. In der Hussitenzeit wehrten sich die katholischen Deutschbürger mutvoll gegen den Ansturm der Taboriten, doch verfiel seither das Bergwesen. Hier ward 5. Juli 1436 der Iglauer Vergleich abgeschlossen, worin Kaiser Siegmund die Prager Kompaktaten beschwor und als König von Böhmen anerkannt ward. In den Tagen Georg Podiebrads (1458—71) erscheint J. im katholischen Deutschstädtebund Mährens und wurde 1470 vom König belagert. Vor der Stadt bezeichnet ein Granitmonument den Ort, wo Ferdinand I. 1527 den böhmischen Ständen den Eid leistete, ein andres die mährische Grenze. Um 1562 konnte J. als ganz protestantisch gelten und blieb es bis 1623, von welcher Zeit die starke Auswanderung protestantischer Bürgersfamilien und die Rekatholisierung der Stadt anhebt. Nach der Schlacht von Jankau (1645) fiel J. den Schweden unter Torstensson in die Hände und konnte von den Kaiserlichen erst 1647 nach harter Belagerung wieder genommen werden; 1742 ward die Stadt von den Sachsen unter Rochau erobert; 1805 fand hier ein Gefecht zwi-

Digitized by Google

schen den Österreichern unter dem Erzherzog Ferdinand und den Bayern unter Wrede statt, wobei letztere weichen mußten. Vgl. d'Elvert, Geschichte und Beschreibung der Stadt J. (Brünn 1850); K. Werner, Geschichte der Iglauer Tuchmacherzunft (Leipz. 1861); Prusik, Die Gemeinde J. 1865—89 (Iglau 1890).

Iglawa (Igel), Fluß in Mähren, entspringt auf dem böhmisch-mährischen Grenzplateau beim Dorf Jhlawka, nimmt die Oslawa und Rokitna auf und mündet, 182 km lang, in die Schwarzawa, welche sich kurz darauf bei Muschau rechts in die Thaya ergießt.

Iglésias, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Cagliari (Sardinien), 10 km von der Westküste entfernt, an der Eisenbahnlinie Cagliari-J., Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale (13. Jahrh.), ein Kastell (14. Jahrh.), eine Berg- und eine technische Schule, Blei- und Zinkbergbau, Wein- und Ölhandel und (1881) 7885 (als Gemeinde 12,094) Einw.

Iglésias de la Casa, José, span. Dichter, geb. 31. Okt. 1743 in Salamanca, gest. daselbst 26. Aug. 1791, studierte in seiner Vaterstadt, empfing 1783 in Madrid die Priesterweihe und wurde Pfarrer zu Carbajosa de la Pagrada in der Diözese von Salamanca. J. stand mit seinem Freund Melendez an der Spitze der sogen. salamantinischen Dichterschule und nahm sich die klassischen Dichter Spaniens, namentlich Balbuena und Quevedo, zum Vorbild. Seine Gedichte leichterer Gattung gehören zu den lieblichsten Erzeugnissen der spanischen Lyrik, und viele von ihnen leben im Munde des Volkes, so namentlich die satirischen sogen. Brieflein (Letrillas), in denen er die Lächerlichkeiten seiner Zeit geißelt. Weniger glücklich war er in seinen ernstern Dichtungen, obwohl auch diese sich durch klassische Reinheit der Sprache und Leichtigkeit des Versbaues auszeichnen. Seine poetischen Werke erschienen erst nach seinem Tode (Salamanca 1793, 2 Bde.) und sind seitdem öfters wieder gedruckt worden (»Poesias postumas«, Barcel. 1820 u. Par. 1821, 2 Bde.; Madr. 1848, und im 61. Bande der »Biblioteca de autores españoles«, 1869).

Igló (Neudorf), eine der sogen. 16 Zipser Städte im ungar. Komitat Zips, am Hernád u. an der Kaschau-Oderberger Bahn, mit mehreren Fabriken (für Papier, Holzwaren rc.), Mühlenindustrie, Bergbau u. Kupferhüttenwerk und (1890) 7345 slowakischen, deutschen und magyar. (römisch-katholischen und evang.) Einwohnern. J. hat ein evangel. Gymnasium, eine Staats-Lehrerpräparandie, eine Industrieschule und eine landwirtschaftliche Lehranstalt und ist Sitz einer Berghauptmannschaft und eines Bezirksgerichts.

Iglófüred, klimatischer Kurort im ungar. Komitat Zips, 3 km von der Stadt Igló entfernt, mit Villenkolonie, Badeetablissements und Kaltwasserheilanstalt.

Igname, weiße Bataten von Guadeloupe mit sehr großen, ziemlich glatten, weißen Knollen.

Ignaschino, Ort in der russ. Amurprovinz (Ostsibirien), am Amur, mit reichen Goldlagern in der Nähe, aber auf chinesischem Gebiet.

Ignatiāna *Lour.* (Ignatiusbaum), Gattung aus der Familie der Loganiaceen, mit der einzigen Art I. philippinica *Lour.* (Strychnos Ignatii *Bergius*), einem hohen, kletternden Strauch auf den Philippinen und kultiviert in Kotschinchina, dessen kugelige oder eiförmige, glatte, glänzend grüne Frucht in der fleischigen grünlichen Pulpa bis 24 Samen enthält, die eiförmigen, unregelmäßig kantigen und abgeflachten Ignatiusbohnen, Ignazsamen, Ignaznüsse. Diese wurden früher gegen Epilepsie und Brechruhr angewendet. Sie sind graugelb, nach Entfernung der Epidermis graugrünlich bis violettschwärzlich, sehr fest, hart und geruchlos, schmecken stark bitter und enthalten Strychnin, Igasursäure und etwas Brucin und werden zur Darstellung von Strychnin benutzt. Die Ignatiusbohnen wurden 1698 in Deutschland eingeführt. Die Jesuiten, welche sie von den Philippinen nach Europa gebracht hatten, nannten diese höchst giftigen Samen nach dem Vornamen ihres Ordensstifters.

Ignatiāner, soviel wie Jesuiten.

Ignātius, 1) St. J., Bischof zu Antiochia, gilt als Schüler des Apostels Johannes und wird deshalb zu den apostolischen Vätern gerechnet. Er führt den Beinamen Theophoros, »der Gott (oder, nach seiner eignen Erklärung, Christum) im Herzen trägt«. Als seinen Gedächtnistag feiert die römische Kirche den 1. Februar. Nach ihren Angaben wäre er zu Anfang des 2. Jahrh. nach Rom geschleppt und vor den Augen der schaulustigen Menge im Zirkus von Löwen zerrissen worden, nach herkömmlicher Ansicht um 107, nach Harnack erst 138, während Volkmar seinen Tod vielmehr während der Anwesenheit des Trajan in Antiochia im Dezember 115 ansetzt. Mit der römischen Sage hängt die Fiktion der sogen. Ignatianischen Briefe zusammen, welche er als Gefangener auf seiner Reise nach Rom geschrieben haben soll. Sie warnen vor Judaismus und Doketismus und verdanken ihr kirchliches Ansehen besonders der bereits außerordentlich hoch getriebenen Vorstellung vom bischöflichen Amte, die sie vertreten. Neuere Kritiker haben sie daher in allen Formen und Rezensionen, in welchen sie überhaupt existieren, d. h. sowohl die 3 syrischen Briefe als auch die 7 griechischen, welche in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. hervortraten, sowie endlich die 13 Briefe, welche erst gegen 400 entstanden sein können, für unecht erklärt. Ausgaben des griechischen Textes enthalten die Sammlungen der Apostolischen Väter (s. d.). Vgl. Zahn, J. von Antiochien (Gotha 1873); Harnack, Die Zeit des J. (Leipz. 1878); Killen, The Ignatian epistles (Edinb. 1886); Völter, Die Ignatianischen Briefe (Tübing. 1892); v. d. Goltz, J. von Antiochien als Christ und Theologe (Leipz. 1894).

2) St. J., Sohn des Kaisers Michael I. Kuropalates, wurde, nachdem ihn Leo der Armenier hatte entmannen lassen, Mönch und 846 Patriarch zu Konstantinopel. Als er jedoch den Lebenswandel des Kaisers Michael III. tadelte und seinen Oheim Bardas wegen Blutschande in den Kirchenbann that, wurde er entsetzt und ins Gefängnis geworfen, entkam aber in ein Kloster. Der Papst Nikolaus lehnte sich vergeblich gegen seine Absetzung auf; ein von Photius (s. d.) 866 zusammenberufenes Konzil bestätigte dieselbe und sprach auch die Absetzung über den Papst aus. Dies war der erste äußerliche Riß, welcher die spätere Trennung der römischen von der griechischen Kirche herbeiführte. Unter dem Kaiser Basilius wurde J. 867 wieder auf den Patriarchenstuhl erhoben und starb 878. Tag: 23. Oktober.

3) J. von Loyola, s. Loyola.

Ignātiusbaum, soviel wie Ignatiana.

Ignatjew, Nikolaus Pawlowitsch, russ. Diplomat, geb. 29. Jan. 1828 in St. Petersburg, aus dem russischen Kleinadel stammend, Sohn des Ingenieurgenerals Paul J., langjährigen Vertrauten Alexanders II. und seit 1872 Vorsitzenden des Ministerkomitees, ward im Pagenkorps erzogen, trat in das Gardehusarenregiment, besuchte die Militäraka-

Digitized by Google

demie, ward zum Generalstab versetzt und 1854 Adjutant des Grafen Berg, Gouverneurs der Ostseeprovinzen. Schon 1856 Oberst, ließ er sich zum Militärattaché der russischen Gesandtschaft in London ernennen, nahm am Pariser Friedenskongreß teil und bewirkte eine Rußland günstige Festsetzung der Grenzen, deren Regulierung mit Rumänien er darauf erledigte. Zur Belohnung ward er 1858 zum Generalmajor befördert und dem Gouverneur von Ostsibirien, General Nikolai Murawjew, als diplomatischer Beirat zugeordnet; sofort erreichte er durch den Vertrag von Aigun (28. Mai 1858) von China die Abtretung des Amurgebietes und schloß auf der Rückkehr nach Europa vorteilhafte Handelsverträge mit Chiwa und Bochara. Zum Gesandten in Peking ernannt, wußte er China zur Belohnung für seine bei dem Frieden mit Frankreich und England geleisteten Vermittlerdienste zu einer zweiten Abtretung der ganzen Küste der Mandschurei und zur Freigebung des Landhandels zu bewegen (14. Nov. 1860). 1863 ward er zum Generaladjutanten und zum Direktor des asiatischen Departements in St. Petersburg, 1864 zum Gesandten und 1867 zum Botschafter in Konstantinopel ernannt. Hier begann er mit größter, vor keinem Mittel zurückscheuender Gewandtheit seine panslawistischen Ränke zur Zerrüttung der Türkei und erwarb sich den Beinamen »Vater der Lüge« oder Menteur Pacha. Durch persönlichen Einfluß und Bestechung gewann er verschiedene türkische Staatsmänner für sich, so namentlich Mahmud Nedim Pascha, mittels dessen er auch den Sultan Abd ul Asis durch die Aussicht auf russische Hilfe bei der vom Sultan beabsichtigten Thronfolgeänderung und einer Herstellung seiner Allgewalt zeitweilig sich geneigt machte. Diese russische Intervention sollte der von J. angezettelte Aufstand in der Herzegowina 1875 befördern. Als statt dessen Abd ul Asis gestürzt wurde, reizte J. die Bulgaren 1876 zur Empörung, deren blutige Unterdrückung Rußland den Vorwand zur Einmischung gab. J. nahm an den Konferenzen in Konstantinopel 1876–77 hervorragenden Anteil und wußte den englischen Gesandten Salisbury ganz für sich zu gewinnen, so daß die Pforte die Beschlüsse der Konferenz abzulehnen sich veranlaßt sah. Er machte darauf im Frühjahr 1877 eine Reise an die Höfe, um sie zur Neutralität bei dem russisch-türkischen Krieg zu verpflichten. Doch erlangte er bloß das wertlose Londoner Protokoll; seine Anmaßung und daneben seine lügenhafte, kriecherische Schmiegsamkeit machten den schlechtesten Eindruck. Nach dem Kriege leitete er die Verhandlungen in Adrianopel und Santo Stefano, bei denen er den Türken die Zustimmung zu der großen Ausdehnung Bulgariens entriß. Der Widerspruch Englands gegen den Frieden von Santo Stefano drängte J. wieder in den Hintergrund; er kehrte auch nicht als Botschafter nach Konstantinopel zurück, sondern lebte auf seinen Gütern im Gouv. Kiew. In der letzten Zeit der Regierung Alexanders II. wirkte J. als Generalgouverneur von Nishnij Nowgorod. Zu Anfang der Regierung Alexanders III. wurde er Minister der Domänen und 1. Mai 1881 an Loris-Melikows Stelle Minister des Innern. In dem Manifest, welches er bei dem Antritt seines Amtes veröffentlichte, versprach er durch Wiederherstellung der altrussischen Sitte den Nihilismus zu überwinden. Doch erzielte er gar keinen Erfolg in dieser Beziehung; dagegen kompromittierte er sich und Rußland durch seine panslawistischen Wühlereien und die Zulassung der Judenhetzen, weswegen er im Juni 1882 entlassen wurde. 1888 wurde er zum Präsidenten des slawischen Wohlthätigkeitskomitees, des Mittelpunktes der russisch-panslawistischen Agitation, gewählt.

Igni et ferro (lat.), mit Feuer und Schwert.

Ignipunktür (lat.), in der Chirurgie das Ätzen erkrankter Gewebe und Organe vermittelst eingestochener glühender Nadeln.

Ignis et aquae interdictio (lat., »Untersagung der Gemeinschaft von Feuer und Wasser«), bei den Römern eine Form der Landesverweisung (s. Exil).

Ignis fatuus (lat.), soviel wie Irrlicht.

Ignobilis (lat.), unedel, gemein; vgl. Nobilität.

Ignorabimus (lat., »wir werden es nie erkennen«), durch Du Bois-Reymonds Rede »Über die Grenzen des Naturerkennens« (1872) verbreiteter Ausdruck; jetzt sprichwörtlich gebraucht, um die Schranken der menschlichen Erkenntnis zu bezeichnen.

Ignoránt (lat.), ein Unwissender.

Ignorantenbrüder (franz. Frères ignorantins, Brüder der christlichen Lehre und Schule), wurden 1684 in Frankreich durch den Reimser Kanonikus Jean Baptiste de la Salle (geb. 1651, gest. 1719) gegründet, um vornehmlich als Volkslehrer im Sinne der römisch-katholischen Kirche aufzutreten. Die J. fanden sehr schnell Verbreitung und durften selbst nach der Ausweisung der Jesuiten (1764), mit welchen sie verwandt sind, bleiben. Erst 1790 wurden auch sie vertrieben, aber von Napoleon I. 1806 wieder zurückgerufen; 1875 zählten sie in Frankreich gegen 9000 Mitglieder und über 325,000 Zöglinge. Durch das Unterrichtsgesetz Ferrys (1882) wurden sie endlich aus den öffentlichen Schulen verdrängt. Auch in Deutschland waren wandernde J. im ultramontanen Interesse thätig.

Ignorantia nocet (lat.), »Unkenntnis (des Gesetzes) schadet«, d. h. entschuldigt nicht, Grundsatz des römischen Rechts, der auch im deutschen Recht im allgemeinen gilt. Vgl. Irrtum.

Ignoránz (lat. Ignorantia), Unwissenheit, Nichtwissen; in der Rechtswissenschaft neben dem error eine Art des Irrtums (s. d.).

Ignoranzeid (Jusjurandum ignorantiae), die eidliche Versicherung, daß man von einer behaupteten Thatsache nichts wisse. Er wurde im frühern Recht neben dem Glaubenseid (s. Eid, S. 443) da verwertet, wo dem Schwurpflichtigen nicht nur die eigne Sinneswahrnehmung fehlte, sondern man ihm auch nicht zumuten konnte, sich eine bestimmte Ansicht über die zu beweisende Thatsache zu bilden. Nach dem geltenden Recht sind die Thatsachen, über die überhaupt im Prozeß ein Eid gefordert werden kann, so ausgewählt, daß darüber stets ein Wahrheitseid oder doch ein Überzeugungseid verlangt werden kann, und der J. ist so im allgemeinen überflüssig geworden. Dagegen findet er sich noch gehäuft mit dem Überzeugungs- und Wahrheitseid in der Formel des Editionseides und gehäuft mit dem Wahrheitseid in der Formel des Offenbarungseides. Vgl. Deutsche Zivilprozeßordnung, § 391, 424, 711, 769.

Ignoratio elenchi, s. Beweis, S. 951.

Igor, Fürst von Nowgorod, Sohn des Fürsten Swjatoslaw II. von Tschernigow, geb. 1151, gefallen 1202 in einem unglücklichen Feldzug gegen die Polowzer, spielt in der Geschichte der altrussischen Nationalpoesie eine nicht unbedeutende Rolle durch ein episch-lyrisches Gedicht, das »Lied vom Heereszug Igors« (»Slovo o polku Igorevě«), welches jenen Feldzug

besingt u., weil noch von heidnisch-nordischer Romantik, die wir ähnlich bei Ossian finden, durchweht, von hohem Alter sein muß. Das Gedicht, von einem unbekannten Verfasser (vielleicht einem Kampfgenossen im Gefolge Igors) herrührend, wurde 1795 von dem Grafen Alexej Mussin-Puschkin in einer aus dem 14. (nach Neuern aus dem 16.) Jahrh. stammenden Handschrift, welche sich im Besitz eines Klosters in Jaroslaw befand, aufgefunden und zuerst 1800 in Moskau veröffentlicht. Das Original ging bei dem Brande von Moskau 1812 mit der reichen Bibliothek des genannten Grafen zu Grunde. Eine andre Abschrift desselben mit mancherlei Varianten wurde 1864 unter den Papieren der Kaiserin Katharina II. aufgefunden und von Pekarskij (Petersb. 1864) veröffentlicht. Von den zahlreichen Ausgaben des Gedichts erwähnen wir die von Hattala (mit böhmischer Übersetzung, Prag 1858), von Ogonowskij (Lemb. 1876), von Tichonrawow (2. Aufl., Mosk. 1868) und Potebnja (Kiew 1878). Unter den deutschen Übersetzungen gibt die von Wolfsohn in seiner »Schönwissenschaftlichen Litteratur der Russen« (mit kritischen Anmerkungen, Leipz. 1843) den Geist und die Form des Gedichtes am treuesten wieder; andre lieferten A. Boltz (mit Originaltext, Grammatik und Glossar, Berl. 1854) und v. Paucker (mit Einleitung und Anmerkungen, das. 1884). Einen reichhaltigen sprachlichen und sachlichen Kommentar über die merkwürdige Dichtung veröffentlichte auch Fürst Wjasemskij in seinen »Bemerkungen zum Igorlied« (russ., Petersb. 1875).

Igorlied, s. Igor.

Igorröten, malaiischer Volksstamm auf der nordwestlichen Seite der Insel Luzon (Philippinen), in der Berglandschaft, vielleicht ein Mischstamm aus tagalischem und chinesisch-japanischem Blut. Ihre Zahl wird auf 35—40,000 geschätzt. Die J. sind untersetzt, ihre Hautfarbe, ein dunkles Kastanienbraun, wird auf Händen, Armen und Brust häufig durch eine graublaue Tättowierung ganz verdeckt, das schwarze Haar wird außer am Kopfe ausgerissen. Als Kleidung tragen sie einen Lendenschurz aus Baumwolle oder Baumrinde und ein Manteltuch, um den Kopf eine turbanartige Binde. Als Waffen dienen selbstgeschmiedete eiserne Hackmesser, Speere, Bogen und hölzerne Schilde. Sie wohnen in großen Dörfern in Häusern auf Pfählen und bauen unter Anwendung künstlicher Bewässerung Reis, Mais, Bataten, Tabak, in einigen Gegenden auch Zuckerrohr, Mango, Orangen. Ihre Haustiere sind: Pferde, Schweine (beide mit Vorliebe verzehrt), Rinder, Hunde, Hühner. Salz gewinnt man aus Quellen, alkoholische Getränke aus Reis und Zuckerrohr. Hausgeräte stellt man aus Eisen, Kupfer, Thon, noch mehr aus Holz her. Große Kunstfertigkeit zeigen sie im Schnitzen, Spinnen, Weben und Flechten. Sie betreiben Bergbau auf Eisen, Kupfer, Zink und Gold und übertreffen darin alle andern Malaien. Ihre sehr geschickten Schmiede wohnen nicht in den Dörfern, sondern fernab in den Wäldern. Die J. leben in Monogamie. Die Leichen werden in hölzernen Särgen bestattet. Die Seele wird ein Anito, ein harmloses Gespenst in menschlicher oder tierischer Gestalt; das des Familienältesten ist indes sehr gefürchtet. Man kennt allgemein einen in der Sonne, im Mond und auf den Sternen wohnenden Gott, von einem Kultus ist aber keine Spur. Als Schamanen fungieren Männer und alte Weiber, die ihre Wissenschaft auf ihre Kinder vererben und mit den Reichsten die stellenweise noch fast ganz unabhängige Regierung eines Dorfes bilden. Bei Rechtsstreitigkeiten entscheiden Gottesurteile. In den abgelegenern Gegenden wird Kopfjägerei noch immer betrieben. Das Christentum macht langsame Fortschritte. Die Spanier kamen mit den J. zuerst 1660 in Berührung, aber erst 1829 haben sie Fuß im Lande fassen können; noch 1880 fanden Kämpfe zwischen beiden Nationalitäten statt. Die von der spanischen Regierung errichteten sieben Schulen wurden 1876 von 562 Kindern besucht. Vgl. Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen (Gotha 1882); Hans Meyer, Eine Weltreise (Leipz. 1885).

Igualāda, Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Barcelona, am Südwestfuß des Montserrat, an der Noya (Nebenfluß des Llobregat) gelegen, hat Ringmauern, Baumwollspinnerei, Kattunfabrikation, Tuchweberei, Eisengießerei, Zementfabrikation und (1887) 10,201 Einw.

Iguāna, der Leguan.

Iguanīden, s. Eidechsen.

Iguanōdon, Gattung der Dinosaurier (s. d.), fossile Reptilien aus dem Wealdenthon von Belgien und dem Wealden von England, in vieler Beziehung den Vögeln ähnlich, so im Bau des Beckens, der Hinter- u. Vorderbeine ꝛc. Gleich diesen hatten sie hohle Knochen und gingen auf den dreizehigen Hinterbeinen, wie nicht nur ihr Bau, sondern auch die Fußspuren beweisen, zwischen denen sich niemals Abdrücke der fünfzehigen Vorderbeine zeigen. Wahrscheinlich konnten sie gut schwimmen; sie lebten hauptsächlich in Süßwassersümpfen und nährten sich von Farnkräutern, mit deren Überresten sie in Bernissart (Belgien) gefunden wurden. Der Daumen am Vorderfuß war mit einem hornartigen Stachel umkleidet und diente wohl als Waffe. Der Kopf war verhältnismäßig klein, und die Kiefer waren vermutlich mit einem Hornschnabel bedeckt. I. bernissartensis *Blg.* (s. Abbild.) war etwa 9 m lang und in halb aufgerichteter Stellung 4,2 m hoch, mithin der gewaltigste Landsaurier Europas.

A

Iguanodon bernissartensis. A. Querschnitt des Leibes zwischen Vorder- und Hintergliedern.

Iguapé, Hafenstadt im brasil. Staat São Paulo, am gleichnamigen Fluß, 25 km vom Meer, durch zwei Kanäle mit der Lagune Mar Pequeno verbunden, hat lebhafte Ausfuhr von Reis, Baumwolle und Vieh.

Iguarassú, älteste Stadt der brasil. Provinz Pernambuco, 1534 gegründet, am gleichnamigen Fluß, 10 km vom Meer, hat Ausfuhr von Baumwolle und Zucker. Zum Stadtbezirk gehört auch die fruchtbare Küsteninsel Itamaracá, berühmt wegen ihrer vorzüglichen Früchte (Mangos, Ananas ꝛc.).

Digitized by Google

Iguassú (Yguassu), Fluß in Brasilien, entspringt in der Serra do Mar unweit Curitiba im Staat Paraná, bildet die Grenze gegen Santa Catharina, zuletzt gegen Argentinien, wo er im Salto Victoria 52 m tief hinabstürzt, und mündet dann, 1250 m breit, in den Paraná.

Iguman (neugriech.), s. Hegumenos.

Igumen, Kreisstadt im russ. Gouv. Minsk, an der Igumenka, ein sehr alter Ort mit (1889) 4381 Einw. (viele Juden).

Iguvium, antiker Name der Stadt Gubbio (s. d.).

Igwandu, Reich der Fulbe, s. Gando.

Ihering, Rudolf von, s. Jhering (unter »j«).

Ihl, s. Fischegel.

Ihlekanal, s. Havel und Plaue.

Ihlen, Hohlheringe, s. Hering, S. 681.

Ihna (Große I.), Fluß im preuß. Regbez. Stettin, entspringt im Kreise Saatzig aus dem Enziger See bei Nörenberg, fließt zuerst von N. nach S., dann im allgemeinen nach NW., von Gollnow an nach W., wird bei Stargard, wo sie links die Kleine oder Faule I. aufnimmt, auf eine Strecke von 58 km für Kähne schiffbar und mündet nach einem Laufe von 112 km in den Dammschen See (s. Oder).

Ihne, Wilhelm, Geschichtschreiber, geb. 2. Febr. 1821 in Fürth, studierte 1839—43 in Bonn Philologie und erwarb daselbst mit der Dissertation »Quaestiones Terentianae« die philosophische Doktorwürde, war 1843—47 Erzieher in England, 1847—49 Gymnasiallehrer in Elberfeld, 1849—63 Schuldirektor in Liverpool, lebte seitdem seinen gelehrten Studien in Heidelberg und ward 1873 Professor an der Universität daselbst. Er schrieb: »Forschungen auf dem Gebiet der römischen Verfassungsgeschichte« (Frankf. 1847; engl., Lond. 1853); »Römische Geschichte« (Leipz. 1868—90; engl., Lond. 1871—82, 5 Bde.), eine kritische, sehr eingehende Darstellung der Geschichte der römischen Republik in 8 Bänden, von denen Band 7 und 8 die von A. W. Zumpt hinterlassene römische Geschichte von Cäsars Tod bis zur Alleinherrschaft des Augustus enthalten; ferner »Early Rome« (Lond. 1876).

Ihr, zweites Personalpronomen der Mehrzahl, für die Anrede mehrerer Personen, aber im Mittelalter, wie jetzt noch in der deutschen Schweiz, in Tirol und bei den Bauern in Deutschland, allgemein auch zur höflichern Anrede einzelner ferner oder höher stehender Personen gebraucht. In der hannöverschen Armee gebrauchten die Offiziere im kameradschaftlichen Verkehr dieselbe Anrede. Vgl. Anredeformen.

Ihrâm (arab., eigentlich »Verbot«), vorgeschriebenes Kleid der Mekkapilger und dann im übertragenen Sinne der Zustand, in welchem der Pilger sich befindet, solange er dieses Kleid trägt. Es besteht aus zwei viereckigen weißen Tüchern von Baumwollenstoff, deren eins (ridâ') den Rücken und die linke Schulter bedeckt und, den rechten Arm und die rechte Schulter freilassend, an der rechten Seite geknüpft wird, während das andre (izâr), um die Lenden geschlagen, von der Taille bis auf die Kniee herabhängt. Es dient auch als Leichentuch für Pilger und, ein stetes Memento mori, bei frommen Mohammedanern als Turban. Im Zustande des I. ist dem Mekkapilger der geschlechtliche Umgang mit Frauen, das Bedecken des Gesichts, die Jagd und das Töten von Tieren, der Gebrauch von Parfüms, das Salben des Kopfes mit Öl, das Schneiden von Haar, Bart und Nägeln, das Pflücken von Grashalmen, das Abschneiden grüner Zweige und Bäume 2c. verboten; doch darf er schädliche Tiere töten.

Ihringen, Dorf im bad. Kreis Freiburg, Amt Altbreisach, am Südfuß des Kaiserstuhls und an der Linie Freiburg-Altbreisach der Badischen Staatsbahn, hat eine evang. Pfarrkirche, bedeutenden Wein- und Obstbau und (1890) 2747 Einw.

Ihrzen, mit »Ihr« anreden, s. Ihr u. Anredeformen.

IHVH (vermutlich »Jahve« zu lesen), die vier Buchstaben, das Tetragrammaton, des hebräischen Gottesnamens, s. Jehovah.

Ijar (hebr.), der zweite Monat des bürgerlichen, der achte des festlichen jüdischen Jahres, in Mai-Juni fallend, hat 29 Tage. Der 18. I. heißt Lag b'omer, d. h. der 33. Tag in der Omerzeit (die Zeit zwischen dem Passah- und Wochenfest).

Ijolith, körniges Gestein, bestehend aus grauweißem oder rötlichgrauem Eläolith und schwarzem Augit mit viel Apatit und partienweise dunklem, metallisch glänzendem, titansäurereichem Kalkeisenoxydgranat (Iiwaarit), bildet das große Massiv des Berges Iiwaara im nördlichen Finnland.

Ijssel (spr. eissel), s. Yssel.

Ik, 1) drei Flüsse im russ. Reiche: Der erste entspringt im Belebejschen Kreis des Gouv. Ufa und mündet nach 420 km langem Lauf links in die Kama. In seinem rechten hohen, aus Gips bestehenden Ufer finden sich viele Höhlen, darunter als die bekannteste die Ikhöhle, nördlich vom Baschkirendorf Meskeu, in der die Temperatur selbst im Sommer nie über den Gefrierpunkt steigt. Der zweite Ik entspringt im Gouv. Orenburg nicht weit vom Kirchdorf Kananikolskij und mündet rechts in die Salmara (Nebenfluß des Urals). Seine Länge beträgt 260 km. Der dritte Ik, auch Schwarzer I. genannt, entspringt im sibirischen Gouv. Tobolsk und mündet rechts in den Tobol. — 2) See im sibir. Gouv. Tobolsk, besitzt einen Flächeninhalt von 67 qkm.

Ikaamaui (»Fisch des Maui«, Ahinomaui), die Nordinsel von Neuseeland (s. d.).

Ikakopflaume, s. Chrysobalanus.

Ikaria, bergige, von Milet aus ionisierte Insel des Ägäischen Meeres; s. Nikaria.

Ikarier (franz. Icariens), die Anhänger des franz. Kommunisten Cabet (s. d.).

Ikários, 1) ein Heros der Athener, der von Dionysos, welchen er freundlich aufgenommen, im Weinbau unterrichtet wurde. Als er darauf zur Verbreitung desselben mit den weingefüllten Schläuchen im Lande umherfuhr und die Hirten, von seiner Gabe berauscht, hinsanken, erschlugen ihn deren Genossen in der Meinung, daß er sie vergiftet habe, und begruben ihn unter einem Baum auf dem Hymettos. Nach langem Suchen fand endlich seine Tochter Erigone, begleitet von dem treuen Hund Mära, das Grab und erhängte sich an dem Baum. I. wurde als Bootes oder Arkturos (s. Arcturus), Erigone als Jungfrau, Mära als Hundsstern an den Himmel versetzt. Den Athenern aber schickte Dionysos Pest und Raserei der Jungfrauen, zu deren Abwehr man der Erigone und dem I. ein Opferfest (Aiora, »Schaukelfest«) stiftete.

2) Vater der Penelope, der Gemahlin des Odysseus.

Ikarisches Meer, s. Ikaros und Archipelagus.

Ikăros, in der griech. Mythologie Sohn des Dädalos (s. d.), flog nach der spätern Sage, als er seinen Vater auf der Flucht von Kreta begleitete, gegen die Warnung desselben so hoch, daß die Wärme der nahen Sonne die ihm von Dädalos angesetzten wächsernen Flügel schmolz, und fiel infolge davon bei der nach ihm benannten Insel Ikaria (jetzt Nikaria) ins Meer,

Digitized by Google

das davon den Namen Ikarisches Meer (Icarium mare) erhielt. Seinen Leichnam, der an die genannte Insel angeschwemmt ward, bestattete Dädalos oder Herakles. Pragmatisierende Erklärer fanden in den wächsernen Flügeln die Erfindung der Schiffssegel angedeutet. Über Kunstdarstellungen des I. s. Dädalos.

Ikelemba, linker Nebenfluß des Kongo (s. d.).

Ikilik (»Zweier«), türk. Silbermünze zu 2 Gurusch, 1789 noch 2,173 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1), seit 1845 gesetzlich = 35,93 Pf. wert.

Ikōn (Eikon, griech.), Bild, Abbild; ikōnisch, ein gleiches Abbild darstellend; ikonische Statue, Statue in Lebensgröße (entgegengesetzt der kolossalen).

Ikōnion, Stadt, s. Konia. [S. auch Eikon.

Ikonoborzen (griech., »Bilderstürmer«), Name einer Sekte in Rußland, die bloß im Freien betet.

Ikonodulīe (griech.), Bilderverehrung, meist gleichbedeutend gebraucht mit Ikonolatrie.

Ikonográph (griech., »Bildschreiber«), ein dem Pantographen (s. Storchschnabel) ähnliches Instrument, besteht aus einer vertikalen, in irgend einem aliquoten Teil derselben nach allen Seiten hebelartig drehbaren, an beiden Enden mit beweglichen Stiften versehenen Röhre. Beim Gebrauch wird der obere Stift auf den Umrissen der Zeichnung hingeführt, die dann der untere sogleich auf den Stein verkehrt aufträgt, so daß sie beim Abdruck wieder in richtiger Stellung erscheinen.

Ikonographie (griech.), s. Ikonologie.

Ikonokláſt (griech.), Bilderzerbrecher, -Stürmer; Ikonoklasmus, Bildersturm (s. Bilderdienst).

Ikonolatrie (griech.), Bilderanbetung, Bilderverehrung (s. Bilderdienst).

Ikonologie (Ikonographie, griech., »Bildniswissenschaft«), früher der Etymologie gemäß die Nachweisung, Verzeichnung und Geschichte von Bildnissen ausgezeichneter Personen des Altertums, also von hierher gehörigen Bildsäulen, Büsten, Münzen, Gemmen, Gemälden ꝛc. Die Wiederhersteller dieser Wissenschaft waren Michelangelo und Fulvius Ursinus; weiter ausgebildet ward sie von Canini in seiner »Iconografia« (Rom 1669) und besonders von Visconti in den berühmten Werken »Iconographie grecque« (Par. 1808, 3 Bde.) und »Iconographie romaine« (das. 1818—20, 3 Bde.). Das neueste Werk ist J. J. Bernoullis »Römische Ikonographie« (Stuttg. 1882—91). Gegenwärtig versteht man unter I. die Kenntnis der Attribute, Embleme und Symbole, mit und unter welchen Götter, Heroen und mythologische Gegenstände des Altertums wie insbes. auch christliche Heilige und Begriffe dargestellt zu werden pflegen, und unterscheidet demnach antike und christliche I. Vgl. (Helmsdörffer) Christliche Kunstsymbolik und Ikonographie (anonym, 2. Ausg., Prag 1870); J. v. Radowitz, Ikonographie der Heiligen (Frankf. 1834); Didron, Histoire de Dieu, iconographie des personnes divines (Par. 1844); Durand, Iconographie chrétienne, grecque et latine (das. 1845); G. Heider, Beiträge zur christlichen Typologie ꝛc. (im 5. Bd. des »Jahrbuchs der k. k. Zentralkommission«); J. E. Wessely, Ikonographie Gottes und der Heiligen (Leipz. 1875); Barbier de Montault, Traité d'iconographie chrétienne (Par. 1890, 2 Bde.); Detzel, Christliche I. (Freiburg 1895, 2 Bde.).

Ikonomachie (griech.), Bilderstreit, Kampf wegen Verehrung der Heiligenbilder.

Ikonomān (griech.), Schwärmer für Kirchenbilder und den Bilderdienst (s. d.), dann im allgemeinen fanatischer Liebhaber von Kunstwerken.

Ikonostasis (Ikonostas, griech., »Bilderwand«), in der griechisch-katholischen Kirche eine hohe, oft bis zum Gewölbe hinaufreichende Holz- oder Marmorwand, welche das Allerheiligste von dem Versammlungsraum der Gemeinde abschließt und mit den Bildnissen der Hauptheiligen geschmückt ist.

Ikonostróph (griech., »Bildwender«), ein Apparat, durch welchen man Bilder verkehrt sieht; wird z. B. von Kupferstechern und Lithographen benutzt.

Ikonotypie (griech., »Bilddruck«), ein von J. Hentschel in Mannheim erfundenes Verfahren zur Herstellung von Tonplatten für den Buchdruck sowie zur Abformung von Klischees, von größern Typen ꝛc., schließt jedes Ätzen, Gravieren ꝛc. aus, ist aber nur mit den vom Erfinder zu beziehenden Materialien auszuführen.

Ikos, antiker Name der Insel Chilidromia (s. d.).

Ikosaëder (griech., »Zwanzigflächner«), eins der fünf regulären Polyeder, wird von 20 gleichseitigen Dreiecken begrenzt, hat 30 Kanten, in denen sich die Flächen unter 138° 11′ 23″ schneiden, und 12 fünfflächige Ecken. Als Kristallform kommt dieses reguläre I. nicht vor, indessen bildet das Pyritoeder (ein Pentagondodekaeder) mit dem regulären Oktaeder eine Kombination, die demselben sehr nahe kommt, aber von acht gleichseitigen und zwölf gleichschenkeligen Dreiecken begrenzt wird; vgl. Kristall. Sein Polarkörper ist der Pentagondodekaeder. Als kosmischer Körper war ihm das Wasser zugewiesen (vgl. Kosmische Körper). Auch seine Konstruktion, wie die der vier andern Polyeder, dankt man den Pythagoreern. Ist seine Kante a, so ist der Radius der umgeschriebenen Kugel $r = \frac{a}{2}\sqrt{\frac{5+\sqrt{5}}{2}}$, das Volumen $V = \frac{5}{3}a^3\sqrt{\frac{7+3\sqrt{5}}{8}}$. Auffallend einfach ist der Sinus des Neigungswinkels, nämlich gleich $^2/_3$. Über den Zusammenhang des Ikosaeders oder eigentlich der Kugelteilung mit der Gruppen-, bez. Substitutionentheorie, s. d. Vgl. Felix Klein, Vorlesungen über das I. (Leipz. 1884); Heß, Einleitung in die Lehre von der Kugelteilung (das. 1883).

Ikosaëdrālzahl, s. Polyedralzahlen.

Ikositetraëder (Ikositessaraeder, griech., »Vierundzwanzigflächner«), in der Kristallographie allgemeine Bezeichnung für die verschiedenen einfachen Formen des tesseralen Systems, die 24 Flächen haben. I. im engern Sinne (nach Naumann; Leucitoeder u. Leucitoid nach Weiß, Trapezoeder nach Hausmann, deltoides Ikositessaraeder nach Breithaupt), eine von 24 untereinander kongruenten, gleichschenkeligen Trapezoiden begrenzte Form des tesseralen Kristallsystems; s. Kristall.

Ikra, s. Kaviar.

Ikteriden (Icteridae), s. Icterus (Trupial).

Iktérus (Icterus), s. Gelbsucht.

Iktinos, griech. Architekt des Perikleïschen Zeitalters, dessen zwei vornehmste Werke der in Gemeinschaft mit Kallikrates erbaute Parthenon auf der Akropolis zu Athen (s. »Athen«, S. 56, u. Tafel »Architektur III«, Fig. 6) und der Tempel des Apollon Epikurios zu Bassä bei Phigalia in Arkadien waren. Auch der Bau des Tempels der Demeter und Persephone zu Eleusis wird ihm zugeschrieben. Über den Parthenon hatte er mit Karpion zusammen eine Schrift verfaßt.

Ikva, Fluß in Ungarn, entsteht im Komitat Ödenburg südlich vom Neusiedler See aus der Vereinigung mehrerer Gewässer, fließt nordwärts in den Hanság, später gegen O. und mündet in die Rabnitz.

Il, der ital. männliche Artikel. Damit beginnende Namen s. unter dem betreffenden Hauptwort, z. B. Il Diritto unter Diritto.

Digitized by Google

Ilánua (Lánun, span. Illanos), Volksstamm im westlichen Teile der span. Philippineninsel Mindanao, zwischen 7—8° nördl. Br. und 123—125° östl. L. v. Gr., um die Illanabai wohnhaft, Nachkommen aus Borneo eingewanderter mohammedanischer Malaien und einheimischer Frauen, einer der sogen. Piratenstämme. Vgl. Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen (Gotha 1882).

Ilanz (rätoroman. Glion, ital. Jante), altertümliches Landstädtchen im schweizer. Kanton Graubünden, Hauptort des Bezirks Glenner, 718 m ü. M., am Rhein, hat eine neue kath. Kirche, einen alten hohen Turm vom ehemaligen Schloß Längenstein (jetzt Glockenturm) und (1888) 802 meist protestantische und rätoroman. Einwohner. Es war ehemals Hauptort des Grauen Bundes. Seitdem die Graubündner Thäler stärkern Touristenzudrang haben, wird auch J., als bequeme Station für Ausflüge, namentlich nach dem nahen Piz Mundaun (2065 m) sowie in die Thäler Lugnetz und Tavetsch, von Fremden viel besucht. In der Nähe die alte Kirche St. Martin und jenseit des Rheins die Ruinen des Schlosses Grünegg.

Ilat, Benennung der Nomaden in Persien.

Ilawlja, s. Jlowlja.

Ilchan (mongol.), Beiname der Fürsten der in Persien während des 13. und 14. Jahrh. herrschenden Mongolendynastie; vgl. Hulagu.

Ilchester (spr. iltschest'r, das Ischalis des Ptolemäos), alter Marktflecken in Somersetshire (England), im fruchtbaren Thal des Yeo, mit (1891) 564 Einw.; Geburtsort Roger Bacons.

Ildefonso-Altar, ein von Rubens wahrscheinlich um 1630—33 für die Kirche der Brüderschaft des heil. Ildefonso (Alfons) in Brüssel gemaltes dreiteiliges Altarbild, welches sich jetzt in der kaiserlichen Galerie zu Wien befindet. Dieses Hauptwerk des Meisters stellt im Mittelbild die Überweisung eines Meßgewandes an den Heiligen durch die Madonna dar.

Ildefonso-Gruppe, eine antike römische Gruppe aus Hadrianischer Zeit im Museum zu Madrid, welche nach Visconti den auf seinen Todesdämon sich lehnenden Antinoos, nach Winckelmann Orestes und Pylades, nach Lessing Schlaf und Tod darstellt.

Ile (griech., »Rotte«), bei den Spartanern eine Abteilung gleichalteriger Knaben, die zusammen erzogen wurden; auch eine griechische Reiterabteilung, an Zahl nach Zeiten u. Ländern verschieden (80—200 Mann).

Ile (franz., spr. il', früher Isle geschrieben), Insel.

Ile d'Aix, s. Aix.

Ile de Ré, s. Ré.

Ile d'Yeu, s. Yeu.

Ile (Isle) de France (spr. il' dö frangß'), 1) ehemalige franz. Provinz mit Paris als Hauptstadt, s. Francien. — 2) Insel, s. Mauritius.

Ilefeld, s. Ilfeld. [S. 602.

Ileocökalklappe, die Blinddarmklappe, s. Darm,

Ileotyphus, s. Typhus.

Ilérda, Stadt der Ilergeten in Hispania Tarraconensis, am Sicoris (Segre), berühmt durch Cäsars Sieg über die Legaten des Pompejus, Afranius und Petrejus im August 49 v. Chr.; jetzt Lerida. Vgl. Schneider, Ilerda (Berl. 1886).

Ilergéten, im Altertum iberisches Volk, zwischen Ebro und Sicoris wohnhaft, mit der Hauptstadt Ilerda (Lerida). Ihr König Indibilis vernichtete 212 v. Chr. im Bündnis mit den Karthagern ein römisches Heer unter P. Cornelius Scipio, fiel dann im Kampfe mit den Römern 205.

Ile Rousse, L' (spr. lil' ruß'), Stadt auf der Insel Corsica, Arrond. Calvi, hat eine moderne Kirche (1893), einen monumentalen Brunnen mit Denkmal Paolis, ein Handelsgericht, einen Hafen, Seebad, Fabrikation von Zigarren, Konditor- und Teigwaren, Ausfuhr von Öl, Früchten, Getreide, Holz 2c. und (1891) 1958 Einw. J. wurde 1758 von Paoli gegründet und nach einer vorgelagerten Gruppe kleiner Inseln aus rotem Granit (Iles Rousses) benannt.

Ilëum (lat.), der Krummdarm, s. Darm, S. 602.

Ilëus (lat.), s. Kotbrechen.

Ilex *L.* (Stechpalme, Hülse), Gattung aus der Familie der Aquifoliaceen, Sträucher und Bäume mit abwechselnden, selten hautartigen und hinfälligen, meist lederartigen, glänzenden, bleibenden, ganzrandigen, selten gezahnten oder dornig gezahnten Blättern, achselständigen Blüten in wenigblütigen Doldentrauben und kugeligen, vier- bis achtsamigen Steinfrüchten; etwa 170 Arten, meist in Amerika. I. aquifolium *L.* (gemeine Stechpalme, Stecheiche, Stech- oder Christdorn, Walddistelstrauch), bis 15 m hoher Baum oder Strauch mit bleibenden, kurzgestielten, eiförmigen, lederartigen, welligen, buchtigen, stark dornig gezahnten, spiegelnden Blättern, kurzgestielten weißlichen Blüten in fast achselständigen Doldentrauben und scharlachroten, erbsengroßen Beeren, wächst auf frischem, beschattetem sandigen oder kalkigen Boden in der westlichen norddeutschen Zone (Rügen, Neuvorpommern, Westfalen, Niederrhein) sowie in Gebirgswäldern der südlichen rheinischen Zone (Schwarzwald, Vogesen, Jura), in den Alpen, Ungarn, Kroatien, Istrien. Sie ist nordwärts durch Dänemark und Südnorwegen, westwärts durch England, Westfrankreich, Spanien bis Portugal, südwärts bis Sizilien und die mittlere Türkei, südöstlich bis Transkaukasien und Persien verbreitet. Die Stechpalme wächst ungemein langsam, und nach 80 Jahren erreicht sie nur eine mäßige Höhe. Der Same keimt erst nach $1\frac{1}{2}$—2 Jahren. Man kultiviert in Gärten und Parkanlagen gegen 70 Varietäten (auch ganzrandige und panachierte), und da die Stechpalme den Schnitt sehr gut verträgt und gutes Ausschlagsvermögen hat, so wird sie mit bestem Erfolg auch als Heckenpflanze benutzt. Das Holz ist ungemein hart und dicht, im Kern grau oder braun, im Splint weiß und wird als feineres Tischlerholz und zu Drechslerarbeiten benutzt. Die Blätter schmecken bitter-schleimig und wurden früher wie auch Rinde und Beeren arzneilich benutzt. Die Samen dienen als Kaffeesurrogat. Von I. paraguariensis *Lösener* (I. paraguayensis *St. Hil.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«, Fig. 8), einem buschigen Strauch mit keilförmigen, in dem Blattstiel verschmälerten, nicht unter 5 cm langen, entfernt gesägten Blättern und achselständigen, vielteiligen Blütenstielen, werden die Blätter als Paraguaythee, Südseethee, Peruaner Thee, Maté benutzt. Die Pflanze wächst in Paraguay, bis in die Nähe von Rio de Janeiro und bis in die bolivianischen Andes wie in mehreren brasilischen Provinzen wild. Man schlägt die Zweige ab, zieht sie durch offenes Feuer, trocknet sie auf Hürden über hellem Feuer und zerstampft die Blätter mit Holzkeulen. Rationeller geschieht die Röstung in Pfannen. Das grobe, hellgrüne Pulver riecht krautartig, nach einigen Monaten aber ziemlich aromatisch. Der Aufguß wird ähnlich wie der des chinesischen Thees zubereitet, schmeckt angenehm und riecht balsamisch; am Morgen nüchtern genossen, wirkt er erregend; man

Digitized by Google

schätzt ihn als Verdauungs- und Erfrischungsmittel und genießt ihn zu allen Tagesstunden. Als wirksamen Bestandteil enthält der Paraguaythee Kaffeïn (in einer der Sorten 0,44 Proz.). Der Konsum wird auf 4 Mill. kg geschätzt. Nach Bonpland wird auch noch von sechs andern Arten Paraguaythee gewonnen, und alle diese Pflanzen wachsen in den Distrikten, welche sich von der Sierra de Herbal nach Süden und Osten erstrecken, und zwar in den weiten Niederungen, die das Flußbett begrenzen. Die Maté findet sich schon in den peruanischen Gräbern bei Ancon, und die Guarani-Indianer benutzten sie ebenfalls als Genußmittel. Besonders schwunghaft wurde der Anbau 1609—1768 von den Jesuiten in den Missionen zwischen Uruguay und Paraná betrieben. I. Cassine *Mich.* (I. religiosa *Barth.*, heilige Stechpalme, Appalachenthee, Carolinathee, indischer Thee), ein 3 m hoher Strauch mit kleinen, lederartigen, länglichen, gekerbten Blättern, unscheinbaren Blüten und roten Beeren, wächst in den südlichen Staaten des östlichen Nordamerika und gilt den Eingebornen wegen seiner kräftigen Wirkung gegen allerlei Krankheiten als heilig. Bei ihren religiösen Versammlungen spielen die Blätter eine große Rolle. Der aus den Blättern bereitete Thee, Blackdrink (schwarzes Getränk), wirkt berauschend. Die Blätter enthalten 0,011 ätherisches Öl, 2,409 Gerbsäure, 0,122 Kaffeïn, 15,277 Stärkemehl, Pektose ꝛc., 8,19 stickstoffhaltige Substanz ꝛc. Der Strauch erträgt unsern Winter, wenn man ihn an geschützten Orten gut deckt. I. gongonha *Lamb.* in Brasilien liefert den Kaffinenthee (Conchonga, Cangucha), I. Dahoon *Walt.* in Florida den indianischen Thee (Yaupon).

Ilezkaja-Saschtschita, Stadt im russ. Gouv. Orenburg, an der Großen und Kleinen Jelschanka, 5 km rechts vom Ilek, hat 2 griechisch-kath. Kirchen, eine Moschee, Bergschule, die reichsten Steinsalzlager Rußlands (2 km lang und 1,5 km breit; jährliche Ausbeute 1½—2 Mill. Pud) und (1885) 7355 Einw. Die Lager wurden 1769 von Pallas entdeckt.

Ilezkij-Gorodok (Ilezk), Stadt im russ. Gouv. Uralsk, an der Mündung des Ilek in den Uralfluß, mit (1891) 6316 Einw.

Ilfeld (Ilefeld), Flecken und Kreishauptort im preuß. Regbez. Hildesheim, in der alten Grafschaft Hohnstein, am Südfuß des Harzes, am Eingang in das Bährethal u. (mit Station Niedersachswerfen-I.) an der Linie Soest-Nordhausen der Preuß. Staatsbahn, 254 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Gymnasium (ehemalige Klosterschule mit Alumnat und reicher Bibliothek), ein Amtsgericht, eine Papierfabrik, Steinbrüche, Bierbrauerei und (1890) 1484 Einw. Der früher dort betriebene Bergbau auf Steinkohlen und Eisenstein ist eingegangen, eine Parkettfußbodenfabrik (1894) außer Betrieb. Östlich von I. liegt der Bielstein, südlich die Ilburg, die im 12. Jahrh. der Sitz der Grafen von Hohnstein war. — I. entstand im 14. Jahrh. um das 1190 gegründete Kloster I., das ursprünglich den Benediktinern gehörte und später in die Hände der Prämonstratenser überging. 1545 führte der Abt Thomas Stange die Reformation ein, und das Kloster wurde 1546 in ein Gymnasium umgewandelt, dessen Rektor 1559 Michael Neander (s. d. 1) war, und das sich besonders im 18. Jahrh. eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Vgl. Förstemann, Monumenta rerum Ilfeldensium (Nordh. 1843, Zusätze 1853); Neander, Bericht vom Closter Ilfeldt (hrsg. von Bouterwek, Götting. 1873).

Ilford (Great I.), Stadt in der engl. Grafschaft Essex, 11 km nordöstlich von London, am Flüßchen Roding, mit einem Hospital aus dem 12. Jahrh. (1572 wiederhergestellt), einer Papierfabrik und (1891) 10,913 Einw.

Ilfóv, Kreis in der Großen Walachei, Hauptstadt Bukarest.

Ilfracombe (spr. ilfräkūm), aufblühendes Seebad im nördlichen Devonshire (England), in romantischer Lage, am Bristolkanal, mit Landungsbrücke, großen Hotels, interessanten Spazierwegen an der hügelreichen Küste und (1891) 7692 Einw.

Ilg, Albert, Kunstschriftsteller, geb. 11. Okt. 1847 in Wien, besuchte von 1866 an die Universität, wurde 1871 Beamter des österreichischen Museums, 1872 Dozent und 1873 Kustos, 1876 Kustos, 1878 Direktor der zweiten Gruppe der kaiserlichen kunsthistorischen Sammlungen in Wien und 1891 Regierungsrat. Für Eitelbergers »Quellenschriften für Kunstgeschichte«, deren Herausgabe er 1888 übernahm, lieferte I. die mit Kommentaren versehenen Übersetzungen des Cenninischen Malerbuchs, von Heraklius' Schrift von den Farben und Künsten der Römer, Biondos »Traktat von der hochedeln Malerei«, der »Schedula diversarum artium« des Mönchs Theophil und »Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Kunsttechnik aus mittelhochdeutschen Dichtungen«. Er schrieb den geschichtlichen Teil in Lobmeyrs »Glasindustrie« (Stuttg. 1874), »Die kunstgewerblichen Fachschulen des k. k. Handelsministeriums« (Wien 1876), »Geschichte und Terminologie der alten Spitzen« (das. 1876), »Zeitstimmen über Kunst und Künstler der Vergangenheit« (das. 1881), »Franz Xaver Messerschmidts Leben und Werke« (Prag 1885), »Die Fischer von Erlach« (das. 1895). Ferner gab er heraus: »Album österreichischer Bildhauerarbeiten des 18. Jahrhunderts« (Wien 1878), »Wiener Schmiedewerk des 18. Jahrhunderts« (Dresd. 1878–83, mit Kabdebo), »Allegorien und Embleme« (mit Gerlach, Wien 1882), »Kunstgeschichtliche Charakterbilder aus Österreich-Ungarn« (das. 1893) u. a.

Ilgen, 1) Heinrich Rüdiger von, preuß. Minister, geb. um 1650 in Minden, gest. 5. Dez. 1728 in Berlin, ward 1679 Regierungsrat in Minden und der Gesandtschaft, die den Frieden von St.-Germain zu verhandeln hatte, beigegeben, 1683 Geheimer Kammersekretär des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, 1693 Hofrat und 1699 Mitglied des Geheimen Rates. Er leitete besonders die auswärtigen Beziehungen und nahm an den Verhandlungen über die Erwerbung der Königskrone hervorragenden Anteil. 1705 ward er zum Direktor der Chargenkasse und 1706 zum Präsidenten der Mindener Regierung ernannt. Nach Wartenbergs Entlassung 1711 leitete I. die auswärtige Politik ganz allein und mit solcher Umsicht und Geschicklichkeit, daß auch Friedrich Wilhelm I. dies Departement dem gewandten Minister fast ganz überließ. I. verstand es namentlich, Preußen von lästigen Verpflichtungen gegen fremde Mächte frei und unabhängig zu erhalten u. kriegerische Verwickelungen zu vermeiden.

2) Karl David, Philolog und Schulmann, geb. 26. Febr. 1763 in Sehna bei Eckartsberga, gest. 17. Sept. 1834 in Berlin, wurde in Naumburg gebildet, studierte seit 1783 zu Leipzig Theologie und Philologie, wurde 1789 Rektor der Stadtschule zu Naumburg, 1794 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, 1802 Rektor an der Landesschule zu Pforta, trat 1831 in den Ruhestand und lebte seitdem in Berlin. Von seinen philologischen Schriften sind hervorzuheben: die »Hymni Homerici« (Halle 1796) und die »Scolia,

Digitized

hoc est carmina convivalia Graecorum« (Jena 1798); von seinen theologischen die freimütigen Forschungen »De Jobi antiquissimi carminis Hebraici natura et virtutibus« (Leipz. 1789) und die »Urkunden des Jerusalemischen Tempelarchivs in ihrer Urgestalt« (1. Teil, Halle 1798). Seine kleinern Abhandlungen erschienen als »Opuscula varia philologica« (Erf. 1797, 2 Bde.). Vgl. Kraft, Vita Ilgenii (Altenb. 1837); »Ilgeniana, Erinnerungen 2c.« (von W. Naumann, Leipz. 1853).

Ilha (portug., spr. ilja), Insel, Eiland.

Ilhavo (spr. iljáwu), Stadt im portug. Distrikt Aveiro (Provinz Beira), am Strandsee von Aveiro, mit Fischerei, Salzgewinnung und (1878) 7752 Einw. 3 km südlich von J. die Glas- und Porzellanfabrik Vista Alegre.

Ilhéos (spr. ilj-, São Jorgé dos J.), Hafenstadt im brasil. Staat Bahia, unter 14° 48′ südl. Br., an der Mündung des Schiffen von 3—5 m Tiefgang zugänglichen Cachoeira, mit 3000 Einw. Der 1530 gegründete Ort blühte unter den Jesuiten schnell auf, verfiel aber nach Vertreibung derselben durch die Holländer und hat erst neuerdings durch Anlage einer Kolonie, welche Baumwolle, Reis, Kaffee, Zucker, Maniok 2c. erzeugt, sich wieder gehoben.

Ili, Fluß in Zentralasien, entsteht unter 43° 23′ nördl. Br. und 82° 25′ östl. L. v. Gr. in der chines. Landschaft Kuldscha aus dem Zusammenfluß des Kunges, der am Arschangebirge, und des weit bedeutendern Tekes, der am Tiënschan nahe dem Chan Tengri entspringt, und durchfließt zuerst in westlicher Richtung das chinesische, dann das russische Kuldscha und die Provinz Semiretschinsk, wendet sich unter 76° 40′ östl. L. v. Gr. bei Iliisk nach NW., tritt nun in ein ödes Steppengebiet (Saryischikatrauwüste im N., Taukumsteppe im S.) und ergießt sich, ein 13,000 qkm großes Delta bildend, in den Balchaschsee. Doch ist nur der am südlichsten, unter 45° 30′ nördl. Br. und 74° östl. L. v. Gr. mündende Hauptstrom dauernd mit Wasser gefüllt, während die übrigen Arme (Naryn, Kurs, Urta, Tschit) meist leer sind. Hauptzuflüsse sind rechts der Kasch oberhalb Kuldscha, links Tscharyn und Tschilik. Die Länge des J. beträgt 1500 km; bei Kuldscha ist er 160 m, weiter abwärts bis 1000 m breit; in der Hälfte seines Laufes ist er für kleine Fahrzeuge schiffbar. Wichtiger ist er aber, ebenso wie seine Nebenflüsse, für die Bewässerung (durch zahlreiche Kanäle) der regenarmen und heißen Landschaften an seinen Ufern, die unter dieser Befruchtung Getreide, Tabak, Baumwolle und Baumfrüchte in reichem Maße hervorbringen.

Ilia (lat., Mehrzahl von ile oder ileum, ilium, »Darm«), die Seitenteile des Unterleibes, weil darin vorzüglich die Gedärme liegen; daher Os ilium oder ilei (ilii), das Darmbein; s. Becken, S. 658.

Ilia, Tochter des Äneas und der Lavinia, nach älterer Sage von Mars Mutter des Romulus und Remus. Vgl. Rea Silvia.

Iliacos intra muros peccātur et extra (lat.), »Es wird innerhalb und außerhalb der Mauern von Ilium (Troja) gesündigt«, d. h. es werden auf beiden Seiten (überall) Fehler gemacht (Citat aus Horaz' Episteln, 1. Buch, 2, 16); häufig in der Form »peccatur intra et extra« angeführt.

Ilias (Iliade), das eine der beiden großen Epen des Homeros (s. d.); I. malorum, eine Litanei von Unglücksfällen (altes Sprichwort); I. post Homerum, »eine J. nach Homer«, d. h. etwas Überflüssiges, Entbehrliches.

Iliberis (»Neustadt«), im Altertum Stadt der span. Provinz Bätica, wo um 320 eine Kirchenversammlung von historischer Bedeutung stattfand, insofern ihre Beschlüsse den schroffen Geist der spanischen Kleriker bekunden. Der Name J., das nordwestlich vom heutigen Granada bei Atarfe lag, hat sich in der benachbarten Sierra de Elvira erhalten.

Ilicineen, s. Aquifoliaceen.

Ilidze (spr. ilidsche), Badeort in Bosnien bei Sarajevo, an der Bahnlinie Sarajevo-Metković, mit einer schon seit Römerzeiten bekannten heilkräftigen Schwefeltherme und schönem Park. Vgl. Ludwig, Schwefelbad J. in Bosnien (Wien 1892).

Ilim, rechter Nebenfluß der untern Angara im russisch-sibir. Gouv. Irkutsk, der von hier ab Obere Tunguska heißt, entspringt auf den Ilimskbergen, der Wasserscheide zwischen Lena und Jenissei, ist sehr fischreich und über 500 km lang. Am rechten Ufer liegt Ilimsk mit (1880) 616 Einw.

Iliniza (Ilinissa), zweigipfeliger Vulkan der Andes in Ecuador, in der Nähe der Stadt Sicchos, 5305 und 5162 m hoch (Schneegrenze in 4653 m Höhe), die Einsenkung zwischen beiden ist 4800 m hoch.

Ilion (lat. Ilium), Stadt, s. Troja.

Ilion, Dorf in der Grafschaft Herkimer des nordamerikan. Staates New York, am Mohawk River und Eriekanal, mit großer Fabrik (Remington) von Nähmaschinen, Revolvern und Ackergeräten und (1890) 4057 Einw.

Iliŏne, nach griech. Mythus Tochter des Priamos und der Hekabe, Gattin des Thrakerfürsten Polymestor, erzog den ihr von den Eltern anvertrauten jüngsten Bruder, Polydoros, als ihren eignen Sohn, während sie ihren wirklichen Sohn Deïphilos für den Polydoros ausgab. Als darauf Polymestor, von den Griechen bestochen, den vermeintlichen Polydoros ermordet, blendet und tötet ihn J.

Ilioneus, der jüngste Sohn der Niobe (s. d.), welchen man früher fälschlich in dem herrlichen Torso der Münchener Glyptothek dargestellt sah.

Ilische Tafel (Tabula iliaca), eine kleine antike Reliefplatte aus weichem, Palombino genanntem Marmor, kurz vor 1683 in den Ruinen des alten Bovillä, wo Tiberius der gens Julia ein Heiligtum gestiftet hatte, gefunden, jetzt im kapitolinischen Museum zu Rom. Sie führt ihren Namen von der darauf in kleinsten griechischen Buchstaben eingeritzten Inhaltsübersicht der Homerischen Epen, welche die Ereignisse des Kampfes um Troja (Ilion) darstellen. Das Relieffeld zeigt inmitten einen aufrecht stehenden, eng beschriebenen Pfeiler, links davon in symmetrischer Komposition eine Darstellung der Zerstörung Trojas und vor den Stadtthoren das Grab Hektors, das Schiffslager und den Auszug des Äneas; darüber und darunter, ebenso auf der rechten Seite des Pfeilers sind in schmalen Streifen durch kleine Reliefbilder die einzelnen Szenen des Trojanischen Krieges, als Illustration zu den beigeschriebenen Inhaltsüberschriften der Gesänge, angedeutet. Das linke Drittel der Platte mit Pfeiler und Nebenseite ist nicht erhalten. Eine Inschrift nennt einen gewissen Theodoros als Verfertiger der für Unterrichtszwecke erfolgten Zusammenstellung. Derselbe Name findet sich auch auf der Rückseite eines ähnlichen in oder bei Rom entdeckten, jetzt im Pariser Münzkabinett verwahrten Reliefs. Der hohe Wert der Ilischen Tafel beruht darin, daß sie der Litteraturgeschichte einen sichern Anhalt gibt für Untersuchungen über die meist völlig verlornen pseudohomerischen Gedichte, welche »Ilias« und »Odyssee« fortzusetzen bestimmt waren. Wir kennen jetzt solcher

Digitized by Google

Täfelchen eine ganze Reihe, darunter noch ein Fragment aus der Sammlung Borgia in Neapel, eins in Berlin, eins in Taranto und das sogen. Farnesische Heraklesrelief in Villa Albani zu Rom. Man nimmt jetzt allgemein an, daß sie alle die gleiche Schulbestimmung hatten und in Augusteischer Zeit, aber unter Benutzung alexandrinischen Wissens entstanden sind. Eine Erklärung nebst Publikation aller Exemplare hat Otto Jahn in den »Griechischen Bilderchroniken« (Bonn 1873) gegeben.

Ilissos, kleiner, meist wasserarmer, die Ebene von Athen durchströmender Fluß, vom Hymettos kommend, fließt unmittelbar südlich an den Mauern Athens vorbei und vereinigt sich dann mit dem Kephisos.

Ilithyia, Göttin, s. Eileithyia.

Ilitschpur, s. Ellitschpur.

Ilium (griech. Ilion), Stadt, s. Troja.

Iljá (Elias) **von Múrom** (Iljá Múromez), ein Hauptheld der russischen Volkspoesie, insbesondere der epischen Volkslieder (Bylinen, s. d.), welche sich an den Fürsten Wladimir d. Gr. von Kiew (980—1015) knüpfen, noch heute der Lieblingsheld des russischen Volkes. In der Stadt Muroma geboren, war J. bis zum 30. Jahr an Händen und Füßen gelähmt, ward dann von drei Pilgern, die bei ihm vorsprachen, geheilt und erhielt von ihnen einen Trunk Met, der ihn mit Riesenkraft erfüllte. Mit Roß und Waffen, die er sich selbst geschmiedet, ausgerüstet, begibt er sich nach dem Hofe von Kiew, verrichtet in der Folge zahllose, oft ans Wunderbare streifende Heldenthaten, immer unbesiegbar und ungeschwächt, dabei edel und großmütig, nur zum Schutz der Witwen und Waisen, des Glaubens und Landes kämpfend, bis er endlich (im 350. Lebensjahr) von Engeln vom Roß gehoben und ins Höhlenkloster zu Kiew getragen wird, wo er seinen Geist aufgibt. Vgl. Miller, Ilja von Muromez und die Helden von Kiew (russ., Petersb. 1869); Rambaud, La Russie épique (Par. 1876); Wollner, Untersuchungen über die Volksepik der Großrussen (Leipz. 1879).

Ilkeston (spr. illkeßtön), Fabrikstadt im östlichen Derbyshire (England), am Erewash, mit Strumpfwaren- u. Seidenfabrikation, Spitzenklöppelei u. (1891) 19,744 Einw. In der Nähe Kohlengruben und Eisenwerke.

Ilkley (spr. illkli), Stadt im Westriding von Yorkshire (England), am Wharfe, mit zahlreichen Kaltwasserheilanstalten (seit 1856) und (1891) 5767 Einw. 10 km oberhalb liegen die Ruinen der Bolton Priory; ein Teil der Kirche ist restauriert. Daneben Bolton Hall, der moderne Landsitz des Herzogs von Devonshire, mit großem Park; jenseit des Wharfe liegt Barden Tower, eine Ruine aus der Zeit Heinrichs VII., mit einer Kapelle.

Ill, 1) rechter Nebenfluß des Rheins, in Vorarlberg, entspringt am Fermont in den Silvretta-Alpen, fließt nach NW., den Nordabhang des Rätikon begleitend, durch das Montafuner Thal und mündet unterhalb Feldkirch nach 60 km langem Lauf. — 2) Linker Nebenfluß des Rheins, im Elsaß, entspringt auf einer Vorhöhe des Jura, bei Pfirt, südwestlich von Basel, fließt dem Rhein parallel nach N., anfangs (bis Kolmar) in raschem, dann in ruhigem Lauf durch niedrige Wiesengründe und erhält überaus zahlreiche Zuflüsse von den Vogesen, wie die Doller, Thur, Lauch, Fecht, Leber, Gießen, Andlau und Breusch. Unterhalb Straßburg wird der Fluß durch herantretende Höhen zum Rhein gedrängt, in den er 15 km unterhalb der Stadt, nicht weit vom Flecken Wanzenau, mündet. Die J., deren Länge 205 km beträgt, ist für Verkehr, Ansiedelung und Industrie der wichtigste Fluß des Elsaß, von Straßburg an aufwärts 6,4 km lang kanalisiert und schiffbar auf 98 km von Ladhof bei Kolmar ab. An ihr, nicht am Rhein, liegen die bedeutendern Städte der Landschaft (Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt, Straßburg); auch ist sie der Ausgangspunkt von zwei wichtigen Kanälen, dem Rhein-Rhône- (s. d.) und dem Rhein-Marnekanal (s. d.), von denen jener die J. wenig oberhalb, dieser dieselbe unterhalb Straßburg erreicht.

Ill., Abkürzung für Illinois (Staat).

Ill., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. K. W. Illiger (s. d.).

Illampu, Berg, s. Sorata.

Illáno (Ilanun, Lanun), Volk auf der Philippineninsel Mindanao, dessen Gebiet das Land im N. und NO. der großen Illanobai zwischen 7—8° nördl. Br. u. 123—125° östl. L. v. Gr. umfaßt, den übrigen Völkern der Insel wie den Einwohnern von Sulu nahe verwandt und im Bildungszustand wie in Sitten und Lebensweise ganz ähnlich. Sie sind Nachkommen von aus Borneo eingewanderten mohammedanischen Malaien und bilden eine völlig unabhängige Konföderation vieler kleiner, unter Sultanen und Radschas stehender Staaten. Ihre Hauptbeschäftigung ist Seeraub; jährlich durchziehen sie die Meeresteile zwischen den indischen Inseln, Schiffe kapernd und Menschen raubend, die sie in der Heimat als Sklaven brauchen.

Illapel, Departementshauptstadt in der chilen. Provinz Coquimbo, am Fluß J., einem Nebenfluß des Chuapa (der bisweilen selbst J. genannt wird), mit (1885) 4703 Einw.

Illäten (Illata), das »Eingebrachte«, namentlich das Vermögen, welches die Frau dem Manne zubringt (s. Güterrecht der Ehegatten); Illatenforderung, die Zurückforderung des Eingebrachten seitens einer Ehefrau im Konkurs oder nach dem Tode des Mannes oder Scheidung der Ehe. Vgl. Invecta et illata.

Illationstheorie, die (heute aufgegebene) Rechtsansicht, nach welcher der Diebstahl erst dann vollendet ist, wenn der Dieb die gestohlene Sache in Sicherheit gebracht. Sie fällt im wesentlichen mit der Ablationstheorie (s. d.) zusammen, geht aber insofern noch weiter als diese, als sie sich nicht mit dem Herausbringen der Sache aus der Wohnung des Eigentümers begnügt, sondern das Hineinbringen in die Wohnung des Diebes verlangt.

Illava, Markt im ungar. Komitat Trentschin, im Waagthal, an der Waag und der Bahnlinie Galantha-Sillein, mit großer Strafanstalt (ehemals Kloster und gräflich Königseggsches Schloß), Bezirksgericht und (1890) 2213 meist slowak. (röm.-kath.) Einwohnern. Gegenüber, jenseit des Flusses, erhebt sich an der mährischen Grenze aus der Kette der Kleinen Karpathen die imposante Felsenmasse des Löwensteins.

Illawarra, Stadt in der britisch-austral. Kolonie Neusüdwales, südlich von Sydney, mit reichen und ausgedehnten Lagern von Kohlen, Thon, Eisenerz und Steinbrüchen in der Umgebung, Handel mit Kohle, Butter, Käse, Schinken und Fischen nach Sydney, mit dem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, und (1891) 5762 Einw. — Der gleichnamige Distrikt, durch große Naturschönheiten ausgezeichnet u. sehr fruchtbar, bildet einen schmalen Landstreifen zwischen dem Küstengebirge und dem Stillen Ozean, und enthält den 13 km langen und 5 km breiten romantischen Illawarrasee, den ein Kanal mit dem Ozean verbindet.

Digitized by Google

Ille (spr. il'), Flüßchen im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, entspringt südöstlich von Combourg, fließt in südlicher Richtung und mündet bei Rennes rechts in die Vilaine, nach einem Laufe von 45 km. Der 85 km lange Ille-Rancekanal verbindet diese beiden Flüsse und somit die Vilaine (Rennes) mit dem Kanal La Manche (St.-Malo).

Ille (spr. il'), Stadt im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrond. Prades, am rechten Ufer des Têt und an der Südbahn, hat alte Ringmauern und Türme, eine Kirche aus dem 14. Jahrh. mit Marmorbekleidung, Seidenraupenzucht, Obst-, besonders Pfirsichbau, Hutfabrikation, Gerberei und (1891) 2973 Einw. — I. war ehemals Festung, widerstand 1598 den Franzosen, ward aber 1640 von Condé und 1793 von den Spaniern eingenommen.

Ille, Eduard, Maler, geb. 17. Mai 1823 in München, trat in die Akademie der Künste zu München, war erst Schnorrs v. Carolsfeld und dann Schwinds Schüler und malte als solcher mehrere Altarbilder eigner Komposition, z. B. für Brixlegg. Daneben zeichnete er viel für die Münchener »Fliegenden Blätter« und beschäftigte sich mit litterarischen Arbeiten. Die »Münchener Bilderbogen« enthalten gegen 60 Nummern nach Illes Entwürfen; ferner sind zu erwähnen die »Sieben Todsünden« (in Holzschnitt, Stuttg. 1861), »Temperamente« (5 Blätter, in Photographie bei J. Albert in München), die »Lebenden Bilderbücher«: »Hanswursts lustige Streiche« und »Staberls Reiseabenteuer« (Augsb. 1863–64). Außerdem führte I. eine große Anzahl von Zeichnungen und Aquarellen für fürstliche Personen aus, von denen ein Cyklus großer, als Zeit- und Kulturbilder gedachter Aquarelle (durch J. Albert photographiert) ehrenvolle Aufnahme fand. Es sind: 1) die Nibelungersage nach den Liedern der ältern Edda, 2) Parzival, 3) Lohengrin, 4) Tannhäuser, 5) Hans Sachs und Nürnbergs Blütezeit, 6) der Dreißigjährige Krieg, 7) Prinz Eugenius und 8) die Wacht am Rhein. 1874 veröffentlichte I. drei Blätter zu Grimms Märchen (Holzschnitte von Hecht). Für das Schloß Neuschwanstein führte er 1880—82 acht Bilder aus dem Leben Walthers von der Vogelweide in Tempera aus. Auch als Dichter hat sich I. bekannt gemacht; er schrieb die Dramen: »Kaiser Joseph II.« (Münch. 1850), »Kunst und Leben« (1862); »Gedichte« (Weim. 1855); den Text zu Nagillers Oper »Herzog Friedrich mit der leeren Tasche«. Seit 1868 ist er Titularprofessor der Münchener Akademie. I. ist der Erfinder der beweglichen Bilderbücher für Kinder.

Ille-et-Vilaine (spr. il-e-wilän'), franz. Departement, der nordöstliche Teil der ehemaligen Provinz Bretagne und nach den beiden Flüssen benannt, welche sich bei der Hauptstadt Rennes vereinigen, grenzt gegen N. an den Kanal und an das Depart. La Manche, gegen O. an Mayenne, gegen S. an Niederloire, gegen W. an Morbihan und Côtes-du-Nord und hat einen Flächenraum von 6990 qkm (127 QM.). Das Land bildet ein von wellenförmigen Höhenzügen durchschnittenes Granitplateau. Die Gewässer des Departements ergießen sich teils durch Küstenflüsse (wie Couesnon und Rance) in den Kanal La Manche, teils fließen sie durch die Vilaine (mit Ille, Meu, Seiche rc.) dem Atlantischen Ozean zu. Von Wichtigkeit ist der von der Ille zur Rance führende Kanal. Die 75 km lange Küste bildet die Baien von Mont St.-Michel, Cancale, St.-Malo; sie ist teils felsig, teils flach und morastig. Vom gesamten Areal kommt auf Ackerland die bedeutende Fläche von 4675 qkm, auf Wiesen 730, Waldland nur 469, Weide- u. Heideland 454 qkm. Das Klima ist durch den Einfluß der See gemäßigt und feucht. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 626,875 Seelen oder auf 93 pro Quadratkilometer. Die Erzeugnisse des Ackerbaues sind besonders: Weizen (1891: 1,813,000 hl), Buchweizen (1,597,000 hl), Hafer (1,031,000 hl) und Gerste (628,000 hl); außerdem Kartoffeln, Hanf, Flachs, Ölgewächse, sehr viel Futterrüben (3,278,500 metr. Ztr.), Klee, Tabak (10,965 metr. Ztr.), ferner Äpfel und Birnen (hauptsächlich zur Ciderproduktion, 1,801,000 hl). Die Rindviehzucht ist vorzüglich (1891: 351,439 Stück), die Butter von Rennes gehört zu der besten Frankreichs; die Pferde (68,490) sind ausdauernd und besonders als Zugtiere gesucht. Lebhaft wird auch die Bienenzucht betrieben (69,800 Stöcke, 404,500 kg Honig, 99,400 kg Wachs). Die Seefischerei beschäftigt über 9000 Personen und ergibt einen Jahresertrag von mehr als 8 Mill. Fr. Vorzügliche Austern liefern insbes. die Austernparke von Cancale. Aus dem Mineralreich gewinnt man namentlich silberhaltiges Bleierz (9463 Ton.), Zinkerz, Schiefer und Bausteine. Die im ganzen noch wenig entwickelte Industrie umfaßt einige Eisenhüttenwerke, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, Schiffswerften, Gerbereien und zahlreiche Mühlen. Bedeutender ist der Handel, welcher in Rennes und den Häfen von St.-Malo und St.-Servan seine Hauptsitze hat. Das Departement zerfällt in sechs Arrondissements: Fougères, Montfort, Redon, Rennes, St.-Malo und Vitré, und hat Rennes zur Hauptstadt. Vgl. Orain, Géographie pittoresque du département d'Ille-et-Vilaine (Rennes 1882).

Illegāl (lat.), gesetzwidrig, ungesetzlich.

Illegitīm (lat.), ungesetzmäßig, besonders dem Ehe- oder Erbrecht zuwider, in keiner gesetzmäßigen (legitimen) Ehe erzeugt, unehelich; Illegitimität, Ungesetzmäßigkeit, Abstammung aus illegitimer Ehe. Vgl. Moralstatistik.

Illegitimitätsklage, die Klage auf Feststellung, daß ein von einer Ehefrau gebornes Kind nicht legitim (ehelich, von deren Ehemann erzeugt) und darum auch von diesem nicht als sein Kind anzuerkennen sei, das Gegenstück der Filiationsklage (s. Filiation). Die I. kann nur unter ganz besondern Umständen mit Aussicht auf Erfolg erhoben werden (s. Legitimität).

Illenau, große und trefflich angelegte Irrenheil- und Pflegeanstalt im badischen Kreis Baden, östlich bei Achern, am Westfuß des Schwarzwaldes, am Illenbach, 1842 eröffnet, hat eine evang. Pfarrkirche und 500 Insassen.

Iller, Fluß im südwestlichen Bayern, entsteht aus drei Quellbächen: der Breitach im W. (aus dem Bregenzer Wald), der Stillach in der Mitte und der Trettach im O. (beide von der bayrisch-österreichischen Grenze), welche enge und wilde Thäler voller Abstürze und Steingerölle durchbrausen und bei Oberstdorf zusammenfließen. Der vereinigte Fluß fließt gegen N., tritt bei Immenstadt (731 m ü. M.) aus dem Gebirge, wird bei Kempten flößbar, bildet weiterhin die Grenze zwischen Bayern und Württemberg und mündet nach einem Laufe von 165 km (469 m ü. M.) oberhalb Ulm in die Donau. Das Thal der I. ist vielen Überschwemmungen ausgesetzt und in seinem untern Teil mit Alpenschutt in mehreren Terrassen angefüllt, zwischen denen der Fluß sein Bett oft wechselt. Unter den Zuflüssen ist die Aitrach aus Württemberg am bedeutendsten.

Digitized by Google

Illertissen, Flecken und Bezirkshauptort im bayr. Regbez. Schwaben, an der Iller und der Linie Kempten-Neuulm der Bayrischen Staatsbahn, 524 m ü. M., hat eine kath. Kirche, 2 Bergschlösser, Amtsgericht, Forstamt, Seegrasspinnerei und (1890) 1543 meist kath. Einw.

Illgen, Christian Friedrich, Kirchenhistoriker, geb. 16. Sept. 1786 in Chemnitz, gest. 4. Aug. 1844 in Leipzig, habilitierte sich daselbst, ward 1818 Professor der Philosophie, 1823 außerordentlicher, 1825 ordentlicher Professor der Theologie und Domherr. Schon 1814 hatte er daselbst die Historisch-theologische Gesellschaft gestiftet und gab als deren Organ seit 1832 die »Zeitschrift für historische Theologie« heraus, die nach seinem Tode von Niedner und 1866—75 von Kahnis weitergeführt wurde.

Illiberāl (lat.), Gegensatz von liberal (s. d.).

Illicite (lat.), unerlaubter-, verbotenerweise; res illicita, etwas Verbotenes.

Illicium *L.* (Sternanis), Gattung aus der Familie der Magnoliaceen, immergrüne, kahle, aromatische Sträucher und kleine Bäume mit wechselständigen, kleindrüsig punktierten Blättern, end- oder gegen die Spitze der Zweige achselständigen, einzelnen Blüten und mehr oder weniger wirtelig-sternartig ausgebreiteten, lederigen bis holzigen, zusammengedrückten, einsamigen Früchten. Sieben nordamerikanische, vorderindische und ostasiatische Arten. I. anisatum *L.* (gemeiner Sternanis), ein immergrünes Bäumchen von 6—8 m Höhe mit länglichen, ganzrandigen, lederartigen, 5—8 cm langen Blättern, einzelnen, achselständigen, blaß grünlichweißen Blüten und einer aus meist acht dicht aneinander gedrängten, in eine Spitze auslaufenden, einsamigen Karpellen bestehenden Frucht, welche eiförmige, zusammengedrückte, glänzende braune Samen einschließt, wächst reichlich in den hohen Gebirgen von Jünnan in Südwestchina, wo er auch kultiviert wird, und seine Früchte kommen als Sternanis (Badian, Fructus anisi stellati) in den Handel. Sie sind außen matt graubraun oder rostbraun, runzelig, innen gelblichbraun glänzend, schmecken angenehm süß aromatisch, eigentlich mehr an Fenchel als an Anis erinnernd, und enthalten 4—5 Proz. ätherisches Öl, welches im wesentlichen mit Anis- und Fenchelöl gleiche chemische Zusammensetzung hat und gewöhnlich unter +2° erstarrt. Die Karpelle enthalten außerdem viel Zucker; die Samen sind reich an fettem, aber arm an ätherischem Öl. Man benutzt den Sternanis arzneilich wie Anis (namentlich im Brustthee) und das ätherische Öl, welches zum großen Teil aus China eingeführt wird, zu Likören. In Asien findet Sternanis ausgedehntere Verwendung als Küchengewürz und zum Dessert. Nach Europa kam er zuerst 1588. In Japan pflanzt man I. religiosum *Sieb.* (s. Tafel »Gewürzpflanzen«, Fig. 4) bei den Tempeln und zum Schmuck der Gräber; mit der wohlriechenden Rinde räuchert man in den Tempeln, und die gepulverte Rinde lassen die Wächter in graduierten Röhren verglimmen, um danach die Zeit zu bestimmen. Die Früchte, welche im Geruch und Geschmack vom echten Sternanis abweichen, enthalten giftiges Sikimin. I. floridanum *Ellis* (Giftlorbeer) in Alabama soll giftige Blätter haben. Die Früchte von I. majus *Hook. fil.* et *Thoms.* werden in Singapur als Bunga lawang verkauft. Ein lichtgraues, nach Sternanis riechendes Nutzholz stammt von I. anisatum und vielleicht auch von andern Arten.

Illiers (spr. ilijē), Stadt im franz. Depart. Eure-et-Loir, Arrond. Chartres, an dem unweit entspringenden Loir und an der Staatsbahnlinie Paris-Bordeaux, hat eine Kirche aus dem 14. Jahrh., Kalk- und Ziegelbrennerei und (1891) 2117 Einw.

Illiez, Val d' (spr. wall dilijē), ein zum Rhône sich öffnendes, 22 km langes Seitenthal des Wallis, von der Viège durchflossen, seit einiger Zeit wegen seiner Wasserfälle bei der Touristenwelt beliebt. Darin liegt der Luftkurort Champéry, 1052 m ü. M., und in einem Seitenthal das Bad Morgins mit Stahlquelle. Die Bevölkerung ist französischer Nationalität und katholisch. Durch eine Schlucht windet sich die Viège zur Rhône-Ebene von Monthey (an der Simplonbahn) hinab. Vgl. Claparède, Champéry et le val d'I. (2. Aufl., Basel 1890).

Illiger, Johann Karl Wilhelm, Entomolog, geb. 19. Nov. 1775 in Braunschweig, gest. 10. Mai 1813 in Berlin als Professor und Direktor des dortigen zoologischen Museums. Er gab heraus: »Verzeichnis der Käfer Preußens«, entworfen von Kugelmann (Halle 1798); Oliviers »Entomologie« mit Zusätzen (Braunschw. 1800, 12 Bde., mit Kupfern); »Magazin für Insektenkunde« (das. 1801—1806, 5 Bde.; 2. Aufl. 1822); »Prodromus systematis mammalium et avium« (Berl. 1811) u. a.

Illimāni, Berg in der östlichen Kette der Andes von Bolivia, unter 16° 38′ südl. Br., 41 km südöstlich von La Paz, mit drei von ewigem Schnee bedeckten Gipfeln: Condor Blanc (6410 m), Pic Paris und Atchocpaya. Um seinen Südfuß zieht der Rio de la Paz zum Beni, an seiner Nordseite ist die Kordillere durch den Paß Totorapampa (zwischen La Paz und Yungas) unterbrochen.

Illimitiert (lat.), unbegrenzt, uneingeschränkt.

Illingen-Gennweiler, Dorf im preuß. Regbez. Trier, Kreis Ottweiler, hat eine kath. Pfarrkirche, Steinkohlenbergbau und (1890) 2739 Einw.

Illinois (spr. illinoi [Fluß]), Hauptstrom des nach ihm benannten nordamerikan. Staates, entsteht bei Dresden, etwa 70 km südwestlich von Chicago, durch die Vereinigung des Kankakee, aus Indiana, und des Plaines, aus Wisconsin kommend, nimmt rechts Fox, Spoon und Crooked Creek, links Vermillion, Mackinaw und Sangamon auf und mündet nach einem Laufe von 410 km, 45 km oberhalb St. Louis, in den Mississippi. Der J. ist tief und breit, aber von geringem Gefälle, u. für Dampfer bis Lasalle (330 km) schiffbar, von wo aus der Illinois-Michigankanal (s. d.) nach Chicago führt. Hier und da dehnt er sich seeartig aus (am weitesten im Peoriasee).

Illinois (abgek. Ill., spr. illinoi [Staat]), einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, begrenzt im O. vom Michigansee und Indiana, im S. von Kentucky, im W. von Missouri und Iowa, im N. von Wisconsin, zwischen 36° 59′—42° 30′ nördl. Br. und 87° 49′—91° 40′ westl. L. v. Gr., 146,720 qkm (2564 QM.) groß. Die Oberfläche ist größtenteils eben und wellenförmig und hat eine mittlere Höhe von 170 m. Eigentliche Hügel kommen nur im NW. vor; im S. des Staates, am Mississippi und Illinois, unterbrechen die Einförmigkeit des Terrains sogen. Bluffs, d. h. ehemalige steile Uferwände, die 30—100 m hoch dem Flußufer entlang ziehen, so daß zwischen ihnen und dem Fluß eine mehr oder weniger breite Ebene bleibt. Der bei weitem größte Teil des Landes besteht aus Prärien, die durch Streifen Waldes in verschiedene Abschnitte geteilt sind. Ihr tiefer und fruchtbarer Boden erzeugt üppig Gras und Kräuter, die früher zahllose Büffelherden nährten. Die sogen. Eichenlichtungen haben

Digitized by Google

häufig nur eine dünne Bodenschicht, dagegen ist an den Flußufern die fruchtbare Erde mehr als 8 m mächtig; trotzdem eignet sich nur ein Fünftel des Alluvialbodens für Waldwuchs, namentlich der 134 m lange und über 7 km breite sogen. American Bottom zwischen dem Mississippi und den Bluffs. Der Süden gehört zu dem großen zentralen Kohlenfeld Nordamerikas, den Norden bildet Silur, den größten Teil des Staates bedeckt sehr fruchtbarer glazialer Schutt- u. Schwemmboden. Hauptflüsse sind: der Mississippi, welcher die ganze Westgrenze bildet und sich an der Südspitze des Staates mit dem aus NO. kommenden Ohio vereinigt, der J. von Kentucky trennt. Der wichtigste Nebenfluß des erstern ist der Illinois, der die Mitte des Staates durchströmt. Der Wabash fließt dem Ohio zu und bildet einen Teil der Ostgrenze. Das Klima ist nicht angenehm, wenn auch nicht ungesund. Im Winter herrschen Nord- und Nordwestwinde, das übrige Jahr hindurch Süd- und Südwestwinde, und die Luft ist stets bewegt. Die Sommer sind daher ungewöhnlich heiß, die Winter sehr kalt. Die mittlere jährliche Temperatur beträgt unter 40° nördl. Br. 12°, die des Sommers 25°, des Winters 0,8°. Die Vegetation beginnt im April, der erste Frost tritt Ende September ein. In den Gründen sind Fieber häufig. J. hatte 1830: 157,445, aber 1890: 3,826,351 Einw. (1,972,308 männlich, 1,854,043 weiblich), darunter 842,347 im Ausland (338,382 in Deutschland, 778 in China) Geborne und 57,879 Farbige. Die öffentlichen Schulen, an denen 23,977 Lehrer wirkten, wurden 1891 von 799,058 Schülern besucht, während 1,096,700 im schulpflichtigen Alter standen. Unter den Lehrern waren 25, unter den Schülern 5054 Farbige. Die 28 höhern Schulen hatten 639 Lehrer und 10,472 Studierende, darunter die Universität von Chicago mit 124 Dozenten, 850 Studierenden und einer Bibliothek von 225,000 Bänden, die Universität von J. zu Champaign mit 640 und das Knox College zu Galesburg mit 618 Studierenden. 1892 erschienen 1438 Zeitungen. Der Konfession nach waren 1890: 473,324 römische Katholiken, der Rest Protestanten der verschiedensten Sekten (165,191 Episkopale, 95,237 Baptisten, 59,744 Presbyterianer). Protestantische Bischöfe residieren in Chicago, Quincy, Springfield, katholische in Alton, Belleville, Peoria, ein Erzbischof in Chicago. Der Staat unterhielt 4 Irrenhäuser, eine Schule für geistesschwache Kinder, eine Blindenschule, eine Taubstummenschule, 2 Zuchthäuser und eine Besserungsanstalt. Haupterwerbszweig ist die Landwirtschaft. Vom Gesamtareal waren 1890 angebaut 59, Wiesen 5, eingehegtes Weideland 11, Wald 14 Proz. Mit Getreide waren bestellt 5,666,566 Hektar, davon mit Mais 3,144,367 Hektar (Ertrag 289,629,705 Bushel), mit Hafer 1,539,559 Hektar (137,602,804 Bushel), mit Weizen 895,944 Hektar (37,371,081 Bushel), im übrigen mit Roggen, Gerste, Buchweizen, Flachs, Kartoffeln, Tabak ꝛc.; Obst (namentlich für den Markt von Chicago), Honig und Wachs werden in Menge gewonnen. Mit Reben waren 1500 Hektar bepflanzt, die 250,000 Gallons Wein lieferten. Der Viehstand betrug 1890: 1,335,289 Pferde, 107,875 Maultiere u. Esel, 3,063,119 Rinder, 922,631 Schafe, 5,924,818 Schweine. Der Bergbau ist sehr bedeutend. Die Kohlenflöze sollen mehr als 112,000 qkm der Oberfläche des Staates einnehmen; 1891 wurden in 1072 Gruben durch 23,934 Arbeiter 13,982,766 Ton. Kohle gefördert; J. steht in dieser Hinsicht nur Pennsylvanien nach. An Roheisen wurden 1890 erzeugt 674,506 Ton. Bleigruben befinden sich im NW. bei Galena, Kalkstein (Lemont Marmor) in mächtigen Lagern bei Chicago, Salzquellen im Südosten. Hinsichtlich seiner Industrie, die sich bei dem Reichtum an Kohle und Eisen mächtig entwickelt hat, nimmt J. den dritten Platz unter den Staaten der Union ein; 1890 wurden in 20,482 gewerblichen Anstalten mit 312,198 Arbeitern Waren im Werte von 908,640,280 Doll. erzeugt. Großartig sind die vielen Fleischverpackungsanstalten, allein die von Chicago verpacken jährlich 5—6 Mill. Schweine, ferner Gießereien und Maschinenwerkstätten, Eisen- und Stahlwerke, Fabriken für Woll-, Baumwoll- und Seidenwaren, Kleider, landwirtschaftliche Maschinen, Möbel, Leder, Korn- und Sägemühlen, Brauereien, Brennereien ꝛc. Der Handel wird gefördert durch den Michigansee, die Flüsse Mississippi, Ohio, Wabash, Illinois, von dem letzten führt von Peru aus der Illinois-Michigan-Kanal (s. d.) nach Chicago, und durch ein von 61 Gesellschaften betriebenes Eisenbahnnetz von 15,816 km. Außerdem bestehen 24 elektrische Eisenbahnen mit einer Länge von 326,5 km. Die zu J. gehörigen Häfen des Michigansees: Chicago, Kewaunee, Troy und Whitehall, besitzen 344 Schiffe von 73,023 T., wovon auf Chicago allein 339 Schiffe von 71,260 Ton. entfallen. Der Gouverneur und die 51 Senatoren werden auf vier, die 153 Mitglieder des Repräsentantenhauses auf zwei Jahre gewählt. Bei der Präsidentenwahl hat J. 22 Stimmen, in das Repräsentantenhaus des Kongresses entsendet es 20 Mitglieder. Die Richter werden vom Volk gewählt, die des Obergerichts auf 9 Jahre. Die Einkünfte des Staates betrugen 1890: 3,946,185, die Ausgaben 2,664,452, die Schulden des Staates 1,184,907, der Grafschaften 11,016,380, der Städte 26,456,965 Doll. Der Staat ist in 102 Grafschaften eingeteilt. Hauptstadt ist (seit 1810) Springfield, die bedeutendste Stadt aber Chicago. — Die ersten Ansiedelungen im Gebiet von J. wurden von den Franzosen infolge der Mississippi-Expedition La Salles von Kanada aus gegen Ende des 17. Jahrh. unternommen, hatten jedoch wenig Erfolg. Durch den Pariser Vertrag von 1763 fiel das Gebiet an die Engländer, von denen es infolge der Revolution an die Vereinigten Staaten überging. 1809 wurde es zum Territorium erhoben und 1818 als Staat in die Union aufgenommen. Vgl. Davidson, History of I. (Chicago 1874); Breese, Early history of I. 1673—1763 (das. 1884); Reynolds, Pioneer history of I. (2. Aufl., das. 1887); Moses, I., historical and statistical (das. 1889—93, 2 Bde.); Wallace, History of I. and Louisiana under the French rule (Cincinnati 1893).

Illinois-Michigan-Kanal, verbindet Chicago am Michigansee mit Peru am von hier ab schiffbaren Illinois, der dem Mississippi zufließt, an der Oberfläche 18,3, am Boden 11 m breit und 157 km lang. Vor Chicago erreicht er durch 16 Schleusen seinen höchsten Punkt (44,2 m) und folgt dann dem Plaines River und dem Illinois. Ursprünglich nur 1,83 m tief, ist er später auf 2,13 m vertieft worden, so daß er von Seeschiffen benutzt werden kann. Er wurde 1836—48 mit einem Kostenaufwand von 6. Mill. Doll. erbaut.

Illinoisnüsse, s. Carya.

Illipé, s. Bassia.

Illiquid (neulat.), nicht flüssig; in der Rechtssprache soviel wie nicht fällig, unerwiesen, im Gegensatz zu liquid (s. d.).

Illitio (lat.), Einreibung.

Digitized by Google

Illiterāt (lat.), ungelehrt; Ungelehrter, nicht wissenschaftlich Gebildeter (vgl. Elementarlehrer).

Illiterāta (lat.), unartikulierte, nicht durch Buchstaben auszudrückende Laute (z. B. Stöhnen, Seufzen).

Illiturgi, ansehnliche Stadt in Bätica, wahrscheinlich beim heutigen Espelui, am südlichen Ufer des Bätis, ca. 10 km östlich vom heutigen Andujar gelegen, wurde 206 v. Chr. von Scipio wegen ihres Abfalles zu den Karthagern gänzlich zerstört, in der Folge aber als Forum Julium wieder aufgebaut.

Illkirch-Grafenstaden, Gemeinde im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Erstein, an der Ill und nahe dem Rhein-Rhônekanal, an der Eisenbahn Straßburg-Basel und der Straßenbahn Straßburg-Markolsheim, hat 2 evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Maschinenbauanstalt (1500 Arbeiter), ein Walzmühlenwerk und (1890) 5228 Einw. In J., das ehemals zum Gebiet der Reichsstadt Straßburg gehörte, wurde 30. Sept. 1681 die Kapitulation von Straßburg unterzeichnet. In der Nähe die zur Befestigung von Straßburg gehörigen Forts von der Tann und Werder.

Illo, österreich. Feldherr, s. Ilow.

Illok, fälschlich für Ilok (s. d.).

Illōra, Stadt in der span. Provinz Granada, am Süduſer der Sierra de Parapanda, an der Eisenbahnlinie Bobadilla-Granada gelegen, mit Ruinen eines maurischen Kastells, Schwefelquelle und (1887) 9007 Einw. In der Nähe die Domäne Molino del Rey, welche 1814 von den spanischen Cortes dem Herzog von Wellington geschenkt wurde.

Illoyal (spr. illŏajāl), Gegensatz zu loyal (s. d.).

Ills., Abkürzung für Illinois.

Illudieren (lat.), verhöhnen, verspotten; umgehen (ein Gesetz), vereiteln.

Illumināten (lat., »Erleuchtete«), Name verschiedener schwärmerischer Vereine, die sich einer höhern Erkenntnis Gottes und göttlicher Dinge und eines engen Verkehrs mit der Geisterwelt rühmten. Dergleichen waren die Alombrados in Spanien, die Guérients in Frankreich, welche 1623 auftauchten, aber schon 1635 wieder unterdrückt wurden, ferner ein Verein von Mystikern in Belgien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., besonders aber der Illuminatenorden, welcher sich seit 1. Mai 1776 von Ingolstadt aus meist über das katholische Deutschland verbreitete und sich zuerst Perfektibilistenorden nannte. Der Stifter desselben war Adam Weishaupt (s. d.), Professor des kanonischen Rechts zu Ingolstadt und heftiger Gegner der Jesuiten. Der Verein sollte durch Beförderung religiöser und politischer Aufklärung auf deistischer Grundlage im Gegensatz zum kirchlichen Dogmenglauben und Kultus der Vernunftreligion zur Herrschaft verhelfen. Ein weiterer, jedoch nur den leitenden Mitgliedern bekannter Zweck bestand in Bekämpfung des monarchischen Prinzips und Förderung republikanischer Propaganda. Dabei nahm Weishaupt Verfassung und gesellschaftliche Formen der Jesuiten zum Vorbild und machte den Mitgliedern des Ordens unbedingten Gehorsam gegen die Obern, eine Art Ohrenbeichte, eifriges Bemühen, einflußreiche Männer für die Vereinssache zu gewinnen, monatliche Berichte über ihre eignen sittlichen Fortschritte und gegenseitige Überwachung zur Pflicht. Die Mitglieder wurden in drei verschiedene Klassen eingereiht und erhielten altklassische Namen beigelegt. Durch seine Verwandtschaft mit dem Freimaurerorden sowie durch Knigges Bemühungen gewann der Orden weite Verbreitung auch außerhalb Deutschlands und zählte in seiner Blütezeit über 2000 Mitglieder, darunter selbst Fürsten, wie die Herzöge Karl August von Weimar, Ernst und August von Gotha, Ferdinand von Braunschweig, den Koadjutor Dalberg u. a., nach Perthes (»Das deutsche Staatsleben vor der Revolution«, S. 262) auch Goethe und Herder. Entzweiung der Häupter Weishaupt und Knigge versetzten aber dem Orden, der als höchst staatsgefährlich verdächtigt wurde, den Todesstoß, noch ehe er auf Betreiben der Jesuiten durch Verordnung des Kurfürsten Karl Theodor von Bayern 22. Aug. 1784 und nochmals 2. März 1785 aufgehoben ward. Vgl. außer den bezüglichen Schriften von Weishaupt: Kluckhohn in der »Allgemeinen Zeitung«, 1874; Findel, Geschichte der Freimaurerei (6. Aufl., Leipz. 1893, 2 Bde.).

Illuminieren (lat.), mit Licht versehen, erleuchten (besonders Häuser ꝛc. bei feierlichen Gelegenheiten); auch soviel wie kolorieren (Bilder, Landkarten), namentlich von der Thätigkeit der alten Miniatur- und Briefmaler (s. Miniatur und Briefmaler), welche Malereien in Handschriften ausführten und Holzschnitte kolorierten, auch Illuminatoren oder Illuministen genannt wurden; scherzweise soviel wie sich berauschen; Illumination, festliche Beleuchtung.

Illusion (lat.), im allgemeinen soviel wie Einbildung, Selbsttäuschung, im speziellen eine Art von Sinnestäuschungen (s. d.), und zwar, nach heutigem psychologischen Sprachgebrauch, im Gegensatz zur Halluzination, diejenige Sinnestäuschung, der ein Sinneseindruck zu Grunde liegt, als dessen Umgestaltung, Umdeutung, erweiternde Ausgestaltung sie erscheint. Innerhalb der Kunst hat die J. im eigentlichen Sinne keine Stelle. Wir sollen an den Inhalt des Kunstwerkes glauben, nämlich glauben in der spezifisch ästhetischen Bedeutung des Wortes, d. h. nicht so, daß wir das Dargestellte für wirklich, das nur ideell Gegenwärtige für real nehmen, sondern vielmehr in dem Sinne, daß kein Gedanke an irgend welche Wirklichkeit, am allerwenigsten an die Wirklichkeit des Dargestellten, uns in dem ungestörten Genuß, der vollen Hineinversetzung in die ideelle Welt des Kunstwerkes verhindern kann. Dazu ist aber bei den Künsten, die den Anspruch erheben, Wirklichkeit darzustellen, Wahrheit, d. h. Übereinstimmung nicht mit der einzelnen (äußern oder innern) Wirklichkeit, wohl aber mit den Gesetzen der Wirklichkeit Bedingung. Erst wo diese fehlt, drängt sich der Gedanke der Wirklichkeit, nämlich als einer zur Welt des Kunstwerkes gegensätzlichen, herzu. Vor allem bei der Bühnendarstellung darf in keiner Weise der Gedanke erregt werden, daß es sich um Wirklichkeit, statt um ein Bild der Wirklichkeit handle. Vielmehr muß letzteres so selbstverständlich sein, daß nicht nur der Zweifel, sondern überhaupt die Frage, wie es mit Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit des Dargestellten bestellt sei, keinen Augenblick in uns aufkommen kann. Kunst, die Wirklichkeit vortäuschen wollte, wäre nicht Kunst, sie ginge nach Kants scharfem Ausdruck aus auf Betrug.

Illusōrisch, nur in der Illusion (s. d.) bestehend, scheinbar, täuschend, trügerisch.

Illustrated London News (spr. illöstrēted lönnd'n njūs, »Illustrierte Londoner Nachrichten«), die älteste illustrierte Wochenschrift, die 1842 von dem Drucker Herbert Ingram begründet wurde und der Leipziger »Illustrierten Zeitung« (s. d.) und der Pariser »Illustration« (s. d.) als Vorbild diente. 1860 gingen die I. in den Besitz der Söhne des Begründers, William

d by Google

und Charles, über, die sie noch gegenwärtig leiten. Zu den künstlerischen Mitarbeitern des Blattes gehörten Sir John Gilbert, Birket Foster, Millais, Herkomer, Luke Fildes u. a. Seine Auflage steigt bei sensationellen Ereignissen bisweilen auf ca. 150,000 Exemplare.

Illustration (lat., »Erleuchtung, Erklärung, Verschönerung, Verherrlichung«) wird jetzt fast ausschließlich für die bildliche Erläuterung, den bildlichen Schmuck eines gedruckten Buches gebraucht. Die Buchillustration in diesem Sinne, nämlich durch Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen, Bunt- und Lichtdrucke, farbige und getönte Heliogravüren, Zinkotypien, Autotypien &c., entspricht der alten Buchmalerei oder Miniatur (s. d.) wie die gedruckten Bücher den geschriebenen und hängt auf das engste mit der Buchdruckerkunst (s. d., S. 605) zusammen, welcher der Druck von Holztafeln voraufging. Die von solchen Tafeln gedruckten Bücher (Blockbücher, s. d.) bieten wesentlich Bilder mit wenigem erläuternden Text, waren auch zunächst für »Ungelehrte«, d. h. Leute, welche nicht lesen können, berechnet. Nach Erfindung des Letterndruckes stellte sich das umgekehrte Verhältnis wieder her, wie es zwischen dem Text und den Zeichnungen in den Handschriften bestanden hatte; man erläuterte den Text durch bildnisartige Darstellungen der Verfasser, z. B. der Evangelisten, durch Szenen aus dem Erzählten, und zierte ihn mit reich ornamentierten, häufig auch als Rahmen für Figürliches benutzten Anfangsbuchstaben (Initialen), mit Kopf- und Randleisten, mit Arabesken u. dgl. am Schluß eines Abschnittes (Finalstock, cul de lampe; s. Tafel »Buchverzierung II«, Fig. 1—5, 7—9, bei Artikel »Buch«). Für diese Illustrationen wurde durchweg der Holzschnitt verwendet, weil allein dieser Zweig der graphischen Kunst die Einfügung der Bilder in den Letternsatz und den Druck mit diesem zugleich auf der Buchdruckpresse gestattete. Auf diese Weise untrennbar mit der Holzschneidekunst verwachsen, erlebte die J. mit dieser Blütezeit und Verfall. Den höchsten künstlerischen Aufschwung nahm sie im Reformationszeitalter, in welchem sie zugleich ein wichtiges Mittel der Agitation und der Polemik für alle Parteien wurde. Hauptwerke in Deutschland sind: »Der Schatzbehalter« (1491) und Hartmann Schedels »Chronik« (1493), beide in Nürnberg erschienen und mit zahlreichen Holzschnitten nach Michael Wolgemut; »Dürers Apokalypse« (1498); Hans Schäufeleins »Speculum passionis dom. n. J. Chr.« (1507) und Bilder zum »Theuerdank«, Burgkmairs Bilder zu den »Predigten Geylers von Kaisersberg«, zum »Weißkunig«, zu Thomas Murners »Schelmenzunft« u. a. Hans Holbein lieferte zahlreiche Illustrationen zur Bibel, Titelblätter (s. Tafel »Buchverzierung I«, Fig. 1) u. eine Fülle der reizendsten Initialen. Auch Lukas Cranach und die Kleinmeister waren vielfach für die Buchillustration thätig; einen besondern Zweig bildeten die kunstvoll ausgeführten Buchdruckerwappen oder Signete (s. Tafel »Buchverzierung II«, Fig. 6 u. 10). Vgl. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gotik u. Frührenaissance 1460—1530 (Münch. 1884, 2 Bde.); Kristeller, Die Straßburger Bücherillustration im 15. und im Anfang des 16. Jahrh. (Leipz. 1888). Die glänzendste Leistung der frühesten italienischen J. sind die Holzschnitte zur »Hypnerotomachia Poliphili« (Vened. 1499); im Anfang des 16. Jahrh. war vorzüglich Zoan Andrea thätig (vgl. Duc de Rivoli, Bibliographie des Livres à figures vénitiens de la fin du XV. siècle et du commencement du XVI., Par. 1892). Als ältestes original-französisches Illustrationswerk betrachtet man »Le procès de Bélial« (Lyon 1481). In der Zeit des Verfalles des Holzschnittes wurde dieser immer mehr auf die J. der wohlfeilsten Volkslitteratur beschränkt, während künstlerischen Tendenzen der Kupferstich diente; gestochene Vignetten wurden im vorigen Jahrhundert auf ganz dünnes Papier gedruckt und dann in den Text eingeklebt oder auch in die leer gelassenen Stellen des Textes eingedruckt, so daß ein solcher Druckbogen zweimal durch die Presse gehen mußte. Die englischen »Pfennigmagazine« (seit 1832), die Vorläufer der heutigen illustrierten Zeitungen, und die Bestrebungen des Deutschen Gubitz riefen den Sinn für Holzschnittillustrationen in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts wieder wach, und durch das Auftreten von Ludwig Richter (Zeichnungen für O. Wigands Volksbücherausgaben, dann zu Musäus' Volksmärchen, zu Kinderbüchern &c.) und Adolf Menzel (zu Kuglers »Leben Friedrichs d. Gr.«) in Deutschland, Horace Vernet, Bellangé, Raffet (»Leben Napoleons«, »Die Soldaten des Kaiserreichs« &c.), Tony Johannot (»Don Quichotte« &c.), Grandville u. a. in Frankreich, durch die Zeichner des Londoner »Punch« &c. wurde dieser Bewegung wieder eine künstlerische Richtung gegeben (s. Holzschneidekunst). Seit der Mitte der 40er Jahre hat durch die Gründung großer und kleiner illustrierter Wochenblätter an allen Orten und durch die Bildung von Holzschnittschulen in allen Kunststädten das Illustrationswesen eine ungeheure Ausdehnung gewonnen, welche die buchhändlerische Spekulation ins Krankhafte gesteigert hat, so daß die J. nicht mehr zur Erläuterung des Textes dient, sondern der Endzweck geworden ist. Die illustrierten Zeitungen und die sogen. »Prachtwerke« leiten uns allmählich wieder zu dem Ausgangspunkt zurück, indem sie das Bild zur Hauptsache machen, welches ohne Gefahr von dem »begleitenden« Text ganz losgelöst werden kann, so daß sie vielfach, anstatt das geschriebene Wort zu verdeutlichen und zu versinnlichen, der müßigen, gedankenlosen Schaulust Vorschub leisten. Die namhaftesten illustrierten Zeitungen Deutschlands sind: die von J. J. Weber in Leipzig begründete »Illustrierte Zeitung« (seit 1843), die »Fliegenden Blätter« (Münch., Braun u. Schneider, seit 1845), »Die Gartenlaube« (Leipz., 1853 von E. Keil begründet), »Über Land und Meer« (Stuttg., 1858 von E. Hallberger begründet), »Daheim« (Leipz., seit 1864 von Velhagen u. Klasing herausgegeben), zu denen ähnliche Zeitschriften in Berlin und Wien traten; die »Moderne Kunst« (Berl., seit 1886), »Zur guten Stunde« (das., seit 1885); daneben »Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte« (Braunschw., seit 1856), die Monatsschrift »Vom Fels zum Meer« (Stuttg., seit 1881), »Universum« (Dresd., seit 1884), »Velhagen und Klasings Monatshefte« (Leipz., seit 1886). Von den illustrierten Zeitschriften des Auslandes sind die hervorragendsten: die »Illustrated London News«, die älteste illustrierte Zeitschrift (seit 1842), nach deren Vorbild »L'Illustration« in Paris und die Leipziger »Illustrierte Zeitung« gegründet wurden, die ebenfalls in London erscheinenden »Graphic« und »Black and White«, ferner »Le Monde illustré«, »Le Journal illustré«, »La France illustrée«, »La Vie Parisienne«, »Le Journal amusant« (sämtlich in Paris erscheinend), »L'Illustration européenne« (Brüssel), »L'Illustrazione italiana« (Mailand) und »Harpers Weekly« (New-York). Außerdem sind zu nennen: »Zlata Praha« (»Gol-

Digitized by Google

denes Prag«, in Prag), die »Hollandsche Illustratie« (Amsterdam), die »Nederlandsche Illustratie« (Utrecht), »L'Illustrazione popolare« (Mailand), »La Tribuna illustrata« (Rom), »Illustracion Española y Americana« und »Illustracion nacional« (beide in Madrid), die »Illustreret Tidende« und das »Illustreret Familie-Journal« (beide in Kopenhagen), die »Ny illustrerad Tidning« (Stockholm), die »Wsemirnaja Illustrazija« (»Illustrierte Zeitung«, in Petersburg) und »Frank Leslies Illustrierte Zeitung« (New-York). Vgl. Jackson, The pictorial press, its origin and progress (Lond. 1884).

Illustration, L' (spr. illüſtraſſjong), eine seit 1843 in Paris erscheinende illustrierte Wochenschrift, die jetzt von Lucien Marc redigiert wird. Ihre Auflage wird auf 40,000 Exemplare angegeben.

Illustre (franz., spr. illüſtr'), berühmt, erlaucht; les quarante illustres, die 40 »Unsterblichen« der französischen Akademie.

Illustrieren (lat.), ins Licht setzen; durch Bilder erläutern (vgl. Illustration); verherrlichen, berühmt machen; Illustrator, Erleuchter, Erläuterer, Verherrlicher, auch Zeichner von Illustrationen.

Illustrierte Zeitung, die älteste deutsche illustrierte Wochenschrift, die 1843 von J. J. Weber (s. d.) begründet wurde und noch gegenwärtig im Weberschen Verlag erscheint. Die erste Nummer trägt das Datum des 1. Juli 1843. Gegenwärtiger Redakteur ist Franz Metsch (seit 1866), Leiter des Zeichenateliers Fritz Waibler, Leiter der xylographischen Anstalt Paul Frühauf. Die J. Z. hat auf die Entwickelung der neuern Holzschneidekunst in Deutschland großen Einfluß geübt und legt noch immer ein Hauptgewicht auf die künstlerische Ausführung der Holzschnitte, namentlich solcher, die Werke der Malerei, Plastik und Architektur reproduzieren. Eine Auswahl davon erscheint seit 1879 (jährlich ein Band) unter dem Titel »Meisterwerke der Holzschneidekunst«. — Über illustrierte Zeitungen im allgemeinen s. Illustration.

Illustris (lat.), glänzend, berühmt, erlaucht, nach der Hofrangordnung des Diokletian und Konstantin Titel der höchsten Rangklasse, zu der die obersten Beamten gehörten, seit Karl d. Gr. Titel der Herzöge, Grafen und Bischöfe. Auch Gelehrte pflegten sich die Bezeichnung, meist im Superlativ (vir illustrissimus: »hochberühmter Herr«), untereinander beizulegen.

Illy, Plateau von, eine Bodenerhebung in der Nähe des Dorfes J., nördlich bei Sedan, ist dadurch berühmt geworden, daß es den eigentlichen Entscheidungspunkt in der Schlacht bei Sedan 1. Sept. 1870 bildete. Als sich hier der deutsche linke u. rechte Flügel zusammenschlossen u. das Plateau eroberten, war der Ring um die französische Armee vollendet (s. Sedan).

Illyricus, luther. Streittheolog, s. Flacius.

Illyrien (griech. Illyris), seit dem 4. vorchristl. Jahrh. ein Reich der Autariaten und Ardiäer nördlich von Epirus; dann seit 168 v. Chr., unter dem Namen Illyricum, administrative Benennung des römischen Küstenlandes am Adriatischen Meer von Istria an bis an den Drilon (Drin) und im Innern bis an den Savus (Sau) und Drinus (Drina), ein zum größten Teil von rauhen Gebirgszügen erfülltes Land, das sich im ganzen mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignete, aber reiche Gold- und Silbergruben enthielt. Es entsprach ungefähr dem heutigen Bosnien und Dalmatien. Im weitern Sinne begriff Illyricum in der Kaiserzeit auch Pannonien in sich, seit Diokletian ganz Griechenland und Kreta, Makedonien, Dardanien, Dacia südlich der Donau, Obermösien und das ursprüngliche J., mit Ausschluß von Dalmatia (d. h. Bosnien und Dalmatien). Das Land hatte seinen Namen von dem Volk der Illyrier, die, aus zahlreichen Stämmen bestehend, mit den Thrakern wahrscheinlich einen eignen Zweig des indogermanischen Völker- und Sprachstammes bildeten. Die verschiedenen Namen dieser Stämme sind: Dassariten, Piruster, Peneiter, Albaner, Parthiner, Taulantier, Buliner und Abanten. Sie waren übrigens mit Griechen, Phönikern, Kelten und Siziliern vermischt, standen in dem Ruf der Seeräuberei und wurden von Häuptlingen regiert. Ihre Zerrissenheit verhinderte die Entwickelung eines selbständigen Staatslebens. Ein Häuptling, Bardylis, machte gegen 385 v. Chr. den makedonischen König Amyntas II. tributpflichtig und eroberte ein Stück von dessen Gebiet. Auch König Perdikkas von Makedonien mußte die Übermacht der Illyrier empfinden und fiel selbst 359 in einem Kampf gegen sie. Glücklicher war König Philipp II., welcher nicht bloß das Entrissene wieder zu Makedonien schlug, sondern auch Teile von J. selbst abhängig machte. Alexander d. Gr. bezwang 335 den Sohn des Bardylis, Kleitos, bei Pelion. Philipp III. jedoch gebot über ganz J. Später nahm Pyrrhos von Epirus den von den Makedoniern verschont gebliebenen Teil Illyriens, oberhalb Montenegros, weg, und erst Agron, der auch in heftige Händel mit den Römern geriet, gewann ihn wieder. Seine Gemahlin Teuta führte nach seinem Tode die Herrschaft mit Erfolg weiter; allein die Kühnheit der illyrischen Korsaren und die Hilfsgesuche der Apolloniaten u. Issäer nötigten den römischen Senat, Gesandte an Teutas Hof zu schicken, welche bei der Heimkehr ermordet wurden. So entstand der Illyrische Krieg, auch Seeräuberkrieg genannt. Die römischen Konsuln Gnäus Fulvius Centumalus und L. Posthumius Albinus nahmen, durch den Abfall der Unterthanen Teutas unterstützt, 229 die illyrische Küste weg und, da der Statthalter von Pharos, Demetrius, gleichfalls von jener abfiel, auch die Insel Korkyra. Teuta sah sich daher gezwungen, in dem Friedensvertrag von 228 eine große Strecke des Küstengebiets an die Römer abzutreten u. einen Tribut zu bewilligen. Nach ihrem Tode machte ihr unter der Vormundschaft des Demetrius stehender Sohn Pineus vergebliche Versuche, ganz J. zu einem Feldzuge gegen Rom zu bewegen; er wurde geschlagen und teilte hierin das Schicksal einiger seiner Nachfolger, die sich ebenfalls gegen das Joch der Römer erfolglos auflehnten, z. B. des Genthius, der ein Bündnis mit dem König Perseus von Makedonien geschlossen hatte, aber 168 vom römischen Prätor Lucius Anicius besiegt und nach Eroberung seiner Hauptstadt Skodra gefangen genommen wurde und den Triumph des Siegers verherrlichen helfen mußte. Nachdem auch 153 und 145 zwei Empörungen gescheitert waren, entstand 49 ein neuer Aufstand gegen die römische Herrschaft, welchen Julius Cäsar dämpfte. Endlich machten die Römer 35 J. gänzlich zu einer römischen Provinz. Von jetzt an wuchs der Wohlstand und das Ansehen Illyriens, und Schriftsteller, z. B. Appianus, und Kaiser, z. B. Valens, die geborne Illyrier waren, erwarben ihrem Vaterland Ruhm. Von 324 n. Chr. ab war J. der Name einer der vier großen Präfekturen des Reiches. Bei der Teilung unter Theodosius ward J. zum abendländischen Kaisertum geschlagen, fiel aber 476 beim Untergang des weströmischen Reiches dem byzantinischen Kaisertum zu.

Digitized

Gegen 550 gründeten aus Norden einwandernde Slawen mehrere Kolonien in I., die sich schon nach kurzem vom morgenländischen Reich lossagten und eigne Reiche gründeten, neben welchen das bulgarische bis ins 11. Jahrh. seine Machtstellung wahrte. Außer dem kroato-serbischen Dalmatien oder Chrobatien, wie es die Byzantiner nannten, und in ein nördlich und südlich der Czettina gelegenes christliches und heidnisches (Pagania) unterschieden, entwickelten sich Altserbien oder Rasa, Rascien (so genannt nach der Hauptstadt Rasa, jetzt Novipasar), Divolna (Duklja oder Zeta) und Trebunia (Trebinje) mit Canalia (Konavlje, südlicher Teil der heutigen Herzegowina), Zachlumia (Zahumje, Hauptteil der heutigen Herzegowina) und Narentania (Neretva), während Bosnien (Bosna) aus dem östlichen Teil Altkroatiens hervorging. Alle diese Gebiete standen teils unter fremder Herrschaft, der Ungarn, der Byzantiner oder auch zuweilen der Venezianer, teils im 12. Jahrh. und weiterhin seit dem Aufschwung der serbischen Fürstenmacht der Nemanjaden unter eignen slawischen Herrschern, die sich zeitweilig der ungarischen Oberhoheit fügen mußten und im 14. Jahrh. der türkischen Botmäßigkeit verfielen. Auch der Name I. mußte naturgemäß seine alte umfassende Bedeutung, die er in der römischen Epoche auch für das heutige Innerösterreich hatte, verlieren. Im 15. Jahrh. brachten die Venezianer den Küstenstrich am Adriatischen Meer an sich; dieser Besitz wurde ihnen in der Folge von den Türken bedeutend geschmälert, erweiterte sich aber wieder durch den Frieden von Passarowitz (1718).

Der Name »Illyrier« gewann im 17. u. 18. Jahrh. eine konfessionelle Bedeutung, indem er die griechisch-nichtunierten Slawen umfaßte, also vorzugsweise die Serben oder Raizen (Rascier). Seit Maria Theresia sprach man in diesem Sinne von der »illyrischen Nation« Ungarns. Der Friede von Campo Formio (1797) schlug das venezianische I. zu Österreich, unter dessen Herrschaft der Name I. durch die Bezeichnung Dalmatien verdrängt ward, bis Napoleon I. ihm 14. Okt. 1809 bei dem Frieden von Schönbrunn zu neuer Bedeutung verhalf, indem er die Provinzen, welche nun, von Österreich an Frankreich abgetreten, einen von letzterm abhängigen besondern Staat bildeten, mit dem Namen illyrische Provinzen belegte (s. die Geschichtskarte von Mitteleuropa IV, bei Art. Deutschland, S. 924). Diese umfaßten, außer der Grafschaft Görz und dem Gebiet von Monfalcone, Krain, Triest, den kärntnerischen Kreis Villach, Fiume, das ungarische Litorale und Istrien sowie den größten Teil von Kroatien und hatten die Save zur Hauptgrenze gegen Österreich. Nachdem Napoleon hiermit noch die ehemalige Republik Ragusa vereinigt hatte, erfolgte 1811 die definitive Organisation dieses neuen Staates, der nun von einem Gouverneur regiert und in sechs Zivilprovinzen (Krain, Kärnten, Istrien, Zivilkroatien, Dalmatien und Ragusa) und eine Militärprovinz mit sechs Grenzregimentern eingeteilt ward. Mit Ausnahme der Militärprovinz, welcher ihre alte Verfassung blieb, erhielt das Land den Code Napoléon als Gesetzbuch. Mit Napoleon I. fiel die ephemere Schöpfung, und das Land kam im Pariser Frieden an Österreich zurück; doch blieb der Name, denn Österreich bildete 1816 aus den Ländern Krain, Kärnten, Görz, Gradisca und Istrien ein Königreich I., das 28,000 qkm mit 1,300,000 Einw. umfaßte und in zwei voneinander fast unabhängige Gubernien, Laibach (mit fünf) und Triest (mit drei Kreisen), zerfiel, bis endlich 1849 dieses unhistorische Königreich, das noch dazu immer an Napoleon erinnerte, ebenfalls zusammenfiel und zufolge der neuen Reichseinteilung in die Kronländer: Kärnten, Krain, Görz-Gradisca und Istrien zerlegt wurde. In neuester Zeit wurde, zuerst 1835, der Versuch gemacht, den Ausdruck »illyrisch« oder »illyrische Völker« im nationalen Sinne auf die Einheit der Südslawen, Serben, Kroaten und Slowenen, zu beziehen und durch Wiederherstellung eines illyrischen Königreichs (Großillyrien), das außer Kroatien und Slowenien auch Südsteiermark, Kärnten, Krain, Istrien, Görz, Gradisca, Dalmatien, das serbische Ungarn, ferner Bosnien und Herzegowina umfassen sollte, die Macht der Südslawen zu befestigen (s. Illyrismus). Vgl. Zippel, Die römische Herrschaft in I. bis auf Augustus (Leipz. 1877); Ducange, Illyricum vetus et novum (Posen 1746).

Illyrische Litteratur, s. Serbische Sprache und Litteratur.

Illyrismus, die durch L. Gaj ins Leben gerufene nationale Bewegung unter den Südslawen, die den Zweck hatte, die einzelnen serbo-chorwatischen Stämme litterarisch und politisch zu vereinigen. Doch ist dieser I. zunächst noch von einer Verwirklichung fern.

Illzach, Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Mülhausen, Kanton Habsheim, an der Ill und der Straßenbahn Mülhausen-Wittenheim, hat eine evang. Pfarrkirche, eine Blindenanstalt, eine Papierfabrik (500 Arbeiter), Textilindustrie, Zwirnerei, Färberei, Maschinenschlosserei und (1890) 2120 Einw.

Ilm, Fluß in Thüringen, entspringt 575 m ü. M. am Nordabhang des Thüringer Waldes, zwischen dem Finsterberg u. Schneekopf, in drei Quellbächen (Freibach an der Schmücke, Taubach am Finsterberg und Lengwitz), durchfließt den Manebacher Grund, verläßt bei Ilmenau das Gebirge, bildet bei Berka ein tiefes, schön bewaldetes Thal, fließt an Weimar (zur Erinnerung an die Glanzperiode der deutschen Litteratur Ilm-Athen genannt) vorbei und mündet nach 120 km langem Lauf bei Großheringen unterhalb Sulza links in die Saale.

Ilmarinen, finn. Gottheit, eine von den drei Hauptpersonen im Kalewala, Wainämöinens (s. d.) Bruder, der kunstfertige himmliche Schmied, ursprünglich der Gott der Luft und des Donners. Er entdeckte das Eisen und das Kupfer. Im Kalewala wird er geschildert als friedlich, ehrlich, aber etwas einfältig.

Ilme, Fluß in der preuß. Provinz Hannover, entspringt auf dem Sollinger Wald und mündet unweit Einbeck links in die Leine.

Ilmenau (Elmenau), Fluß in der preuß. Provinz Hannover, entspringt in der Lüneburger Heide in mehreren Bächen, erhält bei Bodenteich seinen Namen, ist von Lüneburg ab 29 km schiffbar und mündet bei Hopte nach 105 km langem Lauf links in die Elbe.

Ilmenau, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, Verwaltungsbezirk Weimar, Bade- und Luftkurort am Nordfuß des Thüringer Waldes, Knotenpunkt der Linie Neudietendorf-I. der Preußischen Staatsbahn und der Eisenbahn I.-Großbreitenbach, 473 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, ein großherzogliches Schloß (darin das Amtsgericht und das Bergamt), Denkmäler der Dichter V. v. Scheffel und Fr. Hofmann, die beide oft hier weilten, ein Technikum (höhere Fachschule für Maschineningenieure und Elektrotechniker, Werkmeister, Müller rc.), eine Realschule, eine Gewerbeschule, eine Fachschule für Glas-

Digitized by Google

instrumentenmacher, ein Fräuleinstift, ein Amtsgericht, ein Bergamt, eine Oberförsterei, eine Prüfungsanstalt für Glasinstrumente, bedeutende Porzellanfabrikation, Porzellanmalerei, Fabrikation von Glasinstrumenten, Terralithwaren, Spielwaren, Puppen, Handschuhen, Schuhwaren, Buchdruckfarben, Kartonagen u. Etuis, eine Glasfabrik, Phantasie-Glasbläserei, Gerberei, Dampfschleiferei, eine Kunstanstalt, 4 Sägemühlen, Bergbau auf Flußspat und (1890) 6453 Einw., davon 78 Katholiken und 28 Juden. Wegen seiner herrlichen Lage, seiner reinen Gebirgsluft und seines guten Wassers wird der Ort stark besucht. Es bestehen dort: eine Wasserheilanstalt, ein Sanatorium für Nervenleidende, eine Anstalt für Massage und schwedische Heilgymnastik sowie ein Kur- und Badehaus. Die Zahl der Badegäste betrug 1894 über 5000. — Früher den Grafen von Käfernburg gehörig, dann 1343 bis 1583 ein Teil der Grafschaft Henneberg, kam I. 1631 in den Besitz Kursachsens und später Weimars. Noch jetzt führt I. den Titel einer Bergstadt. In der Nähe der 873 m hohe Kickelhahn (s. d.). Vgl. Voigt, Geschichte des ilmenauischen Bergbaues (Sondersh. 1821); R. Springer, Die klassischen Stätten von Jena und I. (Berl. 1869); Fils, Bad I. und seine Umgegend (4. Aufl. von Preller, Hildburgh. 1886); Lausch, I. und seine Umgegend (2. Aufl., Gotha 1883); Eckardt, Historisch-statistische Beschreibung der Stadt I. (Ilmenau 1891).

Ilmengebirge, s. Ural (Gebirge).

Ilmenit, s. Titaneisenerz.

Ilmensee (ehedem Moisl), großer Landsee im russ. Gouv. Nowgorod, südlich von Nowgorod, 918 qkm (16,7 QM.) groß, 28 m über dem Niveau der Ostsee, 2—9 m tief, mit trübem Wasser, empfängt zahlreiche Flüsse, darunter von Süden her den Lowat, der mit einem verwickelten Delta mündet, von W. her den Schelon, von O. her die Msta u. a., und steht durch den Wolchow, seinen Abfluß, mit dem Ladogasee in schiffbarer Verbindung. Der I. hat sehr viel Fische; der Hauptfischfang findet im Frühjahr statt.

Ilminster, Städtchen in der engl. Grafschaft Somerset, 15 km südsüdöstlich von Taunton, mit Spitzenklöppelei, lebhaftem Handel und (1891) 3135 Einw.

Ilo, Hafenstadt im Depart. Moquegua (Peru), an der Mündung des Flusses I., mit unsicherer Reede, durch eine 110 km lange Eisenbahn mit der Stadt Moquegua verbunden, hat nur 400 Einw.

Iloilo, s. Yloilo.

Ilok (ungar. Ujlak, lat. Cuccium), Markt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien und Schiffstation am rechten Donauufer, mit altem befestigten Schloß auf einem Felskegel. Es liegt zum Teil auf einer Anhöhe und hat ein altes Franziskanerkloster, römische Altertümer, Weinbau, Vieh- und Seidenzucht, Wein- und Holzhandel, ein Bezirksgericht und (1890) 4288 meist römisch-kath. Einwohner.

Ilopango (Cojutepeque), See im südamerikan. Staat Salvador, östlich von der Stadt San Salvador, unter 13° 42' nörd. Br., 9,2 km lang, 7,3 km breit, über 200 m tief, von steilen Bergen umgeben, hat mehrere Inseln, darunter einen 20. Jan. 1880 nach einem Erdbeben aufgestiegenen Vulkan, bittersalziges, zuweilen schwefliges Wasser, ist aber fischreich, und seine Umgebung ist fruchtbar und reich an Vieh.

Ilorin, Stadt in der Landschaft Nupe, im westlichen Sudân, auf 300 m hohen Hügeln, umgeben von einer 20 km langen Mauer mit Graben sowie teilweise von dem Fluß Assa, während der stets wasserreiche Salioluku hindurchfließt, mit (nach Rohlfs) 70,000 Einw., zum großen Teil Joruba, außerdem Nupe, Fulah, Haussa und Kaniki, sämtlich Bekenner des Islam, der aber stark durch heidnische Anschauungen gefärbt ist. Sie fertigen hübsche Gewebe, Waffen und Leder, sind kühne Krieger und Reiter und bis auf Geschenke, die sie zeitweise nach Gando schicken, unabhängig.

Ilos, nach der griech. Sage Sohn des Tros, Urenkel des Dardanos, Bruder des Assarakos und Ganymedes, Vater des Laomedon und Großvater des Priamos. Als er einst aus seiner Vaterstadt Dardania auf dem Ida nach Phrygien kam und in einem dort veranstalteten Wettkampf siegte, gab ihm der Landeskönig außer dem Kampfpreis infolge eines Orakelspruchs noch eine scheckige Kuh mit dem Auftrag, eine Stadt zu gründen, wo sich dieselbe niederlege. So gründete er die nach ihm Ilion oder nach seinem Vater Troja genannte Stadt. Als er Zeus um ein Zeichen bat, fand er am andern Morgen das Palladium (s. d.) vor seinem Zelt.

Ilow (Illo), Christian, Freiherr von, österreich. Feldmarschall im Dreißigjährigen Kriege, Vertrauter Wallensteins, stammte angeblich aus einem Adelsgeschlecht der Neumark, focht schon seit Beginn des Dreißigjährigen Krieges im kaiserlichen Heer, entschied an der Spitze eines Kürassierregiments den Sieg Tillys bei Stadtlohn (1623) und befehligte seit 1625 unter Wallenstein als tapferer Oberst ein Reiterregiment; doch war er ein ränkesüchtiger Egoist und durch rücksichtslose Erpressungen berüchtigt. Durch Heirat mit der Witwe eines böhmischen Edelmanns vermehrte er sein Vermögen und ward 1627 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, 1631 Generalmajor, nachdem er bei Breitenfeld tapfer gekämpft. Seitdem wieder unter Wallensteins Befehl, operierte er meist in Schlesien und der Lausitz und erlangte Wallensteins Gunst und Vertrauen; schon 1632 wurde er Feldmarschallleutnant und 1633 Feldmarschall. Aus eigennützigen Beweggründen trieb er Wallenstein zum Bruch mit dem Kaiser. Er war einer der Urheber des Verbündnisbriefs (»Pilsener Schluß«), welchen die Offiziere Wallenstein in Pilsen 12. Jan. 1634 ausstellten, und wurde nach dem Einzug Wallensteins in Eger von den gegen ihren Feldherrn verschwornen Obersten Butler, Gordon und Leslie bei einem Bankett 25. Febr. abends mit Trčka, Kinsky und dem Rittmeister Nieman in dem dortigen Schloß ermordet.

Ilowlja (Ilawlja), Fluß im russ. Gouv. Saratow, entspringt 15 km vom Wolgaufer, läuft 267 km weit längs der Westseite der Wolgahöhen mit der Wolga parallel und mündet oberhalb Katschalinskaja links in den Don.

Ilsan, in der deutschen Heldensage der Bruder Hildebrands, streitbarer Mönch, der namentlich im Gedicht vom Rosengarten und im »König Laurin« eine humoristische Rolle spielt.

Ilse, Fluß, hauptsächlich in der preuß. Provinz Sachsen, entspringt auf dem Brockengebirge an der Heinrichshöhe, stürzt in zahlreichen Absätzen nach N. durch das reizende Ilsethal, am Ilsenstein vorbei, verläßt bei Ilsenburg den Harz und mündet bei Börßum rechts in die Oker.

Ilsederhütte, großes Eisenhüttenwerk bei Groß-Ilsede im preuß. Kreis Hildesheim, mit Peine durch Eisenbahn verbunden.

Ilsenburg, Flecken und stark besuchter Luftkurort im preuß. Regbez. Magdeburg, im Kreis und in der

Digitized by Google

ehemaligen Grafschaft Wernigerode, in reizender Gegend, am Austritt der Ilse aus dem Harz und an der Linie Heudeber-Wernigerode-Harzburg der Preußischen Staatsbahn, 238 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein neues fürstlich Stolbergsches Schloß (Bothobau genannt, mit hübschem Schloßgarten), ein Hüttenamt, eine Oberförsterei, Eisen- u. besonders berühmte Kunstgießerei, Maschinen-, Achsen-, Schienennägel-, Blankschmiedewarenfabrikation, eine Zainhütte, ein Drahtwalzwerk, eine Kupferhütte, Sägemühlen, starken Holzhandel und (1890) 3318 überwiegend evang. Einwohner. J. wurde 1893 von 2400 Sommergästen besucht. In der Nähe eine neuentdeckte, aber nicht benutzte Stahlquelle und der Ilsenstein, ein fast senkrecht aus dem Ilsethal aufsteigender, 175 m hoher Granitfels, dessen Spitze ein kolossales eisernes Kreuz (vom Grafen Anton von Stolberg-Wernigerode zum Andenken an seine im Befreiungskrieg gefallenen Freunde 1814 errichtet) schmückt. Auf der Felsenspitze findet ein merkwürdiges Abweichen der Magnetnadel statt. Das alte Schloß J., auf einem Felsenvorsprung gelegen, war einst kaiserliche Burg und wahrscheinlich von Heinrich I. erbaut. Durch Schenkung kam es 1003 an den Bischof von Halberstadt, der es in eine Benediktinerabtei umwandelte, deren Klosterschule besonders gegen Ende des 11. Jahrh. in großem Ruf stand. 1572 kam das infolge der Reformation aufgehobene Kloster an die Grafen von Wernigerode, die es wieder zu einem Schloß umschufen, in welchem sie bis 1710 residierten. Vgl. Jacobs, Urkundenbuch des Klosters J. (Halle 1875); Brandes, J. als Sommeraufenthalt (Wernig. 1885).

Ilsfeld, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Besigheim, hat eine evang. Pfarrkirche und (1890) 2083 Einw.

Ilsha (Ilza), Stadt im russisch-poln. Gouv. Radom, nordwestlich von Opatow, mit fischreichen Seen und (1889) 3682 Einw., die Tuchmacherei und besonders Töpferei treiben. Hier 4. Aug. 1831 für die Russen unglückliches Gefecht mit den Polen.

Ilsing-See, kleiner See im Kreise Wenden des russ. Gouv. Livland, dadurch merkwürdig, daß sich in ihm eine kleine Insel befindet, die zur Sommers- oder Herbstzeit auf der Oberfläche des Sees erscheint, um dann plötzlich wieder zu verschwinden. Die ganze Insel besteht aus einer torfartigen Masse. 1849 erschien sie überhaupt nicht über der Oberfläche. Dieses periodische Erscheinen der Insel erklärt man damit, daß sich in der wärmern Jahreszeit aus den verfaulenden Pflanzenresten, die den Grundstoff der ganzen Insel bilden, Kohlenwasserstoffgas entwickelt, wodurch die Insel nach oben gehoben wird. Bei kalter Witterung wird ein namhafter Bruchteil dieses Gases absorbiert, und die Insel sinkt wieder in die Tiefe.

Ilten, Dorf im preuß. Regbez. Lüneburg, Kreis Burgdorf, hat eine evang. Kirche, eine große Privatirrenanstalt und 1000 Einw.

Iltis (Stinkmarder, Putorius *Cuv.*, Foetorius *Blas.* et *K.*), Raubtiergattung aus der Familie der Marder (Mustelidae), kleinere Tiere mit schlankem, langgestrecktem Leib, vorn stark verschmälertem Kopf, zugespitzter Schnauze, abgerundeten Ohren, kurzen Beinen, langzehigen Füßen und kurzem, ziemlich lang behaartem Schwanz. Man teilt die Gattung nach der Bildung der Stirnbeine und der Färbung in drei Untergattungen: Iltisse, Wiesel und Sumpfottern. Der gemeine J. (Ilk, Stinkwiesel, Ratz, P. foetidus *Gray*, s. Tafel »Raubtiere I«), 40 cm lang, mit 16 cm langem Schwanz, ist unten schwarzbraun, oben und an den Seiten dunkel kastanienbraun, am Oberhals und den Kopfseiten heller, am Kinn und an der Schnauze gelblichweiß (das Weibchen weiß). Unter dem Schwanz hat der J. zwei Drüsen, aus denen er in der Not eine stinkende Flüssigkeit gegen den Feind spritzt. Der J. findet sich in der gemäßigten Zone von Europa und Asien bis in die Polargegenden, in der Ebene und im Gebirge, in Wald und Feld, besonders in der Nähe menschlicher Ansiedelungen, er lebt in hohlen Bäumen, Erdlöchern, Klüften, alten Fuchsbauten und siedelt sich im Winter in Heuböden an. Seine »Spur« zeigt untenstehende Abbildung. Er vertilgt Mäuse, Maulwürfe, Ratten, Hamster, Kreuzottern, Nattern, Blindschleichen und Frösche, jagt aber auch Vögel, raubt die Hühner- und Taubenställe aus, fängt Fische, frißt auch Früchte und Honig und kann selbst Kindern gefährlich werden. Seine Blutgier ist weniger groß als die der Marder, und mehr als diese legt er Vorratskammern an. Bei Verwundungen zeigt er eine überraschende Lebenszähigkeit. Er paart sich im März, und nach zwei Monaten wirft das Weibchen in einer Höhle oder in einem Holzhaufen 4—6 Junge, welche nach drei Monaten fast erwachsen sind und gezähmt werden können. Man benutzt ihn zur Kaninchenjagd. Das Pelzwerk des J. ist warm und dauerhaft (s. Iltisfelle). Als Albino des J. findet sich nur im gezähmten Zustand das Frettchen (Frett, P. Furo *L.*, s. Tafel »Raubtiere I«), das lange als eigne Art betrachtet wurde. Es ist seit dem Altertum bekannt (Ictis bei Aristoteles, Viverra bei Plinius, Furo bei Alb. Magnus), etwas kleiner als der J., weißlich oder semmelgelb, auf der Unterseite etwas dunkler, mit roten Augen. An Raublust und Blutgier steht es dem J. kaum nach, nur ist es leichter zähmbar, entflieht aber gern der Gefangenschaft und verwildert dann in wärmern Klimaten vollständig, während es bei uns im Winter zu Grunde geht. Die Begattung findet gewöhnlich zweimal jährlich statt, und nach sechs Wochen setzt das Weibchen 4—8 Junge. Man hält das Frettchen in reinlichen, mäßig warmen Käfigen paarweise und füttert es mit Semmel, Milch, geschnittenen Eiern und Kalbfleisch, wobei man es zugleich an einen bestimmten Pfiff gewöhnt, auf welchen es später dann auch bei der Jagd herankommt. Man benutzt es zur Kaninchen- und in England zur Rattenjagd (Rattenschläger); es paart sich mit dem J. sehr leicht und erzielt Blendlinge, welche dem J. mehr ähneln als dem Frettchen und von den Jägern sehr geschätzt werden.

Spur des Iltis.

Iltisâm, Verpachtung der öffentlichen Staatseinkünfte in der Türkei; der Staatspachter der indirekten Steuern (z. B. der Zehnten) heißt Multasim.

Iltisfelle, die Bälge des Iltis, kommen besonders von der bayrischen Hochebene, aus Holland, Norddeutschland und Dänemark, weniger gute aus Ungarn, Polen, Rußland und Asien in den Handel. Sie

Digitized by Google

werden wegen ihrer Schönheit und Billigkeit viel in der Heimat des Tieres verwendet, aber auch in großer Menge nach Amerika, Schweden und Finnland ausgeführt. Die Produktion beträgt in Mitteleuropa 380,000, in Rußland 220,000 Stück, zusammen im Wert von 1,800,000 Mk. Gestreifte J. liefert die Zorilla (Mustela zorilla *Briss.*) in Südafrika, gefleckte oder Tigeriltisfelle der Tigeriltis (Mustela sarmatica *Pall.*) in Südrußland, virginische J. (Pekan) der Fischermarder (Mustela canadensis *Erxl.*) in Kanada; letztere werden in Rußland zu teuern Herrenpelzen verarbeitet.

Iltschi, Stadt, s. Chotan.

Ilva, Insel, s. Elba.

Ilversgehofen, Dorf im preuß. Regbez. und Landkreis Erfurt, an der Schmalen Gera, Knotenpunkt der Linien Erfurt-J. und Nordhausen-Erfurt der Preußischen Staatsbahn, unmittelbar nördlich an Erfurt angrenzend und mit diesem durch eine elektrische Straßenbahn verbunden, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, einen großen Übungsplatz (Johannisplatz) der Garnison Erfurts, ein bedeutendes Steinsalzbergwerk (jährliche Ausbeute ca. 200,000 Doppelzentner), Malz-, Emaille-, Mostrich-, Essigsprit-, Knochenkohle-, Lampen-, Blechwaren- und Schuhfabrikation, eine elektrotechnische Fabrik, Kesselschmiederei, viele Mühlen und (1890) 6648 Einw.

Ilvesheim, Dorf im bad. Kreis u. Amt Mannheim, am Neckar, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Blindenerziehungsanstalt, Tabaksbau u. (1890) 1572 Einw.

Il y a des juges à Berlin (franz., »es gibt [noch] Richter in Berlin«), Ausspruch, der das Vertrauen des preußischen Volkes auf die unparteiische Gerechtigkeit der Justizbehörden unter der Herrschaft Friedrichs d. Gr. kennzeichnet, wie es sich in der geschichtlich nicht beglaubigten Erzählung vom Müller von Sanssouci besonders kundgab. Diese wurde von dem Franzosen Andrieux in französischen Versen bearbeitet (»Le meunier de Sanssouci«) und die freimütige Antwort des Müllers (»Ja, wenn das Berliner Kammergericht nicht wäre!«) mit den Worten wiedergegeben: »Oui, si nous n'avions pas des juges à Berlin«, woraus jener Ausspruch entstand.

Ilz, linker Nebenfluß der Donau in Niederbayern, entspringt in zwei Quellbächen, der Kleinen und Großen Ohe, am Böhmerwald, nimmt ihren Lauf nach S. durch ein oft sehr enges und düsteres Thal und mündet nach 54 km langem Lauf bei Passau. Zum bessern Betrieb der auf ihr stattfindenden bedeutenden Holzflößerei wurde ein Arm von ihr oberhalb der Mündung durch einen 130 m langen Tunnel geleitet. Nach der J. war im Mittelalter der Ilzgau benannt, der vom rechten Ufer des Flusses bis an den Niederwald und nach Regensburg reichte, später in eine Grafschaft verwandelt wurde und 1207 durch Kauf an das Bistum Passau gelangte.

Ilza, s. Jlzha.

Imaginābel (lat.), denkbar.

Imaginär (lat.), nur in der Vorstellung beruhend, eingebildet; imaginärer Gewinn, im engern Sinn der Gewinn, welchen der Versicherte durch den Verkauf einer versicherten, zur See versandten oder bezogenen Ware am Bestimmungsort zu machen hofft.

Imaginäre Größen (früher unpassenderweise unmögliche Größen genannt), in der Mathematik diejenigen Größen, deren Quadrate negative Werte haben, also alle geraden Wurzeln aus negativen Größen. Die imaginäre Einheit ($\sqrt{-1}$) bezeichnet man gewöhnlich mit dem Buchstaben »i«. S. Komplexe Zahlen.

Imagination (lat.), Einbildung, Einbildungskraft.

Imagines (lat., Mehrzahl von Imago, »Bild«), bei den alten Römern die aus Wachs gefertigten porträtähnlichen Masken, mit denen die Leichen auf dem Forum ausgestellt wurden. Nach der Bestattung wurden dieselben in den beiden Seitenteilen des Atriums (alae) in kleinen Schränken aufbewahrt und durch Laubgewinde derartig verbunden, daß sie in der Gesamtheit einen Familienstammbaum bildeten. Unterschriften (elogia) gaben die Namen, Würden und Thaten der betreffenden Personen an. Bei feierlichen Gelegenheiten des Hauses wurden die Laubgewinde erneuert und die Bilder mit Lorbeer bekränzt. Das Recht, die Ahnenbilder in dieser Weise aufzustellen (jus imaginum), wurde aber nur durch Erlangung eines kurulischen Amtes (Konsulat, Prätur, kurulische Ädilität) gegeben, dann freilich in erblicher Eigenschaft für alle direkten Deszendenten. Vgl. Drygas, De jure imaginum (Posen u. Halle 1872).

Imāgo (lat.), Bild (s. Imagines); in der Zoologie Bezeichnung für das vollkommen ausgebildete Insekt (s. d.), im Gegensatz zur Larve (s. d.) und Puppe (s. d.).

Imâm (arab.), derjenige, dessen Leiterschaft oder Beispiel gefolgt werden muß (Vorsteher). Die Mohammedaner gebrauchen den Ausdruck in verschiedenem Sinne: 1) als Titel für mohammedanische Fürsten, die in der ersten Zeit des Islam auch religiöse Funktionen ausübten; insbes. nannten sich die ersten Chalifen Imâme. Einige Fürsten Arabiens führen noch jetzt diesen Titel, z. B. der J. von Maskat. 2) Die Schiiten nennen die zwölf Leiter oder Begründer ihrer Sekte, Abkömmlinge Alis, die »zwölf Imâme«, indem sie diese für die wahren Imâme oder Chalifen halten (s. Imâmiten). Es sind: Ali, Schwiegersohn des Propheten Mohammed; Hasan, Sohn Alis; Husein, zweiter Sohn Alis; Ali mit dem Beinamen Zein-ul-abidin, Sohn Huseins; Mohammed al-Bâkir, Sohn Zein-ul-abidins; Dscha'far as-Sâdik, Sohn des vorigen; Mûsa al-Kâsim, Sohn Dscha'fars; ar-Ridâ, Sohn Mûsas; Mohammed at-Taki, Sohn des vorigen; Ali an-Naki, Sohn des vorigen; Hasan al-Askari, Sohn des vorigen; Mohammed, Sohn des vorigen, gen. der Imâm al-Mahdi (der Wegweiser), von welchem die Schiiten glauben, daß er noch am Leben sei, sich nur verborgen halte, aber am Jüngsten Tage wieder als Mahdi erscheinen werde. J.-Zâdeh (Imâmssöhne) werden in Persien die zahlreichen Abkömmlinge der zwölf Religionsfürsten genannt, deren mit grünen Kuppeln gezierte Gräber beliebte Wallfahrtsorte sind. 3) J. heißt bei den Sunniten der Begründer eines theologischen (dogmatischen wie juristischen) Systems; so werden Abu Hanifa, der Begründer der Lehre der Hanafiten, ferner Schâfi'i, Mâlik und Ibn Hanbal die Begründer der drei andern sunnitischen Religionslehren (der Schâfi'ije, der Malakija und der Hanbalija), vorzugsweise Imâme genannt. 4) Im allgemeinen versteht man, namentlich in der Türkei, unter J. jeden Theologen, der an der Spitze einer mohammedanischen Gemeinde steht und in der Moschee die Gebete leitet, ohne eigentliche priesterliche Funktionen auszuüben; sein Amt wird nicht als ein göttliches angesehen und ist nicht, wie das der christlichen Priester, mit besondern kirchlichen Zeremonien umgeben, sondern der J. ist gewissermaßen nur der Delegierte der Gemeinde, ihr Fürsprecher und Vorbeter (antistes). Der J. der Gemeinde pflegt die Beschneidung, die Leichenbestattung und den Abschluß

Digitized by Google

von Heiraten (als reinen Zivilakt) zu besorgen, und unter ihm stehen die niedern Moscheebeamten, welche im Range etwa unsern Kirchendienern gleichstehen, wie z. B. die Muezzins (Gebetausrufer). Seinem Äußern nach kennzeichnet sich der I. in der Türkei nur durch seine konservative, alttürkische Kleidung (langen Oberrock, Dschubbe genannt, und weißen Turban). Die Imâme werden aus den Theologen nach Absolvierung ihres theologischen Kursus von der Gemeinde erwählt und von der Behörde bestätigt.

Imâmiten (arab. Imâmîja, »Anhänger der Imâme«), Anhänger einer mohammedanischen Sekte, die die zwölf Imâme (Abkömmlinge Alis, s. Imâm 2) anerkennen, also gleichbedeutend mit Schiiten (Schî'a). Sie behaupten, daß Ali, der Schwiegersohn Mohammeds, der erste rechtmäßige Imâm oder Chalif (Nachfolger des Propheten) war, und verwerfen Abu Bekr, Omar und Othman, welche bei den Sunniten als erste Chalifen gelten, als Usurpatoren. Die Anhänger dieser Sekte nennen sich I., weil sie glauben, daß die mohammedanische Religion auf der richtigen Erkenntnis der zwölf Imâme, der wahren »Leiter« der Gläubigen, beruhe.

Imân (arab., »Versicherung, Beteurung, Glaube, Rechtgläubigkeit«, verwandt mit unserm »Amen«), der Glaube (mit dem Herzen) und das Bekenntnis (mit den Lippen) der Wahrheit der mohammedanischen Religion. Der Glaube ist von zweierlei Art: I. mudschmal oder der einfache Glaube an Koran und Ahâdîs (Traditionen), und I. mufassal oder das spezielle Bekenntnis der sechs Glaubensartikel der mohammedanischen Religion, nämlich des Glaubens an Gott, die Engel Gottes, die Bücher Gottes, die Propheten Gottes, das Jüngste Gericht, die Vorherbestimmung des Guten und des Bösen. Mit I. wird auch die Ausübung, Bethätigung des religiösen Glaubens und alles, was zum religiösen Leben der Muslims gehört, bezeichnet.

Imandra, See im russ. Gouv. Archangel, auf der Halbinsel Kola, ist 852 qkm (15,5 QM.) groß, die meiste Zeit des Jahres mit Eis bedeckt und steht durch einen fortlaufenden Fluß- und Seenzug mit der Kantalachtibai, dem Nordwestende des Weißen Meeres, in Verbindung. Im I. liegt eine 48 qkm große Insel. Der See wird zur Sommerszeit von herumschweifenden Lappen des Fischfanges wegen besucht; an seinem über 230 km weiten Küstenring sind nur fünf stationäre Ansiedelungen anzutreffen.

Imantophyllum miniatum, s. Clivia.

Imâos (verderbt aus sanskrit. Himavat, »schneereich«), bei den Alten Name der westlichen Hälfte des Himalaja (s. d.), während die östliche Emodus hieß. I. Scythicus entsprach dem heutigen Tiënschan.

Imaret (eigentl. »Wohlstand, Kultur«), arab. Bezeichnung für ein zu einem wohlthätigen Zweck, als fromme Stiftung, gegründetes Gebäude (Spitäler, Armenküchen, Herbergen, Bäder, Kollegien); im türkischen Sprachgebrauch namentlich eine Armenküche.

Imari-Ware, das nach dem Ausfuhrhafen Imari in der Provinz Hizen benannte japanische Porzellan. S. Hizen-Porzellan.

Imatrafall (spr. im-), Wasserfall im finn. Gouv. Wiborg, durch den aus dem Saimasee kommenden Wuoxen gebildet, vielleicht die prächtigste Stromschnelle in Europa. Das Flußbett verengert sich von 177 m auf 45 m, und der Fluß fällt auf eine Länge von 325 m um 20 m herab, dabei 10 m senkrecht. Die Wogen brausen zwischen zerbrochenen Granitblöcken hindurch, Tannen und Birken schließen den Rahmen des schönen Bildes. Das Rauschen des Wassers hört man 11 km weit.

Imatrasteine, nach ihrem Fundort, dem Imatrafall (s. d.), benannte kreisel- oder scheibenförmige Mergelknollen, einzeln oder zu zwei und drei verwachsen, mit ringförmigen Riefen und Furchen. Es sind Konkretionen (s. d.), die aus einem sandigen Schieferthon, dem sie eingelagert sind, ausgewaschen werden.

Imazirhen (Amazirghen), Volk, s. Marokko.

Imbabûra, Provinz von Ecuador, an der Nordgrenze gegen Kolumbien, durchzogen von den beiden Kordilleren, 10,700 qkm (194,3 QM.) groß mit (1892) 68,000 Einw., die vorwiegend Landbau und Zucht von Rindern, Schafen und Maultieren treiben. Ihren Namen hat die Provinz von dem Schlamm und heißes Wasser auswerfenden Vulkan I. (4582 m), der sich in ihrer Mitte erhebt; sie enthält außerdem den Catocachi (4906 m) und den Cayambe (5850 m). Hauptstadt ist Ibarra (s. d.).

Imbaubabaum, s. Cecropia.

Imbecil (imbecill, lat.), gebrechlich, schwach (besonders an Geist), blödsinnig; Imbecillität, Schwäche, besonders Geistesschwäche (s. d. u. »Idiotie«).

Imbibition (lat., »Einsaugung«), das Eindringen von Flüssigkeit in feste Körper. Taucht man eine Thonplatte in Wasser, so dringt letzteres vermöge der Kapillarität in die Poren der Thonplatte ein, indem es die bis dahin die Poren erfüllende Luft verdrängt; die Thonplatte verändert hierbei ihr Volumen nicht. Viele organische Stoffe nehmen aber Wasser nicht nur in ihre Poren, sondern auch in die Molekularinterstitien auf und vergrößern dabei ihr Volumen: Quellung, während beim Austreiben des Wassers durch Trocknen Schrumpfung eintritt. Dergleichen findet sich bei Leim, Eiweiß, Schleimstoff, Stärke, Bindegewebe, elastischem Gewebe ꝛc. Die Menge von Flüssigkeit, welche aufgenommen werden kann (Imbibitionsmaximum), hängt von der Natur der betreffenden Substanz und der Flüssigkeit ab. Trockne Sehnen nehmen fast das Doppelte, Knorpel mehr als das Doppelte, Ochsenblase mehr als das Dreifache, getrocknete Hornhaut das Viereinhalbfache ihres Gewichts an Wasser auf, 100 Teile Ochsenblase aber nur 38 Teile 85proz. Alkohol und 17 Teile Öl. Von Salzlösungen wird um so weniger aufgenommen, je konzentrierter sie sind, und dabei geht immer verhältnismäßig mehr Wasser als Salz in den festen Körper hinein, so daß die zurückbleibende Flüssigkeit konzentrierter ist als die ursprüngliche. Die I. von Natriumsulfatlösungen ist geringer als die von Chlornatriumlösungen. Enthält eine Lösung beide Salze, so werden auch beide von dem quellenden Körper aufgenommen, vom Natriumsulfat um so mehr, je relativ reichlicher es neben Kochsalz in der Lösung vorhanden ist. Die Neigung trockner Stoffe zur I. ist oft so groß, daß selbst Wasserdampf aus der Atmosphäre aufgenommen wird. Die Imbibitionskraft der Stärke und des Holzes beträgt 5—6 Atmosphären, u. der Thallus von Laminaria zeigt sogar noch Quellung unter einem Druck von 40 Atmosphären. Die Volumenveränderungen bei der I. rufen oft Bewegungen der betroffenen Teile hervor, z. B. Aufspringen von Früchten, Antheren, Sporenschläuchen, die Torsionen der Teilfrüchtchen der Erodium-Arten ꝛc.

Imbriâni, 1) Vittorio, ital. Dichter u. Litterarhistoriker, geb. 27. Okt. 1840 in Neapel, gest. daselbst 1. Jan. 1886, machte historische, philologische und litterarische Studien (zuletzt in Zürich und Berlin),

Digitized by Google

beteiligte sich als Freiwilliger an den Feldzügen von 1859 und 1866 gegen Österreich und lebte seit 1878 zurückgezogen zu Pomigliano d'Arco bei Neapel. Ein Freund volkstümlicher Überlieferung, hat er Sagen, Volkslieder u. dgl. in großer Zahl gesammelt und veröffentlichte in dieser Art: »Canti popolari delle provincie meridionali« (Turin 1871—72, 2 Bde.), »Dodici canti pomiglianesi« (Neapel 1877), »La novellaja fiorentina« (neue vermehrte Ausg., Livorno 1877, in welcher zugleich die früher erschienene »Novellaja milanese« ganz mit aufgenommen ist) u. andre ähnliche wertvolle Sammlungen. Daneben trat er mit einem Band Gedichte unter dem barock-bescheidenen Titel: »Esercizj di prosodia« (Neapel 1874) hervor, die ihn als einen Lyriker von großer Originalität der Form und des Gedankens erkennen lassen. Ein leidenschaftlicher Royalist (sowie Gegner der »veristischen« Schule, mit der er gleichwohl manches gemein hat), entwickelte er namentlich in den Oden: »An die Königin von Italien«, »Bei der Begnadigung Passanantes« und in dem 1882 erschienenen »Inno al canape di un monarchico« eine Wucht der Gedanken, eine Kraft des Ausdruckes und eine Schärfe der Ironie, die kaum ihresgleichen haben. Nicht minder tritt die Heftigkeit und Originalität seines Wesens in seinen polemischen und kritischen Schriften hervor, so z. B. in »Fame usurpate« (1877), worin er eine kritische Hinrichtung an Aleardi, Zanella, Goethes »Faust« und dessen Übersetzer Maffei vollzieht, in der Broschüre »Quando nacque Dante?« (1879), wo er von »Altweibergewäsch« spricht, womit der Dichter seine »Divina Commedia« anfüllt, u. a. Er schrieb auch einige phantastisch-realistische Novellen, zum Teil im Dialekt seiner Heimat, und gab das Buch »Alessandro Poerio; lettere e documenti del 1848« (Neapel 1884) heraus. Gemeinsam mit Tallarigo veröffentlichte J. eine treffliche altitalienische Chrestomathie (Neapel 1882). Seine zum Teil wichtigen Dante-Studien sind in einem Bande gesammelt erschienen unter dem Titel: »Studi danteschi« (Flor. 1890).

2) Matteo Renato J.-Poërio, ital. Politiker, Bruder des vorigen, geb. 28. Nov. 1843 in Neapel, trat 1861 in das sardinische Heer ein, war 1866 Adjutant des Generals Cosenz, nahm aber nach dem unglücklichen Ausgang des Garibaldischen Unternehmens gegen Rom 1867 seinen Abschied und widmete sich ganz der Agitation für die nationale Einheit der italienischen Nation, deren Spitze sich namentlich gegen Österreich richtete. 1878 gründete er mit Bovio u. a. die Irredenta (s. d.), gab die Schrift »L'Italia degli Italiani« heraus, schrieb gegen die »Italicae res« des österreichischen Obersten Haymerle mit Bovio und Mezzacapo das Buch »Pro Patria« und leitete 1881—84 in Neapel eine Zeitung. Seit 1889 Mitglied der Kammer, verfocht er seine ultranationalen Ansprüche mit größter Leidenschaftlichkeit und bereitete durch seine heftigen Angriffe auf Österreich der Regierung oftmals Schwierigkeiten.

Imbricātus (lat., »dachziegelförmig«), in der Botanik von Pflanzenteilen, die wie die Ziegel eines Daches oder wie Fischschuppen sich mit den Rändern und Spitzen decken.

Imbroglio (ital., spr. -brölljo, »Verwirrung«), in der Musik Bezeichnung gewisser rhythmischer Komplikationen, welche das Taktgefühl verwirren (Verbindung mehrerer Taktarten).

Imbros (türk. Imros), türk. Insel im Ägäischen Meer, nordwestlich von der Dardanelleneinfahrt, zum Wilajet der Inseln des Weißen Meers gehörig, 255 qkm (4,6 QM.) groß, ist nur zu einem Achtel anbaufähig, kahl und felsig, hat Kohlenlager, erhebt sich im Hagios Ilias bis 597 m und zählt 6000—6500 griech. Einwohner, welche viel Fischerei treiben. An der Nordküste lag die alte Stadt J., deren Stelle der jetzige Hauptort, Kastron (Sitz eines griechischen Metropoliten), einnimmt.

Imer, Edouard, franz. Maler, geb. 25. Dez. 1820 in Avignon, gest. 13. Juni 1881 auf einer Studienreise in Haarlem, bildete sich überwiegend auf Reisen durch ganz Europa, nach Algerien und nach Ägypten, lehnte sich anfänglich an Dupré, später an Belly an und stellte 1850 seine beiden ersten Gemälde: Weg in der Provence und Landschaft vom Rhôneufer zu Avignon, im Pariser Salon aus. In seinen Landschaften war er sehr vielseitig: Frankreich, Österreich, Holland, Italien und Ägypten lieferten ihm die Motive; aber die gelungensten sind die aus der Heimat. 1855 stellte er auf der Pariser Weltausstellung das Rhôneufer und den Teich von Soumabre aus; 1857 die Brücke von Siut in Oberägypten, die Insel Philä, das Wäldchen von Doums und Sykomoren auf dem Wege nach den Pyramiden; 1859 die Hügel von Ste.-Marguerite bei Marseille und Am Rhôneufer, denen 1861 die Brücke des Gard und der Waldesrand von Montespin folgten. Unter seinen übrigen Arbeiten zeichnen sich aus: der Weg nach Crozant, der Hafen von St.-Raphael, an der Schleuse des Teiches von Sault im Berry, die Sykomoren von Gizeh, die Wälle von Aigues-Mortes.

Imerethi (Imeretien, das Kolchis der Alten), ehedem ein Reich in Transkaukasien, 1424 bei der Teilung Grusiens durch den Zaren Alexander I. von Grusien gebildet (s. Georgien), wurde 1804 Rußland einverleibt, bildet gegenwärtig den größten Teil des Gouv. Kutaïs.

Imerethier, Volk, s. Georgier.

Imeretinskij (Emeretinskij), Alexander Konstantinowitsch, Fürst, russ. General, geb. 1837 aus einer mediatisierten Fürstenfamilie, die ehemals Imerethi (s. d.) beherrschte, ward im Pagenkorps erzogen, ward 1856 Leutnant im 14. grusinischen Grenadierregiment im Kaukasus, besuchte 1859—62 die Generalstabsakademie, wurde dann in den Gardegeneralstab versetzt, nahm am polnischen Insurrektionskrieg teil, ward Oberst und Flügeladjutant, 1869 General u. Stabschef des Warschauer Militärbezirks, 1872 Gehilfe des Inspektors der Schützenbataillone, im August 1877 Kommandeur der 2. Infanteriedivision, welche der Armee vor Plewna zugeteilt wurde, stürmte 3. Sept. mit Skobelew Lowatz und nahm dann an der Belagerung von Plewna und dem Übergang über den Balkan teil. Nach dem Frieden wurde er zum Chef des Generalstabs der Armee in der Türkei (an Nepokojtschitzkijs Stelle) und zum Generaladjutanten ernannt. Seit 1883 Kommandeur des 6. Armeekorps in Warschau, erhielt er 1885 als Generalprokurator die oberste Direktion der Militärjustiz.

Im Fall (bei Wechseln), s. Wechsel.

Imgur-Bel, altassyr. Stadt, s. Balawat.

Imhof, Heinrich Max, schweiz. Bildhauer, geb. 14. Mai 1798 im Kanton Uri, gest. 4. Mai 1869 in Rom, bildete sich 1820—24 in Stuttgart bei Dannecker und ging dann nach Rom, wo er sich an Thorwaldsen anschloß. In dessen klassizierender Art schuf er eine große Zahl von mythologischen und biblischen Figuren und Gruppen, von denen ein David mit dem Haupte Goliaths (für Friedrich Wilhelm IV. von Preußen

Digitized by Google

ausgeführt), David mit der Harfe, die Aussetzung des Moses, Hagar und Ismael, Ruth, Jakob und Rahel, eine Eva (im Bundespalast zu Bern), Eurydike, vor der Schlange fliehend, und Amor und Hebe die hervorragendsten sind. Für die Walhalla bei Regensburg führte er die Büsten Maximilians I. und Reuchlins aus.

Imhoff, Amalie von, s. Helvig.

Imhoof-Blumer, Friedrich, Numismatiker, geb. 11. Mai 1838 in Winterthur, war zuerst für einen praktischen Lebensberuf bestimmt, widmete sich aber bald den klassischen Studien, insbes. der antiken Numismatik, zu deren bedeutendsten Kennern er gegenwärtig gehört. Die Hauptstücke der von ihm auf ausgedehnten Reisen angelegten großartigen Sammlung griechischer Münzen veröffentlichte er in den beiden Werken: »Monnaies grecques« (Leipz. 1883) u. »Griechische Münzen« (Münch. 1890). Seine wertvollsten andern Arbeiten sind: »Zur Münzkunde und Paläographie Böotiens« (Wien 1871); »Die Münzen Akarnaniens« (das. 1878); »Porträtköpfe auf römischen Münzen der Republik und der Kaiserzeit« (Leipz. 1879, 2. Aufl. 1893); »Die Münzen der Dynastie von Pergamon« (Berl. 1884); »Porträtköpfe auf antiken Münzen hellenischer und hellenisierter Völker« (Leipz. 1885); »Zur Münzkunde Großgriechenlands, Siziliens, Kretas etc.« (Wien 1886); »Tier- und Pflanzenbilder auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums« (mit Otto Keller, Leipz. 1889). J. wurde 1879 zum auswärtigen Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften ernannt, in deren Auftrag er im Verein mit andern Gelehrten ein »Corpus nummorum«, eine Beschreibung aller antiken Münzen, vorbereitet. Er lebt in Winterthur.

Imhotep.

Imhotep (Imuthes), ägyptischer Gott, Sohn des Ptah, der Äskulap der Ägypter, als Jüngling sitzend und eine entfaltete Papyrusrolle auf dem Schoß haltend dargestellt, wurde besonders in Memphis verehrt (s. Abbildung).

Imi, bis Ende 1871 Flüssigkeitsmaß in Württemberg, = 1/16 Eimer oder 10 Helleichmaß = 18,370 Lit.

Imidbase, s. Basen.

Imide, s. Amide.

Imielin, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Pleß, an der Linie Kosel-Kandrzin-Oswiecim der Preußischen Staatsbahn, hat Fabrikation von Holzgeräten (Leitern, Mulden, Karren etc.), Dolomitsteinbrüche und (1890) 2174 Einw.

Imine, sekundäre Amine (Imidbasen), welche sich vom Ammoniak (NH_3) dadurch ableiten, daß 2 Atome Wasserstoff durch ein zweiwertiges Alkoholradikal ersetzt sind, z. B. $NH.C_2H_4$ Äthylenimin.

Imitatgarn (Vigognegarn), s. Garn, S. 86.

Imitatio Christi, s. Thomas von Kempen.

Imitation (lat.), Nachahmung; auch etwas Nachgeahmtes, besonders auf dem Gebiet der Juwelierkunst. Vgl. Lehner, Die Imitationen. Anleitung zur Nachahmung von Natur- u. Kunstprodukten (2. Aufl., Wien 1892). Über J. in der Musik s. Nachahmung.

Imitator (lat.), Nachahmer, Nachäffer; imitatorisch, nachahmend; imitieren, nachahmen.

Imker (v. Imme, soviel wie Biene), Bienenzüchter.

Im Lichten (abgekürzt: i. L.), technischer Ausdruck bei Angabe des Innenmaßes eines hohlen Gegenstandes, bezeichnet, daß die Stärke der Wandung desselben nicht mit eingerechnet, sondern nur die Höhlung selbst gemessen ist. Daher auch der Ausdruck: die Lichtweite oder lichte Weite.

Immakulāt (lat.), fleckenlos, unbefleckt; Immakulateneid, bei den Katholiken die eidliche Versicherung des Glaubens an die unbefleckte Empfängnis der Mutter Jesu (vgl. Marienfeste).

Immanént (lat., »innewohnend, anhaftend«), in einem Ding oder Begriff bleibend. So unterscheidet man in der Metaphysik immanente Ursachen als solche, die, wie bei der Selbstbestimmung, in dem sich verändernden Ding selbst liegen, von transienten, d. h. von außen an dasselbe herankommenden und ihm darum mehr zufälligen. In diesem Sinne nannte Spinoza, gemäß seiner pantheistischen Weltanschauung, Gott die immanente Ursache der Welt, um dadurch auszudrücken, daß derselbe seinem Sein nach von der Welt nicht unterschieden sei, eine Bezeichnung, die auch in die Sprache der neuern pantheistischen Systeme übergegangen ist. In gleichem Sinne spricht man von einer immanenten Methode, welche die Eigenschaften und Beziehungen eines Gegenstandes aus seinem Begriffe zu entwickeln sucht, einer immanenten Kritik, welche einen Gedanken von den eignen Voraussetzungen desselben ausgehend beurteilt, etc. In der Erkenntnislehre heißt i. das Vorgestellte als Inhalt des Bewußtseins im Gegensatz zum Transcendenten, dem außerhalb unsers vorstellenden Bewußtseins Vorhandenen, dem »Ding an sich« (s. d.). Mit Rücksicht hierauf unterschied Kant den immanenten Vernunftgebrauch als denjenigen, der über die Grenzen der (subjektiven) Erscheinungswelt nicht hinausgeht, von dem transcendenten, d. h. dem die Grenzen des Gegebenen überschreitenden, zu den Dingen an sich, bez. in das Reich der Ideen emporsteigenden, welcher nach seiner Ansicht nur scheinbare, keine wahre Erkenntnis zu begründen vermag.

Immanénz (lat.), das Innewohnen, Anhaften.

Immānuel, Name, soviel wie Emanuel.

Immaterialismus (lat.), die Art metaphysischer Weltauffassung, welche die wesenhafte Realität der Materie leugnet und letztere entweder (wie der Spiritualismus) als objektive (durch die wahrhaft seienden geistigen Wesenheiten) oder (wie der Idealismus) als subjektive (durch die Natur des wahrnehmenden Subjekts bedingte) Erscheinung betrachtet.

Immaterialität (lat.), Unkörperlichkeit; Freiheit von jeder Beschränkung durch die Materie; immateriell, immaterial, unkörperlich, stofflos; s. Spiritualität.

Immatrikulation (lat.), s. Matrikel.

Immediāt (lat.), ohne Mittelsperson, unmittelbar; daher Immediatkommission, eine Kommission, die unmittelbar von der Landesregierung beauftragt ist, z. B. in Preußen die Kommission, welche mit der Kolonisation in den polnischen Landesteilen betraut ist; Immediatbefehle, die unmittelbaren Befehle des Fürsten oder der höchsten Landesbehörde; Immediatgesuch (Immediatvorstellung), unmittelbar bei der höchsten Behörde oder dem Landesherrn eingereichtes Gesuch; Immediatsachen, Angelegenheiten, in welchen die Oberbehörden unmittel-

Digitized by Google

bar zu entscheiden haben; Immediatstadt, unmittelbare, d. h. der Provinzialregierung unmittelbar unterstellte Stadt.

Immediatisierte Fürsten, früher die sogen. reichsunmittelbaren Fürsten, daher Immediatisieren, das Verleihen der Reichsunmittelbarkeit durch den Kaiser; dann Bezeichnung für diejenigen Fürsten, welche sich mit der Zeit die vollständige Landeshoheit erwarben, im Gegensatz zu den mediatisierten.

Immemoriälverjährung, Verjährung »über Menschengedenken hinaus«, unvordenkliche Zeit hindurch; s. Verjährung.

Immen, soviel wie Bienen.

Immenbreme, s. Fächerflügler.

Immenhausen, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Hofgeismar, an der Linie Schwerte-Kassel der Preußischen Staatsbahn, hat eine alte evang. Kirche, Steinbrüche und (1890) 1361 fast nur evang. Einwohner. J. wurde 1385 vom Erzbischof Adolf von Mainz niedergebrannt; 1892 wurde es durch eine Feuersbrunst arg beschädigt.

Immenkäfer, s. Bienenkäfer.

Immĕns (lat.), unermeßlich, unendlich; Immensität, Unermeßlichkeit.

Immenstaad, Dorf im bad. Kreis und Amt Überlingen, am Bodensee, hat eine kath. Pfarrkirche, Wein- und Hopfenbau, Dampfschiffahrt und (1890) 838 Einw. In der Nähe viele vorrömische Hügelgräber. Bei zugefrornem See finden hier Prozessionen auf dem Bodensee statt.

Immenstadt, Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Sonthofen, zwischen dem Alpsee und der Iller, in malerischer Lage am Fuß der Algäuer Alpen, Knotenpunkt der Linien München-Lindau und J.-Sonthofen der Bayrischen Staatsbahn, 731 m ü. M., hat eine kath. Pfarrkirche im romanischen Stil, ein um 1560 gegründetes Kapuzinerkloster, ein ehemaliges gräflich Königsegg-Rothenfelsisches Schloß (jetzt Amtsgericht), eine Kneippsche Kaltwasserheilanstalt, ein Forstamt, eine mechanische Bindfadenfabrik (800 Arbeiter), Käsefabrikation und -Handel und (1890) 3178 Einw., davon 353 Evangelische. In der Nähe die Ruine Rothenfels, der aussichtsreiche Grünten (s. d.) und der Stuiben (s. d.). Vgl. A. Schmid, Immenstadt (Kempten 1893).

Immensurābel (lat.), unmeßbar; Immensurabilität, Unmeßbarkeit.

Immenwolf (Immenvogel), soviel wie Bienenwolf, s. Bienenfresser.

Immergēten (lat.), die Anhänger der Immersionstaufe (s. Immersion).

Immergieren (lat.), ein- oder untertauchen.

Immergrün, Bezeichnung verschiedener Pflanzengattungen: Hedera, Vinca, Sempervivum.

Immergrüne Gehölze, baum- oder strauchartige Gewächse mit mehrjährig ausdauernden Blättern. Von den Nadelhölzern (Koniferen) lassen nur die Lärchen (Larix), die japanische Gingko, Taxodium und Glyptostrobus während des Winters ihre Blätter absterben. Die übrigen Koniferen besitzen in ihren Nadeln eine vorzügliche Schutzeinrichtung gegen zu großen Wasserverlust, durch den sie bei gesteigerter Transpiration der Gefahr des Vertrocknens ausgesetzt sind. Wie Versuche gezeigt haben, verdunsten die bei uns einheimischen Laubhölzer, wie Esche, Buche, Birke, Ulme, Eiche u. a., aus ihrer Gesamtblattmasse unter sonst gleichen Umständen etwa 6—10mal soviel Wasser wie Nadelhölzer (Fichte, Kiefer, Tanne u. a.). Diese auffallend geringere Transpiration der immergrünen Gehölze wird teils durch dicke, die Verdunstung hindernde Überzüge der Blattoberhaut, teils durch den Bau des Spaltöffnungsapparats bedingt, der überall in deutlicher Beziehung zu Klima und Standort steht. Bei vielen immergrünen Pflanzen bildet sich nämlich über den Schließzellen der Spaltöffnung ein Hohlraum (äußere Atemhöhle) aus, der einen windstillen Raum über der Luftspalte herstellt, wodurch die Verdunstung gemindert wird; in manchen Fällen, z. B. bei Proteaceen, wird der Hohlraum durch Haarauskleidungen oder (bei Restio) durch eine darübergespannte Zellstoffhaut noch dichter verschlossen; bei vielen nordischen Nadelhölzern wird die äußere Atemhöhle durch viele kleine Wachskörnchen verstopft. Gegen die Winterkälte sind diese Koniferen dadurch geschützt, daß die Blattgrünkörner ihres Blattgewebes im Winter, häufig unter Ausbildung eines bräunlichen (Thuja) oder gelblichen Farbstoffes, eine eigentümliche Veränderung erfahren, die erst bei Eintritt genügender Wärme wieder aufgehoben wird.

Die Verbreitung der immergrünen Gehölze steht in engem Zusammenhang mit der Verteilung der Wärme und der Niederschläge auf der Erde, so daß in der Pflanzengeographie die genannte Gewächsgruppe zu einer Gliederung der Vegetation in bestimmte klimatisch und pflanzenbiologisch unterschiedene Zonen benutzt werden kann. Das zwischen der Baumgrenze und der Laubholzgrenze auf der nördlichen Halbkugel sich ausdehnende Ländergebiet wird vorzugsweise von winterharten Koniferen bewohnt (s. Nadelholzzone); noch über ihr Gebiet hinaus greifen niedrige, zum Teil ebenfalls immergrüne Buschpflanzen (s. Arktische Flora). Der auf die Laubholzzone (s. d.) folgende Vegetationsgürtel kann als Zone der wärmeliebenden immergrünen Gehölze bezeichnet werden, obgleich derselbe auf den verschiedenen Festländern nicht ein lückenlos zusammenhängendes Gebiet überzieht, sondern in größere oder kleinere, innerhalb desselben Kontinents oft weit getrennte Bezirke aufgelöst erscheint. Zu den immergrünen Gehölzen gehören auch zahlreiche niedere Busch- und Gesträuchpflanzen, die oft sehr charakteristische, auch landschaftlich hervortretende Pflanzenbestände bilden, so z. B. innerhalb der Laubholzzone die Heiden der europäisch-atlantischen Küste.

Von Europa fallen vorzugsweise die Mittelmeerländer nebst den zugehörigen Inseln, ferner der südlichste Teil der Krim u. der Südabhang des Kaukasus, von Asien die Küstenstriche Kleinasiens und Syriens, von Nordafrika die Azoren und Kanaren sowie ein großer Teil der Küstenländer nördlich von der Sahara in das Gebiet der immergrünen Zone. Die genannten Länder beherbergen eine in gewissen Zügen übereinstimmende Flora (Mediterran- oder Mittelmeerflora, s. d.), für welche das Vorherrschen immergrüner Eichen sowie einer Reihe strauchartiger Lauraceen, Erikaceen, Myrtaceen u. a. charakteristisch ist. Immergrüner Lorbeerwald (mit Laurus canariensis, Persea indica, Oreodaphne) geht auf den Kanaren bis 1200 m, auf den Azoren bis 800 m bergaufwärts; auf erstgenannten Inseln und auf Madeira gibt auch der Drachenbaum (Dracaena Draco) ein eigentümliches Vegetationsbild. Über dem Lorbeerwald breiten sich Nadelhölzer (Pinus canariensis) und zahlreiche Arten von Erica aus; von letztern ist Erica arborea durch das ganze Mittelmeergebiet verbreitet und für eine bestimmte Buschvegetation desselben, die

Digitized by Google

Maquis- oder Macchienformation (s. Mittelmeerflora), charakteristisch. Eine Reihe von Eichenarten (Quercus Toza, Suber u. a.) ist für das westliche, eine zweite Gruppe (Q. Aegilops, Q. macedonica u. a.) für das östliche Mittelmeerbecken bezeichnend, andre Eichen (wie Q. Ilex) kommen in beiden Gebieten vor. In Algerien beginnt unweit der Küste zunächst die Region der Oliven und etwas höher die der Korkeichen, weiter aufwärts (bis 1200 m) wachsen Zwergpalmen (Chamaerops humilis); letztere Art bildet in Südspanien ausgedehnte Gestrüppbestände, geht nordwärts bis Nizza, tritt auch auf den italienischen Inseln und in Griechenland auf, verschwindet aber weiter ostwärts. Über der Palmenregion Algeriens folgt ein Gürtel von Nadelhölzern (Pinus halepensis, Callitris quadrivalvis), dann noch einmal Eichenwälder (Quercus Ballota), und zuletzt erscheinen bis 1900 m die atlantischen Zedern (Cedrus atlantica); letztere Gattung kehrt mit C. Libani auch auf dem Taurus, dem Libanon und auf Cypern, noch weiter östlich mit C. Deodora im Himalaja wieder.

Ein zweites Ländergebiet, in welchem die immergrünen Gehölze mit eigenartigem Florencharakter auftreten, ist die Mandschurei nebst China und Japan; auch der östliche Himalaja in mittlern Höhen gehört floristisch dazu. Südwärts bildet hier überall die Tropenzone die Grenze, allein gegen Norden finden sich alle Abstufungen zwischen kühlen Klimaten mit sehr kalten Wintern und milden, für die immergrünen Gehölze günstigen Temperaturen. Die Wälder des Ussurigebiets gehören noch der sommergrünen Zone an, desgleichen die des mittlern Japan (Jeso nebst einem Teil von Nippon). Immergrüne Strauchformationen treten erst in dem südchinesischen Bergland als tonangebend hervor und werden hier von kamellienartigen Gewächsen (zahlreiche Arten von Camellia, Thea, Eurya) gebildet. Auch eine Palme (Trachycarpus excelsa) erreicht hier ihre Nordgrenze. Außerdem spielen im ostasiatischen Gebiete die Nadelhölzer eine wichtige Rolle, unter denen Arten von Podocarpus, Chamaecyparis, Thujopsis, Cephalotaxus, Sciadopitys, Torreya nur auf Japan, andre, zum Teil ihnen verwandte Spezies auch in China vorkommen; die durch ihre breiten Blätter auffallende Gingko biloba ist in Japan und China nur in kultiviertem Zustand bekannt.

In naher Beziehung zu den Zapfenbäumen Ostasiens stehen die Koniferenwälder an der pazifischen Küste Nordamerikas in Kalifornien südlich vom 43.° nördl. Br. Hier erscheinen die Zuckerkiefer (Pinus Lambertiana), Libocedrus decurrens, Chamaecyparis Lawsoniana u. a. Den Westabhang der Sierra Nevada zwischen 42 und 35° bewohnt die dickstämmige Sequoja sempervirens; zwischen 39 und 36° zerstreut wachsen Bestände des Mammutbaumes (S. gigantea). Von Charakterbäumen Kaliforniens sind Castanopsis chrysophylla und Quercus chrysolepis sowie eine Palmenart (Pritchardia) zu nennen. Der schmale Streifen der immergrünen Flora an der kalifornischen Küste wird durch das Steppengebiet von Arizona, Texas und Nordamerika von dem atlantischen Walde (s. Laubholzzone) getrennt. Immergrüne Formationen entwickelt der letztere nur in Florida mit baumartigen Erikaceen (Clethra, Leucothoë, Oxydendron u. a.), Magnoliaceen, Anonaceen (Asimina), einer Palmenart (Sabal Palmetto), Quercus virens und Pinus australis. Ein drittes Gebiet der immergrünen Gehölze Nordamerikas liegt auf den Berghängen des mexikanischen Hochlandes von der Sierra Madre bis an die Berge von Chihuahua und Durango; hier sind immergrüne Eichen (Quercus Emoryi u. a.) und Koniferen (wie Pinus Chihuahuana) nebst sommergrünen Laubbäumen in höhern Lagen vorherrschend.

Die südliche Halbkugel hat ausgebreitete Bestände der immergrünen Gehölze vorzugsweise an den Südspitzen von Amerika und Afrika sowie in Australien und Neuseeland. An der Westküste Südamerikas hört die subtropische australe Flora etwa bei 44° südl. Br. auf; hier liegt daher die Nordgrenze des antarktischen Waldes. Bei Valdivia an der Westküste der Andes beginnen gemischte Laub- und Nadelholzformationen mit Lauraceen, Monimiaceen, einer baumartigen Komposite (Flotowia), Magnoliaceen (Drimys), immergrünen und laubabwerfenden Buchen (Fagus betuloides u. a.) sowie zahlreichen Koniferen. Letztere entwickeln sich an der Westküste Südamerikas am reichlichsten zwischen 35 und 50° südl. Br.; an den Westhängen der Andes geht Araucaria imbricata bis zur Schneegrenze, überschreitet aber ostwärts das Gebirge nur wenig. Sumpfwälder bildet Fitzroya patagonica. Libocedrus tetragona geht bis zur Magalhãesstraße; außerdem sind Arten von Dacrydium und Podacarpus charakteristisch. Südlich vom 46.° nehmen die immergrünen Gehölze an Reichhaltigkeit der Bestände ab und gehen allmählich in niedrigere Buschformen über. Eine Anzahl von Gattungen, darunter auch einige Proteaceen, hat das antarktische Gebiet mit Neuseeland gemein. Pflanzenbiologisch erscheint im Vergleich mit der Vegetation der nördlichen Halbkugel die Abwesenheit einer deutlich ausgeprägten Zone laubabwerfender Bäume auf der südlichen Hemisphäre bemerkenswert.

Eine sehr isolierte Stellung nehmen die immergrünen Bestände Südafrikas ein, die als Kapflora zusammengefaßt werden. Südlich von dem südafrikanischen Hochlande dehnt sich ein breiter Streifen einer öden, aber nach Regenfällen blütenreichen Strauchsteppe (Karrooregion) aus, an welche sich am südlichen und südwestlichen Küstenstrich Afrikas die immergrüne Wald- und Buschzone anschließt. Hochwälder (mit riesigen Podocarpus, Elaeodendron u. a.) sind auf einen ziemlich engen Bezirk der Südküste beschränkt und zeigen hier tropische Anklänge durch zahlreiche Schlingpflanzen u. a.; erst in der Südwestecke des Kontinents erscheinen ausgedehnte Buschbestände mit dunkeln, meist bläulichgrünen Farbentönen; Erikaceen (mit etwa 300 Arten von Erica), Rhus- und Phylica-Sträucher, Proteaceen (mit ca. 260 Arten) u. a. herrschen vor; nur wenige Holzpflanzen erreichen eine 7—9 m übersteigende Stammhöhe.

Auch im Innern Australiens herrschen ausgedehnte immergrüne Buschformationen, die dort als scrub zusammengefaßt werden und je nach ihrer geographischen und klimatischen Lage eine durchaus verschiedene floristische Zusammensetzung haben. So besteht der Scrub von Queensland vorwiegend aus Acacia harpophylla, ihr schließen sich auch einige Bäume, wie die Myoporee Eremophila, eine kleine, baumartige Borraginee (Ehretia) u. a. nebst einem dichten Untergebüsch von allerlei buntblütigen Formen an. Ganz verschieden hiervon erscheint der Mallee-Scrub Südaustraliens, der Tausende von Quadratmeilen zwischen dem Südufer des Murray und der Küste als eintönige, gelblichbraune Pflanzendecke überzieht; er wird fast nur von einigen dichtstrauchigen Arten von Eucalyptus (E. oleosa, E. dumosa und E. gracilis) gebildet; nebenher kommt auch eine Konifere (Callitris verrucosa)

Digitized by Google

vor. Ausgedehnte Wälder von **Fieberbäumen** (Eucalyptus) bedecken die Bergdistrikte von Süd- und Südostaustralien und werden in feuchtern Regionen sogar von Farnbäumen (Dicksonia) begleitet. In Westaustralien tritt ein großer Reichtum dort einheimischer Proteaceen (ca. 370 Arten) hervor, der in Ostaustralien weniger namhaft ist. Von Koniferen sind auf dem australischen Festland 29 Arten vorhanden, von denen waldbildende Arten von Araucaria und Dammara besonders an dem Küstenstrich von Queensland bis gegen den 30.° südl. Br. angetroffen werden; in Ostaustralien zieht sich ein reicher Koniferenbestand bis nach Tasmania, nimmt aber in Westaustralien (mit Podocarpus, Callitris u. a.) ab; in Tasmania kommen einige auch in Neuseeland und in Südamerika wiederkehrende Gattungen (wie Fitzroya, Phyllocladus u. a.) neben der endemischen Arthrotaxis vor. Die Wälder Neuseelands unterscheiden sich wesentlich von denen Australiens, da ihnen mit letztern keine einzige Baumspezies und nur wenige Sträucher gemeinsam sind, jedoch treten zum Teil dieselben Gattungen (Libocedrus, Podocarpus, Dacrydium, Dammara) wie in Australien und dem antarktischen Südamerika auf; dazu kommen Drachenbäume, Proteaceen, Magnoliaceen (Drimys), Myrtaceen, hohe Araliaceen und Baumfarne (Cyathea); auch eine Buchenart (Fagus Solandri) bildet ausgedehnte Wälder, die an Berglehnen bis 1500 m hinaufgehen.

Auch die Tropenflora, zumal die der Subtropen, ist außerordentlich reich an immergrünen Holzpflanzen, unter denen **immergrüne Schopfbäume**, wie die Palmen, besonders durch Zierlichkeit ihres Laubes und Stammes hervorragen; letztere treten in der außerhalb der Tropen liegenden Zone der immergrünen Gehölze immer nur ganz vereinzelt auf, wie die Zwergpalme im Mittelmeergebiet, Trachycarpus in Ostasien, Pritchardia im pazifischen und Sabal Palmetto im atlantischen Walde. Gerade in diesem nur vereinzelten Übergreifen typischer Tropenformen liegt ein sehr bezeichnender Charakterzug der immergrünen Zone. In regenarmen Gebieten der Tropen hört die immergrüne Belaubung des Waldes auf, der vielmehr erst nach Aufhören der trocknen Jahreszeit **regengrün** wird (s. Tropenwald).

Immerito (lat.), unverdienterweise.

Immermann, Karl Leberecht, Dichter und Dramaturg, geb. 24. April 1796 in Magdeburg, gest. 25. Aug. 1840 in Düsseldorf, besuchte bis 1813 das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog, um Rechtswissenschaft zu studieren, im Frühling des großen deutschen Erhebungsjahrs die Universität Halle. Durch Napoleons Wiederkunft von Elba 1815 zu den Waffen gerufen, nahm er an den Schlachten von Ligny und Waterloo teil, zog mit Blüchers Heer in Paris ein und wurde als Offizier entlassen. Die Selbständigkeit seines Charakters bethätigte er 1817, als die Burschenschafter zu Halle einen armen Studenten, welcher nicht zu ihnen halten wollte, brutal mißhandelten. I. wendete sich in einer Immediateingabe an den König und schrieb die (beim Wartburgfest mit verbrannte) Schrift »Über die Streitigkeiten der Studierenden zu Halle« (Leipz. 1817). 1817 trat er in den preußischen Staatsdienst, arbeitete bis 1819 als Referendar in Aschersleben und wurde darauf als Auditeur nach Münster versetzt. Hier lernte er die Gräfin Elisa v. Ahlefeldt, die Gattin des Freischarenführers von Lützow, kennen und blieb in langjährigen, für seine Produktion nicht sehr vorteilhaften Beziehungen zu ihr, nachdem sie sich von ihrem Gatten hatte scheiden lassen. I. trat während der Münsterschen Zeit zuerst mit dem Lustspiel »Die Prinzen von Syrakus« (Hamm 1821) hervor, dem eine Sammlung »Gedichte« (das. 1822) und die Trauerspiele: »Petrarca« (1822), »König Periander und sein Haus« (Elberf. 1823) u. a. folgten, Werke, in denen er durchaus die Wege der Romantiker wandelte. 1824 als Kriminalrichter an das Oberlandesgericht seiner Vaterstadt berufen, wohin ihm die Gräfin folgte, übersetzte er daselbst Walter Scotts »Ivanhoe« (1826), schrieb die ästhetische Abhandlung »Über den rasenden Ajax des Sophokles« (Magdeb. 1826) und veröffentlichte neue Dramen, wie das Lustspiel »Das Auge der Liebe« (Hamm 1824), die seltsame Tragödie »Cardenio und Celinde« (Berl. 1826), die das Interesse litterarischer Kreise auf ihn lenkten. Als er 1827 als Landgerichtsrat nach Düsseldorf versetzt ward, folgte ihm die Gräfin auch dahin nach. Düsseldorf hatte eben damals den künstlerischen Aufschwung genommen; I. und andre brachten das litterarische Element in die Kunstkreise. Allseitig angeregt, schuf er die ersten selbständigen Werke. Bald nacheinander entstanden die Tragödien: »Das Trauerspiel in Tirol« (Hamb. 1827) und »Kaiser Friedrich II.« (das. 1828), das komische Heldengedicht »Tulifäntchen« (das. 1827; neue Ausg., Berl. 1862), die Lustspiele: »Die Verkleidungen« (Hamb. 1828) und »Die Schule der Frommen« (Stuttg. 1829), das phantastische und tiefsinnige Mysterium »Merlin« (Düsseld. 1831) und die Trilogie »Alexis« (das. 1832). Auch »Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier«, eine gegen Graf Platen gerichtete »litterarische Tragödie« (Hamb. 1829), die »Miszellen« (Stuttg. 1830), eine neue Folge von »Gedichten« (das. 1830) u. a. fallen in jene Zeit. Mit dem Roman »Die Epigonen« (Düsseld. 1836; 2. Aufl., Berl. 1856), den er 1835 vollendete, betrat I. das epische Gebiet, wofür sich seine Begabung am meisten eignete. Bedeutenden Gehalt und Schwung erhielt sein Leben durch die Leitung des Düsseldorfer Theaters zwischen 1835 und 1838. Aus zufälligen Anfängen war der Gedanke, eine Musterbühne zu errichten, emporgewachsen; I. nahm Urlaub von seinem Amt, um sich der Leitung des Theaters ausschließlich zu widmen, und erreichte mit verhältnismäßig geringen Kräften Ungewöhnliches in Repertoire und Ensemble. Nicht an den Prinzipien, sondern am Mangel einer ausgiebigen materiellen Unterstützung scheiterte diese Reformbühne, und es war ein Fehler, daß keins der größern Theater Immermanns dramaturgisches Talent in Dienst nahm. Der Untergang seiner Lieblingsschöpfung verstimmte ihn tief, beugte aber seinen freudigen Schaffensmut nicht. Er begann den humoristisch-idyllischen Roman »Münchhausen, eine Geschichte in Arabesken« (Düsseld. 1839, 4 Tle.; 3. Aufl., Berl. 1854), der im Grunde aus zwei locker verknüpften Romanen bestand u. sich durch Gestaltenreichtum, Fülle realen und poetischen Lebens im idyllischen Teil (»Der Oberhof«, Sonderausgabe mit Illustrationen von Vautier, Berl. 1865), durch eine Reihe satirischer Meisterzüge in der humoristisch-satirischen Zeitdarstellung auszeichnete. Im Herbst 1839 vermählte sich I. mit Marianne, einer Enkelin des Kanzlers Niemeyer in Halle (gest. 17. Febr. 1886 in Hamburg). Im Glück seiner jungen Ehe, im Vollgefühl der mit seinem letzten Werk endlich errungenen allgemeinen Anerkennung schritt I. zur Neugestaltung des Liebesepos »Tristan und Isolde« (Hamb. 1842; 2. Aufl., Berl. 1854) und schrieb gleichzeitig an seinen »Memo-

Digitized by Google

rabilien« (Hamb. 1840–43, 3 Tle.); aber die Vollendung beider Werke war ihm nicht vergönnt, ein tückisches Nervenfieber raffte den Dichter mitten aus seinem Schaffen hinweg. I. gehörte zu jenen spröden Talenten, die erst mit den Jahren voll erglühen und in Fluß kommen. Mit seinen »Epigonen« und dem »Münchhausen« hat er der poetischen Darstellung modernen Lebens Bahn gebrochen und seine Stellung in der Geschichte der deutschen Dichtung gesichert. Eine Gesamtausgabe seiner Schriften (in sorgfältiger Auswahl) erschien in 14 Bänden (Düsseld. u. Hamb. 1835–43), eine neuere, herausgegeben von Boxberger, in 20 Bänden (Berl. 1883). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte G. zu Putlitz seine »Theaterbriefe« (Berl. 1851). Vgl. Freiligrath, Karl I. Blätter der Erinnerung an ihn (Stuttg. 1842); D. F. Strauß, Kleine Schriften (Leipz. 1866); »Karl I., sein Leben und seine Werke« (von der Witwe Immermanns; hrsg. von G. zu Putlitz, Berl. 1870, 2 Bde.); Müller (von Königswinter), Erzählungen eines rheinischen Chronisten, Bd. 1: »Karl I. und sein Kreis« (Leipz. 1860); Fellner, Geschichte einer deutschen Musterbühne. K. Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf (Stuttg. 1888).

Immerschön, soviel wie gemeines Heidekraut (Calluna vulgaris); auch soviel wie Immortelle.

Immersion (lat.), das Ein- oder Untertauchen; daher Immersionstaufe, Taufe durch völliges Untertauchen (bei den Baptisten). — In der Astronomie bezeichnet I. den Moment, in welchem ein Himmelskörper in den Schatten eines andern tritt; s. Eintritt.

Immersionslinsen, s. Mikroskop.

Immerwährender Kalender, s. Kalender.

Immigration (lat.), Einwanderung; immigrieren, einwandern; Immigránt, Einwanderer.

Imminént (lat.), nahe bevorstehend (von etwas Schlimmem), drohend.

Immiscibel (lat.), unvermischbar.

Immission (lat.), Einsetzung, z. B. in ein Amt oder in einen Besitz; daher die gerichtliche »Einweisung« in den Besitz von unbeweglichen Gütern (vgl. auch Missio in possessionem). — I. von Rauch, Flüssigkeiten, schädlichen Substanzen, juristischer Ausdruck für eine äußere Veranstaltung, durch welche die genannten Stoffe in einen fremden Raum geleitet werden; geschieht dies in einer über das Maß des Üblichen hinausgehenden, störenden Weise, so kann der Eigentümer jenes Raumes die Unterlassung, bez. Schadenersatz verlangen; hierzu dient ihm die Actio negatoria (s. Negatorienklage).

Immobiliarkredit, s. Kredit.

Immobiliarverkehrssteuern, s. Verkehrssteuern.

Immobiliarversicherung, Versicherung von Immobilien, s. Feuerversicherung.

Immobilien (lat. Immobiles res, Immobiliarvermögen), »unbewegliche« Sachen, im Gegensatz zu den Mobilien (mobiles res), beweglichen Sachen. Zu den I. gehört vorzüglich der Grund und Boden (Liegenschaften, Güter) und alles, was sich unter oder über der Erdoberfläche zu einem dauernden Zweck als integrierender Bestandteil des Bodens befindet, sowie die darüber befindliche sogen. Luftsäule, in welche niemand etwas ohne Willen des Eigentümers des Grundstücks hineinragen lassen oder hineinleiten (s. Immission) darf. Auch gewisse Rechte, besonders die an Grundstücken, werden zuweilen zu den I. gerechnet (Immobiliarrechte), so z. B. Servituten, Pfandrechte, Reallasten. Der Unterschied zwischen beweglichen und unbeweglichen Sachen ist besonders wichtig bei dem Eigentumserwerb, bei der Verjährung und bei dem Pfandrecht. S. Grundeigentum.

Immobilisieren (lat.), bewegliches Gut zu unbeweglichem machen, den Besitzübergang in andre Hände erschweren oder rechtlich ausschließen.

Immoralität (neulat.), Unsittlichkeit.

Immortalität (lat.), Unsterblichkeit.

Immortellen (franz., »Unvergängliche«), Blumen, welche infolge der trockenhäutigen Beschaffenheit ihrer Blütenhüllblätter lange Zeit nach dem Abschneiden ihre Form und ihr frisches Aussehen bewahren und deshalb in der Boukett- u. Kranzbinderei besonders für Gräberschmuck Verwendung finden. Die meisten I. sind Kompositen, und besonders die Gattung Helichrysum liefert viel Material (Strohblumen). H. orientale (orientalische, französische Immortelle) wird besonders in der Provence und bei Erfurt kultiviert, auch gebleicht und gefärbt. Ebenso benutzt man die gelben, braunen, roten oder weißen Blüten von H. bracteatum (Malmaisonimmortelle) und H. macranthum, beide aus Australien, welche vielfach kultiviert werden. Zu den I. rechnet man außerdem die südeuropäische Papierblume (Xeranthemum annuum) mit weißen und violetten Blüten, welch letztere durch Säuren lebhaft rot gebeizt werden, die australischen Ammobium alatum mit weißen Blüten, Acroclinium roseum mit rosenroten und weißen, Rhodanthe Manglesii mit roten Blüten, die kapischen Helipterum speciosissimum mit weiß und braunen und H. eximium mit roten Blüten, auch die ostindische Gomphrena globosa mit roten und weißen Blüten.

Immōta fides (lat.), »unerschütterliche Treue«, Devise des braunschweig. Ordens Heinrichs des Löwen; aus Valerius Flaccus' Gedicht »Argonautica« III, 589, entnommen.

Immūn (lat., von munus, Dienst, Dienstpflicht), Immunität (s. d.) besitzend, besonders im medizinischen Sinne: gegen Ansteckungsgefahr gesichert, geschützt.

Immunität (lat., Immunitätsrecht, Emunität), im allgemeinen Befreiung von Obliegenheiten, insbes. von öffentlichen Diensten, Lasten und Abgaben. In den ältesten Zeiten deutscher Geschichte genossen einer solchen Bevorzugung die Güter des Königs und seiner nächsten Umgebung. In Verbindung hiermit stand die Befreiung von der Gewalt der gewöhnlichen öffentlichen Gerichte, an deren Stelle der Besitzer des Freigebiets in Person oder durch seine Beamten, Vögte, die Gerichtsbarkeit ausübte. Besonders aber war es die Geistlichkeit, welche im Mittelalter für sich und ihre Besitzungen die I. (immunitas ecclesiastica) zu erreichen wußte. Dem Rechtsstaat der Neuzeit widerstrebt jede I., aber nur allmählich ist deren Beseitigung gelungen. Heutzutage bestehen nur noch wenige rechtliche Bevorzugungen einzelner Stände, wie z. B. die Befreiung der Mediatisierten von der allgemeinen Wehrpflicht, die I. der Exterritorialen (s. Exterritorialität) und die Begünstigungen katholischer Theologie-Studierender und Geistlicher hinsichtlich der Wehrpflicht, gemäß des deutschen Reichsgesetzes vom 8. Febr. 1890. Solche Sonderrechte werden auch jetzt noch Immunitäten genannt. I. hieß auch der Bezirk, für welchen die fraglichen Sonderrechte in Anspruch genommen werden konnten.

Immunität (im medizinischen Sinne). Die Erfahrung, daß der Mensch und gewisse Tiere gegen manche Infektionskrankheiten »immun« sind (angeborne I.), sowie daß auch der Mensch durch ein-

Digitized by Google

maliges Überstehen einer Infektionskrankheit gegen ein nochmaliges Befallenwerden geschützt ist (erworbene I.), hat Veranlassung gegeben, nach den Ursachen dieser eigentümlichen Thatsache zu forschen. Neben dem wissenschaftlichen Interesse, welches die Aufklärung dieses Problems bietet, darf man auch hoffen, daß die Ergründung des Wesens der I. zu einer wirksamen Bekämpfung der gefährlichsten Infektionskrankheiten führen werde, indem es etwa gelingen könnte, ähnlich dem Vorgang bei der Schutzimpfung gegen die Pocken, eine künstliche I. gegen Infektionskrankheiten zu erzeugen. Von den zwei Richtungen, welche die wissenschaftlichen Arbeiten über I. verfolgen, sucht die namentlich in Deutschland vertretene gegenüber der direkt auf praktische Resultate hinzielenden Pasteurschen Richtung zunächst rein theoretisch darüber ins klare zu kommen, welche Eigenschaften oder Verrichtungen des Körpers die I. (die angeborne oder die erworbene) verursachen. Es ist klar, daß eine genaue Kenntnis der Vorgänge oder der Eigenschaften, welche einem Einzelnen oder einer Gattung von Individuen I. verleihen, auch den Weg zeigen mußte für ein sachgemäßes Eingreifen zur Verhütung oder Heilung von Infektionskrankheiten. Die angeborne I., die I. bestimmter Menschenrassen oder Tierarten gegen gewisse Infektionskrankheiten, wurde durch Metschnikow der Thätigkeit der lebenden Zellen und zwar der weißen Blutkörperchen zugeschrieben. Diese Leukocyten sollten nach Metschnikow Phagocyten, d. h. Freßzellen, sein, welche die eingedrungenen Bakterien auffressen. Die Phagocyten der einzelnen Menschen- oder Tiergattungen wären nun verschieden ausgestattet für den Kampf mit dieser oder jener Art pathogener Bakterien, welche ja selbst auch ihre bestimmten chemischen und physiologischen Eigentümlichkeiten haben müssen. Man kann in der That, wenn man gegen Milzbrand immune Tiere mit Milzbrand impft, Milzbrandbacillen nahe der Impfstelle in den weißen Blutkörperchen finden. Den sofort hiergegen erhobenen Einwand, daß man nicht wissen könne, ob diese noch lebend in die Zellen gelangt sind, oder ob sie durch eine aktive Thätigkeit der weißen Blutzellen getötet wurden, konnte Metschnikow widerlegen. Es glückte ihm, trotz der gewichtigsten Einwände und vieler gegenteiliger Beobachtungen andrer Forscher schließlich den Nachweis zu führen, daß, wenigstens unter Umständen, wirklich lebende Bakterien in die weißen Blutkörperchen immuner Tiere aufgenommen werden; zuerst glaubte er in einem besondern Färbeverfahren (mit Vesuvin) die lebenden von den toten Bakterien unterscheiden zu können. Als dieses Verfahren sich als nicht einwandfrei erwiesen hatte, ging er von der Überlegung aus, daß die Bacillen (in allen den fraglichen Versuchen handelte es sich um Milzbrandbacillen), wenn sie vor der Berührung mit den Freßzellen geschützt wären, leichter auskeimen und sich vermehren müßten. Um dies zu erweisen, wickelte er an Seidenfädchen angetrocknete Milzbrandsporen in Schilfrohrsäckchen und ähnliches Material, welches den Körpersäften, nicht aber den weißen Blutzellen den Durchtritt gestattete, ein, brachte diese Säckchen immunen Tieren unter die Haut und fand nun, daß die Sporen innerhalb der Säckchen zum Auskeimen gelangten, außerhalb dagegen nicht. Die Resultate, welche andre Forscher bei Nachprüfung dieser Versuche erhielten, waren teils widersprechend, teils nicht unbedingt bestätigend. Schließlich gelang Metschnikow der Nachweis auf die Art, daß er Phagocyten haltendes Exsudat von der Impfstelle in Bouillon brachte, wodurch die Freßzellen getötet wurden, nicht aber die innerhalb derselben liegenden Bacillen, und diese konnte er nun unter dem Mikroskop unmittelbar auswachsen sehen. Er konnte darauf an eben diesen von den Zellen aufgenommenen (aber durch Abtötung der Freßzellen wieder befreiten) Bacillen sogar noch ihre Infektionstüchtigkeit durch Übertragung auf Tiere erweisen. Auch für die erworbene I. sollte Metschnikows Phagocytenlehre die Erklärung geben, indem die genannten Zellen durch die erste Invasion eine gesteigerte Fähigkeit erlangen sollen, dieselben Infektionserreger aufzunehmen und zu verdauen. Die Ursachen der angebornen I. müssen in physiologisch-chemischen Verhältnissen der Individuen beruhen und sind noch völlig dunkel.

Die Kenntnis der erworbenen I. wurde wesentlich gefördert durch Pasteur, welcher zeigte, daß eine solche nicht bloß durch das einmalige Überstehen einer Infektionskrankheit zu stande kommen, sondern auch künstlich herbeigeführt werden kann durch Impfung mit einem abgeschwächten Infektionsstoff. Man nennt dieses Verfahren nach Pasteur Schutzimpfung (inoculation préventive). Dieser liegt der Gedankengang zu Grunde, welcher durch den Vorgang bei der Kuhpockenimpfung zum Schutz gegen die Menschenblattern angeregt wird, daß nämlich das einmalige Überstehen der Krankheit in leichter Form einen Schutz gegen das schwer Befallenwerden verleiht (s. Impfung). Die Richtigkeit dieses Gedankens wurde von Pasteur zunächst durch seine Versuche mit dem Hundswutgift dargethan (s. Tollwut). Dasselbe ist, wie Pasteur nachwies, in besonderer Intensität im verlängerten Mark der Hunde, Kaninchen ꝛc. anzutreffen. Wenn er nun das verlängerte Mark entfernte, trocknete u. auf bestimmte Temperaturen erhitzte, so gelang es ihm in der That, in bestimmten verschiedenen Graden abgeschwächte Wutgifte darzustellen, die kleine Tiere, z. B. Kaninchen, noch töteten, aber nicht mehr Hunde. Wurden die letztern dann mit nicht abgeschwächtem Wutgift geimpft, so erwiesen sie sich für die Erkrankung unempfänglich. In ähnlicher Weise verfuhr Pasteur auch mit dem Gifte des Milzbrandes. Es gelang ihm auch hier, Milzbrandgift verschiedener Stärke herzustellen und so einen Abschwächungsgrad zu finden, welcher die geimpften Tiere zwar nicht mehr tötete, aber gegen spätere Impfungen mit nicht abgeschwächtem Gift immun machte. Er konnte so in der That Tiere gegen Tollwut und Milzbrand immun machen. Allein der Übersetzung der Ergebnisse dieser Versuche in die Praxis stehen große Bedenken entgegen: die Abschwächung, die »Dosierung« des abgeschwächten Giftes ist nicht so absolut sicher zu handhaben, wie dies erforderlich wäre. Infolgedessen kann es passieren, daß gegen Tollwut oder Milzbrand schutzgeimpfte Menschen oder Tiere entweder, wenn das Gift zu schwach war, doch nicht immun werden, oder, war es zu stark, an der Schutzimpfung selbst zu Grunde gehen. Thatsächlich sind auch von den gegen Tollwut Geimpften manche unzweifelhaft der eingeimpften Tollwut erlegen, und von den gegen Milzbrand prophylaktisch geimpften Schafen sind schon Tausende an Impfmilzbrand zu Grunde gegangen. Was ferner noch die Tollwut betrifft, so ist Pasteurs Voraussetzung, daß die Impfung auch nach erfolgtem Biß noch Schutz gewähre, nicht erwiesen.

Während die geschilderten Untersuchungen Pasteurs mehr darauf abzielten, den von der Natur vorgezeichneten Weg der Erzielung der I. nachzuahmen, haben

Digitized by Google

andre Forschungen zu ergründen gesucht, wie die erworbene J. zu stande komme. Es wurden in dieser Richtung im wesentlichen drei Theorien aufgestellt: 1) Die Retentionshypothese: die in den Körper eingedrungenen Bakterien produzieren Stoffwechselprodukte, welche ihnen selbst giftig werden; diese bleiben auch nach Ablauf der Krankheit im Körper zurück und verhindern eine wiederholte Infektion. 2) Die Erschöpfungshypothese. Nach dieser sollten die Infektionskeime Stoffe aus dem erkrankten Körper aufzehren, welche zu ihrer Entwickelung erforderlich wären, und so sollte eine zweite Invasion nicht zu stande kommen können. 3) Die Hypothese von Buchner und Wolffberg, wonach in dem durch die Invasion in erster Linie betroffenen Organ sich eine reaktive Änderung ausbilde, welche ein Wiederbefallenwerden verhindere.

Die Unhaltbarkeit der Erschöpfungstheorie wurde alsbald durch experimentelle Untersuchungen dargethan, aber auch Metschnikows Theorie konnte, obwohl er bewiesen hatte, daß wirklich lebende Bacillen von den Phagocyten aufgenommen werden, sich keine allgemeine Anerkennung verschaffen. Es wurde nämlich von verschiedenen Forschern übereinstimmend die Beobachtung gemacht, daß das zellenfreie Blutwasser (Serum) bakterientötende Eigenschaften besitze. Darauf wurde eine neue Immunitätstheorie aufgebaut, indem man annahm, das normale Blut enthalte eine bakterienfeindliche Substanz in größerer oder geringerer Menge, bez. Giftigkeit, und von der qualitativen oder quantitativen Verschiedenheit dieser Substanz hänge die für die verschiedenen Menschen, bez. Menschenrassen und für die verschiedenen Tiergattungen verschiedene J. ab. Diese Theorie mußte die Phagocytenlehre Metschnikows mindestens als überflüssig erscheinen lassen, denn wenn beim immunen Tiere schon die Blutflüssigkeit die Bakterien abtötet, so bedarf es nicht noch des Kampfes der zelligen Elemente mit den Bakterien, um diese letztern der Vernichtung entgegenzuführen. Nun aber besaß nicht nur das Blutserum immuner Tiere die Fähigkeit, pathogene Bakterien zu töten, sondern auch das Serum der für Milzbrand empfänglichen Tiere vermag Milzbrandbacillen abzutöten, anderseits wurde diese Fähigkeit bei Blutserum milzbrandimmuner Katzen ꝛc. vermißt, so daß also auch die Thatsache der bakterienvernichtenden Kraft des zellenfreien Blutserums die Frage der J. nicht zu lösen vermag.

Die neuesten Beobachtungen, welche man bei der Herstellung und Anwendung der künstlich abgeschwächten Giftstoffe gemacht hat, haben die Wahrscheinlichkeit immer näher gerückt, daß die künstliche Immunisierung weniger durch die (abgeschwächten) Bakterien selbst, als vielmehr durch deren Stoffwechselprodukte, also durch chemische Gifte bedingt werde, daß also die Durchseuchung eines Individuums mit einer Infektionskrankheit im wesentlichen dadurch zur J. führen müsse, daß Stoffwechselprodukte von Bakterien im Körper zurückbleiben, welche nur sehr langsam aus dem Körper wieder verschwinden, und an deren Anwesenheit der Körper sich gewöhnt wie an andre chemische Gifte auch. Diese Stoffwechselprodukte machen es, wenn sie in gewisser Konzentration im Organismus vorhanden sind, neu eindringenden Bakterien derselben Art unmöglich, sich anzusiedeln, weil, wie auch im Reagensglas zu beobachten ist, die Bakterien, nachdem sie eine gewisse Entwickelungsgrenze erreicht haben, durch ihre eignen Stoffwechselprodukte am Weiterwachsen gehindert werden. Dies ist nichts andres als die oben schon erwähnte Retentionshypothese. Auf solchen Erwägungen fußend, hat man denn auch angefangen, zur Erzielung künstlicher J. statt der abgeschwächten Bakterienkulturen sterilisierte zu verwenden, also die J. lediglich durch die chemischen Produkte des Bakterienstoffwechsels herbeizuführen, und mit dem glänzendsten Erfolg. Die Verwendung sterilisierter Kulturen zur Immunisierung hat neben der hohen theoretischen Bedeutung den gar nicht hoch genug anzuschlagenden praktischen Vorteil, daß damit der zur Immunisierung verwandte Stoff zu einem richtig abmeßbaren, dosierbaren, chemischen Körper wird, wogegen man bei Einverleibung wenn auch abgeschwächter, so doch vermehrungsfähiger, pathogener Mikroorganismen die Wirkung auf den Organismus nicht mit der nötigen Sicherheit in der Hand hat. Schon oben wurde hervorgehoben, wie als letztes Endziel der Studien über J. die Heilung der Infektionskrankheiten angestrebt werde. Die Entdeckung Robert Kochs steht auf diesem Boden der künstlichen Immunisierung durch Stoffwechselprodukte der Tuberkelbacillen, welche durch Sterilisierung der Bacillenkulturen und Isolierung der chemischen Giftstoffe durch ein besonderes technisches Verfahren (Ausziehen mit 50proz. Glycerin) gewonnen werden. Koch äußerte sich über diesen Punkt in seinem Vortrag 2. Aug. 1890 beim achten medizinischen Kongreß in Berlin wie folgt: ».... ich kann über dieselben (Versuche) daher nur so viel mitteilen, daß Meerschweinchen, welche bekanntlich für Tuberkulose außerordentlich empfänglich sind, wenn man sie der Wirkung einer solchen Substanz aussetzt, auf eine Impfung mit tuberkulösem Virus nicht mehr reagieren, und daß bei Meerschweinchen, welche schon in hohem Grade an allgemeiner Tuberkulose erkrankt sind, der Krankheitsprozeß vollkommen zum Stillstand gebracht werden kann.« Ferner gelang es Fränkel, vermittelst sterilisierter Kulturen von Diphtheriebacillen Meerschweinchen gegen Diphtherie immun zu machen, und Behring u. Kitasato konnten sogar schon mit Diphtherie, bez. Wundstarrkrampf infizierte Tiere durch ähnliche Immunisierungsverfahren heilen.

Haben sich mit der Zeit auch die Stimmen, welche dem Kochschen Tuberkulin seine Bedeutung absprechen oder dasselbe für schädlich zu erklären geneigt sind, eher gemehrt als gemindert, so bleibt doch kein Zweifel, daß hier die Therapie der Zukunft, und zwar der allernächsten, liegt, und daß die zur Zeit noch bestehenden Mißstände und Schwierigkeiten sich bald und sicher werden beseitigen lassen. Vgl. Ribbert, Der jetzige Standpunkt der Lehre von der J. (»Deutsche Medizinische Wochenschrift«, 1890, Nr. 31); Fränkel, Grundriß der Bakterienkunde (3. Aufl., Berl. 1890); Brieger u. Fränkel, Untersuchungen über Bakteriengifte (»Berliner Klinische Wochenschrift«, 1890, Nr. 11 und 12); Koch, über bakteriologische Forschung. Vortrag ꝛc. (»Deutsche Medizinische Wochenschrift«, 1890); Behring u. Kitasato, über das Zustandekommen der Diphtherie-J. und der Tetanus-J. bei Tieren; Behring, Untersuchungen über das Zustandekommen der Diphtherie-J. bei Tieren (»Deutsche Medizinische Wochenschrift«, 1890, Nr. 49 u. 50).

Immutabel (lat.), unwandelbar.

Imnau, Badeort im preuß. Regbez. Sigmaringen, Oberamt Haigerloch, an der Eyach, 5 km vom Bahnhof Eyach, hat eine kath. Kirche und 511 Einw. Die Heilquellen von J. gehören zur Klasse der erdigsalinischen Eisenquellen und zeichnen sich besonders

Digitized by Google

durch ihren großen Gehalt an Kohlensäure aus. Sie werden vorzugsweise bei Anämie, Gicht, Lungenphthisis, Blasenkatarrh und bei hysterischen Lähmungen innerlich und als Bäder (auch in der Form von Gasbädern) angewendet. Mit dem Bad sind eine Molkenkuranstalt sowie Fichtennadelbäder &c. verbunden. Vgl. Egler, Der Kurort J. (Sigmaring. 1864).

Imŏla, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Bologna, am Santerno und an der Eisenbahn Bologna-Ancona und der Dampfstraßenbahn Bologna-J. gelegen, mit Mauern umgeben, ist Sitz eines Bischofs, hat einen restaurierten Dom, ein altes Kastell (Rocca), ein Gymnasium, eine technische Schule, eine Bibliothek (18,000 Bde.), ein Theater, Mineralquellen und (1881) mit den Vorstädten 11,372 (als Gemeinde 29,343) Einw., die Gerberei, Thonwaren- und Seifenfabrikation, Seidenspinnerei und Handel mit Weinstein, Hanf, Reis, Getreide und Seide betreiben. 2 km von J. die Frührenaissancekirche Madonna del Piratello mit schönem Glockenturm. — J. ist das von Sulla erbaute und nach ihm benannte Forum Cornelii der Römer. Im Mittelalter stand es seit 1262 unter der Herrschaft von Bologna, seit 1292 unter dem Geschlecht der Alidosi; 1424 kam es unter die Visconti von Mailand, nach dem Sturz Cesare Borgias endgültig an den Kirchenstaat.

Imŏla, Innocenzo da, eigentlich Francucci, ital. Maler, geb. um 1494 in Imola, gest. um 1550 in Bologna, kam 1508 zu Francia nach Florenz in die Lehre, hielt sich später einige Zeit bei Albertinelli auf und ahmte zuletzt Raffael nach. Er lebte zumeist in Bologna, wo auch seine Hauptwerke sich befinden. Seine bedeutendsten Bilder sind: die Vermählung der heil. Katharina, von 1536, in San Giacomo Maggiore, die Fresken in San Michele in Bosco, eine Madonna in der Glorie mit Heiligen (1517, Pinakothek) und Christus am Kreuz mit Heiligen (1549) in San Salvatore zu Bologna. Tafelbilder von ihm befinden sich in den Galerien zu Berlin, München, St. Petersburg und Frankfurt a. M.

Imoscharh, afrikan. Volksstamm, s. Tuareg.

Imoski, Marktflecken in Dalmatien, über dem Thale der Vrlika nahe der Grenze gegen die Herzegowina gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Franziskanerkloster, ein altes Kastell, einigen Handel und (1890) 1331 (als Gemeinde 31,640) serbokroat. Einwohner.

Imp., Abkürzung für Imperium, Imperator oder auch Imperativus.

Impanātio (lat., von panis, »Brot«), das Einswerden des Leibes Christi mit dem gesegneten Brot im Abendmahl, Lehre des Abtes Rupertus von Deutz (gest. 1135), ward von Johann von Paris (gest. 1306) der Transsubstantiationslehre gegenübergestellt; bei katholischen Schriftstellern auch Benennung der lutherischen Lehre vom Abendmahl.

Impar (lat.), ungleich, ungerade; impari Marte (»mit ungleichem Mars«), in ungleichem Kampf, mit ungleichem Kriegsglück.

Impardonnābel (franz., spr. ängp-), unverzeihlich.

Impartiāl (franz.), unparteiisch; Impartiaux (»die Unparteiischen«), in der französischen Revolutionszeit das Zentrum im Konvent.

Impartibel (lat.), unteilbar.

Impassābel (lat.), unpassierbar.

Impasse (franz., spr. ängpáss', Impaß), Sackgasse; einen I. (fälschlich Engpaß) machen oder impassieren, im Whist- und Bostonspiel soviel wie mit einer niedrigen Karte stechen in der Voraussetzung, daß der Gegner keine höhere hat, um so einen Stich mehr zu erhalten (schneiden, reiten, postmeistern).

Impassibel (spätlat.), gegen Eindrücke unempfindlich, kein Gefühl kundgebend, kaltblütig.

Impásto (ital., Empaste, franz. Empâtement), in der Malerei das dicke Auftragen der Farben; in der Kupferstecherei das geschickte Verwischen der Punkte und Striche.

Impatibel (lat.), unleidlich, unerträglich; unverträglich.

Impatiens *L.* (Springkraut, Balsamine), Pflanzengattung aus der Familie der Balsaminaceen, saftige Kräuter mit abwechselnden, einfachen Blättern, blattwinkelständigen Blüten und länglicher, vielsamiger Kapsel. 135 Arten, von denen 110 dem tropischen Asien angehören. I. noli tangere *L.* (gelbes Springkraut, Judenhütlein, Rührmichnichtan), einjährig, mit 60—120 cm hohem Stengel, eiförmigen Blättern, hängenden goldgelben, im Schlund rot punktierten Blüten und schotenförmiger Kapsel, welche bei der Reife oft schon bei leiser Berührung aufspringt und die Samen fortschleudert, findet sich in Deutschland an feuchten Stellen, besonders in Buchenwäldern. I. balsamina *L.* (Gartenbalsamine), einjährig, 15—30 cm hoch, mit lanzettförmigen, gesägten Blättern, gehäuften, einblütigen Blütenstielen, weißen, roten oder anders gefärbten Blüten und ovalen, fünfklappigen Kapseln, aus Ostindien, wird bei uns in zahlreichen Varietäten als Zierpflanze kultiviert. Man unterscheidet Rosenbalsaminen (Andrieux-Balsaminen), mit dicht gefüllten, rosenähnlichen Blüten, Kamellienbalsaminen, mit weniger regelmäßig gebauten, weiß gefleckten Blüten, und nelkenartig gestreifte Balsaminen. Früher bereitete man aus dieser Pflanze einen Wundbalsam, daher der Name Balsamine. Mehrere andre Arten, wie I. Sultani *Hook. fil.*, mit karminroten Blüten, aus dem tropischen Afrika, werden in Gewächshäusern kultiviert.

Impatronieren (impatronisieren, lat.), sich als Herr und Gebieter (Patron) in etwas festsetzen.

Impavidum ferient ruinae (lat.), Citat aus Horaz' Oden (III, 3, 7), dem die Worte vorhergehen: Si fractus illabatur orbis, »wenn der Erdkreis zusammenbrechend einstürzt, auf einen Unerschrockenen werden die Trümmer niederfallen«.

Impeachment (engl., spr. impitschment), im engl. Strafrechtsverfahren die öffentliche »Anklage«, bei welcher das Staatsoberhaupt selbst als Ankläger angesehen und durch einen King's (Queen's) Counsel vertreten wird; auch die Anklage, welche vom Unterhaus gegen ein Mitglied des Parlaments beim Oberhaus zu erheben ist. Die letzten und besonders bekannten Fälle einer solchen Anklage waren die von Warren Hastings (1788) und des Lords Melville (1806). — In den Vereinigten Staaten von Nordamerika versteht man unter I. die Anklage, die das Repräsentantenhaus bei dem Senat der Union gegen einen verantwortlichen Staatsbeamten erhebt, ebenso aber auch die Anklage, welche von dem Repräsentantenkörper eines Einzelstaates gegen einen Beamten des letztern bei dem Senat dieses Einzelstaates angestrengt wird. Die bekanntesten Fälle von I. in den Vereinigten Staaten sind diejenigen des Oberrichters Samuel Chase (1804) und des Präsidenten Johnson (1868).

Impedimént (lat.), Hindernis.

Impegno (ital., spr. impénnjo, »Verpfändung«), Verbindlichkeit, Obliegenheit; impegniert, verpfändet, in etwas verwickelt und dafür verantwortlich.

Digitized by Google

Impenetrābel (lat.), undurchdringlich.

Impennes, s. Urinatores.

Impénsen (lat. Impensae), die auf eine Sache gemachten Verwendungen. Sie werden eingeteilt in notwendige J. (impensae necessariae), Verwendungen, die zur Erhaltung einer Sache notwendig waren; nützliche J. (i. utiles), Verwendungen, welche den Wert der Sache erhöht haben, und Luxusimpensen (i. voluptuariae). Diese Einteilung wird besonders wichtig bei der Eigentumsklage, indem jeder Verklagte, mit Ausnahme des Diebes, bis zum Ersatz der notwendigen J. die Sache zurückbehalten darf (s. Retentionsrecht). Wegen der nützlichen J. hat nur der redliche Besitzer dieses Recht, und rücksichtlich der Luxusaufwendungen hat jeder Besitzer nur das Recht, die gemachten Aufwendungen, Verschönerungen u. dgl. hinwegzunehmen (jus tollendi), wenn es ohne Beschädigung der Hauptsache geschehen kann, und wofern jene Verzierungen dann noch Wert haben würden und der Eigentümer nicht etwa zum Ersatz dieses Wertes bereit ist. Im Gegensatz zu den J. nennt man Expensen Ausgaben, welche im Interesse einer Sache erfolgen.

Imperatīv (lat.), der befehlende Modus des Zeitworts, s. Verbum.

Imperātor (lat.), eigentlich »Oberbefehlshaber«, wurde im alten Rom in der Zeit der Republik von den Heerführern entweder auf Senatsbeschluß oder auch, wenn sie nach einem erfochtenen Sieg durch Zuruf der Truppen damit begrüßt worden waren, als den übrigen Namen nachgesetzter Titel gebraucht, jedoch nur so lange, als sie den Oberbefehl (das imperium) wirklich führten. Nachdem aber der Titel Julius Cäsar auf Lebenszeit und mit der Befugnis, ihn auf seine Nachkommen zu vererben, verliehen worden war, wurde er von den nachfolgenden Kaisern, obgleich er eigentlich nur die oberste Militärgewalt ausdrückte, neben andern Titeln zur Bezeichnung ihrer kaiserlichen Würde überhaupt gebraucht, in diesem Sinn aber den übrigen Namen und Titeln in der Regel vorangestellt. Daher bildet das Wort I. in seinen Ableitungen (empereur, emperor 2c.) bei den romanischen Nationen und bei den Engländern noch heute den Kaisertitel.

Imperatōria *L.* (Meisterwurz), Gattung aus der Familie der Umbelliferen, meist breitblätterige Kräuter mit großen Dolden ohne Hüllen, wenigblätterigen Hüllchen, weißen Blüten und vom Rücken her zusammengedrückter, flacher oder linsenförmiger Frucht mit breitem, flachem Flügelrand. I. ostruthium *L.* (Kaiserwurzel, Magistranzwurzel, Ostritzwurzel), eine ausdauernde Pflanze der mitteleuropäischen Gebirge, bis 1 m hoch, mit doppelt dreizähligen Blättern und weiten Blattscheiden, liefert die ehemals arzneilich benutzte Meisterwurzel (weiße Abstränze), welche stark aromatisch riecht, beißend scharf schmeckt und neben wenig ätherischem Öl, Harz und Stärke Peucedanin (Imperatorin) enthält. Sie wurde im Mittelalter in den Arzneischatz aufgenommen, findet jetzt aber fast nur noch in der Tierheilkunde Anwendung.

Imperatōrisch (lat.), befehlshaberisch; nach Art eines Imperators, ihm gemäß, gebührend.

Imperatorskája, Bucht des Japanischen Meeres, an der Küste des russisch-sibir. Küstengebiets unter 49° nördl. Breite, mit vier kleinen Buchten, darunter die gute Konstantinowsche, ist aber 6 Monate durch Eis gesperrt.

Impératrice (franz., spr. ängperatriß', lat. Imperatrix), Kaiserin.

Imperfekt (lat.), unvollendet, unvollkommen, unfertig, im Gegensatz zu perfekt (s. d.); imperfektibel, nicht vervollkommnungsfähig.

Imperfektion (lat.), in der Mensuralmusik die zweiteilige Geltung einer Note; vgl. Perfektion.

Imperfektum (lat.), s. Verbum.

Imperforāta, s. Rhizopoden.

Imperforatio (lat.), s. Atresie.

Imperiāl (lat.), kaiserlich, großartig, stattlich. Als Substantiv bezeichnet J. (das) ein kühlendes Getränk mit Zitronenschalen, Zucker, Kremortartari, Alkohol 2c.; in der Buchdruckerei eine der größten Schriftarten, von 108 typ. Punkten; auch ein großes Papierformat (s. Papier).

Imperiāl, russ. Goldmünze zu 10 Rubel, 1755—62 im Gewichte von 16,58 g mit 11/12 Feinheit = 42,362 Mk. geprägt, seit dem Ukas vom 18. Dez. 1763 aber 13,088 g schwer = 33,47 Mk. Der Ukas vom 14. Febr. 1817 hielt nur den Halbimperial (Polu J.) aufrecht, welchem seit 1850 gegen Silberkurant 3 Proz. Agio zukamen. Durch das Münzgesetz vom 7. Dez. 1885 wurde der J. auf 290,4 Doli oder 12,90388 g Gewicht bei 9/10 Feinheit = 32,40164 Mk., entsprechend der halbe, bestimmt. S. Tafel »Münzen III«, Fig. 2.

Imperialbushel, s. Bushel.

Imperialdukaten, russ. Goldmünze, s. Dukaten.

Impériale (franz., spr. ängperiall'), mit Sitzen versehenes Wagenverdeck; Betthimmel; auch ein Kartenspiel unter zweien mit der Pikettkarte. Speziell in diesem Spiel heißt I. die Vierzahl der Könige, Damen, Buben, Asse oder Sieben und die Sequenz von König, Dame, Bube, As in einer Farbe.

Imperialgallon, s. Gallon.

Imperial Institute (engl., spr. impirjel institjūt, »Reichsinstitut«), s. Kensington.

Imperialismus (neulat.), Bezeichnung für den politischen Zustand der Staaten, in welchen, wie unter den römischen Kaisern, nicht das Gesetz, sondern die auf die Militärmacht sich stützende Willkür des Regenten herrscht.

Imperialquarter, s. Quarter.

Imperialschafe (Imperiales), span. Merinoschafe, aus königlichen Schäfereien stammend.

Imperialscharlach, soviel wie Biebricher Scharlach (s. d., Bd. 2).

Imperial Standard (engl., spr. impirjel stänndärd), mit englischen Maßeinheiten zusammengesetzt, bedeutet die jetzt für England gesetzlichen Normalmaße.

Imperium (lat., »Befehl, Herrschaft, Macht«), im alten Rom die höchste militärische und bürgerliche Gewalt, welche ursprünglich nur den Königen und nach ihrer Vertreibung dem Volke, dann den höchsten Obrigkeiten (also den Konsuln und ihren Vertretern, den Prätoren, Diktatoren, Prokonsuln, Proprätoren, später auch dem Praefectus urbi und dem Praefectus praetorio) angehörte, aber in der republikanischen Zeit allein außerhalb der Stadt in ihrem ganzen Umfang ausgeübt und durch einen besondern Beschluß der Kuriatkomitien verliehen wurde.

Impermeabilität (lat.), Undurchdringlichkeit, z. B. für Flüssigkeiten, für Gase.

Impersonale (lat.), unpersönliches Verbum (s. d.).

Impertinént (lat.), ungehörig, ungeziemend, unverschämt, derb; Impertinenz, Ungebührlichkeit, Unverschämtheit, Flegelei; Impertinentien, impertinente Dinge.

Imperturbābel (lat.), unstörbar, unerschütterlich.

Imperzeptibel (neulat.), unwahrnehmbar.

Digitized by Google

Impetigo (lat.), eine Hautkrankheit, von der man zwei Formen unterscheidet: die I. herpetiformis Hebras, welche nach den einen als Reflexneurose, nach andern als eine metastatische (pyämische) Pustulose (daher auch: Herpes pyaemicus) oder endlich als eine chronische Infektionskrankheit der Haut anzusehen ist. Diese J. geht unter Fieber mit, meist zuerst in der Leistengegend auftretender Pustelbildung einher. Bald fließen die Pusteln zusammen und trocknen zu grünen Borken ein, an deren Rand sich neue Pusteln entwickeln, so daß bald große Teile der Haut in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese J. tritt fast nur bei Schwangern auf und führte in der Mehrzahl der bisher beobachteten Fälle durch Entkräftung zum Tode, zuweilen, dann meist mit Unterbrechung der Schwangerschaft durch Abort, zur Heilung. Die Behandlung ist dem Arzt zu überlassen. Die I. contagiosa von Fox (früher Eitergrind, Eiterflechte) ist ein entzündliches Hautleiden, bei dem gruppenweise linsengroße, nach acht Tagen zu honigfarbenen Krusten eintrocknende Pusteln meist zuerst im Gesicht und auf Kinn, Stirn, Wangen auftreten. Diese Pusteln wachsen zu erbsen- bis kirschgroßen Blasen aus, welche mit einem roten Saume umgeben sind. In den Pusteln fand Bockhart den eitererregenden Pilz Staphylococcus pyogenes aureus. Diese J. entsteht meist infolge von Unreinlichkeit und ist, wie der Name besagt, ansteckend, heilt aber leicht durch Auflegen einer Salbe aus Zinkoxyd und weißem Präcipitat, nachdem die vorher durch Öl erweichten Borken entfernt sind. Narben bleiben nicht zurück, sondern nur anfangs rote, bald wieder schwindende Flecke.

Impetrānt (lat.), derjenige, welcher in Prozeßsachen, namentlich in eiligen und Arrestsachen, auf einseitiges Vorbringen eine Verfügung erwirkt; Impetrāt dagegen der, gegen welchen diese erwirkt wird. S. Arrest, S. 940.

Impetuōso (con impeto, ital.), musikal. Vortragsbezeichnung; mit Ungestüm, rasch und heftig.

Impĕtus (lat.), Ungestüm, heftiger Angriff; im Strafrecht eine Unterart des Dolus (s. d.), rechtswidriger Vorsatz, welcher in leidenschaftlicher Erregung gefaßt wurde. Vgl. Dolus.

Impfung, die künstliche Übertragung eines Krankheits- oder Ansteckungsstoffes auf eine von der Oberhaut befreite Stelle durch einen Riß, einen feinen Schnitt, eine Exkoriation auf ein bisher gesundes Individuum. Die J. ist also eine eigentümliche Form der Ansteckung, wobei der Ansteckungsstoff in Form einer Flüssigkeit durch die äußere Haut in die Säftemasse aufgenommen wird. Auf dem Wege der J. können verschiedene Ansteckungsstoffe und demnach auch verschiedene Krankheiten, sei es zufällig, sei es absichtlich, übertragen werden, z. B. die Syphilis. Im engern Sinne bedeutet J. die absichtliche Übertragung eines schwach wirkenden Krankheitsstoffes, um dadurch für ein stärkeres Krankheitsgift verwandter Art Schutz zu erzielen (vgl. Immunität). Diese J. heißt auch prophylaktische oder Schutzimpfung (s. d.). In der Regel denkt man bei dem Worte J. an die künstliche Übertragung des Kuhpockengifts auf den Menschen (Vaccination) in der Absicht, ihn dadurch gegen den Ansteckungsstoff der Menschenpocken unempfänglich zu machen. Die Kuhpocken (vaccina, variola vaccina) sind ein pustulöser Ausschlag am Euter der Kühe, der in Form der wahren und der falschen Kuhpocken (s. Mauke) auftritt, jedoch nur in der erstern Form eine Schutzkraft gewährt. Die Lymphe dieser Pocken, deren Aussehen ganz dem der Menschenpocken (s. Pocken) entspricht, enthält den Ansteckungsstoff, der am achten Tag zur J. am geeignetsten ist. Man verwendet die Lymphe am besten frisch, da sie, in Glycerin aufbewahrt, schon nach 2—3 Monaten zweifelhafte oder unbrauchbare Resultate liefert, selbst wenn sie in kleinen Glasröhrchen fest zugeschmolzen ist. Der Akt der J. selbst besteht darin, daß am Oberarm des Impflings oder bei Mädchen, bei denen man die Impfnarben am Oberarm vermeiden will, am Oberschenkel die Haut mit einer Lanzette geritzt oder schräg eingestochen wird, so daß höchstens ein Tröpfchen Blut hervorquillt, und daß in diese kleine Wunde die Lymphe mittels derselben Lanzette hineingewischt und verstrichen wird. Am 1. und 2. Tage ist an der Impfstelle noch keine Veränderung zu bemerken, am 3. erscheint ein roter Fleck, der am 4. zunimmt, an welchem man auch ein kleines Knötchen fühlt; am 5. erhebt sich dasselbe, wird pustelförmig und mit einem schmalen, roten Hof umgeben. Am 6. Tage bekommt die Pustel eine Delle, füllt sich mit klarer Flüssigkeit, der Hof tritt mehr hervor; am 7. nehmen die Erscheinungen zu, am 8. ist die Pustel völlig ausgebildet, 4—8 mm im Durchmesser stark, mit heller Lymphe gefüllt, der Entzündungsrand ziemlich ausgebreitet; am 9. dehnt er sich noch weiter aus, wird röter, die Lymphe wird dicklich eiterig. Am 10. ist die Delle verschwunden, die Pustel in völliger Eiterung, die Röte weiter um die Pustel verbreitet, dabei Fieber vorhanden. Vom 12. Tage an fängt die Pustel an abzutrocknen, und der Entzündungsrand verschwindet. Hat die entstandene Pustel nicht alle Zeichen der echten Kuhpocke, so trage der Arzt Sorge für die später anzustellende Wiederimpfung (Revaccination). Eine unentwickelte, rudimentäre Kuhpocke, eine sogen. Vaccinelle, wird entstehen oder auch die J. ganz erfolglos bleiben, wenn man sich eines unwirksamen Impfstoffes bediente, bei der J. selbst Fehler beging, oder wenn das geimpfte Individuum gegen das Kuhpockenkontagium überhaupt unempfänglich ist. Der Impfstoff trägt die Schuld des Mißlingens der J., wenn man ihn einer Vaccinelle entnahm, oder wenn man eine echte Pocke zur unrechten Zeit, zu früh oder zu spät, öffnete. Nur am siebenten oder achten Tage nach der J., wo die Kuhpocke in ihrer Blüte und die Lymphe wasserhell ist, ist die Kuhpocke des Menschen zum Weiterimpfen brauchbar. Beim Kalb wird dagegen die Lymphe schon am 4. oder 5. Tage zum Weiterimpfen abgenommen. Ist die J. von einer guten Pockenbildung gefolgt, so kann man darauf rechnen, daß innerhalb der nächsten 6—8, höchstens 9 Jahre eine Ansteckung mit Pockenkranken entweder ganz unschädlich bleiben, oder nur eine sehr schwache Erkrankung zur Folge haben wird.

Diese Erfahrung ist eine der wichtigsten und für das menschliche Geschlecht segensreichsten Entdeckungen auf dem Gebiete der Heilkunde. Es war eine längst bekannte Thatsache, daß die künstlich hervorgebrachten Menschenpocken (Variolisation) gewöhnlich milder verliefen als die auf dem gewöhnlichen Wege der Ansteckung unabsichtlich entstandenen Pocken. Die Inder kannten diese Thatsache schon früh, und auch in China, Arabien, Georgien, Persien und andern Ländern ward die Einimpfung der Menschenblattern auf verschiedene Art ausgeübt. Zu Anfang des 18. Jahrh. wendete sich in Europa die Aufmerksamkeit der Laien und Ärzte bestimmter der J. der Menschenpocken zu. Lady Montague, deren Gemahl Gesandter in Konstantinopel

Digitized by Google

war, ward in Griechenland darauf aufmerksam, ließ 1717 ihren Sohn impfen und wußte nach ihrer Rückkehr nach England dieser Schutzmaßregel allgemeinen Eingang zu verschaffen. Indessen traten viele Gegner dieser prophylaktischen Methode auf, und sie kam im Laufe des Jahrhunderts so ziemlich in Vergessenheit. Der Amtmann Jobst Böse wies in den »Allgemeinen Unterhaltungen vom Jahre 1769« (Göttingen, 39. Stück vom 24. Mai 1769, S. 305) bereits die Schutzkraft der Kuhpocken nach; ferner impfte 1791 der Schullehrer Plett zu Hasselburg in Holstein drei Kinder mit günstigem Erfolg (»Schleswig-Holsteinische Provinzialberichte«, 1815, S. 77), ohne seine Entdeckung weiter zu verfolgen. Ihm war bekannt, daß die Milchmädchen, die von kranken Kühen her an den Händen die Kuhpocken gehabt hatten, stets von den Pocken verschont blieben. Dagegen benutzte Edw. Jenner (s. d.), Arzt zu Berkeley in Gloucestershire, die bisherigen Erfahrungen zu zahlreichen und fortgesetzten Versuchen, die zur Feststellung der Thatsache von der Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken führten. 1799 ward in London eine öffentliche Impfanstalt errichtet, in der noch in demselben Jahre 6000 Menschen geimpft wurden. 1799 impften de Carro in Wien, Junker in Halle, Ballhorn und Stromeyer in Hannover, bald danach Heim, Hufeland u. a. In Frankreich verbreitete Aubert, in Italien Sacco die I.; 1800 schickte de Carro Lymphe nach Konstantinopel, von wo sie nach dem Orient gelangte. Nach Amerika sandte Jenner selbst die erste Kuhpockenlymphe.

Im Laufe der Zeit hat sich die Überzeugung von der Schutzkraft der Kuhpockenimpfung gegen die mit Recht so gefürchteten Menschenpocken an der Hand zahlloser Erfahrungen und auf Grund eines überreichen statistischen Materials bei Ärzten und Laien eingebürgert, und bei sorgfältiger Ausführung ist sie auch völlig gefahrlos. Sofern man die I. mit reiner Kuhlymphe vornimmt (was in Deutschland infolge des Reichsimpfgesetzes vom 8. April 1877 [s. unten] sowohl in der Bevölkerung als in der Armee ausnahmslos geschieht), sind böse Folgen niemals zu gewärtigen; impft man dagegen mit humanisierter, d. h. auf menschlicher Haut entstandener Lymphe, so können auf diesem Weg nicht nur die Wundrose oder eiterige Hautentzündungen, sondern auch die Tuberkulose, die dieser gleichwertige Skrofulose und die Syphilis, allerdings auch dann nur unter besonders erschwerenden Umständen, übertragen werden, und thatsächlich ist Syphilis in vereinzelten Fällen wirklich übertragen worden. Da aber bei Gebrauch von Kälbchenlymphe jede Gefahr ausgeschlossen ist (denn gegen Syphilis ist das Kalb immun, und gegen Übertragung von Tuberkulose schützt man sich dadurch, daß die einem Kalb entnommene Lymphe erst dann zum Verbrauch zugelassen wird, wenn das nach Abnahme der Lymphe geschlachtete Kalb vom Tierarzt für gesund befunden ist), so kann ein Einwand gegen die Vornahme der Schutzpockenimpfung als einer allgemeinen Maßregel der öffentlichen Gesundheitspflege nicht mehr erhoben werden. Gegenüber dem ungeheuern Elend, welches die Pockenepidemien im vorigen Jahrhundert und im Anfang des unsrigen über ganze Städte gebracht haben, und der absoluten Sicherheit, mit der heute jede Pockenepidemie in 14 Tagen durch die I. zu unterdrücken ist, kann man über die Vorteile der I. nicht mehr im Zweifel sein. — Die Bestrebungen der Impfgegner haben daher auch nur noch so lange Erfolg gehabt, als beim Gebrauch humanisierter Lymphe die Übertragung von Krankheiten durch die Lymphe möglich war. Nachdem dies durch die Wahl des Kalbes als Lymphquelle und durch die weitgehendsten sonstigen Vorsichtsmaßregeln unmöglich geworden, hat der Widerstand der Impfgegner jede Berechtigung verloren. — Nach einer Statistik (1882) von Pissin (Berlin), welcher sich große Verdienste um die Einführung der animalen I. erworben hat, wurde mit frischer wie konservierter Lymphe vom Kalb (die Dauer der Konservierung währte bis acht Wochen) bei 98,1 Proz. der zuerst Geimpften und bei 91,3 Proz. der Wiedergeimpften ein günstiger Erfolg erzielt, d. h. die Impfpocken gingen auf. Bei der ungeheuern Anzahl derer, welche in frühern Zeiten, vor Einführung der Schutzpockenimpfung, an Menschenpocken gestorben oder dauernd an ihrer Gesundheit geschädigt worden sind, ist es begreiflich, daß der Staat sich der Schutzpockenimpfung annahm und sie zu einem stehenden Institut der öffentlichen Gesundheitspflege machte. Der ganze hohe Wert dieser Schutzmaßregel trat z. B. im Kriege 1870/71 in überzeugendster, sieghafter Weise hervor. Während die französische Armee und durch sie die französische Bevölkerung von den Pocken mehr als dezimiert wurden (kamen doch in den wenigen Monaten der Einschließung von Paris daselbst über 23,000 Pockenerkrankungen vor), erkrankten von den 800,000 Deutschen, die in Frankreich waren, nur 269, und darunter waren zum größten Teil Bayern, bei denen bis dahin die Impfung nicht so streng durchgeführt worden war. Allerdings bewies auch die durch die französischen Gefangenen 1870/71 in Deutschland erzeugte Epidemie, daß die Schutzpockenimpfung nur nützen kann, wenn sie eine allgemeine ist, wenn sie an jedermann in entsprechenden Zeitabschnitten wiederholt wird. Hiernach ist es begreiflich, daß die I. nur durch staatlichen Zwang zu einer allgemeinen Einrichtung werden kann. Die ganze Angelegenheit der I. und des Impfzwanges hat für das Deutsche Reich ihre definitive Regelung durch das Impfgesetz vom 8. April 1874 gefunden. Dieses Gesetz beruht auf dem Prinzip der allgemeinen unentgeltlichen zwangsweisen I. und ebensolcher Wiederimpfung, welche nur durch praktische, approbierte Ärzte oder (für die unentgeltliche I.) durch die landesgesetzlich aus den praktischen Ärzten ausgewählten besonders bestellten Impfärzte vorgenommen werden darf. Ein Arzt, der sich bei der I. einer Fahrlässigkeit schuldig macht, wird mit 500 Mark Geldstrafe oder 3 Monaten Gefängnis bestraft, sofern nicht nach dem Strafgesetzbuch eine härtere Strafe verwirkt ist (§ 17 des Reichsimpfgesetzes). Um das Vorhandensein tüchtiger Impfärzte zu gewährleisten, muß nach dem Erlaß des Reichskanzlers vom 24. April 1887 jeder Student der Medizin, der sich zur Ablegung der Staatsprüfung meldet, durch ein nach der Ablegung der Vorprüfung erworbenes Zeugnis nachweisen, daß er am praktischen Unterricht in der Impftechnik teilgenommen und die zur Ausübung der I. erforderlichen technischen Fertigkeiten erworben hat. Nimmt ein nichtapprobierter Arzt eine I. vor, so wird er mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu 14 Tagen bestraft (§ 16 des Reichsimpfgesetzes). — Für genügende Lymphe haben die Landesregierungen durch Errichtung der nötigen Zahl von Impfinstituten zu sorgen, welche die Lymphe unentgeltlich an die Impfärzte abgeben, die ihrerseits wieder verpflichtet sind, soweit ihr Vorrat reicht, den praktischen Ärzten Lymphe zu verabfolgen. Über die I. und Wiederimpfung werden kostenlos stempelfreie Bescheinigungen

Digitized by Google

ausgestellt. — Die landesgesetzlichen Bestimmungen über Zwangsimpfung bei Ausbruch von Pockenepidemien bleiben **neben** dem Reichsimpfgesetz in Kraft (§ 18 des letztern). Im allgemeinen ist die erste I. jedes Kindes vor Ablauf des auf sein Geburtsjahr folgenden Kalenderjahres, sobald es nicht nach ärztlichem Zeugnis die natürlichen Blattern überstanden hat, die Revaccination innerhalb des Jahres, in welchem das 12. Lebensjahr zurückgelegt wird, vorzunehmen (weil man in diesem Alter durch Vermittelung des Schulbesuchs einen Überblick über sämtliche Impfpflichtige hat, weshalb auch die Schulvorsteher bei der Aufnahme von Schülern sich über die schon oder noch nicht vorgenommene Revaccination zu überzeugen haben). Ist eine I. nach dem Urteil des Arztes erfolglos geblieben, so muß sie spätestens im nächsten Jahre und, falls sie auch dann erfolglos bleibt, im dritten Jahre wiederholt werden. Weiterhin wird in der deutschen Armee jeder neu eingestellte Soldat der Revaccination unterworfen. Über I. der Tiere s. Schutzimpfung. Vgl. **Kußmaul**, Zwanzig Briefe über Menschenpocken- u. Kuhpockenimpfung (Freiburg 1870); **Bohn**, Handbuch der Vaccination (Leipz. 1875); **Bollinger**, Über animale Vaccination (das. 1879); **Lotz**, Pocken und Vaccination (2. Aufl., Basel 1880); **Warlamont**, Traité de la vaccine et de la vaccination humaine et animale (Par. 1883); **Wernher**, Zur Impffrage, Resultate der Vaccination und Revaccination (Mainz 1883); **Pfeiffer**, Die Vaccination, ihre Grundlagen und ihre Technik (Tübing. 1884); **Derselbe**, Die Schutzpockenimpfung (das. 1888); **Schulz**, Impfung, Impfgeschäft und Impftechnik (3. Aufl., Berl. 1892); **Peiper**, Die Schutzpockenimpfung und ihre Ausführung (2. Aufl., Wien 1892); **Blaß**, Die I. und ihre Technik (Leipz. 1894); Ausgaben des Reichsimpfgesetzes von **Jacobi** (Berl. 1875) u. **Rapmund** (das. 1889).

Impfung des Bodens, s. Hülsenfruchtbau; **I. der Wiesen**, s. Wiese; I. in der Gärtnerei, s. Veredelung.

Imphee (spr. imfi), s. Sorghum.

Imphy (spr. ängfi), Flecken im franz. Depart. Nièvre, Arrond. Nevers, am rechten Ufer der Loire und an der Lyoner Bahn, hat eine alte Kirche, ein großes Stahlwerk (1000 Arbeiter) und (1891) 1811 (als Gemeinde 2476) Einw.

Impietät (lat.), Gottlosigkeit, Mangel an Pietät.

Impitoyábel (franz., spr. ängpitŏajá-), mitleid-, schonungslos, unbarmherzig.

Implakábel (lat.), unversöhnlich.

Implantation (lat.), Einpflanzung, Einpfropfung.

Implantieren (lat.), einpflanzen.

Implicite (lat.), in etwas mit inbegriffen, ohne ausdrückliche Nennung (selbstverständlich) darin enthalten (Gegensatz: explicite).

Implizieren (lat.), etwas in eine Sache (stillschweigend) mit einschließen, mit hineinziehen.

Imploránt (lat.), in der Exekutionsinstanz Bezeichnung für denjenigen, welcher eine **Imploration**, d. h. einen Antrag auf gerichtliche Hilfe stellt; der Gegner desselben heißt **Implorat** (s. Zwangsvollstreckung); auch soviel wie Impetrant.

Impluvium (lat.), in den altröm. Häusern ein in der Mitte des Atriums im Fußboden befindliches Bassin, um das vom Dach herabfließende Regenwasser aufzufangen. Es lag senkrecht unter dem Compluvium (s. d.) und ließ sein Wasser meist in eine unterirdische Zisterne (puteus) fließen.

Imponderabilien (lat., »unwägbare« Stoffe) nannte man früher die hypothetisch angenommenen materiellen Grundlagen zur Erklärung der Erscheinungen, welche Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus zeigen. In neuerer Zeit spricht man nicht mehr von I., seitdem man Wärme, Licht, Elektrizität und Magnetismus auf Bewegungen des Äthers oder der Körpermoleküle zurückführt. Im übertragenen Sinne: Einflüsse, die bei irgend welchen Ereignissen oder Vorgängen mitwirken, die sich aber einer genauern Bestimmung und Abwägung entziehen.

Imponieren (lat.), einen mächtigen Eindruck machen, Achtung gebieten, Ehrfurcht einflößen.

Import (lat.), soviel wie Einfuhr (s. d.); **Importen** (engl. imports), eingeführte Waren.

Importance (franz., spr. ängportāngß', **Importanz**), Bedeutung, Wichtigkeit; **important**, wichtig, bedeutend, erheblich.

Importants (spr. ängportāng, »Wichtigthuer«), Adelspartei in Frankreich, welche sich 1643 nach dem Tode Richelieus und Ludwigs XIII. bildete, um die Herrschaft an sich zu reißen. Die vornehmsten jungen Edelleute, wie der Herzog von Beaufort, der Sohn des Herzogs von Vendôme, der Herzog von Epernon, die Guisen, endlich die Herzoginnen von Chevreuse und Montbazon gehörten ihr an. Aber die Berufung Mazarins vereitelte ihre Hoffnungen, und als die Häupter der Partei sich an dem Aufstand der Fronde beteiligten, verloren sie mit deren Niederlage allen Einfluß.

Importation (lat.), soviel wie Import; **importieren**, Waren einführen; auch soviel wie von Bedeutung, von Belang sein.

Importschein, Einfuhrschein, Einfuhrvollmacht, zollamtlicher Schein, welcher zur zollfreien Einfuhr von in demselben bezeichneten Waren und bestimmten Mengen auf Grund einer Ausfuhr von solchen ermächtigt (vgl. Identitätsnachweis und Acquit à caution).

Importün (lat.), lästig, unbequem.

Imposant (franz.), soviel wie imponierend.

Imposito silentio (lat.), nach auferlegtem Stillschweigen, unter der Bedingung der Verschwiegenheit.

Impossibel (lat.) unmöglich.

Impost (mittellat.), veralteter Ausdruck für Steuer.

Impóstor (lat.), Betrüger; daher impostóres docti, Gelehrte, die mit Vorsatz eine Stelle falsch citieren oder falsch auslegen, Schriften andern unterschieben ꝛc. Das aus dem 16. Jahrh. stammende Buch »De tribus impostoribus« beruht auf der nach Gregors IX. Annahme (1239) von Kaiser Friedrich II. geäußerten, jedenfalls in dem Zeitalter, möglicherweise auch in der Umgebung Friedrichs ihren Ursprung nehmenden Idee, daß Moses, Jesus und Mohammed Betrüger gewesen seien. Die Schrift bestreitet die Möglichkeit jeder göttlichen Offenbarung, ja sucht sogar den Gottesbegriff überhaupt aufzulösen, setzt ferner die heidnischen Göttermythen in Parallele zu den Forderungen des alttestamentlichen Gottes, z. B. daß Abraham seinen Sohn opfere, sowie zu der neutestamentlichen Erzählung von der Erzeugung des Gottessohnes durch den Heiligen Geist im Schoß der Jungfrau ꝛc. Die ältesten vorhandenen Drucke des Werkes stammen aus dem Jahr 1598. Vgl. **Genthe**, De impostura religionum breve compendium (Leipz. 1833); **Weller**, De tribus impostoribus (2. Aufl., Heilbr. 1876); **G. Brunet** (Philomneste junior), De tribus impostoribus (Par. 1861); **Reuter**, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter, Bd. 2 (Berl. 1877).

Impoténz (lat.), Unvermögen, besonders Zeugungsunfähigkeit (s. Zeugungsvermögen).

Digitized by Google

Impôt unique (franz., spr. ängpo ünik), s. Einsteuer.

Imprägnation (lat., »Schwängerung, Durchtränkung«), der Vorgang, bei welchem ein Gestein oder ein organischer Rest von einer äußerlich herzutretenden Substanz mechanisch oder chemisch durchdrungen wird. Sehr häufig ist dieses Phänomen im Nebengestein der Gänge (s. Gang und Erzlagerstätten). Die I. organischer Reste geschieht, indem in den Zwischenräumen entweder feste Teile (Schlamm und feiner Sand) sich absetzen, oder in Wasser gelöste (Kalkspat, Kieselerde) sich ausscheiden, oder auch chemische Niederschläge, wie z. B. Schwefelmetalle, sich bilden, die sich innigst mit dem organischen Gewebe verbinden, oder indem die organische Substanz ganz vernichtet wird und an deren Stelle irgend ein Mineral (z. B. Kalkspat, Kieselerde oder Eisenkies) tritt. Bei diesen Prozessen, welche zur Entstehung der sogen. Versteinerungen führen, bleibt die äußere Form zwar häufig erhalten, aber die innere Struktur geht nicht selten verloren; am besten hat sie sich in der Regel bei den verkieselten Hölzern erhalten. Bei Gesteinen ist die häufigste I. die mit gelöster Kieselsäure; auf eine solche ist manche Gesteinsbildung und Gesteinsumbildung (Hornstein, Kieselschiefer, metamorphische Schiefer), zumal in der Nachbarschaft von Eruptivgesteinen, zurückzuführen. Ganz besonders häufig werden Sande und Gerölle durch Infiltration einer Lösung von Kieselsäure oder kohlensaurem Kalk zu festen Sandsteinen und Konglomeraten verkittet. Eine interessante Analogie für den natürlichen Prozeß der I. bietet das in den Achatschleifereien von Oberstein ꝛc. geübte Achatfärben dar, wobei die Farbstoffe unter hohem Druck (durch Kochen im Papinschen Topf) in die Haarröhrchen und Haarspalten der Achate imprägniert werden. Im weitern Sinne wird übrigens nicht nur der Prozeß, sondern auch das Produkt des Prozesses mit dem Worte I. bezeichnet, so namentlich die lokalen Anreicherungen von Erzteilchen in den Gesteinen. — In der Technik imprägniert man feste Körper mit Flüssigkeiten, um ihnen gewisse Eigenschaften zu verleihen, z. B. Gewebe mit Fetten, um sie wasserdicht, mit Salzlösungen, um sie weniger entzündlich zu machen (s. Flammenschutzmittel); Holz wird zur bessern Konservierung mit Salzlösungen, Teerölen imprägniert (s. Holz, S. 962); Steine, besonders künstliche, imprägniert man mit Wasserglaslösung ꝛc., um ihre Verwitterung zu verhindern. Unter I. versteht man bisweilen auch die Sättigung einer Flüssigkeit mit einem Gas unter hohem Druck.

Imprägnieren (lat.), schwängern, durchtränken.

Impraktikabel (lat.), unthunlich, unwegsam.

Imprekation (lat.), Verwünschung, Fluch.

Impresário (ital.), Unternehmer, namentlich Theater-, Opern- und Konzertunternehmer.

Impression (lat., franz.), Eindruck; in der Malerei: Grund, Grundieranstrich; i. à l'huile, Ölgrund.

Impressionisten (auch Intentionisten), die Vertreter einer Richtung der französischen Malerei, welche Ende der 60er Jahre zuerst aufgetaucht ist. Im Gegensatz zu der historischen Überlieferung der Malerei und den Gewohnheiten des Ateliers wollen die I. die unbedingte Rückkehr zur Natur. Ihr Streben ist darauf gerichtet, den Eindruck (l'impression) festzuhalten, welchen die farbige Oberfläche eines Gegenstandes auf das Auge übt, und alle verschwimmenden und verschwebenden Töne wiederzugeben, welche die Luft zu verschiedenen Tageszeiten unter dem Einfluß des wechselnden Lichtes annimmt. Die I. sehen die Natur wie jemand, der die Augen halb schließt oder mit den Augen zwinkert oder kurzsichtig ist. Die Konturen verschwimmen, und nur das Licht und die Töne bleiben. Ein zweiter ihrer Grundsätze ist das Malen in freier Luft (en plein air). Das Studium der Figuren im Atelier hat die Malerei nach ihrer Ansicht bislang auf eine falsche Fährte geführt, weil eine Figur im geschlossenen Lichte des Ateliers einen ganz andern Eindruck macht als im zerstreuten Lichte der freien Natur. Im Gegensatz zu der traditionellen Asphaltmalerei streben sie nach den lichten, hellen Tönen, wie sie die Natur in Wirklichkeit bietet. Dieser Teil ihrer Lehre hat nicht nur die zahlreichsten Anhänger gefunden, sondern auch eine vollständige Umwälzung in der französischen Malerei hervorgerufen. Wie die I. sich auf Corot, Courbet und Manet, welcher in dem letzten Jahrzehnt seiner Thätigkeit selbst Impressionist gewesen ist, stützen, so hat sich die Schule der modernen französischen und deutschen Naturalisten, an deren Spitze der früh verstorbene Bastien-Lepage und L'Hermitte in Frankreich, F. v. Uhde und M. Liebermann in Deutschland stehen, aus den I. entwickelt. Wegen ihrer Formlosigkeit und Skizzenhaftigkeit und wegen der Geschmacklosigkeit oder, wie sie selbst sagen, »Aufrichtigkeit« (sincérité), mit welcher sie die im schärfsten Kontrast stehenden, wenn auch in der Natur wirklich vorkommenden Töne unvermittelt nebeneinander setzen, werden sie viel verspottet. Aber das Wahre in ihrer Richtung ist in Frankreich schnell zur Anerkennung gelangt und hat sich auch in Deutschland (besonders in München) und in Schottland Bahn gebrochen, wo sich in Glasgow eine neue Schule von I. (meist Landschaftsmalern) gebildet hat. Die bedeutendsten französischen I. sind außer Manet: Claude Monet, Pissarro, Renoir, Bertha Morisot, Sisley, Degas, Caillebotte und Boudin. Vgl. Duranty, La nouvelle peinture (Par. 1876); Th. Duret, Les peintres impressionistes (das. 1878); Lecomte, L'art impressioniste (das. 1892); A. Rosenberg, Geschichte der modernen Kunst, Bd. 1, S. 331—339 (2. Ausg., Leipz. 1894); Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert, Bd. 2, S. 610—646 (Münch. 1893).

Imprimatur (lat.), »kann gedruckt werden«, Formel der ehemaligen Zensoren, um ein Manuskript als druckbar zu bezeichnen (vgl. Damnatur); noch jetzt in den Buchdruckereien bei der (letzten) Korrektur gebräuchlich, bezeichnet es die Druckerlaubnis des Autors ꝛc.

Improbabel (lat.), verwerflich, unwahrscheinlich; Improbabilität, Unwahrscheinlichkeit.

Improbation (lat.), Mißbilligung, Tadel.

Improbität (lat.), Unredlichkeit.

Impromptu (franz., spr. ängprongtü, vom lat. in promptu, »in Bereitschaft«), etwas ohne Vorbereitung, aus dem Stegreif Gemachtes, besonders ein Gedicht, eine Rede u. dgl.; in der Musik eine wohl zuerst von Franz Schubert gebrauchte, seither sehr beliebt gewordene Bezeichnung für frei angelegte Stücke (Phantasiestücke) meist für Klavier allein.

Improperien (lat., »Vorwürfe«, d. h. die Klagen der leidenden Liebe am Kreuze), Antiphonien und Responsorien, die in der katholischen Kirche am Karfreitag statt der gewöhnlichen Messe gesungen werden und zwar nach alter Gregorianischer Melodie. Nur in der Sixtinischen Kapelle zu Rom werden die I. seit 1560 nach der Bearbeitung Palestrinas (als Fauxbourdons, in achtstimmigem schlichten Satz, Note gegen Note, ausgezeichnet durch erhabene Einfachheit und süße Klangfülle) gesungen.

Digitized by Google

Impropriation (neulat.), Belehnung unter Abänderung der regelmäßigen Eigenschaften (Naturalien) des Lehens, daher der Gegensatz von eigentlichen und uneigentlichen Lehen (feuda propria, recta, regularia und f. impropria, irregularia).

Improvement (engl., spr. -prūw-), Verbesserung.

Improvisation (franz.), die Kunst, etwas ohne Vorbereitung, aus dem Stegreif, zuwege zu bringen; im engern Sinne die künstlerische Produktion, deren Gegenstand nicht vorher schon irgendwie, auch nicht im Innern des Künstlers, fertig vorlag, sondern erst im Augenblick der äußern Verwirklichung vom Künstler konzipiert u. innerlich ausgestaltet wird. Reynolds war der erste, der von J. auf dem Gebiete der Malerei sprach und darunter den raschen, unvorbereiteten Entwurf eines Gemäldes verstand. Hauptgebiete der J. sind die Musik, die schauspielerische Darstellung (Rollenimprovisation, d. h. unvorbereitete Darstellung einer Rolle) und vor allem die Poesie. Man findet Improvisatoren am häufigsten unter phantasiereichen Völkern, namentlich unter den Bewohnern südlicher Himmelsstriche, bei gebildeten, aber auch bei noch ganz ungebildeten Völkerstämmen. Bei den Römern zeichnete sich, nach Ciceros Mitteilung, der Dichter Archias durch Leistungen dieser Art aus. In der neuern Zeit ist die J. zuerst in Spanien und Italien aufgeblüht. Im 15. Jahrh. (weiter reichen die Nachrichten nicht zurück) wurde sie in Italien allgemein unter den Bürgern und an den Höfen geübt. Lorenzo de Medici und sein Sohn Piero leisteten Vorzügliches darin. Berühmt waren ferner Serafino aus Aquila (1466—1500) und Niccolò Leoniceno aus Vicenza (1428—1524). Im 16. Jahrh. sammelte Leo X. die berühmtesten Improvisatoren um sich. An seinem Hofe improvisierten unter andern in lateinischer Sprache der berühmte Aurelio Brandolini, genannt Lippi, Andrea Marone (gest. 1527), der ihn sogar noch übertraf, und die Buffonen Camillo Querno, Giovanni Gazoldo, Girolamo Brittonio, Baraballo da Gaeta. In italienischer Sprache dichteten Bernardo Accolti, genannt l'unico Aretino (gest. 1534); wenn er vor Clemens VII. improvisierte, schloß man die Läden wie an Festtagen und eilte hin; weiter der berühmte Architekt Bramante (gest. 1514), der Humanist Mario Filelfo, Panfilo Sasso, Cristoforo, genannt l'Altissimo aus Florenz, Bartolommeo Carosi, genannt Brandano aus Siena (1488—1554). In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind berühmt Giovanni Antonio Gelmi (ca. 1580), der in jedem Metrum dichtete, sein Rival Adriano Grandi, beide aus Verona, die Frauen Cecilia Micheli und Barbara da Correggio, besonders aber Silvio Antoniano (1540—1603), genannt Poetino, der als Kardinal starb. Aus dem 17. Jahrh. sei Giovan' Antonio Magnani genannt. Im 18. Jahrh. blühten Bernardino Perfetti, 1725 von Benedikt XIII. zum Dichter gekrönt, Paolo Rolli, Domenico Luchi, Pietro Metastasio (1698—1782), Maddalena Morelli Fernandez, in der Arcadia Corilla Olimpica (1740—1800), die 1776 gekrönt wurde, Fortunata Sulgher-Fantastaci, Teresa Bandettini, endlich Lodovico Serio und Lodovico Rossi, welche beide 1799 in den Wirren von Neapel umkamen. Im 19. Jahrh. sind zu nennen Francesco Gianni (1759—1822), Sestini (gest. 1822), Pistrucci, Bindocci, Tommaso Sgricci aus Arezzo, der 1825 zu Paris die Tragödie »Missolunghi«, zu Turin »Hektor« und zu Florenz den »Tod der Maria Stuart«, also ganze Tragödien in Versen, improvisierte, Rosa Taddei, Giannina Millia und der Dichter Regaldi. Auch die Voceratricen Corsicas und Sardiniens, Frauen, welche die üblichen Totenklagen improvisieren, gehören hierher. Vgl. auch Stegreifkomödie. In Frankreich gab seit 1825 Eugène de Pradel improvisatorische Abendunterhaltungen und erntete vielen Beifall; ebenso in Holland de Clerq, der meist didaktische Gedichte vortrug, jedoch nie öffentlich auftrat. In Deutschland ist die Kunst der J. älter, als man gewöhnlich annimmt; schon die Minnesinger, zum Teil selbst die Meistersinger waren in der Kunst der J. wohl geübt. Aus neuerer Zeit sind die Dichter Burmann, eine Zeitgenosse der Karschin, und Daniel Schubart, ebenso Hoffmann von Fallersleben als Meister der poetischen Stegreifsdichtung hervorzuheben, wenn sie auch nicht als öffentliche Improvisatoren auftraten. Nicht unerwähnt dürfen wir auch unsre Alpenbevölkerung lassen, soweit sie mit dem Gesang ihrer Vierzeiler (Schnaderhüpfel ꝛc.) die freie Dichtung aus dem Stegreif verbindet, sei es zu Liebes-, sei es zu Lust- und Streitgesängen. In dieser J. war Franz v. Kobell ein Meister. Nach dem Muster der Spanier und Italiener war der erste deutsche Improvisator O. L. B. Wolff (s. d.), der dann in M. Langenschwarz (geb. 1806) einen glücklichen Nachahmer fand. Letzterer versuchte sogar eine wissenschaftliche Theorie der J. in dem Buche »Die Arithmetik der Sprache, oder der Redner durch sich selbst« (Leipz. 1834) zu geben. Außer diesen beiden traten in Deutschland auf: K. Richter, Karoline Leonhardt-Lyser, Ed. Beermann, Eduard Volkert, dessen schönes Talent von Armut und Sorge erdrückt wurde (gest. 1865 in Schwabach), und als der jüngste bedeutende Improvisator Wilhelm Herrmann aus Braunschweig, der, wie Wolff, im lyrischen, epischen und dramatischen Fach, im Tragischen wie im Komischen Vortreffliches leistete. Von den übrigen Ländern der gebildeten Welt sind keine Improvisatoren bekannt geworden.

Improvisieren (franz.), aus dem Stegreif dichten, reden oder singen; s. Improvisation.

Impudént (lat.), unverschämt, schamlos; Impudenz, Impudizität, Unverschämtheit, Schamlosigkeit, Unzucht.

Impugnationsschrift, s. Anfechtungsschrift.

Impúls (lat.), Anstoß, Antrieb, Anregung zu etwas; Impulsion, Anstoßung, Antreibung; impulsiv, antreibend, anregend; von plötzlichen Antrieben abhängig.

Impulsionswinde, Winde, die Orten mit hohem Luftdruck entströmen; s. Wind.

Impulsives Irresein, eine Form der Geisteskrankheit, bei der die Kranken zufolge eines unwiderstehlichen Triebes, aber ohne sich eines Beweggrundes klar bewußt zu werden, komplizierte Handlungen, wie Mord, Brandstiftung ꝛc., begehen. Nach der Handlung pflegen die Kranken (meist Epileptiker) der Unnatürlichkeit und Strafbarkeit des Triebes sich bewußt zu sein, doch ist anzunehmen, daß im Moment des Handelns die Intelligenz, die Klarheit des Bewußtseins gestört sind.

Impūne (lat.), straflos; Impunität, Straflosigkeit.

Impurismus (lat.), Sprachunreinheit, Sprachmengerei, Gegensatz von Purismus (s. d.).

Imputābel, zurechnungsfähig, verantwortlich; mit Verantwortlichkeit verknüpft, moralisch schwerwiegend; Imputabilität, Zurechenbarkeit, Verantwortlichkeit.

Digitized by Google

Imputation (lat.), Beschuldigung, Zurechnung (s. d.); imputativ, beschuldigend, eine Beschuldigung enthaltend.

Imputieren (lat.), jemand etwas anrechnen, schuldgeben.

Imrachor (türk., eigentlich Emir-achor, vulg. Imbrochor), »Oberstallmeister«, Titel eines ehedem einflußreichen türkischen Hofbeamten.

Imre, s. Fehmarn.

Imros, Insel, s. Imbros.

Imrun 'l-Kais, s. Amrilkais.

Imst, Marktflecken in Nordtirol, 826 m ü. M., im Oberinnthal, in das hier von N. das Gurglthal mündet, an der Staatsbahnlinie Innsbruck-Bregenz, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine nach dem Brande von 1822 neugebaute Pfarrkirche, eine Grabkapelle mit alter Freskomalerei, ein Kapuzinerkloster, ein Institut der Barmherzigen Schwestern, eine ehemalige Burg (Stein am Rosen), jetzt Amtshaus, eine Handwerkerschule, eine Baumwollspinnerei, zwei Baumwollwebereien, eine Band- und eine Holzstofffabrik, eine Gerberei und (1890) 2396 Einw. 2 km südlich liegt Brennbüchl (s. d.) mit der Königskapelle. Östlich erhebt sich der Tschirgant (2372 m), westlich der Muttekopf (2771 m), häufig bestiegene Aussichtspunkte der Nordtiroler Alpen.

Imtiazorden, s. Nischan-i-Imtiaz.

In, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Indium.

In absentia (lat.), in Abwesenheit; s. Doktor, S. 73.

Inabstinénz (lat.), Unenthaltsamkeit.

In abstracto (lat., »im abgezogenen [Sinn]«), soviel wie an sich, im allgemeinen, ohne jede Beziehung zu einem andern Begriff gedacht; Gegensatz: in concreto (s. d.). Vgl. Abstraktion und Konkret.

Inacceptābel (lat.), unannehmbar.

Inăchos, der älteste König von Argos, eigentlich der Gott des gleichnamigen Flusses, Sohn des Okeanos und der Tethys, Vater des Phoroneus und Ägialeus sowie der Io (s. d.). Er galt für einen Ureinwohner des Landes und soll die Argiver nach der Deukalionischen Flut von den Bergen in die Ebene geführt und diese wohnlich gemacht haben, indem er die Gewässer derselben in den nach ihm benannten Fluß zusammenleitete. Nach ihm heißt Argos daher öfters das »Land des I.« In dem Streit zwischen Poseidon und Hera über den Besitz von Argos entschied er zu gunsten der letztern und brachte ihr Opfer dar, worauf ihm der erzürnte Poseidon das Wasser nahm, so daß er außer der Regenzeit ein trocknes Bett hat.

Inăchus, zwei griech. Flüsse: 1) Nebenfluß des Acheloos in Epeiros, heute Oberlauf des Aspropotamos; 2) Hauptbach der Ebene von Argos, heute Panitsa.

Inadäquāt (lat.), unangemessen, unpassend.

Inädifikation (lat., »das Hineinbauen«), das Errichten eines Gebäudes auf einem Grundstück, wodurch das erstere Accession (s. d.) des letztern wird, so daß das Eigentumsrecht an dem Gebäude dem Eigentümer des Grundstückes zukommt (superficies solo cedit), unbeschadet der etwaigen Entschädigungsansprüche desjenigen, welcher den Bau auf fremdem Grund und Boden aufführte. Wird das eingebaute Material vom Boden getrennt, so lebt das Eigentum, welches vor der I. bestand, wieder auf.

Inagūa (Henagua), zwei der Bahamainseln (s. d.), die südlichsten derselben, von denen Groß-I., unter 21° 4' nördl. Br., 1723 qkm (31,3 QM.) groß ist und etwa 1500 Einw. hat; Hauptort ist Mathewtown, Sitz eines deutschen Konsularagenten, mit Salinen. Klein-I. ist 94 qkm (1,79 QM.) groß. Beide sind flache Koralleninseln, von Lagunen durchzogen, meist baumloses Weideland.

Inaktīv (lat.), unthätig, außer Thätigkeit (besonders berufsmäßiger) befindlich; Inaktivität, Amts-, Dienstlosigkeit, Ruhestand des Beamten, Offiziers.

Inalienābel (lat.), unveräußerlich.

Inalterābel (lat.), unveränderlich, unwandelbar.

Inama-Sternegg, Karl Theodor von, Nationalökonom, geb. 20. Jan. 1843 in Augsburg, studierte in München, habilitierte sich daselbst 1867, nachdem er 1865 auf Grund seiner Preisarbeit: »Die wirtschaftlichen Folgen des Dreißigjährigen Krieges« (»Historisches Taschenbuch«, 1864) promoviert hatte, 1868 an die Universität Innsbruck und 1880 von da nach Prag berufen, wurde er 1881 zum Hofrat und Direktor der administrativen Statistik, 1884 zum Sektionschef und Präsidenten der Statistischen Zentralkommission, 1891 zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses in Wien ernannt. Er ist zugleich Honorarprofessor an der Universität und organisierte 1890 zum erstenmal eine zentrale Bearbeitung der österreichischen Volkszählung auf Grundlage des Betriebes mit elektrischen Maschinen. Er schrieb: »Verwaltungslehre in Umrissen« (Innsbr. 1870); »Untersuchungen über das Hofsystem im Mittelalter« (das. 1872); »Entwickelung der deutschen Alpendörfer« (im »Historischen Taschenbuch«, 1874); »Über die Quellen der deutschen Wirtschaftsgeschichte« (Wien 1877); »Die Ausbildung der großen Grundherrschaften in Deutschland während der Karolingerzeit« (Leipz. 1878); »Deutsche Wirtschaftsgeschichte« (das. 1879, Bd. 1; Bd. 2, 1891); »Zur Verfassungsgeschichte der deutschen Salinen im Mittelalter« (das. 1886); »Sallandstudien« (Tübing. 1889). Mit Zingerle gab I. die »Tirolischen Weistümer« (Wien 1875–80, Bd. 1–3) heraus; er redigiert seit 1881 die »Statistische Monatsschrift« und hat die amtlichen Veröffentlichungen der Statistischen Zentralkommission: »Österreichische Statistik« und das »Statistische Handbuch«, ins Leben gerufen.

Inambu, s. Straußhuhn.

Inamovībel (lat.), unversetzbar, unabsetzbar; Inamovibilität, Unabsetzbarkeit der Beamten, namentlich der Richter.

Inanität (lat.), Leere, Eitelkeit, Nichtigkeit.

Inanition (lat.), in der Theologie die Erniedrigung Christi durch seine Menschwerdung; in der Medizin soviel wie Entkräftung, Erschöpfung durch schwere, fieberhafte Krankheiten, aber auch Erschöpfung durch Hunger, Verhungern; Inanitionskur, Hungerkur.

Inanitionsdelirien, Wahnvorstellungen meist schwer beängstigender, trüber Art, welche bei Krankheiten zur Zeit des Überganges in die Rekonvaleszenz am leichtesten entstehen, und zwar infolge von Blutarmut oder teilweiser Blutleere des Gehirns, weil das letztere unter anderm infolge der ungenügenden Arbeitskraft des ebenfalls erschöpften Herzens nicht ausreichende Blutzufuhr erhält und nicht ausreichend ernährt wird. Sobald die Lebensenergie wiederkehrt, und die gesunkenen Kräfte sich heben (in der Regel nach einigen Tagen), schwinden diese Delirien von selbst.

In annum sequentem (lat.), aufs nächste Jahr.

In antecessum (lat.), zum voraus, auf Abschlag.

Inappellābel (neulat.), nicht mit Berufung (Appellation) anfechtbar.

Inapplikābel (frz.), unanwendbar; Inapplikation, Mangel an Fleiß oder Geschick.

Digitized by Google

Inari, s. Enaresee.

In armis (lat.), unter den Waffen.

Inartikulieren (lat.), Sätze irgendwelchen Inhalts nach Artikeln anordnen. In Ungarn pflegten nach früherm Staatsrecht die Beschlüsse des Reichstages nach dessen Schluß in Artikel gebracht zu werden, bevor sie vom König sanktioniert und als Reichsgesetze publiziert wurden. Diese Inartikulierung findet jetzt nicht mehr regelmäßig statt, seitdem die Sanktion jedem einzelnen Beschluß des Reichstags erteilt werden kann.

Inartikuliert (lat.), der sprachlichen Artikulation entbehrend, undeutlich, lallend (s. Artikulieren).

Inästimābel (lat.), unschätzbar.

In aeternum (lat.), auf ewig.

Inaugurāldisputation, bei feierlicher Verleihung des Doktorgrades an Universitäten gebräuchliche Verteidigung der Inauguraldissertation (s. d.) und der ihr angehängten wissenschaftlichen Thesen, zu der durch öffentlichen Anschlag herausgefordert werden muß. Meistens werden von vornherein einige bereits gemeldete Opponenten bezeichnet, und bisweilen meldet sich gegenwärtig noch ein Opponent aus der Corona der Zuhörer.

Inaugurāldissertation, wissenschaftliche Abhandlung, welche ein Doktorand behufs Erlangung der erstrebten Würde der Fakultät vorlegen muß; s. Dissertation.

Inauguration (lat.), bei den Römern eigentlich Beobachtung der den Göttern geweihten Vögel, deren Verhalten vorbedeutend für das Gelingen eines Unternehmens angesehen ward, das Geschäft der Augurn; dann überhaupt feierlicher Beginn einer Handlung, Einweihung eines Gebäudes, Einsetzung in eine Würde; ebenso im modernen Universitätsleben Erhebung eines Gelehrten in eine akademische Würde. Inaugurieren, einweihen; feierlich in ein Amt oder eine Würde einsetzen.

In Baccho et Venĕre (lat.), im Trinken und in der Liebe.

Inbegriff von Sachen, im preußischen Landrecht eine Mehrheit körperlich getrennter Sachen, die ihrer Entstehung oder Bestimmung nach ein zusammengehöriges Ganze bilden, das in seiner Einheit oder Gesamtheit (als Gesamtsache oder Sachgesamtheit) Gegenstand von Rechtsverhältnissen sein kann (z. B. eine Herde, im ältern deutschen Rechte die Gerade [s. d.], das Heergewäte [s. d.]).

In blanco (lat.), s. Blanko.

In bona pace (lat.), in gutem Frieden.

In bond (engl.), unter Zollverschluß, s. Bond.

In brevi (lat.), in kurzem.

Inca, Bezirkshauptstadt auf der span. Insel Mallorca, in reich bebauter Gegend, an der Eisenbahn Palma-Manacor gelegen, mit (1887) 7539 Einw.

Incalzando (ital., »antreibend«), in der Musik soviel wie stringendo.

In capita (lat.), nach Köpfen, nach der Zahl der einzelnen Personen (Gegensatz: per stirpes, nach Stämmen).

Incardināti clerĭci (lat.), s. Inkardination.

Incarnadin (franz., spr. ängkarnadäng), blaßrot.

Incartade (franz., spr. ängk-), mutwillige Beleidigung, besonders in der Mehrzahl (Inkartaden): unüberlegte, mutwillige Streiche.

In cassa (ital.), bar, s. Cassa.

Incastratūra (neulat.), kleiner Behälter im Altarstein zur Aufbewahrung von Reliquien.

In casu (lat.), in dem Fall; in casum, für den Fall, z. B. in casum contraventionis, für den Übertretungsfall, in casum necessitatis, für den Notfall ꝛc. (vgl. Casus).

Ince in Makerfield (spr. inß in mēkerfīld), Fabrikstadt in Lancashire (England), dicht bei Wigan (s. d.), mit Baumwollspinnereien, Eisenwerken, Fabriken für Eisenbahnwaggons, Schneidewerkzeuge ꝛc. und (1891) 19,255 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Incensarium (Incensorium, lat.), Räucherfaß.

Incensatio (lat.), bei den Katholiken das Verbrennen des Weihrauchs während des Gottesdienstes.

Incensio lunae (lat.), Neumond, in Kalendarien namentlich von dem des Oster- oder Frühlingsvollmondes (i. l. paschalis) häufig angewendet.

Incerta persona (lat., »ungewisse Person«), ein Begriff, der im vorjustinianischen Erbrecht insofern eine Rolle spielte, als eine i. p. nicht zum Erben eingesetzt werden konnte. Als i. p. galt diejenige Person, von deren Individualität sich der Erblasser zur Zeit der Testamentserrichtung keine Vorstellung machen konnte, z. B. der künftige Ehemann seiner Tochter. Jene Regel war jedoch schon vor Justinian durch zahlreiche Ausnahmen zu gunsten nachgeborner Deszendenten des Erblassers (postumi) durchbrochen. Justinian aber verfügte, daß eine i. p. eingesetzt werden könne, wenn nach dem Tode des Testators ihre Individualität bestimmbar wird. Auch sogen. juristische Personen galten ursprünglich als i. p. und waren demgemäß erbeinsetzungsfähig. Über Tradition an eine i. p. s. Tradition.

Incestuōsi libĕri (lat.), Kinder, die in Blutschande (s. d.) erzeugt worden sind.

Incestus (lat., Inzest), s. Blutschande.

Inch (spr. intsch), der englische Zoll, = 253,995 mm und in den Vereinigten Staaten = 254,01 mm; eingeteilt in 12 lines von 12 seconds zu 12 thirds, bei Künstlern zehnteilig, bei Handwerkern in 8 parts oder auch 3 barley corns.

Inchbald (spr. intsch-), Elizabeth, geborne Simpson, engl. Schauspielerin und Schriftstellerin, geb. 15. Okt. 1753 in Stanningfield bei Bury St. Edmunds, gest. 1. Aug. 1821 in Kensington, betrat die Bühne zuerst in London, wo sie sich mit dem Schauspieler I. (gest. 1779) verheiratete, widmete sich aber nach dessen Tode allmählich ganz der schriftstellerischen Thätigkeit. Verdienten litterarischen Ruf erwarb sie sich besonders durch die Romane »A simple story« (1791) und »Nature and art« (1796). Außerdem schrieb sie Bühnenstücke, zumeist Possen, von denen zuerst »The Mogul tale« günstige Aufnahme fand, dann viele Adaptierungen aus dem Französischen und dem Deutschen, besonders von Kotzebue, z. B. »Lovers' vows« (1798). Sie gab auch »The British theatre, with biographical and critical remarks« (1806–1809, 25 Bde.), »Modern theatre« (1809, 10 Bde.) und »A collection of farces« (1809, 7 Bde.) heraus. Ihr eignes Lustspiel »I'll tell you what« wurde 1798 ins Deutsche übersetzt. Ihre »Memoirs« veröffentlichte Boaden (Lond. 1833, neue Ausg. mit den genannten Romanen 1880).

Inch Cailoch (spr. intsch kēloch), Insel, s. Lomond.

Inch Cape Rock (spr. intsch kēp), s. Bell Rock.

Inchoativa (lat.), »Beginnzeitwörter«, d. h. solche, welche den Anfang einer Thätigkeit bezeichnen, z. B. erblühen (s. Verbum).

Incidenter (lat.), beiläufig (vgl. Inzident).

Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim (»Es fällt in die Scylla, wer die Charybdis

Digitized by Google

vermeiden will«, d. h. aus dem Regen in die Traufe kommen), Citat aus der »Alexandreïs« des Phil. Gualtier, wo es 5, 301 heißt: »incidis in Scyllam cupiens vitare Charybdim«.

Incineration (lat., »Einäscherung«), das Verbrennen zu oder das Bestreuen mit Asche.

Incisorium (lat.), soviel wie Bistouri (s. d.).

Incitieren (lat.), reizen, anreizen, anregen; Incitamenta, Incitantia (sc. remedia), Anregungs-, Reizmittel (s. Erregende Mittel); incitativ, anregend, anreizend.

Incl., Abkürzung für inclusive (s. d.).

Inclangorium (neulat.), Glöckchen, welches vor Erfindung des Glockengusses zum Gottesdienst rief.

Inclinatorium (lat.), Kirchenstuhl für gebrechliche Geistliche und Mönche im Chor. In der Physik soviel wie Neigungskompaß (s. Magnetismus).

Inclūsi (auch Reclusi, lat., »Eingeschlossene«), im Mittelalter Büßende, die sich, um sich gänzlich von der Welt zurückzuziehen, in Zellen einschlossen, fortwährend dasselbe Gewand trugen ꝛc. und ihre Zellen nicht eher wieder verließen, bis ihnen der Bischof die Erlaubnis dazu gab.

Inclusīve (abgekürzt incl., lat.), einschließlich.

In commūne bonum (lat.), zum allgemeinen Besten.

In commūni (lat.), gemeinschaftlich, insgemein.

Incomplaisance (franz., spr. ängkongpläsängß'), Ungefälligkeit.

In coena domĭni (lat., »Beim Mahl des Herrn«), Anfangsworte der berühmten, 1364 von Urban V. erlassenen, die Ketzer und alle, die ihnen Beistand leisten, verfluchenden Bulle, welche an jedem Gründonnerstag in Rom verlesen wurde, bis sie, nachdem vorher schon mancherlei Erweiterungen getroffen worden waren, 12. Okt. 1869 durch eine neue Redaktion ersetzt, jedoch nicht inhaltlich abgeschafft wurde.

In concrēto (lat.), in der Wirklichkeit, in einem bestimmten Fall; Gegensatz: in abstracto (s. d.).

In contanti (ital.), in barem Gelde.

In continenti (lat.), auf der Stelle, sofort.

Incontinentia urīnae, s. Harnabfluß.

In continŭo (lat.), in einem fort.

In contumăciam (lat.), s. Kontumaz.

In corpŏre (lat.), in Gesamtheit.

In corpŏre vili, s. Experimentum fiat etc.

Incredibile visu (lat.), »unglaublich beim Anblick«, d. h. man traut seinen Augen nicht.

Incroyable (franz., spr. ängkröajabl', in der gezierten Sprache damaliger Zeit: ängköjábl'; »unglaublich«), Bezeichnung der zweispitzigen Hüte mit großen, vorn und hinten aufgeschlagenen Krempen, welche in Frankreich während des Direktoriums Mode waren; dann auch Bezeichnung der Stutzer jener Zeit, deren Tracht in Stulpstiefeln oder Schuhen und Strümpfen, Hosen bis weit unter das Knie, einem Frack mit enormen Flügelklappen und hohem Kragen, mehreren weißen Halstüchern, in deren oberstem das Kinn steckte, langen Zottelhaaren und schließlich dem »unglaublichen« Hut bestand (vgl. Tafel »Kostüme III«, Fig. 12). Das weibliche Seitenstück des I. war die Merveilleuse (s. d.). Mit Beibehaltung der Grundform schrumpften jene Hüte etwa seit 1798 zu dem vorn an jeder Seite mäßig rückwärts gebogenen sogen. Napoleonshut zusammen.

In culpa versieren, ein schuldhaftes Verhalten an den Tag legen, wegen dessen man auf Entschädigung verklagt oder strafrechtlich belangt werden kann; s. Culpa.

In curĭa (lat.), auf dem Rathaus, an öffentlicher Gerichtsstelle.

Incus (lat.), Amboß, eins der Gehörknöchelchen; s. Ohr und Gehör, S. 255.

Incūsi (sc. nummi, lat., »eingeschlagene Münzen«), Name der uralten unteritalischen Silbermünzen griechischer Städte, welche auf der einen Seite ein erhabenes, auf der andern ein vertieftes, meist ähnliches, aber aus besonderm, meist quadratischem Stempel (incusum) geprägtes Bild zeigen. Diese Münzen gehören zu den ältesten Denkmälern der Prägekunst; so besitzen wir z. B. Didrachmen der Art von der 580 v. Chr. zerstörten Stadt Siris und von Sybaris, zerstört 510 v. Chr. Häufig sind, namentlich bei römischen Republikmünzen, Denare, welche auf der Vorderseite erhaben, auf der Rückseite vertieft geprägt sind; doch hat dies seinen Grund in der Unachtsamkeit der Münzer, welche das fertig geprägte Stück liegen ließen, dessen eine Seite nun in dem Metallstück des neugeprägten vertieft abgedruckt erscheint. Abbildungen solcher Münzen sind in Luynes, Choix de médailles grecques (Par. 1840, Taf. V) enthalten.

Ind., Abkürzung für Indiana (Staat).

Indāgo (lat.), Nachforschung; weidmännisch: Einkreisung, Wildgehege; Prälatenwahl.

Indals-Elf, Abfluß des Storsees im schwed. Län Jemtland, dessen Hauptzufluß der Åre-Elf ist. Er bildet im Kirchspiel Ragunda vier Wasserfälle (bis 80 m hoch), empfängt den Långå, Härka und Ammerå und mündet nördlich von Sundsvall in die Kringelbucht des Bottnischen Meerbusens.

Indamīne, Teerfarbstoffe, Oxydationsprodukte der Paradiamine des Diphenylamins und analoger Verbindungen, entstehen auch durch Oxydation eines Gemenges gleicher Moleküle eines Paradiamins vom Typus des Paraphenylendiamins und eines Monamins vom Typus des Anilins. Diese Oxydationen müssen in neutraler Lösung vorgenommen werden, da andern Falls leicht Chinone entstehen. I. entstehen auch aus solchen Körpern, die bei Reduktion in die betreffenden Diamine übergehen, wenn man sie mit primären Aminen zusammenbringt, also z. B. aus Nitrosodimethylanilin und Dimethylanilin. Das einfachste Indamin ist das Phenylenblau $C_{12}H_{11}N_3$ oder $N\begin{matrix}\diagup C_6H_4.NH_2\\ \diagdown C_6H_4.NH\end{matrix}$; hierher gehören außerdem das Bindschedlersche Grün od. Tetramethylphenylengrün $N\begin{matrix}\diagup C_6H_4.N(CH_3)_2\\ \diagdown C_6H_4.N(CH_3)_2Cl\end{matrix}$ aus salzsaurem Tetramethyldiamidodiphenylamin durch Oxydation gewonnen, und das Toluylenblau oder Dimethylamidomethylindamin $N\begin{matrix}\diagup C_6H_4N(CH_3)_2\\ \diagdown C_6H_2(CH_3)(NH_2)NH\end{matrix}$ durch Einwirkung von salzsaurem Nitrosodimethylanilin auf Toluylendiamin gewonnen. Die I. haben besonderes Interesse als Zwischenprodukte bei der Darstellung der Safranine, technisch sind sie nicht verwendbar wegen ihrer Empfindlichkeit gegen Säuren, durch welche sie in Chinone und Amine zerlegt werden.

Indaur, s. Indor.

Indazin, Teerfarbstoff aus der Gruppe der Induline, entsteht bei Einwirkung von Nitrosodimethylanilin auf Diphenylmetaphenylendiamin, löst sich mit blauer Farbe in Wasser und Alkohol und gibt Färbungen, die gegen Licht, Luft, Säuren und Alkalien sehr beständig sind.

Digitized by Google

Indebite (Indebito, lat.), auf ungebührliche Weise; ohne daß eine Schuld, eine Verpflichtung zu etwas vorliegt.

Indebiti solutio (lat.), die Leistung zu dem Zweck, um eine irrtümlich als vorhanden angenommene Schuld zu bezahlen, in welchem Falle der Empfänger mit der Condictio indebiti auf Zurückgabe des Empfangenen belangt werden kann.

Indebitum (lat.), »Nichtschuld«, s. Indebiti solutio.

Indeciduata, s. Säugetiere.

Indeclinabilia (lat.), undeklinierbare Wörter, diejenigen Substantiva, welche keine Kasusendungen annehmen, wie z. B. die Namen der Buchstaben im Griechischen und Lateinischen.

In defectu (lat.), in Ermangelung.

Indefinitum (lat.), s. Pronomen.

Indeklinabel (lat.), nicht deklinierbar.

Indelikat (lat.), unzart, unfein.

Indelta (Indelningsverk), eine dem schwed. Heerwesen eigentümliche Einrichtung, welche darin besteht, daß auf dem ländlichen Grundbesitz die Verpflichtung ruht, Soldaten anzuwerben und zu unterhalten. Zu diesem Behuf sind die Bauernhöfe oder Grundstücke in der Weise eingeteilt, daß eine gewisse Anzahl von ihnen je einen Soldaten zu stellen und zu verpflegen hat; letztere bilden den größern Teil des schwedischen Heeres im Frieden; sie werden, der Art ihrer Anwerbung entsprechend, die »eingeteilten« (indelta) genannt und bleiben im Dienst, solange sie rüstig sind. Der Soldat erhält ein Torp (Wohnhaus mit Acker) und einen jährlichen Lohn in Geld oder Produkten, daneben, wenn er zum Dienst eingerufen wird, seinen Sold. Seit 1875 beziehen die Offiziere und Unteroffiziere statt des Einkommens aus dem Torp feste Besoldung. Die Anfänge dieser Einrichtung reichen bis ins 15. Jahrh. zurück. Die von Karl XI. 1683 für dieselbe gegebenen Bestimmungen sind noch jetzt zum großen Teil in Kraft.

Indemnisieren (lat.), entschädigen, schadlos halten, Indemnität (s. d.) erteilen.

Indemnität (lat.), soviel wie Straflosigkeit; im parlamentarischen Leben die Entbindung des Ministeriums von der Verantwortlichkeit für einen Staatsakt durch nachträgliche Zustimmung der Kammern. Die Indemnitätsbill (indemnity-bill) spielt namentlich im englischen Verfassungsleben eine bedeutende Rolle. Hat nämlich die Regierung etwas im Staatsinteresse verfügen zu müssen geglaubt, wozu ihr ein formelles Recht nicht zustand, so kommen die Minister beim nächsten Parlament um eine Indemnitätsbill ein. Das Parlament ist formell berechtigt, die nachgesuchte I. zu verweigern und die Minister wegen Verfassungsverletzung anzuklagen. Die Erteilung der I. ist übrigens auch in das Verfassungsleben andrer Staaten übergegangen. So hat in Preußen nach dem siegreichen Kriege 1866 die Regierung für die Zeit (Konfliktsperiode), in welcher ohne verfassungsmäßiges Budget regiert worden war, um I. nachgesucht, und das Indemnitätsgesetz wurde 3. Sept. 1866 vom Abgeordnetenhaus mit großer Mehrheit genehmigt.

Indenization (engl.), soviel wie Denization (s. d.).

Indent (engl., »Einschnitt, Kerbe«, Indentgeschäft), Bezeichnung für ein im Verkehr mit Ostasien und Australien übliches Handelsgeschäft, wobei eine europäische Handelsfirma oder die Zweigniederlassung einer solchen einem eingebornen Händler europäische Waren zu einem nach der Landesmünze festgesetzten Preise liefert; auch der Vertrag, den das überseeische Handelshaus zum Zweck der Beschaffung der Waren mit einem europäischen Fabrikanten abschließt; kommt auch als Kommissionsgeschäft vor.

In Deo consilium (lat.), bei Gott ist Rat.

Indépendance Belge (spr. ängdepangdängß' bälsch', »belgische Unabhängigkeit«), früher eine der angesehensten europäischen Zeitungen, gegründet 1831 unter dem Titel »L'Indépendant«, erscheint zu Brüssel in französischer Sprache (gegenwärtig täglich dreimal), nahm durch Berardi (1856–84 Eigentümer u. Leiter) einen großen Aufschwung und war für Napoleon III. eins der gefürchtetsten Oppositionsblätter. In neuerer Zeit vertritt sie die Interessen der russischen Politik.

Independence (spr. indipénnd'ns), Städte der nordamerikan. Union: 1) Hauptstadt der Grafschaft Jackson in Missouri, 16 km von Kansas City, hat 2 Colleges und (1890) 6380 Einw. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Buchanan in Iowa, mit kath. Seminar und Kloster, Staatsirrenanstalt und (1890) 3163 Einw. — 3) Hauptstadt der Grafschaft Montgomery in Kansas, am Verdigris River, in fruchtbarer Gegend, mit bedeutendem Handel und (1890) 3127 Einw.

Independencia, Stadt in Uruguay, s. Fray Bentos.

Independenten (lat., »Unabhängige«), engl. Dissenterpartei, ging aus den Separatisten oder Brownisten (s. d.) hervor und erhielt besonders durch H. Barrow (hingerichtet 6. April 1593) eine völlig demokratische Verfassung. Ihr Grundcharakter ist der auf die Spitze getriebene religiöse Subjektivismus; demgemäß soll jede Einzelgemeinde (Kongregation; daher werden die I. jetzt gewöhnlich Kongregationalisten genannt) als ein für sich bestehender Gesellschaftskörper, von allen andern, wenn auch sonst in Lehre und Verfassung mit ihr übereinstimmenden Gemeinden unabhängig (independens quoad alias ecclesias, daher der Name), sich selbst regieren. Im Vaterland unterdrückt, wendeten sich die I. nach Holland, wo durch John Robinson 1610 die erste independentistische Gemeinde zu Leiden gegründet wurde. In ihrem Lehrbegriff weichen die I. zum Teil nicht von dem der anglikanischen Kirche ab, zum Teil aber bekennen sie sich zu Calvins Lehre; gegen Andersgläubige vertreten sie den Grundsatz der Toleranz. Vor allem dringen sie auf Kenntnis der Heiligen Schrift. Die englische Revolution (s. Großbritannien, S. 1041 ff.), an der sie sich eifrig beteiligten, verschaffte ihnen auch im Vaterland wieder Eingang; ja, sie gewannen hier, von Cromwell, Milton u. a. geschützt und begünstigt, bedeutenden Anhang und Einfluß. I. und Presbyterianer standen damals einander ebenso schroff gegenüber wie beide den Katholiken und Episkopalen; doch schieden sie nicht nur kirchliche, sondern auch politische Meinungen, indem die I. radikale Republikaner und Demokraten waren. Schon vorher hatten sie auch in Amerika (seit 1620) Verbreitung gefunden. Dort haben sie sich indessen seit 1805 mit den Presbyterianern und Baptisten wenigstens zur Gründung eines gemeinschaftlichen Kollegiums geeinigt. Ihre Lehren sind vornehmlich in zwei Bekenntnisschriften niedergelegt, die indes bei ihrer ausschließlichen Schriftverehrung kein symbolisches Ansehen haben, nämlich in der »Apologia justa et necessaria« von R. Robinson (Leiden 1619) und in der sogen. »Savoy confession« (Lond. 1658). Vgl. Hanbury, Memorials of the Congregationists (Lond. 1839, 3 Bde.;) Fletcher, History of independency in England (neue Ausg., das. 1862, 4 Bde.); Stoughton, His-

Digitized by Google

tory of religion in England (2. Aufl., das. 1881, 6 Bde.); Skeats, History of Free Churches of England (2. Aufl., das. 1869); Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands (Leipz. 1868).

Independénz (lat.), Unabhängigkeit.

In deposito (lat.), in Verwahrung.

Inder, Bewohner von Indien (s. d. und »Ostindien«).

Indeterminābel (lat.), unbestimmbar; Indetermination, Unbestimmtheit; indeterminiert, unbestimmt, unentschlossen.

Indeterminate sentence (engl., spr. indetörminät ßénntens), unbestimmtes Strafurteil (s. d.), Verurteilung zu Freiheitsstrafe, deren Dauer von dem Verhalten des Verurteilten während des Strafvollzugs abhängt.

Indeterminismus (neulat.) heißt im Gegensatz zum Determinismus (s. d.) die metaphysische Ansicht, nach welcher die Willensakte der Menschen durch keine äußern oder innern Ursachen (Motive) zwingend bestimmt werden, so daß vielmehr der Mensch jederzeit auch das Gegenteil von dem wollen könnte, was er wirklich will. Der J. schreibt also dem Menschen als wollendem Wesen eine Sonderstellung in der Welt zu, indem er die Handlungen desselben von dem allgemeinen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen ausnimmt und ihm die Fähigkeit zuspricht, als causa prima (schöpferische erste Ursache) in den Weltlauf einzugreifen. Spricht dies schon gegen den J., so liegt ein weiteres Bedenken darin, daß, wenn der Mensch seine Handlungen nach absolutem Belieben bestimmen kann, damit ein Element des Zufalls in die Welt eingeführt würde. Die Meinung endlich, daß nur auf Grund des J. ein sittliches Handeln sowie Zurechnung möglich sei, ist trügerisch, da die Sittlichkeit vielmehr voraussetzt, daß der Mensch in seinem Handeln sich durch Grundsätze leiten lasse; und je vollkommener ein Charakter ist, desto weniger kann bei ihm von einer Unbestimmtheit des Entschlusses, den er in irgend einer Lage fassen wird, die Rede sein. Der J. heißt auch Autodeterminismus, wenn die ausschließliche Bestimmung der Willensrichtung durch das wollende Subjekt betont werden soll. Vgl. Freiheit.

Index (lat., »Anzeiger«), Register, Verzeichnis; Titel, Aufschrift; auch der Zeigefinger; in der Astronomie am Erd- und Himmelsglobus der Zeiger des Stundenringes sowie ein auf den geteilten Kreisen astronomischer Instrumente, z. B. dem Quadranten, Sextanten, angebrachter, gewöhnlich mit einem Nonius versehener Schieber, welcher, mit dem drehbaren Fernrohr in Verbindung gesetzt und mit diesem fortbewegt, die Zahl der beschriebenen Bogengrade anzeigt. S. auch Indices. — Oft gebraucht man J. schlechtweg (»auf den J. setzen« ꝛc.) für Index librorum prohibitorum (s. unten).

Index Florentīnus (lat.), ein vor der florentinischen Pandektenhandschrift sich befindendes, aber keineswegs durchweg richtiges Verzeichnis derjenigen Schriftsteller, aus welchen Exzerpte in die Pandekten aufgenommen worden sind. Vgl. Corpus juris.

Index librōrum prohibitōrum (lat., »Verzeichnis der verbotenen Bücher«) heißen die Verzeichnisse derjenigen Bücher, welche zu lesen den Anhängern der katholischen Kirche verboten ist, wohl zu unterscheiden von Index librorum expurgandorum oder Index expurgatorius, wie die Verzeichnisse derjenigen Bücher heißen, welche (in den vorhandenen Exemplaren und in neuen Ausgaben) von den einzeln angegebenen anstößigen Stellen gereinigt werden sollen. Vereinzelte Bücherverbote kommen schon in der alten Kirche und im Mittelalter vor; umfangreichere Verzeichnisse verbotener Bücher wurden aber erst nach der Reformation veröffentlicht, zuerst von Karl V. in Belgien 1524—40 und von Heinrich VIII. in England 1526 ff., dann im Auftrag oder mit Genehmigung der Regierung von den theologischen Fakultäten (und der Universität) zu Löwen (1546, 1550, 1558) und Paris (1544, 1547, 1551, 1556), von Inquisitoren in Venedig (1549, 1554) und Mailand (1554). Der erste römische Index (insofern überhaupt der erste Index, als die frühern Verzeichnisse Catalogi heißen) wurde unter Papst Paul IV. 1559 von der römischen Inquisition veröffentlicht. Er enthielt drei alphabetisch geordnete Klassen: in der ersten stehen die Namen derjenigen Schriftsteller, deren sämtliche Schriften verboten werden, in der zweiten einzelne mit dem Namen ihrer Verfasser erschienene, in der dritten anonyme Schriften; schließlich wird eine große Zahl von Bibelausgaben verboten sowie der ganze Verlag von 61 namentlich verzeichneten und von allen andern Buchdruckern, die ketzerische Bücher gedruckt hatten oder drucken würden (dieses letzte Verbot steht nur in diesem Index). Von einem Ausschuß des Trienter Konzils wurde 1562—63 dieser Index überarbeitet und mit zehn allgemeinen Regeln vermehrt. Dieser neue Index, der sogen. Trienter, wurde nicht von dem Konzil, sondern nach dem Schluß desselben 1564 von Pius IV. veröffentlicht. Er wurde mit Zusätzen von einer vom Herzog von Alba ernannten Kommission 1570 in Antwerpen, von der portugiesischen Inquisition 1581 in Lissabon, von dem päpstlichen Nunzius in München 1583 herausgegeben. In Rom wurde die Fortführung des Index der 1571 von Pius V. errichteten Indexkongregation übertragen. Eine vermehrte Ausgabe wurde von Sixtus V. 1590 veröffentlicht, aber gleich nach seinem Tode unterdrückt. Unter Clemens VIII. erschien dann 1596 eine Ausgabe des Trienter Index, in welcher jeder der drei Klassen Appendixe beigefügt sind. Seitdem sind noch etwa 40 Ausgaben des römischen Index erschienen; in jede derselben wurden die mittlerweile neu verbotenen Bücher eingereiht. Die wichtigsten sind die von Alexander VII. von 1664, in welcher die drei Klassen in Ein Alphabet vereinigt wurden (die erste Klasse ist übrigens nach Clemens VIII. nicht mehr vermehrt worden), und die von Benedikt XIV. von 1758, in welcher zahllose Fehler der frühern Ausgaben verbessert und neue allgemeine Verordnungen über das Bücherwesen beigefügt wurden. Die neueste Ausgabe ist 1881 erschienen, ein Nachtrag dazu 1884. Von einem Index expurgatorius ist in Rom nur 1607 ein erster Band erschienen, von dem Dominikaner J. M. Brasichellensis bearbeitet. Ein andrer war 1571 in Antwerpen auf Befehl des Herzogs von Alba herausgegeben worden. Die spanischen Indexe sind von den römischen zu unterscheiden. Sie wurden unabhängig von der Indexkongregation von der spanischen Inquisition veröffentlicht, enthalten mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen auch die römischen Bücherverbote, aber auch viele andre und sind von 1584 an alle (wie auch ein portugiesischer von 1624) zugleich Indices prohibitorii und expurgatorii. Die ersten wurden von dem Generalinquisitor Valdes 1551 und 1559 veröffentlicht, der letzte 1790, ein Nachtrag dazu 1805. Der bekannteste und einer der wichtigsten ist der von dem Generalinquisitor Sotomayor von 1640. Von 1754 an gab die österreichische Regierung eine Reihe von »Catalogi librorum a Commissione Aulica prohibi-

Digitized by Google

torum« heraus; ein ähnlicher Index erschien auch 1770 in München. Auch das 1882 erschienene Verzeichnis der verbotenen sozialdemokratischen Schriften (über 700 Nummern) kann man einen Index nennen. Vgl. J. Mendham, The literary policy of the Church of Rome exhibited in an account of her damnatory catalogues and indexes (2. Aufl., Lond. 1830); Petzholdt, Bibliotheca bibliographica, S. 133 ff. (Leipz. 1866); Reusch, Der Index der verbotenen Bücher (Bonn 1883—85, 2 Bde.); Derselbe, Die Indices librorum prohibitorum des 16. Jahrhunderts (Stuttg. 1886, Litterarischer Verein).

Indezénz (lat.), Unschicklichkeit, Unziemlichkeit in Reden oder Handlungen, besonders solchen, die sich auf das Geschlechtsverhältnis beziehen.

India, Markt im kroat.-slawon. Komitat Syrmien, Knotenpunkt der Bahnlinien Budapest-Semlin und J.-Vinkovitz, mit (1890) 4850 deutschen und magyar. (röm.-katholischen) Einwohnern.

Indiafaser, Polstermaterial, soviel wie Agavefaser.

India Mills, Baumwollspinnerei, s. Darwen.

Indiána (abgekürzt Ind.), einer der Vereinigten Staaten Nordamerikas, zwischen 37° 47′—41° 46′ nördl. Br. und 84° 49′—88° 2′ westl. L. v. Gr., grenzt im N. an Michigan und an den Michigansee, im O. an Ohio, im SO. und S. an Kentucky, im W. an Illinois und umfaßt einen Flächenraum von 94,140 qkm (1702,6 QM.). Das ganze Land bildet eine sanft gewellte Hochebene, die in eine Hügelkette, die Knobs genannt, übergeht, deren höchster Punkt 250 m über dem Michigansee liegt. Flüsse sind außer dem Ohio an der Südgrenze dessen Nebenfluß, der schiffbare Wabash (mit dem White River), ferner der nach NO. dem Eriesee zuströmende Maumee und der Kankakee, ein Nebenfluß des Illinois. Die Uferländereien aller Flüsse enthalten meist reichen, angeschwemmten, oft dicht bewaldeten Boden, begrenzt von den Flußhügeln, dahinter das 30—100 m hohe Tafelland mit Eichen- und Eschenwäldern, ebenen Prärien, welligen Landstrecken ꝛc. Das Ohiothal ist eine ursprünglich mit dichtem Wald bedeckte Kalksteinregion, deren steile Hügel von zahlreichen Nebenflüssen durchbrochen sind; ²/₃ davon sind gutes Ackerland, ¹/₃ ist unfruchtbar. Das die Mitte des Staates durchziehende Thal des White River ist fast gleichmäßig eben und dicht bewaldet, ausgenommen im W., wo sich weite Prärien und die unfruchtbaren Hügelrücken der Knobs hinziehen; der Boden ist vorzüglich. Das Wabashthal ist unebener, aber ebenso fruchtbar und reich an Wasserkraft wie jenes; der nördliche und nordwestliche Teil ist stellenweise sumpfiger, und in der Nähe des Michigansees finden sich ausgedehnte unfruchtbare Sandberge. Geologisch herrschen devonische, silurische und karbonische Gesteine vor. In den Wäldern kommen neben Eichen und Buchen auch Zuckerahorn, Hickory, Eschen, schwarze Walnuß, Pappeln, Ulmen, Sykomoren ꝛc. vor. Kleine Seen und Teiche sind in Menge vorhanden. Das Klima unterliegt plötzlichen Veränderungen. Die mittlere Jahrestemperatur ist 14°, die des Sommers 25°, des Winters 3°. Der Winter ist oft sehr kalt, aber kurz, starker Schneefall selten, der Sommer heiß, aber im ganzen gesund. Die Zahl der Einwohner betrug 1840: 685,866, aber 1890: 2,192,404 (1,118,347 männlich, 1,074,057 weiblich), darunter 146,205 im Ausland (84,900 in Deutschland) Geborne. Die Volksschulen mit 13,441 Lehrern wurden 1890 von 521,841 Schülern (654,300 waren schulpflichtig) besucht, die 15 höhern Schulen mit 318 Lehrern von 4281 Studierenden, darunter die Indiana-Universität zu Bloomington mit 40 Dozenten und 514 Studierenden, die De Pauw-Universität in Greencastle mit 65 Dozenten und 1063 Studierenden, die Purdue-Universität in Lafayette (43 Lehrer, 700 Studierende), die katholische Universität in Notre Dame (61 Lehrer, 620 Studierende). Es erscheinen 725 Zeitungen. Ein katholischer Bischof residiert in Dubuque, ein protestantischer in Indianapolis. Man zählte 1890: 119,190 Katholiken, der Rest Protestanten der verschiedensten Bekenntnisse (162,989 Episkopale, 78,942 Jünger Christi, 54,000 Baptisten ꝛc.). Von Wohlthätigkeitsanstalten hat der Staat eine Irrenanstalt, eine Anstalt für Geistesschwache, für Blinde, für Taubstumme, eine Besserungsanstalt, eine Anstalt für gefallene Frauenzimmer und zwei Zuchthäuser. Landwirtschaft ist der wichtigste Erwerbszweig, mit Getreide waren 1890 bestellt 2,936,097 Hektar, davon mit Mais 1,334,476 Hektar (1892: 103,334,000 Bushel), mit Weizen 1,028,007 Hektar (39,885,000 Bushel), mit Hafer 440,992 Hektar (75,063,000 Bushel), außerdem mit Roggen, Gerste, Buchweizen, Kartoffeln, Tabak (16,2 Mill. Pfd.); mit Wein waren bepflanzt 1890 Hektar, wovon 250,000 Gallons gewonnen wurden. Im Weizenbau wird J. nur von Minnesota und Kansas übertroffen, im Hafer- und im Maisbau nur von Iowa. Der Viehstand betrug 1890: 720,035 Pferde, 59,644 Maultiere und Esel, 1,511,908 Rinder, 1,081,133 Schafe, 3,320,817 Schweine. Schweine wurden 1892 an 630,000 eingepökelt, an Butter wurden 48,470,786, Käse 360,948, Wolle 4,868,404 Pfd. erzeugt. Die Kohlenfelder bedecken ein Areal von 16,680 qkm; 1890 wurden 2,845,057 Ton. im Werte von 2,887,852 Doll. gefördert. Von Petroleum gewann man 1890: 63,496 Faß. Natürliches Gas wurde 1886 bei Kokomo erbohrt, das hier, wie in Ohio, an den silurischen Trenton-Kalkstein gebunden ist. Jetzt hat man zahlreiche Gasbrunnen erbohrt, aus denen 50 Städte direkt, weitere 20 Städte durch längere Leitungen versorgt werden. Außerdem besitzt der Staat ein unerschöpfliches Lager von vortrefflichem Kalkstein, Thon, Porzellanerde, Kalk. Der Wald bedeckt nahezu 30 Proz. der Oberfläche. Die Industrie ist namentlich da, wo sie mit Land- und Waldwirtschaft verknüpft ist, bedeutend; 1890 wurden in 12,354 gewerblichen Anstalten mit 124,349 Arbeitern Waren im Wert von 226,825,082 Doll. hergestellt. Hervorragend sind die Sägemühlen, Gießereien und Maschinenbauanstalten, Kornmühlen, Fabriken für Wagen, Möbel, Fässer, landwirtschaftliche Geräte, Eisenhütten ꝛc. Der Handel ist zwar fast nur Binnenhandel (nur Michigan City hat etwas auswärtigen Handel mit Britisch-Nordamerika), aber als solcher bedeutend und erleichtert durch schiffbare Flüsse, ein ausgedehntes Netz von Eisenbahnen (1892: 10,000 km) sowie durch den 600 km langen Wabash- und Eriekanal von Evansville nach Toledo, der aber nur bis Lafayette befahren wird, und den mehr benutzten, 120 km langen White Waterkanal zwischen Lawrenceburg am Ohio und Hagerstown. Der Gouverneur wird vom Volk auf vier, der Senat (50 Mitglieder) auf gleiche Zeit, das Repräsentantenhaus (100 Mitglieder) auf zwei, die Richter auf sechs Jahre gewählt. In das Repräsentantenhaus der Union entsendet der Staat 13 Mitglieder, bei der Wahl des Präsidenten hat J. 15 Stimmen. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 3,360,876, die Ausgaben 2,265,120, die Schulden des Staates

Digitized by Google

8,538,059, der Grafschaften 6,406,239, der Städte 9,498,333 Doll. Eingeteilt wird der Staat in 92 Grafschaften; Hauptstadt ist Indianapolis. — Schon 1702 wurde eine Mission in Vincennes errichtet, wo sich seit 1793 auch französische Kanadier ansiedelten; 1763 kam J. an die Engländer. Die Union erwarb 1795 von den Indianern das Land am Wabash, das bis 1811 teils durch Ankauf, teils durch Eroberung erweitert wurde. 1805 wurde Michigan, 1809 Illinois von J. abgetrennt und letzteres 1816 als Staat in die Union aufgenommen.

Indianapolis, Hauptstadt des nordamerikan. Staates Indiana, in fruchtbarer Ebene am Zusammenfluß des Fall Creek mit dem Westarm des White River, Ausgangspunkt von 18 Eisenbahnen, mit großem Zentralbahnhof (Union Depot), einem Staatskapitol, Kriegerdenkmal im Circle Park (außerdem noch sechs andre Parke), Gerichtshof, Irren-, Blinden- und Taubstummenanstalt, Arsenal und Depot der Union, dem Propyläum, einer litterarischen Vereinigung von Frauen gehörig, einer klassischen Schule für Mädchen, Stadtbibliothek, Musikakademie, mehreren schönen Kirchen und (1890) 105,436 Einw., darunter 14,487 im Ausland (7893 in Deutschland) Geborne. Anfang 1893 betrug die Einwohnerzahl 132,000. Die Industrie, welche durch die Nähe ergiebiger Kohlenfelder gefördert wird, war 1890 vertreten durch 1056 gewerbliche Anstalten mit 15,967 Arbeitern u. einer Produktion im Werte von 32,023,851 Doll., darunter 7 Schlacht- und Fleischverpackungsanstalten (858 Arbeiter, Produktionswert 5,989,905 Doll.), 26 Möbelfabriken (1624 Arbeiter, 2,252,661 Doll.), 11 Kornmühlen (176 Arbeiter, 2,970,804 Doll.), ferner Wagenfabriken, Gießereien und Maschinenwerkstätten, Säge- und Hobelwerke, Druckereien ꝛc. In den Fleischverpackungsanstalten wurden 1892: 607,002 Schweine eingepökelt, die Stockyards (Viehbuchten) fassen 35,000 Schweine und 4000 Rinder, die Getreideelevatoren eine Million Bushel. Der Wert des steuerpflichtigen Eigentums betrug 1892: 99,124,695, die städtische Schuld 1,905,500 Doll.

Indianer (hierzu die Tafeln »Indianische Kultur I—III«, mit Textblatt), die Ureinwohner Amerikas, so von den spanischen Entdeckern genannt, welche die neue Welt für einen Teil Indiens ansahen. Trotz großer Verschiedenheit in der körperlichen und geistigen Entwickelung werden sie alle, mit Einschluß der Eskimo, Einer Rasse, der amerikanischen, zugerechnet, welche die nächste Verwandtschaft mit der mongolischen zeigt. Ihre Hautfarbe ist ein helles Braun mit einem rötlichen Unterton (daher Rothäute), das Haar ist schwarz, dick und straff, der Bartwuchs spärlich. Die Backenknochen sind vorstehend, die Augen klein und etwas schief gestellt; die Stirn ist niedrig, die Nase häufig gekrümmt, der Schädel größtenteils mesokephal. Sie sind im allgemeinen von mittlerer Größe und gedrungenem Körperbau. Ihre geistige Begabung ist nicht unbedeutend, doch sind sie wenig geschickt in der Aneignung einer fremden Zivilisation. Ihre Sinne sind stark entwickelt, die Gemütsstimmung meist ernst, doch verbergen sie unter scheinbarer Gleichgültigkeit die leidenschaftlichste Erregung. Ihr Charakter zeigt ein Gemisch von Tugenden u. Lastern, Mut, Standhaftigkeit, Ehrgefühl, Dankbarkeit auf der einen Seite, Trägheit, Grausamkeit, Falschheit auf der andern. Die Frauen spielen im allgemeinen eine untergeordnete Rolle.

Die Herkunft der J. ist viel erörtert worden. Man hat in ihnen die zehn verlorenen Stämme Israels finden wollen oder die Fabel von der verschwundenen Atlantis zur Begründung eines afrikanischen Ursprungs benutzt. Andre haben Amerika von Polynesien oder China oder Japan bevölkern lassen. Wahrscheinlicher ist die Annahme eines nordischen Ursprungs, sei es über die Beringstraße oder eine ehemals vorhandene Landverbindung von Asien oder, wie Brinton will, von Osten her über eine Landbrücke, die während der Glazialzeit zwischen Europa und Grönland bestand.

Vom Standpunkt der einheimischen Kultur zerfallen die J. in zwei Gruppen, deren eine die beiden Kulturvölker der Mexikaner und Peruaner umfaßt, an welche sich die Völker Zentralamerikas einerseits und die Völker Kolumbiens anderseits anschließen, die andre dagegen die übrigen Stämme Nord- und Südamerikas (s. Tafel »Amerikanische Völker«, Bd. 1). Eine natürlichere Einteilung ist nur auf Grund ihrer Sprachen möglich, welche im wesentlichen einverleibende sind, indem sie Subjekt und Objekt in das transitive Zeitwort einschließen. Brinton unterscheidet fünf Sprachgruppen: eine nordatlantische, eine nordpazifische, eine zentrale mit dem Kulturvolk der Mexikaner und den Stämmen Zentralamerikas, eine südpazifische mit den Stämmen Kolumbiens und dem Kulturvolk der Peruaner und eine südatlantische, welche die übrigen Völker Südamerikas begreift. Zur nordatlantischen Gruppe gehören außer den Eskimo und Aleuten die Athabasken oder Tinneh, die Beothuk, Algonkin, Irokesen, Tschokta-Muskogi, Natchez und verwandte, Pani oder Caddo, Dakota oder Sioux und Kiowah; zur nordpazifischen Sprachgruppe die in zahlreiche Sprachstämme zersplitterten Bewohner der Nordwestküste und Kaliforniens, die Tlinkit, Haida, Selisch, Sahaptin oder Nez percés, ferner die Yuma und die Pueblostämme in Arizona und Neumexiko. Zur zentralen Sprachgruppe gehört der uto-aztekische Sprachstamm, der mit seinen Verzweigungen sich von den Ufern des Columbiaflusses bis zum Isthmus von Panama ausdehnt. Seine nördlichsten Glieder, die Ute, Schoschonen, Komantschen, bilden den Schoschonenzweig, zum sonorischen Zweige gehören die Pima im mexikanischen Staate Sonora und am Gilafluß in Arizona, während der Nahuatlzweig das Kulturvolk der Mexikaner begreift. Weiter werden zur zentralen Sprachgruppe gerechnet die Otomi, Tarasco, Totonaco, Zapoteken, Mixteken, Chinanteken, Chapaneken und andre mexikanische Völker, ferner die Maya in Yukatan, die Choles und Chinca in Guatemala, die Chicaque, Paya, Mosquito in Honduras, die Chontal, Ulva, Rama und Mangue in Nicaragua und andre Stämme Zentralamerikas. Die südpazifische Sprachgruppe zerfällt in das kolumbische Gebiet mit den Changuina auf dem Isthmus, den Choco im nördlichen Kolumbien, den Timote in Venezuela, den Chibcha in Neu-Granada, den Paezes am untern Magdalenenstrom und den südkolumbischen Stämmen, Coconuco, Barbacoa u. a., und in das peruanische Gebiet mit den Kechua, Aymara, Puquina, Yunca, Atacama und Chango. Die fünfte Sprachgruppe, die südatlantische, umfaßt die Völker, welche das Gebiet des Amazonenstroms innehaben, die Tupi, Tapuya oder Gesvölker mit den Cayapo, Arawak, Kariben, mit den Arinagoto, Karajo u. a., ferner die Bewohner des bolivianischen Hochlandes, die Chiquito und Yurucares, die

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt der Tafel ‚Indianische Kultur I'.

Kunsterzeugnisse der nordamerikanischen Indianer.

1. Holzkeule der Tsimschian.
2. Kriegstanzflöte der Sioux.
3. Pfeife der Schwarzfuß-Indianer.
4. Pfeil der Apatschen, Neumexiko.
5. Ballkelle der Tschokta.
6. Stumpfer Pfeil der Apatschen.
7. Steinerner Tomahawk.
8. Bogen der Apatschen.
9. Hölzerne Keule.
10. Hauspfeiler der Haida.
11. Tanzrassel.
12. Tabakspfeife.
13. Schild der Pueblo, Cochiti.
14. Köcher und Bogen in Futteral.
15. Skalpiermesser und Scheide.
16. Fischotter-Medizin.
17. Jagdtasche der Tscherokesen.
18. Gefäß der Pueblo, Arizona.

Kunsterzeugnisse der südamerikanischen Indianer.

19. Federgeschmückter Speer, Brasilien.
20. Bogen der Conibo.
21. Pfeil der Cashibo.
22. Pfeil der Conibo.
23. Pfeil der Srakaja.
24. Fischpfeil der Srakaja, Orinoko.
25. Fischgabel der Cano.
26. Harpune der Cano.
27. Pfeil der Cashibo.
28. Tanzfederzepter, Brasilien.
29. Federkrone der Makusi.
30. Brustgürtel der Conibo.
31. Halsband der Longua.
32. Rückenschmuck der Andoa.
33. Geschnitzter Löffel der Peba.
34. Schüssel der Cocama.

Digitized by

Indianische Kultur I.

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. Bibliogr. Institut in Leipzig. *Zum Artikel »Indianer«.*

Digitized by Google

Indianische Kultur II.

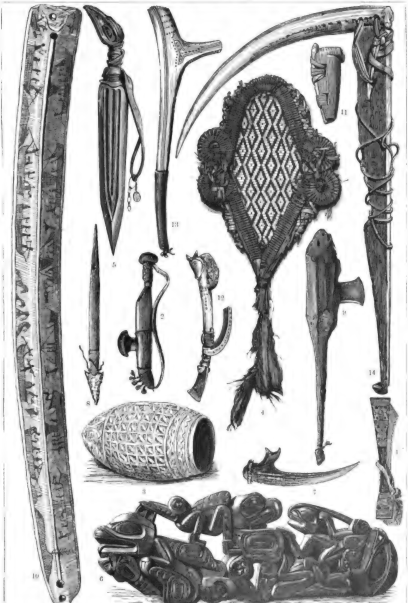


Fig. 1. Indianische Keule aus Guahana. — 2. Kriegsbeil der Gaveve-Indianer von Brasilien. — 3. Geschnitztes Trinkgefäß brasilischer Indianer. — 4. Flechtarbeit von Guayana-Indianern (s. auch Fig. 18). — 5. Eiserner Dolch von Nordwestamerika. — 6. Aus Schiefer geschnittene Tabakspfeife von den Königin Charlotte-Inseln. — 7.—9. Feuerländische Werkzeuge und Waffen aus Knochen. — 10. Knochenzeichnung (Tagebuch) der Tschuktschen. — 11. Gerät zur Herstellung von Quarzpfeilspitzen der Eskimo. — 12.—14. Knöcherne Beile und Hacken der Eskimo.

Digitized by Google

Indianische Kultur III.

Fig. 15. Indianische Keulen aus Demerara. — 16. Zierbeil der Gaveve-Indianer von Brasilien. — 17. Gefirnißte Thongefäße von Brasilien. — 18. Flechtarbeit von Guayana-Indianern (s. auch Fig. 4). — 19. Panzer aus Holzplatten und Stäbchen der Thlinkit-Indianer. — 20. u. 21. Jadeithammer und Kratzer der Eskimo. — 22. u. 23. Knöcherne Beile und Hacken der Eskimo.

Digitized by Google

Bewohner des Gran Chaco, die Guaycuru, Lules, Matago u. a., endlich die Pampasstämme, die Araukaner, Patagonier und Feuerländer.

Das durch die Phantasie von Romanschriftstellern (Benjamin Cooper) geschaffene Bild des Indianers bezieht sich vorzugsweise auf die nordamerikanischen Jägervölker, die eigentlichen Rothäute, entspricht jedoch nur wenig der Wirklichkeit. Im allgemeinen ist Verschlossenheit ein Grundzug ihres Charakters. Der J. trägt eine äußerliche Gleichgültigkeit zur Schau, während er sich leidenschaftlichen Erregungen (Spiel, Liebe) mit Lebhaftigkeit hingibt. Den Schmerz erträgt er mit einer ans Wunderbare grenzenden Selbstüberwindung; im Verkehr ist er gemessen und höflich, doch leicht verletzt und rachsüchtig, für empfangene Wohlthaten selten dankbar. Im Kampfe gegen Feinde ist er mutig, listig und grausam. Er besitzt eine natürliche Rednergabe und poetischen Ausdruck. Seinen phantastischen Sinn offenbart er in der Bemalung des Gesichts mit schreienden Farben, dem Ausputz der Haare und dem bunten Zierat der Kleidung. Sein vorzüglichster Schmuck sind die Wampums, Arm- und Halsbänder aus farbigen Perlen, die ursprünglich aus Muschel- und Schneckenschalen gefertigt wurden. Dieser Schmuck dient auch als Zahlungsmittel; im Kriege ist seine Übersendung Zeichen des angebotenen Friedens, unterworfene Stämme zahlen mit ihm ihren Tribut. Die ehemalige Pelzkleidung ist jetzt durch die wollene Decke, das Blanket, verdrängt worden. Die Wohnungen sind teils solide, aus Holz aufgeführte Häuser, teils leichte, aus Baumrinde oder zusammengenähten Büffelhäuten gefertigte, meist kegelförmige Zelte (Wigwams), mit dem Feuerplatz in der Mitte und einer Rauchöffnung in der Mitte des Daches. Fast alle J. trieben neben der Jagd und dem Fischfang mehr oder weniger Ackerbau; im O. zeichneten sich die Algonkin und Irokesen durch die sorgfältige Anlage ihrer Felder aus, im S. die Yuma, Pueblo und Pima. Gebaut wurden Mais, Kürbisse, Melonen, Kartoffeln, Baumwolle und Tabak. Von Haustieren war nur der Hund bekannt. Die Kultur befand sich zur Zeit der Entdeckung überall im Zeitalter der geschliffenen Steinwerkzeuge, wiewohl Kupfer, Bronze u. Edelmetalle zu verschiedenen Zwecken, namentlich zu Schmucksachen verarbeitet wurden. Die Waffen (Speer, Keule, Beil und Bogen) waren aus Holz, Knochen oder Stein gearbeitet. Jetzt sind eiserne Beile (Tomahawk), Schlachtmesser und Flinten an ihre Stelle getreten. Die meisten Stämme waren mit der Töpferei vertraut, aber sie kannten nicht die Töpferscheibe und die Glasur. Webe- und Flechtarbeiten wurden, meist von Frauen, mit einfachen Hilfsmitteln gefertigt. Die mitunter recht ansehnlichen Bauten errichteten die J. ohne Winkelmaß und Lot; aus ausgehöhlten Baumstämmen, Baumrinde oder Fellen verfertigten sie geräumige Kanoes, aber sie kannten nicht den Gebrauch des Segels und Steuerruders und benutzten Schaufelruder, paddles, zur Fortbewegung. Sie hatten verschiedene Musikinstrumente, aber keine Saiteninstrumente. Eine Auswahl von Kunsterzeugnissen der J., Geräte, Waffen ꝛc., ist auf beifolgenden Tafeln dargestellt. Die Grundlage des gesellschaftlichen Lebens der nordamerikanischen J. war nicht die Familie, sondern das Geschlecht (Sippe, Gens, Clan), welches durch ein meist einem Tier entlehntes Sinnbild (Totem bei den Algonkin) gekennzeichnet wird. Eine Anzahl solcher Geschlechter bilden den Stamm. Jedes Geschlecht ist bis zu einem gewissen Grade selbständig und erwählt seinen eignen Häuptling, der alle Angelegenheiten innerhalb des Geschlechts ordnet. Der Stamm wird durch einen Rat geleitet, dessen Mitglieder von den einzelnen Geschlechtern gewählt werden. Dieser Rat wählt auch den Stammeshäuptling, meist aus einem bestimmten Geschlecht, während für den Krieg ein besonderer Häuptling auf Grund seiner Tüchtigkeit erwählt wird. Heiraten innerhalb der Geschlechter sind verboten. Die Erbfolge geschieht gewöhnlich in weiblicher Linie; dem Verstorbenen folgt der Sohn seiner Schwester. Diese Einrichtung erhöht auch die Stellung der Frau, die keineswegs bloß die Sklavin des Mannes ist. Ihre Stimme ist mitunter im Rate nicht ohne Einfluß; in einzelnen Fällen haben Frauen selbst die Stelle eines Häuptlings eingenommen. Die Heirat wird durch Kauf abgeschlossen; nur die Reichen haben mehrere Frauen. Die früh reifenden Mädchen treten mitunter schon mit 11—12 Jahren in die Ehe, welken daher schnell. Die Zahl der Kinder ist gering. Fast bei allen Indianern wurden Sklaven, meist Kriegsgefangene, gehalten. Das religiöse Gefühl offenbart sich in einer Anzahl von Mythen, deren vornehmste von einem guten Wesen handelt, welches als Schöpfer des Weltalls und Stammvater und Lehrer des Volkes gepriesen und oft in Gestalt eines Tieres (Rabe, Hase, Wolf u. a.) dargestellt wird. Bei fast allen Stämmen findet sich auch Sonnenverehrung in einer oder der andern Form; sehr verbreitet ist die Mythe vom Donnervogel. Außerdem glauben die J. an eine Menge höherer und niederer Geister, die dem Menschen teils wohlwollen, teils feindlich gesinnt sind. Die Beschwörung der bösen Geister wie überhaupt die Ausübung der religiösen Gebräuche liegt in der Hand der Medizinmänner (Schamanen), die als Ärzte, Wahrsager, Regenmacher, Leiter geheimer Gesellschaften und als Bewahrer der Stammesüberlieferungen einen großen Einfluß ausüben. Zu den religiösen Gebräuchen gehören auch die Aufführungen von Tänzen und oft furchtbare Selbstpeinigungen (Aufhängung an Stricken, welche durch die durchbohrten Muskeln der Gliedmaßen, der Brust und des Rückens gezogen sind). Das zukünftige Leben wurde als eine Fortsetzung des gegenwärtigen gedacht, daher gab man den Toten ihre Lieblingsgeräte u. Speisen mit ins Grab.

Von der frühern Eigentümlichkeit ist inzwischen durch unausgesetzte Berührung mit den Weißen viel verloren gegangen; gegenwärtig ist der größte Teil der indianischen Bevölkerung zum Christentum bekehrt, und nur noch in den abgelegensten Gebieten Nord- und Südamerikas haben sich von der europäischen Kultur unberührte Reste erhalten. Im übrigen ist die Behandlung, welche die J. namentlich in Nordamerika seitens der Weißen erfahren haben, eine schmähliche gewesen. In den Kriegen zwischen den beiden Rassen mußten die J. natürlich unterliegen, und so wurden sie schließlich auf abgegrenzte, ihnen gewährleistete Gebiete (die sogen. Reservationen) beschränkt; aber oft genug sind sie aus den garantierten Besitzungen mit Gewalt wieder vertrieben worden. Die im Interesse der J. vom Kongreß der Vereinigten Staaten gegebenen Gesetze kamen selten zur Geltung, und 1825 wurde unter dem Präsidenten Monroe der Beschluß gefaßt, die im O. des Mississippi wohnenden J. nach dem Westen zu verpflanzen. Doch fügten sich die Seminolen in Florida nicht ohne harten Kampf, und die Tscherokesen in Georgia, welche dort blühende Dörfer gegründet und Handwerke betrieben, wichen erst 1838 nach langer Mißhandlung, nachdem Truppen

Digitized by Google

gegen sie aufgeboten worden waren. Es ist daher natürlich, daß die Zahl der J. seit ihrer Berührung mit den Europäern bedeutend abgenommen hat; manche Stämme sind ganz ausgestorben, andre sehr zusammengeschmolzen. Ein ansehnlicher Teil ist auch durch Vermischungen mit Weißen (vgl. Bois-Brulés) und Negern verloren gegangen. Dagegen hat sich die indianische Bevölkerung Südamerikas kaum vermindert. Die Gesamtzahl aller J. schätzt man auf 9—10 Mill., von denen

in Kanada und Brittisch-Kolumbien (1891) . . .	121 638
= Alaska (1890)	23 274
= den Vereinigten Staaten (1890)	249 273

gezählt wurden. Von den 249,273 Indianern der Union lebten auf den sogen. Agenturen 133,382, nicht unter Agenten standen 32,567, und von zivilisierten Indianern wurden gezählt 64,871. Zu den 60 **Agenturen** gehören 57 Mill. Hektar Land, die für die ausschließliche Benutzung der J. reserviert sind, von denen aber nur 7 Mill. Hektar kulturfähig und 84,109 Hektar wirklich kultiviert sind. Das Land liegt in kleinern Parzellen östlich vom Mississippi in New York, Nordcarolina, Michigan und Wisconsin, in großen zusammenhängenden Komplexen in fast allen Staaten des Westens (vgl. Indianerterritorium). Fast überall ist eine Zunahme des bebauten Areals, der Ernteerträge und des Viehstandes bemerkbar, der Zivilisationsprozeß würde aber noch vollständiger und schneller sein, wenn sich nicht unter die bessern Elemente der weißen Bevölkerung sehr viel schlechte, für die J. verderbliche mischten, so daß einige Stämme dem zwar durch strenge Gesetze verbotenen, aber dennoch eingeschmuggelten Branntwein und den ebenfalls eingeführten geschlechtlichen Krankheiten sicher erliegen müssen.

Vgl. **Waitz**, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 3 u. 4 (Leipz. 1862 u. 1864); **Ratzel**, Völkerkunde, Bd. 2 (2. Aufl., das. 1895); **Brinton**, The American race (New York 1891); ferner für die J. Nordamerikas: **Heckewelder**, Nachrichten von der Geschichte, den Sitten und Gebräuchen der indianischen Völkerschaften (deutsch, Götting. 1821); **Catlin**, Illustrations of the manners, customs and conditions of the North American Indians (neue Ausg., Lond. 1876, 2 Bde.; deutsch von Berghaus: »Die J. Nordamerikas«, Brüssel 1848); **Drake**, Indian tribes of the United States (neue Aufl., Philad. 1884, 2 Bde.); **Schoolcraft**, History of the Indian tribes (das. 1851—55, 5 Bde.); **Bancroft**, The native races of the Pacific states of North America (New York 1875, 5 Bde.); **Dall** und **Gibbs**, Contributions to North American ethnology (Washingt. 1877 ff.); die Jahresberichte des Commissioner of Indian affairs. Über die Eingebornen Mittel- und Südamerikas vgl. die Reisewerke von d'Orbigny, Martius, Tschudi, Schomburgk, v. d. Steinen, Ehrenreich u. a.

Indianersommer (engl. Indian summer), in Nordamerika Bezeichnung für die milde und heitere Witterung des Septembers und Oktobers.

Indianerterritorium (Indian Territory), Staatsgebiet der Vereinigten Staaten von Nordamerika, im W. des Mississippi, zwischen 33° 35′—37° nördl. Br. und 94° 20′—103° westl. L. v. Gr., wird von Arkansas, Kansas und Texas begrenzt und hat ein Areal von 81,320 qkm (1476,8 QM.). Der größte Teil des Gebietes besteht aus welligen Ebenen. Im südlichen Teil erheben sich mehrere Hügelzüge, die Washita (Wichita) Hills im SW., die Ozark- u. Sans Bois-Berge im O.; im NW. erstrecken sich ausgedehnte unfruchtbare Prärien, auf denen früher große Büffelherden weideten. Von den zahlreichen Flüssen durchzieht der Arkansas den Nordosten und nimmt hier den Canadian auf, dem die Südgrenze bildenden Red River geht der Washita zu. Geologisch gehört das J. meist zur Kohlenformation, im W. tritt Kreideformation auf. Das heiße und trockne Klima ist dem Ackerbau wenig günstig, und infolge von Dürren sind Mißernten häufig. Künstliche Bewässerung ist nur in beschränktem Maßstab möglich. Doch eignet sich das Gebiet recht wohl für die Viehzucht. Steinkohlen finden sich im O.; 1889 wurden 732,832 Ton. gefördert. Bewohnt wird das Gebiet (1892) von 192,602 Menschen (2 auf 1 qkm), darunter 70,391 Indianer, 107,987 Weiße und 14,224 Farbige (Neger u. Mischlinge). Doch haben sich die beiden letzten Klassen hier wider alles Recht niedergelassen, denn das Gebiet wurde 1837 den Indianern als besonderer Wohnsitz (home) überlassen, und die Regierung hat sich verpflichtet, sie in ihrem Besitz nicht zu stören und weiße Ansiedler fern zu halten. Diese Rechte wurden 1866 bestätigt. Dennoch haben landhungerige Weiße sich fortwährend hier niedergelassen; 1889 hat man auch das 101,080 qkm große Gebiet von Oklahoma (s. d.) abgetrennt. Von den Indianern gehören 69,056 zu den fünf zivilisierten Stämmen (nations) der Tscherokesen (26,258), Tschikasa (6800), Tschokta (18,000), Krik (15,000) und Seminolen (3000). Die übrigen 1335 gleichfalls zivilisierten Indianer sind einem Beamten der Quapaw-Agentur unterstellt und gehören zu den Stämmen der Quapaw, Seneka, Wyandotte, Peoria, Ottawa, Modok, Miami und Shawnee. Sie haben bereits 23,776 Hektar mit Mais, Weizen, Hafer, Gerste ꝛc. bestellt und besitzen 2049 Pferde, 11,280 Rinder und 4635 Schweine, sind aber noch immer zum Teil Nomaden. Dagegen sind die fünf Stämme fast durchweg seßhaft. Ein jeder derselben wohnt in einem genau abgegrenzten Gebiet und bildet einen eignen Staat mit einer Verfassung nach dem Muster jener der amerikanischen Bundesstaaten. Die Regierung der Vereinigten Staaten begnügt sich mit der Besetzung des Forts Gibson und der Bestallung von neun Agenten, durch die den Indianern ihre Renten für die abgetretenen Ländereien in andern Staaten ausgezahlt werden, und zwar in Waren (1892 für 524,115 Doll.). Zivilisation und Christentum machen schnelle Fortschritte; für 220 Schulen werden jährlich 300,000 Doll. verausgabt. Die Mission (nordamerikanische Presbyterianer und Baptisten, deutsche Mennoniten) arbeitet mit gutem Erfolg, viele Gemeinden unterhalten Schulen zur Heranbildung von Geistlichen; es bestehen 317 Kirchen mit über 3200 Sonntagsschülern. Die fünf Nationen erzeugen jährlich an Mais 2 Mill., an Weizen 565,000 Bushel und 8 Mill. Kubikfuß Sägeholz. Auch bauen sie Hafer, Gemüse und Baumwolle. Noch bedeutender ist die Viehzucht (64,000 Pferde, 6150 Maulesel, 370,000 Rinder, 34,000 Schafe, 455,000 Schweine); auch etwas Wollweberei wird betrieben. Gegen die Verträge und ohne die Indianer für das ihnen genommene Land zu entschädigen, sind in den letzten Jahren mehrere Eisenbahnen gebaut worden. Zwei Linien durchschneiden das Territorium in seiner ganzen Breite von N. nach S., ebenso werden der Südosten u. Nordwesten von Bahnen durchzogen, während mehrere Linien von N. her ins Land eindringen oder die größern miteinander verbinden. Hauptort ist **Talequah** im Lande der Tscherokesen, im östlichsten Teil, am Illinois, mit Kapitol und

Digitized by Google

1200 Einw. Andre nennenswerte Plätze sind hier Vinita (1200 Einw.), Bahnknotenpunkt, und Fort Gibson, im Gebiet der Krik, Tulsa und Ocmulgee. Im südlich davon gelegenen Gebiet der Tschokta haben Atoka, Lehigh und Mac Allister (alle drei mit Kohlengruben und an der Missouri-Kansas-Texasbahn) je 3000 Einw. An der Bahnlinie Atchison-Topeka-Santa Fé, die das Oklahomaterritorium durchschneidet, liegt Purcell am Canadian River mit 2000 Einw. An die Nordwestecke des Territoriums schließt sich der lange Streifen der Public Lands, zwischen 36°30'—37° nördl. Br. u. 100—103° westl. L. v. Gr., der noch keinem Staat oder Territorium zugeteilt wurde und vom Beaverfluß in seiner ganzen Länge durchzogen wird.

Indian grass (engl.), soviel wie Jute.

Indian hemp (engl.), s. Apocynum.

Indianische Pocken, s. Framböſie.

Indianischer Thee, s. Ilex.

Indianisches Fischbein (Hornfischbein), s. Fischbein.

Indianische Vogelnester, falsche Bezeichnung für indische Vogelnester, s. Salangane.

Indianist, Forscher auf dem Gebiet der indischen Sprachen- und Altertumskunde.

Indianola, Hafenstadt im nordamerikan. Staat Texas, an der Matagordabai des Golfs von Mexiko, Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Indian rubber (engl., spr. röbber), soviel wie Kautschuk.

Indicatoridae, s. Klettervögel.

Indices (lat., Mehrzahl von index), in der Kristallographie die Verhältniszahlen der reciproken Werte von denjenigen Längen (Parametern), welche die Kristallflächen auf den Koordinatenachsen abschneiden.

Indicium (lat.), Anzeige, s. Indiz.

Indictment (engl., spr. indäitment), in England diejenige Art der Kriminalanklage, durch welche die Strafsache von der großen (Anklage-) Jury an die kleine (Urteils-) Jury gebracht wird; daher nennt man die Schwurgerichtssachen auch indictable offenses. Wer eine Strafsache an die Gerichte bringen will (prosecutor), reicht eine Anklageschrift (bill of i.) unter Angabe der Beweismittel bei der großen Jury ein. Die letztere prüft die Beweise. Erachtet sie auf Grund dieser Prüfung die Anklage für grundlos, so wird auf die Rückseite der Anklageschrift geschrieben: »Unbegründete Anklage« (not a true bill). Damit ist der Beschuldigte losgesprochen (discharged). Kommt dagegen die große Jury zu der Überzeugung, daß der Beschuldigte das Verbrechen begangen habe, so wird auf die Rückseite der Bill geschrieben: »Begründete Klage« (a true bill). Der Beschuldigte ist von diesem Moment an im Anklagezustand (indicted). Die bill of i. wird nun als i. an die kleine Jury zur Aburteilung hinübergegeben. Vgl. Stephen, Handbuch des englischen Strafrechts und Strafverfahrens, S. 418 ff. (deutsch von Mühry, Götting. 1843).

Indicum (lat.), der Indigo.

Indien (India), bei den Griechen und Römern Bezeichnung für die gesamte jenseit des Indus, südlich und südöstlich vom Imaos (Himalaja) gelegene Ländermasse Asiens: das jetzige Vorder- und Hinterindien nebst einem Teil Chinas, der zu letzterm gerechnet wurde. Während die Ägypter und Phöniker schon sehr früh mit der Westküste Vorderindiens (wo wahrscheinlich auch das Goldland Ophir Salomos und Hirams zu suchen ist) in Handelsverkehr standen, beschränkte sich die Kenntnis Indiens bei den Griechen in älterer Zeit auf dürftige Nachrichten, die sie über Persien (z. B. durch Ktesias) erhielten. Herodot kennt von I. nur die Gegend des Indus; bei der Beschreibung von Xerxes' Heer führt er die »dunkel gefärbten« indischen Hilfstruppen an und bezeichnet sie als »Äthiopier vom Sonnenaufgang«, die er jedoch von den afrikanischen Schwarzen sehr wohl unterscheidet. Sehr erweitert wurde die Kenntnis von I. durch den Zug Alexanders d. Gr. nach dem indischen »Fünfstromland« (Pentapotamien, Pandschab) und nach seinem Tode durch Seleukos Nikator, der (305) bis zur Jamuna (Dschamna) vordrang, namentlich aber durch die Berichte des Megasthenes, der als Seleukos' Gesandter längere Zeit zu Pataliputra, der Residenz des Inderfürsten Sandrokottos (Tschandragupta), verweilte. Eratosthenes (gest. 193 v. Chr.) kannte bereits die südliche Zuspitzung der vorderindischen Halbinsel sowie Taprobane (Ceylon), verlegte aber den Ganges, als den östlichen Grenzfluß Indiens, in die Nähe von Thina (China). Während der Regierung des Kaisers Claudius (gest. 54 n. Chr.) kamen Gesandte des Königs Rochias von Ceylon nach Rom, und unter Mark Aurel (gest. 180 n. Chr.) gingen Abgeordnete Roms über Hinterindien nach China. Der Geograph Ptolemäos (2. Jahrh. n. Chr.), der schon Vorder- und Hinterindien unterscheidet, erwähnt bei letzterm den »goldenen Chersones« (die Halbinsel Malakka) sowie Java und andre indische Inseln. Natur- und Kunsterzeugnisse Indiens waren schon seit den Zeiten der Seleukiden immer häufiger nach Europa gekommen; im Mittelalter gelangten dieselben teils auf dem Karawanenweg durch die Wüsten Innerasiens nach den Küstenländern des Kaspischen und Schwarzen Meeres, teils wurden sie durch die Araber, welche bereits in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed die indischen Meere befuhren und auch indische Häfen besuchten, nach Ägypten befördert und von hier aus durch Vermittelung der Genuesen, Florentiner, namentlich aber der Venezianer dem Westen Europas zugeführt. Neu belebt wurde das Interesse für I. durch die Reiseberichte Marco Polos, Oderichs von Pordenone und Niccolò di Conti, der im 15. Jahrh. das innere Vorderindien eingehend erforschte. Besonders auf die von Polo geschilderten Goldländer Kathai (China) und Zipangu (Japan), die man als zu Hinterindien gehörig betrachtete, lenkte sich die allgemeine Aufmerksamkeit. Daß das reiche I. bequemer mittels einer Fahrt nach W. erreicht werden könne, erschien um so wahrscheinlicher, als die Ostküste des Landes der Serer oder Thinä (China) von Ptolemäos um 51°, von Marinus Tyrius sogar um 96° zu weit gegen O. versetzt war, während auf der Karte des Mathematikers Toscanelli, welche Columbus auf seiner ersten Entdeckungsreise als Führer diente, die Entfernung zwischen den Kanarischen Inseln und der Küste Ostasiens zu etwa 90° (nach Columbus' Umrechnung 1100 span. Meilen) angegeben war. Daher meinte Columbus, als er 1492 auf der Insel Guanahani landete, eine indische Insel unfern der Gangesmündung erreicht zu haben, und erst nachdem Vasco da Gama 1498 den Seeweg nach dem alten I. gefunden und Balboa 1515 zuerst den Stillen Ozean erblickt hatte, erkannte man, daß die neuentdeckten Länder im W. von dem Lande der alten Inder im äußersten Osten weit voneinander getrennt seien. Gleichwohl ist der Name I. den von Columbus zuerst aufgefundenen Inseln Mittelamerikas verblieben, nur daß man dieselben als Westindien (s. d.) von dem eigentlichen I. im O. als Ostindien (s. d.) unter-

Digitized by Google

schied, ebenso wie man die Indianer, die Urbewohner des neuen Weltteils, von den Indern oder Indiern, den Bewohnern Ostindiens, unterscheidet. Vgl. Vivien de Saint-Martin, Étude sur la géographie grecque et latine de l'Inde (Par. 1858–60).

Indiengelb, s. Azogelb.

Indiennes (franz., spr. ängdjenn'), s. Kaliko.

Indienststellung, das Fertigstellen eines Kriegsschiffes für die Seefahrt durch Einschiffen der Besatzung und Anbordnahme der Ausrüstung. Auf dem in Dienst gestellten Schiff heißt der Kommandant Flagge und Wimpel, und das Schiff gilt nun als schwimmender Truppenteil bis zur Außerdienststellung.

Indifferént (lat.), »gleichgültig«, keine Wirkung äußernd. In der Chemie bezeichnet man Stoffe als i., welche, wie z. B. das Paraffin, in Berührung mit den gewöhnlichen chemischen Agenzien keine oder nur geringe chemische Reaktionen erkennen lassen; daher auch indifferente Thermen solche warme Quellen, welche keine charakteristischen Salze enthalten (s. Mineralwässer). In der Mechanik spricht man z. B. von indifferentem Gleichgewicht, in welchem sich Körper befinden, deren Schwerpunkt selbst unmittelbar unterstützt ist, und die daher der Schwerkraft gegenüber in jeder Lage in Ruhe bleiben.

Indifferentismus (neulat.), »Gleichgültigkeit« sowohl im allgemeinen (als Charaktereigenschaft) als speziell in Bezug auf Wahl und Bevorzugung eines Gegenstandes vor dem andern und dann entweder auf Mangel an Kenntnis von ihm oder an Interesse für ihn beruhend. So fehlt dem moralischen J. das Gefühl für den wesentlichen Unterschied zwischen dem Guten und Bösen. Der religiöse J. verhält sich den verschiedenen Religionsformen gegenüber gleichgültig, weil er die Religion überhaupt als bedeutungslos betrachtet. Der politische J. verkennt die Wichtigkeit der verschiedenen staatlichen Verfassungsformen in Bezug auf das allgemeine Wohl und stellt sich insbesondere vaterländischen Interessen gegenüber auf einen willen- und haltlosen kosmopolitischen Standpunkt. Der philosophische J. bestreitet den Wert und die Bedeutung der philosophischen Probleme und Systeme für Wissenschaft und Leben. In keinem Falle ist der J. mit der Duldsamkeit (s. d.) zu verwechseln, mit welcher er nur insofern übereinstimmt, als beide dem Fanatismus (s. d.) entgegengesetzt sind und ihn ausschließen. — In der Metaphysik bedeutet J. auch die Annahme einer Indifferenz des Willens, d. h. einer absoluten Unabhängigkeit desselben von (äußern wie innern) Bestimmungsgründen.

Indifferénz (lat.), »Unterschiedslosigkeit«, Aufhebung des Unterschiedes; so spricht die Identitätsphilosophie von der J. des Objekts und Subjekts (s. Indifferenzpunkt). Allgemein soviel wie Gleichgültigkeit, Teilnahmlosigkeit.

Indifferénzpunkt (lat.), in der Schellingschen Identitätsphilosophie der Punkt, in welchem kraft der intellektuellen Anschauung die Gegensätze des Subjektiven und Objektiven, Realen und Idealen, von Natur und Geist aufgehoben erscheinen, von welchem abwärts aber in den endlichen Dingen jene Unterschiede noch nicht zur Identität vereinigt werden können. — Über magnetischen J. s. Magnetismus.

Indig, soviel wie Indigo.

Indiga (Indega), Fluß im russ. Gouv. Archangel, von den Samojeden Pai-Jaga genannt, entspringt in verschiedenen Tundren, welche unter dem Namen Indigi oder Paijagando bekannt sind, und ergießt sich nach 90 km langem Lauf in die Indigabucht des Nördlichen Eismeeres. An der J. finden sich Überreste einer alten Tschudenstadt.

Indigbitter, soviel wie Pikrinsäure.

Indigblau (Indigotin) $C_{16}H_{10}N_2O_2$ oder $C_6H_4\langle{}^{CO}_{NH}\rangle C=C\langle{}^{CO}_{NH}\rangle C_6H_4$, Hauptbestandteil des Indigos, findet sich bisweilen krankhaft im Harn, Schweiß, Eiter und in der Kuhmilch und wird rein erhalten, indem man dem Indigo mit verschiedenen Lösungsmitteln nacheinander alle andern Bestandteile entzieht, so daß J. zurückbleibt, oder indem man Indigo erhitzt und die Dämpfe von J. als Sublimat auffängt, oder durch Reduktion von Indigo mit Traubenzucker in alkalischer Lösung zu Indigweiß und Oxydation der klaren farblosen Flüssigkeit an der Luft, wobei sich J. abscheidet. J. entsteht auch durch Reduktion von Isatinchlorid, durch Oxydation von Indoxylschwefelsäure &c. Beim Kochen von Orthonitrozimtsäuredibromid $C_6H_4(NO_2).(CHBr)_2.COOH$ mit alkoholischem Kali entsteht Orthonitrophenylpropiolsäure $C_6H_4(NO_2).C{=}C.COOH$. Bei Behandlung einer alkalischen Lösung dieser Säure mit Reduktionsmitteln vereinigen sich 2 Moleküle der Säure unter Abspaltung von Kohlensäure und Wasser zu J. Man erhält ferner auch J., wenn man Phenylglycin $C_6H_5NH.CH_2.COOH$ aus Anilin und Monochloressigsäure mit Ätzkali erhitzt, die Schmelze in Wasser löst und das entstandene Indoxyl an der Luft oxydiert. J. kristallisiert aus Anilin in tiefblauen Kristallen mit kupferrotem Metallglanz; das amorphe J. ist ein blaues Pulver, wird beim Reiben kupferrot metallisch glänzend und sublimiert in kupferroten Blättchen. Es ist geruch- und geschmacklos, reagiert nicht auf Lackmus, ist unlöslich in den gewöhnlichen Lösungsmitteln, löst sich aber in heißem Anilin und Terpentinöl, in siedendem Paraffin, in Chloroform, Nitrobenzol und Phenol. Die gelbgrüne Lösung in konzentrierter Schwefelsäure wird bald unter Bildung von Sulfosäuren blau. Mit Oxydationsmitteln gibt J. Isatin $C_8H_5NO_2$, beim Erhitzen mit Kali auf 300° Salicylsäure, beim Destillieren mit Kalilauge Anilin, bei Reduktion entsteht Indigweiß. Im Handel findet sich J. als Indigextrakt oder präparierter Indigo. Die künstliche Darstellung von J. aus Steinkohlenteer (die Zimtsäure wird aus Toluol gewonnen) hat bis jetzt keine praktische Bedeutung gewonnen.

Indigblau, lösliches, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigblauschwefelsäuren (Indigosulfosäuren), zwei Säuren, welche bei Einwirkung von konzentrierter Schwefelsäure auf Indigo oder Indigblau entstehen. Man erhält aus 1 Teil zerriebenem Indigo und 9 Teilen konzentrierter Schwefelsäure (von mindestens 66° B.) oder 4 Teilen rauchender Schwefelsäure eine tiefblaue Lösung (Indigkomposition, Indigotinktur, Solutio Indici), aus welcher sich beim Verdünnen mit Wasser Indigomonosulfosäure (Sulfopurpursäure, Purpurschwefelsäure, Phönicinschwefelsäure, Indigpurpur) $C_{16}H_9N_2O_2.SO_3H$ abscheidet. Dies Präparat bildet ein blaues Pulver, welches sich in Wasser und Alkohol, nicht in verdünnten Säuren löst, purpurfarbene, in Wasser mit blauer Farbe schwer lösliche Salze bildet und Wolle ohne vorausgegangene Beize schön violett färbt. Bei Einwirkung konzentrierter Schwefelsäure geht die Indigomonosulfosäure in Indigodisulfosäure (Indigoschwefelsäure, Sulfindigosäure, Cöruleinschwefelsäure)

Digitized by Google

$C_{16}H_8N_2O_2.(SO_3H)_2$ über. Diese entsteht daher auch direkt bei stärkerer Einwirkung der Schwefelsäure auf J. und bleibt beim Verdünnen der Indigkomposition mit Wasser gelöst. Aus dieser Lösung schlägt sie sich auf Wolle nieder und kann von derselben durch kohlensaures Ammoniak wieder abgezogen werden (**abgezogenes Blau**). Eine solche Lösung von indigodisulfosaurem Alkali dient zum Färben von Wolle und Seide (**Sächsischblau**), gibt aber kein so echtes Blau wie die Küpe. Die Salze der Indigodisulfosäure sind amorph, kupferfarben, in Lösung blau; die Alkalisalze sind in Wasser schwer, in salzhaltigem Wasser nur sehr wenig löslich. Wird die Lösung des Indigos in Schwefelsäure mit Wasser verdünnt, durch Absetzen geklärt, mit Soda neutralisiert und mit Kochsalz gemischt, so scheidet sich indigodisulfosaures Natron $C_{16}H_8N_2O_2(SO_3Na)_2$, gemengt mit indigomonosulfosaurem Natron, ab, welches als **Indigkarmin**, **blauer Karmin**, **lösliches Indigblau**, **gefällter J.**, **Cörulein** (**Indigotin**), **Chemischblau**, **Wunderblau** im Handel ist. Zieht man das Präparat mit Alkohol aus, so erhält man beim Verdampfen der Lösung die Salze als blaue, kupferglänzende Masse. Feiner Indigkarmin geht unter dem Namen **Penseelack**. Man benutzt ihn zur Woll- und Seidenfärberei, zum Färben von Elfenbein, Federn, Holz, Leder, Konditorwaren, zur Aquarellmalerei, zu blauer Tinte, mit Stärke vermischt als **Neu-** oder **Waschblau**. Die mit Indigkarmin enthaltenen Farben stehen den Küpenfarben an Haltbarkeit weit nach.

Indigĕn (lat., »eingeboren«), einheimisch; was einer bestimmten Flora als wild wachsend angehört.

Indigēn, Handelsname für Induline.

Indigenāt (lat.), soviel wie Heimats-, Staatsangehörigkeit (s. d.).

Indigestion (lat.), Verdauungsstörung, Verdauungsbeschwerde, s. Dyspepsie.

Indigĕtes (Indigites, lat. Wort von bestrittener Etymologie, vielleicht »die Einheimischen« im Gegensatz zu den novensides oder novensiles, »den Neuaufgenommenen«, d. h. den erst später in Aufnahme gekommenen Göttern), falscher Überlieferung nach vergötterte Menschen, wohl Landesschutzgötter. Die Gebetsformeln, unter denen sie angerufen wurden, aber auch Schriften über diese hießen Indigitamenta. Vgl. R. Peter in Roschers »Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 129 ff.; **Wissowa**, De dis Romanorum indigetibus (Marburg 1892).

Indigextrakt, durch Auswaschen mit Wasser und verdünnten Säuren gereinigter Indigo, also nahezu reines Indigblau.

Indigirka, Fluß im ostsibirischen Gouv. Jakutsk, entsteht am Nordwestabhang des Stanowoigebirges aus dem Zusammenfluß des Kuidussun und des Omekon und mündet nach einem Laufe von 1400 km Länge durch eine der unwirtlichsten Gegenden der Erde unter 71° 30′ nördl. Br. in vier Armen ins Eismeer. Er ist wenig fischreich und wird nur von Booten der Jakuten und russischer Kolonisten befahren. Nahe seiner Mündung die russische Niederlassung Rußkoje Ustje.

Indigitamenta, s. Indigetes.

Indigkarmin, **Indigkomposition**, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigküpe, s. Indigo.

Indiglucin, s. Indikan.

Indignation (lat.), Entrüstung, gerechter Unwille über eine unwürdige, vom sittlichen Gefühl verurteilte Handlung; **indigniert**, entrüstet, empört.

Indignität (lat., »Unwürdigkeit«), Erbunwürdigkeit, der Zustand einer zur Erbfolge oder zu einem Vermächtnis berufenen Person, welcher einen Dritten, in der Regel den Fiskus, berechtigt, ihr den erbschaftlichen Erwerb zu entziehen (Recht der Ereption, s. Ereptitia bona). Z. B. der Erbe hat den Tod des Erblassers absichtlich herbeigeführt, oder er hat sich ein Jahr lang geweigert, die Auflagen zu vollziehen, die der Erblasser angeordnet hatte. Vgl. außer den Lehrbüchern des römischen Rechts: Preußisches allgemeines Landrecht I, 12, § 599 ff., 605 ff.; II, 16, § 18; 18, § 218 ff.; Sächsisches bürgerliches Gesetzbuch, § 2277 ff., 2425.

Indigo (Indicum), blauer Farbstoff, kann aus vielen Pflanzen erhalten werden, findet sich aber niemals fertig gebildet in diesen Pflanzen. Die wichtigsten Indigopflanzen sind: Indigofera Anil, tinctoria, argentea, hirsuta und andre Arten derselben Gattung, Isatis tinctoria, Polygonum tinctorium und Nerium tinctorium; außerdem kommen in Betracht: Asclepias tingens, Eupatorium tinctorium, Galega tinctoria, Mercurialis annua und perennis und mehrere Orchideen, welche sich auf frischer Schnittfläche blau färben. Zur **Darstellung** des Indigos werden namentlich die Indigofera-Arten kultiviert, zur Zeit der Blüte abgeschnitten und in großen Reservoirs mit Wasser der Gärung überlassen. Die abgelassene Flüssigkeit bringt man in einem zweiten Reservoir durch Schlagen mit Stöcken oder Schaufeln in möglichst innige Berührung mit der Luft. Der hierbei abgeschiedene J. wird nach dem Absetzen ausgewaschen und getrocknet. Getrocknete Indigofera-Blätter liefern höchstens 2 Proz. J.

Man unterscheidet im Handel die Indigosorten nach ihrem Vaterland: **ostindischen** (Madras-, Bengal-, Java-, Koromandel-, Manilla-J.), **amerikanischen** (Guatemala-, Carácas-, Carolina-, New Orleans-, Brasil-, mexikanischen, westindischen J.), **ägyptischen** u. **Senegal-J.** Die an Indigblau reichsten Sorten sind Bengal-, Java- und Guatemala-J. Der J. des Handels bildet würfel- oder tafelförmige, meist zerbrochene, tief dunkelblaue, purpurviolette Stücke von erdigem Bruch und nimmt beim Reiben mit einem harten Körper Kupferglanz an. Je stärker dieser Metallglanz ist, je mehr »gefeuert« der J. erscheint, um so besser ist er. Die besten Sorten schwimmen auf dem Wasser, solange sie sich noch nicht vollgesogen haben. Der J. klebt an der Zunge wie Thon, ist geruch- und geschmacklos, nicht giftig, völlig indifferent, unlöslich in allen gewöhnlichen Lösungsmitteln und zersetzt sich beim Erhitzen, ohne zu schmelzen, unter widerwärtigem Geruch u. Entwickelung prächtig purpurroter Dämpfe. Beim Erhitzen an der Luft brennt er mit Flamme, und beim Einäschern hinterläßt er 4–21, in der Regel 7–9,5 Proz. weißgraue Asche. J. ist ein Gemisch verschiedener Stoffe und enthält als wesentlichen Bestandteil **Indigblau**, **Indigotin** $C_{16}H_{10}N_2O_2$ (bis 90, gewöhnlich 40–50 Proz.), außerdem als unwichtigere Beimengungen noch Indigrot, Indigbraun, Indigleim, Spuren eines gelben Farbstoffes, kohlensauren Kalk und kohlensaure Magnesia, Thonerde und Eisenoxyd. Die Produktion von J. beträgt durchschnittlich in Bengalen 4,5–5 Mill., Java 1–1,5 Mill., in Salvador 700,000 kg. Deutschland führte 1892 1,743,500 kg ein.

Man benutzt J. fast ausschließlich in der Färberei, und er gibt auf Seide, Wolle, Leinen, Baumwolle das echteste Blau, wenn man ihn zu Indigweiß reduziert, die Garne oder Gewebe in dessen Lösung ein-

Digitized by Google

taucht und dann zur Oxydation an die Luft hängt, so daß sich der Farbstoff im Moment seiner Bildung mit der Faser vereinigen kann (Küpenblau). Zur Ausführung dieser Küpenfärberei reduziert man den J. mit Eisenvitriol und Kalk (Vitriolküpe), mit Zinkstaub, Soda und Ammoniak (Zinkstaubküpe), mit Zinkstaub und Natriumbisulfit (Sulfitküpe) oder warm mit leicht vergärenden Substanzen, wie Kleie, Krapp, Waid, Harn (warme Waid- oder Pastelküpe). Man benutzt gleichzeitig eine größere Anzahl von Küpen und taucht die Stoffe zunächst in die am meisten erschöpfte, schließlich in eine frisch angestellte Küpe. Hierdurch erreicht man völlige Erschöpfung der Küpen und zugleich möglichst schöne Färbung, indem in der frischen Küpe von allen Indigobestandteilen zunächst das Indigblau zur Geltung kommt. Die ausgefärbten Stoffe werden mit verdünnter Schwefelsäure aviviert und dann gründlich gewaschen. Im Zeugdruck hat man auch eine Opermentküpe benutzt, erhalten durch Auflösen von Operment (Schwefelarsen) und J. in Kalilauge, ebenso eine Zinnküpe, welche durch Einwirkung einer Lösung von Zinnoxydul in Kalilauge oder durch Kochen von J. mit Ätznatron und Zinn erhalten wird. Man druckte auch den J. mit reduzierenden Mitteln auf das Gewebe, vervollständigte die Reduktion durch Ätzkalk-, Eisenvitriol- und alkalische Bäder und oxydierte dann das Indigweiß (Fayenceblau, Englischblau). Nach einem neuern Verfahren druckt man eine Mischung von J. mit Ätznatron und einem Verdickungsmittel auf das mit Traubenzucker geklotzte und gut getrocknete Gewebe und dämpft. Auch wird eine gemischte, aus Indophenol und J. angesetzte Küpe benutzt. Minder echt ist die Färberei mit abgezogenem Blau (Sächsischblaufärberei), s. Indigblauschwefelsäuren. J. ist auch als Arzneimittel gegen Epilepsie empfohlen worden. Über künstlichen J. vgl. Indigblau; über abgezogenes Blau, blauen Karmin, Chemischblau s. Indigblauschwefelsäuren.

Der J. war schon den Alten bekannt. Schon die Juden bauten ihn an, und noch um 1320 n. Chr. blühte die Indigokultur bei Jericho. Plinius berichtet von einem blauen Farbstoff, der nach dem Purpur im höchsten Ansehen stehe und aus Indien komme; er kennt auch den roten Dampf, den der J. beim Erhitzen ausstößt, und erzählt, daß der J. in der Malerei und in der Medizin bei Geschwüren ꝛc. angewandt werde. Hiermit stimmen die Angaben des Dioskorides überein. Der J. hieß bei den Alten Indicum, arabische Schriftsteller gebrauchen auch das hindostanische Wort nil (blau). Marco Polo beschreibt die Bereitung des Indigos nach eigner Anschauung. In neuerer Zeit benutzten den J. zuerst die Italiener, und zu Anfang des 17. Jahrh. war die Blaufärberei mit J. bereits eine bekannte Sache. Um diese Zeit trug besonders die Holländisch-Ostindische Kompanie durch starke Einfuhr zur ausgebreitetern Anwendung des Indigos bei. Hierdurch fühlten sich die heimischen Waidfabrikanten bedroht und wußten es durchzusetzen, daß die Einfuhr des Indigos verboten wurde. Dies geschah z. B. in England unter der Regierung Elisabeths, und man vernichtete sogar den im Lande befindlichen J. In Deutschland erfolgte das erste Verbot 1577 von Frankfurt aus und wurde mehrere Male, zuletzt noch 1654 von Ferdinand III., in Erinnerung gebracht. Zum Teil mag zu dieser Verfolgung des Indigos wohl die Unkenntnis der Färber beigetragen haben, welche, da sie den neuen Farbstoff nicht kannten, die Haltbarkeit der damit gefärbten Tuche oft durch Anwendung von Vitriolöl u. dgl. beeinträchtigten. Die Nürnberger ließen jeden Färber jährlich schwören, daß er keinen J. gebrauche, und bedrohten ihn im Übertretungsfall mit Todesstrafe. Trotzdem breitete sich die Anwendung des Indigos weiter aus, und 1699 konnte Colbert nur noch befehlen, den J. nie ohne Waid anzuwenden. Die völlige Freigebung des Indigos datiert aber erst von 1737. Nach Amerika wurde die Indigofabrikation in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebracht. Die Kunst, Wolle mit in Schwefelsäure aufgelöstem J. zu färben, wurde 1740 von Barth zu Großenhain in Sachsen entdeckt. Vgl. Rudolf, Die gesamte Indigoküpenblaufärberei (Leipz. 1885); Seltner, Die Indigoküpen (das. 1886); Reid, The culture and manufacture of i. (Kalkutta 1888); André, Cultuur en bereiding van I. op Java (Amsterd. 1891); v. Georgievics, Der J. vom praktischen und theoretischen Standpunkt dargestellt (Wien 1892); Lee, Indigo manufacture (Lond. 1892).

Indigo, chinesischer, s. Chinesisch Grün.

Indigo, deutscher oder **falscher**, soviel wie Waid, s. Isatis.

Indigo, gefällter, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigo, grüner, soviel wie Chinesisch Grün (s. d.).

Indigo, mineralischer, soviel wie Molybdänblau (s. d.).

Indigo, präparierter, s. Indigblau.

Indigo, roter, soviel wie Persio, s. Orseille.

Indigo, schwarzer, soviel wie Anilinschwarz (s. d.).

Indigodisulfosäure, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigofera *L.* (Indigopflanze), Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Papilionaten, Sträucher, Halbsträucher und Kräuter mit unpaarig gefiederten, selten fingerförmig dreizähligen oder einfachen Blättern, meist kleinen borstenförmigen Nebenblättern, gewöhnlich rosenroten oder purpurnen Blüten in achselständigen, bisweilen rispig vereinigten, gestielten, seltener sitzenden Trauben oder Ähren und kugeligen oder länglichen bis linealischen, cylindrischen, kantigen oder zusammengedrückten Hülsen. Etwa 250 über die gesamten Tropenländer verbreitete Arten, besonders zahlreich im Kapland und im tropischen Afrika. I. tinctoria *L.* (Anil, Nil, Indigopflanze, s. Tafel »Farbepflanzen«, Fig. 4), mit halbstrauchigem, verästeltem, 1,5 m hohem Stamm, zerstreut stehenden, vier- bis sechsjochig gefiederten Blättern, kurzen Blütentrauben, sehr kleinen, rosenrot und weißen Blüten und stielrunder, wenig gekrümmter Hülse, aus Ostindien, wird nebst einigen andern Arten, wie besonders die sehr ähnliche I. Anil *L.* mit angedrückt flaumiger Behaarung und zusammengedrückten Hülsen in Südamerika, ferner I. argentea *L.* in Ägypten, Arabien, Ostindien mit ein- bis zweijochigen, silberweiß seidenhaarigen Blättern, I. disperma *L.* (aus Indien?), I. pseudotinctoria *R. Br.* in Indien, auf Java und in Mittelamerika, zur Indigogewinnung kultiviert. Die Indigopflanze verlangt ein heißes, feuchtes Klima; der in dem gut gedüngten und gepflügten Boden in Reihen von 30—50 cm Abstand gedrillte Same wird leicht mit Erde bedeckt, die jungen Pflanzen müssen von Unkraut frei gehalten und nach drei Monaten kurz vor Beginn der Blüte etwa 12 cm über dem Boden geschnitten werden. In guten Lagen erhält man drei, auch vier Ernten im Jahr. I. Dosua *Ham.*, ein 1 m hoher Strauch mit gefiederten Blättern und hellroten Blüten, aus dem Himalaja, wird nebst einigen andern Arten bei uns als Zierpflanze gezogen.

Digitized by Google

Indigofink (*Fringilla cyanea L.*), ein Fink von der Größe des Hänflings, blau, an Schwingen und Schwanzfedern schwarzbraun mit blauen Außensäumen; das Weibchen ist oberseits braun, unterseits weißlich mit verwaschenen gelbbräunlichen Strichen. Der J. bewohnt Nord- und Mittelamerika und erscheint regelmäßig im Vogelhandel.

Indigogēn, s. Indigweiß.

Indigolith, s. Turmalin.

Indigolösung, essigsaure oder **schwefelessigsaure,** eine mit konzentrierter Schwefelsäure bereitete Indigolösung, aus der der Überschuß an Schwefelsäure durch essigsaures Blei entfernt worden ist, dient zum Färben der Baumwolle, jedoch nur für Applikationsfarben, die nicht gewaschen werden dürfen.

Indigomonosulfosäure, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigopapier, mit Indigo gefärbtes Papier, dient als Reagens auf Chlor, wodurch es entfärbt wird.

Indigopflanze, s. Indigofera.

Indigosaphir, Handelsname des blauen Saphirs.

Indigoschwefelsäure } s. Indigblauschwefelsäuren.
Indigosulfosäure }

Indigotin, soviel wie Indigblau; im Handel auch soviel wie Indigkarmin.

Indigotinktūr, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigpurpur (Purpurblau, Bolleyblau), blaue Farbe, wird durch Schmelzen von Indigo mit saurem schwefelsaurem Natron und Fällen der wässerigen Lösung der Schmelze mit Kochsalz erhalten. Es bildet eine purpurfarbene kristallinische Masse, ist löslich in Wasser, nicht in Alkohol und Äther und besteht wohl im wesentlichen aus sulfopurpursaurem Natron. J. ist auch soviel wie Phönicinschwefelsäure, s. Indigblauschwefelsäuren.

Indigschwarz, soviel wie Anilinschwarz (s. d.).

Indigweiß (Indigogen) $C_{16}H_{12}N_2O_2$ oder $C_6H_4 \left\langle {C(OH) \atop NH} \right\rangle C - C \left\langle {(OH)C \atop NH} \right\rangle C_6H_4$ entsteht aus Indigblau $C_{16}H_{10}N_2O_2$ bei Behandlung mit Natriumamalgam, mit Zinn, Zink, Eisen in alkalischer Lösung, mit Kaliumsulfid, mit Traubenzucker in alkalischer Lösung, mit gärenden Stoffen (vgl. Indigo) und wird aus der entstandenen farblosen Lösung durch Salzsäure als weißes kristallinisches Pulver gefällt, das sich in Alkohol, Äther u. Alkalien mit gelblicher Farbe löst u. sich an der Luft zu Indigblau oxydiert. Beim Erhitzen mit Barytwasser u. Zinkstaub gibt es Indol.

Indikān $C_{26}H_{31}NO_{17}$, eine glykosidartige Substanz, die aus allen Indigo liefernden Pflanzen als farbloser, bitterer, sauer reagierender, in Wasser und Alkohol löslicher Sirup gewonnen wird und sich durch Fermentwirkung oder beim Kochen mit verdünnten Säuren in eine Zuckerart: Indiglucin $C_6H_{10}O_6$, und Indigblau $C_{16}H_{10}N_2O_2$ zersetzt. Über Harnindikan s. Indoxylschwefelsäure.

Indikation (lat., »Anzeige«, Heilanzeige), das Motiv für die ärztliche Heilthätigkeit (Therapie). Nachdem die Diagnose einer Krankheit gestellt ist, tritt die Frage auf, welches Verfahren in dem bestimmten Fall indiziert, d. h. angezeigt, ist, und je nachdem sich die Behandlung gegen die Krankheitsursache oder nur gegen einzelne Symptome richtet, unterscheidet man 1) die ursachliche J. (indicatio causalis), 2) die symptomatische J. (i. symptomatica). Das Ziel der Behandlung sollte eigentlich immer in der Bekämpfung der Krankheitsursachen liegen, es sollte also stets nach einer ursachlichen J. kuriert werden; da aber das Grundleiden oft nicht zu beseitigen ist, so bleibt nur das Einschreiten gegen einzelne besonders lästige Symptome, quälenden Husten, Schmerzen, Fieber etc., übrig (vgl. Therapie). Ist eins der Symptome so heftig, daß seine Fortdauer unmittelbar das Leben bedroht, so liegt 3) eine indicatio vitalis vor, die jeder andern natürlich voransteht. Leidet z. B. ein Kind an Bräune und droht zu ersticken, so ist sofort die Luftröhre zu eröffnen und die augenblickliche Gefahr damit zu beseitigen, erst später kann der ursprünglichen J. genügt werden. Liegt ein Motiv vor, eine bestimmte Behandlung zu unterlassen, so ist dies eine Kontraindikation (»Gegenanzeige«). Das Opium und Morphium ist z. B. bei Kindern kontraindiziert, auch wenn heftige Schmerzen oder Unruhe dringend dazu auffordern, da selbst kleine Gaben äußerst giftig auf das Herz wirken. Bei entkräfteten Personen sind schwächende Eingriffe, so im Fieber Blutentziehungen, bei Herzfehlern tiefe Chloroformnarkosen kontraindiziert.

Indikatīv (lat.), s. Verbum.

Indikātor (lat., »Anzeiger«), Instrument zur Untersuchung der Spannungsänderungen in solchen Maschinen und Apparaten, die mit gespannten Gasen oder Flüssigkeiten arbeiten. Das Wesentliche dieses von Watt erfundenen Instruments besteht darin, daß man den Dampf etc. vermittelst eines in einem kleinen Cylinder eingeschliffenen Kölbchens auf eine Spiralfeder drücken läßt. In der Größe ihrer Zusammendrückung hat man ein Maß für die Intensität des Dampfdruckes. Um das Variieren des Druckes in den kleinsten Zeitintervallen bemerkbar zu machen, versieht man den kleinen Kolben des Instruments mit einer Kolbenstange, die entweder direkt einen zeichnenden Stift trägt, oder durch Vermittelung eines Mechanismus die Kolbenbewegung auf einen Schreibstift überträgt. Derselbe verzeichnet auf einem senkrecht zur Kolbenbewegung vorbeigeführten Papierstreifen sämtliche Kolbenstellungen in einer kontinuierlichen Kurve (Diagramm), deren Ordinaten, gemessen von der dem tiefsten Kolbenstand entsprechenden geraden Linie (der Atmosphärenlinie), die Größe der in jedem Moment herrschenden Spannung erkennen lassen, wenn man zuvor ermittelt hat, um wieviel die Feder des Apparats bei einem bekannten Druck zusammengedrückt wird. Handelt es sich um die Ermittelung der Spannungsänderungen strömender Gase und Flüssigkeiten in Röhrenleitungen, z. B. in den Windleitungen der Gebläse oder in einer Wasserleitung, so wird der Papierstreifen durch ein Uhrwerk mittels Walzen an dem Schreibstift fortwährend in derselben Richtung vorübergeführt. Sollen dagegen an einer Maschine (Dampf-, Gaskraftmaschine) Spannungsermittelungen vorgenommen werden, zu welchem Zweck die Indikatoren am häufigsten dienen, so wird die Bewegung des Papierstreifens von der betreffenden Maschine selbst ausgeführt. Derselbe ist dann um einen drehbaren Cylinder gelegt, der, nachdem er mit Hilfe einer umgeschlungenen Schnur von der Kolbenstange der zu untersuchenden Maschine bei deren Vorgang in einer Richtung herumgedreht ist, bei ihrem Rückgang, dem Druck einer Feder folgend, sich rückwärts dreht. Solche Indikatoren geben zugleich die von der Maschine verrichtete Arbeit an. Fig. 1 (S. 208) zeigt einen sehr gebräuchlichen, von Rosenkranz konstruierten J., der den Ausschlag der Feder mit Hilfe eines Hebelmechanismus zum Zweck größerer Deutlichkeit in vergrößertem Maßstab verzeichnet. b ist der kleine Kolben, der in dem Cylinder d von untenher durch den Dampfdruck bewegt wird, während von obenher auf ihn eine

Digitized by Google

Feder drückt. Die Kolbenstange greift mit einer kleinen Bleuelstange m H an der Stange H s an, welche unter der Einwirkung der gelenkig mit ihr verbundenen Stangen a und R nur solche Bewegungen machen kann, daß der Schreibstift s geradlinig und parallel zur Achse des Papiercylinders T geführt wird. Um letztern wird ein Papierstreifen gelegt und mittels der Federn f festgehalten. Die Drehung von T erfolgt durch eine um seinen untern Teil gewickelte Schnur i, welche, durch die Rollen rr geführt, von einem in Bewegung befindlichen Teil der Maschine (z. B. der Kolbenstange einer Dampfmaschine) aus angezogen wird.

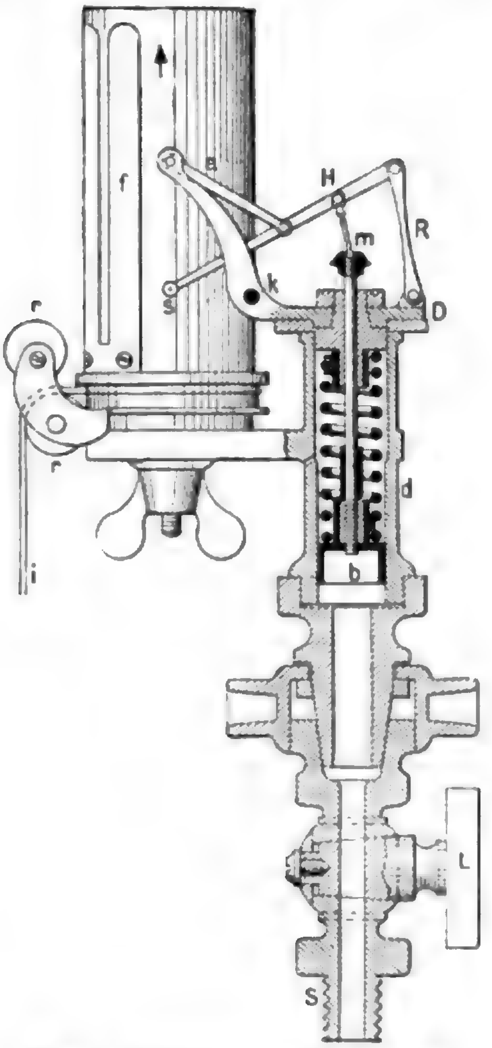


Fig. 1. Indikator von Rosenkranz.

Der Kopf kD läßt sich derart um die Achse des Cylinders d drehen, daß man den Schreibstift s nach Belieben gegen den Papiercylinder drücken oder von ihm abheben kann. Ein Indikatorversuch wird mit diesem Instrument in folgender Weise vorgenommen: Zunächst wird dasselbe nach Verschluß des Absperrhahns L mit der Schraube S auf den Cylinder der zu untersuchenden Maschine, etwa einer Dampfmaschine, geschraubt und die Schnur i mittels eines den Hub des Maschinenkolbens in verringertem Maßstabe auf die Trommel übertragenden Mechanismus mit dem Kreuzkopf der Maschine verbunden. Sogleich folgt dann der Cylinder T der Bewegung des Kolbens, indem er sich proportional zu dessen Verschiebungen hin und her dreht. Dabei verzeichnet der in seiner tiefsten Lage stehende Schreibstift, gegen den Papiercylinder T gedrückt, die Atmosphärenlinie. Dann öffnet man den Absperrhahn, und nun verzeichnet der Stift die auf einer Seite des Kolbens während seines Vor- und Rückganges im Dampfcylinder vorgehenden Druckveränderungen als Indikatordiagramme. Nun wird der Hahn wieder abgeschlossen und das Diagramm vom Cylinder abgelöst. Andre Formen des Indikators, von Thompson, von Darke u. a., weichen im Prinzip von dem beschriebenen nicht ab, enthalten jedoch nicht unwesentliche konstruktive Verbesserungen in Bezug auf die Führung des Kolbens und des Schreibstiftes sowie auf die Bewegung und Papierbespannung der Papiertrommel. Eine neuere Form des Richardschen Indikators gestattet, eine ganze Reihe von Diagrammen hintereinander auf einem fortlaufenden Papierstreifen abzunehmen. Wichtige Hilfsapparate für Indikatorversuche sind die *Hubreduktionsapparate* (*Hubverminderer*) von Stanek, Lomdis u. a., welche die Bewegung des Maschinenkolbens in bequemer Weise mittels Schnüre und Rollen auf die Papiertrommel übertragen.

Bei einem Indikatordiagramm (Fig. 2) entsprechen die einzelnen Höhen oder Ordinaten dem jedesmaligen Dampfdruck, die zugehörigen Abscissen den

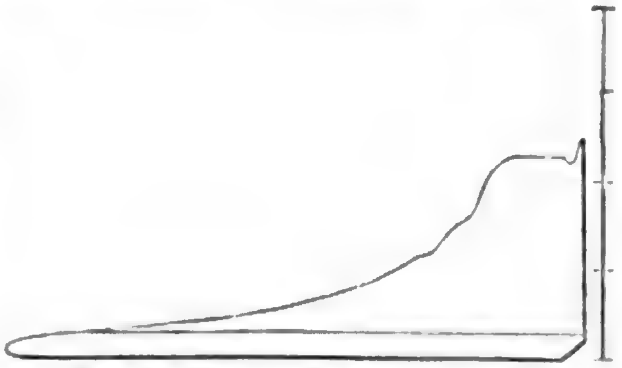


Fig. 2. Diagramm des Indikators.

vom Maschinenkolben zurückgelegten Wegen und der Flächeninhalt, der aus den in Atmosphären ausgedrückten Ordinaten und den auf den Maschinenkolbenhub reduzierten, in Metern ausgedrückten Abscissen entweder nach der Simpsonschen Regel zu berechnen oder mit Hilfe eines Planimeters zu ermitteln ist, der von dem Dampf in der Maschine geleisteten Arbeit, deren absolutes Maß man erhält, wenn man den Flächeninhalt des Diagramms noch mit dem in Quadratzentimetern ausgedrückten Querschnitt des Maschinencylinders multipliziert. Die so erhaltene Arbeit heißt die *indizierte Leistung* der Maschine im Gegensatz zu der sogen. *effektiven* oder *gebremsten Leistung*, welche man mit Hilfe von Bremsdynamometern (s. Dynamometer, S. 332) an der Schwungradwelle ermittelt. Erstere ist stets größer als letztere, weil in jener die zur Überwindung der Nebenhindernisse (Reibung des Kolbens, der Stopfbüchse &c.) erforderliche Arbeit eingeschlossen ist. Man muß also bei der Beurteilung einer Maschinenleistung wohl unterscheiden, ob sie in *indizierten* oder in *gebremsten Pferdekräften* ausgedrückt ist.

Der J. ist nicht nur das wichtigste Instrument zur Ermittelung der Größe der Arbeitsleistung von allen mit eingeschlossenen Gasen oder Flüssigkeiten arbeitenden Maschinen, sondern auch das einzige, welches mit Hilfe der Diagramme einen genauen Einblick in die Spannungsverhältnisse im Maschinencylinder gestattet und dadurch eine Kontrolle für die richtige Dampfverteilung bietet. Vgl. *Rosenkranz*, Der J. (5. Aufl., Berl. 1893); *Pichler*, Der J. und sein

Digitized by Google

Diagramm (2. Aufl., Wien 1895); Riedler, Indikatorversuche an Pumpen und Wasserhaltungsmaschinen (München 1881); Haeder, Der J. (Düsseld. 1892).

In der analytischen Chemie beim Titrierverfahren versteht man unter J. eine Substanz, welche der zu titrierenden Flüssigkeit zugesetzt wird, um durch eine auffallende Farbenveränderung oder dergleichen das Ende der Operation anzuzeigen. So setzt man bei Acidimetrie und Alkalimetrie Farbstoffe wie Lackmus, Phenolphthaleïn, Rosolsäure, die sich beim Umschlag der Reaktion plötzlich verändern, hinzu; beim Titrieren von Chlor benutzt man ein Chromsäuresalz als J. und erhält auf Zusatz von salpetersaurem Silber zunächst den weißen Niederschlag von Chlorsilber, bis das Chlor vollständig gefällt ist. Durch den nächsten Tropfen der Silberlösung wird dann aber rotes chromsaures Silber gefällt und dadurch das Ende der Operation scharf markiert. Vgl. Analyse, S. 556.

Indikatrix (Dupinscher Kegelschnitt), die für die Krümmung einer Fläche F in einem Punkte P charakteristische Kurve. Denkt man sich die Fläche F bestimmt durch eine Gleichung $F(x, y, z) = 0$ zwischen den rechtwinkeligen Koordinaten ihrer Punkte, den Anfangspunkt auf der Fläche in P, und die Gleichung, welcher, weil durch $x = 0$, $y = 0$, $z = 0$ erfüllt, das konstante Glied fehlt, so geordnet, daß man erst alle Glieder erster Ordnung in x, y, z zusammenfaßt als homogene Funktion (s. Homogen) ersten Grades φ_1, dann die Glieder zweiter Ordnung als φ_2 ꝛc., so daß $F = \varphi_1 + \varphi_2 + \ldots$ ist, so fällt F in der nächsten Umgebung des Punktes P, d. h. für unendlich wenig von 0 verschiedene Werte der x, y, z mit der einfachen Ebene $\varphi_1 = 0$, der Tangentialebene von F in P, zusammen; vorausgesetzt, daß φ_1 überhaupt existiert, widrigenfalls der Punkt P ein Ausnahmepunkt (singulärer) wäre, wie z. B. die Spitze eines Kegels; d. h. also, die Fläche ist in der nächsten Umgebung ihrer Punkte, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, als eben zu betrachten, wie wir dies z. B. von der Erdoberfläche her gewöhnt sind. Für alle Fragen, bei denen es sich nur um unendlich kleine Änderungen der Koordinaten des Punktes P handelt, um Differentiale erster Ordnung, kann die Fläche F durch ihre Tangentialebene φ_1 ersetzt werden. Das in P auf der Tangentialebene φ_1 errichtete Lot ist die Normale der Fläche in P. Für die weitere, aber immerhin noch unendlich kleine Umgebung von P kann F ersetzt werden durch $\varphi_1 + \varphi_2 = 0$, d. h. durch eine die gegebene Fläche F in P oskulierende Fläche (s. Kontakt) zweiten Grades, welche also F ersetzen kann in allen Fragen, bei denen es sich um nicht höhere Differentiale als die zweiten handelt (ꝛc.). Dazu gehören alle auf die Krümmung der Fläche in P bezügliche, bez. auf die der durch P in der Fläche gehenden Kurven, da der Krümmungskreis (s. d.) mit der Kurve in P zwei aufeinanderfolgende Elemente gemein hat. Die Krümmung der Fläche in P kann also studiert werden auf einer einfachen Fläche zweiten Grades, sogen. quadratische Fläche ψ_2. Durch geeignete Koordinatentransformation läßt sich ψ vereinfachen; indem man als x y-Ebene die Tangentialebene an F in P und als z-Achse die dazu gehörige Normale wählt, ist ψ die Gleichung der Fläche zweiten Grades, bezogen auf einen ihrer Scheitel als Anfangspunkt u. die zugehörige Achse als z-Achse. Unter dieser Annahme liegen die Endpunkte aller Bogen der Krümmungskreise aller Kurven, welche durch Schnittebenen der Achse hervorgerufen werden, auf einer zur x y-Ebene, d. h. also zur Tangentialebene parallelen. Da der Abstand des unendlich kleinen gemeinsamen Bogens eines Krümmungskreises von der Tangente in Bezug auf diesen Bogen selbst unendlich klein, d. h. also von der zweiten Ordnung unendlich klein ist, so ist der Abstand dieser Parallelebene von der Tangentialebene auch von der zweiten Ordnung unendlich klein. Als Schnitt von ψ_2 durch eine Ebene ist diese Kurve, die J., ein Kegelschnitt. Weil ψ_2 in der Umgebung von P mit der Fläche F zusammenfällt, so läßt sich die J. auch definieren als Schnitt der Fläche F durch eine zur Tangentialebene im zweifach unendlich kleinen Abstande parallele. Stellt (Fig. 1) OAO'A' die J. und PAQA' den Krümmungskreis irgend eines Normalschnitts, PQ also den Durchmesser desselben dar, so ist nach dem Pythagoras $MA^2 = PM . MQ. = \delta(2\varrho - \delta) = \delta . 2\varrho$, wo δ den im zweiten Grad unendlich kleinen Abstand der J. von der Tangentialebene und ϱ den Radius des Krümmungskreises bezeichnet.

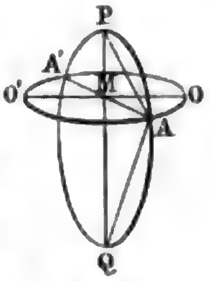


Fig. 1.

Wir haben somit den Hauptsatz: die Quadrate der Radien der J. sind den Krümmungsradien der durch sie gehenden Normalschnitte der Fläche proportional. Damit übertragen sich ohne alle Rechnung die zahlreichen einfachen Sätze über die Radien und Durchmesser der Kegelschnitte auf die Krümmungsradien der Fläche. Da die J. eine größte und darauf senkrecht eine kleinste Achse hat, so sieht man, daß es in jedem Punkte P zwei aufeinander senkrechte Normalschnitte, die Hauptschnitte, gibt, welche die kleinste und größte Krümmung, die Hauptkrümmungen, zeigen oder den größten u. kleinsten Krümmungsradius, entsprechend der größten und kleinsten Achse der J. Die Tangenten, welche sie aus der Tangentialebene herausschneiden, sind die Haupttangenten. Den konjugierten Durchmessern der J. entsprechen konjugierte Tangenten, deren Theorie für die darstellende Geometrie und Perspektive besonders wichtig ist. Hervorzuheben sind der Eulersche Satz: Sind k_1 und k_2 die Hauptkrümmungen, so ist die Krümmung k eines Normalschnittes, welcher mit dem Hauptschnitt größter Krümmung den Winkel φ macht, gegeben durch die Gleichung $k = k_1 \cos^2\varphi + k_2 \sin^2\varphi$; und der Satz von Meusnier: Die Krümmungskreise aller Schnitte durch eine und dieselbe Tangente gehören derselben Kugel an, deren Radius der Radius des durch die Tangente gehenden Normalschnittes ist. Ist die J. eine Ellipse, so ist die Fläche in P gekrümmt wie ein Ellipsoid, hat alle ihre Krümmungsradien nach derselben Seite, liegt also ganz an einer Seite der Tangentialebene in P, ist dort konkav; ist die J. eine Hyperbel, so liegen die Radien nach entgegengesetzten Seiten, die Fläche, gekrümmt wie ein Hyperboloid, wird von ihrer Tangentialebene geschnitten, sie ist eine Sattelfläche oder konvex-konkav, wie die Fläche in Fig. 2, entstanden durch Rotation eines Kreisbogens um eine Achse, der er die Wölbung zukehrt.

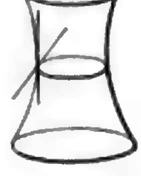


Fig. 2.

Ist die J. eine Parabel, so zerfällt sie in zwei parallele Gerade, die Fläche hat dann in dieser Richtung eine durch P gehende Gerade. Ist die J. überall parabolisch, so ist die Fläche geradlinig. Ist die J. ein Kreis (spezielle Ellipse), so sind alle Radien gleich, P ist ein Nabelpunkt (nach Monge), besser ein Punkt sphärischer Krümmung, wie das Ellipsoid

Digitized by Google

deren vier hat in den Enden ihrer beiden Kreisschnittscharen. Ist die J. überall ein Kreis, so ist F eine Kugel. Ist die J. überall eine gleichseitige Hyperbel, so ist F eine Minimalfläche (s. d.). Die J. ist von Dupin 1805 eingeführt; zusammenhängend sind ihre Eigenschaften geometrisch und analytisch entwickelt in den vom Institut approbierten: »Développements de géométrie« (Par. 1813). Dort hat Dupin auch schon auf ihre große Wichtigkeit für die angewandte Mathematik hingewiesen, die er an vielen Beispielen bewiesen (Biegung von Holz u. Eisen, Enfilement ꝛc.) hat. Sehr klar ist die Darstellung von Natani in Joachimsthals »Anwendung der Differential- und Integralrechnung« (3. Aufl., Leipz. 1890); vgl. auch Résal, Exposition de la théorie des surfaces (Par. 1891); Stahl u. Kommerell, Die Grundformeln der allgemeinen Flächentheorie (Leipz. 1893); Carr, A synopsis of elementary results in pure mathematics (Lond. 1886), wo auch die Arbeit Poincarés und die Fayes erwähnt ist, welche den Zusammenhang der J. mit dem Gaußschen Krümmungsmaß angibt.

Indikolit, s. Turmalin.

Indiktion (lat.), Ansage, Ankündigung, kirchliches Aufgebot; Römerzinszahl (s. Indiktionenzirkel).

Indiktionenzirkel, der Cyklus der Indiktionen oder der sogen. Römerzinszahlen, 15 Jahre umfassend. Der Name bezieht sich nach der gewöhnlichen Annahme auf die alljährlich verkündete kaiserliche Verfügung (indictio) über die Höhe der Steuer, die auf einer 15jährigen Grundsteuerperiode beruhte und nun selbst den Namen Indiktion erhielt. Als Zeitbestimmung ist dieser Cyklus seit 312 n. Chr. im Gebrauch, so daß, wenn man den J. auf frühere Zeit zurückführen will, daß erste Jahr unsrer Zeitrechnung das vierte eines Indiktionenzirkels ist. Man muß daher zu der betreffenden Jahreszahl der christlichen Zeitrechnung 3 addieren, um durch Division mit 15 den Rest zu finden, der die diesem Jahre gehörige Zahl im J., Römerzinszahl oder Indiktion, angibt. Bleibt kein Rest, so ist 15 die Indiktion. Diese wurde das ganze Mittelalter hindurch in allen Urkunden der gewöhnlichen Jahreszahl hinzugefügt; nur unterscheidet sich die Indiktionsrechnung ihrem jährlichen Anfang nach in drei Arten: die griechische oder byzantinische (indictio graeca oder constantinopolitana), welche mit 1. Sept. beginnt und noch gegenwärtig in der griechischen Kirche üblich ist, die kaiserliche (caesarea), welche mit 25. Sept. beginnt, erst bei Beda (gest. 735) vorkommt und durch ihn verbreitet wurde, und die römische oder päpstliche (romana oder pontificalis), welche mit 1. Jan. 313 beginnt, seit dem 13. Jahrh. vorzugsweise in der päpstlichen Kanzlei gebraucht wurde und im spätern Mittelalter die gebräuchlichste Art im Abendland ist. Auch in neuerer Zeit kommt sie noch in Urkunden und Notariatsinstrumenten vor, angeblich um Fälschungen vorzubeugen, u. wird deshalb im Kalender angegeben.

Indirekt (lat.), nicht geradezu, mittelbar.

Indirekter Schuß (indirektes Feuer), ein Schuß gegen verdeckte Ziele, deren Deckung zu einer besondern Anpassung von Geschützladung und Erhöhung zwingt, wenn das Geschoß unter dem kleinsten Einfallwinkel über dieselbe hinweggehen soll. Er kommt zur Anwendung beim Beschießen von Wallgängen (rikoschettieren), indirekten Breschieren und Demolieren aus kurzen Kanonen und Mörsern und gewinnt immer mehr die Hauptrolle im heutigen Festungskrieg gegenüber dem direkten Schuß (s. d.).

Indirekte Steuern, s. Steuern.

Indirekte Übertragung, s. Regulator.

Indische Brustbeeren, s. Zizyphus.

Indische Eiche, s. Tectona.

Indische Feige, s. Opuntia.

Indische Kartoffel (Batate), s. Ipomoea.

Indische Krone (Orden der Indischen Krone), großbritann. Orden, gestiftet von der Königin Viktoria als Kaiserin von Indien und bei Annahme dieses Titels 1. Jan. 1878 für die weiblichen Mitglieder ihres Hauses, Gemahlinnen der höchsten Würdenträger und adlige, um Indien verdiente Damen. Die Dekoration besteht aus einem goldenen, reich mit Perlen besetzten Oval, welches die Namenschiffer »V. R. I.« umschließt, V in Diamanten, R in Perlen und I in Türkisen; das Ganze ist überragt von der indischen Krone. Das Band ist hellblau mit weißem Randstreifen und wird in einer Schleife mit dem Orden an der linken Brust getragen.

Indische Kunst (hierzu Tafel »Indische Kunst I u. II«), die im 6. Jahrh. v. Chr. beginnende und mit der Herrschaft der Mohammedaner im 11. Jahrh. endigende Kunstübung, die in Vorderindien und den benachbarten, von der indischen Kultur beeinflußten Ländern eine große Zahl ausgezeichneter Denkmäler der Architektur und der meist mit ihr verbundenen Bildnerei hervorgebracht hat. Die ältesten davon stehen unter dem Einfluß Irans, den vornehmlich die ältesten datierbaren Werke der indischen Kunst, die von König Asoka um 250 v. Chr. zum Zeichen des Sieges des Buddhismus in Dehli, Allahabad u. a. O. errichteten Säulen (Tafel II, Fig. 8, vgl. auch Fig. 2) zeigen. Mächtiger wurde aber die Einwirkung der griechischen Kunst durch Alexander d. Gr. und seine Nachfolger, die sich noch während der Zeit der Römerherrschaft behauptete. Ihm verdanken die Inder die schönsten Blüten ihrer Kunst; aber sie gestalteten die griechischen Vorbilder nach ihrer Stammesart und nach dem von der Natur ihres Landes gewährten Material derartig um, daß aus diesen fremden Einflüssen allmählich eine eigne Kunst erwachsen ist. Dieser Grundzug des indischen Volkscharakters besteht in einer großen Weichheit der Empfindung und einer lebhaften Glut der Phantasie, in denen sich fast jede übrige Thätigkeit des Geistes auflöst. Er zeigt sich auch in den indischen Bauwerken, bei denen durchweg ein lebendiges Gefühl hervortritt, welches die Form nicht um einer konventionellen Bedeutung, sondern um ihrer selbst willen bildet; aber die fessellose Phantasie gestattet dem Gefühl nicht oder nur selten die zu einer harmonischen Durchbildung notwendige Ruhe, sie häuft Formen auf Formen und endet mit dem Eindruck einer fast chaotischen Verwirrung. Die Blütezeit der indischen Bau- und Bildhauerkunst fällt mit dem gleichzeitigen Bestehen des Brahmanismus und Buddhismus zusammen, besonders in das letzte Jahrhundert v. Chr. Die bedeutendsten Baureste finden sich in Dekhan, deren wichtigste die zum Teil sehr umfassenden Felsmonumente sind, die auf der Westseite der Halbinsel, in größerer oder geringerer Entfernung von der Stadt Bombay, liegen. Sie zeigen eine mehr oder weniger entschiedene Übereinstimmung des Stiles und gehören ohne Zweifel derselben Entwickelungsperiode an. Die brahmanischen Felsentempel oder Höhlentempel (s. d.) bedecken gewöhnlich einen viereckigen, zuweilen auch unregelmäßigen Hauptraum von größerer oder geringerer Ausdehnung, an den sich nicht selten kleinere Nebenräume anschließen; unter diesen

Digitized by Google

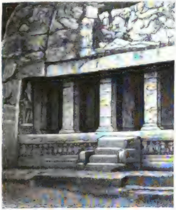
Indische Kunst I.

1. Stupa (Tope).

2. Tempel des Bhuwaneswara in Orissa.

3. Eingang einer Grotte in Kanheri.

4. Felsenhalle von Dschanagadh.



5. Felsentempel von Badami.

6. Indras Hof in Ellora.

Digitized by Google

Indische Kunst II.

1. Ti (Tee) aus einem Felsentempel.

2. Skulptur aus Amravati.

3. Chaitya im Tempel zu Karli.

4. Griechisch-buddhistische Figur aus Peschawar.

5

6

5 u. 6. Pfeilerkapitale aus Ellora.

7. Indokorinthische Säule.

8. Kapital einer Siegessäule.

9. Felsenskulptur von Gwalior.

10. Relief (Tanzpaar) vom Tempel zu Karli.

11. Göttin der Schönheit. Aus der Pagode zu Bangalor.

Digitized by Google

ist der wichtigste das mit dem Bilde oder dem Symbol des Gottes geschmückte Sanktuarium, das entweder eine Kammer für sich bildet, oder noch von einem Gang umgeben ist. Der Hauptraum, als die Vorhalle des eigentlichen Heiligtums, hat immer eine flache Decke, welche durch Säulen- oder Pfeilerstellung gestützt wird, deren vordere Reihe die offene Fassade des Tempels bildet (Tafel I, Fig. 3 u. 5). Höfe mit Galerien, Nebenkammern oder monolithen Monumenten finden sich häufig vor den Tempeln. Zuweilen liegen zwei, bisweilen sogar drei solcher Tempelräume übereinander. Die Säulen oder Pfeiler, welche die Felsdecke des Hauptraumes stützen, stehen gewöhnlich in rechtwinkelig sich durchschneidenden Reihen und sind an der Decke durch architravähnliche Streifen verbunden, während die mit ihren Reihen korrespondierenden, an den Wänden hervortretenden Pilaster zwischen sich Nischen einschließen, welche in der Regel durch Bildwerke ausgefüllt sind. Jene frei stehenden Stützen haben meist eine halb pfeiler-, halb säulenartige Gestalt und bestehen durchweg aus einem festen Untersatz von würfelartiger Form, einem kurzen, runden Schaft mit einem unten eingezogenen, oben ausladenden, einem großen Pfühl gleichenden Kapitäl und einem viereckigen Aufsatz, an welchen sich oft seitwärts zwei Konsolen anschließen (Tafel II, Fig. 5 u. 6). Zuweilen verbindet sich mit der Grottenanlage ein sehr ausgebildeter, obwohl nur aus dem Felsen gemeißelter Freibau, der dadurch entsteht, daß der das Sanktuarium umgebende Gang in beträchtlicher Breite angelegt und von der darüberschwebenden Felsdecke befreit ist, wodurch das Sanktuarium eine inmitten eines Hofraums liegende Kapelle bildet. In den Grotten von Ellora, namentlich im größern Tempel des Indra (Tafel I, Fig. 6) und in den Monumenten des Kailâsa, finden sich sehr merkwürdige Beispiele dieser Anordnung. Die buddhistischen Grottentempel öffnen sich nicht frei gegen außen. Sie bilden einen länglichen Raum, der nach hinten halbkreisförmig abschließt und rings von einem schmalen Umgang umgeben ist; Pfeilerstellungen trennen den Umgang von dem mittlern Hauptraum. Die Decke des letztern hat die Form eines überhöhten halbkreisförmigen, zuweilen hufeisenförmigen Tonnengewölbes (Tafel I, Fig. 4), während die Decke des Umganges flach ist. Die Pfeiler sind teils einfach achteckig, ohne Basis und Kapitäl, teils mehr durchgebildet und mit Basis und Kapitäl versehen, welche in der Hauptform denjenigen der Grottentempel gleichen, auch wohl über dem Kapitäl noch mit phantastischen Skulpturen geschmückt sind (Tafel II, Fig. 7). Im Grunde des Mittelraums, vor seinem halbkreisförmigen Abschluß, befindet sich das Heiligtum, wodurch sich diese Anlagen als buddhistische kennzeichnen, die Dagopa oder Stupa, von einigen Forschern auch Chaitya (Tschaitya) genannt, während andre mit dem Namen Tschaitya den ganzen Grottentempel bezeichnen. Diese Dagopa, das Bild der Wasserblase und stets wiederkehrende Symbol der Vergänglichkeit im Buddhismus, pflegt irgend eine Reliquie Buddhas oder eines Buddha-Heiligen einzuschließen (Tafel II, Fig. 3). Vor ihr steht gewöhnlich die Statue Buddhas in ihrer stets wiederkehrenden typischen Bildung. Einige Grottentempel der Koromandelküste bei Madras tragen den Charakter frei stehender architektonischer Monumente, die aber im Innern nicht ausgehöhlt sind und nach Form und Stil den frei stehenden Monumenten von Ellora entsprechen. Die auf dem heiligen Boden von Orissa, auf der Ostküste Indiens, vorhandenen Monumente sind aus Werkstücken (zum Teil auch aus Ziegeln) aufgeführte Bauten (Tafel I, Fig. 2). Diese von den Europäern gewöhnlich Pagoden (verdorben aus dem Wort Bhagavati, »heiliges Haus«) genannten Tempelbauten zeigen je nach dem Grade der Heiligkeit des Ortes größere oder geringere Ausdehnung und als Hauptform wieder die der Pyramide, die aber durch eine Menge aus dem Dach jedes untern Absatzes hervortretender Kuppeln, mannigfaches Pilasterwerk (zum Teil auch Säulen) an den Wänden der untern Absätze, Nischen, die ihre besondern bunt geschweiften (zum Teil spitzbogig geschweiften) Bekrönungen haben, Zwischengesimse, besonders vielgestaltige Fußgesimse, endlich durch eine oft übergroße Menge von bildnerischen Darstellungen, die alle freien Stellen der Architektur einnehmen, das Gepräge einer wüsten Verworrenheit erhalten, die den Sinn des Beschauers schwindeln macht. Hervorzuheben sind die Pagoden zu Tiravalur, Tschillambrum u. Madura, wo sich auch der riesige, zur Aufnahme der Pilger bestimmte neuere Saal oder Tschultri befindet, dessen Decke von 124 in vier Reihen stehenden, bis zum Kapitäl aus je Einem Granitblock gearbeiteten Säulen getragen wird.

Auch in den bei Manikyala im Indusland beginnenden, der alten, von Indien durch Kabulistan nach Persien und Baktrien führenden Königsstraße entlang liegenden halbkugel- oder halbellipsenförmigen Topen (Sanskrit: Stupa [Hügel, Tumulus]), turmartige Bauten von 15—25 m Höhe, die oben mit einem altarähnlichen Aufsatz aus Stein, Ti oder Tee, gekrönt sind (Tafel I, Fig. 1, u. II, Fig. 1), hat man die Dagopen, also dieselben buddhistischen Heiligtümer, wieder erkannt, die sich im Innern der indisch-buddhistischen Tempelgrotten vorfinden. Die Periode, in welcher diese merkwürdigen Denkmäler entstanden, ist diejenige, in welcher hier seit dem Sturz der makedonisch-baktrischen Herrschaft (136 v. Chr.) bis zum 7. Jahrh. n. Chr. und zum Teil noch länger mächtige buddhistische Reiche blühten. In dieselbe Periode gehören auch die kolossalen, an der Felswand von Bamian befindlichen, in Nischen stehenden Reliefſiguren bis zu 40 m Höhe. Auch auf Ceylon entstanden seit der Einführung des Buddhismus zu Ende des 4. Jahrh. v. Chr. zahlreiche Bauten, unter denen kolossale, im 2. Jahrh. erbaute Dagopen hervorzuheben sind. Auch an den wichtigsten Monumenten von Nepal, den Chaityas im Norden des indischen Gangeslandes, zeigt sich derselbe Baustil, indem sie außen die kuppelartige Form der Dagopa zeigen und innen bereits zum freien, hoch gewölbten Raum geworden sind. Die bedeutenden, auf der Insel Java wie auch auf einigen andern Sundainseln erhaltenen Denkmäler gehören der Zeit des Mittelalters an und verdanken ihren Ursprung indischen Kolonisationen. Die feine Technik der indischen Grotten- und Freitempel, die von der vorderasiatischen erheblich abweicht, wird darauf zurückgeführt, daß in Indien vor der Einführung des Steinbaues der Holzbau allgemein üblich gewesen ist, dessen Technik später auf die des Steinbaues übertragen wurde (vgl. Holzbau).

Noch mehr als die Baukunst steht die indische Bildhauerkunst, die sich zumeist eng an die Architektur anschloß, unter der Herrschaft der religiösen Sekten und der Phantasie und Empfänglichkeit des Volkes für sinnliche Eindrücke. Die ältesten Statuen Buddhas zeigen noch den Einfluß des griechischen Apollon-

Digitized by Google

ideals (Tafel II, Fig. 4 u. 9). Später erging sich aber die indische Bildhauerkunst entweder in einem Übermaß von Zierlichkeit und Üppigkeit (vgl. Tafel II, Fig. 10 u. 11) oder in einem phantastischen Spiel mit Gestalten, die mit vielen Armen, Beinen und Köpfen ausgestattet wurden, um die Kräfte der dargestellten Gottheiten zu veranschaulichen.

Die Malerei u. die Kleinkunst Indiens haben in der Technik eine hohe Vollendung erreicht; aber die Malereien der ältern Kunst (Wandgemälde der Felsentempel) sind meist untergegangen, und die der neuern Zeit sind nur dekorativen Charakters. In der indischen Ornamentik vereinigen sich die Einflüsse Persiens und Chinas. Vgl. die Litteratur bei »Höhlentempel« und Fergusson, History of Indian and eastern architecture (Lond. 1876); Cunningham, The Bhilsa Topes, or Buddhist monuments of Central India (das. 1854); Derselbe, The Stupa of Bharhut (das. 1879); Rea, South Indian Buddhist antiquities (Madras 1894); Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien (4. Bd. der Handbücher der königlichen Museen in Berlin, 1894).

Indische Litteratur, s. Sanskrit.

Indische Philosophie. Die philosophischen Systeme Indiens knüpfen gewiß an sehr frühes philosophisches Denken an, sind aber wohl erst in nachchristlicher Zeit ausgebildet worden. Sechs von ihnen gelten als vereinbar mit dem orthodoxen brahmanischen Glauben. Von diesen sechs stehen immer zwei in näherer Beziehung zu einander, so daß sie sich auf drei reduzieren lassen: Wedânta, Sânkhja, Njâja. Das Wedânta (»Ziel des Weda«) schließt sich an die Upanischads an und zerfällt in die Karma-Mimâmsâ des Dschaimini und die Uttara-Mimâmsâ (»höhere Spekulation«); letzteres ist in dem Brahma-Sûtra des Bâdarâjana dargestellt, das um 800 n. Chr. von dem berühmten Çankara kommentiert wurde. Dem monistischen System des Wedânta steht das dualistische Sânkhja-System gegenüber, das in zwei Formen erscheint: dem deistischen Jôga-System des Patandschali und dem atheistischen Sânkhja-System des Kapila. Das Njâja-System des Gotama beschäftigt sich vorwiegend mit der Logik, sein Lehrbuch ist herausgegeben und übersetzt von Ballantyne (»The aphorisms of the Nyâya philosophy«, Allahabad 1850); ein selbständiger Zweig desselben ist das Waiçêschika-System des Kanâda, das atomistische Tendenzen verfolgt (sein Lehrbuch ist übersetzt von Röer in der »Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 21 u. 22; vgl. auch M. Müller, ebenda, Bd. 6). Auf die Entwickelung der indischen Religion ist besonders das Wedânta- und Sânkhja-System von Einfluß gewesen. Der Zweck des erstern ist, die Einheit zwischen den individuellen Seelen und der Weltseele Brahma zu zeigen. Nur das Brahma existiert wirklich, die Welt existiert in Wirklichkeit nicht, ist Täuschung (Mâjâ). Die wahrhafte Erkenntnis besteht darin, den falschen Schein der Mannigfaltigkeit und Körperlichkeit als solchen zu durchschauen und, das Brahma als das eine, ungeteilte Selbst erkennend, sich als eins mit ihm zu erfassen. »Ich bin tat (das)«, ist das Resultat des Denkens; der Weise vereinigt sich mit dem Brahma, ist keiner Seelenwanderung unterworfen und kehrt beim Tode unmittelbar in das Brahma zurück. Während das Wedânta-System in dieser Weise die Konsequenz des Akosmismus zog, denkt sich die Sânkhja die Entstehung der Welt dualistisch; auf der einen Seite ist eine unendliche Vielheit von individuellen Seelen (Puruscha), auf der andern 24 Prinzipien, zusammengefaßt unter dem Namen Natur (Prakriti). Die Natur ist unerschaffen und ewig, schöpferisch und nicht erkennend, die Seele ebenfalls unerschaffen und ewig, aber erkennend und nicht schöpferisch. Die erste Hülle der Seele ist der Urleib (Linga-çarira), der dieselbe auf allen ihren Wanderungen durch die verschiedenen Geburten begleitet; er ist aus 19 von den erwähnten Prinzipien gebildet. Daneben erhält sie einen bei jeder neuen Geburt von Vater und Mutter erzeugten materiellen Leib, gebildet aus den fünf groben Elementen. Nur der Urleib der Seele, nicht diese selbst, macht alle Veränderungen durch; die Erkenntnis (dhjâna) macht die Seele von der Natur los. Wenn die Seele weiß, daß sie nicht die Natur ist, so hört für den, der zu solcher Erkenntnis gekommen ist, die Thätigkeit des Urleibes und damit die Notwendigkeit einer neuen Geburt auf. Vgl. Colebrooke, Essays on the religion and philosophy of the Hindous (neue Ausg., Lond. 1858); Mullens, Religious aspects of Hindu philosophy (das. 1860); Hall, Rational refutation of the Hindu philosophical systems (Kalkutta 1862); Graul, Tamulische Schriften zur Erläuterung des Vedânta-Systems (Leipz. 1854); Bhîmâchârya, Nyâyakosa, or dictionary of the technical terms of the Nyâya philosophy (Bombay 1875); Regnaud, Matériaux pour servir à l'histoire de la philosophie de l'Inde (Par. 1876—78, 2 Bde.); Garbe, Die Sâmkhya-Philosophie (Leipz. 1894); Deussen, Das System des Vedânta (das. 1883); Derselbe, Philosophie des Veda bis auf die Upanishads (im 1. Band seiner »Allgemeinen Geschichte der Philosophie«, das. 1894).

Indischer Archipel, s. Malaiischer Archipel.

Indischer Balsam, soviel wie Perubalsam.

Indische Religion. Die Gottheiten der nach Ostindien eingewanderten Arier sind zunächst u. vorwiegend Naturgottheiten, die Kräfte u. Gewalten der Natur in ihren mannigfaltigen Äußerungen, Erscheinungen und Beziehungen: Licht, Luft, Feuer, Wasser, Erde 2c. Als solche sind zu nennen: Agni, Indra, Waruna, Rudra, die Marut, Pardschanja, die Aswin, Uschas, Sûrja, Wischnu, die Âditja, Soma, Brihaspati (s. diese Artikel). Daneben ist die Verehrung der Seelen der Verstorbenen und die Ahnung von der Fortdauer der Seele nach dem Tode ein wesentliches Element der Religion (vgl. Jama). Die Gottheiten der wedischen Hymnen bilden kein festes System, sondern, noch in der Formation begriffen, verschwimmen sie vielfach ineinander. Eine große Umwandlung der religiösen Anschauungen ging bei den Indern im Laufe der lange dauernden Unterwerfung der ganzen Halbinsel vor sich; von der entscheidendsten Bedeutung hierfür war die Entstehung des Kastenwesens und damit einer völlig organisierten Hierarchie. Während in der wedischen Zeit der Hausvater zugleich Priester für sich und seine Familie war, gehörte jetzt ein eignes Studium dazu, um die durch Mischung und Verschmelzung von Familien und Stämmen entstandene große Menge von Gebeten, Sagen, Liedern und Zeremonien zu beherrschen. So entstand der allmächtige Priesterstand der Brahmanen (s. d.) und eine ausgebildete theologische Doktrin, deren Hauptmomente Brahma (s. d.) und Âtma (die Weltseele), die Lehre von der Emanation oder Entfaltung des Brahma zur Welt, das Dogma vom Weltübel u. von der Seelenwanderung, ferner ein bis ins kleinste ausgebildetes System von Reinigungen, Bußen, Opfern u. als seine Vollendung die Askese sind. Daneben bestand

Digitized by Google

die Verehrung der volkstümlichen Götter Wischnu und Siwa. Die Opposition gegen den Brahmanismus, die sich schon in verschiedenen philosophischen Systemen geäußert hatte, fand ihren entschiedensten Ausdruck im Buddhismus (s. d.), der aber in jahrhundertelangem Kampf mit dem Brahmanismus auf dem Gebiet von Vorderindien selbst diesem weichen mußte, da er zu wenig Positives in sich trug, um das festgeschlossene brahmanische System, die Autorität der alten heiligen Litteratur und namentlich das Kastenwesen völlig zu verdrängen. Der Brahmanismus selbst hat in diesem Kampf einen Verjüngungsprozeß durch Aufnahme mancher Ideen des Buddhismus erfahren. Die drei großen Götter Brahma, Wischnu und Siwa wurden wenigstens theoretisch zur Einheit der Trimûrti zusammengefaßt; die religiöse Volkslitteratur der Purânas gab den mythologischen und dogmatischen Anschauungen der verschiedenen innerhalb des Brahmanismus entstandenen Konfessionen Ausdruck, von denen die Wischnuiten und Siwaiten die bedeutendsten sind. Das Volk versank dabei immer mehr in groben Götzendienst. Seit dem 11. Jahrh. beginnt im Norden die Ausbreitung des Islam, dem 1871 in Bengalen allein 20 Mill. Seelen angehörten, durch Franz Xaver 1542 die römisch-katholische, durch Ziegenbalg und Plütschau 1706 die evangelische Mission, deren Wirksamkeit in Britisch-Indien erst seit 1813 vom Parlament gestattet ist. Vgl. außer den Darstellungen in Lassens »Indischer Altertumskunde« und Dunckers »Geschichte des Altertums« (Bd. 2) besonders Wurm, Geschichte der indischen Religion (Basel 1874); Bergaigne, La religion védique d'après les hymnes du Rig-Véda (Par. 1878—83, 3 Bde.); Barth, Les religions de l'Inde (das. 1879); Muir, Original Sanskrit texts, Bd. 4 und 5; Hillebrandt, Vedische Mythologie (Bd. 1, Bresl. 1891); Oldenberg, Die Religion des Weda (Berl. 1894); Hardy, Die vedisch-brahmanische Periode der Religion des alten Indiens (Münster 1893).

Indischer Flachs, s. Corchorus.

Indischer Gallus, s. Bablah.

Indischer Hanf (Indian hemp), s. Apocynum.

Indischer Ozean, das große Meeresbecken, das im W. von der Ostküste Afrikas, im N. von Asien, im O. von den Großen Sundainseln und Australien und im S. nach einigen Geographen durch eine von der Südspitze Afrikas zur Südwestecke des Australkontinents gezogene Linie begrenzt wird, während andre den südlichen Polarkreis als die Südgrenze annehmen, so daß man sich die West- und Ostgrenze durch Meridiane, welche das Kap Agulhas, resp. das Südkap von Tasmania durchschneiden, dargestellt denken müßte. Nach S. ist der Indische Ozean vollständig offen, dagegen wird er nach W. und N. von Afrika und Asien eingeschlossen; im O. steht er mit dem Chinesischen Meer durch die Straße von Malakka, mit der Sundasee durch die Sundastraße, mit dem Stillen Ozean durch die Arafurasee und die Torresstraße in Verbindung. In den Nordrand dringt er mit dem Roten Meer und dem Persischen Golf tief ein, während die weit vorspringende vorderindische Halbinsel Anlaß zur Bildung des Arabischen Meeres und des Golfes von Bengalen gibt. Das Areal des Indischen Ozeans in seinem weitern Umfang, aber ohne das Rote Meer und den Persischen Meerbusen, berechnet Krümmel auf 73,325,872 qkm (1,331,675 QM.). Die Tiefenverhältnisse sind durch die Lotungen des Challenger (1873—74), der Gazelle (1875), der Enterprise (1883), der Egeria, Essex und Flying Fish (s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen) einigermaßen bekannt geworden. Der Osten des Ozeans ist durch ein ausgedehntes tiefes Becken mit Tiefen von 4—5000 m und darüber ausgezeichnet, welches zwischen 5 und 40° südl. Br. sich vom 85.° östl. L. nach O. bis dicht an die Küste Australiens und bis in die Ecke zwischen diesem Kontinent und den Sundainseln erstreckt und im S. den größten Teil der Einbuchtung an der Südküste Australiens ausfüllt. Die Gazelle fand die größten Tiefen von 5523 und 5505 m zwischen 16 und 13° südl. Br. und zwischen 117 und 119° östl. L. v. G., eine noch größere aber, von 5664 m, die Enterprise unter 4° 14′ südl. Br. und 99° 50′ östl. L. v. Gr. und schließlich die Egeria unter 9° 18′ südl. Br. und 105° 28′ östl. L. v. Gr. die größte bis jetzt im Indischen Ozean gelotete Tiefe von 5852 m.

An das tiefe australische Becken schließt sich nach W. und S. ein Plateau mit Tiefen von 3—4000 m an, welches den größten Teil des Ozeans einnimmt, sich im O. südlich von Tasmania bis zu 50° südl. Br., im W. bis nach Madagaskar und bis dicht an die Küste des afrikanischen Festlandes, im N. bis zum Arabischen Meer u. dem Golf von Bengalen erstreckt. Südlich von diesem Plateau steigt der Meeresboden bis zu 3000 und 2000 m empor; auf diesem flachen Gebiet erheben sich die Rücken der Prinz Edward- und Crozet-Inseln, der Kerguelen und Macdonald-Inseln. Die letztern beiden Inselgruppen werden von einem gemeinsamen, ziemlich ausgedehnten Hochplateau mit Tiefen von 1000 m umgeben. An der Ostküste Afrikas fällt der Meeresboden ziemlich steil in die Tiefe ab, nur zwischen derselben und Madagaskar bleibt ein Plateau von nicht über 2000 m. Das Arabische Meer hat ein sehr gleichmäßiges Niveau von etwa 3500 m Tiefe, der Golf von Aden ist im östlichen Teil 2—3000 m tief, wird dann nach W. zu schnell flacher. Die Tiefen des Roten Meeres sind ungleichmäßiger, überschreiten aber nirgends 2000 m; der Golf von Persien ist durchschnittlich nur 100 m tief. Der Meerbusen von Bengalen weist zwischen Ceylon und den Nikobaren und Andamanen ein ähnliches ebenes Becken auf wie das Arabische Meer, welches in gleicher Breite etwa bis zu 15° nördl. Br., der Mitte des Busens, reicht u. dann nach den Küsten zu stufenweise aufsteigt. Die Temperaturverteilung im Indischen Ozean bietet nichts Auffallendes. Die Oberflächentemperatur nimmt besonders im südlichen Teil von etwa 10° südl. Br. an mit der Breite ziemlich regelmäßig ab; der unregelmäßigere Verlauf der Isothermen an den Küsten ist größtenteils den Wind- und Strömungsverhältnissen zuzuschreiben; so ist die Temperaturerniedrigung an dem nördlichen Teil der afrikanischen Küste eine Folge des Nordostmonsuns und des durch denselben veranlaßten Aufsteigens von kaltem Wasser aus der Tiefe. Die Abnahme der Temperatur mit der Tiefe erfolgt, analog den andern Ozeanen, auf den niedrigen Breiten schneller als auf den höhern; so wurde gemessen in 12° südl. Br.: an der Oberfläche 26°, in 550 m 4° und in 5000 m 0°, dagegen in 38° südl. Br.: an der Oberfläche 15°, in 1300 m 4° und in 5000 m 1°. Die durchschnittliche Grenze des Treibeises überschreitet nordwärts fast überall den 60.°, im S. Afrikas den 50.°, und schwimmenden Eisbergen begegnet man häufig noch bis 45° südl. Br. Aus den kalten Bodentemperaturen im nördlichen Teil läßt sich folgern, daß

Digitized by Google

eine unterseeische Bodenerhebung, welche Vorderindien mit Madagaskar verbindet, nicht existiert, vielmehr das kalte polare Wasser am Boden freien Zugang in das Arabische Meer findet. Für die frühere Existenz eines Kontinents im Indischen Ozean, **Lemuria**, als dessen Überbleibsel Madagaskar, die Seschellen und Maskarenen auf der einen Seite, Ceylon und die Großen Sundainseln auf der andern ihrer Fauna und Flora nach angesehen werden, und der zuweilen als Ursitz des Menschengeschlechts angenommen worden ist, läßt sich aus den Tiefseeforschungen kein Argument herleiten. An **Strömungen** weist der südliche Teil des Indischen Ozeans einen ähnlichen Kreislauf auf wie der Atlantische Ozean; im nördlichen Teil wechseln die Richtungen mit den dort herrschenden Monsunen (s. unten die Windverhältnisse). Im Gebiet des Südostpassats bewegt sich eine **Äquatorialströmung** von O. nach W. zwischen den Grenzen 3 und 23° südl. Br. In der Nähe der Insel Rodriguez teilt sich dieser Strom in zwei Zweige, von denen der eine nach SW. im O. von Madagaskar vorbeigeht und zum Teil südlich von Madagaskar der afrikanischen Küste zustrebt, zum Teil hier nach SO. umbiegt. Der nordwestliche Zweig passiert nördlich von Madagaskar und teilt sich sodann abermals in zwei Arme, von denen der eine südwärts an der Ostküste von Afrika entlang unter dem Namen Mosambikstrom durch die gleichnamige Straße läuft, sich sodann mit dem oben erwähnten südwestlichen Zweig des Äquatorialstroms vereinigt und als **Agulhas-** oder **Kapstrom** mit einer Geschwindigkeit von 1—4 Seemeilen an der Küste entlang bis zum Kap der Guten Hoffnung strömt. Auf dem Meridian des Kaps tritt eine Biegung und rücklaufende Bewegung der Strömung nach SO. und O. ein, die wahrscheinlich durch die von W. her auf das Kap zukommende antarktische Strömung veranlaßt wird. Hier entsteht unter dem Einfluß der Westwinde eine weitere östliche Triftströmung antarktischer Wasser auf die Südwestspitze Australiens zu, die teils an der Südküste dieses Kontinents weiterläuft, teils an der Westküste entlang nach N. geht. Der oben erwähnte nordwestliche Arm des Äquatorialstroms setzt während der Zeit des Südwestmonsuns (April bis Oktober) längs der afrikanischen Küste bis zum Kap Guardafui und folgt dann weiter in östlicher Bewegung den Küsten des Arabischen Meeres und des Meerbusens von Bengalen. Während des Südwestmonsuns dagegen läuft in diesen beiden großen Meeresbuchten eine Strömung in umgekehrter Richtung, die sich weiter an der Küste von Afrika südlich von Kap Guardafui fortsetzt; etwa auf dem Äquator trifft dieselbe mit dem vorgenannten nördlichen Arm des Äquatorialstroms zusammen und nimmt mit demselben eine rückläufige Bewegung nach O. an, so daß hier etwa zwischen dem Äquator und 8° südl. Br. ein **Äquatorialgegenstrom** entsteht. Die **Windverhältnisse** werden durch die ausgedehnten Ländermassen, welche den Indischen Ozean im N. abschließen, wesentlich beeinflußt. Nur südlich von 10° südl. Br. findet sich das ganze Jahr hindurch ein regelmäßiger Südostpassat; nördlich vom Äquator wechseln die Winde mit den Jahreszeiten. Im Sommer weht ein Südwestmonsun auf den erhitzten asiatischen Kontinent zu, welcher sich im Winter umkehrt und als Nordostmonsun nach der nun höher erwärmten Südhemisphäre hinweht. In analoger Weise entsteht im östlichen Teil zwischen dem Äquator und Australien während des südlichen Sommers ein von letztgenanntem Kontinent hervorgerufener Nordwestmonsun. Im allgemeinen sind die Winde des äquatorialen Indischen Ozeans schwach und zum Teil durch längere Perioden von Windstillen unterbrochen. Doch sind verheerende Orkane im Indischen Ozean keineswegs selten. Südlich von 35° südl. Br. beginnt die breite Zone der beständigen Westwinde, welche rund um die südliche Hemisphäre sich ununterbrochen fortsetzt.

Im Indischen Ozean ist namentlich zwischen dem 40. und 50.° südl. Br. die große Heerstraße der nach Indien und Australien bestimmten Segelschiffe, welche hier noch gegenwärtig der Dampfschiffahrt erfolgreiche Konkurrenz zu machen vermögen. Seit der Durchstechung der Landenge von Suez ist aber der nördliche Teil des Indischen Ozeans weitaus der belebteste geworden, denn ihn durchziehen alle die zahlreichen nach Indien, Ostasien u. Australien bestimmten Dampferlinien, während der südliche nur von Australien aufsuchenden Dampfern durchschnitten wird. Gegenwärtig verkehren im Indischen Ozean 8 große englische Dampferlinien (neben vielen kleinern), ferner 4 große deutsche nebst 2 Zweiglinien, 5 französische, 2 österreichisch-ungarische, 2 niederländische, 2 britisch-indische und je eine italienische, spanische und portugiesische. Drei Kabel durchziehen das Rote Meer, von denen zwei das Arabische Meer bis Bombay und den Bengalischen Meerbusen durchqueren und zur Nordküste Australiens gehen, das dritte der Ostküste Afrikas entlang bis Natal geführt ist; ein viertes Kabel von Westaustralien zur Kapkolonie ist geplant. S. die Weltverkehrskarte beim Art. »Dampfschiffahrt« (Bd. 4).

Vgl. **Danckelmann**, Regen, Hagel und Gewitter im Indischen Ozean (Hamb. 1880); **Imray** und **Jenkins**, The Indian Ocean Pilot (Lond. 1881); **Findlay**, The Indian Ocean (4. Aufl., das. 1882); »Service hydrographique de la marine française, Océan indien« (Par. 1887); **Meldrum**, Waarnemingen in den Indischen Oceaan (im »Nederlandsch Meteorologisch Instituut« (Utrecht 1889 u. 1882); »Cyclone tracks in the South Indian Ocean« (Lond. 1891); **Seemann** und **Köppen**, Tropische Wirbelstürme im südlichen Indischen Ozean (Hamb. 1892); das »Segelhandbuch für den Indischen Ozean« der Deutschen Seewarte (das. 1892, mit Atlas).

Indischer Speik, s. Valeriana.

Indische Seerose, s. Nelumbium.

Indisches Feuer, soviel wie Bengalisches Feuer, s. Feuerwerkerei.

Indisches Huhn, s. Truthuhn.

Indisches Kaiserreich (British Empire in India), s. Ostindien.

Indisches Korn, s. Sorghum.

Indisches Meer, s. Indischer Ozean.

Indische Sprachen, die Indien (Ostindien) eigentümlichen Sprachen, sind, mit Ausnahme der im Dekhan von etwa 35 Mill. Menschen gesprochenen drawidischen Sprachen (s. Drawida) sowie der Sprachen einiger kulturloser Bergvölker, indogermanischen (arischen) Ursprungs; diese indogermanischen Sprachen Indiens werden daher im engern Sinne als i. S. oder **indische Sprachfamilie** bezeichnet. An der Spitze derselben steht das alte oder wedische **Sanskrit** (s. d.), aus dem durch stets fortschreitende Vereinfachung der Flexion und Abschleifung der Laute und Formen, teilweise auch unter Einwirkung autochthoner Elemente sämtliche jüngern indogermanischen Volkssprachen Indiens entstanden sind, während das ebenfalls auf ihm beruhende klassische Sanskrit als eine Kunstform mehr

Digitized by Google

abseits steht. Wie früh jenes aufhörte, Volkssprache zu sein, läßt sich nicht näher bestimmen; doch finden wir schon im 3. Jahrh. v. Chr. auf den Felseninschriften des buddhistischen Königs Açoka von Magadha einen Dialekt, der von ihm ebenso stark abweicht wie das Italienische vom Latein. Ebenfalls wesentlich vom alten Sanskrit verschieden und viel ärmer an Formen und abgeschliffen in seinem Lautsystem ist das Pâli (s. d.), die heilige Sprache des Buddhismus auf Ceylon und in Hinterindien; noch jünger endlich sind die besonders aus den indischen Dramen bekannten Prâkritsprachen, in denen sich im großen und ganzen eine östliche und eine westliche Gruppe unterscheiden läßt, jede mit mehreren Mundarten. Aus diesen sind durch noch weiter fortgeschrittene, mehr oder minder starke Dekomposition und größere oder geringere Aufnahme arabischer, persischer, mongolischer und türkischer Lehnwörter die nachstehenden modernen Sprachen hervorgegangen, die hier von O. nach W. aufgezählt werden sollen. Zur östlichen Gruppe gehören: das Assâmi in Assam, bei den höhern Klassen teilweise durch das Bengâli verdrängt; das Bengâli in Bengalen; das Oriya (Uriya) in Orissa; das Marâthi im Marathenland im westlichen Dekhan, das an der Küste in das Konkâni übergeht; das Osthindi oder Bihâri in Bihar, westlich vom Bengâli; zur westlichen Gruppe: das Westhindi, in einer Nebenform Hindostâni oder Urdu genannt (s. Hindi), im ganzen mittlern Teil von Nordindien, am mittlern und obern Lauf des Ganges bis über Simla hinaus, in Bandelkhand, Malwa und der Radschputana (es ist zugleich die Verkehrssprache der Gebildeten in ganz Indien); das Gudscharâti, südwestlich vom vorigen, am untern Laufe der Narbuda und auf der Halbinsel Gudscharat; das Katschi, nordwestlich davon, auf der Halbinsel Katsch; das Konkâni von Goa; das Sindhi in Sind, d. h. am untern Laufe des Indus; das Pandschâbi, nordöstlich davon, im Pandschab; das Naipâli in Nepal. Weiter nach NW. vorgeschobene Vorposten der indischen Sprachfamilie sind: das Kaschmiri, nordöstlich vom Pandschâbi, in Kaschmir; das Paschto oder Afghanische in Afghanistan; die Sprache der Kafir (Sijaposch) im Hindukusch, dann die Sprachen von Dardistan im westlichen Himalaja, das Gilgiti, Astori, Arnjia u. a. Endlich gehört auch die Sprache der Zigeuner zu der indischen Klasse; sie enthält zwar Brocken aus den Sprachen beinahe aller Völker, mit denen die Zigeuner auf ihren Wanderungen in Berührung kamen, ist aber ihrem Grundstock nach indisch und scheint (nach Miklosich) am genauesten mit den nordwestlichen Sprachen der indischen Familie zusammenzuhängen. Die höchst mannigfaltigen indischen Alphabete sind semitischen Ursprungs. Die wahrscheinlichste Ansicht über ihre Herkunft ist die, daß die Inder ihre Schrift aus dem in Babylonien und Persien nachweisbar schon im 8. Jahrh. neben der Keilschrift üblichen aramäischen Alphabet entwickelt haben. Die ältesten Überreste der indischen Schrift liegen in den Inschriften des Königs Açoka vor, welche teils rechts-, teils linksläufig wie die semitischen Alphabete geschrieben sind. Von den rechtsläufigen stammen alle spätern indischen Alphabete ab: das Devanâgari (s. d.), die Alphabete der modernen Sprachen, wie Bengâli, Hindi ꝛc., die sich in zahlreiche Unterabteilungen spalten, ferner die Alphabete der drawidischen Sprachen, wie des Tamil, Telugu ꝛc. Außer zu diesen letztern hat der Buddhismus Ableitungen der südlichen Form des indischen Alphabets schon früh nach Ceylon und Hinterindien (Pâli-, birmanisches und siamesisches Alphabet, die Alphabete von Sumatra, Celebes und den Philippinen ꝛc.), eine solche der nördlichen Form im 7. Jahrh. n. Chr. auch nach Tibet getragen, von wo die Mongolen ihre ältere Schrift (Passepa) entlehnten. Übrigens hat der Islam auch die persisch-arabische Schrift nach Indien und Hinterindien gebracht, die namentlich für das Hindustâni, Pandschâbi und Sindhi und für das eigentliche Malaiisch in regelmäßigem Gebrauch ist. Vgl. Beames, Comparative grammar of the modern Aryan languages of India (Lond. 1872—79, 3 Bde.); E. Schlagintweit, Geographische Verbreitung der Volkssprachen Ostindiens (Sitzungsbericht der Münchener Akademie, 1875); Cust, The languages of the East Indies (Lond. 1878); Hörnle, Grammar of the Gaudian languages (das. 1880); Hörnle und Grierson, Bihâri dictionary (Kalkutta 1885, unvollendet). Über die Schriften vgl. Haas in den »Publications of the Palaeogr. Society, Orient. Series IV, pl. XLIV«.

Indische Vogelnester, s. Salangane.

Indischgelb, s. Kobaltgelb.

Indischrot, s. Englischrot.

Indisin, soviel wie Mauveïn.

Indiskrēt (lat.), unbedachtsam (im Reden), unbescheiden, zudringlich, unverschwiegen; Indiskretion, Unvorsichtigkeit, rücksichtsloses Geschwätz.

Indiskutābel (lat.), nicht zu besprechen.

Indisponībel (lat.), unverfügbar, unveräußerlich; indisponiert, übel aufgelegt, unpäßlich; Indisposition, Unaufgelegtheit, Unpäßlichkeit.

Indisputābel (lat.), unbestreitbar.

Indisziplīn (lat.), Mangel an militärischer Zucht und Ordnung (vgl. Mannszucht); indiszipliniert, zuchtlos, ungeübt.

Indium In, Metall, findet sich in geringer Menge in manchen Zinkblenden (Freiberg, Breitenbrunn, Schönfeld) und in dem aus diesen gewonnenen Zink (Freiberger Zink bis 0,1 Proz.), im zinkischen Ofenbruch der Juliushütte bei Goslar, in Hüttenprodukten aus Rammelsberger Erzen, in manchem Wolfram und besonders im Galmei von Oneta (Bergamo). Zur Darstellung von J. löst man Freiberger Zink in verdünnter Schwefelsäure, läßt die Lösung mit überschüssigem Zink 36 Stunden stehen, erhitzt sie zum Sieden, wäscht den ausgeschiedenen Metallschwamm, löst ihn in Salpetersäure, verdampft die unfiltrierte Lösung mit überschüssiger Schwefelsäure zur Trockne, löst den Rückstand in Wasser, fällt aus der Lösung Eisen und J. mit Ammoniak, löst den ausgewaschenen Niederschlag in möglichst wenig Salzsäure, kocht die Lösung mit saurem schwefligsaurem Natron, wäscht das gefällte schwefligsaure J. mit heißem Wasser und fällt aus der Lösung desselben das J. durch Zink. J. ist weiß, glänzend, äußerst weich, sehr dehnbar, färbt auf Papier stark ab, spez. Gew. 7,36—7,42, Atomgewicht 113,4, schmilzt bei 176°, ist viel weniger flüchtig als Zink und Kadmium, hält sich in feuchter Luft unverändert, verbrennt beim Erhitzen an der Luft mit violettem Licht und bräunlichem Rauch, löst sich leicht in verdünnter Schwefelsäure und Salzsäure, auch in konzentrierter Schwefelsäure und in Salzsäure, wird aus seinen Salzen durch Zink und Kadmium gefällt, bildet mit Sauerstoff ein schwarzes, pyrophorisches Suboxyd (Indiumoxydul) InO und ein gelbes, in der Glühhitze rotbraunes Oxyd In_2O_3. Die Indiumsalze sind farblos, wenn die Säure derselben ungefärbt ist,

Digitized by Google

meist in Wasser löslich, schwer kristallisierbar, schmecken unangenehm metallisch, färben die Flamme blauviolett und geben zwei charakteristische indigblaue Linien im Spektrum (daher der Name des Metalls). Aus ihren Lösungen fällt Kalilauge weißes, gallertartiges Indiumhydroxyd $In_2H_6O_6$, kohlensaure Alkalien geben ebenfalls einen weißen Niederschlag; Schwefelwasserstoff fällt aus neutralen und aus stark verdünnten, schwach sauren Lösungen gelbes Schwefelindium In_2S_3, welches beim Trocknen braun wird. J. reiht sich im natürlichen System dem Aluminium und Gallium an u. bildet z. B. einen Indiumammoniumalaun $In_2(SO_4)_3$, $(NH_4)_2SO_4 + 24H_2O$. Es wurde 1863 von Richter und Reich entdeckt.

Individuāladel, soviel wie Personenadel, persönlicher Adel, im Gegensatz zu Geburtsadel, s. Adel.

Individualisieren (lat.), »ins einzelne gehen«, d. h. einen Gegenstand so darstellen, daß seine besondern Merkmale, Eigentümlichkeiten, Verhältnisse, Zustände &c., kurz das, was ihm als Individuum allein zukommt (das Individuelle), anschaulich gemacht werden. Vgl. Individuum.

Individualismus, in der Philosophie Bezeichnung für diejenige Weltanschauung, welche in der physischen wie in der geistigen Welt nur den Einzeldingen (Individuen) eine wesenhafte und selbständige Bedeutung zuerkennt, das Ganze aber lediglich als Resultat des äußern Nebeneinanderseins vieler Individuen auffaßt. Ihr Gegensatz ist der Universalismus, welcher nur dem Weltganzen substanzielle Bedeutung beilegt, die Individuen dagegen als unselbständige und vergängliche Modifikationen im Rahmen des Ganzen betrachtet. Dem entsprechend unterscheidet sich auch die individualistische Ethik, welche nur Beziehungen Einzelner zu Einzelnen kennt, von der universalistischen (sozialistischen), welche den Einzelnen vor allen als Glied des Ganzen faßt. — In der Sozialpolitik wird J. oft als Bezeichnung für diejenige Richtung gebraucht, welche die Gestaltung der gesamten Wirtschaftsordnung den freien individuellen Bestrebungen überlassen will; daher auch soviel wie Freihandel (s. d.) im weitern Sinne.

Individualität (lat.), s. Individuum.

Individuālpotenz, s. Viehzucht.

Individuālrecht, ein subjektives Recht, welches entweder in seiner Entstehung und in seinem Bestande oder doch in seiner Entstehung an eine bestimmte menschliche Persönlichkeit geknüpft ist. Ersteres ist der Fall bezüglich des Rechts auf Leben, Gesundheit, Freiheit, Ehre, Namen, Wappen &c.; letzteres bezüglich des Rechts auf die Verwertung der Erzeugnisse geistiger und künstlerisch-manueller Thätigkeit (sogen. Immaterialgüter), wie Schriftwerke, Gemälde, Kompositionen, Photographien, Erfindungen &c. Vgl. Regelsberger, Pandekten, Bd. 1, § 5a (Leipz. 1893).

Individuell (lat.) heißt das einem Individuum (s. d.) Eigentümliche oder nur in einem Einzelfall Zutreffende, im Gegensatz zu dem Allgemeingültigen, Generellen.

Individŭum (lat.), eigentlich »ein Ding, das nicht geteilt werden kann«, ohne aufzuhören, das zu sein, was es vorher war, daher ein für sich bestehendes organisiertes Wesen, an dem jeder einzelne Teil integrierend zum Ganzen gehört. In einem prägnantern Sinn ist das J. ein Wesen, dem eine eigentümliche geistige Beschaffenheit und Kraft zukommt, wodurch es sich von jedem andern Wesen seiner Gattung unterscheidet. Der Inbegriff der Merkmale, wodurch sich ein Wesen als J. zu erkennen gibt, ist die Individualität. Je vielfältigern Bestimmungen eine Klasse von Dingen zugänglich ist, desto reicher entfaltet sich innerhalb derselben die Individualität; am mannigfaltigsten tritt sie da auf, wo das geistige Leben einer selbständigen Entwickelung entgegengeführt wird, mehr unter den höhern als unter den niedern Tiergattungen und am meisten unter den Menschen, wo sie wieder in den höhern Lebenssphären vielgestalteter auftritt als unter der unkultivierten Menge. Mangel einer scharf hervortretenden Individualität gilt daher als Zeichen mittelmäßiger oder gewöhnlicher (genereller) geistiger Befähigung. Das J. steht einerseits (in logischer Hinsicht) im Gegensatz zur Art, insofern diese immer eine Mehrheit von Individuen umfaßt, welche nur in der Anschauung, nicht aber begrifflich unterschieden werden können, anderseits (in metaphysischer Hinsicht) im Gegensatz zur absoluten, das Dasein der vielen Individuen bedingenden Substanz. Die Frage nach dem, worauf das Wesen und der Unterschied der Individuen beruht (principium individuationis), hat daher sowohl die Logiker (hauptsächlich die Scholastiker, s. d.) als auch die Metaphysiker (besonders Schopenhauer und v. Hartmann) beschäftigt.

Besonders schwierig ist die Definition des Individuums im naturhistorischen Sinne. Da die auf ungeschlechtlichem Wege durch Propfen, Stecklinge &c. erzeugten jungen Pflanzen die Individualität der Stammpflanze völlig bewahren, so wollten Gallesio und später Coulay nur die auf geschlechtlichem Wege erzeugten Lebewesen als J. gelten lassen, und man kam zu der Absurdität, sämtliche durch Stecklinge von Einem Baum herleitbare Exemplare, wie z. B. alle Trauerweiden Europas, oder die Tausende der in mehreren Generationen ungeschlechtlich erzeugten Blattläuse zu einem einzigen geteilten J. (eine contradictio in adjecto) rechnen zu müssen. Haltbarer erscheint die Ansicht von de la Hire und dem ältern Darwin, daß die Pflanze in den meisten Fällen, einem Korallenstock gleich, als ein zusammengesetztes J. anzusehen sei und jeder letzte Sproß das eigentliche J. darstelle. Diese Konsequenz führte weiter, und da jedes Internodium sämtliche Elementarorgane (Achse, Blatt, Blüte, Wurzel) besitzt oder reproduzieren kann, so sahen Agardh und Gaudichaud jedes einzelne Internodium, Schultz-Schultzenstein jeden aus Zellen, Gefäßen und Oberhaut bestehenden Pflanzenteil (Anaphyton), der fähig ist, eine neue Pflanze hervorzubringen (und manchmal reichen dazu wenige Zellen), als das eigentliche Pflanzenindividuum an. Nach Entdeckung der Zelle als Elementarorgan der Pflanzen und Tiere wurde diese von Schleiden und Turpin als das eigentliche J. angesehen; ja, einige sind noch weiter gegangen und haben die die Zellen aufbauenden kleinsten Teile des Protoplasmas als eigentliche Träger der Individualität ansehen wollen. Noch schwieriger lag der Fall bei den Tieren. Denn erstens gibt es zusammengesetzte Tiere, die z. B. bei den Röhrenquallen aus zuweilen mehr als fünf verschiedenartigen Einzeltieren bestehen, von denen jedes, einem Organ vergleichbar, verschiedene Funktionen erfüllt. Hier kann offenbar nur das zusammengesetzte Tier in seiner Gesamtheit, der Stock (cormus), als J. gelten. Ein ähnlicher Fall liegt bei den Seesternen und den Gliedertieren vor, wo ein einzelner Strahl (Antimer) oder ein einzelnes Querstück (Metamer) für sich fortleben und das Tier zeitweise repräsentieren kann, z. B. die Gliederstücke der Bandwürmer. Der abge-

Digitized by Google

rissene Strahl eines Seesterns ergänzt sich sogar durch Hervortreiben von 4—5 neuen Strahlen wieder zu einem vollständigen Seestern. Eine ähnliche Selbständigkeit besitzen bei manchen Tieren einzelne Organe, z. B. der frei umherschwimmende männliche Arm (Hectocotylus) einzelner Cephalopoden. Dazu kommt, daß viele Tiere eine komplizierte Metamorphose durchmachen, deren einzelne oft sehr verschiedene Phasen in den Begriff des Individuums aufgenommen zu werden Anspruch haben. Haeckel hat sich daher in neuerer Zeit genötigt gesehen, verschiedenartige Individualitätsbegriffe einzuführen, vor allem das morphologische J. (Morphon) von dem physiologischen J. (Bion) zu trennen und außerdem sechs verschiedene Kategorien von Individuen aufzustellen, die er als Individuen 1.—6. Ordnung (Plastide, Organ, Antimer, Metamer, Person und Cormus) unterscheidet. Alle diese Schwierigkeiten sind natürlich nur daraus entstanden, daß man den abstrakten Begriff des unteilbaren menschlichen Individuums auf die Vielseitigkeit der Pflanzen- und Tierwelt anwenden wollte. Vgl. A. Braun, Das J. der Pflanze (Berl. 1853); Haeckel, Über die Individualität des Tierkörpers (Jena 1878); Fisch, Aufzählung und Kritik der verschiedenen Ansichten über das pflanzliche J. (Rostock 1880).

Indiz (lat. Indicium, Indizie, Anzeige, Inzicht), eine Thatsache, deren Vorhandensein und deren Gewißheit auf das Vorhandensein und auf die Wahrheit einer andern zu beweisenden Thatsache schließen lassen; insbes. im Strafprozeß eine Thatsache, welche eine Schlußfolgerung für die Schuld oder Unschuld des Beschuldigten zuläßt; so z. B. bei einem Morde die Blutflecke, die sich an den Kleidern desjenigen finden, welcher dieses Mordes beschuldigt ist. Der Ausdruck J. (»Anzeige«) hängt damit zusammen, daß solche Umstände auf die zu erweisenden Thatsachen »hinweisen«. Ein auf Indizien gebauter Beweis heißt Indizienbeweis (indirekter, künstlicher, mittelbarer, rationaler Beweis). Die ältere Doktrin pflegte verschiedene Einteilungen der Indizien zu machen. So unterschied man zwischen Anzeigen der Schuld und Unschuld (Gegenanzeigen), zwischen allgemeinen und besondern Indizien, je nachdem sie im allgemeinen auf eine verbrecherische Handlung oder gerade auf ein bestimmtes Verbrechen hindeuteten, zwischen nahen und entfernten Anzeigen, je nachdem der dadurch begründete Verdacht ein dringender war oder nicht. Außerdem werden die Indizien eingeteilt in vorausgehende, z. B. früherer schlechter Lebenswandel des Beschuldigten, gleichzeitige, z. B. Fußspuren am Orte der That, und nachfolgende, z. B. die Flucht des Verdächtigen nach der That. Je gewisser das einzelne J. und je wahrscheinlicher der darauf gestützte Schluß ist, je mehr Indizien zusammenstimmen, und je weniger Widersprüche darunter hervortreten, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit der Thatsache, auf welche geschlossen wird, und sie kann bis zu dem Grade steigen, welchen wir bei Beurteilung von Thatsachen der Erfahrung als Gewißheit anzusehen pflegen. Während das römische Recht den Richter anwies, nach seiner Überzeugung zu urteilen, bildeten sich in Deutschland bestimmte Regeln aus, nach welchen der Richter die Wahrheit einer Thatsache zu beurteilen habe, und die peinliche Gerichtsordnung Karls V. (sogen. Carolina) verordnete, daß der nicht geständige Angeschuldigte einer Missethat nur »mit zweyen oder dreyen glaubhaftigen guten Zeugen, die von einem waren wissen sagen«, d. h. dieselbe aus eigner Wahrnehmung bezeugen, oder durch Augenschein und Sachverständige überführt und deshalb verurteilt werden könne. Eine solche Überführung ist jedoch beim Leugnen des Beschuldigten nur in den seltensten Fällen möglich, und man suchte daher durch die Folter und später durch eindringliche, künstliche Verhöre auf ein Geständnis hinzuwirken. Erfolgte ein Geständnis nicht, so wurde nur eine gelindere (außerordentliche) Strafe verhängt. Je mehr aber allmählich die Überzeugung um sich griff, daß diese außerordentlichen Strafen inkonsequent und ungerecht und die Erpressung des Geständnisses unerlaubt und trügerisch seien, je mehr Mittel zur Erforschung der Wahrheit die ausgebildete Polizei und die fortgeschrittenen Naturwissenschaften darboten: um so mehr wurde man geneigt, den Indizienbeweis zuzulassen. Es war daher einer der wesentlichsten Fortschritte, daß in dem jetzt üblichen mündlichen Strafverfahren die gesetzliche Beweistheorie abgeschafft und der rechtsgelehrte Richter nicht minder als der Geschworne lediglich auf seine Überzeugung von der Wahrheit oder Unwahrheit einer Thatsache verwiesen wurde. Da aber diese Überzeugung sich aus dem Gesamtergebnis der vorgeführten Beweise zu bilden hat, so ist es Pflicht des Richters, nach den Gesetzen der Erfahrung und des Denkens die Anzeigen zu prüfen, so daß die Würdigung der Indizien, welche früher ein Bestandteil formaler Beweisführung war, auch jetzt noch die Grundlage der innern Erwägungen eines gewissenhaften Richters ist. Die deutsche Strafprozeßordnung enthält die ausdrückliche Bestimmung (§ 260): »Über das Ergebnis der Beweisaufnahme entscheidet das Gericht nach seiner freien, aus dem Inbegriff der Verhandlung geschöpften Überzeugung«. Vgl. Ant. Bauer, Abhandlungen aus dem Strafrecht, Bd. 3: Theorie des Anzeigebeweises (Götting. 1843); Glaser, Beiträge zur Lehre vom Beweis im Strafprozeß (Leipz. 1883); Rupp, Der Beweis im Strafverfahren (Freiburg 1884).

Indizienbeweis, s. Indiz.

Indizieren (lat.), anzeigen, angezeigt erscheinen lassen (s. Indikation). So ist z. B. eine Verbrechen »indiziert«, wenn die Umstände eines Todesfalles dafür sprechen, daß eine fremde Hand den Tod herbeigeführt habe. Vgl. Indiz.

Indizierte Leistung } s. Indikator.
Indizierte Pferdekraft }

Indo-Afrika, s. Asien, S. 991.

Indobritisches Reich, s. Ostindien.

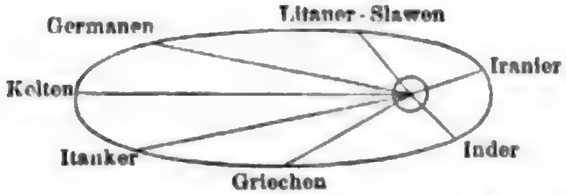
Indochinesen, Gesamtname für die Völkerstämme, welche die hinterindische Halbinsel mit Ausnahme der Halbinsel Malakka bewohnen; s. Hinterindien.

Indochinesische Halbinsel, soviel wie Hinterindien. Indochinesische Sprachen, die mit dem ebenfalls dazu gehörigen Chinesischen eine linguistische Einheit bildenden Sprachen einer Reihe von Völkern Ostasiens, deren Mehrzahl im Bereich vorderindischer Kultur wohnt und von ihr beeinflußt ist. Man teilt die indochinesischen Sprachen in drei Gruppen: die tibeto-barmanischen Sprachen, die der Taivölker (Siamesisch und seine Verwandten) und das Chinesische. Die bisher dazu gezählte Mon-Anam-Gruppe (Mon, Kambodschanisch und Anamitisch) ist wahrscheinlich davon zu trennen. Die Merkmale dieses Sprachstammes sind: Einsilbigkeit der Stammwörter, isolierender Bau und (meist) singende Betonung. Vgl. E. Kuhn, Über Herkunft und Sprache der transgangetischen Völker (Münch. 1883).

Indogermanen, Sammelname für die Völker, deren Sprachen dem indogermanischen Stamm an-

Digitized by Google

gehören, nämlich in Südeuropa die Griechen, die italischen Stämme, Albanesen (Illyrier), in Nordeuropa die Kelten, Germanen und Slawo-Letten, in Asien die Inder, Iraner und Armenier. Der Ausdruck J., welcher diesen Sprach- und Volksstamm durch die am weitesten östlich wohnende und die am weitesten nach W. vorgeschobene Sprachfamilie bezeichnen sollte, ist heutzutage nicht mehr ganz zutreffend, da die Kelten, deren indogermanischen Charakter man erst neuerdings erkannte, in der Bretagne, in Wales und Irland, also noch weiter nach W. hin wohnen als die Germanen. Einige, namentlich englische und französische Sprachforscher gebrauchen daher lieber die Bezeichnung Indoeuropäer, andre den Ausdruck Arier (s. d.), der jedoch speziell die Inder und Perser bezeichnet, oder Indokelten. Die Zeit, in welcher die Vorfahren der indogermanischen oder indoeuropäischen Stämme Ein Volk bildeten, liegt weit hinter ihren historischen oder Sagenüberlieferungen zurück; es lassen sich daher über ihre Urheimat und ihre allmähliche Zerstreuung nur Vermutungen aufstellen. Lange hielt man es für wahrscheinlicher, daß die uralte Völkerwanderung der J. von O. nach W., als daß sie von W. nach O. ging, und glaubte, daß die Urheimat der J. in Zentralasien, etwa im Quellengebiet des Oxus, an den Abhängen des Hindukusch, zu suchen sei. So stellte Pictet die allmähliche Ausbreitung der J. als in einer Ellipse verlaufen dar, wobei die Länge der einzelnen Linien den Grad der Entfernung der betreffenden Sprachen von dem ursprünglichen Sprachtypus der J. bezeichnen sollte.



Von neuern Forschern wird jedoch die Urheimat der J. häufig nach Europa oder in die Grenzgebiete zwischen Europa u. Asien verlegt, weil die J. nach Ausweis der Sprache nur nordische Tiere und Pflanzen, wie Bär und Wolf, Birke, Buche u. Eiche, nicht aber den Löwen, den Tiger oder das Kamel, den Weizen oder gar die Palmen des Südens gekannt haben, wie auch die Gemeinsamkeit der Bezeichnungen für Schnee, Eis u. Winter auf ein nördliches Klima hinweist. Auch die Annahme, daß die J. ein blondes, blauäugiges Volk gewesen seien, führte darauf, ihre Wohnsitze in Europa zu suchen. So verlegt Schrader die J. an den Mittellauf der Wolga, Latham nach Polen, Benfey in die Gegend zwischen dem Asowschen und Kaspischen Meer, Cuno nach Nordeuropa, Penka nach Skandinavien. Über die Reihenfolge der Spaltungen, durch die allmählich die historischen Hauptsprachen der J. entstanden, gehen ebenfalls die Ansichten auseinander, indem nur die sehr nahe Verwandtschaft zwischen Indisch und Iranisch und zwischen Slawisch und Litauisch allgemein anerkannt ist. Wahrscheinlich bildeten sich die selbständigen Sprachen ganz allmählich aus, indem anfangs auf dem ganzen indogermanischen Sprachgebiet zwischen den Nachbarsprachen noch gegenseitige Einwirkungen stattgefunden haben müssen (Übergangstheorie). Aufschluß über den Kulturzustand der J. gibt die Ausscheidung der ihren Sprachen gemeinsamen Wörter, wobei jedoch die Lehnwörter auszuschließen sind. So ergibt sich, daß die J. ein Hirtenvolk waren, das von Haustieren die Rinder, Schafe, Ziegen, Pferde und Hunde kannte. Sie standen noch wesentlich im Steinzeitalter und kannten von Metallen wahrscheinlich nur das unvermischte Rohkupfer; daher scheinen sie nur steinerne Waffen und vom Ackerbau höchstens die ersten Anfänge gekannt zu haben. Ihre Kleidung bestand nicht mehr ausschließlich aus Tierfellen, da sie mit den Künsten des Nähens, Spinnens und Webens vertraut waren; auch für den Wagenbau und die Töpferei sind sprachliche Belege vorhanden. Die Bande des Blutes und der Familie hielten die J. heilig, und selbst die entferntern Verwandtschaftsgrade wurden sorgfältig unterschieden; doch wurde Verschwägerung nur so weit bezeichnet, als sie sich auf das Verhältnis der Frau zur Familie ihres Mannes bezog, in die sie durch ihre Verheiratung völlig überging. Neben der Familie gab es Verbände der Geschlechter und Stämme, an deren Spitze Häuptlinge oder Fürsten standen. Man zählte nach dem dekadischen System mindestens bis 100. Die Religion war polytheistisch, ein Dienst der Naturmächte, z. B. des Himmelsgottes (sanskr. Dyaus, griech. Zeus). Vgl. A. Pictet, Les origines indo-européennes (Par. 1859—63, 2 Bde.); Fick, Vergleichendes Wörterbuch der indogermanischen Sprachen (4. Aufl., Götting. 1890—94, 2 Bde.); O. Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte (2. Aufl., Jena 1890); Hehn, Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergang aus Asien nach Europa (6. Aufl., Berl. 1894); Penka, Die Herkunft der Arier (Teschen 1886).

Indoin $C_{32}H_{20}N_4O_5$, ein dem Indigblau sehr ähnlicher Farbstoff, entsteht bei Behandlung der Lösung von Orthonitrophenylpropiolsäure (s. Indigblau) in konzentrierter Schwefelsäure mit einem Reduktionsmittel. J. löst sich leicht in kaltem Anilin, konzentrierter Schwefelsäure und in schwefliger Säure, es liefert beim Erhitzen Indigblau und gibt mit alkalischen Reduktionsmitteln eine Küpe.

Indokelten, von Lassen, Lagarde und Spiegel gebrauchte Bezeichnung der Völkergruppe, die man sonst Indogermanen nennt, um deren äußerste ostwestliche Ausdehnung oder die ihrer Sprache noch vollständiger auszudrücken.

Indol C_8H_7N oder $C_6H_4{<}^{CH=CH}_{NH-}{>}$ findet sich in geringer Menge in den menschlichen Exkrementen, regelmäßig neben Skatol im Darmkanal, auch im Pferdeharn, entsteht bei Reduktion des Indigblaus und des Isatins, auch beim Zusammenschmelzen von Orthonitrozimtsäure mit Ätzkali und Eisenfeile und bei der Einwirkung von Bauchspeichel auf Eiweißkörper sowie beim Schmelzen derselben mit Ätzkali. Es bildet große, farblose Blätter, riecht eigentümlich unangenehm (an Exkremente erinnernd), ist löslich in Wasser, Alkohol und Äther, schmilzt bei 52°, siedet bei 245° und verflüchtigt sich mit Wasserdämpfen. Als Imidbase hat es schwach basische Eigenschaften und bildet mit Säuren unbeständige Salze. Im Darmkanal entsteht J. zweifellos durch Einwirkung von Mikroorganismen auf die Eiweißstoffe der Nahrung, es wird entweder als solches ausgeschieden oder resorbiert und erscheint als Indoxylschwefelsäure im Harn. Bei Ersatz von Wasserstoffatomen des Indols durch andre Atome oder Radikale entstehen zahlreiche Derivate; das J. ist als Muttersubstanz der zur Indigogruppe gehörenden Körper anzusehen, und das Indigblau, welches man aus J. darstellen kann, enthält zwei miteinander verbundene Indolkerne $C_6H_4{<}^{C=C}_{N-}{>}$.

Indolénz (lat.), Empfindungslosigkeit, Gleichgültigkeit, Trägheit; indolent, gleichgültig, träge, schlaff.

Indóles (lat.), das Eingeborne, Eigentümliche (s. Anlage); i. animi, die Gemütsbeschaffenheit; i. morbi, die Natur, der Charakter der Krankheit.

Indonesien, zuerst von Bastian gebrauchte Bezeichnung für die Inseln des Indischen oder Malaiischen Archipels (s. d.).

Indophenóle, Teerfarbstoffe, welche durch Oxydation eines Gemenges von Anilin oder einem Paramidophenol und einem Phenol mit Chromsäure erhalten werden. Eins der einfachsten I., das Chinonphenolimid, aus Paramidophenol und Phenol, hat die Formel $N{<}\begin{matrix}C_6H_4{-}OH\\C_6H_4{-}O\end{matrix}$ (ringförmig geschlossen). Die I. sind in Alkohol mit roter Farbe löslich und haben phenolartigen Charakter. Ihre Alkalisalze sind in Wasser mit blauer Farbe löslich. Durch Reduktion, d. h. durch Anlagerung von 2 Atomen Wasserstoff, wird wie bei vielen andern Farbstoffen die chromophore Gruppe N—O gespalten, sie gehen in farblose Körper (Leukoverbindungen) über, die als Derivate des Diphenylamins anzusehen sind. Technisch wichtig ist das Indophenol des Handels, das Naphtholblau $N{<}\begin{matrix}C_6H_4.N(CH_3)_2\\C_{10}H_6O\end{matrix}$, welches durch Oxydation eines Gemenges von Paramidodimethylanilin und Alphanaphthol mit Kaliumdichromat dargestellt wird. Es sieht getrocknet dem Indigo ähnlich, ist löslich in Alkohol, nicht in Wasser, sublimiert in Nadeln, wird durch Säuren, nicht durch Alkalien zersetzt und gibt beim Erhitzen mit Traubenzucker und Natronlauge oder mit Zinnacetat Leukoindophenol (Indophenolweiß), das als gelblichweiße Pasta in den Handel kommt, in Wasser löslich ist, durch Salzsäure nicht verändert wird und in der Färberei und Zeugdruckerei benutzt wird. Es oxydiert sich auf der Faser an der Luft zu Indophenol.

Indor (Indore, Indaur), britisch-ind. Vasallenstaat in den Provinzen Nimar u. Malwa Zentralindiens, besteht aus vier Parzellen von zusammen 21,755 qkm (395 QM.) und hat (1891) 1,009,990 Einw., meist Marathen und andre Hindu, wenige Mohammedaner, aber zahlreiche Gond, Bhil und andre Aboriginer. Das von den Windhyabergen, im S. von der Satpurakette durchzogene Land wird bewässert von dem nach N. zum Ganges ziehenden Tschambal und der Narbada. In den Wäldern und Dschangeldickichten finden sich wertvolle Holzarten, wie der Teakbaum, und wilde Tiere (Tiger, Leopard, Luchs, Bison, Büffel 2c.). Der fruchtbare Boden erzeugt namentlich Weizen, Reis, Ölsaat, Tabak, Zuckerrohr, Mohn zur Gewinnung von Opium und Baumwolle, welch letztere bereits in mehreren Fabriken verarbeitet wird. Eine auf Kosten des Fürsten erbaute Sekundärbahn zweigt bei Khandwa von der Bombay-Allahabadbahn ab und geht über die Stadt I. in nördlicher Richtung nach Nimatsch. Der Fürst, ein Marathe, der den Titel Holkar (s. d.) führt, hat die volle Gerichtsbarkeit über seine Unterthanen und unterhält ein Heer von 5250 Mann Infanterie, 3000 Mann Kavallerie, 340 Mann Artillerie mit 24 Geschützen. Seine Einkünfte belaufen sich auf jährlich 500,000 Pfd. Sterl.; seine Zahlungen an die indische Regierung für ein Militärkontingent hat er durch ein Kapital von 238,000 Pfd. Sterl. abgelöst. Der Staat I. ist einem dem Generalgouverneur von Indien direkt verantwortlichen politischen Agenten unterstellt. — Die Hauptstadt I., am linken Ufer des Katki und an der Eisenbahn (s. oben), unter 22° 42′ nördl. Br. und 75° 54′ östl. L. v. Gr., 606 m ü. M., ist gesund gelegen, hat einen Palast des Holkar mit großem Park, Münze, höhere Schule, eine große Baumwollfabrik des Herrschers. In einiger Entfernung steht das Haus des englischen politischen Agenten auf größerm, an die britische Regierung abgetretenem Landkomplex mit einem Bazar, großem Opiumlager, Hospital, dem Radschkumar College zur Erziehung vornehmer Knaben Zentralindiens und den Kasernen für die Bedeckung des Agenten. I. hat (1891) 92,329 Einw. (52,427 männlich, 39,902 weiblich), darunter 19,981 Mohammedaner. An der oben genannten Bahn, 22 km südlich, liegt Mhau (Mhow), Hauptquartier einer Division der Bombay-Armee, mit Kirchen, Arsenal, Bibliothek, Theater und (1891) 31,773 Einw.

Indossamént (Indossant, Indossat, Indossatar), s. Indossieren.

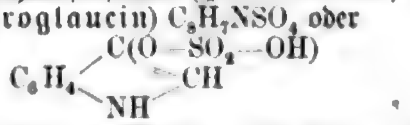
Indossieren (v. ital. in dosso, »auf dem Rücken«, endossieren) oder girieren (v. ital. giro, spr. dschiro, »Kreislauf, Umlauf«), ein Wertpapier, insbes. einen Wechsel »begeben«, d. h. durch einen Vermerk auf dem Papier einem andern übertragen. Der Vermerk heißt Indosso, Indossament, Giro; derjenige, der den Wechsel begibt, Indossant, Girant; derjenige, welcher ihn empfängt, Indossat, Indossatar, Girat, Giratar. Das Indossament ist besonders bei dem Wechsel von Wichtigkeit. Es muß auf den Wechsel selbst oder auf eine Kopie desselben oder auf ein ihm angehängtes Blatt, Allonge, mit Unterschrift des Indossanten gesetzt werden; Datierung desselben ist nicht erforderlich und nicht üblich. Es pflegt in der Form »Für mich an Herrn« (unter Benennung des Indossatars) oder »Für mich an die Order des Herrn N. N.« ausgestellt zu werden (Vollgiro); indessen genügt es, wenn der Indossant nur seinen Namen oder seine Firma auf die Rückseite des Wechsels oder der Kopie oder auf die Allonge setzt (Blankogiro, Blankoindossament); jeder Inhaber des Wechsels ist dann berechtigt, das Indossament auszufüllen, aber auch ohne dies weiter zu indossieren oder endlich das Papier wie ein Inhaberpapier weiter zu geben. Zum I. ist zunächst der Remittent, dann aber auch der Indossatar berechtigt; die Zahl der Indossamente ist nicht beschränkt, so daß der Wechsel durch sehr viele Hände gehen kann. Indessen kann der Aussteller des Wechsels das I. durch die Worte »nicht an Order« oder einen gleichbedeutenden Ausdruck, den er dem Wechsel beifügt (Rektawechsel), untersagen, wodurch jedes Indossament wechselmäßig wirkungslos wird; ein gleiches Verbot seitens eines Indossanten (Rektaindossament) befreit nur diesen von der Regreßpflicht denjenigen gegenüber, an welche der Wechsel aus der Hand des Indossatars gelangt, macht aber die nachfolgenden Indossamente nicht ungültig. Das Indossament enthält die Legitimation des Indossatars zum Besitzerwerb des indossierten Papiers. Durch den legitimierten und redlichen Besitzerwerb wird der Indossatar selbständiger Gläubiger aus dem Papier; sein Recht ist unabhängig von dem des Indossanten, insofern die gegen den Indossanten persönlich begründeten Einreden dem Indossatar nicht entgegengesetzt werden können. In diesem Sinne spricht man von der Transportfunktion des Indossaments. Gleichzeitig übernimmt der Indossant, wenn er dies nicht durch den Beisatz »ohne Obligo«, »ohne Gewährleistung« oder eine gleichbedeutende Erklärung ausgeschlossen hat, durch das Indossament die Mit-

Digitized by Google

haftung für die Zahlung der Wechselsumme am Verfalltag (sogen. Garantiefunktion des Indossaments). Neben diesem eigentlichen Indossament kommt noch ein solches behufs der Bevollmächtigung vor; ist demselben nämlich die Klausel »in Prokura«, »zur Einkassierung«, »zum Inkasso« oder ein ähnlicher Zusatz beigefügt, welcher eine Bevollmächtigung (Bevollmächtigungsindossament, Prokuraindossament) ausdrückt, so wird der Indossatar nicht selbst Eigentümer des Wechsels und Wechselgläubiger, ist aber zur Einziehung der Wechselsumme, zur Protesterhebung und zur Klagerhebung sowie zum weitern Prokuraindossament befugt. Das Verhältnis zum Indossanten ist in diesem Falle lediglich nach dem bürgerlichen Recht zu beurteilen. Auch das I. eines bereits protestierten Wechsels hat nicht die oben erwähnten Wirkungen, sondern lediglich die einer Zession (vgl. Wechselordnung, Art. 9—17). Außer dem Wechsel können nach deutschem Handelsrecht durch Indossament begeben werden: Konnossemente, Ladescheine, Lagerscheine (Warrants), Bodmereibriefe, Seeassekuranzpolicen, kaufmännische Anweisungen u. Verpflichtungsscheine über Geld oder eine Quantität vertretbarer Sachen oder Wertpapiere, in welchen die Verpflichtung zur Leistung nicht von einer Gegenleistung abhängig gemacht ist, alle diese Papiere jedoch nur, wenn sie an »an Order« lauten. Namenaktien und Interimsscheine über Aktienrechte werden in der Form des Indossaments übertragen. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 301, 302; 182, Abs. 3; Allgemeine deutsche Wechselordnung, § 9—17.

Indosso (ital.), s. Indossieren.

Indoxylschwefelsäure (Harnindikan, Uroxanthin, Uroglaucin) $C_8H_7NSO_4$ oder



findet sich im Harn von Menschen und Hunden, besonders reichlich aber bei Pferden und Rindern. Das in dieser Verbindung mit Schwefelsäure gepaarte Indoxyl C_8H_7NO ist ein phenolartiger Abkömmling des Indols, also $C_8H_6(OH)N$, und kann auch synthetisch dargestellt werden. Es ist ein in Wasser ziemlich leicht lösliches Öl, löst sich in konzentrierter Salzsäure mit roter Farbe und oxydiert sich in alkalischer Lösung leicht zu Indigblau. Diese Oxydation wird am besten durch Eisenchlorid und Salzsäure herbeigeführt. Das aus Harn gewonnene indoxylschwefelsaure Kali kristallisiert in farblosen Blättchen, ist in Wasser und heißem Alkohol leicht löslich und wird durch Wasser bei 120°, leichter beim Kochen mit verdünnter Schwefelsäure und Kaliumbisulfat und Indoxyl gespalten. Die I. entsteht im Organismus aus Indol (s. d.). Aus Menschenharn erhält man in 24 Stunden nur 4—19 mg Indigblau, aus Pferde- und Rinderharn mehrere Dezigramme.

Indra, ind. Gott, in der wedischen Zeit der gefeiertste von allen, vorwiegend ein Kampfesgott, der im Kampf mit dem feindlichen Dämon Writra oder Ahi (einer Personifikation der heißen Trockenheit des Sommers) obsiegt und auch in der Männerschlacht Herrschaft und Sieg gewinnt, daher das Ideal eines allezeit streitbaren, nie besiegten Helden und so der Liebling des um neue Wohnsitze und reiche Herden kämpfenden Volkes. Er ist Schöpfer und Erhalter der Welt, Führer der göttlichen und menschlichen Geschlechter, Bestrafer der Gottlosen und Hort der Frommen. Zum Kampf stärkt er sich durch den Genuß des Soma (s. d.). In der brahmanischen Zeit ist er, wie die meisten wedischen Götter, zu einem der acht Welthüter herabgedrückt, und zwar als Hüter des Ostens. Er hat seinen prächtigen Sitz im Svarga (Himmel); seine Gemahlin ist Çaçi. Vgl. Holtzmann, J. nach den Vorstellungen des Mahâbhârata (»Zeitschrift der Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 33, S. 290 ff.).

Indragiri, Fluß des mittlern Teiles der Insel Sumatra, der in der Residentschaft Padanger Oberland, südöstlich von der Stadt Padang, entspringt, den Sinkarasee durchfließt, im Hochland von Menangkabau Umbiling, in den Abhängen des Gebirgslandes Kwantan, im Tiefland I. heißt, im untern Laufe schiffbar wird und unter 0° 31′ südl. Br. gegenüber dem Lingga-Archipel an der Ostküste in einem Delta mündet. Oberhalb desselben die Städte Dschapura, Sitz eines niederländischen Beamten, und Ringat, Residenz des Herrschers des unter niederländischer Oberhoheit stehenden Staates I., 35,800 qkm (650 QM.) groß, mit 100,000 Einw., dessen besten Teil das reiche Thal des Flusses bildet.

Indraprastha, s. Dehli.

Indrapûra, Berg, s. Sumatra.

Indre (spr. ängdr'), Fluß im mittlern Frankreich, entspringt in den Granitbergen von St.-Marien (504 m) im Depart. Cher, fließt in nordwestlicher Hauptrichtung durch die nach ihm benannten Departements I. und Indre-et-Loire und mündet nach 245 km langem Lauf durch ein fruchtbares, landschaftlich schönes Thal in mehreren Armen zwischen Langeais und La Chapelle in die Loire.

Das **Departement Indre** ist aus dem westlichen Teil der ehemaligen Provinz Berry nebst kleinen Stücken von Orléanais, Marche u. Touraine gebildet, grenzt im N. an das Depart. Loir-et-Cher, im O. an Cher, im S. an Creuse und Obervienne, im SW. an Vienne und im NW. an Indre-et-Loire und umfaßt 6905 qkm (125,4 QM.). Das Land wird vom Cher mit einigen linken Nebenflüssen, vom obern Indre und der Creuse mit der Bouzanne bewässert und ist so eben, daß Erhebungen über 300 m nur ausnahmsweise (im S.) vorkommen. Die südlichen höhern Gegenden gehören noch dem granitischen Zentralfrankreich, die nördlichern Gegenden aber der jurassischen und tertiären Zone an. In das erstere Gebiet fällt großenteils die wenig angebaute, steinige, waldreiche Landschaft Boischaut im S., in das letztere die Brenne mit zahlreichen Teichen, Sümpfen, Heiden und Wäldern im NW. und die Champagne mit fruchtbarem Kalkboden im O. Das Klima ist gesund, nur in der Brenne allzu feucht und nebelig. Die Bevölkerung beläuft sich auf (1891) 292,868 Einw. und ist mit 42 pro Quadratkilometer eine sehr spärliche. Vom Areal kommen 4273 qkm auf Ackerland, 577 auf Wiesen, 261 auf Weinland, 865 auf Wald, 475 qkm auf Heiden und Weideland. Produkte sind: Getreide, insbes. Hafer (1891: 2,283,000 hl), Weizen (936,700 hl) und Gerste (679,000 hl), Kartoffeln, Rüben, Klee u. andre Futtergewächse, Kastanien, Hanf, Ölpflanzen, mittelmäßiger Wein (107,000 hl), Holz, Rindvieh (147,145 Stück), Pferde (26,451), wegen ihrer Wolle und ihres Fleisches sehr geschätzte Schafe (515,019) und viel Geflügel, namentlich Gänse und Truthühner. Das Mineralreich liefert Kalk, Mühl- und Bausteine. Die wenig entwickelte Industrie erstreckt sich auf Holzwaren, Leder, Pergament, Eisenwaren und Tabak. Das Departement zerfällt in die vier Arrondissements: Le Blanc, Châteauroux, La Châtre, Issoudun. Haupt-

Digitized by Google

stadt ist Châteauroux. Vgl. Hubert, Dictionnaire historique, géographique et statistique de l'Indre (Par. 1889).

Das **Departement Indre-et-Loire**, im mittlern Frankreich, ist aus der ehemaligen Provinz Touraine und Teilen von Orléanais, Poitou und Anjou gebildet, grenzt im NO. an das Depart. Loir-et-Cher, im SO. an Indre, im SW. an Vienne, im W. an Maine-et-Loire und im NW. an Sarthe und hat einen Flächenraum von 6157 qkm (111,8 QM.). Das Land liegt in dem Flußgebiet der Loire, die es von NO. nach SW. durchschneidet u. links den Cher, Indre, die Vienne mit der Creuse (letztere mit der Claise), rechts die Cisse mit der Brenne aufnimmt. Es zerfällt in drei natürliche Abteilungen: das breite Thal der Loire, welches die Bezeichnung »Garten von Frankreich« führt; nördlich davon die ärmliche tertiäre Platte der Gâtine und südlich vom Cher und Indre das traurige, wenig fruchtbare Plateau von Ste.-Maure, welches nach S. hin in die sumpfige Brenne übergeht. Die Bevölkerung beträgt (1891) 337,298 Einw. Vom Areal kommen 3474 qkm auf Ackerland, 330 auf Wiesen, 613 auf Weinland, 1056 auf Wald und 269 auf Heideland. Produkte sind: Getreide, insbes. Weizen (1891: 1,195,600 hl) und Hafer (1,704,000 hl), ferner Kartoffeln, Hanf, Zuckerrüben (91,800 metr. Ztr.), Futterrüben (2,325,000 metr. Ztr.), Klee, Wein (875,300 hl, gute Sorten von Vouvray und Bourgueil) und Obst. Der Viehstand umfaßt (1891) 36,406 Pferde, 122,230 Rinder, 126,235 Schafe, 55,160 Schweine. Die Industrie ist von geringer Bedeutung; außer Getreidemühlen gibt es zwei Papierfabriken, einige Gerbereien, eine Pulverfabrik ꝛc. Der Handel, welcher über zahlreiche Verkehrswege verfügt, führt besonders Wein, Getreide und Hülsenfrüchte (Bohnen), Hanf, getrocknetes Obst, namentlich vorzügliche Pflaumen (pruneaux de Tours) und Nüsse, sowie Vieh aus. Das Departement wird eingeteilt in die drei Arrondissements: Chinon, Loches und Tours. Hauptstadt ist Tours. Vgl. Carré de Busserolle, Dictionnaire géographique, historique et biographique d'Indre-et-Loire (Tours 1878—84, 6 Bde.); Barbet, Orographie et hydrographie du département d'Indre-et-Loire (das. 1886).

Indre (spr. ängdr'), Gemeinde im franz. Depart. Niederloire, Arrond. Nantes, bestehend aus den Ortschaften Basse-J. am rechten Ufer der Loire und an der Orléansbahn, mit einem Eisen- und Stahlwerk, Haute-J. und Indret, letzteres auf einer Insel in der Loire gelegen, mit altem Herzogsschloß und großer Maschinenbauanstalt für die Kriegsflotte, zusammen mit (1891) 3517 Einw.

Indret (spr. ängdrä), s. Indre (Gemeinde).

Indri (Lichanotus *Illig.*), Halbaffengattung aus der Familie der Lemuriden (Lemuridae), stämmige Tiere mit mittelgroßem, spitzschnauzigem Kopf, kleinen Augen und Ohren, langen Händen und Füßen, sehr kräftigen Daumen und Daumenzehen, verkümmertem Schwanz und sehr dichtem, fast wolligem Pelz. Von den zwei Arten ist der Kronenindri (L. mitratus *Peters*) 75 cm lang, mit seidig wolligem Haar, sehr schön schwarz, grau und weiß, der Babakoto (L. Indri *Ill.*) 85 cm lang, schwarz, braun und weiß gezeichnet. Beide leben auf Madagaskar, bewegen sich sehr flink und gewandt auf Bäumen, nähren sich von Früchten und werden leicht gezähmt und im S. der Insel zur Vogeljagd benutzt. Den Babakoto betrachten die Eingebornen als ein heiliges Tier und glauben, daß sie sich nach dem Tode in diesen Lemuren verwandeln.

Indscha-Su, Berg im russ. Gouv. Kutaïs, im Kaukasus, 2964 m hoch.

Indsche Karasu, Fluß, s. Bistritza.

Indschir-Su, Mineralbrunnen im russ. Gouv. Baku, in der Nähe der persischen Grenze. Die Mineralwässer sind ausschließlich Sauerbrunnen und besitzen die Eigenschaft, daß jede in sie gelegte Frucht sofort versteinert. Ihren Namen haben die Mineralbrunnen von den in ihrer Nähe wachsenden Feigenbäumen, im Persischen indschur genannt, erhalten.

In dubio (lat.), im Zweifel, im Zweifelsfall; i. d. pro reo, im Zweifelsfall ist die für den Beklagten oder Beschuldigten günstigere Auffassung entscheidend.

Induciomārus, Fürst der Treverer, erregte 54 v. Chr. während des gallischen Krieges unter den Treverern und Eburonen einen Aufstand gegen die Römer und brachte ihnen einen schweren Verlust bei, wurde aber 53 von Labienus besiegt und getötet.

Induktion (lat., »Einführung, Überleitung«) bezeichnet in der Logik sowohl, im Gegensatz zum Syllogismus (s. d.), den Schluß vom Besondern auf das Allgemeine, als auch, im Gegensatz zur Deduktion (s. d.), das oft aus vielen Schlüssen zusammengesetzte Verfahren, auf Grund der Erfahrung zu allgemeinen Begriffen und Gesetzen zu gelangen. Die J. im erstern Sinne hat man wieder in eine vollständige und unvollständige eingeteilt, je nachdem der allgemeine Schlußsatz sich auf die Kenntnis aller oder nur einiger Einzelfälle stützt. Dieselbe hat aber überhaupt nur geringen Wert; denn wenn wirklich alle Einzelfälle bekannt sind (z. B. Merkur, Venus, Erde ꝛc. beschreiben Ellipsen), dann ist der allgemeine Satz (alle Planeten beschreiben Ellipsen) lediglich eine Zusammenfassung; gründet sich der Schluß aber nur auf einige Fälle, so ist derselbe überhaupt unberechtigt, falls nicht noch andre Beweisgründe dazu kommen. Zahllose Irrtümer entspringen aus solchen auf zufällige Analogien sich stützenden falschen Verallgemeinerungen, zu denen der logisch nicht geschulte Mensch sehr geneigt ist. So legen Reisende häufig einem ganzen Volke oder Lande die Eigenschaften bei, welche sie an einzelnen Vertretern und Punkten beobachtet haben, ꝛc. Die in den Realwissenschaften und besonders in der Naturwissenschaft so erfolgreich angewandte induktive Methode beruht nicht auf solchen rohen Schlüssen. Das Wesen derselben besteht vielmehr darin, daß eine aus irgend welchen Beobachtungen geschöpfte oder sonstwie entstandene Vermutung über den Zusammenhang der Erscheinungen in planmäßiger Weise an den Thatsachen geprüft und so zur Gewißheit erhoben wird. Der Zusammenhang der Erscheinungen ist aber von zweierlei Art. Einmal sehen wir an den Naturkörpern bestimmte Eigenschaften in mehr oder weniger gleichbleibender Verbindung auftreten und bilden daraufhin allgemeine Begriffe von Arten, Gattungen ꝛc., anderseits bemerken wir eine mehr oder minder regelmäßige Aufeinanderfolge von Vorgängen und gelangen so zur Annahme von Gesetzen. Die Wahrnehmung kann jedoch keine Sicherheit geben, daß Eigenschaften, die an so und so vielen Exemplaren vereinigt waren, notwendig und immer zusammengehören, oder daß Vorgänge, welche so und so oft aufeinander folgten, im Verhältnis von Ursache und Wirkung stehen. Aufgabe der J. ist es nun, festzustellen, welche Eigenschaften oder Vorgänge in objektiver, also ausnahmsloser Verknüpfung stehen, welche

Digitized by Google

dagegen bloß zufällig in unsrer Beobachtung verbunden waren, und so zu wissenschaftlich begründeten Allgemeinbegriffen und Naturgesetzen zu gelangen. Soll nun z. B. bewiesen werden, daß die Erscheinung A die Ursache von B ist, so muß gezeigt werden, daß alle andern gleichzeitig mit A vorhandenen Umstände fehlen können, ohne daß deswegen der Erfolg B ausbleibt, oder daß, was noch sicherer ist, wenn alle diese Umstände dieselben geblieben sind und nur A verändert oder ganz ausgeschlossen ist, auch B sich verändert oder ausbleibt. Es müssen also im allgemeinen eine Anzahl passend gewählter Fälle (»Instanzen«) herangezogen und verglichen werden, unter Umständen kann aber auch eine einzige Probe genügen. In dieser Hinsicht haben nun die Wissenschaften, welche (wie Physik und Chemie) die von ihnen untersuchten Erscheinungen willkürlich herstellen und abändern, kurz sich des Experiments bedienen können, einen großen Vorsprung vor denen, welche (wie Astronomie, Meteorologie, Soziologie etc.) nicht willkürlich in den Lauf der Dinge eingreifen können, sondern auf bloße Beobachtung der gegebenen Erscheinungen angewiesen sind. Es ist auch nicht immer leicht, eine erste, durch J. zu prüfende Annahme über den Zusammenhang der Erscheinungen zu gewinnen, denn in vielen Fällen zeigen die Erscheinungen wegen ihrer großen Komplikation nicht die mindeste Regelmäßigkeit. Eine wichtige Vorarbeit der J. ist daher die Analyse (s. d.) des jeweilig vorliegenden Thatbestandes, die genaue Beschreibung der Naturkörper, die Feststellung der einzelnen Stufen eines Prozesses etc. Ebenso unerläßlich wie die Kunst der Beobachtung und des Experiments ist aber für den induktiven Forscher die Fähigkeit, aus den Beobachtungen richtige Schlüsse zu ziehen, die Kombinationsgabe und der geistige Scharfblick, der sofort Wesentliches und Zufälliges unterscheidet. Die J. ist eben nicht ein gedankenloses Sammeln von Thatsachen, sondern ein methodisches Befragen der Natur. Die Voraussetzung, daß es überhaupt in der Natur der Dinge feste Begriffe und Gesetze gibt, ist dabei die Grundlage, ohne welche das ganze Verfahren seinen Sinn verliert, und mit welcher also der forschende Geist an die Natur herantritt. Die Ausbildung der J. als Forschungsmethode ist Hand in Hand mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften in der Neuzeit erfolgt. Die erste systematische Darstellung derselben versuchte Fr. Bacon (s. d. 3) in seinem »Novum Organon«, in der Gegenwart hat sich besonders J. Stuart Mill (s. d.) um die Logik der J. verdient gemacht.

Induktion, die Erregung elektrischer Ströme durch elektrische Ströme (Voltainduktion) oder durch Magnete (Magnetinduktion, s. Magnetelektrizität), entdeckt von Faraday 1831. Ein auf eine Spule A (Fig. 1) gewickelter, mit Seide umsponnener Draht, dessen Enden in den Klemmschrauben a und b münden, sei mit den Windungen eines Galvanometers M verbunden und dadurch in sich geschlossen. In den Hohlraum der Spule A kann eine zweite Spule B eingeschoben werden, deren Drahtenden mittels der Klemmschrauben c und d mit den Polen n und p eines Bunsenschen oder Groveschen Elements E in Verbindung stehen, so daß ein galvanischer Strom die Drahtwindungen B durchläuft. Schiebt man nun diese vom Strom umflossene Spule B rasch in die Höhlung der Spule A, so erkennt man an der Ablenkung der Magnetnadel des Galvanometers, daß in der Drahtrolle A ein Strom entstanden ist, welcher die entgegengesetzte Richtung hat wie der in B vorhandene; dieser Strom, der durch Annäherung der Drahtwindungen B an die Drahtwindungen A in letztern erregt oder, wie man sagt, induziert (eingeführt) wurde, dauert aber nur während der kurzen Zeit der Annäherung; er hört sogleich wieder auf, sobald die Rolle B in Ruhe gekommen ist und nun ruhig innerhalb der Rolle A verweilt, denn die Nadel des Galvanometers kehrt sofort, nachdem das Einschieben vollendet ist, wieder in ihre Gleichgewichtslage zurück. Zieht man aber jetzt die Rolle B rasch wieder heraus, so zeigt die Magnetnadel, indem sie nach der entgegengesetzten Seite ausweicht und sogleich wieder in die Ruhelage zurückkehrt, an, daß in der Drahtrolle

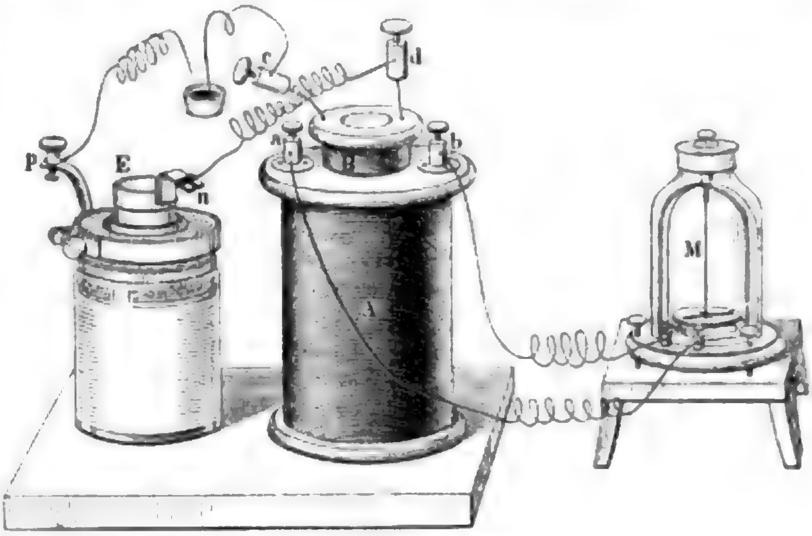


Fig. 1. Induktion.

A ein kurz dauernder elektrischer Strom erregt wurde, welcher mit dem erregenden Strom gleichgerichtet ist. Da gleichgerichtete Ströme sich gegenseitig anziehen, entgegengesetzte sich aber abstoßen (s. Elektrodynamik), so ergibt sich aus diesem Versuch, daß, wenn ein galvanischer Strom in der Nähe eines in sich geschlossenen Leiters bewegt wird, in letzterm jedesmal ein Strom entsteht, welcher die Bewegung des erstern zu hemmen trachtet (Gesetz von Lenz). Durch das abwechselnde Hineinschieben und Herausziehen der vom »induzierenden« Strom, welchen man auch den primären oder Hauptstrom nennt, durchflossenen Hauptrolle B in die Nebenrolle A wird bewirkt, daß in dem Hohlraum der letztern ein Strom abwechselnd entsteht und wieder verschwindet. Derselbe Erfolg wird aber viel bequemer erreicht, wenn man die Hauptrolle ein für allemal in der Nebenrolle stecken läßt und nun den Hauptstrom abwechselnd schließt und öffnet. Beim Schließen des Hauptstroms entsteht alsdann in der Nebenrolle der dem Hauptstrom entgegengesetzte Schließungsstrom, beim Öffnen der ihm gleichgerichtete Öffnungsstrom, welche beide als sekundäre oder Nebenströme (»Induktionsströme«) bezeichnet werden. Das Schließen und Öffnen des Hauptstroms kann, wie in Fig. 1, durch ein Quecksilbernäpfchen bewirkt werden, welches mit dem einen Ende (c) des Hauptdrahtes verbunden ist, indem man den vom einen Pol p des galvanischen Elements kommenden Poldraht in dasselbe eintaucht

Digitized by Google

und wieder herauszieht, während der zweite Poldraht mit dem andern Ende (d) der Hauptrolle verbunden bleibt. Um in der Nebenrolle eine rasche Aufeinanderfolge abwechselnd entgegengesetzt gerichteter Induktionsströme oder einen *Wechselstrom* zu erhalten, muß man dafür sorgen, daß der Hauptstrom schnell hintereinander unterbrochen und wieder geschlossen werde. Hierzu bedient man sich am besten selbstthätiger *Unterbrechungsvorrichtungen* (*Rheotome*). Eine solche ist z. B. das *Blitzrad* (s. d.) von Neeff; ein selbstthätiges und in jeder Hinsicht vollkommneres Rheotom ist der in Fig. 2 dargestellte *magnetische (Wagnersche) Hammer*; der Strom geht vom galvanischen Element zur Klemmschraube a, durch einen Metallstreifen zur Messingsäule b, durch die Platinspitze c auf ein kleines Platinblech, welches auf die Messingfeder p gelötet ist, und von hier in die Messingsäule d, von welcher ein Draht nach der Hauptrolle führt; nachdem er diese durchlaufen, kehrt er über e zurück, umkreist die Drahtwindungen des Elektromagnets M und fließt über f nach dem negativen Pol des galvanischen Elements.

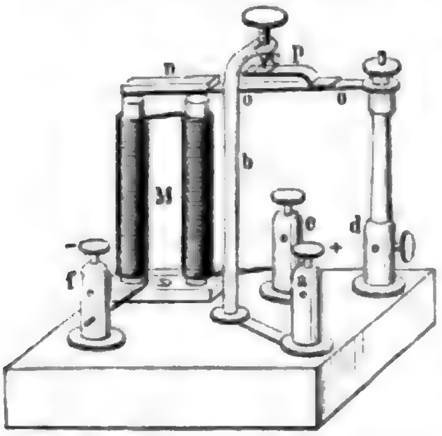


Fig. 2. Wagnerscher Hammer.

Sobald aber der Strom durch die Windungen des Elektromagnets fließt, wird dieser magnetisch, zieht den auf der Messingfeder oo befestigten eisernen Anker n an und bewirkt durch Herabbiegen der Feder eine Unterbrechung des Stromes bei der Platinspitze c. Infolgedessen erlischt der Magnetismus der Eisenkerne des Elektromagnets M, die Feder oo schnellt wieder zurück, stellt die Schließung bei c wieder her, worauf sich das nämliche Spiel unter raschen Schwingungen der Feder wiederholt. Der Hauptstrom erregt bei seinem Beginnen und Aufhören nicht nur in der Nebenrolle, sondern auch in der Hauptrolle selbst, indem jede Windung des Hauptdrahts durch *Selbstinduktion* auf die benachbarten Windungen wirkt, Induktionsströme, welche man *Extraströme* nennt. Da der beim Schließen der Hauptrolle entstehende Extrastrom oder der *Gegenstrom* dem Hauptstrom entgegengesetzt gerichtet ist, so schwächt er ihn u. bewirkt, daß derselbe nach der Schließung nicht plötzlich, sondern nur allmählich seine volle Stärke erreicht; beim Öffnen des Hauptstroms dagegen kann der mit ihm gleichgerichtete Extrastrom nur dann zu stande kommen, wenn neben der nun unterbrochenen Leitung, welche das galvanische Element mit der Rolle verbindet, noch eine leitende Verbindung, eine sogen. Nebenschließung, zwischen die Drahtenden der Rolle eingeschaltet ist; wäre dies nicht der Fall, so könnte dieser Extrastrom gar nicht entstehen, und der Hauptstrom würde beim Öffnen plötzlich erlöschen. In Wirklichkeit aber entsteht beim Öffnen des Hauptstroms an der Unterbrechungsstelle ein Funke, welcher noch sehr kurze Zeit eine leitende Brücke bildet und die Entstehung des Öffnungsextrastroms dennoch ermöglicht. Es kann also auch bei der Unterbrechung der Hauptstrom nicht plötzlich verschwinden, sondern er braucht eine kleine Zeit, um von seiner vollen Stärke bis auf Null herabzusinken, welche jedoch von weit kürzerer Dauer ist als die Zeit, die er braucht, um bei der Schließung von Null auf seine volle Stärke anzusteigen. Da nun die in der Nebenrolle induzierten elektromotorischen Kräfte bei gleicher Änderung des Hauptstroms sich umgekehrt verhalten wie die dazu erforderlichen Zeiten, so muß der beim Öffnen der Hauptrolle in der Nebenrolle entstehende Öffnungsstrom eine größere elektromotorische Kraft (Spannung) und deshalb auch eine größere Stromstärke besitzen als der Schließungsstrom. Dagegen führen beide Ströme stets gleichgroße Elektrizitätsmengen mit sich. Dies ergibt sich schon aus der Thatsache, daß die Wechselströme der Nebenrolle, mittels Platinelektroden durch eine Lösung von Kupfervitriol geleitet, auf keiner der Elektroden einen Kupferniederschlag erzeugen, was doch geschehen müßte, wenn der eine Strom in der einen Richtung eine größere Elektrizitätsmenge überführte als der andre in der entgegengesetzten Richtung. Auch ein Galvanometer gibt für jeden einzelnen Öffnungs- und Schließungsstrom gleiche entgegengesetzte Ausschläge; denn da die Dauer beider Induktionsströme weit kürzer ist als die Schwingungsdauer der Magnetnadel, so kommt in beiden Fällen die ganze in jedem Strom sich entladende Elektrizitätsmenge zur Wirkung. Bei rascher Aufeinanderfolge der Unterbrechungen bleibt die Nadel in Ruhe, weil die entgegengesetzten Antriebe sich aufheben. Öffnungs- und Schließungsstrom unterscheiden sich also dadurch voneinander, daß die Entladung der gleichen Elektrizitätsmenge bei jenem auf eine äußerst kurze Zeit zusammengedrängt, bei diesem auf eine vergleichsweise längere Dauer ausgedehnt ist.

Faßt man jeden Poldraht einer hinreichend starken galvanischen Batterie mit einer Hand an, um den Strom durch den eignen Körper zu leiten, so empfindet man eine Zuckung in dem Augenblick der Schließung des Stromes; dagegen bringt der mit unveränderter Stärke durch unsern Körper fließende Strom keine merkliche Empfindung hervor; eine erneute Zuckung tritt aber ein, sobald der Strom geöffnet wird. Auf unsre Nerven wirkt also nicht der unveränderte Strom erregend ein, sondern sein Beginnen oder Aufhören, oder überhaupt die Veränderung der Stromstärke ist es, welche die Zuckung hervorruft, und zwar ist die Wirkung um so bedeutender, je jäher diese Veränderung eintritt. Hieraus erklärt es sich, warum der Entladungsschlag einer Leidener Flasche (s. d.) so heftig empfunden wird; die an sich sehr geringe, jedoch in der Flasche zu hoher Spannung angesammelte Elektrizitätsmenge entladet sich nämlich in äußerst kurzer Zeit und stellt sonach einen elektrischen Strom dar, welcher mit großer Schnelligkeit zu seiner vollen Stärke anwächst und ebenso schnell wieder auf Null zurücksinkt. Da die Induktionsströme ebenfalls von kurzer Dauer sind und innerhalb dieser kurzen Zeit rasch anwachsen und rasch wieder abfallen, so bringen sie ungeachtet der geringen durch sie in Bewegung gesetzten Elektrizitätsmengen eine sehr starke Erregung der Nerven des tierischen Körpers oder, wie man sagt, eine sehr beträchtliche *physiologische Wirkung* hervor, welche noch dadurch gesteigert wird, daß die Öffnungs- und Schließungsströme durch das rastlose Spiel des Unterbrechers in rascher Aufeinanderfolge durch den Körper gesendet werden. Dabei bringt der höher gespannte und schneller verlaufende

Digitized by Google

Öffnungsstrom eine weit stärkere Wirkung hervor als der Schließungsstrom. Um die Induktionsströme durch den menschlichen Körper zu leiten, verbindet man gewöhnlich messingene cylindrische Handhaben durch metallische Schnüre mit den Enden der Nebenrolle und nimmt dieselben in die etwas feuchten Hände; bei schwachen Strömen empfindet man ein stechendes Prickeln, bei stärkern Strömen treten krampfartige Muskelzusammenziehungen ein. Ihrer Einwirkung auf die Nerven wegen werden die Induktionsströme zu Heilzwecken verwendet: man pflegt sie in der Medizin nach Faraday, dem Entdecker der J., als **faradische Ströme** und die Behandlung des menschlichen Körpers durch dieselben als **Faradisierung** zu bezeichnen.

Die induzierende Wirkung der Hauptrolle wird bedeutend verstärkt, wenn man in ihre Höhlung einen Stab von weichem Eisen einschiebt. Der beginnende Hauptstrom macht nämlich den Eisenkern magnetisch, d. h. er zwingt die kleinen Kreisströme, welche die Eisenmoleküle unaufhörlich umfließen (s. Elektrodynamik), die gleiche Richtung anzunehmen wie er selbst; nach seinem Aufhören aber kehren jene Strömchen in ihre frühern ungeordneten Lagen wieder zurück, und der Eisenkern wird infolgedessen wieder unmagnetisch. Diese sich richtenden und ihre Richtung wieder verlassenden Molekularströme erregen nun in der Nebenrolle ebenfalls Induktionsströme, welche mit den gleichzeitig durch den Hauptstrom unmittelbar induzierten gleichgerichtet sind und diese sonach verstärken. Dieser nützliche Einfluß des Eisenkerns wird aber durch eine andre von ihm ausgehende, schädliche Wirkung zum Teil wieder aufgehoben. Wie in jeder zusammenhängenden Metallmasse, welche man etwa in die Hauptrolle einschieben würde, werden auch in dem Eisenstab beim Entstehen u. Verschwinden des Hauptstroms Nebenströme induziert, welche, von Molekül zu Molekül übergehend, den Umfang des Stabes umfließen (Foucaultsche Ströme), das Anwachsen und Abfallen sowohl des Hauptstromes selbst als auch des Magnetismus verzögern und sonach die Dauer der in der Nebenrolle entstehenden Induktionsströme verlängern, wodurch zwar nicht die Menge der in Bewegung gesetzten Elektrizität, wohl aber ihre Spannung und damit ihre Wirkung auf die Nerven verringert wird. Das Zustandekommen jener schädlichen Ströme kann man dadurch vermeiden, daß man statt Eines dicken Eisenstabes ein Bündel dünner Eisendrähte, welche durch einen Firnisüberzug voneinander isoliert sind, in die Hauptspule bringt; die Nebenströme nehmen alsdann den gewünschten raschen Verlauf und wirken viel stärker auf die Nerven als bei Anwendung eines massiven Eisenkerns.

Bei der Herstellung von **Induktionsapparaten (Induktionsmaschinen, Induktionselektromotoren)** nimmt man für die Hauptrolle einen dickern Draht mit nicht zu vielen Windungen, weil sonst der Hauptstrom durch den großen Widerstand zu sehr geschwächt würde; der Nebenrolle dagegen gibt man möglichst viele Windungen eines sehr dünnen Drahtes, weil die Spannung der Induktionsströme mit der Windungszahl zunimmt. Ein für ärztliche Zwecke vorzüglich geeigneter Induktionsapparat ist der **Schlittenapparat** von Du Bois-Reymond (Fig. 3). Die Nebenspule N, deren Drahtenden in den Klemmschrauben a und b münden, ist auf dem Brettchen S befestigt, welches wie ein Schlitten in zwei Nuten des Gestelles gleitet; sie kann daher nach Belieben ganz oder nur teilweise über die Hauptspule H, welche an dem Brettchen B wagerecht befestigt ist, geschoben werden, wodurch die Stärke der Nebenströme nach Bedürfnis abgeändert wird. Die Unterbrechung des Hauptstroms, dessen Poldrähte in die Klemmen c und d eingeschraubt werden, besorgt der magnetische Hammer M; die Enden des Hauptdrahtes stehen ferner mit den Klemmschrauben e und f in Verbindung, in welche die Drähte mit den Handhaben eingeschraubt werden, wenn man den in dem Hauptdraht selbst induzierten Extrastrom benutzen will.

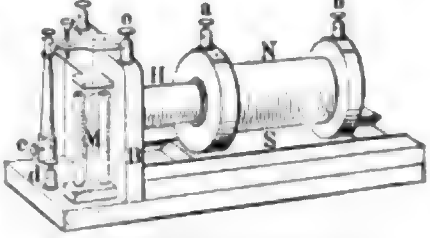


Fig. 3. Schlittenapparat.

Werden die Klemmschrauben a und b der Induktionsrolle nicht miteinander verbunden, so stauen sich hier die im Nebendraht beim Entstehen und Vergehen des Hauptstroms in Bewegung gesetzten Elektrizitäten und erzeugen elektrische **Spannung**, und zwar wird jede derselben, mit dem Elektroskop geprüft, sich bald positiv, bald negativ erweisen, je nachdem sie augenblicklich mit der vom Öffnungsstrom oder vom Schließungsstrom herangeführten Elektrizität sich geladen hat. Bei größern Induktionsapparaten springen sogar von jedem Ende der offenen Nebenrolle auf einen genäherten Leiter Funken über; die so entladene Elektrizität ist aber immer nur diejenige, welche von dem Öffnungsstrom herangeführt wurde, denn nur diese ist zu hinreichender Dichte zusammengedrängt, um eine Luftstrecke in Form eines Funkens durchbrechen zu können. Auf diese Weise geprüft, erscheint demnach das eine Ende der Induktionsspule stets positiv, das andre stets negativ, und man bezeichnet sie daher als entgegengesetzt elektrische **Pole**. Jeden größern Induktionsapparat, welcher die Bestimmung hat, starke Spannungserscheinungen zu zeigen, nennt man einen **Funkeninduktor**; derjenige von Ruhmkorff ist in Fig. 4 dargestellt. Die Pole A und B sind mit den von Glassäulen isoliert getragenen

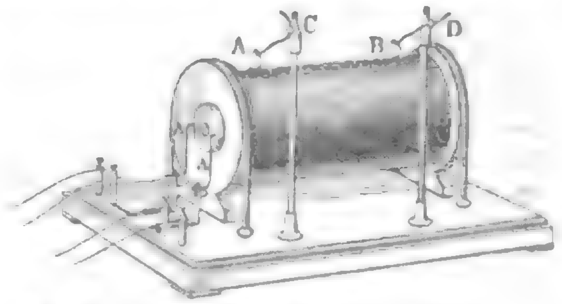


Fig. 4. Ruhmkorffs Funkeninduktor.

Klemmen C u. D verbunden, in welche die Poldrähte eingeschraubt werden können; nähert man die Enden der Poldrähte einander, so geht zwischen ihnen ein prasselnder Funkenstrom über, welcher demjenigen der Influenzmaschine vollkommen gleicht. Verbindet man die Pole mit den beiden Belegen einer Leidener Flasche, so erhält man, wie bei der Influenzmaschine, eine Reihe laut knallender Funken. Technisch hat der Funkeninduktor Anwendung gefunden zum gleichzeitigen Entzünden mehrerer hintereinander eingeschalteter Minen und zum Herbeiführen der Gasexplosionen in der Lenoirschen Gaskraftmaschine. Über die prachtvollen

Digitized by Google

Lichterscheinungen, welche seine Entladung in verdünnten Gasen hervorbringt, s. Geißlersche Röhre.

Induktionsapparate, s. Induktion, S. 224.

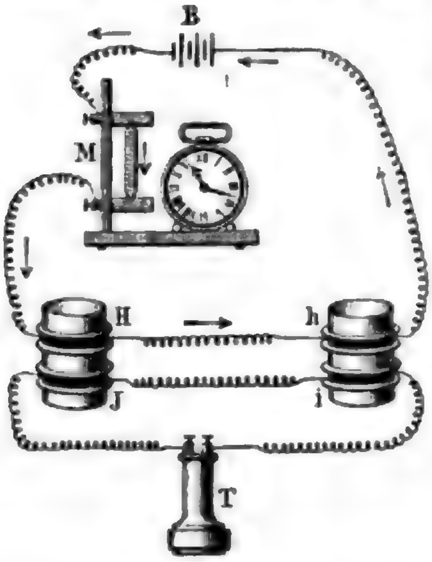
Induktionselektrizität, die durch Induktion erzeugten elektrischen Ströme.

Induktionselektromotoren, s. Induktion, S. 224.

Induktionsglobus, s. Globus, S. 670.

Induktionsmaschine, s. Induktion, S. 224.

Induktionswage, ein von Hughes 1881 angegebenes Instrument zur Prüfung der Molekularkonstitution der Metalle, besteht (s. Abbildung) aus vier Rollen H, h und J, i von je 100 m Drahtlänge, welche paarweise auf zwei vertikal stehende Röhren aus Karton gewunden sind. Die beiden obern Rollen sind nebst einem auf dem Sockel einer Pendeluhr stehenden Mikrophon M in den Schließungskreis einer galvanischen Batterie B eingeschaltet, die beiden untern sind mit einem Telephon T verbunden. Die Drähte der Rollen sind so gewunden, daß die Ströme der obern Rollen in den untern entgegengesetzt gerichtete Ströme induzieren, die sich aufheben und demnach im Telephon keinen Schall erregen. Zwischen den beiden Kartonröhren, welche, um die gegenseitige Einwirkung der Rollenpaare auszuschließen, mindestens 1 m voneinander abstehen, befindet sich ein Umschalter, welcher es möglich macht, den Strom nach Belieben durch ein Sonometer (s. d.) oder durch die J. zu senden. Bringt man nun, nachdem der Apparat so reguliert ist, daß man im Telephon gar nichts hört, in die eine der leeren Kartonröhren eine Metallscheibe von der Größe und Dicke eines Markstückes, so hört man das Ticken der Uhr im Telephon sehr stark, weil nun durch die in der Metallscheibe induzierten Ströme das Gleichgewicht der durch das Telephon in entgegengesetzter Richtung kreisenden Ströme gestört wird. Indem nun Hughes den Strom mittels des Umschalters nacheinander durch die J. und das Sonometer gehen ließ und letzteres so einstellte, daß der Schall in beiden Fällen gleich stark gehört wurde, fand er, daß für das nämliche Metall bei gleichen Dimensionen der abgelesene Sonometergrad konstant bleibt, und daß derselbe nur mit der chemischen und molekularen Beschaffenheit des Metalls sich ändert. Die J. ist demnach ein äußerst empfindliches Instrument zur Prüfung der Molekularkonstitution der Metalle. Hughes erhielt für Scheiben verschiedener Metalle, welche alle dieselbe Gestalt und Größe hatten und in derselben Lage in die Kartonröhre gebracht wurden, in Sonometergraden die folgenden Zahlen: chemisch reines Silber 125, Gold 117, Münzsilber 115, Kupfer 100, gewöhnliches Eisen 52, chemisch reines Eisen 45, Blei 38, Wismut 10, Retortenkohle 2. Die Empfindlichkeit des Apparats ist so groß, daß man eine bereits gebrauchte Münze von einer ganz neuen und sehr leicht eine falsche von einer echten unterscheiden kann. Bringt man nämlich die zu vergleichenden Stücke in die beiden Kartonröhren, so wird der geringste Unterschied in ihrer Beschaffenheit durch das Telephon gehört. Da das Gleichgewicht in der J. schon gestört wird, wenn man eins der Induktorien einer Metallmasse nähert, so eignet sich die J. auch zur Entdeckung verborgener Metalle, wie unterirdischer Metalladern, ins Meer versunkener Gegenstände, der Kugel im Körper eines Verwundeten ꝛc. Hughes wendet die J. auch ohne Einschaltung des Sonometers an, indem er in die eine Röhre den zu untersuchenden Körper bringt und dessen Wirkung durch einen in die andre Röhre einzuschiebenden keilförmigen Zinkstreifen, der mit einer Einteilung versehen ist, kompensiert.



Induktionswage.

Induktiv (lat.), s. Induktion, S. 221.

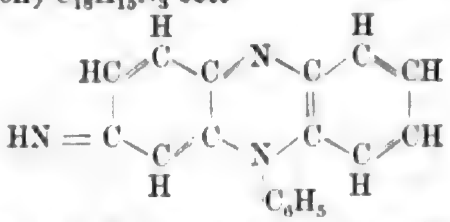
Induktor (lat.), bei magnetelektrischen und dynamoelektrischen Maschinen der Teil, in welchem bei der Rotation desselben der elektrische Strom entsteht. Ruhmkorffscher J., s. Induktion, S. 224.

In dulci jubilo (lat., »in süßem Jubel«), Anfangsworte eines alten, halb deutsch, halb lateinisch geschriebenen Weihnachtsliedes, das früher dem Petrus Dresdensis (gest. 1440) zugeschrieben wurde, in der That aber aus einer das Leben des Mystikers Heinrich Suso (gest. 1365) enthaltenden Handschrift des 14. Jahrh. stammt (vgl. Hoffmann v. Fallersleben, In dulci jubilo, Hannov. 1854). Sprichwörtlich soviel wie in Saus und Braus.

Indulgént (lat.), nachsichtig, gütig.

Indulgentia (lat., »Nachsicht, Gnade«), im römischen Rechtswesen Straferlaß, besonders bei feierlichen Anlässen im großen ausgeübt, entsprechend den Amnestieerlassen moderner Regenten; ferner eine auf Kaisermünzen dargestellte Personifikation der Gnade; in der kath. Kirche ist Indulgenz soviel wie Ablaß.

Induline, eine Gruppe von blauen, violetten, grauen und schwarzen Teerfarbstoffen, welche als Ersatzmittel für Indigo und gerbstoffhaltige Farbmaterialien ausgedehnte Anwendung finden. Sie entstehen beim Erhitzen von Anilinsalzen mit Azoverbindungen des Benzols und gruppieren sich um die Base $C_{18}H_{15}N_3$. Werden statt des Azobenzols Nitrobenzol, Nitrophenol ꝛc. angewendet, so entstehen die Nigrosine. Die spritlöslichen J. sind die Chlorhydrate oder Sulfate der betreffenden Basen, die wasserlöslichen sind die Alkalisalze der aus den spritlöslichen Farbstoffen dargestellten Sulfosäuren. Man benutzt die J. in Färberei und Zeugdruckerei, Tinten- und Lackfabrikation; sie sind sehr widerstandsfähig gegen Luft und Licht und haften auch auf Baumwolle nach vorherigem Gallieren und Beizen mit Steinsalz, Alaun oder Brechweinstein. Das einfachste Indulin ist das Azodiphenylblau (Bengalin, Blackley blue, Bleu noir) $C_{18}H_{15}N_3$ oder



welches durch Erhitzen von salzsaurem Anilin mit Amidoazobenzol in einer Lösung von Anilin dargestellt wird. Es ist je nach der Herstellung mehr rötlich oder bläulich und bildet ein blauschwarzes, in Alkohol, nicht in Wasser lösliches Pulver. Dies spritlösliche Echt-

Digitized by Google

blau wird in Lösung von Äthylweinsäure oder Lävulinsäure für Blaudruck auf Baumwolle verwendet (Druckblau, Lävulinblau). Die in Wasser löslichen Natronsalze der Sulfosäuren des Echtblau bilden meist bronzeglänzende Pulver. Das dem Indulin isomere Nigrosin (Coupiers Blau) entsteht aus salzsaurem Anilin und Nitrobenzol nach der Gleichung $2C_6H_5.NH_2 + C_6H_5.NO_2 = C_{18}H_{15}N_3 + 2H_2O$. J. werden auch aus Fuchsinrückständen dargestellt.

Indúlt (lat.), Nachsicht, Bewilligung, Privilegium; dann soviel wie Ablaß; insbes. Dispensation von Bestimmungen des gemeinen Kirchenrechts (s. Dispensation). Im Lehnrecht bedeutete J. (Gottesbrief, indultum feudale) Erweiterung der Frist, in der bei einem Lehnsfall um Empfang des Lehens nachgesucht werden mußte. J. ist auch soviel wie Moratorium (s. d.). Weil endlich da, wo örtliche Feste (Duld-Feier, vom gotischen Worte dulths, althochd. tuld, mittelhd. duld) gefeiert wurden, ein Zusammenströmen vieler Menschen stattfand, was zur Entstehung von Jahrmärkten oder Messen Anlaß gab, so ist hier und da (z. B. in Kiel, München) J. oder Dult soviel wie Jahrmarkt oder Messe. Im Völkerrecht versteht man unter J. die nach Ausbruch von Feindseligkeiten den Handelsschiffen der feindlichen Nation eröffnete Möglichkeit, binnen einer bestimmten Frist sich und ihre Ladung in Sicherheit zu bringen; so gaben 1854 Frankreich und England den russischen Schiffen hierzu eine Frist von 6 Wochen.

Indúno, Girolamo, ital. Maler, geb. 1827 in Mailand, gest. daselbst im Januar 1891, war Schüler der dortigen Akademie, wurde 1848 als Kämpfer bei der Verteidigung Roms schwer verwundet und malte erst nach seiner Wiederherstellung 1855 mehrere Bilder aus diesem Kampf, aber auch heitere Szenen aus der Rokokozeit und historische Genrebilder, die von großer Wärme der Empfindung, Gewandtheit der Darstellung und anmutigem Vortrag zeugen. Die bedeutendsten sind: der Abschied des Konskribierten von seiner Geliebten, der galante Hausfreund, ein Biwak der Garibaldiner bei Capua, Leonore von Este unterliegt dem Gram um Tasso, der erste Schnee, eine Militärambulanz in der Casa Borromeo zu Mailand, freudige Erwartung, ein Brief aus dem Lager, die Schlacht bei Magenta, der Einzug des Königs von Italien in Venedig, der Abgang der italienischen Truppen zur Armee, Antiquitätenliebhaber, die Savoyardin, Via Appia bei Rom und der Namenstag der Lehrerin.

In duplo (lat.), doppelt, in Doppelschrift oder doppelter Ausfertigung.

Induration (lat.), Verhärtung.

In durius (in pejus, lat.), im Rechtswesen soviel wie auf eine härtere Strafe (erkennen).

Indus (im Sanskrit Sindhu, »Fluß«), der größte Strom Ostindiens hinsichtlich seiner Länge (3200 km), aber nicht seines Flußgebietes, das bei einem Umfang von 965,000 qkm (17,525 QM.) dem des Ganges um ein Geringes nachsteht. Er entspringt nahe den Quellen des Satledsch und Sanpo unter 32° nördl. Br. und 81° 25′ östl. L. v. Gr. aus dem See Arguntso, am Nordabhang des 6703 m hohen Kailas Parbat als Singhgikamba, beschreibt einen weiten, nach NO. gerichteten Bogen, nimmt in 4000 m Höhe den von S. kommenden Gartok und nach Eintritt in Ladak bei Leh (3440 m) den reißenden Sarab, dann den Dras, in Baltistan oberhalb Skardo den Schajok auf und heißt nun Aba-Sind (»eigentlicher Sind«). Nahe der Grenze durch die östlichen Eckpfeiler des Hindukusch unter 74° 50′ östl. L. in eine südwestliche Richtung gelenkt, empfängt der J. rechts den Gilgit mit dem vom Lahorigebirge kommenden Jassin, durchzieht nun Kohistan, tritt unter 34° 25′ nördl. Br. und 72° 51′ östl. L. v. Gr. auf die britisch-ind. Provinz Pandschab über, empfängt bei Attok den einzigen größern Nebenfluß von rechts, den Kabul, und wird nach seinem Durchbruch durch das Salzgebirge schiffbar, während vorher Felsenriffe sein Bett sperrten. Erst 600 km südlicher vereinigt sich mit ihm der Pandschnad, der Zusammenfluß der fünf Ströme Dschilam, Tschinab, Rawi, Bias und Satledsch, welche dem Pandschab den Namen gegeben haben. Die beiden ersten vereinigen sich mit dem kürzern Rawi oberhalb Multan zu einem Tschinab genannten Strom. Der Bias, jetzt ein Nebenfluß des Satledsch, des weitaus bedeutendsten Zuflusses des J., lief früher dem Rawi parallel und ergoß sich erst südlich von Multan in den Tschinab. Nachdem der J., wie der Satledsch schon vorher, die Südostgrenze des Pandschab gebildet hat, tritt er unter 28° 26′ nördl. Br. und 69° 47′ östl. L. v. Gr. in die Provinz Sind, nimmt bald darauf eine südliche Richtung an und mündet unter 23° 58′ nördl. Br. und 67° 30′ östl. L. v. Gr. in das Arabische Meer. Hochwasser treten zweimal im Jahre ein: infolge der Schneeschmelze Anfang März langsam und regelmäßig, und zur Zeit der Sommerregen schnell und unregelmäßig. Bei Attok beträgt der Hochwasserstand des J. 15 m über dem niedrigsten Wasserstand (mit einer Geschwindigkeit von 20 km in der Stunde), bei Mari nur noch 5 m, bei den übrigen Flüssen innerhalb der Ebene 3—4½ m. Bei niedrigem Stande führt er in der Sekunde 2600 cbm, der doppelt so breite, aber viel seichtere u. langsamere Pandschnad nur 1950 cbm; nach beider Vereinigung führt der J. bei Hochwasser 10,800 cbm. Der Gehalt des letztern an Schlamm und feinem Sand (kleinere Rollsteine findet man schon 8 km unterhalb Kalabagh nicht mehr) beträgt zur Hochwasserzeit 1/219 des Gewichts oder ein 1/410 des Volumens, bei Niedrigwasser 1/555, bez. 1/1034. Im Lauf des Jahres werden 124 Mill. cbm fester Stoffe ins Meer geführt, genug, um eine Fläche von 180 qkm meterhoch zu bedecken. Das Gefälle des J. ist im obern Lauf sehr stark, im untern ganz unbedeutend; auf das Kilometer fällt er von der Quelle bis Skardo (970 km) 4,55 m, bis Attok (700 km) 3,22, bis Kalabagh (180 km) 0,79, bis Mittankot (600 km) 0,19 und bis zur Mündung (760 m) nur 0,09 m. Die periodischen Überschwemmungen erzeugen zu beiden Seiten des Laufes einen schmalen, im O. von der indischen Wüste eingeengten Kulturstreifen, der noch durch die zahlreichen Bewässerungsanlagen an seinen Ufern erweitert wird. Diese entziehen aber dem J. und seinen Nebenflüssen viel Wasser; es ist auch sicher, daß der Wasserreichtum des Flusses infolge der Ausläufe von Gletscherseen und verminderter Niederschläge gegen früher bedeutend abgenommen hat. Ein ehemaliger großer östlicher Nebenfluß, der Ghaggar, dessen breites Bett noch deutlich erkennbar ist, erreicht den J. längst nicht mehr, und sein unteres Gebiet ist bereits gänzlich von der Wüste verschlungen. Oberhalb Schikarpur zweigt sich der Narra-Arm ab, wahrscheinlich das frühere Bett des J. selber, der im jetzigen Rann von Katsch seine Mündung hatte; indessen ist dieser Arm, dessen mittlerm Lauf der Mithrunkanal folgt, nur zu Zeiten großer Hochfluten auf der ganzen Strecke vom J. bis zur Mündung mit Wasser gefüllt. Bei Haidarabad, 150 km vom Meer, beginnt das

Digitized by Google

Industrie

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe u

1. Hevea guianensis (Kautschukbaum).

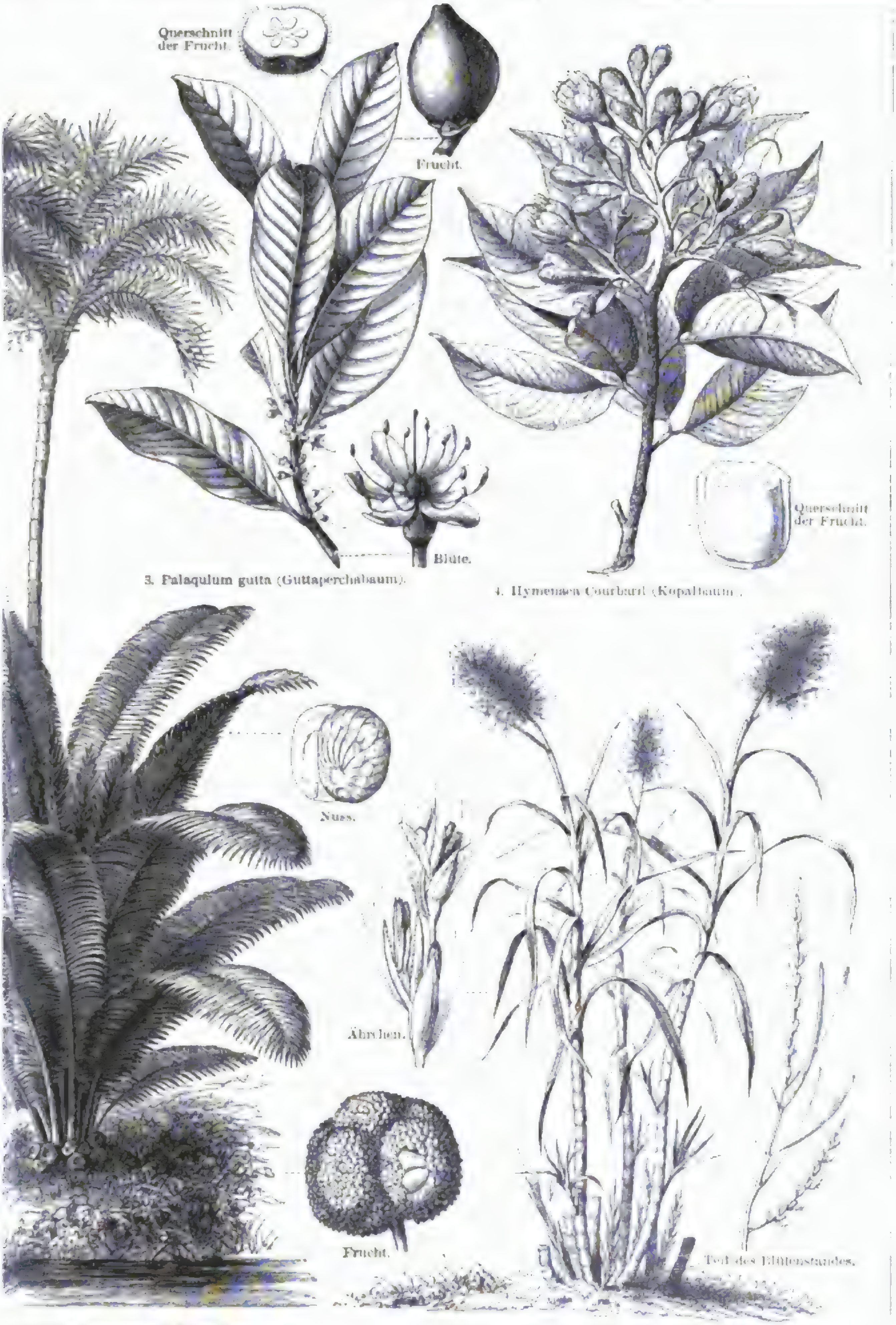
2. Dammara australis (Kaurifichte).

5. Calamus equestris (Spanisches Rohr).

6. Phoenix sylvestris. 7.

pflanzen.

nter den lateinischen Gattungsnamen.)



3. Palaquium gutta (Guttaperchabaum).

4. Hymenaea Courbaril (Kopalbaum).

hytelephas macrocarpa (Elfenbeinpflanze).

8. Saccharum officinarum (Zuckerrohr). (Art. *Zuckerrohr.*)

ausgedehnte Delta des J., das 250 km der Küste und 8000 qkm umfaßt. Die Zahl der Mündungsarme ist sehr groß und ihre Wassermenge außerordentlichem Wechsel unterworfen. Gegenwärtig ist der unter 24° 6' nördl. Br. und 67° 22' östl. L. v. Gr. ausmündende Hadjamro der bedeutendste; doch gestattet keiner derselben Seeschiffen den Zugang, ein großes Hindernis für den Verkehr, da der J. von Tatta im Delta bis Multan von Dampfern befahren werden kann. Als Hafen des J. ist daher Karatschi anzusehen, von wo eine Eisenbahn den Fluß aufwärts und in mehreren Zweigen durch das Pandschab zieht. Überbrückt ist der Fluß nur bei Attok durch eine Schiffbrücke, die aber bei Hochwasser während 4—5 Monaten abgefahren wird, und zwischen Rohri und Schakar, von wo eine Eisenbahn nach Quetta führt. Dampfer verkehren auf dem J. seit 1835, namentlich die der Indus-Dampfschiffahrtsgesellschaft. Der Handel auf dem J. ist unbedeutend, auch liegen keine wichtigen Handelsstädte an seinen Ufern. Vgl. Haig, The Indus Delta country (Lond. 1895).

Indusienkalk (Indusitenkalk), tertiärer Kalk mit Röhren von Phryganeenlarven (Indusia); s. Tertiärformation (mit Tafel II, Fig. 6).

Indusium (lat., »Schleier«), die hautartige Hülle auf den Blättern vieler Farne, die die Sporangienhaufen als verschieden gestaltete Schuppe oder von unten in Form einer muschelförmigen Klappe oder eines Bechers umfaßt; s. Farne, S. 204.

Industrial grains (spr. indöstriäl gréns), s. Seidenspinner.

Industrial schools (engl., spr. indöstriäl skūls), Zwangserziehungsanstalten für verwahrloste und verbrecherische Kinder; s. Jugendliche Verbrecher.

Industrie (franz., v. lat. industria, »Fleiß, Betriebsamkeit«), im weitern Sinne soviel wie Gewerbe der Stoffveredelung (Gewerbfleiß), im engern Sinne der gewerbliche Großbetrieb (Fabrik-, Hausindustrie) im Gegensatz zum Handwerk. Vgl. Gewerbe und Gewerbestatistik.

Industrieaktien sind die Aktien, welche als Entgeld für die einer Aktiengesellschaft von deren Gründern überlassenen Sachen oder geleistete Dienste gewährt werden; auch soviel wie Industriepapiere (s. d.).

Industrieausstellungen, s. Ausstellungen.

Industriebahnen, s. Eisenbahn, S. 508.

Industriebörsen, Börsen für den Absatz von Industrie-Erzeugnissen.

Industriehalle, soviel wie Bazar (s. d.).

Industrielle Arbeiterfrage, s. Arbeiterfrage, S. 788 ff.

Industrielle Partnerschaft (engl. Industrial partnership), Unternehmung mit Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Vgl. Arbeitslohn, S. 803.

Industriepapiere, die von industriellen Unternehmungen (außer von Banken, Eisenbahnen und Versicherungsanstalten) begebenen Wertpapiere, insbes. Aktien (Dividendenpapiere).

Industriepatronen, Sprengpatronen mit komprimierter Schießbaumwolle, Salpeter ꝛc.

Industriepflanzen (hierzu die Tafel »Industriepflanzen«), Pflanzen, welche für die Industrie wichtige Rohstoffe liefern. Zum Teil verwertet man nur die physikalischen Eigenschaften der vegetabilischen Substanz und benutzt das Material wegen seiner oft sehr großen Härte und Festigkeit in mannigfacher Weise. So liefern die stammbildenden Pflanzen eine große Mannigfaltigkeit von Hölzern für mehrere Industriezweige. Harte Fruchtschalen, z. B. diejenigen der Kokospalme, verarbeitet man auf Gefäße, die harten Samen der Phytelephas macrocarpa (s. Tafel) geben ein treffliches Surrogat des Elfenbeins ꝛc. Manche Holzarten werden fein gespalten und als Flechtmaterial verwendet. In dieser Weise benutzt man namentlich auch die Stämme von Calamus-Arten (aus der Familie der Palmen, s. Tafel), das Spanische Rohr, dann das halmartige Blatt der Stipa tenacissima (Esparto), die Blätter der Carludovica palmata (Panamahüte) ꝛc. Geschmeidigere Fäden liefert der Bast vieler Pflanzen, und diesem reihen sich die zarten Pflanzenhaare (Baumwolle) an, welche, wie die Bastfasern, das Rohmaterial für Spinnerei und Weberei liefern (Spinnfaserpflanzen, s. d.). Die Gewebe, welche als solche verbraucht sind, wandern als Lumpen in die Papiermühlen; der enorm gestiegene Papierbedarf zwingt aber, Pflanzenstoffe direkt auf Papier zu verarbeiten, und in dieser Beziehung sind für uns das Holz, Esparto und Stroh am wichtigsten. Viele Pflanzenfasern sind zu Geflecht und Gespinst weniger geeignet, bilden aber ein gutes Polstermaterial. Noch häufiger als die physikalischen Eigenschaften von Pflanzengeweben werden die chemischen Eigenschaften der Pflanzenbestandteile in Anspruch genommen. Früher verbrannte man kolossale Mengen Holz, um aus der Asche das kohlensaure Kali zu gewinnen; diese Industrie ist unter veränderten Verhältnissen fast ganz zu Grunde gegangen, doch werden noch Tange (Fucus, Laminaria) gesammelt, um aus ihrer Asche (Kelp, Varech) Jod darzustellen. Diese Ausnutzung der mineralischen Bestandteile der Pflanzen ist unbedeutend gegenüber der ausgedehnten und vielseitigen Verwertung der organischen Substanz. Die Holzfaser selbst dient zur Darstellung von Oxalsäure und gelegentlich von Spiritus; Knollen, Stämme, Früchte liefern Stärkemehl und sind deshalb als Nahrungspflanzen (s. d.), aber, insofern die Stärke auf Dextrin und Spiritus verarbeitet wird, auch als J. von hoher Bedeutung. In großem Maßstab wird die Stärke auch in Traubenzucker verwandelt; sehr viel bedeutender aber ist die Rohrzuckerindustrie, für welche das Zuckerrohr (Saccharum officinarum, s. Tafel), die Runkelrübe (Beta vulgaris), in Nordamerika der Zuckerahorn (Acer saccharinum) und in den Tropen mehrere Palmen, besonders Phoenix sylvestris (s. Tafel), das Material liefern. Auch die Stammpflanzen des Gummi arabikum (mehrere Akazien) sind hier zu erwähnen. Pflanzen sind stets die hauptsächlichsten Öllieferanten gewesen, aber feste Fette entnahm man früher vorwiegend dem Tierreich; erst in neuerer Zeit sind vegetabilische Fette für Kerzen- und Seifenfabrikation wichtig geworden (s. Fette und Öle liefernde Pflanzen). Den Fetten schließen sich die Harze an, welche meist aus den Stämmen von Holzgewächsen gewonnen werden. Für die Harzindustrie kommen in erster Linie die Koniferen in Betracht, von denen die Gattung Pinus das gemeine Harz, Dammara australis (s. Tafel) das Kauriharz liefern. Von den übrigen Harzen ist besonders der Kopal hervorzuheben, dessen Abstammung man übrigens noch nicht sicher kennt; zweifellos ist aber, daß Hymenaea Courbaril (s. Tafel) den südamerikanischen Kopal liefert. Wichtige J. sind auch jene duftreichen Gewächse, deren Blüten, Blätter, Rinden oder Früchte auf ätherisches Öl für Zwecke der Parfümerie verarbeitet werden. Diesen Stoffen stehen endlich in chemischer Beziehung das Kautschuk und die Guttapercha nahe, letztere von

Digitized by Google

Palaquium Gutta (s. Tafel), ersteres von verschiedenen Bäumen, namentlich aber von Hevea guianensis (s. Tafel) stammend. Eine große Gruppe von Pflanzen liefert endlich Farbstoffe (Farbepflanzen, s. d.) und bildet dadurch die Basis vieler wichtiger Industriezweige, wie die gerbstoffreichen Pflanzen in der Gerberei Verwendung finden (Gerbmaterialien liefernde Pflanzen, s. d.). Anreihen kann man schließlich noch jene Pflanzen, welche Gewürze und Genußmittel liefern (Gewürzpflanzen und Genußmittelpflanzen, s. d.), die erst durch technische Prozesse mannigfacher Art gewonnen werden (Weinstock, Kakao, Tabak), und jene, die eigentümliche, sonst im Pflanzenreich nicht vorkommende Körper enthalten und als Material zur Darstellung von Heilmitteln (Alkaloide) ꝛc. (Arzneipflanzen, s. d.) verwertet werden. Die J. sind zum Teil Gegenstand der Kultur, und nur, wo dies der Fall ist, erscheint ihre Erhaltung gesichert; vielfach beschränkt man sich auf Ausnutzung der wild wachsenden Pflanze und hat dabei mehrfach die Erfahrung gemacht, daß bei starker Nachfrage nach einem bestimmten Material das rücksichtslose Vorgehen den Bestand der Art geradezu bedroht. Die Cinchonaceen, der Guttaperchabaum u. a. nahmen in bedenklicher Weise ab, als das Chinin und die Guttapercha in Gebrauch kamen, und erst seitdem die Kultur derartiger Pflanzen Platz gegriffen oder ein mehr schonendes Verfahren bei der Gewinnung des betreffenden Stoffes eingeführt wurde, erscheint die andauernde Beschaffung desselben für die Industrie gesichert. Auch die Kautschuk liefernden Bäume hat man in neuerer Zeit in Kultur genommen.

Industrierecht, zusammenfassende Bezeichnung für die auf die Industrie (s. d.) bezüglichen Rechtsnormen; hierher gehört vor allem die Fabrik- und Gewerbegesetzgebung und die Gesetzgebung über das industrielle Urheberrecht (Patentrecht, Musterschutz- und Markenschutzrecht); s. die betr. Einzelartikel.

Industrieritter (franz. Chevaliers d'industrie), scheinbar ritterlich auftretende Gauner, die ihre Betrügereien mit Raffinement und ins große treiben; betrügerische Glücksjäger; vgl. Hochstapler.

Industrieschulen, seit der Zeit der sogen. Philanthropen (s. d.) Name für sich bestehender oder mit der gewöhnlichen Schule verbundener Unterrichtsanstalten, in welchen Mädchen oder auch Kinder beiderlei Geschlechts in Handarbeiten (Stricken, Nähen, Flechten ꝛc.) unterwiesen werden. Hier und da waren derartige Beschäftigungen schon früher mit dem Schulunterricht verbunden, so im Halleschen Waisenhaus von Francke und in den unter seinem Einfluß zu Halle, Berlin ꝛc. in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. entstandenen Realschulen. In systematischer Weise verband dann der Dekan, spätere Bischof Ferdinand Kindermann, von Maria Theresia als Ritter von Schulstein (s. d.) geadelt, zu Kaplitz in Böhmen Industrieklassen mit der »Lehrschule« (1773). Sein Beispiel fand in der für Reform des Unterrichtswesens begeisterten Zeit vielfach Nachfolge. So versuchte nach einem großartigen Plan, aber mit geringem Erfolg Pestalozzi zu Neuhof im Aargau Handarbeit und Unterricht zu verbinden (1775). Im nördlichen und evangelischen Deutschland wurde die Neuerung besonders durch den Pfarrer Wagemann zu Göttingen bekannt. Dieser errichtete in Göttingen 1784 eine Industrieschule, welche bald zahlreiche Nachfolgerinnen im nördlichen Deutschland, auch in England, Frankreich ꝛc. fand. Besonders ist unter diesen die sogen. Erwerbschule in Berlin (1793 gegründet) zu nennen. In enge gesetzliche Verbindung mit der Volksschule suchte die J. seit 1796 der Herzog Peter von Holstein und Oldenburg zu bringen. In Preußen u. a. wurde dies ebenfalls angestrebt. Größere Verbreitung haben sie in den ersten beiden Dritteln unsers Jahrhunderts in Belgien, Württemberg, Sachsen (Erzgebirge: Stick- und Klöppelschulen) ꝛc. gefunden. In ausgedehntem Maß aber findet der Industrieunterricht die passendste Verwendung in Rettungshäusern, Taubstummen-, Blindenanstalten (s. d.) für Knaben und Mädchen. In den Volksschulen kam man von der Heranziehung der Knaben zu diesem Unterricht zurück, je mehr der Turnunterricht an Ausdehnung gewann. Nur wo besondere örtliche Verhältnisse es nahelegen, pflegt sie noch stattzufinden. Doch ist die Bewegung für den Unterricht der männlichen Jugend in der Handfertigkeit (s. Arbeitsschulen) unter andern Formen neuerdings wieder in Fluß gekommen. Dagegen ist für die Mädchen der Unterricht in weiblichen Handarbeiten als obligatorisch jetzt in den meisten Staaten Deutschlands vorgeschrieben, so in Preußen durch die allgemeinen Bestimmungen vom 15. Okt. 1872. Die verbreitetste Methode für diesen Unterricht ist heutzutage die Schallenfeldsche, nach der die Lehrerin ganze Klassen oder Abteilungen gleichzeitig zu belehren und zu beschäftigen hat (s. Handarbeitsunterricht). — In Bayern bezeichnet man als J. drei mittlere Gewerbeschulen (s. d.) mit je einer mechanischen, chemischen und bautechnischen Sektion.

Industriesteuer, soviel wie Gewerbesteuer (s. d.).

Industriesystem wird gewöhnlich das Ad. Smithsche System der Volkswirtschaftslehre genannt, welches von der Arbeit (Betriebsamkeit, lat. industria, engl. industry) als der Quelle des Nationalreichtums ausgeht. Vgl. Smith (Adam).

Industrieverbände, Vereinigungen von Industriellen zur gemeinsamen Förderung ihrer Interessen, wie der 1876 zunächst zur Erstrebung des Zollschutzes gegründete Zentralverband deutscher Industrieller mit dem Sitz in Berlin; dann die verschiedensten, je für einen besondern Industriezweig gegründeten Verbände, die französischen Syndikalkammern (s. d.), die Handwerkervereine, die Kartelle (s. d.) ꝛc.

Industrievereine, soviel wie Gewerbevereine.

Induzieren (lat.), im logischen Sinne auf dem Wege der Induktion (s. d., S. 221) erschließen; einen elektrischen Strom hervorrufen (s. Induktion, S. 222 f.).

Inedita (lat.), noch nicht herausgegebene Schriften.

In effectu (lat.), in der That, wirklich.

Ineffektiv (lat.), unwirklich, unwirksam.

In effigie (lat.), im Bildnis; i. e. gehenkt oder verbrannt werden, ehedem eine urteilsmäßige Exekution, bei welcher das Bildnis des abwesenden Verbrechers an den Galgen gehängt oder öffentlich verbrannt, ja sogar geköpft wurde.

Inept (lat., »unpassend, ungeschickt, ungereimt«) nannte man zur Zeit des schriftlichen Verfahrens eine rechtliche Klage, wenn ihre Fassung an innern Widersprüchen oder solchen Undeutlichkeiten und Mängeln litt, daß deren Beseitigung und Aufklärung dem Richter nicht möglich war. Jetzt im mündlichen Prozeß wird die Ausübung des richterlichen Fragerechts regelmäßig solche Zweifel zu beseitigen im stande sein.

In erster Hand, von Waren soviel wie im Besitz dessen, der sie zuerst in den Handel bringt.

Inertia (lat.), Trägheit, Beharrungsvermögen.

Digitized by Google

Ines de Castro, s. Castro 1).

Inessa, Stadt, s. Biancavilla.

Inessentiell (lat.), unwesentlich.

Ineu (»Kuhhorn«), Gipfel im Radnaer Gebirge (s. d. und »Karpathen«).

In evangelicis (lat.), in Angelegenheiten der evangelischen Kirche.

Inexakt (lat.), ungenau, fehlerhaft.

Inexigibel (lat.), nicht eintreibbar.

In expensas (lat.), in die Kosten (verurteilen).

Inexplosibel (lat.), nicht explodierend.

Inexpressibles (engl., die »Unaussprechlichen«), in England übliche Benennung der Beinkleider, nicht weil man in dem Begriff der Hosen an und für sich etwas Unanständiges findet, sondern weil das englische Wort dafür (breeches) in der Einzahl »Steiß« bedeutet.

In extenso (lat.), der ganzen Ausdehnung nach; vollständig; ausführlich.

In facto (lat.), in der That, wirklich.

Infallibel (neulat.), unfehlbar, dem Irrtum nicht unterworfen; Infallibilist, Anhänger oder Verteidiger der Infallibilitätslehre.

Infallibilität (neulat., »Unfehlbarkeit«), nach der auf dem vatikanischen Konzil 1870 festgestellten Kirchenlehre Eigenschaft des römischen Papstes, infolge deren er als Christi Statthalter, der vom Heiligen Geist in alle Wahrheit geleitet wird, in Glaubenssachen niemals irren kann (vgl. Papst und Ex cathedra). Die ältere und mittelalterliche Kirche schreibt J. vielmehr den allgemeinen Konzilen zu (vgl. Episkopalsystem). Die protestantische Rechtgläubigkeit nimmt dieselbe Eigenschaft für die Bibel in Anspruch.

Infām (lat.), ehrlos, verrucht, schändlich.

Infamie (lat. infamia, »Schande, Schimpf«), im gewöhnlichen Sprachgebrauch Bezeichnung für ein ehrloses Handeln, Ehrlosigkeit; im juristischen Sinne die Schmälerung der bürgerlichen Ehre einer Person. Wie nämlich das römische Recht eine vollständige Aufhebung der bürgerlichen Ehre und Rechtsfähigkeit infolge der sogen. Capitis deminutio (s. d.) kannte, so war nach demselben auch eine Minderung der Rechtsfähigkeit auf Grund gesetzlicher Bestimmung möglich. Diese J., sogen. infamia juris, ließ das römische Recht infolge gewisser Handlungen eintreten und zwar entweder als unmittelbare Folge der Handlung selbst (infamia immediata) oder erst infolge des Richterspruchs, welcher den Handelnden einer solchen Handlung für schuldig erklärte (infamia mediata). Ersteres war z. B. der Fall bei Verletzung des für die Witwe geordneten Trauerjahres, letzteres bei einer Verurteilung im öffentlichen Volksgericht oder infolge gewisser Privatdelikte und Privatklagen. Die Unfähigkeit zu Staats- und Gemeindeämtern, zur prozessualischen Vertretung andrer vor Gericht und zum vollgültigen gerichtlichen Zeugnis waren die hauptsächlichsten Folgen dieser J. Aber auch das allgemeine sittliche Urteil der Mitbürger über einen Menschen muß im Rechtsleben eine gewisse Berücksichtigung finden. Wer sich durch ein gemeines und unsittliches Benehmen die Achtung seiner Mitbürger verscherzt hat, kann einer Zurücksetzung überall da nicht entgehen, wo das richterliche Ermessen die Individualität besonders zu berücksichtigen hat. Es ist dies die sogen. Verächtlichkeit, Ignominia, Turpitudo vitae, Levis notae macula, auch Infamia facti genannt. Sie ist von privatrechtlichem Belang für das Pflichtteilsrecht der Geschwister (s. Pflichtteil). Dagegen können die römisch-rechtlichen Grundsätze über J. (infamia juris) ebensowenig wie die ehemaligen Satzungen des deutschen Rechts über Verlust und Schmälerung der bürgerlichen Ehre Geltung beanspruchen; dafür kennt das moderne Strafrecht einen gänzlichen oder zeitweiligen Verlust aller oder einzelner politischer Ehrenrechte (s. d.). — Cum infamia, mit Schimpf u. Schande (nämlich relegiert); vgl. Consilium abeundi.

Infandum, regina, jubes renovāre dolōrem (lat.), Citat aus Vergils »Äneide« (II, 3): »Einen unsäglichen Schmerz befiehlst du, o Königin, zu erneuern.«

Infans (lat.), Kind, welches noch nicht sprechen kann; in Rechtssachen Kind unter sieben Jahren (s. Alter, S. 441 f.).

Infánt (span. infante; v. lat. infans, »Kind«), in Spanien und Portugal Titel der Prinzen und Prinzessinnen (infanta, Infantin) der königlichen Familie; der Kronprinz heißt in Spanien seit 1388 Prinz von Asturien, während er in Portugal bis zur Lostrennung Brasiliens den Titel Prinz von Brasilien führte. Den Titel J. führen die spanischen Prinzen fort, wenn sie auf fremde Throne gelangen. Das einem Infanten oder einer Infantin als Leibgedinge angewiesene Gebiet hieß Infantado (Infantagium); dieser Name hat sich in dem Gebiet von Infantado erhalten, das König Heinrich IV. von Kastilien an Don Diego Hurtado Mendoza verlieh, und welches nachmals durch Heirat an das Haus Silva kam.

Infantādo, Gebiet eines Infanten, s. Infant.

Infantādo, N. de Silva, Herzog von, geb. 1773, gest. 28. Nov. 1841 in Madrid, Sohn eines span. Granden und einer Prinzessin von Salm-Salm, erhielt seine Erziehung in Frankreich, kehrte aber 1793 beim Ausbruch des Krieges nach Spanien zurück und nahm an demselben rühmlichen Anteil. Seine Antipathie gegen den Minister Godoy schuf zwischen ihm und dem damaligen Prinzen von Asturien, später Ferdinand VII., ein enges Freundschaftsverhältnis, das ihn, als Godoy 1807 den Prinzen Ferdinand hatte verhaften lassen, in einen Hochverratsprozeß verwickelte; die Versöhnung des Prinzen mit seinem Vater, König Karl IV., bewirkte aber seine baldige Befreiung. Er begleitete Ferdinand VII. nach Bayonne und schloß sich erst nach dessen Abdankung Joseph Bonaparte an; indes nach der Kapitulation von Baylen (Juli 1808) verließ er den Hof und nahm an dem Aufstand gegen die Franzosen teil. 1809 führte J. ein spanisches Korps an, wurde aber zweimal, bei Ucles und Tarragona, völlig geschlagen und infolgedessen durch die oberste Junta des Oberbefehls entsetzt. Er privatisierte hierauf in London, bis im Januar 1811 die Cortes einen Regentschaftsrat von Spanien und Indien einsetzten und ihn zum Präsidenten desselben ernannten. Er war der Führer der Konservativen (Servilen). König Ferdinand VII. setzte nach seiner Rückkehr J. in seine alten Ämter wieder ein. Nach der Revolution von 1820 trat der durchaus reaktionär und absolutistisch gesinnte Herzog von seinen Stellen zurück. Er wurde angeklagt, sich bei der Verschwörung der Garden im Palast des Königs beteiligt zu haben, und verhaftet. Indes erlangte er durch den König seine Freiheit wieder. Nach dem Sturz der Liberalen und der Herstellung des Absolutismus durch die Franzosen 1823 erhielt J. den Oberbefehl über die Garde und ward 1824 zum Generalkapitän der Armee ernannt. Unter dem Minister Zea das Haupt der reaktionären Partei, nahm er 1825 dessen Stelle als erster Staatssekretär und Präsident des Ministerrats ein, verlor aber auch

Digitized by Google

diesen Posten im August 1826 wieder. Später nahm er wenig Anteil an den politischen Ereignissen. Nach dem Tode Ferdinands VII. begab er sich nach Paris, kehrte jedoch später nach Spanien zurück.

Infantados, veraltete Bezeichnung der Negrettischafe; s. Schaf. [Infantado, s. Infant.

Infantagium (Infantaticum, neulat.), soviel wie

Infanterie (franz., v. span. und ital. infante, »Knabe, Knecht, Fußsoldat«; hierzu Tafel »Infanterie« mit Erklärungsblatt), seit dem 17. Jahrh. übliche, heute allgemeine Bezeichnung des Fußvolkes in den Heeren. Die J. ist die älteste und ursprünglichste Art der Kämpfer und von jeher der Kern und Hauptbestandteil aller geordneten Heere. Sie wird zwar von der Reiterei übertroffen an Schnelligkeit und Wucht des Angriffes (s. Angriff und Angriffsgefecht), von der Artillerie an Tragweite und Wirksamkeit des Feuers, aber sie allein kann selbständig ein Gefecht führen, ist unabhängig vom Gelände (die Waffe für alle Fälle) und entscheidet allein über den dauernden Besitz des Kampffeldes; sie bildet somit in allen Heeren die erste Hauptwaffe und die Hauptmasse. Dagegen wird sie in der geplanten Schlacht wie im Kampf um befestigte Stellungen der Artillerie nicht nur eine wesentliche Mitwirkung, sondern auch einen Teil der Vorbedingungen des Erfolges überlassen müssen. In der Bedeutung für Aufklärung und Sicherung steht sie hinter der Kavallerie zurück und kann nur in schwierigem Gelände und unmittelbarer Nähe des Feindes mit dieser wetteifern.

Begründet in der Notwendigkeit verschiedenartiger Verwendung und Bewaffnung, geht durch die ganze Kriegsgeschichte der Begriff der schweren und der leichten J. Der Nahkampf vor Einführung der Feuerwaffen bedingte schwere Rüstung und schwere Waffen für den Angriff in geschlossener Ordnung. Dem entsprechend trugen die Hopliten oder Phalangiten der Griechen Panzer, Schild, Spieß und kurzes Schwert. Zum Fernkampf aber brauchte man leicht bewegliche, zerstreut fechtende Scharen: die Gymneten, die sich ihrer Waffe nach teilen in Akontisten (Speerwerfer), Sphendoneten (Schleuderer) und Toxoten (Bogner). Bei den Römern waren die den schweren Spieß führenden Triarier die eigentlich schwere J., die mit dem Pilum bewaffneten Hastaten und Principes eine mittlere, die Veliten erst die leichte J. (s. Fechtart und Heer). Ähnliche Einrichtungen bestanden bei allen Kulturvölkern des Altertums. Ein Versuch des Marius, eine einheitliche J. in Bewaffnung und Verwendung zu schaffen, mißglückte; in der spätern Kaiserzeit verfiel die J. gänzlich und tritt hier wie bei den andern Kulturvölkern in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters nirgends besonders hervor. Auch nach Karl d. Gr. bleibt sie hinter der Reiterei des aufblühenden Rittertums mehr und mehr und schließlich ganz zurück, um erst in den Freiheitskämpfen der Schweizer gegen Österreich und Burgund u. in den Hussitenkriegen von neuem zur Hauptwaffe sich aufzuschwingen. Ihre Hauptwaffe, die Hellebarde, zum Handgemenge zwar vortrefflich, reichte indes nicht aus, die zum Fußkampf abgesessenen, schwer gepanzerten Ritter, wie bei Sempach, zu durchbrechen. Dies zwang die Schweizer, einen Teil der J. auch mit Schild und Panzer und langem Spieß zu waffnen; die Hauptmasse jedoch blieb, um leicht beweglich zu sein, ohne Rüstung und führte in wachsender Zahl die Armbrust und später Feuergewehre, doch blieb der Spieß, welcher bald die Hellebarde verdrängte, noch lange Hauptwaffe. Während sich hier unter besondern Verhältnissen auf der Basis des Volkscharakters ein dem kommenden Zeitalter und allen Nationen mustergültiges Fußvolk entwickelt, scheitern in Frankreich die Versuche, ein solches heranzubilden, bei den Francsarchers (s. d.). Das 200jährige Ringen um die Freiheit hatte in der Schweiz ein Volk von außerordentlicher Kriegstüchtigkeit großgezogen, welches den Krieg um seiner selbst willen, als Handwerk, suchte und nun hinauszog in aller Herren Länder, seine Dienste anbietend (s. Schweizer [Schweizergarden rc.]). Die Schweizer wie die als Söldner vielbegehrten Böhmen brachten das Fußvolk wieder zu Ehren, welches als eine der Reiterei ebenbürtige Waffe sich Anerkennung verschaffte. So entstanden um die Wende des 15. und 16. Jahrh. die Landsknechte (s. d.), eine internationale J., welche dem Kriegswesen bis in das 17. Jahrh. hinein sein Gepräge aufdrückte. Neben dem mit Rüstung und langer Pike ausgestatteten schweren Fußvolk mehrt sich nach und nach das leichte, mit Arkebuse und Muskete bewaffnete, welches, wie im Altertum, vor den schwerfälligen Haufen der Pikeniere in zerstreuter Fechtart, als »verlorner Haufe«, das Gefecht eröffnet. Um diese Schützen aber fester in die Hand zu bekommen, stellte man sie auf die Flügel der Pikeniere (Schützenflügel), und wie dann nach und nach alle Piken durch die inzwischen verbesserten Handfeuerwaffen ersetzt wurden, verschwindet gegen Ende des 17. Jahrh. das Schützengefecht ganz, damit auch der Unterschied zwischen schwerer und leichter J. Gleichzeitig beginnt das regelrechte Exerzieren, die Einteilung der Regimenter in Bataillone und damit die Verbindung der taktischen mit der administrativen Einheit. Durch die Einführung des Bajonetts war die Pike ersetzt. Die mit der Bajonettflinte (fusil) bewaffnete J. wurde nach ihr Füsiliere (s. d.) genannt. Da dieselbe bald die alleinige Waffe bildete, war auch in dieser Beziehung eine Einheitsinfanterie erreicht. Allerdings waren auch die Namen der Musketiere und Grenadiere (s. d.) geblieben, doch bestanden keine Unterschiede in der taktischen Verwendung, mit Ausnahme der Grenadiere. Je mehr die Waffe an Feuerwirkung gewann, um so geringer wurde die Tiefe der Aufstellung behufs Ausnutzung des Feuergewehrs. Aus den Haufen waren Linien und Linieninfanterie geworden, durch welche Gefechtsform die Lineartaktik ihren Namen erhielt. Ihre Grundlage fand sie in der durch Friedrich Wilhelm I. und Leopold von Anhalt-Dessau zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Ausbildung der J. im Exerzieren (Gleichschritt), im Schnellfeuer (eiserner Ladestock) und in der Annahme der dreigliederigen Stellung. Aber erst Friedrich d. Gr. brachte die Lineartaktik in seiner genialen Weise mit glücklichem Erfolg zur unbedingten Herrschaft (vgl. Fechtart, S. 242). Und dennoch machte sich auch ihm das Bedürfnis nach leichter J. für den Sicherheitsdienst und den kleinen Krieg fühlbar, obgleich es ihm gelang, die Kavallerie für diesen Dienst zu einer noch heute mustergültigen Entwickelung zu bringen. So entstanden die Jäger, die Schützen, die Freibataillone und Freiregimenter als Ergänzung der Linieninfanterie, die für das zerstreute Gefecht unverwendbar war, auch nicht verwendet werden durfte, da Friedrich d. Gr. ihr das Betreten von Ortschaften auf dem Schlachtfeld untersagt hatte.

Nach Friedrichs d. Gr. Tode erstarrte die J. in diesen Formen, denn der Geist, der sie belebt hatte, war verschwunden. Aber die französische Revolution durch-

Digitized by Google

I. Deutsches Reich

II. C

IV. Frankreich

Digitized by Google

III. Italien

[illegible]

Digitized by Google

I. Deutsches Reich

IV. Frankreich

Digitized by Google

ITERIE.

6 7 8

Ungarn

1 2 3 4 6 7

III Italien

land

VI Grossbritannien

Digitized by Google

Inhalt der Tafel ‚Infanterie'.

I. Deutsches Reich (Anfang 1894).

1. Preußischer Gardegrenadieroffizier, Parade.
2. Preußischer Infanterist, im Drillichanzug.
3. Bayrischer Infanterieunteroffizier.
4. Sächsischer Infanterist, feldmäßig.
5. Preußischer Infanterieoffizier, in Mütze und Überrock.
6. Preußischer Grenadier vom 1. Garderegiment zu Fuß, Parade. (Bis Januar 1894 Grenadiermütze mit gelbem Metallschild und Schuppenketten. Seitdem Mütze mit weißem Schild fridericianischer Form — ohne Schuppenketten.)
7. Württembergischer Infanterist.
8. Spielmann der preußischen Liniengrenadiere, Parade.

II. Österreich-Ungarn.

1. Korporal der deutschen Infanterie, in Bluse.
2. Trommler der ungarischen Infanterie, im Mantel.
3. Ungarischer Infanterist, Parade.

4 u. 5. Offizier, feldmäßig und zur Parade.

6. Kapellmeister.
7. Deutscher Infanterist, feldmäßig.
8. Bosnisch-herzegowinischer Infanterist.

III. Italien.

1 u. 2. Infanterist, feldmäßig und zur Parade.

3. Infanterieoffizier.
4. Grenadieroffizier.
5. Oberst der Infanterie.
6. Infanterieoffizier, in Mütze und Mantel.
7. Sergeant.

IV. Frankreich.

1. Turko.
2. Zuave.
3. Turkooffizier.
4. Leichte afrikanische Infanterie.
5. Linieninfanterist, feldmäßig.
6. Linieninfanterieoffizier, feldmäßig.
7. Linieninfanteriekorporal, im Waffenrock (Tunique).

V. Russland.

1. Feldwebel der Armeeinfanterie.
2. Trommler der Armeeinfanterie, Parade.
3. Offizier der Armeeinfanterie, feldmäßig.
4. Offizier der Armeeinfanterie, Parade.
5. Grenadier vom Pawlowschen Garderegiment Parade.
6. Armeeinfanterist, Parade.
7. Grenadier, im Mantel.
8. Armeeinfanterist, feldmäßig.
9. Gardeoffizier, Parade.

VI. Grossbritannien.

1. Trommler der Linieninfanterie.
2. Hochländer.
3. Linieninfanterist, feldmäßig.
4. Füsilieroffizier.
5. Soldat der leichten Hochlandinfanterie.
6. Grenadier der Grenadier Guards.
7. Sepoy der ostindischen Infanterie.

Digitized by Google

brach auch diese Schranken. Für die zusammengerafften Heere der Republik war die Lineartaktik unbrauchbar, da in der Hast ihres Handelns für den Drill keine Zeit blieb. Man griff demnach zurück zur Stoßtaktik geschlossener *Kolonnen*, vor denen leichte J. im Schützengefecht den Kampf eröffnete. Indessen Napoleon verlangte nur Eine J., wollte von einer Scheidung in schwere und leichte nichts wissen, sondern seine J. beliebig, nach Bedarf sowohl geschlossen wie in zerstreuter Ordnung, als *Tirailleure*, verwenden. Eine numerisch geringe Ausnahme machten die mit gezogenen Gewehren (Büchsen) bewaffneten *Scharfschützen* (Jäger), die gegenüber der das glatte Gewehr führenden J. für das Schützengefecht ebenso geeignet wie unentbehrlich waren. Aber auch Napoleon ist seinem Ausspruch: »Ich will nur eine J., aber eine gute!« nicht treu geblieben. Er bildete durch Auswahl der Offiziere und Mannschaften aus allen Regimentern eine *Eliteinfanterie*, seine Garden (s. Garde), eine Schlachtenreserve u. in jedem Bataillon eine Elitekompanie, die *Voltigeure*, aus kleinern, gewandtern und intelligenten Leuten für den Schützenkampf. Diese Einrichtung fand nach dem Vorgang Österreichs in Preußen 1812 darin Nachahmung, daß der dritte Zug jeder Kompanie einen *Schützenzug* bildete und dem entsprechend die besten Schützen und gewandtesten Leute erhielt. Dem gleichen Gedanken entsprach die Formierung der *Füsilierregimenter* aus den ehemaligen Reservebataillonen bei Reorganisation der preußischen Armee 1860. Die Fortschritte im Waffenwesen, die Einführung der gezogenen wie der Hinterladungsgewehre und die gleichmäßige Bewaffnung der gesamten J. mit denselben verwischte nach und nach die frühern hierauf begründeten Unterschiede in der J. Als aber durch die Erfahrungen der Kriege von 1866 und 1870/71 die Taktik der Kompaniekolonnen, welche von jeder Kompanie die gleiche Befähigung zum Schützenkampf forderte, zur Geltung kam, wurden 1876 die Züge der dritten Glieder beseitigt. Eine verschiedene Verwendung einzelner Teile der Kompanien ist ausgeschlossen, die ausgedehnte Anwendung des Schützenkampfes erfordert, daß nicht nur Kompanien, sondern ganze Regimenter und Brigaden in denselben eingreifen. Wir haben jetzt also in der That eine *Einheitsinfanterie*. Die beibehaltenen Bezeichnungen *Grenadiere*, *Musketiere* und *Füsiliere* haben nur noch Bedeutung in der Erhaltung geschichtlicher Erinnerungen. Auch unsre *Jäger* (s. d.) machen keine Ausnahme mehr, die ihnen allerdings 1866 nach dem Reglement noch gewahrt war, durch den Kampf selbst aber aufgehoben wurde. Immerhin werden die Jäger vorzugsweise der Avantgarde und Detachements zugeteilt. Österreich hat in den *Kaiserjägern*, Italien in den *Alpenkompanien*, Frankreich in einer Anzahl Jägerbataillone eine *Gebirgsinfanterie*. Deutschland hat 173 Infanterieregimenter, 19 Jägerbataillone (darunter ein Schützenbataillon), Frankreich 163 und 30. Über die Stärke der J. andrer Armeen s. die betreffenden Länderartikel (Abschnitt Heerwesen). Der deutsche Infanterist ist bewaffnet mit Seitengewehr u. Infanteriegewehr M/88. Die Uniform der J. der europäischen Großmächte zeigt beifolgende Tafel. Vgl. *Rüstow*, Geschichte der J. (2. Ausg., Nordhaus. 1864, 2 Bde.); *Jähns*, Handbuch der Geschichte des Kriegswesens (Leipz. 1880); *Derselbe*, Heeresverfassungen und Völkerleben (2. Aufl., Berl. 1885); v. *Boguslawski*, Die Hauptwaffe in Form und Wesen (das. 1880).

Infanteriebrigadebezirk (*Brigadebezirk*), s. Bezirk.

Infanteriedivision, s. Division.

Infanteriefeldwerke, soviel wie Feldschanzen, s. Feldbefestigung, S. 264.

Infanteriekanonen, leichte Geschütze, die von Gustav Adolf den Regimentern, später den Bataillonen (*Regiments-*, *Bataillonsartillerie*) der Infanterie beigegeben, auch von dieser bedient wurden. Sie gingen bald in alle Armeen über und wurden in wechselndem Geschick wieder abgeschafft und eingeführt. Sie tauchten unter Karl XII. vorübergehend wieder auf, um dann durch Friedrich II. zu größerer Bedeutung zu gelangen. Napoleon folgte dem Beispiel des letztern im Feldzug 1809 gegen Österreich. Die ehemaligen Gründe für die Einführung der J., der Infanterie eine kräftige Stütze zu geben, die jederzeit zur Hand ist, sind mit der alten Kampfweise und bei der erlangten großen Beweglichkeit der Feldartillerie geschwunden. Ähnlicher Art waren die *Amüsetten* (s. d.). Vgl. »Die Einführung einer Infanteriekanone« (Paderb. 1884).

Infanteriemunitionskolonnen, s. Munitionskolonnen.

Infanterieschießschule, s. Militärschießschule.

Infanterieschilde, s. Feldbefestigung, S. 264.

Infanterieschule, s. Frankreich, S. 734. Als *Inspektion der Infanterieschulen* fungiert in Preußen eine vom Kriegsministerium ressortierende Behörde, der unterstellt sind: die Infanterieschießschule, Militärturnanstalt, Unteroffizierschulen und Unteroffiziervorschulen, auch das Militärknabenerziehungsinstitut in Annaburg. Der Chef hat die Stellung eines Brigadekommandeurs.

Infanteriestellung, s. Festungskrieg, S. 355, und Laufgräben.

Infanterietruppendivision, s. Division.

Infanteristen, die Mannschaften der Infanterie (s. d.), also Füsiliere, Grenadiere, Musketiere, Jäger &c.; s. diese Artikel.

Infantia (lat.), Kindesalter (s. Alter, S. 441).

Infantia salvatōris (»die Kindheit des Heilands«), Titel mehrerer lateinisch, arabisch und syrisch vorhandener Apokryphen (s. d.), welche sich in Fabeleien über Jesu Jugend ergehen.

Infanticīda (lat.), Kindesmörder, Kindesmörderin; Infanticidium, Kindesmord (s. d.).

Infarkt (lat. Infarctus, griech. Emphraxis, »Anschoppung, Verstopfung«), in der alten Medizin ursprünglich von der Verstopfung der Därme durch harte Massen gebraucht, namentlich durch verhärtete Kotballen oder durch ungekaute und unverdaute Speisen. Gegenwärtig versteht man unter J. nur den *hämorrhagischen J.*, d. h. die Infiltration der Parenchyme durch ergossenes Blut. Der hämorrhagische J. oder Blutknoten kommt vorzugsweise in den Lungen, der Milz und den Nieren vor. Er tritt hier in Gestalt größerer oder kleinerer (in der Lunge bis faustgroßer, in den Nieren meist nur bohnengroßer) Knoten von keilförmiger Gestalt auf, welche sich durch ihre Härte von dem umgebenden weichern Gewebe leicht abgrenzen lassen. Die Grundfläche des Keiles entspricht der Oberfläche, seine Spitze dem Innern des betreffenden Organs. Die hämorrhagischen Infarkte entstehen durch allmähliches Aussickern des Blutes aus den feinsten Gefäßen, wobei die Blutkörperchen sich zwischen die Gewebselemente und in die von diesen gebildeten Hohlräume (z. B. Lungenbläschen, Harnkanälchen &c.) einlagern und das Parenchym der Organe zwischen sich zusammendrücken. Anfänglich ist der hämorrhagische J. auf der Schnittfläche dunkel blutrot und feucht;

Digitized by Google

später, wenn das Blut geronnen ist, wird er trockner und fester, bleibt aber noch düster braunrot. Allmählich jedoch erblaßt der J., wird hellgelb, sehr trocken und fest; dabei verkleinert er sich, und schließlich verschwindet er gänzlich unter Hinterlassung einer bräunlich gefärbten, tiefeingezogenen Narbe. Die Ursache der Infarktbildung liegt in einer plötzlich auftretenden Verstopfung der blutzuführenden Arterie des betroffenen Gebiets, und diese Verstopfung erfolgt durch Blutgerinnsel auf dem Wege der Embolie (s. d.). Vgl. Endarterie. — Beim hämorrhagischen J. der Lungen, der bei gewissen Herzkrankheiten häufig, seltener ohne solche, als Folge der dauernden starken Druckerhöhung in den kleinen Gefäßen ohne Embolie vorkommt, gelangt ein Teil des ergossenen Blutes in die Luftröhrenäste und wird ausgehustet (Bluthusten, hämoptoischer J.). — Der Ausgang der metastatischen, d. h. durch verschleppte Blutgerinnsel bedingten Infarkte richtet sich ganz nach der Beschaffenheit und der Quelle dieser Pfröpfe. Sind dieselben »blande«, unschädliche Gerinnsel, so stirbt der infarcierte Bezirk einfach ab, verfettet und schrumpft zu einer Narbe; waren dem Embolus vermehrungsfähige Bakterien oder fermentartige faule Substanzen beigemischt, wie bei vielen Wundfiebern, so bildet sich um den J. eine demarkierende Entzündung mit Eiterung oder Jauchung aus, welche weit um sich greifen, bei den Lungen das ganze Brustfell, bei der Milz das Bauchfell ergreifen und den Tod um so eher herbeiführen kann, als derartige Infarkte wohl immer in mehrfacher Anzahl auftreten und in diesen Fällen geradezu als Teilerscheinung der Septichämie anzusehen sind. Die meist nicht sehr umfänglichen Infarkte der Nieren bedingen vorübergehendes Blutharnen. Milz- u. Niereninfarkte werden vorzugsweise bei Entzündung der Klappen in der linken Herzhälfte beobachtet, Lungeninfarkte dagegen schließen sich an die Erweiterung des rechten Vorhofs und der rechten Herzkammer an. An den ursprünglich erkrankten Stellen des Herzens bilden sich in der Regel die Gerinnsel, welche mit dem Blutstrom verschleppt und die unmittelbare Ursache der Infarkte werden. Es kann aber auch von andern Stellen her, z. B. von einem Jauchеherd aus, Material zur Bildung metastatischer Infarkte in die Blutbahn gelangen und in den großen drüsigen Organen zur Ablagerung kommen. Von ärztlicher Behandlung der hämorrhagischen Infarkte kann kaum gesprochen werden. Nur beim J. der Lungen, der mit Lungenblutung einhergeht, wird sie rein symptomatisch, ähnlich wie bei andern Lungenblutungen, stattfinden können. Vgl. Bluthusten.

Infatigābel (lat.), unermüdlich.

In favorem (lat.), zu gunsten.

Infektion (lat.), Ansteckung (s. d.); infektiös, ansteckend, seuchenartig.

Infektionskrankheiten, die durch Infektion entstandenen Krankheiten (s. Ansteckung). Als Institut für J. besteht in Berlin eine zur Förderung der Bakterienforschung gegründete Anstalt, die in eine Krankenabteilung (neun einstöckige Baracken) und eine wissenschaftliche Abteilung zerfällt. Das Verwaltungsgebäude enthält auch einen Hörsaal für theoretische Vorlesungen, in der Nähe befindet sich das Sektions- und Desinfektionsgebäude. Die Krankenabteilung dient nicht zu Unterrichtszwecken, auch ist die wissenschaftliche Abteilung nur der Forschung gewidmet. In derselben sind außer dem Vorsteher 20 Assistenten und freiwillige Hilfsarbeiter beschäftigt. Sie enthält außer dem bakteriologischen Laboratorium mit den großen Bruträumen ein chemisches und photographisches Laboratorium, die Bibliothek, Räume zur Aufnahme von Versuchstieren und einen Verbrennungsofen für die Kadaver derselben.

Infektionstheorie, s. Viehzucht.

Inferi (lat.), die Bewohner der Unterwelt, auch letztere selbst; daher ad inferos, zu den Toten. Auch war J. Name der Unterweltsgottheiten. Inferien (inferiae), Totenopfer. Vgl. Steuding in Roschers »Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 234 ff.

Inferiorität (lat.), das Untergeordnetsein, niederer Grad oder Rang, im Gegensatz von Superiorität.

Infernāl (infernalisch, lat.), der Unterwelt oder Hölle angehörend, höllisch, teuflisch; Infernalität, infernales Thun und Wesen, teuflische Verruchtheit.

Infernālis lapis (lat.), Höllenstein.

Infertilität (lat.), Unfruchtbarkeit.

Inferum mare, bei den Römern Name des Tyrrhenischen Meeres, im Gegensatz zum Mare superum, dem Adriatischen Meer.

Infibulation (lat.), Operation, welche auf mechanische Weise die Ausübung des Beischlafs und den Mißbrauch der Geschlechtsteile verhüten soll; sie wird schon von Juvenal (in der 6. Satire) und Martial (»Epigramme« VII, 81) erwähnt. Celsus (»De medicina«, 7. Buch, Kap. 25, 3) beschreibt die Operation und gibt an, daß sie zur Erhaltung der Stimme sowohl als der Gesundheit wegen gemacht wurde. Zur Verhinderung der Onanie wurde die J. Ende vorigen Jahrhunderts warm empfohlen und auch in diesem Jahrhundert, unter andern noch von v. Gräfe, ausgeführt. Man durchsticht die mäßig angespannte Vorhaut oder die kleinen Schamlippen mit einer Nadel, führt einen Bleidraht durch die Stichkanäle, läßt diesen bis zur Vernarbung liegen und vertauscht ihn dann mit der Fibula, einem verzinnten Metalldraht, welchen man ringförmig biegt und an den Enden zusammenlötet. Die Operation wird heute nicht mehr angewendet, da sie ihrem Zweck nur unvollkommen entspricht und Schmerz verursacht.

Infidēles (lat.), Ungläubige; s. In partibus infidelium.

In fidem (lat., »für die Treue«), zur Beglaubigung, besonders bei der Beglaubigung (Fidemation) von Abschriften (i. f. copiae) übliche Formel.

In fide salus (lat.), »in der Treue (liegt) das Heil«, Ordensdevise des »Sterns von Rumänien« (s. d.).

Infiltration (lat., »Einseihung«), in der Medizin die gleichmäßige Einlagerung von Krankheitsprodukten in die Gewebe, wodurch letztere meist dicker werden und fester anzufühlen sind. So spricht man namentlich von entzündlicher J., wo eine Ausschwitzungsmasse (Serum, Eiter etc.) in die Maschen des Gewebes erfolgt ist, oder von einer krebsigen, lymphatischen etc. J., wo die Krebs- oder Lymphzellen in kleinen Gruppen so zwischen die Gewebselemente des kranken Organs eingeschaltet sind, daß, für das bloße Auge wenigstens, die Grenze zwischen dem ursprünglichen und dem infiltrierten Gewebe nicht auffindbar ist. Am ausgebildetsten kommen die verschiedenen Infiltrationszustände an dem lockern Zellgewebe vor, weil sich die Fasern desselben leicht voneinander entfernen lassen. In der Geognosie heißt J. die Art der Imprägnation, in welcher im Wasser gelöste Stoffe in Gestein u. dgl. eingedrungen sind (vgl. Imprägnation).

Infimus (lat.), der Unterste.

Digitized by Google

In fine (lat.), am Ende.

Infinität (lat.), Unbegrenztheit, Unendlichkeit.

Infinitesimalrechnung, Rechnung mit unendlich großen und unendlich kleinen Größen, zerfällt in die Differentialrechnung (s. Differential), die Integralrechnung (s. d.), die Variationsrechnung (s. d.) und die Lehre von den Differentialgleichungen (s. Integralrechnung). Der Erste, der nachweislich mit den Infinitesimalen rechnete, war Archimedes, als er den Satz begründete: der Kreis ist flächengleich dem Dreieck, dessen Grundlinie die Peripherie und dessen Höhe der Radius ist; an ihn schließt sich Galilei an, ihm folgen Cavalieri, Kepler &c.

Infinitimonium (lat.-griech.), ein Aggregat von unzählig vielen Gliedern.

Infinitiv (lat.), diejenige Form des Zeitwortes, welche den Begriff desselben rein und unvermischt, ohne Rücksicht auf die Nebenbeziehungen der Person oder der Personen und der Modalität, welche sonst im Zeitwort (z. B. in »ich schreibe«) gegenüber dem I. (»schreiben«) liegen, ausdrückt (s. Verbum). Der Mangel dieser Nebenbedeutungen (griech. Paremphasen) hat dem I. seinen Namen (griech. aparemphatos, d. h. »der Nebenbedeutungslose«) gegeben, wovon das lateinische Wort I. nur eine ungenaue Übersetzung ist. Vgl. Jolly, Geschichte des Infinitivs im Indogermanischen (Münch. 1873).

Infinītum (lat.), das Unbegrenzte, Unendliche.

Infirmaria (lat., franz. Infirmerie), Kranken- oder Siechenhaus; auch Krankenstube (in Klöstern).

Infix (lat.), in das Innere des Wortstammes eingefügtes grammatisches Element; s. Flexion.

Infizieren (lat.), anstecken, verpesten.

In flagránti (lat.), »auf frischer That« (ertappt), s. Flagrant.

Inflammábel (lat.), entzündbar, besonders in Liebe; Inflammabilien, brennbare Mineralien (s. d.).

Inflammation (lat.), die Entzündung (s. d.); inflammatorisch, entzündlich, mit Entzündung verbunden.

Inflammieren (lat., franz. enflammer, enflammieren, spr. ang-), entflammen, entzünden.

Inflationisten (v. lat. inflatio, »Aufblähung«), in Amerika Bezeichnung für die Anhänger der unbeschränkten Ausgabe von Papiergeld, von welcher sie eine Erhöhung der Warenpreise, Erleichterung der Schuldenlast und somit auch eine Hebung der Produktion erwarten. Die Gegenpartei der I. erstrebt eine Verminderung der papiernen Umlaufsmittel (Kontraktion).

Inflātus (lat.), aufgeblasen, aufgebläht, bauchig.

Inflexibilia (lat.), in der Grammatik Wörter, die keiner Flexion (s. d.) fähig sind, wie die Interjektionen, Konjunktionen, Adverbien, Präpositionen.

Inflexibilität (lat.), Unbeugsamkeit, Strenge.

Inflexion (Diffraktion), soviel wie Beugung des Lichtes (s. d.).

In flore (in floribus, lat.), in Blüte (Flor), Wohlstand; auch soviel wie in Saus und Braus.

Infloreszénz (lat.), s. Blütenstand.

Influénz (neulat.), Einfluß, Einwirkung; zuweilen auch soviel wie Epidemie, Landseuche; in der Elektrizitätslehre soviel wie Verteilung (s. Elektrizität, S. 655); magnetische I., s. Magnetismus.

Influénza (ital.), soviel wie Grippe (s. d.). — I. der Pferde, nach der früher geltenden Ansicht eine fieberhafte, akut verlaufende Seuchenkrankheit, die verschiedene Formen annehmen könne. Neuerdings ist ermittelt worden, daß zur I. bisher besonders drei ansteckende Krankheiten: Pferdestaupe, Brustseuche und Skalma (s. d.), gerechnet worden sind. Nach historischen und vergleichend-pathologischen Gründen kann als I. eigentlich nur die Pferdestaupe gelten. Mit der Grippe des Menschen besitzt die Skalma die meiste Ähnlichkeit. Vgl. Dieckerhoff, Die Krankheiten des Pferdes (2. Aufl., Berl. 1892); Derselbe, Die Pferdestaupe (das. 1882).

Influenzmaschine (Elektromaschine), eine 1864 fast gleichzeitig von Holtz und von Töpler erfundene Vorrichtung zur Erzeugung größerer Elektrizitätsmengen durch elektrische Verteilung (Influenz). Die Holtzsche I. (Fig. 1) besteht aus zwei gefirnißten Glasscheiben, von denen die kleinere (B) mittels Kurbel und Schnurlauf S um ihre aus Hartkautschuk (Kammmasse) verfertigte wagerechte Achse x gedreht

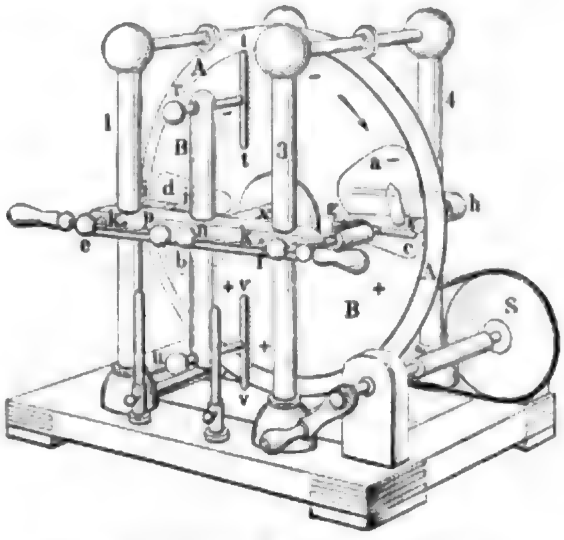


Fig. 1. Holtzsche Influenzmaschine.

werden kann, deren Zapfenlager in den von vier Glassäulen 1, 2, 3, 4 getragenen, ebenfalls aus Hartkautschuk bestehenden Querbalken kk und hh angebracht sind; die größere feststehende Scheibe A, welche, von gläsernen Querstäben getragen, sehr nahe hinter der drehbaren Scheibe steht, ist an zwei gegenüberliegenden Stellen mit Ausschnitten a und b versehen, an deren Rändern Papierbelege (Armaturen) c und d angebracht sind, von welchen aus Papierspitzen in die freien Räume der Ausschnitte hineinragen. Vor der drehbaren Scheibe befinden sich, den Papierbelegen der hintern Scheibe gerade gegenüber, zwei messingene Kämme oder Rechen g g und i i, welche ihre Spitzen der Scheibe zukehren, und deren messingene Stiele, durch den Querbalken kk hindurchgesteckt, in den Kugeln f und e endigen. Durch diese Kugeln gehen dicke Messingdrähte, welche nach außen mit isolierenden Handgriffen aus Hartkautschuk, nach innen mit Knöpfen n und p versehen sind, verschiebbar hindurch. Hält man hinter den Papierbeleg c eine durch Reiben mit Katzenfell negativ elektrisch gemachte Hartkautschukplatte H (Fig. 2, S. 234) und dreht die Scheibe B in der Richtung des Pfeils den Papierspitzen bei a und b entgegen, während die Knöpfe n und p miteinander in Berührung sind, so wird zunächst der Papierbeleg c negativ elektrisch, indem seine positive Elektrizität durch die Papierspitze gegen die Kautschukplatte ausströmt, während die negative zurückbleibt; sobald dies erreicht ist, wird die Kautschukplatte entfernt. Die ne-

Digitized by Google

gative Elektrizität des Belegs c wirkt nun verteilend sowohl auf die sich drehende Glasscheibe als auch auf den Messingkamm g g, indem sie in beiden die positive Elektrizität anzieht, die negative zurücktreibt; jene wird dadurch auf der hintern, dem Beleg zugekehrten Seite positiv (+), auf der vordern zunächst negativ (—); da aber in dem die Elektrizität leitenden Messing die Verteilung viel rascher und vollkommner erfolgt als in dem nichtleitenden Glas, so reicht die aus den Spitzen des Kammes gegen die Scheibe strömende positive Elektrizität nicht nur hin, die negative Elektrizität ihrer Vorderseite auszugleichen, sondern auch noch, letztere mit positiver Elektrizität zu beladen. Der Teil der Scheibe, welcher an dem Kamm g g vorübergegangen ist (in der Figur ihre untere Hälfte), ist daher auf beiden Seiten positiv elektrisch. Diese positive Elektrizität, an der in den Ausschnitt b hineinragenden Papierspitze angekommen, zieht aus dieser die negative Elektrizität heraus, hebt sich gegen dieselbe auf und läßt den Papierbeleg d positiv elektrisch zurück; der Erfolg ist derselbe, als wäre die gesamte positive Elektrizität der untern Scheibenhälfte in diesen Beleg übergegangen. Indem nun die positive Elektrizität des Belegs

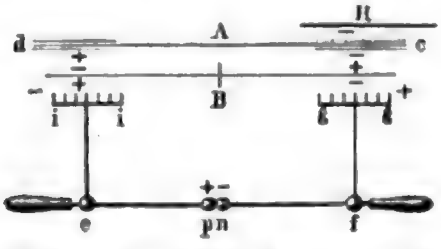


Fig. 2. Wirkungsweise der Influenzmaschine.

d auf die drehbare Scheibe und den Messingkamm i i ganz wie vorhin verteilend wirkt und negative Elektrizität aus den Spitzen auf die Scheibe zu strömen nötigt, wird deren obere Hälfte beiderseits mit negativer Elektrizität (—) geladen, welche, an dem Ausschnitt a angelangt, in den Papierbeleg c übergeht und dessen negative Ladung und verteilende Wirkung vermehrt. Da sich dieses Spiel bei jeder Umdrehung wiederholt, so wird die Ladung beider Belege rasch bis zu einer gewissen Grenze gesteigert. Von den durch die verteilende Wirkung der Belege in die Kämme zurückgetriebenen Elektrizitäten geht die positive vom Kamm i i nach der Kugel p, die negative vom Kamm g g nach der Kugel n; zwischen diesen beiden Kugeln, welche man Elektroden nennt, gleichen sie sich aus. Damit dies bei der anfangs schwachen Ladung möglich sei, müssen die Kugeln beim Ingangsetzen der Maschine miteinander in Berührung sein. Man kann übrigens die Maschinen und zwar mit sicherm Erfolg auch dadurch laden, daß man die Elektroden gleich anfangs voneinander entfernt und die eine mit der Erde, die andre mit dem Konduktor einer gewöhnlichen Elektrisiermaschine in Verbindung setzt; der Vorgang der Ladung ist jetzt gerade der umgekehrte wie vorhin. Sobald auf die eine oder die andre Weise eine genügende Ladung erreicht ist, was sich durch ein zischendes Geräusch verrät, geht zwischen den auseinander gerückten Kugeln ein prasselnder Funkenstrom über, welcher andauert, solange man die Scheibe dreht. Leitet man die eine Kugel nach der Erde ab, so kann man aus der andern Funken ziehen, wie aus dem Konduktor einer gewöhnlichen Elektrisiermaschine, deren Wirkung übrigens durch die J. bedeutend übertroffen wird. Eine Leidener Flasche (s. d.) oder Batterie, deren Belegungen man mit den geöffneten Elektroden in Verbindung setzt, wird in wenigen Sekunden geladen und entlädt sich wieder durch einen zwischen den Elektroden überspringenden Funken. Um statt des andauernden Funkenstroms einzelne stärkere Funken zu erhalten, kann man auch jede Elektrode mit dem Knopf einer Leidener Flasche und die äußern Belegungen der beiden Flaschen (durch einen Stanniolstreifen Q) unter sich verbinden (Fig. 3). Jede Flasche lädt sich innen mit der Elektrizität der zugehörigen Elektrode, während die auf dem äußern Beleg abgestoßene gleichnamige Elektrizität durch den Stanniolstreifen nach dem äußern Beleg der andern Flasche wandert, um dort die entgegengesetzte innere zu binden und selbst gebunden zu werden; ist nach kurzer Zeit die hierzu erforderliche Spannung erreicht, so vereinigen sich die Elektrizitäten der innern Belegungen durch einen mit lautem Knall zwischen den Elektroden überspringenden Funken, während die gleichzeitig frei werdenden Elektrizitäten der äußern Belegungen durch den Stanniolstreifen sich ausgleichen. In derselben Weise wie diese zwei Leidener Flaschen wirkt die der Maschine gewöhnlich beigegebene Verstärkungsröhre, eine Glasröhre,

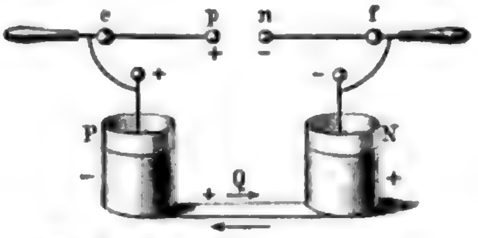


Fig. 3. Verstärkungsflaschen.

welche innen mit einem Stanniolstreifen, außen mit zwei Stanniolringen beklebt ist; mit diesen Ringen wird sie auf die Messingstiele der beiden Kämme gelegt: die Ringe entsprechen alsdann den innern Belegungen der beiden Flaschen, der innere Stanniolstreifen den miteinander zusammenhängenden äußern Belegungen derselben.

Entfernt man die beiden Elektroden so weit voneinander, daß die auf ihnen angesammelten Elektrizitäten sich nicht mehr ausgleichen können, so fließen sie durch die Kämme auf die Scheibe zurück und vernichten deren Ladung oder kehren sie sogar um. Um das Erlöschen der Maschine bei zu großer Entfernung der Elektroden zu verhindern, sind die überzähligen Kämme t t und v v (Fig. 1) an einem lotrechten Träger r u von Hartkautschuk angebracht, welche, bez. mit g g und i i leitend verbunden, die zurückgestauten Elektrizitäten aufnehmen und gegen die Scheibe strömen lassen. Das Ausströmen der Elektrizitäten aus den Spitzen der Kämme, von welchem das zischende Geräusch herrührt, ist im Dunkeln sichtbar; die positive Elektrizität erscheint in Form von garbenartigen Lichtbüscheln, welche von den Spitzen des Kammes g g aus auf der Scheibe der Drehungsrichtung entgegen sich ausbreiten, die negative in Form von Lichtpünktchen an den Spitzen des Kammes i i.

Dreht man die Maschine, während sie geladen ist, so fühlt man einen größern Widerstand, als wenn sie nicht geladen ist; was man im erstern Fall an Arbeit mehr zu leisten hat, wird in Elektrizität verwandelt. Verbindet man die Elektroden einer thätigen J. mit den Kämmen einer zweiten, von welcher der Schnurlauf abgenommen ist, und erteilt der Scheibe der letztern einen kleinen Anstoß, so gerät dieselbe in rasche

Digitized by Google

Drehung. Während die erste Maschine Arbeit in Elektrizität verwandelt, wird in der zweiten Elektrizität in mechanische Arbeit umgesetzt.

Die selbsterregenden Influenzmaschinen nach dem Muster von Töpler (Voß, Wimshurst) haben den Vorteil, daß die zum Angehen erforderliche geringe Elektrizitätsmenge nicht von außen zugeführt werden muß, sondern von der Maschine selbst erzeugt

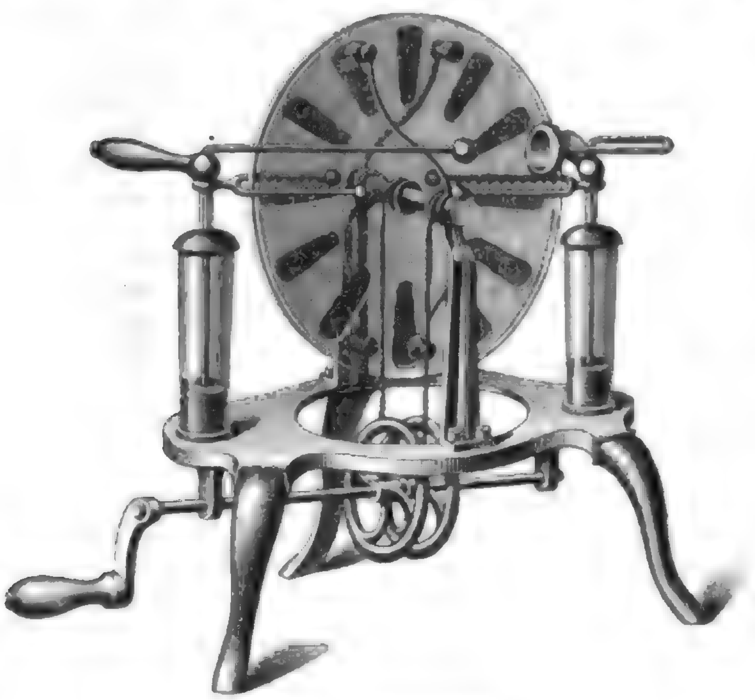


Fig. 4. Lissers Parva.

wird. Zu ihnen gehört die nach den Angaben von Holtz von Lisser u. Benecke in Berlin konstruierte J., welche unter dem Namen Lissers Parva weite Verbreitung gefunden hat. Die Maschine (Fig. 4) besitzt zwei in entgegengesetzter Richtung um eine gemeinschaftliche Achse drehbare Glasscheiben, welche mit Hilfe von Schnurrädern und einer Kurbel im untern Teil der Maschine in Rotation versetzt werden. Die Scheiben sind mit zwölf radial laufenden Metallbelegungen versehen, und über diese streifen Pinsel aus Goldlahn, welche an den Enden diametral gestellter Arme der Ausgleichskonduktoren sitzen. Die Pinsel jeder Scheibe sind leitend miteinander verbunden, und die Arme sind von dem Gestell isoliert. Die Auffangkämme, welche in der Höhe des horizontalen Durchmessers der Scheiben einander gegenüberstehen, sind auf

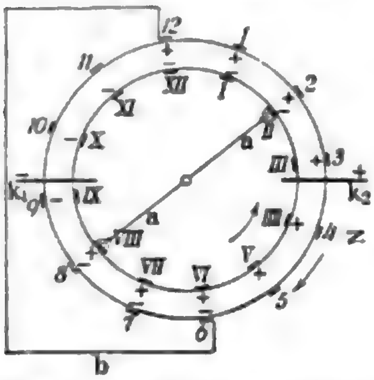


Fig. 5. Zur Erklärung des Vorganges beim Betrieb von Lissers Parva.

Glassäulen befestigt und durch den aufgesetzten Kopf derselben mit den beweglichen Konduktoren verbunden. Der Vorgang beim Betrieb der Maschine ist folgender: Hat die Belegung 1 (Fig. 5) eine +Ladung erhalten und gelangt sie bei der Rotation in die Lage von 2, also II gegenüber, so wird hier —E angezogen und —E abgestoßen, die durch aa nach VIII gelangt. Sind auch alle nachfolgenden Belegungen, sobald sie den obern Pinsel von b passiert haben, mit +E geladen, so wird die Belegung II, wenn sie beim Drehen weiter nach oben kommt, ihre Ladung beibehalten, da dieselbe durch die +E der andern Belegungen festgehalten wird. Erst wenn II den obern Pinsel von b überschritten hat und ihr nun beim weitern Fortgang ungeladene Belegungen gegenüberstehen, wird die gebundene —E frei und kann in den Saugkamm k_1 übergehen. Alsdann ist die Belegung so lange entladen, bis sie an den untern Pinsel von a gelangt. Von diesem erhält sie nun +E (wie oben dargelegt) und ebenso alle nachfolgenden Belegungen, bis sie k_2 passieren, wo die +E abgegeben wird. Die untern Belegungen des innern Kreises influenzieren nun aber die entsprechenden des äußern. So wird VI eine —Ladung in b hervorrufen, und es wird die +E nach dem obern Pinsel von b getrieben, wo sie die passierenden Belegungen + ladet, die Ladung derselben also, welche den ganzen Vorgang einleitete, verstärkt. Geht nun b in der Richtung nach k_1 weiter, so bleibt —E gebunden, bis die Belegung VIII passiert hat. Alsdann wird sie frei und kann also in k_1 übergehen ꝛc. Die Maschine gibt 8—9, bei günstigem Wetter selbst 11 cm lange Funken. Sie ist von der Feuchtigkeit der Luft wenig abhängig und wechselt nur selten die Pole.

Influieren (lat.), Einfluß haben, einwirken.

In folio (lat.), in Folioformat (s. Folio).

In folle (lat.), in Bausch und Bogen.

In forma (lat.), in aller Form; in forma consueta, in gewohnter, herkömmlicher Form; in forma patente, in kundmachender Form, durch öffentlichen Anschlag; in forma pauperis, als Armensache, nach dem Armenrecht; in forma probante, in beweisender, rechtskräftiger Form.

Information (lat.), Unterweisung, Auskunft.

Informationsprozeß (Informativprozeß, lat. Processus informativus), die vor Verleihung der höhern Kirchenämter, namentlich der Bistümer, durch die römische Kurie veranlaßten Untersuchungen über die Ordnungsmäßigkeit der Wahl und über die Tauglichkeit des vom Kapitel vorgeschlagenen oder vom Landesherrn ernannten Kandidaten, welch letzterm sodann bei günstigem Resultat nach feierlicher Verkündigung im Konsistorium die päpstliche Konfirmation erteilt wird.

Informationsurteil, s. Belehrungsurteil.

Informātor (lat.), Lehrer, namentlich Hauslehrer (s. d.).

Informieren (lat.), unterrichten, in Kenntnis setzen.

Informität (lat.), Unförmlichkeit.

In foro (lat.), »auf dem Forum«, d. h. vor Gericht.

Infraktion (lat.), Bruch, besonders Vertragsbruch, Bruch eines Bündnisses, Gesetzesübertretung.

Infralapsārii (lat.), in der reform. Kirche diejenigen Anhänger der Calvinischen Lehre von der Prädestination, welche annahmen, daß Gott seinen Ratschluß der Erwählung erst mit Bezug auf den vorausgesehenen Sündenfall gefaßt habe. Sie triumphierten 1618 auf der Dordrechter Synode über ihre Gegner, die Ante- oder Supralapsarii, welche in jene Vorausbestimmung Gottes schon den Sündenfall selbst mit eingeschlossen und dem Dekret der Erwählung zur

Digitized by Google

Seligkeit ein ebenso zeitloses Dekret zur Verdammnis koordinierten.

Infralias, ältere Bezeichnung für die rätische Stufe, s. Triasformation.

In fraudem creditōrum, i. f. legis, s. Fraus.

Infrequenz (lat.), Mangel an Besuchern.

Infrigidation (lat.), Abkühlung, Erkaltenlassen.

Inful (lat. Infŭla), bei den alten Römern eigentümliche Art Kopfbedeckung (auch vitta), bestehend in einer breiten wollenen weißen (selten scharlachroten) Binde, die bald breit um das Haupt gelegt, bald turbanartig gewunden ward und an beiden Seiten mit herabhängenden Bändern versehen war. Als Zeichen religiöser Weihe und Unverletzlichkeit ward sie gewöhnlich von Priestern und Vestalinnen, später auch von den Kaisern u. höhern Magistraten getragen. Auch Schutzflehende legten diese Binde an. Als Zeichen heiliger Bestimmung ward sie den Opfertieren um das Haupt gebunden; auch leblose Gegenstände wurden zum Zweck der Weihe damit versehen. Da eine solche Binde schon im 11. Jahrh. Abzeichen der Geistlichen war, so brauchte man das Wort I. gleichbedeutend mit Priesterornat, Mitra (s. d.). Schon im 13. Jahrh. aber wurde I. nur für die von der bischöflichen Mitra sowie von der Kaiserkrone auf den Rücken herabhangenden Bänder, die eigentlich nur den Bischöfen, nicht den Äbten zukamen, gebraucht. Eine Mitra, die Infuln hatte, und ein Abt, der solche führen durfte, hießen infuliert.

In full dress (engl.), s. Dress.

Infundibŭlum (lat.), Trichter.

Infundieren (lat.), eingießen.

Infusion (lat., »Eingießung«), das Einspritzen von gelösten Arzneisubstanzen in eine Vene des Körpers, eine veraltete, nur in der Tierheilkunde noch gebräuchliche Operation. Sie ist durch die ebenso sicher wirkende und ungleich bequemere und gefahrlosere subkutane Injektion ersetzt (s. Einspritzung). Wohl aber wird die I. einer 0,6 prozentigen Kochsalzlösung (künstliches Serum) in eine Vene heute wieder vielfach geübt bei starkem Blutverlust (bei Verletzungen, im Wochenbett), bei Kohlenoxydvergiftung (hier bei gleichzeitigem oder unmittelbar voraufgegangenem oder folgendem Aderlaß), bei eingedicktem Blut (wie bei Cholera, s. d., S. 107). Im ersten Falle nimmt man an, daß durch die Wiederfüllung des Kreislaufs das Herz einen Anreiz zu erneuter Thätigkeit erhält, der den drohenden Kollaps überstehen läßt.

Infusionsmethode, s. Bier, S. 1002, und Parfümerie.

Infusionstierchen, s. Infusorien.

Infusorien (Infusionstierchen, Aufgußtierchen, Infusoria), Klasse der Protozoen, im Wasser lebende, sehr kleine Tiere mit Wimpern als Bewegungswerkzeugen, in der Regel mit Mund und After, pulsierender Blase (Vakuole) und einem bis vielen Kernen. Nach außen sind die Tierchen meist von einem glashellen, zarten Häutchen begrenzt. Die Wimpern, welche den Körper bedecken, sind um den Mund herum gewöhnlich so angeordnet, daß ihre Bewegung einen lebhaften Strudel im Wasser erzeugt, damit die Nahrung in den Mund gelange. Meist sind bei den frei lebenden I. auch dickere Haare, Borsten, Haken ꝛc. vorhanden und dienen gleichsam als Gliedmaßen beim Kriechen oder als Taster ꝛc. Die Nahrung wird nur ausnahmsweise, wie bei den schmarotzenden Opalinen, durch die ganze Haut hindurch auf endosmotischem Wege oder mittels eigner Saugröhren, wie bei den Acineten, aufgenommen; gewöhnlich jedoch ist ein Mund und auch ein After vorhanden. Vom Mund führt ein zartes Rohr direkt in den halb flüssigen Körperinhalt, und in diesem wird die Nahrung langsam umherbewegt, verdaut und, soweit sie unverdaulich ist, durch den After wieder entleert. Magen und Darm fehlen, wie das bei den einzelligen Wesen nicht anders sein kann, gänzlich; übrigens geht die verdauende Innenschicht des Körpers allmählich in die äußere, härtere Wandung über. Letztere dient vorzugsweise der Empfindung und Bewegung, und so sind in ihr auch muskelähnliche Fasern und stäbchenförmige Körperchen, welche wohl als Nessel- oder Angelorgane zu betrachten sind, vorhanden. Einzelne festsitzende I. haben sogar in ihrem Stiel ein eignes muskelartiges Band, mittels dessen sie den Stiel in eine Spirale aufrollen und sich selbst zurückziehen können. An bestimmten Stellen des Körpers befinden sich auch noch eine oder mehrere kontraktile Blasen (Vakuolen) ohne eigne Wandung; sie ziehen sich regelmäßig bis zum völligen Verschwinden zusammen u. dehnen sich wieder aus. Die Flüssigkeit in ihnen wird dann durch eine äußerst feine Öffnung in das umgebende Wasser entleert. — Sehr merkwürdig ist die Fortpflanzung. Die eigentliche Vermehrung geschieht meist durch Teilung (der Länge oder der Quere nach), seltener durch Knospung; bei manchen Arten bleiben auch die Teilstücke beisammen, und so entstehen Kolonien. Mitunter teilt sich ein Infusorium bis zu einigen hundert Malen hintereinander; schließlich werden aber die so entstandenen jungen I., obwohl sie wachsen, doch so klein, daß sie sich erst zu zweien vereinigen müssen, um nach der Trennung zur vollen Größe heranzuwachsen und von neuem sich durch Teilung zu vermehren. Diese Vereinigung oder Konjugation ist entweder dauernd, so daß aus je zwei Individuen ein einziges größeres wird, oder vorübergehend und führt im letztern Falle zu einem Austausch eines Teiles der Kernsubstanz der beiden konjugierenden I. (s. Fortpflanzung, S. 656). Der Teilung geht häufig eine Einkapselung voraus, bei welcher das Tier die Wimpern ꝛc. einzieht, den Körper zu einer Kugel abrundet und eine erhärtende Kapsel (Cyste) ausscheidet, in der es geschützt auch außer dem Wasser in feuchter Luft leben kann. Gelangt es dann wieder in Wasser, so zerfällt es in eine Anzahl Stücke, welche beim Platzen der Cyste frei und zu ebenso vielen Sprößlingen werden. Endlich erzeugen die I. auch wohl Schwärmsprößlinge, welche die Wandungen des Mutterkörpers durchbrechen und sich frei im Wasser weiter entwickeln. Übrigens werden auch, wenn man I. zerschneidet, die Stücke unter günstigen Bedingungen wieder zu ganzen Tieren. Sonach ist die Fortpflanzung der I. sehr mannigfaltig und erfolgt auch mit so großer Schnelligkeit, daß in kürzester Zeit eine ganz ungeheure Nachkommenschaft erzeugt werden würde, wenn nicht zwischen den einzelnen Akten immer größere Zwischenräume und endlich ein völliger Stillstand einträte. Immerhin ist beobachtet worden, daß eine Vorticellide in 24 Stunden 200 Nachkommen hervorbringt, und daß ein Pantoffeltierchen sich in ebenderselben Zeit verachtfacht, was in einer Woche nicht weniger denn 2 Millionen ergeben würde. So erklärt sich auch das oft massenhafte plötzliche Auftreten der I. in scheinbar abgeschlossenen Wassermengen; stets nämlich befinden sich die durch Einkapselung vor dem Austrocknen geschützten Keime in der Luft und gelangen mit ihr überallhin. — Die Lebensweise der I. ist sehr verschieden. Zum Teil schmarotzen sie im Darm oder der Harnblase höherer Tiere, einzelne Arten leben im Innern andrer I.; die meisten jedoch

Digitized by Google

ernähren sich von den mikroskopischen Organismen, unter denen sie leben. Manche sind festgewachsen, andre heften sich mit einem Saugnapf an andre Tiere und rutschen auf ihnen umher. Vorwiegend sind die J. Bewohner des süßen Wassers, doch finden sich auch viele Arten im Meere. Die letztern sind nicht in dem Grade Kosmopoliten wie die erstern, weil ihre Keime vergleichsweise selten durch den Wind verbreitet werden.

Die Einteilung der J. geschieht im allgemeinen nach ihrer Bewimperung. Man unterscheidet gewöhnlich fünf Ordnungen, von denen man die ersten vier auch wohl als Ciliaten zusammenfaßt:

1) Holotricha, Körper gleichmäßig mit Längsreihen von Wimpern bedeckt. Hierher unter andern Opalina ranarum aus dem Mastdarm des Frosches.

2) Heterotricha, Körper gleichmäßig mit Längsreihen feiner Wimpern bedeckt; um den Mund eine deutliche Wimperzone. Hierher die Bursaridae aus den Eingeweiden höherer Tiere.

3) Hypotricha, Körper mit scharf geschiedener Rücken- und Bauchfläche, von denen meist nur die letztere bewimpert ist; Mund auf der Bauchseite mit Wimperzone. Hierher das Muscheltierchen (Stylonychia mytilus *Ehrb.*, s. Tafel »Protozoen«).

4) Peritricha, Körper nur teilweise mit Wimpern bedeckt; diese bilden eine Spirale um den Mund und hinten häufig einen ringförmigen Gürtel. Hierher aus der Familie der Vorticelliden das Glockentierchen (Epistylis nutans *Ehrb.*, s. Tafel »Protozoen«), welches, erschreckt oder gestört, an der Übergangsstelle vom Körper zum Stil umknickt; unter dem hervorstehenden Rand des Deckels liegt der Mund.

5) Suctoria oder Acineten, Körper mit geknöpften, tentakelartigen Fortsätzen, welche als Saugröhren wirken; nur in der Jugend mit Wimpern; leben von andern Infusorien. Hierher Acineta (s. Tafel »Protozoen«).

Die J. wurden gegen Ende des 17. Jahrh. von Leeuwenhoek entdeckt; der Name (»Aufgußtierchen«) kam aber erst im vorigen Jahrhundert in Gebrauch u. soll andeuten, daß sie sich reichlich einfinden, wenn man die verschiedensten organischen Substanzen (besonders Heu) mit Wasser übergießt (infundiert) und stehen läßt. Eine Zeitlang war es fast Mode, mit solchen Aufgüssen zu arbeiten, und zahlreiche Bücher wußten die abenteuerlichsten Geschichten über die wunderbaren, nur mit dem Mikroskop zu beobachtenden Tierchen zu erzählen. Jedoch erst Ehrenberg stellte eingehende Untersuchungen (»Die J. als vollkommene Organismen«, 1838) darüber an, faßte freilich auch noch, wie alle seine Vorgänger, das Gebiet in viel zu großer Ausdehnung und rechnete nicht nur die niedrigsten Protozoen und Pflanzen, sondern auch die hoch entwickelten Rädertiere, die jetzt gewöhnlich zu den Würmern gestellt werden, zu den J. Indem er nun von den Rädertieren ausging und auch bei den echten J. einen gleich entwickelten Bau des Körpers finden wollte, wurde er zu zahlreichen Irrtümern verleitet. So schrieb er den J. einen Magen und Darm, Nieren, Geschlechtswerkzeuge und Adern zu. Erst Dujardin (»Histoire naturelle des infusoires«, 1841), welchem man auch die richtige Auffassung der Rhizopoden verdankt, sowie Siebold stellten die noch geltende Ansicht auf, der Körper der J. sei eine einfache, allerdings hoch organisierte Zelle. Vgl. auch Stein, Die Infusionstiere, auf ihre Entwickelungsgeschichte untersucht (Leipz. 1854); Derselbe, Der Organismus der J. (das. 1859—64, 2 Tle.); Claparède und Lachmann, Études sur les Infusoires et les Rhizopodes (Genf 1858—61); Haeckel, Zur Morphologie der J. (Leipz. 1873); Maupas, Le rajeunissement caryogamique chez les Ciliés (Par. 1889); R. Hertwig, Über die Konjugation der J. (Münch. 1889), sowie den Abschnitt J. in Bütschli, Die Protozoen (in Bronns »Klassen und Ordnungen des Tierreichs«, Leipz. 1880—89).

Infusorienerde, soviel wie Kieselgur.

Infūsum (lat.), Aufguß; I. sennae compositum, Wiener Trank.

In futūrum (lat.), für die Zukunft, inskünftige.

Inga *Dec.*, Gattung aus der Familie der Leguminosen und der Unterfamilie der Mimosoideen, große Sträucher oder Bäume von 15—20 m Höhe, mit einfach gefiederten Blättern mit 2—5 oder 6 Paar breiten Fiederblättchen und oft geflügeltem oder blattähnlichem Blattstiel, weißen oder gelblichen, oft sehr großen filzigen Blüten, zu kugeligen Dolden oder Köpfchen oder eiförmigen, bisweilen verlängerten Ähren vereinigt, die einzeln oder gebüschelt in den Blattachseln oder in gedrängten Rispen an den Zweigenden stehen. Die Hülsen sind lineal, gerade oder etwas gekrümmt, flach, vierkantig oder fast stielrund, meist mit verdickten Nähten und süßem Fruchtbrei. Gegen 140 Arten im tropischen und südlichen subtropischen Amerika und Westindien. I. vera *Willd.*, ein mittelamerikanischer und westindischer Baum, welcher besonders auf Jamaica und Trinidad häufig ist, hat über 15 cm lange, gekrümmte Früchte, deren süßes Mark abführend wirkt und wie bei uns die Manna benutzt wird. Das Holz ist als Cuba-Grenadille, Kokosholz im Handel. Die Rinde dient zum Gerben und Färben. I. spectabilis *Willd.*, ein schöner, großer Baum auf Panama, wird seiner oft über 60 cm langen Früchte halber auch in Neugranada kultiviert und liefert ein wohlschmeckendes Fruchtmus. I. Marthae *Spr.*, auf den westindischen Inseln und im nördlichen Chile, hat sehr gerbsäurereiche Früchte, welche als Algarobilla in den Handel kommen und zum Färben benutzt werden; diese Droge wird aber auch von Balsamocarpum brevifolium und Prosopis pallida abgeleitet. Der Tanningehalt der jetzt auch im europäischen Handel erscheinenden Früchte soll bis 70 Proz. betragen. I. biglobosa *Willd.* (Parkia africana *R. Br.*, Dourabaum), im tropischen Afrika, liefert mehlige, bitter, aber nicht unangenehm schmeckende Samen, welche als Kaffee vom Sudân ein nicht unwichtiges Nahrungsmittel der Neger bilden. Man röstet und zerreibt sie, um das Pulver zu schokoladeartigen Kuchen zu verarbeiten. Die unreifen, knoblauchartig riechenden Samen werden, wie die Blätter, roh und gekocht gegessen und sollen faulem Wasser den unangenehmen Geschmack nehmen. Der süßen Hülsen (Pacai) halber wird I. Feuillei *DC.* in Peru und I. edulis *Mart.* (Ingasipo), die von Zentralamerika bis Nordbrasilien vorkommt, in Südbrasilien kultiviert.

Ingamos, die eßbaren Wurzelknollen mehrerer Arten von Dioscorea.

Inganno (ital.), Betrug, in der Musik soviel wie Trugschluß (s. d.); per i., betrüglicherweise.

Ingasipo, s. Inga.

Ingävŏnen (Ingaevŏnes oder Inguaeones), der dritte Hauptstamm der alten Germanen, dessen Namen Tacitus auf Ingo oder Inguo, einen Sohn des Mannus, zurückführt. Er begreift die Küstenvölker an der Nordsee, von der Rheinmündung bis zur Jütischen Halbinsel hinauf. Zu ihnen gehörten die Friesen, Chauken, Angrivarier (Engern), Amsivarier, Brukterer, Angeln, Teutonen ꝛc.

Ingber, Pflanzengattung, s. Zingiber.

Ingeborg, Königin von Frankreich, Tochter des Königs Waldemar I. von Dänemark, eine schöne,

Digitized by Google

tugendhafte Prinzessin, wurde 1193 in Amiens die zweite Gemahlin König Philipps II. August von Frankreich, der aber unmittelbar nach der Brautnacht eine unüberwindliche Abneigung gegen sie faßte und sie nicht als Gattin anerkennen wollte; wegen angeblicher Verwandtschaft wurde die Ehe von dem Erzbischof von Reims getrennt und J. in das Kloster Beaurepaire verbannt, während Philipp sich 1196 mit Agnes von Meran (s. Agnes 3) vermählte. Papst Cölestin erklärte indes die Scheidung für ungültig, und als Philipp sich mit den Hohenstaufen verbündete, forderte Papst Innocenz III. den König auf, J. wieder aufzunehmen, und ließ auf dessen Weigerung im Januar 1200 über Frankreich das Interdikt aussprechen. Nach längerm Sträuben mußte sich Philipp im November d. J. fügen und sich von Agnes trennen; aber erst 1213 wurde J. nach 17jähriger Gefangenschaft in Etampes wieder am Hof aufgenommen. Sie blieb kinderlos und starb 1236 in Corbeil.

Ingegneri (spr. indschenjêri), Angiolo, ital. Dichter und Litterator, geb. um 1550 in Venedig aus einer angesehenen Bürgerfamilie, gest. um 1613 in Rom, stand nacheinander im Dienste der Herzöge von Guastalla, von Urbino, von Savoyen und wurde zuletzt Sekretär des Kardinals Cinzio Aldobrandini in Rom. J. ist besonders bekannt durch seine Verehrung für Tasso, dem er in Turin, als derselbe 1578 als Flüchtling dahin kam, ein Asyl verschaffte, und dessen Epos »La Gerusalemme liberata« er zum Druck beförderte (Casalmaggiore 1581). Von seinen Werken sind eine italienische Bearbeitung von Ovids »Remedia amoris« in Ottave Rime (Avignon 1576), »La danza di Venere«, Hirtendrama (Vicenza 1589), die Abhandlung »Del buon segretario« (Rom 1594) und der »Discorso della poesia rappresentativa e del modo di rappresentare le favole sceniche« (Ferrara 1598) hervorzuheben.

Ingelfingen, Stadt im württemberg. Jagstkreis, Oberamt Künzelsau, am Kocher, 216 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein Schloß des Fürsten von Hohenlohe-Öhringen, ein altes Schloß, eine Schloßruine (Lichteneck), Weinbau, Goldwarenfabrikation, Gerberei, eine Fabrik für Badeöfen und Dampfapparate und (1890) 1351 Einwohner, davon 16 Katholiken. J. ist Hauptort einer fürstlich Hohenloheschen Standesherrschaft, die seit 1806 unter württembergischer Hoheit steht.

Ingelheim (Ober- und Nieder-J.), zwei Flecken in der hess. Provinz Rheinhessen, Kreis Bingen, nahe bei einander, unfern des Rheins und an der Linie Mainz-Bingen der Hessischen Ludwigsbahn. Ober-J., an der Selz, mit Mauern umgeben, ehemals Reichsstadt, hat eine romanische evang. Kirche mit vielen Denkmälern, eine kath. Kirche, eine Synagoge, Reste einer alten Burg, ein Amtsgericht, vorzüglichen Weinbau (Rotwein) und (1890) 3279 meist evang. Einwohner. — Nieder-J. hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Ruinen eines alten Palastes, ebenfalls Weinbau sowie Papier-, Zement- und Düngerfabrikation und (1890) 2688 Einw. Der Ort ist der Sage nach Geburtsort Karls d. Gr., der hier 768—774 eine durch seltene Pracht ausgezeichnete Pfalz erbaute. Das Gebäude war mit 100 Marmorsäulen, Skulpturen und Mosaikzieraten aus Italien, meist Geschenken des Papstes Hadrian I., geschmückt und wiederholt der Schauplatz glänzender und wichtiger Reichsversammlungen. Friedrich I. ließ den Palast wiederherstellen; Karl IV. bewohnte ihn zuletzt und verpfändete ihn dann an Kurpfalz. Im Kriege des Pfalzgrafen Friedrich des Siegreichen gegen den Erzbischof Adolf von Mainz (1462) ward das Gebäude von den Mainzern in Brand gesteckt. Die Stätte des ehemaligen Palastes heißt bei den Einwohnern noch heute der »Saal«. Von den Säulen sind einzelne nach Paris gekommen; eine derselben befindet sich im Museum zu Wiesbaden, eine andre am Brunnen auf dem Schillerplatz zu Mainz. Vgl. Hilß, Der Reichspalast zu J. (Mainz 1868); Loersch, Der Ingelheimer Oberhof (Bonn 1885).

Ingelmünster, Flecken in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Roulers, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie J.-Anseghem und der flandrischen Bahnen Brügge-Courtrai und J.-Deynze, mit einem Schloß, Fabrikation von Gobelins und Spitzen und (1890) 6224 Einw. Hier 10. Mai 1794 Treffen zwischen den Franzosen und den unter Feldmarschall Freytag vereinigten Engländern und Hannoveranern.

Ingelow (spr. inndschelō), Jean, engl. Dichterin, geb. 1820 in Boston (Lincolnshire), trat 1850 mit »A rhyming chronicle of incidents and feeling« auf, dem eine Sammlung von Erzählungen: »Tales of Orris« (1860), und zwei Jahre später ein Band Gedichte: »Round of days«, folgten, der zahlreiche Auflagen erlebte. Seitdem hat sie in Vers und Prosa viel für Zeitschriften geschrieben und weiter selbständig veröffentlicht die Dichtungen: »Home thoughts and home scenes« (1865), »A story of doom, and other poems« (1867), »Mopsa the fairy« (1867, 5. Aufl. 1891) und »Little wonder-horn« (1872); ferner die Romane: »Off the skelligs« (1873, 4 Bde.), »Fated to be free« (1875), »Sarah de Berenger« (1880), »Don John« (1881) u. a. Ein dritter Band Gedichte erschien 1885, eine Sammlung ihrer »Lyrical and other poems« 1886. Sie gehört zu den bedeutendsten Dichterinnen ihrer Zeit.

Ingemann, Bernhard Severin, dän. Dichter, geb. 28. Mai 1789 in Thorkildstrup auf der Insel Falster, gest. 24. Febr. 1862 in Sorö, studierte in Kopenhagen, ward 1822 Lektor an der Akademie in Sorö und verwaltete von 1843—49 die Direktion dieser Anstalt. Seine ersten poetischen Versuche, in denen eine etwas überspannte, sentimental-romantische Lebensanschauung zum Ausdruck kommt, waren: »Digte« (1811—12, 2 Bde.), denen 1813 die Sammlung »Procne« (mit der lyrisch-erotischen Novelle »Varners poetiske Vandringer«) folgte. Nächstdem erschien das ziemlich dunkle, spekulative Märchengedicht »De sorte Riddere« (»Die schwarzen Ritter«, 1814) und eine Reihe dramatischer Werke, unter welchen das dramatisierte Märchen »Reinald Underbarnet« (»Reinald das Wunderkind«) ohne Zweifel das bedeutendste war, während »Masaniello« und »Blanca« (1815) den größten Erfolg erzielten, aber von der Kritik, besonders von P. Hjort und Heiberg, schlimm mitgenommen wurden. Zugleich veröffentlichte J. eine Anzahl lyrisch-epischer Dichtungen, wie »Helias og Beatrice« (1816) und »De Underjordiske« (»Die Unterirdischen«, 1817, Hamb. 1822), sowie »Eventyr og Fortællinger« (1819), die später noch durch mehrere Bände erweitert wurden, zuerst von Hoffmann angeregt, nach u. nach aber mehr realistisch-gemütvoll. Das Ergebnis einer Reise nach dem Süden Europas (1818—19) war die Gedichtsammlung »Reiselyren« (1820, 2 Bde.; 2. Ausg. 1845). Von jetzt an näherte sich J., körperlich und geistig frischer, immer mehr dem wirklichen Leben, das er in mild humanem Geist auffaßte. Zur Weckung des Nationalgefühls hat er un-

Digitized by Google

ermeßlich beigetragen durch das historische Epos »Valdemar den Store og hans Mænd« (1824), welchem sich ein Cyklus historischer Romane: »Valdemar Sejer« (1826), »Erik Menveds Barndom« (1828), »Kong Erik og de Fredløse« (1833) und »Prins Otto af Danmark« (1835), sowie das romantisch-historische Gedicht »Dronning Margrete« (1836) anschlossen. Verwandt mit diesen geschichtlichen Romanen, worin er Episoden aus der dänischen Geschichte des Mittelalters im Geiste Walter Scotts poetisch darzustellen suchte, und die trotz nicht immer genügender historischer Genauigkeit durch frische dichterische Färbung und wohlthuende patriotische Wärme in Dänemark Volksbücher geworden sind, ist der Romanzencyklus »Holger Danske« (1837), eine seiner eigentümlichsten und ansprechendsten Dichtungen. Von Ingemanns übrigen Werken sind noch hervorzuheben seine vortrefflichen geistlichen Gesänge: »Højmessepsalmer« (1825) und »Morgen- og Aftensange« (1839), in denen sich kindliche Frömmigkeit mit idyllischem Naturgefühl zu hoher poetischer Wirkung verbindet. Ferner die dem Leben der Grönländer entnommene Erzählung »Kunnuk og Naja« (1842), der in der Gegenwart spielende Roman »Landsbybørnene« (»Die Dorfkinder«, 1852) und die tiefe, religiös-eschatologische Dichtung »Tankebreve fra en Afdød« (»Gedanken in Briefen von einem Verstorbenen«, 1855). Die meisten der genannten Werke erleben noch fortwährend neue Auflagen und wurden auch ins Deutsche übersetzt. Seine »Samlede Skrifter« erschienen in vier Abteilungen, von denen die erste die dramatischen Werke (Kopenh. 1843, 6 Bde.; 2. Aufl. 1853), die zweite die historischen Dichtungen und Romane (1847—51, 12 Bde.), die dritte die Märchen und Erzählungen (1847—64, 13 Bde.), die vierte die Romanzen und Gedichte (1845—64, 9 Bde.) enthält. Nach Ingemanns Tode gab Galskjöt dessen Selbstbiographie »Min Levnetsbog« (1862) und »Tilbageblik paa mit Liv og min Forfattervirksomhed« (1863) heraus. Sein Briefwechsel mit Grundtvig erschien 1881. Vgl. Nörregaard, B. S. Ingemanns Digterstilling og Digterværd« (1886); Schwanenflügel, Ingemanns Liv og Digtning (1886); R. Petersen, Mindeskrift over B. S. I. (1889).

Ingena, Stadt, s. Avranches.

In genere (lat., von genus, Geschlecht), soviel wie generell, im allgemeinen; Gegensatz: in specie.

Ingeneriert (lat.), mit der Zeugung oder Geburt eingepflanzt, anerschaffen, angeboren.

Ingenieur (franz., vom lat. ingenium, Kriegsmaschine), der Verwalter, Werkmeister der Kriegsmaschinen und Geschütze, später Kriegsbaumeister und in diesem Sinne gegenwärtig der Offizier des Ingenieur- oder Pionierkorps. Im nichtmilitärischen Sinne versteht man unter I. den auf einer technischen Hochschule ausgebildeten Techniker, welcher auf dem Gebiet der Ingenieurwissenschaften (Bauingenieur, s. d.), des Maschinen- und Schiffbaues, des Hüttenwesens und der Elektrotechnik thätig ist. Diese Ingenieure sind teils Beamte, teils selbständige Unternehmer (Zivilingenieure, s. d.). Bei großen Betrieben steht unter einem Oberingenieur eine Anzahl von Sektions-, Abteilungs-, Bezirksingenieuren. In Holland trennten sich gegen Ende des 16. Jahrh. die Hydraulik-Architekten von den Architekten im engern Sinne, den Hochbauern; in England entwickelte sich der Ingenieurstand zu Anfang des 19. Jahrh. aus der Berufsklasse des Wasserbautechnikers und des Bergmannes. Gegenwärtig versteht man in England wie auch in Amerika unter I. einen Lokomotivführer, Werkführer ꝛc., während der wissenschaftlich gebildete selbständige Techniker Civil Engineer (abgekürzt C. E.) heißt. Die letztern bilden sich in England im Dienst eines ältern Fachgenossen und durch Privatstudium. In Frankreich wurde das erste Ingenieurkorps für Straßen- und Brückenbau 1720 gegründet, 1747 wurde in Paris von Peronet die Zivilingenieurschule gegründet, aus welcher 1795 die École des ponts et chaussées hervorging, deren Zöglinge die École polytechnique absolviert haben und allein den Titel eines I. des ponts et chaussées führen. Man unterscheidet den I. ordinaire, den I. en chef und den Inspecteur général. In den Vereinigten Staaten stehen den militärisch erzogenen United States Engineers die Civil Engineers gegenüber, die teils bei ältern Fachgenossen, teils in den Instituten des Staates oder an Universitäten, welche eine Fakultät für Civil Engineering besitzen, ausgebildet sind. Sie gliedern sich in Statical, Mechanical und Mining Engineers. In Österreich besteht eine Berufskategorie, deren Angehörige den gesetzlich geschützten Titel eines diplomierten Zivilingenieurs führen. Auch die niedern Stellen der Staatsbautechniker heißen offiziell Ingenieurassistenten, Ingenieure und Oberingenieure. Über die Verhältnisse in Deutschland s. Bauingenieur und Zivilingenieure.

Ingenieurbelagerungspark, s. Belagerungspark.

Ingenieurdistanz, russische Ingenieurbehörde, welcher eine Anzahl Festungen und fortifikatorischer Anlagen unterstellt ist.

Ingenieurgeographen (Geniegeographen), früher obere Militärbeamte (mit Offiziersrang) der geographisch-statistischen Abteilung des preußischen Generalstabes, welche bei der Landesvermessung thätig waren. Bei der Neuorganisation der Abteilung für die Landesaufnahme traten Trigonometer und Topographen an Stelle der I. Vgl. Guide.

Ingenieurinspektion, militärische Behörde zur Leitung und Beaufsichtigung des Festungswesens. Das Ingenieurkorps des deutschen Heeres umfaßt drei Ingenieurinspektionen, deren jede aus mehreren Festungsinspektionen besteht. Vgl. Deutschland, S. 898.

Ingenieurkomité (Geniekomité), Militärbehörde in Berlin, die Festungsentwürfe bearbeitet und unter dem Generalinspekteur besondere Angelegenheiten des Ingenieur- und Pionierwesens berät. Das I. ist dem Chef des Ingenieurkorps (s. d.) unterstellt; in Österreich ist das Geniekomité eine Abteilung des technischen und administrativen Militärkomités.

Ingenieurkorps, soviel wie Geniekorps, in Deutschland die Gesamtheit der Ingenieuroffiziere (s. Genie, S. 316), welche außerhalb des Truppenverbandes in Festungen, bei Behörden oder Militärschulen Verwendung finden. Während ihrer Zugehörigkeit zu Pioniertruppen heißen sie Pionieroffiziere. Der Offiziersersatz des I. wird nur bei den Pionierbataillonen ausgebildet. An der Spitze des I. steht der Chef des Ingenieur- und Pionierkorps und Generalinspekteur der Festungen. Ihm sind unterstellt: 3 Ingenieur- mit 7 Festungsinspektionen (vgl. Deutschland, S. 898), das Ingenieurkomité (s. d.), die Festungsbauschule (s. d.), die Inspektion der Militärtelegraphie (s. d.) und die Militärtelegraphenschule (s. d.), außerdem drei Pionierinspektionen, die I. mit dem Garde-, 2., 5., 6., 17., 1. und 18. Pionierbataillon (letztere beiden unter dem Kommando der Pioniere 1. Armee-

Digitized by Google

korps), die II. mit dem 11., 13. (württembergischen), 14., 15. und 19. Pionierbataillon (letztere beiden unter dem Kommando der Pioniere 15. Armeekorps) sowie dem 16. und 20. (unter Kommando der Pioniere 16. Armeekorps) und die III. Pionierinspektion mit dem 3., 4., 7., 8., 9. und 10. Pionierbataillon. Die Ingenieurinspekteure leiten den Ingenieurdienst in den Festungen, unter ihnen stehen die Festungsinspektionen und Fortifikationsbehörden in den Festungen, bei den letztern eine Anzahl Ingenieuroffiziere unter je einem Ingenieuroffizier vom Platz. Außer zu genannten Behörden u. Schulen sind Ingenieuroffiziere zum Kriegsministerium, dem Generalstabe, zu Studienkommissionen und als Lehrer der Kriegsakademie, der Artillerie- und Ingenieurschule, der Hauptkadettenanstalt und der Kriegsschulen abkommandiert, in letztern beiden Fällen in der Regel unter Stellung à la suite von Ingenieurinspektionen, zu einer Studienkommission oder der Kriegsakademie als Nebenkommando. Auch die Offiziere der Eisenbahnbrigade und der Luftschifferabteilung bestehen zum großen Teil aus Ingenieur- oder Pionieroffizieren. Zwischen allen erwähnten Stellungen findet ein Wechsel der Offiziere statt. Vgl. Genie, S. 315 f., und Pioniere.

Ingenieuroffizier vom Platz, in Deutschland in jeder Festung Leiter des Festungsbauwesens und Vorstand der »Fortifikation«, der für diesen Zweck dort bestehenden Festungsverwaltungsbehörde; er gehört zum Festungsstab und ist bei der Verteidigung Organ des Kommandanten. In Österreich heißt dieser Offizier Geniedirektor.

Ingenieurpark (Ingenieurbelagerungspark), s. Belagerungspark.

Ingenieurschulen, Lehranstalten zur Ausbildung von Ingenieuroffizieren. Karl VI. gründete bereits 1716 I. in Brüssel und Wien; letztere wurde 1758 Ingenieur-, 1851 Genieakademie und 1869 mit der Artillerieakademie vereinigt. 1742 wurden in Dresden, 1750 in Mézières, 1788 in Potsdam I. gegründet, aber nach und nach überall mit den Artillerieschulen vereinigt. Die vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule in Berlin (Charlottenburg) ist jetzt nur für Ingenieur- und Fußartillerieoffiziere bestimmt. Vgl. Artillerieschulen und Genie, S. 315.

Ingenieurwissenschaft, s. Bauwissenschaft.

Ingeniös (franz.), sinnreich, scharfsinnig, erfinderisch; Ingeniosität, Erfindungsgabe.

Ingenium (lat.), Geist, Geistesanlage, Erfindungskraft; auch soviel wie Mann von Geist.

Ingénue (franz., spr. ängschenü'), unschuldig-naives Mädchen (besonders als Bühnenrolle: »Naive«).

Ingenuität (lat.), ursprünglich der Stand eines Freigebornen, angeborne Freiheit; dann soviel wie Aufrichtigkeit, Freimütigkeit, Unbefangenheit.

Ingenuus, Statthalter Pannoniens, einer der sogen. Dreißig Tyrannen, wurde nach glücklichen Waffenthaten an der Donau 258 n. Chr. von den illyrischen Legionen zum Kaiser ausgerufen, bald darauf aber (260) vom Kaiser Gallienus angegriffen und durch das Verdienst seines Feldherrn Aureolus besiegt. Er fiel nach der einen Nachricht in der Schlacht, nach der andern tötete er sich selbst.

Inger (Schleim-, Blind-, Wurmfisch, Bauchkiemer, Myxine *L.*), Gattung der Rundmäuler, aalähnliche, aber flossenlose Tiere, mit acht Bärteln um den rundlichen Mund, zwei kammförmigen Zahnreihen an der Zunge, einem etwas gekrümmten Knorpelzahn am Gaumen und verkümmerten Augen. Die Kiemenöffnungen münden unter der Haut in einen gemeinsamen, nach außen durch ein Loch sich öffnenden Schlauch, der Schwanz hat einen wenig entwickelten Flossensaum. Die Eier sind groß, in Hornschalen mit fadigen Anhängen. Der I. (M. glutinosa *L.*, Gastrobranchus glutinosus *Bloch*), 20 cm lang, bläulichweiß, lebt in den höhern Breiten der Meere der nördlichen und südlichen Halbkugel, auch in der Nordsee, besonders in größern Tiefen auf schlammigem Grunde, bohrt sich in Muskeln und Eingeweide verschiedener Fische ein und frißt sie bis auf Haut und Knochen auf. Besonders unter den in Tiefnetzen gefangenen Fischen richtet er zuweilen erheblichen Schaden an. Vgl. J. Müller, Vergleichende Anatomie der Myxinoiden (in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1834—43).

Ingerénz (lat.), Einmischung.

Ingermanland, ehemalige schwed. Provinz, jetzt ein Teil des russischen Gouv. St. Petersburg, begreift den Strich Landes zwischen dem Ladogasee, der Newa, dem Finnischen Meerbusen, der Narowa und dem Pskowschen und Nowgorodschen Gouvernement. Von der ursprünglichen Bevölkerung, einem finnischen, den Kareliern verwandten Stamm, der nach dem Fluß Inger oder Ishora Ingern (Ingrier) oder Ishoren genannt wird, sind nur noch etwa 17,000 (überwiegend Lutheraner) übrig. — Der Name I. kam erst auf, als das Land 1617 von Rußland, zu welchem es schon seit dem 13. Jahrh. gehört hatte, an Schweden abgetreten wurde. Peter d. Gr. eroberte das Land 1702 wieder, und im Frieden von 1721 wurde es abermals zu Rußland geschlagen und diesem unter Elisabeth 1743 bestätigt. 1783 wurde es mit dem Gouvernement St. Petersburg vereinigt.

Ingern, soviel wie Ingrier, s. Ingermanland.

Ingersheim, Dorf im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Rappoltsweiler, Kanton Kaysersberg, am Fuß der Vogesen, an der Fecht und der Eisenbahn Kolmar-Kaysersberg, hat eine kath. Kirche, Spinnerei, Spindelröhrchenfabrikation, Pottaschesiederei, Weinbau und (1890) 2485 Einw. I. wird schon im 8. Jahrhundert erwähnt.

Ingersoll, Stadt in der Grafschaft Oxford der Provinz Ontario (Kanada), in fruchtbarer Gegend, an der Themse und der Great Western-Bahn, mit Eisengießerei, Maschinenfabrik, Handel mit Korn, Holz, Käse und (1891) 4191 Einw.

Ingésta (lat.), die in den Körper »eingeführten« Stoffe, besonders Speisen und Getränke, auch Luft; Ingestion, der Akt der Einführung derselben.

Inghe, flamländ. Name für die Stadt Enghien.

Inghirāmi, Name einer toscan. Patrizierfamilie aus Volterra, von der sich insbes. folgende Glieder einen Namen erworben haben:

1) Tommaso, geb. 1470 in Volterra, gest. 6. Sept. 1516 in Rom, kam 1483 nach Rom und erntete als Schauspieler in antiken lateinischen Dramen, welche Kardinal Riario aufführen ließ, namentlich in der Rolle der Phädra, großen Beifall. Auch war er ausgezeichnet als lateinischer Redner und Dichter, ward von den Päpsten Alexander VI. und Leo X. hoch geehrt und erhielt von Kaiser Maximilian I. mit der Dichterkrone zugleich den Titel eines Comes palatinus. Von seinen Schriften sind nur sieben Reden auf uns gekommen.

2) Francesco, ital. Archäolog, geb. 1772 in Volterra, gest. 17. Mai 1846 in Florenz, besuchte seit 1785 die Kriegsschule in Neapel, wurde später Bibliothekar zu Florenz und gründete daselbst die Poligrafia

Digitized by Google

Fiesolana zum Druck seiner Werke, welche beinahe alle historisch-archäologischen Inhalts sind und einen staunenswerten Fleiß bekunden. Als die hauptsächlichsten sind zu nennen: »Monumenti etruschi« (Florenz 1820—27, 10 Bde.); »Galleria Omerica« (das. 1831—38, 3 Bde., mit 390 Kupfern); »Pitture dei vasi fittili« (das. 1831—37, 4 Bde., mit 400 Kupfern); »Museo etrusco chiusino« (das. 1833, 4 Bde., mit 216 Kupfern); »Lettere di etrusca erudizione« (das. 1838—39) und die unvollendet gebliebene »Storia della Toscana« (das. 1841—45).

3) Giovanni, Astronom, Bruder des vorigen, geb. 16. April 1779 in Volterra, gest. 15. Aug. 1851 in Florenz, war Professor der Astronomie und Direktor der vom Jesuiten Jimenes im jetzigen Kollegium der Scolopj angelegten Sternwarte zu Florenz. Er veröffentlichte »Effemeridi dell' occultazione delle piccole stelle sotto la luna« (Flor. 1809—1830), »Effemeridi di Venere e Giove all' uso de' naviganti, pel meridiano di Parigi« (1821—24), die »Tavole astronomiche universali portatili« (Florenz 1811), »Carta geometrica della Toscana« (1:200,000) und beteiligte sich an der Bearbeitung der Berliner »Akademischen Sternkarten«.

Ingleby (spr. ingl'bi), Clement Mansfield, engl. Kritiker, geb. 29. Okt. 1823 in Edgbaston bei Birmingham, gest. 5. Okt. 1886 in London, studierte in Cambridge Mathematik und Philosophie u. war 1855—58 Professor der Logik und Metaphysik am Midland Institute seiner Vaterstadt. J. hat als einer der bedeutendsten englischen Shakespeare-Forscher viele Beiträge in die kritischen Revuen sowie eine Reihe wertvoller Bücher geschrieben: »Shakespeare on the Perkins fabrications« (1859); »A complete view of the Shakespeare controversy« (1861); »The still lion, an essay towards the restoration of Shakespeare's text« (1867, neue Ausg. 1874); »Was Thomas Lodge an actor?« (1867); »Shakespeare's century of prayse« (1874); »Shakespeare's allusion-books« (1874); »Shakespeare hermeneutics« (1875); »Shakespeare, the man and the book« (1877) und »Occasional papers on Shakespeare« (1881). J. war auch Kurator von Shakespeares Geburtshaus sowie ein thätiges Mitglied der New Shakespeare Society. Die philosophische Litteratur bereicherte er durch die Werke: »Outlines of theoretical logic« (1856); »An introduction to metaphysics« (1869) und »The revival of philosophy at Cambridge« (1870). Nach seinem Tode erschien von ihm noch ein Band »Essays« (1888).

Inglefield (spr. ingl'fild), Sir Edward Augustus, brit. Admiral und Polarforscher, geb. 1820 in Cheltenham, gest. 5. Sept. 1894 in Queensgate bei London, trat 1834 in die Marine ein, diente 1840 in Syrien, später in den Gewässern von Südamerika u. Westindien und machte die englisch-französische Aktion auf dem Paraná mit. 1852—54 unternahm er drei Fahrten ins Arktische Meer. 1852 nämlich untersuchte er mit dem von Lady Franklin ausgerüsteten Dampfboot Isabel den Smith-, den Whale-, den Jones- und den Lancastersund. In dem erstern drang er bis ca. 79° nördl. Br. vor und glaubte hier ein offenes Meer vor sich zu sehen, und vom Jonessund wies er nach, daß derselbe ein weiter Meerbusen sei. 1853 fuhr er mit dem Schraubendampfer Phönix nach der Beecheyinsel, um mit den Franklin-Suchern unter Belcher in Verbindung zu treten, bei welcher Gelegenheit der französische Marineoffizier Bellot, der ihn mit dem Transportschiff Breadalbane begleitete, seinen Tod fand, während J. den Leutnant Creswell von Mac Clures Schiff Investigator nach Europa heimführte. Bei der dritten Fahrt 1854 mit demselben Schiff errichtete er Bellot auf der Beecheyinsel ein Denkmal und brachte einen Teil der Mannschaften Belchers, der von seinen fünf Schiffen vier im Eise zurückgelassen hatte, nach der Heimat zurück. J. wurde 1853 Kapitän, 1875 Vizeadmiral, 1879 Admiral und nahm 1885 seinen Abschied. Er schrieb unter anderm: »A summer's search for Sir John Franklin« (Lond. 1853).

Inglēse (ital.), Engländer.

Inglis, 1) Sir Robert Harry, brit. Staatsmann, geb. 12. Jan. 1786, gest. 5. Mai 1855, studierte zu Oxford und ward 1818 Rechtsanwalt, praktizierte aber als solcher nicht. 1824 ins Unterhaus gewählt, trat er, nachdem Peel 1829 wegen seines Meinungswechsels in Sachen der Katholikenemanzipation sein Mandat für die Universität Oxford niedergelegt hatte, demselben als Kandidat der Antikatholiken entgegen und siegte mit starker Majorität. Seitdem Vertreter der Universität im Parlament, galt er als Führer der hochkirchlichen Partei desselben, widersetzte sich der Katholikenemanzipation, der Parlamentsreform, der Abschaffung der Kornzölle und der Judenemanzipation und überhaupt allen Neuerungen auf staatlichem wie auf kirchlichem Gebiet. 1847 war er Präsident der Britischen Association, und 1850 ward er der Nachfolger Walter Scotts in dem Ehrenamt eines Professors der Altertümer an der königlichen Akademie der Künste. Im Januar 1854 legte er sein Parlamentsmandat nieder.

2) Henry David, engl. Schriftsteller, geb. 1795 in Edinburg, gest. 20. März 1835 in London, widmete sich anfangs dem Geschäftsleben, sodann aber der belletristischen Schriftstellerei, reiste und schrieb unter dem Pseudonym Derwent Conway die »Tales of the Ardennes« (1825 u. ö.) und, als diese günstig aufgenommen wurden, die weitern Reisewerke »Journey through Norway, Sweden and Denmark« (1826, 4. Aufl. 1837), »Solitary walks through many lands« (1828, 3. Ausg. 1843), »Tour through Switzerland, the South of France and the Pyrenees« (1830, 2 Bde.; neue Ausg. 1840), »Spain in 1830«, wohl sein bestes Werk (1831, 2 Bde.; 2. Aufl. 1839), »The Tyrol, with a glance at Bavaria« (1833, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1833), »Ireland in 1834« (1834, 2 Bde.; 5. Aufl. 1838) und »The Channel islands« (1835, 2 Bde.; neue Ausg. 1840), sämtlich ausgezeichnet durch elegante und korrekte Darstellung. Geringeres Glück machte sein Roman »The new Gil Blas«. Sein letztes Werk war: »Rambles in the footsteps of Don Quixote« (1837).

3) John Eardley Wilmot, brit. General, geb. 15. Nov. 1814 in Neuschottland, wo sein Vater evangelischer Bischof war, gest. 27. Sept. 1862, trat 1833 als Fähnrich in die englische Infanterie. Später nach Ostindien versetzt, zeichnete er sich in dem Feldzug im Pandschab 1848, namentlich bei dem Angriff auf die feindlichen Verschanzungen bei Multan, sowie 1849 als Regimentskommandant in dem Treffen von Sardschkuned und in der Schlacht bei Gudschrat aus. 1855 avancierte er zum Obersten und befehligte 1857 das 32. Regiment in Lakhnau, der Hauptstadt von Audh, als der Aufstand der Sipahi ausbrach und diese Stadt nach Dehlis Fall der Zentralpunkt der Insurrektion ward. Nachdem der General Sir Henry Lawrence 2. Juli tödlich verwundet war, übernahm J.

Digitized by Google

den Oberbefehl über die eingeschlossenen Europäer, darunter etwa 1600 waffenfähige Männer, und schlug mit seiner durch Seuchen, Verluste und Mangel gelichteten Besatzung vier Angriffe des weit überlegenen Feindes heldenmütig ab. Endlich nach 87tägiger Belagerung im September durch die Generale Outram und Havelock entsetzt, vereinigte er sich im November mit der Hauptmacht unter General Colin Campbell, machte die Schlacht bei Khanpur 28. Nov. mit und blieb sodann als Kommandant dieser Stadt zurück, während jener die Operationen wider Lakhnau von neuem aufnahm. Zum Generalmajor ernannt, brachte J. im Februar 1858 den Insurgenten des Gwaliorkontingents bei Kalpi eine entscheidende Niederlage bei. Bald darauf wurde er Oberbefehlshaber der englischen Truppen auf den Jonischen Inseln. 1892 veröffentlichte seine Gattin ihr Tagebuch aus Indien: »Siege of Lucknow«.

Ingluvies (lat.), der Kropf.

Ingo (urgerman. Ingwas), einer der drei Söhne des Gottes Mannus (s. d.).

Ingoda, Fluß in der Landschaft Daurien der sibir. Provinz Transbaikalien, entspringt am Nordabhang des Tscholondo, da wo derselbe sich an das Jablonoigebirge anschließt, fließt bei Tschita vorüber und vereinigt sich oberhalb Nertschinsk mit dem Onon zur Schilka. Bemerkenswert ist das Vorkommen von Krebsen, die in den westlichen Gewässern bis zum Ural sich nicht mehr finden.

Ingoldsby, Thomas, Pseudonym, s. Barham.

Ingolf-Expedition, 1879, s. Maritime wissenschaftliche Expedition.

Ingolstadt, unmittelbare Stadt und Festung ersten Ranges im bayr. Regbez. Oberbayern, liegt links an der Donau, 368 m ü. M. Die Hauptgebäude sind das alte und sogen. neue Schloß, letzteres am Ausfluß der einen Teil der Stadt durchfließenden Schutter in die Donau (beide Schlösser ehemals Residenzen der Herzöge von Bayern-J., jetzt zu militärischen Zwecken verwendet); die große gotische Frauenkirche (1425 gegründet), worin zwei bayrische Herzöge, Stephan und Ludwig der Höckerige, ruhen und noch mehrere interessante Grabmäler (Eck etc.) sich befinden; ferner das 1555 gestiftete ehemalige Jesuitenkollegium (wovon nur noch der östliche Flügel vorhanden ist), die neue evangelische Kirche, das Kriegsspital, das neue Zeughaus, das neue Zivilkrankenhaus, das Rathaus, das Theater, das neue Waisenhaus, das Bürgerspital und das Gebäude der ehemaligen Universität. Letztere wurde 1472 von Herzog Ludwig dem Reichen gestiftet, war bald ein Hauptsitz jesuitischer Theologie und zählte gegen Ende des 16. Jahrh. 4000 Studenten. 1800 wurde sie nach Landshut und 1826 nach München verlegt. Reuchlin, Aventin, Celtes, Locher, Rhegius und andre namhafte Männer gehörten zu ihren Lehrern (vgl. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität etc., München 1872). Unter den Festungswerken treten besonders die starken Brückenköpfe, die aus Quadern aufgeführten Montalembertschen Türme am rechten Ufer der Donau und das Reduit Tilly hervor. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit Garnison (2½ Bat. Infanterie Nr. 10, ein Inf.-Reg. Nr. 13, ein Trainbat. Nr. 1, ein Bat. Fußartillerie Nr. 1 und ein Pionierbat. Nr. 1) auf 17,646 Seelen, davon 2498 Evangelische, 15,039 Katholiken und 80 Juden. Die Industrie beschränkt sich auf Bierbrauerei, Geschützgießerei, Geschoß- und Pulverfabrikation. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Linien München-Bamberg-Hof, Neuoffingen-J. und Regensburg-Hochzoll der Bayrischen Staatsbahn. J. hat eine Real- und eine Lateinschule, ein Kloster der Franziskaner, ein Kloster der Franziskanerinnen und ist Sitz des Stabes der 4. Infanteriebrigade und eines Amtsgerichts. Die städtischen Behörden zählen 10 Magistratsmitglieder u. 24 Stadtverordnete. — J. existierte schon um 806 n. Chr. Besonders entwickelte es sich im 13. Jahrh. und war bereits Stadt, als es 1255 bei der Landesteilung an Oberbayern kam. Von 1392—1445 war es die Residenz der Herzöge von Bayern-J., fiel dann an Bayern-Landshut und 1503 an Bayern-München. 1539 erhielt die Stadt Festungswerke, die schon 1546 gegen den Schmalkaldischen Bund und später im Dreißigjährigen Kriege öfters mit Glück erprobt wurden. So belagerte 1632 Gustav Adolf J. vergeblich, während Tilly drinnen an seiner Fußwunde lag und starb. Die Österreicher besetzten die Festung zweimal (1703 und 1742), und Moreau, welcher drei Monate davor gelegen, ließ sie 1800 schleifen. Seit 1827 sind die Festungswerke durch König Ludwig I. wiederhergestellt, und J. ist dadurch in eine Festung ersten Ranges umgewandelt worden, die gegenwärtig noch bedeutend verstärkt wird. Vgl. Gerstner, Geschichte der Stadt J. (Münch. 1853); Kleemann, Geschichte der Festung J. bis 1815 (das. 1883).

Wappen von Ingolstadt.

Ingots (engl., spr. inggöts), (Gold-, Silber-) Barren, Zaine; früher insbes. die durch den Bessemerprozeß erhaltenen Stahlblöcke, jetzt im preußischen Eisenbahnbetrieb »Blöcke« genannt (s. Eisen, S. 502).

Ingouville (spr. änggwil'), ehemals selbständiger Ort, seit 1854 mit dem Stadtgebiet von Le Havre (s. Havre, Le) vereinigt.

Ingrainfarben (engl., spr. in-grēn-), Teerfarbstoffe, die sich ohne Beize auf Baumwolle befestigen und sich auf der Faser in Azofarbstoffe verwandeln lassen, wie z. B. das Primulin.

Ingram, J. Kells, engl. Nationalökonom und Philolog, geb. 7. Juli 1823 in der Grafschaft Donegal (Irland), studierte in Dublin, wurde daselbst 1846 Fellow, 1852 Professor der englischen Litteratur, 1866 Professor der griechischen Sprache und 1879 Bibliothekar. Er schrieb: »The present position and prospects of political economy« (1878; deutsch von H. v. Scheel, Jena 1879); »History of political economy« (1888; deutsch von Roschlau, Tübing. 1890); »History of slavery and serfdom« (1895); außerdem viele Arbeiten über englische Litteratur und griechische und lateinische Etymologie.

Ingrediens (lat., Ingredienz), Zuthat, Bestandteil einer Mischung (besonders einer Arznei).

Ingremiation (neulat.), die Aufnahme in eine Körperschaft (gremium), besonders geistliche.

Ingres (spr. ängg'r), Jean Auguste Dominique, franz. Maler, geb. 29. Aug. 1780 in Montauban, gest. 13. Jan. 1867 in Paris, kam 1796 in das Atelier Davids, wo er schon 1801 den römischen Preis errang. Er konnte jedoch erst 1806 nach Rom gehen, wo er bis 1820 blieb. Nachdem er sich noch vier Jahre in Florenz aufgehalten, kehrte er nach Paris zurück, wo er 1826 Mitglied des Instituts wurde.

Digitized by Google

Ohne von der Davidschen Richtung, deren energievollster Vertreter er war, abzuweichen, hatte er in Italien seine Studien vornehmlich auf Raffael und die antiken Wand- und Vasenmalereien gerichtet, die seinen Stil beeinflußten und ihn namentlich in seiner Abneigung gegen die Farbe bestärkten. 1834 zu H. Vernets Nachfolger im Direktorium der französischen Akademie zu Rom ernannt, hielt er sich hier abermals bis 1841 auf und lebte seitdem in Paris. Seine vorzüglichsten Bilder sind: Bonaparte als Erster Konsul (1804); Napoleon auf dem Thron (1806, im Invalidenhotel zu Paris); Ödipus und die Sphinx (Louvre, Hauptwerk); Vergil, dem Augustus und der Octavia die Äneide vorlesend; Pietro Aretino und Karls V. Abgesandter, mit dem Gegenstück: Pietro Aretino und Tintoretto; Don Pedro von Toledo, den Degen Heinrichs IV. küssend; eine Odaliske (1814); Philipp V. und der Marschall von Berwick; Heinrich IV. und seine Kinder, mit dem Gegenstück: der Tod Leonardo da Vincis; Angelika und Rüdiger (1819, im Louvre); Christus, dem Petrus die Himmelsschlüssel übergebend; Gelübde Ludwigs XIII. (Kathedrale zu Montauban); Homers Apotheose (Plafondgemälde im Louvre); die Marter des heil. Symphorian (1834, Kathedrale zu Autun); die Madonna mit der Hostie; Stratonike (Hauptwerk); Cherubini, von der Muse gekrönt; die Geburt der Venus; Jesus unter den Schriftgelehrten (1853, Museum zu Montauban); die Quelle, eine nackte weibliche Figur, begonnen 1814, vollendet erst 1856 (im Louvre, epochemachend für die Darstellung des Nackten in der französischen Malerei). Hierzu kommen noch 25 lebensgroße Heiligenfiguren, kolorierte Kartons für die Glasmalereien der heil. Ferdinandskapelle zu Paris und der Gruftkapelle in Dreux, gegen 20 Bildnisse, die wegen ihrer schlichten Auffassung und meisterhaften Zeichnung in neuerer Zeit zu hoher Schätzung gelangt sind, und eine große Bleistiftzeichnung, die Apotheose Homers (1865 nach seinem Bild, aber vielfach verändert, vollendet). J.' Werke blieben lange wenig beachtet. Während die frühern sich ganz in der pseudo-klassizistischen Richtung Davids halten, sind seine beiden spätern Hauptwerke, das Gelübde Ludwigs XIII. und die Apotheose Homers, nach Raffael gemalt. In seiner letzten Zeit wendete sich J. wieder der antikisierenden Richtung zu, und namentlich erscheint seine Stratonike als Nachahmung antiker Genremalerei. Der Zeichnung und Modellierung legte J. mehr Bedeutung bei als der Farbe (daher der scharfe Gegensatz, welcher bei Lebzeiten der beiden Schulhäupter zwischen den Ingristes oder »Dessinateurs« und den »Coloristes«, den Schülern und Bewunderern Delacroix', herrschte); dadurch erhalten seine Bilder etwas Trocknes; auch die Erfindung ist seine Stärke nicht. Anderseits verdienen jedoch seine sorgfältigen Studien, die Reinheit und Richtigkeit seiner Linien und Umrisse die größte Anerkennung, und J. wie einzelne seiner Schüler haben in dieser ernsten, strengen Richtung Hervorragendes geleistet. Nach ihm haben Richomme, Calamatta und Henriquel-Dupont treffliche Kupferstiche geliefert. Seine Werke sind von Reveil in Umrissen herausgegeben worden (Par. 1851). Seinen künstlerischen Nachlaß an Studien ꝛc. vermachte J. seiner Vaterstadt Montauban, welche ein eignes Ingres-Museum gegründet hat. Vgl. Blanc, I., sa vie et ses ouvrages (Par. 1870); Delaborde, I., sa vie, ses travaux, etc. (das. 1870); Schmarsow in Dohmes »Kunst und Künstler« (Leipz. 1884).

Ingreß (lat.), Eingang, Eintritt.

Ingrier, s. Ingermanland.

Ingrossieren (mittellat.), mit großer, dicker Schrift (franz. grosse) ins Reine schreiben, mundieren; in die gerichtlichen Grund- u. Hypothekenbücher eintragen; Ingrossation (auch Intabulation), eine solche Eintragung (s. Auflassung); Ingrossator, Besorger, Ausführer der Ingrossation (s. Hypothekenbewahrer).

In grosso (ital.), soviel wie En gros (s. d.).

Inguiken, kriegerische Religionspartei im Kaukasus, jenseit des Terek, in den Thalschluchten des Gebirges hinter Wladikawkas. Ihr Gott Dalle hat beständig gegen eine Horde Teufel zu kämpfen.

Inguinal (lat.), auf das ingunen, d. h. die Leistengegend (s. d.), bezüglich; daher Inguinalkanal, soviel wie Leistenkanal; Inguinaldrüsen, Lymphdrüsen in der Schenkelbeuge, ꝛc.

Inguiomērus, Cheruskerfürst, des Arminius Oheim, kämpfte mit diesem 15 n. Chr. gegen Germanicus und wurde im Sturm auf Cäcinas Lager verwundet. In der unglücklichen Schlacht auf dem Idistavisofeld (s. Idistavisus) im J. 16 schlug er sich durch und führte statt des verwundeten Arminius den Oberbefehl über die Cherusker in dem zweiten Kampf am Steinhuder Meer, fiel aber nach dem Abzug der Römer aus Eifersucht gegen Arminius von ihm ab und trat im J. 17 zu Marobodnus über.

Ingul (tatar. Eni-Gel), linker Nebenfluß des Bug, im russ. Gouv. Cherson, entspringt nordwestlich von Jelisawetgrad, fließt gegen S. und mündet nach einem Laufe von 200 km bei Nikolajew. Die hohen, felsigen Ufer erschweren die Schiffahrt sehr.

Ingulez, rechter Nebenfluß des Dnjepr, im russ. Gouv. Cherson, entspringt nördlich von Jelisawetgrad, im Wald Nerubaja, fließt gegen O., dann gegen S. und mündet nach 553 km langem Lauf oberhalb der Stadt Cherson. Granitriffe, welche ihn durchsetzen, hindern die Schiffahrt. Er gilt für den Gerrhos des Herodot.

Ingur (Ingura, der Sigania des Plinius, Singames des Arrian), Fluß im russ. Gouv. Kutaïs in Transkaukasien, entsteht 1900 m ü. M. aus einer Anzahl von Quellflüssen im Thal des »Freien Swanetien«, westlich vom Pasimtapaß (3475 m), fließt westlich, dann südwestlich und ergießt sich nach 150 km langem, aber nicht schiffbarem Lauf in mehreren Mündungen, wovon die bedeutendste bei Anaklija, ins Schwarze Meer.

Inguschen, zu den Kisten oder Tschetschenzen gehöriger Volksstamm, im russ. Distrikt Wladikawkas (Kaukasien), an den Flüssen Kumbalei, Sundschah und Schalpir, 15—16,000 Köpfe stark, meist Mohammedaner, deren Glaube an die Unsterblichkeit der Seele dadurch zum Ausdruck kommt, daß, wenn am Vorabend der Hochzeit einer der Verlobten stirbt, die Vermählungszeremonie, selbst mit Verabfolgung der stipulierten Aussteuer, dennoch stattfindet.

Ingweiler, Stadt im deutschen Bezirk Unterelsaß, Kreis Zabern, Kanton Buchsweiler, am Fuß der Vogesen und an der Moder, Knotenpunkt der Eisenbahnen Buchsweiler-J. und Saargemünd-Mommenheim, hat eine evangelische und eine neue gotische kath. Kirche, eine Synagoge, eine Oberförsterei, Bierbrauerei, Gerberei, Bleicherei, Streichholzfabrikation und (1890) 2256 Einw., davon 502 Katholiken und 322 Juden.

Ingwer, Pflanzengattung, s. Zingiber. Deutscher J., s. Arum; gelber J., s. Curcuma.

Digitized by Google

Ingwergewächse, soviel wie Zingiberaceen.

Ingwertanne, s. Chamaecyparis.

Inhaber, derjenige, welcher etwas in seiner Gewalt hat, der aber keineswegs zugleich Eigentümer oder Besitzer (s. Besitz, S. 897) dieser Sache zu sein braucht (s. Inhaberpapier). — J. (*Oberstinhaber*, in Deutschland *Chef*) eines Truppenteils sind fürstliche und andre hochgestellte Personen, welchen das betreffende Regiment ꝛc. besonders »verliehen« worden ist, und die dadurch zu diesem Truppenteil in das Verhältnis einer Ehrenstellung treten. Diese Einrichtung hat ihren geschichtlichen Ursprung darin, daß besonders zur Zeit des deutschen Kaisers Maximilian I. (1493–1519) bewährte Krieger unter Ernennung zu Obersten durch Patent ermächtigt wurden, Regimenter zu errichten. Da nicht selten Prinzen solche Bestallungen erhielten, die anderweiter Ämter wegen das Regiment nicht selbst kommandieren konnten, so ernannten sie sich hierzu einen Stellvertreter (*Oberstleutnant*), dieser wurde nun der Kommandeur, jener aber der J. des Regiments. Vgl. Hausregimenter.

Inhaberpapier (franz. Titre au porteur, ital. Titolo al portatore, engl. Security to bearer), eine Urkunde, durch welche sich der Aussteller zu einer Leistung an den Inhaber des Papiers als solchen verpflichtet. Das J. kann ausdrücklich auf »den Inhaber« (Überbringer, Vorzeiger, Einlieferer, au porteur) oder alternativ auf eine bestimmte Person »oder den Inhaber« (*alternative Inhaberklausel*) lauten; es kann sich aber auch der Wille des Ausstellers, jedem Inhaber verpflichtet zu sein, aus der Nichtbenennung eines Gläubigers und der Natur des Papiers ergeben. Dem J. stehen gegenüber das *Namen-* oder *Rektapapier*, welches auf den Namen eines bestimmten Berechtigten lautet und nur durch Zession auf einen andern übergehen kann, und das *Orderpapier*, welches die Orderklausel (»an die Order N. N.«, »an N. N. oder Order«, auch »an die Order« [d. h. des Ausstellers] schlechthin) enthält und durch Indossament (s. Indossieren) übertragen werden kann. Die Inhaberklausel findet sich (wie auch die Orderklausel) schon in fränkischen u. langobardischen Urkunden des 6. Jahrh., ja auch schon im griechischen Recht; im römischen Recht sind Inhaberpapiere nicht nachweisbar. Die ältesten Inhaberpapiere des Mittelalters enthalten die alternative Inhaberklausel. Heutzutage ist die Anwendbarkeit der Inhaberpapiere außerordentlich vielseitig und für Handel und Verkehr hochwichtig. Dem wirtschaftlichen Zweck nach dient das J. der Umlaufserleichterung (Negoziabilität) der Rechte, insbes. durch Vereinfachung der Umlaufsform und Sicherung des redlichen Erwerbers. Die wichtigsten Inhaberpapiere sind die auf den Inhaber lautenden *Wertpapiere* (Geldpapiere), aber es gehören zu den Inhaberpapieren auch gewisse auf den Inhaber gestellte Legitimationszeichen, wie Theaterbillets, Eisenbahnfahrkarten u. dgl. Von den Wertpapieren sind beispielsweise zu nennen: Partialobligationen aus öffentlichen Anlehen, Prioritätsobligationen, Inhaberaktien, Banknoten, Checks, Pfandbriefe, Koupons, Dividendenscheine, Lose ꝛc. Über die rechtliche Natur der Inhaberpapiere, insbes. über die Frage, wie es juristisch zu erklären ist, daß der Aussteller dem (vorher meist unbekannten) spätern Inhaber, ebenso wie dem ersten Nehmer, verpflichtet ist, besteht ein großer theoretischer Streit. Jedenfalls hat jeder spätere Nehmer ein selbständiges, unmittelbar vom Aussteller abzuleitendes Recht; das Recht *aus* dem Papier knüpft sich an das Recht an dem Papier und wird mit dem J. selbst übertragen; der Aussteller ist nur gegen Präsentation des Papiers zu leisten verpflichtet; mit dem Papier geht somit, soweit nicht Amortisation zugelassen, das Recht aus dem Papier unter. Nach gemeinem deutschen Privatrecht steht die *Befugnis zur Ausstellung* (Emission) von Inhaberpapieren grundsätzlich jedem unbeschränkt zu; es bestehen jedoch folgende Ausnahmen: 1) Wechsel können nicht auf den Inhaber gestellt werden; durch Blankoindossament (s. Indossieren) kann jedoch herbeigeführt werden, daß der Wechsel wie ein J. kursiert (s. Wechsel). 2) Aktien- und Kommanditaktiengesellschaften können ihre Aktien ausnahmslos nur in Stücken zu mindestens 1000 Mk. auf den Inhaber stellen, während für Stammaktien Ausnahmen zulässig sind (s. Aktie, S. 277). 3) Interimsscheine dürfen nicht auf den Inhaber lauten (s. ebenda). 4) Inhaberpapiere mit Prämien (Lotterie-Inhaberpapiere) dürfen nach dem Reichsgesetz vom 8. Juni 1871 nur auf Grund eines Reichsgesetzes u. nur zum Zweck einer Anleihe des Reiches oder eines Bundesstaates ausgegeben werden. 5) Für die Emission von Banknoten sind die beschränkenden Vorschriften des Bankgesetzes vom 14. März 1875 maßgebend (s. Banken, S. 428). 6) Vielfach ist in der deutschen Partikulargesetzgebung die Befugnis zur Ausstellung von Inhaberpapieren beschränkt; so nach dem preußischen Gesetz vom 17. Juni 1833, der österreichischen Verordnung vom 24. Dez. 1847, dem badischen Gesetz vom 5. Juni 1860, dem sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch, § 1040, ꝛc. Das J. kann Gegenstand dinglicher Rechte sein; Eigentum, Besitz, Pfandrecht, Pfändung, Nießbrauch sind daran möglich. Der Eigentümer kann ein J. wie eine andre Sache von dem besitzenden Nichteigentümer vindizieren. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 307) erlangt jedoch der *redliche* Erwerber an dem ihm veräußerten und übergebenen J. stets das Eigentum, gleichviel, ob er es von einem Kaufmann oder von einer andern Person erwirbt, selbst dann, wenn das Papier gestohlen oder verloren war. Der redliche Erwerber ist also gegen die Vindikation seitens des frühern Eigentümers geschützt. Ebenso ist der redliche Erwerber von Pfand- und sonstigen dinglichen Rechten an dem J. geschützt. Es kann sich jedoch der Eigentümer mit Einverständnis des Ausstellers durch *Außerkurssetzung* (s. d.) des Papiers sichern, wodurch die eigentümliche Zirkulationsfähigkeit des Papiers bis auf weiteres aufgehoben und das J. durch die *Vinkulierung* (Festmachung, Inskription) in ein Namenpapier umgewandelt wird. Verloren gegangene Inhaberpapiere können, soweit dies gesetzlich für zulässig erklärt ist, mittels *Amortisation* (s. d.) für ungültig erklärt werden. Nach durchgeführtem Aufgebotsverfahren (s. d.) ist derjenige, der das Ausschlußurteil erwirkt hat, berechtigt, die Rechte aus der Urkunde geltend zu machen. Vgl. *Kuntze*, Die Lehre von den Inhaberpapieren (Leipz. 1857); *Pappenheim*, Begriff und Arten der Papiere auf Inhaber (Berl. 1881); *Brunner* in Endemanns »Handbuch des Handelsrechts«, Bd. 2, § 191–199; *Derselbe* in Goldschmidts »Zeitschrift für Handelsrecht«, Bd. 22, S. 505; Bd. 23, S. 225; *Folleville*, Traité de la possession des meubles et des titres au porteur (2. Aufl., Par. 1875); *Marsson*, Die Außerkurssetzung der Inhaberpapiere nach preußischem Recht (Berl. 1887); *Fellner*, Die rechtliche Natur der Inhaberpapiere (Frankf. 1888); *Wahl*, Traité des titres au porteur (Par. 1891, 2 Bde.).

Digitized by Google

Inhaber-Teilscheine, s. Certifikat, S. 964.

Inhaftieren (deutsch-lat.), in Haft nehmen.

Inhalation (lat.), Einatmung.

Inhalationskuren (lat., »Einatmungskuren«) bestehen in der zu Heilzwecken unternommenen methodischen Einatmung von gewissen Gasen und Arzneistoffen. Namentlich hat man dabei die Einatmung fein zerstäubter Flüssigkeiten im Auge, in welchen ein Arzneistoff aufgelöst ist. J. sind in mehr kunstloser Form schon seit langer Zeit im Gebrauch gewesen. Das Einatmen heißer Dämpfe durch einen Trichter, dessen enges Ende man in den hintern Teil der Mundhöhle führt, gehört hierher, ebenso die von Beddoes (1754—1808) angewendete Einatmung von Gasen (Anemopathie), die von Raspail empfohlenen Zigarretten, die beim Rauchen Kampferdämpfe liefern, ferner Zigarretten mit Belladonna, Opium und Stramonium ꝛc. In bequemerer und verfeinerter Form sind die J. aber erst in neuester Zeit zu ausgedehnter Anwendung gekommen, namentlich seitdem Sales-Girons 1858 in mehreren Bädern Frankreichs Inhalationssäle für Brustkranke einrichtete, in welchen diese die den Quellen entströmenden Gase gemischt mit Luft einatmeten. Derselbe Arzt konstruierte auch einen Zerstäubungsapparat, welcher den J. allgemeine Anwendbarkeit sicherte, und gegenwärtig stellen diese einen wichtigen Teil der Lokaltherapie bei Krankheiten der Atmungswege dar, weil sie es möglich machen, die Schleimhaut der Luftwege bis in deren feinste Verzweigungen, ja bis in die Lungenbläschen hinein mit den gelösten Arzneistoffen in unmittelbare Berührung zu bringen, was selbstverständlich für den Erfolg der Behandlung von größtem Wert ist. Bei den modernen J. werden fein zerstäubte Flüssigkeiten von beliebiger Temperatur eingeatmet. Die Zerstäubung geschieht vermittelst besonderer Apparate (Zerstäubungsapparate, s. d.), welche in verschiedenen Konstruktionen, zum Teil von sehr einfacher und zweckmäßiger Form, angefertigt werden. 1889 empfahl Weigert eine Behandlung der Lungentuberkulose mittels Inhalation heißer Luft von 200°, durch welche die Tuberkelbazillen in der Lunge getötet werden sollten, doch hat diese Behandlung den gehegten Erwartungen nicht entsprochen. J. werden aber auch im großen vorgenommen in der Art, daß man den Patienten in eine Atmosphäre bringt, welche gewissermaßen die Arzneistoffe bereits in Lösung oder in sehr fein verteiltem Zustand enthält. So schickt man z. B. Lungenkranke in die Gradierhäuser, um sie eine Luft einatmen zu lassen, welche sehr feucht ist und zugleich Kochsalz in sehr fein verteiltem Zustand suspendiert enthält. Oder man bringt die Kranken in einen geschlossenen Raum, dessen Luft mit gewissen Gasen, z. B. mit Kohlensäuregas, sehr reichlich vermischt ist (vgl. Gasbäder). In gewissem Sinne könnte man selbst den Aufenthalt an sogen. klimatischen Kurorten als Inhalationskur im großen bezeichnen. Sicherlich ist die Heilkunst, namentlich durch die J. mit zerstäubten Flüssigkeiten, um ein wertvolles, häufig und leicht anzuwendendes Mittel bereichert worden. Vgl. Roß, Atmopathy and hydropathy (2. Aufl., Lond. 1860); Sales-Girons, Thérapeutique respiratoire (Par. 1858); Siegle, Behandlung der Hals- und Lungenleiden mit Inhalation (3. Aufl., Stuttg. 1869); Waldenburg, Die lokale Behandlung der Krankheiten der Atmungsorgane (2. Aufl., Berl. 1872); Oertel in Ziemssens »Handbuch der allgemeinen Therapie«: Respiratorische Therapie (Leipz. 1882); Weigert, Heißluftbehandlung der Lungentuberkulose (Berl. 1889).

Inhalieren (lat.), einatmen, gewöhnlich von der Einatmung medikamentöser Dämpfe ꝛc. gebraucht.

Inhalt, in der Logik im Gegensatz zum Umfang (s. d.) der Inbegriff der zu einem Begriff verbundenen Merkmale; im Gegensatz zur Form (s. d.) das durch diese zu einem Ganzen verbundene Mannigfaltige.

Inhaltserklärung im Zollwesen, s. Deklaration.

Inhambāne, Stadt an der Küste von Portugiesisch-Ostafrika, unter 23° 50′ südl. Br., an der Bai von J. äußerst lieblich gelegen, aber ungesund, hat einen guten Hafen, an dem Dampfer der Currielinie anlegen, Handel mit Kautschuk, Kopal, Wachs, Kokos- und Erdnüssen und 2000 Einw. (50 Weiße).

Inhampura, Fluß, s. Limpopo.

Inhärenz (lat., »Anhaftung«), die notwendige Verbindung von etwas mit etwas anderm, das ohne ersteres nicht sein würde, was es ist, z. B. die Verbindung des Runden mit dem Kreis, der Schwere mit der Materie, überhaupt der Attribute (s. d.) mit der Substanz (s. d.); inhärieren, anhaften, innewohnen; auch auf etwas beharren, davon nicht abgehen.

Inhibieren (lat.), Einhalt thun, verbieten; Inhibition, Einhalt; gerichtliches Verbot; Strafauflage.

Inhibitoriālien (lat. Inhibitoriales, sc. literae), nach früherm Prozeßrecht die Verfügung, wodurch nach eingelegter Berufung vom Obergericht dem Unterrichter alles weitere Verfahren in einer Sache untersagt wurde.

Inhibitōrium (lat.), amtliche Verfügung, durch welche eine Handlung vorläufig untersagt, ein Verfahren vorläufig sistiert wird. Vgl. Drittschuldner und Einstweilige Verfügungen.

In hoc signo vinces (lat., »in diesem Zeichen wirst du siegen«, abgekürzt I. H. S.), die Inschrift, welche nach Eusebios dem Kaiser Konstantin d. Gr., als er wider Maxentius zog, neben dem Bilde des Kreuzes am Himmel erschienen sein soll.

In honōrem (lat.), zu Ehren.

Inhumān (lat.), unmenschlich, hart, ungebildet; Inhumanität, Unmenschlichkeit.

Inia, s. Delphine.

Inigiten, Benennung der Jesuiten, herzuleiten von Inigo (d. h. Ignaz), dem Vornamen Loyolas.

In infinītum (lat.), ins Unendliche fort.

In intĕgrum restitutio (lat.), s. Wiedereinsetzung in den vorigen Stand.

Iniquität (lat.), Unbilligkeit, Härte.

Inirida, rechter Nebenfluß des Guaviare, der sich unfern von dessen Mündung in den Orinoko in jenen ergießt, entspringt in den Cerros Ÿimbi in dem kolumbischen Territorium Caqueta, unter 2° 20′ nördl. Br., hat in seinem Oberlauf die Niederlassungen Adarucagua, Guacamaya, Maripari, an seinem Mittellauf Cubaye.

Inishmore (spr. innischmōr), Insel, s. Araninseln.

Initia (lat., Initien), Anfänge, Anfangsgründe.

Initiālen (lat.), Anfangsbuchstaben, besonders über die Textschrift hervorragende oder aus ihr heraustretende, verzierte und farbige (als Buch- oder Kapitelanfang). Als die Vervielfältigung von Handschriften und Büchern in den Händen von Schreibern lag, wurde die Hervorhebung der J. aus dem Texte durch Vergrößerung sowie durch Hinzufügung von Linien und Schnörkeln versucht, woraus sich allmählich ein ornamentales Spiel entwickelte, das im frühen Mittelalter vornehmlich durch irische Mönche einen

Digitized by Google

bestimmten phantastischen Charakter erhielt. Die J. wurden anfangs durch rote Striche (daher die Benennung *Miniatur*) ausgezeichnet, später durch Auflegung von Goldblättchen gehoben und schließlich in bunten Farben und mit Gold ausgemalt. Zu den Ornamenten traten später Figuren und ganze Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament hinzu, welche sich auf den Inhalt des betreffenden Kapitels bezogen. Im 14. und 15. Jahrh. wurde mit den J. in Handschriften, welche als die Anfänge der Miniaturen- (Buch-) Malerei anzusehen sind, so großer Luxus getrieben, daß man J. findet, welche ganze Blattseiten von Foliohandschriften bedecken. Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden auch die J. übernommen. Anfangs wurden sie in den gedruckten Text mit der Hand hineingemalt. Später wurden sie in Holzschnitt dargestellt und dann koloriert. Die moderne Buchausstattung hat die J. wieder aufgenommen und verwertet sie mit Vorliebe nach dem Geschmack der Gotik und Renaissancezeit, aus welchen sich zahlreiche Vorbilder für figürliche und ornamentale J. in Kupferstich und Holzschnitt erhalten haben. Ihren Höhepunkt erreichte die Initialenmalerei in Italien und Frankreich zu Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrh. S. Tafel »Ornamente II«, Fig. 36 u. 37 (irische J.), Fig. 39, 46; Tafel III, Fig. 7, 8, 16 u. 19, und Tafel »Buchverzierung II«, Fig. 2—4. Vgl. *Shaw*, Handbook of mediaeval alphabets and devices (Lond. 1853); *Lamprecht*, Initialornamentik des 8.–13. Jahrhunderts (Leipz. 1882); *Hrachowina*, J., Alphabet und Randleisten verschiedener Kunstepochen (Wien 1884); *Faulmann*, Die Initiale (das. 1886); *v. Kobell*, Kunstvolle Miniaturen und J. aus Handschriften des 4.–16. Jahrhunderts (Münch. 1891); *Middleton*, Illuminated manuscripts in classical and mediaeval times (Cambridge 1892); *Labitte*, Les manuscrits et l'art de les orner (Par. 1893).

Initiale ‚K' von Tory (Ende 16. Jahrh.).

Initialzelle (lat.), in der Pflanzenanatomie eine Zelle, welche ein bestimmtes Gewebe durch fortgesetzte Neuteilungen weiterbaut.

Initiativantrag, s. Initiative.

Initiative (neulat.), Inangriffnahme einer Handlung, auch das Recht oder Vorrecht dazu. Unter J. der Gesetzgebung (*Initiativrecht*) versteht man das Recht, Gesetzentwürfe einzubringen. Dies Recht war auch in der konstitutionellen Monarchie nach den ältern Verfassungsurkunden dem Monarchen vorbehalten; dem Landtag war nur gestattet, im Wege der Petition an das Staatsoberhaupt sich mit Gesetzvorschlägen zu befassen. Die neuern deutschen Verfassungen dagegen enthalten regelmäßig das Recht der Volksvertretung zu Gesetzvorschlägen (*parlamentarische J.*), selbstverständlich unbeschadet des Sanktionsrechts des Monarchen. In manchen Staaten ist das Initiativrecht nachträglich in besondern Verfassungsgesetzen anerkannt worden. So bildet das Initiativrecht des Landtags, und zwar in den Staaten mit Zweikammersystem einer jeden von beiden Kammern, nunmehr die Regel. Nur ausnahmsweise (Hessen, Altenburg, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Reuß ältere Linie) ist die J. ein Vorrecht des Monarchen; doch sind in einzelnen Staaten gewisse Angelegenheiten, so in Bayern bestimmte Titel der Verfassung, in Württemberg Steuern, Aufnahme von Anleihen, Feststellung des Staatshaushaltsetats und außerordentliche, im Etat nicht vorgesehene Ausgaben, der J. des Landtags entzogen. Im Deutschen Reich haben Bundesrat und Reichstag das Recht der J., nicht dagegen der Kaiser als solcher. Anträge von Reichstagsmitgliedern, welche Gesetzentwürfe enthalten (*Initiativanträge*), müssen von mindestens 15 Mitgliedern unterzeichnet sein und bedürfen nach der Geschäftsordnung einer dreimaligen Beratung (Lesung). Auch in den außerdeutschen Staaten bildet das Initiativrecht der Kammern die Regel. In England, wo die Minister zugleich Mitglieder des Parlaments sind, besteht der Brauch, daß die Gesetzentwürfe von ihnen in letzterer Eigenschaft eingebracht werden. Vgl. auch Volksinitiativrecht.

Initien, s. Initia.

Injektion (lat.), soviel wie Einspritzung (s. d.); in der Geologie das Eindringen von Eruptivmassen in vorhandene Spalten und Höhlungen.

Injektionsexhaustor, s. Exhaustor.

Injektionsgesteine, s. Gesteine, S. 477.

Injektionsspritze, s. Einspritzung.

Injektor (lat., *Einspritzer*, *Dampfstrahlpumpe*), eine in neuerer Zeit vielfach verwendete Speisevorrichtung für Dampfkessel, ist von Giffard

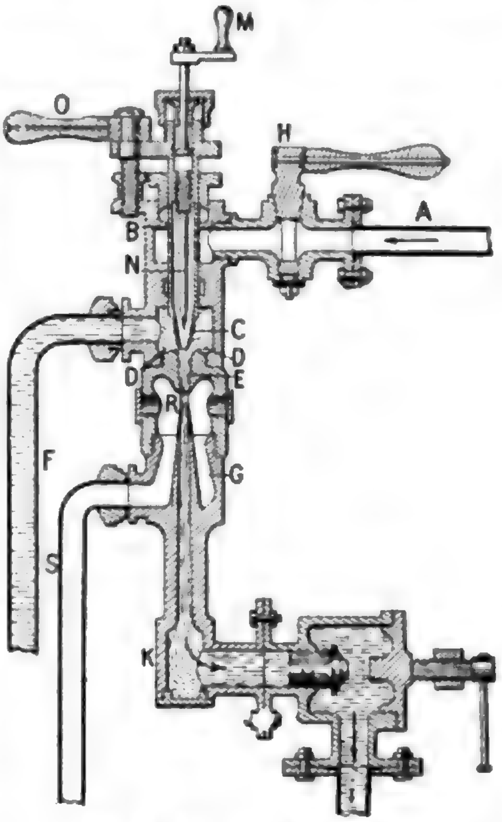


Fig. 1. Giffards Injektor.

erfunden. Seine Einrichtung und Wirkungsweise ist folgende: Das Rohr A (Fig. 1) steht mit dem Dampfraum, L mit dem Wasserraum eines Kessels in Verbindung. Nach Öffnung des Hahnes H strömt Dampf durch A, durch zahlreiche Löcher des Rohres BC in letzteres, durch dessen konisches Mundstück (*Dampfdüse*), weiter das konische Stück E (*Mischdüse*) durchstreichend, durch einen zwischen der Mischdüse E und der *Fangdüse* G gelassenen Zwischenraum (*Überlauf*, *Übersprung*) in den Raum R (*Schlabberraum*) und von da durch Rohr S (*Schlabberrohr*) ins Freie. Hierbei wird durch das die Kammer D mit dem Speise-

Digitized by Google

wasserbassin verbindende Rohr F Wasser angesaugt wie bei jedem Strahlapparat, wobei ihm unter Kondensation des Dampfes dessen ganze lebendige Kraft übertragen wird. Die Geschwindigkeit des angesaugten Wassers nimmt zu, bis es mit Hilfe dieser imstande ist, auf geradem Wege durch G und K strömend, den Druck auf das Speiseventil (*Rückschlagventil*) V zu überwinden u. durch letzteres und Rohr L in den Kessel zu treten. MN u. O sind Regulierschrauben für die Dampfzuströmung bei C und den Speisewasserzutritt bei D. Ein J. wirkt nur dann, wenn die Düsen passende Durchgangsquerschnitte und Formen haben und das Speisewasser eine genügend geringe Temperatur besitzt, so daß in der Mischdüse der Dampf rasch und vollständig verdichtet wird. Das ist der Fall, wenn die Temperatur des Strahles am Überlauf 10—20° kleiner als diejenige ist, bei welcher das Wasser unter dem an dieser Stelle herrschenden Druck siedet. Die Injektoren können mit oder ohne Saugwirkung ausgeführt werden. Nur im erstern Fall muß der Dampfzutritt derart geregelt werden können, daß beim Anlassen des Injektors zunächst nur ein schwacher Dampfstrahl aus der Dampfdüse austritt, der das erste Ansaugen besorgt. Eine Vorrichtung zum Regeln des Wasserzutritts findet sich bei sehr vielen Injektoren. Fig. 2 zeigt den sehr einfachen *nichtsaugenden J.* von *Schau*. Der bei B eintretende Dampf treibt das bei A hinzutretende Wasser durch die Mischdüse C, welche unmittelbar in die Fangdüse D übergeht. Löcher vor der engsten Stelle bilden den Überlauf, durch welchen beim Anlassen der Strahl seitlich zum Schlabberrohr E abgeleitet wird. Nichtsaugende Injektoren können auch mit Dampf von ganz geringer Spannung (z. B. dem Abdampf von Dampfmaschinen) betrieben werden. Fig. 3 zeigt den saugenden *Doppelinjektor* (*Universalinjektor*) von Körting, der Wasser von 70° noch mit Sicherheit ansaugt

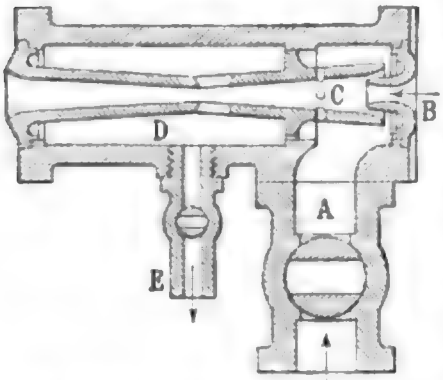


Fig. 2. Nichtsaugender Injektor von Schau.

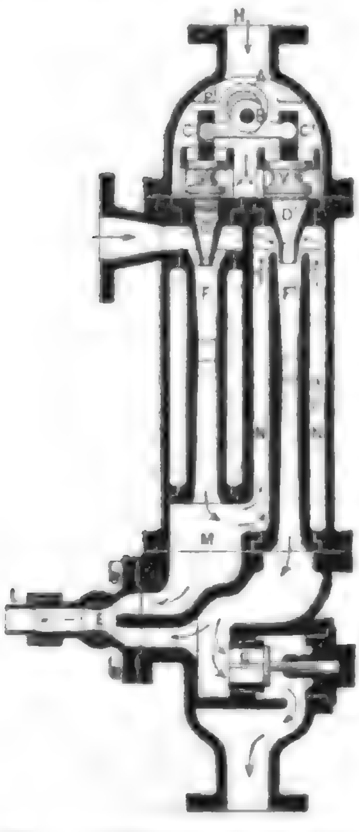


Fig. 3. Körtingscher Universalinjektor.

und in den Kessel fördert. Derselbe besteht im wesentlichen aus zwei einfachen Injektoren, deren einer dem andern das Wasser zubläst, und wirkt in folgender Weise: Der Dampf tritt bei H ein. Wird das Dampfventil V geöffnet, so erhält der erste J. F durch die Düse D Dampf, saugt Wasser an und führt es zunächst durch E ins Freie. Darauf wird nach Öffnung des Dampfventils V^1 Dampf durch die Düse D^1 zum zweiten J. F^1 hinzugelassen und dieser mit der Umgebung in Verbindung gebracht, während zugleich die ins Freie führende Öffnung des ersten Injektors geschlossen wird. Das dabei von dem ersten J. dem zweiten durch NN zugeführte Wasser, dessen Temperatur sich auf etwa 90° erhöht hat, ist, weil es unter einem bedeutenden, den Siedepunkt erhöhenden Druck steht, fähig, bei dem zweiten J. noch eine weitere Kondensation von Dampf vorzunehmen, und wird, nachdem ihm endlich der Ausweg ins Freie verschlossen ist, mit solcher Geschwindigkeit gegen das durch den Kesseldruck verschlossen gehaltene Speiseventil O getrieben, daß letzteres sich öffnet und dem Wasser den Eintritt in den Kessel gestattet. Die nacheinander erfolgende Öffnung der Ventile V und V^1 wird zugleich mit der allmählichen Verschließung des Hahnes E durch die langsame Bewegung eines außen an der Achse angebrachten (in der Figur fortgelassenen) Hebels erzielt, welcher durch die Achse A, den exzentrischen Zapfen B und das Stück CC^1 auf die Ventile u. durch eine (gleichfalls fortgelassene) Stange auf den Hahn E wirkt. Dieser J. wird übrigens auch als nicht saugender J. ausgeführt und hat dann für beide Einzelinjektoren nur ein gemeinsames Dampfventil. Unter dem Namen *Restarting-J.* hat sich ein saugender J. eingebürgert, der selbstthätig wieder in Betrieb kommt, wenn seine Thätigkeit durch Eintreten von Luft in das Saugrohr unterbrochen war, während bei gewöhnlichen Injektoren danach eine erneute Ingangsetzung erfolgen muß. Die Regelung des Dampfaustritts aus der Dampfdüse A erfolgt durch die Spindel B (Fig. 4) mittels des Handhebels G. Bei F tritt das Wasser zu. Die Mischdüse C ist der Länge nach geteilt und die eine Hälfte wie eine Klappe mittels Scharniers aufklappbar. Beim Anlassen wird diese Klappe von dem durchtretenden Dampf und Wasser abgehoben, so daß der Durchgangsquerschnitt vergrößert wird. Dampf und Wasser entweichen durch das federbelastete Schlabberventil D. Sobald aber der Dampf gehörig kondensiert wird, vermindert sich die Spannung in der Mischdüse derart, daß ihre Klappe durch den Luftdruck geschlossen wird. Nunmehr tritt der Strahl geschlossen in die Fangdüse und durch das Rückschlagventil E in den Kessel. Vgl. *Heusinger von Waldegg*, Handbuch für spezielle Eisenbahntechnik, Bd. 3 (2. Aufl.,

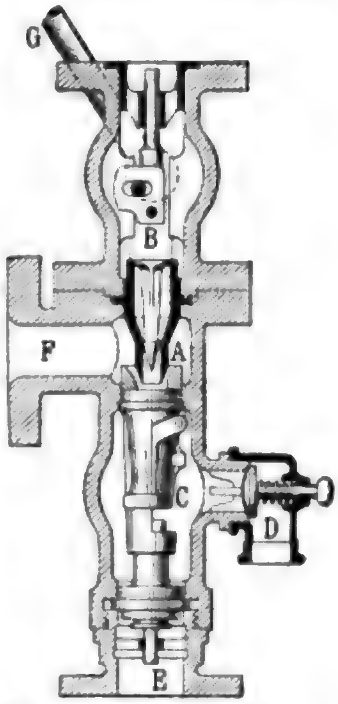


Fig. 4. Restarting-Injektor.

Digitized by Google

Leipz. 1882); Zeuner, Grundzüge der mechanischen Wärmetheorie (2. Aufl., das. 1877); Weißbach-Herrmann, Ingenieur- und Maschinenmechanik, 3. Teil, 2. Abt. (2. Aufl., Braunschw. 1880); Hartmann, Die Pumpen (Berl. 1889); Poillon, Traité des pompes et machines à élever les eaux (Par. 1885—87, 2 Bde.); Jeep, Bau der Pumpen und Spritzen (2. Aufl., Leipz. 1891).

Injektorelevator, s. Strahlapparate.

Injunktion (lat.), Befehl, Auftrag, wodurch einem etwas injungiert, d. h. eingeschärft, zur Pflicht gemacht wird.

In jure cessio, ein Geschäft des ältern römischen Zivilrechts, durch welches Eigentum an sogen. res mancipi (s. Res) übertragen, Adoptionen und Freilassungen von Sklaven bewirkt wurden. Das Wesen dieses Geschäfts bestand darin, daß die Vertragsteile vor dem Prätor (d. h. in jure) erschienen, wie wenn sie um das Eigen, die väterliche Gewalt oder die Freiheit prozessieren wollten, der Scheinverklagte aber die Rechtsbehauptung des Scheinklägers anerkannte, so daß der Prätor das Objekt des Scheinstreites dem Kläger zusprach (addizierte). Im justinianischen Recht ist dieses Geschäft längst veraltet.

Injuriārum belangen, jemand wegen Beleidigung verklagen.

Injurie (lat.), s. Beleidigung.

In jus rapĕre (in jus vocare, lat.), bei den Römern die Aufforderung des Klägers an den Beklagten, vor dem Prätor zu erscheinen, um einen Rechtsstreit anhängig zu machen.

Inka, der herrschende Stamm in Peru zur Zeit der Eroberung dieses Reiches durch die Spanier, welcher seine Sprache, von den alten Schriftstellern lengua general oder lengua cortesana (Hofsprache) genannt, auf sämtliche ihm untergebene Stämme übertrug; später hieß dieselbe Quichuasprache. Wahrscheinlich waren die J. (wofür ihre strenge Absonderung vom übrigen Volk spricht) ein fremdes Erobervolk, welches um 949, nach andern um 1021 oder 1100 unter der Führung des Manco Capac, eines »Sohnes der Sonne«, die einzelnen Stämme zu einem Staat auf theokratischer Grundlage vereinigte. Unter seinen zwölf Nachfolgern vergrößerte sich dies Reich in friedlicher Weise (nur ein J. machte kriegerische Eroberungen) so sehr, daß es endlich von Quito bis Chile reichte. Diese Herrscher, welche in ihrer Person die höchste weltliche mit der höchsten geistlichen Macht vereinigten, regierten ihr lenksames, in mehrere Kasten geteiltes Volk mit ebensoviel Milde wie Klugheit. Jeder Unterdrückung der Niedern war weise vorgebeugt. Für den Kultus (nur eine Religion wurde geduldet, welche Menschenopfer verwarf), für die Wehrhaftigkeit des Reiches nach außen, für öffentliche Bedürfnisse war gut gesorgt. Der Ackerbau blühte ebensowohl wie das Handwerk, obschon es an eisernen Werkzeugen fehlte; dagegen war jeder Verkehr mit den Nachbarvölkern streng verboten, Handel konnte daher nur im Innern des Reiches stattfinden. Von hoher kultureller Entwickelung sprechen die Trümmer gewaltiger Vorratshäuser und Tempel (vgl. Amerikanische Altertümer, mit Tafeln) sowie die große Inkastraße, welche sich über den Kamm der Andes durch fast 20 Breitengrade hinzog und noch heute benutzt wird. Unter Huayna Capac, der 1475—1525 regierte, erreichte der Staat den Gipfel seiner Macht, sein Nachfolger aber, Atahualpa, verlor 1533 Reich u. Leben, als die spanischen Eroberer erschienen und mit ihnen Elend und Verwilderung über Land und Volk hereinbrachen. Die J. selber starben aus, doch führen einige peruanische Familien heute noch ihren Stammbaum auf sie zurück. Die ausführlichsten, wenn auch nicht zuverlässigsten Nachrichten verdanken wir den spanischen Eroberern, von denen einer, Garcilaso de la Vega, mütterlicherseits von dem letzten J. abstammte. Weiteres s. Peru. Vgl. Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru (deutsch, Leipz. 1848, 2 Bde.); Wiener, Essai sur les institutions politiques, religieuses, économiques et sociales de l'empire des Incas (Par. 1874); R. Brehm, Das Inkareich (Jena 1885).

Inkabein, Inkaknochen (Os Incae), eine durch das Offenbleiben einer fötalen Quernaht abgetrennte Region des Hinterschädels, die man zuerst und häufiger an peruanischen Schädeln fand und für typisch hielt, die aber auch anderwärts nicht selten vorkommt.

Inkameration (mittellat.), die Einziehung von Gütern für den Fiskus, das Zuziehen eines Vermögensstückes zum Kammergut oder zur Domäne; im Lehnrecht soviel wie Konsolidation (s. Lehnswesen).

Inkamminieren (ital.), auf den rechten Weg, in Gang bringen; einleiten, einfädeln.

Inkandeszénz (lat.), Weißglut.

Inkandeszénzbrenner, der Brenner des Gasglühlichts. [Glühlampe.

Inkandeszénzlampe, frühere Bezeichnung der

Inkantation (lat.), Beschwörung, Bezauberung.

Inkapābel (lat.), unfähig, untüchtig.

Inkapazität (lat.), Unfähigkeit, Untauglichkeit, z. B. einer Person, einen ihr zugedachten erbschaftlichen Erwerb zu machen (s. Erbschaftserwerb), oder, wie für Ungetaufte und Frauen, eine kirchliche Weihe (s. Hierarchie) gültig zu empfangen.

Inkardination (mittellat., v. cardo, »Thürangel«, aber auch »Hauptsache, Hauptpunkt«), die Verbindung mit einer Hauptkirche, insbes. einer bischöflichen oder der römischen Kirche. Als clerici incardinati oder cardinales wurden bis auf Papst Pius V., welcher 1567 den Titel Kardinal den Kardinalen der römischen Kirche ausschließlich vorbehielt, alle an einer Hauptkirche mit bevorzugter Stellung angestellten Geistlichen bezeichnet. Vgl. Hinschius, Kirchenrecht, Bd. 1, S. 312 ff. (Berl. 1869).

Inkarnāt (ital.), hoch rosenrot, fleischrot; ein roter Marmor (s. d.); in der Malerei Bezeichnung für Fleischfarbe, für die Tönung des Fleisches in verschiedenen Nüancen. So spricht man von hellem und dunklem J. S. auch Karnation.

Inkarnation (neulat.), »Fleischwerdung«, Verkörperung (s. Menschwerdung); in der Malerei soviel wie Fleischdarstellung (s. Karnation). **Inkarnieren**, Fleisch werden; Fleischfarbe annehmen.

Inkarnātklee, s. Klee.

Inkartaden (franz.), s. Incartade.

Inkartieren, im Postwesen, s. Kartieren.

Inkarzeration (lat.), Einkerkerung; in der Medizin J. eines (Darm-) Bruches, s. Bruch, S. 546; Innere J. eines Darmteils (Achsendrehung), s. Darmverschlingung; vgl. auch Einklemmung.

Inkasso (ital.), Einkassierung, die Einziehung von barem Geld für Forderungen, insbes. auf fällige Wechsel, Rechnungen, verloste Effekten, fällige Koupons 2c. Im Bankwesen erlangt das Inkassogeschäft eine große Bedeutung, wenn die Bank über ein ausgedehntes Netz von Filialen verfügt. Als Gebühr für die Inkassokommission wird eine nach der Größe der einzuziehenden Summe sich richtende Inkasso-

Digitized by Google

provision entrichtet. Inkassowechsel sind Wechsel, die kurze Zeit, höchstens 10 Tage vor Verfall, zum Diskont eingereicht werden. Inkassomandat (Einkassierungsmandat), der Auftrag, Geld für fremde Rechnung einzuziehen, der Auftrag zur Einkassierung einer Geldsumme. Bei durch Indossament übertragbaren Papieren wird dasselbe in der Form erteilt, daß dieselben auf den Beauftragten durch Indossament (Inkasso-Indossament) übertragen werden.

Inkelthalerhof, Rettungshaus, s. Rockenhausen.

Inkerman, Flecken im westlichen Teil der Halbinsel Krim, am Ausgang des Tschernajathals und an der Eisenbahn Losowo-Sebastopol, einst genuesische Festung, jetzt ein verödeter Ort, aber voll der interessanteiten überreste der ehemaligen Stadt, die ganz aus dem Felsengebirge gehauen war. Häuser und Kirchen, Klöster mit ihren Gängen und Zellen, Kapellen, Grabmäler, Türme mit ihren Zinnen sind noch zu sehen. In der Nähe befinden sich die Ruinen von Korssun und einige überreste der 600 nach Chr. gegründeten Stadt Chersones. Hier 5. Nov. 1854 Sieg der verbündeten Engländer und Franzosen unter Cathcart über die Russen unter Dannenberg.

Inkl., abgekürzt für inklusive.

Inklination (lat.), Neigung, Zuneigung, Hang; in der Mathematik die Neigung zweier Ebenen gegeneinander oder einer Linie gegen eine Ebene; in der Astronomie die Winkel, welche die Planeten- und Kometenbahnen mit der Erdbahn bilden. J. des Magnets, magnetische J., Inklinationsnadel, Inklinatorium, Inklinograph, s. Magnetismus; Inklinationswinkel, soviel wie Neigungs- oder Böschungswinkel.

Inklinieren (lat.), Neigung zu etwas haben.

Inkludieren (lat.), einschließen, in sich begreifen; Inklusion, Beischluß, Inbegriff.

Inklusive (abgekürzt inkl., lat.), einschließlich.

Inkoërzibel (neulat.), nicht koerzibel (s. d.) oder permanent nannte man früher solche Gase, welche man durch Kälte und Druck nicht zu einer Flüssigkeit verdichten konnte, z. B. atmosphärische Luft, Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff u. a. Seitdem aber die Verflüssigung auch dieser Gase gelungen ist, hat dieser Ausdruck keine physikalische Bedeutung mehr. Inkoerzibilien früher auch soviel wie Imponderabilien (s. d.).

Inkognito (ital.), unerkannt, unter fremdem Namen (z. B. reisen); auch substantivisch: das J., das Unerkanntsein, die Namens- und Standesverbergung (von Fürsten, Berühmtheiten ꝛc.).

Inkohärénz (neulat.), Zusammenhangslosigkeit.

Inkolät (Inkolatsrecht, v. lat. incŏla, »Einwohner«), früher entweder, wie z. B. in Böhmen und Schlesien, soviel wie Staatsangehörigkeit oder, wie in Bayern, Bezeichnung für eine bevorzugte Rechtsstellung der Angehörigen fremder (eingeschlossener) Gebiete.

Inkommensurābel (neulat., »nicht zusammen meßbar«) heißen solche gleichartige Größen, die kein auch noch so kleines gemeinsames Maß besitzen, z. B. die Seite und die Diagonale eines Quadrats (vgl. Größe).

Inkommodität (lat.), Unbequemlichkeit, Lästigkeit; inkommodieren, belästigen, beschwerlich fallen; sich inkommodieren, sich Mühe machen.

Inkomparābel (lat.), unvergleichlich; keiner Steigerung oder Komparation fähig.

Inkomparabilia (lat., »nicht vergleichbare«), Adjektiva, welche, weil sie nicht in höherm Grade gedacht werden können, keinen Komparativ und Superlativ zulassen, wie z. B. alle einen Stoff bezeichnenden Adjektive (hölzern, silbern ꝛc.).

Inkompatibel (frz.), unverträglich, unvereinbar.

Inkompatibilität (lat.), s. Kompatibilität.

Inkompetenz (neulat.), Unzuständigkeit einer Behörde. Insbesondere ist die Gerichtsbarkeit auf einen bestimmten Bezirk (Gerichtssprengel) und auf bestimmte Rechtssachen beschränkt. Die hierdurch sich ergebenden Grenzen bestimmen die Kompetenz einer richterlichen Behörde, und alle Handlungen eines inkompetenten Richters sind nichtig. S. Kompetenz, Zuständigkeit.

Inkomplett (lat.), unvollständig.

Inkonform (neulat.), ungleichförmig.

Inkongruent (lat.), nicht übereinstimmend.

Inkonsequent (lat.), nicht folgerichtig, wankelmütig; Inkonsequenz, Folgewidrigkeit; Gegensatz der Konsequenz (s. d.).

Inkonsistent (neulat.), unhaltbar, bestandlos, unzusammenhängend und widersprechend.

Inkonstant (lat.), unbeständig.

Inkonstitutionell (lat.), verfassungswidrig.

Inkontestabel (neulat.), unbestreitbar.

Inkontinent (lat.), unenthaltsam; Inkontinenz, Unenthaltsamkeit, in der Heilkunde das Unvermögen, ein natürliches Bedürfnis aufzuhalten. Auch spricht man von der Inkontinenz (der Schlußunfähigkeit) erkrankter Herzklappen, s. Herzfehler.

Inkonvenabel (franz., inkonvenient, lat.), unpassend, ungelegen, unschicklich; Inkonvenienz, Übel- oder Mißstand, Unschicklichkeit.

Inkonvertibel (lat.), unwandelbar, unbekehrbar; unkonvertierbar (vom Zinsfuß der Staatspapiere ꝛc.).

Inkonzinn ꝛc., das Gegenteil von Konzinn ꝛc. (s. d.).

Inkorporation (neulat., »Einverleibung«), in der Pharmazie Vermischung weicher oder flüssiger Substanzen mit trocknen oder festen zu einer pflaster-, pillen- oder pastenartigen Masse. In der Theologie soviel wie Menschwerdung (s. d.). Im Rechtswesen die Einverleibung, Vereinigung eines Gebiets, Staates, eines Kreises, einer Gemeinde oder eines sonstigen politischen Gemeinwesens mit einem andern Ganzen, wodurch der inkorporierte Teil die rechtliche Natur des Ganzen annimmt. Im katholischen Kirchenrecht versteht man unter J. (incorporatio, unio) die Vereinigung einer Pfarrstelle und ihrer Einkünfte mit einem Kloster, einem Stift oder einer sonstigen geistlichen Korporation. Mit dieser J. wurde im Mittelalter viel Mißbrauch getrieben, so daß sie schließlich verboten ward; doch ist die Frage, ob eine Pfarrstelle inkorporiert worden ist oder nicht, für die kirchliche Baulast und für die Besetzung inkorporierter Stellen von Wichtigkeit. Man unterscheidet dabei zwischen incorporatio quoad temporalia, bei welcher das Kloster die Pfründe erhielt, dafür aber einen Vikar für die Stelle dem Bischof zu präsentieren und denselben zu besolden hatte, incorporatio pleno jure oder quoad temporalia et spiritualia, wenn das Kloster selbst zur Pfarrei wurde und der Klosterpfarrer vom Bischof nur zu bestätigen war und ist, und incorporatio plenissima oder plenissimo jure, bei welcher die bischöfliche Jurisdiktion über die inkorporierte Pfarrei völlig ausgeschlossen ist.

Inkorporieren (lat.), eine Inkorporation (s. d.) vornehmen. Inkorporierende Sprachen, s. Einverleibende Sprachen.

Inkorrekt (lat.), nicht korrekt (s. d.), unrichtig, unberichtigt; Inkorrektheit, Fehlerhaftigkeit ꝛc.

Digitized by Google

Inkorrigibel (lat.), unverbesserlich.

Inkrement (lat.), Zuwachs, bes. in der Mathematik Zunahme, Wachstum einer Größe; das Gegenteil ist Dekrement, Abnahme. Gewöhnlich versteht man unter J. und Dekrement unendlich kleine Größen.

Inkriminieren (neulat.), eines Verbrechens beschuldigen; Inkrimination, Anschuldigung.

Inkrustation (lat.), das krustenartige Überziehen, Überrinden eines Körpers mit einer mineralischen Kruste, einer Sinterbildung; die Form des inkrustierten, eingehüllten Körpers bleibt, solange die bedeckende Rinde nicht zu dick geworden, oft deutlich sichtbar (vgl. Petrefakten). Das krustenbildende Material ist sehr verschiedenartig: Opal, Chalcedon, Gips, Schwefel, Schwefelmetalle, Eisenoxyd ꝛc., besonders häufig aber Kalkspat u. Aragonit; s. »Sinter« u. Fig. 4 auf Tafel »Quellen«. — In der Architektur, in der Plastik und im Kunstgewerbe ist J. die Bekleidung von minderwertigen Flächen mit edlern Deckplatten. Sie erstreckt sich auf Wände, Bildhauerarbeiten und kunstgewerbliche Erzeugnisse jeglicher Art und hat den Zweck, eine farbige Wirkung hervorzubringen. Feine Marmorsorten, Glas, Elfenbein, Perlmutter, Schildpatt, Metalle, Glasflüsse ꝛc. sind Mittel der J., die übrigens zum Teil mit Intarsia, Mosaik, Tauschierung, Niello, Email, Boulearbeit ꝛc. identisch ist.

Inkrustatstein (Zementstein), eine in Wien erfundene Steinnachahmung, zu deren Herstellung zerkleinerte Bruchstücke des nachzuahmenden Gesteins mit einem aus einem feingemahlenen Mineral und einem in Wasser löslichen Salz (Geheimnis der Erfinder) bestehenden Bindemittel gemischt werden. Der J. wird entweder in Form eines Putzauftrags auf Mauerwerk gebracht oder in Leimformen zu Werk- und Ornamentstücken gepreßt. Er gehört zu den gelungensten Nachahmungen natürlichen Steines. Erreichen wird er diesen an Güte, namentlich an Schönheit freilich ebensowenig wie ein andres Surrogat.

Inkrustierender Stoff, ein stofflicher Bestandteil der Membranen mancher Pflanzenzellen (s. d.).

Inkubation (lat., griech. Enkoimesis), das Liegen und Schlafen in den Tempeln und heiligen Bezirken (besonders des Äskulap, Apollon, Serapis). Den Griechen ward der aus Ägypten stammende Gebrauch durch die Priesterfamilie der Asklepiaden gebracht. Die Kranken wurden zu diesem Behuf in die Tempelbezirke eingelassen und hier verschiedenen Reinigungen und Zeremonien unterworfen, darauf feierlich in den Tempel gebracht und dort auf einer Lagerstätte, die mit dem Fell eines frischgeschlachteten Opfertiers bedeckt war, niedergelegt, um unter dem Einfluß von geheimen Prozeduren in einen Zustand des Schlafes zu verfallen, welchen unsre neuern Mesmeristen häufig mit dem Hellsehen verglichen haben. In diesem Zustand meinten sie durch unmittelbare göttliche Eingebung die Orakel der heilenden Götter zu erhalten und hingen, von der Krankheit befreit, eine kurze Nachricht über dieselbe als Opfergabe in den Heiligtümern auf (Votivtafeln, deren z. B. viele im Asklepiosheiligtum zu Epidauros und im Amphiareion zu Oropos gefunden worden sind). Die noch jetzt üblichen Wallfahrten Kranker nach heiligen Stätten samt den dort aufgehängten Krücken, Bildern und nachgeformten Gliedern sind auf jene antike Sitte zurückzuführen. Vgl. Ritter v. Rittershain, Der medizinische Wunderglaube und die J. im Altertum (Berl. 1878); Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, Bd. 3, S. 572 ff.

Inkubation (lat.), in der Zoologie die Bebrütung des Eies oder die Zeit der Entwickelung des Keimes im Ei. In der modernen Medizin die Zeit zwischen erfolgter Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit. Im Stadium der J. weist durchaus nichts darauf hin, daß eine Krankheit im Anzug sei, daher dieses Stadium auch dasjenige der Latenz, des Verborgenseins, genannt wird. Die Zeit der J. schwankt bei den verschiedenen Krankheiten, was sich zwanglos durch die verschiedene Intensität der den einzelnen Krankheiten eigentümlichen Krankheitsgifte und bei der einzelnen Krankheit durch die bei der ersten Ansteckung bald größere, bald kleinere Menge des aufgenommenen Giftstoffes (bez. der in den Organismus eingedrungenen pathogenen Bakterien) erklärt. Die J. dauert z. B. bei der Cholera einige Stunden bis höchstens 3 Tage, bei den Pocken etwa 12—14, bei den Masern 8—14, bei Scharlach 4—7, bei Röteln 14—20 und bei der Hundswut 40—60 Tage (Pasteur). Vgl. Ansteckung und Mykosen.

Inkubus (auch Incubo, lat., »Beilieger«, griech. Ephialtes), volkstümlicher Name des Faunus oder Silvanus, weil man glaubte, daß er die Frauen nachts im Bett beschleiche und durch Träume aufrege; dann auf eine Art Kobold oder Dämon übertragen und mit Nachtmahr und Alpdrücken (s. Alp) identifiziert; im mittelalterlichen Volksglauben auch ein mit einer Hexe buhlender böser Geist.

Inkulpat (neulat.), früher übliche Bezeichnung für den Angeschuldigten, Angeklagten im Untersuchungsprozeß; inkulpieren, anschuldigen, bezichtigen; Inkulpation, An- oder Beschuldigung.

Inkumbenz (neulat.), Obliegenheit, Schuldigkeit.

Inkunabeln (v. lat. incunabula, »Wiege«, daher Wiegendrucke, auch Paläotypen, »alte Drucke«, genannt), die Erzeugnisse der Buchdruckerkunst aus ihrer ersten Zeit. Einige rechnen nur die bis zum Jahr 1500, welche man auf 20,000 geschätzt hat, zu den J.; andre betrachten auch später erschienene Werke als solche, doch ist diese Annahme nur zulässig, wenn dieselben Erstlingsdrucke an den betreffenden Druckorten sind. Am meisten gesucht und als wertvolle J. geschätzt sind die frühesten Drucke aus der Zeit kurz nach der Erfindung der Buchdruckerkunst; die ersten Drucke eines Landes und einer Stadt; die Arbeiten von solchen Druckern, von denen man mit Bestimmtheit weiß, daß sie nur geringe Auflagen machten; Pergamentdrucke aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrh.; Werke mit besonders künstlichem und ungewöhnlichem Druck; die ersten Ausgaben (editiones principes) der griechischen und römischen Klassiker überhaupt (von denen viele den Handschriften gleich geachtet werden); die Drucke berühmter Offizinen; erste Drucke mit Holzschnitten, Kupferstichen ꝛc. Was zunächst das Material betrifft, so druckte man anfangs viel auf Pergament, später fast ausschließlich auf Papier. Das Papier für die J. ist durchgängig stark und weiß und läßt den kräftig schwarzen Druck angenehm in die Augen springen; sein Wasserzeichen dient jetzt gelegentlich zur Feststellung der Zeit, zu welcher das Buch gedruckt wurde, wenn nähere Angaben diesem nicht beigedruckt sind. Das Format der ersten Bücher war Folio. Die Lettern der ältesten Drucke sind die der Mönchsschrift ähnlichen gotischen; später gewann die Schwabacher genannte Type Verbreitung, doch auch die runden römischen Lettern (Antiqua) wurden gebräuchlich und besonders in Italien die herrschenden. Das erste mit gegossenen

Digitized by Google

Lettern gedruckte griechische Buch ist Laskaris' »Grammatica graeca« (Mail. 1476). Die Initialen wurden gewöhnlich nicht mit eingedruckt, sondern in andern Farben, oft in Gold und kostbar verziert, eingeschrieben oder eingezeichnet. Die frühesten Drucke haben keine fortlaufenden Seitenzahlen; zuerst kamen Blattzahlen in Gebrauch, Seitenzahlen weit später. Dazu nahm man anfangs die römischen Zahlen; die arabischen kommen, jedoch in noch sehr unvollkommener Form, um 1470 und in der jetzigen Gestalt erst zu Ende des 15. Jahrh. vor. Titelblätter sucht man bei den ältesten J. vergebens; das erste Buch mit einem solchen soll 1485 von Jenson in Venedig gedruckt worden sein. Auch waren sie noch lange nach ihrer Einführung nicht auf unsre heutige Weise titelartig gesetzt, sondern bildeten nur in einigen Zeilen, von denen meist nur die erste in größerer Schrift erschien, eine gedrängte Angabe des Inhalts. Gewöhnlich zeigt am Ende des Buches eine Schlußschrift den Namen des Druckers sowie den Ort und die Zeit des Druckes an, oder diese Angabe fehlt auch ganz. Die ersten Bücher mit Verzierungen, d. h. mit Kunstzugaben, finden sich in Deutschland und Italien; die Einfügung dieser Kunstzugaben wurde aber vielfach noch der Hand der Schönschreiber und Rubrikatoren überlassen, welche dann auch häufig Zeitangaben über die Druckvollendung des betreffenden Buches beifügten. Die Preise der J. sind außerordentlich verschieden; sie werden durch die Seltenheit des Buches, durch die Bedeutung seines Druckers, den Zustand seiner Erhaltung, seine Ausstattung und noch mancherlei Nebenumstände bestimmt und können von einigen Mark bis zu 100,000 Mk. steigen, welche Summe vor einigen Jahren auf einer Auktion in London von dem dortigen Antiquar Quaritch für ein Exemplar der zweiten Ausgabe des Mainzer Psalters von 1459 annähernd gezahlt wurde. Der wissenschaftliche Wert der J. ist ein mehrfacher; sie bilden mit das Quellenmaterial zur Geschichte der Buchdruckerkunst, und durch Inhalt und Ausstattung, namentlich durch die in vielen derselben enthaltenen Illustrationen, sind sie auch für die Kulturgeschichte im allgemeinen von hoher Bedeutung, zumal die Volkslitteratur aus der Periode vor und kurz nach der Erfindung des Buchdruckes fast ausschließlich nur in den J. erhalten ist, viele auch (wenigstens zum Teil) verloren gegangene wichtige handschriftliche Werke zu ersetzen vermögen. Als erste Illustrationen dürfen die großen Initialen des Mainzer Psalters von Fust und Schöffer (1457) angesehen werden, Bilder als Illustrationen brachte zuerst das 1461 von Pfister in Bamberg, der zugleich Formenschneider war, gedruckte Fabelbuch von Boner. Genaue und thunlichst vollständige Verzeichnisse der J. sind enthalten in Panzers »Annales typographici ab artis inventae origine ad annum 1536« (Nürnb. 1793—1803, 4 Bde.) und Mittaires »Annales typographici ab artis inventae origine ad annum 1557« (Haag 1719—41, 5 Bde.), zu denen M. Denis in Wien 1789 zwei Supplementbände herausgab. Von neuern Werken sind zu nennen: Serna Santanders »Dictionnaire bibliographique« (Brüssel 1805—1807, 3 Bde.), namentlich für niederländische und spanische J.; für französische G. Brunets »La France littéraire« (Par. 1865); für englische Johnsons »Typographia« (Lond. 1824) und Blades' »Life and typography of Caxton« (2. Aufl., das. 1882). Vgl. auch Hain, Repertorium bibliographicum (Stuttg. 1826—38, 4 Bde.), das umfassendste Verzeichnis der J., und das von K. Burger hierzu veröffentlichte Register (Leipz. 1891), sowie die verschiedenen Werke zur Geschichte der Buchdruckerkunst, insbesondere: Weigel und Zestermann, Die Anfänge der Buchdruckerkunst in Bild und Schrift (Leipz. 1866); ferner: Burger, Deutsche und italienische J. in getreuen Nachbildungen (hrsg. von der Reichsdruckerei, 1892 ff.); Muther, Deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance (Münch. 1883—84, 2 Bde.).

Inkurābel (neulat.), unheilbar.

Inland, das Gegenteil von Ausland (s. d.), im staatsrechtlichen Sinn das ganze jeweilige Gebiet eines Staatswesens, im strafrechtlichen Sinn dasjenige Gebiet, welches dem jeweils fraglichen Gesetz als Geltungsbereich zugedacht und zugewiesen worden ist.

Inlandeis, s. Polareis.

Inlaut eines Wortes, die mitten in einem Wort, nicht am Anfang (Anlaut) oder Schluß (Auslaut) desselben stehenden Laute.

Inlet (engl., spr. inn-, »Einlaß«), kleine Bucht, besonders in Nordamerika.

Inlett (niederdeutsch, auch Indel, Indelt, Federleinwand), Leinen- oder Baumwollzeug, das zur Aufnahme von Bettfedern dient (s. Barchent).

In loco (lat.), am Ort; anstatt, an der Stelle.

In locum succedieren (lat.), in die erledigte Stelle einrücken.

In magnis et voluisse sat est (lat.), »in großen Dingen genügt es, auch nur gewollt zu haben«, Citat aus Propertius (II, 10, 6).

In majōrem Dĕi gloriam (lat.), zu größerm Ruhme Gottes.

Inman-Line (spr. innmän-lain), alte englische Dampferlinie in Liverpool, die wöchentliche Fahrten über Queenstown nach New York unternahm, hat seit 1893 ihren Betrieb nach Southampton verlegt und ihren Namen in American Line geändert.

In manu (lat.), in der Hand.

In margine (lat.), am Rand.

In medias res (lat.), »mitten in die Dinge hinein«, Citat aus Horaz' »Ars poetica« (148), wo von Homer gerühmt wird, daß er in seinen Dichtungen nicht ab ovo (vom Uranfang an, vgl. Ab ovo) beginne, sondern den Leser ohne weitere Einleitung gleich mitten in die Geschichte versetze.

In medio (lat.), in der Mitte.

In memoriam (lat.), zum Andenken.

In mora (lat.), im Verzug (s. Verzug).

Inn (engl.), Gast-, Wirtshaus; Inn-keeper (spr. -kihp'r), Gastwirt. Früher bedeutete I. (wie franz. Hôtel) auch Amtsgebäude, Lehranstalt ꝛc., daher Inns of Court (s. d.).

Inn (lat. Oenus), größter Nebenfluß der obern Donau, zugleich einer der bedeutendsten Alpenflüsse, welcher das längste Thal innerhalb der Alpen bildet, entspringt 2480 m ü. M. aus einem kleinen See am Piz Longhino, südöstlich vom Septimer, bildet in der obersten Thalstufe unter dem Namen Sela die Seen von Sils, Silvaplana, Campfer und St. Moriz und durchfließt in einer Länge von 91 km und in einer Seehöhe von 1811—1019 m das Längsthal des Ober- und Unterengadin (s. Engadin). Bei Martinsbruck verläßt der Fluß die Schweiz, tritt durch die 8 km lange Schlucht von Finstermünz nach Tirol über und durchfließt 22 km unterhalb Finstermünz ein kurzes, nördlich und nordwestlich gerichtetes Querthal, an dessen Ausgang er bei Landeck, 813 m ü. M., die Rosanna (mit der Trisanna) aufnimmt und sein östlich und

Digitized by Google

nordöstlich gerichtetes **unteres** Längenthal betritt, das bis Kufstein reicht und in zwei Hälften zerfällt: das engere, hoch liegende **Oberinnthal** bis Zirl, und das weitere **Unterinnthal**, mit sanften Gehängen, weit geöffneten Nebenthälern und ebener, fruchtbarer Thalsohle. Der Fluß hat auf dieser Strecke (von Landeck an) sein stärkstes Gefälle, 3,5 m auf 1 km. Er empfängt namentlich auf der rechten Seite starke Alpenbäche, wie Ötzthaler Ache, Sill, Ziller ꝛc., und wird bis zur Stadt Hall zum Flößen, von Hall abwärts zur Schiffahrt benutzt. Bei Kufstein (487 m ü. M.) bricht der J. zwischen den Nordtiroler und Kitzbühler Alpen in einem zweiten Querthal nach N. hindurch, empfängt nach dem Austritt aus demselben links die Mangfall (aus dem Tegernsee) und betritt unterhalb Rosenheim (449 m) die schwäbisch-bayrische Hochebene, welche er, parallel mit der Isar, in nordöstlicher Hauptrichtung, immer noch mit starkem Gefälle, durchfließt. Das Bett ist breit und inselreich und von hohen, erdigen, zuweilen felsigen Ufern eingeschlossen; die Hauptzuflüsse auf dieser letzten Strecke sind die Alz (aus dem Chiemsee) und die Salzach. Der J. mündet bei Passau (287 m ü. M., mit 292 m Breite) rechts in die Donau, welche er an Wasserreichtum übertrifft. Seine Länge beträgt 510 km und kommt derjenigen der Donau bis zur J.-Mündung ungefähr gleich. Dagegen ist der J. wegen seines starken Gefälles für die Schiffahrt (namentlich mit Dampfschiffen) weniger geeignet. S. Karte »Tirol ꝛc.«

Das nach dem J. benannte **Innviertel** umfaßt das Gebiet zwischen Donau, J. und Salzach, wurde im Frieden von Teschen 1779 von Bayern an Österreich abgetreten, kam durch den Wiener Frieden (1809) wieder an Bayern, 1816 aber definitiv an Österreich zurück. Es gehört zu Oberösterreich und bildete früher einen der vier Kreise des Landes. Vgl. **Meindl**, Die Vereinigung des Innviertels mit Österreich (Linz 1879).

In natūra (lat.), »in Natur«, leibhaftig, wirklich, z. B. Getreide i. n. liefern, d. h. wirkliches Getreide, nicht den Geldeswert dafür geben.

Innenblatt, s. Entwickelungsgeschichte, S. 826.

Innendüne, s. Dünen, S. 277.

Innenfeuerung, s. Dampfkessel, Tafel I, S. I.

Innenpolmaschine, s. Elektrische Maschinen, S. 632.

Innenschmarotzer, im Innern des Wirtes lebende Schmarotzer.

Innenwache, Wache im Innern eines Biwaks, Ortsbiwaks oder belegten Ortes zur Aufrechthaltung der innern Ordnung nach den Vorschriften des Garnisondienstes. Sie wird von jedem Truppenteil nach seinem Bedarf gestellt und fällt in kleinern Verhältnissen mit der **Außenwache** zusammen. Innenwachen sind **Fahnenwache** (s. d.), **Standarten**-, **Park**- sowie die ehemalige **Brandwache** (s. d.). Vgl. Außenwache, Lagerwachen.

Innenwinkel, s. Winkel.

Innere Arbeit, diejenige Energie, welche bei Erwärmung eines Körpers auf die Vergrößerung der Geschwindigkeit und des gegenseitigen mittlern Abstandes der Körpermoleküle verwendet wird. Letztere Arbeit heißt auch **Disgregationsarbeit**, und Clausius versteht unter innerer Arbeit nur diese.

Innere Kolonisation, die Maßnahmen, welche innerhalb der bereits vorhandenen staatlichen Gemeinschaft und auf bereits in Besitz genommenem Boden eine günstigere landwirtschaftliche Besitzverteilung, besonders hinsichtlich der Schaffung kleinerer und mittlerer, namentlich also bäuerlicher Besitzeinheiten, herbeizuführen bestimmt sind. In frühern Zeiten wurde besonders angestrebt, durch langjährige Kriege verödete oder überhaupt noch nicht bebaute, wüste Ländereien durch Ansetzung von Gemeinden für die Kultur zu gewinnen. Man rief in dem menschenarmen Preußen unter dem Großen Kurfürsten und seinen Nachfolgern zu diesem Zweck Fremde ins Land, so 1685 der Große Kurfürst 15,000 französische Protestanten, so siedelte 1732 Friedrich Wilhelm I. in Ostpreußen 17,000 Salzburger an, Friedrich d. Gr. besetzte zahlreiche Kolonien mit schweizerischen, pfälzerischen und andern Einwanderern; während seiner Regierungszeit sind nicht weniger als 300,000 Personen in dieser Weise in Preußen angesiedelt worden. In Mecklenburg, wo nach dem Dreißigjährigen Krieg viele Bauernhufen wüst lagen, das Land aber trotzdem unter der Auswanderung zu leiden hatte, schuf man seit 1753 auf dem damals herzoglichen Domanium bis 1800 etwa 4000 Büdnereien. Aber seit dem Anfang des 19. Jahrh. traten wie in Preußen die bevölkerungspolitischen Tendenzen zurück und die fiskalischen Gesichtspunkte um so mehr in den Vordergrund. Danach bethätigte sich die Kunst, zu kolonisieren, außerhalb der nordwestlichen Moorgebiete (s. unten) in Deutschland nur gelegentlich. Seit kurzem aber beginnt der preußische Staat, durch eine umfassende Kolonisation den mittlern und kleinen Grundbesitz vornehmlich in denjenigen Gebietsteilen zu mehren, wo die Ausbreitung großer Landgüter die Entwickelung des ländlichen Mittelstandes gehemmt und räumlich beschränkt hat. Es ist nun nicht sowohl das populationistische als das sozialpolitische Interesse an einer günstigern harmonischen Grundeigentumsverteilung, das ganz vorwiegend zur Wiederaufnahme einer innern Kolonisation die Wege ebnet. Dabei wurde als nächstes Ziel freilich das bevölkerungspolitische gedacht, denn die vorwiegend landwirtschaftlichen Distrikte des Ostens, der Mitte und des Südens des preußischen Staates büßten durch Wanderungen 1885—90 nicht weniger als 873,000 Köpfe ein, die sich vorwiegend den industriellen und kommerziellen Distrikten des Westens zuwendeten. Während letztere eine wachsende, kaum Beschäftigung findende Reservearmee ansammeln, gebricht es den östlichen Ackerbaudistrikten an Menschen, die sie bestellen und abernten, stehen Tausende von ländlichen Arbeiterwohnungen leer, in 33 Kreisen Ostpreußens allein mehr als 6000. So entbehren Handel und Industrie des Rückhaltes einer dichten und wohlhabenden Landbevölkerung, zugleich erleidet die physische und moralische Gesundheit unsrer Nation und ihre militärische Kraft die schwerste Schädigung.

Die überseeische Auswanderung, durch welche in den östlichen Provinzen in der oben angegebenen Periode 330,000 Menschen, und zwar gerade die tüchtigsten Kräfte der Landarbeiterschaft, dem Vaterland entzogen wurden, ist durch die Aussicht, ein Stück Landes als Heimstätte erwerben zu können, über das Meer gezogen worden. Diese Aussicht in der Heimat zu schaffen, ist die Aufgabe des Staates. Es handelt sich darum, im Gesamtinteresse eine soziale Ordnung herzustellen, welche die vorhandenen Besitzunterschiede und Klassengegensätze mildert und die Ursache der Entvölkerung der östlichen Provinzen mit allen ihren schädigenden Nebenwirkungen beseitigt. Zu diesem Ende versuchten schon früh einige Gutsbesitzer, ihre Arbeiter in kleine Unternehmer im Wege der Verleihung von kleinen Eigentumsparzellen umzuwandeln und dadurch seßhaft zu machen, auch legten sie

Digitized by Google

in Westpreußen und Pommern zur Besserung der eignen Vermögensverhältnisse unter Beschränkung oder Einschränkung des großwirtschaftlichen Betriebes Parzellenkolonien an; in Mecklenburg-Schwerin wurden seit 1864 über 7700 Häuslereien mit einem Grundbesitz von je 0,184 Hektar eingerichtet, die preußische Regierung errichtete in den 30er und 40er, zuletzt in den 70er Jahren namentlich in Neuvorpommern auf parzellierten Domänen eine Anzahl von Bauerndörfern. Alle diese Versuche hatten aber mit wenigen rühmenswerten Ausnahmen (so die mecklenburgischen Häuslereien) infolge von mancherlei Mißgriffen sehr geringe oder auch vielfach gar keine Erfolge aufzuweisen. Arbeiterstellen können nur dann zur Verbesserung der sozialen Zustände beitragen, wenn sie sich in beschränkter, der Arbeitsnachfrage angepaßter Zahl an bäuerliche Gemeinden anschließen. Von der Errichtung von Häuslerstellen ist man in Preußen ganz zurückgekommen, das Mißlingen bäuerlicher Ansiedelungen fand man in dem unrichtigen Bemessen des dem Einzelnen zugewiesenen Landes. In Erkenntnis und unter Vermeidung dieser Mißgriffe begann man in neuester Zeit andre Wege einzuschlagen.

Durch das Gesetz vom 26. April 1886 wurde von der preußischen Staatsregierung ein Fonds von 100 Mill. Mk. zur Verfügung gestellt, um zur Stärkung des deutschen Elements in den Provinzen Westpreußen u. Posen gegen polonisierende Bestrebungen deutsche Bauern und Arbeiter anzusiedeln (s. Ansiedelung), und 7. Juli 1891 wurde ein Gesetz erlassen, wonach im ganzen preußischen Staat Güter gegen Entrichtung einer festen Rente (s. Rentengüter) errichtet werden können. Es handelt sich darum, die in den Ansiedelungsprovinzen besonders tiefe Kluft zwischen arm und reich durch eine Vermehrung des Mittelstandes künstlich zu überbrücken. Die germanisierenden Tendenzen der Gesetze beschränken die Ansiedelungskommission zunächst auf den Erwerb u. die Besiedelung von polnischen Besitzungen. Deutsche Güter werden nur dann angekauft, wenn ihr Übergang in polnische Hände bevorzustehen scheint und sonstige Gründe politischer Natur es wünschenswert machen. Bis Ende 1892 hatte die Ansiedelungskommission 100 Güter und 32 Bauernwirtschaften mit 67,000 Hektar Land angekauft und davon an 883 Personen in Zeitpacht 2367 Hektar, gegen Rente 12,792 Hektar überlassen. Die Ansiedler stammen aus fast allen Teilen Deutschlands, vorwiegend allerdings aus Posen und Westpreußen. Dies Nebeneinanderarbeiten von Angehörigen verschiedener deutscher Stämme wirkt ungemein anregend auf den wirtschaftlichen Betrieb. Die Ansiedler vom Niederrhein, Westfalen und Schleswig-Holstein haben ihre entwickelte Milchwirtschaft, die Württemberger ihren Obstbau und ihre Obstweingewinnung, die Hannoveraner die bäuerliche Zuckerrübenkultur, die Pommern ihre vortreffliche Schweine- und Gänsezucht, die Badenser den heimischen Tabaksbau in die neue Heimat übertragen. Durch die aus dem Westen stammenden Ansiedler sind wahre Musterwirtschaften entstanden. Die örtliche Leitung der Kolonien hat ein staatlicher Gutsverwalter; den Bau der Gehöfte in einzelnen Pachtkolonien sowie den von Kirchen, Schulen, Krügen, Schmiedeanlagen übernimmt die Behörde. Was die wirtschaftliche Lage der Ansiedler betrifft, so befinden sich viele der ostdeutschen Kolonisten in einer recht traurigen Lage, während die aus andern Teilen Stammenden sich sehr guter, zum Teil ausgezeichneter Verhältnisse erfreuen. Die einzelnen Stellen sind mindestens 5 Hektar, einige aber über 30 Hektar groß. Für die den Niederlassungen nötigen Handwerker sind kleinere Rentengüter vorgesehen, solche haben auch städtische Arbeiter in der Nähe von Bromberg, Elbing u. a. erhalten.

Neben der wirtschaftlichen und sozialen Frage sind es aber noch deutschnationale Gesichtspunkte, welche für die Inangriffnahme einer innern Kolonisation im Osten bestimmend waren. Es ist nachgewiesen, daß durch den Wegzug deutscher Arbeiter, denen die niedrigere Lebenshaltung des polnischen Proletariats eine unüberwindliche Konkurrenz schafft, insonderheit die Provinzen Posen und Westpreußen mehr und mehr dem Polentum verfallen. Dies zu verhindern und das Deutschtum durch Heranziehung tüchtiger Kräfte zu stärken und zu mehren, ist die nationale Seite der Kolonisation in den Ostprovinzen. Die Ansiedelungskommission hat diesen Gesichtspunkt bei der Auswahl der Ansiedler auch immer scharf im Auge behalten. Nach dem Ansiedelungsgesetz von 1886 darf sie nur Ansiedler deutscher Nationalität auf den zu schaffenden Bauerngütern ansetzen.

Neben der Ansiedelungskommission sind indes auch die Generalkommissionen (s. Ablösung, S. 51) thätig gewesen. Aber während jene nur Deutsche als Kolonisten ansetzte, hat die Generalkommission zu Bromberg mit staatlichem Kredit auch Nichtdeutsche unterstützt: es sind von 1882 Rentengütern, die seit Erlaß des Gesetzes vom 7. Juli 1891 bis Ende 1893 ausgethan wurden, nicht weniger als 524 mit polnischen, 16 mit litauischen und 44 mit masurischen, im ganzen also 584, d. h. fast ein Drittel der Austhuungen in der gesamten Monarchie, mit nichtdeutschen bäuerlichen Wirten besetzt. 1893 allein haben durch die Generalkommission fast doppelt soviel polnische Ansiedler Stellen erhalten, als überhaupt von der Ansiedelungskommission vergeben wurden. Abgesehen von der Nationalitätenfrage ist auch dieses schnelle Vorgehen bedenklich. Die Generalkommission zu Frankfurt a. O. hat sich dagegen von diesem überstürzenden Tempo ferngehalten und in ihrem reindeutschen Bezirk kaum ein Achtel jener Bromberger Austhuungen vermittelt.

Auf polnischer Seite hat man diesen Bestrebungen, dem Anwachsen des Polentums einen Damm entgegenzustellen, nicht mit verschränkten Armen zugesehen. Man beschloß, den Stoß durch einen Gegenstoß zu parieren und zu diesem Zweck Landerwerbsgenossenschaften zu gründen. Es wurden 1888 Güter gekauft, auf denen man Polen ansiedelte, die aber nicht prosperierten, und die Bank Ziemski zu Posen mit einem Kapital von 1,2 Mill. Mk. gegründet. Lebensfähig wurden diese Versuche erst durch das Rentengütergesetz vom 7. Juli 1891, das die Behörden ermächtigt, mittlern und kleinern Landwirten zum Ankauf von Grund und Boden und zur ersten Einrichtung Darlehen zu gewähren. Von dieser Vergünstigung machten die Polen ausgiebigen Gebrauch, doch scheinen ihre Kolonien trotzdem nicht zu gedeihen.

Rein wirtschaftlichen Zwecken danken die Fehn- und Moorkolonien ihre Entstehung. Man folgte hier dem Beispiel des benachbarten Holland (s. unten). Die erste Fehnkolonie wurde 1630 von dem Grafen Landsberg-Velen bei der Papenborg (der heutigen Stadt Papenburg) angelegt. In neuerer Zeit gründete man solche Kolonien in Ostfriesland u. 1856 in Oldenburg (Augustfehn im Lengener Moor). Sie zählen jetzt 15,000 Einw., die 10,000 Hektar unter Kultur haben und 616 Seeschiffe von 13,913 Ton. und 906 Torf-

Digitized by

schiffe von 8481 T. besitzen. Die Hauptkanäle haben eine Länge von 195,8, die Nebenkanäle von 60,5 km. Dazu kommen noch die kleinen oldenburgischen Kolonien Peters-, Elisabeth-, Barger-, Friedrichsfehn u. a. Moorkolonien wurden an der untern Weser und ihrem Nebenfluß Wümme mit Hamme, an der Oste, in Ostfriesland, Oldenburg, im jetzigen Regierungsbezirk Osnabrück schon seit 1720 und bis in die neueste Zeit angelegt. Jetzt gibt es mehr als 250 derselben mit 55,000 Hektar und 60,000 Einw. Doch bleibt hier noch viel zu thun, da allein in der Provinz Hannover 560,000 Hektar solchen Landes der Kultur zu gewinnen sind. S. Fehnkolonien und Moorkolonien.

In England, wo der Grund und Boden fast ausschließlich in den Händen weniger Großgrundbesitzer ist und die Auswanderung zum großen Teil in dem sich auch hier mehr und mehr geltend machenden Wunsch, auf der eignen Scholle zu wohnen, wurzelt, wurden 1884 und 1890 Allotment Acts erlassen, wonach die County-Councils (Kreisausschüsse) Land erwerben können, auch durch Enteignung, um dasselbe in Parzellen von 1 Acre (0,4 Hektar) an Tagelöhner u. a. gegen geringe Pacht zu überlassen. Schon weiter geht die Small Holding Act von 1892, wonach die County-Councils Grundeigentum erwerben können, aber ohne Zwang, um dasselbe in Parzellen von 1—50 Acres (0,4—20 Hektar) unter sehr günstigen Bedingungen zu verkaufen. Man will dadurch einen in England noch fehlenden Bauernstand schaffen. In Rußland wurde 18. Mai 1882 der Bauernbank die Aufgabe gestellt, durch Kreditgewährung Bauerngemeinden oder auch einzelnen Bauern den Ankauf von Land zu ermöglichen, und 1889 auch durch Gesetz die Besiedelung der sibirischen Domänen erleichtert. In Italien hat der ausgedehnte Latifundienbesitz die größten sozialen Mißstände hervorgerufen, aber erst nach den jüngsten Aufständen in Sizilien hat sich einer der bedeutendsten Großgrundbesitzer entschlossen, seine Güter zur Ansiedelung zahlreicher kleiner Bauernfamilien zu zerschlagen. In den Niederlanden wurden bereits um 1600 Fehnkolonien in den dortigen Mooren, anfangs von Privaten und Gesellschaften, teilweise mit reichlicher Staatsunterstützung, dann auch von der Stadt Groningen angelegt. Jetzt bestehen elf solcher Kolonien mit trefflichem Acker-, Wiesen- und Weideland. In neuester Zeit gründete man die Landbaukolonien Frederiksoord, Wilhelmsoord und Wilhelmina-Oord, die den Zweck haben, Arbeiterfamilien fest anzusiedeln. Vgl. Behaim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen (Leipz. 1874); »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Bd. 32 (Aufsätze von Schmoller, Theil, Rimpler und Sombart, das. 1886) und Bd. 56: Sering, Die i. K. im östlichen Deutschland (1893); Hugenberg, J. K. im Nordwesten Deutschlands (Straßb. 1891).

Innere Mission, christliche, namentlich evangelische Vereinsthätigkeit, die neben Linderung der äußern Not zugleich Beseitigung oder Wiedererweckung des christlichen und kirchlichen Sinnes in gefährdeten oder bereits entfremdeten Gliedern der Gemeinde erstrebt. Was die i. M. bezweckt, ist auch in frühern Jahrhunderten unter mancherlei Formen geübt oder angestrebt worden (vgl. Uhlhorn, Die christliche Liebesthätigkeit, Stuttg. 1882-84, Bd. 1 und 2), erschien jedoch fast ausschließlich als Aufgabe des geistlichen Amtes oder als freiwillige Leistung sogen. Orden, d. h. vom weltlichen Berufsleben gesonderter eigner Genossenschaften. In der rationalistisch-gemeinnützigen Zeit von 1750—1820 geschah viel Gutes an Armen und Verlassenen, aber meist im Sinne abstrakter, kosmopolitischer Philanthropie. Die Notwendigkeit vermehrter kirchlicher Fürsorge für Arme und Verkommene drängte sich in Deutschland den christlich angeregten Kreisen auf, die nach den Befreiungskriegen in größern Städten und gewerbreichen Gegenden einer verarmten und gleichzeitig der Kirche entfremdeten Bevölkerung gegenüberstanden. Anregende Vorbilder boten namentlich England und Schottland dar. Doch entwickelte die Sache in Deutschland sich eigenartig aus örtlichem Bedürfnis. Die Begründung von Rettungshäusern (s. d.) für die verwahrloste Jugend durch Joh. Falk in Weimar (1813) und die Brüder Grafen v. d. Recke-Volmerstein in Overdyck und Düsselthal (1816) sowie die Stiftung der Bildungsanstalt für Armenschullehrer in Beuggen (1820) bei Basel durch Ch. H. Zeller waren die ersten denkwürdigen Schritte auf dieser Bahn. Im gleichen Sinn eröffnete 1833 J. H. Wichern, von der frommen und gemeinnützigen Amalie Sieveking angeregt, das Rauhe Haus (s. d.) bei Hamburg und Th. Fliedner 1836 die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth am Rhein. Den zusammenfassenden Namen der »innern Mission«, durch den diese Bestrebungen in Parallele mit der äußern oder Heiden- und Judenmission (s. Mission) gesetzt wurden, gab ihnen zuerst der Göttinger Theolog Fr. Lücke (s. d.). Einen mächtigen Gönner fand die i. M. seit 1840 an König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, und neuen Aufschwung erhielt sie durch die Erfahrungen des unruhigen Jahres 1848, die auf dem ersten Kirchentag zu Wittenberg 1849 zur Begründung des Deutschen Zentralvereins für i. M. führten, der 1893 seinen 27. Kongreß in Dortmund abhielt. Außer den schon erwähnten Rettungshäusern für verwahrloste Kinder wie den Diakonissenhäusern für Armen-, Krankenpflege und den Kleinkinderschulen umfaßt die i. M. noch Vereine und Anstalten für einzeln stehende Jünglinge und Mädchen (Jünglingsvereine, Mägdeherbergen, Herbergen zur Heimat, Marthastifter), Gefängnisvereine, besonders für entlassene Sträflinge, Arbeiterkolonien zur Rettung arbeitsloser Herumtreiber, Magdalenenhäuser zur Rettung gesunkener Frauen &c. In großen Städten, wie Berlin (vgl. »Die i. M. in Berlin«, Übersicht der betreffenden Anstalten und Vereine, Berl. 1883), Hamburg, Breslau, sucht man neuerdings alle derartigen Bestrebungen in Gestalt sogen. Stadtmissionen einheitlich zu ordnen. Auch haben in fast allen größern Städten die Vereine für i. M. eigne Häuser für ihre Versammlungen &c. erbaut (evangelische Vereinshäuser, meist mit Herbergen zur Heimat [gegen 300 in Deutschland] verbunden; vgl. Herberge). Vielfach berührt die i. M. sich mit allgemeinen staatlichen Interessen, vorzüglich auf dem Gebiet des Armenwesens (Arbeiterkolonien, s. d., und Verpflegstationen für landstreichende Bettler) und des Gefängniswesens, wie denn Wichern, der thatkräftigste Vertreter der innern Mission in Norddeutschland, seit 1852 in ein amtliches Verhältnis zum preußischen Gefängniswesen trat und 1858 als vortragender Rat in das Ministerium des Innern wie in den Oberkirchenrat zu Berlin berufen ward. Mit der sonstigen, nicht erklärt kirchlichen Vereinsthätigkeit wie auch mit dem adligen Johanniterorden (s. d.) u. a. ist die i. M. häufig in friedliches Zusammenwirken getreten und hat durch diese mannigfachen Berührungen mit der Außenwelt allmählich viel von dem engherzig pietistischen An-

Digitized by Google

strich verloren, der ihr oft mit unbilliger Einseitigkeit, aber nicht immer unverdient, vorgeworfen worden ist. Im letzten Jahrzehnt brachte das Anwachsen der sogen. sozialen oder Arbeiterfrage (s. d.) der innern Mission neuen Aufschwung und erhöhte Beachtung in weitern Kreisen der Nation, aber auch mancherlei Kontroversen unter ihren Freunden u. Förderern, die auf den evangelisch-sozialen Kongressen (namentlich 1894 in Frankfurt a. M.) u. a. lebhaften Ausdruck fanden. — Auf katholischer Seite herrscht ebenfalls reger Eifer für die Aufgaben der innern Mission, die dort, wenn auch nicht unter diesem Namen, mit Aufwendung großartiger Mittel von Vincentiusvereinen, Bonifaciusvereinen u. dgl. betrieben wird. Nur mischt sich dort, der katholischen Grundrichtung entsprechend, leicht propagandistische Absicht in die übrigens durch rege Opferwilligkeit ausgezeichnete hilfreiche Liebe. Vgl. Busch, Die i. M. in Deutschland (Gotha 1877); Schäfer u. a., Die i. M. in Deutschland (Hamb. 1878—1883, 6 Bde.); Derselbe, Leitfaden der innern Mission (3. Aufl., das. 1893); Schneider, Die i. M. in Deutschland (Braunschw. 1888); Wurster, Lehre von der innern Mission (Berl. 1894); »Bibliothek für i. M.« (Leipz. 1890 ff.); »Monatsschrift für i. M.« (hrsg. von Busch, Gütersl. 1880 ff.). Organ des Zentralvereins sind die von Wichern begründeten »Fliegenden Blätter des Rauhen Hauses« (Hamb., seit 1843).

Innerer Abschnitt, s. Feldbefestigung, S. 263.

Inneres Licht (Inneres Wort, Lumen s. verbum internum), s. Inspirationsgemeinden.

Innere und äußere Linie in der Strategie, Lage zweier Heere, deren eins im Mittelpunkt, auf der innern Linie, das andre hingegen in getrennten Teilen auf dem Kreisbogen um ersteres herum, auf der äußern Linie, sich befindet. Der auf der innern Linie stehende Feldherr vermag einen vereinzelten Teil des Feindes mit Überlegenheit anzufallen und zu schlagen. Der auf der äußern befindliche hat den Vorteil eines größern Landstrichs für sich, sowohl zum Unterhalt als auch zur Ausnutzung des Straßennetzes, und kann seinen Gegner umfassend angreifen.

Innerösterreich, im ältern Sprachgebrauch die zu Österreich gehörenden Länder Steiermark, Kärnten Krain und das Küstenland, im Gegensatz zu den übrigen Ländern.

Inner-Rhoden, Kanton, s. Appenzell.

Innerste, rechter Nebenfluß der Leine in der preuß. Provinz Hannover, entspringt auf dem Oberharz, südlich von Klausthal, durchfließt den Regierungsbezirk Hildesheim und mündet nach 75 km langem Lauf unterhalb Sarstedt. Nebenflüsse sind Nette und Lamme.

Inner Temple (spr. templ), einer der Inns of Court (s. d. und »Barrister«).

Innervation (neulat.), der Einfluß der Nerven auf die Verrichtungen der Organe des Körpers.

Innervationsempfindungen, s. Muskelsinn.

Innervationsneurosen, allgemeine Bezeichnung der Erkrankung derjenigen Nerven, welche die Thätigkeit der einzelnen Organe, einzelner Organteile und somit auch wieder die Thätigkeit des ganzen Organismus vermitteln.

Innichen, Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Lienz, 1166 m ü. M., in schöner Lage im obern Pusterthal, an der Mündung des Sextenbaches in die Drau, an der Linie Marburg-Franzensfeste der Südbahn, beliebte Sommerfrische, hat ein Kollegiatkapitel mit romanischer Kirche aus dem 13. Jahrh., eine Kapelle zum heil. Grab (17. Jahrh.), ein Franziskanerkloster und (1890) 984 Einw. 3 km südlich im Sextenthal das Wildbad I. (1332 m), mit Schwefel- und Eisenquellen und neuer Badeanstalt. Östlich erhebt sich der Helm, ein lohnender Aussichtspunkt (2434 m), südlich die Dreischusterspitze (3162 m) und der Haunold (2907 m).

Innocente (ital., spr. innotschénte), unschuldig; als musikalische Vortragsbezeichnung: ungekünstelt, naiv.

Innocenz (lat. Innocentius, »der Unschuldige«), Name von 13 Päpsten:

1) I. I., der Heilige, aus Albano, seit 402 Bischof zu Rom, war bemüht, den päpstlichen Primat auch außerhalb Italiens, namentlich in Gallien, Spanien, Afrika und Makedonien geltend zu machen. 409 ging er mit einer Deputation des römischen Senats zu Kaiser Honorius nach Ravenna, um zwischen diesem und dem Westgotenkönig Alarich zu vermitteln; allein seine Unterhandlungen blieben erfolglos, und 410 ward Rom geplündert, während I. noch zu Ravenna verweilte. In einem Sendschreiben an die afrikanischen Bischöfe verdammte er die Lehre des Pelagius und schloß jenen und seine Anhänger aus der Kirchengemeinschaft aus. Er starb 12. März 417 und wurde heilig gesprochen. Tag: 28. Juli.

2) I. II., vorher Gregor, aus der röm. Adelsfamilie der Papareschi, stand in Beziehungen zu dem Gegenpapst Wibert (Clemens III.), der ihn in den römischen Palatinal-Klerus aufnahm, und ward entweder von diesem oder von Paschalis II. zum Kardinaldiakon ernannt. Er war einer der Unterhändler des Wormser Konkordats in Deutschland und ward 14. Febr. 1130 von einem Teil der Kardinäle auf den päpstlichen Stuhl erhoben, während die andern Petrus Leonis (Anaklet II.) wählten. I. mußte vor diesem aus Rom flüchten, ward aber nach 1130 auf Verwendung Bernhards von Clairvaux von König Ludwig VI. von Frankreich, bald darauf von dem deutschen König Lothar und dem englischen König Heinrich I. sowie endlich auch von Spanien als Papst anerkannt. Nach einer in Lüttich getroffenen Vereinbarung führte ihn Lothar 1133 nach Rom und setzte ihn mit bewaffneter Hand auf den päpstlichen Stuhl; I. krönte dafür Lothar 4. Juni 1133 zum Kaiser. Doch mußte I. bald nach Lothars Abzug nach Pisa fliehen. Zwar zog der Kaiser 1136 zum zweitenmal nach Italien und demütigte Anaklet wie seinen Protektor Roger von Sizilien, allein Anaklet II. gab seine Ansprüche nicht auf. Nach dessen Tode (1138) wählten die I. feindlich gesinnten Kardinäle einen neuen Gegenpapst, Viktor IV.; indessen ließ sich dieser durch Bernhard von Clairvaux zur Abdankung bewegen, und I.' Würde war fortan unbestritten. Dann hielt er eine große Lateransynode (1139) ab, auf welcher Arnold von Brescia verdammt und die päpstlichen Erlasse Anaklets II. für ungültig erklärt wurden; auch wurde Roger von Sizilien in den Bann gethan. Gegen letztern zog I. 1139 mit einem Heer, wurde aber 22. Juli von Rogers gleichnamigem Sohne samt seinen Kardinälen gefangen genommen und so gezwungen, den Bann aufzuheben, Roger als König anzuerkennen und ihm und seinen Erben gegen einen jährlichen Tribut Apulien, Capua und Kalabrien zu Lehen zu geben. Während eines in Rom ausgebrochenen Aufstandes starb I. 24. Sept. 1143.

3) I. (III.), vorher Lando von Sezza, wurde nach dem Rücktritt Calixtus' (III.) von einer kleinen Partei 1178 als vierter Gegenpapst gegen Alexander III. gewählt, gelangte aber nie zu rechter Anerkennung. 1180 nahm

Digitized by

Alexander III. ihn und seinen Anhang gefangen und verbannte ihn nach Cava.

4) I. III., vorher Lothar, geb. 1161 in Anagni, gest. 16. Juli 1216, Sohn des Grafen Trasmund aus dem in Segni und Anagni begüterten Haus Conti, studierte in Paris und Bologna, wurde unter Gregor VIII. Subdiakon, unter Clemens III. 1190 Kardinal und nach dem Tode Cölestins III. 8. Jan. 1198 zum Papst erhoben. Das leitende Prinzip aller Handlungen des reichbegabten Priesterfürsten war die Idee, daß der Papst der Stellvertreter Gottes auf der Erde sei, und daß ihm die unmittelbare Regierung der Welt gebühre; er wollte zwischen Fürsten und Völkern der höchste Schiedsrichter sein. Sein Regierungsantritt fiel in eine Zeit, welche seine große Entwürfe besonders begünstigte. Zunächst erhielt I. durch den Tod des Kaises Heinrich VI. Gelegenheit, bei der Verwirrung, welche in Italien eintrat, die von dem Kaiser den Deutschen daselbst verliehenen Lehen diesen zu entreißen. Den kaiserlichen Präfekten der Stadt Rom vermochte er, ihm den Eid der Treue zu leisten; den kaiserlichen Statthalter in der Romagna vertrieb er und nahm die Mark Ancona, Tuscien, Spoleto selbst in Beschlag. Zur Verteidigung dieser Erwerbungen gründete er einen Bund italienischer Städte. Die Kaiserin Konstanze, Witwe Heinrichs VI., mußte, bevor sie für sich und ihren Sohn, den nachherigen Kaiser Friedrich II., die Belehnung mit Neapel erhielt, auf alle der päpstlichen Macht nachteiligen, vom Papst Hadrian IV. 1156 zugestandenen Vorteile verzichten; auch ließ sie sich bewegen, vor ihrem Tode dem Papst die Vormundschaft über ihren Sohn zu übertragen. In Deutschland unterstützte I. bei der streitigen Königswahl zwischen Philipp von Schwaben und Otto IV. den letztern; doch knüpfte er später mit dem siegreichen Philipp Verhandungen an. Nachdem derselbe 1208 ermordet worden war, ließ er Otto, bevor er ihn krönte, erst auf alle von der Kirche beanspruchten Güter Verzicht leisten und die Freiheit der Appellation an den päpstlichen Stuhl und der kirchlichen Wahlen versprechen. Da sich aber Otto bald von der Leitung durch den Papst zu emanzipieren strebte, schleuderte I. 1210 den Bannstrahl gegen ihn und stellte ihm seinen Mündel Friedrich II. als Gegenkönig entgegen. 1212 kam Friedrich nach Deutschland, gewann dort Anhang, verdrängte Otto IV. und wurde 1215 zu Aachen gekrönt. Den französischen König Philipp August, welcher seine Gemahlin Ingeborg, Tochter des Königs Waldemar von Dänemark, verstoßen und Agnes von Meran geheiratet hatte, nötigte er 1200, Ingeborg wieder als seine rechtmäßige Gemahlin anzuerkennen. Auch zwang er Alfons X. von Leon und Galicien, sich 1203 von seiner Gemahlin wegen zu naher Blutsverwandtschaft zu trennen. Peter von Aragonien ließ sich in Rom von I. 1204 krönen und machte sein Reich dem Papst zinsbar. Auch der Bulgarenfürst Kalojohannes nahm seine Krone aus den Händen des Papstes; der portugiesische König Sancho I. verstand sich zu einem Tribut. Da König Johann von England den vom Papst zum Erzbischof von Canterbury 1207 ernannten Kardinal Stephan Langton nicht anerkannte, so verhängte I. 1208 das Interdikt über England, sprach über Johann selbst 1209 den Bann aus und brachte es dahin, daß jener 1213 sein Land vom Papst zu Lehen nahm sowie einen jährlichen Tribut zu zahlen verhieß. Sogar bis nach Konstantinopel dehnte I. seinen Einfluß aus und bestätigte dort nach der Eroberung der Stadt durch die Teilnehmer des vierten Kreuzzuges einen lateinischen Patriarchen. Ebenso leitete er 1204 die Kreuzzugsbewegung nach Livland, welche dort die Gründung eines christlichen Ritterstaats zur Folge hatte. Nicht minder als nach außen kräftigte I. das päpstliche Ansehen im Innern der Kirche; er hielt eine strenge Disziplin aufrecht. 1215 wurde die vierte ökumenische Lateransynode zu Rom abgehalten, auf welcher Gesandte von fast allen christlichen Höfen und Geistliche aus allen christlichen Ländern erschienen. Es wurden hier die Wiedereroberung Palästinas und die Vernichtung der Ketzer beschlossen, die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl und die Ohrenbeichte zu Glaubenssätzen erhoben und überhaupt 70 Kanones über Glaubenssatzungen aufgestellt, die wichtigsten Rechts- und Disziplinarverhältnisse geordnet, die Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner bestätigt. Gegen die Sekten der Waldenser und Albigenser rief I. eine grausame Verfolgung hervor, indem er das Kreuz gegen sie predigen ließ und Ketzergerichte einsetzte. Auf einer Reise begriffen, um zwischen den zwiespältigen Städten Pisa und Genua zu vermitteln, ward I. vom Tode ereilt. Sein Privatleben war tadellos und rein, sein Geist gewaltig und kühn, sein Auftreten äußerst gewandt und erfolgreich. Seine Werke erschienen zu Köln 1575 und zu Venedig 1578; neue Ausgabe bei Migne, Patrologia latina, Bd. 214—217. Vgl. Hurter, Geschichte Papst I.' III. und seiner Zeitgenossen (Hamb. 1834—42, 4 Bde.); Deutsch, Papst I. III. und sein Einfluß auf die Kirche (Bresl. 1876); Schwemer, I. III. und die deutsche Kirche (Straßb. 1882); Brischar, Papst I. III. und seine Zeit (Freiburg 1883).

5) I. IV., vorher Sinibald genannt, aus der genuesischen Familie der Fieschi stammend, hatte in Bologna die Rechte studiert, war sodann Bischof von Albenga, päpstlicher Vizekanzler und 1227 Kardinal geworden und wurde, nachdem der päpstliche Stuhl nach dem Tode Cölestins IV. 1¾ Jahr lang unbesetzt geblieben war, 25. Juni 1243 zum Papst erwählt. Obschon er bis dahin in freundschaftlichem Verhältnis zu Kaiser Friedrich II. gestanden hatte, so veränderte er doch nunmehr diesem gegenüber seine Haltung. Nachdem die Verhandlungen zwischen dem Papst und dem Kaiser, der von dem 1239 gegen ihn ausgesprochenen Bann befreit werden wollte, gescheitert waren, flüchtete I. 1244 über Genua nach Lyon. Auf einer 1245 dahin berufenen Kirchenversammlung klagte er Friedrich II. des Kirchenraubes, des Meineides, der Ketzerei und andrer Verbrechen an. Mochte der Kaiser durch seinen Vertreter Thaddäus von Suessa noch so wirksam verteidigt werden, mochten sich England und Frankreich zu Vermittlern aufwerfen: Friedrich wurde 17. Juli 1245 vom Papst aller seiner Kronen für verlustig erklärt, mit einem fürchterlichen Bannfluch belegt und an die deutschen Fürsten die Aufforderung gerichtet, eine neue Königswahl vorzunehmen. Der Kampf zwischen Kaiser und Papst wurde mit furchtbarer Leidenschaft geführt. Auch auf Friedrichs II. Sohn und Nachfolger Konrad IV. vererbte I. seinen Haß. Er schloß denselben von der Kirchengemeinschaft aus und forderte zu einem Kreuzzug gegen ihn auf. Nach dem Tode Konrads IV. (1254) bemühte sich der Papst, Neapel und Sizilien seiner Herrschaft zu unterwerfen; Friedrichs Sohn Manfred wurde zum päpstlichen Vikar für einen Teil dieses Königreichs ernannt, und I. zog 27. Okt. in Neapel ein, wo er bald darauf 7. Dez. starb, nachdem er noch die Kunde von Manfreds Erhebung und seinem Siege über das päpstliche

Digitized by Google

Heer erhalten hatte. Seine umfassende Gelehrsamkeit und seine genaue Kenntnis des kanonischen Rechts erwarben ihm den Beinamen Pater et organum veritatis. J. schrieb einen Kommentar über die fünf Bücher der Dekretalen Gregors IX. (zuletzt gedruckt 1570). Vgl. »Les registres d'Innocent IV« (hrsg. von Berger, Par. 1880 ff., 4 Bde.); Tammen, Kaiser Friedrich II. und Papst J. IV. (Leipz. 1886); Rodenberg, J. IV. und das Königreich Sizilien (Halle 1892); Berger, Saint Louis et Innocent IV (Par. 1893).

6) J. V., früher Peter von Tarentaise, trat im 16. Lebensjahr in den Dominikanerorden, wurde in Paris als eins der gelehrtesten Mitglieder seines Ordens Nachfolger des Thomas von Aquino auf dem Lehrstuhl der Theologie an der Sorbonne, 1272 Erzbischof von Lyon, 1275 Kardinalbischof von Ostia und 21. Jan. 1276 zum Nachfolger Gregors X. erwählt, starb aber schon 22. Juni d. J. Er schrieb: »Commentarius in libros sententiarum« (Toulouse 1651, 4 Bde.) und einen Kommentar über die Briefe des Paulus (Köln 1478).

7) J. VI., früher Stephan d'Albert, geb. zu Brissac in Limousin, gest. 12. Sept. 1362 in Avignon, ward 1338 zu Noyon, 1340 zu Clermont Bischof, 1352 Kardinalbischof von Ostia und Großpönitentiarius. Er schlug nach seiner Erwählung zum Papst (18. Dez. 1352) seine Residenz zu Avignon auf, ließ aber den Kirchenstaat durch den Kardinal Albornoz zurückerobern und Frieden und Ordnung herstellen. Gegen die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. protestierte er, gab aber seinen Widerspruch bald auf. 1360 vermittelte er den Frieden zu Bretigny zwischen Frankreich und England. Er bemühte sich, die von den Avignonschen Päpsten eingeschlagene Bahn kirchlicher Erpressungen wieder zu verlassen, und beschränkte den Aufwand seines Hofes. Vgl. Werunsky, Excerpta ex regestis Clementis VI. et Innocentii VI. (Innsbr. 1885); Derselbe, Italienische Politik Papst J. VI. u. König Karl IV. in den Jahren 1353 und 1354 (das. 1878).

8) J. VII., vorher Cosimo Migliorati, geb. zu Sulmone in den Abruzzen, gest. 6. Nov. 1406, ward 1386 Bischof von Bologna, 1387 Erzbischof von Ravenna, 1389 Kardinal und 17. Okt. 1404 von der italienischen Kardinalspartei zum Papst erwählt, während die Gegenpartei an Benedikt XIII. festhielt. Durch einen Aufstand, der 1405 zu Rom ausbrach und vom neapolitanischen König Wladislaw befördert wurde, wurde J. zwar zur Flucht nach Viterbo genötigt, konnte aber schon 1406 zurückkehren und nun Wladislaw in den Bann thun. Seine Unterhandlungen zur Beilegung des Schismas hatten keinen Erfolg.

9) J. VIII., früher Giovanni Battista Cibò, geb. 1432 in Genua, gest. 25. Juli 1492, war unter Paul II. Bischof von Savona, wurde unter Sixtus IV. 1473 Bischof von Molfetta und Kardinal und bestieg nach dessen Tode 29. Aug. 1484 den päpstlichen Stuhl. Er war der erste Papst, der seine hohe Würde vornehmlich zur Ausstattung seiner eignen Familie verwertete, ein lasterhafter, unsittlicher Mensch. Er führte die Hexenprozesse offiziell ein. In Verbindung mit Lorenzo de' Medici sorgte er für die Erhaltung des bestehenden politischen Zustandes in Italien. Nachdem er die Vereinigung aller christlichen Fürsten zu einem gemeinsamen Kreuzzug gegen die Türken vergeblich angestrebt, hielt er den ihm vom Großmeister in Rhodos überlieferten Bruder und Nebenbuhler des Sultans Bajesid, Dschem, gegen eine Summe von jährlich 40,000 Dukaten, die ihm der Sultan zahlte, in Haft. König Ferdinand von Neapel that er in den Bann und bot das Königreich Karl VIII. von Frankreich an. Ein dem Dichter Marullus zugeschriebenes Epigramm sagt, er habe acht Söhne und ebensoviel Töchter gehabt, weshalb ihn Rom mit Recht Vater nennen könnte.

10) J. IX., früher Antonio Facchinetti, geb. 1519 aus einer Adelsfamilie in Bologna, wurde 1560 Bischof von Nicastro, 1575 Patriarch von Jerusalem, 1583 Kardinal und 29. Okt. 1591 auf den päpstlichen Stuhl erhoben, starb aber schon 29. Dez. d. J.

11) J. X., vor seiner Erhebung zum Papst Giovanni Battista Pamfili, geb. 7. Mai 1574 in Rom, gest. 5. Jan. 1655, ward unter Gregor XV. Nunzius in Neapel, von Urban VIII. dem Kardinal Franz Barberini nach Frankreich als Datarius beigegeben und blieb hier bis zur Erlangung des Kardinalshutes als Nunzius und Patriarch von Antiochia. Trotz des Widerstrebens des französischen Hofes wurde er 16. Sept. 1644 zum Nachfolger Urbans VIII. erwählt. Er protestierte in der 1651 veröffentlichten Bulle »Zelo domus Dei« gegen den Westfälischen Frieden und erließ 1653 die viel angefochtene Bulle »Cum occasione« gegen die »V propositiones« des Jansenius. Während seines Pontifikats übte den größten Einfluß seine Schwägerin Olimpia Maidalchini aus; sie beherrschte ihn und den ganzen Kirchenstaat und benutzte ihre Machtstellung, um sich durch schamlose Mittel aller Art zu bereichern. Vgl. Ciampi, Innocenzo X e la sua corte (Rom 1878).

12) J. XI., früher Benedetto Odescalchi, geb. 1611 in Como, gest. 11. Aug. 1689, widmete sich zu Genua, Rom und Neapel dem Studium der Rechte und diente sodann in Polen und Deutschland im Dreißigjährigen Krieg als Soldat. Später studierte er Theologie, wurde Geistlicher, apostolischer Protonotar, Geheimer Sekretär Innocenz' X., Gouverneur von Macerata, 1647 Kardinal, Legat von Ferrara, Bischof von Novara und 21. Sept. 1676 Papst. Als solcher suchte er dem Luxus, der Sittenverderbnis, der Käuflichkeit der Ämter zu steuern. In einer Bulle von 1679 sprach er sich zwar gegen 65 Lehrsätze der Jesuiten aus, machte dagegen diesen anderseits ein Zugeständnis durch die Verdammung Molinos' und der Quietisten. Mit Ludwig XIV. von Frankreich geriet er in Streit, weil derselbe auch von den bis dahin von der Krone unabhängigen Kirchen während der Vakanz eines Bistums die Revenuen verwalten und die dazu gehörigen Pfründen besetzen wollte. Da einige französische Bischöfe dagegen an den Papst appellierten und dieser für sie Partei nahm, ließ der König den päpstlichen Nunzius in Frankreich in Haft setzen und Avignon in Beschlag nehmen, und eine 1682 von Ludwig XIV. berufene Versammlung des französischen Klerus stellte die gegen die Machtansprüche des Papstes gerichteten »IV propositiones cleri gallicani« auf. Um in seiner eignen Stadt unabhängig von den fremden Gesandten zu sein, hob J. die Quartierfreiheit derselben auf und rief dadurch neuen Streit mit dem französischen Hof hervor. Trotz der protestantenfeindlichen Haltung Ludwigs XIV. war J. ein entschiedener Gegner der Politik desselben und ließ sogar den Sturz der katholischen Stuarts in England geschehen, um die Bildung einer großen Koalition aller europäischen Mächte gegen Frankreich zu ermöglichen. Vgl. Bonamici, De vita et rebus gestis Innocentii XI. (Rom 1776; deutsch von Le Bret, Frankf. 1791); Michaud, Louis XIV et Innocent XI (Par. 1882—83, 4 Bde.).

Digitized by

13) J. XII., vorher Antonio Pignatelli, geb. 1615 in Neapel, gest. 27. Sept. 1700, ward 1672 Bischof von Lecce, 1682 Bischof von Faenza und Kardinal, 1687 Erzbischof von Neapel und 12. Juli 1691 Nachfolger Alexanders VIII. auf dem päpstlichen Stuhl. Unter seiner Regierung löste sich der Streit mit Frankreich dadurch, daß dieses die »IV propositiones cleri gallicani« thatsächlich zurücknahm. Als Feind der Quietisten sprach er über Fénelons »Maximes des saints« das Verdammungsurteil aus. Anderseits suchte er auch dem Nepotenunwesen, der Simonie und andern kirchlichen Mißbräuchen zu steuern.

14) J. XIII., vor seiner Thronbesteigung Michelangelo Conti, der achte Papst aus der Familie Conti, geb. 1655 in Rom, gest. 7. März 1724, ward 1693 Gouverneur von Viterbo, 1695 Erzbischof von Tarsos und Legat in der Schweiz, 1698 in Lissabon, 1706 Kardinal und bestieg 8. Mai 1721 den päpstlichen Stuhl. Er belehnte Kaiser Karl VI. mit Neapel, erhob gegen die Verleihung von Parma und Piacenza als Reichslehen eine unwirksame Protestation und zeigte sich als entschiedener Gegner der Jesuiten. Vgl. Mayer, Die Papstwahl J.' XIII. (Wien 1874).

Innocŭa (lat., »Unschädliche«), die giftlosen Schlangen.

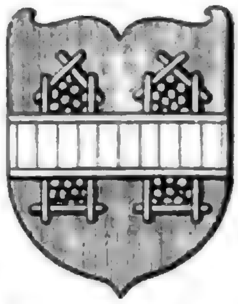
Innominatkontrakt (lat. Contractus innominatus), im röm. Recht ein Vertrag ohne technischen Namen, der dadurch zu stande kam, daß ein Kontrahent eine Leistung irgendwelcher Art zu gunsten des andern vollzog und der andre hierbei formlos versprach, eine Gegenleistung zu machen. Die bloß formlose Vereinbarung von Leistung und Gegenleistung genügte nämlich nach römischem Recht regelmäßig nicht zur Klagbarkeit des Vertrags. Hatte aber der eine Kontrahent sogleich geleistet, so konnte er mit actio praescriptis verbis auf Vollzug der Gegenleistung klagen oder nach Wahl das Geleistete, resp. dessen Wert zurückfordern (jus poenitendi, Reuerecht). Da nach heutigem Recht ein Schuldvertrag zur Klagbarkeit prinzipiell nur des formlosen Versprechens und seiner Annahme bedarf, so ist die besondere Bedeutung des Innominatkontrakts in Wegfall gekommen.

In nomine (lat.), im Namen, in Vollmacht; i. n. Dei oder Domini, im Namen Gottes oder des Herrn.

Innovation (lat., »Verjüngung«), die im Pflanzenreich überaus verbreitete Erscheinung, daß die vegetative Thätigkeit von ältern Teilen fortgesetzt auf neue Ausgliederungen, z. B. von absterbenden Sprossen auf junge, übergeht.

Innoveczgebirge (spr. -wez-), ein Teil der Kleinen Fátra in Ungarn, der, unterhalb Trentschin beginnend, sich im Innovecz zu 1051 m Höhe erhebt, sich als schmaler Gebirgsrücken in südlicher Richtung zwischen der Waag und Neutra bis Freistadtl hinzieht (Freistadtler Gebirge) und sodann in die Ebene verliert.

Innsbruck, Hauptstadt von Tirol, in schöner Lage, 570 m ü. M., zu beiden Seiten des Inn, unweit der Mündung der Sill, an den Linien Kufstein-Ala der Südbahn und J.-Bregenz der Staatsbahnen, im Mittelpunkt einer weiten Ebene, welche im N. von den schroffen Felswänden der Nordtiroler Kalkalpen (Solstein 2655 m, Brandjoch 2580 m, Frauhitt 2377 m, Sattelspitz 2287 m), im S. von den Ausläufern der Stubaier und Zillerthaler Alpen (Saile 2406 m, Waldrastspitze 2719 m, Patscher Kofel 2248 m) begrenzt wird. Die Stadt hat breite Straßen und namentlich in den neuen Stadtteilen ansehnliche Gebäude. Über den Inn führen drei eiserne Brücken. Unter den Kirchen ist die bedeutendste die Franziskaner- oder Hofkirche, 1553—63 im Renaissancestil erbaut, mit dem prachtvollen Grabdenkmal Maximilians I. (dessen Leichnam jedoch in Wiener-Neustadt beigesetzt ist), einem Marmorsarkophag mit schönen Reliefs von Alex. Colins u. der knieenden Gestalt des Kaisers, umgeben von 28 kolossalen Erzstatuen von Vorfahren und Zeitgenossen Maximilians. An der linken Seitenwand der Kirche befinden sich das Grabdenkmal Andreas Hofers, daneben die Denkmäler Speckbachers und Haspingers, auf der andern Seite das Monument der in den Befreiungskämpfen von 1796—1809 gefallenen Tiroler. Die sogen. silberne Kapelle enthält die Grabmäler des Erzherzogs Ferdinand (gest. 1595) und seiner Gemahlin Philippine Welser, beide von Alex. Colins. Andre bemerkenswerte Kirchen sind: die Stadtpfarrkirche zu St. Jakob (1721 vollendet) mit Marienbild von L. Cranach und Grabmal des Deutschmeisters Erzherzogs Maximilian (gest. 1618), die Universitäts- oder Jesuitenkirche (1640) und die Servitenkirche (1614). Unter den weltlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die kaiserliche Burg (1766—70 im Zopfstil erbaut), mit großem, freskengeschmücktem Saal; die 1425 von Friedrich mit der leeren Tasche erbaute Fürstenburg mit einem schönen gotischen Erker, dessen Dach mit vergoldeten Kupferplatten gedeckt ist (»Goldenes Dachel«); die Ottoburg (von 1234), das Rathaus, das Stadttheater, das Museum, das Landhaus, das Postgebäude (ehemals Palais Thurn und Taxis), das Justizgebäude (1887), die neuen Stadtsäle (für öffentliche Festlichkeiten, 1890 erbaut), das Schloß Büchsenhausen u. a. In der Mitte der Maria Theresien-Straße befindet sich die Annasäule, zum Andenken an die Räumung des Landes durch die bayrischen und französischen Truppen 1703 errichtet; am südlichen Ende dieser Straße die Triumphpforte (1765 anläßlich der in J. gefeierten Vermählung des nachmaligen Kaisers Leopold II. erbaut); in den Anlagen am Innufer das Standbild Walthers von der Vogelweide, auf dem Margaretenplatz ein Brunnen mit der Statue Rudolfs IV., vor den Stadtsälen der Leopoldsbrunnen mit dem Reiterstandbild des Erzherzogs Leopold (gest. 1632). Auf dem Berge Isel wurde 1893 ein Denkmal Andreas Hofers (von Natter) aufgestellt. Sehenswert ist ferner der neue Friedhof im W. der Stadt.

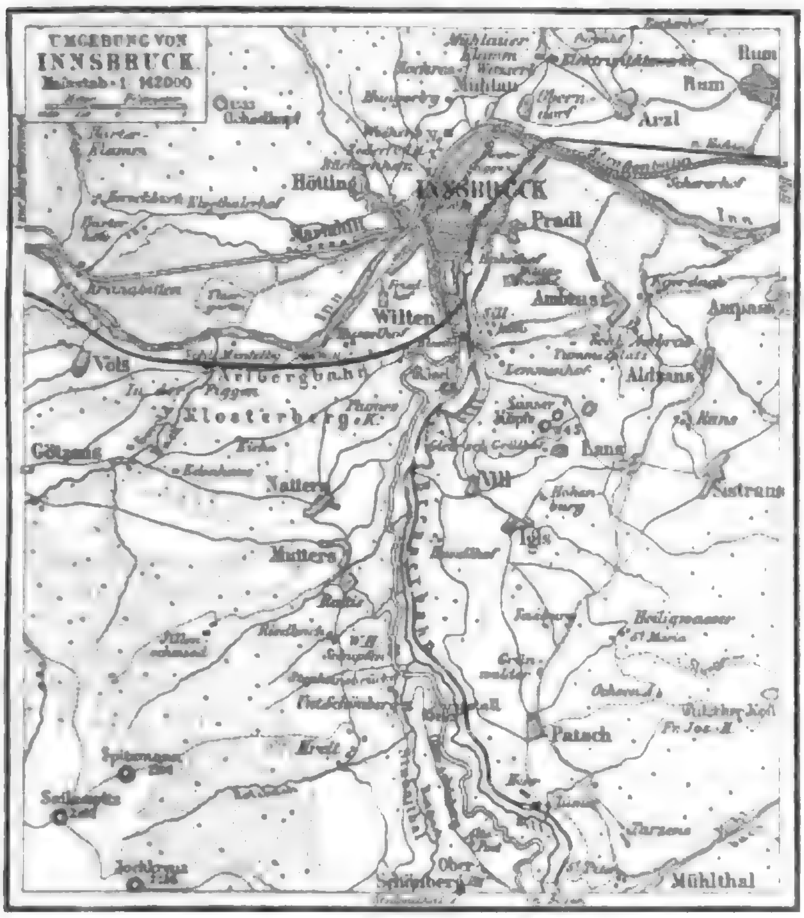


Wappen von Innsbruck.

J. zählt (1890) 23,320 meist deutsche, kath. Einwohner (darunter 1977 Mann Militär). Als Vororte von J. sind die angrenzenden Orte: Wilten (6515 Einw.), Hötting (4718 Einw.), Mühlau (881 Einw.) und Pradl (1247 Einw.) zu betrachten. Die Industrie erstreckt sich auf Baumwollspinnerei und -Weberei, Tuchfabrikation, Seidenweberei, Fabrikation von Bändern, Leibwäsche, Strohhüten, Möbeln, Maschinen, Teigwaren, Kaffeesurrogaten, Seifen und Kerzen, Bierbrauerei, Glasmalerei u. a. Von Bedeutung ist auch der Handel und während der Sommermonate der Fremdenverkehr (1892: 46,528 Fremde). J. ist Stadt mit eignem Gemeindestatut und Sitz der Statthalterei, einer Bezirkshauptmannschaft (für die Umgebung), des Oberlandesgerichts, eines Landesgerichts, der Finanzlandesdirektion, der Post- und Telegraphen-

Digitized by Google

direktion, der Forst- und Domänendirektion, einer Handels- und Gewerbekammer, des Landeskulturrates, des 14. Korpskommandos sowie des Tiroler Landtags rc. Als Unterrichtsanstalten sind hervorzuheben: die Leopold Franzens-Universität (vom Kaiser Leopold I. 1677 gegründet, 1858 durch die theologische und 1869 durch die medizinische Fakultät vervollständigt) mit (1893) 88 Lehrenden und 960 Studierenden, einer Bibliothek von 100,000 Bänden, einem anatomischen, pathologischen u. physiologischen Institut, einem chemischen Laboratorium, einem wegen seiner Alpenflora bekannten botanischen Garten rc.; ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt, eine Staatsgewerbeschule und eine Handelsakademie. Klöster



gibt es acht, darunter das älteste Kapuzinerkloster in Deutschland (von 1594) und ein Kloster der Ursulinerinnen mit höherer Töchterschule; hierzu kommen noch das Prämonstratenser- u. das Karmeliterinnenkloster in Wilten. Ferner besteht hier eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, eine Sparkasse, eine städtische Pfandleihanstalt, ein Lagerhaus, ein Landesmuseum (Ferdinandeum), ein städtisches Krankenhaus und ein von J. v. Sieberer gestiftetes Waisenhaus sowie ein weltliches adliges Damenstift. J. hat Telephoneinrichtung, Gas- und elektrische Beleuchtung. Beliebte Punkte der Umgebung (s. obiges Kärtchen) sind: Schloß Ambras (s. d.), der Berg Isel (s. d.), die Weyerburg, die Lanser Köpfe (945 m), die Sommerfrische Igels (884 m) und der Patscher Kofel (2248 m). Eine Dampfstraßenbahn führt von J. nach Hall.

Geschichte. Die Wichtigkeit der Lage von J., am nördlichen Ausgang der Brennerstraße, erkannten bereits die Römer, welche an der Stelle des heutigen Dorfes Wilten, südlich bei J., Veldidena, ihre Hauptniederlassung in Rätien, gründeten. Nachdem dieselbe in der Völkerwanderung zerstört worden, erstand 1128 das Prämonstratenserstift Wilten oder Wiltau und auf dem Schloßberg von Ambras (Omeras) die Burg der bojoarischen Gaugrafen vom Innthal, als welche uns die Grafen von Andechs im 12. Jahrh. entgegentreten. Zunächst gehörte J., zum erstenmal 1028 urkundlich genannt, zum Kloster Wilten, dann bildete sich unter den Andechs-Meranern an der Fähre über den Inn auf dem engen Raum zwischen dem Höttinger Berg und dem linken Ufer eine Ansiedelung als Sammelplatz für Kaufleute, und aus der Innüberfahrt wurde eine Innbrücke, woraus Name und Wappen des Ortes entstand. 1239 wurde J. von dem letzten Andechs-Meraner Herzog Otto als befestigter Ort zur Stadt erhoben. Als 1363 Tirol an Österreich kam, wurde J. zur Landeshauptstadt erhoben, und Friedrich mit der leeren Tasche schlug zuerst hier seine bleibende Residenz auf. In der Folge erhielt J. besondern Glanz durch den häufigen Aufenthalt Maximilians I. daselbst und der tirolisch-habsburgischen Fürsten. Ein neuer Aufschwung der Stadt erfolgte in unserm Jahrhundert. Vgl. Zoller, Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt J. (Innsbr. 1816—25, 2 Bde.); B. Weber, Innsbruck (das. 1838); Probst, Geschichte der Universität in J. (das. 1869); Gwercher, J. u. dessen nächste Umgebung (das. 1880); Noë, J. als Fremdenstadt (das. 1889).

Inns of Court (engl., spr. kort), in England Gesamtname der freien Innungen oder Associationen der Rechtsgelehrten und der die Rechtswissenschaft Studierenden, deren es in London vier gibt (s. Barrister). Dann Bezeichnung der großen, prächtigen Gebäude oder Gebäudekomplexe für die Mitglieder der I. — Inns of Chancery heißen die den I. nachgebildeten (und denselben auch meist attachierten) Associationen oder Rechtsschulen, in denen das Equityrecht (s. Billigkeit) gelehrt wird, während die I. hauptsächlich Schulen des gemeinen englischen Rechts (common law) sind. Vgl. Pearce, History of the Inns of Court (Lond. 1848); Spence, Equitable jurisdiction of the Court of Chancery (das. 1849, 2 Bde.).

In nuce (lat.), »in der Nuß«, d. h. zusammengedrängt, in Kürze, im kleinen.

Innuit, s. Eskimo.

Innungen (ursprünglich »Einungen«), allgemeine Bezeichnung für Gilden und Zünfte, dann für die im 19. Jahrh. nach Einführung der Gewerbefreiheit fortbestehenden oder neugebildeten freien Korporationen von Angehörigen gleicher oder verwandter Gewerbe zur Förderung gemeinsamer gewerblicher Interessen. Man unterscheidet ferner J. im engern und weitern Sinne, je nachdem sie nur selbständige Gewerbtreibende oder auch Gesellen zu Mitgliedern hatten. In Preußen ließ die Gesetzgebung von 1810 u. 1811, welche die Gewerbefreiheit einführte, die Zünfte als freie J. bestehen. Nach der Gewerbeordnung von 1845 mußten die Statuten derselben revidiert und den Vorschriften der § 101—117 angepaßt werden. Das Gesetz regelte näher die Organisation und Rechte neuer J. und unterschied hierbei solche, welche den Befähigungsnachweis

Digitized by Google

für ihre Mitglieder zu fordern hatten, und J., für deren Mitglieder dieser Nachweis nicht obligatorisch war. Jene J. erlangten durch die Bestätigung ihrer Statuten die Rechte einer Korporation. Sie sollten die gemeinsamen gewerblichen Interessen fördern, insbes. die Aufnahme, Ausbildung u. das Betragen der Lehrlinge, Gesellen und Gehilfen der Innungsgenossen beaufsichtigen, die Verwaltung der Kranken-, Sterbe-, Hilfs- und Sparkassen der Innungsgenossen leiten und für die Witwen und Waisen derselben Fürsorge treffen. Ein Beitrittszwang bestand nicht, aber in einer großen Zahl von Gewerben wurde die Befugnis, Lehrlinge zu halten, davon abhängig gemacht, daß die Gewerbtreibenden entweder in eine Innung nach vorgängigem Beweis der Befähigung zum Betrieb des Gewerbes aufgenommen waren, oder diese Befähigung besonders nachgewiesen hatten. Die Verordnung vom 9. Febr. 1849 (s. Gewerbegesetzgebung, S. 519), welche formell bis 1868 in Kraft blieb, machte den selbständigen handwerksmäßigen Gewerbebetrieb bei einer sehr großen Zahl von Gewerben (§ 23) abhängig von der Mitgliedschaft einer Innung nach vorgängigem Befähigungsnachweis oder von dem Nachweis der Befähigung vor einer Prüfungskommission. Die J. wurden noch dadurch bevorzugt, daß durch Ortsstatuten Aufnahme und Entlassung aller Lehrlinge, sobald für das Gewerbe am Ort eine Innung bestand, vor diese gewiesen und derselben eine Mitwirkung bei der Aufsicht über die Ausbildung und das Betragen selbst derjenigen Lehrlinge, deren Lehrherren nicht zur Innung gehörten, eingeräumt werden konnte. In andern deutschen Staaten wurden bei Einführung der Gewerbefreiheit die alten Zünfte aufgehoben, die etwaige Neubildung gewerblicher Vereinigungen aber wurde ganz der freien Association überlassen und dem gewöhnlichen Vereinsrecht unterstellt, so in Württemberg und Baden 1862, ferner in Bayern 1848, nachdem man hier 1825 und 1862 mit geringem Erfolg staatlich organisierte Zwangsverbände an die Stelle der alten Zünfte gesetzt hatte (doch wurden diese durch Gesetz vom 30. Jan. 1868 als aufgehoben erklärt). In einer Reihe von norddeutschen Staaten (z. B. in Oldenburg, Bremen, Hamburg, Lübeck) wurde den Zünften die Wahl gelassen, sich aufzulösen und ihr Vermögen zu teilen oder als freie J. fortzubestehen, die Neubildung aber der freien Association überlassen. In einigen andern (Sachsen, Braunschweig, einzelnen thüringischen Staaten) wurden die alten Korporationen als öffentliche J. mit bestimmten gewerblichen Befugnissen erhalten, die Neubildung ähnlicher unter staatliche Oberaufsicht gestellt.

Die deutsche Gewerbeordnung von 1869 ließ alle gesetzlich bestehenden Korporationen von Gewerbtreibenden (J., Zünfte) als freie J. fortbestehen, ließ auch ihre Statuten, soweit sie nicht der Gewerbeordnung widersprachen, in Kraft, regelte aber in freiheitlicher Weise den Ein- und Austritt der Mitglieder und begünstigte die Auflösung. Sie regelte ferner die Bildung neuer J., gewährte diesen aber nur die Eigenschaft privatrechtlicher Vereine. Da die Bestimmungen sich als völlig ungenügend erwiesen und die J., die noch aus früherer Zeit zahlreich sich erhalten hatten (in Preußen z. B. über 6000), zur Förderung des Gewerbewesens wenig leisteten, suchte das Innungsgesetz vom 18. Juli 1881 durch eine neue Regelung der J., durch eine Umgestaltung ihres Charakters und Erweiterung ihrer Rechte und Befugnisse, einen bessern Zustand des Innungswesens herbeizuführen. Nach diesem Gesetz (Reichsgewerbeordnung, § 97—104 0) sind die J. freie örtliche Korporationen von selbständigen Gewerbtreibenden, also ohne Beitrittszwang. Dieselben haben weder Beitrittszwang noch dürfen sie Gewerbtreibenden, welche den gesetzlichen und statutarischen Anforderungen entsprechen, die Aufnahme versagen. Das Gesetz gestattet die Mitgliedschaft auch Personen, welche in einem dem Gewerbe, für das die Innung errichtet ist, angehörenden Großbetrieb als Werkmeister oder in ähnlicher Stellung beschäftigt sind, sowie die Ehrenmitgliedschaft andrer Personen. Aufgabe der neuen J. ist: 1) die Pflege des Gemeingeistes sowie die Aufrechterhaltung und Stärkung der Standesehre unter den Innungsmitgliedern; 2) die Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meistern und Gesellen sowie die Fürsorge für das Herbergswesen der Gesellen und für die Nachweisung von Gesellenarbeit; 3) die nähere Regelung des Lehrlingswesens und der Fürsorge für die technische, gewerbliche und sittliche Ausbildung der Lehrlinge; 4) Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Lehrlingen. Doch sind die J. auch befugt, ihre Wirksamkeit noch auf andre, den Innungsmitgliedern gemeinsame gewerbliche Interessen auszudehnen, wie Errichtung von Fachschulen für Lehrlinge, Förderung der gewerblichen Ausbildung der Meister und Gesellen, Veranstaltung von Gesellen- und Meisterprüfungen, Ausstellung von Prüfungszeugnissen, Einrichtung gemeinschaftlicher Geschäftsbetriebe (also, da für alle Verbindlichkeiten der Innung nur das Innungsvermögen haftet, ohne gewöhnliche Haftung der Mitglieder), Errichtung von Hilfskassen für Meister und Gesellen, Errichtung von Schiedsgerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen den Innungsmitgliedern und ihren Gesellen an Stelle der sonst zuständigen Behörden. Die J. stehen unter Aufsicht der Gemeindebehörde, ihre Statuten bedürfen der Genehmigung durch die höhere Verwaltungsbehörde. Sie genießen die Rechte einer juristischen Person, die von ihnen statutarisch angelegten Beiträge und verhängten Ordnungsstrafen können wie Gemeindeabgaben zwangsweise eingezogen werden. Ihre Entscheidungen über Streitigkeiten der Mitglieder mit ihren Gesellen und Lehrlingen sind vorläufig vollstreckbar. Die höhere Verwaltungsbehörde kann für den Bezirk einer Innung, deren Thätigkeit sich auf dem Gebiete des Lehrlingswesens bewährt hat, nach Anhörung der Aufsichtsbehörde verfügen, 1) daß Streitigkeiten aus den Lehrverhältnissen auf Anrufen eines der streitenden Teile von der zuständigen Innungsbehörde auch dann zu entscheiden sind, wenn der Arbeitgeber, obwohl er ein in der Innung vertretenes Gewerbe betreibt und selbst zur Aufnahme in die Innung fähig sein würde, gleichwohl der Innung nicht angehört; 2) daß und insoweit die von der Innung erlassenen Vorschriften über die Regelung des Lehrlingsverhältnisses sowie über die Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge auch dann bindend sind, wenn deren Lehrherr zu den unter 1) bezeichneten Arbeitgebern gehört, und 3) (Gesetz vom 8. Dez. 1884) daß Arbeitgeber der unter 1) bezeichneten Art von einem bestimmten Zeitpunkt ab Lehrlinge nicht mehr annehmen dürfen. Endlich kann verfügt werden (Gesetz vom 6. Juli 1887), daß einer Innung nicht angehörende Arbeitgeber, die ein in derselben vertretenes Gewerbe betreiben, sowie deren Gesellen zur Kostendeckung der Innungseinrichtungen für Herbergswesen, Arbeitsnachweis, Förde-

Digitized by Google

rung der Ausbildung und Schiedsgerichte ebenso wie Innungsmitglieder herangezogen werden. Die von den Innungsmitgliedern beschäftigten Gesellen nehmen an den Versammlungen und an der Verwaltung der Innung nur insoweit teil, als dies im Statut vorgesehen ist. Eine solche Teilnahme muß ihnen eingeräumt werden an der Abnahme von Gesellenprüfungen sowie an der Begründung und Verwaltung aller Einrichtungen, für welche sie Beiträge entrichten oder eine besondere Mühewaltung übernehmen oder die zu ihrer Unterstützung bestimmt sind. Für alle oder mehrere derselben Aufsichtsbehörde unterstehenden J. kann ein **Innungsausschuß** gebildet werden, welcher die gemeinsamen Interessen der Beteiligten zu vertreten hat. J., welche nicht derselben Aufsichtsbehörde angehören, können zur gemeinsamen Verfolgung ihrer Aufgaben sowie zur Pflege der gemeinsamen gewerblichen Interessen mit Genehmigung der Verwaltungsbehörde auch Innungsverbände bilden. Denselben können durch Bundesratsbeschluß die Rechte der juristischen Persönlichkeit zugestanden werden. Sie sind befugt, die im Gesetz bezeichneten Einrichtungen gemeinsam für die ihnen angehörenden J. zu treffen. Bis 1. Dez. 1890 waren J.:

	in Preußen	übrigen Ländern
neuerrichtet	1828	954
reorganisiert	5925	1516
zusammen:	7753	2470
Mitgliederzahl	226049	321219

In **Österreich** hat die Gewerbeordnung von 1859 einen Versuch gemacht, unter dem Namen »Genossenschaften« (Gewerbegenossenschaften) **Zwangsinnungen** durchzuführen als örtliche Vereinigung gleicher oder verwandter Gewerbe, denen jeder, welcher in dem Bezirk eines solchen Verbandes das betreffende Gewerbe betrieb, als Mitglied angehörte. Die Novelle vom 15. März 1883 traf unter Beibehaltung des Beitrittszwanges eine neue Regelung, indem sie den Genossenschaften einerseits eine größere Ausdehnung gab, anderseits sie auf Gewerbsunternehmungen, die nicht fabrikmäßig betrieben werden, beschränkte. Vereinigungen verschiedener Gewerbe auch eines größern Bezirks sind zugelassen. Der Wirkungskreis der J. ist erweitert (Sorge für ein geordnetes Lehrlingswesen, Gründung von Fachlehranstalten, Bildung von schiedsgerichtlichen Ausschüssen zur Austragung der Streitigkeiten zwischen den Genossenschaftsmitgliedern u. ihren Hilfsarbeitern), die Organisation geändert (neben der Genossenschaftsversammlung und der Genossenschaftsvorstehung besteht auch eine Gehilfenversammlung), das Krankenkassenwesen der J. neu geregelt ꝛc. Vor 1883 bestanden 2876 Genossenschaften, davon viele als Überreste alter J., 1891 deren 5113, darunter 722 Fachgenossenschaften (für einzelne Gewerbe), 2252 für Gruppen verwandter Gewerbe, 2139 Kollektivgenossenschaften (Territorial- oder Reihengenossenschaften). 2857 Genossenschaften hatten Gehilfenversammlungen, 2657 schiedsgerichtliche Ausschüsse. Gegenwärtig hoffen die Gewerbtreibenden das Genossenschaftswesen durch Gründung der gesetzlich erlaubten Genossenschaftsverbände zu beleben. **England** hat keine besondere Gesetzgebung für J., auch keine Korporationen dieser Art. In **Frankreich** waren von 1791—1884 (Gesetz vom 2. bis 17. März 1791) J. wie gewerbliche Associationen überhaupt verboten; die thatsächlich geduldeten Unternehmerverbände (syndicats professionnels) hatten weder den Charakter der deutschen J. noch den der deutschen Gewerbevereine.

Vgl. G. **Meyer**, Die Reorganisation der J. (Jena 1879); **Lohren**, Die Wiederbelebung der J. (Berl. 1880); **Kotze**, Die Neubelebung der J. (Bresl. 1880); **Huber**, Der Reichsgesetzentwurf, betreffend die Neuregelung des Innungswesens (Stuttg. 1881); **Jacobi**, Die Innungsbewegung in Deutschland (in Schmollers »Jahrbuch für Gesetzgebung«, Bd. 7, 1883); **Schönberg**, Artikel »Gewerbe« im »Handbuch der politischen Ökonomie« (3. Aufl., Tübing. 1892); **Brants**, Les corporations de la petite industrie en Autriche (Par. 1893); **Ehrenfried**, Die Handwerkerinnungen im Mittelalter im Anschluß an die soziale Frage der Gegenwart (Neckarsulm 1893); **Gasch**, Die Innung im Buchdruckergewerbe (Leipz. 1893); »Die Innungsgesetze«, mit Anmerkungen (Neuwied 1886).

Innungsgerichte, s. Gewerbegerichte.

Innungsschulen, s. Fachschulen und Fortbildungsschulen.

Innviertel, s. Inn, S. 252.

Ino, Gattin des Athamas (s. d.).

Inocerāmus, s. Muscheln.

Inoffensiv (neulat.), nicht beleidigend, harmlos.

Inoffiziös (lat.), pflichtwidrig; s. Querel (querela inofficiosi testamenti).

Inokkupation (neulat.), Unbeschäftigtheit.

Inokulation (lat.), soviel wie Impfung (s. Veredelung); **inokulieren**, einäugeln, einimpfen.

Inopportūn (lat.), ungelegen, unbequem; daher **Inopportunität**, Ungelegenheit.

In optima forma (lat.), »in bester Form«, wie sich's gehört.

In originăli (lat.), im Original, in der Urschrift.

Inosinsäure $C_{10}H_{14}N_4O_{11}$ findet sich im Fleischsaft, besonders im Hühnerfleisch, ist amorph, schmeckt fleischbrühartig, löst sich leicht in Wasser, nicht in Alkohol und Äther, zersetzt sich beim Erhitzen und bei längerm Kochen der Lösung und bildet Salze, von denen die der Alkalien im Wasser löslich und kristallisierbar sind. Die wenig untersuchte Säure gehört jedenfalls zu den Produkten der regressiven Stoffmetamorphose.

Inosit (**Phaseomannit**, **Muskel-**, **Fleischzucker**) $C_6H_{12}O_6$, wahrscheinlich Hexahydroxybenzol, findet sich in den glatten und quergestreiften Muskeln, besonders im Herzmuskel, in der Lunge, Milz, Leber, in den Nieren, im Gehirn, Harn (besonders bei Diabetes und Brightscher Krankheit), aber auch in grünen Bohnen, in den unreifen Erbsen und Linsen, im Kopfkohl, in Kartoffelsprossen, in Spargelkraut und Spargelbeeren, in Weinlaub, Eschenblättern, Pilzen ꝛc. Aus wässerigem, zur Sirupskonsistenz verdampftem und mit Alkohol versetztem Auszug von grünen Bohnen kristallisiert J. in farb- und geruchlosen, an der Luft verwitternden Kristallen mit $2H_2O$. Er schmeckt süß, ist leicht löslich in Wasser, nicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 210°, ist nicht flüchtig, nicht gärungsfähig, wird durch Kochen mit verdünnten Säuren und Alkalien nicht verändert, gibt mit faulendem Käse und Kreide Paramilchsäure, Propionsäure und Buttersäure, mit Jodwasserstoffsäure bei 170° Benzol und Trijodphenol.

Inosurie, Abart der Zuckerharnruhr, bei welcher der Harn nicht Traubenzucker, sondern Inosit enthält.

Inouye Kaoru, **Graf**, japan. Staatsmann, früher als **Inouye Bunda** bekannt, Sohn eines Samurai in Chôshû, ging 1861 mit seinem Landsmann und Freunde Itô Hirobumi nach England. Nach seiner

Digitized by

Rückkehr suchten er und Itō 1864 vor Shimonoseki zwischen dem Chōshū-Clan und der feindlichen, aus französischen, holländischen, amerikanischen und englischen Schiffe bestehenden Flotte zu vermitteln, doch ohne Erfolg. 1865 schlug er das gegen Chōshū geschickte Heer des Bakufu (der Shōgunatsregierung) und eroberte die Provinz Iwaki. Er bekleidete darauf einen hohen Posten in seiner Heimat Chōshū, war dann eine Zeitlang Vize-Finanzminister, begleitete 1875 Kuroda nach Korea und unternahm später eine Reise nach England. 1878 wurde er an Stelle des ermordeten Ōkubo Minister der öffentlichen Arbeiten, 1880 Minister des Äußern, 1885 in den Grafenstand erhoben und 1887 Minister des Ackerbaues, dann des Innern. Als der Krieg mit China 1894 ausbrach, wurde er zum Gesandten in Korea ernannt, wodurch er thatsächlicher Regent dieses Landes wurde.

Inowrazlaw (Inowraclaw, Jungbreslau), Kreisstadt im preuß. Regbez. Bromberg, auf einer Anhöhe in der fruchtbarsten Gegend der Provinz Posen (Kujavien), Knotenpunkt der Linien Posen-Thorn, J.-Bromberg, J.-Kruschwitz und J.-Rogasen der Preußischen Staatsbahn, 89 m ü. M., hat eine alte katholische und eine neue evang. Kirche, eine Kirchenruine (Marienkirche, Ende des 11. Jahrh. erbaut), eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, eine Reichsbanknebenstelle, ein öffentliches Schlachthaus, ein Steinsalzwerk (mit einer jährlichen Produktion von ½ Mill. Doppelzentner Rohsalz), ein Solbad mit Kurhaus, eine Kinderheilanstalt (Prinz und Prinzessin Wilhelm-Kinderheilstätte), eine Wasserheilanstalt, eine königliche Saline, eine bedeutende chemische Fabrik, eine große Dampfmühle, eine Zichorienfabrik, ein Holzsägewerk, 3 Maschinenfabriken, 4 Reparaturwerkstätten für landwirtschaftliche Maschinen, Dampfziegeleien, eine Dampfbrotbäckerei, Vieh- und Luxuspferdemärkte und (1890) mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 140) 16,503 Einw., davon 6142 Evang., 8815 Kath. und 1483 Juden. — J. wird zuerst 1185 urkundlich erwähnt (Novum Wladislaw), erhielt 1240 das Magdeburger Recht und kam 1772 an Preußen.

In parenthĕsi (lat.), nebenbei.

In partibus infidēlium (oft bloß: in partibus, abgekürzt: i. p., lat., »in Gegenden oder Gebieten der Ungläubigen«), seit dem 13. Jahrh. Zusatz zum Titel der Weihbischöfe und apostolischen Vikare (episcopi i. p., episcopi titulares), welche als bloße Titularbischöfe den Titel eines Bischofs in einem Lande erhalten, das der katholischen Kirche ganz oder teilweise verloren gegangen und woselbst thatsächlich kein Bischofsitz vorhanden ist. Erst 1882 wurde durch Papst Leo XIII. die Bezeichnung: episcopus i. p. durch »Titularbischof« ersetzt.

In perpetŭam rei memoriam (lat.), zum ewigen Gedächtnis einer Sache.

In perpetŭum (lat.), auf immer, für ewige Zeiten.

In persōna (lat.), persönlich, selbst.

In petto (ital., »in der Brust«), im Sinne, auf dem Herzen, in Bereitschaft (haben).

In plēno (lat.), im oder vor dem Plenum (s. d.). Eine Korporation oder ein Kollegium erscheint i. p., wenn die Körperschaft bei einer besondern Gelegenheit als geschlossenes Ganze und vollzählig auftritt.

In pontificalibus (lat.), in voller Priestertracht; in Amtstracht; in sehr feierlicher Kleidung.

In praefixo termino (lat.), in der anberaumten Frist.

In praesentia (lat.), in Gegenwart; in praesenti casu, im vorliegenden Falle.

In praxi (neulat.), in der Ausübung oder Praxis (s. d.); in der Rechtsanwendung, in der Rechtsprechung; im gewöhnlichen Leben.

In promptu (lat.), in Bereitschaft, bei der Hand; daraus franz. Impromptu (s. d.).

In puncto (lat., »im Punkte«), hinsichtlich, in betreff; i. p. puncti oder sexti, hinsichtlich des sechsten Gebots, d. h. in betreff der Keuschheit.

In puris naturalibus (lat.), im reinen Naturzustand, d. h. nackt, ohne alle Kleidung.

Inquilin (lat.), Insasse, Mietbewohner. — In der Zoologie heißen Inquilinen (Einmieter, Gäste) die in Ameisenhaufen lebenden fremden Tiere (s. Ameisen, S. 480), auch die Gallwespen, deren Larven in den Gallen andrer Gallwespen leben (s. Gallwespen).

Inquirieren (lat.), nachforschen, in jemand dringend, gerichtlich untersuchen, verhören; Inquirent, der Untersuchende, Untersuchungsrichter; Inquisit, veraltete Bezeichnung für den Angeschuldigten in einer strafrechtlichen Untersuchung.

Inquisition (lat., »Untersuchung«, Inquisitio haereticae pravitatis, Ketzergericht, auch Sanctum Officium), das Glaubensgericht, welches die römische Hierarchie zur Aufsuchung und Vertilgung der Ketzer ins Leben gerufen hat. Schon unter den Kaisern Theodosius d. Gr. und Justinian waren Gerichtspersonen zur Aufsuchung derjenigen, welche den orthodoxen Glauben nicht teilten, z. B. der Manichäer, angestellt worden, und die Aufgefundenen pflegten alsdann mit kirchlichen, aber auch bürgerlichen Strafen belegt zu werden. Unter den Kirchenvätern vertrat insbesondere Augustin den Donatisten gegenüber mit sophistischen Gründen die gewaltsame Zurückführung der Ketzer in den Schoß der Kirche. Papst Lucius III. gab auf dem Konzil zu Verona 1184 nähere Instruktionen über die gegen die Ketzer zu ergreifenden Maßregeln, und Innocenz III. sandte, als die Waldenser und Albigenser in Südfrankreich fast zur herrschenden Partei wurden, besondere Legaten dahin, welche mit Hilfe der weltlichen Obrigkeit die härtesten Strafen verhängten. Das Laterankonzil 1215 machte die J. zunächst als bischöfliche Befugnis zu einem bleibenden Institut, und auf spätern Konzilen, namentlich dem zu Toulouse 1229, wurden die in dieser Hinsicht getroffenen Bestimmungen noch erweitert und verschärft. Wer einen Ketzer verschonte, sollte seines Gutes oder Amtes verlustig, jedes Haus, in welchem ein Ketzer gefunden wurde, niedergerissen werden. Später galt schon derjenige als verdächtig, welcher einem Ketzer Almosen spendete, mit ihm zufällig in einem und demselben Wirtshaus verweilte oder die Ehe mit einem ketzerischen Gatten fortsetzte. Die Inquisitoren gelangten zur Kenntnis eines Verbrechens durch die öffentliche Meinung, durch allen Gläubigen zur Pflicht gemachte Denunziation oder durch Nachforschung. Die auf die Ladung vor den Inquisitionsrichtern nicht Erscheinenden oder Flüchtigen wurden ohne weiteres als Schuldige angesehen. Wer erschien, wurde eingekerkert. Ankläger und Zeugen wurden dem Angeklagten nicht genannt und ihre Namen nicht einmal in die Protokolle eingetragen. Freunde und Feinde, Schützer und Beschützte, Gläubige und Ungläubige wurden als Zeugen zugelassen; ja, nach den auf dem Konzil zu Narbonne 1243 gefaßten Beschlüssen konnten selbst Meineidige, Ehrlose, Ketzer und Verbrecher Zeugnis vor dem Inquisitionstribunal ablegen. War der An-

Digitized by Google

geklagte nicht im stande, alle Zweifel der Inquisitoren an seiner Unschuld zu lösen, oder waren die Zeugenaussagen nicht hinreichend belastend, so wurde seit 1252 zur Tortur geschritten, die bis zur Verstümmelung oder Tötung fortgesetzt werden durfte. Sämtliche von der J. zuerteilte Strafen zerfielen in kirchliche oder weltliche. Die kirchlichen waren: das Interdikt (s. d.), die Exkommunikation oder der Bann (s. d.), Wallfahrten, Bußübungen im Wohnort des Ketzers oder im Orte des Ketzergerichts bei freier Bewegung, wobei die Sträflinge ein Sanbenito (saccus benedictus, Bußhemd) tragen, sich alle Sonntage vor dem Priester mit einem Bündel Ruten in der Kirche einfinden und, um sich geißeln zu lassen, die Schultern entblößen mußten, ꝛc. Die weltlichen oder bürgerlichen Strafen bestanden vor allem in Gefängnisstrafe, oft auf zeitlebens. Die Gefängnisse waren kleine Behälter, die gewöhnlich nur an der Decke mit einer Öffnung versehen waren, so daß der Gefangene so gut wie lebendig eingemauert war, wie er denn auch immuratus genannt wurde. Zum Einmauern verurteilte das Konzil zu Béziers 1246 die Rückfälligen (relapsi), welche in späterer Zeit zum Feuertod verdammt wurden, die Flüchtlinge oder solche, welche sich auf die Vorladung des heiligen Tribunals nicht gestellt hatten. Ein solches Gefängnis nannte man ein Vade in pace. Die ganze Kost bestand meist in Brot und Wasser. Die Kosten der Gefangenschaft hatten die Verbrecher, falls sie Vermögen besaßen, selbst zu tragen; außerdem wurden dieselben von der Straffasse bestritten, der Ortsbehörde aufgebürdet oder seit 1258 vom jeweiligen Grundherrn getragen. Die Fesselung in Ketten war eine erhöhte Strafe für eingemauerte Verbrecher. Auch wurde die Gefängnisstrafe oft in Galeeren- oder Strafarbeitshausstrafe verwandelt. Die öffentliche Zurschaustellung bestand darin, daß der Verbrecher, dem über seine gewöhnliche Kleidung auf Brust und Rücken eine rote Zunge herabhing und am Hals ein Zeichen mit Angabe seines Verbrechens befestigt war, an die Kirchenthür gestellt wurde. Der Staupbesen wurde am Tage des Glaubensaktes erteilt, indem der Verbrecher auf einem Esel durch die Straßen geführt und mit Ruten gepeitscht wurde. Der Verbrennung ging entweder zur Milderung die Erdrosselung oder zur Verschärfung der Strafe in Spanien eine Versengung mit leichtem Stroh voraus, was der Pöbel das »Bartmachen« nannte (s. Auto de Fé). Schon 1179 war ein Konzilbeschluß gefaßt worden, wonach Ketzern kein christliches Begräbnis gestattet werden durfte. Später wurden tote Körper wieder aus der Erde gegraben und verbrannt, sobald man in Erfahrung brachte, daß die Betreffenden bei Lebzeiten sich der Ketzerei schuldig gemacht.

Papst Gregor IX. hatte 1232 und 1233 die J. den Bischöfen entzogen und den Dominikanermönchen übertragen. Sie schlugen ihren Wohnsitz zuerst zu Toulouse auf, siedelten von dort nach Narbonne, Montpellier, Carcassonne, Albi und Cahors über und drangen endlich in das Innere des Landes bis nach Flandern hin vor. Aber trotzdem, daß die Bretagne sich ihrer erwehrte, und daß in Lyon und im Languedoc sich der Volkshaß gegen die J. mehr als einmal Luft machte, hielten sich die Ketzergerichte durch den Schutz, den ihnen seit Ludwig IX. die Könige von Frankreich angedeihen ließen. Ebendadurch aber wurden auch die Ketzertribunale von der Staatsregierung abhängig und sogar 1312 zu königlichen Gerichtshöfen gemacht. Aber schon 1234 brachen in Narbonne, 1242 in Toulouse neue Volksaufstände aus, und bald darauf wurden zu Carcassonne der Tribunalpalast und das Dominikanerkloster vom Volk gestürmt und die Inquisitoren unter Mißhandlungen aus der Stadt gebracht, so daß zwei Jahre vergingen, ehe sie wieder zurückzukehren wagten. Seitdem verlor die J. in Frankreich an Geltung. Erst zur Zeit der Reformation wohnte Franz I. wieder 1535 zu Paris mit seinem ganzen Hofstaat einem Auto de Fe bei. Unter Heinrich II. wurden weitere Versuche zur Wiederherstellung der J. gemacht, und Franz II. teilte 1559 den Parlamenten das Amt der Glaubensrichter zu. Auf diese Weise entstand eine neue Art von Gerichten, welche das Volk chambres ardentes, d. h. brennende Kammern, nannte. So bestanden die Inquisitionsgerichte in Frankreich, bald mit größerer, bald mit geringerer Macht ausgestattet, aber immer von dem gesunden Sinne des Volkes bekämpft, noch bis 1772. In Italien wurde die J. schon 1231 eingeführt und dann besonders von Paul IV. (schon als Kardinal Caraffa 1542) dem Protestantismus gegenüber zu neuem Leben erweckt. Nur in der Republik Venedig wurde sie von der Staatsgewalt abhängig gemacht. Der Hauptgegenstand des blutigen Hasses der italienischen J. waren und blieben übrigens stets die Waldenser, die besonders, seitdem Ludwig XIV. das Edikt von Nantes aufgehoben hatte und Karl Emanuel dies nachahmte, zahllose Quälereien auszustehen hatten. Napoleon I. hob zwar 1808 die J. in Italien auf, doch ward sie 1814 von Pius VII. wiederhergestellt, und noch 1852 wurden von ihr die Eheleute Madiai wegen Übertritts zum Protestantismus zu den Galeeren verurteilt. Erst die Neugestaltung Italiens seit 1859 machte ihrem Wirken ein Ende. In Deutschland versuchte zuerst Konrad von Marburg die J. 1231—33 einzuführen. Er selbst kam als ein Opfer der Volkswut ums Leben. Schon loderten hier und da Scheiterhaufen, und gerade der selbst der Ketzerei beschuldigte Friedrich II. begünstigte, um sich gegen jeden Verdacht sicher zu stellen, ihre Einführung. Aber erst seit den Zeiten Karls IV. gelang es, sie dem widerstrebenden Volksgeist aufzuzwingen. Besonders seit Papst Innocenz VIII. blühte sie; einer seiner Inquisitoren, Sprenger, schrieb den »Hexenhammer« (s. Hexe), und noch zur Zeit der Reformation führte der berüchtigte Hoogstraten (s. d.) von Köln den Titel Haereticae pravitatis inquisitor. Dann aber verschwand die J. infolge der Reformation, und auch in England war sie nicht viel glücklicher. Zwar war schon in der letzten Zeit des 14. Jahrh. der Klerus gegen den Lollardismus und Wiclifismus nach inquisitorischer Methode eingeschritten, und unter der Regierung Heinrichs VIII. und der Königin Maria tauchte die J. noch einmal in größerm Umfange auf. Am schrecklichsten wütete die J. in Spanien. Hier wurde sie von Ferdinand dem Katholischen trotz alles Widerstrebens, namentlich des aragonischen Adels, eingeführt, angeblich »zur größern Ehre Gottes« und der Kirche; die Güter der Verurteilten fielen dem König anheim, und die Ketzerrichter wurden von letzterm ernannt. Nachdem 1480 auf dem Reichstag zu Toledo die Einführung einer Generalinquisition beschlossen worden, wurde 1481 das neue Gericht zu Sevilla eröffnet. Der erste königliche Generalinquisitor (Großinquisitor) war Thomas de Torquemada, »ein Henker ohnegleichen«. Mit demselben Schwung betrieben seine Nachfolger 200 Jahre lang das Geschäft. Die bewaffneten Volksaufstände, die sich dem unsinnigen Greuel entgegenstellten, scheiterten an der königlichen Über-

macht. Spanien wurde seitdem vorzugsweise das Land der Autos de Fe, da dort viele von denen, welche zu Ende des 15. Jahrh. zum Übertritt vom Judentum und Islam zum Christentum gezwungen worden, ihrem alten Glauben insgeheim treu geblieben waren und nun von der J. verfolgt wurden. Von Spanien aus wurde die J. auch nach den amerikanischen Provinzen übertragen. Ihre Einführung in die Niederlande, wo ihr unter Karl V. nach der geringsten Schätzung 50,000 Personen zum Opfer fielen, hatte den Abfall dieser Provinzen zur Folge. Den Scheiterhaufen bestiegen nach den 1834 zu Madrid veröffentlichten Aktenstücken 1481—1808 nicht weniger als 31,912 Personen; 291,456 waren mit andern schweren Strafen, worunter namentlich ewiges Gefängnis, Galeeren, Konfiskation der Güter und Infamie der ganzen Familie zu nennen sind, belegt worden. Aufgehoben wurde die J. in Spanien durch ein Dekret Napoleons I. vom 4. Dez. 1808. Zwar suchte Ferdinand VII. sie zu wiederholten Malen wieder einzuführen, aber seit 1834 ist sie endgültig in Spanien verschwunden. Auch Portugal erzitterte seit 1536 vor dem Tribunal der J., und von hier wurde sie sogar nach Ostindien verpflanzt. Als ihre Macht bereits durch den Minister Pombal gebrochen war, hob König Johann VI. sie auf. Ganz erloschen ist sie in Portugal erst 1821. Vgl. Llorente, Kritische Geschichte der spanischen J. (deutsch von Höck, Gmünd 1820—22, 4 Bde.); de la Mothe-Largon, Histoire de l'inquisition en France (Par. 1829, 3 Bde.); Herculano, Da origem e estabelecimento da inquisição em Portugal (Lissab. 1854—59, 3 Bde.); F. Hoffmann, Geschichte der J. (Bonn 1877—78, 2 Bde.); Wilmans in Sybels »Historischer Zeitschrift«, 1879; Gams, Kirchengeschichte von Spanien, Bd. 3, Abteil. 2 (Regensb. 1879); Molinier, L'inquisition dans le midi de la France au XIII. et au XIV. siècles (Par. 1880); Lea, History of the I. of the middle ages (New York 1888, 3 Bde.); Fereal, Storia della tremenda inquisizione di Spagna (Flor. 1888); Henner, Beiträge zur Organisation und Kompetenz der päpstlichen Ketzergerichte (Leipz. 1890); Amabile, Il santo officio della inquisizione in Napoli (Città di Castello 1892); »Corpus documentorum inquisitionis haereticae pravitatis Neerlandicae« (hrsg. von Fredericq, Haag 1889); Tanon, Histoire des tribunaux de l'inquisition en France (Par. 1893).

Inquisitionsprinzip, das dem Inquisitionsprozeß (s. d.) zu Grunde liegende Prinzip, daß Beweise und Beweismittel vom Gericht und nicht, wie beim Verhandlungsprinzip (s. d.), von den Parteien aufgesucht und beschafft werden.

Inquisitionsprozeß (Untersuchungsprozeß), der frühere gemeine deutsche Strafprozeß, in welchem der Richter das einzige Prozeßsubjekt war, im Gegensatz zu dem modernen Anklageverfahren mit seinen drei Prozeßsubjekten (s. Strafprozeß).

Inquisitor (lat.), soviel wie Inquirent; Richter bei der Inquisition (s. d.); Inquisitoriat, das peinliche Verhör im ehemaligen Inquisitionsprozeß (s. Strafprozeß); inquisitorisch, nach Art eines Inquisitors, peinlich ausfragend.

Inquisitori di Stato (Staatsinquisitoren) hieß in Venedig ein Kollegium von drei Richtern, welche der Rat der Zehn (s. d.) 1539 zunächst unter dem Namen Inquisitori dei Dieci niedergesetzt hatte, um die Untersuchung zu führen in den Kriminalfällen wegen Verrats von Staatsgeheimnissen an auswärtige Staaten seitens bestochener Bürger der Republik. Ursprünglich behielten sich die Zehn das Urteil auf solche Untersuchungen selbst vor. Allmählich aber erhielt das Kollegium der Drei Strafgewalt, und ihre Befugnisse erweiterten sich dahin, daß sie die Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Staate überhaupt zu überwachen hatten. Jetzt erst, und zwar von 1596 an, hießen sie I. d. S. Irrtümlich ist die Verwechselung des Rates der Zehn selbst mit den Staatsinquisitoren.

Inrotulation der Akten (neulat.), ehedem Bezeichnung für das Zurechtstellen der Akten von seiten des Untergerichts behufs Versendung derselben an das Obergericht, s. Aktenversendung.

In saldo (ital.), s. Saldieren.

Insalieren (ital.), einsalzen.

Insalivation (lat.), Einspeichelung der Speisen beim Kauen.

Insalubrität (lat.), Ungesundheit.

In salvo (lat.), in Sicherheit, geborgen.

Insania (lat.), Irrsinn, Geistesstörung.

Insar, Kreisstadt im russ. Gouv. Pensa, nordwestlich von Pensa, an der Issa, mit 4 Kirchen, einer Handwerkerschule für Schuhmacher- u. Tischlerarbeiten und (1889) 4847 Einw. Der Kreis J. hat guten Boden, Bergbau auf Eisen und Tuchfabrikation.

Insasse, ansässiger Einwohner eines Ortes, s. Gemeindebeisassen.

Insatiabel (lat., auch insaturabel), unersättlich.

Insatz, in Frankfurt a. M. Bezeichnung für Hypothek (s. d.); daher Insatzklage, Bezeichnung für die hypothekarische Klage.

Inschallah (In-scha-allah, arab., »wenn Allah es will«), bei den Mohammedanern Ausruf der Ergebung in Gottes Fügung.

Inschan, Gebirge am linken Ufer des mittlern Huangho, in der südlichen Mongolei, zwischen 108 und 112° östl. L. v. Gr., 30—40 km breit, 2255 m hoch, im westlichen Teil Muni Ula, im östlichen Syrunbulykgebirge genannt, 1872 von Przewalskij bereist.

Inschriften (griech. Epigraphai, lat. Inscriptiones) dienten bei den alten Völkern, besonders den Griechen und Römern, nicht nur als Aufschriften in unserm Sinne, um Bestimmung oder Herkunft eines Gegenstandes genauer zu bezeichnen, sondern auch in vielen Fällen, wo heute ein Schriftstück über eine Sache durch die öffentlichen Blätter zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird, wie Gesetze, Verordnungen, völkerrechtliche Abmachungen u. a., oder wo wir ein Schriftstück in den Archiven niederlegen, oder in den Kanzleien, beim Rechtsanwalt ꝛc., kurz, wo es sich um öffentliche Bekanntmachung und urkundliche Aufbewahrung handelte, verwendeten die Alten in der Regel J. auf Stein oder Bronze, bisweilen auch auf Holz. Der Grund hierzu lag einerseits in den im Verhältnis zu unsrer Zeit nur mangelhaften Mitteln einer weitern Publizierung überhaupt, anderseits in dem Charakter des antiken Lebens, das in der Öffentlichkeit seinen Schwerpunkt hatte; dazu gesellte sich in Einzelfällen auch eine gewisse republikanische Eitelkeit u. ein öffentliches Selbstbewußtsein, das manchen an sich unwichtigen Akten eine Bedeutung über Gebühr verlieh. Die griechischen und römischen J., die also teils Aufschriften sind, teils Urkunden, sind bei ihrer großen, sich von Jahr zu Jahr mehrenden Zahl so vielseitig in ihrem Inhalt und erstrecken sich auf so mannigfaltige Lebensverhältnisse der Alten, daß es kein Gebiet der Altertumswissenschaft gibt, das nicht aus den J. Licht erhielte. Für manche Seiten der Altertumskunde, namentlich die Entwickelungsgeschichte der

Digitized by Google

Schrift und Kenntnis der verschiedenen griechischen und italischen Dialekte, bilden die J. geradezu die wichtigste, zum Teil sogar die einzige Quelle. Eine summarische Übersicht der Hauptklassen mag dies im folgenden deutlich machen.

Die Urkunden zunächst zerfallen in staatliche und private. Zu den staatlichen gehören Verträge, Volks- und Senatsbeschlüsse, Erlasse oder Berichte einzelner Beamten oder Behörden. Beispiele ersterer Art sind die in Olympia gefundene Bronzetafel, die im elischen Dialekt einen auf 100 Jahre zwischen den Städten Elis und Heräa wahrscheinlich im 6. Jahrh. v. Chr. geschlossenen Bundesvertrag enthält, und die Tabula Bantina, gleichfalls eine Bronzetafel mit einem Vertrag zwischen Rom und der oskischen Gemeinde Bantia in Apulien in lateinischer und oskischer Sprache. Zur öffentlichen Aufstellung bestimmte Volksbeschlüsse oder Gesetze wurden bei den Griechen meist in Marmor, bei den Römern in Bronze, seit Augustus auch in Marmor eingegraben und so bekannt gemacht. Erhalten sind sehr viele, griechische und lateinische. Von erstern sei die wichtige, 1884 gefundene Inschrift mit dem Stadtrecht von Gortyn (s. d.) auf Kreta, etwa aus dem Jahre 400 v. Chr., erwähnt, von lateinischen die Stadtrechte römischer Gemeinden in Spanien sowie eine besonders zahlreiche Klasse, die sogen. tabulae honestae missionis, d. h. für den einzelnen Soldaten auf Bronzetäfelchen ausgestellte Auszüge aus dem Gesetz, mit dem der Kaiser den entlassenen Soldaten Bürgerrecht verlieh. Auch Senatsbeschlüsse, von souveränen wie unterworfenen Gemeinden, haben wir in großer Anzahl; in der Mehrzahl handelt es sich um Verleihung des Bürgerrechts oder Patronats oder sonstige ehrenvolle Auszeichnungen einzelner. Unter den Kundgebungen von Staatsbeamten seien für Attika die Rechnungslegungen der Beamten erwähnt, welche Klasse von J. das reichste Material für die athenischen Staatsaltertümer geliefert hat. Zu ihnen gehören die attischen Marineurkunden, die Tributlisten der Oberrechnungskammer, aus denen sich die Höhe der Beiträge ergibt, welche die Bundesgenossen nach Athen zu zahlen hatten, sowie die Rechnungslegung der Kommission für den Bau der Propyläen. Unter den lateinischen J. ist eine der interessantesten und wichtigsten das sogen. Monumentum Ancyranum, eine zugleich mit der griechischen Übersetzung an den Wänden eines Tempels zu Ankyra in Kleinasien (s. Angora) erhaltene Kopie des von Augustus verfaßten und an seinem Mausoleum in Rom angebrachten Rechenschaftsberichtes über seine Regierung. Zu staatlichen Urkunden zählen ferner die Verzeichnisse von Beamten aller Art (wie die durch historische Wichtigkeit ausgezeichneten sogen. Fasti Capitolini, das unter Augustus auf den Außenwänden der Regia, der Wohnung des Oberpontifex, eingegrabene Verzeichnis der römischen Oberbeamten seit Beginn der Republik), von Priestern und Priesterinnen ꝛc. und ihre Sitzungsprotokolle, die Acta der Arvalbrüder (s. d.), welche in großer Zahl aus der Zeit von 14—214 n. Chr. erhalten sind. — Die Privaturkunden sind so mannigfacher Art, daß es nicht möglich ist, hier in Kürze ein Bild von dieser Klasse von J. zu geben. Wir erwähnen z. B. die zahlreichen Freilassungsurkunden von Sklaven, mit denen die Fundamente des Tempels zu Delphi bedeckt sind. Hierher gehören die Beschlüsse von Privatkorporationen, womit diese einzelne, um die Korporation verdiente Mitglieder durch Ehrendekrete auszeichneten, sowie die aus mehreren Städten Italiens erhaltenen Verzeichnisse von Grundstücken mit den auf Anlaß der milden Stiftungen Trajans für Waisen darauf gegen einen Erbzins hypothekarisch angelegten Kapitalien. Auch Testamente, Schenkungen, Kauf- und Mietskontrakte finden sich unter dieser Klasse von Urkunden. Doch wurden solche Privaturkunden nur ausnahmsweise in Stein oder Bronze aufgestellt. Gewöhnlich wurden sie auf überwachste Holztäfelchen (tabulae ceratae) geschrieben; solcher, Quittungen enthaltend, wurden 1875 mehrere Hundert im Büreau eines Bankiers zu Pompeji gefunden. Hierher gehören ferner die mancherlei öffentlichen und privaten Bekanntmachungen, wie z. B. die auf Schauspiele bezüglichen sowie die Dipinti zu Pompeji, mit Farbe geschriebene Ankündigungen auf den Straßenwänden der Häuser, großenteils Wahlprogramme. Hierher gehört auch, daß Schüler oder Rektor einer Bildungsanstalt zu Athen (des sogen. Diogeneion) jährlich eine Steintafel in deren Räumen aufstellen ließen, sozusagen ein Jahresprogramm, das sämtliche Schüler und Lehrer verzeichnete (von welcher Art wir eine sehr große Anzahl haben), oder daß ein griechischer Athlet in ruhmredigen Worten auf einer Steintafel der Welt seine Siege verkündigte, und anderes mehr. — Ebenso mannigfach ist die zweite Hauptabteilung der J. im engern Sinne oder Aufschriften. Die Hauptklassen derselben sind die Weih-, Ehren- und Grabinschriften. Die erstern, die eine für die Götter bestimmte Weihung begleiten, sind für die sakralen Altertümer, für die Kenntnis der religiösen Seite des antiken Lebens wie für die Mythologie eine wichtige Quelle. Die Ehreninschriften sind großenteils Aufschriften auf Sockeln von Ehrenstatuen, für das römische Altertum, für Geschichte und Staatsrecht besonders dadurch von Wichtigkeit, daß die Römer darauf die Laufbahn des Geehrten, d. h. die verwalteten Ämter, in chronologischer Reihenfolge aufzuführen pflegten. Die bei weitem zahlreichste Klasse sind endlich die Grabinschriften, die das antike Leben überall begleiten und trotz ihrer Einfachheit, da sie oft nur Namen und Heimat des Verstorbenen nennen, doch von den Verhältnissen der Bevölkerung, wie z. B. ihrer Mischung, ihrer Dichtigkeit, dem Grade ihres Wohlstandes, ein treues Bild geben. Eine große Zahl sind in Versen, von denen freilich nicht viele poetischen Wert haben. Von den übrigen Klassen der Aufschriften verdienen noch Erwähnung die Grenzsteine, die Meilensäulen, die Aufschriften auf Maßen und Gewichten sowie endlich die Stempel, namentlich von Ziegeln. Endlich gehört hierher noch die große Masse der rein zufälligen inschriftlichen Vermerke, wie sie berufene und unberufene Hände zu allen Zeiten an vielbesuchten Orten als Andenken zurücklassen, z. B. die zahlreichen auf der Memnonssäule zu Memphis oder die aus dem 7. Jahrh. v. Chr. datierende Söldnerinschrift von Abu Simbal in Nubien, die ein griechischer Söldnerführer auf den Beinen eines Kolosses eingekratzt hat, weil er den denkwürdigen Moment, der ihn so weit von der Heimat geführt, verewigen zu müssen glaubte. Schließlich noch die sogen. Graffiti, die Wandkritzeleien, wie sie fast jedes Haus zu Pompeji (das Bordell nicht zu vergessen) aufzuweisen hat, des mannigfaltigsten Inhalts (Wahlagitationen, Liebesgrüße, Karikaturen mit spottenden Bemerkungen).

Die Verbreitung der J. nach Zeit und Ort hängt eng mit der Entwickelung des antiken Lebens zusammen; daher auch die griechischen J. an Alter den lateinischen weit voraus sind. Zu den ältesten bekannten

Digitized by Google

griechischen J. gehören neben der oben erwähnten von Abu Simbal aus dem 7. Jahrh. v. Chr. die auf der Insel Thera (Santorin) und einige auf der Insel Melos (Milo) gefundene, die vielleicht noch älter sind. Die griechischen J. der ältesten Zeit sind noch in epichorischer Schrift, d. h. in dem ortsüblichen Alphabet, geschrieben und zeigen in der altertümlichen Gestaltung der Buchstaben sowie teilweise auch in der Schreibung der Zeilen von rechts nach links oder abwechselnd nach rechts und nach links noch deutlich die Entlehnung der Schrift von den Phönikern. Von den römischen J. reichen nur wenige über das 3. Jahrh. v. Chr. hinaus; eine vor kurzem gefundene wird noch dem 6. Jahrh. zugewiesen. Zu den ältesten gehören die J. der Grabmäler der Scipionen bei Rom. Abwärts könnte eine Zeitgrenze zwischen Altertum und Mittelalter für die griechischen wie lateinischen nur willkürlich angesetzt werden. Die geographische Verbreitung entspricht in ihrer größern oder geringern Dichtigkeit im großen und ganzen der Bedeutung, welche die einzelnen Länder und Städte in politischer Hinsicht und im Handelsverkehr früher oder später eingenommen haben. Für die griechischen J. ist demgemäß das eigentliche Griechenland der Mittelpunkt. Hier ist wiederum Attika durch die zahlreichsten und wichtigsten Urkunden und andre inschriftliche Funde vertreten, die von Solons Zeit bis in das 4. Jahrh. n. Chr. reichen. Aus Mittelgriechenland ist außerdem namentlich Delphi anzuführen. Lateinische J. im eigentlichen Griechenland sind selten. In Asien, abgesehen von den an der Küste gelegenen altgriechischen Kolonien, sowie überhaupt in den Ländern, die erst durch Alexander d. Gr. und seit dieser Zeit dem hellenischen Einfluß erschlossen sind, finden sich griechische J. auch erst seit dieser Zeit, daneben ebenfalls wenige lateinische. Im Westen und Norden überwiegen die lateinischen J. Sizilien hat dagegen ziemlich viele griechische und nur wenige lateinische; in Süditalien stellt sich das Verhältnis schon anders. In den übrigen Teilen von Italien finden sich natürlich lateinische J. häufig, griechische nur vereinzelt; eine Ausnahme macht die Stadt Rom mit Umgebung. Wie diese an lateinischen J. unglaublich reich ist, so hat sie auch eine große Zahl griechischer, aber fast nur aus der Zeit der Herrschaft Roms über Griechenland. In allen übrigen Ländern des römischen Reiches, Nordafrika, Spanien, Frankreich, England, den Rhein- und Donauprovinzen, sind griechische J. selten. Die verschiedene Dichtigkeit, in der die lateinischen auftreten, entspricht dem größern oder geringern Grade der Romanisierung, wie z. B. Britannien fast nur J. von römischem Militär aufzuweisen hat.

Außer der gelegentlichen Benutzung durch die Historiker hat Sammlung u. wissenschaftliche Verwertung der griechischen J. schon im Altertum stattgefunden. Bereits Aristoteles erkannte die Wichtigkeit der inschriftlichen Urkunden über die dramatischen Aufführungen für die Litteraturgeschichte, wie denn seine »Didascaliae« ganz auf solchen J. beruhten. Namentlich in alexandrinischer Zeit wurden für verschiedene Zwecke ausführlichere Inschriftensammlungen angelegt, so von Philochoros, der attische Epigramme, Krateros, der Volksbeschlüsse sammelte, und dem Periegeten Polemon, der wegen seines Sammeleifers den Spitznamen Stelokopas (Säulenklauber) erhielt. Für die lateinischen J. dagegen ist aus dem Altertum mehr als gelegentliche Benutzung nicht bekannt. Die ältesten handschriftlichen Sammlungen gehören der karolingischen Zeit an, so die 80 J. aus Rom enthaltende des Anonymus von Einsiedeln (um 800; in einer Handschrift aus dem Kloster Einsiedeln erhalten); die Mailänder Sylloge palatina christlicher Epigramme. Nach langer Pause folgen die Sammlungen des 14. und der ersten Hälfte des 15. Jahrh., die des bekannten Volkstribunen Roms, Cola di Rienzi (»Descriptio urbis Romae eiusque excellentiae«, um 1344), die gleichfalls stadtrömische des Humanisten Poggio (1380—1459) und die auf ausgedehnten Reisen im Orient, in Griechenland, Dalmatien und Italien zusammengebrachten griechischen und lateinischen J. des Kaufmanns Cyriacus von Ancona, mit dem Familiennamen de' Pizzicolli (1391—1457). Groß ist die Zahl von epigraphischen Sammlern, welche im 15. und 16. Jahrh., namentlich in Italien und Deutschland, teils umfassende, teils lokale Sammlungen veranstalteten. Letzterer Art sind die ersten gedruckten kleinen Sammlungen von Desiderio Spreti über Ravenna (Vened. 1489), Konrad Peutinger über Augsburg (Augsb. 1505; 2. Ausg., Mainz 1520) und Huttichius über Mainz (das. 1520); größern Umfangs und mit Benutzung der ältern handschriftlichen Sammlungen hergestellt ist die stadtrömische des Francesco degli Albertini, gewöhnlich mit dem Namen des Buchdruckers Mazochi bezeichnet (1521). Die erste umfassende Sammlung von (größtenteils lateinischen) J. ist die von Apian und Amantius in Ingolstadt 1534 veröffentlichte, und die erste systematische Sammlung der lateinischen J. großen Stils ist die des vortrefflichen Martin Smetius (Antwerp. 1588). Leider fällt in die gleiche Zeit das Treiben systematischer Fälscher, wie namentlich des Architekten Pirro Ligorio aus Neapel (gest. 1583), dessen Hauptwerk, eine alphabetisch geordnete Encyklopädie alles Wissenswürdigen in 26 Foliobänden (in Turin), neben sehr vielen echten Urkunden Tausende von gefälschten enthält, deren Unechtheit erst erheblich später erkannt wurde. Während die Zahl der lateinischen J. in stetem Zunehmen begriffen war, blieb der Gewinn für die griechischen zunächst ein bei weitem geringerer, weil in den alten Hellenenländern wenig geistiges Leben mehr herrschte und unter der Türkenherrschaft Fremden meist der Zutritt verschlossen war. Erst die sich allmählich ausbildenden diplomatischen Beziehungen erschlossen auch die Griechenländer den Forschern und gelehrten Reisenden (etwa seit dem 16. Jahrh.), und von da an datiert eine Reihe von Sammlungen griechischer J. Was auf dem Gebiet der lateinischen Epigraphie Ligorio, das leistete auf dem der griechischen der französische Abbé Michael Fourmont (gest. 1745) in schamlosen Fälschungen. Den Gedanken, die bisher erschienenen epigraphischen Werke und gelegentlichen Publikationen lateinischer wie griechischer J. mit Benutzung alles erreichbaren neuen Materials aus Handschriften und Originalen zum ersten Corpus inscriptionum zu vereinigen, faßte J. J. Scaliger und ließ ihn durch Gruter zur Ausführung bringen (»Inscriptiones antiquae totius orbis romani«, Heidelb. 1603). Diesem Werke folgten bis zum Ende des 18. Jahrh. noch elf größere Sammlungen, von Doni, Gudius, Reinesius, Spohn, Fabretti, Gori, Muratori, der eine neue Zusammenfassung des Materials versuchte (»Novus thesaurus veterum inscriptionum«, Mail. 1735—42, 4 Bde.), Maffei, Passionei, Oderici, Donat. Der Masse der falschen, schlecht überlieferten und interpolierten J. gegenüber forderte zuerst Scipio Maffei (1675—1755) Zurückgehen auf die Ori-

Digitized by Google

ginale und Ausschluß alles Verdächtigen. Die von ihm für die lateinischen J. begonnene systematische Kritik setzten dann fort Gaetano Marini (1742—1815) und Bart. Borghesi (1781—1860) und seine Nachfolger und schufen so der Epigraphik sichern Boden.

Für die griechischen J. wurde der eigentliche Schöpfer und Begründer der epigraphischen Disziplin August Boeckh (s. d. 2). Auf seine Veranlassung unternahm die Berliner Akademie der Wissenschaften die Herausgabe sämtlicher erreichbaren griechischen J. in dem »**Corpus inscriptionum graecarum**«. Die Bearbeitung besorgte Boeckh anfangs allein, später unter Mitwirkung von Ernst Curtius und Adolf Kirchhoff, und mit dem 4. Band (Berl. 1856—59; das erste Heft von Bd. 1 erschien 1825) war das Werk vorläufig abgeschlossen. Die im Laufe der Zeit durch zahlreiche Ausgrabungen und Reisen erfolgte gewaltige Bereicherung des inschriftlichen Materials veranlaßte den Plan zu einer neuen Sammlung aus allen Teilen der Hellenenwelt. Von diesem großartigen Unternehmen liegen bis jetzt vor: »Corpus inscriptionum atticarum« (bearbeitet von Kirchhoff, Köhler und Dittenberger, 3 Bde. in 5 Tln., Berl. 1873—93, nebst 3 Heften eines Supplementbandes, 1877—91); »Inscriptiones Graecae antiquissimae praeter atticas in Attica repertas« (von Röhl, das. 1882); »Inscriptiones graecae Siciliae et Italiae etc.« (von Kaibel, das. 1890); »Inscriptiones Graeciae septentrionalis« (Bd. 1, hrsg. von W. Dittenberger, 1892) und »Inscriptiones graecae insularum Maris Aegaei« (von Hiller v. Gärtringen, Lfg. 1, 1895). Parallel mit dem neuen Berliner »Corpus« läuft die von Newton und Hicks veröffentlichte »Collection of ancient greek inscriptions in the British Museum«, von der bereits 2 Bände (Oxford 1874 u. 1883) und ein Teil des dritten (das. 1886) vorliegen. Die zahlreichen Einzelsammlungen entziehen sich hier der Erwähnung, zumal sie nach und nach in das Berliner »Corpus« übergehen. Außerdem kommen für die griechischen J. noch zahlreiche Zeitschriften in Betracht, namentlich die vom Kaiserlich deutschen archäologischen Institut herausgegebenen »Mitteilungen« und das von der École française d'Athènes publizierte »Bulletin de correspondance hellénique«. Eine für Studienzwecke empfehlenswerte Auswahl bietet Dittenbergers »Sylloge inscriptionum graecarum« (Leipz. 1883). Eine Sammlung der griechischen Dialektinschriften gibt Collitz heraus (Götting. 1884 ff.).

Ebenso hat die Berliner Akademie ein »**Corpus inscriptionum latinarum**« begründet, das jetzt seinem Abschluß entgegengeht. Die Seele dieses Unternehmens war Th. Mommsen, welcher den Plan entworfen, die Bearbeitung geleitet und zum Teil selbst ausgeführt hat. Zu Grunde gelegt ist, wie bei den griechischen J., die geographische Einteilung, so daß die inschriftlichen Denkmäler einer jeden Landschaft und Stadt vereinigt sind. Erschienen sind bis jetzt: Bd. 1 (Berl. 1863, 2. Aufl. 1892), enthaltend die J. aus der Zeit der Republik, bearbeitet von Mommsen (dazu ein von Fr. Ritschl herausgegebener Tafelband mit den noch vorhandenen Denkmälern in Faksimiles); Bd. 2 (1869), Spanien, von E. Hübner (1. Supplement 1892); Bd. 3 (1873), Orient, griechische und Donauprovinzen, von Mommsen (Supplement 1889—93, 3 Hefte); Bd. 4 (1871), Wandinschriften von Pompeji, Herculaneum und Stabiä, von Zangemeister; Bd. 5 (1872—77, 2 Tle.), Oberitalien, von Mommsen; Bd. 6 (1876—94, 4 Tle.), J. der Stadt Rom, von Henzen, de Rossi, Bormann und Hülsen; Bd. 7 (1873), England, von Hübner; Bd. 8 (1881, 2 Tle.), Afrika, von Wilmanns, dazu ein Supplementband von Cagnat und Schmidt (1891—1894); Bd. 9 und 10 (1883), süditalische Landschaften, Sizilien und Sardinien, von Mommsen; Bd. 11 (1888), Mittelitalien (1. Teil), von Bormann; Bd. 12 (1888), Südfrankreich (Gallia Narbonensis), von Hirschfeld; Bd. 14 (1887), Altlatium, von Dessau; Bd. 15 (1891), stadtrömische J. auf allerlei Gerät (sogen. instrumentum domesticum), von Dressel. Eine wertvolle Ergänzung des Werkes bilden »Exempla scripturae epigraphicae latinae a Caesaris dictatoris morte ad aetatem Iustiniani« von Hübner (Berl. 1885), Schriftproben von ca. 1200 J. mit Kommentar. Den Zwecken des »Corpus« dient die »Ephemeris epigraphica« (Berl. 1872 ff.). — Die lateinischen christlichen J. des Altertums sind gesammelt für Rom von de Rossi (Rom 1857—88, 2 Bde.), für Frankreich von Le Blant (Par. 1856—65, 2 Bde.), für Spanien (Berl. 1871) und Britannien (das. 1876) von Hübner, für die Rheinlande von F. X. Kraus (Freib. 1890—93, 2 Tle.). Zur Einführung in das Studium der lateinischen J. bestimmt ist die Sammlung von Wilmanns (»Exempla inscriptionum latinarum«, Berl. 1873, 2 Bde.). Das inschriftliche Material für die italischen Dialektinschriften enthalten die Werke von Aufrecht und Kirchhoff (»Die umbrischen Sprachdenkmäler«, Berl. 1849—51, 2 Bde.), Mommsen (»Die unteritalischen Dialekte«, Leipz. 1850), Fabretti (»Corpus inscriptionum Italicarum antiquioris aevi«, Turin 1867), Zvetaieff (»Sylloge inscriptionum Oscarum«, Petersb. 1878), dessen »Inscriptiones Italiae mediae dialecticae« (Leipz. 1884) und »Inscriptiones Italiae inferioris dialecticae« (Moskau 1886); Pauli (»Die J. der nordetruskischen Alphabete«, Leipz. 1885) und das »Corpus inscriptionum etruscarum«, bearbeitet von Daniellson und Pauli (das. 1893 ff.). Vgl. Larfeld, Griechische Epigraphik, und Hübner, Römische Epigraphik, in J. v. Müllers »Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft«, Bd. 1 (2. Aufl., Münch. 1891). Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris herausgegeben, erscheint seit 1881 auch ein »Corpus inscriptionum semiticarum«. — Über die altpersischen Keilinschriften in Asien s. Keilschrift; die hieroglyphischen J. in Ägypten s. Hieroglyphen.

In Schutz nehmen, s. Wechsel.

Insectivŏra (lat., »Insektenfresser«), eine Ordnung der Säugetiere (s. Insektenfresser); auch eine Abteilung der Handflügler (s. d.); ferner soviel wie Insekten fressende Pflanzen.

Insekten (Kerbtiere, Kerfe, Hexapoden, Insecta, Hexapoda), die oberste Klasse der Gliederfüßer (s. d.), luftatmende Tiere, deren Körper in der Regel deutlich in Kopf, Brust u. Hinterleib gesondert ist und drei Bein- sowie meist auch zwei Flügelpaare hat. Der Kopf ist, obwohl er beim Embryo aus mehreren Segmenten entsteht, ungegliedert und trägt auf der Oberseite Augen und Fühler, auf der Unterseite die Kauwerkzeuge. Die Fühler (Fühlhörner, Antennen) sind gegliedert, aber in Form und Größe sehr verschieden (s. Abbild. bei »Antennen«). Der Mund (Fig. 1—4, S. 268) ist von den Kauwerkzeugen umgeben. Man unterscheidet die unpaare Oberlippe, welche ihn von vorn her bedeckt, und drei Paar seitlich bewegliche Kiefer, nämlich den rechten und den linken Oberkiefer (Mandibel), rechten und linken Unterkiefer (Maxilla)

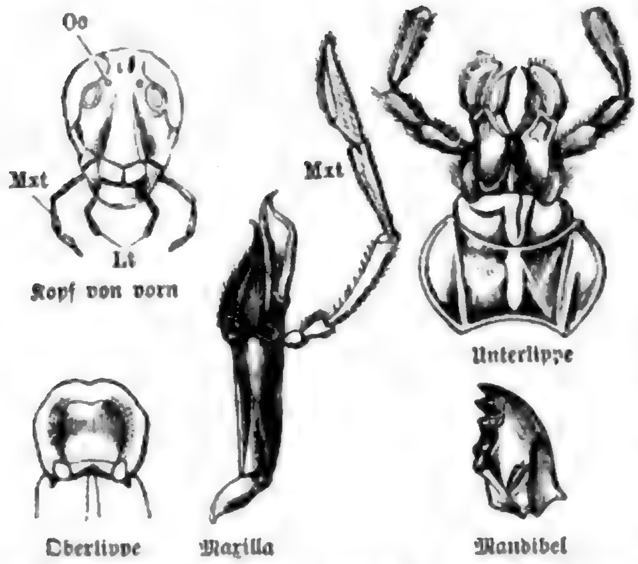


Fig. 1. Mundteile der Schabe (Blatta), Ordnung der Geradflügler. Unterlippe deutlich aus zwei Hälften zusammengesetzt.

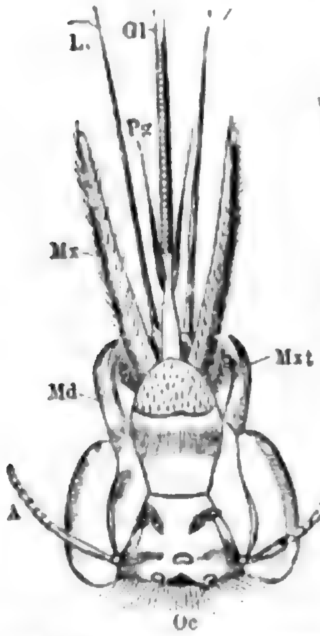


Fig. 2. Mundteile von Anthophora (Hautflügler).

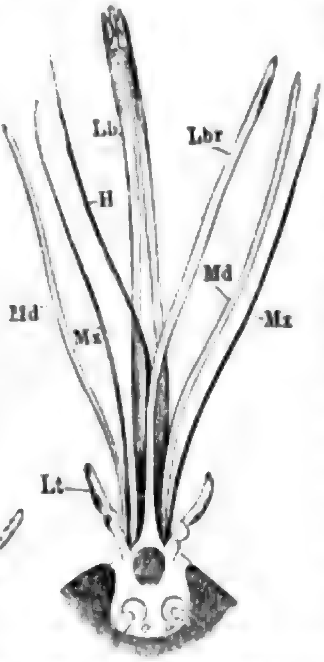


Fig. 3. Mundteile einer Mücke (Culex, Zweiflügler).

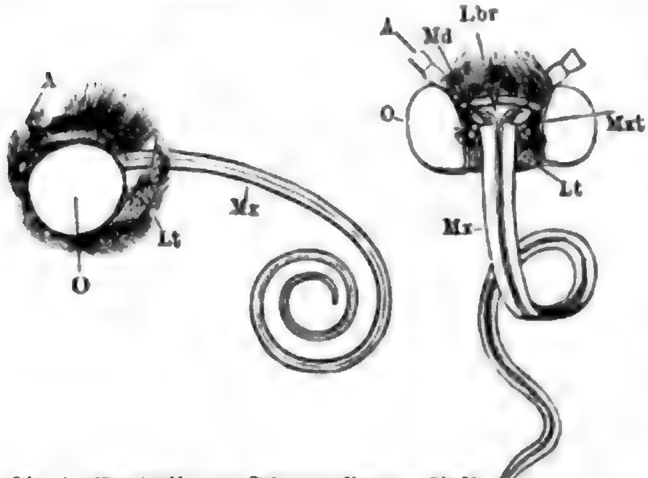


Fig. 4. Mundteile von Schmetterlingen. Links von Zygaena, rechts von Noctua.

Fig. 1—4. Mundteile von Insekten.

A Antennen, Gl Zunge, H Stechborste, Lb Unterlippe, Lbr Oberlippe, Lt Lippentaster, Md Mandibeln, Mx Maxilla (Rüssel), Mxt Kiefertaster, O Augen, Oc Nebenaugen, Pg Nebenzungen.

und die aus der Verschmelzung von zwei Kiefern hervorgegangene Unterlippe (zweites oder hinteres Maxillenpaar), welche den Mund von hinten verschließt. Die Oberkiefer sind meist sehr kräftig und haben keinen Taster, während die übrigen Kiefer je einen solchen (Kiefer-, resp. Lippentaster) tragen. Diese Grundform der Freßwerkzeuge ist jedoch nur bei den beißenden und kauenden J. (z. B. bei den Käfern) vorhanden, hingegen bei den stechenden, saugenden und leckenden mehr oder weniger abgeändert. So sind bei den Hautflüglern Unterkiefer und Unterlippe zum Auflecken von Flüssigkeiten stark verlängert; bei den Schmetterlingen legen sich die Unterkiefer zu einem Rüssel zusammen, während die übrigen Teile fast ganz verkümmern; bei den Zwei- und Halbflüglern sind die Kiefer meist zu Stechorganen, die Unterlippe dagegen zu einem Saugrüssel umgewandelt. — Der **Brustkasten** (Thorax) wird aus drei Segmenten, dem Pro-, Meso- und Metathorax, gebildet, doch schließt sich dem letztern mitunter noch der erste Hinterleibsring fest an. Jedes Segment besteht aus mehreren Stücken. An den **Beinen**, von denen jeder Brustring ein Paar trägt, und die je nach ihrer Verwendung als Lauf-, Schwimm-, Grab- ꝛc. Werkzeuge verschiedene Gestalt zeigen, unterscheidet man fünf Abschnitte, nämlich Hüfte, Schenkelring, Schenkel, Schienbein und Fuß; letzterer endet mit Krallen, Klauen, Haftlappen ꝛc. Die gleichfalls am Thorax entspringenden **Flügel** finden sich nur am ausgebildeten Insekt vor und gehen vom Rücken des Meso-, resp. Metathorax als Vorder-, resp. Hinterflügel aus. Vielfach ist jedoch nur ein Paar völlig entwickelt, während das andre klein bleibt oder ganz eingeht. Auch völlig flügellose J. sind bekannt (Wanze, Laus ꝛc.), oder es sind bei derselben Art geflügelte Weibchen neben ungeflügelten Männchen, und auch umgekehrt, vorhanden. Beim Flug bilden entweder durch besondere Hakenvorrichtungen Vorder- und Hinterflügel derselben Seite ein Ganzes, oder das Insekt bedient sich überhaupt nur eines Paares, indes das andre als sogen. Deckflügel (**Elytren**) in der Ruhe die zartern eigentlichen Flügel schützt. Die Flügel sind ihrer Entstehung nach nichts als plattgedrückte Hautausstülpungen (Hautblasen) und bestehen daher aus zwei eng aneinander liegenden Platten, die außen mit Härchen oder Schuppen (bei Schmetterlingen) bedeckt sein können. Zwischen den Platten verlaufen die Tracheen für den Flügel und zeichnen sich auf der Oberfläche als sogen. Rippen oder Adern ab, deren Anordnung von den Systematikern zur Unterscheidung der Gattungen und Arten benutzt wird. Bei den Fliegen und Mücken, den sogen. Zweiflüglern, sind die Hinterflügel in kleine, gestielte Bläschen, die Schwingkölbchen oder Halteren (s. d.), umgewandelt. — Der **Hinterleib** (Abdomen), an welchem bei den erwachsenen J. die Beine fehlen, besteht aus höchstens zehn Segmenten (Ringen), von denen jedes wieder aus einem Rücken- und Bauchteil zusammengesetzt ist. Alle diese Teile sind durch weiche, dehnbare Gelenkhäute verbunden, so daß der Hinterleib einer starken Ausdehnung (z. B. beim Weibchen in der Trächtigkeitsperiode) fähig ist. An den hintern Segmenten befinden sich oft allerlei Anhänge um den After oder die Geschlechtsöffnung herum, welche als Legescheiden, Legebohrer, Giftstachel (Fig. 5), Afterzangen ꝛc. dienen; es sind entweder umgewandelte Segmente selbst oder deren Gliedmaßen. Der After liegt stets am Ende des letzten Ringes, die Geschlechtsöffnung einige Ringe mehr nach vorn auf der Bauchseite. — Die **Haut**

Digitized by Google

der J. besteht aus einer einzigen Lage Zellen und der von diesen abgeschiedenen Chitinschicht, die dünn und weich bleiben, aber auch sehr dick und hart werden kann. Kalksalze, die bei dem Hauptpanzer der Krebse eine so große Rolle spielen, tragen hier nur selten zur Erhöhung der Hautfestigkeit bei. Die Färbung der Haut ist äußerst mannigfaltig und wird teils vom Chitin, teils von der Zellenschicht darunter bedingt; sehr häufig liegt ihr aber kein wirklicher Farbstoff, sondern nur eine Interferenz des Lichtes zu Grunde (z. B. bei den Prachtkäfern). Der Darmkanal (Fig. 5) ist meist sehr kompliziert. Der zwischen den Mundteilen liegende Schlund, in welchen die oft umfangreichen Speicheldrüsen münden, führt in eine meist enge Speiseröhre, welche in der Brust liegt und sich am Ende häufig zu einem Kropf erweitert. Es folgt dann im Hinterleib der eigentliche Magen (Chylusmagen), der aber mitunter nicht scharf nach vorn und hinten abgegrenzt ist, u. darauf der Darm. Bei manchen Raubinsekten schiebt sich zwischen Kropf und Chylusmagen ein Vor- oder Kaumagen ein, dessen kräftige muskulöse Wandung innen mit dickem Chitin überzogen und mit Leisten, Zähnen und Borsten besetzt ist. Schlund, Speiseröhre u. Kaumagen gehören ebensogut wie der Enddarm der äußern Haut an, sind nur Einstülpungen derselben und wechseln bei den Häutungen (s. unten) ihre Chitinbekleidung. An der Grenze von Magen und Darm münden in letztern eine Anzahl (zwei oder mehr, selbst Hunderte) langer, fadenförmiger Blindschläuche, die sogen. Malpighischen Gefäße (s. d.), welche harnartige Stoffe absondern und daher die Nieren der J. vorstellen (Fig. 5). Dicht beim After sind manchmal noch besondere Drüsen vorhanden, deren ätzendes oder übelriechendes Sekret ebensowohl wie der manchmal willkürlich entleerte Kot als Verteidigungswaffe dient. Andre Drüsen der Haut sind die Wachsdrüsen, die namentlich bei Cikaden den Leib mit flockigem Wachs (Puder) einhüllen. Ferner sind hier noch die Spinndrüsen zu nennen, zwei lange, im Hinterleib liegende Blindschläuche, deren Ausführungsgang auf der Unterlippe mündet und ein an der Luft zu einem Faden gerinnendes Sekret absondert, das in Form von Geweben und Hüllen den Larven und besonders den Puppen zum Schutz dient (s. unten). Bei Wanzen finden sich in Brust oder Hinterleib eigentümliche Stinkdrüsen vor. Endlich besitzen viele Weibchen von Hautflüglern im Hinterleib Giftdrüsen (Fig. 5), deren in einer besondern Blase aufbewahrter Saft durch Muskeldruck auf dieselbe in den Giftstachel entleert und so in die Stichwunde gebracht werden kann. (In ähnlicher Weise fließt bei manchen saugenden J. der Speichel

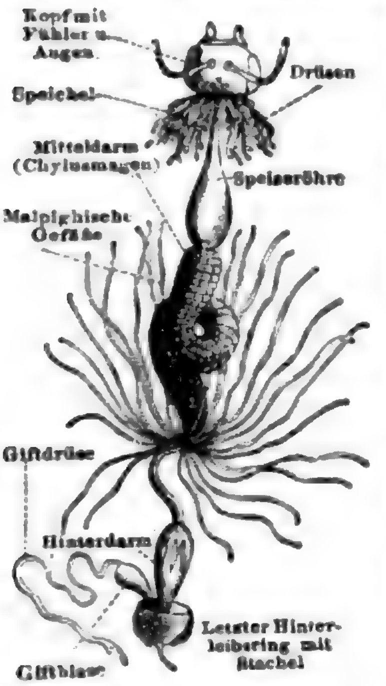


Fig. 5. Verdauungsapparat der Biene.

aus den Speicheldrüsen in die mit den Kiefern gemachte Wunde.) Das Herz (Rückengefäß) liegt im Hinterleib auf der Rückenseite nahe der Haut, ist durch Quereinschnürungen in Kammern geteilt und verlängert sich nach vorn in die Aorta, welche bis zum Kopf reicht. Das meist farblose Blut (mit Blutkörperchen) strömt durch seitliche Öffnungen in die Kammern ein, wird durch Zusammenziehung des Herzens in die Aorta getrieben, ergießt sich dann frei in den Leibesraum und strömt von da in den Lücken zwischen den Organen wieder zum Herzen. Diese Vereinfachung des Kreislaufs erklärt sich aus der Form und Anordnung der Atmungswerkzeuge, welche sich als luftführende Röhren, Tracheen (s. d.), in allen Organen verzweigen und ihren Luftbedarf durch Spalten in der Körperhaut (Atemlöcher, Stigmen) erhalten. Die Stigmen liegen auf der Grenze zweier Körperringe, fehlen aber stets am Kopfe; der Thorax besitzt meist zwei, das Abdomen höchstens acht Paare. Wasserbewohnende Larven von Käfern, Fliegen &c. haben aber oft nur zwei Stigmen am Ende des Hinterleibes oder auch gar keine (sogen. geschlossenes Tracheensystem); in letzterm Fall gelangt die im Wasser gelöste Luft in die Tracheen entweder durch besondere blattartige oder fadenförmige Kiemen (Tracheenkiemen), oder durch den Darm, oder endlich durch die gesamte Haut. Gute Flieger haben an den Tracheen besondere kleine Säcke (Tracheenblasen), die vor dem Flug voll Luft gepumpt werden. Eigentümlich und in seiner Bedeutung für das Tier noch wenig erkannt ist der Fettkörper (corpus adiposum), der sich besonders reichlich während der Larvenzeit unter der Haut zwischen den Eingeweiden vorfindet und aus fetthaltigen Zellen besteht, an welchen sich zahlreiche, überaus feine Tracheen verästeln. Er ist wahrscheinlich in erster Linie ein Magazin von Reservestoffen, die bei der Ausbildung des vollkommenen Insekts zur Anlage neuer Körperteile und zum Wachstum der Geschlechtsorgane benutzt werden. In ihrem Bau schließen sich dem Fettkörper die Leuchtorgane der Leuchtkäfer an, paarige, zarte Platten an der Bauchfläche des Thorax oder Abdomens, welche teils aus blassen, eiweißreichen, teils aus körnchenreichen, harnsäurehaltigen Zellen bestehen, zwischen denen sich Tracheen und Nerven in äußerst reichen Verzweigungen ausbreiten. Die feinern Vorgänge beim Leuchten sind noch nicht genau bekannt.

Das Nervensystem (Fig. 6, S. 270) besteht, wie bei fast allen Gliederfüßern, aus Gehirn u. Bauchstrang. Letzterer setzt sich bei sehr vielen Larven und manchen ausgebildeten J. aus einer Kette von Ganglien zusammen, von denen jedes das ihm zugehörige Körpersegment samt Anhängen (Beinen &c.) versorgt. Im Thorax sind also drei vorhanden, im Hinterleib aber höchstens nur acht, da das letzte (G^{11}) einen Komplex mehrerer im Embryo noch getrennter Ganglien darstellt. Bei andern J. verschmelzen dann die Hinterleibsganglien mehr und mehr miteinander und endlich auch mit den drei Brustganglien, so daß im stärksten Fall der Verkürzung der Bauchkette nur eine einzige Nervenmasse in der Brust existiert. Das Gehirn liegt im Kopf und ist besonders in seinem obern Stück (dem Oberschlundganglion O) stark ausgebildet, am vollkommensten bei den seelisch am höchsten stehenden Hautflüglern; es entsendet die Sinnesnerven und scheint der Sitz der seelischen Thätigkeiten zu sein. Das untere Stück (Unterschlundganglion U) versorgt die Mundteile mit Nerven und scheint die

Digitized by Google

Bewegungen zu regeln. Außerdem entspringt vom Gehirn das System der Schlundnerven (mit dem Stirnganglion S), und in der Nähe eines Ganglions der Bauchkette zweigen sich Nerven ab, welche vielleicht dem Sympathikus der Wirbeltiere entsprechen. Die **Augen** sind bei fast allen J. vorhanden und zu hoher Vollkommenheit ausgebildet; es gibt zusammengesetzte oder Netzaugen und einfache Punktaugen oder Ocellen. Letztere stehen meist zu dreien auf dem Scheitel (Scheitelaugen, z. B. Fig. 2). Die beiden nur selten fehlenden oder durch einfache Augen ersetzten **Netzaugen**,

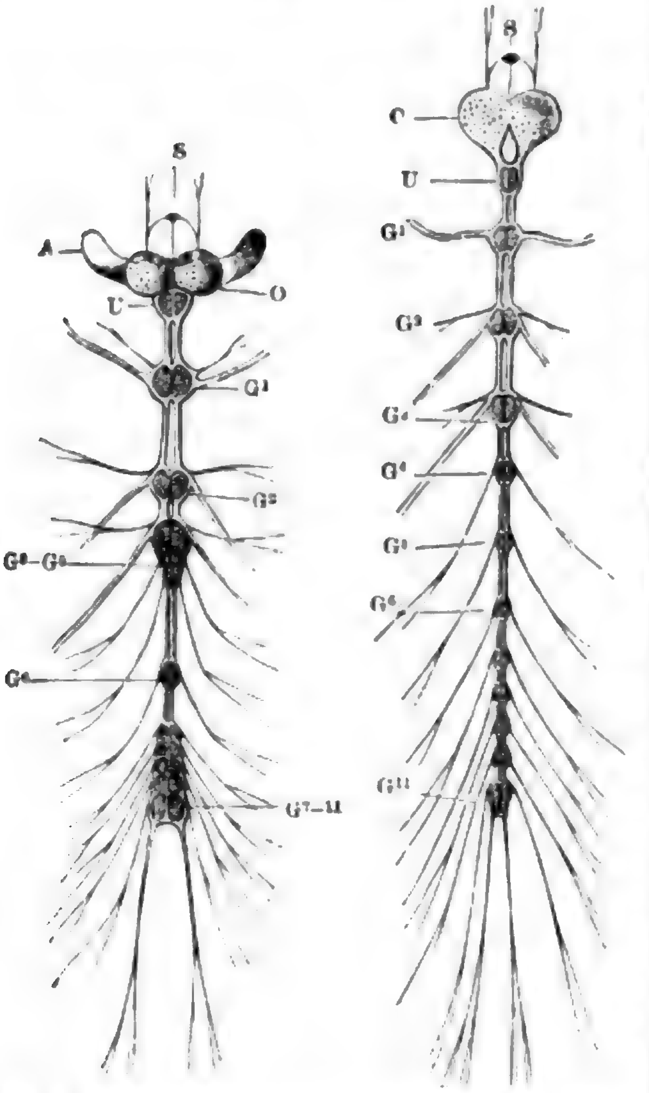


Fig. 6. **Nervensystem eines Käfers** (links) **und seiner Larve** (rechts).

S Stirnganglien, A Augenganglien, O Gehirn (Oberschlundganglion), U Unterschlundganglion, G^{1-11} Ganglien des Bauchstranges.

auch wegen der aus vielen einzelnen Flächen (Facetten) bestehenden Hornhaut **facettierte Augen** genannt, liegen an beiden Seiten der Stirn und breiten sich nicht selten über einen großen Teil des Kopfes aus; sie haben oft mehrere tausend Facetten. Mit den Punktaugen sehen die J. genau so wie die Wirbeltiere, mit den zusammengesetzten Augen jedoch in andrer Weise. Jede Facette entwirft nämlich nicht ein Bildchen des ganzen Gegenstandes auf der Netzhaut, sondern bildet nur den ihm gerade gegenüberliegenden Punkt ab; somit erhält das Insekt nur ein einziges, aber aus vielen Punkten mosaikartig zusammengesetztes Bild des Gegenstandes (vgl. Auge, S. 153). Übrigens scheinen die J. Bewegungen weit besser wahrzunehmen als Formen. Die Punktaugen dienen wohl zum Sehen in nächster Nähe. Manche J. unterscheiden Farben sehr gut. **Hörwerkzeuge** in Blasenform mit Hörsteinen (Otolithen) im Innern kommen bei J. nur ganz ausnahmsweise vor, doch kann die Fähigkeit zu hören nicht bezweifelt werden; gewisse Heuschrecken haben entweder am Anfang des Hinterleibes oder an den Vorderbeinen eigentümliche Gebilde, die wahrscheinlich zum Hören dienen. Der **Tastsinn** wird vorzugsweise durch die Fühler, die Taster der Mundteile und die Tarsenglieder der Beine, aber auch durch Anhänge der gesamten Haut, z. B. die Tastborsten am Körper zarter Insektenlarven, vermittelt. **Riechwerkzeuge** kommen, wie es scheint, allgemein vor und haben ihren Sitz auf der Oberfläche der Fühler meist in besondern Grübchen. Zahlreiche J. erzeugen willkürlich **Laute**, und zwar meist durch Reiben von Körperteilen aneinander, z. B. der Schenkel an den Flügeln oder des einen Flügels am andern (Heuschrecken) oder der Hinterleibsringe an den Flügeldecken (Käfer) ꝛc. Eine Art Trommel haben die Männchen mancher Cikaden am Anfang des Hinterleibes und machen damit viel Lärm; Maikäfer, Bienen, Fliegen u. a. besitzen in den Stigmen dünnhäutige Zungen, welche beim Flug vibrieren und zusammen mit dem Eigenton der schwirrenden Flügel das Summen hervorbringen.

Fortpflanzung der Insekten.

Die Fortpflanzung der J. ist vorwiegend zweigeschlechtlich. Die männlichen und weiblichen Organe werden schon im Embryo angelegt, entwickeln sich jedoch erst in der letzten Periode des Larvenlebens oder im Puppenzustand und treten fast immer nur bei dem vollendeten Insekt in Funktion, wenn sie nicht (wie bei den meisten weiblichen Individuen der gesellig lebenden J.) überhaupt unausgebildet bleiben. Männchen und Weibchen unterscheiden sich auch äußerlich: gewöhnlich sind erstere schlanker, mit vollkommenern Sinnesorganen, größern Fühlern, schönerer Färbung versehen und bewegen sich leichter und schneller. Bisweilen bleiben die Weibchen flügellos und larvenähnlich, doch kann auch das Verhältnis umgekehrt sein. Hode und Eierstock sind fast immer paar, aber in sehr wechselnder Form und Zahl vorhanden. Samen und Eier gelangen in die paaren Samen-, resp. Eileiter und werden entweder (nur bei den Eintagsfliegen) direkt nach außen entleert, so daß also für jedes Geschlecht ein Paar Öffnungen vorhanden sind, oder treten in einen unpaaren Gang u. von da aus in das gleichfalls unpaare Begattungsorgan (Rute, resp. Scheide) ein. Manche J. haben Drüsen, deren Saft einen Kitt zur Befestigung der Eier liefert oder zum Einölen der Geschlechtsteile bei der Begattung dient. Fast allgemein ist im Weibchen ein Behältnis für den aufgenommenen Samen (receptaculum seminis) vorhanden, in welchem derselbe oft jahrelang lebendig und tauglich bleibt. Die Eier werden dann bei ihrem Durchgang durch den Eileiter befruchtet, indem aus jenem Behälter ein wenig Same austritt. Bei zahlreichen J. entwickeln sich aber auch unbefruchtete Eier teils zufällig, teils regelmäßig und oft sogar mehrere Generationen hindurch. So findet sich Parthenogenese (s. d.) gesetzmäßig bei Schmetterlingen und Blattläusen, Bienen, Wespen, Gall- und Blattwespen. Aus den unbefruchteten Eiern entstehen im allgemeinen beide Geschlechter, bei den in Tierstaaten lebenden Hymenopteren (Bienen ꝛc.), wie es scheint, nur Männchen. Bei den Blattläusen u. a. folgt auf eine oder mehrere solcher eingeschlechtlichen Generationen (während der also nur Weibchen vorhanden sind)

Digitized by Google

stets eine zweigeschlechtliche Generation mit Männchen und Weibchen; die eingeschlechtlichen Generationen selbst können wieder unter sich verschieden sein (s. Generationswechsel). Von einigen Mücken (Cecidomyia, Miastor) sind bereits die Larven fortpflanzungsfähig, indem sich in ihrem Innern junge Larven auf Kosten des Fettkörpers und der zerfallenden Organe der Mutterlarve entwickeln. Nur wenige J. gebären lebendige Junge, die übrigen legen die Eier (vgl. Tafel »Eier«, Fig. 13—16 [Bd. 5, S. 426]) ab. Die Entwickelung des Embryos nimmt sehr verschiedene Zeit in Anspruch, ist wesentlich von der Temperatur abhängig und kann durch diese auf lange Zeit gehemmt werden. Am Hinterleib der Embryonen vieler Arten findet man vorübergehend noch deutliche Spuren von Beinen, so daß die Annahme berechtigt ist, die J. stammen von Tieren ab, welche den heutigen Tausendfüßern ähnlich waren.

Die dem Ei entschlüpfende **Larve** ist in der Regel von dem geschlechtsreifen Tiere verschieden und wandelt sich meist erst durch viele Häutungen und **Metamorphosen** in die Form des letztern um. Dieser Übergang vollzieht sich bei der sogen. **unvollkommenen Metamorphose** (insecta ametabola: Halbflügler, Geradflügler) allmählich, auch bleibt dabei das Tier beweglich, frißt, erhält mit zunehmender Größe Flügelstummel etc. Die Larve besitzt dabei entweder schon annähernd die gleiche Lebensweise wie das vollendete Insekt, oder weicht auch hierin wesentlich ab und lebt, wie z. B. die Larven der Eintagsfliegen und Libellen, im Wasser. Bei der **vollkommenen Metamorphose** (i. metabola) verwandelt sich dagegen die Larve zunächst in eine ruhende, keine Nahrung aufnehmende **Puppe** (**Chrysalide**), aus welcher nach mancherlei Umformungen der innern Organe das geflügelte Insekt (**Imago**) ausschlüpft. Die Larven dieser J. weichen in Gestalt, Lebensweise und Ernährungsart sehr stark von den Geschlechtstieren ab; auch besitzen sie häufig Gliedmaßen an Körperteilen, an welchen solche später fehlen. Wurmförmige Larven ohne Gliedmaßen und auch wohl ohne besondern Kopf heißen **Maden**, solche mit deutlichem Kopf und Thorax sowie mit drei Paar Füßen an letzterm **Raupen**; diese haben häufig auch am Hinterleib Fußstummel (Bauchbeine, Bauchfüße, Afterfüße, Nachschieber). Stets nehmen die Larven sehr reichliche Nahrung auf, entwickeln unter wiederholten **Häutungen**, von denen auch die Haut des Vorder- und Hinterdarms betroffen wird, alle Teile des Geschlechtstiers, lagern namentlich auch in dem mächtig entwickelten Fettkörper das zur weitern Umwandlung nötige Material ab und verpuppen sich dann; hierbei verfertigen sie oft mit ihren Spinndrüsen über oder unter der Erde ein schützendes Gespinst (**Kokon**) und werden dann unter Abstreifung der Haut zur **Puppe**. Bei dieser liegen die äußern Körperteile des geflügelten Insekts entweder frei (pupae liberae), oder unter der hornigen Puppenhaut (pupae obtectae), oder selbst noch unter der letzten Larvenhaut (pupae coarctatae). Nach Beendigung der Puppenzeit arbeitet sich das reife Tier (die **Imago**) aus seiner Hülle hervor, breitet durch Blutdruck und lebhaftes Einatmen von Luft die Flügel etc. aus, welche nun völlig erhärten, entläßt den in der frühern Periode angesammelten Harn und ist nun zur Fortpflanzung bereit.

Lebensweise der Insekten. Einteilung.

Die Lebensweise der J. ist ungemein mannigfaltig. Als Nahrung dienen allerlei pflanzliche und tierische Stoffe. Da die Zahl der Pflanzenfresser unter den J. diejenige der Pflanzenarten beträchtlich übersteigt, die Individuenzahl der meisten Arten sehr ansehnlich und der Nahrungsbedarf vieler Larven verhältnismäßig groß ist, so würden die Eingriffe der J. in die Pflanzenwelt bald den Untergang der letztern zur Folge haben, wenn nicht wieder andre J., welche als Larven im Leib der Pflanzenfresser schmarotzen, in entgegengesetzter Richtung wirksam wären. Auch die Insektenfresser unter den Säugetieren, die Sing- und Klettervögel und manche Reptilien vertilgen die J. in großen Massen. Für die Pflanzenwelt haben aber die J. noch eine andre Bedeutung, insofern sie bei deren Befruchtung so wesentlich mitwirken, daß manche Pflanzen bei aller Gunst des Klimas und des Bodens in gewissen Gegenden nicht fortkommen, weil dort die J. fehlen, welche in der Heimat der Pflanze die Befruchtung besorgen. Pflanzen und J. haben sich für diese Verhältnisse gegenseitig angepaßt, und so sind für gewisse Pflanzenarten ganz bestimmte Insektenarten als Befruchter nachzuweisen (weiteres s. Blütenbestäubung, S. 132). Endlich sind sie auch wirksam bei der Beseitigung abgestorbener Pflanzen sowie toter Tiere. Schädlich werden sie besonders durch Zerstörung von Kulturgewächsen (s. Waldverderber, mit Tafeln); lästig werden viele den Menschen und höhern Tieren als Parasiten. Direkten Nutzen gewähren nur wenige, wie Seidenspinner, Bienen, Scharlachläuse, die Spanische Fliege etc.

Die J. nehmen unter den Wirbellosen neben den höhern (zehnfüßigen) Krebsen und den Tintenschnecken (Cephalopoden) die höchste Stufe ein, wie aus den vielseitigen und oft wunderbaren, auf seelische Lebensäußerungen hindeutenden Handlungen hervorgeht, welche bei den Vereinigungen zahlreicher Individuen zu gemeinsamem Wirken in sogen. Tierstaaten (Bienen, Ameisen, Termiten) mit ausgeprägter Arbeitsteilung besonders auffällig werden. Die Zahl der bekannten Arten beträgt mehr als 200,000, diejenige der wirklich vorhandenen wird aber auf eine Million geschätzt. Sie finden sich über die ganze Erde bis zu den äußersten Grenzen der Vegetation verbreitet; nach den Polen zu nimmt die Artenzahl sowie Größe und Farbenpracht der Individuen ab, die Zahl der letztern dagegen vielleicht zu. Die kleinen, unscheinbaren Arten überwiegen natürlich allenthalben. Bedingt wird die Verbreitung in vieler Beziehung auch von der Pflanzenwelt. Manche Arten verbreiten sich weit durch Wanderungen, die sie einzeln oder scharenweise unternehmen; andre sind durch Kolonialwaren, lebende Pflanzen oder Tiere (als Parasiten) verschleppt, auch direkt, wie die Bienen, übergesiedelt worden. **Fossil** finden sich J. bereits in den ältesten Schichten, und zwar in so verschiedenen Formen vor, daß schon damals ein großer Reichtum an ihnen vorhanden gewesen sein muß; meist sind freilich von ihnen nur die Flügel erhalten geblieben, und diese reichen leider oft zur Erkennung der Tiere nicht aus. Zur Steinkohlenzeit scheinen bereits Schmetterlinge existiert zu haben, obwohl im allgemeinen Käfer, Gerad- und Netzflügler vorherrschen (s. die Libelle von Solnhofen auf Tafel »Juraformation II«, Fig. 11). Reich an Arten und Individuen sind die Tertiärschichten (Aphis, Indusia, Monophlebus, Mylothrites, Neorinopsis und Phryganea auf Tafel »Tertiärformation II«), aber immer noch finden sich verhältnismäßig wenige gegenüber dem Reichtum der Gegenwart. Aus dem Miocän allein sind gegen 1300 Arten bekannt und gehören fast alle lebenden Gattungen an.

Die **Einteilung** der J. hat seit den Zeiten Linnés, der sie nach den Flugorganen versuchte, sehr ge-

Digitized b

wechselt; in der Gegenwart nimmt man auf die natürliche (d. h. Bluts-) Verwandtschaft Rücksicht und ist dabei zu folgenden Ergebnissen gekommen: Die ältesten J. sind diejenigen, bei denen in keinem Lebensalter eine Spur von Flügeln vorhanden ist; von den übrigen sind die mit beißenden Mundteilen mehr der ursprünglichen Form treu geblieben als die mit saugenden Mundteilen. Im einzelnen lassen sich allerdings die Beziehungen der Ordnungen (es werden in der Regel 10 unterschieden) zu einander noch nicht genau ermitteln, indessen ist es doch z. B. ziemlich sichergestellt, daß die Schmetterlinge von den Phryganiden abstammen ꝛc.

1) Flügellose (Aptera, Apteren). Die hierher gehörigen J. faßte man auch wohl als eine Abteilung der Geradflügler auf (s. »Apteren«).
2) Geradflügler (Orthoptera, Orthopteren).
3) Falschnetzflügler (Pseudoneuroptera, Pseudoneuropteren), von den echten Netzflüglern hauptsächlich durch das Vorhandensein einer vollkommenen Metamorphose, von den Geradflüglern, mit denen sie oft vereinigt werden, durch den Bau der dünnhäutigen Flügel unterschieden.
4) Netzflügler (Neuroptera, Neuropteren).
5) Fächerflügler (Strepsiptera, Strepsipteren).
6) Käfer (Coleoptera, Koleopteren).
7) Hautflügler (Hymenoptera, Hymenopteren).
8) Halbflügler (Hemiptera, Hemipteren).
9) Zweiflügler (Diptera, Dipteren).
10) Schmetterlinge (Lepidoptera, Lepidopteren).

Näheres über diese Ordnungen s. in den sie betreffenden Artikeln.

[Litteratur.] Die Litteratur über die Insektenkunde oder Entomologie ist ungemein reichhaltig; es gibt auch eine große Menge Vereine und Zeitschriften, die sich ausschließlich mit J. beschäftigen, z. B. die »Berliner Entomologische Zeitschrift«, die »Stettiner Entomologische Zeitung«, die »Annales de la Société entomologique de France« ꝛc. Zu nennen sind in erster Linie: Swammerdam, Bijbel der natuure, of historie der Insekten (Leiden 1737—38); Réaumur, Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes (Par. 1734—42, 6 Bde.); Bonnet, Traité d'insectologie (das. 1745, 2 Bde.); Rösel v. Rosenhof, Insektenbelustigungen (Nürnb. 1746—55), nebst Kleemanns Beiträgen (1792—95, mit trefflichen Abbildungen); de Geer, Mémoires pour servir à l'histoire des Insectes (Stockh. 1752—78, 8 Bde.); Lyonet, Traité anatomique de la Chenille qui ronge le bois de saule (Haag 1760); Fabricius: Philosophia entomologica (Kopenhag. 1778), Genera Insectorum (1777) und Entomologia systematica, emendata et aucta (1792—96, 4 Bde.; Supplement 1798—99); Latreille, Histoire naturelle des Crustacés et des Insectes (Par. 1802—1805, 14 Bde.); Kirby und Spence, Introduction to entomology (Lond. 1815—26, 4 Bde.; deutsch von Oken, Stuttg. 1823—33, 4 Bde.); Burmeister, Handbuch der Entomologie (Berl. 1832—55, 5 Bde.); Savigny, Mémoires sur les animaux sans vertèbres (Par. 1816); Straus-Dürkheim, Considérations générales sur l'anatomie comparée des animaux articulés (Straßb. 1828, Anatomie des Maikäfers); Lacordaire, Introduction à l'étude de l'entomologie (Par. 1834—38, 2 Bde.); Grenacher, Untersuchungen über das Sehorgan der Arthropoden (Götting. 1879); Exner, Die Physiologie der facettierten Augen von Krebsen und Insekten (Wien 1891); Palmén, Zur Morphologie des Tracheensystems (Leipz. 1877); Stein, Die weiblichen Geschlechtsorgane der Käfer (Berl. 1847); Lacaze-Duthiers, Recherches sur l'armure génitale des Insectes (Par. 1849—54); Weismann, Entwickelung der Dipteren (Leipz. 1864); Landois, Ton- und Stimmapparate der J. (das. 1867); Derselbe, Tierstimmen (Freiburg 1874); Mayer, Ontogenie und Phylogenie der J. (Jena 1876); Brauer, Systematisch-zoologische Studien (Wien 1885); Scudder, Fossile J. (in Zittels »Handbuch der Paläontologie«, Münch. 1885); Lubbock, Die Sinne und das geistige Leben der Tiere, insbes. der J. (deutsch, Leipz. 1889); Kollar, Naturgeschichte der schädlichen J. (Wien 1837); Ratzeburg, Die Forstinsekten (Berl. 1837—44, 3 Bde.; neue Ausgabe, Wien 1885); Judeich und Nitsche, Lehrbuch der mitteleuropäischen Forstinsektenkunde (das. 1885 ff.; zugleich als 8. Aufl. von Ratzeburgs »Waldverderbern«); Nördlinger, Die kleinen Feinde der Landwirtschaft (2. Aufl., Stuttg. 1869); Derselbe, Lebensweise von Forstkerfen (2. Aufl., das. 1880); Taschenberg, Die J. (Bd. 9 von Brehms »Tierleben«, 3. Aufl., Leipz. 1892); Derselbe, Praktische Insektenkunde (Brem. 1878—80, 5 Tle.); Graber, Die J. (Münch. 1877—79); Henschel, Die schädlichen Forst- und Obstbauminsekten (3. Aufl., Berl. 1895); Hoffer, Praxis der Insektenkunde (Wien 1892); Schlechtendal und Wünsche, Die J. (Leipz. 1879); Kolbe, Einführung in die Kenntnis der J. (Berl. 1889—93); Hagen, Bibliotheca entomologica (Leipzig 1862—63, 2 Bde.).

Insektenbestäubung und **Insektenblütige Pflanzen** (Entomophilae), s. Blütenbestäubung, S. 131.

Insektenfressende Pflanzen (hierzu die Tafel »Insektenfressende Pflanzen«), eine Gruppe von Gewächsen, hauptsächlich aus den Familien der Droseraceen, Utrikulariaceen, Sarraceniaceen und Nepenthaceen, welche Einrichtungen zum Fang von Insekten und ähnlichen Tieren besitzen und dieselben unter Ausscheidung eines Ferments teilweise auflösen. Die erste Nachricht über eine derartige Pflanze wurde 1769 von dem amerikanischen Naturforscher Ellis in einem Brief an Linné gegeben und betraf die Venusfliegenfalle (Dionaea), welche in ihren bei Berührungen lebhaft zusammenklappenden, gewimperten und borstigen Blättern Insekten fängt und aussaugt. Diderot legte ihr bereits den Namen einer »fleischfressenden« Pflanze (une plante presque carnivore) bei. Ein ähnliches Verhalten beobachtete Roth 1782 an den Sonnentauarten (Drosera) unsrer Torfwiesen, deren Blätter reichlich mit schleimaussondernden Drüsen bedeckt sind und sich ebenfalls, wenn auch langsamer, um das gefangene Insekt schließen. Obwohl nun diese und spätere Beobachter behauptet hatten, daß die genannten Droseraceen die Insekten oder auch auf die Blätter gelegte Fleischstückchen vermittelst der ausgeschiedenen Säfte auflösen und verdauen, erregte diese Ansicht ein allgemeineres Aufsehen doch erst, nachdem Darwin eine Reihe systematischer Beobachtungen und Versuche an diesen Pflanzen begonnen und deren Ergebnisse gelegentlich in Abhandlungen sowie später (1875) in einem besondern Buch veröffentlicht hatte. Zahlreiche Forscher, wie Hooker, Cohn, Morren, Warming, Stein, Kurtz, Korthals, Wunschmann, Beccari, Oudemans, Goebel u. a., beschäftigten sich ebenfalls mit dem interessanten Gegenstand. Gegenwärtig kennt man ca. 350 Arten insektenfressender Pflanzen aus 15 Gattungen, von denen Repräsentanten fast in keinem Florengebiet der Erde fehlen. Nach der Art der Fangeinrichtung lassen sich Schließfänger,

Digitized by Google

1. Nepenthes (Krugpflanze), 2. Blüte derselben. – 3. Sarracenia purpurea. – 4. Drosera rotundifolia (Ru
vulgaris (Fettkraut). – 8. Dionaea muscipula (Venusfliegenfalle). – 9.

Bibliographisches

Digitized by Google

…Sonnentau. — 8. Utricularia vulgaris (Wasserschlauch). — … — 9. … langblättriger Sonnentau. — 10. …

…nstitut in Leipzig.

Digitized by Google

... — 4. Drosera rotundifolia ...
... (Venusfliegenfalle). ...

Digitized by Google

NDE PFLANZEN.

blätteriger Sonnentau). — 5. Utricularia vulgaris (Wasserhelm). — 6. Aldrovanda vesiculosa. — 7. Pinguicula
osera longifolia (langblätteriger Sonnentau). — 10. Darlingtonia californica.

stitut in Leipzig.

Zum Artikel »Insektenfressende Pflanzen«.

Digitized by Google

Drüsen- und Schlauchfänger unterscheiden. Zu der ersten Kategorie gehört die in den Moorgründen von Nord- und Südcarolina einheimische Dionaea muscipula *L.*, die eine grundständige Rosette von 5—6 merkwürdig umgestalteten, reizbaren Blättern trägt; oberhalb des geflügelten Blattstiels steht nämlich eine Blattfläche, gebildet aus zwei beweglichen Hälften, welche um die Mittelrippe wie um ein Scharnier zusammenklappen können, und deren steife Randborsten dabei wie die Finger zweier zusammengefalteter Hände ineinander greifen. Diese Bewegung erfolgt fast momentan, sobald eine der drei auf jeder Blatthälfte oberseits stehenden langen Haarborsten berührt wird. Erfolgt die Berührung durch ein Insekt oder durch ein aufgelegtes Stückchen Eiweiß, Fleisch u. dgl., so beginnen nach völligem Schluß der Klappenvorrichtung Hunderte von Drüsenhaaren (Digestionsdrüsen) der Blattoberfläche aus ihren scheibenförmigen Köpfchen ein Sekret in großer Menge auszuscheiden, das etwa in 4—6 Tagen den gefangenen Körper bis auf die Hartteile auflöst, um die stickstoffhaltigen Substanzen desselben aufzunehmen und gleichsam zu verdauen; schließlich öffnet sich das so gefütterte Blatt wieder und wächst kräftig weiter. Einfacher ist die Fangvorrichtung bei der wasserbewohnenden, durch Mittel- und Südeuropa sporadisch verbreiteten, auch in Ostindien und Australien vorkommenden Aldrovanda vesiculosa *L.*, die, wie auch Dionaea, zu der Familie der Droseraceen gehört. Ihre frei im Wasser schwimmenden Stengel tragen quirlig gestellte, von 4—5 Borsten umgebene Blätter, deren halbkreisförmige Blattflächen in der Mitte scharf zusammengeklappt sind und mit ihren eingebogenen Rändern übereinandergreifen. Die Reizbarkeit dieser Teile zeigt sich darin, daß in warmem Wasser die Klappen sich öffnen und bei Berührung der auf der Blattfläche stehenden zarten Borsten sich für längere Zeit schließen; besondere Verdauungsdrüsen sind in diesem Fall nicht vorhanden. In den Fangklappen der Aldrovanda werden kleine Krustaceen (Daphnia, Cyclops, Cypris) sowie auch Insektenlarven gefangen und tagelang eingeschlossen gehalten.

Ein schönes Beispiel einer als Drüsenfänger konstruierten Pflanze bieten unsre einheimischen, zwischen Torfmoosen wachsenden Drosera-Arten dar. Die kleinen, mit sehr schwachen Wurzeln versehenen Pflänzchen von Drosera rotundifolia *L.* haben eine grundständige, braunrot gefärbte Blattrosette, aus deren Mitte der Blütenstengel sich erhebt; jedes Blatt trägt auf einem 2—5 cm langen Stiel eine fast kreisrunde Blattfläche von ca. 1 qcm Oberfläche, deren Oberseite und Rand mit roten, stielartigen, am Ende ein glänzendes Köpfchen tragenden Drüsen, den sogen. Tentakeln, dicht besetzt sind. Dieselben sind im ungereizten Zustand gerade ausgestreckt und sondern aus dem Drüsenköpfchen schleimige Tropfen aus, die der Pflanze den Namen Sonnentau verschafften. Sobald ein kleines Insekt (Fliege, Mücke od. dgl.) mit dem Schleim in Berührung kommt, bleibt es daran hängen und sucht sich zwar zu befreien, wird aber, da es von zahlreichen Drüsen allerseits umgeben ist, in der Regel festgehalten und stirbt nach Verlauf kurzer Zeit. Zugleich beginnen die Tentakeln sich an ihrem Stiel so zu krümmen, daß sie mit ihrem Drüsenkopf gerade den Insektenkörper berühren und denselben mit ihrem Schleim einzuhüllen vermögen. Das bis dahin neutral reagierende Sekret wird nunmehr sauer und ist im stande, peptonisierend zu wirken, d. h. Eiweißstoffe (Fibrin) aufzulösen. Mit der Reizung der Tentakeln geht eine Veränderung in den oberflächlichen Zellen des Drüsenköpfchens parallel; das von einer purpurnen Flüssigkeit umgebene, sonst farblose, randständige Plasma dieser Zellen ballt sich nämlich zu purpurgefärbten Massen von verschiedener Gestalt zusammen, während der Zellsaft seine Farbe fast verliert. Auch die Fläche des Drosera-Blattes selbst krümmt sich um den Insektenkörper herum ein, nachdem die auflösende Wirkung des Sekrets längere Zeit gedauert hat. Nach Auflösung der Weichteile des Tieres und erfolgter Verdauung derselben breiten sich Blattfläche und Tentakeln schließlich wieder normal aus. Übrigens findet man an den im Freien wachsenden Pflänzchen von Drosera in der Regel zahlreiche Reste von ausgesogenen kleinen Insekten; auch kann man an kultivierten Pflanzen die Fütterung mit sehr kleinen Stückchen Fleisch, Eiweiß, Käse u. dgl. erfolgreich ausführen. — Eine viel einfachere Fangeinrichtung als die eben geschilderte besitzen die einheimischen Pinguicula-Arten aus der Familie der Utrikulariaceen. Bei ihnen ist eine dem Boden aufliegende Rosette zungenförmig gestalteter breiter Blätter vorhanden welche sehr zahlreiche, einem Hutpilz ähnliche Drüsen tragen und eine klebrige Flüssigkeit aussondern. Insekten oder auch kleine Eiweiß- und Fleischstückchen veranlassen auf der Blattfläche lebhafte Sekretion sowie auch eine langsame Einrollung der Blattränder nach oben. Einige ausländische Verwandte von Drosera, wie das in Portugal einheimische und dort in Bauernwohnungen als Leimstange zum Fliegenfang benutzte, strauchige Drosophyllum lusitanicum *St.*, die südafrikanische Roridula dentata *L.* und die australische Byblis gigantea *Lindl.*, gehören ebenfalls zu den Drüsenfängern; die erstgenannte Pflanze besitzt zweierlei Drüsen, nämlich gestielte, mit rotem Kopf versehene, schon in ungereiztem Zustande ein saures Sekret absondernde Fangtentakeln und außerdem eine große Zahl ungefärbter, sitzender, im ungereizten Zustande nicht absondernde Verdauungsdrüsen.

Den Typus der Schlauchfänger stellen in unsrer einheimischen Flora die Utricularia-Arten dar, wurzellose, schwimmende Wasserpflanzen mit fiederförmig verästelten Zweigen, an denen kleine, linsen- oder erbsenähnliche, aus umgestalteten Blattzipfeln hervorgegangene lufterfüllte Blasen sitzen. Letztere tragen an ihrem mit einer Öffnung versehenen obern Ende eine Art von Verschlußklappe, die mit ihrem freien Rand unter einem Wulste des gegenüberliegenden Mündungsteils liegt, so daß die Klappe einem beweglichen kleinen Körper wohl den Zutritt von außen, aber nicht den Austritt von innen her gestattet und in ersterm Falle sich durch ihre Elastizität von selbst wieder schließt. Rechts und links vom Eingang der Blase stehen vier lange, an die Fühler von Krustaceen erinnernde Borsten, in ihrem Innern befinden sich zweispaltige Haare, während Verdauungsdrüsen fehlen. In diese Falle werden vorzugsweise kleine Krustaceen gelockt, die sich tagelang darin umherbewegen und schließlich zersetzt werden. Neuerdings hat Goebel über die biologischen u. morphologischen Verhältnisse der Utricularia-Arten, wie z. B. über den merkwürdigen Schwimmkörper einiger Arten, wie Utricularia inflata, wichtige Aufklärungen gegeben. Ausländische Utrikulariaceen, wie die australische Gattung Polypompholyx *Lehm.* und die im tropischen Amerika einheimischen Arten von Genlisea *St.-Hil.*, besitzen ähnliche Schläuche, deren Bau einer Fischreuse gleicht,

Digitized by

und die außer zahlreichen Reusenhaaren in ihrem Innern auch schleimabsondernde Drüsenhaare besitzen. Ganz besonders ausgezeichnete Schlauchfänger sind die schon seit den Zeiten Linnés bekannten Kannenträger (Nepenthes), deren Arten die Sumpfgegenden des tropischen Asien, vor allen die des Indischen Archipels, Ceylon, die Philippinen, Neukaledonien und Neuguinea, die Seschellen und Madagaskar bewohnen. An ihren kletternden Blattstielranken stehen hohe, bisweilen ½ m lange, krugförmige Erweiterungen, deren ringförmigem Rande die Blattfläche als seitlicher Deckel aufsitzt; der dicke Ring der Krugmündung sowie die Unterseite des Deckels sind mit zahlreichen Honigdrüsen besetzt, welche im Verein mit auffallender Färbung der sie tragenden Teile der Anlockung von Insekten dienen. Im Innern des Kruges gleiten die angelockten Kerbtiere an einer glatten Fläche hinab, um im untern Teil der Behälter in eine Flüssigkeit zu geraten, welche von zahlreichen an der Schlauchwandung befindlichen Verdauungsdrüsen abgesondert wird; die Zahl dieser Drüsen wurde von Hooker in einem Fall zu 3000 auf den Quadratzoll geschätzt. Das sehr reichlich vorhandene Sekret nimmt bei Reizung mit tierischen Substanzen eine stark saure Reaktion an und löst Eiweißstoffe mit Leichtigkeit auf. Ähnliche Verhältnisse kehren auch bei den amerikanischen Sarraceniaceen wieder; die sumpfbewohnenden, vorzugsweise in Virginia einheimischen Arten von Sarracenia besitzen offene oder geschlossene Schläuche mit kleiner, zungenförmiger Blattfläche, während die in den Bergen Kaliforniens wachsende Darlingtonia *Torr.* trompetenförmige, an jungen Pflanzen nach oben gekehrte, an ältern nach unten gewendete Krüge mit gespaltenem Deckel aufweist; die Schläuche der Sarracenien besitzen an der innern Seite des Deckels eine Drüsenzone mit starker Nektarabsonderung, durch welche Insekten angelockt werden; dann folgt eine dem Insektenfuß gefährliche Gleitzone, hierauf eine das Herauskriechen der gefangenen Tiere verhindernde, mit Reusenhaaren besetzte Zone und zuletzt ein Raum mit glatter Wandung. Auch die in Venezuela einheimische Heliamphora *Benth.* und die australische Gattung Cephalotus *Lab.*, mit prachtvoll gefärbten und wie bei manchen Sarracenien auch »gefensterten« Kammern, gehören zu den Schlauchträgern. Zwar sind nicht bei allen Arten der genannten Gattungen Verdauungsdrüsen vorhanden, dieselben fehlen z. B. bei Sarracenia purpurea; jedoch scheint der Zweck der Schläuche bei allen der gleiche zu sein. Die eigentümlichen Hohlräume, welche die fleischigen Blätter der Schuppenwurz (Lactraea Sqamaria) enthalten, werden nach Kerner von zahlreichen kleinen Tieren, wie Infusorien, Rhizopoden, kleinen Milben u. a., bewohnt; Ausscheidung eines Sekrets im Innern der Kammern findet jedoch nicht statt.

Die physiologische Bedeutung der Ernährungsweise der insektenfressenden Pflanzen liegt besonders darin, daß dieselben stickstoffhaltige Nahrung in einer Form aufzunehmen vermögen, die bei andern chlorophyllhaltigen Pflanzen ausgeschlossen ist, indem letztere den Stickstoff nur in Form von Nitraten von Ammoniaksalzen durch die Wurzeln dem Boden entnehmen. Die insektenfressenden Pflanzen ernähren sich dagegen, wenigstens teilweise, auf Kosten fertig gebildeter organischer Substanz, deren Eiweißstoffe von ihnen wie im Magen der Tiere durch ein peptonisierendes Ferment (Enzym) der Verdauungsdrüsen gelöst und dann von sonst dazu ganz ungeeignet erscheinenden Organen, nämlich von Blattteilen, resorbiert werden. Auf einer tiefern Stufe der Entwickelung stehen diejenigen Gattungen, die, wie Sarracenia, Darlingtonia und Cephalotus, kein verdauendes Ferment ausscheiden; bei ihnen wird die Zersetzung der tierischen Substanzen durch Bakterien bewirkt; die letztgenannte Gattung entwickelt übrigens in ihren Kammern ein fäulnishemmendes (antiseptisches) Sekret. Die Utrikularienblasen enthalten ebenfalls Bakterien; ob aber durch dieselben die Zersetzung der Tierleichen ausschließlich bedingt wird, erscheint zweifelhaft; eine Aufnahme organischer Stoffe durch die Haare der Blasen findet zweifellos, und zwar in Form von Fett, statt. Pinguicula verdaut nicht durch Bakterien, sondern durch ein nur in geringer Menge abgesondertes Enzym. Das saure Sekret von gereizten Nepenthes-Kammern löst Fibrinflocken auf; Bakterienverdauung kommt nur bei geschwächter Vegetation und neutraler oder alkalischer Reaktion des Sekrets vor. Experimentell steht die peptonisierende, d. h. Eiweiß (Fibrin) lösende Eigenschaft des sauer reagierenden Drüsensekrets der übrigen insektenfressenden Pflanzen, wie Drosophyllum, Drosera und Dionaea, unzweifelhaft fest; auch wurde durch neuere Kulturversuche, z. B. von Büsgen, endgültig bewiesen, daß die gefütterten Pflanzen den ungefütterten an Vegetationskraft, Zahl der Blütenstände, Kapseln und Samengewicht bedeutend überlegen sind. Anderseits können sich die insektenfressenden Pflanzen auch ungefüttert Jahre hindurch erhalten. Als eine analoge Ernährungsweise hat man die des jungen Pflanzenembryos zu betrachten, der sich ebenfalls auf Kosten organisierter Stoffe des Samens ernährt und dieselben mit Hilfe von Fermenten umsetzt. Auch die Pilze und eine Reihe von fäulnisliebenden Humusbewohnern (Monotropa, manche Orchideen) entnehmen ihrem Substrat direkt organische Verbindungen. Diese Analogien machen die Ernährungsweise der insektenfressenden Pflanzen durchaus begreiflich, wenn auch manche Punkte noch weiterer Aufklärung bedürfen. Vgl. Ellis, De Dionaea muscipula (deutsch von Schreber, Erlang. 1771); Roth, Von der Reizbarkeit des sogen. Sonnentaues (Brem. 1782); Darwin, Insektenfressende Pflanzen (deutsch von Carus, Stuttg. 1876); Drude, Die insektenfressenden Pflanzen (in Schenks »Handbuch der Botanik«, Bresl. 1881); Bouché, Die insektenfressenden Pflanzen, Beitrag zur Kultur derselben (Bonn 1884); Goebel, Die Insektivoren (in den »Pflanzenbiologischen Schilderungen«, 2. Teil, Marb. 1891—93).

Insektenfresser (Insectivora, hierzu Tafel »Insektenfresser I u. II«), eine Ordnung der Säugetiere, Sohlengänger mit Krallen, vollständig bezahntem Gebiß und stark entwickeltem Schlüsselbein. Sie sind meist gedrungen, mit kurzen, aber kräftigen Beinen, die gewöhnlich zum Graben, seltener zum Klettern dienen; die Füße sind meist fünfzehig, die Schnauze ist spitz, oft zu einem Rüssel verlängert, die Augen sind oft verkümmert und liegen (bei Maulwürfen) zuweilen ganz unter der Haut. Die Schneidezähne sind gewöhnlich groß, die Eckzähne meist kleiner, die unechten Backenzähne ein-, die echten Backenzähne mehrspitzig. Das Gehirn ähnelt dem der Fledermäuse; das Großhirn hat keine Windungen. Am Darm haben nur zwei Familien einen Blinddarm. Die Zitzen liegen am Bauch. Die J. leben häufig unterirdisch, nähren sich hauptsächlich von Insekten, Würmern ꝛc., die sie in großer Menge vertilgen; andre verschmähen auch Pflanzenkost nicht. Sie finden sich nur in der

Digitized by Google

Insektenfresser I.

1. Igel (Erinaceus europaeus). $^1/_2$. (Art. *Igel.*)

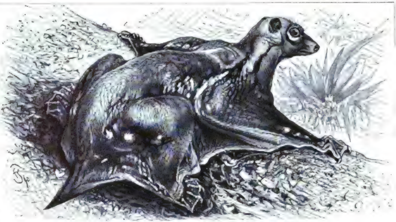
2. Tana (Tupaja tana). $^1/_5$. (Art. *Spitzhörnchen.*)

3. Rüsselspringer (Macroscelides typicus). $^1/_3$. (Art. *Rüsselspringer.*)

4. Bisamrüßler (Myogale moschata). $^1/_2$. (Art. *Rüsselmaus.*)

Digitized by Google

Insektenfresser II.



1. Roter Flattermaki (Galeopithecus rufus). 1/5. (Art. *Pelzflatterer.*)

2. Maulwurf (Talpa europaea). 1/2. (Art. *Maulwurf.*)

3. Hausspitzmaus (Crocidura aranea) und 4. Waldspitzmaus (Sorex vulgaris). Nat. Gr. (Art. *Spitzmäuse.*)

Digitized by Google

Alten Welt und in Nordamerika. Gegenwärtig haben sie nur wenig Ähnlichkeit mit den Raubtieren, zu denen sie gleichwohl von manchen Zoologen gerechnet werden, dagegen mehr mit den Nagetieren; alle drei Ordnungen aber stammen vielleicht von einer großen Gruppe ausgestorbener Tiere ab, den sogen. Bunotherien, welche im Knochenbau und namentlich im Gebiß den indifferenten Zustand darstellen, aus dem sich nach verschiedenen Richtungen hin die Fleisch-, Pflanzen- und Insektenfresser entwickelt haben mögen. Die fossilen J. scheinen bei weitem zahlreicher gewesen zu sein als die noch lebenden. Von letztern unterscheidet man nahezu 40 Gattungen mit über 140 Arten und bringt sie in mehrere Familien unter.

1. Familie: Igel (Erinaceidae). Augen gut entwickelt, Ohren mäßig lang, Schwanz kurz, auf dem Rücken Borsten und Stacheln. Können sich mit ihrem mächtigen Hautmuskel zusammenkugeln, leben in selbstgegrabenen Gängen und nähren sich von Insekten, kleinern Wirbeltieren und Früchten. 2 Gattungen mit etwa 15 Arten in Europa, Asien und einem kleinen Teil Afrikas; hierher Erinaceus, Igel (Taf. I, Fig. 1).
2. Familie: Borstenigel (Centetidae). Den vorigen sehr ähnlich, aber im Knochenbau verschieden. 7 Gattungen mit 11 Arten, nur auf Madagaskar, in Westafrika, auf Cuba und Haiti.
3. Familie: Spitzhörnchen (Tupaiidae). In Gestalt und Lebensweise den Eichhörnchen gleich, aber mit viel längerer und spitzerer Schnauze; Darm mit großem Blinddarm. 3 Gattungen mit 10 Arten in Ostindien und auf den größern dortigen Inseln. Hierher unter andern Tupaja, Tana (Taf. I, Fig. 2).
4. Familie: Rohrrüßler (Macroscelides). Mit langem, dünnem Rüssel, großen Augen und weit abstehenden Ohren; Darm mit Blinddarm, Hinterbeine sehr stark verlängert. 3 Gattungen mit 10 Arten, nur in Afrika. Hierher unter andern Macroscelides, Rüsselspringer (Taf. I, Fig. 3).
5. Familie: Spitzmäuse (Soricidae). Ähnlich den echten Mäusen, jedoch mit spitzem Rüssel; Augen und Ohren meist klein, an den Seiten des Rumpfes und am Schwanz eigentümliche Drüsen. Die über 70 Arten werden in 6—10 Gattungen gebracht oder auch sämtlich der Gattung Sorex, welche dann 6—10 Untergattungen erhält, eingereiht; sie fehlen nur in Australien und Südamerika. Hierher unter andern Myogale, Bisamrüßler (Taf. I, Fig. 4), Sorex, Waldspitzmaus (Taf. II, Fig. 4), Crossopus, Wasserspitzmaus, Crocidura, Hausspitzmaus (Taf. II, Fig. 3) ꝛc. S. »Spitzmäuse«.
6. Familie: Maulwürfe (Talpidae). Kopf klein, Augen und Ohren tief im Pelz versteckt, Nase rüsselförmig, Leib walzig, Beine kurz, Vorderfüße zu Grabfüßen umgestaltet. Leben fast stets unterirdisch und laufen in ihren selbstgegrabenen Gängen rasch und geschickt. Bei Chrysochloris (Goldmulle, aus Südafrika) sind die Augen ganz von der Haut überwachsen und die Haare metallisch glänzend. 8 Gattungen mit 20 Arten; Verbreitung wie bei den Spitzmäusen. Hierher unter andern Talpa, Maulwurf (Taf. II, Fig. 2).
7. Familie: Pelzflatterer (Galeopithecidae). An den Seiten des Körpers bis zur Spitze des Schwanzes mit einer Hautfalte, die als Fallschirm dient. Werden auch zu den Halbaffen (s. d.) gerechnet. Nur Galeopithecus (Flattermaki, Taf. II, Fig. 1) mit 2 Arten auf einigen hinterindischen Inseln. S. »Pelzflatterer«.

Insektenleim, s. Brumata-Leim.

Insektenpulver (kaukasisches oder persisches J.), ein sehr beliebtes und sehr wirksames Mittel zur Vertilgung der Wanzen, Flöhe, Motten, Ameisen, Fliegen, Blattläuse, Kopfläuse ꝛc., besteht aus den getrockneten und gepulverten Blütenköpfen von Pyrethrum carneum u. P. roseum, zwei im Kaukasus einheimischen, doch bereits auch im südlichen Rußland, Deutschland (Erfurt, Schlesien), Holland, Frankreich ꝛc. teils zur Zierde in Gärten, teils zur Gewinnung von J. angebauten Pflanzen. Ein ebenfalls sehr wirksames J. liefert P. cinerariaefolium *Trev.* in Dalmatien (im Handel als Flores Chrysanthemi). In neuerer Zeit werden meist die ganzen Blütenköpfchen in den Handel gebracht, die dann erst zum Gebrauch zu zerreiben sind. Das J. ist von ziemlich grober Beschaffenheit, grüngelber Farbe und eigentümlich aromatischem Geruch. Seine wirksamen Bestandteile sind wahrscheinlich ätherisches Öl und eine flüchtige Säure aus den Harzdrüsen an den Fruchtknoten der Blüten. Es betäubt die Insekten und tötet sie bei längerer Einwirkung, während es für den Menschen unschädlich ist. Es muß in Flaschen aufbewahrt werden, verliert indes unter allen Umständen mit der Zeit seine Wirksamkeit. Es wird sehr stark verfälscht, sowohl in den Produktionsländern als bei uns; man muß daher beim Einkauf vorsichtig sein und die Wirkung des Pulvers auf Insekten prüfen. Die Anwendung desselben besteht einfach darin, daß man es überall dorthin streut, wo man Insekten vertilgen will. Man bedient sich hierzu für manche Fälle kleiner Papierröllchen, Glasröhren oder kleiner Blasebälge, mit welchen man z. B. die Fensterscheiben anbläst. Sehr wirksam ist auch eine Tinktur, die man durch Übergießen von 1 Teil J. mit 2 Teilen Wasser und 2 Teilen starkem Alkohol und Filtrieren nach acht Tagen bereitet. Diese Tinktur kann besonders bei Bettstellen angewendet werden. Reisende in den Tropen benetzen mit der verdünnten Tinktur den Körper und schützen sich dadurch sehr wirksam vor Moskitos. Polsterwerk kann man mit J. räuchern, indem man letzteres auf glühende Holzkohlen streut und das Polsterwerk darüberhält. Ein wässeriger Aufguß als Klystier ist gegen Askariden bei Menschen empfohlen worden. Von einheimischen Pflanzen dienen die Blüten von Anthemis cotula und Lepidium ruderale als wirksames J. Auch hat man Zweigspitzen von Croton flavens *L.*, Sabadillsamen, Rainfarn, Anis, Wermut, Eukalyptusöl zur Herstellung von J. benutzt. Metallisches J. besteht aus Zinkstaub, kohlensaurer Magnesia und persischem J.

Insektensammlung, Sammlung von Insekten zur Beförderung des Studiums derselben. Je nach den speziellern Zwecken, denen die Sammlung dienen soll, berücksichtigt sie mehr systematische oder biologische Verhältnisse. Sie sucht möglichste Vollständigkeit zu erreichen in gewissen Klassen oder Ordnungen oder in der Fauna eines Landes; sie strebt nach großen Reihen von Formen einzelner Arten, Lokalrassen, durch Züchtung umgewandelter Insekten ꝛc. und berücksichtigt auch die verschiedenen Entwickelungsstadien (Eier, Larven, Puppen), oder sie dient ganz speziellen Zwecken, indem sie z. B. für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Blüten und Insekten, für die Lehre von der Nüancierung ꝛc. Belege sucht; endlich werden für Land- und Forstwirte Sammlungen nützlicher und schädlicher Insekten angelegt. Man fängt die Insekten mit Kescher, Schere, Schirm ꝛc. und erzielt um so größere Ausbeute, je mehr man die Lebensweise der Insekten berücksichtigt. Nächtlich lebende Insekten werden durch Laternenlicht herbeigelockt, auch erlangt man z. B. seltenere Schmetterlinge leichter, wenn man ein eben ausgekrochenes Weibchen an geeigneter Stelle aussetzt; es finden sich dann sehr bald Männchen derselben Art ein. Nachtschmetterlinge, die bei Tage an Baumstämmen ꝛc. sitzen, erlangt man am sichersten durch Betröpfeln oder Bespritzen mit Chloroform oder Äther. Für viele Arten ist Aufzucht aus Eiern oder Raupen der Jagd bei weitem vorzuziehen, u. manche sind nur durch Zucht zu erhalten. Die gefangenen Insekten

Digitized by Google

müssen ohne Verletzungen getötet werden, wobei man Äther, Chloroform, Spiritus, Cyankalium, auch wohl schweflige Säure, Tabakssaft ꝛc. anwendet. Dann folgt die Präparation, das Ausspannen der Flügel, Ordnen der Beine und Fühler, das Ausdrücken, Aufblasen und Trocknen der Raupen ꝛc. Zur Aufbewahrung dienen mit Glas verschlossene Kasten, zur Abhaltung von schädlichen Insekten Naphthalin. Trockenheit des Lokals und Abhaltung des Lichtes sind unerläßlich. Vgl. Hoffer, Praxis der Insektenkunde (Wien 1892).

Insektolōg (schlechter Ausdruck für Entomolog), Insektenkenner.

Insel (lat. Insŭla), ringsum von Wasser umflossener Teil der festen Erdoberfläche. Kleinere Inseln pflegt man auch Eilande und die von zwei Armen eines Flusses gebildeten Werder oder Wörth zu nennen (s. auch Holm, Schären). Die Inseln liegen entweder in der Nähe der Kontinente oder fern von ihnen im Ozean zerstreut. Bald bilden sie größere oder kleinere, mehr oder weniger kreisförmige Inselgruppen (oder Archipele [s. Archipelagus]), bald liegen sie reihenförmig hintereinander (Inselketten). Die im Ozean verbreiteten Inseln lassen sich als die über die Wasserfläche hervorragenden Kämme, Kuppen und Spitzen von Gebirgen betrachten, deren Fuß unter dem Meeresspiegel liegt. Ein sonst vom Meer umflossenes, nur auf einer Seite mit dem Festlande zusammenhängendes Land nennt man eine Halbinsel. Aufhäufungen von Sand, die wenig über die Wasserfläche hervortreten, oder auch geringer ausgedehnte Erhebungen von nacktem Gestein haben zwar den Charakter von Inseln, werden aber im Meer und in Strömen nicht als solche, sondern als Sandbänke (s. d.) und Klippen (s. d.) bezeichnet. Die größten Inseln finden sich in dem Meeresraum, welcher Asien von dem australischen Kontinent scheidet; von vielen kleinern umgeben, machen sie den sogen. Asiatischen Archipel oder Sunda-Archipel aus, welcher gleichsam die Verbindung zwischen Asien und Australien bildet. Von ansehnlicher Größe sind auch die Inseln bei Europa, z. B. Großbritannien und Irland, und die nördlich von unserm Erdteil liegenden Inseln Island, Spitzbergen, Nowaja Semlja; ebenso die I. Madagaskar. Aber die größte aller Inseln ist wahrscheinlich Grönland, das weder mit dem Festland Nordamerika noch mit den im N. desselben liegenden Inseln (Baffinland, Parryinseln ꝛc.) zusammenhängt. Gering ist die Größe der Inseln, welche fern von den Kontinenten im Ozean zerstreut liegen. Unter ihnen spielen die polynesischen Inseln ihrer großen Zahl und Verbreitung halber die Hauptrolle. Man kann annehmen, daß die kontinentalen Landmassen einen Flächeninhalt von 127 Mill. qkm, die Inseln dagegen nur von 6,5 Mill. qkm haben. Nach ihrer Entstehungsart kann man folgende Arten von Inseln unterscheiden: 1) Kontinentalinseln, d. h. Inseln, welche Glieder der benachbarten Kontinente darstellen, die infolge einer fortdauernden Senkung zum Teil vom Meer überflutet sind. Sie schließen sich entweder in ihrem orographischen und geologischen Bau dem benachbarten Küstenland an (Abgliederungsinseln, Gestadeinseln), so die Inseln an der Küste der Bretagne, des südwestlichen Irland und von Schottland sowie die sogen. Fjordinseln an der Westküste Grönlands, Norwegens und Patagoniens, und die Bruchinseln, welche einzelne, durch Einbruch der zwischenliegenden Teile voneinander getrennte Stücke eines Festlandes darstellen (z. B. die Inseln des Griechischen und des Westindischen Archipels), oder sie stellen die in Inseln aufgelösten Außenränder der Kontinente dar, begleiten dann, oft in Reihen geordnet, die Kontinente in weiterm Abstand und vervollständigen deren geologisches Bild und Geschichte. Man teilt die letztern in die oft von Vulkanen gekrönten randständigen Kontinentalinseln, zu welchen z. B. die ostasiatischen Inselbogen gehören (Aleuten, Kurilen, Japanbogen, Formosabogen, der an 6000 km lange Javabogen ꝛc.), in die binnenständigen Kontinentalinseln, wie Großbritannien mit Irland, Sardinien, Corsica ꝛc., und in die außenständigen Kontinentalinseln, wie Madagaskar, Ceylon, die Falklandinseln, Tasmania ꝛc. 2) Parasitische Inseln (mit Bezug auf ihren Hauptverbreitungsbezirk, den freien Ozean, auch wohl als ozeanische bezeichnet), schließen sich als zufällige, fremdartige Gebilde an Anschwellungen im Meeresgrunde an, sind durchgängig von geringer Größe und haben wie die niedrigen Koralleninseln (s. d.) gar keine oder wie die oft ansehnlich hohen vulkanischen Inseln (z. B. die Kanaren, St. Paul, Réunion, die Sandwichinseln mit dem 4194 m hohen Mauna Loa, die Kerguelen) nur eine entfernte Beziehung zum innern Gebirgsbau. 3) Schwemminseln, durch Zusammenführung losen Materials, als Korallensand und Schlamm, durch die Strömung entstanden, allenthalben an flachen, lagunenreichen Küsten verbreitet, durchgängig klein und unbedeutend. Die Kontinentalinseln lassen häufig noch an ihrer Fauna und Flora den ehemaligen Zusammenhang mit dem benachbarten Festland erkennen; allerdings kann im Laufe der Zeit infolge der Isolierung der I. und des insularen Klimas sowie durch Einwanderung von andern Kontinenten her unter dem Einfluß günstiger Winde und Meeresströmungen, auch wohl durch künstliche Eingriffe eine allmähliche Veränderung der Formen und eine Einschränkung ihrer Zahl erfolgen, aber kaum eine Umänderung des allgemeinen Typus. Dagegen wird die organische Welt der parasitischen und der Schwemminseln von ihrer Lage zu den benachbarten Kontinenten und von einer dieser entsprechenden Zufuhr von Pflanzen und Tieren durch die Meeresströmungen und die Luft abhängig sein. Über Pflanzen- und Tierwelt der Inseln s. Inselflora u. Inselfauna. Vgl. Hahn, Inselstudien (Leipz. 1883); v. Richthofen, Führer für Forschungsreisende (Berl. 1886).

Inselbahnhof, s. Bahnhof, S. 349.

Inselburgunder, s. Madeirawein.

Inselfauna, die Gesamtheit der auf den Inseln lebenden Tierwelt. Die I. trägt einen verschiedenen Charakter, je nachdem es sich um Kontinentalinseln oder ozeanische Inseln handelt. Bei den Kontinentalinseln, die losgelöste Teile eines Festlandes sind, von dem sie im Laufe geologischer Perioden infolge Bodensenkungen durch das Meer getrennt wurden, bildet die Tierwelt naturgemäß einen Teil der Fauna des zugehörigen Festlandes; ist die Trennung schon seit langen Erdperioden erfolgt, so kann es auf den losgetrennten Inseln und unter diesen selbst, sogar auf nächst benachbarten Inseln im Laufe der Zeit zur Bildung bestimmter Rassen und selbst neuer Arten gekommen sein, aber die Verwandtschaft mit der Fauna des Mutterlandes bleibt gewahrt, und die Tierwelt dieser Inseln trägt einen harmonischen Charakter, der eventuell nur wenig gestört wird durch gelegentliche Beimischungen infolge von Verschleppungen. Hat die Tierwelt des Mutterlandes im Laufe der Zeiten sich verändert, während die Fauna der abgetrennten Inseln diesen

Digitized by Google

Veränderungen durch ihre Isoliertheit entgangen ist, so entsteht auf den Kontinentalinseln eine charakteristische J. von oft altertümlichem Gepräge. Treffendes Beispiel hierfür ist unter anderm die Rieseninsel Madagaskar mit den Komoren, Maskarenen und Seschellen, denen eine ganz eigenartige, zum Teil auf weit zurückliegende Verbindungen mit Ländern der südlichen Hemisphäre hinweisende, mit der Fauna des nahe benachbarten Afrika aber nur geringe Verwandtschaft zeigende Tierwelt zukommt. Die Galapagosinseln, die nach G. Baurs neuern Untersuchungen ebenfalls kontinentalen Ursprungs sind und mit dem amerikanischen Festland in Verbindung gestanden haben, bieten ein gutes Beispiel von Rassenbildung der Tierwelt infolge insularer Abgeschiedenheit, indem jede einzelne Insel ihre besondere Rasse der für die Galapagos charakteristischen riesigen Landschildkröten besitzt. Im Gegensatz zu den Kontinentalinseln, welche, als sie Inseln wurden, ihre Fauna bereits besaßen, müssen die ozeanischen Inseln, welche vulkanischer Natur sind oder Korallenbauten ihre Entstehung verdanken, erst von außen her bevölkert werden; es geschieht dies durch aktive Wanderung, welche nur für größere fliegende Tiere, Fledermäuse, Vögel, in Betracht kommt, oder durch passive Wanderung mittels Meeresströmungen, Wind oder Verschleppung durch den Menschen. Indem auf diese Weise die ozeanischen Inseln von verschiedenen Richtungen her bevölkert werden können, bildet ihre Tierwelt kein einheitliches Ganze, sondern stellt ein Gemisch von Bestandteilen verschiedener faunistischer Herkunft dar. Zur Entscheidung, zu welchem Faunengebiet solche Inseln zu rechnen sind, ist es nötig, die Tierwelt in ihre einzelnen faunistischen Elemente zu zerlegen und diese gegenseitig abzuwägen. Beispiele für die J. ozeanischer Inseln liefern unter anderm die Azoren, Kanaren und Kapverdischen Inseln; trotz der größern Nähe Afrikas enthält die Fauna dieser Inseln außer afrikanischen Formen eine starke Beimischung europäischer Formen, und außerdem besitzt eine jede dieser Inselgruppen eine größere Anzahl ihr eigentümlicher, im Laufe der Zeit entstandener Arten. Was die Verteilung der J. auf die einzelnen Ordnungen betrifft, so finden sich größere Säugetiere, Schildkröten, Süßwasserfische (soweit diese überhaupt vorhanden), kurz alle Tiere, bei denen aktive oder passive Wanderung und Verschleppung so ziemlich ausgeschlossen sind, nur auf den kontinentalen Inseln, während die J. der ozeanischen Inseln solche Tiere enthält, die leicht verschleppt werden. Durch den Menschen gelangen auf die entferntesten Inseln besonders Ratten und Mäuse, von Reptilien die Geckos und von Insekten hauptsächlich die Hausinsekten, wie Stubenfliege u. a., durch den Handelsverkehr, besonders mit Holz, aber auch oft andre Tiere, Skorpione, Spinnen, Eidechsen 2c., aus weit entfernten Ländern; durch die Strömungen werden schwimmende Gegenstände, wie Hölzer, oft aus weiter Ferne zu den Inseln geführt und mit ihnen besonders Insekten im Ei und Puppenstadium; durch Stürme werden fliegende Insekten an die Inseln verschlagen, aber auch Vögel, soweit diese nicht freiwillig, auf dem Zug dahin gelangen, und Fledermäuse. Durch Vögel werden häufig Süßwasserbewohner verschleppt, deren Eier in Dauerkeimen sich den Federn der Schwimmvögel anheften oder mit Kotballen am Fuße hängen bleiben. Als eine Eigentümlichkeit vieler Glieder der J. findet sich, daß die Flugfähigkeit verkümmert ist, wie dies sowohl bei den ausgestorbenen Vögeln von Mauritius (Dronte) und Rodriguez bekannt ist, als auch besonders bei vielen Insekten sich findet.

Inselflora, die Gesamtheit der auf Inselgebieten einheimischen Pflanzenarten. Sie kann vollständig mit der Pflanzenwelt eines benachbarten Festlandes übereinstimmen, wie z. B. auf Rügen im Vergleich zu dem benachbarten Pommern, oder sich von der Festlandsflora nur durch auffallende Armut von Arten unterscheiden, so z. B. auf den nordfriesischen Inseln, deren westbaltische Flora durch die Wirkung der Stürme und des Dünensandes allmählich verarmt ist (Reliktenflora). Ganz anders liegen die Verhältnisse auf ozeanischen, vom Festland floristisch unabhängigen Inseln, auf denen, ähnlich wie auf Gebirgen (s. Hochgebirgsflora), der Reichtum an endemischen Arten mehr oder weniger groß zu sein pflegt. Dazu kommt aber im Gegensatz zu den Hochgebirgen noch ein mindestens ebenso auffallendes und pflanzengeographisch besonders charakteristisches Vorkommen endemischer Gattungen. Folgende von Drude zusammengestellte Tabelle gibt über die wichtigsten in dieser Beziehung ermittelten Zahlen Auskunft.

Name der Insel	Zahl der Blütenpflanzengattungen		Zahl der Blütenpflanzenarten	
	einheimisch	endemisch	einheimisch	endemisch
Neuseeland	303	28	935	677
Sandwichinseln	256	40	729	575
Kanaren	180	15	977	422
Sokotora	324	16	600	200
Mauritius	333	7	705	195
Galapagos	164	7	332	174
Madeira	?	?	648	103
Juan Fernandez	46	10	102	70
Seschellen	180	7	258	52
Azoren	240	0	478	40
St. Helena	44	5	62	38
Rodriguez	119	3	176	36
Falklandinseln	84	0	115	26
Tristan da Cunha	23	0	29	15
Grönland	139	0	360	15
Chathaminseln	56	1	62	9
Aucklandinseln	57	0	85	8
Fernando de Noronha	48	0	58	5
Bermudas	97	0	120	5
Amsterdaminsel	12	0	16	4
Kerguelen	18	1	21	3
St. Paul	8	0	10	3
Süd-Trinidad	9	0	9	3
Kampbellinsel	42	0	61	3
Ascension	8	0	8	2
Island	155	0	388	0
Spitzbergen	54	0	116	0
Macquarie	13	0	16	0
Neu-Südgeorgien	11	0	13	0
Marioninsel	7	0	8	0

Auf echt ozeanischen Inseln pflegen die daselbst vorhandenen endemischen Arten wenigstens teilweise zu Typen zu gehören, die auf den benachbarten Festlandsgebieten entweder gar nicht oder durch stark abweichende, häufig zu andern Gattungen gehörige Formen vertreten sind. So beherbergt z. B. Juan Fernandez eine Magnoliacee (Lactoris fernandeziana), die eine besondere Untergruppe (Tribus) der Familie bildet, und deren nächste Verwandte die auf den Andes einheimische Gattung Drimys darstellt. Mehrere tropische Inseln zeichnen sich durch merkwürdig abweichende, baumartige Kompositen, die Sandwichinseln durch eigentümliche strauchige Karyophylleen, die Seschellen durch eine in der Fruchtbildung isoliert dastehende Palmengattung (Laodicea) aus. Am meisten

Digitized b

unabhängig von verwandtschaftlichem Anschluß an bestimmte Festlandsfloren zeigt sich St. Helena, dessen ursprüngliche Pflanzeninsassen allerdings gegenwärtig fast völlig verdrängt sind, dann folgen die Sandwichinseln und Neuseeland. Die Galapagosinseln, deren Endemismus (s. die Tabelle) ziemlich groß ist, haben, entsprechend ihrer geographischen Lage, eine ausgesprochen amerikanische Flora.

Die Pflanzenwelt der Kanaren, Madeiras und der Azoren besitzt im allgemeinen den Charakter der westlichen Mittelmeerflora, enthält aber einige Arten, wie Laurus canariensis, Arbutus canariensis, Clethra arborea, die im Mittelmeergebiet entweder, wie die jetzt nur in Amerika verbreitete Clethra, ganz fehlen oder daselbst durch andre Arten, wie Laurus nobilis, Arbutus Unedo und A. Andrachne, vertreten werden. Mehrere Naturforscher, wie Unger und Heer, haben diese und ähnliche Thatsachen durch eine ehemals vorhandene Atlantis, d. h. ein großes, Westeuropa mit Amerika verbindendes Festland, erklären wollen. Allein ähnliche floristische Beziehungen kehren auch mehrfach anderwärts, z. B. zwischen der Flora Japans und Nordamerikas, wieder, ohne daß hier die Annahme einer Landverbindung in geologisch jüngerer Zeit zulässig wäre. Auf Grund der Transmutationslehre nimmt man vielmehr einen den beiden Gebieten in einer ältern geologischen Epoche gemeinsamen Stammtypus an, der später in den getrennten Wohndistrikten zu verschiedenen Arten umgeprägt worden ist. Jene afrikanischen Inseln sind wahrscheinlich schon zur Tertiärzeit mit Florenelementen, wie Laurus, Arbutus und Clethra, besiedelt worden, die seit jener Zeit in Europa verschwunden oder umgestaltet worden sind. In diesem Sinne läßt sich Clethra auf den makaronesischen Inseln als ein lebendiges Petrefakt der Tertiärzeit bezeichnen.

Die ozeanischen Inseln sind hinsichtlich ihrer endemischen Flora ebenso Erhaltungsgebiete als Ursprungsstellen neuer Arten; ersteres ist besonders dann der Fall, wenn eine J. eine gewisse Zahl monotypischer (d. h. aus einer Art bestehenden) Gattungen aus ungleichartigen Familienkreisen enthält, während letzteres für Inseln anzunehmen ist, auf denen zahlreichere Arten aus näher verwandten Gattungen und Familien entwickelt sind. Im allgemeinen entfallen innerhalb der ozeanischen Inselfloren mehr Familien und Gattungen auf eine bestimmte Artenzahl als auf dem Festland; anderseits können aber auch, wie z. B. auf den Sandwichinseln, einzelne Gattungen durchschnittlich ebenso artenreich sein als auf dem Festland. Ein auffallendes Merkmal vieler tropischer Inseln ist ihr Reichtum an Holzpflanzen, während die Vegetation auf arktischen oder antarktischen Inseln fast ausschließlich aus Stauden besteht. Den ozeanischen Inseln mit entsprechend hohen Bergkuppen fehlt ferner eine alpine Flora, die meist durch Anpassungsformen von Pflanzen niederer Regionen ersetzt wird; außerdem sind auf den insularen Berghöhen der Tropen die Farne sehr verbreitet und tonangebend, deren Gattungen jedoch nicht zu Endemismus neigen. Die Besiedelung vegetationsloser Inseln mit Pflanzen beginnt nach Treubs Beobachtungen auf Krakatoa mit einer Algenvegetation, welche die Unterlage für die sich später ansiedelnden Farne liefert; an der insularen Küste erfolgt dagegen die Besamung mit Blütenpflanzen teils vom Meer aus, das die Samen herbeischwemmt, teils durch Vögel. Auf den arktischen Inseln bildet das Eis mit seinen Einschlüssen von erdhaltigen Geröllen ein wichtiges Transportmittel der Pflanzensamen.

Andre Verhältnisse als die oben geschilderten herrschen auf Inseln, die, wie Madagaskar, die Sundainseln, die Inseln Polynesiens, ein selbständiges Florenreich bilden, oder, wie die Mittelmeerinseln, Großbritannien u. a., dicht nebeneinander liegende Abschnitte eines solchen einheitlichen Gebietes darstellen. Hier fehlen mehr oder weniger die Ursachen für die Florenabsonderung und die Erhaltung uralter Typen, welche auf den ozeanischen Inseln herrschen. Die ursprüngliche Entstehung einer echt ozeanischen J. betrifft zwar eine der anziehendsten, zugleich aber auch eine der am meisten umstrittenen Fragen der Pflanzengeographie. Vgl. Wallace, Island life (Lond. 1880); Hemsley, Introduction to Reports on insular floras (»Challenger Reports, Botany«, das. 1888); Drude, Handbuch der Pflanzengeographie (Stuttg. 1890).

Inselhafen, durch Vorlagerung von Inseln gebildeter Hafen, wie Callao, Southampton, Portsmouth.

Inselklima, s. Seeklima.

Inselkrebs (japan. Riesenkrabbe), s. Krabben.

Inseln der Seligen, nach uralter griech. Mythe Inseln am Westrand der Erde im Ozean, wo die von den Göttern ihrer besondern Gunst gewürdigten Sterblichen, vom Tode verschont, ein glückseliges Dasein führten. Wahrscheinlich sind sie identisch mit Homers Elysium (s. d.); wenigstens liegt auch dieses »am Rande der Erde«, von dem Westwind, den Okeanos sendet, gekühlt. Bei Hesiod sind sie Aufenthaltsort des vierten Geschlechts (d. h. der Heroen); dreimal des Jahres gedeihen dort die honigsüßen Früchte. Auch Pindar entwirft eine reizende Schilderung von ihnen. Indes sehen wir schon in sehr alter Zeit die Vorstellungen von den J. und von der Unterwelt sich vermischen; die Asphodeloswiese im Erebos (bei Homer) ist nichts andres als das unterirdische Paradies: ein Aufenthalt für die Seligen. Herodot nennt eine der libyschen Oasen »Insel der Seligen«, woraus man den voreiligen Schluß gezogen hat, daß die ganze Sage vom Elysium und den J. ägyptischen Ursprungs sei. Es ist möglich, daß die Kanarischen Inseln mit ihrem schon den Alten bekannten milden Klima und ihrer üppigen Fruchtbarkeit die Veranlassung waren, den Aufenthalt der »Seligen« in jene Gegenden zu verlegen.

Inseln im und **unter dem Wind**, s. Antillen.

Inselsberg (Inselberg), aussichtsreiche u. daher vielbesuchte Bergspitze des nordwestlichen Thüringer Waldes, 915 m hoch, mit zwei Gasthäusern, einer meteorologischen Station und einem Signalturm auf der Spitze, liegt auf der Grenze (Rennsteig) des preußischen Kreises Schmalkalden u. des Herzogtums Gotha.

Inselsteine, antike Gemmen mit altertümlichen, der mykenischen Kultur verwandten figürlichen Darstellungen, die so genannt werden, weil sie meist auf griechischen Inseln (Rhodos, Kreta, Melos u. a.) gefunden worden sind. Da sie durchbohrt sind, wird angenommen, daß man sie als Amulette um den Hals trug oder an Schnüren aufreihte.

Inselt, soviel wie Talg.

In senio (lat.), »im Alter«, Wahlspruch des Hohenloheschen Hausordens (Phönixordens), hat nach den Statuten eine doppelte Bedeutung und bezieht sich sowohl auf die Würde des Stifters als Seniors des Hauses, mit welcher die künftige Verleihung verbunden bleiben sollte, als auf das hohe Alter des Stifters am Stiftungstag (95 Jahre).

Digitized by Google

Insensibel (lat.), unempfindlich, unmerklich.

Inséparables (franz., spr. ängsseparábl, *Unzertrennliche*), s. Papageien.

Inserieren (lat.), einschalten, einfügen, besonders etwas in ein öffentliches Blatt einrücken lassen; *Inserat*, eine solche Nachricht oder Anzeige (s. Annonce und Annoncenbüreau). Der verantwortliche Redakteur der Zeitung ist auch für den Inseratenteil verantwortlich, neben ihm auch der Einsender (*Inserent*), sofern das Inserat zu einer Klage eines dadurch Verletzten Anlaß gibt. Bei großen Zeitungen zeichnet nicht der politische Redakteur, sondern ein Angestellter der Expedition verantwortlich für den Inseratenteil.

Insertion (lat., »Einfügung«), das Einrückenlassen in öffentliche Blätter (s. Inserieren); in der Botanik die Stelle, an welcher ein Pflanzenteil einem andern angefügt ist; in der Anatomie der Ansatz des Muskels an den zu bewegenden Körperteil.

Insessōres, Nesthocker, s. Vögel.

Ins Freie fallen (*Freifall*), die bergamtliche Entziehung einer Bergbauberechtigung, z. B. wegen Versäumnis der Frist zur Belehnung, wegen Unterlassung der Zubußezahlung, wenn eine Grube nicht in gesetzlicher Weise betrieben wird, rc.

Insgemein, in der Buchführung eine Rubrik für verschiedenartige Ausgaben, welche in keine der gewöhnlichen Ausgabekategorien passen. Eine andre Bezeichnung dafür ist »Diverse« (s. Divers).

In sich, ein Börsenausdruck zur Bezeichnung zweier sich gegenseitig deckender Geschäfte. Ein Bankier führt ein Geschäft »in sich« aus, wenn ihm von der einen Seite Papiere zum Verkauf zugestellt werden, während ihm gleichzeitig von einer andern Seite Aufträge zum Ankauf derselben Papiere zugehen.

Insidien (lat.), Hinterhalt, Nachstellung; *insidiös*, heimtückisch, ränkevoll.

Insignien (lat.), Kenn-, Ehrenzeichen, besonders Symbole einer Würde; so bei Fürsten: Krone und Zepter, bei den frühern deutschen Kaisern die Reichskleinodien (s. d.), bei Rittern: Schild und Helm, bei Kriegern: Fahnen und Adler rc.; ferner Abzeichen einer öffentlichen Amtswürde, wie die Beile der römischen Liktoren, die Stäbe und Zepter, die in Deutschland die Rektoren der Universitäten und in England der Sprecher im Hause der Gemeinen sowie die Lord-Mayors bei feierlichen Gelegenheiten führen; auch die Amtsketten der Magistratspersonen u. dgl. Hierher gehören ferner die Marschallstäbe, die Roßschweife der türkischen Paschas rc. Die J. der katholischen Bischöfe sind: Stab, Ring, Inful, Brustkreuz, Sitz unter einem Baldachin, Pontifikalkleidung, für die Erzbischöfe noch das Pallium rc. und für den Papst insbes. noch die Tiara, die der protestantischen Geistlichen: ein Kelch mit Strahlen oder einer Kirche. Auch jedes Gewerbe hat seine besondern Abzeichen, die aus seiner Beschäftigung hergenommen sind.

Insimulation (lat.), Verdächtigung, Anschuldigung; *insimulieren*, verdächtigen.

Insinuant (lat.), sich an- oder einschmeichelnd, vgl. Insinuieren.

Insinuation (lat.), Einschmeichelung, Einflüsterung; in der Rechtssprache soviel wie Zustellung (s. d.). *Insinuationsdokument*, Ein- oder Behändigungsschein; *Insinuationsmandatar*, der von einer auswärtigen Partei zur Empfangnahme von amtlichen Zustellungen aufgestellte Bevollmächtigte.

Insinuieren (lat.), jemand etwas auf eine feine Art beibringen, es ihm »stecken«; auch soviel wie gerichtlich zustellen (vgl. Insinuation); *sich i.*, sich einschmeicheln, sich in jemandes Gunst einschleichen.

Insipid (lat.), unschmackhaft; fade, albern.

In situ (lat.), in bestimmter (richtiger, ursprünglicher) Lage.

Inskribieren (lat.), einschreiben.

Inskription (lat.), Einzeichnung, Inschrift; auch soviel wie Immatrikulation; Namenseintragung; daher auch die auf den Namen des Gläubigers lautende Eintragung in das Staatsschuldbuch (s. d.).

Insolation (lat., griech. *Heliosis*), die Bestrahlung eines Körpers durch die Sonne. Zur Messung der durch J. bewirkten Erwärmung hat man verschiedene Apparate, *Aktinometer*, benutzt: eine mit Wasser gefüllte und mit Thermometer versehene Hohlscheibe (*Pyrheliometer* von Pouillet), ein geschwärztes Thermometer (Pouillet, Soret, Violle, Crova), eine Thermosäule (Desains, Crova, Frölich), die Crova zu einem selbstregistrierenden Apparat eingerichtet hat, und endlich das *Bolometer* (Langley), bei welchem die Änderung des elektrischen Stromes gemessen wird. Alle diese Apparate dienen dazu, die Anzahl von Wärmeeinheiten od. Kalorien (1 Kalorie = der Wärmemenge, durch welche die Temperatur von 1 g Wasser um 1° erhöht wird) zu bestimmen, welche eine bestimmte Fläche (1 qcm) in einer bestimmten Zeit (1 Minute) an der obern Grenze unsrer Atmosphäre durch die senkrecht auf sie fallenden Sonnenstrahlen empfängt (*Solarkonstante* oder *Sonnenkonstante*), sowie zu ermitteln, der wievielste Teil dieser Wärmeeinheiten durch die Atmosphäre absorbiert wird, und der wievielste Teil die Erwärmung der Erdoberfläche bewirkt. Die bei den Beobachtungen noch zu bestimmende Zeit der J. erfolgt meistens durch den *Sonnenscheinautographen* (s. d.) von Campbell und Stokes. Obgleich die Solarkonstante eine der wichtigsten astronomischen und meteorologischen Konstanten ist, indem sie uns ebensowohl über die Natur der Sonne als auch über die Wärmewirkungen auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre Auskunft gibt, können doch nicht die Beobachtungen zur Bestimmung ihres Wertes als abgeschlossen bezeichnet werden. Aus den Beobachtungen, welche Langley auf seiner Mount Whitney-Expedition nach der Sierra Nevada 1881 angestellt hat, und aus denen, welche Crova 1883—88 in Montpellier und der Kontrolle wegen auch auf einer Berg- und Thalstation auf dem Mont Ventoux ausführte, ergab sich, daß die kalorische Intensität der Sonnenstrahlung eine tägliche und jährliche Periode besitzt. In der täglichen Periode schwankt dieselbe fortwährend, selbst an schönen Tagen, und wächst im Sommer von Sonnenaufgang bis zwischen $10\frac{1}{2}$ und $11\frac{1}{2}$ Uhr, sinkt darauf unter vielfachen Schwankungen bis zur Zeit der größten Tageswärme, steigt dann bis etwa 4 Uhr, ohne das Maximum des Vormittags zu erreichen, und nimmt endlich zuerst langsam, dann aber rascher bis zum Sonnenuntergang ab. Die fortwährenden, unregelmäßigen Oscillationen, welche vormittags geringer sind als am Nachmittag, stehen dabei in einem auffallenden Gegensatz zu der scheinbaren Gleichmäßigkeit des Sonnenlichts, sind aber dadurch zu erklären, daß besonders an klaren Tagen, an welchen die Schwankungen desto schärfer ausgeprägt sind, je ruhiger die Atmosphäre und je höher die Temperatur ist, sich in diesen Schwankungen das Vorüberziehen der zartesten Wolken und die geringsten atmosphärischen Vorgänge abspiegeln. An Herbsttagen nimmt die Amplitude für die kalorische

Digitized by Google

Intensität der Sonnenstrahlung ab, und die beiden Maxima nähern sich der Mittagszeit; im Winter nimmt die Amplitude noch weiter ab, und die Maxima zeigen das Bestreben, sich um Mittag zu einem Maximum zu vereinigen. Da die fast regelmäßig um Mittag auftretende Einsenkung der Kurve an allen Beobachtungsorten auftritt, so muß sie unabhängig von der geographischen Lage des Beobachtungsortes sein, u. es wird als Grund für ihre Entstehung der durch den aufsteigenden Luftstrom in die obern Schichten der Atmosphäre geführte Wasserdampf angesehen. In dem jährlichen Gange der Sonnenstrahlung machen sich zwei Maxima und zwei Minima geltend. Das Hauptmaximum tritt immer im Frühjahr, das Hauptminimum zu Ende des Herbstes ein, während sich ein sekundäres Minimum im Sommer und ein sekundäres Maximum im Herbst bemerkbar macht. Da sich der Verlauf der jährlichen Periode in unveränderter Form an sehr verschieden gelegenen Orten, wie in Montpellier, Kiew und am Kap Horn, zeigt und außerdem auch die Strahlungswerte in Kiew und Montpellier fast ganz gleich sind, obgleich Kiew 7° nördlicher liegt, so folgt, daß die Diathermansie der Atmosphäre in Rußland größer sein muß als in Montpellier, wodurch sich der Satz bestätigt, daß sich die Diathermansie der Atmosphäre mit wachsender Sonnenhöhe verschlechtert. Die Zahl der Kalorien, welche 1 qcm der Erdoberfläche in Montpellier im Laufe eines Jahres wirklich erhält, beläuft sich durchschnittlich auf 73,200 und würde genügen, um eine Wasserschicht von 1,22 m Tiefe zu verdampfen oder eine Eisschicht von 9,15 m zu schmelzen. Für die Solarkonstante oder die Anzahl von Kalorien, welche eine Fläche von 1 qcm in einer Minute bei senkrecht auf sie fallenden Sonnenstrahlen an der obern Grenze unsrer Atmosphäre erhält, ist nach den Beobachtungen von Langley als wahrscheinlichster Wert 3,0 anzunehmen. Ob die Intensität der Sonnenstrahlung eine Abhängigkeit von der Zahl und Ausdehnung der Sonnenflecke zeigt, ist noch nicht untersucht worden, doch sind darauf gehende Beobachtungen 1885 in Italien begonnen und sollen so lange fortgesetzt werden, bis sie eine volle Sonnenfleckenperiode umfassen. In Bezug auf die Absorption der Sonnenstrahlen durch die Atmosphäre haben die Bolometermessungen Langleys gezeigt, daß diese für die einzelnen Strahlen sehr verschieden ist, indem der Transmissionskoeffizient für einen Strahl, der in zenithaler Richtung die ganze Atmosphäre bis zu der untersten Schicht unter einem Druck von 760 mm durchläuft, von mehr als 0,8 im Rot und 0,6 im Gelb bis zu 0,4 im Violett schwankt. Für das ganze Spektrum beträgt er im Mittel 0,6. Die korrespondierenden Transmissionskoeffizienten für dieselben Strahlen sind, wenn sie nur bis zu einer Schicht in 10,000 m Höhe oder einem Druck von 217,4 mm gedrungen sind, für Rot 0,939, für Gelb 0,864 und für Violett 0,769. Bei dem Durchgang des Strahles durch die untern 10,000 m der Atmosphäre sind also resp. 0,14, 0,26 und 0,37 Anteile der ursprünglichen Wärme von dieser absorbiert worden. Vgl. Langley, Researches on solar heat and its absorption by the earth's atmosphere (Washingt. 1884). — Die I. übt eine bedeutende geologische Wirkung aus. Durch starke einseitige Erwärmung der Gesteine bilden sich Sprünge in diesen und kann ein allmähliches Zerfallen derselben veranlaßt werden. Die Verwitterung der Gesteine durch I. spielt besonders in den regenlosen Wüsten eine große Rolle (vgl. Tafel »Wüstenbildungen«, Fig. 2). — In der Medizin ist I. gleichbedeutend mit Sonnenbad (apricatio) und Sonnenstich (s. d.).

Insolént (lat., franz.), ungebührlich, unverschämt, frech; Insolénz, Frechheit, Unverschämtheit.

Insolíd (lat.), unhaltbar, schwach, unzuverlässig.

In solĭdum (lat.), soviel wie solidarisch (s. d.).

Insolieren (lat.), den Sonnenstrahlen aussetzen.

Insolūbel (lat.), unlöslich.

In solūtum datio (lat.), soviel wie Datio in solutum; s. Annahme an Zahlungs Statt.

Insolvént (lat.), zahlungsunfähig; Insolvénz, Zahlungsunfähigkeit eines Schuldners (s. Konkurs).

Insoziabel (lat.), ungesellig; unvereinbar.

In spe (lat.), »in der Hoffnung«, zukünftig.

In specie (lat.), insonderheit; im einzelnen; auch soviel wie in klingender Münze.

Inspekteur (frz., spr. -tör), in Preußen höchster Vorgesetzter einer Kavallerieinspektion, der gesamten Feldartillerie, einer Fußartillerie-, Ingenieur-, Festungs- oder Pionierinspektion, der Inspektion der Jäger und Schützen (s. Feldjäger), der Infanterie- oder Kriegsschulen, der Gewehr- und Munitionsfabriken, der Militärtelegraphie, des Militärveterinärwesens, der militärischen Strafanstalten, der Traindepotinspektion, Artilleriedepotinspektion (s. Artilleriedepot), des Torpedowesens oder der Marineinfanterie.

Inspektion (lat.), eigentlich soviel wie Besichtigung, Untersuchung, z. B. inspectio legalis, gerichtliche Untersuchung, namentlich eines Leichnams (s. Totenschau); inspectio ocularis, Okularinspektion, richterlicher Augenschein, ein Beweismittel, das im strafrechtlichen Verfahren wie in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten anwendbar ist (s. Augenschein). Meist aber versteht man unter I. die Aufsicht, Beaufsichtigung seitens staatlicher Behörden, die dann auch Inspektionen heißen, über Leistungen, welche besondere technische Kenntnisse und Fertigkeiten erfordern, wie im Schul-, Forst-, Bauwesen u. dgl.

Inspektion, Militärbehörde, die für den Zustand und die Ausbildung bestimmter Truppengattungen oder die zweckmäßige Organisation und Leitung bestimmter Dienstzweige verantwortlich ist und dem entsprechend von Zeit zu Zeit Inspizierungen vornimmt. An der Spitze der Inspektionen stehen Inspekteure (s. Inspekteur), bei sehr großem Wirkungskreis Generalinspekteure. In der deutschen Armee bestehen 5 Armeeinspektionen, deren jede mehrere Armeekorps umfaßt. Für den innern Dienst werden nach dem Ermessen des Kompaniechefs die Infanteriekompanien in 2—3 Inspektionen eingeteilt und jede derselben einem Leutnant (Inspektionsoffizier, Inspektionsführer) unterstellt. Österreich hat je einen Generalinspektor des Heeres, der Artillerie, des Genies, der Kavallerie und des Trains.

Inspersion (lat.), Ein- oder Bestreuung.

Inspiration (lat.), Einatmung (im Gegensatz zu Exspiration, Ausatmung; s. Atmung). In der Dogmatik bezeichnet man mit I. sowohl die übernatürliche Mitteilung von seiten Gottes an die Menschen durch den »Anhauch« seines Geistes als den eben hierdurch herbeigeführten gottbegeisterten Zustand des Menschen, also eine Art Seitenstück zum heidnischen Enthusiasmus (s. d.). Im Anschluß hieran heißt 2. Tim. 3, 16 die Heilige Schrift Alten Testaments »gottgehaucht« (theopneustos), welches Wort die Vulgata durch inspiratus (daher das Substantivum inspiratio) übersetzt. Nachdem die Juden ihre heiligen Schriften gesammelt und mit dem Ansehen einer gött-

Digitized by Google

lichen Norm umgeben hatten, war es natürlich, auf dieselben auch den dem Altertum überhaupt geläufigen Begriff der J. zu übertragen, ja sogar die alexandrinisch-griechische Version des Alten Testaments (Septuaginta) unter die gleiche dogmatische Beleuchtung zu stellen. Gerade die alexandrinischen Juden hatten den Begriff der J. am strengsten ausgebildet. So nimmt denn auch das Neue Testament und nehmen schon die ältesten kirchlichen Schriftsteller an, der Heilige Geist habe sich der Propheten, durch die er sprach, als Organe bedient, so daß diese selbst nicht immer den vollen Sinn ihrer Aussprüche verstanden (2. Petr. 1, 20. 21). Die Kirchenväter schon des 2. Jahrh. verglichen die Verfasser der biblischen Schriften z. B. mit einem musikalischen Instrument, das die von dem eigentlichen Künstler, dem Heiligen Geist, gewollten Töne hervorbringe. Nur daß sich die Schriftsteller dabei im Zustand der Bewußtlosigkeit befanden, also das eigentlich Mantische des Begriffs wurde im Gegensatz zum Montanismus (s. Montanisten) geleugnet; einzelne Kirchenlehrer, wie Theodor von Mopsuestia, nahmen sogar verschiedene Abstufungen der einstweilen auch auf das Neue Testament ausgedehnten J. an. Indem dann die Scholastik den spätern Konzilen und den Päpsten (überhaupt der Kirche) eine göttliche, entscheidende Autorität in Glaubenssachen (s. Infallibilität) beilegte, mußte die J. der Bibel in den Hintergrund treten. Mit aller Strenge aber haben die Reformatoren im Interesse ihres Schriftprinzips den Inspirationsbegriff wieder geltend gemacht, was jedoch Luther nicht hinderte, sich auch gelegentlich freiere Äußerungen über die J. einzelner biblischer Bücher zu erlauben. Erst von der lutherischen und reformierten Orthodoxie ward in der Polemik gegen die römische Kirche sowie gegen die Socinianer und Arminianer, welche den herkömmlichen Begriff von der J. ermäßigten, derselbe als unmittelbare Erleuchtung (s. d.) gefaßt und auf eine Höhe getrieben, auf welcher zuletzt der gesamte Inhalt, jedes Wort, auch die hebräische Punktation, als vom Heiligen Geist eingegeben erschien. Die heiligen Schriftsteller waren demnach nichts weiter als »Notarien« des ihnen diktierenden Geistes. Diese strenge Theorie mildernd, hielten schon ältere Theologen für das den heiligen Autoren menschlicherweise Bekannte eine bloß Irrtümer verhütende Thätigkeit des Geistes (assistentia spiritus sancti) für hinreichend. Je mehr sich aber ein wissenschaftliches Verständnis der Heiligen Schrift Bahn brach, desto weniger konnte der Begriff einer J., sofern er einen übernatürlichen Ursprung der biblischen Litteratur aussagte, noch aufrecht erhalten werden, und so hat ihn selbst die Vermittelungsrichtung auf die ursprüngliche Frische der Begeisterung oder auf den religiösen Takt zurückgeführt, welche den Aposteln und Propheten innewohnten.

Inspirationsgemeinden (Inspirierte), die zu Anfang des vorigen Jahrh. durch Anregung von seiten der Propheten der Kamisarden (s. d.) aus Separatisten gegründeten Sekten, welche an eine fortwährend bestehende unmittelbare göttliche Inspiration einzelner Auserwählten glaubten. Nach dem unglücklichen Ausgang der Religionskämpfe in den Cevennen wendeten sich viele der neuen Propheten 1706 nach England und Schottland und von dort, aus der bischöflichen anglikanischen Kirche 1707 ausgeschlossen und dadurch zur Konstituierung einer besondern Kirchengemeinschaft gezwungen, nach den Niederlanden. Sie stimmten in der Lehre im wesentlichen mit der evangelischen Kirche überein, nur verwarfen sie deren äußere Institutionen, namentlich das Lehramt und die Sakramente. Der Heilige Geist erwählt sich nach ihrer Meinung jeweilig aus den Gläubigen seine Werkzeuge und erteilt ihnen durch ein »inneres Licht oder Wort« (lumen sive verbum internum) besondere Offenbarungen. Die mit der »Einsprache« Begnadigten traten sodann in den gottesdienstlichen Versammlungen auf mit Ermahnungen zur Buße und Besserung, die unter Zuckungen und Schluchzen stoßweise sich aus der Seele losrangen. Zwischen 1714 und 1716 fanden auch Liebesmahle statt, denen die Fußwaschung voranging. Dieses Inspirationswesen fand bei den Pietisten und Separatisten im nördlichen und westlichen Deutschland einen besonders empfänglichen Boden. Schon 1713—14 entstanden in Halle und Berlin J. Sie verpflanzten sich in die Wetterau, wo sich ihnen die Führer der dortigen Separatisten, Eberhard Ludwig Gruber (gest. 1728) und Rock (gest. 1749), anschlossen. Inspirierte Missionare durchzogen von der Wetterau aus das ganze westliche Deutschland und die Schweiz und gründeten allenthalben kleinere J., welche zusammen die »Wanderkirche« bildeten. Auch in Germantown in Pennsylvanien war durch Joh. Gruber, Sohn des Vorgenannten, eine separatistische Gemeinde gestiftet worden. Streitigkeiten, teils mit den geistesverwandten Herrnhutern, teils innere, beschleunigten aber den mit Rocks Ableben eintretenden Verfall der J. Fast erloschen, lebte seit 1816 der Inspirationsgeist wieder auf, und die alten Gemeinden in der Wetterau, der Pfalz und dem Elsaß reorganisierten sich, wanderten aber, vielfach bedrückt, 1841 nach Ebenezer bei Buffalo im Staat New York aus, wo sie, etwa 2000 Seelen stark, sich unter Leitung von Christian Metz mit Ackerbau u. Tuchfabrikation beschäftigten und in teilweiser Gütergemeinschaft lebten. Eine Schöpfung dieser J. ist die kommunistische Kolonie Amana (s. d.). Auch nach Kanada haben sie Kolonien ausgesandt. 1854 wendeten sich die meisten nach dem Staat Iowa. Vgl. Göbel in Niedners »Zeitschrift für historische Theologie«, 1855 u. 1857.

Inspirieren (lat.), einatmen; einem etwas »einhauchen«, einflößen, eingeben (vgl. Inspiration).

Inspirierte, s. Inspirationsgemeinden.

In spiritualibus (lat.), in geistlichen Angelegenheiten.

Inspizient (lat.), der Besichtigende; Armeemusik-J., oberster Musiker im deutschen Heere, im Offiziersrang. Bei der Obermilitärexaminationskommission sind drei Inspizienten, zum Teil inaktive Stabsoffiziere, angestellt. Außerdem gibt es Inspizienten der Waffen bei den Truppen, Stabsoffiziere des Kriegsministeriums, die außerordentliche Mitglieder der Gewehrprüfungskommission sind.

Inspizieren (lat.), besichtigen, beaufsichtigen; Inspizierung, Besichtigung von Truppen durch Vorgesetzte (vgl. Revue). Das militärische Inspizierungsrecht ist durch Art. 63 der deutschen Reichsverfassung dem Kaiser beigelegt. Derselbe ist berechtigt, »sich jederzeit durch Inspektionen von der Verfassung der einzelnen Kontingente zu überzeugen und die Abstellung der dabei gefundenen Mängel anzuordnen«. Auch den Bundesfürsten und Senaten ist durch Art. 66, soweit nicht besondere Konventionen anders bestimmen, das Inspizierungsrecht vorbehalten. Außerdem hat jeder höhere Vorgesetzte das Inspizierungsrecht über die ihm unterstellte Truppe.

Instabil (lat.), unbeständig; Instabilität, Unbeständigkeit.

Installation (mittellat., v. altdeutschen stal, d. h. Stelle, mittellat. stallus), Einweisung in ein Amt,

igitized by Google

besonders in ein geistliches, an Ort und Stelle der Wirksamkeit des Berufenen, in Stiftskirchen mit Anweisung eines besondern Platzes (stallus) im Kapitel und im Chor (s. Investitur). J. heißt auch die äußere Einrichtung eines Geschäfts, die Beschaffung des nötigen Inventars für ein gewerbliches Etablissement; Installationskonto, das hierüber geführte Konto.

Installieren (mittellat.), einweisen, einrichten.

Instánt (lat.), Bittsteller, Ansucher.

Instantané (franz., spr. ängstangté), Augenblicksbild, Momentphotographie.

Instánz (lat., von instare, »auf etwas bestehen, eine Sache eifrig betreiben«), in der Rechtswissenschaft Bezeichnung einmal für die einzelnen Abschnitte des vor dem nämlichen Gericht geführten Rechtsstreits (in welchem Sinne man von J. des ersten Verfahrens, Beweisinstanz und Exekutionsinstanz spricht), sodann für das durch Einwendung eines Rechtsmittels vor einem Obergericht entstandene nochmalige Verfahren über den schon vorher (»in erster J.«) beurteilten Rechtsstreit (J. der Rechtsmittel), endlich für die zu einander in dem Verhältnis der Überordnung stehenden Gerichte. Die Parteien können nämlich sowohl gegen Endurteile als auch gegen manche Verfügungen im Laufe des Prozesses, durch welche sie sich beeinträchtigt erachten, Rechtsmittel (s. d.) einwenden und so neue Instanzen für ihren Rechtsstreit schaffen. Während aber früher der Grundsatz der drei Instanzen sogar durch die deutsche Bundesakte den einzelnen deutschen Staaten garantiert war, ist man neuerdings mit Recht auf Vereinfachung und Beschleunigung des Verfahrens, namentlich auch in Ansehung des sogen. Instanzenzugs, bedacht (s. Berufung und Revision). Übrigens wird der Ausdruck »Instanzen« auch von andern Behörden gebraucht, welche zu einander im Verhältnis der Über- und Unterordnung stehen, nicht bloß von den Gerichtsbehörden, so im militärischen Schriftenverkehr Waffeninstanz, d. h. die Reihenfolge der Behörden einer Waffe, Verwaltungsinstanz ꝛc. J. wird endlich auch die Eingabe eines Rechtsanwalts genannt, durch welche um Beschleunigung einer Prozeßsache gebeten wird. S. auch Ab instantia absolvieren und Entbindung. — In der Rhetorik und Logik bezeichnet J. ein Beispiel oder einen Fall, den man zur Widerlegung eines falschen Schlusses (einer falschen Induktion), einer zu weiten oder zu engen Erklärung ꝛc. anführt (s. Induktion).

In stātu quo (lat.), im gegenwärtigen Zustand; vgl. Status quo.

Instaurieren (lat.), wieder in stand setzen, wieder aufrichten; Instauration, Wiederherstellung.

Inste (eigentlich Insate, niederd., auch Instmann), Insasse; Einlieger, Mietswohner; s. Instleute.

Inster, soviel wie Gekröse.

Inster, Fluß im preuß. Regbez. Gumbinnen, entspringt nordöstlich von Pillkallen, fließt in südwestlicher Richtung und vereinigt sich 2 km unterhalb Insterburg mit der Angerapp. Der durch diese Vereinigung gebildete Fluß führt fortan den Namen Pregel (s. d.). Die J. ist 75 km lang.

Insterburg, Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, an der Angerapp, welche sich 2 km unterhalb der Stadt mit der Inster zum Pregel vereinigt (aber schon in J. allgemein Pregel genannt wird), Knotenpunkt der Linien Seepothen-Eydtkuhnen, J.-Lyck, J.-Memel und Osterode-J. der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen, von denen die eine 1644—52 mit schönen Deckengemälden geschmückt ist, eine katholische und eine reform. Kirche, eine Kirche der apostolischen Gemeinde, ein Bethaus der Baptisten, eine Synagoge, ein schönes Kriegerdenkmal und (1890) mit der Garnison (ein Bataillon Infanterie Nr. 41, 4 Eskadrons Ulanen Nr. 12 und 3 Abteilungen Feldartillerie Nr. 1) 22,227 Einw., davon 437 Katholiken u. 348 Juden. Die Industrie beschäftigt sich mit Flachsspinnerei, Maschinen-, Ofen- u. Kunststeinfabrikation, Knochen- u. Gipsmüllerei, Gerberei, Bierbrauerei ꝛc. Bedeutend ist auch die Landwirtschaft und die Vieh-, besonders die Pferdezucht, für die hier das litauische Landgestüt besteht. Alljährlich finden hier große Pferderennen statt. Der Handel, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbankkommandite, ist besonders lebhaft in Landesprodukten und Pferden. J. hat ein Gymnasium (verbunden mit Realgymnasium), dessen Aula mit Freskomalereien aus der »Odyssee« von Max Schmidt, Heydeck u. a. geschmückt ist, eine landwirtschaftliche Versuchsstation für Litauen und Masuren, eine Altertumsgesellschaft mit reichhaltigem Museum, eine Provinzialstrafanstalt und ist Sitz eines Landgerichts, des Stabes der 37. Kavalleriebrigade und einer Spezialkommission. Die städtischen Behörden zählen 9 Magistratsmitglieder und 30 Stadtverordnete. 2 km nördlich liegt das Gut Georgenburg mit einem interessanten Ordensschloß. — Zum Landgerichtsbezirk J. gehören die 6 Amtsgerichte zu: Darkehmen, Goldap, Gumbinnen, J., Pillkallen und Stallupönen. — Die ehemalige »Burg an der Inster« wurde 1336 angelegt und war zunächst Sitz eines Komturs, wurde 1374 in eine Pflege und 1525 in ein Hauptamt umgewandelt. Der dabei entstandene Ort erhielt 1583 Stadtrechte. 1690 ward J. durch eine große Feuersbrunst und 1709—11 durch die Pest heimgesucht. Vgl. Hennig, Topographisch-historische Beschreibung der Stadt J. (Königsb. 1794); Töws, Kurze Chronik der Stadt J. (das. 1883).

Wappen von Insterburg.

Instigieren (lat.), anreizen, anstiften, aufhetzen; instigante diabolo, auf Anreizung des Teufels; Instigation, Anreizung, Aufhetzung.

Instillation (lat., »Einträufelung«), die therapeutische Anwendung einer Flüssigkeit, wobei dieselbe tropfenweise auf irgend eine Stelle des Organismus gebracht wird. Man wendet das Einträufeln vorzüglich bei Krankheiten der Augen und des Gehörorgans, sonst aber bei Wunden und Geschwüren an und hat zu diesem Behuf eigne Vorrichtungen (sogen. Tropfenzähler u. dgl.) erfunden, worunter das Fläschchen von Albr. v. Gräfe das einfachste und bequemste ist.

Instinkt (lat. instinctus, »Antrieb«; Naturtrieb), der den Tieren eingeborne, von eigentlichen Verstandesthätigkeiten unabhängige Trieb, gewisse Handlungen auszuführen, die uns als zweckmäßig, vorausberechnet, ja wohl gar als prophetisch erscheinen, weil sie der Erhaltung der Art, oft über den Tod des Individuums hinaus, förderlich sind, wozu indessen die aus dem augenblicklichen Zustand des Organismus entspringenden und unmittelbar wirkenden Triebe des Hungers, Durstes, der Fortpflanzung ꝛc. für gewöhnlich nicht gerechnet werden. Die Instinkte vieler Tiere und am meisten diejenigen der niedern, wie sie sich in der Erwerbung ihres Lebensunterhalts,

Digitized by Google

im Bau ihrer Wohnungen, in der Sorge für die Brut und im Aufsuchen entlegener Nistplätze und Überwinterungsorte sowie in der Kenntnis ihrer Feinde und Freunde, in bestimmten Schutzgewohnheiten ꝛc. äußern, erschienen ehemals so durchaus unbegreiflich, daß man, an jeder Erklärung verzweifelnd, die Tiere mit Cartesius als Maschinen betrachtete, in denen als Triebwerk »Gottes Vernunft« walte, sofern das unabänderliche Gefüge der Handlungen ihnen ein für allemal eingeboren sei. Allein so schwer es ist, von dem Seelenleben der Tiere einen der Wirklichkeit entsprechenden Begriff zu gewinnen, so tritt es doch bei einer genauern Betrachtung bald genug klar hervor, daß die Instinkte nicht unfehlbar sind, meist nur unter regelmäßigen Verhältnissen zum Ziel führen, ja nur in einer bestimmten Reihenfolge geübt werden können, daß sie anderseits leicht irre führen und den betreffenden Individuen zum Schaden gereichen, z. B. wenn Motten und andre Insekten ins Feuer fliegen, Aasfliegen durch nach verdorbenem Fleisch duftende Blumen angezogen werden oder Wandertiere massenhaft in ihr Verderben stürzen, und daß die Instinkte schließlich keineswegs unabänderlich sind, vielmehr sowohl durch äußere Umstände als durch eigne Überlegung des betreffenden Tieres abgeändert werden können. Ebenso gibt es krankhafte Instinkte, welche auf einer fehlerhaften Entwickelung des geistigen Organs beruhen, auch wohl künstlich hervorgerufen werden können, wie z. B. der J. des Erdtümmlers, einer Taubenrasse, die sich bis zur Erschöpfung am Boden wälzt und seit Jahrhunderten durch sorgsame Zucht erhalten wurde, während man dieselbe krankhafte Neigung durch einen Stich in die Gehirnbasis erzeugen kann. Die durch Darwin herbeigeführte Naturauffassung hat zu einem vertieften Verständnis der Instinkte geführt. Man kann sie nach derselben als triebartig wirkende Leistungen eines unbewußten sogen. Gedächtnisses der Materie betrachten, deren einzelne Stufen ebenso erworben und vererbt werden, wie die Stufen der körperlichen Entwickelung vom Keim an. Was sich der Gattung und Art im Laufe der Jahrtausende als zuträglich bewährt hat, wird ungeachtet einzelner Nachteile, wenn sie nur den Bestand der Art nicht in Frage stellen, durch natürliche Auslese und Erbschaft festgehalten und unter Umständen weiter ausgebildet. Der im einzelnen Individuum zur Erscheinung kommende J. ist deshalb keine individuelle Fähigkeit, sondern ein eingebornes Besitztum der Gattung und Art, also sogen. Erbweisheit oder Gattungsverstand. Gleichwohl kann kein Zweifel daran sein, daß sich den Instinktshandlungen sowohl Bewußtseinselemente überhaupt als auch besondere Fähigkeiten des Einzelindividuums beimischen. Unter veränderten Bedingungen sehen wir Tiere ihre Lebensweise ändern, abweichende Nester bauen, und eine Entwickelung der Instinkte ist überhaupt nur durch solche Leistungen einzelner, die in ihren Nachkommen wieder erscheinen, denkbar. Aber genau wie beim Menschen auch, können neuerworbene, aber oft geübte Thätigkeiten, nachher ohne Bewußtsein wiederholt, dem Automatismus des Körpers einverleibt, d. h. instinktmäßig werden, somit des bewußten Willensantriebs überhoben sein. Hinfort werden sie erblich und können durch äußere oder innere Reize wie andre Reflexthätigkeiten im Körper erweckt und ausgelöst werden, wie z. B. die Selbstverstümmlung (s. d.) vieler Tiere, die kaum noch im Bereich des Willens liegt. Wir sehen derartig eingelernte u. künstlich anerzogene Instinkte z. B. bei Jagdhunden deutlich, wenigstens in der Anlage, vererbt werden, so daß sie bei deren Nachkommen leichter als bei wilden Individuen entwickelt und zur Vervollkommnung gebracht werden können, wie anderseits solche Zuchtinstinkte durch Kreuzung mit wilden Rassen wieder verschwinden. Die Instinkte niederer Tiere sind meist einfacher als die der höhern derselben Reihe. Bei den niedern Wirbeltieren spielt z. B. ein chemischer Sinn, der sich in der vorwiegenden Entwickelung der sogen. Riechlappen des Gehirns ausprägt, als Erregungsmittel der Instinkte eine viel größere Rolle als der Gesichts- und Gehörssinn. Unter den Förderungsmitteln der Instinkte scheint geselliges Leben und die damit in Verbindung stehende Brutpflege zur Entwickelung der Instinkte am meisten beizutragen, weil hierbei der Nachahmungstrieb (s. d.) geweckt wird und die Anleitung beginnt. Dadurch erheben sich Gesellschaftstiere, wie staatenbildende Termiten, Ameisen, Bienen, in den Instinktleistungen über ihre Klasse und zeitigen selbst auf Ackerbau, Viehzucht, Miliz, Gesundheitspolizei ꝛc. gerichtete Instinkte. Bei allen solchen regelmäßigen Einrichtungen und dazu gehörigen Handlungen niederer Tiere, bis zu dem Aufsuchen gleichmäßig gefärbter schützender Ruheplätze, den Schutz- und Trutzbündnissen mit andern Tieren ꝛc., darf man annehmen, daß sie, wenn überhaupt mit Bewußtsein, so doch jedenfalls ohne Bewußtsein ihres Nutzens erfolgen. Mit dem Hinzutreten immer weiterer Bewußtseinselemente in die Handlungen wird das Wirkungsreich des Instinkts bei höhern Tieren immer weiter eingeschränkt, bis wir es im erwachsenen Menschen auf einen geringen Rest zurückgeführt sehen, der durch die Vernunft und Willenskraft völlig in Schranken gehalten wird. Um das Verständnis besonders schwieriger Fälle, wie z. B. der Instinkte geschlechtsloser Insekten, die nicht direkt vererbt werden können, und abnormer Instinkte, wie derjenigen der Kuckucksvögel, hat sich namentlich Darwin Verdienste erworben. Vgl. Reimarus, Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Tiere (Hamb. 1760 u. ö.); Flourens, De l'instinct et de l'intelligence des animaux (4. Aufl., Par. 1861); Wundt, Vorlesungen über die Menschen- u. Tierseele (2. Aufl., Leipz. 1892); Derselbe, Grundzüge der physiologischen Psychologie (4. Aufl., das. 1893, 2 Bde.); Darwin, Entstehung der Arten (deutsch, 7. Aufl., Stuttg. 1883); Derselbe, Kleinere Schriften (Leipz. 1886); Noll, Die Erscheinungen des sogen. Instinkts (Frankf. 1876); Körner, J. und freier Wille (2. Aufl., Leipz. 1878); Schneider, Der tierische Wille (das. 1880); Romanes, Die geistige Entwickelung im Tierreich (das. 1885). Über die speziellen Instinkte der Ameisen, Bienen ꝛc. handeln die einschlägigen Schriften von Lubbock, Huber, Fabre u. a. Vgl. Tierseelenkunde.

Instinktiv (franz.), instinktmäßig, instinkthaft.

In stirpes (lat.), »in Stämme«, s. Erbfolge, S. 868.

Institor (lat.), bei den Römern Bezeichnung desjenigen, der von dem Inhaber eines Gewerbes als Geschäftsführer im allgemeinen oder in einem bestimmten Geschäftszweig angestellt worden war. Meist wurden hierzu Sklaven, Freigelassene oder Haussöhne verwendet. Wenn ein J. innerhalb des ihm angewiesenen Geschäftskreises Verträge schloß, so stand dem Gläubiger nicht nur gegen ihn selbst als Kontrahenten, sondern auch gegen den Inhaber des Gewerbes (dominus negotii) die Klage auf Vertragserfüllung zu (die sogen. actio institoria). Hieran knüpfte sich später die Zulassung einer Stellvertretung

Digitized b

im Handelsverkehr durch Faktoren, Prokuristen und Bevollmächtigte. Vgl. Handlungsbevollmächtigter.

Instituieren (lat.), einrichten; unter- oder anweisen; Institution, Einrichtung, besonders im Staate.

Institut (lat. institutum, »Einrichtung«, Anstalt), ein Wort, das im modernen Leben die weiteste Anwendung findet und jede reicher gegliederte, einem höhern Zweck dienende Unternehmung bezeichnen kann. Am häufigsten spricht man von Instituten im gewerblichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Leben. Im pädagogischen Sprachgebrauch bezeichnet man als Institute gewöhnlich nur Privatunterrichtsanstalten und zwar meist solche, in denen die Zöglinge neben Unterricht auch Pflege und Erziehung genießen. Man ist heute darüber einig, daß die Institutserziehung nicht die eigentlich normale Art der Jugendbildung ist, sondern daß das J. immer nur als Ersatz für die Familie angesehen werden kann und sich daher nach Möglichkeit dem Ideal der häuslichen Erziehung anzubequemen hat. Doch wird, da nicht bloß Krankheit, Tod ꝛc. manches Familienleben zerstören, sondern im bewegten Leben der Gegenwart oft genug andre Umstände der häuslichen Erziehung hindernd im Wege stehen, die Erziehung in Instituten nie ganz entbehrt werden können. Das goldene Zeitalter der Institute war die zweite Hälfte des vorigen und der Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, die Zeit der philanthropischen Versuche auf dem Boden des Erziehungswesens; ihr klassischer Boden ist seit Pestalozzi, v. Fellenberg und v. Türk die Schweiz geblieben, wo sie meist einen internationalen Charakter tragen. Doch haben auch in Deutschland Institute wie das Salzmannsche zu Schnepfenthal, das Blochmannsche in Dresden (jetzt v. Vitzthumsches Gymnasium), das Plamannsche in Berlin, das Garniersche in Friedrichsdorf bei Homburg, das Bendersche zu Weinheim an der Bergstraße, das Stoysche zu Jena lange Zeit verdientes Ansehen zu behaupten gewußt. In Großbritannien ist noch heute die Institutserziehung sehr verbreitet, und ebenso steht in katholischen Ländern die Wirksamkeit der klösterlichen Institute für Mädchen in Ansehen. In Deutschland ist das Institutswesen neuerdings durch die erhebliche Verbesserung der öffentlichen Schulen und die straffere Ordnung im Prüfungswesen, zumal bezüglich des einjährig-freiwilligen Heerdienstes, sehr zurückgedrängt worden und hat selbst für die weibliche Jugend, die davon nicht berührt wird, mit der sorgfältigern Pflege der höhern Mädchenschulen in den meisten größern Städten wesentlich an Boden verloren.

Institut de France (franz., spr. ängstitü d'frängs'), Gesamtname der vereinigten fünf Akademien zu Paris (s. Akademie, S. 254).

Institut für internationales Recht (Institut de droit international), eine freie, besonders auf Veranlassung von Franz Lieber, Gustav Moynier, J. K. Bluntschli u. Gustav Rolin-Jacquemyns 1873 gegründete, aus Theoretikern u. Praktikern zusammengesetzte Akademie für die Pflege und Ausbildung des internationalen Rechts (s. Internationales Recht). Die Mitglieder scheiden sich in ordentliche (membres effectifs), außerordentliche (associés) und Ehrenmitglieder (membres honoraires); die Mitgliederzahl der beiden erstern Klassen darf je 60, die Zahl der einem Staatswesen angehörenden Mitglieder den 5. Teil der jeweiligen Gesamtzahl der Klasse nicht übersteigen. Zur Aufnahme eignen sich nur solche Personen, welche auf dem Gebiete der Theorie oder Praxis des internationalen Rechts sich Verdienste erworben oder deren Kenntnisse sonstwie den Zwecken des Instituts förderlich sein können; die Aufnahme selbst erfolgt auf dem Wege der Wahl durch die ordentlichen Mitglieder nach gründlicher Vorprüfung der Qualifikation der vorgeschlagenen Kandidaten. Die Leitung der Geschäfte liegt einem Präsidenten und zwei Vizepräsidenten ob, die je am Beginn einer Sitzungsperiode für die Dauer derselben und die Zwischenzeit bis zur nächsten Zusammenkunft, sowie einem Generalsekretär, der je auf die Dauer von sechs Jahren gewählt wird. Der Wohnsitz des Generalsekretärs (1873—78 Gent als Wohnsitz von Rolin-Jacquemyns, 1878—92 Brüssel, und zwar bis 1878 als solcher von Professor Generalkonsul Rivier und von da ab wiederum als jener von Rolin-Jacquemyns, seit 1892 Lausanne als Wohnsitz von Honorarprofessor u. Botschaftsrat (E. Lehr) bildet den Vorort des Instituts. Die Beratungen des Instituts, deren Gegenstände durch besondere Kommissionen u. Berichterstatter gründlich vorbereitet werden, werden abwechselnd in verschiedenen Ländern abgehalten; dieselben fanden statt 1873 in Gent, 1874 in Genf, 1875 im Haag, 1877 in Zürich, 1878 in Paris, 1879 in Brüssel, 1880 in Oxford, 1882 in Turin, 1883 in München, 1885 in Brüssel, 1887 in Heidelberg, 1888 in Lausanne, 1891 in Hamburg, 1892 in Genf, 1894 in Paris, 1895 in Cambridge. Als Organ dient dem Institut die »Revue de Droit international«; ferner veröffentlicht dasselbe je nach Bedürfnis ein Jahrbuch (Annuaire; der 13. Band enthält den Bericht über die Sitzung von Paris) und hat endlich auch über seine Thätigkeit während der ersten 20 Jahre seines Bestehens ein »Tableau général de l'organisation, des travaux et du personnel de l'Institut de droit international« (1893) herausgeben lassen. Von den Arbeiten des Instituts auf dem Gebiete des internationalen Privat- u. Strafrechts sind hervorzuheben: die Grundregeln über die Rechtsfähigkeit der Ausländer, ihre Bevormundung und Beerbung; die Voraussetzungen und Wirkungen der Eingehung einer Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Staaten sowie der Trennung einer solchen; Grundsätze über die Befähigung der Ausländer zum Betriebe und zum Abschluß von Handelsgeschäften; Vorarbeiten für ein internationales Aktienrecht, ein internationales Wechselrecht und ein internationales Seeversicherungsrecht sowie zur Regelung der Haftbarkeit für Zusammenstöße von Schiffen auf See; Grundregeln über die Prozeßfähigkeit von Ausländern, die Belangbarkeit ausländischer Souveräne und Staaten, über den Beweis des Inhalts ausländischer Gesetze, die Ausführung von ausländischen Beweisrequisitionen, die Vollstreckung von Urteilen ausländischer Gerichte sowie die internationale Bedeutung einer Konkurseröffnung; weiter die Grundprinzipien des internationalen Strafrechts und die Lehre von der Auslieferung flüchtiger Verbrecher. Unter den Arbeiten auf dem Gebiete des Völkerrechts sind besonders zu nennen das Reglement für die Bildung und das Verfahren von internationalen Schiedsgerichten, die Aufstellung von Grundsätzen über die Pflichten der Neutralen im Kriege, die Behandlung des Privateigentums im Seekriege, die Zulässigkeit einer Blockade in Friedenszeiten, über die Besitzergreifung von herrenlosen Ländern, die Aufnahme und Ausweisung von Ausländern, die rechtliche Stellung und Ausdehnung der Küstengewässer und die Unterdrückung des Sklavenhandels zur See; der Ent-

Digitized by Google

wurf zu einem internationalen Reglement über Prisenrechte und Prisengerichtsbarkeit, das Handbuch der Kriegsgesetze und -Gebräuche für den Landkrieg, das Reglement für die Schiffahrt auf Flüssen, die das Gebiet mehrerer Staaten berühren, das Reglement zur Herbeiführung einer vollständigen Veröffentlichung der Staatsverträge 2c. Vgl. G. Moynier, L'Institut de droit international (Par. 1890).

Institutio (lat.), Verleihung eines Kirchenamtes. Die höhern Kirchenämter (beneficia majora) werden nach kanonischem Recht durch Wahl der Kapitel und päpstliche Konfirmation besetzt, die niedern (b. minora) dagegen durch den Bischof frei verliehen. Hat aber nach Herkommen, Privilegium oder Vertrag der Landesherr das Ernennungsrecht der Bischöfe, so überträgt der Papst das Amt an die ernannte Person, und wenn ein Patronatsherr das Präsentationsrecht hat, so überträgt der Bischof das Amt an den Pfarrer oder Benefiziaten ebenfalls durch Institution (I. collativa).

Institutio herēdis (lat.), Erbeinsetzung (s. Testament).

Institutionen (lat., »Unterweisungen, Einrichtungen«), ein schon zur Zeit der klassischen römischen Juristen als Büchertitel häufig gebrauchtes Wort für kurz gefaßte Rechtssysteme, namentlich zum Gebrauch für Anfänger. Vorzüglich berühmt sind die Institutiones des Gajus (s. d.), unter den Antoninen geschrieben, 1816 von Niebuhr in einem Codex rescriptus des Domkapitels zu Verona entdeckt und 1820 zum erstenmal von Göschen herausgegeben, nachdem sie bis dahin nur in einer sehr verstümmelten Gestalt durch die Lex romana Visigothorum bekannt gewesen. Justinian setzte diesen Titel dem Teil seiner Gesetzgebung vor, welcher als kurz gefaßtes Rechtssystem zur Einführung in das Rechtsstudium dienen sollte und das erste Stück des heutigen Corpus juris civilis (s. Corpus juris) bildet. Bekanntlich war bei dem Wiederaufblühen der juristischen Wissenschaft im Mittelalter die Lehrmethode der Rechtslehrer exegetisch, und der die Rechte Studierende schöpfte seine Kenntnis einzig aus den Rechtsbüchern Justinians. Diejenigen Vorlesungen, in welchen die Justinianischen J. erklärt wurden, erhielten bald selbst den Namen J., und es hat sich derselbe bis heute für die ersten Vorlesungen über römisches Recht erhalten, obgleich schon längst in denselben die exegetische Methode der dogmatischen Platz gemacht hat und selbst das in Justinians J. befolgte System nicht mehr zum Leidfaden dient, sondern nach selbstgewähltem System gelehrt wird. Man pflegt in den J. eine übersichtliche Darstellung der Hauptlehren des römischen Rechts zu geben, womit zuweilen eine kurze Einleitung in das Rechtsstudium überhaupt verbunden wird. Auch die Lehrbücher, die den Institutionenvorlesungen zur Grundlage oder als Einleitung für das Studium des römischen Rechts dienen sollen, werden J. genannt (am bekanntesten die von Marezoll, Scheurl, Kunze, Hölder, Sohm, Puchta, Salkowski, Czyhlarz u. a.). Neuere Spezialausgaben der Justinianischen J. lieferten Biener (Berl. 1814), Schrader (das. 1836, 4. Aufl. 1874), P. Krüger (das. 1867), Huschke (Leipz. 1868).

Instleute, im Norden und Nordosten Deutschlands üblicher Name für die kontraktlich an eine bestimmte Herrschaft gebundenen Gutstagelöhner, die großenteils aus den Inhabern der seinerzeit nicht für regulierungsfähig erklärten Bauernstellen hervorgegangen sind. Sie erhalten neben einem festen Geldlohn bestimmte Naturalbezüge (Wohnung, Feuerung, Kartoffel- und Gemüseland, Futter 2c.); dagegen sind sie verpflichtet, sich selbst täglich auf dem Gutshof zur Arbeit einzufinden, sowie einen zweiten Arbeiter (Scharwerker oder Hofgänger, s. d.), nötigen Falls auch die Frau als dritte Arbeitskraft mitzubringen. S. Arbeiterfrage, S. 793.

Instradieren (v. ital. strada, »Straße«), im Militärwesen: Soldaten mittels Marschroute oder Eisenbahnfahrschein (Eisenbahn-Requisitionsschein) in Marsch setzen; im Postwesen die Bestimmung der Route für einen Brief u. dgl.

Instradierungskarte, im österr. Heer gebräuchlicher Ausdruck für Eisenbahnkarte, Straßenkarte.

Instruieren (lat.), belehren, unterweisen; Anweisungen, Vorschriften, Verhaltungsregeln geben.

Instruktion (lat.), Belehrung, Anweisung, Verhaltungsvorschrift; Verhandlung des Rechtsanwalts mit dem Klienten, um sich die nötige Kenntnis von der Sachlage zu verschaffen; auch die Leitung eines Prozesses durch den dazu bestellten Richter. Der Soldat erhält J. über seinen Dienst, seine Waffen 2c. in Instruktionsstunden (vgl. Dienstunterricht). Man nennt auch einen Verhaltungsbefehl für längere Zeit eine J., diese ist meist durch Korps-, Divisions-, Avantgardenbefehl 2c. zu ersetzen. Schließlich bedeutet J. eine Vorschrift, z. B. allgemeine und besondere J. der Doppelposten im Feldwachtdienst, über Lagerung der Truppen im Frieden 2c.

Instruktor (lat.), Unterrichter, Lehrer, namentlich vom Einzelunterricht oder von der Anweisung zu bestimmten Berufsgeschäften gebraucht. S. Hauslehrer. — In der französischen Form: Instructeur besonders im militärischen Sprachgebrauch üblich für Lehr- oder Exerziermeister (Capitaine-instructeur).

Instrument (lat., ital. stromento), Werkzeug, insbes. zur Ausübung der Tonkunst oder zu wissenschaftlichen Beobachtungen und Untersuchungen, in welch letzterer Beziehung man chirurgische, mathematische, physikalische, astronomische 2c. Instrumente unterscheidet. Eine »Zeitschrift für Instrumentenkunde« (jetzt redigiert von Lindeck) erscheint seit 1881 in Berlin. Über musikalische Instrumente s. Musikinstrumente. — In der Rechtswissenschaft heißt J. die Urkunde über ein Rechtsgeschäft, z. B. ein Friedensvertrag, eine Vollmacht, ein Hypothekeninstrument, ein Pachtvertrag; Instrumentszeugen (Solennitätszeugen), die als Urkundspersonen, z. B. bei Aufnahme eines notariellen Aktes, zugezogenen Zeugen.

Instrumentālis (lat.), s. Kasus.

Instrumentālmusik, im Gegensatz zur Vokalmusik (s. d.) die durch Instrumente ausgeführte Musik. Da man die von Instrumenten begleitete Vokalmusik zur Vokalmusik zu rechnen pflegt, so hat das Wort J. die vulgäre Bedeutung von Musik erhalten, welche nur von Instrumenten ausgeführt wird, bei der also Gesang völlig ausgeschlossen ist. Je nachdem eine J. nur von einem oder wenigen oder aber einem starken Ensemble von Instrumenten auszuführen ist, sind die technischen Bedingungen und ästhetischen Wirkungen sehr verschieden und ergeben abweichende Behandlungen der Setzweise (Stilarten). Seit der Entwickelung einer wirklichen selbständigen J. (s. Musik III) sind die Instrumente, welche eine selbständige solistische Litteratur erhalten haben, vor allem die Laute (16.—18. Jahrh.), Orgel, Klavier und die Streichinstrumente, besonders Gambe (17.—18. Jahrh.) und Violine. Die ältesten Formen dieser solistischen Litteratur sind Tanz-

Digitized by Google

stücke verschiedensten Charakters, ursprünglich für Gesang oder Instrumente, bald aber rein instrumental gedachte, die sich allmählich ihrer Bestimmung mehr u. mehr entfremdeten und zu Charakterstücken schärfster Physiognomie wurden (Paduanen, Gaillarden, Allemanden, Couranten, seit 1617 [J. H. Schein] bereits in Suiten gruppiert, ferner Sarabanden, Gigues, Bourréen, Rigaudons, Gavotten, Louren, Menuette ꝛc. und daneben die zum Tanz in keiner Beziehung stehenden Vorspiele (Präambeln, Intraden) und die als instrumentale Nachbildungen des Vokalsatzes anzusehenden Intonazioni, Ricercari, Canzoni, Toktaten und Symphonien). Schon die Komponisten der Wende des 16.—17. Jahrh. (J. Gabrieli) schrieben aus diesen Elementen zusammengesetzte cyklische Werke sowohl für Orgel (bez. Klavier) allein, als für ein Ensemble von Blas- oder Streichinstrumenten oder beiden, damit die Grundsteine nicht nur unsrer Kammermusik, sondern auch unsrer Orchestermusik legend. Die instrumentalen Einleitungen (Symphonien) und Zwischenspiele (Ritornelli) der Opern (seit 1600) brachten kaum die J. wesentlich vorwärts, blieben vielmehr zunächst flüchtig und inhaltlos; dagegen wirkte die Ausbildung der ebenfalls um 1600 aufkommenden vokalen Concerti ecclesiastici (Viadana) mit begleitendem Continuo (Generalbaß) aufs neue befruchtend auf die J., da die Komponisten bald genug nach Art der konzertierenden Gesangsstimmen konzertierende Instrumente (besonders Violinen) einführten; so entstand die zwei- oder mehrstimmige Sonata concertata (später Sonata da chiesa genannt im Unterschied von der aus Tanzstücken zusammengestellten Sonata da camera), und der Weg von da bis zu den Sonatenwerken Corellis ist nun leicht verständlich. Zur Entwickelung der technischen Behandlung der Orchesterinstrumente trug auch wesentlich deren Verwendung zur Charakteristik in der Begleitung der Opernmusik des 17. Jahrh. bei. Alle diese verschiedenen Fäden laufen nun gegen Ende des 17. Jahrh. zusammen: der Orgel- u. strenge Klaviersatz, logisch fortgebildet durch Frescobaldi, Froberger, Pachelbel, Buxtehude u. a., der Lautensatz durch Gaultier, Mouton, Lesage u. a. zur wirklichen Klassizität des Geschmacks verfeinert und direkt in den leichten graziösen Klavierstil der Franzosen (d'Anglebert, Couperin) auslaufend, die Kammermusik (besonders die für Streichmusik und Continuo) durch Torelli und Corelli schon zum lebhaft bewegten und farbenreichen Ensemble der Concerti grossi entwickelt, endlich die Opernouvertüren und instrumentalen Einlagen durch die neapolitanischen Meister (Al. Scarlatti) und besonders J. B. Lully so wesentlich erweitert, daß ihre Ablösung von der Oper als Symphonie im heutigen Sinne nicht mehr lange auf sich warten ließ. So stand es, als J. S. Bach und G. Fr. Händel auftraten und mit ihrem gewaltigen Genie alle diese Strahlen vereinigten zu Werken von vorher kaum geahnter Größe und Wirkung. Die nächste Folgezeit brachte nur noch eine eingreifende Umgestaltung der äußern Form der J. durch allmähliche Beseitigung des Continuo aus der Kammer- und Orchestermusik, durch fast gänzliches Verschwinden der Tanzstücke aus den cyklischen Werken und durch die Einführung des Tonartenkontrastes für die getrennten Teile mehrsätziger Werke, und des Themakontrastes (2. Thema) in die einzelnen Sätze. Diese Umgestaltung fiel der Epoche Haydn-Mozart-Beethoven zu, nach welcher eine eigentliche Weiterentwickelung der J. kaum mehr konstatiert werden kann.

Instrumentation (Instrumentierung), die Anordnung der Instrumente in Werken der Instrumentalmusik, insbes. der Orchestermusik (daher auch »Orchestration«). Für die J. sind zunächst natürliche Tonlage u. Umfang der einzelnen Instrumente, dann aber ihr Klangcharakter maßgebend. Den Grundstock des modernen Orchesters bilden die Streichinstrumente; ihnen stehen ergänzend (verstärkend) oder kontrastierend gegenüber die schärfer charakterisierten und in ihren Mitteln beschränktern Blasinstrumente, die sich wieder in die beweglichern und gesangreichern Holz- und die schwerfälligen, aber klanggewaltigen Blechinstrumente scheiden. Endlich kommen dazu noch die nur dem Rhythmus und der Schallverstärkung dienenden Schlaginstrumente. Die Kunst der J. besteht in der zielbewußten Ausbeutung der Eigenart der einzelnen Instrumente, welche etwa seit dem Anfang des 17. Jahrh. sich allmählich entwickelt hat, zuerst in der Oper (Monteverde, Lully, Scarlatti, Gluck) und dem Oratorium (Händel, Bach), seit Haydn und Mozart aber auch in der Symphonie. Die älteste Instrumentalmusik (vor 1600) wurde nach Belieben der Dirigenten an die Instrumente verteilt (nach der Tonlage), kannte also eine eigentliche J. noch nicht. Während bei den Klassikern die J. in der Hauptsache nur eine natürlich angemessene, schlichte ist, haben die Meister seit Weber und Mendelssohn sie mehr und mehr zu einer speziell charakteristischen umgewandelt, ganz besonders die Programm-Komponisten (Berlioz, Liszt, R. Strauß) und die Opern-Komponisten der Wagnerschen Richtung. — Die Instrumentationslehre behandelt Tonumfang und Eigenart, technische Behandlung und zweckmäßige Kombination der Instrumente. Gute Anleitungen finden sich in den Kompositionslehren von Marx (Bd. 4) und Lobe (Bd. 2); als spezielle Instrumentationslehren vgl. Berlioz, Traité d'instrumentation (Par. 1844; deutsch von Dörffel, Leipz. 1864); Gevaert, Nouveau traité d'instrumentation (Par. 1885; deutsch von Riemann, Leipz. 1887); Derselbe, Cours méthodique d'orchestration (1. Tl., Par. 1890); E. Prout, Elementarlehrbuch der J. (deutsche Ausg., 2. Aufl., Leipz. 1888); Jadassohn, Lehrbuch der J. (das. 1889); Riemann, Katechismus der Musikinstrumente (das. 1888); R. Hofmann, Praktische Instrumentationslehre (das. 1893, 7 Tle.); zur Geschichte: Lavoix, Histoire de l'instrumentation (Par. 1878). Vgl. Orchester.

Insubordination (lat.), Ungehorsam gegen den Vorgesetzten, namentlich Verletzung der Pflichten der militärischen Unterordnung. Während bei Zivilbeamten die Hintansetzung des dem Vorgesetzten schuldigen Gehorsams meist als Disziplinarsache und nur ausnahmsweise als ein kriminell strafbares Vergehen behandelt wird, zieht bei Militärpersonen und ebenso in der Marine jede J. ein Strafverfahren nach sich. Das Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich bestraft schon die Verletzung der dem Vorgesetzten schuldigen Achtung im Dienst oder in Beziehung auf eine Diensthandlung mit Arrest und droht für den eigentlichen Ungehorsam und die Auflehnung gegen Vorgesetzte die schwersten Strafen, ja sogar, wenn der Gehorsam gegen einen vor dem Feind erteilten Befehl ausdrücklich verweigert oder vor dem Feinde eine Thätlichkeit gegen einen Vorgesetzten begangen wird, die Todesstrafe an; diese Bestimmungen finden auch auf die Marine Anwendung. Aber auch auf Kauffahrteischiffen wird die J. streng geahndet, und der Schiffer (Kapitän) ist nach der deutschen Seemannsordnung befugt,

Digitized by Google

zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Sicherung der Regelmäßigkeit des Dienstes sowie bei einer Widersetzlichkeit oder bei beharrlichem Ungehorsam alle Mittel zur Anwendung zu bringen, welche erforderlich sind, um seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen. Vgl. Deutsche Seemannsordnung, § 79—92; Militärstrafgesetzbuch für das Deutsche Reich, § 89—113.

Insubrer (Insubres), mächtiges gallisches Volk in Gallia transpadana, das zuerst von allen gallischen Völkern über die Alpen gekommen war und nach Besiegung der Etrusker 396 v. Chr. den westlichen Teil von Oberitalien in Besitz genommen hatte. Ihre Hauptstadt war Mediolanum (Mailand). Sie wurden 222 v. Chr. von den Römern nach tapferm Widerstand besiegt, erhoben sich noch einmal während des zweiten Punischen Krieges, wurden dann aber dauernd unterworfen und mußten den östlichen Teil ihres Gebietes an die treu gebliebenen Cenomanen abtreten. S. Karte »Italien zur Zeit des Kaisers Augustus«.

In succum et sanguinem vertieren (lat.), »in Saft und Blut verwandeln«, d. h. ganz in sich aufnehmen, sich gänzlich zu eigen machen.

Insuffizienz (lat.), Unzulänglichkeit, insbes. des Vermögens eines Schuldners zur Befriedigung seiner Gläubiger (s. Konkurs); Schlußunfähigkeit der Herzklappen, s. Herzfehler; über Herzinsuffizienz s. auch Herzschwäche.

Insufflätor (lat.), s. Einblasung.

Insufflieren (lat.), einblasen, einflüstern.

Insukkation (lat.), s. Auslaugen.

Insŭla (lat., »Insel«), im alten Rom Bezeichnung für ein isoliert stehendes Haus oder einen Häuserkomplex, um welchen ringsherum ein Weg führte; dann auch ein großes, einzeln stehendes, in mehrere Mietswohnungen abgeteiltes Haus, oft auch die einzelne Mietswohnung selbst.

Insulanerweine, Weine von den griech. Inseln, wie Chios, Cypern &c.

Insulinde, Bezeichnung der Niederländer für den Malaiischen Archipel (s. d.), insbes. für die ihnen dort zugehörigen Besitzungen; s. Niederländisch-Indien.

Insult (Insultation), beleidigender Anfall, Beschimpfung, Beleidigung; insultieren, gröblich beleidigen, beschimpfen, verhöhnen.

In summa (lat.), im ganzen, zusammengenommen; auch soviel wie mit Einem Wort.

Insurgieren (lat.), in Masse sich gegen eine herrschende Macht erheben; auch transitiv: zum Aufstand reizen; Insurgenten, Aufständische, Empörer; früher auch Bezeichnung der ungarischen Landmiliz.

Insurrektion (lat., Aufstand), die Erhebung des Volkes gegen eine für unrechtmäßig gehaltene Herrschaft (s. Aufruhr); in Ungarn bis 1848 das Aufgebot des Reichsadels in Masse zur Verteidigung des Königs oder der Grenzen des Reiches.

In suspénso (lat.), schwebend, unentschieden, im ungewissen, in Zweifel (sein, lassen oder bleiben).

Inszenieren (deutsch-lat.), in Szene (s. d.) setzen, ein Stück zur Bühnendarstellung vorbereiten, auch im übertragenen Sinne.

Intabulation (lat.), Eintragung in eine Tafel, auch soviel wie Ingrossation (s. Ingrossieren).

Intaglio (ital., spr. -talljo, Mehrz. intagli), »geschnittener« Stein mit vertieften Figuren, s. Gemmen.

Intákt (lat.), »unberührt«, rein, unschuldig; von Truppen: noch nicht im Gefecht gewesen, frisch.

Intaphérnes (Windafrana), einer der sieben Verschwornen, welche 521 v. Chr. den falschen Smerdis stürzten und Dareios I. auf den persischen Thron erhoben; im Kampf mit den Magiern wurde ihm ein Auge ausgestoßen. Wegen einer grausamen Gewaltthat gegen des Königs Diener wurde er nebst seinen Verwandten zum Tode verurteilt; als seine Gattin um Gnade flehte und Dareios ihr einen der Gefangenen, den sie wählen würde, freizugeben versprach, wählte sie ihren Bruder, da sie Mann und Kinder wieder bekommen könne; Dareios schenkte ihr außer dem Bruder noch ihren ältesten Sohn, die andern wurden hingerichtet.

Intarsia (Intarsiatura, ital.), allgemeine Bezeichnung für eingelegte Arbeit in Holz oder Holzmosaik, welche zuerst im 15. Jahrh. in Italien getrieben wurde und von da im 16. Jahrh. nach Deutschland kam, wo sie ebenfalls in ausgedehntem Maß bei Dekoration von Chorstühlen, Zimmertäfelungen, Decken, Truhen, Tischplatten &c. zur Anwendung gelangte. Die Technik ist derartig, daß andersfarbige, nach einer gezeichneten Vorlage ausgeschnittene Hölzer in eine Grundfläche eingelegt und angeleimt werden. Außer linearen Mustern und Arabesken waren perspektivische Ansichten von Gebäuden, Landschaften, gottesdienstliche Geräte, Bücher, Musikinstrumente, Bilder von Propheten und Heiligen die Hauptdarstellungsgegenstände der I., seltener figurenreiche Kompositionen. Bei der großen Schwierigkeit und Langwierigkeit der Technik war das Gewerbe der Intarsiatoren wenig lohnend und wurde daher in Italien meist von Mönchen, gewöhnlich aber in Verbindung mit der Holzbildhauerei betrieben (vgl. Art. »Holzbildhauerei«; die dort genannten italienischen Holzbildhauer waren zugleich Intarsiatoren; auch die erwähnten Zimmervertäfelungen sind reich mit Intarsien dekoriert). Die Intarsiatechnik überlebte das 16. Jahrh. nicht und ist erst in unsrer Zeit infolge der allgemeinen Hebung des Kunstgewerbes wieder in Aufnahme gekommen. Vgl. Scherer, Technik und Geschichte der I. (Leipz. 1891); Bode, Das Chorgestühl des Pantaleone de Marchis in den königlichen Museen zu Berlin (Berl. 1884); Teirich, Ornamente aus der Blütezeit italienischer Renaissance (Wien 1876); Meurer, Italienische Flachornamente aus der Zeit der Renaissance (Karlsr. 1879); Rhenius, Eingelegte Holzornamente der Renaissance in Schlesien (Berl. 1881); Lacher, Mustergültige Holzintarsien der deutschen Renaissance (Graz 1889); Bender, Verzierung kleiner kunstgewerblicher Gegenstände (Berl. 1889). Als Surrogat dient die Intarsienmalerei (s. d.). Auch leimt man verschiedenfarbige und passend geformte Holzstäbe zusammen und zerschneidet die Blöcke rechtwinkelig zur Längsrichtung in dünne Platten. Diese zeigen dann Muster, welche sich aus den Querschnitten jener Stäbe zusammensetzen.

Intarsiatōre (ital.), Verfertiger von eingelegter Arbeit oder Holzmosaik (s. Intarsia).

Intarsienmalerei, ein Ersatz für die kostbare und mühevolle Holzintarsia durch die Malerei, welche dabei die matten Farben der gefärbten, zum Einlegen benutzten Hölzer nachzuahmen und in der Zeichnung den Charakter der Flächendekoration innezuhalten hat. Man bedient sich der Wasserfarben, die, wenn sie trocken sind, durch einen dünnen Auftrag von Leim u. dgl. geschützt werden. Die I., auch Holzmalerei, eine moderne Technik, ist neuerdings zu großer Virtuosität ausgebildet worden und wird namentlich von Damen kultiviert, die Tischplatten, Kästchen, Albums und ähnliche Luxusgegenstände mit I. dekorieren. Vgl. S. Meyer, Die Liebhaberkünste (2. Aufl., Leipz. 1891).

Digitized

Intĕger vitae scelĕrisque purus (lat.), »Reinen Wandels und frei von Schuld«, oft citierter Anfangsvers einer Ode des Horaz (I, 22).

Integrāl (lat.), ein Ganzes ausmachend, für sich bestehend (s. Integralrechnung); Integralen, die $2^1/_2$proz. Schuldtitel der holländischen Staatsschuld. In den Niederlanden wurde 1814 die auf $^1/_3$ reduzierte Schuld wieder in ihrem vollen Betrag hergestellt, hiermit jedoch zugleich eine neue Anleihe in Verbindung gesetzt mit der Bedingung, daß $^2/_3$ der damaligen Schuld für jetzt noch unverzinslich sein (die sogen. ausgestellte oder tote Schuld, dette différée) und hiervon jährlich ein Teil in die verzinsliche oder aktive Schuld einrücken sollte, sowie von dieser eine gleiche Summe getilgt würde. Die Obligationen der damals gebildeten wirklichen Schuld heißen Integralen. Für die ausgestellte Schuld wurden zweierlei Papiere ausgegeben, Certifikate und Losbillets (Kansbillet, Kanzen), in denen das Verlosen der zum Zinsgenuß gelangenden Nummern erfolgte. — Integrale Staatsschuld, soviel wie fundierte Staatsschuld.

Integrālrechnung, der zweite Teil der Infinitesimalrechnung, welcher sich mit der Ermittelung der Integrale beschäftigt. Zu dem Begriff des Integrals gelangt man folgendermaßen: Es sei f (x) eine Funktion der reellen Variabeln x, die man sich geometrisch versinnlichen kann, indem man x als Abscisse und y = f (x) als rechtwinkelige Ordinate abträgt; ferner seien a und b zwei Werte von x, $a < b$, und zwischen denselben mögen die Werte $x_1, x_2, x_3, \ldots x_n$ eingeschaltet werden. Zieht man nun die Ordinaten f (a), $f(x_1)$, $f(x_2), \ldots f(x_n)$, f (b), so zerfällt die Fläche, welche von $x = a$ bis $x = b$ zwischen der Abscissenachse und der Linie $y = f(x)$ liegt, in $n+1$ Streifen, die man annäherungsweise als Rechtecke berechnen kann. Man erhält also als Annäherungswert für diese Fläche die Summe

$$(x_1-a)f(a)+(x_2-x_1)f(x_1)+\ldots+(b-x_n)f(x_n).$$

Je kleiner man die Abschnitte $x_1 - a$, $x_2 - x_1$ 2c. auf der Abscissenachse macht, und je größer man also gleichzeitig ihre Anzahl nimmt, desto genauer stellt diese Summe die erwähnte Fläche dar, und der Grenzwert, der sich ergibt, wenn man diese Abschnitte verschwindend klein werden und ihre Anzahl über alle Grenzen wachsen läßt, ist der genaue Wert dieser Fläche. Dieser Grenzwert heißt nun das bestimmte Integral der Funktion f(x) zwischen den Grenzen a und b und wird durch das Zeichen

$$\int_a^b f(x)\,dx$$

ausgedrückt. Die Differenzen $x_1 - a$, $x_2 - x_1$ 2c. sind nämlich verschwindend kleine Zunahmen der Abscisse x oder Differentiale von x und werden mit dx bezeichnet. Der Grenzwert obiger Summe ist daher die Summe der unendlich vielen verschwindend kleinen Produkte f(x)dx, gerechnet von x=a bis x=b. Das Wort »Summe« wird durch das Zeichen ∫, ausgedrückt, welches aus dem Buchstaben S entstanden ist. Eine etwas verallgemeinerte Auffassung ist seit Riemann gebräuchlich. Wir können uns das bestimmte Integral auch als ein Volumen denken. Legt man nämlich durch einen Körper eine Achse, die man als Abscissenachse betrachtet, und errichtet darauf senkrechte Ebenen, welche den Körper in Querschnitten schneiden, deren Flächeninhalt allein von der Abscisse x abhängt, wie dies z. B. bei den Rotationsflächen der Fall ist, so kann man das Volumenelement dieses Körpers als eine Schicht von der verschwindend kleinen Dicke dx und dem Querschnitt f(x) betrachten, also gleich f(x)dx setzen, und das bestimmte Integral drückt also das Volumen des Körpers zwischen $x = a$ und $x = b$ aus. Den Wert eines bestimmten Integrals kann man in vielen Fällen nach folgender Regel finden: Ist f(x) der Differentialquotient (s. Differential) einer Funktion F(x), welche von $x = a$ bis $x = b$ stetig und endlich bleibt, so ist

$$\int_a^b f(x)dx = F(b) - F(a).$$

Um das bestimmte Integral zu ermitteln, hat man daher nur nötig, die Funktion F(x) zu finden. Diese nennt man nun das unbestimmte Integral von f(x) und bezeichnete sie mit $\int f(x)\,dx$. Die Ermittelung der unbestimmten Integrale ist daher die erste Aufgabe der J., und diese Aufgabe ist gerade das Gegenstück von der Bestimmung des Differentialquotienten, der Fundamentalaufgabe der Differentialrechnung (s. Differential). Die Eigenschaften und die Wertermittelung bestimmter Integrale bilden einen zweiten Hauptgegenstand der J.; bestimmte Integrale lassen sich nämlich auch dann oft genau angeben, wenn sich der Wert des entsprechenden unbestimmten Integrals nicht in geschlossener Form mit Genauigkeit darstellen läßt. Den für die angewandte Mathematik wichtigsten und noch lange nicht abgeschlossenen Teil der J. bildet die Integration der Differentialgleichungen, welche heute von der J. getrennt und als selbständiger Zweig der Mathematik gelehrt wird. Unter Differentialgleichungen versteht man Gleichungen zwischen den Funktionen, den unabhängigen Variabeln und den Differentialquotienten; die Aufgabe besteht darin, die Funktionen durch die unabhängigen Variabeln auszudrücken. Auf solche Gleichungen kommt man meistenteils, wenn man geometrische, mechanische, physikalische Probleme mathematisch zu behandeln sucht. Als Schöpfer der J. im heutigen Wortsinn sind Newton und Leibniz zu betrachten; von letzterm rührt auch das Zeichen ∫ her, das er zuerst in einem Manuskript vom 25. Okt. 1675 angewendet hat. Sein Zeitgenosse Newton hat, wenn auch in andrer Form, noch früher ähnliche Probleme behandelt und schon vor beiden Cavalieri und Kepler. Um die weitere Ausbildung der J. haben sich im vorigen Jahrhundert namentlich die Brüder Jakob und Johann Bernoulli, Leonh. Euler, d'Alembert, Lagrange, Legendre u. a. verdient gemacht. Die Theorie der bestimmten Integrale ist besonders ausgebildet durch Dirichlet. Vgl. Cantor, Vorlesungen über Geschichte der Mathematik, Bd. 3 (Leipz. 1894); Schlömilch, Kompendium der höhern Analysis (2 Bde.); die Lehrbücher der Differential- und Integralrechnung von Navier (deutsch von Wittstein, 4. Aufl., Hannov. 1875, 2 Bde.) und Serret (deutsch von Harnack, Leipz. 1884, 2 Bde.); Gerhardt, Die Entdeckung der höhern Analysis (Halle 1855); Stegemann, Grundriß der Differential- und Integralrechnung (6. Aufl. von Kiepert, Hannov. 1892). Durch große Strenge in den Prinzipien zeichnen sich aus: Genocchi, Calcolo differenziale etc. (Rom 1884); O. Stolz, Grundzüge der Differential- u. Integralrechnung (1. Teil, Leipz. 1893).

Integrierend (lat.), wesentlich, zum Bestehen und zur Vollständigkeit eines Dinges notwendig gehörend, mit inbegriffen.

Integrität (lat.), Zustand der »Ganzheit und Vollständigkeit«, mit dem Nebenbegriff der Vollkommenheit:

Digitized by Google

dogmatische Eigenschaft der Heiligen Schrift, wonach sie durch spätere Hände weder verstümmelt, noch verfälscht, auch durch keinerlei Zufall verkürzt oder alteriert worden sein soll.

Integritati et merito (lat.), »für Rechtschaffenheit und Verdienst«, Wahlspruch des österreichischen Leopoldordens (s. d.).

Integritätsgefühl der Amputierten, s. Exzentrische Empfindungen.

Integumentum (lat.), Decke, Hülle; Eihülle, s. Samenknospe; i. commune, die äußere Haut.

Intellékt (lat.), soviel wie Verstand (s. d.).

Intellektualismus (lat., Intellektualphilosophie), diejenige philosophische Ansicht, nach welcher das wahre Wesen der Dinge nicht durch sinnliche Wahrnehmung oder überhaupt durch Anschauung, sondern nur durch die reinen in der Natur des Geistes wurzelnden (angebornen) Begriffe erkannt werden kann. Der I. steigert sich konsequent zum Idealismus und hat als Gegensatz den Sensualismus (s. d.). In der Ethik bezeichnet I. die Lehre, daß die Grundgesetze der Sittlichkeit, ganz so wie die mathematischen und logischen Axiome, in der Vernunft wurzeln, also außer jeder Beziehung zum Gemüts- und Triebleben stehen.

Intellektuell (lat., intellektual), auf das Wissen, die Erkenntnis bezüglich, z. B. intellektuelle Bildung, zum Unterschied von moralischer Bildung des Willens und ästhetischer des Geschmackes. Dann aus dem Verstand oder der Vernunft stammend, z. B. intellektuelle Erkenntnisse im Gegensatz zu sinnlichen Wahrnehmungen. In diesem Sinne bieten die mathematischen und philosophischen Disziplinen ein intellektuelles Wissen dar. Endlich heißt i. auch soviel wie aus einer unmittelbaren geistigen Anschauung der Wahrheit oder des obersten Prinzips der Erkenntnis, ohne vermittelnde Reflexion, entsprungen. Diese intellektuelle Anschauung, auch als produktive Einbildungskraft bezeichnet, war von je eine Lieblingsidee mystischer Philosophen und Theosophen (Plotinos, Böhme, Schelling, Baader u. a.).

Intellektueller Urheber, im Strafrecht soviel wie Anstifter (s. d.).

Intellektuelle Urkundenfälschung, die Bewirkung der Beurkundung einer inhaltlich unwahren, rechtlich erheblichen Thatsache in öffentlichen Urkunden, Büchern oder Registern; s. Urkundenfälschung.

Intelligént (lat.), verständig, einsichtig, erfahren.

Intelligénz (lat.), Verständnis, Einsicht, Erkenntnis, besonders eine solche, welche von der sinnlichen Wahrnehmung nicht unmittelbar abhängig oder auf sie beschränkt ist, also die verständige und vernünftige Erkenntnis; dann das Vermögen, eine solche Erkenntnis sich zu erwerben; endlich ein Wesen, welches mit diesem Vermögen begabt ist, also der Mensch im Gegensatz zum Tier.

Intelligenzblätter, Titel für periodisch (meist täglich) erscheinende Blätter mit Nachrichten, insbes. Geschäftsanzeigen, die schnell zur öffentlichen Kenntnis gebracht werden sollen. Daher Intelligenzkontor oder -Büreau, eine Anstalt, wo dergleichen Nachrichten und Anzeigen gesammelt und zum Druck befördert werden. Infolge der allgemeinen Hebung des Zeitungswesens hat das Institut der I. an Bedeutung verloren, sie sind jetzt genötigt, durch Aufnahme von Lokalnachrichten und Feuilletonstoff Leser heranzuziehen und unterscheiden sich darum nicht mehr von andern Zeitungen.

Intelligenzbüreau (Intelligenzkontor), s. Intelligenzblätter.

Intelligenzia (ital.), allegorisch-didaktisches Gedicht in 309 eigenartig gebauten Strophen (nona rima) aus der zweiten Hälfte des 13. oder dem Anfang des 14. Jahrh., dessen Verfasser vielleicht Dino Compagni ist, welcher 1293 Gonfaloniere von Florenz war (zuletzt hrsg. von Gellrich, Bresl. 1883). Der poetische Wert des Gedichtes ist nur gering, interessant und wichtig dagegen ist es durch die Mannigfaltigkeit seines Inhalts, aus dem sich viele kulturgeschichtlich bedeutsame Angaben entnehmen lassen.

Intelligibel (lat.), nur durch Denken und intellektuelle Anschauung, nicht auf empirischem Wege erkennbar; z. B. die intelligible Welt, soviel wie übersinnliche Welt, Ideenwelt. Über intelligibeln Charakter s. Charakter.

Intemperánz (lat.), Unmäßigkeit.

Intempestív (lat), unzeitig, übel angebracht.

Intendánt (lat., »Aufseher, Verwalter«), Leiter eines öffentlichen Instituts, namentlich als Hofcharge Titel der Vorsteher von Hoftheatern, fürstlichen Gärten, Schlössern rc. Jetzt heißt auch bei einigen städtischen Theatern der Leiter I. Nur höhern Rang bei gleicher Stellung bekleidet ein Generalintendant. In Frankreich war früher I. Titel der jetzigen Präfekten. — Im Heerwesen ist I. der Vorstand einer Intendantur eines Armeekorps, Korps-I.; im Felde Feld-I. Über letztern sowie über General- und Armeeintendanten s. Intendantur.

Intendantür, militär. Verwaltungsbehörde, deren Aufgabe die Versorgung der Truppen mit allen materiellen Bedürfnissen außer Waffen und Munition ist. In Deutschland besteht bei jedem Armeekorps eine Korps-, bei jeder Division eine Divisionsintendantur. An der Spitze der erstern steht ein Korpsintendant, welcher direkt dem Militär-Ökonomiedepartement des Kriegsministeriums unterstellt ist. Die Vorstände der Divisionsintendanturen sind ihm untergeordnet, sonst selbständig in ihrem Geschäftsbereich. Diese Behörden sind hinsichtlich der militärischen Anordnungen den kommandierenden Generalen, resp. Divisionskommandeuren unterstellt. Den Geschäften nach ist jede Korpsintendantur eingeteilt in vier Sektionen und zwar für 1) Kassen- und Etatswesen, also Geldverpflegung der Truppen und Rechnungslegung; 2) Naturalverpflegungs-, Reise- und Vorspannangelegenheiten; ihr liegt das Abschließen von Kontrakten über Lieferung von Mehl, Brot, Fourage rc. in den Garnisonen, der Biwak- und Marschbedürfnisse ob, nebst der Kontrolle der Proviantämter, Magazine, Bäckereien rc. im Korpsbereich; 3) Servis- und Lazarettwesen, besorgt die Unterbringung der Truppen, die Einrichtung, Erhaltung und Ausstattung der Dienstwohnungen, Kasernen, Lazarette, Schießplätze rc.; 4) Bekleidungs- und Trainangelegenheiten, beschafft und überwacht die Friedens- und Feldausrüstung der Truppen. Bei den Divisionen befaßt sich die I. im Frieden nur mit dem Kassen- und Bekleidungswesen der Truppen, die Geschäfte der andern Sektionen sind für den Korpsbereich vereinigt. Bei der mobilen Armee wird die gesamte Ökonomie von einem Generalintendanten als Stellvertreter des Militär-Ökonomiedepartements geleitet; ihm sind die Armeeintendanten der gesondert operierenden Armeen unterstellt. Bei jedem Armeekorps steht ein Feldintendant, dem die Feldintendanturen der Divisionen, der Korpsartillerie, die Kriegskasse,

Digitized by Google

Feldproviantämter, das Feldbäckereiamt, die Feldlazarette und die Feldpost, letztere beiden jedoch nur in Verwaltungsangelegenheiten, untergeordnet sind. Intendanturbeamte, Intendanten, Intendanturräte und Intendanturassessoren sind obere Militärbeamte ohne einen bestimmten Offiziersrang. Im Intendantursekretariatsdienst stehen Intendantursekretäre, -Sekretariatsassistenten und -Sekretariatsapplikanten. In diesen Dienst treten Zahlmeisteraspiranten mit guter Vorbildung, vorzüglich bestandener Zahlmeisterprüfung, bestimmter Dienstzeit sowie bestimmten außerdienstlichem Einkommen. Vgl. Militärbeamte, Kriegskommissar und Kriegszahlmeister. Der deutschen Korpsintendantur entspricht in Österreich die Militärintendanz mit den Militär-, im Felde Operationskassen ꝛc.; einen weit größern Wirkungskreis hatte bisher die intendance militaire in Frankreich; der Intendanturtransport Rußlands, der erst bei der Mobilmachung aufgestellt wird, hat die Nachführung der sämtlichen Heeresbedürfnisse im Kriege zu besorgen. Vgl. Requisition, Proviant.

Intendánz (Intendantur, lat.), Oberaufsicht, Verwaltung, Amt eines Intendanten (s. d.).

Intendanzkurs, in Österreich Ausbildungskursus für Offiziere ꝛc. zu Intendanturbeamten.

Intendieren (lat.), beabsichtigen.

Intension (lat.), »Anspannung«, Verstärkung der innern Kraft, also die erhöhte innere Wirksamkeit im Gegensatz zur Extension oder Ausdehnung, die zu ihr oft in umgekehrtem Verhältnis steht.

Intensität (lat.), die Stärke einer Wirkung, wirksame Kraft, z. B. des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität ꝛc., auch bei geistigen Dingen.

Intensiv (lat., intensivisch), stark, innerlich, der innerlichen Kraft nach, innerlich wirkend. Gegensatz von extensiv (s. d.); daher intensive Größe, eine Größe des Inhalts oder der innern Kraft, im Gegensatz zur räumlich ausgedehnten oder extensiven Größe.

Intensiv, im volkswirtschaftlichen Sinne ein relativer Begriff, der im Gegensatz zu extensiv die Verwendung einer größern Menge von Kapital und Arbeit (oder eines von beiden: kapital-, arbeitsintensiv) auf Ausbeutung eines gegebenen Wirtschaftsgebiets (Fläche, Eisenbahnlinie ꝛc.) bedeutet. Zweck des Mehraufwandes ist die Erzielung eines größern Ertrags. Man kann darum auch denjenigen Betrieb den intensivern nennen, der unter sonst gleichen Umständen einen größern Ertrag ergibt. Der englische Eisenbahnbetrieb ist ein kapitalintensiverer als der deutsche, während wieder der amerikanische im allgemeinen extensiver ist als der letztere. Bei starkem Verkehr, hohem Bodenpreis und Arbeitslohn sucht man in England durch Anwendung solider und teurer Konstruktionen und Anstalten bei Bau und Betrieb an Arbeit und Areal zu sparen; in Amerika ist man dagegen bei hohem Zinsfuß und geringer Frequenz bestrebt, möglichste Wohlfeilheit zu erzielen. Die Forstwirtschaft wird intensiver durch Anbau wertvollerer Holzarten, größere Pflege (Durchforstungen) und sorgsamere Ernte. In der Landwirtschaft ist die Dreifelderwirtschaft mit Brache extensiver als die Fruchtwechselwirtschaft mit alljährlicher Bestellung des Feldes ꝛc. Der intensivste Betrieb ist nicht gerade immer der vorteilhafteste. Im allgemeinen läßt sich zwar der Rohertrag steigern, aber jeweilig bei gegebenen Hilfsmitteln nicht über eine gewisse Grenze hinaus, dann wird er trotz des Mehraufwandes sinken (Preiserniedrigung wegen zu hohen Angebots, Verringerung des Frucht- und Holzertrags bei zu dichtem Stand wegen gegenseitiger Verkümmerung der Pflanzen ꝛc.). Mit dem Ertrag nimmt aber auch der Aufwand zu und zwar so, daß, während der Rohertrag noch steigt, der Reinertrag schon zu sinken beginnen kann. Solange noch jeder weitere Mehraufwand von dem durch denselben erzielten Mehrertrag überwogen wird, ist der Übergang zu intensiverm Betrieb gerechtfertigt. Sobald aber der letzte Mehraufwand durch den letzten Mehrertrag verschluckt wird, ist der Punkt gegeben, bei welchem der größte Reinertrag erzeugt wird und größere Intensität unvorteilhaft werden würde. Sinken der Preise, Zunahme der Kosten nötigen zu extensiverm Betrieb, Erhöhung der Preise, Minderung der Kosten machen den intensivern rentabler. Aus diesem Grunde ist die landwirtschaftliche Kultur in vorgeschrittenen Ländern mit dichter Bevölkerung und hoch entwickelter Industrie eine sehr intensive, extensiv dagegen da, wo die bessern Hilfsmittel des Bodenbaues von außen bezogen werden müssen und verhältnismäßig teuer sind, während die Produktenpreise nicht sehr hoch stehen (fast alle Ackerbauländer, in denen der Gewerbebetrieb von geringer Bedeutung ist). Auf besserm Boden (Ebene, gute Beschaffenheit des Erdreichs ꝛc.) kann intensiver gewirtschaftet werden als auf schlechterm (starke Neigung, Magerkeit ꝛc.). Die Gesetze der Intensität hat vorzüglich v. Thünen (s. d.) in seinem Werk »Der isolierte Staat« klargelegt.

Intensivum (lat.), ein Zeitwort, das die Intensität einer Handlung oder eines Zustandes ausdrückt; s. Verbum.

Intentio (lat.), derjenige Bestandteil der Formula (s. d.), in welchem enthalten war, welchen Anspruch der Kläger gegen den Beklagten erhob.

Intention (lat.), Absicht, Vorhaben, Zweck (nicht zu verwechseln mit Intension, s. d.).

Intentionalismus (lat.), Glaube oder Lehre, daß der Zweck das Mittel heilige.

Intentionisten, s. Impressionisten.

Inter absentes (lat.), unter den Abwesenden.

Interamna, im Altertum Stadt in Umbrien, am Nar, angeblich Heimat des Geschichtschreibers Tacitus; jetzt Terni. Eine andre gleichnamige Stadt (I. Lirenas) lag in Latium, am Liris, südöstlich von Casinum; Ruinen Termini beim Dorf Gignataro-Interamna.

Inter arma silent leges (lat.), »im Waffenlärm (während des Krieges) schweigen die Gesetze«, Citat aus Ciceros »Rede für Milo« (4, 10).

Intercedendo (lat.), durch Verwendung, durch Fürsprache (vgl. Interzedieren).

Intercellulárflüssigkeit, eine Flüssigkeit zwischen zelligen Gewebselementen, wie das Blutplasma.

Intercellulárgänge (lat., »Zwischenzellgänge«, Intercellularkanäle, -Räume), in der Pflanzenanatomie die in manchem Zellgewebe, besonders im Parenchym der höhern Pflanzen, also in der Rinde und im Mark der Stengel und Wurzeln, im Mesophyll der Blätter ꝛc., vorkommenden, zu einem zusammenhängenden System verbundenen kanalartigen Zwischenräume zwischen den Zellen, sind stets mit Luft erfüllt und haben nach außen zahlreiche natürliche Mündungen in der Epidermis der Blätter und Stengel (s. Durchlüftungsgewebe). — Gewisse intercellulare Bildungen sind mit eigentümlichen Säften erfüllt: die sogen. Harz-, Gummi-, Öl- und Milchsaftkanäle, wie sie in der Rinde, im Bast, im Holz, im Mark, in den Blättern und selbst in Früchten

Digitized by Google

mancher Pflanzen vorkommen; sie sind weiter als die eigentlichen J. und laufen meist als regelmäßig cylindrische Kanäle auf weite Strecken zwischen den Zellen hin, bisweilen sind sie von runder, punktförmiger Gestalt und werden dann auch Drüsen, besonders Öldrüsen genannt (s. Absonderung, S. 63).

Intercellularsubstanz (Zwischensubstanz), die zwischen mehreren tierischen oder pflanzlichen Zellen befindliche und von ihnen selbst ausgeschiedene Masse. Häufig ist sie so geringfügig, daß sie gerade zur Verkittung der Zellen miteinander hinreicht, so daß diese sich durch Auflösung der sogen. Kittsubstanz auf chemischem oder physikalischem Wege isolieren lassen. In andern Fällen wird sie dagegen so reichlich abgesondert, daß sie an Umfang denjenigen der Zellen weit übertrifft; ja, bei gewissen Geweben (z. B. im Knorpel) macht sie den Hauptbestandteil aus, und dann scheinen die Zellen in sie gewissermaßen eingebettet zu sein. Sie kann völlig gleichmäßig sein, enthält aber ebenso häufig auch Fasern, lagert Kalksalze in sich ab oder wird von feinen Kanälen durchsetzt. Vgl. Gewebe (Bindegewebe).

Intercessio Christi (lat.), s. Fürbitte.

Intercidōna, bei den italischen Völkern eine der drei Gottheiten, welche Wöchnerin und Kind gegen den Waldgott Silvanus schützten; vgl. Pilumnus.

Interdikt (lat., »Untersagung«), im katholischen Kirchenrecht soviel wie Verbot gottesdienstlicher Handlungen. Ein solches wurde in frühern Zeiten öfters in Ansehung eines bestimmten Bezirks erlassen (interdictum locale); nach dem Umfang des letztern, und je nachdem dadurch ein ganzes Land, eine Provinz, eine Stadt oder nur eine einzelne Kirche betroffen wurden, unterschied man zwischen Interdictum generale und particulare. Nach einem derartigen Verbot durfte im Mittelalter kein Gottesdienst gehalten, durften mit Ausnahme des Bußsakraments und der Wegzehrung an reumütig Sterbende keine Sakramente gespendet und kein christliches Begräbnis gewährt werden. Dieses J. war in den Händen der Päpste eine furchtbare Waffe gegen die weltlichen Fürsten in einer Zeit, in welcher das Interesse an der Kirche und ihren Instituten noch das ganze Leben beherrschte, so daß das Volk eine Sistierung des Gottesdienstes und der ganzen darauf bezüglichen Verhältnisse selten lange zu ertragen vermochte. Gegenwärtig ist das J., welches übrigens schon seit dem 12. Jahrh. vielfach gemildert wurde, außer Gebrauch. Dagegen wird es als sogen. Interdictio ingressus in ecclesiam heutzutage noch gegen einzelne Geistliche zur Anwendung gebracht, indem es den dadurch betroffenen Geistlichen an der Vornahme gottesdienstlicher Handlungen in der Kirche verhindert. — Im römischen Recht ist Interdictum soviel wie Verbot, besonders aber ein vom Prätor auf Antrag einer Partei an eine andre erlassener gebietender oder verbietender Befehl oder auch die nach den Anfangsworten citierte Stelle des Edikts, auf welche sich ein solcher Befehl stützte; dann auch die (noch jetzt gebräuchliche) Bezeichnung der darauf gegründeten Klage, besonders jener zum Schutze des Besitzes (s. Besitz, S. 897). Der Interdiktenprozeß war eine durch Raschheit ausgezeichnete Form des römischen Zivilprozesses. Vgl. Ubbelohde, Die Interdikte des römischen Rechts (Erlang. 1889—93, 4 Tle).

Interdiktenbesitz, s. Besitz, S. 897.

Interdiktion (lat.), Untersagung, auch Entmündigung (s. d.); interdizieren, untersagen, verbieten; entmündigen, unter Zustandsvormundschaft stellen.

Interessant (franz.), Interesse (s. d.) erregend; ganz allgemein und zunächst, was aus dem Kreis des Gewöhnlichen heraustritt, dadurch überrascht und anzieht, nicht selten mit dem Nebenbegriff von pikant.

Interesse (lat.), der Anteil, welchen man an etwas nimmt; der Wert und die Bedeutung, welche einer Sache beigelegt werden, oder die sie für uns hat. Man nimmt J., man »interessiert« sich für eine Person, eine Sache, eine Handlung, welche uns nicht gleichgültig sind, und das J. ist je nach dem Grade des Anteils, welchen wir an dem fraglichen Gegenstand nehmen, ein mehr oder minder großes oder hervorragendes. Je nach dem Bildungsgrad des einzelnen, nach seiner individuellen Anschauungsweise und Veranlagung ist der Interessenkreis der Menschen ein verschiedener. Eine Sache ist für den einen von J. (interessant), die es für den andern durchaus nicht ist. Mit Rücksicht auf die Verschiedenartigkeit der Gegenstände, welchen sich das J. zuwendet, unterscheidet man ferner zwischen höhern und niedern Interessen, spricht man von wissenschaftlichem, künstlerischem, sittlichem, religiösem J. 2c., unterscheidet man zwischen geistigen und materiellen Interessen, stellt man dem Gesamtinteresse die Sonderinteressen, dem allgemeinen J. das Standes- und das Geschäftsinteresse, dem öffentlichen das Privatinteresse gegenüber. Je höher die sittliche und intellektuelle Bildung eines einzelnen ist, desto mehr wird derselbe von geistigen Interessen erfüllt sein. Überwuchern die materiellen Interessen die letztern, herrscht das Geschäfts- und namentlich das Erwerbsinteresse in einseitiger Weise vor, so bezeichnet man den Betreffenden als interessiert. — In der Rechtswissenschaft versteht man unter J. namentlich den erlittenen Schaden, »id quod interest«, d. h. den Unterschied zwischen der Vermögenslage einer Person vor und nach einem schädigenden Ereignis, welcher namentlich dann in Betracht kommt, wenn eine geschuldete Sache nicht rechtzeitig, nicht vertragsmäßig, nicht vollständig oder gar nicht geliefert, eine sonstige geschuldete Leistung nicht oder nicht gehörig verrichtet oder eine Sache beschädigt oder zu Grunde gerichtet wurde. Die Rechtsgrundsätze über das J. sind daher namentlich für die Lehre vom Schadenersatz (s. d.) von Wichtigkeit. Dabei ist aber zu beachten, daß bei der Feststellung des Gesamtinteresses (omne id quod interest) das sogen. Affektionsinteresse, d. h. der Wert nach dem individuellen Geschmack oder Gefühl, nicht mit in Betracht kommt. Zerbricht mir jemand ein Glas, welches mir ein wertes Andenken ist, so kann ich doch nur den gemeinen Wert desselben, welchen es für jedermann hat, meiner Ersatzforderung zu Grunde legen; ich habe mithin keinen Anspruch auf eine diesen Wert überschreitende Summe aus dem Grunde, weil ich, um den Verlust zu verhüten, ein größeres Opfer nicht gescheut hätte. Auf der andern Seite wird mir nicht nur der positive Schaden (damnum emergens), sondern auch dasjenige, was mir infolge der schuldhaften Handlung an Gewinn entgeht (lucrum cessans), ersetzt. Doch darf als Gewinnentgang nicht alles beansprucht werden, was im Bereiche der Möglichkeit gelegen wäre, wenn der Schadenersatzpflichtige nicht durch sein Verhalten den Schaden verursacht hätte, sondern nur jener Gewinn, der entweder nach der allgemeinen Erfahrung von jedermann leicht erzielt worden wäre, oder der bei der Art des Geschäftsbetriebs des Ersatzberechtigten erfahrungsgemäß erzielt wird, oder endlich jener Gewinn, zu dessen Erzielung Vorkehrungen getroffen

Digitized by

waren, deren Ergebnis eben durch das schädigende Verhalten des Ersatzpflichtigen vereitelt worden ist. Vgl. außer den Lehrbüchern des Privatrechts und des Handelsrechts: Fr. Mommsen, Zur Lehre vom I. (2. Abt. der »Beiträge zum Obligationenrecht«, Braunschw. 1853). — Über I. in der Politik s. Interessenpolitik 2c.

Interessen, im gewöhnlichen Leben Bezeichnung für die Zinsen eines Kapitals; daher Interessenrechnung, soviel wie Zinsrechnung (s. d.).

Interessenharmonie, die Übereinstimmung zwischen dem Wohlergehen der Einzelnen und demjenigen der Gesamtheit. Während Vertreter der englischen Schule der Nationalökonomie (Ricardo, Malthus) die wirtschaftlichen Zustände pessimistisch auffaßten und von Gesetzen sprachen, nach denen das Elend der Welt unausrottbar sei, haben, nachdem schon früher der Physiokrat Gournay u. a. die Ansicht ausgesprochen hatten, das vernünftige Interesse des Einzelnen sei immer mit dem allgemeinen verbündet, besonders Carey und Bastiat die I. zum Kernpunkt ihrer Lehren gemacht. Nach Bastiat besteht eine I. zwischen Moral und Volkswirtschaft; der Einzelne fördert durch sein tugendhaftes Verhalten zugleich sein wirtschaftliches Interesse und das der Gesamtheit. Zwischen den richtig verstandenen Gesetzen der Moral und der Wirtschaftslehre findet kein Widerspruch statt. Es besteht aber auch ferner I. zwischen den einzelnen wirtschaftlichen Klassen, zwischen Grundbesitz, Handel und Industrie, zwischen Arbeitern und Arbeitgebern. Zins und Gewinn wachsen nicht auf Kosten des Arbeitslohnes, sondern zugleich mit dem letztern. Als Bedingung einer vollständigen I. wird Freiheit des wirtschaftlichen Verkehrs genannt, während dieselbe nach Carey nicht ohne Pflege und Schutz durch den Staat zu verwirklichen ist. In Wirklichkeit kann die I. nur als ein Ideal betrachtet werden, welches bei keiner gesellschaftlichen Verfassungsform vollständig zu erreichen ist.

Interessenpolitik und **Interessenvertretung**. In der Politik ist das Interesse (s. d.) das bewegende Element, und sofern es sich bei der politischen Thätigkeit um die Vertretung der Interessen des Staates, der Dynastie, der Regierung, der Gemeinden oder um die Interessen des Volkswohlstandes, des Handels und Verkehrs, der Machtstellung und der Ehre des Volkes u. dgl. handelt, ist alle Politik Interessenpolitik. Man pflegt jedoch diesen Ausdruck regelmäßig anzuwenden, um eine einseitige Interessenpolitik, d. h. ein einseitiges Verfolgen besonderer Interessen ohne Rücksicht auf die Interessen der Gesamtheit, zu bezeichnen. Daß jemand für ein rechtlich erlaubtes und zulässiges Interesse eintritt, ist nichts Unrechtes, unter Umständen sogar verdienstlich. Darum ist es auch durchaus nicht tadelnswert, wenn zur Erreichung solcher Zwecke die einzelnen Interessentengruppen sich fester zusammenschließen, wenn sie eine planmäßige Interessenvertretung organisieren, und wenn sie für ihre Interessen eine Agitation unterhalten. Tadelnswert kann eine solche Interessenvertretung aber dann sein, wenn sie einseitig da vorherrscht, wo das allgemeine Interesse entscheiden sollte. Das moderne Staatsleben stellt das letztere in den Vordergrund. Die Wahl der Volksvertreter in Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde kann nämlich entweder so geordnet sein, daß die verschiedenen Arten des Besitzes, die verschiedenen Interessengruppen, gesondert ihre Vertreter wählen, oder so, daß die Eigenschaft als Staatsbürger alle übrigen Eigenschaften des Wählers überragt und gleiches oder höchstens durch Vermögenszensus abgestuftes Wahlrecht gewährt wird. Jenes ist im großen und ganzen die Einrichtung des ständischen Staates, dieses der Neuzeit. Als Stände im alten Sinne finden wir Adel und Bürgerstand, Geistlichkeit und Bauernstand. In neuern Verfassungen unterscheidet man nicht selten den geistigen und den materiellen Besitz, bei letzterm wiederum den ländlichen und städtischen, den größern und den kleinern. So ist z. B. in Österreich das Wahlrecht den Verbänden des großen und des kleinen Grundbesitzes und den Handelskammern übertragen. Im Deutschen Reich finden sich die verschiedensten Vertretungsarten: Mecklenburg hat seine alten Stände, Ritterschaft und Landschaft; Bremen hat eine Organisation der Interessen, indem die Gelehrten, Kaufleute, Handwerker, Landwirte und die zu keiner dieser Klassen Gehörenden je für sich wählen; Preußen hat ein nach dem Zensus abgestuftes, das Deutsche Reich allgemeines und gleiches Wahlrecht. Unter dem Streben nach Interessenvertretung versteht man nun heutzutage nicht selten den Rückschlag gegen jenen neuzeitlichen Zug des Staatslebens, welcher die Berücksichtigung des Standes und seiner Sonderinteressen bei politischen Wahlen ausschließt. Diese Gegenbewegung vollzieht sich in doppelter Form. Die Wähler beschließen, nur einen Angehörigen ihres Berufs zu wählen. Landwirte, Fabrikarbeiter, kleine Gewerbtreibende thun sich, jede Gruppe für sich, zusammen, erklären mit mehr oder weniger Grund, die Interessen ihres Standes seien bisher vernachlässigt worden, und es sei daher notwendig, einen Mann zu wählen, der diese Interessen zur Geltung zu bringen vermöge. Die andre Form der Interessenvertretung ist die, daß diejenigen, welche ein großes Interesse gemeinsam haben, sich verbinden und sich bestreben, ihren Verbindungen nicht allein Einfluß, sondern auch ein gewisses äußeres Ansehen zu verschaffen. Teilweise ist der Staat diesen Wünschen entgegengekommen. Er hat den Handelskammern und gewissen kaufmännischen Körperschaften (Börsen, Ältestenkollegien, Syndikaten), auch den Innungen, den landwirtschaftlichen Vereinen obrigkeitliche Befugnisse gegeben, so das Recht, den Berufsgenossen Steuern aufzuerlegen, Korporationsrechte 2c.

Die Frage, wie weit eine Interessenvertretung zulässig sei, wird viel erörtert. Vorab muß gefordert werden, daß die Wahrnehmung von Berufsinteressen sich innerhalb der Grenzen der strengsten Gesetzlichkeit halte. Die Bildung von Vereinen zu solchem Zwecke ist an sich durchaus zulässig; allein die Übertragung irgend einer obrigkeitlichen Gewalt an sie ist nicht selten nachteilig, vielmehr sollten diese Vereine ihren Einfluß lediglich dem Gewicht der von ihnen beigebrachten Gründe verdanken. In Deutschland ist die Landwirtschaft durch ein ganzes Netz landwirtschaftlicher Vereine vertreten, die zum Teil durch Staatszuschüsse unterstützt werden. Wo, wie in Preußen das Landesökonomiekollegium, ein oberster landwirtschaftlicher Beirat der Staatsbehörde, besteht, pflegt dessen Einfluß auf technische und wissenschaftliche Fragen beschränkt zu sein. Die politischen Interessen der Landwirtschaft werden namentlich von dem seit 1868 bestehenden Kongreß norddeutscher, später deutscher Landwirte wahrgenommen. Dieser sowie der Landwirtschaftsrat beruhen auf freier Vereinigung. Auch hat man in neuerer Zeit besondere Bauernvereine (s. d.) organisiert. Die Interessen des Handels und

Digitized by Google

der Großindustrie werden durch freie kaufmännische Vereine, durch staatlich eingerichtete Handelskammern und durch kaufmännische Körperschaften wahrgenommen. Die letztern haben die Rechte juristischer Personen, welche den Handelskammern abgehen, aber nicht das Recht, zwangsweise von den Berufsgenossen Steuern einzufordern, wie die Gewerbe- und Handelskammern. Aus diesen verschiedenen Vertretungen heraus ist der deutsche Handelstag als eine freie Vereinigung erwachsen. Einzelne Gewerbszweige haben Vereinigungen gegründet, welche eigne Zeitschriften unterhalten und zuweilen über große Geldmittel verfügen, so die Zucker-, Spiritus-, Eisenindustrie. Ein Zentralverband deutscher Industriellen mit schutzzöllnerischen Tendenzen ist seit 1876 in Thätigkeit. Für das Kleingewerbe bestehen besondere Gewerbekammern in Bremen, Hamburg, Leipzig, Lübeck. In Bayern, Württemberg und dem größten Teil von Sachsen bilden die Gewerbekammern einen Teil der Handels- und Gewerbekammern. Dem Innungswesen hat man in letzter Zeit wieder größere Aufmerksamkeit zugewendet, wenn auch die Bestrebungen, förmliche Zwangsinnungen herzustellen, lebhaft bekämpft werden (s. Innungen). Die Gewerkvereine und die Fachvereine sind die Interessenvertretungen des Arbeiterstandes; sie stehen lediglich auf dem allgemeinen Boden des Vereinsrechts und haben keine Art von Vorzug. Der Wunsch nach Arbeiterkammern, die ähnlich wie die Handels- oder Gewerbekammern gestaltet werden sollen, ist vielfach laut geworden. Eine Interessenvertretung ist auch der preußische Volkswirtschaftsrat (s. d.). Vgl. v. Kaufmann, Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in den Staaten Europas (Berl. 1879); Grätzer, Die Organisation der Berufsinteressen. Die deutschen Handels- und Gewerbekammern, die Landwirtschafts- und Arbeiterkammern ꝛc. (das. 1890).

Interessenrechnung, s. Zinsrechnung.

Interessensphäre, in der Sprache des modernen Kolonialwesens Bezeichnung für ein Gebiet, vorzüglich in den noch unzivilisierten Teilen Afrikas, welches ein europäischer Staat, besonders mit Rücksicht auf die benachbarte Lage einer seiner Kolonien oder Schutzgebiete, aus handelspolitischen, strategischen, politischen oder ähnlichen Gründen als für seine Kolonisationsbestrebungen wichtig erachtet, u. bezüglich dessen er sich die Okkupationsbefugnis durch Verträge mit andern Staaten, welche ähnliche Ziele verfolgen könnten, sichert. Obwohl hierdurch diese letztern Staaten die Verpflichtung übernehmen, ihrerseits das fragliche Gebiet auch nicht einmal teilweise zu okkupieren, und obwohl nach der Natur der Sache auch dritte Staaten hieran gehindert sind, begründen solche Verträge für den betreffenden Staat noch keineswegs eine Verbindlichkeit zur Okkupation oder auch nur zur Benachrichtigung der übrigen Staaten und Einsetzung einer die Ordnung und den Handel in jenem Gebiete sichernden Obrigkeit. Diese letztern Obliegenheiten werden vielmehr nach Art. 34 und 35 der Generalakte der Berliner Kongokonferenz erst durch eine wirkliche Okkupation begründet; zur Vermeidung von spätern Anständen freilich ist die Mitteilung an die andern Staaten zu empfehlen und auch üblich.

Interessént (lat.), der an einer Sache ein (rechtliches) Interesse hat; Teilhaber, Beteiligter.

Interessenvertretung, s. Interessenpolitik ꝛc.

Interessiert (lat.), beteiligt, eigen-, gewinnsüchtig.

Interfaszikulärgewebe, in der Pflanzenanatomie das zwischen den Gefäßbündeln der Dikotylen liegende sekundäre Gewebe, das aus den Abschnitten des Kambiumringes zwischen den Leitbündeln, dem Interfaszikularkambium, hervorgeht (s. Leitbündel). In vielen Fällen besteht das I. nur aus dem Parenchym der Markstrahlen.

Interfektion (lat.), Tötung, Totschlag.

Interferénz (lat.), in der Physik die gegenseitige Einwirkung zusammentreffender Wellen. Begegnen sich z. B. auf einer Wasserfläche zwei gleiche Wellensysteme, so wirken sie bei ihrer Durchkreuzung derart aufeinander ein, daß an allen Stellen, wo die Wellenberge des einen Systems mit den Wellenbergen des andern zusammentreffen, das Wasser zu doppelter Höhe erhoben, an den Stellen, wo zwei Wellenthäler zusammenkommen, zu doppelter Tiefe hinabgedrückt und dort, wo je ein Wellenberg mit einem Wellenthal zusammenfällt, auf sein ursprüngliches Niveau, das es im Ruhezustand einnahm, zurückgeführt wird. An diesen letztern Stellen heben sich also die beiden Wellenbewegungen gegenseitig auf, an jenen dagegen unterstützen und verstärken sie sich. Ebenso wie zwei Wasserwellen wirken auch zwei Schallwellen oder zwei Lichtwellen aufeinander, indem sie sich an den Stellen, wo sie mit entgegengesetzten Schwingungsrichtungen zusammentreffen, gegenseitig vernichten, so daß zwei Schallwellen daselbst Stille, zwei Lichtwellen Dunkelheit hervorbringen. Gehen die beiden Wellenbewegungen von ihren Mittelpunkten gleichzeitig aus, so liegen die Punkte, in welchen Verstärkung eintritt, so, daß die von den Mittelpunkten nach ihnen hingehenden Strahlen gleiche Wege oder solche Wege zurückzulegen haben, welche um eine Anzahl ganzer Wellenlängen verschieden sind; Vernichtung dagegen findet in jenen Punkten statt, wo die Strahlen mit einem Wegunterschied von einer halben Wellenlänge oder überhaupt einer ungeraden Anzahl halber Wellenlängen eintreffen. Namentlich in der Lehre vom Licht spielt die I. eine wichtige Rolle und gibt Anlaß zu zierlichen Erscheinungen, in welchen die Stellen gegenseitiger Verstärkung und Vernichtung als abwechselnd helle und dunkle Streifen oder Ringe gesehen werden (vgl. die Artikel: Beugung des Lichts, Fresnels Spiegelversuch, Newtonsche Farbenringe, Polarisation [chromatische], Schall, Wellenbewegung).

Interglaziāl (lat.) nennt man die zwischen den beiden Vereisungen der Diluvialzeit entstandenen Bildungen; s. Diluvium und Eiszeit.

In tergo (lat.), auf dem Rücken, auf der Rückseite.

Intérieur (franz., spr. ängteriör), das Innere; in der Malerei soviel wie Innenansicht, Bild vom Innern eines Zimmers oder Gebäudes; kam als besonderes Fach der Malerei erst bei den Niederländern gegen Ende des 16. Jahrh. in Aufnahme (durch H. van Steenwyck, P. Neeffs den ältern u. a.).

Interim (lat., »einstweilen«), Bezeichnung für die einstweilige Regelung kirchlicher oder politischer Zustände, welche so lange gilt, bis sie endgültig geordnet werden. Insbesondere versteht man darunter drei Versuche einer einstweiligen Ausgleichung in Religionssachen, welche unter der Regierung Kaiser Karls V. in Deutschland zwischen Katholiken und Protestanten bis zum Entscheid einer allgemeinen Kirchenversammlung gemacht wurden. Das erste derselben war das Regensburger I. von 1541, der wahrscheinlich von Bucer in lateinischer Sprache abgefaßte Entwurf einer Vereinbarung über die kirchlichen Streitfragen, welcher dem Regensburger

Digitized by Google

Religionsgespräch und auch dem Reichsabschied zu Grunde gelegt wurde; der letztere bestimmte, daß die Evangelischen bis zum Zusammentritt des Konzils nicht über und wider die verglichenen Artikel hinausgehen sollten; die wesentlichsten Punkte der Reformation waren in den Artikeln zugestanden. Durch das zweite, das Augsburger I. von 1548, versuchte Kaiser Karl V. die damals eben im Schmalkaldischen Kriege mit Waffengewalt besiegten Protestanten zur Unterwerfung unter die alte Kirche zu bewegen; es sollte ihnen eine Glaubensnorm gegeben werden, nach der sie einstweilen sich zu richten hätten, mit einigen Konzessionen an ihre kirchliche Einrichtung, die ihnen den Rücktritt in die katholische Kirche erleichtern sollten. Zur Formulierung dieser einstweiligen Norm berief Kaiser Karl V. den Naumburger Bischof Johann v. Pflugk, den Mainzer Weihbischof Michael Helding (Sidonius) und den Brandenburger Hofprediger Johann Agricola. Die drei Männer verfaßten das zweite I., welches aus 26 Artikeln bestand und den Titel führte: »Der Römisch-kaiserlichen Majestät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen Reich bis zum Austrag des allgemeinen Concilii gehalten werden soll.« Dasselbe enthielt im wesentlichen die Lehre des Katholizismus; es berücksichtigte die Forderung der Protestanten nur insofern, als einige Feiertage abgeschafft, die Einziehung der Kirchengüter stillschweigend gestattet, die Ehe den Geistlichen bis zur Entscheidung durch ein allgemeines Konzil erlaubt und der Genuß des Abendmahls in beiderlei Gestalt unter der Bedingung zugestanden wurde, daß der Genuß des Abendmahls unter Einer Gestalt weder Tadel noch Mißbilligung erlitt (vgl. Beutel, Über den Ursprung des Augsburger Interims, Dresd. 1888). Aber der Kaiser erreichte mit diesem I. seinen Zweck keineswegs. Zwar wurde es 15. Mai 1548 als Reichsgesetz verkündigt, aber die Mehrzahl der katholischen Stände wollte von gar keinen Zugeständnissen wissen, und in den evangelischen Landen mißachtete man, wo man sich nur dem Druck der kaiserlichen Waffen entziehen konnte, seine Vorschriften; es blieb eine Maßregel auf dem Papier. Geradezu verweigert wurde die Annahme des I. von dem gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, den jungen hessischen Landgrafen, den protestantischen Ständen und Städten Niedersachsens, von Pfalz-Zweibrücken, von dem Herzogtum Preußen und von dem Markgrafen Hans von Brandenburg-Küstrin. Ja, selbst der Kurfürst Joachim II., der sich dem Kaiser gegenüber so willfährig gezeigt, konnte die Anerkennung des I. in seinem Lande nicht durchführen. Nur Württemberg und die Kurpfalz fügten sich ohne weiteres in den Willen des Kaisers, und hier wurden die widerspenstigen Geistlichen ihrer Stellen entsetzt und verfolgt, einige sogar getötet sowie zu nachsichtige Magistrate abgesetzt. Zwar erließ der Kaiser ein strenges Verbot, etwas gegen das I. zu schreiben, zu predigen oder zu drucken; allein bald erschienen Flugschriften dagegen in Menge. Magdeburg war der Sammelplatz der wegen des I. Vertriebenen und die Schmiede der Flugschriften. Daher ward es spottweise die »Kanzel Gottes« genannt, während die Gegner des I. letzteres die »Sphinx Augustana«, »des Papstes Unterhemd« ꝛc. titulierten. Auch Spottlieder wurden in Menge darauf gedichtet und zirkulierten im Volke. Eine Modifikation erfuhr das I. in Sachsen. Kurfürst Moritz hatte zwar für seine Person dasselbe angenommen, wagte aber nicht, es dem Lande unverändert aufzudrängen, und ließ mit Hilfe Melanchthons auf einer Reihe von Konferenzen u. Religionsgesprächen in Pegau, Torgau und Kloster-Zelle, an denen die Bischöfe von Naumburg und Meißen, Vertreter der Universitäten Wittenberg und Leipzig, mehrere Geistliche und kurfürstliche Räte teilnahmen, in gewundenen, vieldeutigen und unbestimmten Worten eine Kirchenagende ausarbeiten, die den Namen des kleinen I. zum Unterschied von dem großen erhielt und 22. Dez. 1548 von den Landständen Sachsens angenommen wurde, weshalb, da diese Beratung zu Leipzig erfolgt war, nun für das sogen. kleine I. der Name Leipziger I. aufkam. Von seiten der Regierung wurde es im Juli 1549 als Landesgesetz eingeführt. Dasselbe erklärte die äußerlichen Dinge, die Formen des Kultus, für Adiaphora und wahrte bloß hinsichtlich des Glaubens im ganzen den evangelischen Standpunkt. Dennoch fanden sich auch in und außer Sachsen nicht wenige Theologen, welche sich gegen dieses I. sowie den Urheber und die Anhänger desselben, Interimisten od. Adiaphoristen genannt, in Vorwürfen und Schmähungen ergingen. Das Haupt dieser Gegner des I. war Matthias Flacius (s. d.), der sogleich, als er von den Versammlungen und Beratungen der Theologen zu Zelle und Pegau gehört hatte, seine Professorstelle zu Wittenberg niederlegte und sich in die Oppositionsstadt Magdeburg begab, wo er soviel wie möglich Gegner gegen das I. zu werben suchte, u. von wo eine Unzahl von Schmähschriften gegen das I. und seine Anhänger erschien. Das Leipziger I. verlor seine Geltung schon 1552, als Kurfürst Moritz sich gegen den Kaiser erhob und dem Protestantismus in Sachsen wieder freie Bahn ließ.

Interim aliquid fit (lat.), »Inzwischen geschieht etwas«, etwa soviel wie: »Kommt Zeit, kommt Rat«, Citat aus Terenz' »Andria« (Akt 2, Szene 1).

Interimistikum (neulat., auch Provisorium, s. d.), vorläufige amtliche Anordnung, vorläufige Verwaltung eines Amtes; gerichtliche Verfügung, wodurch das Verhältnis des streitigen Gegenstandes während der Dauer des über ihn entstandenen Prozesses einstweilen bis zur Entscheidung festgestellt wird (s. Einstweilige Verfügungen).

Interimistisch (lat.), einstweilig, vorläufig, bis zur definitiven Regelung.

Interimsnote, im Handelswesen, s. Beinote.

Interimsrock (dienstlich Überrock), der in der preußischen Armee von den Offizieren (ausgenommen Husaren) getragene langschößige Rock mit zwei Reihen Knöpfen von der Farbe der Knöpfe des Waffenrockes. Der I. der Generale, der Offiziere der Kavallerie und Feldartillerie ist blau, bei allen andern Offizieren schwarz, die Ärmel haben breite Aufschläge ohne Knöpfe, der Kragen hat keine Stickerei oder Litzen, auf den Schultern sind keine Epaulettthalter (nur inaktive Offiziere tragen sie als Abzeichen). Seit Anfang der 80er Jahre wird der I. im kleinen Dienst, namentlich beim Felddienst, auch mit Schärpe getragen.

Interimsschein (Interimsquittung), im allgemeinen eine vorläufige Bescheinigung über eine Leistung, welche bis zur Ausstellung einer definitiven Urkunde Geltung haben und gegen diese zurückgegeben werden soll. Im Aktienverkehr ist I. die vor Ausgabe der Aktie selbst über den Erwerb der Mitgliedschaft und die erfolgten Teilzahlungen ausgefertigte Urkunde (auch Aktiencertifikat, Promesse), diese dürfen nicht auf den Inhaber lauten (s. Aktie, S. 277, und Inhaberpapier). Im Wechselverkehr kommen Interims-

Digitized by Google

scheine insbes. dann vor, wenn die Erfüllung der aus dem Wechselschluß dem einen oder andern Kontrahenten obliegenden Verbindlichkeiten einstweilen ausgesetzt bleibt, also entweder die Valuta nicht gleich bei Ausstellung oder Begebung des Wechsels berichtigt wird (etwa weil abgewartet werden soll, ob der Wechsel vom Bezogenen eingelöst wird), oder aber der Wechsel nicht gleich bei Bezahlung der Valuta ausgestellt oder begeben wird (z. B. wenn ein Wechsel verkauft wird, den der Verkäufer noch nicht hat). Ersternfalls läßt sich der Geber des Wechsels einen J. über die geschuldete Valuta geben, welcher bei Zahlung der Valuta zurückzugeben ist; der Schuldner der Valuta kann über diese auch einen wirklichen Wechsel ausstellen (Interimswechsel). Letzternfalls läßt sich der Geber der Valuta über den Empfang der Valuta und die Zusage des Wechsels einen J. geben; auch ein solcher J. wird mitunter Interimswechsel genannt, ist aber kein Wechsel, da Gegenstand eines solchen nur die Verpflichtung zur Zahlung einer Geldsumme und nicht zur Anschaffung eines Papiers sein kann.

Interimswechsel, s. Interimsschein.

Interimswirtschaft (Setzwirtschaft), die Bewirtschaftung eines Bauerngutes während der Minderjährigkeit des Anerben durch einen hierzu bestellten Dritten (Interimswirt) auf dessen eigne Rechnung und auf eine bestimmte Zeit (Mahljahre, Wohnjahre), welche regelmäßig mit der Volljährigkeit des Anerben endigt. Für seine Aufwendungen hat der Interimswirt, gewöhnlich zugleich Vormund und Stiefvater des Minderjährigen, wenn er auch kein Vermögen in das Gut einbrachte, Anspruch auf Entschädigung (Zusicherung einer Leibzucht, einer Abfindung für seine Kinder, auch für die zugebrachten, und selbst eines bedingten Erbrechts an dem Gute), wie er während der Mahljahre auch verpflichtet ist, das Gut in Bau und Besserung zu erhalten, die Lasten desselben zu tragen und Ersatz für den von ihm etwa verschuldeten Schaden zu leisten. Die J. kommt in Deutschland nur noch vereinzelt (in Waldeck, Braunschweig ꝛc.) vor. Vgl. Runde, Abhandlung der Rechtslehre von der J. (2. Aufl., Götting. 1832).

Interjektion (lat.), Empfindungswort, ein Laut oder Wort, welches die Empfindungen oder Gefühle des Schmerzes, der Freude, der Überraschung, der Furcht, der Entschlossenheit ꝛc. ausdrückt. Interjektions- oder interjektionale Theorie heißt eine der Theorien über den Ursprung der Sprache (s. d.), wonach dieselbe aus Interjektionen, wie Ah, Oh u. dgl., hervorgegangen sein soll. [Ernst.

Inter jŏcos et serĭa (lat.), zwischen Scherz und

Interkalār (lat.), eingeschaltet; intercalaris annus, Schaltjahr; intercalaris dies, Schalttag.

Interkalārfrüchte, im katholischen Kirchenrecht die Einkünfte erledigter Pfründen von der Erledigung an bis zu ihrer Wiederbesetzung. Diese Zwischenzeitsfrüchte, auf welche früher die Bischöfe, ja selbst der Papst unter Umständen Ansprüche erhoben, treten jetzt dem Vermögensstock der Kirche, resp. der Pfründe hinzu, wenn sie nicht, wie z. B. in Baden, Österreich, Württemberg u. a., gewissen allgemeinen Kirchenfonds zu gute kommen. Die Kosten der Vakanz werden aus den Interkalarfrüchten vorweg bestritten.

Interkalārzinsen, soviel wie Bauzinsen (s. d.).

Interkolumnie (lat., griech. Mesostylon), bei griechischen Tempeln der von Achse zu Achse reichende Zwischenraum zwischen je zwei Säulen, dessen Weite durch die Säulendurchmesser bedingt wird.

Interkonfessionell (lat.), auf das Verhältnis der Konfessionen zu einander bezüglich, dasselbe regelnd, z. B. staatliche Gesetze.

Interkostāl (lat.), zwischen den Rippen gelegen; Interkostalneuralgie, Neuralgie im Verlauf der Zwischenrippennerven.

Interkurrēnt (lat.), dazu-, dazwischenkommend.

Interlaken (v. lat. inter lacus, „Zwischen Seen, Unterseen“), ursprünglich (seit 1130) ein Augustinerkloster, später Staatsgebäude, jetzt Bezirkshauptort im schweizer. Kanton Bern, zur Gemeinde Aarmühle gehörig, 567 m ü. M., an den Linien Därligen-Bönigen (Bödelibahn) und J.-Thun (Thuner See-Bahn), durch einen Kanal mit dem Thuner See und durch Bergbahnen mit Grindelwald, Lauterbrunnen, Mürren und der Schynigen Platte verbunden, mit (1888) 2028 meist evang. Einwohnern. Der Ort umfaßt zunächst nur die Gebäudegruppe um das ehemalige Kloster, im weitern Sinne aber das ganze Ufergelände der Aare im Bödeli, das Dorf Matten und das Städtchen Unterseen (2015 Einw.). Das milde Klima (mittlere Jahrestemperatur 8,79°), durch die Gebirgswände gegen Nordwinde geschützt und im Sommer durch die Seeluft abgekühlt, das liebliche Thal (Bödeli) und die Lage als Vorhalle der großartigen Hochgebirgswelt machen J. für Brust- u. Nervenschwache zuträglich und zum Hauptquartier für die Touristen im Berner Oberland, ja selbst der Schweiz. Die alljährliche Zahl der Fremden schwankt zwischen 75,000 u. 100,000. Mittelpunkt des Fremdenverkehrs ist der Höheweg, eine Allee herrlicher Nußbäume, an der sich eine Straße von palastartigen Hotels hinzieht. Die schönsten Ausflüge, welche von J. aus gemacht werden, gehen nach der Heimwehfluh, zum Hohbühl, auf die Schynige Platte, auf den Abendberg ꝛc. oder weiter in die Zweigthäler der Lütschine, das gletscherreiche Grindelwald und das durch 20 Wasserfälle geschmückte enge Lauterbrunnen, oder auch nach dem nördlich vom Thuner See gelegenen Kurort St. Beatenberg (1148 m), dem Faulhorn, Gießbach, Brienz, Meiringen und höher in das Oberhasle (s. Haslethal), über die Grimsel zum Rhônegletscher ꝛc. Die ganze, in der Saison außerordentlich belebte, mit Ortschaften (Unterseen, J., Matten, Bönigen, Gsteig, Wilderswyl, Mülinen) besäete, wohl angebaute Ebene des Bödeli, rings von Gebirgen eingerahmt, bildet einen Thalkessel der von See zu See eilenden Aare, welcher aus dem Thalhals von Lauterbrunnen die Lütschine (jetzt in den Brienzer See ausgeleitet) zuströmt. Neben dem Fremdenverkehr sind als Erwerbsquellen zu nennen die Holzschnitzerei und die Parkettfabrikation. Vgl. Meyer-Ahrens, J. als klimatischer und Molkenkurort (Bern 1869); Gelpke, J. in historischer, klimatischer und ästhetischer Beziehung (das. 1870); Delachaux, Der klimatische Luftkurort J. (Interlaken 1885).

Interlineār (lat.), zwischen den Zeilen geschrieben oder gedruckt; Interlinearversion, eine zwischen den Zeilen des Urtextes befindliche wörtlich genaue Übersetzung; auch soviel wie Interpolation.

Interlokūt (lat. Interlocutio, auch Interlocutorium, Zwischenurteil, Zwischenbescheid), früher im Gegensatz zum Endurteil Bezeichnung für eine richterliche Verfügung, die sich nur auf Leitung des Ganges des Rechtsstreits oder auf einen Zwischenpunkt bezog; daher Beweisinterlokut (Beweisbescheid) die richterliche Verfügung, durch welche das Beweisthema in einem bürgerlichen Rechtsstreit festgestellt wird (s. Beweisverfahren, S. 955).

Interludium (lat.), Zwischenspiel (s. d.).

Interlunium (lat.), die Zeit des Neumondes.

Intermaxillarknochen, s. Zwischenkiefer.

Intermediär (franz.), dazwischen befindlich.

Intermedium (lat.), Zwischenzeit, Zeitraum zwischen zwei Terminen.

Intermezzo (ital., auch Intermedio, »Zwischenspiel«), Name der zu Ende des 16. Jahrh. in Italien aufgekommenen musikalischen Zwischenaktsunterhaltungen bei Aufführungen von Tragödien, später auch bei denen ernster Opern. Anfänglich hingen die Intermezzi der verschiedenen Akte nicht miteinander zusammen, sondern jede behandelte einen andern mythologischen Gegenstand. Allmählich aber entwickelte sich aus ihnen eine im Gegensatz zur Handlung des Hauptstückes mehr oder weniger scherzhaft behandelte zweite Handlung, die sich abwechselnd mit jener stückweise abspielte. Ein solches J. war Pergolesis »Serva padrona«. Der nächste Schritt war die Lostrennung dieser allmählich erwachsenen scherzhaften kleinen Oper aus der unnatürlichen Verstrickung mit einer ernsten, und dadurch entstand die sogen. Opera buffa (komische Oper, Opernposse). Die ältesten Intermedien waren einfache Madrigale; auch wurden sie zeitweilig durch Instrumentalvorträge abgelöst; später trat das Ballettdivertissement an Stelle des J. Die einzige Form, in der Intermedien noch jetzt existieren (im Drama), ist die der Zwischenaktsmusiken. Allgemeiner gebraucht man J. für einen unerwarteten, komischen Zwischenfall. Vgl. Angeli, Notizie per la storia del teatro a Firenze nel secolo XVI, specialmente circa gli intermezzi (Modena 1891).

In termino (lat.), am gesetzten Termin.

Intermittierend (lat.), zeitweilig aussetzend, ausbleibend (z. B. von Quellen, Flüssen, Seen); intermittierendes Fieber (febris intermittens), soviel wie Wechselfieber (s. d.); intermittierender Puls (pulsus intermittens), charakterisiert durch das Ausbleiben einzelner Pulsschläge, ist eine Folge unregelmäßiger Innervation des Herzmuskels und häufig ein Zeichen von Entartung und bei chronischen oder akuten Krankheiten beginnender Lähmung des Herzens.

Intermundien (lat., »Zwischenwelten«, griech. Metakosmien), diejenigen Räume zwischen den verschiedenen Welten, in welchen nach der Lehre des Epikuros (s. d.) die unsterblichen Götter leben und von Weltangelegenheiten ungestört ein seliges Dasein führen.

Intérn (lat.), inner, innerlich; inländisch, einheimisch; in der Anstalt ꝛc. befindlich oder wohnend; Interna, die innern Angelegenheiten (s. Internum).

Internāt (neulat., von internus, »inner«), im Erziehungswesen diejenige Einrichtung der pädagogischen Anstalten, nach der die Schüler zugleich Zöglinge sind, d. h. in der Anstalt verpflegt und erzogen werden; demgemäß soviel wie Alumnat (Institut). Im Gegensatz dazu nennt man Anstalten, die nicht zugleich die Schüler verpflegen, Externate. Internate als Anstalten, die nicht die natürliche, sondern eine künstliche Lebensordnung darstellen, sollen nicht ohne Not eingerichtet werden; unter Umständen aber (für Waisenhäuser, Rettungshäuser, Berufsschulen, die eine größere Anzahl junger Leute an einem Punkte anhäufen) sind sie nötig. In solchen Fällen kann es nur darauf ankommen, sie verständig einzurichten, zwischen straffer Ordnung und thunlichster Annäherung an die Familienerziehung das rechte Gleichgewicht herzustellen. Ganz mit Unrecht hat man zeitweise Externat und J. als Stichwörter einander feindlich gegenüberstehender Parteien ausgespielt; so in der Zeit der Raumer-Stiehlschen Regulative vom Oktober 1854 hinsichtlich der preußischen Lehrerseminare.

Internationāl (neulat.), Bezeichnung für dasjenige, was »zwischen verschiedenen Nationen« stattfindet oder Geltung hat. So bildet der internationale Verkehr (Welthandel) den Gegensatz zum innern Handel in den einzelnen Ländern, das internationale Recht (s. d.) den Gegensatz zu dem auf rein interne Verhältnisse anzuwendenden Recht der einzelnen Staaten. Der Ausdruck J. ist (nach F. v. Holtzendorff) zuerst von Bentham gebraucht worden. Der internationale Verkehr gewinnt in unsrer Zeit mehr und mehr an Bedeutung, worin ein hochwichtiger Kulturfortschritt der Menschheit zu erblicken ist. Internationale Vereinigungen, wie z. B. der Weltpostverein, fördern die gemeinsamen Interessen der zivilisierten Nationen. Gemeinsame Bestrebungen im Interesse der Humanität, der Wissenschaft und der Rechtspflege werden auf internationalen Kongressen und in internationalen Vereinen gepflegt, und die internationalen Beziehungen der Staaten zu einander nehmen die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Regierungen ganz besonders in Anspruch. Über internationale Büreaus, internationale Gerichte und internationales Recht s. die besondern Artikel.

Internationale (Internationale Arbeiterassociation, International working men's association), eine sozialdemokratische Arbeiterverbindung, deren Gründung, durch K. Marx (s. d.) u. a. lange geplant, 28. Sept. 1864 auf einem Meeting in St. Martin's Hall in London von Sozialisten und radikalen Republikanern aller Länder beschlossen wurde. Schon in den 40er Jahren hatte der »Bund der Gerechten«, eine geheime Verbindung deutscher Sozialisten im Auslande mit dem Sitz in London, dann der unter der Leitung von Marx und Engels gestandene, 1850 eingegangene »Bund der Kommunisten« eine internationale Aktion gefordert. Die Verbindung von 1864 war der erste Versuch, die Sozialdemokratie zu einer einheitlichen internationalen Partei zu machen, um als revolutionäre Agitationspartei gleichzeitig in allen Ländern für die Verwirklichung des Marxschen sozialdemokratischen Programms (s. Sozialismus) zu agitieren und die soziale Revolution vorzubereiten. Auf jenem Meeting wurde ein Ausschuß von 50 Personen eingesetzt, um Programm und Statut der Verbindung vorzubereiten; ein späterer internationaler Kongreß sollte darüber beraten und entscheiden. K. Marx, die Seele der Bewegung, entwarf beides und fand die Zustimmung sowohl des Ausschusses als des ersten, die J. konstituierenden internationalen Kongresses zu Genf im J. 1866. Das Programm lautet: »In Erwägung, daß die Emanzipation der arbeitenden Klassen durch die arbeitenden Klassen selbst erobert werden muß; daß der Kampf für die Emanzipation der arbeitenden Klassen nicht einen Kampf für die Klassenprivilegien und Monopole, sondern für gleiche Rechte und Pflichten und für die Vernichtung aller Klassenherrschaft bedeutet; daß die ökonomische Abhängigkeit des Mannes der Arbeit vom Monopolisten der Werkzeuge, der Quellen des Lebens, die Grundlage der Knechtschaft in jeder Form, des sozialen Elends, der geistigen Herabwürdigung und politischen Abhängigkeit bildet; daß deshalb die ökonomische Emanzipation der arbeitenden Klassen das große Ziel ist, welchem jede politische Bewegung als bloßes Hilfsmittel sich unterordnen sollte; daß alle auf dieses große Ziel ge-

Digitized by Google

richteten Anstrengungen bisher an dem Mangel der Solidarität zwischen den vielfachen Zweigen der Arbeit jedes Landes und an dem Nichtvorhandensein eines brüderlichen Bandes der Einheit zwischen den arbeitenden Klassen der verschiedenen Länder gescheitert sind; daß die Emanzipation der Arbeit weder ein lokales noch ein nationales, sondern ein soziales Problem ist, welches alle Länder umfaßt, in denen moderne Gesellschaft existiert, und dessen Lösung von der praktischen und theoretischen Mitwirkung der vorgeschrittensten Länder abhängt; daß das gegenwärtige Wiederaufleben der arbeitenden Klassen in den gewerkthätigen Ländern Europas, während es neue Hoffnungen rege macht, eine feierliche Warnung vor einem Rückfall in alte Irrtümer enthält und ein unmittelbares Bündnis der noch getrennten Bewegungen erfordert: aus diesen Gründen erklärt der erste internationale Arbeiterkongreß, die internationale Arbeiterassociation und alle ihr angehörigen Gesellschaften und Individuen, Wahrheit, Recht und Sitte als die Grundlage ihres Betragens untereinander und gegen alle ihre Mitmenschen ohne Rücksicht auf Farbe, Bekenntnis oder Nationalität anzuerkennen. Der Kongreß betrachtet es als Pflicht des Mannes, die Rechte eines Mannes oder Bürgers nicht bloß für sich selbst, sondern für jedermann, der seine Pflicht thut, zu fordern. Keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte.«

Die Organisation der J. war folgende: Von den Lokalsektionen (den Mitgliedern der J. an einem Ort) wurden Delegierte gewählt; diese bildeten die Föderationen; die Delegierten der Föderationen bildeten den Kongreß, der jährlich zusammentreten sollte, um die entscheidenden Beschlüsse zu fassen, die leitenden Grundsätze für die ganze Bewegung zu geben und die Mitglieder des Vorstandes (Generalrats) zu ernennen. Dieser mit dem Sitz in London korrespondierte, indem für die einzelnen Länder Generalsekretäre (Marx für Deutschland) bestellt waren, über alle sozialen und politischen Fragen mit den einzelnen Vereinen. Letztere konnten sich national zu Zentralverbänden organisieren. Der erste, 1865 nach Brüssel berufene Kongreß kam, weil ihn die belgische Regierung verbot, nicht zu stande. Hierauf fanden Kongresse nacheinander statt in Genf (1866), Lausanne (1867), Brüssel (1868), Basel (1869). Durch die Beschlüsse derselben, namentlich in Brüssel und Basel, wurde das Programm im einzelnen festgestellt (s. Sozialismus). Die J. gewann schnell in allen industriellen Ländern (außer in England) Boden, doch zählte sie nie viele steuernde Mitglieder, auch wurde ihre Macht vielfach überschätzt. 1870 wurde wegen des deutsch-französischen Krieges kein Kongreß berufen, sondern nur 1871 eine Konferenz von Delegierten in London abgehalten. Bald darauf trat in der Partei unter den Führern immer schärfer ein Gegensatz hervor, der schließlich zum offenen Bruch und damit zur Auflösung der J. führte. Bakunin hatte 1868 in Bern eine »internationale Allianz der sozialistischen Demokratie« begründet, deren Sektionen in die J. eintraten. Dieselben waren Gegner der Zentralisation, die Sektionen sollten autonom sein, der Generalrat sollte nur zwischen ihnen vermitteln. Hierfür war die Mehrzahl der französischen, italienischen, belgischen und spanischen Delegierten. Die Gegner aber wollten gerade eine Machterweiterung für den Generalrat. Auf dem Kongreß im Haag (1872) siegten die Zentralisten über die Föderalisten mit 26 gegen 23 Stimmen. Die Majorität verlegte den Sitz des Generalrats nach New York, die Minorität schied aus, um eine neue J. zu gründen. Beide Parteien tagten 1873 in Genf gleichzeitig, aber gesondert und befehdeten sich auf das heftigste. Alle Versuche, die Einigung wieder herbeizuführen, namentlich auf dem Kongreß in Genf 1877, mißlangen, ebenso der Versuch Mosts auf einem Kongreß in London 1881, eine neue J. der anarchistischen Partei zu begründen. Im gleichen Jahre fand ein internationaler Kongreß der gemäßigten Richtung in Chur statt. Seit 1889 werden alle zwei Jahre internationale Arbeiterkongresse als Vereinigungen der sozialistischen Arbeiterparteien aller Länder abgehalten, der erste 1889 gelegentlich der Centenarfeier der französischen Revolution in Paris, weitere 1891 in Brüssel und 1893 in Zürich, wo die Vertreter der anarchistischen Gruppen ausgeschlossen wurden. Für 1895 ist London in Aussicht genommen. Vgl. Eichhoff, Die internationale Arbeiterassociation (Berl. 1868); Testut, L'Internationale (Par. 1871; deutsch, Leipz. 1872); Villetard, Histoire de l'I. (Par. 1871); Pachtler, Die internationale Arbeiterverbindung (Essen 1871); Yorke, Geheime Geschichte der internationalen Arbeiterverbindung (Stuttg. 1872); »Zur Geschichte der J.« (von M. Busch, Leipz. 1872); E. Jäger, Der moderne Sozialismus &c. (Berl. 1873); L. Favre, Histoire de l'I. et du socialisme (Niort 1879, 2 Bde.); Zacher, Die rote J. (3. Aufl., Berl. 1884); »Protokoll des internationalen Arbeiterkongresses zu Paris« (Nürnb. 1890).

Internationale Büreaus. Außer den in Bern befindlichen internationalen Büreaus (s. Artikel »Bern«, S. 848) bestehen noch weitere und zwar: 1) das internationale Büreau für Gewichte und Maße (Bureau international des poids et mesures, scientifique et permanent) zur Sicherung der Einheitlichkeit der metrischen Gewichte und Maße, errichtet in Paris auf Grund des Staatsvertrags vom 20. Mai 1875 und in Wirksamkeit seit 1876; dasselbe veröffentlicht je nach Bedarf Berichte über seine Thätigkeit. 2) Das Zentralbüreau der internationalen Gesellschaft für Geodäsie (Bureau central de l'Association géodésique internationale), gegründet 1864 in Anlehnung an das preußische geodätische Institut zu Berlin zwecks Vereinheitlichung und Unterstützung der geodätischen Arbeiten in den beteiligten Staaten, insbes. der europäischen Gradmessung; dasselbe wurde neu organisiert 1886 (s. Gradmessungen, S. 842). 3) Die zwei Büreaus in Sansibar und Brüssel zur Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels (s. Sklaverei). 4) Das Büreau der internationalen Union für Veröffentlichung der Zolltarife (Union internationale pour la publication des tarifs douaniers), errichtet in Brüssel gemäß Staatsvertrag vom 5. Juli 1890 und in Thätigkeit seit 2. April 1891; dasselbe gibt heraus ein »Bulletin international des douanes«, in welchem die Zolltarife der beteiligten Staaten und deren jeweilige Abänderungen auf Grund amtlicher Materialien veröffentlicht werden. Vgl. G. Moynier, Les bureaux internationaux des unions universelles (Genf u. Par. 1892).

Internationale Gerichte, Gerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten, an welchen mehrere Nationen beteiligt sind, gewöhnlich in einem engern Sinne gebraucht als Bezeichnung für die (weil aus Europäern und Ägyptern zusammengesetzt) »gemischten« Gerichte erster und zweiter Instanz, welche in Ägypten auf Grund völkerrechtlicher Vereinbarungen aus

den Jahren 1874 und 1875 teilweise an Stelle der Konsulargerichte der verschiedenen Staaten geschaffen worden sind. Das gesamte Personal wird von der ägyptischen Regierung angestellt, jedoch, soweit Nichtägypter in Frage sind, erst nach Anhörung der Justizminister der beteiligten Staaten. Sie urteilen namens des Chedive und als ägyptische Behörden in Zivilsachen zwischen Europäern u. Ägyptern (einschließlich des Chedive und seiner Regierung), zwischen Europäern verschiedener Nationalität und über Ansprüche von Nichtägyptern auf in Ägypten gelegene Immobilien, sodann in Strafsachen über Übertretungen sowie ferner über Verbrechen und Vergehen, welche gegen die gemischten Gerichte selbst oder ihre Mitglieder oder von den letztern in Ausübung oder bezüglich der Ausübung ihres Amtes begangen werden. Zu Grunde zu legen sind diesen Entscheidungen die eigens hierfür verfaßten Gesetzbücher. Vgl. Hagens, Die ägyptische Justizreform (1883); s. auch Ägypten, S. 225.

Internationale kriminalistische Vereinigung, s. Kriminalistische Vereinigung.

Internationales Recht, in der neuern Zeit Bezeichnung für die Gesamtheit der Rechtsgrundsätze über das gegenseitige Verhalten und Verhältnis der verschiedenen Staaten der zivilisierten Welt sowie ihrer Rechtsordnungen, bez. Gesetzgebungen; den erstern Teil benennt man gewöhnlich als Völkerrecht (s. d.), den letztern als internationales Privat- u. Strafrecht (hier auch je die Normen über das gerichtliche Verfahren mitumfassend). Beide Rechtsgebiete befinden sich zur Zeit noch im Entwickelungsstadium, und so besteht dermalen beispielsweise auf dem Gebiete des internationalen Privatrechts noch keine Übereinstimmung darüber, ob für die Rechtsfähigkeit und die Handlungsfähigkeit eines Ausländers im Inlande das Recht seines Heimatstaates oder jenes seines jeweiligen Wohnsitzes bestimmend, in welchem Maße juristische Personen, die im Auslande ihren Sitz haben, rechtsfähig sein, nach welchem Recht, dem persönlichen Recht ihres Besitzers oder nach jenem der belegenen Sache, die bewegliche Habe eines Ausländers zu beurteilen, welche Formen bei Rechtsgeschäften zwischen Inländern und Ausländern zu beobachten, welches Recht für die Ehe zwischen Angehörigen verschiedener Staaten, für ihre Familiengüter- und familienrechtlichen Verhältnisse entscheidend, nach welchem Recht sich die Erbfolge eines Ausländers bestimmen, welche Formen bei Vornahme gerichtlicher Handlungen auf Ersuchen ausländischer Gerichte (Rechtshilfe, s. d.) beobachtet werden, welche Wirksamkeit einem ausländischen Urteil oder einer ausländischen Konkurseröffnung zukommen solle. Durch die Vorarbeiten seitens des Vereins für die Reform und Kodifikation des Völkerrechts (Association for the reform and codification of the law of nations), besonders aber durch jene des »Instituts für internationales Recht« (s. d.), sowie die einschlägigen Zeitschriften und sonstigen Veröffentlichungen wurden bereits wertvolle Beiträge zur Klärung der Anschauungen über einen großen Teil dieser Fragen geliefert. Es steht zu hoffen, daß dieselben bald einer einheitlichen Regelung entgegengeführt werden durch Staatsverträge auf Grund der Beschlüsse, welche Vertreter einer größern Anzahl von Regierungen bei den in den Jahren 1893 und 1894 von der niederländischen Regierung nach dem Haag berufenen Konferenzen gefaßt haben. Auf dem Gebiete des internationalen Strafrechts hinwiederum bestehen verschiedene Ansichten darüber, ob und inwieweit die Strafrechtspflege eines Staates auch wegen im Auslande verübter Thaten einschreiten dürfe oder solle. Das sogen. Territorialitätsprinzip beschränkt sie auf das eigne Staatsgebiet, das aktive Personalitätsprinzip gibt ihr auch ein Verfolgungsrecht wegen Verbrechen, welche Inländer im Auslande begangen haben, das passive Personalitäts-, bez. Realprinzip auch wegen solcher Verbrechen, welche von Ausländern im Auslande zum Nachteil von Inländern, bez. inländischen Rechtsgütern vollführt worden sind; endlich das sogen. Universal- oder Weltrechtspflegeprinzip ermächtigt, wenigstens für den Fall, daß die Organe der zunächst beteiligten Staaten nicht eingreifen, zur Bestrafung aller schwereren Verbrechen, mögen dieselben selbst im Auslande von Ausländern und zum Schaden von Ausländern verübt worden sein. Das deutsche Strafgesetzbuch schließt sich im letzten Resultat dem aktiven Personalitätsprinzip an (s. Ausland). Zum internationalen Strafrecht gehört ferner insbes. noch die Lehre von der Rechtshilfe in Strafsachen und von der Auslieferung (s. d.). Vgl. v. Bar, Theorie und Praxis des internationalen Privatrechts (2. Aufl., Hann. 1889, 2 Bde.); Derselbe, Lehrbuch des internationalen Privat- und Strafrechts (Stuttg. 1892); Jettel, Handbuch des internationalen Privat- und Strafrechts mit Rücksicht auf die Gesetzgebungen Österreichs, Ungarns, Kroatiens und Bosniens (Wien 1893); »Zeitschrift für internationales Privat- und Strafrecht« (hrsg. von Ferd. Böhm, 1890 ff., Leipz.); »Revue de droit international et de législation comparée« (begründet von Rolin-Jacquemyns u. a., 1869 ff., Brüssel).

Internieren (neulat.), ins Innere des Landes oder an einen bestimmten Ort, besonders in eine Festung, verweisen, eine gegen politische Flüchtlinge, auch gegen die auf neutrales Gebiet übergetretenen Truppenteile kriegführender Mächte angewendete Maßregel.

Internodium (Stengelglied, Zwischenknotenstück), jedes zwischen zwei aufeinander folgenden Blättern befindliche Stengelstück (s. Stengel).

Intérnum (lat., »das Innere«), ein Gebiet, das einer bestimmten Person, Körperschaft, Behörde ꝛc. vorbehalten und Dritten gegenüber abgeschlossen ist. So bezeichnet man eine Angelegenheit, welche unter Ausschluß der Öffentlichkeit im Schoß einer Gemeindevertretung behandelt wird, als deren J.; die Beilegung von Mißhelligkeiten unter den Mitgliedern eines Kollegiums, einer Gesellschaft ist ein J. derselben u. dgl.

Internum Mare, d. h. inneres Meer, lateinische Bezeichnung des Mittelländischen Meeres, im Gegensatz zu dem Atlantischen Ozean.

Internunzius (lat.), Botschafter, Geschäftsträger; besonders Geschäftsträger zweiten Ranges, welcher vom Papst in diejenigen Länder gesandt wurde, die ihm wegen ihrer Unbedeutendheit keinen Nunzius (s. d.) zu erfordern schienen; früher auch Titel des österreichischen Gesandten bei der Pforte, weil genau genommen früher zwischen beiden Ländern nicht Friede, sondern nur Waffenstillstand geschlossen wurde und deswegen kein bleibender Gesandter dort verweilte.

Interpellation (lat.), Unterbrechung; dann Einrede, Einspruch, Mahnung des Gläubigers an den Schuldner (s. Verzug); parlamentarisch die förmliche Anfrage, welche an die Staatsregierung um Auskunfterteilung oder um Rechenschaft über eine Angelegenheit gerichtet wird. Manche Verfassungen (z. B. die preußische, Art. 81) räumen den Kammern das Recht, die Regierung zu interpellieren, ausdrück-

Digitized by Google

lich ein. Hier besteht für die Regierung die Verpflichtung zur Beantwortung, sei es, daß dieselbe materiell auf die Sache eingeht, sei es, daß sie ablehnend ausfällt. Aber auch da, wo die Verfassung ein Interpellationsrecht des Parlaments nicht ausdrücklich anerkennt, finden Interpellationen statt, so namentlich auch im deutschen Reichstag. Nach der Geschäftsordnung desselben (§ 32 ff.) müssen Interpellationen an den Bundesrat von mindestens 30 Mitgliedern unterzeichnet sein und dem Präsidenten übergeben werden, welcher sie dem Reichskanzler abschriftlich mitteilt und diesen in der nächsten Sitzung zur Erklärung darüber auffordert, ob und wann er die J. beantworten werde. Im Bejahungsfall wird dann der Interpellant an dem bestimmten Tage zur Ausführung der J. zugelassen. Eine Verhandlung darf sich an die Beantwortung oder Ablehnung der J. anschließen, wenn mindestens 50 Mitglieder darauf antragen. Abgesehen von der förmlichen J. ist es auch den Abgeordneten unbenommen, Anfragen über einen Gegenstand an die Vertreter der Regierung zu richten, wie dies namentlich bei der Etatsberatung vielfach geschieht. Allerdings besteht keine Verpflichtung zur Beantwortung.

Interpellieren (lat.), zwischenreden, ins Wort fallen; Einrede erheben; zu einer Erklärung auffordern, Aufschluß über etwas verlangen (s. Interpellation).

Inter pocŭla (lat.), wörtlich: zwischen den Bechern, d. h. beim Glase Wein, beim Trinken.

Interpolation (lat., »Einschaltung«), in der Handschriftenkunde und philologischen Kritik die Verfälschung des ursprünglichen Textes einer Schrift durch Einschaltung einzelner Wörter, Sätze oder ganzer Abschnitte. Dergleichen Stellen und Schriften heißen daher interpolierte, die Handlung selbst J. und deren Urheber Interpolator. Solche Interpolationen reichen in griechischen und römischen Schriftdenkmälern in sehr alte Zeit zurück; schon Solon schob einen Vers in Homers »Ilias« ein. Später waren es besonders jüdische und christliche Gelehrte, welche sich dergleichen Fälschungen erlaubten, um dadurch ihren eignen Lehrmeinungen den Schein höhern Alters und dadurch größeres Ansehen zu verschaffen. Namentlich waren es auch die Grammatiker, welche seltene und ungewöhnliche Ausdrücke in den alten Schriftstellern durch bekannte, die man Glosseme nennt, zu ersetzen suchten. Sache der Kritik ist es, solche von fremder Hand gemachten Zusätze ausfindig zu machen und auszuscheiden. — In der Mathematik bezeichnet J. die Einreihung neuer Glieder zwischen zwei Gliedern einer nach einem bestimmten Gesetz fortschreitenden Reihe von Größen, so daß sie sich an dieses Gesetz entweder völlig oder doch möglichst nahe anschließen. So wird z. B. eine Vermehrung der Glieder einer arithmetischen oder geometrischen Progression in der Weise bewirkt, daß man zwischen je zwei aufeinander folgende Glieder dort das arithmetische, hier das geometrische Mittel einschaltet, und der Zahlenreihe selbst durch Einschaltung der Brüche. Die J. kommt namentlich in der Astronomie häufig vor, man bedient sich dabei am häufigsten der Interpolationsformel von Lagrange (vgl. Cauchy, Algebraische Analysis, deutsch von Itzigsohn, Berl. 1885). Einfache Interpolationen hat man aber auch fortwährend bei Benutzung der Logarithmentafeln auszuführen. — Interpolationen als Kunstausdruck der Wissenschaft des römischen Rechts soviel wie Emblemata Triboniani (s. d.).

Interpolieren (lat.), einschalten, zustutzen, einrichten, verfälschen (s. Interpolation).

Interponieren (lat.), sich ins Mittel legen; ein Rechtsmittel einlegen.

Interprĕt (lat.), Dolmetsch, Erklärer.

Interpretation (lat.), soviel wie Auslegung (s. d.); J. des Rechts, s. Gesetzesauslegung.

Interpungieren (interpunktieren, lat.), Interpunktionszeichen setzen (s. Interpunktion).

Interpunktion (lat.), die geregelte Anwendung gewisser Schriftzeichen, wodurch die Verbindung und Trennung der Wörter und Sätze sowie die Hebung und Senkung der Stimme, beides unerläßliche Bedingungen eines logisch richtigen und schönen (euphonischen) mündlichen Ausdrucks, bezeichnet wird. Der Name J. stammt zwar von den Römern, doch verbanden diese einen andern Begriff damit, insofern sie nämlich, wie auch die Griechen, nur nach Maßgabe oratorischer, also den Vortrag und die Deklamation betreffender Prinzipien und zwar lediglich mittels bloßer Punkte am Ende der Sätze oder durch Absätze (versus, griech. strichoi) interpungierten. Die neuere, mehr an die Regeln der Grammatik sich anschließende J. ist von dem alexandrinischen Grammatiker Aristophanes erfunden und von spätern Grammatikern weiter ausgebildet worden. Zu Karls d. Gr. Zeiten war sie aber wieder so sehr in Vergessenheit geraten, daß Warnefried und Alkuin sie so gut wie ganz von neuem einführen mußten. Anfangs bediente man sich dabei nur eines auf dreifache Art angebrachten Punktes oder Stigmas und bisweilen noch eines Striches; da man aber dabei keine bestimmten Regeln befolgte, so blieb die J. lange Zeit sehr schwankend, bis zu Ende des 15. Jahrh. die gelehrten venezianischen Buchdrucker Manutius die Interpunktionszeichen vermehrten und über deren Gebrauch festere Regeln aufstellten. Sie sind daher als die eigentlichen Urheber der gegenwärtigen Interpunktionsmethode zu betrachten, und es ist außer einzelnen genauern Bestimmungen nichts Wesentliches mehr hinzugekommen. Doch weichen im einzelnen die verschiedenen europäischen Völker betreffs ihrer Methode der J. vielfach voneinander ab, wie z. B. im Englischen vor and (und) sehr häufig ein Komma oder Strichpunkt gesetzt, dagegen bei Relativsätzen meist kein Interpunktionszeichen angewendet wird, u. dgl. m. Auch in der Handhabung der deutschen J. bestehen manche Differenzen und Schwankungen; in solchen Zweifelsfällen richte man sich nach dem Sinn und schreibe z. B. »er besaß eine tiefe, staatsmännische Einsicht«, wenn der Sinn ist: »er besaß eine tiefe und echt staatsmännische Einsicht«, dagegen schreibe man ohne Komma: »er besaß eine tiefe staatsmännische Einsicht«, wenn gemeint ist, »er besaß eine staatsmännische Einsicht, und diese war tief«. Vgl. Bieling, Das Prinzip der deutschen J. (Berl. 1880); Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten (Leipz. 1892). Die jetzt allgemein gebräuchlichen Interpunktionszeichen sind: Komma, Semikolon, Kolon, Punkt und Fragezeichen, ferner das Ausrufungszeichen, das Teilungszeichen, die Parenthese, der Gedankenstrich, das Anführungszeichen (s. diese Artikel).

Interradius (bei Tieren), s. Radiär.

Interrēgnum (lat., »Zwischenregierung«), in Rom die Regierung des Interrex (s. d.); in der Geschichte Deutschlands vorzugsweise die Zeit nach Kaiser Konrads IV. Tod bis zur Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg (1254—73), wo Wilhelm von Holland,

Digitized by Google

Alfons von Kastilien und Richard von Cornwallis zwar als Kaiser gewählt waren, aber keine Herrschergewalt auszuüben vermochten (s. Deutschland, S. 908). Vgl. Kempf, Geschichte des Deutschen Reichs während des Interregnums (Würzb. 1893).

Interrex (lat., »Zwischenkönig«), der Zwischenmagistratus, welcher in der Königszeit von den Patriziern aus ihrer Mitte ernannt wurde, um nach dem Tode eines Königs die Neuwahl vorzunehmen, aber nach fünf Tagen immer einem Nachfolger weichen mußte, bis die Wahl zu stande gekommen war. Die Einrichtung der Zwischenregierung (Interregnum) wurde in der Republik, in der sonst die obersten Magistrate ihre Nachfolger selbst wählen ließen, beibehalten, wenn jene während ihrer Amtsführung gestorben waren oder das Amt niedergelegt hatten oder die Neuwahl beim Ablauf des Amtsjahres noch nicht hatte stattfinden können. Die Ernennung des I. erfolgte auch jetzt noch durch die Patrizier und zwar in den Kuriatkomitien. In dem Prinzipat hatte der I. natürlich keinen Platz mehr.

Interrogationes in jure (lat.), Fragen, welche die Parteien im römischen Zivilprozeß einander zur Aufklärung und Feststellung der Streitpunkte vorlegen konnten.

Interrogativum (lat.), fragendes Fürwort, s. Pronomen.

Interrogatoria, s. Fragestücke.

Interrogieren (lat.), fragen, ins Verhör nehmen.

Interruptio (lat.), Unterbrechung, Redefigur, darin bestehend, daß man im Affekt die Rede unterbricht.

Interseptum (lat.), Scheidewand; Zwerchfell.

Interstate Commerce (engl., spr. -stet kömmörß), in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Bezeichnung für den Verkehr zwischen den einzelnen Bundesstaaten im Gegensatz zum Internal Commerce (Binnenverkehr innerhalb der einzelnen Staaten) und dem Foreign Commerce (Verkehr mit dem Ausland). Die gesetzliche Regelung des letztern sowie des I. C. ist Bundessache. 1887 wurde eine eigne I. C. Act als Bundesgesetz erlassen mit Novelle von 1889, welche Bestimmungen über Frachtsätze enthält, Kartellierung (Bildung von Pools) miteinander konkurrierender Gesellschaften sowie Gewährung von Vorzugsfrachtsätzen ꝛc. verbietet. 1887 wurde eine I. C. Commission als Bundesamt eingesetzt, welche die Bundesaufsicht wahrnimmt, während neben dieser die State Railroad Commissions als Behörden der einzelnen Bundesstaaten die Landesaufsicht ausüben. Vgl. Hill in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, 3. Folge, Bd. 5 (1893).

Interstitielle Entzündungen spielen sich in muskulösen oder drüsigen Organen in dem Bindegewebsgerüst ab im Gegensatz zu den parenchymatösen Entzündungen der Drüsenzellen, Muskelbündel ꝛc.

Interstitium (lat., »Zwischenraum«), nach kanonischem Recht die Frist, die nach dem Empfang einer geistlichen Weihe bis zum Empfang der nächstfolgenden eingehalten werden muß.

Intertrigo (lat.), das Wundsein der Haut, besonders zwischen zwei sich berührenden Hautflächen.

Intertritur (lat.), Abnutzung durch Reibung.

Interusurium (lat., Diskont, Skonto, Rabatt), der Vorteil, welcher dem Gläubiger durch Zahlung einer Geldschuld vor der Verfallzeit erwächst (commodum repraesentationis). Wird nämlich eine Schuld, welche unverzinslich oder mit geringern als landesüblichen Zinsen zu verzinsen ist, vor dem Fälligkeitstermin gezahlt, so gewinnt der Gläubiger die Zinsen oder doch den Mehrbetrag der Zinsen, welche er in der Zwischenzeit aus dem Kapital ziehen kann. Die dem Schuldner hierfür zu gewährende Vergütung oder der dafür an dem Kapital zu machende Abzug pflegt im Handelsverkehr durch besondere Vereinbarung oder nach Handelsbrauch festgestellt zu werden. Berechtigt zum Abzug des I. ist der Schuldner außerdem nur, wenn der Gläubiger damit einverstanden ist. Über die Art und Weise, wie alsdann das I. zu berechnen sei, ist viel gestritten worden. Nach der sogen. Carpzovschen Methode wird der Betrag der landesüblichen Zinsen einfach aus dem Kapital auf die Zwischenzeit berechnet. Dies ist zwar bei einem kurzen Zeitraum unbeträchtlich und wird praktisch vielfach zur Anwendung gebracht, aber arithmetisch unrichtig. Denn wenn ich für 1000 Mk., welche ich in Jahresfrist zu erhalten habe, nach Abzug von 4 Proz. Zinsen auf ein Jahr mit 40 Mk. nur 960 Mk. erhalte, so habe ich, wenn ich diese 960 Mk. sofort zu 4 Proz. ausleihe, nach Ablauf des Jahrs nicht den vollen Betrag meiner Forderung von 1000 Mk., sondern nur 998 Mk. 40 Pf. Bei größern Terminen führt diese Rechnungsweise sogar zu reinen Absurditäten. Das richtige Prinzip vielmehr ist dies: man muß dem Gläubiger so viel bezahlen, daß er, wenn er diese Summe sofort zu landesüblichen Zinsen ausleiht, an Hauptgeld und Zinsen zur eigentlichen Verfallzeit so viel hat, als das zu diesem Zeitpunkt geschuldete Kapital beträgt. Hier entsteht nun die Frage, ob dabei Zinseszinsen zu berücksichtigen sind, wie dies die Leibnizsche Methode will, welche in Preußen gesetzlich anerkannt ist, oder ob nur einfache Zinsen in Rechnung zu stellen sind, wie es nach der Hoffmannschen Methode geschieht, welch letzterer namentlich dann, wenn es sich um kleinere Zinsbeträge handelt, deren sofortige verzinsliche Anlage nicht wohl thunlich ist, der Vorzug zu geben sein dürfte, und welche, abgesehen von ihrer Aufnahme in die gemeinrechtliche Praxis, nun auch gesetzliche Anerkennung in der Konkursordnung für das Deutsche Reich (§ 58) gefunden hat. Vgl. Keil, Das I. (Jena 1854).

Intervall (lat.), Zwischenraum, Entfernung, Abstand, Zwischenzeit. Insbesondere in der Taktik ist I. der Zwischenraum zwischen zwei nebeneinander stehenden Truppenabteilungen, im Gegensatz zur Distanz der hintereinander stehenden Abteilungen. Beim Schießen mit Schrapnells heißt I. der Abstand zwischen dem Sprengpunkt des ganzen Geschosses und dem Ziel, wo die einzelnen kleinen Geschosse zur Wirkung kommen sollen. In Preußen ist dafür jetzt die Benennung Sprengweite eingeführt. — Im Rechtswesen ist I. soviel wie Frist. — In der Medizin derjenige periodisch wiederkehrende Zeitraum der Krankheiten, in welchem die wesentlichen Erscheinungen der letztern so sehr zurücktreten, daß der Kranke völlig oder fast völlig gesund zu sein scheint. So bezeichnet man als intervalla lucida bei Irrsinnigen die Perioden, in denen sie geistig klar erscheinen.

Intervall, in der Musik das Verhältnis zweier Töne in Bezug auf ihre Tonhöhe; ist die Tonhöhe beider gleich, also die Differenz gleich Null, so kann von einem I. eigentlich nicht die Rede sein. Man sagt dann: die beiden Töne stehen im Einklang (unisono). Im übrigen werden die Abstände der Töne im Anschluß an die Stufen der Tonleiter benannt als Sekunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte, Septime, Oktave ꝛc., zunächst ohne Berücksichtigung der durch ♯, ♭ ꝛc. bewirkten Veränderungen der Größe, z. B. sind

Digitized by Google

cis : es und c : eis beides Terzen, weil von c : e abgeleitet, obgleich ersteres der großen Sekunde, letzteres der reinen Quarte an effektiver Größe gleichkommt. Hinsichtlich der harmonischen Bedeutung unterscheidet man nun weiter konsonante und dissonante Intervalle. *Konsonante* Intervalle sind diejenigen, welche die Töne eines und desselben Klanges (Dur- oder Mollakkords) untereinander bilden können (Einklang, Oktave, Quinte, Quarte, große und kleine Terz, kleine und große Sexte und beliebige Erweiterungen aller dieser um eine oder mehrere Oktaven); *dissonante* sind diejenigen, die von Tönen gebildet werden, die nicht demselben Klang angehören (Sekunde, Septime und ihre Oktaverweiterungen sowie alle durch Veränderungen der konsonanten Intervalle mittels ♭ und ♯ ꝛc. entstehenden). — Konsonante Intervalle sind entweder *rein* (Einklang, Oktave, Quinte, Quarte und ihre Erweiterungen) oder *groß* oder *klein* (Terzen, Sexten und ihre Erweiterungen); dissonante Intervalle sind entweder groß oder klein (Sekunden, Septimen u. Nonen) oder *übermäßig*, bez. *vermindert* (sämtliche Erweiterungen großer oder reiner Intervalle sind übermäßige, sämtliche Verengungen kleiner und reiner sind verminderte Intervalle). Die durch Oktavversetzung des untern Tones über den obern oder des obern unter den untern entstehenden *Umkehrungen* reiner Intervalle ergeben wieder reine, die der großen kleine und umgekehrt, die der übermäßigen verminderte und umgekehrt. Die mathematische Bestimmung der musikalischen Intervalle drückt das Verhältnis der beiden Töne durch Zahlen aus, welche den relativen Schallwellenlängen oder Schwingungsgeschwindigkeiten entsprechen, z. B. ist 2:3 das der Quinte zukommende Maßverhältnis, d. h. wenn c zwei Schwingungen macht, so macht g in derselben Zeit drei, oder: die Schallwellen von c sind $1\frac{1}{2}$mal so lang als die von g ꝛc. Sämtliche musikalischen Intervalle sind zurückzuführen auf die Verhältnisse 2:3 (Quinte), 4:5 (Terz) und 1:2 (Oktave), z. B. fis ist von c aus zu bestimmen als 6. Quinte, um drei Oktaven näher gerückt, oder als Terz der 2. Quinte, um eine Oktave näher gerückt ꝛc. Je nach der Ableitung, die einen andern Verwandtschaftsgrad bedeutet, kommt dem J. ein andrer mathematischer Wert zu. Vgl. *Bellermann*, Die Größe der musikalischen Intervalle als Grundlage der Harmonie (Berl. 1873); *Drobisch*, Über reine Stimmung und Temperatur der Töne (Leipz. 1877); *Riemann*, Katechismus der Musikwissenschaft (das. 1891).

Intervenieren (lat.), dazwischentreten, eintreten, insbes. für jemand als Bürge eintreten; im Zivilprozeß: in eine anhängige Klagesache als Partei eintreten; im Wechselverkehr, s. Wechsel; *Intervenient*, einer, der interveniert; *Intervent*, im Zivilprozeß der Gegner des Intervenienten. S. Intervention.

Intervention (lat., »Dazwischenkunft«), Einmischung, besonders gebieterisches Eingreifen eines Staates in solche Angelegenheiten eines andern, welche an und für sich dem freien Ermessen des letztern unterliegen, mögen sie nun dessen Verfassung und Verwaltung oder die Beziehungen zu dritten Staaten betreffen. Hierbei kann die fremde Macht als Hauptpartei auftreten, entschlossen, ihre Pläne nötigen Falls mit Gewalt durchzusetzen; in solchen Fällen ist die J. zuweilen der Vorbote eines Krieges gewesen. Die J. kann aber auch nur als eine Hilfsleistung zur Unterstützung einer Macht, und zwar besonders auf deren Ansuchen, erscheinen (*Kooperation, accessorische* J.). Ferner kann schon die Ergreifung vorbeugender Maßregeln, z. B. die Aufstellung eines Observationskorps, den Charakter einer J. tragen. Endlich wird der Ausdruck J. auch für das Eintreten für eigne oder fremde Interessen im diplomatischen Verkehr der Staaten untereinander, vorzüglich behufs Herbeiführung einer Verständigung in Streitfällen, also auf freundschaftliche Weise, gebraucht. Je nachdem eine J. mit bewaffneter Macht oder nur mittels freundschaftlicher Bemühung (Anbieten der »guten Dienste«) geschieht, wird zwischen *bewaffneter* und *moralischer* J. unterschieden. Eine J. ist dann gerechtfertigt, wenn auf Grund geleisteter Garantie die garantierende Macht wegen Verletzung des Vertrags von einem Teil (Staat) zum Einschreiten aufgefordert worden ist. War aber die Garantie nicht bloßer Nebenvertrag, d. h. ein solcher, wodurch der Garant einer Vertragspartei Hilfe verspricht, sondern ein Hauptvertrag, wodurch eine Anzahl Mächte einen völkerrechtlichen Zustand unter ihren selbständigen Schutz nehmen (*Garantiebeschluß*), so sind die Garanten berechtigt, auch ohne Anrufen zu intervenieren, wenn ihr eignes Interesse an der fraglichen Anordnung verletzt oder bedroht erscheint (s. Garantie). So wären z. B. die Garantiemächte zur J. berechtigt, wenn eine Macht die Neutralität Belgiens (Vertrag von 1839) oder des Kongostaates (Berliner Vertrag vom 26. Febr. 1885) antasten würde. Ebenso intervenierten die Signatarmächte auf Grund des Berliner Friedens vom 15. Juli 1878 gegen Griechenland. In die *innern* Angelegenheiten eines Staates sich einzumischen, ist, außer im Falle einer geleisteten Garantie, in der Regel kein Staat ermächtigt; die sogen. *Interventionspolitik* erscheint daher verwerflich. Allerdings ist dieser Satz nicht unbestritten, und die Frage, welche man dahin formuliert hat: *J. oder Nichtintervention?* wird verschieden beantwortet. Man hat die J. verteidigt: einmal vom monarchischen Standpunkt aus im Interesse der sogen. legitimen Fürstengewalt, so z. B. die J. der Alliierten gegen die Revolution in Frankreich (1791). Diese Art der J. wurde auf den Kongressen von Laibach 1821 und Verona 1822 als völkerrechtlicher Grundsatz aufgestellt, jedoch bald auf Betreiben Englands u. Amerikas (Monroe-Doktrin) durch das entgegengesetzte Prinzip der Nichtintervention verdrängt. So drang z. B. Österreich vergebens auf J. gegen die Hellenen zu gunsten der Pforte, und für Karl X. wagte keine Macht zu intervenieren. Sodann hat man die Interventionspolitik für den Fall verteidigt, wenn die Handlungen eines Staates die allgemeine Sicherheit der europäischen Staaten bedrohen und so ein gemeinsames Eingreifen derselben (*Kollektivintervention*) rechtfertigen (z. B. beim Kriege der Westmächte gegen Rußland [1853—56], weil dieses die Türkei angriff); ferner auch, wenn solche Handlungen die Sicherheit, die Machtstellung oder sonstige wichtige Rechte eines derselben oder seiner Unterthanen verletzen und ihn so zur Ausübung seines Selbsterhaltungsrechts zwingen; endlich für den Fall, wenn die Bedrückung einer Bevölkerung der Zivilisation Europas unwürdig erscheint (so z. B. J. zum Schutz der christlichen Bevölkerung in der Türkei). Aus religiösen Ursachen ward von den Ultramontanen J. zu gunsten des Papsttums gegen Italien gefordert. Eine besondere Art der J. ist die, welche gegen die ungerechtfertigte J. eines Staates geübt wird, um deren Ende herbeizuführen und zu verhüten, daß durch dieselbe eine Störung des

Digitized b

Weltfriedens herbeigeführt werde (Konterintervention). So hat 1826 England gegen Spanien interveniert, als dieser Staat mit J. in Portugal drohte; so hat Frankreich, als 1831 Österreich in Italien intervenierte, Ancona besetzt. Der französischen J. in Mexiko traten 1866 die Vereinigten Staaten entgegen. Die Politik Rußlands in der orientalischen Frage ist nichts andres als eine Interventionspolitik. Es gibt aber auch eine staatsrechtliche J. (richtiger Exekution [s. d.] genannt), insofern in zusammengesetzten Staaten (Bundesstaat oder Staatenbund) in der Regel unter bestimmten Voraussetzungen und aus gewissen Anlässen die Zentralgewalt zur J. in einzelnen Staaten, z. B. wegen Verfassungsverletzung, befugt ist. Schon die Verfassung des frühern Deutschen Bundes erkannte ein Interventionsrecht des letztern in den innern Angelegenheiten der Einzelstaaten an, soweit dadurch die Zwecke des Bundes berührt wurden. Im Deutschen Reich ist das Interventionsrecht des Bundesrats (s. Bundesrat) ausdrücklich anerkannt (Reichsverfassung, Art. 76). Vgl. außer den Lehrbüchern des Völkerrechts: H. v. Rotteck, Das Recht der Einmischung in die innern Angelegenheiten eines fremden Staates (Freiburg 1845); Francis, Ansichten und Politik des Lords Palmerston (deutsch, Kassel 1852); Hautefeuille, Le principe de non-intervention (Par. 1863); Stapleton, I. and Non-I. (Lond. 1866); v. Holtzendorff, Die Idee des ewigen Völkerfriedens (Berl. 1883); Engelhardt, Le droit d'intervention et la Turquie (Par. 1880); Geffcken, Das Recht der J. mit Beziehung auf Rußland und Bulgarien (Hamb. 1887).

Im Zivilprozeßrecht bedeutet J. das Eintreten in einen bereits anhängigen bürgerlichen Rechtsstreit. Sie ist demnach teils der Vorgang, durch welchen eine dritte Partei sich in einen zwischen zwei andern anhängigen bürgerlichen Rechtsstreit einmischt, teils die durch eine solche Einmischung eintretende gerichtliche Verhandlung (processus interventionis). Der sich einmischende Dritte heißt Intervenient, sein Gegner Intervent. Die J. ist entweder Hauptintervention (s. d.) oder Nebenintervention (s. d.). Eine Ergänzung der erstern bildet die sogen. Exekutionsintervention (s. Hauptintervention). Über J. im Wechselverkehr s. Intervenieren.

Interventionsprotest, s. Wechsel.

Interventiv (lat.), intervenierend, vermittelnd.

Interversion (lat.), Unterschlagung; intervertieren, unterschlagen.

Interviewer (engl., spr. interwjū-er, v. interview, »Zusammenkunft«), Vertreter oder Berichterstatter einer Zeitung, welcher zum Zweck publizistischer Verwertung Persönlichkeiten von hervorragender Bedeutung besucht und sie über ihre Meinungen und Absichten ausfragt. Das Institut der J. ist von englischen u. amerikanischen Zeitungen ausgegangen und dann in allen übrigen Ländern nachgeahmt worden.

Inter vivos (lat., »unter Lebenden«), bei Lebzeiten.

Interzedieren (lat.), dazwischentreten, sich ins Mittel schlagen, sich verwenden; auch sich verbürgen, für eine fremde Verpflichtung die Haftung übernehmen (s. Interzession).

Interzeption (lat.), Auffangung, Unterschlagung.

Interzession (lat.), das Eintreten für eine fremde Verpflichtung (obligatio) durch Rechtsgeschäft. Durch die J. kann der bisherige Schuldner befreit oder einem andern die Eingehung einer Verpflichtung erspart werden (privative J.) oder neben dem, welcher interzediert hat (dem Interzedenten), verhaftet bleiben (kumulative J.). Hauptfall der privativen J. ist die Expromission (s. d.). Aber auch dann liegt privative J. vor, wenn ich selbst eine Verpflichtung, deren Vorteil ich einem Dritten zukommen lasse, kontrahiere, damit dieser nicht nötig habe, eine Verpflichtung auf sich zu nehmen; z. B. ich nehme ein Darlehen in der Art auf, daß ich die Darlehnssumme dem X. auszahlen lasse. In solchen Fällen spricht man speziell von intercessio tacita. Eine kumulative J. dagegen liegt in der Verbürgung (s. Bürgschaft) und in der Bestellung eines Pfandes für eine fremde Schuld. Die J. einer Person weiblichen Geschlechts war im römischen Recht auf Grund des Senatus consultum Vellejanum regelmäßig ungültig. Nach justinianischer Verordnung trat auch in den Ausnahmefällen Ungültigkeit ein, wenn nicht eine gewisse urkundliche Form der J. beobachtet worden war, und die J. einer Ehefrau für ihren Ehemann war schlechthin nichtig zufolge der sogen. Authentica: »Si qua mulier«, einer Novelle Justinians, die mit diesen Worten beginnt. In der gemeinrechtlichen Praxis ließ man jedoch diese J. wirksam sein, wenn die Interzedentin nach vorgängiger gerichtlicher Belehrung auf der J. beharrte, sowie wenn sie dieselbe eidlich bestärkte. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch kommen diese Bestimmungen bei den Handelsgeschäften der Handelsfrauen nicht zur Anwendung, wie sie denn auch außerdem vielfach durch die Partikulargesetzgebung beseitigt sind. Vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 6. — Im Staats- und Völkerrecht bedeutet J. soviel wie Intervention (s. d.).

Interzidênt (lat.), dazwischenfallend (von Ereignissen), unterbrechend.

Interzision (lat.), Einschnitt, Unterbrechung, Einschiebsel, Zwischensatz.

Intestābel (lat.), unfähig, ein Testament zu machen; unfähig, Zeugnis (vor Gericht) abzulegen.

Intestāterbfolge (lat., »testamentlose Erbfolge«, gesetzliche Erbfolge), s. Erbfolge, S. 868.

Intestāterbrecht (Intestaterbfolgerecht), gesetzliches Recht auf Beerbung einer Person, die ohne letztwillige Verfügung gestorben ist (s. Erbfolge, S. 868).

Intestīnum (lat.), Darm (s. d.); Intestina, die Eingeweide (s. d.), Gedärme; intestinal, auf die Gedärme bezüglich.

Inthronisation (mittellat.), Erhebung auf den Thron, besonders die in der Hauptkirche stattfindende Besitznahme des Thrones (bei dem Papst der cathedra Petri) durch einen neu konsekrierten Papst, Metropoliten oder Bischof; J. des Tisches, die Wiedereinweihung eines profanierten Altars.

Intibūca, Departement der zentralamerikan. Republik Honduras, eine der am höchsten gelegenen Landschaften der Republik, hat ein sehr gesundes Klima (es fällt bisweilen Schnee) und erzeugt Weizen, Mais ꝛc. Die gleichnamige Hauptstadt, auch La Esperanza genannt, 1660 m ü. M., hat 4000 Einw., fast nur Indianer.

Intīm (lat.), innig, vertraut; Intimus, intimer Freund, Busenfreund; Intimität, innigste Freundschaft oder Vertraulichkeit.

Intimāt (lat.), soviel wie hohe Verordnung; Intimation, amtliche Zufertigung, Zustellung (s. d.); insbes. die Verkündigung des Todesurteils; intimieren, gerichtlich kundthun, amtlich zufertigen.

Intine, s. Pollen.

Intitulation (lat.), Betitelung, Überschrift.

Intolerābel (lat.), unerträglich, unleidlich.

Digitized by Google

Intolerant (lat.), unduldsam gegen Andersgläubige oder Andersdenkende; Intoleranz, Gegensatz der Toleranz oder Duldsamkeit (s. d.).

Intonation (lat.), im Gregorianischen Gesang der einleitende Gesang des Priesters beim Antiphonen-, Psalmengesang ꝛc. Die I. stellt die Tonart fest, in welcher sich die Melodie bewegt; sie ist verschieden an hohen u. niedern Festtagen und gewöhnlichen Wochentagen. Auch instrumentale kirchliche Vorspiele, besonders für Orgel, heißen im 16. und 17. Jahrh. I. Man sagt auch: einen Psalm intonieren; der Priester intoniert das Gloria ꝛc. Bei Instrumenten versteht man unter I. die Einstimmung und Ausgleichung der verschiedenen Töne, d. h. nach Fertigstellung sämtlicher Teile und nach Zusammenstellung des Instruments das letzte Feilen zur Beseitigung kleiner Ungleichheiten in der Klangfarbe, so bei der Orgel noch kleine Veränderungen am Aufschnitt der Labialpfeifen oder der Zungen der Zungenpfeifen, beim Klavier die genaue Stellung der Hämmerchen, Revision der Belederung ꝛc. Daher Intoniereisen, ein Instrument, dessen sich die Orgelbauer beim erstmaligen Einstimmen (Intonieren) der Pfeifen bedienen. Auch bei der menschlichen Stimme spricht man von I. und versteht darunter soviel wie Tongebung, besonders in Bezug auf Tonhöhe (reine, unreine I., letztere als sogen. Detonieren bekannt).

Intoxikation (lat.-griech.), Vergiftung.

Intra, Stadt in der ital. Provinz Novara, Kreis Pallanza, am Westufer des Lago Maggiore, zwischen den Mündungen der Flüsse San Giovanni und San Bernardo, über welch letztern eine schöne Steinbrücke führt, hat eine hübsche, neue Kuppelkirche mit Glockenturm, Denkmäler Viktor Emanuels, Garibaldis, des Obersten Simonetta und des Chirurgen Restellini, einen geräumigen Hafen, eine technische und eine Gewerbeschule, ansehnliche Baumwollindustrie, Hutfabrikation, Maschinenbau, Gerberei, Holzhandel ꝛc. und (1881) 5745 Einw. In der Umgebung schöne Villen. Nach Pallanza führt eine Pferdebahn.

Intradae jus (lat., »Recht des Eintritts«), alte Gerechtsame fürstlicher Personen, nach welcher sie von ihren Landesunterthanen einen feierlichen Empfang sowie die Überreichung der Thorschlüssel zu den Städten, in welche sie einzogen, verlangen konnten, sobald sie das fragliche Gebiet zum erstenmal betraten.

Intrade (ital. Entrata, franz. Entrée), Einleitung, besonders prunkhaft auftretende Instrumentaleinleitung zu ältern Schaustücken (Opern, Festspielen), um 1600 Name marschartiger Instrumentalsätze (z. B. von H. L. Haßler). In der spätern Suite findet sich die Entrée häufig als erster Teil. Intraden auch soviel wie Einkünfte, insbes. von Grundvermögen.

Intrados (span., oder franz., spr. ängtrado, Untersicht), die innere, also konkave Seite (Leibung) eines Bogens oder Gewölbes (Gegensatz: Extrados); intradossiert, an der Leibung glatt bearbeitet oder verziert.

Intrafoliärstipeln (Squamulae intravaginales), an der innern Seite des Blattgrundes stehende dünnhäutige Blattbildungen, die unter anderm bei mehreren Hydrocharitaceen, bei Gunnera u. a. vorkommen. Bei letztgenannter Gattung legen sich im Herbst nach Abfall der Blätter die I. dachziegelförmig übereinander und bilden eine durch den Schleim ihrer Drüsen verklebte Knospenhülle.

Intraitable (franz., spr. ängträtābl', intraktabel), nicht oder schwer zu behandeln, störrisch.

Intramolekulare Atmung, s. Ernährung, S. 955.

Intramuranhinrichtung (Hinrichtung intra muros), Vollstreckung der Todesstrafe in einem umschlossenen Raum (s. Hinrichtung). Angeregt wurde die Aufhebung der öffentlichen Hinrichtung zuerst auf dem Landtag des Herzogtums Sachsen-Altenburg von 1844 durch den Minister von Lindenau. Mit der Einführung der I. ging dann voran das schwarzburg-sondershäusische Gesetz vom 14. Aug. 1847.

Intra muros (lat.), innerhalb der Mauern, in geschlossenem Raum, nicht öffentlich.

Intransigenten (franz. Intransigeants, v. lat. transigere, »ausgleichen, versöhnen«), die »Unversöhnlichen«, Bezeichnung für extreme politische Parteien, wie für die revolutionären Kommunisten 1873 in Spanien, die zum Kommunismus neigenden Radikalen in Frankreich unter der jetzigen Republik u. a.

Intransitivum (lat.), s. Verbum.

Intransportabel (lat.), nicht fortschaffbar.

Intreccio (ital., spr. -trettscho), soviel wie Intrige; auch Bezeichnung für ein kleines Bühnenstück.

In Treue fest (In traw vast), Devise des bayr. Hubertusordens.

Intrige (franz. intrigue), List- oder Truggewebe zur Erreichung eines Zwecks; auch Bezeichnung für Ränke, geheime Liebeshändel u. dgl.; insbesondere im Drama das Zusammentreffen oder die absichtliche Herbeiführung von Umständen, durch welche Personen des Stückes gehindert, geneckt, irre geführt oder in Verlegenheit gebracht werden. Stücke, worin die I. so überwiegt, daß sie zur Hauptsache wird und die Charaktere nur zu ihrer Schürzung und Lösung erfunden sind, heißen Intrigenstücke. Sie sind mehr belustigenden Inhalts als die Charakterstücke, worin die I. bloß zur schärfern Hervorhebung der Charaktere benutzt wird. Muster in jener Gattung sind die spanischen Mantel- und Degenstücke (comedias di capa y espada), z. B. Calderons »Dame Kobold«. Intrigant, ränkesüchtig; substantivisch: Ränkeschmied; in der Theatersprache ein Charakter, welcher durch böse Anschläge in die Handlung eingreift (Intrigantenrolle).

In triplo (lat.), dreifach.

Introduktion (lat.), Einleitung, besonders bei Musikstücken das dem Hauptthema der Symphonien, Sonaten ꝛc. vorangehende kurze Largo, Adagio, Andante od. dgl. Bei den Italienern ist Introduzione besonders soviel wie Ouvertüre.

Introite, nam et hic dii sunt (lat.), »Tretet ein, denn auch hier sind die Götter«, ein auf Worten des Heraklit beruhender Ausspruch, welchen Lessing seinem »Nathan« als Motto vorsetzte.

Introitus (lat.), »Eingang«, besonders zu Musikstücken; im katholischen Gottesdienst der Anfang der Messe (im Ambrosianischen Ritus Ingressa genannt), ursprünglich ein ganzer Psalm, der vom Sängerchor gesungen wurde, später aber gekürzt; an den Psalm schloß sich, wechselweise vom Geistlichen und vom Chor angestimmt, das »Gloria patri et filio«, und danach folgte die Antiphonie. Jetzt betet der Priester den I. selbst in jeder Messe.

Intrörs (lat.), nach innen gewendet, Bezeichnung für Staubbeutel, die ihre Fächer nach innen kehren.

Intrusion (lat.), das gewaltsame Eindringen der Eruptivgesteine zwischen andre Gesteine.

Intrusivgesteine, s. Gesteine, S. 477.

Intubation (franz. Tubage), das Einlegen eigentümlich geformter, 4—6 cm langer Röhren aus Hartkautschuk oder Metall vom Munde aus in den Kehl-

Digitized by Google

kopf, um bei Kehlkopfverengerung die Erstickungsgefahr zu beseitigen. Selbstverständlich kann man statt der von O'Dwyer empfohlenen Röhren auch einen Katheter durch die Stimmbänder hindurchführen, um die Gefahr vorläufig abzuwenden und weitere Entschließungen in Ruhe fassen und vorbereiten zu können.

Intuition (lat., »Anschauung«), die Gabe, wie durch den äußern Sinn des Auges zur Anschauung eines Sinnlichen äußerlich, so durch Versenkung des Geistes in sich (innerer Sinn) zur anschaulichen Erkenntnis eines übersinnlichen innerlich zu gelangen. Intuitiv, anschaulich, unmittelbar wahrnehmend; Gegensatz diskursiv (s. d.).

Intuitionismus, hauptsächlich in der englischen Ethik die Lehre, daß die Begriffe des Guten und Bösen angeboren seien und die Sittengesetze also durch unmittelbare Intuition erkannt werden könnten. Vgl. Apriorismus (bei »a priori«) und Gut, S. 114.

Intumescensstufe, das ältere, durch Goniatites intumescens charakterisierte Oberdevon; s. Devonische Formation.

Intumeszénz (Inturgeszenz, lat.), Anschwellung, Aufgetriebenheit, Geschwulst.

In turno (lat.), im Kreis, reihum.

Intus (lat.), inwendig, innen.

Intussuszeption (lat.), Aufnahme in das Innere. In der Botanik versteht man unter Wachstum durch J. jene Art des Wachstums, bei welcher neue kleinste Teile der betreffenden Substanz, sogen. Mizellen, zwischen bereits vorhandene aufgenommen werden und somit eine Volumvergrößerung herbeiführen. Der von Nägeli begründeten Intussuszeptionstheorie steht die in neuerer Zeit durch Straßburger vertretene Appositionstheorie gegenüber, welche z. B. die Stärkekörner durch beständige Auflagerung neuer Schichten wachsen läßt. — In der Medizin ist J. (Einscheidung) soviel wie Darmverschlingung (s. d.).

Inŭla *L.* (Alant), Gattung aus der Familie der Kompositen, ausdauernde, verschiedenartig behaarte Kräuter, selten Sträucher, mit grundständigen oder abwechselnden, ganzrandigen oder gesägten Blättern, an den Ästen einzeln endständigen oder häufig rispig oder ebensträußig angeordneten Blütenköpfchen und fast stielrunden Achänen. Gegen 90 Arten in Europa, Asien, Afrika. I. Helenium *L.* (großer Alant, Helena- od. Helenenkraut, Galantwurz, großer Heinrich), Staude mit 2 m hohen, unten rauhhaarigen, oberwärts zottigen Stengeln, wechselständigen, spitzen, eilänglichen, runzeligen, gekerbten, behaarten Blättern und in Doldenrispen stehenden, großen, gelben Blüten, wächst an feuchten Orten fast in ganz Europa und in Vorderasien bis Persien, auch in Japan, ist in Nordamerika eingewandert, wird als Arzneipflanze, früher auch als Küchengewächs in Gärten gezogen, im größern Maßstab namentlich in Holland und der Schweiz kultiviert, ebenso in Nordamerika und Japan. Die von zwei- bis dreijährigen Pflanzen gesammelte Wurzel riecht im frischen Zustand eigentümlich, nicht unangenehm, gewürzhaft, schmeckt entsprechend und schwach bitterlich und enthält neben viel Inulin wenig aromatisches Alantsäureanhydrid, pfefferminzartig riechenden und schmeckenden Alantkampfer, bitteres Helenin und aromatisches Alantöl. Sie wurde früher als Auswurf beförderndes und harntreibendes Mittel, auch äußerlich angewendet.

Inulin (Helenin, Dahlin, Synantherin) $C_6H_{10}O_5$ findet sich im Saft der unterirdischen Organe zwei- und mehrjähriger Kompositen, am reichlichsten im Herbst und schwindet im Frühjahr mit der Entwickelung der Triebe, spielt also, wie so häufig das Stärkemehl, mit welchem es isomer ist, die Rolle eines Reservestoffes. Die Wurzeln vom Alant (Inula Helenium) enthalten 44, die der Klette (Lappa major) 40, Georginenknollen 40, Zichorie 36 Proz. J. Zur Gewinnung von J. preßt man frische Georginenknollen im Herbst schnell aus, mischt den Saft nach 12—18 Stunden mit dem gleichen Volumen Alkohol, filtriert und fällt durch Zusatz von weitern 2 Volumen Alkohol das J. Dies ist leicht löslich in heißem Wasser, scheidet sich aber beim Erkalten als stärkemehlartiges Pulver aus, während es beim Verdampfen der Lösung als gummiartige Masse zurückbleibt. Es ist geruch- und geschmacklos, unlöslich in Alkohol und Äther, schmilzt bei 165°, wird durch Jod nicht gebläut, gibt mit Wasser bei 100° Fruchtzucker (Levulose), wird durch Fermente wenig verändert, durch Salpetersäure zu Oxalsäure oxydiert. Vgl. Dragendorff, Materialien zu einer Monographie des Inulins (Petersb. 1870); Prantl, Das J. (Münch. 1870).

Inundation (lat.), Überschwemmung, hervorgerufen durch Anstauung fließender Gewässer, wird im Feld-, vorzugsweise aber im Festungskrieg angewendet, um durch Vermehrung der Wassertiefe das Durchschreiten der Gewässer oder Festungsgräben unmöglich zu machen oder zu erschweren oder durch den Übertritt des Wassers auf größere Bodenflächen, namentlich vor der Angriffsfront von Festungen, den Feind in der Erbauung von Batterien und Angriffswerken auf diesem Gelände zu hindern. Im Feld bewirkt man die Anstauung oder J. durch Anschüttung eines Dammes quer durch das Gewässer, in Festungen sind zu diesem Zweck meist permanente Anlagen, Schleusenvorrichtungen (batardeaux), vorhanden, die gleichzeitig eine Regulierung der Wasserhöhe gestatten. Solche Anstauung oder J. kann, wenn sie von hinreichender Wassertiefe und nicht zu umgehen ist, ein vorzügliches Annäherungshindernis sein, aber für eine belagerte Festung durch die eintretende Versumpfung weiter Landflächen und die dadurch hervorgerufenen Krankheiten dem Verteidiger mehr schaden als nützen. Bei Festungen mit Forts wird man deshalb die J. auf den Bereich vor oder hinter den Forts beschränken. Vgl. Festung.

Inundationsgebiet, das längs der Flüsse (Inundationsbett), an Seen und am Meer der Überschwemmung ausgesetzte Gebiet, wird durch Deiche möglichst eingeengt; s. Deich.

Inunktion (lat.), Einreibung, Einsalbung; Inunktionskur, s. Schmierkur.

In usu (lat.), im Gebrauch.

In usum Delphini (lat.), eine Bezeichnung, welche die Titelblätter jener Klassikerausgaben trugen, die Ludwig XIV. »zum Gebrauch des Dauphins« besorgen ließ (s. Dauphin); sprichwörtlich soviel wie zum Gebrauch der lernenden Jugend.

Inŭus (»Bespringer«), Beiname des Faunus (s. d.).

Inuus, Affe, soviel wie Makako.

Inv., Abkürzung für invenit (s. d.).

Invagination (lat.), s. Darmverschlingung.

Invalénz (lat.), Kraftlosigkeit, Schwäche.

Invaleszieren (lat.), erstarken, an Kraft zunehmen.

Invalidābel (neulat.), für ungültig erklärbar; Invalidation, Ungültigmachung.

Invaliden (v. lat. invalidus, »kraftlos, schwach«), Soldaten, die im Felde oder im Frieden zur Erfüllung

Digitized by Google

ihres Berufs untauglich geworden sind. Nach dem Grade der Tauglichkeit teilt man sie in Halbinvaliden und Ganzinvaliden (s. Invalidität). Schon in Athen wurden diejenigen, welche durch ehrenvolle Wunden außer stand gesetzt waren, ihren Lebensunterhalt zu verdienen, auf Staatskosten ernährt, bei öffentlichen Spielen nahmen sie besondere Ehrenplätze ein. Bei den Römern wurden die alten Soldaten mit Ländereien belohnt und erhielten reichlichen Anteil an der Beute. Unter den Kaisern empfing der ausgediente Legionssoldat entweder eine Abfindungssumme oder eine Art von Invalidengehalt. Eigentliche Versorgungsanstalten für J. kannten jedoch die Alten noch nicht. Im Mittelalter übernahmen Ritter und Priester (Klöster) die Versorgung kampfunfähiger Krieger. Eine neue Versorgungsweise trat ein, als infolge der Vervollkommnung der Feuerwaffen die Zahl der J. sich bedeutend mehrte und zugleich die Fürsten anfingen, sich der Klostergüter zu bemächtigen. Franz I. von Frankreich legte die zum Felddienst unbrauchbaren J. (mortes-paies) in die festen Schlösser und gab ihnen Halbsold auf Lebenszeit. Ludwig XIV. baute das reichdotierte Hôtel des Invalides. Unter Napoleon I. geschah zwar viel für das Invalidenwesen, aber die Zahl der J. war so ungeheuer, daß es nicht möglich war, allen auf den Schlachtfeldern Verstümmelten nur den nötigsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Gegenwärtig besteht in jedem Departement eine Veteranenkompanie, im Departement der Seine vier. Die Ganzinvaliden sind im Hôtel des Invalides in Paris und im Invalidenhaus in Avignon untergebracht. Außerdem leben viele französische J. von dem Ertrag ihrer Ordenspension. In England trafen erst Karl II., Wilhelm III. und die Königin Anna zweckmäßige Einrichtungen zur Versorgung ausgedienter und verwundeter Soldaten. Pensionen und Halbsolde sind in England sehr bedeutend. Reich und zweckmäßig ausgestattet ist das Invalidenhaus in Chelsea für die Landarmee, von Karl II. errichtet, sowie das für die Marinesoldaten in Greenwich, von Wilhelm III. errichtet. Die Holländer trafen eine ähnliche Einrichtung, als sie 1781 in einen Krieg mit England verwickelt waren. In andern Staaten war die Fürsorge für die J. häufig auf das Privilegium zum Betteln beschränkt. In Preußen erbaute Friedrich II. nach Beendigung des zweiten Schlesischen Krieges in Berlin ein Invalidenhaus zur Aufnahme der verstümmelten oder sonst zum Felddienst unbrauchbar gewordenen Soldaten (vgl. v. Ollech, Geschichte des Berliner Invalidenhauses 1748–1884, Berl. 1885). Friedrich Wilhelm II. errichtete eine ähnliche Anstalt in Rybnik, welche 1848 einging, Friedrich Wilhelm III. eine solche in Stolp und außerdem 1809: 25 Provinzial-Invalidenkompanien, die später auf 12 reduziert, 1815 aber wieder auf 18 vermehrt wurden. Sieben davon bestanden noch vor kurzem für je eins oder zwei der ältern preußischen Armeekorps in Potsdam, Drengfurth, Schneidemühl, Prenzlau, Eisleben, Löwenberg, Siegburg. Die Invalidenhäuser sollen jedoch vorzugsweise für solche J. dienen, die besonderer Pflege und Wartung bedürfen. Bayern hat ein Invalidenhaus in Benediktbeuern und für Halbinvaliden 2 Garnisonkompanien in Nymphenburg und Königshofen; Mecklenburg hat eine Invalidenabteilung. — In Österreich werden die J. in den Invalidenhäusern in Wien, Pettau, Prag (mit Filialanstalten in Brandeis, Podiebrad und Pardubitz) und Pest (mit Filialanstalten in Tyrnau, Leopoldstadt und Eibenschütz) untergebracht. Man unterscheidet in Österreich Real-, Militär- und Halbinvaliden, die erstern sind sowohl zu allen Militärdiensten untauglich als auch erwerbsunfähig; die Militärinvaliden sind zwar zum Militärdienst untauglich, aber zu bürgerlichem Broterwerb noch im stande; die Halbinvaliden sind noch zu leichtern Militärdiensten geeignet. Rußland versorgt seine J. teils in Invalidenhäusern, teils in Garnisonkompanien und in den Militärkolonien. Invalidenkolonien wurden 1831 in Gatschina und Zarskoje Selo, aber ausschließlich für Soldaten der Garde gegründet. Zur Zahlung der Pensionen für die J. des Feldzuges 1870/71 ist in Deutschland aus der Kriegskostenentschädigung durch Gesetz vom 23. Mai 1873 der Reichsinvalidenfonds in Höhe von 561 Mill. Mk. (die in unkündbaren Staats- und Kommunalpapieren angelegt sind) begründet worden, über welchen der Reichstag die Kontrolle ausübt. Durch Gesetz vom 14. Jan. 1894 kommt er vom 1. April 1893 ab auch den Invaliden aus den Kriegen vor 1870 sowie deren Hinterbliebenen zu gute. Außerdem sorgt für die J. von 1870/71, für Beamte und Ärzte und für Personen, die in Ausübung ihres Amtes erwerbsunfähig wurden, die Kaiser Wilhelm-Stiftung, für diejenigen von 1866 die Viktoria-Stiftung, für die Töchter der gefallenen Offiziere, Militärbeamten, Geistlichen und Ärzte der Kaiserin Augusta-Verein und die Kaiserin Augusta-Stiftung. Für erwerbsunfähige, nicht als J. anerkannte Leute aus dem Kriege von 1866 und den spätern Feldzügen sorgt der König-Wilhelm-Verein und für J. von 1864 die Kronprinzen-Stiftung. S. auch Invalidenversorgung.

Invalidendank, Name eines 1872 in Berlin gegründeten Vereins zum Nachweis lohnender Beschäftigung für Militärinvaliden und zur Unterstützung derselben sowie ihrer Witwen und Waisen. Seit 1876 besteht auch ein solcher Verein (J. für Sachsen) in Dresden (bis dahin Filiale des Berliner Vereins) mit mehreren Filialen im Lande. Die Mittel werden teils durch Mitgliederbeiträge und Schenkungen, teils durch Erwerbsthätigkeit (Annoncenexpedition, Theaterbilletverkauf, Lotteriekollektion, Buchhandel, Veranstaltung von Konzerten ꝛc.) aufgebracht.

Invalidenhäuser, s. Invaliden.

Invalidenkassen, s. Invaliditätsversicherung, S. 306.

Invalidenkompanien, s. Invaliden.

Invalidenrente, s. Invaliditätsversicherung, S. 307 f.

Invalidenstiftungen, s. Invaliden.

Invalidenversorgung, staatliche Versorgung brav gedienter Soldaten nach erlittener Dienstbeschädigung oder nach längerer Dienstzeit (mindestens 8, 10, bez. 12 Jahre). Die J. besteht in Pension je nach Dienststellung, Dienstzeit u. dem Grade der Erwerbsunfähigkeit oder in Zivilversorgungsschein (Anrecht auf Anstellung im Staats- oder Gemeindedienst), z. B. an Unteroffiziere von zwölfjähriger Dienstzeit und guter Führung, denen außerdem noch die Dienstprämie von 1000 Mk. zufällt (s. Dienstprämie), oder in der Aufnahme in ein Invalidenhaus, eine Halbinvalidenabteilung mit Verwendung im Garnisondienst. Vgl. Invalidität, Pension und Militärversorgung.

Invalidität (lat.), Dienstunbrauchbarkeit infolge von Dienstbeschädigung. Sie gibt ein Anrecht auf staatliche Versorgung, welches Personen des Soldatenstandes unter gewissen Bedingungen während ihrer Dienstzeit erwerben. Personen aus der Klasse der Unteroffiziere und Gemeinen werden invalid, wenn sie durch

Digitized by

eine Beschädigung im Dienst oder nach einer Dienstzeit von mindestens acht Jahren **dienstunbrauchbar** geworden sind und **hierdurch** Versorgungsansprüche auf Grund des Militärgesetzes erlangt haben. Die J. ist mithin nicht zusammenzuwerfen mit der einfachen Dienstunbrauchbarkeit (s. d.), die z. B. bei Krankheiten ohne Dienstbeschädigung (s. d.) in den ersten Dienstjahren eintritt, wobei der Soldat keinen Versorgungsanspruch gewinnt. Je nach dem Grade der Dienstunbrauchbarkeit bezeichnet man solche Leute, welche weder im Felde noch in der Garnison mehr Dienst thun können, als **Ganzinvaliden**, solche, welche nur noch garnisondienstfähig sind, als **Halbinvaliden**. Über den Krankheitsbefund hat der Obermilitärarzt des Truppenteils, dem der zu Invalidisierende angehört, ein ausführliches vorschriftsmäßiges Zeugnis unter Berücksichtigung der eventuell stattgehabten Dienstbeschädigung auszustellen und am Schluß desselben den Grad der Dienstunbrauchbarkeit, eventuell Erwerbsunfähigkeit, Verstümmelung etc. auf Grund der einschlägigen Paragraphen der Dienstanweisung zu bestimmen, worauf das Generalkommando durch Revision des Zeugnisses durch den Korpsgeneralarzt die definitive Entscheidung trifft. Unter den Krankheiten, welche die Felddienstfähigkeit allein aufheben, also Halbinvalidität bedingen, sind am häufigsten: Schwächung des Körpers im allgemeinen, chronische Leiden der Atmungsorgane (jedoch geringern Grades), Unterleibsbrüche, welche noch durch ein Bruchband zurückgehalten werden, zurückgebliebene Schwäche in den großen Gelenken oder Knochen nach Gelenkentzündung, resp. Knochenbrüchen etc. Ganzinvalidität wird bedingt durch alle schwereren unheilbaren Krankheiten, wie Hautausschläge, bösartige Geschwülste, progressive Muskelatrophie, chronische Lungen-, Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten, ferner durch ausgedehnte, behindernde Narben, Blindheit auf einem Auge, große Unterleibsbrüche, Verlust eines größern Gliedes, Verlust eines Daumens, des rechten Zeigefingers u. a. Als **Dienstbeschädigung** wird angesehen: Verwundung vor dem Feind, erhebliche Gesundheitsstörungen, hervorgerufen durch die besondern Eigentümlichkeiten des Dienstes (z. B. wenn ein Soldat auf dem Marsch an Hitzschlag erkrankt), ferner äußere Beschädigungen, welche bei Ausübung des aktiven Dienstes erlitten sind, endlich die kontagiöse Augenkrankheit. In jedem Fall hat der Truppenteil nach genauer Untersuchung der von dem betreffenden Soldaten angegebenen Dienstbeschädigung eine Bescheinigung hierüber dem militärärztlichen Zeugnis hinzuzufügen. Die **Dauer** der J. richtet sich nach der zu Grunde liegenden Krankheit, und die J. wird überall da von vornherein als **dauernde** bezeichnet werden, wo z. B. Amputationen, Verstümmelungen etc. eine Änderung des Zustandes ausschließen. Läßt sich jedoch eine Besserung im Laufe der Zeit erwarten, so wird die J. als zeitige (**temporäre**) bezeichnet, meistens zunächst auf zwei Jahre, und der Invalid hat sich alsdann einer nochmaligen Untersuchung zu unterwerfen. Insofern es sich um die Ausstellung des Zivilversorgungsscheins, resp. um die verschiedenen Klassen des Pensionsbetrages handelt, ist eine Bescheinigung darüber notwendig, ob der Invalid im Selbsterwerb **nicht** behindert ist, ob er es **teilweise**, **größtenteils** oder **gänzlich** ist, und ob er etwa sogar fremder Wartung und Pflege, z. B. nach mehrfachen Amputationen, bedürftig ist. Für die Letztgenannten, welche also entweder durch Amputationen oder anderweitig Glieder des Körpers verloren haben, oder erblindet sind, gewährt das Pensionsgesetz noch eine sogen. **Verstümmelungszulage**, natürlich nur auf Grund der ärztlichen Bescheinigung. Bei **Offizieren** und Sanitätsoffizieren beginnt die Versorgungsberechtigung erst bei Dienstunbrauchbarkeit nach zehnjähriger Dienstzeit, außerdem natürlich ebenfalls bei Dienstbeschädigung. Reserveoffiziere erlangen einen Anspruch lediglich durch die letztere. Im übrigen sind die Bestimmungen über die J. der Offiziere den obigen entsprechend, nur sind Offiziere, welche das 60. Lebensjahr zurückgelegt haben, ohne weiteres pensionsberechtigt und brauchen also keine J. nachzuweisen. Im Deutschen Reiche sind die Invalidenansprüche durch das Militärpensionsgesetz vom 27. Juni 1871 (mit Abänderungen durch die Gesetze vom 4. April 1874, 21. April 1886, 22. Mai 1893 und 14. Jan. 1894) geregelt. Vgl. »Dienstanweisung zur Beurteilung der Militärdienstfähigkeit etc.« vom 8. April 1877 (Berl. 1877).

Invaliditätsversicherung, Versicherung für den Fall dauernder Arbeitsunfähigkeit infolge von eingetretenen Unfällen, Siechtum oder Altersschwäche, bei welcher sich Dritte verpflichten, dem Versicherten gegen Zahlung von Prämien im Fall der Invalidität eine bestimmte Summe (Kapitalversicherung) oder eine lebenslängliche Rente zu entrichten. Die Prämienhöhe müßte nach Alter und Gesundheitszustand des Beitretenden, nach dem Grade der Gefährdung durch die Beschäftigung etc. bemessen werden. Diese Art der Versicherung ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Es fehlt nicht allein an statistischem Material, um die Prämiensätze richtig abstufen zu können, sondern es würde auch solches nur schwer anwendbar sein, sobald die verschiedensten Berufszweige und Örtlichkeiten zur Versicherung zugelassen werden sollen. Dazu kommt, daß auch der Zeitpunkt, zu welchem die Invalidität eintritt, nicht leicht zu bestimmen ist, zumal wenn keine genügende Kontrolle ausgeübt werden kann und gar bei Persönlichkeiten, welche ein Urteil abgeben könnten (Gemeindevorstand, Fabrikant etc.), die Neigung vorhanden ist, Lasten möglichst von sich selbst fern zu halten. Aus diesen Gründen war auch die J. in Deutschland bis zur Neuzeit in andern Ländern ist sie auch jetzt noch wenig entwickelt. Die Invalidenversorgung blieb im wesentlichen auf solche Fälle beschränkt, in welchen gegenseitige Kontrolle durch die Interessenten die Durchführung erleichterte und korporativer Geist oder bestimmte Festsetzung von strenger Ausgleichung nach Leistung und Gegenleistung abzusehen gestatteten, ferner wenn das Arbeitsverhältnis der zu versichernden Personen ein dauerndes war. Dem entsprechend finden wir denn auch (abgesehen von der Pensionierung von Beamten), daß die J., meist im Zusammenhang mit andern Gemeinschaften stehend, entweder auf größere Fabriken und Bergwerke in den Fabrik- und Knappschaftskassen (s. d.) beschränkt ist, in welchem Falle der Arbeitgeber die Kasse durch Beiträge zu unterstützen und sich dafür auch gewisse Rechte bezüglich der Verwaltung vorzubehalten pflegt, oder daß zu Gewerkvereinen (s. d.) verbundene Arbeiter sie in ihre Hand nehmen. Beiträge für Invalidenkassen werden am besten in kleinen Raten, wöchentlich, monatlich oder überhaupt jeweilig zur Zeit der Lohnzahlung, entrichtet, die Unterstützungen besser in Form einer lebenslänglichen Rente als einer Kapitalabfindung gewährt, wenn auch letztere in besondern Fällen persönlich erwünschter sein kann. Im Interesse der

Digitized by Google

Sache liegt es, die Wartezeit (s. unten) möglichst abzukürzen. Beruht die J. auf genossenschaftlicher Grundlage, so kann schon eine schärfere Kontrolle bei Feststellung der Invalidität und bei der Unterscheidung zwischen Ganz- und Halbinvaliden ausgeübt werden, d. h. zwischen solchen, welche vollständig erwerbsunfähig sind, und solchen, welche noch durch leichtere Arbeiten etwas verdienen können.

Nachdem die Unfallversicherung (s. d.), welche einen Teil der J. bildet, für das Deutsche Reich gesetzlich geregelt und bereits in der kaiserlichen Botschaft vom 17. Nov. 1881 auf die Notwendigkeit hingewiesen worden war, auch denjenigen, welche durch Alter und Invalidität erwerbsunfähig geworden seien, ein höheres Maß staatlicher Fürsorge zu teil werden zu lassen, wurden von der Reichsregierung 17. Nov. 1887 die »Grundzüge« zu einer Alters- und Invalidenversicherung für die deutschen Arbeiter zu dem Zweck veröffentlicht, eine Besprechung derselben in den weitesten Kreisen zu veranlassen. Darauf erschien 22. Juni 1889 das Gesetz, betreffend die Invaliditäts- und Altersversicherung (dazu ein Ergänzungsgesetz vom 8. Juni 1891), welches für eine große Anzahl von Personen den Versicherungszwang einführte.

Der Versicherungspflicht sind unterworfen vom vollendeten 16. Lebensjahr ab: 1) Arbeiter, Gehilfen, Gesellen, Lehrlinge oder Dienstboten, welche gegen Lohn oder Gehalt beschäftigt werden; 2) Betriebsbeamte sowie Handlungsgehilfen und -Lehrlinge, deren Jahreslohn oder -Gehalt 2000 Mk. nicht übersteigt; 3) die gegen Lohn oder Gehalt beschäftigten Personen der Schiffsbesatzung deutscher Seefahrzeuge und von Fahrzeugen der Binnenschiffahrt. Durch Bundesratsbeschluß kann die Versicherungspflicht auch auf Betriebsunternehmer, die nicht regelmäßig wenigstens einen Lohnarbeiter beschäftigen, sowie auf solche selbständige Gewerbtreibende erstreckt werden, welche in eignen Betriebsstätten im Auftrag und für Rechnung andrer Gewerbtreibender beschäftigt werden (Hausgewerbtreibende). Die genannten Betriebsunternehmer sind, wenn kein für sie bindender Beschluß gefaßt wird, zur freiwilligen Selbstversicherung berechtigt, sofern sie noch nicht 40 Jahre alt und nicht invalid sind. Der Versicherungspflicht sind nicht unterworfen solche Personen, welchen als Entgelt für ihre Beschäftigung nur freier Unterhalt gewährt wird, ferner Beamte des Reiches und der Bundesstaaten, die mit Pensionsberechtigung angestellten Beamten von Kommunalverbänden sowie Personen des Soldatenstandes, welche dienstlich als Arbeiter beschäftigt sind, endlich solche Personen, welche nicht mehr im stande sind, ein Drittel des nach Maßgabe des Krankenversicherungsgesetzes festgesetzten Tagelohns zu verdienen, oder welche auf Grund des neuen Gesetzes eine Invalidenrente beziehen. Andre in Betrieben des Reiches, eines Bundesstaats oder eines Kommunalverbandes beschäftigte Personen genügen der gesetzlichen Versicherungspflicht durch Beteiligung an einer für den betreffenden Betrieb bestehenden oder zu errichtenden besondern Kasseneinrichtung, durch welche ihnen eine den gesetzlich vorgesehenen Leistungen gleichwertige Fürsorge gesichert ist. Den vom Bundesrat anerkannten Kasseneinrichtungen dieser Art wird der Reichszuschuß gewährt. Andre solche Kassen können nur als Zuschußkassen die gesetzliche Fürsorge ergänzen.

Gegenstand der Versicherung ist der Anspruch auf Gewährung einer Invaliden-, bez. Altersrente. Invalidenrente erhält ohne Rücksicht auf das Lebensalter derjenige Versicherte, der dauernd erwerbsunfähig ist, dann auch derjenige, welcher ein Jahr lang erwerbsunfähig gewesen ist, für die weitere Dauer seiner Erwerbsunfähigkeit, doch steht ein Anspruch denjenigen nicht zu, die erweislich die Erwerbsunfähigkeit sich vorsätzlich oder bei Begehung eines durch strafgerichtliches Urteil festgestellten Verbrechens zugezogen haben. Erwerbsunfähigkeit ist dann anzunehmen, wenn der Versicherte wegen körperlichen oder geistigen Leidens nicht mehr durch eine seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechende Lohnarbeit mindestens einen Betrag zu verdienen vermag, welcher gleichkommt der Summe eines Sechstels des Durchschnitts der Lohnsätze, nach welchen für ihn während der letzten fünf Beitragsjahre Beiträge entrichtet worden sind, und eines Sechstels des 300fachen Betrags des nach dem Krankenversicherungsgesetz festgesetzten ortsüblichen Tagelohns gewöhnlicher Tagearbeiter des letzten Beschäftigungsorts. Altersrente erhält, ohne daß es des Nachweises der Erwerbsunfähigkeit bedarf, derjenige Versicherte, der das 70. Lebensjahr vollendet hat. In Gemeinden, in welchen land- und forstwirtschaftliche Arbeiter nach Herkommen ihren Lohn ganz oder zum Teil in Naturalleistungen erhalten, kann auch die Rente bis zu zwei Dritteln in dieser Form gewährt werden. Solchen Personen, welchen wegen gewohnheitsmäßiger Trunksucht geistige Getränke in öffentlichen Schankstätten nicht verabfolgt werden dürfen, sind nur Naturalleistungen zu gewähren. Ist der Berechtigte ein Ausländer, so kann er, falls er seinen Wohnsitz im Deutschen Reiche aufgibt, mit dem dreifachen Betrag der Jahresrente abgefunden werden. Die Rente kann mit rechtlicher Wirkung weder verpfändet, noch übertragen, noch (mit gewissen Ausnahmen) gepfändet werden. Sie ruht, solange der Berechtigte eine Freiheitsstrafe von über einen Monat verbüßt, in einem Arbeitshaus oder einer Besserungsanstalt untergebracht ist, eine Unfallrente, bez. Pension oder Wartegeld bezieht, soweit diese Bezüge einschließlich der zugesprochenen Invaliden- oder Altersrente 415 Mk. übersteigen.

Es ist für Personen, die versichert waren in:

Lohnklasse	Invalidenrente		Altersrente
	Mindestbetrag	nach 50jähr. ununterbrochener Versich.	
I	114,70	157,00	106,40
II	124,00	251,00	134,60
III	131,15	321,80	162,80
IV	140,55	415,50	191,00

Hat der Versicherte verschiedenen Lohnklassen angehört, so werden diejenigen 1410 Beitragswochen in Anrechnung gebracht, in welchen die höchsten Beiträge entrichtet sind. Weibliche Personen, welche sich verheiraten, ehe sie in den Genuß einer Rente gelangten, können die Hälfte der für sie geleisteten Beiträge zurückverlangen, sofern letztere wenigstens 5 Jahre lang entrichtet wurden. Einen gleichen Anspruch (auf Erstattung) haben Witwen und Waisen männlicher Personen, welche, nachdem sie wenigstens 5 Jahre lang Beiträge gezahlt haben, sterben, ehe sie eine Rente erhielten. Die Anwartschaft der Versicherten erlischt, wenn während 4 aufeinander folgender Jahre für weniger als insgesamt 47 Wochen Beiträge entrichtet worden sind. Doch lebt dieselbe durch Wiedereintritt in eine versicherungspflichtige Beschäftigung oder durch freiwillige Beitragsleistung wieder auf, wenn darauf eine Wartezeit von 5 Beitragsjahren zurückgelegt ist.

Zur Erlangung eines Rentenanspruchs ist außer dem Nachweis der Erwerbsunfähigkeit, bez. des gesetzlich vorgesehenen Alters erforderlich die Leistung von Beiträgen sowie die Zurücklegung der vorgeschriebenen Wartezeit, welche beträgt bei der Invalidenrente 5, bei der Altersrente 30 Beitragsjahre (je 47 Beitragswochen, die aber nicht unmittelbar aufeinander zu folgen brauchen). Zeiten einer mit Erwerbsunfähigkeit verbundenen Krankheit und militärischer Dienstleistungen werden in diesen Zeitraum eingerechnet, ohne daß Beiträge für dieselben zu entrichten sind. Doch darf die Krankheit nicht vorsätzlich oder bei Begehung eines durch strafgerichtliches Urteil festgestellten Verbrechens, durch schuldhafte Beteiligung bei Schlägereien oder Raufhändeln, durch Trunkfälligkeit oder geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen sein. Diese Wartezeiten sind geringer bemessen für Versicherte, die während der ersten 5 Kalenderjahre nach dem Inkrafttreten des Gesetzes erwerbsunfähig werden, sowie für Versicherte, welche zur Zeit des Inkrafttretens des Gesetzes das 40. Lebensjahr vollendet haben und während der vorangegangenen 3 Jahre insgesamt mindestens 141 Wochen hindurch in einer versicherungspflichtigen Stellung sich befunden haben.

Die Mittel zur Gewährung der Renten werden vom Reich in Form eines Zuschusses von 50 Mk. für jede Rente jährlich (wozu noch Ersatz für die wegen militärischer Dienstleistungen auf die Wartezeit nicht in Anrechnung gebrachten Beitragswochen kommt), dann von den Arbeitgebern und von den Versicherten durch laufende Beiträge zu je gleichen Teilen aufgebracht. Die Höhe dieser Beiträge ist so zu bemessen, daß durch dieselben gedeckt werden die Verwaltungskosten, die Rücklagen zur Bildung eines Reservefonds, die durch Erstattung von Beiträgen voraussichtlich entstehenden Aufwendungen sowie der Kapitalwert der von der Versicherungsanstalt aufzubringenden Anteile an denjenigen Renten, welche in dem betreffenden Zeitraum voraussichtlich zu bewilligen sein werden. Man hat so das Kapitaldeckungsverfahren mit dem Umlageverfahren verbunden, um bei möglichst geringen Schwankungen der Beiträge größte Sicherheit der Leistungen und thunlichste Beschränkung der Kapitalansammlung zu erzielen. Die Höhe der wöchentlichen Beiträge ist für die erste Beitragsperiode (1891—1901) in jeder Anstalt für die Lohnklasse I: 14, II: 20, III: 24 und IV: 30 Pfennig. Später sind die Beiträge von 5 zu 5 Jahren für jede Anstalt festzusetzen. Personen, welche aus dem Versicherungsverhältnis ausscheiden (z. B. durch Eintritt in den Stand der selbständigen Betriebsunternehmer), sind berechtigt, dasselbe freiwillig dadurch fortzusetzen, bez. zu erneuern, daß sie die für die Lohnklasse II ihres Aufenthaltsorts festgesetzten Beiträge entrichten und gleichzeitig für jede Woche freiwilliger Beitragsleistung eine Zusatzmarke (Doppelmarke) beibringen. Auch die Personen (Betriebsunternehmer), welche sich freiwillig selbst versichern, haben außer den vollen Beiträgen in Marken für jede Woche der Selbstversicherung eine Zusatzmarke beizubringen. Der Nennwert dieser Zusatzmarken beträgt 8 Pfennig.

Zum Zweck der Bemessung der Beiträge und Renten werden nach der Höhe des Jahresarbeitsverdienstes Lohnklassen der Versicherten gebildet und zwar Klasse I bis 350; II: 350—550; III: 550—850; IV über 850 Mk. Die Renten werden für Kalenderjahre berechnet und in monatlichen Teilbeträgen im voraus gezahlt.

Bei Berechnung des von der Versicherungsanstalt aufzubringenden Teiles der Invalidenrente wird ein Betrag von 60 Mk. zu Grunde gelegt. Derselbe steigt mit jeder vollendeten Beitragswoche in der Lohnklasse I um 2, II um 6, III um 9 und IV um 13 Pf. Der von der Anstalt aufzubringende Teil der Altersrente beträgt für jede Beitragswoche in der Lohnklasse I: 4, II: 6, III: 8, IV: 10 Pf. Dabei werden 1410 Beitragswochen in Anrechnung gebracht.

Die Invaliditäts- und Altersversicherung erfolgt durch Versicherungsanstalten, welche mit dem Recht der juristischen Persönlichkeit nach Bestimmung der Landesregierungen für weitere Kommunalverbände ihres Gebiets oder für das Gebiet des Bundesstaates errichtet werden. Dieselben haften für ihre Verbindlichkeiten mit ihrem ganzen Vermögen, bei Unvermögensfall tritt der Kommunalverband, bez. der Staat für sie ein. Mehrere Anstalten können sich vereinbaren, die Lasten ganz oder zum Teil gemeinsam zu tragen. In der Versicherungsanstalt sind alle diejenigen Personen versichert, deren Beschäftigungsort im Bezirk der Versicherungsanstalt liegt. Die Versicherungsanstalt wird durch einen Vorstand verwaltet, soweit nicht einzelne Angelegenheiten durch Gesetz oder Statut dem Ausschuß oder andern Organen übertragen sind. Für jede Anstalt wird ein Ausschuß gebildet, welcher aus einer gleichen Anzahl (mindestens 5) Vertretern der Arbeitgeber und der Versicherten besteht. Durch das Statut kann die Bildung eines Aufsichtsrats angeordnet werden. Ein Aufsichtsrat muß (je zur Hälfte aus Vertretern der Arbeitgeber und der Versicherten) gebildet werden, wenn nach dem Statut dem Vorstand Vertreter der Arbeitgeber und Versicherten nicht angehören. Der Aufsichtsrat hat die Geschäftsführung des Vorstandes zu überwachen und die ihm durch das Statut außerdem übertragenen Obliegenheiten zu erfüllen. Für den Bezirk jeder Anstalt wird zur Wahrung der Interessen der übrigen Anstalten und des Reiches von der Landesregierung im Einvernehmen mit dem Reichskanzler ein Staatskommissar bestellt.

Für den Bezirk jeder Anstalt wird mindestens Ein Schiedsgericht bestellt, das aus einem Vorsitzenden und mindestens vier Beisitzern besteht. Letztere werden von dem Ausschuß und zwar zu gleichen Teilen von den Arbeitgebern und den Versicherten gewählt. Ansprüche auf Renten sind bei der untern zuständigen Verwaltungsbehörde anzumelden. Die Entscheidung erfolgt durch die Versicherungsanstalt, an welche zuletzt Beiträge entrichtet wurden. Hiergegen findet Berufung an das Schiedsgericht statt, gegen dessen Entscheidung Revision beim Reichsversicherungsamt (s. d.) zugelassen ist. Ist die Rente anerkannt und festgestellt, so wird der Berechtigungsausweis erteilt; ferner ist dem Rechnungsbüreau des Reichsversicherungsamtes Mitteilung zu machen, welches die Renten auf das Reich und die beteiligten Versicherungsanstalten nach Maßgabe der Quittungskarten verteilt. Die Auszahlung der Renten wird dann vorschußweise durch die Postverwaltung bewirkt. Die Beiträge entrichtet der Arbeitgeber, welcher berechtigt ist, die Hälfte derselben bei der Lohnzahlung in Abzug zu bringen. Hierbei hat er sich der Marken zu bedienen, welche die Versicherungsanstalten für die verschiedenen Lohnklassen ihrer Bezirke mit Bezeichnung ihres Geldwertes ausgeben, indem er einen entsprechenden Betrag von Marken in die Quittungskarte des Versicherten einklebt. Jede Quittungskarte

Digitized by Google

bietet Raum zur Aufnahme der Marken für 47 Beitragswochen. Die Eintragung eines Urteils über die Führung oder die Leistungen des Inhabers sowie sonstige durch das Gesetz nicht vorgesehene Eintragungen oder Vermerke in oder an der Quittungskarte sind unzulässig. Quittungskarten, in welchen derartige Vermerke oder Eintragungen sich vorfinden, sind von jeder Behörde, welcher sie zugehen, einzubehalten und durch neue zu ersetzen. Dem Arbeitgeber sowie Dritten ist untersagt, die Quittungskarte nach Einklebung der Marken wider den Willen des Inhabers zurückzubehalten. Die Versicherungsanstalten unterliegen in Bezug auf Befolgung des Gesetzes der Beaufsichtigung durch das Reichsversicherungsamt. In denjenigen Bundesstaaten, in welchen Landesversicherungsämter errichtet sind, übt das Landesversicherungsamt die Aufsicht über solche Versicherungsanstalten aus, welche sich nicht über das Gebiet des Bundesstaates hinaus erstrecken.

Von den Strafbestimmungen seien hier nur erwähnt, daß unzulässige Eintragungen oder Vermerke in Quittungskarten mit Geldstrafe bis zu 2000 Mark oder mit Gefängnis (Haft bei mildernden Umständen) bis zu 6 Monaten bedroht werden. Organe der Versicherungsanstalten sowie die das Aufsichtsrecht über dieselben ausübenden Beamten werden auf Antrag mit Geld bis zu 1500 Mk. oder mit Gefängnis bis zu 3 Monaten bestraft, wenn sie unbefugt Betriebsgeheimnisse offenbaren, welche kraft ihres Amtes zu ihrer Kenntnis gelangt sind. Absichtliche Offenbarung zum Nachteil der Betriebsunternehmer sowie Nachahmung werden mit Gefängnis bedroht, neben welchem auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann. Hierzu kann Geldstrafe bis zu 3000 Mk. treten, wenn die Absicht darauf gerichtet ist, sich oder einem andern einen Vermögensvorteil zu verschaffen.

Im ganzen bestehen 31 Versicherungsanstalten und 9 besondere Kasseneinrichtungen. Bis Ende 1893 waren Ansprüche:

	Altersrente	Invalidenrente
erhoben	261 966	82 758
anerkannt	207 782	58 955
zurückgewiesen . .	45 190	19 528
anderweit erledigt .	5 649	4 012

1893 bezogen 187,450 Personen 22,7 Mill. Mk. Alters-, 53,050 Personen 5,2 Mill. Mk. Invalidenrente. Die Einnahmen der Versicherungsanstalten aus Beiträgen waren 1893: 89,9 Mill. Mk., der Vermögensbestand 31. Dez. 1893: 227,2 Mill. Mk. Der Reichszuschuß stellte sich 1893 auf 12 Mill. Mk. Er wird etwa sein im 45. Versicherungsjahr 45 und im 80. Versicherungsjahr 69 Mill. Mk. (von da ab für den jetzigen Bevölkerungsstand gleichbleibend).

Kommentare zum Gesetz schrieben: Bosse u. v. Woedtke (3. Aufl., Leipz. 1891, Nachtrag 1893), Bebel u. Singer, v. Borries, Eger, Freund, Fuld, Gebhard, Hahn, Hallbauer, Henning, Just, Kulemann, Landmann u. Rasp (für Bayern), Latour (Schiedsgerichtsverfahren, Berl. 1891), Pfafferoth, Rumpelt (für Sachsen), Schicker (für Württemberg), Schneider (für Landwirte), Stenglein, Trutzer, Zeller u. a. Vgl. außerdem Rosin, Das Recht der Arbeiterversicherung (Berl. 1890 ff.); Riebour, Tafeln zur Ermittelung der Invaliden- und Altersrenten (das. 1890). Zeitschriften: »Die Arbeiterversorgung« (Berlin), »Die Invaliditäts- und Altersversicherung im Deutschen Reich« (Darmstadt). Amtliche Nachrichten des Reichsversicherungsamtes bringen die »Entscheidungen in Angelegenheiten der Invaliditäts- u. Altersversicherung«.

Invariābel (lat.), unveränderlich.

Invariāble Erdschicht, diejenige Schicht unter der Erdoberfläche, in welcher die jährlichen Temperaturschwankungen aufhören u. die Temperatur demnach gleich der mittlern Temperatur des Oberflächenortes ist (s. Erde, S. 894). Vgl. Richthofen, Führer für Forschungsreisende (Berl. 1886).

Invariántentheorie (höhere Algebra, moderne Algebra, moderne Geometrie, am besten Formenlehre), Zweig der Mathematik, beschäftigt sich mit der Aufsuchung derjenigen mit einer gegebenen Form F oder mit einem System gegebener Formen S zusammenhängenden Formen, welche bei linearer Transformation der in den gegebenen Formen vorkommenden Variabeln wesentlich ungeändert (invariant) bleiben. Ist z. B. F gegeben als: $ax^2 + 2bxy + cy^2$ (binäre quadratische Form B_2) und substituiert man für x den Ausdruck $\alpha X + \beta Y$ und für y ebenso $\gamma X + \delta Y$, so geht F über in $AX^2 + 2BXY + CY^2$, und die neue Diskriminante (s. d.) $AC - B^2$ ist gleich der alten $ac - b^2$ multipliziert mit $(\alpha\gamma - \beta\delta)^2$, d. h. mit dem Quadrat der Determinante oder des Moduls m der Substitution. Da m im allgemeinen gleich 1 gemacht wird, so bleibt also die Diskriminante der Form F im wesentlichen ungeändert. Enthält, wie in diesem Beispiel die Form $ac - b^2$, die invariant, abgesehen vom Faktor m^p, bleibende Form nur die Konstanten von F, bez. S, so heißt sie eine Invariante der Form F, bez. des Systems S; fällt auch der Faktor m^p weg, was beim Quotienten zweier Invarianten vorkommt, so ist sie eine Absolute. Als Beispiel der Invariante eines Systems wähle man die Formen $ax^2 + 2bxy + cy^2$ und $a^1x^2 + 2b^1xy + c^1y^2$, so zeigt man leicht, daß die Verbindung $ac^1 + a^1c - 2bb^1$ invariant ist. Enthält die invariante Form außer den Konstanten auch noch die Variabeln von F oder S, so heißt sie Kovariante. Beispiel: Gegeben B_3, d. h. die binäre kubische Form $ax^3 + 3bx^2y + 3cxy^2 + dy^3$, so ist $\frac{d^2}{dx^2} \cdot \frac{d^2}{dy^2} - \left(\frac{d^2}{dx\,dy}\right)^2$ also: $3b[(ax + by)(cx + dy) - (bx + cy)^2]$ eine Kovariante, und zwar die Hessian oder Hessische. Invarianten und Kovarianten sind nicht die einzigen invarianten Bildungen, aber es sind die nächstliegendsten. Die J. umfaßt als Lehre von den binären Formen die Lehre von den algebraischen Gleichungen (mit einer Unbekannten), als Lehre von den ternären noch die ebenen algebraischen Kurven, als Lehre von den quaternären noch die der algebraischen Flächen. In der analytischen Geometrie ist eine lineare Transformation der Variabeln gleichbedeutend mit einer Änderung des Achsensystems, daher drücken die Invarianten (gleich 0 gesetzt) Eigenschaften der Kurven und Flächen aus, welche vom Achsensystem unabhängig sind (Bedingung dafür, daß die Kurve Doppelpunkte hat, daß die Fläche zerfällt rc.), während die Kovarianten Kurven, bez. Flächen darstellen, welche mit den gegebenen bleibende Beziehungen haben. So drückt die Hessian aus, daß die Wendepunkte einer Kurve mten Grades auf einer 3 (m — 2) liegen. Aber auch die projektivische Geometrie Poncelets und Steiners, welche in dem anharmonischen oder Doppelverhältnis mit einer absoluten (irrationalen) Invariante arbeitete, ist wesentlich Methode der linearen Transformation und heute von der J. nur noch in der Sprache verschieden. Noch von einer andern Seite wurde die J. entscheidend. Da die Invarianten

Digitized b

und Kovarianten ꝛc. beharren, so kann man zu ihrer Bildung die einfachsten unter den Gestalten wählen, welche man F oder S geben kann, die sogen. kanonischen Formen, und so entspringt hier eine neue Aufgabe, wodurch die J. unter Führung von Hermite und Weierstraß in die Funktionentheorie eingreift. Weisen die Anfänge der J. auf Lagranges und Gauß' Lehre von den ganzzahligen quadratischen Formen, so sind doch als eigentliche Begründer Boole (1841), Cayley (1845) und Aronhold (1849) zu nennen. Dieser hatte schon als Student die J. selbständig entdeckt, doch kamen ihm bei der Publikation die Engländer zuvor. Dafür gelang es ihm, die fundamentale Begründung der J. mittels eines Systems partieller Differentialgleichungen, denen die Invarianten und Kovarianten genügen müssen, zu geben. Die J. ist dann durch Hermite, Salmons, Sylvester, Brioschi, Clebsch und Gordan ausgebildet, in neuerer Zeit durch F. Klein, Frobenius, Lie, Hilbert, Study, Reye, Franz Meyer ꝛc. Letzterer hat dann im Auftrag der Deutschen Mathematiker-Vereinigung im Jahresbericht derselben (Berl. 1892) den »Bericht über den gegenwärtigen Stand der J.« gegeben, in welchem auch die gesamte Litteratur zu finden ist.

Invasion (lat.), feindlicher Einfall in fremdes Gebiet; Invasionskrieg, ein Angriffskrieg mit wirklichem Eindringen in des Feindes Land. Vgl. Eroberung und Okkupation.

Invasionskrankheiten, ansteckende Krankheiten, welche durch tierische und pflanzliche Schmarotzer hervorgerufen und von Person zu Person übertragen werden können, wie Krätze, Bandwurm-, Trichinenkrankheit, Soor, Favus ꝛc.

Invecta et illāta (lat., »Eingebrachtes und Eingeführtes«), die bewegliche Habe, welche von einem Pachter oder Mietsmann in die gepachteten oder gemieteten Räumlichkeiten eingebracht wird, und an welcher dem Vermieter wegen seiner Ansprüche auf das Mietgeld ein Zurückhaltungsrecht, bez. nach römischem Recht ein Pfandrecht zusteht.

Invektīve (franz.), anfahrende, beleidigende Äußerung, Schmähwort, Schimpfrede.

Invēnit (lat., meist abgekürzt inv.), »hat es erfunden«, steht unter Kupferstichen, Holzschnitten, Lithographien ꝛc. bei dem Namen dessen, der die Idee zu der Darstellung gefaßt oder das Original geschaffen hat. Die Reproduktion rührt gewöhnlich von einem andern her. Wer zugleich das Original und die Wiedergabe ausgeführt hat, setzt seinem Namen die Bezeichnung: inv. et fec. (invenit et fecit) hinzu.

Inventār, s. Inventarium.

Inventārerbe, soviel wie Benefizialerbe (s. Beneficium inventarii).

Inventarisieren (inventieren, lat.), ein Inventarium (s. d.) aufnehmen, verzeichnen.

Inventarium (lat., Inventar), der »Befund«; das, was man findet; dann diejenigen Sachen, welche mit einem bestimmten Vermögenskomplex, z. B. mit einer Fabrik, einer Schule ꝛc., verbunden sind und als Zubehör dazu gehören; endlich das Verzeichnis solcher Sachen. Die Aufnahme eines Inventars heißt Inventur (Inventarisation). Besonders versteht man unter J. das Verzeichnis aller beweglichen Gegenstände, die zu einem Landgut gehören und von einem Besitzer zum andern übergehen. Dabei wird das lebende (Viehstand) von dem toten J. (Gerätschaften) unterschieden. Ein eisernes J. ist ein solches, welches vom Inhaber jederzeit, sobald davon etwas abgegangen ist, ergänzt werden muß (s. Eisern). In der Rechtssprache versteht man unter J. gewöhnlich ein Verzeichnis der sämtlichen zu einer Vermögensmasse gehörenden Aktiva (s. d.) und Passiva. Der Erbe kann die Erbschaft mit der Rechtswohlthat des Inventars antreten (s. Beneficium inventarii). Das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 29—33) verpflichtet den Kaufmann (s. d.), beim Beginn seines Geschäfts sowohl als von Jahr zu Jahr ein solches J., in welchem der Wert aller Vermögensstücke, z. B. auch der zweifelhaften Forderungen, auszuwerfen ist, anzufertigen und auf Grund desselben die Bilanz (s. d.) zu ziehen; Warenlager müssen, wenn eine jährliche Inventur unthunlich sein sollte, mindestens alle zwei Jahre inventarisiert werden. Bei Eröffnung eines Konkurses oder bei Liquidation einer Handelsgesellschaft muß gleichfalls ein J. aufgenommen werden. Die in ein Schiffsinventar eingetragenen Gegenstände sollen nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 443) im Zweifel als Zubehör des Schiffes angesehen werden. Außerdem kommen Inventuren namentlich auch bei der Übernahme von Vormundschaften vor; der Vormund hat das J. der Obervormundschaft zu unterbreiten. Vgl. auch Abschreibung und Designation.

Inventārkapital, s. Landwirtschaftliche Betriebserfordernisse.

Inventārrecht, s. Beneficium inventarii.

Inventieren (franz.), erfinden, auch soviel wie inventarisieren.

Invention (lat., franz.), Erfindung, Kunstgriff; bei Seb. Bach Bezeichnung für kleine, zwei- und dreistimmige Klavierstücke im imitatorischen Stil; inventiös, erfinderisch, sinnreich.

Inventūr (neulat.), die Aufnahme eines Inventariums (s. d.).

Inveraray (Inverary, spr. inwerāri), Hauptort der schott. Grafschaft Argyll, am obern Ende des Loch Fyne, in schöner Lage, mit dem 1744—61 erbauten Schloß des Herzogs von Argyll, einem Denkmal zur Erinnerung an die ungesetzliche Hinrichtung der 17 Campbells durch Jakob II. (1685) und (1891) 743 Einw., deren Haupterwerb die Heringsfischerei bildet.

In verba magistri schwören (lat.), »auf des Meisters Worte« schwören, d. h. unbedingt die Aufstellungen des Lehrers als Wahrheit hinnehmen, Citat aus Horaz' »Episteln« (1. Buch, 1, 14).

Invercargill (spr. inwerkargill), Hafenstadt an der Südküste der Südinsel von Neuseeland, Endpunkt von drei Eisenbahnen, welche ihm die Produkte der großen Weidedistrikte seines Hinterlandes zuführen (Ausfuhr zur See 1892: 693,550 Pfd. Sterl.), mit (1891) 4950, einschließlich der drei Vorstädte 7962 Einw.

Inverneß, Hauptstadt der schott. Hochlande und von Inverneßshire, prächtig gelegen an der Mündung des Neß in den Inverneß Firth und am Nordende des Kaledonischen Kanals, hat eine gotische Kathedrale (St. Andrew's, 1866 errichtet), ein stattliches Grafschaftsgefängnis (an der Stelle des alten Schlosses), zwei höhere Schulen, Wollfabrikation, Maschinenbau, regen Handel und (1891) 20,855 Einw. Zum Hafen gehören (1891) 59 Seeschiffe von 5281 Ton. Gehalt und 1794 Fischerboote von 11,494 T. Einfuhr vom Ausland (1891) 63,009, Ausfuhr 27,800 Pfd. Sterl. Unterhalb J. liegt Culloden Moor (s. Culloden); im ehemaligen Schloß soll Macbeth den König Duncan ermordet haben. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Inverneßshire, Grafschaft im nordwestlichen Schottland, besteht aus einem festländischen Teil,

Digitized by Google

der sich von der Nordsee bis zum Atlantischen Ozean erstreckt, und aus einer Anzahl Inseln (im ganzen 250, darunter Skye, Eigg, Uist, Harris, St. Kilda u. a. der Hebriden). Der Flächengehalt beträgt 11,021 qkm (200,1 QM.), ohne Gewässer 10,588 qkm mit (1891) 89,317 Einw. Die Wasserscheide hält sich ganz in der Nähe der atlantischen Küste, und jenseit derselben liegen die halbinselartigen Landschaften Glenelg, Knoidart, Arasaig und Moidart. Die große Thalspalte Glenmore nan Albin (s. d.) trennt den Hauptteil der Grafschaft in zwei ungleiche Hälften, deren östliche einen Teil des Strathspey bildet, in seinem obern Teil als Badenoch bekannt. J. ist ein Gebirgsland, von den Grampians und ihren Verzweigungen erfüllt, und innerhalb seiner Grenzen erhebt sich Ben Nevis (1343 m), der höchste Berg der britischen Inseln. An Höhe stehen ihm nur wenig nach die im NW. sich erhebenden Ben Attow (1219 m), Mam Soul (1177 m) und Scour na Lapich (1151 m). Wald ist im Glenmore und seinen Nebenthälern ziemlich häufig. Auf Ackerland kommen (1890) nur 3,2 Proz., auf Wiesen 2,2 Proz., auf Wald 6,2 Proz. Viehzucht bildet die Haupterwerbsquelle der Bewohner (1890: 48,602 Rinder, 675,148 Schafe). Der Fischfang, namentlich an der sehr zerrissenen Westküste, ist von Bedeutung (1553 Personen damit beschäftigt). Handstuhlweberei wird als Hausindustrie betrieben. Von den Bewohnern bedienen sich (1891) 17,276 (19,3 Proz.) ausschließlich der gälischen Sprache, 44,084 (49,4 Proz.) sprechen gälisch und englisch; die alte Hochlandstracht ist meist verschwunden. Hauptstadt ist Inverneß (s. d.).

Inverse (franz., spr. ängwärß', umgekehrt), Kunstausdruck im Kartenspiel, s. Trente et quarante.

Inverse Funktionen, Umkehrungsfunktionen, s. Funktion.

Inversion (Invertierung, lat., »Umkehrung«), in der Grammatik und Rhetorik im allgemeinen jede Veränderung der regelmäßigen Stellung der Wörter und Sätze, insbes. eine solche, welche durch einen stilistischen Zweck bedingt ist und eine stärkere Betonung des invertierten Wortes zum Zweck hat (z. B. »Dich frage ich nicht«, statt: »Ich frage dich nicht«). Unschön ist die neuerdings sehr beliebt gewordene J. nach »und«, wie: »Der König kam an, und fand die Parade sogleich statt« (statt: und die Parade fand ...); doch sie kommt schon seit Jahrhunderten vor und läßt sich vom sprachgeschichtlichen Standpunkt aus nicht unbedingt verwerfen. — In der Musik bezeichnet J. eine eigentümliche Umgestaltung musikalischer Themata, welche darin besteht, daß alle Intervalle des Themas in umgekehrter Richtung (die steigenden als fallende, die fallenden als steigende) gebracht werden. — In der Taktik ist J. die Verkehrung der Nummerfolge, in welcher die Unterabteilungen einer taktischen Einheit aufeinander folgen, so daß z. B. der erste Zug einer Eskadron in der Mitte oder auf dem linken Flügel steht. Bei rascher Entwickelung zum Gefecht ist J. oft nicht zu vermeiden, und die Truppe muß deshalb auf Bewegungen in der J. eingeübt sein. Nach den deutschen Reglements hat die J. bei Aufstellung und Entwickelung der Truppen die gleiche Berechtigung wie die Normalordnung (s. d.). — In der Medizin soviel wie Umstülpung eines Organs, z. B. der Augenlider, der Gebärmutter, des Mastdarms. — In der Chemie heißt J. die durch verdünnte Säuren oder ein in lebender Hefe enthaltenes Ferment (Invertin) bewirkte Umdrehung des rechtsseitigen Polarisationsvermögens einer Rohrzuckerlösung in linksseitige Polarisation; sie wird dadurch hervorgerufen, daß der Rohrzucker unter Aufnahme der Elemente von 1 Molekül Wasser in 1 Molekül rechts drehenden Traubenzucker und 1 Molekül Fruchtzucker zerfällt, welch letzterer so stark nach links dreht, daß die Rechtsdrehung des Traubenzuckers nicht zur Geltung kommt. Das Gemisch von Trauben- und Fruchtzucker heißt Invertzucker.

Invertebrāta (neulat.), wirbellose Tiere, s. Tierreich.

Invertieren (lat.), umkehren, eine Inversion (s. d.) vornehmen.

Invertin und **Invertzucker,** s. Inversion.

Inverurie (spr. inwerūri), Binnenstadt in Aberdeenshire (Schottland), am Don, mit Vieh- und Getreidehandel und (1891) 3105 Einw. Ein Kanal verbindet es mit Aberdeen.

Investieren (lat.), »einkleiden«, mit dem Zeichen der Amtswürde bekleiden, eine Investitur (s. d.) vornehmen; auch: Kapital in einer Unternehmung anlegen (s. Investition).

Investigator-Expeditionen, 1887—90, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Investigatorstraße, Meeresstraße, die aus dem Indischen Ozean von W. her in den St. Vincentgolf (s. d.) zwischen der Känguruhinsel und der Yorke-Halbinsel Südaustraliens unter 35° 30' südl. Br. führt.

Investigieren (lat.), auf-, ausspüren, ausforschen; Investigation, Aufspürung, Ausforschung.

Investition (v. lat. investire, »bekleiden«), soviel wie Kapitalanlage, insbes. eine solche, durch welche eine bestehende erweitert wird; daher Investitions-Anleihe in Österreich eine Anleihe für fruchtbringende Zwecke.

Investitūr (mittellat., »Einkleidung«), Verleihung namentlich eines Amtes oder des Eigentumsrechts an einem Grundstück; dann überhaupt soviel wie Belehnung (s. Lehnswesen). Im mittelalterlichen Kirchenrecht ist Investiturrecht das Recht des deutschen Königs, die unter Leitung der benachbarten Bischöfe von den Gemeinden oder dem Klerus gewählten Bischöfe erstlich zu bestätigen, dann sogar selbst zu ernennen und sie unter Anwendung des Symbols von Ring und Stab in ihr geistliches und das damit verbundene weltliche Amt einzuführen. Diesen Einfluß der weltlichen Macht auf die Besetzung der Bistümer und Abteien des Reiches suchten die Päpste seit Mitte des 11. Jahrh. zu brechen, weil nicht selten simonistischer Mißbrauch zum Schaden der Kirche getrieben wurde, während die Könige ihr Recht festzuhalten suchten. Daraus entstand jener heftige Investiturstreit, welcher erst 1122 durch das Wormser Konkordat zwischen dem deutschen Kaiser Heinrich V. und dem Papst Calixtus II. beigelegt ward. Der Kaiser gab danach allen Kirchen die Wahlfreiheit zurück und leistete auf die J. mit Ring und Stab Verzicht. Dagegen räumte der Papst ein, daß die Wahl der deutschen Bischöfe und Äbte in Gegenwart des Kaisers (oder seines Abgeordneten) verhandelt, der Gewählte aber mit den mit seinem geistlichen Amte verbundenen Regalien vom Kaiser durch das Zepter belehnt werden solle. Bald wurde der niedere Klerus u. das Volk vom Wahlrecht ausgeschlossen und dieses auf die Domkapitel übertragen. So ward in Deutschland der Kirche die allerdings nun durch die Macht des Papsttums sehr beschränkte Wahlfreiheit zurückgegeben. Dasselbe geschah 1208 in Aragonien, 1213 in England und 1268 durch die Pragmatische Sanktion Ludwigs IX. in Frankreich. Auch in Schweden und Norwegen ward

Digitized by Google

noch in demselben Jahrhundert diese Ordnung eingeführt. Da aber später die Ernennung der Bischöfe durch den Landesfürsten dem monarchischen Prinzip, wie dasselbe sich in der neuern Zeit entwickelte, angemessener erschien, so ward diese seit dem 15. Jahrh. in vielen Ländern durch besondere Verträge und päpstliche Indulte eingeführt und durch die neuern Konkordate bestätigt. Sie besteht gegenwärtig in Portugal, Spanien, Frankreich, Bayern und teilweise auch in Österreich. Dagegen üben in den von protestantischen Fürsten regierten Ländern die Kapitel das Wahlrecht aus, so in Preußen, in den kleinern Staaten des Deutschen Reiches, in Holland und in der Schweiz. Doch ist hier auf verschiedenerlei Art dem Landesherrn die Möglichkeit offen gelassen, mißfällige Personen (personae minus gratae) von der Wahl auszuschließen. Die Prüfung und Bestätigung der erwählten oder ernannten Bischöfe ist nach und nach durch die Praxis auf den Papst übergegangen, was die Konkordate insgesamt entweder ausdrücklich oder stillschweigend anerkennen. In der protestantischen Kirche versteht man unter J. die feierliche Einführung der Geistlichen, namentlich der Superintendenten, in das Amt; sie wird im Auftrag des Landesherrn durch einen höhern Geistlichen vollzogen und zwar mittels einer in Gegenwart der Gemeinde gehaltenen Vorstellungsrede, Überreichung der Bestätigungsurkunde und Abnahme des Handschlags.

Investment Trust, s. Trust.

Inveterieren (lat.), veralten, verjähren; Inveteration, Verjährung.

Invicem (lat.), wechselweise, gegenseitig.

Invidiös (lat.), neidisch, mißgünstig, gehässig.

Invigilieren (lat.), über etwas wachen, aufpassen.

Invinatio (lat.), in Beziehung auf den Wein im Abendmahl dasselbe, was Impanatio (s. d.) für das Brot.

In vino veritas (lat.), »im Wein ist Wahrheit«, d. h. der Berauschte spricht die Wahrheit, bei Berauschten kommt deren wahre Natur zu Tage. Der Ausdruck kommt in griechischer Sprache schon bei Alkäos, Theognis, Äschylos und in Platons »Symposion« vor.

Invinzibel (lat.), unüberwindlich.

Inviolābel (lat.), unverletzlich, unantastbar.

Invisībel (lat.), unsichtbar.

Invīta Minerva (lat.), »wider den Willen der Minerva«, d. h. ohne die gehörigen Anlagen, ohne Fähigkeit und Geschick (etwas unternehmen); der Ausdruck wird schon von Cicero als Sprichwort citiert und ist besonders durch Horaz' »Ars poetica« (V. 385) verbreitet worden.

Invitatorium (neulat.), im allgemeinen das Zeichen, womit zum Gottesdienst, besonders zum Frühgottesdienst, der Matutine, eingeladen wird. Die Klostergeistlichen wurden mit »Venite, adoremus«, die Nonnen mit »Halleluja« geweckt. Diese Sitte ging in den öffentlichen Gottesdienst über, wo man unter I. insbes. die Antiphonie versteht, in welcher, nach dem Breviarium romanum, auf den Zuruf: »Venite, exultemus Domino!« geantwortet wird: »Adoremus Dominum, qui fecit nos«.

Invitieren (lat.), höflich auffordern, einladen; Invitation, Einladung.

Invocāvit (lat.), Name des ersten Fastensonntags, nach den Worten Ps. 91, 15: »I. me et ego exaudiam eum«, womit an diesem Tage der katholische Gottesdienst beginnt. S. Quadragesima.

Invoice (engl., spr. innweus), spezifizierte Warenrechnung, Faktur.

Invokation (lat.), Anrufung.

Involucellum (lat.), soviel wie Hüllchen, s. Hülle.

Involūcrum (lat.), s. Hülle.

Involution (lat., »Einwickelung, Einhüllung«), nach dem jetzt verlassenen Sprachgebrauch älterer Algebraiker die Erhebung zu einer Potenz, im Gegensatz zur Evolution oder Wurzelextraktion. Heutigestags spielt die J. in anderm Sinne eine wichtige Rolle in der Geometrie. Die Punkte einer Geraden sind in J., wenn jedem Punkte derselben ein andrer zugeordnet ist, so daß mit dem einen Punkte eines solchen Paares auch der zweite gegeben ist, welcher der vierte harmonische zum ersten und einem festen Punktepaar, den Hauptpunkten, ist; s. Harmonische Teilung. Diese Beziehung läßt sich dadurch herstellen, daß man durch zwei Punkte außerhalb der Geraden beliebig viele Kreise legt, welche die Gerade schneiden; je zwei auf demselben Kreis liegende Punkte der Geraden bilden dann ein Paar zusammengehörige Punkte der J. Die J. ist als harmonische Verwandtschaft zuerst von Möbius benutzt, doch schon Desargues bewies 1639 den nach ihm benannten Satz: die Schnittpunkte einer Geraden mit einem Kegelschnitt und die derselben Geraden mit den Gegenseiten eines diesem eingeschriebenen Vierecks bilden eine J. Die J. heißt hyperbolisch, wenn die Hauptpunkte reell, elliptisch, wenn sie imaginär, und parabolisch, wenn sie zusammenfallen. Außer den Arbeiten der Synthetiker wie Steiner, Reye ꝛc. vgl. von elementaren Werken: Milinowski, Die Kegelschnitte ꝛc., Abt. 2: Ellipse und Hyperbel (Berl. 1879), und Lange, Synthetische Geometrie der Kegelschnitte (das. 1893), außerdem die Werke von Desargues (hrsg. von Poudra, Par. 1864). — In der Medizin die Rückbildung des Körpers im höhern Alter.

Involutionsformen, Formen, welche namentlich Spaltpilze auf nicht geeignetem Boden durch Quellung oder Schrumpfung annehmen. Die J. sind die Folge einer Degeneration, bei welcher auch das Fortpflanzungsvermögen erlischt.

Involutio senilis (lat.), Altersschwäche.

Involventia (lat.), s. Einhüllende Mittel.

Involvieren (lat., »einwickeln«), einschließen, mit in sich begreifen.

Invulnerabel (lat.), unverwundbar; Invulnerabilität, Unverwundbarkeit.

Inwieken, kleine Querkanäle, die unter einem rechten Winkel vom Hauptkanal abzweigen. Sie kommen bei den Moorkanälen der Fehnanlagen vor und sind so angeordnet, daß jedesmal zwei Kolonate zwischen zwei J. liegen. An Stelle der J. hat man häufig auch Hinterwieken (Achterwieken), die parallel mit dem Hauptkanal laufen und nur selten durch eine Inwieke in denselben einmünden.

Inzersdorf, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Hietzing, am Liesingbach, an den Linien Wien-Pottendorf der Südbahn, Penzing-Kaiser-Ebersdorf der Staatsbahnen und an der Lokalbahn Wien-Wiener-Neudorf, hat ein Schloß, eine Heilanstalt für Nerven- und Gemütskranke, Kattundruckerei, Fabriken für Konserven, Tapeten und Stahlwaren, bedeutende Ziegeleien ꝛc. und (1890) 4091 Einw. Der nördliche, am Wienerberg gelegene Teil von J. (mit 8507 Einw.) ist 1890 dem 10. Bezirk des Wiener Gemeindegebietes einverleibt worden.

Inzést (lat.), s. Blutschande.

Inzéstzucht, s. Viehzucht.

Inzicht, Beschuldigung, Anzeige (s. Indiz).

Inzidént (lat.), einfallend; zufällig, beiläufig.

Digitized by Google

Inzidéntfeststellungsklage nennt man den Antrag einer Prozeßpartei, daß ein im Laufe des Prozesses streitig gewordenes Rechtsverhältnis, von dessen Bestehen oder Nichtbestehen die Entscheidung des Rechtsstreites ganz oder zum Teile abhängt, durch richterliche Entscheidung festgestellt werde. Wenn z. B. der A den B auf Zahlung von Zinsen aus einem Darlehen verklagt hat und B nun im Laufe des Prozesses bestreitet, daß er dem A überhaupt ein Darlehen schulde, so kann A bis zum Schluß der mündlichen Verhandlung, auf welche das Urteil ergeht, beantragen, daß das Bestehen der Darlehensschuld durch richterliche Entscheidung festgestellt werde. Geht ein solcher Antrag, wie in obigem Beispiel, vom Kläger aus, so faßt ihn die deutsche Zivilprozeßordnung (§ 253) als Erweiterung der Klage, geht er vom Beklagten aus, als Widerklage (Inzidentfeststellungswiderklage) auf.

Inzidéntpunkte (Inzidéntsachen), Zwischenfälle, Zwischenangelegenheiten, welche während des Verlaufs einer andern Angelegenheit zu erledigen sind, insbes. die während eines schon begonnenen Rechtsstreites entstehenden Nebenstreitigkeiten. Vgl. Wetzell, System des Zivilprozesses, 3. Aufl., § 64 zu Note 82 und 83. Inzidentstreit, s. Zwischenstreit.

Inzidénzwinkel, soviel wie Einfallswinkel, s. Spiegelung und Brechung des Lichtes.

Inzipieren (lat.), anfangen; Inzipiént, Anfänger, Lehrling.

Inzision (lat.), das Einschneiden, der Einschnitt (chirurgische Elementaroperation); auch Cäsur (s. d.).

Inzisiven (lat.), die Schneidezähne.

Inzivil (lat.), unhöflich; Inzivilität, Unhöflichkeit; Inzivilismus, Mangel an Bürgersinn.

Inzucht, s. Viehzucht.

Io (spr. i-o), in der griech. Mythologie die schöne Tochter des Inachos, nach andern des Jasos und der Peitho, war Priesterin der Hera zu Argos und wurde wegen ihres Liebesverhältnisses zum Zeus von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt, welche den alles sehenden Argos zum Hüter erhielt. Um die Kuh zu entführen, tötete Hermes im Auftrag des Zeus den Argos durch einen Steinwurf (daher angeblich sein Beiname »Argostöter«); Hera aber sandte der Io aus Rache dafür eine Bremse (d. h. machte sie wahnsinnig) und trieb sie in unsteter Flucht durch alle Länder Europas und Asiens, bis sie endlich in Ägypten Ruhe fand, ihre Menschengestalt wiedererhielt und von Zeus den Epaphos (s. d.) gebar. Die Deutungen des Mythus sind verschiedenartig. Schon die Alten sahen in Io (»Wandlerin«) den Mond, G. Hermann das jährliche Anschwellen des Nils, Buttmann die Personifikation des Ionierstammes, Forchhammer (»Die Wanderungen der Inachostochter Io«, Kiel 1881) den Nebel, andre, wie Overbeck (»De Ione telluris non lunae dea«, Leipz. 1872), die Erde. Auf Bildwerken erscheint sie entweder als gehörnte Jungfrau oder als die von Argos bewachte Kuh. Berühmt ist das Gemälde Correggios im Museum zu Berlin, wo Io von dem in einer Wolke verhüllten Zeus umarmt wird. Vgl. Plew in den »Jahrbüchern für Philologie« (Bd. 107, S. 697 ff.); Engelmann, De Ione (Halle 1868) und in »Roschers Lexikon der griechischen und römischen Mythologie«, Bd. 2, Sp. 263 ff.; Overbeck, Griechische Kunstmythologie, Bd. 2: Zeus, S. 465 ff. (Leipz. 1871).

Io., Abkürzung für den nordamerikan. Staat Iowa.

Iobátes, König von Lycien, Schwiegervater des Bellerophon (s. d.).

Iokáste (bei Homer Epikaste), im griech. Mythus Tochter des Menökeus und Gemahlin des Königs Laïos von Theben, dem sie den Ödipus (s. d.) gebar.

Iol, s. Cäsarea 4).

Ioláos, in der griech. Mythologie Sohn des Iphikles, Neffe des Herakles, dessen treuer Gefährte und Wagenlenker er war. Er wohnte der kalydonischen Jagd und dem Argonautenzug bei und half dem Herakles bei mehreren seiner Arbeiten, wofür ihm dieser seine erste Gemahlin, Megara, vermählte. Er gewann auch als Wagenlenker den Preis in den Olympischen Spielen und war nach dem Tode des Herakles, zu dessen Andenken er einen großen Erdhügel errichtete, der Schutz u. Berater seiner Kinder, in deren Verteidigung gegen Eurystheus er fiel. Nach andrer Sage soll er Söhne des Herakles nach Sardinien geführt haben und dort gestorben sein. Ihm zu Ehren feierte man in Theben die Iolaeia mit Opfern und Pferderennen. Auch auf Kunstwerken erscheint er häufig als Begleiter des Herakles.

Iole, nach griech. Sage Tochter des Eurytos von Öchalia, ward von Herakles, dem sie früher verweigert worden, nach der Eroberung von Öchalia und Ermordung des Eurytos als Kriegsgefangene hinweggeführt und beim Tode des Herakles, dessen unschuldige Ursache sie war, mit seinem Sohn Hyllos (s. d.) vermählt. Vgl. Herakles, S. 654 f.

Iolith, s. Cordierit.

Iolkos, im Altertum Stadt in der thessal. Landschaft Magnesia, an der innersten Bucht des Pagasäischen Meerbusens, 7 Stadien von Demetrias, das 290 v. Chr. unter andern mit den Bewohnern von I. bevölkert wurde. Hier läßt die Sage die Argonauten sich versammeln.

Ion (Mehrzahl: Ionen oder Ionten), Bezeichnung für die Produkte der Elektrolyse (s. d. und Lösung).

Ion (spr. i-on), 1) mythischer Ahnherr der Ionier, Sohn des Apollon und der Kreusa, der Tochter des Erechtheus und Gemahlin des Xuthos, ward von der Mutter in einer Höhle ausgesetzt, durch Apollon aber nach Delphi gebracht und hier von der Pythia erzogen. Nachdem er herangewachsen, befragten Xuthos und Kreusa das Orakel um die Ursache ihrer Kinderlosigkeit und erhielten den Bescheid, das erste Kind, welches ihnen beim Austritt aus dem Tempel begegnen werde, solle ihr Sohn sein. So wird I. von Xuthos als Adoptivsohn anerkannt; allein Kreusa, in demselben die Frucht einer frühern Liebe ihres Gemahls vermutend, will ihn vergiften. Entdeckt, flüchtet sie an den Altar des Gottes, von wo sie I. hinwegreißen und töten will, worauf die Pythia ihnen die Sachlage enthüllt und Mutter und Sohn sich aussöhnen. Dem Xuthos gebar Kreusa später noch den Achaios. Dies der Mythus, wie er der noch vorhandenen Tragödie »I.« des Euripides zu Grunde liegt. Nach andrer Sage heiratet I. die Helike, die Tochter des Selinus, Königs der Ägialeer, und wird nach dessen Tode König in Ägialeia, dessen Bewohner nun den Namen Ionier führen. Dann von den Athenern gegen Eleusis zu Hilfe gerufen, besiegt er den Eumolpos und wird König von Attika, welches er in vier nach seinen Söhnen Geleon, Aigikores, Argades und Hoples benannte Phylen teilte.

2) Griech. Schriftsteller des 5. Jahrh. v. Chr., aus Chios, verfaßte historische Schriften, lyrische Dichtungen verschiedenster Art und Tragödien. Als er 452 in Athen einen dramatischen Sieg errang, soll er jeden Athener mit einem Krug Chierwein beschenkt

Digitized by Google

haben. Er starb 422 in Athen. Sammlung der historischen Fragmente von Müller (»Fragmenta historicorum graecorum«, Par. 1848), der lyrischen in Bergks »Poetae lyrici graeci« (4. Aufl., Leipz. 1882), der dramatischen in Naucks »Tragicorum graecorum fragmenta« (2. Aufl., das. 1889). Vgl. die Monographie von Köpke (Berl. 1836).

Jona (spr. ai-önä oder i-önä, auch Icolmkill, in älterer Zeit Hii oder Hie, spr. hai), kleine Insel dicht bei der Hebrideninsel Mull, dem Herzog von Argyll gehörig, 27 qkm groß mit (1891) 247 Einw. Hier begründete um 563 der heil. Columban ein berühmtes Kloster mit Schule, von wo aus er die heidnischen Pikten bekehrte, und welches während einiger Jahrhunderte ein Mittelpunkt der irisch-schottischen Missionsthätigkeit und Gelehrsamkeit blieb. Am Anfang des 9. Jahrh. wurde ein Teil der Mönche von den Dänen erschlagen, der Rest vertrieben. Die kirchlichen Gebäude wurden im 13. Jahrh. wiederhergestellt, und noch jetzt findet man auf der Insel bemerkenswerte Ruinen einer Marienkirche mit 21 m hohem Turm und zweier Kapellen, letztere im romanischen, erstere teilweise im Spitzbogenstil.

Jonen, s. Jon.

Jonia (spr. ai-önia), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Michigan, am von hier an schiffbaren Grand River, mit Eisenbahnwerkstätten, Zuchthaus und (1890) 4482 Einw.

Jonicus (lat.), s. Jonischer Vers.

Jonier, einer der vier Hauptstämme der Hellenen, den die Sage auf Jon (s. d. 1) zurückführt, den Sohn des Xuthos, eines Nachkommen des Deukalion. Die Heimat der J. war die Westküste Kleinasiens, wo sie von den Phönikern die Seefahrt lernten und unter dem Namen »Kinder Javan« den Morgenländern bekannt wurden. Allmählich besetzten sie die Inseln des Ägäischen Meeres und besiedelten die Ostküste von Hellas, namentlich Euböa, Attika, Südböotien, den Isthmus und Ägialeia. Aus dem Peloponnes infolge der Dorischen Wanderung durch die Achäer vertrieben, wanderten sie teilweise im 11. Jahrh. v. Chr. nach Kleinasien zurück, ließen sich in der alten Heimat, inmitten der zurückgebliebenen Stammesgenossen, nieder, drängten die vorgerückten Lydier zurück und gründeten neue Städte. Diese zwölf Städte, welche den Jonischen Städtebund bildeten, waren in der Richtung von N. nach S. folgende: an der lydischen Küste: Phokäa, Erythrä, Klazomenä, Teos, Lebedos, Kolophon, Ephesos; an der karischen Küste: Priene, Myus, Miletos; auf den der Küste nahen Inseln: Samos und Chios; später (um 700 v. Chr.) kam auch das äolische Smyrna zum Jonischen Bunde, der seitdem 13 Städte umschloß. Das ganze von den Joniern bewohnte Küstenland hieß Jonien (Ionia).

In diesen neuen Wohnsitzen in Kleinasien zwischen andern griechischen Niederlassungen, den äolischen im N. und den dorischen im S., gelangten die J., durch die alle Vorteile für den Verkehr in sich vereinigende Lage ihres Landes, dessen herrliches Klima und ausnehmende Fruchtbarkeit begünstigt, sehr bald zu einer hohen weltgeschichtlichen Bedeutung und wurden in politischer wie in wissenschaftlicher Thätigkeit die Vorbilder ihrer europäischen Brüder, der Athener. Jeder einzelne Freistaat entwickelte sich bei demokratischer Verfassung völlig selbständig; einen vereinigenden Mittelpunkt jedoch gewährte das jährliche Fest des Poseidon Helikonios in einem heiligen Hain am Vorgebirge Mykale (Panionion), wo die J. ihre Bundestage abhielten. Geraume Zeit hindurch hatte der Bund in unbeeinträchtigter Freiheit und ungestörter Ruhe bestanden u. zahlreiche Ansiedelungen nach allen Richtungen hin entsendet, welche sich zu gleicher Blüte entfalteten, als seit des Gyges Regierung (689—654 v. Chr.) die lydischen Könige ihre Angriffe auf die blühenden Freistaaten begannen und zwar mit solchem Erfolg, daß unter Krösos sämtliche ionische Besitzungen in Kleinasien der lydischen Herrschaft unterworfen waren. Mit dem lydischen Reich aber kamen sie 546 unter die persische Herrschaft des Kyros. Durch drückende Tribute, die Verpflichtung, Kontingente zum persischen Heer zu stellen, und die Willkürherrschaft der übermütigen Satrapen wurde die Fremdherrschaft den Joniern bald unerträglich, und es brach daher auf Anstiften des Histiäos und seines Schwiegersohnes Aristagoras, des Tyrannen von Miletos, 500 der Jonische Aufstand gegen die persische Oberherrschaft aus. Von Athen und Eretria unterstützt, drangen die Aufständischen bis Sardes, der Residenz des persischen Satrapen, vor und steckten die Stadt in Brand (499), wurden aber durch die überlegene Macht der Perser wieder bis Ephesos zurückgedrängt und hier in einer blutigen Schlacht gänzlich geschlagen. Aristagoras ward von den Thrakern erschlagen, Histiäos von den Persern ergriffen und gekreuzigt. Miletos wehrte sich am längsten und wurde dafür nach der Niederlage der J. bei Lade 494 fast gänzlich zerstört; die übrigen ionischen Städte unterwarfen sich nicht nur der persischen Herrschaft wieder, sondern mußten auch mit ihren Schiffen und ihrer streitbaren Mannschaft in den Perserkriegen gegen ihre Stammesgenossen in Hellas fechten. Erst die Siege der letztern und insbes. die Schlacht bei Mykale (479), in welcher die J. zu ihren Landsleuten übergingen, sowie Kimons Sieg am Eurymedon (466) machten der persischen Oberherrschaft im hellenischen Kleinasien ein Ende. Dafür gerieten aber die ionischen Städte von jetzt an in ein abhängiges Verhältnis zu Athen, dem Haupte der attisch-ionischen Symmachie, und verschmolzen mit den übrigen kleinasiatischen Griechen immer mehr zu einem Ganzen, so daß von Joniern im Gegensatz zu Äoliern und Doriern fortan wenig mehr die Rede ist. Durch den Frieden des Antalkidas (387) kamen die ionischen Städte wieder unter persische Oberherrschaft und wurden dann von dem makedonischen und endlich von dem römischen Weltreich verschlungen. Die höchste Blüte der ionischen Städte endigte eigentlich schon unter der persischen Oberherrschaft, obschon sie unter der makedonischen von neuem Wohlhabenheit und eine gewisse politische Bedeutung erlangten; unter der römischen Obergewalt aber sanken sie zu bloßen Provinzialstädten herab, wiewohl sie auch jetzt noch als Handelsplätze und Sitze der Künste und Wissenschaften sich ein hohes Ansehen zu bewahren wußten. Erst unter den rohen Händen der Osmanen verschwanden die letzten Spuren ihrer frühern Größe.

Was den Charakter der J. anlangt, so waren sie trotz ihres Leichtsinns, ihrer Weichlichkeit, Genußsucht und sinnlichen Reizbarkeit doch der geistig empfänglichste und thätigste hellenische Stamm, und ionische Bildung, Sprache, Kunst und Wissenschaft leuchteten lange Zeit als Muster dem Abendland vor. Jonien war die Wiege der griechischen Kunst und Litteratur, und namentlich nahmen von hier die griechische Dichtkunst, Philosophie und Historiographie nicht nur ihren Ausgang, sondern gediehen hier auch schon zu einer gewissen Vollendung. Hier sang Homer seine unsterblichen Gesänge, hier ward Hesiod geboren, hier dich-

Digitized by Google

teten Mimnermos aus Kolophon und Anakreon aus Teos ihre Lieder. Hier ward auch zuerst der Geist philosophischer Forschung rege, denn hier traten Thales, Anaximandros und Anaximenes, alle drei aus Miletos, Xenophanes aus Kolophon und Anaxagoras aus Klazomenä mit ihren Systemen zuerst auf; hier endlich machten die Logographen Kadmos, Dionysios, Hekatäos, sämtlich aus Miletos gebürtig, die ersten Anfänge mit griechischer Geschichtschreibung und Erdbeschreibung. Auch Herodot, der »Vater der Geschichte«, war ein Jonier aus Halikarnassos, ebenso Hippokrates, der Begründer der ärztlichen Wissenschaft, der von der Insel Kos gebürtig war. Die ionische Baukunst galt im ganzen Altertum für die geschmackvollste, und daß auch die übrigen Künste sich einer eifrigen Pflege erfreuten, beweist schon der Umstand, daß die größten Maler des Altertums, Apelles und Parrhasios, in ionischen Städten geboren und gebildet waren. Als Handelsvolk übertrafen die J. aber sehr bald ihre Lehrer in der Schiffahrt, die Phöniker, und standen in dieser Hinsicht keinem andern Volke des Altertums nach.

Durch das in hohem Grade ausgebildete Kolonisationssystem wurden ionische Bildung, Industrie, Kunst und Wissenschaft in die entferntesten Länder verpflanzt. Wir geben schließlich eine Übersicht der namhaftesten ionischen Niederlassungen, die sich in östliche und westliche einteilen lassen. Die östlichen Kolonien an den Küsten des Hellespont, der Propontis und des Pontos Euxeinos, von denen mehrere durch Schiffahrt und Handel zu hoher Blüte gediehen, wurden früher als die westlichen, nämlich in dem Zeitraum zwischen 800 und 600 v. Chr., größtenteils von Miletos aus gegründet. Es waren folgende: an der Südküste der genannten Meere und zwar am Hellespont: Abydos, Lampsakos, Kolonä, Parion, Päsos, Priapos, sämtlich milesischen Ursprungs; an der Propontis: Kyzikos, ebenfalls milesisch; am Pontos Euxeinos: Sinope, Hauptstapelplatz der Milesier und selbst wieder Gründerin vieler andrer Kolonien am Pontos Euxeinos, Kerasus, Trapezus etc., ferner Amisos und Phasis; an der Nordküste des Pontos: Pantikapäon, Olbia, Istros, Tomi, Odessos und Apollonia, sämtlich von Miletos aus gegründet; an der Propontis: Byzantion, Perinthos und Bisanthe, Kolonien der Samier; am Hellespont: Eläos, von Teos oder von Ephesos aus gegründet; am Ägäischen Meer: Abdera, von Teos, und Samothrake, von Samos aus bevölkert; in Ägypten: Naukratis. Die westlichen Pflanzstädte der J., deren Gründung in den Zeitraum zwischen 750 und 650 v. Chr. fällt, lagen an den Küsten von Unteritalien, Sizilien, Sardinien, Corsica und Gallien. Mit Sicherheit lassen sich als ionische Niederlassungen nachweisen in Unteritalien: Elea, von Phokäern gegründet, Rhegium und Cumä, unter Beihilfe der Chalkidier und Eretrier von Äoliern erbaut, Dikäarchia und Neapolis, wenigstens mittelbar ionischen Ursprungs; auf Sizilien: Naxos, Leontinoi, Catana, Tauromenium, Zankle und Himera; auf Sardinien: Olbia und Ogryle, von Thespiern unter Jolaos gegründet; auf Corsica: Aleria, u. in Gallien: Massilia.

Jonische Inseln, eine Gruppe von sieben größern und mehreren kleinern Inseln im Mittelmeer (hier Jonisches Meer genannt), an der Westküste Albaniens und Griechenlands (s. Karte »Griechenland«), welche bis 14. Nov. 1863 einen unter britischer Oberhoheit stehenden Freistaat bildeten, seitdem aber zum Königreich Griechenland gehören. Sie zerfallen in drei Gruppen, von denen die nördliche die Inseln Korfu (Kerkyra) und Paxos im Jonischen Meer, die mittlere die Inseln Leukas, Ithaki, Kephalinia u. Zakynthos (Zante), ebenfalls im Jonischen Meer, vor dem Busen von Patras, umfaßt, während zur südlichen Gruppe die im Ägäischen Meer an der Südspitze des Peloponnes gelegene Insel Kythira (Cerigo) nebst mehreren kleinen Eilanden (Cerigotto, Pori u. a.) gehört. Administrativ bilden gegenwärtig die Jonischen Inseln (von Kythira abgesehen, welches zu Argolis gehört) die drei Nomen:

	QKilometer	Einwohner (1889)
Kerkyra	1092	114535
Kephallinia	815	80178
Zakynthos	438	44070
Zusammen:	2345	238783

Genaueres s. die einzelnen Inseln. Die Verfassungsurkunde der frühern Republik datierte vom 2. Mai 1817. Die britische Regierung hatte das Recht, sich auf den Inseln durch einen Lord-Oberkommissar repräsentieren zu lassen, der allen Beschlüssen des Landes erst gesetzliche Kraft gab, sowie das Recht, Besatzungen in die Festungen zu legen und die Militärmacht ihren Befehlshabern unterzuordnen. Sitz der Zentralregierung war Korfu. Die ausübende Gewalt hatte ein Senat, dessen Präsidenten die englische Krone auf fünf Jahre ernannte; er zählte außerdem fünf Mitglieder und einen Staatssekretär. Die gesetzgebende Gewalt hatte die Versammlung der Volksvertreter (Parlament), bestehend aus 42 Abgeordneten; dieselben wurden frei gewählt und traten alle zwei Jahre in Korfu zusammen. Jede Insel hatte außerdem ihren vom Volk gewählten Munizipalrat sowie ein Zivil-, Kriminal- und Handelstribunal nebst einem Appellationsgericht. In Korfu befand sich der oberste Appellhof. Das ionische Wappen war ein gehender geflügelter, goldener Löwe in blauem Feld, in der rechten Vorderpranke einen Bund von sieben Pfeilen mit einem Kreuz, in der linken ein Evangelienbuch haltend. Hauptfestung war Korfu (jetzt geschleift).

[Geschichte.] Durch Homers Gesänge und Odysseus' Irrfahrt im Andenken der spätesten Nachwelt erhalten, blühten die sieben Eilande in alter Zeit als besondere kleine Staaten, doch ohne hervorragende politische Bedeutung. Nur das heutige Korfu, das Scheria der Sage, das Land der Phäaken, das im Altertum Korkyra (Corcyra) hieß, und wo im 8. Jahrh. v. Chr. Korinth eine Kolonie anlegte, wetteiferte bald an Macht und Schiffahrt mit der Mutterstadt. Später, als Griechenland unter Roms Herrschaft gekommen war, verloren die Jonischen Inseln ihre Selbständigkeit und unter Vespasian ihre Freiheit. Bei der Teilung des römischen Reiches 395 n. Chr. fielen sie an das byzantinische Kaisertum. 466 ward Korfu von den Vandalen unter Geiserich und 550 von Ostgoten und slawischen Scharen verheerend heimgesucht; 1147 eroberte es der Normanne Roger von Sizilien, und seitdem gehorchte es den Königen von Neapel. 1401 erkaufte die Republik Venedig den Besitz Korfus um 30,000 Dukaten von Neapel, um die Stadt Korfu als eine Vormauer gegen die Türken zu befestigen, und bemächtigte sich sodann auch der übrigen Jonischen Inseln, die sie durch Provveditoren regieren ließ. Die Jonischen Inseln bildeten damals, nebst den venezianischen Besitzungen auf dem festen Land (in Albanien), die Provinz Levante Veneto. Die vier Jahrhunderte der venezianischen Herrschaft waren für die Inseln nichts weniger als glücklich. Die Beamten waren ausschließlich geborne Venezianer, welche ihre Stellen

nach Möglichkeit zu ihrer Bereicherung benutzten und der Bestechung zugänglich waren. Die Sprache sank unter dem überhandnehmen italienischer Formeln und Wendungen zu einem Mischdialekt herab. Nach der Teilung der Republik Venedig 1797 kamen die Inseln an Frankreich; aber schon 1799 bemächtigten sich ihrer die verbündeten Türken und Russen, worauf der Kaiser Paul die alte Freiheit scheinbar wiederherstellte, indem er durch den Vertrag mit der Pforte vom 21. März 1800 den **Freistaat der sieben vereinigten Inseln** gründete, der, von den Vornehmen des Landes regiert, unter der Hoheit der Pforte stehen und dieser tributär sein sollte. Indes dieser Freistaat, von innern Unruhen und Verfassungskämpfen zerrissen, bestand nicht lange, und nach dem Frieden zu Tilsit (1807) kamen die Inseln wieder an Frankreich; die Jonischen Inseln wurden ein Bestandteil der illyrischen Provinzen. Am 2. Okt. 1809 erschien jedoch eine Abteilung der englischen Flotte vor Zante und verdrängte in kurzem die französische Garnison von sämtlichen Inseln, Korfu ausgenommen. Der erste Pariser Friede von 1814 bestimmte die Abtretung der Republik der Jonischen Inseln an die Alliierten, und diese entschieden 5. Nov. 1815 zu Paris dahin, daß die sogen. Sieben Inseln als Vereinigte Staaten der Jonischen Inseln einen unabhängigen Staat bilden und unter das **Protektorat Großbritanniens** gestellt werden sollten. Dieses sollte einen Lord-Kommissar ernennen mit der Vollmacht, eine Gesetzgebende Versammlung des ionischen Inselstaats zu berufen, damit dieselbe einen Verfassungsentwurf ausarbeite, ferner das Besatzungsrecht in den Festungen der Inseln haben, und die Streitkräfte der Republik sollten dem Oberbefehlshaber der britischen Truppen untergeordnet sein.

Die englische Krone ernannte zunächst Sir Thomas **Maitland** zum Lord-Oberkommissar. Dieser bearbeitete nun mit einem im Januar 1817 aus den »edlen Herren« berufenen Primärrat von elf Joniern den Verfassungsentwurf, welcher, der britischen Verfassung nachgebildet, den Rechten aller Klassen Rechnung zu tragen suchte, und ließ denselben von der durch eben jenen Primärrat berufenen Gesetzgebenden Versammlung prüfen. Nachdem der König von England die neue Konstitution genehmigt, trat sie 1. Jan. 1818 in Kraft. Nach derselben sollte die griechische Sprache fortan die offizielle sein. Auch durch Gründung von Unterrichtsanstalten und Verbesserung der Gesetzgebung erwarb sich Maitland Verdienste. Gleichwohl vermochte er sowenig wie einer seiner Nachfolger die englische Herrschaft populär zu machen, obwohl unter derselben in Korfu eine Universität gegründet, ein Freihafen daselbst angelegt, Straßen gebaut und sonstige Vorkehrungen für die Hebung des geistigen und materiellen Wohls getroffen wurden. Die Jonier neigten sich mehr und mehr Griechenlands Interessen zu, und das Parlament ließ sogar den Wunsch nach Vereinigung mit Griechenland laut werden, weswegen es wiederholt aufgelöst oder vertagt werden mußte. 1849 legte der Lord-Oberkommissar **Seaton** dem Parlament weitgehende Reformvorschläge vor. Die Hauptpunkte waren: völlige Freiheit der Presse; Erweiterung des Wahlrechts auf die vierfache Zahl der bisherigen Wähler; Einführung des Ballotierens bei den Wahlen; Abschaffung des Primärrats; besoldete Distriktsratskollegien für jede einzelne Insel; endlich freie Wahl der Munizipalbeamten. Trotzdem brach unter Seatons Nachfolger Sir Henry Ward (im Mai 1849) in Kephallinia ein Aufstand aus, und nur mit Mühe gelang es ihm, denselben mit Waffengewalt niederzuwerfen. Zahlreiche Verhaftungen und Hinrichtungen folgten. Im März 1850 trat das neue Parlament zusammen, das erste auf Grundlage der Seatonschen Verfassungsreform gewählte, welches, aus Advokaten, Journalisten und Abenteurern bestehend, so heftige Klagen über den Druck der fremden Regierung erhob und so laut die Vereinigung mit Griechenland forderte, daß es zweimal vertagt und im Dezember 1851 aufgelöst wurde. Indes auch die drei folgenden, 1852, 1854 und 1857 gewählten Parlamente ergriffen jede Gelegenheit, den Wunsch nach Vereinigung mit Griechenland laut werden zu lassen. Als sich im Juni 1858 selbst der Lord-Oberkommissar Young für die Abtretung der südlichen Inseln an Griechenland aussprach, sandte die englische Regierung einen außerordentlichen Oberkommissar, **Gladstone**, nach den Jonischen Inseln, der die Beschwerden jener Inseln prüfen sollte. Derselbe ward als Philhellene allenthalben mit Vertrauen empfangen, übernahm Januar 1859 auf kurze Zeit das Amt eines Oberkommissars der Jonischen Inseln und eröffnete 25. Jan. zu Korfu das Parlament. Dieses richtete eine Adresse an die Königin, worin dieselbe ersucht ward, bei den Mächten eine Abänderung der Verträge von 1815 bezüglich der Jonischen Inseln zu beantragen. Die Antwort lautete zwar ablehnend, stellte dagegen verschiedene Maßregeln zum Besten der Republik in Aussicht. Die hierauf von Gladstone dem Parlament vorgelegten 17 Reformvorschläge wurden aber von diesem zurückgewiesen. Vergeblich versuchte sein Nachfolger **Storcks** die Gemüter durch Einsetzung einer Kommission für Einführung von Verwaltungsreformen zu versöhnen. Kaum hatte die englische Regierung im Oktober 1860 die geschehene Umwälzung im Kirchenstaat, in Neapel und in Sizilien anerkannt, als das Parlament mit Anwendung der in der betreffenden Depesche ausgesprochenen Grundsätze auf die Jonischen Inseln und ihr Verhältnis zu Großbritannien einer- und zu Griechenland anderseits von neuem, diesmal in noch entschiedenerer Sprache, die Forderung der Entlassung der sieben Inseln aus dem englischen Protektorat an das englische Kabinett stellte. Dieses antwortete hierauf einfach damit, daß es schon in den letzten Tagen des Novembers 1860 großartige Anstalten treffen ließ, Korfu zu befestigen, das Bassin zur Aufnahme großer Kriegsschiffe zu vervollkommnen und Docks anzulegen. Indes verstummten die Beschwerden und Forderungen des Parlaments darum nicht, und es schritt 1862 zu einer Anklage des Lord-Oberkommissars wegen Verfassungsverletzung und zu einem Protest an die Königin. Nach der Vertreibung des griechischen Königs Otto aber erklärte die englische Regierung 10. Dez. 1862 der provisorischen Regierung in Athen, daß es, falls Griechenland einen der Königin von England genehmen König wähle, geneigt sei, in die Vereinigung der Jonischen Inseln mit dem Königreich Griechenland zu willigen, »um letzteres zu stärken«. Am 1. Okt. 1863 legte denn auch der Lord-Oberkommissar dem neu einberufenen ionischen Parlament die Bedingungen vor, unter welchen jene Vereinigung erfolgen solle. Bereits 5. Okt. erklärte jenes seine Zustimmung, nur die als Bedingung mit aufgenommene Schleifung der Festung Korfu wies es zurück, worauf es bis April 1864 vertagt wurde. Am 14. Nov. 1863 unterschrieben die Vertreter sämtlicher fünf Großmächte zu London das Protokoll,

Digitized by Google

durch welches England der Schirmherrschaft über die Jonischen Inseln entsagte und dieselben an Griechenland abtrat. Die Festungswerke von Korfu wurden nach dieser Konvention geschleift und die sämtlichen Inseln für neutral erklärt. Auf Vorstellungen der griechischen Regierung wurde jedoch in einer neuen Konferenz der Großmächte zu London im Januar 1864 die Neutralität auf Korfu und Paxos beschränkt, der neue Vertrag 29. März abgeschlossen und 8. April von Griechenland genehmigt. Am 21. Mai übergab der Lord-Oberkommissar die Staatsarchive dem Bevollmächtigten des Königs Georg, General Zaimis, der darauf das ionische Parlament für aufgelöst erklärte. Am 30. Mai verließ der Lord-Oberkommissar mit sämtlichen englischen Truppen und Kriegsschiffen Korfu, wo 6. Juni der König Georg seinen Einzug hielt. Am 31. Juli traten die Deputierten der Jonischen Inseln ins griechische Parlament ein. Vgl. Bory de Saint Vincent, Histoire et description des îles Ioniennes (Par. 1823); Liebetrut, Reise nach den Jonischen Inseln (Hamb. 1850); (Davy) The Ionian Islands under British protection (Lond. 1851); Derselbe, Storia delle Isole Ionie sotto il reggimento dei repubblicani francesi (das. 1860); Pauthier, Les Iles Ioniennes pendant l'occupation française et le protectorat anglais (1863); Ansted, The Ionian Islands (Lond. 1863); Kirkwall, Four years in the Ionian Islands (das. 1864, 2 Bde.); v. Warsberg, Odysseeische Landschaften (Wien 1878—79, 3 Bde.); Riemann, Recherches archéologiques sur les Iles Ioniennes (Par. 1879, 3 Tle.).

Jonischer Baustil, s. Baustil und Architektur, S. 823 und 824.

Jonischer Bund, s. Jonier.

Jonischer Dialekt, s. Griechische Sprache.

Jonische Republik, s. Jonische Inseln.

Jonischer Vers (Jonicus), viersilbiger Versfuß der Alten, besteht aus der Verbindung von zwei Längen mit zwei Kürzen und heißt, wenn jene vorausgehen (– – ◡ ◡), Ionicus a majori, wenn letztere (◡ ◡ – –), Ionicus a minori. In letzterm Versmaß ist z. B. die bekannte Ode von Horaz: »Miserarum est | neque amori etc.« (3, 12) gedichtet. Über eine andre Verwendung desselben s. Galliambus. Das erstere Maß bildet die Grundlage des Sotadischen Verses, s. Sotades.

Jonische Schule, umfaßt die von den Häuptern der ionischen Philosophie: Thales, Anaximander, Anaximenes und Herakleitos gegründeten Philosophenschulen.

Jonisches Meer, ursprünglich Name der Straße von Otranto bei den alten Griechen, seit der römischen Kaiserzeit der Teil des Mittelländischen Meeres (s. d.), welcher sich zwischen der Westküste von Albanien und Griechenland einerseits und der Ostküste von Kalabrien anderseits erstreckt und die Jonischen Inseln umspült. Unter den zahlreichen Einbuchtungen u. Busen, welche dasselbe bildet, sind die Golfe von Tarent, von Patras, Korinth, Arkadia und Arta die wichtigsten. S. Karte »Griechenland«.

Jonische Tonleiter, s. Griechische Musik und Kirchentöne.

Jonon $C_{13}H_{20}O$ entsteht aus dem im Zitronenöl und im ätherischen Öl von Andropogon citratus enthaltenen Aldehyd Citral $C_{10}H_{16}O$, welches sich unter dem Einfluß von Alkalien mit Aceton zu einem Keton (Pseudoionon) kondensiert. Letzteres geht bei Einwirkung verdünnter Säuren in isomeres J. über. Dies besitzt Veilchengeruch und kommt als 10proz. alkoholische Lösung in den Handel. 8—10 g der Essenz geben mit 1 kg Alkohol eine kräftige Veilchenessenz. Das J. ist isomer mit dem Iron der Veilchenwurzel.

Jonten, s. Jon.

Jophon (spr. i-o-), Sohn des Sophokles und selbst tragischer Dichter (s. Sophokles). Vgl. Nauck, Tragicorum graecorum fragmenta (2. Aufl., Leipz. 1889).

Jos (Nios), eine der Kykladen im Ägäischen Meer, südlich von Naxos, 17 km lang, bis 8 km breit, 120 qkm (2,18 QM.) groß und 734 m hoch, bringt Öl, Baumwolle, Wein und Getreide hervor und betreibt auch Viehzucht. Die Joten gelten für tüchtige Seefahrer. Die Stadt J., auf der Südwestküste, hat einen sichern Hafen und (1889) 2043 Einw. J. galt im Altertum als Begräbnisort Homers.

Jota, griech. Name des Buchstaben i (ι); wegen der Kleinheit desselben auch soviel wie etwas sehr Kleines (»nicht ein J.!«).

Jotazismus, bei den Alten das zu starke Aussprechen des i, besonders zwischen zwei andern Vokalen, so daß man z. B. in den Wörtern Troïa, Maïa zwei i hörte; bisweilen auch soviel wie Itazismus (s. d.).

Iowa (spr. eiowa), westlicher Nebenfluß des Mississippi im nordamerikan. Staat J., 480 km lang, wovon nur 130 km (bis J. City) schiffbar. Dagegen ist der 48 km oberhalb der Mündung sich mit ihm vereinigende, weit bedeutendere Red Cedar infolge seiner Wasserfälle nicht schiffbar, liefert aber, wie der J., wertvolle Wasserkraft.

Iowa (spr. eiowa, abgekürzt Ia. oder Io.), einer der vereinigten Staaten von Nordamerika, zu den nördlichen innern Staaten gehörig, zwischen 40° 20'—43° 30' nördl. Br. und 90° 12'—96° 38' westl. L. v. Gr., grenzt nördlich an Minnesota, östlich an Wisconsin und Illinois, südlich an Missouri, westlich an Nebraska und Dakota und umfaßt 145,099 qkm (2635 QM.). Das im ganzen durchaus ebene Land steigt nach W. zu allmählich auf bis zu der niedrigen Wasserscheide zwischen Missouri und Mississippi, welche die West-, bez. die Ostgrenze bilden. In beide münden eine große Anzahl schiffbarer und durch Wasserkraft nutzbarer Ströme, darunter der Des Moines, der eigentliche Hauptfluß des Staates, und der Fluß J., der wie jener dem Mississippi zuströmt. Die Terraingestaltung des Landes ist die einer hohen Prärie mit wellenförmiger Oberfläche, deren Gras die vorzüglichste Weide liefert. An den Uferwänden sieht man häufig Bluffs (s. d.), 10—30 m hoch, oder von Schluchten durchrissene Kalkschichten; diese Uferlandschaften sind oft reich bewaldet; im N. sind Anhöhen, von Eichenwaldungen gekrönt, nicht ungewöhnlich, und die Flüsse fallen über Felskanten zu den tiefern Ebenen hinab. Die Felsenunterlage des Landes gehört der paläozoischen Formation an. Der nordöstliche Teil, wo Silur und Devon vorherrschen, ist reich an Blei, den südlichen und westlichen Teil nimmt die Kohlenformation ein, die fast bis zur Südostecke des Landes am Mississippi reicht, von dem sie ein 30 km breiter Gürtel von Kohlenkalk trennt. Das Klima ist gemäßigt und für den Ackerbau äußerst günstig, wie denn überhaupt J. zu den gesündesten Staaten der Union gehört. Der Pfirsich blüht Mitte April, der Weizen reift im August. Die Winter sind indessen durch die häufigen Nord- und Nordwestwinde ziemlich streng. Die mittlere Jahrestemperatur ist 10°, die des Sommers 23°, des Winters —3°; die jährliche Regenmenge beträgt 110 cm. Die Zahl der Einwohner betrug 1840: 43,112, aber 1890: 1,911,896 (944,453 männlich, 917,443 weiblich), dar-

unter 324,069 im Ausland (127,246 in Deutschland) Geborne. Die Volksschulen mit 26,769 Lehrern wurden 1890 von 503,755 Schülern (583,500 Kinder waren schulpflichtig) besucht, die 22 höhern Schulen mit 387 Lehrern von 7042 Studierenden, darunter das Cornell College zu Mount Vernon (28 Dozenten, 507 Studierende), die Drake-Universität zu Des Moines (51 Dozenten, 864 Studierende), die Iowa-Staatsuniversität in der Stadt J. (75 Dozenten, 950 Studierende) und eine Schule für Ackerbau und Gewerbe bei Ames. Es erscheinen 855 Zeitungen. Dem Religionsbekenntnis nach zählte man 1890: 473,324 Katholiken unter Bischöfen in Davenport und Dubuque, die Protestanten sind in verschiedene Bekenntnisse zersplittert. An Wohltätigkeitsanstalten bestehen staatlicherseits 2 Irrenanstalten, eine Anstalt für Geistesschwache, Blinden-, Taubstummen- u. Besserungsanstalt; ferner 2 Zuchthäuser. Ackerbau u. Viehzucht sind die hervorragendsten Beschäftigungen. Von der Oberfläche sind Äcker 44, Weide 12, Wald 14 Proz. Mit Getreide waren 1890 bestellt 5,024,356 Hektar, davon mit Mais 3,034,209 Hektar (313,130,782 Bushel), mit Hafer 1,500,856 Hektar (146,679,289 Bushel), mit Weizen 234,219 Hektar (27,256,786 Bushel), außerdem mit Gerste, Roggen, Buchweizen, Kartoffeln, Flachs, Tabak, Wein. Im Mais- und Haferbau steht J. an erster Stelle unter den Unionsstaaten. Der Viehstand betrug 1890: 1,312,079 Pferde, 41,648 Maultiere und Esel, 4 Mill. Rinder, 452,025 Schafe und 7,1 Mill. Schweine. In der Schweinezucht überragt J. alle andern Staaten, in der Rinderzucht wird es nur von Texas übertroffen. Gegen 800,000 Schweine werden jährlich geschlachtet und versandt. Von Mineralien werden Kohle und Blei gewonnen. Das kohlenführende Gebiet (bei Fort Dodge, Moingona, Des Moines, Askaloosa rc.) wird auf 18,000 qkm berechnet; 1889 betrug die Förderung 4,061,704 Ton. Die Industrie ist im Aufschwunge begriffen; 1890 wurden in 7440 gewerblichen Anstalten mit 59,174 Arbeitern Waren im Werte von 125,049,183 Doll. erzeugt. Von hauptsächlicher Bedeutung sind die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Ziegeleien, Kornmühlen, Sägewerke, Butter- und Käsefabriken, Fleischverpackungsanstalten. Dem Verkehr dienen (1892) 33,447 km Eisenbahnen und die Grenzflüsse Missouri und Mississippi. Nach der Verfassung von 1857 wird der Gouverneur vom Volk auf 2 Jahre gewählt, ebenso der Senat (50 Mitglieder) auf 4, das Repräsentantenhaus (107 Mitglieder) auf 2, die Richter auf 6 Jahre. In das Repräsentantenhaus der Union entsendet der Staat 11 Mitglieder; bei der Wahl des Präsidenten hat er 10 Stimmen. Die Einnahmen des Staates betrugen 1890: 1,673,254, die Ausgaben 1,420,608, die Schulden des Staates 245,435, die der Grafschaften 3,416,889, der Städte 6,391,772, der Schuldistrikte 1,221,223 Doll. Eingeteilt wird der Staat in 99 Grafschaften; Hauptstadt ist Des Moines. — J. hat seinen Namen vom Fluß J. und ist einer der Staaten, die aus dem 1803 von Frankreich an die Union verkauften Territorium gebildet wurden. Der französische Kanadier Dubuque hatte 1776 die erste Ansiedelung daselbst gegründet. Bis 1823 war dann das Gebiet ein Teil des großen Missouriterritoriums, seit 1836 Teil des Territoriums Wisconsin, erhielt 1838 eine eigne Territorialregierung und wurde 1846 als Staat in die Union aufgenommen.

Iowa City (spr. aiowa ßitti), Hauptstadt der Grafschaft Johnson des nordamerikan. Staates Iowa, auf hohem Bluff am schiffbaren Iowafluß, ist Sitz der Staatsuniversität (75 Dozenten, 950 Studierende) und der historischen Staatsbibliothek, hat eine Handelsschule, Fabriken, starken Handel und (1890) 7016 Einw.

Ipeh, Münze, s. Dong.

Ipek (serb. Petsch), Hauptort eines Liwa im europäisch-türk. Wilajet Kossowo, 536 m hoch, am südöstlichen Fuße der nordalbanischen Alpen und an der Bistritza (Nebenfluß des Weißen Drin) gelegen, mit Obst-, Tabak- u. Maulbeerpflanzungen, Seidengewinnung und 15—18,000 Einw., zu ⅘ mohammedanischen Serben. Das dortige Kloster war bis 1690 Residenz der serbischen Patriarchen.

Ipekakuanha, s. Psychotria.

Iphianassa, Name der Iphigenie (s. d.).

Iphigenie (Iphigeneia, bei Homer Iphianassa), nach der gewöhnlichen griechischen Sage Tochter des Agamemnon und der Klytämnestra. Als die Griechen im Hafen von Aulis durch widrige Winde, welche die durch Agamemnon erzürnte Artemis gesandt hatte, von der Fahrt nach Troja abgehalten wurden, erklärte der Seher Kalchas, nur durch Opferung Iphigeniens könne der Zorn der Göttin versöhnt werden. Nach langem Sträuben ließ sich Agamemnon durch Menelaos endlich bestimmen, die Jungfrau unter dem Vorgeben, sie solle mit Achilleus vermählt werden, ins Lager kommen zu lassen. Als sie jedoch zum Opfer dargebracht werden sollte, ward sie von Artemis nach Taurien (Halbinsel Krim) entrückt. An ihrer Stelle ward eine Hirschkuh geopfert, welche Artemis gesandt hatte. Dies der Mythus, wie er den poetischen Behandlungen zu Grunde liegt. Während J. als Priesterin der taurischen Artemis diente, wo nach altbarbarischem Gebrauch alle ankommenden Fremdlinge den Göttern geopfert werden mußten, kam ihr Bruder Orestes, der auf Geheiß des Orakels das Bild der Artemis nach Attika entführen sollte, mit Pylades zum Tempel und sollte geopfert werden. J. entdeckte in ihm ihren Bruder und entfloh mit ihm und dem Bilde der Göttin, nachdem (nach späterer Sage) Orestes den König der Taurer, Thoas, getötet hatte. Währenddessen hatte Orests Schwester Elektra in Erfahrung gebracht, er sei von der taurischen Priesterin ermordet worden. In Delphi mit J. zusammentreffend, war sie im Begriff, diese zu blenden, ward aber durch Orests Dazwischenkunft daran gehindert. Die Geschwister kehrten sodann sämtlich nach Mykenä zurück. Ihr Grab zeigte man in Brauron (Attika) und in Megara. Nach andern Sagen soll sie nicht gestorben, sondern von Artemis zur Göttin (Hekate) gemacht und unter dem Namen Orsilochia mit Achilleus auf der Insel Leuke vermählt worden sein. Auch wurde sie ein Kind des Theseus und der Helena genannt. Ursprünglich ist J. nichts als ein Epitheton der Mondgöttin Artemis (s. d.) und bezeichnet »die mit Kraft Geborene«, und aus diesem Epitheton hat sich, wie oft, eine Priesterin der Göttin herausgebildet. Der Stoff ward besonders von den Tragikern ausgebeutet und in Verbindung mit der Sage von Orestes behandelt; namentlich die beiden noch erhaltenen »Iphigenien« des Euripides (»J. in Aulis« und »J. in Taurien«) wurden für die Folgezeit maßgebend. Unter den zahlreichen Bearbeitungen des Iphigenien-Stoffs in der Litteratur der modernen Völker steht Goethes im Geiste des klassischen Humanitätsideals gestaltete »J. auf Tauris« obenan. Auch Racines »Iphigénie« und Glucks Opern »Iphigénie en Aulide« und »Iphigénie en Tauride« brachten die Sage dem modernen Bewußtsein ein-

Digitized by Google

drucksvoll nahe. Von Gemälden, welche die Opferung der J. behandelten, war besonders das des Timanthes berühmt. Auch auf einem pompejanischen Wandgemälde aus der Casa del poeta tragico findet sich dieselbe, wie man vermutet im Anschluß an jenes Werk, dargestellt. Ihre Schicksale in Taurien sind in Vasenbildern, Reliefs und vereinzelt auch auf Gemmen behandelt. Vgl. Jacobson, De fabulis ad Iphigeniam pertinentibus (Königsb. 1888); R. Foerster, Iphigenie (Bresl. 1895).

Iphikles, in der griech. Mythologie Sohn des Amphitryon und der Alkmene, Halbbruder des Herakles, war Teilnehmer an der kalydonischen Jagd und an mehreren Unternehmungen des Herakles. Als er dem letztern im Kampf gegen Augeias beistand, ward er verwundet und nach Pheneos gebracht, wo er starb und nachher als Heros verehrt ward.

Iphiklos, in der griech. Sage Sohn des Phylakos aus Phylake in Thessalien, Vater des Podarkes u. Protesilaos, war Teilnehmer am Argonautenzug und an den Leichenspielen des Pelias, wo er, dessen Schnelligkeit sprichwörtlich wurde, im Wettlauf den Sieg davontrug. Über die Heilung seiner Krankheit s. Melampus.

Iphikrátes, Feldherr der Athener, ward trotz seiner niedern Herkunft als 20jähriger Jüngling zum Befehlshaber über die für den korinthischen Krieg gegen Sparta (395—387) angeworbenen Truppen ernannt und erhob diese bald zu einer gefürchteten Macht. Er bildete eine neue Truppengattung, die Peltasten, welche, mit kleinem runden Schild, leinenem Panzer, Gamaschen (Iphikratiden) statt Beinschienen, langer Lanze u. großem Schwert bewaffnet und durch Zucht und Übung zu taktischer Geschicklichkeit ausgebildet, sowohl im kleinen Kriege verwendbar als der spartanischen Phalanx gewachsen waren. Über die letztere errang er auch, nachdem er 391 Lechäon gegen Agesilaos nicht hatte behaupten können, 390 bei Sikyon einen wichtigen Sieg, indem er 600 Spartaner niedermachte. Er besetzte Akrokorinth und beherrschte den Isthmus, bis ihn die Athener in seinem Streit mit Argos im Stiche ließen. Er legte nun den Oberbefehl in Korinth nieder und ging mit 1200 Peltasten nach dem Hellespont, wo er 389 den Spartaner Anaxibios bei Abydos aufs Haupt schlug. Nach dem Frieden des Antalkidas unternahm er Kriegszüge gegen die Thraker, unter andern gegen den König Kotys, mit dem er dann aber ein Bündnis schloß, und dessen Tochter er heiratete. Auf Wunsch des Pharnabazos, der das von Persien abgefallene Ägypten wiedererobern sollte, übernahm er 379 den Oberbefehl der griechischen Söldner in Ägypten, entzweite sich aber mit Pharnabazos über einen Angriff auf Memphis und kehrte 374 nach Athen zurück, wo er die Absetzung des Timotheos veranlaßte und mit Kallistratos und Chabrias den Oberbefehl über eine Flotte von 70 Schiffen erhielt, mit der er 372 das von dem Spartaner Mnasippos bedrängte Korkyra entsetzte, neun syrakusische Schiffe eroberte und die feindlichen Küsten brandschatzte. Nachdem 371 ein Friede abgeschlossen worden, ward J. zurückgerufen und mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Als er später (369) den von Epameinondas bedrängten Spartanern zu Hilfe ziehen sollte, wich er einer Schlacht, die ihm Epameinondas anbot, aus. 368 zum Feldherrn gegen Amphipolis ernannt, leistete er der Eurydike, der Witwe des makedonischen Königs Amyntas, gegen einen Prätendenten, Pausanias, Beistand, richtete aber gegen Amphipolis nichts aus. Bei Beginn des Bundesgenossenkrieges ward J. mit einer Flotte von 60 Schiffen ausgesandt und vereinigte sich 357 mit der von Chares befehligten gleich starken Flotte. Wegen der Weigerung, im Kanal von Chios bei heftigem Sturm ein Treffen zu wagen, wie Chares verlangte, wurden er und Timotheos von letzterm des Verrats beschuldigt und 356 von der Strategie abgerufen. Nach dem Frieden der Bestechung angeklagt, erwirkte er seine Freisprechung von der Todesstrafe, ward aber zu einer Geldbuße verurteilt und begab sich nach Thrakien, wo er um 353 starb. Vgl. Rehdantz, Vita Iphicratis, Chabriae, Timothei (Berl. 1845).

Iphimedeia, Mutter der Aloiden (s. d.).

Iphitos, 1) nach griech. Sage Sohn des Eurytos von Thessalien, Freund des Herakles, wurde von diesem in einem Anfall von Wahnsinn oder aus Rache für eine Beleidigung von der Zinne seiner Burg in Tiryns gestürzt. Vgl. Herakles, S. 654.

2) Eleer, welcher das große Fest des Zeus in Olympia neubegründete und namentlich den Gottesfrieden für die Zeit des Festes einsetzte.

Iphofen, Stadt im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Scheinfeld, am Steigerwald und an der Linie Nürnberg-Würzburg der Bayrischen Staatsbahn, 269 m ü. M., hat eine 1590 erbaute gotische Pfarrkirche, ein Rettungshaus, eine Malzfabrik, Steinhauerei, eine Dampfgipsmühle, Bierbrauerei u. (1890) 1855 Einw., davon 98 Evangelische. In der Nähe Schloß Schwanberg auf einem Ausläufer des Steigerwaldes mit schöner Aussicht.

Ipiáles, Stadt im Staat Cáuca der Republik Kolumbien, an der Südgrenze unfern des Rio Males und an der Straße von Bogotá nach Quito, 3081 m ü. M., mit höherer Schule und (1870) 10,508 Einw.

Ipoly (spr. ipolj), Fluß, s. Eipel.

Ipolyság (spr. ipolj-schāg), Markt, Sitz des ungar. Komitats Hont, an der Eipel (Ipoly) und der Staatsbahnlinie Csata-Balassa Gyarmath, mit Gerichtshof, Finanzdirektion u. (1890) 3247 magyar. (meist römisch-katholischen) Einwohnern.

Ipomoea *L.* (Trichterwinde), Gattung aus der Familie der Konvolvulaceen, windende, niederliegende oder kriechende Kräuter, selten Sträucher, mit ganzen oder gelappten, fuß-, hand- oder fiederförmig eingeschnittenen Blättern, einzeln achselständigen Blüten oder dichasischen, büscheligen, doldigen bis kopfigen, meist gestielten Blütenständen, teller-, trichter- oder glockenförmigen Blüten und zweifächerigen, vier- oder sechssamigen Kapseln. Über 300 Arten in allen tropischen und wärmern Gebieten, wenige in gemäßigten Klimaten. I. Purga *Hayne* (Exogonium Purga *Benth.*, Jalappenwinde, s. Tafel »Arzneipflanzen II«), mit windendem Stengel, herzförmigen, zugespitzten, ganzrandigen Blättern und großen, stieltellerförmigen, purpurroten Blüten zu 1—3 trugdoldig auf achselständigen Stielen, wächst am östlichen Abhang der mexikanischen Andes in einer Höhe von 1900 m und wird in tropischen Gegenden, z. B. auch in Jamaica, kultiviert. Die ausdauernde, verschieden gestaltete Knolle, welche knollig verdickte Ausläufer treibt, wird in einem Netz über Feuer getrocknet und nach Jalapa gebracht, von wo sie über Veracruz in den Handel kommt. Sie bildet die Jalappe (Jalappenwurzel, Purgierwurzel, schwarzer Rhabarber, Tubera Jalapae) des Handels, ist getrocknet birnförmig, von weniger als 1 cm Durchmesser bis über faustgroß, schwer, fest und hart, dunkelbraun; der Bruch ist gleichmäßig hornartig oder

Digitized by Google

im Innern mehlig, nie holzig oder faserig. Sie riecht schwach nach Rauch, schmeckt erst fade, dann ekelhaft, kratzend, enthält Stärkemehl (bis 18 Proz.), unkristallisierbaren Zucker (bis 19 Proz.), Gummi, Farbstoff und Harz (10—17 Proz.). Letzteres zeichnet sich aus durch seine große Löslichkeit in Weingeist und Essigsäure. Es besteht im wesentlichen aus Konvolvulin (Jalappin) $C_{31}H_{50}O_{16}$. Dies ist farb-, geruch- und geschmacklos, amorph, wenig löslich in Wasser, nicht in Äther, schmilzt bei 150°, löst sich in Alkalien und gibt mit diesen Konvolvulinsäure, zerfällt beim Behandeln mit Salzsäure in Zucker und kristallisierbares Konvolvulinol. Das Konvolvulin ist der wirksame Bestandteil der Jalappe. Letztere wirkt stark abführend, längerer Gebrauch beeinträchtigt nicht ihre Wirksamkeit, und es bleibt keine Neigung zur Verstopfung zurück; sie reizt aber stark und erzeugt in größern Dosen Entzündung. Jalappe oder andre ähnliche, gleich wirkende Wurzeln verwandter Pflanzen wurden gegen Ende des 16. Jahrh. den Spaniern bekannt; die Wurzel von I. Purga war bald nach 1600 in Frankreich und Deutschland verbreitet und 1634 ihr Harz (Resina Jalapae, durch Ausziehen der Wurzel mit Spiritus gewonnen) allgemein im Gebrauch. Die Mutterpflanze lernte man aber erst 1829 durch Cox in Philadelphia kennen. Die sehr ähnliche I. simulans *Hanbury*, in den mexikanischen Andes, liefert die etwas weniger harzreiche und schwächer wirkende Tampicojalappe, welche statt des Konvolvulins das in chemischer Hinsicht übereinstimmende, aber in Äther lösliche Tampicin enthält. I. orizabensis *Le Danois*, eine botanisch nicht hinreichend bekannte Pflanze, welche neben der vorigen vorkommt, liefert die Orizabawurzel (Stipites Jalapae, Jalappenstengel). Diese Droge bildet unregelmäßige, kantige, gekrümmte oder plattenförmige, auch ästige Stücke einer offenbar sehr langen Wurzel, wirkt schwächer als die vorige und enthält statt des Konvolvulins in Äther lösliches Jalappin $C_{34}H_{56}O_{16}$. Von I. Turpethum *R. Br.*, in Ostindien, Australien und ganz Polynesien, stammt die Turpithwurzel, die jetzt bei uns nicht mehr benutzt wird. Mehrere andre Arten, besonders die einjährige I. purpurea *Lam.* aus Nordamerika, mit behaartem, windendem Stengel, herz-eiförmigen Blättern und zu 1—5 stehenden, violetten und purpurn gestreiften oder auch ganz purpurnen oder weißen Blüten, wird in vielen Varietäten als Zierpflanzen kultiviert, die ausdauernden in Gewächshäusern. I. Batatas *Lam.* (Batate, süße Kartoffel, Camote, in Ostindien Jedicu, Kappa Kelengu, in Peru Apichu genannt; s. Tafel »Nahrungspflanzen I«), ursprünglich in Mittelamerika einheimisch, jetzt aber in allen Tropenländern, selbst in Europa bis gegen den 40. Grad angepflanzt, hat einen kriechenden oder windenden, 1,6—1,9 m langen Stengel, langgestielte, herzförmige, mehr oder weniger tief eingeschnittene, drei- bis mehrlappige Blätter und gegen 5 cm lange, inwendig purpurrötliche, außen rötlich gestrahlte, auch weiße oder rote Trichterblumen in mehrblütigen Blütenständen und ist durch ihre Wurzelknollen eine der nützlichsten Brotpflanzen der wärmern Länder. Die faserige, kriechende Wurzel treibt an den Fasern mehrere fleischige Knollen, die meist walzen- oder spindelförmig, weiß oder purpurn (dann innen gelblichweiß), stärkereich, süß und voll Milchsaft sind. Sie werden 1,5—6 (auch 25) kg schwer und enthalten 1—1,5 Proz. eiweißartige Stoffe, 9—16 Proz. Stärke, 3,5—10 Proz. Zucker, 0,5 Proz. Zellstoff, 0,2—0,3 Proz. Fett, 3 Proz. Salze und 79—67 Proz. Wasser. Die Bataten sind schmackhafter als Kartoffeln, nahrhaft, leichtverdaulich und gesund. Sie werden auf verschiedene Art wie Kartoffeln zubereitet; aus dem Stärkemehl, welches man aus den geriebenen Bataten gewinnt, bäckt man **Brot**; durch Gärung bereitet man ein geistiges Getränk (in Westindien Mobby, Marmoda) daraus. Sie geben auch ein gutes Viehfutter. Die jungen Blätter benutzt man als Gemüse. Die Kultur der Bataten erfordert in den heißen und warmen Ländern nur wenig Arbeit. Sie wachsen in jedem Boden, am besten auf magern Feldern. Man macht Löcher 1 m weit auseinander und legt die Reiser oder Triebe von alten Pflanzen hinein oder auch abgeschnittene Schößlinge und Scheiben von den Wurzeln. Die Ranken läßt man fortkriechen, drückt sie stellenweise auf die Erde und legt einen Stein darauf. Nach 3—4 Monaten gräbt man die eingedrückten Kniee mit den Knollen aus und läßt die übrigen Ranken stehen. So kann man einige Jahre auf demselben Felde Bataten graben; nachher aber werden die Blätter kleiner, und die Knollen bleiben aus. In Deutschland läßt sich die Batate nur im Mistbeet ziehen. Die Batate wurde 1519 bekannt, wo Pigafetta über ihre Kultur in Brasilien berichtete; bald darauf ward sie in Spanien eingeführt, und von dort und den Kanaren kam sie noch vor der Kartoffel nach England. Man baut sie gegenwärtig in Indien, China, Japan, auf dem Malaiischen Archipel ꝛc., dann sehr allgemein in Amerika, in Alabama, Texas, Carolina, selbst bis New York (in den Südstaaten jährlich 41 Mill. Bushel). Auch auf den Kanaren, auf Madeira und in Nordafrika wird sie kultiviert, ebenso in Südeuropa, wo sie indes doch nicht recht gedeiht. I. chrysorrhiza *Soland.* (Kumarapflanze) wird auf Neuseeland kultiviert.

Ips, Stadt, s. Ybbs.

Ipsara, türk. Name der Insel Psara (s. d.).

Ipse fecit (lat.), er selbst hat es gemacht.

Ipser Tiegel, s. Schmelztiegel.

Ipsissima verba (lat.), die eigensten Worte.

Ipso facto (lat.), durch die That selbst.

Ipso jure (lat., »durch das Recht selbst«), in Gemäßheit des Rechts, schon an und für sich.

Ipsos, kleine Stadt in Phrygien, berühmt durch die Schlacht 301 v. Chr., in welcher Antigonos von den Heeren des Kassandros, Lysimachos, Ptolemäos und Seleukos besiegt und getötet wurde. I. lag in der Nähe des heutigen Tschai östlich von Afiun Karahissar.

Ipswich (spr. ippswitsch), 1) Stadt und besondere Grafschaft im südöstlichen England, hübsch gelegen am schiffbaren Orwell, oberhalb seiner Mündung, ein unregelmäßig, zum Teil eng gebauter, aber rasch sich entwickelnder Ort mit schönen Gebäuden in den neuen Stadtteilen, hat 14 Kirchen (darunter St. Margaret's in gotischem Stil, St. Mary-at-Tower, größtenteils neuerbaut) und zahlreiche öffentliche Gebäude, unter denen das Stadthaus, Gerichtshaus, die Kaserne, die Kornbörse, die Markthalle hervorzuheben sind. Die Stadt besitzt außerdem eine lateinische Schule, eine Bibliothek, ein naturhistorisches Museum, ein Theater, eine Irrenanstalt und mehrere Parks. Den Fluß entlang erstrecken sich Kais, und ein großes Dock läßt Schiffe von 5 m Tiefgang zu. I. zählt (1891) auf 32,8 qkm 57,360 Einw. und hat Fabriken für die Herstellung von Korsetten und Kleidern (2119 Arbeiter), Schuhen (954 Arbeiter), Maschinen (Ransomes

Digitized by Google

u. Komp.), Eisen- u. Stahlwaren, künstlichem Dünger, dann Tabaksfabriken u. a. Zum Hafen gehören (1891) 129 Seeschiffe von 8074 Ton. und 76 Fischerboote. Wert der Einfuhr vom Ausland (1891) 272,178 Pfd. Sterl., der Ausfuhr 50,846 Pfd. Sterl. I. gehörte bis 1888 zur Grafschaft Suffolk. Es war Geburtsort des Kardinals Wolsey. — 2) Stadt in der Grafschaft Essex des nordamerikan. Staates Massachusetts, 5 km von der Mündung des Ipswichflusses in den Atlantischen Ozean, hat ein Irrenhaus, mehrere höhere Schulen, Baumwoll-, Woll- und Schuhwarenfabriken und (1890) 4439 Einw. — 3) Stadt der britisch-austral. Kolonie Queensland, 38 km westlich von Brisbane, an dem in den Brisbanefluß fallenden, mit Dampfern befahrenen Bremer und der großen Westbahn, mit Hospital, Irrenhaus, Woll- u. Baumwollweberei und (1891) mit den Vorstädten 10,190 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Ipurina, Indianerstamm in Südamerika, zu den im Osten der Andes und in dem weiten Waldgebiet des Amazonenstroms wohnenden Nu-Stämmen Karl v. d. Steinens gehörig.

Ipuruma, s. Mauritia.

Iput, Fluß in Rußland, entspringt südlich von Roßlawl im Gouv. Smolensk, fließt dann in südwestlicher Richtung durch das Gouv. Tschernigow und mündet nach 370 km langem Lauf nahe bei Nowa Bialyca im Gouv. Mohilew in den Sosch, einen Nebenfluß des Dnjepr. Die Ufer sind niedrig und sumpfig, der Boden schlammig. Obgleich der Fluß nur 1—1½ m tief und 10—30 m breit ist, überschwemmt er doch die Ufer im Frühjahr auf 4 km Weite.

Iquiqué (spr. ikike), Hauptstadt der chilen. Provinz Tarapacá, an einer geräumigen und sichern Bucht des Stillen Ozeans, unter 20° 12' südl. Br., in einer öden wasserlosen Salzsteppe, zu der das Trinkwasser aus der 160 km entfernten Kordillere geleitet werden muß, hat meist ungepflasterte Straßen mit Holztrottoirs und hölzerne unansehnliche Häuser, selbst Kirchen und ein Theater aus Holz, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat (1885) 15,391 Einw., darunter viele Chinesen. I. ist wichtiger Ausfuhrhafen für die reichen Natronsalpeter- und Silbergruben (Huantaja) des Hinterlandes, zu denen eine Eisenbahn führt, die mit mehreren Abzweigungen bis zu dem nördlich gelegenen Hafen Pisagua fortgeführt ist. 1892 wurden ausgeführt 17,479,607 Quintales Salpeter (3,377,540 nach Hamburg), 11,459 Quintales Jod (3860 nach Hamburg), für 3,262,440 Pesos Silber, für 49,000 Pfd. Sterl. Schwefelsilber u. a. Eingeführt werden Steinkohlen, Säcke, Eisen, Maschinen, Holz. Außer den Dampfern der deutschen Gesellschaften Kosmos und Hamburg-Pacific, britischer Linien u. a. verkehrten hier 1892: 311 Segelschiffe von 273,878 Ton. (54 deutsche von 70,285 T.). Die Stadt hat wiederholt durch Erdbeben gelitten, namentlich 1868 u. 1877, und wurde 1875 und 1880 fast ganz durch Feuer zerstört.

Iquitos (spr. ikitos), Hauptstadt des peruan. Depart. Loreto, am Amazonenstrom, hat lebhaften Dampferverkehr, eine Dampfsägemühle, Ausfuhr von gesalzenen Fischen, Hüten, groben Zeugen, Tabak, Kaffee, Kautschuk ꝛc. und (1889) 3000 Einw.

Ir, in der Chemie Zeichen für 1 Atom Iridium.

Ira, Bergfeste, s. Eira.

Irade (das, arab., »Wille«), in der Türkei Bezeichnung der Kabinettsorders des Sultans, welche aus der Kanzlei des Palastes direkt an den Großwesir ergehen. Die weitere Bekanntmachung derselben liegt dem Großwesir ob. I. unterscheidet sich von Hatt (richtiger Chatt) nur insofern, als letzteres sich nicht an den Wesir allein, sondern an das ganze Volk richtet. Vgl. Hattischerif und Fermân.

Ira furor brevis est (lat.), »der Zorn ist eine kurze Raserei«, Citat aus Horaz' »Episteln« (I, 2, 62).

Irak Adschmi, frühere pers. Provinz, das ganze Zentrum des Landes umfassend, grenzte nördlich an die Provinzen Aserbeidschân, Gilan und Masenderan, östlich an Chorasan, südlich an Kirman, Farsistan und Chusistan, westlich an Luristan und Ardilan. Neuerdings ist dieses weite Gebiet in etwa 20 einzelne Bezirke geteilt worden, so daß fast jede größere Stadt mit ihrer Umgebung eine eigne Provinz bildet. Größern Umfang haben davon nur Chamse, Teheran, Ispahan, Jezd und Semnan-Damghan. Bei der Unbeständigkeit administrativer Grenzen in Vorderasien mag indessen diese Einteilung aber schon wieder der Geschichte angehören.

Irak Arâbi, Landschaft von unbestimmbaren Grenzen im südöstlichen Teil der asiat. Türkei, den südlichen Teil des heutigen Wilajet Bagdad und den nördlichen von Basra umfassend, bildet eine weite Ebene am untern Euphrat und Tigris, welche sich hier zum Schatt el Arab vereinigen. Das Land ist westlich vom Euphrat Sandwüste, sonst aber, besonders an den Flußufern, Sumpf- und fruchtbares Marschland, indes nur wenig angebaut; doch standen hier im Altertum und selbst noch im Mittelalter Hauptstädte weit herrschender Reiche, und das Land erfreute sich der üppigsten Bodenkultur. Die arabischen Einwohner leben in einem Zustand fast völliger Unabhängigkeit als Nomaden und meist in großer Dürftigkeit; man zählt ihrer über 100 Stämme, deren wichtigste die Beni-Schammar, Beni-Lam, Delim, Montefik, Zobeïd, Chazaïl und Beni-Hakim sind. Die bedeutendsten Städte sind Bagdad, Basra und Meschhed Ali, Hauptheiligtum der schiitischen Perser. In I. hauste 1867, 1873, 1875, 1876—77 und 1881 die Pest. S. Karte »Persien«.

Irakli (Heraklius), Name georgischer Könige; bemerkenswert I. II. (1744—98); s. Georgien.

Iran (Eran), das große Tafelland Asiens südlich des Hindukusch und des Elburzgebirges vom Indus im O. bis zum Tigris im W., gegen S. bis an den Persischen Meerbusen und das Indische Meer reichend und 2,700,000 qkm (50,000 QM.) groß, das politisch in die Länder Afghanistan mit Kafiristan, Kelat oder Belutschistan und Persien zerfällt, welch letzteres die Benennung I. offiziell für sich allein beansprucht. Die Bewohner sind größtenteils gleicher Abstammung mit den Ariern (s. d.) und bilden den iranischen Zweig des indogermanischen Urvolkes. In den Pehlewi-Inschriften des Sassaniden Shaptur I. (241—272) heißt das Land Airan (Aryan), d. h. Land der Arier, im Gegensatz zu Aneran (Anairan, Anaryan): Land der Nichtarier; letzteres heißt seit Firdusi an Turan. Strabon faßt unter Ariana die Provinzen Gedrosien, Drangiana, Arachosien, Paropamisos, Aria (das heutige Herat), Parthien und Karmanien zusammen. Vgl. Spiegel, Eran, das Land zwischen Indus und Tigris (Berl. 1863); v. Gutschmid, Geschichte Irans von Alexander d. Gr. bis zum Untergang der Arsakiden (Tübing. 1888).

Irani, einheimischer Name für Perser.

Iranier, Gruppe von Völkern, welche iranische Sprachen (s. d.) sprechen und zwar von Einem Grundstock stammen, aber im Laufe der Jahrhunderte viel-

Digitized by Google

fach mit fremden Elementen durchsetzt wurden. Den Grundstock der iranischen Familie bildeten im Altertum die Meder und Perser sowie die Bewohner der als Ariana bezeichneten Provinzen des persischen Reiches. Heute fallen in den Bereich derselben die Perser (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 33, Bd. 1, S. 924) nebst den in Persien und Ostindien zerstreut lebenden Parsen und den Tadschik, der persisch redenden, Ackerbau und Handel treibenden Bevölkerung von Afghanistan, Belutschistan und Turkistan, dann die Kurden und Luren, die Afghanen, die Osseten im Kaukasus, die Tat in der Provinz Baku und die Guran im kurdischen Zagrosgebirge, letztere beide Ackerbauer, die Galtscha im Pamirhochland und (vielleicht) die Armenier, welche Völkerschaften in ihrer Körperbildung und Kultur weit voneinander abweichen, indem sie vielfach durch fremde Völkerelemente beeinflußt wurden, so die Tadschik durch die Uzbeken, woraus die Sarten hervorgingen, die Belutschen durch die Drawida, die westlichen J. durch benachbarte Semiten. Während die J. im allgemeinen dolichokephal und dunkelfarbig sind, erscheinen die Osseten und Galtscha als brachykephal und hellfarbig. Vgl. Spiegel, Eranische Altertumskunde (Leipz. 1871—78, 3 Bde.).

Irānische Sprachen. Die toten und lebenden Sprachen Irans bilden zusammen mit einigen über die Grenzen Irans hinaus vorgeschobenen Verläufern die iranische Familie des indogermanischen Sprachstammes, die besonders nahe mit den indischen Sprachen verwandt ist und daher mit denselben öfters unter dem Namen der arischen Sprachen zusammengefaßt wird. Die älteste iranische Sprache ist das Zend oder Altbaktrische, das wieder in einen ältern und jüngern Dialekt zerfällt; beide kennen wir nur aus dem Zendavesta, den Bruchstücken von dem heiligen Buch der Zoroastrier, welche die noch übrigen Bekenner der Zoroasterschen Religion in Indien und Persien auf unsre Zeit überliefert haben. Das Zend ist nächst dem Sanskrit der indischen Wedas die altertümlichste der indogermanischen Sprachen und mit dem Sanskrit so nahe verwandt, daß sogar die spitzesten Feinheiten der Syntax sich in beiden Sprachen in gleicher Weise wiederfinden (vgl. Jolly, Ein Kapitel vergleichender Syntax, Münch. 1872). Wenig jünger der Zeit nach, aber abgeschliffener in seinen Formen ist das Altpersische, die Sprache der in Keilschrift abgefaßten Inschriften der Achämenidenkönige. Diese in Persepolis, Behistan u. a. O. gefundenen Inschriften, die vermöge der Ähnlichkeit des Altpersischen mit dem Sanskrit und Zend vollkommen sicher entziffert sind (s. Keilschrift), reichen von der Zeit des Dareios bis tief in das 4. Jahrh. v. Chr. hinein und lassen die zunehmende Abschleifung des Persischen deutlich erkennen; andre Eigentümlichkeiten, die das Altpersische vom Zend scheiden, beruhen darauf, daß jenes die Sprache des westlichen, das Zend aber die des östlichen Iran ist. Auf der nächsten uns bekannten Entwickelungsstufe, im Pehlewi oder Mittelpersischen, erscheint das Iranische fast seines ganzen Beugungsapparats beraubt und, wenigstens als Schriftsprache, mit semitischen Elementen überladen; das Pehlewi war die Hofsprache der Sassaniden, jener Dynastie, welche im 3. Jahrh. n. Chr. auf Grund einer Regeneration des Zoroasterschen Systems das neupersische Reich errichtete und bis zu ihrem Sturz durch die Araber im 7. Jahrh. beherrschte. Teils gleichzeitig mit, teils unmittelbar nach dem Pehlewi tritt in dem Pâzend oder Parsi eine von semitischen Elementen fast gereinigte Sprachstufe auf, die aber ebenfalls der alten Flexionen fast völlig entbehrt. Endlich haben wir in der Sprache des »Schahnâme« Firdosis (gest. 1020 oder 1030), des großen Nationalepos der Perser, bereits das Neupersische vor uns, welches das Pâzend sowohl an Reinheit von fremden Bestandteilen als an Armut grammatischer Formen noch übertrifft. Das Neupersische kennt keine grammatische Geschlechtsunterscheidung, fast gar keine Kasusendungen und drückt die Zeiten des Verbums durch Hilfszeitwörter aus, ist daher neben dem Englischen die formenärmste der indogermanischen Sprachen; dafür hat es eine reich und fein ausgebildete Syntax. Seit Firdosi hat sich das Neupersische insofern wieder geändert, als es eine Menge von Fremdwörtern, ja ganze Phrasen aus dem Arabischen aufgenommen hat. Frei von solchen Beimischungen haben sich die Dialekte erhalten, unter denen der von Masenderan der wichtigste ist. Nahe verwandt mit dem Neupersischen sind auch die kurdischen Dialekte, das Puschtu oder Afghanische in Afghanistan, teilweise auch im nordwestlichen Indien, das Belutschi in Belutschistan und die Sprache der Osseten, die sich selbst Iron, d. h. Iranier, nennen, im Kaukasus. Auch die Sprache der alten Skythen, die am Schwarzen Meer wohnten, zeigt, soweit sich nach der geringen Anzahl der daraus überlieferten Wörter urteilen läßt, iranischen Typus. Vgl. Spiegel, Vergleichende Grammatik der alteranischen Sprachen (Berl. 1882); Hübschmann, Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (Straßb. 1887); W. Geiger, Lautlehre des Baluči (Münch. 1891); Derselbe, Etymologie und Lautlehre des Afghanischen (in den Abhandlungen der bayrischen Akademie, Münch. 1893); Geiger u. Kuhn, Grundriß der iranischen Philologie (Straßb. 1895 ff.).

Irapuato, Stadt im mexikan. Staat Guanajuato, nordwestlich von Salamanca, an der Bahn Mexiko-Guadalajara, mit reichdotierter lateinischer Schule (im Franziskanerkloster) und (1889) 15,000 Einw.

Irawadi (Irrawaddy, Ava), großer Fluß Hinterindiens, dessen nach nicht erforschte Quellflüsse Malikha und Mehka am Südostabhang des Namkiu im südwestlichen Tibet entspringen sollen und sich im nördlichen Birma unter 25° 45' nördl. Br. und 93° östl. L. v. Gr. zum J. vereinigen, der rechts den Mogung und, nachdem er eine lange Felsenenge durchflossen, bei Bhamo links den Taping aufnimmt. Unterhalb Bhamo wendet er sich nach W., durchfließt eine zweite Enge, nimmt dann Südrichtung an bis zur Ruinenstadt Amarapura, südlich von Mandalai, wo ihm der Myitnghi links zugeht, schlägt abermals westliche Richtung ein, empfängt rechts seinen größten Nebenfluß, den vom Pakhoigebirge kommenden, dem Hauptstrom parallel fließenden Kiendwen, und zieht darauf in fortgesetzt südlicher Richtung zum Meerbusen von Pegu. Schon unterhalb Prome spaltet er sich in mehrere Arme, die sich weiter abwärts vervielfältigen un zwischen dem westlichen Arm von Bassein, der unter 17° 45' nördl. Br., 145 km vom Meer sich abzweigt und bei Kap Negrais mündet, und dem östlichsten von Rangun auf einer Entfernung von 200 km ein Delta von 46,000 qkm durchziehen. Der Wasserstand des J. ist sehr wechselnd; von März bis September beginnen die Wasser bis 10 m über den Sommerstand zu wachsen, im Oktober zu fallen. Bei vollem Wasserstand beträgt die Schnelligkeit des Laufes 8 km in der Stunde. Schiffbar für Dampfer ist der J. bis Bhamo

Digitized by Google

(1000 km), daß sie von Rangun aus in neun Tagen erreichen; die Thalfahrt erfordert drei Tage. Von den Mündungsarmen sind allein schiffbar der Rangunfluß und der Bassseinfluß, doch ist letzterer regelmäßig nur bis Bassein (48 km) für große Schiffe fahrbar.

Irawadi, Division (Regierungsbezirk) von Niederbirma, 43,522 qkm (790,4 QM.) groß mit (1891) 1,552,166 Einw. (1,453,748 Buddhisten, 48,669 Christen, 15,697 Hindu, 13,810 Mohammedaner und 20,192 Naturanbeter). Das durchaus ebene Land wird vom Irawadifluß durchzogen, dessen Delta seinen südlichsten Teil bildet. Administrativ zerfällt es in die Distrikte Thongwa, Bassein, Henzada und Thayetmyo. Hauptstadt ist Bassein.

Irazu, Vulkan in Costarica, s. Cartago 1).

Irbis, s. Pantherkatzen.

Irbit, Kreisstadt im russ. Gouv. Perm, an der Mündung des Flusses J. in die Nitza, mit (1890) 5741 Einw., hat 4 Kirchen, eine Bank, ein Theater und nächst dem Nishnij Nowgorodschen den größten Jahrmarkt Rußlands (1. Febr. bis 1. März). Die Anzahl der zu dieser Zeit aus dem ganzen europäischen Rußland und Sibirien in J. eintreffenden Kaufleute beziffert sich auf 20,000. In den letzten Jahren ist eine Abnahme des Umsatzes zu konstatieren; denn während 1885 noch für 68,957,000 Rubel Waren zum Markte gebracht und für 65,692,000 Rubel Waren verkauft wurden, betrug die Zufuhr 1891 nur ca. 46 Mill. Rubel, wovon für ca. 40 Mill. Rubel Waren abgesetzt wurden. Wichtigste Handelsartikel sind: Pelzwerk, rohe Häute, Leinwand, baumwollene, wollene und seidene Fabrikate, Galanteriewaren, Geschirre, Apotheker- und Kolonialwaren, Früchte, Wein, Zucker und Thee. — J. ist 1633 gegründet, wahrscheinlich tatarischen Ursprungs u. hieß anfangs Irbeïst; schon in der Mitte des 17. Jahrh. war es der bedeutendste Platz für den Tauschhandel Rußlands mit Asien, erhielt aber erst 1775 Stadtrechte zum Lohn für seinen Widerstand gegen Pugatschews Scharen.

Irchel, ein der Molasse angehörender Hügelzug in der Hochebene des schweizer. Kantons Zürich, 696 m hoch, am Fuß beider Abhänge mit Weinbergen und Feldern, oben mit Wald bedeckt. Der Südabhang steigt rasch und steil von der Töß empor, während der nördliche nach der Thur zu in ein breites Halbthal, das Flaachthal, ausläuft. Auf den Vorsprüngen der Berghänge thronten einst die Burgen der Geschlechter von Wart und Radegg, Ebersberg und Schollenberg, Berg und Goldenberg; jüngern Datums sind die Schlösser und Edelsitze von Teufen, Eigenthal und Flaach.

Irdene Waren, s. Thonwaren.

Ireg (Irig), Markt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien, am südlichen Abhang der Fruška Gora, unweit der Bahnlinie Ruma-Vranik, mit bedeutendem Weinbau und Seidengewinnung, Bezirksgericht und (1890) 4850 meist griechisch-kathol. Einwohnern.

Ireland-Insel (spr. airländ), s. Bermudas.

Irenäus (»Friedfertiger«), hervorragender Kirchenvater und Heiliger der katholischen Kirche, aus Kleinasien gebürtig, war in Smyrna Schüler Polykarps und seit 177 Bischof der Gemeinden zu Lyon und Vienne. Sein Gedächtnistag ist der 28. Juni. J. war Repräsentant der praktisch-christlichen Geistesrichtung im Gegensatz zu den gnostischen Theorien, welchen er mit den Erinnerungen seiner noch von der apostolischen Zeit erfüllten Jugend entgegentrat. Von unschätzbarem Wert für die ältere Kirchengeschichte sind seine fünf Bücher gegen die Gnostiker (»Contra haereticos«), freilich meist nur in alter lateinischer Übersetzung erhalten. Die besten Ausgaben sind von Stieren (Leipz. 1851—53, 2 Bde.) und Harvey (Cambridge 1857); deutsche Übersetzung von Hayd (Kempten 1874). Vgl. Ziegler, J., der Bischof von Lyon (Berl. 1871); Gouilloud, Saint-Irénée et son temps (Lyon 1876).

Irendikgebirge, s. Ural (Gebirge).

Irēne (Eirene), die »Friedensgöttin« der alten Griechen, ward dargestellt in matronaler Gestalt, als Pflegerin des kleinen Plutos (s. d.), den sie auf dem Arm hält, mit der Rechten ein Zepter aufstützend. In dieser Auffassung zeigt sie die in mehreren Kopien (die besterhaltene in der Glyptothek zu München) auf uns gekommene Statue des Kephisodot, des Vaters des berühmten Praxiteles (s. Tafel »Bildhauerkunst II«, Fig. 5). In Rom, wo sie den Namen Pax führte, wurde ihr zuerst 13 v. Chr., als Augustus die Unruhen in Spanien und Gallien glücklich beigelegt hatte, ein Altar auf dem Marsfeld errichtet. Vespasianus erbaute ihr einen prächtigen Tempel nahe am Forum, der aber unter Kaiser Commodus abbrannte. Auch eine der drei Horen hieß Eirene.

Irēne, 1) griech. Kaiserin, bekannt durch Geist und Schönheit ebenso wie durch Herrschsucht und Grausamkeit, aus Athen gebürtig, ward 769 mit dem nachmaligen Kaiser Leo IV. vermählt und bestieg nach dessen Tod 780 als Vormünderin ihres neunjährigen Sohnes Konstantin VI. den Thron. Sie führte mit den Arabern unglückliche Kriege und erkaufte 783 von Harun al Raschid einen schimpflichen Frieden. Schon bei Lebzeiten ihres Gatten hatte sie heimlich die Bilderverehrung begünstigt, auf ihre Veranstaltung wurde 787 das siebente ökumenische Konzil zu Nikäa abgehalten und durch dasselbe der Bilderdienst (s. d.) wieder eingeführt. 791 entwand ihr zwar ihr Sohn Konstantin mit Hilfe der Truppen die Herrschaft; doch gelang es ihr, sich derselben 797 abermals zu bemächtigen. Ihren Sohn ließ sie einkerkern und blenden, ebenso ließ sie die fünf Brüder ihres Gemahls, die sie nach Athen verbannt hatte, nach Entdeckung einer Verschwörung blenden. Sie übertrug die höchsten Ämter an Eunuchen und führte ein verschwenderisches Regiment, bis 802 Nikephoros gegen sie zum Kaiser erhoben und sie durch denselben auf die Insel Lesbos verbannt ward, wo sie 803 in einem Kloster starb. Als Wiederherstellerin des Bilderdienstes wurde sie von der orthodoxen Kirche hochgeehrt und unter die Zahl der Heiligen erhoben.

2) Tochter des byzantin. Kaisers Isaak Angelos, wurde zuerst mit Roger, dem Sohne Tankreds von Lecce, Königs beider Sizilien, vermählt, geriet 1194 nach dessen Tod und der Eroberung des Königreichs durch Kaiser Heinrich VI. in dessen Gewalt, der sie 1195, nachdem sie zur römisch-katholischen Kirche übergetreten war und den Namen Maria erhalten hatte, mit seinem jüngern Bruder, Philipp von Schwaben, verlobte. Philipp vermählte sich mit ihr 1197, und 1205 wurde sie mit demselben zusammen in Aachen gekrönt. Durch Anmut und feine Sitte ausgezeichnet, »eine Rose ohne Dorn, eine Taube sonder Galle«, erlag sie bald der Not der harten Zeit; wenige Monate nach Ermordung ihres Gemahls starb sie 27. Aug. 1208 in Kindesnöten und ward im Kloster Lorch begraben.

Irenik (griech.), Friedenslehre; irenische Schriften, Religionsvereinigung bezweckende Schriften.

Digitized by Google

Iresine *L.*, Gattung aus der Familie der Amarantaceen im heißen Südamerika, enthält mehrere niedrige, buschige, durch buntfarbige Blätter ausgezeichnete Arten, die zu Teppichbeeten benutzt werden. Besonders beliebt sind I. Herbstii *Hook.* (s. Achyranthes) mit rundlichen roten, heller geaderten Blättern, I. Lindeni *Vanh.* mit dunkelroten, hellrot gerippten Blättern und I. Wallisii *Ortg.* mit braunpurpurnen, bronzeartig schimmernden Blättern.

Ireton (spr. airt'n), Henry, Freund und Schwiegersohn Cromwells, geb. 3. Nov. 1611, gest. 26. Nov. 1651, studierte in Oxford, ward während des englischen Bürgerkriegs durch die Begeisterung für die Sache des Parlaments zu den Waffen geführt und erhielt 1642 ein Kommando in der Armee desselben. Er befehligte den linken Flügel in der Schlacht von Naseby 14. Juni 1645, heiratete 15. Juni 1646 eine Tochter Cromwells und war fortan mit seinem Schwiegervater einer der vornehmsten Führer der Independenten und einer der einflußreichsten Agitatoren in der Armee. Er gehörte zu den Mitgliedern des Gerichtshofes, welcher 1649 das Todesurteil über den König Karl I. fällte. Darauf ging er mit Cromwell nach Irland, welches sich für die Stuarts erhoben hatte. Nachdem durch die strengsten und blutigsten Maßregeln binnen kurzer Zeit der größte Teil der Insel unterworfen worden war, überließ Cromwell das Kommando des Heeres seinem Schwiegersohn, der am 27. Okt. 1651 Limerick, den wichtigsten Platz, der sich noch im Besitz der Iren befand, einnahm, aber schon einen Monat nach diesem Siege einem Fieber erlag. Nach der Rückkehr der Stuarts (1660) ward sein Leichnam wieder ausgegraben, aufgehängt und dann unter dem Galgen verscharrt. Seine Witwe heiratete 1652 den General Fleetwood (s. d.), welcher nach Cromwells Tod eine bedeutende Rolle spielte.

Irgis (Großer I.), linker Nebenfluß der Wolga, entspringt auf der Höhe des Obschtschij Syrt im russ. Gouv. Samara, fließt in Schlangenwindungen in südwestlicher Richtung, wird bei Nikolajewsk schiffbar und mündet nach einem Laufe von 556 km Wolsk gegenüber. Der I. ist ein entschiedener Steppenfluß, sehr träge, 1—3 m tief, 25—45, bei der Mündung 84 m breit und von der Mündung des Kuschum an schiffbar. Seine entholzten Ufer sind mit wohlgebauten Dörfern dicht besetzt. Im Ufersand wurden Mammutknochen gefunden.

Iri, s. Eurotas.

Iria Augusta, Stadt, s. Voghera.

Iriarte (Yriarte), 1) Juan de, span. Gelehrter, geb. 15. Dez. 1702 in Orotava auf der Insel Teneriffa, gest. 23. Aug. 1771, studierte in Frankreich die alten Sprachen, seit 1724 in Madrid die Rechtswissenschaft, wurde in der Folge an der königlichen Bibliothek daselbst angestellt, 1732 deren Bibliothekar, 1742 offizieller Interpret im Ministerium des Äußern und später Mitglied der Madrider Akademie. Seine Werke beziehen sich zumeist auf die ihm unterstellte Bibliothek, die er wesentlich bereicherte und zum großen Teil katalogisierte; wertvoll ist besonders sein Katalog der griechischen Handschriften (»Codices graeci manuscripti«), von dem jedoch nur der 1. Band (Madr. 1769) im Druck erschien. Andre Werke von ihm, namentlich lateinische und spanische Epigramme und Sprichwörter, lateinische erzählende Gedichte, sind in den nach seinem Tode veröffentlichten »Obras sueltas« (Madr. 1774, 4 Bde.) enthalten. Eine Auswahl seiner Epigramme steht auch im 67. Bande der »Biblioteca de autores españoles«. eine Anzahl seiner Briefe im 62. Bande derselben Sammlung.

2) Tomas de, span. Dichter, Neffe des vorigen, geb. 18. Sept. 1750 in Orotava auf Teneriffa, gest. 17. Sept. 1791, kam früh nach Madrid, wo er sich unter der Aufsicht seines Oheims dem Studium der alten und neuern Sprachen sowie der Poesie und Musik widmete. Schon in seinem 18. Jahre trat er mit einem Lustspiel: »Hacer que hacemos«, auf, welches er unter dem anagrammatischen Namen Tirso Imarete 1770 herausgab. Im folgenden Jahr erhielt er das durch den Tod seines Oheims erledigte Amt eines offiziellen Übersetzers im Ministerium des Auswärtigen u. 1776 das eines Archivars im Kriegsministerium. Eine kurze Zeit redigierte er auch den »Mercurio politico«. In dieser Zeit schrieb er, außer einigen Übersetzungen französischer Stücke, auch mehrere Originaldramen sowie seine »Literatos en cuaresma« und verschiedene Gedichte. 1780 erschien sein Lehrgedicht »La Musica« und 1782 seine »Fabulas literarias«, auf welchen beiden Werken sein Ruhm vornehmlich beruht. Dem Lehrgedicht fehlt es zwar trotz schöner Einzelheiten im ganzen an echter Poesie; die Fabeln aber, die er »litterarische« nannte, weil sie bestimmt waren, litterarische Wahrheiten zu lehren, sind anerkannt die ersten klassischen Fabeln der spanischen Litteratur und daher bis auf den heutigen Tag sehr beliebt geblieben, auch in die meisten europäischen Sprachen übersetzt: deutsch von Julius Speier (Berl. 1885) und von Friedrich Adler (Leipz. 1891), franz. von Pellet (Par. 1860), engl. von Rockliff (3. Aufl., Lond. 1866). Die in ihnen enthaltenen Anspielungen auf zeitgenössische Schriftsteller verwickelten I. in vielfache litterarische Streitigkeiten mit Sedano, Melendez u. a. und hatten eine Reihe von Streitschriften von beiden Seiten zur Folge. Von Iriartes übrigen Werken sind noch seine für den Jugendunterricht bestimmten »Lecciones instructivas sobre la moral, la historia y la geografia« sowie seine Übersetzung des Campeschen »Robinson« zu erwähnen. Auch übersetzte er die »Ars poetica« des Horaz u. die vier ersten Bücher von Vergils »Äneide«. Von seinen Dramen gilt »La señorita mal criada« für das beste. Er hinterließ noch verschiedene Werke (z. B. den Monolog »Guzman el Bueno«), welche später herausgegeben wurden. Die erste Sammlung seiner »Obras« in 6 Bänden besorgte er selbst (Madr. 1787); vollständiger ist die in 8 Bänden (das. 1805). Seine Gedichte sind im 62. Bande der »Biblioteca de autores españoles« abgedruckt; eine Auswahl derselben gab Wolf in der »Floresta de rimas modernas castellanas« (Par. 1837, 2 Bde.). Vgl. A. de Fréverret, I., un fabuliste espagnol au XVIII. siècle (Par. 1880).

Iriartea *Ruiz* et *Pav.*, Gattung aus der Familie der Palmen, hohe, schlank wachsende Bäume mit glattem, geringeltem, cylindrischem, bisweilen im obern Teil spindelförmig geschwollenem Stamm, der sich häufig über einer kegelförmigen Masse cylindrischer Luftwurzeln erhebt, großen, gefiederten Blättern, herabhängenden Blütenkolben, monözischen oder diözischen Blüten und rundlicher oder eiförmiger, einsamiger Frucht. Etwa zehn Arten, die von Costarica über Kolumbien bis zum Ostabhang der Andes in Bolivia und ostwärts durch das Gebiet des Amazonas und Orinoko verbreitet sind. I. exorrhiza *Mart.* (Zamorapalme, Paxiuba), ein im tropischen Amerika einheimischer, 15—20 m hoher Baum mit gefiederten Blättern, trapezförmigen, gefalteten und in gezahnte

Digitized by Google

oder abgestutzte Lappen geteilten Segmenten, tiefgelben Blüten und grünen oder gelbbraunen, bisweilen fast schwarzen Beeren. Der Stamm hat sehr hartes Holz, ist aber im Innern weich und markig. Das Holz findet vielfache Verwendung und wird in Nordamerika zu Schirmstöcken benutzt; die Indianer Südamerikas fertigen musikalische Instrumente daraus. Die mit kleinen Stacheln dicht besetzten Luftwurzeln dienen als Reiben. Aus dem Stamm von I. setigera *Mart.*, die nur 4—5 m hoch wird, fertigt man Blasrohre. I. ventricosa *Mart.* (Stelzenpalme), deren Wurzel abstirbt, so daß der Stamm schließlich nur auf Luftwurzeln steht, liefert Nutzholz. Einige Arten werden in Palmenhäusern kultiviert.

Iridaea edulis, s. Schizymenia.

Iridaceen (Irideen, Schwertliliengewächse), monokotyle Familie aus der Ordnung der Liliifloren, Stauden mit Zwiebeln, Knollen oder Rhizomen, linealen, schwertförmigen, oft reitenden Blättern u. regelmäßigen oder zygomorphen, dreizähligen Blüten, die aus zwei blumenblattartigen Perigonkreisen, einem einfachen, vor den äußern Perigonblättern stehenden, dreigliederigen Staubblattkreis und drei verwachsenen Fruchtblättern bestehen. Oft sind die Narben blumenblattartig ausgebildet (s. Abbildung). Die Frucht öffnet sich fachspaltig mit drei Klappen u. enthält zahlreiche Samen mit hornigem oder fleischigem Endosperm. Vgl. Klatt, Revisio Iridearum (»Linnaea«, 1863—66); J. Baker, Systema Iridacearum (»Journal of Linnean Society«, Bd. 16). Man zählt etwa 57 Gattungen mit gegen 700 Arten, welche, vornehmlich in der subtropischen Zone einheimisch, in den eigentlichen Tropen minder reichlich vertreten sind; in der größten Anzahl von Arten und im wunderbarsten Formenreichtum finden sie sich am Kap, wo besonders Gladiolus *T.* und eine Anzahl eigentümlicher Gattungen vertreten sind. Die Wurzelstöcke und Knollen enthalten viel Stärkemehl nebst Schleim. Die Narben von Crocus liefern den Safran. Viele Arten, besonders aus den Gattungen Iris *L.*, Gladiolus *T.*, Crocus *T.*, sind beliebte Zierpflanzen. Fossil kommt eine Iris-Art (I. Escheri *Heer*) in Tertiärschichten vor.

Blüte von Iris. a Die obere Hälfte der Perigonröhre mit den drei blumenblattartigen Narben.

Iridektomie (griech., »Ausschneiden eines Stückes aus der Iris [Regenbogenhaut]«), eine Augenoperation, besteht darin, daß man einen 4—6 mm langen Einstich am Rande der Hornhaut mit dem Lanzenmesser in die vordere Augenkammer macht und, falls die Iris nicht beim Zurückziehen des Messers mit dem herausströmenden Kammerwasser von selbst vorfällt, mit einer Pinzette in die vordere Kammer eingeht, die Iris am Pupillarrand oder nächst ihrer Verwachsung mit der Hornhaut faßt, hervorzieht, außerhalb der Hornhaut mit einer Schere abschneidet und die Ecken des Ausschnittes reponiert. Man macht die J. bei Erkrankungen der Iris, Hornhauttrübungen und als Voroperation bei manchen Staroperationen, um nicht beim Herausbringen der Linse die Iris zu quetschen und zu zerren, wodurch Entzündung entstände, ganz besonders aber bei Glaukom (s. d.) oder dem grünen Star. Die J. vernichtet die Pupillenbewegungen, so daß eine solche Pupille dem Lichtreiz nicht mehr folgt und der Operierte somit Blendungserscheinungen und deren Folgen ausgesetzt ist, weshalb man die J., wenn möglich, oben oder unten (nicht aber außen oder innen) anlegt, damit der Ausschnitt aus der Iris durch die Lider gedeckt werden kann. Vgl. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 15.

Iridenkleisis (griech.), s. Iridesis.

Irideremie (griech.), s. Aniridie.

Iridësis (griech., eigentlich Iridodesis, »Fesselung der Iris«), Operation, bei welcher man nach am Hornhautrande gemachtem Einschnitt durch denselben mit einer Pinzette in die vordere Augenkammer drang, den Irisrand erfaßte und, die Pinzette zurückziehend, den Irisrand durch die Hornhautschnittwunde etwas nach außen zog, den herausgezogenen Teil mittels einer durch die Augenbindehaut gelegten Fadenschlinge abband und den künstlich hergestellten Irisvorfall nach einigen Tagen abtrug. Auf diese Weise hatte man die Pupille künstlich zur Seite verzogen. Die J. ist heute gänzlich verlassen, ebenso die Iridenkleisis (Iriseinschließung), bei der man den Irisrand nur bis in die Hornhautschnittwunde führte und in dieser einheilen ließ, weil man nach beiden Operationen nicht selten schwere Entzündungen am operierten Auge (Iridochoroiditis), selbst Entzündung des andern Auges (sympathische Ophthalmie) beobachtete.

Iridium Ir, eins der sogen. Platinmetalle, findet sich als Osmiumiridium und als Iridiumplatin in Begleitung des Platins und wird aus den Platinrückständen (s. Platinmetalle) gewonnen. Ammoniumiridiumchlorid (Iridsalmiak) hinterläßt beim Glühen J. als schwammige Masse (Iridiumschwamm), welche, gepreßt und heftig geglüht, politurfähiges Metall liefert. J. ist rein weiß, stahlglänzend, nur bei Weißglut hämmerbar, geschmolzen außerordentlich hart, Atomgewicht 192,7, spez. Gew. 22,35 (als Iridiumschwamm 15,86), ist strengflüssiger als Platin (Schmelzpunkt 2300°), bleibt an der Luft bei jeder Temperatur unverändert u. wird nach starkem Glühen von keiner Säure, auch nicht von Königswasser angegriffen. Aus alkoholischer Lösung von schwefelsaurem Iridiumoxyd scheidet sich am Sonnenlicht fein verteiltes metallisches J. als schwarzes Pulver (Iridiumschwarz) ab, welches noch energischer oxydierend wirkt als fein verteiltes Platin, in Königswasser sich löst und beim Erhitzen an der Luft sich in Iridiumsesquioxyd Ir_2O_3 verwandelt. Dies ist blauschwarz und dient als schwarze und, mit Zinkoxyd gemischt, als graue Farbe in der Porzellanmalerei. Eine Lösung von fein verteiltem J. in Königswasser enthält Iridiumchlorid $IrCl_4$, welches eine dunkelrot durchscheinende Masse bildet und mit Chlorammonium dunkel kirschroten, schwer löslichen Iridiumsalmiak $(NH_4)_2IrCl_6$ bildet, der beim Glühen Iridiumschwamm hinterläßt. Man benutzt J. hauptsächlich in Legierungen mit Platin. Eine solche Legierung aus 1 Teil J. und 9 Teilen Platin ist sehr hart, elastisch wie Stahl, schwerer schmelzbar als Platin, völlig unveränderlich an der Luft und dient zu Normalmaßstäben. Andre Platiniridiumlegierungen gebraucht man zu Gefäßen, die der Einwirkung des Königswassers widerstehen, wenn sie nach der ersten Einwirkung desselben ausgehämmert werden. Legierungen

Digitized by Google

mit einem bis zu 40 Proz. steigenden Iridiumgehalt können zu Draht von 0,3 mm Stärke verarbeitet werden. Auch dienen I. und Osmiumiridium zu Goldfederspitzen. Nach einem nicht näher bekannten Verfahren wird I. von Heräus in Darmstadt in kleine Stäbchen geformt, und in diesem Zustande dürfte es sich für Zwecke der Feinmechanik vorzüglich eignen. I. wurde 1804 von Tennant in den Platinrückständen entdeckt.

Iridiumgold, s. Gold, S. 712.

Iridochoroiditis (griech.), Entzündung der Aderhaut mit gleichzeitiger (meist sekundärer) Entzündung der Iris. Vgl. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 8.

Iridocyklitis (griech.), s. Mondblindheit.

Iridodesis, s. Iridesis.

Iridoplegie (griech.), Lähmung des Pupillenmuskels.

Iringsweg, bei den heidnischen Deutschen Name der Milchstraße. Die Figur des Iring (ursprünglich eine Licht- oder Himmelsgottheit) ist in der thüringischen Stammsage (bei Widukind) und im Nibelungenlied zu einem menschlichen Helden umgestaltet.

Iris, in der griech. Mythologie Personifikation des Regenbogens und als solche die den Verkehr mit der Erde vermittelnde Himmelsbotin, nach Hesiod Tochter des Thaumas und der Okeanide Elektra. Sie erscheint als jungfräuliche, schnellfüßige, geflügelte Götterbotin, eilt als solche rasch wie der Sturmwind von einem Ende der Welt bis zum andern und dringt selbst bis in die Tiefe des Meeres. Vorzüglich wird sie vom Zeus und von der Hera entsandt (bei den spätern Dichtern nur von letzterer) und steht dem Götterboten Hermes besonders nahe, dessen Stab sie auch führt. Merkwürdigerweise wird sie in der »Ilias« oft, in der »Odyssee« nie erwähnt (hier nur Hermes). Alkäos dichtete, daß sie dem Zephyros den Eros geboren habe. Einen besondern Kult hatte I. bei den Deliern. Im Bilde (auf Vasen oder Reliefs) ist sie der Nike ähnlich und oft schwer von ihr zu unterscheiden. Die Deutung eines Mädchentorso am Ostgiebel des Parthenon auf I. ist unsicher. Schlangenstab und Kanne, womit sie die Libation einschenkt, sind ihre Attribute. Vgl. Mayer in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2. — I. war auch der Titel einer von J. G. Jacobi (s. d.) herausgegebenen Zeitschrift.

Iris *L.*, Gattung aus der Familie der Iridaceen, Staudengewächse mit kriechendem, verdicktem Wurzelstock, einfachem oder verästeltem, zuweilen sehr verkürztem Stengel, schwert- oder lilienförmigen, zweizeiligen Blättern, großen, endständigen, einzeln stehenden oder in Trauben vereinigten Blüten und großen, lederartigen, vielsamigen Kapseln. Etwa 100 vorzüglich der nördlichen gemäßigten Zone angehörende Arten. Von drei Arten, I. germanica *L.*, mit dunkelblauen Blüten, in Süd- und Mitteleuropa, Nordindien und Marokko, I. pallida *Lam.*, mit hellblauen Blüten, in Südeuropa u. dem Orient, und von I. florentina *L.*, mit weißen, gelb gebarteten Blüten, in der Türkei und Vorderasien, wird die Wurzel als Veilchenwurzel in den Handel gebracht. Man kultiviert dieserhalb besonders I. germanica und I. pallida in der Umgegend von Florenz, hebt die Wurzeln im August heraus, schält und putzt sie und trocknet sie an der Sonne. Der frische Wurzelstock ist fleischig, riecht widerlich und schmeckt scharf bitter. Nach dem Trocknen ist er gelblichweiß, riecht veilchenartig und schmeckt mild. Er enthält Myristinsäure, Oleinsäure u. andre fette Säuren nebst deren Methyläthern, einige neutrale Substanzen in geringer Menge und einen Keton, das den Veilchengeruch bedingende Iron $C_{13}H_{20}O$, außerdem Harz, Gerbsäure und viel Gummi. Veilchenwurzel dient, wie schon bei den alten Griechen und Römern, hauptsächlich in der Parfümerie und wird zahnenden Kindern gegeben, damit sie darauf beißen; auch schnitzt man daraus Rosenkränze und kleinere Schmuckgegenstände. Das Pulver dient auch zum Schminken, indem es bei starkem Reiben eine entzündliche, längere Zeit dauernde Rötung der Haut hervorbringt. Man bestreut mit dem Pulver Pillen und benutzt es zu Zahnpulver, Riechkissen etc. Auch zur Aromatisierung des Tabaks wird Veilchenwurzel angewendet. I. germanica (Himmelslilie, Gilgen) wird in vielen Varietäten als Zierpflanze kultiviert. I. pseudacorus *L.* (Wasserschwertel, Teichlilie, Gilgenwurzel), mit großen gelben Blüten, an Teichen und Bächen in ganz Europa, hat einen innen rötlichen, kurz zusammengeschobenen Wurzelstock mit scharfem Saft, welcher auch Irisin enthält und früher als falscher Kalmus, Gilgenwurzel benutzt wurde. I. pumila *L.* (Zwergschwertlilie), mit niedrigem Stengel und dunkelvioletten Blüten, wird in Gärten in sehr zahlreichen Varietäten besonders zu Einfassungen benutzt. I. sibirica *L.*, in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Sibirien, mit sehr schmalen Blättern und hellblauen, violett geaderten Blüten, auch in mehreren Varietäten, gedeiht besonders in feuchtem Boden. Mehrere andre Arten, wie z. B. I. Susiana *L.* (Dame in Trauer), mit sehr düstern, fast schwarzen Blüten, 1873 aus Persien eingeführt, und die ähnliche, leichter zu kultivierende I. iberica *Hoffm.*, aus dem Kaukasus, müssen im Kalthaus kultiviert werden.

Iris, Regenbogenhaut des Auges (s. d., S. 154). Fehlen der I., s. Aniridie. Auch eine irisierende Varietät des Quarzes (Regenbogenquarz).

Iris, Fluß, s. Jeschil Irmak.

Irischer Wall (engl. Irish bank), auf Rennbahnen ein 1—1,5 m hoher Erdwall, der so breit ist, daß die Pferde ihn nicht überspringen können, sondern hinauf und dann hinabspringen müssen. Oft muß noch ein hinter dem Wall befindlicher Graben durch einen Weitsprung genommen werden.

Irisches Huhn, das Bredahuhn, s. Huhn, S. 29.

Irisches Meer (Irländisches Meer, Irische See), die ziemlich bedeutende Meeresfläche, welche sich zwischen Irland und England in einer fast ovalrunden Form ausbreitet und im S. durch den St. Georgskanal, im N. durch den St. Patricks- und den Nordkanal mit dem Atlantischen Ozean in Verbindung steht. Das Irische Meer erhält fast gar keinen bemerkenswerten Wasserzufluß durch Landströme und erscheint als ein ruhig umgrenztes Wasserbecken, das aber in seinen Kanälen um so heftiger strömt. Seine Tiefe beträgt bis zu 152 m, im Nordkanal kommen jedoch Tiefen bis zu 263 m vor. Die beiden größten Inseln im Irischen Meer sind Man und Anglesey.

Irische Sprache, s. Keltische Sprachen.

Irisches System, s. Gefängniswesen, S. 178.

Irisch-römisches Bad, eine den Bädern des Altertums sich anschließende Badeform, welche 1856 durch Barter aus dem Orient nach Irland und 1860 durch Luther nach Deutschland (Rüdersdorf bei Wittenberg) gebracht wurde. Der Badende wartet im Tepidarium in trockner Luft bei einer Temperatur von ca. 45° den Ausbruch des Schweißes ab und begibt sich dann ins Sudatorium, wo bei 56° der Schweiß sehr bald reichlich herabzurieseln beginnt und der Körper vom Badediener mittels wollener Faust-

Digitized by Google

handschuhe abgerieben und geknetet wird. Hierauf folgt in dem nicht erwärmten Lavacrum eine Begießung mit lauwarmem Wasser, Abseifung und abermalige Übergießung oder Douche. Dann lagert sich der Badende im Frigidarium, wo er sich entkleidete, auf eine Matratze, um dem Ausbruch eines zweiten Schweißes vorzubeugen und der Haut die natürliche Spannkraft wiederzugeben. Das irisch-römische Bad wirkt sehr energisch schweißtreibend und regt den Stoffwechsel mächtig an. Man benutzt es deshalb bei Hautkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, bei chronischen Metallvergiftungen, aber auch als rein diätetisches Mittel bei sitzender Lebensweise ꝛc. Ausgeschlossen ist die Anwendung bei Herzfehlern, Tuberkulose, Rückenmarksleiden, bei Neigung zu Gehirnschlag ꝛc.

Irisdruck, s. Buntdruck.

Irisglas (irisierendes Glas), ein 1856 von Pantotsek erfundenes und zuerst von Zahn in Ungarn 1872 hergestelltes durchsichtiges, farbloses oder gefärbtes, in Regenbogenfarben schimmerndes Glas, welches in der Weise erhalten wird, daß man die noch heißen Gläser, wie sie vom Glasofen kommen, den Dämpfen aus einer erhitzten Mischung von salpetersaurem Baryt, salpetersaurem Strontian und Zinnchlorür aussetzt. Man benutzt hierzu ein eisernes Gefäß, dessen Boden durch Kohlenfeuer erhitzt wird, und dessen aufklappbarer Deckel mit einer Öffnung für den Hals der Glasbläserpfeife versehen ist. Die Einwirkung darf nur einige Sekunden dauern. Worauf dieselbe beruht, ist noch nicht sicher ermittelt. Durch Abänderung der Chemikalien und der Temperatur soll man die Farben, in welchen das Glas irisiert, beliebig ändern können. Am besten eignen sich Kristallglas, Hyalithglas und die halbsatten Farbengläser zur Darstellung von J. Dies J. besitzt eine vollkommen blanke Oberfläche, bei anderm J. ist die Oberfläche angegriffen, das Glas ist zersetzt und hat eine Struktur angenommen, welche die Entstehung von Regenbogenfarben begünstigt. Derartig irisierendes Glas entsteht in Pferdeställen, in welchen Ammoniak viele Jahre hindurch auf Fensterscheiben eingewirkt hat; auch ausgegrabene antike Gläser zeigen diese Art des Irisierens, die man künstlich erzeugen kann, indem man das Glas unter einem Druck von 2—5 Atmosphären mit verdünnter Salzsäure erhitzt (Cyperngias). Auf Thonwaren kann man irisierende Glasur durch Auftragen von Kalithonerdeglasur unter Zusatz von Aluminiumplatinchlorid darstellen.

Irish apricots (engl., spr. airisch äpprikots, »irländische Aprikosen«), Spottname für die Kartoffeln.

Irish bank (spr. airisch bänk), s. Irischer Wall.

Irishölzchen, s. Zündhölzchen.

Irish Stew (engl., spr. airisch stjū, »irländisches Schmorfleisch«), ein ursprünglich irisches Nationalgericht, bestehend aus mit Weißkraut oder Welschkohl, Kartoffeln, Zwiebeln und Gewürzen gedünstetem Hammelfleisch.

Irisieren, in regenbogenartigen Farben spielen. Das J. wird meist hervorgebracht durch die Wirkung äußerst dünner Schichten oder Blättchen und kann daher durch Ablagerung zarter Überzüge auf Metalle ꝛc. künstlich erzeugt werden. Dies geschieht namentlich bei der galvanischen Färbung der Metalle (s. Metallfärbung). Irisierendes Glas, s. Irisglas.

Irisieren der Wolken, eine atmosphärische Erscheinung, welche bei Cirruswolken beobachtet wird und als eine Diffraktionserscheinung anzusehen ist. Die Wolken sind meist bis zu 2° Entfernung von dem Sonnenrand weiß, worauf die Farben beginnen und am lebhaftesten bei 3—7° Abstand von der Sonne werden. Über 7° ist nur Grün und Rot sichtbar, und diese Farben, die mit wachsender Entfernung schwächer werden, laufen häufig in Banden geordnet dem Saume der Wolken parallel. Die Diffraktion wird durch die Eispartikelchen hervorgerufen, welche unter der Annahme, daß sie im wesentlichen eine Cylinderform besitzen, einen Durchmesser von 0,01—0,02 mm haben. Daß das J. nicht auftritt, wenn die Wolken im Sommer aus Wassertröpfchen, statt aus Eispartikelchen bestehen, kann darauf zurückgeführt werden, daß diese zu verschiedene Größe besitzen, um Diffraktionsfarben erzeugen zu können.

Irisin $6C_6H_{10}O_5+H_2O$ findet sich in den Rhizomen der in Deutschland wachsenden Iridaceen, besonders von Iris pseudacorus und I. sibirica, nicht in der in Italien wachsenden I. florentina ꝛc., ist dem Inulin sehr ähnlich, aber leichter löslich und hat größeres Drehungsvermögen, gibt bei Behandlung mit verdünnten Säuren Levulose.

Irisknöpfe, s. Beugung des Lichts, S. 929.

Irismuschel, soviel wie Meerohr (s. d.) und Nautilus (s. d.).

Irispapier, Buntpapier mit verschiedenfarbigen, an ihren Rändern regenbogenartig ineinander übergehenden Streifen.

Iritis, Entzündung der Iris oder Regenbogenhaut des Auges, entsteht oft ohne alle nachweisbare Ursache als idiopathische oder nach Erkältungen als rheumatische J.; ferner ist sie häufig eine Teilerscheinung der Syphilis (I. gummosa s. specifica), und endlich tritt sie gleichzeitig mit der den Tripper komplizierenden Gelenkentzündung als I. blennorrhagica auf. In ihren Anfängen wird sie zuweilen nur durch ein leichtes Ermüden des Auges bemerkt, dann gesellt sich eine sehr zierliche, in Adern hervortretende Rötung um die Hornhaut hinzu, unter starkem Thränenfluß, und unter Schmerzen, die, vom Auge ausgehend, auch im Ober- und Unteraugenhöhlengebiet empfunden werden, entsteht eine Entfärbung der Iris, so daß blaue Augen grün, graue schmutziggrau ꝛc. erscheinen. Die Gefahr beruht in der großen Neigung der entzündeten Regenbogenhaut zu Verwachsungen hauptsächlich mit der vordern Linsenkapsel (Synechia posterior). Die Heilung erfolgt bei rechtzeitiger ärztlicher Behandlung regelmäßig. Durch Einträufeln von 1prozentiger Lösung von Atropin wird der möglichst hohe Grad der Pupillenerweiterung herbeigeführt, welcher beginnende Verlötungen trennt und neue verhindert. Wird Atropin nicht mehr vertragen, so muß man andre pupillenerweiternde Mittel, z. B. Duboisin, anwenden. Ist der rechte Zeitpunkt vorbei, so ist spätere Behandlung von geringem Erfolg, oft folgt totale Erblindung. S. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 5.

Irkaipij (Cooks Nordkap), Landspitze der Tschuktschenhalbinsel, unter 68° 50′ 13″ nördl. Br. und 180° östl. L. v. Gr.

Irkutsk, Generalgouvernement im russ. Ostsibirien, besteht aus den Gouvernements J., Jenisseisk und der Provinz Jakutsk, mit einem Areal von 7,271,642 qkm (132,061 QM.) und (1891) 1,183,003 Einw. (0,16 auf 1 qkm). Das Gouvernement J., zwischen 51—62° nördl. Br. und 100—115° 30′ östl. L. v. Gr., grenzt südlich an China, westlich an Jenisseisk, nördlich an Jakutsk, östlich an Transbaikalien und den Baikalsee und umfaßt 743,472 qkm (13,502 QM.) mit (1891) 444,704 Einw. (nur 0,6 auf

Digitized by Google

1 qkm). Das Land ist fast durchweg gebirgig. An der Südgrenze gegen China zieht sich das Sajanische Gebirge mit dem Munku Sardyk (3490 m), am Westufer des Baikalsees das Baikalgebirge hin, nordwärts streichende Ketten trennen die in gleicher Richtung ziehenden Flüsse. Von diesen gehören Angara (Obere Tunguska) und Nischnaja (Untere Tunguska) zum Jenissei; die Lena entspringt am Nordwestrande des Baikalgebirges und nimmt den aus Transbaikalien kommenden Witim auf. Die Lena ist 170 km von der Quelle ab schiffbar, etwas oberhalb der Mündung des Witim auch für Dampfer. Die Angara, welche links Irkut, Bielaja und Oka empfängt, ist trotz der Stromschnellen unterhalb der Okamündung für Dampfer durchweg fahrbar. Außer dem Baikalsee, dessen Westhälfte mit der großen Insel Olchon (s. Baikalsee) zum Gouvernement gehören, hat dasselbe noch mehrere kleinere Seen, darunter den 16 km langen Toto Asgul. Geologisch betrachtet, besteht das Gebiet aus ältern Formationen: im Sajanischen und im Baikalgebirge aus Granit, Syenit, Gneis und kristallinischem Schiefer, sodann aus vulkanischen Gesteinen (Basalt, Obsidian, Bimsstein, Lava); Erdbeben sind häufig (zuletzt 1871) vorgekommen. Das Klima ist rauh, mittlere Jahrestemperatur —0,5° (Sommer 16,3°, Winter —18,5°). Die Bevölkerung besteht in der Hauptsache aus Buräten, sodann aus Jakuten, Tungusen und andern Eingebornen, aus Polen und Russen. Die Zahl der Deportierten, wovon die Hälfte vagabundiert, wird auf 32,000 geschätzt. Für Bildungszwecke bestehen (meist in der Stadt J.) ein Priesterseminar, Lehrerseminar, Feldscherschule, Militärgymnasium, eine technische Schule, 8 Mittelschulen (5 für Mädchen), 2 geistliche und 357 Kirchenschulen. Die Religion ist vorwiegend die griechisch-katholische (297,277) unter einem Eparchen, außerdem gibt es 2471 Römisch-Katholische, 1935 Mohammedaner, 2855 Juden, 79,240 Schamanen und Buddhisten rc. Der größte Teil des Gouvernements ist mit dichten Waldungen bestanden, doch ist der (von Russen betriebene) Ackerbau in Zunahme; gebaut werden Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Kartoffeln rc. (1883: 3,133,368 hl). Die Eingebornen treiben meist Viehzucht; 1889 schätzte man den Viehstand auf 262,400 Pferde, 308,000 Rinder, 366,000 Schafe, 90,000 Schweine, 8000 Renntiere, außerdem einige Kamele. Jagd auf Pelztiere und Fischerei in den Flüssen, im Baikalsee auch auf eine Art Seehund (Callocephalus), waren früher weit ergiebiger; die gewerbliche Thätigkeit beschränkt sich fast ganz auf die Stadt J. (s. unten), außerhalb derselben gibt es einige Eisenhämmer, Fabriken für Glas, Töpferwaren, Branntwein und Tuch. Der Bergbau ist weit weniger bedeutend als in den Nachbarprovinzen. Gold gewinnt man nur im Thal des Birius, die Funde von Silber, Blei, Kupfer, Zinn sind unbedeutend, dagegen sind Eisenerz und Kohle in Fülle vorhanden sowie große Lager von Graphit, vornehmlich im Becken des Irkut; am Südende des Baikalsees wird Lapislazuli gefunden. Aus Salzquellen an der Angara und Lena wird viel Salz gewonnen, dagegen werden die Schwefelquellen am Irkut, Ilia und Oka wenig beachtet. Die nennenswertesten Industrien sind Branntweinbrennerei, Gerberei, Eisengießerei, Salzsiederei, Ziegelbrennerei und Porzellan- u. Glasfabrikation; 1882 zählte man 193 Betriebe mit einem Produktionswert von 3,934,632 Rubel. Sehr bedeutend ist der Handel, da die große Straße von Moskau nach Kiachta durch J. hindurchführt. Das Gouvernement zerfällt in 5 Bezirke: J. (82,396 qkm, wovon 4333 qkm auf den Baikalsee kommen, mit 131,443 Einw.), Balagansk, Wercholensk, Kirensk und Nishne-Udinsk.

Irkutsk, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements, unter 52° 17′ nördl. Br. und 104° 22′ östl. L. v. Gr., 460 m ü. M., am rechten Ufer der Angara, in die hier der Irkut mündet, 66 km unterhalb ihres Ausflusses aus dem Baikalsee, hat ein sehr rauhes Klima (bei einem Sommer wie Paris hat es eine Winterkälte von bis —37° und eine Mitteltemperatur von —0,4°), breite Straßen, 23 griechisch-katholische, eine römisch-katholische und eine prot. Kirche, ein Regierungsgebäude, 2 Triumphthore (eins 1858 zur Erinnerung an den Vertrag von Aigun errichtet), Gymnasium, 3 höhere Mädchenschulen, 2 technische Schulen, ein Seminar, 2 Militärschulen, Theater, Bibliothek, Mineralienkabinett, 5 Zeitungen, ein Arbeits- und Findelhaus, ist Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs und hat (1891) 50,274 Einw., welche ansehnliche gewerbliche Thätigkeit (es bestehen 155 Betriebe mit einem Produktionswert von 992,879 Rubel, darunter eine große kaiserliche Tuchfabrik für die sibirischen Truppen) und, unterstützt durch eine städtische Bank sowie Zweige der Staatsbank u. der Sibirischen Handelsbank in Jekaterinenburg, sehr bedeutenden Handel zwischen Ostasien und Rußland betreiben. 3—400,000 Pferde schaffen fortwährend Thee, Wolle rc. nach Nishnij Nowgorod. Im Dezember findet hier eine wichtige Messe statt. J., das eine Sektion der Russischen Geographischen Gesellschaft mit vielen Sammlungen besitzt, wird als der geistige Mittelpunkt Sibiriens angesehen. — Der Ort wurde schon 1652 als Handelsposten durch Kosaken begründet, wuchs durch den Handel mit China schnell, hat aber, seitdem die Verschiffungen von Thee nach den baltischen Häfen immer mehr zugenommen haben, bedeutend verloren. Durch eine Feuersbrunst wurde es 1879 fast vollständig zerstört.

Irland (engl. Ireland, bei den keltischen Urbewohnern Eirin oder Erin, d. h. Westland, woraus die bei den Alten üblichen Namen Ierne, Ivernia und Hibernia entstanden), ein mit Großbritannien vereinigtes Königreich, umfaßt die westliche der beiden großen britischen Inseln und liegt zwischen 51° 26′—55° 23′ nördl. Br. und zwischen 5° 20′—10° 26′ westl. L. v. Gr. (s. Karte »Großbritannien«).

Übersicht des Inhalts:

Lage und Küstenbildung	S. 328	Landwirtschaft	S. 332
Bodengestaltung	329	Fischerei	333
Gewässer	329	Bergbau	333
Klima, Flora und Fauna	330	Industrie	333
Areal und Bevölkerung	330	Handel	334
Nationalität	331	Nationaleinkommen	334
Volkscharakter	331	Verwaltung, Rechtspflege rc.	334
Religion	331	Geographische Litteratur	335
Bildung	332	Geschichte	335

Lage und Küstenbildung.

Die Insel J. wird von Schottland durch den Nordkanal, von England durch das Irische Meer und den St. Georgskanal getrennt und ist im übrigen vom Atlantischen Ozean umgeben. Die Gestalt der Insel ist in ihrer Grundform als Rautenviereck zu denken. Der nördlichste Punkt ist Malin Head, der südlichste Mizen Head; die Westspitze bildet Dunmore Head, den östlichsten Punkt die Küste südlich von Donaghadee. Die längste, in südwestlicher Richtung durch die Insel gezogene Linie mißt 497 km; die durchschnittliche Breite der Insel beträgt etwa 210 km, ihr Flächeninhalt 84,252 qkm (1530 QM.), wovon 638 qkm (11,6

QM.) auf 196 kleinere Inseln kommen. Die Küste hat eine Ausdehnung von 2254 km, und kein Punkt des Landes ist über 80 km vom Meer entfernt. Was Reichtum an schönen, natürlichen Häfen betrifft, so genießt J. im Vergleich zu Großbritannien entschieden den Vorzug; schade nur, daß die Mehrzahl der besten Häfen an der dem offenen Atlantischen Meer zugewendeten Westküste liegen, wo sie dem Handel nur wenig nützen und eigentlich nur Fischerbooten eine Zufluchtsstätte bieten. Ganz wie in Großbritannien, ist auch in J. die Ostküste im allgemeinen flach und einförmig, die Westküste dagegen steil und vielfach gegliedert. Der einzige gute Hafen an der Ostküste wird durch den Belfast Lough gebildet. An der Nordküste verdient Lough Swilly Beachtung, an der Westküste die durch die 463 m hohe Clareinsel geschützte Clewbai und die durch die Araninseln geschützte Galwaybai mit ihren Unterabteilungen. An der zerrissenen, durch tiefe Fjorde gekennzeichneten Südwestküste sind zu erwähnen: der Valentiahafen, der sicherste in ganz Kerry, die Dinglebai, der tief ins Land eindringende sogen. Kenmare River und die Bantrybai. An der Südküste liegt der sichere u. geräumige Hafen von Cork.

Physische Verhältnisse.

Bodengestaltung. Der größte Teil der Insel besteht aus einer welligen Tiefebene, reich an Seen, Sümpfen und Torfmooren. Diese Tiefebene erstreckt sich von der Ostküste bei Dublin ununterbrochen bis zur Westküste und dringt auch an andern Stellen bis an die Küste vor, so daß 77 Proz. der gesamten Oberfläche der Insel eine Meereshöhe von weniger als 150 m haben. Nehmen wir an, daß das Meer bis zu dieser Höhe stiege, dann würde sich J. in einen Archipel auflösen, bestehend aus zahlreichen Inseln, deren höchste, in Kerry, 890 m über den neuen Meeresspiegel sich erheben würde. Die Berge sind meist nackt und ohne Gehölz, oft wild und felsig und fast stets von malerischen Formen. Sie haben im allgemeinen die Normalstreichlinie der Berge von Wales oder Schottland und bilden keine eigentlichen Ketten, sondern einzelne Gruppen. Die wichtigsten dieser Gruppen sind in Nordirland: die Berge von Antrim, im nordöstlichen Teil der Insel, welche im Trostan 549 m hoch ansteigen u. in steilen Basaltmassen ins Meer abfallen (s. Giant's Causeway); die Mourne Mountains, südlich von den vorigen, in der Grafschaft Down (mit dem 852 m hohen Slieve Donard), welche in den in südwestlicher Richtung streichenden Hügelzügen, die gleich ihnen vorherrschend aus silurischem Gestein bestehen, eine Fortsetzung finden; die Sperrin Mountains, auf der Grenze von Londonderry und Tyrone, von den Bergen Antrims durch das Thal des Bann, von jenen Donegals durch den Fluß Foyle getrennt (im Mount Sawel 672 m hoch); die Berge von Donegal, im nordwestlichsten Winkel der Insel, ein zerklüftetes Gebirgsland mit tiefen Thälern und kleinen malerischen Seen, mit dem Errigal (750 m) und Bluestack (674 m hoch); die Berge von Dowbally, in Leitrim und Cavan, von den vorigen durch den Fluß und See Erne geschieden (im Cuilcagh 667 m hoch); die Nephinberge, an der Westküste, in der Grafschaft Mayo, und nördlich von der Clewbai (806 m); die Hochlande von Connemara (die Twelve Pins von Binabola 730 m) und die von ihnen durch die tief ins Land eindringende fjordartige Killerybai geschiedenen Gebirge im S. der Clewbai (Muilrea 817 m, Croagh Patrick 765 m). Im S. steigen an der Ostküste, dicht bei Dublin, die Berge von Wicklow an, berühmt durch landschaftliche Schönheiten, im Lugnaquilla 926 m hoch. Sie setzen sich in südwestlicher Richtung in einem Höhenzug fort, in welchem die Berge Leinster und Blackstairs zu 793 und 734 m ansteigen. Ferner sind hier zu nennen: die Comeragh- und Knockmealdownberge (753 und 795 m hoch), die sich von der Südküste ins Innere erstrecken und von den Flüssen Suir und Blackwater begrenzt werden; die Berge von Kerry im äußersten Südwesten, die Irische Schweiz, mit den Seen von Killarney und aus mehreren Gebirgszügen bestehend, zwischen welchen die See tief hineindringt und Fjorde bildet. Sie erreichen ihren Höhepunkt im Carrantuohill in den Macgillicuddy Reeks, der 1040 m hoch ansteigt. Außer diesen Küstengebirgen erheben sich im Innern des Landes mehrere Höhenzüge, unter welchen die Galtymore- (947 m), Silvermine- (Keeper 692 m) und Slieve Bloomberge (522 m) die bedeutendsten sind.

Geologische Bodenbeschaffenheit. Der Untergrund der großen irischen Ebene besteht wesentlich aus Kohlenkalkstein, dem ausgedehnte Torfmoore und diluviale Bildungen (Geschiebelehm und Moränen der Eiszeit) aufgelagert sind; über diese ragen die aus älterm Gestein bestehenden Gebirgszüge hervor. Die geognostische Beschaffenheit der Gebirge läßt uns in ihnen eine Fortsetzung der Berge von Schottland und Wales erkennen. Die Mehrzahl der Gebirgszüge wird von silurischen Schichten gebildet, die von Granit vielfach durchbrochen und teilweise metamorphosiert worden sind. In Antrim tritt Basalt sehr verbreitet auf, von Lias, Kreide und Tertiär umlagert, während im nordwestlichen J. kristallinische Schiefer mit dem gleichen Streichen wie die schottischen vorherrschen. Auch diese werden von Graniten und Quarzporphyren durchbrochen. Die Gebirge des südlichen J. stimmen in geologischer Beziehung mit denjenigen von Wales überein. Hier sind besonders paläozoische Bildungen (Old red und Kohlenkalk) entwickelt; in den Galtymorebergen treten auch devonische Sandsteine auf. An nutzbaren Mineralien ist J. nicht sehr reich. Silber-, Blei- und Kupfererze finden sich in den Wicklowbergen südlich von Dublin; Steinkohlen sind, da die produktive Kohlenformation über dem Kohlenkalk der zentralen Ebene fast gänzlich durch Erosion entfernt ist, nur in geringer Menge vorhanden (vgl. S. 333).

Gewässer. J. ist gut bewässert; nicht weniger als 237 Flüsse und Flüßchen (ohne die Nebenflüsse) eilen dem Meere zu. Ihr Lauf ist nicht reißend, häufig erweitern sie sich zu Seen, und viele unter ihnen sind fast bis zu ihrer Quelle schiffbar. Die wichtigsten sind: Shannon, Barrow (mit Suir und Nore) und Bann (näheres s. in den besondern Artikeln). Größe des Flußgebiets und Länge des Laufes der bedeutendern Flüsse gibt die folgende Tabelle:

Flüsse		Länge Kilom.	Flußgebiet QKilom.	Flußgebiet QMeil.
Ostküste	Boyne	113	2693	48,9
	Liffey	114	1370	24,8
	Slaney	117	1761	32,0
Südküste	Barrow (mit Suir)	184	9207	167,2
	Blackwater	167	3325	60,4
Westküste	Shannon	350	15695	285,0
	Corrib (mit Clare)	9	3139	57,0
	Moy	100	2085	37,9
	Erne	104	4374	79,4
Nordküste	Foyle	117	2926	53,1
	Bann	137	5707	105,2

Digitized by Google

Der ansehnlichste unter den zahlreichen Seen ist der Lough Neagh (396 qkm oder 7,2 QM.), welchen der Bann durchfließt. Ihm an Größe zunächst stehen der Lough Corrib (176 qkm oder 3,2 QM.), die beiden vom Erne gebildeten Seen (zusammen 148 qkm oder 2,7 QM.), Lough Ree (129 qkm oder 2,3 QM.) und Lough Derg (93 qkm oder 1,7 QM.). Die Seen von Killarney sind berühmt wegen ihrer romantischen Umgebungen.

Das Klima von J. ist ozeanisch mild und feucht. An der Westküste sind die Regenmengen bedeutender als an der Ostküste (Winter- und Herbstregen). Die Feuchtigkeit der Luft ist einesteils dem Ackerbau nicht günstig, erzeugt aber anderenteils in Verbindung mit der reichlichen Bewässerung jenes immer frische Grün, welchem das Land den Namen der »grünen Insel« oder der »Smaragdinsel« (Emerald island) verdankt. Der Lorbeer wird bis zu 10 m hoch und bleibt ohne Schutz im Winter. Selten bleibt, selbst auf den Bergen, der Schnee längere Zeit liegen. Die mittlern Jahresextreme zu Dublin sind 25° und —5°. An der Südwestküste fällt das Thermometer nur in seltenen Fällen unter den Gefrierpunkt. Die Flora Irlands hat die meisten Züge mit der Englands (s. d., S. 774) gemeinsam, unterscheidet sich aber von derselben durch noch größere Zahl von atlantischen Arten, wie Arbutus unedo, Saxifraga Geum, S. hirsuta, S. umbrosa ꝛc. Auch ist J. reich an arktisch-alpinen Pflanzen, wie Thalictrum alpinum, Dryas octopetala, Saxifraga stellaris, S. aizoides und S. oppositifolia, Saussurea alpina, Polygonum viviparum ꝛc., die z. B. im nordwestlichen Donegal fast bis zum Meeresniveau hinabsteigen, aber auch den schottischen und englischen obersten Gebirgsregionen nicht fehlen. Das aus Nordamerika eingewanderte Sisyrinchium Bermudiana (Iridacee) wächst auch in England sowie an der deutschen Nordseeküste. J., seiner Fauna nach zum paläarktischen Faunengebiet und zwar zur zentraleuropäischen Subregion desselben gehörend, ist so tierarm, wie kein andres entsprechendes Gebiet; neben der entfernten Lage mag auch das außerordentlich feuchte Klima der Insel schuld daran sein. Um so bemerkenswerter ist das Vorkommen des irischen Riesenhirsches noch in prähistorischer Zeit, dessen Skelette sich häufig in den Mooren der Insel finden. Der irische Hase wird als eine Abart des gewöhnlichen auch in Großbritannien vorkommenden Hasen betrachtet. Von der Vogelwelt Irlands ist hervorzuheben, daß auch die Nachtigall bis J. geht. Von den 6 in England verbreiteten Reptilien finden sich in J. nur die Ringelnatter und die Bergeidechse und von Amphibien nur der Streifenmolch u. der Schweizer Molch.

Areal und Bevölkerung.

Die erste genauere Bevölkerungsangabe, von 1695, kennt 1,034,102 Bewohner Irlands; um 1750 war die Volkszahl schon auf 2,372,634, 1811, wo regelmäßige Zählungen begannen, auf 5,937,856, 1841 auf 8,196,597, 1845 auf 8,295,061 gestiegen. Damit hatte sie aber ihren Höhepunkt erreicht. Zwei Jahre hintereinander versagte die Kartoffelernte, und Hungersnot sowie Krankheiten forderten Tausende von Opfern. Dazu kam nun eine immer rascher sich steigernde Auswanderung nach Großbritannien und namentlich nach Nordamerika, nicht in geringem Grade gefördert durch Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen, und so ist es erklärlich, daß 1851 die Bevölkerung auf 6,574,278, 1861 auf 5,798,967, 1871 auf 5,412,377, 1881 auf 5,174,836 und 1891 auf 4,704,750 Seelen gesunken ist, die sich auf die einzelnen Grafschaften wie folgt verteilen:

Grafschaften	Areal		Bevölkerung 1891	Ab- oder Zunahme 1881—91	Katholiken
	QKil.	QM.		Proz.	Proz.
Carlow	896	16,3	40 936	—12,1	88,3
Dublin	918	16,7	419 216	+ 0,07	77,1
Kildare	1 694	30,7	70 206	— 7,4	84,1
Kilkenny	2 063	37,5	87 261	—12,3	94,9
King's County	1 999	36,3	65 563	—10,0	88,9
Longford	1 090	19,8	52 647	—13,7	91,4
Louth (m. Drogheda)	818	14,9	71 038	— 8,5	91,7
Meath	2 347	42,6	76 987	—12,0	93,2
Queen's County	1 719	31,2	64 883	—11,3	87,8
Westmeath	1 835	33,3	65 109	— 9,3	92,2
Wexford	2 333	42,4	111 778	— 9,7	91,5
Wicklow	2 024	36,8	62 136	—11,7	79,5
Leinster:	19 736	358,5	1 187 760	— 7,1	85,2
Clare	3 351	60,9	124 483	—12,0	98,0
Cork	7 485	135,9	438 432	—11,5	90,5
Kerry	4 799	87,1	179 136	—10,9	96,7
Limerick	2 755	50,0	158 912	—12,0	94,9
Tipperary	4 296	78,0	173 188	—13,2	93,7
Waterford	1 868	33,9	98 251	—12,0	94,7
Munster:	24 554	445,8	1 172 402	—11,9	93,7
Antrim	3 084	56,0	428 128	+ 1,4	24,2
Armagh	1 328	24,1	143 289	—12,2	46,1
Cavan	1 932	35,1	111 917	—13,5	80,9
Donegal	4 844	88,0	185 635	— 9,0	77,0
Down	2 478	45,0	267 059	— 1,9	27,[illegible]
Fermanagh	1 851	33,6	74 170	—12,6	55,8
Londonderry	2 114	38,4	152 009	— 7,9	44,7
Monaghan	1 294	23,5	86 206	—16,1	73,3
Tyrone	3 264	59,3	171 401	—13,3	54,6
Ulster:	22 189	403,0	1 619 814	— 7,1	46,0
Galway	6 351	115,3	214 712	—11,8	92,4
Leitrim	1 588	28,8	78 618	—13,0	90,4
Mayo	5 506	100,0	219 034	—10,7	97,6
Roscommon	2 459	44,7	114 397	—13,6	96,5
Sligo	1 869	33,9	98 013	—12,1	91,0
Connaught:	17 773	322,7	724 774	—11,8	95,5
Ganz Irland:	84 252	1530,0	4 704 750	— 9,1	75,4

Während der J. 1851—91 wanderten 3,304,842 Irländer nach dem Ausland aus (82,621 im Durchschnitt), und diese Auswanderung hat noch immer ihr Ende nicht erreicht, hat sogar seit 1880 zugenommen: sie belief sich vom 1. April 1871 bis 1881 nur auf 61,875 Seelen, vom 1. April 1881 bis 1891 auf 76,810 jährlich. Aber auch in Großbritannien haben Tausende von Irländern eine neue Heimat gefunden, denn 1891 zählte man der Geburt nach 5,234,505 Irländer im Vereinigten Königreich, von denen nur 4,581,383 in J. wohnten. Dagegen lebten in J. nur 27,323 geborne Schotten und 74,523 geborne Engländer. Zeitweise gehen etwa 15,000 Irländer jährlich nach Schottland und England, um dort bei der Ernte zu helfen. Nach dem Zensus von 1891 leben durchschnittlich 56 Menschen auf dem Quadratkilometer, und die Bevölkerung ist am dichtesten in Ulster (78 auf das Quadratkilometer) und in den Grafschaften Dublin, Antrim, Down und Armagh mit bez. 456, 139, 108 und 107 auf das Quadratkilometer. J. ist kein Land großer Städte wie England. Nur Dublin und Belfast haben je über 100,000 Einw., während es außer ihnen nur 16 Städte (Cork, Limerick, Londonderry, Rathmines [mit Rathgar], Pembroke, Waterford, Kingstown, Galway, Newry, Dundalk, Lisburn, Drogheda, Wexford, Lurgan, Kilkenny und Sligo) von über 10,000 Einw.

Digitized by Google

gibt. Insgesamt aber zählen diese 18 Großstädte des Landes nur 844,449 Bewohner oder 17,9 Proz. (1881 erst 15,9) der gesamten Bevölkerung. Bewohnte Häuser zählte man 870,578, davon noch 20,617 Erdhütten mit nur einem Zimmer. Über die Bewegung der Bevölkerung liegen keine zuverlässigen Angaben vor. Im Durchschnitt der Jahre 1881—91 sollen auf 1000 Lebende nur 24,4 Geburten und 18,7 Todesfälle gekommen sein, und diese Zahlen werden anscheinend gerechtfertigt durch die Angaben über den Zivilstand, denn 1891 kamen auf 1000 Einw. 263 Verheiratete, 69 Verwitwete, 343 Unverheiratete über 15 Jahre und 325 Kinder. Auf 1000 Männer kamen 1029 Frauen. Von allen Geburten sind nur 2,4 Proz. unehelich.

Nationalität, Religion.

Die Bevölkerung Irlands hat wohl zum größten Teil keltisches Blut in den Adern. Jedenfalls haben sich die Nachkommen der schottischen und englischen Kolonisten den eingebornen Kelten derart assimiliert, daß sie in Charakter und Sinnesart als Kelten, d. h. als echte Iren, gelten müssen. In J. wie im Osten Europas bildet aber nicht die Nationalität, sondern die Religion die Scheidewand unter der Bevölkerung. Nicht Kelte und Sachse stehen sich hier gegenüber, sondern Protestant und Katholik, Orangeman und Papist. Bei gewissen nationalen Fragen gehen jedoch beide Parteien oft Hand in Hand, nur daß der protestantische Ire, seinem Ursprung getreu, besonnener und in seinen Ansprüchen gemäßigter ist als der beweglichere Kelte. Von einer keltischen Nationalsprache kann kaum noch die Rede sein, und die Bemühungen der Society for the preservation of the Irish language werden ohne nachhaltigen Erfolg bleiben, obgleich es ihr gelungen ist, Irisch als Unterrichtsgegenstand in einigen Schulen einzuführen. Indes bedienten sich 1891 immerhin noch 680,174 Menschen der irischen Sprache (gegen 1,204,684 in 1851), aber nur 38,121 Menschen waren des Englischen unkundig. Am zahlreichsten ist diese irisch sprechende Bevölkerung im W. und SW. des Landes und namentlich in Donegal, in Mayo, Galway und Clare, in Kerry und den abgelegenen Gegenden von Cork und Waterford. In der That nimmt die sächsische Rasse in J. ein größeres Gebiet ein, als man gewöhnlich meint. Sie bildet die Mehrzahl im westlichen Ulster, wo namentlich Schotten und neben ihnen auch Engländer den Hauptstamm der Bevölkerung ausmachen. Sie erstreckt sich auch von Dublin aus durch die Mitte des Landes bis nach Tipperary hinein und zum Shannon; ferner hat sie in Wexford und Waterford festen Fuß gefaßt. Mit ihr vermischt leben die Abkömmlinge der skandinavischen Eroberer aus frühester Zeit. In der Baronie Forth, in Wexford, wohnen die Nachkommen keltischer Einwanderer aus Wales, die Strongbow 1169 hier ansiedelte, und die noch Ende des 18. Jahrh. ihre kymrische Muttersprache nicht vergessen hatten. Von untergeordneter Bedeutung waren die Spanier, die sich in Galway und Kinsale niederließen, und die protestantischen Pfälzer (Palatines), die Lord Southwell im 17. Jahrh. bei Limerick einführte, und die sich noch jetzt vorteilhaft vom umwohnenden Landvolk unterscheiden, wenn sie auch längst ihre Muttersprache verloren haben. Beim keltischen Grundstock der Bevölkerung lassen sich zwei Typen unterscheiden. Die sogen. Milesier (der Sage nach von den aus Spanien herübergekommenen Söhnen des Königs Milesius abstammend) haben schwarzes Haar, glänzende, dunkle Augen, ovales Gesicht, fein gebildete und nervige Formen. Sie herrschen im W. und S. vor. Das mittlere J. und die Bergbezirke bewohnen die echten Iren, mit hohen Backenknochen, stumpfer Nase, rundem Gesicht, grauen Augen, grobem braunen Haar, muskulösem Körper und untersetztem Wuchs. Diese sämtlichen Elemente sind aber derart verschmolzen, daß man füglich von einer irischen Nationalität sprechen kann, die sich fester an das Land kettet als an Vorfahren und Muttersprache, und die, wenn auch großenteils englischer Abkunft, doch den Engländer als »Ausländer« betrachtet und fast einstimmig »Irland für die Iren« reklamiert.

Der Charakter der echten Iren ist ein höchst eigentümliches Gemisch von allerlei einander großenteils widersprechenden Eigenschaften, unter denen manche der schlechtern freilich durch die ungünstigen Verhältnisse, in denen sich dieses Volk seit langer Zeit befindet, stärker entwickelt sind. Ein beweglicher, leichter Sinn bildet die Grundlage des irischen Charakters, und derselbe zeigt fast alle Tugenden, die mit solchem vereinbar sind, während seine Fehler meist in entsprechendem Mangel an Besonnenheit, Ausdauer und Selbstbeherrschung beruhen. Dichterische Begabung, Kunstsinn, Liebe zur Musik und Beredsamkeit lassen sich dem Irländer nicht absprechen. Er ist wißbegierig, schlau, scharfsinnig und witzig, obschon er aus List gern den Anschein von Stumpfheit und Einfalt annimmt. Aber bei allen geistigen Anlagen fehlt ihm die Tiefe; oberflächlich in seinem Thun und Denken, unzuverlässig bei der Arbeit, wenig ausdauernd und flatterhaft, ist er großen Aufgaben nicht gewachsen und erringt bei aller krampfhaften Thätigkeit keine nachhaltigen Erfolge. »Paddy« (wie man den Iren nach dem oft vorkommenden Namen Patrick nennt) ist gutherzig und träumerisch; sein Vertrauen ist leicht zu gewinnen und seine Freundschaft dann zu Liebesdiensten der unbesonnensten Art bereit. Dabei hängt er fest an seiner Familie und seinem Stamm. Aber der ihm ferner Stehende kann ihm kaum Vertrauen schenken, und nur zu oft hat sich das Sprichwort bewahrheitet, daß »wenn man einen Iren an den Spieß steckt, stets ein andrer Ire bereit ist, denselben zu drehen«. Verräterei hat in allen irischen Erhebungen stets eine traurige Rolle gespielt. Gewissenhaftigkeit, wie sie den Engländer ganz besonders auszeichnet, geht dem Iren ab, und mit der Wahrheit nimmt er es bei großer Einbildungskraft nicht sehr genau. Reizbar, zur Rauferei und zu Gewaltthätigkeiten geneigt, liebt er auch laute Lustbarkeit. Gastfrei und verschwenderisch, vergißt er der Zukunft. Ebenso leicht, wie er sich der Völlerei ergibt, erträgt er auch den Mangel und ist zufrieden, wenn er nur Kartoffeln hat, das Leben zu fristen. Daß bei diesem Nationalcharakter die aus England nach J. verpflanzten Einrichtungen nicht stets einen günstigen Boden fanden, ist selbstverständlich.

Religion. Im J. 1891 zählte man 3,547,307 Katholiken (75,4 Proz.), 600,103 Mitglieder der bischöflichen Kirche (12,7 Proz.), 444,974 Presbyterianer (9,5 Proz.), 55,500 Methodisten, 55,087 andre Dissidenten und 1779 Juden. Dagegen bildeten die Katholiken 1731 nur 65 Proz., 1834 aber 81 Proz. der Bevölkerung. Die ehemalige protestantische Staatskirche wurde 1871 aufgehoben, ihr Vermögen (16,5 Mill. Pfd. Sterl.) eingezogen und aus ihm den Geistlichen ꝛc. Leibrenten (zusammen 228,856 Pfd. Sterl.) ausgesetzt oder eine einmalige Entschädigung gezahlt. Ferner wurden der aus der ehemaligen Staatskirche hervorgegangenen Church of Ireland 1 Mill. Pfd.

Digitized by Google

Sterl. als Entschädigung für Privatstiftungen gewährt; das katholische Maynooth College erhielt 372,330 Pfd. Sterl., die Presbyterianer 751,625 Pfd. Sterl., die ehemaligen Kirchenpatrone 740,510 Pfd. Sterl. Der Überschuß (etwa 5,2 Mill.) wird für allgemeine Zwecke verwendet. Die jetzige »Kirche von J.« erfreute sich 1884 bereits wieder einer Jahreseinnahme von 190,611 Pfd. Sterl. An ihrer Spitze stehen 2 Erzbischöfe (zu Armagh und Dublin) und 11 Bischöfe. In ihrer Synode haben 208 Geistliche und 416 Laien Sitz und Stimme, während der aus ihr hervorgegangene Representative Church Body außer den Bischöfen aus 52 Mitgliedern besteht. Die römisch-katholische Kirche steht unter 4 Erzbischöfen (Armagh, Dublin, Cashel, Tuam) und 23 Bischöfen. Sie unterhält 2429 Kirchen mit (1891) 3502 Geistlichen, 97 Mönchs- und 270 Nonnenklöster.

Bildung.

Die Volksschule steht unter der Aufsicht einer Kommission (Commissioners of national education), deren Mitglieder (20, je zur Hälfte Protestanten und Katholiken) vom Lord-Lieutenant ernannt werden. Bei weitem am zahlreichsten sind die mit Staatszuschuß ausgestatteten konfessionslosen Nationalschulen, die seit 1845 eingerichtet sind. Neben ihnen bestehen zahlreiche von religiösen Genossenschaften ohne Staatszuschuß geleitete Schulen (darunter 260 der Church education society, 103 der Christian brothers). Der Zensus von 1891 führt an: 9177 Elementarschulen mit 685,074 Schülern (davon 7645 ordentliche Nationalschulen mit 538,064 Schülern, 84 Nationalschulen für Lehrer, 310 Klosternationalschulen, 46 Ackerbauschulen), 490 Sekundärschulen mit 27,769 Schülern (davon 52 Stiftungsschulen, 26 geistliche, 92 klösterliche, 226 Privatschulen und 16 Colleges). 1892 waren in den 8403 Nationalschulen 1,019,624 Kinder eingeschrieben, im Durchschnitt wurden sie aber nur von 495,254 Kindern besucht. Universitätsbildung gewähren: die 1591 gestiftete Dubliner Universität (Trinity College), jetzt allen ohne Unterschied des Glaubens zugänglich, die drei konfessionslosen Queen's Colleges in Belfast, Cork u. Galway, die katholische Universität von Dublin, mit 6 affiliierten Colleges, darunter das katholische Priesterseminar Maynooth College. Außerdem sind zu erwähnen: die technische Schule (School of science) in Dublin, die landwirtschaftliche Akademie zu Glasnevin, eine Kunstakademie, eine Akademie der Musik. An der Spitze der gelehrten Gesellschaften stehen die Royal Society von Dublin und die Royal Irish Academy. Daß der Unterricht gute Früchte trägt, beweist die Thatsache, daß 1891 nur 18,4 Proz. der über 5 Jahre alten Bewohner nicht lesen konnten, während sich 1861: 38,7 Proz. in der gleichen Lage befanden. Daß dabei die Katholiken weit hinter den Protestanten zurückstehen, ist nachgewiesen. 1891 waren 22 Proz. der im angegebenen Alter stehenden Katholiken des Lesens unkundig, dagegen nur 4,4 Proz. Methodisten, 5,7 Proz. Presbyterianer und 8,6 Proz. Mitglieder der bischöflich-protestantischen Kirche.

Mit fortschreitender Bildung und bei größerm Wohlstand hat die Zahl der Verbrechen abgenommen, doch war dabei wohl auch nicht ohne Einfluß, daß gerade viele der schlimmsten Elemente nach Großbritannien und Amerika auswanderten, wie die Gerichte dieser Länder erfahren haben. Es wurden während der letzten vier Jahrzehnte vor die Geschwornengerichte verwiesen:

	Verbrecher	Verbrecher auf 100 000 Bewohner	Freigesprochen	Prozent
1851	24 684	374	10 288	42
1861	5 586	104	2 292	41
1871	4 482	83	1 911	42
1880	4 716	88	2 319	49
1881	5 311	103	2 443	51
1891	2 112	45	792	37

Die große Zahl der Freisprechungen darf man wohl großenteils dem Einfluß der Nationalliga und ehemaligen Landliga zuschreiben, deren Repressalien die Geschwornen zu befürchten haben. Die Zahl der Agrarverbrechen, welche nach dem Gesetz von 1882 ohne Zuziehung von Geschwornen verfolgt wurden, stieg von 2585 (1880) auf 4439 (1881), ist aber in den folgenden Jahren erheblich gesunken (1890: 512). Deshalb sind 1892 die gegen die Agrarverbrechen gerichteten Ausnahmebestimmungen aufgehoben worden. 1891 hatten die Gefängnisse eine Bevölkerung von 2748 Seelen, in 7 Besserungsanstalten (reformatories) befanden sich 750 jugendliche Verbrecher, in 74 Industrieschulen 8447 verwahrloste Kinder, die ein Vergehen begangen hatten.

Landwirtschaft, Fischerei, Bergbau.

Den Haupterwerbszweig bildet die Landwirtschaft, deren Entwickelung indes durch die Eigentumsverhältnisse wie infolge der Zerstückelung des Bodens gehemmt worden ist. Unter Elisabeth, Jakob I. und deren Nachfolgern kamen neun Zehntel des Landes durch Konfiskation in die Hände von Eigentümern, von denen viele bereits in England große Güter hatten. Die Bewirtschaftung ihrer neuen irischen Besitzungen überließen sie Mittelsmännern, die Einkünfte aber verzehrten sie im Ausland. Zwar sind in neuerer Zeit durch Vermittelung des Encumbered Estates Court viele verschuldete Güter zerstückelt und verkauft und auch ein Teil der Kirchengüter veräußert worden, im großen aber hat dies an den Besitzverhältnissen nur wenig geändert. Allerdings gab es 1875: 68,716 Grundeigentümer, von ihnen hatten aber 36,144 einen Besitz von unter 1 Acre (40 Ar), während fast die Hälfte des ganzen Landes sich im Besitz von 744 Eigentümern, nahezu zwei Drittel in dem von 1942 Eigentümern befanden. Dazu kommt, daß ein großer Teil der Großgrundbesitzer außerhalb des Landes wohnt und reiche Einkünfte dem Lande entzieht (s. Absentismus). Erst im letzten Jahrzehnt ist durch die Gesetzgebung die Lage der Pachter etwas gebessert und ihnen seit 1891 der Landankauf erleichtert worden. Ein Garantiefonds von 33 Mill. Pfd. Sterl. ist geschaffen, aus dem der Kaufpreis vorgeschossen wird; letzterer soll den 20fachen Betrag des Reinertrags der Pacht betragen. Der Käufer hat jährlich 4 Proz. dieses Preises für Zinsen, Amortisation ꝛc. zu zahlen und erwirbt nach einem Zeitraum von 49 Jahren das freie Eigentum seines Pachtguts.

Bei der früher rasch anwachsenden Bevölkerung und dem Mangel an anderweitigen Erwerbsquellen hat sich in J. eine Zwergwirtschaft herausgebildet, wie sie wohl in keinem andern Lande zu finden ist. Hungersnot, Auswanderung und auch die früher recht zahlreiche Ausschließung der Pachter haben indes zusammengewirkt und etwas bessere Zustände geschaffen. Während noch 1841 die durchschnittliche Größe eines Pachtgutes 11,33 Hektar war, stieg diese Größe 1860 auf 13,76, 1881 auf 14,97 Hektar, ist aber bis 1890

Digitized by Google

auf 14,53 Hektar gesunken. 1841 gab es erst 48,625 Pachtgüter, die über 12 Hektar groß waren, 1890 aber 163,249, u. in letzterm Jahre waren in allem 8,226,436 Hektar unter 564,803 Pachtgüter (holdings) verteilt. Die Zahl der Landwirte betrug 524,210. Doch gibt der Zensus von 1891 nur 417,003 Personen (darunter 68,568 weibliche) als Farmer an; den Rest der Pächter hat man in den 212,731 männlichen Verwandten von Farmern und den 156,478 Landarbeitern und Kätnern zu suchen.

Welche Wandlungen die Landwirtschaft in J. seit 1851 durchgemacht hat, zeigt die folgende Tabelle:

Jahr	Areal in Tausenden von Acres (1 Hektar = 2,47 Acres)				
	Ackerland	Weiden	Wald	Gewässer	Unbebaut
1841	5238	8226	374	681	6303
1851	6054	8749	305	631	5083
1861	5931	9534	317	627	4413
1871	5642	10069	325	626	4160
1881	5213	10092	329	625	4563
1891	4818	10299	312	622	4769

Also auch in J. zeigt sich wie in Großbritannien eine Zunahme der Weiden auf Kosten des Ackerlandes und der Anpflanzungen (plantations) von Wald, gleichzeitig aber seit 1871 eine bedauerliche Abnahme der gesamten landwirtschaftlich verwerteten Fläche. Immerhin aber kamen 1851 auf 100 Acres Ackerland noch 108 Bewohner, 1891 nur 97, während gleichzeitig die Weiden um 25 Proz. zugenommen hatten.

Hauptprodukte des Ackerbaues sind: Hafer, Kartoffeln, Rüben und Futterkräuter. Der Anbau von Weizen nimmt stetig ab (nur das Jahr 1892 zeigt eine geringe Steigerung), denn man sieht ein, daß J. schon seines feuchten Klimas halber nicht mit Amerika als Getreidekammer konkurrieren kann, und daß es lohnender ist, die benachbarten großbritannischen Märkte mit Schlachtvieh, Butter und Speck zu versehen. Auch der Flachsbau hat trotz der von der Regierung bewilligten Unterstützungen bedeutend abgenommen. 1892 waren bebaut mit Getreide 603,043, mit Bohnen und Erbsen 1794, mit Kartoffeln 299,432, mit Rüben und Kohl 40,197, mit Flachs 28,587, mit Klee, Luzerne rc. 509,063 Hektar. 10,899 Hektar lagen brach, 4,408,949 bestanden aus Weiden, 126,077 waren bewaldet. Die Ernte lieferte 1892: 805,000 hl Weizen, 2,342,000 hl Gerste, 18,860,000 hl Hafer, 54,000 hl Bohnen, 2,585,000 Ton. Kartoffeln, 4,071,000 T. Futterrüben, 747,000 T. Runkelrüben, 4,5 Mill. Ztr. (Cwt.) Heu.

Der **Viehstand** nahm seit 1851 bedeutend zu:

	1851	1871	1881	1892
Pferde . .	543312	478124	489458	539788
Rinder . .	2967461	3973102	3954479	4531025
Schafe . .	2122128	4228721	3258583	4827702
Schweine . .	1084857	1616754	1088041	1115888

Dazu kommen (1890) 15,408,428 Stück Geflügel (1851 erst 7,470,694). — Die **Fischerei** ist für J. von Bedeutung und könnte es in noch höherm Grade werden, denn das umgebende Meer wimmelt von Fischen aller Art: Kabeljaus, Rotaugen (hakes), Lengs, Heringen, Makrelen rc., und in den größern Flüssen, namentlich im Bann, Foyle, Boyne und Shannon, wird die Lachsfischerei mit Erfolg betrieben. Die Austernzucht (an der Küste von South Wicklow) hat man zu heben gesucht, doch ohne wesentlichen Erfolg. Die Seefischerei wurde 1891 von 25,354 Menschen mit 6993 Booten betrieben, ihr Ertrag ward auf 269,000 Pfd. Sterl. geschätzt.

Es fehlt zwar J. nicht an nützlichen Metallen und Steinkohlen, aber der **Bergbau** ist nur wenig entwickelt. 1892 betrug der Wert der sämtlichen Produkte des Mineralreichs nur 387,128 Pfd. Sterl., wovon 286,624 auf Bausteine, Schiefer und Thon kommen. Am wertvollsten sind noch die **Steinkohlen** (Ertrag 1892: 111,881 Ton.), welche in sieben getrennten Feldern auftreten. Am ausgedehntesten ist das große Kohlenfeld von Munster in den Grafschaften Clare, Limerick, Cork und Kerry; ein kleineres Kohlenfeld liegt in Tipperary, ein andres in Leinster. Die in den erwähnten Revieren gefundenen Kohlen sind Anthracit, dagegen kommen in den drei kleinen Kohlenfeldern von Ulster und in demjenigen von Connaught (in der Nähe vom Lough Allen) bituminöse Kohlen vor und in letzterm außerdem Massen von Eisenerz. Auch in der Nähe von Waterford, im Süden Irlands, will man jüngst gute Kohlen entdeckt haben. **Braunkohlen** finden sich am Lough Neagh. **Torfmoore** (bogs) kommen in großen Massen vor. Sie bedecken 6077 qkm (111 QM.) Flachland und 2486 qkm (45,1 QM.) Hügelland. Erstere sind selten über 2 m mächtig, letztere bis 10 m. Sie sind zum Teil rotbraun und mit Heidekraut bedeckt, zum Teil schwarz und fest, in der Tiefe aus fester, pech- oder kohlenartiger Substanz bestehend, dem gewöhnlichen Brennmaterial des Landvolkes. Manchmal enthalten sie Holzreste (bogwood), welche zur Anfertigung von Schmucksachen verwendet werden. Ein Teil der Torfmoore ist bereits entwässert worden und dient als Weide oder selbst als Ackerland. **Eisenerze** finden sich in Antrim (Ertrag 1892: 76,739 Ton.), Raseneisenstein (15,363 T.) in verschiedenen Teilen des Landes. Steinsalz kommt bei Carrickfergus vor (Ausbeute 34,805 Ton.). Außerdem werden in geringen Quantitäten gewonnen: Blei, Alaun, Baryt, Thon, Gips, Ocker und namentlich schöne Bausteine, einschließlich von Granit und Marmor.

Industrie, Handel, Nationaleinkommen.

Daß J. kein Fabrikstaat geworden, erklärt sich hinreichend durch die geringen natürlichen Hilfsmittel des Landes im Vergleich mit denjenigen des benachbarten Großbritannien. Allerdings trat England 1698—1779 der natürlichen Entwickelung der irischen Wollindustrie durch Ausfuhrverbote entgegen, die es zu gunsten seiner eignen Fabrikanten erließ, anderseits aber ließ es kein Mittel unversucht, um jene Industrie durch die Leinweberei zu ersetzen, und noch bis 1830 erhielten die irischen Fabrikanten hohe Ausfuhrprämien. Gegenwärtig ist eben jene Leinweberei der blühendste Industriezweig des Landes. Von den 1,016,111 Spindeln und 28,612 mechanischen Webstühlen, welche sich 1890 in sämtlichen 263 Textilfabriken Irlands befanden, entfielen 87 Proz. auf Leinwandfabriken. In der Leinwandindustrie waren 1891: 88,603 Personen (darunter 58,391 weibliche) als Arbeiter und Händler beschäftigt. Nächst Leinwand ist die Fabrikation von wollenen und baumwollenen Waren (einschließlich von Popelins) sowie die Spitzenklöppelei und Musselinstickerei von Bedeutung. Hauptsitz der gesamten Textilindustrie ist die Provinz Ulster und namentlich Belfast, aber auch in Dublin, Limerick und bei Cork sind Fabriken entstanden. Wichtig sind außerdem: die Maschinenfabriken, Werften und Nagelschmieden von Belfast, die Tabaksfabriken von Dublin und Limerick, die Branntwein-

Digitized by Google

brennerei und die Bierbrauerei (in Dublin berühmter Stout). Vgl. Großbritannien, S. 1014.

Der **Handel** Irlands ist wesentlich ein Handel mit der Nachbarinsel. Die Einfuhr vom Ausland betrug 1891 nur 9,868,973 Pfd. Sterl., und die direkte Ausfuhr ist ganz unbedeutend (1891: 253,799 Pfd. Sterl.), da die Ausfuhr irischer Produkte fast ausschließlich durch Liverpooler und Glasgower Häuser vermittelt wird. Zur Einfuhr gelangen namentlich Getreide, Flachs, Leinengarn, Kolonialwaren, Petroleum, Tabak, Wein, Spirituosen; ausgeführt werden Schlachtvieh, Pferde, Butter, Speck, Schmalz, Leinenwaren, Whisky und Bier. Neuere Angaben über den Betrag dieses Handels liegen nicht vor. Den Handel fördern **Eisenbahnen** in einer Länge von (1892) 4659 km und **Kanäle** (zusammen 560 km), wovon zwei, der Grand und der Royal Canal (s. d.), Dublin mit dem Shannon verbinden, während der Ulsterkanal von Belfast zum Lough Neagh führt. **Seeschiffe** besitzt J. (1891) 1168 mit einem Gehalt von 256,439 Ton., darunter 283 Dampfer. 1891 liefen 1169 Schiffe von 808,562 T. vom Ausland und 30,282 Schiffe von 6,190,923 T. im Küstenhandel ein. Die **Post** beförderte 1893: $105^3/_4$ Mill. Briefe, $11^1/_4$ Mill. Postkarten, $44^3/_4$ Mill. Kreuzbandsendungen u. $1^1/_4$ Mill. Pakete, und es wurden Geldanweisungen im Betrage von 1,349,878 Pfd. Sterl. ausgestellt.

Nationaleinkommen. Im Vergleich mit England darf man wohl J. ein armes Land nennen, immerhin haben sich die Verhältnisse seit der Hungersnot in den 40er Jahren bedeutend gebessert. Das Kapital der Sparkassen ist 1851—92 von 1,359,103 auf 6,196,756 Pfd. Sterl. gestiegen; das steuerpflichtige Einkommen belief sich 1862 auf $23^1/_2$ Mill. Pfd. Sterl., 1892 aber auf 31 Mill. Pfd. Sterl., obgleich in ersterm Jahr auf alle Einkommen über 100 Pfd. Sterl., in letzterm nur auf solche von über 150 Pfd. Sterl. Steuern gezahlt wurden und die Bevölkerung von 5,775,000 auf 4,704,750 Seelen gefallen war. Die Erbschaftssteuer wurde 1871 von 7,532,920, dagegen 1892 von 14,083,000 Pfd. Sterl. bezahlt. Eine Übersicht des Einkommens (in Tausenden von Pfund Sterling) bietet die folgende Tabelle:

Einnahmequellen	1862*	1876	1877	1892
Landbesitz	8193	9291	9938	9943
Häuser	3334	3614	3010	3676
Landwirtschaft	2937	3097	3313	3314
Eisenbahnen	798	1090	1186	1448
Handel, Gewerbe	4858	9187	8460	9680
Gehalte, Annuitäten, Zinsen von der Staatsschuld 2c.	3477	3056	2933	3292
Zusammen:	23597	29335	28840	31353

* 1862 und 1876 beziehen sich auf Einkommen über 100, 1877 und 1892 auf solche über 150 Pfd. Sterl.

Wenn nun jedenfalls nach obigen Zahlen J. im ganzen wohlhabender geworden ist, so hat doch die Zahl der Armen nicht abgenommen wie in den benachbarten Königreichen, im Gegenteil, im Verhältnis zur Bevölkerung ist dieselbe gewachsen. 1861 erhielten 50,683 Arme Unterstützung (einschließlich 10,422 arbeitsfähige Erwachsene), 1871: 74,692; 1881: 109,655; 1893: 102,865 (6272 arbeitsfähig), und es kam in den genannten Jahren bez. 1 Armer auf je 114, 72, 47 und 45 Bewohner.

Verwaltung, Rechtspflege 2c.

Seit Auflösung des irischen Parlaments 1799 bildet J. einen Teil des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und J. und ist im Reichsparlament durch 28 Peers und 103 Vertreter der Gemeinen vertreten (s. Großbritannien, S. 1021 f.). An der Spitze der Verwaltung steht der von dem jeweiligen Ministerium ernannte **Lord-Lieutenant-General** oder Generalgouverneur als Vertreter der Krone, der einen Gehalt von 20,000 Pfd. Sterl. bezieht und von einem förmlichen Hofstaat umgeben ist. Ihm zur Seite stehen der **Staatssekretär** für J. (Chief Secretary, gewöhnlich Kabinettsminister) und ein **Geheimer Rat**, dessen Wirksamkeit indes sehr beschränkt ist, ferner ein Lord-Kanzler und ein Attorney-General für J. Die obersten **Gerichtshöfe** sind denjenigen Englands nachgebildet. Es sind ein Appellhof, der High Court of Justice in 4 Abteilungen, ein Admiralitätsgericht und ein Gericht für Bankrottsachen. Die Verwaltung der Grafschaften (S. 330) liegt in den Händen der Lieutenants, welche sämtlich vom Lord-Lieutenant-General ernannt werden, und von Friedensrichtern, welche der Lord-Kanzler von J. ernennt. Sie bilden die sogen. Grand Jury, welche die Grafschaftssteuern erhebt u. verwaltet. Ein besoldeter Richter (stipendiary magistrate) führt bei den Verhandlungen den Vorsitz. Die Verwaltung des Armenwesens liegt in den Händen von Guardians, die von den höher Besteuerten gewählt werden, zu denen aber auch die Friedensrichter ex officio gehören. Elf Städte haben eine Munizipalverfassung, 108 andre erfreuen sich beschränkterer städtischer Rechte, aber in allen ist die Wählerschaft sehr beschränkt. Für Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe sorgen eine militärisch organisierte Constabulary (12,184 Mann) und eine Schutzmannschaft in Dublin (1147 Mann). J. ist in 4 Militärdistrikte (Dublin, Curragh, Cork und Belfast) eingeteilt. An **Militär** stehen in J. 26 Bataillone und 8 Depots Infanterie, 6 Regimenter Reiterei, 10 Batterien Artillerie und 5 Kompanien Pioniere, zusammen etwa 26,500 Mann. In J. rekrutieren sich aber 18 Batterien Küstenartillerie, 17 Linien- und 27 Milizbataillone.

Als J. mit Großbritannien zu einem Königreich vereinigt wurde, bestimmte man, daß es $^2/_{15}$ der gemeinschaftlichen Ausgaben zu decken habe; jetzt beträgt sein Beitrag aber nur etwas über $^2/_{21}$. 1892/93 zahlte J. 6,784,000 Pfd. Sterl. in die Staatskasse, wovon indes über 4 Mill. in J. selbst verausgabt wurden (ohne Militär). Die hauptsächlichsten Ausgaben für J. waren 1892/93: Bauverwaltung 222,205 Pfd., Eisenbahnen 107,371 Pfd., innere Verwaltung 255,679 Pfd., Gerichtswesen und Polizei 2,119,608 Pfd., Unterricht 868,334 Pfd., Gesundheitspflege 135,437 Pfd. Sterl. Die Einnahmen der Lokalbehörden beliefen sich 1891/92 auf 4,398,834 Pfd. Sterl. (darunter 2,810,377 Pfd. Sterl. an Mietssteuern und Einnahmen städtischer Gas- und Wasserwerke, 442,636 Pfd. an Chausseegeldern und Marktgebühren, 104,741 Pfd. an Renten und Zinsen, 368,974 Pfd. als Staatszuschuß, 470,345 Pfd. Sterl. aus Anleihen). — Das **Wappen** Irlands ist eine goldene Harfe mit silbernen Saiten in blauem Feld (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 3). Wahrzeichen ist das Kleeblatt. **Nationalfarbe** ist eigentlich Hellblau, doch ziehen die Nationalgesinnten Grün vor, die prononcierten Protestanten aber Orange (zur Erinnerung an Wilhelm von Oranien). Alles übrige s. Großbritannien.

[Geographisch-statistische Litteratur.] Vgl. außer den ältern Reiseschriften von Clement, Kohl, Venedey, V. A. Huber, Helfferich, Rodenberg (»Die Insel der Heiligen«, Berl. 1860, 2 Bde.): **Hull**, Physical geo-

Digitized by Google

logy and geography of Ireland (2. Aufl., Lond. 1891); Kinahan, Geology of Ireland (das. 1878); Murphy, Ireland industrial, political and social (das. 1870); Trench, Realities of Irish life (das. 1868 u. öfter); Sullivan, New Ireland (7. Aufl., das. 1882); v. Lasaulx, Aus J. Reiseskizzen und Studien (Bonn 1877); Dennis, Industrial Ireland (Lond. 1887); Curtin, Myths and folk-lore of Ireland (das. 1890); Murray, Handbook for travellers in Ireland (das.). Von Kartenwerken sind zu nennen: die sogen. »Six inch map« (1:10,560, in 1907 Blättern, seit 1864) und die »One inch map« (1:63,360, in 205 Blättern), welche beide auf der in den Jahren 1825—46 erfolgten Landesaufnahme beruhen; Stanfords »London Atlas maps of Ireland«. Die geologischen Aufnahmen sind zum größten Teile abgeschlossen, zu Grunde gelegt ist ihnen die »One inch map«.

Geschichte.

Die älteste Geschichte der Insel ist in Dunkel gehüllt; sie wird bei den Griechen und Römern Ierne, Ivernia (Hibernia) genannt; mit Ierne hängt die Bezeichnung Erin zusammen; die Namen Iren und Irland sind erst von den Angelsachsen gebildet. Ihre Bewohner waren die Skoten, ein Volk keltisch-gadhelischen Stammes, dessen Name später auf Schottland übertragen worden ist. Das Land zerfiel in Gaue (Tuath), an deren Spitze Häuptlinge (Ri) standen; mehrere Gaue waren zu einem Obergau unter einem Oberhäuptling verbunden; an der Spitze der ganzen Insel stand der Oberkönig, welcher ursprünglich in Tara residierte, dessen Krongut die Landschaft Meath war, und unter welchem Unterkönige die Provinzen Ulster, Leinster, Munster, Connaught beherrschten. Ein genealogischer Verband war der Clan (Stamm), der bisweilen einen, öfter mehrere Gaue umfaßte. Die Religion der Iren war ein Kultus der personifizierten Naturkräfte; neben den Königen übten die Priester und Zauberer (Druiden), Richter (Brehone) und Sänger (Barden) den größten Einfluß aus. Dem römischen Reiche hat J. nie angehört; und auch von der angelsächsischen Eroberung blieb es lange unberührt. Das Christentum scheint schon im 4. Jahrh. in J. ziemlich weit verbreitet gewesen zu sein. Um die Insel für die römische Kirche zu gewinnen, sandte 431 Papst Cölestin I. seinen Erzdiakon Palladius nach J., dessen Mission jedoch scheiterte. Darauf wurde 432 der britische Priester Sucat, später Patricius (St. Patrick) genannt, nach J. geschickt, dem es gelang, das Bistum Armagh zu gründen; erst spätere entstellte Überlieferung ließ Patrick ganz J. zuerst bekehren; er wurde als Heiliger verehrt und Schutzpatron der Insel. Im 6. Jahrh. stand die christliche Kultur in J. in hoher Blüte; zahlreiche Kirchen und Klöster erfüllten die Insel, und ein Strom von Missionaren ging aus ihnen hervor, die in Britannien und auf dem Festland mit irischen Mönchen besetzte sogen. Schottenklöster gründeten. Unter ihnen zeichnete sich im 6. Jahrh. besonders der in der heutigen Grafschaft Donegal geborne heil. Columba aus, der sich 563 auf der zum schottischen Königreich Dalriada gehörigen Insel Hii oder Jona niederließ und hier ein berühmtes Kloster gründete, das bald ein Mittelpunkt der irisch-schottischen Missionsthätigkeit wurde. Andre hervorragende Missionare waren im 7. Jahrh. der heil. Columbanus, der Gründer von Luxeuil und Bobbio, der heil. Gallus, von dem St. Gallen den Namen hat, der heil. Kilian, Patron der Kirche von Würzburg, u. a. m. Der christlichen irischen Kirche gehören auch die berühmten runden Türme an, von den Eingebornen clochach (Glockenhäuser), von den Engländern steeples genannt, cylindrische Gebäude mit 6 oder 7 Stockwerken und einem kegelförmigen Dach, deren man in J. über 100 gezählt hat.

Seit 795 machten die Normannen (Ostmannen) wiederholt verheerende Einfälle in J., und im 9. Jahrh. drangen sie von den zahlreichen Flußmündungen aus immer weiter ins Innere der Insel vor, um sich hier dauernd niederzulassen. 852 gründete Anlaf (Amlaib), ein Wikinger-Fürst, das normännische Königreich in Dublin; einer seiner Verbündeten war Ivar, der Sohn des Regnar Lodbrog, der etwas später das normännische Königreich Northumberland errichtete. Ivars Nachkommen gewannen auch die Herrschaft in Dublin, so daß beide Königreiche lange von denselben Männern oder wenigstens von Angehörigen desselben Geschlechts beherrscht wurden. Diese hatten fortgesetzt mit den Iren zu kämpfen, denen 919 König Sithric von Northumberland das von ihnen genommene Dublin wieder entriß. König Anlaf Cuaran von Dublin, der 938 von Ethelstan von England in der berühmten Schlacht von Brunanburg besiegt worden war, trat 943 mit vielen seiner Getreuen zum Christentum über; aber ein großer Teil der Normannen blieb noch heidnisch, und erst 1038 wurde ein Ostmanne Bischof von Dublin. Inzwischen dauerten die Kämpfe mit den Iren fort. 980 besiegte deren König Maelseachlainn (Malachias) den Anlaf Cuaran; von maßgebender Bedeutung war aber erst der Sieg, den die Iren 1014 unter König Brian bei Clontarf über die Normannen erfochten, und von dem diese sich nicht mehr völlig erholt haben, wenngleich sie, da Brian bei Clontarf umgekommen war und sein Reich alsbald zerfiel, noch lange einen gewissen Einfluß auf der Insel behaupteten.

Eine entscheidende Wendung in den zerrütteten Zuständen Irlands trat im 12. Jahrh. ein. Die kirchlichen Verhältnisse wurden 1152 auf der Synode zu Kells unter Leitung eines päpstlichen Legaten geregelt und der Erzbischof von Armagh zum Primas von J. erhoben. Für die politischen Zustände war die Einmischung Englands in die Geschichte der Iren verhängnisvoll. 1166 war der Fürst Dermod (Diarmaid) von Leinster vertrieben worden und nach England geflüchtet. 1169 führte ihn der englische Baron Robert Fitz-Stephen nach J. zurück, und zu seiner Hilfe segelte 1170 der Graf Richard Strongbow über die Meerenge, der Dublin einnahm und den letzten Ostmannenfürsten zur Flucht nötigte. Heinrich II. von England, der schon 1155 oder 1156 mit Papst Hadrian IV. über J. verhandelt und das Versprechen der Belehnung mit der Insel erhalten hatte, war mit dem eigenmächtigen Vorgehen seiner Vasallen durchaus unzufrieden und beschloß, J. sich selbst zu unterwerfen. Am 17. Okt. 1171 landete er zu Crook in Waterford; Strongbow, der das Erbe des 1171 gestorbenen Dermod angetreten hatte, huldigte ihm für das Königreich Leinster, der Klerus erklärte sich für ihn, 11. Nov. zog er in Dublin ein und proklamierte sich zum Herrn von J. (Lord of Ireland). Er hob die irische Stammesverfassung auf, führte das englische Lehnswesen ein und vergab reiche Lehen an seine englischen Barone, ohne Rücksicht auf die eingeborne Bevölkerung, so daß durch ihn die erste Grundlage zu dem unversöhnlichen Stammeshaß der Iren gegen Engländer gelegt wurde. Nach Heinrichs Abzug brach 1174 eine Empörung der Iren unter

Digitized by Google

ihrem Oberkönig Roderik O'Conor aus; 1175 wurde ein Abkommen zwischen diesem und Heinrich geschlossen, durch welches Roderik als Herr über alle irischen Fürsten mit Ausnahme der Heinrich und seinen Baronen unmittelbar gehörenden Gebiete anerkannt wurde, so daß die Insel fortan in einen größern unabhängigen und einen englischen Teil zerfiel: in jenem kämpften die zahlreichen Fürsten u. Stammeshäuptlinge untereinander und mit den Engländern, dieser war eine Kolonie Englands unter einem Statthalter (King's Lieutenant), der zu Dublin residierte. Der englische Teil war in Grafschaften eingeteilt, und seit dem 13. Jahrh. bestand hier ein eignes irisches Parlament, welches die geistlichen und weltlichen Lehnsleute des Königs, später auch Abgeordnete der Städte umfaßte. Zu Anfang des 14. Jahrh. machten die Iren den Versuch, sich von der englischen Herrschaft zu befreien, indem sie die Krone dem König von Schottland, Robert Bruce, antrugen. Dieser sandte 1315 seinen Bruder Edward mit einer Kriegsmacht und kam 1316 selbst nach J., kehrte aber, nachdem Edward bei Dundalk 1318 geschlagen und gefallen war, nach Schottland zurück. Während der Bürgerkriege in England, namentlich während des Krieges der beiden Rosen, sank die englische Macht in J. Um die Insel wieder zu unterwerfen, sandte König Heinrich VII. den Statthalter Edward Poynings, der 1494 die Poynings-Akte erließ; diese bestimmte, daß der Statthalter nur mit Genehmigung des Königs ein Parlament versammeln dürfe und die Gesetzvorschläge vorher von der englischen Regierung bestätigt werden müßten. Heinrich VIII., der 1542 den Titel »König von J.« annahm, wollte seine in England durchgeführte Kirchenreform auch nach J. verpflanzen, stieß aber hierbei nicht bloß bei den Iren, sondern auch bei einem Teil der Engländer auf Widerstand, und zu dem bisherigen nationalen Gegensatz zwischen den keltischen Iren und den germanischen (sächsischen) Engländern gesellte sich fortan noch die religiöse Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten. Nach der kurzen Reaktion zu gunsten der römischen Kirche unter Maria rief die unter der Königin Elisabeth auf dem Parlament von 1560 sanktionierte Einführung der englischen Kirchengesetze in J. eine Menge Aufstände hervor, welche durch den Papst, durch flüchtige Engländer und durch Spanier geschürt wurden. Viele Iren, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen, wanderten aus und nahmen in Spanien und Frankreich Kriegsdienste. Vergebens bemühte sich der treffliche Statthalter Sir John Perrot (seit 1584), die katholischen Iren durch Leutseligkeit und Milde zu gewinnen; seine Pläne zu einer durchgreifenden Reform der irischen Zustände scheiterten an dem Widerstand der anglikanischen Geistlichkeit und der eingewanderten Engländer. Der zum Grafen von Tyrone erhobene Häuptling O'Neal stellte sich nach seiner Abberufung an die Spitze einer neuen Empörung und schlug die Engländer 1598 bei Blackwater. Gegen ihn wurde Graf Essex 1599 mit einem englischen Heer abgeschickt, mußte aber mit O'Neal einen Waffenstillstand schließen. Dieser erhielt Hilfe von Spanien, wurde aber von dem englischen Feldherrn Mountjoy 24. Dez. 1601 bei Kinsale völlig besiegt, worauf die Spanier J. verlassen und O'Neal sich ergeben mußte. Nun wurde ganz J. der englischen Herrschaft unterworfen und 600,000 Morgen Landes zu gunsten englischer Kolonisten konfisziert.

Unter König Jakob I. fanden nach dem Plan des Statthalters Lord Chichester neue und umfassende Konfiskationen statt; das eingezogene Land wurde an englische und schottische Kolonisten überlassen, welche die Stadt Londonderry und andre Ortschaften in Ulster anlegten. Durch diese Gewaltthätigkeiten wurde der religiöse und nationale Haß der Irländer gegen die Fremdherrschaft noch gesteigert, und nach der Abberufung Straffords, der bis 1640 J. mit strengster Härte regiert hatte, benutzten die Iren die Verfassungskämpfe in England zu einem neuen Aufstandsversuch, an dessen Spitze die Nachkommen alter Stammeshäuptlinge, Roger Moore, Sir Phelim O'Neal und Lord Cornelius Macguire, standen. Der Aufstand brach im Oktober 1641 in Ulster aus; zahlreiche Engländer wurden ermordet. Das englische Parlament konfiszierte zwar 2½ Mill. Morgen irisches Land und erklärte, das Papsttum in J. nicht mehr dulden zu wollen. Aber sein Streit mit der Krone hinderte eine energische Bekämpfung des Aufstandes, und der Statthalter, Marquis von Ormond, vor allem darauf bedacht, J. dem König Karl I. zu erhalten, schloß im Januar 1649 mit den Rebellen Frieden und betrieb nach der Hinrichtung des Königs die Anerkennung seines Sohnes, Karl II., in J. Darauf ernannte das Parlament Cromwell zum Lord-Lieutenant von J. Dieser landete mit 12,000 Mann an der irischen Küste, zog 15. Aug. 1649 in Dublin ein, nahm Drogheda und Wexford mit Sturm und ließ die Besatzungen niedermetzeln. Auch in der Fortsetzung des Krieges verfuhren die Engländer mit äußerster Grausamkeit gegen die Aufständischen, so daß sich allgemeiner Schrecken verbreitete. Nachdem Cromwell in ¾ Jahren den größten Teil der Insel wieder unterworfen hatte, kehrte er nach England zurück und überließ die völlige Niederschlagung des Aufstandes seinem Schwiegersohn Ireton, nach dessen Tode sie Ludlow 1652 vollendete. Mehr als ½ Mill. Menschen waren seit 1641 durch das Schwert, Krankheit oder Hunger umgekommen. Viele wurden hingerichtet, auch O'Neal; gegen 100,000 wurden verbannt oder wanderten aus; die zurückgebliebenen, welche am Aufstand teilgenommen oder denselben nicht bekämpft hatten, verloren ihren Grundbesitz und wurden nach Connaught zurückgedrängt, wo sie Ländereien im Wert von ⅓ oder ⅔ ihres frühern Besitzes erhielten. Das konfiszierte Land in Ulster, Leinster und Munster wurde an neue englische Kolonisten vergeben. Nur ein kleiner Teil der den Iren geraubten Güter wurde ihnen nach der Restauration der Stuarts zufolge der Siedelungsakte von 1661 zurückgegeben.

Die Lage Irlands schien sich erst wieder günstiger zu gestalten, als König Jakob II. 1687 einen Katholiken, Richard Talbot, Grafen von Tyrconnel, zum Statthalter ernannte. Als Jakob 1688 von den Engländern gestürzt wurde und mit französischen Truppen 1689 in J. landete, wurde er von den Katholiken mit offenen Armen aufgenommen; in kurzer Zeit hatte er ein Heer von 38,000 Mann unter sich und bemächtigte sich aller Städte, außer Londonderry und Enniskillen. Er eröffnete 7. Mai 1689 ein irisches Parlament in Dublin, das 2400 protestantische Grundbesitzer ihrer Güter beraubte und sie Katholiken zurückgab. Kurz darauf sandte jedoch Wilhelm III. von Oranien den Marschall Schomberg nach J., kam im Juni 1690 selbst dahin und erfocht über Jakob II. 11. Juli d. J. den entscheidenden Sieg am Boynefluß. Nach dem Siege des Generals Ginkel bei Aghrim wurde die Unterwerfung der Insel vollendet; der letzte Platz der Katholiken, Limerick, kapitulierte 3. Okt. 1691. Mehr als 18,000 Iren von der Partei Jakobs gingen ins Ausland.

Digitized by Google

Das englische Parlament beschloß die Konfiskation von 1 Mill. Morgen irischen Landes, das an Protestanten verteilt wurde; die von den letztern gegründeten Orangistengesellschaften (Orangemen) sollten der Herrschaft Englands und des Protestantismus in J. als Stütze dienen. Besonders scharf waren die Gesetze und Maßregeln gegen die katholische Religion: katholische Würdenträger wurden verbannt, die Seelsorge der niedern Priester auf ihre Kirchspiele beschränkt, der katholische Unterricht und die öffentlichen Zeichen des Kultus verboten, die Katholiken entwaffnet und von öffentlichen Ämtern ausgeschlossen, Mischehen zwischen Katholiken und Protestanten untersagt. 1727 wurde sogar den Katholiken das Stimmrecht bei den Parlamentswahlen entzogen. Wenn auch die Strafgesetze gegen den Katholizismus nicht von allen Beamten mit gleicher Strenge angewendet wurden, so mußte doch schon ihr Bestehen die Erbitterung des Volkes erhalten und vermehren, so daß sie sich in geheimen Verbindungen, wie denen der Defenders (s. d), der White Boys (»weißen Burschen«) und der Hearts of Oak (»Eichenherzen«), Luft machte, welche an übermütigen Beamten, Grundherren und Pfarrern heimliche Rache übten. Auch die materielle Entwickelung des Landes wurde von der englischen Regierung aus Rücksicht auf englische Interessen schwer geschädigt; nicht bloß das Emporkommen einer irischen Industrie wurde gehindert, sondern auch durch eine eigennützige Zollpolitik Ackerbau und Viehzucht beeinträchtigt, so daß auch die protestantischen Einwohner mit den bestehenden Zuständen unzufrieden waren und selbst in dem zahmen irischen Parlament eine immer mehr wachsende Oppositionspartei entstand.

Als während des Krieges mit den nordamerikanischen Kolonien Frankreich einen Einfall in J. zu machen drohte und die Miliz zur Verteidigung aufgeboten werden mußte, wurden, um das Volk zu gewinnen, die Strafgesetze in einigen Punkten gemildert. Aber im irischen Parlament erklärten sich selbst Protestanten, wie Henry Grattan, Lord Charlemont u. a., hierdurch nicht befriedigt, sondern verlangten Aufhebung der Strafgesetze, Selbständigkeit des irischen Parlaments, Reform des verrotteten Wahlgesetzes und Befreiung des irischen Handels. Das englische Parlament beschloß 1781 und 1782 die Einführung der Habeaskorpusakte in J. und die Aufhebung der Poyningsakte, milderte abermals die Strafgesetze und erteilte den Katholiken die Erlaubnis, Schulen zu errichten, Grundeigentum zu erwerben und ihren Kultus ungehindert auszuüben. Gegen den verhaßten Zehnten an die protestantischen Pfarrer bildete sich 1786 der Geheimbund der Right Boys (»Rechtsburschen«), welche den Katholiken einen Eid auferlegten, den Zehnten nicht zu bezahlen, und die Wortbrüchigen züchtigten. Als die französische Revolution ausbrach, fühlten sich die Iren zu noch größern Forderungen ermutigt. 1791 bildete sich zuerst in Belfast der Bund der vereinigten Irländer (United Irishmen), welcher bald 100,000 Mitglieder, über die ganze Insel verbreitet, zählte und die Verwandlung Irlands in eine unabhängige Republik erstrebte. Auf Antrieb Edmund Burkes gewährte nun das englische Parlament weitere Zugeständnisse, indem es die Hindernisse der Gewerbthätigkeit und des Handels beseitigte, die meisten Strafgesetze aufhob, die Mischehen gestattete und den Katholiken Zutritt zu den niedern Ämtern sowie das aktive Wahlrecht zum Parlament einräumte. Als der irische Bund trotzdem eine drohende Haltung einnahm und 1796 die von den Iren ersehnte Landung französischer Truppen unter Hoche erfolgte, die übrigens erfolglos blieb, schritt die englische Regierung zu Gewaltmaßregeln: sie legte in die Städte starke Besatzungen, hob die Habeaskorpusakte auf, verkündete das Standrecht und ordnete eine allgemeine Entwaffnung an. Der Bund wurde aufgelöst, bestand aber im geheimen weiter und zählte 1797: 500,000 Mitglieder, so daß man einen Aufstand zu wagen beschloß. Derselbe brach 23. Mai 1798 aus; doch war die Regierung durch einen Verräter darauf vorbereitet und hatte eine starke Militärmacht zur Verfügung, welche sie sofort in Kolonnen durch die ganze Insel streifen ließ. Die englischen Soldaten wüteten aufs grausamste gegen die Iren, deren 30,000 zum Opfer fielen. Der Aufstand konnte sich daher nicht entwickeln, und auch zwei französische Landungen im August und Oktober scheiterten völlig. Um die Unabhängigkeitsgelüste der Irländer für immer zu ersticken, beschlossen Pitt und Castlereagh die Verschmelzung des irischen Parlaments mit dem britischen und erlangten auch durch unerhörte Bestechungen die Zustimmung der Mehrheit des irischen Parlaments. So trat 1. Jan. 1801 die sogen. Finalunion zwischen J. und Großbritannien in Kraft, wonach J. fortan von 28 gewählten weltlichen Peers und 4 Bischöfen im Oberhaus und von 100 Abgeordneten der Grafschaften, Städte und Flecken im Unterhaus vertreten sein sollte. Gegen die Verpflichtung, für die ersten 20 Jahre $^2/_{17}$ der gesamten Staatskosten zu tragen, sollte J. gleiche Rechte mit Großbritannien genießen und zwischen beiden ungehinderter Verkehr stattfinden. 1801 trat das erste vereinigte Parlament zusammen.

Die von Pitt verheißene politische Emanzipation der Katholiken scheiterte zunächst am Widerstand des Königs Georg III. Daher bildete sich 1802 zu Dublin ein Bund der Katholiken (Catholic Association), dem gegenüber die Orangelogen die Rechte der Protestanten verteidigten. Die Regierung löste 1825 beide Vereine auf. Doch organisierte O'Connell den katholischen Bund von neuem und machte seinen Einfluß auf die Wahlen wirksam geltend. Da auch in England die liberale Partei die Katholikenemanzipation forderte, so ward sie vom Parlament beschlossen und 13. April 1829 zum Gesetz erhoben, worauf O'Connell in das Parlament treten konnte. Auch die Ablösung des Kirchenzehnten, welchen die katholische Bevölkerung in J. an die protestantische Kirche zahlen mußte, gestand die Regierung 1832 mit Zustimmung des Parlaments zu. Indes die Iren waren damit nicht zufrieden, und als O'Connell die Aufhebung (Repeal) der Union zwischen J. und Großbritannien zum Losungswort erhob, fand er damit in ganz J. einen mächtigen Widerhall, und die Repeal Association erlangte eine solche Gewalt und trat mit ihrer Forderung so offen auf, daß die Regierung 1833 sich vom Parlament die sogen. irische Zwangsbill (Irish Coërcion Bill) bewilligen ließ, die dem Statthalter von J. die Befugnis einräumte, Volksversammlungen zu verbieten und das Standrecht zu verkünden; um das Gesetz aufrecht zu erhalten, wurden 36,000 Mann Truppen und 6000 Polizisten nach J. gesendet. Gleichzeitig bemühte sich das Ministerium, den gerechten Beschwerden der Iren abzuhelfen, indem es dem Parlament eine Kirchenbill vorlegte, durch welche die Kirchenbausteuer aufgehoben, die Einkünfte der Pfründen der anglikanischen Kirche herabgesetzt und einige Pfarreien und Bistümer der letztern, die bei der geringen Zahl

Digitized by Google

Protestanten überflüssig waren, abgeschafft werden sollten. Nach Annahme dieser Kirchenbill brachte Lord Littleton eine Zehntenbill ein, welche den Zehnten durch eine Grundsteuer, die nur drei Fünftel des Zehnten betrug, ersetzte und in einem Zusatz (Appropriationsklausel) bestimmte, daß die durch die Kirchenbill gewonnenen Ersparnisse zur Verbesserung des irischen Schul- und Gemeindewesens verwandt werden sollten. Dieser Klausel wegen lehnte das Oberhaus die Bill wiederholt ab, und erst als die Regierung sie 1838 hatte fallen lassen, wurde die Zehntenbill Gesetz. Inzwischen hatte das liberale Ministerium Melbourne 1834 die Zwangsbill aufgehoben und O'Connell darauf auch die Repealassociation aufgelöst. Der neue Statthalter Mulgrave führte eine milde, versöhnliche Verwaltung, stellte Katholiken als Beamte an und trat der Agitation der Orangistenverbindungen entgegen, welche 1836 gesetzlich verboten wurden. Zur Linderung des unsäglichen Elends im Volke wurde 1838 eine irische Armenbill erlassen, nach welcher in den Grafschaften Arbeits- und Armenhäuser für 70—80,000 Dürftige erbaut werden sollten. Indes solche Maßregeln konnten den Mißstand nicht beseitigen, daß die katholische Bevölkerung Irlands durch die massenhaften Konfiskationen früherer Zeit alles Grundbesitzes beraubt und in die Stellung von Pachtern, die von der Willkür der Großgrundbesitzer abhängig waren, herabgedrückt worden war. Einmal seiner Stärke durch die Agitation bewußt geworden, wollte das Volk sich nicht beruhigen. Als 1841 die Tories unter Peel wieder ans Ruder kamen, erneuerte O'Connell die Repealassociation, für die nun auch der katholische Klerus eintrat. Überall wurden Massenmeetings abgehalten, zwischen Katholiken und Orangisten kam es zu blutigen Zusammenstößen, und zahlreiche Pachter verweigerten den Pachtzins. Daher wurden 1843 von neuem Truppen nach J. gesandt und das Tragen von Waffen verboten. 1845 und 1846 hatte J. eine vollständige Mißernte; eine entsetzliche Hungersnot brach aus, und die Menschen starben zu Tausenden, während viele nach Amerika auswanderten, so daß sich die Bevölkerung um fast 2 Mill. verminderte. Die Regierung spendete bereitwilligst Gelder zum Ankauf von Lebensmitteln und gab auch beträchtliche Summen zur Urbarmachung des noch wüst liegenden Ackers und zum Bau von Eisenbahnen her. Gleichwohl wurde die Aufregung in J. nicht beschwichtigt; während des Notstandes waren so viele Gewaltthätigkeiten, Plünderungen, Mordthaten *c.* vorgefallen, daß die Bevölkerung sich daran gewöhnt hatte. Daher wurde 1847 die Polizeimacht verstärkt, das Verbot des Waffenbesitzes erneuert und über eine Anzahl Grafschaften das Ausnahmegesetz verhängt.

Nach der französischen Februarrevolution 1848 bildete sich im Gegensatz zu der Repealagitation, welche O'Connell (gest. 1847) in gesetzlichen Schranken zu halten gesucht hatte, der Bund des »jungen Irland«, dessen Ziel die gewaltsame Losreißung Irlands vom britischen Reiche war. Er fand zahlreichen Anhang, und unverhohlen wurden Rüstungen und Waffenübungen vorgenommen. John Mitchells »United Irishman« predigte offene Empörung gegen die britische Herrschaft, und Smith O'Brien berief einen Nationalkonvent von 300 Abgeordneten nach Dublin. Die Regierung erlangte vom Parlament die Genehmigung einer »Bill zum Schutz der Krone« und schritt nun energisch ein. Der Nationalkonvent wurde verboten, Mitchell zur Deportation verurteilt, Dublin und andre Grafschaften unter Kriegsgesetz gestellt und die Habeaskorpusakte zeitweilig aufgehoben. Als gleichwohl die revolutionären Klubs ihre Thätigkeit nicht einstellten, auch ein Teil der Repealer als Irish League in die Bewegung eintrat und Smith O'Brien, von den Massen als König von Munster begrüßt, bewaffnete Haufen um sich sammelte, sprengte die Polizei dieselben bei Ballingarry auseinander u. verhaftete die Führer, welche zum Tode verurteilt, aber zur Deportation begnadigt wurden. Im Winter erneuerte sich, nach kurzer Unterbrechung infolge der reichen Ernte von 1847, der materielle Notstand; dazu kam 1849 die Cholera. Wiederum verminderte sich durch Tod und Auswanderung die Bevölkerung, nicht aber ihr Haß gegen die sächsischen Unterdrücker, deren reiche Almosen nicht das mindeste zur Besänftigung dieses Hasses beitrugen. Das hungernde Volk war verwildert und hatte sich an Geheimbündelei und Gewaltthaten gewöhnt. In den zahlreichen, nach Nordamerika ausgewanderten Iren fand man Bundesgenossen für die Losreißung von England. Während des Sezessionskrieges in Nordamerika (1861—65), in welchem auf Seite des Nordens viele Iren kämpften, schien sich die Möglichkeit eines Krieges zwischen der Union und England zu bieten, welcher der irischen Agitationspartei die günstigsten Aussichten eröffnete. So entstand Ende 1861 in Amerika der Bund der Fenier (s. d.), welcher eine revolutionäre Erhebung gegen die englische Herrschaft in J. plante; in Amerika stand John O'Mahony an der Spitze, die Leitung der Bewegung in J. übernahm J. James Stephens. Dieser veranstaltete besonders im Westen Irlands seit Anfang 1862 zahlreiche Meetings, bei welchen die neuen Bundesbrüder aufgenommen und durch einen Eid verpflichtet wurden, sich jederzeit auf den Ruf der Führer bereit zu halten. Als Parteiorgan wurde im November 1863 »The Irish People« in Dublin gegründet. Da die Regierung dem Treiben der Fenier gleichgültig zusah, so gewannen sie im Norden und Westen viele Anhänger. In Amerika versammelte O'Mahony im November 1863 einen Fenierkongreß in Chicago. Das Jahr 1865 war zum Jahr des Handelns bestimmt; in diesem sollte das Banner der irischen Republik entfaltet werden. Von allem genau unterrichtet, griff nun die englische Regierung energisch ein: im September 1865 wurde das Gebäude des »Irish People« in Dublin besetzt, die Leiter der Agitation verhaftet, die Papiere der Redaktion mit Beschlag belegt und aus ihnen die Kenntnis des Ganges und des Zweckes der Bewegung sowie der Namen der wichtigsten Mitglieder gewonnen. Nun wurde in den westlichen Distrikten die Militärmacht verstärkt, der Belagerungszustand verkündet u. zahlreiche Personen verhaftet, während die Emissäre aus Amerika von Kriegsschiffen abgefangen wurden. Durch Spezialkommissionen in Dublin u. Cork wurden die besonders Kompromittierten abgeurteilt und 1866 die Habeaskorpusakte für J. außer Kraft gesetzt. In Amerika wurde im Oktober 1865 ein zweiter fenischer Kongreß in New York abgehalten, der eine förmliche Regierung für J. einsetzte, welche freilich durch innern Zwist lahmgelegt wurde. In J. äußerte sich die Wut der Fenier in einer Reihe blutiger Greuelthaten: in London wurde, um den fenischen Häuptling Burke zu befreien, im Dezember 1867 das Clerkenwellgefängnis in die Luft gesprengt, wobei zahlreiche Personen das Leben verloren, Burke aber nicht befreit wurde. Diese Verbrechen raubten dem Fenierbund alle Sympathien. Dazu kam, daß das Gladstonesche Ministerium durch wichtige Reformen die gerechten Beschwerden Irlands abzustellen

Digitized by Google

bemüht war. Eine irische Reformbill von 1868 vermehrte durch Herabsetzung des Zensus in den Städten von 12 auf 4 Pfd. Sterl. die Zahl der Wähler. Nach langem Widerstreben des Oberhauses wurde von Gladstone auch das Gesetz über die Entstaatlichung der irischen Kirche (Disestablishment of the Irish Church) durchgebracht, wodurch eine seit 3 Jahrhunderten bestehende Ungerechtigkeit, welche einem überwiegend katholischen Land eine reichdotierte protestantische Kirche aufdrängte, endlich beseitigt wurde; die Güter der Kirche wurden zum Teil den auf ihnen lebenden Pachtern gegen Jahresraten verkauft und 6000 freie Bauerngüter auf irischem Boden geschaffen. Die Lage der übrigen Pachter sollte die Landakte von 1870 bessern, indem sie die Grundbesitzer verpflichtete, wenn sie den Pachtern kündigten, ihnen Enschädigung für die auf den Gütern errichteten Bauten und Ameliorationen zu zahlen (Ulsterbrauch, weil es so schon in Ulster Vorschrift gewesen war), und den Pachtern durch Vorschüsse aus Staatsmitteln den Ankauf der von ihnen bewirtschafteten Grundstücke erleichterte.

Die Agitation in J. wurde hierdurch in ein ruhigeres Fahrwasser gelenkt, jedoch keineswegs unterdrückt. 1872 traten die irischen Mitglieder des Parlaments zum größten Teil unter Führung Butts und Sullivans zu einer besondern Fraktion zusammen; dieselbe bezeichnete Homerule als ihr Ziel, d. h. Selbstregierung Irlands durch ein eignes, in Dublin tagendes Parlament und ein diesem verantwortliches Ministerium. Wenn auch ihre eignen Anträge im Parlament regelmäßig abgelehnt wurden, so gewann doch die Partei der Homerulers zwischen Liberalen und Konservativen immer mehr Einfluß und nahm die Leitung der nationalen Bewegung in J. in die Hand. Seit 1880 Parnell Führer der Homerulers wurde, setzten sie, um ihren Forderungen und Beschwerden Gehör zu verschaffen, im Parlament die systematische Obstruktion ins Werk: mit allen Mitteln, welche die schwerfällige Geschäftsordnung des englischen Parlaments bot, störten sie die ordnungsmäßige Erledigung der parlamentarischen Geschäfte und erreichten wirklich, daß trotz mancher Änderungen in der Geschäftsordnung die ganze Gesetzgebung ins Stocken geriet. In J. gründete Parnell 1880 die Landliga, welche die völlige Umgestaltung der Agrarverhältnisse erstrebte; die bisherigen Pachter sollten freie Grundbesitzer werden. Zahlreiche Volksversammlungen wurden abgehalten, um das Volk aufzuregen und einen Druck auf die Regierung auszuüben. Die agrarischen Verbrechen erneuerten sich; die weithin gefürchteten »Mondscheinbanden« durchzogen das Land, verhinderten durch den schlimmsten Terrorismus die Zahlung der Pachtrente und rächten an den Grundbesitzern die Anwendung ihrer gesetzlichen Rechte durch Gewaltthaten; namentlich wurde auch das System das Boycotting (s. Boycott) angewendet, um den Befehlen der Liga Gehorsam zu verschaffen. Gladstone, der seit 1880 wieder an der Spitze der Regierung stand, suchte zwar das Ansehen derselben durch einige Zwangsgesetze zu wahren, gleichzeitig aber die Iren durch weitere Zugeständnisse zu beruhigen. Ein zweites Landgesetz von 1881 schuf in J. eigne Gerichtshöfe, welche auf Anrufen der Pachter oder der Grundherren einen gerechten Pachtzins auf 15 Jahre festzusetzen befugt waren; es erlaubte ferner den Pachtern, ihr Pachtrecht jederzeit zu verkaufen, wobei den Grundherren nur ein Vorkaufsrecht eingeräumt wurde, und gewährte neue und bedeutende Erleichterungen für die Umwandlung des Pachtbesitzes in freies Eigentum. Allein Parnell und seine Anhänger verwarfen diese Zugeständnisse auf einer Konvention der Landliga (September 1881) und wollten nur eine völlige Abschaffung der Pachtzinse, d. h. eine Expropriation der Grundherren, als eine befriedigende Lösung der Landfrage ansehen; außerdem erhielten sie das Programm des Homerule in vollem Umfang aufrecht. Die Regierung löste nun die Liga auf und ließ Parnell und andre Führer derselben verhaften (Oktober 1881). Dies setzte aber dem Terrorismus der Landligisten, an deren Stelle sofort eine Nationalliga trat, kein Ziel. Selbst als die Regierung mit den Verhafteten den Pakt von Kilmainham schloß, in welchem sie sich verpflichteten, für Beruhigung und gesetzliches Verhalten der Bevölkerung zu wirken, und sie dann freiließ (April 1882), hörten die Gewaltthaten nicht auf, weil Parnell und seine Genossen ihr Versprechen nicht hielten oder halten konnten. Die Ermordung des neuen Obersekretärs für J., Lord Cavendish, und seines Unterstaatssekretärs Burke (6. Mai 1882) im Phönixpark zu Dublin und der Prozeß gegen die Mörder zeigten, wie sehr der leidenschaftliche Haß gegen England in gewissen Schichten der Bevölkerung verbreitet und die Achtung vor Gesetz und Recht geschwunden war.

Um diesen unheilvollen Zuständen ein Ende zu machen, beschloß Gladstone, die politische Hauptforderung der Iren, das Homerule, zu bewilligen. Seine demokratische Wahlreformbill von 1884 hatte die Zahl der Wähler aus den niedern Klassen so vermehrt, daß die irischen Homerulers bei den Neuwahlen für das Parlament Ende 1885 nicht weniger als 86 Sitze gewannen und, da weder die liberale noch die konservative Partei im Unterhaus allein die Mehrheit hatte, die ausschlaggebende Partei wurden. Bei den Wahlen waren die Parnelliten noch mit den Tories zusammengegangen; gleich nach dem Zusammentritt des neuen Parlaments trat aber Gladstone mit ihnen in Verbindung und stürzte mit ihrer Hilfe im Januar 1886 das konservative Kabinett Salisbury. Als Premierminister legte er darauf dem Unterhaus zwei Gesetzentwürfe vor, welche die irische Frage endgültig regeln sollten. Der eine bewilligte Geldmittel aus dem Staatsschatz, um den Grundbesitz in J. in das Eigentum irischer Bauern überzuführen. Der andre erfüllte das Verlangen der Iren nach Homerule: er bestimmte die Errichtung eines irischen Parlaments in Dublin, das mit einem ihm verantwortlichen Ministerium die Regierung des Landes führen sollte. Der Entwurf rief in J. die größte Aufregung hervor, bei den Homerulers begeisterten Beifall, bei den Protestanten, die besonders in Ulster das Übergewicht hatten, große Beunruhigung; denn sie befürchteten eine ultramontane Mehrheit im künftigen irischen Parlament und eine Vergewaltigung durch dieselbe und verlangten daher für den Fall der Annahme des Gesetzes die Trennung Ulsters von J. Aber auch in England war ein Teil der liberalen Partei mit der Zerreißung der mühsam geschaffenen Reichseinheit nicht einverstanden und verweigerten Gladstone die Heeresfolge. Daher wurde das Homerulegesetz 7. Juni 1886 vom Unterhaus abgelehnt, worauf dasselbe aufgelöst wurde. Bei den Neuwahlen verbanden sich die Gladstonianer mit den Parnelliten, die liberalen »Unionisten« mit den Konservativen. Die letztern siegten, und Gladstone machte Salisbury wieder Platz. In J. rief diese Wendung nicht geringe Enttäuschung und eine Wiederaufnahme

Digitized by

der Agitation hervor. Die Führer der Nationalliga gaben das Losungswort aus, keinen Pachtzins (No rent) zu zahlen oder diesen an Vertrauensmänner der Liga zu entrichten, und das Boycotten und die Gewaltthaten gegen die Ungehorsamen nahmen wieder ihren Anfang. Die Regierung schritt auf Grund von Zwangsgesetzen energisch gegen dies Unwesen ein und ließ die Führer verhaften und verurteilen. Die Parnelliten suchten aber auch zu beschwichtigen und gewaltthätige Gesetzesverletzungen zu verhindern, da ihnen daran liegen mußte, zu beweisen, daß das irische Volk des Homerule würdig sei; um so mehr trat Parnell dafür ein, da ihm von den »Times« vorgeworfen wurde, daß er den Mord im Phönixpark gebilligt habe, worüber langwierige Untersuchungen geführt wurden, die zu gunsten Parnells ausgingen. Während nun das konservative Ministerium, dank der Verwaltung des klugen u. energischen Obersekretärs für J., Balfour, einerseits mit starker Hand die Ordnung in J. aufrecht erhielt, anderseits durch allerhand gesetzgeberische und administrative Maßregeln, namentlich ein neues Landankaufsgesetz von 1891, die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der Insel zu heben suchte, ohne doch dadurch die hartnäckige Opposition der Homerulers versöhnen zu können, brach im Herbst 1890 in der letztern Partei eine Spaltung aus. Am 17. Nov. 1890 war Parnell in einem ärgerlichen Ehebruchprozeß für schuldig erklärt worden, worauf Gladstone in einem offenen Briefe sich von ihm lossagte und die irische Parlamentspartei 7. Dez. in zwei Teile auseinanderfiel. Die große Mehrheit der Partei (Antiparnelliten) setzte Parnell als Führer ab und erwählte den Schriftsteller Justin Mac Carthy zu seinem Nachfolger; die Minderheit (Parnelliten) blieb dem »ungekrönten König von J.« treu, und die Spaltung dauerte auch nach dem Tode Parnells (6. Okt. 1891) fort. An seiner Stelle übernahm jetzt der Abgeordnete John Redmond die Führung der Parnelliten. Beide Parteien, von denen die der Parnelliten die radikalere war, bekämpften einander auf das heftigste, aber in ihrer Opposition gegen das Ministerium Salisbury waren sie einig, und mit den Gladstonianern agitierten sie inner- und außerhalb des Parlaments aufs heftigste gegen die Regierung. Diese brachte in der Parlamentstagung zwei neue große Gesetze zur Besserung der irischen Verhältnisse ein, von denen das eine die Lokalverwaltung in J. durch die Einführung von gewählten Grafschafts- und Baronialräten umgestalten, das andre obligatorischen und unentgeltlichen Volksschulunterricht einführen sollte. Nur das letztere ging durch; das erstere, von den Liberalen u. Iren heftig bekämpft, wurde zurückgezogen, da das Parlament schon 28. Juni geschlossen ward, um bald darauf aufgelöst zu werden. Bei den Neuwahlen siegten die verbündeten Gladstonianer und Iren; 12. Aug. 1892 trat Salisbury zurück und Gladstone bildete das neue Kabinett, in welchem Morley das irische Portefeuille übernahm. Dieses brachte 13. Febr. 1893 eine neue Homerulebill ein, in welcher die Errichtung eines aus zwei Häusern bestehenden irischen Parlaments mit dem Sitz in Dublin und eines dem Vizekönig zur Seite stehenden Kabinetts (Exekutivkomité des Geheimen Rates von J.) vorgeschlagen wurde. 80 irische Abgeordnete sollten Mitglieder des Reichsparlaments bleiben, aber von der Abstimmung bei allen auf Großbritannien allein (ohne J.) bezüglichen Vorlagen ausgeschlossen sein. Die Zolleinkünfte Irlands sollten Reichsangelegenheit sein und als angemessener Beitrag Irlands zu den Reichsausgaben betrachtet werden. Die Bill wurde von den konservativen und liberalen Unionisten auf das heftigste bekämpft, aber nachdem 30. Juni, um ihr Durchgehen zu ermöglichen, die Bestimmungen der Geschäftsordnung geändert waren, mit einigen Veränderungen 1. Sept. vom Unterhaus in dritter Lesung angenommen. Das Oberhaus jedoch lehnte sie 9. Sept. ab; von 460 anwesenden Peers stimmten nur 41 (darunter 21 Mitglieder der Regierung) für die Vorlage. In der Session von 1894, während welcher sich nach dem Rücktritt Gladstones und seiner Ersetzung durch Lord Rosebery die Parnelliten von der Regierung lossagten und zur Opposition übertraten, wurde die Homerulebill nicht erneuert, aber ein Gesetz zu gunsten der exmittierten irischen Pachter eingebracht, das zwar im Unterhaus durchging, im Oberhaus aber 13. Aug. abgelehnt wurde. Auch in der Session von 1895 bekämpften die Parnelliten die Regierung, und ein von Redmond eingebrachtes Amendement zur Adresse, welches Auflösung des Parlaments verlangte, um den Wählern die Homerulefrage zu unterbreiten, wurde von den Unionisten unterstützt, aber trotzdem 11. Febr. 1895 mit 256 gegen 236 Stimmen abgelehnt.

[**Geschichtslitteratur.**] Vgl. »Rerum hibernicarum scriptores veteres«, mit lateinischer Übersetzung der irischen Texte von O'Connor (Lond. 1814—26, 4 Bde.); Cox, Hibernia anglicana (das. 1689—90, 2 Bde.); Leland, The history of Ireland from the invasion of Henry IV (das. 1773, 3 Bde.); Gordon, History of Ireland from the earliest account to the accomplishment of the union with Great Britain (das. 1806, 2 Bde.); die Darstellungen der irländischen Geschichte von Burdy (das. 1819), O'Driscol (das. 1827, 2 Bde.), Lindau (fortgesetzt von Brandes, Leipz. 1829—46, 2 Bde.), Th. Moore (Lond. 1839, 4 Bde.), O'Grady (das. 1881, 2 Bde.), Walpole (das. 1882) und O'Conor (»History of the Irish people«, 2. Aufl., Manchester 1887). Von Spezialwerken: O'Curry, On the manners and customs of the ancient Irish (Lond. 1873, 3 Bde.); Joyce, Origin and history of Irish names of places (5. Aufl., Dublin 1883, 2 Bde.); Hassencamp, Geschichte Irlands von der Reformation bis zu seiner Union mit England (Leipz. 1886); Bagwell, Ireland under the Tudors (Lond. 1885—90, 3 Bde.); Gilbert, History of the viceroys of Ireland (Dublin 1865); Lecky, The leaders of the public opinion in Ireland (Lond. 1871); Derselbe, Ireland in the eighteenth century (neue Ausg. 1892, 5 Bde.); O'Brien, Parliamentary history of the Irish land question (Lond. 1887); Montgomery, History of land tenure in Ireland (Cambridge 1889); Thebaud, The Irish race in the past and the present (Philad. 1873); Froude, The English in Ireland in the XVIII. century (2. Aufl., Lond. 1881, 3 Bde.); Killen, Ecclesiastical history of Ireland (das. 1875, 2 Bde.); Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in J. (Mainz 1890—91, 3 Bde.); Maine, Early history of Irish institutions (Lond. 1875).

Irländisches Perlmoos, s. Carragaheen.

Irmák (türk.), soviel wie Fluß.

Irmãos (spr. irmäungs), Serra dos hous (»Gebirge der beiden Brüder«), Gebirgszug im nordöstlichen Brasilien, zwischen den Staaten Piauhy und Pernambuco, 250 km lang, benannt nach zwei nahe bei einander stehenden Gipfeln (410 m), bildet die Wasserscheide zwischen dem São Francisco und dem Parnahyba; letzterm fließt von ihm der Piauhy zu.

Digitized by Google

Irmensäulen, s. Irmin.

Irmer, Karl, Maler, geb. 28. Aug. 1834 in Babitz bei Wittstock, bildete sich in Dessau bei dem Hofmaler Becker und seit 1855 in Düsseldorf bei Gude. Auf häufigen Studienreisen in Deutschland, Österreich, Frankreich und Belgien sammelte er die Motive zu seinen fein empfundenen, stimmungsvollen Flachlandschaften, die meist Wiesen mit weidendem Rindvieh darstellen. Von ihnen sind zu nennen: Mondaufgang, Dieksee bei Gremsmühlen in Holstein (1876, Nationalgalerie zu Berlin), Landschaft von Rügen, Köhlerei aus dem Ilsethal im Harz, Landschaft in Holstein, Abend auf Rügen, ostfriesische Gehöfte auf Sylt, Straße aus Ilsenburg, Abenddämmerung, Schierke im Harz, Bodethal im Harz, von der Insel Borkum, im Selkethal und bei den Externsteinen. I. lebt in Düsseldorf und besitzt die kleine goldene Medaille der Düsseldorfer Kunstausstellung.

Irmin (Ermin, d. h. »der Erhabene«, v. angelsächs. yrmen, »unermeßlich«), der göttliche Stammvater des westgermanischen Stammes der Erminonen (Herminonen), wahrscheinlich identisch mit dem alten Himmelsgott Ziu (altnord. Tyr, s. d.). Seine Verehrung war jedoch nicht auf jenen Stamm beschränkt: von den heidnischen Sachsen wird berichtet, daß sie zu Ehren dieses Gottes gewaltige Baumstämme, die sogen. Irmensäulen (Irminsûli), errichteten, so bei Scheidungen (nach dem Siege über die Thüringer) und bei Eresburg in Westfalen; diese zweite, die als Nationalheiligtum des Volkes galt, ward von Karl d. Gr. 772 zerstört. — Als Appellativum hat sich das Wort I. in den altgermanischen Dialekten meist nur als erstes Glied von Kompositis erhalten, in denen es den Begriff des zweiten Wortes verstärkt: althochd. irmindiot, »das gesamte Volk«; altnord. Jormungandr, »das gewaltige Ungeheuer« (die Midgardsschlange), jormungrund, »unermeßliche Ebene« ꝛc. Besonders beliebt war es in Eigennamen: Ermanarich, »der erhabene Herrscher«, Irmingard, Irminfrid ꝛc. Vgl. M. Rieger in Haupts »Zeitschrift für deutsches Altertum«, Bd. 11 (1859), und besonders K. Müllenhoff, ebenda, Bd. 23 (1879).

Irmisch, Johann Friedrich Thilo, Botaniker, geb. 14. Jan. 1816 in Sondershausen, gest. daselbst 28. April 1879, studierte seit 1836 in Halle Theologie, Philosophie und Botanik und erhielt 1844 eine Anstellung am Gymnasium in Sondershausen, welchem er bis zu seinem Tode angehörte. Seinen Ruf als Morpholog von der Richtung Schimpers und Brauns begründete I. durch das Werk »Zur Morphologie der monokotyledonischen Knollen- und Zwiebelgewächse« (Berl. 1850), in welchem er neben der Sproßfolge auch die Lebensverhältnisse dieser Pflanzen in lichtvoller Weise darstellte. Er schrieb: »Beiträge zur vergleichenden Morphologie der Pflanzen« (Halle 1854—63, 4 Tle.); »Über einige Botaniker des 16. Jahrhunderts, welche die Flora Thüringens und des Harzes erforschten« (Sondersh. 1862), und hinterließ eine umfassendere Arbeit über Sproßfolge für das »Handbuch der physiologischen Botanik« von Hofmeister, De Bary und J. Sachs als Manuskript.

Irnerius (auch Yrnerius, Hirnerius, Hyrnerius, Warnerius, Werneius, Guarnerius, Gernerius), ein ausgezeichneter Jurist des 11. und 12. Jahrh., Stifter der Bologneser Schule der sogen. Glossatoren (s. Glosse), ward in Bologna nach 1050 geboren und ist daselbst wohl spätestens 1130 gestorben. Unsre bisherige, wesentlich auf Savignys Forschungen beruhende Kenntnis seines Lebens und seiner Werke ist in allerneuester Zeit durch Fittings Untersuchungen erweitert und berichtigt worden. I. war schon in jungen Jahren Lehrer der Dialektik und Rhetorik an der Artistenschule seiner Vaterstadt, widmete sich aber bald, von der Markgräfin Mathilde angeregt, dem Studium der Justinianischen Rechtsbücher, und zwar vermutlich an der Rechtsschule zu Rom, wo er auch als Rechtslehrer gewirkt zu haben scheint, und wo er jedenfalls seine »Quaestiones de juris subtilitatibus« (einen Versuch zur Lösung der in diesen Rechtsbüchern enthaltenen Widersprüche in dialogischer Form) verfaßt hat (1. Ausg. von Fitting, Berl. 1894). Infolge der kriegerischen Wirren des Jahres 1084, die zur Auflösung jener Schule führten, kehrte I. nach Bologna zurück und gründete dort eine neue Rechtsschule. Sein bedeutendstes Werk ist eine ebenfalls zuerst von Fitting (Berl. 1894) herausgegebene, früher dem Placentin zugeschriebene »Summa Codicis«, die ihn als ersten und zugleich bedeutendsten Rechtssystematiker des Mittelalters erscheinen läßt. Vielleicht sind seine sogen. »Authentiken«, d. h. in den Justinianischen Kodex eingeschaltete Auszüge aus den Novellen, eine Vorarbeit dazu. Sonst besitzen wir von I. außer zahlreichen, nur zum kleinsten Teil gedruckten Glossen bloß einige kleine Bruchstücke und ein »Formularium tabellionum«, d. h. eine Anweisung für Notare, in einer spätern Umarbeitung (hrsg. von Palmieri, Bologna 1888). Vgl. Del Vecchio, Notizie di Irnerio e della sua scuola (Pisa 1869); G. Pescatore, Die Glossen des I. (Greifsw. 1888); Fitting, Die Anfänge der Rechtsschule zu Bologna (Berl. 1888) und dessen Einleitungen zu den oben citierten Ausgaben.

Irnis, schweizer. Ort, s. Giornico.

Iro, Seebecken im südlichen Wadai in Afrika, unter 10° nördl. Br., welches den Bahr es Salamat aufnimmt und wahrscheinlich zum Schari abfließt.

Iroha, Name des japan. Hiragana-Silbenalphabets, so genannt nach den drei ersten Silben i-ro-ha. S. Japanische Litteratur.

Irokesen (franz. Iroquois), gemeinsamer Name für eine Gruppe sprachlich verwandter Indianerstämme, welche zur Zeit der Entdeckung Amerikas an beiden Ufern des Lorenzstromes und im heutigen Staate New York wohnten und sich durch geistige Begabung, Pflege des Ackerbaues und der Künste und entwickeltes Regierungssystem auszeichneten. Sie zerfielen in eine nördliche und eine südliche Gruppe, deren erstere sich wieder in eine östliche und westliche Abteilung spaltete. Zu letzterer gehörte der berühmte Fünfvölkerbund, durch den in der Mitte des 15. Jahrh. der Onondagahäuptling Hiawatha (s. d.) seinen Stamm mit den Mohawks, Oneida, Cayuga und Seneca verband. Im Anfang des 18. Jahrh. gelangte dieser Bund durch Besiegung der Algonkin und der mit ihnen verbündeten, zu der westlichen Gruppe der I. gehörigen Huronen (s. d.) und durch die Aufnahme der Tuscarora, eines südlichen Irokesenstammes, als sechste Nation (1712) auf den Gipfel seiner Macht. Um 1776 wanderten die Mohawk nach Kanada aus, ihnen folgten die Tuscarora und Oneida. Überreste der fünf Nationen nnd der Tuscarora finden sich noch in Oberkanada, im Staat New York (1890: 5239 Seelen in neun Reservationen) und in Reservationen westlich vom Mississippi. Die Gesamtzahl aller I. betrug 1890: 15,870, darunter 7387 in den Vereinigten Staaten. Die Sprache der I. hat der Abbé Cuoq lexikalisch bearbeitet (Montreal 1882). Vgl. Schoolcraft, Notes

Digitized by Google

on the Iroquois (Albany 1847); **Hale**, The Iroquois book of rites (Philad. 1883); **Donaldson**, The six nations of New York (Washington 1892).

Irön, im der Veilchenwurzel enthaltener Stoff, s. Iris.

Iron, Volk, s. Osseten.

Ironbridge (spr. air'nbridsch), Ort in Shropshire (England), im tiefen Thal des Severn, über den die 1779 von A. Darby erbaute gußeiserne Brücke führt, zum städtischen Bezirk von Madeley (s. d.) gehörig.

Iron-clad (engl., spr. air'n-klädd, »eisengepanzert«), Panzerschiff.

Ironie (griech. eironeia), die Gattung der Komik (s. Komisch), bei der ein Berechtigung oder Anerkennung Forderndes, insofern »erhaben« sich Gebärdendes in nichts zergeht eben durch die Art, wie es scheinbare Berechtigung gewinnt, anerkannt wird, sich behauptet, sich auswirkt, in seine Konsequenzen fortgeht oder verfolgt wird. Das Wesen der I. ist kurz gesagt die komische Selbstvernichtung. Entsprechend den beiden ersten Hauptgattungen des Komischen überhaupt kann die I. objektive oder subjektive (witzige) I. sein. Objektive I. (I. des Schicksals) liegt in dem Geschehen oder Thun, das, auf ein bestimmtes Ziel gerichtet, schließlich nur dazu dient, dies Ziel zu vereiteln, also in seinen Konsequenzen sich selbst zunichte zu machen. Subjektive I. oder I. als Art des Witzes ist die Negierung des Sinnes eines Wortes, der Wahrheit einer Behauptung oder Meinung durch scheinbares Geltenlassen, Bestätigen, Weiterführen, scheinbar ernstgemeinte Ziehung der Konsequenzen. Als Lehrmethode tritt diese I. bei Sokrates, als Weise der Kunstkritik in der romantischen Schule auf. Gewisse romantische Ästhetiker, wie Solger und Tieck, verstanden unter I. das freie Spiel des Künstlers mit seinem Stoff, oder, nach Tiecks Ausdruck, die letzte Vollendung eines Kunstwerkes, jenen Äthergeist, der befriedigt und unbefangen über dem Ganzen schwebt. Andre, wie namentlich Fr. Schlegel, haben den Begriff der I. dadurch in Verruf gebracht, daß sie darunter ein Sich-hinweg-setzen über alles Wesentliche und Ernste, ein blasiertes Über-alles-hinaus-sein verstanden. Eine verschärfte, schneidendere Spielart der I. ist der **Sarkasmus**. Die I. gewinnt, wie die Komik überhaupt, ästhetischen Wert, wenn sie nicht bloß vernichtet, sondern ein ästhetisch, also menschlich Wertvolles oder Wertvolles der Persönlichkeit zum positiven Genuß darbietet (s. Ästhetik), wenn sie mit einem Worte zum ironischen **Humor** (s. d.) wird. Dabei kann wiederum ein ironischer Situations- (oder Schicksals-) und ein ironischer Charakterhumor unterschieden werden. Jener läßt ein gutes oder berechtigtes menschliches Wollen in seiner Bethätigung und durch dieselbe in einen komischen Konflikt sich verstricken, dann aber wiederum im natürlichen Fortgang des Geschehens diesen Konflikt sich lösen und jenes Wollen zum glücklichen Ende gedeihen. Beim ironischen Charakterhumor dagegen fängt sich ein thörichtes Wollen in seinen eignen Schlingen, um dadurch zur gesunden Vernunft zurückgebracht zu werden und schließlich gleichfalls zu glücklichem Ende auszuschlagen. Seine höchste Höhe erreicht der ironische Humor, wenn (wie in den »Vögeln« des Aristophanes und gewissen Shakespeareschen Gestalten) das Vernünftige und Gute, ohne sein Wesen aufzugeben, äußerlich närrisch wird und in Narrheit scheinbar aufgeht, aber eben durch sein närrisches Gebaren die echte und schädliche, herrschende und sich großdünkende Narrheit lachend ad absurdum führt und der gesunden Vernunft die Herrschaft erobert. Vgl. **Schasler**, Das Reich der I. in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung (Berl. 1879).

Iron Mountain (spr. air'n mauntin), 1) Stadt in der Grafschaft Menominee des nordamerikan. Staates Michigan, am Menomineefluß, Bahnknotenpunkt und Mittelpunkt des Menominee Range-Eisendistrikts (Jahresproduktion 1,2 Mill. Ton. Erz) mit (1890) 8599 Einw. — 2) Dorf in der Grafschaft Francois des Staates Missouri, mit (1890) 1101 Einw., berühmt durch einen 327 m hohen, unregelmäßigen Porphyrhügel, den zahlreiche Erzadern durchziehen und eine 2—9 m starke Schicht von Spiegeleisenerz (fast 70 Proz. Metall) bedeckt. Bisher wurden dem Berg mehr als 5 Mill. Ton. Erz entnommen.

Iron-oak (engl., spr. air'n-ôk), s. Eiche, S. 432.

Iron-sand (engl., spr. air'n-ßänd, »Eisensand«), soviel wie eisenschüssiger Sandstein oder Bohnerz.

Ironside (engl., spr. air'n-ßaid, »Eisenseite«), Beiname des Königs Edmund (s. d. 3) von England.

Iron-stone (spr. air'n-ßtôn), s. Thonwaren.

Ironton (spr. air'ntön), Hauptstadt der Grafschaft Lawrence des nordamerikan. Staates Ohio, am Ohio, in der Nähe ergiebiger Eisen- und Kohlengruben, mit Hochöfen, Walzwerken, Maschinenfabriken, Kessel- und Nagelschmieden und (1890) 10,939 Einw.

Ironwood (spr. air'nwudd), Stadt in der Grafschaft Gogebic des nordamerikan. Staates Michigan, Mittelpunkt des Gogebic Range-Eisendistrikts (Jahresproduktion 1,2 Mill. Ton. Erz), mit (1890) 7745 Einw.

Iroquois (franz., spr. -tŭá), Volk, s. Irokesen.

Iros (auch **Arnäos**), ein unverschämter Bettler in Ithaka, welcher von Odysseus im Faustkampf bezwungen wird; sprichwörtlich für Bettler überhaupt.

Irradiation (lat., »Einstrahlung«), eine optische Täuschung, welche darin besteht, daß helle Gegenstände auf dunklem Grunde größer und dunkle Gegenstände auf hellem Grunde kleiner erscheinen, als sie wirklich sind. Man beobachtet die I. besonders auffällig an der Mondsichel, welche einer Scheibe von größerm Halbmesser anzugehören scheint als der sehr schwach beleuchtete Rest des Mondes, da sie über letztern übergreift. Ein weißes Quadrat auf schwarzem Grunde erscheint bei intensiver Beleuchtung und weitem Abstand vom Auge größer als ein gleich großes schwarzes Quadrat auf weißem Grunde. Die I. zeigt sich bei allen Entfernungen von der Weite des deutlichen Sehens bis zu unendlicher Entfernung. Je stärker die Helligkeit des Objekts ist, desto auffallender ist die Vergrößerung durch die I. Nach Plateau erklärt sich die I. durch eine Ausbreitung des Lichteindrucks auf der Netzhaut unsers Auges, nach Helmholtz genügen zur Erklärung die Zerstreuungskreise, die selbst bei vollkommener Akkommodation infolge der sphärischen und chromatischen Aberration des Auges noch auftreten. Vgl. **Plateau**, Mémoire sur l'irradiation (Brüssel 1839); **Derselbe** in Poggendorffs »Annalen« (Ergänzungsband, 1842); **Welcker**, Über I. (Gieß. 1852).

Irrationāl (lat., irrationell), vernunftwidrig, unvernünftig; in der Mathematik Bezeichnung für eine Zahl, die in Bezug auf die Einheit inkommensurabel (s. d.) ist, deren Wert man daher nicht völlig genau, sondern nur annähernd (durch einen unendlichen, nicht periodischen Dezimalbruch) ausdrücken kann. Beispiele bieten die Wurzeln aus ganzen Zahlen, die nicht selbst ganze Zahlen sind, die Kreisumfangszahl $\pi = 3{,}1415926\ldots$ u. a. Der Ausdruck rührt von der falschen Übersetzung des entsprechenden griechischen Wortes her. Die Pythagoreer, die Entdecker

Digitized by Google

des J., nannten es alogos, d. h. unaussprechbar, indem sie richtig erkannten, daß z. B. die Wurzel aus 2 (Verhältnis der Diagonale des Quadrats zur Seite) zwar existiere, sich aber mit den bisherigen Zahlen nicht aussprechen lasse. Die Römer übersetzten logos mit ratio, Vernunft, und so wurden die unaussprechlichen Zahlen zu unvernünftigen. Die irrationalen Zahlen nennt man neuestens **Reihenzahlen** (s. d.), weil sie durch eine unendliche Reihe rationaler Zahlen als deren Grenzabschluß (s. Grenzbegriff) definiert werden. Vgl. die Arbeiten von G. **Cantor** in Crelles Journal und in den »Acta mathematica«; **Kronecker**, Über den Zahlbegriff (in Crelles Journal, Bd. 10, Heft 4); **Dedekind**, Stetigkeit und Irrationalzahlen (Braunschw. 1872); **Christoffel**, Lehrsätze über arithmetische Eigenschaften der Irrationalzahlen (in den »Annali di Matematica pura ed applicata«, 1887); **Bachmann**, Vorlesungen über die Natur der Irrationalzahlen (Leipz. 1892); für die Mittelschulen: **Schubert**, System der Arithmetik und Algebra (Potsd. 1885); **Simon**, Elemente der Arithmetik (Straßb. 1884); **J. Meyer**, Elemente der Arithmetik und Algebra (Halle 1885); **Stolz**, Vorlesungen über allgemeine Arithmetik (5. Aufl., Leipz. 1885—1886, 2 Bde.).

Irrationalismus (lat.), Vernunftwidrigkeit, Mangel an Vernunft oder an Anwendung derselben.

Irrawaddy, Fluß, s. Irawadi.

Irrealis, in der Grammatik die etwas Unwirkliches bezeichnende Form, z. B. ich hätte gesagt (sagte aber nicht).

Irredénta (Italia irredenta, »das unerlöste Italien«), Bezeichnung für eine Parteibewegung in Italien, welche die Befreiung aller italienisch redenden Gebietsteile außerhalb des Königreichs Italien von der Fremdherrschaft und ihre Vereinigung mit Italien erstrebt. Die Bewegung richtet sich also auf die Erwerbung von Südtirol, Görz, Istrien, Triest, Kanton Tessin, Nizza, Corsica und Malta, ja, auch von Dalmatien, als ehemals venezianischer Besitzung, obwohl dort nur ein Teil der städtischen Bevölkerung italienisch spricht. Größere Bedeutung erhielt die Agitation 1878, als Italien bei der Neuregelung der orientalischen Verhältnisse auf dem Berliner Kongreß leer ausging, während Österreich durch den Erwerb Bosniens und der Herzegowina sich den Besitz seiner adriatischen Küstenlande sicherte. Sofort stellte sich Garibaldi an die Spitze der Bewegung, und ihm schlossen sich Radikale, Republikaner und Sozialisten an, um der Regierung neue Schwierigkeiten bereiten zu können. Wegen dieser Zusammensetzung des Vereins richtete er sein Streben auch vor allem auf die Befreiung von Südtirol (Trentino) und Triest von der sogen. österreichischen Gewaltherrschaft, und eine am 21. Juli 1878 in Rom unter Menotti Garibaldis Vorsitz abgehaltene Volksversammlung verlangte sofortige Besetzung von Trient und Triest durch Freiwilligenbataillone. Der damalige Ministerpräsident Cairoli, einst selbst Freischärler, ließ die J. gewähren, wobei sich zeigte, daß sie im Volk selbst wenig Anhang fand und über leere Demonstrationen nicht hinauskam. Erst als die Okkupation von Tunis Italien zur Annäherung an die Kaisermächte veranlaßte, schritt der neue Ministerpräsident Depretis mit Erfolg gegen die Irredentisten ein. Im August 1882 planten Triester Irredentisten ein Bombenattentat gegen den Kaiser Franz Joseph, die Verschwörung wurde aber rechtzeitig entdeckt und ein Mitglied, Oberdank, ergriffen und im Dezember hingerichtet. Wie damals der Minister Mancini, so sprachen sich auch später die Leiter der auswärtigen Politik Italiens wiederholt aufs schärfste gegen die J. aus. Seit dem Abschluß des deutsch-österreichisch-italienischen Dreibundes haben sich republikanische und franzosenfreundliche Agitatoren der Bewegung der J. bemächtigt; dennoch verfügt dieselbe im Lande wie im Parlament nur über eine kleine, aber geräuschvolle Minderheit. Vgl. v. **Haymerle**, Italicae res (Wien 1879).

Irreformābel (lat.), unverbesserlich.

Irregulär (lat.), »unregelmäßig«, alles, was von der Regel abweicht oder ihr widerstreitet. **Irreguläre Raumgestalten** nennt man solche, deren Seiten, Winkel, Ecken u. Flächen nicht von gleicher Größe und Gestalt sind, **irreguläre krumme Linien** solche, die kein bestimmtes, mathematisch ausdrückbares Gesetz verfolgen; auch sie sind durch Fouriersche Reihen ausdrückbar. — **Irreguläre Truppen** sind solche, welche, zum Kriege aufgeboten, in Bekleidung, Ausrüstung und Bewaffnung ungleichmäßig, auch hierin nicht den übrigen Truppen des Heeres gleichen, letzterm in der Regel nicht als fester Bestandteil angehören und selten feste, taktische Verbände bilden. Meist werden sie nur zum kleinen Kriege verwendet. In der Türkei bilden irreguläre Truppen einen wesentlichen Bestandteil der Kriegsmacht (Arnauten, Baschibozuks, Kurden und Tataren), ebenso gibt es solche im russischen Heer (Kalmücken, Tataren, Baschkiren). Die Kosaken haben jetzt eine ganz bestimmte Organisation erhalten, gelten aber offiziell noch immer als Irreguläre. Zu irregulären Truppen sind ferner zu rechnen die österreichischen Panduren, dann Freischaren, Franctireurs, Guerillas &c. und früher Husaren und Kroaten. — J. in der **Botanik** meist soviel wie zygomorph; s. Blüte, S. 128.

Irregularität (lat., »Unregelmäßigkeit«), das Vorhandensein von Mängeln, welche nach katholischem Kirchenrecht eine Person zum Empfang der Priesterweihe ungeeignet machen oder einen Geistlichen von der Ausübung seiner Funktionen oder von der Erlangung der höhern Weihestufen ausschließen. Man unterscheidet dabei zwischen irregularitas ex defectu und i. ex delicto, indem unter defectus ein solcher Mangel verstanden wird, welcher den damit Behafteten zur Ausübung geistlicher Funktionen unfähig macht oder in den Augen des Volkes als unwürdig erscheinen läßt; so z. B. der defectus natalium, d. h. Mangel der ehelichen Geburt, defectus aetatis, Mangel des erforderlichen Alters (für den Bischof 30, für den Priester 25 Jahre), defectus scientiae, Mangel der erforderlichen Kenntnisse, und defectus perfectae lenitatis, Mangel der erforderlichen Herzensmilde, welcher bei solchen Personen angenommen wird, die, wenn auch erlaubterweise, wie z. B. Soldaten im Kriege, den Tod eines Menschen verursacht haben. Irregularitas ex delicto liegt dagegen in Ansehung derjenigen vor, welche sich einer verbrecherischen Handlung schuldig gemacht haben. Wird der fragliche Mangel nicht etwa von selbst beseitigt, wie z. B. bei dem defectus aetatis durch Erreichung des erforderlichen Alters, so kann er nur durch Dispensation seitens des Papstes, in gewissen Fällen auch seitens der Bischöfe, gehoben werden.

Irrelevánt (lat.), »unerheblich«, unwichtig, geringfügig; Irrelevantia, unerhebliche, geringfügige Dinge.

Irreligiosität (spätlat.), Religionslosigkeit, Religionsverachtung.

Digitized by Google

Irrenanstalten (Irrenhäuser), Gebäude zur Aufnahme von Geisteskranken, welche in denselben zweckmäßig beschränkt, verpflegt und ärztlich behandelt werden sollen. Die allgemeinen Erfordernisse einer Irrenanstalt sind teils die eines jeden Krankenhauses (s. d.), teils ergeben sie sich aus den speziellen Zwecken der Anstalt. Sie muß die Beaufsichtigung und Sicherung der Kranken ermöglichen, ohne das Gepräge eines Gefängnisses an sich zu tragen, sie muß daher die Mittel bieten, die verschiedenen Kranken zweckmäßig voneinander zu trennen, und ihnen möglichste Freiheit gewähren, ohne jemals die Gewalt über sie zu verlieren. Abgesehen von der Trennung der Geschlechter trennt man auch die verschiedenen Formen und Zustände des Irreseins und erzielt um so bessere Resultate, je weiter eine solche Trennung durchgeführt wird. Man bedarf Wohn- und Schlafräume, Krankenzimmer für bettlägerige Patienten, Räume für gesellige Unterhaltung, religiöse Übungen, Unterricht, Werkstätten, Gärten, Felder &c. Die Zimmer müssen eine Einrichtung zur unbemerkten Beobachtung der Irren und Simulanten besitzen und alle Gelegenheiten zur Selbstbeschädigung der Kranken (Öfen, Thürklinken, Fensterriegel, Haken, Nägel) möglichst ausschließen. Die Fenster werden in verschiedener Weise verwahrt, in neuerer Zeit aber häufig nur mit Glas von solcher Stärke versehen, daß dasselbe ohne schwere Instrumente nicht zertrümmert werden kann. Abtritte und Badeanstalten erfordern besondere Einrichtungen, und für Tobsüchtige hat man Isolierzellen mit gepolsterten oder dick mit Kautschuk belegten Wänden, so daß die Irren sich nicht beschädigen können. Die Größe der J. schwankt bedeutend, die Zahl der Patienten zwischen 100 und 1200.

Die oberste Leitung einer Irrenanstalt muß einem Arzt überwiesen und alle übrigen Beamten müssen diesem unterstellt werden. Indessen besteht in manchen, selbst den besten englischen J. diese Einrichtung nur scheinbar; der erste Arzt führt neben der therapeutischen Behandlung nur die Oberaufsicht, und die eigentliche Seele der Anstalt ist der Hausmeister und die Aufseherin oder ein Chirurg. In den meisten französischen Anstalten üben die Barmherzigen Schwestern, indem sie dem Arzt zur Seite stehen, einen wohlthätigen Einfluß aus. Der gute Zustand der Anstalt und der gedeihliche Erfolg der Bemühungen des Arztes hängen zum großen Teil von der Beschaffenheit des Wärterpersonals ab. Das Durchschnittsverhältnis der Wärter zu den Kranken hat man wie 1 : 6 angenommen; es ist aber nicht zu übersehen, daß die Kranken höherer Stände mehr unmittelbare Beaufsichtigung, Bedienung und Wartung fordern als die der niedern, und daß zu gunsten jener die Zahl der Wärter für diese nicht verringert werden sollte; denn die Erfahrung lehrt, daß oft die sorgfältigste Behandlung des Wahnsinns nicht eher von Erfolg ist, als bis sie durch die Zuteilung eines besondern Wärters gefördert wird. Lange Zeit hindurch hat man geglaubt, die freie Bewegung namentlich tobender Irren durch äußere Gewaltmaßregeln beschränken zu müssen. In der Neuzeit sucht man die Tobenden gleichsam nur gegen sich selbst zu schützen; im übrigen aber läßt man die Kranken, selbstverständlich unter sorgfältiger Beaufsichtigung, sich frei bewegen und wendet Zwangsapparate nur in den äußersten Fällen an. Bei manchen Irren, welche Nahrungsaufnahme konsequent verweigern, ist Zwangsfütterung erforderlich.

Das Altertum scheint bei ziemlich richtigen Ansichten über die Geisteskrankheiten besondere J. nicht besessen zu haben. Später verwahrte man die Irren als von Dämonen Besessene auf dieselbe Weise und an denselben Orten wie Verbrecher und belud sie auch wie diese mit Ketten. Die ersten wirklichen J. wurden 1409 in Valencia, 1429 in Saragossa und 1436 in Sevilla errichtet. Dann folgte Stockholm 1531, und in Deutschland verwandelte Philipp der Großmütige 1533 die Klöster Haina, Merxhausen und Hofheim in J. Es folgten dann weiter England (Bedlam) 1547, die Türkei 1560, Frankreich (Charenton) 1645, Rußland 1776 und Österreich (Wien) 1784. Welcher Art aber die Behandlung der Irren in diesen Anstalten war, geht z. B. daraus hervor, daß das Volk sich noch zu Ende des 18. Jahrh. an den Sprüngen und dem Geheul der Tollen ergötzte. Erst Pinel (1745—1826) nahm den Irren die Ketten ab, und sein Schüler Esquirol setzte seine Bemühungen fort. Auf Heilung der Irren war man erst seit Anfang dieses Jahrhunderts bedacht. Pienitz in Pirna trennte zuerst 1807 die heilbaren Irren von den unheilbaren, und 1811 wurde die Reihe der absolut getrennten Heil- und Pflegeanstalten mit der Heilanstalt Sonnenstein eröffnet. In Siegburg (Rheinprovinz), Sachsenberg (Mecklenburg) und Winnenthal (Württemberg) folgte man diesem Prinzip, während sonst das gemischte System beibehalten wurde, auch nachdem Damerow mit seinen »relativ-verbundenen Heil- und Pflegeanstalten« hervorgetreten war und einige Orte dies System acceptiert hatten. Im allgemeinen haben diese Systeme weniger Erfolg gehabt als einige fremdländische, die teils aus finanziellen, teils aus wissenschaftlich-praktischen Motiven in Vorschlag gebracht wurden. Die Kosten für die Irrenpflege haben nämlich eine bedenkliche Höhe erreicht (in den fünf neuen Anstalten der Rheinprovinz beträgt das Baukapital 12,000 Mk. pro Kopf), und die Beobachtungen in den gemischten Anstalten ergeben, daß 35—45 Proz. der Kranken bei geringerer Freiheitsbeschränkung viel besser gedeihen als bei der bisherigen Behandlung. Bei dem englischen Cottagesystem, welches in Deutschland nur in Bunzlau nachgeahmt wurde, werden kleine, getrennte Häuser (cottages) in einfachster, ländlicher Bauart außerhalb der Ringmauern der Anstalt, aber doch noch auf dem Terrain derselben zur Aufnahme von ruhigen Kranken errichtet, welche sich hier unter Aufsicht zuverlässiger Dienstleute mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigen. In dem belgischen Dorf Gheel (s. d.) besteht, angeblich seit dem 7. Jahrh., eine Verpflegung ruhiger, ungefährlicher Irren in einzelnen Familien, während eine geschlossene Anstalt (infirmerie) die Behandlung der Kranken überwacht, das Maß der von ihnen zu fordernden Arbeit normiert und sie, sobald und solange es aus irgend welchen Gründen nötig wird, aufnimmt. Eine Nachahmung dieses Systems ist offenbar nur in einer spezifischen Ackerbaubevölkerung möglich und scheitert auch dort, wenn nicht eine eigentümliche Befähigung vorhanden ist. In Schottland hat man 30—40 Proz. aller Irren in Familienpflege gegeben, und in Ellen (Bremen) besteht seit 1779 eine ähnliche Einrichtung. Auch die Staatsanstalt Illenau in Baden bedient sich der Familienpflege gleichsam als Übergang zur völligen Entlassung der Rekonvaleszenten. Bei dem System der agrikolen Kolonie, zuerst 1847 von der Privatirrenanstalt der Gebrüder Labitte in Clermont ausgeführt, werden ruhige, un-

Digitized by Google

gefährliche Kranke auf einem Ökonomiehof untergebracht und bei dem größten Maß von Freiheit mit landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Sicherheitsvorrichtungen werden durchaus vermieden, die Kolonie steht aber mit einer geschlossenen Anstalt in Verbindung, in welche Irre mit akuten Aufregungen und körperlichen Krankheiten sofort zurückversetzt werden. Dies System hat in Einum (Hannover), Zschadraß (Sachsen), Alt-Scherbitz bei Schleuditz (Prov Sachsen) Anwendung gefunden und sehr günstige Resultate ergeben. Für durchaus ruhige, ungefährliche Irre, die bei siechem Körperzustand nicht mehr arbeitsfähig sind, hat man Irrensiechenhäuser gebaut, bei welchen die kostspielige Einrichtung der eigentlichen J. fortfällt. Besondere Schwierigkeiten bietet die Unterbringung der irren Verbrecher, gegen deren Aufnahme sowohl die J. als die Zuchthäuser protestieren. In Irland besteht seit 1850 eine Anstalt für irre Verbrecher in Dundram, welche 150—200 Insassen, darunter ca. 50 Mörder, enthält. Die 1873 errichtete (einzige deutsche?) Heilanstalt für irre Verbrecher in Waldheim (Sachsen) gelangte zu dem Ergebnis, daß die größere Mehrzahl der irren Verbrecher recht gut in gewöhnlichen J. hätte verpflegt werden können; daß die Zahl derjenigen, die besonders strenger Beaufsichtigung bedürfen und also besser ins Zuchthaus gehören, äußerst gering war; daß ferner eine solche Irrenabteilung für ein Zuchthaus eine große Last ist, und daß die Simulationen in derselben sich bedeutend vermehren; endlich daß in der Mehrzahl der Fälle die Genesungen der Neuerkrankten in der Irrenabteilung des Zuchthauses ebensogut zu ermöglichen sind wie in J., daß aber in vielen Fällen der fortgesetzte Aufenthalt im Zuchthaus die Genesung beeinträchtigt, indem die Halluzinationen gesteigert, die Wahnideen befestigt werden. Als besondere Form der J. sind noch die psychiatrischen Kliniken an den Universitäten zu nennen, welche aus dem dringenden Bedürfnis und dem gerechtfertigten Bestreben, die Ärzte mehr, als früher geschehen konnte, in der Psychiatrie zu belehren, hervorgegangen sind. Allgemeine Anerkennung haben in neuester Zeit die Heilanstalten für Nervenkranke gefunden, welche die Behandlung aller chronischen Neurosen und leichten beginnenden Psychosen, die noch nicht in die J. gehören, übernehmen.

Die bei weitem größte Zahl der J. sind Staats- oder öffentliche Anstalten, welche infolge des Dotationsgesetzes vom 8. Juli 1875 in die Verwaltung der Provinzialverbände (Stände) und größern Kommunen übergegangen sind. Sie stehen unter der Leitung und Aufsicht des Provinzialverwaltungsrats, der die Beamten ernennt, beurlaubt rc., mit Ausnahme des Direktors der Provinzialirrenanstalt, welcher nach Anhörung des Provinzialverwaltungsrats auf Vorschlag des Ministers vom König ernannt wird. Diesen Anstalten gegenüber stehen die Privatirrenanstalten, gegründet von einzelnen Personen oder von Genossenschaften, welche sich der Krankenpflege widmen. Diese letztern Anstalten bedürfen einer Konzession von der Verwaltungsbehörde und stehen wie die öffentlichen unter der Kontrolle der höhern Verwaltungsbehörde. Über die Rechtsverhältnisse de J. und besonders über die bei der Aufnahme von Geisteskranken zum Schutze der letztern zu beobachtenden Formalitäten s. Geisteskrankheiten, S. 247 f.

Die Statistik der Geisteskrankheiten weist eine bedeutende Zunahme der Irren nach, aber besonders stark ist die Zahl der in J. Heilung Suchenden angewachsen. Dieses Anwachsen beruht nicht nur auf wirklicher Vermehrung der geistigen Störungen, sondern auch auf besser organisierter Sorge für die Kranken dieser Art, und infolgedessen vor allem auch auf der großen Vermehrung der J. Es hat sich eben die Überzeugung immer allgemeiner Bahn gebrochen, daß die Irren in den in neuerer Zeit so sehr vervollkommten J. viel mehr Aussicht auf Heilung haben als bei der sorgsamsten Pflege in der eignen Familie. In Großbritannien zählte man 1893: 68,868 Geisteskranke, von denen 17,970 in Privatanstalten verpflegt wurden. Von den 17,970 Kranken waren 670, d. h. 4 Proz., mit Paralyse behaftet, ein Prozentsatz, der in Berlin 13 Proz. beträgt. Die jährliche Zunahme der Geisteskranken beläuft sich (nach Siemerling-König) in London auf etwa 550 Personen. Nach dem amtlichen Jahresbericht gab es in Schottland am 1. Jan. 1891: 12,595 Geisteskranke, und zwar waren 1890: 282 hinzugekommen. In Irland gab es 1891: 21,188 Geisteskranke. Während die Zahl der letztern dort stetig zunimmt, nimmt die Bevölkerung ab, so daß das Verhältnis der Irren zur Gesamtbevölkerung in den letzten 40 Jahren von 249 auf 355 Irre zu 100,000 der Bevölkerung gestiegen ist. In ganz England betrug nach dem dem Parlament vorgelegten Bericht die Zahl der Geisteskranken am 1. Jan. 1894: 92,067, 2245 mehr als im Vorjahre, London hatte 800 mehr als im Vorjahre. — In Frankreich waren 1871: 49,589 Geisteskranke (13,8 vom Tausend der Bevölkerung) in Anstalten untergebracht, 1888 dagegen 70,443 (18,2 vom Tausend der Bevölkerung), d. h. die absolute Zahl dieser Kranken hatte sich um 29,6 Proz. vermehrt, die der Bevölkerung dagegen nur um 5,6 Proz. In Preußen waren vorhanden:

	1871	1880
Geisteskranke überhaupt	55043	66345
Auf 1000 Einwohner Geisteskranke	22,4	24,3
Geisteskranke in Irrenanstalten	11760	18894
Von 1000 Irren sind in Anstalten	21,4	28,5

Seit 1880 werden in Preußen die Geisteskranken nicht mehr gezählt, sondern nur noch die in J. untergebrachten Personen. 1890 wurden 46,232 Geisteskranke in Staats- und Provinzial-Irrenanstalten verpflegt (in Berlin 6004), dazu noch 4816 Geisteskranke in andern Heil- u. Pflegeanstalten, so daß also im ganzen 51,048 Kranke (1,74 vom Tausend der Bevölkerung) dieser Art (gegen 18,894 [0,69 vom Tausend der Bevölkerung] im J. 1880) in Anstalten behandelt wurden. Von diesen Kranken litten 4008 (86 vom Tausend der Kranken), in Berlin 1062 = 176,8 vom Tausend der dortigen Kranken, an paralytischer Seelenstörung. Weitere Angaben s. in den Artikeln »Geisteskrankheiten« u. »Irrenrecht«. Vgl. Damerow, Über die relative Verbindung der Irrenheil- und Pflegeanstalten (Leipz. 1840); Brandes, Die Irrenkolonien (Hannov. 1865); Erlenmeyer, Übersicht der öffentlichen und privaten Irren- und Idiotenanstalten in Deutschland und Österreich (2. Aufl., Neuwied 1875—76); Derselbe, Die freie Behandlung der Gemütskranken und Irren in detachierten Kolonien (das. 1869); Ruëdy, Gheel, oder Kolonie und Asy (Bern 1874), und andre Schriften über Gheel (s. d.); Lähr, Die Heil- und Pflegeanstalten für Psychisch-Kranke des deutschen Sprachgebiets (3. Aufl., Berl. 1891); Guttstadt, Krankenhaus-Lexikon für das Königreich Preußen (das. 1885); Kirchhoff, Grundriß einer Geschichte der deutschen Irrenpflege (das. 1890).

Digitized by Google

Irrenheilkunde, s. Psychiatrie.

Irrenrecht, der Inbegriff der das Irrenwesen regelnden Rechtssätze. Das I. gehört in seinen einzelnen Teilen dem Strafrecht, dem Strafprozeß, dem Zivilrecht, dem Zivilprozeß, dem Verwaltungsrecht an. Besondere Irrengesetze besitzen Genf (Gesetz vom 5. Febr. 1838 mit Reglement vom 7. April 1838), Frankreich (Gesetz vom 30. Juni 1838 mit Ordonnanz vom 18. Dez. 1839), Holland (Gesetz vom 29. Mai 1841 und vom 27. April 1884), England (Gesetz vom 4. Aug. 1845 nebst vielen neuern Spezialgesetzen), Norwegen (Gesetz vom 17. Aug. 1848 und vom 17. Aug. 1880), Belgien (Gesetz vom 18. Juni 1850 und vom 28. Dez. 1873), Schottland (Gesetz vom 25. Aug. 1857), Schweden (Gesetz vom 5. März 1858 und vom 2. Nov. 1883), New York (Gesetz vom 12. Mai 1874) und andre nordamerikanische Staaten, die Türkei (Gesetz vom 15. März 1876), Neuchâtel (Gesetz vom 23. Mai 1879), Luxemburg (Gesetz vom 7. Juli 1880) und Spanien (Gesetz vom 19. Mai 1885). In Österreich bestehen nur einzelne Verordnungen und Dekrete, in Italien wurde 1885 ein Gesetzentwurf vorgelegt. Deutschland ermangelt bisher eines Irrengesetzes, obwohl die Zuständigkeit zur Erlassung eines solchen sich zweifellos aus Artikel 4, Ziffer 15 der Reichsverfassung ergibt. Einzelne irrenrechtliche Bestimmungen enthalten: das Reichsstrafgesetzbuch, § 51, die Reichsstrafprozeßordnung, § 81 (s. Geisteskrankheiten, S. 248), ferner § 203: Vorläufige Einstellung des Verfahrens kann beschlossen werden, wenn dem weitern Verfahren ... der Umstand entgegensteht, daß der Angeschuldigte nach der That in Geisteskrankheit verfallen ist. § 250: Ist ein Zeuge, Sachverständiger oder Mitbeschuldigter ... in Geisteskrankheit verfallen ..., so kann das Protokoll über seine frühere richterliche Vernehmung verlesen werden. § 485, Absatz 2: An ... geisteskranken Personen darf ein Todesurteil nicht vollstreckt werden. § 487, Absatz 1: Die Vollstreckung einer Freiheitsstrafe ist aufzuschieben, wenn der Verurteilte in Geisteskrankheit verfällt; die Reichszivilprozeßordnung, § 593—620, betreffend das Verfahren bei Entmündigung Geisteskranker (s. Entmündigung). Ob bei Geisteskrankheit, eventuell bei welchen Formen derselben Kuratel einzuleiten ist, bemißt sich nach den Landesgesetzen; der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs, § 14 der zweiten Lesung, lautet: Entmündigung findet statt 1) wegen Geisteskrankheit, wenn der Kranke infolge derselben seine Angelegenheiten nicht zu besorgen vermag. Die Reichsgewerbeordnung (§ 30, Absatz 1 in der Fassung der Novelle vom 23. Juli 1879) bestimmt: Unternehmer von ... Privatirrenanstalten bedürfen einer Konzession der höhern Verwaltungsbehörde; die Konzession ist nur dann zu versagen: a) wenn Thatsachen vorliegen, welche die Unzuverlässigkeit des Unternehmers in Beziehung auf die Leitung oder Verwaltung der Anstalt darthun, b) wenn nach den von dem Unternehmer einzureichenden Beschreibungen und Plänen die baulichen und die sonstigen technischen Einrichtungen der Anstalt den gesundheitspolizeilichen Anforderungen nicht entsprechen; endlich bestehen einige internationale Verträge über den Transport hilfloser Geisteskranker. Über die Rechtsverhältnisse in Preußen s. Geisteskrankheiten, S. 247. In Bayern ist nach Artikel 80 des Polizeistrafgesetzbuchs strafbar, wer gemeingefährliche Geisteskranke, deren Aufsicht ihm obliegt, frei herumgehen läßt; die Polizeibehörde kann gemeingefährliche Geisteskranke auf Grund bezirksärztlichen Gutachtens in einer Irrenanstalt unterbringen oder anderweitig verwahren lassen. Nach Entschließung des Ministeriums des Innern vom 1. Jan. 1895 ist diese Unterbringung in einem motivierten Beschluß nach Anhörung des gesetzlichen Vertreters des Geisteskranken und, soweit veranlaßt und thunlich, des Kranken selbst auszusprechen; das bezirksärztliche Gutachten muß auf Grund persönlicher Untersuchung erstattet und der behandelnde Arzt vernommen werden; erfolgt die Unterbringung im öffentlichen Interesse noch vor der Beschlußfassung, so ist diese thunlichst rasch nachzuholen. Artikel 81 des Polizeistrafgesetzbuchs bedroht die Verwahrlosung Blödsinniger mit Strafe; im Urteil kann die Polizeibehörde ermächtigt werden, auf Kosten des Pflichtigen für anderweitige Unterbringung zu sorgen. Wer Geisteskranke mehr als 24 Stunden in seiner Obhut behält, ohne der Behörde oder den Angehörigen Nachricht zu geben, ist nach Artikel 41 des Polizeistrafgesetzbuchs strafbar. Die Sorge für öffentliche Irrenanstalten ist als Kreislast erklärt (Gesetz vom 23. Mai 1846); zu den Aufgaben der Armenpflege gehört insbes., Geisteskranke, die der nötigen Aufsicht und Pflege entbehren, in einer Irrenanstalt unterzubringen (Gesetz vom 29. April 1869). Eine Ministerialentschließung vom 30. Dez. 1851 (erneuert 15. Mai 1876) trifft Fürsorge für die nicht in Anstalten untergebrachten und die als geheilt oder gebessert entlassenen Kranken. Außerdem enthalten die Statuten der öffentlichen Irrenanstalten wichtige irrenrechtliche Vorschriften (über Aufnahme, Entlassung etc.). Für Privatirrenanstalten fehlt es an irgend welchen Bestimmungen (außer § 30 der Reichsgewerbeordnung); die Aufsicht über dieselben führen die Distriktsverwaltungsbehörden und die Bezirksärzte.

In Württemberg ist das Statut für die Staatsirrenanstalten sowie Betrieb und Überwachung von Privatirrenanstalten durch Verfügungen des Ministeriums des Innern vom 5. und 7. Nov. 1894 geregelt; Einweisung in eine Staatsirrenanstalt kann hiernach gegen den Willen der Angehörigen von der Kreisregierung nur verfügt werden, wenn der Kranke entweder für sich oder andre gefährlich oder für die öffentliche Sittlichkeit anstößig ist, oder wenn er sich in einem Zustand der Pflegebedürftigkeit befindet, der zur Folge hat, daß er außerhalb der Irrenanstalt verwahrlost oder gefährdet wird. Hierüber werden genauere Nachweise als bisher verlangt. Die Einweisung erfolgt zuerst provisorisch auf höchstens sechs Wochen, sodann ergeht auf Grund Gutachtens der Anstaltsdirektion endgültige Entscheidung der Kreisregierung. Auch die Aufnahmebestimmungen für Privatirrenanstalten sind verschärft und denen der Staatsanstalten angepaßt worden. Im Königreich Sachsen regeln die Verhältnisse der öffentlichen Landesirrenanstalten Verordnungen vom 26. Sept. 1855 u. 12. Juni 1863, jene der Irrenklinik der Universität Leipzig eine Verordnung vom 6. Juni 1882, jene der Privatirrenanstalten die Verordnung vom 30. Mai 1894. Ein besonderes Irrengesetz hat Sachsen-Weimar (Gesetz vom 23. Febr. 1821 und vom 29. Mai 1847), Ansätze zu einem solchen Hamburg (Medizinal-Ordnungen vom 19. Febr. 1818 und vom 31. Jan. 1881) und Bremen (Medizinal-Ordnung vom 2. Aug. 1878). In den Reichslanden gilt das französische Irrengesetz vom 30. Juni 1838. Weitere partikularrechtliche Bestimmungen s. bei Lähr in der »Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie«, Bd. 19. Suppl.

Reformbestrebungen. Seit dem Ende der 60er

Digitized by Google

Jahre begann in **Frankreich** eine Agitation gegen das erwähnte Gesetz vom 30. Juni 1838, ausgehend von der Behauptung, die persönliche Freiheit sei durch dasselbe in hohem Grade gefährdet. Der hervorragendste Vertreter dieser Bestrebungen war Gambetta; der von ihm (und Magnin) 1869 veröffentlichte, ausführlich begründete Reformvorschlag gipfelt in der Forderung, daß über die Frage der Internierung von Geisteskranken Geschworne entscheiden und das ganze Verfahren öffentlich sein solle; anderseits hat es dem französischen Irrengesetz auch nicht an warmen Verteidigern gefehlt (Foville, Fusier u. a.). Am 25. Nov. 1882 wurde dem Senat ein Regierungsentwurf vorgelegt, der aber auch von vielen Seiten lebhaft bekämpft wurde. In **Deutschland** wurde schon seit der Mitte des 19. Jahrh. die Erlassung eines Irrengesetzes befürwortet (Nasse u. a.), und diese Forderung ist trotz wiederholter Bekämpfung (Flemming, Roller u. a.) niemals ganz verstummt. In jüngster Zeit hat sich diese Bewegung, geschürt durch tendenziöse Berichte über einzelne Fälle angeblich widerrechtlicher Einsperrung geistesgesunder Personen (Morris de Jonge, Feldmann u. a.), zu einer förmlichen Hetze gegen die Irrenärzte gesteigert, die ihren schroffsten Ausdruck in dem Aufruf der Kreuzzeitung vom 9. Juni 1892 und in den Broschüren von E. A. Schröder (»Das Recht im Irrenwesen«, Zür. 1890; »Zur Reform des Irrenrechts«, das. 1891) gefunden hat. Die wesentlichsten, zum Teil auch von psychiatrischer Seite vertretenen Reformvorschläge sind: Übertragung der Entscheidung über Entmündigung wegen Geisteskrankheit an Laien, Verweisung des Entmündigungsverfahrens vom Amtsgericht an das Landgericht, Anordnung, daß das Einvernehmen des zu Entmündigenden obligatorisch sein soll (Abänderung des § 598, Abs. 3, der Zivilprozeßordnung), Öffentlichkeit des Entmündigungsverfahrens, schärfere Überwachung oder völlige Beseitigung der Privatirrenanstalten, Aufstellung eines Vertreters des Geisteskranken während des Entmündigungsverfahrens oder während seiner Unterbringung in einer Anstalt, Vorschriften über die in Privatpflege befindlichen Kranken, Anzeigepflicht für jeden Fall von Geisteskrankheit, Schaffung einer Aufsichtskommission (mit psychiatrisch gebildeten Mitgliedern) zur Überwachung der Irrenanstalten mit der Verpflichtung zur Visitation in bestimmten, für Privatirrenanstalten kürzer zu bemessenden Zwischenräumen, Errichtung einer Zentralstelle zur Regelung des gesamten Irrenwesens, Erlassung besonderer Vorschriften für geisteskranke Verbrecher und verbrecherische Geisteskranke, Schaffung von Garantien für eine gründlichere psychiatrische Vorbildung der Ärzte. Von diesen Forderungen erscheinen die nach Überweisung der Entscheidung über Entmündigung an Laien und Umwandlung des Entmündigungsverfahrens in ein öffentliches als im Interesse der Kranken unannehmbar; die Übertragung des Entmündigungsverfahrens an die Landgerichte als überflüssig, nachdem schon jetzt auf dem Wege der Anfechtungs- und Wiederaufhebungsklage (§ 605, 606, 620 der Reichszivilprozeßordnung) die Sache vor das Landgericht gebracht werden kann; die völlige Beseitigung der Privatirrenanstalten würde entschieden zu weit gehen, dagegen erscheint eine strenge Überwachung derselben bei dem Interesse, das der Besitzer am Verbleiben der Kranken in der Anstalt hat, als unerläßlich; die übrigen Forderungen müssen als im wesentlichen begründet, wenn auch zum Teil praktisch schwer durchführbar bezeichnet werden. Mehr als anderswo aber hängt bei einem Irrengesetz der segensreiche Einfluß weniger vom Inhalt des Gesetzes ab, als von dem Geist, in dem es gehandhabt wird. Vgl. Reuß, Der Rechtsschutz der Geisteskranken (Leipz. 1888); Nasse, Vorschläge zur Irrengesetzgebung (Marb. 1850); Foville, De la législation speciale aux aliénés (»Annales d'hygiène publique et de médecine légale«, Bd. 33, S. 129); Fusier, De la capacité juridique des aliénés (Chambery 1886); Schmitz, Die Privatirrenanstalt (1887); Ascher, Zur staatlichen Beaufsichtigung der Irrenanstalten (Berl. 1893); Engelmann, Zur Reform des Irrenrechts (Münch. 1894).

Irreparābel (lat.), unwiederherstellbar, unersetzlich; irreparabile tempus, die unwiederbringliche Zeit.

Irrereden, Irresein, s. Delirium.

Irresistĭbel (neulat.), unwiderstehlich.

Irresolūt (neulat.), unentschlossen, unschlüssig.

Irrespirābel (spätlat.), »zum Einatmen ungeeignet«, heißen sowohl solche Gase oder Luftarten, die an sich unschädlich sind, aber den für die Erneuerung des Blutes notwendigen Sauerstoff nicht enthalten (Stickstoff, Wasserstoff), als auch solche, welche eingeatmet werden können, aber giftig sind (Kohlenoxyd, Schwefelwasserstoff), und endlich solche, welche i. im engern Sinne sind, da sie nicht eingeatmet werden können, weil sie krampfhaftes Husten und Verschluß der Stimmritze bedingen (Chlor, Salpetersäuredämpfe, Bromdämpfe).

Irrevokābel (lat.), unwiderruflich.

Irridieren (lat.), verlachen, verspotten, verhöhnen; Irrision, Verspottung; irrisorisch, verspottend.

Irrigation (lat.), Anfeuchtung, Bewässerung.

Irrigātor (lat., »Bespüler«), Apparat zur Abspülung und Reinigung eiternder Wundflächen, wie er beim täglichen Verband der Wunden ganz allgemein benutzt wird. Die einfachste Form desselben besteht in einem Blechgefäß von beliebiger Größe, das an seinem Boden eine Öffnung mit einem kurzen Ansatzrohr zum Aufstecken einer Gummiröhre von beliebiger (etwa 1—1,5 m) Länge besitzt, auf deren andres, freies Ende ein ebenfalls durchbohrtes Endstück von Knochen, Hartgummi od. dgl. aufgesteckt wird. Beim Gebrauch wird das mit Wasser gefüllte Gefäß von einem Gehilfen in die Höhe gehalten, während der Arzt das Endstück so leitet, daß der hervordringende Wasserstrahl die beabsichtigte Stelle trifft. Durch entsprechendes Heben oder Senken des Gefäßes läßt sich der Druck des Wasserstrahls beliebig verstärken oder vermindern. Ein Unterbrechen des Wasserstrahls wird bewirkt durch Herabsenken des Gefäßes bis unter die Mündung des Endstückes, durch Zuklemmen des Schlauches oder durch einen besondern Hahn am Gefäß. Der J. dient auch zum Ausspülen der Nase (Nasendouche), des Magens (Magendouche), der Blase, der Scheide und zu Eingießungen in den Mastdarm behufs Erzielung von Stuhlgang.

Irritabilität (lat.), Reizbarkeit (s. d.); J. der Muskeln (Haller), deren Fähigkeit, sowohl durch Antriebe von Nerven aus, als durch solche mechanische oder elektrische 2c. Eingriffe, die sie direkt treffen, aus dem Zustand der Ruhe in den der Thätigkeit versetzt zu werden.

Irritantia (sc. remedia, lat.), »reizende« Mittel, namentlich solche, welche die Thätigkeitsäußerungen des Gefäß- und Muskelsystems erhöhen, während die Excitantia, die erregenden Mittel, besonders die sensibeln Nerven zu größerer Thätigkeit anregen.

Digitized by Google

Irritieren (lat.), reizen, aufreizen, ärgern; in der Volkssprache (unter Anlehnung an »irre«) soviel wie beirren, irre machen; Irritation, An-, Aufreizung ꝛc.

Irrlehre, eine Lehre, die einer bestimmten Kirchengemeinschaft verwerflich erscheint, weil sie mit ihren geheiligten Satzungen in Widerspruch steht.

Irrlichter (Irrwische, Ignes fatui), Lichter oder kleine Flämmchen, welche meist hoch über der Oberfläche der Erde, vorzugsweise auf Wiesen, sumpfigen Stellen, Kirchhöfen ꝛc. zum Vorschein kommen, eine hüpfende, unruhige Bewegung zeigen und schnell wieder verschwinden. Alle ältern Nachrichten über I. sind so unbestimmt, daß man ihre Existenz überhaupt geleugnet hat. Und jedenfalls hat oft eine überreizte Phantasie mehr gesehen, als in der That vorhanden war. Dazu kommt, daß faules, leuchtendes Holz oder das Johanniswürmchen (Lampyris noctiluca) recht gut für ein Irrlicht gehalten werden kann; ja, ein neuerer Beobachter hat bei »unzweifelhaften« Irrlichtern die dieselben veranlassenden Johanniswürmchen eingefangen. Wenn man aber alle unsichern Beobachtungen unberücksichtigt läßt, so liegen doch so viele zuverlässige Berichte, z. B. von dem Astronomen Bessel, vom Professor Knorr in Kiew, Direktor Richter in Saalfeld u. a., vor, daß man die Thatsache der Erscheinung nicht wohl bezweifeln kann. Die Berichte enthalten aber so viel Rätselhaftes, daß es durchaus unmöglich erscheint, die verschiedenen Erscheinungen miteinander zu vereinbaren. I. sind stets auf solchem Boden beobachtet worden, der viele organische Substanzen enthält; sie hängen also vielleicht mit der Fäulnis zusammen. Zu den besten Beobachtungen über I. gehört die von Bessel, welcher am 2. Dez. 1807 frühmorgens, als er in einem Kahn auf dem Flüßchen Worpe nach Bremen fuhr, bei großer Dunkelheit und regnerischem Wetter über einem ausgegrabenen Moorgrund, dessen Vertiefungen sich mit Wasser gefüllt hatten, I. sah. Die Farbe der Flammen war etwas bläulich, ihre Lichtstärke so schwach, daß der Boden von ihnen nicht erhellt wurde. Die Entfernung der Flammen ließ sich nicht genau bestimmen, doch schien sie 15—20 Schritt zu betragen, auch kann über ihre Zahl die Angabe von Hunderten und über die Dauer etwa eine Viertelminute nur als angenähert gelten. Die meisten bewegten sich nicht, während einige, meistens gruppenweise, eine horizontale Bewegung annahmen. List (1859 im Fuldathal) bemerkte keine Wärme, obwohl er die Hand in ein Irrlicht hineinsteckte; auch das Irrlicht des Professors Knorr erwärmte einen hineingehaltenen messingbeschlagenen Stock nicht, während Zanotti in der Nähe von Bologna ein Irrlicht beobachtete, welches ein an einen Stock befestigtes Stückchen Werg in Brand setzte. List hörte bei der Entstehung eines Irrlichts einen schwachen Knall; bei Knorr steht die Flamme ganz ruhig, und selbst künstlicher Luftzug hat keinen Einfluß auf sie; bei List bewegt sie sich auch nicht, aber der leiseste Luftzug bringt sie zum Erlöschen; bei Tschudi schwankt die größte Flamme bald links, bald rechts, steigt und sinkt, doch erfahren wir nicht, ob das untere Ende der Flamme an derselben Stelle bleibt und nur das obere Ende hin und her geweht wird. Dies würde auf ein aus dem Boden sich entwickelndes Gas hindeuten. Ist letzteres die Ursache der I., so können dieselben nicht hüpfen, ebensowenig, wie die Flamme von einem Lampendocht sich entfernen kann. Wenn aber plötzlich ein Irrlicht erlischt und in demselben Moment in einiger Entfernung ein andres aufleuchtet, so kann dies für ein Hüpfen gehalten werden. Von dem angeblichen Hüpfen, Wandern haben übrigens die I. ihren Namen. Der Volksaberglaube hält die I. (Tückbolde, Lüchtemännekens), welche die Menschen verlocken, für die Seelen ungetauft gestorbener Kinder.

Irrsinn, soviel wie Irrwahn; in Fiebern ein leichtes, vorübergehendes Delirieren (s. Delirium).

Irrstern, soviel wie Komet.

Irrtum, jedes falsche Urteil, insofern es durch den Schein (species veri) für wahr gehalten wird. Der I. ist entweder ein formaler, insofern das Urteil den Gesetzen des Denkens, oder ein realer, materieller, insofern dasselbe der Natur des Gegenstandes widerspricht. Jener wird durch genaue Kenntnis und richtige Anwendung der Denkgesetze, dieser durch besonnene Prüfung und unparteiische Untersuchung vermieden. In der Rechtswissenschaft versteht man unter I. (error) nicht nur das Falschwissen, sondern auch das Nichtwissen (ignorantia), indem es rechtlich von derselben Wirkung ist, ob man von einer Thatsache gar keine oder eine falsche Vorstellung hat. Die Bedeutung des Irrtums im Privatrecht ist sehr verschieden, je nachdem I. im Beweggrunde vorliegt oder ein I., der einen Zwiespalt zwischen dem Willen des Irrenden und seinem äußerlich erkennbaren Verhalten hervorruft. Dieser I. liegt z. B. vor, wenn jemand sich bei Ausstellung einer Schuldurkunde in der Ziffer der Schuldsumme verschreibt, oder bei Hingabe einer Sache sich vergreift oder sich bei Abschluß eines Handels über einen wesentlichen Punkt verspricht, oder wenn er die Frage des Mitkontrahenten bejaht, anstatt verneint, oder umgekehrt, weil er sie mißverstanden hatte. Hier läßt sich überall sagen: die Erklärung des Irrenden steht nicht im Einklang mit dem, was er gewollt hat. Seine Erklärung hat dann auch häufig gar keine rechtliche Wirkung oder doch eine andre als die, welche ihr ohne den I. zukäme. Doch ist das Einzelne in dieser Lehre mehr als irgend ein Punkt des Privatrechts bestritten und verwickelt. Im Gegensatz zu dem I. der eben besprochenen Art wird dem I. im Beweggrund grundsätzlich keine rechtliche Bedeutung beigemessen: falsa causa non nocet. I. im Beweggrund ist aber der I. über eine zu den Erfordernissen einer juristischen Handlung nicht gehörigen Thatsache (einer außergeschäftlichen Thatsache), welcher für den Handelnden Veranlassung zu seiner Handlung war, z. B. jemand kauft beim Buchhändler ein Buch, weil er glaubt, daß er sein bisher benutztes Exemplar verloren habe, während sich dasselbe später wiederfindet. Wird der I. im Beweggrund jedoch durch Betrug eines andern hervorgerufen oder unterhalten, so kann sich der Betrüger keinesfalls auf das so erschlichene Geschäft gegenüber dem Betrogenen berufen, und der letztere kann gegen den betrügenden Mitkontrahenten auf Aufhebung des Vertrages Klage stellen. Der I. kommt auch noch als Thatbestandsmerkmal für gewisse Rechtssätze in Betracht, die sehr verschiedenartiger Natur sind, z. B. wer irrtümlich in der Meinung, schuldig zu sein, etwas zahlt, kann es zurückfordern; wer durch Ersitzung Eigentum erworben haben will, muß in bona fide gewesen sein, d. h. sich über den Mangel seiner Berechtigung geirrt haben. Regelmäßig findet aber der I. im Rechtsleben nur dann Berücksichtigung, wenn er ein entschuldbarer ist, und zwar gilt der faktische I., der I. über Thatsachen (error facti), gewöhnlich als entschuldbar, während der Rechtsirrtum (error juris) der Regel nach nicht entschuldigt wird, da jeder Bürger das Recht seines

Digitized by Google

Staates kennen oder sich doch darüber vergewissern soll (ignorantia juris nocet). Nur ausnahmsweise wird im gemeinen Recht der Rechtsirrtum Minderjährigen, Soldaten und in gewissen Fällen auch Frauen und gänzlich ungebildeten Personen verziehen. Auf dem Gebiete des Strafrechts schließt ein J. in thatsächlicher Beziehung die Zurechnung zum Vorsatz aus (deutsches Strafgesetzbuch, § 59, österreichisches Strafgesetzbuch, Nr. 2 e), mag er sich auf ein Merkmal des gesetzlichen Thatbestandes beziehen (z. B. der Thäter wußte nicht, daß die weggenommene Sache einem andern gehörte), mag er einen die Strafbarkeit erhöhenden Umstand betreffen (z. B. der Thäter wußte nicht, daß der Erschlagene sein Vater war). Derselbe Satz findet Anwendung, wenn der thatsächliche J. auf einem Rechtsirrtum beruht (z. B. der Thäter hielt die weggenommene Sache für seine eigne, weil er die privatrechtlichen Grundsätze über den Eigentumsübergang beim Kauf mißverständlich angewendet hat). Bei Bestrafung fahrlässig begangener Handlungen gilt diese Bestimmung nur insoweit, als die Unkenntnis selbst nicht durch Fahrlässigkeit verschuldet ist (wer fahrlässig annimmt, das von ihm auf einen andern abgedrückte Gewehr sei nicht geladen, kann, wenn dieser tödlich getroffen wird, nicht wegen vorsätzlicher, wohl aber wegen fahrlässiger Tötung bestraft werden). Einflußlos bleibt dagegen nicht nur der J. über die Strafbarkeit, sondern auch nach der heute überwiegenden, wenn auch nicht unbestrittenen Ansicht der J. über die Rechtswidrigkeit der Handlung; die Strafbarkeit wird also durch Unkenntnis des Verbots nicht ausgeschlossen. Doch gilt dieser Satz nicht ausnahmslos. Vgl. Vorsatz, Error, Aberratio delicti.

Irrumpieren (lat.), in feindlicher Absicht in ein Land einbrechen; Irruption, Einbruch.

Irrwahn, s. Delirium und Manie.

Irrwisch, soviel wie Irrlicht.

Irsa (spr. irscha), Markt im ungar. Komitat Pest, Station (Alberti-J.) der Bahnlinie Budapest-Czegléd, mit (1890) 4429 magyarischen und slowakischen (evangelischen und römisch-kath.) Einwohnern.

Irschick, Magda, Schauspielerin, geb. 10. Juli 1853 in Wien, widmete sich schon frühzeitig der Bühne und war seit 1864 am Thaliatheater in Hamburg und in Königsberg thätig. Später ging sie mit Dawison nach Nordamerika, wo sie bis 1869 blieb. Nach ihrer Rückkehr spielte sie in Breslau, Brünn und Köln, bis sie 1875 als Nachfolgerin von Klara Ziegler für das Fach der Heroinen an das Hoftheater in München engagiert wurde. Infolge ihrer Verheiratung mit dem Schriftsteller Freiherrn Anton v. Perfall (s. d.), dem Neffen des Intendanten, mußte sie das Engagement lösen. Seitdem hat sie, abgesehen von einer dreijährigen Thätigkeit am Stadttheater in Leipzig (1881—83), in Deutschland und Amerika gastiert. Letzteres hat sie auch mit einer eignen Gesellschaft bereist. Ein klangvolles Organ und eine geistvolle Durchdringung der darzustellenden Charaktere sind die Vorzüge ihrer Kunst. Ihre Hauptrollen sind Medea, Brunhilde, Judith, Deborah, Thusnelda, Maria Stuart, Gräfin Orsina und die Pompadour. Sie wohnt in Schliersee.

Irsee, Flecken im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Kaufbeuren, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Kreisirrenanstalt im ehemaligen Benediktinerkloster, eine Braunkohlengrube, eine Dampfziegelei und (1890) 1100 meist kath. Einwohner.

Irtisch (Irtysch, kalmück. Erzis, Irzys), linker Nebenfluß des Ob in Westsibirien, entspringt auf chinesischem Gebiet als Schwarzer J. am Südwestabhang des Altai, betritt nach 405 km langem Lauf das russische Gebiet, durchfließt in nordwestlicher Richtung den Saisansee, bricht dann durch den westlichen Altai in einer wilden Bergschlucht, tritt bei Ustkamenogorsk in die weiten Steppen Sibiriens (links die Kirgisen-, rechts die Barabasteppe) und mündet unterhalb Tobolsk bei Samarow, 1830 m breit. Sein Lauf wird zu 3700 km, sein Stromgebiet zu 1,676,000 qkm (30,440 QM.) berechnet. Bei Semipalatinsk ist er von Mitte November bis Mitte April, bei Tobolsk von Anfang November bis Mai mit Eis bedeckt, dann ersetzt die Schlittenfahrt die sonst von Semipalatinsk abwärts betriebene Dampfschiffahrt. Letztere erscheint nach den 1880 gemachten Untersuchungen sogar bis zum Saisansee möglich. Der J. ist sehr fischreich; seine wichtigsten Zuflüsse sind rechts: Buchtarma, Om, Tara; links: Ischim, Tobol, Konda. Oberhalb Tobolsk, am kleinen Sibirkabach, stand einst die Zarenburg Sibir, die der Kosak Jermak erstürmte, und nach der das ganze Land den Namen erhielt.

Irtisch-Tataren (Sibirische Tataren), die Reste der Bewohner des alten, von den Russen zerstörten Tatarenreichs Sibir, jetzt am mittlern Irtisch, am Tobol, Ischim und an der Tura wohnhaft. Sie bestehen aus den ursprünglich hier vorhanden türkischen Kürdak, Turaly und Ajaly, den Bucharly, die schon im 16. Jahrh. aus Zentralasien, sowie Wolgatataren, die seit der Eroberung Sibiriens durch die Russen hierher zogen. Sie bekennen sich sämtlich zum Islam. Ihre Sprache behandelte zuerst Giganoff. Vgl. Radloff, Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme, Bd. 4 (Petersb. 1872).

Irun, Stadt in der span. Provinz Guipuzcoa, am linken Ufer der Bidassoa, Grenzstation der spanischen Nordbahn, hat eine Kirche im Renaissancestil, eine Mineralquelle, Eisenbergbau, Ziegeleien u. Gerbereien, lebhaften Handel und (1887) 9264 Einw. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Südlich von J. erhebt sich der aussichtsreiche Berg La Haya (987 m), östlich der Hügel San Marcial, der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen den Franzosen und den Spaniern sowie zwischen den Karlisten u. den königlichen Truppen.

Irvine (spr. ĕrrwin), Hafenstadt im nördlichen Ayrshire (Schottland), unweit der Mündung des Flusses J., mit interessanter Schloßruine (Seagate Castle), Eisengießerei, Fabrikation von Chemikalien, bedeutender Kohlenausfuhr und (1891) 9086 Einw.

Irving, 1) Washington, nordamerikan. Schriftsteller, geb. 3. April 1783 in New York, gest. 28. Nov. 1859 bei New York, begann 1800 auf dem Columbia College daselbst das Studium der Rechte, gab es aber wieder auf und bereiste zwei Jahre lang das westliche Europa. Als 1812 der Krieg mit England ausbrach, übernahm er unter dem amerikanischen General Tompkins die Stelle eines Adjutanten. Nach dem Eintritt der Waffenruhe büßte er in einem Handelsgeschäft sein ganzes Vermögen ein. Nun warf er sich auf das Feld der Litteratur und verarbeitete den 1815 auf einer Handelsreise nach England gesammelten Stoff in seinem »Sketchbook of Geoffrey Crayon« (Lond. und New York 1820, 2 Bde.). Schon früher war er der Leserwelt durch die »Letters of Jonathan Oldstyle« (gesammelt und von Spiker, Berl. 1824, ins Deutsche übersetzt), durch die Herausgabe des humoristischen Blattes »Salmagundi« (zum Teil abgedruckt unter dem Titel: »Salmagundi, or the whimwams and opinions of Lancelot Longstaff and others«,

Digitized by Google

Lond. 1823, 2 Bde.) und durch die »Humorous history of New York, by Dietrich Knickerbocker« bekannt geworden. Er besuchte Europa abermals und schrieb in Paris die »Bracebridge-Hall, or the humorists« (Lond. 1823, 2 Bde.). Den Sommer 1822 brachte er in den Rheingegenden zu, hielt sich sodann längere Zeit in Prag und Dresden auf und ging 1824 nach England, wo er seine »Tales of a traveller« (Lond. 1824, 2 Bde.; deutsch, Berl. 1825) veröffentlichte. Nach einer kurzen Reise in Südfrankreich begab er sich 1825 nach Spanien, wo er im Escorial die auf die Entdeckung Amerikas bezüglichen Handschriften und Bücher durchforschte und sich während eines vierjährigen Aufenthalts eine genaue Kenntnis der spanischen Sitten und Gebräuche erwarb. Die Früchte dieses Studiums sind sowohl die historischen Arbeiten, die mehrfach aufgelegte »History of the life and voyages of Christopher Columbus« (Lond. 1828—30, 4 Bde.), die »Voyages and discoveries of the companions of Columbus« (das. 1831) und die Schrift »Chronicle of the conquest of Granada« (das. 1829, 2 Bde.), als auch die später aus Begeisterung für die Glanzperiode der Araber in Spanien, für ihre Sitten und Märchen geschriebene »Alhambra« (das. 1832, 2 Bde.). Von 1832 an lebte J. wieder in Washington, von wo er wiederholt Reisen nach dem noch unkultivierten Westen unternahm, bis er 1841 zum Gesandten der Vereinigten Staaten am spanischen Hof ernannt wurde. Nachdem er durch Testament eines ihm unbekannten Mannes 1843 ein beträchtliches Vermögen geerbt, legte er 1846 seinen Gesandtschaftsposten nieder und zog sich auf seinen Landsitz Sunnyside in der Nähe von New York zurück. Seine spätern Schriften sind: »Miscellanies« (Lond. 1835—36), enthaltend: »A tour on the prairies«, »Abbotsford and Newstead-Abbey« und »Legends of the conquest of Spain«; ferner »Astoria, or the enterprise beyond the Rocky Mountains« (das. 1836, 3 Bde.); »Adventures of Captain Bonneville« (das. 1837, 3 Bde.); »History of Mahomet and his successors« (das. 1849—50, 2 Bde.; deutsch, Leipz. 1850); »Oliver Goldsmith« (Lond. 1849; deutsch, Berl. 1858), eine der anmutigsten Biographien, die je geschrieben worden, und »Life of George Washington« (New York 1855—59, 5 Bde.; deutsch, Leipz. 1855—59). Gesamtausgaben seiner Werke erschienen New York 1848—50, 15 Bde.; London 1851, 10 Bde.; New York 1882, 27 Bde. (Jubiläumsausgabe, zur 100jährigen Geburtstagsfeier des Dichters veranstaltet), und New York 1886, 9 Bde. Deutsch erschienen die »Sämtlichen Werke, übersetzt von Mehreren« (Frankf. 1826—37, 74 Bde.); in Auswahl von Adrian (2. Aufl., das. 1847, 4 Tle.); eine andre Auswahl (Leipz. 1856), illustriert von Ritter und Camphausen. Vgl. Pierre Irving, Life and letters of Washington I. (Lond. 1862—64, 4 Bde.; neue Ausg. 1883, 3 Bde.); Laun, Washington J., ein Lebens- und Charakterbild (Berl. 1870, 2 Bde.); Hill, Washington I. (New York 1879); Warner, Bryant und Putnam, Studies of I. (das. 1880); Warner, Washington I. (Boston 1881).

2) Edward, Stifter einer nach ihm benannten Sekte (s. Irvingianer), geb. 4. Aug. 1792 zu Annan in der schottischen Grafschaft Dumfries, gest. 7. Dez. 1834 in Glasgow, studierte zu Edinburg Theologie, wurde 1812 Direktor einer höhern Lehranstalt zu Kirkcaldy, 1819 Hilfsprediger des berühmten Dr. Chalmers an der St. Johanniskirche in Glasgow und 1822 Prediger an der kaledonischen Kirche in London. Bald überwog das phantastische Element seiner religiös erregbaren Natur den nüchternen Gedanken völlig; in Predigten von 2—3stündiger Ausdehnung kündigte er das Jüngste Gericht als nahe bevorstehend an und verdammte den gepriesenen Fortschritt des Geistes als Teufelswerk. Damit fand er solchen Beifall, daß ihm 1824 eine größere Kirche erbaut werden mußte. Aber schon 1827 tauchte die Anklage auf, daß J. abweichend von der Kirchenlehre lehre, Christus habe die menschliche Natur in ihrem »gefallenen« Zustand angenommen, und 1829 wurde J. bei einem Besuche in Schottland von der eben in Edinburg versammelten Generalsynode, in die er als Mitglied des Presbyteriums von Annan einzutreten befugt war, als Irrlehrer zurückgewiesen. Gleichwohl predigte er in Edinburg mehrere Wochen hindurch täglich und schritt zur Behauptung einer der Kirche als solcher immer noch innewohnenden Kraft, Zeichen und Wunder zu thun, fort, welche derselben nie entzogen, sondern nur infolge ihres Unglaubens sistiert gewesen sei; der Zustand der apostolischen Kirche könne zurückgebracht werden, wenn die Kirchengemeinde zu dem wahren Glauben zurückkehre und mit dem Heiligen Geiste getauft werde. Diese bevorstehende Neuausgießung des Heiligen Geistes predigte er fortan und suchte dieselbe in einem eignen Verein von Jüngern herbeizubeten. Sie »schrieen mächtig zu Gott Tag und Nacht«, führten eigne Morgen- und Abendandachten ein, und in diesem Zustande der Exaltation kam es schon 1830 zu Auftritten, an welchen J. die Glossolalie (s. d.) der ersten Christen wieder zu erkennen glaubte. Während J. das seinen Hausgottesdienst schließende Gebet sprach, unterbrach zuweilen eine Dame oder auch ein Herr plötzlich den Betenden durch fremdartige und unverständliche, scharf ausgestoßene Laute, woran sich sodann erregte Ermahnungen zur Vorbereitung auf den Tag des Gerichts knüpften. Als sich bald dieselben Stimmen auch während des öffentlichen Gottesdienstes vernehmen ließen, gestand Irving unumwunden, daß es der Heilige Geist sei, der sich auf solche Weise vernehmen lasse. Gegen diese Prätensionen erhob sich natürlich die kirchliche Welt, und die eignen Kirchenvorsteher verschlossen ihm 1832 die Kirche. Dafür richtete sich die Sekte in Newman Street ein Lokal für ihre Gottesdienste ein. Vor das Presbyterium von Annan auf 23. März 1833 geladen, replizierte J., daß man nicht ihn, sondern den Heiligen Geist anklage. Von der schottischen Kirche ausgestoßen, lebte er nun ganz der unabhängigen Genossenschaft, die sich in London um ihn sammelte. Hier schuf er eine Menge Ämter mit Namen, die der apostolischen Zeit entnommen waren, und traf die Anordnung, daß die gesamte Jugend seiner Gemeinde, Knaben und Mädchen, in dem Schiffe der Kirche in einem amphitheatralisch sich erhebenden Chor vereinigt um ihn herum zu sitzen kam, so daß er auf seinem erhabenen Stuhle, nach allen Seiten von jugendlichen Gesichtern umgeben, wie ein Heiliger erschien. Aber die fortwährenden Erhitzungen und Kämpfe hatten seine Gesundheit untergraben; vergeblich suchte er Genesung in Glasgow, wo er bald darauf starb. Irvings »Collected writings« gab Gavin Carlyle heraus (Lond. 1865, 5 Bde.). Seine Biographie schrieben Wilks (2. Aufl., Lond. 1860) und Mrs. Oliphant (3. Aufl., das. 1865). Vgl. auch »Bruchstücke aus dem Leben und den Schriften Edward Irvings« (hrsg. von Hohl, 2. Ausg., St. Gallen 1850).

Digitized by Google

3) Henry, engl. Schauspieler, geb. 6. Febr. 1838 in Keinton bei Glastonbury, wurde in einer Londoner Schule erzogen, betrat 1856 zuerst die Bretter und war zunächst in Edinburg, dann in Glasgow, Manchester und London thätig. 1866 spielte er auf Veranlassung des Dichters zuerst die Rolle des Spielers Rawdon Scudamore in Boucicaults »Hunted down« und betrat damit sein eigentliches Gebiet, auf dem er sich seitdem auszeichnet, das der Darstellung von Bösewichtern und dämonischen und leidenschaftlichen Charakteren. Er nahm zunächst ein Engagement am St. James-Theater an, dann spielte er am Queenstheater, 1870 im Vaudevilletheater, wo er in 300 Wiederholungen von Alberys »Two roses« auftrat, und stellte 1871 seine Kräfte für längere Zeit in den Dienst des Lyceumtheaters, das hierdurch zum wichtigsten Theater Londons erhoben ward. An diesem Theater, in welchem er zunächst einige hundert Male durch die Darstellung eines Mörders in dem Volksstück »The Bells« Sensation erregte, kreierte er die Rollen des Hamlet (1874), des Macbeth (1875), des Othello (1876) und Richards III. (1877) und erwarb sich durch seine Leistungen als Darsteller Shakespearescher Charaktere den Ruf des ersten englischen Tragöden der Gegenwart. 1883, 1884 und 1886 unternahm er mit einer eignen Gesellschaft Kunstreisen durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit F. A. Marshall u. a. gab er eine Bühnenausgabe Shakespeares heraus (Glasgow u. Edinburg 1887 ff.). Vgl. Archer, Henry I., actor and manager (Lond. 1885); Hatton, H. Irving's impressions of America (das. 1884, 2 Bde.).

Irvingia *Hook.* (wilde Mango), Gattung aus der Familie der Simarubaceen, große Bäume mit wechselständigen, ganzen Blättern, welche nach dem Falle hervorragende Ringe an den Zweigen hinterlassen, kleinen gelben Blüten in achsel- oder endständigen Ähren und beerenartigen Früchten, welche bei beiden tropisch-afrikanischen Arten genießbar sind. I. Barteri *Hook.* liefert das Dikabrot (s. d.).

Irvingianer (Irvingiten), nach ihrem Begründer, dem schottischen Geistlichen Irving (s. d. 2), benannte religiöse Sekte, welche die baldige Wiederkunft Christi erwartet und durch Erneuerung der apostolischen Einrichtungen darauf vorbereiten will. Bei Irvings 1834 erfolgtem Tode ward seine Lehre allein in London schon in sieben Kapellen verkündigt. Der Muttersitz der J. ward Albury, eine Besitzung Sir Henry Drummonds, eines Londoner Bankiers, von dem schon Irving unterstützt worden war. Die zwölf Apostel konstituierten sich 1835, teilten die Erde in zwölf Missionsbezirke für sich ein und überreichten 1836 dem König eine Denkschrift über ihre Tendenzen; ihnen untergeordnet sind die Propheten, Evangelisten und Hirten als allgemeine Kirchenämter, die Engel, Ältesten, Priester und Diakonen als Gemeindeämter. Zu dieser streng gegliederten und unter Entfaltung von großem Pomp fungierenden Hierarchie gesellt sich die Übertragung der alttestamentlichen Typen auf die christlichen Gemeindeverhältnisse, weshalb man den Irvingianismus auch als Anglo-Judaismus bezeichnet hat. Auch das Abendmahl wird als Opfer aufgefaßt, aber nicht im römisch-katholischen Sinne. Im übrigen ruht das ganze Lehrgebäude auf apokalyptischer Basis. Die protestantischen Kirchen nicht weniger als die römisch-katholischen sind in dem Zustande Babylons; wer sich von dieser babylonischen Verbindung trennt und unter die Leitung des Heiligen Geistes stellt, hat die Aussicht, vor dem bevorstehenden Gericht in die Luft entrückt und gerettet zu werden. Sobald sich die Kirche so weit gereinigt hat, um ihren Bräutigam würdig empfangen zu können, erfolgt Christi sichtbare Wiederkunft. Von England gingen 1838 die Glaubensboten nach allen Ländern Europas aus, kamen nach 1260 Tagen (vgl. Offenb. Joh. 11, 2 ff.) wieder in London zusammen, glichen einige Differenzen aus und begannen sodann ihre Wirksamkeit nach außen von neuem. In der Schweiz konkurrierten mit ihnen die Jünger Darbys, die sogen. Plymouthbrüder (s. Darbysten), welche von ähnlichen Grundsätzen ausgehen wie die J. Nur in Basel, wo namentlich Caird und Woringer thätig waren, haben sich die J. auf die Dauer behauptet. In Deutschland gewann der Irvingianismus besonders seit 1848 Anhänger. In Berlin war es ein gewisser Charles Böhm, welcher Proselyten machte. Im Mai 1848 war die neue Gemeinde zu Berlin schon so gewachsen, daß der Apostel Gavin Carlyle (derselbe, welcher auch den protestantischen Theologen Thiersch für den Irvingianismus eroberte) dieselbe in pomphafter Weise weihen konnte. Hohe Militärpersonen und Zivilbeamte ließen sich für den Irvingianismus gewinnen, außerdem Geistliche, wie Köppen, Schriftsteller, wie Wagener, der Redakteur der »Neuen Preußischen Zeitung«. Als Prophet wurde Smith aus England berufen, ein Hilfsprediger des Dompredigers v. Gerlach zum Bizeengel, ein Geheimer Obertribunalrat zum Presbyter bestellt. Es war der antidemokratische Zug des Irvingianismus, die Polemik gegen alle Ordnung, die »von untenher« sich aufbaut, verbunden mit romantisch-apokalyptischem Pomp und Prunk, was der Sache damals mächtigen Vorschub leistete. Schon 1850 zählte die Sekte in Berlin über 500 Mitglieder und rekrutierte sich fortwährend stark aus den höhern Ständen. Zu den Versammlungen, die in einem Hintergebäude der Johannesstraße abgehalten wurden, war der Zutritt aber nur dem gestattet, der durch ein Gemeindeglied eingeführt wurde. Von Berlin gingen Sendboten namentlich nach Schlesien, wo Liegnitz ein Hauptherd der Sekte wurde. Auch in Königsberg, Posen, Magdeburg, Rostock und andern Städten entstanden Irvingianergemeinden; 1871 wurden in Preußen 1710 J. gezählt. Selbst unter der katholischen Bevölkerung in der Umgegend von Augsburg fand der Irvingianismus Eingang, bis 1857 das bischöfliche Ordinariat sämtliche Bekenner desselben, namentlich deren Haupt, den Priester Lutz in Oberroth, exkommunizierte. Auch in Württemberg und in Kurhessen, hier durch H. W. Thiersch (s. d.), fand die Sekte Sympathien. Jetzt ist die Sache überall im Niedergang begriffen, zumal da seit 1879 von den zwölf Aposteln nur einer noch am Leben war. Die Gesamtzahl der J. betrug 1892 ca. 50,000, davon 8000 in Deutschland. Vgl. außer den Schriften von Thiersch: Jacobi, Die Lehre der Irvingiten (2. Aufl., Berl. 1868); Böhm, Schatten und Licht in dem gegenwärtigen Zustand der Kirche (Frankf. 1855); Köhler, Het Irvingisme (Haag 1876); Miller, History and doctrines of Irvingism (Lond. 1878, 2 Bde.); v. Richthofen, Die apostolischen Gemeinden, ihre Entstehung, Verfassung und Gottesdienste (Augsb. 1884); Roßteuscher, Der Aufbau der Kirche Christi auf den ursprünglichen Grundlagen (2. Aufl., Basel 1886).

Irwell, rechter Nebenfluß des Mersey (s. d.) in England, 48 km lang, mündet unterhalb Flixton,

Digitized by Google

wichtig für Industrie und Handel des an ihm liegenden Manchester (s. d.).

Is, antike, schon von Herodot beschriebene, wegen ihrer unerschöpflichen Asphaltquellen berühmte Stadt am rechten Euphratufer in Babylonien. Heute Hit (s. d.).

Isa, Jesus, Name von Jesus Christus bei den Mohammedanern und im Koran. Isewi (Jesusbekenner), Bezeichnung der Christen in der Türkei.

Isaak (hebr. Jizehak, »Lacher, Spötter«), Sohn des Abraham, den dieser im 100. Lebensjahre mit Sara zeugte. Seine Söhne sind Esau, der Stammvater der Edomiter, und Jakob, Stammvater der Israeliten, und in dieser idealen Repräsentation der Stammeseinheit beider Völkerschaften scheint die Bedeutung des Ahnherrn J. aufzugehen. In das Gebiet der Sage verweist ihn unter andern Bernstein, Ursprung der Sagen von Abraham, J. und Jakob (Berl. 1871).

Isaak, Name zweier byzantinischer Kaiser: 1) J. I., Komnenos, Sohn des unter Basilius II. hervorragenden Feldherrn Manuel, zeichnete sich als Krieger und Feldherr in den Kämpfen gegen die Araber in Kleinasien aus und heiratete eine gefangene bulgarische Prinzessin. 1057 wurde er von den mit der Regierung des alten und unselbständigen Kaisers Michael VI. unzufriedenen Generalen in Kleinasien zum Kaiser ausgerufen und bestieg nach Michaels Sturz den Thron. J. sicherte die Grenzen des Reiches gegen die Araber und Petschenegen, ordnete die Finanzen, legte indes wegen Kränklichkeit schon 1059 die Krone nieder, die, nachdem sie sein Bruder Johann abgelehnt hatte, auf einen Verwandten, Konstantin X., Dukas, überging. J. zog sich in ein Kloster zurück, wo er 1061 starb.

2) J. II., Angelos, ward nach der Entthronung des Kaisers Andronikos Komnenos, der ihn selbst hatte töten lassen wollen, 1185 Kaiser. Sein tapferer Feldherr Alexios Branas besiegte in demselben Jahre das nach der Eroberung von Thessalonich gegen Konstantinopel heranziehende Heer des Königs Wilhelm II. von Sizilien und nötigte die Überreste desselben zur Flucht in die Heimat. J. selbst führte ein elendes und verschwenderisches Regiment. Durch seine Erpressungen erbittert, erhoben sich 1186 die Bulgaren und Wlachen im Norden der Balkanhalbinsel und behaupteten sich hinfort unabhängig. Dem Kaiser Friedrich I., welcher 1189 auf dem dritten Kreuzzug durch sein Reich zog, trat J., mit Saladin im Bunde, feindlich entgegen; er wurde aber genötigt, Frieden zu schließen und das Kreuzheer über den Hellespont überzusetzen. J. wurde 1195 von seinem eignen Bruder Alexios vom Thron gestoßen, auf der Flucht gefangen, geblendet und in den Kerker geworfen. Während der Belagerung von Konstantinopel durch die von Isaaks Sohn Alexios herbeigeführten Kreuzfahrer und Venezianer 1203 entfloh der Usurpator Alexios III., und J. wurde mit seinem Sohn Alexios IV. zusammen wieder auf den Thron gesetzt; beide wurden aber 1204 während der neuen Belagerung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer, denen sie ihre Versprechungen nicht hatten erfüllen können, aufs neue durch den Großdomestikus Alexios Murtzuphlos gestürzt, und J. starb bald darauf im Gefängnis.

Isaak, Heinrich, Komponist, von den Italienern Arrigo Tedesco (Heinrich der Deutsche) genannt, geb. vor 1450 wahrscheinlich in Flandern (sein Testament bezeichnet ihn als »Ugonis de Flandria«), lebte längere Zeit in Ferrara und 1477—89 als Organist am Hofe Lorenzos des Prächtigen (Magnifico) von Medici zu Florenz und wurde später in der Sängerkapelle des Kaisers Maximilian zu Wien angestellt, wo er 1517 starb. J. ist einer der angesehensten und vielseitigsten Meister der ältern niederländischen Schule. Von seinen Schülern ist namentlich Ludwig Senfl (s. d.) zu hohem Ruhm gelangt. Isaaks Werke (Messen, Motetten und mehrstimmige Lieder) erschienen in den Sammlungen von Petrucci (Vened. 1503—19), von Peutinger (Augsb. 1520) und von Joh. Ott (Nürnb. 1544). Sein Wanderburschenlied »Inspruck, ich muß dich lassen« ging bald nach der Reformation mit dem Text »O Welt, ich muß dich lassen« als Choral in die evangelische Kirche über und wird dort noch jetzt auf den Text »Nun ruhen alle Wälder« gesungen.

Isabeau (spr. -bō, Isabelle), Königin von Frankreich, Tochter des Herzogs Stephan von Bayern, geb. 1371, gest. 1435, wurde 1385 mit dem 17jährigen König Karl VI. vermählt und, als derselbe 1392 in Wahnsinn verfiel, nebst ihrem Schwager, dem Herzog von Orléans, und dem Herzog von Burgund Regentin des Reiches. Im Verein mit dem erstern, den sie zu ihrem Liebhaber machte, bedrückte sie das Land mit großen Auflagen zur Befriedigung ihrer Verschwendung und Prachtliebe. Nach Orléans' Ermordung (1407) hielt sie es seit 1410 mit dem neuen Herzog von Burgund, Johann, und wurde deshalb, als die Armagnacs über die Bourguignons siegten, 1417 nach Tours unter strenge Aufsicht gebracht. Aber von Johann bald befreit, schloß sie aus tödlichem Haß gegen ihren Sohn, den Dauphin Karl, der an der Spitze der Armagnacs stand, mit Heinrich V. von England 21. Mai 1420 den Frieden von Troyes, in dem dieser nach seiner Verlobung mit Isabeaus Tochter Katharina als Erbe und Regent von Frankreich anerkannt wurde. Doch nach Heinrichs V. u. Karls VI. Tode (1422) verlor sie allen Einfluß. Vgl. Vallet de Viriville, Isabeau de Bavière, reine de France (Par. 1859).

Isabēla, 1) Insel, s. Basilan. — 2) Badeort, s. Sacedon.

Isabella (Mahaga), eine der deutschen Salomoninseln, die südlichste und zweitgrößte derselben, zwischen 7° 24′—8° 39′ südl. Br. und 158° 11′—159° 54′ östl. L. v. Gr., von Choiseul im NW. durch die Manningstraße, von Manning im SO. durch die Indispensablestraße getrennt, wird von einer hohen Bergkette durchzogen (Marescot 1189 m) und hat mehrere gute Häfen (Praslin, Estrella, St. Georg).

Isabella (span. u. portug. Isabél, soviel wie Elisabeth), Königinnen von Spanien: 1) J. von Kastilien, Tochter des Königs Johann II. von Kastilien und Leon, geb. 22. April 1451, gest. 26. Nov. 1504 in Medina del Campo, vermählte sich 1469 mit Ferdinand V., dem Katholischen, von Aragonien und bestieg nach dem Tode ihres Bruders Heinrich IV. 1474 den kastilischen Thron. Zwar erhob Johanna, die Tochter Heinrichs IV., die der Vater für illegitim erklärte, Anspruch auf die kastilische Krone und wurde von einem Teil des Adels und von Portugal dabei unterstützt; aber J. besiegte diese Gegner, und die Schlacht von Toro 16. März 1476 sicherte ihre Krone. J. und Ferdinand nahmen nach Vereinigung der Reiche Aragonien und Kastilien 1479 den Namen König und Königin von Spanien an; der Papst verlieh ihnen den Titel der »katholischen Könige«. Die Eroberung von Granada und die gänzliche Vertreibung der Mauren aus Spanien war größtenteils Isabellas

Digitized by Google

Werk. Ihrer Verwendung verdankte Christoph Columbus die Unterstützung der Krone zu seinem Unternehmen, das die Entdeckung von Amerika zur Folge hatte. Ihr aber muß auch die Einrichtung der Inquisition besonders zugeschrieben werden, denn ihr kirchlicher Eifer kannte keine Grenzen. J. war eine tüchtige Regentin; verbunden mit Ferdinand, einem Realpolitiker ersten Ranges, dem sie die Leitung der hohen Politik ganz überließ, legte sie den Grund zur Großmacht Spanien. Sie hatte fünf Kinder, von denen drei Töchter sie überlebten; der Tod ihres Sohnes Don Juan, Prinzen von Asturien, und ihrer ältesten Tochter, der Königin von Portugal, trübte ihre letzten Regierungsjahre. Vgl. Prescott, Geschichte Ferdinands und Isabellas (deutsch, Leipz. 1843, 2 Bde.); Nervo, I. la Catholique, reine d'Espagne (Par. 1874); Howard, I. of Castile (New York 1894); Balaguer, Los reyes Católicos (Madr. 1894 ff.).

2) J. II. Maria Luise, geb. 10. Okt. 1830, Tochter des Königs Ferdinand VII. und dessen vierter Gemahlin, Maria Christine, folgte 29. Sept. 1833 ihrem Vater, der am 29. März 1830 durch Aufhebung des sogen. Salischen Gesetzes die alte kastilische kognatische Erbfolge wiederhergestellt hatte, unter Vormundschaft ihrer Mutter auf dem Thron. Gegen die Empörung der Anhänger des von der Thronfolge ausgeschlossenen Don Karlos, der Karlisten, sicherte die Königin-Mutter Christine durch ihre Verbindung mit den liberalen Parteien ihrer Tochter den Thron; mußte sie auch selbst 1840 Spanien verlassen, so blieb unter der Regentschaft Esparteros doch J. Königin von Spanien; sie wurde 8. Nov. 1843 durch Beschluß der Cortes für majorenn erklärt. Die Frage ihrer Verheiratung war eine europäische Angelegenheit, weil Ludwig Philipp von Frankreich es so einzurichten wünschte, daß seine Dynastie in Spanien zur Herrschaft gelange, während England dagegen Einspruch erhob. J. vermählte sich 10. Okt. 1846 mit ihrem Vetter Franz d'Assisi Maria Ferdinand, dem Sohne des Infanten Franz de Paula, einem kränklichen Mann, wobei zugleich die Vermählung ihrer Schwester mit dem Sohne Ludwig Philipps, dem Herzog von Montpensier, beschlossen ward: da man aus der königlichen Ehe keine Kinder erwartete, schien die französische Absicht erreicht. Wider Erwarten aber gebar die Königin eine Anzahl von Kindern: Maria Isabella Franziska, geb. 20. Dez. 1851, seit 1871 Witwe des Grafen von Girgenti; Alfons Franz, Prinz von Asturien, geb. 28. Nov. 1857, gest. 25. Nov. 1885 als König Alfons XII. von Spanien; Maria Berenguela, geb. 4. Juli 1861, gest. 5. Aug. 1879; Maria della Paz, geb. 23. Juni 1862, seit 1883 Gemahlin des Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern; Eulalia, geb. 12. Febr. 1864, seit 1886 Gemahlin des Prinzen Anton von Montpensier. Die Königin, äußerst bigott und beschränkten Geistes, lebte Werken der kirchlichen Frömmigkeit und zugleich sinnlichen Genüssen hingegeben: sie erfreute sich einer Schar wechselnder Liebhaber. In der Regierung ihres Landes war sie von ihrer Umgebung abhängig, in welcher zuletzt die Nonne Patrocinio und der Intendant Marfori den meisten Einfluß besaßen. Wiederholte Aufstände änderten wohl die Ministerien, brachten aber keine Besserung der Regierung. Endlich machte im September 1868 eine Erhebung, zu der sich die verschiedensten Parteiführer verbündet hatten, ihrer Herrschaft ein Ende, gerade als sie mit Napoleon III. eine Einmischung in die römische Frage zu gunsten des Papstes verabredet hatte; sie floh nach Frankreich. Der Krone entsagte sie 25. Juni 1870 zu gunsten ihres Sohnes Alfons, der 1875 den Thron bestieg. Hierauf kehrte J. nach Spanien zurück und lebt teils dort, teils in Paris.

Isabelle, ein Pferd von gelber Farbe mit weißen Schopf-, Mähnen- und Schwanzhaaren.

Isabellenorden, 1) königlich portug. Frauenorden, 4. Nov. 1801 vom Prinz-Regenten, spätern König Johann IV., auf Ersuchen seiner Gemahlin Charlotte Joachime und nach ihren Bestimmungen gestiftet, welche hauptsächlich die Überwachung der Kranken- und Waisenpflege im Auge haben. Der Orden zählt 26 von der Königin zu ernennende Damen, welche 26 Jahre alt sein müssen. Die Dekoration besteht in einer goldenen, von goldenen Rosen und Bändern umgebenen Medaille, mit einer Krone darüber; die Medaille zeigt vorn die einem Armen spendende heil. Isabella von Portugal mit der Devise: »Pauperum solatio« (»Der Armen Trost«) am Fuß, hinten die Namenschiffer der Prinzessin und die Umschrift: »Real ordem de Santa Isabel 1801«. Der Orden wird an Festtagen an rosafarbener, weiß gestreifter Schärpe, an andern Tagen auf der Brust getragen. — 2) Königlich span. Orden Isabellas der Katholischen, der dritte im Rang der spanischen Orden, gestiftet von König Ferdinand VII. 24. März 1815 »zur Belohnung bewährter Königstreue und bewiesenen Eifers für die Erhaltung der indischen Besitzungen, sowie verdienter Staatsmänner in Spanien«. Der Orden, welcher später auch an Ausländer verliehen wurde, erhielt 26. Juli 1847 Zusätze zu den Statuten und hat jetzt vier Grade: Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter. Er verleiht den persönlichen Adel und den Großkreuzen den Titel Exzellenz. Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten Kreuz mit Strahlen in den Winkeln, das an einem grünen Lorbeerkranz hängt und an weißem, orange gerändertem Band getragen wird. Der goldene Mittelschild des Averses zeigt die zwei Säulen des Herkules, umschlungen von Bändern mit der Inschrift: »Plus ultra« (»Darüber hinaus«), und zwei gekrönte Weltkugeln, das Ganze umgeben von der Devise: »A la lealtad acrisolada« (»Der erprobten Treue«). Der blaue Mittelschild des Reverses mit den gekrönten Initialen des Stifters ist von einem weißen Ring mit der Legende: »Por Isabel la Catolica« umgeben. Die Großkreuze tragen das Kreuz an weißem, gelb besäumtem Bande von der Rechten zur Linken, auf der Brust einen ähnlichen Stern, auf dem goldenen Mittelschild die königlichen Initialen, umgeben von einem Lorbeerkranz mit der Inschrift: »A la lealtad acrisolada por Isabel la Catolica«; die Komture erster Klasse das Kreuz um den Hals und einen kleinern Bruststern, die zweiter Klasse nur das Kreuz um den Hals; die Ritter das Kreuz im Knopfloch; die Geistlichen das Kreuz an violettem Bande; die Westindier eine goldene Medaille mit dem königlichen Brustbild an schwarzem Bande. S. Tafel »Orden II«, Fig. 29.

Isabellfarbe, bräunlich-weißlich-gelbe Farbe, wie Milchkaffee, soll ihren Namen von der spanischen Prinzessin Isabella, der Tochter Philipps II. und Statthalterin der Niederlande, erhalten haben. Diese gelobte nämlich, daß sie ihr Hemd nicht eher wechseln wolle, als bis ihr Gemahl, der Erzherzog Albrecht von Österreich, Ostende, das er 1601 zu belagern begann, erobert habe. Da diese Belagerung drei Jahre dauerte, so wäre wohl hinsichtlich der Farbe die Sage nicht zu bezweifeln.

Digitized by

Isabellino, span. Goldmünze, s. Doblon.

Isabey (spr. -bä), 1) Jean Baptiste, franz. Maler, geb. 11. April 1767 in Nancy, gest. 18. April 1855 in Paris, war Davids Schüler und wurde später Hofmaler Napoleons I., den er oft begleiten mußte, um merkwürdige Szenen, deren Glanz- und Mittelpunkt dieser war, sogleich im Bild festzuhalten. Nach Napoleons I. Sturz arbeitete der Künstler für die Bourbonen, die er sowie fast sämtliche Souveräne Europas in zahlreichen Bildern darstellte. Isabeys Werke sind äußerst anmutig und seine Porträte von großer Treue. Seine Miniaturen gehören zu den ausgezeichnetsten ihrer Art. Er verfertigte um 1805 auch die ersten vollendeten Zeichnungen in der Estampemanier. Als Meisterstück der Malerei auf Porzellan erklärte man die Platte nach Perciers Zeichnung, welche in der Mitte Napoleon I. im Ornat und um ihn herum die Büsten der Marschälle und Generale von Frankreich, welche 1805 seine Heere kommandierten, darstellt. Auch die auf dem Wiener Kongreß anwesenden Fürsten und Minister hat Isabey auf Einem Bild vereinigt. Ein sehr gelungenes lithographisches Werk ist die »Voyage pittoresque et romantique dans l'ancienne France«.

2) Eugène, Maler, Sohn des vorigen, geb. 22 Juli 1804 in Paris, gest. 27. April 1886 auf seinem Landgut bei Lagny, war Schüler seines Vaters, bildete sich aber besonders zum Marine- und Genremaler aus. 1830 wohnte er in der Eigenschaft eines königlichen Marinemalers dem Feldzug in Afrika bei und stellte eine Reihe Bilder aus jenem Kriegsschauplatz dar. Zu seinen besten Darstellungen gehören: der Kampf bei Texel (1839, im Museum von Versailles), der Hafen von Marseille, die Überführung der Asche des Kaisers Napoleon I. (1843), Ansicht von Boulogne (1845), Strand von Etretat in der Normandie bei Sturm (in der Kunsthalle zu Hamburg), Zeremonie in der Kirche von Delft (1847), Heirat Heinrichs IV. (1848), die Einschiffung von A. de Ruyter (1850, im Luxembourg), der Schiffbruch des Dreimasters Emily (1865), Ausgang der Sakristei zu Brügge. Bei kecker Behandlung suchte er namentlich die glänzenden Farben- und Lichteffekte, das Perlen und Sprühen der Wogen, die Wirkungen der Luft, leicht und geistreich wiederzugeben. Diese einseitige Virtuosität wurde freilich oft zur Gleichgültigkeit gegen Form und Charakter der Dinge selbst, die in seinen letzten Bildern, namentlich in Kostümstücken und historischen Genrebildern, bis zur Flüchtigkeit ausartete. Doch hat seine flotte, bestechende Manier einen großen Einfluß auf französische und deutsche Künstler (Hoguet, E. Hildebrandt) ausgeübt. J. hat auch zahlreiche Aquarelle gemalt.

Isabeypapier, s. Bristolpapier.

Isafjördr, Handelsplatz auf Island (s. d., S. 365).

Isagōge (griech.), Einführung, Einleitung (besonders in eine Wissenschaft); Isagogik, Einleitungswissenschaft (besonders biblische).

Isagŏras, nach Vertreibung des Hippias 510 v. Chr. Führer der aristokratischen Partei in Athen, vertrieb mit Hilfe der Spartaner 508 Kleisthenes und setzte einen Rat von 300 seiner Partei ein, wurde aber vom Volk in der Akropolis eingeschlossen und mußte nach drei Tagen mit den Spartanern Athen verlassen; er starb in der Verbannung.

Isaktscha (rumän. Isaccea), einst bedeutende, jetzt herabgekommene Stadt im rumän. Kreis Tultscha (Dobrudscha), wenig oberhalb des Donaudeltas, mit (1889) 3072 Einw. Hierher verlegt man die Schiffbrücke, welche Dareios auf seinem Zuge gegen die Skythen über die Donau schlagen ließ. 3 km unterhalb erfolgte 1829 der Donauübergang der Russen.

Isala, mittelalterl. Name der Yssel (s. d. 1).

Isambert (spr. isangbär), François André, franz. Rechtsgelehrter und Gerichtsredner, geb. 28. Nov. 1792 in Aunay (Eure-et-Loire), gest. 13. April 1857 in Paris, widmete sich dem Studium der Rechte und ward Deputierter der Kolonien, 1818 auch Advokat am Kassationshof in Paris. Von der provisorischen Regierung zum Direktor des »Bulletin des lois« und zum Rat am Kassationshof ernannt, redigierte er die von den 221 durchgesehene Charte und trat im Oktober d. J. in die Deputiertenkammer, wo er für das Ministerium Laffitte stimmte, aber unter dem Ministerium Périer zur Opposition übertrat. Nach der Februarrevolution von 1848 vom Departement Eure-et-Loire in die Nationalversammlung gewählt, hielt er sich in der Konstituante zur Rechten, wurde jedoch bei den Wahlen für die Legislative nicht wieder gewählt. 1854 trat er zum Protestantismus über. Größere Werke aus seiner Feder von historisch-juristischem Interesse sind: »Recueil complet des lois et ordonnances à compter du 1 avril 1814« (Par. 1820—30, 17 Bde.); »Recueil général des anciennes lois françaises depuis l'an 420 jusqu'à la révolution de 1789« (mit Jourdan, Decrusy, Armet und Taillandier, 1821—33, 29 Bde.); »Annales politiques et diplomatiques« (1823, 5 Bde.; 2. Aufl. 1826); »Essai historique sur l'étude du droit naturel, du droit publique et du droit des gens« (1826); »Code électoral et municipal« (2. Ausg. 1831, 3 Bde.); »État religieux de la France et de l'Europe« (1843—44, 2 Tle.); »Histoire de Justinien« (1856, 2 Bde.) sowie die Übersetzung von Procopius' »Anecdota« (1856). Seine »Pandectes françaises« (1834, 2 Bde.) sind unvollendet geblieben. J. war auch der Gründer und längere Zeit Mitarbeiter der »Gazette des Tribunaux« und nahm thätigen Anteil an der von Wolowski gestifteten »Revue de législation et de jurisprudence«.

Isametrālen (griech.), Linien, welche auf Erdkarten diejenigen Orte verbinden, die in den einzelnen Monaten gleiche Abweichung vom normalen Monatsmittel besessen haben. Die thermischen J. lassen erkennen, für welche Orte die einzelnen Monate zu kalt oder zu warm waren, und für welche diese Abweichung dieselbe Größe hatte. Eingeführt sind die thermischen J. von Dove, der sie konstruierte, um ein anschauliches Bild der Wärmeverteilung in Europa im Laufe einiger ungewöhnlicher Winter zu geben (s. Lufttemperatur).

Isanagi und **Isanami,** Namen des ersten Götterpaares in der japanischen Mythologie.

Isandhlwana (Isandula), Ort im nordwestlichen Sululand in Südafrika, unweit des Buffaloflusses. Hier wurde 22. Jan. 1879 eine 1600 Mann starke britische Truppenabteilung unter Chelmsford von den 18,000 Mann starken Sulus unter Cetewayo vollständig vernichtet.

Isanemōnen (griech.), Linien auf Erdkarten, die die Orte mit gleicher mittlerer Windstärke verbinden.

Isanomālen (griech.), Linien, welche diejenigen Punkte auf Erdkarten miteinander verbinden, an denen die Mitteltemperatur des Ortes um gleichviel Grade von der mittlern Temperatur des Parallelkreises, unter dem der betreffende Ort liegt, abweicht. Dove nennt die Differenz zwischen der Mitteltemperatur

Digitized by Google

eines Ortes und der Mitteltemperatur seines Parallelkreises die thermische Anomalie, und daher verbinden die J. die Orte gleicher Anomalie. Je nachdem man die Mitteltemperatur eines Jahres oder der einzelnen Monate einführt, erhält man verschiedene Kurven, aus denen interessante Schlüsse über die klimatischen Verhältnisse der Erdoberfläche gezogen werden können (s. Lufttemperatur).

Isäos, der fünfte in der Reihe der zehn attischen Redner (s. Attische Redner), aus Chalkis auf Euböa, Schüler des Isokrates, lebte in Athen um 390—340 v. Chr., indem er Prozeßreden für andre schrieb und rednerischen Unterricht erteilte, unter andern auch an Demosthenes. Von den 50 Reden, welche das Altertum für echt hielt, sind außer nicht unbedeutenden Bruchstücken 10 und ein Teil der elften, alle auf Erbschaftsangelegenheiten bezüglich, erhalten, die eine Hauptquelle des attischen Privatrechtes sind. Lassen dieselben die natürliche Eleganz und Einfachheit, die Lysias auszeichnen, vermissen, so empfehlen sie sich dafür durch eine gebildetere Kunstform wie durch Kraft und Gedrungenheit des Stils. Ausgaben besonders von Schömann (mit Kommentar, Greifsw. 1831), Scheibe (2. Aufl., Leipz. 1874) und Buermann (Berl. 1883); übersetzung von Schömann (Stuttg. 1830, 2 Bde.). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 2 (2. Aufl., Leipz. 1892); Moy, Étude sur les plaidoyers d'Isée (Par. 1876).

Isar, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Donau, entspringt in Tirol am Stalter Anger, nahe der Speckkarspitze, zwischen der hintern Karwendelkette und der Gleierschkette, nordöstlich von Innsbruck, fließt zuerst 22 km weit nach W., wendet sich bei Scharnitz nach N. und durchbricht unterhalb in dem Scharnitzer Engpaß (wo ehemals die feste Porta Claudia) die Kalkalpen, wo er zugleich ins Königreich Bayern eintritt. Weiterhin, von Mittenwald (920 m ü. M.) an, nach NO., dann wieder nach N. fließend, bildet der auf 7 m eingeengte Fluß einen Fall von 8 m Höhe und tritt bei Tölz (658 m) aus dem Gebirge. Er empfängt auf dieser Strecke, dem Oberlauf, rechts die Riß und die Achen oder Walchen (aus dem Achensee), links die Jachen oder Jachenau (aus dem Walchensee). Von Tölz an verfolgt die J. mit einem Bogen nach W. bis Freising nordöstliche Richtung, fließt am ausgedehnten Erdinger Moos (am rechten Ufer zwischen München und Freising) vorüber, wendet sich von Freising an (472 m) entschieden nach NO. und mündet nach einem Laufe von 352 km bei Isarmünd (312 m) unterhalb Deggendorf rechts in die Donau. Der größte Zufluß des Mittellaufs ist die Loisach (aus dem Kochelsee), die bei Wolfratshausen links mündet; im Unterlauf fließt bei Moosburg links die Amper zu. Die schöne grüne J. fließt in weitem, kies- und schotterreichem Bett, unterhalb München 130—320 m breit, zahlreiche Inseln einschließend, immer mit starkem Gefäll, bleibt aber für die Schiffahrt, die man von Tölz an rechnet, wegen des starken Falles u. der sehr ungleichen Wassermenge ganz unbedeutend. Nur mit beladenen Flößen wird sie abwärts befahren. Die J. ist der eigentliche bayrische Nationalfluß. Mehr als jeder andre Fluß durchströmt sie die bayrische Hochebene in ihrer ganzen Länge; sie hat fast zu allen Zeiten den Bayern gehört; an ihr liegen die besten Fruchtfelder des Bayerlandes, an ihr die alten bayrischen Herzogsitze München und Landshut sowie das alte Bistum Freising; in ihrem Flußgebiete wohnt noch heute der Kern der altbayrischen Bevölkerung. Nach ihr benannt war der frühere Isarkreis, der das jetzige Oberbayern umfaßt. Vgl. Gruber, Die J. nach ihrer Entwickelung und ihren hydrologischen Verhältnissen (Münch. 1889); Derselbe, Die Bedeutung der J. als Verkehrsstraße (das. 1890).

Isäschar, fünfter Sohn Jakobs mit der Lea, Stammvater des Stammes J. Das Gebiet desselben reichte vom See Tiberias und dem Berg Tabor bis zum Thal Jesreel, welches noch dazu gehörte, und grenzte gegen O. an den Jordan. Aus 1. Mos. 49, 14. 15 erhellt, daß der Stamm sich den Phönikern, deren Karawanenstraße durch sein Gebiet ging, mehr, als dem Nationalgefühl entsprach, dienstbar erwies.

Isäthionsäure (Oxyäthylsulfosäure) $C_2H_6SO_4$ oder $CH_2.OH.CH_2.SO_2.OH$ entsteht bei Einwirkung von Schwefelsäureanhydrid SO_3 auf gut gekühlten Alkohol C_2H_6O und Zersetzung der gebildeten Äthionsäure $CH_2(O.SO_2.OH).CH_2.SO_2.OH$ mit Wasser, ferner bei Einwirkung salpetriger Säure auf Taurin &c. Sie bildet zerfließliche Nadeln, kann in verdünnter Lösung gekocht werden und bildet meist leicht kristallisierbare Salze. Mit Phosphorsuperchlorid bildet J. Chloräthylsulfosäure $CH_2Cl.CH_2.SO_2.OH$, das mit Ammoniak Taurin $CH_2(NH_2).CH_2.SO_2.OH$ bildet. Hiermit ist die Synthese des Taurins erreicht.

Isatin $C_8H_5NO_2$ oder $C_6H_4\left<\begin{matrix}CO\\N\end{matrix}\right>C.OH$, das Laktim der Orthoamidobenzoylameisensäure (Isatinsäure), aus welcher es beim Erwärmen entsteht, wird aus Orthonitrophenylpropiolsäure bei Einwirkung von Alkalien und bei Behandlung von Indigo mit Salpetersäure erhalten und bildet gelbrote, glänzende, geruchlose Kristalle, schmeckt bitter, löst sich wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, mit violetter Farbe in Alkalien, schmilzt bei 201°, ist sublimierbar, gibt beim Kochen mit Alkalien Isatinsäure $C_8H_7NO_3$ oder $C_6H_4<\begin{matrix}CO.COOH\\NH_2\end{matrix}$, deren wässerige Lösung beim Erwärmen J. abscheidet, mit Phosphorchlorür u. Phosphor wieder Indigblau $C_{16}H_{10}N_2O_2$, kann aber auch zu Indol $C_{16}N_{14}N_2$ reduziert werden. Auch Isatinchlorid $C_8H_4ClNO_2$, aus J. und Phosphorpentachlorid erhalten, wird durch Zinkstaub in Indigblau verwandelt.

Isatingelb entsteht bei Einwirkung von Phenylhydrazinsulfosäure auf Isatin und besteht aus dem Natriumsalz der Isatinhydrazonsulfosäure. J. färbt Wolle und Seide im sauren Bade grünlichgelb.

Isătis *L.* (Waid), Gattung aus der Familie der Kruciferen, einjährige oder ausdauernde Kräuter mit ganzen (am Stengel pfeilförmigen) Blättern, gelben Blüten auf schlanken, bei der Fruchtreife abwärts gebogenen Stielen u. linealischen bis eiförmigen, von den Klappenrändern her zusammengedrückten, einsamigen Schötchen. Etwa 50 Arten, vorherrschend im östlichen Mittelmeergebiet. I. tinctoria *L.* (Färberwaid, s. Tafel »Farbepflanzen«, Fig. 9) treibt im ersten Jahr eine breite Blattrosette von 15—30 cm langen, dunkelgrünen, länglich lanzettlichen, ganzrandigen oder gezähnelten Blättern, im zweiten Jahr einen 0,5—1 m hohen Stengel, der kleine Blätter mit pfeilförmiger Basis und an der Spitze eine Menge reichverzweigter Blütentrauben mit kleinen, goldgelben Blüten trägt. Die 1,3 cm langen, fast verkehrt dreieckigen, schwärzlichen Schötchen enthalten ein längliches, gelbes Samenkorn. Der Färberwaid wächst im mittlern und südlichen Europa sowie im Orient und wird als Farbe-

Digitized by Google

pflanze kultiviert. Er verlangt tiefgrundigen, lehmartigen, kalkreichen Boden und sehr starke Düngung. Im Juli stößt man die fußlangen Blätter bis auf die Herzblätter ab, und im September erntet man zum zweitenmal. Ein Hektar liefert 60—70 Ztr. lufttrockne Blätter. Diese werden auf der Waidmühle zermalmt, in Haufen aufgesetzt, nach 24 Stunden zu Handklößen geformt und getrocknet. Man schüttet die Klöße auf einer Tenne 50—60 cm hoch auf, hält den Haufen feucht und leitet dadurch eine Gärung ein, durch welche im Lauf einiger Wochen ein in der Pflanze enthaltenes Glykosid unter Bildung von Indigo wie bei der Indigopflanze zersetzt wird (vgl. Indigo). Die vollständig zerfallene Masse wird schließlich in Fässer eingestampft und wird in diesen noch reicher an Farbstoff. Der Waid wurde schon im Altertum als Farbematerial benutzt und im Mittelalter und bis ins 17. Jahrh. viel angebaut, er bildete in Deutschland das wichtigste Material zum Blaufärben. Erfurt war schon 1290 wegen seines Waidbaues berühmt, später erwarben auch noch Gotha, Arnstadt, Langensalza und Tennstedt das Recht, Waid zu bauen, und im Anfang des 17. Jahrh. beschäftigten sich damit außer den Bewohnern dieser fünf Waidstädte noch die von mehr als 300 thüringischen Dörfern. Gegenwärtig findet sich der Anbau, wiewohl beschränkt, noch in Thüringen, Böhmen, Ungarn, Frankreich (der beste), Belgien, und man benutzt den Waid als Hilfsmittel beim Färben mit Indigo (Waidküpe). Die Samen enthalten ein trocknendes Öl.

Isătis, der Eisfuchs, s. Fuchs, S. 976.

Isauricus, röm. Feldherr, s. Servilius; auch Beiname der griechischen Kaiser Zeno und Leo III.

Isaurien, im Altertum Landschaft im südlichen Kleinasien, auf der Höhe und am nördlichen Abhang des Taurus, von Lykaonien, Phrygien, Pisidien und Kilikien umschlossen, war nur in ihrem nördlichen, weniger gebirgigen Teil den Römern einigermaßen bekannt und hatte rohe, den Pisidiern stammverwandte Bewohner, welche durch Raubzüge die umliegenden Gegenden beunruhigten und sich später lebhaft bei den Seeräubereien der Kiliker beteiligten. Obgleich schon von dem römischen Feldherrn Servilius, der davon den Beinamen Isauricus erhielt, besiegt (78—76 v. Chr.), traten sie doch später immer wieder als kühne Piraten auf, und selbst nachdem Pompejus 67 der kleinasiatischen Seeräuberei ein Ende gemacht, setzten sie ihre Raubzüge ungestört fort, eroberten einen Teil von Kilikien und machten sich zum Schrecken aller Grenznachbarn. Ein Gegenkaiser, Trebellianus, welcher sich zur Zeit des Kaisers Gallienus (253—268 n. Chr.) unter ihnen erhob, wurde zwar besiegt und getötet; das Volk selbst aber behauptete seine Unabhängigkeit. Erst dem Kaiser Probus (276—282) gelang es, die Isaurier auf kurze Zeit dem römischen Zepter zu unterwerfen. Noch im 5. Jahrh. nahmen sie Seleukeia (an der Küste von Kilikien), verschwinden aber seitdem aus der Geschichte. Unter den Produkten des obwohl gebirgigen, doch nicht unfruchtbaren Ländchens wird auch Wein genannt. Die Hauptstadt Isaura, nahe am Taurus, wurde zuerst durch den Makedonier Perdikkas (322 v. Chr.), dann noch einmal von den Römern unter Servilius Isauricus zerstört. Zum drittenmal in der Nähe der alten Stadt aufgebaut, war sie die Residenz des Usurpators Trebellianus, aber schon zu Ammians Zeit in Verfall. Der andre wichtigste Ort war Lystra, nördlich von Isaura.

Isbá (russ., »Stube«), das russische Bauernhaus, aus behauenen Balken zusammengefügt; vorzeiten auch Name des Gerichtszimmers im Palast des Zaren; bei den Donischen Kosaken ums 16. Jahrh. die Kriegskanzlei (Wojsskoja I.). Sbornaja I., das Versammlungslokal der russischen Bauerngemeinde.

Isbjörn-Expedition, 1871 und 1872, s. Maritime wissenschaftliche Expeditionen.

Ischalis, s. Ilchester.

Ischämie (grch., »Blutverhaltung«), nach Virchow diejenige Form lokaler Anämie, welche auf Verengerung der das Blut zuführenden Schlagadern beruht. Diese Verengerung entsteht entweder dadurch, daß die betroffenen Schlagadern durch Druck von außen sich verengern, oder daß ihr Innenraum durch Verdickung der Wandung, durch Auflagerung von Gerinnseln sich verkleinert oder gar durch Einkeilung eines Embolus sich verschließt, oder aber die I. ist die Folge einer krampfhaften und dadurch Verengerung der Schlagadern bewirkenden Zusammenziehung der glatten Muskelfasern der Gefäßwand. Diese krampfhafte, in der Regel vorübergehende Zusammenziehung glatter Muskelfasern beruht entweder auf Reizeinwirkung (habituelles Absterben, lokale Asphyxie einzelner Gliedmaßen infolge von Kälteeinwirkung), oder der Gefäßmuskelkrampf ist Folge einer Reizung der vasomotorischen Nerven (Fieberfrost, das Erbleichen infolge psychischer Eindrücke).

Ischariot (hebr., »Mann von Karioth«, einer Stadt Judäas), Beiname des Judas, des Verräters Jesu.

Ischgl, Dorf im Paznaunthal (s. d.) in Tirol.

Ischia (spr. iskia, bei den Griechen Pithecusa, bei den Römern Aenaria genannt), Insel im Tyrrhenischen Meer, am nordwestlichen Eingang des Golfes von Neapel, zur ital. Provinz Neapel, Kreis Pozzuoli, gehörig, 10 km vom Festland (Kap Miseno) entfernt, hat eine Fläche von 45,9 qkm mit (1881) 25,020 Einw. Die Insel ist gebirgig und rein vulkanischen Ursprungs; der Boden besteht aus Tuff und Lava. Der höchste Punkt ist der 792 m hohe Monte Epomeo, außer welchem die Insel noch zwölf ehemals vulkanische Kegel

Kärtchen der Insel Ischia.

Digitized by Google

zählt. Sehr zahlreich sind die dem Boden entspringenden warmen Mineralquellen. Die besuchtesten hierunter sind die von Casamicciola. J. ist seit den ältesten Zeiten, zuletzt 1301, von gewaltigen vulkanischen Ausbrüchen heimgesucht worden, häufiger noch von Erdbeben, im 19. Jahrh. fünfmal, zuletzt und am heftigsten 28. Juli 1883, wobei Casamicciola und Lacco Ameno fast ganz zerstört wurden. Ob diese Erdbeben auf vulkanische Kräfte oder auf Unterwaschung durch die Thermen zurückzuführen sind, ist noch nicht aufgeklärt. Der Boden ist übrigens fruchtbar und bringt namentlich Wein und Südfrüchte hervor. Daneben sind Fischerei und Schiffahrt Erwerbszweige der Bewohner. — Die Hauptorte der Insel sind das Städtchen J. an der Ostseite, der Insel Procida gegenüber, Bischofsitz, mit schöner Kathedrale, einem Hafen, einem Kastell (jetzt Gefängnis), welches sich auf einer 180 m hohen, felsigen Halbinsel erhebt, Seebad und (1881) 2741 (als Gemeinde 6266) Einw., Casamicciola (s. d.) an der Nordseite und Forio (s. d.) an der Westseite. Vgl. Kaden, Die Insel J. (Luzern 1883); Johnston-Lavis, Monograph of the earthquakes of I. (Neapel 1886).

Ischiadicus (nervus i.), Hüftnerv, s. Bein. Ischiadisch, auf das Sitzbein (s. Ischion) bezüglich.

Ischias (Ischialgie, griech.), s. Hüftweh.

Ischim (bei den Kirgisen Isel, Esel), linker Nebenfluß des Irtisch, entspringt in der russisch-zentralasiat. Provinz Akmolinsk und mündet nach einem Laufe von 1675 km oberhalb Tobolsk bei Ust-Ischimsk. Er ist arm an Fischen und nur im Frühling im Gouv. Tobolsk schiffbar.

Ischim, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (43,345 qkm [805 QM.] mit 249,605 Einw.) im sibir. Gouv. Tobolsk, links am Fluß J., mit (1888) 8521 Einw., die Talgschmelzerei und bedeutenden Handel mit Roggen und Roggenmehl betreiben. Eine große Messe im Dezember versammelt hier 20,000 Fremde, und der Umsatz beträgt 6 Mill. Rubel. Die Stadt wurde 1630 von den Russen gegründet.

Ischion (griech., lat. ischium), Hüfte (s. d.); Os ischion oder os ischii, Sitzbein.

Ischiopagus, Mißgeburt, und zwar ein Doppelmonstrum mit vollständig doppelten Beckenknochen, die aber Einen weiten Ring, in dem die Kreuzbeine sich gegenüberstehen, bilden, und vier, zuweilen auch nur drei Extremitäten. Vom Nabel ab existieren zwei in einer Ebene, also senkrecht zur Richtung der untern Extremitäten liegende einfache Oberkörper.

Ischl, Marktflecken in Oberösterreich, Bezirksh. Gmunden, Mittelpunkt des Salzkammerguts, 468 m ü. M., in einem freundlichen Thalbecken an der Traun, welche hier die Ischl, den Abfluß des St. Wolfgangsees, aufnimmt, an der Staatsbahnlinie Attnang-Steinach und der Linie J.-Salzburg der Salzkammergut-Lokalbahn gelegen, Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine 1755 erbaute katholische und eine neue prot. Kirche, eine kaiserliche Villa mit Park, ein Kurhaus, ein Theater, zahlreiche Villen und (1890) 2272 (als Gemeinde 8473) Einw. J. ist seit 1822 Kurort und besitzt an Kurmitteln Solbäder und Soldampfbäder, Schlamm- und Fichtennadelbäder, Inhalationsanstalt für Soldunst, Milch-, Molken-, Kräuter- und Kaltwasserkuranstalten. Die Schwefelquelle, aus den oberjurassischen Aptychenkalken entspringend, enthält in 1 Lit. 17 g Kochsalz und 4 g schwefelsaures Natron. Das Wasser wird wie das der Maria-Luisenquelle und der im Maria-Theresienstollen zu Tage tretenden Schwefelquelle versendet. Die Badesole enthält in 1 L. 248,87 g Chlornatrium, 3,59 g Chlormagnesium, 0,12 g Brommagnesium ꝛc. J. wird auch als klimatischer Kurort benutzt. Das Klima ist mild, ziemlich gleichmäßig, feucht, daher reizmindernd und auch für Krankheiten der Atmungsorgane geeignet. Mittlere Jahrestemperatur 9,5°, mittlere Sommertemperatur 17,5°. Seit 1856 ist J. der regelmäßige Sommeraufenthalt der kaiserlichen Familie. Die Frequenz von J. betrug 1893: 18,830 Personen. 4 km südöstlich erhebt sich der Ischler Salzberg (996 m) mit einem seit 300 Jahren im Betrieb stehenden Salzbergwerk. Die Sole wird von dort sowie von Hallstatt (s. d.) in das Ischler Sudwerk geleitet, das 1893: 150,170 metr. Ztr. Salz lieferte. Außer den Anlagen in J. selbst, wie der Esplanade an der Traun, dem Rudolfsgarten mit Büste des Erzherzogs Rudolf, Erzbischofs von Olmütz, Wirers Garten mit dem Denkmal des um den Kurort verdienten Arztes Dr. Wirer von Rettenbach, bietet die Umgebung nach allen Richtungen hin die herrlichsten Spaziergänge und mannigfaltigsten Ausflüge. Eine schöne Rundschau gewährt die Franz-Josephswarte am Siriuskogel (598 m). 1893 wurde dem Schöpfer des österreichischen Volksschulgesetzes, Hasner, am Stadtplatz ein Denkmal errichtet. Zum Gemeindegebiet von J. gehört unter anderm auch das südlich an der Traun (welche hier Stromschnellen bildet) und an der Staatsbahnlinie Attnang-Steinach gelegene Laufen, der älteste Marktflecken des Salzkammerguts (seit 1282), mit schöner Kirche und 408 Einw. Vgl. v. Kottowitz, Kurort J. (2. Aufl., Linz 1882); »J. und seine Umgebung« (10. Aufl., Gmunden 1894); Reibmayr, J. als Terrainkurort (Wien 1886).

Wappen von Ischl.

Ischler Gebirge, Teil der Salzkammergutalpen, erstreckt sich vom Salzachthal (zwischen Golling und Salzburg) in östlicher Richtung bis zum Traunthal (zwischen dem Hallstätter See und Ischl) und erreicht im Gamsfeld 2024 m. S. Karte »Salzkammergut«.

Ischoren, s. Karelier und Ingermanland.

Ischtib, Stadt, s. Schtiplje.

Ischurie (griech.), s. Harnverhaltung.

Isdegerd, s. Jesdegerd.

Ise, kleiner Fluß im preuß. Regbez. Lüneburg, entspringt aus einem See an der Grenze der Altmark, fließt in südlicher Richtung und mündet nach 50 km langem Lauf bei Gifhorn in die Aller.

Isebel (Jesebel, hebr., »die Unberührte«), Gemahlin des israelitischen Königs Ahab (875—853 v. Chr.), Tochter Ethbaals, Königs von Sidon, welcher früher Priester der Astarte gewesen war. Herrschsüchtig und grausam, war sie eifrig bemüht, der Religion ihres Vaterlandes in Israel Eingang zu verschaffen, und verfolgte die ihr hierin entgegenwirkenden Propheten. Sie regierte unter ihren Söhnen Ahasja und Joram noch zehn Jahre und ward schließlich auf Befehl Jehus, des vom Propheten Elisa aufgestellten Thronprätendenten, aus dem Fenster ihres Palastes zu Jesreel gestürzt (843 v. Chr.).

Iseghem, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, Arrond. Rousselaere, an der Mandel und an der Eisenbahn Brügge-Courtrai, hat Leinwand-, Wollwaren- und Spitzenfabrikation und (1890) 9965 Einw.

Digitized by Google

Isegrim (eigentlich Isangrim, »Eisenhelm«), in der deutschen Tiersage Name des Wolfes, der eine Hauptrolle darin spielt. Den Titel »Isengrimus« führt ein vom Magister Nivardus aus Gent um 1148 in leoninischen Hexametern verfaßtes lateinisches Gedicht, worin zwei Abenteuer der Tiersage, die Heilung des Löwen durch die dem I. abgezogene Haut und die Erzählung von der Wallfahrt der Gemse Bertilia, behandelt sind (hrsg. von Jak. Grimm im »Reinhart Fuchs«, Berl. 1834, und von E. Voigt, Halle 1884). Vgl. Reineke Fuchs.

Isel, 1) Berg südl. von Innsbruck in Tirol, 630 m hoch, mit schönen Gartenanlagen, Schießstätte und Museum des Tiroler Kaiserjäger-Regiments, trägt mehrere Denkmäler, darunter dasjenige Andreas Hofers (von Natter, 1893), und bietet eine schöne Aussicht auf Innsbruck und das Innthal. Durch den Berg I. führt ein 662 m langer Tunnel der Brennerbahn. Der I. war 1809 Schauplatz heißer Kämpfe; in drei Schlachten (11.—13. April, 29. Mai und 13. Aug.) siegten hier unter Hofer, Speckbacher, Haspinger und Teimer die Landesverteidiger über die Franzosen und Bayern, unterlagen aber in der vierten (1. Nov.), welche das Ende des Aufstandes herbeiführte. — 2) Fluß in Tirol, entspringt am Umbalkees im S. der Dreiherrenspitze, bildet im Oberlauf das Umbal- und Virgenthal, im untern Laufe, von Windisch-Matrei an das breite Iselthal und mündet bei Lienz, 55 km lang, links in die Drau. Von großer landschaftlicher Schönheit sind namentlich das Thal des Oberlaufes und die Seitenthäler, wie das von der Ostseite der Großvenedigergruppe herabführende Gschlöß- und Tauernthal, das Kalser Thal (Zugang zum Großglockner) und das Deffereggen-Thal (s. d.).

Iselastische Spiele (griech. Eiselastika), bei den Griechen die einen siegreichen Einzug verherrlichenden Wettkämpfe; bei den Römern hieß iselasticum das vom Kaiser für einen einziehenden Sieger bestimmte Geschenk.

Iselin, Isaak, philosophischer Schriftsteller, geb. 17. März 1728 in Basel, gest. daselbst 15. Juni 1782, Sohn des als historischer und politischer Schriftsteller bekannten Jakob Christoph I. (gest. 1737 als Professor der Theologie in Basel), studierte in Göttingen die Rechte und ward 1754 in Basel Mitglied des Großen Rats und 1756 Ratsschreiber. Nächst seiner »Geschichte der Menschheit« (Zürich 1764—70, 2 Bde.; 5. Aufl. 1786) und den »Vermischten Schriften« (das. 1870, 2 Bde) sind zu erwähnen seine »Ephemeriden der Menschheit« (Basel 1776—82, 7 Bde.), die R. Z. Becker bis 1786 fortsetzte. Seine »Pädagogischen Schriften« wurden von Göring (Langensalza 1884) herausgegeben. Vgl. v. Miaskowski, Isaak I. (Basel 1875).

Isenäcum, neulat. Name für Eisenach.

Isenberg, Stadt, s. Eisenberg 1).

Isenburg, 1) Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Neuwied, am Einfluß des Isenbachs in den Saynbach, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Burgruine auf einem Bergkegel inmitten des Dorfes, ehedem Stammschloß des gleichnamigen Hauses, Nagelschmiederei, Dachschieferbrüche, Hopfenbau und (1890) 560 Einw. In der Nähe auf einem Bergvorsprung das Kruppsche Jagdschloß Sayneck. — 2) Neu-Isenburg, s. d. — 3) Schloß, s. Rufach.

Isenburg (Ysenburg), fürstliche und gräfliche Standesherrschaft, liegt teils in dem preuß. Regbez. Kassel, teils in den großherzoglich hessischen Provinzen Starkenburg und Oberhessen, umfaßt 990 qkm mit etwa 58,000 Einw., wovon auf Preußen 250 qkm (mit den Ämtern Birstein, Langenselbold, Wächtersbach und Meerholz) kommen, und zerfällt in die Besitzungen des Fürsten von I.-Birstein (470 qkm, mit den Residenzen Birstein und Offenbach), der Fürsten von I.-Büdingen (250 qkm, mit der Residenz Büdingen) und I.-Wächtersbach (138 qkm, mit der Residenz Wächtersbach) und der Grafen von I.-Meerholz (110 qkm, mit der Residenz Meerholz). Das Stammhaus des Geschlechts von I. war Isenburg bei Koblenz; dasselbe wurde im 13. Jahrh. in einem Streite des Besitzers mit dem Erzbischof von Köln geschleift, später jedoch als Nieder-I. wieder aufgebaut. Als Ahnherr des Hauses erscheint 993 der Graf Gerlach im Niederlahngau. Rembolds I. (um 1100) Söhne gründeten die Linien Limburg, I. und Kempenich. Dieselben spalteten sich später mehrfach, jedoch starb die Linie Kempenich schon 1424 und die ältere Linie I. 1664 aus. Zu Ende des 15. Jahrh. war von der Linie Limburg nur der Zweig Büdingen übrig, der sich 1511 in die Linien Ronneburg und Birstein teilte. Erstere starb 1601 aus, letztere spaltete sich 1631 in die Zweige I.-Offenbach und I.-Büdingen, welche die Grafen Wolfgang Heinrich (gest. 1635) und Johann Ernst (gest. 1673) zu Stiftern hatten. Mit Wolfgang Heinrichs Enkel Johann Philipp starb 1718 die Hauptlinie Offenbach aus, doch begründete sein zweiter Enkel, Wilhelm Moritz (gest. 1711), die Linie I.-Birstein und dessen zweiter Sohn, Wilhelm Moritz (gest. 1772), die Linie I.-Philippseich. In I.-Birstein wurde Graf Wolfgang Ernst I., der Sohn des Stifters, 1744 in den Fürstenstand erhoben; sein Urenkel, der Fürst Karl Friedrich Ludwig Moritz (geb. 1766, gest. 1820), trat im Juli 1806 dem Rheinbund bei, warb für Napoleon ein Fremdenregiment und erhielt sodann die Souveränität nicht nur über die drei jüngern, damals gräflichen Linien, sondern auch über die Grafen von Schönborn-Hausenstamm und Lerchenfeld. Nach Auflösung des Rheinbundes kam I. zunächst an Österreich und von diesem an das Großherzogtum Hessen, das es zum Teil durch Tausch an Kurhessen abtrat. Haupt dieser Linie ist der 1861 zur katholischen Konfession übergetretene Fürst Karl (geb. 29. Juli 1838), der seit 1865 mit einer toscanischen Prinzessin verheiratet ist. Die gräfliche Linie I.-Philippseich wird gegenwärtig durch Graf Ferdinand (geb. 15. Okt. 1841) repräsentiert. Die gräfliche Linie I.-Büdingen zerfiel 1685 in die Zweige I.-Büdingen in Büdingen, I.-Büdingen in Wächtersbach, I.-Büdingen in Meerholz und I.-Büdingen in Marienborn, von denen der letzte schon 1725 erlosch. Die erstgenannte Linie wurde 1840 unter Ernst Kasimir vom Großherzog von Hessen in den Fürstenstand erhoben; gegenwärtiger Fürst ist Bruno (geb. 14. Juni 1837). Der Zweig I.-Büdingen in Wächtersbach erhielt 1865 unter seinem gegenwärtigen Haupt Ferdinand (geb. 24. Okt. 1824) die fürstliche Würde. Haupt der gräflichen Linie I.-Büdingen in Meerholz ist Graf Karl (geb. 26. Okt. 1819), wie der vorher genannte erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses. Vgl. Simon, Geschichte des reichsständischen Hauses I. und Büdingen (Frankf. a. M. 1864—65, 3 Bde.); Mayer, Geschichte der Mediatisierung des Fürstentums I. (Münch. 1891).

Isenhagen, Dorf und Kreishauptort im preuß. Regbez. Lüneburg, hat eine evang. Kirche, ein Damenstift, ein Amtsgericht und (1890) 124 Einw.

Digitized by Google

Isenit, ein nach dem im Verbreitungsgebiet (Westerwald) entspringenden Flüßchen Eis (Isena) benanntes Gestein aus der Gruppe der Andesite (s. d.).

Iseosee (Lago d'Iseo oder Sebino, im Altertum Lacus Sebinus), See am Südfuß der Alpen, an der Grenze der ital. Provinzen Brescia und Bergamo, vom Fluß Oglio gebildet, in 185 m Höhe, 25 km lang, bis 5 km breit und 62 qkm groß, wird von einem Dampfboot befahren und ist sehr fischreich. Die Ufer sind lieblich; in der Mitte erhebt sich eine Insel mit zwei Fischerdörfern. Am südöstlichen Ufer liegt der Flecken I. mit Torfstichen, Seidengewinnung, Gerberei, einem Hafen, Handel und (1881) 1981 (als Gemeinde 2546) Einw. Größere Orte am Seeufer sind außerdem: Lovere (s. d.) und Pisogne (s. d.) im N. und Sarnico (mit Sandsteingruben, Seidengewinnung u. 1857 Einw.) im S. Von Iseo und Sarnico führen Zweigbahnen zur Eisenbahnlinie Brescia-Bergamo.

Iser (tschech. Jizera), Fluß in Böhmen, entspringt südlich von der Tafelfichte im Isergebirge, durchfließt eine moorige Hochfläche (Iserwiese), dann den malerischen Isergrund, nimmt mehrere, Kleine I. genannte Zuflüsse aus dem Iser- und Riesengebirge, dann bei Eisenbrod die Kamnitz auf, tritt bei Turnau ins offene Land und mündet nach 115 km langem Lauf bei Tauschim oberhalb Brandeis rechts in die Elbe. Die I. ist nur flößbar.

Isera, Dorf bei Rovereto (s. d.) in Südtirol.

Iseran, Mont (spr. -ang, auch Col d'I.), 2769 m hoher Paß der Grajischen Alpen im franz. Depart. Savoyen, welcher die Verbindung zwischen den Thälern der obern Isère (Tarentaise) und des Arc (Maurienne) herstellt und den Mittelpunkt der Iseran-Paradisgruppe der Grajischen Alpen bildet.

Isère (spr. isär', bei den Alten Isăra), linker Nebenfluß des Rhône, entspringt im franz. Depart. Savoyen nördlich vom Mont Iseran in einer Höhe von 2400 m, verfolgt in großen Krümmungen südwestliche Hauptrichtung, bildet im obern Lauf das Thal Tarentaise, tritt bei dem Fort Barraux in das nach ihm benannte Departement ein, durchfließt oberhalb Grenoble das schöne Thal Graisivaudan (s. d.) und mündet im Depart. Drôme oberhalb Valence. Die I., welche von keinem Alpensee gereinigt wird, führt viel Schutt mit sich, hat schmutziges Wasser und ist 290 km lang, wovon 150 km schiffbar, doch nicht ohne Gefahr. Ihre Zuflüsse sind reißende Alpengewässer, wie Arc, Bréda und Drac (mit der Romanche).

Das **Departement Isère,** aus dem nördlichen Teil des Dauphiné gebildet, grenzt nördlich an das Depart. Ain, östlich an Savoyen, südöstlich an die Oberalpen, südwestlich an Drôme und westlich an Ardèche, Loire und Rhône und hat einen Flächenraum von 8235 qkm (149,6 QM.). Das Land liegt im Flußgebiet des Rhône und wird von diesem sowie vom Guiers, der Bourbre, Gère und Isère, die hier den Drac mit der Romanche aufnimmt, bewässert. Der nordwestliche Teil ist ziemlich eben und enthält auch kleine Seen, Teiche und Sümpfe, der südöstliche aber ist Hochgebirgsland. Hier erheben sich die mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckten Gipfel der Pelvourgruppe (Meije 3987 m, Pic d'Olan 3883 m); nördlich davon die Gruppe der Grandes Rousses (3478 m), nordwestlich von dieser die Bergkette von Belledonne (2981 m), südwestlich der Taillefer (2861 m) und jenseit des Isèrethals die Berggruppe der Grande Chartreuse (2087 m). Unter den Thälern sind das Graisivaudan (s. d.) und das von Oisans die schönsten. Das Klima ist sehr veränderlich; besonders in den Thälern folgt oft auf die größte Hitze die empfindlichste Kälte, und der Winter ist sehr streng. Die Bevölkerung beläuft sich (1891) auf 572,145 Seelen. Vom gesamten Areal kommen 3237 qkm auf Ackerland, 649 auf Wiesen und Weiden, 300 auf Weinland, 565 auf Heideland und 1809 qkm auf Wald. Hauptprodukte sind: Getreide (1891: 2,8 Mill. hl, davon 1,58 Mill. hl Weizen), Kartoffeln (2,1 Mill. metr. Ztr.), Kastanien, Äpfel, Walnüsse, Hanf, Raps, Klee, Futterrüben, Tabak (23,954 metr. Ztr.) und Wein (287,400 hl). Das Tierreich liefert Pferde (1891: 32,443), Rindvieh (205,700), Schafe (151,211), Maulesel, Schweine (50,493), Ziegen (39,818), aus deren Milch guter Käse (Sassenage und Oisans) fabriziert wird, Seidenraupen (Ertrag an Kokons 253,400 kg), Bienen (34,050 Stöcke), Fische rc.; im Hochgebirge kommen Murmeltiere und Gemsen, stellenweise auch Bären und Wölfe vor. Mineralische Produkte sind: Steinkohlen (1893: 156,030 Ton.) und Torf (2071 T.), ferner Schiefer, Bausteine, Gips und Zement; auch sind mehrere besuchte Mineralquellen vorhanden. Die Hüttenwerke liefern Eisen und Stahl (Produktion 1893 an Roheisen 34,212 T., an Stahl 5677 T.), Silber, Blei und Aluminium. Hervorragende Industriezweige sind außerdem die Handschuhfabrikation, welche in Grenoble mit der Umgebung über 20,000 meist weibliche Arbeiter beschäftigt, die Papierfabrikation (35 Fabriken mit 3500 Arbeitern), Seidenspinnerei (100,000 Spindeln), Schafwollspinnerei (58,000 Spindeln) und -Weberei, Fabrikation von Seife, Kerzen, Likör (Chartreuse) rc. Auch der Handel des Departements, durch Eisenbahnen und gute Straßen unterstützt, ist lebhaft. Eingeteilt wird das Departement in die vier Arrondissements: Grenoble, St.-Marcellin, La Tour-du-Pin und Vienne; Hauptstadt ist Grenoble.

Isergebirge, Gebirge im preuß. Regbez. Liegnitz und in Böhmen (s. Karten »Schlesien« und »Böhmen«), ein Teil der Sudeten, zwischen dem Riesengebirge und dem Großen Zacken einerseits, dem Lausitzer Gebirge und der Lausitzer Neiße anderseits. Es ist ein meist aus Gneis und Glimmerschiefer bestehendes, rauhes, waldiges und wenig bewohntes Gebirge, aus vier fast parallelen Ketten gebildet, die sich in der Richtung des gesamten Sudetenzugs, von SO. nach NW., erstrecken. Der höchste und Hauptzug derselben ist der Hohe Iserkamm, der sich mit einer Mittelhöhe von 1000 m vom Zacken bei Schreiberhau über den bekannten Aussichtspunkt Hochstein (1058 m) in einer Länge von 15 km bis zu der 1123 m hohen Tafelfichte (s. d.) erstreckt, an deren Südostfuß die Quelle der Großen Iser liegt. Südlich vom Hohen Iserkamm und von demselben durch die 7 km lange, sumpfige Iserwiese getrennt, zieht sich der Mittlere Iserkamm 11 km lang zwischen der Großen und Kleinen Iser hin, nicht selten bis gegen 1000 m ansteigend; einen zweiten südlichen Parallelzug bildet der Welsche oder Wohlsche Kamm, der im Sieghübel 1125 m Höhe erreicht. Der vierte, nördliche Parallelzug ist im allgemeinen niedriger, er führt den Namen Kemnitzkamm und ist im Kemnitzberg 958 m hoch. Der 1884 zu Reichenberg in Böhmen gegründete Gebirgsverein für das Jeschken- und Isergebirge ist bestrebt, das I. für den Touristenverkehr, der bis jetzt nur unbedeutend ist, zu erschließen. Vgl. Neugebauer, Das I. (4. Aufl., Görlitz 1892), und das »Jahrbuch« des genannten Vereins (seit 1891).

Digitized by

Iserin, soviel wie Titaneisenerz.

Iserlohn, Kreisstadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Vorort des Sauerlandes, am Flüßchen Baar und an der Linie Letmathe-Fröndenberg der Preußischen Staatsbahn, 246 m ü. M., hat 3 evangel. und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein neues Rathaus, ein Kriegerdenkmal mit dem Erzstandbild Kaiser Wilhelms I., ein Realgymnasium nebst Realschule, eine Fachschule für Metallindustrie, ein Waisenhaus, ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt und (1890) 22,117 Einw., davon 7534 Katholiken und 265 Juden. Die bedeutende Industrie besteht in Fabrikation von Eisen-, Stahl-, Messingguß-, Neusilber-, Neugold-, Zinn-, Bronze-, Britannia- und Panzerwaren, Näh-, Strick- und Haarnadeln, Fischangeln, Regenschirmgestellen, Möbel-, Reit- und Fahrgeschirr- und Wagenbeschlägen, Schiffsgarnituren, Koffern, Reiseeffekten, Möbeln, Kaffee- und Gewürzmühlen, Schlössern, chemischen Produkten etc., in Kettenschmiederei, Drahtzieherei u. Maschinenbau. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter beträgt 4200. Nicht unbedeutend ist auch der Bergbau auf Galmei u. Blende im Tiefbau »Hövel«, in dem das Zusammenstürzen alter Schächte (zuletzt im Frühjahr 1894) einen Teil der Stadt gefährdet. Der Handel mit den Erzeugnissen der Stadt, unterstützt durch eine Handelskammer und eine Reichsbanknebenstelle, ist bedeutend u. geht nach allen Weltteilen. Den Verkehr in der Stadt und mit den rheinisch-westfälischen Industriebezirken vermittelt eine Telephonanlage. — I. entwickelte sich seit dem 15. Jahrh. zu einem Fabrikort. Der Galmeibergbau nahm 1751, die Messingfabrikation seit Anfang des 19. Jahrh. einen besondern Aufschwung. In der Nähe steht auf einem Felsen ein kolossales eisernes Kreuz zum Andenken an die Befreiungskriege. Zwischen I. und Letmathe liegt der Fabrikort In der Grüne, der teilweise noch zu I. gehört; daselbst die großartige, 1868 entdeckte Dechenhöhle (s. d.) mit prächtigen Tropfsteingebilden.

Wappen von Iserlohn.

Isernia, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Campobasso, an einem Zufluß des Volturno, an der Eisenbahnlinie Cajanello-I., Bischofssitz, hat Mineralquellen, Spitzenerzeugung und (1881) 7678 (als Gemeinde 9015) Einw. Von der alten samnitischen Stadt Aesernia, die im Bundesgenossenkrieg zerstört wurde, stehen noch alte kyklopische Ringmauern und ein Aquädukt. Erdbeben haben die Stadt mehrmals fast zerstört (847, 1349, 1805).

Isewi, s. Isa.

Isfahan, Stadt, soviel wie Ispahan.

Is fecit cui prodest (lat.), Rechtssprichwort: »Der hat es gethan (d. h. der Thäter ist in dem zu vermuten), dem es nützt«.

Is. Geoffr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Isidore Geoffroy St.-Hilaire (s. d. 2).

Isgoi (russ., »der Friedlose«), ehedem in Rußland einer, der aus seinem Geschlechts-, Gemeinde- oder Standesverband ausgeschlossen war.

Ishewsk, Fabrikort im russ. Gouv. Wjatka, Kreis Sarapul, am Ish, einem Nebenfluß der Kama, mit 4 Kirchen, einer Synagoge, einer Moschee, einer großen Eisen- und Maschinenhütte sowie einer Gewehr- und Waffenfabrik (1807 gegründet) und 21,500 Einw. I. wurde 1760 von Schuwalow angelegt.

Ishewskoje, reiches Dorf im russ. Gouv. Rjasan, mit drei Kirchen, Tuchfabrikation und 7700 Einw. I. versorgt den ganzen Süden Rußlands mit Böttchern. In der Nähe befindet sich ein großer Kurgan.

Ishma (Ischma), Fluß im nordöstlichen Rußland, durchfließt in nordwestlicher Richtung das Land der Ishemzen aus dem Stamm der Syrjänen und mündet nach 626 km langem Lauf links in die Petschora. An ihm liegt das Dorf I. mit 1600 Einw., das Zentrum aller Syrjänenstämme, ihres Handels und ihrer Industrie. Ausfuhrartikel sind: Renntierfelle (Sämischleder), Fische, Butter, Wild und Felle, welche von den Samojeden und Ostjaken gegen Korn eingehandelt werden. Die an der I. gelegenen günstigen Weiden leisten der Viehzucht, besonders der Renntierzucht, die hier in großartigstem Maßstabe betrieben wird, lebhaften Vorschub.

Ishoren (Ischoren), s. Karelier und Ingermanland.

Ishpeming, Stadt in der Grafschaft Marquette des nordamerikan. Staates Michigan, Bahnknotenpunkt, Mittelpunkt des Marquette-Eisendistrikts (Jahresproduktion 1,8 Mill. Ton. Erz), hat etwas Goldbergbau und (1890) 11,197 Einw.

Isidōrus, 1) I., der Heilige, von Pelusium (Pelusiota), geboren um 370 in Alexandria, war Archimandrit in einem Kloster bei Pelusium in Unterägypten. Sein Todesjahr ist unsicher. Wir besitzen von ihm noch 2012 Briefe, welche für die Geschichte seiner Zeit von Wichtigkeit sind. Vgl. Niemeyer, De Isidori Pelusiotae vita, scriptis et doctrina (Halle 1825); Glück, Isidori Pelusiotae summa doctrina moralis (Würzb. 1848).

2) Bischof von Hispalis (Sevilla) seit 594, daher I. Hispalensis, gebürtig aus Cartagena, teilt mit Boëthius und Cassiodorus das Verdienst, zur Zeit des gänzlichen Verfalles der Litteratur und Wissenschaft die Kenntnis der alten Klassiker einigermaßen bewahrt und auf die Nachwelt verpflanzt zu haben, in welcher Hinsicht vornehmlich sein Werk »Originum s. etymologiarum libri XX« (hrsg. von Vulcanius, Basel 1577; ferner in der Sammlung der lateinischen Grammatiker von Gothofredus, Genf 1622, und von Otto im »Corpus grammaticorum« von Lindemann, Leipz. 1833) von Bedeutung ist, eine Art von Encyklopädie, welche eine Menge der wichtigsten Notizen über das Altertum, zunächst das römische, enthält. Minder wichtig ist eine kleinere, aus ältern Grammatiken geschöpfte Schrift: »De differentiis s. proprietate verborum libri III«, und noch unbedeutender die »Liber glossarum« betitelte. Als theologischer Schriftsteller trat er auf in seinem liturgischen Werk »De officiis ecclesiasticis libri II« und den »Sententiarum s. de summo bono libri III«, als Geschichtschreiber in seinem »Chronicon usque ad annum V Heraclii«, worin eine kurze Geschichte der Goten, Vandalen und Sueven (hrsg. von Rösler, Tübing. 1803; deutsch, Leipz. 1887) enthalten ist. Er starb 636; sein Tag ist der 4. April. Über die ihm fälschlich beigelegten Dekretalen s. Dekretalen und Pseudo-Isidorus. I.' Werke wurden am besten herausgegeben von Arevalo (Rom 1790—1803, 7 Bde.) und Migne (Par. 1850); Ergänzungen in »Isidori Hispalensis liber quaestionum«, gesammelt von Heine (Leipz. 1848). Vgl. H. Hertzberg, Die Historien des Isidorus von Sevilla (Götting. 1874).

Isigny (spr. isinji), Stadt im franz. Depart. Calvados, Arrond. Bayeux, an der Aure unfern von deren Mündung in die Vire, 10 km vom Meer, an der Westbahn, hat eine Kirche aus dem 13. und 14. Jahrh.,

Digitized by Google

ein schönes Rathaus, ein Handelsgericht, Brettsägen, Fischerei, einen Hafen, Ausfuhr von Butter, Eiern, Vieh und Geflügel und (1891) 2235 (als Gemeinde 2808) Einw.

Isis (weiße Koralle), s. Korallpolypen.

Isis, Fluß, s. Themse.

Isis, ägypt. Himmelsgöttin, deren Begriff und Kult durch asiatischen und griechischen Einfluß im Laufe der Zeit mannigfachen Modifikationen unterlagen. In der urägyptischen Anschauung galt J. als die Gemahlin und Schwester des Gottes Osiris und Mutter des Horus. Sie war auch die Schwester der Nephthys, mit der sie gemeinschaftlich den Tod des Osiris beklagte. Osiris und J. wurden auch die Repräsentanten des Nils und des von ihm befruchteten Nillandes: Osiris, der Nilgott, veranlaßt den Gebrauch des Pfluges, und J. erfindet die Behandlung des Weizens und der Gerste. In der Sage vom Osiris spielt J. eine große Rolle. Als Set-Typhon, der Gott der Finsternis, den Sonnengott Osiris überlistet und erschlagen hat, wird er von J. betrauert u. gesucht. J. gebiert den Horus, der im Kampfe den Mörder seines Vaters tötet u. seine Herrschaft antritt. Später faßte man J. auch als Mondgöttin auf. Als solche erhielt J. die ganze umfassende Bedeutung, die die Alte Welt diesem Gestirn beilegte. Sie ist der Dämon, der die Zu- u. Abnahme des Flusses, die Anschwellung der Kanäle leitet; ihre Thränen schwellen den Strom und befruchten das Land. Sie ist, wie Demeter, Spenderin der Nahrung, erfindet den Gebrauch von Weizen, Gerste u. Lein; sie ist ferner, wie Demeter, Göttin der Unterwelt, beherrscht mit Osiris das Leben auch noch nach dem Tode und hat die Schlüssel des Schattenreiches in ihren Händen. Weil sie aber auch den Kranken Heilmittel im Traum angibt, so finden in ihren Tempeln Inkubationen statt, besonders von Blinden. Auch ist sie Geburtshelferin, wie alle Mondgöttinnen. Sie tritt ferner, wie Demeter, unter die Gottheiten der sittlichen Weltordnung ein: sie wird Gesetzgeberin, Stifterin der Ehe und Erhalterin der Staaten &c.; kurz, sie wird allmählich ein Wesen von der umfassendsten Bedeutung. Aber auch von der verderblichen Seite zeigt sie sich; sie bewirkt namentlich Blindheit, Schwellen des Körpers und andre leibliche Leiden. Dann ist sie auch die Göttin der Rache, die ägyptische Nemesis, die besonders den Meineid straft. Nachdem Alexandria Sitz des Welthandels geworden, beherrscht J. auch das Meer; sie erfindet das Segel, wird besonders an

Fig. 1. Isis mit Horos (Berliner Museum).

Handelsplätzen verehrt, und die durch sie vom Schiffbruch Geretteten stiften ihr Votivtafeln (daher ihr Name Pelagia, Pharia). Auch ist sie Beraterin in Liebesintrigen, die sie in ihren Tempeln begünstigt, so daß dieselben oft berüchtigte Häuser der Wollust werden. Endlich wird sie zur Fortuna, aber nicht zur blinden, sondern zur sehenden, die das verwickelte Netz der Geschicke mit weiser Umsicht entwirrt und die verderblichen Einflüsse der Gestirne abwehrt. Ihre Hauptverehrungsstätte war in später Zeit Memphis; in Saïs hatte sie ein verschleiertes Bild mit der Inschrift: »Ich bin das All, das gewesen, das ist und das sein

Fig. 2. Isis und Horos (Harpokrates). München.

wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet«. Zeugnisse der Alten, Namenbildungen mit J., zahllose Inschriften beweisen, daß sie auch allenthalben, wo hellenisches Wesen Eingang fand, verehrt wurde. In Rom kam der Isisdienst zu Sullas Zeiten auf. Zwar wurde derselbe wegen des dadurch gegebenen Anstoßes durch einen Senatsbeschluß vom Kapitol wieder verbannt, später auch der Privatkult der J. und des Serapis verboten, sogar der Tempel derselben niedergerissen; aber eben diese öfters wiederholten gewaltsamen Reaktionen beweisen, welchen Anklang der Isiskult in Rom gefunden. Gleichwohl kam erst mit den Kaisern aus dem Flavischen Hause eine günstigere Zeit für den ägyptischen Kult. Domitian gründete ein Iseum und Serapeum, und seitdem wetteiferten die Kaiser in Begünstigung und Verherrlichung des Isisdienstes, den erst das aufkommende Christentum, wenn auch nur langsam, verdrängte. Der Kult der Göttin bestand in Lustrationen, Fest-

Digitized by Google

zügen, geheimen, oft zu sinnlicher Lust mißbrauchten Weihen. Griechen wie Römer pflegten im Frühling, sobald das Meer wieder schiffbar geworden war, einen feierlichen Umzug zu halten und der Göttin ein Schiff darzubringen (Navigium Isidis, 5. März). Tacitus berichtet, daß auch die Sueven der J. geopfert hätten, wobei natürlich nur eine germanische Gottheit anzunehmen ist, deren Name uns verloren gegangen (Grimm denkt an Berchta oder Holda). Das Dienstpersonal der Göttin zerfiel in mehrere Grade und Klassen: einfache Eingeweihte, niedere Ministranten und Pastophoren oder eigentliche Priester. Die Lebensweise derselben war vielen Geboten der Enthaltsamkeit unterworfen; sie durften kein Schweine- und Schaffleisch, keine Bohnen und Zwiebeln essen, auch keine Fische, mußten oft baden, hatten die Tonsur und trugen leinene Kleidung. Auf ägyptischen Denkmälern trägt J., die oft mit dem jungen Horos auf dem Schoß dargestellt wird (Fig. 1), eine Geierhaube, Kuhhörner und dazwischen die Sonnenscheibe. Da ihr heiliges Tier die Kuh ist, tritt sie auch kuhhäuptig auf. Die alexandrinisch-römische Kunst hat sie wesentlich umgeformt, ihr die steif gefaltete Tunika und ein mit Fransen besetztes, auf der Brust geknotetes Obergewand gegeben, dazu das Sistrum (s. d.) und auf dem Haupte die Mondscheibe. Neben ihr steht gewöhnlich der Knabe Horos (Harpokrates) mit dem Zeigefinger auf dem Mund und dem Füllhorn in der Linken. So z. B. in der Münchener Gruppe (Fig. 2). S. auch Tafel »Bildhauerkunst V«, Fig. 6.

Isjum (Izjum), Kreisstadt im russ. Gouvernement Charkow, rechts am nördlichen Donez und an der Donez-Kohlenbahn, mit 5 Kirchen, Wollwäscherei, Talg- und Wachsfabriken, einer Kreditbank, einem Gymnasium, Theater und (1889) 21,533 Einw. Die Bewohner des Kreises J. beschäftigen sich mit Ackerbau und Vieh-, namentlich Schafzucht, Tabaksbau und Salzsiederei (s. Slawjansk). In den Dörfern Jampol und Sakotny bildet die Kultur des spanischen Pfeffers einen einträglichen Erwerbszweig. Im ganzen Kreise gibt es zahlreiche Windmühlen und Ölschlägereien. Die Bewohner der dem Bachmutschen Kreis benachbarten Dörfer befassen sich vorzugsweise mit dem Transport der Steinkohlen von den Gruben bis zur Eisenbahn.

Iskánder (arab., »Alexander«), Pseudonym des russischen Schriftstellers Alexander Herzen (s. d. 1).

Iskanderieh, arab. Name für Alexandria.

Iskenderûn, arab. Name für Alexandrette.

Isker (im Altertum Öskos), rechter Nebenfluß der Donau in Bulgarien, entspringt auf dem Rilogebirge oberhalb Samakow, teilt sich in der Ebene von Sofia in mehrere Arme, durchbricht, nach N. fließend, die Balkankette in einem 74 km langen Engthal (zwischen Sofia und Wratza), das nur einem Saumpfade Raum bietet, und mündet nach einem etwa 300 km langen Lauf unweit Gigen (in der Nähe die Ruinen der antiken Stadt Öskos).

Iskurija, Dorf, s. Dioskurias.

Isla, José Francisco de, einer der berühmtesten und vielleicht der populärste der span. Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. 24. März 1703 in Vidanes im Königreich Leon, gest. 2. Nov. 1781 in Bologna, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung und trat in seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden. Seine ersten schriftstellerischen Versuche waren Übersetzungen aus dem Französischen. Als witziger Kopf ward er durch die kleine Schrift »El dia grande de Navarra« (Pamplona 1746) bekannt, in welcher er die von den Navarresen zur Feier der Thronbesteigung Ferdinands VI. angestellten pomphaften Festlichkeiten mit so feiner Ironie lächerlich machte, daß die Betroffenen die satirische Absicht anfangs gar nicht ahnten und dem Verfasser ihren Dank abstatten ließen. Islas Hauptwerk ist der berühmte satirisch-didaktische Roman »Historia del famoso predicador Fray Gerundio de Campazas, alias Zotes« (Madr. 1758, Bd. 1), welchen er unter dem falschen Namen Francisco Lobon de Salazar herausgab. Derselbe geißelt, in der Manier des Don Quichotte karikierend, doch mit oft recht beißendem gesunden und reichen Witz die Prediger und Predigten jener Zeit, machte gleich bei seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen, erweckte aber auch dem Verfasser so viele Feinde unter der Geistlichkeit, daß das Buch von der Inquisition verboten wurde. Als 1767 die Jesuiten aus Spanien vertrieben wurden, begab sich J. nach Bologna und konnte erst von hier aus den Druck des 2. Bandes seines Romans außerhalb Spaniens unter dem falschen Druckort Campazas (1770) erwirken. Bald folgten trotz des Verbots der Inquisition verschiedene Ausgaben beider Teile, und seitdem wurde der »Fray Gerundio« (später durch einen 3. Teil vermehrt) als eins der beliebtesten Bücher der neuern spanischen Litteratur sehr häufig gedruckt (Madr. 1804, 3 Bde.; das. 1813, 4 Bde.; am besten Leipz. 1885, 2 Bde., von E. Lindforß, nach der Originalhandschrift zum erstenmal ganz vollständig) und auch in mehrere europäische Sprachen (engl. von Baretti, Lond. 1771; deutsch von Bertuch, Leipz. 1773 u. 1777) übersetzt. Der Name des Helden ist in Spanien sprichwörtlich geworden, und der Roman erreichte gleich dem Don Quichotte seinen Zweck, indem er die schlechten Kanzelredner gänzlich in Mißkredit brachte. Nach seinem Tode erschienen noch seine spanische Übersetzung des »Gil Blas« (Madr. 1787, 4 Bde., u. ö.; Barcel. 1876), »Cartas familiares« (Madr. 1786—89; 2. Aufl. 1790, 6 Bde.; Barcel. 1878), welche zu den besten Mustern des span. Briefstils gehören, und »Sermones« (Madr. 1796, 6 Bde.). Außerdem hat man von ihm verschiedene kleinere, teils satirische, teils asketische Schriften. Sein litterarischer Nachlaß erschien unter dem Titel: »Rebusco de obras literarias, asi en prosa como en verso« (Madr. 1797, 2 Bde.). Mehreres unter seinem Namen Gedruckte ist nicht von ihm. Eine gute Ausgabe seiner »Obras escogidas«, von P. Felipe Monlau besorgt, erschien als 15. Band der »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1850). Vgl. Gaudeau, Les prêcheurs burlesques en Espagne au XVIII. siècle (Par. 1891).

Isla Cristina, s. Ayamonte.

Islâm (arab., »Ergebung«, Islamismus), Bezeichnung für die mohammedanische Religion, weil ihr Stifter dieselbe auf gänzliche Ergebung in Gott gründete; s. Mohammedanische Religion.

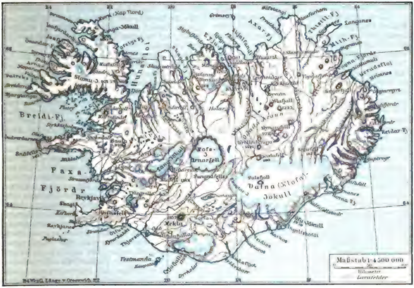
Islamitische Kunst, die seit dem 7. Jahrh. von den Völkern des Islam in den von ihnen bewohnten und später eroberten Ländern betriebene Kunstübung, welche sich auf die Architektur, die sie begleitenden dekorativen und die gewerblichen Künste erstreckte. S. auch »Arabische Kunst«, »Architektur«, S. 828 nebst Tafel VII, und »Baustile« nebst Tafel I, Fig. 8—16.

Island, eine zu Dänemark gehörige Insel im nördlichen Atlantischen Ozean, liegt zwischen 63° 23′—66° 32′ nördl. Br. und 13° 31′—24° 29′ westl. L. v. Gr., ist 965 km von Norwegen und 360 km von Grön-

Digitized by Google

land entfernt. Ihre Ausdehnung beträgt von N. nach S. 356 km, von W. nach O. 490 km, mit einem Flächeninhalt von 104,785 qkm (1903 QM.). S. untenstehende Karte von I.

[Bodengestaltung.] Die Küsten sind sehr unregelmäßig und enthalten zahlreiche, zum Teil tief einschneidende Buchten, namentlich an der West- und Nordseite, unter denen gegen W. Faxafjördur und Breidifjördur, gegen N. Skagafjördur und Eyjafjördur hervorzuheben sind. Die zahlreichen Fjorde an der Ostküste sind kleiner; an der Südküste finden sich beinahe keine Fjorde. Das Innere von I. ist zu ³/₄ Gebirgsland, zu ¹/₄ Flachland. Die Küste ist an vielen Stellen 4—7 km weit flach, und einzelne wüste ist noch fast ganz unbekannt. Nach Winkler sind vier Hauptgebirgszüge zu unterscheiden, die mehr oder weniger alle vulkanischer Natur sind. Der südliche beginnt im W. mit dem Hekla und schließt mit der schon genannten Gletscherwüste des Klofajökull; an seinem Südende erhebt sich der Öräfajökull, der höchste Punkt der Insel, zu 1959 m. Dieses südliche Gebirge ist ganz vulkanisch; es enthält sechs thätige Vulkane, darunter den 1557 m hohen Hekla (s. d.); ferner den Eyjafjallajökull (1705 m hoch) und die Vulkane im Thal Varmárdalur, südwestlich vom Skaptárjökull (der westlichste Teil des Klofajökulls). Der westliche Gebirgszug erhebt sich westlich von Reykjavík und zieht nach ONO. weiter, in



Karte von Island.

schmale Zungen des Flachlandes erstrecken sich 70—110 km tief in das Innere. Nur im SW. (bei Skálholt) ist das Flachland einigermaßen groß. Sonst sind die Küsten auch klippig und steigen bis 650 m auf. Die Hauptmasse der Insel kann man als ein Hochplateau ansehen, das fast durchgängig eine Mittelhöhe von 650—980 m behauptet. Auf diesem Plateau erheben sich, teils inselartig, teils in längern Zügen, höhere Berge (die sogen. Jöklar, Sing. Jökull, »Gletscherberge«), die mit ewigem Schnee bedeckt und von Gletschern umgeben sind (die Schneegrenze liegt in 870—970 m Höhe) und sich bald in allmählichem Abfall gegen ihre Basis senken, bald steil, oft senkrecht abstürzen. Die jetzigen Gletscher Islands übertreffen an Ausdehnung die der Schweiz bei weitem, sind aber doch nur ein schwacher Überrest der ehemaligen allgemeinen Gletscherbedeckung der Insel. Besonders den Südosten der Insel sowie die Mitte bedecken ungeheure Gletscher; der größte derselben, der Klofa- oder Vatnajökull, nimmt allein 8810 qkm (160 QM.) ein. Das Innere dieser Eis- der mittlern Region vulkanisch. Der nördliche Gebirgszug erreicht nur in einigen Gipfeln den ewigen Schnee und ist durch zahlreiche Thäler vielfach zerschnitten. Er enthält auf den Bergen Weiden, in den Thälern fruchtbare Wiesen und zeigt nur geringe vulkanische Thätigkeit. Die östliche Vulkangruppe liegt im NO., in der Nähe des Sees Mývatn, wo sich mehrere Krater befinden, darunter der Leirhnúkur. Außer den genannten vier Gebirgszügen gibt es noch kleinere isolierte Gruppen; so erhebt sich am äußersten Ende der südwestlichen Halbinsel Snäfellsnes der Snäfellsjökull zu 1437 m. Man zählt im ganzen 29 Vulkane auf I., von denen jedoch nur 7 regelmäßige Eruptionen gezeigt haben; die übrigen scheinen einem einmaligen Ausbruch ihre Entstehung zu verdanken.

I. ist an der Ost- und an der Westseite aus Trapp- und Tuffbildung zusammengesetzt; zwischen beiden Seiten scheinen die jüngern vulkanischen Produkte eine breite Zone zu bilden, welche die Insel von SW. nach NO. durchschneidet. Der isländische Basalt ist leicht

Digitized by Google

ter als der deutsche, von grauer, grünlicher und bräunlicher Farbe und bildet nicht vereinzelte kegelförmige Berge, sondern liegt in Schichten, deren Mächtigkeit zwischen 3 und 6,5 m wechselt, aufeinander. In diesen sich horizontal erstreckenden Lagern bedeckt der Basalt ungeheure Flächen und gibt der Insel in Verbindung mit den nackten Lavafeldern (Hraun) den über alle Beschreibung öden Charakter. Letztere bedecken einen großen Teil der Oberfläche Islands. Mit den Lavafeldern wechseln sogen. Heidar (Einz. Heidi), d. h. Hochebenen mit sanften Wellenhügeln, die eine dünne Rasendecke tragen, und die diesen verwandten »Hälse« (Hálsar, Einz. Háls), worunter der Isländer die weniger hoch gelegenen, aus Steinbänken, Schuttflächen und Sumpfstellen bestehenden Ebenen versteht. Den vulkanischen Gesteinen sind an einzelnen Stellen miocäne Sedimente und Braunkohlenlager eingebettet. In unmittelbarer Verbindung mit den vulkanischen Kräften der Insel stehen die warmen stehenden Gewässer (Laugar) und die heißen sprudelnden Quellen (Hverar), welche sich auf I. in so großer Menge finden wie in wenigen Gegenden der Erde. Die heißen Springquellen werfen Wasserstrahlen aus unter Erschütterung des Bodens, teils beständig, teils intermittierend. Fast alle setzen an ihrer Mündung Massen von Kieselsinter oder Tuff an und bauen sich so die allmählich sich erhöhenden, flach kegelförmigen Hügel, aus deren Mittelpunkt sie hervorbrechen, selbst auf. Die berühmtesten dieser über die ganze Insel verbreiteten Quellen sind die beiden Geiser (s. d.). Außer ihnen und 50 andern heißen Quellen, die sich in der Umgebung derselben finden, lassen sich wohl noch 100 andre aufzählen. Schwefelquellen kommen besonders häufig an der Nordküste vor, Schlammvulkane in Menge um den Mývatn.

[Gewässer.] Die Totenstille der isländischen Natur wird in etwas unterbrochen durch die große Anzahl von Bächen und Flüssen, die von den Bergen strömen. Sie sind meist kurz, 110—150 km lang, haben aber eine gewaltige Wassermasse, bilden herrliche Wasserfälle und an der Mündung nicht selten breite Förden. Die meisten dieser Gebirgsflüsse führen ein kristallhelles Wasser; die von Gletschern kommenden haben ein milchweißes, mitunter auch braungelbes Aussehen. Der bedeutendste Fluß der Insel ist die Thjórsá, die am Arnarfellsjökull entspringt und, westlich am Hekla vorbeifließend, nach 150 km langem Lauf an der Südwestküste mündet. Sonst sind bemerkenswert in der Südhälfte: Hvitá, in seinem untern Lauf Ölfusá genannt, Markarfljót, die berüchtigten Gletscherflüsse Skeidará und die beiden Jökulsá; im nordöstlichen I. Lagarfljót, der sich für eine längere Strecke zu einem bis 1000 m breiten See erweitert; an der Nordseite Jökulsá u. a. Unter den Seen Islands (Vatn, Mehrz. Vötn) sind die größten der Thingvallavatn und Hvitárvatn im S. und der Mývatn (»Mückensee«) im N.; letzterer hat 60 km im Umfang und umschließt 34 Lavainseln.

[Klima.] Das Klima Islands hat entschieden ozeanische Beschaffenheit: kühle Sommer und milde Winter. Reykjavik hat eine jährliche Mitteltemperatur von 4,5° (Winter + 1,63°, Sommer 10,25°), Akreyri an der Nordküste von 0,58° (Winter —6,25°, Sommer 7,5°). Das Maximum im Sommer ist 24°, das Minimum im Winter —34°. Auf den Bergen herrscht Polarklima. In der Ebene ist weniger die Kälte unbequem als die Feuchtigkeit, der Nebel und die heftigen Stürme. Die Luft ist fast stets bewegt, die Stürme sind oft fürchterlich. In den mit vulkanischem Sand bedeckten Ebenen rast der Mistur, ein Wirbelwind, welcher Nebel und Staub bringt und nicht selten das Leben der Reisenden gefährdet. In Reykjavik sind die herrschenden Winde die aus N. und O.; der jährliche Niederschlag beträgt in Stykkisholm, wo durchschnittlich 217 Regentage beobachtet wurden, 68,1 cm. Schneefall tritt zu allen Jahreszeiten auf. Gewitter kommen meist nur im Winter vor und sind auch dann selten. Der längste Tag währt 20—21 Stunden, der kürzeste 4; vom Mai bis September gibt es fast gar keine Nacht, besonders auf der Nordseite. In den Winternächten bringen das Eis und der Schnee, der Schein des Mondes und der Sterne sowie die häufigen und starken, in roten, gelben und grünen Farben spielenden Nordlichter ein Leuchten hervor, das die lange Dauer der Polarnacht weniger fühlbar macht.

[Naturprodukte.] Was die Mineralien betrifft, so ist I. der wichtigste Fundort für wasserhellen Doppelspat, der sich am Eskifjördur an der Ostküste findet. Außerdem liefert I. Chalcedone, Schwefel u. a. Endlich findet sich noch der sogen. Surtarbrandur, eine Art Braunkohle, von alten Baumschichten herrührend, welche durch Basaltschichten und Lavaströme bedeckt worden sind. Die gegenwärtigen Wälder Islands sind infolge der Stürme und vulkanischen Ausbrüche wie durch die schlechte Verwaltung in sehr ärmlichem Zustand. Außer Birken, die es jedoch meist nur zur Höhe von Haselnußsträuchern bringen, gibt es fast keine Bäume; ja, auch die Birken sind selten, und der berühmte Wald von Háls an der Nordküste, westlich von Akreyri, ist nur ein Gebüsch von etwa 1 Hektar Umfang mit einzelnen ansehnlichern Stämmen (bis 6 m hoch). Auf großen Strecken wachsen Heidekraut und Heidelbeeren, die hier als Nahrungsmittel dienen, sowie wichtige Moosarten, darunter das weltberühmte Isländische Moos, das hier gedörrt und mit Milch zu einer Art Grütze gekocht wird. Alle blütentragenden Gewächse sind niedrig, aber meist sehr zierlich gebaut. Die verbreitetsten Pflanzen sind: Dryas octopetala, Silene acaulis und Statice armeria; auch Arten von Sedum und Saxifraga (S. hirculus und S. oppositifolia) kommen viel vor. Der Hauptreichtum besteht in den Wiesenflächen. Die Heumahd dauert von Mitte Juli bis zum September. Das gesamte Wiesland beträgt indes kaum 5500 qkm (100 QM.), und das bewohnbare Land, zum Teil mit sehr magern Weiden, ist überhaupt nur 42,000 qkm (764 QM.) groß. Der Anbau der Kartoffeln und der Küchengewächse, namentlich des Kohls und der weißen Rübe, nimmt von Jahr zu Jahr zu; Korn will nicht gedeihen. Der empfindlichste Mangel herrscht an Brennmaterialien; die vorkommenden Braunkohlen (s. oben) werden nicht benutzt, wohl aber Torf; auch brennt man eingeführte Steinkohlen, Treibholz, das in ansehnlicher Menge an die Nordküsten geschwemmt wird, Mist, Tierknochen, Fischskelette, gedörrten Seetang &c.

Die Tierwelt ist arm an Arten. Man zählt nur wenige Säugetiere, darunter den Polarfuchs und die nur in I. vorkommende isländische Maus. Renntiere, welche erst 1770 eingeführt wurden, aber dem Isländer geradezu lästig sind, haben sich stark vermehrt und ziehen in großen Herden, unangetastet und ungenutzt, durch die Ebenen des Innern. Seehunde sind an den Küsten zahlreich. Unter den Vögeln sind besonders

Digitized by Google

wichtig die Eidergänse, welche an vielen Orten sich in großen Scharen aufhalten; man schützt und hegt sie, nimmt ihnen aber einigemal im Jahre Eier und Daunen. Schneehühner, Brachvögel, Schnee-Eulen, Bachstelzen, Schnee-Ammern und Zaunschlüpfer, Schnepfen und schön gefiederte Enten sind nicht selten. Reptilien finden sich nicht auf J. Von Wichtigkeit ist der Fischfang, mit dem sich 12 Proz. der Bevölkerung beschäftigen; von Seefischen werden Dorsche, Schellfische und Hellbutten überall gefangen, und an der Ostküste wird eine nicht unbedeutende Heringsfischerei getrieben; selbst eine Art Haifische (Hákarl, Mehrz. Hákarlar) kommt nicht selten vor, an einigen Küsten auch Walfische. Im süßen Wasser findet man nur Lachse und Forellen. Bei weitem der größte Teil der Bevölkerung lebt von der Viehzucht. Das wichtigste Haustier ist das Schaf, welches ein vortreffliches Fleisch und gute Wolle liefert. Man zählt im ganzen Lande ca. 800,000 Stück. Mit Ausnahme der milchenden treiben sich diese Tiere den ganzen Sommer frei auf den Hochebenen herum und kommen nur im Winter zu den Wohnungen, gehen jedoch auch da täglich ins Freie. Weniger zahlreich ist das Rindvieh (ca. 20,000 Stück). Dagegen ist die Pferdezucht bedeutend. Die isländischen Pferde gehören zu einer kleinen, aber flüchtigen, sicher gehenden und sehr anspruchslosen Bergrasse und sind, da es nur Reitwege gibt, für die Bewohner unentbehrlich. Man zählt etwa 40,000 Stück Pferde, auf einem gewöhnlichen Bauernhof durchschnittlich 10 Stück, eine Zahl, die notwendig ist, um die Produkte an den Handelsplatz zu bringen und die Lebensbedürfnisse nach Hause zu schaffen. Schweine trifft man nur ausnahmsweise; dagegen viele Hunde (oft 4—8 auf einem Hof). Nationalspeise der Isländer ist Skyr, d. h. ausgepreßte dicke Milch. Außerdem besteht das Essen auf J. gewöhnlich aus Schaffleisch, Fischen, aus Vögeln, Eiern, zu flachen Kuchen geformtem Brot von Roggen, Butter und Milch. Endlich wird ziemlich viel Branntwein und Kaffee getrunken.

[Bevölkerung.] Die Zahl der Bewohner Islands ist im ganzen stationär geblieben. Sie betrug 1703: 50,444, 1769: 46,201, 1786 nur 38,142, 1801: 47,240 und 1890: 70,927 Seelen, so daß gegenwärtig, wenn man nur den bewohnbaren Teil der Insel (42,068 qkm) rechnet, noch nicht zwei Menschen auf dem Quadratkilometer wohnen. Die Ursachen dieser geringen Zunahme der Bevölkerung sind teils in der Auswanderung, teils in den natürlichen Verhältnissen zu suchen, der Rückgang in früherer Zeit auch in großen Unglücksfällen, vulkanischen Verheerungen, häufigen Epidemien, ungesunder Lebensweise, Hungersnot u. dgl. Unter den Krankheiten ist der von den Schafen herrührende Bandwurm weit verbreitet. Die Isländer sind germanischen Stammes, gehören zur skandinavischen Familie und haben noch ihre eigentümliche Nationalität in völliger Reinheit bewahrt. Sie sind hoch gewachsen und kräftig, ruhig, ernst, vorsichtig, einfach in ihren Sitten, höflich und gastfrei, fromm, freiheitliebend, aber auch streitsüchtig und halten fest am Alten wie an ihrer Meinung. Ihre Sprache ist noch heute die eingeführte alte norwegische, welche man die isländische nennt, und besitzt eine alte, reiche und eigenartig bedeutende Litteratur sowie eine Fülle von Sagen (s. Nordische Sprache und Litteratur). Das Volk findet großes Vergnügen am Lesen. Landschulen gibt es nicht, aber die Eltern unterrichten selbst ihre Kinder; daher kommt es, daß man wohl kaum eine Person im Lande findet, die nicht lesen und schreiben könnte. Eine gelehrte Schule besteht in Reykjavik und eine Realschule in der Nähe von Akreyri. In Reykjavik befindet sich außerdem eine theologische und eine medizinische Lehranstalt. Auch erscheinen mehrere Zeitungen. Von Holz erbaute und wohnlicher eingerichtete Häuser findet man nur in Reykjavik und in den Handelsplätzen. Auf dem Lande dagegen sind die Häuser durchgängig von Erde und Steinen gebaut und stellen gleichsam ein System von oberirdischen Höhlen dar. Ein wohleingerichteter Hof (Baer) besteht in der Regel aus sieben Häusern, von welchen das eine, worin die Bewohner sich aufhalten, 2—3 Zimmer (nebeneinander) hat. Alle Häuser sind mit Grastorf gedeckt; Öfen sind unbekannt; nur in der Küche, bei Zubereitung des Essens, wird Feuer angewendet. Leicht erklärlich sind diese Wohnungen dunkel, feucht und schmutzig, daher meist ungesund.

Die Industrie Islands ist natürlich gering. Der Hausfleiß liefert grobes Wollzeug (Vadmál), Strümpfe und Handschuhe, die aber schlecht gearbeitet sind. Auch Handwerk existiert kaum, jeder ist in allen Stücken sein eigner Handwerker (s. Tafel »Nordische Kultur II«). Der Handel, bis 1854 ein königliches Monopol, ist jetzt freigegeben. Zur Förderung des Geschäftsverkehrs wurde 1885 in Reykjavik eine Landesbank errichtet. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: getrocknete Fische, Wolle, Thran, Salzfleisch, Talg, Federn, Eiderdaunen, Schneehühner, Fuchspelze, Pferde etc. Die Einfuhr besteht in Korn und Mehl, Kolonialwaren, Holz, Steinkohlen, Eisen, Tabak, Spirituosen und allerlei Fabrikaten. Mit Ausnahme von Reykjavik (3900 Einw.), Isafjördr (800—900 Einw.) und Akreyri (600 Einw.) gibt es keine Städte auf J.; auch Dörfer sind nicht vorhanden. An mehreren Förden haben Kaufleute ihre Faktoreien und Häuser errichtet, welche Orte dann Handelsplätze (insgesamt ca. 30) genannt werden. Eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung Islands mit Kopenhagen findet an bestimmten Tagen statt. Seit 1873 ist auch ein reguläres Postwesen auf der Insel eingeführt. Als besondere Maße dienen der Favn zu 3 Alen = 171,19 cm, für Getreide die Tönde zu 136 dänischen Pott = 131,39 Lit., für Flüssigkeiten der Kutting zu 5 Pott = 4,83 L.

[Verwaltung.] J., dessen höchster Beamter der Landshöfding (Landshöfdingi) ist, welcher dem isländischen Ministerium in Kopenhagen unterstellt ist, wird in vier Ämter (unter zwei Amtmännern) geteilt: Süd-, West-, Ost- und Nordamt. Diese zerfallen in 22 Syslur (Einz. Sysla, Distrikte) und diese in Hreppar (Einz. Hreppur, Gemeinden) und Sóknir (Einz. Sókn, Kirchspiele). In kirchlicher Hinsicht zerfiel J. bis Anfang dieses Jahrhunderts in die beiden Bistümer Hólar und Skálholt, die aber nun zu einem vereinigt sind. Unter dem Bischof (in Reykjavik) stehen 20 Propsteien und 141 Pfarreien (bei ca. 300 Kirchen). Das Isländische ist Kirchen-, Schul- und Rechtssprache, und der größte Teil der Beamten besteht aus eingebornen Isländern. Überhaupt gestattet Dänemark den Bewohnern den größten Einfluß auf ihre eignen Angelegenheiten, und die Insel hat seit 1874 wieder ihre eigne gesetzgebende Versammlung (Althing), die sich alle zwei Jahre in Reykjavik, dem Sitz der Regierung, mit dem Landshöfding an der Spitze versammelt. Die Staatsrechnung für die zweijährige Finanzperiode 1890—91 ergab eine Einnahme von 1,207,000 Kronen, der Zuschuß aus der Staatskasse des Königreichs betrug 159,000 Kronen. Der Überschuß war auf 233,000 Kronen berechnet. Wesentliche Einnahmen

Digitized by

sind die Einfuhrzölle von Spiritus, Tabak, Kaffee und Zucker. Militär wird auf J. nicht gehalten.

[Geschichte.] Gegen Ende des 8. Jahrh. bereits von Irland aus entdeckt und besucht, hat J. doch nicht von dort aus seine Bevölkerung erhalten. Erst 850 wurde es von Nadodd, einem norwegischen Wiking, zufällig aufgefunden und Schneeland genannt, dann von dem Schweden Gardar und dem Normannen Floke besucht; der letztere nannte die Insel wegen des vielen an den Küsten sich anhäufenden Treibeises J. (Eisland). 874 fuhr der norwegische Edle Ingolfr Arnarson, wegen Totschlags aus seiner Heimat vertrieben, nach J., um dort seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Der Ort der ersten Ansiedelung war Reykjavik. Rasch folgten andre Einwanderer nach; namentlich als Harald Harfagar seine Alleinherrschaft in Norwegen durch blutige Unterdrückung der Unterkönige und freien Grundbesitzer herzustellen suchte, flüchteten viele aus Norwegen nach J. Nach dem siegreichen Kriegszuge Haralds nach den schottischen Inseln und Irland zogen auch große Scharen von normannischen Wikingern nach J., das binnen 60 Jahren seine volle Einwohnerschaft erhalten haben soll. Nur wenige dänische und schwedische sowie keltische Männer waren darunter, die Gesamtheit war ziemlich gleichmäßig norwegischen Stammes. Um 930 wurde auch die Begründung eines geordneten Staatswesens begonnen. Nach norwegischem Muster entwarf Ulfljot ein gemeinsames Landrecht; ein Althing (Landsgemeinde), das jährlich im Hochsommer in Thingvellir (Dingstätte) zusammentreten sollte, wurde eingesetzt, den Goden, welche bisher auch die politischen Häupter ihrer Tempelgemeinden gewesen waren, ein oberster Beamter übergeordnet, der den Vorsitz in der Landsgemeinde führte. 965 wurde das Land in vier Distrikte, die Bevölkerung jedes Distrikts in Thinge (13), diese in Godorde (39) eingeteilt. Nach längerm Wirken verschiedener Missionare in J., namentlich Tangbrand, ward daselbst 1000 durch einen Beschluß der Landsgemeinde das Christentum eingeführt, und 1057 baute der erste Bischof von J., Isleifr, die Kathedrale in Skálholt. Ein zweites Bistum entstand später in Holum (Holar), wo 1106 ein Dom erbaut wurde, mit welchem man, wie auch mit der Kathedrale in Skálholt, eine Schule verband. Auch nach Grönland, welches die Isländer bald entdeckten, und woselbst sie Kolonien gründeten, verpflanzten sie das Christentum, während auf ihrer Insel selbst Handel und Zivilisation bald aufblühten; viele junge Isländer erwarben sich ihre Bildung im Ausland. Fast drei Jahrhunderte hatte die Ulfljotsche Verfassung bestanden, als das Emporkommen einer mächtigen Aristokratie und die Zerwürfnisse des Freistaates mit der mächtigen Kirche Islands, welche unter dem norwegischen Erzbistum Drontheim stand, die Kraft des Staates schwächten. Infolge zunehmender Macht und gegenseitiger Eifersucht einzelner Großen gelang es Hakon dem Alten von Norwegen, die Vereinigung der Insel mit Norwegen einzuleiten (1262), welche sein Nachfolger Magnus Lagaböte 1264 vollendete. 1280 erhielt J. ein neues Gesetzbuch. Aber Friede und Ruhe kehrten auch unter der Fremdherrschaft nicht zurück, und die fiskalische Ausnutzung des Handels durch schwere Belastung und Beschränkung des Verkehrs schädigte den Wohlstand des Landes außerordentlich. Mit Norwegen fiel J. 1380 an Dänemark und wurde fortan durch dänische Statthalter regiert. Bereits um diese Zeit war jedoch J. dem Verfall nahe, wovon teils die erwähnten innern Streitigkeiten, teils eine verheerende Pest, der schwarze Tod, welcher 1402—1404 zwei Drittel der Bevölkerung hinraffte, die Ursache waren. Neue vorübergehende Unruhen veranlaßte die gewaltsame Einführung der Reformation (1540—50) durch den dänischen König Christian III. 1627 und 1687 ward die Insel von algierischen Seeräubern heimgesucht, wobei viele Einwohner ermordet oder als Sklaven weggeführt wurden. 1707 erlagen 18,000 Menschen in J. den Blattern, und 1784 und 1785 starben 9000 infolge einer Hungersnot. Zu einer großen Zahl von Miß- und Hungerjahren im 18. Jahrh. kamen die verwüstenden Ausbrüche der vielen Vulkane (besonders 1698 und 1724) sowie häufige verheerende Erdbrände (namentlich 1783). Die Regierung von Kopenhagen aus war eine ganz absolute, 1800 wurde das Althing förmlich aufgehoben. Der Handel wurde zu gunsten der dänischen Kaufleute monopolisiert und dies Monopol mit so rücksichtslosem Eigennutz ausgebeutet, daß die Bauern die nun nicht mehr einträgliche Viehzucht verfallen ließen und sich dem unsichern Fischfang zuwendeten, was immer größere Verarmung der Insel zur Folge hatte. Erst 1786 trat eine teilweise Besserung ein. Im März 1809 landete Jörgen Jörgenson, ein ehemaliger dänischer Matrose, mit zwei englischen Kaperschiffen vor Reykjavik, bemächtigte sich des dänischen Gouverneurs Grafen Trampe und schickte ihn gefangen nach London, proklamierte sodann 21. Juni eine isländische Republik, nahm Besitz von dem Gouvernementshaus und umgab sich mit einer Leibgarde, jeden Widersetzlichen mit dem Tode bedrohend. Allein schon im August erschien ein britisches Kriegsschiff im Hafen, und Jörgenson ward abgesetzt und als Gefangener nach London gebracht. 1810 wurde J. für ein England befreundetes Land erklärt, 1814 wieder mit Dänemark vereinigt. Hungersnot in den Jahren 1824 und 1825 und eine verheerende Epidemie 1827 reduzierten die Einwohnerzahl auf 40,000. In den letzten Jahrzehnten sind indes die Volkszahl sowie der Wohlstand auf J. wieder gestiegen. 1834 erhielt J. eine Vertretung im dänischen Landtag, 1843 auch einen eignen Landtag, allerdings nur mit beratender Stimme, durch Wiederherstellung des Althings. Alle Versuche, J. in den dänischen Gesamtstaat einzuverleiben, scheiterten an der festen Haltung des Volkes unter Führung Jon Sigurdssons. Dieses forderte, J. solle als ein eignes Reich betrachtet werden, dessen Name seinen Platz im Titel des Königs erhalten; es solle sein eignes Ministerium haben, und ein geborner Isländer solle als selbständiger Repräsentant der Insel im dänischen Staatsrat einen Platz einnehmen, die Erbfolge aber die dänische bleiben. Endlich nach langem Streit bewilligte auch der Reichstag 2. Jan. 1871 ein Gesetz über Islands verfassungsmäßige Stellung im Reich und 5. Jan. 1874 ein Verfassungsgesetz für Islands besondere Angelegenheiten, nachdem bereits 1854 der Handel von seinen bisherigen Fesseln befreit worden war und einen lebhaften Aufschwung genommen hatte. Am 1. Aug. 1874 feierte J. die 1000jährige Jubelfeier der ersten Kolonisation, welche der König von Dänemark durch seine Anwesenheit verherrlichte, und die Einführung der neuen Verfassung, welche dem Lande in innern Angelegenheiten wieder Selbständigkeit verlieh: das Althing, aus 36 Mitgliedern bestehend, übt die gesetzgebende Gewalt und kontrolliert die im Namen des Königs durch einen verantwortlichen Minister für J. geführte Verwaltung.

Digitized by Google

Doch genügte den Isländern dieses Maß von Selbständigkeit noch nicht. Sie beanspruchten mehrere erhebliche Änderungen der neuen Verfassung, die indessen von der Regierung nicht genehmigt worden sind.

[Litteratur.] I., »der Liebling der Geologen«, ist seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Zielpunkt vieler Reisen gewesen und oft beschrieben worden. Wir nennen von neuern Werken: Sartorius von Waltershausen, Physikalisch-geographische Skizze von I. (Götting. 1847) und dessen »Geologischen Atlas von I.« (das. 1853); Schleißner, Island undersøgt fra et lægevidenskabligt synspunkt (Kopenh. 1849); Ebel, Geographische Naturkunde von I. (Königsb. 1850); Winkler, I., seine Bewohner, Landesbildung u. vulkanische Natur (Braunschw. 1861); Derselbe, I. Der Bau seiner Gebirge und dessen geologische Bedeutung (Münch. 1863); Preyer u. Zirkel, Reise nach I. im Sommer 1860 (Leipz. 1862); Paijkull, En sommar på I. (Stockh. 1866); Burton, Ultima Thule, or a summer in Iceland (Lond. 1875, 2 Bde); Kaalund, Bidrag til en historisk-topografisk Beskrivelse af I. (Kopenh. 1877—82, 2 Bde.); Coles, Summer travelling in Iceland (Lond. 1882); Lock, Guide to Iceland (Charlton 1882); Thoroddsen, Islands beskrivelse (Christiania 1883); Keilhack, Reisebilder aus I. (Gera 1885); Schweitzer, I., Land und Leute, Geschichte, Litteratur und Sprache (Leipz. 1885); Poestion, I. Das Land und seine Bewohner (Wien 1885); Baumgartner, I. und die Faröer (Freiburg 1889); Baasch, Die Islandfahrt der Deutschen, namentlich der Hamburger, vom 15. bis 17. Jahrhundert (Hamb. 1889); Maurer, Zur Volkskunde Islands (in der »Zeitschrift des Vereins für Volkskunde«, Berl. 1891); Thoroddsen, Landfraedissaga Islands (Reykjavik 1892 ff.). Karten: Olsen und Gunnlaugson, Uppdráttur Islands (in 4 Blättern, 1:480,000, 1845; reduziert auf 1:960,000, 1849; neue Ausgabe 1866). Über die Geschichte Islands vgl. Maurer, I. von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergang des Freistaats (Münch. 1874); Derselbe, Zur politischen Geschichte Islands (Leipz. 1880); Finn Johannson, Historia ecclesiastica Islandiae (Kopenh. 1772—78, 4 Bde.; fortgesetzt von P. Peterson, das. 1841).

Isländisches Moos, s. Cetraria.

Isländische Sprache und Litteratur, s. Nordische Sprache und Litteratur.

Isländische Verskunst, s. Nordische Verskunst.

Islas de Lobos, s. Lobos.

Islas Malvinas, s. Falklandinseln.

Islay (spr. aile), eine der südlichen Hebrideninseln, südwestlich von der Insel Jura, von der sie durch den Islaysund getrennt wird, gehört zur Grafschaft Argyll und umfaßt 606 qkm (11 QM.) Areal mit (1891) 7375 Einw., von denen 1164 nur gälisch und 5217 daneben auch englisch sprechen. Die Küsten sind felsig, schwer zugänglich und von tief eindringenden Buchten zerschnitten. Den tiefsten Einschnitt bildet der Loch Indail im S. Das Innere ist ein Hügelland mit Moorstrecken; in den Thälern findet sich Kulturland. Der Ackerbau nimmt neuerdings zu. Die höchsten Punkte sind: Beinn Bhan (439 m) und Scaribh (365 m). Das Mineralreich bietet Eisen, Kupfer, Blei und Schmirgel. Der namhafteste Ort ist das Dorf Bowmore am Loch Indail, mit Whiskybrennerei und (1891) 848 Einw.

Islay (Puerto de I.), Hafenort an der Küste des peruan. Depart. Arequipa, unter 17° nördl. Br., auf steiler Anhöhe in öder Gegend, aus der der Cerro I. zu 1018 m emporsteigt, mit 500 Einw. Seit Eröffnung der Eisenbahn vom benachbarten Mollendo (s. d.) nach Puno hat sein Handel bedeutend abgenommen.

Isle (franz., spr. īl'), alte Schreibweise für île, d. h. Insel.

Isle (spr. īl'), Fluß in Südfrankreich, entspringt südöstlich von Nexon, durchfließt in südwestlicher Richtung die Departements Obervienne, Dordogne und Gironde und mündet bei Libourne in die Dordogne. Nebenflüsse sind links die Dronne, rechts die Haute-Vézère (Auvézère). Der 235 km lange Fluß ist aufwärts bis Périgueux, 145 km weit, schiffbar und in seinem untersten Laufe auch für Seeschiffe zugänglich.

Isle (spr. īl'), Name zahlreicher franz. Ortschaften, darunter: 1) L'Isle-Adam, Stadt im Depart. Seine-et-Oise, Arrond. Pontoise, an der Oise, über welche zwei alte Brücken führen, und an der Nordbahn, hat eine schöne Kirche (16. Jahrh.), Steinbrüche, Porzellanfabrikation und (1891) 3387 Einw. I. ist Stammsitz der Familie Villiers L'Isle-Adam, welcher der 1437 gestorbene Marschall von Frankreich und der 1534 gestorbene Großmeister des Johanniterordens angehörten. — 2) L'Isle-Jourdain, Stadt im Depart. Gers, Arrond. Lombez, an der Save und der Südbahn, hat eine hübsche moderne Kirche, Messerfabrikation und (1891) 2296 (als Gemeinde 4442) Einw. — 3) L'Isle-sur-la-Sorgue, Stadt im Depart. Vaucluse, Arrond. Avignon, an der Sorgue und der Lyoner Bahn, hat eine Kirche aus dem 17. Jahrh. mit mehreren Kunstwerken, Weinbau, Seiden- und Wollspinnerei, Fabrikation von Tuch, Decken, Hüten, Lederwaren und (1891) 3733 (als Gemeinde 6003) Einw. — 4) L'Isle-sur-le-Doubs, Stadt im Depart. Doubs, Arrond. Baume-les-Dames, am Doubs und der Lyoner Bahn, hat ein Schloß, Fabrikation von Drechslerwaren und Draht und (1891) 2508 Einw.

Islebia, s. Eisleben.

Islebius, Johannes, s. Agricola 4).

Isle Bonaparte (spr. īl'), von 1809—14 Name der Insel Réunion (s. d.).

Isle-de-Bourbon (spr. īl' dŏ burbóng), bis zur französischen Revolution und wieder 1814—48 Name der Insel Réunion (s. d.).

Isle-de-France (spr. īl' dŏ frángß'), s. Ile-de-France.

Isleworth (spr. aisl- od. ail-nörth), Ortschaft in der engl. Grafschaft Middlesex, an der Themse, 22 km oberhalb der Londonbrücke, hat große Obst- und Gemüsegärten, zahlreiche Villen (darunter das bei Brentford [s. d.] erwähnte Sion House) und (1891) 15,884 Einw. Dabei das International College und Pears' berühmte Seifensiederei.

Islikon, Fabrikdorf, s. Frauenfeld.

Islimje, Stadt, s. Sliwen.

Islington (spr. islingt'n), nördlicher Stadtteil Londons, mit großem Gefängnis der City (in Holloway), einem anglikan. Seminar (College of Divinity, in Highbury), einer Anstalt zur Bildung von Missionaren, einer deutschen Kirche und (1891) 319,143 Einw.

Isluga, Vulkan in der Hauptkette der Andes, auf der Grenze zwischen Chile und Bolivia, unter 19° 12′ südl. Br. und 68° 52′ westl. L. v. Gr., 5486 m hoch. An seinem Abhang liegt in 4267 m Höhe das gleichnamige Dorf, an seinem Ostfuß beginnt die große Salzebene Pampa Aullagas, über seinen Südfuß führt der Pichutapaß.

Digitized by Google

Isly (spr. isli), Fluß in Marokko, an der algerischen Grenze, bekannt durch den für die Befestigung der französischen Macht in Afrika entscheidend gewordenen Sieg, welchen hier 14. Aug. 1844 die Franzosen unter Marschall Bugeaud (Herzog von I.) über die Marokkaner erfochten.

Ismaël (hebr., »Gott erhört«), Sohn Abrahams und der Hagar, einer Sklavin der Sara, ward den hebräischen Urkunden zufolge, nachdem letztere selbst einen Sohn geboren hatte, samt seiner Mutter von Abraham verstoßen und lebte sodann in der Wüste Pharan, wo er eine Ägypterin heiratete u. 137 Jahre alt starb. Seine mythologische Bedeutung geht in der Repräsentation der Stammeseinheit auf, die zwischen den Israeliten und den semitischen Arabern besteht, und er selbst wird als ein Typus des Beduinentums geschildert. Übrigens unterscheiden arabische Schriftsteller die ismaelitischen Araber sorgfältig von den echten und ursprünglichen joktanischen (s. Joktan).

Ismaëliten, 1) die Nachkommen Ismaels (s. d.). — 2) Mohammedan. Sektierer seit den ersten Zeiten der Abbassidenherrschaft, ursprünglich Zweig der Schiiten. Sie traten in Syrien und Persien auf und verfochten die Rechte der Nachkommen Alis, nach dessen Urenkel im sechsten Gliede, Ismail ibn Dscha'far as-Sadik, sie sich nannten. Der Koran spielte bei ihnen nur die Rolle der äußern Form, seinen Inhalt bestimmte ihre eigne allegorische Interpretation, daher sie auch Batiniten (etwa »Leute des innern«, nämlichen Sinnes) genannt wurden. Sie bekannten sich zu einer extremen Form der Inkarnationslehre, nach der Gott in Ali und seinen Nachkommen bis Ismaïl, den Imamen (Religionshäuptern), sich verkörpert hatte: Ismaïl sei von der Erde verschwunden, lebe aber als verborgener Imâm weiter und werde als Mahdi, d. h. Wiederhersteller des wahren Gottesreiches, zurückkehren. Während für diese Lehre überall geworben wurde, entarteten die I. immer mehr zu einer Revolutionspartei, deren Führer die Gläubigkeit der irregeleiteten Menge für persönliche Zwecke ausnutzten. So die Karmaten (s. d.), die Fatimiden (s. d.) und Assassinen (s. d.), nach deren Untergang die ismaelitische Propaganda zurückging, so daß jetzt nur wenige, übrigens harmlos gewordene Reste der I. in Syrien und Indien übrig sind. — I. nannte man ferner im südöstlichen Europa, namentlich in Polen und Ungarn, jene türkischen Mohammedaner, die von der untern Wolga und vom Nordrande des Kaspischen Meeres her in den Ostländern Europas Handel trieben und sich später dort ansiedelten. In Ungarn waren I. bis zum 14. Jahrh. als die eigentlichen Repräsentanten des Handels anzutreffen, wurden aber alsdann teils gewaltsam bekehrt, teils vertrieben und ausgerottet.

Ismaïl, Stadt im russ. Gouv. Bessarabien, am nördlichen Mündungsarm der Donau (Kilia), bildet mit dem angrenzenden Tutschkow eine Doppelstadt und hat (1889) 34,308 Einw., welche Handel mit Getreide, Wolle, Talg, Fellen treiben. — I., ehedem eine wichtige türkische Festung, ward 6. Aug. 1770 von den Russen erobert, 22. Dez. 1790 von Suworow erstürmt und zerstört, 26. Sept. 1791 zum drittenmal von den Russen genommen. Seitdem in Trümmern liegend, erhob es sich erst wieder, als es im Bukarester Frieden 1812 mit Bessarabien an Rußland gekommen war und Station der russischen Donauflotte wurde. Es erhielt mit der 1810 nahe dabei gegründeten Stadt Tutschkow 1830 eine abgesonderte Verwaltung, der auch Kilia und Reni unterstellt wurden. Die Festungswerke wurden zufolge des Pariser Friedens, in welchem I. nebst einem Teile von Bessarabien von Rußland der Moldau überlassen ward, 1856 geschleift, und die Doppelstadt I.-Tutschkow ist seitdem nur noch Handelsplatz. Seit 1878 ist die Stadt wieder russisch.

Ismaïlia, 1) Distriktshauptstadt des ägypt. Gouvernorats (Mudirieh) des Kanals, in der Mitte des Isthmus, von Suez 72, von Port Said 75 km entfernt, am Nordufer des Timsahsees und am schiffbaren Süßwasserkanal (Ismaïliakanal), der, vom Nil herkommend, im SW. der Stadt sich nach Suez wendet, und Endstation einer von der Linie Kairo-Suez sich abzweigenden Bahn, hat ein sehr ungesundes Klima, breite, von Bäumen beschattete Straßen, hübsche Plätze u. von Gärten umgebene Häuser, ein vizeköniglisches Schloß, ein Wasserwerk, das mittels 70 km langer Röhrenleitung Port Said versorgt, ein Gouvernementsgebäude, Kanalamt, einen Gerichtshof erster Instanz und (1882) 3364 Einw. — 2) Stadtteil von Kairo (s. d.). — 3) Ort am obern Nil, s. Gondokoro.

Ismaïl Pascha, Vizekönig von Ägypten, geb. 1830 in Kairo, gest. 2. März 1895 in Konstantinopel, zweiter Sohn Ibrahim Paschas, ward mit seinem ältesten Bruder, Achmed, in Frankreich erzogen. 1849 nach dem Tode seines Vaters nach Ägypten zurückgekehrt, trat er in Opposition zu der reaktionären Regierung Abbas Paschas, ward dagegen von seinem Oheim Saïd Pascha 1855 in den Staatsrat berufen und mit wichtigen amtlichen Funktionen beauftragt. 1861 führte I. bei einer längern Abwesenheit seines Oheims die stellvertretende Regierung und wurde gegen Ende des Jahres nach dem Sudân gesandt, um den dort ausgebrochenen Aufstand zu unterdrücken. Als Saïd Pascha 18. Jan. 1863 starb, folgte ihm I. in der Regierung und bekannte sich alsbald offen zu den freisinnigen Grundsätzen seines Vorgängers. Obwohl er das Volk, besonders die Fellahs, mit Steuern und Frondiensten hart bedrückte, um die bedeutenden Summen aufzubringen, welche sein verschwenderischer Hof und seine großen Rüstungen verschlangen, und Ägypten mit Schulden belastete, so erwarb er sich doch auch bedeutende Verdienste um das Land. Er führte die Baumwollkultur in Ägypten ein, namentlich aber setzte er die Vollendung des Suezkanals gegen die von England angestifteten türkischen Intrigen durch. Auch berief er 1866 eine ägyptische Notabelnversammlung, um über innere Reformen zu beraten. Hauptsächlich war sein Augenmerk darauf gerichtet, die Herrschaft seiner Dynastie zu befestigen und sich vom Sultan unabhängig zu machen. Im Mai 1866 erhielt er die Zustimmung der Pforte zur Regelung der Erbfolge in direkter Linie, 1867, als die Türkei wegen des kretischen Aufstandes seines Beistandes bedurfte, den Titel Chedive (»Vizekönig«) und bedeutende Zugeständnisse für die Selbständigkeit der Verwaltung Ägyptens. Als er aber, durch Napoleons Gunst ermutigt, sich ein starkes Heer nach europäischem Muster bildete, eine Flotte von Panzerschiffen anschaffte, 1869 auch eine Reise an die europäischen Höfe antrat, über die Neutralisierung des Suezkanals und die Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit selbständige Verhandlungen mit den Mächten anknüpfte und durch dies alles zu deutlich sein Streben nach Unabhängigkeit kundgab, schritt die Pforte ein, und I., welcher für einen Krieg auf fremde Hilfe nicht rechnen konnte, mußte sich im Dezember 1869 unterwerfen und im März 1870 seine Panzerschiffe ausliefern. Im Juli

Digitized by Google

1870 machte er selbst einen Besuch in Konstantinopel, und durch Wiederholung desselben 1872 und 1873 sowie durch reichliche Geldgeschenke an den Sultan selbst und die vornehmsten Beamten erlangte er einen neuen Ferman vom 8. Juni 1873, der ihm zwar einen Tribut von 3 Mill. Mk. auferlegte, dafür aber ihm einen höhern Rang und thatsächliche Unabhängigkeit garantierte. Die kriegerischen Unternehmungen führten zur Eroberung von Dar Fur, während sie in Abessinien einen unglücklichen Ausgang nahmen. Schließlich aber wuchsen die Schulden durch die Verschwendung Ismaïl Paschas so an, daß er 1878 nicht mehr im stande war, die Zinsen zu bezahlen, und als er sich der europäischen Kontrolle seiner Finanzen entziehen wollte, wurde er auf Antrieb der Westmächte 26. Juni 1879 vom Sultan zur Abdankung gezwungen, worauf sein Sohn Tewfik Chedive wurde. J. begab sich zunächst nach Neapel, dann nach Besuch der wichtigsten europäischen Hauptstädte nach Konstantinopel, wo er den Palast von Emirghian am Bosporus bewohnte und starb.

Ismēne, in der griech. Sage Tochter des thebanischen Königs Ödipus (s. d.) und Schwester der Antigone.

Ismenios, Beiname des Apollon in Theben.

Ismenos, der Gott des gleichnamigen thebanischen Flusses.

Ismid, Hauptstadt eines selbständigen Liwas der asiat. Türkei (mit 11,200 qkm Areal und ca. 250,000 Einw.), an einem Golf (Busen von J.) des Marmarameers, mit Skutari und Angora durch Eisenbahn verbunden, Sitz eines griechischen Metropoliten und eines armenischen Erzbischofs, hat mit den Vorstädten 21,000 Einw. (viele Christen). Haupterwerbszweige sind: Tuch- und Fesfabrikation, Schiffbau und Küstenschiffahrt. J. ist das alte Nikomedia (s. d.).

Ismir, türk. Name der Stadt Smyrna.

Isnard (spr. isnár), Maximin, Girondist, geb. 16. Febr. 1751 zu Grasse in der Provence, gest. daselbst 1830, ward 1791 in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, schloß sich den Girondisten an und trug durch seine leidenschaftliche Beredsamkeit das meiste dazu bei, den Thron und die Kirche zu stürzen und Frankreich in auswärtige Kriege zu verwickeln. Als Mitglied des Konvents stimmte er für die Einsetzung des Wohlfahrtsausschusses, widersetzte sich aber der Tyrannei der Jakobiner und entging dem Tode (Juni 1793) nur dadurch, daß er Paris verließ und sich verbarg. Im März 1795 ward er in den Konvent zurückberufen, war einer der entschlossensten Vorkämpfer der antirevolutionären Reaktion und schlug die jakobinische Empörung in Toulon nieder. 1796 ward er Mitglied des Rats der Fünfhundert, 1799 des Tribunats, zog sich aber 1804 vom politischen Leben zurück.

Isnik, Ort im türk. Wilajet Chodawendikjâr in Kleinasien, am östlichen Ende des Sees von J. (J.-Göl), nahe dem Marmarameer, ist das alte, berühmte Nikäa (s. d.). Von der alten Stadt sind noch die Stadtmauern und Ruinen einer Wasserleitung und eines Theaters, von einer neuern, ebenfalls verfallenen türkischen Stadt die Reste von Moscheen, Bädern u. a. übrig.

Isny, Stadt im württemberg. Donaukreis, Oberamt Wangen, im württembergischen Algäu, an der bayrischen Grenze und an der Linie Herbertingen-J. der Württembergischen Staatsbahn, 704 m ü. M., hat 2 schöne Kirchen, ein reiches Spital, ein schönes Rathaus, ein ehemaliges Benediktinerkloster von 1090 (jetzt Residenzschloß der Grafen von Quadt-J.), eine Seidenzwirnfabrik, Maschinenwerkstätte, Fabriken für Peitschen, Litzen, Spulen, Seifen, Drahtwaren, Filtriersteine, Wagen u. Chaisen, einen Stahlhammer, Bierbrauerei, Käse- und Holzhandel und (1890) 2600 Einw., davon 1068 Evangelische und 2 Juden. — J. war schon im 8. Jahrh. vorhanden, wurde 1365 Reichsstadt, kam 1803 an die Grafen von Quadt und 1806 zu Württemberg.

Iso... (griech., »gleich«) bezeichnet in Zusammensetzungen das Gleiche, Gleichgestaltete und Gleichartige.

Isobaren (griech.), Linien gleichen Barometerstandes (s. Wetter).

Isobarometrische Linien (griech.), Linien auf der Erdoberfläche, welche diejenigen Orte miteinander verbinden, für welche die mittlere monatliche Amplitude der Barometerschwankungen denselben Wert hat.

Isobrönten (griech.), Linien auf der Erdoberfläche, welche diejenigen Orte miteinander verbinden, an denen bei heraufziehendem Gewitter der erste Donner gleichzeitig gehört wurde. Diese Linien sind von v. Bezold in die Meteorologie eingeführt und liefern ein vorzügliches Bild für den Weg eines fortschreitenden Gewitters.

Isobuttersäure, s. Buttersäure.

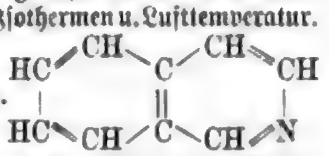
Isobutylalkohol, s. Butylalkohol.

Isobutylcarbinol, s. Amylalkohol.

Isochásmen (griech.), Kurven gleicher Polarlichthäufigkeit (s. Polarlicht).

Isochimēnen (griech.), auf Erdkarten gezogene Linien, welche die Orte von gleicher mittlerer Wintertemperatur verbinden; vgl. Isothermen u. Lufttemperatur.

Isochinolin C_9H_7N od.



findet sich neben dem isomeren Chinolin (s. d.) im Steinkohlenteer, ist diesem sehr ähnlich, erstarrt bei 0° und siedet bei 237°. Es kann auch synthetisch dargestellt werden. Vom J. leiten sich Chinolinrot und einige Alkaloide, wie Papaverin, ab.

Isochiōnen (griech.), Linien gleicher Schneegrenzhöhe auf Landkarten; vgl. Schnee.

Isochromātisch (griech.), gleichfarbig; isochromatische Photographie, ein von E. Albert in München erfundenes Verfahren, durch welches photographische Reproduktionen von Gemälden ohne Veränderung der Farbenwerte ermöglicht werden. S. Photographie.

Isochrōmfirnis, Firnis aus 2 Teilen Mastix, 6 T. rektifiziertem Terpentinöl, 4 T. bestem venezianischen Terpentin, wird als Gemäldelack benutzt sowie zum Überziehen von kolorierten Kupferstichen.

Isochrōn (isochrōnisch, griech.), gleichlange Zeit während; Isochronismus, die gleichlange Dauer, besonders von Pendelschwingungen; bei Chronometern der Zustand, in welchem die Spiralfeder in gleicher Zeit immer gleichviel Schwingungen ausführt, seien dieselben groß oder klein, was für den guten Gang der Chronometer unbedingt erforderlich, jedoch vollständig genau nur schwer erreichbar ist. Vgl. Immisch, Über den Isochronismus der Spiralfeder (Weim. 1873).

Isochrōne (Tautochrone, griech.), vgl. Cykloide.

Isochrōnen, auf Landkarten Linien, welche die Orte verbinden, an denen ein Gewitter gleichzeitig die stärkste Entwickelung zeigt.

Isocyanide, s. Karbylamine.

Isocyansäure, s. Cyansäure.

Isocyanūrsäure, s. Cyanursäure.

Digitized by Google

Isocyklisch (griech.), soviel wie eucyklisch.

Isodimorphie (griech.), s. Heteromorphie.

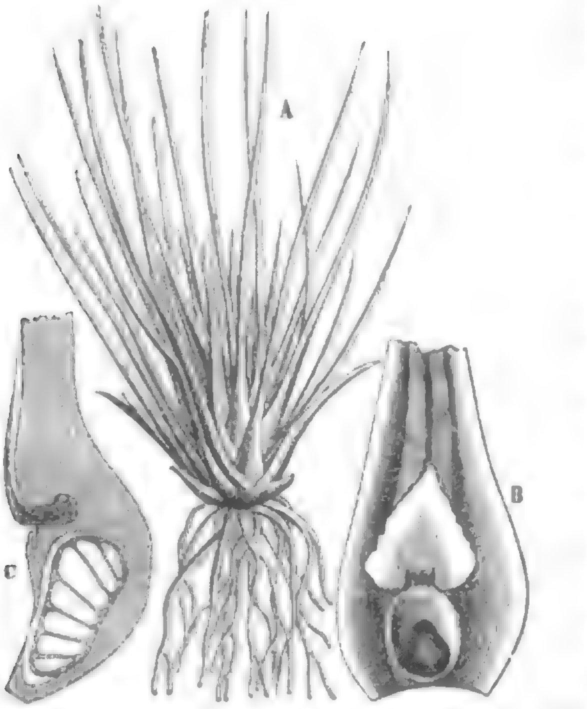
Isodimorphismus, s. Isomorphie und Heteromorphie.

Isodulcit, s. Rhamnose.

Isodynamer Wert der Nahrungsmittel, Gleichwertigkeit bestimmter Mengen verschiedener Nährstoffe in Bezug auf ihren Verbrennungswert und auf ihren Wert der Vertretung im Stoffwechsel.

Isodynamische Linien, s. Magnetismus.

Isoëtaceen (Isoëteen, Brachsenkräuter), Pflanzenfamilie aus der Klasse der Lykopodialen unter den Gefäßkryptogamen, nur aus der einzigen Gattung Isoëtes (s. d.) bestehend, die zunächst mit Selaginella verwandt ist, aber besonders in den vegetativen Teilen bedeutend abweicht und unter allen Gefäßkryptogamen sich eigentümlich verhält. Sie besteht aus ausdauernden, im Wasser oder außerhalb desselben lebenden



Brachsenkraut (Isoëtes lacustris). A Ganze Pflanze (1/3 natürliche Größe). B Blattgrund mit dem Sporangium am Grund und darüber befindlichem Blatthäutchen. C Längsschnitt des Blattgrundes mit dem gekammerten Sporangium.

Kräutern mit knolligem, zwei- oder dreilappigem, unverzweigtem, fortgesetzt in die Dicke wachsendem Stamm ohne Längenwachstum, der auf der obern, mit Blättern besetzten sowie auf der untern Seite platt gedrückt und auf den Seitenflächen mit zwei einander gegenüberstehenden oder auch mit drei zusammenlaufenden Furchen versehen ist. Die Wurzeln befinden sich an der Unterseite zwischen den Furchen; am Rande stehen die ältesten, unter der Mitte des Stammes die jüngsten. Die dicht hintereinander stehenden, aufwärts gerichteten Blätter (Fig. A) sind lang, pfriemenförmig mit etwas scheidenartig verbreiterter Basis, über der ein Blatthäutchen (Fig. B) steht, und werden von vier durch zellige Querwände gekammerten Lufträumen durchzogen. In der Mitte der Blätter liegt in einer trichterförmigen Vertiefung der obern Stammseite der Vegetationspunkt, an welchem neue Blätter entstehen; die äußersten sind die ältesten, und die Seitenflächen des Stammes tragen noch die Narben der abgestorbenen vorjährigen Blätter. Die Sporangien befinden sich einzeln auf der Innenseite des Blattgrundes unterhalb des Blatthäutchens und sind einer mehr oder weniger geöffneten Grube der Blattbasis eingesenkt (Fig. B u. C). Bei manchen Arten erweitern sich die Ränder dieser Grube zu einer dünnen Haut, die als Segel das Sporangium teilweise oder ganz deckt. Letzteres springt bei der Reife nicht auf, sondern wird durch allmähliche Verwesung der Wand geöffnet. Sporangien mit Makro- und mit Mikrosporen kommen an derselben Pflanze vor, indem periodisch Blätter mit der einen und solche mit der andern Art Sporangien wechseln; der Übergang wird von mehreren sterilen Blättern gebildet, welche nur in ihrem Scheidenteil entwickelt sind. Die Sporangien sind durch sterile Gewebefäden (die sogen. trabeculae) unvollständig gefächert. Beide Arten von Sporen werden in großer Anzahl gebildet und haben ein auswendig glattes oder mit Leisten und Buckeln besetztes, gelb gefärbtes Exosporium. Die Makrosporen entwickeln ein Prothallium, das innerhalb des Exosporiums eingeschlossen bleibt und nur durch Aufreißen des Scheitels der Spore an der Spitze entblößt wird; dort werden die Archegonien gebildet, deren Eizelle sich nach erfolgter Befruchtung zu einer neuen Pflanze entwickelt. Die Mikrosporen bilden ein rudimentäres, einzelliges Prothallium und erzeugen vier Zellen, aus denen je ein Spermatozoid mit einem langen, dünnen, beiderseits bewimperten Spiralfaden hervorgeht, das in das Archegonium eindringt und die Befruchtung der Eizelle bewirkt. Bisweilen (z. B. bei Exemplaren aus dem Longemer See in den Vogesen) wird durch Apogamie die Sporangienbildung durch vegetative Sproßbildung ersetzt. Die Familie zählt nur wenig über zehn jetzt lebende Arten, welche vorzugsweise dem südlichen Europa angehören; auch einige fossile Arten sind bekannt. Vgl. Motelay u. Vendryès, Monographie des Isoëteae (in den »Actes de la société Linnéenne de Bordeaux«, 1884); Baker, A synopsis of the species of Isoëtes (im »Journal of Botany«, Bd. 9, neue Folge).

Isoëtes *L.* (Brachsenkraut), einzige Gattung aus der Familie der Isoëtaceen, umfaßt ca. 50 Arten ausdauernder, teils auf dem Grunde der Gewässer wurzelnder und untergetauchter, teils amphibischer, teils landbewohnender, binsenartiger Kräuter besonders in Europa und den Mittelmeerländern. I. lacustris *L.*, mit knolligem, zweilappigem Stengel, schief absteigenden Lappen, 5—30 cm langen, pfriemenförmigen, steifen, dunkelgrünen Blättern, dünnhäutigen Sporangien und an der Oberfläche höckerig-körnigen Makrosporen, findet sich auf dem Grunde von Seen im größten Teil Europas und in Nordamerika. I. echinospora *Durieu*, mit knolligem, zweilappigem Stengel, fast horizontalen Lappen, 5—15 cm langen, pfriemenförmigen, biegsamen, hellgrünen Blättern, derbhäutigen Sporangien und mit großen, spitzen Stacheln besetzten Makrosporen, wächst auf dem Grunde von Seen, besonders in Nordeuropa, Frankreich, Großbritannien, Dänemark, Westpreußen, Holstein und im Schwarzwald. I. Braunii *Ung.* und I. Scheuchzeri *Heer* finden sich fossil in Miocänschichten.

Isogeothermen (griech.), auf Erdkarten gezogene Linien, welche die Orte mit gleicher Bodenwärme (in einer Tiefe, in welcher die jährlichen Variationen eben verschwinden) verbinden.

Isogon (griech.), ein Polygon mit lauter gleichen Winkeln und Seiten.

Isogonische Linien (Isogonen), s. Magnetismus.

Isogonismus, s. Isomorphie.

Digitized by Google

Isographie (griech.), angeblich von Magne in Paris erfundenes Verfahren, alte Drucke oder mit Fettfarbe hergestellte Zeichnungen so zu präparieren, daß sie Druckfarbe, wenn solche vermittelst einer Walze auf dieselben gebracht wird, an den bedruckten Stellen annehmen, an den unbedruckten jedoch abstoßen, so daß man ihren Gegenstand dann auf den lithographischen Stein oder eine Zinkplatte überdrucken und originalgetreu vervielfältigen kann. Das Verfahren ist nicht veröffentlicht worden, scheint aber nur in einer Art anastatischen Druckes (s. d.) zu bestehen.

Isohyeten (Isohysten, griech.), auf Erdkarten Linien, welche die Orte mit gleicher jährlicher Regenmenge verbinden (s. Regen).

Isohypsen (griech.), Linien, welche auf Landkarten alle Punkte von gleicher Meereshöhe verbinden.

Isohysten (griech.), s. Isohyeten.

Isoklinalfalten, s. Schichtung.

Isoklinische Linien, s. Magnetismus.

Isokolon (griech.), Wortfigur, bestehend in der Gleichheit der Silbenzahl der einander korrespondierenden Satzglieder in einer Periode; wurde besonders von den griechischen Rednern angewendet.

Isokrates, der vierte unter den zehn attischen Rednern (s. Attische Redner), geb. 436 v. Chr. in Athen, gest. 338, genoß den Unterricht der angesehensten Sophisten der Zeit, wie Gorgias, Prodikos, und verkehrte auch mit Sokrates, ohne jedoch zu seinen eigentlichen Schülern zu gehören. Schwache Stimme und Schüchternheit hinderten ihn am öffentlichen Auftreten; daher beschäftigte er sich nach dem Sturz der Dreißig, als sein Vater, der früher wohlhabende Besitzer einer Flötenfabrik, sein Vermögen verloren hatte, anfangs mit dem Abfassen gerichtlicher Reden für andre. Um 390 eröffnete er eine rhetorische Schule, die ihm Reichtum und Ruhm einbrachte. Zu seinen zahlreichen Schülern aus ganz Griechenland gehörten die Redner Isäos, Hypereides und Lykurgos sowie die Geschichtschreiber Theopomp und Ephoros. Vom politischen Leben hielt er sich fern; doch suchte er auf die politischen Verhältnisse Athens wie ganz Griechenlands durch eine Reihe nur zur Lektüre bestimmter Kunstreden einzuwirken. So zuerst in dem hochgefeierten »Panegyrikos«, einer 380 nach zehnjähriger Arbeit veröffentlichten Art Festrede (hrsg. von Herold, griech. u. deutsch, Nürnb. 1859); sie sollte die Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes aller Griechen gegen die Perser unter Athens Hegemonie darthun. Im »Areiopagitikos« (hrsg. von Mehler, Groning. 1861) empfahl er seinen Mitbürgern die Wiederherstellung der Solonischen Verfassung zum Zweck einer Wiedergeburt Athens. Noch im 98. Jahre vollendete er den »Panathenaïkos«, eine Lobrede auf Athen, kurz bevor er sein Leben nicht lange nach der Schlacht bei Chäroneia durch freiwilligen Hungertod beschloß, angeblich aus Schmerz über den Sturz der griechischen Freiheit. Das Altertum hatte unter seinem Namen 60 Reden, von denen jedoch nur die kleinere Hälfte für echt galt. Uns sind, außer zehn wahrscheinlich untergeschobenen Briefen, 21 erhalten: 3 paränetische, 11 epideiktische und 7 Gerichtsreden, davon sechs für andre, zwischen 402 und 393 geschrieben. Die Bedeutung des I. liegt in der Ausbildung des Stils; er ist weniger durch Tiefe der Gedanken, anregende Frische und natürliche Kraft ausgezeichnet als durch sorgfältige Auswahl der im reinsten Attizismus gehaltenen Ausdrücke, rhythmische Abrundung des Periodenbaues, geschickte Anwendung der Figuren und aller Mittel, welche die Rede wohlklingend machen. Die von ihm geforderte Sorgfalt in der Fügung der Rede ist auch für die Folgezeit maßgebend geworden. Ausgaben (außer in den Sammlungen der Redner) von Baiter (Par. 1846), Benseler-Blaß (2. Aufl., Leipz. 1882, 2 Bde.), Sandys (Lond. 1868); ausgewählte Reden von Rauchenstein-Reinhardt (5. Aufl., Berl. 1882), Schneider (3. Aufl., Leipz. 1886, 2 Bde.); Übersetzungen von Benseler (das. 1854—55, 2 Bde.), Christian (3. Aufl., Stuttg. 1869), Flathe (das. 1869). Vgl. Blaß, Die attische Beredsamkeit, Bd. 2 (2. Aufl., Leipz. 1892).

Isokrymen (griech.), Linien gleicher größter Kälte.

Isola (ital.), Insel.

Isola, Stadt im österreichisch-illyr. Küstenland (Istrien), Bezirksh. Capo d'Istria, auf einem in den Golf von Triest vorspringenden Felsen, mit vorzüglichem Weinbau, einer warmen Schwefelquelle mit Badeanstalt, Fachschule für Spitzenklöppelei, Konservenfabrikation, einem Hafen, in welchen 1893: 1246 beladene Schiffe von 39,492 Ton. einliefen, und (1890) 4896 (als Gemeinde 6583) meist ital. Einwohnern.

Isola Bella, Insel, s. Borromeische Inseln.

Isola della Scala, Distriktshauptort in der ital. Provinz Verona, am Tartaro u. an der Eisenbahnlinie Verona-Rovigo, mit (1881) 2088 (als Gemeinde 6005) Einw. Hier 5. April 1799 Sieg der Österreicher unter Kray über die Franzosen unter Schérer.

Isola del Liri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Sora, auf einer Insel des Liri, welcher hier einen schönen Wasserfall bildet, an der Eisenbahnlinie Roccasecca-Sora, hat bedeutende Papier- und Tapetenfabrikation, Maschinenbau, Wollspinnerei, Tuchfabrikation und (1881) 4569 (als Gemeinde 6489) Einw.

Isola Lunga (Isola Grossa), Insel im Adriatischen Meer, an der Küste Dalmatiens, zur Bezirksh. Zara gehörig, ist langgestreckt, 118 qkm groß, bis 347 m hoch, wenig bewaldet, hat Weinbau, Feigen- u. Ölgewinnung u. (1890) 3268 kroat. Einwohner. Hauptort ist Sale mit Hafen, Leuchtturm und 713 Einw.

Isola Madre, Insel, s. Borromeische Inseln.

Isolani (Isolano), Johann Ludwig Hektor, Graf von, kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1586, gest. 1640 in Wien, aus einem cyprischen, dann in der Emilia angesessenen Adelsgeschlecht, trat früh in kaiserliche Kriegsdienste. 1602 geriet er in türkische Gefangenschaft, entkam jedoch und wurde darauf Kommandeur eines Kroatenregiments, mit welchem er in den ersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges gegen Mansfeld und später unter Savelli in Pommern focht. Wegen der ausgezeichneten Leistungen seiner leichten Reiterei wurde I. 1632 zum General über die Kroaten ernannt und 1634 mit den Wallensteinschen Gütern Aicha und Friedenstein beschenkt. Außerdem brachte ihm sein Verrat an Wallenstein, der ihn mit Wohlthaten überhäuft hatte, auch den Grafentitel ein. Der Krieg führte ihn nach der Schlacht bei Nördlingen nach Burgund, 1637 nach Hessen, 1638 nach Pommern, 1639 an den Oberrhein gegen den Herzog von Weimar und Guébriant.

Isolationsprüfer, s. Isolationswiderstand.

Isolationswiderstand, der Widerstand, den die Isolation eines elektrischen Leiters dem Durchgang von elektrischem Strom durch sie hindurch entgegensetzt. Der I. ändert sich im umgekehrten Verhältnis zum Durchgangsquerschnitt; zur Messung desselben, zur Prüfung einer Leitung, einer Maschine auf ihre Isolation dient der Isolationsprüfer.

Digitized by Google

Isolātor (lat.), ein die Elektrizität nicht leitender Körper, welcher angewendet wird, um bei elektrischen Leitungen ꝛc. einen Verlust an Elektrizität zu vermeiden. Es gibt zwar keine Substanzen, welche vollkommen isolieren; der Widerstand, den die Isolatoren dem Durchgang der Elektrizität entgegensetzen, ist sehr groß, aber er ist angebbar, während anderseits der Verlust bei guter Isolierung so gering ist, daß er vernachlässigt werden kann. Drähte isoliert man durch Umwickeln mit Seide, durch Umhüllen mit Kautschuk, Guttapercha, bei technischen Einrichtungen durch Umwickeln mit Baumwolle, Jute ꝛc. und Tränken der Umhüllung mit allerlei isolierenden Substanzen (vgl. Kabel). Die Telegraphendrähte, welche frei durch die Luft geleitet werden, isoliert man durch Befestigung an Porzellankörpern und bei hohen Spannungen durch Anwendung von Ölisolatoren (vgl. Elektrische Leitung, S. 626). In andern Fällen benutzt man zur Isolierung Glasplatten, Ebonitplatten, Schemel mit Glasfüßen (Isolierschemel) ꝛc. Isolatoren (Isoliermassen) heißen auch schlechte Wärmeleiter, mit welchen Dampfröhren, Maschinenteile, Dampfkesselwandungen bedeckt werden, um Wärmeverluste zu vermeiden.

Isolde (Isalde), die Gemahlin Königs Marke und die Geliebte Tristans (s. Tristan).

Isolepis *R. Br.* (Zartried), Gattung aus der Familie der Cyperaceen, Riedgräser mit meist vielblütigen Ähren, dachziegeligen, gleichartigen Schuppen und meist dreieckigen Nüßchen. Von den sehr zahlreichen Arten werden I. gracilis *Nees* aus Ostindien, mit dünnen, hängenden, dreikantig zusammengedrückten Halmen und gehäuften Ährchen, sowie I. pygmaea *Knth.*, in Südeuropa und Südamerika, mit rasenbildenden, fadenförmigen Halmen und einzelnen Ährchen, bei uns in Töpfen kultiviert und zur Dekoration von Blumentischen benutzt. Sie wachsen sehr willig, wenn man für gleichmäßig starke Bewässerung (am besten durch mit Wasser gefüllte Untersetzer) sorgt.

Isolieren (franz., v. ital. isola, »Insel«), vereinzeln, vereinsamen, streng absondern; besonders in der Physik: die unmittelbare Verbindung mit Elektrizitätsleitern (durch schlechte Leiter) unterbrechen. In der Technik: Dampfleitungen ꝛc. mit schlechten Wärmeleitern umhüllen, um Wärmeverluste zu vermeiden (s. Isolator), oder wasserdichte Substanzen bei Mauerwerk zum Schutz gegen Feuchtigkeit anwenden (s. Isolierschichten).

Isolierende Sprachen, s. Sprache und Sprachwissenschaft.

Isolierhaft (Einzelhaft), s. Gefängniswesen, S. 176 f.

Isoliermasse, s. Isolator.

Isolierschemel, s. Isolator und Elektrisiermaschine, S. 653.

Isolierschichten, Trennungsschichten bei Mauerwerk, welche das Aufsteigen oder Eindringen von Feuchtigkeit verhindern sollen. Man benutzt zum Isolieren Asphalt, Asphaltpappe, Dachpappe, Glas-, Zink- oder Bleiplatten, Zementschichten, Zementmauerwerk ꝛc., dann aber auch die atmosphärische Luft. Während jene Materialien namentlich für wagerechte Isolierung, besonders über den Fundamenten der Gebäude gegen das Aufsteigen der Grundfeuchtigkeit, angewendet werden, wird mittels Luft gegen seitliches Eindringen der Feuchtigkeit im lotrechten Sinne isoliert, und zwar derart, daß die Mauer ihrer Stärke nach in zwei nur durch einzelne Bindersteine miteinander verbundene Teile zerlegt wird, zwischen denen man eine etwa 5 cm breite Luftschicht beläßt (Isolierungsmauern). Diese Luftschicht muß in ständiger Bewegung erhalten werden und wird deshalb sowohl mit der Außenluft als mit den Innenräumen oder mit der Luft unter den Fußböden derselben und dann weiter mit einem Lüftungsrohr oder Schornstein in Verbindung gesetzt.

Isolierteppich, zur Abhaltung von Feuchtigkeit, zur Warm- oder Kühlhaltung sowie zur Dämpfung des Schalles in Gebäuden dienendes Fabrikat, welches aus einer dicken filzartigen Schicht von Wollabfällen besteht, die mit einer Unterlage von starkem Papier durch Holzzement als Klebmittel verbunden sind. Man benutzt den J. als Unterlage für Fußböden besserer Art und verlegt ihn mit der Papierseite nach oben zwischen Blindboden und Parkett. Er wird auch innen an Mauern und Holzwänden angebracht, um letztere warm und zugfrei zu machen, oder, um bei feuchten Wänden für die Tapeten eine trockne Unterlage zu erzielen. Auch Linoleum wird als J. benutzt.

Isolierung, Maßregel zum Schutz gesunder Bevölkerungsgruppen gegen die Ansteckung durch Kranke und seitens solcher übertragbare Krankheitsstoffe. Die J. wird hauptsächlich gegen Cholera (Pest), Pocken (Flecktyphus, Diphtherie, Scharlach, Masern) und Gelbfieber angewendet. Während Sperren und Quarantänen sich auf Lokalitäten, auf natürliche oder künstlich gesetzte Grenzen richten, betrifft die J. Kranke und verdächtige Persönlichkeiten, wobei besondere Isolieranstalten (Isolierspitäler) eingerichtet werden müssen. In allen Staaten, welche Isolierungsmaßregeln vorschreiben (besonders England, Italien, Belgien, Holland), ist deren Ausführung von der Ermittelung der ersten Krankheitsfälle abhängig gemacht und das Krankenmeldewesen besonders ausgebildet. Die für Preußen maßgebenden Bestimmungen finden sich hauptsächlich im Regulativ vom 8. Aug. 1835. Die Heilanstalten für ansteckende Kranke sollen frei und isoliert, womöglich außerhalb des Ortes liegen. Es soll kein freier Verkehr zwischen der Anstalt und ihrer Umgebung stattfinden; wenn die Gefahr der ansteckenden Krankheit und die Lage des Gebäudes es erfordern, so ist letzteres auf angemessene Weise förmlich abzusondern. Die Rekonvaleszenten sind von den Kranken zu trennen, aber bis zum Ablauf der Rekonvaleszenz noch isoliert zu halten. — Als das sicherste Mittel, die weitere Verbreitung ansteckender Krankheiten zu verhüten, hat die Erfahrung überall die Absonderung der Kranken nachgewiesen. Wo diese daher nicht mit besondern Schwierigkeiten verbunden, ist sie bei Krankheiten, die eine allgemeine Verbreitung befürchten lassen, vorzugsweise zu empfehlen. Namentlich wird sie auf dem Lande und in wenig bewohnten Häusern oft thunlich sein. Hier braucht sie sich nicht unbedingt auf das ganze Haus oder auf ganze Wohnungen auszudehnen, vielmehr kann sie auf einen Teil der letztern beschränkt werden, sobald dieser von den übrigen bewohnten Räumen ganz abgesondert werden kann und einen eignen, nicht durch andre bewohnte Zimmer führenden Eingang hat. Der Kranke selbst mit seinen Wärtern und denjenigen seiner Angehörigen, welche sich nicht von ihm trennen wollen, sollen dann von sämtlichen übrigen Bewohnern des Hauses in der Art abgesondert werden, daß jede nicht wesentlich nötige Kommunikation mit jenen sowie jeder unmittelbare Verkehr nach außen sicher verhindert wird. Die Schwäche dieser Verordnung liegt in dem darin enthaltenen arbiträren Moment und darin, daß kein Kranker wider den Willen des Familienhauptes aus seiner Wohnung entfernt werden darf. Es bleibt also

Digitized by Google

gewöhnlich für Isolierungszwecke nur die Kontumazierung des ganzen Hauses übrig. Mit der Absonderung in den Wohnungen rechnet auch die Ministerialverfügung vom 14. Juli 1884, insofern sie die Zulassung von gesunden Kindern zum Schulunterricht, die aus einem von Cholera, Pocken, Ruhr, Masern, Röteln, Scharlach, Diphtherie, Flecktyphus, Rückfallfieber heimgesuchten Hausstand kommen, von der ärztlichen Bescheinigung abhängig macht, daß das Schulkind durch ausreichende Absonderung vor der Gefahr der Ansteckung geschützt ist. Erfolgreicher als in Privatwohnungen und Privathäusern kann die J. in Hospitälern durchgeführt werden, am erfolgreichsten in Baracken. Beim Ausbruch gefährlicher Seuchen muß auch die Verwaltung, ähnlich wie die Wartung und Pflege, ganz abgesondert werden, der Kranke darf nur mit Personen in Berührung kommen, die gegen die Krankheit immun sind, wenn möglich muß auch die ärztliche Leitung der Isolierabteilung gänzlich gesondert sein.

Isolierungsmauer, s. Isolierschichten.

Isolierungssystem, System der Einzelhaft (s. Gefängniswesen, S. 177).

Isomaltose $C_{12}H_{22}O_{11}$, eine mit der Maltose isomere Zuckerart, entsteht bei Einwirkung von Diastase auf Stärkemehl und findet sich daher im Malz, aus welchem sie in die Bierwürze übergeht. Sie findet sich auch in dem aus Stärkemehl dargestellten Traubenzucker und entsteht bei Einwirkung rauchender Salzsäure auf Traubenzucker und aus Glykogen durch Fermentwirkung. Sie schmeckt intensiv süß und verwandelt sich bei 65° in gelbbraune, süß schmeckende Röstprodukte, welche das Aroma des Darrmalzes bedingen. Durch Diastase wird sie allmählich in Maltose übergeführt, sie findet sich aber noch im Bier (etwa 25 Proz. des Bierextrakts) und bedingt die Nachgärung desselben. In ihrem optischen Verhalten unterscheidet sich J. kaum von Maltose. Mit Phenylhydrazin bildet sie ein in gelben Nadeln kristallisierendes Osazon, welches in heißem Wasser ziemlich leicht löslich ist und bei 150—153° schmilzt.

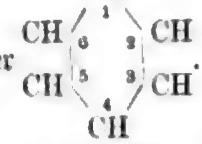
Isomerie (griech.), die Erscheinung, daß Körper bei gleicher chemischer Zusammensetzung ungleiche Eigenschaften zeigen. Diese Ungleichheit kann entweder eine physikalische (kristallinischer oder amorpher Zustand, verschiedene Kristallform, Härte, spezifisches Gewicht, Farbe, Schmelzpunkt rc.) ohne wesentliche Änderung des chemischen Verhaltens, oder eine auch auf die chemischen Eigenschaften (verschiedenes Verhalten gegen Reagenzien, verschiedene Zersetzungsprodukte rc.) sich erstreckende sein. Danach unterscheidet man physikalische und chemische J. und bezeichnet die nur physikalisch isomeren Substanzen auch als Modifikationen. Eine Erklärung der J. bietet die Atomtheorie. Die Atome, aus denen eine chemische Verbindung besteht, können sich bei gleich bleibender Anzahl in verschiedener Art oder ohne Änderung des gegenseitigen Verhältnisses in verschiedener Anzahl zu Molekülen vereinigen, welche offenbar verschiedene chemische Eigenschaften besitzen müssen. Diese chemischen Moleküle können sich weiter in regelmäßiger oder unregelmäßiger Weise, in mehr oder weniger dichter Gruppierung rc. zu sinnlich wahrnehmbaren Massen vereinigen, welche dann die erwähnten physikalischen Verschiedenheiten zeigen werden. Diese letztern sind mithin auch bei den Elementen möglich, und in der That kennt man verschiedene Modifikationen mehrerer Elemente, eine Erscheinung, die als Allotropie bezeichnet wird. Am bekanntesten ist das Auftreten des Kohlenstoffs in der Form von Diamant, Graphit und amorphem Kohlenstoff, des Phosphors als gelber und roter Phosphor. Worauf diese Allotropie beruht, ist nicht ermittelt; vom Sauerstoff, der als gewöhnlicher Sauerstoff und als Ozon auftritt, weiß man aber, daß das Molekül des erstern aus 2, das des Ozons aus 3 Atomen Sauerstoff besteht. Ebenso weiß man vom Schwefel, daß das Molekül bei Temperaturen unter 500° aus 6 Atomen, bei höhern Temperaturen aber aus 2 Atomen besteht. Ähnliches ist bei den Halogenen, namentlich beim Jod beobachtet worden. Physikalische J. bei chemischen Verbindungen kennt man vom Quecksilberjodid (gelbes und rotes), vom schwefelsauren Chromoxydkali (violette Oktaeder und grüne zerfließliche Masse) rc. Chemische J. findet sich hauptsächlich bei den Kohlenstoffverbindungen. Man kennt z. B. fünf Körper, welchen die empirische Formel $C_4H_8O_2$ zukommt, die aber in ihren Eigenschaften wesentlich voneinander abweichen. Zwei von diesen Körpern sind Säuren, die übrigen sind zusammengesetzte Äther, und die J. erklärt sich also hier wie in vielen ähnlichen Fällen daraus, daß die Atome in diesen isomeren Körpern verschieden gruppiert sind. Die Gruppierung der Atome läßt sich aus den Zersetzungsprodukten der Körper mehr oder weniger sicher nachweisen, und das Studium dieser Gruppierungen bildet gegenwärtig eine der Hauptaufgaben der organischen Chemie. In dem angeführten Beispiel liegen die Verhältnisse einfach, und die Verschiedenheit der Körper mit der empirischen Formel $C_4H_8O_2$ ergibt sich aus folgenden rationellen Formeln derselben:

Buttersäure $CH_3.CH_2CH_2.COOH$,
Isobuttersäure $CH_3.CH\ CH_3.COOH$,
Propionsäuremethyläther $C_3H_5O.OCH_3$,
Essigsäureäthyläther $C_2H_3O.OC_2H_5$,
Ameisensäurepropyläther $CHO.OC_3H_7$.

Beruht, wie in den letzten drei Fällen, die J. auf dem Vorhandensein verschiedener Radikale in den Verbindungen, so spricht man von Metamerie, während die Strukturisomerie solche Fälle umfaßt, bei denen die Verschiedenheit auf verschiedener Struktur, d. h. verschiedener Reihenfolge der gegenseitigen Bindung derselben und in gleicher Anzahl im Radikal vorhandener Atome, beruht. Hier unterscheidet man Kernisomerie mit verschiedener Bindungsfolge der den Kern des Radikals bildenden Kohlenstoffatome (z. B. Butan $CH_3.CH_2.CH_2.CH_3$ u. Isobutan $CH_3.CH.CH_3$)

$$\begin{array}{c} CH_3.CH.CH_3 \\ | \\ CH_3 \end{array}$$

und Ortsisomerie, bei der an dem gleich gebildeten Kohlenstoffkorn zwei oder mehr verschiedene Elemente verschiedenartig verteilt sind. Benzol hat die Formel C_6H_6 oder



. Die 6 Wasserstoffatome sind gleichwertig, und mithin entsteht, wenn 1 Atom Wasserstoff durch 1 Atom Chlor ersetzt wird, immer derselbe Körper C_6H_5Cl. Treten aber 2 Atome Chlor für 2 Atome Wasserstoff ein, so sind drei isomere Dichlorbenzole möglich: $C_6H_4Cl_2$ (1.2, 1.3, 1.4); ebenso können sich 3 Trichlorbenzole $C_6H_3Cl_3$ (1.2.3, 1.2.4, 1.3.5), 3 Tetrachlorbenzole $C_6H_2Cl_4$ (1.2.3.4, 1.2.4.5, 1.3.4.5), aber nur ein Pentachlorbenzol C_6HCl_5 und ein Hexachlorbenzol C_6Cl_6 bilden. Diese 12 von der Theorie vorgesehenen Chlorbenzole sind dargestellt worden.

Digitized by Google

Statt des Chlors kann auch die Methylgruppe CH_3 in das Benzol eintreten, und es entstehen dann Methylbenzole, Dimethylbenzole ꝛc. In diese verschiedenen Körper kann fernerhin Chlor eintreten und zwar entweder an die Stelle von Wasserstoffatomen der Methylgruppen oder für Wasserstoffatome des Benzolkerns. Dadurch wird die Zahl der Isomerien sehr groß. Endlich unterscheidet man die geometrische od. Stereoisomerie, bei welcher gleiche Struktur, aber verschiedene räumliche Anordnung derselben obwaltet. So sind bei der Fumarsäure und der Maleïnsäure

```
COOH.C.H      H.C.COOH
     ||            ||
  H.C.COOH    H.C.COOH
```

an zwei zweiwertig miteinander verketteten Kohlenstoffatomen zwar dieselben und in gleicher Reihenfolge mit ihnen verbundenen Atome, aber in verschiedener räumlicher Ordnung angelagert enthalten. Bei den bisher besprochenen Fällen von J. haben die betreffenden Körper stets gleiches Molekulargewicht. Man kennt aber auch isomere Körper, deren Molekulargewichte Multipla voneinander sind: Methylen CH_2, Äthylen C_2H_4, Butylen C_4H_8 ꝛc. oder Formaldehyd CH_2O, Essigsäure $C_2H_4O_2$, Milchsäure $C_3H_6O_3$, Arabinose $C_5H_{10}O_5$, Traubenzucker $C_6H_{12}O_6$. Derartige Körper nennt man polymer u. unterscheidet gewöhnliche Polymerie, die nur in der Molekularformel zur Erscheinung kommt, und genetische Polymerie, bei welcher mehrere Moleküle einer Verbindung sich zu einem einzigen polymeren Molekül verbinden (Polymerisation), welch letzteres unter andern Verhältnissen wieder in die ursprünglichen Moleküle zerfällt (Aldehyd C_2H_4O und Paraldehyd $C_6H_{12}O_3$). 1823 fand Mitscherlich, daß kohlensaurer Kalk in zwei verschiedenen Kristallformen, als Aragonit und Kalkspat, auftreten kann, Liebig und Wöhler zeigten dann, daß Cyansäure und Knallsäure bei gleicher Zusammensetzung ganz verschiedene Eigenschaften besitzen. Berzelius hatte die verschiedenen Modifikationen der Zinnsäure entdeckt und fand 1830, daß Traubensäure und Weinsäure gleiche prozentische Zusammensetzung haben. Dies veranlaßte ihn zu der Aufstellung des Begriffs J., und etwas später unterschied er Metamerie und Polymerie, während er den Begriff Allotropie erst 1841 einführte.

Isometrie (griech.), Maßgleichheit; isometrisch, gleichmessend, gleiches Maß habend.

Isometrische Kurvensysteme, von Ossian Bonnet eingeführte Bezeichnung für die Isothermen, d. h. Kurven, welche die Fläche, auf der sie liegen, in unendlich kleine Quadrate teilen. Auf den Rotationsflächen bilden die Meridiane und Parallelkreise ein solches System. Vgl. Darboux, Leçons sur la théorie générale des surfaces, Bd. 1 (Par. 1887).

Isometrische Projektion, eine zuerst von William Farish 1820 angewendete senkrechte Parallelprojektion (s. Projektion), bei welcher die Projektionsstrahlen mit jeder der drei Hauptachsen des abzubildenden Gegenstandes denselben Winkel von 54° 44′ 8″ bilden, weshalb auch alle Linien in der Richtung einer dieser Achsen in demselben Verhältnis 1 : 0,8165 verkürzt erscheinen. Die drei Hauptachsen stellen sich im Bilde als drei von einem Punkt ausgehende, unter 120° gegeneinander geneigte Gerade dar. Wegen der Leichtigkeit der Zeichnung ist diese Darstellungsweise vielfach zur Abbildung von Instrumenten und Maschinen benutzt worden; doch haben die Darstellungen etwas Unnatürliches, ungefähr als sähe man den Gegenstand schräg von obenher, so daß die Lichtstrahlen einen Winkel von 35° 16′ mit der horizontalen Ebene bilden. Andre axonometrische Darstellungen (s. Projektion) geben schönere Bilder und sind fast ebenso leicht herzustellen.

Isometrisches Kristallsystem, soviel wie tesserales Kristallsystem, s. Kristall.

Isomorphie (Isomorphismus, aus dem griech. isos, »gleich«, und morphé, »Gestalt«, gebildet), die Erscheinung, daß Körper von ungleicher, aber analoger Zusammensetzung gleiche Kristallform haben. Isomorphe Körper bilden oft ganze Reihen, innerhalb deren die Kristallform stets im wesentlichen dieselbe, also nicht nur demselben System, sondern auch derselben (holoedrischen oder hemiedrischen) Abteilung desselben angehörig ist und, wenn es Systeme mit ungleichen Achsen sind, ungefähr dasselbe Verhältnis der Achsen zeigt. Befinden sich isomorphe Körper zusammen in einer Lösung, so können sie beim Kristallisieren nach veränderlichen Verhältnissen in denselben Kristall eintreten (isomorphe Vertretung). Ein Kristall wächst in der Lösung eines isomorphen Körpers ebenso fort wie in einer Lösung seiner eignen Substanz und besteht dann aus zwei stofflich ganz verschiedenen Schichten. Isomorphe Körper geben oft, indem sie sich mit denselben andern Elementen verbinden, wieder isomorphe Substanzen; so z. B. sind Thonerde, Chromoxyd und Eisenoxyd isomorph, sie verbinden sich sämtlich mit Eisenoxydul und geben dann die isomorphen Zeilanit, Chromeisen und Magneteisen, welche, da Eisenoxydul (wie z. B. auch die Karbonate, Magnesit, Kalk- und Eisenspat u. a. zeigen) sich isomorph mit Magnesia, Kalk und Zinkoxyd vertreten kann, wieder mit dem edlen Spinell, dem Zinkspinell ꝛc. isomorph sind. Keineswegs haben aber die Kristallformen der einfachern Ingredienzien Einfluß auf die der Mischungen; während z. B. Thonerde (Korund), Eisenoxyd (Eisenglanz) ꝛc. rhomboedrisch sind, sind die Spinelle, das Magneteisen ꝛc. regulär holoedrisch. Man nennt folgerichtig auch solche Elemente, deren entsprechende Verbindungen isomorph sind und isomorph in Mischungen eingehen, selbst isomorph, z. B. Chrom, Eisen, Aluminium, obwohl man deren Kristallform gar nicht kennt; ja, in manchen Fällen haben solche nähere Bestandteile isomorpher Substanzen nicht gleiche Kristallform (z. B. Magnesia und Zinkoxyd). In diesem Sinne stellt man die Elemente in folgende Gruppen zusammen: 1) Schwefel, Selen, Mangan, Chrom; die analog zusammengesetzten Verbindungen ihrer Säuren mit derselben Base sind gewöhnlich isomorph; 2) Magnesium, Calcium, Mangan, Eisen, Kobalt, Nickel, Zink, Kadmium, Kupfer bilden isomorphe Doppelsalze von der allgemeinen Formel $MSO_4.K_2SO_4 + 6H_2O$; 3) Mangan, Eisen, Chrom, Aluminium bilden isomorphe Oxyde und Alaune; 4) Calcium, Strontium, Baryum, Blei, deren Kohlensäuresalze isomorph sind; 5) Wolfram, Molybdän, deren Säuren isomorphe Beisalze bilden; 6) Zinn und Titan, deren Oxyde (Zinnstein, Rutil) isomorph sind; 7) Palladium, Platin, Iridium, Osmium bilden isomorphe Doppelchloride mit Chlorkalium; 8) Kalium, Ammonium, Rubidium, Cäsium bilden zahlreiche isomorphe Verbindungen; 9) Natrium, Silber bilden isomorphe Sulfate, Selenate und Chlorverbindungen; 10) Silber, Gold, Kupfer, Blei; 11) Phosphor, Arsen, Antimon; die analogen Salze der gewöhnlichen Phosphor- und Arsensäure sind isomorph, während Arsen und Antimon isomorphe Oxyde und Schwefelverbindungen

Digitized by Google

bilden; 12) Jod, Brom, Chlor, für manche Fälle auch Fluor und Cyan, zeigen in einfachen Verbindungen J. Von komplizierter zusammengesetzten Mineralien sind noch mancherlei Silikate, die Gruppe der dem Apatit gleich zusammengesetzten Phosphate und Arseniate, welche hexagonal pyramidal-hemiedrisch sind, u. viele Schwefelmetalle hervorzuheben. Sehr wichtig ist hierbei der Dimorphismus oder, da es auch trimorphe und polymorphe Körper gibt, besser gesagt der Heteromorphismus, und erst nach Zuziehung dieser Eigenschaft, vermöge welcher einer und derselbe Körper in Kristallform, Härte, Gewicht ꝛc. ganz verschieden auftreten kann, wird es verständlich, wie Körper, die an sich nicht isomorph erscheinen (Magnesia als Periklas regulär, Zinkoxyd hexagonal), sich isomorph vertreten können; sie sind, auch wenn man sie nicht in zwei oder mehr Gestalten kennt, doch mit Sicherheit als dimorph (heteromorph) anzunehmen. Körper, die in denselben zwei oder drei verschiedenen Formen kristallisieren, nennt man isodimorph (Antimonoxyd, Arsenigsäureanhydrid). Für die Mineralogie hat die J. eine besondere Wichtigkeit, weil isomorphe Spezies durch die vikariierende Vertretung der in den Grenzspezies verschiedenen Elemente vermittelst einer ununterbrochenen Reihe von Mittelspezies verbunden sind. So kristallisieren Kalkspat ($CaCO_3$) und Magnesit ($MgCO_3$), beide der allgemeinen Formel RCO_3 sich unterordnend, im hexagonalen System und liefern bei der Spaltung Rhomboeder. Für Kalkspat ist der stumpfe Winkel 105° 5′, für Magnesit 107° 20′, so zwar, daß bei einem wachsenden Gehalt an Magnesium im Kalkspat auch die Werte des Rhomboederwinkels wachsen (was auch wohl als morphotropische Wirkung, durch Eintritt des Magnesiums an Stelle des isomorphen Calciums hervorgerufen, bezeichnet wird) und ein als Mittelspezies zwischen Kalkspat u. Magnesit aufzufassender Körper, der Bitterspat ($(Ca,Mg)CO_3$, in Rhomboedern von 106° 17′ spaltet. In dieselbe isomorphe Reihe gehören noch Eisenspat ($FeCO_3$, Rhomboederwinkel 107°), Manganspat ($MnCO_3$, Rhomboederwinkel 106° 51′) und Zinkspat ($ZnCO_3$, Rhomboederwinkel 107° 40′) sowie die große Anzahl der diese Endglieder verknüpfenden Mittelspezies. Die mineralogische Systematik wird nur dann den natürlichen Verhältnissen Rechnung tragen können, wenn sie solche isomorphe Reihen nicht trennt, sondern als zusammengehörige Körper zur Geltung bringt. Da die J. in weitaus den meisten Fällen an gleiche Säureradikale, aber variierende Basen geknüpft ist, ergibt sich im allgemeinen die (in dem den hier besprochenen Spezies zu Grunde gelegten System befolgte) Regel, die Salze nach dem Säureradikal anzuordnen und nur dann Salze verschiedener Säuren in Eine Abteilung zusammenzufassen, wenn die J. an gleiche Basis-, aber verschiedene Säureradikale geknüpft ist. Dieser Fall tritt ein bei den Phosphaten und Arseniaten, die im Mineralsystem zu Einer Ordnung der Sauerstoffsalze zusammengesetzt sind. So sind nicht nur Apatit ($Ca_5P_3O_{12}Cl$) und Pyromorphit ($Pb_5P_3O_{12}Cl$) isomorph, sondern es gehört auch Mimetesit ($Pb_5As_3O_{12}Cl$) und Vanadinit ($Pb_5V_3O_{12}Cl$) in dieselbe Reihe. Weitere Beispiele für J. sind: Eisenglanz (Fe_2O_3) und Korund (Al_2O_3); Witherit ($BaCO_3$), Strontianit ($SrCO_3$), Aragonit ($CaCO_3$) u. Weißbleierz ($PbCO_3$); Schwerspat ($BaSO_4$), Cölestin ($SrSO_4$), Anhydrit ($CaSO_4$) und Bleivitriol ($PbSO_4$) ꝛc. — Mitunter wird der Begriff der J. auch weiter gefaßt. Er bezeichnet dann nur nahe Verwandtschaft der Form ohne Rücksicht auf analoge chemische Zusammensetzung (Isogonismus, z. B. zwischen Borax und Augit, zwischen Kalkspat, Rotgüldigerz und Natronsalpeter ꝛc.) und selbst ohne Rücksicht auf Zugehörigkeit zu demselben Kristallsystem. Über isodimorphe Reihen s. Heteromorphie.

Isŏnandra, s. Palaquium.

Isonĕphen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleich starker Bewölkung verbinden.

Isonitrile, s. Karbylamine.

Isonitrŏsoverbindungen, s. Oxime.

Isónzo (der Sontius der Alten), Fluß in der österreich. Grafschaft Görz und Gradisca, entsteht am Moistrokapaß (1616 m) in den Julischen Alpen, fließt mit gewundenem Lauf in meist engem Gebirgsthal, nimmt bei Flitsch rechts die Koritnica, unterhalb Tolmein links die Idria auf, tritt bei Görz in die Ebene von Friaul, empfängt weiter links die Wippach, darauf rechts den Torre (mit dem Natisone), bildet die Insel Morosini, von wo er schiffbar wird, und mündet 8 km südlich von Monfalcone als Sdobba in den Golf von Triest. Seine Länge beträgt 125 km. Der J. ist wegen der Veränderungen, welche in seinem Lauf in historischer Zeit eingetreten sind, ein merkwürdiger Fluß. Im Altertum scheint die jetzige Thalebene des obern J. ein See erfüllt zu haben, dessen Abfluß durch den Natisone (Natisso) direkt das Deltaland von Aquileja erreichte. Eine Stauung des Sees infolge eines Bergsturzes dürfte den Oberlauf des Natisone unterbrochen und ihn zum Oberlauf des J. gemacht haben. Die Gewässer des mittlern J. füllten gleichfalls einen See, der durch die Mündungen des Timavo unterirdisch zum Meer abfloß. Infolge Einsturzes des Felstunnels suchte sich der J. mit der Wippach einen neuen Weg bei Gradisca vorbei. Endlich kehrte der J. seine Mündung immer mehr nach O. und benutzt jetzt das Bett der Sdobba, während die frühere Deltamündung in den Lagunen von Grado (Aquileja) ein selbständiges System kleiner Küstenflüsse und Kanäle geworden ist. Vgl. v. Czörnig, Der J. als der jüngste Fluß Europas (Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, 1876).

Isopathie (griech.), von dem Tierarzt Lux in Leipzig (geb. 6. April 1776, gest. 29. Jan. 1848) erfundenes Heilverfahren, welches die bei gewissen Krankheitsformen (Milzbrand, Pocken, Syphilis) gebildeten Stoffwechselprodukte (Blut, Eiter) in homöopathischer Verdünnung als Heilmittel gegen diese Krankheiten benutzen wollte. Vgl. Lux, Die Isopathik der Kontagionen (Leipz. 1833); Derselbe, Zooiasis oder Heilungen der Tiere nach dem Gesetz der Natur (das. 1835—36).

Isoperimétrisch (griech.), von gleichem Umfang. Isoperimetrische Figuren sind solche, deren Umfänge gleich sind. Zenodorus (zwischen 200 und 100 v. Chr.) war der erste, welcher unter ihnen die Figur größten Inhalts bestimmte. Er zeigte: 1) von zwei isoperimetrischen Polygonen hat das regelmäßige den größten Inhalt; 2) von zwei regelmäßigen isoperimetrischen Polygonen hat dasjenige die größte Fläche, welches die meisten Seiten hat; daher hat 3) der Kreis unter allen isoperimetrischen Figuren die größte Fläche. Im Raum hat die Kugel bei gleicher Fläche den größten Inhalt. Von diesem isoperimetrischen Problem ist das des Jak. Bernoulli von 1697 zu unterscheiden. Mit sehr einfachen geometrischen Mitteln hat Jak. Steiner und nach ihm Th. Berner (»Zeitschrift für Mathematik und Physik«, Bd. 11, Heft 2) das isoperimetrische Problem im eigentlichen Sinne behandelt.

Digitized

Dido soll der Sage nach bei der Gründung Karthagos den dritten Satz angewendet haben.

Isöpisch, s. Heteropisch.

Isoplēthen (griech.), s. Chronoisothermen.

Isopöden, s. Asseln.

Isoprēn C_5H_8 entsteht bei der trocknen Destillation von Kautschuk und Guttapercha, ist flüssig, siedet bei 37°, bildet bei 280° Diisopren $C_{10}H_{16}$, welches ebenfalls flüssig ist und nach Zitronen riecht. Es steht offenbar in naher Beziehung zu den Terpenen.

Isopropylkarbinōl, s. Butylalkohol.

Isopsēphisch (griech., »von gleichem Zahlenwert«) heißen griech. Verse, deren Buchstaben nach ihrem Zahlenwert eine gleiche Summe ergeben; eine mühsame Spielerei, die in der Alexandrinerzeit aufkam.

Isopurpursäure (Pikrocyaminsäure, Phenylpurpursäure) $C_8H_5N_5O_6$ entsteht bei der Einwirkung von Cyankalium auf Pikrinsäure. Die Masse wird dunkelrot, und es scheidet sich isopurpursaures Kali aus, aus welchem man andre Salze der J. darstellen, die Säure selbst aber nicht isolieren kann. Die Salze sind meist braunrot, schillern grün metallisch und geben intensiv purpurfarbene Lösungen. Das Kalisalz ist löslich in Wasser und Alkohol, explodiert beim Erhitzen auf 215° sowie beim Reiben und entwickelt beim Übergießen mit Säuren einen stechenden Geruch. Das Ammoniaksalz, welches man aus dem Kalisalz und Salmiak erhält, ist dem Murexid höchst ähnlich u. verbrennt bei schnellem Erhitzen wie Schießpulver. Mit dem Ammoniaksalz (Granatbraun des Handels) kann man Wolle und Seide granatrot und braun färben; die Farbe ist an der Sonne ziemlich beständig.

Isorachien (besser: Isorrhachien, griech.; engl. Cotidal lines), auf Karten Linien, welche die Orte von gleichen Flutzeiten miteinander verbinden; s. Ebbe und Flut, S. 342.

Isorgno (spr. isórnjo), s. Maggia.

Isosporeen, die Gefäßkryptogamen mit einerlei Sporen; s. Kryptogamen.

Isotáchen (griech.), die Linien, welche die Punkte gleicher Stromgeschwindigkeit innerhalb des Querprofils eines Flusses verbinden.

Isotalantösen (griech.), auf Landkarten Linien, welche die Orte mit gleicher jährlicher Wärmeschwankung verbinden.

Isotelie (griech.), bei den alten Griechen eine Vergünstigung, wodurch die Schutzgenossen (Hintersassen) in Bezug auf Leistungen an den Staat den Bürgern gleichgestellt wurden und auch Grundeigentum erwerben durften, ohne daß sie deswegen in die Rechte des Staatsbürgertums eintraten.

Isothēren (griech.), auf Erdkarten Linien, welche Orte von gleicher mittlerer Sommerwärme verbinden; vgl. Isothermen.

Isothérmen (griech.), Linien, welche auf Erdkarten alle Orte derselben Hemisphäre verbinden, die gleiche Mitteltemperatur haben, und die, je nachdem ihnen die mittlern Jahrestemperaturen oder die mittlern Monatstemperaturen zu Grunde gelegt sind, als Jahresisothermen oder Monatsisothermen bezeichnet werden. Die erstern wurden zuerst von A. v. Humboldt nach der mittlern Jahrestemperatur von 60 verschiedenen Orten gelegt und später, namentlich durch Dove, auf eine bedeutend größere Anzahl von Orten (über 900) bezogen und sind in neuester Zeit vorzugsweise durch die Arbeiten von Hann und Wild verbessert worden. Die J. der höchsten und niedrigsten mittlern Jahrestemperatur repräsentieren eine Temperatur von resp. +30° und −20°. Die erstere von ihnen umfaßt eine im Innern Afrikas zwischen 8 und 26° nördl. Br. sich von O. nach W. hinziehende Gegend, und die letztere liegt im äußersten Nordwesten von Grönland, wo, wie jetzt durch mehrere Überwinterungen erwiesen ist, in der Lady Franklin-Bai (Grantland, 81° 44' nördl. Br.) die mittlere Jahrestemperatur 20,1° beträgt. Um die klimatischen Verhältnisse eines Ortes kennen zu lernen, genügt nicht die Kenntnis seiner Jahresisotherme, sondern man muß auch den Gang der Wärme im Laufe des Jahres kennen. Zu diesem Zwecke pflegt man außer den Jahresisothermen auch diejenigen Kurven zu legen, welche alle Orte mit gleicher Sommertemperatur (Isotheren), und diejenigen, welche alle Orte mit gleicher Wintertemperatur (Isochimenen) miteinander verbinden. Um den Gang der Temperatur während eines Jahres noch genauer durch Kurven darzustellen, bestimmt man aus möglichst lange fortgesetzten Beobachtungen die Mitteltemperatur jedes einzelnen Monats und legt die diesen Werten entsprechenden Monatsisothermen, welche ein deutliches Bild über die im Lauf eines Jahres stattfindenden Temperaturschwankungen der verschiedenen Orte angeben; s. Lufttemperatur (mit Karte). — Über J. in der Mathematik s. Isometrische Kurvensysteme.

Isotröp (griech., »gleichgewendet«) heißt ein Körper, welcher hinsichtlich seiner physikalischen Eigenschaften, z. B. der Fortpflanzung des Lichts, nach allen Richtungen hin gleich beschaffen ist, im Gegensatz zu den heterotropen oder anisotropen Körpern; s. Doppelbrechung.

Isouard (spr. isuár), Niccolò, Opernkomponist, geb 1775 auf der Insel Malta als Sohn eines Kämmerers des Johanniter-Großmeisters, gest. 23. März 1818 in Paris, sollte sich in Paris für den Seedienst vorbereiten, kehrte aber nach dem Ausbruch der Revolution nach Malta zurück und lebte dann als Handlungsdiener in Palermo und Neapel, seine ganze Muße den Musikstudien widmend, am letztern Ort unter P. Guglielmis Leitung. Nachdem er in Florenz seine erste Oper: »L'avviso ai maritati«, zur Aufführung gebracht und in Livorno die ernste Oper »Artaserse« komponiert hatte, ward er vom Großmeister als Organist und Ordenskapellmeister nach Malta berufen. Infolge der Aufhebung des Ordens durch die Franzosen seiner Ämter beraubt, folgte er 1800 dem General Vaubois als Sekretär nach Paris, wo er mit der Oper »Fanchette« auftrat. Dieser folgten dann: »Les Confidences« (1803), »Michel-Ange« (1804), »Cendrillon« (Aschenbrödel) und »Joconde«, welche beiden seit 1810 in Paris mehr als hundertmal zur Aufführung gekommen sind, endlich »Aladin, ou la lampe merveilleuse«. Die Wirksamkeit seiner Musik beruht hauptsächlich auf der geschickten Verschmelzung des italienischen und französischen Elements, und da er außerdem in der Wahl seiner Stoffe sowie der Darsteller seiner Opern den Geschmack des Pariser Publikums stets zu treffen wußte, so konnte er sich bis zu seinem Tode, selbst neben Boieldieu, einer ungeminderten Beliebtheit erfreuen.

Isovaleriānsäure, s. Valeriansäure.

Ispahan (Isfahan), unter Schah Abbas die Hauptstadt von ganz Persien, jetzt nur von einem kleinen Bezirk, doch noch immer nächst Teheran die ansehnlichste Stadt des Landes, wiewohl sie jetzt größtenteils in Ruinen liegt und nur etwa 60—80,000 Einw. zählt, während ihre frühere Bevölkerung auf

Digitized by Google

das Acht- bis Zehnfache angeschlagen wurde. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend am Senderud, einem Steppenfluß, 1698 m ü. M. Der Umfang ihrer halb verfallenen Mauern beträgt 37 km; doch kann man jetzt eine Stunde weit innerhalb derselben wandern, ohne ein andres Wesen als einen Schakal oder Fuchs anzutreffen. Von den angeblich 137 königlichen Palästen, welche die Stadt ehedem besaß, befinden sich nur noch wenige in leidlichem Zustand; viele aber sind noch in ihrem Verfall prächtig. Noch sind mehrere prachtvolle Brücken über den Fluß vorhanden, noch glänzen viele der vergoldeten Moscheenkuppeln, und noch erheben sich die schlanken Minarets. J. hat im ganzen jetzt 12 große und eine Anzahl kleinerer Moscheen, 13 Gelehrtenschulen, 18 große und mehrere kleinere Bäder, üppige Gärten, zahlreiche überdachte Bazare und große Karawanseraien, aber schlechte, enge, krumme und schmutzige Straßen. An der Südseite des Flusses liegt die Vorstadt Dschulfa, der Wohnsitz von einigen tausend Armeniern, mit 10 Kirchen (darunter eine bischöfliche Kathedrale), 2 Klöstern und mehreren Schulen. Unter den Gebäuden verdient zumeist Erwähnung der in einem prächtigen Garten liegende Palast Tschehil-Situn (der »vielsäulige«), an dessen Vorderseite 20 schlanke, 15 m hohe, auf Marmorsockeln ruhende und durchaus mit Spiegeln ausgelegte Säulen ein weites, reichgeschmücktes Dach tragen. Hinter den Säulen dehnt sich eine offene, ebenfalls mit Spiegeln ausgelegte Halle aus, welche in der Mitte einen Springbrunnen enthält und im Hintergrund durch ein gewölbtes Thor in den Hauptraum führt. Letzterer ist ein hoher, glänzend geschmückter Saal mit Wandgemälden, welche Szenen aus dem Leben des Schah Abbas (1586—1628) darstellen, und auf gleiche Weise verzierten Seitengemächern. Von hier gelangt man durch das Thor Ali-kapi (mit 5 Stockwerken, das höchste Gebäude der Stadt) auf den berühmten, jetzt verödeten Meidan-i-Schah (»Königsplatz«), welcher für den größten Marktplatz der Welt gilt. Er mißt 845 m in der Länge, 227 m in der Breite und ist von einem eigentümlichen Bauwerk mit zwei gewölbten offenen Gängen übereinander umgeben. An der Nordostseite desselben liegt die große Moschee Lutf Allah, an der Südostseite die Hauptmoschee (Mesdschid-i-Schah), die prächtigste des Morgenlandes; an der Nordwestseite zeigt sich der Eingang zu den Bazaren und über demselben die Galerie Nakkarah-Chaneh; in der Mitte des Platzes endlich erhebt sich das Kapuk, ein hoher Pfahl, an dessen Fuß die Hinrichtungen der verurteilten Verbrecher vollzogen werden. Der Gewerbfleiß von J. ist nicht unbedeutend; die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Seiden- und Baumwollzeuge, Wollstoffe, Samt, Hieb- und Schußwaffen, Pulver, Bijouterien, Pantoffeln, Schuhe nach europäischer Art, Sättel und Pferdegeschirre, Holzmosaik ꝛc. Wichtiger noch ist der Handelsverkehr. J. liegt an einer Haupthandelsstraße (mit Telegraph und Reitpost), welche die Residenz Teheran mit dem ersten Platz am Persischen Golf, Buschir, verbindet, und steht ebenso über Kirman mit Bender Abbas und Südafghanistan, über Tebbes mit Meschhed und Herat in Karawanenverkehr. — J. ist das Aspadana der alten Geographen und wurde nach persischen Schriftstellern von Juden, welche durch Nebukadnezar in die Gefangenschaft geführt waren, gegründet und von Alexander d. Gr. verschönert. Feridun schenkte die Stadt dem von da gebürtigen Gao, der Persien von Zohak befreit hatte. Unter der Herrschaft der Seldschuken verlegte Dschelâl eddin Malek Schah die Residenz von Chorasan nach J. und später nach Schiraz. 1392 eroberte Timur J. und ließ die Einwohner niedermetzeln. Abbas d. Gr. machte J. wieder zur Hauptstadt und Residenz des persischen Reichs, die es bis zum Anfang des 18. Jahrh. blieb. 1722 wurde J. in den Bürgerkriegen belagert und hatte viel zu leiden. Auch Erdbeben trugen zum Verfall der Stadt bei.

Ispahangarn, s. Genappesgarn.

Ispán (ungar., Gespan), soviel wie Graf (comes), s. Komitat.

Israrik, s. Delphinium.

Ispica, Valle d', s. Spaccaforno.

Isprawnik, bei den Slawen soviel wie Kreis- oder Bezirkshauptmann, Landrat, Statthalter ꝛc.

Israel (hebr., »Gotteskämpfer«), Beiname des hebräischen Patriarchen Jakob (s. d.); ursprünglich Gesamtbezeichnung seiner Nachkommen (Kinder J., Israeliten), später des namentlich durch den Stamm Ephraim vertretenen Nordreichs, im Gegensatz zum Reich Juda; s. Juden.

Israelitische Allianz, s. Alliance Israélite universelle.

Israëls, Joseph, holländ. Maler, geb. 27. Juni 1824 in Groningen, machte seine künstlerischen Studien bei Cornelis Kruseman in Amsterdam und nachher bei Picot in Paris und ließ sich später im Haag nieder. Anfangs versuchte er sich in historischen Stoffen (Wilhelm der Schweigsame von Oranien, der dem Dekret Philipps II. von Spanien trotzt), hatte aber hierin wenig Erfolg. Besser gelang es ihm mit dem Genre, namentlich mit den Schilderungen des holländischen Fischerlebens, dessen ernste, oft tragische Seite er mit großer Innigkeit des Gemüts und mit meisterhafter Behandlung des Helldunkels, wenn auch bisweilen in skizzenhafter Durchführung, zur Anschauung brachte. In dieser Richtung fortschreitend, geriet er zuletzt in einen extremen Naturalismus, wobei er vorzugsweise die tragische Seite des Menschenlebens, mühsame, niederdrückende Arbeit, Trauer und Entsagung, schilderte. Seine Hauptbilder sind: der Abend vor der Trennung, Frauenlos, der Schiffbrüchige, die kranke und die gesunde Mutter, Alter und Kindheit, die Dorfarmen, die ängstliche Familie, die erwarteten Fischerboote, die Heimkehr vom Feld, Allein in der Welt (im Museum zu Haarlem), Nichts mehr, der Kampf ums Dasein, das Mittagsessen, die Nähschule, Muttersorgen, der Trost der Großmutter, An der Mutterbrust und Durch Feld und Aue. 1883 erhielt er auf der internationalen Kunstausstellung in München die goldene Medaille zweiter Klasse.

Issa (jetzt Lissa), von Syrakusanern oder Pariern kolonisierte Insel im Adriatischen Meere. Der Angriff der illyrischen Königin Teuta auf J. gab den Römern 229 v. Chr. Anlaß zum ersten illyrischen Kriege und zur Befreiung von J., dessen Bewohner später als römische Bürger galten.

Issel, s. Yssel.

Isselburg, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Rees, an der Alten Issel, unweit der niederländischen Grenze, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein neues Rathaus, zwei alte Festungstürme, eine bedeutende Eisenhütte (Isselburger Hütte) mit Eisengießerei, Maschinenbau, Emaillierwerk ꝛc. und 500 Arbeitern sowie (1890) 1736 Einw., davon 723 Evangelische und 5 Juden. J. wurde als ehemalige klevesche Grenzfestung gegen Kurköln 1441 gegründet. In der Nähe die fürstlich Salm-Salmsche Residenz Anholt.

Digitized by Google

Isselhorst, Dorf und Bauernschaft im preuß. Regbez. Minden, Landkreis Bielefeld, am Lutterbach und an der Linie Braunschweig-Hamm der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, Seiden- und Leinweberei, Gerberei, Brennerei, Hefen- und Maschinenfabrikation, Gießerei, Ziegelbrennerei, Fleischwarenhandel und 1124 Einw.

Isset, linker Nebenfluß des Tobol, entspringt am Ostabhang des Ural im russischen Gouv. Perm in dem See Issetkoja, nordwestlich von Jekaterinburg, nimmt nahe der sibirischen Grenze den Mijas auf, mündet 451 km lang oberhalb Jalutorowsk. Sein fruchtbares Thal ist reich an Gold (ebenso das des Mijas), Eisenerz, Marmor, Mühlsteinen, Kalk.

Issetsk, russ. Fabrikdorf, s. Werchne-Issetsk.

Issoire (spr. issŏār), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Puy-de-Dôme, an der Couze d'I., 2 km oberhalb ihrer Mündung in den Allier, und an der Lyoner Bahn, mit einer romanischen Kirche aus dem 11. Jahrh., einem Handelsgericht, Kommunal-Collège, Fabrikation von Posamentierwaren, Strohhüten, Branntwein ꝛc., Weinhandel und (1891) 6029 Einw. Die Stadt, das gallische Iciodorum, ist Geburtsort des Kardinal-Kanzlers Duprat und wurde in den Religionskriegen des 16. Jahrh. völlig zerstört. Vgl. Longy, Histoire de la ville d'I. (Clermont-Ferrand 1890).

Issos, im Altertum Stadt in Kilikien, an dem nach ihr benannten Meerbusen (Sinus Issicus, Golf von Alexandrette), nördlich vom heutigen Pajas, berühmt durch den in der Nähe erfochtenen Sieg Alexanders d. Gr. über Dareios (333 v. Chr.).

Issoudun (spr. issudōng), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Indre, an der Théols und der Orléansbahn, hat Reste von Befestigungswerken aus dem 13. Jahrh. (Tour-Blanche), eine gotische Kirche (15. Jahrh.), ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collège, eine Bibliothek ein Theater, ein Museum, eine Gewerbekammer, Fabriken für Pergament, Maschinen, Schlosserwaren und hydraulischen Kalk, zahlreiche Gerbereien und Mühlen, Handel und (1891) 11,331 (als Gemeinde 13,564) Einw.

Issue-Department (engl., spr. ischu-dipártment, »Ausgabeabteilung«), die Abteilung der Bank von England, deren ausschließlicher Geschäftskreis die Ausgabe von Noten ist, während die übrigen Geschäfte dem Banking-Department anheimfallen. Näheres s. Banken, S. 433.

Issum, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Geldern, an der Linie Haltern-Venlo der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Seidenweberei und (1890) 3610 Einw.

Issy, Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, südwestlich vor der Enceinte von Paris am linken Ufer der Seine und an der Gürtelbahn gelegen, hat ein Seminar, ein Museum, eine Altersversorgungsanstalt (mit 1387 Betten), ein Schloß, Fabrikation von Farben, chemischen Produkten, Kalk u. Zement, Schuhwaren ꝛc. und (1891) 12,830 Einw. Das Fort I., südlich vom Ort gelegen, hat 1870/71 unter dem Feuer der deutschen Geschütze am meisten gelitten. 1815 fand hier 3. Juli der letzte Kampf zwischen Blücher und Davout statt, infolge dessen die Stadt Paris kapitulierte.

Issyk-kul (»warmer See«, auch Tuskul, »Salzsee«, mongol. Temurtunor, »Eisensee«, chines. Schechaij, »warmes Meer«), großer Binnensee in der Provinz Semiretschinsk des russisch-zentralasiatischen Generalgouvernements der Steppe, mitten durchschnitten von 42° 30' nördl. Br. und zwischen 76—78° östl. L. v. Gr., südlich vom Balchaschsee, auf einem 75—110 km breiten Plateau zwischen dem Terskei-Alatau im S. und dem Kungei-Alatau im N., 1620 m ü. M., 181 km lang, 61 km breit, bedeckt nach Strelbitsky 5122 qkm (93 QM.). Er ist fischreich, mit flachen, grasreichen Ufern; das Wasser ist von schönem durchsichtigen Blau, aber brackig und wird weder von Menschen noch von Tieren getrunken. Die Schilfdickichte der Ufer sind von Tigern und wilden Schweinen bevölkert. In den See münden an 40 Flüsse, einen Abfluß hat er nicht, sein Spiegel fällt aber fortwährend. Die Umgebungen waren bis zur Ankunft der Russen, die neuerdings am Ostufer mehrere Kosakenposten anlegten (der wichtigste ist Karakol, 1889 zu Ehren Prschewalskijs in Prschewalsk umgetauft), von echten, sogen. schwarzen Kirgisen (Buruten) bewohnt; seitdem zieht der fruchtbare Boden von Jahr zu Jahr mehr russische Bauern an.

Ist, im Rechnungswesen das, was thatsächlich an Kassenbeständen vorhanden ist, ferner das, was thatsächlich an Einnahmen (Ist-Einnahmen) erhoben oder an Ausgaben (Ist-Ausgaben) geleistet worden ist. Den Gegensatz bildet das Soll (s. d.), d. h. Einnahmen oder Ausgaben, welche zwar hätten erhoben oder geleistet werden sollen, die aber nicht fällig geworden, oder, wenn schon fällig geworden, in Rest verblieben sind (s. Reste).

Istambul, der türk. Name Konstantinopels; I. Boghazi, türk. Name des Bosporus.

Istambul Efendisi (»der Efendi von Konstantinopel«), alte Bezeichnung für den Stadtrichter (Kadi) von Konstantinopel.

Istanköi, Insel, s. Kos.

Istapa, ehemaliger Hafenort an der pazifischen Küste des mittelamerikan. Staates Guatemala, seit Verlegung des Zollhauses (1860) nach dem 15 km entfernten San José de Guatemala (s. d.) nur noch ein elendes Dorf.

Istar, bei den Babyloniern-Assyrern die Göttin des Venussterns, des Morgen- und Abendsterns; als Göttin des Abendsterns auch unter dem Namen Belit (oder Belit ilani, »Herrin der Götter«), d. h. griech. Mylitta, verehrt. Als Göttin des Morgensterns erscheint I. als männlich-tapfere Gottheit: sie ruft zu neuem Kampfe des Lebens, zum Streit auf dem Schlachtfeld, zum Wagnis der Jagd, sie heißt »die Herrin der Schlacht«, »die Göttin des Kampfes«, mit Schwert und Köcher und Bogen bewaffnet zieht sie den assyrischen Heeren voran. Als Göttin des Abendsterns ist Istar-Beltis die üppig sinnliche Göttin der Ruhe in den Armen der Liebe. Der Kultus der Göttin Beltis in Babylonien war der gleich unzüchtige wie der der westasiatischen Astarte u. der kyprischen Aphrodite. Wie Herodot (1, 199) berichtet, mußte eine jede Frau Babyloniens, im Tempel oder im heiligen Hain der Mylitta (d. h. Aphrodite) sitzend, einmal in ihrem Leben sich einem Fremden preisgeben (vgl. auch Baruch 6, 40 ff.). Erech, die »Stadt Anus und Istars«, die Hauptstätte des Belit-Kultus in Babylonien, wimmelte von Hierodulen, die sich zu Ehren der Istar-Beltis preisgaben. Der Held des sogen. Izdubar-Epos (richtiger: Gilgamas-Epos) hält der Göttin I., der Tochter des Himmelsgottes Anu, selbst eine lange Reihe von Liebschaften mit Tieren und Menschen vor, welche sämtlich mit dem Untergang des Geliebten geendet. Die kriegerische I. wurde innerhalb Babylo-

Digitized by Google

niens hauptsächlich in Agane (unter dem Namen Anunit), innerhalb Assyriens besonders in Arbela (s. d.) verehrt. Im Unterschiede von J., der Tochter Anus, kennen die Babylonier auch eine J., welche als die Tochter des Mondgottes Sin gilt; indes erscheint der Gott Tammuz (der schöne Jüngling Adonis der Westsemiten) in der babylonischen Litteratur ebensowohl als der Jugendgemahl der Tochter Anus als der Tochter des Mondgottes, und J. ist auch in ihrer letztern Eigenschaft die Göttin der Liebe, Zeugung und Geburt.

Istävönen (Istväonen, nach Grimm richtiger Iskävonen), einer der drei Hauptstämme der alten Germanen, welcher das nordwestliche Deutschland, die beiden Ufer des Rheins, bewohnte, nach einem alten Heros, Isto oder Isk, einem Sohne des Mannus, benannt. Zu ihnen gehörten die später zum Bunde der Franken vereinigten Völker, wie Sigambrer, Ubier, Bataver, Chamaver, Brukterer u. a.

Ister (griech. Istros), antiker Name der Donau; vgl. Istros.

Isthmia, ein in den 80er Jahren zu beiden Seiten der östlichen Mündung des Kanals von Korinth entstandener Ort mit (1889) 696 Einw.

Isthmioniken (griech.), s. Isthmische Spiele.

Isthmische Spiele (Isthmia), Kampfspiele der Hellenen, benannt nach dem Isthmus, d. h. der Landenge von Korinth, wo sie gefeiert wurden. Sie standen im Ansehen nur hinter den Olympischen zurück. Ein heiliger Fichtenhain umfaßte das Heiligtum des Poseidon und die Kampfplätze, nämlich den Hippodrom für das Wettrennen mit Rossen, ein Stadion für den Wettlauf, ein schönes Theater u. das Kranion, ein ansehnliches Gymnasium. Sie wurden dem Poseidon, auf Anordnung des Königs Sisyphos dem Melikertes (s. d.) zu Ehren gefeiert. Ihre Gründung wird teils dem Poseidon, teils Theseus zugeschrieben, und sie wurden bereits frühzeitig stark besucht, denn schon Solon setzte jedem attischen Isthmioniken (Sieger in den Isthmischen Spielen) eine Belohnung von 100 Drachmen aus; sie erhielten sich mit wechselnder Geltung bis in die Zeit der römischen Kaiser. Ihre Feier kehrte alle zwei Jahre (Isthmiade) wieder und zwar allemal im ersten und dritten Jahr einer Olympiade, wahrscheinlich im Sommer und im Frühling. Dieselbe enthielt die Hauptbestandteile der großen Festspiele: den gymnischen Agon (Wettkampf), besonders in Wettlauf, Ring- und Faustkampf, Pankration und Pentathlon bestehend (s. Gymnastik); ferner den ritterlichen, Wagen- und Pferderennen umfassenden, u. später auch den musischen Teil, der rhetorische und poetische oder auch musikalische Vorträge aufwies. Da der Isthmus Eigentum der Korinther war, so fiel diesen auch das Kampfrichteramt zu; aber nach der Zerstörung Korinths übernahmen es bis zum Wiederaufbau der Stadt die Sikyonier. Der Siegerkranz ward bei der ältern Feier aus Fichtenzweigen, später aus Eppich gewunden. Daneben ward auch die Palme dargereicht, wie auch öffentliche Bekränzungen und Belobigungen einzelner verdienter Männer sowie ganzer Staaten vorkamen. Außer diesen »großen« Isthmien gab es noch »kleinere«, z. B. in Ankyra, Nitäa. Vgl. Krause, Die Pythien, Nemeen und Isthmien (Leipz. 1841); Unger im »Philologus«, Bd. 37 (1877).

Isthmus, Gott der Landenge von Korinth, häufig auf Münzen dieser Stadt auf einem Felsen sitzend und ein Ruder haltend dargestellt.

Isthmus (griech. Isthmos), Landenge, insbes. die von Korinth, zwischen dem Korinthischen und Saronischen Meerbusen, welche die Peloponnesische Halbinsel mit dem Festland oder dem eigentlichen Hellas verbindet. Sie besteht aus einem 79 m hohen Landrücken und ist an der schmälsten Stelle 6 km breit. Hier befand sich nahe dem Saronischen Busen der Tempel des Poseidon und der Schauplatz der Isthmischen Spiele (s. d.), nördlich davon der Diolkos, d. h. die Bahn, auf welcher die Schiffsladungen und kleinere Fahrzeuge von dem einen zum andern Meere geschafft wurden. Schon der Tyrann Periandros von Korinth soll die Absicht gehabt haben, den J. zu durchstechen. Aber weder er noch Demetrios Poliorketes und später Cäsar haben ernstliche Anstalten gemacht, diesen Plan zu verwirklichen. Erst Nero ließ die Kanallinie feststellen und verwandte Tausende von jüdischen Sklaven beim Bau, bis er durch den Aufstand des Julius Vindex (68 n. Chr.) unterbrochen wurde. Seitdem ruhte das Werk, und es galt den Griechen für vermessen, dasselbe wieder aufzunehmen. 1881 hat man endlich mit dem Durchstich des J. auf der von Nero eingeschlagenen Route begonnen (s. Korinth) und den Kanal (23 m breit, 8 m tief), welcher den Seeweg aus dem Adriatischen Meere nach dem Piräeus um 325 km abkürzt, 6. Aug. 1893 feierlich eröffnet.

Isthmus, ägypt. Gebiet an beiden Seiten des Kanals von Suez, zwischen dem Mittelmeer und dem Roten Meer, bildet das Gouvernorat des Kanals, 6238 qkm (120,6 QM.) groß mit (1882) 32,247 Einw., davon 8193 Ausländer, bildete früher die beiden Gouvernorate Port Said und Kanal mit einer Kulturfläche von 22,7 qkm und 21,296 Einw. (7010 Ausländer) und Suez mit einer Kulturfläche von 4,9 qkm und 10,951 Einw. (1190 Ausländer). Einteilung in 6 Distrikte. Hauptort ist Port Saïd.

Isthmus von Krah, s. Krah.

Isthmus von Panama, s. Panama.

Isthmus von Suez, s. Suez.

Istle (Tampikofaser, Hondurasgras), die Faser der Blätter von Bromelia silvestris W. und andrer Bromelia-Arten, wird in Mexiko auf einfache Weise aus den Blättern abgeschieden und nach dem Waschen mit Soda an der Luft getrocknet. Man benutzt die Faser zu Bürsten und spinnt daraus Stäbe, die als Fischbeinsurrogat dienen. Hamburg führte 1892: 15,730 Ballen ein.

Istmo, Staat, s. Panama.

Istrandsha Dagh, Berglandschaft im türk. Wilajet Adrianopel, zwischen der Maritza und dem Schwarzen Meer, im Böjük Magiada 1035 m hoch; nach dem an ihrem Südostfuß liegenden Dorf Istrandsha, am gleichnamigen Flüßchen (zum Terkos-See), benannt.

Istres (spr. istr'), Stadt im franz. Depart. Rhônemündungen, Arrond. Aix, in der Ebene La Crau, am Südufer des kleinen Sees L'Olivier gelegen, welcher durch einen Tunnel mit dem Strandsee von Berre zusammenhängt, an der Lyoner Bahn, mit Salinen, Sodafabrik, Viehzucht, Obstbau und (1891) 2277 (als Gemeinde 3405) Einw.

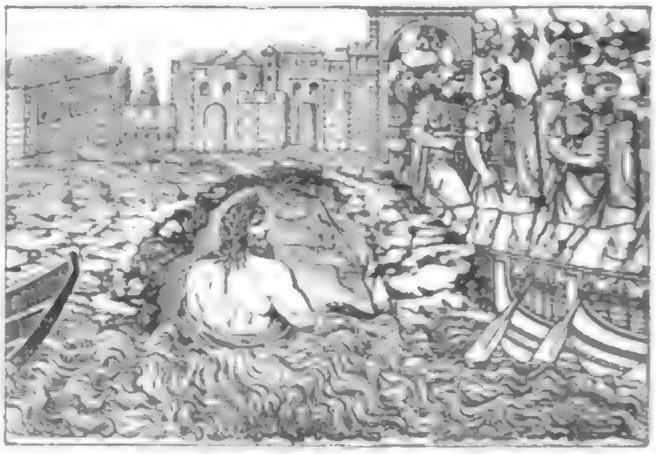
Istrien, Halbinsel im Adriatischen Meer, läuft nach S. zu in eine Spitze aus und grenzt im N. an das Stadtgebiet von Triest, an Görz und Krain, im O. an Fiume und Kroatien sowie an den Quarnerobusen, im S. und W. an das Adriatische Meer, im NW. an den Golf von Triest. J. bildet nebst den südöstlich davon gelegenen Quarnerischen Inseln (Veglia, Cherso, Lussin) eine österreichische Markgrafschaft, welche auf einer Fläche von 4955,17 qkm (1890) 317,610 Einw. zählt und mit der gefürsteten Grafschaft Görz und

Digitized by Google

Gradisca und dem Gebiet von Triest das sogen. **Österreichisch-illyrische Küstenland** (s. d.) ausmacht. Das Wappen von I. ist eine schreitende rotbewehrte goldene Ziege im blauen Felde (s. Tafel »Österreichisch-Ungarische Länderwappen«, Fig. 16). Die Landesfarben sind Gelb, Rot u. Blau. S. Karte bei »Krain«.

Im Altertum gehörte I. zu Illyrien. Die Römer lernten die Einwohner als verwegene Seeräuber kennen und unterjochten sie im 3. Jahrh. v. Chr. Augustus u. Tiberius schlugen das Land zu Italien. Im 6. Jahrh. n. Chr. eroberten es die Goten, denen es sodann die byzantinischen Kaiser wieder abnahmen; die Langobarden verwüsteten I., vermochten es aber nicht zu erobern. 789 unterwarf es Pippin, Karls d. Gr. Sohn, dem fränkischen Reich. Seit Mitte des 10. Jahrh. bildete I. eine von Friaul abgesonderte eigne **Markgrafschaft**, die aber dann wieder eine Zeitlang zum Herzogtum Kärnten gehörte, indem Heinrich I., Herzog von Kärnten, I. vom Kaiser Otto II. erhielt. Seitdem waren oft kärtnerische Prinzen Markgrafen von I. Anderseits erwarben aber auch um 1077 die Patriarchen von Aquileja das Marchesat von I., dem auch ein bedeutender Teil des heutigen Krain zugehörte. Um 1170 kam I. an die Grafen von **Andechs**, indem der mit dem Haus Kärnten verwandte Graf Berthold (V.), der auch Titularherzog von Dalmatien (Merania, Meran) war, Markgraf wurde. Ihm folgte 1188 sein Sohn Berthold (VI.) und diesem 1204 sein vierter Sohn, Herzog Heinrich von Dalmatien. König Philipp nahm diesem, da er es mit dem Gegenkönig Otto IV. hielt, die Markgrafschaft, und weil Heinrich an der Ermordung Philipps teilgenommen hatte, mußte er fliehen, worauf Kaiser Otto I. 1208 dem Herzog Ludwig von Bayern gab. Dieser trat es dem Patriarchen Wolcher von Aquileja ab, der darauf Anspruch erhob. In der Folge kam die **Grafschaft Mitterburg** an die Grafen von Görz als Vögte Aquilejas und Conti d'Istria und mit Görz an **Österreich**; sie bildete mit der Herrschaft Castua das **österreichische I.** (zu welchem man indes auch das Litorale mit der Hauptstadt Triest rechnete, das zu dem Herzogtum Krain geschlagen worden war). Das vom österreichischen I. durchschnittene **venezianische I.** umfaßte Monfalcone, Grado, Capo d'Istria, Pola, Parenzo, Rovigno, Umago, Albona, Fianona und andre Städte, überhaupt den größten Teil der Halbinsel. Nach dem Frieden von Campo Formio (1797) besetzte Österreich auch den venezianischen Teil des Landes, zu welchem noch mehrere venezianische Besitzungen geschlagen wurden. Als aber Österreich in dem Frieden zu Preßburg auf sämtliche venezianische Besitzungen Verzicht geleistet hatte, mußte es auch I. an Frankreich abtreten, und dasselbe wurde zum Königreich Italien geschlagen. Man bildete daraus und aus einigen andern Parzellen das **Departement I.** (2900 qkm oder 52 QM. mit 82,300 Einw., Hauptstadt Capo d'Istria). 1808 ernannte Napoleon I. den Marschall Bessières zum »**Herzog von I.**« Später wurde I. von Napoleon mit den illyrischen Provinzen vereinigt. 1813 wurden die beiden Gebiete von den Österreichern zurückerobert, und seit 1815 bildet I. wieder einen Teil der österreichischen Monarchie, wo sich, namentlich in der jüngsten Zeit, Kroaten und Italiener aufs schärfste befehden. Vgl. »I. Historisch-geographische und statistische Darstellung der Istrischen Halbinsel« (Triest 1863); **Amati** und **Luciani**, L'Istria sotto l'aspetto fisico, etnografico, amministrativo, storico e geografico (Mail. 1867); »I. Ein Wegweiser längs der Küste« (Triest 1878); **Franchetti**, L'Istria, note storiche (Parenzo 1879); **Combi**, Istria. Studi storici e politici (Mail. 1886).

Istros, Gott des gleichnamigen Flusses (Donau), Sohn des Okeanos und der Tethys, häufig auf Münzen



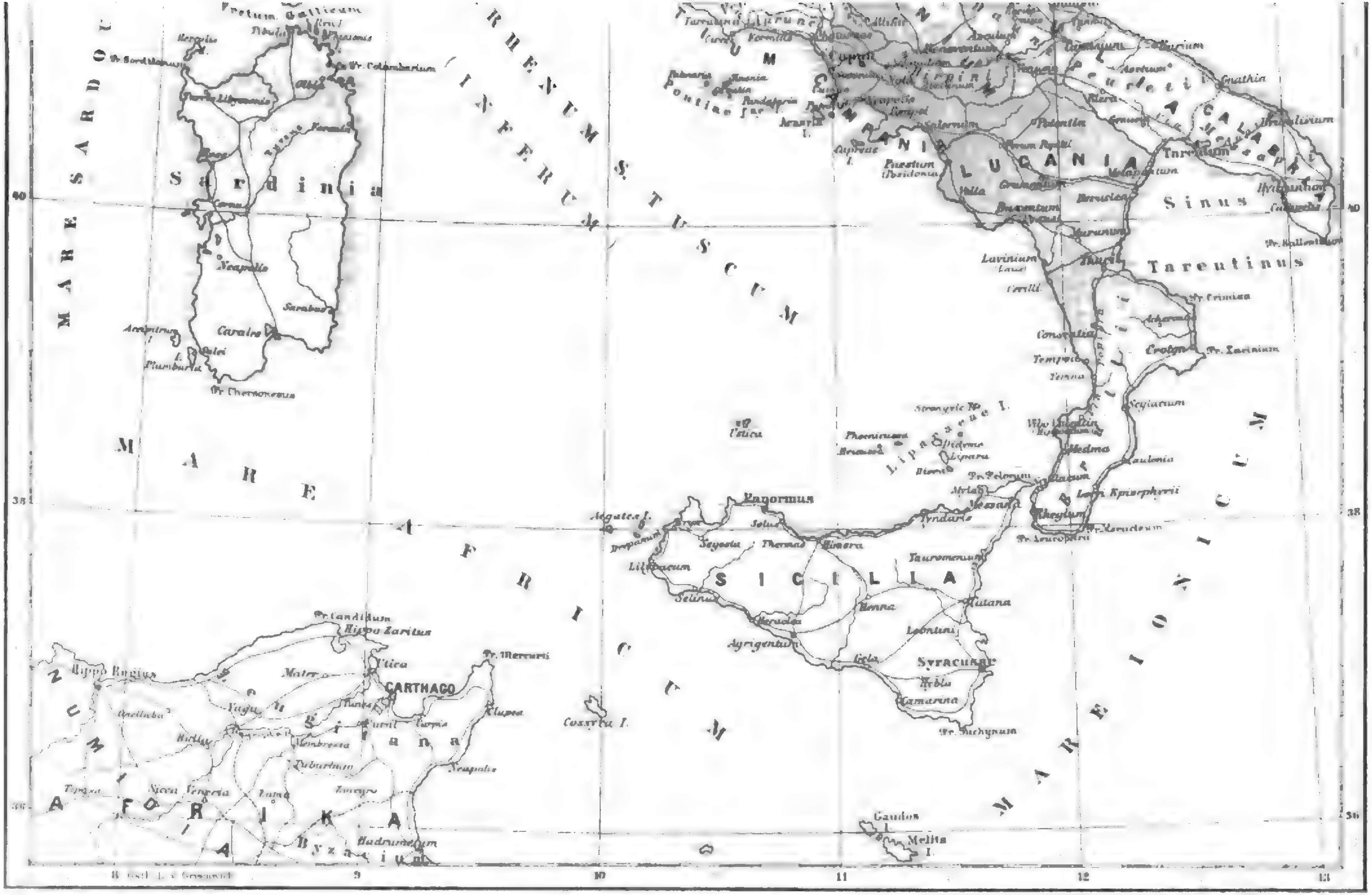
Istros. (Relief der Trajanssäule in Rom.)

der gleichnamigen Stadt am Ausfluß der Donau wie auch auf der Trajanssäule abgebildet (vgl. Abbildung).

Isturiz, **Don Francesco Xavier de**, span. Staatsmann, geb. 1790 in Cadiz, gest. 16. April 1871, bereitete nach der Rückkunft Ferdinands VII. in Verbindung mit seinem Bruder, **Don Tomas de I.**, welcher 1812—14 Cortesdeputierter war, den Aufstand vor, welcher 1. Jan. 1820 ausbrach. Nachdem die Konstitution wiederhergestellt war, wurde er 1822 Cortesdeputierter, 1823 Präsident der Cortes und begab sich mit nach Sevilla, wo er für die Suspendierung des Königs stimmte. Die später eintretende Restauration fällte über ihn das Todesurteil, jedoch entkam er nach London. Infolge der Amnestie durfte er 1834 nach Spanien zurückgehen, wo er, von der Provinz Cadiz zum Mitglied der Prokuratorenkammer erwählt, sich in Madrid wieder der äußersten Partei anschloß und den Aufstand der Milicia urbana zum Sturz des Ministeriums Toreno (August 1835) anzetteln half. Derselbe schlug aber fehl, und I. mußte sich eine Zeitlang verborgen halten. Als bald darauf sein Freund Mendizabal an die Spitze des Ministeriums trat, wurde er der vertraute Berater desselben und erhielt die Präsidentschaft der Prokuratorenkammer, zerfiel indes bald mit Mendizabal. Seine heftige Opposition führte nun den Sturz Mendizabals herbei, an dessen Stelle er 15. Mai 1836 den Vorsitz und das Auswärtige im neuen Ministerium erhielt. Dieses begegnete aber, weil es die Sache des Radikalismus verraten habe, allgemeiner Abneigung und wurde bereits im August 1836 durch den Aufruhr in La Granja, welcher die Königin zur Proklamation der Verfassung von 1812 zwang, gestürzt. I. mußte flüchten und ging nach Paris. Nach Spanien zurückgekehrt, beschwor er 1837 die Konstitution und kam 1838 wieder als Deputierter in die Cortes, deren Präsident er ward. Obgleich feindlich gegen Espartero gesinnt, wußte er sich doch unter der Regierung desselben zu behaupten und insgeheim für die Rückkehr der Königin Christine zu wirken. 1846 war er wieder Präsident des Ministeriums, während dessen die sogen. spanischen Heiraten zu stande kamen. Im Dezember aber stürzte ihn ein Mißtrauensvotum der Cortes. Zwischen den Jahren 1847 und 1862 verwaltete er mehrfache wichtige Gesandtschaften. Später ward er Präsident des spanischen

Digitized by Google

Digitized by Google



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl. **Bibliographisches Institut in Leipzig.** *Zum Artikel »Italia«*

Digitized by Google

Zur Karte ‚Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus‘.

Die heutigen Namen sind in Klammern beigefügt. Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | E4 | bezeichnen die Felder der Karte.

I. Italia.

Abellinum (Trümmer v. Civita bei Avellino)	E4
Accipitrum, Insel (San Pietro)	B5
Acerrae (Gera bei Pizzighetone)	B2
Acherontia (Cerenzia)	F5
Addua, Fluß (Adda)	BC1
Aegates, Insulae	D5, 6
Aenaria, Insel (Ischia)	D4
Aequi	D3, 4
Aesernia (Isernia)	E4
Aesis (Jesi)	D3
Agrigentum (Girgenti)	D6
Alba Fucentia (Trüm. v. Albe)	D3
— Pompeja (Alba)	B2
Albium Ingaunum (Albenga)	B2
— Intemelium (Ventimiglia)	A3
Aleria (Trümmer am Tavignano)	B3
Allifae (Alife)	E4
Altinum (Trümmer von Altino)	D2
Ameria (Amelia)	D3
Amiternum (Trüm. bei San Vittorino)	D3
Ananni (im Val di Non, dtsch. Nonsberg)	C1
Ancona (Ancona)	D3
Antium (Porto d'Anzio)	D4
Anxanum (Lanciano)	E3
Apuani	B2
Apulia (Puglia)	EF4
Aquae Statiellae (Acqui)	B2
Aquileja (Aquileja, slaw. Aglar)	D2
Ardea (Ardea)	D4
Argentarius, Mons	C3
Aricia (Ariccia)	D4
Ariminum (Rimini)	D2, 3
Arnus, Fluß (Arno)	C3
Arpi (Trümmer von Arpa bei Foggia)	E4
Arretium (Arezzo)	C3
Asculum Apulum (Ascoli)	E4
— Picenum (Ascoli)	D3
Asta (Asti)	B2
Atagis, Athesis, Fluß (Etsch, ital. Adige)	C2
Aternum (Pescara)	E3
Atesta (Este)	C2
Attium Prom. (Kap Revellata)	B3
Aufidena (Castel di Sangro b. Alfidena	E4
Augusta Bagiennorum (Bene)	A2
— Praetoria (Aosta)	A2
— Taurinorum (Turin, ital. Torino)	A2
Aurunci	D4
Auximum (Osimo)	D3
Azetium (Trümmer von Rutigliano)	F4
Bagienni	AB2
Barium (Bari)	F4
Bedriacum	C2
Bellunum (Belluno)	D1
Benacus, Lacus (Gardasee)	C2
Beneventum (Benevento)	E4
Bergamum (Bergamo)	B2
Blera (Bieda)	F4
Boji	BC2
Bononia (Bologna)	C2
Bosa (Bosa)	B4
Bovianum (Bojano)	E4
Brixellum (Brescello)	C2
Brixia (Brescia)	C2
Brundusium (Brindisi)	F4
Bruttii (Calabria)	EF5, 6
Buca (Termoli)	E3, 4
Buxentum (Policastro)	E4
Caesena (Cesena)	D2
Calabria	FG4, 5
Callipolis (Gallipoli)	FG4
Camarina (am Fluß Camarana)	E6
Camerinum (Camerino)	D3
Campania	DE4
Cannae (Trümmer von Canne)	F4
Canusium (Canosa)	F4
Capraria, Insel (Capraja)	B3
Capreae, Insel (Capri)	E4
Capua (Santa Maria di Capoa)	E4
Carales (Cagliari)	B5
Carni (im Mittelalter Carniola, Krain)	D1
Carsioli (Trümmer v. Civita Carenza bei Carsoli)	D3
Castrum Novum (Terravecchia bei Giulia nova)	D3
Catana (Catania)	E6
Caudium (Montesarchio)	E4
Caulonia	F5
Ceba (Ceva)	B2
Celelates	B2
Cenomani	BC2
Centumcellae (Civitavecchia bei Cincelle)	C3
Cerilli (Cirella)	E5
Chersonesus Prom. (K. Teulada)	B5
Circei (Monte Circello)	D4
Clavenna (Clefen, ital. Chiavenna)	B1
Clusium (Chiusi)	C3
Columbarium Prom. (Capo di Ferro)	B4
Comum (Como)	B2
Concordia (Concordia)	D2
Consentia (Cosenza)	F5
Corfinium (Pentima)	D3
Cornus (Corchinas)	B4
Corsica	B3, 4
Cortona (Cortona)	D3
Cremona (Cremona)	BC2
Crimisa Prom. (Punta dell'Alice)	F5
Croton (Cotrone)	F5
Cumae (Trümmer b. Puzzuoli)	E4
Cures (Arci b. Corr.ese)	D3
Danni	E4
Dertona (Tortona)	B2
Didyme, Ins. (Salina)	E5
Drepanum (Trapani	D5, 6
Duria, Fluß (Dora)	A2
Eporedia (Ivrea)	A2
Ericussa, Insel (Erikusi, ital. Maslera)	E5
Eryx (Monte San Giuliano)	D5, 6
Etruria, später Tuscia (Toscana)	B-D2, 3
Euganei	CD1, 2
Faesulae (Fiesole)	C3
Falerii (Trümmer v. Falari)	D3
Falesia	C3
Faventia (Faenza)	C2
Feltria (Feltri)	C1
Feronia (Acqua Felonica)	B4
Firmum (Fermo)	D3
Formiae (Mola di Gaeta, Forma)	D4
Forum Julium (Cividale in Friaul)	D1
— Popilii (Forlimpopoli)	E4
Fregellae (Opio bei Ceprano)	D4
Frentani	E3, 4
Frusino (Frosinone)	D4
Fulginii (Foligno)	D3
Gallia Cispadana	B-D2, 3
— *Transpadana*	DC1, 2
Gaudos, Ins. (Gozzo)	E6, 7
Gela (Trümmer bei Terra nuova)	E6
Genua (Genua, ital. Genova)	B2
Genusia (Ginosa)	F4
Gnathia (Torre d'Agnazzo)	F4
Gorditanum Prom. (K. Falcone)	B4
Grumentum (Saponara)	F4
Hadria (Atri)	DE3
— (Adria)	D2
Henna (Castro Janni, Giovanni)	E6
Heraclea (Trümmer bei Policoro)	F4
— (Trümmer bei Capo Bianco)	D6
Heracleum Prom. (K. Spartivento)	F6
Herculis Insula (Asinara)	B4
Herdoniae (Ordona)	E4
Hernici	D4
Hiera, Ins. (Vulcano)	E5
Himera (Trümmer bei Bonformello)	D6
Hipponium (Monteleone bei Bivona)	F5
Hirpini	E4
Horta (Orte)	D3
Hostilia (Ostiglia)	C2
Hybla	E6
Hydruntum (Otranto)	G4
Igilium, Insel (Giglio)	C3
Iguvium (Gubbio)	D3
Ilva, Insel (Elba)	C3
— Ins. (Maddalena	B4
Ilvates	B2
Industria (Trümmer La Lustra b. Monteù del Po)	B2
Ingauni	AB2
Insubres	B2
Intemelii	A3
Interamnium (Teramo)	D3
Istria (Istrien, ital. Istria)	DE1, 2
Julium Carnicum (Zuglio)	D1
Lacinium Prom. (K. Nao)	F5
Larinum (Larino)	E4
Larius, Lacus (Comersee)	B1, 2
Latini	D4
Latium	D3, 4
Laumellum (Lomello)	B2
Laus (Laino)	E5
— Pompeji (Lodi vecchio)	B2
Lavinium (Laino)	E5
Leontini (in Val Leventina)	E6
Lepontii	B1
Leucopetra Prom. (Capo dell' Armi)	E6
Libici	B2
Liguria	AB2, 3
Lilybaeum (Marsala)	D6
Lingones	C2
Lipara, Insel (Lipari)	E5
Liparaeae Insulae (Liparische Inseln)	E5
Liris, Fluß (Liri, Garigliano)	D4
Locri Epizephyrii (Trümmer bei Sant' Ilario)	F5
Longaticum (Loitsch, slawisch Logatetz)	D2
Luca (Lucca)	C3
Lucania	EF4, 5
Luceria (Lucera)	E4
Luna (Trüm. v. Luni)	BC2
Manliana	C3
Mantua (Mantua, ital. Mantova)	C2
Mariana (Trümmer von Mariana)	B3
Marianum (Bonifacio)	B4
Marrucini	E3
Marsi	D3, 4
Matilica (Matelica)	D3
Matinum (Matinata)	F4
Mediolanium (Mailand, ital. Milano)	B2
Medma (am Fluß Mesima)	E5
Medoacus, Fluß (Brenta)	C2
Melita, Insel (Malta)	E7
Messana (Messina)	E5
Messapii	FG4
Metapontum (Trüm. v. Torre-a-mare)	F4
Metaurus, Fluß (Metauro)	D3
Mevania (Bevagna)	D3
Minturnae (Trümmer b. Traetto)	D4
Monoecus (Monaco)	A3
Muranum (Murano)	F5
Mutina (Modena)	C2
Mylae (Milazzo)	E5
Nar, Fluß (Nera)	D3
Narnia (Narni)	D3
Neapolis (Neapel, ital. Napoli)	E4
— (Trümmer von Nabui)	B5
Nicaea (Nizza)	A3
Nola (Nola)	E4
Novaria (Novara)	B2
Nursia (Norcia)	D3
Ocelum (Avigliana)	A2
Oglasa, Insel (Monte Cristo)	C3
Olbia (Terra nova)	B4
Opitergium (Oderzo)	D2
Orobii	B1, 2
Oscela (Domodossola)	B1
Ostia (Ostia)	D4
Pachynum Prom. (K. Passero)	E6
Padus, Fluß (Po)	AB2
—	C2
Paeligni	DE3
Paestum (Trümmer von Pesto)	E4
Palmaria, Insel (Palmarola)	D4
Pandataria, Insel (Ventotene)	D4
Panormus (Palermo)	D5
Parma (Parma)	C2
Patavium (Padua, ital. Padova)	C2
Pauca (Porto Polo)	B4
Pedo (Borgo San Dalmazzo)	A2
Pelorum Prom. (Capo di Faro)	E5
Perusia (Perugia)	D3

Digitized by Google

Zur Karte ‚Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus'.

Peucetii	F4
Phintonis, Insel (Caprera)	B4
Phoenicussa, Insel (Filicudi)	E5
Picenum	DE3
Pinna (Città di Penne)	D3
Pisae (Pisa)	C3
Pisaurum (Pesaro)	D3
Pistoria (Pistoja)	C3
Placentia (Piacenza)	B2
Planasia, Insel (Pianosa)	C3
Piavis, Fluß (Piave)	D1
Plumbaria, Insel (Sant' Antioco)	B5
Pola (Pola)	D2
Polaticum Prom. (Punta di Promontore)	D2
Pollentia (Pollenza)	A2
Pompei (Trümmer von Pompeji)	E4
Pontia, Insel (Ponza)	D4
Populonia (Piombino)	C3
Portus Augusti (Porto)	D4
— Veneris (Porto Venere)	B2
Posidonia (Trümmer von Pesto)	E4
Potentia (Potenza)	E4
Praeneste (Palestrina)	D4
Puteoli (Pozzuoli)	E4
Pyxus (Policastro)	E4
Ravenna (Ravenna)	D2
Reate (Rieti)	D3
Regium Lepidi (Reggio)	C2
Renus, Fluß (Reno)	C2
Rhegium (Reggio di Calabria)	E5
Roma (Rom, ital. Roma)	D4
Rubicon (Rugone)	D2
Rusellae (Trümmer von Roselle)	C3
Sabini	D3
Sacrum Prom. (Capo Corso)	B3
Salapia (Trümmer v. Salpi)	EF4
Salassi	A2
Salernum (Salerno)	E4
Sallentinum Prom. (S. Maria di Leuca)	G5
Samnium	E3, 4
Sarabus (Sarcopus)	B5
Sardinia (Sardinien, italienisch Sardegna)	B4, 5
Sarsina (Sarsina)	D3
Saturnia (Saturnia)	C3
Savo (Savona)	B2
Scylacium (Squillace)	F5
Scyllaeum (Scilla)	E5
Segesta (Sestri-Levante)	B2
— (Trümmer bei Calatafimi)	D5
Segusio (Susa)	A2
Selinus (Trümmer v. Pileri dei Giganti)	D5
Sena (Siena)	C3
— Gallica (Sinigaglia)	D3
Senones	D3
Sentinum (Sentino)	D3
Sestinum (Sestino)	D3
Sicilia	DE5, 6
Silvium Prom. (K. Savona)	B2
Simonia, Insel (Zannone)	D4
Sipontum (Trümmer v. Santa Maria di Siponto b. Manfredonia)	E4
Solus (Solanto)	D5
Sontius, Fluß (Isonzo)	D1
Spoletium (Spoleto)	D3
Statielli	B2
Stoeni (Struleo)	C2, 1
Strongyle, Insel (Stromboli)	E5
Sulci (Sant' Antioco)	B5
Sulmo (Sulmona)	DE3, 4
Syracusae (Siracusa)	E6
Tanarus, Fl. (Tanaro)	A2
Tarentum (Taranto)	F4
Tarquinii (Trümmer von Turchina bei Corneto)	C3
Tarracina (Terracina)	D4
Tarvisium (Treviso)	D2
Taurini	A2
Tauromenium (Taormina)	E6
Teanum (Civita di Chienti)	E4
Teate (Chieti)	E3
Telamon (Telamone)	C3
Tergeste (Triest)	D2
Thermae (Sciacca)	D6
Thurii	F5
Tiberis, Fluß (Tiber, ital. Tevere)	D3
Tibula (Longosardo)	B4
Tibur (Tivoli)	D4
Ticinum (Pavia)	B2
Ticinus, Fluß (Tessin, ital. Ticino)	B2
Tolentinum (Tolentino)	D3
Trasimenus, Lacus (Trasimeno, Lago di Perugia)	D3
Tridentum (Trient, ital. Trento)	C1
Truentum	DE2
Turris Libyssonis (Porto Torres)	B4
Tusculum (Trümmer von Tusculo bei Frascati)	D4
Tyndaris (Santa Maria di Tindaro)	E5
Tyrsus, Fluß (Tirso)	B4
Umbria	CD2, 3
Umbro, Fluß (Ombrone)	C3
Urbinum (Urbino)	D3
Urcinium (Ajaccio)	B4
Urgo, Insel (Gorgona)	B3
Ustica, Insel (Ustica)	D5
Vada (Vado)	C3
Veji (Trümmer Isola Farnese)	D3, 4
Velia (Trüm. Castellamare della Bruca)	E4
Velitrae (Velletri)	D4
Venetia (Venetien)	C-E1, 2
Venonetes	BC1
Venusia (Venosa)	E4
Verbanus, Lacus (Lago Maggiore)	B1, 2
Vercellae (Vercelli)	B2
Verona (Verona)	C2
Vestini	DE3
Vetulonia (Trümmer bei Magliano)	C3
Via Aemilia	B-D2
V. Appia	D-F4
V. Aurelia	BC2, 3
V. Cassia	CD3
V. Clodia	CD3
V. Flaminia	D3
V. Popilia	F5
V. Salaria	D3
V. Valeria	D3
Vibo Valentia (Montellone b. Bivona)	F5
Vicetia (Vicenza)	C2
Volaterrae (Volterra)	C3
Volsci	D4
Volsinii (Bolsena)	CD3
Volturnus, Fluß (Volturno)	E4

II. Africa.

Bagradas, Fluß (Medjerda)	B6
Bulla (Hammam Deradji)	B6
Byzacium	BC6, 7
Candidum Prom. (Ras el-abiad, ital. Capo Bianco)	B6
Carthago (Trümmer Ras-Kartadjina)	C6
Clupea (Kelibia)	C6
Cossyra, Insel (Pantelleria)	CD6
Furni (Trümmer v. Furna)	B6
Hadrumetum, später Sozopolis (Sûsa)	C7
Hippo Regius (Bôna)	A6
— Zaritus (Bizerta)	B6
Mater (Mater)	B6
Membressa (Mzêz el-bâb)	B6
Mercurii Prom. (K. Bon, arab. Râs-Addar)	C6
Neapolis (Nabel)	C6
Numidia	AB6, 7
Onellaba	B6
Sicca Veneria (Schakbenâr el-kêf)	B6
Tipasa (Tifêsch)	A6
Tuburbum (Kasbat)	B6
Tunes (Tunis)	C6
Utica (Trümmer Bu Schater)	C6
Vaga (Bedja)	B6
Zama (Lebs)	B7
Zeugitana	BC6
Zuccara (Ain Djugâr)	BC6

III. Dalmatia.

Ad Ladios	F2
Aemate	F2
Aequum (Tschitluk)	F3
Andetrium (Much)	F3
Argentaria (Silbergruben bei Varesch)	G2
Asamum (Ragusa)	G3
Basanius, Fl. (Bosna)	FG2
Bistuë Nova	F3
— Vetus	F3
Brattia, Insel (Brazza)	F3
Bulsinius (Buzane)	F3
Ceraunii	F2
Corcyra Nigra, Insel (Curzola, slaw. Karkar)	F3
Dallantum (b. Stagno)	F3
Daorsi	FG3
Delminium (Trigl)	F3
Epidaurus (Ragusa vecchia)	G3
Issa, Insel (Lissa)	F3
Ladesta, Insel (Lagosta)	F3
Leusaba	F2
Melita, Insel (Meleda)	F3
Narenses	FG3
Naro, Fluß Narenta, slaw. Neretva	FG3
Narona (Trüm. Vido)	F3
Novae (Runovich)	F3
Pelva	F3
Pharus, Insel Lesina, slaw. Hvar	F3
Salonae (Salona bei Spalato)	F3
Salviae	F2
Sarnadi	F2
Soluntia, Insel (Solta)	F3

IV. Liburnia.

Aenona (Nona)	E2
Apsorus, Insel (Lussin)	E2
Arupium	E2
Burnum	F2, 3
Celadussae, Insel (Isola lunga)	E2, 3
Clambetae (Obrovazzo)	E2
Crepsa, Insel (Cherso, slaw. Cres)	E2
Curicta (Veglia, slaw. Krk)	E2
Deraemestae	EF2
Epidotium	E2
Flanona (Fianona)	E2
Jadera (Zara)	E2
Japodes	E2
Oeneus, Fluß (Unna)	E2
Ortopla (Carlopago)	E2
Pamodus, Ins. (Pago)	E2
Quadrata	E2
Romula	E2
Scardona (Scardona)	F3
Senia (Segna, slaw. Zeng)	E2
Tarsatica (Tersatto bei Fiume)	E2

V. Noricum.

Aguntum (Lienz)	D1
Celeja (Cilli)	E1
Dravus, Fluß (Drau, slaw. Drava)	E1
Juvenna (Jaunstein)	E1
Murus, Fluß (Mur)	D1
Noreja (Neumarkt)	E1
Santicum (Villach)	D1
Serapilli	E1
Solva (Seggau)	E1
Taurisci	DE1
Teurnia (Trümmer im Lurnfeld)	D1
Virunum (Trümmer im Zollfeld)	E1

VI. Raetia.

Aenus, Fluß (Inn)	C1
Athesis, Fluß Etsch, ital. Adige)	C1
Bauzanum (Bozen)	C1
Breoni (am Brenner)	C1
Brixentes	C1
Curia (Chur)	B1
Endidae, Egna (Neumarkt)	C1
Magia (Maienfeld)	B1
Matreium (Matrei)	C1
Octodurus (Martigny)	A1
Rhenus, Fluß (Rhein)	B1
Sedunum (Sitten, franz. Sion)	A1
Suanetes	B1
Venostae (im Vintschgau)	C1

Aemona (Laibach)	E1
Andautonia (Trümmer b. Petrovina)	F2
Aventicum (Wiflisburg, franz. Avenches)	A1
Bolentium	F2
Certissa (Djakovar)	G2
Calapis, Fluß Kulpa	F2
Dravus, Fluß (Drau, slaw. Drava)	G2
Helvetii	A1
Japodes	E2
Latovici	E2, 1
Lemanus Lacus (Lac Leman, Genfer See)	A1
Lousonna (Lausanne)	A1
Marsonia (Brod)	FG2
Metullum (Mottling)	E2
Murus, Fluß (Mur)	E1
Noviodunum (Dernovo)	E2
Poetovio (Pettau)	E1
Savus, Fluß (Sau, slaw. Sava)	F2
Scordisci	FG2
Segestica (Siscia)	F2
Servitium	F2
Urba (Orbe)	A1
Varvis	G2

VII. Meere und Meeresteile.

Fretum Gallicum (Straße von Bonifacio)	B4
Mare Adriaticum s. Superum (Adriatisches Meer)	D-G2-4
— Africum	A-D6-7
— Ionicum (Ionisches Meer)	E-G4-7
— Sardoum	AB4, 5
— Tyrrhenum s. Tuscum s. Inferum (Tyrrhenisches Meer)	B-E3-5
Sinus Ligusticus (Meerbusen von Genua)	B2, 3
— Tarentinus (Meerbusen von Tarent)	F4, 5

Staatsrats und vertrat vom März 1863 bis Oktober 1864 Spanien am französischen Hof, worauf er sich in das Privatleben zurückzog.

Istvánffy (spr. ischtwánfi), Nikolaus, hervorragender ungar. Geschichtschreiber, geb. 1538 in Kisasszonyfalva im Baranyaer Komitat, gest. 1615, studierte in Bologna und fungierte, von dort zurückgekehrt, 1562—68 als Sekretär des Primas Oláh. Nach dessen Tode ward er vom Kaiser Maximilian II. zum Sekretär bei der ungarischen Hofkanzlei in Wien und 1575 zum Vizekanzler ernannt. Auch besaß er das Vertrauen des Kaisers Rudolf II., der ihn zum Palatin-Stellvertreter ernannte. Außerdem wurden ihm mehrere wichtige politische Sendungen anvertraut. In der Litteratur hat J. seinen Namen durch das Werk »Historiarum de rebus hungaricis libri 34« verewigt, das durch den Kardinal Pázmány 1622 in Köln herausgegeben, dann mehrmals aufgelegt wurde und 1870 in ungarischer Übersetzung erschien.

Isubu, afrikan. Volk, s. Bimbia.

Iswestija (russ.), »Nachrichten«, häufig als Titel von Zeitschriften ꝛc.

Iswóschtschik (russ.), Droschkenkutscher; auch für Droschken oder Fiaker selbst gebraucht.

Isyllos, von Epidauros, griech. Dichter um 280 v. Chr. Von ihm sind in neuester Zeit durch die Ausgrabungen des Asklepiosheiligtums in Epidauros zwei Gedichte in Hexametern und ein Päan auf Apollon und Asklepios in Stein eingegraben zu Tage gekommen. Vgl. v. Wilamowitz, J. von Epidauros (Berl. 1886).

it., Abkürzung für item (s. d.).

Itabira do Matto-Dentro, Stadt im brasil. Staat Minas Geraës, 100 km nordnordöstlich von Ouro Preto, hat unbedeutende Goldwäscherei, eine Eisenhütte (in der Nähe) und 5000 Einw.

Itabirit, ein Eisenglimmerschiefer, aus welchem unter andern der Pic von Itabira in Brasilien besteht.

Itacolumi, neben dem Itambe (1817 m) höchster Gipfel (1744 m) der Serra do Espinhaço im brasil. Staat Minas Geraës, 8 km südöstlich von Ouro Preto. Nach ihm ist das als Muttergestein der Diamanten Brasiliens, Südcarolinas und Georgias wichtige Gestein, der Itakolumit (s. d.), benannt.

Itagaki Taisuke, Graf, japan. Politiker, geb. 1837 in Tosa, erhielt eine militärische Erziehung und war im Restaurationskrieg 1868 Adjutant des Oberbefehlshabers der kaiserlichen Armee. Nachdem er eine Zeitlang in Tosa eine hervorragende Stellung bekleidet, trat er 1871 in die neue Regierung ein, doch nahm er seit 1875 kein Amt wieder an. Er gehörte zu den eifrigsten Kämpfern für die Einführung einer Verfassung in Japan und reichte 1874 mit seinen politischen Freunden Gôtô, Soyima und Etô eine Denkschrift an das Sa-in (Notabelnversammlung) ein, in der er die Notwendigkeit eines durch das Volk gewählten Parlaments hervorhob. Ferner gründete er die Aikoku-sha (vaterlandsliebende Gesellschaft), die sich seit 1881 Jiyû-tô (liberale Partei) nannte und die radikalsten Gegner der Regierung unter ihren Anhängern zählte. Infolge seiner heftigen Agitation wurde 1882 in Gifu ein Attentat auf J. gemacht; bald darauf trat er mit Gôtô eine Reise nach Europa an und blieb auch nach seiner Rückkehr längere Zeit dem Parteileben fern. Trotz seiner oppositionellen Gesinnung verlieh ihm der Kaiser 1885 für seine Thätigkeit in der Restaurationszeit den Grafenrang. Erst 1888 begann er wieder in die Öffentlichkeit zu treten und ist jetzt als Führer der Jiyû-tô eine der einflußreichsten politischen Persönlichkeiten Japans.

Itajahy (spr. -schahi), Hafenort im brasil. Staat Santa Catharina, unter 26° 54′ südl. Br., an der Mündung des Rio Itajahy-Assú, Sitz eines deutschen Konsularagenten, Station der Hamburger Postdampfer und Ausfuhrhafen für die Kolonien Badenfurt, Blumenau und Brusque.

Itajahy-Assú, Fluß im brasil. Staat Santa Catharina, entsteht aus dem Zusammenfluß des Itajahy do Norte und des Itajahy do Sul, fließt an den Kolonien Badenfurt und Blumenau (wo er schiffbar wird) vorüber, nimmt rechts den Itajahy Mirim auf und mündet bei dem Hafenort Itajahy in den Atlantischen Ozean. Die Barre kann nur von Schiffen von 4 m Tiefgang passiert werden, doch wird er 70 km aufwärts bis Blumenau, wo Stromschnellen auftreten, von Dampfern befahren. Vgl. Stutzer, Das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau (Gosl. 1887).

Itakolumit, schieferiges Gestein, wesentlich aus Quarzkörnern bestehend, die durch Muskovit, etwas Chlorit und verwitterten Feldspat miteinander verbunden sind. In einigen Varietäten bedingt die Art und Weise der Umhüllung der Quarzkörner durch die Talkblättchen eine gewisse Verschiebbarkeit der letztern und eine Biegsamkeit des Gesteins in dünnern Platten (biegsamer, elastischer oder Gelenksandstein, Gelenkquarz). Übergänge zeigt der J. zu schieferigem Quarzit (s. d.). Er findet sich als Glied der huronischen (Schiefer-) Formation besonders in Brasilien, wo er in Minas Geraës und Goyaz hohe Gebirge und namentlich den Itacolumi (s. d.) zusammensetzt. Außer seinen wesentlichen Gemengteilen führt das Gestein hier Gold, derb und eingesprengt, begleitet von Eisen- und Arsenikkies, Eisenglanz, Magneteisenerz und Diamanten. Sonst findet sich J. in Nord- und Südcarolina, in Georgia, in Indien, im Ural, in Portugal ꝛc.

Itala, s. Bibel, S. 972, und Vulgata.

Italer, s. Italia (Land).

Italia, die Göttin des Landes J., deren Kopf sich häufig auf Münzen findet.

Italia (oskisch Vitellium, hierzu die Karte »Italien zur Zeit des Kaisers Augustus«) war nach den Nachrichten griechischer Geschichtschreiber ursprünglich nur der Name der südlichsten Spitze der Apenninischen Halbinsel, die von dem kleinen, später verschollenen Stamm der Italer (von vitulus, Stierkalb) bewohnt wurde; in der Folge ward er dann auf das ganze Gebiet der Bruttii (das jetzige Kalabrien) und Lukanien angewendet von Tarent um das Vorgebirge Leucopetra herum bis nach Pästum, von wo er sich, da es an einem einheimischen Namen fehlte, allmählich über die ganze Halbinsel verbreitete, ohne daß jedoch im Altertum dem Landesnamen ein Volksname entsprochen hätte. Andre, jedoch meist nur bei Dichtern vorkommende Namen der Halbinsel sind: Hesperia (das Westland, so schon bei einem griechischen Dichter um 600 v. Chr.), Saturnia, Ausonia, Opica, Önotria. Seit Augustus unterschied man Ober-, Mittel- und Unteritalien und teilte die ganze Halbinsel im Anschluß an die überlieferten historischen Verhältnisse in 11 Regionen, zu denen als zwölfte der Stadtkreis von Rom (Latium) kam. Oberitalien, bis dahin das cisalpinische Gallien genannt, zerfiel in Liguria, das Gebiet der im Apennin und auf dessen südwestlichem Abhang wohnenden Ligurer, in Venetien mit der Halbinsel Istrien und in das cis- und

Digitized by Google

transpadanische Gallien (das erstere offiziell Ämilia genannt) und war von Mittelitalien durch die Flüßchen Macra bei Luna im W. und Rubico im O. getrennt; **Mittelitalien** enthielt außer dem Stadtkreis von Rom 5 Bezirke, 2 im W. und 3 im O. des Apennin, Etruria bis zum Tiberis, Campania bis zum Silarus, Umbria bis südlich über den Nar und bis zum Äsis, Picenum bis zum Aternus, Samnium bis in die Gegend von Teanum; **Unteritalien** bestand aus Lucania und Bruttii im W., Apulia und Calabria im O. Seit der neuen Organisation des Reiches durch Diokletian und Konstantin d. Gr. umfaßte die Diözese J. folgende Provinzen: Venetia und Histria, Ämilia, Liguria, Flaminia und Picenum (Picenum annonarium), Alpes Cottiae, die beiden Rätien, Tuscia und Umbria, Picenum suburbicarium, Campania, Apulia und Calabria, Lucania und Bruttii, Samnium, Valeria, Sicilia, Sardinia, Corsica. — Die älteste Bevölkerung bestand nach der freilich sehr unsichern Überlieferung in Oberitalien hauptsächlich aus Etruskern und Umbrern, in Mittel- und Unteritalien aus Etruskern (in Etrurien und einem Teil von Kampanien), Umbrern, Sikulern und Önotrern (in dem größten Teil der übrigen westlichen Landschaften), Japygiern (im südöstlichen Teil der Halbinsel) und aus Sabinern und Oskern, welch letztere zwei Völkerschaften im Apennin und auf dessen Abhängen wohnten. Oberitalien wurde aber, mit Ausnahme von Ligurien und einigen Gebieten an den Mündungen des Po, seit etwa 600 v. Chr. von keltischen Völkerschaften, unter denen die Insubrer, Cenomanen und Bojer die bedeutendsten sind, in Besitz genommen, auch das Küstenland der Umbrer von einem dieser Völker, den Senonen; Latium, ursprünglich von den Sikulern bewohnt, fiel einem Volke zu, das aus dem Gebirge in die Ebene herabstieg und den Umbrern, Sabinern und Oskern stammverwandt war, den später so genannten Latinern, vor denen die Sikuler nach Süden auswichen; endlich verbreiteten sich mehrere verwandte, von den Sabinern abstammende und daher sabellische genannte Völkerschaften durch allmähliche Wanderungen von ihren Gebirgswohnsitzen aus über Samnium, Picenum, Kampanien und Lukanien, so daß alle diese Landschaften eine sabellische Bevölkerung (in Bezug auf Samnium werden außer den Samnitern noch die Marser, Marruciner, Päligner, Vestiner, Hirpiner und Frentaner als sabellische Bewohner genannt) erhielten, und auch die südwestlichste Halbinsel erhielt von Lukanien aus eine neue Bevölkerung, die aus sabellischen Lukaniern und der hellenisierten Urbevölkerung entstandenen Bruttii. In Etrurien und Umbrien, soweit letzteres nicht von den Senonen eingenommen wurde, blieben die Etrusker und Umbrier wohnen; in Apulien werden die Daunier und Peucetier, in Kalabrien besonders Messapier als Bewohner genannt, Völker, welche zu dem illyrischen Stamme gehörten. Dies war die Bevölkerung Italiens in der historischen Zeit. Hierzu kommt aber noch eine Anzahl griechischer Kolonien, welche an der Küste von Kampanien, Lukanien, derjenigen der Bruttier und am Tarentinischen Meerbusen meistens in der zweiten Hälfte des 8. und im 7. Jahrh. v. Chr. angelegt wurden, zuerst auch einen großen Landbesitz hatten, später aber von den sich ausbreitenden Lukaniern und Bruttiern (mit Ausnahme von Tarent) auf ihre Mauern beschränkt wurden. Die wichtigsten dieser hellenischen Kolonien sind: Cumä, Rhegium, Locri, Croton, Sybaris (bereits im 6. Jahrh. v. Chr. von den Crotoniaten zerstört), Thurii und Tarentum. Vgl. **Cluverius** (Klüver), I. antiqua (Leiden 1624), nebst **Holstein**, Adnotationes ad Cluverii Italiam (Rom 1666); **Abeken**, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft (Stuttg. 1843); **Nissen**, Italische Landeskunde (Berl. 1883, Bd. 1); v. **Czörnig**, Die alten Völker Oberitaliens (Wien 1885); **Helbig**, Beiträge zur altitalischen Kultur- und Kunstgeschichte (Leipz. 1879). Hinsichtlich der Zustände Italiens unter der römischen Herrschaft s. Römisches Reich (Geschichte).

Italia farà da sè (ital.), »Italien wird ganz allein fertig werden«, die Devise des italienischen Freiheitskampfes von 1849, nach Th. Mundt (»Italienische Zustände« I, 58) vom König Karl Albert von Savoyen und von Vincenzo Gioberti ausgegangen.

Italia irredenta, s. Irredenta.

Italica, 1) röm. Stadt in der hispan. Provinz Bätica, unfern des Bätis, Hispalis (Sevilla) gegenüber, 207 v. Chr. von Scipio Africanus gegründet, zeitweilig Sitz der Provinzialregierung und bekannt als Geburtsort der Kaiser Trajan, Hadrian und Theodosius. Ruinen bei Santiponce. — 2) Stadt, s. Corfinium.

Italicus, Neffe des Arminius, Sohn von dessen Bruder Flavus (s. d.), kurze Zeit König der Cherusker.

Italien (lat. und ital. Italia, franz. Italie, engl. Italy), Königreich, die mittlere der drei Halbinseln Südeuropas (hierzu 3 Karten: Übersichtskarte, nördliche Hälfte und südliche Hälfte von Italien).

Übersicht des Inhalts:

Lage, Meeresküste . .	S. 382	Bergbau	S. 391
Bodengestaltung . . .	383	Industrie	391
Geologische Beschaffenheit	384	Handel und Verkehr . .	392
Gewässer	384	Wohlthätigkeitsanstalten .	394
Klima	385	Staatsverfassung . . .	394
Pflanzenwelt	385	Verwaltung	394
Tierwelt	386	Rechtspflege	394
Areal und Bevölkerung .	387	Finanzen	395
Religion	388	Heerwesen und Marine .	395
Bildung und Unterricht .	389	Kolonien	397
Nationalcharakter . . .	389	Wappen, Orden . . .	397
Bodenkultur	390	Geograph. Litteratur . .	397
Viehzucht und Fischerei .	391	Geschichte	397

Lage, Meeresküste.

In der südlichen Hälfte der gemäßigten Zone gelegen, dehnt sich J. von 37° 55′ (Kap Spartivento) bis 46° 40′ (Monte Cuaterna, nordöstlich vom Kreuzbergpaß) nördl. Br. und von 6° 33′ (Mont Tabor bei Bardonecchia) bis 18° 31′ (Kap Otranto) östl. L. v. Gr. in Gestalt eines langgestreckten, im SW. durch das Dreieck Sizilien vermehrten Trapezes nach SO. aus und grenzt, soweit es nördlich mit dem Festland zusammenhängt, von W. nach O. an Frankreich, die Schweiz und Österreich, während es sonst vom Mittelländischen Meer, und zwar östlich vom Adriatischen, südöstlich vom Jonischen, südlich vom Afrikanischen, westlich vom Tyrrhenischen und Ligurischen Meer umgeben wird. Die Länge des Festlandes beträgt von N. nach S. 1025 km, die Breite der eigentlichen Halbinsel von W. nach O. 130—350 km, während im N. die Breite des zum Königreich J. gehörenden Gebiets 780 km ausmacht. Zu J. sind geographisch auch die großen Inseln **Sizilien**, **Sardinien** und das französische **Corsica**, ferner die kleinern Inseln **Elba**, die **Liparen**, **Ägaten**, **Tremiten**, das englische **Malta** ꝛc. zu rechnen.

Die Landgrenze Italiens beträgt 1900, die Küstenlänge der Halbinsel 3657, die Grenzentwickelung der Inseln 3128 km. Die Küstenumrisse Italiens zeigen sehr verschiedenen Charakter und sind weniger günstig

Digitized by Google

ITALIEN.
Maßstab 1 : 4500000.
Kilometer
Die Provinzen werden nach ihren in der Karte unterstrichenen Hauptstädten benannt. Die älteren noch jetzt gebräuchlichen Landschaftsnamen sind in folgender Schrift beigefügt: Venetien
Haupteisenbahnen. Dampferlinien. Kabel
ÖSTERREICH
UNGARN
SCHWEIZ
Karawanken
Dolomiten
Triest
Venedig
Golf v. Venedig
Istrien
Mailand
Brescia
Verona
Turin
Genua
Bologna
Florenz
Livorno
Lucca
Pisa
Ancona
Ravenna
Rimini
Ferrara
ADRIATISCHES MEER
LIGURISCHES MEER
Etruskischer Apennin
Römischer Apennin
Toscana
Umbrien
Elba
CORSICA
Bastia
ROM
Bosnien
Herzego
Dinarische Alpen

Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl. Bibliographisches Institut in Leipzig. Zum Artikel „Italien“.

Digitized by Google

Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches

Digitized by Google

Institut in Leipzig

Zum Artikel »Italien«.

Digitized by Google

gestaltet als die der östlichen, dagegen günstiger als die der westlichen Mittelmeerhalbinsel Europas. Die Küsten des Ligurischen Meeres von der Var- bis zur Magramündung sind durchaus steil, große Meerestiefen drängen sich ans Ufer heran, über beide Schenkel dieses Golfs aber, die Riviera di Ponente wie die Riviera di Levante, die in der Spitze bei Genua zusammentreffen, ist aller Zauber der Natur ausgegossen, beide sind reich an herrlichen Häfen, wie die der Golfe von Spezia und Rapallo, von Genua, Savona und Porto Maurizio. Die Küste Mittelitaliens von der Magramündung bis zum Kap Circello ist geradlinig, buchten- und hafenlos und daher von der Natur für Seeverkehr schlecht ausgestattet; doch hat die Küste dadurch etwas Mannigfaltigkeit erhalten, daß hier größere Flüsse, namentlich Tiber und Arno, münden und ihr Delta vorgeschoben haben, während gleichzeitig der Küste naheliegende Felseninseln, wie die von Piombino, Monte Argentario, Kap Circello und Gaeta, durch die von der Küstenströmung mitgeführten Sinkstoffe landfest geworden sind. Dadurch ist eine Reihe flacher Golfe entstanden, während gleichzeitig die Anlage künstlicher Häfen (Ostia, die Häfen des Claudius und Trajan, Civitavecchia, Livorno) in dem angeschwemmten Lande nicht schwer war. Reicher ausgestattet ist die Küste vom Kap Circello an. Dort dringen drei Golfe tiefer in das Land ein, von Gaeta, Neapel und Salerno, der mittlere der von der Natur in jeder Hinsicht am reichsten begabte, der sich zwischen Kap Miseno und Punta della Campanella 30 km breit, 13 km tief öffnet, noch geschützt durch die vorliegenden Inseln Ischia und Capri, reich an Häfen, denen die Erzeugnisse der reichen Ebene von Kampanien zuströmen. Die Küste Kalabriens vom Golf von Policastro bis zur Cratimündung im Golf von Tarent ist sowohl am Tyrrhenischen als am Jonischen Meer, außer am Golf von Sant' Eufemia, durchaus Steilküste und ohne Häfen, aber reich an schönen Szenerien. Seit der Zerstörung der griechischen Städte dieser hauptsächlich auf die Landwirtschaft angewiesenen Küste haben die ungeregelten Wasserläufe einen Fieberkordon rings um Kalabrien erzeugt, und sarazenische Seeräuber haben die Bewohner auf die Höhen zurückgescheucht, so daß die Küsten dieser Halbinsel verödeten und in der Kultur zurückblieben. Nur an der Meerenge von Messina finden wir daher eine namhafte Küstenstadt, Reggio, und jetzt erst erwacht an der Küste durch die Eisenbahn wieder neues Leben.

Die Küsten der Insel Sizilien sind fast durchaus steil, an der Ostseite reich an kleinen Buchten und Häfen, daher hier die blühenden Griechenstädte, wie Messina und Syrakus, entstanden. Auch die Nordseite ist noch reich gegliedert und besitzt den Hafen von Palermo. Die Afrika zugekehrte Küste ist ohne alle Häfen, unter großen Kosten wird ein solcher in Porto Empedocle, dem Hafen von Girgenti, geschaffen.

Am günstigsten ist die Küste Süditaliens gebildet am viereckigen Golf von Tarent, der mit 130 km breiter Öffnung zwischen Kap Nao und Santa Maria di Leuca in den Rumpf der Halbinsel eindringt, zwei kleinern Halbinselgliedern, Apulien und Kalabrien, Ursprung gebend. Seine Ufer sind nur an der Nordweitseite flach, von Sümpfen und Dünen begleitet und jetzt zum Teil von Malaria heimgesucht. Tarent hat noch immer einen der besten Häfen Italiens. Durch die 72 km breite Meerenge von Otranto treten wir in das Adriatische Meer ein, dessen Küste bis Rimini ähnlich wie die westliche Mittelmeerküste verläuft. Sie enthält nur den einen allerdings trefflichen Hafen von Brindisi, und nur der Vorsprung von Ancona, an welchem ein durch Kunst leicht zu verbessernder Naturhafen lag, wie die landfest gewordene Insel des Monte Gargano unterbrechen etwas die geradlinige Küste, an die zwar der Apennin nahe herantritt, ohne daß aber eine eigentliche Steilküste entstände. Von Rimini bis zur Mündung des Isonzo haben wir wieder eine durch die Anschwemmungen der zahlreichen dort mündenden Flüsse beständig vorrückende, flache, sumpfige Küste vor uns, die auf weite Strecken von Lagunen begleitet ist, welche durch Dünen (lidi) vom Meer geschieden, durch Öffnungen in denselben (porti) damit verbunden sind und dann treffliche Häfen, wie bei Venedig und Chioggia, bilden.

Bodengestaltung.

Faßt man die orographischen Verhältnisse der Halbinsel ins Auge, so treten zunächst die Alpen bedeutsam hervor, die, J. im NW. und N. von Frankreich und dem übrigen Festland Europas scheidend, als ein ungeheurer Gebirgswall sich von Nizza im W. bis Triest im O. bogenförmig herumziehen und auch einen Teil Piemonts, der Lombardei und Venetiens bedecken. An der italienischen Seite tritt der einseitige Steilabfall der Alpen deutlich, insbesondere in Piemont hervor. Der höchste, ganz auf italienischem Gebiete liegende Gebirgsstock der Alpen ist das zu den Grajischen Alpen gehörige Massiv des Gran Paradiso (4061 m); doch läuft die italienische Grenze über die höchsten Alpengipfel, wie den Mont Blanc und Monte Rosa. Der östliche Teil der Seealpen vom Col di Tenda bis zum Paß von Altare nordwestlich von Savona ist ein Bindeglied zwischen Alpen und Apenninen.

Die nun folgenden Apenninen (s. d.) bestimmen zumeist die Gestalt der Halbinsel; sie ziehen sich zuerst in südöstlicher Richtung bis ins Toscanische, soweit die größere Breite Norditaliens reicht. Zwischen ihnen und den Alpen breitet sich die große Ebene der Lombardei aus, welche in ihrer ganzen Ausdehnung von W. nach O. vom Po mit seinen Nebenflüssen aus den Alpen und Apenninen bewässert wird. Vom Pothal wendet sich der Längenzug der Apenninen mehr gegen SO. in der Hauptrichtung der ganzen Halbinsel und wird zu ihrem zentralen Gebirgssystem. Von hier an nimmt die Zahl der Gebirgsketten zu, welche die ganze Mitte der Längenerstreckung Italiens mit Berglandschaften füllen, die nach S. immer mehr den schroffen, wilden Apenninencharakter annehmen. Nach beiden Meeren hin dacht sich der zentrale Apenninenzug in mehr oder weniger breiten Hügellandschaften ab. Nach O. ist die Abdachung steiler, wilder, nach W. hin sanfter und thalreichere Uferlandschaften darstellend. Den ganzen Süden der Halbinsel füllen die Neapolitanischen Apenninen. Sie bilden die sehr wilde Gebirgslandschaft der Abruzzen (s. d.), welche den Kulminationspunkt der gesamten Apenninen, den Gran Sasso d'Italia (2921 m), enthalten. Die Hauptwasserscheide zieht sich mehr nach W. und tritt am Golf von Policastro ans Tyrrhenische Meer, während sich östlich die Ebene von Apulien und eine flache, trockne, weiter nach SO. der Wasserläufe auf dem porösen Kalkstein ganz entbehrende Kalkplatte anlegt, welche auch die Apulische Halbinsel bildet. Die Apenninen enden eigentlich im Monte Pollino an der Wurzel der Kalabrischen Halbinsel. Ihre Fortsetzung, der Kalabrische Apennin, ist seinem innern Bau nach völlig verschieden. Während außer in Apulien der Ostseite der Halbinsel die Form der Ebene ganz fehlt,

Digitized by Google

besitzt die Westseite die fruchtbare Kampanische Ebene, welche in wenig unterbrochenem Zusammenhang mit den Pontinischen Sümpfen und der Ebene am untern Tiber steht. Eine lange, dem Kamm der Apenninen parallele Reihe von Vulkanen charakterisiert ferner die Westseite der Halbinsel, der Vesuv ist der südlichste und einzig jetzt thätige; die Ostseite hat nur den erloschenen Vultur aufzuweisen.

Geologische Beschaffenheit.

Die Gebirgszüge, welche die Gestaltung Italiens wesentlich bedingen, sind die Alpen im Norden und die bei Genua mit ihnen zusammenhängenden Apenninen, welche das ganze Land bis zur Südspitze durchziehen und auch nach Sizilien übersetzen; beide Gebirge sind gefaltete Kettengebirge von gleichem Bau und gleichem (tertiärem) Alter. Die Alpen (s. d.) bestehen auf italienischem Gebiet östlich vom Lago maggiore in den Vorhöhen aus tertiären und Kreidebildungen, vorzugsweise Kalken und Sandsteinen, im höhern Gebirge aus triassischen und jurassischen Kalken und Dolomiten. Vom Lago maggiore westlich reichen altkristallinische Gesteine, Gneis, Granit, Amphibolite, Serpentine, Talkschiefer ꝛc. bis an die Ebene heran, aus ihnen bestehen auch noch überwiegend die Ligurischen Alpen. Die Apenninen bauen sich bis zum Golf von Tarent und Kalabrien vorwiegend aus eocänen Kalk- u. Sandsteinschichten von großer Mächtigkeit und häufig durchbrochen, wie z. B. westlich und östlich von Genua, von Gabbro- und Serpentinmassen, und aus den in den römischen und neapolitanischen Apenninen weiter verbreitet auftretenden Kalksteinen der Jura- und Kreideformation auf; ihnen lagern in langer, schmaler Zone an der Ostseite vom Bergland von Montferrat bis zum Golf von Tarent jüngere (miocäne und pliocäne) Tertiärschichten an und auf; diese bilden mehr die niedern Gehänge, jene die höhern Gebirge. Der Kalabrische Apennin besteht ganz aus Granit, Gneis und kristallinischen Schiefern mit nur sehr geringen Resten von Kreidekalk; er wird rings umlagert von jungtertiären Schichten, so daß die ältern Gesteine nur selten an das Meer herantreten. Auch in der Nordostecke Siziliens erscheinen diese kristallinischen Gesteine, verschwinden dann aber weiter nach W. und S. unter Trias-, Jura- und Kreidebildungen, die selbst wieder in größter Ausdehnung von eocänen Ablagerungen, Kalksteinen, Mergeln, Thonen und Gipsen, den Trägern der so wichtigen Schwefellager in den Provinzen Caltanissetta und Girgenti, bedeckt sind. Die weite Po-Ebene zwischen den Alpen und dem nördlichen Apennin wird ausgefüllt von Alluvionen; an ihrem nördlichen und westlichen Rande, wo sie in das Hügelland übergeht, spielen die als Endmoränen der Gletscher der Eiszeit abgelagerten Schuttmassen eine große Rolle, besonders südlich vom Gardasee und von Ivrea. Die Berge in der Umgegend von Vicenza und die Euganeen bei Padua sind vulkanischen Ursprungs (Trachyte, Basalte und Tuffe). Auch auf der Westseite des Apennin sind vulkanische Gesteine sehr verbreitet; von Toscana, wo unter dem ausgedehnten Pliocän (Subapenninformation) auch noch eocäne sowie Kreide-, Jura-, Trias- und selbst permische Ablagerungen sichtbar werden, bis an den Golf von Neapel findet sich eine Reihe von Vulkanen, deren nördlichster der Trachytkegel des Monte Amiata ist; nach S. schließen sich an die erloschenen Vulkane in der Gegend des Bolsener Sees und von Viterbo das in verschiedenen Epochen vulkanischer Thätigkeit entstandene Albaner Gebirge, dann die Rocca Monfina in Kampanien und das vulkanische Gebiet von Neapel mit dem noch jetzt thätigen Vesuv. Vielleicht kreuzt hier die Reihe mit einer andern, durch die trachytischen Ponza-Inseln, Ischia und weiter östlich den vulkanischen Vultur bezeichneten Vulkanreihe. Vulkanische Tuffe, deren Material von der Rocca Monfina, wohl auch von den Kratern der Phlegräischen Felder und dem Vesuv ausgeworfen ist, bilden überwiegend die Ebene von Kampanien, die römische Campagna und die Gegend von Viterbo. Die Solfataren (bei Neapel ꝛc.), ebenso die Borsäure Lagoni Toscanas im Quellgebiet der Cecina und Merse stehen mit den vulkanischen Erscheinungen in engster Verbindung. Vulkanische Gesteine, und zwar vorwiegend Basalte, bauen auf Sizilien den noch thätigen Ätna auf; die Liparischen Inseln mit noch thätigen Vulkanen auf Vulcano und Stromboli sind trachytischer (liparitischer) Natur. Sardinien besteht überwiegend aus altkristallinischem Gestein wie die Schwesterinsel Corsica, aber auch paläozoische Schiefer, Kreidekalke und vulkanische Gesteine (diese zumal im Westen) nehmen bedeutenden Anteil am Aufbau der Insel. Die wichtigsten Arbeiten über die geognostischen Verhältnisse Italiens sind die im »Bolletino del R. Comitato geologico d'Italia« niedergelegten, dann mancherlei Untersuchungen G. v. Raths in der »Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft«, Arbeiten von E. Sueß, Sartorius v. Waltershausen, Th. Fuchs, B. Gastaldi, Ponzi, Seguenza u. a.

An nutzbaren Mineralien finden sich in J. namentlich Marmor (zu Carrara ꝛc.), Schwefel (besonders in Sizilien), Alaun, Borsäure (Soffionen in Toscana, vgl. Borsäure), Steinsalz, ferner Eisenglanz (Elba), Blei- und Zinkerze (Sardinien), Kupfererze, Braunkohlen und Zinnober in Toscana.

Gewässer.

Auch in hydrographischer Hinsicht zeigt Oberitalien einen wesentlichen Unterschied gegen die eigentliche Halbinsel und die Inseln. Nur im kontinentalen J. und zwar in den Alpen mit ihren Schnee- und Gletschermassen, ihren Seen und ihren auch im Sommer noch reichlichen Regen findet sich die zur Speisung von Flüssen hinreichende Wassermenge. Auf der eigentlichen Halbinsel drängen sich die Regen um die Winterszeit zusammen, und die Schneemassen, welche die Apenninen von 1500 m an, selbst noch die Sila und die Madonie Siziliens sechs Monate lang bedecken, vermögen die Flüsse im heißen Sommer kaum mehr zu nähren. Nur in den italienischen Niederlanden finden wir daher das ganze Jahr wasserreiche Flüsse, sonst ist der Wasserstand derselben im Sommer ein sehr niedriger, je weiter nach S., um so mehr; ja, die meisten Flüsse führen im S. nur im Winter und oft auch nur nach heftigen Regen Wasser, sie sind Torrenten oder Fiumaren. Auf der Halbinsel selbst sind die zum Tyrrhenischen Meer gehenden Flüsse die wasserreichern, aber nur der Tiber und in geringerm Maße der Arno und Garigliano sind schiffbar. Noch unbedeutender sind der Volturno, der Sele, Ombrone, Serchio und Magra. Selbst die größten der ins Adriatische und Ionische Meer mündenden Flüsse, der Crati und Bradano (in den Golf von Tarent), der Ofanto, Pescara, Metauro, sind nur Küstenflüsse. Das Gleiche gilt vom Simeto, Platani und Salso Siziliens. Dagegen ist der Po trotz seiner geringen Lauflänge einer der verhältnismäßig wasserreichsten Flüsse Europas und in hohem Grade schiffbar, welche Eigenschaft nur durch die Flachheit seiner zahlreichen Mündungsarme (s. Po) beeinträchtigt wird.

Digitized by Google

Auch die Etsch, obwohl weit reißender, ist im Unterlauf schiffbar, ebenso Ticino, Adda, Mincio, Oglio und einige andre Alpenzuflüsse des Po, während die von den Apenninen kommenden, außer dem Tanaro, sowie die Alpenflüsse des Venezianischen, Brenta, Piave, Tagliamento, die Natur der süditalienischen Torrenten haben. Es beruht dies wesentlich darauf, daß ihnen so herrliche Sammelbecken, wie Lago maggiore, Comer-, Iseo- u. Gardasee, fehlen. Die Seen der Halbinsel sind entweder flache Wasserbedeckungen von Mulden im Gebirge, wie der Trasimenische (der gegenwärtig entwässert und in Kulturland verwandelt wird, wie auch die benachbarten kleinern Seen von Chiusi und Montepulciano), oder Kraterseen, wie der von Bracciano, der Albaner- und Nemisee, oder aber Strandlagunen, wie die von Salpi und Comacchio.

Klima.

Zu den großen Vorzügen Italiens gehört auch sein herrliches, außerordentlich mildes Klima, das es dem Wall der Alpen, dem überall wirksamen Einfluß des Meeres und der günstigen südlichen Exposition ganzer Landschaften verdankt. Es lassen sich drei Regionen unterscheiden: das Pogebiet, Mittelitalien und Süditalien, zu welchem die ligurische Küste zu rechnen ist. Das Pogebiet ist gegen den direkten Einfluß des Mittelländischen Meeres durch hohe Gebirgsmauern geschützt und öffnet sich nur noch gegen die Adria. Daher ist das Klima kontinentaler: heiße Sommer und kalte Winter. Die Jahresextreme betragen für Mailand 34°, —10° (abs. Extr. 38°, —12°), Alessandria 35°, —11° (abs. Extr. 37°, —18°), Venedig (abs. Extr. 34°, —9°). Die Winterkälte wird hier nicht durch Lufttransport, sondern durch Ausstrahlung im Gebiet selbst bedingt. An den südlichen Abhängen der Alpen (insbes. an den Seen) ist der Winter etwas milder als in der Ebene; Nordwinde sind zwar häufig, aber da es Fallwinde (Nordföhn) sind, so sind sie verhältnismäßig warm. Durchschnittlich fallen im Pogebiet jährlich ca. 80 cm Regen, vorwiegend in der kältern Jahreszeit, doch ist auch der Mai ziemlich regnerisch. Im einzelnen fallen durchschnittlich zu Bologna 64, Modena 71, Alessandria 66, Turin 84, Mailand 100, Venedig 77, Udine 154, Belluno 138, Tolmezzo 244 cm Regen und Schnee (Schneetage jährlich durchschnittlich: Verona 6, Brescia 11, Venedig 6, Mailand 10 [Nizza 0,4], untere Schneelinie am Südabhang der Schweizer Alpen ca. 3300 m; Gewittertage: Mailand 24 jährlich). Die Riviera ist im N. durch hohe Gebirge geschützt und bildet eine klimatische Oase mit voller Mediterranflora, wie man sie erst in Süditalien wiederfindet. In Mittelitalien, südwestlich vom Apennin, ist der Winter kälter als an der Riviera, aber wärmer als an der adriatischen Abdachung. Mittlere Jahresextreme: Rom 35°, —4° (abs. Extr. 37°, —6°), Ancona 35°, —4°. In Mittelitalien fallen durchschnittlich 84 cm Regen, hauptsächlich vom Oktober bis Dezember (Rom 77, Ancona 73, Livorno 85, Florenz 82, Urbino 103 cm). Schneefälle sind selten (Rom jährlich 1,6, Florenz 1,3 Schneetage). Süditalien (mit Sizilien) hat ein ausgesprochenes Mittelmeerklima, am östlichen Apennin sind die Sommerregen häufiger als im W.; der Winter ist sehr mild, so daß keine Unterbrechung in der Vegetation eintritt und nur die Berge längere Zeit von Schnee bedeckt sind. Eine Schattenseite Italiens ist die weite Verbreitung der Malaria (s. d.), die hervorgerufen wird durch im Boden mit stagnierendem Süßwasser und bei großer Hitze vegetierende Mikroorganismen; sie herrscht daher nur vom Juli bis September, macht aber ganze Landschaften, wie die Maremmen von Toscana und die römische Campagna, unbewohnbar. In der kühlern Jahreszeit (der Regenzeit), wo also die Gewässer fließen, schwindet die Malaria. Auch der heiße, trockne Sciroccowind, der von S. her weht, ist lästig und zuweilen der Vegetation schädlich. In Süditalien fallen jährlich durchschnittlich 80, auf Sizilien 60 cm Regen, am meisten im Winter (Jahressummen: Palermo 72, Syrakus 51, Lecce 59, Cosenza 119, Neapel 82 cm; Palermo jährlich 2,6 Schneetage). Mittlere Jahresextreme: Palermo 40°, —0° (absolute Extreme: Lecce 41°, —3°, Neapel 37°, —4°, Cosenza 42°, —7°, Palermo 45°, —1°, Syrakus 38°, —1°).

Pflanzenwelt.

Außer der ligurischen Küste besitzt fast nur die südliche Hälfte der Halbinsel eine ausgeprägte Mittelmeerflora (s. d.); in der Lombardei, Toscana und auch noch in der Umgebung von Rom überwiegen die Pflanzen des mitteleuropäischen Gebiets, denen nur einzelne Bestände der immergrünen Formationen beigemischt sind. Das Tiefland des Po und des venezianischen Küstenstrichs enthält nur sporadische Ausstrahlungen der Mediterranflora an den lombardischen Seen und auf den Euganeen bei Padua. Ähnlich sind die Verhältnisse auch am Adriatischen Meer, an welchem nur das Vorgebirge Gargano durch den Reichtum südlicher Florenelemente sich auszeichnet. Die Abruzzen bilden ein Übergangsgebiet zur mitteleuropäischen Vegetation des Apennin, in dessen tiefern Lagen zwar immergrüne Laubhölzer und Oliven gedeihen, aber nur wenige andre Mittelmeerpflanzen auftreten. Da die Verzweigungen des letztgenannten Gebirges einen großen Teil auch von Süditalien erfüllen, so bleibt für die Entfaltung der immergrünen Region, die meist nicht über 500 m emporzusteigen pflegt, nur wenig Raum übrig. Dem entsprechend ist auch Nord- und Mittelitalien an endemischen Pflanzen verhältnismäßig arm, erst in Unteritalien und besonders in Sizilien ändert sich dies Verhältnis. Auf den Nebroden, dem nördlichen Küstengebirge der Insel, dessen Flora durch Strobl zu den bestdurchforschten Gebieten Süditaliens gehört, wird die unterste Vegetationsstufe (bis 700 m) von immergrünen Strauchbeständen aus Erica arborea, Arbutus Unedo, Phyllyrea media, Tamarix africana, Myrtus communis, Rosa sempervirens, Daphne Gnidium, Passerina hirsuta, Osyris alba, an Flußufern auch von Nerium Oleander gebildet. In diesem Gürtel von Macchien (s. Mittelmeerflora) beginnt die Blütezeit schon im Dezember, der Höhepunkt des Pflanzenlebens tritt im April ein, um dann rasch wieder abzunehmen; schon im Mai erscheinen mehr und mehr stachlige und zottige Formen statt der frischgrünen, zarten Frühjahrspflanzen; im Herbst wacht dann die Vegetation mit den ersten September- oder Oktoberregen zum zweitenmal auf. Die immergrüne Region schließt auch die Kulturgebiete ein, auf denen Ölbaum, Feige, Pfirsich, Mandel, Aprikose, Weinstock, Weizen, Gerste, Reis (bei Scillato), Mais, Tomaten, Kichererbse, Saubohne, Feigenkaktus (nur sehr vereinzelt), Agave, Kohlarten, Zichorie, Endivie, Rettich, Fenchel, Artischocke, verschiedene Laucharten, Runkelrübe, Kürbis, Gurke und Melone gezogen werden; in höhern Lagen werden auch Mannaeschen (Fraxinus Ornus und andere Arten), Haselnuß, Birnen, Äpfel, Kirschen gepflegt; beschränkt ist auf den Nebroden die Kultur von Lorbeerbäumen, Zitronen, Orangen, Walnuß- und Maul-

Digitized by Google

beerbäumen. Die ursprünglichen Waldbestände von Quercus Ilex und Q. Suber dieser Region sind bis auf vereinzelte Exemplare oder kleine Gruppen zerstört; nur wenig belangreiche Eschenwälder kommen vor. Am ausgedehntesten sind die Erikengestrüppe (Erica arborea), die bei Finale einen Bestand von ½ Stunde Breite und 2—3 Stunden Länge bilden; große Strecken bedecken auch die Haselnußsträucher (zwischen 500 und 700 m); längs der Flußläufe ziehen sich in den obern Lagen schmale Streifen von Weiden und Pappeln, in der tiefern Zone ebensolche von Oleander hin. Die Staudenvegetation zerfällt in die Formation der Matten (mit Tetragonolobus biflorus u. a.), der Litoralpflanzen (mit Medicago marina u. a.), der wüsten Plätze (mit Urtica pilulifera u. a.) und der steinigen Triften (mit Euphorbia dendroides u. a.); auch hochhalmige Gräser, wie das häufig verwilderte Arundo Donax, Andropogon hirtus u. a., bilden hier und da kleine Bestände. In der Flora der immergrünen Region überwiegen in auffallender Weise die einjährigen Kräuter; von systematischen Gruppen sind besonders die Liliaceen, Orchideen, Euphorbiaceen und Cistineen artenreich.

Die zweite Höhenstufe bildet die Waldregion, die vom Beginn der Kastanienwälder bis zur obern Grenze des Buchenwaldes (bei 1800—1900 m) reicht. Sie zeichnet sich durch das Auftreten zahlreicher sommergrüner Bäume und Sträucher, wie besonders Buche, Edelkastanie, Quercus pubescens, Q. apennina und Cerris nebst Arten von Acer, Pirus, Crataegus u. a., aus; auffallend groß ist die Anzahl strauchiger Leguminosen besonders aus den Gattungen Genista und Cytisus. Das Pflanzenleben dieser Region beginnt durchschnittlich Ende März, erreicht seinen Gipfelpunkt im Mai oder Anfang Juni und findet Ende Juli seinen Abschluß; erst mit den Herbstregen erscheinen einige neue Pflanzen, wie besonders Arten von Colchicum, Scilla, Sternbergia, Crocus, Cyclamen u. a. Die Baumbestände suchen mit Vorliebe sonnige Berghänge auf; die ursprünglichen Tannenwälder wurden ausgerottet, weil die Buche gewinnbringender erscheint. Das Unterholz wird vorzugsweise von Ilex Aquifolium, Ruscus aculeatus, Lonicera Xylosteum, Acer campestre, Rosen der Canina-Gruppe, auch wohl von Clematis Vitalba oder Rubus glandulosus gebildet. Die Staudenvegetation wird von Orchideen, Pteris aquilina, Centaurea Calcitrapa, Eryngium campestre, Tanacetum Balsamita, Anthemis Cotula, Prangos ferulacea u. a. zusammengesetzt. In tiefern Lagen dieser Region wird häufig Obstbaumzucht getrieben, Weizenfelder steigen bis 1300 m aufwärts.

Die alpine Region (bei 1800—1975 m) wird durch das Fehlen des Baumwuchses und das Auftreten niedriger Sträucher (Juniperus hemisphaerica, verschiedene Rosa-Arten, selten Ephedra nebrodensis) gekennzeichnet. Eine zusammenhängende Vegetationsdecke fehlt meist, nur in Mulden mit angesammelten Humusschichten kommt sie zur Ausbildung. Die ausdauernden und zugleich Trockenheit liebenden (xerophilen) Gewächse überwiegen; das Pflanzenleben beginnt erst Ende April oder Anfang Mai, erreicht im Juli seinen Höhepunkt und erlischt bereits im August, so daß die Vegetationszeit nur 3—4 Monate beträgt. Die Alpenpflanzen dieser Region sind teils mit Arten der zentraleuropäischen Hochgebirge identisch, teils bilden sie Parallelformen zu denselben (wie z. B. Poa insularis *Parl.* zu Poa alpina *L.*, Calamintha nebrodensis *Kern.* zu C. alpina *Benth.*, Alyssum nebrodense *Tin.* zu A. alpestre *L.*, Viola nebrodensis *Presl* zu V. calcarata *L.* u. a.). Dazu kommt dann noch eine Reihe endemischer, auf die Nebroden beschränkter Pflanzen, besonders aus den Familien der Liliaceen, Kompositen, Umbelliferen, Kampanulaceen, Rubiaceen, Kruciferen, Cistineen; anderseits fehlen eine Anzahl für die Zentralalpen charakteristischer Familien und Gattungen, wie Gentianeen, Salicineen, Junkaceen, Cyperaceen, Primula, Pedicularis u. a.

Die hier von den Nebroden gegebene Schilderung kann als typisch für die übrige italienische Mittelmeerflora gelten, sofern man von der speziellen Artenzusammensetzung der Bestände absieht und nur die Hauptgliederung der Vegetation im Auge behält. Floristisch steht das westliche Ober- u. Mittelitalien zu der Mittelmeerzone Frankreichs (s. Frankreich, S. 716), das östliche J. mit Istrien u. dem westlichen Teil der Balkanhalbinsel in näherer Verwandtschaft; ein zweites, gut abgegrenztes Florengebiet mit eigentümlichen endemischen Erzeugnissen, wie z. B. einer Reihe sehr kleinblätteriger Labiaten, bilden Corsica u. Sardinien, ein drittes Sizilien nebst Kalabrien. Der Reichtum der ursprünglichen Pflanzenformen ist in letzterm Gebiet am größten, während in Ober- und Mittelitalien die floristische Vermischung mit den Nachbargebieten sowie auch die von den Zentralalpen aus längs des Apennin erfolgende Wanderung von Hochgebirgspflanzen in stärkerm Maß erfolgen mußte als in den übrigen, mehr isolierten Bezirken des zu J. gehörigen Ländergebiets.

Tierwelt.

J. gehört in seiner Tierwelt der größern Hälfte nach zur mittelländischen Subregion der paläarktischen Region; im Norden, in den Alpen zählt es natürlich Alpentiere zu seinen Bewohnern (s. Alpen, S. 421); hier findet sich allein noch der Alpensteinbock in den Gebirgszügen zwischen Piemont u. Savoyen. In Norditalien findet das Hermelin seine südliche Verbreitungsgrenze; unter den Spitzmäusen ist für die Mittelmeerländer, also auch für J., charakteristisch die Wimperspitzmaus, unter den Mäusen die viel Schaden thuende kurzschwänzige Erdmaus; verbreitet ist der Siebenschläfer, der bei den Römern als Leckerbissen galt und gemästet wurde. In J. eingeführt ist der gemeine Büffel, der in den sumpfigen Niederungen ein halbwildes Leben führt; ebenfalls halbwild leben die Dromedare auf der bekannten Kamelstuterei zu San Rossore bei Pisa, die schon 1692 erwähnt wird; die Tiere schweifen frei in der an die Umgebung von Tunis erinnernden Gegend umher und suchen sich auch ihre Nahrung während des größten Teils des Jahres selbst. Damwild ist in J. eingeführt, Hirsch und Reh finden sich wild. Der Hirsch fehlt auf Sizilien, kommt jedoch auf Sardinien vor; hier lebt auch als einziger wilder Vertreter der Schafe in J. der Muflon, der hier sowohl gejagt wie gezähmt wird; als Rasse des Hausschafes in J. ist das Hängeohrschaf Oberitaliens zu erwähnen. Von sonstigen Säugetieren besitzt J. besonders einige charakteristische Fledermäuse. Von Vögeln werden in J. ca. 400 Arten gezählt; zu allgemein paläarktischen Formen gesellen sich hier einige für die mittelländische Subregion charakteristische Arten, besonders aber ist J. und in erster Linie sein südlichster Teil, Sizilien, in der Ornithologie wichtig durch die »Passa«, das Passieren der Zugvögel im Frühjahr und Herbst, wobei leider eine Unzahl Vögel, besonders Lerchen und Wachteln, dem Jagdvergnügen zum Opfer fallen. Von Amphibien beherbergt J. 10 Gattungen mit 16 Arten. Von den bekannten europäischen For-

Digitized by Google

men fehlt J. die Kreuzkröte (Bufo calamita), dagegen sind ihm eigen der Brillensalamander, am Westabhang der Apenninen und auf Sardinien vorkommend, und der braune Höhlensalamander (Spelerpes fuscus), auf dem Festland in weiterm Umfang und ebenfalls in Sardinien lebend. Der Scheibenzüngler Discoglossus pictus ist von Sizilien und Sardinien bekannt. Sehr zahlreich sind in J. die Reptilien, von denen 24 Gattungen mit ca. 37 Arten gezählt werden; alle in Mitteleuropa sich findenden Formen kommen auch in J. vor, zu denen sich dann Typen der mittelländischen Subregion gesellen, besonders Haftzeher (Geckos), deren sich mehrere Arten im südlichen J. finden. Eine Art derselben (Phyllodactylus europaeus) ist isoliert Sardinien eigen, gleich einer Gattung der echten Eidechsen (Notopholis), dagegen fehlt auf Sardinien die sonst in ganz Europa verbreitete Blindschleiche; eine charakteristische Echsenart Italiens ist auch Seps. Als Giftschlange ist besonders die allgemein verbreitete Aspisviper gefürchtet. Die Fische Italiens spielen im Handel eine wichtige Rolle: von Süßwasserfischen Forellen, Karpfen, Äsche, Aalraupe, Barsch, Maifisch; durch die Regierung wurden in verschiedene Seen eingesetzt Salm, Saibling, Maräne. Sehr bedeutend ist die Seefischerei an den Küsten Italiens; besonders werden gefangen der Thunfisch bei Sizilien u. Sardinien, Meeräschen bei Sardinien, Scholle, Goldbrasse, Makrele, Muräne, Seeaal, Sardellen, Sardinen; für die Aalfischerei sind von besonderer Wichtigkeit die sogen. Valli von Comacchio u. Venedig, abgegrenzte, aber mit dem Meer in Verbindung stehende Wasserräume, in welchen die jungen Aale heranwachsen. In der Molluskenfauna zeigt J. in seinen Gebirgen einen alpinen, in der Ebene einen mittelmeerischen Charakter; eigentümlich sind große, am Fuße der Alpen beginnende Helix-Arten aus der Sippschaft unsrer Weinbergschnecke, besonders die gebänderte Helix aspersa; für Süditalien und Sizilien charakteristisch sind die Iberus-Arten, die die hier fehlenden, in den Küstenländern des Mittelmeers weit häufigern Makularien ersetzen; die Inseln zeigen in ihrer Molluskenfauna große Ähnlichkeit mit dem Festland, doch deuten zahlreiche eigentümliche Arten auf eine schon vor geraumer Zeit stattgefundene Trennung hin; so hat Sizilien unter 229 Arten 118 eigentümliche. Die Insektenwelt Italiens trägt den Charakter der Subregion, zu welcher J. gehört; zwei bekannte Charakterformen sind z. B. die Gottesanbeterin und der Skorpion. Die Kenntnis der niedern Fauna Italiens ist in neuerer Zeit besonders durch die Untersuchung der oberitalienischen Seen gefördert worden, die reich sind an den im ganzen und großen kosmopolitisch verbreiteten niedern Süßwasserorganismen, Krustern, Rädertieren, Protozoen.

Areal und Bevölkerung.

Das **Königreich J.** umfaßt nach der neuern Ausmessung des militärgeographischen Instituts 286,589 qkm (5204,7 QM.), wovon 236,402 qkm auf das Festland und 50,187 qkm auf die Inseln kommen. Die Bevölkerung belief sich 1871 auf 26,801,154 und nach der letzten Volkszählung vom 31. Dez. 1881 auf 28,459,628 Einw.; Ende 1892 wurde sie auf 30,535,848, Ende 1893 auf 30,724,897 Seelen berechnet. Die Bevölkerungszunahme beträgt jährlich durchschnittlich 0,62 Proz. Die Verteilung des Flächenraums und der Bevölkerung (nach der letzten Zählung 1881 und nach der Berechnung 1892) auf die 69 Provinzen, die in 16 Landschaften (compartimenti) zusammengefaßt werden, zeigt die folgende Tabelle.

Übersicht der Provinzen Italiens.

Provinzen und Landschaften	QKilometer	Einwohner 31. Dez. 1881	Einwohner berechnet für 31. Dez. 1892
Alessandria	5 052	729 710	780 333
Cuneo	7 466	635 400	655 455
Novara	6 613	675 926	737 721
Turin	10 247	1 029 214	1 097 479
Piemont:	29 378	3 070 250	3 270 988
Genua	4 099	760 122	816 394
Porto Maurizio	1 179	132 251	142 200
Ligurien:	5 278	892 373	958 594
Bergamo	2 844	390 775	417 196
Brescia	4 781	471 568	489 438
Como	2 826	515 050	559 745
Cremona	1 799	302 138	305 899
Mailand	3 169	1 114 991	1 247 166
Mantua	2 363	295 728	308 974
Pavia	3 343	469 831	497 238
Sondrio	3 192	120 534	131 605
Lombardei:	24 317	3 680 615	3 957 261
Belluno	3 349	174 140	176 097
Padua	2 183	397 762	437 703
Rovigo	1 774	217 700	238 274
Treviso	2 488	375 704	408 519
Udine	6 582	501 745	525 802
Venedig	2 420	356 708	379 254
Verona	3 077	394 065	425 697
Vicenza	2 725	396 349	436 538
Venetien:	24 548	2 814 173	3 022 884
Bologna	3 752	457 474	486 059
Ferrara	2 621	230 807	249 488
Forli	1 879	251 110	271 200
Modena	2 558	279 254	287 462
Parma	3 238	267 306	272 040
Piacenza	2 471	226 717	229 039
Ravenna	1 852	225 764	223 478
Reggio	2 269	244 959	249 816
Emilia:	20 640	2 183 391	2 268 582
Arezzo	3 298	238 744	243 340
Florenz	5 867	790 776	817 980
Grosseto	4 503	114 295	122 291
Livorno	344	121 612	124 902
Lucca	1 445	284 484	289 053
Massa e Carrara	1 780	169 469	179 562
Pisa	3 055	283 563	304 268
Siena	3 812	205 926	207 351
Toscana:	24 104	2 208 869	2 288 747
Ancona	1 974	267 338	272 925
Ascoli Piceno	2 063	209 185	216 201
Macerata	2 816	239 713	242 756
Pesaro-Urbino	2 895	223 043	234 526
Marken:	9 748	939 279	966 408
Perugia (Umbrien)	9 709	572 060	597 930
Rom (Latium)	12 081	903 472	994 400
Aquila	6 436	353 027	377 068
Campobasso	4 381	365 434	378 593
Chieti	2 947	343 948	349 290
Teramo	2 765	254 806	265 017
Abruzzen u. Molise:	16 529	1 317 215	1 369 968
Avellino	3 037	392 619	412 242
Benevent	2 118	238 425	245 834
Caserta	5 267	714 131	736 960
Neapel	906	1 001 245	1 115 007
Salerno	4 964	550 157	568 541
Kampanien:	16 292	2 896 577	3 078 584
Bari	5 350	679 499	773 080
Foggia	6 963	356 267	397 205
Lecce	6 797	553 298	626 960
Apulien:	19 110	1 589 064	1 797 245

Digitized by Google

Provinzen und Landschaften	QKilometer	Einwohner	
		31. Dez. 1881	berechnet für 31. Dez. 1892
Potenza (Basilicata)	9962	524 504	541 865
Catanzaro	5258	433 975	460 029
Cosenza	6653	451 185	465 842
Reggio di Calabria .	3164	372 723	395 167
Kalabrien:	15 075	1 257 883	1 321 038
Caltanissetta	3273	266 379	312 904
Catania	4966	563 457	648 761
Girgenti	3035	312 487	340 534
Messina	3227	460 924	509 587
Palermo	5047	699 151	801 204
Syrakus	3735	341 526	401 224
Trapani	2457	283 977	350 726
Sizilien:	25 740	2 927 901	3 364 940
Cagliari	13 483	420 635	453 839
Sassari	10 595	261 367	282 575
Sardinien:	24 078	682 002	736 414
Königr. Italien:	**286 589**	**28 459 628**	**30 535 848**

J. ist im ganzen dicht bevölkert, indem nach der letzten Zählung 1881: 99, nach der Berechnung 1892: 107 Bewohner auf das Quadratkilometer kommen; doch zeigen die Landschaften und noch mehr die einzelnen Provinzen, welche jene umfassen, große Differenzen hinsichtlich ihrer relativen Bevölkerung. Die Extreme bilden die Landschaft Kampanien mit 175 (189) und die Insel Sardinien mit 29 (31), unter den Provinzen einerseits Neapel mit 1149 (1231), anderseits Sassari mit 26 (27) und Grosseto mit 25 (27) Einw. auf 1 qkm. Sehr dicht bevölkert sind auch die Landschaften Ligurien und die Lombardei.

Nach der letzten Erhebung zählt J. 8254 Gemeinden mit 6,240,874 bewohnten Häusern und 4,469,500 Familien, so daß je 100 Familien 72 Häuser bewohnen und 455 Individuen zählen. Die Gemeinden sind häufig von großem Umfang, da sie in der Regel mehrere Orte (frazioni), im ganzen 26,006, umfassen. In manchen Gegenden Italiens, wie in Sizilien, gibt es fast gar keine kleinern Ortschaften, sondern nur städtische Orte von mehreren tausend Einwohnern. Von der Gesamtbevölkerung leben 20,684,255 oder 72,7 Proz. in zusammenhängenden Wohnplätzen beisammen und 7,775,373 oder 27,3 Proz. auf dem Lande zerstreut. Die bevölkertsten Orte waren nach der Zählung von 1881, bez. nach der Berechnung für 1893: Neapel mit 463,172 (522,700), Mailand mit 295,543 (432,400), Rom mit 273,268 (451,000), Turin mit 230,183 (335,900), Palermo mit 205,712 (276,000), Genua mit 138,081 (215,300), Florenz mit 134,992 (200,300), Venedig mit 129,445 (150,900), Bologna mit 103,998 (142,400) Einw.

Nach dem Geschlecht wurden 1881: 14,265,383 männliche und 14,194,245 weibliche Personen gezählt, so daß sich ein geringer Männerüberschuß (auf 1000 männliche 995 weibliche) ergibt. Dieser Überschuß steigert sich am höchsten in der Provinz Rom (auf 1000 männliche nur 862 weibliche). Die Bevölkerungsbewegung ergab 1893 folgende Resultate: 225,523 Trauungen, 1,125,146 Geburten, 776,704 Sterbefälle und 46,039 Totgeburten. Im Durchschnitt der letzten zehn Jahre kamen auf 1000 Bewohner 8 Trauungen, 38 Lebendgeborne und 27 Sterbefälle; auf 1000 Geburten 74 uneheliche und 27 Totgeborne. Die Bevölkerung Italiens erleidet alljährlich durch Auswanderung einen nicht unbeträchtlichen Verlust, der 1892: 223,667, 1893: 246,751 Personen betragen hat. Die größte Zahl von Auswanderern kommt aus Venetien, Piemont, Kampanien und der Lombardei. Ungefähr für die Hälfte der Auswanderer waren europäische Länder das Reiseziel (Frankreich, Österreich, Schweiz, Deutschland u. a.). Unter den außereuropäischen Ländern übten Brasilien, die Vereinigten Staaten, Argentinien und Uruguay die größte Anziehungskraft aus. 1891 wurde die Zahl der im Ausland lebenden Italiener mit 1,988,144 Personen ermittelt. In europäischen Staaten leben hiervon 470,732 (Frankreich 295,741, Österreich-Ungarn 52,198, Schweiz 41,881), in Amerika 1,429,241 (Brasilien 554,000, Argentinien 452,000, Vereinigte Staaten 286,520, Uruguay 100,000), in Afrika 75,211 Personen. Dagegen zählte man 1881 in J. 59,956 Ausländer, darunter 16,092 aus Österreich-Ungarn, 12,104 Schweizer, 10,781 Franzosen.

Mit wenigen Staaten Europas teilt J. den großen Vorzug, daß es auch eine nationale Einheit bildet, daß es, wenn auch von zahlreichen einzelnen Fremden längere oder kürzere Zeit bewohnt, fast nur Italiener innerhalb seiner politischen Grenzen umfaßt und diese sich auch fast ganz mit dem Gebiet des italienischen Volkstums decken. Die italienische Sprache herrscht, abgesehen vom Königreich J., in einem Teil der südlichen Schweiz und Tirols, in Triest, Görz und in den Küstenstädten Istriens und Dalmatiens sowie auf Corsica und Malta. Die Furlaner, die Bewohner von Friaul (Provinz Udine), ca. 430,000 Köpfe, sind zwar Romanen, sprechen aber eine vom Italienischen wesentlich abweichende, dem Ladinischen nahe stehende Sprache. Überhaupt ist im Venezianischen, wo noch heute in einigen Dörfern der sogen. 13 Gemeinden, wie der 7 Gemeinden nördlich von Verona und Vicenza, deutsch gesprochen wird, das Italienische erst mit dem Ausgang des Mittelalters die herrschende Sprache geworden. Auch südlich vom Monte Rosa sitzen noch Deutsche (in ganz J. zusammen ca. 25,000), wie in den Bergen Piemonts Franzosen (140,000). In den an Görz grenzenden Distrikten Friauls wohnen 37,000 Slowenen. In Apulien, Kalabrien und auf Sizilien finden sich schon seit dem 15. Jahrh. Albanesen und Arnauten (75,000), in den erstern beiden Landschaften sowie in Venedig auch Griechen (20,000) und in der Stadt Alghero und Umgebung auf der Insel Sardinien Katalonier (7000). Weiteres, besonders über die zahlreichen Dialekte, vgl. Italienische Sprache.

Religion.

Beinahe die Gesamtheit der Bewohner des Königreichs J. (99,70 Proz.) bekennt sich zur katholischen Religion. Protestanten gibt es nur etwa 62,000, darunter 22,000 Waldenser, welche im Kreis Pinerolo wohnen und die gottesdienstlichen Gebräuche der reformierten Kirche befolgen; Juden 38,000. Nach den Bestimmungen des Fundamentalstatuts vom 4. März 1848 ist die römisch-katholische Religion die Staatsreligion; die andern Kulte sind den Gesetzen gemäß nur geduldet. Die letztern genießen übrigens freie öffentliche Religionsübung; auch begründet die Konfession keinen Unterschied in der Ausübung der bürgerlichen und politischen Rechte. Die Prärogativen des zu Rom residierenden Papstes als des geistlichen Oberhauptes der katholischen Kirche sind durch das Gesetz vom 13. Mai 1871 geregelt, auf welchem Gesetz auch das Verhältnis der Kirche zum Staate beruht. Der Kirche kommt die freie Ernennung zu allen geistlichen Ämtern und Pfründen zu. Im Königreich J. bestehen 49 Erz-

Digitized by Google

bistümer, 221 Bistümer und 20,465 Pfarreien; die Zahl der katholischen Weltgeistlichen beträgt gegen 100,000. Durch das Gesetz vom 7. Juli 1866 wurde die allmähliche Aufhebung aller Klöster und religiösen Körperschaften, mit Ausnahme einer Anzahl für Krankenpflege und Unterricht bestehender, beschlossen. Ende 1892 waren im ganzen 42,529 religiöse Körperschaften aufgehoben, 18,528 blieben bestehen. Von den auf Grund der Aufhebungsgesetze eingezogenen Gütern der religiösen Körperschaften wurden Liegenschaften im Werte von 138,9 Mill. Lire berechtigten Dritten überwiesen. Die vom Staat übernommenen unveräußerlichen Gebäude haben einen Wert von 85,1, die veräußerlichen und auch bereits größtenteils veräußerten Güter einen solchen von 649 Mill. Lire. Die Mitglieder der aufgelösten Klöster erhalten vom Staat Jahrespensionen (1892: 6,7 Mill. Lire).

Bildung und Unterricht.

Der Stand der Volksbildung ist bis jetzt kein befriedigender, da nach der Volkszählung von 1881 unter der Gesamtbevölkerung von 28,459,628 Seelen 19,141,157 Analphabeten (67,3 Proz.) und, wenn man die Kinder unter 6 Jahren abrechnet, noch immer 15,040,784 Analphabeten (61,9 Proz.) ermittelt wurden. In den einzelnen Landesteilen ist die Zahl der Analphabeten sehr verschieden. Die günstigsten Bildungsverhältnisse finden sich in den nördlichen Landschaften (Piemont 32,3, Lombardei 37, Ligurien 44,5, Venetien 54,1 Proz. Analphabeten von den über 6 Jahre alten Personen), während die Zahl der Analphabeten zunimmt, je weiter man dem Süden zuschreitet (ehemaliges Königreich Neapel 79,5, Sardinien 79,8, Sizilien 81,2 Proz.). Die Zahl der öffentlichen Volksschulen betrug 1891/92: 49,217 mit 2,266,593 Schülern. Hierzu kommen noch 8404 Privatschulen mit 187,439 Schülern, dann 7131 Abend- und Sonntagsschulen für Erwachsene mit 224,301 Schülern. Der Besuch der Elementarschulen ist nach dem Gesetz vom 15. Juli 1877 für Kinder von 6—9 Jahren obligatorisch, der Unterricht findet unentgeltlich statt (die Sorge für die Schulen liegt den Gemeinden ob). Zur Heranbildung der Volksschullehrer und Lehrerinnen dienen die Normalschulen und zwar 149, davon 101 Staatsanstalten mit 18,029 Eleven. Der klassische Sekundärunterricht umfaßt die Gymnasien (735, darunter 178 staatliche) als die untere Stufe mit fünf Jahrgängen und die Lyceen (321, darunter 113 staatliche) als die obere Stufe mit drei Klassen, zusammen mit 73,238 Schülern, der realistische Sekundärunterricht die technischen Schulen (399, davon 184 staatliche) mit 33,755 Schülern, dann die technischen Institute (74, davon 54 staatliche) mit 8647 Schülern.

Für den höhern Unterricht bestehen vor allem 17 staatliche Universitäten, 11 vollständige mit den 4 Fakultäten, die theologische ausgeschlossen, die philosophische geteilt, in Bologna, Catania, Genua, Messina, Neapel, Padua, Palermo, Pavia, Pisa, Rom und Turin, 3 mit nur 3 Fakultäten (keine philologisch-philosophische) in Cagliari, Modena u. Parma, 2 mit 2 Fakultäten (Jurisprudenz und Medizin) in Sassari und Siena und eine mit einer Fakultät (Jurisprudenz) in Macerata. Die staatlichen 17 Universitäten zählten 1891/92: 1493 Lehrkräfte und 17,347 Hörer. Die älteste Universität ist die in Bologna aus dem Jahre 1119; die am stärksten besuchten sind die Universitäten von Neapel mit 4721, Turin mit 2063 und Rom mit 1498 Studierenden. Außerdem bestehen 4 freie Universitäten in Ferrara (mit 3 Fakultäten), Camerino, Perugia und Urbino (mit 2 Fakultäten) mit zusammen 79 Lehrkräften und 445 Studenten. Mit den Universitäten stehen Schulen für Pharmazie, Ingenieurwissenschaften, für Prokuratoren und Notare, Hebammen &c. in Verbindung. Mit solchen Kursen sind auch die Lyceen in Aquila, Bari und Catanzaro versehen. Als Hochschulen sind weiter anzusehen: das königliche höhere Studieninstitut in Florenz (mit 3 Sektionen für Philosophie und Philologie, Medizin und Chirurgie, Naturwissenschaften), die wissenschaftlich-litterarische Akademie in Mailand (einer Fakultät für Philosophie und Litteratur entsprechend), das königliche höhere technische Institut in Mailand, die königlichen Ingenieurschulen in Bologna, Neapel, Rom, Turin, die Tierarzneischulen in Mailand, Neapel und Turin und die höhere Normalschule zu Pisa. Höhere Fachschulen sind: die Schule für Sozialwissenschaften in Florenz, die höhern Ackerbauschulen in Mailand und Portici, das Forstinstitut zu Vallombrosa, das Industriemuseum zu Turin, die höhern Handelsschulen zu Bari, Genua und Venedig, die höhere nautische Schule in Genua und die höhern Lehrerinnenseminare zu Florenz und Rom. Endlich besteht eine große Zahl von Fach- und Spezziallehranstalten und zwar 32 für Landwirtschaft, 4 für Bergbau, 172 für Handel und Gewerbe, 15 für schöne Künste, 6 für Musik &c. Über die Militärschulen s. unten. Als Hilfsanstalten für den Unterricht bestehen 1852 Bibliotheken, darunter 44 staatliche, welche 1890/91: 1,167,462 Bücher ausliehen. Sehr zahlreich sind in J. die wissenschaftlichen Gesellschaften (Akademien), deren jede Stadt eine oder auch mehrere besitzt. Zeitungen erschienen 1856 in J. erst 331, 1871: 765 und 1893: 1897. Von letztern waren 596 politische, 318 rechts- und staatswissenschaftliche, 191 volkswirtschaftliche, 143 litterarische, 145 religiöse, 126 medizinische und naturwissenschaftliche Blätter &c. Täglich erschienen 138 Zeitungen. Auf Rom kommen 265, Mailand 223, Turin 130, Florenz 103, Neapel 86 Blätter. Wie J. von jeher das klassische Land der Kunst gewesen ist, so ist es auch noch heute, obwohl sich seit Jahrhunderten alle Museen der Welt aus J. bereichert haben, reich an Kunstschätzen, und jede nur irgendwie ansehnliche Stadt besitzt ein Museum für Gemälde, Skulpturen und Altertümer. Die bedeutendsten finden sich in Rom (vatikanische und kapitolinische Sammlungen, lateranisches Museum, Galleria Borghese, Doria, Colonna, Corsini &c.), Florenz (Uffizien, Pitti, Akademie, Bargello), Neapel (Nationalmuseum), Venedig (Akademie, Dogenpalast), Mailand (Brera), Turin, Bologna, Genua, Verona, Parma, Perugia, Siena, Palermo &c.

Die Faktoren, welche die ursprüngliche Begabung eines Volkes umzuwandeln und seinen Nationalcharakter zu beeinflussen im stande sind, das Klima, die gesamte Naturumgebung, die historischen Geschicke, mußten in J. besonders wirksam sein. In so mildem Klima, an der Hand einer Natur, welche alle Bedürfnisse reichlich befriedigte, ohne allzu harte, abstumpfende, die Elastizität des Geistes wie des Körpers brechende Arbeit, mußte sich jene Empfänglichkeit, jene Beweglichkeit entwickeln, welche den Italiener charakterisiert. Weich und geschmeidig, zarter organisiert, wie sein Körper, ist auch sein Geist; rasch auflodernd in Leidenschaft, zu guter wie böser That leicht hingerissen, fehlt es ihm aber nicht selten an Zähig-

Digitized by Google

keit und Tiefe. Mäßig und nüchtern, wie es dem Klima entspricht, ist der einzelne bedürfnislos und vermag sich leicht dem Gefühl der Unabhängigkeit hinzugeben. Wenn auch diese Bedürfnislosigkeit in Nahrung, Kleidung u. Obdach leicht zu einem Hemmschuh der Kulturentwickelung werden kann, wie dies in Süditalien der Fall ist, so ermöglicht sie doch anderseits ungestörte Hingabe an ideale Bestrebungen, Pflege des Wohlthätigkeitssinnes, der Wissenschaften, der Künste. Sinn für die Kunst, Sinn und Pflege des Schönen, in welcher Form immer, ist einer der hervorstechendsten Charakterzüge des Italieners.

Bodenkultur.

Die durch die klimatischen und Bewässerungsverhältnisse sowie durch das Relief des Landes bedingte Bodenkultur unterscheidet sich in ihrem Betrieb wie in Bezug auf ihre Erzeugnisse sehr wesentlich von derjenigen Mitteleuropas. Das Charakteristische daran ist das Überwiegen der Baumkultur, die Anwendung künstlicher Bewässerung, der Anbau von zwei oder drei Früchten zu gleicher Zeit, namentlich im Süden, sowie die Erzielung mehrerer Ernten hintereinander in demselben Jahre. Die intensivste Bodenkultur herrscht im Pogebiet, in Toscana, Kampanien, der Conca d'Oro von Palermo und ähnlichen Gegenden, die durchaus gartenartig angebaut sind, wo kein Stückchen Land unbenutzt bleibt und unter beständiger Bewässerung auf dem fruchtbaren Schwemmland höchster Ertrag erzielt wird. Die Kostspieligkeit der Bewässerungsanlagen hat aber den Grund und Boden meist in der Form großer Güter in den Besitz reicher Adliger und Städter gebracht, welche dieselben in vielen kleinen Parzellen so hoch verpachten, daß der Pachter bei harter Arbeit kaum das Leben fristet und die Masse der Bevölkerung in diesem Garten Europas im Elend schmachtet. Im Gegensatz zu diesen Gegenden stehen die Hügellandschaften des innern Siziliens, auf denen nur Weizen mit Ausschluß aller Bäume in primitiver Weise gebaut wird, und die nach der Ernte im Sommer und Herbst der Steppe gleichen, noch mehr aber die nur als Winterweide brauchbaren, im Sommer von Malaria heimgesuchten Ebenen Apuliens, die Pontinischen Sümpfe, die Campagna von Rom und die Maremmen. Das Überwiegen der Pachtwirtschaft bildet den größten Übelstand in der Landwirtschaft Italiens. Nach der Aufnahme von 1871 kamen von den in der Landwirtschaft selbstthätigen Personen nur etwas über 18 Proz. auf Eigentümer, dagegen auf Pachter 7,4, auf Teilbauern 18,2, auf Reis- und Weinbauern, welche ebenfalls meist Teilbauern sind, 15, auf Tagelöhner 40 Proz.; der Rest entfällt auf Verwalter, Hirten 2c.

Die Landwirtschaft ist noch immer die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung, und bei der allgemeinen Fruchtbarkeit des Bodens sind selbst in Sardinien und Sizilien die unangebauten Flächen gering. Das produktive Land beträgt 88 Proz. des Gesamtareals, unproduktiv sind hauptsächlich die genannten Sumpfgegenden und die höhern Gebirge. Aber auch in erstern sind schon allenthalben Austrocknungsarbeiten vorgenommen, wie überhaupt in den letzten Jahrzehnten derartige kulturtechnische Arbeiten, in denen die Italiener Meister sind, mit größerer Energie in Angriff genommen worden sind. Die Fläche, welche durch Austrocknung urbar gemacht werden kann, wird im ganzen auf 700,000 Hektar geschätzt; hiervon sind schon 315,000 Hektar fast ganz kulturfähig gemacht worden. Außerdem wären 1,400,000 Hektar bisher unbebautes Land durch Bewässerung für den Anbau zu gewinnen.

Vom Gesamtareal entfallen auf Acker- und Gartenland 36,9 Proz., auf Weinland 6,3, auf Wiesen und Weiden 25, auf Oliven- und Kastanienpflanzungen 4,9 u. auf Waldungen 14,5 Proz. Mit Getreide sind 7,5 Mill. Hektar bebaut; die Ernte betrug 1893 an Weizen 42,183,400, Mais 27,576,000, Hafer 6,447,600, Gerste 2,715,859, Roggen (1891) 1,613,942 und Reis 6,018,900 hl. Der Weizenbau erstreckt sich auf alle Provinzen des Königreichs, Mais wird auf dem Festland, mit Ausschluß der Inseln, Gerste hauptsächlich in den südlichen, Roggen in den nördlichen Provinzen, Hafer besonders im Neapolitanischen und Reis in der Poebene (jedoch in abnehmendem Maße) gebaut. Die Getreideproduktion deckt nicht den Bedarf des Landes; 1893 wurden 861,418 Ton. Weizen im Werte von 146,4 Mill. Lire eingeführt. Nur Reis wird in größern Mengen ausgeführt (1893: 33,948 T. im Werte von 11,24 Mill. Lire). Wichtigere landwirtschaftliche Produkte sind ferner: Hülsenfrüchte (1891: 5,335,000 hl), Hanf, namentlich in der Emilia und Kampanien (1893: 695,627 metr. Ztr.), Flachs, insbes. in den Provinzen Cremona, Brescia und Mailand in Oberitalien, dann Catania auf Sizilien, jedoch sowie Hanf in abnehmender Menge (1891: 187,450 metr. Ztr.), Kartoffeln in allen Landstrichen, am geringsten auf den Inseln (1891: 7,391,600 metr. Ztr.) u. Kastanien (1893: 2,094,628 metr. Ztr.). Einen Ausfuhrartikel bildet besonders Hanf (1893: 350,536 metr. Ztr. im Werte von 29,4 Mill. Lire). Über ganz J. verbreitet ist der Weinbau, welcher in den letzten Jahren an Ausdehnung stetig zugenommen hat, und für dessen Hebung von der Regierung viel gethan wird. 1891 wurden auf einer Fläche von 3,443,713 Hektar 36,992,135 hl Wein gewonnen (s. Italienische Weine). Seither ist der Ertrag etwas gesunken (1892: 33,97, 1893: 29,97 Mill. hl). Auch nimmt die Ausbreitung der Reblaus in J. einen bedrohlichen Charakter an; 1892 waren bereits 187,056 Hektar Weinland infiziert. Die Weinausfuhr belief sich 1893 auf 2,362,703 hl im Werte von 58,96 Mill. Lire. Eine bedeutende Zunahme zeigt ferner der Anbau von Südfrüchten und Öl. 1891 ergaben 16,108,000 Orangen- und Zitronenbäume eine Ernte von 3163 Mill. Stück Früchten (1893: 3114,5 Mill.); der Hauptanteil entfällt auf Sizilien, wo diese Kultur sich immer mehr ausdehnt. Ausgeführt wurden 1893: 1,978,134 metr. Ztr. Agrumen (im Werte von 29,8 Mill. Lire), 135,229 metr. Ztr. Mandeln (22,5 Mill. Lire) und 591,667 metr. Ztr. andre frische, getrocknete und eingelegte Früchte (15,5 Mill. Lire); auch wird Zitronensäure (2,8 Mill. Lire) und Süßholzsaft (2,5 Mill. Lire) ausgeführt. Mit Ölbäumen waren 1891: 1,031,470 Hektar, namentlich in den südlichen Provinzen, bepflanzt; der Ertrag belief sich auf 2,739,500 hl (1893 nur auf 1,541,100), die Ausfuhr 1893 auf 430,759 metr. Ztr. Olivenöl (Wert 47,38 Mill. Lire). Der Ertrag der Wiesen bezifferte sich 1891 auf 122 Mill. metr. Ztr. Heu und Klee, wozu noch 2,3 Mill. metr. Ztr. Futterrüben kommen. Tabak wird im ganzen auf 2683 Hektar angebaut; die Produktion betrug 3,141,000 kg. Ein wichtiger landwirtschaftlicher Erwerbszweig ist endlich die Seidenraupenzucht, welche hauptsächlich in Ober- und Mittelitalien betrieben wird und 1891: 37,922,562 (1893 ungefähr 46 Mill.) kg Kokons lieferte. Der Waldbestand umfaßte Ende 1891: 2,975,000 Hektar, wozu 390,210

Digitized by Google

Hektar Gebüsch kommen. Im Besitz des Staates befinden sich nur 58,000 Hektar. Von 1867 bis Ende 1892 wurden 15,170 Hektar mit einem Aufwand von 3,16 Mill. Lire bepflanzt, wogegen aber auch die Waldverwüstung bei der mangelhaften Forstwirtschaft Fortschritte gemacht hat. An Wild sind die Wälder sehr arm, da die Jagd frei ist, was namentlich auch den Sing- und Zugvögeln Mitteleuropas verhängnisvoll wird, die zu Millionen beim Durchzug geschossen und gefangen werden.

Viehzucht und Fischerei.

Die Viehzucht steht in J. im allgemeinen noch auf tiefer Stufe, der Viehstand ist verhältnismäßig gering. 1890 belief sich derselbe auf 720,000 Pferde, 300,000 Maultiere, 1 Mill. Esel, 5 Mill. Rinder, 6,900,000 Schafe, 1,800,000 Ziegen und 1,800,000 Schweine. Eine Vermehrung zeigt sich insbes. bei den Rindern und Eseln. Die Rindviehzucht wird in rationeller Weise nur in Oberitalien betrieben, wo auch die Gewinnung von Milchprodukten von hoher Bedeutung ist. 1891 wurden in ganz J. 76,15 Mill. kg Käse und 16,54 Mill. kg Butter produziert, wovon der größte Teil auf die Lombardei entfällt. Die Schafzucht ergab 9,6 Mill. kg Wolle. Im äußern Handel mit Vieh überwiegt im allgemeinen die Einfuhr; 1893 wurden 10,713 Pferde, 26,406 Rinder und 30,098 Schweine ein- und 1102 Pferde, 23,623 Rinder und 27,308 Schweine ausgeführt; nur an Schafen wird mehr ausgeführt (23,290 gegen 6595 Stück). Eine beträchtliche Ausfuhr ergibt sich bei tierischen Produkten, wie Butter (50,490 metr. Ztr., Wert 11,95 Mill. Lire), Käse (66,397 metr. Ztr., Wert 10,96 Mill. Lire), Eier (236,524 metr. Ztr., Wert 30,75 Mill. Lire). An Käse werden allerdings auch große Mengen aus dem Auslande (insbes. aus der Schweiz) bezogen (1893: 69,163 metr. Ztr., Wert 11,41 Mill. Lire). Eine starke Einfuhr ergibt sich auch in Wolle (88,983 metr. Ztr.) — Bei der Seefischerei waren Ende 1892: 20,382 Schiffe von 54,435 Ton., bei der Korallenfischerei 79 Schiffe von 313 T. und bei der Schwammfischerei 68 Schiffe von 1115 T. beschäftigt. Der Fischfang (auf Thunfische, Sardellen &c.) wird an den italienischen Küsten und in den benachbarten Meeren, insbes. im Adriatischen, sowie in den Lagunen von Venedig und Comacchio betrieben und liefert einen Jahresertrag von 15 Mill. Lire. Im äußern Handel überragt jedoch die Einfuhr bedeutend die Ausfuhr an Fischen (Wert der Einfuhr 1893: 30 Mill. Lire gegen einen Ausfuhrwert von 3 Mill.). Die Korallenfischerei wird hauptsächlich von den Häfen von Torre del Greco und Mazzara aus an der sizilischen Küste, die Schwammfischerei von Trapani aus an der tunesischen Küste betrieben. Die Ausfuhr von rohen und bearbeiteten Korallen hatte 1893 einen Wert von 20,38 Mill. Lire.

Bergbau.

J. ist verhältnismäßig arm an Mineralschätzen und entbehrt vor allem fast gänzlich der Mineralkohlen; dafür besitzt es aber im Schwefel ein Mineral von hoher Bedeutung. Die Zahl der 1891 betriebenen Bergbaue belief sich auf 977 mit 58,453 Arbeitern, der Produktionswert auf ca. 80 Mill. Lire. Von den einzelnen Bergwerksprodukten findet sich Golderz in den Alpengegenden von Piemont (1891: 7729 Ton.), Silbererz auf der Insel Sardinien (2006 T.), Quecksilber im südlichen Toscana (330 T.). Reiche Lager von Blei- und Zinkerz (30,233, bez. 120,685 T.) finden sich auf Sardinien, Zinkerz auch in der Provinz Bergamo; treffliches Eisenerz liefert seit altersher der Bergbau auf Elba, ferner auf Sardinien und in den Provinzen Bergamo und Brescia (216,486 T.); Kupfererz wird in Toscana, Ligurien und in der Provinz Belluno gewonnen (53,059 T.). Braunkohle liefern die Bergbaue in Toscana und Umbrien, Sardinien und in der Provinz Vicenza (289,286 T.). Das wichtigste Objekt des italienischen Bergbaues ist der Schwefel, welcher auf der Insel Sizilien in mächtigen Lagern auftritt, und dessen noch sehr primitive Gewinnung vielen Arbeitskräften (1891: 35,813) einen allerdings dürftigen Erwerb bietet. Außer Sizilien, wo er in den Provinzen Girgenti, Caltanissetta und Catania vorkommt, gibt es noch Schwefelminen in den Provinzen Forli, Pesaro-Urbino, Ancona und Avellino. Die Schwefelproduktion betrug 1891 in 611 Gruben 395,528 T. Die Gewinnung von Steinsalz, an dem das innere Sizilien und Kalabrien sehr reich sind, ist nicht bedeutend (31,285 T.), da der Transport zu teuer ist u. die Salinen an der Küste Siziliens und Sardiniens sowie an der adriatischen Küste weit billigeres Seesalz (347,274 T.) liefern. Erwähnenswert ist noch die Gewinnung von Quellsalz, hauptsächlich bei Volterra (9258 T.), Borsäure und Borax in Toscana (3831 T.), Asphalt auf Sizilien (Provinz Syrakus) sowie in den Abruzzen (28,180 T.), Petroleum in der Provinz Piacenza (1155 T.), Antimonerz auf Sardinien (782 T.), Schwefelkies (19,868 T.) und Graphit (2415 T.) in der Provinz Turin, Manganerz auf Sardinien und in Ligurien (2429 T.) und Alaun in der Provinz Rom (4000 T.). Die Ausfuhr von Erzen, vorzugsweise von Zinkerz, hatte 1893 einen Wert von 15,28 Mill. Lire, von Quecksilber 1 Mill. Lire; an Schwefel wurden 310,873 T. im Werte von 24,87 Mill. Lire, an Salz 157,362 T. im Werte von 1,73 Mill. Lire ausgeführt. Die Steinbrüche lieferten 1890: 12,5 Mill. T. im Werte von 47,7 Mill. Lire, darunter vor allem Marmor, 275,829 T. im Werte von 17,8 Mill. Lire, bei Massa, Carrara und Serravezza. An rohem und bearbeitetem Marmor wurden 1893: 129,293 T. im Werte von 15,2 Mill. Lire ausgeführt. Zu erwähnen ist endlich noch die Torfgewinnung (1891: 39,272 T.).

Industrie.

J. gehört nicht zu den Industriestaaten ersten Ranges, was schon in dem Mangel eigner Mineralkohlen seine Erklärung findet. Die Betriebsform der Industrie ist noch vielfach die kleingewerbliche und hausindustrielle; immerhin hat aber die Großindustrie in den letzten Jahrzehnten einen lebhaften Aufschwung genommen. Hiervon zeugt der wachsende Verbrauch an Mineralkohlen, welcher gegenwärtig jährlich 4,5—5 Mill. Ton. beträgt, wovon der größte Teil aus England bezogen wird. Die Hauptsitze der italienischen Großindustrie sind die Lombardei, Piemont und Ligurien. Nach der letzten Volkszählung waren 2,281,317 Männer und 1,904,144 Weiber, zusammen 4,185,461 Personen, bei der Industrie thätig. Die Zahl der Dampfmaschinen, welche sich 1876 auf 4459 mit 54,231 Pferdekräften belief, hatte 1890 einen Stand von 9983 mit ca. 160,000 Pferdekräften erreicht. J. verfügt auch über zahlreiche Wasserkräfte, deren Verwendung zum industriellen Betrieb (1890: 496,320 Pferdekräfte) noch einer großen Steigerung fähig wäre. Erfinderpatente wurden 1871: 478, 1891: 2139 erteilt. Die Arbeiterschutzgesetzgebung ist in J. noch sehr zurückgeblieben. Ein Gesetz vom 11. Febr. 1886 verbietet die Verwendung von Kindern bis zum

Digitized by Google

9. Jahr in der Industrie, bis zum 10. Jahr beim Bergbau unter Tag und enthält bezüglich der Beschäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern einige Beschränkungen hinsichtlich der Arbeitszeit. Durch das Gesetz vom 15. Juni 1893 wurden gewerbliche Schiedsgerichte (collegi di probi viri) eingeführt. Arbeitseinstellungen kamen 1891: 132 mit einer Beteiligung von ca. 35,000 Arbeitern vor. Von den einzelnen Industriezweigen beschäftigt der Maschinenbau, obwohl er mit seiner Produktion den inländischen Bedarf nicht deckt, eine Anzahl größerer Etablissements, besonders in Genua, Turin, Mailand u. Neapel. Einschließlich der staatlichen Etablissements wird der jährliche Produktionswert der italieschen Maschinenindustrie auf 100 Mill. Lire geschätzt. Die Wagenfabrikation ist in Mailand von großer Bedeutung. Hinsichtlich des Schiffbaues nimmt J. unter den Seestaaten einen hervorragenden Platz ein, am ansehnlichsten ist er in Ligurien. Musikalische Instrumente werden in allen Hauptstädten produziert; bekannt ist die Verfertigung der Streichinstrumente von Cremona. Die Einfuhr an Maschinen und Instrumenten hatte 1893 einen Wert von 33,77 Mill. Lire. Die metallurgische Industrie lieferte 1891: 164,598 Ton. Roheisen und 75,925 T. Stahl, ferner 18,500 T. Blei, 37,600 kg Silber, 284 kg Gold, 5977 T. Kupfer, 218 T. Antimon und 330 T. Quecksilber, zusammen im Werte von 87 Mill. Lire. Die Einfuhr an Eisen und Stahl belief sich 1893 auf 47,3, an andern Metallen auf 20,4 Mill. Lire; ausgeführt wird hauptsächlich Silber (7 Mill. Lire). Eisenwaren werden namentlich in den Provinzen Brescia (Messer und andre Stahlwaren, Waffen ꝛc.), Como und Mailand verfertigt. Die Fabrikation von Gold- und Silberwaren, ein alter Zweig italienischen Gewerbfleißes, steht in Rom, Mailand, Neapel, Genua, Venedig und Catania in Blüte; doch überwiegt in Gold- und Silberwaren, einschließlich Uhren, die Einfuhr bedeutend gegenüber der Ausfuhr (1893: 19,16 gegen 1,88 Mill. Lire). Die Industrie in Steinen umfaßt hauptsächlich die bereits erwähnte Verarbeitung von Marmor, dann von Alabaster (Volterra); ferner die Erzeugung von Kameen und Mosaiken in Rom, Neapel und Florenz sowie die von Korallenwaren in denselben Städten, in Livorno und Genua. Die Industrie in Thonwaren liefert namentlich geschmackvolle Terrakotten, Majolika und Fayence, die Glasindustrie, abgesehen von den gewöhnlichen Gebrauchsartikeln, Perlen, Email, Mosaik und Kurzwaren zu Venedig u. Murano. Im ganzen beschäftigt die Thon- und Glasindustrie, einschließlich der Kalk-, Gips- u. Ziegelbrennerei, 85,000 Arbeiter und liefert Produkte im Werte von 103 Mill. Lire (Einfuhr 1893: 7,9, Ausfuhr 6,16 Mill. Lire). Auf dem Gebiete der chemischen Industrie sind hervorzuheben: die Gewinnung von Weinstein (Ausfuhr 1893: 15,37 Mill. Lire), ätherischen Ölen, Schwefelsäure, Bleiweiß, Chinin, Kerzen und Seifen, Zündwaren, insbes. Zündwachskerzen, Schießpulver ꝛc. Die Industrie in Nahrungsmitteln umfaßt insbesondere den Mühlenbetrieb (30,000 Mühlen mit Motoren), die Verfertigung von Teigwaren, die Branntweinbrennerei (1892: 227,700 hl Produktion), die Bierbrauerei (106,100 hl Produktion, neben einer Einfuhr von 68,686 hl), die Zuckerfabrikation (1892: 2 Etablissements mit einer Produktion von 15,724 metr. Ztr.), die Fabrikation von Traubenzucker (5 Fabriken mit einer Produktion von 28,206 metr. Ztr.) und Zichorie (19,902 metr. Ztr.), die Bereitung von Würsten (Salami und Mortadella) u. a.

Der wichtigste Industriezweig ist die Seidenindustrie, insbes. die Erzeugung von Rohseide, die am stärksten in der Lombardei, in Venetien u. Piemont vertreten ist und bei einer Zahl von ca. 5500 Filanden 1892: 3,2 Mill. kg Rohseide lieferte. Bei der Seidenspinnerei sind, namentlich in der Provinz Como, 1890: 1,534,849 Spindeln thätig; daselbst hat auch die Seidenweberei (in ganz J. 12,414 Hand- und 2535 mechanische Webstühle) ihren Hauptsitz. Die Seidenindustrie beschäftigt im ganzen über 170,000 meist weibliche Arbeiter. Auch Schafwollspinnerei und Weberei ordinärer Ware (345,000 Spindeln, 9000 Webstühle, davon die größere Hälfte mechanische Stühle, 28,000 Arbeiter) wird in Oberitalien (Piemont und Venetien) betrieben, ebenso Baumwollindustrie (1,340,000 Spindeln, 47,000 größtenteils mechanische Webstühle, 82,000 Arbeiter, hauptsächlich in Piemont, der Lombardei und Ligurien). Die Einfuhr an Garnen und Geweben in Schaf- und Baumwolle ist zwar noch immer sehr ansehnlich, nimmt aber infolge der steigenden inländischen Produktion stetig ab. Geringe Entwickelung zeigt die Industrie in Flachs und Hanf (60,000 Spindeln, 750 mechanische Stühle), wogegen die Juteindustrie lebhafte Fortschritte aufweist. Eine erhebliche Einfuhr findet nur in Leinengarnen und -Geweben statt, wogegen Hanfgarn und Jutegewebe ausgeführt werden. Zu erwähnen sind noch die Papierindustrie (1892: 420 Fabriken mit 17,000 Arbeitern und einer Produktion von 700,000 metr. Ztr.), die Lederindustrie (10,000 Arbeiter, Produktionswert 100 Mill. Lire), die Möbelindustrie, die Industrie in Strohhüten und Flechtwaren, welche namentlich in Toscana vertreten ist und Ausfuhrartikel liefert (1893 über 10 Mill. Lire), und die Tabakfabrikation, welche 1892 in 18 staatlichen Etablissements mit 14,615 Arbeitern 16,88 Mill. kg Produkte ergab.

Handel und Verkehr.

Der Handel Italiens, durch die günstige Lage des Landes, die langgestreckten Küsten und die vielen guten Häfen wie durch die sich stetig mehrenden Eisenbahnen wesentlich gefördert, ist sehr lebhaft u. umfaßt in der Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr zusammengenommen einen Wert von mehr als 2,3 Milliarden Lire, wobei der beträchtliche Wert des innern Verkehrs nicht berücksichtigt ist. Die wichtigsten Plätze für den Binnenhandel sind Mailand, Turin, Florenz, Bologna, Rom und Neapel. Der auswärtige Handel wird, wie in Frankreich, in den General- u. Spezialhandel (letzterer die Einfuhr für den Verbrauch und die Ausfuhr einheimischer Waren umfassend) unterschieden; der auswärtige Spezialhandel, einschließlich des Verkehrs in edlen Metallen, belief sich in den unten bezeichneten Jahren auf nachstehende Werte (in Millionen Lire):

Jahr	Einfuhr	Ausfuhr	Jahr	Einfuhr	Ausfuhr
1865	965,2	558,3	1890	1377,3	962,6
1870	895,7	756,3	1891	1180,9	939,5
1875	1215,3	1033,7	1892	1217,4	1012,1
1880	1225,6	1132,3	1893	1234,2	1058,4
1885	1575,9	1134,3			

In dem Umfang und Werte der Handelsbewegung zeigte sich bis 1885 eine außerordentliche Steigerung, welche seitdem infolge der handelspolitischen Verhältnisse und des allgemeinen Preisrückgangs einen Rück-

Digitized by Google

schlag erfuhr. Der seit 1. Juni 1888 in Kraft stehende allgemeine Zolltarif hat einen ausgesprochen schutzzöllnerischen Charakter und wurde seither noch in einzelnen Positionen verschärft. Dagegen sind seither mit einigen Staaten, wie Österreich-Ungarn, Deutschland und der Schweiz, Handelsverträge mit ermäßigten Einfuhrzolltarifen vereinbart worden. Nach den Warenkategorien des Zolltarifs verteilte sich der Wert der Ein- und Ausfuhr 1893 folgendermaßen:

Warengattungen	Einfuhr Lire	Ausfuhr Lire
Spirituosen, Getränke, Öle . .	27 620 547	116 279 819
Kolonialwaren, Drogen, Tabak	84 949 843	6 110 168
Chemische Produkte und Arzneien	45 027 247	37 251 546
Farben, Farb- und Gerbstoffe .	24 650 843	14 409 031
Hanf, Flachs, Jute	26 134 641	47 123 086
Baumwolle	146 215 114	35 629 808
Schafwolle, Haare, Borsten . .	79 849 776	12 317 605
Seide	119 128 231	307 667 467
Holz und Stroh	38 192 998	33 862 828
Papier und Bücher	12 711 576	8 729 258
Häute und Felle	44 535 857	21 363 378
Erze, Metalle und Metallwaren	126 217 226	31 474 125
Steine, Erden, Thon- und Glaswaren	177 818 922	51 470 797
Cerealien, Mehl, Teigwaren . .	188 434 241	115 609 499
Tiere und tierische Produkte . .	90 730 113	110 870 430
Verschiedenes	17 010 888	15 019 790
Edle Metalle	43 014 800	94 173 900
Zusammen:	1 234 242 353	1 058 362 095

Auf die Hauptverkehrsländer kamen 1893 folgende Ein- und Ausfuhrwerte (in Millionen Lire):

	Einfuhr	Ausfuhr
Großbritannien	251,5	104,4
Frankreich	158,7	148,0
Deutschland	146,6	145,5
Rußland	130,5	8,5
Österreich-Ungarn . . .	120,3	119,5
Nordamerika	95,6	81,6
Britisch-Indien	69,7	14,9
Schweiz	51,4	187,6

Rücksichtlich der Transportwege überwiegt in der Einfuhr der Seehandel (mit 62 Proz.), in der Ausfuhr dagegen der Landhandel (55 Proz.).

Der Seeschiffahrt stand im J. 1893 eine Handelsmarine von 6668 Schiffen mit 796,461 Ton. Tragfähigkeit zu Gebote, darunter 327 Dampfschiffe mit 208,193 T. Das Personal der Handelsmarine mit Einschluß des Schiffbaues und der Fischerei belief sich auf 218,106 Mann. Die Seeschiffahrtsbewegung in den italienischen Häfen zu Handelszwecken ergab 1893: 116,401 eingelaufene Schiffe mit 25,958,403 T. und 115,944 ausgelaufene Schiffe mit 25,051,098 T. Die durch die Seeschiffahrt vermittelte Warenbewegung betrug 13,213,121 T. Auf die internationale Schiffahrt kamen zusammen 30,645 ein- und ausgelaufene Schiffe mit 14,736,859 T. Hinsichtlich der Flaggen überwog hierunter die englische mit 6,0, hierauf folgte die italienische mit 4,1 und die österreichisch-ungarische Flagge mit 1,6 Mill. T. Auf die Küstenschiffahrt kamen zusammen 201,700 ein- und ausgelaufene Schiffe mit 36,272,642 T., wobei die italienische Flagge (mit 29,8 Mill. T.) überwog. J. hat eine große Zahl trefflicher, nur teilweise durch Kunst verbesserter Häfen, von welchen die zwölf wichtigsten (mit Angabe des Tonnengehalts der 1893 in denselben ein- und ausgelaufenen Schiffe) folgende sind: Genua (7,338,929), Neapel (4,714,628), Livorno (3,276,731), Messina (3,147,466), Palermo (2,867,351), Brindisi (2,340,737), Catania (2,251,209), Venedig (1,962,317), Bari (1,549,150), Ancona (877,242), Savona (826,782), Cagliari (765,131). Die hervorragendste Schiffahrtsunternehmung Italiens ist die vereinigte Dampfschiffahrtsgesellschaft Navigazione Generale Italiana (früher Florio-Rubattino, s. d.).

Das Verkehrswesen zu Lande hat in J. in den letzten Jahrzehnten eine außerordentliche Entwickelung genommen. An Landstraßen bestanden Ende 1890: 7891 km Nationalstraßen, 34,778 km Provinzial- und 36,965 km Gemeindestraßen. Das Eisenbahnnetz (s. Eisenbahnen, S. 513) umfaßte Ende 1893: 14,503 km, wozu noch 2539 km Dampfstraßenbahnen hinzukommen. Eine stetige Entwickelung zeigt auch das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen. 1893 bestanden 4678 Postämter und 1371 Postsammelstellen mit einem Personal von 13,705 Köpfen. Der Briefpostverkehr umfaßte 191,2 Mill. Briefe und Korrespondenzkarten, 69,2 Mill. Warenproben und Drucksachen, 128,4 Mill. Zeitungen und 8,45 Mill. Postanweisungen. Für den Telegraphenverkehr bestanden 1893: 38,288 km Linien mit 148,348 km Drähten, 2885 Staats- und 2051 Eisenbahn- und Privatstationen mit 4733 Apparaten. Befördert wurden 8,67 Mill. gebührenpflichtige Depeschen. Telephoneinrichtungen bestanden 1892 in 73 Städten mit 12,055 Abonnenten; außerdem waren 715 Konzessionen für Privattelephons erteilt.

Seit der neuen Regelung des Zettelbankwesens 1893 hat J. drei (früher sechs) Emissionsbanken: die Bank von J. zu Rom mit 300 Mill. Lire Nominal- und 210 Mill. Lire eingezahltem Kapital und die Banken von Neapel und Sizilien mit 60,75 Mill. eingezahltem Kapital. Ende 1892 waren für 341,4 Mill. Lire Staatsnoten und für 1138,4 Mill. Lire Banknoten im Umlauf. Außer den Emissionsbanken bestanden 1890: 159 eigentliche Kreditbanken, 738 Volksbanken und Kreditgenossenschaften, 10 Agrar- und Bodenkreditbanken. Das eingezahlte Aktienkapital dieser Institute belief sich auf 380 Mill. Lire. Ferner gab es Ende 1891: 219 Sparkassen mit 174 Filialen und einem Einlagenbestand von 1177 Mill. Lire, wozu noch 4594 Postsparkassen mit 333,7 Mill. Lire Einlagen hinzukommen. Abrechnungsstellen (stanze di compensazione) waren 1892 sechs vorhanden; die Umsätze betrugen 14,060 Mill. Lire.

Für Maß und Gewicht galt in Norditalien teilweise schon seit 1803 das metrische System; völlig eingeführt wurde es im Königreich Sardinien 1850 gemäß dem Gesetz vom 11. Sept. 1845, schritt mit der Einverleibung der übrigen Landschaften fort (Gesetz vom 28. Juli 1861) und herrscht seit 1871 allgemein, indem jedoch örtliche Größen als Zwischenstufen hier und da beibehalten wurden. Ein Miriametro zu 10 Chilometro (in der Einzahl) von 10 Ettometro (selten ist die Form Ectometro) = 10 km, ein Ettaro zu 100 Aro von 100 Metro quadro = 1 Hektar, ein Decastero von 10 Stero (metro cubo) zu 10 Decistero = 10 cbm, ein Ettolitro zu 10 Decalitro = 1 hl, ein Chilogrammo zu 1000 Grammo von 1000 Milligramm = 1 kg, eine Tonnellata metrica (di mare) zu 10 Quintale metrico = 1000 kg; entsprechend die übrigen Stufen. Hinsichtlich des Münzwesens richtete sich das sardinische Gesetz vom 26. Okt. 1826 nach dem französischen System mit 900 Millesimi oder $^9/_{10}$ Feingehalt der Gold- und Silbermünzen, die Lira nuova zu 100 Centesimi = 81 Pfennig (Gold zu Silber = $15^1/_2$:1); man bezeichnet das Goldstück von 20 Lire

Digitized by Google

italiane auch als Doppia und das Silberstück von 5 Lire als Scudo. Das Königreich gehört der lateinischen Münzkonvention an und leidet Mangel an barem Gelde, so daß die größtenteils als Staatspapiergeld anzusehenden Noten der bevorrechtigten Banken die Währung vertreten, aber unter pari stehen.

Wohlthätigkeitsanstalten.

J. war von jeher das eigentliche Land der frommen Werke (opere pie), welche sich daselbst in zahllosen Formen mit allen erdenklichen Zwecken ausgebildet und fast unglaubliche Summen für diese aufgebracht haben. Die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten unterstehen der Aufsicht der Provinzialdeputationen. Der Staat unterhält auf seine Kosten Institute für Findlinge und Geisteskranke bloß in denjenigen Provinzen, welche für diesen bestimmten Zweck keine Institute besitzen. Nach der letzten Erhebung von 1880 gab es im Königreich 21,769 Wohlthätigkeitsinstitute. Hierunter befanden sich 1209 Krankenhäuser, 57 Siechenhäuser, 787 Kinderasyle, 894 Waisenhäuser, 85 Findelhäuser, 244 Asylhäuser für Verarmte. Die meisten Institute verteilen nur Unterstützungen. Das Vermögen der Wohlthätigkeitsanstalten belief sich auf 1890 Mill. Lire, das Gesamterträgnis auf 90 Mill. Lire, wovon nach Abzug der Patrimoniallasten, der Steuern und Abgaben und der Verwaltungskosten 51 Mill. Lire zu Unterstützungszwecken verfügbar bleiben. Von dem Erträgnis kommen auf die Krankenhäuser 28,2, auf die Waisenhäuser 15,2, auf die Asylhäuser 5,4, auf die Findelhäuser 2, auf die Kinderasyle 1,5, auf die Almoseninstitute 9,8 Mill. Lire x. 1881—92 wurden außerdem 987 Wohlthätigkeitsanstalten mit einem Kapital von 88,68 Mill. Lire gestiftet und bestehenden Instituten ein Betrag von 120 Mill. Lire zugewendet. Bedeutende Summen verwenden auch die Provinzen und Gemeinden für Wohlthätigkeitszwecke: dieselben beliefen sich 1891 auf 20,3 Mill. Lire für die erstern und auf 42,7 Mill. Lire für die letztern.

Staatsverfassung und -Verwaltung.

Die italienische Verfassung beruht auf dem Grundgesetz des ehemaligen Königreichs Sardinien vom 4. März 1848. Die Regierungsform ist hiernach die repräsentativ-monarchische. Der König (gegenwärtig Humbert I., seit 9. Jan. 1878) ist Inhaber der Staatsgewalt und übt das Recht der Gesetzgebung im Verein mit dem Nationalparlament aus. Der Thron vererbt sich im Mannesstamm des Hauses von Savoyen. Der König bekennt sich mit seinem Haus zur römisch-katholischen Kirche. Er wird mit dem vollendeten 18. Lebensjahr großjährig und legt bei seinem Regierungsantritt in Gegenwart beider Kammern einen Eid auf die Verfassung ab. Sein Titel ist nach dem Gesetz vom 17. März 1861: »von Gottes Gnaden und durch den Willen der Nation König von J.« Er verleiht die fünf Ritterorden (s. unten), führt den Befehl über die Land- und Seemacht, ernennt zu allen Staatsämtern, sanktioniert die Gesetze und übt die vollziehende Gewalt aus. Residenz ist seit 1871 Rom.

Die Volksvertretung des Königreichs J. besteht aus zwei Kammern, dem Senat und der Deputiertenkammer. Der Senat besteht aus den königlichen Prinzen und aus Mitgliedern, welche vom König auf Lebenszeit aus gewissen Kategorien von Staatsbürgern (Inhabern bestimmter Ämter und Würden, um das Vaterland verdienten Männern und Personen, welche jährlich 3000 Lire direkte Steuern zahlen) im Alter von mindestens 40 Jahren ernannt werden. 1892 zählte der Senat 390 Mitglieder. Die Deputiertenkammer besteht aus 508 Mitgliedern, welche in ebenso viel Wahlkollegien auf die Dauer von fünf Jahren direkt berufen werden. Wähler sind alle Italiener, welche die bürgerlichen und politischen Rechte genießen, das 21. Lebensjahr vollendet haben, lesen und schreiben können, 20 Lire direkte Steuern zahlen oder vermöge bestimmter persönlicher Stellung oder Qualifikation wahlberechtigt sind. 1892 beteiligten sich von 2,934,445 eingeschriebenen Wählern 1,639,298, d. h. 55,9 Proz., an den Wahlen. Wählbar als Deputierte sind alle Wähler, welche das 30. Lebensjahr zurückgelegt haben. Nicht wählbar sind Seelsorgegeistliche, Staatsbeamte (mit Ausnahme der Minister, Generalsekretäre, höhern Offiziere, Hochschulprofessoren, aber auch diese nur in der Zahl von höchstens 40), Bürgermeister, Provinzialdeputierte und Personen, die von subventionierten Gesellschaften Gehalt oder Vergütigung beziehen. Der König ruft die Kammern jedes Jahr zusammen; die Sitzungen sind öffentlich. Das Präsidium des Senats wird vom König, das der Deputiertenkammer von dieser gewählt. Die letztere besitzt das Recht der Ministeranklage, in welchem Falle der Senat als Gerichtshof fungiert. Die Provinzen haben Selbstverwaltung, deren Ausübung dem von den Gemeindewählern auf fünf Jahre gewählten Provinzialrat und der von diesem berufenen Provinzialdeputation übertragen ist. Die Gemeindeorgane sind der auf fünf Jahre gewählte Gemeinderat, die aus der Mitte des Gemeinderats gewählte Munizipalgiunta und der Sindaco, der Chef der Gemeindeverwaltung.

Für die Staatsverwaltung bestehen elf Ministerien, mit dem Sitze in Rom: 1) das Ministerium für die auswärtigen Angelegenheiten; 2) das des Innern; 3) das Ministerium für Gnade, Justiz und Kulte; 4) das Ministerium der Finanzen; 5) das des Schatzes; 6) das Kriegsministerium; 7) das Marineministerium; 8) das Ministerium des öffentlichen Unterrichts; 9) das der öffentlichen Arbeiten; 10) das Ministerium für Ackerbau, Industrie und Handel und 11) das der Posten und Telegraphen. Eine selbständige Stellung hat der Rechnungshof des Königreichs und der Staatsrat, letzterer ist zugleich oberstes Verwaltungsgericht.

Für die Verwaltung zerfällt J. in 69 Provinzen (s. S. 387 f.), 197 Kreise (circondari), bez. in Venetien und Mantua 87 Distrikte, und 8254 Gemeinden. Jeder Provinz steht ein Präfekt vor. Derselbe vertritt die vollziehende Gewalt und hat zu seiner Unterstützung den Präfekturrat an der Seite. In jedem Kreis ist für die Verwaltungsangelegenheiten eine Unterpräfektur errichtet. Unter den Präfekten und Unterpräfekten (Distriktskommissaren) fungieren die Gemeindevorsteher (Sindaci, s. oben) als Regierungsbeamte. Die Sicherheitspolizei wird von den Präfekten, Unterpräfekten (oder Distriktskommissaren) mit beigegebenen Inspektoren und Delegaten, in zwölf großen Städten von Quästoren (mit Inspektoren) geleitet. In jeder Provinz bestehen ein Sanitätsrat, ein Schulrat, eine Postdirektion, eine Finanzintendanz und ein Bauamt; für größere Gebiete sind 9 Telegraphendirektionen, 34 Forstdepartements und 8 Bergämter eingesetzt.

Die Rechtspflege wird in J. gehandhabt von 5 Kassationshöfen (in Rom, Turin, Florenz, Neapel und Palermo), 24 Appellhöfen, 79 Assisenhöfen, 162 Zivil- und Strafgerichten (tribunali), 1535 Einzelgerichten (preture) und 8450 Friedensgerichten (uffici di conciliazione). Die Tribunale (Kollegialgerichte) entscheiden seit der Aufhebung der Handelsgerichte (1888) auch in Handelssachen. Von den Kassations-

Digitized by Google

höfen ist jener in Rom in Strafsachen allein kompetent. 1891 wurden in erster Instanz 290,625 Personen von den Präturen, 66,475 von den Tribunalen und 3135 von den Schwurgerichten strafgerichtlich verurteilt.

Finanzen.

Der Staatshaushalt des Königreichs J. leidet seit dem Bestand des neuen Staates infolge der Kosten der Kriege, der Übernahme der Schuldenlast der ehemaligen italienischen Staaten, der steigenden Ausgaben für Heer und Flotte, der kostspieligen Eisenbahnbauten ꝛc. an einem chronischen Defizit sowie an einer starken Überlastung mit Schulden. Nach der Abrechnung für die Jahre 1888—93 bezifferten sich die Staatseinnahmen und Ausgaben in Millionen Lire wie folgt:

	Einnahmen	Ausgaben	Differenz
1888/89 . . .	1866,7	2097,1	— 230,6
1889/90 . . .	1903,2	1879,6	+ 23,6
1890/91 . . .	1898,2	1852,4	+ 45,8
1891/92 . . .	1748,0	1796,1	— 48,1
1892/93 . . .	1748,4	1739,1	+ 9,3

Das Budget für das mit Ende Juni endende Finanzjahr 1894/95 beziffert sich wie folgt:

	Lire
a) Ordentliche Einnahmen:	
1) Renten von den Staatsaktiven . . .	14 171 783
2) Grund- und Gebäudesteuer	192 700 000
3) Einkommensteuer	234 500 000
4) Abgaben für Vermögensübertragung und Rechtsgeschäfte	212 050 000
5) Zölle	222 000 000
6) Konsumsteuern (Oktroi)	52 730 000
7) Tabak	192 500 000
8) Salz	71 000 000
9) Lotto	68 002 000
10) Andre Konsumsteuern	31 500 000
11) Post und Telegraph	64 716 000
12) Staatseisenbahnen	72 129 050
13) Andre öffentliche Anstalten	20 626 345
14) Rückzahlungen	36 730 495
15) Verschiedene Einnahmen	9 391 740
16) Durchlaufende Einnahmen	60 834 732
	1 555 582 145
b) Außerordentliche Einnahmen . .	124 401 252
Gesamteinnahmen:	1 679 983 397

Die Ausgaben wurden mit 1,784,729,503 Lire beziffert, so daß sich ein Defizit von 104,746,106 Lire ergeben würde. Die Staatsausgaben verteilen sich auf das Ordinarium mit 1,575,380,991 Lire und auf das Extraordinarium mit 209,348,512 Lire. Auf die einzelnen Posten verteilen sich die Ausgaben wie folgt:

1) Ministerium des Schatzes (Staatsschuld, Pensionen, Zivilliste, Parlament, Domänen) .	913 399 365
2) Finanzministerium (Verwaltungs- und Erhebungskosten)	199 517 612
3) Ministerium des Äußern	15 454 635
4) Justiz und Kultus	34 240 774
5) Öffentlicher Unterricht	41 971 469
6) Ministerium des Innern	59 305 806
7) Öffentliche Arbeiten	127 038 898
8) Post und Telegraph	54 941 533
9) Kriegsministerium	227 105 327
10) Marine	102 140 712
11) Ackerbau und Handel	9 613 372
Zusammen:	1 784 729 503

Das Budget der Gemeinden belief sich 1889 in den Einnahmen sowie in den Ausgaben auf 640,3 Mill. Lire. Auf die ordentlichen Einnahmen der Gemeinden kamen hiervon 373,3 Mill.; dieselben setzten sich zusammen aus dem Einkommen vom Gemeindevermögen mit 45,2, Konsumabgaben mit 141, Zuschlägen zu der staatlichen Grund- und Gebäudesteuer mit 118,9, andern Abgaben und Gebühren mit 58,3, verschiedenen Einnahmen mit 9,9 Mill. Lire. Die Provinzen hatten 1891 effektive Einnahmen im Betrage von 90,4 und Ausgaben von 97,9, sonach ein Defizit von 7,3 Mill. Lire.

Die italienische Staatsschuld hat im Verhältnis zu den Produktivkräften des Landes eine außerordentliche Höhe erreicht. Sie erforderte 1893/94 einen Zinsenaufwand von 597,669,688 Lire, wovon auf die konsolidierte Schuld und zwar zu 5 Proz. 442,7, zu 3 Proz. 6,4 Mill. Lire kamen. Auf Amortisation wurden in diesem Jahr 1,230,787 Lire verwendet. Wenn man obigen Zinsenbetrag kapitalisiert, so ergibt sich ein Nominalkapital der italienischen Staatsschuld von ungefähr 12,500 Mill. Lire. Von den andern öffentlichen Schulden hatten die Gemeindeschulden Ende 1889 einen Stand von 1037,4, die Schulden der Provinzen einen solchen von 170,4 Mill. Lire.

Heerwesen und Marine.

Die allgemeine Wehrpflicht besteht seit dem 7. Juni 1875. Die Wehrpflichtigen, deren Dienstzeit nach vollendetem 20. Lebensjahr beginnt und 19 Jahre dauert, werden in drei Kategorien eingeteilt. Wer infolge häuslicher Verhältnisse vom Dienst bei der Fahne fast ganz befreit ist, gehört zur dritten Kategorie, die zweite und erste Kategorie wird durch das Los bestimmt. Die erste Kategorie dient bei der Infanterie 2—3, bei den übrigen Waffen, außer Kavallerie, 3 Jahre bei der Fahne, darauf bis zum beendeten 8. Dienstjahr in der Reserve, die folgenden 4 in der Mobilmiliz (Landwehr) und die letzten 7 Jahre in der Territorialmiliz (Landsturm); nur bei der Kavallerie 4 Jahre bei der Fahne, 5 in der Reserve und dann in der Territorialmiliz. Die zweite Kategorie gehört zum stehenden Heer 5 Jahre, davon 2—6 Monate aktiv, 4 Jahre zur Mobil- und 10 zur Territorialmiliz, die dritte Kategorie die ganze Zeit zu letzterer, sie dient nur 30 Tage aktiv. Der Heereshaushalt für 1893/94 betrug 240 Mill. Lire. Das Ersatzwesen und die Mobilmachung liegen hauptsächlich in den Händen von 87 Distriktskommandos (ähnlich den deutschen Bezirkskommandos). An der Spitze des Heeres steht der König, unter ihm das Kriegsministerium, der Generalstab und 12 Generalkommandos. Zu einem Armeekorps gehören im Frieden 2 Infanteriedivisionen, eine Artillerie-, meist auch eine Kavalleriebrigade ꝛc.; zur Infanteriedivision 2 Brigaden mit in der Regel je 2 Regimentern; zur Kavalleriebrigade 2—4 Regimenter, zur Artilleriebrigade ein Korps- und ein Divisionsartillerieregiment ꝛc. Die Regimenter aller Waffen haben schon im Frieden Train- und Depotkompanien ꝛc. Die Infanterie zählt 96 Regimenter Infanterie, 12 Regimenter Bersaglieri (s. d.) zu 3 Bataillonen mit je 4 Kompanien und 75 Alpenkompanien (Alpini) in 7 Regimentern mit 22 Bataillonen, zusammen 346 Bataillone; die Infanteriekompanie hat etwa 4 Offiziere und 100 Mann, das Kriegsbataillon z. B. 900 statt 1000 Mann, das Alpenbataillon ist stärker. Die Kavallerie hat in 9 Brigaden 10 Lancieri- (leichte) und 14 Kavallegieri- (schwere) Regimenter zu je 6 Eskadrons, zusammen 144 Eskadrons, mit annähernd je 5 Offizieren, 160 Reitern (im Kriege 5 Offiziere, 134 Mann); die Artillerie 24 Feldartillerieregimenter zu je 2 Abteilungen von 4 Batterien. Die Divisionsregimenter führen 9, die Korpsregimenter zur Hälfte 9 und 7 cm Geschütze. Dazu treten 1 Regiment reitender Artillerie mit 7 cm Geschützen und 1 Regiment Gebirgsartillerie von 9 Batterien, zusammen 207 Batterien. Die fahrende

Digitized by Google

Batterie hat im Frieden 4 Geschütze, 3 Offiziere, 87 Mann und gegen 44 Pferde, im Kriege 6 Geschütze und die 9 cm-Batterie 4 Offiziere, 162 Mann, die 7 cm-Batterie 4 Offiziere, 124 Mann, die reitende und Gebirgsbatterie im Frieden und im Kriege 6 Geschütze und mehr Mannschaften; außerdem bestehen 5 Regimenter Festungs-, bez. Küstenartillerie, davon 2 zu 4, 3 zu 3 Bataillonen, zusammen 17 Bataillone mit je 4 Kompanien; die Kompanie etwa 3 Offiziere und 100 Mann stark. Die Genietruppe zählt 4 Regimenter (24 Bataillone); 2 Regimenter mit je 18 Sappeur-, das 3. mit 8 Pontonier-, 4 Eisenbahn- sowie 2 Lagunen- und das 4. Regiment mit 7 Sappeur-, 6 Telegraphisten- und einer Signalistenkompanie (für Brieftauben, Signalisieren, Luftschifferdienst und elektrische Beleuchtung); jede Kompanie etwa 4 Offiziere und 100 Mann. Zu jedem Regiment gehören 2—3 Train- und eine Depotkompanie. Es bestehen noch 12 Verpflegungs- und 12 Sanitätskompanien. Seit April 1893 sind auch Fahrräder in das ordentliche Mobilmachungsmaterial aufgenommen. Zum stehenden Heere gehören ferner 11 Legionen Karabinieri (Gendarmen). Das Spezialkorps für Ostafrika hat gegen 6000 Mann, zur größern Hälfte Eingeborne.

Die Bewaffnung der Infanterie ꝛc. ist in der Änderung begriffen, an Stelle des Vetterli- tritt das Mannlicher-Carcano-Gewehr M. 91 von 6,5 mm Kaliber. Die Kavallerie führt Lanze, Säbel und den Karabiner M. 91. Die 9 cm Feld- und Gebirgsgeschütze sind neu, Festungs- und Küstengeschütze vollzählig. Das rauchschwache Pulver (Ballistit) ist allgemein eingeführt und wird in den Pulverfabriken zu Fontana Liri und Terni angefertigt. Uniformen: dunkelblauer, kurzer Waffenrock mit 2 Reihen Knöpfen und 2 Sternen am Kragen und bei der Infanterie Käppis. (Vgl. die Tafeln »Artillerie, Infanterie, Jäger ꝛc., Kriegssanitätswesen, Reiterei«.)

Friedensstärke 1893.

	Offiziere	Mann	Pferde	Bespannte Geschütze
Infanterie	6468	150 399	2 327	—
Kavallerie	873	25 812	22 947	—
Feldartillerie . . .	948	23 162	10 632	768
Reitende Artillerie .	50	1 180	771	36
Gebirgsartillerie . .	48	1 208	623	54
Festungsartillerie .	263	7 496	310	—
Genie	327	8 222	824	—
Sanitätskompanien .	167	2 303	172	—
Verpflegungskomp. .	212	1 900	—	—
Zusammen:	9 356	221 682	38 606	858
Außerdem:				
1 Veterinärkomp. gegen	197	—	—	—
Karabinieri "	566	23 401	4 367	—
Afrikan. Truppen "	200	5 868	1 130	—
Insgesamt:	10 319*	250 951	44 103	858

* 14,353 nach der Rangliste vom 31. Oktober 1893, einschließlich der nichtregimentierten Offiziere.

Friedensstärke mithin rund 220,000 Mann.

Kriegsformation 1893: Jedes der 12 mobilen Armeekorps besteht aus 27 Bataillonen Infanterie, 6 Eskadrons, 16 Batterien zu 6 Geschützen, 2 Sappeur-, einer Verpflegungs- u. einer Sanitätskompanie mit zusammen 31,000 Mann und 5940 Pferden. Die Alpentruppen, die Gebirgs- und Festungsartillerie, der Rest der Genietruppen und ein Teil der Kavallerie scheiden aus dem Korpsverbande aus oder werden demselben nach Bedarf zugeteilt; eine Kavalleriedivision besteht aus 2 Brigaden mit 4 Regimentern, 24 Eskadrons, und 2 reitenden Batterien. 12 Reserve- und 12 Divisionen der Mobilmiliz sollen aufgestellt werden, ferner an Territorialmiliz 320 Infanterie-, 22 Alpenbataillone, 100 Festungsartillerie-, 30 Geniekompanien ꝛc. Regiments- bis einschließlich Kompanie- ꝛc. Führerstellen werden bei der Mobilmiliz mit Offizieren des stehenden Heeres, bei der Territorialmiliz mit eignen u. Offizieren des Beurlaubtenstandes besetzt. Der einheimische Pferdebestand hat sich wesentlich gegen früher gebessert. 1893 wird die Kriegsstärke des stehenden Heeres (Linie und Reserve) auf 848,000, der Mobilmiliz auf 372,000, zusammen auf 1,220,000, und die der Territorialmiliz auf 1,630,000 Mann berechnet. Hiervon kommen 1,208,700 auf die erste Kategorie gut, 510,500 auf die zweite Kategorie wenig ausgebildeter und 1,131,800 auf die dritte Kategorie fast ganz unausgebildeter Mannschaften.

An Militärschulen sind vorhanden: eine Kriegsakademie (Scuola di Guerra) mit dreijährigem Lehrplan und eine Vorbildungsanstalt für Artillerie- und Genieoffiziere (Accademia militare) in Turin, eine solche für Infanterie- und Kavallerieoffiziere (Scuola militare) in Modena mit zweijährigem Kursus und für Unteroffiziere eine Vorbildungsanstalt zu Offizieren aller Waffen sowie zu Zahlmeistern (Scuola dei sottufficiali) in Caserta; außerdem eine Infanterie- und Artilleriezentralschießschule in Parma, eine Kavallerieschule in Pinerolo und eine Reitschule in Tor di Quinto bei Rom.

Festungen: Die Alpengrenze ist sowohl gegen Frankreich als auch Österreich durch zahlreiche Sperrforts, die Küsten sind durch Forts und Batterien bei Vado, Genua, Livorno, Gaeta, Messina und Venedig, auf der Insel Elba bei Porto Ferrajo und Porto Longone geschützt. Hauptkriegshäfen sind la Maddalena an der Nordspitze von Sardinien, Tarent und vor allem Spezia (s. unten), die wichtigste Landfestung Rom mit einem Gürtel von 15 Forts.

[Marine.] Nach der unglücklichen Seeschlacht bei Lissa 1866 ist die italienische Marine von Grund aus neu gestaltet worden; 32 Schiffe wurden verkauft und neue gebaut. Durch Gesetz vom 10. Mai 1877 wurde der offensive Charakter der Flotte mehr in den Vordergrund gestellt und festgesetzt, daß die Flotte auf einen Bestand von 16 Schlachtschiffen ersten, 10 Schiffen zweiten, 20 Schiffen dritten Ranges und 26 für andre Zwecke gebracht werden solle. So entstanden die mächtigen Panzerschiffe Italia, Lepanto, Duilio ꝛc., die jahrelang die größten der Welt blieben. 1887 wurde ein neuer Bauplan für die Flotte und ein Plan für die Küstenverteidigung aufgestellt, der heute noch gilt. Bis 1897 soll die Flotte auf einen Bestand von 282 kämpfenden Schiffen gebracht werden; diese sollen aus 76 Schlachtschiffen, 16 Transport- und 190 Torpedoschiffen bestehen; dazu kommen noch 120 Torpedoboote erster und 58 zweiter Klasse für die Küstenverteidigung sowie die Schulschiffe und Schiffe für den Hafendienst. Ende 1894 wurde die Kriegsflotte nach dem Tonnengewicht der Schiffe in Klassen geteilt; die Schlachtflotte besteht danach (Anfang 1895) aus 51 Schiffen in 7 Klassen; zur ersten Klasse gehören 12 Schiffe über 9000 Ton., zur siebenten 2 unter 500 T.; die Torpedoflotte besteht aus 171 Schiffen in 4 Klassen; Transport- u. Schulschiffe sind 44 in vier Klassen und noch 20 Schiffe für den Hafendienst vorhanden, zusammen 286 Schiffe. Die Schiffe der Schlachtflotte zeichnen sich im allgemeinen durch ihre Angriffskraft,

Digitized by Google

durch starke Artillerie und große Fahrgeschwindigkeit aus. Die Marineverwaltung unter dem Marineminister zerfällt nach den Kriegshäfen Spezia, Neapel und Venedig in 3 Bezirke. Hauptkriegshafen ist Spezia; an die Stelle von Neapel (Castellammare) soll in Rücksicht auf zweckmäßigere Teilung der langen Küste Tarent treten, welches seit 1885 zu einem großen Kriegshafen eingerichtet wird; zum bessern Schutz der Flotte bei Verteidigung der besonders gefährdeten Westküste ist in den letzten Jahren an der Nordspitze von Sardinien die Bucht von Maddalena befestigt und als Ausrüstungshafen eingerichtet worden. Befestigte Küstenpunkte und Zufluchtshäfen sind außerdem Genua, Civitavecchia, Gaëta, Porto Ferrajo, Porto Longone u. a. 1887 wurden in den drei Kriegshäfen Kommandos der lokalen Seeverteidigung mit 33 Torpedostationen (14 Haupt-, 19 Nebenstationen) und 93 Semaphorstationen für die Beobachtung der See und Signalgebung errichtet, zu welchem Zweck sie mit den Torpedostationen telegraphisch verbunden sind. Die Hauptstationen sind für 9, die andern für 3 Torpedoboote eingerichtet. Die Gesamtkosten für Kriegsschiffe werden auf 549,268,000 Lire angegeben; das Panzerschiff Italia hat rund 29,2, Lepanto 28,8, Sardegna u. Sicilia 26,4 Mill. Lire gekostet. Die Bemannung der Flotte zählte 1894: 1608 Offiziere, 22,648 Unteroffiziere und Matrosen. Das Marinebudget für 1894/95 betrug 99,877,897 Lire. Über die Uniformen vgl. Tafel »Marine«. Vgl. »Die Wehrkraft Italiens im Jahre 1874« (2. Aufl., Wien 1875); »Italiens Wehrkraft, ein Blick auf die gegenwärtige militärische Machtentwickelung des Königreichs« (Berl. 1884); E. Schuler, Italiens Wehrkraft (Wien 1889); Randaccio, Storia delle marine militari italiane, 1750—1870 (Rom 1886, 2 Bde.).

[Kolonien.] Die italienischen Besitzungen und Schutzgebiete an der Ostküste von Afrika umfassen folgende Teile: 1) die Erythräische Kolonie (s. Erythräa); 2) die Somalküste am Indischen Ozean zwischen der Dschubbmündung und dem 8.° nördl. Br. Über Abessinien (s. d.) oder Äthiopien besitzt J. seit 1880 eine Art von Schutzherrschaft.

[Orden, Wappen, Flagge.] J. hat fünf Ritterorden: Annunciatenorden (Ordine supremo dell' Annunziata), seit 1362; Orden des heil. Mauritius und Lazarus, seit 1434; Militärorden von Savoyen, seit 1815; Zivilverdienstorden von Savoyen, seit 1831, und Orden der Krone von J., seit 1868 (s. Tafel »Orden II«, Fig. 9—11). Das Wappen besteht aus einem silbernen Kreuz im roten Feld, umgeben von den Ketten und Bändern aller italienischen Orden. Der Schild, gehalten von zwei rückwärts sehenden goldenen Löwen, trägt einen offenen, mit goldenen Decken versehenen Helm, der mit der »eisernen Krone« geschmückt ist. Über das Ganze wölbt sich ein mit Hermelin gefütterter, goldgestickter Purpurbaldachin, der die italienische Königskrone an der Spitze trägt. Über dem Baldachin flattert das Banner Italiens, mit blauer Schleife an der mit einem goldenen, gekrönten Adler geschmückten Stange befestigt (s. Tafel »Wappen II«, Fig. 5). Die Kriegsflagge besteht aus drei Vertikalstreifen: Grün, Weiß, Rot; im Mittelstreifen ein von blauem Rand umgebener, goldgekrönter Wappenschild mit weißem Kreuz im roten Felde. Die Handelsflagge ist ebenso mit ungekröntem Wappenschild (s. Tafel »Flaggen I«).

Geographisch-statistische Litteratur.

An Quellen für die Kenntnis Italiens sind vor allen zu nennen die sehr zahlreichen und umfassenden amtlichen Publikationen: das »Annuario statistico Italiano« (seit 1878), welches über Topographie, Bevölkerung, Heer, Eisenbahnen, Finanzen ꝛc. Aufschluß gibt; die »Annali di Statistica« sowie die amtlichen Werke der einzelnen Ministerien; ferner Zuccagni-Orlandini, Corografia fisica, storica e statistica dell' Italia (Flor. 1844, 15 Bde.); Pozzi, Geografia politica e statistica dell' Italia (Mail. 1864); das große, in Mailand erschienene Sammelwerk »L'Italia sotto l'aspetto fisico, storico, artistico e statistico« (in drei Abteilungen: »Dizionario corografico« von Amati, »Trattati scientifici sull' Italia« von Vertolini, Correnti u. a. und einem Atlas von 150 Karten); Brachelli, Geographie und Statistik des Königreichs J. (in Steins »Handbuch der Geographie und Statistik«, Leipz. 1871); Th. Fischer, Das Halbinselland J. (in Kirchhoffs »Länderkunde von Europa«, Bd. 2, Wien 1893); Strafforello, La Patria, geografia dell' Italia (Tur. 1889 ff.); Premoli, L'Italia geografica illustrata (Mail. 1891, 2 Bde.); Lampani, L'Italia sotto l'aspetto idrografico (Rom 1878—82); »Studi sulla geografia naturale e civile dell' Italia« (hrsg. von der Geographischen Gesellschaft, das. 1875); Altavilla, Il regno d'Italia. Dizionario geografico, storico-statistico (Tur. 1875); das von der italienischen Postverwaltung herausgegebene »Dizionario geografico postale«; Nissen, Italische Landeskunde (Bd. 1, Berl. 1883); Cantoni, L'agricoltura in Italia (Mail. 1885); Eheberg, Agrarische Zustände in J. (Leipz. 1886); v. Ernst, Die Montanindustrie Italiens (Wien 1882); Morpurgo, La finanza italiana (Rom 1874); Sachs, L'Italie, ses finances et son développement économique depuis l'unification du royaume (das. 1885); Cucheval-Clarigny, Les finances de l'Italie 1866—1885 und 1870—1891 (das. 1885 u. 1890); Brusa, Das Staatsrecht des Königreichs J. (Freiburg 1892); Hehn, J., Ansichten und Streiflichter (4. Aufl., Berl. 1892); Gregorovius, Wanderjahre in J. (5 Bde.); Reisehandbücher von Gsell Fels (in »Meyers Reisebüchern«), Bädeker, Burckhardt (»Cicerone«) u. a. Kartenwerke: Die auf einer in den Jahren 1862—78 erfolgten Landesaufnahme beruhende »Carta topografica d'Italia« (1:100,000, 277 Blatt), die bis auf die Marken und Venetien ziemlich vollständig vorliegt; die Karten für einzelne Landesteile (Königreich Sardinien in 1:50,000, Ober- u. Mittelitalien in 1:86,400, Insel Sardinien in 1:250,000) sind Ergebnisse älterer Aufnahmen. Gute Übersichtskarten bieten die »Carta corografica dell' Italia« (1:500,000, 24 Blatt); H. Kiepert, Nuova carta generale dell' Italia meridionale (1:800,000, 1882) und »Carta corografica ed archeologica dell' Italia centrale« (1:250,000, 1881); Fritzsche, Carta politica speciale del Regno d'Italia (1:500,000, 1893). Vom Ufficio geologico ist eine »Carta geologica generale d'Italia« (neue Aufl., Rom 1889, 2 Blatt, 1:1,000,000) herausgegeben, von der geologischen Landesaufnahme 1:50,000 liegt fast ganz Unteritalien mit Sizilien fertig vor.

Geschichte.

(Hierzu die »Karten zur Geschichte Italiens«.)

Vom Altertum bis zum Mittelalter.

Mit dem Verfall des Reiches der Römer, welche die italische Halbinsel geeinigt und zum Mittelpunkt der Alten Welt gemacht hatten (s. Römisches Reich), verlor auch J. sein Übergewicht, indem der Schwerpunkt des Reiches nach dem Osten verlegt wurde, und erobernde germanische Volksstämme setzten sich auf der

Digitized by Google

Halbinsel fest. Nach den verheerenden Einfällen der Radagaisus, Alarich, Attila, Geiserich stürzte Odoaker, der Anführer der germanischen Söldner in römischen Diensten, 476 das weströmische Kaiserreich und machte sich zum König von J.; doch ward er schon 489 von Theoderich d. Gr. besiegt, der das ostgotische Reich in J. gründete. Die Italiener, im Besitz ihrer Sprache, Religion und rechtlichen Institutionen unangetastet, fügten sich in die Herrschaft der Barbaren. Vom oströmischen Reich ging die Vernichtung derselben aus; Belisar und Narses, die Feldherren des Kaisers Justinian I., zerstörten in langdauernden Kämpfen (536—555) die ostgotische Herrschaft, und J. wurde wiederum ein Bestandteil des von Byzanz aus regierten »römischen Reiches«. Gesetze Justinians, deren eins, die Pragmatische Sanktion vom 13. Aug. 554, uns erhalten ist, ordneten die Verfassung des Landes, dessen oberster Beamter der in Ravenna residierende kaiserliche Exarch wurde. Aber schon 568 brachen die Langobarden (s. d.) unter Alboin in J. ein und entrissen fast das ganze obere und mittlere J. den Byzantinern, denen außer dem Süden der Halbinsel und der Insel Sizilien nur Istrien und Venedig, die Romagna mit Ravenna, die Pentapolis (Rimini, Pesaro, Fano, Sinigaglia, Ancona) und Rom verblieben. Auch dieser Besitz wurde seit dem 7. Jahrh. von den Langobarden bedroht, die im 8. Jahrh. unter den Königen Liutprand und Aistulf die Romagna eroberten und Rom selbst in die schwerste Bedrängnis versetzten. Da warf sich das römische Papsttum, dessen Macht und Ansehen namentlich seit der Regierung Gregors I. (590—604) außerordentlich erstarkt war, den Franken in die Arme; auf den Hilferuf des Papstes Stephan II. griff der fränkische König Pippin in J. ein, drängte in zwei Feldzügen 754 und 756 die Langobarden zurück und übertrug durch Schenkung dem Papst die den Langobarden entrissenen Gebiete der Romagna und der Pentapolis. Sein Werk vollendete Karl d. Gr., der 774 dem Langobardenreich des Desiderius ein Ende machte und 800 zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Seit Karl d. Gr., der die Pippinsche Schenkung erneuerte, gehörten Nord- u. Mittelitalien zum fränkischen Reich, dessen wichtigste Verfassungsinstitutionen hier gesetzliche Kraft erhielten. Nur im Süden blieb, jedoch unter fränkischer Oberhoheit, das langobardische Herzogtum Benevent bestehen, während in Rom und seinem Gebiet, freilich gleichfalls unter der Oberhoheit des Kaisers, die Päpste die weltliche mit der geistlichen Herrschaft vereinigten. Nur Venedig und der Süden der Halbinsel blieben in Verbindung mit Byzanz, dessen Herrscher 812 das Kaisertum Karls anerkannte; doch wurde die byzantinische Herrschaft auch hier durch die Araber bedroht, welche 827—864 Sizilien eroberten und von dort aus Apulien und Kalabrien mit immer wiederholten Raub- und Plünderungszügen heimsuchten. Durch den Vertrag von Verdun fiel das fränkische J. dem Kaiser Lothar I. zu, dem 855 sein ältester Sohn, Ludwig II., folgte. Mit diesem, der 875 starb, erlosch die italienische Linie der Karolinger, und die wiederholten Versuche der karolingischen Könige von Ost- und Westfranken, die Herrschaft über J. zu behaupten, hatten keinen dauernden Erfolg. Karl der Kahle, Karl III. (der Dicke) und Arnulf wurden zwar zu römischen Kaisern gekrönt, aber neben ihnen kamen einheimische Machthaber empor, welche zuletzt die Oberhand gewannen. Während die Markgrafen von Friaul und die Herzöge von Spoleto um die italienische Königskrone stritten, verwüsteten die Sarazenen u. Magyaren J. mit verheerenden Raubzügen, die man nicht abzuwehren im stande war. Nach dem Tode des Markgrafen Berengar I. von Friaul, welcher 894 zum König von J., 915 zum Kaiser erhoben, 924 aber ermordet wurde, trat sein Nebenbuhler, König Rudolf von Hochburgund, seine Ansprüche auf J. 933 an Hugo von Provence gegen Überlassung des niedern Burgund ab. Hugo, der eine gewaltthätige und durchgreifende Herrschaft ausübte, ward 945 von dem Markgrafen Berengar II. von Ivrea auf ein Schattenkönigtum beschränkt; nach dem Tode seines Sohnes Lothar (950) nahm Berengar den Königstitel an, erhob seinen Sohn Adalbert zum Mitregenten und setzte Lothars Witwe, die schöne und geistvolle Königin Adelheid, gefangen. Da überschritt 951 der deutsche König Otto I., dessen Vasall Berengar früher geworden war, die Alpen, erwarb die italienische Königswürde und vermählte sich mit der ihrer Haft entflohenen Adelheid. Zwar gab er auf dem Augsburger Reichstag von 952 Berengar J. als Lehenskönigreich zurück; da aber dieser sich von der deutschen Oberhoheit loszusagen versuchte, zog Otto 961 zum zweitenmal nach J., eroberte schnell den Norden der Halbinsel, eilte nach Rom und erneuerte die römische Kaiserwürde (2. Febr. 962). Nachdem Berengar und seine Anhänger 964 völlig unterworfen waren, bildete das Königreich J. wiederum einen Teil des neuen römischen Reiches, dessen Krone der deutsche König trug, und blieb jahrhundertelang in Verbindung mit Deutschland.

Italien unter deutscher Herrschaft.

Da sich die deutsche Herrschaft in J. vor allem auf die geistlichen Fürsten stützen mußte, war es notwendig, daß die deutschen Könige nicht nur bei der Besetzung der Bistümer einen maßgebenden Einfluß ausübten, sondern auch über Rom und das Papsttum die Oberhoheit behaupteten. Als sich Papst Johann XII., der Otto gekrönt hatte, derselben zu entziehen suchte, ließ ihn der Kaiser 963 absetzen und sich und seinem Nachfolger eine Ausschlag gebende Stimme bei der Papstwahl zusichern. Unteritalien, welches teils die Griechen, teils die Araber besaßen, durch Verhandlungen mit dem byzantinischen Hof oder durch Waffengewalt zu erwerben, glückte Kaiser Otto I. nicht. Sein Nachfolger Otto II., der mit der griechischen Prinzessin Theophanu vermählt war, erlitt bei dem abermaligen Versuch, dasselbe zu erobern, 982 durch die Araber in Kalabrien eine entscheidende Niederlage und starb schon 983. Unter seinem unmündigen Sohn, Otto III., lockerte sich die Verbindung Roms mit dem Deutschen Reich, und das Haupt des römischen Adels, Johannes Crescentius, beherrschte unter dem Namen eines Patricius die Stadt und den päpstlichen Stuhl. Allein 996 erschien Otto in Italien und erhob seinen Vetter Bruno als Gregor V. zum Papst; als Crescentius sich abermals empörte und einen Gegenpapst einsetzte, wurde er 998 hingerichtet. Nach Gregors Tode 999 berief der Kaiser seinen Günstling Gerbert von Reims (Silvester II.) auf den Stuhl Petri, schlug selbst seinen Herrschersitz in Rom auf und trug sich mit dem phantastischen Plan, diese Stadt abermals zum Mittelpunkt des christlichen Weltreichs zu machen und von hier aus Europa zu beherrschen. Wie wenig es ihm indes gelang, die Italiener mit der deutschen Herrschaft zu versöhnen, zeigte sich unmittelbar nach seinem frühen Tode (1002). Alsbald versuchten die lombardischen Großen noch einmal, sich in der Person des Markgrafen Arduin von Ivrea einen nationalen König zu geben, und der päpstliche Stuhl kam abermals unter

Digitized by Google

KARTEN ZUR GESCHICHTE ITALIENS

Bearbeitet von Karl Wolf.

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Italien«.

Digitized by Google

Register zu den ‚Karten zur Geschichte Italiens'.

Die heutigen Formen der Namen auf Karte I. sind in Klammern beigefügt. Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien |B5| bezeichnen die Felder der Karte.

Acqui I2
Adda I1, C8, I8
Adriatisches Meer L-O2-4, D-G9-11, L-O9-11
Addua, Fluß (*Adda*) B1
Ajaccio I4, B11, I11
Alessandria I2, B9
Algier H-I6-7, H-I12-14
Amalfi M4
Ancona D3, L3, D10, L10
Annecy H2
Aosta H2, A9, H9
Apulia (*Apulien*, ital. *Puglia*) . . E-G4-5
Aquila L3, D10, L10
Aquilegia (*Aquileja*, slaw. *Aglar*) D2
Aquileja (slaw. Aglar) L2
Arcole C9
Aretium (*Arezzo*) C3
Arezzo C10, K10
Arno, Fluß K3, C10, K10
Arnus, Fluß (*Arno*) C3
Asti I2
Athesis (*Etsch*, ital. *Adige*) . . C-D2
Augusta (*Aosta*) A2
Aversa M4

Bari N4, F11, N11
Barium (*Bari*) F4
Barletta N11
Bastia I13
Beide Sizilien, Königreich . . L-O10-13
Bellinzona I8
Belluno L1
Benevent (ital. Benevento) . . M4, F11, M11
Beneventum, Herzogtum . . . D-F 3-4
— Stadt (*Benevent*, ital. *Benevento*) F4
Bergamo I2, I9
Bern H1, A8, H8
Bilitiona (*Bellinzona*) B1
Bologna K2, C9, K9
Bona A6, H6, A13, H13
Bononia (*Bologna*) C2
Bosna, Fluß O2, G9, O9
Bosnien, Königreich N-O2-3
Bozen C8, K8
Bravia (*Brazza*) F3
Brazza N3, F10, N10
Brescia K2
Burgundia, Königreich A-B1-3

Cagliari I5, B12, I12
Cajeta (*Gaeta*) D4
Calabria (*Kalabrien*, ital. *Calabria*) E-F5
Camerinum, Markgrafschaft . . D-E3-4
— Stadt (*Camerino*) D3
Campo Formio D8
Canusium (*Canossa*) C2
Capri E11, M11
Capua, Herzogtum D-E4
— Stadt E4, M4, E11

Caralis (*Cagliari*) B5
Carantania (*Kärnten*) C-E1-2
Carpi C9
Carrara K2, C9, K9
Cassano B9
Castelfidardo L10
Castiglione K2, C9
Castua M2
Catania E6, M6, E13, M13
Cattaro O3, G10, O10
Ceperanum (*Ceprano*) D4
Chambéry H2, H8
Cherso (slaw. Tschres) . . . M2, E9, M9
Chieti M3, E10, M10
Chrobatia (*Kroatien*) E-F1-3
Chur I1, B1, I8
Cisalpinische Republik B-D8-9
Civitavecchia K10
Colapis, Fluß (*Kulpa*) E2
Como I9
Comum (*Como*) B2
Corsica B3-4, I3-4, B10-11, I10-11
Cosenza N5, F12, N12
Cotrone F12
Crema I2
Cremona B-C2
Croton (*Cotrone*) F5
Curcura (*Curzola*) F3
Curia (*Chur*) B1
Curzola N3, F10, N10
Custozza K9

Dalmatien M-N2-3, E-F9-10, M-N9-10
Deutscher Bund I-M8-9
Deutsches Reich I-M1-2, B-F8-9
Drau, Fluß (slaw. Drava) . . M1, D8, M8

Eidgenossen (Lande der) . . . H-K1
Elba K3, C10, K10
Etsch, Fluß (ital. Adige) . . . K1, C8, K8

Fermo L3
Ferrara K2, C9, K9
Fiume E9, M9
Florentia (*Florenz*, ital. *Firenze*) C3
Florenz (ital. Firenze) K3, C10, K10
Foggia E11, M11
Forum Julii (*Cividale in Friaul*) D1
Frankreich H2-3, H8-10
Französische Republik A8-10

Gaeta L11
Gebiet der Hamaiden B-C6-7
Geneva (*Genf*, franz. *Genève*) . A1
Genf (franz. Genève) H1, A8, H8
Genua, Republik . . . . . . H-I 2-3
— Stadt (ital. Genova) . . . B2, I2, B9, I9

Genua (Meerbusen von) . . . H-K 2-3, A-C 9-10, H-K 9-10
Germania, Königreich . . . . B-E 1-2
Girgenti L6, D13, L13
Gradus (*Grado*) D2
Grossa M2-3, E9-10, M9-10
Guastalla K2, K9

Helvetische Republik A-C8-9
Histria, Markgr. (*Istrien*) . . D-E2
Hydruntum (*Otranto*) G4

Ilva (*Elba*) C3
Inn, Fluß (*Inn*) C1
Inn, Fluß K1, C8, K8
Innsbruck K1, C8, K8
Ionisches Meer M-O4-6, E-G11-13, M-O11-13
Iporegia (*Ivrea*) A2
Ischia D11, L11
Issa (*Lissa*) F3

Jadera (*Zara*) E2

Kaiserliche Lehen H-I2-3
Kirchenstaat K-L2-4, K-L9-10
Kirwân C7
Kroatien E-F9, M-N9
Kulpa, Fluß M2, F9, M9

Lagosta N3, F10, N10
Laibach M1, E8, M8
Lande der Eidgenossen . . . H-K1
Langobardia (*Lombardei*, ital. *Lombardia*) A-C1-2
Lausanne A8
Legnago K9
Lesina N3, F10, N10
Liparische Inseln M5, E12, M12
Lissa N3, F10, N10
Lodi I2, B9
Lombardisch-Venezian. Königreich I-L8-9
Lucca, Herzogtum K10
— Republik C10, K3
— Stadt K3, C10, K10
Luna (Trümmer *Luni*) B2

Magenta I9
Mailand, Herzogtum I-K1-2
— Stadt (ital. Milano) . . . I2, B9, I9
Malta M7, E14, M14
Manfredonia M4
Mantua (ital. Mantova) . . . C2, K2, C9, K9
Mare Adriaticum (*Adriatisches Meer*) D-G2-4
— Ionium (*Ionisches Meer*) E-G4-7
— Ligusticum (*Meerbusen von Genua*) A-C2-3

Digitized by Google

Mare Tyrrhenum (*Tyrrhenisches Meer*)	A-F2-5
Marengo	B9
Marignano	B9
Marsala	L13
Masserano, Fürstent. u. St.	I2
Mediolanum (*Mailand*, ital. *Milano*)	B2
Meerbusen von Genua	H-K2-3, A-C9-10, H-K9-10
Meleda	N3, F10, N10
Melita (*Malta*)	E6-7
— (*Meleda*)	F3
Mentana	L10
Messina	E5, M5, E12, M12
Modena, Herzogtum	K2, K9
— Stadt	K2, K9, C9
Monaco	H3, A10, H10
Montebello	I9
Montenotte	B9
Montferrat, Markgrafschaft	H-I2
Morlachen	M2
Mur, Fluß	M1, E8, M8
Murus, Fluß (*Mur*)	E1
Mutina (*Modena*)	C2
Neapel, Königreich	L-O3-5
— Stadt (ital. Napoli)	M4, E11, M11
Neapolis, Herzogt. u. Stadt (*Neapel*, ital. *Napoli*)	E4
Neuenburg, Fürstentum	H8
— Stadt	A8, H8
Nicia (*Nizza*, franz. *Nice*)	A3
Nizza, Grafschaft	H-I2-3, H-I9-10
— Stadt	H3, A10, H10
Novara	I9
Novi	B9
Ofanto, Fluß	M-N4, F-E11, M-N11
Ombrone, Fluß	K10
Oneglia	H3
Opsara (*Cherso*, slaw. *Tschres*)	E2
Orvieto	L3
Osmanisches Reich	E-G9-10, A-C13-14, N-O9-10
Ostia	D4
Otranto	O4, G11, O11
Padua (ital. Padova)	K2, C9, K9
Padus, Fluß (*Po*)	A-B2
Palermo	L5, D12, L12
Panormus (*Palermo*)	D5
Papia (*Pavia*)	B2
Parma, Herzogtum	I-K2, B-C9, I-K9
— Stadt	K2, C9, K9
Passaro, Kap	M6
Patavium (*Padua*, ital. *Padova*)	C2
Patrimonium S. Petri (*Kirchenstaat*)	C-D, 3-4
Pavia	I2, B9, I9
Perugia	L3, D10, L10
Perusia (*Perugia*)	D3
Peschiera	K9
Pharus (*Lesina*, slaw. *Hvar*)	F3
Piacenza	I2, B9, I9
Piave, Fluß	L-K2, D8, L8
Piemont, Fürstentum	H-I2-3, A-B8-9, H-I8-9
Pinerolo	H2
Piombino	K3, C10
Pisa	C3, K3, C10, K10
Po, Fluß	K2, C9, I9
Pola	D2, L2, D9, L9
Policastro	M4, E11
Ponte Corvo	L4, D11, L11
Potenza	E11
Raetia (*Rätien*)	B1
Ragusa, Republik	N-O3, F-G10
— Stadt	O3, G10, O10
Rausium (*Ragusa*)	G3
Ravenna	L2, D9, L9
Reggio	M5, E12, M12
Regium (*Reggio di Calabria*)	E5
Rhein, Fluß	I1, B8, I8
Rhin, Fluß (*Rhein*)	B1
Rhodanus, Fluß (*Rhône*)	A1
Rhône, Fluß	H1, A8, H8
Rimini	L9
Rivoli	C9
Rom (ital. Roma)	D11, L11
Roma (*Rom*, ital. *Roma*)	D4, L4
Romania (*Romagna*)	C-D2-3
Römische Republik	C-D10-11
Russanum (*Rossano*)	F5
Salerno	M4, E11
Salernum, Herzogtum	E-F4-5
— Stadt (*Salerno*)	E4
Salucium (*Saluzzo*)	A2
Saluzzo, Markgrafschaft	H2
— Stadt	H2, H9
San Bonifacio	I4, B11, I11
San Marino, Republik u. St.	L3, D10, L10
Sardinia (*Sardinien*, ital. *Sardegna*)	B4-5
Sardinien, Königreich	I4-5, B11-12, H-I9-12
Sassari	I4, B11, I11
Sau, Fluß (slaw. Sava)	M1, E8, M8-9
Savigliano	A9
Savona	B2, B9
Savoyen, Herzogtum (ital. Savoja)	H-I1-2
— (franz. Provinz, franz. Savoie)	H8-9
Savus, Fluß (*Sau*, slaw. *Sava*)	E-F2
Schweiz	H-K8-9
Secusia (*Susa*)	A2
Sedunum (*Sitten*, franz. *Sion*)	A1
Sena (*Siena*)	C3
Serbia, Fürstentum	F-G2-3
Sicilia (*Sizilien*)	D-E5-6
Siena	K3, C10, K10
Sitten (franz. Sion)	H1, A8, H8
Sizilien, Königreich	L-M5-6, D-E12-13
— Königreich beider	L-O10-13
Solferino	K9
Spalato	N3, F10, N10
Spalatum (*Spalato*)	F3
Spartivento, Kap.	M6
Spoleto	L3, D10, L10
Spoletum, Herzogtum	D-E3-4
— Stadt (*Spoleto*)	D3
Stato degli Presidii	K3, C10
Susa	H2, A9, H9
Syrakus (ital. Siracosa)	M6, E13, M13
Tarent (ital. Taranto)	N4, F11, N11
Tarentum (*Tarent*, ital. *Taranto*)	F4
Tarvisium (*Treviso*)	D2
Termoli	E11, M11
Thersatica (*Tersatto*)	E2
Tiber, Fluß (ital. Tevere)	L3, D10, L10
Tiberis, Fluß (*Tiber*, ital. *Tevere*)	D3
Ticino, Fluß	I1, B8, I8
Ticinus, Fluß (*Tessin*, ital. *Ticino*)	B2
Tivoli	D11
Tolentino	L10
Toscana, Großherzogtum	L-I2-3, B-D9-10, I-L9-10
Treviso	L2, D9
Tridentum (*Trient*, ital. *Trento*)	C1
Trient (ital. Trento)	K1, C8, K8
Triest (ital. Trieste)	L2, D9, L9
Tunis, Regentschaft	I-K13-14
— Sultanat	I-K6-7
— Stadt	C6, K6, C13, K13
Turin (ital. Torino)	H2, A9, H9
Tuscia, Markgrafschaft (*Toscana*)	B-I2-3
Tyrrhenisches Meer	I-M3-5, B-E10-12, I-M10-12
Udine	L1, D8, L8
Ungarn, Königreich	M-O2, E-G9, M-O9
Unna, Fluß	N2, F9, N9
Urbino	L3
Veglia (slaw. Krk)	M2, E9, M9
Velletri	L4
Venedig, Republik	I-N1-3
— Stadt (ital. Venezia)	L2, D9, L9
Venetia, Herzogtum	D-G2-3
— Stadt (*Venedig*, ital. *Venezia*)	D2
Venetien, österr. Provinz	C-D8-9
Verona, Markgrafschaft	C-D1-2
— Stadt	C2, K2, C9, K9
Vicenza	K2
Vigilia (*Veglia*, slaw. *Krk*)	E2
Villach	L1, D8, L9
Viterbo	L10
Zara	M2, E9, M9
Ziriden (Gebiet der)	BC6,7

die Botmäßigkeit der Crescentier und der Grafen von Tusculum. Ein erster Zug des deutschen Königs Heinrich II. nach J. (1004) hatte keinen dauernden Erfolg; erst auf dem zweiten wurde Arduin verdrängt und die deutsche Herrschaft in Ober- und Mittelitalien hergestellt, Heinrich selbst aber 1014 zum Kaiser gekrönt. Auf einem dritten Zuge griff Heinrich 1022 auch in Unteritalien ein und zwang die Fürstentümer Salerno, Capua und Benevent, welche aus dem alten Herzogtum Benevent hervorgegangen waren, seine Oberhoheit anzuerkennen. Noch energischer trat sein Nachfolger Konrad II. auf, als bei seiner Thronbesteigung abermals Selbständigkeitsbestrebungen in J. sich zeigten. Schon auf dem Zuge 1026—27, auf welchem er die Kaiserkrone gewann, brach er den Widerstand völlig, handhabte 1037 auch im Süden die kaiserlichen Rechte kraftvoll, griff freilich in die Verhältnisse Roms und des Papsttums nicht ein, suchte aber der deutschen Herrschaft in dem niedern Adel, dem er durch ein Gesetz von 1037 die Erblichkeit der Lehen verbürgte, eine feste Stütze zu verschaffen. Auch in Rom wurde endlich die Herrschaft der Adelsfaktionen durch Heinrich III. gebrochen, der auf der Synode von Sutri 1046 die von diesen erhobenen Päpste und Gegenpäpste entsetzen ließ und nacheinander mehrere deutsche Päpste ernannte, unter welchen mit Unterstützung des Kaisers die von Cluny ausgegangene kirchliche Reform auch in Italien mehr und mehr Boden gewann und Machtstellung und Einfluß des Papsttums sich beträchtlich hoben.

Kaum aber hatte in Deutschland nach Heinrichs III. Tode (1056) ein Kind, Heinrich IV., den Thron bestiegen, als sich die erstarkte kirchliche Gewalt sofort von dem beherrschenden Einfluß des deutschen Königtums u. der staatlichen Gewalt überhaupt zu befreien suchte. Der große welthistorische Streit (Investiturstreit), der nun zwischen dem Kaisertum und dem römischen Stuhl entbrannte, nahm in J. auch einen nationalen Charakter an. Während desselben begannen die italienischen Städte, die schon seit dem Anfang des Jahrhunderts durch Handel und Industrie immer kräftiger emporgeblüht waren, und deren einige schon früher dem Königtum gelegentlich erfolgreichen Widerstand geleistet hatten, sich von der Herrschaft der von den Königen belehnten geistlichen und weltlichen Fürsten zu emanzipieren und bildeten eine kräftige Selbstverwaltung aus. Auch die Machtstellung mancher weltlicher Großen steigerte sich während der vieljährigen Kämpfe: in Mittelitalien hielt die große Gräfin Mathilde von Tuscien eine Zeitlang geradezu die Entscheidung des Kampfes in Händen. Sie war die treue Freundin Gregors VII. und schenkte ihre reichen Besitzungen dem römischen Stuhl, von denen jedoch nach ihrem Tode (1115) Kaiser Heinrich V. Besitz ergriff, so daß der Hader um das Mathildische Gut einen neuen Gegenstand des Streites zwischen Kaisertum und Papsttum bildete.

Von größter Wichtigkeit war nun, daß in dieser Periode im Süden der Halbinsel ein päpstlicher Lehensstaat entstand, welcher der Kirche in ihrem Kampfe mit dem Kaisertum eine kräftige Stütze wurde. Unter Kaiser Heinrich II. hatten sich in Unteritalien normännische Ritter angesiedelt, die zuerst in den Dienst der kleinen Fürsten des Landes getreten waren. Unter Konrad II. und Heinrich III. hatten dann diese Normannen, durch immer neue Zuzüge aus der Heimat verstärkt und von den Kaisern anfangs begünstigt, begonnen, sich weiter auszubreiten und selbständige Herrschaften zu begründen, auf Kosten teils der Griechen und Sarazenen, teils der langobardischen Kleinfürsten. Mit der Einnahme von Bari 1071 war die griechische Herrschaft in Apulien und Kalabrien beseitigt; der Kampf um Sizilien war mit der Eroberung von Palermo 1072 entschieden, wenn auch im Süden der Insel die Sarazenen noch eine Zeitlang aussichtslosen Widerstand leisteten; von den langobardischen Fürstentümern wurde 1062 Capua, 1076 Salerno unterworfen, während Neapel sich noch 60 Jahre länger hielt. Die Päpste hatten die Erfolge der Normannen anfangs mit Mißtrauen verfolgt; Leo IX. hatte sogar, freilich vergeblich, mit Waffengewalt gegen sie gekämpft; auch Gregor VII. hatte die normännischen Fürstentümer wenigstens nicht geeinigt und weiter vergrößert wissen wollen. Allein infolge seines Kampfes mit Heinrich IV. hatte er sich 1080 mit dem größten dieser Normannenfürsten, Robert Guiscard, versöhnt und denselben mit allen eroberten Gebieten belehnt; Robert verdankte er dann 1084 seine Befreiung aus der Engelsburg, wo ihn Heinrich nach der Eroberung Roms eingeschlossen hatte, und er folgte den Normannen nach Unteritalien, wo er 1085 starb. Roberts Neffe, Roger II., vereinigte 1127 Sizilien mit den normännischen Besitzungen auf dem Festlande und nahm 1130 den Königstitel an; diesen bestätigte ihm zuerst Papst Anaklet II., und 1139 erkannte auch Innocenz II. das Königreich als päpstlichen Lehensstaat an. Während nun die Päpste, auf die Normannen gestützt, in Mittelitalien auch ihren weltlichen Besitz zu vermehren bestrebt waren, erstarkte in Oberitalien mehr und mehr die Macht der Städte; an ihrer Spitze standen meistens gewählte Konsuln, die von den Städten aus auch das umliegende Gebiet regierten. Wiederholt kam es zu Bündnissen, aber auch zu hartnäckigen Kämpfen zwischen den einzelnen Städten, von denen die größern bestrebt waren, sich die kleinern Nachbarorte botmäßig zu machen. In der Lombardei behauptete Mailand die führende Stellung, neben ihm ragten Pavia, Cremona und im Osten Verona hervor; an der ligurischen Küste spielte Genua die erste Rolle, in der Emilia und Romagna blühten insbes. Parma, Piacenza, Bologna, Ravenna, in Toscana Pisa, Florenz, Lucca und Siena auf. Je nachdem die Städte oder einzelne Parteien in ihnen mehr dem Kaisertum oder dem Papsttum zugeneigt waren, wurden später die aus der Zeit des Kampfes zwischen Staufen und Welfen entstammenden Parteinamen der Ghibellinen und Guelfen auf sie angewendet.

Da die Stellung, welche die italienischen Städte errungen hatten, von den Kaisern noch nicht anerkannt war und also der gesetzlichen Grundlage entbehrte, unternahm es Kaiser Friedrich I., gegen dieselben vorzugehen. Er ließ auf dem großen Reichstage von Roncaglia 1158 mit Hinzuziehung von Lehrern des römischen Rechts und unter Anwendung von Sätzen desselben feststellen, welche Regalien, d. h. Hoheitsrechte, der Krone zukämen, u. beanspruchte auf Grund dieser Feststellung weitgehende Herrscherbefugnisse über die lombardischen Städte. Darüber kam es zu einem langen und erbitterten Kampf zwischen dem Kaiser und den Städten. Nach der Einnahme und Zerstörung Mailands 1162 schien Friedrichs Sieg gesichert; aber die Gegner erhoben sich immer aufs neue, verbanden sich mit dem römischen Papsttum, mit welchem Friedrich seit 1159 im Kampfe lag, und behaupteten schließlich die Oberhand. Die Niederlage von Legnano

Digitized by Google

1176 nötigte Friedrich 1177 zum Frieden von Venedig mit Papst Alexander III., und in dem Konstanzer Vertrag von 1183 wurde die kommunale Selbständigkeit der lombardischen Städte anerkannt. Dem Kaiser verblieb die Lehnshoheit über dieselben u. die Appellationsgerichtsbarkeit; außerdem waren die Städte zu bestimmten, teils ordentlichen, teils außerordentlichen Leistungen verpflichtet. Die kaiserliche Hoheit war demnach in Oberitalien, wenn auch eng begrenzt, so doch anerkannt und gesichert. Dagegen wurde der größte Teil von Mittelitalien durch die Bildung des Kirchenstaates dem Einfluß des Kaisertums entzogen. Im Frieden von Venedig 1177 hatte Friedrich die Grundlage desselben anerkannt, wenn auch der Streit um das Mathildische Gut noch fortdauerte. Dann brachte besonders Innocenz III. nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. die päpstlichen Ansprüche in weitestem Umfang zur Geltung und benutzte die Kämpfe um die Kaiserkrone zwischen Philipp von Schwaben, Otto IV. und Friedrich II. auf das geschickteste, um dieselben zu sichern und zu befestigen: Otto und Friedrich mußten ihm die größten Zugeständnisse auch in dieser Hinsicht machen.

Angesichts der großen Schwierigkeiten, welche in Ober- und Mittelitalien der nationale Unabhängigkeitssinn der Städte und die Machtstellung der Päpste der Entfaltung einer starken monarchischen Gewalt entgegenstellten, hatte schon Friedrich I. die Gewinnung des Normannenreichs Neapel und Sizilien für sein Haus ins Auge gefaßt und 1186 seinen Sohn Heinrich VI. mit Konstanze, der Erbin des Königreichs, vermählt. 1194 hatte Heinrich von dem durch den Tod Wilhelms II. 1190 erledigten Reiche Besitz ergriffen, und die Päpste hatten diese gefährliche Verstärkung der deutschen Kaisermacht in J. nicht hindern können. Vergeblich versuchte Innocenz III. Sizilien vom Kaiserreich zu trennen, indem er Friedrich II. das Versprechen abnahm, es nach seiner Thronbesteigung in Deutschland seinem Sohne Heinrich zu übertragen. Friedrich band sich, als er seine Herrschaft in Deutschland befestigt und 1220 die Kaiserkrone erlangt hatte, an dies Versprechen nicht. Er organisierte die Verwaltung seines Erbkönigreichs in Unteritalien, machte die kaiserlichen Rechte in allen Städten Mittelitaliens geltend und beherrschte die Lombardei auf Grund des Konstanzer Vertrags und unter energischer Wahrung der dem Kaisertum darin vorbehaltenen Befugnisse. Als sich die seit 1226 wieder zu einem Bunde vereinigten lombardischen Städte gegen ihn erhoben, wurden sie zwar 1237 bei Cortenuova vollständig geschlagen; aber das Papsttum unterstützte ihren Widerstand. 1239 sprach Gregor IX. den Bann über Friedrich aus, den 1245 Innocenz IV. auf dem Konzil zu Lyon erneuerte. In dem mit größter Erbitterung geführten Kampfe, in welchem die römische Kurie immer offener die Vernichtung des staufischen Hauses als das Ziel ihrer Politik hinstellte, hielten zwar des Kaisers Sohn Enzio und sein Schwiegersohn Ezzelino von Romano eine Zeitlang die kaiserliche Sache in Oberitalien kräftig aufrecht; aber auf die Dauer vermochte man, von Deutschland aus wenig unterstützt, der Schwierigkeiten nicht Herr zu werden. In der Schlacht von Parma 1248 wurde das letzte große Heer Friedrichs vernichtet, Enzio ward 1249 von den Bolognesen gefangen genommen; er selbst starb 13. Dez. 1250 in Apulien. Noch setzten seine Nachkommen den Kampf fort; aber die Päpste verbanden sich mit Frankreich, und diese Verbindung entschied über das Geschick des staufischen Hauses. 1265 übertrug Clemens IV. an Karl von Anjou die sizilische Krone, 1266 verlor König Manfred Sieg und Leben; 1268 endete Konradin, der letzte Staufer, auf dem Blutgerüst. Als Schwiegersohn Manfreds erhob König Peter III. Ansprüche auf Sizilien, und durch die Sizilianische Vesper (1282) kam er in den Besitz der Insel, die so den Franzosen entrissen und von Neapel getrennt wurde. Die Versuche der Anjou, sie zurückzugewinnen, scheiterten.

Die Zeit politischer Zersplitterung.

Lange Zeit griff nach dem Untergange der Staufer das deutsche Kaisertum nicht mehr energisch in J. ein. Indessen befestigten die einzelnen Staaten Italiens ihre Unabhängigkeit vom Reiche, gerieten aber zugleich, um die Vorherrschaft streitend, in immer heftigere Fehden untereinander. An der Westküste Oberitaliens gewann Genua die größte Bedeutung und suchte die Seeherrschaft über das Mittelmeer zu erringen. Die Genuesen beherrschten die Riviera des Ostens und Westens, gründeten zahlreiche Kolonien im Orient, halfen 1261 dem Kaiser Michael Paläologos bei der Vertreibung der Venezianer aus Konstantinopel, vernichteten 1284 die Seemacht der Pisaner, ihrer ghibellinischen Nebenbuhler, und schlugen 1298 die venezianische Flotte bei Curzola. Wie Genua die Herrschaft der Guelfen auf dem Mittelmeer, so begründeten Mailand und Florenz das steigende Ansehen derselben Partei in der Lombardei und Mittelitalien; überall stützten sich die Guelfen auf den Beistand der Päpste und der sizilischen Anjou, die in vielen ober- u. mittelitalienischen Städten die Leitung an sich rissen, so daß auch die Verlegung der päpstlichen Residenz von Rom nach Avignon (1309) der Guelfenpartei keinen Nachteil zu bringen schien. Allerdings erhielt die ghibellinische Idee eben damals ihren großartigsten Ausdruck in den Werken Dantes, dessen »Göttliche Komödie« und dessen publizistische Schriften ganz von ihr erfüllt sind. Aber die Versuche, welche auf den Römerzügen Kaiser Heinrichs VII. (1310—13) und Kaiser Ludwigs des Bayern (1327—29) gemacht wurden, die Rechte des Kaisertums wieder zu thatsächlicher Geltung zu bringen, blieben ohne dauernden Erfolg, und auch das wiederholte Eingreifen Kaiser Karls IV. in die italienischen Verhältnisse erzielte nur vorübergehende Wirkungen. In Rom, das während der Abwesenheit der Päpste von den verderblichsten Parteikämpfen zerrissen wurde, unternahm es Cola Rienzi, den Traum einer republikanischen Neuordnung Italiens unter römischer Führung zu verwirklichen, ging aber an diesem aussichtslosen Unternehmen zu Grunde. Im übrigen J. kamen im 14. und 15. Jahrh. fast aller Orten Dynastengeschlechter empor, welche die Herrschaft in den untereinander rivalisierenden und in sich gespaltenen Städterepubliken an sich rissen. Mailand wurde seit 1311 von den Visconti beherrscht, welche sich nicht nur die Lombardei unterwarfen, sondern ihre Macht auch über Teile Piemonts und der Emilia ausdehnten. Giovanni Visconti erkaufte 1350 von den Pepoli Bologna und wurde 1353 zum Signore von Genua erhoben. Gian Galeazzo Visconti eroberte 1387 Verona von den della Scala, erlangte 1395 von König Wenzel die Erhebung seines Gebietes zum Herzogtum Mailand und die Belehnung mit demselben und unterwarf 1399 Pisa und Siena, 1400 Perugia, 1402 abermals Bologna. Schon dachte er an die Eroberung von Florenz und an die Gründung eines

Digitized by Google

italienischen Königreichs, als er 1403 vom Tod ereilt wurde. Nun riß sich ein Teil des Erworbenen wieder los, aber Filippo Maria Visconti nahm besonders seit 1416 die Eroberungspolitik seines Vaters wieder auf und gewann 1421 auch Genua zurück. Da jedoch 1447 das Haus Visconti erlosch, ging das Übergewicht des mailändischen Herzogtums wieder verloren, wenn auch nach vorübergehender Herstellung der republikanischen Verfassung 1450 der Feldhauptmann Francesco Sforza die herzogliche Gewalt erneuerte. Inzwischen waren auch schon in andern Gebieten Italiens die Dynastien, welche die Gewalt ererbt oder an sich gerissen hatten, durch kaiserliche Verleihung in den Besitz der herzoglichen Würde gelangt: so 1416 **Amadeus VIII.** von **Savoyen und Piemont**, 1432 die **Gonzaga** in **Mantua**, 1452 die **Este** in **Modena**. In **Florenz** gewannen die **Medici** das Übergewicht und traten mit Giovanni und Cosimo de' Medici an die Spitze der Republik. In **Neapel** endlich bestieg 1435 nach dem Tode Johannes II. mit Alfons V. das aragonische Königshaus den Thron. Neapel, der von Martin V. nach Beendigung des Schismas hergestellte Kirchenstaat, Florenz, Venedig und Mailand waren die fünf Mächte, welche das politische Gleichgewicht in J. aufrecht erhielten. Zu einer Einigung gelangte aber J. nicht. Derselbe Unabhängigkeitssinn und Partikularismus, welcher der deutschen Herrschaft so erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, verhinderte auch die Unterordnung unter ein gemeinsames nationales Oberhaupt; und wie die Bevölkerung der einzelnen Städte in Parteien gespalten war, so bekämpften sich auch die fürstlichen Geschlechter in unaufhörlichen Fehden. Bot so J. in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters in politischer Beziehung ein trauriges Bild, so ragte es doch über alle andern Länder Europas durch die glänzende Entwickelung seiner Kultur hervor. Noch beherrschten Venedig und Genua den Handel mit dem Orient und speicherten ungeheure Reichtümer auf. Gewerbe und Kunstfleiß blühten. Durch Dante, Petrarca und Boccaccio erhielt J. eine nationale Poesie in einer nationalen Schriftsprache. Die bildenden Künste erstanden zuerst in J. wieder, und auch die Wiederbelebung des klassischen Altertums, der Humanismus, ging von J. aus. Mitten unter den politischen Wirren entwickelte sich in J. die Kultur der Renaissance, jene herrliche Blüte geistigen Lebens und Schaffens.

Noch im 15. Jahrh. begann aber die von einsichtigen Patrioten gefürchtete verderbliche Einmischung fremder Machthaber. Aus Besorgnis vor den Eroberungsplänen des Königs von Neapel verband sich Lodovico Moro, der für seinen schwachsinnigen Neffen Galeazzo Sforza Mailand regierte, mit **Frankreich**. Karl VIII., der als Erbe der Anjous Rechte auf Neapel zu besitzen meinte, unternahm 1494 seinen berühmten Zug nach Neapel, der den Anfang einer Reihe von welthistorischen Kämpfen auf der italienischen Halbinsel bildete. Er eroberte Neapel, bewirkte aber dadurch die Bildung eines Bundes der meisten Staaten Italiens, dem auch Lodovico Moro und Papst Alexander VI., welche sich in ihren auf die französische Intervention gesetzten Hoffnungen getäuscht fanden, und der deutsche König Maximilian I. sich anschlossen. Karl mußte 1495 den Rückzug antreten. Sein Nachfolger, Ludwig XII., erneuerte den Krieg in J., nahm Moro gefangen und beraubte die Sforza des Herzogtums Mailand. Kaiser Maximilian I., von den italienischen Mächten vielfach getäuscht, von den Deutschen ohne Unterstützung gelassen, belehnte jetzt selbst den französischen König mit dem Herzogtum Mailand und trat 1508 mit demselben zu Cambrai in einen Bund gegen Venedig, welchem sich auch Ferdinand der Katholische von Aragonien anschloß, der 1505 Neapel an sich gebracht hatte. Indessen wußte die kluge Politik Venedigs den unnatürlichen Bund der Großmächte wieder zu trennen, und Papst Julius II. stiftete 1511 die Heilige Liga zur Vertreibung der Fremden aus J. Die Franzosen wurden aus Oberitalien verdrängt, Venedig besetzte sein früheres Gebiet, und Massimiliano Sforza, Moros Sohn, zog in Mailand ein. Durch den Sieg bei Marignano gewann Franz I. von Frankreich 1515 Mailand wieder. Aber die Kaiserwahl Karls von Spanien 1519 brachte auch für J. eine entscheidende Wendung. Gleich im ersten Kampfe zwischen den beiden Nebenbuhlern, Karl V. und Franz I., um die Weltherrschaft (1521—26) unterlag der letztere. Bei Pavia 1525 in Gefangenschaft geraten, verzichtete Franz im Frieden von Madrid 1526 auf seine Ansprüche in J. Neapel und Sizilien blieben mit Spanien vereinigt, Mailand ward den Sforza zurückgegeben. Als Massimiliano Sforza aber der von Papst Clemens VII. gestifteten Liga gegen den Kaiser beitrat, wurde er des Herzogtums wieder entsetzt. Die Liga sprengte Karl V. durch die Erstürmung von Rom (1527), und Clemens VII. schloß 1529 mit dem Kaiser den Frieden von Barcelona, in welchem er die Herrschaft Karls in J. anerkannte. Sforza erhielt zwar durch Vermittelung des Papstes Mailand zurück, starb aber schon 1535, und 1554 übertrug der Kaiser seinem Sohn Philipp Neapel u. Mailand. Dieses **Übergewicht des spanisch-habsburgischen Hauses** in J. suchten die Franzosen zwar durch eine Reihe von Kriegen zu brechen; aber immer wieder mußten sie die Bedingungen des Madrider Friedens annehmen, bis endlich durch den Frieden von Cateau-Cambrésis (1559) der durch Karl V. begründete Besitzstand Italiens endgültige Anerkennung fand. Auch in den kleinern Staaten überwog der Einfluß Spaniens. Durch seine Gunst erhielten die Gonzaga von Mantua die dem Reiche heimgefallene Markgrafschaft Montferrat. Parma und Piacenza, schon von Julius II. dem päpstlichen Stuhl erworben, wurden vom Papst Paul III. zu einem Herzogtum verschmolzen und seinem Sohn Pietro Luigi Farnese verliehen. Toscana wurde unter der Herrschaft der Medici zu einem Großherzogtum erhoben. In Genua hielt sich der berühmte Doge Andrea Doria, nachdem er 1523 seine Vaterstadt aus den Händen der Franzosen befreit hatte, ebenfalls zur Partei des Kaisers; die Verschwörung des Fiesco 1547 vermochte nicht die Macht der Doria zu brechen. Da sich auch das savoyische Haus, welches im Frieden von Cateau-Cambrésis Piemont wieder erhielt, an das politische System Spaniens anschloß, so war die Halbinsel seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in vollständige Abhängigkeit von Spanien geraten, und die absolute Herrschaft Philipps II. lastete, trotzdem J. unter ihr verhältnismäßiger Ruhe genoß, erdrückend auf dem geistigen und materiellen Leben der Nation.

Die Fremdherrschaft.

Nachdem im 16. Jahrh. die bildenden Künste in J. hauptsächlich unter dem Schutze der Päpste zur höchsten Entwickelung gelangt waren, sank J. unter der spanischen Fremdherrschaft und unter dem streng hierarchischen System der reorganisierten Kirche in den folgenden 1½ Jahrhunderten immer tiefer und zehrte

Digitized b

gewissermaßen bloß von dem geistigen Kapital der Vergangenheit. Die spanische Verwaltung in den unmittelbar beherrschten Gebieten und ihr Einfluß auf die territorial, aber nicht politisch unabhängigen Staaten, wie den Kirchenstaat, Toscana, Venedig u. a., beruhten auf einer wohlüberlegten militärischen Besatzung und einer sorgfältigen polizeilichen Überwachung. In die richterlichen und Kommunalangelegenheiten mischten sich die Spanier namentlich in Oberitalien wenig oder gar nicht. Seitdem Amerika entdeckt war, verlor J. seine Stellung als Mittelpunkt des Welthandels, und sein Wohlstand sank; Spanien that nichts, diesen Verfall aufzuhalten. Selbst die römische Kirche mußte sich die Beeinflussung seitens des Madrider Hofes in einem Maße gefallen lassen, wie sie die deutschen Kaiser nie ausgeübt hatten. Der Gewissenszwang, die Ertötung alles freiern Geisteslebens, welche Spanien im Sinne und Interesse der römischen Kirche beförderte, boten schließlich selbst den Päpsten nur einen schwachen Ersatz für den Verlust der politischen Macht, welche sie so viele Jahrhunderte hindurch zu erwerben bemüht gewesen waren. Von den Streitigkeiten der italienischen Staaten untereinander abgesehen, vermochte keiner der Päpste seit Paul IV. und Pius IV. in einer wichtigern europäischen Angelegenheit ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen. Selbst der bedeutendste unter den Päpsten des 16. Jahrh., Sixtus V., war nur imstande, seinen Namen für die innere Geschichte des Kirchenstaates denkwürdig zu machen. In seinen Streitigkeiten mit Venedig zog Paul V. entschieden den kürzern, und die kirchlichen Machtmittel reichten nicht einmal hin, um einen nahe gelegenen Staat im Sinne der römischen Rechtsanschauungen zu lenken. Sobald daher Frankreich nach Beilegung der innern religiösen Kriege den Kampf gegen die Habsburger wieder aufnahm, neigten sich die Päpste ihm zu. Während Richelieu nach dem Erlöschen des Hauses Gonzaga den Mantuanischen Erbfolgekrieg entzündete und 1631 den Kaiser Ferdinand II. zwang, dem Interesse Spaniens entgegen den Schützling Frankreichs, Karl von Nevers, mit Mantua und Montferrat zu belehnen, bemächtigte sich, von Frankreich unterstützt, der päpstliche Stuhl nach dem Aussterben des Hauses della Rovere des Herzogtums Urbino. Schon begann unter Ludwig XIV. der französische Einfluß in J. den Spaniens zu verdrängen, als der Spanische Erbfolgekrieg ausbrach. Noch einmal wurde nun auch in Oberitalien um das politische Übergewicht in Europa gefochten. Besonders der Sieg des Prinzen Eugen bei Turin 1706 entschied den Kampf zugunsten Österreichs. Im Utrechter Frieden erhielt es die europäischen Nebenlande Spaniens, Mailand, Neapel und Sardinien; auch Mantua war nach Ächtung des treubrüchigen Herzogs von dem Kaiser als heimgefallenes Reichslehen in Besitz genommen worden. Österreich ward damit die dominierende Macht auf der Halbinsel. Die Insel Sizilien erhielt der Herzog von Savoyen, welcher in diesen letzten Kriegen eine wichtige Rolle gespielt hatte, doch wurde dieselbe 1720 durch einen Separatvertrag gegen Sardinien ausgetauscht, wobei der Herzog von Savoyen den Titel eines Königs von Sardinien annahm. Das Bestreben der neuen bourbonischen Dynastie in Spanien ging sofort dahin, die frühere Herrschaft über J. wiederzuerlangen; doch wurde dieses Ziel nur insoweit erreicht, als der Infant Karl von Spanien beim Aussterben des Hauses Farnese 1731 Parma und Piacenza und im Wiener Frieden 1738 gegen Abtretung dieser Herzogtümer an Österreich Neapel und Sizilien bekam, welches Königreich eine spanische Sekundogenitur sein sollte. Auch von dem Mailändischen mußte Österreich im Wiener Frieden und 1748 nach dem Österreichischen Erbfolgekrieg im Aachener Frieden an Sardinien Tortona, Novara und andre Grenzgebiete am Ticino abtreten. 1737 war das Haus der Medici in Toscana erloschen, worauf das Land an den Gemahl Maria Theresias, Herzog Franz Stephan von Lothringen, fiel und für eine Sekundogenitur des habsburg-lothringischen Hauses erklärt wurde. Massa und Carrara erbten 1741 die Este von Modena, während für die spanischen Bourbons 1748 eine neue Sekundogenitur in den von Österreich wieder abgetretenen Herzogtümern Parma und Piacenza begründet wurde.

Demnach schien in J. ein gewisses Gleichgewicht hergestellt zu sein. Die jüngern Linien der Lothringer und Bourbonen herrschten in Toscana, Parma, Neapel und Sizilien; Mailand und Mantua standen unter der unmittelbaren Herrschaft Österreichs, das aber durch das vergrößerte Sardinien, welches sich auf die Westmächte stützen konnte, in Schach gehalten wurde. Die Republiken Genua und Venedig hatten zwar ihre Weltstellung längst verloren, konnten aber ungestört in ihren Gebieten herrschen, während der Kirchenstaat, vortrefflich abgerundet, sich breit zwischen den eifersüchtigen Mächten ausdehnte und geeignet schien, den Friedenszustand zu erhalten. Da die neuen Herrscherfamilien nichts unterließen, um sich der italienischen Nationalität einzufügen, und in einigen Fürstentümern, wie Toscana, eine geregelte, segensreiche Verwaltung eingeführt wurde, auch Mailand große Selbständigkeit genoß, so nahm das materielle und geistige Leben der Nation wieder einen gewissen Aufschwung. Im Gebiet der Wissenschaft und Kunst waren der nationalen Entwickelung nicht mehr so hemmende Fesseln angelegt, wie unter der spanischen Herrschaft; die allgemeine Lockerung der religiösen und kirchlichen Zwangsverhältnisse hatte, wie überall im 18. Jahrh., auch in J. das Aufkommen neuer Ideen ermöglicht. Einige Regierungen schritten selbst rüstig voran, dem Zeitgeist in kirchlicher und staatlicher Beziehung Bahn zu brechen. Die Teilung Italiens in mehrere Staaten wurde nicht als ein großes Übel empfunden.

Die französische Revolution entfesselte von neuem den Streit über die Vorherrschaft auf der Halbinsel. Da Sardinien den französischen Emigranten Zuflucht gewährte und sich der Koalition Europas gegen die französische Republik anschloß, rückten bereits im September 1792 französische Truppen in Savoyen ein. 1793 kündigte der Nationalkonvent Neapel den Krieg an, u. 1794 drangen die Franzosen in Piemont u. Genua ein. Sie wurden zwar 1795 von den Österreichern zurückgedrängt und zur Räumung Italiens gezwungen, aber 1796 erhielt Bonaparte den Oberbefehl über die italienische Armee der Franzosen und faßte den Entschluß, das bisherige Staatensystem in J. aus den Angeln zu heben. Der König von Sardinien wurde rasch zu einem Frieden genötigt, in welchem er Nizza und Savoyen an Frankreich abtrat. Durch eine Reihe von berühmten Siegen machte sich der junge General zum Herrn Oberitaliens. Neapel erbat den Frieden; aus Mailand, Mantua, Modena, Massa, Carrara, Teilen von Parma und dem Kirchenstaat wurde die Cisalpinische Re-

Digitized by Google

publik gebildet (1797). Der übrige Kirchenstaat wurde 1798 in eine Römische, Genua in eine Ligurische Republik verwandelt. Das venezianische Gebiet war schon 1797 von den Franzosen eingenommen und die aristokratische Regierung durch eine demokratische ersetzt worden. Der Friede von Campo Formio überließ Venedig bis zur Etsch an Österreich und schlug das übrige Gebiet zur Cisalpinischen Republik. Der König von Sardinien hatte 25. Okt. 1797 mit den Franzosen einen Allianzvertrag schließen müssen. Als aber infolge der zweiten Koalition Frankreich auch von Neapel der Krieg erklärt wurde, zwang das Direktorium den König von Sardinien, alle seine Länder auf dem Festland zu räumen. In Neapel faßte der General Championnet festen Fuß und bildete nach Vertreibung des Königs 1799 die Parthenopeïsche Republik, während Piemont und Toscana von den Franzosen militärisch verwaltet wurden. Zwar mußten die französischen Truppen noch 1799 wieder das ganze J. räumen, als die Heere der zweiten Koalition mehrere glänzende Siege erfochten, und der Papst und der König von Neapel kehrten in ihre Staaten zurück. Aber Bonapartes Sieg bei Marengo 14. Juni 1800 machte die Franzosen abermals zu Herren Oberitaliens. Der Lüneviller Friede 1801 bestimmte, daß Österreich im Besitz von Venedig bleiben und der Herzog von Parma als König von Etrurien Toscana beherrschen sollte. Frankreich und Österreich verbürgten der Cisalpinischen und der Ligurischen Republik, welch letztere auch die eingeschlossenen Reichslehen erhielt, ihren Bestand. Jetzt mußte sich 28. März 1801 auch der König von Neapel zum Frieden von Florenz verstehen, in welchem er Piombino und seinen Anteil an der Insel Elba an Frankreich verlor. Zugleich erhielten die Republiken Genua und Lucca neue demokratische Verfassungen, während die Cisalpinische Republik 1802 in eine Italienische Republik verwandelt und Bonaparte auf 10 Jahre zu ihrem Präsidenten gewählt wurde.

Nachdem Napoleon I. Kaiser geworden war, bildete er 1805 die Cisalpinische Republik zu einem Königreich J. um, machte sich selbst zum König und seinen Stiefsohn Eugen Beauharnais zum Vizekönig desselben und erteilte dem Land eine der französischen ähnliche Verfassung. Dieses Königreich vergrößerte er nach dem Preßburger Frieden von 1805 mit dem österreichischen Venedig, Dalmatien, Istrien, 1807 mit Ragusa, 1809 mit Teilen des Kirchenstaates. Unmittelbar mit Frankreich vereinigt waren seit 1802 Savoyen und Nizza; dazu kamen 1805 die Ligurische Republik, 1808 Parma, Piacenza und Etrurien und 1809 der Kirchenstaat mit Rom; den Titel eines Königs von Rom verlieh der Kaiser 1811 seinem eben gebornen Sohn. Während durch den Wiener Frieden von 1809 der größte Teil von Südtirol mit dem Königreich J. verbunden ward, wurden Istrien u. Dalmatien davon wieder getrennt und mit Teilen Kroatiens, Krain 2c. zu einem eignen Staat unter dem Namen der Illyrischen Provinzen verbunden. Die Fürstentümer Piombino, Lucca, Massa und Carrara sowie das Fürstentum Guastalla beherrschten seit 1805 und 1806 Napoleons Schwestern Elise Bacciochi und Pauline Borghese. Das Königreich Neapel regierte, nachdem die Bourbonen abermals zur Räumung des Festlandes gezwungen waren, seit 31. März 1806 Napoleons Bruder, Joseph Bonaparte, an dessen Stelle 1808, als er zum König von Spanien erhoben wurde, des Kaisers Schwager, Joachim Murat, trat. Nur die Inseln Sardinien und Sizilien blieben unter dem Schutze der englischen Flotten ihren vom Festland vertriebenen rechtmäßigen Königen; das italienische Festland stand ganz unter französischer Botmäßigkeit. So willkürlich und gewaltsam auch die Schöpfungen Napoleons in J. waren, und so wenig dabei die nationalen Interessen oder der Volkswille in Betracht gezogen waren, so war die französische Herrschaft doch in mehrfacher Hinsicht segensreich. Wie in Deutschland, so räumte sie auch in J. mit scharfem Besen mittelalterliche Mißbräuche und überlebte Zustände hinweg. Auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet lernte die Nation sich freier zu bewegen, und wenn auch die Hoffnungen, welche viele Patrioten für die Herstellung nationaler Einheit auf Napoleon gesetzt hatten, sich nicht erfüllten, so waren doch diese Bestrebungen aus langem Schlummer wieder erweckt worden und konnten nicht mehr völlig unterdrückt werden. Es war daher erklärlich, daß J. an den Kämpfen um die Befreiung Europas von der Gewaltherrschaft Napoleons wenig Anteil nahm. Die Italiener leisteten 1812 in Rußland und 1813 gegen die verbündeten Mächte Heeresdienste und enthielten sich aller revolutionärer Bewegungen, nachdem einige Versuche dazu in frühern Jahren vom Vizekönig Eugen, von Joseph und Murat mit größter Härte erstickt worden waren.

Bei der Neugestaltung der Verhältnisse Italiens nach dem Sturze Napoleons hatte daher die Nation keine Stimme; sie wurde auf dem Wiener Kongreß von den Kabinetten entschieden. Als der hauptsächlichste Gesichtspunkt galt den Verbündeten dabei die Wiederherstellung der Verhältnisse vor der Revolution; nur in den von Napoleon beseitigten Republiken erblickte man willkommene Entschädigungsobjekte für die kriegführenden Mächte, und in Neapel behauptete sich Murat dadurch, daß er von Napoleon abfiel und 11. Jan. 1814, als der größte Teil Italiens von dem österreichischen General Bellegarde besetzt wurde, der Koalition beitrat. Während der Vizekönig Eugen im April 1814 J. verließ, wurde Murat von Österreich als König von Neapel anerkannt. Doch protestierten die bourbonischen Höfe gegen seine Herrschaft, und als er sich 1815 dem von Elba nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon anschloß, wurde er in dessen zweiten Sturz verwickelt. Nun konnten überall die alten Dynastien hergestellt werden, einige trugen sogar erhebliche Vergrößerungen ihres Gebietes davon. Österreich erhielt zur Lombardei Venedig und sein ganzes Gebiet sowie Dalmatien; Genua fiel an den König von Sardinien, welcher im übrigen in den Besitz von Savoyen und Nizza und aller seiner Länder nach den Grenzen von 1792 gesetzt wurde; das Haus Österreich-Este erlangte die Herrschaft über Modena, Mirandola, Reggio, Massa und Carrara zurück; der Kaiserin Marie Luise von Frankreich überließ man auf Lebenszeit Parma, Piacenza und Guastalla, während die bourbonische Infantin Maria zunächst mit Lucca entschädigt wurde. Auch der Kirchenstaat wurde in allen seinen Teilen wiederhergestellt, mit Ausnahme der am linken Ufer des Po gelegenen Besitzungen, welche Österreich erhielt. Dem Erzherzog Ferdinand von Österreich fiel die Sekundogenitur in Toscana zu; in Neapel übernahm König Ferdinand IV. wieder die Regierung. Die Engländer erlangten durch den Besitz Maltas eine herrschende Stellung in den italienischen Meeren. Eine gewisse Selbständigkeit behielten der Fürst von Monaco und

Digitized by Google

die kleine Republik San Marino. Überall wurde die absolute Fürstengewalt wiederhergestellt, und da die zurückkehrenden Dynastien mit Mißtrauen und Abneigung von der Bevölkerung empfangen wurden, so suchten sie eine Stütze bei Österreich, das daher wieder die herrschende Macht in J. wurde.

Trotz aller polizeilichen Überwachung und eines über ganz J. verbreiteten Spioniersystems, dessen Fäden von Österreich geleitet wurden, entwickelte sich der Gedanke der Einheit oder doch das Bedürfnis einer föderativen Vereinigung der italienischen Interessen unter den Gebildeten immer mächtiger. In wenigen Jahren war ganz J. von einer Menge geheimer Gesellschaften durchzogen, welche ihre eigenartige, wohlgegliederte Organisation hatten. Darunter war die Karbonaria die verbreitetste und einflußreichste, da ihre Mitglieder selbst in den höchsten militärischen und Beamtenkreisen zu finden waren; ein Teil der Karbonari hatte mehr den innern Ausbau freiheitlicher Zustände, der andre mehr das nationale Ziel der italienischen Einheit im Auge. Als 1820 die spanische Revolution ausbrach, fand dieselbe mächtigen Nachhall in ganz J. und alsbald eine wohlgelungene Nachahmung in Neapel, wo ebenfalls das Militär der Herd der Unzufriedenheit war. Bei der Schlaffheit u. Willkür der Verwaltung, dem Räuberunwesen und der einseitigen Begünstigung des Klerus war die Aufpflanzung der Fahne der Empörung bei einem einzigen Regiment hinreichend, um die absolute Regierung des Königs Ferdinand I. zu stürzen. Derselbe willigte in die Erteilung einer Verfassung, welche derjenigen der Cortes von 1812 nachgebildet war. Im geheimen aber rief er die Hilfe der Heiligen Allianz an, und auf dem Kongreß zu Laibach wurde 1821 die Intervention Österreichs in Neapel beschlossen. Ein österreichisches Truppenkorps stellte die Ordnung in Neapel mit leichter Mühe wieder her, da das neapolitanische Heer und die Nationalgarden wenig Tapferkeit an den Tag legten. Gleichzeitig war auch in Sardinien eine Empörung ausgebrochen, welche aber ebenfalls mit Hilfe österreichischer Truppen unterdrückt wurde. In der Lombardei hatte die österreichische Polizei allen Erhebungsversuchen vorgebeugt; die Grausamkeit aber, mit welcher alle Kompromittierten verfolgt und bestraft wurden, und das Schicksal des unglücklichen Dichters Silvio Pellico, der später seine auf dem Spielberg bei Brünn erlittene Haft beschrieb, trugen wesentlich dazu bei, den Haß des italienischen Volkes gegen Österreich zu verallgemeinern und zu vertiefen; auch die sinnlose Reaktion, welche unter dem Schutz österreichischer Bajonette in Neapel, Sardinien und Modena Platz griff, wurde dem österreichischen Einfluß zugeschrieben und steigerte die Erbitterung gegen die Fremdherrschaft.

Nach der Pariser Julirevolution 1830 erhoffte man in J. die Unterstützung der liberalen Ideen durch Frankreich. Die Gärung wuchs namentlich im Kirchenstaat, wo der Papst Gregor XVI. die schärfsten Ansprüche des Pontifikats in geistlicher und weltlicher Beziehung erneuerte. Binnen wenigen Monaten waren in den Legationen, in Umbrien, Parma und Modena die Regierungsbehörden vertrieben, und im März 1831 stellten die Abgeordneten der befreiten päpstlichen Lande die Verfassung der »Vereinigten Provinzen von J.« fest. Aber mit seinen eignen und österreichischen Truppen schlug der Herzog von Modena 6. März die Bürgergarden in die Flucht und zog 9. März wieder in seiner Residenz ein. Die Österreicher überschritten den Po, besetzten Ferrara, Parma und Bologna und besiegten 25. März die Italiener bei Rimini, so daß die provisorische Regierung abdankte. Die Ruhe schien hergestellt zu sein, aber die thörichte Strenge des Herzogs von Modena und des Papstes machte 1832 eine zweite Intervention Österreichs nötig, nachdem die Truppen bereits zurückgezogen waren. Die Mächte, auch Frankreich, versuchten nicht, dies Einschreiten Österreichs zu hindern. Ludwig Philipp begnügte sich, als die Österreicher abermals in Bologna eingerückt waren, damit, Ancona zu besetzen. Es hatte sich gezeigt, daß die italienischen Staaten ohne österreichische Schergendienste nicht bestehen könnten, und Österreich ließ sich seine Hilfe damit bezahlen, daß es diese Staaten zu einer ihm genehmen innern Politik verpflichtete. Wenn auch einige Fürsten, wie Karl Albert von Sardinien, der Großherzog von Toscana und die Herzogin von Parma, durch Milde und zeitgemäße Reformen das Volk zu gewinnen suchten, so erzielten sie doch keinen nachhaltigen Erfolg, da die Erbitterung über die Vorenthaltung der Freiheit durch den fremden Druck noch verschärft wurde. Immer wieder entstanden Verschwörungen, welche freilich sämtlich vereitelt wurden. Gleich erfolglos war eine Unternehmung italienischer, polnischer und deutscher Flüchtlinge in der Nacht vom 2. zum 3. Febr. 1834, der sogen. Savoyerzug, welcher besonders von Mazzini in der Schweiz vorbereitet worden war, der 1832 die geheime Verbindung des Jungen Italien gegründet hatte. Wenigstens hatten aber die, wenn auch fruchtlosen Erhebungen den Erfolg, daß sie die Gärung in der Nation nicht zur Ruhe kommen ließen.

Als nach dem Tode Gregors XVI. 1846 im Kirchenstaat Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg, schien eine Wendung einzutreten. Der neue Papst, im Gegensatz gegen den österreichischen Einfluß gewählt, galt als der nationalen Sache nicht abgeneigt und sprach es offen aus, daß die Zustände Italiens reformbedürftig seien. Anfang 1847 wurde ein milderes Zensurgesetz gegeben, und eine freilich nach patriarchalischen Vorstellungen zusammengesetzte Consulta di Stato sollte der Regierung zur Seite stehen. Diese schwachen Anfänge einer Reform machten nicht nur den Papst in ganz J. populär, sondern sie regten auch überall zu Forderungen gleicher Art an, und die ablehnende Haltung der Regierungen reizte zum äußersten. Ein blutiger Aufstand in Palermo (Januar 1848) nötigte den König von Neapel, dem Königreich beider Sizilien eine Verfassung zu geben, was doch nicht hinderte, daß sich Sizilien im April von Neapel losriß. Im März befand sich die Lombardei in vollem Aufstand, die Herzogtümer Mittelitaliens folgten der allgemeinen Bewegung, und Karl Albert von Sardinien wurde durch die Furcht vor einer republikanischen Erhebung bewogen, seinem Königreich eine Verfassung zu geben und 24. März 1848 in einer Proklamation den Lombarden Hilfe gegen Österreich zu versprechen. Hiermit schwang sich Karl Albert an die Spitze der italienischen Unabhängigkeits- und Einheitspartei, ward als das »Schwert Italiens« (spada d'Italia) mit stürmischer Begeisterung begrüßt, und die Nation erfüllte sich mit der Zuversicht, daß sie aus eigner Kraft ihre Einheit erringen werde (Italia farà da sè). Da die Österreicher sich hinter den Mincio zurückgezogen hatten, so besetzte die sardinische Armee 26. März die Hauptstadt der Lombardei, während auch Venedig durch Kapitulation der Österreicher (22.

Digitized by Google

März) in die Gewalt einer republikanischen Regierung fiel. Indes vermochte Karl Albert weder durch das Aufgebot der regulären Truppen, noch durch den Zuzug der Freischaren eine dem österreichischen, von Radetzky befehligten Heer gewachsene Macht herzustellen. Anfangs war der Verlauf der Kriegsereignisse für die Piemontesen zwar nicht ungünstig, aber sie vermochten die Zentralstellung der Österreicher in dem Festungsviereck am Mincio nicht zu durchbrechen. Nachdem Radetzky Verstärkungen an sich gezogen hatte, brach er hervor, siegte bei Curtatone (29. Mai), Vicenza (10. Juni) und Custozza (25. Juli) und zwang Karl Albert zur Räumung der Lombardei und zum Waffenstillstand (9. Aug.).

Die künftige Gestaltung Italiens versuchten Frankreich und England auf friedlichem Wege durch Verhandlungen zu erreichen, doch vergeblich, da das Mißlingen des piemontesischen Feldzugs die höchste Erbitterung gegen Karl Albert hervorrief und die nationale Einigkeit wieder zerstörte. In Mittelitalien, in Rom und Venedig erlangte die republikanische Partei die Oberhand, in Unteritalien bekämpften sich die Königreiche Neapel und Sizilien aufs heftigste. Durch die ungarische Insurrektion fühlte sich Karl Albert 12. März 1849 zu einem zweiten Waffengang ermutigt. Allein der Zustand des piemontesischen Heeres ließ sehr viel zu wünschen übrig. Weder die Ausrüstung war hinreichend, noch die Führung der österreichischen gewachsen. Indem Radetzky den Schein erregte, als wollte er, wie ein Jahr vorher, Mailand räumen und die Minciolinie halten, täuschte er die Piemontesen vollständig und besiegte sie zuerst bei Mortara, dann 23. März bei Novara so entscheidend, daß Karl Albert, um einen erträglichen Frieden zu ermöglichen, sofort abdankte und die Regierung seinem Sohn Viktor Emanuel II. übertrug. Vor der von Österreich beabsichtigten Vernichtung Sardiniens wurde es durch das Einschreiten der Westmächte geschützt. Österreich mußte auf alle Territorialveränderungen verzichten. Piemont aber entwickelte in den Formen eines konstitutionellen Staatsweiens in den nächsten Jahren seine Wehrkraft und wurde bald die einzige Hoffnung der italienischen Patrioten. Denn inzwischen war die nationale und freiheitliche Bewegung überall in J. unterdrückt worden. Venedig war 22. Aug. 1849 in den Besitz Österreichs zurückgekehrt; die Mittelstaaten nahmen ihre Souveräne wieder auf; in Neapel und Sizilien war der Absolutismus hergestellt. In Rom leitete Garibaldi die Republik und schlug einen Versuch der Neapolitaner, den Papst wieder auf den Thron zu setzen, zurück. Da die Österreicher sich mit der Besetzung der Romagna begnügten, schritt der französische Prinz-Präsident Napoleon, der für seine dynastischen Pläne der Gunst des Klerus bedurfte, ein. Ein französisches Expeditionskorps landete in Civitavecchia und belagerte Rom, das nach tapferer Verteidigung 3. Juli 1849 die Thore öffnen mußte. Die französische Regierung hoffte nun Reformen herbeiführen zu können, welche dem Kirchenstaat eine verständige Verwaltung und J. eine beruhigende Gestaltung verschafften. Aber der Papst wies jede Einmischung in die innern Angelegenheiten zurück, die übrigen Fürsten wollten von Zugeständnissen ebenfalls nichts wissen und wurden dabei von Österreich unterstützt, das überall den straffsten Absolutismus hergestellt wissen wollte und diesen auch da, wo es die Macht in Händen hatte, durch Hinrichtungen, Prügelstrafen und Konfiskationen herstellte.

Die Einigung Italiens zu einem Königreich.

So hatte sich seit 1850 geistlicher und weltlicher Absolutismus auf der Halbinsel verbunden, um noch einmal die nationalen Einheitsbestrebungen zu unterdrücken; aber die harte Schule, durch welche insbes. die gebildeten Stände Italiens zu gehen hatten, wirkte wenigstens das Gute, daß die unklaren Träumereien der nationalen Parteien verschwanden, die Fragen über föderative oder einheitliche Entwickelung, über Monarchie oder Republik nicht mehr wie 1848 zersetzend und zerstörend wirkten. Man sah ein, daß man unter Führung Eines Staates vor allem einig und zielbewußt handeln müsse. Dieser führende Staat konnte aber nur Sardinien sein. Die Durchführung der Verfassung mit allen Garantien einer freien Presse, Gewissens- u. Handelsfreiheit, Vereinsrecht und Volksbildung, kurz, die Überlegenheit seiner geistigen und materiellen Mittel sicherte dem kleinen oberitalienischen Staate den Vorrang vor allen andern italienischen Mächten. Österreich gegenüber den Schutz der andern Großmächte zu gewinnen, war die Aufgabe der auswärtigen Politik Sardiniens, und der hervorragendste Staatsmann Italiens in den letzten Jahrhunderten, Graf Cavour, löste sie meisterhaft. Um die Aufmerksamkeit Europas auf J. wach zu erhalten, nahm Sardinien, wenn auch nur mit einem kleinen Heer, an dem Krimkrieg gegen Rußland teil, und es erhielt dadurch Gelegenheit, seine Stimme auf dem Friedenskongreß zu Paris 1856 laut zu erheben. Rußland und England zeigten sich wohl geneigt, den Klagen Italiens Abhilfe zu verschaffen, zögerten aber, thätig einzugreifen; hierzu war Frankreich bereit, in der Hoffnung, daß eine Umwälzung der Dinge in J. eine allgemeine Revision der europäischen Verträge zu seinen gunsten herbeiführen werde. Im Bad Plombières traf Cavour im Juli 1858 mit Kaiser Napoleon III. zusammen und entwarf den ersten Plan zur Umgestaltung Italiens, indem er Oberitalien für Sardinien begehrte und dagegen auf Napoleons Idee einer Konföderation Italiens unter dem Ehrenvorsitz des Papstes einging. Doch bedang sich Napoleon die Abtretung Savoyens und Nizzas aus; auch wurde die Allianz durch die Vermählung der Tochter Viktor Emanuels mit dem Prinzen Jérôme Napoléon besiegelt.

Die Ansprache, welche Napoleon III. 1. Jan. 1859 an den österreichischen Gesandten Baron Hübner richtete, gab das Signal zu militärischen Rüstungen Österreichs, welche nun den passenden Vorwand abgeben konnten, um das bedrohte Sardinien gegen die Angriffspläne Österreichs zu schützen. Nachdem die Friedensmission des englischen Gesandten Lord Cowley in Wien (März 1859) gescheitert und dem Antrag Rußlands auf die Berufung eines Kongresses von Österreich die Bedingung vorheriger Entwaffnung der Gegner entgegengestellt worden war, glaubte die österreichische Regierung, in der irrtümlichen Meinung, die Gegner wollten bloß Zeit gewinnen, durch rasches Losschlagen einen Vorsprung zu gewinnen, und wurde so zum Friedensbrecher, was Cavour nur hatte erreichen wollen. Österreich stellte 23. April in Turin das Ultimatum, binnen 3 Tagen zu entwaffnen oder des Angriffs gewärtig zu sein. Da die Antwort ablehnend lautete, so erfolgte 29. April der Einmarsch der Österreicher unter Gyulay in Sardinien (italienischer Krieg von 1859). Sie setzten sich in der Lomellina fest und blieben hier, den Angriff der Feinde erwartend, stehen. Währenddessen brachte Viktor Emanuel sein Heer auf 80,000 Mann und

Digitized by Google

vereinigte die zahlreichen, aus ganz J. zuströmenden Freiwilligen unter dem Befehl Garibaldis. Die Franzosen überschritten teils am 25. April die Pässe der Westalpen, teils landeten sie 26. April in Genua und vereinigten sich mit den Sardiniern. So versäumte der österreichische Feldherr den günstigen Zeitpunkt für eine kräftige und erfolgreiche Offensive gegen die noch nicht vereinigten Feinde. Eine Rekognoszierung, welche Gyulay 20. Mai bei Montebello unternahm, und bei der er auf überlegene französische Streitkräfte stieß, verleitete ihn zu der Meinung, daß er von Süden her den Hauptangriff zu erwarten habe. Aber Napoleon beschloß, den rechten Flügel der Österreicher zu umgehen, während Garibaldi mit seinen Freischaren längs der Berge sich bereits Monza und Mailand genähert hatte. Die unglückliche Schlacht von Magenta (4. Juni) nötigte die Österreicher zum Rückzug an die Minciolinie unter den Schutz des Festungsvierecks. Die Verbündeten hielten 8. Juni unter dem Jubel der Bevölkerung ihren Einzug in Mailand. Mittelitalien hatte diesen Vorgängen nicht ruhig zugesehen. Schon 27. April war der Großherzog von Toscana durch eine Militärverschwörung zur Abreise genötigt worden, und eine hierauf ernannte provisorische Regierung hatte Viktor Emanuel die Diktatur übertragen; doch hatte dieser aus Rücksicht auf seinen Verbündeten nur das Protektorat angenommen. Nach der Schlacht von Magenta flohen auch die von den Österreichern bis dahin noch geschützte Herzogin von Parma und der Herzog von Modena. In Bologna ward nach dem Abzug der Österreicher die Diktatur Viktor Emanuels ausgerufen, und in andern Städten des Kirchenstaates kam es zu Erhebungen gegen die päpstliche Regierung, welche nur mit Waffengewalt unterdrückt werden konnten. Inzwischen hatte der Kaiser von Österreich das Kommando über seine Truppen selbst übernommen und befahl 23. Juni den Vormarsch gegen die französisch-sardinische Armee. Am 24. Juni kam es zur Entscheidungsschlacht bei Solferino; die Franzosen durchbrachen trotz heldenmütigster Gegenwehr das feindliche Zentrum, und die Österreicher mußten, obwohl die Angriffe der Sardinier auf Benedek bei San Martino scheiterten, den Rückzug antreten, worauf 8. Juli ein Waffenstillstand und 11. Juli in Villafranca bei einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz Joseph und Napoleon die Friedenspräliminarien abgeschlossen wurden. Österreich trat in denselben die Lombardei zu gunsten Sardiniens ab, während Napoleon auf sein italienisches Programm »Frei bis zur Adria« verzichtete, weil er bei weiterm Fortgang des Krieges ein Eingreifen Preußens befürchten mußte. Die vertriebenen Fürsten von Toscana und Modena sollten in ihre Staaten zurückkehren, doch ohne Anwendung von Waffengewalt; Österreich versprach für Venetien in einen italienischen Bund einzutreten. Der definitive Friede ward auf dieser Grundlage 10. Nov. 1859 in Zürich unterzeichnet.

Außer dem Verbleiben Venetiens bei Österreich hatten indes alle übrigen Friedensbestimmungen das Schicksal, daß sie schon vor ihrer Unterzeichnung hinfällig waren. In Florenz, Parma, Modena und in der Romagna wurde die Absetzung der frühern Dynastien ausgesprochen und die Vereinigung mit Sardinien beschlossen; die vertriebenen Fürsten konnten daher nicht zurückkehren. Frankreich schlug einen Kongreß zur Regelung der italienischen Angelegenheiten vor; aber Österreich machte seine Teilnahme von der Zustimmung des Papstes abhängig, und dieser verweigerte dieselbe, wie jedes Zugeständnis an die nationalen und freiheitlichen Wünsche der italienischen Nation. Napoleon beschloß daher, gemeinschaftlich mit Sardinien, das nach dem Frieden von Villafranca, gereizt über den Abbruch des Krieges vor Erreichung seines Zieles, sich beiseite gehalten hatte, die Ordnung der Dinge in J. zu unternehmen. Er verlangte von Sardinien die Abtretung von Nizza und Savoyen und die allgemeine Abstimmung in den mittelitalienischen Staaten. Viktor Emanuel gab 2. März 1860 seine Zustimmung, und 11. und 12. März fand in Toscana, Parma, Modena und der Romagna die Abstimmung darüber statt, ob sie dem Reiche Viktor Emanuels einverleibt zu werden wünschten. Mit überwältigender Mehrheit erklärte sich die Bevölkerung für die Einverleibung, und 18. März nahm Viktor Emanuel die von Parma, Modena und der Romagna, 22. März die von Toscana an; 24. März wurde der Vertrag über die Abtretung von Savoyen und Nizza abgeschlossen. Der Bann des Papstes vom 26. März wider alle, die an dem Eingriff in seine Staaten Anteil hatten, blieb unbeachtet. Die Partei der Aktion, wie sie sich selbst nannte, richtete ihr Augenmerk nunmehr auf das Königreich beider Sizilien, wo die auch von dem jungen König Franz II. beibehaltene absolutistische Regierung vollständig unterwühlt war. Anfang April 1860 brach ein Aufstand in Sizilien aus; in Palermo und Messina stellten zwar die neapolitanischen Truppen die Ruhe her, aber in den Gebirgen gärte die Bewegung fort und erhielt von außen Nahrung. Garibaldi, der 6. Mai sich in Genua mit 1067 Freiwilligen und 4 Geschützen auf 2 Dampfern eingeschifft hatte, landete 11. Mai in Marsala an der Westspitze von Sizilien, sammelte bei Salemi die zerstreuten Haufen der Insurgenten und zwang mit 4000 Mann 6. Juni die Besatzung von Palermo zur Kapitulation. Im Namen Viktor Emanuels, des Königs von J., übernahm er die Diktatur über die Insel. Als Franz II., der im Mai jede Änderung des Systems und eine Allianz mit Sardinien schroff abgelehnt hatte, im Juni dazu bereit war und den Schutz der Großmächte anrief, war es zu spät. Nachdem Garibaldi im Juli ganz Sizilien in seine Gewalt gebracht hatte, landete er in der Nacht zum 20. Aug. mit 4300 Mann in Kalabrien. Die königlichen Truppen lösten sich fast überall auf, in den meisten Städten bildeten sich provisorische Regierungen; verlassen und hilflos entfloh Franz II. aus Neapel nach Gaëta, wo er den Rest seiner Getreuen sammelte. Am 7. Sept. zog Garibaldi unter dem lauten Jubel der Bevölkerung in Neapel ein. Nun war der Kirchenstaat ernstlich gefährdet. Zwar hatte der Papst eine Armee unter dem General Lamoricière gebildet. Aber es war eine republikanische Erhebung im Kirchenstaat zu befürchten, sobald Garibaldi an der Grenze erschien, und Napoleon wünschte diese um so weniger, als der von ihm geduldete Untergang des Kirchenstaates ihm den französischen Klerus entfremdet hätte. Er verständigte sich daher mit Cavour dahin, daß sardinische Truppen die römischen Marken und Umbrien besetzen und durch sie nach Neapel vordringen sollten, um hier statt der Diktatur Garibaldis ein geordnetes, monarchisches Regiment zu errichten, wogegen Rom und das sogen. Patrimonium Petri, das die Franzosen besetzt halten würden, unangetastet bleiben müsse. Kaum waren Anfang 1860 zwei sardinische Korps unter Cialdini

Digitized by Google

an den Grenzen des Kirchenstaates erschienen, als in Umbrien und den Marken der Aufstand ausbrach. Lamoricière wagte 18. Sept. bei Castelfidardo zur Verteidigung des Kirchenstaates eine Schlacht, in welcher die päpstliche Armee zersprengt wurde. Ancona, wohin sich Lamoricière flüchtete, mußte sich schon 29. Sept. ergeben. Danach ging die Besetzung von Neapel rasch von statten. Nachdem eine allgemeine Volksabstimmung sich 21. Okt. für die Verbindung Neapels und Siziliens mit Sardinien ausgesprochen hatte, und nachdem 4. und 5. Nov. die Abstimmung in den Marken und Umbrien in demselben Sinne ausgefallen war, hielt Viktor Emanuel 7. Nov. in Neapel seinen Einzug. Die Festung Gaëta leistete allein noch Widerstand, mußte aber nach regelrechter Belagerung 13. Febr. 1861 mit 8000 Mann kapitulieren. So war durch eine Reihe von ungeheuern Erfolgen die Einheit Italiens bis auf Rom und Venedig vollendet. Am 18. Febr. versammelte sich das erste italienische Parlament in Turin. Senat und Deputiertenkammer genehmigten die Annahme des Titels eines Königs von J. durch Viktor Emanuel und seine gesetzlichen Nachfolger mit allen Stimmen gegen die von zwei Senatoren, und 14. März nahm der König den Titel an. Hiermit war das Königreich J. errichtet.

Eine Schwierigkeit bot die Wahl der Hauptstadt des geeinigten Reiches. Nach der Meinung des Volkes konnte dies nur Rom sein. Dies war aber in der Hand der Franzosen, und Napoleon, der, allerdings unter steigender Mißstimmung der französischen Politiker, die Bildung des italienischen Einheitsstaates in wohlwollender Weise begünstigt hatte, konnte und wollte den Papst nicht preisgeben. Die italienische Regierung mußte auf seine Wünsche um so mehr Rücksicht nehmen, als von den europäischen Mächten allein England das neue Königreich anerkannt hatte, die übrigen aber das Verhalten Sardiniens entschieden tadelten oder sich zurückhielten. Cavour mahnte daher 26. März in der Kammer zu Geduld und Mäßigung und sprach die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der römischen Frage aus, indem dem Papst und der römischen Kirche gegen den Verzicht auf die weltliche Herrschaft vollkommene Freiheit und Unabhängigkeit vom Staat in allen geistlichen Dingen zugestanden würde (Chiesa libera in libero stato), eine Hoffnung, welche bei der Unversöhnlichkeit der Kurie kaum gegründet war. Nicht lange nachher, 6. Juni 1861, starb Cavour. Sein Verlust schien für J. unersetzlich und war es in gewisser Beziehung auch. Die Hauptsache indes, die Aufrechterhaltung der nationalen Einheit und der Ordnung, wußten seine Nachfolger in der Leitung der Geschäfte, die Ministerpräsidenten Rattazzi, Ricasoli, Minghetti, Menabrea, Lanza u. a., zu sichern, wie verschiedenen Parteirichtungen sie auch angehören mochten. Als der ungeduldige Garibaldi 1862 die römische Frage mit Gewalt zu lösen suchte, trat ihm die Regierung rasch und entschlossen entgegen und bewies, daß sie die Leitung der Dinge ihren Händen nicht entreißen lassen wolle. Die Schar Garibaldis, welche in Kalabrien gelandet war, wurde von den königlichen Truppen 29. Aug. bei Aspromonte zersprengt, Garibaldi selbst verwundet und gefangen. Um Frankreichs Mißtrauen zu beschwichtigen, schloß J. 15. Sept. 1864 mit letzterm einen Vertrag (Septemberkonvention) ab, welcher durch gegenseitige Zugeständnisse die römische Frage beseitigen sollte. Frankreich verpflichtete sich, binnen zwei Jahren Rom zu räumen, wogegen J. versprach, das päpstliche Gebiet nicht anzutasten und gegen Angriffe von außen zu schützen, auch die Reorganisation des päpstlichen Heeres geschehen zu lassen, wofern dasselbe nicht einen für J. bedrohlichen Charakter annehme. Zugleich wurde bestimmt, daß die italienische Regierung ihren Sitz binnen 6 Monaten von Turin nach Florenz verlegen solle. Die Septemberkonvention ward in J. im allgemeinen mit Beifall aufgenommen; in Turin aber, das wohl zu gunsten von Rom, aber nicht von Florenz auf seinen Vorrang zu verzichten bereit war, kam es 20.—21. Sept. 1864 und im Januar 1865, als das Parlament die Verlegung der Hauptstadt genehmigte, zu ernstlichen Unruhen, so daß der König 3. Febr. 1865 die bisherige Hauptstadt ohne Abschied u. Kundgebung verließ und nach Florenz übersiedelte.

Napoleon III. hatte der italienischen Regierung für ihre Nachgiebigkeit in der römischen Frage die Anerkennung des Königreichs J. durch Österreich in Aussicht gestellt. Der damalige italienische Ministerpräsident Lamarmora wollte indessen nur unter gleichzeitiger Abtretung Veneziens einen Ausgleich mit Österreich abschließen; er hoffte, daß Österreich sich gegen eine hohe Geldentschädigung zu solcher Abtretung verstehen werde. Da dies indessen 1865 in Wien abgelehnt wurde, knüpfte er mit Zustimmung, ja auf Anraten Napoleons Verhandlungen mit Preußen an, dessen Verhältnis zu Österreich wegen der Schleswig-Holsteinschen Frage äußerst gespannt geworden war. Im März 1866 wurde der General Govone nach Berlin gesandt, und 8. April kam das Bündnis zwischen J. und Preußen zu stande, durch welches J., wenn Preußen binnen 3 Monaten an Österreich den Krieg erklären würde, seine Waffenhilfe versprach; dafür war ihm im Frieden die Erwerbung Veneziens zugesichert. Am 14. Juni brach der Krieg zwischen Preußen und Österreich aus; am 20. Juni sandte J. die Kriegserklärung ab (italienischer Krieg von 1866). Die italienische Feldarmee zählte ungefähr 230,000 Mann, wozu etwa 35,000 Freiwillige unter Garibaldi kamen; an Ersatz- und Garnisontruppen waren etwa 150,000 Mann vorhanden; die Oberleitung führte, unter dem König, Lamarmora. Letzterer verwarf den von Preußen durch die sogen. »Stoß- ins-Herz-Note« Usedoms vom 19. Juni empfohlenen Feldzugsplan einer kühnen Offensive ins Innere Österreichs bis nach Ungarn hin und beschloß, mit 12 Divisionen den Mincio zu überschreiten und durch das Festungsviereck vorzudringen, während Cialdini mit 8 Divisionen über den untern Po gehen sollte. Aber der Erzherzog Albrecht hatte die numerisch viel schwächere österreichische Armee durch glückliche Aufstellung in die Lage versetzt, sich je nach Erfordernis auf den einen oder den andern Teil der geteilten feindlichen Macht zu werfen, und brachte 24. Juni dem italienischen Hauptheer bei Custozza eine so entscheidende Niederlage bei, daß Lamarmora die Offensive fürs erste ganz aufgeben mußte. Währenddessen fiel in Böhmen 3. Juli bei Königgrätz die Entscheidung. Unmittelbar darauf trat Österreich Venetien an Napoleon III. ab und rief dessen Vermittelung für einen Frieden mit J. an. Allein das italienische Ministerium unter Ricasoli weigerte sich, den vertragsmäßigen Verpflichtungen gegen Preußen untreu zu werden. Die militärischen Operationen wurden wieder aufgenommen, Cialdini ging 8. Juli über den Po und besetzte Venetien bis auf die Festungen, da die Österreicher das Land fast ohne Schwertstreich räumten. Schon dachten die Italiener an die Eroberung auch von Welschtirol und

Digitized by Google

Istrien und rückten in diese Länder ein; auch ihre Flotte unter Admiral Persano, welche bis dahin unthätig bei Ancona gelegen hatte, griff in den Kampf ein und versuchte die befestigte Insel Lissa an der dalmatischen Küste wegzunehmen, wurde aber hier 20. Juli von dem österreichischen Admiral Tegethoff vollständig geschlagen. Diese Niederlage, welche in J. stürmischen Unwillen, aber auch allgemeine Niedergeschlagenheit hervorrief, trug dazu bei, die italienische Eroberungslust zu dämpfen. Auf Bismarcks Rat schloß die italienische Regierung 11. Aug. einen Waffenstillstand und zog ihre Truppen aus Tirol und Istrien zurück. Der definitive Friede kam zu Wien 3. Okt. zu stande: gegen die Abtretung des gesamten Lombardisch-Venezianischen Königreichs innerhalb seiner bisherigen Grenze verpflichtete sich J., 35 Mill. Gulden von der österreichischen Staatsschuld zu übernehmen. Nachdem 21. und 22. Okt. eine Volksabstimmung über die Annexion von Venetien stattgefunden hatte, hielt Viktor Emanuel 7. Nov. 1866 seinen Einzug in das befreite Venedig.

Kaum war Venetien erworben, so drängte die ungeduldige Aktionspartei zur sofortigen Lösung der römischen Frage. Der Septemberkonvention gemäß hatte, nachdem eine päpstliche Armee, zumeist aus eifrig kirchlichen Freiwilligen, gebildet worden war, die französische Besatzung Rom und den Kirchenstaat geräumt. Zum erstenmal seit Jahrhunderten war der Boden Italiens frei von fremden Truppen. Die italienische Regierung wollte sich zunächst mit diesem Erfolg begnügen und begann von neuem Verhandlungen mit der Kurie über eine friedliche Verständigung, die freilich von dieser schroff zurückgewiesen wurde. Die Radikalen aber drängten zum Handeln. Garibaldi sammelte im Oktober 1867 eine Freischar, überschritt mit dieser 22. Okt. die Grenze des Kirchenstaats und rückte gegen Rom. Während die päpstliche Armee den Garibaldinern entgegenzog, landete zu ihrer Unterstützung ein Korps von 6000 Franzosen in Civitavecchia, und mit dessen Hilfe siegten die päpstlichen Truppen 3. Nov. bei Mentana über die Garibaldische Freischar, welche gänzlich auseinandergesprengt wurde. Der Kirchenstaat ward nun wieder von den Franzosen besetzt. Die wenig verhüllte Begünstigung, welche der damalige Ministerpräsident Rattazzi Garibaldi hatte zu teil werden lassen, ohne doch den Mut offenen Beistandes zu haben, brachte J. gegenüber Frankreich, das sich über die Verletzung der Septemberkonvention beschwerte, in eine höchst demütigende Lage und machte es wieder von dem guten Willen Napoleons abhängig. Die Zerrüttung der Finanzen, das ungeheure Defizit, die Eifersucht der Parteihäupter, die Indolenz eines großen Teiles des Volkes erschwerten eine rasche Erstarkung des neugeschaffenen Staates. Die altpiemontesische Partei, die sogen. Consorteria, erwies sich zwar noch am meisten tüchtig in der Durchführung der notwendigen Reorganisation; aber sie war verhaßt im Volk wegen ihrer Unterwürfigkeit unter den Willen Frankreichs, und auch die von ihr ausgeführten Reformen, wie die Einziehung der Klöster, Ersparungen im Kriegsetat rc., konnten naturgemäß nicht alle Übelstände beseitigen.

Wiederum kam das Glück den Italienern zu Hilfe. Als 1870 der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach, war Viktor Emanuel geneigt den Dank, den er Napoleon III. und der französischen Nation zu schulden glaubte, damit abzuzahlen, daß er ihnen gegen Deutschland bewaffneten Beistand leistete. Dies verhinderte das Ministerium Lanza-Sella, da die französische Regierung trotz ihrer Niederlagen im August und obwohl sie das Besatzungskorps aus dem Kirchenstaat zurückzog, sich weigerte, ihre Zustimmung zur Besetzung Roms zu erteilen. Aber die Katastrophe von Sedan änderte die gesamte europäische Lage; der Sturz des Kaiserreichs befreite J. von der moralischen Verpflichtung gegen dasselbe. Dem einmütigen Ruf der Nation nach dem Besitz Roms konnte und wollte sich die Regierung nicht länger widersetzen. Nach einem Rundschreiben an die Mächte vom 7. Sept., welches die Handlungsweise Italiens rechtfertigen sollte, rückten die italienischen Truppen 8. Sept. in den Kirchenstaat ein. Der Papst lehnte alle Versöhnungsvorschläge des Königs Viktor Emanuel und seiner Regierung ab und befahl, um die äußere Gewalt konstatieren zu können, Rom zu verteidigen. Erst nachdem Bresche geschossen war, zog die italienische Armee 20. Sept. in das jubelnde Rom ein. Die Volksabstimmung im Kirchenstaat 2. Okt. ergab, daß von 167,000 Stimmberechtigten 133,681 mit Ja, 1507 mit Nein stimmten; hierauf verkündete ein königliches Dekret vom 8. Okt. die Einverleibung Roms in J. Der Papst Pius IX., der am 20. Okt. das Vatikanische Konzil vertagt hatte, auf welchem die päpstliche Unfehlbarkeit verkündet worden war, sprach in der Encyklika vom 1. Nov. über alle Urheber und Teilnehmer der Besetzung Roms den Bann aus. Obwohl unter diesen Umständen eine Verständigung zwischen der römischen Kurie und J. nicht möglich war, bemühte sich die Regierung doch, der katholischen Welt den Beweis zu liefern, daß das Oberhaupt derselben in Rom ganz unabhängig sein werde. Die im Mai 1871 veröffentlichten sogen. Garantiegesetze gewährten dem Papst alle Bürgschaften voller Freiheit. Die Person des Papstes ward darin für heilig und unverletzlich erklärt gleich der des Königs und mit strengen Strafen jede Ehrenkränkung des Papstes bedroht. Der Papst behielt seine Leibgarde und seine Residenzen, welche volle Immunität genießen und namentlich auch zur Zeit eines Konklaves jeder Einmischung der bürgerlichen Obrigkeit unzugänglich sein sollten. Dem Verkehr des Papstes mit dem In- und Ausland ward volle Sicherheit und Freiheit verbürgt. Der Papst sollte seine kirchlichen Erlasse in Rom durch Plakate und auf jede Weise ohne Staatskontrolle veröffentlichen können. Die päpstlichen Gesandten und die der fremden Staaten beim Papst genossen die Bürgschaften des Völkerrechts. Der König verzichtete auf seine Patronatsrechte bei Ernennung der Bischöfe. Eine jährliche Dotation von 3,225,000 Lire wurden dem Papst von seiten des Staats ausgeworfen und 5 Mill., welche sich bei der Einnahme Roms im Staatsschatz fanden, wurden ihm zurückgestellt. Pius IX. erklärte aber 15. Mai feierlich, keine Garantie von der »subalpinischen« Regierung annehmen zu wollen, und spielte die Rolle des Gefangenen im Vatikan. Volk und Regierung Italiens ließen sich dadurch nicht anfechten. Nachdem 26. Jan. 1871 von der Kammer die Verlegung des Regierungssitzes nach Rom beschlossen worden war, siedelte 30. Juni die Regierung nach Rom über. Viktor Emanuel hielt 2. Juli seinen glänzenden Einzug in Rom und erwiderte der Deputation von 100 Munizipien, die ihn im Quirinal, seiner neuen Residenz, begrüßten: »Ja, wir sind in Rom und werden darin bleiben.« Fast alle auswärtigen Gesandten verlegten ebenfalls ihren Sitz nach der neuen Hauptstadt, wodurch die Mächte ihre Anerkennung des Geschehenen aussprachen.

Digitized by Google

Italien als geeintes Königreich.

Am 27. Nov. 1871 wurde das Parlament auf dem Monte Citorio in Rom eröffnet durch eine Thronrede des Königs, welche das Werk seines Lebens, die Einheit Italiens, hiermit für vollendet, für die Zukunft aber die Organisation der Freiheit und Ordnung als die höchste Aufgabe der Nation erklärte. Vor allem galt es, die Finanzen des Staates zu regeln. Da man der Herstellung des Einheitsstaates bisher alle andern Rücksichten untergeordnet und für die Errichtung einer starken Land- und Seemacht und deren stete Kriegsbereitschaft wiederholt große Anleihen zu wenig günstigen Bedingungen aufgenommen hatte, so waren die Staatsschulden auf 8 Milliarden, ja mit Zurechnung der Schatzscheine und der Banknoten mit Zwangskurs auf 10 Milliarden gestiegen, die jährlich 460 Mill. an Zinsen erforderten; das Defizit betrug 1872: 80 Mill., obwohl die wirtschaftliche Entwickelung des Landes seit 1861 einen ungeheuern Aufschwung genommen hatte, die Ausfuhr 1871 zum erstenmal die Einfuhr um 90 Mill. überstieg und die ordentlichen Einnahmen sich von 458 auf 1056 Mill. vermehrt hatten. Um die Mehrausgaben für das Heer zu bestreiten, schlug der Finanzminister Sella 1873 den Kammern eine Reihe von Steuergesetzen vor, deren Beratung jedoch die Kammer der Deputierten, weil sie Bedenken trug, den Steuerdruck in irgend einer Form zu vermehren, verweigerte. Daher traten Lanza und Sella zurück, und Minghetti übernahm 16. Juli 1873 den Vorsitz im Ministerium und die Finanzen. Es gelang ihm in der That, infolge von Ersparnissen, verbunden mit der natürlichen Vermehrung der Einnahmen, das Defizit 1875 aus dem Budget zu beseitigen und durch ein neues Bankgesetz die Abschaffung des Zwangskurses für das Papiergeld anzubahnen. Auch erwarb sich das Ministerium Minghetti ein Verdienst um die auswärtige Politik. Die Haltung Frankreichs nach dem deutsch-französischen Kriege mußte J. Besorgnis einflößen. Die ultramontane Mehrheit der Nationalversammlung weigerte sich, die Annexion des Kirchenstaates anzuerkennen, u. der Präsident Thiers, von jeher ein Feind der italienischen Einheit, ging auf ihre Wünsche ein. Die französische Gesandtschaft bei der italienischen Regierung blieb längere Zeit unbesetzt, während dem Botschafter beim Vatikan ein Militärattaché beigegeben wurde; eine französische Fregatte, die Orénoque, ankerte im Hafen von Civitavecchia zur Verfügung des Papstes. J. suchte daher bei den Ostmächten eine Stütze, und nachdem im Mai 1873 Thiers gestürzt und die Ultramontanen selbst zur Herrschaft gekommen waren, trat der König in Begleitung Minghettis und des auswärtigen Ministers Visconti-Venosta im September 1873 eine Reise nach Wien und Berlin an, welche in J. mit lebhaften Beifallsbezeigungen begleitet und durch welche Italiens Anschluß an das Dreikaiserbündnis besiegelt wurde. Nun konnte die Regierung Frankreich und den Ultramontanen kräftiger entgegentreten, berief im Oktober den Gesandten Nigra zeitweilig von Paris ab und führte das Klostergesetz, welches die Aufhebung fast aller Klöster und den Verkauf ihrer Güter anordnete, auch in Rom streng durch; Frankreich zog die Fregatte Orénoque 13. Okt. 1874 zurück. Im April 1875 erwiderte Kaiser Franz Joseph in Venedig, im Oktober Kaiser Wilhelm in Mailand die Besuche des Königs.

Indes trotz dieser Erfolge wurde das Ministerium Minghetti, nachdem wiederholte Angriffe der Linken 1875 mit Mühe durch Erteilung von Vertrauensvoten abgeschlagen worden waren, im März 1876 dadurch gestürzt, daß ein Teil der bisherigen ministeriellen Mehrheit, das linke Zentrum und die sogen. Toscaner oder Liberisten, zur Opposition überging. Hiermit hatte die Herrschaft der Consorteria, der altpiemontesischen gemäßigt liberalen Partei, ihr Ende erreicht, nachdem sie 1860—76 die Regierung in Händen gehabt und die Einheit des Königreichs geschaffen sowie die Finanzen geregelt hatte. Das neue Kabinett wurde von den Führern der Linken unter dem Vorsitz von Depretis gebildet; neben Radikalen und Garibaldinern waren besonders die Süditaliener in demselben vertreten. Bei der Neuwahl der Kammer 5. Nov. 1876 erlangte das Ministerium eine Mehrheit von fast 300 Stimmen. Als seine Hauptaufgaben bezeichnete es die Abschaffung der besonders drückenden Mahlsteuern und die Reform des Wahlgesetzes durch Erweiterung des Stimmrechts. Aber sobald die Regierung mit positiven Gesetzesvorschlägen vor die Kammer trat, stieß sie bei ihrer eignen Partei auf Widerstand, und die Zersplitterung der ministeriellen Mehrheit, welche sich in mehrere Gruppen auflöste, wurde durch den Ehrgeiz und die Eifersucht ihrer Führer immer größer und unheilbarer. Die versprochenen großen Reformen verzögerten sich, die durchgebrachten Gesetze über den obligatorischen Elementarunterricht und über die Inkompatibilität, welches letztere alle Geistlichen und zahlreiche Beamtenklassen von der Deputiertenkammer ausschloß, befriedigten nicht. Daher fanden wiederholt Ministerkrisen und ein fortwährender Ministerwechsel statt. Viktor Emanuel verhielt sich streng konstitutionell und fügte sich der Mehrheit der Kammer; nach seinem Tode (9. Jan. 1878) befolgte sein Nachfolger, König Humbert (Umberto), genau die politischen Grundsätze seines Vaters. 1879 schien endlich ein dauerhaftes Ministerium durch die Vereinigung von Cairoli, der den Vorsitz übernahm, und Depretis, der das Innere erhielt, gebildet zu sein. Dasselbe erlangte auch 1880 vom Senat die Zustimmung zur schrittweisen Abschaffung der Mahlsteuer und nahm nun die Wahlreform sowie die Abschaffung des Zwangskurses in Angriff. Die von der Regierung ausgeschlossenen Führer der Linken, Crispi, Zanardelli, Grimaldi u. a., vereinigten sich mit der Rechten und setzten 29. April 1880 ein Tadelsvotum gegen das Ministerium Cairoli durch. Das letztere antwortete darauf mit der Auflösung der Kammer, und wenn auch die Neuwahlen im Mai die Parteiverhältnisse nicht wesentlich änderten, so enthielt sich doch die oppositionelle Linke vorläufig der Angriffe. Die neue Kammer erteilte 30. Nov. dem Ministerium ein Vertrauensvotum, nachdem es die Gesetzentwürfe über die Wahlreform und die Abschaffung des Zwangskurses vorgelegt hatte. Der letztere bestimmte, daß die Noten der verschiedenen staatlichen Banken (1860 Mill.) eingezogen und teils durch 640 Mill. Gold- und Silbergeld, teils durch Staatspapiergeld ersetzt werden sollten, das stets in Gold einzulösen sei. Das Gesetz wurde im Februar 1881 von der Kammer genehmigt, und nachdem eine Anleihe von 644 Mill. aufgenommen worden, 1883 mit der Ausführung begonnen, die ohne Schwierigkeiten von statten ging, so daß J. einen bedeutenden Fortschritt in der Regelung seiner Finanzverhältnisse zu verzeichnen hatte. Die Rente, welche 1870 auf 30 herabgesunken war, stieg fast auf pari, die Handelsbilanz besserte sich sehr wesentlich, und das Defizit schien aus dem Staatshaushalt dauernd verschwunden zu sein. Die Beratung der Wahlreform

Digitized b

wurde jedoch durch ein unerwartetes Ereignis in der auswärtigen Politik unterbrochen.

Unter dem Einfluß ihrer doktrinär-radikalen Ansichten hatten nämlich Cairoli und Depretis die engen Beziehungen zu den drei Kaisermächten gelöst und es vorgezogen, eine Politik der freien Hand zu befolgen, in der Hoffnung, durch eine solche am leichtesten von den Umständen Vorteil zu ziehen und J. eine neue Gebietsvergrößerung verschaffen zu können. Ja, die Minister duldeten sogar, daß der Bund der Italia irredenta seit 1878 ganz offen die Annexion von Welschtirol und Istrien nebst Triest als italienischen Ländern forderte. Auch in der orientalischen Frage zeigte J. Gelüste auf Albanien und blickte auf die Okkupation von Bosnien durch Österreich mit schlecht verhehltem Neide. Während die italienischen Minister sich so von den mitteleuropäischen Mächten isolierten, setzten sie auf die Freundschaft des radikalrepublikanischen Frankreich ein felsenfestes Vertrauen. Dieses wurde bitter getäuscht. 1881 bemächtigte sich die französische Republik unter nichtigem Vorwand der Herrschaft in Tunis, das durch seine Lage und durch zahlreiche Einwanderung von Italienern zu der Interessensphäre Italiens gehörte, und zwar so schnell, daß die italienische Regierung es gar nicht zu hindern vermochte, sie hätte denn einen Krieg beginnen wollen. Im Lande wie in der Kammer erhob sich über die Vernachlässigung wichtiger Interessen des italienischen Handels und Gewerbes ein Sturm der Entrüstung, dem Cairoli im Mai 1881 weichen mußte. Der neue Ministerpräsident Depretis richtete seine hauptsächliche Aufmerksamkeit auf die Durchführung der Wahlreform. Der erste Teil derselben, die Feststellung der Wahlberechtigten, ward Anfang 1882 zum Abschluß gebracht, und zwar so, daß fortan alle 21 Jahre alten Italiener, die lesen und schreiben könnten und etwa 20 Lire jährlich an Staats- und Provinzialsteuern zahlten, wahlberechtigt sein sollten; die Zahl der Wähler wurde hierdurch von 632,000 auf 2,600,000 Personen erhöht. Bald darauf folgte die Einführung der Listenwahl, durch welche die Zahl der Wahlbezirke auf 138 vermindert wurde, die 3, 4 oder 5 Deputierte zugleich zu wählen hatten. Nachdem die Kammer eine Vermehrung des Landheeres um 4 Divisionen und eine Verstärkung der Flotte bewilligt hatte, wurde sie 6. Okt. 1882 aufgelöst. Die Neuwahlen (29. Okt.) ergaben wiederum eine bedeutende ministerielle Mehrheit. Das Kabinett schien also für längere Zeit gesichert, zumal die wichtigsten innern Fragen, Mahlsteuer, Zwangskurs und Wahlreform, gelöst waren und die Budgets steigende Überschüsse aufwiesen. Wenn trotzdem die Dissidenten der Linken im Mai 1883 einen großen Interpellationssturm gegen das Ministerium Depretis unternahmen, so waren weniger sachliche als persönliche Beweggründe dabei im Spiel, und Depretis zögerte nicht, die Freunde der Opposition in seinem Kabinett, Zanardelli und Baccarini, zum Ausscheiden zu bewegen und sie durch gemäßigt liberale zu ersetzen. Die ausgeschiedenen Minister mit ihren Anhängern vereinigten sich nun mit denen Crispis, Cairolis und Nicoteras zu der sogen. Pentarchie, welche sich von der ministeriellen Mehrheit trennte.

Durch ihre frühern mühelosen Erfolge verwöhnt, wurden die Italiener schnell ungeduldig, wenn sie keine Früchte der auswärtigen Politik ihrer Regierung sahen. Der Minister des Äußern, Mancini, hatte sich zwar Deutschland und Österreich wieder genähert und dadurch Italiens Stellung in Europa befestigt. Aber er wollte auch sichtbare Erfolge erzielen und J. einen Anteil an der kolonialen Entwickelung sichern. Er bewirkte daher, daß Assab am Roten Meere besetzt wurde, und als England sich anschickte, den Sudân wieder zu unterwerfen, ließ er 1885 den wichtigen abessinischen Hafen Massaua in Besitz nehmen, in der Hoffnung, daß England J. bei der Unterwerfung des Sudân zuziehen und ihm einen Teil jener Länder einräumen werde. Dieser Plan scheiterte aber daran, daß England 1885 auf die Wiedereroberung des Sudân verzichtete; der Negus Johannes von Abessinien erwies sich den italienischen Annäherungsversuchen gegenüber mißtrauisch und unzugänglich, und die Lage der italienischen Truppen in dem ungesunden Massaua war höchst mißlich; die kostspielige Besetzung schien ganz verfehlt. Mancini ward in der Kammer heftig angegriffen und nahm im Juni 1885 seine Entlassung. Die Opposition richtete aber auch gegen Depretis ihre Angriffe und tadelte besonders die Finanzpolitik des Ministeriums, welche allerdings wegen der notwendigen Rüstungen keine Erfolge aufzuweisen hatte und 1886 einen Fehlbetrag von 20 Mill. im Budget nicht leugnen konnte. Nur mit 15 Stimmen Mehrheit ward 5. März 1886 ein Tadelsvotum abgelehnt, und als Depretis die Kammer auflöste, erlangte er im Mai bloß eine Mehrheit von 60 Stimmen. Das Mißgeschick der Italiener in Abessinien, wo sie keine Fortschritte machten und 26. Jan. 1887 durch einen Überfall der Abessinier bei Dogali einen empfindlichen Verlust erlitten, bewirkte, daß die Angriffe auf die Kolonialpolitik der Regierung sich erneuerten und ein von Depretis gefordertes Vertrauensvotum 8. Febr. nur mit 34 Stimmen Mehrheit bewilligt wurde. Der auswärtige Minister Robilant trat zurück, und da alle Versuche, ihn zu ersetzen, mißlangen, sah sich Depretis genötigt, das Kabinett neu zu bilden, indem er zwei Häupter der Pentarchie, Zanardelli und Crispi, in dasselbe aufnahm (April 1887). Die erforderlichen Truppen und Gelder für die Verstärkung der Stellung in Massaua wurden bewilligt, da selbst die Opposition die Räumung nicht befürwortete. Die Bildung eines besondern Korps Kolonialtruppen wurde beschlossen.

Der auswärtige Minister Graf Robilant hatte im März 1887 ein förmliches Bündnis mit Deutschland und Österreich abgeschlossen, durch welches J. dem Dreibund beitrat, der sich die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens zum Ziel setzte. Dieser Schritt war notwendig, da Frankreich eine immer drohendere Haltung annahm, wiederholt Konflikte mit der italienischen Regierung herbeiführte und auch den Handelsvertrag zwischen beiden Ländern zum Scheitern brachte; es wollte J. einschüchtern und zum Gehorsam zwingen, zu dem es nach französischer Anschauung auch die Dankbarkeit verpflichtete. Dazu kam, daß die römische Kurie die unwürdige Lage des Papstes wieder zur Sprache brachte und die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papsttums forderte; in allen katholischen Ländern wurde eine Agitation ins Werk gesetzt, um die Rückgabe Roms an den Papst als berechtigtes Verlangen der ganzen katholischen Christenheit hinzustellen. Die italienische Regierung erließ 1888 ein neues Strafgesetz, welches solche Agitationen gegen die Integrität des Königreichs auch bei Geistlichen mit strengen Strafen bedrohte, was neue Zornausbrüche und Beschwerden der Klerikalen hervorrief. Von der Erfüllung der päpstlichen Wünsche konnte keine Rede sein, aber sie beunruhigten doch die Regie-

Digitized by Google

rung, da sie gehässigen Nachbarn den Vorwand zu feindseligen Schritten geben konnten. Um so mehr sah sich J. veranlaßt, sich auf den Dreibund zu stützen, und Crispi, welcher nach dem Tode Depretis' (29. Juli 1887) zum Portefeuille des Innern auch den Vorsitz und das Auswärtige übernahm, knüpfte die freundschaftlichen Beziehungen besonders zum Deutschen Reich noch fester. Der Besuch des Kaisers Wilhelm II. in J. (Oktober 1888) und der des Königs Humbert in Berlin (Mai 1889) trugen dazu nicht wenig bei. Für Heer und Flotte wurden beträchtliche Summen aufgewendet, um sie schlagfertig zu machen, und daß man sich besonders auf einen Konflikt mit Frankreich gefaßt machte, wurde nicht verhehlt. Die Lage der Truppen in Massaua besserte sich 1889 in überraschender Weise. Der Negus Johannes fiel in einem Kampfe mit den Derwischen, und sein Nachfolger, Menelek von Schoa, von jeher den Italienern befreundet, schloß mit J. ein Bündnis. Nun konnten die hochgelegenen Landstriche westlich von Massaua besetzt und dadurch nicht nur dieses gesichert, sondern auch für die Truppen gesunde Quartiere beschafft werden. Im Januar 1890 erfolgte die Organisation der afrikanischen Niederlassung, welche die amtliche Bezeichnung Colonia Eritrea erhielt.

Die Hauptschwierigkeiten, mit welchen die italienische Regierung zu kämpfen hatte, lagen aber nach wie vor auf dem Gebiete der Finanzen. Für den Anschluß Italiens an den Dreibund rächte sich Frankreich durch handelspolitische Maßregeln; der zwischen J. und der französischen Republik abgeschlossene Handelsvertrag, der am 1. Mai 1888 abgelaufen war, wurde nicht wieder erneuert, und es entspann sich zwischen beiden Ländern ein heftiger Zollkrieg, der insbes. Süditalien, dessen Weinbau großenteils auf die Ausfuhr nach Frankreich angewiesen war, empfindlich traf, aber auch die wirtschaftlichen Interessen der ganzen Halbinsel schädigte. Zugleich begann man an der Pariser Börse, die ein Hauptmarkt der italienischen Staatspapiere war, den Kurs derselben anzugreifen und so allmählich auch den Stand der italienischen Valuta zu schwächen und den Staatskredit zu erschüttern. Zwar suchte sich nun J. handelspolitisch den Mächten des Dreibundes zu nähern, um seinen Naturprodukten neue Absatzgebiete zu erschließen, und es kamen in der That Anfang 1892 mit Deutschland und Österreich, etwas später auch mit der Schweiz günstige Handelsverträge zu stande; immerhin aber konnte die Wirkung dieser neuen Abkommen sich erst ganz allmählich fühlbar machen. Währenddessen empfanden natürlich besonders die Staatsfinanzen die ungünstigen Nachwirkungen der wirtschaftlichen Lage des Landes; die Staatseinkünfte blieben hinter den Voranschlägen zurück oder steigerten sich wenigstens nicht in gleichem Maße mit den Ausgaben, die insbes. für Heer und Flotte infolge der Fortschritte der militärischen Technik nicht wohl zu vermindern waren, wenn J. seine Großmachtstellung behaupten wollte. Dazu kam auf manchen Gebieten des Staatslebens wie in manchen größern Kommunen eine unverantwortliche finanzielle Mißwirtschaft; dort besonders durch das aus der frühern Zersplitterung des Landes übriggebliebene Übermaß von Behörden und Staatsanstalten, hier durch Verschwendung, namentlich in städtischen Bauten, veranlaßt: wie früher schon Florenz und Neapel, so mußte 1890 auch Rom die Staatshilfe in Anspruch nehmen. So blieb das Staatsbudget mit beständigen Fehlbeträgen behaftet, und vergebens versuchte man sich durch allerhand Palliativmittel, kleine Ersparnisse, versteckte Anleihen u. dgl., über die Schwierigkeiten der Lage hinwegzuhelfen. Da beschloß Crispi, nachdem die allgemeinen Wahlen im Herbst 1890 dem Ministerium anscheinend eine gewaltige Majorität in der Deputiertenkammer gegeben hatten (von 508 Abgeordneten wurden 410 den Anhängern des Ministeriums zugerechnet) Anfang 1891, energische Maßregeln zu ergreifen. Einerseits beantragte er eine Veränderung der Verwaltungsorganisation, insbes. eine Verminderung der Zahl der Präfekturen, und suchte hierdurch sowie auf andre Weise neue Ersparnisse zu erzielen; anderseits schlug er vor, durch eine Erhöhung der Alkoholfabrikationssteuer und andrer Zölle und Abgaben den Rest des Defizits zu beseitigen. Beide Seiten dieses Programms stießen auf heftigen Widerstand; die Schwierigkeiten der Lage, in welche das Ministerium geraten war, suchte der Führer der Rechten, Marchese di Rudini, auszunutzen, indem er von Crispi Zugeständnisse verlangte; als diese abgelehnt wurden, ging er zur Opposition über, und 31. Jan. 1891 wurde das Ministerium gestürzt. Di Rudini bildete das neue Kabinett, welches sich hauptsächlich auf die Rechte und das Zentrum stützte, dem aber auch Vertreter der Linken, wie Nicotera und Pelloux, angehörten. Die auswärtige Politik des Landes behielt auch unter diesem Ministerium ihre Hauptrichtung bei; im Juni 1891 wurden die Dreibundsverträge noch vor ihrem Ablauf erneuert, im Anfang 1892 kamen die schon erwähnten Handelsverträge zu stande. Immerhin nahm die Haltung der neuen Regierung eine etwas andre Schattierung an; di Rudini legte bei manchen Äußerungen inner- und außerhalb des Parlaments größeres Entgegenkommen gegen Frankreich an den Tag, als sein Vorgänger gethan hatte, und er machte auch Versuche der Annäherung an Rußland, zu denen insbes. der Besuch des russischen Ministers v. Giers im Oktober 1891 die Gelegenheit bot. Für die innere Lage wußte aber auch das Ministerium Rudini keine Abhilfe zu schaffen. Mit geringen Ersparnissen und geringen Steuererhöhungen war das Defizit nicht aus der Welt zu schaffen; und auf dem Gebiet, auf dem wirklich bedeutende Ersparnisse möglich gewesen wären, bei den Ausgaben für Heer und Flotte, ließen sich solche nicht machen, wenn J. den Verpflichtungen gegen die verbündeten Mächte getreu bleiben und sich nicht zu einem Staat zweiten Ranges herabdrücken lassen wollte. Schon im April 1892 kam es infolge von Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Regierung über die dem Parlament vorzulegenden Finanzvorschläge zu einer Ministerkrisis, die schließlich zum Austritt des Finanzministers Colombo führte; als aber di Rudini nun mit seinen Vorschlägen, zu denen unter andern eine Erhöhung der Erbschaftssteuer und die Einführung des Zündhölzermonopols gehörten, vor die Kammer trat, sprach sich 5. Mai eine Mehrheit von 8 Stimmen gegen ihn aus, und das Ministerium nahm seine Entlassung. Das neue Kabinett wurde 14. Mai durch Giolitti gebildet, der 1889 unter Crispi Schatzminister gewesen war. Von der Kammer wurde es mit solchem Mißtrauen begrüßt, daß es schon 27. Mai seinen Rücktritt anbot, den aber der König ablehnte. Darauf wurde die Kammer, nachdem sie ein provisorisches Budget bewilligt hatte, vertagt und 12. Okt. aufgelöst; die Neuwahlen 6. Nov. fielen überwiegend zu gunsten des Ministeriums aus, das nach außen hin die Fortsetzung der bisherigen Politik versprochen hatte. Im Innern aber verschlimmerte

Digitized by

sich die Lage zusehends. Das Defizit für 1893 veranschlagte der Schatzminister Grimaldi 11. Febr. 1893 auf 48 Mill., während andre es bedeutend höher schätzten; die Hauptoperation, mit welcher die Regierung Abhilfe zu schaffen suchte, war nichts als ein finanzielles Kunststück, eine Umwandlung der vom Staate getragenen Pensionslast, die in Wirklichkeit eine neue jährliche Anleihe bedeutete. Die immer größer werdenden finanziellen Schwierigkeiten wirkten aufs ungünstigste auf den Kurs der Staatsrente ein und riefen ein immer steigendes Goldagio hervor, während selbst die Silberscheidemünzen aus dem Lande geströmt waren und der kleine Verkehr unter dem Mangel an Zahlungsmitteln empfindlich litt. Dazu kam nun im Herbst des Jahres der **Bankskandal**. Bereits seit längerer Zeit ging das Gerücht, daß bei der Verwaltung einzelner Notenbanken, namentlich der Banca di Napoli und der Banca Romana, Unregelmäßigkeiten schlimmster Art vorgefallen seien, in welche auch Minister, Senatoren und Deputierte verwickelt sein sollten. Im März 1893 hatte Giolitti erklärt, daß bei der Banca Romana ein Kassendefizit von mehr als 28 Mill. festgestellt und die gesetzliche Grenze des Notenumlaufs um mehr als 64 Mill. überschritten sei, daß aber auch bei allen übrigen Zettelbanken, mit Ausnahme der toscanischen, sich nicht unbeträchtliche Verluste ergeben hätten; darauf wurde 21. März eine parlamentarische Untersuchungskommission niedergesetzt, um zu prüfen, inwieweit politische Persönlichkeiten für diese Lage der Dinge verantwortlich zu machen seien. Im Juni legte die Regierung einen Entwurf über die Neuordnung des Zettelbankwesens vor, der nur drei Emissionsbanken, die von Neapel, die von Sizilien und eine neu zu gründende Banca d'Italia, bestehen ließ und den Notenumlauf genau regelte. Obwohl die Regierung schon bei den Beratungen hierüber lebhaft angegriffen wurde, ging das Gesetz 8. Juli durch; immerhin war die parlamentarische Lage außerordentlich kritisch. Bei der Wiedereröffnung der Kammern 23. Nov. legte die Regierung Gesetzentwürfe über die Einführung einer progressiven Einkommensteuer, über die Reform der Erbschafts- und der Alkoholsteuer vor. Aber zu deren Beratung kam es nicht mehr. Gleichzeitig wurde der Bericht der Untersuchungskommission über die Bankverhältnisse mitgeteilt, in welchem mehrere Minister, namentlich auch Giolitti selbst, der noch vor nicht langer Zeit die Ernennung des betrügerischen Gouverneurs der Banca Romana, Tanlongo, zum Senator hatte durchsetzen wollen, scharf getadelt wurden. Am folgenden Tage, 24. Nov., kündigte Giolitti, in der Kammer heftig angegriffen, an, daß er seine Entlassung eingereicht habe. Die Ministerkrisis dauerte mehrere Wochen. Nachdem der Präsident der Kammer, Zanardelli, vergeblich die Bildung einer neuen Regierung versucht hatte, wurde **Crispi**, den die öffentliche Meinung als den einzigen Mann bezeichnet hatte, der den Staat aus seiner kritischen Lage hinausführen könne, damit beauftragt. Das neue Ministerium, in dem außer Crispi (Vorsitz und Inneres) namentlich Baron Blanc (Äußeres), Sonnino (Finanzen), Saracco (öffentliche Arbeiten), Baccelli (Unterricht), Boselli (Ackerbau) die bedeutendsten Mitglieder waren, stellte sich 20. Dez. den Kammern vor.

Die neue Regierung sah sich bald nach ihrer Bildung vor die schwierigsten Aufgaben gestellt. In Sizilien brach, vorbereitet von den unter dem Namen »Fasci di lavoratori« vereinigten Arbeitergesellschaften unter Leitung des Abgeordneten de Felice Giuffrida, eine mächtige Umsturzbewegung aus, die sich von Partinico und Piana de' Greci aus schnell über die ganze Insel verbreitete und auch das Festland zu ergreifen drohte. Hier griff Crispi mit eiserner Thatkraft ein, verhängte den Belagerungszustand über die Insel, sandte den General Morra di Lavriano mit bedeutender Truppenmacht und unbeschränkten Vollmachten nach Sizilien und schlug den Aufstand nach kurzer Zeit und ohne allzu große Opfer nieder; auch eine anarchistische Erhebung in der Provinz Massa e Carrara wurde in gleicher Weise bezwungen. Ein 16. Juni 1894 von anarchistischer Seite unternommenes Attentat gegen Crispi schlug fehl; im Juli wurden drei Gesetze gegen die Umsturzpartei und ihre Umtriebe erlassen; im Oktober schritt die Regierung zur Auflösung von 271 sozialistischen Vereinen im ganzen Königreich, von denen freilich ein Teil nach stattgehabter Untersuchung in kurzer Zeit die Genehmigung weiter zu bestehen erhielt. Neben dieser energischen und erfolgreichen Thätigkeit zur Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung und der Vorbereitung umfassender agrarischer Reformgesetze, welche den sozialen Mißständen in Sizilien, Früchten der unseligen Latifundienwirtschaft, die dort herrscht, abhelfen sollten, war die Finanzreform die Hauptsorge des Ministeriums. Am Tage nach der Eröffnung der Kammern, 21. Febr. 1894, erklärte der Schatzminister Sonnino mit rückhaltloser Offenheit, daß die Nation seit anderthalb Jahrzehnten über die Lage ihrer Finanzen im unklaren gelassen sei, und daß das Defizit für das Finanzjahr 1893/94 die Höhe von 177 Mill. Lire erreiche; zu dessen Deckung schlug er Ersparnisse und Steuererhöhungen verschiedener Art vor, unter andern eine Herabsetzung der Rentenzinsen auf 4 Proz. mittels Erhöhung der Einkommensteuer. Die Mitteilung erregte in der Kammer wie im Lande die größte Bestürzung; die heftigsten Angriffe wurden gegen die Regierung gerichtet, indessen diese behauptete nach monatelangen Debatten, in deren Verlauf im Juni eine Ministerkrisis eintrat und Boselli das Finanzportefeuille übernahm, den Sieg, und mit nicht eben sehr erheblichen Veränderungen wurde ihr Reformplan im Juli vom Parlament angenommen. Nach dem darauf erfolgten Schluß der Kammern gingen Boselli und Sonnino an die Untersuchung weiterer Maßregeln zur Verminderung der Ausgaben und Erhöhung der Einnahmen; die Darlegung, die Sonnino 10. Dez. 1894 den eine Woche zuvor wieder zusammengetretenen Kammern machte, bezifferte das Defizit für das Finanzjahr 1895/96 nur noch auf 80 Mill., von denen 53 durch weitere Ersparnisse in Heerwesen und Verwaltung, 27 durch verhältnismäßig wenig drückende Steuererhöhungen aufgebracht werden sollten. Zu einer Beratung über diese Darlegung gelangte die vollkommen zerklüftete, ganz in kleinlichsten Partei- und Sonderinteressen aufgehende Kammer nicht mehr. Schon 11. Dez. begann der Bankenskandal aufs neue, indem Giolitti unter Vorlegung gewisser Akten, in deren Besitz er auf sehr anfechtbare Weise gelangt war, einen heftigen Sturm gegen Crispi veranlaßte. Indessen dieser erfreute sich der Unterstützung des Königs und vertagte 15. Dez. die Kammer, um unbehindert durch die parlamentarischen Faktionen sein Restaurationswerk fortsetzen zu können.

Die auswärtige Politik Italiens erfuhr 1894 keine Veränderung. Eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Wilhelm II. und König Humbert, die im April in Be-

Digitized by Google

nedig erfolgte, legte von der Herzlichkeit der zwischen den beiden Herrschern bestehenden Beziehungen neues Zeugnis ab. Als nach der Ermordung Carnots durch einen italienischen Anarchisten in Frankreich Ausbrüche wilden Hasses gegen J. und die auf französischem Boden lebenden Italiener zu mancherlei Gewaltthätigkeiten führten, verhütete die italienische Regierung durch kaltblütige Besonnenheit jede ernstliche Gefährdung des europäischen Friedens. In Afrika hatte sie sich wesentlicher Erfolge zu rühmen: der Sieg des Obersten Arimondi über die Derwische bei Agordat im Dezember 1893 und die Einnahme von Kassala durch General Baratieri im Juli 1894 hoben das Nationalgefühl; die im September erfolgte Einrichtung einer päpstlichen Präfektur in Keren (ein Entgegenkommen des Vatikans, das die Regierung in entsprechender Weise erwiderte) machte die italienischen Besitzungen in Afrika in geistlicher Hinsicht vom französischen Einfluß unabhängig; eine Empörung des abessinischen Fürsten von Tigré, Ras Mangascha, wurde durch den entscheidenden Sieg Baratieris bei Coatit 13. Jan. 1895 unterdrückt.

Geschichtslitteratur.

Als Quellensammlungen sind, neben den »Monumenta Germaniae historica«, in welche auch die wichtigsten italienischen Quellenwerke des Mittelalters aufgenommen sind, vornehmlich Muratoris »Rerum italicarum scriptores praecipui« (Mail. 1723—51, 25 Bde.), mit den Ergänzungen von Tartini (Flor. 1748—70) und Mittarelli (Vened. 1771) zu nennen. Neuerdings ist durch das Istituto storico italiano eine neue große Quellensammlung unter dem Titel »Fonti per la storia d'Italia« begonnen worden, von der bis jetzt 12 Bände erschienen sind (Rom 1887 ff.). Vgl. dazu Balzani, Le cronache italiane nel medio evo (Mail. 1884), und Lozzi, Biblioteca istorica dell' antica e nuova Italia, Bibliographie (Imola 1886—87, 2 Bde.).

[Allgemeine Werke.] Guicciardini, Istoria d'Italia (Flor. 1561 u. öfter; am besten von Rosini, Pisa 1819, 10 Bde.); Muratori, Annali d'Italia (Mail. 1744—49 u. öfter, 12 Bde.; deutsch, Leipz. 1745—50, 9 Bde.), mit den Fortsetzungen von Visconti (Rom 1790, 5 Bde.), Coppi (das. 1818; 4. fortgesetzte Aufl., Bd. 1—8, das. 1848—51) und Ghiron (Mail. 1888 ff.); Cantù, Storia degli Italiani (Turin 1854, 6 Bde.); Bossi, Storia antica e moderna d'Italia (Mail. 1819—23, 19 Bde.); Sforzosi, Compendio della storia d'Italia (Par. 1837); die »Storia d'Italia« von Campiglio (Mail. 1835—37, 7 Bde.), La Farina (Flor. 1846 f., 4 Bde.), Balbo (Turin 1841; fortgesetzt von Molinari, das. 1890), Levati, fortgesetzt von Cantù (2. Aufl., Mail. 1842), Borghi (Flor. 1841—44, 3 Bde.) u. a.; die von Villari herausgegebene »Storia politica d'Italia« (Mail. 1883 ff., 8 Bde.) in Einzeldarstellungen; Zeller, Histoire resumée d'Italie (4. Aufl., Par. 1886); Lebret, Geschichte von J. (Halle 1778—87, 9 Bde.); Leo, Geschichte der italienischen Staaten (Hamb. u. Gotha 1829—32, 5 Bde.); Reumont, Beiträge zur italienischen Geschichte (Berl. 1853—57, 6 Bde.); Derselbe, Geschichte von Rom (das. 1867—70, 3 Bde.); Pertile, Storia del diritto italiano (2. Aufl., Turin 1892); Garollo, Atlante geografico-storico d'Italia (Mail. 1890).

[Ältere Geschichte.] Bis zum Untergang des weströmischen Reiches: Micali, L'Italia avanti il dominio de' Romani (4. Aufl., Flor. 1810—31, 4 Bde.); Garzotti, Storia d'Italia sotto il governo degli imperatori (Capolago 1843, 2 Bde.); Derselbe, Della condizione di Roma, d'Italia e dell' imperio romano sotto gli imperatori (das. 1843—46, 5 Bde.). Mittelalter: Bertolini, Storia delle dominazioni germaniche in Italia dal V all' XI secolo (Mail. 1880); Sismondi, Histoire des républiques italiennes du moyen-âge (Par. 1809—18, 16 Bde.; 2. Aufl. 1818, Bd. 1—8; deutsch, Zürich 1807—24, 16 Bde.); K. Hegel, Geschichte der Städteverfassung in J. (Leipz. 1847, 2 Bde.); J. Ficker, Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens (Innsbr. 1868—73, 4 Bde.); Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (4. Aufl., Stuttg. 1886—93, 8 Bde.); Troya, Storia d'Italia del medio evo (Neap. 1839—59, 17 Bde.); Morbio, Storie de' municipj italiani (Mail. 1836—46, 6 Bde.).

[Neuere Zeit.] Botta, Storia d'Italia dall' 1490—1814 (Par. 1832, 20 Bde.) und »Storia d'Italia dall' 1789—1814« (2. Aufl. 1869, 4 Bde.; deutsch von Förster, Quedlinb. 1827—31, 8 Bde.); Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis auf die Gegenwart (Leipz. 1859—73, 4 Bde.); Ruth, Geschichte von J., 1815—1850 (Heidelberg 1867, 2 Bde.); Montanelli, Memorie sull' Italia del 1814 al 1850 (Turin 1854—55, 2 Bde.); La Farina, Storia d'Italia del 1815 al 1850 (2. Aufl., Mail. 1864, 2 Bde.); Bianchi, Storia della diplomazia europea in Italia del 1814 al 1861 (Turin 1865—72, 8 Bde.); Tivaroni, L'Italia durante il dominio francese (das. 1889, 2 Bde.) und durante il dominio austriaco (Bd. 1, das. 1892); Butt, History of Italy from the abdication of Napoleon I. (Lond. 1860, 2 Bde.); Rey, Histoire de la renaissance politique de l'Italie, 1814—1861 (Par. 1864); Anelli, Storia d'Italia del 1814 al 1863 (Mail. 1864, 4 Bde.); Belviglieri, Storia d'Italia del 1804 al 1866 (das. 1866, 6 Bde.); Mortati, Il risorgimento italiano (Flor. 1863); Bertolini, Storia del risorgimento italiano (Mail. 1887 ff.); Bacci, Ricordi del risorgimento italiano 1849—1889 (2. Aufl., das. 1890); Rüstow, Annalen des Königreichs J., 1861—1863 (Zürich 1864); Nisco, Storia civile del regno d'Italia (Neapel 1885—93, 6 Bde.); Bulle, Geschichte des zweiten Kaiserreichs und des Königreichs J. (Berl. 1889 ff.); Corti, Das einige J. (deutsch, Hamb. 1885); d'Azeglio, L'Italie de 1847 à 1865, correspondance politique (2. Aufl., Par. 1867); La Porta, L'Italia nel mezzo del secolo decimonono, segnatamente nell' ultimo quinquennio del 1859 al 1864 (Velletri 1865); Coppi, Annali d'Italia del 1750, Bd. 15: 1860—1861 (Rom 1868); Sirao, Storia delle rivoluzioni d'Italia del 1846 al 1866 (Mail. 1867, 2 Bde.); Bazancourt, La campagne d'Italie de 1859 (Par. 1859 u. öfter; deutsch, Naumb. 1860); Rüstow, Der italienische Krieg 1859 (3. Aufl., Zürich 1860); Derselbe, Der italienische Krieg 1860 (das. 1861); Duquet, La guerre d'Italie 1859 (Par. 1882); Chiala, L'Italia del 1858 al 1892 (Turin 1892); Savelli, Gli Italiani in Africa (Rom 1886, 3 Bde.).

Italienische Elixire, s. Aphrodisiaka.

Italienische Kunst, s. die Artikel »Architektur«, »Bildhauerkunst« (nebst Tafeln) und »Malerei«.

Italienische Litteratur. Die i. L. hat sich verhältnismäßig spät entwickelt, da der starke Einfluß des Lateinischen in Italien die allmählich herangebildete Vulgärsprache an die Öffentlichkeit zu treten hinderte.

Digitized b

In Frankreich hatten sich längst zwei blühende Litteraturen, die provenzalische und die französische, entfaltet, als Italien immer noch ohne eine eigne Nationallitteratur war. Da nun die politischen und Handelsverbindungen der beiden Länder den westlichen Litteraturen leichten Eingang in Italien verschafften, so ist es erklärlich, daß die erste Periode der italienischen Litteratur mit der Nachahmung beginnt.

Erste Periode (13. Jahrhundert).

Vom Ende des 12. Jahrh. an, vielleicht schon früher, und vollends erst nach den Albigenserkriegen kamen häufig provenzalische Troubadoure an die kleinen oberitalienischen Höfe, wo ihre Sprache leicht verstanden wurde, unter andern Peire Vidal, Reimbaut von Vaqueiras, Aimeric von Pegulhan, Gaucelm Faidit, und bald beginnen Italiener in provenzalischer Sprache zu dichten, so der Markgraf Lanza, Albert Malaspina, Rambertin von Buvaled, der durch Dante so berühmt gewordene Sordel, Lanfranc Cigala, Bartolomeo Zorzi u. a., die zum Teil auch dann noch provenzalisch sangen, als sich die »Sizilianische Dichterschule« längst entwickelt hatte u. schon wieder verblüht war. In Mittelitalien gab es zu Anfang des 13. Jahrh. keine glänzenden Höfe, in Süditalien aber verstand man das Provenzalisch nicht. So griff man hier zuerst zu der eignen Vulgärsprache, und so kam es, daß in Sizilien, an dem glänzendsten der damaligen Höfe, dem des Kaisers Friedrich II., die italienische Dichtkunst ihren Ursprung nahm. Friedrich selbst, sein Sekretär Pier della Vigna, König Enzio, Giacomo da Lentino, Odo delle Colonne, Giacomo Pugliese u. a. gehören der sizilianischen Dichterschule an. Die Dichtungen selbst sind meist nur ein matter Abglanz der provenzalischen Vorbilder ohne jede individuelle Empfindung, ja sogar deren Künsteleien u. Frostigkeiten noch übertreibend. Nur wenige zeigen originelleres Gepräge, so das unter dem Namen eines Ciullo d'Alcamo bekannte, aber von einem unbekannten Bänkelsänger herrührende Gespräch zwischen Liebhaber und Geliebter, ein Klagelied eines Mädchens von Rinaldo d'Acquino u. a. Die Sprache ist ein durch Einfluß des Provenzalischen und Lateinischen gereinigter Dialekt und kommt dem Toscanischen nahe. Mit dem Sturz der Hohenstaufen in Sizilien verstummte dort auch der Minnesang. Er fand ein neues Heim in der Toscana, wo Guittone d'Arezzo (ca. 1215—94), der durch seine Studien noch mehr unter provenzalischem Einfluß stand, das Haupt einer Dichterschule wurde, die auch die moralische Dichtung eifrigst pflegte. Um ihn scharten sich Folcacchiero, Bonagiunta Urbiciani, Meo Abbracciavacca, Dante da Majano u. a. Auch hier macht sich daneben eine frischere realistischere Strömung geltend, namentlich mit Chiaro Davanzati. Von der Toscana kam dann die sizilianische Dichterschule endlich nach Bologna, und hier entstand im Gegensatz zu ihr eine neue Schule, von Dante der »dolce stil nuovo« genannt, die aber nicht an die volkstümlich-realistische Richtung anknüpfte, sondern unter gelehrtem Einfluß stand und durch die Einmischung der seit kurzem eifrig betriebenen philosophischen Studien einen symbolisch-allegorischen Charakter bekam. Ihr Haupt war Guido Guinicelli (gest. 1276). Bald fand diese Richtung ihre vollendetste Ausbildung in Florenz, wo Guido Cavalcanti und Dante zu ihren Anhängern zählten. Daneben läuft eine burleske, triviale, satirische Lyrik weiter, deren Hauptvertreter Folgore da San Gemignano, Cene della Chitarra und Cecco Angiolieri sind, und der selbst Cavalcanti und Dante in einigen Sonetten folgen. Während sich so die i. L. entwickelte, und man in Oberitalien provenzalisch dichtete, gewann auch die französische Sprache bedeutenden Einfluß. Manche Italiener schrieben ihre wichtigsten Werke in reinem Französisch, so Brunetto Latino seine Encyklopädie, den »Trésor«, Rusticiano da Pisa eine Geschichte der Tafelrunde, Marco Polo seine berühmten Reiseberichte &c., und in Oberitalien entstand sogar unter Einfluß umherziehender französischer Bänkelsänger eine große franko-italienische Litteratur, die die Ritterromane, besonders des karolingischen Kreises, behandelte. Neben dieser Litteratur bestand endlich in Oberitalien noch eine volkstümliche didaktische, religiöse u. moralische Poesie in oberitalienischen Dialekten, welche sich an das Volk wendet, von Himmel und Hölle spricht, Lehren erteilt &c. und meist von Geistlichen, wie Barsegapè, Fra Bonvesin da Riva, Fra Giacomino da Verona u. a., herrührt. In Umbrien entwickelte sich gleichzeitig unter Einfluß der religiösen Bewegungen des Jahrhunderts eine geistliche Dichtung lyrischen Charakters (Laudendichtung). Ihr Haupt ist Jacopone da Todi (ca. 1230—1306). Die aus Frankreich gekommene allegorische lehrhafte Dichtung wird gepflegt von Brunetto Latino in seinem »Tesoretto«, von Francesco da Barberino in den »Documenti d'Amore« und »Del reggimento e costumi di donna«, von unbekanntem Verfasser in der »Intelligenza« und von andern. Die prosaische Litteratur nimmt endlich in diesem Jahrhundert gleichfalls ihren Anfang, wie in allen Litteraturen etwas später als die Poesie. Wir haben einige Briefmuster in bolognesischem Dialekt von dem Grammatiker Guido Faba, die »Ricordi di una famiglia sanese«, ein Rechnungsbuch, die »Lettere senesi«, Briefe von Kaufleuten, Briefe Guittones, die »Cento Novelle antiche« betitelte Novellensammlung unbekannten Verfassers, die »Conti d'antichi cavalieri«, Ristoro d'Arezzos Buch »Della composizione del mondo«, viele Übersetzungen aus französischen Abenteuerromanen und aus lateinischen Schriftstellern &c.

Zweite Periode (14. Jahrhundert).

Im 14. Jahrh. ist Florenz der politische Mittelpunkt der Toscana geworden, und die i. L. ist fast ausschließlich toscanisch. So gelangt der toscanische Dialekt zur vollen Herrschaft. Gleich an der Schwelle des Jahrhunderts tritt uns eine der gewaltigsten Gestalten aller Zeiten entgegen. All die verschiedenen poetischen Elemente der ersten Periode der italienischen Litteratur werden von diesem großen Geiste zu einem harmonischen Ganzen zusammengefaßt; in vollendeter Weise paaren sich in seinem Werke Wissenschaft, Allegorie und Dichtkunst. Dante (1265—1321) begründete zugleich durch sein gewaltiges Gedicht, die »Komödie«, welche von der bewundernden Nachwelt den Beinamen die »göttliche« bekam, durch seine lyrischen Gedichte und durch die Prosaschriften »La Vita Nuova« und »Il Convivio« die eigentliche Litteratursprache Italiens. Ihm tritt der jüngere Petrarca (1304—74) zur Seite und führt die italienische Lyrik in seinen »Rime« auf ihren Höhepunkt. Er beschäftigte sich zugleich eifrigst mit dem Studium der lateinischen Sprache, und er selbst versprach sich nicht durch die Gedichte in der Vulgärsprache, welche er verachtete, Ruhm bei der Nachwelt, sondern durch seine zahlreichen, eleganten lateinischen Schriften, besonders sein jetzt fast ganz vergessenes Heldengedicht »Africa«. Endlich wird die Novelle, für welche die Italiener sehr beanlagt sind,

Digitized by Google

um dieselbe Zeit von Giovanni Boccaccio (1313—1375) durch seinen »Decamerone« zur Vollendung gebracht. Sprache u. Darstellung sind klar, ansprechend und plastisch, nur der Stil ist zu sehr nach dem Muster des Lateinischen geformt. Boccaccios andre italienische Werke, der »Filocolo« (nach »Flor und Blanchefior«), »Ameto«, die »Amorosa Visione«, »Teseïde«, »Fiammetta«, der »Filostrato«, das »Ninfale Fiesolano«, der »Corbaccio«, seine lyrischen Gedichte sowie seine lateinischen Werke haben neben den 100 Novellen nicht die gleiche epochemachende Bedeutung. Die übrige Litteratur des 14. Jahrh. ist im Vergleich zu den Schöpfungen der drei Meister armselig und ohne Bedeutung. Teils knüpft sie direkt an die Erzeugnisse des 13. Jahrh. an, teils bewegt sie sich in Nachahmung derselben. Der religiöse Aufschwung brachte eine reiche religiöse Litteratur, besonders in Prosa hervor. Dem Anfang des Jahrhunderts gehören die Predigten des Giordano da Rivalto (ca. 1260—1311) an. Fra Domenico Cavalca (gest. 1342) übersetzte frei die lateinischen »Vitae Patrum« unter dem Titel: »Vite de' Santi Padri« und verfaßte viele asketische Traktate. Fra Jacopo Passavanti (ca. 1300—57) schrieb einen »Specchio della vera penitenza«, und von der heil. Katharina von Siena (1347—80) besitzen wir viele Briefe (373) und Traktate. Zu derselben Zeit entstand die Sammlung der »Fioretti di San Francesco«, eine Auswahl von Handlungen und Aussprüchen des heil. Franziskus und seiner Schüler. Außerdem haben wir eine Unzahl Übersetzungen aus dem Lateinischen. Die Liebeslyrik ist einerseits eine Fortsetzung des dolce stil nuovo, so bei Cino dei Sinibuldi aus Pistoja (1270—1337), Dantes Freund, Matteo Frescobaldi (gest. 1348), Sennuccio del Bene (gest. 1349) und Fazio degli Uberti (gest. ca. 1368), anderseits bereits Nachahmung Petrarcas, wie bei Malatesta dei Malatesta, Marco Piacentini und Cino Rinuccini (gest. 1407). Die moralische Lyrik knüpft mit Bindo Bonichi (gest. 1338) und andern direkt an Guittone an. Politische Kanzonen dichteten Fazio degli Uberti, Saviozzo, Pucci u. a. Letzterer und der bekannte Architekt Andrea Orgagna pflegten auch die volkstümliche burleske Dichtung. Der Epik gehören eine große Anzahl aus dem Französischen übersetzter und nachgeahmter Abenteuerromane an, darunter die vielgelesenen »Reali di Francia« und der »Guarino il Meschino«, beide in Prosa von einem Andrei dei Magnabotti aus Barberino im Val d'Elsa (1372 bis ca. 1431). In der ersten Hälfte des Jahrhunderts entstand der fälschlich Bosone da Gubbio zugeschriebene, geistlose moralische Abenteuerroman »L'Avventuroso Ciciliano«. Andre Romane sind in Oktaven geschrieben; Pucci verfaßte z. B. die »Istoria della Reina d'Oriente«, die »Istoria di Apollonio di Tiro« u. a. Er schrieb auch historische Heldengedichte, z. B. »La Guerra di Pisa«. Selbst ein »Poema della Passione« ist vorhanden. Die Novellendichtung ist lediglich Nachahmung Boccaccios. Ser Giovanni del Pecorone aus Florenz schrieb eine nach ihm »Il Pecorone« betitelte Sammlung von 50 Novellen. Ein andres Werk gleichen Charakters haben wir von Giovanni Sercambi (1347—1424) aus Lucca. Beide haben eine Rahmenerzählung wie das »Decamerone«. Der am häufigsten genannte Nachahmer Boccaccios ist der auch als Lyriker bekannte Francesco Sacchetti aus Florenz (ca. 1330 bis nach 1399), von dessen 300 Novellen wir noch 223, teilweise verstümmelt, besitzen. Es sind Anekdoten und Schwänke, wie sie in Florenz erzählt wurden, ohne viel Witz, aber einfach u. natürlich dargestellt. Zu den Nachahmungen Boccaccios gehört auch der wahrscheinlich von Giovanni di Gherardo aus Prato (ca. 1360 bis nach 1430) verfaßte, von dem Herausgeber »Il Paradiso degli Alberti« betitelte lehrhafte Roman. Die Didaktik bewegt sich ganz im Gleise Dantes, ohne aber das Vorbild auch nur annähernd zu erreichen. Der bereits erwähnte Fazio degli Uberti verfaßte einen »Dittamondo«, eine geographische Beschreibung der Welt und Bruchstücke einer Weltgeschichte. Federigo Frezzi, Bischof von Foligno (gest. 1416), beschrieb in seinem »Quadriregio« eine phantastische Reise durch die vier Reiche Amors, Satans, des Lasters und der Tugend. Die »Acerba« des Cecco d'Ascoli (1327 als Ketzer verbrannt) ist ein dürres Lehrgedicht von der physischen und moralischen Welt. Ähnlichen Inhalts ist das »Dottrinale« in Settenari von Dantes Sohn Jacopo. Pucci brachte die Chronik Giovanni Villanis in seinem »Centiloquio« in Verse. Die Litteratur der Überarbeitungen und Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen wuchs in diesem Jahrhundert noch bedeutend. Am bekanntesten sind die »Ammaestramenti degli Antichi« von Fra Bartolommeo di San Concordio (gest. 1347), die »Fiore di Virtù« und die »Fatti d'Enea«. Alle Schriften des 14. Jahrh., und besonders die asketischen, zeichnen sich durch einen hohen Grad von Sprachreinheit aus.

Dritte Periode (15. und 16. Jahrhundert).

In Italien hatte thatsächlich die Überlieferung der klassischen Kultur nie aufgehört. Zu Dantes Zeiten wurden die Bestrebungen, die Eleganz der lateinischen Klassiker wieder zu erwecken, wieder eifrigst gefördert. Die thätigsten Gelehrten in dieser Richtung waren Albertino Mussato aus Padua (1262—1329) und Ferreto da Vicenza (ca. 1295—1337), welche historische und poetische Werke in lateinischer Sprache schrieben. Im 14. Jahrh. stellten sich Petrarca und Boccaccio an die Spitze der Bewegung und trugen durch ihre lateinischen Schriften sehr viel zur Verbreitung der humanistischen Kultur bei. In Florenz wirkten in ihrem Sinne weiter Luigi Marsili (1330 bis ca. 1394), Coluccio Salutati (1330—1406) und Giovanni da Ravenna (gest. ca. 1420), letzterer besonders als Lehrer berühmt. Im 15. Jahrh. begannen Fürsten und Gelehrte im Aufsuchen alter griechischer u. lateinischer Handschriften zu wetteifern. So ist es begreiflich, daß die durch die Eroberung Konstantinopels aus Griechenland vertriebenen Gelehrten in Italien enthusiastische Aufnahme fanden. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die vielen kleinen Fürstenhöfe, die es in Förderung des Gelehrtentums einander zuvorzuthun suchten, begünstigten die Verbreitung der neuerworbenen Kenntnisse vom Altertum ungemein. Die berühmtesten Gelehrten dieser Blütezeit der klassischen Studien waren in Florenz, das auch hier wieder das Primat behauptete, und von wo aus sich die Bewegung rasch über ganz Italien verbreitete, Leonardo Bruni (1369—1444), der viele Werke aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte und Kanzler von Florenz wurde, Poggio Bracciolini (1380—1459) aus Terranova, der viele Handschriften entdeckte, der Homerübersetzer Carlo Marsuppini (1399—1453) und Giannozzo Manetti (1396—1459). Weiter nennen wir Francesco Filelfo (1398—1481), Guarino von Verona (1370—1460), Antonio Beccadelli aus Palermo, genannt Panormita (1394—1471), Giovanni Pon-

Digitized by Google

tano (1426—1505), Giovanni Aurispa (1369—1459), Vittorino da Feltre (1378—1448), Giovanni Mario Filelfo (1426—80), Pico von Mirandola (1463—94), Lorenzo Valla (1407—57) u. a. Viele von ihnen schrieben auch lateinische und griechische Gedichte, unter denen als besonders schön die des Pontano hervorragen. Als lateinische Dichter der Periode sind auch noch Tito Vespasiano Strozzi (1422—1505) und sein Sohn Ercole (1471—1508) zu erwähnen.

Die gelehrte Bewegung im 15. Jahrh. unterdrückte anfänglich die Vulgärlitteratur fast ganz, man verachtete sie als gemein, und erst allmählich fand sie wieder Verteidiger. Die i. L. der ersten Hälfte des 15. Jahrh. ist daher nicht bedeutend. In Florenz schrieb unter andern Giusto de' Conti aus Valmontone (ca. 1400—49) in reinster Sprache seinen die »Bella Mano« betitelten Kanzoniere in Nachahmung Petrarcas, und dichtete der Barbier Domenico di Giovanni, genannt Burchiello (gest. 1448), seine burlesken Sonette in grobem, oft schmutzigem Humor, die uns jetzt wegen der vielen Anspielungen leider zum Teil unverständlich sind. Seine Manier fand viele Nachahmer und wurde »alla burchiellesca« genannt. In Venedig bildete der auch als Humanist bedeutende venezianische Patrizier Lionardo Giustiniani (ca. 1388—1446) in seinen reizenden Kanzonetten u. Strambotti, die er selbst in Musik setzte, die volkstümliche Liebesdichtung nach. In ältern Jahren dichtete er, oft die Melodie und vielfach auch die Worte seiner Liebeslieder benutzend, Lauden, die teilweise hohen Wert haben. Seine Sprache ist mit Venetianismen reich durchsetzt. Um 1424 schrieb der Sienese Gentile Sermini 40 ziemlich obscöne Novellen, die mit Sonetten, Kanzonen u. andern Gedichten vermischt sind. Die religiöse Dichtung der Lauden erweiterte sich in diesem Jahrhundert in Umbrien zum dramatischen Werke »Devozione«, in Florenz »Sacra Rappresentazione« genannt. Die Stoffe sind der Bibel und der Heiligengeschichte entnommen, aber oft sind drastische und burleske Szenen eingeschoben. Die Verfasser vieler dieser Produkte sind unbekannt, andre werden genannt, wie z. B. Feo Belcari (1410—84), Bernardo und Antonio Pulci ꝛc. — Von der Mitte des Jahrhunderts an findet die italienische Dichtkunst wieder bei der vornehmen Welt an den Höfen Aufnahme u. eifrige Pflege. Es bildeten sich drei litterarische Mittelpunkte: Neapel, Ferrara und Florenz. Hier war es Lorenzo de' Medici (1448—92), der die i. L. beschützte und mit gutem Beispiel in der Dichtkunst voranging. Er ahmte in zahlreichen Gedichten Dante und Petrarca nach und huldigte daneben, wie vor ihm Giustiniani der volkstümlichen Dichtkunst in seinen übermütigen Karnevalsliedern, seinen Balladen und Lauden, seinem ländlichen Idyll »Nencia da Barberino« und seiner Rappresentation »San Giovanni e Paolo«. Ihm eng befreundet und von gleichen Bestrebungen waren Luigi Pulci (1432—84) aus Florenz und Agnolo Ambrogini, genannt Poliziano (1454—94). Ersterer schuf in dem Heldengedicht »Morgante«, dessen Inhalt die Abenteuer Rolands im Orient bilden, den Übergang des romantischen Epos von der volkstümlichen Form zu der reinen Kunstform. Poliziano schrieb die eleganten »Stanze« auf ein von Giuliano de' Medici gewonnenes Turnier u. die dramatische Fabel »Orfeo«, das erste dramatische Werk in italienischer Sprache, welches einen weltlichen Stoff behandelt, und eine große Reihe lyrischer Gedichte. Fast gleichzeitig mit Pulci verfaßte in Ferrara Matteo Maria Bojardo, Graf von Scandiano (1434—94), sein unvollendetes Epos »Orlando innamorato«, das erste wirkliche italienische Kunstepos. Ein andrer Ferraresischer Dichter, Francesco Bello, genannt il Cieco, verfaßte gegen 1494 das Rittergedicht »Mambriano«, welches die Gonzaga in Mantua verherrlicht. Unter den lyrischen Dichtern sind zu nennen der Neapolitaner Cariteo (gest. ca. 1515), Serafino d' Aquila (1466—1500), Bernardo Accolti aus Arezzo, auch als Improvisator berühmt, genannt l'unico (gest. ca. 1534), Panfilo Sassi aus Modena (gest. 1527), Antonio Tebaldeo aus Ferrara (1456—1535). Die burleske und satirische Lyrik ist besonders durch Antonio Cammelli aus Pistoja (1440—1502) vertreten. Die Dramatik der Zeit war Nachahmung der Alten. Unter den Prosaikern sind hervorzuheben Leon Battista Alberti (ca. 1406—72), der unter anderm einen Traktat »Della famiglia« verfaßte, und Matteo Palmieri (1406—78), der außer einem didaktischen Gedichte: »Città di Vita«, welches die Wanderung der Seele beschreibt, bis sie in den menschlichen Leib gelangt, und während sie sich in ihm befindet, ein Prosawerk: »Della vita civile« nach Ciceros »De officiis«, schrieb. Der bekannte Girolamo Savonarola aus Ferrara, welcher gegen die Sittenverderbnis am Mediceerhof auftrat, schrieb viele Predigten, einige Traktate und Lauden. Von dem Bologneser Giovanni Sabadino degli Arienti haben wir eine um 1478 verfaßte Sammlung von 70 Novellen, »Le Porretane«, und zwischen 1460 und 1470 schrieb Masuccio da Salerno in Neapel seine 1476 in 5 Büchern veröffentlichten 50 Novellen. Beide ahmen das »Decamerone« nach. Gegen Ende des Jahrhunderts hatte endlich Neapel einen weitern Prosaiker, der eine neue Litteraturgattung schuf. Jacopo Sannazzaro (1458—1530) verfaßte außer vielen Gedichten in der Vulgärsprache, in denen er Petrarca nachahmt, und lateinischen Dichtungen einen phantastischen Schäferroman »Arcadia«, der die größte Bewunderung der Zeitgenossen wach rief und in fast allen Litteraturen Europas bedeutsam nachwirkte.

Im 16. Jahrh. verbinden sich die beiden verschiedenen Elemente, welche sich im 15. Jahrh. anfänglich feindlich gegenüberstanden, der Humanismus und die Vulgärlitteratur, zu einem harmonischen Ganzen und erzeugen eine zweite Blüte der italienischen Litteratur. Ganz Italien nimmt gleichmäßig an der reichen litterarischen Produktion teil. Diese Zeit ist mit Recht die klassische Periode der italienischen Litteratur genannt worden. Sie beginnt mit der Vervollkommnung des romantischen Heldengedichts durch Lodovico Ariosto (1474—1533). Sein »Orlando furioso« wurde 1516 zum erstenmal veröffentlicht, 1521 neu überarbeitet und 1532 in der abschließenden Gestalt herausgegeben. Er ist eine Fortsetzung des »Orlando innamorato« Bojardos, an dessen abgerissene Fäden er überall, aber ganz selbständig, anknüpft. Die Erfindung ist nicht immer originell; Ariosto nimmt namentlich viel aus den lateinischen Klassikern. Mit unübertrefflicher Kunst weiß er aber die verschiedenartigsten Elemente zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen und in unnachahmlich gefälligem Ausdruck und leichtfließender Sprache darzustellen. Der »Orlando furioso« rief eine Hochflut jetzt meist vergessener Heldengedichte hervor. Es seien genannt der »Rinaldo innamorato« von Francesco Tromba (1530), die »Angelica innamorata« von Vincenzo Brusantini (1550), eine Fortsetzung des »Orlando furioso«,

Digitized by Google

ferner die Überarbeitungen von Bojardos Gedicht durch Lodovico Domenichi (1541) und Francesco Berni, welch letztere vielfach fälschlich als Parodie bezeichnet wird, während sie nur auf eine Verbesserung der Sprache abzielte, der »Sacripante« (1535) und die »Prime imprese d'Orlando« (erst 1572 gedruckt) und andres von Lodovico Dolce ꝛc. Gleich nach dem ersten Erscheinen des »Orlando furioso« machte sich eine Reaktion geltend und stellte der feinen Darstellung der romantischen Welt eine unverhüllte, derbe Komik gegenüber. Ihr Haupt war der Mantuaner Teofilo Folengo (1492—1544), Verfasser vieler makkaronischer Dichtungen, der im »Baldus« (1517, ganz 1521) und »Orlandino« (1526) die Ritterdichtung verspottete. Zu derselben Richtung gehören die »Gigantea«, wohl von Girolamo Amelunghi, die Grazzini zugeschriebene »Nanea« und die sicher von ihm verfaßte »Guerra de' mostri«. Fast gleichzeitig gab eine andre Schriftstellergruppe der italienischen Litteratur eine neue Richtung: sie verlangte peinliche Nachahmung der Alten und verfaßte lange erzählende Heldengedichte nach den Vorschriften des Aristoteles. Sie wendete sich vom karolingischen Sagenkreis ab und griff zur Geschichte und zur bretonischen und spanischen Heldensage. Ihr Haupt war Giangiorgio Trissino aus Vicenza (1478—1550), der in seiner »Italia liberata dai Goti« (in versi sciolti geschrieben) sich sklavisch an die »Ilias« anlehnte. Weiter gehören hierher des Luigi Alamanni aus Florenz (1495—1556) »Girone il cortese« (1548) und »Avarchide« (gedruckt 1570), beide aus dem bretonischen Sagenkreis (in Oktaven geschrieben), der »Amadigi« (1560) des Bernardo Tasso aus Venedig (1493—1569), dessen Stoff in portugiesischen und spanischen Romanen verbreitet ist, des Giovanni Battista Giraldi, genannt Cintio (1504—73), »Ercole« (1557) u. a. Torquato Tasso (1544—95) nahm die Bestrebungen seines Vaters wieder auf und schuf das letzte Meisterwerk der klassischen Periode. Die »Gerusalemme liberata« verbindet Einheit der Handlung mit vielseitiger Erfindung und edle, ungekünstelte Sprache mit feierlicher Form. Die Verse sind von höchst musikalischer Wirkung, namentlich infolge weiser Verwendung der Allitteration. Hier sind auch noch die »Lagrime di S. Pietro« zu erwähnen, eine unvollendete religiöse Epopöe Luigi Tansillos (1510—68). In diesem Jahrhundert des Klassizismus wurde auch das Lehrgedicht der Alten vielfach nachgeahmt. Meistens diente die »Georgica« des Vergil als Vorbild. Neben der italienischen Sprache fand die lateinische Verwendung. Giovanni Rucellai (1475—1525) umschrieb in den »Api« (1539 gedruckt) das vierte Buch der »Georgica«. Deren ganzen Stoff behandelte der genannte Luigi Alamanni mit Erweiterungen in seiner »Coltivazione« (1546 gedruckt). Beide benutzten den verso sciolto. Erasmo da Valvasone aus Friaul (ca. 1523—93) schrieb in Oktaven die »Caccia« (1591), Bernardino Baldi aus Urbino (1553—1617) die »Nautica« (1585) in versi sciolti. Luigi Tansillo verfaßte in Terzinen das »Podere« und die »Balia«; Girolamo Muzio (1495—1576) eine »Arte poetica« (1551), Alessandro Tesauro (zweite Hälfte des 16. Jahrh.) eine »Sereide« (1585), beide in versi sciolti. Lateinisch schrieb Girolamo Fracastoro (1483—1553) das berühmte »De morbo gallico«, Girolamo Vida (1490—1566) »De Bombyce« und »Scacchia«. Die Lyrik knüpfte wieder direkt an Petrarca an, nicht an seine in Manieriertheit verfallenen Nachahmer des 15. Jahrh. Führer dieser Richtung war der Kardinal Pietro Bembo (1470—1547). Viele folgten seinem Beispiel: Francesco Maria Molza aus Modena (1489—1544), Giovanni Guidiccioni aus Lucca (1500—41), der schöne Sonette auf das Elend Italiens schrieb, Giovanni della Casa (1503—56) und die drei Dichterinnen: Vittoria Colonna aus Marino (1490—1547), welche ihren Gatten Ferdinando d'Avalos pries und religiöse Dichtungen schrieb, die thatkräftige Veronica Gambara (1485—1550) aus Brescia und die unglückliche Gaspara Stampa aus Padua, die in ihrem »Canzoniere« in natürlicher Wärme ihre zügellose Liebe zu dem Grafen Collaltino von Collalto besingt und, erst 30 Jahre alt, an gebrochenem Herzen stirbt. Weiter sind zu nennen Michelangelo Buonarroti (1475—1564), welcher auch hier eigenartiger ist als die übrigen Petrarkisten, Luigi Alamanni, Lodovico Martelli (1499—1527), Bernardo Cappello aus Venedig (ca. 1500—65), Galeazzo di Tarsia aus Cosenza (1476—1553), Bernardino Rota aus Neapel (1509—75), Torquato Tasso, Bernardo Baldi, Annibale Caro, Luigi Tansillo und viele andre. Bernardo Tasso schrieb Oden in Nachahmung des Horaz, und eine Gruppe von Dichtern mit Claudio Tolomei aus Siena (1492—1553) an der Spitze machte gegen den Petrarkismus Front und schrieb Gedichte in klassischen Metren. Die lateinische Lyrik wetteifert mit der italienischen und hat zum Teil sogar Schöneres hervorgebracht. Wir nennen nur Sannazaro, Bembo, Molza, Castiglione, Vida, Marcantonio Flaminio. Neben der ernsten Lyrik wurde in reichem Maße auch die scherzhafte Dichtkunst angebaut, die wir schon immer, vornehmlich in Florenz, reich entwickelt fanden. Sie bekam den Namen »poesia bernesca« nach ihrem bedeutendsten Vertreter, dem bereits genannten Francesco Berni aus Lamporecchio (1496—1535). Er schrieb »Capitoli« in Terzinen und Sonette, letztere meist mit langer Coda. Er pries ganz gemeine Dinge, wie die Pest, die Aale, die Gelatine ꝛc., parodierte die schwärmerischen Liebesgedichte in obscöner Weise, schrieb lascive Karnevalslieder und bediente sich einer Sprache von unübertroffener Natürlichkeit. Die Nachahmer kamen nicht über ihn hinaus. Zu nennen sind von ihnen Giovanni Mauro (ca. 1490—1536) aus Friaul, Anton Francesco Grazzini aus Florenz (1503—83), Cesare Caporali aus Perugia (1531—1601), Francesco Coppetta u. a. Die Satire der Zeit war entweder persönlich, wie bei Berni, Grazzini, Pietro Aretino (1492—1556), oder Nachahmung des Horaz, meistens mit lehrhafter Tendenz. Die ersten Satiren dieser Art schrieb Antonio Vinciguerra (1495), die besten Ariosto. Unter den vielen andern nennen wir Ercole Bentivoglio aus Bologna (1506—72) und Pietro Nelli aus Siena (erste Hälfte des 16. Jahrh.), der in seinen »Satire alla carlona« die Horazische Form mit der bernesken zu verbinden suchte, Lodovico Dolce, Guidiccioni, Cesare Caporali. Die Dramatik ist im 16. Jahrh. in Italien noch wenig originell und brachte keine wirklich bedeutenden Arbeiten hervor. Im Anfang des Jahrhunderts machte man mit lateinischen Dramen Versuche, z. B. dem »Ergastus« und »Philotimus« des Francesco Benzi, dem »Imber aureus« des Antonio Tilesio und des Bischofs Coriolano Martirano »Christus«. Die erste regelmäßige italienische Tragödie ist des Giangiorgio Trissino (1478—1550) aus Vicenza »Sofonisbe« (1515). Sophokles und Euripides waren das Vorbild, besonders der »Ödipus«. Ihm folgten viele Schriftsteller, die zum Teil auch

Digitized by Google

Seneca nachahmten. Zu nennen sind Rucellais »Rosmunda« und »Oreste«, der »Edipo« des Giovanni Andrea dell' Anguillara aus Sutri (gest. nach 1566), »Canace« von Sperone Speroni aus Padua (1500—88), die »Orbecche« des Giambattista Giraldi, die »Orazia« Pietro Aretinos, Tassos »Torrismondo«. In ihnen allen ist wenig Originalität, und statt kraftvollen Lebens macht sich die hohlste Rhetorik breit. Reicher u. mannigfaltiger, zum Teil auch höher stehend sind die Komödien. Fast alle weisen lateinischen Einfluß auf, vielfach sind es nur wenig geänderte Übersetzungen aus Plautus u. Terenz, andre setzen die modernen Sitten an Stelle der alten, noch andre schweißen mehrere Stücke zu einem zusammen. Fast ein Meisterwerk zu nennen ist des Niccolò Machiavelli (1469—1527) »Mandragola«, doch ist desselben Verfassers »Clizia« dagegen nur eine schwache Nachahmung. Der Kardinal Bernardo Dovizi, genannt Bibbiena (1470—1520), formte seine »Calandria« nach den »Menächmen«, doch nicht ohne originelle Züge, nur leider recht obscön. Agnolo Firenzuola (1493 bis ca. 1545) schrieb die »Lucidi« (nach den »Menächmen«) u. »Trinuzia«, Lorenzino de' Medici, der Mörder des Herzogs Alexander, die »Aridosia«, Giambattista Gelli (1498—1564) die »Sporta« nach der »Aulularia« des Plautus und den »Errore«, Francesco d'Ambra aus Florenz (etwa 1500—58) den »Furto«, die »Bernardi« und die »Cofanaria«, Anton Francesco Grazzini in origineller Weise und gewandtem Dialog die »Gelosia«, »Spiritata«, »Strega« &c., Ariost die »Suppositi«, »Cassaria«, den »Negromante« &c., Bentivoglio den »Geloso« &c., Dolce den »Marito« &c., Giovan Maria Cecchi (1518—87) unter vielen andern »L'Assiuolo«, welcher wegen des kraftvollen Dialogs und der vorzüglichen Schilderung der Verderbtheit der Zeit für die beste Komödie des 16. Jahrh. gilt. Gleichfalls durch größern Realismus und größere Originalität ausgezeichnet sind die Komödien des Pietro Aretino (1492—1556), z. B. die »Cortigiana«, der »Marescalco« &c., und Giordano Brunos (gest. 1600) »Candelajo«. Neben der klassischen Komödie entwickelte sich das Volksdrama. In Neapel haben wir in den »Farse cavajole« (so genannt, weil meistens ein dummer Bewohner von La Cava auftritt) die satirische Komödie; in der Toscana entwickelt sich namentlich in Siena durch Einfluß der 1531 errichteten Gesellschaft Congrega de' Rozzi die Bauernkomödie. Die dialektische Komödie wird besonders im Venezianischen gepflegt durch den Paduaner Angelo Beolco, genannt Ruzzante (1502—42), und den Venezianer Andrea Calmo (ca. 1510—71), beides berühmte Schauspieler. Endlich haben wir die Commedia dell' arte oder a soggetto, die auf öffentlichen Plätzen oder in Holzbuden aufgeführt wurde, und der es nicht an kräftigem Volkswitz und komischer Wirkung fehlte. Sie wurde von den Schauspielern an der Hand aufgezeichneter Szenarien improvisiert, behandelte fast immer Liebesintrigen und hatte feststehende Masken, so den ehrlichen venezianischen Kaufmann Pantalone, die Bergamasker Bedienten, den pfiffigen Brighella und den Tölpel Arlecchino, beide auch Zanni (Johann) genannt, u. a. Bald verbreitete sie sich von Italien auch nach Frankreich &c. und verdrängte die klassische Komödie ganz. Gleichzeitig wurde noch das aus der dialogisierten Ekloge, wie z. B. dem »Tirsi« Castigliones, entwickelte Pastoraldrama mit besonderm Eifer gepflegt. Das erste ist das »Sacrificio« des Agostino Beccari (ca. 1510—90) aus Ferrara, 1554 aufgeführt. Weiter folgten des Alberto Lollio aus Florenz (ca. 1500—69) »Aretusa« (1563 aufgeführt) und des Agostino Argenti aus Ferrara »Sfortunato« (1567). Die Vollendung erreichte diese Art in Tassos »Aminta« (1573) und dem »Pastor fido« des Battista Guarini aus Ferrara (1538—1612), welcher 1581 begonnen, 1585 in Turin aufgeführt und 1590 gedruckt wurde. Am Ende des 16. Jahrh. entstand auch die erste Oper. Schon im ganzen Jahrhundert hatte man in den Zwischenakten der Komödien die Musik verwendet, doch sie war stets gegen die Pantomime zurückgetreten. Äußere Veranlassung zur Entstehung des Musikdramas war die gegen Ende des Jahrhunderts bei den Gelehrten herrschende Ansicht, die Alten hätten ihre Tragödien ganz gesungen. Ottavio Rinuccini (gest. 1621) verband sich da mit dem Musiker Peri, um ein solches klassisches Drama zu schaffen, und so entstand die »Dafne«, 1594 im Hause des Jacopo Corsi in Florenz zum erstenmal aufgeführt. 1600 folgte »Euridice«, 1608 »Arianna«, die vollkommenste dieser drei Opern. Unter den Gattungen der Prosa schildern uns zunächst die Novellen und die Briefe das öffentliche und private Leben der Zeit aufs anschaulichste, ungeschminkt, von seinen verschiedensten Seiten. Für die Novelle ist auch im 16. Jahrh. noch das »Decamerone« vorbildlich. Matteo Bandello aus Castelnuovo (ca. 1490 bis ca. 1560), ein Dominikanermönch, schrieb 214 Novellen, die er zum Teil aus dem Munde adliger und berühmter Zeitgenossen sammelte. Von Firenzuola haben wir die »Prima veste de' discorsi degli animali« und die »Ragionamenti d'amore«, letztere unvollendet, mit 10 schlüpfrigen Novellen. Grazzini verfaßte die vorzüglich geschriebenen »Cene«, Giraldi die »Ecatommiti« oder »Cento novelle« mit moralischer Tendenz, aber trotzdem mit recht schlüpfrigen Stellen. Sebastiano Erizzo aus Venedig (1525—85) verfolgt in den »Sei giornate« dasselbe Bestreben. Weiter sind zu nennen Pietro Fortini aus Siena (ca. 1500—62) mit seinen lasciven »Giornate e notti dei novizi«, die »Diporti« des Girolamo Parabosco aus Piacenza (ca. 1500 bis ca. 1560), Machiavellis einzige, vorzügliche Novelle »Belfegor«, Straparolas (gest. nach 1557) »Piacevoli notti«, welche wegen der darin enthaltenen Märchen wichtig sind, Luigi da Porto, der Verfasser von »Romeo und Julie«, und viele andre. Der Brief wird als litterarische Gattung gepflegt nach dem Vorbilde der Alten und Petrarcas. Die eigens als litterarisches Produkt verfaßten Briefe sind vielfach künstlich und rhetorisch, alle sind aber eine vorzügliche Quelle für Geschichte und Kulturgeschichte. Besonderer Erwähnung verdienen die Briefe Tassos, des Annibale Caro (1507—66), des Bembo, della Casa, Jacopo Bonfadio (ca. 1500—50), Luigi da Porto (1485—1529), Filippo Sassetti (1540—88), Doni, Berni, Niccolò Franco (1509—69), Pietro Aretino, welch letztere besonders wichtig für das litterarische und künstlerische Leben der damaligen Zeit sind. Auch der Dialog und Traktat, der besonders moralische und litterarische Fragen behandelte, erfreute sich großer Beliebtheit. Baldassare Castiglione aus Casatico (1478—1529) schildert in seinem »Cortegiano« das Ideal des höfischen Lebens und des Hofmannes. Della Casa lehrt in seinem Traktat »Galateo, ovvero de' costumi« die feine Umgangsform. Giambattista Gelli aus Florenz (1498—1563) entwickelt in den »Capricci del bottajo« und der »Circe« moralische, auf ein kontemplatives Leben hinführende Gedanken. Pietro Aretino führt

Digitized by Google

uns mit seinen »Ragionamenti« oder »Dialoghi« in die gemeinste Welt des Laiters. Doni bekämpft in der »Moral filosofia« und den »Marmi« Vorurteile und Aberglauben seiner Zeit. Bembo schreibt seine berühmten »Asolani«, Gespräche über die Arten der Liebe, und die »Prose della volgar lingua« zur Verteidigung der Vulgärsprache. In derselben Absicht verfaßt Varchi seinen »Ercolano«. Speroni schrieb gleichfalls einen Dialog: »Dell' amore«. Zahlreiche, Platon nachgebildete Dialoge über den Adel ꝛc. haben wir von Tasso. Außer den angeführten erschienen noch namentlich viel Schriften zur Verteidigung der Vulgärsprache, und in diesem Jahrhundert entstand die berühmte Accademia della Crusca (1582), deren Seele Leonardo Salviati war, und die 1612 das erste italienische Wörterbuch herausgab. Die ersten Anfänge einer Litteraturgeschichte haben wir in des Giovanni Maria Barbieri (1519—74) aus Modena Traktat »Dell' origine della poesia rimata«. Das Jahrhundert brachte endlich noch musterhafte Übersetzungen klassischer Werke hervor, unter denen die Arbeiten von Caro, Varchi, Davanzati obenan stehen. Daneben sind noch die freien Bearbeitungen der »Äneïs« durch Caro, der »Metamorphosen« durch Anguillara und des »Goldenen Esel« durch Firenzuola hervorzuheben.

Vierte Periode (17. und erste Hälfte des 18. Jahrh.).

Italien fällt etwa 150 Jahre in die Knechtschaft Spaniens. Mit diesem politischen, sozialen und religiösen Niedergange geht der Verfall der Litteratur Hand in Hand, der sich unter zwei verschiedenen Gestalten, dem Secentismus und der Arcadia, zeigt. Unter Secentismus, der sich übrigens nicht nur in der Litteratur, sondern auch in der Kunst, in der Tracht, kurz überall breit macht, versteht man das kindische Spiel mit Worten bei völliger Leere des Inhalts, das Haschen nach blendendem Putz durch Verwenden der seltsamsten Bezeichnungen, der unpassendsten Metaphern, der geschrobensten und gekünsteltsten Redefiguren und Bilder, der gesuchtesten Gegensätze. Die Ansätze dazu findet man schon in der sizilianischen Dichterschule, bei Petrarca, bei einer Anzahl seiner Nachahmer im 15. Jahrh. (Cariteo, Tebaldeo, Serafino) und bei Tasso. Der besondere Charakter der Arcadia, welche eine Reaktion gegen den Secentismus war, ist äußerste Gedankenarmut, Mangel an Phantasie, Unfähigkeit, sich für das Erhabene zu begeistern, Konventionalismus in der Form. — Das Epos ging einerseits in knechtischer Nachahmung Tassos zu Grunde: wir nennen die »Aquileia distrutta« von Belmonte Cagnoli aus Rimini u. den »Conquisto di Granada« von Girolamo Graziani aus Pergola (1604—75); anderseits wandelte es den Inhalt, das Idyll nahm seine Form und seinen Umfang an. Es wurde zum mythologischen Gedicht in dem »Adonis« (Par. 1623) des Neapolitaners Giambattista Marini (1569—1625), in dem sich der Secentismus schon völlig ausgebildet findet. Dagegen erreichte das komische Heldengedicht eine Vollkommenheit, die es bisher nicht gehabt hatte, durch die »Secchia rapita« von Alessandro Tassoni aus Modena (1565—1635). Ihm ahmten viele nach, doch niemand erreichte ihn. So Francesco Bracciolini aus Pistoja (1566—1645) mit der »Croce racquistata« und dem »Scherno degli Dei«, der Maler Lorenzo Lippi aus Florenz (1606—64) mit dem »Malmantile racquistato«, wo reizende Volkserzählungen eingestreut sind, Bartolomeo Corsini (1606—73) aus dem Mugello mit dem »Torracchione desolato«. Eine Sonderstellung nimmt Niccolò Forteguerri aus Pistoja (1674—1736) mit seinem »Ricciardetto« ein, der, von Secentismus frei, an Ariosto anknüpft. Ebenfalls an die Tradition des 16. Jahrh. lehnt sich Giambattista Spolverini aus Verona (1695—1762) mit dem Lehrgedicht »Coltivazione del riso« an. In der Lyrik folgten die meisten Dichter dem Beispiel, welches Marini außer im »Adonis« in seinen zahlreichen weltlichen u. geistlichen Gedichten, Idyllen, Hochzeitsliedern ꝛc. gab, und suchten sogar seine Manier noch zu überbieten. Unter diesen »Marinisten« erwähnen wir Claudio Achillini (1574—1640) und Girolamo Preti (ca. 1590—1626), beide aus Bologna, und Giovanni Ciampoli aus Florenz (1589—1643). Dagegen setzen nur wenige die von Tolomei begründete Schule der Klassizisten fort. So suchte Gabriello Chiabrera aus Savona (1552—1637) die Formen Pindars und Anakreons zu erneuern, und Fulvio Testi aus Ferrara (1593—1646) dichtete nach dem Muster des Horaz in eleganter, glänzender Form. Aber beide zeigen doch auch Schwulst und Manieriertheit. Allmählich begann man jedoch des Secentismus überdrüssig zu werden und empfand das Bedürfnis, zur Einfachheit und Natürlichkeit zurückzukehren. An die Spitze einer Reform trat die Königin Christine von Schweden, welche sich in Rom niedergelassen hatte und eine Anzahl auserlesener Dichter um sich versammelte. Unter diesen sind hervorzuheben Vincenzo da Filicaja aus Florenz (1642—1707), berühmt durch seine Kanzonen auf die Belagerung und Befreiung Wiens und sein Sonett an Italien, Benedetto Menzini aus Florenz (1646—1704), der Pindar u. Anakreon nachahmte, Francesco Redi aus Arezzo (1626—98), berühmt durch seinen Dithyrambus »Bacco in Toscana« zum Lobe der toscanischen Weine, und der Liebling und Vertraute der Königin, Alessandro Guidi aus Pavia (1650—1712). Aus diesem Dichterkreise entstand 1690 die Accademia degli Arcadi, kurz die Arcadia genannt (s. Arkadier), deren ursprünglicher Zweck es war, größere Einfachheit und Natürlichkeit zu verbreiten, die aber nur eine Geschmacklosigkeit durch eine andre verdrängte. Ihre Kolonien dehnten sich bald über ganz Italien aus. Zunächst schrieb man Sonette und Madrigale, nicht ohne Secentismus. So Carlo Maria Maggi aus Mailand (1630—99), der moralische und religiöse Gedichte schrieb, Francesco di Lemene aus Lodi (1634—1704), der gezierte Madrigale verfaßte, Giov. Battista Felice Zappi aus Imola (1667—1719), von dem wir Sonette des mannigfachsten Inhalts besitzen. Später wurden Kanzonetten in Nachahmung Chiabreras Mode, deren Inhalt aber auf Liebe und Galanterie beschränkt blieb. Hierher gehören Tommaso Crudeli aus dem Casentino (1703—45), Paolo Rolli aus Rom (1687—1765), Pietro Trapassi, gräzisiert Metastasio aus Rom (1698—1782). Eine dritte akademische Manier finden wir bei Carlo Innocenzo Frugoni (1692—1768), der die Feierlichkeit der klassischen Dichtkunst mit der arkadischen Spielerei zu verbinden suchte. Den reinen Petrarkismus, frei von Secentismus u. Arcadia, wie Bembo, vertritt in dieser Periode nur Eustachio Manfredi aus Bologna (1674—1739). Die Satire folgte zunächst der Weise des 16. Jahrh., allmählich jedoch lehnte sie sich gegen die Verderbtheit der Zeit auf. Schon der Florentiner Jacopo Soldani (1579—1641) richtete seine erst nach seinem Tode gedruckten Satiren gegen die Höfe, die Heuchelei, den Luxus und den wissenschaftlichen Char-

Digitized by Google

latanismus. Bedeutender sind der Maler Salvator Rosa aus Neapel (1615—73), der besonders den verderbten Kunstgeschmack angriff (Musik, Dichtkunst, Malerei 2c.), der schon genannte Menzini und Lodovico Sergardi aus Siena (1660—1726), der die persönliche Satire, namentlich gegen Gravina, handhabte. Hier ist auch nochmals Chiabrera mit seinen »Sermoni« in Horazischer Art zu nennen. Die mit der Satire verwandte **burleske Dichtung** fand Vertreter in dem Florentiner Antonio Malatesti (gest. 1672), der z. B. die »Brindisi de' Ciclopi« schrieb, Francesco Lazzarelli aus Gubbio (gest. 1694), der 100 »Cicceide« bezeichnete Sonette verfaßte, und Francesco Baldovini aus Florenz (1634—1716) mit seinem »Lamento di Cecco da Varlungo«. Die **dramatische Dichtkunst** verfiel schnell, obgleich das Schaubedürfnis in allen Kreisen gewachsen war und man an vielen Orten feste Bühnen errichtet hatte. Sie wurde durch die Commedia dell' arte verdrängt, deren berühmtester Vertreter der Schauspieler Flaminio Scala war, der auch eine Sammlung Szenarien herausgab. Nur das **Pastoraldrama** blühte in Nachahmung Tassos und Guarinis. Zu nennen sind die »Fida Ninfa« u. »Finta Fiammetta« von Francesco **Contarini** aus Venedig, Chiabreras »Meganira«, vor allem aber die »Filli di Sciro« von Guidobaldo **Bonarelli** aus Pesaro (1563—1608). Unter den Fortsetzern der Überlieferung des 16. Jahrh. sind erwähnenswert in Neapel Giovambattista **della Porta** (1538—1615), welcher die volkstümliche Gattung mit der klassischen zu verschmelzen suchte, Jacopo Cicognini und der jüngere Michelangiolo Buonarotti (1568—1646) aus Florenz mit seinen beiden Bauernkomödien »Tancia« und »La Fiera«. Etwas später sind Niccolò Amenta aus Neapel (1659—1719), Girolamo Gigli aus Siena, der im »Don Pilone« Molières »Tartuffe« nachahmte, und Giovambattista Faginoli aus Florenz (1660—1742), der einige 20 Komödien in schönster Florentiner Sprache schrieb. Das **Melodrama**, fortgesetzt durch Chiabrera, Testi, Guidi (»Endimione«), durch Apostolo Zeno (1669—1750) reformiert, kam durch **Metastasio** zur Vollendung. Besonders erwähnt seien »Temistocle«, »Didone«, »Attilio Regolo«, »Clemenza di Tito«, »Olimpiade«. Unter den **Tragödien** ist zunächst der »Adamo« des Giovambattista Andreini aus Venedig zu erwähnen, weil er Milton beeinflußt haben soll. Weiter schrieb der erwähnte Gravina Tragödien in Nachahmung der Alten, z. B. »Andromeda«, »Servio Tullio«, Dottori einen »Aristodemo«, den Monti nachahmte. Frisches Leben kam erst durch die Nachahmung der Franzosen in die Tragödie. Pier Jacopo **Martelli** aus Bologna (1665—1727) adoptierte auch den Alexandriner, der nach ihm verso martelliano genannt wurde. Scipione **Maffei** aus Verona (1675—1755) war der eifrigste Reformator des Theaters und schrieb die berühmteste Tragödie des Jahrhunderts: »Merope« (1713 in Modena zum erstenmal aufgeführt). Domenico **Lazzarini** aus Macerata (1668—1734) verfaßte einen »Ulisse il giovane«, und von dem Paduaner Antonio Conti (1677—1749), welcher Shakespeare zwar kannte, ihn aber nicht zu würdigen verstand, haben wir unter andern einen »Cesare«. Die **Prosa** dieses Zeitraumes ist wie die Dichtkunst in den Romanen, Novellen, Briefen, Traktaten 2c. sehr gekünstelt und unbedeutend. In der historischen und rein wissenschaftlichen Prosa macht sich aber von Anfang an eine gesündere Richtung geltend. Auf **grammatischem und litterarhistorischem Gebiet** beginnt ein reges Leben. Um die italienische Sprache ist der Florentiner Carlo **Dati** (1619—75) hochverdient durch die dritte Auflage des Crusca-Lexikons. Die grammatischen Regeln der italienischen Sprache setzten fest Marcantonio **Mambelli** aus Forli (1582—1644) in seinen »Osservazioni della lingua italiana« und Benedetto **Buommattei** aus Florenz (1581—1647) in dem Traktat »Della lingua toscana«. Daniello **Bartoli** schrieb das »Torto e dritto del non si può«. Celso **Cittadini** (1533—1627) und der genannte **Gigli** (1660—1722) bekämpften die Florentiner Schule. Trajano **Boccalini** aus Loreto (1556—1613) bekämpfte in den »Ragguagli di Parnasso« und der »Pietra del paragone politico« litterarische und politische Vorurteile der Zeit. Die ästhetische Kritik ward gefördert durch Gianvincenzo **Gravina** aus Rogiano (1664—1718) mit der Schrift »Della ragion poetica« (1718) u. a., worin die Nachahmung der Natur als höchstes Gesetz aufgestellt wurde, Sforza **Pallavicino** aus Rom (1607—67) mit der Abhandlung »Dello stile e del dialogo« und Lodovico Antonio **Muratori** aus Vignola (1672—1750) mit dem Traktat »Della perfetta poesia«. Die Litteraturgeschichte beginnen zu behandeln Girolamo **Ghilini** in seinem »Teatro d'uomini letterati« (1647), Lorenzo **Crasso** in den »Elogi d'uomini letterati« (1656). Giovan Mario **Crescimbeni** aus Macerata (1663—1728) gab 1698 seine »Istoria della volgar poesia« heraus und ergänzte sie durch 5 Bände seiner »Comentarj« (1702—11). Darin ist allerdings reiche Gelehrsamkeit enthalten, doch fehlt oft die Kritik. Eine vollständige Litteraturgeschichte beabsichtigte Giacinto **Gimma** aus Bari (1668—1732) in der 1723 veröffentlichten »Idea della storia dell' Italia letterata« (2 Bde.) zu geben. Die Notizen sind aber ungenau, und der Stoff ist schlecht geordnet. Francesco Saverio Quadrio aus Ponte (1695—1756) veröffentlichte 1734 zwei Bücher: »Della poesia italiana« unter dem Pseudonym G. M. Andrucci und 1739—1752 in 7 Bänden das Werk »Della storia e della ragion d'ogni poesia«, welches die Dichtung aller Sprachen umfaßt und reiches Material darbietet. Zur biographischen Behandlung kehrte der Graf Giammaria Mazzuchelli aus Brescia (1707—65) zurück in »Gli scrittori d'Italia, etc.« (1753 ff.). Das Werk, alphabetisch geordnet, geht nur bis B (6 Bde.). Es enthält sehr gute Notizen. Schon der nächsten Periode gehört des Girolamo **Tiraboschi** aus Bergamo (1731—94) »Storia della letteratura italiana« an, welche sich auf diesen Grundlagen aufbaut (Modena 1772—82; mit Band 4 beginnt die eigentliche i. L.): ein sehr gelehrtes, gut geordnetes und kritisches Werk, das noch heute nicht zu entbehren ist.

Fünfte Periode (Neuzeit).

Die fünfte Periode der italienischen Litteratur umfaßt die Zeit der politischen Wiedergeburt Italiens. Die Litteratur begleitet diese Bewegung und bereitet sie auch vor. Von der Mitte des 18. Jahrh. an entsteht in ihr eine tiefgreifende Änderung. Die Gründe sind mannigfach: der Einfluß der philosophischen Richtung Frankreichs, welche auf Umsturz der bestehenden sozialen und politischen Ordnung hinleitete, und damit Hand in Hand gehend die juristischen und ökonomischen Reformen in Oberitalien und die Stellungnahme des emporstrebenden Bürgertums neben dem Thron gegen Adel und Geistlichkeit, die tief-

Digitized by Google

gehende, von Galilei und Newton eingeleitete Umwälzung auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete, das Bekanntwerden mit der deutschen und englischen Litteratur. Der neue Geist macht sich zuerst auf der Bühne geltend. Carlo Goldoni aus Venedig (1707—93), der zunächst der alten, an die Commedia dell' arte anknüpfenden Richtung folgte, schuf darauf in bewußtem Gegensatz zu ihr und in Nachahmung Molières durch eine ganze Reihe Lustspiele die italienische Charakterkomödie. Ihn bekämpften der oberflächliche Pietro Chiari aus Brescia (ca. 1700 bis ca. 1785) mit seinen nach Effekt haschenden Dramen und Carlo Gozzi (1720—1806), der mit seinen phantastischen, Volksmärchen entlehnten Fabeln große Triumphe feierte (»L'amor delle melarance«, »L'augellin Belverde«, die von Schiller bearbeitete »Turandot« &c.). Unter Goldonis Nachahmern seien genannt Francesco Albergati Capacelli aus Bologna (1728—1804), Alessandro Pepoli, Gherardo de' Rossi, Antonio Sografi und Camillo Federici (Giovambattista Viassolo) 1749—1802, der auch Kotzebue nachahmte. Der Graf Vittorio Alfieri aus Asti (1749—1813) schuf gleichzeitig die echt italienische Tragödie nach antiken Vorbildern u. erfüllt von glühender Vaterlandsliebe und Tyrannenhaß, die sich auch in seinen andern Werken offenbaren. Von gleichen Empfindungen beseelt ist die Lyrik und Satirik des Giuseppe Parini aus Bosisio (1729—99). Er begann als Arkadier, schlug aber bald seine eignen Wege ein in seinen 21 Oden, welche von echt bürgerlichem Geiste durchweht sind, wenngleich sie die arkadische Form beibehalten, und vollends in seinem historisch-didaktischen Poem »Il Giorno«, die Satire auf das frivole, leichtsinnige, verlotterte Leben der lombardischen Aristokratie. Unter den Lyrikern dieser Zeit, welche sich von der Arcadia abwenden, erwähnen wir noch Lodovico Savioli aus Bologna (1729—1804), einen vorzüglichen Nachahmer der römischen Elegiker, Agostino Paradisi aus Vignola (1736—83) mit seinen Horazischen Oden, Luigi Cerretti aus Modena (1738—1808), Angelo Mazza aus Parma (1741—1817), Carlo Castone Rezzonico aus Como (1742—96), Giovanni Fantoni aus Fivizzano (1755—1807), der in seinen Oden die revolutinären Ideen verbreitete, Amelio Bertòla aus Rimini (1753—98), der namentlich Geßner nachahmte, Giovanni Gherardo de' Rossi aus Rom (1754—1827), Jacopo Vittorelli aus Bassano (1749—1835) und den Palermitaner Giovanni Meli (1740—1815), der reizende, frische Dichtungen, meistens in Anakreons Weise, in sizilianischem Dialekt schrieb. Auf andern Gebieten sind zu nennen Alfonso Varano aus Camerino (1705—88), der mit den religiös-moralischen »Visioni« in Terzinen Dante nachahmte, Gian Carlo Passeroni aus Nizza (1713—1803) mit seinen Fabeln und der scherzhaften Satire auf seine Zeit: »Cicerone«, Giambattista Casti aus Montefiascone (1721—1803), der lascive Novellen in Versen und das satirische Gedicht »Gli animali parlanti« verfaßte, Lorenzo Pignotti aus Figline (1739—1812) und Luigi Fiacchi aus Scarperia, genannt Clasio (1754—1825), mit ihren Fabeln, Bartolommeo Lorenzi aus Verona (1732—1822) mit dem Lehrgedicht »Coltivazione dei monti«, Lorenzo Mascheroni aus Bergamo (1750—1800) mit dem Lehrgedicht »Invito a Lesbia Cidonia« und endlich Melchiore Cesarotti aus Padua (1730—1808) mit seiner Ossianübersetzung. Unter den Prosaikern dieses Abschnitts verdient vor allen genannt zu werden Gaspare Gozzi (1713—86), der in dem »Osservatore«, welcher durch Addisons »Spectator« angeregt ist, in vorzüglicher Sprache den neuen Ideen Bahn brach und auch in der »Difesa di Dante« gegen Bettinelli auf das Studium dieses großen Dichters hinwies, und der Kritiker Giuseppe Baretti aus Turin (1719—89) mit den »Lettere familiari« und der »Frusta letteraria«. — Der nächste Abschnitt dieser Periode spiegelt in der Litteratur die Ereignisse der Revolution, die Thaten Napoleons und die erwachte italienische Einheitsidee wider. Zwei Schriftsteller führen den Reigen, der charakterlose Vincenzo Monti aus Alfonsine (1754—1828), der nacheinander dem Papste, der Republik, Napoleon und dem Kaiser von Österreich diente und in einer ganzen Reihe von meist unvollendet gebliebenen Werken, den Stil Dantes nachahmend, in vorzüglicher Sprache und unübertroffenem Wohllaut der Verse die Ereignisse seiner Zeit verherrlichte und klassisch mythologischen Stoff behandelte. Wir nennen nur die »Bassvilliana« (1793) und die »Mascheroniana« (1801). Der andre, Ugo Foscolo aus Zante (1778—1827), schrieb das herrliche Gedicht »Dei sepolcri« (1806) und den »Werther« nachahmenden politischen Roman »Ultime lettere di Jacopo Ortis«. Beide schrieben auch Tragödien in Nachahmung Alfieris, zum Teil auch Shakespeares, beide sind Klassizisten, und ebenso ihre Nachahmer, von denen hier nur der Lyriker Ippolito Pindemonte aus Verona (1753—1828) und Cesare Arici aus Brescia (1782—1832) mit seinem Lehrgedicht »Coltivazione degli ulivi« genannt sein mögen. Als Komödienschriftsteller sind Giovanni Giraud aus Rom (1776—1834) und Alberto Nota aus Turin (1775—1847), beides Nachahmer Goldonis, zu erwähnen. Bemerkenswert ist in diesem Abschnitt die Zuspitzung der Sprachfrage. Es entstand die Schule der Puristen, die zum Studium der Trecentisten zurückkehrten und sich gegen die Nachlässigkeiten und Inkorrektheiten der meisten zeitgenössischen Schriftsteller sowie gegen den französischen Einfluß wendeten. Antonio Cesari aus Verona (1760—1828) war ihr Haupt und wurde eifrigst unterstützt von Michele Colombo aus Venedig (1747—1838), Giulio Perticari aus Savignano (1779—1822) u. a. — Inzwischen war Napoleon gefallen und eine völlige politische Reaktion eingetreten. Die Keime des Einheitsgedankens gingen aber nicht unter, sondern fanden Pflege in zwei Dichterschulen, welche einander im übrigen schroff bekämpften, denen der Romantiker und der Klassizisten. Erstere bildete sich unter deutschem und englischem Einfluß im Gegensatz zu Monti und Foscolo. Ihr Organ war die mailändische Zeitschrift »Il Conciliatore«, ihr Haupt Alessandro Manzoni aus Mailand (1785—1873). Letztere hatte in dem Grafen Giacomo Leopardi aus Recanati (1798—1837) ihren bedeutendsten Vertreter. Manzonis erste Gedichte sind noch in Montischer Manier, mit den »Inni sacri«, der Ode »Il cinque maggio« und den historischen Tragödien »Conte di Carmagnola« und »Adelchi« zeigt er sich aber schon als entschiedenen Romantiker, und sein historischer Roman »I promessi sposi« ist eine der schönsten Blüten der romantischen Litteratur überhaupt. Um ihn scharten sich viele Dichter. Giovanni Torti aus Mailand (1774—1858), Verfasser der Novelle in Oktaven: »Torre di Capua«; Giuseppe Borghi aus Bibbiena (1790—1847) mit »Inni sacri«; der Lyriker Giovanni Berchet aus Mailand (1783—1851); Tommaso Grossi aus Bellano (1791—1853), der außer Novellen in Versen (»Ildegonda«, »Ulrico e Lida«) u. dem Epos »I Lombardi alla prima

Digitized by Google

crociata« den Roman »Marco Visconti« verfaßte; Bartolomeo Sestini aus Santo Mato (1792—1822) mit der »Pia de' Tolomei« (1822); Silvio Pellico aus Saluzzo (1789—1859), der viele Tragödien und Gedichte schrieb, besonders aber durch die Schilderung seiner Einkerkerung (»Le mie prigioni«) bekannt ist; der Tragödiendichter Carlo Marenco aus Cassolnuovo (1800—46); Giuseppe Nicolini aus Brescia (1788—1855), der für den »Conciliatore« schrieb; Luigi Carrer aus Venedig (1801—50); Goffredo Mameli (1827—49) mit seinen Vaterlandsliedern; Alessandro Poerio aus Neapel (1802—49); Giuseppe Giusti aus Monsummano (1809—50), als Satiriker unübertroffen; der burleske Dichter Antonio Guadagnoli aus Arezzo (1798—1858); Gabriele Rossetti aus Vasto (1783—1854); Massimo d'Azeglio aus Turin (1798—1866), der auch zwei Romane: »Ettore Fieramosca« und »Niccolò de' Lapi« verfaßte; Francesco Domenico Guerazzi aus Livorno (1804—73), unter dessen Romanen »La battaglia di Benevento«, »L'assedio di Firenze« und »Beatrice Cenci« genannt seien; Cesare Cantù aus Brivo (geb. 1805) mit dem Roman »Margherita Pusterla«; Giulio Carcano aus Mailand (1812—1884) mit »L'angiola Maria«; Giovanni Rosini aus Lucignano (1776—1855) mit der »Monaca di Monza«; der bekannte Verschwörer Giuseppe Mazzini aus Genua (1808—72), der Kritiker der romantischen Schule, u. a. — Leopardi hat in seinen Kanzonen in der modernen italienischen Litteratur an Formvollendung und Gedankentiefe nicht seinesgleichen. Er ist der Dichter des Pessimismus, der dessen Gedanken ins Unendliche zu variieren versteht. In seinen »Operette morali« und »Pensieri« ist dieselbe Weltanschauung in klassischer Prosa ausgedrückt. Zu seiner Schule gehören der ausgezeichnete Prosaiker Pietro Giordano aus Piacenza (1774—1848), Dionigi Strocchi aus Faënza (1762—1850), Paolo Costa aus Ravenna (1771—1836), der die ästhetischen Lehren des Klassizismus entwickelte, Agostino Cagnoli aus Reggio (1810—46), Giovanni Marchetti aus Sinigaglia (1790—1851), Terenzio Mamiani aus Pesaro (1799—1885) und Giambattista Niccolini aus San Giuliano, der viele Tragödien schrieb, die berühmteste darunter »Arnaldo da Brescia« (1843). — Namentlich seit der Einigung Italiens ist wieder eine rege Litteratur auf allen Gebieten erblüht. Die dramatische Dichtkunst, die nach den erwähnten Schöpfungen Manzonis und Niccolinis in Verfall geraten war, hob sich allmählich wieder. Paolo Giacometti aus Novi (1817—82) schrieb eine Anzahl mit Beifall aufgenommener Tragödien und Komödien, z. B. »Il poeta e la ballerina«; Leopoldo Marenco verfaßte Tragödien, Familienstücke, Ritterschauspiele und Sittenkomödien, welche die Bühne eine Zeitlang beherrschten und vielfach nachgeahmt wurden. Zeitweisen Erfolg hatten ferner Domenico Bolognese (»Cleopatra«, »Caino«, »Prometeo«), Battaglia (»Luisa Strozzi«, »Girolamo Olgiato«), Zamboni, Salmini, d'Agnillo, Morelli, Montanelli, Chiossone, Giotti (»Monaldesca«), Bracci (»Isabella Orsini«), Barattani, Gazzoletti, Salmini (»Santo e Patrizio«) u. a. Die erste Stelle nimmt in der Tragödie Pietro Cossa aus Rom (1830—81) mit »Nerone«, »I Borgia« u. a. ein. Cavallottis »Alcibiade« fand gute Aufnahme. De Gubernatis' dramatische, der indischen Mythe entlehnte Dichtungen gelangten nicht zur Aufführung. In der Komödie haben wir das komische Lustspiel und die soziale Komödie. Erstere Richtung ist am glänzendsten durch den Advokaten Tommaso Gherardi del Testa aus Terricciuola (1815—81) vertreten, von dem »Il regno d'Adelaide«, »Il vero blasone« und »Oro e orpello« genannt seien. Paolo Ferrari aus Modena (1822—1889) gehört der andern Richtung an u. beherrschte die Bühne, solange er lebte. Meisterwerke sind »Goldoni e le sue sedici commedie« und »Parini e la satira«. An diese beiden schlossen sich zahlreiche jüngere Schriftsteller an. Es seien genannt Alberti, Leone di Castelnuovo, Riccardo Castelvecchio (gest. 1894), Giordano, Panerai, Calonzuoli, Suner, Bersezio, Carrera, Martini, Montecorboli, Costetti; Ciconi (gest. 1863) ist wegen seiner sozialen Komödie »Le pecorelle smarrite« bekannt. Neuerdings ist Marco Praga auf diesem Gebiete hervorgetreten. Das Proverb handhabt unter andern Giacosa, der zuletzt den guten Einalter »I diritti dell' anima« (1894) schrieb. Camillo Antona-Traversi hatte großen Erfolg mit »I Rozeno«. Von neuern Lyrikern heben wir noch folgende hervor: Francesco dall' Ongaro aus Oderzo (1808—73) wegen der »Stornelli politici«; Giovanni Prato aus Trient (1815—84), sehr bedeutend als lyrisch-epischer Dichter (»Edmenegarda«, »Canti lirici«, »Iside«, »Psiche«); Aleardo Aleardi aus Verona (1812—78) mit den »Lettere a Maria«; Giuseppe Regaldi aus Novara (1809—83), auch als Improvisator berühmt; Giuseppe Maccari aus Frosinone (1840—67), der schöne Idyllen verfaßte; Luigi Mercantini aus Ripatransone (1821—72), ein patriotischer Dichter, dessen »Inno di Garibaldi« (1860) Volkslied wurde; Domenico Carlone aus Tortona (1823—83); Ippolito Nievo aus Padua (1832—60); Francesco Massi (1804—84); Andrea Maffei aus Riva (1798—1885), der auch Schiller übersetzte; Giuseppe Revere; Arnaldo Fusinato; Cesare Betteloni; Fabio Nannarelli, Ferdinando Bosio, Giuseppe de Spuches aus Palermo (1819—1884), der leider zu früh verblichene Emilio Praga (gest. 1875) und der vielseitige, gelehrte Priester Giacomo Zanella (gest. 1888). Von den noch lebenden Lyrikern ist bei weitem der bedeutendste Giosuè Carducci aus Valdicastello (geb. 1836), von dem wir nennen »Juvenilia«, »Levia gravia«, »Poesie«, »Nuove poesie«, »Odi barbare«, »Nuove odi barbare«, »Terze odi barbare«. In seinen frühern Gedichten verbindet er meisterhaft Satire und Lyrik, in den jüngern ist er zum gemäßigten ‚Verismus' übergegangen. Historische Betrachtungen und Betrachtungen der Natur in blendend schönem klassischen Gewande gelingen ihm am besten. Der Verismus wird zum Cynismus übertrieben bei Lorenzo Stecchetti (Olindo Guerrini) und besonders Gabriele D'Annunzio. Diese Richtung hat sich überlebt. Pessimistisch sind die gehaltvollen Dichtungen von Arturo Graf (geb. 1848 in Athen). Weiter sind bedeutende Lyriker, die zum Teil die häusliche Dichtkunst pflegen, Guido Mazzoni, Severino Ferrari, Ettore Novelli, Giovanni Pascoli, Mario Rapisardi, Marc' Antonio Cassini, Giuseppe Chiarini, Giovanni Marradi, Ugo Ojetti, Guido Novelli u. a. Unter den Dichterinnen seien angeführt Laura Mancini, Rosa Taddei, Giacomina Milli, Francesca Lutti, Ermina Fuà-Fusinato, Giuseppina Guaggi-Nobile, Giuseppina Turrisi-Colonna, Ada Negri. Im Roman und in der Novelle nennen wir endlich außer den angeführten die ältern Bazzoni, Varese, Falconetti, Lanzetti, Sacchi, Marocco, Zorzi, Bigna, Santa Rosa Battaglia, Ranieri.

Digitized by Google

Antonio Bresciani aus Ala (1798—1862) schrieb den berühmten Tendenzroman »L'Ebreo di Verona« (1850), Niccolò Tommaseo aus Sebenico (1802—1874) den Charakterroman »Fede e bellezza«, der erwähnte Ippolito Nievo die schönen »Memorie d'un ottuagenario«. Weiter sind zu erwähnen Bersezio, Donati, Bosio, Cimmo, Oddo, Rusconi, Tigri, Fanfani. Unter den jetzt lebenden Schriftstellern sind endlich noch hervorzuheben Edmondo de Amicis aus Oneglia, Giulio Barrili, Giovanni Verga, Salvatore Farina, Luigi Capuana, Domenico Ciampoli, Girolamo Rovetta, Matilde Serao, die Marchesa Colombi, Gabriele d'Annunzio, Antonio Fogazzaro u. a.

Wissenschaftliche Litteratur.

Philosophie.

Auf philosophischem Gebiet ist Italien nicht von so weit reichendem Einfluß auf andre Länder gewesen wie auf sonstigen Gebieten der Kultur; es steht hier hinter England, Frankreich, namentlich aber hinter Deutschland zurück. Eine Brücke, gewissermaßen von dem antiken zu dem mittelalterlichen Denken, bildet Boëthius (gest. 525), dessen eignen Schriften und Übersetzungen es besonders zuzuschreiben ist, daß die Logik des Aristoteles die formale Grundlage für die mittelalterliche Scholastik wurde. Von der römischen Kirche, welche die Bildung möglichst pflegte, wurden Elemente der alten Philosophie aufgenommen, und so entstand die Scholastik, deren bedeutendster Vertreter Thomas von Aquino (gest. 1274), ein Italiener, war. Sein großartiges, auf Aristoteles aufgebautes System erwacht heutigestags in der katholischen Kirche wieder zu neuem Leben. Mit dem Entstehen des Humanismus entwickelte sich in Italien und von Italien aus ein heftiger Kampf gegen den scholastisch, d. h. übel verstandenen Aristoteles, dem gegenüber der gleichsam neu entdeckte Platon eifrigst verehrt und gepflegt wurde, wenn man ihn auch mehr in neuplatonischem Sinne auslegte. Hier ragen besonders hervor Gemistos Plethon (geb. in Konstantinopel, gest. 1464) und Marsilius Ficinus (gest. 1499), der Übersetzer Platons und Plotins. Seinen Mittelpunkt fand der Platonismus längere Zeit an dem Hofe der Mediceer, die eine Platonische Akademie in Florenz bildeten. Zwischen Platon und Aristoteles vermittelnd wirkte Bessarion (gest. 1472), während andre den Aristoteles quellenmäßig zu verstehen suchten, auch im Gegensatz zu den Anhängern des arabischen Averrhoës auf Alexander von Aphrodisias, den griechischen Erklärer des Aristoteles, zurückgingen. So spalteten sich die Aristoteliker in zwei Parteien, in Alexandristen und Averrhoisten, wobei es namentlich auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele ankam. Zu den erstern gehörten Hermolaus Barbarus (gest. 1493), Pomponatius (gest. 1525), der zum Naturalismus hinneigte und von der theologischen die philosophische Wahrheit unterschied, zu den Averrhoisten Vernias, Niphus (gest. 1546), Caesalpinus (gest. 1603), der den Averrhoismus zu einer Art Pantheismus umgestaltete. Einfluß übte im 16. Jahrh. auch die antike Naturphilosophie aus, so namentlich auf Telesius (gest. 1588), der freilich vielmehr neue Prinzipien: die selbständige Naturforschung, die Verifikation durch die Erfahrung, besonders betonte, zugleich Gründer der naturforschenden Academia Consentina in seiner Vaterstadt Cosenza war. Mit diesem Hinweis auf die Natur, im Gegensatz zur Schulgelehrsamkeit selbst, kam eine neue kräftige Bewegung in die italienische Philosophie, deren vornehmliche Träger Giordano Bruno (gest. 1600), Campanella (gest. 1639) und Galilei (gest. 1641) waren. Der erste, von glühender Liebe für die Natur, die unendliche, beseelt, bildete in Anlehnung an Nikolaus Cusanus, auch an die Alten, namentlich an die Stoiker, in phantasievoller Weise einen naturalistischen Pantheismus aus, dessen Elemente nicht zur Einheit verarbeitet sind, aber viel Anregung für spätere Systeme gegeben haben. Während der kirchlich gesinnte Campanella die Erkenntnistheorie zu begründen suchte, indem er zwar die Wahrnehmung als Quelle aller philosophischen Erkenntnis, daneben aber den Glauben und eine unmittelbare Erfassung des Göttlichen annahm, war der berühmte Physiker Galilei für die genaue Forschungsmethode überhaupt von großer Bedeutung und gelangte zu einer mechanischen Naturanschauung.

Das nationale Element, welches neuerdings bei italienischen Philosophen eine Rolle spielt, brach sich im 16. Jahrh. schon entschieden Bahn bei dem Staatsmann Machiavelli (gest. 1527), der sein Buch über den Fürsten nur in dem Gedanken an die Einheit und nationale Selbständigkeit Italiens, namentlich der Kirche gegenüber, schrieb, aber hierbei die Mittel nicht nach ihrem moralischen Wert, sondern nur nach ihrer Nützlichkeit für den Zweck maß. In der philosophischen Entwickelung Italiens trat vom Anfang des 17. Jahrh. an eine lange Stockung ein, die nur durch Vico (gest. 1744) unterbrochen wurde, der dem unhistorischen Sinn der Cartesianer gegenüber die Geschichte besonders betonte und als Begründer der Geschichtsphilosophie und der Völkerpsychologie gelten kann, übrigens auch mit andern Gedanken bis in die Gegenwart in Italien fortwirkt. Sonst sind bis in die neueste Zeit bei regem, philosophischem Leben die verschiedensten Richtungen daselbst vertreten, ohne daß besonders eigentümliche Gedanken aufgetaucht wären und Wirkung gehabt hätten. Während der Cartesianismus noch bis Anfang dieses Jahrhunderts seine Verehrer fand (Kardinal Gerdil, gest. 1802), huldigten andre dem Empirismus und Sensualismus Lockes und Condillacs, wie Genovesi (gest. 1769), Gioja (gest. 1829), Romagnosi (gest. 1835). Auch an Kant schlossen sich manche an, so Cantoni, ebenso an Herbart, wie Labriola, aber namentlich an Hegel: Vera, Mariano, Ragnisco, Spaventa u. a. In den Anhängern des Positivismus: Villari, Ardigo, Siciliani, und in denen des Thomismus, von denen namentlich zu nennen sind: Liberatore, Sanseverino, Cornoldi, haben die extremen Richtungen ihre Vertreter.

Als selbständigere Denker idealistischer Richtung, aber ohne Einfluß auf andre Länder ausgeübt zu haben, treten hervor: Rosmini-Serbati (gest. 1855), der in Anlehnung an Platon und deutsche Philosophen zu einem von der innern Wahrnehmung ausgehenden ideologischen Psychologismus gelangte, Gioberti (gest. 1852), der die politischen und nationalen Gedanken in den Vordergrund stellte und sich zu einem »Ontologismus« bekannte, nach dem man das absolute Sein unmittelbar schauen soll. Den Versuchen dieser beiden, die katholischen Lehren mit der Vernunft zu versöhnen, opponierten heftig: Ferrari (gest. 1876) und Franchi. In ähnlicher Weise wie Gioberti philosophierte auch der rege Politiker Mamiani (gest. 1885), der sich selbst einen Platoniker nannte und die von ihm gegründete Zeitschrift: »La filosofia delle scuole italiane« bis zu seinem

Digitized by Google

Tode leitete; fortgesetzt wird sie in der »Rivista di filosofia italiana«, redigiert von Ferri. Vgl. Spaventa, La filosofia italiana dal 16. secolo (Modena 1860); Ferri, Essai sur l'histoire de la philosophie en Italie (Par. 1869); Giovanni, Storia della filosofia in Sicilia (Palermo 1879, 2 Bde.); Pompa, L'Italia filosofica contemporanea (Salerno 1879, 2 Bde.); Werner, Die italienische Philosophie des 19. Jahrhunderts (Wien 1884—86, 5 Bde.).

Theologie.

Von einer italienischen Theologie ist eigentlich nicht zu reden. Die dogmatischen und ethischen Stoffe sind auch hier wie anderwärts in überlieferter Form bearbeitet worden, ohne daß in Italien Nichtkleriker und in der katholischen Kirche Europas Nichtitaliener davon Notiz genommen hätten. Höchstens die Ethik Liguoris (gest. 1787) und die Dogmatik Perrones (1794—1876) haben in der katholischen Welt eine maßgebende Bedeutung gewonnen. Dagegen hat es nicht an hervorragenden Klerikern gefehlt, die, wie Angelo Mai (1782—1854), die philologischen Studien gefördert haben. Andre, wie Carlo Maria Curci (1810—91) und Carlo Passaglia (1814—87), glänzten als Publizisten. Einige Originalität auf dem Gebiete des religionsphilosophischen und dogmatischen Denkens hat nur einer, Serbati Antonio Rosmini (1797—55), an den Tag gelegt, aber nur, um von der Kurie verleugnet zu werden. Die Stimmung der gebildeten Kreise, soweit sie kirchlichen Dingen überhaupt noch zugewandt und günstig ist, wird viel mehr beherrscht durch die poetischen, philosophischen und historischen Schriften Manzonis, Giobertis, Cantùs, als durch speziell theologische Geister. Soweit aber die internationale theologische Bewegung auch von Italien aus Förderung erfährt, geht letztere von Männern aus, welche nicht Fachtheologen sind, wie Alessandro Chiappelli in Neapel, Raffael Mariano in Rom und Gaetano Negri in Mailand, welche in biblischer Kritik u. alter Kirchengeschichte, in Religionsphilosophie und kirchlicher Kulturgeschichte Bedeutendes geleistet haben.

Geschichtschreibung.

Erst im 14. Jahrh. begann man in Italien sich der nationalen Sprache für die Geschichtschreibung zu bedienen. Denn diejenigen Schriften, die man lange als die ältesten Erzeugnisse der italienischen Historiographie betrachtet hat, die Tagebücher des Matteo di Giovinazzo (1249—68) und die florentinische Geschichte des Ricordano Malespini und seines Neffen Giacotto (bis 1286), sind jetzt als Fälschungen späterer Zeiten entlarvt. Dagegen gilt die Chronik (bis 1312) des Florentiners Dino Compagni, die eine Zeitlang auch als Fälschung angefochten wurde, jetzt für echt, wenn auch nicht ganz unentstellt, und ist als das erste bedeutende Geschichtswerk der italienischen Litteratur anzusehen. An Quellenwert übertroffen wird Dino von seinen Landsleuten Giovanni und Matteo Villani, deren Chronik (bis 1364) zwar gleichfalls die florentinische Geschichte in den Mittelpunkt rückt, aber auch auf die Ereignisse im übrigen Italien und in andern Ländern ihr Augenmerk richtet und wegen der klaren, anspruchslosen, verständigen und umfassenden Darstellung als das großartigste Werk, das Italien im mittelalterlichen Chronikenstil besitzt, anzusehen ist; mit ihm können die trocknen Annalen des Florentiner Kaufmanns Paolino Pieri (bis 1305) in keiner Weise verglichen werden. Die ersten 11 Bücher der Chronik Villanis setzte der Florentiner Glockengießer Antonio Pucci (gest. nach 1373) in Verse und stellte auch sonst zeitgenössische Ereignisse, so den Krieg gegen Pisa 1362—65, in historischen Gedichten im Bänkelsängerton dar. Die zahlreichen und bedeutenden historischen Werke, welche Italien den Humanisten des 15. Jahrh., wie L. Bruni, Enea Piccolomini, Poggio, Aretino u. a., verdankt, kommen, weil lateinisch abgefaßt, hier nicht in Betracht. Von italienisch geschriebenen Chroniken dieser Zeit verdient die »Historia di Milano« des Bernardino Corio (gest. 1519) Erwähnung, die, von den Sforza durch Mitteilung wichtiger Urkunden unterstützt, eine vorzügliche Quelle für die Geschichte jener Zeit ist. Hinter ihr steht die »Storia di Napoli« des Pandolfo Collenucio aus Pesaro (gest. 1504) weit zurück, und auch die Arbeiten der Florentiner Buonacorso Pitti, Piero Boninsegni und Gregorio (Goro) Dati reichen an Dino und Villani nicht heran.

Die Blütezeit der italienischen Historiographie ist das 16. Jahrh. Noch stand Florenz an der Spitze der geistigen Bewegung: ihm gehört der größte politische und einer der größten historischen Schriftsteller des Cinquecento an, Niccolò Machiavelli (1469—1527), der in seinen »Discorsi sopra la prima decade di Tito Livio« an der römischen Geschichte der ältesten Zeiten sein eignes republikanisches Staatsideal entwickelte, in seinem »Principe« ein meisterhaftes Bild des modernen Fürstentums, das den Gedanken der Einigung Italiens verwirklichen sollte, entwarf und in seinen »Istorie Fiorentine« die Geschichte seiner Vaterstadt nicht immer richtig, aber stets anziehend darstellte. Francesco Guicciardini (1483—1540) machte zuerst in der »Istoria d'Italia« (1492—1534) die Gesamtgeschichte Italiens zum Gegenstand seiner fleißigen Forschung; auch seine klare und unparteiische »Storia fiorentina« (bis 1378) ist wertvoll. Donato Giannotti (1492—1573) gab in seinen Hauptwerken »Della repubblica de' Veneziani« und »Della repubblica fiorentina« eine anschauliche Beschreibung der Verfassung und Staatseinrichtungen von Venedig und Florenz. Neben ihnen verdienen Erwähnung die Florentiner Jacopo Nardi (gest. 1555), Filippo Nerli (gest. 1556), Bernardo Segni (gest. 1556), Benedetto Varchi (gest. 1565), Vincenzo Borghini (gest. 1570), Giambattista Adriani (gest. 1579), der in der »Istoria de' suoi tempi« (bis 1579) eine Fortsetzung Guicciardinis gab, der gewissenhafte Sammler Scipione Ammirato (gest. 1601), Gino und Nero Capponi, Giovanni Cavalcanti u. a. Aus Venedig ist der namhafteste Schriftsteller der Epoche Pietro Bembo (1470—1547), dessen im Auftrag der Republik verfaßten und ursprünglich lateinisch geschriebenen 12 Bücher venezianischer Geschichten (1487—1513) bedeutenden Quellenwert besitzen. Piemont gehört der Nationalökonom Giovanni Bottero (gest. 1617) an, Genua der Annalist Giustiniani. In Ferrara schrieb Giambattista Pigna eine »Istoria de' principi d'Este«. Die Geschichte Neapels behandelten Gianantonio Summonte (gest. 1601) u. Camillo Porzio (gest. 1603). Patrizio de' Rossi verfaßte »Memorie storiche« über die Geschichte Italiens unter Clemens VII., Francesco Giambullari (gest. 1556) eine »Storia dell' Europa 887—913« und Lodovico Guicciardini, der lange in den Niederlanden lebte, »Commentarj delle cose d'Europa, specialmente de' Paesi Bassi« (1529—1560). Auch Litteratur- und Kunstgeschichte fanden Bearbeiter, namentlich in Giorgio Vasari (s. d.). Seit der Erstarrung des politischen Lebens unter der

Digitized by Google

spanischen Herrschaft im 17. Jahrh. erlahmte das Interesse an der Geschichte der Gegenwart; die Geschichtschreibung wurde gelehrter. Die Kirchengeschichte Italiens fand einen einsam stehenden Bearbeiter in dem aufgeklärten Serviten Paolo Sarpi (1552—1623), dessen meisterhafte, aus Originalurkunden geschöpfte Geschichte des Tridentinischen Konzils den Jesuitismus kühn bekämpfte. Als die bedeutendsten Geschichtswerke dieser Zeit verdienen daneben genannt zu werden: Arrigo Caterino Davilas (gest. 1631) »Storia delle guerre civili di Francia«, eine der besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums (1547—98), Guido Bentivoglios (gest. 1644) Geschichte des Aufstandes der Niederlande, Francesco Capecelatros Geschichte Neapels von Roger I. bis zum Tode Friedrichs II., Battista Nanis (gest. 1677) Geschichte Venedigs von 1613—71, die trockne und chronikartige genuesische Zeitgeschichte des Giov. Antonio Capriata (gest. 1652), die Periode von 1613—50 umfassend.

Im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der gelehrten Forschung und Kritik, ist vor allen Ludovico Antonio Muratori (1672—1750) zu nennen, dem sein Vaterland die wertvollsten Quellensammlungen verdankt; neben ihm als gelehrter Sammler und Forscher der Marchese Scipione Maffei (gest. 1750). Die große Reihe der fleißigen Lokal- und Territorialgeschichtschreiber überragt als wirklicher Historiker nur der Neapolitaner Pietro Giannone (1676—1748).

Im Zeitalter der Revolution erwacht in Italien mit dem politischen Leben der Nation auch die Geschichtschreibung zu neuem Aufschwung. Der fruchtbarste und bedeutendste historische Schriftsteller des neuern Italien ist Cesare Cantù (1807—95), dessen vielbändige »Storia universale« auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes große Beachtung fand. Ihm voran ging Carlo Botta (1736—37), dessen »Storia d'Italia del 1490 al 1814« bis 1534 Fr. Guicciardini (s. oben) wiederholt und dann eine Fortsetzung bis zum Sturze Napoleons anschließt. Eine Fortsetzung seines Werkes lieferten L. Farini (bis 1850) und E. Turotti (bis 1854), dann Ant. Coppi (1782—1870), dessen »Continuazione degli Annali d'Italia del Muratori« (von 1750—1861) wieder von J. Ghiron bis auf die neueste Zeit fortgesetzt wird. Andre allgemeine Geschichten Italiens veröffentlichten Graf L. Bossi (gest. 1835), Gius. La Farina (1815—63), N. Nisco, Cesare Balbo (1789—1853), P. Balan u. a. Um die Geschichte Italiens im Altertum haben sich G. Micali (gest. 1844), Giamb. Garzetti, Atto Vannucci, F. Bertolini Verdienste erworben. Für die mittelalterliche Gesamtgeschichte der Halbinsel ist ein Hauptwerk Carlo Troyas (1784—1858) »Storia d'Italia del medio evo«, das in 17 Bänden bis auf Karl d. Gr. geführt ist und auf gründlichen Quellenstudien beruht; ebensoweit reicht Ces. Balbos zweibändige »Storia d'Italia«. Geschichten des italienischen Städtewesens schrieben C. Morbio und Lanzani. Fr. Bertolini hat in seiner »Storia delle dominazioni germaniche in Italia del V. al XI. secolo« seinen Landsleuten die Ergebnisse der deutschen Geschichtsforschung zugänglich gemacht; Malfatti die Beziehungen zwischen Päpsten und Kaisern im fränkischen Zeitalter mit Kritik erörtert. Eine brauchbare und fleißig gearbeitete Darstellung des spätern Mittelalters gab C. Cipolla. Auch die Rechts- und Verfassungsgeschichte des Mittelalters hat eifrige Pflege gefunden; unter den neuern Bearbeitern derselben mögen hier A. Pertile, F. Schupfer, F. Patetta, G. Tamassia, C. Calisse genannt werden.

Die Periode des Übergangs vom Mittelalter zur Neuzeit bearbeitet einer der bedeutendsten unter den lebenden italienischen Geschichtsforschern, Pasq. Villari, dessen beiden Werke über die Zeitalter Savonarolas und Machiavellis sich ebensowohl durch Gründlichkeit der Forschung wie durch Kunst der Darstellung auszeichnen. Dieselben Vorzüge eignen Gius. de Levas »Storia documentata di Carlo V in correlazione all' Italia«; auch die »Storia della riforma in Italia« des Waldenser Theologen E. Comba verdient rühmliche Erwähnung. Einen kirchlichen Standpunkt vertritt T. Dandolo. Erst die Zeit der Erhebung Italiens schuf auf dem Gebiet der neuesten nationalen Geschichte Werke von größerer Bedeutung, so von C. Tivaroni (»Storia critica del risorgimento italiano«), F. Bertolini, E. Pogg (von neoguelfischem Standpunkt aus), Montanelli und La Farina, von Anelli, Belviglieri, La Porta, Sirao, A. Gualtiero, C. Mariana, V. Bersezio, vor allen aber N. Bianchis »Storia documentata della diplomazia europea in Italia 1814—1861«. Dazu kommt dann eine große Zahl von Memoiren (G. Pallavicini, Massimo d'Azeglio u. a.), die Biographien Cavours, Giobertis, Viktor Emanuels, Lamarmoras u. a. von Massari, Correntis von Massarani: fast jeder der bedeutendern Freiheitskämpfer des neuern Italien hat seinen Biographen gefunden.

Die unübersehbare Zahl derjenigen Historiker, deren Hauptthätigkeit sich lokal oder provinzial beschränkten Gebieten zugewendet hat: so Neapel und Sizilien V. Cuoco (1770—1823), P. Colletta (1775—1831), aus neuerer Zeit La Farina, Capasso, de Blasiis, Schipa, Alessi, Lanza, La Lumia u. a., überragt an Bedeutung Michele Amari (1806—89), dessen Hauptwerke: »La guerra del Vespro Siciliano« und »Storia dei Muselmanni di Sicilia«, sowohl durch die Genauigkeit der Forschung wie durch die Schönheit der Darstellung zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neuern italienischen Historiographie gehören. Um die Geschichte Roms, des Kirchenstaates und der Päpste haben sich die Ausländer weit größere Verdienste erworben als die Italiener, von denen hier nur Bosio und Farini genannt seien. Geschichten Toscanas schrieben im vorigen Jahrhundert Galluzzi, in dem unsrigen Pignotti und Zobi; Florenz insbes. behandelten Gino Capponi und P. Villari. Was Varese, Canale, Celesia, Serra u. a. für Genua, Romanin, Molmenti u. a. für Venedig geleistet haben, steht nicht völlig auf der Höhe der hier gestellten großen Aufgaben; von jüngern Gelehrten haben sich namentlich Cipolla und Monticolo um die Einzelforschung auf dem Gebiete der Geschichte Venedigs und seines Gebiets verdient gemacht. Für Mailand und sein Gebiet sind nach der noch dem vorigen Jahrhundert angehörenden, für ihre Zeit schätzenswerten »Storia di Milano« des Pietro Verri in unserm Jahrhundert insbes. Bianchi-Giovini, Brambilla, Cantù, Cusati, Custodi, Ferrai, Magri, Osio u. a. thätig gewesen. Besonders die Geschichte des Hauses Savoyen und seiner Länder hat zahlreiche Bearbeiter gefunden, von denen hier Bianchi, Carutti, Cibrario, Claretta, Gerbaix-Sonnaz, Manno, Parri, Perrero, Ricotti genannt werden mögen. Die Geschichtschreiber der kleinern Städte und Landschaften auch nur in so summarischer Weise, wie eben geschehen, zu verzeichnen, ist unmöglich.

Digitized by Google

Gegenüber dem so regen Interesse für die vaterländische Geschichte ist in dem neuern Italien die mitarbeitende Teilnahme an der Geschichte des Auslandes so gut wie ganz zurückgetreten; Werke wie E. Broglios »Vita di Federico il Grande« und »Il regno di Federico II« (auf Carlyleſcher Auffassung beruhend) u. a. bilden vereinzelte Ausnahmen. Dagegen bildet die nationale Litteratur und Kunst auch in neuerer Zeit den Gegenstand eifrigster Pflege; es genügt, an Namen wie Borghesi, Cavalcaselle, Cicognara, Fiorelli, Milanesi, de Rossi u. a. für Archäologie und Kunstgeschichte zu erinnern.

Übrige Wissenschaften.

Ein hervorragendes Verdienst hat sich Italien um die Pflege der klassischen Philologie erworben; die Nachkommen der alten Römer waren die berufenen Erneuerer der antiken Kultur. Seit den Tagen Petrarcas und Boccaccios bis ins 16. Jahrh. waren die Italiener die anerkannten Führer der neuen humanistischen Bewegung, und erst von ihnen wurden die Gelehrten der andern Nationen zu selbständiger Fortsetzung dieser Studien angeleitet. Der Wert der philologischen Arbeiten Italiens wird daher deutlicher im großen Zusammenhang der Geschichte dieser Wissenschaft überblickt (s. Philologie). Aber auch ihrer eignen Litteratur und Sprache, der italienischen Philologie, haben sie seit Dante (»De vulgari eloquentia«) verständnisvolle Pflege gewidmet, und in neuester Zeit haben die Italiener sowohl auf litterarhistorischem als im engern Sinne des Wortes philologischem Gebiet ebenso gründliche wie geschmackvolle Arbeiten zu Tage gefördert. S. die unten (S. 428) angeführte Litteratur und Art. »Italienische Sprache«.

Bereits im 15. Jahrh. erzeugte die Zunahme wissenschaftlicher Bildung sowie das Aufblühen von Gewerbe und Handel die Anfänge einer staatswissenschaftlichen Litteratur, die zwar hier wie anderwärts um diese Zeit vorwiegend von Theologen gepflegt wurde, aber doch schon eine eingehendere fachgemäße Behandlung einzelner Materien zeigt. Unter den Politikern des 15. Jahrh. ist Dom. Caraffa, unter den Theologen der heil. Leonhard von Siena und der heil. Antonin von Florenz zu nennen. In Nicc. Machiavellis Schriften ist von der wirtschaftlichen Seite der Politik nur wenig die Rede. Um die Wende des 16. Jahrh. macht sich Fr. Guicciardini durch Beschäftigung mit finanzwirtschaftlichen Fragen bemerkbar. Aus den letzten Jahren dieses Jahrhunderts ist der Piemontese J. Botero, Abt und Sekretär des heil. Karl Borromäus, zu nennen, der in seinen politischen u. volkswirtschaftlichen Ansichten stark von J. Bodin beeinflußt ist und in Italien bereits das Merkantilsystem vertritt. Die Wirren des Münzwesens veranlassen auch hier eine Reihe von Schriften, unter denen die von Davanzati und Scaruffi zu erwähnen sind; auch die von Th. Morus neu entdeckte Litteratur der Utopien findet in dem Florentiner Gelehrten Fr. Doni (1513–74) und dem Kalabreser Mönch Th. Campanella (»Civitas solis«, 1643) phantasievolle Nachahmer. Unter den italienischen Anhängern des Merkantilsystems ist der bedeutendste Antonio Serra, dessen 1613 erschienenes Buch über die Mittel, wodurch ein Land sich Reichtum an Edelmetallen verschaffen könne, in der Geschichte der Volkswirtschaftslehre überhaupt eine beachtenswerte Stellung einnimmt. Im 18. Jahrh. sind Pascoli und Bandini, besonders aber A. Broggia (»Trattati dei tributi, delle monete e del governo politico della società«, 1743) und der Neapolitaner A. Genovesi (1712–69) zu nennen. Sie alle stehen mehr oder weniger auf dem Boden des Merkantilismus. Die Physiokratie übte nur auf eine kleine Anzahl von Schriftstellern einen erkennbaren Einfluß, so auf den berühmten Kriminalisten Ces. Beccaria (1738–1794), mehr noch auf den Mailänder P. Verri (1728–97), auf Galiani, Ricci, Ortes. Während Italien in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auf dem Gebiete der politischen Ökonomie immerhin noch eine ehrenvolle Stellung einnahm, waren die zerfahrenen Verhältnisse Italiens zu Anfang dieses Jahrhunderts staatswissenschaftlicher Thätigkeit nicht günstig. Doch erschien auf Veranlassung P. Custodis in Mailand von 1802–16 die wichtige Sammlung der »Scrittori classici italiani di economia politica«. A. Smith und J. B. Say fanden seit 1813 in verbreitetern elementaren Lehrbüchern Eingang. Als verspäteter Merkantilist gibt sich M. Gioja (»Nuovo Prospetto«, 1815–17). In Mailand gründeten Custodi, Gioja und Romagnosi die seit 1824 erscheinenden »Annali universali di statistica«; in Paris erhielt der Italiener Pel. Rossi den Lehrstuhl Says. Außerdem verdienen Erwähnung Ant. Scialoja (»Principii d'economia sociale«, 1840), ein gewandter Verteidiger des Freihandels, L. Cibrario (»Economia politica del medio evo«, 1839), Ger. Boccardo (»Tratatto teorico-pratico di economia politica«, 1853), der glänzende Polemiker Fr. Ferrara, der die Herausgabe der »Biblioteca dell' economista« leitete, und der neapolitanische Minister Lud. Bianchini. In der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts übte die Neubildung des Königreichs, die Rede- und Preßfreiheit, das Auftauchen neuer wirtschaftlicher, sozialer und finanzieller Probleme auf die Entwickelung der staatswissenschaftlichen Litteratur einen unverkennbaren Einfluß; freilich bereitete die durch Ferrara herrschend gewordene, von Bastiatschen Ideen erfüllte Richtung den Fortschritten bis in die neueste Zeit manche Hindernisse. Unter den zeitgenössischen Nationalökonomen verdienen namentlich A. Messedaglia, Minghetti, Luzzani, Cernuschi, ganz besonders aber L. Cossa genannt zu werden. Cossa hat durch seine »Primi elementi di economia politica« (3 Bde.), die in vielen fremden Sprachen erschienen sind, sehr viel zur Ausbreitung nationalökonomischer Kenntnisse gethan, und er hat eine tüchtige Schule von Gelehrten gegründet, als deren Hauptvertreter Ferraris, Nazzani, Gabaglio, Ricca-Salerno, Rota, Cusumano, Nicolini, Loria, der jüngere Cossa zu erwähnen sind. Durch Cossa und noch mehr durch die jüngern Gelehrten ist auch eine größere Kenntnis der deutschen und englischen Litteratur in Italien eingedrungen, hat zu einer teilweisen Aufnahme der historisch-realistischen Richtung geführt und das Studium staatswissenschaftlicher Fragen neu angeregt und befördert.

Auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft spielte Italien jahrhundertelang nicht bloß eine maßgebende, sondern geradezu eine führende Rolle; ein überaus großer Teil des modernen Rechts hat seine Wiege in I. zu suchen. Von der Wiederaufnahme des wissenschaftlichen Studiums des römischen Rechts durch die Schule von Bologna, besonders unter der Leitung des Irnerius (Werner) um 1100, bis gegen das Ende des 15. Jahrh. fällt die Geschichte der italienischen Rechtswissenschaft mit jener der Rechtswissenschaft überhaupt zusammen; die Kenntnis und Anwendung des römi-

Digitized by Google

schen und des von Italien ausgegangenen kanonischen sowie des nach und nach in den italienischen Städten ausgebildeten romanischen Rechts auf dem Gebiete des Zivilrechts, des Zivilprozeßrechts, des Strafrechts und Strafprozeßrechts, wie nicht minder des langobardischen Lehnrechts, verbreitete sich von dort aus über die ganze damalige zivilisierte Welt. Es war dies das Verdienst der aus der Geschichte des römischen Rechts bekannten Glossatoren und Kommentatoren. Wenn nun auch sodann die zivilistische Rechtswissenschaft in Italien bis gegen Ende des 18. Jahrh. im ganzen und großen eine Periode des Verfalls durchzumachen hatte, so hatte sie immerhin noch einige bedeutende Männer, wie Alb. Gentilis, Menochio, Mantica und De Luca, aufzuweisen, und in der neuesten Zeit ist das Studium des römischen Rechts, obwohl Italien sich schon seit 1865 eines einheitlichen bürgerlichen Gesetzbuches erfreut, besonders durch die schriftstellerische und Lehrthätigkeit von Serafini in Bologna wiederum zu hoher Blüte gelangt. Auf dem Gebiete des Strafrechts hatten sich im 16. Jahrh. Giulio Claro u. Prospero Farinacci ausgezeichnet, und um die Mitte des 18. Jahrh. (1764) hat Italien ein geradezu epochemachendes Werk hervorgebracht. Beccarias Schrift über die Verbrechen und die Strafen (dei delitti e delle pene) hat die grundsätzlichen Schäden des damaligen Strafrechts und Strafverfahrens aufgedeckt und den Kampf gegen den Fortbestand der Todesstrafe mit vielem Geschick und Erfolg eröffnet; die durch dieses Werk eingeleitete Bewegung hat sich ebenfalls über alle zivilisierten Staaten erstreckt. Aus der neuern Zeit sind als hervorragende Vertreter des Strafrechts zu nennen: Romagnosi, Carrara, Lucchini und Brusa, und selbst der neuesten »anthropologischen« Schule, deren eifrigste Verfechter der Jurist Ferri und der forensische Mediziner Lombroso sind, kann eine gewisse Bedeutung nicht abgesprochen werden, wenn sie auch in ihren Thesen das Maß des praktisch Durchführbaren weit überschreitet. Infolge der besondern Ausdehnung des italienischen Handels entwickelten sich ebendort die meisten Grundsätze und Einrichtungen, auf welchen das moderne Handels- und Wechselrecht beruht. Die ersten Anfänge des neuern Gesandtschaftsrechts sind auf die bezüglichen Geschäftsregeln der Venezianer zurückzuführen, und auch andre Materien des Völkerrechts, besonders das Kriegsrecht, haben, zum Teil schon durch Alb. Gentilis und seine Nachfolger, in Italien ihre Pflege gefunden; nicht minder wurde die neueste und schwierigste Rechtsdisziplin, das internationale Privat- und Strafrecht, dort mit solchem Eifer u. solcher Sachkunde bearbeitet, daß auf diesem Gebiete mit einer besondern italienischen Schule zu rechnen ist, als deren bedeutendste Vertreter Mancini, Fiore, Pierantoni, Brusa, Sacerdoti und Fusinato gelten können.

Von der Heimat der Renaissance erhielt auch die Naturwissenschaft ihre ersten u. kräftigsten Impulse, und es gibt kaum eine Disziplin, die nicht hier ihre neue Jugend durchlebt und in ihr Mannesalter eingetreten wäre. Die für Kunst und Wissenschaft begeisterten Fürstenhöfe, die berühmten Universitäten führten die Blüte der Jugend und die Gelehrsamkeit der Welt in Rom, Florenz, Padua und Bologna zusammen, als Pforte des Morgenlandes war Venedig ein Mittelpunkt des Handels und der Kaufleute, hier floß Bildung und Reichtum zusammen, um den Blick in die Naturschätze zu öffnen. Schon Dante entwickelt kosmologische Kenntnisse, die neben seiner theologischen Gebundenheit um so mehr überraschen. Sein Zeitgenosse Marco Polo liefert einen Bericht über seine weiten Reisen durch die Alte Welt, der an schlichter Wahrhaftigkeit mit den phantastischen Orientschilderungen der vorhergehenden Zeiten zu seinem Vorteil stark kontrastiert. Durch Columbus und Amerigo Vespucci geht auch die Entdeckung und erste Kenntnis der Neuen Welt von Italien aus, obwohl Spanien und Portugal in Reise- und Naturschilderungen aus fremden Ländern bald für längere Zeit die Führung übernehmen. Das Universalgenie eines Leonardo da Vinci, fast alle Naturwissenschaften umfassend, entwickelt zuerst vernünftige Anschauungen über Bau und Entwickelung des Erdballes und über die Versteinerungen, die man noch lange für Naturspiele ausgab; Hieronymo Fracastoro (gest. 1553) deutet in seinem Sinne die Versteinerungen als das, was sie sind, Nikolaus Steno (gest. 1687), ein am Florentiner Hofe lebender Däne, liefert, auf ihren Schultern stehend, später in seinem Buche »De solido intra solidum naturaliter contento« (1669) den ersten Abriß einer wissenschaftlichen Geologie. Inzwischen hatte die Entdeckung der Buchdruckerkunst den Italienern die Möglichkeit geboten, das väterliche Erbe der Römer auch nach der naturwissenschaftlichen Seite auszubeuten. Die Schriften des Plinius und daran schließend die des Theophrast, Dioskorides und Aristoteles wurden kommentiert und neu herausgegeben, Mattioli (1501—77) lehrt uns in seinem unzähligemal und in allen Kultursprachen neugedruckten Kräuterbuch die Pflanzen der Alten kennen und legt dadurch den Grund zur botanischen Wissenschaft, die von Anguillaria, Fabius Colonna, dem Orientreisenden Prosper Alpin u. a. beträchtlich gefördert, durch Cesalpini (1519—1603) die erste auf den Bau der Frucht begründete systematische Anordnung empfing. Für die Zoologie leistete Ulysses Aldrovandi (1522—1605) die ersten Dienste einer umfassenden Beschreibung, worauf Hieronymus Fabricius von Acquapendente (1537—1619) die Grundlagen der vergleichenden Anatomie und Entwickelungsgeschichte der Tiere lieferte. Francesco Stelluti gab in seinem Bienenbuch (»Apiarium«, Rom 1625) die älteste mit Hilfe des Mikroskops unternommene Tierbeschreibung, worauf Marcello Malpighi (1628—94) der Begründer der Histologie oder mikroskopischen Tier- und Pflanzenanatomie wurde und auch die entwickelungsgeschichtlichen Kenntnisse förderte. Für die Physiologie leistete Francisco Redi (1626—97) ähnliche Dienste, indem er die Wirkung der Gifte erprobte und die bis dahin geglaubte Lehre von der Selbstentstehung der Insekten und andrer Lebewesen experimentell widerlegte, Versuche, die der Abbé Spallanzani (1729—99) später vervollständigte. Die physikalische Forschung hatte bereits in Leonardo da Vinci, der die Prinzipien des Stereoskops, des Fallschirms und vieler andrer späterer Entdeckungen kannte, einen bedeutenden Vertreter; ähnlich vielseitig, aber viel phantastischer war Battista Porta (1539—1615), dem man die Entdeckung der Camera obscura und die frühesten Anregungen der Tier- und Pflanzengeographie verdankt. Er wirkte viel durch seine stark gelesenen Schriften, ähnlich wie später der ebenso ungründliche Pater Athanasius Kircher (1601—80) in Rom. Die Physik mußte sich früh vor der Eifersucht der Kurie in Akademien flüchten, die als Geheimgesellschaften für

Digitized by Google

Forschung entstanden, und von denen der Academia dei Lyncei zu Rom (1603) als der ältesten Akademie im neuern Sinne die Akademie des Experiments (del Cimento) 1657 zu Florenz folgte. Die Entdeckung der Fallgesetze durch Galilei, des Barometers durch seinen Schüler Torricelli sind glänzende Leistungen dieser Schulen des Experiments, welche in Galileo Galilei auch auf astronomischem Gebiet die größten Erfolge feierte und trotz aller Anfeindungen der Kirche eine Tradition schuf, die durch Grimaldi (gest. 1663), den Entdecker der Lichtbrechung, Domenico Cassini (gest. 1712) bis auf unsre Tage fortwirkt. Denn auf astronomischem Gebiet hat die italienische Naturforschung in Schiaparelli und Pater Secchi noch in jüngster Zeit bedeutende Vertreter und Erfolge aufzuweisen gehabt. Die Biologie, welche in Federigo Delpino einen erfolgreichen Erforscher der Wechselbeziehungen zwischen Pflanzen und Tieren besitzt, hat einen neuen Mittelpunkt in dem Zoologischen Institut von Neapel empfangen, an dessen Arbeit sich Italiener lebhaft beteiligen. Auch Prähistorie, Anthropologie und Ethnologie haben mannigfache treffliche Vertreter in Italien gefunden; die im Auslande meist genannten derselben, wie z. B. der fruchtbare Mantegazza, gehören indessen mehr der Romanschriftstellerei als der Forschung an. An guten populären Schriften ist die neuere naturwissenschaftliche Litteratur Italiens, wenn man Balbis Erdbeschreibung, einige Schriften Secchis und weniges andre ausnimmt, ebenso arm wie an Prachtwerken.

Litteratur.

Vgl. außer den oben genannten ältern Schriften: Giovanni Andres, Dell' origine, de' progressi e dello stato attuale d'ogni letteratura (Parma 1782—99, wenig zuverlässig); Ginguené, Histoire littéraire d'Italie (Par. 1811—19, 9 Bde.; ital. von Perrotti, Mail. 1823—25, 12 Bde., und Flor. 1828), fortgesetzt von Salfi (im 10. Bde. Salfi machte aus dem ganzen Werke einen Auszug: »Manuale della storia della letteratura italiana«, Mail. 1834, 2 Bde.); Sismondo de Sismondi, De la littérature du midi de l'Europe (Par. 1813—29, 4 Bde.; ital. Übersetzung von Silvestri, Mail. 1820, 2 Bde.); G. B. Corniani, I secoli della letteratura italiana (Brescia 1804—13, 9 Bde.; neue vermehrte Ausgabe von Ticozzi, Mail. 1832); eine Fortsetzung gab Ugoni, Della letteratura italiana nella seconda metà del secolo XVIII (Brescia 1820—22, 3 Bde.). Tiraboschis Werk (s. oben, S. 420) setzte fort Lombardi mit der »Storia della letteratura italiana nel secolo XVIII« (Modena 1827—30). Wenig Wert hat der »Saggio sulla storia della letteratura italiana nei primi venticinque anni del secolo XIX, opera di A. Levati« (Mail. 1831). Mazzuchellis Bestreben nahm auf De Tipaldo in der »Biografia degli italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti nel secolo XVIII e dei contemporanei« (Vened. 1834—45, 10 Bde.); Maffei, Storia della letteratura italiana (Mail. 1825; 3. Ausg. von Thouar, Flor. 1853, 2 Bde.); Cimorelli, Origine e progressi delle belle lettere italiane (Mail. 1845); Emiliani-Giudici, Storia delle belle lettere in Italia (5. Aufl., Flor. 1865, 2 Bde.); De Sanctis, Storia della letteratura italiana (3. Ausg., Neap. 1879, 2 Bde.); Settembrini, Lezioni di letteratura italiana (3. Aufl., das. 1875); A. Bartoli, Storia della letteratura italiana (das. 1878—89, 7 Bde.); die von Villari herausgegebene »Storia letteraria d'Italia« (Mail. 1878—80, 6 Bde.), bearbeitet von Tamagni und d'Ovidio (römische Litteratur), Bartoli (»I primi due secoli della letteratura italiana«), Invernizzi (»Il risorgimento«), Canello (»Il cinquecento«), Morsolin (»Il seicento«), Zanella (»Storia della letteratura italiana dalla metà del settecento ai giorni nostri«); Ferrieri, Storia della letteratura italiana (Mail. 1893 ff.); D'Ancona und Bacci, Manuale della letteratura italiana, mit Texten aus allen Zeiten und litterarischen Bemerkungen (Flor. 1892—1894, 5 Bde.); De Gubernatis, Ricordi biografici (das. 1873); Pitrè, Profili biografici di contemporanei italiani (Pal. 1864; neue Folge, das. 1868); Camerini, Nuovi profili letterarii (Mail. 1875, 3 Bde.); De Sanctis, Saggi critici (Neap. 1874); Derselbe, Nuovi saggi critici (das. 1879); Cesareo, La poesia siciliana sotto gli Svevi (Catania 1894); D'Ancona, La poesia popolare italiana (Livorno 1878); Rubieri, Storia della poesia popolare italiana (Flor. 1878). Von deutschen Werken: Ruth, Geschichte der italienischen Poesie (Leipz. 1844—47, 2 Bde.; unvollendet); Ebert, Handbuch der italienischen Litteratur (Marb. 1854); Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur (Berl. 1884—88, 2 Bde., unvollendet; ital. Übersetzung mit Zusätzen vom Verfasser, Tur. 1887—91); Derselbe, Die sizilianische Dichterschule des 13. Jahrhunderts (Berl. 1878; ital. Übersetzung, Livorno 1882). Über die Hauptrichtungen der italienischen Litteratur von den Anfängen bis auf die neuere Zeit handelt Fornaciari, Disegno storico della letteratura italiana (6. Aufl., Flor. 1891); vgl. auch dessen »Letteratura italiana nei primi quattro secoli« (das. 1885); Roux, Histoire de la littérature contemporaine en Italie (die Zeit von 1800—83 umfassend, Par. 1870—83, 3 Bde.); A. de Gubernatis, Dizionario biografico degli scrittori contemporanei (1879; 2., franz. geschriebene Ausgabe, Flor. 1889—91). Unter den Fachzeitschriften sind hier zu nennen: die »Nuova Antologia« (seit 1866); »Il Propugnatore« (seit 1868); das »Giornale storico della letteratura italiana« (seit 1883); die »Rivista di filologia romanza« (1872—76), der das »Giornale di filologia romanza« und dann die »Studj di filologia romanza« folgten. Über die neuesten Erscheinungen berichtet die »Bibliografia italiana« (Mail. 1835—47, 14 Bde., und seit 1867 halbmonatlich) und das amtliche, halbmonatliche »Bollettino delle pubblicazioni italiane« ꝛc. (Flor. 1886 ff.). Spezialwerke über einzelne Perioden und Gattungen ꝛc. sind verzeichnet in Mazzonis »Avviamento allo studio critico delle lettere italiane« (Verona-Padua 1892); eine vorzügliche allgemeine Bibliographie lieferten Ottino und Fumagalli: Bibliotheca bibliographica italica (Rom 1889—95, 2 Bde.).

Italienische Pillen, s. Eisenpräparate.

Italienischer Krieg 1859 und 1866, s. Italien, S. 405 und 407.

Italienischer Kronenorden, s. Kronenorden.

Italienischer Salat, Mischung aus zerschnittenem Fleisch, Fisch, Gemüsen, Pickles, Oliven ꝛc. mit Mayonnaise, auch mit Essig und Öl.

Italienisches Huhn, s. Huhn, S. 29 f.

Italienische Sprache. Die i. S. gehört zu den romanischen Sprachen. Sie ist aus dem in Italien gesprochenen Latein, welches die übrigen dort herrschenden Sprachen verdrängt hatte, hervorgegangen. Das Latein nahm natürlich in verschiedenen Gegenden je nach den vorgefundenen Sprachverhältnissen verschie-

Digitized by Google

bene Gestalt an, und so entstand eine ganze Reihe von lateinischen Dialekten, deren Entwickelung durch den Untergang des römischen Reiches, durch den Einbruch der Germanen und das Aufhören der lateinischen Schriftsprache sehr gefördert wurde. Aus diesen volkslateinischen Verschiedenheiten entwickelten sich allmählich die italienischen Dialekte, von denen der toscanische als Schriftsprache zur Herrschaft gelangt ist. Eine einheitliche italienische Schriftsprache beginnt sich erst am Anfang des 13. Jahrh. auf Sizilien zu entwickeln (lingua vulgaris [volgare] im Gegensatz zum Latein, der lingua grammatica), findet aber ihre Reinigung und Ausbildung erst in Mittelitalien, namentlich in Florenz. Dante unterscheidet in seinem Buche »De vulgari eloquentia« bereits 14 Mundarten. Die Nationalsprache jedoch, das vulgare illustre, aulicum, curiale, cardinale, ist den Gebildeten aller Landesteile gemeinsam, mit keinem Dialekt identisch, über alle erhaben. Dante schied also nicht zwischen Stil und Sprache und verkannte daher die enge Beziehung der Litteratursprache zum Toscanischen und besonders Florentinischen. Die jetzigen Dialekte zerfallen in drei Gruppen: Süditalienisch, Mittelitalienisch und Norditalienisch. Zum Süditalienischen gehören 1) Sardisch, welches zerfällt in a) Gallures isch (Norden), der Sprache Corsicas ähnlich, b) Logudoresisch (Mitte), c) Kampidanesisch (Süden); 2) Sizilianisch mit a) Palermitanisch, b) Katanesisch, c) Enna und Mitte, d) den Mundarten von Bronte, e) Syrakusisch, f) Noto (Südosten); 3) Neapolitanisch-Kalabrisch, und zwar a) Kalabresisch, b) Neapolitanisch, c) Apulisch, d) Capitanata, e) Abruzzesisch. Zum Mittelitalienischen gehören 1) Römisch, 2) Umbrisch (Umbrien und Marken), 3) Toscanisch. Zum Norditalienischen gehören 1) die gallo-italischen Mundarten, nämlich a) Emilianisch (Romagna, Parma), b) Lombardisch, c) Piemontesisch, d) Ligurisch; 2) Venezianisch. Ascoli faßt im »Archivio glottologico italiano« (Bd. 8, S. 103 ff.) die gallo-italischen und sardischen Mundarten als vom italienischen Sprachsystem und den übrigen romanischen Sprachen gleichweit entfernte Spracharten auf. Das Florentinische also wurde die Grundlage der Nationalsprache. Dies erklärt sich durch die Stellung von Florenz im 12. und 13. Jahrh. als Mittelpunkt der Kultur, durch seine geographische Lage und durch den Umstand, daß dieser Dialekt im Grunde dem Lateinischen am nächsten steht, besonders aber dadurch, daß Dante, Petrarca und Boccaccio und die übrigen Trecentisten sich seiner bedienten. Im 15. Jahrh. tritt die Vulgärsprache anfangs gegen das Latein zurück, doch schon von der Mitte des Jahrhunderts an schätzt man sie wieder. Besonders in Florenz erreicht sie durch Poliziano und Lorenzo de' Medici einen neuen Glanzpunkt. Im 16. Jahrh. nimmt das Italienische wieder die Stellung als Nationalsprache ein, doch das Florentinische verliert die Oberherrschaft, weil die Toscana politisch mehr in den Hintergrund tritt. Die übrigen großen Zentren, Mailand, Venedig, Neapel &c., bekommen Einfluß. Die Verteidiger des starren Trecentismus, namentlich die beiden Akademien der Umidi und der Crusca, behalten indessen praktisch Recht. Mit dem 17. Jahrh. macht sich französischer Einfluß geltend, gegen den sich einerseits Gozzi und Alfieri, anderseits die Puristen mit Cesari an der Spitze erheben. Erfolgreiche Gegner der Puristen waren die Romantiker mit Manzoni als Haupt, welche die lebendige Florentiner Sprache wieder als Quelle einer guten Litteratursprache hinstellten. Hiergegen wenden sich wieder mit guten Gründen andre, namentlich Ascoli im Proëmio zum »Archivio glottologico italiano«, die den übrigen Dialekten Einwirkung gestatten wollen, wo der florentinische Dialekt versagt, &c. Die Sprachfrage ist noch immer nicht entschieden. Außerhalb Italiens spricht man Italienisch auf Corsica, im Kanton Tessin, in Südtirol, Görz, Istrien, an der Küste Dalmatiens und vielfach im Verkehr mit der Levante. Die wichtigsten Sprachinseln in Italien finden sich in Apulien, Kalabrien, Sizilien (Albanesisch, Griechisch), auf Sardinien (Katalanisch), im Udinesischen u. der Molise (Slawisch) und im Veronesischen (Deutsch). Über den Ursprung der italienischen Sprache vgl. Morandi, Origine della lingua italiana (7. Aufl., Città di Castello 1894), und Gorra, Lingue neolatine (Mail. 1894). Zur Sprachfrage vgl. Luzzatto, Pro e contro Firenze (Verona-Padua 1894). Über die Sprachinseln siehe die Litteratur bei Meyer-Lübke, Italienische Grammatik (Leipz. 1890). Über die einzelnen Dialekte vgl. die Litteratur in Körtings »Encyklopädie u. Methodologie der romanischen Philologie«, Bd. 3, S. 622 ff. (Heilbr. 1886), und Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie«, Bd. 1, S. 848 ff. (Straßb. 1888). Die wichtigste Zeitschrift für Dialektforschung ist das »Archivio glottologico italiano« von G. J. Ascoli (1872 ff.).

[Grammatiken.] Die Italiener beginnen im 16. Jahrh. den grammatischen Bau ihrer Sprache zu betrachten. Beobachtungen über die i. S. sammelte als einer der ersten der Kardinal Bembo in seinem Werk »Prose« (1525), welches, in Gesprächsform abgefaßt und wenig gründlich und vollständig, sich ausschließlich an Petrarca und Boccaccio hält. Der Graf Giangiorgio Trissino regte durch seine Bemühungen um Regelung der Orthographie und Fixierung derselben durch neue Schriftzeichen einen heftigen Streit an, erlangte aber weiter kein Resultat als die Einführung der Buchstaben j und v als Konsonanten und des z für assibiliertes t. Als grammatische Arbeiten, die auf die Entwickelung des Italienischen als Bücher- und Litteratursprache von Einfluß gewesen, sind zu nennen: Varchis »Ercolano« (Flor. 1570 f.), dessen Zweck war, die Ansprüche der Florentiner Mundart auf Alleinherrschaft zur Geltung zu bringen; Salviatis »Avvertimenti della lingua sopra il Decamerone« (Vened. 1584—86, 2 Bde.), weitschichtige Abhandlungen über Orthographie u. Formenlehre enthaltend; Buommatteis Schrift »Della lingua toscana« (Flor. 1643), die erste ziemlich vollständige, von der Accademia della Crusca als die ihrige adoptierte und mehrmals herausgegebene Grammatik; Cinonios »Osservazioni della lingua italiana« (1. Teil, Forli 1685; 2. Teil, Ferrara 1644; Mail. 1809, 4 Bde.), eine reiche Fundgrube von Beobachtungen und Beispielen, in alphabetischer Ordnung von den Partikeln handelnd; Bartolis »Il torto e'l diritto del non si può« (Rom 1655), ein keck abgefaßtes und viel Lehrreiches enthaltendes Buch. Die erste eigentlich systematische, vollständige und mit gut gewählten Beispielen ausgestattete, aber dem beschränkten Florentinismus huldigende Grammatik bieten Corticellis »Regole ed osservazioni« (Bologna 1745 u. ö.). Mehr wissenschaftlich schon ist Mastrofinis »Teoria e prospetto de' verbi italiani« (Rom 1814, 2 Bde.). Nicht weniger verdienstlich sind die Arbeiten Gherardinis, Antolinis und Nannuccis, welch letzterer seit 1843 mehrere Schriften über die Zeitwörter und Substantiva hat erscheinen lassen, worin er besonders auf das Verhältnis der ältesten italieni-

Digitized by Google

schen Schriftsprache zu dem Provenzalischen hinweist. Die meisten der neuern, von Italienern (Ambrosoli, Ponza, Biagioli, Valentini, Robello, Lambruschini, Soave u. a.) bearbeiteten Grammatiken sind unbedeutend, u. auch die von Deutschen herrührenden berücksichtigen größtenteils nur das gewöhnliche Bedürfnis; so die von Jagemann, Flathe, Filippi, Fornasari u. a. Die erste selbständige und bedeutende Arbeit ist Fernows »Italienische Sprachlehre« (Tübing. 1804, 2 Tle.; 3. Aufl., Stuttg. 1829); Blancs »Grammatik der ital. Sprache« (Halle 1844) ist wissenschaftlich gehalten und noch nicht zu entbehren. In Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie« (Bd. 1, S. 489 ff., Straßb. 1888) findet sich eine vorzügliche knappe Darstellung der italienischen Laut- und Formenlehre von d'Ovidio u. Meyer-Lübke. Letzterer verfaßte auch in seiner »Italienischen Grammatik« (Leipz. 1890) die erste, jetzigen Anforderungen entsprechende historische Grammatik der italienischen Sprache, Lautlehre und Formenlehre umfassend. Friedrich Diez gab in seiner »Grammatik der romanischen Sprachen« außerdem eine Darstellung der Syntax. Von neuen praktischen Grammatiken sind zu empfehlen die von Städler (4. Aufl., Berl. 1878), Fogolari (2. Aufl., Leipz. 1881), Buchholz (Hannov. 1881), vor allem aber Mussafia (24. Aufl., Wien 1895) und die ausführliche von Vockeradt (Berl. 1878). Gut sind ferner die Werke Fornaciaris (»Grammatica dell' uso italiano moderno«, Flor. 1886, und »Sintassi dell' uso italiano moderno«, das. 1887).

[Wörterbücher.] Die Lexikographie beginnt, sehen wir von einigen italienisch-deutschen Glossaren des 15. Jahrh. ab (vgl. Mussafia, »Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten«, Wien 1873), gleichzeitig mit der Grammatik und in ebenso dürftigen Anfängen. Minerbi (1535) benutzt nur Boccaccio, Fabrizio de Luna (1536) Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariost; Accarisios Wörterbuch (1543) und Francesco Alunnos Werke: »Le ricchezze della lingua volgare« (Vened. 1543) und »Della fabbrica del mondo« (das. 1546) gewähren etwas mehr. Das erste etwas vollständigere Lexikon ist Pergaminis »Memoriale della lingua« (Vened. 1568). Das »Vocabolario degli Accademici della Crusca« (zuerst Vened. 1612) hält sich mit pedantischer Strenge fast ausschließlich an die Schriftsteller des 14. Jahrh. und an den florentinischen Dialekt und gibt alle Verstümmelungen, alle schmutzigen Ausdrücke und Redensarten des Pöbels, läßt aber die gebildete Umgangssprache und die Ausdrucksweise der Wissenschaften und Künste ganz unbeachtet. Eine zweite, wenig veränderte Ausgabe erschien zu Venedig 1623, die dritte, bedeutend vermehrte in 3 Bänden 1691, die vierte in 6 Bänden zu Florenz 1729—38. Die seit 1845 von der Akademie bearbeitete, seit 1863 neubegonnene, an Wortformen und Beispielen reich vermehrte, sonst aber ganz im Geiste der frühern Ausgaben gehaltene fünfte Auflage (auf 12 Bände berechnet) reicht jetzt (1895) erst bis Grana (Bd. 7, Heft 2). Das Werk ist unzähligemal nachgedruckt, exzerpiert und bearbeitet worden, so von Ant. Cesari (Verona 1806, 6 Bde.) u. von Giuseppe Manuzzi (Flor. 1831, 2. Aufl.; das. 1862, 4 Bde.). Das erste nicht florentinische, sondern allgemein italienische Lexikon ist Fr. Albertis »Dizionario enciclopedico« (Lucca 1797—1805, 6 Bde.), welches aber auch die technologischen Ausdrücke beiseite läßt. Ein sehr brauchbares Werk ist das »Dizionario della lingua italiana« (Bolog. 1819—26, 7 Bde.). Unter den zahlreichen neuern lexikographischen Werken sind die umfangreichsten das »Vocabolario universale della lingua italiana« (Neap. 1829—40, 7 Bde.; neugedruckt, Mail. 1878 ff.), das von Tommaseo und Bellini (Tur. 1865—79, 7 Bde.) und das von Petrocchi (Mail. 1887—91). Zu erwähnen ist weiter das »Vocabolario della lingua italiana« von Fanfani (3. Aufl., Flor. 1891), desselben »Vocabolario dell' uso toscano« (das. 1863) und Rigutini u. Fanfanis vorzügliches »Vocabolario italiano della lingua parlata« (3. Aufl., das. 1893, von Rigutini allein). Ein »Supplemento ai vocabolari italiani« gab Gherardini (neue Ausg., Mail. 1878, 6 Bde.) heraus. Für Geschichte, Geographie und Wissenschaft ist Melzi, für die Marine Stratico, für Heerwesen Grassi, für die Verwaltung Rezasco zu benutzen; für die Aussprache und Betonung vorzüglich Petrocchis »Vocabolarietto di pronunzia e ortografia« (Mail. o. J.). Die Synonyme wurden behandelt von Mambelli, Grassi (Neap. 1821 u. ö.), Zecchini (Tur. 1863), am besten von Tommaseo (7. Aufl., Mail. 1887). Die Etymologie behandelt Diez, »Etymologisches Wörterbuch der romanischen Sprachen« (4. Ausg., Bonn 1878), und Caix, »Studi di etimologia italiana e romanza« (Flor. 1878). Unbrauchbar ist Zambaldis »Vocabolario etimologico italiano« (Città di Castello 1889). Die von Deutschen (Jagemann, Kramer, Castelli, Beneroni, Flathe u. a.) bearbeiteten Werke gehen in dem Gleise der Crusca; als das reichhaltigste und beste gilt Valentinis »Gran dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano« (Leipz. 1831—36, 4 Bde.), der auch ein »Taschenwörterbuch« (15. Aufl., das. 1892, 2 Bde.) herausgab. Letzteres ist jetzt durch Helene Michaelis' »Vollständiges Wörterbuch« (9. Aufl., Leipz. 1894, 2 Tle.), dem 1895 ein »Neues Taschenwörterbuch« folgte, übertroffen, es hat jedoch auch noch viele Lücken. Einen brauchbaren »Italienischen Sprachführer« für Reisezwecke gab Kleinpaul (2. Aufl., Leipz. 1884) heraus. Zu erwähnen sind außerdem noch die »Rimarj« oder Reimlexika, worunter das von Rosasco (»Rimario toscano«, Padua 1763; neu bearbeitet von Antolini, Mail. 1839) und das von Ruscelli ausgezeichnet werden. Vgl. Breitinger, Das Studium des Italienischen (Zürich 1878), und die angeführten Werke von Körting, Gröber und Mazzoni.

Italienische Weine, seit dem Altertum berühmte Weine, welche indes kaum ihrem Ruf entsprechen und den Kenner häufig enttäuschen. Fast alle bessern Weine Italiens sind veredelte Likörweine; die eigentlichen Trinkweine, die Tischweine, stehen auf mittlerer, zum Teil noch niederer Stufe. Piemont liefert besonders Rotweine, seltener Weißweine, die besten in der Gegend von Asti, auch mehrere treffliche Likörweine. Die Weine von Asti sind größtenteils leicht moussierend (spumante). Sardinien ist ungemein reich an Wein, die besten sind der von Alghero, der weiße Nasco di Sardegna und der dem Malaga ähnliche Guarnaccia. Die Lombardei liefert den dunkelroten, körperreichen, milden, aber etwas streng schmeckenden Veltliner (Sassella, Grumello, Inferno, Sforzato), den weißen Aromatico von Chiavenna, den goldgelben, feurigen Vino santo von Castiglione ꝛc. Der venezianische Wein geht als Paduaner Wein, weist aber kein hervorragendes Gewächs auf. Dagegen liefert Toscana die edelsten Weine Italiens, und zwar hauptsächlich Rot- und Likörweine. Zu letztern gehört der dem spanischen Tinto von Alicante ähnliche Aleatico. Gleichnamige Weine liefern auch Elba, Lucca und der Kirchenstaat, der toscanische aber ist der echte. Ein feiner, parfümreicher, herber Weißwein ist der Verdua von Arcetri

Digitized by Google

(Toscana), der Lieblingswein Friedrichs d. Gr. Zu erwähnen sind ferner der lichtgelbe Vino santissimo vom Monte Catino, der Ponte a Moriano, der rote Chianti und der rote Monte Serrato von Elba; der beste italienische Wein aber ist der Monte Pulciano (zwischen Siena und Rom), ein purpurfarbener Likörwein von ungemein würzigem Parfüm und durch eine gewisse Milde gemäßigter Stärke. Die römische Provinz liefert meist nur kleine Weine, am berühmtesten ist der rote und weiße, stark aromatische, etwas schwere und vehemente Monte Fiascone (Est, Est, Est) vom Bolsener See, dem sich die roten und weißen Weine von Albano in der Campagna, der Muskatwein von Orvieto, der Frascati, der Monte Comparto, der Lamentano, die Weine von Terni, Farnese, Terracina, Bologna, Imola u. a. anreihen. Unteritalien, im Altertum das eigentliche Weinland der Welt, produziert auch heute noch vortreffliche Weine, besonders am Vesuv (s. Lacrimae Christi) bei Gragnano, den Falerner (s. Falerner Wein) und Massiker, die Lacrimä di Castellamare di Sorrento (rot, säuerlich, sehr gesund), die weißen, leichten, sehr pikanten Weine von Bajä, von Formio, Bari, Averno und vom Capo di Misene, die roten, geistigen, stürmischen Kalabreser Weine, die Weine von Capri (im Handel nur Kunstprodukt), den stark geistigen Wein von Ischia, den sehr geschätzten Malvasia di Lipari und di Stromboli. Auf Sizilien gewinnt man die stärksten und gesuchtesten weißen Weine bei Syrakus, bei Rigosto, Catania und Marsala; diese Weine, mit Ausnahme der Syrakuser, werden als solche ausgeführt, in größerer Menge aber auf Marsala, zum Teil auch auf Madeira, dem sie oft sehr ähnlich sind, verarbeitet. Die feinern, sehr dunkeln Rotweine dieser Gegend gehen als Vino Calabrese und die leichten Sorten derselben, den Bordeauxweinen ähnlich, als Vino del Bosco. Von den übrigen sizilischen Weinen sind hervorzuheben: der rote, sehr starke Catania, der rote köstliche Faro di Messina, der weiße starke Bronte, der sehr starke, trockne Lagrima, die Weine von Zucco, der höchst delikate weiße Castro di San Giovanni, der Siracusa Albanulle, ein weithin berühmter weißer, auch roter Muskatwein von vielem Geist, Feuer und Wohlgeschmack, der Castel Vetrano, der Baggaria, Moscario Capriato, Monte Delfino und Monte alla Rosa. Vgl. Cerletti, Notes sur l'industrie et le commerce du vin en Italie (Rom 1889); Koch, Italienische Weine (Mainz 1892).

Italienisch-Ostafrika, soviel wie Erythräa (s. d.).

Italienischrot, s. Englischrot.

Italiöten, im Altertum die griech. Bewohner von Unteritalien und Sizilien (Großgriechenland).

Italique (franz., spr. -ik), die schräg liegende lateinische Druckschrift, von Aldus Manutius erfunden; s. Kursiv.

Italisch, auf das alte (antike) Italien bezüglich (wie italienisch auf das mittelalterliche und neuere).

Italische Sprachen, eine der Hauptfamilien des großen indogermanischen Sprachstammes (s. Indogermanen). Die italischen Sprachen wurden in der ältesten Periode der römischen Geschichte vornehmlich in Mittelitalien gesprochen, während in Oberitalien keltische, ligurische und venetische, in Unteritalien griechisch und messapisch redende Bevölkerungen saßen, und waren auch in Mittelitalien durch die benachbarten, damals noch mächtigen Etrusker eingeschränkt. Das Italische zerfiel von Anfang an in zwei Hauptzweige: den lateinischen und den nur aus alten Inschriften bekannten umbrisch-oskischen. Der letztere Zweig, zu dem auch noch das Volskische, Sabinische, Marsische, Vicentinische, Pälignische, Vestinische und andre Mundarten gehörten, unterschied sich von dem erstern hauptsächlich in der Bildung des Infinitivs und des Futurums; in lautlicher Hinsicht hat er mehr Diphthonge als das Latein und setzt im Anlaut der Wörter p, wo die Lateiner k oder q gebrauchen, wie z. B. das lateinische Fragpronomen quis im Umbrisch-Oskischen pis lautet. Das Oskische war die Sprache der Samniter, denen die Römer das Zepter der Herrschaft über Italien nach langen und wechselvollen Kämpfen entrissen; seitdem kam es allmählich außer Gebrauch und erhielt sich nur in einigen der südlichen Provinzen noch bis in das 1. Jahrh. v. Chr. hinein. Ebenso wurden die andern Dialekte dieses Zweiges völlig verdrängt durch das Latein, das mit dem Faliskischen, anfangs auf eine kleine Landschaft in Mittelitalien beschränkt, durch das siegreiche Vordringen der Römer sich nicht nur über ganz Italien ausbreitete, sondern auch während der römischen Kaiserzeit in fast allen den Römern unterworfenen Provinzen die herrschende Sprache wurde und daher die Grundlage der romanischen Sprachen der Neuzeit bildet. Vgl. Deecke, Die italischen Sprachen (in Gröbers »Grundriß der romanischen Philologie«, Bd. 1, Straßb. 1888); R. v. Planta, Grammatik der oskisch-umbrischen Dialekte (Bd. 1, das. 1892).

Italus, mythischer König der Sikuler oder Önotrer im südlichsten Italien, nach welchem zuerst diese Gegend genannt sein soll, der auch zuerst Ackerbau und Gesetze einführte.

Itamaracá, Insel, s. Iguarassú.

Itapalme, s. Mauritia.

Itapémirim, Hafenstadt im brasil. Staat Espirito Santo, an der Mündung des gleichnamigen Flusses; hat Ausfuhr von Zucker und 2000 Einw.

Itapicurú, 1) Fluß im brasil. Staat Bahia, entspringt am Ostabhang der Serra da Chapada und mündet nach einem Laufe von 660 km unter 11° 43' südl. Br. ins Meer. Er wird bis zur Ortschaft Itapicurú grande, 100 km stromaufwärts, befahren. Seinen Oberlauf begleiten auf einer Strecke von 70 km Thermalquellen von 35—41°. — 2) (I. mirim) Fluß im brasil. Staat Maranhão, entspringt in der Serra do Itapicurú, die ihn vom Parnahyba trennt, nimmt links den weit bedeutendern Alpercatas auf und mündet nach 1000 km langem Lauf in die Bai São José. Dampfer befahren ihn 70 km aufwärts bis Itapicurú mirim, einem wichtigen Stapelplatz für die Produkte des Innern.

Itapuá (Posadas), Stadt in der argentin. Prov. Corrientes, am linken Ufer des Paraná, mit lebhaftem Handel und 5000 Einw. Gegenüber in Paraguay der als Vorstadt betrachtete Ort Encarnacion, das ursprüngliche, von dem Diktator Francia niedergerissene I., ehemals eine der blühendsten Missionen der Jesuiten.

Itaqui (spr. -ki), Stadt im brasil. Staat Rio Grande do Sul, am Uruguay, hat Ausfuhr von Vieh und Paraguaythee, lebhafte Schiffahrt und 3000 Einw.

Itaska, kleiner See im nördlichen Teil des nordamerikan. Staates Minnesota, 467 m ü. M., von hufeisenförmiger Gestalt; aus demselben entspringt der Hauptquellstrom des Mississippi (s. d.).

Itatiaya (Itatiaiussu), der höchste Berg (2712 m) Brasiliens, in der Serra do Mantiqueira, auf der Grenze der Staaten Rio de Janeiro, Minas Geraës und São Paulo.

Digitized by Google

Itawa, Distrikt und Stadt, s. Etawa.

Itazismus (griech.), die besonders von Reuchlin befürwortete Aussprache des Griechischen, wobei das Eta (langes e) wie Jta (i) ausgesprochen und überhaupt die von der im übrigen Europa stark abweichende Aussprache der Neugriechen zur Richtschnur genommen wird. Vgl. Etazismus u. Neugriechische Sprache.

Itéa, Hafen von Amphissa (s. d.).

Itelmen, Volk, s. Kamtschadalen.

Item (lat.), ebenso, ingleichen, ferner.

Ite, missa est (sc. concio, lat., »gehet, entlassen ist [die Versammlung]«), die Formel, mit welcher der Gemeinde das Ende der Messe verkündigt wird; s. Messe.

Itenez, Fluß in Brasilien, s. Guaporé.

Iter (lat.), Reise, Weg; auch das Recht, über eines andern Grundstück gehen zu dürfen.

Iterativum (lat.), Zeitwort, welches die öftere Wiederholung einer Handlung ausdrückt, z. B. streicheln (s. Verbum).

Ith, Bergkette des hannöv. Berglandes, westlich von der Leine und den Städten Alfeld und Gronau, östlich von der Weser (Bodenwerder), erstreckt sich 20 km auf der Grenze der Kreise Hameln (Hannover) und Holzminden (Braunschweig) von SO. nach NW., erreicht 381 m Höhe und wird im S. durch eine Einsattelung vom Hils geschieden.

Ithaca, Hauptstadt der Grafschaft Tompkins im nordamerikan. Staat New York, an der Südspitze des 61 km langen, 6,5 km breiten, 119 m ü. M. gelegenen Cayugasees, mit Eisen-, Woll- und Baumwollindustrie, Papiermühlen und (1890) 11,079 Einw. Die Stadt ist Sitz der 1868 eröffneten Cornell University, deren umfangreiche Bauten sich auf einem Hügel 120 m über dem See erheben, mit 1893: 146 Dozenten, 1621 Studierenden (150 weiblichen) und einer Bibliothek mit 112,315 Bänden. Landwirtschaft, technische, kriegswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Fächer werden hier gleichberechtigt neben den übrigen betrieben. In der Nähe romantische Schluchten mit zahlreichen Wasserfällen, darunter der 65 m senkrecht herabstürzende Taughanicfall.

Itháka, 1) (neugriech. Ithaki, Thiaki) eine der Jonischen Inseln, nordöstlich von Kephallinia, mit 94 qkm (1,7 QM.) Areal und (1889) 8821 Einw., berühmt als das Vaterland des Odysseus. J. besteht aus zwei durch einen niedrigen Sattel verbundenen kahlen Bergstöcken aus Kalk, deren nördlicher, vielleicht das Neriton der »Odyssee«, bis 805 m ansteigt. Abgesehen von mehreren Buchten an der Westküste, fällt die Insel überall steil ins Meer ab; an ihren Abhängen gedeihen trefflicher Wein, Korinthen, Öl, aber wenig Getreide. Schiffahrt, Ausfuhr jener Produkte, Fischerei (auch von Schwämmen und Korallen) und Ziegenzucht bilden die Beschäftigung der Bewohner. Am besten besiedelt und angebaut ist das Hügelland im Norden. Auf der Ostseite dringt der Golf von Molo weit ins Land ein, an ihm liegt die Hauptstadt Bathy oder Ithaki (s. d.). Über die topographischen Angaben Homers herrscht große Meinungsverschiedenheit; viele neigen der Hercherschen Ansicht zu, daß der Dichter der »Odyssee« überhaupt nicht nach Autopsie geschildert, sondern sich nach Hörensagen ein Phantasiegebilde von der Insel gemacht habe; andre erkennen mit Leake die Homerischen Örtlichkeiten im heutigen J. wieder. J. bildet mit den Inseln Atokos, Kastus und Kalamos eine Eparchie des Nomos Kephallinia mit (1889) 10,442 Einw. Vgl. Gell, Geography and antiquities of I. (Lond. 1807); Schliemann, J., der Peloponnes und Troja (Leipz. 1869); v. Warsberg, Ithaka (Wien 1887); Hercher, Homerische Aufsätze (Berl. 1881); Partsch, Kephallenia und J. (Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Gotha 1890); Menge, Ithaka (Gütersl. 1891). — 2) Alte Stadt auf der genannten Insel, wahrscheinlich Residenz des Odysseus, an der Westküste, an der heutigen Bucht von Polis gelegen. Die dort gemachten Funde reichen vom 7. vorchristlichen Jahrhundert bis in die römische Kaiserzeit.

Ithaki (früher Bathy), Hauptstadt der griech. Insel Ithaka, an ihrer Ostküste gelegen, mit (1889) 3638 Einw. Ihre tiefe Bucht gilt für den »Hafen des Phorkys«, wo die Phäaken den heimkehrenden Odysseus ans Land setzten.

Ithomatas, Beiname des Zeus in Ithome.

Ithōme, 1) im Altertum befestigter Berg in Messenien, der sich im W. der Pamisosebene zu 802 m erhebt (heute Vurkano), und auf welchem Zeus Ithomatas, Messeniens Landesgott, jedoch ohne Tempel und Bild, verehrt wurde. Der mit Mauern umschlossene Gipfel diente als Hauptfestung des Landes und wurde besonders berühmt durch die heldenmütige Verteidigung unter Aristodemos gegen die Spartaner im ersten Messenischen Kriege (743—724 v. Chr.). Auch im dritten (464—455) wurde sie von den Spartanern zehn Jahre lang belagert. Der 370 gegründeten Stadt Messene diente J. als Akropolis. — 2) Stadt in der thessalischen Landschaft Hestiäotis.

Ithyphallikus, ein, wie der Name zeigt, dem bacchischen Kult (s. Phallos) entstammendes griechisches Metrum, eine trochäische Tripodie (– ◡ – ◡ – ◡), in der klassischen Litteratur meist in Verbindung mit andern Rhythmen (wie Daktylen) gebraucht.

Ithyphallos, s. Phallos.

Itil, tatar. Name der Wolga.

Itineraria (lat., »Reisebücher«) waren bei den Römern entweder Zusammenstellungen der Namen und Entfernungen der einzelnen Stationen nach Art unsrer Kursbücher (I. adnotata oder scripta) oder kartographische Darstellungen in der Weise unsrer Reisekarten (I. picta). Erhalten sind von ersterer Gattung: die beiden sogen. I. Antonini, in ihrem Grundstock aus der Zeit des Kaisers Antoninus Caracalla, in der vorliegenden Bearbeitung aus dem Anfang des 4. Jahrh. stammend, amtliche Verzeichnisse von Reiserouten in allen Provinzen des römischen Reiches zu Lande und zur See (hrsg. von Tobler, St. Gallen 1863); das Itinerarium Hierosolymitanum oder Burdigalense, aus dem Jahr 333, die Übersicht einer Pilgerfahrt von Burdigala (Bordeaux) nach Jerusalem und zurück über Rom nach Mailand mit genauen Angaben der heiligen Stätten (mit den I. Antonini hrsg. von Parthey u. Pinder, Berl. 1848), und das Itinerarium Alexandri, ein Abriß des persischen Zugs Alexanders d. Gr., vorzugsweise nach Arrian für Kaiser Constantius zum Gebrauch bei seinem Feldzug gegen Persien (340—345) verfaßt (hrsg. von Volkmann, Naumb. 1871). Dazu kommen einige I. durch Palästina aus dem 4.—6. Jahrh. (meist Beschreibungen von Pilgerfahrten; hrsg. von Tobler, St. Gallen 1869, und mit Molinier, Genf 1879, zum Teil auch von Gildemeister; vgl. auch »Descriptiones terrae sanctae ex saeculo VIII, IX, XII et XV«, hrsg. von Tobler, Leipz. 1874). Von den Reisekarten gibt eine Probe die nach ihrem frühern Besitzer benannte Tabula Peutingerana (jetzt in Wien), welche auf ein Original des 3. oder 4. Jahrh. zurückgeht

Digitized by Google

(s. Peutinger). Vgl. Fortia d'Urban, Recueil des itinéraires anciens (Par. 1845). — In der katholischen Liturgie ist Itinerarium ein Reisegebet, welches den Geistlichen für die Dauer der Reise vorgeschrieben zu werden pflegt.

Itinerärstadium (lat.), das Wegemaß der Alten. Das griech. Stadium (s. d.) als Längenmaß konnte durch Ausmessen mit Stab oder Meßschnur natürlich nur bei kleinern Entfernungen zur Anwendung kommen; bei größern mußte man sich begnügen, dieselben durch Schrittzählen zu bestimmen, und man bezeichnete eine Strecke von 200 Schritt als Stadium, das aber an Größe hinter dem eigentlichen olympischen Stadium zurückblieb. Dieses kleinere Stadium, von den Neuern J. genannt, liegt sämtlichen griechischen Marschangaben vor der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. zu Grunde und betrug, wie sich aus Vergleichung der jetzt bekannten Entfernungen mit den Angaben der Alten erweisen läßt, im Durchschnitt nur 148 m (dagegen das eigentliche Stadium 184,97 m).

Itio in partes (lat.), das »Auseinandertreten« der verschiedenen Parteien, s. Jus eundi in partes.

Itionsrecht, s. Jus eundi in partes.

Itischer Hafen (Portus Itius), s. Calais 1).

Itô Hirobumi, Graf, japan. Staatsmann, geb. 1840 in Chôshû als Sohn eines Samurai, studierte in Nagasaki Holländisch und Englisch, war 1861—63 in England und suchte nach seiner Rückkehr 1864 mit Inouye zwischen dem Chôshû-Clan und der feindlichen Flotte vor Shimonoseki zu vermitteln. 1870 ging er nach Amerika, um das dortige Münzwesen zu studieren, worauf 1871 die Münze in Isaka errichtet wurde; auch veranlaßte er nebst Ikubo die Erbauung der ersten Eisenbahnlinie in Japan zwischen Tokio und Jokohama. 1871 begleitete er Iwakura auf der berühmten Gesandtschaft nach Amerika und Europa; nach seiner Rückkehr 1873 trat er dem Kriegseifer gegen Korea mit Erfolg entgegen und wirkte nebst Kido, Ikubo, Itagaki und Gôtô für die Einführung eines konstitutionellen Regierungssystems in Japan. 1878 wurde er Minister des Innern und ging darauf 1882 nach Berlin, um die preußische Verfassung zu studieren. 1885 wurde er in den Grafenstand erhoben und übernahm die Ministerpräsidentschaft, die er 1887 an Kuroda abgab. 1890 ernannte ihn der Kaiser zum Präsidenten des Oberhauses, 1891 zu dem des Staatsrates (Sumitsu-in); seit 1892 ist er Präsident des Ministeriums. Graf J. ist der eigentliche geistige Urheber der jetzigen, 11. Febr. 1889 veröffentlichen und 1890 in Kraft getretenen japanischen Verfassung, bei der ihm in allen wesentlichen Zügen die preußische Verfassung zum Vorbilde diente, und zu welcher er einen ausführlichen Kommentar verfaßte.

Iton (spr. itóng), Fluß in den franz. Departements Orne und Eure, entspringt im Hügelland der Perche, verliert sich zwischen Damville und Evreux auf 7 km im Boden und mündet oberhalb Louviers, 140 km lang, in die Eure.

Itonia, Beiname der Athene in der Stadt Iton und danach in ganz Thessalien, wie auch bei Koronea in Böotien.

Itri, Stadt in der ital. Provinz Caserta, Kreis Gaëta, in den Bergen südöstlich von Fondi, mit Burgruinen und (1881) 6342 Einw.

Itschang, Traktatshafen in der chines. Provinz Hupei, links am Jantsekiang, der 9 km oberhalb seine großen Stromschnellen bildet, mit 34,000 Einw. Die Stadt liegt inmitten einer reich kultivierten Gegend (Thee, Mohn zur Opiumgewinnung), ist durch die Konvention von Tschifu seit 1877 dem fremden Handel geöffnet und hat seit 1879 regelmäßige Dampfschiffahrt mit Hankou, woher es die fremden Waren empfängt, die aber sofort weiter nach Tschunking (s. d.) gehen. Doch betrug der Warenverkehr 1892 erst 1,432,502 Haikuan Tael. Eingeführt werden Baumwollwaren, ausgeführt Seide, Wachs, Moschus, Arzneien. Im Hafen verkehrten 262 Dampfer von 132,250 Ton. und 4097 Segelschiffe von 104,218 Ton.

Itschili, Landschaft im südlichen Kleinasien, den westlichen Teil des alten Kilikien oder ungefähr das Stromgebiet des Göksu (Kalykadnos) umfassend; zugleich Sandschak des Wilajet Adana.

Ittenbach, Franz, Maler, geb. 18. April 1813 in Königswinter, gest. 1. Dez. 1879 in Düsseldorf, bildete sich seit 1832 auf der Kunstakademie in Düsseldorf bei Th. Hildebrandt und Schadow, verweilte seit 1839 mit W. v. Schadow und andern Malern über zwei Jahre in Italien, blieb sodann einige Zeit in München und lebte seitdem dauernd in Düsseldorf. J. kultivierte ausschließlich die religiöse Malerei. Innige Lieblichkeit des Ausdrucks und eine sorgfältige Behandlung bilden neben der großen Einfachheit in der Anordnung und den Motiven die Hauptvorzüge seiner zahlreichen Gemälde. Auch als Freskomaler hat er sich bewährt. In der Apollinariskirche bei Remagen a. Rh. malte er unter anderm die Einzelfiguren des heil. Petrus, des heil. Apollinaris und der vier Evangelisten (1844). Von seinen Ölbildern sind hervorzuheben: Christus am Kreuz mit Maria und Johannes (1845, für die katholische Kirche in Königsberg), die Taufe Christi (1849, für die Garnisonkirche in Düsseldorf), die heil. Agatha (1851, für die katholische Kirche zu Allendorf), die Himmelskönigin und die Himmelfahrt Mariä (1858—61, für die Remigiuskirche in Bonn), vier Altarbilder für die St. Michaelskirche in Breslau (1865—68), die heilige Familie in Ägypten (1868, Nationalgalerie in Berlin).

Ittingen, s. Frauenfeld.

Itú, Stadt im brasil. Staat São Paulo, an einem Wasserfall des obern Tieté, der unterhalb streckenweise schiffbar ist, durch Eisenbahn mit São Paulo verbunden, hat eine stattliche Kirche, ein Franziskanerkloster, ein Hospital, Eisen- und Bronzegießereien, große Baumwollfabrik, Kaffeeplantagen u. etwa 5000 Einw.

Ituräa, Landschaft im NO. von Palästina. Da der Name wahrscheinlich »Land der Bergbewohner« bedeutet, so ist es erklärlich, daß derselbe auf verschiedene Berggegenden bezogen worden ist. Die Genesis nennt Ituräer als »Söhne Ismaels« und bezeichnet sie dadurch als zu den nordarabischen Wüstenstämmen gehörig; ebenso Strabon und Cassius Dio. Diese sind im Dschebel Hauran zu suchen, wo die in den zahlreich erhaltenen griechischen Inschriften des 1.—6. Jahrh. vorkommenden Götter- und Personennamen auch in der That arabisch (nicht syrisch) sind. Häufiger wird ein von den Seleukiden unabhängiges J. in der Makkabäerzeit genannt, seitdem der Hasmonäer Aristobulos I. 107 v. Chr. es zum Teil eroberte. Dieses J. war im Antilibanon und Hermon gelegen, von wo sich das räuberische Volk unter Ptolemäus, des Mennäus Sohn, über Cölesyrien und den Libanon ausbreitete und den Handel von Damaskus, Berytos und Byblus schädigte, bis Pompejus dasselbe 66 v. Chr. unterwarf. J. kam 36 v. Chr. an Kleopatra, 23 v. Chr. wahrscheinlich durch Augustus an Herodes d. Gr.; 49 n. Chr. wurde es von Kaiser

Claudius zur Provinz Syrien geschlagen. Unter Roms Oberherrschaft bewährten sich die Ituräer in dessen Heer als tüchtige Krieger, besonders Bogenschützen. Manche halten die heutigen Drusen für ihre Nachkommen. S. Karte »Palästina«.

Iturbide, Don Augustin de, Kaiser von Mexiko, geb. 27. Sept. 1783 zu Valladolid in Mexiko, gest. 19. Juli 1824 in Padilla, führte während des Aufstandes von 1810 auf den Wunsch des Vizekönigs das Kommando über die königlichen Truppen seiner Provinz und zerstreute in kurzem die Aufständischen. 1816 befehligte er im königlichen Heer die Nordarmee und wurde 1821 vom Vizekönig Apodaca zum Befehlshaber des gesamten Heeres ernannt, schloß sich aber der aufständischen Partei an, indem er 24. Febr. 1821 den Aufruf von Iguala erließ, eroberte, da der Vizekönig die Forderung, dem Lande eine besondere Verfassung zu geben, nicht erfüllte, im September die Hauptstadt und trat an die Spitze der provisorischen Regierungsjunta. Hierauf wurde er 18. Mai 1822 als Agostino I. auf den Kaiserthron erhoben und 21. Juni, nachdem der neu zusammengetretene Kongreß die Kaiserwürde in Iturbides Familie für erblich erklärt hatte, zum Kaiser gekrönt. Aber da er den Parteiungen nicht gewachsen war, überdies die finanziellen Schwierigkeiten nicht überwinden konnte, wurde er schon 19. März 1823 durch eine Militärrevolution genötigt, die Regierung in die Hände des Kongresses zurückzugeben, welcher ihm und seiner Familie ein Jahrgehalt bewilligte mit der Bedingung, daß er seinen Aufenthalt in Italien wähle. Noch aber hatte er unter den Klerikalen zahlreiche Parteigänger in Mexiko auf seiner Seite, die zu seinen gunsten eine Verschwörung einleiteten. Auf die Kunde hiervon schiffte sich J. 1824 in London nach Mexiko ein. Jedoch war die Verschwörung schon entdeckt und vom Kongreß 28. April Iturbides Ächtung und Hinrichtung beschlossen worden, sobald er den Boden Mexikos betreten würde. Kaum war er daher 16. Juli bei Soto la Marina ans Land gestiegen, so ward er gefangen genommen und 19. Juli in Padilla erschossen. Seine Witwe und ihre fünf Kinder erhielten vom Kongreß ein Jahrgehalt von 8000 Piaster mit der Bedingung, daß sie sich in Columbia an einem bestimmten Ort niederließen, und 1835: 1 Mill. Piaster und 1100 qkm Grundeigentum in Texas, Neumexiko und Ober- und Unterkalifornien. Seine Nachkommen erhielten 1865 von Maximilian den Titel kaiserliche Prinzen; sie leben jetzt in Paris. J. schrieb seine Denkwürdigkeiten (deutsch, Leipz. 1824).

Ituri, Name des obern Aruwimi (s. d.), eines Nebenflusses des Kongo.

Itys (Itylos), s. Aëdon und Philomela.

Itz, rechtsseitiger Nebenfluß des Mains, entspringt am Bleßberg im Thüringer Wald, nordöstlich von Eisfeld, fließt in südlicher Richtung durch das Herzogtum Sachsen-Koburg, nimmt die Rodach, Lauter ꝛc. auf, bildet unterhalb Koburg den fruchtbaren Itzgrund und mündet nach 80 km langem Lauf unterhalb Rattelsdorf (nördlich von Bamberg).

Itzehoe (spr. -ho), Stadt im preuß. Regbez. Schleswig, Kreis Steinburg, an der schiffbaren Stör, Knotenpunkt der Linien Elmshorn-Hvidding und Wrist-J. der Preußischen Staatsbahn, 18 m ü. M., hat zwei evang. Kirchen (Laurentiuskirche aus dem 12. Jahrh. mit schöner Orgel), ein Denkmal Kaiser Wilhelms I., eine Realschule, ein adliges Fräuleinstift (auf dem in der Stadt gelegenen, aber nicht zu derselben gehörigen Klosterhof, mit einem Denkmal der Äbtissin Juliane von Hessen), ein Landratsamt (für den Kreis Steinburg), ein Amtsgericht, ein Hauptsteueramt, ein Seemannsamt, eine Zuckerraffinerie (260 Arbeiter), eine Portlandzementfabrik (600 Arbeiter), eine mechanische Netzweberei (300 Arbeiter), Fabrikation von Tapeten, Gold- und Silberwaren, Seife, Öl, Futterstoff, Zichorie ꝛc., Weberei, Färberei, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, Bierbrauerei, Schiffahrt, Handel mit Vieh und Getreide und (1890) mit der Garnison (2 Abteilungen Feldartillerie Nr. 9) 12,481 Einw., davon 348 Katholiken und 19 Juden. — J., die älteste Stadt in Holstein, entstand 809 unter Karl d. Gr. durch den Grafen Egbert, der daselbst eine Burg, Esesfelth, gegen die Dänen und Wenden anlegte. Der schon zu Ende des 11. Jahrh. blühende Ort, welcher damals Echeho oder Etzehoe hieß, ward 1201 zerstört, 1224 jedoch wieder aufgebaut; die Neustadt erhielt 1238, die Altstadt 1303 das lübische Recht. 1644 und 1657 ward J. von den Schweden zerstört, aber jedesmal wiederhergestellt. Bis 1864 war es Sitz der holsteinischen Ständeversammlung.

Itzenplitz, Heinrich Friedrich August, Graf von, preuß. Staatsmann, geb. 23. Febr. 1799 in Groß-Behnitz bei Nauen, gest. 15. Febr. 1883 in Kunersdorf bei Wriezen, studierte in Berlin und Göttingen Naturwissenschaft und die Rechte, bereiste mit Professor Lichtenstein einen großen Teil Europas, trat als Kammergerichtsassessor in den Justizdienst und ging darauf in den Verwaltungsdienst über, in dem er 1845 bis zum Präsidenten der Regierung zu Arnsberg aufrückte; als solcher nahm er 1848 seinen Abschied. Nachdem er dem Allgemeinen Landtag und der Ersten Kammer angehört, ward er auf Präsentation des Grafenverbandes der Mark Brandenburg Mitglied des Herrenhauses, in welchem er der gemäßigten Partei angehörte. Im März 1862 ward er Minister des Ackerbaues, und im Dezember d. J. übernahm er im Ministerium Bismarck das Departement des Handels. In seiner Eisenbahnpolitik war er nicht glücklich: er gestattete zuerst die Anwendung des Systems der Generalentreprise, welches Strousberg (s. d.) nach Deutschland gebracht, und welches in der Form, wie es betrieben wurde, große Unzuträglichkeiten hatte; eine widerspruchsvolle Praxis verwischte den Unterschied zwischen dem gesetzlich Erlaubten und dem Unzulässigen bis zur Unerkennbarkeit. Der durch Laskers Enthüllungen heraufbeschworne Sturm richtete sich daher vorzugsweise gegen J., welcher den heftigsten Angriffen nur die von niemand bezweifelte Versicherung seiner persönlichen Redlichkeit gegenüberstellen konnte. Er trat 15. Mai 1873 zurück und blieb seitdem dem öffentlichen Leben fern.

Itzibu (Itze-Bu, »ein Bu«), japan. viereckige Silbermünze bis 1871, früher sehr fein = 1,55 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1) und allmählich bis auf $^{9}/_{10}$ Feingehalt vermindert, nach Vertrag von 1857 auf 311 J. = 100 span. Dollar festgesetzt, auch in ½- (Ni-schu) und ¼-Stücken (J-schu); vgl. Ni-bu.

Itzstein, Johann Adam von, bad. Politiker, geb. 28. Sept. 1775 in Mainz, wo sein Vater kurfürstlicher Geheimrat war, gest. 14. Sept. 1855, trat in die Dienste der Benediktinerabtei Amorbach, nach deren Aufhebung in leiningische Dienste und nach Mediatisierung des Fürstentums Leiningen 1809 in den badischen Staatsdienst und ward 1819 Hofgerichtsrat in Mannheim. 1822 trat er als Abgeordneter für Mannheim in die Kammer und ward zum ersten

Digitized by Google

Sekretär erwählt. Da er sich der Opposition anschloß, sollte er nach der Auflösung der Ständekammer an das Hofgericht zu Meersburg versetzt werden, nahm aber seine Entlassung. Von Schwetzingen 1831 zum Abgeordneten gewählt, übernahm er in der Kammer die Führung der liberalen Opposition und trat sogleich mit einem Antrag auf die Wiederherstellung der 1825 verstümmelten Verfassung hervor. Auch wurde er Vorsitzender der Budgetkommission, Mitglied des landständischen Ausschusses und der Kommission zur Prüfung der Staatsschuldentilgung. Stets schlagfertig und redegewandt, übte er einen bedeutenden Einfluß auf den Gang der badischen Kammerverhandlungen aus, indem er namentlich in den das Budget betreffenden Arbeiten große Spezialkenntnis bewies sowie in und außer der Kammer die Elemente der Opposition zusammenzuhalten verstand. Beim Volk war er sehr angesehen und beliebt, und 22. Sept. 1844 wurde ihm eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze überreicht und bei dieser Gelegenheit eine großartige Ovation dargebracht. Im Mai 1845 mit seinem Freund Hecker auf einer Reise nach Stettin begriffen, erhielten beide in Berlin die polizeiliche Weisung, sofort Berlin und die preußischen Staaten zu verlassen. Als Mitglied des Vorparlaments (1848) und der konstituierenden Nationalversammlung gehörte J. zur äußersten Linken, trat aber wenig hervor. Bei der Reichsverweserwahl erhielt er die 32 Stimmen seiner Parteigenossen. Er folgte 1849 dem Rumpfparlament nach Stuttgart, nahm aber an der badischen Erhebung keinen thätigen Anteil. Gleichwohl hochverräterischer Unternehmungen beschuldigt, entging er nur durch schleunige Flucht der Verhaftung und lebte eine Zeitlang als Flüchtling im Elsaß und in der Schweiz. Erst 1850, nachdem seine Unschuld nachgewiesen worden, durfte er zurückkehren. Er starb, seit 1854 geistesschwach, auf seinem Gut zu Hallgarten.

Julis (spr. i-ūlis), Stadt, s. Kea.

Julus (spr. i-ūlus), Sohn des Äneas, sonst Ascanius genannt. Auch hieß so ein Sohn dieses Ascanius. S. Äneas 1).

Iva, s. Achillea.

Ivančicagebirge, östlicher Ausläufer der Alpen in Kroatien-Slawonien, breitet sich im nordwestlichen Teil des Komitats Warasdin, im sogen. Zagorien, mit einem wagerechten Hauptkamm bis an die steirische Grenze aus und erreicht in der Ivančica 1061 m Höhe.

Ivančice, s. Eibenschitz.

Ivanhoe (spr. aiwenhō), Held des gleichnamigen Romans von Walter Scott.

Ivanhoe Bath (spr. aiwenhō bāth), s. Ashby de la Zouch.

Ivanić (spr. iwanitsch), königl. Freistadt und Festung im kroatisch-slawon. Komitat Belovar-Kreuz, an der Lonja, mit (1890) 848 Einw. 2 km nordwestlich liegt der historisch merkwürdige Ort J.-Klostar mit einem Franziskanerkloster und (1890) 1227 Einw.

Ivarankusawurzel, s. Andropogon.

Ivarsson, Karl, schwed. Politiker, geb. 13. Febr. 1818 in Halland, gest. 27. Dez. 1889, gehörte 1859—65 dem Bauernstand des Reichstags an. Nach der Repräsentationsreform (1866) gelangte J. in der Zweiten Kammer des Reichstags zu großem Einfluß. Im Verein mit A. Posse (s. d.), E. Key (s. d.) u. a. stiftete er die Landmannpartei, die mehrere agrarische Reformen, darunter eine mehr gleichförmige Besteuerung, beabsichtigte. Nach 1880 nahm sein Einfluß ab, als eine Anzahl seiner ehemaligen Parteifreunde sich schutzzöllnerischen Ansichten anschlossen und »die neue Landmannpartei« bildeten. J. behauptete jedoch die Leitung »der alten Landmannpartei«, bis er 1889 sein Mandat niederlegte. Vgl. Emil Svensen, Karl J. och landtmannapartiet (Stockh. 1890).

Ive, Antonio, Romanist, geb. 1851 zu Rovigno in Istrien, studierte in Wien Philologie und Litteraturgeschichte, 1875 Professor am Gymnasium zu Capodistria, 1882 Dozent an der Wiener Universität, darauf Gymnasialprofessor in Tirol und seit 1894 Professor der italienischen Sprache und Litteratur an der Universität Graz. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: »Canti popolari istriani raccolti a Rovigno« (Turin 1877); »Novelline popolari rovignesi« (Wien 1877); »Fiabe popolari rovignesi« (das. 1878); »Raccolta di proverbi istriani« (das. 1881); »Prose genovesi« (im »Archivo glottologico italiano«, Bd. 8, 1882) und »L'antico dialetto di Veglia« (ebenda, Bd. 9, 1885—86); »Saggi di dialetto rovignese« (Triest 1888) und eine Abhandlung über die istrianischen Mundarten (Wien 1893). Mit Mazzatinti und Mandalari gab er die »Rimatori napoletani del Quattrocento« (Caserta 1885) heraus.

Ivernia (Hibernia, griech. Ierne, neukelt. Erin), im Altertum Name der Insel Irland. Aristoteles kennt bereits Ierne neben Albion (England), beide als die britannischen Inseln; Pytheas von Massilia, der sie Bĕrgion (kymr. Bergyn, »die westliche«) nennt, umfuhr sie 300 v. Chr. Aber erst durch Cäsars Züge nach Britannien (55 und 54 v. Chr.) und durch Agricolas Umschiffung Britanniens (84 n. Chr.) tritt J. aus der Sagenwelt in die Wirklichkeit. Strabon weiß von der Roheit der Bewohner, welche sich tättowierten, dem Mangel aller Bodenkultur und der Üppigkeit des Graswuchses zu erzählen; Ptolemäos (im 2. Jahrh. n. Chr.) berichtet über J. mehr als über Britannien. Die Hauptmasse der Bewohner gehörte zum gälischen Zweig der Kelten und war in mehrere kleinere Königreiche geteilt. An der Südostküste wird uns merkwürdigerweise ein deutscher (Cauci), ein gallischer (Menapii) und ein britannischer (Brigantes) Volksname genannt, wahrscheinlich von einer frühen Einwanderung herrührend. Vgl. Irland.

Ivérnischer Ozean, im Altertum Name des Meeres zwischen Britannia und Ivernia (Irland).

Ivesdruck (Photo-Block-Methode), von dem Amerikaner Ives (spr. aiws) erfundenes Reproduktionsverfahren, bei welchem ein durch Pigmentdruck hergestelltes Gelatinerelief mit Buchdruckfarbe eingewalzt und auf gekörntes Papier gepreßt wird. Das so entstandene (gekörnte) Bild kann auf Zink oder Stein über- und dann von diesem abgedruckt werden.

Iviza, span. Insel, s. Ibiza.

Ivoiritdruck (spr. iwŏarit-, v. franz. ivoire, Elfenbein), lithographischer Druck auf imitiertes Elfenbein.

Ivrea, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Turin, malerisch am linken Ufer der Dora Baltea, über welche eine altrömische Brücke führt, an der Eisenbahnlinie Chivasso-J.-Aosta und der Dampfstraßenbahn J.-Santhià gelegen, Bischofsitz, hat eine mittelalterliche Kathedrale, ein Kastell aus dem 14. Jahrh. (jetzt Gefängnis), schöne Promenaden (an Stelle der alten Ringmauern), ein Denkmal des 1848 gefallenen Generals und Ministers Perrone, ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule, ein Priesterseminar, ein Museum, guten Weinbau, Seidenspinnerei, Handel und (1881) 5883 (als Gemeinde 10,413) Einw. — J. ist das alte Eporedia, welches die Römer auf Anraten der Sibyllinischen Bücher gründeten. Später war es Sitz langobardischer Herzöge, und nach Erobe-

Digitized by Google

rung des Langobardenreichs durch Karl d. Gr. wurde es ein Teil des fränkischen Reiches. Gegen Ende des 9. Jahrh. wurde J. Hauptort einer Markgrafschaft, deren erster Markgraf, **Anskar**, Günstling der Kaiser Wido und Lambert war. Anskars Enkel **Berengar** wurde 950 mit seinem Enkel Adalbert II. zum König von Italien gekrönt, von Otto I. aber verdrängt (s. Berengar 2). Doch behielten seine Nachkommen die Markgrafschaft, und sein Enkel **Arduin** (s. d.) wurde 1002 von den italienischen Großen als Gegenkönig aufgestellt, vermochte sich aber nicht dauernd zu behaupten. Von da ab verschwindet die Mark J.; die Stadt erlangte allmählich kommunale Selbständigkeit, unterwarf sich aber 1313 dem Grafen Amadeus von Savoyen.

Ivry, 1) J.-**la-Bataille**, Dorf im franz. Depart. Eure, Arrond. Evreux, an der Eure und der Westbahn, mit Resten einer Abtei (aus dem 11. Jahrh.), Fabrikation von Musikinstrumenten, Kämmen und Leder und (1891) 1074 Einw. Ein Obelisk erinnert an den Sieg Heinrichs IV. über die Ligue 14. März 1590. — 2) J.-**sur-Seine**, Dorf im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, südöstlich vor der Enceinte von Paris über dem linken Ufer der Seine, mit Paris durch Pferdebahn verbunden, hat ein Siechenhaus (700 Betten), Gemüsekultur, Fabrikation von Orgeln, Stahlwaren, Kautschuk, Thonwaren ꝛc. und (1891) 22,357 Einw. Im S. erhebt sich das Fort J.

Ivybridge (spr. aiwibridsch), Stadt in Devonshire (England), am Erme, 16 km nordöstl. von Plymouth, mit Papierfabriken und (1891) 1782 Einw.

Iwaarit, s. Granat, S. 857.

Iwakura Tomomi, japan. Staatsmann, geb. 1815 in Kioto als Sohn eines Kuge (Hofadligen), gest. 1887, wurde in chinesischer Philosophie ausgebildet, weswegen er entschiedener Feind der Fremden war und 1858 als Ratgeber des Mikado Komei Tennô diesen bewog, 1858 den Vertrag des Shôgun von Tokio mit Amerika nicht zu genehmigen. Nicht lange darauf beim Mikado in Ungnade gefallen, verband er sich mit Kido, Saigô, Ôkubo und andern hervorragenden Japanern zum Sturz des Shôgunats, der 1868 gelang. J., der inzwischen die Notwendigkeit freundlicher Beziehungen zu den Fremden und den Wert der europäischen Kultur erkannt hatte, wurde vom Mikado 1868 zum Minister ernannt, empfing 1870 den Titel Dainagon (»großer Ratgeber«) und übernahm 1871 das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten; auch wurde er U-Daijin oder Vizepräsident des Ministeriums. 1872 erhielt er die Führung der großen Gesandtschaft, welche Japan nach den Vereinigten Staaten und Europa schickte. 1873 zurückgekehrt, widersetzte er sich mit Erfolg dem von den Samurai verlangten Krieg mit Korea, weswegen 14. Jan. 1874 ein Mordanfall gegen ihn verübt wurde. Die durchgreifenden Reformen, welche in Japan die europäische Kultur zur Herrschaft brachten, beförderte er mit allen Kräften bis an seinen Tod.

Iwán (russ., soviel wie Johann), Name mehrerer russ. Großfürsten und Zaren:

1) J. I., **Danilowitsch**, auch **Kalita** (der »Beutel«, weil er aus einem solchen Almosen verteilte) genannt, war erst Fürst von Wladimir, Nishnij Nowgorod und Moskau und ward 1328 durch die Tataren, deren Gunst er sich durch Unterwürfigkeit gewonnen, nach der Absetzung Alexanders II. zum Großfürsten von Moskau erhoben. Er regierte, auf die Geistlichkeit gestützt, kräftig und erfolgreich und starb 1341 als Mönch.

2) J. II., Sohn des vorigen, geb. 30. März 1326, folgte seinem ältern Bruder, Semen (Simeon), 1353 in der Regierung, verlor bedeutende Länderstrecken am Dnjepr an die Litauer und starb 13. Nov. 1359.

3) J. III., **Wasiljewitsch**, Sohn Wasilijs des Blinden, Großfürsten von Moskau, geb. 22. Jan. 1440, gest. 27. Okt. 1505, bestieg 17. März 1462 den Thron und fügte dem moskowitischen Großfürstentum Twer, Moshaisk, Wologda und andre Gebiete hinzu. Er vermählte sich 1472 mit Sophie, Tochter des Thomas Paläologos, Bruders des letzten byzantinischen Kaisers, wodurch der doppelköpfige byzantinische Adler in das russische Wappen kam. 1478 unterjochte er das blühende Nowgorod, und 1480 machte er sich von der Abhängigkeit von den Tataren frei. Er war der erste, welcher den Titel **Zar von Großrußland** führte und die Einheit und Unteilbarkeit des russischen Reiches proklamierte.

4) J. IV., **Wasiljewitsch**, mit dem Beinamen **der Schreckliche**, geb. 25. Aug. 1530, gest. 17. März 1584, Sohn Wasilijs IV., Enkel des vorigen, regierte, anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter, 1534—1584. Am 16. Jan. 1547 zum Zaren gekrönt, unterwarf er 1552 Kasan und 1554 Astrachan. Seine Gelüste auf das in den Händen Deutscher Ritter befindliche Livland vereinigten aber Schweden, Polen und Dänemark zu einem Bündnis gegen ihn. Während seiner Regierung begann die Eroberung Sibiriens. Durch Stephan Báthori in die Enge getrieben, suchte er um Hilfe bei dem deutschen Kaiser Rudolf II. und dem Papst Gregor XIII. nach und trat in dem durch den päpstlichen Nunzius 1582 zu stande gebrachten Waffenstillstand zu Zápolya seine Ansprüche auf Livland ab. Nowgorod ließ er seine Unabhängigkeitsgelüste 1570 mit dem Tode von 60,000 Einwohnern büßen. Auch Twer, Moskau u. a. O. erfuhren seine Grausamkeit. Schon während der Minderjährigkeit Iwans war das Volk durch Parteihader der Großen, Willkür und Grausamkeit schwer heimgesucht worden. Später veranlaßte der Kampf des Zaren mit den Bojaren, insbes. von 1564 ab, eine Reihe terroristischer Maßregeln, von denen nicht bloß der Adel, sondern auch die andern Stände betroffen wurden. Dagegen hat sich J. auch Verdienste um die Zivilisation seines Volkes erworben, hat deutsche Gelehrte, Künstler und Handwerker nach Rußland gezogen und, nachdem die Engländer 1553 den Seeweg nach Archangel aufgefunden hatten, durch einen Vertrag mit England den russischen Handel begründet. Auch die Militärverfassung der Strelitzen ist auf ihn zurückzuführen. Im Jähzorn tötete J. 1581 seinen ältesten Sohn, Iwan.

5) J. V., **Alexejewitsch**, zweiter Sohn des Zaren Alexei und Halbbruder des nachmaligen Kaisers Peter I., geb. 27. Aug. 1666, gest. 29. Jan. 1696, wegen seiner körperlichen und geistigen Schwäche nach dem Tode seines Bruders, des Zaren Feodor (1682), anfangs bei der Entscheidung der Thronfolgerfrage übergangen, wurde, nachdem sein jüngerer Bruder, Peter, etwa einen Monat hindurch allein Zar gewesen war, von den Strelitzen auf Veranlassung seiner Schwester Sophie zum Zaren ausgerufen. Während der Zweiherrschaft Iwans und Peters herrschte deren Schwester Sophie bis 1689. Auch später beteiligte sich J. thatsächlich nicht an der Regierung.

6) J. VI., Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Bevern und der russischen Großfürstin Anna Leopoldowna, geb. 24. Aug. 1740, gest. 5. Dez.

Digitized by Google

1764, wurde gleich nach seiner Geburt von der Kaiserin Anna Iwanowna als Sohn angenommen und von derselben bei ihrem Ableben zu ihrem Nachfolger unter der Vormundschaft Birons ernannt. Am 28. Okt. 1740 wurde dem jungen Kaiser gehuldigt. Kurz darauf aber stürzte seine Mutter Biron und nahm die Zügel der Regierung selbst in die Hand. Infolge der Thronumwälzung (5. Dez. 1741) zu gunsten Elisabeths, der Tochter Peters I., verlor J. Krone und Freiheit, wurde mit seinen Eltern und seiner Schwester nach Riga gebracht, dann in Dünamünde und in Renenburg gefangen gehalten. 1744 wurde er von seinen Angehörigen getrennt und nach Cholmogory gebracht. Die Besorgnis, daß Friedrich d. Gr. einen Versuch zur Befreiung Iwans unternehmen werde, veranlaßte 1756 seine Überführung nach Schlüsselburg, wo er mit Ausnahme eines kurzen Aufenthalts in Petersburg 1757 und einer Reise nach Kexholm 1762 in strengem Gewahrsam verblieb. Der Versuch einer Rebellion zu gunsten Iwans, welchen ein Offizier, Mirowitsch, machte, veranlaßte in dem Augenblick, als der Verschwörer mit einer Anzahl Soldaten dem Kerker nahte, um den ehemaligen Kaiser zu befreien, 5. Dez. 1764 dessen Ermordung durch zwei Offiziere, deren Obhut er anvertraut war, und die in dem gegebenen Fall einer Instruktion entsprechend handelten. Die lange Haft hatte den unglücklichen Jüngling blödsinnig gemacht; auch stotterte er sehr arg. Seine Katastrophe gab Veranlassung zu allerlei Gerüchten von einer Mitschuld Katharinas II., welche den Befreiungsversuch angezettelt haben sollte, um sich bei dieser Gelegenheit des Prätendenten zu entledigen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung erscheinen diese Gerüchte als völlig grundlos. Vgl. Brückner, Die Familie Braunschweig in Rußland im 18. Jahrhundert (St. Petersb. 1876).

Iwangorod, 1) Festung im russ. Gouv. Lublin, an der Mündung des Wieprz in die Weichsel, Knotenpunkt der Eisenbahnen Kowel-Mlawa, J.-Lukow und J.-Dombrowa, besteht aus einer Hauptfestung mit bastioniertem Hauptwall u. neun kleinern Werken auf dem rechten Ufer (davon sechs in den Jahren 1877—84 angelegt), einem stark befestigten Brückenkopf (Fort Gortschakow) u. drei vorgeschobenen Werken auf dem linken Ufer der Weichsel. J. bildet mit Warschau, Nowo-Georgiewsk und Brest-Litowsk das polnische Festungsviereck, das für den Fall eines Krieges mit Deutschland und Österreich-Ungarn von der größten Bedeutung ist. — 2) Vorstadt von Narwa im russ. Gouv. St. Petersburg, am rechten Ufer der Narowa, mit den Ruinen der 1492 von Iwan III. Wasiljewitsch erbauten Festung, die abwechselnd bald Rußland, bald Schweden angehörte, bis sie 1704 der Feldmarschall Scheremetjew durch Kapitulation für Rußland auf die Dauer gewann.

Iwanówo-Wosneßensk, Kreisstadt im russ. Gouv. Wladimir, genannt das »russische Manchester«, an der Eisenbahn Schuja-Kineschma, früher Besitzung des Grafen Scheremetjew, hat sieben Kirchen, zahlreiche Fabriken, die fast alle Baumwollenstoffe (Zitz, Kattun ꝛc.) produzieren, eine Maschinenbauanstalt und (1889) 20,910 Einw. Die gesamte Produktion von J. mit dem Kreis beläuft sich jährlich auf mehr als 10 Mill. Rubel.

Iwanowsche Bucht, im russ. Gouv. Archangel, an der Murmanskischen Küste des Nördlichen Eismeers, bildet den südwestlichen Teil des östlichen Rokujew-Meerbusens.

Iwanowscher Jahrmarkt, eine erst 1859 gegründete Messe, die im Schadrinschen Kreis des russ. Gouv. Perm, unfern Masliansk, 24. Aug. bis 5. Sept. auf freiem Feld abgehalten wird bei einer Kapelle, zu der starke Wallfahrten stattfinden. Der jährliche Umsatz beziffert sich auf ca. 5 Mill. Rubel. Zu den hauptsächlichsten Handelsartikeln gehören Gewebe, Pelzwerk, Leder, Thee, Zucker und Eisenwaren.

Iwaschinzow, Nikolai, Hydrograph, geb. 1. Mai 1819, gest. 25. Jan. 1871 in Petersburg, war Lehrer für Astronomie und Nautik beim Seekadettenkorps in Petersburg, nahm in den 40er Jahren an der Küstenaufnahme der Ostsee teil, begleitete 1853 Perowsky auf dem Zuge gegen die Ak-Metschet, nahm dabei den untern Sir Darja auf und begann in demselben Jahre als Chef der Expedition seine 15jährigen Arbeiten zur Aufnahme und Durchforschung des Kaspisees, deren Ergebnisse in zwei Bänden mit Atlas (Petersb. 1866—69) erschienen. Sein großes Werk über 38 russische Reisen um die Erde wurde 1849—50 veröffentlicht. Zuletzt war er Konteradmiral und Präsident der mathematischen Sektion der Geographischen Gesellschaft in Petersburg.

Iwatake, s. Gyrophora.

Iwein, einer der Helden aus Arthurs Tafelrunde (s. Arthur), dessen sagenhafte Geschichte im 12. Jahrh. der Trouvere Christian (Chrétien) von Troyes zu seinem Gedicht »Chevalier au lion« benutzte. J. besteht an einem Zauberbrunnen einen Ritter und tötet ihn; dessen Gattin Laudine nimmt er zum Weibe. Auf Gaweins Rat, sich nicht zu verliegen, verläßt er seine Gemahlin mit dem Versprechen, innerhalb Jahresfrist zurückzukehren. Da er aber sein Wort nicht hält, verliert er Laudines Gunst und wird infolge davon wahnsinnig. Umherirrend, befreit er einen Löwen von einem Drachen und kommt, fortan von jenem begleitet, nach zahlreichen Abenteuern endlich zu Laudine zurück, die sich mit ihm aussöhnt. Seinen Stoff hat Chrétien schwerlich der keltischen Sage entnommen, sondern der weitverbreiteten Geschichte von der leicht getrösteten Witwe, die namentlich als »Matrone von Ephesus« bekannt geworden ist (vgl. Förster in seiner Ausgabe des »Chevalier au lion«, Halle 1887). Chrétiens Gedicht hat dann Hartmann von Aue in seinem »Iwein« deutsch bearbeitet.

Iwonicz (spr. -nitsch), Dorf in Galizien, Bezirksh. Krosno, an der Staatsbahnlinie Sucha-Stryj, hat eine alte Kirche, jod- und bromhaltige Kochsalzquellen (10°), eine gräflich Załuskische Badeanstalt und (1890) 2662 poln. Einwohner.

Ixelles (spr. iksäl), Vorstadt im SO. von Brüssel, hat mehrere schöne Kirchen, ein Rathaus, Denkmäler von Leopold I. und Cockerill, eine Kriegsschule (in der ehemaligen Abtei La Cambre), ein Athenäum, ein bischöfliches Collège, das kartographische Institut, bedeutende Industrie in Porzellan, Glas, Orgeln und (1890) 44,497 Einw. Im S. das parkartig angelegte, vielbesuchte Bois de la Cambre (s. den Plan von Brüssel in Bd. 3).

Ixia *L.*, Gattung aus der Familie der Iridaceen, schön blühende Zwiebelgewächse mit am Grunde des einfachen oder verzweigten Stengels gedrängt stehenden schwert- oder linienförmigen Blättern und längs des Stengels oder der Äste sitzenden Blütenständen. Von den 25 südafrikanischen Arten werden mehrere als Zierpflanzen kultiviert. Man zieht sie über Winter in einem temperierten Hause auf und stellt sie im April an einen recht sonnigen Platz.

Digitized by Google

Ixil, Stamm der Maya (s. d.).

Ixiolith, s. Tantalit.

Ixion, in der griech. Sagengeschichte Sohn des Phlegyas, König der Lapithen oder Phlegyer, Vater des Peirithoos, warb um Dia, die Tochter des Deïoneus, und versprach diesem große Brautgeschenke, hielt aber nicht Wort. Als ihm jener darauf zum Pfande seine Rosse wegnahm, lud ihn I. arglistig zu sich ins Haus und stürzte ihn hier in eine mit Feuer gefüllte Grube, worin er umkam. Darob in Wahnsinn verfallen, wurde I. endlich von Zeus entsühnt und sogar an die Tafel der Götter gezogen. Hier aber entbrannte er in Leidenschaft für Hera, und diese entging ihm nur dadurch, daß sie ihn ein ihr ähnliches Wolkenbild (Nephele) umarmen ließ, woraus ein Kentaur oder die Kentauren (s. d.) entstanden. Da er sich aber der vermeintlichen Gunst der Göttin rühmte, ließ ihn Zeus zur Strafe für seinen Frevel an Händen und Füßen mit ehernen Banden auf ein ewig rollendes feuriges Rad befestigen. Spätere Sage versetzt die Vollziehung dieser Strafe in die Unterwelt.

Ixmiquilpan (spr. ißmikilpa), Stadt im mexikan. Staat Hidalgo, 1750 m ü. M., am Rio de Tula reizend gelegen, mit ausgedehntem Acker- und Gartenbau und (1880) als Gemeinde 13,116 Einw.

Ixōdes, die Zecke; Ixodidae (Zecken), Familie aus der Ordnung der Milben; s. Zecken.

Ixora *L.*, Gattung aus der Familie der Rubiaceen, Sträucher oder kleine Bäume mit gegenständigen, lederartigen, ganzen Blättern, nicht scheidig verbundenen Nebenblättern, weißen oder roten Blüten in meist endständigen cymösen Doldenrispen und gewöhnlich kugelförmigen Steinfrüchten. Über 100 Arten in den Tropen der Alten und Neuen Welt, meist aber in Ostindien und auf dem Malaiischen Archipel. Von I. coccinea *L.* (Feuerbrand, Buschflamme), auf Ceylon, werden die großen scharlachroten Blüten in den Tempeln der Gottheit Iswarra als Opfer dargebracht, auch benutzt man die Pflanzen zu medizinischen Zwecken. I. odorata *Hook.*, auf Madagaskar, liefert ein ätherisches Öl, welches zur Parfümerie benutzt wird. Mehrere Arten, besonders I. coccinea *L.* und I. stricta *Roxb.*, auf den Molukken und in China, mit langröhrigen zinnoberroten Blüten, kultiviert man, zum Teil in mehreren Varitäten, als Zierpflanzen in unsern Gewächshäusern.

Iynx (spr. i-inks), Tochter des Pan und der Echo oder Peitho, verführte den Zeus zu dem Liebeshandel mit der Io und ward deshalb von Hera in einen Vogel, den sogen. Wendehals (Iynx torquilla *L.*), verwandelt, welchem man die Kraft zuschrieb, Liebe einzuflößen. Als mythischer Urheber der aphrodisischen Verwendung des Vogels wird Jason angeführt, welchen Aphrodite lehrte, den Vogel unter Zaubersprüchen herumzudrehen, um dadurch Medeas Liebe zu gewinnen. Der Name I. ward dann auf Liebeszauber überhaupt ausgedehnt. Die bildende Kunst eignete sich den Vogel I. als Symbol der Liebesverlockung an.

Iynx, der Wendehals (s. d.); Iyngidae (Wendehälse), eine Familie der Klettervögel (s. d.).

Iza (spr. isa), Fluß in Ungarn, entspringt im Komitat Marmaros, auf der Nordseite des Rodnaer Gebirges, fließt zuerst 10 km weit unterirdisch, sodann in nordwestlicher Richtung parallel mit dem Visso und mündet unterhalb Marmaros-Sziget in die Theiß.

Izabal (Ysabel), Stadt im zentralamerikan. Staat Guatemala, unter 15° 25′ nördl. Br., am Südufer der Laguna Dolce, aus welcher der Rio Dolce abfließt, mit (1886) 3328 Einw. Der Ort ist nur für kleine Küstenfahrer zugänglich (s. Livingston).

Izalco, Indianerdorf im mittelamerikan. Staat Salvador, 455 m ü. M., 25 km nordöstlich von Sonsonate, am Fuß des Vulkans I., der sich 1798 bildete und 760 m über seine Umgebung emporragt.

Izamal, Stadt im mexikan. Staat Yucatan, 70 km östlich von Mérida, mit großen Jahrmärkten und (1880) 4797 Einw. Dabei Ruinen einer altindianischen Stadt.

Izbug, Schwefelquelle in Ungarn, s. Kalugyér.

Izedismus (v. pers. ized, »Gott«), diejenige Abart des dualistischen Religionssystems der Perser, in welcher das böse Prinzip (s. Ahriman) für mächtiger als das gute angesehen, daher am meisten verehrt wurde.

Izjum, Stadt, s. Isjum.

Izlaz-Tachtalia-Greben, Donaukatarakte, s. Eisernes Thor 2).

Izsó (spr. ischo), Nikolaus, ungar. Bildhauer, geb. 1830 in Horváti im Borsoder Komitat, gest. 29. Mai 1875 in Budapest, studierte in Saros-Patak, ward Honved und trat nach der Katastrophe bei Világos bei dem Bildhauer Ferenczy in die Lehre, arbeitete dann bei Gasser in Wien und ging später nach München, wo er mit der Statuette eines trauernden Schäfers seinen Ruf begründete. Nach Budapest zurückgekehrt, erhielt er den Auftrag, die Statue zum Denkmal des Dichters Csokonay in Debreczin anzufertigen, welche Aufgabe er glücklich löste. Auch führte er eine Anzahl Porträtbüsten mit scharf ausgeprägter nationaler Charakteristik sowie eine Anzahl von Modellen zu Statuetten von nationalem Genre aus und hinterließ das nahezu fertige Modell zum Petöfi-Monument, das in Pest errichtet worden ist.

Iztaccihuatl (spr. istakßigwátl, »Weißer Berg«), kraterloser Vulkan auf dem Hochland von Mexiko, 5205 m hoch, mit dem benachbarten Popocatepetl (5420 m) durch einen 3700 m hohen Sattel verbunden und auf den Flanken durch die Auswürfe jenes bedeckt, besteht durchaus aus Amphibolandesit. An seinem Nordfuß führt die Straße von Puebla nach Mexiko in 3100 m Höhe.

J (Jot).

Stichwörter, welche unter Jot vermißt werden, sind unter dem Vokal I nachzuschlagen.

J, j, lat. **J, j** (Jot, ungut Jod), der tönende Reibelaut, welcher entsteht, wenn man bei tönender Stimme den mittlern Teil der Zunge dem harten Gaumen nähert und durch diese Enge den Stimmton austreten läßt. Der entsprechende tonlose Reibelaut ist das ch in ich. Es gibt aber auch ein halbvokalisches, wie ein rasch gesprochenes i klingendes j, z. B. im englischen yes; auch in der süddeutschen Aussprache kommt es häufig vor. Die Griechen und Römer kannten den Konsonanten J nicht, wenn auch den letztern nicht

Digitized by Google

entging, daß sie das i vor einem Vokal anders und zwar ähnlich wie einen Konsonanten aussprachen, wie auch mehrere, darunter besonders Cicero, z. B. maiius statt maius schrieben. Erst im 16. und 17. Jahrh. ward das j in lateinischen Büchern eingeführt und ging von da bald ins Hochdeutsche über, wo es nun die zehnte Stelle im Alphabet einnimmt. In den nordischen und slawischen Sprachen hat das j ebenfalls erst in neuerer Zeit Eingang gefunden. Die Engländer und Franzosen drücken den Laut des j durch y aus, dagegen wird j im Englischen etwa wie dsch, im Französischen und Portugiesischen wie ein sehr weiches sch ausgesprochen; im Spanischen fällt j mit der Aussprache des hier wie ein scharfes ch gesprochenen x zusammen, daher man viele Wörter, die man sonst mit x schrieb, jetzt mit j schreibt (z. B. Mejico statt Mexico). Die italienische Aussprache hat das j für lateinisches l nach Konsonanten, z. B. in fiume, lateinisch flumen; außerdem wird in der Schrift j (spr. i) zuweilen für das ii des Plurals gesetzt (z. B. collegj für collegii). Bei arabischen, türkischen, persischen, indischen und andern Wörtern wird häufig der Laut sch oder dsch von Franzosen und Engländern mit j wiedergegeben; Wörter dieser Art sind in diesem Buch unter Dsch oder Sch zu suchen.

Abkürzungen.

In der Chemie ist J das Zeichen für 1 Atom Jod. — J. P. in England = Justice of the Peace, »Friedensrichter«. Im übrigen steht in lateinischen Abkürzungen meist I an Stelle von J, z. B. I. C. statt J. C. (vgl. Artikel »I«, S. 134).

Jaabäk, Sören, norweg. Politiker, geb. 1. April 1814 zu Holme im Amte Mandal, gest. 7. Jan. 1894 in Christiania, arbeitete sich aus ärmlichen Verhältnissen empor, ward Lehrer, war seit 1837 Besitzer des gleichnamigen Hofes in Halsá-Herred und gehörte seit 1845 bis zu seinem Tode ununterbrochen als Abgeordneter dem Storthing an, in welchem er für radikale Reformen und Ersparnisse im Staatshaushalt wirkte; er war einer der Führer der Bauernpartei. Die gleichen Bestrebungen vertrat er auch in dem 1865 von ihm begründeten Wochenblatt »Folketidende« (bis 1881). Er schrieb: »Englands Historie for det norske Folk«, »Varme Piller« (1880), »Sang og Hvile« (1883), »Kongers og Kejseres Levevis« (1882—84), »Den höiste Magt in Staten« (1883) und andre Volksschriften. [Jaen (s. d.).

Jabalcuz (spr. chabalkúhß), Berg und Badeort bei

Jabalpur, ind. Bezirk, s. Dschabalpur.

Jabbok (jetzt Wadi Zerka), linker Nebenfluß des Jordans in Palästina, entspringt östlich von Rabbath Ammon (Amân) und bildete die Grenze zwischen den Stämmen Gad und Manasse.

Jabes, Stadt im ostjordan. Palästina (Gilead), deren Bewohner den Benjaminiten verschwägert waren und den Leichnam Sauls den Philistern entführten und begruben. J. lag unweit des Wadi Jabis, vielleicht an der gleichnamigen Ruinenstätte.

Jabetnik (russ.), Amtmann, in Rußland ehedem ein Beamter zur Verfolgung von Verbrechern; jetzt soviel wie Denunziant, falscher Ankläger.

Jablochkowsche Kerze, s. Elektrisches Licht, S. 643.

Jablonoi (Jablonowoi, »Apfelgebirge«, mongol. Dynsedaban), Gebirgsrücken in Ostsibirien, der sich von der chinesischen Grenze in nordöstlicher Richtung mitten durch ganz Transbaikalien nach Jakutsk hinzieht und zuletzt die Grenze gegen die Amurprovinz bildet. Es ist eine schmale, durchschnittlich 1500 m hohe Kette, die im Sochondo 2450 m erreicht und die Wasserscheide zwischen Amur und Lena bildet, in ihrem südlichern Teile jedoch von der Ingoda, die zum Amurgebiet gehört, durchbrochen wird. Der Erzreichtum des Gebirges hat neuerdings eine stärkere Bevölkerung angezogen.

Jablonowski, poln. Grafen- und Fürstenfamilie, die ihren Vornamen Pruß von den alten preußischen Herzögen, ihren Geschlechtsnamen dagegen von dem Flecken Jablonow in Westpreußen ableitet. Die namhaften Sprößlinge derselben sind:

1) Stanislaus, geb. 1634, gest. 1702, war einer der ersten Teilnehmer der gegen König Michael gerichteten Konföderation, entschied nach dessen Tode die Königswahl zu gunsten Sobieskis (1674) und erwarb sich als Feldherr durch Verteidigung des Vaterlandes, besonders gegen die Türken, große Verdienste, die ihm 1682 die Krongroßfeldherrnwürde und 1692 die Kastellanei Krakau eintrugen. Als einer der Feldherren der polnischen Befreiungsarmee vor Wien gegen die Türken ward er vom Kaiser Leopold zum deutschen Reichsfürsten ernannt. In Lemberg ist ihm ein Standbild errichtet.

2) Joseph Alexander Pruß, Fürst von Jablonow, geb. 4. Febr. 1712, gest. 1. März 1777 in Leipzig, ward Woiwod von Nowgorod, erhielt 1743 die Würde eines deutschen Reichsfürsten, verließ 1768 der Unruhen wegen sein Vaterland und ließ sich in Leipzig nieder. Als Freund der Wissenschaften legte er reiche Sammlungen von Büchern, Münzen etc. an, schrieb selbst mehrere polnische, lateinische und französische Werke, gründete 1768 in Leipzig die noch jetzt bestehende »Fürstlich Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften« und stattete dieselbe mit einem Kapital aus, von dessen Zinsen drei goldene Preismedaillen geprägt und nebst Geldpreisen für die beste Beantwortung der aus den Fächern der polnischen Geschichte, der politischen Ökonomie, Physik und Mathematik gestellten Fragen verteilt werden. Nachdem die Thätigkeit der Gesellschaft längere Zeit unterbrochen gewesen war, wurde sie 1828 wieder aufgenommen. Vgl. »Acta Societatis Jablonoviae« (Leipz. 1772—73, 6 Bde.), »Nova acta S. J.« (das. 1802—45, 9 Bde.) und »Preisschriften« (das. 1847—91, Bd. 1—29). Die Familie blüht noch in zwei Linien. Haupt der Familie ist Fürst Stanislaus, geb. 19. Jan. 1846, der in Bursztyn in Galizien lebt.

Jablonsky, Boleslaw, Pseudonym, s. Tupý.

Jablunkapaß, s. Jablunkau.

Jablunkau (poln. Jablunków), Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Teschen, 386 m ü. M., in den Beskiden, an der Olsa und der Kaschau-Oderberger Bahn gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat Mühlen, Viehmärkte und (1890) 2545 (als Gemeinde 3478) meist poln. Einwohner. 10 km südlich davon liegt bei dem Dorfe Mosty (1941 Einw.) der Jablunkapaß, früher durch zwei Forts (die Jablunkauer Schanzen) verteidigt, durch welchen die Straße und jetzt die Eisenbahn mittels eines 606 m langen Tunnels nach Csacza in Ungarn führen. Die genannten Schanzen wurden 1541 errichtet als Schutz gegen die Türken, die bereits ganz Ungarn überschwemmt hatten. 1625 eroberte sie Mansfeld und behauptete sie ein ganzes Jahr lang; 1645 fielen sie in die Gewalt der Schweden unter Königsmark. Auch in den Kriegen Friedrichs d. Gr. spielten sie eine Rolle; im Siebenjährigen Kriege waren sie so vielen Stürmen ausgesetzt, daß sie ganz in Verfall gerieten. Neuerdings ist dies Bollwerk gänzlich demoliert worden.

Digitized by Google

Jabneel, Stadt, s. Jamnia.

Jaborandiblätter, s. Pilocarpus.

Jabot (franz., spr. schabō), Hemd-, Brustkrause an Mannshemden, im 18. Jahrh. üblich; vgl. Halstuch.

Jaca (spr. chāka), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Huesca, 735 m ü. M., auf einem Hügel am linken Ufer des Aragon, Bischofsitz, hat alte Mauern mit gotischen Thoren, eine Citadelle (unter Philipp II. erbaut), eine gotische Kathedrale u. (1887) 4649 Einw. Südlich von J. erhebt sich die aussichtsreiche Peña de Oroel (1760 m) u. südwestlich die Sierra de la Peña, die ein ehemaliges Benediktinerkloster (San Juan de la Peña, mit prachtvoller Grabkapelle) trägt.

Jacaranda *Juss.*, Gattung aus der Familie der Bignoniaceen, schöne Bäume oder Stauden mit gegenständigen, doppelt, selten einfach gefiederten Blättern, sehr zahlreichen ganzrandigen oder gezähnten Blättchen, großen Blüten in lockern, meist endständigen Rispen und rundlichen, zusammengedrückten Kapseln mit geflügelten Samen. Etwa 30 Arten von den Bermudasinseln bis Brasilien. Von J. brasiliana *Pers.*, einem Baume mit doppelt gefiederten Blättern, unterseits wollig-filzigen Fiederchen, leitet man das Palisanderholz (Palyxanderholz, Jakarandaholz, brasilisches Bockholz, Zuckertannenholz, Sukkador, blaues Ebenholz, Violettholz) ab. Dies ist hart, schwer, sehr schwer spaltbar, schokoladenbraun mit einem Stich ins Violette, auf der Vertikalfläche tiefschwarz geädert und gebändert; es zählt zu den edelsten Kunsthölzern. Man unterscheidet in Brasilien über zehn Arten Jakarandaholz, und es ist sicher, daß nicht alle von J. brasiliana abstammen. Von andern Arten, z. B. von J. procera *Spr.* in Brasilien, werden die Blätter (Jakarandablätter, Caroba, Folia Carobae) als tonisch-adstringierendes, harn- und schweißtreibendes Mittel benutzt.

Jacare (Schakare), s. Alligatoren.

Jăcet (lat.), auf Grabinschriften: hier ruht.

Jachal (spr. chatschāl), Bergstadt in der argentin. Provinz San Juan, am Fluß J. (der in den San Juan fließt), in der Nähe der Gold- u. Silbergruben von Guachy und Gualilan, hat Schmelzhütten und 3000 Einw., die lebhafte Ausfuhr von Vieh nach Chile (Coquimbo und Huasco) betreiben.

Jachin (hebr., »er steht fest«) und **Boas** (hebr., »in ihm ist Kraft«), Namen der beiden hohl aus Erz gegossenen Prachtsäulen, welche an der Vorhalle des Salomonischen Tempels standen (1. Kön. 7, 15—22; 2. Chron. 3, 17; Jer. 52, 21 ff.).

Jachmann, 1) Eduard Karl Emanuel, deutscher Admiral, geb. 2. März 1822 in Danzig, gest. 23. Okt. 1887 in Oldenburg, ward 1845 Marineleutnant auf der Korvette Amazone, mit der er seine erste große Reise in fremde Meere machte, 1852 Dezernent in der Marineabteilung des Kriegsministeriums zu Berlin, 1854 Korvettenkapitän und 1859 Kapitän zur See. 1862 nahm er als Kommandant der Fregatte Thetis an der Expedition nach Ostasien und China teil und ward dann Chef des Stationskommandos in Danzig. Im dänischen Kriege befehligte er die preußischen Streitkräfte in der Ostsee, lieferte 17. März 1864 der dänischen Flotte das Seegefecht bei Jasmund (Rügen) und ward zum Konteradmiral ernannt. Von 1864—67 Chef der Marinestation zu Kiel, ward er 1867 zum Präses des Marineministeriums, 1868 zum Vizeadmiral und 1871 zum Oberbefehlshaber sämtlicher aktiver Streitkräfte des Deutschen Reiches zur See ernannt. Als General v. Stosch Marineminister wurde, trat er 1873 in den Ruhestand und lebte seitdem in Oldenburg.

2) Johanna J.-Wagner, Sängerin, s. Wagner.

Jachschlange, s. Nattern.

Jacht (Yacht, engl. [spr. jott]; dän. und holländ. auch Jagt), einmastiges nordisches Küstenfahrzeug, scharf gebaut, mit langem Klüverbaum und hohem Hinterschiff; führt Gaffel-, Topp-, Bram- und Stagsegel mit Klüvern. Vor dem Winde schlecht segelnd, liegen die Jachten meist gut beim Winde. Die J., eine Spezialität der Ostsee und besonders der dänischen Inseln, hat durchschnittlich 60—100 Ton. Gehalt. In England baute man früher ähnliche Fahrzeuge für den Post- und Depeschendienst bei der Marine, und von diesen wurde der Name auf Lustfahrzeuge verschiedener Bauart und etwa 300—400 Ton. übertragen, die vielfach mit Dampfkraft ausgerüstet sind und zu Vergnügungsreisen in allen Meeren dienen. Vgl. Segelsport.

Jacini (spr. jatschīni), Stefano, Graf, ital. Staatsmann, geb. 1827 in Casalbuttano bei Cremona, gest. 25. März 1891, widmete sich, in der Fellenbergschen Anstalt zu Hofwyl vorgebildet, rechtswissenschaftlichen und staatswirtschaftlichen Studien und bereiste hierauf einen großen Teil Europas und den Orient. Seine gekrönte Preisschrift »La proprietà fondiaria e la popolazione agricola in Lombardia« (Mail. 1856 u. öfter) trug dem Verfasser die Mitgliedschaft des Instituts in Mailand ein. In der Denkschrift »Über den Zustand des Veltlins« (1858) verurteilte er mit großer Schärfe die österreichischen Verwaltungsprinzipien. Auch gehörte er zu den Gründern der Zeitung »Perseveranza«. Bei den Vorgängen in der Lombardei von 1859 ward J. wiederholt von dem Ministerium in Turin zu Rate gezogen und 1861 im Ministerium Cavour mit dem Portefeuille der öffentlichen Arbeiten betraut, das er jedoch schon 12. Juni d. J. niederlegte. Dasselbe Amt übernahm er in dem im September 1864 von Lamarmora gebildeten Kabinett, behielt es auch unter Ricasoli bis zum Februar 1867 bei und erwarb sich um die Entwickelung des Eisenbahn-, Post- u. Telegraphenwesens in Italien, namentlich auch um die Erbauung der Gotthardbahn, bedeutende Verdienste. 1870 wurde er zum Senator ernannt, 1880 zum Grafen erhoben. Von weitern Schriften sind zu nennen: »Due anni di politica italiana« (Mail. 1868); »Sulle opere publiche in Italia« (das. 1870); »Un po' di commento sul trattato di Berlino« (Rom 1878); »Sulla politica estera« (das. 1879); »I conservatori e la evoluzione naturale dei partiti politici in Italia« (das. 1879); »Frammenti dell' inchiesta agraria« (das. 1883); »Pensieri sulla politica italiana« (in der »Nuova Antologia«, 1889) u. a.

Jack (engl., spr. dschäck, entstanden aus dem franz. Jacques, nach andern aus Jankin, der veralteten Verkleinerungsform von Joh[a]n), Koseform für John, von ähnlichem Gebrauch wie unser »Hans«, z. B. im Märchen »Jack der Riesentöter«, namentlich Spitzname der Matrosen (eigentlich J. Tar, »Hans Teer«, woraus irrtümlich »Teerjacke« entstanden); Old J., in der Matrosensprache die britische Flagge (s. Union Jack); J. of all trades, Mensch, der in allen Sätteln gerecht ist; J. Pudding, soviel wie Hanswurst.

Jackett (engl. Jacket, franz. Jaquette), Jacke, Joppe; kam bei den Männern in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. in Frankreich als kurzes, weites Überziehkleid mit Ärmeln auf, in England zu derselben Zeit als vorn offener Überrock, der bis zur Mitte der Ober-

Digitized by Google

schenkel reichte. In der modernen Tracht kurzer Rock ohne Taille und Schoß. Vgl. Hänslein.

Jackholz, s. Artocarpus.

Jackmaschine (spr. dschäck-), s. Spinnen.

Jackson (spr. dschäcks'n), mehrere Orte der nordamerikan. Union: 1) Hauptstadt des Staates Mississippi, an dem nur für kleine Boote schiffbaren Pearl River, mit schönem Staatenhaus, Zuchthaus, Irrenhaus, Anstalten für Blinde und Taubstumme, starkem Baumwollhandel und (1890) 5920 Einw. Die Stadt wurde 14. Mai 1863 von Grant genommen und fast ganz zerstört. — 2) Stadt im Staate Michigan, am obern Grand River, Bahnknotenpunkt, hat ein Staatsgefängnis, Werkstätten der Michigan-Zentralbahn, zahlreiche, durch die gebotene Wasserkraft geförderte Fabriken von Thonwaren, Wagen, Ackergeräten, Seife, Korsetts und (1890) 20,798 Einw. In der Nähe Kohlengruben. — 3) Hauptort der Grafschaft Madison in Tennessee, am Forked Deer River, Kreuzungspunkt von drei Bahnen, hat einen Unionsgerichtshof, West-Tennessee College, Methodistenschule für Mädchen, Fabriken für Wollwaren, Baumwollöl, Maschinen, Ziegel, Eis, bedeutenden Handel mit Baumwolle und (1890) 10,039 Einw. — 4) Hauptstadt der Grafschaft Jackson in Ohio, Bahnknotenpunkt, mit sechs großen Hochöfen, Kohlengruben, Handel mit Eisen und Kohle und (1890) 4320 Einw.

Jackson (spr. dschäcks'n), 1) Andrew, siebenter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 15. März 1767 von irischen Eltern zu Warsaw in Südcarolina, gest. 8. Juni 1845 auf seinem Landgut in Tennessee, machte, 15 Jahre alt, den nordamerikanischen Freiheitskrieg mit, widmete sich sodann dem Studium der Rechtswissenschaft und trat schon 1786 in Salisbury als Anwalt auf. 1790 ließ er sich zu Nashville in Tennessee nieder und wurde daselbst zum Generalprokurator, 1797 zum Senator, 1799 zum Oberrichter von Tennessee und Milizgeneral gewählt, zog sich indessen 1806 auf sein Landgut zurück. Beim Ausbruch des Krieges mit England 1812 ward er vom Kongreß zum Generalmajor und Oberbefehlshaber der Miliz ernannt. Er schlug 1813 einen Einfall der durch die Spanier unterstützten Creek-Indianer in Pensacola zurück und nahm den Ort durch Überfall. Am 8. Jan. 1815 wehrte er einen Angriff der Engländer auf New Orleans durch einen glänzenden Sieg ab, zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Seminolen in Florida (1816—21) rühmlich aus und erlangte als »Old Hickory« große Volkstümlichkeit. 1821 ward er Gouverneur von Florida und 1823 Senator für Tennessee. Schon 1824 stellte ihn die demokratische Partei als ihren Kandidaten für die Präsidentenwahl auf; doch unterlag J. mit wenigen Stimmen dem Staatssekretär Adams und siegte erst bei der nächsten Wahl 1828. Er bewies in der innern Verwaltung Mäßigung, während seine äußere Politik vor allem auf Erhaltung des Friedens und auf Ausbreitung und Hebung des amerikanischen Handels berechnet war. Doch stellte er den verhängnisvollen Grundsatz auf, daß mit jedem Präsidenten auch die ganze Verwaltung wechseln müsse, welche eine Beute der bei der Präsidentenwahl siegreichen Partei sei, wodurch die Parteileidenschaft sowie Habsucht und Ehrgeiz in den Politikern entfesselt wurden. Als mehrere Südstaaten gegen den neuen schutzzöllnerischen Tarif die Nullifikation beschlossen, beschwichtigte J. durch seine ebenso feste wie versöhnliche Haltung allmählich den Sturm. Daher ward er 1832 abermals zum Präsidenten gewählt. Dem Kongreßbeschluß zu gunsten der Erneuerung des Vereinigte Staaten-Bankprivilegiums stellte er sein Veto entgegen, weil dies Vorrecht der Bank ein Monopol sei, welches eine Geldaristokratie begründe, und ließ die bei der Bank niedergelegten Staatsgelder zurückziehen. Allerdings schlug er durch seine Maßregel dem amerikanischen Handel empfindliche Wunden, und die dadurch veranlaßte Einstellung der Zahlungen in vielen Staaten war dem Kredit höchst nachteilig und führte die Krisis von 1837 herbei. Im März 1837 zog sich J. auf sein Landgut in Tennessee zurück. Vgl. Parton, Life of Andrew J. (New York 1859—60, 3 Bde.); v. Holst, Die Administration Andrew Jacksons (Düsseld. 1874); W. G. Sumner, Andrew J. (Boston 1882); Dyer, General Andrew J. (New York 1891).

2) Thomas Jonathan, genannt Stonewall, General der Konföderierten in dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, geb. 21. Jan. 1824 zu Clarksburg in Virginia, gest. 10. Mai 1863 zu Chancellorsville in Virginia, kam, früh elternlos, als Kadett nach West Point, trat 1846 als Offizier in die Artillerie und that sich in dem mexikanischen Kriege hervor; 1852 nahm er seinen Abschied, um an der militärischen Lehranstalt Lexington in Virginia die Professur der Mathematik zu übernehmen. Der Erhebung des Südens schloß er sich mit Begeisterung an; er war im Kriege tollkühn, leistete in Märschen Unübertroffenes und wurde von seinen Truppen vergöttert. Im April 1861 organisierte er als Oberst ein Regiment und übernahm bald darauf als General den Befehl über das Beobachtungskorps bei Harper's Ferry. Die erste Schlacht bei Bull-Run (21. Juli 1861) entschied J. zu gunsten des Südens, indem er mit großer Kühnheit seine Brigade zur Unterstützung des hart bedrängten Generals Beauregard heranführte. Damals erwarb er sich den ehrenden Beinamen Stonewall (»Steinwall«). Gegen Ende 1861 zum Generalmajor befördert, behauptete er bis zum Frühling 1862 das wichtige Shenandoahthal. Durch den General Fremont ward er jedoch zum Rückzug genötigt, 8. Juni bei Croß Keys erreicht und geschlagen, aber nicht am Entkommen gehindert. In der siebentägigen Schlacht vor Richmond errang J. 27. Juni bei Gaines Mills gegen Porter den Sieg, ward aber in die Niederlage von Malvernhill 1. Juli hineingezogen. Im August 1862 führte er am Rapidan und Rappahannock die Vorhut Lees und entschied auch den zweiten Schlachttag von Bull-Run für den Süden. Während der Leeschen Expedition in Maryland nahm er, wieder der Führer der Avantgarde, 14. Sept. Harper's Ferry. Bei Antietam richtete sich der Hauptangriff wider seine Stellung, während er bei Fredericksburg den rechten Flügel führte, den Übergang Franklins über den Rappahannock vereitelte und dadurch eigentlich wieder den Sieg entschied. So bedeutende Leistungen trugen ihm die Ernennung zum Generalleutnant ein, der er 2. Mai 1863 bei Chancellorsville alle Ehre machte. Am Abend kehrte er mit seinem Stabe von einer Rekognoszierung ins Lager zurück; ein südcarolinisches Regiment hielt die Ankommenden für Feinde, gab Feuer und verwundete J. zum Tode, welcher einige Tage darauf eintrat. Er war der volkstümlichste und gefeiertste General der Konföderierten. Vgl. Cooke, Stonewall J., a military biography (New York 1866); Dabney, Life and campaigns of T. J. (Stonewall) J. (das. 1866); Mary Anna Jackson, Life and letters of General Thomas J. J.,

Digitized by Google

by his wife (das. 1892); Parton, Life of General Stonewall J. (das. 1893).

3) John Adams, amerikan. Bildhauer, geb. 1825 in Bath (Maine), erhielt seinen ersten Unterricht in der Kunst durch Johnston in Boston, begann darauf in Paris 1851 seine bildnerische Thätigkeit mit einigen Porträtbüsten und arbeitete in diesem Fache mit großem Erfolg, bis er 1858 nach New York ging, wo er sich auch der idealen Bildnerei zuwendete. 1860 mit der Anfertigung eines Denkmals für den Nordpolfahrer Kane beauftragt, führte er es in Bronze aus. In Florenz, wo er seinen Wohnsitz nahm, schuf er darauf eine Gruppe: Eva und der tote Abel (Marmorausführung in Philadelphia), die von der amerikanischen Kritik als ein Meisterwerk gepriesen wurde. Dann folgten eine Statue des Herbstes, ein bogenspannender Amor, Amor auf einem Schwan, die schuldige Fee, 1869 die Statue eines lesenden Mädchens, eine Musidora (nach Thomsons »Jahreszeiten«), u. a. Für Lynn (Massachusetts) arbeitete er ein in Erz gegossenes Kriegerdenkmal: die Stadtgöttin mit einem Lorbeerkranz in der Hand, am Postament die Gestalten der Gerechtigkeit und des Krieges.

4) William Lawries, engl. Staatsmann, geb. 1840 in Leeds, nahm als Inhaber einer bedeutenden Lederhandlung und als Direktor der Great Northern-Eisenbahn eine angesehene Stellung in seiner Vaterstadt ein. 1876 bewarb er sich ohne Erfolg, 1880 aber mit Erfolg um ein Mandat zum Unterhause für Leeds. Er schloß sich im Parlament der konservativen Partei an und erwarb sich in derselben solches Ansehen, daß er im Januar 1886 in Lord Salisburys erstem Kabinett das Amt eines Finanzsekretärs des Schatzes erhielt, welches ihm in dem zweiten Kabinett Salisburys im Juli 1886 wieder zufiel. 1890 wurde J., der als ein ausgezeichneter Geschäftsmann gilt, in den Geheimen Rat berufen und im November 1891 an Balfours Stelle Obersekretär für Irland, trat aber im August 1892 mit Salisbury zurück.

Jacksonville (spr. dschäcks'nwill), 1) Hauptstadt der Grafschaft Duval im nordamerikan. Staat Florida, am linken Ufer des St. Johnsflusses, 40 km von seiner Mündung, wichtigster Handelsplatz des Staates und wegen seines trocknen und gleichmäßigen Klimas (durchschnittliche Wintertemperatur 12°) besuchter Winteraufenthaltsort, mit Sägemühlen, Fabrikation von Parfüms, Seife, Zigarren, Eis und (1890) 17,201, aber 1892 schon 25,000 Einw., die bedeutenden Handel mit Getreide, Fleischwaren, Holz, Südfrüchten, Baumwolle, Zucker, Fischen, Gemüsen und Phosphaten und Dampfschiffahrt mit New York und Boston sowie Küstenverkehr mit Charleston, Savannah und St. Augustine betreiben. Die städtische Schuld beträgt 200,000, das steuerpflichtige Eigentum 12,600,000 Doll. — 2) Hauptstadt der Grafschaft Morgan in Illinois, 48 km westlich von Springfield, Bahnknotenpunkt, mit Irren-, Taubstummen- und Blindenanstalt des Staates, Privatirrenanstalt, College und andern höhern Schulen und (1890) 12,935 Einw.

Jackstag, Eisenstange an der obern vordern Seite längs der Raaen zur Befestigung der Segel.

Jacmel (spr. schackmell), Stadt an der Südküste der Republik Haïti, 44 km südwestlich von Port-au-Prince, unter 18° 13' nördl. Br., an einer halbrunden Bai zwischen Kap Maréchaux und Kap J., letzteres mit Leuchtturm, ist Sitz eines deutschen Konsuls u. hat 6000 Einw. Der gute Hafen wird von sechs Dampferlinien, darunter die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, angelaufen. 1892 betrug die Einfuhr 1,073,661, die Ausfuhr 2,233,812 (Kaffee 2,220,628) Pesos.

Jacob (spr. schá-), 1) André, unter dem Namen Erdan (Anagramm von André) bekannter franz. Schriftsteller, geb. 1826 in Angles (Vienne), gest. 24. Sept. 1878 in Frascati, der natürliche Sohn eines hohen Geistlichen, studierte auf dem Seminar St.-Sulpice in Paris, wendete sich aber bald der Schriftstellerlaufbahn zu. Ein heftiger Gegner der Klerikalen, schrieb er (in der sogen. phonographischen Orthographie) das Werk »La France mystique, ou tableau des excentricités religieuses de ce temps« (1855, 2 Bde.; 3. Ausg., Amsterd. 1860), das ihm eine Verurteilung zu Gefängnishaft zuzog. Er flüchtete nach der Schweiz, wo er in Chaux-de-Fonds eine Zeitung: »Le National Suisse«, begründete, wendete sich 2 Jahre später nach Florenz und von da nach Rom, wo er als Korrespondent des »Siècle« und andrer Zeitungen thätig war. Von seinen Schriften sind noch die »Petites lettres d'un républicain rose« (1848) zu nennen.

2) »Bibliophile J.«, Pseudonym für Paul Lacroix (s. d.).

Jacobi (Jakobstag), s. Jakobi.

Jacobi, 1) Johann Georg, Dichter, geb. 2. Sept. 1740 in Düsseldorf als Sohn eines begüterten Kaufmanns, gest. 4. Jan. 1814 zu Freiburg i. Br., widmete sich in Göttingen dem Studium der Theologie und Philologie, insbes. auch der Lektüre englischer, italienischer u. spanischer Schriftsteller, wurde 1766 als Professor der Philosophie und Beredsamkeit nach Halle berufen. Mit Gleim, den er im Bade Lauchstädt kennen lernte, trat er in ein inniges Freundschaftsverhältnis. Seit 1768 lebte er in Halberstadt, wo er durch Gleims Vermittelung eine Stiftspräbende erhielt. In Düsseldorf gab er später unter Gleims Mitwirkung seine »Iris« (1774—76, 8 Bde.), eine Zeitschrift für das schöne Geschlecht (mit Beiträgen von Goethe, F. H. Jacobi, Lenz, Heinse, Sophie La Roche u. a.), heraus. 1784 folgte er einem Rufe Josephs II. als Professor der schönen Wissenschaften nach Freiburg i. Br. Eine von ihm selbst veranstaltete Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien Zürich 1807—13, 7 Bde. (neue Aufl. 1825, 4 Bde.), dazu als 8. Band: »Leben J. G. Jacobis, von einem seiner Freunde« (A. v. Ittner, das. 1822). J. hatte sich nach französischen Mustern, vornehmlich Gresset und Chaulieu, gebildet und durch seinen gezierten und süßlichen Ton öfters Anstoß erregt, namentlich nach dem Erscheinen seines halb poetischen, halb prosaischen Briefwechsels mit Gleim (1768). Er erhob sich erst in seinen spätern Jahren in seinen Gedichten zu selbständigerer, männlich kräftiger Haltung. »Ungedruckte Briefe von und an J. G. J.« veröffentlichte Martin (mit Biographie, Straßb. 1874).

2) Friedrich Heinrich, Philosoph und Schriftsteller, Bruder des vorigen, geb. 25. Jan. 1743 in Düsseldorf, gest. 10. März 1819 in München, widmete sich nach dem Willen seines Vaters dem Handelsstand. Von Kindheit an war er, wie er selbst an Merck schrieb, »Schwärmer, Phantast, Mystiker«. In Genf, wohin er später kam, für die Wissenschaft gewonnen, widmete er sich ihr seit seiner Ernennung zum Mitglied der jülich-bergischen Hofkammer ausschließlich. Sein älterer Bruder machte ihn mit Wieland bekannt; auch kam er in freundschaftliche Berührung mit Hemsterhuis, Hamann, Herder, Lessing, vor allen mit Goethe. Sein Landsitz in Pempelfort bei

Digitized by Google

Düsseldorf war vielfach Sammelpunkt von geistig bedeutenden Männern. Nach dem 1784 erfolgten Tode seiner geistreichen Frau Betty, einer gebornen v. Clermont aus Vaels bei Aachen, zog er sich von aller öffentlichen Thätigkeit zurück und lebte abwechselnd zu Hamburg, Eutin und Wandsbek, folgte aber 1804 einem Rufe als Präsident der 1807 eröffneten Akademie der Wissenschaften nach München. Seine bedeutendsten Schriften sind: »Woldemar« (Flensb. 1779, 2 Bde.; Ausg. letzter Hand, Leipz. 1826); »Eduard Allwills Briefsammlung« (Bresl. 1781, neue Aufl. 1792, Ausg. letzter Hand 1826); »Über die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn« (das. 1785, 3. Aufl. 1789); »David Hume über den Glauben, oder Idealismus und Realismus« (das. 1787); »Über das Unternehmen des Kritizismus, die Vernunft zu Verstand zu bringen« (Hamb. 1801); »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« (Leipz. 1811, 2. Aufl. 1822). Jacobis Werke erschienen gesammelt Leipzig 1812—24, 6 Bde. Sein »Auserlesener Briefwechsel« wurde von Roth (Leipz. 1825—27, 2 Bde.), sein Briefwechsel mit Goethe von Max Jacobi (das. 1847), der mit Hamann von Gildemeister (im 5. Band von »Hamanns Leben und Schriften«, Gotha 1868), seine »Briefe an Friedr. Bouterwek aus den Jahren 1800—1819« von W. Mejer (Götting. 1868) herausgegeben. Ferner veröffentlichte Zöppritz: »Aus F. H. Jacobis Nachlaß« (Leipz. 1869, 2 Bde.).

J. war ein geistreicher Mann und liebenswürdiger Charakter, neben dem Philosophen auch Weltmann und Dichter, daher in seinem Philosophieren ohne strenge logische Ordnung, ohne scharfen Gedankenausdruck. Er nennt sich einen Heiden mit dem Verstand und einen Christen mit dem Gemüt und sagt selbst von sich: »Nie war es mein Zweck, ein System für die Schule aufzustellen; meine Schriften gingen hervor aus meinem innersten Leben, sie enthielten eine geschichtliche Folge; ich machte sie gewissermaßen nicht selbst, nicht beliebig, sondern fortgezogen von einer höhern, mir unwiderstehlichen Gewalt.« Angeregt wurde er in Genf besonders durch die Schriften Bonnets und Rousseaus, später durch die Spinozas und Kants, wie auch durch den persönlichen Verkehr mit Hemsterhuis. Seiner ganzen Richtung nach ist J. *Glaubensphilosoph*, d. h. er erhebt sich über das Wissen, das der Verstand gibt, durch den Glauben an das Dasein Gottes, und zwar ist das Vermögen, das Übersinnliche unmittelbar zu vernehmen, die Vernunft. Es ist nicht zu verwundern, daß die Philosophie als eine demonstrative Wissenschaft nicht im stande ist, das Dasein Gottes zu beweisen, da wir, solange wir demonstrieren wollen, über jedem Gegenstand noch einen höhern, der ihn bedingt, annehmen müssen, so daß wir dabei nicht zu dem Unendlichen, sondern nur zu einem Bedingten kommen. Dem gegenüber tritt ein Fürwahrhalten, das nicht durch Beweise erzielt wird, d. h. der Glaube; von ihm geht nicht nur das Wissen des Übersinnlichen, sondern auch das des Sinnlichen als von der höchsten Instanz aus. Der Glaube besteht in der innern Nötigung, das Vorhandensein gewisser Dinge und Zustände außer sich anzunehmen; er beruht auf einer unmittelbaren Einwirkung jener Dinge auf unsern Geist. Wir glauben an Gott, weil wir ihn sehen, obgleich wir ihn nicht sehen mit den Augen dieses Leibes, aber er ist in uns selbst gegenwärtig durch das Herz, wie uns die Außenwelt gegenwärtig und unmittelbar gewiß ist durch den äußern Sinn, obwohl sich auch ihre Realität nicht beweisen läßt. Wenn wir auch wissen, daß Gott ist, so wissen wir damit noch nicht, wie er ist; denn sobald wir an die Bestimmung seines Wesens gehen, geraten wir in Anthropomorphismus. J. knüpft vielfach an Kant an, ohne doch dessen Vernunftglauben, der auf dem praktischen Bedürfnis beruht, anzunehmen; sein Glaube ist rein theoretisch, nur ohne beweisende Gründe. Die Apriorität der Anschauungen von Raum und Zeit leugnet er, nimmt die Einwirkung der Außenwelt auf uns an, indem er auf den Widerspruch schon hinweist, der sich bei Kant geltend macht in der Subjektivität der Kategorie der Kausalität und der Notwendigkeit der Annahme einer Affektion von außen. Der Spinozismus ist für J. auf dem Gebiete der Demonstration das einzig konsequente System; wer sich mit ihm zufrieden gebe, dem könne nichts andres andemonstriert werden, aber es entspreche nicht den unabweisbaren Bedürfnissen des Gemüts, die auf etwas andres hinweisen, das zugleich das höchste in unserm Geiste sei. Nichts könne so ergreifen und dem menschlichen Gemüt sich unüberwindlicher darthun, als die absoluten Gegenstände: das Wahre, Gute und Schöne. Die nachkantische Philosophie ist ihm als »atheistisch« anstößig. Mit Schelling geriet er durch seine Schrift »Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung« in einen von beiden Teilen mit Erbitterung geführten Streit. Jacobis Schwäche bestand darin, daß er, statt mit dem Kopf, mit dem Herzen Metaphysik treiben wollte. Er sah richtig ein, daß alles Beweisen ein unmittelbar Gewisses als Ausgangspunkt voraussetzte, und war mit Hume sowohl als mit Hutcheson, Hemsterhuis u. a. darin einverstanden, daß in den Wahrnehmungen des äußern wie in den Aussprüchen des innern (moralischen, ästhetischen) Sinnes des menschlichen Geistes ein solches gegeben sei. In ersterer Hinsicht war seine Philosophie empirischer, in letzterer moralischer und ästhetischer Sensualismus; Quell der Erkenntnis des existierenden Sinnlichen ist die Sinnlichkeit, des Guten und Schönen die »schöne Seele« (Herz, Gemüt). Aber er irrte darin, daß er die Aussprüche der letztern, die nur rücksichtlich des Wertes gewisser Objekte gelten dürfen, auch rücksichtlich der Existenz derselben gelten ließ und sich nicht begnügte, aus denselben den unbedingten Wert des Guten und Schönen zu folgern, sondern die wirkliche Existenz desselben in der Gestalt des Ideals von Güte und Schönheit, d. h. der Gottheit, erweisen zu können wähnte. Indessen hat ihm die Berufung auf die »schöne Seele« nicht nur alle, die sich einer solchen gern zu rühmen pflegen, sondern auch alle diejenigen zu Freunden gemacht, welche in Kants Angriff auf die Beweise für das Dasein Gottes einen solchen auf dieses selbst sahen. So haben sich ihm nicht nur vorzüglich Frauen (wie die Fürstin Galizyn u. a.), sondern auch ideal gestimmte Gemüter, wie z. B. Fries (der seine Philosophie mit jener Kants verband), Köppen, Weiller u. a., angeschlossen. Zu seinen Schülern gehören Salat, Ancillon, Bouterwek, Calker, Kuhn, Lichtenfels, A. Müller, im weitern Sinn selbst Krug u. a. Vgl. *Kuhn*, J. und die Philosophie seiner Zeit (Mainz 1834); *Deycks*, J. im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen (Frankf. 1849); *Zirngiebl*, F. H. Jacobis Leben, Dichten u. Denken (Wien 1867); *Harms*, Über die Lehre von F. H. J. (Berl. 1876).

3) *Moritz Hermann von*, Techniker und Physiker, geb. 21. Sept. 1801 in Potsdam, gest. 10. März 1874 in Petersburg, widmete sich dem Baufach, lebte als Baumeister in Königsberg, erhielt 1835 die Professur der Zivilbaukunst in Dorpat, ward 1837 nach

Digitized

Petersburg berufen und hier 1842 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zum Staatsrat und Mitglied des Manufakturkonseils beim Finanzministerium ernannt; auch wurde ihm der Adel verliehen. J. ist Erfinder der Galvanoplastik (1838), er bemühte sich um die Anwendung des Elektromagnetismus zum Betrieb von Maschinen und stellte mit Augeraud im großen Maßstab Versuche mit dem elektrischen Licht an. Außer zahlreichen Abhandlungen in den Memoiren der Petersburger Akademie schrieb er: »Die Galvanoplastik« (Petersb. 1840); »Mémoire sur l'application de l'électromagnétisme au mouvement des machines« (Potsd. 1835). Vgl. Wild, Zum Gedächtnis an J. (Petersb. 1876).

4) Karl Gustav Jakob, Mathematiker, Bruder des vorigen, geb. 10. Dez. 1804 in Potsdam, gest. 18. Febr. 1851 in Berlin, studierte seit 1821 in Berlin und habilitierte sich daselbst 1825 als Privatdozent an der Universität, ging aber bald nach Königsberg und erhielt daselbst 1827 eine außerordentliche und 1829 die ordentliche Professur der Mathematik. 1836 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Nachdem er sein Amt 1842 niedergelegt hatte, lebte er in Berlin und hielt Vorlesungen an der dortigen Universität. Sein größtes Verdienst ist die im Verein mit Abel geschaffene Theorie der elliptischen Funktionen. Außerdem lieferte er sehr bedeutende Arbeiten über Zahlentheorie, analytische Mechanik und auf dem Gebiet der Determinanten, wo die Jacobische Funktionaldeterminante seinen Namen verewigt. Auch die Theorie der Abelschen Funktionen wurde von ihm begründet. Ein Teil seiner Arbeiten ist gesammelt in den »Mathematischen Werken« (Berl. 1846—71, 3 Bde.); selbständig erschienen: »Fundamenta nova theoriae functionum ellipticarum« (Königsb. 1829); »Canon arithmeticus« (Berl. 1839). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Clebsch: »Vorlesungen über Dynamik« (Berl. 1866). Seine »Gesammelten Werke« in 7 Bänden und Supplement (2. Ausg. der genannten Vorlesungen) wurden von Weierstraß im Auftrag der Berliner Akademie herausgegeben (Berl. 1881—1891). Vgl. die Gedächtnisrede von Lejeune-Dirichlet (in den Abhandlungen der Berliner Akademie, 1852).

5) Justus Ludwig, protest. Theolog, geb. 12. Aug. 1815 in Burg bei Magdeburg, gest. 31. Mai 1888 in Halle, studierte seit 1834 in Halle, darauf in Berlin, wurde daselbst 1847 außerordentlicher, in Königsberg 1851 ordentlicher Professor in der theologischen Fakultät; 1855 folgte er einem Ruf nach Halle. Unter seinen Schriften nennen wir: »Die kirchliche Lehre von der Tradition und Heiligen Schrift in ihrer Entwickelung« (Berl. 1847, Abteil. 1); »Lehrbuch der Kirchengeschichte« (das. 1850, Teil 1); »Die Lehre der Irvingiten« (das. 1853, 2. Aufl. 1868); »Die Jesuiten« (Halle 1862); »Erinnerungen an August Neander« (das. 1882); »Erinnerungen an den Baron Ernst von Kottwitz« (das. 1882); »Professor Schlottmann, die Hallesche Universität und die Zentrumspartei« (2. Aufl., das. 1882); »Streiflichter auf Religion, Politik und Universitäten der Zentrumspartei« (das. 1883). Vgl. J. Jacobi, Just. Ludw. J. und die Vermittelungstheologie (Gotha 1889).

6) Karl Rudolf von, Staatsmann, geb. 8. Sept. 1828 in Zeggau bei Gardelegen, studierte in Halle und Berlin die Rechte, trat in den Staatsverwaltungsdienst, ward 1856 Hilfsarbeiter im preußischen Handelsministerium, 1862 im Ministerium des Innern, 1864 wieder im Handelsministerium und 1866 zum Regierungsrat, 1867 zum Geheimen Regierungsrat befördert. Nachdem er 1870 Geheimer Oberregierungsrat und 1873 stellvertretender Bundesratsbevollmächtigter geworden war, trat er als Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat und erster vortragender Rat in das Staatsministerium über, ward 1874 Ministerialdirektor im Handelsministerium, 1877 Präsident des deutschen Reichspatentamtes und 1879 Unterstaatssekretär im Handelsministerium. Nachdem er 1881—1886 Präsident der Preußischen Zentralbodenkreditgesellschaft gewesen, trat er 1886 in sein Amt als Unterstaatssekretär zurück und ward im November 1886 Staatssekretär des deutschen Reichsschatzamtes. Doch nahm er schon 1. Okt. 1888 wegen Kränklichkeit seine Entlassung und wurde gleichzeitig in den erblichen Adelstand erhoben. 1891 wurde er Mitglied des Kolonialrates.

Jacobina, Stadt im Innern des brasil. Staates Bahia, im fruchtbaren Bergland, am obern Itapicuru, einst seiner Goldwäschen wegen bekannt, hat jetzt viel Viehzucht, Baumwoll-, Kaffee-, Zucker- und Orangenbau und (mit der Gemeinde) 10,000 Einw.

Jacobini, Ludovico, Kardinal und päpstlicher Staatssekretär, geb. 6. Jan. 1832 in Genzano, gest. 28. Febr. 1887 in Rom, Neffe des gleichnamigen langjährigen päpstlichen Ministers für öffentliche Arbeiten, wurde in Rom erzogen, erhielt schon früh den wichtigen Posten des Sekretärs der Kongregation der orientalischen Riten, ward von Pius IX. während des vatikanischen Konzils zum Untersekretär ernannt und 1874 als päpstlicher Nunzius an den Wiener Hof gesandt, nachdem er die Würde eines Erzbischofs von Thessalonich in partibus erhalten hatte. Seine gewinnende Persönlichkeit und seine gesellschaftlichen Talente machten ihn hier bald beliebt, und er wußte auch der österreichischen Regierung in den kirchlichen Angelegenheiten so weit entgegenzukommen, daß in Österreich trotz der neuen Kirchengesetze jeder Konflikt zwischen dem Staat und der römischen Kurie vermieden wurde. Deshalb beauftragte ihn Leo XIII. auch mit der Führung der Ausgleichsverhandlungen mit der preußischen Regierung, welche jedoch 1880 an den weit gehenden Forderungen der Kurie scheiterten. Am 19. Sept. 1879 wurde J. zum Kardinalpriester ernannt und erhielt 16. Dez. 1880 nach Ninas Rücktritt das wichtige Amt des Staatssekretärs der päpstlichen Kurie.

Jacobs, 1) Friedrich, Humanist und Schriftsteller, geb. 6. Okt. 1764 in Gotha, gest. daselbst 30. März 1847, studierte seit 1781 in Jena und Göttingen Philologie und Theologie, ward in Gotha 1785 als Lehrer am Gymnasium und 1802 zugleich bei der öffentlichen Bibliothek angestellt, ging 1807 als Lehrer der alten Litteratur am Lyceum, Mitglied der neuorganisierten Akademie der Wissenschaften und Privatlehrer des Kronprinzen nach München, lehrte, nachdem er einen Ruf an die neuerrichtete Berliner Universität ausgeschlagen, 1810 als Oberbibliothekar und Direktor des Münzkabinetts nach Gotha zurück und trat 1842 in den Ruhestand. J. ist gleich hervorragend als Altertumsforscher, Übersetzer und Belletrist. Zu den rein philologischen Werken gehören: »Animadversiones in Euripidis tragoedias« (Gotha 1790); »Emendationes in anthologiam graecam« (Leipz. 1793); »Exercitationes criticae in scriptores veteres« (das. 1796, 2 Bde.); »Lectiones Stobaeenses« (das. 1827) sowie die Ausgaben der »Iliaca« des Tzetzes (das. 1793), des Bion und Moschos (Gotha 1795), der »Anthologia graeca« (Leipz. 1794—1814, 13 Bde.;

Digitized by Google

neue Ausg. »Ad fidem Cod. Palatini«, das. 1813—1817, 3 Bde.), von Euripides' »Phoenissae« (Münch. 1810, 2. Aufl. 1822), des Achilles Tatius (Leipz. 1821, 2 Bde.), der »Philostratorum imagines et Callistrati statuae« (das. 1825, mit Welcker), von Xenophons »Anabasis« (das. 1825), des »Delectus epigrammatum graecorum« (Gotha 1826), von Älians »De natura animalium« (Jena 1832, 2 Bde.). Von seinen Übersetzungen sind zu nennen: die des Vellejus (Leipz. 1793), der »Atheniensischen Briefe« (a. d. Engl. mit Anmerkungen, das. 1799—1800, 2 Bde.), einer Auswahl griechischer Epigramme unter dem Titel: »Tempe« (das. 1803, 2 Bde.), der »Staatsreden, nebst der Rede für die Krone« des Demosthenes (das. 1805, 2. Aufl. 1833); Beiträge zu Osianders und Schwabs sowie zu Kloß' Übersetzungswerken. Auch war er Mitherausgeber des »Neuen attischen Museums« (mit Wieland und Hottinger, Zür. 1802—10) und lieferte »Beiträge zur ältern Litteratur oder Merkwürdigkeiten der öffentlichen Bibliothek zu Gotha«, mit Ukert (Leipz. 1835—43, 3 Bde.). Seine belletristischen Schriften, unter denen »Allwin und Theodor«, »Rosaliens Nachlaß«, »Feierabende in Mainau«, »Die beiden Marien« 2c. am bekanntesten sind, zeichnen sich durch lebendige Schilderung der Charaktere und Situationen aus. Sie erschienen gesammelt unter den Titeln: »Auswahl aus den Papieren eines Unbekannten« (Leipz. 1818—22, 3 Bde.); »Ährenlese aus dem Tagebuch des Pfarrers zu Mainau« (das. 1823—25, 2 Bde.); »Schule für Frauen« (das. 1827—29, 7 Bde.); »Erzählungen« (das. 1824—37, 7 Bde.); »Schriften für die Jugend« (das. 1842—44, 3 Bde.). Seine »Vermischten Schriften«, von denen der 7. Band die Selbstbiographie J.' unter dem Titel: »Personalien«, 2. Aufl. 1848, enthält, erschienen Gotha und Leipzig 1823—44, 8 Bde.; dazu als 9. Band »J.' Briefwechsel mit Franz Göller« (hrsg. von Düntzer, das. 1862). Vielfach aufgelegt und nachgeahmt ward sein »Elementarbuch der griechischen Sprache« (Jena 1805 ff., 4 Bde.). Aus seinem Nachlaß veröffentlichte Wüstemann: »Hellas« (Berl. 1852), eine Ausarbeitung der 1808—1809 dem Kronprinzen Ludwig von Bayern gehaltenen Vorträge. Vgl. **Wüstemann**, Fr. Jacobsi laudatio (Gotha 1847).

2) **Jakob Albert Michael**, belg. Maler, geb. 19. Mai 1812 in Antwerpen, gest. daselbst 9. Dez. 1879, konnte sich, anfangs für die Buchdruckerei bestimmt, erst später der Kunst ganz widmen und bildete sich hauptsächlich durch Galeriestudien. Mit Schiffen belebte Marinen und über Felsen wild dahinbrausende Wasserfälle gelangen ihm besonders. 1847 machte er eine Studienreise nach Deutschland, nachdem er schon früher den Orient, Ägypten, Konstantinopel und Norwegen besucht hatte. In Deutschland befinden sich von ihm in der Berliner Nationalgalerie: griechische See, von 1848; in der Neuen Pinakothek zu München: der Schiffbruch des Schiffs Floridian an der Küste von Essex 28. Febr. 1848, ein Sonnenaufgang im Archipel, von 1852, und die Ansicht eines Teiles des Seehafens bei Konstantinopel.

3) **Marie Victor Philippe**, belg. Staatsmann, geb. 1836 in Antwerpen, gest. 20. Dez. 1891, wurde Advokat und einer der Führer der klerikalen Bewegung in seiner Vaterstadt; 1863 wurde er daselbst zum erstenmal in die Kammer gewählt, wo seine Begabung ihm bald Einfluß verschaffte, so daß er bereits 2. Juli 1870 in dem Kabinett d'Anethan mit dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten betraut wurde, um wenige Wochen später die Finanzen zu übernehmen. Er nahm als Mitglied der Mehrheit und nach 1878 der Opposition einen hervorragenden Anteil an den parlamentarischen Arbeiten und trat im Juni 1884 als Minister des Innern und des Unterrichts in das Kabinett Malou ein. Hier führte er die Annahme eines neuen Schulgesetzes herbei, trat dabei aber so gewaltthätig gegen das Lehrerpersonal auf, daß der öffentliche Unwille im Oktober seinen Rücktritt erzwang. Von nun an war J. als einer der Führer der Mehrheit parlamentarisch weniger thätig als früher, dagegen erwarb er sich als Advokat am Kassationshof in Brüssel eine hervorragende Stellung. Bei seinem 25jährigen Abgeordnetenjubiläum 1888 erhielt er den Ehrentitel eines Staatsministers. 1890 vertrat er Belgien auf der Berliner Arbeiterschutz-Konferenz.

Jacobsen, 1) **Sophus**, Maler, geb. 7. Sept. 1833 zu Frederikshald in Norwegen, lebt seit 1853 in Düsseldorf, wo er bis 1855 Schüler von Gude war. Studienreisen in Norwegen, Italien und Deutschland lieferten ihm Motive zu trefflichen Landschaften und Marinen, die sich überall Beifall erwarben. Zuerst behandelte er mit Vorliebe die Gegenden seiner Heimat in Tages- oder Mondscheinbeleuchtung, dann wandte er sich mehr den Herbst- und Winterlandschaften und später der Marine im deutschen Charakter zu. In allen erfreut die Wahrheit der Stimmung und eine echt künstlerische, breite und doch gediegene Darstellungsweise. In einigen seiner venezianischen Ansichten und Marinen bei Mondscheinbeleuchtung kommt er O. Achenbach nahe.

2) **Jens Peter**, dän. Schriftsteller, geb. 7. April 1847 zu Thisted in Jütland, gest. 30. April 1885, studierte Botanik und gewann die Preismedaille der Universität für eine Abhandlung über Tangarten. Er wurde ein fleißiger Mitarbeiter der »Neuen dänischen Monatsschrift« und übersetzte Darwins Hauptwerke: »Über den Ursprung der Arten« und »Die Abstammung des Menschen«. Seine Novellen: »Mogens« (1872) und »Et Skud i Taagen« (»Ein Schuß im Nebel«, 1875) verraten scharfe Beobachtungsgabe und einen Blick auf das menschliche Seelenleben, und diese Fähigkeiten entfaltete er in glänzendster Weise in dem kulturgeschichtlichen Roman »Fru Marie Grubbe« (1876, 4. Aufl. 1889; deutsch, 2. Aufl., Berl. 1893), einem meisterhaften Charakterbild der Gesellschaftsklassen Dänemarks im 17. Jahrhundert. Sein letztes Werk war der Roman »Niels Lyhne« (1880, 2. Aufl. 1885; deutsch, Leipz. 1894), der Ausdruck der modernen negativen Weltanschauung, aber an Schärfe der Charakteristik seinem Vorgänger nicht nachstehend. J. hat wiederholt Deutschland u. Italien besucht. Ein unbedingter Anhänger der modernen realistischen Schule, zeichnet sich J. durch feinen künstlerischen Sinn und erstaunliche sprachliche Virtuosität, die jedoch bisweilen in Manier ausartet, vorteilhaft aus. Seine hinterlassenen »Digte og Udkast« (»Gedichte und Entwürfe«) erschienen 1886, und in demselben Jahre eine Sammlung seiner Schriften (2. Aufl. 1893, 2 Bde.).

Jacobson, 1) **Heinrich Friedrich**, kirchenrechtlicher Schriftsteller, geb. 8. Juni 1804 in Marienwerder, gest. 19. März 1868 in Königsberg, studierte daselbst, in Göttingen und Berlin und habilitierte sich in Königsberg, wo er 1831 eine außerordentliche, 1836 eine ordentliche Professur der Rechte erhielt. Er schrieb: »Kirchenrechtliche Versuche« (Königsb. 1831—33, 2 Bde.) und die »Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des preußischen Staats« (das. 1837—44, 3 Bde.),

Digitized by Google

welche Vorarbeit in seinem Hauptwerk: »Das evangelische Kirchenrecht des preußischen Staats und seiner Provinzen« (Halle 1864—66, 2 Abtlgn.), ihren Abschluß fand. Auch an den kirchlichen Bewegungen der Zeit, so an der Frage über die gemischten Ehen (1838), über die Kniebeugung der Protestanten in Bayern (1844), über die Ruppsche Angelegenheit (1846), beteiligte er sich in Schriften, welche ihn als den Anhänger einer freien evangelischen Kirchenauffassung bekunden. Noch sind sein Werk »Der preußische Staat« (Leipz. 1854) und die Schrift »Über das österreichische Konkordat« (das. 1856) zu nennen.

2) Eduard, bekannter Possendichter, geb. 10. Nov. 1833 zu Großstrehlitz in Oberschlesien, studierte 1854—58 in Berlin Medizin, promovierte 1859 und nahm daselbst seinen Wohnsitz. Noch als Student schrieb er den beliebten Schwank »Faust und Gretchen« (1856). Seitdem hat er eine stattliche Reihe meist einaktiger Gesangspossen selbständig oder in Gemeinschaft mit andern (D. F. Berg, O. Girndt, G. v. Moser, Jul. Rosen u. a.) verfaßt, und die meisten sind als Repertoirestücke über alle deutsche Bühnen gegangen. Wir nennen davon: »Meine Tante — deine Tante!« (Berl. 1858); »Verwandlungen, oder: für jeden etwas!« (1858); »Bei Wasser und Brot« (1859); »Lady Beefsteak« (1860); »Wer zuletzt lacht« (1861); »Lehmanns Jugendliebe« (1862); »Backfische, oder: ein Mädchenpensionat« (1864); »Seine bessere Hälfte« (1864); »Narziß im Frack«, Soloszene (1865); »Beckers Geschichte, oder: am Hochzeitstag« (1867); »Singvögelchen« (1867); »Humor verloren — alles verloren!« (1867); »Kammerkätzchen« (1869); »1733 Thaler 22½ Silbergroschen« (1870); »500,000 Teufel« (das Stück erlebte über 300 Aufführungen in Berlin hintereinander); »Die Galoschen des Glücks« (1876); »Die Lachtaube« (1883); »Der jüngste Leutnant« (1883); »Die kleine Schlange« (1885); »Der Nachbar zur Linken« (1887); »Das lachende Berlin« (1888); »Salontirolerin« (1888); »Junge Garde« (1889); »Goldfuchs« (1890) etc.

Jacobsthal, Johann Eduard, Architekt, geb. 17. Sept. 1839 in Preußisch-Stargard, studierte auf der Bauakademie in Berlin und wurde nach längern, bis Griechenland und Kleinasien ausgedehnten Reisen 1874 Professor an der damaligen Bauakademie in Berlin, wo er noch gegenwärtig als Lehrer an der technischen Hochschule thätig ist. Als Architekt hat er sich besonders in der Ausführung der Bahnhöfe der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen (Metz 1874—78, Straßburg 1877—84), des Bahnhofs Alexanderplatz der Berliner Stadtbahn und der Thore der Eisenbahnbrücken von Dirschau und Marienburg bewährt. Er veröffentlichte: »Grammatik der Ornamente« (2. Aufl., Berl. 1880); »Süditalienische Fliesenornamente« (das. 1887); »Araceenformen in der Flora des Ornaments« (2. Aufl., Kaisersl. 1889).

Jacōbus, Name von mindestens drei nach dem Neuen Testament bei der Konstituierung der christlichen Kirche thätig gewesenen Männern: J. der ältere (major), Sohn des Fischers Zebedäus und Bruder des Johannes, einer der zwölf Apostel, soll nach Spanien gekommen sein, weshalb er (Santiago) als Schutzheiliger dieses Landes verehrt wird (s. Santiago de Compostela). Er erlitt unter Herodes Agrippa (44 n. Chr.) den Märtyrertod durch das Schwert. Sein Tag ist der 25. Juli, in der griechischen Kirche der 30. April. — J. der jüngere (minor), Sohn des Alphäus, war ebenfalls ein Apostel und wird in der griechischen Kirche 9. Okt., in der katholischen gemeinschaftlich mit Philippus (s. d.) 1. Mai verehrt. — J. der Große, der älteste unter den Brüdern Jesu, welchen nach Josephus (»Antiquit. jud.«, XX, 9, 1) der Hohepriester Ananias in der Zwischenzeit nach der Abreise des Festus und vor der Ankunft des neuen Prokurators (62 n. Chr.) steinigen ließ. Er ist wohl identisch mit dem J., welcher Apostelgesch. 15, 13 f.; 21, 18 f.; Gal. 2, 9 und 12 schlechthin so genannt wird und als vorzüglich einflußreicher Vorsteher der jerusalemitischen Gemeinde erscheint, auch nach Hegesippus (Eusebios' »Kirchengeschichte«, II, 23) den Beinamen des »Gerechten«, d. h. des Mannes nach dem Sinne des Gesetzes, führte. Die griechische Kirche verehrt ihn am 23. Okt. Derselbe gilt in der Regel auch als Verfasser des neutestamentlichen Briefes des J., welcher an die Christen außerhalb Palästinas gerichtet ist und vorzugsweise den Zweck gehabt zu haben scheint, die in ihrem christlichen Leben sich noch bemerklich machenden Mängel, namentlich Verweltlichung durch Reichtum und Üppigkeit, Streitsucht und Überschätzung der Theorie gegenüber den Werken, zu rügen. Das Interessanteste in dem mangelhaft bezeugten und schwerlich schon dem 1. Jahrh. angehörigen Brief ist die Polemik 2, 14—26. Kommentare lieferten C. F. D. Erdmann (Berl. 1881), W. Beyschlag (5. Aufl., Götting. 1888), Schegg (Münch. 1883) und Mayor (Lond. 1892). Vgl. Weiffenbach, Exegetisch-theologische Studie über Jac. 2, 14—26 (Gießen 1871).

Jacōbus, Dom, Pseudonym, s. Potvin.

Jacōbus Allemannus, s. Griesinger 1).

Jacōbus de Voragine, theol. Schriftsteller, geb. 1230 in Viraggio bei Genua, gest. 14. Juli 1298 als Erzbischof von Genua, war Dominikaner und Verfasser einer in alle europäischen Sprachen übersetzten Sammlung von Heiligengeschichten unter dem Titel »Legenda aurea sive historia lombardica« (hrsg. von Gräße, Leipz. 1845, 2. Aufl. 1850). Auch soll er die erste italienische Bibelübersetzung geliefert haben. Von seinen »Sermones dominicales« (Venedig 1589) begann Figarol eine neue Ausgabe (Bd. 1 u. 2, Toulouse 1874—76).

Jacoby, 1) Johann, preuß. Politiker, geb. 1. Mai 1805 in Königsberg als Sohn jüdischer Eltern, gest. daselbst 6. März 1877, studierte in Königsberg und in Heidelberg Medizin, brachte dann einige Jahre auf Reisen zu und ließ sich 1830 als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder. Rücksichtslos in Bekämpfung wirklich vorhandener oder vermeintlicher Mißstände, namentlich auch auf dem staatlichen Gebiet, geriet er zu wiederholten Malen in Konflikt mit der Zensur. An den Zeitfragen beteiligte er sich mit seinen Broschüren: »Über das Verhältnis des Oberregierungsrats Streckfuß zu der Emanzipation der Juden« (1833) und »Der Streit der Pädagogen und der Ärzte« (1836). In größern Kreisen ward er besonders durch seine »Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen« (Mannh. 1841) bekannt, die ihm, da er darin scharf und bündig das Berechtigte des Verlangens des preußischen Volkes nach einer Verfassung darlegte, eine Anklage auf Hochverrat und vom Berliner Kriminalgericht trotz seiner glänzenden Verteidigungsrede eine Verurteilung zu 2½ jähriger Festungsstrafe zuzogen, welches Urteil aber 1843 vom Obertribunal kassiert ward. In neuen Konflikt mit den Behörden brachten ihn seine Schriften: »Das königliche Wort Friedrich Wilhelms III.«, eine Mahnung an das Verfassungsversprechen dieses Königs, »Preußen im Jahre 1845«

Digitized by Google

und »Beschränkung der Redefreiheit« (1846). 1848 war er ein sehr thätiges Mitglied der Reformpartei, beteiligte sich am Vorparlament und ward in den Fünfzigerausschuß gewählt, wie er auch in die 22. Mai eröffnete preußische Nationalversammlung eintrat. Obwohl er nur selten auf der Rednerbühne erschien, war er doch durch die Schärfe und Konsequenz seiner politischen Ideen ein hervorragendes Mitglied der Linken. Als Mitglied der Deputation, die dem König im November 1848 die Adresse überreichte, worin derselbe um Bildung eines volkstümlichen Ministeriums statt des eben ernannten Brandenburg-Manteuffelschen ersucht wurde, rief er dem König die taktlosen Worte nach: »Das eben ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit nicht hören wollen.« 1849 ward er an Stelle F. v. Raumers in die deutsche Nationalversammlung gewählt, nahm dann am Rumpfparlament teil und fand zuletzt in Genf ein Asyl. Auf die wider ihn auf Hochverrat erhobene Anklage stellte er sich in Königsberg, ward aber vom Geschwornengericht 8. Dez. 1849 freigesprochen und kehrte zu seiner ärztlichen Praxis zurück. Als der Sturz des Ministeriums Manteuffel 1858 einen Umschwung der preußischen Politik versprach, veröffentlichte J. die Schrift »Die Grundsätze der preußischen Demokratie« (Berl. 1859), trat aber erst nach Ausbruch des Militärkonfliktes 1863 in das Abgeordnetenhaus ein, wo er zur entschiedensten Opposition gehörte. Wegen einer Rede an seine Wähler, worin er auf Steuerverweigerung als das letzte Mittel zur Lösung des obschwebenden Konflikts hingedeutet hatte, wurde er 1864 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die er 1866 abbüßte. Den Umschwung der Dinge durch den deutschen Krieg 1866 wollte er nicht anerkennen, trat vielmehr im Landtag wie in der von ihm begründeten Zeitung »Die Zukunft« aufs entschiedenste der Politik der Regierung, der er regelmäßig das Budget verweigerte, entgegen, bekannte sich zuletzt zu republikanischen, ja antinationalen Grundsätzen, erklärte die Einigung Deutschlands für das Grab der Freiheit und wurde in seinen Ansichten um so schroffer, je mehr er sich vereinzelt sah. Beim Ausbruch des Krieges 1870 wurde er als Stimmführer der internationalen Demokratie auf Befehl Vogel v. Falckensteins verhaftet und einige Zeit in der Festung Lötzen interniert. Er erklärte sich auch sofort gegen die Annexion von Elsaß-Lothringen. 1871 nicht wiedergewählt, zog er sich ganz vom politischen Leben zurück, für das er infolge seiner eigensinnigen Rechthaberei alles Verständnis verloren hatte. Er veröffentlichte noch die Biographie »Heinrich Simon« (Berl. 1865, 2 Bde.) und seine »Gesammelten Schriften und Reden« (Hamb. 1872, 2 Bde.; Nachträge 1877). Aus seinem Nachlaß gab F. Rühl heraus: »Geist der griechischen Geschichte« (Berl. 1884).

2) Louis, Kupferstecher, geb. 7. Juni 1828 in Havelberg, bildete sich seit 1844 im Atelier Mandels in Berlin. Sein erster Stich war 1850 der heil. Johannes nach Tiarini. Es folgten: die Geschichte und die Sage und die Hunnenschlacht nach Kaulbachs Wandgemälden im Neuen Museum zu Berlin. 1855 ging er nach Paris, 1856 nach Spanien und 1860 nach Italien, wo er sich 2½ Jahre in Rom aufhielt. 1863 ward er Professor der Kupferstecherkunst an der Wiener Akademie und begann nun seine Hauptarbeit: die Schule von Athen nach Raffael, zu welcher er eine Zeichnung in Rom gemacht hatte, und die er erst 1882 vollendete. Von seinen übrigen Stichen sind hervorzuheben: die Porträte des österreichischen Kaiserpaars nach Winterhalter, die von Rokitansky, Olfers, Ritter, Cornelius, Guhl, Th. Mommsen, Henzen, Grillparzer, Brücke, dem General de la Motte-Fouqué (nach Pesne), dem Grafen York v. Wartenburg (nach einer Büste Rauchs, für Droysens Lebensbeschreibung Yorks), Lady Macbeth nachtwandelnd (zu Kaulbachs Shakespeare-Galerie). 1882 wurde er als artistischer Beirat der Reichsdruckerei nach Berlin berufen, wo er außer mehreren kleinen Blättern einen großen Stich nach Soddomas Fresko Alexanders Hochzeit mit Roxane nach eigner Zeichnung ausführte.

3) Hermann, protest. Theolog, geb. 30. Dez. 1836 in Berlin, studierte daselbst und wurde, nachdem er das Predigerseminar in Wittenberg besucht, als Gymnasiallehrer zu Landsberg a. W., in Stendal und seit 1866 als Diakonus in Schloß Heldrungen thätig gewesen war, 1868 ordentlicher Professor der praktischen Theologie in Königsberg, seit 1871 zugleich Universitätsprediger. Aus seinen Veröffentlichungen sind hervorzuheben: »Zwei evangelische Lebensbilder aus der katholischen Kirche« (Fürstin Galizyn und Bischof Sailer, Bielef. 1864); »Liturgik der Reformatoren« (Gotha 1871–76, 2 Bde.); »Die Gestalt des evangelischen Hauptgottesdienstes« (das. 1879); »Allgemeine Pädagogik auf Grund der christlichen Ethik« (das. 1883); »Luthers vorreformatorische Predigt« (Königsb. 1883); »Das bischöfliche Amt in der evangelischen Kirche« (Halle 1886); »Der erste Brief Johannis in Predigten ausgelegt« (Leipz. 1891); »Die innere Mission« (das. 1892).

Jácopo da Ponte, Maler, s. Bassano.

Jacopōne da Todi (Jacobus de Benedictis), ital. Dichter, geb. etwa um 1230 zu Todi im Herzogtum Spoleto (daher Tudertinus), gest. 25. Dez. 1306 in Collazzone, stammte aus dem edlen Geschlecht der Benedetti und lebte als reicher und angesehener Advokat in seiner Vaterstadt, bis ihn der plötzliche Tod seiner Gattin (gegen 1268) bewog, in den Orden der Franziskaner zu treten. Wegen seiner Opposition gegen Bonifacius VIII. wurde er von diesem 1298 zu Palestrina in den Kerker geworfen, in dem er bis zum Tode des Papstes (1303) schmachtete. Später lebte er in seiner Vaterstadt, wo er auch im Kloster San Fortunato beigesetzt wurde. Seine vielfach rohen, aber immer gefühlswarmen, häufig eindringlichen und schwungreichen, größtenteils im umbrischen Dialekt geschriebenen Lieder (darunter beißende Satiren auf Bonfacius VIII.) lebten im Munde des Volkes. J. dichtete auch lateinisch, und ihm wird (freilich nicht unbestritten) die berühmte Osterhymne »Stabat mater«, nächst dem »Dies irae« das ergreifendste und zugleich volkstümlichste Erzeugnis der mittelalterlichen Kirchendichtung, zugeschrieben (beste Ausgabe der Lieder Rom 1558). Zu den sonstigen Ausgaben vgl. Zambrini, Le opere volgari a stampa, etc. (Bologna 1884). Übersetzungen von Julius (Münster 1853) und Schlüter u. Storck (das. 1864). Vgl. Ozanam, Les poètes franciscains en Italie (Par. 1852) und vor allem d'Ancona in den »Studj sulla letteratura italiana de' primi secoli« (Ancona 1884).

Jacotot (spr. schakotó), Jean Joseph, Begründer der nach ihm benannten Unterrichtsmethode (Jacototsche Methode), geb. 4. März 1770 in Dijon, gest. 31. Juli 1840 in Paris, wurde im Collège seiner Vaterstadt gebildet. Der Reihe nach Anwalt, Kapitän der Artillerie, Sekretär im Kriegsministerium, Substitut des Direktors und Professor der Logik, der alten Sprachen, der Mathematik an der polytechnischen

Schule zu Paris und an der Hochschule zu Dijon, war er, durch die Restauration aus Frankreich verdrängt, zuletzt Professor der französischen Sprache und Litteratur in Löwen (Belgien), von wo er sich 1830 nach Frankreich, zunächst nach Valenciennes, 1838 nach Paris, zurückzog. Seit 1818 trat er in Löwen mit seiner Methode des Universalunterrichts hervor, die viele Anhänger, besonders in Belgien, Frankreich und der Schweiz, aber auch gewichtige Gegner, namentlich in Deutschland (Alberti, Chr. Schwarz u. a.), fand. Seine Grundsätze klingen paradox. Er geht von den Sätzen aus: »Alle Menschen haben gleiche Intelligenz« und »Alles ist in allem«, zu denen die praktischen Regeln treten: »Eins wissen, das übrige darauf beziehen!« und: »Man behält nur, was man wiederholt!« In ihnen liegt viel Wahres, sofern es sich einerseits um gesunde, normal entwickelte Menschen und anderseits um die Grundelemente alles Erkennens handelt. Am deutlichsten tritt dies in seiner Methode des ersten Sprachunterrichts hervor, die auch am vollkommensten entwickelt ist. Er wählt für diesen den Weg der Analyse, indem er nicht von den Lauten oder Buchstaben zu Silben ꝛc. fortschreitet, sondern gerade umgekehrt, von einem auswendig gelernten kurzen Satz ausgehend, zu Wörtern, Silben, Lauten gelangt. Damit soll zugleich der Schreibunterricht und die sachliche Besprechung des Inhalts verbunden werden, so wie auch der eigentliche Sprachunterricht, ohne Anwendung einer systematischen Grammatik, an sie geknüpft wird. In Deutschland fand die Leselehrmethode Jacotots seit 1840 Eingang durch Seltzsam in Breslau und später in etwas veränderter Gestalt (auf Normalwörter begründet) durch Vogel in Leipzig, der selbständig zu ähnlichen Grundsätzen wie J. gelangt war. In dieser veränderten Gestalt ist sie weit verbreitet unter dem Namen der Normalwörter-, Vogel-Böhmeschen oder Kehr-Schlimbachschen Methode. Jacotots »Méthode d'enseignement universel« wurde mehrfach übersetzt, z. B. von Braubach (Marb. 1830), Krieger (Zweibr. 1833) und in Auswahl von Göring (Wien 1883).

Jacq., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Joseph Franz Jacquin, geb. 7. Febr. 1766 in Schemnitz, gest. 4. Dez. 1839 als Professor der Botanik und Chemie in Wien; schrieb: »Eclogae plantarum rariorum« (Wien 1811—44, 2 Bde.); »Eclogae graminum rariorum« (das. 1813—44). Auch Abkürzung für N. J. Jacquin (s. d.).

Jacq. d. V., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Camille Jacquelin du Val (spr. schack'läng dü wall), französ. Entomolog.

Jacquand (spr. schakang), Claudius, franz. Maler, geb. 6. Dez. 1805 in Lyon, gest. 3. Mai 1878 in Paris, war Schüler der Kunstakademie in Lyon, später des Malers Fleury-Richard in Marseille u. ging 1838 nach Paris, wo er eine reiche Thätigkeit namentlich im historischen Genre entwickelte und große Erfolge erzielte, obgleich es den Gestalten auf seinen Bildern oft an lebhaftem Ausdruck und an Bewegung fehlt. Gleichwohl fanden mehrere im historischen Museum zu Versailles (Jacques Molay nimmt Jerusalem, und das Kapitel der Johanniter) und im Museum des Luxembourg (öffentliche Buße in einem Kloster der Eremiten zu St.-Maurice und letzte Zusammenkunft Karls I. von England mit seinen Kindern, 1855) Aufnahme. Zu den bedeutendern seiner übrigen Werke gehören die Wandgemälde in der Kapelle der heiligen Jungfrau zu St.-Philippe-du-Roule (1858—60) sowie die Staffeleibilder: die unterbrochene Mahlzeit, Bonaparte in Nizza (1869), Gaston de Foix nimmt Abschied von seiner Mutter, Columbus und sein Sohn (1870), Wilhelm der Schweigsame von Oranien, der Tod des Herzogs von Orléans u. a. in den Museen zu Rotterdam, Hamburg und in der Neuen Pinakothek zu München.

Jacquard (spr. schakār), Joseph Marie, Mechaniker, geb. 7. Juli 1752 in Lyon, gest. 7. Aug. 1834 in Oullins bei Lyon, erlernte die Buchbinderei, ward hierauf Schriftgießer, ging dann zur Seidenweberei über und legte 1772 bei Lyon eine eigne Werkstätte zur Verfertigung gemusterter Seidenstoffe an, verlor aber darüber seine ganze Habe. Schon vor 1790 suchte er an den Zugstühlen für gemusterte Stoffe den Ziehjungen, der die vorgerichteten Schnüre nach bestimmter Ordnung anziehen mußte, um die Kettenfäden des Gewebes in der erforderlichen Weise zu jedem Einschuß zu heben, durch einen mechanischen Apparat entbehrlich zu machen. Während der Revolutionsunruhen nahm er an der Verteidigung Lyons gegen die Konventsarmee teil, floh 1793 nach der Einnahme der Stadt und diente bis 1795 in der Rheinarmee, kehrte aber bald nach Lyon zurück und führte hier 1801 endlich seinen Apparat aus. Er nahm nun zunächst die Konstruktion einer Maschine zum Netzstricken in Angriff, die ihm 1804 eine Anstellung im Pariser Konservatorium der Künste und Handwerke einbrachte. Hier lernte er Vaucansons Trommelmaschine kennen, eignete sich einige der darin verkörperten Gedanken an, wußte aber das Entlehnte mit größtem Scharfsinn zu verändern und gelangte so bis 1808 zu einer durchaus originalen Vorrichtung, welche mit seiner ersten Maschine nicht die entfernteste Ähnlichkeit besaß. Trotz des Widerstandes der Stuhlarbeiter gelang es ihm, seinen Webapparat allmählich in den Lyoner Fabriken einzuführen, und so waren 1812 in Frankreich schon 18,000 Jacquardsche Webstühle im Gange, die seit 1815 auch in andern Ländern Eingang fanden. 1840 wurde auf dem Sathonayplatz zu Lyon sein von Foyatier gearbeitetes Standbild errichtet. Vgl. Grandsard, J., sa vie, etc. (3. Aufl., Lille 1884); Kohl, Geschichte der Jacquardmaschine (Berl. 1873).

Jacquardmaschine (spr. schakār-), s. Weben.

Jacque (spr. schack), Charles, franz. Maler und Radierer, geb. 23. Mai 1813 in Paris, gest. daselbst 7. Mai 1894, war anfangs Kupferstecher und Holzschneider und widmete sich dann der Tiermalerei, wobei er Schafe, Pferde, Rindvieh und Hühner bevorzugte. Die Darstellung der Schafe wurde seine Spezialität, in der er es zu hoher, von keinem andern französischen Maler erreichten Virtuosität brachte. Für die Landschaften, in denen er seine Tiere darzustellen liebte, machte er seine Studien besonders in Burgund und in der Umgegend von Fontainebleau (Barbizon). Die Zahl seiner Bilder ist sehr groß. Die hervorragendsten sind: Landschaft mit Schafen (1861, im Luxembourg-Museum in Paris), das Innere einer Schafhürde, Heimkehr der Herde bei Mondschein, Schafherde bei Fontainebleau, eine alte Meierei in Brie, Herde vor dem Gewitter flüchtend, Kühe an der Tränke. Mit großer Schärfe in der Charakteristik der einzelnen Tiere verband er eine kräftige und breite koloristische Behandlung. Seine zahlreichen, ebenfalls auf starke koloristische Wirkung berechneten Radierungen behandeln dieselben Gegenstände wie seine Gemälde. Er hat auch ein Werk über Hühnerzucht: »Le Poulailler« (1858, 2. Aufl. 1861), veröffentlicht.

Digitized by Google

Jacqueiraholz, s. Artocarpus.

Jacquelin du Val, s. *Jacq. d. V.* (S. 448).

Jacqueline (spr. schack'lîn'), Thonkrüge, die besonders in Desvres (Pas-de-Calais), dann auch in Holland, Deutschland und England angefertigt wurden. Sie haben die Gestalt einer grotesken sitzenden Frau in geblümtem Kleide. In England heißen diese Gefäße tobyfillpot.

Jacquemart (spr. schack'mâr), 1) Albert, franz. Schriftsteller, geb. 1808 in Paris, gest. daselbst 14. Okt. 1875, trat in das Finanzministerium und wurde 1865 Büreauvorstand in der Zollverwaltung. J. besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Keramik. Er schrieb: »Histoire artistique, industrielle et commerciale de la porcelaine« (mit Le Blant, 1862); »Notices sur les majoliques de l'ancienne collection Campana« (1863); »Les merveilles de la céramique« (4. Aufl. 1883, 3 Bde.); »Histoire de la céramique« (2. Aufl. 1883); »Histoire du mobilier« (1876).

2) Jules, Kupferstecher, Sohn des vorigen, geb. 3. Sept. 1837 in Paris, gest. 26. Sept. 1880 in Nizza, trat zuerst 1861 als Maler und Stecher im »Salon« auf, widmete sich aber später ausschließlich dem Kupferstich. Er hat Blätter nach Fr. Hals, van der Meer, Rembrandt, Meissonier, Greuze, Reynolds u. a. geliefert; hauptsächlich aber war er thätig für die Illustration von Werken, so für die seines Vaters, für Barbet de Jouys »Gemmes et joyaux de la couronne«, für die »Annales archéologiques«, die »Gazette des Beaux-Arts« ꝛc. Mit besonderer malerischer Virtuosität wußte er den Glanz und die Textur der Vasen, Edelsteine ꝛc. wiederzugeben.

3) Nélie, franz. Malerin, geb. 1845 in Paris, Schülerin von Cogniet, malte 1867 für die Kirche St.-Jacques du Haut Pas einen heil. Eugen und stellte 1868 ihr erstes Porträt aus, dem eine Anzahl von Bildnissen berühmter Persönlichkeiten folgte, die durch seine Charakteristik und einfache Haltung ausgezeichnet sind: Unterrichtsminister Duruy (1869), Marschall Canrobert (1870), Thiers (1871), Justizminister Dufaure (1873), Graf Palikao, Marquis von Montesquiou und Herzog von Decazes (1878) u. a. Nach vielversprechenden Anfängen ist sie später in den Hintergrund getreten.

Jacquerie (spr. schack'rî'), Name des 1358 durch den Despotismus der französischen Großen hervorgerufenen Bauernaufruhrs im nördlichen Frankreich (von Jacques Bonhomme, etwa »Hans Simpel oder Tropf«, womit die Edelleute die von ihnen bedrückten geduldigen Bauern zu bezeichnen liebten). Von ihren Herren gepeinigt und ausgesogen, durch die Verwüstungskriege der Engländer zu Grunde gerichtet, von den Räuberbanden furchtbar mißhandelt, erhoben sich die Bauern im Mai 1358 gegen ihre nächsten und bleibenden Feinde, die Adligen, die sie nicht einmal gegen die Engländer hatten verteidigen können. Die J. begann in der Isle-de-France, dehnte sich aber bald über die Picardie, Champagne und das Orléanais aus. Die Schlösser wurden gestürmt, ihre Bewohner bis auf den letzten grausam gemordet. Viele Städte sympathisierten mit den Jacques, aber der Führer der städtischen Demokratie, der Pariser Bürgermeister Marcel, beging den Fehler, sich solidarisch mit ihnen zu erklären und sie doch nur ungenügend zu unterstützen. Der Adel dagegen, der englisch wie der französisch gesinnte, vereinte sich in der gemeinsamen Gefahr, und bald wurden die schlecht genährten und unvollkommen bewaffneten Banden überall von den starken eisengepanzerten Rittern und Reisigen in die Flucht geschlagen und erbarmungslos hingeschlachtet. Das Ergebnis der J. war: Entvölkerung ganzer ländlicher Distrikte, verstärkte Knechtschaft der Landleute, erhöhte Zuversicht des Adels. Mérimée hat die J. zum Gegenstand eines trefflichen historischen Dramas gemacht (1828). Vgl. Luce, Histoire de la J. (neue Ausgabe, Par. 1894).

Jacques (franz., spr. schak'), soviel wie Jakob; auch Name des Apostels Jacobus (saint J.); dagegen heißt der jüdische Patriarch auch im Französischen Jacob.

Jacques (spr. schak'), Pseudonym des Schriftstellers Demogeot (s. d.).

Jacquet (spr. schacké), ein Brettspiel ganz ähnlich dem Puff und Gammon.

Jacquet (spr. schacké), Jean Gustave, franz. Maler, geb. 25. Mai 1846 in Paris, Schüler von Bouguereau, debütierte in der Ausstellung von 1865 mit den allegorischen Darstellungen: Bescheidenheit und Traurigkeit und brachte in den nächsten Jahren mehrere Porträte, deren große Frische und Lebendigkeit in der Auffassung u. Feinheit des Kolorits ebenso gerühmt wurden wie seine Genrebilder: der Ruf zu den Waffen im 16. Jahrhundert (1867), der Auszug der Landsknechte (Schloß zu Blois), das junge Mädchen mit dem Degen (1872), das große Fest in der Touraine im 16. Jahrhundert (1873), die Bauernfrau (1876), Jeanne d'Arc im Gebet (1878), die von Rinaldo verlassene Armida (1887), die kleine Loge (1892), die Willkommene (1893) und die Musik (1894). Er bereiste Italien, Deutschland und England.

Jacquin (spr. schackäng), 1) Nikolaus Joseph, Freiherr von, Botaniker, geb. 16. Febr. 1727 in Leiden, gest. 24. Okt. 1817 in Wien, studierte Medizin, praktizierte seit 1752 in Wien als Arzt, bereiste 1754—59 Westindien, um neue Pflanzen für die kaiserlichen Gärten zu Wien und Schönbrunn zu holen, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Chemie und Botanik zuerst in Schemnitz, dann in Wien, auch Direktor des akademischen, später des Schönbrunner Gartens. 1806 wurde ihm der Adel verliehen, und 1807 trat er in den Ruhestand. Seine Hauptwerke sind: »Flora austriaca« (Wien 1773—78, 5 Bde., mit 450 kolorierten Tafeln); »Selectarum stirpium americanarum historia« (das. 1763 u. 1780, mit 264 kolorierten Tafeln); »Observationes botanicae« (das. 1764, 4 Bde., mit 100 Tafeln); »Hortus botanicus Vindobonensis« (das. 1770—76, 3 Bde., mit 300 Tafeln); »Icones plantarum rariorum« (das. 1781—93, 3 Bde., mit 648 kolorierten Tafeln); »Collectanea ad botanicam, chemiam et historiam naturalem spectantia« (das. 1786—96, 5 Bde., mit 106 kolorierten Tafeln); »Plantarum rariorum horti caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones« (das. 1797—1804, 4 Bde., mit 500 kolorierten Tafeln); »Stapeliarum in hortis Vindobonensibus cultarum descriptiones« (das. 1806, mit 64 kolorierten Tafeln).

2) Joseph Franz, Botaniker, s. *Jacq.*

Jacquot (spr. schackó), frz. Schriftsteller, s. Mirecourt.

Jacŭlum (lat.), s. Geschoß.

Jaczo von Köpenick (spr. jazzo), Vasall des märkischen Fürsten Pribislaw, erhob, als letzterer sein Land dem Markgrafen Albrecht dem Bären vermachte, dagegen Einspruch und eroberte 1157 Brandenburg; Albrecht vertrieb ihn aber wieder und nahm ihm seine Lande Barnim und Teltow, worauf J. nach Pommern ging und dort starb. An ihn knüpft sich die Sage, daß er auf der Flucht nach seiner Niederlage

Digitized by Google

an die Havel gekommen sei und dem Christengott gelobt habe, seinen Glauben anzunehmen, wenn er sich glücklich über den Strom rette; nachdem ihm dies gelungen, habe er seinen Schild an eine Eiche gehängt (auf dem jetzigen Schildhorn im Grunewald bei Berlin) und sich Albrecht unterworfen.

Jad (jüd., Mehrz. Jadayim), soviel wie Hand.

Jadassohn, Salomon, Klavierspieler und Komponist, geb. 13. Aug. 1831 in Breslau, erhielt auf dem Leipziger Konservatorium unter Moscheles, David, Richter und Hauptmann seine Ausbildung, genoß 1849—52 noch den Unterricht Liszts in Weimar und ließ sich dann als Musiklehrer in Leipzig nieder, wo er seit 1871 als Lehrer der Komposition und des Klavierspiels am Konservatorium angestellt ist. Unter seinen zahlreichen Werken befinden sich Symphonien, größere Vokalkompositionen, Kammermusikstücke (Quartette, Trios), Lieder ꝛc. Besonders fleißig hat J. den Kanon kultiviert und in dieser von ihm mit technischer Meisterschaft beherrschten Form treffliche Erzeugnisse in weiterm und engerm Rahmen geliefert. Er schrieb eine Kompositionslehre, bestehend aus den fünf Teilen: »Lehrbuch der Harmonie« (Leipz. 1883, 3. Aufl. 1891), »Die Lehre vom Kanon und von der Fuge« (1884), »Lehrbuch des Kontrapunktes« (1884), »Die Formen in den Werken der Tonkunst« (2. Aufl. 1894) und »Lehrbuch der Instrumentation« (1889); außerdem: »Die Kunst zu modulieren und zu präludieren« (das. 1890) und eine »Allgemeine Musiklehre« (das. 1892).

Jade (Jahde), schiffbarer Küstenfluß im Großherzogtum Oldenburg, entsteht bei Loy, 9 km nördlich von der Stadt Oldenburg, und mündet nach 22 km langem Lauf in den 190 qkm ($3^1/_2$ QM.) großen Jadebusen der Nordsee, der durch den Andrang der vielen Sturmfluten, von denen eine 1511 fünf Kirchspiele verschlang, entstanden ist. Die Einfahrt, von der Norderweser durch Sandbänke, wie der Hohe Weg, die Folthörner Watt ꝛc., getrennt, ist bei der 3—4 m steigenden Flut für Schiffe jeder Größe fahrbar. Das Fahrwasser ist meist 2 km breit, im Mittel 4 m tief, und die Hauptströmungen der Ebbe und Flut frieren nie zu. Diese günstigen Verhältnisse, verbunden mit der militärisch-politisch wichtigen Lage der Jademündung, hatten schon die Aufmerksamkeit Napoleons I. erregt, der das Projekt zu einem dort anzulegenden Kriegshafen ausarbeiten ließ; die Ausführung unterblieb jedoch. 1853 erwarb Preußen, dem eine Nordseestation Lebensbedingung einer künftigen Kriegsmarine war, von Oldenburg zwei kleine Landstreifen am östlichen und westlichen Ufer des Busens zur Anlage eines Kriegshafens, denen später noch andre kleine Gebiete hinzugefügt wurden; auch ward durch Vertrag vom 16. Febr. 1864 die Beschränkung beseitigt, welche für Preußen hinsichtlich der Anlage eines Handelshafens, einer Handelsstadt sowie der Ansiedelung von Handwerkern und Gewerbtreibenden bestanden hatte. Die Hafenarbeiten wurden 1855 in Angriff genommen, schritten aber wegen der Terrainschwierigkeiten nur langsam fort. Am 17. Juni 1869 wurde der Kriegshafen eingeweiht. Der eigentliche Hafen ist 376 m lang und 220 m breit, die Einfahrt zu demselben (Hafenkanal) 110 m breit. Auf der Reede hat das Fahrwasser zur Zeit der Ebbe eine Tiefe von 11 m. An den Kriegshafen schließen sich drei Trockendocks und zwei Hellinge (zum Bau von Panzerschiffen) an. Im S. des Kriegshafens liegt der Handelshafen, und unweit desselben mündet der Jade-Ems-Kanal, ein Schiffahrtskanal von 2 m Tiefe und 70 km Länge, der von der Emdener Kesselschleuse ausgeht und die Ems mit dem Jadebusen verbindet. Trinkwasser ist 1865 in der Tiefe von 210 m erbohrt worden. Die Gesamtkosten für die Hafenanlagen belaufen sich auf mehr als 60 Mill., für die Festungswerke auf 36 Mill. Mk. Das Jadegebiet gehört gegenwärtig zur preußischen Provinz Hannover, bildet einen eignen Amtsgerichtsbezirk des Kreises Wittmund im Regbez. Aurich und hat nur eine einzige Ortschaft, die Stadt Wilhelmshaven (s. d.). S. Karte »Oldenburg«.

Jadeït, s. Nephrit.

Jäderen, meist flache Landschaft an der Südwestküste Norwegens zwischen Listerfjord und Buknfjord.

Jádrin, Kreisstadt im russ. Gouv. Kasan, an der Sura, hat 4 Kirchen und (1889) 2915 Einw.

Jadwiga, Königin von Polen, s. Hedwig 3).

Jaell, Alfred, Klavierspieler und Komponist, geb. 5. März 1832 in Triest, gest. 27. Febr. 1882 in Paris, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater Eduard J., der, ehemals Musikdirektor in Wien und tüchtiger Violinspieler, 1839 eine Musikschule in Triest gründete. Kaum elf Jahre alt, machte J. seine erste Kunstreise nach Italien und errang hier sowie später in Wien solchen Beifall, daß sich Karl Czerny erbot, seine weitern Studien zu leiten. Seit 1844 unternahm J. Kunstreisen durch Italien, Deutschland, Belgien, Frankreich, Nordamerika und ward 1857 vom König von Hannover zum Hofpianisten ernannt. Später lebte er mit seiner Gattin Marie, gebornen Trautmann, einer vortrefflichen Klavierspielerin und begabten Komponistin (Klavierkonzert, Klavierquartett, Walzer zu vier Händen u. a.) in Paris, wo er als Virtuose und Lehrer hochangesehen war. Jaells Spiel war vorzugsweise glänzend, an Thalberg erinnernd. Seine Kompositionen, bestehend in Salonstücken, Transskriptionen, Phantasien über Opernmotive ꝛc., zeichnen sich mehr durch Brillanz und Wohlklang als durch Tiefe aus.

Jaen (spr. chaën), span. Provinz in der Landschaft Andalusien, grenzt im N. an die Provinz Ciudad Real, im O. an Albacete, im S. an Granada und im W. an Cordoba und hat ein Areal von 13,480 qkm (244,8 QM.). Das Land ist zum größern Teil gebirgig und gehört in seinem nördlichen Teil dem marianischen Gebirgssystem mit dem Hauptzug der Sierra Morena und den südlichen Vorlagen Loma de Chiclana und Loma de Ubeda, im südlichen Teil dem bätischen Gebirgssystem an, von dem es die nördlichen und nordöstlichen Randgebirge, nämlich die Sierra Magina (2179 m), den Jabalcuz, Sierra del Pozo (1369 m), Sierra de Cazorla und Sierra de Segura (1807 m), enthält. Das Zentrum der Provinz und der Westen sind eben. Durchflossen wird das Land vom Guadalquivir, welcher hier entspringt und die Nebenflüsse Guadiana Menor, Guadalimar und Jandula aufnimmt. Die Bevölkerung belief sich 1887 auf 437,842 Einw., d. h. 32 auf das QKilometer. Ackerbau und Viehzucht sind wenig entwickelt; die Hauptprodukte der Landwirtschaft sind Getreide, Wein, Öl und Obst. Die östlichen Gebirge enthalten große Kiefernwaldungen. Von Bedeutung ist der Bleibergbau von Linares (s. d.), mit welchem Bleigießereien in Verbindung stehen. Außerdem ist die geringe Industrie durch die Verfertigung poröser Krüge in Andujar vertreten. Die Provinz umfaßt 13 Gerichtsbezirke.

Digitized by Google

Jaen, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (s. oben), liegt malerisch in mildem Klima 549 m ü. M. am nordöstlichen Abhang des Jabalcuz über dem Thal des Guadalbullon (Zuflusses des Guadalquivir), an der Eisenbahnlinie Espeluy-J., hat eine schöne Kathedrale aus dem 16. Jahrh., ein maurisches Kastell, Ringmauern mit Zinnentürmen, einen gotischen Palast der Grafen Villar del Pardo mit maurischem Portal, eine höhere Bürgerschule, ein Priesterseminar, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte, ein Museum, Spital und (1887) 25,706 Einw. J. ist Sitz des Gouverneurs und eines Bischofs. Es wurde 1246 den Mauren von Ferdinand III. von Kastilien entrissen. 3 km südwestlich der Badeort Jabalcuz mit Schwefelquellen (29°).

Jafa, Küstenstadt der türk. Provinz Syrien, 55 km nordwestlich von Jerusalem, mit welchem es durch Eisenbahn verbunden ist, liegt auf einem 36 m hohen Hügel am Mittelmeer und wird auf der Landseite von schönen Fruchtgärten umgeben. Die ehemals starken Befestigungen sind vor kurzem abgebrochen worden; die Straßen sind eng, freundlicher dagegen die neuen Stadtteile im N., O. und S. J. ist Sitz eines Kaimakam und eines deutschen Vizekonsuls. Die Stadt hat 3 Moscheen, ein römisch-katholisches, griechisches und armenisches Kloster, ein französisches, ein römisch-katholisches u. ein englisches Spital und 15—16,000 Einw. (davon zwei Drittel Mohammedaner, 3000 Christen, 2500 Juden, die sich neuerdings ganz bedeutend vermehrt haben sollen). Die Reede ist schlecht und voll Klippen, dennoch ist J. durch seinen Pilgerverkehr (jährlich 15,000) und als Hafen von Jerusalem von Bedeutung. Die Einfuhr wertete 1891: 14,9 Mill. Mk., 1892 nur ca. 12,5 Mill. Mk., die Ausfuhr (Apfelsinen, Olivenholzwaren, Olivenöl) 1891: 14,8 Mill. Mk., 1892 nur 11 Mill. Mk. Es liefen 1892 ein und aus 383 Dampfer von 416,171 Ton. und 349 Segler von 17,108 T. Die wichtigste Flagge war darunter die österreichisch-ungarische, dann die französische, ägyptische, russische. In der Nähe nordöstlich die 1868 gegründete deutsche Kolonie (320 Seelen) württembergischer Templer (s. Tempelgesellschaft), welche Handel und Gewerbe treiben, und 3 km weiter die derselben Sekte angehörende Ackerbaukolonie Sarona (270 Seelen), beide mit einer deutschen Volksschule, erstere auch mit einem Hospital. Im N. der Stadt, nahe der Küste, liegt eine schmutzige ägyptische Kolonie, 3 km südöstlich eine Ackerbaukolonie der Alliance israélite mit der Ackerbauschule Mikweh Israel. — J., das Japho der Bibel und Joppe der Alten, war schon im Altertum eine feste Seestadt der Phöniker. Hierher ließ König Salomo von Tyros aus die Baumaterialien zum Tempel schaffen. Simon Makkabäus entriß die Stadt dauernd den Syrern, befestigte sie und erweiterte den Hafen. Später ein berüchtigter Piratensitz, wurde J. von Vespasian zerstört. Unter Konstantin d. Gr. wurde die Stadt zum Bischofsitz erhoben. Der Chalif Omar eroberte sie 636. Eine große Bedeutung erhielt J. als Hauptlandungsplatz der Kreuzfahrer, die es 1099 nahmen. 1102 siegte hier König Balduin von Jerusalem über den Sultan von Ägypten; 1187 nahm Saladin, 1191 Safaddin die Stadt mit Sturm, und schon war die Besatzung der Citadelle im Begriff, zu kapitulieren, als Richard Löwenherz mit einigen Kriegsfahrzeugen von Ptolemaïs kam und die Sarazenen aus der Stadt warf. Doch fiel J. später noch mehrmals in die Hände der Sarazenen, ward 1252 durch Ludwig den Heiligen neu befestigt, ging aber 1267 bei einem Einfall der Ägypter auf immer für die Christen verloren. In der neuern Geschichte ist J. besonders durch die Erstürmung seitens der Franzosen unter Napoleon I. 7. März 1799 und durch das über die türkischen Gefangenen verhängte Blutbad merkwürdig. 1832 bemächtigte sich Mehemed Ali der Stadt, doch ward ihm dieselbe 1840 von den Türken mit britischer und österreichischer Hilfe wieder entrissen. Die günstige Lage ließ J. nach jeder Zerstörung immer wieder aufblühen.

Jaffé, 1) Philipp, deutscher Geschichtsforscher, geb. 17. Febr. 1819 zu Schwersenz in der Provinz Posen, gest. 3. April 1870, studierte in Berlin unter Ranke Philologie und Geschichte und gewann mit seiner »Geschichte Lothars von Sachsen« (Berl. 1843) einen von der Berliner philosophischen Fakultät ausgeschriebenen Preis. Er veröffentlichte darauf die »Geschichte des Deutschen Reichs unter Konrad III.« (Hannover 1845) und trat als Mitarbeiter bei den »Monumenta Germaniae historica« ein, für welche er eine große Zahl vorzüglicher Quellenausgaben lieferte. Da er indes von seiten des Leiters derselben, Pertz, dafür nicht die gebührende Anerkennung fand und als Jude keine Aussichten auf eine akademische Laufbahn hatte, unterbrach er 1850 seine historischen Arbeiten, um Medizin zu studieren. Nachdem er 1853 promoviert u. das medizinische Staatsexamen bestanden hatte, kehrte er doch zu seiner frühern wissenschaftlichen Thätigkeit als Mitarbeiter an den »Monumenta« zurück u. ward 1862 zum außerordentlichen Professor der historischen Hilfswissenschaften an der Universität zu Berlin ernannt. Doch erlangte er, auch nachdem er 1868 zum Christentum übergetreten war, nicht die erstrebte höhere wissenschaftliche Stellung, und zerfallen mit seinen frühern Freunden, in seinem Ehrgeiz bitter gekränkt, nahm er sich in Wittenberge durch einen Schuß selbst das Leben. Seine selbständigen Hauptwerke sind die »Regesta pontificum romanorum« (Berl. 1851, 2. Aufl. von Löwenfeld, Kaltenbrunner und Ewald; Leipz. 1885—88, 2 Bde.) und die »Bibliotheca rerum germanicarum« (Berl. 1864—72, 6 Bde.), beides Musterwerke an kritischem Scharfsinn und Sorgfalt.

2) Theodor Julius, Schauspieler, geb. 17. Aug. 1823 in Berlin, war für die juristische Laufbahn bestimmt, widmete sich aber aus Neigung der Oper. Nachdem er seine Gesangstudien in Berlin und Wien vollendet hatte, trat er als Baritonist 1844 in Troppau, dann in Lübeck, Halle, Magdeburg und Köln mit Erfolg in ernsten und komischen Partien auf, ging 1847 aber zum Schauspiel über, indem er in Bremen das erste Charakterfach übernahm. 1849 wurde er Mitglied des Weimarer Hoftheaters, kam 1853 als Charakterspieler und Regisseur nach Breslau, 1856 nach Braunschweig und 1864 als Nachfolger Dawisons an das Hoftheater in Dresden. 1894 trat er in den Ruhestand und wurde zum Professor ernannt. Seine Hauptrollen: Nathan, Richard III., Shylock, Jago, Franz Moor, Mephisto, Philipp II., Marinelli, Carlos, Thorane, Narziß, Tartüff, Onkel Moses etc., haben auch bei seinen zahlreichen Gastspielen große Anerkennung gefunden.

Jaffna, Insel, s. Dschaffna.

Jaffnamoos, s. Agar-Agar.

Jagannath, s. Dschagannath.

Jagāra, der Zucker der Kokospalme.

Jagd. Das Aufsuchen, Verfolgen und Aneignen des Wildes bildet auf einer gewissen niedern Stufe der Entwickelung die Hauptbeschäftigung ganzer Völker

Digitized by Google

(*Jägervölker*). Die Raubtiere werden gejagt, um sich vor den Angriffen derselben zu schützen und die Haut zu erbeuten; das Fleisch des erlegten eßbaren Wildes dient zur Hauptnahrung, die Haut zur Kleidung. Mit zunehmender Kultur bilden Viehzucht und Ackerbau die Hauptbeschäftigung der Völker, die J. wird mehr Gegenstand des Vergnügens, besonders des Adels und der Fürsten, welche Bannforsten anlegten, in denen sie sich das Jagdrecht vorbehielten. Auch die J. auf die größern Jagdtiere nahmen sie ausschließlich für sich in Anspruch. Mit dem 16. Jahrh. wurde das Jagdrecht Regal (s. Jagdhoheit). Zur Beaufsichtigung und Verwaltung der J., welche bei gutem Wildstand nicht unbeträchtliche Einnahmen lieferte, wurden besondere Beamte angestellt, von welchen man eine berufsmäßige Ausbildung forderte. Dadurch wurde die Jägerei zu einer besondern Kunst, die von den Berufsjägern zunftmäßig erlernt werden mußte. Die Ausübung der J. wurde nach gewissen Regeln betrieben, Jagdgeräte (s. Jagdzeug) und Fangapparate wurden verbessert, und es bildete sich die Weidmannssprache als eine besondere Jagdkunstsprache aus. Die Jagdausübung (das *Weidwerk*) teilte sich in verschiedene *Zweige*, und zwar sowohl infolge des erworbenen Rechts einzelner, gewisse Wildarten in bestimmten Gemarkungen mit Ausschluß andrer zu fangen oder zu erlegen, als auch infolge des kunstmäßigen Betriebs der einzelnen Jagdarten. Man unterscheidet hiernach allgemein die *hohe* und die *niedere J.* Erstere (*Großweidwerk*) umfaßt von den Spalthufern in der Regel das Edel- (Rotwild), Elch- (Elen-), Dam-, Reh- und Schwarzwild, den Steinbock und die Gemse; vom Geflügel das Auer- und Birkwild, die Fasanen, Trappen, Kraniche, Reiher und Schwäne; von den Raubtieren den Bären, Wolf u. Luchs. Alle übrigen Tiere gehören der niedern J. an. In einigen Ländern hat sich die Einteilung in *hohe*, *mittlere* und *niedere J.* herausgebildet. Zur hohen J. gehören alsdann Edel-, Elch-, Damwild, Steinbock, Gemse, Luchs, Bär, Auerwild, Trappen, Kraniche, Reiher, Schwäne; zur mittlern (Mittel-) J. das Reh, die Sauen und der Wolf, das Birk- und Haselgeflügel und der große Brachvogel; zur niedern J. alles übrige Wild. In den preußischen Staatsforsten ist für die J., insofern dieselbe durch die Forstbeamten administriert oder an diese und auch wohl an Private verpachtet wird, die letztere Einteilung mit geringen Modifikationen maßgebend. Die J. auf Gemsen bildet eine besondere, in ihrer Örtlichkeit und Ausübung eigenartige J., für welche eine besondere Spezialität der berufsmäßigen Jäger sich erhalten hat. Im übrigen unterscheidet man nach dem Gebrauch von Jagdhilfsmitteln (Geräten) und den dabei benutzten Tieren, sodann nach den verschiedenen jagdlichen Berufskreisen, wie sich solche geschichtlich entwickelt haben: 1) *Parforcejäger*, denen das Pferd und der Jagdhund (Parforcehund, Meute) als Gehilfen dienen und Pflegbefohlene sind. Ihre Ausbildung ist derjenigen des deutschen *hirschgerechten Jägers* ähnlich, ihre Heimat das alte Frankreich mit seinem Herrscherglanz und Luxus. 2) *Falkeniere*, welche abgerichtete Edelfalken zur Erreichung der Jagdbeute benutzten (s. Falken, S. 156). Die Beize wird gegenwärtig nur noch in Holland und im Orient ausgeübt und gehört im übrigen der Vergangenheit an. 3) *Deutsche hirschgerechte Jäger*, welche sich vorzugsweise mit der hohen J. beschäftigen, die Fertigung und den Gebrauch der Netze, Tücher und Lappen, wie solche bei der hohen J. dienen, verstehen, eine genaue Kenntnis der Fährten des Hochwildes nach seinen Arten, seinem Alter und Geschlecht besitzen, die Arbeit des Leit- u. Schweißhundes kennen, die Kunst, das Hochwild aufzusuchen, zu beschleichen, zu erlegen und zu zerlegen (zerwirken), sich angeeignet haben. 4) *Feldjäger*, welche vorzugsweise der niedern J. obliegen und wegen vorwiegender Beute an Flugwild besonders im Gebrauch der Flinte geübt sein müssen. Ihnen liegt die Aufgabe ob, das kleine Wild in Netzen, das Raubwild in Eisen und Fallen zu fangen, sowie auch die Erziehung und Dressur des Hühnerhundes, welcher meistens auch auf Wasserjagd abzurichten ist. 5) *Fasanenjäger*, welche sich mit der Erziehung und Pflege der Fasanen beschäftigen. Dieselben müssen auch die Kenntnis des Fanges der Raubtiere, welche den Fasanen gefährlich sind, besitzen.

Die *berufsmäßigen Jäger* mußten in früherer Zeit namentlich auch verstehen, große Jagden als besondere Hoffestlichkeiten zu veranstalten. Damit eine große Menge von Wild in kurzer Zeit sicher von fürstlichen Jagdherren erlegt werden konnte, wurde das Wild in beträchtlicher Zahl in eingestellten Jagen, die mit Jagdzeug (s. d.) umschlossen waren, sogen. *Hauptjagen* (s. d.), zusammengetrieben. Als nach dem Beispiel des französischen Hofes der Luxus auch bei den übrigen Hofhaltungen sich verbreitete, boten mit besonderm Prunk veranstaltete Hauptjagen (*Festinjagen*) Gelegenheit zur Verherrlichung von Hoffesten und ersetzten die früher üblichen Turniere und Ritterspiele. Die Jägerei erschien dabei in Gala-Uniform, die Jagdschirme waren reich verziert, Musikchöre spielten dabei auf, die Herrschaft erschien in wunderlichen Verkleidungen, die Damen als Dianen und Nymphen auf Wagen, die von Hirschen gezogen wurden, und außerdem fanden dabei auch Kämpfe von fremden, dazu besonders herbeigeschafften Tieren, als Löwen, Bären etc., statt. Zur Ermäßigung der großen Kosten, welche solche Jagden erforderten, wurden *Jagdfronen*, Jagdtreiberdienste, Wildbretfuhren, Jagdzeugfuhren etc. auferlegt. Ferner mußten entrichtet werden: Wolfsjagddienstgelder, Hecken-, Wald-, Wildhufenhafer. Einzelne Höfe hatten die Verpflichtung, die Hunde des Jagdberechtigten zu füttern, wenn sie nicht gebraucht wurden, oder auch die Jägerei bei sich einzuquartieren. Diese besonders den Besitzern ländlicher Grundstücke auferlegten Lasten mußten um so mehr Erbitterung hervorrufen, als außerdem der in großer Menge gehegte Wildstand bedeutenden Schaden an den Feldfrüchten verursachte. Bei solchen fast unerträglichen Verhältnissen mußte durch *gesetzliche Bestimmungen* Wandel geschaffen werden. Dies geschah zuerst in Frankreich, wo durch das Gesetz vom 26. März 1798 die Befreiung des Grund und Bodens von fremden Jagdrechten ausgesprochen wurde; diesem Beispiel folgten die Gesetzgebungen mehrerer deutscher Einzelstaaten, und 31. Okt. 1848 wurde in Preußen unter Aufhebung aller privatrechtlichen Beziehungen zu ältern oder neuern Eigentumserwerbungen das Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden ohne jede Entschädigung aufgehoben und eine Trennung jenes dinglichen Rechts von letzterm für die Zukunft als nicht statthaft erklärt. Infolge eingebrachter Reklamationen ehemaliger Jagdberechtigten wurde in einzelnen deutschen Staaten (Kurhessen, Württemberg, Hannover, Sachsen, Altenburg) zum Teil eine Entschädigung teils aus der Staatskasse, teils durch Aufbringung der früher Verpflichteten gewährt. Die neuere

Digitized by Google

Jagdgesetzgebung bezweckt besonders den Schutz des Feldes und des Waldes gegen Beschädigung von seiten des Wildes; daher die gesetzlichen Bestimmungen über Beschränkung des Wildstandes, über Vergütung des Wildschadens und über Aufgang und Schluß der J. Namentlich suchte man auch die Gesetze über Wilddieberei, die trotz der strengen Strafen in manchen Gegenden Deutschlands mit großer Frechheit betrieben ward und hier und da einen förmlichen Kriegszustand zwischen Forstbeamten und Wilddieben zur Folge hatte, mit den allgemeinen strafrechtlichen Grundsätzen in Einklang zu bringen. Gegenwärtig richtet sich die Bestrafung des unbefugten Jagens auf fremdem Jagdgebiet nach den § 292—295 des deutschen Strafgesetzbuchs; das unberechtigte Erlegen von Wild in eingezäunten Gehegen wird als Diebstahl bestraft. Die Aufhebung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden mußte außerdem zu Beschränkungen rücksichtlich der Ausübung desselben führen, weil sonst voraussichtlich Ausrottung des Wildes und Unfälle durch unvorsichtige Handhabung der Schußwaffen seitens Unkundiger die unausbleiblichen Folgen gewesen wären. Demgemäß steht das Recht der Jagdausübung nur solchen Grundbesitzern zu, welche einen zusammenhängenden größern Flächenraum (in Preußen 300 Morgen) besitzen, während sonst die Gemeinden die Jagdausübung zu verpachten und den Erlös an die beteiligten Grundbesitzer nach Verhältnis zu verteilen haben. Verstöße gegen die Jagdordnungen, insbes. gegen die Vorschriften behufs Schonung des Wildes, werden, wenn von Jagdberechtigten verübt, als »Übertretungen« bestraft. In Preußen wurde die Ausübung der J. durch das Jagdpolizeigesetz vom 7. März 1850 und das Wildschongesetz vom 26. Febr. 1870 und das Wildschadengesetz vom 11. Juli 1891 geregelt, und dadurch kamen die frühern Forst-, Mast- und Jagdordnungen für die einzelnen Provinzen, deren Bestimmungen außerdem teilweise veraltet und unzeitgemäß geworden waren, meist in Wegfall. **Bearbeitungen** der Jagdgesetzgebung lieferten unter andern: für Preußen Dalcke (2. Aufl., Berl. 1888), Kohli (2. Aufl., das. 1891), R. Wagner (2. Aufl., das. 1889) und Grunert (Trier 1885); für Bayern Feßmann (Ansb. 1880), Trunk (Eichstätt 1880), Pollwein (2. Aufl., Münch. 1891), Schanz (Würzb. 1891), Männer (für die Pfalz, Kirchheimbolanden 1892); für Sachsen Einsiedel (2. Aufl., Leipz. 1890), für Hessen Haller (3. Aufl., Darmst. 1884), für Baden Schenkel (Tauberbischofsheim 1886), Mayer (Freib. 1887), für Elsaß-Lothringen Huber (Straßb. 1881), Halley (das. 1890) &c. Für Österreich vgl. **Anders**, Das Jagd- und Fischereirecht (Innsbr. 1885); außerdem **Demay**, Recueil des lois sur la chasse en Europe, etc. (Par. 1894).

Jeder, der die J. ausüben will, muß einen **Jagdschein** (s. d.) lösen, und es läßt sich daher aus der Zahl solcher Jagdscheine leicht ersehen, in welchem Verhältnis sich die Zahl der Personen vermehrt hat, welche die J., die jetzt meist zum Vergnügen und zur Erholung der wohlhabendern Bevölkerung dient, ausüben. Die Zahl der ausgegebenen Jagdscheine stieg in Preußen von 80,559 im J. 1850/51 auf 188,524 im J. 1891/92. Der **Abschuß** betrug in Preußen 1885/86: 2,987,672 Stück Haarwild und 4,573,634 Stück Federwild im Gesamtgeldwert von 8,507,783 u. 3,073,313 Mk. Hiernach ist also der Jagdertrag ein nicht unerheblicher Faktor für die Volksernährung und die Volkswirtschaft. Die Ausübung der J. auf dem fiskalischen Grundbesitz ist in Preußen so geregelt, daß gewöhnlich die niedere J. in den Staatsforsten und auf den Domänen den Revierverwaltern, resp. den Domänenpachtern verpachtet ist, während die hohe und mittlere J. für den Fiskus administriert wird. Auf den Gemeinde- und Kommunalgrundstücken wird die J. auf den daraus gebildeten **Jagdbezirken** (s. d.) verpachtet, und hierdurch ist es ermöglicht, daß die Gemeinden erhebliche Pachtbeträge beziehen, sowie daß größere Schichten der Bevölkerung sich Jagden anpachten können, wodurch das Jagdvergnügen immer weitere Ausbreitung gewonnen hat. Zur Hebung und größern Sicherung der Wildstände sind in neuerer Zeit in kleinern und größern Kreisen **Jagdverträge** und **Jagdschutzvereine** entstanden. Dieselben bezwecken teils eine gleichmäßige Ausübung der J. auf bestimmte Wildgattungen und Geschlechter (z. B. Nichtabschuß starker Hirsche behufs Erzielung stärkern Wildbrets und vollkommener ausgebildeter Geweihe oder bei Rehen die Schonung sämtlicher Ricken für mehrere Jahre zur Hebung des Rehstandes größerer Jagdbezirke), teils sind dieselben zur gemeinschaftlichen Anpachtung bedeutender Flächenkomplexe für bestimmte Jagdarten, namentlich die Hetzjagden mit Windhunden, oder zur Hebung des Sports durch (Parforce-) Jagen mit Jagdhundmeuten, welche auf Vereinskosten unterhalten werden, geschlossen worden. Auch haben jene Vereine die Tendenz, sich gegenseitig selbst und die Staatsbehörden in Bezug auf Durchführung der Gesetze über Jagdpolizei und Wildschonung zu unterstützen sowie den Wilddiebstahl und den Handel mit gestohlenem Wildbret nachdrücklich zu verfolgen. Sie erreichen die letztgedachten Zwecke durch Prämienzahlung für entdeckte Wilddiebstähle und durch Benutzung der Presse. Außerdem haben sich Vereine gebildet, welche sich die Aufgabe stellten, die Erhaltung und Züchtung reiner Hunderassen zu erstreben und zu fördern (s. Hund, S. 62). Endlich sind auch die Jagdgewehre (s. d.) in neuerer Zeit durch Benutzung von Hinterladern sehr wesentlich verbessert und vervollkommt worden.

[Jagdlitteratur.] In »Tristan und Isolde« von Gottfried von Straßburg finden wir die ältesten Spuren deutscher **Jagddichtung**. Aus ungefähr gleicher Zeit stammt für die Falknerei ein Werk des Kaisers Friedrich II.: »De arte venandi cum avibus«, Kaiser Maximilians I. »Geheimes Jagdbuch« (1508) und »Der geöffnete Fechtboden, Reitstall und Jägerhaus« (Hamb. 1506); den forstlichen Interessen zugleich dienend: Noe **Maurer**, Jagd- u. Forstrecht (Frankf. a. M. 1561); ferner: »Neuw Jag vnnd Weydwerk Buch« (das. 1582); sodann: »New Jägerbuch: Jacoben von Fouilloux, einer führnehmen Adelsperson in Frankreich &c.« (Straßb. 1590; letzte deutsche Ausgabe, Danz. 1726). Hervorragende Wichtigkeit hat die »Oeconomia ruralis et domestica, darinne das ganze Ampt aller trewen Hauß Väter, Hauß Mütter . . . auch Wild- und Vogelfang, Weidwerk, Fischerei, Holzfällung, von Jacob Coler« (Wittenb. 1591—1601, viele spätere Auflagen) und die »Fürstliche Jäger-Burg von Vit. Bremer« (Hamb. 1657). Eine hohe jagdliche Autorität besitzen wir in Hans Friedrich v. **Flemming**, Der vollkommene teutsche Jäger (Leipz. 1719), welchem sich gleichwertig anschließt: **Döbel**, Neu eröffnete Jäger-Praktica oder vollständige Anweisung zur hohen und niedern Jagdwissenschaft (das. 1746; 4. Aufl., neu [aber schlecht] bearbeitet von Döbel u. Benicken, 1828). Aberglaube und Geheimniskrämerei durchdringen bei dem Mangel wirklicher wissenschaftlicher Begründung

Digitized by Google

die Werke der ältern Jagdautoren, doch sind sie durchweht von einem gewissen romantischen Hauch. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt Bechstein in seinem »Vollständigen Handbuch der Jagdwissenschaft« (Nürnb. 1801—1809, Gotha 1820—22) die Jagdkunde wissenschaftlich zu behandeln. An seine bahnbrechende litterarische Thätigkeit reihen sich an: Jester, Die kleine J. (Königsb. 1793; 5. Aufl. von Riesenthal, Leipz. 1884; für angehende Jäger); Hartig, Lehrbuch für Jäger (Stuttg. 1811, 11. Aufl. 1884); Dietr. aus dem Winckell, Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber (Leipz. 1804—1805; 5. Aufl. von Tschudi, 1878, 2 Bde.); Gödde, Die J. und ihr Betrieb in Deutschland (2. Aufl., Berl. 1881). Dazu sind noch zu erwähnen: Pfeil, Vollständige Anweisung zur Jagdverwaltung und Jagdbenutzung (Leipz. 1848); Diezel, Erfahrungen aus der Niederjagd (Offenb. 1849; 7. Aufl. von v. Nordenflycht, Berl. 1892); Boner, Tiere des Waldes (a. d. Engl., Leipz. 1862); Meyerinck, Naturgeschichte des in Deutschland vorkommenden Wildes (2. Aufl., das. 1879); Grunert, Jagdlehre (Hannov. 1879—1880, 2 Bde.); v. Riesenthal, Das Weidwerk (Berl. 1880); v. Nolde, J. und Hege des europäischen Wildes (das. 1883); Ponetz, Jagdkunde (Prag 1884); Corneli, Die J. und ihre Wandlungen (Amsterd. 1884); Horn, Jagdsport (2. Aufl., Wien 1894); R. v. Dombrowski, Lehr- und Handbuch für Berufsjäger (das. 1884); Kröner, Jagdbuch (Düsseld. 1890); Grashey, Handbuch für Jäger (Stuttg. 1894); v. Train, Weidmanns Praktika (6. Aufl. von E. v. Dombrowski, Leipz. 1893); Volkmann, Das Weidwerk in Österreich (Wien 1882). Monographien über unsre einzelnen Wildarten s. bei den betreffenden Artikeln. Das bedeutendste Werk über Tiergärten ist das vom Grafen Mellin: »Unterricht, eingefriedigte Wildbahnen oder große Tiergärten anzulegen« (Berl. 1800). Jagdlexika wurden herausgegeben von v. Hartig (2. Aufl., Berl. 1861), v. Riesenthal (Leipz. 1882), Dombrowski, Guttenberg und Henschel (»Allgemeine Encyklopädie der Forst- und Jagdwissenschaften«, Wien 1886—93, 8 Bde.); Fürst (»Forst- und Jagdlexikon«, Berl. 1888). Von Jagdzeitungen sind anzuführen: »Der deutsche Jäger« (Münch., seit 1879); »Deutsche Jägerzeitung« (Neudamm, seit 1881); »Neue deutsche Jagdzeitung« (Organ des Prüfungsklubs für Dachs- und Hühnerhunde, redigiert von Schmiedeberg, Berl., seit 1888); »Der Weidmann« (redigiert von Paul Wolff, seit 1869, jetzt Blasewitz-Dresden); »Neue Jagdzeitung« (hrsg. von Gödde, Dortmund, seit 1887); »Hugos Jagdzeitung« (hrsg. von Großbauer von Waldstätt, Wien, seit 1857); »Illustrierte Jagdzeitung« (hrsg. von Nitzsche, Leipz., seit 1872).

Zur Geschichte vgl. Stisser, Forst- u. Jagdhistorie der Teutschen (Jena 1737; verbessert von Franke, Leipz. 1754); Anton, Geschichte der deutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis zum 15. Jahrhundert (Görl. 1799—1804); Stieglitz, Geschichtliche Darstellung der Eigentumsverhältnisse an Wald und J. in Deutschland (Leipz. 1832); Laurop, Das Forst- und Jagdwesen und die Forst- und Jagdlitteratur Deutschlands ꝛc. (Stuttg. 1843); Niemann, Vaterländische Waldberichte ꝛc. (Altona 1820—22); Pfeil, Die Forstgeschichte Preußens bis zum Jahr 1806 (Leipz. 1839); Bernhardt, Geschichte des Waldeigentums, der Waldwirtschaft und Forstwissenschaft (Berl. 1872—75, 3 Bde.); Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland (das. 1879); Miller, Das Jagdwesen der alten Griechen und Römer (Münch. 1883); Schwappach, Handbuch der Forst- u. Jagdgeschichte Deutschlands (Berl. 1885 ff.), dessen kleinern »Grundriß« (2. Aufl., das. 1892) und »Forstpolitik, Jagd- und Fischereipolitik« (Leipz. 1894). Außerdem Gräße: Jägerbrevier. Jagdaltertümer, Weidsprüche und Jägerschreie, Jagdkalender ꝛc. (2. Aufl., Wien 1869), Jägerhörnlein. Jägerlügen, Jägerlieder, Tierzauber (Dresd. 1860) und Hubertusbrüder (Wien 1875); v. Berg, Pürschgang im Dickicht der Jagd- und Forstgeschichte (Dresd. 1869); v. Kobell, Wildanger, Skizzen aus dem Gebiet der J. und ihrer Geschichte (Stuttg. 1859); Dunoyer de Noirmont, Histoire de la chasse en France (Par. 1868, 3 Bde.). Vgl. auch Weidmannssprache.

Jagdbar, das Wild, welches der Jagdordnung gemäß zum Abschuß gelangen kann; auch ein Hirsch von zehn Enden; »stark j.« heißt der Hirsch, wenn er mehr als zehn Enden aufgesetzt hat; s. Geweih.

Jagdberg, s. Rothaargebirge.

Jagdbezirk, der zur selbständigen Ausübung der Jagd berechtigende Flächenkomplex. Die geringste Größe desselben ist in den verschiedenen Staaten verschieden gesetzlich festgestellt, während das Maximum keiner Beschränkung unterliegt. Nur denjenigen Grundbesitzern ist die eigne Ausübung der Jagd auf ihrem Grund und Boden gestattet, welche einen land- oder forstwirtschaftlich benutzten Grundbesitz von einer bestimmten Größe haben, der durch keine fremden Grundstücke in seinem Zusammenhang unterbrochen ist, wobei aber Wege und Wasserläufe als nicht trennend angesehen werden. Diese Minimalgröße beträgt 300 Morgen in Preußen, inkl. Schleswig-Holstein, Hannover, Nassau, Frankfurt a. M., 200 Tagewerke in Bayern für das Flachland und 400 Tagewerke für das Hochgebirge, 300 Acker in Sachsen, 200 Morgen in Baden, 100 Acker im frühern Kurhessen, 100 Hektar in Oldenburg, 50 Morgen in Württemberg, 25 Hektar in Elsaß-Lothringen. Kleinere Besitzungen werden mit den anliegenden, resp. den Grundstücken der Gemeindefeldmark vereinigt und daraus Jagdbezirke gebildet, welche von der Gemeindebehörde zu verpachten sind (s. Jagd, S. 453).

Jagdequipage, der Inbegriff aller zur Jagd gehörigen Requisiten mit Einschluß der Pferde u. Hunde.

Jagdfalke, s. Falken, S. 155.

Jagdfolge (Wildfolge), das Recht, angeschossenes oder angehetztes Wild auch auf fremdem Revier zu verfolgen. Im Bereich der Gültigkeit des Landrechts war die J. durch die Bestimmungen Teil 1, Titel 9, § 130 ff. geregelt. Zur Ausübung der J. gehörte nach den sonst gewöhnlich durch die Forstordnungen getroffenen Bestimmungen, daß Haar oder Schweiß auf dem eignen Revier dargethan worden, daß die Folge binnen 24 Stunden nach dem Anschuß geübt wird und aufhört, wenn der Schweißhund die Fährte verläßt. Das Gewehr mußte zurückgelassen und das erlegte Stück durfte vor erfolgter Anzeige an den Besitzer des Nachbarreviers nicht fortgeschafft werden, welche binnen 24 Stunden erfolgen mußte. Jetzt besteht die J. nur noch in den beiden Mecklenburg.

Jagdfrone, s. Jagd, S. 452.

Jagdgedichte, eine Art altdeutscher Dichtungen, in welchen das ritterliche Liebeleben unter der Allegorie einer Jagd dargestellt wird. Die sinnvollste Produktion dieser Art ist die »Jagd« des Hadamar von Laber (s. d.); andre führen die Titel: »Der Minne Falkner«, »Jagd der Minne« ꝛc. In verwandter Weise

Digitized by Google

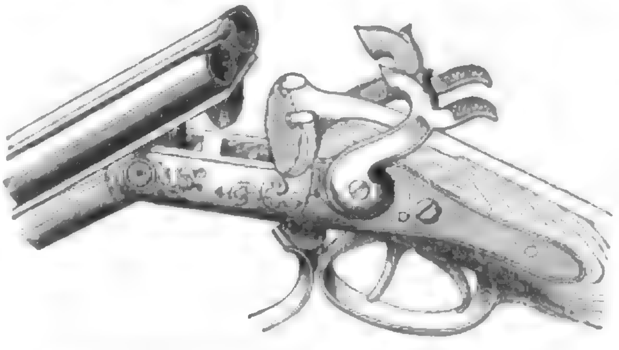
hat Kaiser Maximilian im »Teuerdank«, wo Hirsch-, Gemsen- und Bärenjagden eine große Rolle spielen, das Bild seiner sittlichen Entwickelung gegeben.

Jagdgerecht, den weidmännischen Vorschriften entsprechend. Vgl. Hirschgerecht.

Jagdgeschütze (*Buggeschütze*), die im Bug eines Kriegsschiffes aufgestellten Geschütze (Bugarmierung), meist lange, weit tragende Kanonen, aus welchen ein fliehendes feindliches Schiff bei der Verfolgung beschossen wird. In Frankreich wurden zuerst 1865 bei dem Panzerschiff Alma zwei feste, über die Bordwände vorspringende Panzertürme gebaut, in welchen die J. auf Drehscheiben standen. Den Gegensatz zu den Jagdgeschützen bilden die *Heckgeschütze*, die ihr Feuer gegen den Verfolger richten.

Jagdgesetzgebung, s. Jagd, S. 452 f.

Jagdgewehr, die Handfeuerwaffe, die bei Ausübung der Jagd benutzt wird: ein Kugelgewehr, die *Büchse*, mit gezogenem Lauf zur Erlegung des Elch-, Rot- und Damwildes sowie der stärkern Sauen und des Rehwildes, wenn solches beim Birschen geschossen wird, und ein Schrotgewehr, die *Flinte*, mit meist glattem, seltener mit feinen Haarzügen versehenem Lauf zur Erlegung des Federwildes und des kleinen Haarwildes. Gewöhnlich haben die Jagdgewehre zwei Läufe: *Doppelflinte*, *Doppelbüchse*, *Büchsflinte* mit rechts liegendem Büchsen- und links liegendem Flintenlauf und das *Doppelzeug*, bei welchem man beliebig die Büchsflinten- oder die Doppelflintenrohre einlegen kann (Einlegeläufe). Bei den *Drillingen* (*Dreiläufern*) liegen nebeneinander zwei glatte und unter diesen ein gezogener Lauf. Die Läufe sind bei den Birschbüchsen kürzer als bei den Flinten; am kürzesten bei den Stutzen. Die Läufe der Büchsen werden jetzt fast ausschließlich aus Gußstahl hergestellt und sind auch stärker im Eisen als die der Flinten, welche bei bessern Gewehren fast stets damasziert sind. Die Lauflängen schwanken bei Flinten zwischen 600—800 mm, bei Büchsen zwischen 500—750 mm, die längsten Läufe haben die Scheibenbüchsen. Einläufige Flinten kommen mit Läufen bis 1 m Länge vor. In neuerer Zeit bevorzugt man Hinterlader möglichst einfacher Konstruktion. Obgleich auch hier Mauser-, Vetterli-, Werndl-, Martini- und andre Systeme im Gebrauch sind, hat doch das System des Aufklappens der hintern Laufmündungen zum Laden die weiteste Verbreitung gefunden. Bei dem 1834 bekannt gewordenen *Lefaucheux-Gewehr* kam es zuerst zur Anwendung (s. Abbild.), hat aber im Laufe der Zeit verschiedene Einrichtung erhalten, z. B. Aushebung des Verschlusses durch einen auf und nieder zu bewegenden oder auch seitlich verschiebbaren Hebel vor dem Abzugsbügel. Die Patrone besteht aus einer niedrigen messingenen Bodenkapsel, durch deren Rand senkrecht der unten vom Zündhütchen umgebene Zündstift geht, auf welchen der Hahn des Perkussionsschlosses schlägt. In der Kapsel steckt die aus Papier oder Pappe rollierte Hülse zur Aufnahme der Ladung. Sehr beliebt sind ferner das Doppelzündnadelgewehr von *Dreyse* sowie das Patentzündnadelgewehr von *Teschner* in Frankfurt a. O. Letzteres unterscheidet sich vom erstern im wesentlichen dadurch, daß an die Stelle der Zündnadel mit Spiralfeder ein Schlagbolzen mit Schlagfeder getreten ist, und daß sich das Zündhütchen hinten am Patronenboden befindet. Die abgeschossene Patronenhülse wird beim Aufklappen des Laufes durch einen Auszieher selbstthätig ausgeworfen. Man nennt diese Gewehre, bei welchen die Zündung in der Mitte des Patronenbodens erfolgt, zum Unterschied von den Lefaucheux *Zentralfeuergewehre*. Hierher gehört auch das jetzt sehr verbreitete Lancastergewehr, welches mit Hähnen versehen ist, sowie das Gewehr von Green in Cheltenham, welches keine Hähne besitzt (*Hammerleßgewehr*) und sich beim Öffnen der Läufe selbst spannt. Eine ausgezeichnete Waffe ist das *Diana-Gewehr* von Pieper in Lüttich, bei dem ein Perkussionshahn auf einen kurzen, federnden Schlagbolzen zur Zentralzündung schlägt. Durch den Druck auf einen zwischen den Hähnen stehenden Griff löst sich der doppelte Verschluß aus, und die Läufe klappen herunter. Aber



Lefaucheux-Gewehr mit Bügelverschluß.

auch Dreyse in Sömmerda und Sauer in Suhl liefern nicht minder ausgezeichnete Jagdgewehre der verschiedensten Konstruktion, darunter auch Revolverbüchsen und ein Mitrailleusengewehr für Flugwild-, namentlich Entenjagd, welches, auf einem Pivot drehbar, auf jedem Boot befestigt werden kann.

Eine gute *Birschbüchse* muß eine möglichst rasante Flugbahn haben, d. h. auf 80—120 Schritt möglichst gleiche Höhe schießen, weil es nach der verschiedenen Beleuchtung und nach der Beschaffenheit der Bestände, in welchen das Wild steht, schwierig ist, die Entfernung ganz richtig zu schätzen; keinenfalls darf die Kugel seitlich von der Visierlinie abweichen. Die Form des Geschosses dürfte am zweckmäßigsten die des Langbleies sein, weil Spitzkugeln sich leicht verschlagen. Man wählt nicht zu starke Kaliber (unter Kal. 20), weil mit solchen keine rasante Flugbahn zu erzielen ist, und nicht zu kleine (über Kal. 28), weil diese wenig Schweiß geben und dadurch die Nachsuche erschweren. Die Büchsen mit Metallpatronen (*Mauser-Büchsen*), aus welchen ein kleines Langblei mit sehr starker Pulverladung geschossen wird, geben jedoch beim Ausschuß eine erweiterte, stark schweißende Wunde und werden auch jetzt vielfach bei der Jagd geführt. Die *Flinten* müssen die Schrotladung gut zusammenhalten, sie dürfen nicht zu sehr streuen, was namentlich bei dem Schuß mit stärkern Schrotsorten (Hasenschrot) häufiger als bei dem mit feinen Schroten der Fall ist. Man hat, um dies zu erreichen, in neuester Zeit eine besondere Bohrung der Rohre, die *Würge-* oder *Choke-Bohrung* (engl. choke-bore, spr. tschohk-bor) eingeführt. Damit aber das Wild nicht nur von einer hinreichenden Zahl von Schrotkörnern getroffen, sondern auch von denselben getötet wird, müssen die Flinten scharf schießen, d. h. die Schrote müssen mit solcher Gewalt geschleudert werden, daß sie tief genug eindringen und die Knochen zerschmettern. Das Kaliber schwankt zwischen 15,8 und 19,8 mm und beträgt am häufigsten 17,6 mm. Man prüft die Leistungsfähigkeit der Gewehre durch das Anschießen (s. d.), und seit 1891 ist in Halensee bei Berlin eine Versuchs-

Digitized by Google

Sauen dagegen nach dem Innern des Jagens dicht an die Tücher gestellt, damit die Hirsche sich nicht mit den Geweihen in den Maschen der Netze verwickeln und die Sauen nicht mit ihren Gewehren die Tücher aufschlitzen können. Zum Fangen des Wildes sind nur die Fangnetze verwendbar, sie werden aber dann nicht prall, sondern busig, d. h. so lose gerichtet, daß sie nur zwei Drittel der Höhe und der Länge stellen; auch müssen die Stellstangen (Fangstangen), auf welchen sie mit der Oberleine an kleinen Zapfen hängen, das Herabgleiten gestatten, sobald Wild in das Netz fällt, damit die Oberleine hinter dem Wild herabrutscht und sich letzteres in dem Busen des Netzes verwickelt. Über die Verwendung des Jagdzeugs s. Hauptjagen.

Jagdzoologie, die Naturgeschichte des nützlichen und schädlichen Wildes.

Jagdzüge, s. Eisenbahnzüge.

Jagellonen, poln. Königsdynastie, stammte von Gedimin, der 1317 Großfürst von Litauen wurde, ab. Dessen Söhne Olgierd und Keistuti folgten ihm 1341 und herrschten gemeinsam. Als Olgierd 1377 starb, ward dessen Sohn Jagello sein Nachfolger und, nachdem er 1382 Keistuti hatte ermorden lassen, alleiniger Großfürst. Als gleichzeitig Ludwig d. Gr. von Polen und Ungarn starb, bewarb sich Jagello um die Hand von dessen Tochter Hedwig (s. d. 3), welcher der polnische Thron bestimmt war, und da die Polen seine Bewerbung unterstützten, wenn Jagello zum Christentum übertrete, fand im Februar 1386 zu Krakau Taufe und Vermählung statt; Jagello nahm den Namen Wladislaus II. (s. d.) an. Hiermit bestieg die Dynastie der J. den polnischen Königsthron. In Polen folgten dem Stammvater bis 1572 noch sechs Könige aus dieser Dynastie. Jagellos unmittelbarer Nachfolger ward 1434 sein Sohn aus dritter Ehe, Wladislaw III., welcher 1440 als Wladislaw V. auch König von Ungarn wurde und 1444 bei Warna gegen die Türken fiel. Ihm folgte 1447—92 Kasimir IV., Jagellos Sohn aus seiner vierten Ehe. Des letztern ältester Sohn, Wladislaw, ward 1471 König von Böhmen und 1490 König von Ungarn, starb 1516 und hinterließ beide Reiche seinem einzigen Sohne, Ludwig II., der 1526 bei Mohács gegen die Türken fiel, worauf die Reiche an das Haus Habsburg kamen. In Polen folgten Kasimirs drei jüngere Söhne: Johann Albrecht (1492—1501), Alexander (1501—1506) und Siegmund I. (1506—48), und letzterm folgte ein Sohn, Siegmund August, mit welchem der Mannesstamm der J. 1572 in Polen ausstarb. Der letzte Sproß der J. war Siegmund Augusts Schwester, die später mit Stephan Báthori vermählte Königin Anna, welche 1596 kinderlos starb. Eine weibliche Linie der J. kam mit Siegmund III., einem Sohne des Königs Johann von Schweden und Siegmund Augusts Schwester Katharina, 1587 wieder zur Regierung in Polen und erlosch mit Johann Kasimir 1668.

Jagemann, 1) Christian Joseph, Gelehrter, geb. 1735 zu Dingelstedt im Eichsfeld, gest. 4. oder 5. Febr. 1804 in Weimar, wurde von den katholischen Eltern für den Mönchsstand bestimmt. Aus dem Augustinerkloster zu Erfurt nach Konstanz gebracht, entfloh er von dort vor Ablegung des Klostergelübdes nach Dänemark, wo seine beiden Großonkel ihm eine Hauslehrerstelle verschafften. Nach zwei Jahren söhnte er sich mit seinen Eltern aus und machte eine Pilgerfahrt nach Rom. Dort erhielt er nach langem Harren den Befehl, in Santo Spirito zu Florenz die päpstliche Dispensation abzuwarten, die erst nach mehreren Jahren gewährt wurde. In Florenz wurde er mit der italienischen Litteratur vertraut und blieb dort als Weltgeistlicher und Beichtvater der Deutschen. Endlich nach Deutschland zurückgekehrt, wurde er 1774 vom Kurfürsten von Mainz zum Direktor des katholischen Gymnasiums in Erfurt ernannt, verlor aber die Stelle durch des Kurfürsten Tod wieder und wurde 1775 von der Herzogin Amalie von Weimar als Privatbibliothekar nach Weimar berufen, wo er zum Protestantismus übertrat und sich verheiratete. J. hat sich um die Verbreitung der italienischen Litteratur in Deutschland verdient gemacht. Unter seinen vielen Schriften nennen wir die »Geschichte der freien Künste und Wissenschaften in Italien« (nach Tiraboschi, Leipz. 1777—81, 5 Bde.), das »Magazin der italienischen Litteratur und Künste« (Weimar u. Halle 1780—85, 8 Bde.), darin Dantes »Hölle« übersetzt, die »Italienische Sprachlehre« (1792) und das »Dizionario italiano-tedesco e tedesco-italiano« (1803, 4 Bde.).

2) Karoline, Schauspielerin, Tochter des vorigen, geb. 5. Jan. 1778 in Weimar, gest. 10. Juli 1848 in Dresden, ward in Mannheim unter Iffland und Josepha Beck für die Bühne gebildet, war 1792—96 Mitglied des dortigen Nationaltheaters, hierauf von 1797 am Theater in Weimar angestellt und entwickelte sich hier sowie auf Kunstreisen zu einer der hervorragendsten tragischen Schauspielerinnen und Sängerinnen der damaligen Zeit. Der Großherzog Karl August schenkte ihr mit seiner Gunst das Rittergut Heigendorf und erhob sie zur Frau v. Heigendorf. Sie gewann bald einen mächtigen Einfluß, insbesondere auf die weimarische Bühne, so daß selbst Goethe ihr das Feld räumte. Nach dem Tode Karl Augusts zog sie sich von der Bühne zurück.

3) Ferdinand, Maler, Bruder der vorigen, geb. 1780 in Weimar, bildete sich in Wien und Paris, von wo er 1805 in die Heimat zurückkehrte, ging 1806 nach Rom, nahm später an den Befreiungskriegen teil und starb als Hofrat und Professor 1820 in Weimar. Seine besten Werke sind: die Bildnisse von Karl August, Goethe, Wieland u. a.; Schiller auf der Totenbahre; Luther auf dem Reichstag zu Worms.

4) Ludwig von, Kriminalist, geb. 15. Juni 1805 in Gerlachsheim, gest. 11. Juli 1853 in Achern, studierte in Heidelberg und Göttingen, ward 1834 Oberamtsassessor in Heidelberg, 1836 Amtmann daselbst, 1841 Hofgerichtsrat in Freiburg, 1842 hofgerichtlicher Staatsanwalt, 1843 Ministerialrat im Justizministerium, wo ihm die Leitung der Strafanstalten übertragen wurde. Er unternahm Studienreisen nach England, Frankreich und Belgien, richtete nach seiner Rückkehr die Strafanstalt Bruchsal nach dem System der Einzelhaft ein und veröffentlichte seine Erfahrungen in der Schrift »Zur Begründung und Verwirklichung des Grundsatzes der Einzelhaft in Strafgefängnissen« (Frankf. 1848, auch in der »Zeitschrift für deutsches Strafverfahren«, Neue Folge, Bd. 5). In der Kammer vertrat er als Regierungskommissar das neue Strafgesetzbuch und veröffentlichte seine Studien über dieses in den von ihm mit W. Brauer herausgegebenen »Beiträgen zur Erläuterung der neuen badischen Strafgesetzgebung« (Freiburg 1847). 1847—49 war er Generalauditeur im Kriegsministerium und schrieb in dieser Stellung »Die Militärstrafen im Lichte der Zeit« (Erlang. 1849); dann kehrte er in das Justizministerium zurück, dem er bis zu seinem Tode angehörte. Auf Grund seines Hauptwerks, des »Hand-

Digitized by Google

1 2 3 4 5 6 7

I Deutsches Reich

3 1 2

II Österr

1 3 8 5 7

IV Frankreich

1 2

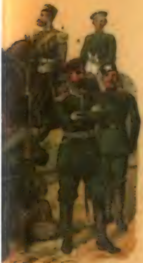
V R

Bibliograph.

Digitized by Google

… Ungarn

III. Italien



… Ind.

VI. Grossbritannien

… in Leipzig.

I. Deutsches Reich.

II. Österr

Digitized by Google

: PIONIERE, TRAIN.

4 6 7

ch-Ungarn.

3 1 5 2 6 7

III Italien

4 5

land.

1 2 4 3 5 7 6

VI Grossbritannien

titut in Leipzig. *Zum Artikel »Jäger«*

Digitized by Google

Inhalt der Tafel ‚Jäger, Schützen, Pioniere, Train'.

I. Deutsches Reich.

1. Offizier der Eisenbahnbrigade, Parade.
2. Preußischer Linienpionier, im Ordonnanzanzug.
3. Bayrischer Pionier, mit Mütze.
4. Sächsischer Pionier, feldmäßig.
5. Bayrischer Jäger, feldmäßig.
6. Sächsischer Jäger, feldmäßig.
7. Preußischer Jäger, feldmäßig.
8. Preußisches Feldjägerkorps.
9. Offizier des preuß. Gardetrainbataillons.
10. Unteroffizier eines preuß. Trainbataillons, Parade.
11. Bayrischer Train.
12. Sächsischer Trainunteroffizier.

II. Österreich-Ungarn.

1. Stabsoffizier der Jäger, Parade.
2. Jäger, Parade.
3. Jäger, feldmäßig.
4. Geniesoldat, im Waffenrock.
5. Geniestab.
6. Pionier, in der Bluse.
7. Soldat des Eisenbahnregiments, im Waffenrock.
8. Trainoffizier.
9. Trainsoldat.

III. Italien.

1. Bersagliere, Parade.
2. Offizier der Bersaglieri, Parade.
3. Bersagliere, in kleiner Uniform.
4. Offizier der Alpenjäger.
5. Alpenjäger.
6. Genieoffizier.
7. Geniesoldat, feldmäßig.
8. Trompeter des Genietrains.

IV. Frankreich.

1. Offizier der Gebirgsjäger.
2. Gebirgsjäger.
3. Offizier der Jäger zu Fuß.
4. Jäger zu Fuß, im Waffenrock.
5. Jäger zu Fuß, im Mantel.
6. Genieoffizier.
7. Geniesoldat, im Waffenrock.
8. Trainsoldat, Parade.

V. Russland.

1. Leibgardeschütze.
2. Finnischer Schütze.
3. Armeeschütze.
4. Ingenieuroffizier.
5. Armeesappeur.

6 u. 7. Offizier und Soldat eines Trainbataillons der Friedensformation.

8. Soldat eines Trainbataillons der Kriegsformation.

VI. Grossbritannien.

1. Geniesoldat (Royal Engineers).
2. Trainsoldat der Royal Engineers.
3. Scharfschützenoffizier (King's Royal Rifle Corps).
4. Scharfschütze (King's Royal Rifle Corps).
5. Schottischer Scharfschütze (Scottish Rifles).
6. Irländischer Scharfschütze (Royal Irish Rifles).
7. Trainsoldat.

Digitized by Google

buchs der gerichtlichen Untersuchungskunde« (Frankf. 1838—41, 2 Bde.), promovierte ihn die Heidelberger Juristenfakultät zum Ehrendoktor. Außerdem schrieb er »Deutsche Städte und deutsche Männer nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft«, Reiseskizzen (Leipz. 1842, 2 Bde.; neue Ausg. 1846) und ein »Kriminallexikon« (Erlangen 1854, vollendet von Brauer). Er begründete 1840 mit Nöllner die »Zeitschrift für deutsches Strafverfahren« (1840—47) und 1849 den »Gerichtssaal«.

Jagen, forsttechnischer Ausdruck, s. Forsteinteilung; eingestelltes J., s. Hauptjagen und Jagd, S. 452.

Jager, auf kleinen Fahrzeugen, wie Kuffen, Schmacken ꝛc., das Segel, welches dem Außenklüver andrer Schiffe entspricht; die dazu gehörige Spiere heißt Jagerbaum. J. (Heringsjager) heißt auch der schnellste Heringslugger bei einer Fischerflotte, welcher den Verkehr nach dem Lande vermittelt.

Jäger (hierzu Tafel »Jäger, Schützen, Pioniere, Train«, mit Textblatt), derjenige, welcher sich mit der Ausübung der Jagd beschäftigt (s. Jagd); im Militärwesen ursprünglich Truppen, gebildet aus Mannschaften, die in ihrem Beruf als Forstleute sich Gewandtheit im Gebrauch der Waffe und in der Benutzung des Geländes angeeignet haben und daher zur Verwendung im zerstreuten Gefecht und kleinen Krieg besonders befähigt sind. In diesem Sinne als Scharfschützen bestanden die J. namentlich in Deutschland, während sie in andern Heeren mehr die Bedeutung einer leichten Infanterie (s. d.) hatten. Infolge Einführung gezogener Waffen und der sorgfältigen Ausbildung aller Fußtruppen im Schießen hat sich die Bedeutung der J. als Scharfschützen gegen früher, wo sie mit gezogener Büchse neben der mit glatten Gewehren bewaffneten Infanterie auftraten, verringert. Kämpfen so die J. heute im allgemeinen Schulter an Schulter mit der Infanterie, so verwendet man sie doch vorzugsweise in der Avantgarde und da, wo besondere Gewandtheit und guter Einzelschuß gefordert werden. Geworbene Scharfschützen aus Gebirgs- und Waldgegenden finden sich schon im Dreißigjährigen Krieg (Landgraf Wilhelm von Hessen, Holksche J. unter Wallenstein); der Große Kurfürst teilte 1674 jeder Kompanie einige mit Büchsen bewaffnete J. zu, die vorzugsweise auf die feindlichen Offiziere schießen sollten. Die erste stehende Jägertruppe, 60 Mann stark, errichtete Friedrich II. von Preußen; diese J. dienten aber vorzugsweise als Wegweiser, als Kolonnenführer und als Bedeckung bei Rekognoszierungen. Gleichzeitig und in gleicher Stärke wurde das reitende Feldjägerkorps (s. Feldjäger) errichtet. Bei Beginn des zweiten Schlesischen Krieges wurde das Fußjägerkorps auf 300 Mann in 2 Kompanien, während des Siebenjährigen Krieges auf 800 vermehrt, 1763 aber wieder auf 300 Mann herabgesetzt und gleichzeitig bestimmt, daß alle Försterstellen von ausgedienten Jägern nach der Reihenfolge der Dienstzeit besetzt werden sollten. 1773 und 1778 wieder vermehrt, bildeten die J. beim Tode Friedrichs d. Gr. ein Regiment. 1808 wurden die J. provinz-, resp. korpsweise in Bataillone formiert, 1815 wurde aus freiwilligen Neuchâteler Schützen das Gardeschützenbataillon gebildet. 1821 erhielt jedes der acht Armeekorps eine Abteilung (2 Kompanien) J., resp. Schützen (nur die beiden Bataillone der Garde blieben unverändert), in welche außer gelernten Jägern auch andrer geeigneter Ersatz eingestellt werden konnte. Das Gardejägerbataillon darf jedoch nur gelernte J. mit vorschriftsmäßigem Lehrbrief einstellen. 1848 wurden die genannten Abteilungen sämtlich in Jägerbataillone zu 4 Kompanien umgebildet, was die Heranziehung eines Teiles des Ersatzes aus nicht jägermäßig vorgebildeten Leuten bei der Aushebung zur Folge hatte. In dieser Verfassung bestehen die J. noch heute im deutschen Heer mit je 1—2 Bataillonen bei jedem Armeekorps, im ganzen 19 Bataillone. Der Dienst bei den Jägern ist Vorbedingung für Anstellung im Forstdienst. Vgl. Gumtau, Die J. und Schützen des preußischen Heeres (Berl. 1834—38, 3 Tle.); »Instruktion über Ausbildung der J. und Schützen« (das.). Österreich bildete während der Schlesischen Kriege zunächst kleine Abteilungen Tiroler Scharfschützen. Später wurden diese zum Fenner Jägerkorps vereinigt, aus dem 1816 das Tiroler oder Kaiserjägerregiment (7 Bataillone) entstand; 1808 und 1813 wurden auch in den andern Kronländern Feldjägerbataillone aufgestellt und diese 1849, 1859 und 1866 bis auf 33, 1880 auf 43 vermehrt; 1882 entstanden daraus das Tiroler Jägerregiment, seit 1893 zu 16 Bataillonen, und 26 Feldjägerbataillone. In Frankreich errichtete 1840 der Herzog von Orléans in Nachahmung der preußischen J. zu Vincennes das erste Bataillon Chasseurs, die, jetzt 30 Bataillone, zwar eine gute leichte Infanterie wurden, das Wesen der deutschen Jägertruppen jedoch nicht anzunehmen vermochten. In Belgien sind die J. in 3 Regimentern vereinigt; in Italien heißen sie Bersaglieri (s. d.), in Rußland Schützen. Über die Uniformen der J. in den Hauptstaaten vgl. beifolgende Tafel mit Textblatt.

Jäger, 1) Albert, österreich. Geschichtschreiber, geb. 8. Dez. 1801 zu Schwaz in Tirol, gest. 10. Dez. 1891 in Innsbruck, trat nach beendeten Studien in das Benediktinerstift Marienberg bei Glurns, wurde 1845 Professor der Geschichte in Innsbruck und 1851 in Wien, wo er 20 Jahre lang wirkte. Während dieser Zeit gehörte er vorübergehend dem österreichischen Parlament als klerikaler Abgeordneter an. Er schrieb: »Der Engedeiner Krieg im Jahre 1499« (Innsbr. 1838); »Tirol u. der bayrisch-französische Einfall im J. 1703« (das. 1844); »Der Streit des Kardinals Nikolaus von Cusa mit Herzog Sigmund von Österreich« (das. 1861, 2 Bde.); »Kaiser Joseph II. u. Leopold II. Reform und Gegenreform« (Wien 1867); »Tirols Rückkehr unter Österreich ꝛc.« (das. 1871) und »Geschichte der landständischen Verfassung Tirols« (bis 1519 reichend, das. 1881—85, 2 Bde. in 3 Tln.); dazu zahlreiche Abhandlungen u. Ausgaben von Urkunden und Quellen, namentlich in den Denkschriften und Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie, deren Mitglied J. seit 1847 war, sowie im »Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen«. In einem letzten Aufsatz in der »Österreichisch-Ungarischen Revue« von 1890 besprach J. seine akademische Lehrthätigkeit.

2) Gustav, Maler, geb. 12. Juli 1808 in Leipzig, gest. daselbst 19. April 1871, wurde erst in seiner Vaterstadt, dann auf der Akademie zu Dresden gebildet und ging 1830 nach München, wo er sich an Schnorr v. Carolsfeld anschloß. In Rom, wohin er sich 1836 begab, malte er das Bild des Bileam mit dem Engel. 1837 ward er nach München berufen und beteiligte sich hier an den Freskomalereien im Königsbau, besonders im Habsburg- und Barbarossasaal und im Saal Karls d. Gr. Der Ölmalerei sich wieder zuwendend, schuf er darauf eine Grablegung Christi (1838, im Museum zu Leipzig). 1847 ward er Direktor der Akademie in Leipzig, und zu gleicher Zeit übernahm er die Ausmalung des

Digitized by Google

Herderzimmers im Schlosse zu Weimar (1848 vollendet). Andre Wandgemälde Jägers finden sich in den Kirchen zu Schönefeld und Klein-Pötzschau bei Leipzig wie in der Aula der Teichmannschen Unterrichtsanstalt zu Leipzig. Daneben malte er Staffeleigemälde, wie: Magdalena zu Christi Füßen, Moses' Bestattung durch Engel (im Museum zu Leipzig), das Vermächtnis der heil. Katharina (1855, Dresdener Galerie) u. a. Von seinen Zeichnungen sind die Illustrationen zu Cottas Bibel am bekanntesten. Er war in der Freskomalerei geübter als in der Ölmalerei.

3) Hermann, Gärtner und Gartenschriftsteller, geb. 7. Okt. 1815 in Münchenbernsdorf bei Gera, gest. 5. Jan. 1890 in Eisenach, erlernte die Gärtnerei im Belvedere bei Weimar, bildete sich an verschiedenen Orten weiter aus, bereiste 1840 Italien, studierte dann im Jardin de Luxembourg zu Paris und sonst den französischen Obstbaumschnitt und war beim Grafen Talleyrand-Périgord angestellt. Nachdem er auch Belgien und England besucht, trat er wieder im Belvedere ein, hielt sich dann kurze Zeit im botanischen Garten bei Berlin auf und wurde 1844 als Hofgärtner in Eisenach angestellt, 1873 zum großherzogl. Gasteninspektor ernannt. J. schuf mehrere Parkanlagen, war aber hauptsächlich litterarisch thätig. Von seinen zahlreichen Schriften über alle Zweige des Gartenbaues erwähnen wir: »Die Ziergehölze der Gärten und Parkanlagen« (2. Aufl. mit Beißner, Weim. 1884); »Allgemeines illustriertes Gartenbuch« (4. Aufl., Hannov. 1882); »Der immerblühende Garten« (2. Aufl., Leipz. 1875); »Der Hausgarten« (2. Aufl., Weim. 1880); »Lehrbuch der Gartenkunst« (Berl. 1877); »Gartenkunst und Gärten sonst und jetzt« (das. 1887). Auch auf belletristischem Gebiet ist J. aufgetreten (z. B. »Angelroder Dorfgeschichten«, Weim. 1856). Seit 1857 war J. Mitherausgeber von Regels »Gartenflora«.

4) Otto Heinrich, Pädagog u. Turnschriftsteller, Bruder von J. 6), geb. 10. Juni 1828 zu Bürg am Kocher in Württemberg, Sohn des durch seine Geschichte der Stadt Ulm, der Stadt Heilbronn, des Hauses Fugger etc. bekannten Pfarrers Karl J. (1794–1842), studierte in Tübingen und erlangte daselbst einen Preis mit der Schrift: »Die Gymnastik der Hellenen« (Eßling. 1850; neue Bearbeitung, Stuttg. 1881). 1854 wurde er auf Köchlys Ruf Kantonschulturnlehrer in Zürich und später daselbst auch Professor der Philosophie u. Pädagogik; 1862–90 war er Vorstand der Turnlehrerbildungsanstalt in Stuttgart. Als solcher vertrat er eine in Württemberg zur Einführung gelangte eigenartige Betriebsweise des Schulturnens, mit der er dasselbe noch unmittelbarer in den Dienst der Erziehung zur Wehrhaftigkeit zu stellen sucht. Ihre Besonderheit besteht in der fast ausschließlichen Pflege der ohne Gerät oder nur mit dem von J. eingeführten Eisenstab auszuführenden Ordnungs- und Freiübungen sowie der Übungen des Gehens, Laufens, Springens, Ringens, Werfens und Kletterns. Vgl. seine »Turnschule für die deutsche Jugend« (Leipz. 1864) und »Neue Turnschule« (Stuttg. 1876, 3. Aufl. 1891). Auch in seinen übrigen kleinern Schriften, die durch seltsame Sprache immer schwerer verständlich werden, tritt er für eine naturgemäße, abhärtende Erziehung, für »Stehartbeit und Gangerholung« ein.

5) Oskar, Geschichtschreiber und Pädagog, geb. 26. Okt. 1830 in Stuttgart als Sohn des als Naturforscher bekannten Professors und Obermedizinalrats Georg Friedrich J. (1785–1867) und einer Schwester des Dichters G. Schwab, studierte Theologie und Philologie in Tübingen, wurde 1855 Gymnasiallehrer in Stuttgart, dann in Ulm, 1859 in Wetzlar, ward 1862 Rektor des Progymnasiums in Mörs und 1865 Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums in Köln. Er schrieb: »John Wycliffe und seine Bedeutung für die Reformation« (Halle 1854); »Geschichte der Römer« (Gütersl. 1861, 6. Aufl. 1889); »Geschichte der Griechen« (das. 1866, 5. Aufl. 1887); »Die Punischen Kriege, nach den Quellen erzählt« (Halle 1869–70, 3 Bde.). Auch gab er mit Creizenach zusammen die neue Bearbeitung von F. Chr. Schlossers »Weltgeschichte« heraus, für welche er als Fortsetzung die vortreffliche »Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart« (Oberhauf. 1874–75, 3 Bde.; 3. Ausg., Berl. 1890) schrieb. Ihr folgte eine »Weltgeschichte« in 4 Bänden (Bielef. u. Leipz. 1887–89, 2. Aufl. 1891). Seine kurze Beschreibung des deutsch-französischen Krieges für die Schriften des Deutschen Vereins, welche 1876 in großer Zahl in den rheinischen Schulen verbreitet wurde, erweckte den heftigen Zorn der ultramontanen Partei gegen J., den Führer der rheinischen Nationalliberalen, nachdem schon früher seine politische Broschüre »Preußen und Schwaben. Von einem Annektierten« (Köln 1866) Aufsehen, in Süddeutschland auch Widerspruch erregt hatte. Außer einigen Hilfsbüchern für den Geschichtsunterricht schrieb er noch in humanistischem Sinne: »Gymnasium und Realschule erster Ordnung« (Mainz 1871); »Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament« (Wiesb. 1883, 2. Aufl. 1885); »Das humanistische Gymnasium« (das. 1889); ferner: »Auswahl wichtiger Aktenstücke zur Geschichte des 19. Jahrh.« (mit Moldenhauer, Berl. 1893); »Pro domo. Reden und Aufsätze« (das. 1894) und »Didaktik und Methodik des Geschichtsunterrichts« (Münch. 1895).

6) Gustav, Zoolog, Bruder von J. 4), geb. 23. Juni 1832 zu Bürg am Kocher in Württemberg, studierte in Tübingen und Wien Medizin und habilitierte sich 1858 als Dozent der Zoologie an der dortigen Universität. Er erbaute den Tiergarten und leitete denselben bis 1866, ging aber 1867 als Professor der Zoologie an der Akademie in Hohenheim nach Stuttgart und übernahm 1870 auch das Lehramt für Zoologie und Anthropologie am Polytechnikum und 1874 das für Physiologie an der Tierarzneischule. 1884 trat er von seinen Ämtern zurück und lebt seitdem als Arzt in Stuttgart. Seit 1854 publizierte er mehrere vergleichend-anatomische Abhandlungen, und nach dem Erscheinen der Darwinschen Lehre trat er als einer der rührigsten Vertreter derselben auf. In diesem Sinne schrieb er: »Zoologische Briefe« (Wien 1864–76); »Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Moral und Religion« (Stuttg. 1868); »In Sachen Darwins, insbesondere contra Wigand« (das. 1874). Auch schrieb er: »Skizzen aus dem Tiergarten« (Hamb. 1866–71), »Das Leben im Wasser« (das. 1868), »Deutschlands Tierwelt nach ihren Standorten eingeteilt« (Stuttg. 1874, 2 Bde.), »Lehrbuch der allgemeinen Zoologie« (Leipz. 1871–77, 2 Bde.), »Wanderungen durch das Tierreich« (Stuttg. 1880), »Stoffwirkung in Lebewesen« (das. 1891), »Ein verkannter Wohlthäter« (das. 1891), »Aus Natur- und Menschenleben, gesammelte Aufsätze u. Vorträge« (Leipz. 1893); »Wetteransagen und Mondwechsel« (Stuttg. 1893, Nachtrag 1894) und veranstaltete eine neue Ausgabe von Rebaus »Naturgeschichte« und Calwers »Käferbuch«. Veranlaßt durch seine anthropologischen Vorträge, betrat er auch das hygienische

Digitized by Google

Gebiet und schrieb: »Die menschliche Arbeitskraft« (Münch. 1878) und »Seuchenfestigkeit und Konstitutionskraft« (Leipz. 1878). Mit seiner Arbeit »über Geschmacks- und Geruchsstoffe« in der »Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie« eröffnete er ein bis dahin noch unbebautes Forschungsgebiet und gelangte auf demselben zur »Entdeckung der Seele«. Unter diesem Titel veröffentlichte er eine Schrift (Leipz. 1879; 3. Aufl. 1883—84, 2 Bde.), in welcher er den Nachweis zu führen sucht, daß die spezifischen Duftstoffe in der Ausdünstung der Tiere die Erzeuger der Affekte, Triebe und Instinkte und wahrscheinlich auch die Träger der Formungskräfte wie der Entwickelung und Vererbung sind. Im Verfolg dieser Studien gelangte er zu einem neuen Bekleidungssystem, welches jede Pflanzenfaser als schädlich verwirft und lediglich wollene Stoffe gestattet. Er rief eine lebhafte Agitation für seine »Normalkleidung« ins Leben, hat aber auf dem ganzen Gebiet sehr entschiedenen Widerspruch gefunden. Seit 1881 gibt er ein der Fortbildung seiner Lehre gewidmetes »Monatsblatt« heraus. Vgl. seine Schrift »Mein System« (4. Aufl., Stuttg. 1885).

7) Johannes, Humanist, s. Crotus Rubianus.

Jägerei, das Jagdpersonal.

Jägerfleisch, gedünstetes Rinderfilet, mit einer braunen, stark mit Pfeffer, Zwiebeln und Lorbeerblättern gewürzten Sauce.

Jägerkommando, bei russischen Infanterieregimentern aus Offizieren und Mannschaften zusammengesetzte Abteilung, die durch dienstliche Ausübung der Jagd ihre kriegerische Ausbildung fördern soll.

Jägerlatein, im allgemeinen die Jägersprache, mit Rücksicht auf ihre vielen besondern Ausdrücke, die sie dem Nichtjäger schwerverständlich machen; insbes. Bezeichnung für Jägerlügen, d. h. die aufschneiderische Darstellung von Jagderlebnissen. Der Komment erfordert dabei, daß dieselben nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstoßen, der (kundige) Zuhörer das Mitgeteilte scheinbar glauben muß, worauf er mit einer Gegenerzählung aufwartet, welche die vorige womöglich überbietet. Vgl. Gräffe, Jägerhörnlein. Jägerlügen etc. (Dresd. 1860); Keller, Jägerlatein (3. Aufl., Klagenf. 1886—87, 2 Tle.).

Jägerliest, Vogel, s. Baumliest.

Jägerndorf, ein teils zum preuß. Regbez. Oppeln, teils zu Österreichisch-Schlesien gehöriges Fürstentum, vormals ein Bestandteil des Herzogtums Ratibor-Troppau, seit 1377 besonderes Fürstentum, kam 1523 durch Kauf an den hohenzollernschen Markgrafen Georg den Frommen von Ansbach. Dessen Sohn Georg Friedrich überließ für den Fall seines Todes das Fürstentum 1596 dem Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim Friedrich von Brandenburg, der es seinem zweiten Sohn, Johann Georg, als Apanage zuteilte. Als letzterer 1621 als Anhänger Friedrichs V. von der Pfalz geächtet und seines Landes verlustig erklärt worden war, kam J. durch kaiserlichen Lehnsbrief vom 13. Mai 1622 an den Fürsten Karl von Liechtenstein. Nach dem kinderlosen Ableben des Markgrafen Ernst (1642), des Sohnes des geächteten Johann Georg, gingen dessen Ansprüche an J. an Brandenburg über; der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm erklärte die Einziehung des Fürstentums für ungesetzlich und erneuerte 1683 bei Rückforderung der übrigen ihm durch Erbverbrüderung zustehenden schlesischen Fürstentümer auch seine Ansprüche auf J., Beuthen und Oderberg, erlangte aber als Entschädigung nur den Kreis Schwiebus, der auf Grund eines geheimen Vertrags mit dem damaligen Kurprinzen Friedrich 1694 wieder an den Kaiser zurückgegeben ward. Friedrich II. machte 1740 die Erbansprüche Preußens auf J. und die andern schlesischen Fürstentümer mit den Waffen geltend und erhielt im Frieden von Breslau (1742) den diesseit der Oppa gelegenen Teil des Fürstentums mit dem Hauptort Leobschütz. Vgl. Biermann, Geschichte der Herzogtümer Troppau und J. (Teschen 1874).

Jägerndorf (tschech. Krnov), Stadt in Österreichisch-Schlesien, an der preußischen Grenze, 313 m ü. M., am Fuße des Burgberges, an der Oppa, welche hier die Goldene Oppa aufnimmt, und an den Linien Olmütz-J.-Troppau und J.-Ziegenhals der österreichischen Staatsbahnen u. J.-Leobschütz der Preußischen Staatsbahn gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne Dekanatskirche mit 2 hohen Türmen, ein Minoritenkloster mit schöner Kirche, ein fürstlich Liechtensteinsches Schloß, eine Oberrealschule, Webschule, starke Fabrikation von Schafwollwaren, Wirkwaren, Papier, Orgeln, Maschinen, Essig und Spiritus, eine Gasanstalt, bedeutende Märkte, Telephoneinrichtung und (1890) 14,257 größtenteils deutsche Einwohner. — J., ehemals Hauptort des gleichnamigen Fürstentums (s. oben), wurde 1241 von den Tataren geplündert und hatte im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden.

Jägerrecht, der Anteil, welcher den Jagdbeamten nach altem Gebrauch am erlegten Wild zusteht; dahin gehören vom Aufbruch das Geräusch (s. d.) sowie das Darmfeist, dagegen gewöhnlich nicht die Mörbraten.

Jägerschreie und **Weidsprüche**, altdeutsche Rätselfragen, welche die Waldleute vor und nach der Jagd zu gegenseitiger Erheiterung einander aufzugeben pflegten, und in denen ein reicher Schatz von Kenntnissen, Künsten, Sitten und Wörtern, welche auf die Jagd Bezug haben, aufgespeichert ist. Viele dieser Sprüche, die meist mit »Lieber Weidmann, sag mir an« u. dgl. anfangen, sind in Handschriften des 16. und 17. Jahrh. erhalten, reichen aber offenbar in ein höheres Alter zurück; sie sind zusammengestellt in Grimms »Altdeutschen Wäldern« (Bd. 3). Vgl. Gräffe, Jägerbrevier (2. Aufl., Wien 1869); Wagner im »Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung« (das. 1874).

Jägersdorf (Groß-J.), Dorf im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Insterburg, mit 500 evang. Einwohnern, bekannt durch die Schlacht zwischen Russen und Preußen 30. Aug. 1757. Jene, 100,000 Mann stark, waren unter Apraxins Oberbefehl im Juni d. J. verwüstend in Preußen eingedrungen und hatten bei J. eine feste Stellung eingenommen, welche im Rücken und in den Flanken durch natürliche Hindernisse gesichert war. Hier griff sie Feldmarschall Lehwaldt auf Befehl Friedrichs d. Gr. mit der zum Schutz Preußens bestimmten Armee von 24,000 Mann an und richtete seinen Stoß vornehmlich auf den feindlichen linken Flügel. Die russische Kavallerie und die erste Linie der Infanterie wurden geworfen, drei Batterien erobert. Aber das überlegene Kartätschenfeuer der russischen Artillerie erschütterte die Reihen der tapfern Angreifer, und als Graf Romanzow 20 frische Bataillone auf dem bedrohten linken Flügel ins Gefecht führte, konnten die Preußen das Schlachtfeld nicht behaupten und zogen sich mit einem Verlust von 4600 Toten und Verwundeten und 28 Geschützen in guter Ordnung über den Pregel zurück.

Jägersprache, s. Weidmannssprache.

Digitized by Google

Jägerthal, Papierfabrik, s. Dürkheim.

Jaggery (spr. dschäggeri), der Zucker der Kokospalme.

Jaghistan, s. Dardistan.

Jagić (spr. -gitsch), Vatroslav von, slaw. Philolog, geb. 6. Juli 1838 in Warasdin, studierte in Wien und wirkte 1860—70 als Lehrer am Gymnasium zu Agram und eine Zeitlang als zweiter Sekretär der südslawischen Akademie daselbst, begab sich jedoch schon 1871 behufs sprachwissenschaftlicher Studien auf Reisen nach Deutschland und Rußland. 1871 übernahm er den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung an der Universität zu Odessa, den er 1874 mit der Professur für slawische Sprachen an der Berliner Universität vertauschte. 1880 folgte er einem Ruf an die Universität zu Petersburg; seit 1886 wirkt er als Professor der slawischen Philologie an der Universität zu Wien. Außer zahlreichen trefflichen Arbeiten im »Književnik«, im »Rad«, dem Organ der südslawischen Akademie, in den »Starine«, in den Sitzungsberichten und Denkschriften der Wiener Akademie und andern Fachzeitschriften veröffentlichte er: »Primjeri staro-hrvatskoga jezika« (»Proben aus der altkroatischen Sprache«, Agram 1864—66); »Grammatika hrvatskoga jezika« (»Grammatik der kroatischen Sprache«, Teil 1, das. 1864); »Historija književnosti naroda hrvatskoga i srbskoga« (»Geschichte der serbisch-kroatischen Litteratur«, Teil 1, das. 1867) nebst »Prilozi« (»Beilagen«, das. 1868). Für die slawische Philologie sind besonders wichtig sein »Quatuor evangelicorum codex glagoliticus« (Berl. 1879), »Codex Marianus« (Petersb. u. Berl. 1883), »Carminum christianorum versio palaeoslovenico-rossica« (1886), »Kritičeskija zamětki k istorii russkago jazyka« (»Kritische Bemerkungen zur Geschichte der russischen Sprache«, Petersb. 1888), »Glagolitica. Würdigung neu entdeckter glagolitischer Fragmente« (im 38. Bd. der »Denkschriften« der Wiener Akademie, 1890), »Svetostefanski chrisovulj« (Wien 1890), »Poljički statut« (Agram 1891), »Missale glagoliticum Hervojae, ducis Spalatensis« (Wien 1891) u. a., und für die Frage nach dem Ursprung des glagolitischen Alphabets seine »Kritiko-paleografičeskija statji« (»Kritische Abhandlungen über Paläographie«, Petersb. 1884). Auch gab er zahlreiche serbisch-kroatische Schriftdenkmäler in den »Stari pisci«, ferner »Specimina linguae palaeoslovenicae« (Petersb. 1882) sowie den Briefwechsel zwischen Kopitar und Dobrowský (das. u. Berl. 1885) heraus. Mit Leskien und Nehring gründete er das »Archiv für slawische Philologie« (Berl., seit 1876), dessen Redaktion er noch führt. Seine im »Rad« (1875) erschienene Abhandlung »Gradja za istoriju slovinske narodne poesije« (»Materialien zur Geschichte der slawischen Nationalpoesie«) wurde in mehrere slawische Sprachen übersetzt.

Jagielnica (spr. -nitza), Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Czortkow, hat eine Ackerbauschule, eine ärarische Tabaksfabrik, Bierbrauerei, Gerberei, Getreidehandel und (1890) 3241 polnische und ruthen. Einwohner (1769 Juden).

Jagni Dagh, Berg in Armenien, bei welchem 15. Okt. 1877 eine Schlacht zwischen Russen und Türken stattfand. S. Aladja Dagh.

Jago (span. u. portug.), soviel wie Jakob (kommt nur noch in der Verbindung »Santiago« [s. Jacobus] vor; die peninsulare Form dieses Namens ist sonst Jaime, bez. Jayme).

Jagodina, Stadt im Königreich Serbien, Kreis Morawa, an der Belitza, nicht weit von deren Mündung in die Morawa gelegen, an der Staatsbahnlinie Belgrad-Nisch, mit Kreisgericht, Progymnasium und (1890) 4619 Einw. An der Ostseite der Stadt befinden sich die Überreste einer Moschee, welche eine der größten in Serbien gewesen sein soll. J. ist einer der Hauptplätze des serbischen Schweinehandels.

Jagow, Matthias von, Bischof von Brandenburg, geb. 1490 aus einem alten Adelsgeschlecht, gest. 1544 in Ziesar, studierte Theologie und die Rechte, wurde Dompropst zu Spandau und 1526 als Nachfolger heftiger Gegner Luthers (H. Scultetus und Hardenberg) Bischof von Brandenburg. Obwohl von der Notwendigkeit kirchlicher Reformen überzeugt, begnügte er sich doch bei Lebzeiten des reformfeindlichen Kurfürsten Joachim I. mit der Abstellung von Mißbräuchen und der Besserung des Klerus. Als einflußreichster Ratgeber Joachims II. bewog er diesen zum Übertritt zur Lutherschen Reformation, reichte ihm 1. Nov., dem Berliner Magistrat 2. Nov. 1539 das Abendmahl in beiderlei Gestalt und leitete 1541 die erste Kirchenvisitation in der Mark, worauf die Reformation durchgeführt wurde; er verheiratete sich 1541.

Jagrezucker (Jagärazucker), der Zucker der Kokospalme.

Jagst (Jaxt), Fluß in Württemberg, entspringt in den Ellwanger Bergen, fließt, dem Kocher fast parallel, anfangs in nördlicher und nordwestlicher, zuletzt in südwestlicher Richtung, bildet auf eine Strecke die Grenze zwischen Württemberg und Baden und mündet nach einem Laufe von 195 km bei Jagstfeld, Wimpfen gegenüber, rechts in den Neckar. — Nach ihm ist der Jagstkreis benannt, einer der vier Regierungsbezirke Württembergs, der auf 5139 qkm (93,33 QM.) 1890: 402,991 Einw. zählte (darunter 275,073 Evangelische, 123,696 Katholiken und 3494 Juden), Ellwangen zur Hauptstadt hat und in folgende 14 Oberämter zerfällt:

Oberämter	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Auf 1 qkm
Aalen	308	5,59	29 425	96
Ellwangen	548	9,95	30 881	56
Gaildorf	374	6,79	24 158	65
Gerabronn	471	8,55	30 125	64
Gmünd	264	4,80	36 836	140
Hall	336	6,10	29 548	88
Heidenheim	459	8,34	38 788	84
Krailsheim	338	6,14	26 445	78
Künzelsau	384	6,97	29 295	76
Mergentheim	425	7,70	29 258	69
Neresheim	428	7,77	21 283	50
Öhringen	358	6,50	31 072	87
Schorndorf	193	3,51	25 578	133
Welzheim	255	4,63	20 290	80

Jagstfeld, Dorf im württemberg. Neckarkreis, Oberamt Neckarsulm, an der Mündung der Jagst in den Neckar, Knotenpunkt der Linien Neckargemünd-J. und Neckarelz-J. der Badischen sowie Bietigheim-J. u. J.-Osterburken der Württembergischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche und (1890) 1000 meist kath. Einwohner. Dazu Saline Friedrichshall (s. d.).

Jagsthausen, Dorf daselbst, an der Jagst, hat eine evang. Kirche, 3 Schlösser, in deren einem Götz von Berlichingen geboren wurde, ein römisches Castrum und (1890) 981 meist evang. Einwohner.

Jagstkreis, s. Jagst.

Jaguapalme, soviel wie Maximiliana regia.

Jaguar, s. Pantherkatzen.

Jaguarão (spr. -tsöung), Grenzstadt im brasil. Staat Rio Grande do Sul, am gleichnamigen Fluß, der

Digitized by Google

hier von Dampfern befahren wird, welche durch die Lagoa Mirim den Verkehr mit Pelotas und Rio Grande vermitteln, und an dessen Oberlauf wertvolle Steinkohlen vorkommen, hat 4000 Einw., die viel Schleichhandel mit Uruguay treiben.

Jaguaribe, Küstenfluß im brasil. Staat Ceará, entspringt in der Serra Araripe und mündet nach 500 km langem Lauf 25 km unterhalb Aracaty, wo er schiffbar wird, ins Meer.

Jahde, Fluß, s. Jade.

Jahn, 1) Friedrich Ludwig, der sogen. Turnvater, geb. 11. Aug. 1778 zu Lanz bei Wittenberge in der Priegnitz, gest. 15. Okt. 1852 in Freyburg a. d. Unstrut, besuchte, von seinem Vater, einem Prediger, vorgebildet, auch schon frühzeitig in körperlichen Fertigkeiten geübt, 1791—94 das Gymnasium zu Salzwedel, darauf kurze Zeit das zum Grauen Kloster in Berlin, studierte nach längern Wanderungen durch Deutschland 1796—1800 in Halle (wo er zeitweise wegen seiner Verfeindung mit den Landsmannschaften in einer Höhle bei Giebichenstein lebte), darauf in Jena und 1802 in Greifswald, wo er Arndt kennen lernte, und zwar nach seines Vaters Bestimmung Theologie, widmete sich aber bald zumeist sprachlichen Studien. Eine Frucht derselben ist seine damals mit Anerkennung aufgenommene Schrift »Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes, versucht im Gebiete der Sinnverwandtschaft« (Leipz. 1806). Vorher schon war von ihm unter dem Namen Höpffner eine Schrift: »Über die Beförderung des Patriotismus im Preußischen Reiche. Allen Preußen gewidmet« (Halle 1800), erschienen. Nachdem er einige Zeit als Hauslehrer in Mecklenburg gelebt, ging er 1805 nach Göttingen, brach 1806 nach Ausbruch des Krieges auf, um in das preußische Heer zu treten, erreichte es aber erst nach der Schlacht bei Jena und flüchtete mit versprengten Resten bis Lübeck, von dessen Einnahme er Zeuge war. Die nächsten Jahre verbrachte er teils unstet wandernd (unter anderm besuchte er Guts Muths in Schnepfenthal) und den Haß gegen den Feind schürend, teils im Vaterhaus, wo er an seinem »Deutschen Volkstum« (Lüb. 1810; wiederholt, Leipz. 1817) arbeitete, das zwar reich ist an absonderlichen und unausführbaren Vorschlägen, aber doch eindringlich die Lehre vom einigen Deutschland predigt und in der Erweckung nationaler Erziehung und eines volkstümlichen Heer- und Staatswesens die Rettung aus der Not der Gegenwart sieht. J. ließ es aber nicht bei den Worten. Nachdem er Ende 1809 nach Berlin gekommen und außer vorübergehender Lehrthätigkeit am Grauen Kloster an der Plamannschen Erziehungsanstalt eine Stelle gefunden, begann er im Sommer 1810 mit Knabenscharen ins Freie zu ziehen und Leibesübungen zu treiben. Mit dem Stamme derselben wurde im Frühjahr 1811 der erste Turnplatz (»Turnen« hatte J. diese Gymnastik genannt, anknüpfend an den Namen der alten Turniere, den er für einen echt deutschen hielt) in der Hasenheide eröffnet, wo bei sich mehrendem Zulauf der Jugend und steigender Aufmerksamkeit seitens der Erwachsenen die Übungen geregeltere Gestalt und durch Einführung von Geräten an Umfang gewannen. Zuweilen traten auch anstrengende Wanderungen an ihre Stelle. Unter Jahns Gehilfen, mit denen er dann auch in den Wintermonaten die Sache weiter förderte, steht obenan K. F. Friesen (s. d. 1). Wohl durfte der eigentliche Zweck dieser Übungen, die Erziehung zur Wehrhaftigkeit, nicht laut werden; aber die jugendlichen Gemüter ahnten, wie J. sagt, verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren. 1813 war J. der erste, welcher Berlin verließ und sich, noch vor des Königs Aufruf an sein Volk, in Breslau als Freiwilliger stellte, und von seinen Turnern zog mit ins Feld, wem es nur irgend Alter und Kräfte erlaubten (s. Eiselen 2). J. wurde einer der Werber der Lützowschen Freischar, bei der er dann als Volontäroffizier und (wie im Gefecht von Mölln) Kommandeur des 3. Bataillons stand; doch war auch während des Krieges seine Thätigkeit mehr eine agitatorische. Nachdem er 1814 noch für einige Zeit der Generalkommission der deutschen Bewaffnungsangelegenheiten zugeteilt worden war, nahm er die Thätigkeit auf dem Berliner Turnplatz wieder auf. Als 1815 Napoleons Rückkehr die wehrhaften Turner wieder ins Feld gerufen hatte, wurde J. von Hardenberg, der ihn schon im Frühjahr nach Wien hatte kommen lassen, nach Paris beschieden, wo er besonders durch eine Rede, mit der er die Herabnahme des aus Venedig entführten Siegesgespanns begleitete, Aufsehen machte. Die folgenden Jahre waren außer seiner Beteiligung an der von ihm mit gegründeten »Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache« u. Vorträgen über deutsches Volkstum hauptsächlich wieder der Pflege der Turnkunst gewidmet, und es erschien 1816 die von J. und seinem Schüler Eiselen gemeinsam herausgegebene »Deutsche Turnkunst«, den Bericht über die Entstehung der Sache, die bis dahin in den Gebrauch gekommenen Übungen und ihre Betriebsweise enthaltend (vgl. Turnkunst). Bei dem unbeschränkten Einfluß, den J. auf die sich ihm ergebende Jugend hatte, und bei der Rücksichtslosigkeit und Ungebundenheit seines Auftretens war es kein Wunder, daß die eintretende Reaktion ihren Verdacht auf J. und seine Sache in erster Linie lenkte. Im März 1819 wurde Jahns Turnplatz von der Regierung gesperrt und er selbst im Juli als des Demagogentums verdächtig verhaftet und von Festung zu Festung, zuletzt nach Kolberg geführt. Wenn auch das Breslauer, ihn auf einige unvorsichtige Äußerungen hin zu zweijähriger Festungsstrafe verurteilende Erkenntnis durch das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. 1825 aufgehoben wurde (vgl. seine »Selbstverteidigung«, Leipz. 1863) und man ihm seinen 1814 bewilligten Gehalt beließ, so beschränkte doch die Regierung sein Aufenthaltsrecht u. stellte ihn unter polizeiliche Aufsicht. Er lebte von 1825—28 in Freyburg a. d. Unstrut, später in Kölleda. Von schriftstellerischen Arbeiten erschienen von ihm noch unter andern: »Runenblätter« (Frankf. 1814), »Neue Runenblätter« (Naumb. 1828) und »Merke zum deutschen Volkstum« (Hildburgh. 1833), worin einzelne Abschnitte des »Volkstums« weiter ausgeführt wurden; dazu die Mitteilungen aus seinem Leben bis 1815 enthaltenden »Denknisse eines Deutschen, oder Fahrten des Alten im Bart« (Schleusing. 1835) und »Leuwagen für Fr. Heinrich Leo« (Leipz. 1837). Nach Friedrich Wilhelms IV. Regierungsantritt wurde J., der schon 1836 wieder nach Freyburg gezogen war, von der polizeilichen Aufsicht befreit, erhielt auch das ihm bis dahin vorenthaltene Eiserne Kreuz. Vorarbeiten zu einer Geschichte des Dreißigjährigen Krieges wie auch zu einer von ihm beabsichtigten Geschichte der Lützower Schar vernichtete eine 1838 bei ihm ausgebrochene Feuersbrunst, die seine Wohnung und Bibliothek in Asche legte. Den erlittenen Verlust deckte eine öffentliche Sammlung, die ihm auch ermöglichte, sich nun ein eignes Haus zu bauen. Trotzdem wußte

Digitized by Google

er bald darauf eine neue Sammlung für sich ins Werk zu setzen. Doch war auch sein Haus eine allezeit gastliche Stätte für turnerische und patriotische Freunde. 1848 wurde er von dem Wahlkreis seines Wohnortes in das deutsche Parlament gewählt; aber so sehr sich die Einheitsträume seiner besten Zeit jetzt verwirklichen zu können schienen, so wenig wußte er sich in die neue Zeit zu finden und gehörte nach stark radikalen Anwandlungen schließlich zu den konservativsten Elementen der Versammlung, in der er nur selten, z. B. zur Befürwortung des erblichen Kaisertums mit preußischer Spitze, das Wort ergriff. Innerlich gebrochen und um einen guten Teil seiner Popularität, auch in turnerischen Kreisen, gebracht, kehrte er nach Freyburg zurück. Wenn durch die Schwächen, die in den letzten Jahrzehnten seines Lebens mehr und mehr hervortraten, wie durch die ungefügen, oft an das Rohe und Renommistische streifenden Seiten seines Wesens überhaupt die Erinnerung an seine Persönlichkeit bei seinen Zeitgenossen sicher getrübt worden ist, so gilt es einmal zu bedenken, daß man ihn in der besten Zeit seines Schaffens von dem eigentlichen Boden desselben losgerissen und zu einem Leben verurteilt hat, das für einen Mann seines Schlages nur Müßiggang und selbstgefälliges Zehren von altem Ruhm bedeuten konnte, und ferner, daß ihn eine Zeit gereift hat, in der es not that, in bewußtem Gegensatz zu überfeinerung und Verweichlichung ein gesundes, wehrhaftes Geschlecht heranzuziehen. Jahns großes patriotisches Verdienst kennzeichnet am besten der Ausspruch in einem Bericht der Bundestagskommission, daß er es sei, »der die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht habe«. Sein »Deutsches Volkstum« und seine ganze Thätigkeit bis zu seiner Verhaftung gaben ihm allerdings das Recht, sich hieran ein wesentliches Verdienst zuzuschreiben, und wenn sein deutscher Patriotismus in einem stark entwickelten preußischen und dazu in entschiedenem Franzosenhaß seinen stärksten Rückhalt fand, so entspricht das doch nur dem Verlauf unsrer Einheitsbewegung. J. ist auch der eigentliche geistige Urheber der Burschenschaft. Auch seine Bemühungen um unsre Sprache sichern ihm, wenn ihnen auch die feste wissenschaftliche Grundlage fehlt, das Verdienst, die Ergiebigkeit der Mundarten für die Bereicherung der Schriftsprache erkannt und durch zahlreiche lebensfähige Wortschöpfungen, besonders auf dem Gebiete der Turnkunst, gezeigt zu haben. Auch erhebt sich seine Sprache trotz unverkennbarer selbstgefälliger Künstelei doch nicht selten, wie z. B. in den bekannten Worten auf K. F. Friesen, zu wahrhaft klassischer Schönheit. Die nachhaltigste Erinnerung sichert ihm die Turnkunst. Nicht nur, daß er durch Einführung von Geräten die Entwickelung einer großen Übungsmannigfaltigkeit anbahnte, er hat durch den engen Zusammenhang, den er seinen turnerisch-erzieherischen Bestrebungen mit dem nationalen Gedanken u. Bedürfnis zu wahren wußte, und durch die begeisternde Gewalt seiner Persönlichkeit dem Turnen erst seine bleibende Stätte in Deutschland gesichert. Mit Recht nennt man ihn so den »Turnvater« und hat ihm als solchem 1872 auf dem Turnplatz in der Hasenheide ein Erzstandbild von Enckes Hand auf einem Steinhügel errichtet, zu dem Deutsche aus allen Gauen und selbst aus überseeischen Erdteilen Steinblöcke gesandt haben. Ein Grabdenkmal (Bronzebüste von Schilling) war ihm bereits 1859 in Freyburg gesetzt worden, 1883 ein Denkmal in Bochum, und 1894 wurde über seinem Grab von der deutschen Turnerschaft in Freyburg eine prächtige Erinnerungsturnhalle errichtet. Die 1863 gegründete und in Leipzig verwaltete Pensionskasse für Turnlehrer und deren Hinterbliebene nennt sich Jahn-Stiftung (vgl. »Turnzeitung«, 1866, Nr. 8). Jahns Werke wurden zum erstenmal gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Euler (Hof 1883–87, 2 Bde.), in Auswahl von Hoffmeister (Berl. 1890). Sein Leben beschrieben Pröhle (Berl. 1855) und Euler (Stuttg. 1831, nur die Hauptzeit seines Wirkens bis 1819 eingehend behandelnd, ergänzt durch Aufsätze in der »Deutschen Turnzeitung«), in kürzerer Fassung Angerstein (das. 1861), Diesterweg (Frankf. 1864), Rothenburg (Minden 1871) und Schultheiß (Berl. 1894).

2) Heinrich Albert, Geschichts- und Altertumsforscher, geb. 9. Okt. 1811 in Bern, war 1840—47 Unterbibliothekar der Stadtbibliothek daselbst, trat 1853 in den eidgenössischen Staatsdienst und bekleidet seit 1869 eine Stelle in der Kanzlei des Departements des Innern. Er schrieb: »Der Kanton Bern« (Bern u. Zürich 1850); die »Chronik des Kantons Bern« (das. 1857); »Die keltischen Altertümer der Schweiz« (Bern 1860); »Die Pfahlbaualtertümer von Moosseedorf« (mit Uhlmann, das. 1857); »Emmenthaler Altertümer und Sagen« (das. 1865); »Bonaparte. Talleyrand et Stapfer« (das. 1869); »Die Geschichte der Burgundionen« (Halle 1874, 2 Bde.).

3) Otto, Archäolog, Philolog und Musikschriftsteller, geb. 16. Juni 1813 in Kiel, gest. 9. Sept. 1869 in Göttingen, widmete sich zuerst in Kiel unter Nitzsch, dann in Leipzig unter Hermann, seit 1833 in Berlin unter Lachmann und Gerhard philologischen und archäologischen Studien. Eine Reise durch Frankreich und Italien (1836—39) und ein längerer Aufenthalt in Rom führten ihn dem Studium der lateinischen Inschriftenkunde zu. 1839 habilitierte er sich in Kiel, ging 1842 als außerordentlicher Professor der Archäologie und Philologie nach Greifswald und ward hier 1845 ordentlicher Professor. 1847 als Professor der Archäologie nach Leipzig berufen, gründete er hier eine archäologische Gesellschaft und ward Direktor des archäologischen Museums. Wegen Beteiligung an den nationalen Bestrebungen der Jahre 1848 und 1849 ward er 1851 seines Amtes entsetzt, worauf er in Leipzig privatisierte. 1855 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Altertumswissenschaft und Direktor des akademischen Kunstmuseums nach Bonn, wo er auch die Übungen des archäologischen und von 1861 an in Gemeinschaft mit Ritschl die des philologischen Seminars leitete. 1867 wurde er an Gerhards Stelle nach Berlin berufen, starb aber, noch ehe er die neue Stelle angetreten, in Göttingen, wohin er zum Besuche seiner Freunde gereist war. Von seinen zahlreichen archäologischen Arbeiten, welche für die Archäologie durch feinsinnige Kritik und durch fein ausgebildetes Kunstgefühl epochemachend sind, sind hervorzuheben: »Telephos und Troilos« (Kiel 1841); »Die Gemälde des Polygnot« (das. 1841); »Pentheus und die Mänaden« (das. 1842); »Paris und Oinone« (Greifsw. 1845); »Peitho, die Göttin der Überredung« (das. 1846); »Über einige Darstellungen des Parisurteils« (Leipz. 1849); »Die Ficoronische Cista« (das. 1852); »Beschreibung der Vasensammlung des Königs Ludwig« (mit ausführlicher Einleitung über Vasenkunde, Münch. 1854); »Die Wandgemälde des Columbariums in der Villa Pamfili« (das. 1857); »Der Tod der Sophonisbe« (Bonn

Digitized by Google

1859); »Die Lauersforter Phalerä erläutert« (das. 1860); »Darstellungen griechischer Dichter auf Vasenbildern« (Leipz. 1861); »Römische Altertümer aus Vindonissa« (Zürich 1862); »Über bemalte Vasen mit Goldschmuck« (das. 1865); »Über Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs« (das. 1868) ꝛc. Gesammelt sind sie zum Teil in den »Archäologischen Aufsätzen« (Greifsw. 1845) und in den »Archäologischen Beiträgen« (Berl. 1847). Kritisch-philologische Arbeiten sind seine Ausgaben des Persius (Leipz. 1843; 2. Aufl. von Bücheler, Berl. 1886), Censorinus (das. 1845), Florus (Leipz. 1852), »Pausaniae descriptio arcis atheniensis« (Bonn 1860, 2. Aufl. 1880), des »Brutus« (das. 1849; 4. Aufl., Berl. 1877) und des »Orator« von Cicero (das. 1851, 3. Aufl. 1869), des Juvenal (das. 1851 u. 1868), der »Periochae« des Livius (Leipz. 1853), der »Psyche et Cupido« des Apulejus (das. 1856, 3. Aufl. 1884), der »Electra« des Sophokles (das. 1861, 3. Aufl. 1882), des »Symposion« von Platon (das. 1864, 2. Aufl. 1875) und des Longinus (das. 1867). Von seinen Gelegenheitsschriften verdienen die Reden über Winckelmann (Greifsw. 1844) und Gottfr. Hermann (Leipz. 1849; beide mit andern Reden ꝛc. abgedruckt in den »Biographischen Aufsätzen«, das. 1866, 2. Aufl. 1867) sowie sein Aufsatz »Die Bedeutung und Stellung der Altertumsstudien in Deutschland« (Berl. 1859) u. die Schrift »Eduard Gerhard, eine Lebensskizze« (das. 1868) Erwähnung. Gesammeltes und Neues enthält sein Buch »Aus der Altertumswissenschaft« (Bonn 1868). Wertvolle Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte bilden die Abhandlung »Über Goethes Iphigenia« (Greifsw. 1843), die Ausgabe von »Goethes Briefen an Leipziger Freunde« (Leipz. 1849, 2. Aufl. 1867), denen sich die »Briefe der Frau Rat an ihre lieben Enkeleins« (das. 1855) und »Goethes Briefe an Chr. Gottl. v. Voigt« (das. 1868) anschlossen, sowie die Schrift »Ludwig Uhland« (Bonn 1863). Als Früchte seiner musikalischen Studien sind besonders die Schrift »Über Mendelsohns Oratorium Paulus« (Kiel 1842), der Klavierauszug der zweiten Bearbeitung von Beethovens »Leonore«, mit den Abweichungen der ersten und kritischer Einleitung (Leipz. 1851), die »Gesammelten Aufsätze über Musik« (das. 1866), namentlich aber die Biographie Mozarts (das. 1856—60, 4 Bde; 2. verkürzte Aufl., das. 1867, 2 Bde.; 3. Aufl. von H. Deiters, 1889—91, 2 Bde.; engl. Übersetzung, das. 1891, 3 Bde.), ein Meisterwerk der historisch-philologischen Methode u. für die Musikgeschichte epochemachend, zu nennen. Aus Jahns Nachlaß gab sein Neffe Adolf Michaelis die »Griechischen Bilderchroniken« (Bonn 1873) heraus. Vgl. A. Springer, Gedächtnisrede auf O. J. (»Grenzboten«, 1869, Nr. 45).

Jähns, 1) Friedrich Wilhelm, Gesanglehrer und Musikschriftsteller, geb. 2. Jan. 1809 in Berlin, gest. daselbst 8. Aug. 1888, trat schon in seinen Jünglingsjahren auf einer Berliner Privatbühne auf, entsagte jedoch später der theatralischen Laufbahn, um sich mit ausgezeichnetem Erfolg dem Gesangunterricht zu widmen und leitete 1845—70 einen von ihm begründeten Chorgesangverein. Von seinen Kompositionen fanden namentlich seine Vokalwerke Beifall. Als Schriftsteller machte er sich verdient durch das Werk: »K. M. v. Weber in seinen Werken« (chronologisch-thematisches Verzeichnis sämtlicher Kompositionen, Berl. 1871), dem die kleinere Schrift: »K. M. v. Weber, eine Lebensskizze nach authentischen Quellen« (Leipz. 1873) folgte.

2) Max, Militärschriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 18. April 1837 in Berlin, besuchte die Gewerbeschule daselbst, trat in das 28. Infanterieregiment zu Aachen, wurde 1857 Offizier und nahm 1864 den Abschied, um sich germanistischen Studien zu widmen. Der Krieg von 1866, während dessen er mit einem Dezernat im Kriegsministerium betraut war, führte ihn in den Dienst zurück; er wurde 1867 in dem damals begründeten »Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke des Großen Generalstabs« angestellt und 1869 zum Hauptmann befördert. Während des Feldzugs von 1870 war er Linienkommissar des Generalstabs zu Nancy; seit 1872 lehrte er die Geschichte der Kriegskunst an der Kriegsakademie zu Berlin. 1878 zum Major befördert, erhielt er 1886 als Oberstleutnant seinen Abschied. Seit 1893 ist J. Vorsitzender des deutschen Sprachvereins. Litterarisch trat J. zuerst mit poetischen Arbeiten auf: »Reinhart«, ein Märchencyklus (Berl. 1859); »Ein Jahr der Jugend«, Gedichte (Dresd. 1861). Dann erschienen: »Geschichte des 2. rheinischen Infanterieregiments Nr. 28« (Köln 1865); »Krieg und Frieden« (Berl. 1868); »Volkstum und Heerwesen« (das. 1870); »Deutsche Feldzüge gegen Frankreich« (Leipz. 1871); »Roß und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen« (das. 1872, 2 Bde.); »Das französische Heer von der großen Revolution bis zur Gegenwart« (das. 1873); »Oberst Emil v. Sydow« (Berl. 1873); »Die Kriegskunst als Kunst« (Leipz. 1874); »Die Schlacht von Königgrätz« (das. 1876); »Handbuch der Geschichte des Kriegswesens« (das. 1878—80, mit Atlas); »Cäsars Kommentarien und ihre litterarische u. kriegswissenschaftliche Folgewirkung« (Berl. 1883); »Heeresverfassungen und Völkerleben« (2. Aufl., das. 1885); »Geschichte der Kriegswissenschaften, vornehmlich in Deutschland« (1.—3. Abteil., Münch. 1889—1891); »Über Krieg, Frieden und Kultur« (das. 1893); »Feldmarschall Moltke« (1. Tl., das. 1894). Auch gab er die »Jugenderinnerungen K. F. v. Klödens« (seines Großvaters) heraus (Leipz. 1874).

Jahnsbach, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Annaberg, im Erzgebirge, hat eine große Mineraliensammlung, Strumpfwarenfabrikation, Dampfbleicherei und (1890) 2483 Einw. In der Nähe der Greifenstein (727 m), mit Granitbrüchen und Fundstätten für Axinit, Apatit und Topas.

Jahnsdorf, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, an der Würschnitz, hat eine evang. Pfarrkirche, Strumpfwarenfabrikation, Flachsbau, Steinbrüche und (1890) 2715 Einw.

Jahorina, südlich von Sarajevo in Bosnien sich ausbreitende Gebirgskette, die sich in dem gleichnamigen Gipfel zu 1872 m Höhe erhebt.

Jahr, schlechtweg soviel wie Sonnenjahr, d. h. die Zeit eines Umlaufs der Erde um die Sonne. Je nach der Wahl des Anfangs- und Endpunktes in der Erdbahn unterscheidet man verschiedene Jahre: 1) Das siderische J. oder Sternjahr ist die wahre Umlaufszeit, nach deren Ablauf die Erde wieder nach demselben festen Punkt ihrer Bahn (der Ekliptik) zurückkehrt, die Sonne also für uns wieder bei demselben Fixstern erscheint. Es beträgt nach Leverrier 365,25637 Tage = 365 Tagen 6 Stund. 9 Min. 10,75 Sek. Seine Länge ist konstant. 2) Das tropische oder Äquinoktialjahr ist die Zeit, nach deren Ablauf die Erde wieder zum Frühlingspunkt zurückkehrt. Letzterer ist aber kein fester Punkt der Erdbahn, sondern infolge der Anziehung, welche der Mond und

Digitized by Google

die Planeten auf die Erde ausüben, geht er jährlich um durchschnittlich 50,24 Bogensekunden rückwärts. Das tropische J. ist daher kürzer als das siderische, seine mittlere Dauer beträgt im Jahr 1900: 365,2421 Tage = 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 40,5 Sek. Da aber das Zurückweichen des Frühlingspunktes (die Präzession) mit der Zeit veränderlich ist, so ist auch die Länge des tropischen Jahres nicht konstant, sie nimmt vielmehr in 1000 Jahren um 5,95 Sekunden ab. Der Name tropisches J. rührt daher, daß man zu seiner Bestimmung früher die Zeit ermittelte, innerhalb deren die Sonne in ihrer scheinbaren Bahn wieder zu demselben Wendekreis (tropicus) zurückkehrte. 3) Das anomalistische J. ist die Zeit zwischen einer Sonnennähe (einem Perihel) und der nächstfolgenden. Weil die große Achse der Erdbahn sich jährlich um etwa 11,5 Bogensekunden im Sinne der Bewegung der Erde dreht, so ist das anomalistische J. größer als das siderische, nämlich = 365 Tagen 6 Stund. 13 Min. 49,9 Sek. Da aber die Bewegung des Perihels nicht gleichförmig ist, so ist auch das anomalistische J. veränderlich. Nach Ablauf eines solchen Jahres ist die Anomalie (s. d.) wieder dieselbe. Mit dem Namen Platonisches oder großes J. bezeichnet man bisweilen die Umlaufszeit des Frühlingspunktes in der Ekliptik, ungefähr 26,000 Jahre. Mondjahr ist die Zeit von zwölf synodischen Monaten, dasselbe ist um beiläufig 11 Tage kürzer als das Sonnenjahr (s. Kalender). Das bürgerliche J. unterscheidet sich von dem Sonnenjahr dadurch, daß es eine ganze Zahl von Tagen hat; das von Julius Cäsar eingeführte bürgerliche J. wird das Julianische J. genannt. J. der Verwirrung (annus confusionis) ist das J. 46 v. Chr., in welchem der Julianische Kalender eingeführt wurde. Vgl. Kalender, Chronologie und Kirchenjahr.

Jahrbücher, Bücher, in welchen allerlei Denkwürdigkeiten während des laufenden Jahres aufgezeichnet werden; auch Bücher, worin geschichtliche Notizen aus früherer Zeit nach der Folgereihe der Jahre zusammengestellt sind (vgl. Annalen, Chronik, Fasti); endlich Titel periodisch erscheinender Schriften sowie der in annalistischer Form abgefaßten quellenmäßigen Bearbeitungen der deutschen Geschichte des Mittelalters (»J. der deutschen Geschichte«), welche die Historische Kommission in München herausgibt.

Jahresbilanz, s. Bilanz.

Jahreskontingent, s. Kontingent.

Jahresliste, nach der deutschen Strafprozeßordnung das Verzeichnis der je für das nächste Geschäftsjahr zur Verfügung stehenden Schöffen, bez. Geschworenen. Die J. der Schöffen entsteht aus der Urliste (s. d.) derselben durch eine Auswahl, welche der alljährlich bei jedem Amtsgericht zusammentretende Ausschuß vornimmt, bestehend aus dem Amtsrichter als Vorsitzendem und einem von der Landesregierung zu bestimmenden Staatsverwaltungsbeamten sowie sieben Vertrauensmännern aus den Einwohnern des Amtsgerichtsbezirks als Beisitzern. Derselbe entscheidet zunächst über die gegen die Urliste erhobenen Einsprachen, streicht die Namen solcher Personen, die auf die Urliste nicht hätten gesetzt werden sollen, und wählt hierauf aus der so berichtigten Urliste für das nächste Geschäftsjahr die erforderliche Zahl von Hauptschöffen (s. d.) und von Hilfsschöffen (s. d.). Für beide wird je eine gesonderte J. gebildet. Die auf diese Listen zu setzende Zahl von Haupt-, bez. Hilfsschöffen wird durch die Landesjustizverwaltung bestimmt. Aus den Jahreslisten aber werden dann die Schöffen unmittelbar durch Auslosung zum Dienst herangezogen (Gerichtsverfassungsgesetz, § 40 ff.). Die J. der Geschwornen entsteht aus der Urliste erst mittelbar. Der oben bezeichnete Ausschuß bildet durch Auswahl aus der Urliste neben der J. der Schöffen auch die Vorschlagsliste (s. d.) der Geschwornen. Aus dieser wird durch eine neue Auswahl seitens desjenigen Landgerichts, bei welchem die Sitzungen des Schwurgerichts abgehalten werden, die J. der Geschwornen hergestellt, und zwar wiederum je eine besondere J. der Hauptgeschwornen (s. d.) und der Hilfsgeschworenen (s. d.) gebildet. Aus diesen Jahreslisten, welche den Jahresbedarf an Geschwornen zu decken haben, entsteht dann durchs Los die Spruchliste (s. d.) für jede einzelne Sitzungsperiode, aus dieser Spruchliste endlich die Geschwornenbank für die einzelnen Schwurgerichtsprozesse (Gerichtsverfassungsgesetz, § 87 ff.).

Jahresmittel, das Mittel aus Beobachtungen, welche sich auf ein ganzes Jahr erstrecken.

Jahresrente, s. Rente.

Jahresring, soviel wie Holzring (s. Holz, S. 958).

Jahreswochen, s. Woche.

Jahreszeiten, die vier Zeitabschnitte Frühling, Sommer, Herbst und Winter, in welche das tropische Jahr nach der verschiedenen Stellung der Erde auf ihrer Bahn um die Sonne geteilt wird. Man unterscheidet die astronomischen und die meteorologischen J. über die erstern s. Erde, S. 893. Infolge der verschiedenen Tageslängen und der verschiedenen Mittagshöhen der Sonne wird die Erdoberfläche durch die Sonnenstrahlen im Laufe der J. sehr verschieden stark erwärmt. Weil aber die größte Kälte nicht in der Zeit der kürzesten Tage und die größte Wärme in der Zeit der längsten Tage eintritt, so pflegt man die meteorologischen J., welche auch für das bürgerliche Leben eingeführt sind, zu andern Zeiten als die astronomischen J. zu rechnen. In Deutschland sowie in der nördlich gemäßigten Zone überhaupt fällt die größte Kälte auf die Mitte des Januar, von wann die Temperatur bis Mitte Juli steigt und dann wieder bis Mitte Januar abnimmt. Die Zu- und Abnahme der Temperatur erfolgt am langsamsten zur Zeit ihres Maximums und Minimums, am schnellsten zur Zeit der Äquinoktien. Wegen dieser Temperaturverhältnisse rechnet man die meteorologischen J. so, daß man die drei kältesten Monate Dezember, Januar, Februar als Winter, März, April, Mai als Frühling, die drei wärmsten, Juni, Juli, August, als Sommer und September, Oktober, November als Herbst bezeichnet. In höhern und niedrigern Breiten gestaltet sich der Charakter der J. anders wie in den gemäßigten Zonen, und zwar ist in höhern Breiten die Dauer des kürzesten Tages kürzer und die Mittagshöhe der Sonne kleiner als in mittlern Breiten, und daher ist hier die Kälte des Winters aus beiden Gründen größer, während zur Zeit des längsten Tages zwar auch die Mittagshöhe der Sonne kleiner ist, aber die infolgedessen eintretende geringere Erwärmung zum Teil dadurch ausgeglichen wird, daß die Tage länger sind. Daher sind die höhern Breiten durch lange und kalte Winter sowie durch kurze und verhältnismäßig warme Sommer ausgezeichnet. Der Frühling und Herbst ist kürzer als bei uns, und der Übergang vom Sommer zum Winter und umgekehrt erfolgt rascher und mehr sprungweise. In niedrigern Breiten, namentlich zwischen den Wendekreisen, verschwindet der Charakter unsrer J. immer mehr und mehr. Auf dem Äqua-

Digitized by Google

tor geht die Sonne zweimal im Jahre in Abständen von sechs Monaten durch den Zenith, ihre niedrigste Mittagshöhe beträgt 66,5°, und weil hier während des ganzen Jahres die Tageslänge 12 Stunden beträgt, so sind die Temperaturschwankungen überhaupt nur unbedeutend. Vom Äquator nach den Wendekreisen zu tritt der Charakter der J., wie er sich in den gemäßigten Zonen zeigt, immer mehr und mehr hervor. Vgl. Lufttemperatur. Wo bestimmte Regenzeiten ausgebildet sind, spricht man auch wohl von trockner und nasser Jahreszeit. Mehrfach sind Versuche gemacht worden, J. nach der Entwickelung der Vegetation (phänologische J.) aufzustellen. Cohn teilte z. B. den thätigen Teil unsers Vegetationsjahres in zehn Perioden: Nachwinter, Vorfrühling, Frühling, Hochfrühling, Vorsommer, Sommer, Hochsommer, Vorherbst, Herbst, Spätherbst, und Drude nahm sechs phänologische Perioden an: Vorfrühling, Halbfrühling, Vollfrühling, Frühsommer, Hochsommer, Herbst. Ihne unterscheidet folgende J.: Vorfrühling, Erwachen der Vegetation, Aufblühen von Gehölzen, deren Blüten sich vor den Blättern entfalten, und bei denen zwischen Aufblühen und Belaubung eine Pause liegt. Erstfrühling, Gehölze blühen, bei denen Blüten und erste Blätter gleichzeitig erscheinen; zwischen Aufblühen und Belaubung ist keine Pause; die Belaubung der Bäume beginnt. Vollfrühling, Aufblühen von Gehölzen, deren Blüten nach den ersten Blättern sich entwickeln; der Laubwald wird vollständig grün. Der Frühsommer beginnt mit dem Aufblühen des Getreides. Hochsommer, Beerenobst und Getreide reifen, letzteres wird geerntet. Frühherbst, die Ausbildung der Früchte kommt zum Abschluß. Herbst, Eintritt der allgemeinen Laubverfärbung. Winter, die Ruheperiode bis zum Beginn des Vorfrühlings.

Jahreszeitenfeuer, s. Sonnenfestfeuer.

Jahrgebung (Großjährigkeitsverleihung), die Erteilung der Venia aetatis (s. Alter, S. 442).

Jahrhundert, Zeitraum von 100 abgeschlossenen Jahren, wird nach einem großen geschichtlichen Ereignis bestimmt, z. B. die Jahrhunderte nach Christi Geburt, nach der Hedschra ꝛc. (vgl. Ära). Die Frage, ob ein neues J. beispielsweise mit dem 1. Jan. 1900 oder 1901 beginnt, hat wiederholt die Geister lebhaft beschäftigt, ums Jahr 1700 sogar so stark, daß man mehrere Medaillen auf den Streit geprägt hat mit satirischen Inschriften, wie z. B.: »Hört doch Wunder, im Jahre 1700 wußten die Leuthe nicht, wie alt sie waren« ꝛc. 1800 hat sich der Streit wiederholt. Die einen sagen, das J., resp. Jahrzehnt beginnt, wenn die betreffende Stelle der Jahreszahl geändert wird, das Jahr 99 sei das letzte des vorigen Jahrhunderts; die andern sagen, die Zählung jedes neuen Cyklus beginne mit 1 und nicht mit 0. In der Praxis haben die Anhänger der erstern Auffassung stets recht behalten, denn man hat allemal das neue J. am 1. Jan. 1600, 1700, 1800 begrüßt, chronologisch ist das aber ein Irrtum. Die Möglichkeit einer Meinungsverschiedenheit entspringt aus der Frage: »Hat unsre Zeitrechnung mit einem Jahre Null oder mit dem Jahre Eins angefangen?« Die Chronologie läßt aber auf das Jahr 1 v. Chr. unmittelbar das Jahr 1 n. Chr. folgen, ohne ein Jahr Null, wie es der mathematische Standpunkt erfordert, und wie es in der Astronomie gezählt wird, einzuschieben, folglich wird vom chronologischen Standpunkt der 1. Jan. 1901 der Neujahrstag des neuen Jahrhunderts sein, obwohl ihn die Volksstimme nicht als solchen anerkennen wird.

Jahrmarkt, s. Markt.

Jahr und Tag, eine Fristbestimmung im deutschen Recht des Mittelalters, entstanden dadurch, daß der Jahresfrist noch die für die gerichtliche Geltendmachung eines Anspruchs oder Widerspruchs erforderliche Zeit hinzugezählt wurde. Da je von sechs zu sechs Wochen echtes Ding (s. Ding, S. 1034) gehalten wurde, so umfaßt die Frist von J. meist (insbes. im sächsischen Recht) 1 Jahr und 6 Wochen, wozu noch die gesetzliche dreitägige Dauer des echten Dings gerechnet wurde. J. ist also in den Ländern sächsischen Rechts eine Frist von 1 Jahr, 6 Wochen und 3 Tagen.

Jahrvogel, s. Nashornvogel.

Jahrzeit (Jahrgedächtnis), bei den Israeliten und, wie aus den Nekrologien ersichtlich, während des Mittelalters auch bei den Katholiken für das Anniversarium gebräuchliche Bezeichnung für den Sterbetag der Eltern, an dessen Wiederkehr zur Erinnerung an dieselben ein Licht (Jahrzeitlicht) angezündet, in der Synagoge beim Gottesdienst von den Söhnen das Kaddisch (s. d.) gesprochen wird und die Gräber besucht werden.

Jahveh, s. Jehovah.

Jaik, Fluß, s. Ural.

Jailagebirge, Gebirge in der Krim (s. d.).

Jaime (span., spr. cháime), soviel wie Jakob; vgl. Jago.

Jaina, religiöse Sekte in Indien, s. Dschaina.

Jaintia Hills, s. Khasi- und Dschaintiaberge.

Jaipur, engl. Schreibweise für Dschaipur.

Jais (franz., spr. schä, auch Jayet), s. Gagat.

Jaisalmer, ind. Staat, s. Dschaisalmir.

Jaiwa, linker Nebenfluß der Kama im russ. Gouv. Perm, mündet nach 260 km langem Lauf unterhalb Solikamsk. An seinen Ufern finden sich viele Gruben mit Kupfersanderz.

Jajce (spr. jaitze), befestigte Bezirksstadt in Bosnien (Kreis Travnik), liegt malerisch auf einer isolierten Bergkuppe an der Pliva, die mitten in der Stadt, bei ihrer Mündung in die Vrbasschlucht, in mehrere Arme geteilt aus einer Höhe von 30 m herabstürzt und großartige Wasserfälle bildet, hinter denen sich große Tuffsteingrotten befinden. J., historisch und archäologisch einer der interessantesten Orte Bosniens, ist terrassenförmig gebaut, hat 8 Moscheen, Reste einer kath. Kirche mit dem sehenswerten Lukasturm, berühmte Katakomben, ein neuerbautes Franziskanerkloster, eine alte Königsburg, ein Bezirksgericht und (1885) 3706 mohammedanische und kath. Einwohner. J. war einst Residenz der bosnischen Könige.

Jajpur, ind. Stadt, s. Dschadschpur.

Jak (Grunzochs), s. Yak.

Ják, Dorf im ungar. Komitat Eisenburg, südlich von Steinamanger, mit (1890) 2073 magyarischen, röm.-kath. Einwohnern und einer aus dem 13. Jahrh. stammenden romanischen Kirche des ehemaligen Benediktinerstifts J. mit prachtvollem Hauptthor im Spitzbogenstil.

Jaka, s. Artocarpus.

Jakarandaholz, s. Jacaranda.

Jakholz (Jacqueiraholz), s. Artocarpus.

Jako, s. Papageien.

Jakob (hebr., »Fersenhalter«, auch Israel genannt), zweiter Sohn Isaaks und der Rebekka, jüngerer Zwillingsbruder Esaus, durch seine zwölf Söhne Stammvater des israelitischen Volkes. In dem bekannten Bilde, das die biblische Geschichte von J. entwirft, wird zunächst der sanfte, ängstliche und vorsichtig berechnende Hirt J. dem männlich trotzigen, leicht-

Digitized by Google

blütigen, biedern Jägersmann Esau entgegengestellt, d. h. der israelitische Volkscharakter dem edomitischen. Wie aber das ältere Volk von dem später in Ägypten herangewachsenen überholt wurde, so hat der Nachgeborne den Esau um sein Erstgeburtsrecht gebracht. Auch die folgende Geschichte Jakobs ist ganz so gehalten, daß man leicht erkennt, wie der sich entwickelnde Volkscharakter mit seinen schönen und unschönen Zügen sich in diesem Bild als Persönlichkeit erfaßt und gleichsam im Spiegel betrachtet hat, daher auch der Name des Volkes selbst (Israel) schon auf J. übertragen und motiviert wird. Vgl. Bernstein, Ursprung der Sagen von Abraham, Isaak und J. (Berl. 1871).

Jakob (J. von Nisibis), Heiliger, angeblich Neffe des St. Gregorius, lebte erst als Einsiedler, ward dann in seiner Vaterstadt Nisibis Bischof, auch kaiserlicher Statthalter, vertrat auf dem Konzil zu Nikäa 325 die Homousie und starb 338. Die ihm zugeschriebenen, ursprünglich in syrischer Sprache verfaßten Schriften haben sich nur armenisch erhalten (hrsg. Rom 1756, Konstant. 1824), gehören aber dem Aphraates an. Sein Tag ist der 15. Juli (bei den Griechen der 13. Januar).

Jakob (franz. Jacques, engl. James, ital. Jacopo, span. Jacobo und Jaime), Name mehrerer Fürsten:

[Aragonien.] 1) J. I., der Eroberer, König von Aragonien, 1213—76, Sohn Peters II., einer der ritterlichsten, schönsten und edelsten Fürsten des Mittelalters, entriß den Sarazenen, denen er 30 Schlachten lieferte, Mallorca und Valencia und regierte mit Weisheit und Milde. Er übte Duldung gegen andersgläubige Unterthanen und wahrte die Unabhängigkeit seiner Krone gegen den päpstlichen Stuhl; er veranstaltete die erste Sammlung der aragonischen Gesetze und ordnete die Verfassung seiner Lande, in denen er Schiffahrt u. Handel zur Blüte brachte, und beschrieb sein eignes Leben; auch Geistesbildung und Dichtkunst erfreuten sich seiner Pflege. Jedoch die Teilung seines Reiches unter seine Söhne brachte dasselbe wieder in Verwirrung. Vgl. Tourtoulon, Iayme Ier le Conquérant (Montpellier 1863—67, 2 Bde.); »The chronicle of James I., king of Aragon, written by himself« (engl. von Forster, Lond. 1883, 2 Bde.); D. Swift, Life and times of James the first, the Conqueror (das. 1894).

2) J. II., der Gerechte, König von Aragonien, 1291—1327, zweiter Sohn Peters III., wurde nach dessen Tod 1285 König von Sizilien und 1291 nach seines Bruders Alfons III. Tod von Aragonien, worauf er, um sich mit der Kirche zu versöhnen, 1295 auf Sizilien Verzicht leistete und sogar gegen seinen jüngern Bruder, Friedrich, den die Sizilier nun zum König erhoben, für die Anjous 1296—99, obwohl erfolglos, Krieg führte. Den Genuesen entriß er 1324 Sardinien. Gegen die Übermacht des Adels stützte er sich auf die Geistlichkeit und den Bürgerstand, stärkte das Ansehen der Gerichte und sicherte durch das Gesetz von Tarragona 1319 die Vereinigung von Aragonien, Valencia, Katalonien und Mallorca zu Einem Reich. Er war als tapferer, großmütiger und gerechter Herrscher allgemein beliebt.

[Großbritannien und Irland.] 3) J. I., König von England (als König von Schottland J. VI.), geb. 19. Juni 1566 in Edinburg, gest. 27. März 1625, Sohn der Königin Maria Stuart und ihres zweiten Gemahls, Heinrich Darnley, ward nach der Ermordung seines Vaters durch den Grafen Bothwell und der erzwungenen Abdankung seiner Mutter 24. Juli 1567 zum König von Schottland gekrönt. Während er zu Stirling erzogen wurde und unter seinem Lehrer Buchanan gelehrten Studien oblag, führten erst sein Oheim Graf Murray, dann ein Sohn seines Großoheims, Graf Lennox, später die Grafen Mar und Morton die Regentschaft, und stritten sich katholische und protestantische Tendenzen, englischer und französischer Einfluß um die Herrschaft in Schottland. Voll überspannter Ideen von der königlichen Gewalt, dabei ein seltsames Gemisch von Pedanterie, Charakterlosigkeit, Saumseligkeit, Gutmütigkeit und angeborner Feigheit, ward J., nachdem er 1578 dem Namen nach die Regierung von Schottland angetreten hatte, ein Spielball der Parteien. Selbst die augenscheinliche Todesgefahr seiner Mutter riß ihn nur für einen Augenblick aus seiner Unthätigkeit; als sein Plan, Maria mit französischer Hilfe zu befreien, gescheitert war, ging er auf Unterhandlungen mit Elisabeth ein und ließ sich sogar durch die Aussicht auf die Thronfolge in England und ein Jahrgeld von 4000 Pfd. Sterl., welches ihm Elisabeth bewilligte, 1585 zu einem Bündnis mit letzterer bestimmen, so daß er sich nach Marias Hinrichtung auf einen ohnmächtigen Protest beschränken mußte. Nach dem Tode Elisabeths 1603 bestieg er den Thron von England. Schon die ersten Schritte des neuen Königs bezeichneten einen Gegensatz zu der Politik seiner Vorgängerin. Er schloß 1604 Frieden mit Spanien, verfolgte die Presbyterianer und Puritaner und warf sich ganz in die Arme der bischöflichen Kirche. Anfangs hatte er die Katholiken begünstigt; als ihn aber diese durch zu weit gehende Forderungen beleidigten, ließ er die gegen sie erlassenen Strafedikte wieder vollstrecken und veranlaßte hierdurch 1605 die von fanatischen Katholiken angesponnene Pulververschwörung (s. d.). Seine auswärtige Politik entsprach den Interessen und Wünschen seines Volkes nicht. Zwar hatte die Vermählung von Jakobs ältester Tochter, Elisabeth, mit dem Kurprinzen, spätern Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Haupte der protestantischen Union in Deutschland, allgemeine Zufriedenheit erregt; desto unwilliger aber war man, als J. seinen Schwiegersohn, nachdem dieser die böhmische Krone angenommen hatte, nur ganz ungenügend unterstützte, seine Entthronung in Böhmen, ja seine und seiner Kinder Vertreibung aus ihren pfälzischen Erblanden geschehen ließ, ohne sich zu der von Volk und Parlament geforderten energischen Unterstützung der Sache Friedrichs V. und zum Kampf gegen die immer drohender anschwellende Macht Spaniens und Österreichs entschließen zu können. Und vollends empörte das Verfahren des Königs, als dieser 1623 sogar den Prinzen von Wales mit einer spanischen Infantin vermählen wollte, welcher Plan indessen scheiterte. Auch im Innern war Jakobs Regierung verhängnisvoll. Seine despotischen Gesinnungen, seine Abneigung, dem Parlament, von dem er immer neue Geldbewilligungen verlangte, größern Einfluß auf die Regierung einzuräumen, seine Vorliebe für unwürdige Günstlinge: das alles trug wie seine unpopuläre religiöse Richtung dazu bei, den Gegensatz zwischen Volk und Königtum, der seinem Sohn so verderblich werden sollte, immer mehr zu verschärfen. Vermählt war er seit 1589 mit Anna von Dänemark. Ihm folgte auf dem Thron sein Sohn Karl I. Bezeichnend für Jakobs Charakter sind seine 1616 zu London herausgegebenen Schriften (Opera), in welchen er das absolute Herrscherrecht verteidigt, den Glauben an Zauberei und Gespenster verficht, gegen

Digitized by Google

den Gebrauch des Tabaks eifert ꝛc. Vgl. Disraeli, Inquiry into the literary and political character of James I. (Lond. 1816, 3 Bde.); Nichols, The progresses, processions and festivities of king James (das. 1829, 3 Bde.); Goodman, The court of king James I. (das. 1839); Gardiner, History of England from the accession of James I., Bd. 1—3 (das. 1863—75).

4) J. II., König von England, geb. 24. Okt. 1633, gest. 17. Sept. 1701, zweiter Sohn Karls I. und Enkel des vorigen, führte vor seinem Regierungsantritt den Titel Herzog von York. Nach dem Ausbruch der englischen Revolution wurde er von 1646 an mit seinen Geschwistern zu London gefangen gehalten, entfloh jedoch 1648 nach Holland, später nach Frankreich, woselbst er 1652 als Freiwilliger unter Turenne focht. Nach dem Frieden von 1655 verließ er Frankreich, sammelte britische und irische Flüchtlinge um sich und kämpfte als spanischer Generalleutnant bis 1659 gegen Turenne, worauf ihn nach der Restauration der Stuarts sein Bruder Karl II. zum Großadmiral und Oberbefehlshaber der britischen Seemacht ernannte, die durch ihn bedeutend gehoben ward. Er erfocht 13. Juni 1665 einen glänzenden Sieg über die holländische Flotte unter Admiral Opdam und lieferte 7. Juni 1672 dem Admiral de Ruyter bei Southwold eine furchtbare Seeschlacht, in welcher beide Parteien sich den Sieg beimaßen, mußte aber 1673, da er zwei Jahre vorher zum Katholizismus offen übergetreten war, infolge der Testakte den Oberbefehl niederlegen. Noch mehr als dieser Übertritt verletzte es die protestantischen Engländer, daß J. sich 1673 nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Anna, der Tochter des Kanzlers Hyde, nachmaligen Grafen von Clarendon, mit der katholischen Prinzessin Maria von Modena vermählte. Infolge der durch die angebliche Verschwörung der Katholiken 1679 hervorgerufenen Bewegung sah sich J. genötigt, seinen Aufenthalt in Brüssel zu nehmen, kehrte aber bald darauf zurück und blieb in Schottland. Da er sich 1680 wiederholt nach London begab und starken Einfluß auf die Geschäfte ausübte, stellten seine Gegner einen förmlichen Antrag auf seine Ausschließung vom Thron, der im Unterhaus durchging, vom Oberhaus jedoch zurückgewiesen ward. Im März 1682 kehrte J. wieder nach England zurück und gewann über seinen schwachen Bruder eine solche Herrschaft, daß dieser ihn der Testakte zuwider in den Staatsrat aufnahm und bald die Regierung völlig leiten ließ, ja sogar, dem Drängen seines Bruders nachgebend, auf dem Sterbebett sich zum Katholizismus bekannte. Nach Karls II. Tod 1685 bestieg J. den englischen Thron. Obgleich er dem Staatsrat die Versicherung gegeben, daß er die Freiheiten der Nation achten werde, traf er doch sofort Maßregeln, welche auf die Herstellung der absoluten Monarchie und Herrschaft der katholischen Kirche abzielten. Die allgemeine Mißstimmung hierüber benutzte ein natürlicher Sohn Karls II., der Herzog von Monmouth (s. d.), zu einem Versuch, sich des Throns zu bemächtigen, büßte aber dafür auf dem Schafott, worauf der Oberrichter Jeffreys (s. d.) über seine Anhänger blutiges Gericht hielt. Und nun ging J. weiter und weiter. 1686 begann er öffentlich Katholiken, den gesetzlichen Vorschriften zuwider, zu Offizieren und Beamten zu ernennen, indem er sie auf Grund eines vermeintlich der Krone zustehenden Rechts von den Bestimmungen der Testakte dispensierte. Hierauf erfolgte 1687 die Publikation einer allgemeinen Toleranzakte, welcher zufolge alle Gesetze gegen die Dissidenten und der Testeid aufgehoben, mithin den Katholiken volle Freiheit gegeben wurde. Das Volk sah diesen und andern Gesetzesverletzungen des Königs ruhig zu, da J. keine männlichen Nachkommen hatte, also nach seinem Tode die Regierung an seine beiden protestantischen Töchter Maria und Anna fallen mußte. Als jedoch 1688 die Königin von einem Prinzen entbunden ward, den man vielfach, wenn auch mit Unrecht, für untergeschoben hielt, wendeten sich die Häupter der parlamentarischen Opposition an den Schwiegersohn des Königs, den Prinzen Wilhelm von Oranien, und dieser rüstete sich alsbald zu einem Einfall in England. Es war nun vergeblich, daß J. alle seine verhaßten Verordnungen widerrief und die Ämter der Katholiken mit Protestanten besetzte; der Prinz von Oranien landete 15. Nov. (n. St.) 1688 zu Torbay an der Küste von Devonshire, und der von allen, selbst von der Flotte und dem Heer verlassene König floh mit seiner Familie nach Frankreich. 1689 erklärte ihn das Parlament des Thrones verlustig und erhob den Prinzen von Oranien und seine Gemahlin auf den Thron. Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen Jakobs, sich mit Hilfe Frankreichs und seiner Anhänger, der Jakobiten (s. d. 2), des Thrones wieder zu bemächtigen, starb er in St.-Germain. Vgl. Clarke, Life of James II. (Lond. 1816, 2 Bde.), ein Sammelwerk, das zum Teil auf autobiographische Aufzeichnungen Jakobs zurückgeht.

5) J. III. Eduard Franz (auch der Prätendent oder der Chevalier von St. Georg genannt), des vorigen Sohn, geb. 20. Juni 1688, gest. 12. Jan. 1766 in Albano, ward nach seines Vaters Tode 1701 von Frankreich, Spanien, dem Papst und den Herzögen von Modena und Parma als König von Großbritannien und Irland anerkannt. Ludwig XIV. unterstützte seine Ansprüche auf den englischen Thron, um sich seiner als Waffe gegen die englische Regierung zu bedienen, und entsandte 1707 eine Flotte nach Schottland, welche den Prätendenten an Bord führte; doch ward dieselbe von einem englischen Geschwader bald zur Umkehr gezwungen. Das Parlament setzte hierauf auf Jakobs Kopf einen Preis von 50,000, später von 100,000 Pfd. Sterl. J. nahm nun teil an den Feldzügen in Flandern bis zum Utrechter Frieden 1713, dem zufolge Ludwig XIV. die protestantische Erbfolge in Großbritannien anerkennen und den Prätendenten aus Frankreich verweisen mußte, der sich nach Lothringen begab. Die Angabe, daß in dieser Zeit die Königin Anna ihrem Bruder angeboten habe, zu seinen gunsten abzudanken, wenn er den protestantischen Glauben annehmen wolle, ist nicht erweislich; doch stand sie mit ihm in innigem Briefwechsel und war eine Gegnerin der hannöverschen Succession, so daß im Fall von Jakobs Übertritt zum Protestantismus eine Änderung der Erbfolgeordnung von 1701 nicht unwahrscheinlich gewesen wäre. Nach Annas Tode und der Thronbesteigung Georgs I. von Hannover erhoben sich Jakobs Anhänger in Schottland unter Anführung des Grafen Mar. J. selbst landete in Schottland und wurde 27. Jan. 1716 in Scone zum schottischen König ausgerufen; aber schon im Februar entfloh er mit geringem Gefolge wieder nach der französischen Küste. Er wendete sich nun an den Papst, von welchem er erst zu Avignon, dann zu Rom königlich unterhalten wurde. Während die Jakobiten zu Jakobs gunsten neue Verschwörungen einleiteten und sich deshalb sogar mit Karl XII. von Schweden verbanden, trat auch Spanien, das mit

Digitized by Google

England zerfallen war, auf seine Seite und lud ihn nach Madrid ein, wo er 1719 als König empfangen ward; doch scheiterte seine Hoffnung auf spanische Hilfe infolge der gegen die Politik des Kardinals Alberoni geschlossenen Quadrupelallianz (s. d.). J. begab sich hierauf nach Livorno, wo er sich mit der polnischen Prinzessin Marie Klementine Sobieska verheiratete, und später nach Rom. 1727 rief Georgs I. Tod noch einmal Jakobs Hoffnung auf den Thron wach, doch konnte er zu deren Verwirklichung wenig thun. Als Frankreich im Österreichischen Erbfolgekrieg seine Sache wieder aufnahm, versuchte sein Sohn Karl Eduard einen neuen Einfall in Schottland und England, ward aber 1746 bei Culloden geschlagen. J. hinterließ zwei Söhne, Karl Eduard und Heinrich (Kardinal von York).

[Schottland.] 6) J. I., König von Schottland, geb. kurz vor dem 1. Aug. 1394, gest. 20. Febr. 1437, Roberts III. Sohn, ward 1406 von seinem Vater wegen der Nachstellungen seines nach der Herrschaft strebenden Onkels, des Herzogs von Albany, nach Frankreich gesandt, an der englischen Küste jedoch von den Engländern gefangen genommen und von Heinrich IV. als Geisel zurückbehalten. Nach seines Vaters Tode ward J. zwar von den Schotten zum König ausgerufen; allein erst nach dem Tode Heinrichs V. erfolgte seine Freilassung gegen hohes Lösegeld. Bei seiner Thronbesteigung im März 1424 fand er das Reich der Auflösung nahe. Er zog die von den Reichsverwesern verschleuderten Krongüter wieder ein, wies den Adel in seine Schranken zurück und zog Murdac, den Sohn des Herzogs von Albany, und dessen Anhänger nach dem Spruch des Parlaments zu strenger Rechenschaft. Gleichzeitig unternahm er Reformen zur Hebung der Landeskultur, der Volksbildung, des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe, erweiterte die Gerechtsame der Bürger, führte eine bewaffnete Landesmiliz ein, verbesserte die Rechtspflege und säuberte das Land von Räubern. Infolge seiner Verbindung mit Frankreich und insbes. wegen der Verlobung seiner Tochter Margarete mit dem Dauphin und spätern König Ludwig XI. ward J. in Feindseligkeiten mit England verwickelt und erschien im November 1436 mit einem Heer vor Roxburgh. Doch schon nach 14 Tagen löste er sein Heer auf und kehrte nach Hause zurück, wahrscheinlich auf die Nachricht von einer gefährlichen Verschwörung des gegen ihn erbitterten Adels. Wenige Monate später wurde er von den Verschwornen in einem Kloster bei Perth überfallen und ermordet. Jakobs Gemahlin war Johanna Beaufort, Tochter des Herzogs von Somerset. J. war auch Dichter; seine in schottischer und lateinischer Sprache verfaßten Gedichte erschienen gesammelt von Tytler unter dem Titel: »The poetical remains of king James« (Edinb. 1783). Die beste Ausgabe seines Gedichts »The kingis Quair« besorgte Skeat für die Scottish Text Society (1884).

7) J. II., König von Schottland, des vorigen Sohn, geb. 16. Okt. 1430, folgte 1437 seinem Vater auf dem Thron, regierte kräftig und starb 3. Aug. 1460 bei der Belagerung von Roxburgh, das nach seinem Tode seine Gemahlin Maria von Geldern einnahm.

8) J. III., König von Schottland, des vorigen Sohn und Nachfolger, geb. 10. Juli 1451, regierte seit 1460 und fiel in dem Aufstand des schottischen Adels gegen ihn auf der Flucht nach der unglücklichen Schlacht bei Bannockburn 11. Juni 1488. Er war mit Margarete von Dänemark vermählt.

9) J. IV., König von Schottland, Sohn des vorigen, geb. 17. März 1473, bestieg 1488 den Thron, vermählte sich 1503 mit der Tochter Heinrichs VII. von England, Margarete, und fiel 9. Sept. 1513 in der Schlacht bei Flodden gegen die Engländer, gegen welche er sich mit Frankreich verbündet hatte; er wird als Stifter des St. Andreas (Distel-)Ordens genannt.

10) J. V., König von Schottland, des vorigen Sohn u. Nachfolger, geb. 10. April 1512, gest. geisteskrank 16. Dez. 1542, suchte die Ausbreitung der Reformation in Schottland zu hindern, weshalb ihn sein Adel 1542 auf einem Feldzug gegen England verließ. Er war zweimal vermählt, zuerst mit Magdalena, Tochter Franz' I. von Frankreich, und dann mit Maria von Guise, aus welcher Ehe die unglückliche Maria Stuart entsproß.

11) J. VI., König von Schottland, s. Jakob 3).

[Haïti.] 12) J. I., Kaiser, s. Dessalines.

Jakob, Ludwig Heinrich von, staatswissenschaftlicher und philosophischer Schriftsteller, geb. 26. Febr. 1759 in Wettin, gest. 22. Juli 1827 in Bad Lauchstädt, studierte in Halle, wurde daselbst 1791 ordentlicher Professor der Philosophie, 1807 Professor der Staatswissenschaften zu Charkow, 1809 Mitglied der Gesetzgebungskommission in St. Petersburg und kehrte 1816 als Professor nach Halle zurück. In der Philosophie schloß er sich im ganzen an Kant an. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Prolegomena zur praktischen Philosophie« (Halle 1787); »Grundriß der allgemeinen Logik« (das. 1788, 4. Aufl. 1800); »Antimachiavell« (das. 1794, 2. Aufl. 1796); »Grundsätze der Nationalökonomie« (das. 1805, 3. Ausg. 1825); »Die Staatsfinanzwissenschaft« (das. 1821). Die von ihm herausgegebenen »Essais philosophiques sur l'homme, ses principaux rapports et sa destinée« (Halle 1818) sollen den Russen Polerika zum Verfasser haben. Über seine unter dem Namen Talvj als Schriftstellerin bekannte Tochter Therese s. Robinson.

Jakob vom Schwert, Orden des heil., 1) span. Orden (Orden militar de Santiago de Espada), entstand, als sich zum Schutz der nach Santiago de Compostela Pilgernden 1170 dreizehn Ritter nach Art der Templer verbanden, welchen Ritterbund König Ferdinand II. von Leon und Galicien genehmigte, Papst Alexander III. 5. Juli 1175 bestätigte. Der Orden hatte einen Großmeister, der von dem Kollegium der Dreizehn (los trezes) gewählt wurde; nur die Ritter legten die klösterlichen Gelübde ab. Der Orden, welcher sich auch der Spitalpflege widmete, machte sich in den Kämpfen gegen die Mauren und der spanischen Könige gegeneinander hochverdient um Fürst und Vaterland, wurde jedoch bald so mächtig, daß er den Fürsten Besorgnisse einflößte. Eine Bulle Alexanders VI. von 1493 stellte deshalb die Verwaltung des Ordens unter die Aufsicht der Könige von Spanien, und eine weitere Bulle Hadrians VI. von 1522 verband das Großmeistertum für alle Zeiten mit der Krone von Spanien. Karl V. setzte einen Ordensrat ein. Der Orden, welcher bislang strengen Satzungen gefolgt, obgleich die Ritter schon 1180 die Erlaubnis erhalten hatten, sich zu verheiraten, wurde lockerer und ist heute nur noch ein Hoforden mit geistlichem Gepräge; er fordert 16 Ahnen väterlicher- und mütterlicherseits und teilt seine Mitglieder in Caballeros profesos und Caballeros novicios. Die Dekoration besteht in einem ovalen goldenen Schild, in welchem das Santiago- oder Jakobskreuz (ein breites rotes Schwert mit drei Lilienarmen und Griff

Digitized by Google

in Form eines Herzens) steht; diese Dekoration wird gewöhnlich im Knopfloch an rotem Band, bei Festen an dreifacher goldener Kette um den Hals getragen, dazu ein weißer Ordensmantel mit dem Kreuz aus rotem Tuch, das anfangs die einzige Dekoration bildete. Von 1312 an gab es auch Chorfrauen von Santiago in sieben Klöstern. Der Orden steht jetzt an der Spitze der vier sogen. Militärorden Spaniens.

2) Portugiesischer Orden (Ordem de São Thiago da Espada). König Dionysius (Diniz) von Portugal hatte die Ritter von St. Jakob in seine Staaten gezogen, wo sich ein Teil derselben niederließ. Dieser Zweig machte sich zu Anfang des 14. Jahrh. von Spanien unabhängig, und Johann XXII. bestätigte 1320 den neuen portugiesischen Orden, jedoch mit den alten Statuten. 1556 vereinigte Papst Julius II. das Großmeistertum mit der Krone Portugal. Rasch gewann der Orden großes Ansehen und Macht; sein Hauptsitz befand sich in Palmella, und er besaß 47 Dörfer, 150 Präbenden und 4 Klöster sowie Konvente in Santos. 1789 säkularisierte die Königin Maria den Orden und machte ihn zu einem Zivil- und Militärverdienstorden. Am 31. Okt. 1862 erhielt der Orden neue Statuten, welche ihn zur Belohnung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Verdienste bestimmten. Der Orden hat fünf Grade: Großkreuze, Großoffiziere, Komture, Offiziere und Ritter. Die Dekoration besteht in dem Santiagokreuz, umgeben von einem Lorbeerkranz und daraufliegendem weißen Emailband mit der Devise »Sciencias, letras, artes« (»Wissenschaften, schöne Litteratur, Künste«). Er hängt an einem Lorbeerkranz mit violettem Band.

3) Brasilischer Orden (São Thiago da Espada). Als der Hof von Portugal nach Brasilien übersiedelte, erneuerte und erweiterte Dom João VI. den Orden durch sein Dekret vom 13. Mai 1808. Der Orden hat drei Klassen: Großkreuze (12), Komture und Ritter (ohne Zahlbeschränkung). Die Dekoration besteht in dem roten Santiagokreuz mit der Kaiserkrone; das Band ist rot und blau umsäumt. 1890 aufgehoben.

Jakob von Ulm, Glasmaler, s. Griesinger 1).

Jakobäa (Jakoba) von Holland (auch von Bayern), Erbtochter Wilhelms VI. von Bayern, Grafen von Holland und Hennegau, geb. 25. Juli 1401, gest. 9. Okt. 1436 auf Schloß Teilingen bei Leiden, folgte als Witwe des Johann von Touraine, Dauphins von Frankreich, 1416 ihrem Vater in der Regierung von Holland (s. d., S. 945 f.). Von ihrer Mutter wurde sie hierauf 1418 mit dem Herzog Johann IV. von Brabant vermählt, doch ward die unglückliche Ehe bald wieder getrennt. Nachdem sie sich 1422 aufs neue, mit dem Herzog Humfried von Gloucester verheiratet hatte, wurde ihr von ihrem verstoßenen Gemahl und dessen Anhang Holland streitig gemacht. Zwar wurde nach langen Zwistigkeiten ein Vergleich geschlossen, in welchem Jakobäas Erbrecht von Philipp von Burgund anerkannt wurde, während dieselbe sich verpflichtete, ohne dessen Einwilligung eine neue Ehe nicht wieder einzugehen; allein da sie nach der 1430 erfolgten Scheidung vom Herzog von Gloucester sich dennoch 1432 heimlich mit Franz von Borselen, einem zeeländischen Edelmann, vermählt hatte, so ließ der Herzog von Burgund ihren Gemahl gefangen nehmen und schenkte ihm nur unter der Bedingung das Leben, daß J. zu gunsten Philipps alle Rechte auf ihre Länder abtreten solle, die nun (1433) mit Burgund vereinigt wurden. Vgl. Löher, J. von Bayern und ihre Zeit (Nördling. 1862—69, 2 Bde.).

Jakobäa-Kannetjes (»Kännchen der Jakobäa«), gelbliche und schmutzig graue, unglasierte Thongefäße in schlanker Krugform mit Henkeln am Hals oder am Bauch, nach Jakobäa von Holland benannt, aber nicht in Holland, sondern in Siegburg verfertigt.

Jakobe (Jakobäa, Jakobine), Herzogin von Jülich, geb. 16. Jan. 1558, Tochter des Markgrafen Philibert von Baden-Baden und Mechthildens von Bayern, ward nach dem frühen Tode ihrer Eltern von ihrem Oheim, Herzog Albrecht V. von Bayern, katholisch erzogen und vermählte sich 16. Juni 1585 mit Johann Wilhelm, dem Sohn des Herzogs Wilhelm IV. von Jülich. Derselbe folgte 1592 seinem Vater in der Regierung, verfiel aber bald darauf in Blödsinn. J. wurde von der Regentschaft ausgeschlossen, da sie sich durch ihr unbeständiges Verhalten in der religiösen Frage und ihre Leidenschaftlichkeit viele Feinde gemacht hatte. Die Herzogin Sibylle, ihre Schwägerin, und die katholischen Räte suchten sie zu beseitigen, um Johann Wilhelm eine neue Ehe zu ermöglichen, und klagten sie 1595 des Ehebruchs beim Kaiser an. Da dieser ein Urteil zu fällen zögerte, schritten sie zur Gewalt; 3. Sept. 1597 fand man J. erdrosselt im Bette. Eine Untersuchung über die Ursache des Todes fand nicht statt. Vgl. Stieve, Zur Geschichte der Herzogin J. von Jülich (Bonn 1878); Goecke, Zur Prozeßgeschichte der Herzogin J. von Jülich (»Zeitschrift für preußische Geschichte«, Bd. 15).

Jakobeny (rumän. Jacobeni), Dorf im österreich. Herzogtum Bukowina, Bezirksh. Kimpolung, in den Karpathen, an der Goldenen Bistritz, mit hübscher Kirche, Braunsteinbergbau, Eisenhütte und (1890) 662 (mit dem Gutsgebiet 2858) vorwiegend deutschen Einw.

Jakobi (Jakobstag), soviel wie 25. Juli, Tag des heil. Jacobus des ältern (s. Jacobus).

Jakobiner (Jacobins), der Name eines einflußreichen politischen Klubs während der französischen Revolution, der 1789 zu Versailles von den Abgeordneten der Bretagne als »Club breton« gegründet, nach der Übersiedelung der Nationalversammlung nach Paris indes »Club des Jacobins« genannt wurde, weil er zum Versammlungslokal den Saal des nach dem heil. Jakob benannten Dominikanerklosters in der Straße St.-Honoré hatte, während er sich selbst »Gesellschaft der Konstitutionsfreunde« (»Société des amis de la constitution«) nannte. Seine Häupter waren Duport, Barnave und Lameth. Bald nahm er auch Mitglieder auf, die nicht zur Nationalversammlung gehörten, und hielt regelmäßige öffentliche Sitzungen unter dem Vorsitz eines Präsidenten, die später täglich und zwar zur Nachtzeit stattfanden. Der Klub der Cordeliers (s. d.) bildete eine Sektion des Jakobinerklubs. Durch Affiliationen bald das ganze Reich umspannend, vortrefflich diszipliniert und unter straffer, einheitlicher Leitung stehend, gelangte der Verein bald zu großem Einfluß, u. 1791 gewannen antimonarchische Tendenzen das entschiedene Übergewicht im Klub; deshalb schieden (Juli 1791) die Gemäßigten aus, um einen besondern Verein im Kloster der Feuillanten (s. d.) zu bilden. Damit wurden aber die J. die entschlossenen Führer der revolutionären Volksschichten. So geschah es, daß nach Auflösung der konstituierenden Versammlung (September 1791) die Wahlen zur legislativen von den Jakobinerklubs beherrscht wurden. Eine große Anzahl der Mitglieder der neuen Gesetzgebenden Versammlung trat in den Klub ein, in dem nun die beiden republikanischen Fraktionen, die Girondisten u. die Anhänger Robespierres,

Digitized by Google

Dantons ꝛc., vereinigt waren, und die darauf folgende Entwickelung der Dinge in Frankreich: der Sturz des Königtums, die Berufung des Nationalkonvents ꝛc., war das Werk des Jakobinerklubs. Mit dem Zusammentritt des Nationalkonvents erreichte er den Gipfel seiner Macht. Je mehr die Girondisten sich aus ihm zurückzuziehen begannen, desto ausschließlicher gewann Robespierre in ihm das Übergewicht, und unter seiner Leitung begann nun jenes System des Terrorismus, welches alle widerstrebenden Elemente vollends niederschlug. Der Klub hatte in jeder Stadt eine Filiale, welche blindlings die Befehle der hauptstädtischen Demagogen ausführte und das Schreckenssystem in allen Provinzialorten verwirklichte. Die Agitation für die Hinrichtung des Königs, der Sturz der Girondisten (Ende Mai 1793), die Aufwiegelung der Massen gegen den besitzenden Mittelstand, die massenhaften Proskriptionen, die seit dem September 1793 ins Leben tretende revolutionäre Propaganda in den angrenzenden Ländern: alles dies ward vornehmlich von den Jakobinern ins Werk gesetzt. Auch das Revolutionstribunal stand unter dem besondern Einfluß des Klubs. Der Vernichtungskampf zwischen den Häuptern der Revolution, der mit dem Sturz Robespierres endete (Juli 1794), hatte dann auch den Untergang der übermächtigen Stellung des Klubs zur Folge. Am 16. Okt. 1794 erließ der Konvent ein Verbot aller Affiliationen des Klubs, und 11. Nov. d. J. ward endlich derselbe für immer geschlossen und das Sitzungsgebäude später demoliert. Die Überbleibsel des Klubs zogen sich in die Vorstädte St.-Antoine und St.-Marceau zurück, wo sie Sympathie und Aufnahme in den Arbeitergesellschaften fanden. Im Herbst 1795 gründeten sie den Klub des Panthéon. Die mißlungenen Aufstände vom 12. Germinal und 1. Prairial 1795 sowie Babeufs kommunistische Verschwörung waren erneute Regungen des Jakobinismus, dessen Klub, das Panthéon, im Februar 1796 vom Direktorium geschlossen und gegen dessen Anhänger im Süden während des Sommers 1795 eine blutige Verfolgung vom Volke in Szene gesetzt wurde. Im Frühjahr 1798 organisierte sich der Klub von neuem in zahlreichen Filialen und beherrschte abermals Gesetzgebung und Verwaltung; allein die gemäßigte Mehrheit in den beiden Räten setzte es durch, daß der Mittelpunkt der J., die Versammlung im Reitsaal, vom Direktorium im August 1798 geschlossen wurde; als sie sich in einen Saal der Rue du Bac zurückzogen, wurden sie auch von hier vertrieben und vereinigten sich nicht wieder. Vgl. Zinkeisen, Der Jakobinerklub (Berl. 1852–53, 2 Tle.); Taine, Origines de la France moderne; Bd. 2.: La conquête Jacobine (Par. 1881); Aulard, La société des Jacobins (das. 1890–93, Bd. 1–4).

Jakobinermütze (Bonnet rouge), die rote Mütze, die auszeichnende Kopfbedeckung aller Radikalen der ersten französischen Revolution u. die Zierde des Freiheitsbaumes (s. d.). Die wegen Aufruhrs in Nancy verhafteten und nach Brest auf die Galeeren gebrachten Schweizersoldaten trugen, als man sie befreite und feierlich in den Saal der Volksvertreter einführte, jene roten, den Galeerensklaven eigentümlichen Mützen; ihnen zu Ehren nahmen sie die Jakobiner an. Schon 20. Juni 1792 zwang man den König, die J. aufzusetzen. Es ist dies übrigens die allgemein übliche Kopfbedeckung der Fischer am Mittelmeer. Vgl. Phrygische Mütze.

Jakobiten, 1) Name, welchen sich die Monophysiten (s. d.) beilegten, nachdem sie der 541 zum Bischof von Edessa geweihte Mönch Jakob Baradai oder Zanzalos (gest. 578) wieder zu einer Gemeinschaft vereinigt hatte. Die Gemeinden der J., welche in nicht geringer Zahl in Syrien, Mesopotamien und Persien vorhanden waren, bestanden auch nach der Eroberung dieser Länder durch die Araber fort. Die ägyptischen J. hatten seit dem 13. Jahrh. Verfolgungen zu erleiden, durch welche ihre allmähliche Absonderung von ihren Glaubensgenossen in Asien und ihre nunmehrige Gestaltung zur Sekte der Kopten (s. d.) herbeigeführt wurden. Wie diese, so erkennen auch die syrischen J. die drei ersten ökumenischen Konzile und die Räubersynode von Ephesos an; ihre Dogmatik konzentriert sich ganz darin, daß die menschliche Natur Christi in seiner Gottheit verschwindet. Gegenwärtig sind sie an Zahl sehr zurückgegangen.

2) In England und Schottland Name der Anhänger des 1689 vertriebenen Königs Jakob II. von England wie seines von den katholischen Mächten als König Jakob III. anerkannten Sohnes und seines Enkels, des Prätendenten Karl Eduard. Viele derselben gingen mit Jakob II. nach Frankreich, von wo aus sie mit Hilfe des dortigen Hofes dem Hause Stuart die Krone wiederzugewinnen versuchten. In England u. Schottland selbst gehörten dieser Partei sehr viele Tories, in Hochschottland aber der ganze Adel an. Sie widersetzten sich vorzüglich der Union zwischen England und Schottland, die deshalb erst 1707 zu stande kam. Die Thronbesteigung Georgs I. veranlaßte die J. in Schottland zu einem Aufstand, der indessen durch die Maßregeln des britischen Parlaments bald gedämpft ward. Auch unter Georg II. ward noch einmal ein Versuch gemacht, den 1745 in Schottland erschienenen Prätendenten Karl Eduard durch Waffengewalt auf den Thron zu setzen; allein die J. erlitten bei Culloden (27. April 1746) eine blutige Niederlage und sahen, nachdem die bedeutendsten Parteihäupter hingerichtet worden waren, ihre Macht auf immer gebrochen. Vgl. Hogg, Jacobite relics (Edinb. 1819, 2 Bde.); Chambers, Jacobite memoirs (das. 1834); Jesse, Memoirs of the pretenders and their adherents (neue Ausg., Lond. 1856, 2 Bde.); Doran, London in Jacobite times (das. 1877–79, 2 Bde.).

Jakobsbad, s. Gonten.

Jakobsberg, s. Weiergebirge.

Jakobsbrüder, im Mittelalter Name der Wallfahrer nach dem Grabe des Apostels Jacobus in Spanien (s. Santiago de Compostela), dem Hauptwallfahrtsziel, seitdem der Zugang zum Heiligen Grabe immer mehr erschwert worden war. Es war für die Pilger im 11. Jahrh. ein bequemer Weg (Jakobsstraße) dahin angelegt worden, und auf beiden Seiten der Pyrenäen sowie tief nach Frankreich und nach Deutschland hinein waren Hospize errichtet; auch bildete sich in Spanien ein eigner Ritterorden (s. Jakob vom Schwert 1) zum Schutz der J. Die Zeichen der Pilger waren der Jakobsstab und der Muschelschmuck ihrer Kleidung. Vgl. das »Jakobslied« in Uhlands »Volksliedern«, worin der Weg der Pilger beschrieben ist.

Jakobshagen, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Saatzig, am Saatziger See, hat eine evang. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Wasser- und Windmühlen, Färberei und (1890) 1928 Einw., davon 4 Kathol. und 59 Juden.

Jakobsklee, s. Lotus.

Jakobskraut, s. Senecio.

Jakobskreuz, s. Jakob vom Schwert 1) (S. 470).

Jakobslauch, s. Lauch.

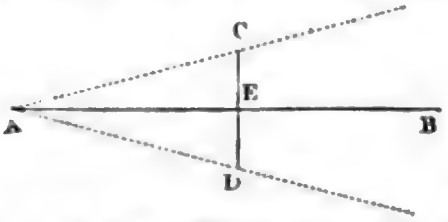
Digitized by Google

Jakobsleiter, die Leiter, welche der Patriarch Jakob nach 1. Mos. 28, 12 von der Erde in den Himmel führen sah; auch Pflanzenname (s. Polemonium) und Strickleiter mit hölzernen Sprossen.

Jakobslilie, s. Amaryllis.

Jakobsonsches Organ, s. Nase.

Jakobsstab, 1) Stab, wie man ihn dem Apostel Jacobus dem ältern beilegte, und wie ihn darum die Pilger nach seinem Grabe trugen; auch ein in einem solchen Pilgerstab versteckter Dolch oder Degen. — 2) Die drei in gerader Linie stehenden Sterne zweiter Größe (δ, ε, ζ) am Gürtel des Orion (s. d.). — 3) Ein früher übliches Instrument zum Winkelmessen (Baculus Jacob, Radius astronomicus, Gradstock, Kreuzstab), bestehend aus einem längern Stab AB (s. Figur), auf welchem ein Querstab CD in seiner Mitte E verschiebbar angebracht war.



In A, C, D waren Visiere angebracht. Wenn man nun A an das Auge hielt und CD so weit verschob, daß man z. B. den einen von zwei Sternen in der Richtung AC, den andern nach AD erblickte, so war der Winkelabstand beider CAD gegeben durch die Gleichung $\tan \frac{1}{2} CAD = \frac{EC}{AE}$. Von Ende des 16. bis Mitte des 18. Jahrh. war der J. das Hauptinstrument der Seefahrer zur Bestimmung von Zeit und Breite; er wurde erst durch den Spiegelsextanten verdrängt. Vgl. Breusing, Die nautischen Instrumente bis zur Erfindung des Spiegelsextanten (Brem. 1890).

Jakobsstab, gelber, s. Narcissus.

Jakobsstern, Bezeichnung Christi, mit Bezug auf 4. Mos. 24, 17.

Jakobsstraße, im Mittelalter Bezeichnung für die Milchstraße. Vgl. auch Jakobsbrüder.

Jakobstad, Stadt in Finnland, Gouv. Wasa, am Bottnischen Meerbusen, durch Zweigbahn mit der Linie Estermüra-Uleåborg verbunden, mit (1891) 2168 Ew., welche Schiffahrt und einigen Handel treiben. J. ist Sitz eines deutschen Konsularagenten.

Jakobstadt (lett. Jehkaba-Meests), Stadt im russ. Gouv. Kurland, an der Düna, östlich von Mitau, mit 4 Kirchen, 2 Synagogen, Handel mit Branntwein, Leder, Tabak, Getreide und (1889) 6091 Einw., zur Hälfte Juden.

Jakonett (franz. Jaconats, Jaconas, spr. schakoná), feine, glatt gewebte baumwollene Zeuge, dichter als Musselin, mit weicher Appretur, werden weiß, gestreift, gemustert und bedruckt hergestellt und dienen hauptsächlich zu Damenkleidern. Sie wurden ursprünglich in Glasgow gewebt, doch liefern jetzt auch Frankreich, die Schweiz, Österreich und Deutschland (Plauen, Auerbach, Augsburg, Ravensburg rc.) diese Ware.

Jakub Beg, Herrscher von Kaschgar (Ostturkistan), geb. 1820, gest. 31. Mai 1877, war der Sohn von Issmet ulla, einem Bewohner von Chodschent u. Gebetvorleser. Bald nach seiner Geburt trennte sich seine Mutter von seinem Vater und heiratete einen Fleischer zu Piskent, 50 Werst von Taschkent entfernt. In dem Hause desselben wuchs J. auf. Sehr bald verlor er seine Eltern und wurde, um sich zu ernähren, Tänzer. Durch die Verheiratung des Chalims von Taschkent, Nar Mahomed, mit Jakub Begs Stiefschwester wurde letzterer sehr bald zum Offizier befördert und zum Beg von Akmetschet (Fort Perowski) ernannt. 1852 wurde er in einem Gefecht mit den Russen geschlagen und kehrte nach Taschkent zurück, jetzt schon durch seine Energie und Fähigkeiten bekannt. Als 1864 Alim Kul von Kokan den Busuruk-Chan nach Kaschgarien sandte, befand sich J. in seinem Gefolge. 1865 benutzte er einen Aufstand der Dunganen, um sich zum Herrscher von Kaschgar zu machen, nannte sich seit 1870 Atalik Ghazi („Verteidiger des Glaubens“), eroberte 1872 das Alpenland Sarighkul und die Stadt Urumtsi, wurde aber 1876 seiner östlichen Besitzungen durch die Chinesen beraubt. Im folgenden Jahre wurde er von einem Hofbeamten getötet. J. war ein kluger, thätiger, mit einem ausgezeichneten Gedächtnis begabter Mann, dabei schlau und listig. Obgleich er nicht lesen und schreiben konnte, galt er doch für einen Gelehrten. Vgl. Boulger, Life of Yakoob Beg (Lond. 1878).

Jakub Chan, Emir von Afghanistan, geb. 1849, Sohn Schir Alis, erhielt bei der Flucht seines Vaters vor den Engländern im Dezember 1878 von diesem die Regierung übertragen, folgte nach Schir Alis Tod (21. Febr. 1879) als Emir und knüpfte sofort mit den Engländern Friedensverhandlungen an. Er begab sich selbst ins englische Lager bei Gundamak und unterzeichnete daselbst 8. Mai den Frieden, in welchem er als Emir anerkannt wurde, aber den Engländern die Pässe nach Indien abtreten und einen britischen Residenten in Kabul zulassen mußte. Dieser, Major Cavagnari, traf 24. Juli in Kabul ein, wurde aber mit seinem Gefolge 3. Sept. bei einem Aufstand ermordet, worauf die Engländer sofort wieder in Afghanistan einrückten. J. erschien in ihrem Lager bei Kuschi 27. Sept., wurde aber hier festgehalten, weil man seinem wenn nicht treulosen, doch feigen Verhalten die Schuld am Morde zuschrieb, und 13. Dez. 1879 nach Indien geschickt, wo er interniert wurde. An seiner Stelle wurde 1880 Abd ur Rahmân zum Emir ernannt.

Jakubu (Garo-n-Bautschi), Hauptstadt der dem Reich Sokoto im mittlern Sudân tributpflichtigen Landschaft Bautschi, unter 10° 20' nördl. Br. und 9° 30' östl. L. v. Gr., am Ostfuß des 2700 m hohen Sarandaberges, fast ganz von Höhen umgeben, auf einer 750 m hohen steinigen Hochebene, ist von einer 20 km langen Mauer mit 12 Thoren eingeschlossen und hatte früher 150,000, bei Flegels Besuch 1881 aber nur noch 50,000 Einw., welche eine bedeutende Industrie in berühmten Baumwollenstoffen, irdenen u. geflochtenen Waren sowie lebhaften Handel betreiben.

Jakuhühner, s. Schakuhühner.

Jakulator (lat.), Schleuderer.

Jakût, Abu Abdallah, geograph. Schriftsteller der Araber, griechischer Abkunft, geb. 1179 n. Chr. in Kleinasien, gest. 13. Aug. 1229, kam frühzeitig als Kriegsgefangener nach Bagdad, wo ihn sein Herr, ein arabischer Kaufmann, zur Schule schickte, machte später für diesen und dann selbständig größere Handelsreisen, mußte 1216 antialidischer Äußerungen wegen aus Damaskus flüchten, wandte sich, in steter Lebensgefahr, nach Haleb, Mosul, Arbela, Merw u. Chowaresm, stieß 1219 mit den Mongolen zusammen, floh über Mosul nach Haleb zurück, lebte hier im Schutze des Wesirs Ibn al-Kifti ausschließlich seinen wissenschaftlichen Neigungen und starb in einer Herberge in der Nähe dieser Stadt. Von seinen Werken sind bis-

Digitized by Google

her sein großes geographisches Wörterbuch »Mo'dscham alboldân« (Leipz. 1866–73, 6 Bde., mit Anmerkungen und Register) und sein Lexikon der geographischen Homonyme »al-Moschtarik« (Götting. 1846) von Wüstenfeld veröffentlicht worden.

Jakuten (Sachalov, Einz. Sachov), der nordöstlichste Ausläufer des türkischen Zweiges der Mongolen, an beiden Ufern der Lena, etwa vom 60.° nördl. Br. bis zum Eismeer wohnhaft. Man sieht sie auch noch im O. an der Jana, Indigirka und Kolyma, im W. an der Anabara, im S. am Aldan und der obern Maia. Ihre Zahl gibt Wenjukow auf 210,000, Ritlich neuerdings auf 80,000 an. Ihr türkisches Idiom, die allgemeine Verkehrssprache von Jakutsk bis Ochotsk und vom Eismeer bis zur chinesischen Grenze, haben sie sich in ihrer ursprünglichsten, wenn auch rohesten Form erhalten. Böthlingk lieferte eine Grammatik derselben (Petersb. 1851). Die J. sind größtenteils Nomaden, sie treiben Pferde- und Rindviehzucht; Jagd, Fischerei sowie das Aufsuchen des fossilen Elfenbeins sind weniger bedeutende Erwerbszweige. Sie sind geschickte Zimmerleute, Steinmetzen und Metallarbeiter und äußerst gewandte Händler. Im Sommer bewohnen sie leichte Zelte aus Birkenrinde, im Winter Jurten, d. h. Hütten aus schwachen, mit Erde und Rasen belegten Balken, in deren Innerm es sehr unsauber hergeht. Ihre Nahrung besteht aus Fisch und Fleisch, gesäuerter Milch, Beeren, Zedernüssen; zerlassene Butter, frisch oder ranzig, gilt als Leckerbissen. Ihrem Charakter nach sind sie ehrerbietig, diensteifrig, den örtlichen Behörden unterwürfig, aber auch faul, ungesellig, verschlossen und rachsüchtig. Ihre Gastfreiheit gegen Fremde wird gerühmt; dem Namen nach sind sie Christen, doch stehen die alten Götter aus der Schamanenzeit noch immer in voller Verehrung. Ihr Einfluß auf die mit ihnen in Berührung kommenden Russen ist derartig, daß letztere Sprache und Lebensweise der J. annehmen. Die Zersplitterung ist sehr groß: zwischen der Steinigen und der Untern Tunguska sitzen die Tsopogiren, im Knie des Witim die Samogiren, an der Olekma die Orotsonen, östlich vom Aldan die Utsur. Nomaden sind die Dolganen an der Chatanga, an der Küste des Ochotskischen Meeres die Fischerstämme der Lamuten; auch die Stämme des mittlern und untern Amurlandes (Wanegiren, Solonen, Dauren, Biraim, Samagiren, Golde) sowie die Orotsen im Küstengebiet sind tungusischen Ursprungs, im S. freilich durch Mandschubeimischung verändert. Vgl. Ferd. Müller, Unter Tungusen und J. (Petersb. 1882) und Tafel »Asiatische Kultur I« und Tafel III, Fig. 13–16.

Jakutsk, Provinz des russisch-sibir. Generalgouvernements Irkutsk, zwischen 51° 40'–75° nördl. Br. und 105–171° östl. L. v. Gr., begrenzt nördlich vom Eismeer, östlich von der Küsten- und der Amurprovinz, südlich von Transbaikalien und Irkutsk, westlich von Jenisseisk, 3,971,414 qkm (72,125 QM.) groß mit (1891) 257,753 Einw. (auf 1 qkm nur 0,06). Von der Oberfläche entfallen 8043,7 qkm auf Seen und 30,248,5 qkm auf Inseln im Eismeer. Von den letztern sind die Neusibirischen Inseln (s. d.) und die Ljachofschen die bedeutendsten. Das Land umfaßt die ödesten, kältesten und unwirtbarsten Striche Sibiriens. Der südöstliche Teil ist gebirgig; an der Südostgrenze zieht sich das Jablonoigebirge, an der ganzen langen Ostgrenze das Stanowoigebirge hin. Von letzterm streicht erst in westlicher, dann nordwestlicher Richtung das Werchojanskische Gebirge, an das sich, östlich von der Lena, das Orulgan- und das Charaulachgebirge bis zum Eismeer anschließen. Am linken Lenaufer erheben sich die Sinberge. Außer der Lena, dem Hauptfluß, der das Land von S. nach N. durchzieht und links Wiljui, rechts Aldan aufnimmt, fließen in paralleler Richtung ebenfalls zum Eismeer Anabara, Olenek, Jana, Indigirka und Kolyma. Während den südlichern Teil östlich der Lena bis zum Polarkreis dichte Waldungen bedecken, ist der Westen ziemlich kahl, die nördlichen Teile aber nimmt die »Große Tundra« (s. d.) ein, die in dem kurzen Sommer nur bis zu 1 m auftaut u. bis 200 m Tiefe gefroren bleibt. Die mittlere Temperatur beträgt in der Stadt J. –11,2°, in Ust-Jansk (70° 55' nördl. Br.) –16,25° (Juli 18,8 u. 12,2°, Januar –42,8 u. 43,9°), die Extreme sind +45° und –62°. Werchojansk (Mitteltemperatur –16,7°) gilt als der Kältepol der Erde. Durch das Land zwischen der untern Lena und der Chatanga zieht im Januar die Isotherme von –32°. Die Bevölkerung besteht vornehmlich aus Jakuten (219,866), dann aus Tungusen (12,358), Lamuten (1500), Jukagiren, im NO. aus Tschuktschen, Tschuwanzen, Korjaken. Von den 18,666 in Städten oder einzelnen Kolonien lebenden Russen sind 6376 Verbannte. Von den 32 Schulen der Provinz sind 2 geistliche, 26 Pfarrschulen, 3 Mittelschulen für Knaben, eine für Mädchen. Die Religion ist fast ausschließlich die griechisch-katholische unter einem Eparchen für die Provinz. Ackerbau wird nur im südlichen Teile getrieben; die Ernte (vornehmlich Gerste, dann Weizen, Hafer ꝛc.) betrug 1883: 2,502,278 hl und 1,477,136 kg Kartoffeln. Die Viehzucht bildet den Haupterwerbszweig. Man zählte 1883: 136,696 Pferde, 263,708 Rinder, 33,089 Renntiere, 4262 Zughunde; Schafe und Schweine werden wenig gehalten. Wichtig ist auch die Jagd auf Pelztiere; die von hier kommenden Felle sind die gesuchtesten. J. eigentümlich sind die Knochen und Zähne vom Mammut, Bison und andern urweltlichen Vierfüßern, die man an der untern Lena, am Olenek und auf den Neusibirischen Inseln findet. Gold gewinnt man in den Flußgebieten des Witim u. der Olekma; jährlich 700–800 Pud. Die Industrie ist noch gering, sie beschränkt sich auf Gerberei, Talgsiederei und Ziegelbrennerei. Es erzeugten 1883 in 25 Betrieben 112 Arbeiter Waren im Werte von 9250 Rubel. Ansehnlich ist aber der Handel mit Pelzwerk, Mammutknochen, Walroßzähnen, Bibergeil u. a., wogegen Kolonial-, Manufaktur- und Metallwaren, Getreide, Vieh ꝛc. eingeführt werden, und zwar geht der Verkehr mit dem Ausland über Irkutsk oder über Ajan am Ochotskischen Meer. Die wichtigsten Plätze für den Binnenhandel sind die Städte J. und Olekminsk. Eingeteilt wird die Provinz in fünf Bezirke: J. (878,579 qkm mit 143,006 Einw.), Werchojansk, Wiljusk, Kolymsk und Olekminsk.

Jakutsk, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (s. oben), unter 62° 2' nördl. Br. und 130° östl. v. Gr., 98 m ü. M., eine der kältesten Städte der Welt, am linken Ufer der Lena, die hier 10 km breit ist und viele Inseln bildet, hat nur in dem von Steinhäusern umgebenen Marktplatz europäischen Charakter, besteht aber im übrigen aus Holzhäusern und Jurten, hat ungepflasterte und unbeleuchtete Straßen, sechs Kirchen, ein Kloster, ein geistliches Seminar, zwei Progymnasien (eins für Mädchen), eine Zeitung und (1888) 6499 Einw. (meist Jakuten, außerdem russische Beamte, Soldaten, Verbannte). J. ist ein wichtiger Handelsplatz; die jährliche, vom 10. Juni bis 1. August dauernde Messe mit einem Umsatz von 1½ Mill. Ru-

Digitized by Google

bel in Pelzwerk, Nahrungsmitteln ꝛc. zieht Tausende von Jägern, Händlern und Bootleuten hierher. Die Stadt wurde 1632 gegründet.

Jalandhar, s. Dschalandhar.

Jalapa (Xalapa, spr. chalápa), 1) Hauptstadt des mexikan. Staates Veracruz, unter 19° 30′ nördl. Br., 1320 m ü. M., in einer höchst reizenden, gesunden und fruchtbaren Gegend, am Fuße des basaltischen Pik Makultepetl u. an der Bahn J.-Veracruz, von schönen Gärten umgeben, Bischofsitz, mit Kathedrale, 1556 erbautem Franziskanerkloster, 3 Hospitälern, Seminar und (1893) 18,000 Einw., deren Wohlstand, ehe der Verkehr von Veracruz mit dem Innern die Straße über Orizaba einschlug, viel bedeutender war. — 2) Hauptstadt des gleichnamigen Departements (1892: 36,583 Einw.) in der zentralamerikan. Republik Guatemala, am Fuße des sogen. Vulkans von Ymay, mit 4500 Einw.

Jalappe, Jalappenknollen, Jalappenharz ꝛc., s. Ipomoea. Falsche J., s. Mirabilis.

Jali (türk., »Meeresufer«), Bezeichnung der Villen der türkischen Großen an den Ufern des Bosporus.

Jalisco (Xalisco, spr. cha-), einer der westlichen Küstenstaaten Mexikos, zwischen 18° 38′—23° 26′ nördl. Br. und 101° 30′—105° 42′ westl. L. v. Gr., grenzt im W. an den Stillen Ozean, nördlich an Sinaloa und Durango, östlich an Zacatecas und Guanajuato, südlich an Michoacan und Colima und umfaßt 92,919 qkm (1687,5 QM.) mit (1893) 1,250,000 Einw. (13 auf 1 qkm). Das Land steigt von der 483 km langen (19° 5′—22° 25′ nördl. Br.), meist sehr schmalen Meeresküste, die nur mittelmäßige Ankerplätze bietet, darunter Puerto de Navidad, Ensenada de Landeras und der Hafen San Blas, in Stufen zur Sierra Madre auf, die in den schneebedeckten Bergen von Taquila, Sanganguey, Tapalpa und Nayarit (3450 m) bis zur Nordgrenze ziehend, den Staat in eine größere westliche und eine kleinere östliche Hälfte scheidet. Ostwärts von diesem durchschnittlich 2000 m hohen Randgebirge breitet sich die 1200 m hohe Hochebene aus. Westwärts ist eine Reihe von Vulkanen vorgelagert, von denen einige noch bis in die neueste Zeit thätig gewesen sind, darunter der Ceboruco (1860 m), Bufa (2650 m) und der Vulkan von Colima (3886 m); in der Nähe des letztern liegt der nicht vulkanische Nevado (4300 m). Von den sämtlich zum Stillen Ozean ziehenden Flüssen: Mesquital, Rio Grande de Santiago, Pigiuio, Rio de la Armeria ist der zweite bei weitem der bedeutendste; aber auch er ist nicht schiffbar. Von den zahlreichen Seen: Chapala (s. d.), Magdalena, Sayula, Zacoalco, Mexcaltitan ist der erste der bei weitem größte See Mexikos überhaupt. Das Klima ist an der Küste heiß und ungesund, im höhern Innern dagegen gemäßigt und gesund; hier fehlt der Regen oft während 8—9 Monaten, die Vegetation ist daher hier auch dürftig, in den gutbewässerten tiefern Teilen dagegen reich; wertvolle Waldungen bedecken die Küstenstriche. Die hauptsächlich an der Ostseite und im Thal des Rio Grande de Santiago zusammengedrängte Bevölkerung besteht zum großen Teil aus den zu den Urbewohnern gehörigen Chichimeken; an der Küste wohnen nur Neger und Sambos. Hauptbeschäftigungen sind Ackerbau (Mais, Weizen, Tabak, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Sesam) und Viehzucht. Bergbau wird besonders auf Silber betrieben, auch Kupfer wird gewonnen. Die Industrie beschränkt sich auf die Erzeugung grober Baumwollen- u. Wollenstoffe, Gold- u. Silberstickerei auf Sättel und Geschirr, Fabrikation von Töpferwaren, Tabak, Hüten. Seesalz gewinnt man an der Küste. Die Eisenbahn von Guanajuato nach San Blas am Meere durchzieht den Staat von O. nach W. Hauptstadt ist Guadalajara. Der Flecken J. (3912 Einw.) am Stillen Ozean war früher Hauptstadt eines Indianerreichs. — J. wurde zuerst von Gonzalo de Sandoval besucht, 1541 von Cortez für Spanien in Besitz genommen und daraus mit dem jetzigen Staat Zacatecas das sogen. Königreich Neugalicien gebildet. S. Karte »Mexiko«.

Jallieu (spr. schalliö), franz. Ort, s. Bourgoin.

Jalmal (Janmal, Samojedenhalbinsel), Halbinsel an der Nordküste Sibiriens, zum Gouv. Tobolsk gehörig, mitten durchschnitten vom 70.° nördl. Br. und 70.° östl. L. v. Gr., 980 km lang, 140—240 km breit, trennt den Mündungsbusen des Ob vom Karischen Meer und endet im N. in den Kaps Golowin und Chaen, besteht aus einer sumpfigen, stellenweise von dichtem Strauchwerk bedeckten Tundra und wird nur gelegentlich von Samojeden besucht.

Jalo, Ort in Palästina, s. Ajalon.

Jalomitza, Fluß in der Walachei, entspringt an der Nordgrenze, östlich vom Törzburger Paß, fließt, von links durch Nebenflüsse (Prahowa mit Krikowa und Teleaschna) verstärkt, meist in östlicher Richtung und mündet unterhalb Hirsowa links in die Donau; 225 km lang. Nach ihm ist ein rumänischer Kreis mit der Hauptstadt Kalarasch (Calaraci) benannt.

Jalon (franz., spr. schalóng), Meßfahne, mit einem Fähnchen versehene Visierstange zur Bezeichnung von Punkten und Linien im Gelände (s. Abstecken). Auch soviel wie Fanon (s. d.).

Jalon (spr. chalón), Fluß in Spanien, entspringt in der Sierra Ministra (Provinz Soria), fließt in nordöstlicher Richtung, nimmt bei Calatayud den Jiloca auf und mündet, nachdem er bei Alagon vom Kaiserkanal mittels eines Aquädukts gekreuzt worden ist, nach 235 km langem Lauf in den Ebro. Er speist zahlreiche Bewässerungskanäle. Seinem Thale folgt die Eisenbahnlinie Madrid-Saragossa.

Jalonneure (franz., spr. schalonöre), s. Fanon.

Jalousie (franz., spr. schalusi'), Eifersucht, Neid. — J. geben, in der Strategie namentlich des 18. Jahrh. soviel wie: besorgt machen. Man gibt dem Gegner J. für einen Punkt, veranlaßt ihn, letztern zu verstärken, um ihn dann an einem andern Punkt anzugreifen.

Jalousieglas, soviel wie Musselinglas.

Jalousien (franz., spr. schalu-), Vorrichtungen, welche dazu dienen, Öffnungen durch sich gegenseitig deckende Stäbe, Brettchen oder Platten so zu schließen, daß das Eindringen der Sonnenstrahlen und des Regens sowie der Einblick Unberufener von außen abgehalten, dagegen Luft und Licht eingelassen werden. Die Platten der J. bestehen aus Holz oder Metall, für gewisse Zwecke auch aus Glas. Bei der einfachsten Form sind diese Brettchen unbeweglich; die Form findet bei Schuppen, Trockenböden, Glockenstuben, Räumen, aus denen Dämpfe abziehen sollen, ꝛc. Anwendung. Bei Wohnhäusern werden in der Regel bewegliche Jalousieladen als zweiter Verschluß der Fensteröffnungen benutzt. Bei ihnen sind die einzelnen Brettchen verstellbar verbunden. Die Zug- und Rolljalousien (Rollladen) lassen sich hinaufziehen und herunterlassen, bez. auf einer oben am Fenster oder der Thür befindlichen Walze auf- und abwickeln. Die Zugjalousien bestehen aus ca. 3—4 mm starken und 60—70 mm breiten Holzbrettchen, welche auf

Digitized by Google

Gurten befestigt sind und an beiden Enden in Führungen gehen. Eine Zugvorrichtung dient zum Aufziehen und Herablassen, eine zweite zum Einstellen der Brettchen in eine mehr oder weniger schiefe oder horizontale Lage. Sind die J. ganz hinaufgezogen, so liegen die Brettchen hinter einer am obern Ende des Fensters angebrachten Schutzblende aus Holz oder Blech. — Bei den Rolljalousien (Rolladen) werden Stäbe auf Stoff aufgeleimt oder an Stahlbändern befestigt, entweder so, daß sie ganz dicht nebeneinander liegen, oder daß zwischen ihnen kleine Zwischenräume bleiben, um Licht und Luft durchzulassen. Sie bewegen sich in zwei lotrechten, seitlich in feststehenden Blendrahmen angebrachten Falzen und werden mittels eines Riemens und einer Riemenscheibe auf einer Welle auf- oder abgewickelt. Sollen diese Rolljalousien zum sichern Verschluß von Thüren und Fenstern, z. B. bei Verkaufslokalen dienen, so werden sie aus Stahlplatten oder Wellblech gefertigt. Fensterjalousien besitzen wohl Vorrichtungen, mittels deren man sie wie Markisen schräg stellen kann.

Jaloux (franz., spr. schalū), eifersüchtig, mißgünstig.

Jalpusch (Jalpuch), linker Nebenfluß der untern Donau, entspringt in Bessarabien, südwestlich von Kischenew, fließt in südlicher Richtung dem Pruth parallel und mündet in der südlichen Moldau in den 50 km langen, aber nur 230 qkm großen Jalpuschsee, der bis hart an die Donau reicht und durch Sümpfe sein Wasser zu ihr entläßt.

Jalta, Kreis- und Hafenstadt im russ. Gouv. Taurien, an der Südküste der Krim, in einem reizenden Thal am Fuß des Jailagebirges, Station der Dampferlinie Odessa-Asow, beliebter Luftkurort und Lieblingsaufenthalt der kaiserlichen Familie, mit (1889) 4764 Einw. (1892 auf 8000 geschätzt). Im W. davon liegt das prächtige kaiserliche Schloß Livadia (s. d.). Die Umgegend von J. ist reich an Naturschönheiten, darunter zwei merkwürdige Stalaktitengrotten.

Jalton-Nor, See, s. Elton.

Jaluit (spr. dschalut, Talut, Bonham), die größte und wichtigste der Marshallinseln in der Südsee, zur Ralikkette gehörig, unter 6° 8' nördl. Br. und 169° 38' östl. L. v. Gr., eine ausgedehnte, sehr unregelmäßig gebildete und von vier Kanälen durchschnittene Korallenbank, die sich um eine 30 km breite und 80 km lange Lagune zieht, und auf der 55 kleine Eilande zerstreut sind, 90 qkm (1,6 QM.) groß mit (1880) 1006 Einw. (335 Männer, 398 Frauen, 273 Kinder). Die Zahl der Deutschen betrug 1. Jan. 1893: 30, der Amerikaner und Engländer je 3, der Chinesen 11. Hauptinsel ist Jabwor, an der Südostdurchfahrt der Lagune, wo 70 Fremde ansässig sind, darunter 8 Frauen und 9 Kinder, Sitz des kaiserlichen Kommissars, eine Hauptstation der hawaiisch-amerikanischen Mission, der Jaluitgesellschaft (s. d.), die als Erträgnis von J. 1. Jan. 1892 bis 31. März 1893: 520,907, überhaupt aber 6,163,475 Pfd. Kopra u. a. für 495,121 Mk. aus- und für 358,000 Mk. Waren einführte. Die Zahl der ein- und ausgelaufenen Schiffe betrug 1892: 23 mit 79 Einklarierungen und 10,656 Ton., wovon 6 deutsche mit 29 Einklarierungen u. 4013 T. — Die Insel wurde 1809 von Patterson entdeckt; 29. Nov. 1878 traten die eingebornen Häuptlinge den Hafen als Kohlenstation an Deutschland ab, später wurde hier ein deutsches Konsulat errichtet und 15. Okt. 1885 die deutsche Flagge geheißt. Vgl. Marshallinseln.

Jaluitgesellschaft, eine 21. Dez. 1887 in Hamburg gebildete Aktiengesellschaft, welche die Ende der 60er Jahre durch die Firma Godeffroy auf den Marshall-, Gilbert- und Karolineninseln errichteten, später in den Besitz der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee übergegangenen Faktoreien mit der Mitte der 70er Jahre durch die Brüder Hernsheim auf Jaluit (Marshallinseln) angelegten Station erwarb. Das voll eingezahlte Kapital beträgt 1,2 Mill. Mk., Hauptsitz der Gesellschaft ist Jaluit, die Direktion übernahm F. Hernsheim in Hamburg. Mit der Regierung schloß die Gesellschaft einen Vertrag, wonach die Verwaltung von Reichsbeamten wahrgenommen, sie jedoch bei allen wichtigen Maßnahmen vorher gehört wird. Sämtliche Kosten der Verwaltung des Schutzgebietes trägt die Gesellschaft, der dagegen gewisse Privilegien verliehen worden sind, wie die Berechtigung, herrenloses Land in Besitz zu nehmen, Perlfischerei zu treiben, vorhandene Guanolager auszubeuten. Doch sind Perlschalen nicht in genügender Menge vorhanden, und der Prozentsatz an phosphorsaurem Kalk ist bei dem Guano so gering, daß derselbe nicht verwertet werden kann. Es bleiben nur Kokospflanzungen, die allerdings noch bedeutend vermehrt werden können, sowie der Anbau von Rizinus. Nachdem 1892 die Gesellschaft auch die Faktoreien der amerikanischen Firma A. Crawford u. Komp. erworben hat, ist sie die einzige Handelsgesellschaft im Schutzgebiet. Die in letzter Zeit gezahlte Dividende war mäßig. Vgl. Marshallinseln.

Jalutorowsk (Jalutorsk, bei den Eingebornen Baktschansk), Hauptort des gleichnamigen Distrikts (21,628 qkm mit 194,845 Einw.) im russisch-sibir. Gouv. Tobolsk, 1½ km vom linken Ufer des Tobol, der früher bis an die Stadt heranreichte, in sehr fruchtbarer Gegend, hat 5 Kirchen, ein Progymnasium für Mädchen und (1888) 4954 Einw., welche Ackerbau und Handel mit Pferden, Rindvieh, Talg, Häuten und Getreide treiben. Die Stadt wurde 1641 auf den Ruinen einer Tatarenstadt erbaut.

Jam, ehemalige Bezeichnung für die Poststationen in Rußland, die zuerst von den Mongolen errichtet wurden.

Jama (Yama), ind. Gottheit, in den Liedern des Weda der erste Mensch, welcher starb und uns den Weg zum Jenseits zeigte, wurde daher in der spätern indischen Mythologie zum Gotte der Unterwelt und Richter der Toten, der durch seine Boten die Seelen aus den Leichnamen ziehen und mit Stricken gebunden zu sich führen läßt, die besonders frommer Menschen aber auch selbst holt. Abgebildet wird er in schrecklicher Gestalt, mit einem Halsband von Totenköpfen, verzerrten Gesichtszügen, mehreren Armen, schwer bewaffnet, auf einem vierfach gehörnten schwarzen Büffel reitend, auch mit einer Wage und einer Fackel in der Hand. Vgl. Muir, Original Sanskrit texts, Bd. 5, S. 284 ff.; Ehni, Der vedische Mythus des Yama (Straßb. 1890).

Jamagata Aritomi, japan. Feldmarschall, s. Yamagata Aritomi.

Jamagrod, Stadt, s. Jamburg.

Jamaica (spr. dschamēka), britisch-westind. Insel der Großen Antillen (s. Karte »Westindien«), zwischen 17° 42'—18° 33' nördl. Br. und 76° 10'—78° 24' westl. L. v. Gr., von Haïti durch die 185 km breite Windwardpassage geschieden, 150 km südlich von Cuba, 960 km nördl. von Colon, von ihrer östlichen Spitze, Morant Point, bis South Negril Point 225 km lang, 50—60 km breit und 10,859 qkm (197,2 QM.) groß, mit (1892) 657,461 Einw. (315,422 männlich, 342,039

Digitized by Google

weiblich), d. h. 59 auf 1 qkm. Die Nordküste ist steil, die Südküste mannigfaltiger gestaltet und von gefährlichen Riffen umgeben, doch zählt man 16 gute Häfen und 30 mehr oder weniger gedeckte Reeden. Das Innere ist ein malerisches Hügelland, welches in den dicht bewaldeten Blauen Bergen im Great Cascade 2361, im Cold Ridge 2488 m erreicht. Ausgedehntere Alluvialebenen von ungemeiner Fruchtbarkeit kommen nur in einigen Flußthälern vor. Sehr verbreitet sind, zumal im Westen der Insel, tertiäre (eocäne u. jüngere) Bildungen. Im östlichen Teil von J. lehnen sich an alte plutonische Gesteine (Syenit, Granit und Diorit), welche den Kern bilden, flyschartig entwickelte Kreideschichten sowie Kalksteine und Sandsteine der Kreide. Ein erloschener Vulkan, 223 m hoch, liegt an der Nordostküste. Nutzbare Mineralien (Erze von Kupfer, Silber, Blei, Zink und Eisen) kommen vor, aber nicht in abbauwürdiger Menge. Die Insel ist gut bewässert, aber von den 114 Bächen und Flüßchen, welche sich ins Meer ergießen, ist nur der Black River auf eine kurze Strecke für flache Boote schiffbar. Das **Klima** zeichnet sich durch Gleichmäßigkeit aus. Temperatur: Kingston Jahr 26,0°, kältester Monat Januar 24,3°, wärmster Juli 27,6°. Die extremen Temperaturen liegen durchschnittlich zwischen etwa 16 und 35°, in den extremsten Fällen können indessen Temperaturen von 4 und 40° vorkommen. Eis bildet sich nur auf den höchsten Gipfeln. J. hat keine eigentliche Trockenzeit, am meisten regnet es im Mai und Oktober, am wenigsten von Januar bis April. Regenmenge für ganz J. 170 cm. Die größten Regenmengen fallen im NO., die geringsten im S. Nur zuweilen kommen heftige Orkane vor. — J. ist verhältnismäßig reicher an endemischen **Pflanzenarten** als Cuba. Die Nordseite ist wegen der reichlichen Niederschläge das ganze Jahr hindurch in frisches Waldesgrün gekleidet. Die Südküste wird an ihren Lagunen von Mangrovewaldungen, auf trocknem Boden von Kakaopflanzungen umsäumt. Die ihr folgenden Alluvialebenen bilden die dürrsten Teile der Insel. Die Waldung besteht hauptsächlich aus Mimosen, die nebst dem Kampeschebaum (Haematoxylon) vom Festland eingeführt sind. Die Bäume werden von Kakteen begleitet, unter denen namentlich große Cereus-Arten auf den Klippen oft massenhaft auftreten. Zur Zeit der Entdeckung war fast ganz J. mit Wäldern von zwei Meliaceen bedeckt, von Mahagonibäumen (Swietenia) u. Cedrelen. Jetzt herrschen Zuckerrohr in den untern Regionen und im Gebirge die Kaffeeplantagen vor. Die Savannen sind durch die Einführung des Guinea- und Paragrases (Panicum maximum und P. molle) der Viehzucht nutzbar gemacht worden. In den unberührt gebliebenen Waldungen bietet der Baumwollenbaum (Eriodendron) die auffälligste Erscheinung. Zu den größten Bäumen gehören ferner die Myrtacee Psidium montanum und die Guttifere Symphoria. Orchideen, Farne, Bromeliaceen und Gesneriaceen umgeben als Schlingpflanzen und Epiphyten Baumstämme und Felsbrüstungen. Wo die Beleuchtung ausreicht, wachsen an den Uferrändern der Bäche Bambuse, Piperaceen und Araceen. Mit zunehmender Höhe werden die Holzgewächse mannigfaltiger. Hier sind vertreten: Melastomaceen, Myrtaceen, Malvaceen, Tiliaceen, Bombaceen, Kombretaceen, Lauraceen und auch Koniferen (Podocarpus). In demselben Niveau, wo noch Kaffee gebaut wird (1200—1800 m), findet sich ein abgesonderter Waldgürtel, der fast ausschließlich aus Farnbäumen besteht. Nur zwei Koniferen (Juniperus barbadensis und Podocarpus coriaceus) nebst einigen Sträuchern begleiten sie. Über der Region der Farnbäume (1800—2500 m) werden die Gipfel der blauen Berge von dem Yakkabaum (Podocarpus coriaceus) bekleidet, der an der obern Grenze fast ausschließlich den Wald bildet. — Zu der westindischen Subregion der neotropischen Region gehörig, hat J. eine **Tierwelt** ähnlich der von Cuba und Haïti, in einigen Punkten jedoch abweichend; größere einheimische Tiere fehlen, ebenso die auf Cuba und Haïti sich findenden Spitzrüßler, dagegen kommen von Nagern unter andern auch eine Art der Gattung Ferkelratte (Capromys) auf J. vor, und eine Fledermausgattung ist dieser Insel eigen. Von den Vögeln hat J. eine größere Zahl gemeinsam mit den andern Antillen, ein ziemlicher Prozentsatz ist jedoch J. eigen; von den nordamerikanischen nach Süden ziehenden Zugvögeln wird J. weniger besucht als Cuba und Haïti. Die Reptilien und Amphibien schließen sich eng an die der übrigen Antillen an. Wie die andern Antillen, so zeichnet sich auch J. aus durch seinen ungewöhnlich hohen Reichtum an Mollusken, von denen eine Reihe von Formen dieser Insel eigentümlich ist.

Die **Urbevölkerung** der Insel war bereits 1558 durch die Spanier völlig ausgerottet worden, zum Betrieb der Pflanzungen führte man daher aus Afrika Negersklaven ein, deren Zahl 1833 bei Abschaffung der Sklaverei sich auf 309,000 belief. Von den 1891 gezählten 639,491 Einw. waren 14,692 Weiße, 121,955 Mischlinge, 488,624 Neger und 481 Chinesen; 1892 betrug die Bevölkerung 657,461. Im Innern hausen noch Maronneger, die Nachkommen der den Spaniern entsprungenen Negersklaven. Die Religion der meisten Neger ist noch immer die heidnische, wennschon sechs protestantische Konfessionen, darunter die Brüdergemeinde mit 14 Stationen und 12,000 Anhängern, sowie die Katholiken an der Bekehrung der Eingebornen arbeiten. In der Hauptstadt Kingston residieren ein anglikanischer und ein katholischer Bischof. Juden sind zahlreich. Für den Unterricht der Jugend sorgen Privatschulen, deren es 1892: 877 gab, doch wurden dieselben durchschnittlich nur von 45,927 Kindern besucht, während die Zahl der Schulpflichtigen (5—15 Jahre) 164,552 betrug. Die Landwirtschaft ist infolge der Aufhebung der Sklaverei sehr zurückgegangen; an Stelle großer Pflanzungen sind jetzt viele von Negern bewirtschaftete getreten, denen aber in letzter Zeit größere Sorgfalt zugewendet wird. Auch heben sich die größern Pflanzungen schnell, nachdem das 1886 erlassene Verbot der Einführung ostindischer Kulis aufgehoben wurde, so daß man 1893 bereits 13,966 derselben zählte. Es gab 1891: 95,942 Plantagen von weniger als 2 Hektar, 8551 von 2—40, 1843 von 40—600 und 265 von mehr als 600 Hektar. Unter Kultur stehen 28,820 Hektar, davon kommen auf Weideland nahezu die Hälfte, auf Kaffee 9003, auf Zuckerrohr 1477 Hektar, der Rest auf Piment, Ingwer, Kassawen, Bataten, Mais, Brotfrüchte, Kürbisse, Erbsen, Bohnen, Arrowroot, Gemüse. Auch Cinchonapflanzungen hat man angelegt. Der **Viehstand** betrug 1892: 69,057 Pferde, 16,238 Esel u. Maultiere, 108,140 Rinder und 15,661 Schafe. Von **Mineralien** sind Gold, Silber, Platina, Kobalt, Kupfer, Zinn, Antimon, Zink und besonders Blei vorhanden, ohne aber ausgebeutet zu werden. Der **Handel** ist sehr bedeutend. Eingeführt werden namentlich Baumwollwaren, Mehl, Fische, ausgeführt Kaffee (1892 für 340,565 Pfd. Sterl.), Bananen

Digitized by Google

(339,588 Pfd. Sterl.), Rohzucker, Rum, Mahagoni- u. Kampescheholz; 1892 betrug die Einfuhr 1,941,481, die Ausfuhr 1,759,806 Pfd. Sterl. Die wichtigsten Verkehrsländer sind England und Nordamerika. Die bedeutendsten Häfen sind Kingston, Morantbai, Port Morant, Montego, Lucea, Falmouth; 1892 betrug der Tonnengehalt der ein- und ausgelaufenen Schiffe (ohne die Küstenfahrer) 1,179,063 Ton. Regelmäßiger Dampferverkehr besteht mit Europa durch 6 englische und eine französische, mit New York durch eine amerikanische Linie. Die Länge der Eisenbahnlinien beträgt 162, die der Telegraphenlinien 1408 km. Durch Kabel ist Kingston mit Colon, Santiago de Cuba, Havana und den Vereinigten Staaten, Ponce und San Juan auf Puerto-Rico, Sankt Thomas, den Kleinen Antillen und Guayana verbunden. Dem Gouverneur steht ein Geheimer Rat u. eine Versammlung aus den neun höchsten Beamten und neun von der Krone ernannten Mitgliedern zur Seite. Für die Rechtspflege sorgen ein Obergericht, Distriktsgerichte und in jedem Kirchspiel Gerichte erster Instanz. Die Einkünfte betrugen 1892: 713,332, die Ausgaben 734,524, die Kolonialschuld 1,523,944 Pfd. Sterl. An Militär stehen in J. drei Kompanien Infanterie, eine Kompanie Genietruppen und eine Batterie, zusammen 1638 Mann, außerdem ein koloniales Freiwilligenkorps von 465 Mann. Hauptstadt ist Kingston. Unter der Verwaltung des Gouverneurs von J. stehen auch die Turks- u. Caicosinseln sowie die Caymans. — Das Wappen Jamaicas besteht aus einem blauen silberbordierten Kreuz, das mit fünf Ananasfrüchten belegt ist.

Die Insel J. wurde von Columbus auf seiner zweiten Reise 5. Mai 1494 entdeckt und Santiago genannt. 1509 wurde die Insel von den Spaniern in Besitz genommen, und bereits 1560 war die Urbevölkerung fast gänzlich ausgerottet. Seit 1545 stand J. unter den Nachkommen Columbus', bis die männliche Linie derselben ausstarb und die Statthalterschaft an das Haus Braganza kam. Als dieses 1640 sich des Thrones von Portugal bemächtigte, zog Spanien die Statthalterschaft ein. Schon 1655 wurde indessen J. von den Engländern eingenommen und 1659 ihnen förmlich abgetreten. Von da ab war die Insel, die nun den Namen J. (»Wald- und Wasserland«) erhielt, der Hauptsitz englischer Macht in den westindischen Gewässern. Hartnäckige Kämpfe mit den Maronnegern (entlaufenen Sklaven) im Innern der Insel wurden erst 1795 beendet. Seit 1807 hörte die Einfuhr der Sklaven auf, nachdem 1700—86 etwa 600,000 Sklaven dahin gebracht worden waren; am 1. Aug. 1838 endlich wurden alle Sklaven für frei erklärt und den ehemaligen Besitzern eine Entschädigung von 394 Mk. pro Kopf bezahlt. Seit jener Zeit verarmte die einst wohlhabende Insel, und der Notstand ward noch in jüngster Zeit durch den Negeraufstand von 1865, der mit blutiger Strenge niedergeschlagen wurde, erhöht. Die frei gewordenen Neger, welche sich den harten Bedingungen der bisherigen Sklavenhalter nicht unterwerfen wollten, hatten zum großen Teil die Arbeit auf den Plantagen verlassen und sich im unangebauten Innern der Insel angesiedelt. Die Plantagenbesitzer, hierdurch und durch die freihändlerische Zollgesetzgebung des Mutterlandes vom wirtschaftlichen Ruin bedroht, suchten die Neger mit Hilfe der Gerichte von dem okkupierten Grundbesitz zu vertreiben, was in Port Morant auf der Ostseite von J. im Oktober 1865 einen Aufstand hervorrief. Die Pflanzer und auch der Gouverneur Eyre betrachteten denselben als eine günstige Gelegenheit, die Neger zu züchtigen, erklärten den Belagerungszustand und wüteten nun auf das furchtbarste unter Schuldigen und Unschuldigen. Außer zahlreichen im Kampf oder ohne Urteil Erschossenen wurden 330 Neger, darunter auch ein Mitglied des Unterhauses von J., Gordon, hingerichtet, über 600, worunter auch Frauen, gepeitscht und zu schweren Kerkerstrafen verurteilt, mehr als 1000 Häuser eingeäschert. Eyre ward allerdings von der englischen Regierung abberufen, jedoch nicht bestraft; die von Sir Henry Storks geleitete Untersuchung der vorgefallenen Gewaltthaten verfuhr sehr mild, indes wurde eine Besserung der Verhältnisse auf der Insel durch eine im Oktober 1866 erteilte neue Verfassung angebahnt. Gegenwärtiger Gouverneur ist Sir H. A. Blake. Vgl. Sawkins, Reports on geology of J. (Lond. 1869); Phillippi, Climate of J. (das. 1876); Gardner, History of J. (das. 1874); das amtliche »Handbook of J.« (jährlich).

Jamaica (spr. dschamäka), Dorf in der Grafschaft Queens des nordamerikan. Staates New York, Bahnknotenpunkt, Wohnsitz vieler Kaufleute von New York und Brooklyn, mit (1890) 5361 Einw., die viel Ackerbau und Handelsgärtnerei betreiben.

Jamaicabitterholz, das Holz von Simaruba excelsa.

Jamaicafieberrinde, s. Exostemma.

Jamaicaholz, das Holz von Haematoxylon campechianum.

Jamaicapfeffer, soviel wie Piment, s. Pimenta.

Jamaicaquassienholz, das Holz von Simaruba excelsa.

Jamaicarosenholz, s. Amyris.

Jamaicin, s. Berberin.

Jaman, Col und **Dent de** (spr. dang d'schamang), s. Freiburger Alpen.

Jambi, Fluß, s. Dschambi.

Jámbol (Jamboli), Stadt in Ostrumelien, an der Tundscha und an der an die Linie Konstantinopel-Belgrad anschließenden Zweigbahn nach Burgas, mit (1888) 11,241 meist bulgar. Einwohnern.

Jambōsa *Dec.* (Jambobaum, Jambusenbaum), Gattung aus der Familie der Myrtaceen, schöne, immergrüne Bäume mit kurzstieligen, hell punktierten, gegenständigen Blättern, in wenigblumigen Afterdolden stehenden, ansehnlichen Blüten und großen, eßbaren Früchten. Etwa 120 Arten im madagassischen, besonders aber im indisch-malaiischen Gebiet, im nordöstlichen Australien und in Polynesien. J. vulgaris *Dec.* (Jambusenbaum), auf den ostindischen Inseln wild wachsend und allenthalben in den Tropengegenden, auch auf Madeira kultiviert, ist ein schöner, immergrüner Baum von 6—12 m Höhe, trägt kugelige, blaßgelbe, rosenrot angeflogene, von dem grünen Kelch gekrönte, wohlriechende und wohlschmeckende Früchte, welche als Rosenäpfel sehr geschätzt sind und wie die in Zucker eingemachten, weinsäuerlich riechenden Blüten auch bei fieberhaften Krankheiten verabreicht werden. J. domestica *Rumph* (J. malaccensis *Dec.*), ein niedriger Baum, in Hinterindien, Südchina, im Malaiischen Archipel, auf den Sandwich- und Fidschiinseln, auf den Antillen und in Brasilien kultiviert, trägt apfelgroße, rote, rosenartig riechende Früchte (Malaienäpfel, s. Tafel »Tropische Früchte«, Fig. 4 [Bd. 6, S. 967]), die ein beliebtes Obst bilden.

Jambuja, Station des Kongostaates (s. d.), am Aruwimi.

Jamburg (Jamagrod), Kreisstadt im russ. Gouv. St. Petersburg, an der Luga und der Linie St. Pe-

Digitized by Google

tersburg-Reval der Baltischen Eisenbahn, mit 4 Kirchen und (1889) 4238 Einw.; wurde 1783 zur Kreisstadt erhoben. In der Umgebung liegen viele deutsche Ansiedelungen.

Jambusenbaum, s. Jambosa.

Jameray (spr. scham'rä), s. Duval 1).

James (engl., spr. dschēms), soviel wie Jakob; auch Name des Apostels Jacobus; doch heißt der jüdische Patriarch auch im Englischen Jacob.

James (spr. dschēms), 1) George Payne Rainsford, engl. Schriftsteller, geb. 9. Aug. 1801 in London, gest. 9. Mai 1860 in Venedig, betrat früh die schriftstellerische Laufbahn mit anonymen Erzählungen (»The string of pearls«, 2 Bde.) und Beiträgen zu Zeitschriften, veröffentlichte dann ein »Life of Edward the Black Prince« (1822, 2 Bde.) und versuchte sich mit »Richelieu, a tale of France« (1829) auf dem Gebiet des historischen Romans mit Glück. Durch Walter Scotts Lob angespornt, ließ er eine lange Reihe von Romanen rasch hintereinander erscheinen, von denen wir nur einige anführen: »Darnley« (1830), »Delorme« (1831), »Philip Augustus« (1831), »One in a thousand, or the days of Henri Quatre« (1835), »Attila« (1837), »The Huguenot« (1838), »Arrah Neil« (1845) rc. Daneben schrieb er historische Werke, wie: »The memoirs of great commanders« (1834, neue Ausg. 1872); »The history of Charlemagne« (1832); »History of the life of Richard Cœur de Lion« (1841–49, 4 Bde.; neue Ausg. 1859) u. a. J. wurde vom König Wilhelm IV. zum Historiographen Großbritanniens ernannt, siedelte indessen 1849 nach Amerika über, wo er seit 1852 das britische Konsulat zu Richmond in Virginia bekleidete und noch mehrere Romane, wie: »Agnes Sorel« (1853), »Lord Montagu's page« (1858) rc., schrieb. 1858 kam er als englischer Generalkonsul nach Venedig. Seine Romane hat er selbst in 29 Bänden gesammelt, mit biographischer Einleitung.

2) Sir Henry, Geodät, geb. 1803 zu Truro in Cornwallis, gest. 14. Juni 1877, besuchte die Militärakademie zu Woolwich, wurde 1825 Leutnant im Geniekorps, 1844 Direktor der geologischen Vermessung von Irland, 1846 Direktor der Admiralitätsarbeiten in Portsmouth, 1852 Chef des Ordnance Survey des Vereinigten Königreichs und 1857 Dirigent des topographischen und statistischen Departements des Kriegsministeriums. Letztern Posten gab er 1870 auf, nachdem ihm 1860 der Adel verliehen worden war. Er schrieb: »Notice of the arrangements which have been made for taking meteorological observations at the principal foreign stations of the Royal Engineers« (Lond. 1851); »Ordnance trigonometrical survey of Ireland« (1858); »Abstract of the principal lines of spirit levelling in England and Wales« (1861); »Account of the principal triangulation of the United Kingdom« (1864); »Record of the expedition to Abyssinia« (1870). Mit Hilfe seines photozinkographischen Verfahrens gab er ein Faksimile des ganzen »Doomesday-book« (32 Bde.), »Facsimiles of national manuscripts of William the Conqueror to Queen Anne«, »Facsimiles of national manuscripts of Scotland (1867) und of Ireland« (Dublin 1874).

3) Thomas L., nordamerikan. Generalpostmeister, geb. 1831 in Utica (New York), studierte an der Akademie daselbst und folgte dann seiner Neigung zur Journalistik. Er kämpfte in den Reihen der Whigs in den heftigen Parteistreitigkeiten 1849–53 und kaufte mit einem Parteifreund das »Madison County Journal«. Als die republikanische Partei gebildet wurde, trat er mit Eifer in die neue Organisation ein und wurde alleiniger Eigentümer und Herausgeber des »Journal«. Während der Knownothingskämpfe verteidigte er mutig und energisch die Gegenpartei, und es gelang ihm, den Kandidaten derselben durchzubringen. Nach der Wahl des Präsidenten Lincoln hatten ihm seine Freunde den Posten eines Zollinspektors verschafft. Er verkaufte deshalb sein Journal und zog nach New York. Seine Geschäftsgewandtheit brachte ihn in so großes Ansehen, daß er vom Präsidenten Grant zum Vorsitzenden des Board of Examiners, dann zum Postdirektor von New York ernannt wurde. Seine hervorragenden Leistungen auf diesem Posten veranlaßten Garfield, ihn 1881 zum Generalpostmeister zu ernennen, von welchem Amt er 1882 zurücktrat.

4) Henry, nordamerikan. Romanschriftsteller, geb. 15. April 1843 in New York, hielt sich lange in Europa, vornehmlich in London und Paris, auf und zählt in seinem Vaterland zu den beliebtesten Autoren. Von seinen zahlreichen Werken gehören die auch in deutscher Übersetzung erschienenen: »Ein Erdenpilger und andre Erzählungen«, »Roderich Hudson«, ein Künstlerroman, »Der Amerikaner« und »Eugen Pickering« zu den beachtenswertesten. Neuere Werke sind: »Transatlantic sketches« (1875), lebendige Schilderungen des römischen Lebens; »The Europeans« (1878); »Daisy Miller«; »Confidence« (1879); »Madonna of the future« (1879); »Portrait of a lady« (1881, 3 Bde.); »Washington square, etc.« (1881); »Tales of three cities« (1884); »Bostonians« (1886); »Princess Casamassima« (1886); »Aspern tales« (1888) u. a.

5) Frank Linsly, engl. Reisender, geb. 21. April 1851 in Liverpool, gest. 21. April 1890 an der Westküste von Afrika (durch einen Elefanten getötet), unternahm zu Jagdzwecken viele Reisen in Afrika, Asien und Amerika und besuchte 1884 noch unerforschte Gebiete des Somallandes, worüber er in »The unknown horn of Africa« (Lond. 1888) berichtete.

Jameson (spr. dschēms'n), Anna Brownell, engl. Schriftstellerin, geb. 17. Mai 1794 in Dublin, gest. 19. März 1860 in London, empfing durch ihren Vater, den Miniaturmaler Murphy, schon früh künstlerische Anregung und wurde als Schriftstellerin zuerst durch ihr auf einer italienischen Reise geschriebenes Tagebuch »Diary of an ennuyée« (1826, 3. Aufl. 1838) bekannt. 1827 vermählte sie sich mit dem Advokaten Robert J., lebte aber später getrennt von ihm, besuchte auf weiten Reisen Deutschland, Frankreich und Nordamerika, war befreundet mit Ottilie v. Goethe und Lady Byron und widmete schließlich ein besonderes Interesse den Barmherzigen Schwestern. Ihre vorzüglichsten Schriften sind: »Loves of the poets« (1829); »Characteristics of the female characters of Shakespeare« (1832, neue Ausg. 1879; deutsch, Leipz. 1834); »Visits and sketches at home and abroad« (1834, 4 Bde.); »Winter-studies and summer-rambles in Canada« (1838; deutsch, Braunschw. 1839); ferner die der Kunstgeschichte und Kunstkritik angehörenden Werke: »Memoirs of the early Italian painters« (1845, 2 Bde.); »Sacred and legendary art« (1848, 5. Aufl. 1890); »Legends of the monastic orders« (1850, 4. Aufl. 1890); »Legends of the Madonna« (1852, 4. Aufl. 1890) und »Scriptural and legendary history of our Lord« (beendet von Lady Eastlake, 1859–64, 2 Bde.); endlich »A common-

Digitized by Google

place book of thoughts, memories and fancies« (1854). Unter dem Titel: »Pictures of the social life of Germany« (1840) gab sie eine englische Bearbeitung der Schauspiele der Prinzessin Amalie von Sachsen heraus. Vgl. Geraldine Macpherson, Memoirs of the life of Anna J. (Lond. 1878).

Jamesone (spr. dschēmß'n), George, engl. Maler, geb. 1586 in Aberdeen, gest. 1644 in Edinburg, genannt der schottische van Dyck, malte besonders Bildnisse, die sich durch lebendige Auffassung und fleißige Durchführung auszeichnen, daneben auch Landschaften und Historien in Öl und in Miniatur. Der Magistrat von Edinburg ließ von ihm eine Reihe schottischer Könige malen, als Karl I. 1633 Schottland besuchte. In Schottland sind viele Adelssitze mit Familienbildern von J. geschmückt.

Jamesonit (spr. dschēmß-), Mineral aus der Ordnung der Sulfosalze, kristallisiert rhombisch, findet sich in langsäulenförmigen, parallel oder radial gruppierten Kristallen, meist derb in stängeligen Aggregaten, ist stahlgrau bis dunkel bleigrau, Härte 2—2,5, spez. Gew. 5,56—5,62, besteht aus Schwefelblei und Schwefelantimon $2PbS + Sb_2S_3$ mit 50,61 Blei und 29,83 Antimon, enthält oft Eisen, Kupfer, Silber, Wismut. Fundorte: Cornwall, Nertschinsk, Estremadura. Vgl. Heteromorphit.

James River (spr. dschēms riwwer), schiffbarer Fluß im nordamerikan. Staat Virginia, entsteht unter 39° 30′ nördl. Br. in dem Alleghanygebirge durch Vereinigung des Jackson mit dem Cow Pasture River, durchbricht die Blauen Berge und ist von Lynchburg an auf 393 km bis zu seiner Mündung in die Chesapeakebai unter 37° nördl. Br. schiffbar. Seeschiffe von 3 m Tiefgang gelangen bis nach Richmond. Die bei dieser Stadt gelegenen Fälle werden durch einen Kanal umgangen. Seine Länge beträgt 720 km, die Flut dringt bis Richmond (240 km) aufwärts. Die wichtigsten Zuflüsse sind links: Rivanna, rechts: Appomatox. Die Einfahrt des Flusses verteidigt Fort Monroe, und gleich oberhalb der buchtartigen Mündung liegen die Seestädte Norfolk und Portsmouth.

Jamesthee (spr. dschēms-), die Blätter von Ledum latifolium.

Jamestown (spr. dschēmstaun), 1) der einzige Ort und Landungsplatz auf der brit. Insel St. Helena, am Nordrand in eine enge Schlucht eingezwängt, durch welche sich die einzige Straße der Stadt hinzieht, wird durch zwei Forts nach dem Meere zu geschützt, ist Freihafen, Sitz des Gouverneurs und eines deutschen Konsuls und hat 2000 meist farbige Einwohner. — 2) Stadt in der Grafschaft Chautauqua des nordamerikan. Staates New York, am Südende des Chautauquasees, stark besuchte Sommerfrische, hat Fabriken von Möbeln, Baumwoll-, Woll- und Kammgarnwaren und (1890) 16,038 Einw. — 3) Hauptort der Grafschaft Stutsman in Norddakota, am James oder Dakota River und an der Northern Pacificbahn, mit (1890) 2286 Einw.

Jamiltepec, Stadt im mexikan. Staat Oajaca, am Rio Chicometepec, in der Küstenebene, hat Handel mit Honig, Wachs und Salz und 4000 Einw.

Jamin (spr. schamäng), Jules Célestin, Physiker, geb. 30. Mai 1818 in Termes (Ardennen), gest. 12. Febr. 1886, wurde Professor der Physik am Collège Louis le Grand in Paris, dann an der polytechnischen Schule und an der Fakultät der Wissenschaften daselbst. Seit 1868 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, wurde er 1884 Sekretär derselben. Er arbeitete (zum Teil mit Masson, Bertrand, Roger) besonders über Optik, Wärme und Magnetismus und erfand 1873 den Blättermagnet. Sein »Cours de physique de l'école polytechnique« (1858—61, 3 Bde.; 4. Aufl. mit Bouty, Par. 1885—91, 5 Bde.) liegt Wüllners »Lehrbuch der Experimentalphysik« (4. Aufl., Leipz. 1882—86, 4 Bde.), sein »Petit traité de physique« (1870) Recknagels »Kompendium der Experimentalphysik« (2. Aufl., Kaisersl. 1888) zu Grunde.

Jamitzer, s. Jamnitzer.

Jammu, engl. Schreibweise für Dschamu (s. d.).

Jamnia (im Alten Testament Jabneel, jetzt Jebna), Philisterstadt zwischen Joppe und Asdod, mit einem guten Hafen an der 5 km entfernten Küste, wurde von Usias den Philistern entrissen und war nach der Zerstörung Jerusalems Sitz des Synedrions und einer berühmten jüdischen Akademie.

Jamnitz (tschech. Jemnice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Datschitz, am Scheletaubach, hat ein Bezirksgericht, eine gotische Dekanatskirche, eine Synagoge, ein ansehnliches Schloß des Markgrafen Pallavicini, Bierbrauerei, Spiritusbrennerei und (1890) 2647 meist tschech. Einwohner.

Jamnitzer (Jamitzer), Wenzel, Goldschmied, geb. 1508 in Wien, kam bald mit seinem Bruder Albrecht, der sein Mitarbeiter war, nach Nürnberg, wurde 1534 Meister, 1556 »Genannter« des Großen Rats, 1573 Mitglied des Kleinen Rats und war der Hofgoldschmied der Kaiser Karl V., Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. Er starb 15. Dez. 1585 in Nürnberg und wurde auf dem St. Johannisfriedhof begraben, wo sein Grab durch ein von Jost Amman entworfenes Epitaph aus Bronze geschmückt ist. J., der frühzeitig durch Renaissanceformen der gotischen Überlieferung einen neuen malerischen Reiz verlieh, war in allen Arten der Technik erfahren. Besonders bewunderte man seine naturalistisch behandelten Nachbildungen kleiner Tiere und Pflanzen, mit denen man damals Kästchen zu besetzen pflegte. Seine bedeutendsten beglaubigten Werke sind: ein Schmuckkästchen im Grünen Gewölbe zu Dresden (s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 12), der 1549 vom Nürnberger Rat erworbene, 1 m hohe sogen. Merkelsche Tafelaufsatz (früher im Germanischen Museum, jetzt beim Freiherrn Henri v. Rothschild in Paris; s. Tafel »Goldschmiedekunst«, Fig. 3) mit der Figur der Mutter Erde auf der Spitze, vier Figuren: Flora, Ceres, Bacchus und Venus, in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien (Reste eines Tafelaufsatzes für Kaiser Rudolf II.), ein Pokal von 1580 im Besitz der gräflichen Familie Zichy, ein Schmuckkästchen mit den Thaten des Herakles in der bayrischen Schatzkammer zu München u. ein Pokal mit der Figur Kaiser Maximilians II. im Besitz des deutschen Kaisers. Seine Goldschmiedmarke ist ein Löwenkopf und daneben zuweilen noch ein W. Bergau schreibt ihm eine Anzahl von Entwürfen zu, die von mehreren Kupferstechern des 16. Jahrh. reproduziert sind (vgl. Bergau, W. Jamitzers Entwürfe zu Prachtgefäßen in Silber und Gold, Berl. 1879). Originalzeichnungen von ihm sind in Basel, Koburg, Nürnberg, Erlangen, Paris ꝛc. J. beschäftigte sich auch viel mit Architektur, Mathematik und Mechanik. Er fertigte unter anderm die Zeichnungen zu Rivius' Bearbeitung des Vitruv u. gab 1568 eine »Perspectiva corporum regularium« heraus (radiert von J. Amman). — Ein Verwandter von ihm, Christoph J. (1563—1618), war ebenfalls Goldschmied und Kupferstecher. Von ihm befindet sich eine

Digitized by Google

Prunkschüssel mit dem Triumph Amors im Hofmuseum zu Wien, eine Tischfontäne in Gestalt eines Elefanten mit einem Turm voll bewaffneter Krieger im Kunstgewerbemuseum zu Berlin (um 1600) und ein großer Adler von 1595 im Kreml zu Moskau.

Jamont (spr. schamóng), franz. General, geb. 19. Juli 1831, trat 1852 als Unterleutnant in die Artillerie ein, machte den Krimkrieg mit und rückte in seiner Waffe bis zum Brigadegeneral auf, worauf er 1880 zur Infanterie übertrat. 1885 übernahm er als Divisionsgeneral den Oberbefehl über die Truppen in Tongking zu der Zeit, als die französische Niederlage bei Langson die größte Gefahr zu bereiten schien. Nach Frankreich zurückberufen, befehligte er das 1. Korps in Lille, dann das 6. Korps in Châlons, das, zum Schutze der Ostgrenze bestimmt, fast die doppelte Stärke der andern Korps zählt. Im Januar 1895 wurde er an Gallifets Stelle zum Generalinspekteur der Armee ernannt und damit zum Oberbefehlshaber eines Heeres im Kriegsfalle bestimmt.

Jampol, Kreisstadt im russ. Gouv. Podolien, am Dnjestr und an der Raßawa, mit Weinbau, Getreidehandel und (1889) 5744 Einw.

Jamrud (Dschamrud), Fort am Chaiberpaß in Indien, s. Chaiber.

Jamschtschik (russ.), Postillon.

Jamthaler Alpen, s. Silvretta.

Jämtland, s. Jemtland.

Jamuna (Dschamuna), s. Dschamna.

Jamunder See, Strandsee im preuß. Regbez. Köslin, 16 km lang, 2 km breit, durch eine schmale Öffnung mit der Ostsee verbunden.

Jamurka, die dicke Samtmütze der polnischen und russischen Juden.

Jamyn (spr. schamäng), Amadis, franz. Dichter, der von manchen zur Plejade (s. d.) gerechnet wird, geb. um 1540 in Chaource (Aisne), gest. daselbst um 1585, wurde Vorleser König Karls IX. und schrieb in Nachahmung Ronsards gefällige, aber nicht gerade bedeutende Gedichte. Seine »Œuvres poétiques« (zuerst 1584, 2 Bde.) gab Brunet neu heraus (1879, 2 Bde.).

Jan (niederländ.), soviel wie Johann.

Jana, Fluß im russisch-sibir. Gouv. Jakutsk, entspringt auf dem Werchojanischen Gebirge und mündet östlich von der Lena unterhalb Ustjansk, ein Delta bildend, ins Eismeer; 1030 km lang. An seinem Ufer liegen Werchojansk und Ustjansk.

Janaon (franz. Yanaon), franz. Besitz an der Ostküste von Vorderindien, in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unter 16° 44' nördl. Br. und 82° 15' östl. L. v. Gr., an der Godaweri und am Koringafluß, 14,3 qkm groß, mit (1891) 5327 Einw.

Janauschek, Fanny (eigentl. Franziska Magdalena Romance), Schauspielerin, geb. 20. Juli 1830 in Prag, debütierte hier und trat seit 1845 in kleinern Städten Sachsens und Württembergs auf. 1847 fand sie ein Engagement in Köln, wo Roderich Benedix das in ihr schlummernde Talent weckte. Im Mai 1848 an die Frankfurter Bühne berufen, spielte sie hier besonders jugendliche Liebhaberinnen mit großem Beifall, bis sie 1860 ausschied. Nachdem sie hierauf an verschiedenen Orten Gastrollen gegeben, ward sie im November 1861 am Dresdener Hoftheater engagiert. Nach Lösung des Kontrakts begab sie sich nach Amerika, durchzog erst als deutsche Schauspielerin mit dem glänzendsten Erfolg die Vereinigten Staaten, warf sich dann mit der ganzen Energie ihres Naturells auf das Studium der englischen Sprache und ward bald den ersten englischen Schauspielerinnen gleichgestellt. 1876 gastierte sie in London. In ihrer Jugend war sie besonders in der Darstellung hochtragischer Rollen, wie Klärchen, Gretchen, Julia, Desdemona &c., später als Heroine (Medea, Elisabeth, Brunhilde, Iphigenie) ausgezeichnet. Sie lebt, von der Bühne zurückgezogen, in San Francisco.

Janbo el Bahr, türk. Seestadt in der arabischen Landschaft Hidschaz, am Roten Meer, mit ausgezeichnetem Hafen und 5—6000 Einw., ist Landungsplatz für Medina (»das Thor der heiligen Stadt«) und hat daher bedeutenden Handel, speziell mit Gegenständen für die Reise nach Medina.

Jan de Rijmer (spr. raimer), s. Goeverneur.

Jane (engl., spr. dschen), soviel wie Johanna.

Jane, Paul, Pseudonym, s. Souft de Borkenfeldt.

Janesville (spr. dschénswill), Hauptstadt der Grafschaft Rock im nordamerikan. Staat Wisconsin, am Rock River, Bahnknotenpunkt, hat eine Blindenanstalt des Staates, Fabriken für Baumwoll- und Wollstoffe, Wagen, Maschinen, Schuhzeug, Seife, Mahl- und Sägemühlen, Handel mit Tabak und Vieh und (1890) 10,836 Einw.

Janet (spr. schané), 1) Paul, franz. Philosoph, geb. 30. April 1823 in Paris, erhielt seine Ausbildung auf dem Lycée St.-Louis und auf der Normalschule, wurde 1848 Professor an der Universität Straßburg, 1857 am Lyceum Louis le Grand und wirkt seit 1864 als Professor der Philosophie an der Pariser Universität. Von seinen zahlreichen Werken erwähnen wir: »Études sur la dialectique dans Platon et dans Hégel« (1860); »La famille; leçons de philosophie morale« (1855, 10. Aufl. 1873), ein von der französischen Akademie preisgekröntes Werk; »Philosophie du bonheur« (1862, 4. Aufl. 1873); »Le matérialisme contemporain en Allemagne« (1864, 3. Aufl. 1878; deutsch, Leipz. 1885); »Éléments de morale« (1870); »Histoire de la science politique dans ses rapports avec la morale« (als 2. Aufl. der 1858 erschienenen »Histoire de la philosophie morale et politique«, 1872, 2 Bde.; 3. Aufl. 1886); »Les causes finales« (1877); »La philosophie française contemporaine« (1879); »Les maîtres de la pensée moderne« (1883); »Les origines du socialisme contemporain« (1883); »Victor Cousin et son œuvre« (1885); »Histoire de la philosophie« (mit Séailles, 1887); »Éléments de la philosophie scientifique et de la philosophie morale« (1890); »La philosophie de Lamennais« (1890); »Fénelon« (1892). J., der in der Philosophie besonders durch Cousin angeregt wurde, ist seit 1864 Mitglied der Akademie der moralischen Wissenschaften.

2) Maler, s. Clouet 1).

Janga, eins der drei Dörfer (J., Chudu, Jalima), die die Stadt Atakpame im deutschen Togoland bilden.

Jangtsekiang, Fluß, s. Jantsekiang.

Janhagel (niederländ.), aus dem erdichteten Eigennamen Johannes Hagel entstandenes Wort, soviel wie Pöbel; Hagel ist ein älterer Ausdruck für hergelaufenes Volk, Gesindel.

Jania, 1) Stadt, s. Janina. — 2) Wilajet der europäischen Türkei, etwa das antike Epirus und südliche Illyrien umfassend, mit 4 Sandschaks (Berat, Ergeri, Jania und Preveza), ca. 18,000 qkm Areal und ca. 600,000 im Norden albanesische, im Süden griechische Einwohner.

Janiceps, s. Januskopf.

Janiculum, Hügel auf dem rechten Tiberufer, westlich von Rom, schon in der Königszeit, ja der Mythe

Digitized by Google

zufolge vom Gott Janus (s. d.) befestigt, aber erst von Augustus zur Stadt gezogen.

Janin (spr. schanäng), Jules, franz. Kritiker und Romanschriftsteller, geb. 16. Febr. 1804 in St.-Etienne (Loire), gest. 19. Juni 1874 in Paris (Passy), erhielt seine wissenschaftliche Bildung in Paris und betrat die Journalistenlaufbahn, indem er seine Feder zuerst dem freisinnigen Oppositionsblatt »Figaro«, dann dem Regierungsblatt »Quotidienne« und schließlich dem »Journal des Débats« widmete. Seit 1836 führte er an letzterer Zeitung fast 40 Jahre hindurch das Amt des Bücher- und Theaterkritikers und übte durch seine geistvollen, witzigen und pikanten Besprechungen einen weitgreifenden, wenn auch keineswegs durchaus heilsamen Einfluß in der französischen Litteratur aus. Die Form und das Geld galten bei J. alles, Inhalt und Charakter soviel wie nichts. Er bequemte sich dem wechselnden Geschmack des Publikums an. Anfangs Anhänger der Romantik, ging er später zur école du bon sens über. Seit 1870 war er Mitglied der französischen Akademie als Nachfolger Sainte-Beuves. Von seinen Romanen nennen wir: »L'âne mort et la femme guillotinée«, ein offenbar ironisch gemeintes Phantasiestück (1827, neue Ausg. 1860); »La Confession« (1830, neue Ausg. 1861); »Barnave« (1831, neue Ausg. 1860); »Contes fantastiques« (1832, neue Ausg. 1863); »Contes nouveaux« (1833); »Un cœur pour deux amours« (1837, neue Ausg. 1863); »Le chemin de traverse« (1841, neue Ausg. 1874); »La religieuse de Toulouse« (1850); »Les oiseaux bleus« (1864) und »L'Interné« (1869). Eine Sammlung seiner hervorragendsten Feuilletonartikel erschien unter dem Titel: »Histoire de la littérature dramatique« (1853—58, 6 Bde.), vielleicht sein bedeutendstes Werk. Andre geschichtliche und litterarhistorische Schriften von J. sind: »Tableaux anecdotiques de la littérature française depuis François I« (1829); »La poésie et l'éloquence au temps des Césars« (1864); »Béranger et son temps« (1866); »Lamartine« (1869); »Alexandre Dumas« (1870); »François Ponsard« (1872) u. a. Auch schrieb er eine Anzahl anziehender Sitten- und Reisebilder (zuletzt: »Paris et Versailles il y a cent ans«, 1874) und übersetzte den Horaz (1860, 6. Aufl. 1885). Nach seinem Tode erschienen, herausgegeben von de La Fizelière: »Œuvres diverses de Jules J.« (1876—78, 12 Bde., darunter ein Band »Correspondance«) und »Œuvres de jeunesse« (1881—83, 5 Bde.). Vgl. Piédagnel, Jules Janin (3. Aufl. 1883).

Jánina (Joánnina, türk. Jania), die schmutzige, winkelige, aber lebhafte Hauptstadt eines Wilajets der europäischen Türkei, liegt am westlichen Ufer des bei den Alten Pambotis genannten flachen Sees von J., hat 14 Moscheen, 7 griechische Kirchen, 2 Synagogen, ein griechisches Gymnasium, 5 Schulen mit gegenseitigem Unterricht, 3 Mädchenschulen &c., ein Hospital und gegen 20,000 Einw. (12,000 Christen, 5000 Mohammedaner, 3000 Juden). Die betriebsamen Griechen, deren Sprache die herrschende ist, haben J. zu einer bedeutenden Industrie- und Handelsstadt gemacht, deren Verkehr aber neuerdings in Folge der Abtretung von Thessalien und Arta an Griechenland sehr gesunken ist. J. ist Sitz der Regierungsbehörden und eines griechischen Metropoliten. Von der unter Ali Pascha (s. Ali 2), dessen Residenz J. war, vorhanden gewesenen Pracht Janinas ist nichts mehr zu sehen. Am See auf vorspringender Landzunge liegen malerisch das feste Schloß des Paschas und 2 Moscheen. Östlich vom See erhebt sich der lange, kahle Kalkrücken des Mitschikeligebirges bis zu 1300 m. Ein sichtbarer Abfluß fehlt; wahrscheinlich führen unterirdische Kanäle sein Wasser durch das Kalkgebirge in den Fluß Kalamas. — J. ist sehr alt, ward von dem Kaiser Johannes Komnenos 1118 neu aufgebaut, in demselben Jahrhundert von den Normannen erobert und zerstört, später von den Serben unter Stephan Duschan, dann von dem makedonischen Tyrannen Thomas von Vodina beherrscht. 1422 unterwarf sich die Stadt dem türkischen Sultan Murad und mußte eine türkische Besatzung aufnehmen. Von jetzt an stand sie unter dem gewöhnlichen Paschharegiment bis 1788, wo die despotische Regierung Ali Paschas von J. begann, die 30 Jahre dauerte. Nach Ali Paschas Ermordung (1822) kehrte sie unter die Botmäßigkeit des Sultans zurück.

Janisch, Antonie, Schauspielerin, geb. 1850 in Wien, empfing bei dem Ehepaar Gabillon ihren theatralischen Unterricht und erregte Laubes Interesse, der sie 1867 als Melitta (»Sappho«) auf dem Burgtheater auftreten ließ. Der Erfolg war kein recht glücklicher, und Laube ließ die Künstlerin nach Berlin ziehen, wo sie am Wallnertheater engagiert wurde. 1869 gewann sie Direktor Maurice für das Hamburger Thaliatheater, auf dem sie bald so Erfreuliches leistete, daß sie Dingelstedt 1872 zu einem Gastspiel nach Wien berief und sofort für das Burgtheater engagierte. Ein Jahr später vermählte sie sich mit dem Grafen Ludwig Arco-Valley und entsagte infolgedessen der Kunst, kehrte aber 1875 zum Burgtheater zurück, dem sie bis 1883 und von 1892—94 angehörte. Am bedeutendsten war sie als naiv-sentimentale Liebhaberin (Käthchen von Heilbronn &c.), später in den Rollen der Heldinnen der französischen Sittendramen.

Jänisch, Karl Friedrich von, geb. 1813, gest. 5. März 1872 als russischer Major, berühmter Schachtheoretiker; er schrieb: »Analyse nouvelle du jeu des échecs« (Dresd. u. Petersb. 1842—43, 2 Bde.); »Traité des applications de l'analyse mathématique au jeu des échecs« (Petersb. 1862—63, 3 Bde.) u. a.

Janitor (lat., auch Ostiarius), Thürhüter, bei den alten Römern meist ein Sklave, der von seiner cella ostiaria aus den Hauseingang zu bewachen hatte; in Klöstern der Pförtner.

Janitscharen (türk. jeni tscheri, »neue Truppe«), das frühere regelmäßige türkische Fußvolk, wurde um 1330 vom Sultan Urchan, nachdem man vergeblich versucht hatte, eine rein türkische besoldete Truppe (Jaga oder Piade, »Fußvolk«) zu bilden, aus Kriegsgefangenen, später aus gewaltsam ausgehobenen (je das fünfte) Christenkindern errichtet. Die Kinder, Adschem Oglan (»unerfahrene Knaben«) genannt, wurden türkischen Landleuten zur Erziehung im Islam übergeben und von Jugend auf an Strapazen wie auch an Blutvergießen gewöhnt. Die J. leisteten als Fußvolk treffliche Dienste und bildeten den zuverlässigsten Teil des Heeres. Sie zeichneten sich besonders durch ungestümen Angriff aus, den sie nach der Vorschrift des Koran bis zu dreimal zu wiederholen hatten, wenn es notwendig wurde; ihr erster Ansturm war in der Regel der heftigste. Die ihnen gewährten Vorrechte wie hoher Sold lockten bald Christen u. Türken in ihre Reihen, so daß ihre Zahl stark wuchs. Sultan Soliman setzte diese zu Ende des 15. Jahrh. auf 40,000 fest und erwarb sich auch sonst Verdienste um ihre Einrichtungen. Später hob sich ihre Zahl bis über 100,000, von denen aber nur ein Teil besoldet war, während die

Digitized by Google

übrigen sich mit andern Vorrechten begnügten und dennoch die Last des Dienstes auf sich nahmen. Die J. wurden in 196 verschieden große Abteilungen, Orta, geteilt, deren jede ein Gemeinwesen für sich bildete. In den Gemeinwesen erhielt sich die Disziplin, als sie im übrigen schon verschwunden war. Die 62 ersten Orta hießen Buluk und wurden in Konstantinopel und an den Grenzen verwendet; 33 weitere bildeten die Segban und die letzten 101 Orta die Dschemaat oder gewöhnliches Fußvolk. In der Hauptstadt waren die J. in Kasernen, Ortschak, untergebracht. Ihre Übungen bezweckten mehr körperliche Ausbildung als Waffengebrauch und Exerzieren; letzteres war daher mangelhaft. Ihre Kriegswaffen bestanden in späterer Zeit in einer langen, schweren Flinte, einem langen Messer, das auch zur Unterstützung der Flinte beim Schießen dienen konnte, und einer im Gürtel getragenen Pistole. Ihre Kleidung bildeten die Dolama, ein vorn aufgeschürztes Kleid, weite Beinkleider und Lederschuhe; im Frieden kam ein Turban, im Kriege eine Filzmütze mit Reislöffel im Futteral, ein Mantel und ein Stück Teppich hinzu; als Ausrüstung eine Wasserflasche. Für Waffen und Kleidung hatte jeder selbst zu sorgen. Erst seit dem Karlowitzer Frieden war ihnen erlaubt, zu heiraten und ein Gewerbe zu betreiben. — Ihre Bevorzugung und andre Verhältnisse erzeugten bei ihnen Hochmut und eine Unbotmäßigkeit, welcher die Sultane Anfang des 19. Jahrh. vergeblich durch Errichtung von europäisch ausgebildeten Truppen entgegenzutreten suchten. Erst 1826 gelang es Mohammed II., den letzten großen Aufstand der J. durch Truppen, welche nach abendländischer Art aufgestellt waren, niederzuschlagen. Die J. wurden mit aller Strenge bestraft, 10,000 sollen dabei umgekommen, 30,000 verbannt worden sein. Ihr Korps wurde für ewige Zeiten aufgehoben. Vgl. Caussin de Perceval, Précis historique de la destruction des Janissaires (a. d. Türk., Par. 1833).

Janitscharenmusik, s. Militärmusik.

Janitschek, Hubert, Kunsthistoriker, geb. 30. Okt. 1846 in Troppau, gest. 21. Juni 1893 in Leipzig, studierte von 1868—73 in Graz, hielt sich dann bis 1877 in Italien auf und wurde 1877 Kustos am österreichischen Museum für Kunst und Industrie in Wien. 1878 habilitierte er sich an der Wiener Universität für neuere Kunstgeschichte, wurde 1879 außerordentlicher Professor in Prag, 1881 ordentlicher Professor in Straßburg und 1891 in Leipzig. Er schrieb: die Biographien des Andrea del Sarto, der Bellini, des Paolo Veronese, des Tintoretto und der Bologneser in Dohmes »Kunst und Künstler«; »Die Gesellschaft der Renaissance in Italien u. die Kunst« (Stuttg. 1879); »Zwei Studien zur Geschichte der karolingischen Malerei« (das. 1885); »Geschichte der deutschen Malerei« (in Grotes »Geschichte der deutschen Kunst«, Berl. 1890); »Dantes Kunstlehre und Giottos Kunst« (Leipz. 1892). Er gab L. B. Albertis »Kleinere kunsttheoretische Schriften« (Wien 1877) heraus und war seit 1880 Redakteur des »Repertoriums für Kunstwissenschaft« (Stuttg.). — Seine Gattin Marie J., geb. 23. Juli 1859 in Wien, veröffentlichte: »Legenden und Geschichten« (Stuttg. 1885); »Im Kampf um die Zukunft«, Dichtung (das. 1887); »Verzaubert. Eine Herzensfabel« (das. 1888); »Gesammelte Gedichte« (2. Aufl., das. 1892); die Novellen: »Aus der Schmiede des Lebens« (das. 1890), »Lichthungrige Leute« (das. 1891), »Atlas« (Berl. 1893), »Pfadsucher« (das. 1894) u. a. Sie lebt in Berlin.

Janitza (türk. Jenidsche Wardar), herabgekommene Stadt im türk. Wilajet Saloniki, 22 km westlich vom Wardar am Fuße des Gebirges, mit vielen Moscheen, 2 berühmten Grabmälern, 2 Kirchen und 9000 Einw. (die kleinere Hälfte Türken, die größere Slawen). In der südlich sich ausbreitenden Ebene viel Tabaksbau. In der Nähe südöstlich die Ruinen von Pella (s. d.).

Jankau (tschech. Jankov), Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Selcan, mit Bierbrauerei und (1890) 689 (als Gemeinde 2274) tschech. Einwohnern, denkwürdig durch den Sieg der Schweden unter Torstensson über die Österreicher unter Hatzfeld 6. März 1645.

Janko, Paul von, Musiker, geb. 2. Juni 1856 zu Totis in Ungarn, bildete sich in Wien bei Hans Schmitt und in Berlin bei H. Ehrlich zum Klavierspieler aus und machte sich besonders bekannt (1882) durch eine zu ziemlicher Verbreitung gelangte neue Klaviatur (Janko-Klaviatur). Dieselbe besteht aus sechs terrassenförmig übereinander liegenden, aber nur eine einzige chromatische Skala vorstellenden Tastenreihen, von denen die vier obern Wiederholungen der beiden untern sind. Die Janko-Klaviatur reduziert die Spannweite der Oktave etwa um ⅓ und gestattet mancherlei Effekte, die auf der alten Klaviatur unmöglich sind (chromatisches Glissando ein- und mehrstimmig). Vgl. Jankos Schrift: »Eine neue Klaviatur« (Wien 1886) und die von ihm herausgegebenen »Mitteilungen über die Janko-Klaviatur« (das. 1889 ff.).

Jan Mayen, Insel im Nördlichen Eismeer, zwischen Island und Spitzbergen und zwischen 70° 49′—71° 9′ nördl. Br. und 7° 53′—9° 5′ westl. L. v. Gr., 55 km lang, 3—15 km breit und 413 qkm (7,5 QM.) groß. Sie besteht aus zwei durch einen schmalen und niedrigen Isthmus verbundenen Teilen, die sich in nordöstlicher Richtung hinstrecken. Die Insel ist durchaus vulkanischen Ursprungs und wird deshalb als eine Fortsetzung der vulkanischen Kette angesehen, welche Island schräg durchsetzt. Der nordöstliche Hauptteil wird ganz von dem höchsten Berg der Insel, dem vulkanischen Beerenberg (2545 m), eingenommen; der südwestliche Teil besteht aus Lavamassen, über welche sich zahlreiche Aschenkegel und Krater erheben. Der Beerenberg ist ganz vergletschert; nach allen Seiten fließen die Gletscher zum Meere, ohne jedoch Eisberge zu bilden, da die Eismassen beim Erreichen des Meeres in lauter kleine Blöcke zerfallen. Die Laven sind sämtlich basaltischer Natur. Vulkanische Ausbrüche sind auf J. von 1732 und 1818 bekannt. Die Jahrestemperatur ist —2,3°. Die Insel wurde wahrscheinlich bereits 1607 von Hudson gesehen, wieder aufgefunden wurde sie 1611 von Jan Mayen, der ihr seinen Namen gab. Auf dem Isthmus hatten die Österreicher 1882—83 die Polarstation Wilczek. Vgl. »Die österreichische Polarstation J., Beobachtungsergebnisse« (Wien 1886, 3 Bde.); Mohn, Öen J. M. (Christiania 1892); Pouchet, Mission scientifique de ‚La Manche‘ à l'île Jean Mayen et au Spitzberg (Par. 1894).

Jannasch, Robert, Volkswirt und Kolonialpolitiker, geb. 30. April 1845 in Köthen, studierte in Leipzig Volkswirtschaft und Naturwissenschaften, dann in Heidelberg und Berlin die Rechtswissenschaften, wurde 1866 Mitglied des von Engel begründeten volkswirtschaftlich-statistischen Seminars und bereiste darauf zum Zweck industrieller und handelspolitischer Studien Italien, Frankreich und England. 1869 habilitierte er sich als Privatdozent an der Universität

Digitized by Google

Basel, wurde 1871 Professor an der Akademie Proskau, 1874 Direktor des statistischen Amtes der Stadt Dresden und 1877 ordentliches Mitglied des königlich preußischen Statistischen Büreaus in Berlin, gab aber diese Stellung 1884 nach Engels Rücktritt auf, um sich ganz den handels- und kolonialpolitischen Bestrebungen der seit 1878 unter seinem Vorsitz bestehenden Handelsgeographischen Gesellschaft zu widmen. Als Vorsitzender derselben gibt er seit 1879 die Wochenschrift »Export« heraus. 1886 machte er zum Zweck der Erweiterung deutscher Handelsbeziehungen eine Reise nach Portugal, Marokko und den Mittelmeerländern. Er schrieb: »Abhandlungen über Nationalökonomie und Statistik« (Basel 1869); »Die Trades-Unions oder Gewerkvereine« (das. 1871); »Der Musterschutz u. die Gewerbepolitik des Deutschen Reichs« (Berl. 1873); »Der Markenschutz« (das. 1873); »Die europäische Baumwollenindustrie« (das. 1882); »Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung« (mit Roscher, 3. Aufl. von dessen »Kolonien«, Leipz. 1885); »Die deutsche Handelsexpedition 1886« (Berl. 1887) u. a.

Jänner, deutscher Name des Januars.

Jaennicke, Friedrich, Schriftsteller auf dem Gebiet des Kunstgewerbes und der Kunsttechnik, geb. 7. Jan. 1831 in Frankfurt a. M., war anfangs Kaufmann, trat dann in den Eisenbahndienst und ist jetzt Kontrollvorsteher an der Hessischen Ludwigsbahn. Daneben beschäftigte er sich mit kunstgewerblichen Forschungen, als deren Hauptresultat er den »Grundriß der Keramik« (Stuttg. 1879) herausgab, welchem eine »Übersicht der gesamten keramischen Litteratur« (das. 1882) folgte. Er schrieb außerdem: »Handbuch der Aquarellmalerei« (5. Aufl., Stuttg. 1893), »Handbuch der Ölmalerei« (4. Aufl., das. 1893), »Figuren- und Blumenmalerei in Aquarell« (das. 1888), »Handbuch der Glasmalerei« (das. 1890), »Handbuch der Porzellanmalerei ꝛc.« (das. 1891), »Anleitung zur Tempera- und Pastelltechnik, Gobelin- und Fächermalerei« (das. 1893). Er gab auch das »Mettlacher Museum« (Mainz 1884 ff.) und unter dem Pseudonym Friedr. Montanus einen Touristenführer: »Der Odenwald« (7. Ausg., Mainz 1891), heraus.

Jánoshház (spr. jānoschhāß), Markt im ungar. Komitat Eisenburg, an der Bahnlinie Boba-Sümeg, mit (1890) 3457 magyar. (römisch-kathol.) Einwohnern.

Janów, 1) Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Gródek, an einem Teiche gelegen, hat ein Bezirksgericht und (1890) 1964 (meist polnische) Einwohner (1036 Juden). In der Nähe eine große Höhle. — 2) Stadt im russisch-poln. Gouv. Grodno, ohne Gerichtsbezirk und außer Etat der Kreis- und Bezirksstädte, mit (1885) 2727 Einw. — 3) (auch Nowo-Janowsky genannt) Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Lublin, an der Bjäla (zum San), mit (1890) 5533 Einw. — 4) Kreisstadt des Konstantinowschen Kreises im russisch-poln. Gouv. Sjedlez, am Bug, mit (1888) 3239 Einw., bekannt durch das kaiserliche Gestüt.

Janow, Matthias von, böhm. Prediger, seit 1381 Domherr in Prag, gest. 30. Nov. 1394, ist als Schüler von Johannes Militz (s. d.) durch Bekämpfung zahlreicher Mißbräuche und abergläubischer Meinungen ein direkter Vorläufer von Huß (s. d.) geworden. Sein Hauptwerk: »Regula Veteris et Novi Testamenti« ist ungedruckt.

Janowitz, 1) Stadt im preuß. Regbez. Bromberg, Kreis Znin, an der Welna und der Linie Gnesen-Nakel der Preußischen Staatsbahn, hat eine kathol. Pfarrkirche und (1890) 1316 Einw., davon 203 Evangelische und 224 Juden. — 2) (tschech. Janovice) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Klattau, an der Angel und den Staatsbahnlinien Pilsen-Eisenstein und Klattau-Taus gelegen, mit einer Spiritusbrennerei und (1890) 1001 tschech. Einwohnern. Südöstlich das Dorf Klenau mit hochgelegenem, altem Schloß und 587 Einw. — 3) Dorf in Mähren, Bezirksh. Römerstadt, hat ein gräflich Harrachsches Eisenwerk, Leinweberei, Bierbrauerei und (1890) 508 deutsche Einwohner. Mit J. hängen die Dörfer Johnsdorf (1636 Einw.) und Altendorf (mit Bleibergbau und 2138 Einw.) zusammen.

Jans (Jansen), Dichter, s. Enikel.

Jansen, 1) Cornelis, berühmter holländ. Theolog, geb. 28. Okt. 1585 in Acquoi bei Leerdam, gest. 6. Mai 1638, widmete sich seit 1602 dem Studium der Theologie, ward 1630 zu Löwen Professor der Theologie und lehrte als solcher den strengen Augustinismus, besonders in Bezug auf die Lehre vom freien Willen und der göttlichen Gnade, wodurch er mit den Jesuiten in Streit geriet. 1636 ward er Bischof von Ypern, starb aber schon nach 2 Jahren, nachdem er sein berühmtes Werk »Augustinus, sive doctrina Sti. Augustini de humanae naturae sanitate, aegritudine, medicina etc.« (1640), woran er 22 Jahre lang gearbeitet, eben vollendet hatte. Dasselbe erklärte die Philosophie, insbes. die Aristotelische, als die Mutter der Pelagianischen Irrlehre und behauptete in streng Augustinischer Weise die gänzliche Verderbnis der menschlichen Natur und des freien Willens nebst der Prädestination. Diese Denkweise nannte man nun Jansenismus (s. d.).

2) Erich, Schwärmer, s. Läsare.

Jansenismus nennt man die theologische Denkweise, welche in dem 1640 veröffentlichten Buche »Augustinus« von Cornelis Jansen (s. d.) vertreten und von dessen Anhängern, den Jansenisten, gegen die Angriffe der Jesuiten verteidigt worden ist. Auf Betrieb der letztern wurde jenes Buch 1642 vom Papst Urban VIII. durch die Bulle In eminenti verdammt, da es Glaubenssätze lehre, welche schon zu den 1567 verurteilten Irrtümern des Bajus (s. d.) gehört hätten. Diese Bulle erfuhr aber von seiten der Bischöfe und Universitäten, namentlich der Universität Löwen, erheblichen Widerspruch. Noch anhaltender war der Widerstand in Frankreich; das Kloster Port-Royal-des-Champs unter der jansenistisch gesinnten Äbtissin Angelika Arnauld (geb. 1591, gest. 1661) ward der Hauptsitz des Jansenismus, den nun berühmte Gelehrte wissenschaftlich ausbildeten. Zu diesen gehörte der Abt von St.-Cyran, Jean du Vergier de Hauranne, welcher in Löwen während seiner Studienzeit in enger Verbindung mit J. gestanden hatte; seit 1635 Beichtvater in Port-Royal, wurde er 1638 von Richelieu eingesperrt und starb 1643 einige Monate nach seiner Freilassung. Sein Schüler war Antoine Arnauld (s. d. 2), dessen Buch »De la fréquente communion«, gegen die laxe Theorie der Jesuiten von der Buße gerichtet, Gegenstand neuer Händel wurde. Als nun Papst Innocenz X. fünf Sätze aus Jansens Buch im Mai 1653 als calvinistische Ketzerei verdammte, erklärte Arnauld, daß diese Sätze in dem Sinn, in welchem sie der Papst verdammt habe, vom Verfasser nicht geschrieben worden seien, was ihm den Ausschluß aus der Sorbonne 1656 eintrug. Gleichzeitig erklärte Papst Alexander VII., daß jene Sätze allerdings in dem von J. beabsichtigten Sinne verdammt worden seien. Die Genossen von

Digitized by Google

Port-Royal und vier Bischöfe (von Alet, Angers, Beauvais und Pamiers) wendeten ein, daß dies eine reine historische Frage über eine Thatsache (question du fait) sei, worüber die Kirche nicht mit höherer Autorität entscheiden könne als die Wissenschaft. Während so der Streit die Machtvollkommenheit des Papstes selbst berührte, kämpften die Schriftsteller von Port-Royal für die Augustinische Lehre mit gleichem Ernst wie zuvor und erhoben insbes. gegen die jesuitische Moral schwere Anklagen, allen voran Blaise Pascal (s. d.), dessen »Provinzialbriefe« (1656 u. 1657) die laxe Moral und Kasuistik der Jesuiten mit ebensoviel Witz wie sittlichem Pathos geißelten. Sein Freund Peter Nicole (1625—95), der sich 1650 ebenfalls nach Port-Royal zurückgezogen und seit 1654 an allen Schritten der Jansenisten beteiligt war, übersetzte 1658 die »Provinzialbriefe« ins Lateinische. Aber seit 1660 war Ludwig XIV. entschlossen, die Jansenisten auszurotten. Als nun von ihnen die Unterschrift zu der Erklärung Alexanders VII. gefordert wurde, zeigte sich Pascal als der entschlossenste Geist, indem er riet, daß man die offene Erklärung abgebe, der Papst befinde sich hinsichtlich des Dogmas geradezu im Irrtum. Im Interesse des Kirchenfriedens kam nunmehr 1668 unter des Papstes Clemens IX. Mitwirkung ein Vergleich zu stande, wonach die Angelegenheit mit der Erklärung der vier Bischöfe, die verurteilten Sätze seien zwar verdammlich, aber dem Papste stehe nur die Entscheidung über die Rechtsfrage (question de droit) zu, auf sich beruhen sollte. Auf Veranlassung Ludwigs XIV. erließ jedoch Clemens XI. die Bulle Vineam domini, die sich wieder ganz auf den Standpunkt Alexanders VII. stellte; da die Nonnen von Port-Royal dieser Bulle ihre Zustimmung versagten, wurde das Kloster auf päpstliche Verordnung hin 1709 aufgehoben und 1710 völlig zerstört. Dazu kam als neues Streitobjekt das Neue Testament des Paschasius Quesnel (s. d.), welches, 1687 erschienen, mit moralischen Betrachtungen ausgestattet, den J. im Volk verbreiten sollte. Die Jesuiten setzten nicht allein das Verbot des Buches und die Ausstoßung Quesnels aus dem Oratorium durch, sondern erwirkten auch 1713 vom Papst Clemens XI. die Konstitution Unigenitus, worin 101 Sätze des Quesnelschen Neuen Testaments, darunter Aussprüche der Bibel und der Kirchenväter, weil sie jansenistisch gedeutet werden konnten, verdammt wurden. Ein ansehnlicher Teil des französischen Klerus, die sogen. Antikonstitutionisten, an ihrer Spitze der Erzbischof von Paris, Kardinal Noailles, verweigerte jedoch die Annahme der Konstitution, bis der Papst die nötigen Erläuterungen dazu gegeben haben würde, und legte, als der Papst mit Exkommunikation drohte, 1717 Appellation an ein zu berufendes allgemeines Konzil ein. Die Teilnehmer an dieser Demonstration hießen Appellanten. Aber 1718 erging in dem Breve Pastoralis officii die Exkommunikation über alle, welche sich der Bulle nicht unterwerfen würden. Das Parlament jedoch wies das Breve zurück; von seinem Minister Dubois, den nach dem Kardinalshut gelüstete, umgestimmt, dekretierte nun der Regent, der Herzog von Orléans, 1720 die Annahme der Bulle für Frankreich, und jetzt nahm das Parlament die Bulle unter dem Vorbehalt der Rechte der Krone und der Freiheiten der gallikanischen Kirche an. In derselben Weise unterzeichnete auch Noailles die Bulle. Alle, welche seinem Beispiel folgten, hießen Acceptanten; die Nichtacceptierenden traf harte Strafe. Als aber Papst Benedikt XIII. die unbedingte Annahme der Bulle Unigenitus auf einer Synode zu Rom (1725) forderte, sah sich Noailles (1728) zu vollständiger Unterwerfung genötigt, und das Parlament ward durch einen Akt der königlichen Souveränität (lit de justice) zur Einregistrierung derselben als Reichsgesetz (1730) gezwungen. — Schon vor seiner nunmehr erfolgenden gänzlichen Unterdrückung war der J. vielfach in Mystizismus umgeschlagen (s. Konvulsionäre). In gesunder Gestalt dagegen hat er sich fortgepflanzt in den Niederlanden, wohin sich 1679 Arnauld und Nicole geflüchtet hatten, als sogen. Kirche von Utrecht (s. Utrechter Kirche). Vgl. Leydecker, Historia Jansenismi (Utr. 1695); Reuchlin, Geschichte von Port-Royal (Hamb. und Gotha 1839—44, 2 Bde.); Schill, Die Konstitution Unigenitus (Freiburg 1876); Sainte-Beuve, Port-Royal (4. Aufl., Par. 1878, 7 Bde.); Fuzet, Les Jansénistes du XVII. siècle (das. 1877); Séché, Les derniers Jansénistes, 1718—1870 (das. 1892, 3 Bde.).

Jansenisten, s. Jansenismus.

Jansenville, Division der britisch-südafrikan. Kapkolonie, im Binnenlande, nordwestlich von Port Elizabeth, von den Winterhoekbergen und dem Sundayfluß durchzogen, fruchtbar, wohlangebaut und 4980 qkm (90,4 QM.) groß mit (1891) 9353 Einw. (4179 Weiße, meist Buren, 1928 Bantu, 2246 Hottentoten). Der gleichnamige Hauptort am Sunday hat (1891) 557 Einw.

Janson, Kristofer Nagel, norweg. Dichter, geb. 5. Mai 1841 in Bergen, schloß sich in Christiania, wo er bis 1865 Theologie studierte, der nationalen Sprachbewegung, den sogen. Maalsträvere, an (s. Norwegische Litteratur) und leitete dann mehrere Jahre eine sogen. Volkshochschule, d. h. eine Schule für erwachsene Bauernburschen und Bauernmädchen. Zugleich trat er als Erzähler mit Geschichten aus dem Bauernleben auf, wie »Fraa Bygdom« (1865), »Han og ho« und »Marit Skjølte« (1868, beide deutsch von Willatzen, Brem. 1886), »Torgrim« (1872), »Den Bergtekne« (1876) u. a., ließ auch einen Band lyrischer Gedichte: »Norske Dikt« (1867), u. eine historische Tragödie: »Jon Arason« (1867), erscheinen. 1876 erhielt er vom norwegischen Storthing einen Jahressold ausgesetzt. Weitere Dichtungen von J. (wie die frühern in der norwegischen Bauernsprache geschrieben) sind: »Sigmund Bresteson«, episches Gedicht (1872); »Fraa Dansketidi«, historischer Roman aus dem 16. Jahrh. (1875); »Austanfyre sol og vestanfyre Maane«, Märchendichtung (1879), und »En Kvindeskjæbne« (1879), ein modernes Drama in der norwegischen Schriftsprache. 1881 siedelte er nach Amerika über, wo er Prediger einer unitarischen Gemeinde ward und neben weitern Erzählungen und einer Reihe von freidenkerischen Flugschriften sein reifstes Dichterwerk: »Præriens Saga« (1885), schrieb.

Janson (spr. schangßong), Paul, belg. Politiker, geb. 11. April 1840 in Herstal bei Lüttich, Sohn eines Franzosen, ward Advokat in Brüssel. Republikanisch gesinnt und sehr beredt, wenn auch kein Staatsmann, schwang er sich zum Haupte der radikalen Partei in Belgien auf und bekämpfte die Ultramontanen, noch mehr aber die gemäßigt Liberalen unter Frère-Orban, indem er für Abschaffung der Konskription und Einführung des allgemeinen Stimmrechts eintrat. Als er 1877 in Brüssel in die Zweite Kammer gewählt wurde, stiftete er durch seine an und für sich vernünftigen Forderungen Zwietracht im liberalen Lager, in-

Digitized

dem die Doktrinäre von dem allgemeinen Stimmrecht nichts wissen wollten. Diese Uneinigkeit bewirkte, daß die Liberalen 1884 in Brüssel bei den Neuwahlen den Ultramontanen unterlagen und auch bei den spätern Wahlen diesen Verlust nicht ausgleichen konnten. Erst 1889 ward J. in Brüssel bei einer Nachwahl wieder zum Deputierten gewählt; Mitglied des Brüsseler Gemeinderats ist er seit 1884. J. griff das Ministerium 18. Juni 1889 sofort wegen seines angeblichen geheimen Einverständnisses mit den Agents provocateurs im Arbeiterbezirk von Mons sehr heftig, aber ergebnislos an. Im November 1890 brachte er in der Kammer den Antrag auf eine Verfassungsänderung behufs Ausdehnung des politischen Stimmrechts ein und setzte in zweijährigem Kampfe die Annahme des allgemeinen Stimmrechts mit einigen Beschränkungen durch. Im Oktober 1894 fiel er trotzdem bei den ersten Kammerwahlen des allgemeinen Stimmrechts durch und gelangte nur bei den Stichwahlen in den Senat.

Janssen, 1) Pierre Jules César, Astrophysiker, geb. 22. Febr. 1824 in Paris, seit 1873 Mitglied der Pariser Akademie und des Bureau des longitudes sowie Direktor des in Meudon bei Paris nach seiner Angabe eingerichteten, 1877 eröffneten physikalisch-astronomischen Observatoriums. Seine Arbeiten bewegen sich größtenteils auf dem Gebiet der Spektralanalyse. 1866 trat er zuerst mit einer mehrere Jahre umfassenden Reihe von Beobachtungen und Versuchen auf, die er in der Schweiz, in Sizilien und Süditalien, zuletzt in den Pariser Gaswerken angestellt hatte, und in welchen er als Ursache der sogen. atmosphärischen Linien des Sonnenspektrums die Wasserdämpfe der Luft nachwies. 1868 zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis nach Guntoor in Ostindien geschickt, erkannte er, daß die Protuberanzen der Sonne aus glühendem Wasserstoff bestehen, und es gelang ihm, dieselben, die man bis dahin nur bei Finsternissen bemerkt hatte, auch sonst mit dem Spektroskop zu beobachten. Im Verlauf seiner spektroskopischen Untersuchungen kam er 1870 auf eine Methode der quantitativen Spektralanalyse. 1874 beobachtete er in Japan den Venusdurchgang, und auf der Reise dahin wurden im Golf von Siam und im Bengalischen Busen magnetische Beobachtungen angestellt. Der große auf dieser Expedition benutzte Photoheliograph bildet eins der Hauptinstrumente des neuen Observatoriums in Meudon, und mit demselben hat J. neuerdings eine Reihe großer, vorzüglicher Sonnenphotographien erhalten (vgl. Sonne). Auf Janssens Veranlassung wurde 1892—93 das neue Observatorium auf dem Gipfel des Montblanc erbaut, und 1893 führte J. mit bewunderungswürdiger Energie (er ist lahm und muß getragen werden) dort eine Reihe wichtiger Beobachtungen über die atmosphärischen Linien des Sonnenspektrums aus.

2) Johannes, Geschichtsforscher, geb. 10. April 1829 in Xanten, gest. 24. Dez. 1891 in Frankfurt a. M., studierte katholische Theologie und ließ sich zum Priester weihen, widmete sich aber dem Lehrfach und ward als Professor der Geschichte für die katholischen Schulen an das Stadtgymnasium in Frankfurt a. M. berufen. Er trat hier mit dem eifrig großdeutsch gesinnten, preußenfeindlichen und, obwohl lutherischen, doch ultramontanen Geschichtsforscher J. Fr. Böhmer in freundschaftliche Beziehungen und gab nach dessen Tod sein »Leben, Briefe und kleinere Schriften« (Freiburg 1868, 3 Bde.) heraus. J. war einer der thätigsten und bedeutendsten unter den wenigen klerikal gesinnten deutschen Gelehrten und bemühte sich, mit großem Fleiß schriftstellerisch die ultramontane Sache zu fördern. Er schrieb: »Wibald von Stablo und Corvey« (1854); »Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in frühern Jahrhunderten« (Frankf. 1861; 2. Aufl., das. 1883); »Schiller als Historiker« (Freiburg 1863, 2. Aufl. 1879); »Zur Genesis der ersten Teilung Polens« (das. 1865); »Frankfurts Reichskorrespondenz von 1376—1519« (das. 1863—73, 2 Bde.); »Zeit- und Lebensbilder« (das. 1875, 4. Aufl. 1889); »Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg« (das. 1876—77, 2 Bde.; Neubearbeitung in 1 Bd., 1.—3. Aufl. 1882) u. a. Sein Hauptwerk ist die bereits in zahlreichen Auflagen erschienene »Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters« (Freib. 1877—94, Bd. 1—8; fortgesetzt von L. Pastor), welche zu beweisen suchte, daß die Zustände Deutschlands im Beginn des 16. Jahrh. in Staat und Kirche, Kunst und Wissenschaft gesund und blühend gewesen und diese Blüte nur durch die Reformation vernichtet worden sei. Trotz dieser Tendenz wurde der 1. Band des Werkes, weil auf vielseitigen kulturgeschichtlichen Studien beruhend, anfangs auch von der freisinnigen Geschichtswissenschaft mit Wohlwollen aufgenommen. Indes die Gehässigkeit, mit welcher J. im 2. und 3. Bande die Reformatoren behandelte, ließ das Buch als einen wohlüberlegten, fanatischen Angriff auf den Protestantismus und den kirchlichen Frieden erscheinen und rief lebhafte Entgegnungen (vgl. besonders Köstlin, Luther und J., Halle 1883, und Lenz, Janssens Geschichte des deutschen Volks, Münch. 1883) hervor, gegen die sich J. in den Schriften: »An meine Kritiker« (Freib. 1882 u. öfter) und »Ein zweites Wort an meine Kritiker« (das. 1883) verteidigte, wobei er aber seinen ultramontanen Standpunkt noch deutlicher enthüllte. Vgl. Pastor, Johannes J. (Freib. 1892); Schwann, Johannes J. und die Geschichte der deutschen Reformation (Münch. 1892).

3) Camille, Generalgouverneur des Kongostaates, geb. 6. Dez. 1837 in Lüttich, wurde 1867 Unterstaatsanwalt in Brüssel, 1872 Kanzlist der belgischen Gesandtschaft zu Konstantinopel mit Konsularbefugnissen. 1875 wurde er auf Vorschlag Nubar Paschas zum Vorsitzenden des internationalen Gerichts zu Alexandria ernannt, trat jedoch 1878 wieder in den belgischen Staatsdienst. 1882 wurde er Generalkonsul in Kanada, und nachdem er in kurzer Amtsthätigkeit die Anknüpfung von Handelsverbindungen zwischen Belgien und Kanada ganz erheblich gefördert hatte, begab er sich 1885 als Vertreter des Königs nach dem Kongogebiet, wo er die Verwaltung und die Gerichtspflege des neugegründeten Staates, insbes. das Abgaben- und Zollwesen, organisierte. Nach kurzem Aufenthalt in Belgien 1887 ging er abermals nach dem Kongo, diesmal als Generalgouverneur, als welcher er manches für die Erforschung und bessere Organisation des Landes that. J. kehrte im Juni 1890 nach Brüssel zurück und wurde abwechselnd mit der Verwaltung des Finanz- und des Justizwesens in der Brüsseler Kongoregierung betraut, unter Belassung des Titels als Generalgouverneur.

4) Peter, Maler, geb. 12. Dez. 1844 in Düsseldorf, Sohn des Kupferstechers J. Th. J. (geb. 1817 in Ostfriesland, gest. 1894 in Düsseldorf), der sich durch mehrere verdienstliche Stahlstiche nach Hasenclevers Bildern aus der Jobsiade, Jordans Rettung aus dem Schiffbruch und Lessings Luther, der die Bannbulle verbrennt, u. a. einen geachteten Namen erworben

Digitized by Google

hat, wurde im 16. Jahr Schüler der Düsseldorfer Akademie und später Bendemanns und malte 1868 sein erstes größeres Bild: Petrus verleugnet den Heiland. Bei der Konkurrenz, die der Kunstverein für Rheinland und Westfalen für die Ausschmückung des Rathaussaals in Krefeld mit Wandgemälden ausgeschrieben, gewann J. 1868 den ersten Preis, und bei der nächstfolgenden Bewerbung um denselben Gegenstand (1869) wurde ihm die Ausführung übertragen, die er 1873 vollendete. In einem Cyklus von zwei großen und mehreren kleinern Bildern schildert er darin die Befreiung Deutschlands vom römischen Joch durch Arminius. Dazwischen vollendete er im Sommer 1872 ein kolossales Wandgemälde in der Neuen Börse zu Bremen: die Kolonisierung der Ostseeprovinzen. Es folgten mehrere Darstellungen aus der Religionsgeschichte Deutschlands in der Aula des Seminars zu Mörs. Ein großes Ölbild: Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach, entstand 1874. In demselben Jahr erhielt er den Auftrag, einen Saal der Nationalgalerie in Berlin mit Wandgemälden in Wachsfarben zu schmücken, deren Gegenstand (zwölf Kompositionen) der Prometheussage entnommen ist. In den Jahren 1880—82 führte er in dem Festsaal des Rathauses zu Erfurt sechs große und drei kleinere Wandgemälde ebenfalls in Wachsfarben aus der Geschichte der Stadt aus, gleich ausgezeichnet durch die glänzende koloristische Durchführung, wie durch die dramatische Gestaltung der Kompositionen und die monumentale Haltung. Ein figurenreiches, ebenfalls mit glänzender malerischer Technik ausgeführtes Gemälde: die Kindheit des Bacchus, erschien 1883 auf der Münchener internationalen Kunstausstellung. 1884 malte er in der Feldherrenhalle des Berliner Zeughauses die Schlacht bei Fehrbellin und mehrere Jahre später die Schlacht bei Hohenfriedeberg. In der Zwischenzeit schmückte er die Aula der Akademie zu Düsseldorf, an welcher er seit 1877 als Professor wirkt, mit Friesgemälden (das Menschenleben als Gegenstand künstlerischer Phantasie). 1893 erhielt er für ein figurenreiches, von starker dramatischer Kraft erfülltes Ölgemälde mit lebensgroßen Figuren: der Mönch Walther Dodde und die bergischen Bauern vor ihrem entscheidenden Eingreifen in die Schlacht bei Worringen 1288 (in der Kunsthalle zu Düsseldorf), die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung. J. ist auch als Porträtmaler thätig (Bildnis des Feldmarschalls Herwarth von Bittenfeld in der Berliner Nationalgalerie). Er gehört zu den begabtesten Historienmalern der Gegenwart. Seine Zeichnung ist markig und lebensvoll, sein Kolorit klar und harmonisch und seine Auffassung schwunghaft. Ein echt monumentaler Stil, der sich von jedem Manierismus ebenso frei hält wie von der Nachahmung alter oder neuer Meister, verbindet sich bei ihm mit einem gesunden Naturalismus. 1885 wurde er Mitglied der Berliner Akademie der Künste.

Janssens, Abraham, niederländ. Maler, geb. um 1575 in Antwerpen, gest. daselbst im Januar 1632, wurde 1585 Schüler von Jan Snellinck und trat 1601 als Meister in die Lukasgilde. In seinen religiösen Bildern, unter denen die Grablegung Christi (Museum zu Köln) und die Anbetung der Könige (Museum zu Antwerpen) die bedeutendsten sind, zeigt er sich in Kolorit und Größe der Auffassung als Vorläufer von Rubens, ebenso in einzelnen Allegorien (die Schelde, im Museum zu Antwerpen; Tag und Nacht, in der kaiserlichen Galerie zu Wien), während seine mythologischen Gemälde (Vertumnus und Pomona, Meleager und Atalante im Berliner Museum) kälter im Ton sind.

Jantje (holl.), Hänschen; auch soviel wie Kellner oder Aufwärter; Spitzname der Holländer.

Jantra, rechter Nebenfluß der Donau in Bulgarien, entspringt oberhalb Gabrowo am Balkan, fließt bei Trnowa vorbei und mündet nach 150 km langem, stark gewundenem Lauf unterhalb Sistowa; der Jaterus der Alten. An ihm 7. Sept. 1810 Niederlage der Türken durch die Russen unter Kaminsky, infolgedessen Rustschuk fiel. Im russisch-türkischen Krieg 1877 bildete die Linie der J. die Operationsbasis der Russen, von der aus sie nach W. gegen Plewna, nach O. gegen das Festungsviereck operierten.

Jantsekiang (Jangtsekiang, nach Schott und v. Richthofen »Sohn der Provinz Yang«, nach andern »des Weltmeers Sohn«; der Name Blauer Fluß stammt von den Jesuitenkarten des 17. und 18. Jahrh., findet sich aber im Lande selber nicht), der größte der beiden Hauptströme Chinas, entspringt in Tibet unter 33° nördl. Br. und 91° östl. L. v. Gr., am Nordostabhang des Tanglogebirges bei dem Berg Gurbanbeltschi als Mur-ussu (»gewundenes Gewässer«) der Mongolen, fließt in ostnordöstlicher, vom 95.° östl. L. ab in südöstlicher Richtung und heißt nun Ditschu (Britschu). Bei 80° östl. L. tritt er in das eigentliche China über, wendet sich vom 100.° östl. L. ab in großen Windungen erst östlich, dann nordöstlich und heißt nun Kinschakiang (»Goldsandstrom«), vom 105.° östl. L. Taliang, nimmt endlich, nachdem er eine vorwiegend östliche Richtung eingeschlagen, nach einem alten, nun von ihm durchmessenen Distrikt den Namen J. an und mündet in einer Breite von 36 km, ein Delta von 13,990 qkm bildend, zwischen den vorliegenden Inseln Tsungming, Hsitricha ꝛc. unter 32° nördl. Br. und 121° östl. L. in das chinesische Ostmeer (Tunghai). Seine bedeutendsten Zuflüsse von N. her sind im Oberlauf der Jalong, im Mittellauf der Ming, im Unterlauf der Han, von S. der Wu, dann der Juan und Heng, die den See Tungtinghu durchfließen, und der Kia oder Kan, der den Pojangsee durchzieht. In das Delta senden nördlich die Seen Kauju und Hungtschu, in den der Waiho mündet, südlich der See Taihu ihr Wasser in zahllosen Armen. Bis zum Austritt aus Setschuan ist die Strömung stark; Boote können nur langsam und mit großer Mühe bis Pingschan, 2875 km oberhalb der Mündung, wo die Schiffbarkeit ein Ende nimmt, gezogen werden. Für Dampfer ist die Frage der Fahrbarkeit bisher erst entschieden bis Itschang in Hupe (1762 km oberhalb der Mündung); oberhalb Itschang stellen auf einer Strecke von 160 km bis Kueitschou Stromschnellen Schiffen europäischer Bauart große Hindernisse entgegen, die aber von einheimischen Booten leicht überwunden werden. Die ganze Länge des J. wird auf 5300 km, sein Stromsystem auf 1,872,000 qkm (34,000 QM.) geschätzt. Das Gefälle von Itschang bis zum Meer beträgt 17 cm auf 1 km, die durchschnittliche Wassermenge 44,000 cbm, seine Breite oberhalb Nanking 7 km. Im Sommer fügen die angeschwollenen Gewässer durch Überschwemmung den anliegenden ergiebigen Ländereien großen Schaden zu. Die Ausmündung ins Meer erfolgt unterhalb Nanking; bis 600 km aufwärts soll sich Ebbe und Flut bemerkbar machen. Der Fluß wimmelt von Tausenden von Schiffen, Barken, Booten und Flößen; europäische

Digitized by Google

Dampfschiffahrtsgesellschaften befahren den Fluß regelmäßig bis Itschang, welche Stadt nebst den gleichfalls an seinen Ufern liegenden Handelsplätzen Hankeou, Kiukiang und Tschingkiang dem auswärtigen Handel geöffnet ist. Der berühmte Kaiserkanal, der den J. einst mit dem Huangho verband, ist während der Taipingrebellion in Verfall geraten und seit der Verlegung der Mündung des Huangho nach N. unbrauchbar geworden. Vgl. Blakiston, Five months on the Yang-Tsze (Lond. 1862); Little, Through the Yang-Tse gorges (das. 1888).

Januar (lat. Januarius, Jänner), jetzt erster Monat des Jahrs, von Numa den frühern zehn Monaten des Jahrs zugefügt, nach Janus benannt, dem er gewidmet war. Die Sonne tritt im J. in das Zeichen des Wassermanns. Die Tage sind im Zunehmen. Die Mitteltemperatur dieses Monats beträgt in:

Archangel	—13,6	Edinburg	3,0
Petersburg	— 9,4	London (Greenwich)	3,6
Moskau	—11,1	Dublin	4,7
Christiania	— 4,8	Brüssel	2,4
Kopenhagen	— 0,1	Paris	1,9
Hamburg	0,1	Basel	0,4
Berlin	— 0,5	Konstantinopel	5,3
München	— 2,6	Athen	8,2
Karlsruhe	0,8	Rom	7,4
Stuttgart	0,8	Neapel	8,4
Prag	— 1,4	Madrid	4,9
Wien	— 1,7	Lissabon	10,3

Der J. ist gewöhnlich der kälteste Monat des Jahrs, weshalb er früher auch in Deutschland Hartmonat genannt wurde. Im altdeutschen Kalender hieß er Wintermonat.

Januārius (»Pförtner«), Heiliger, Bischof von Benevent, starb unter Diokletian als Märtyrer in Puzzuoli und ward 1497 in der Kathedrale zu Neapel beigesetzt, dessen Schutzheiliger er ist. Sein Haupt nebst zwei Fläschchen Blutes, das eine Witwe bei seiner Enthauptung aufgefangen, werden in der prächtigen Schatzkapelle aufbewahrt, und das geronnene Blut soll wieder flüssig werden, so oft man es dem Haupt nähert. Geschieht dies einmal nicht, so gilt dies als ein schlimmes Zeichen für die Stadt und das Volk. Dies Wunder wird dreimal im Jahr, am ersten Sonnabend im Mai, 19. Sept. und 16. Dez., sowie bei besondern Unglücksfällen versucht und bewährt sich als treffliches Agitationsmittel in der Hand des Klerus.

Januāriusorden, sizil. Orden, von Karl III., dem König beider Sizilien und spätern König von Spanien, 6. Juli 1738 zu Ehren seiner Vermählung mit der Prinzessin Amalie von Sachsen gestiftet, mit der Devise der Verteidigung der katholischen Religion und unverletzlichen Treue gegen den König; anfangs auf 60 Ritter beschränkt, später auf eine unbestimmte Zahl ausgedehnt. Seit Siziliens Vereinigung mit Italien (1861) ist der Orden aufgehoben.

Jānus, einer der vornehmsten altitalischen Götter, ursprünglich vielleicht ein Licht- u. Sonnengott, wurde allmählich zum Gott alles Ursprungs und Anfangs. Schon Romulus soll seinen Dienst in Rom eingeführt, Numa ihm ein Heiligtum geweiht haben. Dieses, in der Nähe des Forum gelegen, war ein doppelter Durchgang (ianus geminus), offen in Kriegszeiten zur sinnbildlichen Bezeichnung, daß der Gott zu gunsten der Stadt ausgezogen sei. Geschlossen war er seit Numa bis auf Augustus nur zweimal, 235 v. Chr. und 29 v. Chr. (nach der Schlacht bei Aktion). Außer diesem gab es in Rom noch mehrere solche Thore (iani) und Tempel des Gottes. Noch erhalten ist der Doppeldurchgangsbogen des sogen. J. quadrifrons im Velabrum zu Rom. Die frühesten Abbildungen dieses Gottes (auf Münzen) zeigen ihn, wohl unter dem Einfluß des griechischen Hermestypus, mit einem Doppelgesicht, vorwärts und rückwärts blickend (daher die Beinamen Geminus, Bifrons, Biceps; vgl. Abbildung); vierköpfig erscheint er auf Münzen Hadrians. In einem alten Standbild soll J. in der rechten Hand 300, in der linken 65 Steinchen gehalten haben, was auf die Einteilung des Jahres in 365 Tage bezogen wurde. Häufig hat er in der Rechten einen Stab, in der Linken einen oder mehrere Schlüssel, als Aufschließer und Zuschließer des Himmels, der Wolken, des Landes, des Meeres und der Quellen (daher Claviger, Clusius, Patulcius). Unter dem Schutz des

Januskopf (römischer As).

J. standen die Durchgänge, alle Hausthüren (iannae), wie überhaupt die Eingänge, ja aller öffentliche Verkehr. Auch wurde er als Schützer der Zeugung und Geburt, Erfinder des Ackerbaues, der bürgerlichen Gesetze, der Münzprägung, des Schiffbaues u. der gottesdienstlichen Gebräuche verehrt. Ihm waren die Kalenden, die Anfänge aller Monate, sowie der ganze Januar als Anfang der zunehmenden Jahreszeit heilig; auch machte man bei feierlichen Opfern mit ihm den Anfang, bei jeder wichtigen Unternehmung rief man ihn an, ihm opferte man beim Antritt eines Amtes, beim Beginn der Ernte ꝛc. Ein Sohn des J. und der Juturna hieß Fontus. Cardea, die Göttin der Thürangeln, war seine Gattin oder Geliebte. Rationalistische Mythologen machten J. zu einem König in Latium und zum Erbauer des Janiculum. Vgl. Boethke, Über das Wesen des J. (Programm, Thorn 1863); Roscher, Lexikon der Mythologie, Bd. 2.

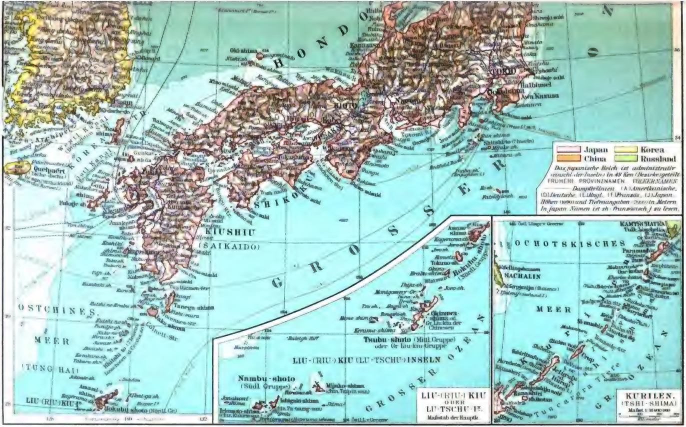
Januskopf (Janiceps), Doppelmißbildungen, welche mit den Hinterköpfen so verwachsen sind, daß scheinbar ein einfacher Kopf mit zwei Gesichtern entsteht; nicht lebensfähig. Vgl. Mißbildung.

Janus Pannōnius (Johannes von Čezmicze), Humanist, geb. 29. Aug. 1434 zu Čezmicze in Slawonien, gest. Ende 1472 zu Bärenburg in Kroatien, studierte in Ferrara und Padua, wurde 1458 Koadjutor des Bischofs von Großwardein und 1459 Bischof von Fünfkirchen, nahm 1464 an dem türkischen Feldzug teil, ließ sich 1471 in die Verschwörung ein, welche sein Oheim Vitéz, Primas von Ungarn, gegen König Matthias angezettelt hatte, und flüchtete nach dem Scheitern des Unternehmens nach Kroatien. Seine Schriften, bestehend in Übersetzungen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig

Zum Artikel »Japan«.

aus dem Griechischen und eignen Reden und Gedichten, zeichnen sich durch hohe Formvollendung aus; sie erschienen Utrecht 1784 in 2 Bänden, vermehrt in E. Abels »Analecta« (Budapest 1880).

Jaotschou, Stadt in der chines. Provinz Kiangsi, nahe der Mündung des Tschangkiang in das Südende des Pojangsees, mit 360,000 Einw. Dabei die große kaiserliche Porzellanfabrik Kingteschin, die mehr als eine Million Arbeiter beschäftigt, daneben 500 besondere Fabriken mit unzähligen Öfen.

Japán (hierzu Karte »Japan und Korea«), Inselreich im äußersten Osten Asiens, das Nihón, Nippón oder Dai Nippon der Japaner, im Mittelalter Zipangu genannt. Die erwähnten Namen stammen teils von der chinesischen Bezeichnung Dschipönnakwo, teils von den siniko-japanischen Wörtern Nitus (»Sonne«) und Hon (»Ursprung, Aufgang«), wonach Nippon also »Land des Sonnenaufgangs«, »Morgenland« oder »Orient« bedeutet.

Lage und Grenzen.

Das japanische Reich erstreckt sich in einer langen, aus 3850 großen und kleinen Inseln und Klippen bestehenden Reihe von 24° 3′ nördl. Br. (Terumashima in der Liu-Kiugruppe) bis 51° nördl. Br. (Shumshu, die nördlichste der Kurilen) und von 122° 58′ östl. L. v. Gr. (Liu-Kiuinsel Jonakuni) bis 156° 36′ (Shumshu). Das über nahezu 27 Breiten- und mehr als 33,5 Längengrade sich ausdehnende Land wird begrenzt im N. durch die Kurilenstraße, die es von Kamtschatka trennt, im O. und S. durch den Stillen Ozean, im W. durch das Ochotskische und Japanische Meer und das Chinesische Ostmeer. Durch die Lapérousestraße wird J. von der Insel Sachalin, durch die Koreastraße von Korea geschieden. Die lange Inselreihe gliedert sich in vier Gruppen: 1) Altjapan, das eigentliche J. zwischen Colnet- und Tsugarustraße, von 30—41,5° nördl. Br., in ältester Zeit Ōya-shima (»die großen acht Inseln«) genannt, die Inseln Hondo (Honshu), Kiushiu, Shikoku, Awaji, Sado, Oki, Iki und Tsushima umfassend, denen sich noch Tanegashima und Yakunoshima im S., Koshikishima, Amakusa und die Goto (»Fünfinseln«) im W. von Kiushiu, ferner die Shichito (»Sieben-inseln«) im S. von Hondo zugesellen. 2) Die Insel Jeso, von den Japanern jetzt gewöhnlich Hokkaidō (»Nordseestraße«) genannt, nordöstlich von Hondo zwischen der Tsugarustraße und der Meerenge Lapérouse (41½—45⅔° nördl. Br.). 3) Die Kurilen (japan. Chi-jima, »Tausendinseln«), 36 größere Inseln zwischen Jeso und Kap Lopatka (43—51° nördl. Br.). 4) Die Liu-Kiuinseln (Lu-tschu, Riu-Kiu), amtlich Okinawa, zwischen der Colnetstraße und der Insel Formosa (30 u. 24° nördl. Br.). Hierzu kommen noch als kleinster und außerhalb der oben bezeichneten Grenzen gelegener Besitz Japans: 5) die Bonininseln, früher Muninto oder Muninjima (»menschenleere Inseln«), jetzt nach ihrem japanischen Entdecker Ogasawarashima genannt, im Stillen Ozean, unter 142° östl. L. und 27—28° nördl. Br. Die größten Inseln, Hondo (223,520 qkm), Jeso (77,993 qkm), Kiushiu (35,657 qkm) und Shikoku (17,756 qkm), umfassen 59, bez. 20,6, 10,5 und 4,7 Proz. des auf 382,416 qkm (6945 QM.) berechneten Gesamtareals.

Küstenentwickelung und Meeresteile. Die japanischen Inseln haben eine beträchtliche Küstenentwickelung und namentlich auf der Süd- und Südwestseite viele geschützte, aber freilich oft sehr seichte Buchten. Der am meisten geschlossene Meeresteil ist das Japanische Binnenmeer (Seto-uchi, »innerhalb der Straßen«), zwischen den Inseln Hondo, Kiushiu und Shikoku, das durch die sehr schmale Van der Kapellen-Straße mit der Koreastraße, durch die Bungo- und die Linschotenstraße mit dem Stillen Ozean in Verbindung steht, mit vielen, meist vulkanischen Inselchen besäet und durchweg so seicht ist, daß eine Hebung des Bodens um nur 30—35 m an vielen Stellen trockne Landverbindungen unter den benachbarten großen Inseln bewirken würde. In die Küsten der Insel Kiushiu dringen der Kagoshimagolf mit der 1130 m hohen vulkanischen Insel Sakurajima und der noch größere Simabaragolf mit den Inseln Amakusa, Kamishima u. a. tief ein. Die Insel Hondo hat an der Südseite die Buchten von Kobe, die Totomibucht mit der Owaribai und dem Surugagolf und die Tokiobai mit dem vortrefflichen Hafen von Jokohama, an der Ostküste die Sendaibucht, an der Tsugarustraße die Aomoribai mit einem der tiefsten und sichersten Häfen, an der Westküste die Bai Fusenoumi und die schöne Wakasabai mit der einen trefflichen Hafen bietenden Tsurugabai. In die Küste von Jeso schneiden die Bai von Hokodate und nördlicher die große Vulkanbai ein, erstere der beste Hafen der Insel. Unter den permanenten Meeresströmungen ist der warme Kuro Siwo (s. d.) am bemerkenswertesten, während die, teils aus dem Ochotskischen, teils aus dem Beringmeer kommenden kalten Strömungen, die Kurilische, Sachalinische und Limanströmung sowie die durch die Monsune bewirkten Triftströmungen von geringerm Einfluß auf das Klima Japans erscheinen.

Bodengestaltung.

J. ist vorwiegend Gebirgsland. Seine Gebirgszüge folgen meist der Hauptrichtung der Inseln von SSW. nach NNO. und sind dann aus ältern Schiefern und Quarziten aufgebaut und nicht selten von vulkanischen Kuppen gekrönt oder seitlich begleitet. In der größten Breite von Hondo, zwischen 35 und 37° nördl. Br., erreicht das Land in einigen vulkanischen Gipfeln (Fuji-no-yama 3750, Ontake 3020 m) seine höchste Erhebung und in der Meridiankette zwischen den Provinzen Shimano und Hida, dem »japanischen Schneegebirge«, den ausgeprägtesten und wildesten Gebirgscharakter. Mauerartig ansteigende Granit- und vielzerklüftete Porphyrmassen erheben sich hier im Jari-ga-take bis 3140 m, während die Paßübergänge, wie nirgends sonst in J., 1800—1900 m hoch liegen und fast nie ganz schneefrei werden. Gipfel von 2500 m Höhe und darüber sind im mittlern Hondo zahlreich. Hierher gehören der Haku-san, Tate-yama, Norikura, Asama-yama, Kimpu-zan, Komaga-take, Shirane-san, Nantai-san, Jide-san u. a. Im nördlichen Hondo zeigen Chōkai-san, Ganju-san und Iwaki-san, drei mächtige vulkanische Gipfel, am frühesten Schneehauben. Auf der Insel Jeso erreichen der Tokatschitake und der Ischikaritake im zentralen Erhebungsgebiet 2440, bez. 2350 m. Dagegen bleiben alle Berge der Hauptinsel westlich des Biwasees und der Bucht von Owari unter 2000 m. So erreicht der Omine-san unter 34° nördl. Br. als höchster Gipfel der gebirgigen Halbinsel Yamato, die östlich der Linschotenstraße den südlichsten Teil von Hondo darstellt, nur 1710 m, die Schieferrücken der Insel Shikoku nur 730 m, wogegen der höchste Gipfel von Kiushiu im Kirishima-yama zu 1710 m u. ein Vulkan auf der Insel Jakushima an der Colnetstraße zu 1930 m aufsteigt.

Digitized by Google

Gewässer. Bei der geringen Breite der Inseln und dem Umstand, daß Gebirge dieselben der Länge nach mitten durchziehen, konnten sich keine größern Flüsse entwickeln. Die meisten haben im Oberlauf ein zu starkes Gefälle und lagern im kurzen Unterlauf zu viel Sand ab, um für den Verkehr von großer Bedeutung zu sein. Zu nennen sind der lachsreiche Ishikari auf Jeso, der Shinano-gawa, Tone-gawa und Kiso-gawa sowie der Kitakami-gawa und der Yodo-gawa (als Abfluß des großen Biwasees) auf Hondo, der Chikugo-gawa auf Kiushiu und der Yoshino-gawa auf Shikoku. Seit 1886 ist der Biwasee durch einen mit einem Kostenaufwand von 1½ Mill. Jen hergestellten Schiffahrtskanal mit dem Kioto durchströmenden Kama-Gawa verbunden worden. Auf dem Kioto mit Osaka verbindenden Yodo-gawa besteht ein lebhafter Verkehr flacher Dampf- und Ruderboote.

Geologisches.

In geologischer Beziehung wurde J. erst während der letzten 20 Jahre genauer bekannt. Auf den Urgneis, der nur an wenigen Stellen ansteht, folgen alte kristallinische Schiefer (Glimmer-, Talk- und Chloritschiefer mit Einlagerungen von körnigen Kalken und Serpentinen), welche namentlich auf Shikoku mächtig entwickelt sind und hier alle höhern Berge bilden. Paläozoische Schichten von Thonschiefer, Grauwacke, Quarziten und Kalksteinen erreichen eine Mächtigkeit von 10,000 m; ihnen kommt der Hauptanteil an dem Aufbau des Inselreiches zu; durch Petrefaktenführung als karbonisch erkannte Fusulinenkalke finden sich namentlich im mittlern Hondo. Von mesozoischen Sedimenten, welche eine geringere Verbreitung haben, sind solche, welche der Trias, dem Jura und der Kreide zugehören, besonders auf Jeso und Hondo nachgewiesen worden; auch Tertiärschichten, reich an bauwürdigen Braunkohlenablagerungen, sind an der Küste und in kleinen Becken, zumal auf Kiushiu und Jeso, entwickelt.

Unter den ältern Eruptivgesteinen herrscht der Granit vor. Aus ihm bestehen ganze Bergzüge, die besonders im südwestlichen u. mittlern Hondo zu gewaltiger Höhe ansteigen und in Komaga-take an der Grenze von Koshiu mit 3000 m ihre größte Höhe erreichen. Auch Syenit und Diorit sind mehrfach bekannt geworden. Diabase und Diabastuffe (Schalsteine) finden sich zwischen den paläozoischen Sedimenten eingeschaltet in dem nördlichen Teil der Hauptinsel, Porphyrit und Quarzporphyr in mächtigen Ergüssen in Chiugoku. Die jüngern Eruptivgesteine sind hauptsächlich Andesit in vielen Abänderungen, Dacit, Quarztrachyt, nur selten Basalt. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist der nördliche Teil von Hondo; im mittlern Hondo, auf Chiugoku, auf Shikoku und auf den Inseln des Binnenmeeres sind sie selten, auf der Kishiuhalbinsel fehlen sie sogar ganz; dagegen kommen sie in großer Ausdehnung wieder auf der südlichen Insel Kiushiu vor.

Was den geologischen Bau der Inselgruppe anlangt, so zerfällt Süd- wie Nordjapan in drei deutliche longitudinale Zonen; zwischen diesen beiden Gebieten liegt, durch bedeutende Dislokationen von ihnen getrennt, eine gewaltige, von Simoda an der Ostküste quer über die Hauptinsel zur Fusenobucht an der Westküste reichende Bruchregion, aus welcher sich mehrere große Feuerberge erheben. Starke Faltungen sind dreimal im Laufe der Zeit mit großer Intensität aufgetreten, nach Bildung der kristallinischen Schiefer, dann nach Ablagerung der paläozoischen Schichtenreihen und schließlich in der Tertiärzeit. Den beiden letzten Faltungsepochen ging jedesmal ein Zeitalter der Ruhe voraus; nach den Hauptfaltungsvorgängen oder wenigstens lange Zeit nach Beginn der Faltungen fanden ausgedehnte vulkanische Ergüsse statt. Während aber vor dem Beginn der ältern Eruptionen große Längsbrüche gebildet wurden, sind die spätern vulkanischen Ergüsse durch unregelmäßig begrenzte Einbrüche, Abbrüche, Zerstückelungen etc. vorbereitet und begleitet worden. So treten denn auch die Granite in Form großer, langgestreckter Massenausbrüche auf, während die Eruptionen der spätern Zeit ein Hervorquellen der heißflüssigen Massen an vielen, durch breite Lücken voneinander getrennten Punkten zeigen.

Den Spuren vulkanischer Thätigkeit begegnet man in J. nach allen Richtungen. In dem großen vulkanischen Gürtel, welcher den Stillen Ozean umgibt, bildet das Land seiner ganzen Länge nach ein wichtiges Glied mit etwa 20 thätigen und Hunderten von erloschenen Vulkanen. Von erstern nennen wir besonders Aso-yama östlich der Stadt Kumamoto auf Kiushiu, Asama-yama nordwestlich von Tokio, Shirane-yama und Bandai-san nördlich von Tokio, Komaga-take auf Jeso. Zu den erloschenen oder vielmehr jetzt ruhenden gehören der Kirishima-yama und viele hohe Gipfel auf Hondo wie auch der erhabene Fuji-san oder Fusi-yama, dessen beschneiter Gipfel im W. von Tokio und Jokohama wie ein riesiger Zuckerhut hoch in die Lüfte ragt, ein Wahrzeichen für den Schiffer und Landmann, der heiligste Berg des Landes, den in der schneefreien Zeit (Juli und August) jährlich nahezu 20,000 weiß gekleidete Pilger besteigen. Indifferente und Schwefelthermen zählt das Land mehrere Hunderte. Erdbeben sind häufig und verheeren, gleich vulkanischen Aschenregen, noch jetzt ebenso wie in frühern Zeiten ab und zu weite Landstrecken.

Unter den nutzbaren Mineralien nehmen die Kohlen die erste Stelle ein. Die jurassischen Kohlen sind zwar nicht bauwürdig, wohl aber die tertiären, besonders auf Kiushiu und Jeso entwickelten Kohlen. Die Jahresproduktion der nahezu 800 Kohlengruben beträgt etwa 890,000 Ton., von welchen die beiden Gruben Takashima und Miike fast die Hälfte liefern. Auch Kupfer- und Antimonerze gelangen in ansehnlichen Mengen zur Ausfuhr. Eisenerze finden sich in Nordhondo. Die alten Gold- und Silbergruben (besonders in den Provinzen Ugo und Tajima sowie auf der Insel Sado) gelten als erschöpft, ebenso die Gruben auf Blei, Zinn, Zink und Quecksilber. Sehr groß ist der Reichtum an vortrefflichem Kaolin; auch das Vorkommen von Alaun, Schwefel und Petroleum ist beachtenswert; von letzterm wurden in den Provinzen Ugo, Etschigo, Shinano und Totomi 1879 ca. 6000 Ton. gewonnen. Vgl. Naumann, Über den Bau und die Entstehung der japanischen Inseln (Berl. 1885); Derselbe, Neue Beiträge zur Geologie und Geographie Japans (Ergänzungsheft 108 zu »Petermanns Mitteilungen«, 1893); Harada, Die japanischen Inseln, eine topographisch-geologische Übersicht (Berl. 1890).

Klima, Pflanzen- und Tierwelt.

Das Klima Japans ist gesund. Es steht unter der Herrschaft der Monsune: warmer, feuchter, vom warmen Kuro-shiwo kommender Südwinde im Sommer, kalter, rauher und heftiger Nord- und Nordwestwinde während des Herbstes und Winters. Die Temperaturabnahme mit wachsenden Breiten ist rascher im Norden als im Süden Japans. Die Jahrestemperatur beträgt bei 32° nördl. Br. für die Westküste 16° (Winter 6,5°, Sommer 24,8°), für die Ostküste 16° (Winter 6,8°, Sommer 24,5°), bei 44° nördl. Br. für die Westküste

Digitized by Google

6,8° (Winter —4°, Sommer 17,8°), für die Ostküste 4,7° (Winter —4,8°, Sommer 13,9°). Auffallend sind in der jährlichen Periode die Verspätung des Wärmemaximums und die hohe Herbstwärme (kältester Monat Januar, wärmster August, September erheblich wärmer als Juni, dessen Wärme der des Oktobers fast gleich ist). Mittlere Jahresextreme (nach Hann): Hakodate 28,9° und —16,7°, Niigata 35° und —4,3°, Tokio 34,1° und —6,7°, Decima 31,6° und —2,4°. Mäßigt auch das Meer mit dem Kuro-shiwo die großen Gegensätze des benachbarten Festlandes zwischen dem heißen, regenreichen Sommer und dem trocknen, kalten Winter mit vorherrschend heiterm Himmel, so sind die Extreme, verglichen mit andern Ländern unter gleicher Breite, doch noch sehr groß. Der Winter ist beispielsweise viel kälter als in der Mittelmeerregion. Er bringt, wenn auch nur vorübergehend, selbst dem südlichen Kiushiu noch Frostnächte und Schnee in der Breite des Nildelta, den Gebirgen überall und im N. auch dem Flachland große Schneemassen, doch keine hohen Kältegrade. Die regenreichsten Gebietsteile liegen im SO. (230—236 cm), dann folgt die mittlere Westküste von Nippon (Kanazawa 277 cm), während an der Ostküste die Regenmengen unter 200 cm liegen, ja stellenweise 100 cm nicht erreichen. Regenmaxima: im Juni und September an der Süd- und Ostküste, im Juli und November an der Westküste. Die Westküste, namentlich die Gebirgsthäler, bedeckt im Winter tiefer Schnee. Im Herbst werden das Chinesische und Japanische Meer nicht selten von heftigen Wirbelstürmen, »Taifunen«, heimgesucht, welche, aus der Tropenzone kommend, etwa bei 30° nördl. Br. aus der südöstlichen Richtung in die nordöstliche übergehen und dann dem Kuro-shiwo folgen. Da das Land vom Meeresniveau bis zu Gipfeln über 3000 m sich erhebt und in Meridianrichtung sich über 27 Breitengrade erstreckt, kann von Gleichartigkeit des Klimas nicht die Rede sein.

Pflanzenwelt. Die japanische Inselkette durchlaufen in gedrängter Folge Florenübergänge von rauh borealem Charakter bis zum Beginn des tropischen. Überall fällt der Reichtum von Holzgewächsen ins Auge, welche nahe ¼ des gesamten Pflanzenschatzes ausmachen. Am reichsten vertreten sind Koniferen und Amentaceen, denen sich von tropischen Baumformen Lauraceen und Bambuse zugesellen. Monotypisch sind die Schirmfichte (Sciadopitys) und die Gattung Thujopsis, mit China gemeinsam die Gattung Cunninghamia, Cryptomeria, Biota und Gingko. Der Kampferbaum (Cinnamomum Camphora) begleitet die Nadelhölzer auf der Insel Chusan und bewohnt Kiushiu. Von Baumformen des Mittelmeergebietes sind in speziellen Arten vertreten die japanische Buche (Fagus Sieboldi), die Kastanie (Castanea japonica) und die Ulmacee Planera Kinaki, deren Bauholz in Nippon geschätzt wird. Besonders zahlreich sind die Ahornbäume. Unter den immergrünen Gebüschen zeichnen sich die Kamellien aus, zu denen auch der Theestrauch gehört, Rhododendron-Arten, der Buchsbaum (Buxus sempervirens), ferner Rubiaceen, Myrsinaceen und Styraceen, Aquifoliaceen und Cornaceen, von welch letztern die Gattung Aucuba charakteristisch ist. Unter den tropischen Formen sind Palmen und Cycadeen im südlichen J. zu nennen. Zu erstern gehört die bei Tokio wachsende Chamaerops excelsa. Als Arzneipflanze hochgeschätzt ist die Ginsengstaude (Panax Ginseng) aus der Familie der Araliaceen. Die Kultur hat nicht in dem Maße wie in China die Wälder verdrängt, welche namentlich auf der Höhe allgemein angetroffen werden (s. den Abschnitt über die Waldungen, S. 495), während die Thäler mit reichen, wohlbewässerten Ackerfeldern und Pflanzungen besetzt sind.

Hinsichtlich seiner Tierwelt gehört das Inselreich J. gemäß seiner langgestreckten Lage zu drei verschiedenen geographischen Bezirken: die nördlichsten Inseln zur sibirischen oder nordeuropäischen Subregion der paläarktischen Region, das mittlere J. zur mongolischen Subregion der gleichen Region und der südlichste Teil zur orientalischen Region, und zwar zur indochinesischen Subregion. Charakteristisch für Japans Fauna sind ein Affe (Inuus speciosus), ein Bär der Gattung Ursus, ein eigentümlicher Hund (Nyctereutes viverrinus), eine bestimmte Art Dachs, ein Wildschwein, ein stattlicher Hirsch (Cervus Sika); von Vögeln eine Fasanenart. Reptilien sind selten, von Amphibien ist die auffälligste Erscheinung der Riesensalamander (Sieboldia maxima, Cryptobranchus japonicus) in den kleinen Bergflüssen und den zu Bergseen umgewandelten ehemaligen Kratern. Unter den Mollusken fallen im nördlichen J. riesige Clausilien auf. Die Insektenwelt ist reich an Arten und Individuen. Aus dem Formenreichtum, den das Meer in allen Klassen bietet, sei der berühmte Glasschwamm (Hyalonema Sieboldii) hervorgehoben, der bei Jedo in der Tiefe von einigen hundert Faden gefischt wird.

Bevölkerung.

Das Wachstum der Volkszahl ist bedeutend, immerhin bleibt die durchschnittliche jährliche Zunahme (0,9 Proz.) noch hinter der Preußens (1 Proz.) zurück. Gezählt wurden 1. Jan. 1893:

Insel	QKilom.	QMeil.	Bewohner	Auf 1 qkm
Zentral-Nippon mit Liu-Kiuinseln . .	94 793	1721	15 912 791	168
Nord-Nippon. . .	78 225	1421	6 261 150	80
West-Nippon . . .	53 561	973	9 345 888	174
Shikoku	18 210	331	2 903 332	159
Kiushiu	43 615	792	6 326 905	145
Jeso mit Kurilen .	94 012	1707	340 374	4
Zusammen:	382 416	6945	41 089 940	107

Am 31. Dez. 1893 ward die Bevölkerung auf 41,386,265 berechnet (20,905,359 männlich, 20,480,906 weiblich). Darunter befanden sich 8435 Fremde, davon 5033 Chinesen, 1465 Briten, 635 Nordamerikaner, 426 Deutsche, 300 Franzosen, 152 Russen rc. Von den Fremden lebten in Tokio 761, in Jokohama 4946, in Hiogo-Osaka 1768, in Nagasaki 960. Die Zahl der Aino auf Jeso und den Kurilen schätzt man auf 12,000. Von Japanern befanden sich Ende 1893: 35,550 im Ausland, davon 12,360 auf Hawaï, 9204 in Korea. Während des Jahres 1893 fanden statt: 357,913 Eheschließungen und 116,636 Ehescheidungen, 1,177,663 Lebendgeburten, 108,872 Totgeburten und 937,177 andre Sterbefälle. Den Ständen nach setzte sich die Bevölkerung 1. Jan. 1893 zusammen aus 3853 Kwasoku (Edle), 2,014,306 Sisoku (alte Kriegerkaste, Samurai) und 39,071,781 Hemin (übriges Volk). Hierzu kommen noch 45 Mitglieder der kaiserlichen Familie, Shinno (der Mikado, die Kaiserin, die Kaiserin-Mutter und der Thronfolger) und Kozoku (die übrigen Prinzen und Prinzessinnen). Die Kwasoku (»Blume der Familien«) sind entstanden aus der Vereinigung des in der Feudalzeit bestehenden Hofadels (Kuge) mit 155 Familien und des Feudaladels (Buke oder Daïmio) mit 255 Familien. Nach der Beseitigung

Digitized by Google

des Shôgunats und Feudalwesens wurden fünf Rangstufen geschaffen und in die drei letzten derselben auch diejenigen Personen nebst Familien eingereiht, die, obgleich früher nur Samurai, sich um den Mikado und das Land seit 1868 besonders verdient gemacht hatten. Danach gab es in J. 36 Ko (11 Fürsten und 25 Marquis), 76 Haku oder Grafen, 323 Schi oder Vicomtes und 75 Dan oder Barone. Die letzten vier Rangstufen haben sich in den letzten Jahren durch weitere Ernennungen einigermaßen vermehrt. Die *Sisoku* oder *Samurai* teilten sich früher in mehrere Rangklassen, unter denen die Hatamoto (»Fahnenstützen«), die Samurai des Shôguns, obenan standen. Sie waren die Beamten und erblichen Krieger des Feudalherrn, zu deren Stolz und Vorrechten das Schwerttragen und Bauchaufschlitzen (Harakiri) gehörten. Seit der Restauration (1868) haben sie sich vielfach den Berufsarten des Volkes zugewendet; immer aber rekrutiert sich noch heute das Kriegs- und Beamtenheer vornehmlich aus ihnen. Die *Hemin* zerfielen in drei Klassen: Hiyakusho oder Bauern, Shokuin oder Handwerker und auf der untersten Stufe die Akindo oder Kaufleute, zu denen später auch die früher verachtete Klasse der Eta (Abdecker, Gerber, Lederarbeiter, Totengräber) gerechnet wurde.

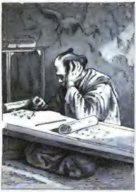
Abgesehen von den *Aino* (s. d.) auf Jeso und den südlichen Kurilen sind die heutigen Bewohner Japans ein einheitliches Volk nach Sprache, Kleidung, Sitte und Lebensweise und zwar von der Tsugarustraße bis gegen Formosa hin, hervorgegangen aus einer frühzeitigen asiatischen Einwanderung über Korea nach südlichen und südwestlichen Landesteilen und ihrer Vermischung mit Eingebornen, welche den Aino zugerechnet werden. Ob auch malaiische Elemente von S. her und polynesische hinzukamen, bleibt unerwiesen (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 13, 14). Nach ihren *körperlichen Eigenschaften* gehören die Japaner der mongolischen Völkerfamilie an, sind von mittlerm, gedrungenem Wuchs, die Männer im Durchschnitt 158 cm, die Frauen des Volkes 145 cm, die der vornehmen Klasse 147,4 cm groß. Ihre Hautfarbe ist hellgelb mit großen Abstufungen, so daß sie sich einerseits derjenigen der Europäer nähert, anderseits der tiefgelben oder hellbraunen der Chinesen und Malaien. Das Haar ist schwarz und schlicht; sein Wuchs ist auf dem Kopf dicht und kräftig, dagegen schwach und dünn an andern Körperteilen. Doch gibt es einzelne Japaner mit schönem Vollbart. Auf die Pflege des Kopfhaares hat der Japaner, im Gegensatz zum Aino, immer viel Sorgfalt verwendet. In der Neuzeit breitet sich die westeuropäische Haartracht immer mehr aus. Im Vergleich zum Europäer und Gesamtwuchs erscheint der Kopf des Japaners groß, zum brachycephalen Typus geneigt. Augen und Nase zeigen ganz den mongolischen Charakter. Jene sind geschlitzt und mit ihren Längsachsen zur Nase geneigt, diese ist in der Regel breit und flach, doch findet man auch hier Annäherungen an den kaukasischen Typus.

Städte mit mehr als 30,000 Bewohnern (ohne Vorstädte) gab es 31. Dez. 1893: 35, darunter sechs mit über 100,000, nämlich Tokio 1,278,151, Osaka 485,331, Kioto 316,292, Nagoya 188,861, Hiogo-Kobe 153,280, Jokohama 152,395 Einw.

Religion. Als die Vorfahren des japanischen Volkes im südlichen Teile des jetzigen Reiches landeten, hatten sie sich bereits vom Naturdienst zum Ahnendienst erhoben, der sich bis auf unsre Zeit unter dem Namen *Shintoismus* erhalten hat. Der bemerkenswerte Zug desselben ist die göttliche Verehrung der *Kami* oder Geister berühmter Fürsten, Helden, Gelehrter, neben denen aber noch Legionen untergeordneter Götter das Pantheon des Volkes füllen. Die hervorragendsten Objekte des Naturdienstes, wie Himmel und Erde, Sonne und Mond, Feuer ꝛc., werden dabei mit der Schöpfungsgeschichte der Urahnen innig verwoben und mit denselben zum Teil identifiziert. Eine bestimmte Glaubens- und Sittenlehre geht dem Shintoismus gänzlich ab. Seine Sittenlehre stammt aus der Moralphilosophie des Konfutse und andrer chinesischer Weisen; auch die Wallfahrten führten sich nach dem Beispiel der Buddhaverehrer ein. Die kleinen einfachen Tempel, Miya, enthalten in ihrem Innern nur einen einfachen Tisch, auf dem ein runder Metallspiegel als Sinnbild des Glanzes und der Sonne, das Gohei, weiße, an den Rändern zusammenhängende Papierstreifen, und ein Edelstein oder eine Kugel aus Bergkristall die Reinheit, Tiefe und Macht der Kami vorstellen sollen. Vor dem Tempel steht das Torii, ein Galgenthor aus zwei Pfosten mit beiderseits überragenden Querbalken. Die Shintogötter sind, ungleich den erhabenen Gestalten des Buddhismus, mit allen menschlichen Gefühlen und Schwächen behaftet, an ihren Jahresfesten sucht man sie durch Speise und Trank, theatralische Aufführungen, Pantomimen ꝛc. zu ergötzen. Wer sich durch Tapferkeit, Gelehrsamkeit und Wohlthätigkeit auszeichnet, wird nach seinem Tode unter die Götter versetzt, und noch jetzt bestimmen der Mikado und seine Räte den Rang, den ein solcher in dieser Gesellschaft einzunehmen hat. Der Shintodienst hat ein ausgebildetes Ritual; seine Priester haben nur im Amt eine besondere Tracht, es gibt für sie kein Cölibat und keine Klöster. Ihre Würde ist erblich, und sie gelten vielleicht deshalb als weit weniger unterrichtet als die Diener des Buddhismus. 1890 zählte man 193,242 Shintotempel und 14,717 Priester bei zehn verschiedenen Sekten. Zu der alten Kamilehre gesellte sich angeblich im 3. Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aber viel später, die politische Philosophie des *Konfutse*, die, obwohl anfangs mit viel Enthusiasmus aufgenommen, nie tief in das Volk eingedrungen ist, dagegen die Denk- und Lebensweise der Samurai sehr stark beeinflußt und der Kamilehre eine wesentliche Stütze gegeben hat, wie sie auch zum japanischen Feudalsystem vortrefflich paßte. Einen weitern mächtigen Einfluß auf den Kamidienst hat der *Buddhismus* ausgeübt, der in der Mitte des 6. Jahrh. über Korea nach J. gelangte und, dem Shintoismus sich anpassend, zugleich von oben begünstigt, sich sehr schnell verbreitete und sich im 13. Jahrh. zur höchsten materiellen und geistigen Macht entfaltete. Anfang 1893 gab es in J. zwölf buddhistische Sekten mit 71,839 Tempeln, 36,247 Kapellen und 52,054 Priestern und 744 Nonnen. Hauptsitz der buddhistischen Hierarchie ist Kioto. Shintoismus und Buddhismus bestanden bis 1868 ungestört nebeneinander, auch fand und findet noch heute keine scharfe Scheidung zwischen den beiden Bekenntnissen statt, da alle religiösen Handlungen bei dem Eintritt ins Leben sowie bei dem Begräbnis den Buddhisten zufallen. Als damals aber die Regierung die reichen Vermögen der Tempel und Klöster an Geld und Liegenschaften einzog und die Priester auf Sporteln und milde Gaben anwies, wurden viele buddhistische Tempel für den Shintodienst eingerichtet und die Statuen Buddhas selbst auf den höchsten Bergen durch Spiegel und

Digitized by Google

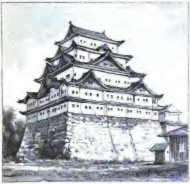
Japanische Kultur I.



1. Schreiber.

2. Buddha als Kind (Japan. Zeichnung).

3. Dschonke.



4. Burg in Nagoija.

5. Altjapan. Krieger. 6. Offizier. 7. Dame.

8. Theehaus bei Tokio.

9. Tempel O-Jawuts.

Digitized by Google

Japanische Kultur II.

1. Tabakspfeife. — 2. Pfeifenbehälter und Tabakstasche. — 3. Stichblatt eines Schwertes. — 4. Toilettespiegel. — 5. Bronzevase aus Kioto. — 6. Münzen. — 7. Wappenzeichen. — 8. Schwert. — 9. Dolch. — 10. Lanze. — 11. Handwaschgefäß. — 12. Schrift. — 13. Theekanne aus gebranntem Thon. — 14. Prunkmöbel (Schrank). — 15. Satsuma-Fayence-Gefäß. — 16. Masken. — 17. Bild einer Gottheit. — 18. Lackmalerei. — 19. Bordürenmuster. — 20. Malerei. — 21. Große Glocke von Kioto. — 22. Steigbügel. — 23. Kopfstütze beim Schlaf. — 24. Seidenstoffmuster.

Digitized by Google

Gohei ersetzt. Auch werden die größern Shintotempel vom Staat oder der Gemeinde erhalten, doch ist keins dieser beiden heidnischen Bekenntnisse Staatsreligion. Das Christentum wurde bereits 1549 durch den Jesuiten Franz Xavier nach J. gebracht, und so schnell verbreitete es sich, daß man 1581 schon 200 Kirchen, 59 Missionare nebst vielen eingebornen Gehilfen und 150,000 Christen zählte. Aber diese starken Gemeinden wurden durch die im 17. Jahrh. ausbrechenden Verfolgungen fast ganz ausgerottet; 1638 wurde die christliche Religion bei Todesstrafe verboten. Nachdem aber die Amerikaner 1854 die Öffnung des Landes erzwungen hatten, konnte die christliche Mission wieder einsetzen. Die japanische Regierung legte keinerlei Hindernisse in den Weg, und die neue Verfassung sichert jedem volle Freiheit in religiösen Dingen, so daß man Ende 1893 die Zahl der eingebornen Christen auf 103,637 angeben konnte, wovon 45,000 der römisch-kath. unter drei Bischöfen, 67 europäischen und 15 japanischen Priestern, 21,239 der griechischen und 37,398 der protestantischen Kirche angehörten. Gegenwärtig arbeiten in J. 25 englische und amerikanische protestantische Missionsgesellschaften auf 71 Stationen, seit 1885 auch der deutsche Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Von den jetzt bestehenden 249 Gemeinden erhalten sich 92 bereits selbst. Alle haben Schulen errichtet, viele auch Waisenhäuser. Die Bekehrten gehören fast ausschließlich dem Volke an, nur wenige Samurai haben sich bis jetzt offen zum Christentum bekannt, darunter aber gerade solche, die wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihres reinen Lebens beim Volke in hoher Achtung stehen.

Kulturverhältnisse.

(Hierzu Tafel »Japanische Kultur I u. II«.)

Während der Feudalzeit bestanden öffentliche Schulen nur für die Samurai, die Kinder der übrigen Stände empfingen ihren Unterricht in Privatschulen. Nachdem aber 1871 ein Unterrichtsministerium geschaffen war, wurden sehr bald Elementar- und Mittelschulen errichtet und der Schulbesuch obligatorisch gemacht. Dennoch besuchten 1891 von 7,195,412 schulpflichtigen Kindern 3,674,694 die Schule gar nicht oder doch nur auf kurze Zeit. Die Elementarschulen zerfallen in gewöhnliche, die vom 6.—10., und höhere, die vom 10.—14. Jahre zu besuchen sind; in den letztern wird Naturgeschichte, Englisch, Ackerbau und Handel gelehrt. Diese Elementarschulen (1891: 25,396 mit 69,586 Lehrkräften) müssen von den Gemeinden unterhalten werden. Mittelschulen sollen möglichst in jeder Präfektur errichtet werden. Für die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird noch ungenügend gesorgt; gegenwärtig gibt es 31 höhere Mädchenschulen mit 3120 Schülerinnen. Eine Universität besteht in Tokio (Ende 1894 mit 150 Dozenten, 1396 Studierenden und 6 Fakultäten: einer juristischen, zu der auch die Naturwissenschaften gehören, einer medizinischen, technischen, philosophischen [Litteratur], naturwissenschaftlichen und einer landwirtschaftlichen, zu der auch Forstwissenschaft und Veterinärwissenschaft gehören). Die deutschen, englischen u. französischen Professoren lehren in ihrer Muttersprache. In der medizinischen Fakultät sind Vorbildung der Studenten, Unterrichtsmethode und Lehrmittel deutsch. Alle Studierenden müssen vor ihrem Eintritt in die Universität bereits 4 Jahre lang deutschen Unterricht auf einer höhern Mittelschule genossen haben. Außerdem bestehen 7 Gymnasien mit 300 Lehrern und 4000 Schülern, 102 technische Schulen, 106 Mittelschulen, 59 Präparandien, 2 Navigationsschulen, 2 Militärschulen, 10 Handelsschulen, 7 Ackerbauschulen, eine Ingenieurschule, 2 Schulen für die Kinder von Adligen, 2 höhere Töchterschulen, eine Anstalt für Post und Telegraphenwesen, ein Konservatorium für Musik, eine Schule für höhere Künste, Taubstummen- und Blindenanstalten, Kindergärten (1893 mit 12,484 Kindern), eine Turnanstalt, ein Seminar in jeder Präfektur und ein höheres Seminar für Direktoren in Tokio. Von den Privatschulen sind 703 für japanische und chinesische Litteratur, 245 für englische Sprache, 157 für Handfertigkeit, 128 für Mathematik ꝛc. Für den öffentlichen Unterricht waren im Budget für 1894 vorgesehen 941,836 Jen. Bibliotheken bestehen an mehreren Orten, die größte ist die in Tokio mit 294,344 Bänden und 1890 von 59,717 Personen benutzt. Die erste Tageszeitung erschien 1872, 1890 betrug die Zahl der Zeitungen und Zeitschriften 716 (316 in Tokio) mit 188,289,728 Exemplaren. Unter den in japanischer Sprache erscheinenden Zeitungen befinden sich ein Regierungsanzeiger, christliche u. buddhistische Zeitschriften, illustrierte und Witzblätter; von den in englischer Sprache herausgegebenen erschienen drei in Jokohama (»Japan Daily Mail«, »Japan Daily Herald«, »Japan Gazette«), je eine in Kobe und Nagasaki. Ferner sind zu nennen die »Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens« und die »Transactions of the Asiatic Society of Japan«. Es besteht zwar nominell Preßfreiheit, doch sind die Preßgesetze sehr streng und gestatten leicht die Suspendierung, bez. Unterdrückung irgend einer Zeitschrift. Von sonstigen Druckwerken erschienen 1890: 18,720, davon waren 7476 selbständige Werke, 10,580 Sammelwerke, 223 Übersetzungen.

Die geistigen Eigenschaften der Japaner weichen von denen der übrigen ostasiatischen Völker noch weit mehr ab, als bei der Betrachtung ihrer körperlichen Merkmale sich das bereits gezeigt hat. Wir begegnen dabei einer ganzen Reihe uns sympathischer Züge. Zu rühmen sind der Reinlichkeitssinn und natürliche Anstand, das höfliche, freundliche und humane Benehmen, das heitere, glückliche Familienleben, die Ehrerbietung und Zuvorkommenheit der Kinder gegen ihre Eltern, der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, der Rechtssinn, die Achtung vor der geistigen Überlegenheit, die Freude an den Schönheiten der Natur, das hohe Bildungsbestreben und die Vaterlandsliebe des japanischen Volkes. Dagegen verbindet der Japaner mit unverkennbarem Talent und Streben gar häufig nicht die nötige Ausdauer, begnügt sich oft mit der Schale, statt zum Kern vorzudringen, und wird hierdurch leicht oberflächlich. In den vielen Jahrhunderten seiner Kultur bewies das japanische Volk mehr Nachahmungstalent als schöpferische Kraft.

Die japanische Schrift- und Umgangssprache ist aus einem einheimischen Idiom, dem Yamato, und dem Chinesischen hervorgegangen, mit 72 Silbenzeichen für jenes und den bekannten Wortsymbolen für dieses. Das Yamato hat weder Guttural- noch Nasallaute; seine Silben enden alle in Vokale, und es hat sich auch die japanische Aussprache des Chinesischen bis auf das finale n ihm völlig angepaßt. Die japanische Sprache ist agglutinierend, hat gewisse Flexionsendungen, ist aber im Wortschatz und in grammatischen Formen arm. Wie der Chinese statt r stets l ausspricht, so fällt umgekehrt dem Japaner der L-Laut schwer (weiteres s. Japanische Sprache und Litteratur).

Digitized by Google

Der Japaner lebt mäßig und frugal. Seine Nahrungsmittel sind vornehmlich in Wasser gekochter Reis, Hirsearten, besonders im Gebirge, verschiedene Hülsenfrüchte, Knollengewächse, Gurkenarten und Pilze, ferner Fische, Krusten- und Weichtiere; Brot, Milch, Butter und Käse waren unbekannt, Fleischspeisen wenig in Gebrauch. Zur Würze des Mahls dienen vornehmlich gesalzene Rettiche (Daikon), Früchte der Eierpflanze (Nasu), Gurken u. a., als Genußmittel grüner Thee ohne Zuthat, Sake oder Reisbier und Tabak, den beide Geschlechter gern rauchen. Die Kleidung der Landbevölkerung wird immer noch vorwiegend aus selbstverfertigter grober Hanfleinwand gemacht und mit einheimischem Indigo gefärbt. Sie besteht oft nur aus einem Kittel und weiten Hosen. Bei den Wohlhabendern spielen hellfarbige, schön gemusterte Baumwoll- und Seidenstoffe die Hauptrolle. Ein schlafrockähnliches Oberkleid, der Kimono, wird von Männern und Frauen getragen und ist nur im Schnitt und dem Gürtel, welcher dasselbe am Leibe befestigt, bei beiden Geschlechtern verschieden. Die Füße sind entweder nackt oder mit Socken bedeckt, bei denen nach Art der Fausthandschuhe die große Zehe von den übrigen getrennt wird, um den Riemen zur Befestigung der Stroh- oder Holzsandalen dazwischen durchzuführen. Die Kopfbedeckung ist sehr verschieden, doch begnügt sich der Arbeiter gewöhnlich mit einem Tuch um die Stirn. Die vornehmere städtische Bevölkerung ahmt mehr und mehr die europäische Tracht nach. Zu den hervorragendsten Eigenschaften der Japaner gehört ihre Reinlichkeitsliebe. Sie zeigt sich an der Person durch häufiges Waschen und Baden, im Haus, Garten und Feld sowie an der Arbeit. Das Wohnhaus ist niedrig, leicht aus Holz aufgebaut, ein- bis zweistöckig, mit schwerem Stroh-, Schindel- oder Ziegeldach, ohne Keller und Schornstein. Die Fenster werden durch Schiebethüren ersetzt, deren Gitterwerk man mit Bastpapier überzieht. Da die Häuser sich meist eng aneinander schließen, ist die Feuersgefahr groß und gehören verheerende Brände in den größern Städten zu den häufigen Erscheinungen. Die Größe der Zimmer, ja der ganze Grundriß der Häuser richtet sich in J. nach den Tatami oder Binsenmatten von durchweg ca. 2 m Länge und 1 m Breite, womit die gedielten Böden bedeckt werden. Wie die Kleidung, so ist auch die Wohnung des Japaners mehr für den Sommer als für den Winter berechnet. In letzterm erscheint sie unbehaglich, zugig und kalt, ohne zweckentsprechende Heizvorrichtungen, ohne Komfort. Vgl. beifolgende Tafel I.

Erwerbszweige.

Der Ackerbau wurde nach der japanischen Sage durch die Sonnengöttin Tensho Daijin eingeführt; ihr Tempel zu Yamada in Ise war das große Nationalheiligtum, das nach je 21 Jahren aus dem geweihten Hinokiholz neu aufgerichtet werden mußte, damit das Land Frieden habe und die Gokoku wohl gedeihen möchten. Man verstand unter Gokoku (»fünf Hauptfeldfrüchte«) Reis, Gerste und Weizen, Kolbenhirse, andre Hirsearten und Bohnen, später alle Halm- und Hülsenfrüchte. Die Landwirtschaft beschäftigte 1891: 5,489,630 Familien, davon 3 Mill. ausschließlich. Wie schon oben bemerkt, stand der Landwirt im Range über dem Handwerker und dem Kaufmann. Der Mikado war nach japanischer Anschauung der Herr des ganzen Landes, doch gehörten später die ausgedehnten Bergwaldungen sowie das Wüst- und Ödland thatsächlich den Feudalherren und jetzt dem Staat, der bebaute Boden dagegen dem Bauer als Erbpachter, der sein Eigentum vererben, verpachten oder verkaufen konnte, aber dafür sorgen mußte, daß es unter der hergebrachten Kultur blieb und der vorgesetzten Behörde die darauf berechneten Abgaben rechtzeitig abgeliefert wurden. Einen Großgrundbesitz gibt es in J. nicht. Die Abgaben der Bauern bestanden in Naturalien und waren sehr ungleich verteilt. Als aber nach der Restauration der Mikadoherrschaft 1872 bei einer gleichmäßigern Besteuerung des Grundbesitzes für die Abgaben in Natur solche in Geld eingeführt wurden, erregte dies einen derartigen Widerstand, daß man sehr bald davon absah. Der Staat sowohl als jeder Bezirk (Ken) erhebt vom Boden eine Steuer, die, je nachdem Reisland oder trocknes Ackerland in Frage kommt, 5—3 Proz. des geschätzten Grundwertes beträgt. Von der Gesamtoberfläche kamen nach japanischen Schätzungen 1882 auf Wald 49,4 Proz., Kulturland 40,6, Ödland und Waldwiesen 6,8, Baugründe und Wege 3,14 und Salzgärten an der Meeresküste 0,06 Proz. Von dem Kulturland waren 23 Proz. Reisland, 15,4 Proz. nicht künstlich bewässertes Ackerland, auf dem als Winterfrüchte Gerste, Weizen, Erbsen, Saubohnen, Raps, als Sommerfrüchte Hirse, Bohnen, Buchweizen, Knollengewächse, Baumwolle, Tabak, Hanf, Eierpflanzen rc. gebaut werden, 1 Proz. kam auf Maulbeerpflanzungen, 0,4 auf Theegärten. Das Kulturland ist sehr ungleich verteilt; in Jeso sind nur 15 Proz. des Gesamtareals produktiv. Von dem auf 28,356,945 Chô (120 Chô = 119 Hektar) berechneten Areal Altjapans (Hondo, Kiushiu, Shikoku, Awaji, Sado, Oki, Iki und Tsushima) kommen auf Bergwälder ohne Pflege und Ödland 17,302,928, auf Kultur- und Nutzland 11,054,017 Co. Am wichtigsten sind Seidenraupenzucht, Thee- und Reisbau; 1891 betrug die Ernte 38,123,548 Koku (zu 180 Lit.) Reis. Während aber letzterer überall kultiviert wird, baut man Thee und Reis nur auf Hondo, Kiushiu und Shikoku. Von den wenigen wohlschmeckenden Obstsorten Japans sind die Mandarinorangen, Kaki oder Dattelfeigen, Kastanien, Biwa (Eriobotrya japonica) die bemerkenswertesten, dagegen verlieren unsre Äpfel, Birnen, Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche sowie Wein, nach J. verpflanzt, bald ihr Aroma und degenerieren auch in Gestalt und Größe. Als Handelsgewächse kultiviert man den Lackbaum (Rhus vernicifera) im nördlichen und mittlern Hondo, den Talgbaum (Rhus succedanea) im südlichen Hondo, in Kiushiu und Shikoku, den Papiermaulbeerbaum in Shikoku und Kiushiu. Ein kleiner Ziergarten findet sich selbst in größern Städten fast bei jedem Hause, geschlossene Obst- und Gemüsegärten dagegen, wie sie bei uns sich den Wohnungen anschließen, kennt der Japaner nicht. Vgl. Fesca, Beiträge zur Kenntnis der japanischen Landwirtschaft (hrsg. von der japanischen geologischen Reichsanstalt, Berl. 1890—94, 2 Bde.).

Die Viehzucht ist von geringer Bedeutung; die Pferde (1891: 1,546,368) sind klein u. häßlich, aber ausdauernd, das Rindvieh (1,020,222) groß und schön, die Kühe geben aber Milch nur für die Ernährung des Kalbes; Esel, Maultiere, Ziegen und Schafe sind erst durch Portugiesen und Holländer ins Land gebracht worden. Schweine waren zwar schon vorhanden, ehe die Fremden kamen, werden aber nur infolge der Nachfrage durch dieselben, und zwar vornehmlich in der Nähe der größern Städte, gezogen. Hühner, Tauben und Enten sowie Bienen werden viel, Singvögel, darunter die Uguisu oder japanische Nachtigall (Cettia

Digitized by Google

cantans), dagegen wenig, Gänse aber gar nicht gehalten. Hunde, darunter ein zottiges Zwergschoßhündchen, kurzschwänzige Katzen, Kaninchen, weiße und bunte Mäuse, Ratten hält man zum Vergnügen. Großartig ist die Seidenraupenzucht, die weit über die Hälfte des ganzen Ausfuhrwertes liefert. Sie ist auf Hondo beschränkt und bildet hier die verbreitetste und wichtigste Hausindustrie. Man zieht meist den gewöhnlichen Seidenspinner (Bombyx mori), aber auch den Eichenspinner (Antheraea Yamamaï), und sammelt auch die Kokons des Kastanienspinners (Caligula japonica). — Die Waldungen nahmen 1884 auf Honshiu, Shikoku, Kiushiu 11,865,643 Chô ein, davon 5,259,201 Staats- und 6,606,412 Privatwald. Auf Kulturwälder entfallen 5,240,570 Chô, sie haben besonders das nötige Bauholz (Nadelholz) zu liefern. Außer mehreren Arten Nadelholz enthält der japanische Wald Eichen, Buchen, Ahorn, Birken, Roßkastanien, Walnüsse, Ulmen, Eschen, Erlen ꝛc.; für die Ausfuhr ist am wichtigsten der Kampferbaum. — Die Fischerei, namentlich in den umgebenden Meeren, aber auch in den Seen und Flüssen, ist von größter Bedeutung für die Volksernährung; Algen, Tange, Muscheln, Kopffüßer und Holothurien dienen allgemein als Nahrung und werden auch nach China ausgeführt. Korallen, Glasschwämme ꝛc. sind ebenfalls an den Gestaden Japans reich vertreten.

Der Bergbau war früher viel bedeutender, doch waren schon zur Zeit der Ankunft der Europäer die früher als überschwänglich reich gepriesenen Gold- und Silbergruben fast ganz erschöpft. Die Holländer führten 1600—41 jährlich 45—42 Ton. Silber und 720—1200 T. Kupfer aus. Seitdem man aber europäische Technik und Betriebsmethoden in Anwendung gebracht hat, ist die Produktion wieder bedeutend gestiegen. Jetzt sind in den verschiedenen Bergwerken 458 Dampfkessel mit 11,559 Pferdekräften und 618 Wasserräder mit 2563 Pferdekräften thätig. Nach dem letzten Bericht des Ackerbauministeriums in Tokio wurden 1890 gewonnen aus 11 Goldbergwerken (Sado, Ikuno, Komaki ꝛc.) 638 kg, aus 40 Silberbergwerken (Inai, Kosaka, Karuisawa, Sado, Kamioka, Ikuno ꝛc.) 52,936 kg, aus 85 Kupfergruben (Ashio, Besshi, Arakawa, Ana ꝛc.) 181,460 Ztr., aus 8 Bleigruben (Komaki ꝛc.) 7761 Ztr., aus einer Zinngrube (Tanijama) 476 Ztr., aus 4 Antimongruben (Kawanobori, Kanokami ꝛc.) 32,037 Ztr., aus 3 Arsenik- und 5 Braunsteingruben 1125, bez. 26,000 Ztr. Eisen wird teils aus eisenhaltigem Sand in Aomori, Mijagi, Hiogo, Okajama, Tottori, Shimane, Hiroshima und Mijasaki (17,435 Ton.), teils aus dem Iwatebergwerke (4801 T.), Eisenvitriol vornehmlich in Okajama, Fukui und Oita (9500 Ztr.) gewonnen. Steinkohle findet sich von den Liu-Kiuinseln bis nach Jeso, doch ist dieselbe minderwertig. Trotzdem nimmt die Förderung, die 1890: 2,608,284 Ton. erreichte, fortwährend zu und zugleich die Ausfuhr (besonders von Takashima und Miike auf Kiushiu) nach China. An 10 Fundorten gewinnt man 266,100 Ztr. Schwefel, aus den Kawaimuraminen 45,730 Ztr. Graphit, aus 6 Petroleumquellen 90,800 Lit. Erdöl, davon allein aus Echigo 84,000 hl. Salz gewinnt man an den Flachküsten aus dem Meereswasser. Im Gebiet der »10 Provinzen« im südlichen Hondo nehmen die Salzfelder 4106 Hektar ein und liefern jährlich 776,000 Ton. Salz, in den übrigen Provinzen 2720 Hektar mit einem Ertrag von 159,000 T. Ein großer Teil des gewonnenen Salzes geht nach Korea. Vortrefflicher Porzellanstein und Kaolin sind im Überfluß vorhanden, ebenso Kalk, Marmor, Granit, Schiefer.

Industrie. Die ursprüngliche Heimat der japanischen Industrie ist China. Wie dort, so sind auch in J. Lackierkunst, feinere Keramik, Email-, Ziselier- und Tauschierarbeiten und in letzter Beziehung vor allem die Bronzeindustrie und Waffenschmiedekunst, aber auch die Holz-, Elfenbein-, Knochen- und Steinschneiderei sowie Weberei und Färberei die Gewerbszweige, in denen Kunstsinn und Kunstfertigkeit der Bewohner sich am meisten zeigen (s. Tafel »Japanische Kultur II«). Aber während der langen Friedens- und Abschlußperiode (1600—1854) haben die Japaner ihre Kunstindustrie selbständig weiter entwickelt und in den meisten ihre Lehrer weit überflügelt. Auch die im 6. Jahrh. von China herübergekommene Malerei hat einen nationalen Charakter angenommen. Die Lackindustrie hat ihren Hauptsitz in den großen Städten von Hondo und in Nagasaki, wo namentlich viel Perlmuttereinlagen und Schildpattarbeiten verfertigt werden (vgl. Art. »Lackarbeiten« und »Japanische Kunst«). In der Bronzeindustrie wetteifern Kioto, Tokio und Kanazawa miteinander. Auch die übrige Metallindustrie wird in Kioto ganz besonders gepflegt. Sogen. Zellenschmelz (émail cloisonné) auf Kupfer, Porzellan und Steingut macht man in Kioto, Nagoya und Tokio. Arita in der Provinz Hizen, nordöstlich von Nagasaki, und Satsuma im S. der Insel Kiushiu, ferner Kioto, Seto in Owari und Kanazawa in Kaga sind durch die prächtigen Erzeugnisse in Porzellan, bez. Steingut bekannt, während der westliche Teil von Kioto immer Hauptsitz der feinern Seidenweberei war und unter anderm Brokatstoffe von unvergleichlicher Schönheit geliefert hat. Alles dies ist Erzeugnis der Hausindustrie. Seit der Restauration ist aber unter dem Einfluß Europas auch eine stetig wachsende Großindustrie entstanden. Anfang 1893 zählte man bereits 37 Baumwollspinnereien mit 447,376 Spindeln, eine Wollgarnspinnerei in Osaka, eine Tuchfabrik des Kriegsministeriums in Tokio, zwei große Seidenfabriken (in Kioto), 37 Papierfabriken, zahlreiche Zündhölzerfabriken, die jährlich für 3 Mill. Jen Zündhölzer erzeugen, 13 Zementfabriken ꝛc.

Handel und Verkehr.

Nach der Entdeckung des Landes durch Mendez Pinto 1542 bildeten während des mehr als 80jährigen portugiesischen Verkehrs mit demselben Gold, Silber und Kupfer die wichtigsten und gewinnreichsten Ausfuhrartikel, denen gegenüber andre, wie Lackwaren und Schwerter, nur wenig ins Gewicht fielen. Die Einfuhr bestand vornehmlich in chinesischer Seide von Macao, Wollstoffen, Gewürzen und Medikamenten (darunter Baroskampfer und Ginseng), Zucker, Schildpatt, Elfenbein u. a. Der Mitbewerb Spaniens (über Manila) von 1580 an, Hollands und Englands seit 1609 änderte wenig an diesem Verkehr. Da kam die Ausrottung des Christentums, Vertreibung der katholischen Spanier und Portugiesen, Abschließung des Landes und Verkehrsbeschränkung auf Chinesen und Holländer zu Nagasaki, Maßregeln, welche 1640 ihren Abschluß fanden und von da ab 214 Jahre lang in Kraft blieben. Die eiserne Hand der Tokugawa und ihr eigentümliches Regierungssystem begünstigten auch den Inlandverkehr in keiner Weise, so daß außer den großen Landstraßen, die aber den Wagenverkehr gänzlich ausschlossen, nur Pfade vorhanden waren. Die Gebirgsübergänge an der Grenze benachbarter

Digitized by Google

Daimyoherrschaften konnten in vielen Fällen noch nicht einmal von Lasttieren benutzt werden. Dabei hatte man gegen den Handelsstand, den man dem Bauer und Handwerker weit nachstellte, die größten Vorurteile. Von den europäischen Nationen erhielten die Holländer sich das Handelsmonopol bis 1854, in welchem Jahre der amerikanische Kommodore Perry in den japanischen Gewässern erschien und das Land dem fremden Verkehr erschloß. Den Amerikanern folgten bald die Russen, Franzosen und Engländer, 1860 Preußen ꝛc. Nach diesen 1865 vom Mikado bestätigten Verträgen dürfen die Vertragsmächte in den dem fremden Verkehr geöffneten **Vertragshäfen** Jokohama, Nagasaki, Hakodate, Niigata, Hiogo (Kobe) und Osaka Konsulate errichten, unter deren Gerichtsbarkeit die Fremden verbleiben. In den genannten Häfen wird ihnen ein bestimmtes Areal eingeräumt, das sie nach Zahlung einer festgesetzten Taxe bebauen können. Sie genießen Religions- und bei Zahlung einer Zollabgabe von 5 Proz. des Wertes der aus- und eingeführten Güter Handelsfreiheit. Im Umkreis von 10 Ri (ca. 40 km) der Niederlassung können die Fremden sich frei bewegen, für weiteres Reisen bedürfen sie einer besondern Erlaubnis, die meist anstandslos erteilt wird. Die wichtigsten Einfuhrartikel sind Baumwolle, Baumwollgarn und Baumwollstoffe, Wollstoffe, Zucker, Petroleum, Maschinen, Getreide, Bohnen ꝛc. Der bei weitem wichtigste Ausfuhrartikel ist Rohseide (1893 für 31,755,000 Jen), dann Seidenstoffe 7,4 Mill. Jen, Thee 7,7, Reis 5,0, Kupfer 4,6, Kohle 4,8, Zündhölzer 3,3, Matten 1,7, Porzellanwaren 1,6, Kampfer 1,3 Mill. Jen, außerdem Fische und Muscheln, Holz- und Strohwaren, Seepflanzen ꝛc. In Jen betrug die

	Einfuhr	Ausfuhr
1891 . . .	62 927 268	79 527 272
1892 . . .	71 326 080	91 102 753
1893 . . .	88 257 171	89 712 864

Von dem Handel des letzten Jahres entfallen auf die vier bedeutensten Vertragshäfen in Jen:

	Einfuhr	Ausfuhr
Jokohama .	36 305 096	55 209 586
Kobe . . .	41 294 276	24 968 974
Osaka . . .	6 504 997	1 212 891
Nagasaki . .	3 524 199	3 226 061

Der Wert der Thätigkeit europäischer Kaufleute am japanischen Handel betrug bei der Einfuhr 56,263,749, bei der Ausfuhr 79,707,542, zusammen 135,971,291 Jen, der direkte Anteil japanischer Kaufleute am internationalen Güterverkehr dagegen 25,207,873 Jen (Einfuhr 13,812,662, Ausfuhr 11,395,211 Jen). Von der Einfuhr entfallen über 33 Proz. auf England, (Baumwollgarne, Baumwollgewebe, Wollstoffe, Eisen, Maschinen, Drogen, Farben), 20 Proz. auf China (Zucker, Baumwolle), 11 Proz. auf Indien (Baumwollgarne), 9,8 Proz. auf Nordamerika (Petroleum, Leder, Wanduhren), 5,8 Proz. auf Deutschland (halbseidene Gewebe, Flanell, Musselin, eiserne Nägel, Arzneien und Chemikalien, Farbstoffe ꝛc.), 4 Proz. auf Korea (Bohnen, Häute, Gold). Von der Ausfuhr kommen 37 Proz. auf Nordamerika (Seide, Thee), 23 Proz. auf China (Meeresprodukte, Pilze, Kampfer, Arzneien, Kupfer, Steinkohlen, Thon- und Lackwaren), 18 Proz. auf Frankreich (Seide, Kunstgegenstände), 7 Proz. auf England (Seide, Tabak, Sumachtalg, Kupfer, Antimon, Reis), Indien (Kupfer), Deutschland (Reis, Fischöl, Lack-, Porzellan- und Töpferwaren). Nach Warenklassen geordnet, entfallen bei der Einfuhr auf Nahrungs- und Genußmittel 26,8, auf Rohstoffe 31,4, auf Fabrikate 42,1 Proz., dagegen bei der Ausfuhr auf dieselben Klassen 24,5, bez. 63,3 und 12,2 Proz. Der Außenhandel ist meist in fremden Händen; nur 8,5 Proz. des Gesamthandels entfallen auf japanische Häuser. Auf die vornehmsten Verkehrsländer entfielen 1893 folgende Anteile in Jen:

	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen
Verein. Staaten .	6 090 408	27 739 458	33 829 866
England	27 929 628	4 995 974	32 925 602
China	17 095 477	7 713 420	24 810 194
Hongkong . . .	8 628 071	15 688 874	23 956 945
Frankreich . . .	3 305 277	19 531 975	22 837 102
Britisch-Indien .	8 679 029	2 471 079	11 150 108
Deutschland . .	7 318 133	1 380 242	8 698 173

Es folgen Korea, Rußland, Kanada, Italien, Australien, Belgien ꝛc.

Es liefen 1892 in die 5 Vertragshäfen ein 1418 Dampfer von 1,761,592 Ton. und 840 Segelschiffe von 109,069 T., darunter 401 japanische von 346,763 T. Die Schiffe unter englischer Flagge überwiegen die aller andern Nationen sehr bedeutend, gleich nach ihnen kommen die deutschen; es folgen Frankreich, Norwegen, Nordamerika, Rußland. Zu den englischen, französischen und nordamerikanischen Dampferlinien, die von London, Marseille und San Francisco aus seit langen Jahren in regelmäßigen Fahrten Jokohama zum Ziel haben, gesellten sich seit 1886 der Norddeutsche Lloyd und die zwischen Vancouver und Jokohama verkehrenden Canadian Pacific Steam Company. Von Hamburg geht auch die Kingsinlinie nach J. Die japanische **Handelsmarine** bestand 1. Jan. 1893 aus 18,193 Schiffen japanischer Bauart und aus 643 Dampfern von 102,322 Ton. u. 22,399 Pferdekräften und 778 Segelschiffen von 45,994 T. europäischer Bauart. Seit 1875 verkehren die Dampfer einer japanischen Gesellschaft mit dem asiatischen Festland; 1885 verwandelte sich dieselbe unter Beteiligung des Staates in die Nippon-Jusen-Kaisha, die mit den Dampfern der Osaka-Shosen-Kaisha fast ausschließlich im Küstenverkehr thätig ist. Außer den oben genannten Häfen sind noch für die Ausfuhr wichtig: Shimonoseki, Jugahara, Karatsu, Kutinotsu, Modschii und Otarumai.

Der **Binnenverkehr** vollzieht sich außer der Schiffahrt auf dem Biwasee und dem ihm entströmenden Fluß und Kanal (S. 490), teils auf den großen Heerstraßen, auf denen jetzt die Jinrikisha, ein zweiräderiger Karren mit stuhlartigem Sitz für 1—2 Personen und einer Schere, in der der Arbeiter das Zugtier vertritt, den Tragkorb und die Sänfte mehr und mehr verdrängt. Die Jinrikisha hat in den Städten ganz die Rolle unsrer Droschken übernommen. Die erste **Eisenbahn** (Tokio-Jokohama) wurde 1872 dem Verkehr übergeben; 30. Sept. 1893 waren 898 km Staatsbahnen, sämtlich auf Hondo, und 2128 km Privatbahnen, zusammen also 3026 km im Betrieb, zugleich befanden sich 429 km im Bau. Um Jeso zu kolonisieren, will man dort, wo gegenwärtig erst 314 km im Betrieb sind, 1398 km Eisenbahnen bauen. Bereits genehmigt sind die Linien Tsuruga-Kanasawa-Tojama (198 km) und Fukushima-Jonezawa-Jamagata-Akita-Hirosaki-Aomori (468 km). Dies sind Staatsbahnen; an Privatgesellschaften sind mehrere Konzessionen für zusammen 930 km Linien erteilt worden. Ein besonderes Eisenbahnamt wurde 1892 errichtet. **Telegraphenleitungen** verbinden alle größern Städte; eine submarine Telegraphenleitung führt seit 1871 von Nagasaki nach Schanghai

Digitized by Google

und stellt dadurch die schnellste Verbindung mit den übrigen Erdteilen her. Durch 633 Ämter wurden 1892 auf 13,982 km Linien mit 41,182 km Drähten befördert 5,202,231 interne, 95,322 internationale und 168,746 dienstliche, zusammen 5,466,299 Depeschen. Die Post beförderte 1892 durch 3776 Ämter 266,151,969 Briefpostsendungen im innern und 2,310,100 im äußern Verkehr, im Transit 38,766. Die Einnahmen betrugen 14,343,854, die Ausgaben 16,348,033 Fr. Ein deutscher Generalkonsul residiert in Jokohama, Berufskonsuln in Kobe (Hiogo) und Nagasaki.

Münzen, Maße und Gewichte. Seit 1871 besitzt das Land ein neues Münzsystem, dessen Einheit seit 1886 der Silber-Jen im Werte von 4,367 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1) ist. 1 Jen = 100 Sen. Man prägt in der neuen Münze zu Osaka Stücke von 20, 10, 5, 2 und 1 Jen in Gold, von 1 Jen, 50, 20, 10 und 5 Sen in Silber, kleinere in Bronze; ein Handelsdollar von 1877—79 gleich dem amerikanischen ist aufgegeben. Doppelwährung besteht zwar noch gesetzlich, im Verkehr befindet sich aber wenig Reichsgold, das zu 4,185 Mk. Wert in Jen ausgeprägt ist. Außerdem gibt es viel Papiergeld, dessen Kurs infolge der allmählichen Zurückziehung des übermäßig hohen Papiergeldbetrages seit 1885/86 pari ist. Einheit des Längenmaßes ist der Shaku = 0,30303 m, die des Wegmaßes das Ri = 3927,27 m. Das gewöhnliche Feldmaß von 36 Quadratshaku oder 1 Quadratken heißt Tsubo und ist = 3,305785 qkm; 1 Chô als Feldmaß = 10 Tan zu 10 Se von 30 Tsubo = 99,1736 Ar. Die Einheit des Hohlmaßes ist das Shô = 1,803907 Lit.; 1 Koku = 10 To von 10 Shô zu 10 Go. Die Gewichtseinheit heißt Momme; 1 Kwan = 10 Hiyakume von 10 Jume zu 10 Me = 3,757 kg; das Kin, neben welchem auch das chinesische Kätti gebraucht wird, = 160 Momme oder Me = 601,04 g. Vgl. Kassaka, Das japanische Geldwesen (Berl. 1890), und Tafel »Münzen III«, Fig. 7, Tafel IV, Fig. 8.

Kreditinstitute. Das Recht der Notenausgabe hat die 1882 gegründete Staatsbank Nippon Ginko (Kapital 15 Mill. Jen), das Organ des Finanzministers und ähnlich gestellt wie die deutsche Reichsbank, außerdem bestehen noch 221 Privatbanken mit einem eingezahlten Kapital von 18,896,061 Jen, ferner 741 Depositen-, Spar-, Vorschußkassen ꝛc. (Kapital 15,117,676 Jen) und 2059 landwirtschaftliche, industrielle u. kaufmännische Gesellschaften (Kapital 69,050,668 Jen). In Jokohama u. Kobe bestehen Zweigniederlassungen der Hongkong and Shanghai und der Oriental Bank, in ersterm auch eine chinesische Bank. Postsparkassen wurden 1875 nach englischem Muster eingeführt.

Staatsverfassung und Verwaltung.

Nach der der preußischen nachgebildeten **Verfassung** vom 11. Febr. 1889 besteht in J. eine konstitutionelle erbliche Monarchie, deren Haupt »Tenno« an der Spitze einer 2555 Jahre alten Dynastie steht, welche mit Jimmu Tenno angeblich 11. Febr. 660 v. Chr. den Thron bestieg und bis zur Restauration von 1868 (s. unten, Geschichte) ihren Sitz in Kioto hatte, seitdem aber in Tokio residiert. Der Kaiser (Mikado) hat die Entscheidung über Organisation und Friedensstärke des Heeres und der Flotte, über Organisation der Zivilverwaltung, Besoldung der Beamten ꝛc. und übt mit den neun von ihm ernannten und ihm verantwortlichen Ministern und einem Geheimen Rat (Sumitsuin), bestehend aus den Ministern und 15 Räten, die ganze vollstreckende Gewalt aus. Der Landtag (Kokkai) besteht aus einem Herrenhaus und einem Abgeordnetenhaus (Shugiin). Das Herrenhaus besteht aus den majorennen männlichen Mitgliedern der kaiserlichen Familie (10), allen über 25 Jahre alten Prinzen und Marquis, dem fünften Teil aller nicht unter 25 Jahre alten Grafen, Vicomtes und Barone des Reiches, die von ihren Standesgenossen auf 7 Jahre erwählt werden, im ganzen 139, sowie höchstens aus so vielen auf Lebenszeit vom Kaiser ernannten, nicht unter 30 Jahre alten Mitgliedern, als die Zahl der sämtlichen Mitglieder des Adels beträgt, jetzt 59, und aus 44 nicht unter 30 Jahre alten, von und aus den 15 höchstbesteuerten männlichen Einwohnern jedes Verwaltungsbezirks gewählten Mitgliedern, die der Kaiser auf 7 Jahre bestätigt, im ganzen 252 Mitgliedern. Das Abgeordnetenhaus zählt 300, nicht unter 30 Jahre alte Mitglieder, die bezirksweise auf 4 Jahre von allen männlichen Unterthanen, welche das 25. Lebensjahr erreicht haben und jährlich eine direkte Staatssteuer von 15 Jen zahlen, öffentlich zu wählen sind. Die Abgeordneten müssen selbst die gleiche Steuer in dem betreffenden Bezirk seit Jahresfrist gezahlt haben. Nicht wählbar sind Offiziere, Priester und die meisten Beamten. Die Mitglieder beider Häuser, mit Ausnahme der drei höchsten Klassen des Herrenhauses, erhalten Diäten; die Präsidenten beider Häuser werden vom Kaiser ernannt. Die Wahlen finden alle vier Jahre statt, die Sitzungen sollen höchstens drei Monate dauern. Vgl. Arimori, Das Staatsrecht von J. (Straßb. 1892).

Nach Beseitigung des Feudalsystems wurde 1872 eine neue **Verwaltung** eingeführt, die indes in der Folge mehrfache Abänderungen erfuhr. Jetzt bestehen Tokio, Osaka und Kioto als Residenzbezirke (Fu) unter Gouverneuren, außerdem 42 Landbezirke (Ken), die in 804 Gun oder Kori (Kreise) und 42 Schi (Stadtverwaltungen) zerfallen. Gemeindeselbstverwaltung wurde 1889 eingeführt. Dazu kommen noch die beiden Kolonialbezirke Hokkaido (Jeso und die Kurilen) unter einer besondern Verwaltung mit dem Sitz in der Hauptstadt Sapporo und Okinawa (Liukiu-Inseln), so daß die Gesamtzahl aller Bezirke 47 beträgt.

Rechtspflege. Das japanische Gerichtsverfahren, früher durch Willkür und Grausamkeit unvorteilhaft ausgezeichnet, ist in neuerer Zeit nach europäischen Rechtsgrundsätzen völlig umgestaltet worden. Die Strafen sind jetzt Haft, Gefängnis, Zuchthaus, Deportation nach einer Insel, Todesstrafe. Auch für die bessere Vorbildung der Richter hat man Sorge getragen. Sie werden auf den obern Stufen vom Kaiser, auf den untern vom Justizminister ernannt und sind unabsetzbar, sofern nicht Kriminal- oder Disziplinarvergehen gegen sie vorliegen. Es bestehen ein Kassationshof (Daishinin), ein Verwaltungsgerichtshof, 7 Appellhöfe (Kosoin), 48 Landgerichte (Chichosaibansho) und 299 Amtsgerichte (Kusaibansho) mit 1289 Richtern, 406 Staatsanwalten und 7494 Beamten. Vor den Kassationshof kamen 1890: 994 Fälle, vor den Verwaltungsgerichtshof 352, vor die Land- und Amtsgerichte 81,395. Darunter waren 545 Morde, 3733 andre Verbrechen und 145,624 Vergehen. Die Gefängnisse, deren Zahl 167 beträgt, sind zum Teil durch die Landbezirke zu errichten.

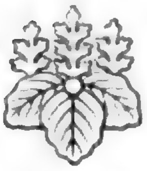
[Finanzen.] Die finanziellen Verhältnisse Japans befanden sich bis Mitte der 80er Jahre infolge der massenhaften Ausgabe von Papiergeld, wozu neben der Regierung auch die ca. 300 Clans berechtigt waren, in sehr ungeordnetem Zustande. 1872 zählte man

Digitized by Google

1694 verschiedene Papiersorten (ohne die Verfälschungen), von denen einige Stücke nur 0,07 Pf. wert waren, und der Wert des umlaufenden Papiergeldes überstieg 200 Mill. Jen. Durch die umsichtigen Maßregeln des Finanzministers Matsukata hat sich indes die Finanzlage seit 1886 so gebessert, daß die Einnahmen immer die Ausgaben erheblich überstiegen haben. Das Budget des am 31. März 1894 endigenden Finanzjahres wies Einnahmen von 84,235,591, Ausgaben von 81,848,105 Jen nach. Von den erstern ergaben Steuern 66,676,136 (Grundsteuer 38,693,966, Steuern auf gegorne Getränke 15,563,991, Zölle 4,550,655) Jen, von den zweiten erforderte die Staatsschuld 21,019,978, die Armee 12,810,644, die Marine 5,639,989, die Zivilliste, Apanagen und Tempel 3,206,803 Jen. Die Staatsschuld erreichte 31. März 1893 nach Abzug der 4,606,086 Jen betragenden Aktiva 281,720,230 Jen, davon 272,577,500 (Papiergeld 41,200,044) innere u. 13,748,816 äußere Schuld.

[Heer und Flotte.] Früher war der Heeresdienst Vorrecht der Samurai, durch Gesetz vom 28. Nov. 1872, ergänzt 21. Jan. 1889, wurde aber die allgemeine Wehrpflicht eingeführt, wonach jeder, den das Los trifft, nach dem vollendeten 20. Lebensjahre 3 Jahre bei dem stehenden Heer oder 4 Jahre in der Marine, bei der Reserve des stehenden Heeres 4, der Marine 4 Jahre und in der Territorialarmee 5 Jahre zu dienen hat. Der Nationalarmee gehört jeder Wehrpflichtige vom 17. bis zum 27. Jahre an. Schüler höherer Lehranstalten können bis zum 26. Lebensjahr zurückgestellt werden, Wehrpflichtige von 17—27 Jahren, die eine gewisse Bildung nachweisen und sich selbst unterhalten, haben nur ein Jahr bei der Fahne, 2 Jahre in der Reserve und 5 Jahre in der Territorialarmee zu dienen. Das Rekrutenkontingent wird jährlich festgestellt. Die Friedensstärke betrug 1894: 269,748 Mann, und zwar kamen auf die Garde 7359, auf 6 Divisionen (Tokio, Sendai, Nagoya, Osaka, Hiroshima, Kumamotu) 56,334, auf die Gendarmerie 1046, die Miliz von Jeso 3627, Reserven 91,190, die Territorialarmee 106,088 Mann. Die Flotte bestand 1894 aus 58 Fahrzeugen (darunter 1 Panzerschiff und 26 Torpedofahrzeuge) von 63,865 Ton. und 113,379 Pferdekräften mit 7471 Mann und 497 Geschützen; das gesamte Marinepersonal zählte 11,174 Mann.

Das Wappen des Reiches (s. Tafel »Wappen IV«, Fig. 1) ist (gewöhnlich in Gold) aus der stilisierten Blüte des Chrysanthemum, das Wappen des kaiserlichen Hauses aus dem Blatt und der Blüte der Paulownia imperialis (vgl. nebenstehende Abbildung) gebildet. Die Handelsflagge (s. Tafel »Flaggen I«) ist weiß mit roter Sonnenscheibe in der Mitte; bei der Kriegsflagge gehen von der Peripherie der roten Sonnenscheibe nach den Flaggenrändern 16 rote, nach außen zu breiter werdende Strahlen. Die Regimentsfahnen zeigen dasselbe Bild, nur mit blauer Borte. Es bestehen drei Orden: der Orden der aufgehenden Sonne (1875) mit 8 Klassen, der Chrysanthemum-Orden (1876) mit einer Klasse (s. Tafel »Orden III«, Fig. 4 u. 5) und der Orden des geheiligten Schatzes (sogen. Spiegelorden, 1888).



Geschichte.

Die älteste Geschichte Japans verliert sich in Sage und Mythologie; erst vom Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. an treffen wir auf historisch beglaubigte Thatsachen. Nach der japanischen Mythologie, wie sie in den japanischen Geschichtswerken, dem »Kojiki« (Berichte über die Begebnisse im Altertum, 712 erschienen) und »Nihongi« (Japanische Annalen, 720 erschienen) enthalten ist, sind die japanischen Inseln von dem Götterpaar Isanagi und Isanami geschaffen. Isanagi erzeugte die Sonnengöttin Amaterasu; von ihr stammen die japanischen Herrscher ab. Jimmu Tenno (posthumer Name für Kamu Yamato Iware Biko) ist der Tradition zufolge der erste Mikado (»hohe Pforte«; die offizielle Bezeichnung für den Herrscher ist aber Tenno [chin., »himmlischer König«] oder Tenshi [»Sohn des Himmels«]) und Begründer der japanischen Dynastie (besteigt angeblich 11. Febr. 660 v. Chr. den Thron). Die Tradition läßt ihn sein Reich im Süden der Insel Kiusiu, der südlichsten der vier großen japanischen Inseln, haben, von hier aus nach Norden, nach der Hauptinsel, vordringen und das Reich von Yamato in Mitteljapan, in der Gegend von Osaka und Nara, gründen. Mehrere Jahrhunderte bleibt nun das Reich Yamato der Schauplatz der japanischen Geschichte. Von hier aus wird in fortwährenden Kämpfen das nördliche und nordöstliche J. unterworfen. Die Tradition gibt eine lange Reihe von Herrschern und weiß von sagenhaften Thaten derselben zu berichten. Historisch dürfte von alledem nur so viel sein, daß die jetzigen Bewohner des Landes, die Japaner, von Süden gekommen sind und das Land nach und nach in Besitz genommen haben. Und zwar dürften nicht eine, sondern mehrere successive Einwanderungen erfolgt sein, von denen die beiden bedeutendsten, von mongolischen Stämmen unternommen, höchst wahrscheinlich über Korea erfolgten, die erste nach West- und Mitteljapan (Izumo), die zweite, spätere, nach der Insel Kiusiu. Die Nachkommen der Kiusiu-Einwanderer haben dann die frühern (stammverwandten, mit Aino vermischten) Einwanderer in Mitteljapan unterworfen und, die Ureinwohner, die Aino (Ebisu oder Emishi, noch jetzt auf der Insel Jeso vorhanden) verdrängend oder vernichtend, sich allmählich nach Norden und Osten ausgebreitet. Aus diesen Elementen (die dann noch durch gelegentliche chinesische und koreanische Einwanderungen vermehrt wurden) ist das japanische Volk hervorgegangen, das wir zu Anfang des historischen Zeitalters im Besitz von Süd- und Mitteljapan sehen. Es war ein zwar seßhaftes, aber doch noch barbarisches Volk, das sich von Reisbau, Fischerei und Jagd ernährte, keine Schrift, keinen Kalender, keine Maße und Münzen kannte, das weder Technik noch Kunst besaß u. in Wohnungen primitivster Art hauste. Die moralischen u. rechtlichen Anschauungen waren noch äußerst roh, die Eheverhältnisse primitiv (Geschwisterehe), die Strafen unmenschlich grausam. Die Religion beschränkte sich auf einen rohen Ahnenkultus, aus dem sich später der Shintoismus, die nationale Religion des Landes, entwickelt hat. Die Bevölkerung zerfiel in einzelne Stämme, deren jeder von einem eignen Häuptling beherrscht wurde. Es gab keinen anerkannten Herrscher über das Ganze; der Tenno war nur der Herrscher des mächtigsten Stammes und besaß als solcher gewisse Ehrenvorrechte. Dem Range nach zerfiel die Bevölkerung in die Mitglieder der Tenno-Familie, den Adel (aus dem eingewanderten [Omi] und einheimischen [d. h. zuerst eingewanderten Adel Muraji] bestehend), freie Bauern, Gewerbtreibende und Künstler (meist aus chinesischen und koreanischen Einwandrern sich rekrutierend; ihnen gehörten auch die Schreiber an) und endlich Sklaven, die teils den unterworfenen Aino, teils chinesischen und koreanischen

Digitized by Google

Einwanderern, teils auch der eignen Nation angehörten. Der Tenno vertrat als Oberpriester das Volk den Göttern gegenüber, hatte den militärischen Oberbefehl im Kriege und übte gewisse richterliche Funktionen (Bestimmung von Sühne) aus. Es gelang den Tenno aber im Laufe der Zeit, aus diesen Ehrenvorrechten eine wirkliche Gewalt abzuleiten und die Herrschaft über die übrigen Häuptlinge zu erlangen. Die Kriege gaben ihnen Gelegenheit, Steuern zu erheben, wodurch ein neues bedeutendes Privilegium geschaffen ward. Insbesondere dienten ihnen die fremden Sklaven und Gewerbtreibenden, ihre Schutzbefohlenen, die auch zum Kriegsdienst verpflichtet waren, zur Stütze ihrer Macht. So hatten die Tenno bereits eine thatsächliche Macht erlangt, als die Berührung Japans mit der chinesischen Zivilisation eine völlige Umgestaltung des japanischen Staatswesens herbeiführte und dem Tenno erlaubte, seine Machtansprüche in rechtliche Formen zu kleiden. Die äußere Geschichte dieses ganzen Zeitraums ist angefüllt mit Kriegen gegen die Ebisu und Korea. Im 2. Jahrh. wird (unter Yamatodake) die Ebene von Tokio (das Kwanto) erobert, unter der Kaiserin Jingu Kogo um 200 eine Expedition nach Korea unternommen.

Mitte des 6. Jahrh. kam der Buddhismus von China über Korea nach J. und ward nach mannigfachen Kämpfen Ende des 6. Jahrh. (unter Toyoto Mimi [Shotoku Taishi], der als Regent unter der Kaiserin Suiko Tenno regierte) herrschend. Mit ihm kam die chinesische Zivilisation, kamen die chinesische Schrift, chinesische Zeitrechnung, technische Künste aller Art, chinesische Gesetze und staatliche Institutionen. Die wichtigste innerpolitische Folge der Berührung Japans mit der chinesischen Zivilisation war die Umwandlung des alten Geschlechterstaates in einen zentralisierten Beamtenstaat nach chinesischem Muster, mit chinesischem Recht und Zeremoniell, die sich im 7. u. 8. Jahrh. vollzog. Durch sie ward der Tenno der unumschränkte Herr des Ganzen, der die Regierung des Landes durch seine Beamten (Daijo Daijin, Großkanzler, zwei Kanzler, Sadaijin und Udaijin, Minister für Finanzen, Krieg, Justiz ꝛc.) direkt führen ließ. Das Land ward in Provinzen geteilt, die durch kaiserliche Statthalter regiert wurden, die Residenz des Tenno ward nach Kioto verlegt. Das Gesetzbuch dieser Periode, das Taihoryo (702), nach chinesischem Muster bearbeitet, erklärt alles (Reis-) Land für Eigentum des Kaisers. Auch die Geschichtswerke des Kojiki und Nihongi, die durch ihren mythologischen Bericht über die Abstammung des Tenno von den Göttern den Ansprüchen desselben die historische und religiöse Grundlage verschafften, stammen aus dieser Zeit. Aber das System, das mit den bestehenden, auf Naturalwirtschaft und den Geschlechtergenossenschaften begründeten Verhältnissen nicht verträglich war, hielt sich nicht lange; aus ihm wuchs ein Feudalstaat hervor. Wie das ganze Land in bestimmten Anteilen unter der Bevölkerung verteilt wurde, so bekamen auch die kaiserlichen Beamten Land (Amtsland, Rangland, Verdienstland). Infolge ihrer Geschlechterverbindungen wußten die mächtigern Familien (besonders die Fujiwara) die wichtigsten Ämter, so vor allem das Amt des Kwambaku (Art Großwesir) dauernd an sich zu reißen und den Mikado durch ein umständliches chinesisches Hofzeremoniell zu beengen. So entwickelte sich, da die Kaiser unter dem Einfluß des Zeremoniells bald verweichlichten, ein Hausmeiertum, das an die Stelle der persönlichen Regierung durch den Kaiser trat. Das mit den Ämtern verbundene Land wußten die einflußreichen Adelsfamilien bald gewaltig auszudehnen und zu ihrem erblichen Besitz zu machen. Das Anwachsen dieses Landes bedeutete aber eine durch die Naturalwirtschaft überdies begünstigte Stärkung der lokalen Gewalten gegenüber den kaiserlichen Statthaltern, die bald gänzlich in den Hintergrund traten. Noch zersetzender wirkte die in derselben Zeit sich vollziehende Scheidung der Militär- von der Zivilgewalt. Aus den Hörigen der großen Geschlechter, welche den größten Teil der im Norden gegen die Ebisu zu Felde liegenden Streitkräfte bildeten, ging ein berufsmäßiger Soldatenstand hervor, an dessen Spitze kriegstüchtige Feldherren (Shogun) standen. Das Feldherrenamt ward erblich in den Familien der Taira (Hei) und Minamoto (Gen). Die Macht dieser durch ihren militärischen Anhang einflußreichen Familien lag in den Grenzprovinzen des Nordens, vornehmlich in der Ebene des Kwanto. Bereits im 10. Jahrh. versuchte der Taira Masakado sich unabhängig zu machen und zum Kaiser aufzuwerfen. Im Anfang des 12. Jahrh. gelang es den Militärhäuptern, die Fujiwara und den Hofadel ihres Einflusses zu berauben, und nun beginnt ein Streit der beiden Familien Taira und Minamoto um den Besitz des Hofes, der den Besitz der Macht einschließt, ein Streit, der die Periode der Bürgerkriege einleitet, die fünf Jahrhunderte hindurch J. verwüsteten. Der Kaiser ward der Spielball der sich bekämpfenden Parteien. Zunächst siegten die Taira. Kiyomori, das Haupt der Tairapartei, machte sich nach dem Siege über die Gegner zum Daijo Daijin und riß alle Gewalt an sich, Mikado nach Gutdünken ein- und absetzend. Die Familie der Minamoto suchte er auszurotten; das Haupt derselben, Yoshitomo, der ihn anfangs unterstützt hatte, ward auf seinen Befehl 1159 umgebracht. Zwei seiner Söhne aber, Yoritomo und Yoshitsune, der Lieblingsheld des japanischen Volkes, entgingen dem Tode. Yoritomo, der ältere, trat an die Spitze der Minamoto. Inzwischen starb Kiyomori 1181; sein Nachfolger, Munemuri, ward von dem Heer der Minamoto unter Yoshitsune wiederholt, zuletzt in der blutigen Seeschlacht von Dan-no-ura (bei Shimonoseki) geschlagen, gefangen genommen und enthauptet. Die Erfolge und die allgemeine Beliebtheit Yoshitsunes machten aber seinen ältern Bruder, Yoritomo, der inzwischen seine Residenz in Kamakura aufgeschlagen hatte, eifersüchtig. Er stellte ihm nach dem Leben. Yoshitsune mußte fliehen, ward aber auf der Flucht von einem ungetreuen Vasallen ermordet. Yoritomo war nun unumschränkter Inhaber der Gewalt, der Mikado eine Puppe in seinen Händen. Er ließ sich von ihm zum Sei-i-tai Shogun (der die Barbaren besiegende große General) ernennen, welche Würde in der Familie der Minamoto erblich blieb. Dies ist der Anfang des Shogunats, in dem alle wirkliche Regierungsgewalt konzentriert war, während nominell der Mikado (meist ein unmündiges Kind) der Herrscher des Landes blieb. Der Dualismus, der hiermit begründet wurde, kam in allen Zweigen der Verwaltung zum Ausdruck. Neben die noch existierende kaiserliche Regierung mit ihren Beamten trat das Shogunat, neben die kaiserlichen Statthalter, die noch fortexistierten, traten in den Provinzen die Militärgouverneure des Shoguns (Shugo), welche den militärischen Oberbefehl, auch die peinliche Justizgewalt ausübten. Auch in den Amtsländern der Be-

Digitized by Google

amten setzte der Shogun Aufsichtsbeamte (Jito) ein. Yoritomo starb 1199 in Kamakura. Nach seinem Tode wiederholte sich am Hofe des Shoguns wie vorher am Mikadohof die Erscheinung des Hausmeiertums. Den schwachen Nachfolgern entsanken die Zügel der Regierung, welche ihre ersten Minister (Shikken), thatkräftige und ehrgeizige Männer, an sich rissen. Die Shikken setzten nun unmündige Shogune ebenso ein und ab, wie diese vorher die Mikado, so daß nun der Shikken den Shogun und durch diesen den gleichfalls machtlosen Mikado beherrschte. Es war die Familie der Hojo, welche mit Hojo Tokimasa, dem Schwiegervater Yoshitomos, 1205 das Shikkenamt und damit die höchste Gewalt an sich riß, in der sie sich bis 1333 zu behaupten wußte. Die Shogune waren Puppen in ihren Händen. Nach dem Aussterben der Familie Minamoto setzten sie kaiserliche Prinzen oder Mitglieder der Familie Fujiwara zu Shogunen ein (Schattenshogune). Ein Versuch der kaiserlichen Partei, die Regierungsgewalt wieder dem legitimen Kaiserhause zurückzugewinnen, schlug fehl. Aufstände zu gunsten des Shoguns, bei denen namentlich buddhistische Priester (die bedeutendsten buddhistischen Sekten, die Jodo-, Shin- und Nichirensekte, entstanden um 1200) eine bedeutende politische Rolle spielten, wurden blutig unterdrückt. Dem Hofadel ward sein Landbesitz genommen und an Anhänger der Hojo gegeben, die sich bei aller Gewaltthätigkeit u. Grausamkeit doch unleugbare Verdienste um das Land erwarben, indem sie Ruhe und Ordnung wiederherstellten, vor allem aber das Land erfolgreich gegen die Mongolen verteidigten. Kublai Khan, der große Mongolenfürst, an dessen Hof zu dieser Zeit Marco Polo weilte und so zum erstenmal Kunde empfing von dem rätselhaften Inselreich Zipangu, hatte, nachdem eine Aufforderung zur Unterwerfung fruchtlos geblieben war, 1275 eine Expedition nach Kiusiu geschickt, die aber zurückgeschlagen ward. Wenige Jahre später erschien aber ein neues großes Mongolenheer in J. Da war es denn der Hojo Tokimi, der mit einer auserlesenen Armee die Mongolen (bei Takashima) aufs Haupt schlug. Die Überreste vernichtete mitsamt der Flotte ein Taifun.

Im J. 1333 gelang es endlich der Mikadopartei unter Nitta Yoshisada und Ashikaga Takauji, sich der Residenz des Mikado, Kioto, zu bemächtigen, Kamakura zu erobern und die Hojo zu stürzen. Aber dem kaiserlichen Hause kam der Sieg nicht zu gute. Der neue Shogun, Moriyoshi, verstand es nicht, die Situation zu benutzen. Ohne große Mühe gelang es Ashikaga Takauji, sich des Shogunats zu bemächtigen und diese Würde auch gegen die kaiserliche Partei (Nitta Yoshisada) zu behaupten. Er begründete das Shogunat der Ashikaga, das von 1335—1573 währte. Die Mikadowürde kam unter den Ashikaga so weit herunter, daß einmal 56 Jahre lang zwei Mikadodynastien gleichzeitig, eine im Süden und eine im Norden, existierten. Unter den Ashikaga-Shogunen ist Ashikaga Yoshimitsu (1376—93) der bedeutendste. Ihm gelang es noch einmal, für kurze Zeit Ruhe und Ordnung herzustellen, dem Räuberunwesen, unter dem das Land schwer litt, zu steuern und mit China einen Freundschaftsvertrag zu schließen, der freilich J. in eine Art Abhängigkeitsverhältnis zu China brachte, indem es jährlich 1000 Unzen Gold an dieses zahlte. Unter Yoshimitsus schwachen Nachfolgern lockerten sich aber die Bande der Ordnung mehr und mehr, bis schließlich im 16. Jahrh. eine allgemeine Anarchie Platz griff und das Land zum Tummelplatz der Fehden der Territorialherren wurde. Diese waren inzwischen infolge der Ohnmacht der Regierung zu immer größerer Macht gelangt. Nach dem Sturze der Hojos hatte der kaiserliche Hof, um sich einen Anhang im Lande zu schaffen, seinerseits Shugo eingesetzt. Zu schwach aber, sie zu überwachen, wie die Hojo es noch gethan hatten, mußte der Hof es dulden, daß diese Shugo sich in ihren Gebieten unabhängig machten und selbst die kaiserlichen Lehnsleute vergewaltigten. Schon damals gab es zwischen diesen Territorialherren Fehden aller Art. Auch die Ashikaga setzten Shugo ein, und auch diese wußten sich unabhängig zu machen. Die kaiserlichen Statthalter verschwanden nun völlig, und die Shugo wurden gegen Ende des 15. Jahrh. unabhängige Territorialherren. Sie nannten sich nun Daimyo (wörtlich »großer Name«). Sie bildeten den Kriegsadel (Buke) im Gegensatz zu dem Hofadel in Kioto (Kuge). Die unaufhörlichen Fehden dieser Daimyo, Erdbeben und Hungersnöte brachten im 16. Jahrh. das Land an den Rand des Verderbens. Der Feldbau ward gänzlich vernachlässigt, da der Bauer doch fast nie die Früchte seines Fleißes in Ruhe ernten konnte. In den Fehden dieser Zeit haben die großen Familien des Landes, wie Uyesugi, Takeda, Ochi, Mori, Otomo, Riuzoji, Shimazu, Tokugawa, Maeda, Satake, Ota, Hozokawa, die Hojo von Odawara (nicht identisch mit den alten Hojo), ihre Macht begründet.

In diese Zeit der unseligen Bürgerkriege fällt auch die Ankunft der Portugiesen in J. und die Einführung des Christentums, beides Ereignisse, die einen bedeutenden Einfluß auf die Gestaltung der japanischen Geschichte ausübten. 1542 landete Mendez Pinto an Bord einer chinesischen Dschunke auf einer kleinen Insel (Tanegashima) im S. von Kiusiu. Er ward freundlich empfangen und eröffnete Handelsbeziehungen, die von den Daimyo sehr begünstigt wurden, weil sie ihnen viele brauchbare Waren, besonders Feuerwaffen, deren sie in ihren Fehden bedurften, zubrachten. 1549 landete der Jesuit Francisco Xavier in Kagoshima auf Kiusiu. Das Christentum, das er verkündete, machte bald große Fortschritte. Dem Volke, das in seiner Not der Verzweiflung nahe war, brachte es einen religiösen Trost, wie ihn der verkommene, durch die politischen Bestrebungen seiner Priester korrumpierte Buddhismus nicht gewähren konnte. Die vielfache Ähnlichkeit des buddhistischen und des katholischen Kirchen- und Gottesdienstes (Bilder- und Heiligenverehrung, Messe, Weihrauch, bunte Priestergewänder, Mönche und Nonnen, Cölibat, Wallfahrten und Prozessionen, Reliquienverehrung, Rosenkränze) wußten die Jesuiten geschickt für ihre Zwecke zu benutzen. Von den japanischen Fürsten erfuhr das Christentum manche Förderung aus politischen Gründen; sie spielten es gegen die buddhistischen Priester aus. Namentlich im Süden, auf Kiusiu, in den Herrschaften Bungo, Omura und Arima, machte es schnelle Fortschritte. Bereits 1582 ging von diesen drei Herrschaften eine Gesandtschaft an den Papst Gregor XIII. (bez. Sixtus V.) und die Höfe von Lissabon und Madrid, die 1590 zurückkehrte. Zur Zeit der großen Christenverfolgungen im 17. Jahrh. soll es über 600,000 Christen in J. gegeben haben.

Zwei Männern gelang es in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., wieder eine kraftvolle zentrale Regierungsgewalt zu schaffen und das Ansehen der Krone (die sie in ihrem eignen Interesse bestehen ließen) den unfügsamen Daimyo gegenüber zur Geltung zu brin-

Digitized by Google

gen: Ota Nobunaga und Toyotomi Hideyoshi. Der erstgenannte war ein durch Kriegsglück zu großer Macht gelangter Abkömmling der Taira. Seine Macht lenkte die Aufmerksamkeit des Hofes in Kioto auf ihn, und der Mikado Oki Machi beauftragte ihn 1567, die Ruhe im Lande wieder herzustellen. Als Beauftragter des Kaisers zog Ota Nobunaga in Kioto ein und setzte 1573 den letzten Ashikaga-Shogun ab. Das Shogunat hörte damit auf und ward erst 1603 durch Tokugawa Iyeyasu aufs neue eingerichtet. Mit Hilfe seines ihm ergebenen Heeres und seiner geschickten Feldherren beruhigte Nobunaga nach und nach das Land. Auch die übermütigen buddhistischen Priester, die in den Bürgerkriegen eine bedeutende politische Rolle spielten, ließ er seine Macht fühlen und zerstörte die Klöster der Tendai- und Shinsekte auf dem Hiyesan bei Kioto und in Osaka. Ihnen gegenüber begünstigte er auch das Christentum. Die völlige Pacifizierung des Landes hinderte sein frühzeitiger Tod 1582 infolge eines verräterischen Überfalles eines von ihm beleidigten Generals (Akechi Mitsuhide). Sein Werk ward fortgesetzt von Toyotomi Hideyoshi (Taikosama), der sich vom Stallburschen bis zum General Nobunagas emporgeschwungen hatte und nach dessen Tode bis 1596 als Kwambakku, zu welcher Würde ihn der Mikado 1586 erhob, die Geschicke Japans leitete. Ihm gelang die völlige Pacifizierung des Landes. Selbst die mächtigen Daimyo Shimazu von Satsuma, Mori von Choshu (Nagato) und Iyeyasu von Totomi wußte er mit seinem Regiment zu versöhnen. Die widerspenstigen Hojo von Odawara vernichtete er und gab die acht Provinzen des Kwanto dem Tokugawa Iyeyasu, der dadurch der mächtigste Daimyo des Landes wurde. Hideyoshi starb 1598 während eines Eroberungskrieges gegen Korea, dessen einzige Errungenschaft die Einführung der Keramik in J. war, die koreanische Töpfer nach J. brachten. Den Christen gegenüber zeigte sich Hideyoshi nicht so wohlwollend wie sein Vorgänger. Unter ihm erschien 1587 ein Edikt, das die Ausübung des Christentums verbot und den fremden Priestern anbefahl, das Land zu verlassen. Die Insolenz spanischer, von den Philippinen gekommener Franziskaner, die sich an das Verbot des Predigens nicht kehrten, führte 1597 zur Kreuzigung einer Anzahl spanischer, portugiesischer u. eingeborner Christen in Nagasaki. Von einzelnen Daimyo wurden die Christen aus persönlichen Gründen verfolgt; die Renegaten waren auch hier wieder die schlimmsten.

Nach dem Tode Hideyoshis brachen von neuem Zwistigkeiten unter den Großen aus, da die von ihm für seinen Sohn Hideyori eingesetzte vormundschaftliche Regierung nicht durchzugreifen vermochte. Die Kämpfe endeten 1600 mit der Schlacht bei Sekigahara, in der der Tokugawa Iyeyasu an der Spitze der ihm ergebenen (meist den nördlichen Landschaften angehörenden) Daimyo seine Gegner, die Fürsten des Südens, schlug. Er ward vom Mikado zum Udaijin (Kanzler zur Rechten) und Sei-i-tai-Shogun ernannt (1603). Mit ihm beginnt das Shogunat der Tokugawa, das in J. bis 1868 bestand. Der Schwerpunkt der japanischen Politik lag fortan in Jedo (jetzt Tokio), der Residenz der Tokugawa-Shogune. Iyeyasu ist der Gründer des eigentümlichen Verfassungssystems, welches das Regiment des Shoguns mit den gegebenen Formen des Lehnswesens und der Mikado-Monarchie vereinigte, dem Lande nach den endlosen Kämpfen der vorhergehenden Jahrhunderte einen über 250 Jahre währenden Frieden gab und dadurch eine hohe Kulturentwickelung ermöglichte. Der Regierung der Tokugawa verdankt das Land die Entwickelung seiner Seiden- und Baumwollenkultur, den Aufschwung seiner Porzellanindustrie, die Blüte seiner Litteratur und Kunst. In der Zeit des langen Friedens konnte die chinesische Philosophie, Litteratur und Kunst einen nachhaltigen und bestimmenden Einfluß auf die Kunst, die Denkart und die Sitten des Landes ausüben.

Alle thatsächliche Regierungsgewalt lag in der Hand des Shoguns, des kaiserlichen Statthalters dem Namen nach, der den kaiserlichen Hof in strengster Abhängigkeit von sich hielt und dem Kaiser nur einige Ehrenrechte einräumte. Er stützte sich auf seine Hausmacht, die Provinzen des Kwanto (ein Drittel des Reiches), und die ihm zugethanen und vom Hause Tokugawa abhängigen Daimyo (Fudai Daimyo), mit denen alle höhern Ämter der Shogun-Regierung (Bakufu) besetzt wurden, während die übrigen Daimyo mehr und mehr unter die Botmäßigkeit des Shogunats gebracht wurden. Die militärische Macht der Daimyo wurde durch eine besondere Kriegerkaste, die Samurai oder Ritter (zu der im weitern Sinne die Daimyo selbst auch gehörten), gebildet. Die größern unter ihnen hatten selbst kleinere Lehnsherrschaften als Aftervasallen inne; die geringern waren nichts als Soldaten, die von ihren Daimyo Renten (in Reis bestehend) bezogen und dafür ihnen blind ergeben waren. Iyeyasu selbst gab durch seine auf Konfucius basierte Gesetzgebung und strengen Ehrenvorschriften (Harakiri oder Seppuku, Selbsttötung durch Bauchaufschlitzen) dem Geist persönlicher Vasallentreue, den der Samurai verkörperte, die denkbar schärfste Ausprägung. Auch der Shogun hatte seine Samurai. Ihre Zahl betrug etwa 80,000, sie zerfielen in größere, welche Lehnsherrschaften innehatten (Hatamoto), mittlere (Gokenin), und, im Shogunatslande selbst, in gewöhnliche Soldaten (Ashigaru). Außerhalb des Lehnsverbandes stand endlich das gemeine Volk (Heimin), in Bauern, Handwerker und Kaufleute zerfallend und durch strenge Vorschriften, die Polizei und ein eigenartiges System gegenseitiger Verantwortlichkeit ebenso im Zaum gehalten wie die Samurai durch den Ehrenkodex. Endlich gab es noch eine Klasse Unreiner und Ausgestoßener (Eta, Gerber 2c., Geisha, Tänzerinnen, Joro, Dirnen), welche als Paria außerhalb aller Gesellschaftsordnung stand und keinerlei Rechte hatte. Die Grundzüge dieser Verfassung wurden von Iyeyasu in einem von ihm mit Hilfe seiner in der Konfucianischen Philosophie bewanderten Ratgeber verfaßten Traktat, den sogen. 100 Gesetzen des Iyeyasu (Gongensama), niedergelegt.

Die auswärtige Politik der Tokugawa-Shogune war durchaus friedlich. Anstatt auf kriegerische Eroberungen auszugehen, bestrebten sich die Tokugawa vielmehr, die Japaner möglichst von allem Verkehr mit dem Auslande auszuschließen, weil sie besorgten, daß ein fortgesetzter Verkehr mit demselben die feste Ordnung, in der sie das japanische Volk zu halten wünschten, gefährden möchte. Durch das Verbot, große Schiffe zu bauen u. das Land zu verlassen, durch die Ausschließung aller Fremden (nur den zu Anfang des 17. Jahrh. nach J. gekommenen Holländern wurde gestattet, eine Faktorei auf der kleinen Insel Deshima bei Nagasaki beizubehalten, wo sie bis gegen das Ende der Tokugawa-Herrschaft wie Gefangene gelebt haben) suchten sie die Absperrung des Volkes nach außen hin durchzusetzen. Eine not-

Digitized by Google

wendige Folge derselben waren die Maßregeln gegen das Christentum, die in der Folge zur fast gänzlichen Ausrottung desselben in J. führten. Verschiedene Umstände, wie das herausfordernde Benehmen der fremden Priester, die Gewaltthaten der christlichen Daimyo gegen heimische Tempel, der Menschenhandel christlicher Kaufleute, insbes. aber die Besorgnis vor einer Verbindung der einheimischen christlichen Bevölkerung mit auswärtigen Mächten, wirkten zusammen, den sonst in religiösen Dingen sehr toleranten Iyeyasu, vornehmlich aber seinen Enkel Iyemitsu zu einem scharfen Vorgehen gegen das Christentum zu bestimmen. Nachdem bereits einzelne Daimyo in ihren Gebieten gegen das Christentum vorgegangen und wiederholt Verbote erlassen worden waren, erschien 1614 ein Erlaß, welcher die fremden Priester für Landesfeinde erklärte und die Ausrottung des Christentums anbefahl. Nun begannen die grausamen Christenverfolgungen, die schließlich mit der sogen. Shimabara-Rebellion 1637—38 ihr Ende fanden. Dort auf der Halbinsel Shimabara und auf der Insel Amakusa in der Nähe von Nagasaki hatten sich die verzweifelten Christen unter der Führung eines fanatischen Propheten (Shiro) in offener Rebellion gegen ihre Unterdrücker erhoben. Erst nach langwieriger Belagerung gelang es, den festen Stützpunkt der Aufständischen, das Schloß Hara auf Shimabara, zu erobern und durch Niedermetzelung sämtlicher überlebenden dem Aufstande ein Ende zu bereiten. Die lange Friedenszeit, die der Beendigung des Christenaufstandes folgte, ist arm an bemerkenswerten politischen Ereignissen. Die wiederholt von den Engländern wie auch von den Russen unternommenen Versuche, Handelsbeziehungen mit J. anzuknüpfen, scheiterten sämtlich und konnten erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh., als mit dem Niedergang der Tokugawa-Herrschaft die innerpolitische Lage Japans sich sehr geändert hatte, mit mehr Erfolg wieder aufgenommen werden.

Mannigfach sind die Ursachen, welche den Sturz des Shogunats der Tokugawa herbeiführten. Die nächste und direkteste Ursache lag in den Shogunen selbst. Die Nachfolger der Iyeyasu und Iyemitsu verweichlichten und gerieten unter die Vormundschaft ehrgeiziger Beamter, die für sie die Regierung führten. In dem Maße aber, als die Energie der Shogune nachließ, nahm der Haß der von ihnen unterworfenen Daimyo, vorzüglich der mächtigen südlichen Daimyate, den Iyeyasu durch sein klug erdachtes System wohl hatte in Schranken halten, aber nicht unterdrücken können, drohendere und herausfordernde Gestalt an. Sie warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, sich der verhaßten Tokugawa-Herrschaft zu entledigen. Eine weitere Gefahr lag in den finanziellen Verhältnissen des Landes. In den langen Friedensjahren nahm die Bevölkerung stetig zu; nicht in gleichem Maße die Erwerbsquellen. Die steigende Entwickelung von Handel und Industrie anderseits rief ein dringendes Bedürfnis nach Geld hervor, welches das ganz auf Naturalwirtschaft basierte politische System der Tokugawa außer stande war, zu befriedigen. Eine Reihe schlechter Ernten vermehrte die Verlegenheit, und das Bakufu (Regierung des Shoguns), dessen schwächster Punkt von jeher die Finanzwirtschaft gewesen war, stand der immer zunehmenden Geldknappheit ratlos gegenüber. Nun traf aber die üble wirtschaftliche Lage mit am härtesten gerade diejenige Bevölkerungsklasse, von deren Gegnerschaft, da sie die militärische Kraft des Landes repräsentierte, das Bakufu im Ernstfalle am meisten zu besorgen hatte, die Samurai. Überdies waren die bessern Elemente dieses Standes, in deren Händen die Verwaltung der Daimyate allmählich übergegangen war, die aber, bei der Erblichkeit aller Ämter, von den höhern Beamtenstellen ausgeschlossen waren, mit dem herrschenden System seit lange unzufrieden. Aus der Klasse dieser Leute gingen die Männer hervor, welche die Umwälzung des Jahres 1868 bewirkten und nachher an der Spitze der Geschäfte standen und zum Teil noch stehen, die Saigo, Okubo, Komatsu, Kuroda aus Satsuma, die Kido, Hirozawa, Ito, Inouye, Yamagata aus Choshu, die Okuma und Soejima aus Hizen, die Sasaki, Goto, Itagaki aus Tosa. Nur wenige Daimyo, wie die von Echizen und Tosa und Shimazu Saburo, der Regent von Satsuma, nahmen thätigen Anteil an der Niederwerfung des Tokugawa. Die Daimyo sahen sich infolge der Mißernten außer stande, ihren Samurai die Reisrenten ferner zu zahlen, viele der letztern verließen den Dienst und trieben sich, an Zahl stets zunehmend, als herrenlose Leute (Ronin) im Lande umher. Es bedurfte nur eines Schlagwortes, um diese Massen in das Feld zu bringen. Dafür war aber inzwischen von andrer Seite her gesorgt. Wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit dem Absperrungssystem der Tokugawa gegen alles Fremde entwickelte sich bereits im 17. Jahrh. eine litterarische Richtung, die im Gegensatz zu der herrschenden chinesischen Litteratur und Philosophie das Altjapanische wieder aus der Vergessenheit hervorsuchte und zum Gegenstand eifriger Forschung machte. Die Bewegung hatte ursprünglich einen rein litterarischen Charakter und wurde von den litteraturverständigen Tokugawa selbst gefördert. Allmählich aber nahm sie einen politischen Charakter an. Die altjapanische Shintoreligion und -Poesie ließ den Kaiser als den Sohn des Himmels, als den einzig berechtigten Herrscher, und im Gegensatz dazu die Tokugawa-Shogune als Usurpatoren erscheinen. Geschichtswerke, wie das Dainihonji (um 1700) und mehr noch das Nihon Gwaishi (1827), verrieten ganz offen eine ausgesprochene legitimistische Tendenz. Die Shogune versuchten vergeblich durch Preßprozesse gegen diese gefährlichen Tendenzen einzuschreiten. Die durch diese litterarische Strömung geschaffene Stimmung wußten nun die Feinde der Tokugawa geschickt für ihre Zwecke zu benutzen. Sie gebärdeten sich als die berufenen Träger der Mikado-Idee und gaben die Wiederherstellung des alten legitimen Mikado-Hauses als das Ziel ihrer Bestrebungen aus. Zu diesem Zweck traten sie in Verbindung mit der legitimistischen Hofpartei, an deren Spitze die Kuge Sanjo und Iwakura standen. Wiederherstellung der Mikadoherrschaft ward nun das Feldgeschrei, unter dem sich alle Gegner des Bakufu sammelten, und auch die zuchtlosen Roninbanden, die sich im Lande umhertrieben, machten es zu dem ihrigen.

So war die Lage des Bakufu schon mißlich genug, als die Ankunft der Fremden in J. sie noch bedeutend verschlimmerte. Die Absperrungspolitik hatte sich seit der Mitte des 19. Jahrh. als nicht mehr haltbar erwiesen. Die Amerikaner waren mit der Besiedelung Kaliforniens nahe Nachbarn Japans geworden und suchten ihren Handel über den Großen Ozean hinaus auszudehnen. 1853 erschien der amerikanische Kommodore Perry mit einer Flottille in der Bucht von Jedo und brachte einen Brief des Präsidenten der Vereinigten Staaten, in dem die Anknüpfung von Handelsbeziehungen verlangt wurde. 1854 kam er

Digitized by Google

wieder, um Antwort zu holen. Das Bakufu, das doch einige Kenntnis des Auslandes besaß, fühlte sich nicht stark genug, das Ansinnen zurückzuweisen, und bewilligte Perry 1854 einen Vertrag. Alsbald folgten noch im nämlichen Jahre England, 1855 Rußland mit gleichen Verträgen. Die Verträge gestatteten den Schiffen der genannten Mächte nur, Shimoda, Nagasaki, Kanagawa und Hakodate (auf Jeso) anzulaufen, dort Proviant einzunehmen und Waren zu verkaufen; ein Niederlassungsrecht ward dagegen nicht gewährt. Die Nachgiebigkeit den Fremden gegenüber brachte das Bakufu aber in eine üble Lage. Die Gegner verfehlten nicht, diese Nachgiebigkeit als unpatriotisch und feig zu bezeichnen, und verlangten entrüstet die gänzliche Vertreibung der fremden Barbaren. Eine Zeitlang schien es, als solle es dem Bakufu gelingen, seine Stellung zu behaupten. Dem unfähigen Shogun Iyesada, der dem 1853 gestorbenen Shogun Iyeyoshi in der Regierung gefolgt war, ward in der Person Ji Kamons, des Fürsten von Hikone (Omi), ein Regent (Tairo) zur Seite gesetzt, der alsbald scharf durchgriff. Er gab zwar notgedrungen und unter dem Druck der Erfolge, welche England und Frankreich soeben in China errungen hatten, dem Andrängen der Fremden auf Erweiterung der Verträge nach und schloß 1858 mit Amerika, in demselben Jahre auch noch mit Holland, Rußland, England und Frankreich (dem 1861 Preußen, 1866 Italien, 1869 Österreich-Ungarn nachfolgten) Verträge ab, kraft deren den Fremden die Häfen Kanagawa (an dessen Stelle später Jokohama trat), Nagasaki, Hakodate, später auch Niigata, Hiogo (Kobe), Jedo und Osaka geöffnet werden sollten. Den Widerstand der Opposition wußte Ji Kamon aber erfolgreich niederzuhalten. Nach dem Tode des Shoguns Iyesada 1858 setzte er es durch, daß ein zwölfjähriger Knabe, Iyemochi, sein Nachfolger wurde, für den er als Regent die Regierung weiter führte. Scharfe Strafen trafen die Gegner. Aber Ji Kamon ward 1860 durch einen Ronin ermordet; mit ihm fiel die letzte Stütze des Bakufu. Der Vormund des jungen Shoguns, Hitotsubashi, vermochte es nicht, dem Andrang der Gegner die Spitze zu bieten. Immer ungestümer verlangten sie die Vertreibung der Barbaren, und der Hof in Kioto wagte es, sich diesem Verlangen anzuschließen. So sehr hatten sich die Verhältnisse bereits geändert, daß der Shogun, der einst mit dem Mikado wie mit einer Puppe gespielt hatte, sich jetzt entschloß, selbst nach Kioto zu gehen, um dem Hofe die Unmöglichkeit, die Fremden zu vertreiben, vorzustellen.

Zwei Ereignisse sind es dann gewesen, die durch ihre Folgen die entscheidende, dem Bakufu ungünstige Wendung herbeigeführt haben. Der Zug des Regenten von Satsuma überfiel, von Jedo kommend, 1862 zwischen Jedo und Jokohama eine ihm begegnende spazierenreitende englische Gesellschaft und tötete eine Person derselben, Namens Richardson. Im August 1863 beschoß der Fürst von Choshu, in wörtlicher Ausführung eines vom Mikado erlassenen Befehls, die Barbaren zu vertreiben, amerikanische, holländische und französische Schiffe in der Meerenge von Shimonoseki. Die Antwort auf die Ermordung Richardsons war die Zerstörung Kagoshimas, der Hauptstadt von Satsuma, durch eine englische Flotte, die Antwort auf die zweite That war die Zerstörung der Batterien und Schiffe bei Shimonoseki durch eine englisch-holländisch-französisch-amerikanische Flotte 1864. Diese Ereignisse waren durch ihre Folgen von ungeheurer Bedeutung. Dem Bakufu kosteten sie große Summen als Entschädigungsgelder, welche seine ohnehin leeren Kassen völlig erschöpften, den leitenden Persönlichkeiten in Satsuma und Choshu aber öffneten sie zum erstenmal gründlich die Augen über die Macht und Stärke der Fremden und brachten sie zu der Überzeugung, daß es unmöglich sei, die Fremden zu vertreiben, sowie zu der Einsicht, daß nur eine starke, nationale und einheitliche Regierung die politische Selbständigkeit und Integrität des Reiches bewahren könne. Fortan änderten die Leiter der Anti-Shogun-Bewegung ihr Programm. Die Wiederherstellung der legitimen Mikadoregierung, die sie früher mehr als geeignetes politisches Propagandamittel benutzt hatten, machten sie jetzt, da sie sich von ihrer politischen Notwendigkeit überzeugt hatten, ernsthaft zum Ziele ihrer Bestrebungen, dagegen setzten sie die Vertreibung der Fremden von ihrem Programm ab. Wenn auch in der Folge noch manche Blutthat von den mit den neuen Verhältnissen unzufriedenen Samurai gegen die Fremden verübt ward, so dachten doch die Führer der Bewegung seit der Shimonoseki-Affaire nie mehr ernstlich an die Vertreibung der Fremden, sie waren im Gegenteil eifrig darauf bedacht, fremde Einrichtungen, namentlich Waffen, bei sich einzuführen. Der Hof von Kioto erkannte, der veränderten Lage Rechnung tragend, bereits 1865 die vom Bakufu mit den Fremden geschlossenen Verträge an. Im September 1866 starb der Shogun, und der bisherige Regent Hitotsubashi (Keiki) folgte ihm in der Shogunwürde nach. Im Januar 1867 starb auch der Mikado Komei, und Mutsuhito, der noch jetzt regierende Mikado, bestieg, ein 14jähriger Knabe (geb. 3. Nov. 1852), den Thron. Hitotsubashi erkannte alsbald, daß unter den veränderten Verhältnissen das Shogunat sich überlebt habe und nicht mehr zu halten sei. So gab er denn, der Vorstellung des Fürsten von Tosa folgend, freiwillig 9. Nov. 1867 seine Gewalt dem Kaiser zurück. Der Mikado nahm die Resignation an, beauftragte aber den Shogun, einstweilen bis zur Neuordnung der Regierung die Geschäfte weiterzuführen. Hitotsubashi hatte gehofft, auch unter den veränderten Verhältnissen seinem Hause eine herrschende Stellung erhalten zu können. Ein Staatsstreich seiner ungeduldigen Gegner, durch den sie sich der Person des jungen Kaisers bemächtigten, machte diese Hoffnung zunichte. Ein Edikt des Kaisers hob bald darauf alle die Hofämter, durch die der Shogun den Kaiser zu überwachen pflegte, auf. Hitotsubashi verließ darauf Kioto und ging nach Osaka. Von dort schickte er seine Truppen gegen Kioto vor, die aber im Gefecht bei Fushimi vor Kioto geschlagen wurden (1868). Daraufhin begab sich der Shogun zu Schiff nach Jedo, ward vom Kaiser abgesetzt und für einen Rebellen erklärt. Er unterwarf sich und zog sich ins Privatleben zurück. Die Anhänger der Tokugawa setzten den ungleichen Kampf noch eine Zeitlang fort, die letzten Überreste setzten mit der Shogunflotte nach Jeso über, wo sie im Januar 1869 die Republik ausriefen. Der Republik ward bald ein Ende gemacht, und im Juni 1869 gehorchte ganz J. der neuen Regierung.

Bereits 1868 war der Mikado von den neuen Machthabern bestimmt worden, aus seiner Abgeschlossenheit herauszutreten und als Monarch im modernen Sinne aufzutreten. Am 6. Nov. 1868 ward die neue Periode Meiji (der Aufklärung) eingerichtet, nach der fortan die Jahre offiziell gezählt wurden (1895 = 28. Jahr Meiji); am 26. Nov. desselben Jahres verlegte der

Digitized by Google

Mikado seine Residenz von Kioto nach Jedo, das fortan Tokio (Hauptstadt des Ostens, im Gegensatz zu Saikyo [Kioto], Hauptstadt des Westens) genannt wurde. Am 5. Jan. 1869 wurden die Vertreter der fremden Mächte in Tokio vom Kaiser in Audienz empfangen. Damit war die *neue Ära des modernen J.* eingeleitet. Die Staatsform ward nach dem Fall des Feudalismus gänzlich umgestaltet und ein *büreaukratischer Beamtenstaat mit zentralisierter Regierung und monarchischer Spitze* geschaffen. Die Umgestaltung begann damit, daß die Daimyo veranlaßt wurden, »freiwillig« ihre Herrschaften dem Kaiser zurückzugeben. Sie blieben noch einige Zeit als Statthalter in ihren Gebieten; 1871 aber wurden durch kaiserlichen Erlaß die Daimyate abgeschafft und das Land administrativ in 75 Bezirke oder Ken (einschließlich der Stadtbezirke [Fu] von Tokio, Osaka und Kioto) geteilt; ihre Zahl ward 1888 auf 47 (inkl. Liu-Kiu-Inseln [Okinawa], Jeso und Kurilen [Hokkaido]) festgesetzt. An die Spitze der neuen Regierung trat der Kuge (Hofadlige) *Sanjo* als Großkanzler, neben ihm wurden neun Ministerien eingerichtet, die mit den führenden Männern der siegreichen Clangenossenschaften, vornehmlich Leuten aus Satsuma, Tosa, Hizen und Choshu, besetzt wurden. Von den führenden Männern dieser Clangenossenschaften (insbesondere Satsuma und Choshu) ist J. bis heute regiert worden. 1885 ward, nachdem die Gegner des neuen Kurses aus der Regierung ausgeschieden waren, ein *Kabinett* nach europäischem Muster, bestehend aus neun Fachministern (für Äußeres, Inneres, Finanzen, Krieg, Marine, Justiz, Unterricht, Handel und Ackerbau, Verkehr) und einem Ministerpräsidenten (Graf Ito) eingerichtet, dem 1888 noch ein Staatsrat als Beirat des Kaisers hinzugefügt ward. Die alte ständische Gliederung des Volkes in Hofadel, Militäradel, Volk und Unreine verschwand. Die Unreinen wurden in die bürgerliche Gemeinschaft aufgenommen, die Samurai verloren ihre Privilegien, aus dem alten Militäradel (Buke) und dem Hofadel (Kuge) ward ein neuer Adel mit Marquis-, Fürsten-, Grafen-, Vicomte- u. Barontiteln geschaffen, in den auch die neuen Samurai-Machthaber aufgenommen wurden. Dieser Adel hieß Kwazoku, die gewöhnlichen Samurai wurden fortan Shizoku genannt, das bürgerliche Volk Heimin. Die Beamtenhierarchie zerfiel fortan in Shinnin (Minister), Shokunin (höhere Beamte), Sonin (mittlere Beamte) und Hannin (Subalternbeamte). Wie sich diese ganze Staatsreform europäische Einrichtungen, obzwar überall mit Anknüpfung an bestehende altnationale Einrichtungen, zum Muster nahm, so ward auch auf fast allen übrigen Gebieten im Sinne der Übernahme europäischer Einrichtungen reformiert. Zunächst waren es technische Einrichtungen, wie Eisenbahnen, Dampfschiffe, Telegraphen, Waffen, deren Einführung zum Teil schon vom Bakufu in Angriff genommen war, welche man einführte. Sehr schnell bürgerten sich auch die Zeitungen ein. Der alte feudale Heerbann ward gänzlich durch ein stehendes, nach europäischem Muster rekrutiertes und einexerziertes Heer ersetzt. Mit der Einführung der europäischen Wissenschaften, der Gründung einer Universität und andrer wissenschaftlicher Institute, der Inangriffnahme einer tiefgreifenden Justizreform ward dann ein geistiger Umwälzungsprozeß von gewaltiger Tragweite eingeleitet, dessen Ende heute noch nicht erreicht ist.

Doch vollzog sich das Reformwerk nicht ohne schwere Störungen. Die neuen Machthaber fanden sich nach Übernahme der Regierung alsbald in schwieriger Lage. Die Eifersucht der führenden Clane untereinander erwachte nach dem Siege aufs neue; bis auf den heutigen Tag hat man sich infolgedessen genötigt gesehen, die Ansprüche der führenden Clane auf Anteil an der Regierung durch immer neue Koalitionsministerien zu befriedigen. In fortwährender Geldnot (die Tokugawa hatten ihnen nur leere Kassen hinterlassen) waren die neuen Machthaber auf die Hilfe der Samurai angewiesen. Eben diese aber machten die größten Schwierigkeiten. Unwissend und ohne Kenntnis der Lage verlangten sie gegen die »Barbaren« geführt zu werden, wie man ihnen versprochen hatte, als man sie gegen das Bakufu aufrief. Daß die neue Regierung ihrem Verlangen nicht Folge leistete, sondern sogar selbst zu europäisieren anfing, erfüllte sie mit tiefem Grimme. Ebenso verletzte sie es, daß die Regierung auf den Plan einer militärischen Expedition nach Korea nicht einging. Infolgedessen zog sich Saigo (Satsuma), der besonders für die Korea-Expedition eingetreten war, schmollend aus der Regierung zurück. Die Unzufriedenheit der Samurai ward vermehrt durch ihre schlechte finanzielle Lage. Mit der Aufhebung der Daimyate hatten sie ihre Stellungen und Renten verloren. Den Daimyo hatte man 10 Proz. ihrer frühern Einkünfte als Pension belassen; ebensoviel gab man auch den Samurai. Das war wenig genug, aber das Wenige verloren sie auch noch durch die bald darauf erfolgende Kapitalisierung ihrer Renten. Die Aufhebung ihrer Standesprivilegien, das Verbot des Schwertertragens sollte ihnen Gelegenheit geben, andre Berufe zu ergreifen. Aber nur verhältnismäßig wenige machten Gebrauch davon; die meisten waren zu stolz dazu und empfanden die Aufhebung ihrer Privilegien als eine persönliche Schmach. Eine Expedition nach Formosa, zur Züchtigung dortiger Seeräuber, mit dem Hintergedanken an die Eroberung der Insel, welche die Regierung 1874 zur Beschäftigung und Beschwichtigung der Samurai veranstaltete, hatte infolge des Eingreifens Chinas keinen nennenswerten Erfolg. Die Unzufriedenheit mit den bestehenden Zuständen machte sich in einer Reihe von Aufständen (in Saga 1874, in Kumamoto und Choshu 1876, in Satsuma 1877) Luft. Der Aufstand von Satsuma, an dessen Spitze der populäre, von den tapfern und gefürchteten Samurai von Satsuma unterstützte *Saigo Takamori* stand, war der gefährlichste von allen. Er dauerte acht Monate, machte die Aufbietung der gesamten neugeschaffenen Streitmacht nötig und erschöpfte die Finanzen des Staates gänzlich. Mit der Niederwerfung dieses Aufstandes war aber auch die Opposition gegen das neue Regierungssystem gebändigt; seitdem machte sich zwar noch hier und da vereinzelt die Mißstimmung in politischen Meuchelmorden Luft; zu einem ernsthaften geschlossenen Widerstande kam es aber nicht mehr.

Mit der *Einführung einer Repräsentativverfassung* 1890 beginnt die neueste Periode der japanischen Geschichte, die Verfassungsära. Die neuen Machthaber konnten und wollten den Samurai, aus deren Reihen sie selbst hervorgegangen, eine Mitwirkung an der Regierung nicht versagen. Bereits 1868 war eine Notabelnversammlung, die sich aus Repräsentanten der Samurai zusammensetzte, zur Beratung staatlicher Maßregeln zusammengetreten. Solche beratende Mitwirkung hatte der Kaiser eidlich gelobt. Damit aber waren die Radikalen unter den Samurai nicht zufrieden. Sie verlangten eine wirk-

Digitized by Google

liche Volksvertretung (wobei übrigens noch niemand an das gewöhnliche Volk dachte) und faßten den kaiserlichen Eid als ein dahingehendes Versprechen auf. Die Führer der liberalen Bewegung, Itagaki, Goto, Soejima, reichten 1874 der Regierung eine Denkschrift ein, in der sie die Einrichtung eines Parlaments befürworteten. Die Regierung ging auf diese Ideen, die sie mit Recht für verfrüht hielt, nicht ein, aber die Bewegung wuchs, erfaßte auch weitere Kreise des Bürgerstandes und nahm infolgedessen allmählich einen demokratischeren Charakter an. Die Regierung ihrerseits bereitete die Einführung der Repräsentativverfassung langsam und schrittweise vor. Zu den vorbereitenden Schritten gehört vor allem die Einrichtung gewählter Bezirksvertretungen (Provinziallandtage) mit der Befugnis, das Bezirksbudget zu votieren. Sie sollten als parlamentarische Vorschule dienen. 1881 erschien dann die Proklamation des Kaisers, welche die Errichtung eines Parlaments für 1890 versprach. Am 11. Febr. 1889 ward die **Verfassung** verkündet, 29. Nov. 1890 ward das **erste japanische Parlament** feierlich eröffnet. Die Verfassung des neuen konstitutionellen Staates ist deutschen Vorbildern nachgeahmt. Die gesetzgebenden Körperschaften bestehen aus einem Oberhaus und einem Unterhaus; die Mitglieder des erstern sind teils Repräsentanten des hohen Adels und der höchsten Steuerzahler, teils vom Kaiser ernannt. Das aktive und passive Wahlrecht zum Unterhaus ist an einen für japanische Verhältnisse ziemlich hohen Zensus (15 Dollar [Jen] jährlicher direkter Staatssteuer) gebunden. Die Befugnisse der Volksvertretung sind ziemlich beschränkt. Sämtliche Gesetze bedürfen der Genehmigung des Kaisers, der ein unbedingtes Veto besitzt und in dringenden Fällen auch Verordnungen mit Gesetzeskraft erlassen kann, wovon die Regierung bei Gelegenheit des großen Erdbebens 1891, des Attentats auf den russischen Kronprinzen im selben Jahre und auch sonst Gebrauch gemacht hat. Die Organisation der Verwaltung von Heer und Marine, die Festsetzung der Friedensstärke des Heeres, die Bestimmung der Gehälter der Beamten und Offiziere sind Prärogative der Krone. Die Minister sind nur dem Kaiser verantwortlich. Dieser Bestimmungen glaubten die Machthaber zu bedürfen, um in den parlamentarischen Kämpfen sich behaupten zu können. Gegen sie richteten sich die Anstrengungen einer starken radikalen Opposition unter der Führung der Grafen **Itagaki, Okuma** u. a. Sie wollten den Siegern des Jahres 1868 die Macht aus den Händen reißen. Zu diesem Zwecke strebten sie nach Einführung einer parlamentarischen Regierungsform nach englischem Muster, um durch parlamentarische Majorität die Regierungsgewalt zu erlangen. Die Kampfmittel waren die gewöhnlichen Kampfmittel parlamentarischer Oppositionen: Budgetverweigerung, resp. Abstreichung ꝛc. Als wirksames Propagandamittel diente auch die Forderung auf Herabsetzung der ländlichen Grundsteuer, um dadurch die Grundbesitzer zu sich herüberzuziehen. Endlich benutzten sie das allgemeine Verlangen nach der Revision der Verträge mit den fremden Mächten, um der Regierung Verlegenheiten zu bereiten. Die Heftigkeit, mit der die parlamentarischen Parteien sich bekämpften und die Kreise des Volkes bereits bedenklich aufzuregen begannen, das Unfertige und Unstete des ganzen Parteiwesens bedeutet eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die zukünftige politische Entwickelung Japans. Die bedenklichste Erscheinung, welche die politische Entwickelung der letzten Jahre hervorgebracht hat, sind die Soshi (wörtlich Schüler, nach andrer Version Männer der Kraft), unwissende, halbgebildete Burschen, die aus der Politik ein Handwerk machen u. teils die Anschauungen der Regierungs-, teils die der Oppositionsparteien im wörtlichsten Sinne des Wortes »verfechten«. Ihnen ist es zuzuschreiben, daß gelegentlich der Wahlen 1891 an einzelnen Plätzen förmliche blutige Wahlschlachten geschlagen wurden. Welchen Ausgang die politischen Kämpfe nehmen werden, läßt sich zur Zeit nicht sagen. Der gegenwärtige siegreiche Krieg gegen China dürfte die Stellung der jetzt regierenden Männer (Ito, Inouye, Oyama, Saigo, Yamagata, Mutsu u. a.) erheblich stärken. Die Zukunft des Landes aber hängt davon ab, ob es gelingt, den jetzigen Zustand ruhig und allmählich in einen andern überzuleiten, in welchem erfahrene, energische und loyale Männer, die von landsmannschaftlichen Cliquen und Fraktionsbestrebungen gleich unabhängig sind, an der Spitze der Regierung stehen.

Neben den parlamentarischen Kämpfen ist die hervorragendste Erscheinung des gegenwärtigen öffentlichen politischen Lebens in J. die **Vertragsrevisionsfrage**, d. h. das Verlangen nach der Revision der Verträge mit den fremden Mächten. In ihr zeigt sich die patriotisch-chauvinistische, völlige Gleichstellung mit den christlichen Kulturvölkern anstrebende Richtung des modernen J., aus der das ganze Reformwerk schließlich geboren ist. Man will die Konsulargerichtsbarkeit der fremden Mächte, die für das japanische Selbstgefühl verletzend ist, beseitigt und die japanische Gerichtsbarkeit auf die Fremden ausgedehnt wissen, sträubt sich aber anderseits dagegen, die Fremden in das Innere Japans einzulassen und ihnen den Erwerb von Grundbesitz und Beteiligung an industriellen Unternehmungen ꝛc. zu gestatten. Daß dieser an sich gesunde und berechtigte nationale Egoismus auch seine sehr bedenkliche Seite hat, zeigen die gehässigen Angriffe gegen die Fremden, insbesondere auch gegen das (seit 1873 freigegebene) Christentum in der heimischen Presse seit 1889, zeigt der Mordanfall auf den Grafen Okuma 1889, als dieser den Fremden gemischte Gerichtskommissionen u. die Anstellung fremder Richter zugestehen wollte, die Ermordung des aufgeklärten Ministers Mori in demselben Jahre und das Attentat auf den russischen Kronprinzen 1891, von andern Akten der Roheit zu schweigen.

Im Sommer 1894 brach ein Krieg zwischen J. und China aus, unmittelbar nachdem das japanische Parlament 4. Juni 1894 wegen oppositioneller Haltung durch einen Erlaß des Mikado geschlossen worden war. Die Ursache des Krieges war Korea (s. d.). Dort war ein Aufstand ausgebrochen, den der politisch-religiöse Geheimbund Togakuto zur Vertreibung der Fremden angestiftet hatte. Die ohnmächtige koreanische Regierung vermochte die Beraubung japanischer Kaufleute nicht zu hindern und rief chinesische Hilfe an. J. kam aber zuvor, besetzte die Hafenstadt von Söul, Chemulpo, und forderte die Durchführung innerer Reformen in Korea. China erhob gegen diese Einmischung in die Verhältnisse eines Landes, über das es die Oberhoheit beanspruchte, entschiedenen Protest. Die Japaner wiesen denselben nicht nur zurück, sondern schickten auch eine Kriegsflotte und ansehnliche Truppenmassen nach Korea, so daß sie den Chinesen, als diese zur gewaltsamen Vertreibung der Japaner schritten, mit Erfolg entgegentreten konnten, wobei sie bewiesen, daß sie unter der Anleitung europäischer, namentlich

Digitized by Google

deutscher Lehrmeister ihr Heer- und Marinewesen vortrefflich organisiert, das Personal ausgezeichnet geschult und für den Krieg alles, Ausrüstung, Bewaffnung, Ausarbeitung der Kriegspläne, so vorbereitet hatten, wie es in Europa nicht besser hätte sein können. Ein chinesisches Landheer, das von Norden her in Korea eingedrungen war, wurde 15. Sept. 1894 von den Japanern unter dem Marschall Yamagata bei Pingyang besiegt, eine chinesische Flotte, welche an der Yalumündung Truppen landen sollte, von der japanischen unter Admiral Ito 17. Sept. angegriffen und nach Verlust von vier großen Schiffen zum schleunigen Rückzug gezwungen. Nachdem inzwischen Korea durch ein diesem aufgenötigtes Schutz- u. Trutzbündnis ganz unter japanische Botmäßigkeit gebracht worden war, drangen die japanischen Truppen in die Mandschurei ein; ihre Flotte beherrschte nicht nur das Gelbe Meer, sondern auch den Golf von Petschili. Diese glänzenden Erfolge bewirkten einen lebhaften Aufschwung des japanischen Patriotismus. Das nach Hiroshima, wo der Mikado seine Residenz aufschlug, berufene Parlament bewilligte ohne Anstand die Kriegskosten, die J. zunächst aus eignen Mitteln aufbrachte. Ende Oktober landete die zweite japanische Armee unter dem General Oyama auf der schmalen Landzunge, welche Port Arthur, den großen Kriegshafen der Chinesen am nördlichen Eingang des Golfes von Petschili, mit dem Festland verbindet, eroberte Kiutschau 4. Nov. und Talienwan 5. Nov. und besetzte nach kurzem Widerstand der Forts 10. Nov. Port Arthur. Sofort wurde mit derselben Umsicht und Geheimhaltung, die bisher beobachtet worden waren, ein Angriff auf den gegenüber am südlichen Golfeingang gelegenen Kriegshafen Wei-hai-wei vorbereitet. Ende Januar 1895 landeten die Japaner bei Tschifu, eroberten zuerst die Forts auf der Landseite, während die Flotte den Hafen blockierte, vernichteten sodann besonders durch Torpedos mehrere chinesische Kriegsschiffe und zwangen 13. Febr. den Rest der chinesischen Flotte, deren Admiral sich selbst tötete, und die Forts der Insel Lin-kung-tao zur Kapitulation. Nachdem die nun verfügbar gewordenen Truppen nach Talienwan bei Port Arthur hinübergeschafft und mit der ersten und zweiten Armee vereinigt worden waren, gingen diese wieder gegen die Chinesen vor, die sich hartnäckig wehrten, eroberten 4. März Niutschwang, darauf den Hafenplatz Yinklau und öffneten sich dadurch den Weg nach Mukden und Peking. Da das rauhe Wetter das Vordringen nach Peking noch nicht erlaubte, richteten die Japaner ihre Angriffe auf die Pescadores- (Fischer-) Inseln zwischen Formosa und dem Festland, bemächtigten sich eines wichtigen Hafens und bedrohten dadurch die Küste des südlichen China. Infolgedessen entschloß sich die chinesische Regierung, welche bisher durch Mittelspersonen vergebliche Versuche gemacht hatte, die Friedensbedingungen Japans zu erfahren, den angesehenen Generalgouverneur von Tschili, Li-hung-tschang, zur Anknüpfung von Verhandlungen nach J. zu senden. Dieser wurde im japanischen Hauptquartier Hiroshima von einem fanatischen Japaner überfallen und durch einen Revolverschuß im Gesicht verwundet, genas aber bald und brachte, nachdem die Japaner einen Waffenstillstand bewilligt hatten, die Verhandlungen in Simonosaki rasch zum Abschluß. Der **Friede von Simonosaki** wurde 17. April 1895 unterzeichnet und bestimmte, daß China die Unabhängigkeit Koreas anerkennen, die Insel Formosa nebst den Fischerinseln und die Halbinsel Liao-tung bis zum 40. Breitengrad an J. abtreten, ferner eine Kriegsentschädigung von 200 Mill. Taels in Silber in sieben jährlichen Raten zahlen und eine Reihe von wichtigen kommerziellen und industriellen Zugeständnissen machen, auch drei weitere Häfen öffnen solle; diese letztern Zugeständnisse sollten auch den andern Nationen, nicht bloß J., zugute kommen; endlich solle nach Ratifikation des Friedens ein Handels- und Freundschaftsvertrag zwischen J. und China abgeschlossen werden. So hatte es J. in einem verhältnismäßig kurzen Kriege durch die außerordentlichen Leistungen seiner Streitkräfte, besonders seiner Flotte, erreicht, daß es in Ostasien eine herrschende Stellung besaß. Allerdings erregte dieselbe die Eifersucht der europäischen Mächte, namentlich Rußlands, dem sich Deutschland u. Frankreich anschlossen; ja sie rief sogar deren Widerspruch gegen den Frieden von Simonosaki hervor. Vgl. v. **Kunowski** und **Fretzdorff**, Der japanisch-chinesische Krieg (Leipz. 1895); v. **Müller**, Der Krieg zwischen China und J. (Berl. 1895).

[Litteratur.] Die geschichtlichen Hauptwerke der Japaner sind das **Kojiki** (»Berichte über die Ereignisse im Altertum«, 712 verfaßt und bis 625 n. Chr. reichend) und das **Nihongi** (»Japanische Annalen«, 720 vollendet und bis 697 reichend). Ersteres ist von Chamberlain ins Englische übersetzt (Supplement zu Band 10 der »Transactions of the Asiatic Society of J.«, Jokohama 1892). Von dem Nihongi sind die beiden ersten Bücher von Rosny ins Französische übersetzt (»Le livre sacré et canonique de l'antiquité japonaise«, Par. 1884 u. 1887). Eine deutsche Übersetzung mit Kommentar ist von K. A. Florenz in Angriff genommen worden (Supplemente zu den »Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens«, Tokio 1892 ff.). Über die neueste Geschichte Japans von 1853—69 handelt das japanische Geschichtswerk »Kinsei Shiriaku«, von dem eine englische Übersetzung von Satow 1893 in Jokohama erschienen ist.

Von europäischen Werken seien genannt: **Kämpfer**, Geschichte und Beschreibung von J. (hrsg. von Dohm, Lemgo 1777—79, 2 Bde.); **P. F. v. Siebold**, Nippon, Archiv zur Beschreibung von J. etc. (Leiden 1832—51, 20 Abteilungen); **Sir R. Alcock**, The capital of the Tycoon (Lond. 1863); »Die preußische Expedition nach Ostasien« (amtlicher Bericht, Berl. 1865—73, 4 Bde.) sowie die Reisewerke mehrerer Mitglieder derselben (Werner, Maron, Spieß, Heine); **Metschnikow**, L'empire japonais (Genf 1881); **Reed**, J., its history, traditions and religions (Lond. 1880, 2 Bde.); **Rosny**, Extraits des historiens du Japon (Par. 1875, 3 Tle.); **Griffis**, The Mikado's empire (2. Aufl., New York 1884); **Dickson**, J., history, government, etc. (Lond. 1869); **Black**, Young J. (das. 1880—81, 2 Bde.); **Appert**, Ancien Japon (Tokio 1888). Die besten zusammenhängenden Darstellungen der japanischen Geschichte finden sich bei **Adams**, The history of J., bis 1871 reichend (Lond. 1874—75, 2 Bde.; deutsch, Gotha 1876), **Rein**, J. nach Studien und Reisen, im Auftrag der königlich preußischen Regierung dargestellt (Leipz. 1881—86, 2 Bde., Hauptwerk über J.) und **Rathgen**, Japans Volkswirtschaft und Staatshaushalt (Leipz. 1891, 1. Buch: Der Staat). Viel Geschichtliches enthalten die »Transactions« der Asiatic Society of J., und die »Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens« (beide in Tokio), dazu »Treaties and Conventions between the Empire of J. and other powers« (letzte Ausg., Tokio 1884). Daneben sind

Digitized by Google

außer den bei den betreffenden Abschnitten bereits angeführten Schriften zu nennen: Mounsey, The Satsuma rebellion (Lond. 1879); Bousquet, Le Japon de nos jours (Par. 1877, 2 Bde.); Depping, Le Japon (das. 1883); Eggermont, Le Japon, histoire et religion (das. 1885); Lamairesse, Le Japon, histoire, religion, civilisation (das. 1892); Normann, Real J., studies of manners, morals, administration, etc. (Lond. 1891 u. ö.); Murray, J. (in »Story of the nations«, das. 1894); Rosny, La religion des Japonais (Par. 1881); Griffis, The religions of J. (New York 1895); Mitford, Tales of old J. (2. Aufl. 1874; deutsch von Kohl, Leipz. 1875); Junker v. Langegg, Midzuhogusa. Segenbringende Reisähren (Leipz. 1880–81, 3 Bde.); Bird, Unbeaten tracts in J. (Lond. 1880, 2 Bde.; deutsch, Jena 1882); Brauns, Japanische Märchen und Sagen (Leipz. 1885); Chamberlain, The language, mythology and geographical nomenclature of J. viewed in the light of Aino studies (Tokio 1887); Derselbe, Things Japanese (2. Aufl., Lond. 1892); Exner, J., Skizzen von Land und Leuten (Leipz. 1891); Nippold, Wanderungen durch J. (Jena 1893); Reisehandbücher von Murray-Satow (3. Aufl., Lond. 1891) und von Chamberlain und Mason (3. Aufl., New York 1893); Hassenstein, Atlas von J. (Gotha 1887, 8 Blatt); ferner v. Wenckstern, Bibliography of the Japanese empire, 1859—93 (Leiden 1894).

Japanholz, s. Rotholz.

Japanische Cypresse, s. Cryptomeria.

Japanische Erde (Terra japonica), s. Katechu.

Japanische Kunst. Da die Natur des häufig von Erdbeben heimgesuchten Landes und der Mangel an geeignetem Baumaterial der Errichtung von Monumentalbauten große Schwierigkeiten bereitet, hat sich von sämtlichen Zweigen der japanischen Kunst die Architektur am wenigsten entwickelt. Erst in neuester Zeit sind nach den Plänen der Berliner Architekten Böckmann und Ende (s. d.) in der Hauptstadt Tokio einige Monumentalbauten für Regierungs- und Verwaltungszwecke (kaiserlicher Palast, Ministerien, Parlamentsgebäude, Universität etc.) errichtet worden, in denen sich einheimische Dekorationsmotive mit europäischen Renaissanceformen verbinden. Im übrigen bestehen die japanischen Tempel, die auf chinesische Vorbilder zurückgehen, und Wohnhäuser zumeist aus Holz, Geflechten aus Bambusrohr und einer Art Fachwerk, das mit starken Papierplatten gefüllt ist, bisweilen auf einem aus Back- oder Bruchsteinen aufgemauerten Unterbau (s. Tafel »Japanische Kultur I«, Fig. 4, 8 und 9) ruht. Auch die Plastik hat in Japan keine monumentalen Werke hervorgebracht, sondern sich, abgesehen von den Bildern buddhistischer Gottheiten, deren Muster aus China herübergekommen waren, auf die Kleinkunst in Bronze, Thon, Elfenbein, Holz etc. beschränkt.

Ihre höchste Blüte hat die j. K. in der Malerei erreicht, sowohl in der selbständigen Ausübung dieser Kunst als in ihrer Anwendung für dekorative Zwecke (Porzellan, Fayence, Lackarbeiten, s. d.). Auch über die Geschichte der japanischen Malerei sind wir besser unterrichtet als über die der andern Zweige japanischer Kunst, seitdem zwei große Sammlungen japanischer Malerei nach Europa gelangt sind, die von W. Anderson in das Britische Museum in London und die von Gierke in das Museum für Völkerkunde in Berlin. Mit dem Maßstabe, den wir an die europäische Malerei legen, kann die japanische nicht gemessen werden, weil sie in ihren Zielen und Mitteln von jener durchaus verschieden ist. Die Raum- und Luftperspektive sind dem japanischen Maler fast ganz unbekannt. Erst im 19. Jahrh. haben einige Künstler davon Gebrauch zu machen gesucht. Ferner fehlt das Verständnis für die Erscheinungen des Helldunkels. Das natürliche Spiel der Lichter und Schatten gibt der Japaner nicht wieder, er kennt keine Glanzlichter und Reflexe, sondern er sucht durch konventionelle Schatten und Hilfsmittel den dargestellten Gegenständen die Wirkung des Runden, Plastischen zu geben. Da er in einem schwarzen Gegenstand, einem Gewand, einem Vogel, nicht durch Abtönung des Schattens und Lichtes zu modellieren weiß, wird den Faltenlinien ein weißer Grund gegeben, oder es werden die innern Umrisse weiß ausgespart. Dafür, daß der japanische Maler die Linearperspektive nicht kennt, wie auch für die der Natur nicht entsprechende konventionelle Schattierung ist namentlich der Einfluß der altchinesischen Vorbilder maßgebend gewesen, deren Mängel mit übernommen wurden und bis heute nachgewirkt haben. Darum ist die japanische Malerei für das europäische Auge immer in die Grenzen der Skizze, der Dekoration eingeschränkt geblieben. Innerhalb dieser Grenzen aber hat sie das Höchste geleistet, das mit ihren Mitteln zu erreichen war. Der japanische Maler malt nur auf Seide und Papier und zwar mit Tusche oder mit Wasserfarben, die mit Leim versetzt sind. Nach der Form teilt man die Bilder in Kakemonos (hängende Dinge), in Makimonos (gerollte Dinge) und in Oribon (Klappbücher). Auch die faltbaren Wandschirme und seltener gerahmte Bilder (Gaku) haben in der Malerei eine Rolle gespielt. Die häufigste Form für den Schmuck der Wohnung ist der Kakemono. Es ist ein schmaler und hoher Papier- oder Seidenstreifen, der auf grobe Leinwand geklebt und mit farbigen Brokatstoffen umrahmt ist. An den Schmalenden sind Holzstäbe eingefügt, damit das Bild beim Aufhängen gerade bleibt, oder über welche es gerollt werden kann, wenn es aufbewahrt wird. Denn die Japaner hängen gewöhnlich nicht mehr als zwei Kakemonos in einem Raume und zwar nur an einer Wand auf. Höchstens sind es drei Bilder, die jedoch nach dem Gegenstand des Dargestellten zusammengehören müssen, wenn sie gleichzeitig aufgehängt werden. Die Makimonos sind niedrige Streifen von beliebiger Länge, die nur aufgerollt bewahrt werden und nicht dauernden Zimmerschmuck bilden sollen. Die größte Sorgfalt wird der Herstellung guter Pinsel gewidmet. Die Haare verschiedener Tiere werden in runde Halter aus Bambus oder flache, breite Halter aus Holz gefaßt. Form und Anzahl der Pinsel sind bei den einzelnen Malerschulen verschieden. So verwendet die Tosaschule, die auf feinste miniaturartige Durchführung Wert legt, nur runde, feine und ganz spitze Pinsel, die Kanoschule bevorzugt breite, flache Pinsel, deren sie zu den virtuosen Improvisationen in Tusche bedarf.

Die Malerei ist durch Vermittelung von Korea vor mehr als einem Jahrtausend aus China nach Japan gelangt. Sie stand in den ersten Jahrhunderten durchaus im Dienste der buddhistischen Religion und hatte sich bis gegen das 10. Jahrh. von der Nachahmung der chinesischen Vorbilder aus der Tangdynastie (7.—10. Jahrh.) nicht frei gemacht. Das Ideal der Chinesen und ihrer japanischen Nachahmer ist ein kalligraphischer Schwung der Linienführung und eine kraftvolle Wirkung allein durch Schwarz- und Weiß-

Digitized by

malerei. Dieser Art sind die noch erhaltenen Gemälde der ersten japanischen Künstler, Kose-no-kana-oka, die den japanischen Kennern als die höchsten Leistungen ihrer Kunst gelten. In der Wahl ihrer Gegenstände waren Kana-oka und seine Nachfolger in der buddhistischen Stilrichtung, die sich fast unverändert bis in die Neuzeit erhielt, durch überlieferung und Zwecke des Kultus beschränkt. Aus der Nachahmung der chinesisch-koreanischen Muster entwickelte sich bereits im 11. und 12. Jahrh. die national-japanische Schule Yamoto-riu, die seit dem 13. Jahrh., ihrer höchsten Blüte, den Namen Tosa-riu annahm und behielt. An Stelle der religiösen Darstellungen traten Bilder des heimischen Lebens, Turniere und Kämpfe, Szenen des Hoflebens und der Heldensage. Der Tosastil ist der Geschmack der Aristokratie, des frühern Hofes von Kioto. Er kennzeichnet sich durch äußerste Sorgfalt und Feinheit der Ausführung, die an die persisch-indischen Miniaturen erinnert, denen er auch durch das reiche Kolorit nahesteht. Die Einzelheiten, leblose Dinge, Blumen und Vögel, werden minutiös ausgeführt; dagegen ist die Empfindung und Erfindung konventionell u. die Darstellung der menschlichen Figur ungenau und wenig erfreulich. Das 14. und 15. Jahrh. bringt eine Wiederholung des chinesischen Einflusses in Kunst und Wissenschaft und damit ein Wiederaufleben der kraftvollen Skizzierkunst Kanaokas. Die Hauptmeister dieser Richtung sind Cho-Densu (1351—1427) und Josetsu, welche die Tuschmalerei vor dem Farbenreichtum und der Feinheit der Tosa-riu bevorzugen. Cho-Densu ist als Figurenmaler, Josetsu als Landschafter bedeutend. Neben letzterm werden noch Soga-Shiubun und Sesshiu (1421—1507) als Landschafter ersten Ranges genannt.

Die Erneuerung des chinesischen Einflusses führt im 15. Jahrh. zur Kanoschule, die von Kano-Masanobu und seinem Sohn Kano-Motonobu den Namen trägt. Sie sind aus der Werkstatt des Shiub-un und Sesshiu hervorgegangen. Ohne die Darstellung der nationalen Geschichte und des Genres ganz zu vermeiden, pflegen sie doch vorwiegend die Landschaft, Tiere und Pflanzen (s. Tafel »Japanische Kultur II«, Fig. 20). Anfänglich mehr der Schwarz- und Weißmalerei zugewendet, bilden sie später eine mehr dekorative Richtung aus, die in reicher Verwendung von Gold und Farben mit der Tosa-riu wetteiferte. Charakteristisch aber bleibt, dem chinesischen Ursprung gemäß, die virtuose, rasche Mache mit einfachen Mitteln. Die namhaftesten der spätern Meister der Kanoschule sind Kano Utanosuke, der größte Vogel- und Blumenmaler, und Kano Yeitoku (gest. 1590), der das glänzendste, lebhafteste Kolorit ausbildete; im 17. Jahrh. Tanyu oder Morinobu.

Während der Regierung der Tokugawa-Shogune, im 17. Jahrh., beginnt sich aus der Tosaschule eine neue Richtung abzuzweigen, deren Vertreter ihre Motive mit Vorliebe dem Leben des gemeinen Volkes entnehmen. Diese volkstümliche Schule, Ukio-yé, wird von den japanischen Kennern nicht geschätzt, sie ist aber die, die den Europäern zumeist bekannt wurde und bei diesen die größte Bewunderung erregte. Sie ist für die gesamte Kunstthätigkeit von Japan von der höchsten Bedeutung, vornehmlich dadurch, daß die Künstler der Ukio-yé den Holzschnitt zur Vervielfältigung ihrer Werke in reichstem Maße heranzogen. Sie haben dadurch sowohl zur Blüte des Holzschnittes beigetragen als alle Gebiete des Kunsthandwerks mit einer Fülle von Vorbildern versorgt. Unter den zahlreichen Anhängern der vulgären Schule ragen als bedeutendste hervor: Miyagawa Choshun, Torii Kiyonobu, der zuerst die Bilder von Theatergrößen vervielfältigte, und als der weitaus berühmteste Hokusai (s. d.). Unter diesem Namen tritt er 1798 zuerst als Buchillustrator auf. 1814 erschien sein berühmtestes Werk, die Mangwa, das Skizzen und Vorlagen aller Art für das Kunsthandwerk enthält. Obwohl von den vornehmen Kunstfreunden seiner Heimat nicht geschätzt, errang er sich durch die zahlreichen Bücher mit Skizzen, die er bis in sein höchstes Alter herausgab, weitreichenden Ruhm und wurde das Haupt einer großen Schule. Die Anhänger und Nachahmer Hokusais sind nicht die einzigen modernen Vertreter der japanischen Malerei. Auch die Tosa- und die Kanoschule leben noch fort, aber im allgemeinen ist seit der sozialen und politischen Neugestaltung des Landes unter europäischem Einfluß das Interesse an der Kunst und diese selbst sehr zurückgegangen. Die Blütezeiten gehören der Vergangenheit an. Vgl. Gierke, Katalog zur Ausstellung der japanischen Malereien im Berliner Kunstgewerbemuseum (1882); Alcock, Art and art-industries in J. (Lond. 1878); Gonse, L'art japonais (Par. 1883); Audsley, The ornamental arts of Japan (Lond. 1885); Anderson, The pictorial arts of Japan (das. 1886); Brinckmann, Kunst und Handwerk in Japan (Berl. 1889, Bd. 1); Bowes, Japanese pottery (Liverp. 1892). Über japanische Lackmalereien s. Lackarbeiten, über die übrigen Hauptzweige der japanischen Kunstindustrie s. Japan, S. 495.

Japanische Mispel, s. Photinia.

Japanischer Nußbaum (Gingkobaum), s. Gingko.

Japanische Rose, soviel wie Hortensie (s. Hydrangea) oder Kamellie (s. Camellia).

Japanisches Bein, s. Schaltknochen.

Japanische Scorzonere, s. Lappa.

Japanisches Meer, Meer im O. von Asien, zwischen den japanischen Inseln Jeso und Hondo, Korea, der russischen Küstenprovinz und der Insel Sachalin, steht durch den Tatarischen Golf und die Lapérousestraße mit dem Ochotskischen, durch die Koreastraße mit dem Ostchinesischen Meer und durch die Tsugaru- oder Sangarstraße (zwischen Jeso und Hondo) sowie durch die Bungostraße (zwischen Hondo und Shikoku und Kiusiu) mit dem Stillen Ozean in Verbindung. Die Tiefe ist nur zwischen Wladiwostok und der Broughtonbai bedeutend (2000 m), sonst ist dieselbe gering, an der japanischen Küste kaum 200 m. Durch seinen westlichen Teil führt das Kabel von Wladiwostok nach Nagasaki.

Japanische Sprache und Litteratur. Die japanische Sprache, deren älteste uns bekannte litterarische Denkmäler vor etwa anderthalbtausend Jahren entstanden sind, schließt sich in ihrem Charakter eng an den finno-tatarischen oder ural-altaischen Sprachstamm an. Auch sie ist eine agglutinierende, kennt als einzige Wort- und Formbildungsmittel die Zusammensetzung und Suffixion, und ihre Syntax steht, was die Wortstellungsgesetze und die Häufigkeit partizipialer Konstruktionen anlangt, in auffallender Übereinstimmung mit der Sprache der Mandschu (s. d.). Daß sie auch etymologisch dieser Sprache und somit dem ganzen Stamm verwandt sei, ist höchst wahrscheinlich, wenn auch noch nicht voll erwiesen. Ist das der Fall, so ist es jedoch kein Wunder, daß sie sich von ihren Schwestern weit entfernt hat; denn seit ziemlich

Digitized by Google

2400 Jahren leben die Japaner auf ihren Inseln. Unter ihren verschiedenen Dialekten hat bald der von Yamato, insbes. der der Hauptstadt Miako, die Oberhand gewonnen, so daß Yamato kotoba (»die Sprache von Yamato«) der Ausdruck für das reine Japanisch ist, dies im doppelten Gegensatz, einmal zu der seit dem 15. Jahrh. in Aufnahme gekommenen neujapanischen Sprache, die stark mit chinesischen Ausdrücken durchsetzt und in ihren Formen vielfach verändert und abgeschliffen ist, dann im Gegensatz zu den nicht schriftmäßigen Dialekten. Die Sprache ist sehr arm an Lauten. Ursprünglich bestand jede Silbe nur aus einem der Vokale a, e, i, o, u, mit oder ohne vorhergehenden Konsonanten, und als organisch verschiedene Mitlauter besitzt sie nur k, g; f (h), b, p; t, d (vor i und u : ts und ds gesprochen); m, n, r, s, z; w, y, also kein besonderes h, l ꝛc. Dazu kommt, daß gewisse Silben, wie e, ye, we, fe; i, wi, fi ꝛc., wenigstens in der neuern Aussprache und Schreibung, oft miteinander verwechselt werden. Erst in verhältnismäßig neuerer Zeit ist ein Schluß-n (aus mu entstanden) als besondere Silbe in Gebrauch gekommen. Da nun i und yi, u und wu, e und we ꝛc. nicht voneinander geschieden werden, so zählt die Sprache im ganzen nur 68 offene Silben. Veränderungen in der Aussprache haben jene ursprüngliche Einfachheit modifiziert, z. B. sto für fito, szru für suru, oi für wofoki. So bedeutend die Bildsamkeit des Japanischen, seine Fähigkeit zur Schöpfung zusammengesetzter und abgeleiteter Wörter, sein Formenreichtum ist, so ist doch die Erlernung seiner grammatischen Elemente nicht eben schwierig; denn der Agglutinationsprozeß ist überall durch einfache, durchgreifende Gesetze geregelt. Allein das Verständnis, die Analyse der Texte wird oft sehr durch die geschilderten Eigentümlichkeiten des Lautwesens, durch den Mangel einer genügend feststehenden Orthographie und einer sichtbaren Abgrenzung der Wörter und Sätze (durch Trennungen und Trennungszeichen) erschwert. Dazu kommt, daß, wer sein Studium nicht nur auf die ältesten, rein japanischen Sprachdenkmäler beschränken will, notwendig auch der chinesischen Sprache und Schrift einigermaßen kundig sein muß. Die Beeinflussung des sprachlichen Ausdrucks durch Regeln der Etikette ist eine Eigenschaft, die das Japanische mit vielen Sprachen Asiens gemein hat; die Stellung des Redenden zum Angeredeten und beider zu dem Dritten, von dem etwa die Rede ist, will berücksichtigt sein. — Die Japaner bedienen sich verschiedener Syllabare, Iroha genannt. Jedes derselben besteht aus den Zeichen für die 48 Grundsilben, zu welchen noch das Schluß-n hinzukommt. Alle diese Zeichen sind der chinesischen Schrift entlehnt, und ihre Reihenfolge ist nach einem Verschen geordnet, das mit »iro ha« anhebt. Die gebräuchlichsten Syllabare sind das Katakana (s. d. und die »Schrifttafeln«), eine Kürzung chinesischer Zeichen, meist nur in zweisprachigen Texten angewendet, und das Firakana oder Hiragana (s. d.), die im Verkehr üblichste Schrift, dabei die schwierigste; denn in ihr kann jede Silbe durch eine größere oder geringere Anzahl Zeichen der chinesischen Schnellschrift (Thsao) ausgedrückt werden. Doppelpunkte und Ring zur Rechten des Buchstabens dienen dazu, aus f: b, p, aus t: d, aus k: g, aus s: z zu machen. Um das Verständnis chinesischer Texte und deren Ablesung in japanischer Sprache zu erleichtern, ist ein Notensystem erfunden worden. Neuerdings herrscht in Japan eine starke Strömung zu gunsten der Einführung der europäischen (lateinischen) Schrift. An der Spitze der Bewegung steht die Gesellschaft Rōmaji-kai, die durch eine Zeitung für Verbreitung ihrer Bestrebungen wirkt. Grammatiken: von Alvarez (Amacusa 1593), Rodriguez (Nagasaki 1604, Macao 1620, Par. 1825), Collado (Rom 1632), Oyanguren (Mexiko 1738), de Rosny (Par. 1857, 4. Ausg. 1872), Donker Curtius (Leid. 1857; bearbeitet von Hoffmann und Pagès, Par. 1861), Alcock (Schanghai 1861), J. J. Hoffmann (Leid. 1868; deutsche Ausg., das. 1877; mit dem Nachtrag: »Japanische Studien«, das. 1878), Brown (Schanghai 1863), Aston (Lond. 1872), Noack (Leipz. 1886), Chamberlain (Lond. 1887), Lange (Stuttg. u. Berl. 1890, in den Lehrbüchern des Seminars für orient. Sprachen in Berlin); Lesebuch von Plaut (ebenda 1891). Lehrbücher zum Selbstunterricht von Walter (Leipz. 1890) und Seidel (Wien 1890). Wörterbücher: von Calepini (Amacusa 1595, Rom 1870, Par. 1870); anonyme: Nagasaki 1603, Manila 1630; von Collado (Rom 1632—38), Meadhurst (Batav. 1830, 1839), Goschkewitsch (Petersb. 1857), de Rosny (Par. 1857), Pagès (das. 1858), Hepburn (3. Aufl., Lond. 1886), Satow und Massakata (»English-Japanese dictionary«, 2. Aufl., das. 1879), Lehmann (Tokio 1877).

[Litteratur.] Unsre Kenntnis der japanischen Litteratur ist noch immer eine verhältnismäßig oberflächliche. Zwar sind zahlreiche Hände jahraus jahrein thätig, ihre Schätze zu Tage zu fördern und uns zugänglich zu machen; allein den Umfang und Wert des gewaltigen Materials können wir kaum erst ahnen, geschweige denn bemessen. Dieselbe Regsamkeit, Gewandtheit und Empfänglichkeit, mit der die Japaner sich heute die Errungenschaften europäischen Wissens und Denkens zu eigen machen, haben sie auch damals bewährt, als sie zuerst chinesische Kultur und dann buddhistisch-indische Religion auf ihren Boden verpflanzten. Und was diesem selbst ureigen ist, seine Geschichte, seine Geographie, sein Natur- und Kulturleben, haben sie früh schon in den Bereich ihrer vielseitigen Schriftstellerei gezogen. Selbständige Denker auf philosophisch-theologischem Gebiet sind uns nicht bekannt; es scheint, daß man sich mit der Durchforschung und Verarbeitung chinesischer und indischer Quellen begnügt hat. Neuerdings halten öffentlich angestellte Prediger populäre Vorträge über Gegenstände der Moral, und die uns davon vorliegenden Proben können in ihrer Lebensfrische, ihrer Gemütsinnigkeit und ihrem gesunden Humor geradezu als Muster volkstümlicher Beredsamkeit bezeichnet werden. Die einheimische (Shinto-) Mythologie hat sorgfältige Bearbeitungen erfahren. Die Geschichtschreibung folgt dem chinesischen Muster; sie ist sehr reich vertreten, aber chronikmäßig trocken. Geographie und Naturwissenschaften sind immer, soviel wir wissen, beschreibend, nicht spekulativ behandelt; die japanische Landeskunde ist mit großer Liebe gepflegt, und die zahlreichen Werke dieser Gattung versprechen eine wertvolle Ausbeute. Überall ist die encyklopädische Tendenz vorherrschend, und eigentliche Encyklopädien sind in Japan ebenso beliebt und womöglich noch verbreiteter als in China, nur scheinen sie mehr dem praktischen als dem wissenschaftlichen Interesse und nebenbei der Befriedigung einer harmlosen Neugier zu dienen. Daher die Vorliebe für illustrierte Bücher, deren Abbildungen trotz der naivsten Zeichenfehler meist lebendig und sprechend sind. Zu den Werken dieser Art gehören auch die technologischen

Sammelwerke, deren Studium auch für uns nicht ohne praktischen Nutzen bleiben dürfte. Auch hier jedoch herrscht mehr gewissenhafte Empirie als wissenschaftliche Untersuchung vor. Die Lehrthätigkeit scheint seither mehr im Anweisen als im Beweisen bestanden zu haben, und nur an dem Studium der chinesischen Weltweisen wurde der kritische Sinn bei der gebildeten Jugend geübt. Diese Beschäftigung mit ausländischen Schriftstellern war aber für die Pflege der Sprachkunde ebenso förderlich, wie sie für die Sprache selbst nachteilig wurde; denn letztere nahm eine Menge Wörter und Redensarten aus dem so ganz anders gearteten Chinesischen in sich auf. Aber gerade der Gegensatz zwischen den beiden so vermählten Sprachen mochte wiederum das Bedürfnis zum Studium beider wecken. Daher zahlreiche lexikalische und sogar grammatikalische Arbeiten, welche sich nächst dem Japanischen und Chinesischen auch auf das Sanskrit, das Koreanische, die Ainosprache und neuerdings auf die wichtigern europäischen Sprachen erstreckt haben. Mit viel Verständnis und Liebe ist für die Bedürfnisse der niedern Volksklassen und der Kinder Sorge getragen. Für ein wahres Spottgeld kauft der arme Mann ein dickes Buch, das so ziemlich alles enthält, weswegen er ein Buch zu Rate ziehen möchte, unter anderm auch ein (chinesisches) Fremdwörterbuch, die Anweisung zu den gewöhnlichen mathematischen Operationen, Briefsteller rc. Illustrierte Volksbücher im engern Sinne erzählen bald Erfundenes, bald interessante historische Begebenheiten. Für die Jugend ist nicht nur durch Unterrichtsschriften, sondern auch durch Bilder- und Märchenbücher reichlich gesorgt. Für den Geist der Poesie scheinen namentlich zwei Haupteigentümlichkeiten des Volksgeistes bestimmend gewesen zu sein: eine fast schwärmerische Empfänglichkeit für Naturschönheiten und der bekannte romantisch-heroische Sinn der Japaner. Erstere äußert sich vor allem in der Lyrik, deren Genießbarkeit für uns wohl oft dadurch beeinträchtigt wird, daß die Dichter zwischen den Erscheinungen der Natur und den menschlichen Stimmungen Beziehungen finden, für welche uns das Verständnis abgeht. Die um die Mitte des 8. Jahrh. n. Chr. entstandene berühmte Liedersammlung »Manyof'-siu« gehört hierher. Von den Kriegs- und Soldatenliedern sind unsre Kenntnisse noch gering; ein wahres Nationalepos scheint nicht zu existieren. Der Roman aber, dem wir auch einen Teil jener Volksbücher zuzählen dürfen, ist sehr reichlich vertreten. Die Bücher dieser Gattung scheinen in drei Klassen zu zerfallen. Es sind zunächst solche von gelehrt historischer Art, die ähnlichen Erzeugnissen der chinesischen Litteratur nachgebildet zu sein scheinen. Manche Werke dieser Klasse, z. B. die äußere und die innere Geschichte Japans, sind rein chinesisch geschrieben, daher nur bedingt der japanischen Litteratur zuzuzählen. Die schon erwähnten Erzählungen fürs Volk reihen sich ihnen an. Von ihnen sind mehrere in Mitfords vortrefflichen »Tales of Old Japan« (deutsch, Leipz. 1875) übersetzt. Die »Geschichte von den sechs Wandschirmen« (»Uki yo gata roku mai biyau bu«) von Riutei Tanefiko, welche bereits drei Übertragungen in europäische Sprachen (von Pfizmaier, Valenziani und Turrettini) erfahren, gehört der dritten Gattung an; es ist ein Gesellschaftsroman, reines Erzeugnis der dichterischen Erfindung und in einer Art rhythmischer, sehr wohlklingender Verse geschrieben. Neuerdings gilt das kolossale »Fakn-den-ken« (»Geschichte der acht Hunde«) von Bakkin für ein Meisterwerk dieser Art. Das Drama ist sehr beliebt, aber uns noch nicht hinreichend bekannt. Das Wortspiel, bei uns nur einer untergeordneten Art des Witzes dienend, versieht wie in der chinesischen, so auch in der japanischen Dichtung eine sehr wichtige Funktion. Beide Sprachen sind, dank ihrer lautlichen Armut, gleich geeignet, durch die nämlichen Laute zweierlei gleich treffende und passende, oft recht ernste Gedanken auszudrücken. Daß auch die japanische Litteratur ihre schmutzigen Auswüchse hat, darf weder verneint, noch verschwiegen werden; anzuerkennen ist nur, daß dort im Volk Schmutz als Schmutz gilt und nicht, wie nur zu oft bei uns, in lüsterner Weise beschönigt wird. Sieht man von dieser Schattenpartie ab, so muß man rühmen, daß in den belletristischen Büchern, soweit sie uns zugänglich geworden sind, ein frischer, gesunder Geist herrscht. Heldenmut, aufopfernde Treue, strenges, empfindliches Ehrgefühl, Mitleid und Milde gegen Schwache und Notleidende, mannhafte Ergebung in das Schicksal, tief wurzelnde Achtung vor Gesetz und Sitte, Verachtung, oft schneidige Satire gegen alles Kleinliche und Gemeine: das sind die Gesinnungen, die sich darin spiegeln. Gewaltthaten oft der gräßlichsten Art, der aufbrausenden Natur des stets streitbaren Volkes entsprechend, werden oft genug erzählt; allein immer ist das Erhabene oder das Rührende Genosse des Entsetzlichen, und die überströmende Kraft, die seither in blutigen Fehden oder in heroisch-theatralischem Vollzug der Selbstentleibung (s. Harakiri) ihre Genüge suchte, wird hinfort, in ein ruhiges Bett geleitet, das hochbegabte Inselvolk zu wirksamem Wettstreit auf den Gebieten europäischen Forschens und Schaffens beseelen. Eine zusammenfassende Beschreibung oder Geschichte der japanischen Litteratur ist noch nicht erschienen. Vgl. die »Transactions of the Asiatic Society of Japan« (Tokio, bisher 18 Bde.); »Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens« in Tokio (bisher 6 Bde.); Hoffmann, Catalogus librorum et manuscriptorum japonicorum (Leid. 1845); Pagès, Bibliographie japonaise (Par. 1859), und die Bibliographie bis 1862 von R. Gosche in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft« (Bd. 20, Supplement, Leipz. 1868); »Bibliotheca japonica. Verzeichnis einer Sammlung japanischer Bücher in 1408 Bänden« (Wien 1875); Chamberlain, The classical poetry of the Japanese (Lond. 1880); Lequeux, Le théâtre japonais (Par. 1889); Florenz, Dichtergrüße aus dem Osten (Übersetzungen, Leipz. 1894).

Japanisches Wachs, s. Talg, vegetabilischer.

Japankampfer, s. Kampfer.

Japara, Stadt, s. Dschapara.

Japhet (hebr., »weite Ausbreitung«), der dritte Sohn des Noah, nach 1. Mos. 10, 2 ff. Stammvater der in Europa und im nördlichen Asien verbreiteten Völker der Armenier, Meder, Griechen, Thraker rc. Die arabische Sage teilt ihm elf Söhne zu, die ebensoviel Stammväter asiatischer Nationen geworden sein sollen. Auf Grund dieser Sagen faßten früher einige Sprachforscher die indogermanischen Völker und Sprachen unter dem Namen der japhetischen zusammen, und noch jetzt wollen einige in J. den Japetos der griechischen Mythologie wiederfinden, dessen Gattin die Asia, dessen Sohn Prometheus ist.

Jappen, s. Zobi.

Japura (Yapura), linker Nebenfluß des Amazonenstroms in Südamerika, entspringt als Caquetá in den kolumbianischen Andes, in dem Gebirgsknoten,

Digitized by Google

wo sich die Cordillera de Suma Paz lostrennt, ein gewaltiger, wasserreicher Strom, der, in ostsüdöstlicher Richtung das Territorium del Caquetá in vielen Windungen durchströmend, mehrere Wasserfälle (Kinani-, Jaryhana-, Sihare Cachuerafall) und viele Inseln bildet, unter 69° 30′ westl. L. v. Gr. auf brasilisches Gebiet (Staat Amazonas) übertritt und in mehreren Armen bei Teffé mündet, indem er neben dem Hauptstrom durch zahlreiche Seitenarme ein verwirrtes Wassernetz herstellt.

Jaqueiraholz (Jacqueiraholz), s. Artocarpus.

Jaquette (franz., spr. schakett'), s. Jackett.

Jaraczewo, s. Jaratschewo.

Jarāma (spr. cha-), Fluß in Spanien, entspringt am Fuß der Cebollera im Kastilischen Scheidegebirge, fließt südwestlich, nimmt rechts den Lozoya und Manzanares, links den Henares und Tajuña auf u. mündet nach 199 km langem Lauf bei Aranjuez in den Tajo.

Jaransk, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, am Jaran, hat Handel mit Fellen, Honig, Wachs, Leinwand ɔc. und (1889) 3171 Einw. Im Kreis wird starke Leinweberei betrieben.

Jaratschewo (Jaraczewo), Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Jarotschin, hat eine kath. Pfarrkirche, Spiritusbrennerei und (1890) 945 Einw., davon 100 Evangelische und 106 Juden.

Jarchi, jüd. Gelehrter, s. Raschi.

Jarcke, Karl Ernst, deutscher Publizist, geb. 10. Nov. 1801 in Danzig, gest. 28. Dez. 1852 in Wien, ward als Student der Rechte in Bonn von der Begeisterung, die nach dem Befreiungskrieg die deutsche Jugend zur Stiftung der Burschenschaft entflammte, bis zur Schwärmerei ergriffen und verband mit den politischen Weltverbesserungsplänen auch religiöse Grübeleien. Nach beendigten Studien ward er Privatdozent u. 1823 Professor des Strafrechts in Bonn, ging 1824 als Rechtsanwalt nach Köln, wo er zum Katholizismus übertrat, u. von da 1825 nach Berlin, wo er Vorlesungen an der Universität hielt und 1831 das »Politische Wochenblatt« gründete, in welchem er die Revolution vom ultramontanen Standpunkt aus bekämpfte. 1832 ward er an Gentz' Stelle nach Wien berufen, wo er als Rat in die Hof- und Staatskanzlei eintrat und zugleich die Erziehung der Prinzen von Nassau leitete. Auch schrieb er im Interesse der österreichischen Regierung für den »Österreichischen Beobachter« und die Augsburger »Allgemeine Zeitung« und gründete 1839 mit Phillips und Görres die »Historisch-politischen Blätter«. Nach der Revolution von 1848, die ihn außer Thätigkeit setzte, widmete er sich litterarischen, namentlich journalistischen Arbeiten. Von seinen Schriften erwähnen wir: »Handbuch des gemeinen deutschen Strafrechts« (Berl. 1827—30, 3 Bde.); »Die französische Revolution von 1830« (das. 1831, anonym); »K. L. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord« (das. 1831); »Vermischte Schriften« (Münch. 1839, 3 Bde.; Bd. 4, Paderb. 1854).

Jardin (franz., spr. schardäng), Garten; J. des Plantes (anfänglich J. du roi genannt), der zu Anfang des 17. Jahrh. begründete botanische Garten in Paris, verbunden mit zoologischem Garten.

Jardinière (franz., spr. schardinjär', »Gärtnerin«), Blumentischchen oder verzierte beckenförmige, zur Aufnahme von Blumen oder Pflanzen bestimmte Vase aus Porzellan, Fayence, Silber, Alfenid, Bronze, Cuivre poli (s. Tafel »Bronzekunstindustrie«, Fig. 2); schmale Randstickerei an Manschetten, Busen- und Hemdkrausen. — In der Kochkunst heißt à la j. die Garnierung mit allerlei Gemüsen; Suppe à la j., Fleischbrühe mit eingeschnittenen Gemüsestückchen: grünen Erbsen, Blumenkohl, Möhren ɔc.

Jarensk, Kreisstadt im russ. Gouv. Wologda, an der Jarenga (zur Wytschegda), mit Holzhandel und (1889) 1302 Einw.

Jargeau (spr. scharschō), Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrond. Orléans, am linken Ufer der Loire, über welche hier eine Brücke führt, hat eine Kirche aus dem 11.—17. Jahrh., Fabrikation von Möbeln, Kalk ɔc. und (1891) 1480 (als Gemeinde 2522) Einw. — J., 1427 von den Engländern belagert, ward zwei Jahre darauf von Jeanne d'Arc genommen. Das nahe Schloß La Queuvre bildete später einen Hauptsitz der Calvinisten.

Jargon (franz., spr. schargóng), eine einer besondern Klasse oder einem gewissen Kreis eigentümliche Sprache (z. B. Künstlerjargon), besonders eine gemachte Sprache, wie z. B. das Rotwelsche, die Gaunersprache ɔc.; dann allgemein soviel wie verdorbene (fehlerhafte) Sprache (vgl. Kauderwelsch), Mischsprache von Grenzvölkern ɔc. — In der Juwelierkunst heißen Jargons (J. de diamant oder J. de Ceylan) durch Erhitzen entfärbte Zirkone, auch kleine hyacinthähnliche, goldgelbe, gelbrote oder violette Steine von Pau in Frankreich, die zur Verzierung von Galanteriewaren dienen.

Jarkand (Yarkand, Jarkend, »Ort der Freude«), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts im chinesischen Ostturkistan u. dessen wichtigster Handelsmittelpunkt, unter 38° 22′ nördl. Br. und 93° 58′ östl. L. v. Gr., 1176 (nach andern 1336) m ü. M., zwischen den Armen des Flusses J., der am Nordabhang des Karakorum 5150 m ü. M. entspringt, den Sarikol u. a. aufnimmt und sich unter 39° 30′ nördl. Br. mit dem Kaschgar zum Tarim vereinigt. Die Stadt liegt in einer durch Bewässerungskanäle sehr fruchtbaren Ebene, die viel Weizen, Gerste, Reis, Baumwolle, Ölsaaten, Melonen, Äpfel, Trauben ɔc. erzeugt und große Herden von Shawlziegen und Schafen mit Fettschwänzen ernährt. J. ist von einer 12 m hohen und 14 m dicken Lehmmauer umgeben, durch die fünf Thore in die unregelmäßig gebaute Altstadt führen, deren schmutzige Straßen so eng sind, daß man Karren nicht verwenden kann. Die ausgedehnten Vorstädte umfassen auch das von Gräben und Mauern umgebene Jengischehr (Neustadt), Wohnsitz der höchsten Beamten, mit dem alten Palast des Emirs, der hier einen großen Teil des Jahres zu residieren pflegte; in dem südlicher gelegenen Fort wohnt der chinesische Befehlshaber der starken Truppenabteilung sowie 5000 chinesische und dunganische Kaufleute. 67 schmale Kanäle mit über 200 Rinnen verteilen das Wasser des Flusses zu häuslichen Zwecken in der Stadt; an Knotenpunkten von Straßen sind kleine Teiche gegraben, aber das Wasser ist übelriechend und voll Unrat. Die Häuser sind meist aus an der Sonne getrockneten ungebrannten Ziegelsteinen erbaut; die der Reichen bestehen aus einem von einer hohen Mauer umgebenen Häuserviereck. Die bemerkenswertesten Gebäude sind: 160 Moscheen mit Schulen, 12 Karawanseraien und zwei große Bazare, die, wie jene, mit Waren aller Art angefüllt sind. Die nach den verläßlichsten Angaben 75,000 Köpfe starke Bevölkerung besteht vornehmlich aus sunnitischen Mohammedanern türkisch-tatarischen Stammes, sonst noch aus Vertretern der verschiedensten Volksstämme. Hauptbeschäftigungen sind Seidenraupenzucht, Teppichweberei, Filzfabrikation und Handel. Ausgeführt werden Seide, feine Wolle zu Kaschmirshawls, Hanf, Gold-

Digitized by Google

staub; eingeführt werden (durch Engländer, Russen und Chinesen) Thee, Zucker, Opium, Anilinfarben, Leder, Schießpulver, von denen ein großer Teil in Pferdelasten zur Wiederausfuhr kommt. — Die Stadt wurde 1864 von den Dunganen erobert, war unter Jakub Bey zweite Residenz des Reiches Kaschgar, wurde aber 1877 wieder von den Chinesen genommen.

Jarkaschi, s. Tarkaschi.

Jarl (altnordisch, entspricht dem altsächs. ërl, angelsächs. eorl; daraus das engl. Earl [s. d.]), bei den Nordgermanen Bezeichnung des mit Herrscherrecht ausgestatteten Adels, bestehend aus edlen Geschlechtern, welche mit königlicher Gewalt, aber bereits einem Oberkönig unterworfen, einzelne Landschaften beherrschten.

Jarlsberg und Laurvik (Larvik), Amt im norweg. Stift Christiania, an der Küste westlich vom Christianiafjord, umfaßt 2321 qkm (42,1 QM.) mit (1891) 97,745 Einw. Es ist mit 42 Einw. auf 1 qkm das am dichtesten bevölkerte Amt Norwegens und zerfällt in zwei Vogteien. Die bedeutendsten Orte sind: Laurvik, Tönsberg und Horten. Das Amt führt seinen Namen von dem Edelhof Jarlsberg bei Tönsberg, der seit 1684 den Grafen von Wedel-Jarlsberg gehört; es wird auch Grevskabernes Amt genannt, weil es bis 1821 aus den zwei Grafschaften Jarlsberg und Laurvik bestand.

Jarlyk (türk.), früher Bezeichnung für die Erlasse oder Privilegien der Chane; jetzt in Rußland Bezeichnung für bestimmte Kontermarken im Zollwesen.

Jarmarka (Jarmonka, vom deutschen »Jahrmarkt«), in Rußland Name der Messen.

Jarmen, Stadt im preuß. Regbez. Stettin, Kreis Demmin, an der Peene, Güternebenstelle von Züssow an der Linie Angermünde-Stralsund der Preuß. Staatsbahn und an der Eisenbahn Friedland-J., hat eine evang. Pfarrkirche, ein Warendepot der Reichsbank, Maschinenfabrikation, Molkerei, Kalkbrennerei und (1890) 1787 Einw., davon 9 Katholiken u. 3 Juden.

Jarmeritz (tschech. Jaroměřice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Znaim, an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, hat ein fürstlich Arenberg-Kaunitzsches Schloß mit Bibliothek und Park, eine schöne Kirche, Spiritusfabrik, Bierbrauerei und (1890) 1506 (als Gemeinde 2437) tschech. Einwohner.

Jarmolinzi, Flecken im russ. Gouv. Podolien, 30 km von Proskurow, mit über 3000 Einw.; im Juni Pferdejahrmarkt, auf welchen regelmäßig bis 2000 Pferde gebracht werden; 1890 hatte die Zufuhr einen Wert von 1,2 Mill. Rubel, der Absatz betrug 0,8 Mill. Rubel.

Jarmuk (griech. Hieromykes), talmudischer Name des größten, etwa 7 km südlich vom See Genezareth von O. her in den Jordan mündenden, wasserreichen Nebenflusses, dessen fernste Quellen im Hauran-gebirge liegen. Heute Scheriat el Menadhire.

Jarnac (spr. scharnack), Stadt im franz. Depart. Charente, Arrond. Cognac, an der Charente und der Staatsbahnlinie Angoulême-Beillant, hat Weinbau, Branntweinbrennerei, Faßbinderei und (1891) 4482 Einw. — In der Nähe 13. März 1569 Sieg der königlichen Truppen unter dem Herzog von Anjou und Marschall von Tavannes über die Hugenotten unter dem Prinzen von Condé, der selbst gefangen und meuchlings erschossen ward. Eine Pyramide bezeichnet das Schlachtfeld.

Jarochowski, Kasimir von, poln. Geschichtsforscher, geb. 12. Sept. 1829 in Sokolniki, gest. 24. März 1888 in Posen, studierte, nachdem er schon als Primaner in Posen 1846 in den Polenprozeß verwickelt war, in Berlin die Rechte, nahm auch 1848 an dem Aufstand der Polen teil, ward 1862 Kreisrichter in Posen und nahm 1882 seine Entlassung. Seit 1887 war er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses. Er veröffentlichte die wichtigen Aktenstücke zur sächsischen Zeit unter dem Titel: »Teka Gabryela J. Podoskiego« (Posen 1856—61, 6 Bde.), dann »Wielkopolska w czasie pierwszej wojny szwedzkiej« (»Großpolen während des Schwedenkriegs 1655—1657«, das. 1864) und die »Geschichte Augusts II.« (das. 1856—90, 3 Bde.). Seine kleinern historischen Schriften erschienen unter dem Titel: »Opowiadania historyczne« (1860—86, 6 Bde.). Außerdem schrieb er (in polnischer Sprache): »Ein Emanzipationsversuch Augusts« (Lemb. 1878); »Die Affaire Kalksteins« (Warsch. 1878); »Die Belagerung Posens durch Patkul« (das. 1879); »Das Ende Radziejowskis« (das. 1879) und u. d. Pseudonym Severin Przerowa: »Literatura poznanska« (»Die Litteratur des Großherzogtums Posen«, Krak. 1880).

Jaroczyn, s. Jarotschin.

Jaroměř (spr. -mjersch), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Königinhof, an der Mündung der Aupa in die Elbe, über welche zwei eiserne Brücken führen, und an den Linien Deutschbrod-Liebau der Österreichischen Nordwestbahn u. Josephstadt-J.-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn gelegen, hat ein Bezirksgericht, eine gotische Dechanteikirche aus dem 14. u. eine Kirche (St. Jakob) aus dem 15. Jahrh., eine Handwerkerschule, Flachsspinnerei, Jutespinnerei und -Weberei, Bierbrauerei u. Malzfabrik, Gerberei, Riemen-, Zementwaren- u. Zichorienfabrik, Brettsäge, Mühlen, bedeutende Märkte u. (1890) 6925 tschech. Einwohner. — J. ward 1307 königliche Leibgedingstadt. 1421 wurde es von den Hussiten erstürmt und 1645—48 wiederholt von den Schweden geplündert. 3 km südlich von J. liegt Josefstadt (s. d.) und 4 km nördlich das Dorf Heřmanitz, Geburtsort Albrechts von Wallenstein, mit Wallfahrtskirche und (1890) 322 (vorwiegend deutschen) Einwohnern.

Jaroslau (Jarosław), Stadt in Galizien, am San und an den Staatsbahnlinien Krakau-Lemberg und J.-Sokal, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichts, einer Finanzbezirksdirektion, einer Infanterie- und Kavallerietruppendivision und eines Platzkommandos, hat eine katholische, eine evang. und eine griechisch-kath. Pfarrkirche, ein Obergymnasium, ein Dominikaner-, Reformaten- und ein Nonnenkloster (mit Mädchenerziehungsanstalt), Tuchweberei (Hauptartikel: »Talles«, jüdische Betgewänder), Spodiumfabrik, Kuchen- und Lebzeltenbäckerei, Bierbrauerei, lebhaften Handel, besonders mit Getreide und Holz, und (1890) mit der Garnison (4452 Mann) 18,065 meist poln. Einwohner.

Jaroslaw (Jaroslawl), russ. Gouvernement, grenzt nordöstlich an das Gouv. Wologda, nordwestlich an Nishnij Nowgorod, westlich an Twer, südlich an Wladimir, östlich an Kostroma und umfaßt 35,612,6 qkm (646,8 QM.). Das Land bildet eine Hochfläche mit vielen Sümpfen und Sandheiden, von Landrücken durchzogen, die aus Kalk, Mergel und Thon bestehen. Der Hauptfluß ist die Wolga, welche die Korovichitschna, Mologa, Schekskna und den Kotorosl aufnimmt. An der Ostgrenze fließt die Kostroma, die den Sot und Kast empfängt. Unter etwa 34 Seen ist der größte der Nero- oder Rostowsche See, der durch den Kotorosl

Digitized by Google

in die Wolga abfließt. Das Klima ist ein nördliches, was schon die hier häufig vorkommenden Polargewächse beweisen, während die Eiche bereits nördlich von der Wolga nicht mehr fortkommt, obgleich die mittlere Jahrestemperatur +3,1° beträgt. Dabei sind Fröste von −40° und Hitze im Juli von +37° nichts Ungewöhnliches. Die Einwohnerzahl war 1891: 1,198,269, ca. 34 Menschen auf 1 qkm. Die äußerst regsame Bevölkerung Jaroslaws gehört einem hübschen Schlag an, auch sind die Frauen wegen ihrer Schönheit in ganz Rußland berühmt. Die Zahl der Geburten ist (1889) 41,377, der Sterbefälle 41,166, der Eheschließungen 8064. Unter den Konfessionen überwiegt die griechisch-katholische. Sektierer, Römisch-Katholische, Protestanten, Juden und Mohammedaner sind nur in geringer Anzahl vertreten. Beim Ackerbau überwiegen Roggen (1893: 3,532,531 hl) und Hafer (3,272,030 hl); die südlichen Gegenden liefern Kirschen und Äpfel. Vom Areal kommen auf Acker 27 Proz., auf Weide und Wiesen 29, auf Wald 36, auf Unland 8 Proz. Der Viehstand beziffert sich auf (1888) 179,551 Pferde, 225,987 Stück Rindvieh, 178,987 Schafe, 6480 Schweine; der Fischfang, besonders in der Wolga, ist bedeutend. Die industrielle Produktion ist ansehnlich, sie beschäftigt (1890) 472 Fabriken mit 22,025 Arbeitern und erreicht einen Wert von über 26 Mill. Rubel. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind: Baumwollspinnerei und -Weberei (Produktionswert 10,6 Mill. Rub.), Flachsspinnerei und Leinweberei (4,3 Mill. Rub.), Spiritusbrennerei (3,4 Mill. Rub.), Tabaksindustrie (3,3 Mill. Rub.), Herstellung von Mühlenfabrikaten (4 Mill. Rub.), Seilerei (0,6 Mill. Rub.), Fabrikation von Stärkemehl und Si up (0,6 Mill. Rub.), Chemikalien, Papierfabrikation, Eisengießerei. Der Handel wird durch die Wolga und durch deren Verbindung mit der Newa und Dwina sowie durch vier Eisenbahnen begünstigt und ist ausgedehnt. Die Ausfuhr besteht in Leder, Leinwand, Segeltuch, Korn, Tischzeug, Drell, gesalzenem Fleisch, Seife, Leinsamen ꝛc.; die Einfuhr in Farben, Salz, Eisen, Kurzwaren. Im ganzen Gouvernement finden jährlich 93 Jahrmärkte statt, auf welche Waren im Werte bis zu 5 Mill. Rub. gebracht werden. Das Gouvernement hat (1886) 436 Elementarschulen mit 30,443 Schülern, 90 Kirchenschulen und mittlere Lehranstalten mit 3636 Schülern, 3 höhere Schulen mit 162 Schülern, im ganzen 529 Lehranstalten mit 34,241 Lernenden. Es zerfällt in zehn Kreise: Danilow, J., Ljubim, Mologa, Myschkin, Poschechonje, Romanowo-Borissoglebsk, Rostow, Rybinsk, Uglitsch.

Jaroslaw (Jaroslawl), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am Einfluß des Kotorost in die Wolga, Knotenpunkt der Eisenbahnen Moskau-J., J.-Kostroma und J.-Wologda, ist regelmäßig gebaut, hat fünf Vorstädte und breite Straßen mit vielen alten Palästen und unzähligen Kuppeln und Türmen. Es befinden sich hier 77 Kirchen und 3 Klöster, darunter die Kathedrale Mariä Himmelfahrt (1646 erbaut). J. hatte 1891: 79,201 Einwohner, welche Baumwollspinnerei (1890 Produktionswert 5,3 Mill. Rubel bei ca. 4000 Arbeitern), Fabrikation von Geweben in Baumwolle, Leinen, Wolle und Seide, ferner von Papier, Bijouterien und Öl betreiben. Der Handel nach Petersburg und Moskau ist lebhaft und wird durch eine Kommunalbank (1891 mit einem Umsatz von 18,5 Mill. Rub.) unterstützt. Die Schiffahrt dauert gegen 200 Tage Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs und eines Erzbischofs und hat ein pädagogisches Seminar (1886 mit 54 Schülern), ein juristisches Lyceum (90 Studenten) und 3 Gymnasien (darunter 2 weibliche). — J. ward 1025 von dem Großfürsten Jaroslaw Wladimirowitsch gegründet und 1471 an das Großfürstentum Moskau abgetreten, worauf es eine Zeitlang Residenz der Großfürsten war, daher die ältesten Prinzen der russischen Großfürsten Fürsten von J. hießen.

Jaroslaw, Großfürst von Kiew, Sohn Wladimirs d. Gr., erhielt nach seines Vaters Tode 1015 Nowgorod als Fürstentum, vertrieb 1016 seinen Bruder Swjatopolk, der sich mit Gewalt Kiews bemächtigt hatte, wurde aber von dessen Schwiegervater Boleslaw Chrobry von Polen 1017 geschlagen und konnte erst nach dessen Abzug 1019 wieder Kiew erobern, wo er 1019—1054 als Großfürst herrschte. Die Nowgoroder belohnte er für ihre treue Hilfe durch die Verleihung der berühmten Rechtsurkunde von Nowgorod. Er vermählte sich mit Ingegard, Tochter des schwedischen Königs Olaf, und erneuerte so das alte Bündnis mit Skandinavien. Er hatte in Bruder- und Bürgerkriegen viel zu kämpfen, erweiterte aber doch das Reich bedeutend durch Eroberungen nach Norden und Süden, schmückte Kiew durch großartige kirchliche Bauten und war ein Förderer der Interessen der Geistlichkeit und des Schulwesens.

Jarotschin (Jaroczyn), Kreisstadt im preuß. Regbez. Posen, unweit der Lutinia, Knotenpunkt der Linien Posen-Kreuzburg, Öls-J., Lissa-J. und J.-Gnesen der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, besuchte Viehmärkte und (1890) 2903 Einw., davon 744 Evangelische und 361 Juden. Nahebei ein Schloß des Fürsten von Radolin mit großer Waffensammlung.

Jarra (spr. charra), spanisch-maurischer Wasserkrug aus Fayence mit zwei Henkeln, auch Bezeichnung für die Alhambravasen (s. d.).

Jarretière (franz., spr. scharr'tjär'), Knieband, Strumpfband; Ordre de la J., Hosenbandorden.

Jarrōba (spr. charr-, Haroba, Charuba), Getreidemaß in den südwestlichen Häfen Marokkos, = 159 Lit., aber gewöhnlich in Gewicht umgesetzt, so bei der Ausfuhr von Mais aus Mogador = 108 kg.

Jarrow (spr. dscharro), Stadt in der engl. Grafschaft Durham, am Tyne, dicht bei South Shields, hat eine alte St. Paulskirche (1866 restauriert), Ruinen eines Klosters aus dem 7. Jahrh., Segeltuchfabriken, Schiffswerften, chemische Fabriken, große Docks, bedeutenden Kohlenhandel und (1891) 33,675 Einw. (1861 erst 6494). Dabei Monkton, Geburtsort des Beda Venerabilis.

Järta, Hans (aus dem adligen Geschlecht Hierta), schwed. Staatsmann, geb. 1774, gest. 6. April 1847, studierte an der Universität in Upsala und war seit 1791 in der königlichen Kanzlei angestellt. Seine Erbitterung über die Willkür der Regierung bewog ihn, auf dem Reichstage in Norrköping 1800 dem Adelsstande zu entsagen und den Namen J. anzunehmen, worauf er den Staatsdienst verlassen mußte. Als einer der Oppositionsführer ward er nach der Revolution (1809) mit der Ausarbeitung des neuen Grundgesetzes betraut. In den Staatsrat berufen, nahm er schon 1812 seine Entlassung und ging als Landeshauptmann nach Falun. 1837 Chef des Reichsarchivs, zog er sich 1844 von den öffentlichen Geschäften zurück. J., der in seiner Jugend mit ironischer Schärfe dem »ancien régime« entgegengetreten war,

Digitized by Google

ward zuletzt ein erklärter Anhänger der konservativen Ideen, welche er in seiner Zeitschrift »Odalmannen« (Falun 1822–23) verfocht. J. schrieb eine Reihe gedankenreicher politischer u. historischer Aufsätze. Von gründlichem Quellenstudium zeugt seine Arbeit: »Försök att framställa Svenska lagfarenhetens utbildning intill slutet af 17. århundradet« (»Versuche, die Entwickelung der schwedischen Rechtswissenschaft &c.«, 1838). Eine Auswahl aus seinen Schriften mit Biographie hat H. Forssell (s. d.) herausgegeben.

Järvi (finn., Jäyri, Jaur), soviel wie See.

Jary, linker Nebenfluß des Amazonenstroms, entspringt in den Tumuc-Humacbergen an der Südgrenze von Niederländisch-Guayana, fließt in südöstlicher Richtung, mehrere große Fälle bildend, und mündet bei São José.

Jasak, in Rußland eine Abgabe, welche jährlich einmal von gewissen Nomadenstämmen (z. B. den sibirischen Kirgisen) in Geld oder Tierfellen erhoben wird.

Jasaul (türk.), Art Leibgardist, Kämmerer am Hofe der Chane in Turkistan, mit einem Dolch im Gürtel oder einem weißen Stab zur Abwehr der Menge als Abzeichen seines Amtes.

Jäschke, Heinrich August, Missionar und Sprachforscher, geb. 17. Mai 1817 in Herrnhut, gest. daselbst 24. Sept. 1883, wirkte 1856–68 als Missionar der Brüdergemeinde in Tibet und machte sich besonders um die Erforschung der tibetischen Sprache verdient; er besorgte die tibetische Bibelübersetzung und beteiligte sich an der Herausgabe und Übersetzung tibetischer Texte. Seine Hauptwerke sind das zuerst autographiert erschienene tibetisch-deutsche »Handwörterbuch der tibetischen Sprache« (Gnadau 1871–75), das auf Kosten der indischen Regierung auch tibetisch-englisch gedruckt herausgegeben wurde (»Tibetan-English dictionary«, Lond. 1882), u. »Tibetan grammar« (2. Aufl., das. 1883).

Jaschmak, der Schleier der Türkinnen, besteht aus zwei Stücken weißen Musselins, die, mittels einer Nadel rückwärts an der Haube befestigt, Kopf, Gesicht und Nacken derart verhüllen, daß nur Augen und Nase oder erstere allein frei bleiben.

Jasht (Yasht), ein Teil des Zendavesta (s. d.).

Jaslo, Stadt in Galizien, an der Wisloka, welche hier die Jasiolka und Ropa aufnimmt, an den Staatsbahnlinien Sucha-Stryj und J.-Rzeszów gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und eines Revierbergamtes, hat ein altes Schloß, ein Obergymnasium, Fabrikation von Tischlerwaren und (1890) 4527 poln. Einwohner. In der Nähe befinden sich Petroleumgruben.

Jasmin, Pflanzengattung, s. Jasminum; wilder J., s. Philadelphus; virginischer J., s. Tecoma.

Jasmin (spr. schasmäng), angenommener Name (in seiner Mundart Jansemin) des franz. Patoisdichters Jacques Boé, geb. 6. März 1798 zu Agen im Languedoc, gest. daselbst 4. Okt. 1864, ward Friseur und trieb dies Geschäft selbst dann noch, als er sich durch seine poetischen Produktionen einen Namen erworben hatte, ja selbst noch nach seiner Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion (1843) und seiner Krönung als Maître ès jeux floraux (mit 5000 Frank Ehrensold) durch die französische Akademie. Er trug seine Dichtungen, die er mit Anspielung an sein Gewerbe »Las papillôtos« betitelte, in der gascognischen Mundart seiner Heimat mit großem mimischen Talent vor und hat damit in den ersten Städten, auch in Paris am kaiserlichen Hof, begeisterten Beifall gefunden. Vor allem gelingt ihm eine halb rührende, halb scherzende Epik, und volkstümlich freundliches und kindlich fröhliches Weinen verleiht seinen Poesien einen großen Reiz. Von denselben sind hervorzuheben »Lou chaliberi«, komisches Heldengedicht (1825); »Lou tres de Mai«, gelegentlich der Errichtung des Standbildes Heinrichs IV. in Nérac gedichtet (1835); »L'abuglo de Castel-Cuillé« (1836); »Lous dous frays-bessous« (1847) u. a. Seine Poesien erschienen gesammelt in einem Band (mit franz. Übertragung, Par. 1860) und in 4 Bänden von Boyer d'Agen (Bordeaux 1890). Vgl. Rabain, J., sa vie et ses œuvres (Par. 1867); De Montrond, J., poëte d'Agen (2. Aufl., das. 1876); Smiles, J. barber, poet philanthropist (Lond. 1891).

Jasminoideen (jasminartige Gewächse), Unterfamilie der Oleaceen, aus der Ordnung der Kontorten unter den Sympetalen, Holzpflanzen mit gegenständigen Blättern und meist fünfgliederigen Blüten, die sich von denen der nächstverwandten Oleoideen durch die Anheftung der Samenknospen am Grunde der Fruchtknotenfächer unterscheiden. Die Gruppe enthält drei Gattungen mit über 100 Arten, welche zum größten Teil im tropischen Asien einheimisch sind; nur wenige kommen auch in den Ländern um das Mittelländische Meer vor. Die wohlriechenden Blüten des ostindischen Jasminum officinale dienen in den Mittelmeerländern zur Darstellung wohlriechender Wässer und Öle (Jasminöl).

Jasminöl, im Handel ein fettes Öl (Behen- oder Mandelöl), welches mit frischen Blüten von Jasminum officinale maceriert worden ist und dabei deren ätherisches Öl aufgenommen hat. Man bereitet es in Südfrankreich und Tunis für die Parfümerie. Ätherisches J. kann aus dem fetten J. durch Destillation mit Wasser gewonnen werden, ist aber für den Handel zu teuer.

Jasmintrompete, s. Tecoma.

Jasminum *L.* (Jasmin), Gattung aus der Familie der Oleaceen, aufrechte oder windende Sträucher mit gegenständigen, selten abwechselnden, unpaarig gefiederten Blättern (die bisweilen einfach erscheinen, wenn nur das Endblättchen ausgebildet ist), gelben oder weißen, sehr häufig wohlriechenden Blüten in endständigen Dichasien oder Trauben, selten endständig und einzeln. Die Frucht ist eine Beere. Etwa 140–160 Arten in den tropischen und subtropischen Gebieten von Asien, Australien, Afrika, die meisten in Ostindien und im Indischen Archipel. J. officinale *L.* (echter Jasmin), ein wenig rankender, 4–5 m hoher Strauch mit gegenüberstehenden, dreijochig gefiederten Blättern und weißen, end- und seitenständigen Blüten in Traubendolden, stammt aus dem wärmern Vorderasien, ist in Südeuropa und Südamerika vielfach verwildert und wird, wie auch J. grandiflorum *L.* (Malabarjasmin), aus dem Himalaja, vielfach kultiviert, besonders auch in der Gegend von Cannes, wo man aus den äußerst wohlriechenden Blüten mit Hilfe von Fett oder Öl die Jasminpomade und das Jasminöl bereitet. Aus der Pomade erhält man dann durch Extrahieren mit Alkohol das Jasminextrakt. Ätherisches Öl durch Destillation mit Wasser aus Jasminblüten abzuscheiden, ist zu kostspielig. In der Türkei kultiviert man J. in geraden Schößlingen, um Pfeifenrohre daraus zu fertigen. J. officinale und einige andre Arten ertragen, gut gedeckt, unsre Winter, während andre im Kalthaus überwintert werden müssen. Mit den Blüten von J. Sambac *Vahl.* (arabischer Jasmin,

Digitized by Google

Nachtblume, Sambac), einem 5—6 m hohen, schlingenden Strauch mit einfachen, ei- oder fast herzförmigen Blättern und meist dreiblütigen Infloreszenzen mit weißen, nach dem Abfallen purpurnen Blüten, in Ostindien, bestreut man die Zimmer und Tempel; auch bereitet man aus den Blüten (Flores Manorae) ein wohlriechendes Wasser. Der Strauch wird in den Tropen der Alten und Neuen Welt häufig kultiviert, und in China dienen die Blüten zum Beduften des Thees. J. nudiflorum *Lindl.* (Winterjasmin), aus China, von steifem Wuchs, mit großen gelben, wohlriechenden Blüten, die vor den Blättern erscheinen, hält in Süddeutschland im Freien aus. Fälschlich nennt man den gemeinen Pfeifenstrauch (Philadelphus coronarius *L.*) Jasmin.

Jasmund, Halbinsel | f. Rügen.
Jasmunder Bodden | f. Rügen.

Jasna (Yaçna), ein Teil des Zendavesta (f. d.).

Jason, f. unter J (S. 136).

Jasonius Mons, f. Demawend.

Jaspeada, f. Kochenille.

Jasper, Viktor, Kupferstecher, geb. 30. März 1848 in Wien, war anfangs Buchhändler, bildete sich dann mit 20 Jahren auf der Wiener Akademie und später bei L. Jacoby zum Kupferstecher aus und begann seine selbständige Thätigkeit mit einem Stich nach dem von Holbein bemalten Tisch (in der Züricher Stadtbibliothek), dem eine Reihe vortrefflicher Bildnisse sowie Kaiser Maximilian I. nach Dürer und St. Sebastian nach Mantegna (in der kaiserlichen Galerie in Wien) folgten. Seine Hauptwerke sind der Stich Dürers Allerheiligenbild (1885 vollendet) u. der Stich nach Morettos heil. Justina (beide in der kaiserlichen Galerie zu Wien). Eine Spezialität Jaspers sind seine mit größter Feinheit und lebensvoll durchgeführten Porträtstiche, unter denen diejenigen von Dürer, A. Feuerbach, Kahl, Defregger, Mandel, L. Richter, Kundmann, Zumbusch, Bürkner, Laufberger, Führich, Tilgner und Bauernfeld hervorzuheben sind.

Jaspierte Stoffe, feinflammig melierte Stoffe.

Jaspis, Mineral aus der Ordnung der Anhydride, kryptokristallinische Varietät des Quarzes, findet sich derb, eingesprengt, meist in Geschieben, selten in trauben- oder nierenförmigen Gestalten. Er ist durch Eisenhydroxyd, Eisenoxyd oder Manganoxyd gelb, rot, braun gefärbt, schimmernd bis matt, undurchsichtig, mit muscheligem Bruch. Man unterscheidet mehrere Varietäten. Ägyptischer J. (Kugeljaspis, Nilkiesel), ockergelb bis braun und ziegelrot, häufig gestreift und geflammt, findet sich in großer Menge als Gerölle im Nil und in der Wüste. Bei Kairo bildet er ein Konglomerat, das wahrscheinlich der Kreideformation angehört. Der rote J. findet sich im Bohnerz bei Mühlheim in Breisgau. Der gemeine J., meist rot und braun, auch gelblich und schwarz, findet sich besonders auf Eisensteingängen an vielen Orten. Bandjaspis, grau, grün, gelb, rot, braun gebändert, kommt in Sibirien (Ochotsk, Jekaterinenburg), auf Sizilien, Corsica, am Harz und in Tirol vor. J. war schon bei Griechen und Römern geschätzt und dient jetzt zu Siegelsteinen, Dosen, Vasen, Tischplatten, Kannen, Mosaik, architektonischen Arbeiten ꝛc.

Jaspisporzellan (Jaspisgut, engl. jasperware), in England gefertigte Fayence mit Streifen oder Adern.

Jaspopal, f. Opal.

Jassana, Vogel, f. Sporenflügel; Jassanas (Parridae), Familie der Watvögel (f. d.).

Jassatschnije, in Sibirien getaufte Buräten, die mit russischen, zum Teil aber auch mit getauften burätischen Frauen verheiratet sind und abgeschieden von den burätischen Ulussen in gesonderten Höfen und Dörfern, am zahlreichsten in Transbaikalien, wohnen, aber auch in russischen Niederlassungen und sogar in Städten zu finden sind. Vgl. Jadrinzew, Sibirien (deutsch, Jena 1886).

Jassus, f. Cikaden.

Jassy (rumän. Jaşi, spr. jäschi), Kreisstadt in Rumänien, ehemalige Hauptstadt der Moldau, 318 m ü. M., links am Fluß Bachlui, 8 km vom Pruth entfernt, in reizender Lage, Knotenpunkt der Bahnlinien Paşcani-J.-Ungheni (Anschluß nach Odessa) und Vaslui-J., ist unregelmäßig und weitläufig gebaut, mit meist einstöckigen Häusern und breiten, in neuerer Zeit durchaus mit Asphalt bedeckten Straßen. J. zählt (1889) 72,859 Einw. (1893: 90,000), darunter ca. 50,000 Juden, außerdem Armenier, Russen, Ungarn, Tataren, Zigeuner. Unter den 43 griechischen Kirchen der Stadt, neben denen es eine römisch-katholische, eine protestantische und eine armenische Kirche sowie 58 Synagogen gibt, sind die prächtig ausgestattete Kathedrale (jüngst restauriert) und die Kirche der drei Heiligen (aus dem 14. Jahrh.), unter den Profangebäuden der auf hohem Thalrand stehende Fürstenhof (die ehemalige Residenz), die Fleisch- und Gemüsehalle und mehrere Bojarenpaläste bemerkenswert. Auch ein Theater, stattliche Hotels, prächtige Läden und Lager von Modewaren und Delikatessen fehlen nicht. Die Industrie ist von keinem Belang, dagegen der Handel (Ausfuhr von Mais, Gerste, Steinsalz, Schweinen; Einfuhr von Geweben, Teppichen, Häuten, Zucker, Heringen) bedeutend; er wird, abgesehen von der Eisenbahn, vorzugsweise durch Galatz und die Donau vermittelt. J. ist Sitz eines griechischen Metropoliten, eines katholischen Bischofs, eines Korpskommandos, eines Präfekten, eines Appellationsgerichts sowie eines deutschen Berufskonsuls und hat eine Universität (mit 30 Dozenten und 200 Studierenden), eine Malerakademie, 2 Lyceen, 2 Gymnasien, Seminare für Lehrer u. Lehrerinnen, 2 Bibliotheken, Militärschule und 3 Hospitäler. In der Umgegend viele Lusthäuser der Bojaren. — Seinen Namen soll J. von den im 11. Jahrh. eingewanderten Jazygen (daher municipium Jasiorum) haben; als Stadt kommt es zuerst im 14. Jahrh. vor. Das J. gegenüber auf einem Berge gelegene Kloster Tzitaznie diente früher als Festung. Residenz der moldauischen Fürsten war die Stadt seit 1565. Am 19. Jan. 1792 wurde hier ein Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen. In dem durch den Bukarester Frieden 1812 beendigten Kriege zwischen Rußland und der Türkei war die Stadt mehrere Jahre von den Russen besetzt. Am 10. Aug. 1822 ward sie von den Janitscharen zerstört. In den Kriegen zwischen Rußland und der Türkei wurde die Stadt 1828 und 1853 wieder von den Russen, 1854 von den Österreichern besetzt. Sie ist nach dem Brande von 1827 meist neu erbaut.

Jastrow, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Deutsch-Krone, an der Linie Posen-Neustettin der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein reiches Waisenhaus, ein Amtsgericht, Wollspinnerei, Tuch-, Maschinen-, Zigarren-, Schnupftabaks-, Schuh- u. Stiefelfabrikation, besuchten Pferdemarkt (zu Michaelis) und (1890) 5288 Einw., davon 417 Katholiken und 272 Juden. J. wurde 1603 durch König Siegmund III. von Polen zur Stadt erhoben und kam 1772 an Preußen.

Digitized by Google

Jastrow, Ignaz, Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker, geb. 13. Sept. 1856 in Nakel, studierte in Breslau, Berlin und Göttingen, habilitierte sich 1885 an der Universität zu Berlin und lehrt daselbst Nationalökonomie sowie verwandte Fächer. Er schrieb: »Zur strafrechtlichen Stellung der Sklaven bei Deutschen und Angelsachsen« (Bresl. 1878); »Pufendorfs Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung« (Berl. 1882); »Geschichte des deutschen Einheitstraums und seiner Erfüllung« (das. 1884, 4. Aufl. 1891; preisgekrönt); »Die Volkszahl deutscher Städte am Ende des Mittelalters und zu Beginn der Neuzeit« (das. 1886); »Über Welthandelsstraßen in der Geschichte des Abendlandes« (das. 1887); »Kleines Urkundenbuch zur neuern Verfassungsgeschichte« (das. 1889); »Das Interesse des Kaufmannsstandes am bürgerlichen Gesetzbuch« (das. 1890); »Sozialliberal. Die Aufgaben des Liberalismus in Preußen« (das. 1893; 2. Aufl., das. 1894); »Preußisches Steuerbuch« (Leipz. 1894); »Das Dreiklassensystem« (Berl. 1894) u. a. Wesentlich kultur- und wirtschaftsgeschichtlich gehalten sind die bisher erschienenen Teile seiner »Deutschen Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen« (Stuttg. 1893). Seine finanzwissenschaftlich-sozialpolitischen Untersuchungen erschienen zum größten Teil in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie« und im »Archiv für soziale Gesetzgebung«. J. steht an der Spitze der »Jahresberichte der Geschichtswissenschaft« und gibt die Zeitschrift »Soziale Praxis« (bisher »Blätter für soziale Praxis«) heraus.

Jaswa, s. Aleppobeule.

Jasykow, Nikolái Michájlowitsch, russ. Dichter, geb. 16. (4.) März 1803 in Simbirsk, gest. 7. Jan. 1847 (26. Dez. 1846) in Moskau, kam 1815 in das Berginstitut zu Petersburg und trat dann ins Ingenieurkorps, aus dem er jedoch aus Neigung zu litterarischer Beschäftigung schon nach einem Jahre wieder ausschied. Er studierte dann (1822—26) in Dorpat und lebte seit 1829 in Moskau, wo er 1831—33 in der Vermessungskanzlei beschäftigt ward. Um seine wankende Gesundheit herzustellen, hielt er sich längere Zeit in seiner Vaterstadt, dann in Italien und in der Schweiz auf, von wo er 1843 nach Moskau zurückkehrte. Nachdem er anfangs ein Sänger des Weines und der Liebe gewesen (daher sein Beiname »russischer Anakreon«), schlug er später unter dem Einfluß einer unheilbaren schmerzlichen Krankheit eine ernstere Richtung ein und wendete sich religiösen Stoffen zu. Seine von Puschkin hochgeschätzten Poesien zeichnen sich durch meisterhafte Versifikation und Herrschaft über die Sprache sowie durch Innigkeit und stimmungsvollen Aufschwung aus. Die erste Sammlung derselben erschien in Petersburg 1833, die letzte (mit biographischen Notizen) in Moskau 1858, 2 Bde.

Jász-Alsó-Szent-György (spr. jāß-álschō-ßent-djördj), Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, an der Zagyva, mit Bienenzucht und (1890) 4326 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Apáti (spr. jāß-), Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, Endstation der Bahnlinie Ujszász-J., in fruchtbarer Gegend, mit schöner kath. Pfarrkirche, Tabaksbau, Bezirksgericht und (1890) 10,401 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Jászberény (spr. jāß-bérénj), Stadt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, ehemaliger Hauptort des Distrikts Jazygien (s. d.), an der Zagyva und der Bahnlinie Hatvan-Ujszász, mit 3 Kirchen, Franziskanerkloster, Rathaus, Denkmal des Palatins Erzherzogs Joseph, Honvéddenkmal und (1890) 24,331 magyar. (römisch-kath. und auch reformierten) Einwohnern, die sich mit Ackerbau, Viehzucht, Weinbau und Kürschnerei beschäftigen. J. hat ein Bezirksgericht, ein Obergymnasium und eine Ackerbauschule.

Jász-Fényszaru (spr. jāß-fénjßaru), Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, an der Bahnlinie Hatvan-Ujszász, mit (1890) 4783 magyar. (römisch-katholischen) Einwohnern.

Jász-Karajenö (spr. jāß-kárajénö), Markt im ungar. Komitat Pest, mit (1890) 5333 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Kis-Ér (spr. jāß-kisch-ēr), Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, an einem toten Arme der Theiß und der Bahnlinie Jász-Apáti-Ujszász, mit Tabaksbau, Tabakseinlösungsamt und (1890) 5973 magyar. (reformierten u. römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Ladány (spr. jāß-lādānj), Markt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, an der Bahnlinie Jász-Apáti-Ujszász, mit Bezirksgericht u. (1890) 8149 magyar. (römisch-kath.) Einwohnern.

Jász-Nagy-Kun-Szolnok (spr. jāß-nádj-), s. Jazygien-Großkumanien-Szolnok.

Jászó (spr. jāßō, Joos), Dorf im ungar. Komitat Abaúj-Torna, südwestlich von Kaschau, an der Bodwa, hat eine prächtige Kirche (mit Kuppel und zwei Türmen), eine Prämonstratenserpropstei (seit 1255), ein Schloß, ein reichhaltiges Archiv mit Bibliothek, Eisenwerke, Marmorgruben und (1890) 1387 magyar. (römisch-kath.) Einwohner. In der Nähe die schachtförmige Jászóer Grotte mit schönen Tropfsteingebilden.

Jat, ind. Volksstamm, s. Dschat.

Jatagan, s. Yatagan.

Jatai, s. Hymenaea.

Jātaka (Dschātaka, »Geburt«), Name einer Sammlung von Legenden über die frühern Geburten Buddhas, die einen Teil des buddhistischen Kanons (Tipitaka, s. Pāli) ausmacht. Diese Legenden bilden einen Lieblingsgegenstand für die Dichtung und Malerei der Buddhisten und sind litterarisch besonders dadurch wichtig, daß sie die ältesten nachweisbaren Quellen vieler Fabeln und Erzählungen enthalten, welche später in die Fabel- und Märchensammlungen der Inder und von da auch in die Litteratur des Westens übergegangen sind. Eine Ausgabe des J. im Original besorgte Fausböll (»The J., together with its commentary«, Lond. 1877—93, Bd. 1—5), wovon der 1. Band von Rhys Davids ins Englische übersetzt wurde (Lond. 1880); eine neue, auf 8 Bände berechnete Übersetzung begann Cowell u. a. (das. 1895).

Jäteisen (Jäthäckchen), s. Gartengeräte.

Jätemaschine, Maschine zum Ausjäten gewisser Unkrautpflanzen aus der Klasse der Kreuzblütler, namentlich des Ackersenfes (Sinapis arvensis *L.*) und des Hederich (Raphanus raphanistrum *L.*), aus Getreidefeldern. Da diese Pflanzen zumeist Verästelungen besitzen, während die jungen Getreidehalme glatt sind, so ist es möglich, durch mit kammartigen Werkzeugen ausgerüstete Maschinen die Unkrautpflanzen zu erfassen und entweder die Blüten derselben abzureißen oder sie vollständig aus dem Boden zu reißen, wobei die Getreidepflanzen zumeist unbeschädigt bleiben. Die verbreitetste J. wurde von A. Ingermann in Koldmoos (Schleswig-Holstein) konstruiert.

Jateorhiza *Miers.* (besser Jatrorrhiza), Gattung aus der Familie der Menispermaceen, schlingende, steif behaarte Sträucher mit großen, herzförmigen, handförmig gelappten Blättern, in zusammengesetz-

Digitized by Google

ten, hängenden Rispen gebüschelt stehenden männlichen, in einfachen, hängenden Trauben einzeln stehenden weiblichen Blüten und eiförmiger, einsamiger Steinfrucht. Zwei im tropischen Afrika und auf Madagaskar heimische Arten. J. palmata *Miers.* (Cocculus palmatus *Dec.*), ein windender Strauch mit krautigen, jährlich absterbenden Stengeln, in Mosambik und Oibo, kultiviert auf Madagaskar, den Maskarenen und Ceylon, hat große, langgestielte, rotbehaarte Blätter, blaßgrüne Blüten und Früchte von der Größe einer Haselnuß, länglichrund und dicht mit langen, schwarzdrüsigen Haaren besetzt. Die bei den Eingebornen Ostafrikas in hohem Ansehen stehende und von ihnen Kalumb genannte starke, dicke, bräunlichgelbe, aus mehreren walzenförmigen, etwas gegliederten, gebogenen, fleischigen Knollen von 30 cm Länge bestehende Wurzel wird als Colombo-, Kalumbo-, Ruhrwurzel arzneilich benutzt und kommt meist in 1 cm dicken Scheiben in den Handel. Sie ist von ziemlich derber Textur, aber vorherrschend mehlig, schmeckt rein und sehr stark bitter, färbt Wasser sofort gelb, ist sehr reich an Stärkemehl und enthält außer oxalsaurem Kalk einen farb- und geruchlosen Bitterstoff, das Kalumbin (Columbin) $C_{21}H_{22}O_7$, amorphe Kalumbosäure (Columbosäure) und Berberin. Man benutzt sie bei Verdauungsstörungen und damit verbundenen chronischen Diarrhöen, bei Durchfällen Schwindsüchtiger ɔc. Sie belästigt den Magen wenig und kann daher auch gegeben werden, wenn ein subakuter Katarrh längere Zeit anhält. Sie wurde 1675 durch Redi als giftwidrig bekannt, aber erst durch den englischen Arzt Percival allgemeiner eingeführt und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts fast überall in Deutschland in die Pharmakopöen aufgenommen.

Jaterus, Fluß, s. Jantra.

Jativa (spr. chatiwa), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Valencia, liegt malerisch am Fuße der Sierra de las Agujas, am Albaida, einem Nebenfluß des Jucar, überragt von einem Kastell, zu welchem eine Zinnenmauer hinaufführt, an der Eisenbahnlinie Valencia-La Encina, hat eine sehenswerte Kollegiatkirche, ein Theater, einen Zirkus für Stiergefechte, eine Seidenbörse und (1887) 14,099 Einw. — Die Stadt (das Setabis der Römer) war zur Maurenzeit ein blühender Ort, erhielt nach der Vertreibung der Mauren den Namen San Felipe, welcher aber wieder dem alten maurischen Namen J. gewichen ist, und wurde im Spanischen Erbfolgekrieg niedergebrannt. J. ist Geburtsort des Papstes Alexander VI. (Borgia) und des Malers Ribera.

Jātropha *J. Müll.* (Brechnuß, Purgiernuß, Drüsenstrauch), Gattung aus der Familie der Euphorbiaceen, Bäume, Sträucher oder Kräuter mit abwechselnden, langgestielten, ganzen oder fingerförmig gelappten oder geteilten Blättern, monözischen Blüten in meist trugdoldig rispigen Blütenständen und dreiknöpfiger Kapsel. Etwa 70 tropische Arten, vorzugsweise in Amerika. J. Curcas *L.* (Curcas purgans *Endl.*, schwarze Brechnuß, großer Purgiernußbaum), im tropischen Amerika weit verbreitet und in allen tropischen Ländern, besonders auf den Kapverdischen Inseln kultiviert, enthält in allen Teilen einen ätzend scharfen Milchsaft. Die etwa 2 cm langen, den Rizinussamen ähnlichen Samen (großer Rizinussame) schmecken mandelartig, dann brennend scharf und wirken höchst drastisch abführend und brechenerregend. Das in ihnen enthaltene Öl (Höllen-, Ricin-, Curcasöl) hat dieselbe Wirkung und wurde früher medizinisch benutzt. Jetzt dient es als Brenn- und Schmieröl. Über J. Manihot *L.* s. Manihot.

Jatrorrhiza, s. Jateorhiza.

Jättestuer, s. Gräber (prähistorische), Megalithische Monumente, Dolmen.

Jaubert (spr. schobär), Pierre Amédée Emilien Probe, franz. Orientalist, geb. 3. Juni 1779 zu Aix in der Provence, gest. 28. Jan. 1847 in Paris, war ein Schüler Silvestre de Sacys, erhielt, 19 Jahre alt, bei der ägyptischen Expedition eine Anstellung als Interpret (Dolmetsch) und ward bald darauf erster Sekretärinterpret Bonapartes, in welcher Stellung er dessen Proklamationen, Korrespondenzen und Verträge mit den Häuptlingen des Landes in die Landessprache zu übersetzen hatte. 1800 wurde er Sekretärinterpret der Regierung, 1801 Professor des Türkischen an der École des langues orientales vivantes, seit 1802 war er wiederholt, teilweise unter größter Lebensgefahr, als Interpret in Konstantinopel und Persien thätig. Im April 1815 wurde er zum Geschäftsträger für Konstantinopel ernannt, die Rückkehr der Bourbonen hob jedoch diese Ernennung auf. 1818 unternahm er eine neue Reise nach dem Orient, um im Auftrag der Regierung zwecks Gewinnung von Kaschmirwolle tibetische Ziegen einzukaufen, deren er 400 Stück, die ersten ihrer Art, nach Frankreich brachte. In der Folge wurde er Professor des Persischen am Collège de France, 1830 Mitglied der Akademie und 1841 Staatsrat u. Pair. Er veröffentlichte: »Voyage en Arménie et en Perse« (Par. 1821, neue Ausg. 1860); »Éléments de la grammaire turke« (2. Aufl., das. 1833), eine Übersetzung der Geographie Edrisis (das. 1836—40, 2 Bde.; der wirkliche Übersetzer soll Kazimirski von Biberstein sein und J. nur eine Revision vorgenommen haben); »Vie de Djenghiz-Khan par Mirkhond« im persischen Text (das. 1841) ɔc. und eine Reihe von Artikeln im »Journal asiatique« und der »Revue Encyclopédique«. Auch revidierte er Venture de Paradis' (gest. 1799) »Grammaire et dictionnaire de la langue berbère« (1844).

Jauche (Adel, Aadl, Odel, Pfuhl, Gülle, Hüll, Mistjauche), die Flüssigkeit, welche entweder unmittelbar aus den Ställen oder aus dem auf der Düngerstätte aufgehäuften Stallmist in wasserdichte Gruben, Jauchegruben, abfließt. Im erstern Falle besteht sie aus dem von den Tieren ausgeschiedenen Urin, im andern Falle aus der Flüssigkeit, die durch den aufgeschichteten Düngerhaufen durchfiltriert und aus demselben die löslichen Stoffe aufgenommen hat. Ihr Wert wird wesentlich erhöht, wenn dem bei der Zersetzung der J. unvermeidlichen Stickstoffverlust durch entsprechende Zusätze, wie Gips, Superphosphatgips ɔc., vorgebeugt wird. Ihre beste Verwendung findet sie zum Feuchthalten des Stallmist- oder Komposthaufens; was hierzu nicht verwertet werden kann, soll nicht etwa ungenützt aus dem Hofe abfließen, sondern in Jauchefässer gefüllt und, wenn die J. zu konzentriert ist, mit Wasser verdünnt auf die Getreidefelder oder noch besser auf die Wiesen und Kleegrasschläge zur Düngung verwendet werden. Die Menge, welche pro Hektar ausgegossen wird, beträgt 300—400 hl. Zur gleichmäßigen Verteilung werden an den Jauchefässern Zungenverteiler (von Fauler in Freiburg i. Br.) oder Nasenverteiler (von Linde in Freystadt) angebracht. Eine andre Art der Jaucheverwendung ist die flüssige oder Gülledüngung, bei welcher sämtlicher Stalldünger in flüssiger Form auf das Feld gebracht wird. Diese Art der Verwendung

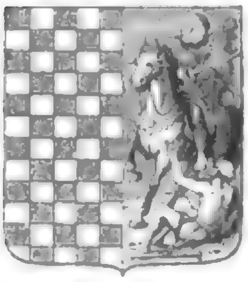
Digitized by Google

ist namentlich in der Schweiz und in einigen Teilen Bayerns im Gebrauch und zwar für Gartenkultur, Kleinwirtschaft oder Wirtschaften mit überwiegendem Gras- und Futterland. Bei derselben wird auf die physikalische Wirkung des Stallmistes verzichtet und nur die chemische Wirkung ausgenutzt. Die Kostspieligkeit dieser Art von Düngerbereitung steht der allgemeinern Anwendung derselben entgegen. — In der Medizin bezeichnet man mit J. (Ichor, Sanies) zersetzten Eiter, zersetztes Blut, überhaupt faulig zersetzte Gewebsflüssigkeit in brandig gewordenen Wunden u. dgl. (Brandjauche). Die J. ist übelriechend und enthält stets Fäulnisorganismen (Spaltpilze). In die Säftemasse aufgenommen, entsteht Blutvergiftung (Ichorrhämie). S. Septichämie.

Jauchepumpe, s. Pumpen.

Jauchert, Feldmaß, s. Juchart.

Jauer, Kreisstadt im preuß. Regbez. Liegnitz, an der Wütenden Neiße und der Linie Kamenz-Raudten der Preußischen Staatsbahn, 193 m ü. M., hat eine evangelische (sogen. Friedenskirche) und eine kathol. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Waisenheim, ein Zuchthaus (im ehemal. Schloß), Zigarren-, Tuch-, Maschinen-, Wagen-, Achsen- und bekannte Wurstfabrikation, Gerberei, Getreidehandel und (1890) mit der Garnison (1 Bat. Infanterie Nr. 19) 11,576 Einw., davon 3494 Katholiken und 97 Juden. — J., bereits 1161 Stadt, war ehedem Hauptstadt des Fürstentums J., welches im südlichen Teil des gegenwärtigen Regierungsbezirks Liegnitz 3200 qkm (58 QM.) einnahm und jetzt in die Kreise Bunzlau, Hirschberg, J., Schönau und Löwenberg zerfällt. Die früher sehr wohlhabende Stadt hatte besonders 1629 durch die Liechtensteinschen Dragonaden, welche die evangelischen Schlesier zum Katholizismus bekehren sollten, zu leiden.


Wappen von Jauer.

Jauernig, Stadt in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freiwaldau, hat ein Bezirksgericht, Denkmal des hier gebornen Dichters v. Zedlitz, Bierbrauerei und (1890) 2253, mit dem anschließenden Dorf J. 3349 deutsche Einw. Über der Stadt auf steil abfallendem Felsen das Schloß Johannesberg, die Sommerresidenz des Fürstbischofs von Breslau, mit Park.

Jauersberg, s. Reichenstein.

Jaufen, Paß zwischen den Stubaier und Sarnthaler Alpen in Tirol, 2094 m hoch, bildet die Verbindung von Sterzing mit dem Passeierthal und Meran.

Jaufre (spr. dschaufre), Held eines provenzalischen Arthurromans, s. Provenzalische Sprache und Litteratur.

Jaufre Rudel, Prinz von Blaye, Troubadour, lebte in der Mitte des 12. Jahrh. Von seinen Gedichten sind nur sechs erhalten; sie sind herausgegeben von Stimming (Kiel 1873). Man vermutet ohne sichern Grund, daß er die Königin Eleonore besungen habe. Durch Ausdeutung einiger Stellen seiner Gedichte ist die Sage entstanden, die Uhland poetisch dargestellt hat. Vgl. Gaston Paris in der »Revue historique«, Bd. 53 (1893).

Jauja (spr. chaucha), Ort im peruan. Depart. Junin, am gleichnamigen Fluß, in fruchtbarem alten Seebecken, hat bedeutenden Handel mit Lima in Schlachtvieh, Früchten und Gemüse und (1876) 2806 Einw.

Jauker (jüdisch deutsch), teuer.

Jaun, schweizer. Ort, s. Jaunthal.

Jáunde, Station der deutschen Kolonie Kamerun (s. d.).

Jaune (franz., spr. schōn'), gelb; Livre j., s. Gelbbuch; J. anglais (Viktoriaorange), ein Teerfarbstoff, besteht aus trinitrokresylsaurem Ammoniak; J. brillant, soviel wie Neapelgelb (antimonsaures Blei), auch Schwefelkadmium; J. fixe, soviel wie Barytgelb; J. indien, soviel wie Purée; J. mandarine, gelbe Farbe, wird aus dem beim Vergasen von Obstweintrestern erhaltenen Teer durch Behandeln desselben mit Salpetersäure gewonnen; J. de Mars, gelbe Farbe, inniges Gemenge von Eisenhydroxyd mit Thonerde, Gips ꝛc.; J. d'œuf, eigelb; J. d'Outremer, soviel wie Barytgelb; J. de paille, strohgelb; J. de paille minéral, soviel wie basisch schwefelsaures Blei; J. de Steinbuhl, soviel wie Barytgelb.

Jauner, Franz, Schauspieler u. Theaterdirektor, geb. 4. Nov. 1832 in Wien, debütierte am Burgtheater daselbst 1854, kam 1855 nach Mainz und nach einem längern Aufenthalt in Paris 1856 an das Stadttheater in Hamburg, 1858 an das Hoftheater zu Dresden und 1871 an das Carltheater in Wien, wo er sich als Schauspieler durch virtuoses, reich nüanciertes Spiel und scharfe Charakteristik allgemeine Beliebtheit erwarb. 1872 übernahm er die Direktion des Carltheaters, das er bis 1878 leitete. Die Fähigkeiten, welche J. dabei bewährte, veranlaßten zugleich seine Berufung als Direktor des Wiener Hofoperntheaters, dem er von 1875 bis Mitte 1880 vorstand. 1881 übernahm er das Ringtheater daselbst, das 8. Dez. d. J. niederbrannte, und 1884 die Leitung des Theaters an der Wien, von der er jedoch nach kurzer Zeit wieder zurücktrat. Seit 1. Sept. 1894 ist er stellvertretender Direktor des Thaliatheaters in Hamburg. — Seine Gattin Emilie, geborne Krall, geb. 1832 in Wien, wirkte bis 1871 erfolgreich als Sängerin.

Jaunpur, ostind. Stadt, s. Dschaunpur.

Jaunthal (franz. Vallée de Bellegarde), voralpines, durch Wasserfälle geschmücktes Nebenthal der Saane im schweizer. Kanton Freiburg, auf dessen Alpen hauptsächlich der Greyerzkäse bereitet wird. Das Thalvolk ist katholisch, in der Gemeinde Jaun oder Bellegarde (s. unten) deutscher Abstammung, während die Bewohner des untern Teils, in Charmey oder Galmis (1148 Einw.), in Cerniat (731 Einw.) und Crésuz (115 Einw.), französisch sprechen. Hauptort des Thales ist Jaun (Bellegarde), 1025 m ü. M., mit 805 meist kath. Einwohnern. Eine mit Bundesunterstützung in den 70er Jahren erbaute, 39 km lange Poststraße mit kühnen Anlagen, von Bulle nach Boltigen im Saanethal und ins bernische Simmenthal führend, förderte den Touristenverkehr sehr bedeutend.

Jaup, Heinrich Karl, hess. Staatsmann, geb. 27. Sept. 1781 in Gießen, wo sein Vater Helferich Bernhard J. (gest. 1806) Professor des Staatsrechts war, gest. 5. Sept. 1860 in Darmstadt. J. studierte in Gießen und in Göttingen die Rechtswissenschaft und habilitierte sich 1803 in Gießen als Privatdozent. 1804 wurde er außerordentlicher und 1806 ordentlicher Professor der Rechte und nahm an der Einführung des Code Napoléon eifrigen Anteil. 1815 ward er als Geheimer Referendar ins Staatsministerium nach Darmstadt berufen, 1820 zum Geheimen Staatsrat ernannt und 1821 dem Ministerialdepartement der auswärtigen Angelegenheiten sowie dem neukonstituierten Staatsrat zugeteilt, 1824 aber an die Spitze der Gesetzgebungskommission gestellt und 1828 mit dem Präsidium des Kassations- und Revi-

Digitized by Google

sionshofs für die Provinz Rheinhessen betraut. Als Anhänger der konstitutionellen Richtung bekannt, ward er 1832 zum Landtagsabgeordneten erwählt. Seine Thätigkeit als solcher zog ihm aber die Ungunst der Regierung zu, und er ward deshalb nach Auflösung des Landtags 1833 pensioniert. Mittels Urlaubsverweigerung wurde er auch vom folgenden Landtag fern gehalten. 1848 ward er Mitglied des Vorparlaments und der Nationalversammlung und trat 16. Juli als Minister des Innern an die Spitze des großherzoglich hessischen Ministeriums. Nachdem er die Reform des Staatswesens im liberalen Sinne mit Geschick in die Hand genommen, mußte er 28. Juni 1850 der Reaktion weichen und ward zum zweiten Präsidenten des Oberkonsistoriums ernannt. Außer zahlreichen Abhandlungen (darunter »Die Auflösung des Rheinischen Bundes«, Gießen 1814) gab er mehrere Zeitschriften: »Germanien, Zeitschrift für Staatsrecht, Politik und Statistik« (das. 1808—11, 5 Bde.), dazu als Fortsetzung »Germanien und Europa« (das. 1812) und den »Staatsboten« (Darmst. 1826—27) heraus.

Jauregui (J. y Aguilar, spr. chaúregi i agilár), Juan de, span. Dichter, geb. um 1570 in Sevilla aus einem alten viscayischen Geschlecht, gest. im Januar 1649 in Madrid, ging nach Rom, um sich dort in der Malerei auszubilden, beschäftigte sich aber gleichzeitig viel mit Poesie und ließ 1607 eine Übersetzung von Tassos »Aminta« erscheinen, die seinen Namen allgemein bekannt machte. In sein Vaterland zurückgekehrt, wurde er Stallmeister der Königin Isabella, der ersten Gemahlin Philipps IV. Außer der formvollendeten Übersetzung des »Aminta«, die in verbesserter Gestalt auch in der Ausgabe seiner kleinern Gedichte (»Rimas«, Sevilla 1618; auch in der »Biblioteca de autóres españoles«, Bd. 42) enthalten ist, veröffentlichte J. eine freie Bearbeitung von Lucanus' »Pharsalia« (Madr. 1614) und ein größeres Originalgedicht: »Orfeo« (das. 1624). In dem »Discurso poetico« (das. 1624) trat er gegen Gongora auf, obschon seine spätern Werke selbst die Einwirkung dieses Dichters verraten. In der Malerei, über die er einen »Discurso apologetico« (1633) veröffentlichte, soll er besonders im Porträt Treffliches geleistet haben; er hat die Züge des Cervantes verewigt. Seine sämtlichen poetischen Werke sind in Fernandez' »Coleccion«, Bd. 6—8 (Madr. 1789—1819) abgedruckt.

Jauréguiberry (spr. schoregiberri), Jean Bernard, franz. Admiral, geb. 26. Aug. 1815, gest. 21. Okt. 1887, trat 1832 in die Marine ein, kämpfte im Krimkrieg und in China mit, war Gouverneur der französischen Besitzungen am Senegal und wurde 1869 zum Konteradmiral ernannt. Nach dem Sturz des Kaiserreichs 1870 trat er in die Landarmee ein, befehligte erst in der Loirearmee in den Kämpfen bei Orléans im November und Dezember 1870 die 1. Division des 16. Korps, bei Le Mans dies Korps selbst und zeichnete sich durch Tapferkeit und geschickte Führung seiner Truppen aus. Deswegen zum Vizeadmiral und Großoffizier der Ehrenlegion befördert, wurde er im September 1871 in die Nationalversammlung gewählt, trat aber im Dezember 1871 wieder aus, als er Marinepräfekt in Toulon wurde. Vom 4. Febr. 1879 bis zum September 1880 und vom Januar 1882 bis zum Januar 1883 verwaltete er im Kabinett Freycinet das Marineministerium. Er war seit 1879 Senator.

Jaurès (spr. schorés), Constant Louis Jean Benjamin, franz. Admiral, geb. 3. Jan. 1823, gest. 13. März 1889, trat 1841 in die Marine, machte die Kriege in der Krim, Italien, China, Kotschinchina und Mexiko mit, befehligte im Kriege von 1870 in dem Nordseegeschwader als Linienschiffskapitän, trat aber im November zur Landarmee über und befehligte das 21. Korps, mit dem er erst allein gegen die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg im Perche, dann in der Loirearmee Chanzys bei Le Mans kämpfte. Nach dem Kriege wurde er in die Nationalversammlung gewählt, wo er zum linken Zentrum gehörte, und zum Konteradmiral ernannt. Seit 1876 Senator, bekleidete er seit 1877 den Botschafterposten in Madrid, seit 1882 den zu Petersburg, ward aber 1883 abberufen und, seit 1878 Vizeadmiral, im Marinedienst verwendet. Im Ministerium Tirard übernahm er 21. Febr. 1889 das Portefeuille der Marine, starb aber schon nach wenigen Wochen und ward auf Staatskosten bestattet.

Jauri, kleines Negerreich am linken Nigerufer, zwischen 10° 50' und 11° 10' nördl. Br., begrenzt von Gando im N., Nupe im S., ersterm tributpflichtig, bewohnt vom Negerstamm der Kambari, welche durch die Sklavenjagden der Haussa und Fulbe mehr und mehr dahinschwinden.

Jause, in Österreich soviel wie Vesper.

Java (Dschawa), die kleinste der Großen Sundainseln, aber als die reichste und am stärksten bevölkerte der Hauptsitz der niederländischen Herrschaft im Indischen Archipel (s. Karte »Hinterindien«), zwischen 5° 52'—8° 46' südl. Br. und 105° 13'—114° 35' östl. L. v. Gr., im O. durch die schmale Straße von Bali von der Insel dieses Namens, im W. durch die Sundastraße von Sumatra getrennt, an der Nordküste von der Javanischen See, im S. vom Indischen Ozean bespült, von W. nach O. 1000 km lang, 75—195 km breit und 126,447 (2296 QM.), mit Einschluß des nahen Madura (4631 qkm) und einiger kleinen Nebeninseln 131,733 qkm (2392 QM.) groß.

[**Physische Geographie.**] Die bis über 100 m hohe und steile Südküste hat nur zwei erträgliche Ankerplätze (in der Pachitanbai und der Bai Segaraanakan), die Nordküste dagegen mehrere treffliche Häfen (die Bantambai, die Bai von Batavia, die Reede von Samarang, den Hafen von Surabaja). Von den Inseln, welche die Küste hier und dort besäumen, sind nur Madura und einige in der Sundastraße zu nennen, von denen die Insel Krakatau (s. d.) durch den 1883 erfolgten furchtbaren vulkanischen Ausbruch zu nennen ist. Längs der ganzen Nordküste erstreckt sich eine breite Alluvialebene mit dem reichsten Boden; dahinter erheben sich auf archäischer Grundlage von W. nach O. streichende vulkanische und aus tertiärem Kalk gebildete Ketten, die durch den Wechsel und die Mannigfaltigkeit ihrer Formen zur Verschönerung des Landes außerordentlich beitragen. Die Kalkberge erscheinen an der Südküste von J. als eine steil zum Meer abfallende Mauer und verbreiten sich von hier bis weit in das Innere der Insel, das sie, eine Art hügeligen Hochlandes bildend, fast in seiner ganzen Ausdehnung (im O. gewöhnlich unter dem Namen Gunong Kidul oder Südgebirge) durchziehen, nur an einigen Stellen (an der Wynkoopsbai, zwischen Kombangan und der Mündung des Progo und am Ostende) durch breitere Ebenen unterbrochen. Die Vulkane liegen vor den südlichen Kalkbergen in einer 500 km langen Reihe, teils einzeln, teils zu Berggruppen verbunden, aber stets durch Sättel getrennt, die an Höhe ebenso verschieden sind wie die zwischen

den Bergen sich erstreckenden Ebenen, welche in einigen Fällen (z. B. in Surakarta u. Kediri) Tiefebenen, in andern sanft geneigte, längliche Thäler, in manchen selbst kleine Hochebenen darstellen und aus den Aufschüttungen der Vulkane gebildet werden. Man kennt 45 Vulkane, darunter 28 thätige, von denen nicht weniger als 14 auf einem 55 km langen und 20—30 km breiten Raume sich befinden. Die bedeutendsten sind in der Reihenfolge von W. nach O. der Salak (2000 m), südlich von Batavia, der Gede, ein Berg mit drei Gipfeln, dessen höchster 3030 m erreicht, der Papandajang, berüchtigt durch seine verheerenden Ausbrüche, mit dem Guwa-upas (Todesthal) an seinem Fuß, der Gelunggung, dessen Krater, ein 600 m im Durchmesser großer See (Telaga Rodas, von seiner durch Schwefel und Alaun bedingten milchigen Farbe genannt) ausfüllt, mit Giftbäumen an seinen Ufern, der Guntur (1982 m), fast fortwährend in Thätigkeit, der Slamat (3479 m) mit zwei rauchenden Gipfeln, der Sumbing (3361 m), Merbabu (3117 m), Merapi (2860 m), Lawu (3330 m), Walisang (3367 m), Ardjuno (3304 m), Tengyher (2577 m), den ein Sandmeer (8 km im Durchmesser) ausfüllt, endlich der Semeru (3666 m), der höchste Berg der Insel, mit einem Krater von 6950 und 9270 m im Durchmesser, der also nur dem des Kilauea auf Hawai nachsteht. Hier ist aber der Krater in 2125 m von Asche ausgefüllt. Am äußersten Ostende der Insel erhebt sich der Ravun (3360 m). Alle diese sind noch thätig; erloschen sind dagegen der Tangkuban Prahu (2080 m), Tjerimai (3070 m), Tjikurai (2820 m), Argopuro (2922 m) u. a.; bei mehreren haben sich in den alten Kratern Seen, sogen. Telaga (gewöhnlich mit schwefelsaurem Wasser), gebildet. Durch ihre verheerenden Ausbrüche sind besonders der Guntur und Gelunggung im W. und der Merapi in Kedu, durch seine rastlose Thätigkeit der Lamongan ausgezeichnet. Auch an andern vulkanischen Erscheinungen, wie Mofetten (den sogen. Guwa-upas der Eingebornen), wo freie Kohlensäure dem Boden entströmt, Schlammvulkanen, Solfataren, heißen Mineralquellen, meist schwefelhaltigen, ist die Insel reich. Erdbeben sind im ganzen verhältnismäßig selten, manchmal jedoch von großer Heftigkeit. Sehr eigentümlich aber ist es, daß die Vulkane, jetzt wenigstens, niemals Lavaströme, sondern außer Asche und Sand nur einzelne eckige Gesteinstrümmer auswerfen. Trotz seines gebirgigen Charakters hat J. einige größere Ebenen, so die von Bandong, Surakarte, Madijun, Kediri und Malang.

Die **Bewässerung** ist reichlich, doch haben die Flüsse bei der geringen Breite der Insel niemals einen langen Lauf und können nur im untern Teil befahren werden. Der größte ist der 260 km lange Solo oder Bengawan, der von November bis Juli von großen Fahrzeugen, von kleinen das ganze Jahr hindurch befahren werden kann. Außer ihm sind der Brantes, der in der Ebene von Malang entspringt, Kediri durchfließt und bei Surabaja mündet, der Seraju in Bagelen, der Tschitandui im südlichen Tscheribon, der Tschimanuk und Tschitarum in den Preanger Regentschaften die bedeutendsten. Größere Seen fehlen. Die geologische Bildung des Landes erklärt es, weshalb **mineralische Schätze** sich nicht vorfinden; von Metallen gibt es in größerer Menge nur eisenhaltige Erze, die aber den Abbau nicht lohnen; außerdem Manganerze, Quecksilber (in kleinen Mengen bei Samarang in Trentang) und im Sande einiger Flüsse etwas Goldstaub. Die Kohlenbergwerke von Bantam liefern nur Lignit; Naphtha und Asphalt finden sich in den vulkanischen Gebieten sehr reichlich; Salz wird in den verschiedensten Teilen der Insel gewonnen.

Das **Klima** Javas ist seiner Lage gemäß tropisch, aber durch die wechselnden Höhenlagen abgestuft. Temperatur (nach Hann): Batavia (Nordküste) Jahr 25,9°, kälteste Monate Januar-Februar 25,3°, wärmste Mai bis Oktober 26,4° (mittlere Jahresextreme 32,7° und 20,6°); Buitenzorg Jahr 25°, kältester Monat Februar 24,5°, wärmster Juli 25,5° (mittlere Jahresextreme 32,7° und 20,6°); Banjuwangi (Ostküste) Jahr 26,7°, kältester Monat Juli 26°, wärmster April 27,3°. Bei starker nächtlicher Ausstrahlung hat man auf den hohen Bergspitzen sogar die Bildung von Reif und Eis beobachtet; aber Schnee fällt niemals. Die Jahreszeiten hängen mit den regelmäßig wechselnden Monsunen zusammen. Die Regenzeit, in welcher der Nordwestmonsun herrscht, dauert durchschnittlich vom November bis April; sie beginnt meistens mit furchtbaren Gewittern und heißt der anhaltenden heftigen Regen halber gewöhnlich die schlechte Jahreszeit. Die Bäche und Flüsse treten aus ihren Ufern, Eidechsen und Schlangen kriechen in die Wohnungen, die warme, schwüle Luft ist außerordentlich feucht, alles schimmelt. Die regenärmere Zeit dauert vom Mai bis Oktober bei regelmäßig wechselnden Land- u. Seewinden. Der Unterschied zwischen Trocken- und Regenzeit nimmt in demselben Maße ab, als man in das Innere der Insel vordringt und höher steigt. Heitere Morgen u. Nächte, gleichmäßige Witterung das ganze Jahr hindurch bezeichnen die obern Regionen der Insel, die von 1600—2000 m an ausschließlich unter dem Einfluß des Südostpassats stehen. Regenmengen: Batavia 187, Buitenzorg 446 cm.

Pflanzenwelt. In der heißen, von den Küstenniederungen bis zu 700 m Höhe reichenden Region herrschen Feigen und Anonaceen vor in den Wäldern. Sie wechseln mit Savannen ab, die aus der Zerstörung der Wälder hervorgegangen sind. Jene werden gebildet durch das schilfartige Alanggras (Saccharum Koenigii) und das noch höhere Glagahgras (S. spontaneum), aus denen sich, Inseln gleich, Gehölze, aus Palmen, Urtikaceen, Leguminosen, Pandaneen, Ebenaceen, Euphorbiaceen etc. bestehend, erheben. Besonders bezeichnend ist die Gebangpalme (Corypha Gebanga). Kultiviert werden innerhalb der heißen Region Reis, Zuckerrohr, Zimt, Tabak, Pfeffer und zur Anzucht der Kochenille die Opuntia. Die Wälder der gemäßigten Region bis 1500 m Meereshöhe sind charakterisiert durch die Rasamalabäume (Liquidambar Altingiana), die, bis 50 m hoch, das Waldesdickicht überragen, in welchem Farnkräuter und verschiedene Sträucher ein undurchdringliches Unterholz bilden. Die Savannen sind durch Farnbäume (Alsophila) charakterisiert. Die Kultur pflegt vorzugsweise Kaffee und Thee, letzterer ist aber von geringerer Güte. In der kühlern Region bis gegen 2500 m Höhe werden die Wälder einförmiger. Am häufigsten sind Eichen und Lauraceen, mit verschiedenen Ternströmiaceen gemischt. Riesige Podocarpus-Arten, die Koniferen Javas, überragen den Wald. Zwei Palmen (Caryota propinqua und C. furfuracea) gehören noch zu dieser Region. Die besonders an Seen und Sümpfen entwickelten Savannen sind aus Gräsern u. Cyperaceen gebildet. Die trockne, kalte Region liegt zwischen 2500 und 3000 m Höhe. Hier herrscht niedriger Wald vor, gebildet von der Erikacee Agapetes vulgaris, neben welcher Rhododendron-Arten, Gaultheria, Lonicera

Digitized by Google

und Rubus das Unterholz bilden. Die alpinen Savannen dieser Region weisen nahrhafte Gräser auf: Festuca nubigena und Ataxia Horsfieldii. Unter den Stauden u. Kräutern trifft man viele europäische Gattungen an, wie Ranunculus, Viola, Pimpinella, Hydrocotyle, Fragaria, Alchemilla, Valeriana u. a.

Die **Tierwelt** Javas gehört zur indomalaiischen Subregion der orientalischen Region. Sie zeigt einen großen Artenreichtum, indem man z. B. an Säugetieren über 50 Gattungen mit rund 100 Arten kennt. Von den Affen sind die häufigsten der Buteng (Semnopithecus Maurus), in Herden lebend, und der Makak (Inuus cynomolgus). Fledermäuse sind sehr zahlreich an Arten und Individuen, so daß ihre in den Höhlen gesammelten massenhaften Exkremente selbst Material zur Salpeterbereitung bieten; die Nagetiere sind besonders durch Eichhörnchen repräsentiert, erwähnenswert ist der javanische Hase (Lepus Kurgosa). An der Spitze der Raubtiere steht der Königstiger; der schwarze Panther findet sich außer auf J. nur noch auf Sumatra, außerdem kommen, wie der ganzen Subregion, so auch J. mehrere Gattungen kleiner, den Viverren und Dachsen verwandter Raubtiere zu. J. eigen ist das javanische Spitzfrett (Helictis orientalis *Gray*). Das Wildschwein ist durch mehrere Arten vertreten, und ebenso kommen der Hirscheber (Babyrussa alforus) und das Rhinozeros (Rhinoceros javanicus) vor. Das Banteng-Rind findet sich, wie überall auf den malaiischen Inseln, wild und als Haustier. Kamel, Esel und Pferd sind eingeführt; J. eigentümlich ist ein Schuppentier (Manis javanica). Trotz dieses scheinbaren Reichtums an Säugetieren weist J. gegenüber Sumatra und Borneo eine unzweifelhafte Armut an charakteristischen Formen auf. Es fehlen für die malaiische Subregion geradezu typische Formen, wie der Elefant, der malaiische Bär, der Tapir und noch eine weitere Reihe unbedeutenderer Gattungen, die sich auf den andern Inseln finden. Charakteristisch ist auch, daß das javanische Spitzfrett außer auf J. noch in Nordindien vorkommt, und daß auch Rhinozeros und Hase Javas sich wieder in der indochinesischen Region finden. Auch in der Vogelfauna fehlen malaiische Charakterformen, während Gattungen vorkommen, die sich sonst nirgends im malaiischen Faunengebiet finden, dagegen der indochinesischen Subregion angehören oder daselbst wenigstens durch nahe verwandte Formen vertreten sind. Besondere Erwähnung verdienen das auch auf Sumatra und den Philippinen heimische Bankivahuhn, der Reisvogel und der Nashornvogel. Reptilien und Amphibien sind auch auf J. zahlreich vertreten, unter erstern viele giftige Arten. Die Insektenwelt ist reich und farbenprächtig wie im ganzen Gebiet.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung betrug 1891 mit Madura 23,862,820 Seelen; ihre Verteilung auf die 23 Residentschaften s. unten, S. 523.

Die Gesamtbevölkerung erreichte 1892: 24,268,094 Seelen, davon 23,956,062 Eingeborne, 47,110 Europäer, 246,307 Chinesen, 14,703 Araber, 2982 Hindu rc. Die bedeutendsten Städte sind Batavia mit 114,864, Surabaja mit 145,690 und Surakarta mit 101,926 Einw. Die Europäer sind größtenteils Beamte und Soldaten, nächstdem Kaufleute, Pflanzer oder Zuckerfabrikanten und ebensowenig ständige Bewohner der Insel wie die Chinesen, die in allen größern Ortschaften zerstreut leben und besonders Handwerke und Kleinhandel treiben. Die Araber sind Kaufleute oder mohammedanische Priester. Die einheimische Bevölkerung gehört zur westlichen Abteilung der malaiischen Rasse und zerfällt in zwei Volksstämme, die zwar nahe miteinander verwandt sind, doch ganz verschiedene Sprachen reden: die **Sundanesen** im W. der Insel, welche als Mittelglied zwischen Malaien, Javanern und Batta gelten können, und die **Javaner** im O., das gebildetste Volk der ganzen malaiischen Rasse; zu ihnen gehören auch die Maduresen, die außer Madura nebst den umliegenden kleinern Inseln den Osten von J. bis Surabaja und Kediri bewohnen, wo sie die Javaner zurückgedrängt haben (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 19—21). Während die mittlere Größe der Javaner 1,65 m beträgt, erreichen die Sundanesen im Durchschnitt nur 1,57 m. Dabei sind die letztern untersetzt und stärker gebaut, sie haben etwas Unabhängigeres in ihrem Auftreten, ihre Züge sind aber gröber, weniger regelmäßig und mehr an den mongolischen Typus erinnernd. Dagegen ist die Figur der Javaner gefällig, oft sehr anmutig; die kleine Nase ist weniger flach als bei den meisten Malaien, die Hautfarbe braun, zuweilen aber auch ganz hell, das Haar üppig und gleich den Augen schwarz. Männer und namentlich Frauen sind oft von auffallender Schönheit. Sanft, lenksam, friedlich, ihren Vorgesetzten ergeben, von feinen Manieren, nicht ohne Talent und einer höhern Entwickelung wohl fähig, entbehren die Javaner dennoch sittlicher und intellektueller Energie. Sie leben in niedrigen Hütten aus Bambus, die auf hölzernen Pfosten ca. 1 m über dem Erdboden stehen, mit Palmblättern gedeckt und zu kleinen Dörfern verbunden sind, welche im Schatten der Fruchtbäume verborgen liegen; die Wohlhabenden haben bessere Häuser, auch von Stein und den europäischen nachgeahmt. Die Lebensart der niedern Stände ist sehr einfach; die höhern Stände treiben großen Luxus und lieben Pracht u. Aufwand. Hauptnahrung ist Reis; Fleisch wird wenig gegessen, dagegen viel Fische. Zucker und Wein wird aus dem Safte der Palmen (besonders der Arenga- und Borassus-Arten) bereitet. Das Betelkauen ist allgemeine Sitte, das Tabakrauchen gewöhnlich, das Opiumrauchen leider sehr verbreitet. Die Kleidung ist bei dem gemeinen Mann sehr einfach; die Männer tragen den Sarong, der einem Sack ohne Boden gleicht und über die Schulter gelegt, häufiger aber um den Leib gewickelt wird; die Frauen haben eine ganz ähnliche Tracht, dazu beide Geschlechter entweder kurze Hosen oder bloß einen Schurz vor dem Unterleib mit einem Gürtel darüber, manchmal auch kurzen Hemden ähnliche Jacken. Als Kopfbedeckung dienen Turbane oder Kopftücher; die Füße sind gewöhnlich bloß. Zieraten verschiedener Art sehr beliebt. Kleine Gerätschaften, wie Trinkgefäße, Löffel, Tassen, liefert die Schale der Kokosnuß. Hohle Bäume dienen als Kahn, ebenso als Trog, in welchem die Weiber den Reis dreschen und mahlen. Säcke, Hüte, Teppiche rc. bestehen aus Rotang, Bambus, Gräsern; starke Taue liefert die Büffelhaut, in dünne Riemen zerschnitten, die man zu einem Zopf flechtet (vgl. Tafel »Malaiische Kultur I«, Fig. 13, und Tafel II, Fig. 15 u. 25). Vielweiberei herrscht bei den Vornehmen, die Gemeinen pflegen nur eine Frau zu haben; die Frau wird von den Eltern gekauft. Das Familienleben ist in der Regel rein und wohlgeordnet; namentlich erweisen die Kinder den Eltern große Hochachtung. Die Beschneidung findet im zehnten Jahr statt, sie war aber schon vor der Einführung des Islam Sitte; mit dem Eintritt der Mannbarkeit werden den Kindern die Zähne spitz abgefeilt, von da an

Digitized by Google

ist ihnen Betel zu kauen gestattet. Die herrschende Religion ist jetzt der Islam, aber er ist erst seit dem Ende des 14. Jahrh. durch malaiische und arabische Geistliche eingeführt und allmählich und nicht ohne heftige Kämpfe über die ganze Insel verbreitet worden. Vorher war die Religion sowohl der Brahmanismus als der Buddhismus; namentlich galt dies von den eigentlichen Javanern, welche die Bildung, in der sie die Sundanesen bedeutend übertrafen, ursprünglich Einwanderungen aus Indien verdanken, u. noch geben prächtige Ruinen von Tempeln (s. Boro Budor) und in der alten religiösen Sprache des Volkes, dem sogen. Kawi (s. Javanische Sprache), erhaltene litterarische Werke Zeugnis von der Höhe, welche ihre Bildung früher erreicht hatte, ehe sie unter der Herrschaft des Islam vernichtet wurde. Nur an zwei Punkten sind kleine Abteilungen des Volkes der ursprünglichen, freilich arg verfallenen Religion treu geblieben: die Baduwi in den Wäldern von Bantam und die Bewohner des Gebirges Tengger in Pasuruan. Die Zahl der nach Mekka ziehenden Pilger betrug 1891: 2536; 1890 gab es 26,063 Hadschi. Das Christentum macht jetzt schnellere Fortschritte, da die Regierung den Missionsbestrebungen neuerdings freundlicher gegenübersteht. Man zählte 1890: 17,271 Christen, darunter 197 Chinesen, gegen 5673 im J. 1873. Es arbeiteten hier 1892: 6 niederländische Gesellschaften mit 30 Missionaren auf 27 Stationen. Ein katholisch-apostolisches Vikariat besteht seit 1842 in Batavia. Dasselbe umfaßt auch Flores, Sumatra, Timor u. a., steht unter dem Erzbischof von Sirace und zählte 1891 auf J. allein 43 Priester und Schwestern. Die Volksbildung steht noch auf niedriger Stufe; Ende 1891 wurden 203 Volksschulen von 34,607 Kindern besucht. Für Europäer bestanden 7 Schulen mit 565 Schülern, darunter eine Normalschule und ein Lyceum zu Batavia und je eine höhere Bürgerschule zu Batavia, Samarang und Surabaja, in Batavia auch eine solche für Mädchen. Daneben bestanden 251 Privatschulen mit 24,212 Schülern und 28,285 mohammedanische Schulen mit 281,119 Schülern.

[Erwerbszweige.] Der wichtigste Erwerbszweig ist der Landbau; 1891 waren bebaut 3,375,411 Hektar, davon mit Reis 26,3 Proz., Mais 22, Erdnüssen 5,2, Tabak 2,2, Zuckerrohr 1,8, Indigo 0,6, Baumwolle 0,4 Proz. Den Reisbau betreibt man sowohl auf künstlich überschwemmtem Boden (sawa), dessen Ertrag ergiebiger und sicherer ist als auf trocknem Boden, dessen Befeuchtung dem Regen überlassen bleibt (tipar, wenn die Felder auf höhern Ebenen mit dem Pflug bearbeitet werden, und gaga auf bergigem Boden, wo das Gehölz zur Düngung der Erde verbrannt und statt des Pfluges die Hacke angewendet wird). Bis vor kurzem waren die Eingebornen unter dem von Bosch (s. d. 3) eingeführten Kultursystem gezwungen, gewisse Pflanzen zu bauen, jetzt ist dieser Zwang auf Kaffee, Nopal- und Cinchonabäume beschränkt. Damit hat besonders der Zuckerrohrbau einen großen Aufschwung genommen. Die Produktion von Zucker betrug 1891: 7,039,115, von Kaffee 684,000 Pikul, von Chinin 3,134,256, von Tabak 6,954,639, von Thee 3,331,570 kg. Die Kochenille wird auf Nopalpflanzen teils für Rechnung der Regierung, teils durch Unternehmer gezogen, und ähnlich verhält es sich mit dem Pfeffer und der Cinchona (succirubra und ledgeriana), deren Kultur 1854 eingeführt wurde. Die Regierung ist Eigentümerin des ganzen Landes, nur im westlichen Teil gibt es Privatgüter, die meist in den Händen von Europäern und Chinesen sind. Durch Gesetz vom 9. April 1870 kann die Regierung nicht urbar gemachte Ländereien auf 75 Jahre in Erbpacht verleihen; 1891 geschah dies an 599 Unternehmer mit 258,504 Hektar. Die Regierung läßt Pflanzungen, namentlich von Kaffee-, Nopal- und Cinchonabäumen, anlegen, deren Bearbeitung den Eingebornen obliegt. Auch dürfen diese Kaffee, Zuckerrohr, Thee, Indigo, Pfeffer, Tabak x. auf ihren Ländereien bauen, sind aber gehalten, alle Produkte gegen bestimmte, natürlich sehr niedrige Preise in die Regierungsmagazine zu liefern. Die Bereitung des Zuckers geschieht durch Unternehmer, Europäer und Chinesen, denen gewisse Dörfer zugewiesen sind, deren Bewohner für sie das Zuckerrohr bauen und die Arbeit in den Fabriken übernehmen müssen; der Ertrag wird der Regierung zu bestimmten Preisen von den Unternehmern geliefert, die auch die Grundsteuer für die ihnen zugewiesenen Arbeiter zu erlegen haben. Außerdem sind das Sammeln der eßbaren Schwalbennester, die Bereitung des Seesalzes, die Ausbeutung der für den Schiffbau so wichtigen Dschatiwälder (Teakholz, Tectona grandis) und der Verkauf des Opiums Monopol der Regierung. Den Absatz der auf diese Art gesammelten Produkte übernimmt für Rechnung der Regierung die zu diesem Zweck gegründete Niederländische Handelsgesellschaft (Nederlandsch Handelsmaatschappij), welche sie in Europa in großen Auktionen verkauft. Gleichwohl hat sich der sehr bedeutende Reinertrag, den J. der niederländischen Regierung in frühern Jahren gewährte, seit geraumer Zeit in ein jährlich wiederkehrendes Defizit verwandelt (s. Niederländisch-Indien). Der Viehstand betrug 1890: 534,617 Pferde, 2,353,477 Rinder und 2,634,637 Büffel. Die Industrie steht noch in ihren Anfängen; man zählte 1891: 140 Reismühlen, 10 Sägewerke, 12 Arrakbrennereien, 9 Seifenfabriken, 41 Eis- und Mineralwasserfabriken und 39 Druckereien. Die 1450 Dampfkessel mit einer Heizfläche von 98,651 qm waren vornehmlich in den Zuckerfabriken aufgestellt. Von den Erzeugnissen der Hausindustrie sind die hübschen, von den Frauen fabrizierten Battiks zu erwähnen, Baumwollstoffe, deren Muster aus freier Hand aufgetragen werden.

Der Handel ist in den letzten 10 Jahren erheblich gesunken, hebt sich indes in jüngster Zeit wieder; 1892 betrug ohne den Regierungshandel die Einfuhr 112,682,000, die Ausfuhr 136,711,000 Gulden. Hauptausfuhrartikel sind Zucker, Kaffee, Tabak, Pfeffer, Indigo, Reis, Arrak, Thee, Häute, Stuhlrohr, Muskatnüsse, Dammaraharz, Chinarinde und Zinn aus Banka und Billiton. Eingeführt werden namentlich Baumwoll- und Wollwaren, Säcke, Mehl- und allerlei Eßwaren und Getränke, Thonwaren, Metalle und Metallwaren, Petroleum, Farben, Steinkohlen. Die wichtigsten Häfen sind Batavia, Samarang und Surabaja an der Nordküste, Panarukan an der Ost- und Tschilatschap an der Südküste. Den Verkehr zur See vermitteln mit Europa die Stoomvaart Maatschappij Nederland-Linie und der Rotterdamsche Lloyd, zwischen den Häfen von Niederländisch-Indien die Koninklijke Paketvaart Maatschappij. Eine gute Heerstraße quer durch J. erbaute zuerst 1808 der Generalgouverneur Daendels, jetzt sind alle bedeutendern Plätze durch breite Hauptstraßen verbunden, auf denen der Verkehr durch Gouvernementspferde vermittelt wird, welche zur Verfügung der Regierungsbeamten und Offiziere stehen, jedoch auch an

Digitized by Google

Private gegen Zahlung eines bestimmten Betrags vermietet werden. Den Warenverkehr besorgen Büffelkarren, im Gebirge auch Saumpferde. Die Eisenbahnen der Insel sind teils durch die Nederlandsch-Indische Spoorweg-Maatschappij und andre Privatgesellschaften, teils durch die Regierung erbaut: von der erstern die Linien von Samarang nach Fort Willem I und nach Dscholdschokarta (203 km) und Batavia-Buitenzorg (58 km), von andern Gesellschaften die kurzen Linien Tegal-Balapulang und Batavia-Bekassi-Kedong-Gede, von der Regierung die Linien von Surabaja über Sidoardscho und Bangil nach Pasuruan, von Bangil nach Malang, von Sidoardscho über Kertosono nach Paron und von Kertosono nach Tulung Agung (336 km), Buitenzorg-Tschiandschur (95 km), von Batavia bis Tandschong Priok, dem Hafen von Batavia, Madiun-Surakarta, Pasuruan-Probolinggo, Dscholdschokarta-Tjilatjap u. a.; 1894 waren 1314 km im Betrieb und 408 km im Bau. Die Dampfstraßenbahnlinie Samarang-Joana (188,2 km) beförderte 1892: 1,152,284 Personen, die Linie Batavia-Meester Cornelis (14 km) 4,066,264 Personen. Die Telegraphenlinien haben eine Länge von 4061,8 km mit 6228,5 km Drähten; Kabel verbinden J. mit Sumatra (58 km), Madura (4,3 km) und Bali (151 km) sowie mit Port Darwin (Australien).

[Verwaltung.] Die Geschicklichkeit, mit welcher eine so geringe Zahl von Europäern ihre Gewalt über eine so zahlreiche ursprüngliche Bevölkerung behauptet, derart, daß seit 1830, bez. 1849 die Ruhe auf der Insel niemals gestört worden ist, hat mit Recht Bewunderung erregt. Das Prinzip dieser Politik besteht darin, die alten Verhältnisse fortbestehen zu lassen und die Vornehmsten des Volkes durch Erhebung zu Regenten an das Interesse der Beherrscher zu fesseln, endlich die religiösen Vorurteile des Volkes zu schonen. Begünstigt wird diese Politik durch die Sanftheit und Lenksamkeit des Volkes und seine tiefe Ergebenheit gegen seine Vorgesetzten, die ein Hauptcharakterzug desselben sind. Nach dem Herkommen bildet jedes Dorf (dessa) eine selbständige Gemeinde, mehrere Dessa bilden einen Distrikt, mehrere Distrikte eine Regentschaft, mehrere Regentschaften eine Residentschaft, deren es 23 gibt; vgl. folgende Übersicht.

Residentschaften	QKilom.	Einwohner	Auf 1 qkm
Bantam	7 326	613 545	83
Batavia	6 982	1 070 078	151
Krawang	4 994	381 235	76
Preanger	20 874	1 981 220	94
Tscheribon	6 773	1 485 897	219
Tegal	3 782	1 075 941	284
Pekalongan	1 790	561 988	313
Samarang	5 187	1 467 987	283
Japara	3 117	934 553	299
Rembang	7 511	1 279 824	170
Surabaja	6 029	2 005 005	332
Pasuruan	5 307	936 319	176
Probolinggo	3 462	536 512	154
Besuki	9 656	612 730	69
Banjumas	5 561	1 209 164	217
Bagelen	3 430	1 343 018	391
Kedu	2 048	756 283	369
Dschokdschokarta	3 089	744 871	241
Surakarta	6 228	1 163 305	186
Padschitan, Madiun	5 903	1 084 456	183
Kediri	7 398	1 118 924	151
Madura	5 286	1 439 965	272
Zusammen:	131 733	23 862 820	180

An der Spitze jeder Residentschaft steht ein Resident mit Assistent-Residenten, Kontrolleuren etc., sämtlich Niederländer, dagegen sind die Vorsteher der Regentschaften, Distrikte u. Dessa hervorragende Eingeborne, von denen die beiden ersten von der Regierung ernannt, die letzten aber von den Gemeinden gewählt und vom Residenten bestätigt werden. In den beiden »Fürstenländern« Surakarta u. Dscholdschokarta regieren einheimische Fürsten unter Oberaufsicht des Residenten. Der Gesamtbesitz an Land einer Dessa ist Gesamteigentum der Gemeinde und wird unter die einzelnen Glieder derselben jährlich neu verteilt. Jeder Grundbesitzer hat für seinen Anteil dem Oberherrn eine Grundsteuer zu entrichten und außerdem gewisse Frondienste zu leisten: eine Einrichtung, die allerdings vollständig nur im zentralen J. zu Recht besteht, während im westlichen und im östlichen J. sehr oft die ganze Flur der Gemeinde Privateigentum der einzelnen Bauern ist. In den beiden Fürstenländern werden Steuern und Frondienste den Fürsten oder denjenigen ihrer Verwandten entrichtet, denen einzelne Dessa als Besoldung von ihnen überwiesen sind. Weiteres s. Niederländisch-Indien.

Geschichte.

J. bestand bald aus einem, bald aus mehreren Reichen und wurde von seinen Fürsten despotisch regiert. Bis zum 14. Jahrh. waren die mächtigsten Reiche die von Padschadsiran und Madschapahit (Madschaput). Letzteres ward zwar 1304 vom Sultan von Ternate erobert, kam jedoch 1359 wieder in den Besitz eines eingebornen Monarchen, der in der Folge längere Zeit als Kaiser die ganze Insel J. beherrschte. 1405 bemächtigten sich die Mohammedaner Javas, führten daselbst den Islam ein und gründeten die Reiche Bantam und Mataram. Später entstanden noch neue Sultanate, wie Dschakatra, Kalinamot, Kedu und Madura. Bei Ankunft der Europäer auf J. bestanden nur noch die Reiche Bantam, Dschakatra, Tscheribon und Mataram, das mächtigste von allen. 1579 hatten die Portugiesen Handelsverbindungen mit den Eingebornen angeknüpft; aber schon 1594 erschienen die Holländer in J., verdrängten jene und siedelten sich auf der Insel an. Sie bemächtigten sich 1610 Dschakatras, erbauten seit 1619 Batavia, wußten die einheimischen Fürsten durch Zwiespalt zu schwächen und zu unterwerfen und verjagten auch die Engländer, die ebenfalls Kolonisationsversuche auf J. gemacht hatten. 1682 nötigten sie den Sultan Hadschi von Bantam, ihnen seine Hauptstadt einzuräumen, und Bantam ward so 1742 ein Lehen der Holländisch-Ostindischen Kompanie. Vom Kaiser von Mataram bald darauf gegen die Makassaren und Maduresen zu Hilfe gerufen, zwangen sie ihn, in ein Lehnsverhältnis zu ihnen zu treten, und teilten endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Reich willkürlich in zwei Hälften, deren westliche sie dem rechtmäßigen Erben gaben, welcher nun den Titel Susuhunan führte, während sie über die andre einen Seitenverwandten des Kaisers mit dem Titel Sultan setzten. Die Macht der Fürsten war hierdurch gebrochen; sie wurden in der strengsten Abhängigkeit erhalten und mußten nicht nur an ihren Höfen holländische Residenten aufnehmen, sondern auch dulden, daß die Holländer bei ihrer Residenz ein Fort besetzt hielten. 1811 kam die Insel in den Besitz der Engländer. Durch den Pariser Frieden erhielten die Holländer 1815 J. zurück und behaupteten es trotz vielfacher und blutiger Aufstände

Digitized by Google

der Eingebornen bis heute. Eine der gefährlichsten Insurrektionen war die 1825 von Dhipo-Negoro angezettelte; dieselbe ward zwar nach langen blutigen Kämpfen 1830 unterdrückt, hatte jedoch eine bedeutende, lange nachwirkende finanzielle Zerrüttung der Kolonie zur Folge. 1849 mußte gegen den Sultan von Bali ein förmlicher Kriegszug unternommen werden. Vgl. Raffles, The history of J. (2. Aufl., Lond. 1830); Junghuhn, J., seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart (Leipz. 1852—54, 3 Bde.); Money, J., or how to manage a colony (Lond. 1861, 2 Bde.); d'Almeida, Life in J. (das. 1864, 2 Bde.); J. Müller, Beschreibung der Insel J. (2. Aufl., Berl. 1865); Veth, J., geographisch, ethnologisch, historisch (Haarl. 1873—82, 3 Bde.); Meister, Bilder aus J. (Zürich 1874); Hofdijk, In't harte van J. (Amsterd. 1881); Hoola van Nooten, Fleurs, fruits et feuillage de l'île de J. (3. Aufl., Brüssel 1882); Rees u. Perelaer, Neerlands Indië, 8. Teil (Bilderwerk, Leiden 1883); van Deventer, Geschiedenis der Nederlanders op J. (Haarl. 1887, 2 Tle.); Mundt, Ceylon en J. Aanteekeningen van een theeplanter (Batavia 1886); van den Berg, Le Hadhramout et les colonies arabes dans l'archipel indien (das. 1887); Bastian, Indonesien, Bd. 5 (Berl. 1894); »Jaarcijfers. Kolonien 1892 en vorige jaren« (Haag 1894); Louw, De Java-Oorlog van 1825—30 (Bd. 1, Batavia 1894); L. F. M. Schulze, Führer auf J. (Leipz. 1890). — Karten: »J. Residentiekaarten« (Haag 1880 ff.), »Kaart van het eiland J. etc.«, 1:50,000 (Amsterd. 1887). Eine geologische Karte von J. nach den Aufnahmen Verbeeks ist in Vorbereitung.

Javanais (spr. schawanä), bei den Schülern ꝛc. in Frankreich übliche Entstellung der Sprache durch Einschiebung der Laute av in jede Silbe (z. B. javeudavi statt jeudi).

Javaneraffe, s. Makako.

Javanische Sprache und Litteratur. Die javanische Sprache, welche von der Bevölkerung Mittel- und Ostjavas (im Westen der Insel spricht man sundanesisch, im Osten viel maduresisch), d. h. von etwa 18 Mill. Menschen gesprochen wird, ist ein Zweig des malaiisch-polynesischen Sprachstammes. Sie ist die Tochter der altjavanischen oder sogen. Kawisprache, deren Denkmäler sich von ungefähr 800—1400 n. Chr. verfolgen lassen. Wie das Kawi, das Malaiische und überhaupt alle gebildeten Sprachen der indischen Inselwelt, enthält auch das Javanische eine beträchtliche Menge Lehnwörter aus dem Sanskrit, ohne daß der grammatische Bau der Sprache dadurch berührt worden ist. In der Umgangssprache ist der Unterschied zwischen der vertraulichen und der höflichen Rede ungemein scharf ausgeprägt. Die höfliche Rede, welche auch die der schlichten, erzählenden Prosa ist, nennt man Krama (»höflich«), die vertrauliche aber Ngoko (»duzende Rede«). Krama und Ngoko, zwischen welchen noch eine gemischte oder mittlere Rede (Madya) steht, unterscheiden sich erstlich durch besondere Fürwörter, weiter dadurch, daß eine Menge andrer Wörter und Endungen im Krama verpönt sind und deshalb durch Synonyme ersetzt werden. Dem poetischen Stil ist eine freiere Wahl gestattet, wenigstens in den beschreibenden und erzählenden Partien. Die javanische Schrift hat sich regelmäßig entwickelt aus der alten Kawischrift, welche ihrerseits große Ähnlichkeit zeigt mit den Schriftgattungen, die uns im 5.—8. Jahrh. unsrer Zeitrechnung in Indien begegnen. Die anerkannt beste Grammatik des Javanischen ist T. Roordas »Javaansche grammatika« (Amsterd. 1855), in kürzerer Fassung desselben »Beknopte javaansche grammatika« (das. 1875, 4. Aufl. 1893). Eine »Grammaire javanaise« schrieb Favre (Par. 1866) und eine »Praktische Grammatik der javanischen Sprache« Bohatta (Wien 1892). Favre veröffentlichte auch ein »Dictionnaire javanais-français« (Wien 1870). Schon früher war ein »Javanisch-niederländisches Wörterbuch« von Gericke (Amsterd. 1847) erschienen; als eine vermehrte und verbesserte Ausgabe desselben ist zu betrachten das »Javanisch-niederländische Handwörterbuch« von T. Roorda (nach dessen Tode zu Ende geführt von Vreede, das. 1875; 2. Aufl. 1883—86, mit wertvollem Nachtrag von Janß, Samarang 1883).

Die javanische Litteratur ist reich an Werken verschiedenen Inhalts. Ein Teil der geschätztesten Gedichte besteht aus Übersetzungen aus der ältern Sprache, dem Kawi. Dazu gehören das »Brata-yuda« (im Kawi: Bharata yuddha; in Text und niederländischer Übersetzung herausgegeben von Cohen Stuart, Batav. 1860); der »Ardjuna-Sasrabahu« (hrsg. von Palmer van den Broek, das. 1872); der »Wiwaha« (hrsg. von Gericke, das. 1849; einen andern Text des »Wiwaha«, der sich an den ursprünglichen altjavanischen »Ardjuna-Wiwaha« enger anschließt, edierte P. van den Broek, das. 1868); der »Rama« (Samarang 1884). Eine Prosa-Umarbeitung des letztgenannten sowie auch des »Ardjuna-Sasra« und des »Brata-yuda« lieferte Winter (Amsterd. 1845). Teilweise aus dem Kawi entlehnt ist »Manik-Maya«, ein Gedicht kosmogonischen und mythologischen Inhalts (hrsg. von de Hollander, Batav. 1852). Unter den ursprünglich javanischen Werken sind hervorzuheben die »Babad«, umfangreiche Chroniken, die meist in gebundener Rede abgefaßt sind. Bis jetzt sind im Druck erschienen: »Babad Padjadjaran«, »Babad Demak«, »Babad Padjang«, »Babad Mataram«, »Babad Kartasura« (Surakarta 1870—75), »Babad Petjina« (Samarang 1874), »Babad Gianti« (Djocja 1886) und »Babad tanah Djawi«, in Prosa (hrsg. von Meinsma, Haag 1874). Werke, die zu der Gattung historischer Romane gerechnet werden können, sind: »Damar Wulan« (Samarang 1873; in einem Prosaauszug von Winter, Batav. 1857); ferner der legendenartige »Adji-Saka« (in prosaischer, kürzerer Fassung hrsg. von Gaal u. T. Roorda, Amsterd. 1844); »Geschichte des Angling-Darma« (hrsg. von Winter, Batav. 1853); die Gedichte »Baron Sakender« (hrsg. von Cohen Stuart, das. 1851) u. »Djaja lengkara« (Samarang 1889). Eine Art historischen Romans auf der Grundlage muslimischer Überlieferung ist die in Prosa abgefaßte Geschichte von Moses und König Pharao, der »Radja Pirangon« (hrsg. von T. Roorda, Haag 1844) und das umfangreiche Gedicht »Menak« (Samarang 1883 ff.). Mit der dramatischen Litteratur hat es eine eigne Bewandtnis. Der Stoff der theatralischen Aufführungen (wayang), die verschiedener Art sind, bald den sogen. chinesischen Schattenspielen gleichen, bald Maskenspiele, seltener wirkliche Schauspiele sind, ist alten epischen Dichtungen, indischen und einheimischen, entlehnt. Die äußerst zahlreichen Texte zu diesem Wayang leben größtenteils nur im Gedächtnis derer, die sie vortragen und darstellen (dalang), fort. Von den schriftlich aufgezeichneten sind herausgegeben: der Wayang »Pregiwa« (von Wilkens, Batav. 1846); »Palasara« und »Pandu« (beide von Roorda, Haag

Digitized by Google

1869); die Texte der sechs Schauspiele aus dem Wayang »Purwa« (hrsg. von te Mechelen u. Vreede in den »Verhandelingen van het Batav. Genootschap«, Teil 43 u. 44); »Abiasa« (hrsg. von Humme, Haag 1878). Fast ebenso beliebt wie der Wayang ist bei den Javanern die Tierfabel; zu dieser letzten Gattung gehört das witzige Gedicht von dem »Kantjil« (hrsg. von P. van den Broek, Haag 1878; 2. Ausg. 1889). Noch größer ist die Zahl von aufgeschriebenen verkürzten Darstellungen der Stoffe jener Wayang in erzählender Form, von denen auch mehrere gedruckt sind, unter andern die Geschichte des »Raden Pandji« (hrsg. von Roorda, Haag 1869); »Drie-en-twinting schetsen van Wayangstukken (Lakons)« (hrsg. von te Mechelen, Batav. 1879) und »24 Schetsen van Wajangverhalen« (hrsg. von Mayer, Samarang 1883). Unter den javanischen Geistesprodukten der neuesten Zeit ist hervorzuheben die Reisebeschreibung von Purwa Lelana (»Lampahlampahannipun Raden Mas Arya Purwa Lelana«, Batav. 1865). Von den einheimischen Gesetzbüchern (Angger) sind mehrere von Roorda (Amsterd. 1844) und Keyser (Haag 1853) herausgegeben worden. Viel Verdienst um das Studium der javanischen Sprache und Litteratur haben sich in Java selbst Winter, Wilkens und te Mechelen erworben; in Europa wird dasselbe besonders in Holland betrieben. Als Hauptforscher sind zu nennen T. Roorda, A. B. Cohen Stuart, de Hollander, Meinsma, P. van den Broek, Vreede; außerdem der Franzose Favre, der Deutsche Rost. Vgl. Vreede, Catalogus van de Javaansche en Madoereesche Handschriften der Leidsche Universiteits-Bibliotheek (Leid. 1892).

Javari (Jacarara, Yacarana), rechter Nebenfluß des Amazonenstroms, in seinem Oberlauf Aruita genannt, bildet vom 8.° südl. Br., nahe seiner Quelle am Abfall der Andes Conomamas, die Grenze zwischen Peru und Brasilien, durchfließt ein dichtes Urwaldgebiet und mündet bei Tabatinga, von wo er 500 km aufwärts schiffbar ist.

Javea (spr. chawēa), Stadt in der span. Provinz Alicante, malerisch an einer kleinen Bai des Mittelmeeres, in welche hier der Gorgos mündet, am Südfuß des Mongo (712 m) gelegen, hat alte Mauern und Türme, einen Hafen, Ausfuhr von Rosinen, Wein und Mandeln, Fischerei und (1887) 7441 Einw. Von J. führt das unterseeische Telegraphenkabel nach den Balearischen Inseln.

Javellesche Lauge, s. Eau de Javelle.

Javorina, Bergkette der Westkarpathen in Ungarn (im Weißen Gebirge), breitet sich an der Grenze zwischen Mähren und Ungarn oberhalb Miava u. Waag-Neustadtl aus; im gleichnamigen Berg 967 m hoch.

Javornik, 1) (J.-Gebirge) nördlichste Bergkette des zu den Westkarpathen in Ungarn gehörigen Weißen Gebirges, erstreckt sich an der Grenze zwischen Mähren und Ungarn vom Lissapaß bis zu den eigentlichen Beskiden und erreicht in den höchsten Spitzen J. und Zemerka 1017, bez. 1053 m Höhe. — 2) Berggipfel in Kroatien-Slawonien, s. Pljesivicagebirge.

Jâwer (pers., »Helfer«), Adjutant in der türkischen Armee.

Jaworów, Stadt in Galizien, an einem großen Teiche gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Basilianerinnenkloster mit Mädchenerziehungsanstalt, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Ackerbau, Handel und (1890) 9219 ruthenische und poln. Einwohner. — Die Stadt war einst der Lieblingsaufenthalt Johann Sobieskis. Hier ließ sich Peter d. Gr. auf der Durchreise mit Katharina I. trauen. Östlich von J. das Bad Szklo mit Schwefelquelle, Militärbadeanstalt und 1780 Einw.

Jaworski, Apollinar, Ritter von, österreich. Politiker, geb. 1825, studierte in Lemberg u. Wien die Rechte, trat in den juristischen Staatsdienst und wurde 1887 Mitglied des österreichischen Reichsgerichts. Seit 1870 als Vertreter des Großgrundbesitzes Zloczow Mitglied des galizischen Landtags und des österreichischen Abgeordnetenhauses, ward er 1888, nach dem Tode Grocholskis, zum Obmann des Polenklubs erwählt; er trat mit großer Offenheit für die Politik dieser Fraktion, die galizischen Sonderinteressen zu wahren, dabei aber für die nationalpolnischen Ziele zu wirken, ein und stand im Landtag wie im Abgeordnetenhaus an der Spitze der konservativen Elemente. Nach dem Sturz des Ministeriums Taaffe trat J. an Stelle des ausgeschiedenen v. Zaleski 11. Nov. 1893 als Minister für Galizien in das Kabinett Windischgrätz.

Jaworzno, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Chrzanów, an der Linie Szczakowa-J. der Nordbahn, hat ein Bezirksgericht, Steinkohlenbergbau (1893: 479,050 Ton.), Galmeigruben, eine Zinkhütte (Niedzieliska), Glas- u. Vitriolfabrik und (1890) 5419 (als Gemeinde 6637) meist poln. Einwohner.

Jaxártes, im Altertum Name des Flusses Sir Darja (s. d.) in Turkistan.

Jaxt, Fluß, s. Jagst.

Jay (spr. schä), Antoine, franz. Schriftsteller, geb. 20. Okt. 1770 in Guîtres (Gironde), gest. 9. April 1855 in Lagorce, studierte die Rechte, wurde Advokat und unternahm 1795 eine Reise in die Vereinigten Staaten. Nach seiner Rückkehr 1802 übernahm er den Unterricht der Kinder des Ministers Fouché. Seine Lösung der von der französischen Akademie 1806 aufgegebenen Preisaufgabe: »Tableau littéraire du XVIII. siècle« erhielt 1810 die Hälfte des zuerkannten Preises und sein »Éloge de Montaigne« 1812 das Accessit. In diesem Jahre war er Hauptredakteur des »Journal de Paris«, auch gab er den »Glaneur« oder »Essais de Nicolas Freeman« heraus. 1813 erhielt er die Professur der Geschichte am Athenäum, und während der Hundert Tage war er für das Departement der Gironde Mitglied der Deputiertenkammer. Nach der zweiten Restauration gab er seine »Histoire du ministère du cardinal Richelieu« (1815, 2 Bde.) heraus und nahm seitdem neben Étienne teil an der Redaktion des »Constitutionnel« und der von ihm 1818 gegründeten »Minerve«. Die liberale Tendenz der von ihm, Jouy, Arnauld und Norvins vertretenen »Biographie des contemporains« zog ihm und Jouy eine Gefängnisstrafe in Ste.-Pélagie zu. Während der Dauer derselben verfaßten sie: »Les hermites en prison, ou consolations de Sainte-Pélagie« (1823, 2 Bde.). Noch sind zu erwähnen seine »Œuvres littéraires« (1831, 4 Bde.). Nach der Julirevolution wurde J. zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. der französischen Akademie gewählt.

Jayme (portug.), Jakob; vgl. Jago.

Jacént (lat., »liegend«), herrenlos, verlassen.

Jazeran (Jaseran, frz., spr. schas'räng), ein Schuppenpanzer, dem großen Haubert entsprechend (s. Rüstung).

Jazlowiec (spr. jaslówjez), Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Buczacz, hat ein Nonnenkloster mit Erziehungsanstalt, eine Kaltwasserheilanstalt, alte Befestigungswerke und (1890) 3195 polnische und ruthen. Einwohner.

Digitized by Google

Jazygen, im Altertum ein sarmatischer (slawischer) Volksstamm, der, am Norduser der Palus Maeotis (des Asowschen Meers) seßhaft, später mit den übrigen sarmatischen Stämmen die Uferländer des Pontus überschwemmte, und von dem ein Teil bis Ungarn vordrang, wo er sich in der Tiefebene zwischen der Theiß, Donau und Gran niederließ und mit den benachbarten Quaden und Markomannen in ein enges Bündnis trat. Mit diesen vereint, griffen die J. 170 n. Chr. das römische Reich an, wurden aber 172 von Marcus Aurelius geschlagen und traten in Roms Bundesgenossenschaft, dem sie 8000 Reiter stellten. Nochmals schlug sie Carus 283. Dann wurden sie dem Gotenreich Hermanrichs unterworfen. Nach Attilas Tod gerieten sie mit den Goten in einen Kampf, in welchem sie untergingen. Vgl. Jazygien.

Jazygien, ehemals selbständiger Distrikt in Ungarn, südlich vom Mátragebirge, umfaßte eine von der Zagyva durchströmte Acker- und Weideebene von 1100 qkm (20 QM.) mit etwa 60,000 meist römisch-kath. Einwohnern und den Hauptorten Jászberény (Sitz des Distrikts), Árokszállás, Alsó-Szent-György, Jász-Apáti, Jász-Fenyszaru, Jász-Kis-Ér u. Jász-Ladány. 1876 wurde es dem neugebildeten Komitat Jazygien-Großkumanien-Szolnok (s. d.) einverleibt. Die Jazygen (lat. Jassones) stammen teils von den Petschenegen, teils von den Széklern, Kumanen, Bulgaren, selbst von Tataren ab, waren teils unfrei, teils freie Adlige u. scheinen meist als Pfeilschützen (ungar. jászok) im Kriege verwendet worden zu sein. Sie genossen daher besondere Vorrechte und lebten gleich den Kumanen in besondern Bezirken, an deren Spitze je ein Oberkapitän stand. Vgl. Gyárfás, Geschichte der Jazygen und Kumanen (Szolnok, 3 Bde.).

Jazygien-Großkumanien-Szolnok (ungar. Jász-Nagy-Kun-Szolnok, spr. jaß-nádj-kun-ßolnok), 1876 aus den Distrikten Jazygien und Großkumanien sowie aus dem südlichen Teil von Heves-Szolnok neugebildetes ungar. Komitat, welches an die Komitate Békés, Csongrád, Pest und Heves sowie an das Haidukenkomitat grenzt und 5374 qkm (97,6 QM.) umfaßt. Es ist ganz eben, an der Theiß, die es mit der Zagyva durchströmt, sumpfig und hat (1890) 318,475 magyar. (römisch-kathol. und reformierte) Einwohner, lebhafte Vieh-, Pferde-, Schaf- und Schweinezucht und Fischerei, viel Getreide, Obst und Tabak und bedeutenden Handel. Komitatssitz ist Szolnok (s. d.).

Jeaffreson (spr. dschéffrß'n), John Cordy, engl. Schriftsteller, geb. 14. Jan. 1831 zu Framlingham in Suffolk, studierte zu Oxford und ward 1859 Advokat in London, wo er seitdem lebt. Als Schriftsteller trat er zuerst mit Romanen auf. Außerdem veröffentlichte er: »Novels and novelists from Elizabeth to Victoria« (1858, 2 Bde.); ferner die drei zusammengehörigen Schriften: »A book about doctors« (1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1862), »A book about lawyers« (1866) und »A book about the clergy« (1870, 2 Bde.), kulturhistorische Essays über die drei gelehrten Stände Englands; »A young squire of the seventeenth century« (1878, 2 Bde.) u. a. Auch als Biograph hat sich J. bekannt gemacht durch das Aufsehen erregende Werk »The real Lord Byron, new views of the poet's life« (1883, 2 Bde.), dem »The real Shelley« (1885, 2 Bde.) folgte. Dann erschienen von ihm noch: »Lady Hamilton and Lord Nelson« (1887, 2 Bde.); »The Queen of Naples and Lord Nelson« (Briefe, 1889, 2 Bde.); »Victoria, Queen and Empress« (1893) und das »Book of recollections« (1893, 2 Bde.). J. ist seit Jahren bei der Regierungskommission für geschichtliche Urkunden angestellt, und die englischen Blaubücher geben vielfach Zeugnis seiner archivalischen Thätigkeit.

Jean (franz., spr. schang), soviel wie Johann.

Jean (engl., spr. dschin), Nebenform für Jane, Johanna, Hannchen.

Jean Charles, Pseudonym, s. Braun 9).

Jean d'Arras (spr. schang darrăß), franz. Schriftsteller des 14. Jahrh., s. Melusine.

Jean de Meung (spr. schang dö möng), zweiter Verfasser des Rosenromans, s. Französische Litteratur, S. 784.

Jean de Paris, s. Johann von Paris.

Jean Jacques (spr. schang schak), die Vornamen Rousseaus und schlechthin Bezeichnung für diesen.

Jean Paul, ursprünglich Schriftstellername für Jean Paul Friedrich Richter (s. d.).

Jeanne (franz., spr. schan'), soviel wie Johanna.

Jeanne d'Arc (spr. schan' dárk, auch Johanna d'Arc), die Jungfrau von Orléans, die Befreierin ihres Vaterlandes aus der Gewalt der Engländer, geb. 6. Jan. 1412 in Domremy, einem Dörfchen in der Champagne, an der Grenze von Lothringen, gest. 30. Mai 1431. Ihre Eltern waren fleißige, ehrbare Ackersleute, sie selbst ein frommes, fleißiges Mädchen. Ein gewisser Ernst und schwärmerische Religiosität erfüllten sie von frühester Jugend: seit ihrem 13. Jahre glaubte sie bei Beten u. Fasten himmlische Stimmen zu vernehmen, die sie indes nur zum Gutsein und zur Frömmigkeit ermahnten. Seitdem burgundische Horden ihr Dörfchen verwüstet hatten, wendete ihre feurige Einbildungskraft sich kriegerischen Dingen zu; himmlische Stimmen forderten sie auf, mit Gottes Hilfe zur Errettung Frankreichs auszuziehen. 1428 erschien ihr als das nächste Ziel die Errettung des wichtigen, von den Engländern schwer bedrängten Orléans. Ihr Oheim, den sie von ihrer himmlischen Sendung zu überzeugen wußte, führte sie zu dem königlichen Hauptmann in dem benachbarten Städtchen Vaucouleurs, der auf ihr Verlangen, an den königlichen Hof geführt zu werden, endlich gestattete, daß zwei Edelleute, die an ihre göttliche Sendung glaubten, sie 23. Febr. 1429 an den Hof zu Chinon geleiteten. Hier gelang es ihr nach vieler Mühe, die Höflinge und zumal den leichtfertigen Karl VII. selbst von der Wahrheit ihrer Sendung zu überzeugen. Da die verzweifelte Lage des Reiches jede Aussicht auf Rettung willkommen heißen ließ, vertraute ihr endlich Karl ein kleines Heer an, mit welchem sie in der That 29. April 1429 in Orléans eindrang. Wichtiger noch als Lebensmittel und Mannschaften, die sie den Belagerten zuführte, war die moralische Stärkung, die sie ihnen brachte; man hielt sie unzweifelhaft für eine Abgesandte der Gottheit. Nur durch den unvergleichlichen Mut und das entschiedene Feldherrntalent der Jungfrau sowie die Begeisterung, welche sie den Kriegern einzuflößen wußte, zwang sie die Engländer, 8. Mai die Belagerung von Orléans gänzlich aufzuheben und noch mehrere andre Plätze an der Loire zu räumen. Jargeau eroberte J. mit Hilfe des Herzogs von Alençon im Sturm, wobei der englische Befehlshaber, der Graf von Suffolk, selbst gefangen ward. Am 18. Juni schlug sie den Lord Talbot mit einem starken englischen Korps bei Patay. Der ganze Mittellauf der Loire wurde den Engländern abgenommen. Schon zu Chinon hatte sie es als ihre zweite Hauptaufgabe bezeichnet, die Krönung Karls VII. in Reims zu bewirken. Dahin brach sie nun mit dem König

Digitized by Google

auf; auf dem Wege öffneten alle Festungen, besonders Troyes, ihre Thore, und 16. Juli zogen Karl VII. und seine Retterin in Reims ein, wo der König am nächsten Tage durch den Erzbischof feierlich gesalbt und gekrönt wurde. Als einzige Belohnung erbat sie sich die Befreiung der Bewohner Domremys von allen Steuern. Außerdem wurden sie und ihre Familie in den Adelstand erhoben. Das war der Höhepunkt ihres Lebens und Wirkens. Ihr weiteres Ziel war nun, Frankreich gänzlich zu befreien. Aber sie war fortan auf die Hilfe und den Beirat der Heerführer angewiesen, die, und vor allen der König, sich neidisch auf ihren Ruhm und unfähig zeigten. Nach der Krönung griffen die Franzosen Paris, das entschieden auf seiten der Engländer stand, vergebens an; die Jungfrau, von den mißgünstigen Kriegsführern nicht genügend unterstützt, wurde 8. Sept. am Schenkel schwer verwundet und mußte den Sturm aufgeben. Dieser erste Mißerfolg, der sie mit den trübsten Ahnungen erfüllte, wurde für ihr Ansehen verhängnisvoll. Die Engländer rüsteten frühzeitig 1430, um die durch die Jungfrau erlittenen Verluste wieder einzubringen, während Karl VII. abermals in seine gewöhnliche Trägheit und Ausschweifung versunken war. J. verließ den unwürdigen Schwelger, und als sie hörte, daß Burgunder und Engländer Compiègne bedrängten, warf sie sich mit geringer Begleitung in die Feste, wagte einen Ausfall, wurde aber von der Besatzung absichtlich im Stiche gelassen und so von den Burgundern gefangen genommen (23. Mai 1430). Vier Monate brachte J. in vergleichsweise milder Gefangenschaft in dem Schloß Beaurevoir des Herrn v. Ligny zu, dem sie zuerst in die Hände gefallen war. Von seiten des französischen Königs wurde kein Versuch gemacht, sie, sei es durch Lösegeld, sei es durch Gewalt, zu befreien! Dagegen zwangen die Engländer den Herrn v. Ligny, J. für 10,000 Livres ihnen auszuliefern. Nach Rouen gebracht (Dezember 1430), ward sie hier der Zauberei und Ketzerei angeklagt; mit der Leitung des Prozesses wurde der Bischof von Beauvais, Peter Cauchon, beauftragt, ein gewissenloser, ehrgeiziger Mann, welcher durch die Engländer Erzbischof von Rouen zu werden hoffte. Die Anklageschrift stellte die abscheulichsten Verleumdungen wider sie auf; man beschuldigte sie der gröbsten Ausschweifungen: frech maße sie sich an, was strengstens in der Heiligen Schrift untersagt sei, die Kleidung des andern Geschlechts zu tragen; eine Schülerin und Anbeterin des Teufels und aller bösen Geister, lasse sie sich doch als eine Heilige Gottes verehren. J. antwortete mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart und klarem Verstand; indessen die Engländer und Cauchon hatten ihr Verderben beschlossen. Nach unsäglichen körperlichen und Gemütsleiden mußte sie 24. Mai 1431 ihr Urteil hören: lebendig verbrannt zu werden, wenn sie ihre Sünden nicht abschwöre. Die schreckliche Aussicht auf den Scheiterhaufen, der Anblick des Henkers, der auf sie wartete, erschütterten endlich diese heldenmütige Seele; sie unterzeichnete mit einem Kreuz eine kurze allgemeine Abschwörungsformel. Nun wurde sie begnadigt, d. h. zu ewigem Gefängnis bei Brot und Wasser. Man befahl ihr, der Abschwörung gemäß Frauenkleider anzulegen und zu behalten. Sie versprach es. Aber um sich vor den rohen Zudringlichkeiten ihrer Wächter zu retten, griff sie wieder zu der Männertracht. Sie wollte überhaupt die entsetzlichen Qualen des Gefängnisses nicht mehr ertragen und nahm in Gegenwart der Richter ihre Abschwörung, als von der Furcht erpreßt, zurück. Dahin hatte man sie bringen wollen: sie war nun eine rückfällige Ketzerin, die nichts mehr retten konnte. Sie wurde auf dem Markt in Rouen zum Scheiterhaufen geführt, den die erst 19jährige mit Mut und festem Gottvertrauen bestieg. 1450 ließ Karl VII. ihren Prozeß einer Revision unterziehen, die nach sechsjährigen genauen Untersuchungen und Verhören mit der Erklärung ihrer Unschuld endigte; ihr Andenken wurde durch feierliche Prozession und Errichtung eines Denkmals auf der Stätte ihrer Hinrichtung geehrt. In diesem Jahrhundert wurden ihr in Domremy, Orléans, Paris mehrfache Standbilder errichtet. Ihre Heiligsprechung, hauptsächlich von dem Bischof Dupanloup (s. d.) von Orléans betrieben, wurde in Rom zwar abgelehnt, doch sprach sie Leo XIII. 1894 »selig«. Ihr Leben und ihre Thaten haben mehreren Dichtern, namentlich Chapelain, Southey, Lebrun, de Charmettes, Dumenil, Soumet u. a., Stoff zu poetischer Bearbeitung geliefert; die berüchtigtste ist Voltaires freches Machwerk »La pucelle d'Orléans«, die edelste Schillers Trauerspiel »Die Jungfrau von Orléans«. Die sehr weitläufige ältere Litteratur über J. ist nicht mehr zu gebrauchen seit Jules Quicherats »Procès de condamnation et réhabilitation de J. d'A.« (Par. 1841–49, 5 Bde.; vollständige Quellen- und Aktensammlung). Von neuern Bearbeitungen vgl. Desjardins, Vie de J. d'A. (3. Aufl., Par. 1885); Wallon, J. d'A. (7. Aufl., das. 1894, 2 Bde.); Vallet de Viriville, Procès de condamnation de J. d'A. (das. 1867); O'Reilly, Les deux procès de J. d'A. (das. 1868); Michelet, J. d'A. (6. Aufl., das. 1889); Boucher de Molandon, Première expédition de J. d'A. (Orléans 1874); Bouteiller und Braux, La famille de J. d'A. (das. 1878); Luce, J. d'A. à Domremy (2. Aufl., Par. 1887); Sorel, La prise de J. d'A. devant Compiègne (das. 1889); Sepet, J. d'A. (3. Aufl., Tours 1891); Fabre, J. d'A. libératrice de la France (Par. 1892); von deutschen Arbeiten: Hase, Die Jungfrau von Orléans (in den »Neuen Propheten«, 3. Aufl., Leipz. 1893); Eysell, Johanna d'Arc, die Jungfrau von Orléans (Regensb. 1864); Semmig, Die Jungfrau von Orléans und ihre Zeitgenossen (2. Aufl., Leipz. 1887); Mahrenholtz, J. d'A. in Geschichte, Legende, Dichtung (das. 1890).

Jeannette (franz., spr. schanett'), Hannchen; Jeannettenkreuz (croix à la J., auch bloß J.), ein an einem Samtband um den Hals getragenes kleines Kreuz mit einem Herzen darüber.

Jean(n)ette-Expedition, s. Delong.

Jean Potage (franz., spr. schang potasch', »Hans Suppe«), Spitzname der Franzosen mit Bezug auf ihre Vorliebe für Suppen und Saucen.

Jebna, palästin. Ort, s. Jamnia.

Jebu, Landschaft in Nordwestafrika, nördlich von Lagos, an der Nordseite der Lagoslagune, die durch Proklamation des Gouverneurs von Lagos vom 4. Nov. 1892 unter die Oberhoheit Englands gestellt wurde, da die Eingebornen wiederholt den Verkehr ihres eignen Hinterlandes mit Lagos gesperrt und ein kriegerisches Eingreifen der britischen Kolonialregierung nötig gemacht hatten.

Jebusiter (Jebusäer), Völkerschaft in Palästina von kanaanitischem Stamm, war zur Zeit des Einfalls der Israeliten auf dem Gebirge Juda ansässig und ward von Josua zwar in einer Feldschlacht mit andern kanaanitischen Stämmen zugleich bekämpft, behauptete sich aber in der festen Stadt Jebus (dem

Digitized by Google

nachherigen Jerusalem) noch im Zeitalter der Richter. Erst David eroberte die Stadt nebst der Burg, und die letzten Reste der J. machte Salomo tributpflichtig.

Jechaburg, Dorf im Fürstentum Schwarzburg-Sondershausen, westlich von Sondershausen, am Frauenberg, hat eine evang. Pfarrkirche und (1890) 283 evang. Einwohner. J. war früher eine berühmte Propstei, die 989 vom Erzbischof von Mainz als ein Benediktinerkloster gestiftet, 1525 im Bauernkrieg verwüstet und 1572 völlig aufgehoben wurde.

Jechnitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Podersam, an der Staatsbahnlinie Dux-Pilsen (Station Petersburg-J.), hat ein Bezirksgericht, Hopfenbau, fischreiche Teiche, Fabrikation von Stiefeleisen, Brettsäge und (1890) 1408 deutsche Einwohner. Nördlich von J. das gräflich Czerninsche Schloß **Petersburg** mit Park, Dampfmühle und Bierbrauerei.

Jecorin, eine schwefel- und phosphorhaltige organische Substanz, welche sich in der Leber von Hund, Pferd, Kaninchen, in der Rindermilz, dem Pferdeblut u. Menschenhirn findet und eine ähnliche Verbreitung zu haben scheint wie die Lecithine. Es ist amorph, stark hygroskopisch, quillt in Wasser zu einer schleimigen Masse, die in viel Wasser sich löst, löst sich leicht in Äther, nicht in Alkohol, wird von konzentrierten Salzlösungen gefällt und von heißer Salzsäure unter Abscheidung von Stearinsäure zersetzt.

Jĕcur (lat.), die Leber (s. d.).

Jedburgh (spr. dschéddbörro), Hauptstadt von Roxburghshire (Schottland), im tiefen Thal des **Jed** (zum Teviot), mit Abteiruine, schloßartigem Gefängnis, Museum, Lateinschule, Fabrikation von Wollenzeug und Decken und (1891) 3397 Einw. J. ist Geburtsort des Physikers D. Brewster und von Mrs. Somerville.

Jedina, afrikan. Volk, s. Budduma.

Jedinowerzen, russ. Sekte, s. Raskolniken.

Jedlersdorf (Groß-J.), Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Korneuburg, nördlich von Wien im Marchfeld, an der Dampfstraßenbahn Wien-Stammersdorf gelegen, hat eine Lokomotivfabrik, eine Jutespinnerei und -Weberei, Nähmaschinen-, Schrauben-, Spiritus-, Preßhefe-, Malz- und Guttaperchafabrikation, Bierbrauerei, eine Werkstätte der Nordbahn und (1890) 7834 Einw. Nahe dabei das Dorf **Jedlesee** (**Jedlersee**), an der Linie Wien-Tetschen der Österreichischen Nordwestbahn, von welcher hier eine Verbindungslinie zur Nordbahn nach Floridsdorf führt, mit Werkstätte der Nordwestbahn, Bierbrauerei, Margarinfabrik und (1890) 2960 Einw. Beide Ortschaften wurden 1894 mit der Gemeinde Floridsdorf vereinigt.

Jedo (Yeddo), Stadt, s. Tokio.

Jeeze (Jeezel), linker Nebenfluß der Elbe, entspringt bei Altferchau im preuß. Regbez. Magdeburg, ist von Salzwedel ab 49 km weit schiffbar und mündet nach 80 km langem Lauf bei Hitzacker.

Jefferies (spr. dschefferis), **Richard**, engl. Schriftsteller, geb. 6. Nov. 1848 zu Coate in Wiltshire, gest. 14. Aug. 1887, erhielt nur eine dürftige Erziehung, trat aber, hellen Blicks und von großer Strebsamkeit erfüllt, schon sehr früh in die Tagesschriftstellerei ein. Seine Romane stehen weit zurück hinter seinen andern Schriften, welche genaue Kenntnis der sozialen ländlichen Verhältnisse verraten und sich durch lebhafte, oft tiefgefühlte Naturschilderungen in der Weise der Amerikaner Thoreau und John Burroughs auszeichnen. 1878 erschien sein »Gamekeeper at home«, mit dem er großen Eindruck machte, und gleicher Erfolg wurde den darauf folgenden Werken: »Wild life in a Southern county« (1879), »Hodge and his masters« (1880), »Round about a great estate« (1880), »Green ferne farm« (1880), »The amateur poacher« (1881), »Wood magic« (1881) zu teil. Abgesehen von einigen weitern Versuchen im Roman veröffentlichte er noch: »The story of my heart, my autobiography« (1883, 2. Aufl. 1891) und die beiden im Geiste der Andersenschen Märchen gehaltenen Schriften: »The life of the fields« (1884) und »Red deer« (1884); ferner: »After London« (1885), ein düster prophetischer Blick in die Zukunft; »The open air« (1885) und »Amaryllis at the fair« (1887), sein letztes Werk. Erst nach seinem Tode wurde der Wert des eigenartigen Schriftstellers völlig anerkannt. Vgl. W. **Besant**, The eulogy of Richard J. (Lond. 1888); **Salt**, Richard J., a study (das. 1893).

Jefferson (spr. dschéfferß'n), Hauptort der Grafschaft Marion des nordamerikan. Staates Texas, am Big Cypreß Bayou, 6 km oberhalb seines Eintritts in den Soda Lake, der in den Red River abfließt, von dem die Stadt durch große Dampfer zu erreichen ist, hat bedeutenden Handel mit den Erzeugnissen der fruchtbaren Umgebung und (1890) 3072 Einw.

Jefferson (spr. dschéfferß'n), **Thomas**, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 2. April 1743 zu Shadwell in Virginia, gest. 4. Juli 1826 zu Monticello in demselben Staat, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaften und ward 1769 Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung von Virginia. Während des Freiheitskrieges war er Statthalter von Virginia und zwei Jahre lang Mitglied des Kongresses, auf welchem er die Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 entwarf. 1779–81 war er Gouverneur von Virginia und ging 1784 nach Paris, wo er seit 1785 Gesandter der Union war und dem nordamerikanischen Handel mehrere Begünstigungen auswirkte. 1789 in sein Vaterland zurückgekehrt, bekämpfte er die Einheitsbestrebungen der Föderalisten unter Alexander Hamilton (s. Hamilton 7, S. 268) und verfocht die Rechte der Einzelstaaten. 1792 zum Staatssekretär der neugestalteten Bundesregierung ernannt, legte er dem Kongreß mehrere Berichte über die Einheit des Maßes, der Münze und des Gewichts, über die Fischereien u. den auswärtigen Handel vor, beförderte die Einführung der Kuhpockenimpfung und bewirkte die Gründung der Hochschule zu Charlotteville, in der Nähe von Monticello. 1794 legte er seine Stelle nieder und zog sich auf sein Landgut zurück, wurde aber 1797 zum Vizepräsidenten, 17. Febr. 1801 und abermals 1805 zum Präsidenten der Union gewählt. Er erwarb Louisiana von Frankreich und vereinigte es mit der Union. Die Rechte der nordamerikanischen Freistaaten gegen die wiederholten Anmaßungen Englands nahm er mit Nachdruck in Schutz. Bei den Blockadedekreten, welche damals Napoleon I. und Großbritannien erließen, schützte J. den vaterländischen Handel vor den ihm drohenden Verlusten durch ein allgemeines Embargo. Eine dritte Wahl zum Präsidenten 1809 lehnte er ab und lebte seitdem auf seinem Gut Monticello seinen Studien, bis ihn die durch seine übermäßige Gastfreundschaft veranlaßte finanzielle Bedrängnis nötigte, den Landtag von Virginia um die Erlaubnis zu bitten, seine Besitzungen durch eine Lotterie zu veräußern. Auch seine auserlesene Büchersammlung verkaufte er 1814 dem Kongreß. Er ist der Begründer der amerikanischen Demokratie, welche die Unabhängigkeit der Einzelstaaten gegen die Übergriffe der Unionsregierung zu sichern

Digitized by Google

strebt, und steht als Staatsmann deshalb noch jetzt in großem Ansehen. Seine wichtigsten Schriften (gesammelt hrsg. vom Kongreß 1853—55, 9 Bde.) sind: »Notes on Virginia« (1781, engl. u. franz.) und »Manual of parliamentary practice« (neue Ausg. 1840). Neu herausgegeben werden seine Werke von Ford (Bd. 1—5, New York 1891—93). Noch in den letzten Jahren seines Lebens übersetzte er Destutt de Tracys »Commentaire sur Montesquieu« ins Englische. Seine Biographie schrieben Tucker (Philad. 1837, 2 Bde.), Randall (New York 1859, 3 Bde.), Parton (Bost. 1874), Morse (das. 1886) u. Schouler (New York 1893).

Jefferson City (spr. dschefferß'n ßitti), Hauptstadt des nordamerikan. Staates Missouri, auf hohen Bluffs am Missourifluß gelegen, an der Missouri-Pacific- und der Chicago-Alton-Bahn, hat ein Staatskapitol, Institut für farbige Lehrer, Zuchthaus, Bibliothek (25,000 Bände), Kornmühlen, Gießereien, Bau von Wagen und Fabrikation von Holzwaren und (1890) 6742 Einw. In der Nähe Kohlengruben.

Jeffersonville (spr. dschefferß'nwill), Stadt in der Grafschaft Clark des nordamerikan. Staates Indiana, auf einer Anhöhe am Ohiofluß, mit dem gegenüberliegenden Louisville durch eine prächtige Brücke verbunden, hat ein Gefängnis der Südstaaten, große Eisenbahnwerke für den Bau von Dampf- und andern Wagen und (1890) 10,666 Einw.

Jeffr., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für J. Gwyn Jeffreys (spr. dscheffris); Konchylien.

Jeffrey (spr. dscheffri), Francis, Lord, engl. Kritiker, geb. 23. Okt. 1773 in Edinburg, gest. daselbst 26. Jan. 1850, trat 1794 als Rechtsanwalt bei der schottischen Barre auf, widmete sich aber zugleich litterarischen Studien und war einer der Gründer der »Edinburgh Review«, welche unter seiner Redaktion von 1803—29 nicht nur auf die litterarischen, sondern als Hauptorgan der Whigs auch auf die politischen Angelegenheiten Englands Einfluß hatte. J. übte eingehende geistvolle, doch oft hämische, mehr von politischen und persönlichen Momenten als von fein poetischem Geschmack geleitete Kritik, die ihn in manche Händel verwickelte; so ward er von Byron in den »English bards and Scotch reviewers« angegriffen und mußte sich mit dem Dichter Moore 1806 im Zweikampf messen; letzterm ward er später befreundet. 1821 ward er von der Universität Glasgow zum Lord-Direktor und 1830 vom Whigministerium zum Lord-Advokaten von Schottland ernannt; auch trat er ins Parlament. 1834 erhielt er ein Richteramt an dem Court of session. Seine »Contributions to the Edinburgh Review« erschienen gesammelt in 4 Bänden (Lond. 1843, 3. Ausg. in 1 Bd. 1852); der »Essay on beauty« und »Nature and principles of taste« wurden mehrfach aufgelegt (zuletzt 1879). Vgl. Cockburn, Life of Lord J. (2. Aufl., Edinb. 1874).

Jeffreys (spr. dscheffris, Jefferys), Sir George, später Lord J. of Wem, Richter und Lord-Kanzler unter Jakob II., geb. 1648 zu Acton in Wales, gest. 18. April 1689, ward, nachdem er als Sachwalter und richterlicher Beamter zu London sich durch seine Härte und Roheit hervorgethan hatte, 1683 von Karl II. zum Lord-Oberrichter von England ernannt. Mit der ungerechten Verurteilung des Republikaners Algernon Sidney begann er seine Wirksamkeit und übte in den folgenden Jahren unter dem Deckmantel des Rechts, und indem er auf die Geschwornen mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln einwirkte, die furchtbarsten Greuel aus; so ließ er z. B. 1685, nachdem er im Mai zum Peer ernannt war, nach Unterdrückung der Empörung des Herzogs von Monmouth während der »blutigen Assisen« in den westlichen Provinzen zahlreiche (angeblich 320 Rebellen) hängen, während mehr als 800 andre verknechtet wurden. Zur Belohnung dafür wurde er im September 1685 zum Lord-Kanzler und 1686 zum Leiter der sogen. Hohen Kommission ernannt, in welcher Stellung er sich namentlich durch brutale Behandlung der widerspenstigen Bischöfe auszeichnete. Nach der Flucht Jakobs II. aus London suchte auch J. in Matrosenkleidung zu fliehen, wurde aber 12. Dez. 1688 gefangen und in den Tower gebracht, wo er an den Folgen seiner Trunksucht starb.

Jefremow (spr. jefrémoff), Kreisstadt im russ. Gouv. Tula, an der Krassiwaja-Metscha (zum Don) und an einem Zweig der Eisenbahn Wjasma-Rjashsk, 247 m ü. M., hat 7 Kirchen, eine Bank, Handel mit Honig, Hanf, Getreide und namentlich Buchweizengrütze, 6 Jahrmärkte und (1889) 10,088 Einw. Der Kreis ist flach, mit reinem Humusboden, daher Ackerbau (bedeutende Kultur von Zuckerrüben), Vieh- und Bienenzucht die Hauptbeschäftigung der Bewohner.

Jegenye (spr. jégenje), Bad im ungar. Komitat Klausenburg, an der Bahnlinie Großwardein-Klausenburg, 550 m ü. M., mit 3 erdig-kalkhaltigen Quellen, außergewöhnlich starkem Eisenmoor und Kaltwasserheilanstalt. Erstere werden bei Rheuma und Gicht, das Moor dagegen bei Anämie und Frauenleiden benutzt.

Jegher, Christoph, niederländ. Holzschneider, geb. 24. Aug. 1596 in Antwerpen, war seit 1625 für die Buchdruckerei Plantin-Moretus thätig, wodurch er mit Rubens in Verbindung kam, wurde 1627/28 als Meister in die Lukasgilde aufgenommen und starb um 1652. Seit dem Anfang der 30er Jahre führte er nach Rubens' Zeichnungen eine Reihe durch große Kraft in der malerischen Wirkung ausgezeichneter Holzschnitte aus. Die bedeutendsten sind: der Liebesgarten, Jesus als Knabe mit dem kleinen Johannes spielend, die Versuchung Christi, Herkules, den Neid mit der Keule niederschlagend, Susanne im Bade und die Ruhe auf der Flucht. Letzteres Blatt und ein männliches Bildnis sind als Clairobscurschnitte ausgeführt. J. hat auch nach andern Meistern geschnitten (Kreuzigung nach F. Franck).

Jegorjewsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Rjasan, an der Gußlenka und einem Zweige der Eisenbahn Moskau-Rjasan, mit einem Progymnasium, 29 Fabriken mit nahezu 4 Mill. Rubel jährlichem Umsatz (hauptsächlich Baumwollspinnereien, Webereien, Färbereien) und (1889) 6690 Einw.

Jehan de Paris, s. Johann von Paris.

Jehan de Saintré, s. La Salle.

Jehkaba Meests, Stadt, s. Jakobstadt.

Jehol, s. Dschehol.

Jehoram, s. Joram.

Jehovah (hebr., »der da ist, war und sein wird«), moderne Aussprache des hebräischen Gottesnamens, aufgebracht durch den um 1500 lebenden Franziskaner Galatin, an welchen sich Luther anschloß. Die Juden hielten nämlich den im Alten Testament mit den vier Konsonanten J H W H bezeichneten Gottesnamen (das Tetragrammaton), welcher die Idee der absoluten Beständigkeit Gottes verkörpert, so heilig, daß sie mit Ausnahme des Hohenpriesters, der ihn nur einmal im Jahr beim Gottesdienst am Versöhnungstag über die Lippen brachte, ihn nie aussprachen. Daher las man stets, wo in den heiligen Schriften der Name J. vor-

Digitized by Google

kommt, entweder das Wort adonai (der Herr) oder, wenn er neben adonai stand, Elohim (s. d.) und sprach später die Konsonanten JHWH mit den Vokalen des erstern Wortes aus, wodurch der Name J. entstand; denn die etymologisch richtigere Form dürfte, wie Ewald und Hengstenberg festgestellt haben, Jahveh sein, was man gewöhnlich mit Berufung auf 2. Mos. 3, 14 als »den Seienden« erklärt.

Jehovahblümchen, s. Saxifraga.

Jehu, Feldherr des israelit. Königs Joram, ward vom Propheten Elisa zum König von Israel gesalbt und durch eine von den Propheten geleitete Revolution auf den Thron gehoben. Als König eröffnete er eine neue Dynastie, die fünfte, und regierte von 843—815 v. Chr. Zwar rottete er die ganze, dem Prophetenorden so verhaßte Familie Ahabs und alle Baalspriester aus, auch den mit Joram verbündeten König Ahasja von Juda ließ er töten und 42 seiner Brüder und Verwandten niedermetzeln, um auch die Herrschaft über Juda zu erlangen. Doch dies glückte ihm nicht, und auch in Israel war seine Herrschaft nicht erfolgreich. Obwohl er sich durch knechtische Unterwürfigkeit den Schutz Assyriens zu verschaffen suchte, entrissen ihm doch die Syrer von Damaskus, den Zustand der Schwäche im Reich Israel durchschauend und benutzend, das ganze Ostjordanland.

Jeisk, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (16,935 qkm mit [1889] 179,517 Einw.) im russisch-kaukasischen Kubangebiet, an der Mündung der Jeja in das Asowsche Meer, auf einer sandigen Landzunge, die den Jeiskischen Liman vom Asowschen Meer trennt, hat eine Realschule, Stadtbank und (1889) 27,915 Einw., die Wollweberei, Gerberei, Ziegelbrennerei, namentlich aber lebhaften Handel mit Getreide, Wolle und Leinsamen betreiben. Dampfschiffverbindung besteht mit Taganrog und Mariupol, doch können größere Schiffe sich der Küste nur auf 3 km Entfernung nähern, wo sie in 4 m Tiefe Ankergrund finden. Die Stadt wurde erst 1848 gegründet.

Jeja (Jega), Fluß in Ciskaukasien, entspringt im Kubangebiet, bildet später die Grenze zwischen diesem und dem Gebiet der Donschen Kosaken und mündet in den Jeiskischen Liman des Asowschen Meers. Der 235 km lange Fluß ist nicht schiffbar, aber sehr fischreich.

Jejūnum (lat.), Leerdarm, s. Darm.

Jekaterinburg (Ekaterinburg, Katharinenburg), Kreisstadt u. Festung im ostruss. Gouv. Perm, liegt malerisch an den Ufern des Isset und am Ostrand des mittlern Urals, 250 m ü. M., Knotenpunkt der Eisenbahn Perm-J. und J.-Tjumen, hat breite und gerade Straßen, 15 Kirchen (darunter 2 Kathedralen), ein Kloster, Gymnasium, eine Realschule, ein Theater und (1889) 36,750 Einw. Die Stadt ist Sitz eines Oberbergamtes und überhaupt der Mittelpunkt des uralischen Berg- und Hüttenwesens, wo alles Kron- und Privatgold des Urals geschmolzen und probiert wird; sie besitzt einen Münzhof für Kupfergeld, einen Kaufhof, die Sibirische Handelsbank und andre Banken, eine Bergwerkshütte und zahlreiche Fabriken, darunter eine Maschinenfabrik, Talgsiedereien, Stearin- und Talglichtfabriken, Tuch- und Seifefabriken, eine vortreffliche, noch im 18. Jahrh. von der russischen Regierung angelegte Steinschleiferei, eine große Eisenhütte, eine Kupferschmelzhütte, eine große Anstalt für Arbeiten in Jaspis, Marmor, Porphyr u. dgl. und mehrere Goldwäschereien. J. wurde 1723 von Peter d. Gr. gegründet und zu Ehren seiner Gemahlin Katharina I. benannt. — Der Kreis J. wird von einer Kette des Urals durchzogen; der Boden ist steinig, das Klima rauh. Die im Kreis lebenden Baschkiren sind ausgezeichnete Bienenzüchter; die übrigen Bewohner treiben Viehzucht, arbeiten in den Bergwerken und verfertigen Holzkasten und Räder. Auch einige bedeutende Eisengießereien sind vorhanden.

Jekaterinenstadt (Katharinenstadt), reiche deutsche Kolonie im russ. Gouv. Samara, am linken Ufer der Wolga, mit 3 Kirchen (einer lutherischen, einer römisch-katholischen und einer griechisch-katholischen), einem Denkmal der Kaiserin Katharina II. (seit 1852, von Clodt) und (1891) 9210 Einw.; 1765 vom Baron Beauregard gegründet. Die Kolonisten betreiben Tabaks- und Ackerbau, Gärtnerei und lebhaften Getreidehandel auf der Wolga.

Jekaterinodar (Katharinengabe), Hauptstadt des Kubangebiets des russ. Generalgouvernements Kaukasien und des Bezirks J. (6989 qkm mit [1889] 247,327 Einw.), unter 45° nördl. Br., rechts am Kubanfluß, der hier den Karassuk aufnimmt, und an der Bahn Tichorjezkaja-Noworossiisk (Zweigbahn der Linie Rostow-Wladikawkas), in ungesunder Sumpfniederung, ist von einem schmalen Graben und niedrigem Wall umgeben, besteht meist aus ärmlichen, niedrigen Häusern zwischen Gärten und großen Grasplätzen, hat 8 russische und eine armenische Kirche, ein Gymnasium, ein großes Militärhospital u. (1889) 47,620 Einw. J. ist Sitz des Kommandos der Kuban-Kosakenbrigade und der reitenden Kuban-Kosakenartilleriebrigade, hat eine Garnison von einem Kuban-Kosakenregiment und einer Kuban-Kosakenbatterie, etwas Industrie und bedeutenden Handel, namentlich mit Vieh. J. wurde auf der Stelle des alten Tmutarakan von Katharina II. gegründet.

Jekaterinograd, Kosakenstaniza im Terekgebiet des russ. Generalgouvernements Kaukasien, in 184 m Höhe, an der Malka nahe deren Mündung in den Terek gelegen, mit (1876) 2543 Einw., wurde 1778 als Festung an dem Militärkordon von Mosdok bis zum Asowschen Meer gegründet und 1822 in eine Staniza verwandelt.

Jekaterinopol, Flecken im russ. Gouv. Kiew, am Tikitsch, mit (1888) ca. 4000 Einw. 1861 wurde hier ein Braunkohlenlager von über 100,000 qm Ausdehnung entdeckt, das nach vorläufigen Berechnungen mindestens 4¼ Mill. Ton. Kohle enthält.

Jekaterinoslaw (Katharinas Ruhm), Gouvernement in Südrußland, grenzt im W. an das Gouv. Cherson, im N. an Poltawa und Charkow, im O. an das Donische Gebiet, im SO. an das Asowsche Meer, im S. an Taurien und hat ein Areal von 63,395 qkm (1151,3 QM.). Das Gouvernement wird vom Dnjepr, der sich hier nach S. wendet und mehrere gefährliche Stromschnellen (Porogen) bildet, bewässert; im NO. wird es vom Donez begrenzt. Es bildet eine ausgedehnte Ebene, die sich im NO. zu einer Hügelkette erhebt und von ungeheuern Steppen durchzogen wird. Der Steppenboden besteht aus Granit und Gneis, welcher ¼—1⅓ m hoch mit Humus bedeckt ist. Die Vegetation der Steppe charakterisiert sich hauptsächlich durch das massenhafte Auftreten der Stipa-Arten mit gefiederten Grannen und dem für das Vieh schädlichen Andropogon ischaemum. Das riesenhafte Unkraut wird als Burian oder Feuerungsmaterial benutzt. Das Klima ist mild und gesund, mit Ausnahme einiger Striche, in welchen das durch schlechtes Wasser verbreitete Faulfieber stark herrscht.

Digitized by Google

Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 8,4°, doch steigt die Kälte bis auf —30°. Die Bewohner, (1891) 1,653,543 an Zahl, 26 pro QKilometer, sind ein Gemisch verschiedener Völker: außer Russen, welche die Mehrzahl bilden, leben hier Armenier, Tataren, Arnauten (Albanesen), Raizen (Serben, die 1754 einwanderten), Moldauer, Griechen, Juden, Deutsche. Nach dem Religionsbekenntnis zerfielen sie 1887 in 90,3 Proz. griechische Katholiken (Orthodoxe), 0,6 Proz. Sektierer, 2,0 Proz. armenische Gregorianer, 1,1 Proz. römische Katholiken, 2,3 Proz. Protestanten, 3,6 Proz. Juden, 0,1 Proz. Mohammedaner. Die Zahl der Geburten ist (1887) 97,205, die der Sterbefälle 60,270, der Eheschließungen 22,313. Die Bevölkerung treibt Ackerbau. Vom Gesamtareal kommen auf Ackerland 53, auf Wiesen und Weiden 40, auf Unland 5 und auf Wald 2 Proz. Der Boden ist im allgemeinen sehr fruchtbar. Man kultiviert Weizen, Gerste, Roggen, Kartoffeln, Hafer, Buchweizen, Hirse, Mais, Hülsenfrüchte, Mohn, Tabak, Hanf, Flachs, Wasser- und andre Melonen, Gurken und rote Rüben; in den Gärten Obst, Pfirsiche, Aprikosen und Wein, welcher aber durch Nachtfröste leidet. Die Ernte ergab 1892: Winterweizen 270,387 hl, Sommerweizen ca. 2,6 Mill. hl, Gerste 3,1 Mill. hl, Roggen 2,016,363 hl, Hafer 1,629,665 hl, Hirse 977,851 hl, Kartoffeln 2,378,000 hl; die andern Früchte in geringern Quantitäten. Haupterwerb bildet die Viehzucht. J. treibt einen bedeutenden Viehhandel mit den nördlichen Gouvernements, besonders mit St. Petersburg. 1888 zählte man 800,115 Stück Rindvieh, 2,351,675 Schafe (davon ca. 2 Mill. veredelter Rasse), 28,000 Ziegen, 505,000 Schweine. Die Pferdezucht ist sehr im Aufschwung (1851 waren 70,000, 1888: 350,564 Pferde vorhanden). Im Gouvernement sind 194 Gestüte mit ca. 400 Rassehengsten und ca. 4000 Stuten, meistens Reitpferde. Auch die Federvieh- und Bienenzucht sowie die Seidenraupenzucht sind im Aufschwung. Die Jagd erstreckt sich auf Wölfe, namentlich den Steppenwolf, Füchse, die Steppenantilope (Cervicapra Saïga) und Rehe, ferner finden sich Murmeltiere, Tigermarder, Fischottern, Iltisse, Wiesel (im Winter ganz weiß), Hamster, Hasen, fliegende Eichhörnchen, Bisamratten, Schildkröten, Trappen, Hühner, Pelikane, wilde Enten. Der Schrecken aller Landwirte ist die Zieselmaus (Spermophilus citillus) und Blindmaus (Spalax typhlus) sowie die Wanderheuschrecke, welche oft die ganze Ernte zerstören und unendlichen Schaden anrichten. Der Fischfang ist bedeutend, besonders auf Störe, Sterlette, Welse und Weißfische, welche übrigens lange nicht mehr in der Anzahl wie früher gefunden werden. Das Mineralreich liefert Salz, Sumpfeisen, Kalk, Kreide, Steinkohlen, Mergel, Sandsteine, Schleif- und Mühlsteine, Braunkohlen, Lehm, Thon und Porzellanerde. Die industrielle Produktion beziffert sich (1890) auf 27,274,000 Rubel; es gibt über 700 Fabriken mit 17,042 Arbeitern. Die hauptsächlichsten Industriezweige sind: Fabrikation von Eisenbahnschienen (19 Mill. Rubel), Mühlenfabrikaten (3,2 Mill. Rub.), Maschinen (1 Mill. Rub.), Tabak (ca. ½ Mill. Rub.), Eisengießerei (42,000 Rub.), Ziegelfabrikation (361,000 Rub.), Talgsiederei (97,000 Rub.), Spiritusbrennerei (2 Mill. Rub.), Bier- u. Metbrauerei (325,000 Rub.). Der Handel ist jetzt viel bedeutender als früher. Taganrog, Mariupol und Berdjansk vermitteln den Seeverkehr. Die Ausfuhr besteht in Getreide, Rindvieh, Pferden, Wolle, Talg, Leder, Häuten, Kaviar. Märkte werden jährlich über 400 abgehalten und auf denselben für ca. 12 Mill. Rub. Waren verkauft. Von Bedeutung für die Kultur sind die deutschen Kolonien, deren erste vom Grafen Rumjanzow 1788 hier angelegt wurde. Jetzt zählt man deren im ganzen 105 mit gegen 42,000 Einw. Sie bilden 4 römisch-katholische, 5 protestantische und 5 mennonitische Kirchspiele. Die bedeutendern sind: Neudorf (1500 Einw.), Josephthal (1350 Einw.), Kronsweid (1230 Einw.), Jamburg (1500 Einw.), Einlage (900 Einw.). Seit 1817 wurde in J. auch der Versuch gemacht, Judenkolonien anzulegen; sie bestehen noch jetzt und zählen etwa 6000 Einw., befinden sich aber in einem sehr schlechten Zustand. Eingeteilt ist das Gouvernement in 7 Kreise: Alexandrowsk, Bachmut, J., Nowomoskowsk, Pawlograd, Slawjänoserbsk und Werchne-Dnjeprowsk. Das Ganze steht unter dem Generalgouverneur von Odessa. J. ist seit 1572 mit Kolonisten bevölkert und wurde anfangs Neuserbien, seit 1764 Neurußland und 1783 mit dem jetzigen Namen benannt.

Jekaterinoslaw, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am Dnjepr oberhalb der Stromschnellen, an einem Zweig der Eisenbahn Losowo-Sebastopol und der Linie J.-Dolinskaja der Jekaterinenbahn, hat 11 Kirchen (darunter 9 griechisch-katholische), 3 jüdische und eine karaïtische Synagoge, ein geistliches Seminar, 2 Gymnasien, eine Realschule, 2 Kirchenschulen, eine öffentliche Bibliothek, ein Denkmal der Kaiserin Katharina II. (bei der Kathedrale), einen schönen Park, ein Theater, eine Filiale der kaiserlichen Bank, Tabaksfabriken rc. und (1889) 49,201 Einw. J. wurde 1787 als Sommerresidenz der Kaiserin Katharina II. von Potemkin gegründet.

Jelabuga, Kreisstadt im russ. Gouv. Wjatka, unweit der Kama, mit 5 Kirchen, einer Kreditbank, Bergbau auf Kupfer und Alabaster, Fabrikation von Papier, Glas, Chemikalien, Getreidehandel und (1889) 10,191 Einw. In der Umgegend zahlreiche Hünengräber.

Jelängerjelieber, s. Lonicera und Syringa; in Süddeutschland auch das Stiefmütterchen, s. Viola.

Jelatma, Kreisstadt im russ. Gouv. Tambow, an der Oka, mit 12 Kirchen, Tuchfabrikation, Handel mit Hanf, Getreide, Wachs, Honig und (1889) 8336 Einw. Der Kreis erzeugt vortrefflichen Roggen. Außer mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigen sich die Bewohner mit Leinweberei, Verfertigung von Stricken, Holz- u. Lehmgeschirren und Schiffsarbeiten.

Je l'ay empris (franz., spr. schä lä angpri), »ich hab's gewagt«, Devise des span. Ordens vom Goldenen Vlies.

Jelebu, brit. Schutzstaat auf der Halbinsel Malakka in Hinterindien, 1000 qkm groß mit 7000 Einw., ist reich an Zinn, von dem 1887: 45,000 kg gefördert wurden, gehörte früher dem Staatenbund Negri Sembilan an; 1886 wurde aber die britische Verwaltung durchgeführt.

Jeléz (Elez), Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, an der Sossna, Knotenpunkt der Eisenbahn Orel-Grjasi und der Linie Uslowaja-J. der Eisenbahn Wjasma-Rjashsk, hat 16 Kirchen (darunter die Kathedrale der heiligen Mutter Gottes mit alten Heiligenbildern), ein Nonnen- und ein ehemaliges Mönchskloster, ein Gymnasium, eine Schule für Eisenbahntechniker und andre Lehranstalten, eine Bank, zahlreiche Fabriken (namentlich Lohgerbereien, Seife-, Stearin- und Talglichtfabriken, Eisengießereien), bedeutenden Handel mit Weizen, Mehl, Hornvieh, Leder und Eisen und (1889)

Digitized by Google

35,027 Einw. Die Bewohner des Kreises treiben Leinweberei; die Frauen sind geschickte Spitzenklöpplerinnen. J. wird schon 1146 erwähnt und war lange der Hauptort eines unabhängigen Fürstentums, bis es 1305 von Tamerlan eingenommen wurde.

Jelinek, Karl, Meteorolog, geb. 23. Okt. 1822 zu Brünn in Mähren, gest. 19. Okt. 1876 in Wien, studierte seit 1839 zu Wien die Rechte, aber auch Mathematik und Naturwissenschaft, und ward 1843 Assistent an der Wiener Sternwarte, 1847 Adjunkt an der Prager Sternwarte, wo Kreil seine Thätigkeit auf Beobachtungen und Untersuchungen im Gebiet der Meteorologie und des Erdmagnetismus lenkte. 1852 ward J. Professor der Mathematik am polytechnischen Institut in Prag und 1863 Direktor der Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus in Wien. Er betrieb mit großem Erfolg die Reorganisation und Erweiterung dieser Anstalt, begründete die Österreichische Gesellschaft für Meteorologie und redigierte mit Hann die Zeitschrift derselben. Von den Jahrbüchern der Zentralanstalt gab er 11 Bände heraus. 1872 wirkte er für die Abhaltung der Meteorologenkonferenz in Leipzig, welche dem internationalen Meteorologenkongreß in Wien 1873 voranging. In Prag gehörte J. 1862—66 dem Landtag an. 1864 ward er Mitglied des Unterrichtsrats und 1870—73 Referent für technische Hochschulen, Gewerbe- und Handelsschulen im Unterrichtsministerium. J. schrieb noch: »Anleitung zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen« (Wien 1869, 4. Aufl. 1893); »Psychrometertafeln« (4. Aufl., das. 1894).

Jelissawetgrad (Jelisawetgrad, Elisabethstadt), Kreisstadt im russ. Gouv. Cherson, am Ingul, Knotenpunkt der Eisenbahnen J.-Charkow und J.-Birsula (Odessa), hat 5 russische Kirchen, 2 der Altgläubigen, eine evang. Kirche und 4 Synagogen, außerdem eine karaïtische, einen kaiserlichen Palast, ein Theater und (1889) 60,217 Einw., welche besonders Talgsiederei, Seife- und Talglichtfabrikation treiben. Der Handel, dem eine städtische Kommunalbank dient, konzentriert sich auf den vier Jahrmärkten. Auf dem Pferdemarkt, der während der Osterfasten vier Wochen dauert, werden bis 3000 Pferde verkauft; besonders gesucht sind die vom Schwarzen Meer stammenden und kaukasischen Rassen. J. besitzt eine Kavalleriejunkerschule, eine Landesrealschule, ein geistliches Seminar und eine höhere Töchterschule. Es wurde 1754 als Grenzfestung angelegt, jetzt sind nur noch Reste der Festungswerke vorhanden. Der Kreis ist sehr fruchtbar; Tabak, Wasser- und andre Melonen gedeihen bei dem heißen Sommer gut. Die Schafzucht ist weit verbreitet, jedoch in den letzten Jahren zurückgegangen. 1889 zählte man an 263,000 Merinos und über 250,000 gewöhnliche Schafe.

Jelissawetpol (Elisabethpol), Gouvernement des russ. Generalgouvernements Kaukasien, zwischen Eriwan, Tiflis, Daghestan, Baku und der persischen Provinz Aserbeidschân, 44,136 qkm (801,6 QM.) groß mit (1891) 850,623 Einw. Das Gebiet wird im W. vom Kaukasus (Basardjuz 4575 m) begrenzt, den großen südlichen Teil durchziehen gleichfalls hohe Gebirge (Kjambil 4740 m). Bedeutendster Fluß ist die Kura im N. mit ihren Nebenflüssen. Die mittlere Jahrestemperatur in der Stadt J. beträgt 13°. Die Abhänge sind teils gut bewaldet, teils vorzügliche Alpenweiden, die Flußthäler gut angebaut, doch finden sich einige Steppen (Karaja im NW., Schirimkum im SO.). Die Bevölkerung besteht zu 56 Proz. aus Tataren, zu 35,4 Proz. aus Armeniern, zu 4,6 Proz. aus Kurden, außerdem aus Lesghiern, Russen, Juden und in den Ortschaften Helenendorf und Annenfeld aus Deutschen (1800). Hauptbeschäftigung der Armenier, Deutschen und Russen ist Ackerbau (Getreide, Baumwolle, Tabak, Leinsaat), Weinbau (3,750,000 hl jährlich) und Seidenraupenzucht, der Tataren Viehzucht. Von Industrien sind nennenswert die Kupferhütten (Siemens in Kedabäk) und Seidenspinnerei und -Weberei. Von der Eisenbahnlinie Tiflis-Baku der Transkaukasischen Bahn kommen 212 km auf das Gouvernement, das in acht Kreise zerfällt: Aresch, Dschebrail, Dschewanschir, J. (8758 qkm mit 122,869 Einw.), Kasach, Nucha, Sangesur und Schuscha.

Jelissawetpol (Gandscha), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), unter 40°41' nördl. Br., an beiden Ufern der Gandscha, Nebenfluß der Kura, u. an der Linie Tiflis-Baku der Transkaukasischen Bahn, hat ein äußerst ungesundes Klima, das bösartige Fieber u. eine Art Aussatz erzeugt, daher die Bewohner im Sommer nach den Bergen ziehen, besteht aus einer Tataren- und einer Armenierstadt mit flachen Erddächern und engen Gassen mit fensterlosen Wänden, die von einer Lehmmauer mit Türmen umgeben sind, und einem neuern Teil, hat zahlreiche große Gärten, eine 1712—24 von den Türken erbaute Festung, einen großen, von riesigen Platanen eingefaßten Bazar, 10 Moscheen, darunter eine schöne von Schah Abbas erbaute, 5 armenische und eine russische Kirche, ein Gymnasium, ist Sitz des Kommandos der 2. kaukasischen Kosakendivision und Garnison von zwei Brigaden derselben und hat (1891) 20,794 Einw. (54 Proz. Tataren, 43 Proz. Armenier), die bedeutenden Obst-, Wein-, Gemüse- und Tabaksbau sowie Seidenraupenzucht betreiben. — J. war früher Residenz eines eignen muslimischen Chans, fiel aber 14. Jan. 1804 in die Gewalt der Russen. Im persisch-russischen Krieg hielten die Einwohner zu den Persern, die aber unter ihrem Kronprinzen Abbas Mirza 25. Sept. 1826 von Paskewitsch unter den Mauern der Stadt vollständig geschlagen wurden. Unter der russischen Herrschaft ist J. ein lebhafter Handelsort geworden.

Jellachich de Buzim (spr. jéllatschitsch), 1) Franz, Freiherr von, österreich. General, geb. 1746 in Petrinia, gest. 4. Febr. 1810 in Szala-Apáthy in Ungarn, aus einer alten kroatischen Familie, wurde 1763 Militär, 1772 Hauptmann, 1783 Major, wohnte 1789 als Oberstleutnant dem Kriege gegen die Türken bei, war seit 1794 Oberst und Kommandant des kroatischen Scharfschützenkorps und zeichnete sich bei der Rheinarmee und 1796 unter dem Erzherzog Karl bei Würzburg und Aschaffenburg aus. Zum Generalmajor befördert, behauptete er unter Hotze 22. und 23. März 1799 Feldkirch gegen Oudinot und Masséna. Im Oktober avancierte er zum Feldmarschallleutnant und zum Divisionär in Peterwardein, nachher in Karlstadt. Bei dem Ausbruch des Krieges von 1805 erhielt er ein Kommando in Tirol mit der Weisung, Vorarlberg zu verteidigen, ward aber in die Folgen der Ulmer Katastrophe verwickelt und mußte sich mit dem Rest seines Korps 14. Nov. an General Mathieu ergeben. Deshalb pensioniert, ward er 1808 als Divisionär zu Agram wieder in Aktivität gesetzt und machte bis Ende Mai den Feldzug von 1809 in Steiermark mit, nahm aber bald wieder den Abschied.

2) Joseph, Graf von, österreich. Feldzeugmeister und Ban von Kroatien, ältester Sohn des vorigen, geb. 16. Okt. 1801 in Peterwardein, gest. 20. Mai

Digitized by Google

1859 in Agram, erhielt seine Bildung in der Theresianischen Ritterakademie zu Wien und trat 1819 als Unterleutnant in das 3. Dragonerregiment daselbst ein. Bis zum Jahr 1842 avancierte er zum Obersten des 1. Banatregiments in der Militärgrenze. Durch die Ereignisse von 1848 erlangte er eine hohe politische Bedeutung, da er frühzeitig die Anhänglichkeit der Grenzer zu erwerben verstanden hatte. Auf den Wunsch der Kroaten wurde er 22. März 1848 zum Ban des vereinigten Königreichs Kroatien, Slawonien und Dalmatien ernannt. Außerdem wurde er zum Geheimrat und Feldmarschallleutnant, zum Inhaber von zwei Regimentern und zum kommandierenden General im vereinigten Banat-Warasdin-Karlstadter Generalkommando befördert. Nun begann J. mit aller Entschiedenheit den Kampf gegen die spezifisch ungarische Partei, die sogen. »Magyaronen«, welche die Magyarisierung der Südslawen beharrlich betrieb, wirkte aber auch der nationalen Partei vom Schlage eines Gaj, welche die volle Autonomie des dreieinigen Königreichs: Kroatien, Slawonien, Dalmatien anstrebte, entgegen. Als die Raizen (Serben) gegen die Ungarn losbrachen, klagte das magyarische Ministerium den Ban als den Urheber dieser Feindseligkeiten an, und ein kaiserliches Handbillet gebot diesem, sich zu seiner Rechtfertigung nach Innsbruck an den kaiserlichen Hof zu begeben; zugleich wurde die auf 5. Juni nach Agram berufene Landeskongregation untersagt, auf welcher die feierliche Einsetzung Jellachichs als Ban vorgenommen werden sollte. Dessenungeachtet trat die Landeskongregation zusammen, und J. ließ sich durch den Erzbischof von Karlowitz installieren. Er forderte die versammelten Abgeordneten zur Verteidigung ihrer Nationalität und zur Treue gegen den Kaiser auf und reiste dann in Begleitung einer kroatischen Deputation nach Innsbruck ab, wo schon seine Absetzung dekretiert, doch noch nicht publiziert worden war. Die Folge davon war, daß das Absetzungsdekret zwar vorläufig und zum Schein aufrecht erhalten wurde, J. aber thatsächlich die Würde des Bans behielt. In die Heimat zurückgekehrt, machte J., da wiederholte Vermittelungsversuche in Wien gelegentlich der Konferenzen zwischen ihm und dem Minister Batthyány ohne Erfolg blieben, außerordentliche Kriegsrüstungen, denen er zwei Manifeste vorausschickte. Im September 1848 ward er in alle seine Würden förmlich wieder eingesetzt, überschritt 11. Sept. mit 40,000 Mann Grenztruppen die ungarisch-kroatische Grenze, wandte sich, von den nun ebenfalls aufgebotenen ungarischen Streitkräften gedrängt, nach Abschluß eines dreitägigen Waffenstillstandes gegen Wien und vereinigte sich hier mit den übrigen zur Unterwerfung der Hauptstadt zusammengezogenen Truppen. Sodann wirkte er mit zur Einnahme von Wien und focht in der Schlacht bei Schwechat gegen die Ungarn. Im Winterfeldzug von 1848/49 leitete er die Bewegungen, welche zur Besetzung von Raab, Pest und Ofen führten. Im März 1849 zum Feldzeugmeister ernannt und beauftragt, seine Truppen mit der zusammengeschmolzenen Südarmee zu vereinigen und die Operationen im Süden zu leiten, drängte er zwar die Ungarn unter Bem über die Römerschanze und den Franzenskanal zurück und besetzte die Bacska, sah aber seinen Angriff auf die ungarische Südarmee unter Perczel bei Hegyes 14. Juli 1849 mit Verlust zurückgeschlagen und sich zum Rückzug gezwungen. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er nach Agram zurück, wo er seitdem die Würde des Bans und Zivil- und Militärgouverneurs von Kroatien und Slawonien bekleidete. Im Februar 1853 erhielt er den Oberbefehl über das wegen der Unruhen in Montenegro zusammengezogene Heer und ward im April 1854 in den erblichen Grafenstand erhoben. Eine tiefe Gemütsverstimmung verdüsterte den Abend seiner Tage. Eine Sammlung »Gedichte«, darunter viele Soldatenlieder, erschien Wien 1851.

Jellinek, 1) Adolf, jüd. Gelehrter, geb. 26. Juni 1821 zu Drslowitz bei Ungarisch-Brod in Mähren, gest. 28. Dez. 1893 in Wien, widmete sich auf der Prager Universität und seit 1842 in Leipzig orientalischen, talmudischen und philosophischen Studien und ward 1845 Prediger bei der israelitischen Gemeinde in Leipzig, 1856 in Wien, woselbst er in der Folge auch als Präsident des Beth-ha-Midrasch, einer Lehranstalt für talmudische Wissenschaft, wirkte. Er gehörte der Partei des gemäßigten Fortschritts im Judentum an und zählte zu den bedeutendsten israelitischen Gelehrten und Kanzelrednern der Gegenwart. Außer Predigten veröffentlichte er: »Sefat Chachamim, oder Erklärung der in den Talmuden ꝛc. vorkommenden persischen und arabischen Wörter« (Leipz. 1846, Nachtrag 1847); eine Einleitung zu Bachjas »Chobot-ha-Lebabot« (das. 1846); Ausgaben der religiösen Gedichte Salomo Ibn Gabirols, des Wörterbuchs »Maarich« von Menachem Lasano (das. 1853); eine Sammlung älterer Midraschim: »Betha-Midrasch« (Bd. 1—4, Leipz. 1853—57; Bd. 5 u. 6, Wien 1873—77); »Der jüdische Stamm. Studien und Skizzen« (Wien 1869); »Der jüdische Stamm in nichtjüdischen Sprichwörtern« (das. 1881—85, 3 Tle.) und zahlreiche andre Schriften sowie als Früchte seiner kabbalistischen Studien außer der Übersetzung von Francks Werk über die Kabbala (das. 1844): »Beiträge zur Geschichte der Kabbala« (das. 1851—52, 2 Hefte), »Moses ben Schem-Tob de Leon ꝛc.« (das. 1851) und eine »Auswahl kabbalistischer Mystik« (das. 1852). Vgl. »Lichtstrahlen aus den Reden Jellineks« (hrsg. von Kurrein, Wien 1891).

2) Hermann, Bruder des vorigen, geb. 22. Jan. 1823 in Drslowitz, gest. 23. Nov. 1848 in Wien, widmete sich ebenfalls theologischen Studien, wandte sich aber bald in Prag und seit 1842 in Leipzig der Philosophie zu. Hier 1847 wegen seiner Beteiligung an politischen und kirchlichen Parteikämpfen, dann auch aus Berlin ausgewiesen, wandte er sich beim Ausbruch der Märzrevolution nach Wien, wo er eine »Kritische Geschichte der Wiener Revolution« (Wien 1848) schrieb. Obwohl er nach dem Ausbruch der Oktoberrevolution sich nicht direkt am Widerstand gegen die Truppen beteiligt hatte, ward er dennoch vom Kriegsgericht zum Tode verurteilt und mit Becher standrechtlich erschossen. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Die religiösen Zustände der Gegenwart oder Kritik der Religion der Liebe« (Zerbst 1847), »Uriel Acostas Leben und Lehre« (das. 1847) und »Kritisch-philosophische Schriften« (Leipz. 1849).

3) Georg, Publizist, Sohn von J. 1), geb. 16. Juni 1851 in Leipzig, studierte in Wien, Heidelberg und Leipzig, betrieb während dieser Zeit neben juristischen auch philosophische, nationalökonomische und litterarhistorische Studien, trat 1874 in den österreichischen Verwaltungsdienst, den er aber nach einiger Zeit wieder verließ, um ganz wissenschaftlichen Arbeiten zu leben. Er habilitierte sich 1879 in der Wiener Juristenfakultät und wurde 1883 in derselben zum Professor des Staatsrechts ernannt, nahm jedoch im

Digitized by Google

September 1889 seine Entlassung und folgte bald darauf einem Ruf an die Universität Basel, von wo er Ende 1890 nach Heidelberg berufen wurde. Seine Hauptschriften sind: »Die sozial-ethische Bedeutung von Recht, Unrecht und Strafe« (Wien 1878); »Die rechtliche Natur der Staatenverträge« (das. 1880); »Die Lehre von den Staatenverbindungen« (das. 1882); »Österreich-Ungarn und Rumänien in der Donaufrage« (das. 1884); »Ein Verfassungsgerichtshof für Österreich« (das. 1885); »Gesetz und Verordnung« (Freiburg i. Br. 1887); »System der subjektiven öffentlichen Rechte« (das. 1892) u. a.

Jelling, dän. Dorf in Jütland, Amt Veile, mit einem Schullehrerseminar, war einst ein Königshof und enthält noch jetzt (bei der Kirche) zwei berühmte Runensteine, einen von König Gorm dem Alten (s. d.) über seine Gemahlin Thyra und einen von Harald Blauzahn zu Ehren jener beiden, seiner Eltern. Gorm und Thyra haben an beiden Seiten der alten Kirche großartige Grabhügel, welche in diesem Jahrhundert geöffnet und untersucht worden sind.

Jelna, Kreisstadt im russ. Gouv. Smolensk, an der Desna, mit 3 Kirchen, einer Kreditbank, Tuchfabrikation und (1889) 4820 Einw. In der Umgegend Eisengruben. Die Bewohner des Kreises sind meistens Weißrussen.

Jelschau, s. Jolsva.

Je maintiendrai (franz., spr. schö mängtjängdrä), »ich werde aufrecht halten oder beharren«, Wahlspruch des luxemburgischen Ordens der Eichenkrone (s. d.) und des nassauischen Löwenordens (s. d.).

Jemappes (spr. schömapp'), Fabrikort in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Mons, an der Haine und der Staatsbahnlinie Brüssel-Quiévrain, mit Industrieschule, Kohlengruben, Steingutfabriken, Glashütten, chemischen Fabriken und (1890) 11,682 Einw. Hier 6. Nov. 1792 Sieg der Franzosen unter Dumouriez und dem damaligen General Egalité (nachmals König Ludwig Philipp) über die Österreicher unter dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen und General Clerfait. Die Österreicher zogen sich mit einem Verlust von 7000 Mann und 8 Kanonen über Mons zurück. Die Sieger hatten 4000 Mann eingebüßt. Infolge dieser Schlacht fiel das ganze österreichisch-belgische Land mit Brüssel und Lüttich in die Gewalt der Franzosen. Vgl. Chuquet, Jemappes et la conquête de la Belgique (Par. 1890).

Jemba, Fluß, s. Emba.

Jemen, arab. Küstenlandschaft. Über Lage und Naturbeschaffenheit s. Arabien, S. 759. — J. bezeichnet zugleich ein türkisches Wilajet mit der Hauptstadt Sanâ und den Liwas Kunfuda, Hodeida, Sana und Taizz, dessen Areal auf rund 200,000 qkm und dessen nur teilweise unterworfene Bevölkerung auf 750,000 geschätzt wird. Die wichtigsten Städte sind von N. nach S.: Kunfuda, Lohaja, Beit el Fakih, Hodeida, Sana und Dammar.

Jemeniten hießen die Bewohner des südlichen Arabien (Jemen), zum Unterschied von den Kejsiten, den nördlichen Arabern. Zwischen beiden Stämmen bestand in der mohammedanischen Zeit ein Rassenhaß, welcher noch heute fortwirkt und in frühern Jahrhunderten zu vielen Stammesfehden Veranlassung gab. Vgl. Goldziher, Muhammedanische Studien, Bd. 1, S. 78 (Halle 1889).

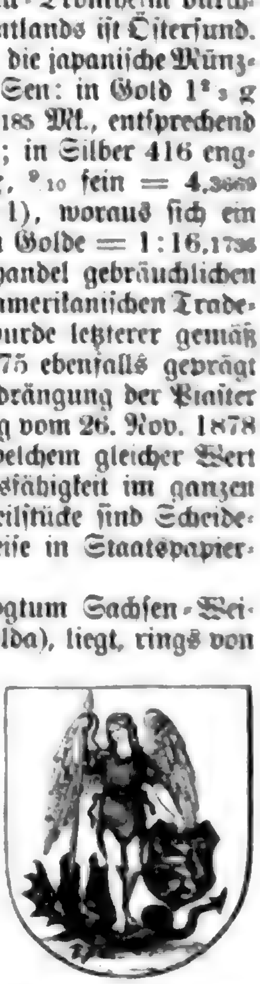
Jemeppe (spr. schömepp'), Gemeinde in der belg. Provinz und Arrond. Lüttich, am linken Maasufer, mit dem gegenüberliegenden Seraing durch eine schöne Hängebrücke verbunden, an der belgischen Nordbahnlinie Lüttich-Flémalle u. der niederländischen Staatsbahnlinie Liers-Flémalle, mit Kohlengruben, Eisenindustrie und (1890) 8400 Einw.

Jemo, eine der deutschen Marshallinseln (s. d.).

Jemtland (Jämtland), Landschaft im Innern des nördlichen Schweden, welche mit der südlicher gelegenen Landschaft Herjeådalen (s. d.) und dem Kirchspiel Ytterhogdal (von Helsingland) das Jemtlands- oder Östersundslän, 52,218,7 qkm (948,4 QM.) groß mit (Ende 1890) 100,455 Einw. (noch nicht 2 auf 1 qkm), bildet. Dieses grenzt im W. an Norwegen, im N. an Westerbotten, im O. an Westernorrland und Gefleborg und im S. an Kopparberg. Es umfaßt das Gebiet des obern Ljusneelf, des Indalself und des Storsees und ist abwechselnd mit Bergen, Thälern, Seen und Flüssen, großen Wäldern und kleinen fruchtbaren Kulturstrecken bedeckt. Das ziemlich rauhe Klima hat sich in neuerer Zeit etwas gemildert, was man der Austrocknung vieler Sümpfe zuschreibt. 41,5 Proz. des Areals sind Wald, 2,1 Proz. Wiesen und nur 0,95 Proz. Acker- und Gartenland. Ackerbau (auf Gerste, Hafer, Roggen, Kartoffeln) und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigungen. 1890 gab es 14,109 Pferde, 52,879 Stück Rindvieh, 59,456 Schafe und 31,004 Ziegen. Demnächst betreibt man Handel, besonders mit Leder, Waldwirtschaft, Weberei, Bergbau auf Kupfer, Blei und Bergkristall, Jagd und Fischerei in den zahlreichen Landseen. Neuerdings wird J. von der Eisenbahn Sundsvall-Trontheim durchschnitten. Die einzige Stadt Jemtlands ist Östersund.

Jen (engl. und amtlich Yen), die japanische Münzeinheit seit Mitte 1871, = 100 Sen: in Gold 1²/₃ g schwer von ⁹/₁₀ Feingehalt = 4,185 Mk., entsprechend Stücke von 2, 5, 10 und 20 J.; in Silber 416 englische Troygrains oder 26,956 g, ⁹/₁₀ fein = 4,3669 Mk. (Gold zu Silber = 15½:1), woraus sich ein Wertverhältnis des Silbers zum Golde = 1:16,1736 berechnet. Um des im Außenhandel gebräuchlichen mexikanischen Piasters und nordamerikanischen Tradedollars entraten zu können, wurde letzterer gemäß Verordnung vom 28. Febr. 1875 ebenfalls geprägt = 4,409 Mk.; weil aber die Verdrängung der Piaster mißlang, so ging die Verordnung vom 26. Nov. 1878 auf den geringern J. zurück, welchem gleicher Wert mit dem Piaster und Zahlungsfähigkeit im ganzen Lande beigelegt wurde. Die Teilstücke sind Scheidemünze. Man zahlt vorzugsweise in Staatspapiergeld und Banknoten.

Jena, Stadt im Großherzogtum Sachsen-Weimar, Verwaltungsbezirk II (Apolda), liegt, rings von hohen, meist schroffen Kalkbergen umgeben, am linken Ufer der Saale und mit zwei Bahnhöfen und der Haltestelle Paradies im Knotenpunkt der Eisenbahnen Großheringen-Saalfeld und Weimar-Gera, 160 m ü. M. Außer der dem 15. Jahrh. entstammenden großen u. schönen spätgotischen Haupt- od. Michaelskirche mit 74 m hohem Turm, der Kollegienkirche mit hochgewölbtem Schiff u. dem Bibliotheksgebäude sind hervorzuheben: das Schloß, das von 1672—90 die Residenz der Herzöge von Sachsen-J. war, der Gasthof zum Schwarzen Bären, wo Luther auf seiner Flucht von der Wart-



Wappen von Jena.

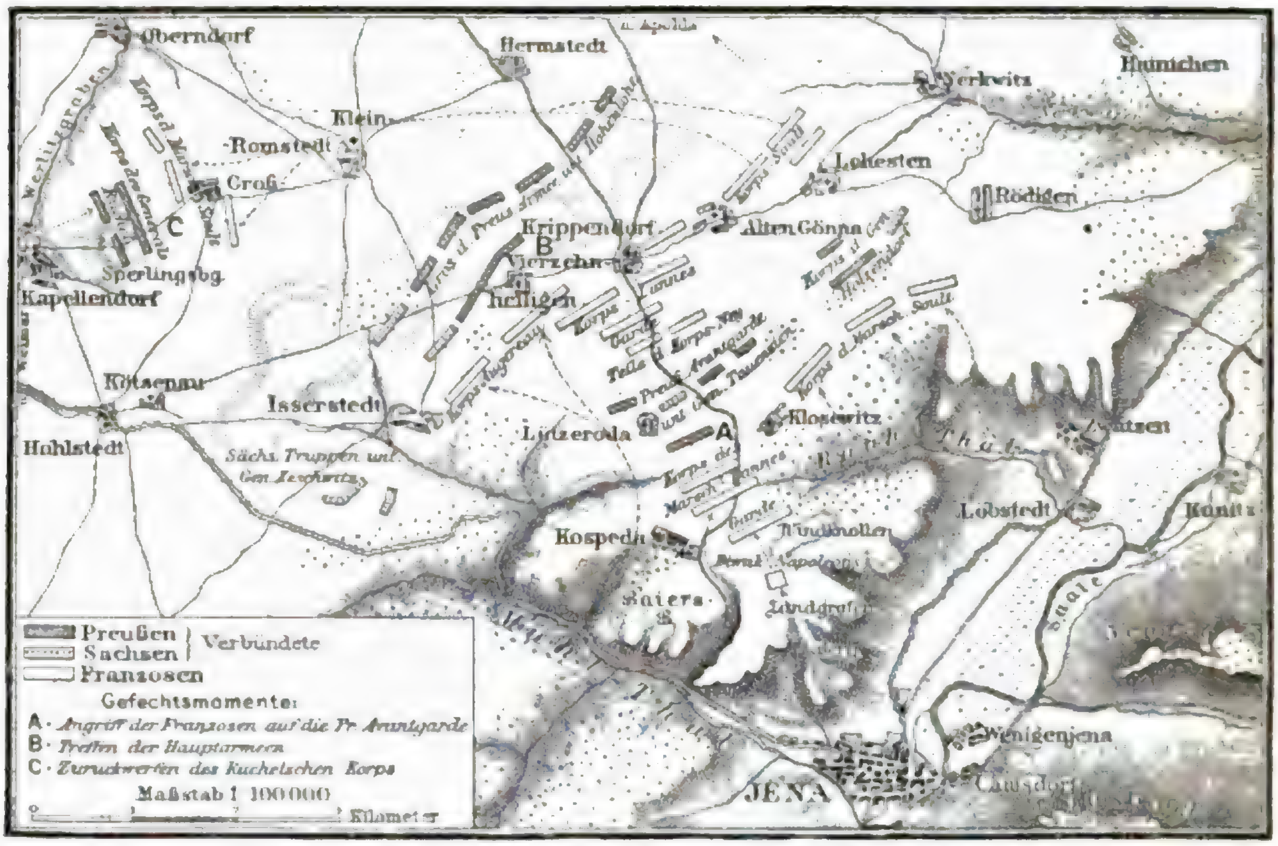
Digitized by Google

burg übernachtete, das Kollegiengebäude, das Oberlandesgerichtsgebäude, die Irrenheilanstalt, die neuen naturwissenschaftlichen Universitätsinstitute ꝛc. Der Marktplatz ist seit 15. Aug. 1858 mit dem Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich des Großmütigen, des Gründers der Universität (von Drake), und dem 1894 enthüllten Bismarckbrunnen geziert. Am Fürstengraben befinden sich die Denkmäler des Chemikers Döbereiner, des Philosophen Fries, des Naturforschers Oken, des Dichters Fritz Reuter und des Nationalökonomen Schulze, auf dem Eichplatze das 1883 errichtete schöne Burschenschaftsdenkmal (von Donndorf). Gedenktafeln an vielen Häusern erinnern an berühmte Lehrer und Studenten der Universität. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1890) mit der Garnison (ein Füsilierbataillon Nr. 94) auf 13,449 Seelen, davon 387 Katholiken und 64 Juden. Industrie und Handel sind nicht bedeutend, doch besitzt J. eine weltbekannte optische Werkstätte, ein ebenfalls einzig in seiner Art dastehendes glastechnisches Laboratorium (namentlich für optische Gläser), Fabrikation von Vaselin, Pianofortes, Seife, Blechemballagen und geräucherten Fleischwaren, eine Dampfziegelei, Weinbau ꝛc. Nennenswert ist auch der lebhafte Buchhandel. Dem geschäftlichen Verkehr in der Stadt dient eine Telephonanlage, welche J. zugleich mit Weimar, Erfurt, Eisenach, Halle, Leipzig ꝛc. verbindet. Das Hauptinteresse für J. liegt in der 1558 gegründeten **Universität**. Dieselbe zählte 1894/95: 90 Dozenten und 635 Studierende. Mit der Hochschule sind verbunden: die Bibliothek (200,000 Bände), eine Sternwarte mit meteorologischem Institut in dem ehemaligen Schillerschen Garten, ein physikalisches, chemisches, zoologisches, botanisches, mineralogisch-geologisches Institut mit großen Sammlungen, ein schöner botanischer Garten, eine landwirtschaftliche Lehranstalt mit Bibliothek, agrikultur-chemischem Laboratorium, landwirtschaftlich-botanischem Garten und Tierarzneischule, ein germanisches und ein archäologisches Museum, ein sehr wertvolles orientalisches Münzkabinett, zahlreiche Kliniken, eine Irrenheilanstalt, ein anatomisches Institut mit großem Museum, eine physiologische und eine hygienische Anstalt. Von andern Bildungsanstalten sind zu nennen: ein Gymnasium, zwei Realschulen mit Alumnaten (Pfeiffersche und Stoysche Erziehungsanstalt), eine Gewerbeschule und mehrere wissenschaftliche Gesellschaften. Von andern Anstalten sind namentlich die zahlreichen Privatkliniken von Spezialärzten bemerkenswert. Von Behörden haben in J. ihren Sitz: ein Oberlandesgericht für die thüringischen Staaten mit Ausnahme von Schwarzburg-Sondershausen, ein Amtsgericht und die Direktion der Saaleisenbahn. In der Umgegend sind der **Hausberg** (s. d.) mit dem Fuchsturm, die Dörfer **Ziegenhain** und **Lichtenhain** (s. d.), die Lobdaburg, das Forsthaus mit dem Kriegerdenkmal, der Landgrafenstein mit dem Windknollen (**Napoleonsstein**) und die Kunitzburg vielbesuchte Punkte. — J. wird als Stadt erst im 13. Jahrh. genannt. Es gehörte damals den Herren v. Lobdaburg, Elsterberg und Arnshaugk. Von diesen kam es zu Anfang des 14. Jahrh. an die Markgrafen von Meißen, fiel in der Teilung von 1411 an Wilhelm, Landgrafen von Thüringen und Markgrafen von Meißen, und 1423 durch Tausch an dessen Bruder, den Kurfürsten Friedrich den Streitbaren von Sachsen. Es ist seit der Teilung von 1485 im Besitz der Ernestinischen Linie. Die Universität (s. oben) mußte 1578 wegen einer Seuche nach Saalfeld verlegt werden, von wo sie erst im folgenden Jahre nach J. zurückkam. Als die Söhne des Herzogs Wilhelm von Weimar (gest. 1662) dessen Lande teilten, ward der jüngste, Bernhard, mit J. abgefunden. Dieser erhob die Stadt 1672 zur Residenz eines selbständigen Herzogtums und residierte in dem von Johann Ernst, ältestem Sohn des Herzogs Johann III. von Weimar, 1620 erbauten Schloß. Da jedoch Bernhards Sohn Johann Wilhelm 1690 ohne Erben starb, so fiel sein Land erst an Eisenach und 1741 zugleich mit diesem an das weimarische Stammhaus zurück. Am 15. Aug. 1858 ward das 300jährige Jubiläum der Universität gefeiert. Vgl. **Ortloff**, J. und Umgegend (3. Aufl., Jena 1876); **Ritter**, Führer durch J. und Umgegend (2. Aufl., das. 1893); **Schreiber** und **Färber**, J. von seinem Ursprung bis zur neuesten Zeit (2. Aufl., das. 1858); »Urkundenbuch der Stadt J. und ihrer geistlichen Anstalten« (hrsg. von Martin, das. 1888 ff.); **Eichstädt**, Annales Academiae Jenensis (Bd. 1, das. 1823); **Biedermann**, Die Universität J. (das. 1858); **Keil**, Geschichte des jenaischen Studentenlebens (Leipz. 1858); **Schwarz**, Das erste Jahrzehnt der Universität J. (Jena 1858).

[Schlacht bei Jena.] Besonders ist J. geschichtlich denkwürdig durch die mit der von Auerstedt (s. d.) gleichzeitige verhängnisvolle **Schlacht** 14. Okt. 1806 zwischen den Preußen und Franzosen, mit deren Namen die ganze Epoche des furchtbaren Sturzes der Monarchie Friedrichs d. Gr. bezeichnet zu werden pflegt. Das Korps Hohenlohe, das bei Beginn des Krieges von 1806 an der mittlern Saale stand, konzentrierte sich nach dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld (10. Okt.) auf den Höhen zwischen Weimar und J., um der Hauptarmee bei ihrem Linksabmarsch nach der Unstrut die Flanke zu decken und ihr dann zu folgen. Es waren 43,000 Mann Preußen u. Sachsen. Hohenlohe ließ es indessen ruhig geschehen, daß die Franzosen unter Lannes nicht nur 13. Okt. J. besetzten, sondern sich auch des Höhenrandes, des Landgrafenbergs und des sogen. Windknollens, der die preußische Aufstellung beherrschte, bemächtigten, weil er, von Massenbach verleitet, glaubte, aus Rücksicht auf den Befehl des Hauptquartiers eine Schlacht vermeiden zu müssen. Einer solchen gar nicht gewärtig, begab er sich ruhig zur Nachtruhe nach Kapellendorf zurück, während Napoleon, der am Nachmittag in J. eintraf, noch in der Nacht das Geschütz des Lannesschen Korps und der Garden auf die Höhe schaffen ließ und am Morgen des 14. seine Disposition zur Schlacht traf: Lannes im Zentrum sollte den Kampf beginnen, Ney ihm eiligst nachrücken, Augereau mit dem linken Flügel durch das Mühlthal, Soult mit dem rechten durch das Rauhthal in die Flanken des Feindes fallen; es waren im ganzen 125,000 Mann. Um 6 Uhr morgens wurden die Dörfer Klosewitz und Lützeroda, die Tauenzien mit 8000 Mann besetzt hielt, von den Franzosen angegriffen und nach zweistündigem Widerstand genommen; Tauenzien zog sich mit Verlust, aber in guter Ordnung auf das Gros nach Vierzehnheiligen und Krippendorf zurück. Das Korps des Generals Holtzendorf (6000 Mann) wurde von Soult seitwärts nach Apolda gedrängt. Hohenlohe hatte inzwischen seine Truppen aufgestellt, die Preußen unter Grawert bei Vierzehnheiligen, die Sachsen bei Isserstädt, und Rüchel, der mit 15,000 Mann bei Weimar stand, zu Hilfe gerufen. Noch am Mittag griff Ney Vierzehnheiligen an und nahm es im ersten Anlauf. Zwar hatte er anfangs Mühe, es gegen die tapfer kämpfende

Digitized by Google

preußische Infanterie zu behaupten; indes erhielt er von allen Seiten Verstärkungen, und Augerau und Soult umklammerten bereits die Flanken des Feindes, so daß trotz heldenmütigen Widerstandes nach Vernichtung der berittenen Artillerie die vom mörderischen Feuer gelichteten Regimenter Hohenlohes wichen; von der französischen Reiterei bedrängt, artete ihr Rückzug bald in wilde Flucht aus. Rüchel, der um 2 Uhr auf dem Schlachtfeld anlangte und vergeblich durch einen mutigen Angriff die Franzosen aufzuhalten suchte, wurde in die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Die Trümmer des preußisch-sächsischen Heeres retteten sich teils nach Erfurt, teils nach Kölleda und Buttelstädt und vermischten sich mit denen der bei Auerstedt



Karte zur Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806).

geschlagenen Hauptarmee. Vgl. Müffling, Darstellung der Schlacht bei J. und des Treffens bei Auerstädt (Weimar 1807); Klopfleisch, Die Schlacht bei J. (Jena 1862); v. d. Goltz, Roßbach und J., kriegsgeschichtliche Studie (Berl. 1883); v. Lettow-Vorbeck, Der Krieg von 1806 und 1807, Bd. 1: J. und Auerstädt (Berl. 1891); v. Treuenfeld, Auerstedt und J. (Hannov. 1893); Foucart, Campagne de Prusse, 1806: Iéna (Par. 1887).

Jenatsch, Georg, der Retter Graubündens im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1596 in Samaden, gest. 24. Jan. 1639, studierte am Carolinum in Zürich Theologie, war evangelischer Pfarrer zu Scharans, beteiligte sich seit 1618 an den wilden Parteikämpfen seines Landes, wütete durch sogen. Strafgerichte gegen die spanisch-katholische Partei und erschlug nach dem Veltliner Protestantenmord 1621 den Pompejus Planta, das Haupt derselben. Bei der Eroberung Bündens durch die Österreicher griff er 1621 zum Waffenhandwerk und führte bald einen kühnen Parteigängerkrieg gegen den Feind in der Heimat, bald kämpfte er mit Auszeichnung im Dienst Mansfelds, Venedigs und Frankreichs. Als der Herzog von Rohan im Auftrag Richelieus 1635 das Veltlin den Spaniern entriß, war J. als Oberst eines Regiments seine rechte Hand. Da aber Richelieu Miene machte, Bünden und seine Unterthanenländer als Pfand für den Friedensschluß zu behalten, knüpfte J. zur Befreiung seiner Heimat Unterhandlungen mit Österreich-Spanien an, trat zu diesem Zweck zur katholischen Kirche über, wußte in meisterhafter Weise Rohan zu täuschen und zugleich die beim französischen Heer befindlichen Bündner sowie das ganze Land für seinen Plan zu gewinnen, bis er, von Spanien unterstützt und zum General der drei Bünde ernannt, im stande war, die Franzosen 5. Mai 1637 zum Abzug zu zwingen. Zugleich gelang es seinem diplomatischen Geschick, von Spanien die Rückgabe des Veltlins an Bünden zu erwirken. Von da an der politische und militärische Lenker seines Landes, als »Direktor« des spanisch-österreichischen Bündnisses mit Reichtümern überschüttet, beschloß J. als Gouverneur von Chiavenna sein der Befreiung seiner Heimat geweihtes, aber durch wilde Grausamkeit beflecktes Leben, indem er bei einem nächtlichen Gelage in Chur von Verschwornen ermordet wurde, unter denen sich der Sohn des erschlagenen Planta befand. Erst der Herausgeber der Memoiren Rohans (1758), Zurlauben, läßt auch Plantas Tochter, Lucretia Katharina, an der Ermordung teilnehmen. J. ist der Held des Romans von K. F. Meyer: »Georg J., eine alte Bündnergeschichte« (Leipz. 1876), und eines Trauerspiels von Rich. Voß. Vgl. Haffter, Georg J. (Davos 1894; Urkundenbuch dazu, Chur 1894).

Jenbach, Dorf in Tirol, Bezirksh. Schwaz, 539 m ü. M., im Unterinnthal, an der Südbahnlinie Kufstein-Innsbruck und der Achenseebahn gelegen, beliebte Sommerfrische, hat eine gotische Kirche, ein Eisenhüttenwerk, eine Maschinenfabrik u. (1890) 1395 Einw. Westlich von J. liegt das schöne Schloß Tratzberg

des Grafen Enzenberg, nördlich der Wallfahrtsort Eben mit dem Grabmal der hier 1313 verstorbenen heil. Nothburga.

Jendi, Hauptort der Landschaft Dagomba in Nordwestafrika, 210 m ü. M., an der Straße von Say am Niger nach dem südlich von ihr gelegenen Salaga, hat etwa 12,000 Einw. Die genannte Landschaft, nördlich von der britischen Kolonie Goldküste, zwischen den Flüssen Oti im O. und Weißer Wolta im W., ist ein von Hügelreihen durchzogenes Steppenland mit heißem, aber gesundem Klima, das zahlreiche Antilopen, Löwen und Leoparden beherbergt, für Ackerbau sich wenig, desto besser aber für Viehzucht (Rinder, Schafe, Pferde, Esel) eignet. Der Häuptling hat sich bisher den Europäern, die das Land besuchten, wenig freundlich gezeigt; 1888 besuchte François dasselbe von Togo aus.

Jeni (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen oft vorkommend, bedeutet »neu«.

Jenichen, Balthasar, Kupferstecher und Formschneider, war um 1560—90 in Nürnberg thätig und kopierte Blätter nach Dürer, stach aber auch selbständig Porträte von Männern der Reformationszeit (Calvin, Bugenhagen, Camerarius).

Jenikalé, Stadt, s. Kertsch.

Jenil, Fluß, s. Genil.

Jenipasar, Stadt, s. Novipasar.

Jenische Sprache, soviel wie Gaunersprache, s. Kochemer Loschen.

Jenissei (Jenisei), großer Fluß Sibiriens, zwischen dem Ob im W. und der Lena im O., entsteht in der chinesischen Provinz Kobdo aus den beiden Quellflüssen Beikhem, der auf dem Sajanischen Gebirge, und Chualhem, der auf dem Kossogol entspringt, und fließt sodann als Ulukhem nordwestlich bis zur russischen Grenze, wo er, das Sajanische Gebirge in Katarakten und Stromschnellen durchbrechend, sich nördlich wendet, eine Richtung, die er bis zu seiner Mündung ins Eismeer beibehält. Von O. gehen ihm die Angara oder Obere Tunguska, die aus dem Baikalsee kommt, oberhalb Jenisseisk zu, dann die Podkamennaja oder Steinige Tunguska, die Nischnaja oder Untere Tunguska und die kleinern Kureika, Daneschkina u. a. Die wichtigsten der weit unbedeutendern Zuflüsse von links sind: Kas, Sym und Jngarewka. Der J. hat die ungeheure Länge von 4750 km, sein Stromgebiet wird auf 2,712,000 qkm (49,250 QM.) geschätzt. Bereits nach der Vereinigung mit der Angara im Mittel 1500—2000 m breit, erweitert sich sein unterer, durch die Tundra ziehender, mit zahllosen Inseln erfüllter Lauf bis zu 50 km, verengert sich aber bei der Mündung zu einem 15—17 km breiten, 380 km langen Ästuar, dem Jenisseibusen oder Liman der 70 Inseln. Hier findet der Aufgang des Eises durchschnittlich 10. Juni statt, eisfrei ist der J. bei Turuchansk vom 29. Mai bis 31. Okt., bei Krasnojarsk vom 30. April bis 12. Nov. Schiffbar ist er von Minussinsk auf 2966 km, von hier gehen auch Dampfer abwärts. Ein freilich nur für Fahrzeuge von 1 m Tiefgang brauchbarer Kanal verbindet den Großen Kas, Nebenfluß des J., mit dem Ket, Nebenfluß des Ob (s. d.). Bislang wird der Fluß außer von zahlreichen Barken, die, an ihrem Endziel angelangt, als Bau- und Brennholz verkauft werden, nur von 4 Dampfern und 2 Segelschiffen von über 50 Tonnen, zuzeiten selbst bis zur Mündung befahren, wo Nordenskjöld 1875 den trefflichen Dicksonhafen fand. Seitdem haben Schiffe von Europa aus durch das Karische Meer wiederholt die Jenisseimündung zu erreichen versucht, was freilich nicht immer geglückt ist. Die Wasser des J. sind sehr fischreich. Im Kreis Minussinsk wird viel Getreide erzeugt, das meist in den Goldwäschereien und den Ortschaften an seinen Ufern verbraucht wird. Von den letztern sind die bedeutendsten das schon genannte Minussinsk, Krasnojarsk, Turuchansk und Dudinsk. Der nördlichste dauernd bewohnte Ort ist Krestowsk, rechts an der Mündung.

Jenisseier, s. Jenissei-Ostjaken.

Jenissei-Ostjaken, die letzten Reste des zu den Hyperboreern gehörigen Volksstammes der Jenisseier in Sibirien, der in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung das Flußgebiet des obern Jenissei, die nördliche Mongolei und die nordöstlichen Teile des Altai bewohnte, später aber von türkischen und finnischen Stämmen nach N. gedrängt wurde. Die zahlreichen Steingräber in ihren frühern Wohnsitzen rühren wahrscheinlich von ihnen her. Sie gingen in den sie umgebenden türkischen Völkern allmählich auf, erhalten haben sich nur die J. am Jenissei und seinen Nebenflüssen, zwischen Jenisseisk und Turuchansk, etwa 1000 Köpfe stark; sie zerfallen in die südlichern symschen und die nördlichern imbazkischen Ostjaken, haben aber mit dem sonst Ostjaken genannten Volk wenig gemein; ihre Gesichtszüge tragen ein mehr türkisches als mongolisches Gepräge; sie sind Christen, verehren aber noch ihre heidnischen Götter. Ihre Beschäftigungen sind Fischfang, Jagd auf Pelztiere und Renntierzucht. Zu ihnen gehören auch die bereits 1845 bis auf fünf, 1863 bis auf zwei Individuen ausgestorbenen Kotten am Agul, einem Nebenfluß des in den Jenissei mündenden Kan. Die Sprache der J. bildet mit der der eben genannten Kotten eine isolierte Sprachfamilie, die sich durch den Mangel der Vokalharmonie, den Gebrauch von Präfixen und Infixen und die radikale Verschiedenheit der Zahlwörter, denen das Quinar- (Fünfer-) System zu Grunde liegt, von der uralaltaischen scharf unterscheidet. Vgl. Castrén, Versuch einer jenissei-ostjakischen und kottischen Sprachlehre (Petersb. 1858).

Jenisseisk, russ. Gouvernement im westlichen Teil von Ostsibirien, zwischen 51° 45′—77° 34′ nördl. Br. u. 79—110° östl. L. v. Gr., erstreckt sich von der chinesischen Grenze bis zum Eismeer, westlich von Tomsk und Tobolsk, östlich von Irkutsk und Jakutsk begrenzt, und umfaßt 2,556,756 qkm (45,518 QM.) mit (1891) 480,546 Einw. (0,1 auf 1 qkm). Von dem Areal kommen 14,450 qkm auf Seen (Taimyr, Jewsejew, Wojeboli, Jerema ꝛc.), 9623 qkm auf Inseln im Eismeer (Sibiriakow, Taimyr ꝛc.). Das weite, dem vierten Teil Europas an Größe gleichkommende und noch ziemlich unbekannte Gebiet hat nur im S. größere fruchtbare Strecken, während sich im N. der Anbau auf die Ufer der Hauptströme beschränkt, und ist im übrigen im S. stark gebirgig, im N. bis zum 69.°, wo die Waldgrenze ist, mit Weiden, Wäldern (vielen Lärchen) und, namentlich im NO., mit Sümpfen bedeckt. Nördlich vom 76. Breitengrad dehnt sich die Tundra aus. Auf der Südgrenze erhebt sich das dicht bewaldete Sajangebirge bis zu 12—1500 m; im N. sind das Sywermagebirge und das bis zur Taimyrhalbinsel hinziehende waldlose Byrrangagebirge zu nennen. Diese Halbinsel bildet mit dem Kap Tscheljuskin (unter 77° 34′′ nördl. Br.) den nördlichsten Punkt des asiatischen Kontinents. Geologisch ist das weite Gebiet noch ungenügend bekannt. Im S. und SO. sind kristallinische Gesteine, namentlich Granit, vorherrschend, ein großes, noch wenig bekanntes

Digitized by Google

Steinkohlenlager zieht sich vom Sajanischen Gebirge im S. bis 58° nördl. Br., Lehmschiefer finden sich im N. wie im S. Kalk der Triasformation bedeckt das Land nördlich von Kansk und Krasnojarsk, die Juraformation den hohen Norden, Diluvialschichten die Meeresküste. Hauptflüsse sind der Jenissei (s. d.) und seine Nebenflüsse; im hohen Norden entspringen und fließen direkt ins Eismeer Tas, Pjasina, Chatanga, Anabara. Das Klima ist außerordentlich streng (in der Stadt J. fällt das Thermometer im Januar bis –56°) und die Temperaturunterschiede der Jahreszeiten sehr groß. Die Bevölkerung besteht in der Hauptsache aus Russen, die namentlich im Kreise Krasnojarsk und längs des Jenissei angesiedelt sind, außerdem aus 6000 Polen, 2000 Deutschen, 2100 Juden, 500 Ostjaken, 6000 Samojeden, 7000 Sojoten, 20,500 sibirischen Tataren und 20,000 Jakuten. Die Zahl der Verbannten beträgt 50,000 (10,5 Proz. der Gesamtbevölkerung), für deren Fortkommen die Regierung vergebens große Summen geopfert hat. Die Eingebornen waren früher weit zahlreicher; sie sterben schnell aus, namentlich die Juraken. Die Religion ist vorwiegend die orthodox-russische mit einem Bischof über die Eparchie J.; die Zahl der Katholiken beträgt 2500, der Protestanten 1000, der Israeliten 2100, der Schamanen 12,000, der Mohammedaner wenige Hundert. Die 156 Schulen wurden 1889 von 4847 Schülern besucht. Acker- und Gartenbau werden mit gutem Erfolg im S., namentlich im Kreise Minussinsk, betrieben. Gebaut werden Roggen, Gerste, Hafer, Weizen, nahe dem Polarkreis gedeihen in den Niederungen noch Rüben und Kartoffeln. Die Viehzucht ist bedeutend; im N. finden sich außer unsern Haustieren große Herden von Renntieren. Der Fischfang in den großen Strömen und in vielen wasserreichen Seen ist ergiebig; abgenommen hat die Jagd, doch wird jährlich eine große, stark besuchte Pelzmesse in Turuchansk gehalten. Von Metallen findet sich im S. Eisen, das in Irbinsk u. a. O. verarbeitet wird, Kupfer und Silber sehr reichlich im Thal des Abakan. In den Goldwäschen der Bezirke Atschinsk, Minussinsk, Krasnojarsk und J. sind über 20,000 Personen beschäftigt. Das Gouvernement zerfällt in die Kreise Atschinsk, J. (437,470 qkm mit [1889] 59,882 Einw.), Kansk, Krasnojarsk, Minussinsk und Turuchansk. Einigermaßen nahe aneinander liegen die Dörfer nur in dem schmalen Gürtel fruchtbaren Landes am Rande des Hochgebirges, so daß z. B. im Kreise Krasnojarsk die Dichtigkeit der Bevölkerung 228 Seelen auf der Quadratmeile erreicht. Die Hauptstadt des Gouvernements ist Krasnojarsk (s. d.); nächstbedeutend ist die 1618 gegründete Kreisstadt J., am linken Ufer des Jenissei, unter 58° 27′ nördl. Br., mit 8 Kirchen, 9 Klöstern, einem Progymnasium, Museum mit Bibliothek und (1890) 6648 Einw., die etwas Industrie und einen früher zwar viel bedeutendern, aber immer noch sehr ansehnlichen Handel mit Pelzwerk treiben. J. war bis Ende des 18. Jahrh. Mittelpunkt des Handels zwischen Europa und Sibirien und ist heute Zentrum der Metallindustrie des Jenissei. Andre Orte von Bedeutung sind Minussinsk und Turuchansk.

Jenner (Jänner), deutscher Name des Januars.

Jenner (spr. dschenner), Edward, Mediziner, geb. 17. Mai 1749 zu Berkeley in Gloucester, gest. daselbst 26. Jan. 1823, bildete sich anfangs bei einem Wundarzt in Sudbury bei Bristol, studierte seit 1770 zu London und ließ sich in seiner Vaterstadt als Wundarzt nieder. Auf die Schutzkraft der in jener Gegend öfters beim Rindvieh herrschenden Kuhpocken gegen die Menschenblattern schon früher von einer Bäuerin aufmerksam gemacht, widmete er dieser Angelegenheit seit 1775 seine besondere Aufmerksamkeit und vollzog 1796 die erste Impfung, worauf er 1798 seine Entdeckung in der Schrift »An inquiry into the causes and effects of the cow-pox, or variolae vaccinae« (Lond.; deutsch von Ballhorn, Hannov. 1799) veröffentlichte. Schnell verbreitete sich nunmehr der Ruf dieser Entdeckung über Europa (vgl. Impfung). J. ward Präsident der ihm zu Ehren gestifteten Royal Jennerian Society. Er lebte fortan abwechselnd in Cheltenham und in Berkeley. In Trafalger Square zu London wurde ihm ein Statue errichtet; eine andre, von Monteverde modelliert (s. Tafel »Bildhauerkunst XV«, Fig. 5), in Genua. Er schrieb noch: »Further observations on the variolae vaccinae or cow-pox« (Lond. 1799); »Continuation of facts and observations on the cow-pox« (das. 1880); »On the varieties and modifications of the vaccine pustule occasional by an herpetic state of the skin« (Cheltenh. 1819). Vgl. Choulant, E. J., Biographie und Charakteristik (Leipz. 1829); Baron, Life and correspondence of J. (Lond. 1827—38, 2 Bde.; 2. Ausg. 1850); Burggraeve, Monument à Edw. J., ou histoire générale de la vaccine (Brüssel 1875).

Jennings, Sarah, s. Marlborough 2).

Jenny (engl., spr. dschenni), soviel wie Hannchen.

Jennymaschine (spr. dschenni-), s. Spinnen.

Jenotajewsk, Kreisstadt im russ. Gouv. Astrachan, an einem Arm der Wolga, mit (1889) 2450 Einw., wurde 1741 als Erdfestung gegen die Kalmücken angelegt. Die Einwohner beschäftigen sich mit Fischfang und dem Transport von Waren zwischen Astrachan, Zarizyn und Samara. Der Kreis J. wird von Russen, Kalmücken und Kirgisen bewohnt, unter welchen noch viele Heiden sind; die Buddhisten haben hier einen großen Tempel.

Jensen, 1) Adolf, Komponist, geb. 12. Jan. 1837 in Königsberg i. Pr., gest. 23. Jan. 1879 in Baden-Baden, erhielt seine musikalische Ausbildung durch L. Ehlert und Fr. Marpurg und trat bereits nach zweijährigem Studium mit Kompositionen verschiedener Gattung erfolgreich in die Öffentlichkeit, ging 1856 nach Rußland, von wo er jedoch schon nach Jahresfrist zurückkehrte, um die Kapellmeisterstelle am Theater in Posen anzunehmen. 1858 begab er sich nach Kopenhagen, wo er während eines zweijährigen Verkehrs mit Niels Gade zu voller künstlerischer Reife gelangte, und ließ sich dann als Lehrer in seiner Vaterstadt nieder, bis er 1866 nach Berlin übersiedelte und als Kompositionslehrer in Tausigs Klavierschule eintrat. Seit 1868 lebte er, durch die Rücksicht auf sein Brustleiden bestimmt, abwechselnd in Dresden, Graz und zuletzt in Baden-Baden. J. hat sich namentlich durch seine Lieder ein bleibendes Denkmal gesetzt; viele derselben, wie z. B. der Cyklus »Dolorosa«, die »Lieder aus dem spanischen Liederbuch«, die »Margaretenlieder« und die aus Scheffels »Gaudeamus«, gehören zu dem Bedeutendsten, was nach Schumann in dieser Gattung geschaffen worden ist. Kaum weniger wertvoll sind seine Klavierkompositionen, darunter der Cyklus »Eroticon«, die »Hochzeitsmusik« (vierhändig) und mehrere Chorwerke (»Jephthas Tochter« u. a.). Vgl. »Aus Briefen Adolf Jensens« (Berl. 1879).

2) Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, geb. 15. Febr. 1837 zu Heiligenhafen im nordöstlichen Holstein,

Digitized by Google

Sohn eines Landvogts auf Sylt, früh verwaist, verbrachte die Gymnasialjahre in Kiel, studierte in Jena, Würzburg und Breslau Medizin, promovierte in München, widmete sich aber seitdem ganz der Litteratur. Er trat in den Kreis Emanuel Geibels und dessen Tafelrunde der »Krokodile« ein, übernahm nach seiner Verheiratung die Redaktion der »Schwäbischen Volkszeitung« in Stuttgart, dann 1869 die der Flensburger »Norddeutschen Zeitung«, von der er sich 1872 aber zurückzog, um fortan in Kiel, seit 1876 in Freiburg i. B. und seit 1889 in München ganz seinem litterarischen Schaffen zu leben. J., einer der fruchtbarsten Erzähler der Gegenwart, trat zuerst mit dem Buch: »Deutsches Land und Volk zu beiden Seiten des Ozeans« (Stuttg. 1867) und mit Novellen, in denen der Einfluß Th. Storms unverkennbar war, hervor. Daran reihte sich eine Anzahl größerer und kleinerer Erzählungen: »Magister Timotheus« (Schlesw. 1866), »Novellen« (das. 1868), »Die braune Erika« (das. 1868, 5. Aufl. 1892), »Neue Novellen« (Stuttg. 1869), »Unter heißerer Sonne« (Braunschw. 1869), »Der Gesell des Meisters Matthias« (Flensb. 1870), »Minatka« (Braunschw. 1871, 2 Bde.), »Nordlicht«, Novellencyklus (Berl. 1872, 3 Bde.), »Eddystone« (das. 1872), »Sonne u. Schatten« (das. 1873, 2 Bde.), »Die Namenlosen« (Schwer. 1873, 3 Bde.; 2. Aufl., Leipz. 1893), »Drei Sonnen« (Schwer. 1873, 3 Bde.), »Nach hundert Jahren« (das. 1873, 4 Bde.), »Nymphäa«, Novelle (Stuttg. 1874), »Barthenia« (Berl. 1877, 3 Bde.), »Aus dem 16. Jahrhundert« (Bielef. 1877), »Flut und Ebbe« (Mitau 1877), »Nirwana. Drei Bücher aus der Geschichte Frankreichs« (Stuttg. 1877, 4 Bde.), »Um den Kaiserstuhl, Roman aus dem Dreißigjährigen Krieg« (Berl. 1878), »Karin von Schweden«, Novelle (das. 1878, 6. Aufl. 1894), »Das Pfarrhaus von Ellernbrook«, Roman (Stuttg. 1879, 2 Bde.), »Nach Sonnenuntergang«, Roman (das. 1879), »Frühlingsstürme«, neue Novellen (Leipz. 1880, 2 Bde.), »Vom römischen Reich deutscher Nation« (Berl. 1882, 3 Bde.), »Versunkene Welten« (Bresl. 1882, 2 Bde.), »Über die Wolken« (Leipz. 1882, 3. Aufl. 1890), »Der Teufel in Schiltach« (Berl. 1883), »Metamorphosen« (Bresl. 1883), »Vom alten Stamm« (Berl. 1884, 3 Bde.), »Die Pfeifer von Dusenbach« (Leipz. 1884), »Das Tagebuch aus Grönland« (Berl. 1885, 3 Bde.), »Am Ausgang des Reiches« (Leipz. 1885, 2 Bde.), »Götz und Gisela« (Berl. 1886), »In der Fremde« (Leipz. 1886), »Aus stiller Zeit«, Novellen (Berl. 1881—85, 4 Bde.), »Aus den Tagen der Hansa« (Freiburg i. B. 1885), »Die Heiligen von Amoltern« (Leipz. 1886), »In der Fremde« (das. 1887), »Das Asylrecht« (Stuttg. 1888, 2 Bde.), »Runensteine« (Leipz. 1888, 3. Aufl. 1889), »Aus schwerer Vergangenheit«, ein Geschichtencyklus (das. 1888), »Vier Weihnachtserzählungen« (das. 1888), »Jahreszeiten« (das. 1889), »Sankt Elmsfeuer« (das. 1889), »Aus meiner Vaterstadt« (Bresl. 1889), »Diana Abnoba. Eine Schwarzwaldgeschichte von der Baar« (Leipz. 1890, 2 Bde.), »Doppelleben« (das. 1890, 2 Tle.), »Die Kinder vom Ödacker« (das. 1890, 2 Bde.), »Der Herr Senator« (das. 1890), »Zwei Tagebücher, zum Mitnehmen in die Sommerfrische« (das. 1891), »Jenseits des Wassers«, Roman (das. 1892, 2 Bde.), »Die Schatzsucher« (das. 1892), »Übermächte«, zwei Novellen (Berl. 1892), »In Zwing und Bann« (Dresd. 1892, 2 Bde.), »Astaroth«, »Mentha«, Novellen (Bresl. 1893), »Auf der Feuerstätte« (Leipz. 1893, 3 Bde.), »Heimkunft« (das. 1894, 2 Bde.), »Die Erbin von Helmstede« (Dresd. 1895) u. a. Jensens großes koloristisches Talent hat sich am kräftigsten in den Romanen »Eddystone«, »Unter heißerer Sonne« und »Minatka« ausgesprochen; in den »Namenlosen«, in »Sonne und Schatten« und »Nach Sonnenuntergang« hat er seine verwaisten Jugendjahre poetisch verklärt; in »Drei Sonnen« die Jenenser Studentenzeit. J. ist der Gegensatz der modernen Realisten; seine besten Gestalten haben etwas unkörperlich Geisterhaftes; sie sind aus Stimmung gewoben: aus landschaftlicher oder historischer Stimmung, die sie symbolisch verkörpern. Doch ist nicht zu leugnen, daß er bei seiner außerordentlichen Produktivität schließlich arg in Manier geraten ist. Seine Dramen: »Dido« (Berl. 1870), »Juana von Kastilien« (das. 1872), »In Wettolsheim« (Freiburg 1884) und »Der Kampf fürs Reich« (das. 1884) sind zu breit. Bedeutend dagegen sind seine epischen Dichtungen: »Die Insel« (Berl. 1874, 2. Aufl. 1877), der graziöse, märchenduftende »Holzwegtraum« (Stuttg. 1879; 2. Aufl., Berl. 1893) und namentlich die lyrischen Gedichte: »Gedichte« (Stuttg. 1869; neue Ausg., Berl. 1872), »Lieder aus Frankreich« (das. 1871, 2. Aufl. 1873), der prächtige Terzinencyklus: »Um meines Lebenstages Mittag« (das. 1875), »Stimmen des Lebens« (Dresd. 1881), »Im Vorherbst« (Leipz. 1889). J. hat auch das Prachtwerk »Der Schwarzwald« (mit Bildern von Hasemann, Berl. 1890, 2. Aufl. 1892) herausgegeben.

3) Jens Arnold Diedrich, dän. Marineoffizier und Reisender, geb. 24. Juli 1849 in Flensburg, untersuchte 1877 mit Steenstrup, 1878 mit Kornerup und Groth und 1879 mit Kornerup und Hammer die Westküste von Grönland und drang dabei (1878) 10 Meilen weit in das Inlandeis ein. Durch neue Reisen 1884 und 1885 vervollständigte er die Erforschung der Westküste von 60° 43′—68° 42′. 1888 befehligte J. den Dampfer Hvidbjörnen auf zwei Reisen nach verschiedenen Häfen Grönlands, 1889 wurde er Flottenkapitän und Direktor des Navigationsunterrichts in Kopenhagen. Außer seinen Berichten über seine Reisen in den »Meddelelser om Grönland« schrieb er »Om Inlandsisen i Grönland« (Kopenh. 1888).

Jenson, Nikolaus, Stempelschneider in Tours in Frankreich (Geburts- und Todesjahr nicht bekannt), wurde von Karl VII. 1458 von Paris nach Mainz zur Erlernung der Buchdruckerkunst gesandt, ging aber nach dessen Tod nach Venedig, wo er 1471 das erste von ihm datierte Buch druckte. J. wandelte die bis dahin übliche gotische oder Mönchsschrift und die semigotische Type in die rein römische oder Antiquatype um, die so großen Beifall fand, daß man auch in Frankreich die Jensonschen Typen kopierte.

Jentzen, Friedrich, Maler, geb. 13. Juni 1815 in Schwerin, besuchte mit Unterstützung der Herzogin Helene von Orléans die Akademie von Berlin, wo er sich bei dem Dekorationsmaler Gropius und dem Marinemaler Wilh. Krause zum Architektur- und Landschaftsmaler ausbildete. Dann begab er sich nach München und studierte drei Jahre lang Architektur und Ornamentik, gab Zeichenunterricht am Hofe zu Schwerin und machte 1855 eine Reise nach Rom, wo er ein Bild des römischen Forums malte, dem im Laufe der Jahre eine Reihe andrer Architekturbilder, größtenteils aus Deutschland, folgte, die von korrekter Zeichnung, harmonischem Kolorit und trefflicher Beleuchtung sind. Davon sind die hervorragendsten: der Dom in Magdeburg, das (mehrmals wiederholte) Schloß in Schwerin,

Digitized by Google

das Innere der Schloßkirche daselbst, das Innere des Doms in Güstrow, ein Kreuzgang bei Fackel- und Mondlicht, Waldlandschaft bei Moselhorn, Schloßhof zu Heidelberg, Korridor aus dem Rathaus zu Lübeck, Treppenhaus im Schloß zu Würzburg und Gerolstein in der Eifel.

Jentzsch, Alfred, Geolog, geb. 29. März 1850 in Dresden, studierte an der dortigen technischen Hochschule und in Leipzig Mathematik und Naturwissenschaften, beteiligte sich bei der königlich sächsischen geologischen Landesuntersuchung und wurde 1875 Geolog der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft in Königsberg und Vorstand des Provinzialmuseums daselbst. Zugleich habilitierte er sich an der Königsberger Universität und wurde später zum außerordentlichen Professor ernannt. Er schrieb: »Die geologische und mineralogische Litteratur des Königreichs Sachsen« (Leipz. 1874); »Über die Ursachen der Eiszeit« (im »Neuen Jahrbuch für Mineralogie«, 1873); »Schwanken des festen Landes« (Königsb. 1875); »Bericht über die geologische Durchforschung der Provinz Preußen« (das. 1877—78, 2 Bde.); »Die Moore der Provinz Preußen« (das. 1878); »Die Zusammensetzung des altpreußischen Bodens« (das. 1879); »Bericht über die geologische Durchforschung des norddeutschen Flachlandes 1878—1880« (das. 1881); »Die neuern Fortschritte der Geologie Westpreußens« (1888); »Übersicht der Geologie Ost- und Westpreußens« (Königsberg u. Berl. 1892). Auch lieferte er mit Berendt eine geologische Karte der Provinz Preußen, 1:100,000 (Berl. 1878) und mit G. Vogel eine Höhenschichtenkarte Ost- und Westpreußens (Königsb. 1892).

Jephtha, einer der Richter in Israel, natürlicher Sohn Gileads, ward von seinen Stammesgenossen, nachdem er von seinem väterlichen Erbe vertrieben war und ein Freibeuterleben im Lande Tob geführt hatte, zum Anführer gegen die Ammoniter gewählt. Als solcher gelobte er, Gott für einen geschenkten Sieg das zu opfern, was ihm bei der Rückkehr vor seiner Hausthür zuerst begegnen würde. Es war dies seine schon erwachsene Tochter, sein einziges Kind, die er auch, nachdem sie zwei Monate lang mit ihren Gespielen in den Bergen ihre Jungfrauschaft beweint hatte, opferte (Buch der Richter, Kap. 11).

Jepifán, Kreisstadt im russ. Gouv. Tula, unweit des Don, mit 4 Kirchen und (1889) 6429 Einw.; 1578 gegründet. Der **Kreis** ist eine flache Hochebene mit sehr fruchtbarem Boden, der durch den obern Don bewässert wird.

Jequirity, s. Abrus.

Jequitinhonha (spr. schekitinjónja, Rio Grande de Belmonte), Fluß in Brasilien, entspringt unter 18° 30' südl. Br. im Staat Minas Geraës in der Serra do Espinhaço, vereinigt sich mit dem Arassuahy und mündet im Staat Bahia nach einem Laufe von 740 km unter 16° 10' südl. Br. bei Belmonte in den Atlantischen Ozean. Infolge von Stromschnellen u. Wasserfällen ist er nur 100 km weit, bis zu dem an Großartigkeit mit dem Niagara rivalisierenden Salto Grande, schiffbar.

Jeřábek (spr. jérschábek), Frantisek (Franz), hervorragender tschech. Dichter, geb. 25. Jan. 1836 in Sobotka, gest. Ende März 1893 in Prag, studierte 1854—56 Theologie im Seminar von Leitmeritz, dann in Prag klassische Philologie, wurde Professor an der höhern Töchterschule daselbst, war gleichzeitig Mitredakteur des »Pokrok« und nahm mehrere Jahre auch als Landtags- u. Reichsratsabgeordneter am öffentlichen Leben Anteil. J. begann seine dichterische Laufbahn mit lyrischen Gedichten, wandte sich indessen bald dem Drama zu. Sein erstes Drama: »Hána«, wurde in Prag 1858 aufgeführt, sein zweites: »Svatopluk«, 1859. Darauf folgte 1860: »Veselohra« (»Ein Lustspiel«, gedr. 1864). Einen bedeutenden Fortschritt deutet das Lustspiel »Cesty veřejného mínění« (»Die Wege der öffentlichen Meinung«, 1866) an. In dem sozialen Drama »Služebník svého pána« (»Der Diener seines Herrn«, 1870) schildert J. den Konflikt zwischen dem armen und daher wehrlosen Genie und dem ausbeutungssüchtigen Großkapital; das Stück ist, abgesehen von seiner packenden Grundidee, außerordentlich reich an durchschlagenden dramatischen Effekten. In dem historischen Trauerspiel »Syn člověka« (»Der Menschensohn«, 1878) wird der Konflikt zwischen der bis zur Selbstaufopferung gesteigerten Vaterlandsliebe und kosmopolitischem Verrat in wirksamster Weise dargestellt. Die vier letztgenannten Stücke sind (zusammen mit einer Biographie Jeřábeks) als Bd. 74 der »Narodní biblioteka« erschienen (Prag 1883). In dem Trauerspiel »Závist« (»Neid«, 1885), aus den Zeiten Georgs von Podiebrad, schildert J. die verheerenden Folgen des Neides. Auch veröffentlichte er eine gediegene »Geschichte der altromantischen Poesie« (1884). J. verbindet mit dichterischem Talent gründliche ästhetische Bildung und ungewöhnliche Kenntnis der Bühnentechnik.

Jeremiade, soviel wie Klage, Klagelied (in Anspielung auf die Klagelieder Jeremiä).

Jeremías, hebr. Prophet, ein Priester aus Anathoth unweit Jerusalem, wo er unter König Josias (626 v. Chr.) als Prophet auftrat. Ungefähr 40 Jahre lang hat er seitdem, meist in Jerusalem, unter höchst verhängnisvollen Zeitverhältnissen die prophetische Thätigkeit mit Mut und Leidenschaft geübt und dabei stets die religiös-politische Lage des seinem Untergang entgegengehenden Staates mit pessimistischem, aber durch den Erfolg gerechtfertigtem Blick gewürdigt. Fortwährend den unvermeidlichen Untergang des Reiches und die Zerstörung der Stadt durch die Chaldäer weissagend, wurde er unter Jojakim und Zedekia für die nationale Partei ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung. Während der Eroberung Jerusalems saß er im Gefängnis, woraus ihn Nebukadnezar befreite. Er zog den Aufenthalt unter den Trümmern des Vaterlandes dem Exil in Babel vor. Später zog er nach Ägypten und starb um 570, nach den unverbürgten Angaben der Kirchenväter zu Taphnä durch den Pöbel gesteinigt. Die jüdische Legende beschäftigt sich viel mit ihm (2. Makk. 2, 4 ff.; 15, 13 ff.; Matth. 16, 14). Seine Weissagungen, redigiert von seinem Schreiber Baruch, sind nicht in allen ihren Teilen von der Kritik unangefochten geblieben, während ihm dafür die Abfassung mancher Psalmen zugesprochen wurde. Nicht von ihm rührt das unter dem hebräischen Titel: »Echa« (d. h. Ach, griech. threnoi, lat. lamentationes) zu den Hagiographen des Alten Testaments gerechnete Buch her, die sogen. Klagelieder Jeremiä, welches in fünf Liedern die Zerstörung des Tempels, das Aufhören des Jahvehkults und den traurigen Zustand des Volkes beklagt. Der schriftstellerische Charakter des J. ist zwar weniger ausgezeichnet als der seiner Vorgänger, aber sein Stil ist fließend, die Diktion freilich hier und da mit Chaldäismen vermischt. Kommentare über J. lieferten neuerdings besonders Hitzig (2. Aufl., Leipz. 1866), Neumann (das. 1856—58, 2 Bde.), Graf (das. 1872), Keil (das. 1872), Cheyne (Lond. 1885). Vgl. Köstlin, J. und Jesaias, ihr Leben und Wirken (Berl. 1879).

Digitized by Google

Jeremias, bulgar. Priester und Häretiker, der zur Zeit des bulgarischen Zaren Peter (927—967) lebte und wahrscheinlich mit Bogomil, dem angeblichen Begründer der Bogomilen (s. d.), identisch ist. J. gilt als Verfasser einer Anzahl im Volk sehr beliebter, von der Kirche aber als ketzerisch verurteilter Schriften der altbulgarischen Litteratur, der sogen. »Lügenbücher«, die dann auch in die Litteratur der Serben und Russen übergingen. Es sind einesteils apokryphe Erzählungen aus dem Alten und Neuen Testament, nicht selten von tief poetischem Inhalt, aber der kirchlichen Auffassung zuwiderlaufend, anderenteils wunderliche Krankheitsbeschwörungen, von denen sich Spuren im südslawischen und russischen Aberglauben bis heute erhalten haben. Vieles davon ist von J. ohne Zweifel nicht erfunden, sondern nur aufgezeichnet und in Umlauf gesetzt worden, wie auch manche seiner Erzählungen sich als Übersetzungen aus dem Griechischen oder Lateinischen herausgestellt haben.

Jeremias Gotthelf, Pseudonym, s. Bitzius.

Jérémie (spr. scheremi'), Stadt auf der südwestlichen Halbinsel der Republik Haïti, unter 18° 39' nördl. Br., mit schlechter Reede, Zollamt und 6000 Einw.

Jerez de la Frontēra (spr. cherēs), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Cadiz, anmutig in einer hügeligen, mit Weingärten bedeckten Ebene, über dem rechten Ufer des Guadalete, an den Eisenbahnlinien Sevilla-Cadiz und J.-Bonanza gelegen, hat breite Straßen u. schöne Promenaden, ein maurisches Kastell (Alcazar), 10 Kirchen (darunter die schöne Kollegiatkirche im Renaissancestil), eine höhere Bürgerschule, eine Bibliothek, ein Theater, einen Stiergefechtszirkus, Handel mit Jerezweinen (s. d.) und, mit Einschluß des ausgedehnten Gemeindegebiets, (1887) 61,708 Einw. 4 km südöstlich das ehemalige Kartäuserkloster La Cartuja mit schöner Renaissancekirche. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. — Die Stadt stammt aus grauem Altertum, wo sie als römische Kolonie Asta Regia hieß. Geschichtlich berühmt ist sie durch die siebentägige Schlacht vom 19.—25. Juli 711, in welcher die Araber unter Tarik über die Westgoten unter König Roderich siegten, und infolge deren jene fast ganz Spanien ihrer Herrschaft unterwarfen. Die Stadt war zur Zeit der Mauren, denen sie 1265 durch Alfons X. von Kastilien entrissen wurde, unter dem arabischen Namen Scherisch bereits bedeutend.

Jerez de los Caballēros (spr. cherēs de los kawaljēros), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Badajoz, unweit des Ardila gelegen, hat eine Stadtmauer aus der Maurenzeit mit sechs Thoren, drei große Türme (Reste des alten Kastells), Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Vieh, insbes. Schweinen, und (1887) 8953 Einw. In der Nähe ein Militärgestüt. J. war ehemals Sitz der Tempelherren (daher der Beiname).

Jerezwein (Xeres, spr. cheres, Sherry der Engländer), weiße Weine des Gebietes zwischen den Mündungen des Guadalquivir und Guadalete, benannt nach der Stadt Jerez de la Frontera. Der beste J. wächst auf Kalkboden, erhält nach 3—6 Jahren eine tiefe Bernsteinfarbe, feinstes Parfüm, gewürzhaften Wohlgeschmack, Geist und anregende, gesunde Wirkung. Diese Weine heißen dann Rancios, häufiger Soleras, einzelne auch Dottores, die vorzüglichsten, von denen die Flasche für 20—24 Mark verkauft wird, Napoleones. Den jungen J. versetzt man häufig mit eingekochtem Most, um ihn dem ältern ähnlich zu machen; der zur Ausfuhr bestimmte erhält einen Zusatz von so viel Spiritus, daß der Alkoholgehalt 17,5 Proz beträgt. Der Natural Sherry der Engländer erhält nur 2—4 Proz. Spirituszusatz, während unverfälschter Wein mit 12 Proz. Alkohol nie zur Ausfuhr gelangt. Dies Mischen und Verschneiden der Jerezweine wird in besondern Faktoreien zu Cadiz und San Lucar vorgenommen. Der Handel ist fast ganz in den Händen angesiedelter Ausländer, meist Briten. Seit Georg IV. ist der J. besonders in England beliebt und wird dort jedem andern Wein vorgezogen. Der Gesamtertrag der Weinberge von Jerez und Puerto Santa Maria beträgt etwa 52,295 Botas.

Jergeni-Hügel (Ergeni-Hügel), Höhenzug im russ. Gouv. Astrachan, zieht sich von Sarepta an der untern Wolga zum Manytsch in einer Höhe von 130—160 m hin und bildet die Wasserscheide zwischen dem Kaspischen und Asowschen Meer.

Jerichau, 1) Jens Adolf, dän. Bildhauer, geb. 7. April 1816 in Assens auf der Insel Fünen, gest. 25. Juli 1883 in Kopenhagen, erhielt seine künstlerische Ausbildung erst auf der Akademie in Kopenhagen, seit 1839 in Rom im Anschluß an Thorwaldsen und gründete seinen Ruf durch ein Relief zu einem Fries im königlichen Schloß in Christiansborg bei Kopenhagen, die Hochzeit Alexanders d. Gr. mit Roxane darstellend. Seine in Rom entstandene Kolossalgruppe: Herakles und Hebe sowie eine in Marmor gearbeitete Penelope sind in streng antikem Geist gehalten. Nach Kopenhagen zurückgekehrt, wurde er dort 1849 Professor der Akademie. Von seinen spätern Schöpfungen sind die hervorragendsten: der von einem Panther angefallene Jäger, Adam und Eva nach dem Sündenfall, ein kolossaler Christus, die Auferstehung Christi (in Marmor ausgeführt) und das Denkmal des Physikers Örsted mit drei allegorischen Figuren am Sockel für Kopenhagen. — Seine Gattin Elisabeth J.-Baumann, geb. 21. Nov. 1819 in Warschau, gest. 11. Juli 1881 in Kopenhagen, Malerin, studierte in Düsseldorf und malte anfangs mit Vorliebe Bilder aus dem Slowakenleben, machte aber, seitdem sie nach Rom gekommen war, vornehmlich das dortige Volksleben zum Gegenstand ihrer Darstellungen. Später bereiste sie Griechenland und Ägypten. Ihre Arbeiten sind meist dekorativ behandelt und in der Zeichnung mangelhaft, aber mit feinem Farbengefühl und mit Vorliebe für romantische Lichteffekte ausgeführt, die oft ins Sentimentale und Weichliche übergehen. Sie stellte meist lebensgroße Figuren dar (griechischer Hirt am Parthenon, ägyptische Frauen) und malte auch Porträte. Vgl. Bögh, Elisabeth Jerichau-Baumann (Kopenhagen 1886).

2) Harald, dän. Maler, Sohn des vorigen, geb. 17. Aug. 1852 in Rom, gest. daselbst 6. März 1878, bildete sich anfangs bei dem Maler Bénouville in Rom, dann durch Studien nach der Natur zum Landschaftsmaler aus und malte seit 1870 Ansichten aus der Umgebung Roms. Dann bereiste er Griechenland, Kleinasien und die Türkei. Zu seinen Hauptbildern gehören: ein Strand von Sorrent und die im Museum zu Kopenhagen befindliche Karawane von Sardes.

Jericho (lat. Hiericus), im Altertum eine der blühendsten Städte Palästinas, 8 km westlich vom Jordan in der fruchtbaren, durch ihre Palmengärten und Balsamstauden berühmte Oase von J., etwas nordwestlich vom heutigen Richa, bei der Quelle Ain es-Sultân. Als Schlüssel zum Lande wurde sie von den Juden unter Josua zuerst angegriffen und

Digitized by Google

nach siebentägiger Belagerung erobert (Josua 6, 14), blühte aber bald wieder als offene Stadt auf. Ihre Lage an der Heerstraße, welche aus dem westlichen Palästina über den Jordan nach O. führte, machte sie auch zum Schlüssel Judäas für ein von NO. kommendes Heer. Herodes, der hier residierte und starb, verschönerte sie sehr und zierte sie namentlich mit herrlichen Palästen. Im 4. Jahrh. wurde J. Bischofssitz. Während der Kreuzzüge entstand eine Stadt Neu-J. an der Stelle des heutigen Richa, eines ärmlichen Dorfes aus braunen Lehmhütten mit einem halbverfallenen Kastell und einer russisch-griechischen Kirche.

Jerichorose, s. Anastatica und Asteriscus.

Jerichorot, s. Phenylfarbstoffe und Rosolsäure.

Jerichow, Name zweier Kreise im preuß. Regbez. Magdeburg, von denen der eine, J. I, Burg, der andere, J. II, die Stadt Genthin zur Kreisstadt hat. Die Stadt J., im letztgenannten Kreise, nahe der Elbe, hat eine evang. Pfarrkirche mit schönem Alabasterdenkmal des 1606 verstorbenen Amtshauptmannes Melchior von Arnstedt, ein Amtsgericht und (1890) 1702 Einw., davon 26 Katholiken und 5 Juden. Dabei die Domäne Amt J. mit schöner romanischer Kirche aus dem 12. Jahrh., ursprünglich dem daselbst 1144 gegründeten und 1552 aufgegebenen Prämonstratenserkloster gehörig. Die Burg J. wird zuerst 997 urkundlich erwähnt.

Jermak, Timofejewitsch, der Eroberer Sibiriens, hatte sich als Kosak durch allerlei Gewaltthaten die Ungnade des Zaren Iwan IV. zugezogen, trat in den Dienst der Stroganows (1579), sammelte eine Schar von Kosaken, wanderte ostwärts, schlug die Magulen und 1582 den Zaren Kutschum von Sibir und begründete die Herrschaft Rußlands über den ganzen Landstrich vom Uralgebirge bis zum Irtysch. Er fiel 1584 in den Kämpfen mit den Eingebornen. Sein Andenken wird in Volksliedern gefeiert; in Tobolsk ist ihm ein Denkmal errichtet. Vgl. Kostomarow, Russische Geschichte in Biographien, Bd. 1 (deutsch, Leipz. 1885).

Jermölow, Alexei Petrowitsch, russ. General und Diplomat, geb. 1772 in Moskau, gest. 23. April 1861, focht mit Auszeichnung 1794 unter Suworow bei Praga und 1796 in dem persischen Kriege. Doch fiel er in Ungnade, wurde verbannt und lebte bis zur Regierung Alexanders I. in Kostroma. Hierauf machte er die Feldzüge von 1805—1807 mit und befehligte 1812 mit Auszeichnung eine Brigade der Garde. Im Kriege 1813—14 kommandierte er unter Barclay de Tolly das 2. Korps der russischen Armee, welche 1815 der Hauptarmee an den Rhein nachrückte. 1817 wurde er Generalgouverneur der transkaukasischen Provinzen und Oberbefehlshaber der dortigen Streitkräfte und von da aus nach Persien gesandt, wo er einen für Rußland sehr vorteilhaften Handelsvertrag abschloß. In sein Gouvernement zurückgekehrt, bemühte er sich eifrigst, hier europäische Kultur zu verbreiten. 1826 schlug er mit seinem auf 100,000 Mann vermehrten Heer den Angriff der Perser zurück, welche unter Abbas Mirza den Frieden gebrochen hatten, züchtigte 1827 die räuberischen Tschetschenzen, fiel jedoch im November 1827, mitten im Siegeslauf begriffen, plötzlich in Ungnade und mußte das Oberkommando an Paskewitsch abgeben. Seitdem lebte er, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, in Moskau, übernahm aber 1853 auf kurze Zeit den Oberbefehl über die Miliz des Gouv. Moskau. Auszüge aus seinen Memoiren gab Pogodin (Mosk. 1863), seine Aufzeichnungen über den Krieg von 1812 sein Sohn (das. 1863) heraus.

Jernberg, August, schwed. Maler, geb. 16. Sept. 1826 in Stockholm, war anfangs Schüler der dortigen Akademie und ging 1851 nach Düsseldorf, wo er sich weiter ausbildete und seinen Wohnsitz nahm. Er begann mit einigen historischen Genrebildern, wendete sich aber bald mit größerm Glück der Darstellung von Dorfgeschichten, die er mit drastischer Charakteristik und vielem Humor behandelt, und dem Architekturstück zu. Zu den besten seiner Bilder gehören: das Unglück im Maleratelier, die Überredung (1864), der Klarinettist, die neue und die zerbrochene Pfeife, der erste Gang zur Schule, Maler auf der Studienreise (1869), die Besucher vor Rembrandts Nachtwache in Amsterdam, der Bär auf dem Jahrmarkt, der Großvater als Kinderwärterin, der Marktplatz in Düsseldorf, die Taufkapelle der St. Andreaskirche in Köln und Kinder mit einer Katze spielend. Auch als Stilllebenmaler ist er von Bedeutung. — Sein Sohn Olof J., geb. 23. Mai 1855 in Düsseldorf, Schüler von E. Dücker, malt Flachlandschaften nach Motiven vom Niederrhein und aus Holland, in denen er sich in neuerer Zeit der naturalistischen Auffassung und Behandlung zugewendet hat. Eine Landschaft von ihm: In den Feldern, befindet sich in der Neuen Pinakothek in München. Er lebt in Düsseldorf.

Jernit, s. Frijsenborg.

Jerobeam (Jeroboam), Name zweier Könige von Israel: J. I., Sohn Nebaths, aus dem Stamm Ephraim, erster König des Reiches Israel (953—927 v. Chr.), stand früher in Salomos Diensten, mußte aber, weil der an der Spitze einer Volkspartei stehende Prophet Ahia, die Unzufriedenheit des Volkes mit Salomos Regierung benutzend, ihn als künftigen Beherrscher der zehn Stämme bezeichnet hatte, nach Ägypten fliehen. Nach Salomos Tod erhoben ihn die zehn Stämme, welche von Rehabeam wegen der Ablehnung ihrer Forderungen abfielen, in Sichem zum König von Israel. Er befestigte Sichem und Pniel und wählte anfangs die erstere Stadt, dann Thirza zu seiner Residenz. Politische Rücksichten bestimmten ihn, die gottesdienstlichen Wallfahrten seiner Unterthanen nach dem Zentralheiligtum in Jerusalem abzuschaffen und als Ersatz an den alten Opferstätten Dan und Bethel goldene Stierbilder als Gegenstände der Verehrung aufzustellen. Mit dem König Rehabeam stand er fortwährend in einem feindseligen Verhältnis. Mit seinem Sohne Nadab, der 925 von Baesa erschlagen wurde, erlosch bereits seine Dynastie. — J. II., König von Israel (790—749), Sohn und Nachfolger des Joas, eroberte einen Teil des syrischen Gebietes von Damaskus und Hamath u. erhob sein Reich wieder zu einem blühenden Zustand. Mit seinem Sohne Sacharja, der ein halbes Jahr nach seiner Thronbesteigung (749) ermordet wurde, erlosch das Haus Jehus.

Jérôme (franz., spr. scheróm'), Hieronymus.

Jérôme Bonaparte (spr. scheróm'), Bruder Napoleons I., s. Bonaparte 4).

Jeropiga, s. Portwein.

Jeroschin, Nikolaus von, preuß. Chronist des Mittelalters, lebte im 14. Jahrh. als Kaplan des Hochmeisters des Deutschen Ordens, übersetzte 1328 die »Vita Sancti Adalberti« des Joh. Canaparius in deutsche Verse, dann 1331—35 auf Veranlassung des Hochmeisters Luther von Braunschweig das »Chronicon terrae Prussiae« des Petrus von Dusburg in 27,737 Versen und widmete die deutsche Reimchronik,

Digitized by Google

»Die Kronike von Pruzinlant«, der Patronin des Ordens, der Jungfrau Maria. Auch hat er einige selbständige Zusätze hinzugefügt, doch sind sie nicht beträchtlich, und die Übersetzung ist, weil Dusburgs Werk erhalten ist, historisch von wenig Wert, obwohl der »Deutsche J.« im Mittelalter wieder ins Lateinische übersetzt wurde. Dagegen ist J. in sprachlicher Beziehung (die Sprache ist das Mittelhochdeutsche des 14. Jahrh.) von Wichtigkeit. Er wurde von Strehlke in den »Scriptores rerum prussicarum« (Bd. 1 u. 2, Leipz. 1861—63) herausgegeben. Vgl. Pfeiffer, Die Deutschordenschronik des Nikolaus v. J. (Stuttgart 1854).

Jerrmann, Eduard, Schauspieler, geb. 1798 in Berlin, gest. daselbst 4. Mai 1859, widmete sich anfangs der Landwirtschaft, ging dann 1819 in Würzburg zum Theater über und ließ sich hierauf in München und 1821 in Leipzig engagieren. Nachdem er von 1826—30 in Deutschland gastiert hatte, kam er 1830 nach Paris, wo er 1832 im Théâtre-Français zwölf Gastrollen gab und über seinen dortigen Aufenthalt ein interessantes Buch: »Paris, Fragmente aus einem Theaterleben« (Münch. 1832), herausgab. Hierauf gastierte er wieder auf verschiedenen Bühnen, nahm dann Engagement in Köln und ging 1836 als Oberregisseur nach Mannheim, 1842 in derselben Eigenschaft an das deutsche Theater in Petersburg. Nach kurzem Wirken am Wiener Hoftheater gastierte er von neuem, ließ sich 1848 in Berlin nieder, wo er erst das Feuilleton der »Deutschen Reform« redigierte und 1846 zur königlichen Bühne überging. Hier veröffentlichte er: »Unpolitische Bilder aus St. Petersburg« (Berl. 1851). J. hat sich auch als Übersetzer und Verfasser einiger ehemals beliebter Repertoirestücke, wie »Krone und Schafott«, »Die Armen von Paris« ꝛc., bekannt gemacht.

Jerrold (spr. dschérrold), 1) Douglas, engl. Humorist und dramatischer Schriftsteller, geb. 3. Jan. 1803 in London, gest. daselbst 8. Juni 1857, war Sohn eines Schauspieldirektors, ging aus Neigung für das Seewesen als Midshipman an Bord eines Kriegsschiffs, verließ aber bald wieder den Marinedienst und widmete sich in London der Schriftstellerei. Den ersten durchschlagenden Dramenerfolg hatte er mit der Komödie »Black-eyed Susan«, und es erschienen nun in schneller Folge von ihm Lustspiele, Schwänke und Melodramen. Am »Punch« nahm er hervorragenden Anteil; seine »Mrs. Caudle's curtain-lectures« (vielmals aufgelegt; deutsch von Gerstäcker, 8. Aufl., Leipz. 1879) und die »Story of feather« erschienen zuerst in diesem Witzblatt. Auch redigierte er das »Illustrated Magazine«, worin seine »Chronicles of Clovernook« (gesammelt, Lond. 1846), eins seiner besten Werke, zuerst veröffentlicht wurden. Später gab er das »Douglas Jerrold's Shilling Magazine« heraus, für das er unter anderm die Erzählung »St. Giles and St. James« schrieb. In Zeitschriften erschienen auch zuerst seine »Men of character« (1838, 3 Bde.; deutsch von Ölckers, Leipz. 1867, 2 Bde.) und »Punch's letters to his son« (1843). Von seinen Bühnenstücken haben mehrere, wie »Black-eyed Susan«, »The rent day«, »Time works wonders«, »The bubble of the day« und »Retired from business«, einen bleibenden Wert. Seit 1852 gab J. die politische Zeitung »Lloyd's Weekly Newspaper« heraus. Mit Eifer wirkte er am Gedeihen der von Bulwer und Dickens gestifteten Literary Guild mit. Eine vollständige Sammlung seiner Werke erschien London 1851—54, 8 Bde. Sein Leben beschrieb sein Sohn William Blanchard J. (»The life and remains of Douglas J.«; 1859, 2. Aufl. 1869).

2) William Blanchard, engl. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1826 in London, gest. 9. März 1884, machte Kunststudien, lieferte frühzeitig Illustrationen zu Artikeln seines Vaters im »Illuminated Magazine« und machte sich litterarisch bekannt durch Erzählungen, wie »The disgrace of the family« (1848), und Lustspiele, von denen sich »As cool as a cucumber« (1850) auf der Bühne erhalten hat. Nach einer 1852 unternommenen Reise nach Schweden gab er »A brage beaker with the Swedes« (1854) heraus, worauf 1855 das Buch »Imperial Paris« folgte. Von diesem Zeitpunkt an läßt sich der eigentümliche Standpunkt datieren, den J. seitdem einnahm: Verbindung der Demokratie und volkstümlichen Monarchie (Imperialismus) u. den er auch in dem »Lloyd's Weekly Newspaper«, dessen Redaktion er nach dem Tode seines Vaters übernahm, mit Erfolg geltend machte. Er gab die Biographie und den Nachlaß seines Vaters heraus (s. oben), und erhielt 1863 infolge einer Reihe von Aufsätzen über die Armen Londons (in der »Morning Post« 1862) den Auftrag, die Pariser Armenverwaltung einer genauen Prüfung zu unterziehen. Früchte dieses Aufenthalts in Frankreich waren der Roman »The children of Lutetia« (1864) und verschiedene Reiseschriften, wie: »At home in Paris and a trip through the vineyards of Spain« (1864 u. ö.), »On the boulevards« (1867), »Paris for the English« (3. Aufl. 1868) ꝛc. Von seinen übrigen Arbeiten sind bemerkenswert: die Romane »Two lives« (1865), »Up and down in the world« (1866, 3 Bde.) und »Passing the time« (1865); »The Gavroche party« (1870) und »At home in Paris, at peace and at war« (1871, 2 Bde.); »The best of all good company« (1871, 3 Bde.), Erinnerungen an Dickens, W. Scott und Bulwer; »The Christian vagabond« (1872); »The Cockaynes in Paris« (1871); die Komödie »Cupid in waiting« (1871) und ein ausführliches »Life of Napoleon III.« (1875—77, 4 Bde.), wofür er von der kaiserlichen Familie mit Material unterstützt wurde. Ferner erschienen von ihm: »London, a pilgrimage« (mit Illustrationen von G. Doré, 1872); die Erzählung »Cent per cent« (1874); »Egypt under Ismail Pasha« (1879); »The Belgium of the East« (1882), »The life of George Cruikshank« (1882, 2 Bde.) und »Life of Gustav Doré« (mit Bildern von Doré, 1891). Auch gab er unter dem Namen Fin-Bec seit 1867 »The Epicure's year-book« heraus.

Jersey (spr. dschörsi), die größte der englischen Kanalinseln (Cäsarea der Alten), an der Westküste des Depart. Manche in Frankreich, 116,2 qkm (2,1 QM.) groß, mit steiler Nordküste, welche sich nach S. zu sanft abdacht, gut bewässert und fruchtbar, mit mildem Klima, aber fast ohne Wald (0,3 Proz.). Das vorherrschende Gestein ist Granit und Syenit; die Brüche von Malo liefern Material, das teilweise ausgeführt wird. Von der Oberfläche kommen (1890) 55,5 Proz. auf Ackerland, 14 Proz. auf Wiesen. Man baut namentlich Weizen, Kartoffeln und Futter. Auch die Obstzucht ist bedeutend. Hochgeschätzt ist die einheimische Rasse von Kühen. Die Zahl der Einwohner beträgt (1891) 54,518, worunter viele Franzosen. Französisch wird allgemein gesprochen und ist auch die Sprache der Verwaltung. Das Volk spricht noch den altnormännischen Dialekt. An der Spitze der

Digitized by Google

Insel steht ein von der englischen Regierung ernannter Statthalter (Lieutenant Governor), ihm zur Seite die Ständeversammlung, bestehend aus dem Oberrichter (Bailiff), den 12 Jurats, den 12 Pfarrherren, den 12 Bürgermeistern (Constables) und 14 von den Steuerzahlern gewählten Vertretern. Die Jurats werden von den Steuerzahlern auf Lebensdauer, die Constables auf 3 Jahre gewählt. Die Revenue beläuft sich auf 22,000 Pfd. Sterl. Die Miliz ist 3000 Mann stark; die Besatzung besteht aus einem halben Bataillon mit etwas Artillerie. Hauptstadt ist St.-Hélier. J. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls. Im O. liegt Schloß Montorgueil, der Sitz der alten Herren der Inseln. Vgl. Noury, Géologie de J. (Par. 1887).

Jersey City (spr. dschörsi sitti), Hauptstadt der Grafschaft Hudson im nordamerikan. Staat New Jersey, am Hudson, gegenüber New York, mit dem es zahlreiche Dampffähren verbinden, hat die Bahnhöfe von ungefähr der Hälfte der in New York mündenden Bahnen, die Docks mehrerer transatlantischer Dampferlinien, ein neues Stadthaus, mächtige Getreideelevatoren am Fluß, 3 Krankenhäuser, ein Waisenhaus, zahlreiche Villen New Yorker Kaufleute und (1890) 163,003 Einw., darunter 53,358 im Ausland (16,086 in Deutschland) Geborne. 1890 wurden in 726 gewerblichen Anstalten mit 12,869 Arbeitern Waren im Werte von 37,376,322 Doll. erzeugt. Am bedeutendsten sind Zuckersiederei, Schlächterei (in Communipaw), chemische Fabriken, Maschinenbauwerkstätten, Stahlwerke, Küferei, Eisen-, Stahl-, Zink- und Bleiweißwerke, Kessel-, Lokomotiv-, Papier-, Tabaks-, Glas- und Pianofortefabriken sowie Schiffbau. Die städtische Schuld beträgt 16,7, das steuerpflichtige Eigentum 85 Mill. Doll.

Jerseyville (spr. dschörsiwill), Hauptort der Grafschaft Jersey im nordamerikan. Staat Illinois, hat bedeutende Fabrikation von Pflügen und Erntemaschinen, große Kornmühlen und (1890) 3207 Einw.

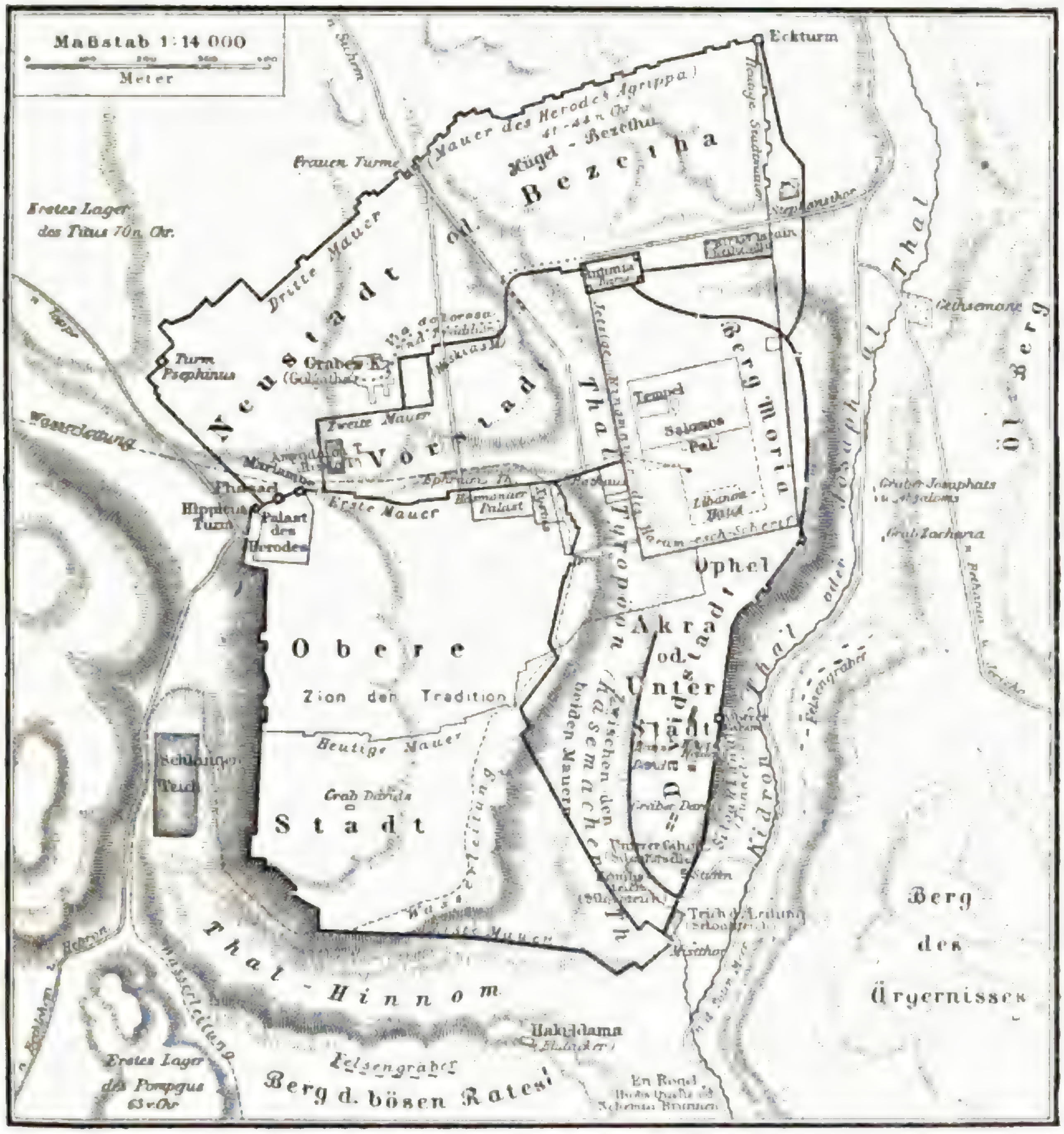
Jersitz, Stadt, s. Jerzyce.

Jerubaal, s. Gideon.

Jerusálem (in den Keilinschriften Ursalimmu, in den Hieroglyphen Schalam, griech. und lat. Hierosolyma, hebr. Jeruschalajim, »Wohnung des Friedens«, bei den Arabern El Kuds, »das Heiligtum«, bei den Türken Küdsi-Schérif genannt), die alte Hauptstadt Palästinas, unter 31° 47′ nördl. Br. und 35° 13′ östl. L. v. Gr., auf mehreren Hügeln über dem Bache Kidron gelegen, welcher östlich von der Stadt zwischen ihr und dem Ölberg durch das gleichnamige Thal fließt, in einer ungeachtet des steinigen Kalkbodens doch ziemlich ergiebigen Gegend. Das Klima ist im ganzen gesund, die Hitze auch im Sommer durch Seewinde gemäßigt; nachts oft starke Abkühlung. Ein Nachteil ist der Mangel an ausreichendem Quellwasser. Der ursprüngliche altkanaanitische Name des Ortes zu Abrahams Zeit war Salem, daneben hieß er Jebus. Von den Jebusitern eroberte erst David nach vielen vergeblichen Anstrengungen der Israeliten endlich die Burg Zion auf dem 737 m hohen östlichen Hügel, machte die Stadt zu seiner Residenz und vergrößerte sie beträchtlich (daher auch Stadt Davids genannt). Eigentlich war sie dem Stamm Benjamin zugeteilt worden, doch finden wir sie stets im Besitz des Stammes Juda. Nach David ward die Stadt durch Salomo vergrößert und verschönert, namentlich durch einen prächtigen königlichen Palast und südlich davon, den auf dem geebneten und durch hohe, aus dem Thal aufgeführte Böschungsmauern erweiterten Gipfel des Moria errichteten berühmten Tempel, der mit Hilfe tyrischer Arbeiter ausgeführt und 988 eingeweiht wurde (weiteres s. Tempel). Diese Blüte währte aber nur kurze Zeit: schon unter Salomos Sohn Rehabeam wurde J. von Sisak von Ägypten (954), 90 Jahre später von arabischen und philistäischen Völkern, darauf von Joas, König von Israel (858—818), eingenommen und geplündert. Usias (800—748) brachte J. wieder zu größerm Ansehen, Hiskias (726—697) und ebenso Manasse (697—642) befestigten es von neuem und sorgten für seinen Wasserbedarf, bis es endlich 587 nach fast zweijähriger Belagerung in die Hände von Nebukadnezar fiel, geplündert und der meisten seiner Einwohner beraubt wurde. Zu jener Zeit umfaßte J. eine Bevölkerung von 17—18,000 Seelen. Nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil ward J. mit Benutzung der noch vorhandenen Fundamente und Trümmer und soviel wie möglich mit Beibehaltung des alten Planes und Umfanges von 536 an innerhalb 20—25 Jahren durch Serubabel, Esra und Nehemia wieder aufgebaut und mit Mauern und Türmen versehen. Die Zahl der Thore ward vermehrt; die neue Stadt hatte deren etwa 12, unter denen sich 5 der alten wiederfinden. Auch der Tempel ward wiederhergestellt, jedoch bei weitem nicht in der alten Größe und Pracht. Judas Makkabäus ließ später, nachdem er der syrischen Herrschaft über Palästina ein Ende gemacht, den von Antiochos Epiphanes 170—168 geplünderten und durch Götzendienst entweihten Tempel reinigen, ausbessern und stark befestigen; aber erst Herodes d. Gr. war es, der seit 20 v. Chr. Serubabels einfachen Tempel, welcher inzwischen wieder durch die Syrer, dann durch Crassus gelitten hatte, wieder in einen bewundernswerten Prachtbau verwandelte, der aber nie ganz vollendet wurde. Er befestigte auch die Burg Baris an der Nordwestecke der Tempelarea von neuem und nannte sie seinem römischen Patron M. Antonius zu Ehren Antonia, errichtete sich auf dem höchsten Punkte des Westhügels (des traditionellen Zion) einen prächtigen Palast, den die drei Türme Hippikos, Phasael und Mariamne schirmten, und wo später der römische Statthalter residierte, erbaute ein Theater, den Xystos (einen von Säulenhallen umgebenen Platz, östlich vom Palast) sowie ein Rathaus. Unter Herodes' Regierung hatte J. den Höhepunkt von Glanz und Pracht erreicht; aus jener Zeit besitzen wir die Schilderung des Josephus, nach welchem J. an 250,000 (?) Einw. gezählt haben soll. Zwar hatte die Stadt schon damals enge und krumme Gassen wie heute, aber jene Prachtgebäude, die Mauern der Altstadt mit 60, die der nördlichen Vorstadt mit 14 Türmen gaben ihr ein imposantes Ansehen. Außerhalb (d. h. nördlich der Stadt) dehnten sich Villen und Gärten weithin aus. Dieser Teil wurde erst durch Herodes Agrippa 41—44 n. Chr. mit Mauern eingefaßt, die ungefähr den heutigen an jener Stelle entsprechen. So besaß J. eine dreifache Umwallung: die erste Mauer (Davids und Salomos) um das traditionelle Zion oder die obere Stadt, Ophel und Moria; die zweite Mauer (erbaut von Hiskias x., wiederhergestellt von Nehemia), welche das jene Hügel trennende »Käsemacherthal« und die Vorstadt im N. einfaßte, und die dritte Mauer (Agrippas), welche die Neustadt oder Bezetha umgab und im NO. u. NW. je einen mächtigen Eckturm u. außerdem noch 88 kleinere besaß (vgl. den Plan, S. 545). Doch sind diese Ansetzungen noch keineswegs über jeden Zweifel erhaben.

Digitized by Google

Für immer verlor J. seine politische Bedeutung 70 n. Chr., als infolge des allgemeinen Aufstandes der Juden gegen die Römer Titus vom April bis September die Stadt belagerte, schrittweise eroberte und zerstörte. Erst Kaiser Hadrian erbaute seit 130 an der Stelle Jerusalems eine ganz neue Stadt als römische (Militär-) Kolonie und nannte sie Aelia Capitolina. Diese hatte aber nicht den Umfang des alten Eroberung durch die Kreuzfahrer 1099 und endlich die durch Saladin herbeigeführte Rückkehr der Stadt unter mohammedanische Herrschaft 1187 vielfache Umgestaltungen herbei, wodurch J. nach und nach seine heutige Gestaltung erhalten hat. In neuester Zeit ist die Topographie der alten Stadt durch die Nachgrabungen von de Saulcy, von Voguë, dem Palestine Exploration Fund und dem Deutschen Verein zur



Plan des alten Jerusalem.

J., indem der südliche Teil des Westhügels und der Berg Ophel davon ausgeschlossen blieben. Die neue Stadt ward bloß mit Römern bevölkert, den Juden der Aufenthalt daselbst untersagt und an der Stelle des alten Jehovahtempels ein Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut. Von nun an erfuhr die Stadt, Neubauten von Kirchen, Klöstern und Hospizen unter Konstantin d. Gr. und Justinian abgerechnet, im Altertum keine größern Veränderungen; wohl aber führte die Besitznahme Jerusalems durch die Araber unter Omar 637, wonach die Stadt den Namen El Kuds (»das Heiligtum«) erhielt, dann wieder die Erforschung Palästinas mehr und mehr klargelegt worden, wobei man den stellenweise 25 m, an einem Orte sogar 40 m hoch aufliegenden Schutt durchdringen mußte. Namentlich sind die großartigen Aquädukte und das mit denselben in Verbindung stehende, sehr umsichtig angelegte System von Zisternen und Kanälen deutlich erkennbar verfolgt worden. Eine dieser Wasserleitungen leitete Wasser bis zum Tempelplatz, eine andre in die obere Stadt. Doch bietet die alte Topographie Jerusalems wegen der Unmöglichkeit umfassender Ausgrabungen noch immer viele höchst schwierige und einstweilen unlösbare Fragen.

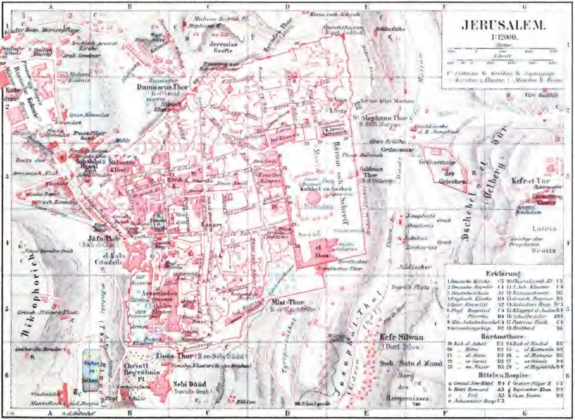
Das jetzige Jerusalem.

(Hierzu die Beilage: »Plan von Jerusalem«.)

J. ist gegenwärtig Sitz eines selbständigen Mutessarifs, der das früher zur türkischen Provinz Syrien gehörige Sandschak J. (mit 292 Ortschaften, 24 – 30,000 Häusern und 300,000 Einw.) unter sich hat, und gilt noch jetzt nicht nur den Christen und Juden, sondern auch den Bekennern des Islam als eine heilige Stadt. Es liegt 725—789 m ü. M. auf und an dem Abhang eines Kalkfelsens, der nur auf der Nordseite sanft ansteigt, sonst nach allen Seiten steil abfällt. Mit Jafa am Mittelländischen Meere ist es seit 1892 durch Eisenbahn verbunden, die jährlich über 40,000 Personen und ca. 25,000 Ton. Güter befördert. Von den die Stadt umgebenden Bergen ist der Ölberg, an der Ostseite, der höchste (828 m ü. M., 148 m über dem Kidron); an ihn schließt sich südlich der Berg des Ärgernisses (Dschebel Batn el Hawa), wo Salomo dem Moloch geopfert haben soll. Im S. liegt der Berg des bösen Rates, wo nach fränkischer Sage in einem Landhaus des Kaiphas die Kreuzigung Christi beschlossen worden sein soll. Auf drei Seiten, gegen O., S. und W., ist J. von tiefen Thälern umgeben: im O. vom Thal Josaphat (jetzt Wadi Sitti Mariam), das sich zwischen dem Ölberg und dem Berg Moria hinzieht, im W. und S. vom Thal Ben Hinnom (heute Wadi er-Rababi), das sich mit jenem vereinigt. Ein drittes, weniger tiefes, von N. nach S. gerichtetes Thal, das Tyropöon oder Käsemacherthal, teilt die Stadt in eine westliche Hälfte (97 m über dem Kidron) und eine östliche mit den Höhen Moria und Bezetha. Die aus großen Werkstücken erbauten Mauern, welche von 34 viereckigen Türmen überragt werden, stammen aus der Zeit Sultan Solimans, messen etwa 4 km im Umfang und sind 12 m hoch. Von sieben Thoren sind nur fünf im Gebrauch, nämlich das Damaskusthor im N., das Stephansthor im O., das Moghrebiner oder Mistthor und das Zionsthor im S. und das am meisten benutzte Jafathor im W. Dazu kam 1889 an der Nordwestecke das neu durchgebrochene Bâb Abd ul Hamid. Die belebtesten Gassen sind die Suks oder Bazare, welche meist überwölbt sind, dann die zum Damaskusthor führende und die die Stadt vom Jafathor zum Haram von W. nach O. durchschneidende Straße. Dadurch zerfällt J. in vier Quartiere, die nach den vorherrschenden Konfessionen benannt werden: im O. das mohammedanische mit dem Tempelplatz (Haram esch Scherif), der sogen. Via dolorosa (s. unten), zwei Kasernen und der Amtswohnung des Paschas; im NW. das christliche mit der Kirche des Heiligen Grabes, dem Hiskiasteich, den Wohnungen des lateinischen und griechischen Patriarchen, der deutschen Kirche, vielen Klöstern ɪc.; im SW. das Quartier der Armenier, mit der Citadelle, einer dritten Kaserne, der englischen Kirche und dem Jakobskloster, der Residenz des armenischen Patriarchen; endlich das Judenquartier, im Thale zwischen Haram und dem traditionellen Zion, mit mehreren Synagogen. Die Straßen sind eng, abschüssig und vielfach gebrochen, schlecht oder gar nicht gepflastert und voll Unrat. Häufig geht man durch dunkle, dumpfige Kellergewölbe und an Trümmern einstiger Prachtbauten vorüber. Die Häuser sind durchweg von Stein, aber klein und niedrig, meist mit Kuppeln gekrönt oder mit flachen Dächern versehen. Schmale, niedrige Thüren und Fensteröffnungen, die nur zum Teil mit Glastafeln, meist mit eisernen oder hölzernen Gittern geschlossen sind, geben den Häusern ein gedrücktes, gefängnisartiges Aussehen. Verräucherte Kaffeeschenken, düstere Bazare und Sackgassen, stallartige Erdgeschosse, der Mangel an geräumigern Plätzen, die Stille der meisten Straßen vollenden das trübselige Bild der Stadt, die, vom Ölberg oder von N. gesehen, sich sonst stattlich genug ausnimmt. Erwähnenswerte öffentliche Gebäude weltlicher Bestimmung hat J., mit Ausnahme der Citadelle, nicht aufzuweisen. Diese zeigt, namentlich an dem viereckigen Nordostturm, in gewaltigen Quadern Spuren hohen Altertums und ist sehr wahrscheinlich der Turm Phasael, von dem der jüdische Geschichtschreiber Josephus berichtet, während die Tradition in ihr den »Turm Davids« sieht. Das reichste und größte Kloster Jerusalems ist das armenische Kloster auf dem (traditionellen) Berge Zion, das in seinen umfangreichen Gebäuden zur Osterzeit außer dem Patriarchen und den 180 Mönchen mehrere tausend Pilger beherbergen soll u. außer Druckerei, Seminar ɪc. auch die mit Fayencen getäfelte Kirche des heil. Jacobus enthält.

[Heiligtümer.] Die vornehmsten Heiligtümer Jerusalems sind in der sogen. Via dolorosa (»Schmerzensweg«) vereinigt, einer 1 km langen, vom Stephansthor zur Kirche des Heiligen Grabes hinführenden Straße, welche nach der aus dem 16. Jahrh. stammenden Sage Jesus auf seinem Gange zum Tode durchwandelt haben soll. Zuerst liegt rechts eine moderne Kapelle der Lateiner, die an der Stelle erbaut sein soll, wo die Kriegsknechte Jesus geißelten; links eine Kaserne, wo angeblich einst das Prätorium, des Pilatus Wohnung, stand; weiter folgt der Platz, wo man Jesus das Kreuz auflegte. Unweit davon ist die Straße von einem Bogen überwölbt, worauf ein kleines Häuschen steht, nach der Legende die Stellen, wo Pilatus sein »Ecce homo« ausrief. Dann folgen die Stellen, wo Jesus unter der Last des Kreuzes zusammenbrach, wo er seine Mutter traf, wo ihm die heil. Veronika ihr Schweißtuch (s. d.) reichte, ɪc. Die Überlieferung betreffs dieser Stationen hat übrigens im Laufe der Zeit verschiedentlich gewechselt. Die letzten 5 der 14 Stationen befinden sich in der Heiligen Grabeskirche selbst. Vor dem Thor derselben ist ein mit Steinplatten gepflasterter Platz, wo Händler mit Wachslichten, Jerichorosen, Rosenkränzen ɪc. ihre Waren anpreisen. Die Fassade der Kirche (im Süden) hat zwei Portale, von denen das eine jetzt zugemauert ist, und darüber zwei jetzt ebenfalls fast ganz vermauerte Fenster mit flachen Spitzbogen. Das flache Dach wird von einer großen und weiter zurück von einer kleinern Kuppel überragt, während sich zur Linken ein halb eingefallener Glockenturm erhebt. Jeder der verschiedenen Sekten gehören einzelne Teile des verzwickten Kirchen- und Kapellenkomplexes. Die erste Reliquie dieses »größten Reliquienschreins der christlichen Welt« ist eine rötliche Marmorplatte, auf welcher die Salbung des Gekreuzigten durch Nikodemus stattgefunden haben soll (der jetzige Stein datiert von 1808). Eine Treppe zur Rechten führt von da nach Golgatha, welches 4½ m über dem Boden der Grabeskirche liegt, den Griechen gehört und in eine Kapelle verwandelt ist, die durch weiße Marmorpfeiler in zwei Hälften geschieden wird. Die westliche Hälfte enthält die Stelle, wo man Jesus ans Kreuz schlug, die östliche diejenige, wo die drei Kreuze aufgerichtet wurden. Die Vertiefung, in welcher das Kreuz Christi stand, ist in Silber gefaßt. Zu beiden Seiten sieht man die Löcher, wo die Kreuze der Schächer standen, und dicht dabei im Felsen den beim

Digitized by Google



Absaloms Grab	E 4
Bazare	C 4
Berg d. Ärgernisses	EF 6
Birket es-Sultân	AB 6
Birket Israîn (Bethesda)	DE 2
Casa Nuova (h)	B 3
Christenstraße	B 3,4
Damaskus-Thor	C 2
Deutsche Kirche (1)	C 3
Deutsches Pfarrhaus	A 1
Deutsche Schule (3)	A 1
El Aksa	DE 4
Englische Kirche (4)	B 4
Felsendom	D 3
Geißelungskapelle (9)	D 2
Gethsemane	F 3
Grabesk. d. heil. Jungfr.	F 2
Griechisches Kloster	B 3
Haram-esch-Scherif	E 3,4
Heilige Grabeskirche	BC 3
Herodesthor	D 1
Hiskiasteich (Birket Hamam el Batrak)	B 4
Jafathor	B 4
Jakobskloster (Großes Armenisches Kloster)	B 5
Jeremias-Grotte	C 1
Josaphat-Thal	EF 1-6
Klageplatz d. Juden (15)	D 4
Marienquelle	E 5
Mistthor	D 5
Montefiores Hosp.	A 6
Maria	D 3
Mâristân	C 4
Ölberg	FG 3
Österreichische Post	C 5
Österreich. Pilgerhaus (f)	C 2
Patriarchenbad (17)	C 4
Propheten Gräber	G 4
Rothschilds-Hosp.	D 5
Russisches Hosp. u. Kons.	A 1,2
St. Annakirche	E 2
St. Johanniskloster (11)	C 4
St. Stephansthor	E 2
Siloahquelle	D 6
Tyropoeonthal	D 5,6
Via dolorosa	CD 2
Wasserleitung	CD 4-6 AB 4
Zionsthor	BC 6
Zitadelle	B 4

Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl. Bibliographisches Institut in Leipzig. Zum Artikel „Jerusalem".

Verscheiden Jesu entstandenen Riß, welcher der Legende nach bis in den Mittelpunkt der Erde hinabreicht. Eine Messingleiste verdeckt die (in Wahrheit etwa 20 cm tiefe) Spalte. Steigt man wieder hinab, so führen etwas weiter zur rechten Hand 29 Stufen aus einem Rundgang (s. unten) in den östlichsten, den Abessiniern gehörigen Teil des Gebäudes, die ziemlich geräumige Helena-Kapelle, hinunter. Noch 13 Stufen tiefer steht in einer Felsenhöhle ein Altar über der Stelle, wo das Kreuz mit der Dornenkrone, den Nägeln ꝛc. gefunden worden sein soll. In besagtem Rundgang finden sich die kleinern Kapellen der Verspottung, der Kleiderteilung und des Kriegsknechts Longinus, der Christi Seite mit dem Spieß durchstach und, später belehrt, hier jahrelang als Büßender gelebt haben soll. Alle diese Kapellen sind je nach ihrer Bedeutung in der Legende mit einer größern oder geringern Anzahl Lampen, meist auch mit Bildern, welche aber alles Kunstwertes entbehren, ausgestattet. Dieser Rundgang mit seinen Kapellen gehört zu der von der eigentlichen Grabeskirche ursprünglich getrennten, 1140—49 erbauten Kreuzfahrerkirche, deren Hauptteil das sogen. Katholikon oder Griechenchor, der imposanteste Raum des ganzen Baues, ist, in dessen Mitte eine Kugel den »Mittelpunkt der Welt« bezeichnet. Gold und Silber, Bronze und Marmor sind hier bis zur Überladung verwendet. Westlich von dieser Kirche liegt die große Rotunde der Grabeskirche; 16 Pfeiler bilden die Rippen des Rundbaues und haben Arkaden zwischen sich, welche sich in einer Galerie darüber wiederholen und sich oberhalb der Hohlkehle als Nischen fortsetzen. Die oben offene Kuppel drohte lange den Einsturz, bis Rußland und Frankreich ihre Ausbesserung durchsetzten; dieselbe wurde 1868 vollendet. Unmittelbar darunter befindet sich die das Heilige Grab umschließende Kapelle, ein längliches Viereck, das mit rötlichem Marmor überkleidet, ringsum mit Pilastern und andern Zieraten im Rokokostil geschmückt und oben mit einer durchbrochenen Brüstung versehen ist, hinter welcher eine kleine Kuppel hervorragt. Die ganze Kapelle ist 8 m lang und 5⅓ m breit. Vor der Thür derselben, die gegen O. liegt, befindet sich ein von zwei Steinbänken und großen Leuchtern umgebener Vorplatz. Das Innere der Grabkapelle ist in zwei Abteilungen geschieden, von denen die vordere, die sogen. Engelskapelle, den Stein umfaßt, auf welchem sitzend der Engel den Jesu Leichnam suchenden Frauen die Worte zurief: »Warum suchet ihr den Lebendigen bei den Toten?«; die zweite Abteilung, ein niedriger Raum von 2 m Länge und 1,8 m Breite, enthält das heilige, ganz mit neuen Marmorplatten bedeckte Felsengrab selbst, an welchem täglich Messe gelesen wird. Von der Decke des Gemachs hängen 43 Ampeln von edlem Metall herab, welche durch die Wappen Österreichs, Spaniens und andrer katholischer Mächte als Geschenke des Abendlandes bezeichnet und stets brennend erhalten werden. Je 13 davon gehören den Griechen, Lateinern und Armeniern, 4 den Kopten. Durch die Arkaden des nördlichen Teiles der Rotunde gelangt man in einen den Lateinern gehörigen Vorraum, auf dessen Fußboden ein Marmorring die Stelle bezeichnet, wo der Auferstandene der Maria Magdalena als Gärtner erschien, und gleich nördlich daneben befindet sich die Kapelle, wo er sich seiner trauernden Mutter zeigte. Außerdem wird hier hinter einem Gitter die eine Hälfte der Säule verwahrt, an der Christus gegeißelt ward. Eine beträchtliche Anzahl von Heiligtümern zweiten und dritten Ranges wird außen an der Mauer gezeigt, darunter eine Kapelle, wo Maria und Johannes der Kreuzigung zusahen, eine Jakobskapelle, eine Kapelle der 40 Märtyrer und sogar eine Kapelle über der Stelle, wo Abraham seinen Sohn Isaak opfern wollte. Über die Möglichkeit der Echtheit der Grabeskirche ist viel gestritten worden; Bestimmtes läßt sich aber nicht behaupten, ehe nicht der ganze Boden im Zusammenhang untersucht worden ist, was durchzusetzen wiederum kaum im Bereich der Möglichkeit liegt. Was die Geschichte der Kirche anlangt, so sind die Hauptdaten folgende: Zuerst ließ Konstantin d. Gr. nach der angeblichen Auffindung des Heiligen Grabes hier eine 336 eingeweihte Basilika errichten, die aber 614 von den Persern zerstört ward. Nachdem um 620 ein Abt Modestus den Bau wiederhergestellt hatte, wurde derselbe im 10. Jahrh. zweimal durch Feuer und 1010 von den Türken völlig zerstört. Bis 1055 war sie indessen schon wieder neu aufgebaut, und nun, zu Anfang des 12. Jahrh., geschah durch die Kreuzfahrer viel zu ihrer Erweiterung und Verschönerung. Diese letztern Bauten haben sich, nur durch spätere Zuthaten entstellt und teilweise verdeckt, bis heute erhalten. Von neuem wurde die Kirche zerstört, als 1244 die Charesmier die Stadt eroberten; gleichwohl besaß sie um 1310 wieder viele reichgeschmückte Altäre. 1664 ließ sie der griechische Patriarch gründlich ausbessern. Die Grabkuppel ward besonders durch Beiträge aus Frankreich hergestellt, und zwar durch Franziskanermönche, doch ganz in der alten Weise; auch durften die Griechen und Armenier in ihrem Mitbesitz der Grabkapelle nicht beeinträchtigt werden. Dieser Neubau ward 1719 beendet. Am 12. Okt. 1808 entstand durch eine Kerze ein Brand, welcher die Kirche so sehr beschädigte, daß man sie ganz neu aufzubauen beschloß. Die Kosten wurden vornehmlich von den Griechen und Armeniern bestritten, und 1810 war derselbe vollendet. Von alters her hat der konfessionelle Hader sich in der Kirche des Heiligen Grabes in den widerwärtigsten Händeln Luft gemacht, und oft wurde der weiße Marmor, der das Grab des Friedensfürsten deckt, mit dem Blut seiner Bekenner befleckt. Die höchste Feierlichkeit findet von alters her am Osterheiligabend statt, wo das angeblich Wunder wirkende heilige Feuer vom Himmel herabgebetet wird und unter den Gläubigen, welche, jeder womöglich zuerst, ihre Kerzen daran anzünden wollen, das schrecklichste Gedränge, oft wilde Prügelei veranlaßt.

Die Stätte des alten jüdischen Tempels bezeichnet auf dem heiligen Tempelplatz im SO. der Stadt, dem Haram esch Scherif, eine 3 m hohe Plattform von 160 m Länge und 125—155 m Breite, die mit bläulichweißem Marmor getäfelt ist, und zu welcher marmorne Stufen führen. In der Mitte derselben steht der achteckige, noch bis zum Krimkriege für jeden Christen verschlossene Felsendom (auch Omar-Moschee genannt), ein leichter, schöner Bau aus dem 7. Jahrh. mit 30 m hoher und 20 m im Durchmesser haltender Kuppel, nächst der Moschee zu Mekka die heiligste der ganzen mohammedanischen Welt, an welche wie an den darin befindlichen heiligen Felsen sich viele Sagen knüpfen. Eine andre Moschee, El Aksa, ehemals die schöne, der Jungfrau Maria geweihte Basilika Justinians, liegt im südlichen Teil des Tempelplatzes.

[Bevölkerung.] Die mächtigste christliche Gemeinde in J. ist die griechische, 4000 Seelen stark; sie besitzt einen Patriarchen, 18 Klöster, welche Raum für 2500 Pilger bieten, eine Mädchen- und eine Knabenschule, ein Hospital, eine Druckerei ꝛc. Selbständig ist

Digitized by Google

die russische Mission, der ausgedehnte Baulichkeiten (Kirchen, Pilgerhäuser, Spital) nordwestlich von der Stadt und auf dem Ölberg gehören. Die Katholiken (2000 Seelen) besitzen das Patriarchat mit großer Kirche, daneben 4 Kirchen und Kapellen, 8 Schulen, 2 Hospitäler, 4 Pilgerhäuser, das Salvatorkloster im W. der Stadt mit Pilgerherberge, schöner Druckerei, Schule und Spital und 8 Konvente. Die armenische Kirche zählt etwa 500 Bekenner unter einem Patriarchen u. hat 2 Mönchsklöster (darunter das erwähnte Jakobskloster) und ein Nonnenkloster; die 100 koptischen (ägyptischen) Christen unter einem Bischof haben 2 Klöster, die Jakobiten ein kleines Kloster mit einem Bischof; desgleichen haben die wenigen (75) Abessinier einen Bischof. Eine protestantische Gemeinde (ca. 330 Seelen) besteht in J. seit den 40er Jahren. Die deutsche evangelische Gemeinde (190 Seelen) besitzt eine Kapelle (Kirche im Bau), eine Schule, das Johanniterhospiz, ein Hospital der Kaiserswerther Diakonissinnen, ein Kinderhospital, ein Aussätzigenhaus, 2 Waisenhäuser, einen deutschen Verein, die englisch-protestantische Gemeinde (140 Seelen) Kirche, Schule und Druckerei, die englische Judenmission Kirche, Schule und Spital. Die Sekte der »Templer« (300 Seelen) hat ein Lyceum mit 9 Lehrern. J. ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls.

Die Gesamtzahl der Einwohner wird auf über 40,000 (ja bis zu 60,000) angegeben, davon 7560 Mohammedaner und 28,000 Juden. Die Hauptsprache ist die arabische; außerdem hört man italienisch, griechisch, französisch, englisch, deutsch und russisch sowie türkisch sprechen. Im allgemeinen stehen die Bewohner Jerusalems nicht im besten Ruf, indem sie für träge, ränkesüchtig, lügenhaft und feig gelten. Doch halten sie streng auf Beobachtung ihrer verschiedenen kirchlichen Gebräuche. Von Industrie ist kaum die Rede, man treibt nur etwas Weberei und Pantoffelmacherei. Ausgeführt werden Pilgermuscheln, Rosenkränze, Amulette, Kruzifixe, Reliquien, doch nicht mehr in solcher Menge wie früher. Der neuerlich im Wachsen begriffene Handel ist unbedeutend, wiewohl es in J. manche reiche Kaufleute, namentlich unter den Armeniern, gibt.

[Umgebung.] Was die Umgebung Jerusalems anbelangt, so fehlt, wie bemerkt, der Stadt an der Nordseite der natürliche Schutz durch ein tiefes Thal, da sich hier eine Hochebene anschließt. Hier sind die sogen. Königsgräber, die aus Christi Zeit herrühren mögen, und die »Gräber der Richter«; näher der Stadt zeigt man eine geräumige Höhle, worin Jeremias seine Klagelieder gedichtet haben soll. Im NW. liegen die ausgedehnten Gebäude des russischen Konsulats und Hospizes, die verschiedenen fremden Konsulate, das evangelische Mädchenwaisenhaus Talitha Kumi &c. Hier hat sich in den letzten Jahren eine große, zumeist von Juden bewohnte Vorstadt gebildet. Im W. liegen die beiden, vielleicht altjüdischen, in den Felsen gehauenen viereckigen Teiche Mamilla und Birket es Sultan im Felsenthal Er Rababi (Ben Hinnom), wo zahlreiche Felsengräber sich erhalten haben; im S. der Töpferacker (nachher Blutacker oder Hakeldama genannt). Auf der Ostseite der Stadt erstreckt sich das Thal des Baches Kidron oder Thal Josaphat. Ganz im SO. liegt der Teich Siloah, der von der intermittierenden Quelle Siloah gespeist wurde. Das Thal Kidron wird im O. vom Ölberg (s. d.) begrenzt, an dessen südwestlichem Fuß das Dorf Kefr Silwan mit meist in den Felsen gehauenen Wohnungen liegt. Nördlich davon das sogen. Grab Absaloms, Zacharias' und viele andre alte Gräber. Weiter thalaufwärts kommt man nach dem den Franziskanern gehörigen Gethsemane, einem etwa 70 Schritt im Quadrat großen, mit einer Mauer umgebenen Garten mit einigen sehr alten Ölbäumen, wo verschiedene durch die Leidensgeschichte Jesu geheiligte Lokalitäten gezeigt werden. Weiter nördlich, ebenfalls am Fuße des Ölbergs, zeigt man das angeblich von der heil. Helena errichtete Grabmal der Jungfrau Maria, daneben die Gräber ihrer Eltern und ihres Gatten Joseph. Vgl. das Nebenkärtchen auf der Karte »Palästina«.

[Spätere Geschichte.] J. blieb unter der Herrschaft der oströmischen Kaiser, bis es von Chosroes II., König der Perser, 614 erobert ward. Zwar gewann der Kaiser Heraklios die Stadt im Frieden 628 wieder; doch fiel sie schon 637 nach zweimonatiger Belagerung in die Hände der Araber, deren Chalif Omar selbst in die heilige Stadt einzog. Die Araber gestatteten jedoch den Christen, die heiligen Orte zu besuchen. Später, besonders seit sich 1076 die Seldschuken Jerusalems bemächtigt hatten, sahen sich jedoch die Christen vielfachen Bedrückungen ausgesetzt. Nachdem im ersten Kreuzzug Gottfried von Bouillon 15. Juli 1099 J. erobert hatte, wurde ein eignes christliches Königreich J. gestiftet. Auf dem Throne desselben saßen nacheinander Gottfried von Bouillon, Balduin I. (seit 1100), Balduin II. (seit 1118), unter welchem die Johanniter und Tempelherren emporblühten, Fulko von Anjou (seit 1131), Balduin III. (seit 1143), Amalrich I. (seit 1162), mit dem der Verfall des Reiches beginnt, Balduin IV. (seit 1173), Balduin V. (seit 1184) und endlich 1186 Guido von Lusignan. Nachdem 3. Okt. 1187 die Sarazenen unter Saladin J. erobert hatten (s. Kreuzzüge), trat Guido die Krone 1193 für Cypern an Heinrich von Champagne ab; doch vermochte dieser sowenig wie seine Nachfolger Amalrich II. von Cypern und Johann von Brienne seinen Ansprüchen Geltung zu verschaffen. Kaiser Friedrich II. setzte sich zwar 1229 die Krone von J., auf die er durch Heirat ein Recht erworben hatte, aufs Haupt; doch fiel die Stadt schon 1244 wieder in die Hände der Mohammedaner. 1382 bemächtigten sich die tscherkessischen Mameluken Jerusalems; 1517 eroberte es der türkische Sultan Selim I., dessen Sohn und Nachfolger die Stadt 1534 mit der jetzigen Ringmauer umgab. Seitdem blieb J. der Pforte unterworfen, bis diese sich 1833 genötigt sah, Syrien und mit diesem auch J. an Mehemed Ali, Vizekönig von Ägypten, abzutreten; 1840 kehrte es unter die Herrschaft der Pforte zurück. Auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen wurde 1841 in J. ein evangelisches Bistum von England und Preußen gemeinsam errichtet und der erste Bischof (der Judenmissionar Salomon Alexander aus dem Posenschen, gest. 1845) von England, der zweite (der Schweizer Samuel Gobat, s. d.) 1846 von Preußen, der dritte (Barclay) von England ernannt; nach dem Tode des letztern (1883) blieb die Stelle unbesetzt, und Preußen, das 1886 den Vertrag kündigte, gründete 1889 die Evangelische Jerusalem-Stiftung (s. d.). Vgl. Hechler, The J. Bishopric (Lond. 1883). Streitigkeiten über die heiligen Orte wurden 1853 Mitveranlassung zu dem orientalischen Krieg. Die deutschen Kaiser führten seit Friedrich II. den Titel »König von J.«

[Litteratur.] Von Wichtigkeit sind die Veröffentlichungen des 1865 gegründeten Palestine Exploration Fund (insbes. die Arbeit über J. von Warren und Conder, 1884, mit 50 Tafeln) und des Deutschen

Digitized by Google

Vereins zur Erforschung Palästinas (gegründet 1877). Die Forschungen der englischen u. amerikanischen Gelehrten sind zusammengestellt in den Werken: Wilson und Warren, The recovery of J. (Lond. 1871); »Our work in Palestine« (das. 1872), und Besant und Palmer, J., the city of Herod and Saladin (neue Ausg., das. 1888). Von sonstigen Schriften über J. aus neuester Zeit nennen wir als die vorzüglichsten: Sepp, J. und das Heilige Land (2. Aufl., Regensb. 1876, 2 Bde.); Derselbe, Neue architektonische Studien ꝛc. (Würzb. 1867); T. Tobler, Denkblätter aus J. (St. Gallen 1853); Derselbe, Topographie von J. (Berl. 1853—54, 2 Bde.); ferner Wolff, J. nach eigner Anschauung und den neuesten Forschungen (3. Aufl., Leipz. 1872); Bartlett, Walks about the city and environs of J. (neue Ausg., Lond. 1872); Warren, Underground J. (das. 1876); de Saulcy, Jérusalem (Par. 1881); V. Guérin, Jérusalem, son histoire, sa description, ses établissements religieux (das. 1889); Guy le Strange, Palestine under the Moslems (Veröffentlichung des Palestine Exploration Fund, 1890); »Regesta regni Hierosolymitani« (hrsg. von Röhricht, Innsbr. 1893); Dodu, Histoire des institutions monarchiques dans le royaume latin de J. 1099—1291 (das. 1895). Reisehandbücher von Bädeker (»Palästina und Syrien«, 3. Aufl., Leipz. 1891) und Meyer (»Palästina und Syrien«, 3. Aufl., das. 1894); Zimmermann, Karten und Pläne zur Topographie des alten J. (Basel 1876); Derselbe, Plan des heutigen J. mit Umgebung (Leipz. 1881); Guthe, Ausgrabungen bei J. (das. 1883).

Jerusalem, 1) Johann Friedrich Wilhelm, namhafter Kanzelredner u. Theolog der Aufklärungsepoche, geb. 22. Nov. 1709 in Osnabrück, gest. 2. Sept. 1789 in Braunschweig, ward 1742 vom Herzog Karl von Braunschweig zum Erzieher des Erbprinzen berufen. Ihm verdankt das Collegium Carolinum sein Entstehen und seine Blüte; er ward 1743 zum Propst, 1749 zum Abt und 1771 zum Vizepräsidenten des Konsistoriums zu Wolfenbüttel ernannt.

2) Karl Wilhelm, Sohn des vorigen, geb. 21. März 1747 in Wolfenbüttel, gest. 29. Okt. 1772 in Wetzlar, studierte in Leipzig und Göttingen die Rechte und wurde 1770 Assessor in Wolfenbüttel, wo er mit Lessing verkehrte, 1771 braunschweigischer Sekretär bei der Kammergerichtsvisitation zu Wetzlar, wo er sich in schwermütiger Stimmung, die durch Zurücksetzungen und durch eine unglückliche Liebe immer mehr gesteigert wurde, erschoß. Goethe, der ihn in Wetzlar kennen lernte, aber zur Zeit des Selbstmordes dort nicht mehr anwesend war, erfuhr die nähern Umstände durch briefliche Mitteilungen Kestners (s. d.) und verwertete sie für seinen Roman »Werthers Leiden« (1774; vgl. E. Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis, Bresl. 1894). Philosophische Aufsätze aus Jerusalems Nachlaß hat Lessing (Braunschw. 1776) veröffentlicht.

Jerusalemartischocke, s. Helianthus.

Jerusalemlabyrinthe, s. Trojaburgen.

Jerusalemsblume, s. Lychnis.

Jerusalemseiche, s. Chenopodium.

Jerusalemsgerste, s. Gerste.

Jerusalem-Stiftung, Evangelische, eine am 22. Juni 1889 von König Wilhelm II. von Preußen errichtete kirchliche Stiftung, deren Zweck die Erhaltung der bestehenden sowie die Schaffung neuer evangelisch-kirchlicher Einrichtungen und Anstalten in Jerusalem, insbes. Kirchen und Schulen, sowie die Einrichtung u. Unterstützung der evangelischen Gemeinde daselbst ist. Außer dem Jerusalemer Kollektenfonds (220,000 Mk.) und dem 1869—88 gesammelten Kirchenbaufonds (530,000 Mk.) wurde der Stiftung das 1841 von Friedrich Wilhelm IV. zur Errichtung eines deutsch-englischen protestantischen Bistums in Jerusalem gestiftete Dotationskapital (430,000 Mk.) überwiesen; Preußen verzichtete also auf seinen Anteil an dem protest. Bistum in Jerusalem. 1893 wurde der Grundstein zu einer evang. Kirche auf dem Platz des ehemaligen Johannesklosters in Jerusalem gelegt.

Jeruslan, linker Nebenfluß der untern Wolga im russ. Gouv. Saratow, bildet im Unterlauf die Grenze gegen das Gouv. Astrachan und mündet unterhalb Potemkino.

Jervin, s. Veratrum.

Jerwen, Kreis des russ. Gouv. Esthland, mit der Kreisstadt Weißenstein.

Jerxheim, Dorf im braunschweig. Kreis Helmstedt, Knotenpunkt der Linien Holzminden-J., Oschersleben-J., Rienhagen-J., J.-Braunschweig und J.-Helmstedt der Preußischen Staatsbahn, 135 m ü. M., hat eine neue gotische evang. Kirche, eine Zuckerfabrik, Brennerei, Mälzerei und (1890) 1866 meist evang. Einwohner.

Jerzyce (Jersitz), Dorf im preuß. Regbez. Posen, Kreis Posen-Ost, unmittelbar westlich bei Posen, 80 m ü. M., hat eine neue evang. Kirche, elektrische Straßenbeleuchtung, eine chemische Dünger-, Leim- und Schwefelsäurefabrik (350 Arbeiter), Dachpappen- u. Zigarrenfabrikation, Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1890) 11,716 meist kath. Einwohner. J. ist Garnison des Grenadierregiments Nr. 6 und des 1. Bataillons des Infanterieregiments Nr. 47 der Besatzung von Posen.

Jesaias (Esaias, in der »Vulgata« Isaias), der erste unter den sogen. großen Propheten, Sohn eines gewissen Amoz, trat im Todesjahr des Königs Usias als Prophet auf und wirkte unter den drei folgenden Königen: Jotham, Ahas und Hiskias, bis nach 700. Gelegenheit zu ernsten Warnungen fand er besonders unter dem schwachen und abgöttischen Ahas. Als unter dessen Nachfolger Hiskias eine mächtige Partei, um aus der Zinsbarkeit Assyrien gegenüber herauszukommen, zu einer Verbindung mit Ägypten riet, sprach und wirkte der Prophet eifrig, aber vergeblich, dagegen, und als später Hiskias von Babylon zu einem Bündnis aufgefordert ward, warnte J. auch vor dieser kurzsichtigen Politik. Von dem seinen Namen tragenden Buche gehören besonders die Abschnitte Kap. 13 und 14, 24—27, 34 und 35 sowie 40—66 einer spätern Zeit und meist einem andern, in der Gefangenschaft zu Babylon lebenden Verfasser an. Die echten Orakel zählen nach Form und Inhalt zu den ausgezeichnetsten Erzeugnissen der Blütezeit der hebräischen Litteratur; sie sind in jener eigentlich prophetischen Redeweise, die zwischen Prosa und Poesie die Mitte hält, sich aber mehr zur letztern erhebt, abgefaßt und halten sich in einer ernsten, kraft- und würdevollen, bilder- und gedankenreichen Sprache. Aber auch der sogen. zweite oder babylonische J. (40—60) ist leicht und fließend geschrieben und durch fast dramatische Anschaulichkeit der Darstellung sowie durch Erhabenheit der sittlichen und religiösen Weltanschauung ausgezeichnet. Unter den neuesten Übersetzern und Erklärern des J. sind zu erwähnen: Hitzig (Heidelb. 1833, 2 Bde.), Knobel (5. Aufl. von Dill-

Digitized by Google

mann. Leipz. 1890), Ewald (2. Aufl., Götting. 1867), Delitzsch (3. Aufl., Leipz. 1879), Bredenkamp (Erlang. 1886), Buhl (Kopenh. 1891), Duhm (Götting. 1892), Cheyne (Lond. 1895). Vgl. Köstlin, Jeremias und J., ihr Leben und Wirken (Berl. 1879).

Jesberg, Dorf im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Fritzlar, an der Gilsa, 242 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Burgruine, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei und (1890) 869 Einw. Nordwestlich davon der Kellerwald.

Jeschil Irmak (der antike Iris), Fluß in Kleinasien, entsteht durch die Vereinigung des nördlich von Erzingjan entspringenden Irmak und des vom Kösse Dagh kommenden Tozanlysu mit dem Tschekerik Irmak und mündet, ein sumpfiges Delta bildend, östlich von Samsun ins Schwarze Meer.

Jeschken, Bergrücken des Lausitzer Gebirges westlich von Reichenberg in Böhmen, 1013 m hoch, mit schöner Aussicht und Restauration.

Jesd, Stadt, s. Jezd.

Jesdegerd (Yezdegerd), Name dreier Könige von Persien aus dem Geschlecht der Sassaniden: J. I., 399—420; J. II., 438—457; J. III., 632—651. Der letztere, Enkel Chosroes Nuschirwans, der letzte König von Persien aus dieser Dynastie, wurde 636 von den Arabern angegriffen und sein Heer bei Kadesia vernichtet. Er floh darauf von Ktesiphon nach Medien, dann nach Ostiran und suchte mit Hilfe der Türken sein Reich wiederzuerobern, fiel aber (wie einst Dareios Kodomannos) 651 durch Meuchelmord.

Jesi, Stadt in der ital. Provinz Ancona, auf einem Hügel am linken Ufer des Esino und an der Eisenbahn Rom-Ancona gelegen, hat alte Ringmauern mit Türmen, eine Kathedrale, eine ehemalige Klosterkirche (San Floriano, jetzt Bibliothek) mit Gemälden von Lorenzo Lotto, ein schönes Stadthaus aus dem 15. Jahrh., ein Theater, Seidengewinnung und Seidenspinnerei, Fabrikation von Seife, Zündhölzern, Seilerwaren, Hüten und Papier, Handel und (1881) 12,118 (als Gemeinde 19,462) Einw. Die Stadt ist Bischofsitz und hat ein Seminar, ein Lyceum, Gymnasium und eine technische Schule. J. hieß bei den Alten Aesis und ist der Geburtsort des Kaisers Friedrich II. sowie des Komponisten Pergolese.

Jesi, Samuele, ital. Kupferstecher, geb. 1789 in Mailand, gest. 17. Jan. 1853 in Florenz, studierte an der Akademie zu Mailand bei G. Longhi. Seine ersten größern Arbeiten waren: die Verstoßung der Hagar (1821), nach Guercinos Bild in der Brera zu Mailand, und die Madonna mit Johannes und dem heil. Stephan (1834), nach Fra Bartolommeo im Dom zu Lucca. 1840 stach er nach Raffael das Bildnis des Papstes Leo X. mit den Kardinälen Rossi und Giulio de' Medici in der Galerie Pitti. 1846 übernahm er den Stich des damals eben in Sant' Onofrio zu Florenz entdeckten Freskogemäldes, welches, ein Abendmahl darstellend, von manchen dem Raffael zugeschrieben wurde. Er vollendete 1849 eine meisterhafte Zeichnung davon, starb aber vor Beendigung des Stiches. In der Zwischenzeit vollendete er noch den Stich nach der Vierge à la vigne. Sicherheit der technischen Ausführung u. Korrektheit der Zeichnung sind die Haupteigenschaften seiner Werke.

Jesiden, s. Jeziden.

Jeso (Jesso), die nördlichste der vier großen japan. Inseln, zwischen 41°—45° 30' nördl. Br. und 139° 30'—145° 45' östl. L. v. Gr., von Nippon durch die Tsugarustraße, von Sachalin durch die Lapérousestraße getrennt, 77,993 qkm (1416 QM.), nach andrer Berechnung 81,374 qkm (1478 QM.) groß ohne die 44 Nebeninseln (807 oder 530 qkm), mit (1892) 314,108 Einw., wobei aber die 50—80,000 Fischer, die sich nur im Sommer auf J. aufhalten, sowie die Bewohner der Kurilen (s. d.) mit eingerechnet sind. Die Zahl der Urbewohner Jesos, der Aino, wird auf nur 12,000 angegeben. Die Insel wird von zwei Gebirgssystemen erfüllt, die als Fortsetzungen derer von Sachalin und den Kurilen betrachtet werden können. Das erste, von N. nach S. ziehend, besteht aus Granit und alten Schiefern, bei dem zweiten, von NO. nach SW. streichenden herrschen vulkanische Bildungen mit trachytischen und basaltischen Gesteinen vor. In dem zentralen Teil, von dem sich das Land nach allen Richtungen senkt, erheben sich der Tokatschitake (2440 m) und der Ischikaritake (2350 m), in der seitlichen Erhebungskette erreicht der Schiribetsutake 2400 m; diese Kette enthält neun thätige Vulkane. Von dem zentralen Teil fließen nach drei Richtungen die lachsreichen Flüsse Ischikari, Tesiwo und Tokatsi ab. Das Klima ist im N. und O. rauh, weil hier die kalte Strömung von den Kurilen her auch im Sommer die Temperatur herabdrückt, milder im S. und W.; Hakodate (41° 46') hat eine mittlere Temperatur von 9°, Nunmoppe (43° 57') von 6° 6'. Von Mineralien werden Silber, Blei, Eisen und Kupfer gefunden; ausgeführt werden Schwefel und besonders Kohle aus den reichen Lagern von Poronai, wohin eine 90 km lange Bahn vom Hafen Otaru über Sapporo führt, und von Iwani. Am fruchtbarsten und für einen rationellen Ackerbau am geeignetsten erscheinen die Ebenen des vielgewundenen Ischikari. An einem Nebenfluß desselben wurde durch das unter dem Einfluß amerikanischer Berater entstandene, aber 1882 wieder aufgelöste Kaitakuschi (Kolonisationsamt) die Hauptstadt Sapporo angelegt, mit einer landwirtschaftlichen Schule, Sägemühle und andern öffentlichen Bauten, um von hier aus in amerikanischer Weise die Insel zu kolonisieren und auszubeuten. Dabei wurden aber die größten Fehlgriffe gemacht und enorme Summen vergeudet. Danach wurde die Kaitakuschiregierung des Hokkaido, wonach J. mit den Kurilen in elf Provinzen zerfiel, aufgehoben, die Insel in drei Ken (Hakodate, Sapporo und Nemuro) geteilt und mit den Kurilen als Hokkaido-Cho dem Ministerium direkt unterstellt. Die wichtigste Stadt und der Ausfuhrhafen Jesos ist Hakodate (s. d.). S. Karte »Japan«.

Jesreel (jetzt Zera'in), Stadt Palästinas, im Stamm Isaschar, am nordwestlichen Fuß des Gilboagebirges, Residenz des Königs Ahab von Israel und von dessen Witwe Isebel. Auch die große, schlachtenberühmte Ebene im W. (s. Esdrelon) führte nach der Stadt den Namen J.

Jessen (auch Lutters-J.), Stadt im preuß. Regbez. Merseburg, Kreis Schweinitz, an der Schwarzen Elster und der Linie Falkenberg-Roßlau der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, eine Blech-, Eisenwaren- und Maschinenfabrik, Weinbau, Ziegeleien und (1890) 2595 Einw., davon 29 Katholiken und 9 Juden. Nördlich die Jessener Berge (138 m), zum Fläming gehörig.

Jessentuki (Essentuki, Jessentukskaja Staniza), Flecken und Badeort im Bezirk Pjatigorsk des russisch-kaukasischen Terekgebietes, 639 m ü. M., an der Boguna u. an einer Zweiglinie der Wladikawkasbahn, hat zwei Kirchen, kalte alkalische Quellen zum Baden und Trinken und (1889) 7756 Einw.

Digitized by Google

Jeßnitz, Stadt im Herzogtum Anhalt, Kreis Dessau, an der Mulde und der Linie Zerbst-Bitterfeld der Preußischen Staatsbahn, 74 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, Fabriken für Wollwaren, Flaggen, Papier und Pappe, Garnspinnerei und -Bleicherei, eine Dampfmahl- und eine Dampfschneidemühle und (1890) 4269 Einw., davon 38 Katholiken und 71 Juden.

Jesso, Insel, s. Jeso.

Jessore, ind. Distrikt, s. Dschessor.

Jestetten, Dorf im bad. Kreis und Amt Waldshut, unweit des Rheins, hat eine kath. Kirche, ein ehemaliges Kloster der Klosterfrauen zum Berge Sion, jetzt Kreisirrenanstalt, eine Bezirksforstei, Weinbau und (1890) 1196 Einw.

Jesuäten des heiligen Hieronymus (auch Jesusdiener) nannten sich die Mitglieder eines, lange Zeit nur aus Laien bestehenden Vereins, den ein reicher und ehrgeiziger Patrizier der Stadt Siena, Johannes Colombini (gest. 1367), nachdem er 1360 eine Geistesstörung erlitten hatte, im Verein mit seinem Freund und Nachfolger Mini zum Zweck strenger Askese und aufopfernden Krankendienstes gestiftet hatte. Da die Republik Venedig die Reichtümer dieses von Urban V. bestätigten Ordens zum Zweck von Türkenkriegen zu verwenden wünschte, hob ihn Clemens IX. 1668 auf, während der weibliche Seitenzweig, die Jesuatinnen, sich länger erhielt.

Jesuiten (Gesellschaft Jesu), geistlicher Orden, der, gestiftet im alleinigen Interesse der päpstlichen Allgewalt, bald eine welthistorische Bedeutung wie kaum ein andrer Orden zu erlangen wußte. Der Stifter der Gesellschaft, Ignaz von Loyola (s. d.), nannte, weil er 1537 in einer Vision gesehen, wie Gott Jesu den besondern Schutz des Ordens übertrug, denselben die »Kompanie Jesu«; ihre Mitglieder fügten zu den drei Mönchsgelübden noch das vierte, »ihr Leben dem beständigen Dienst Christi und der Päpste zu widmen, unter dem Kreuzesbanner Kriegsdienste zu leisten, nur dem Herrn und dem römischen Oberpriester, als dessen irdischem Stellvertreter, zu dienen, so daß, was immer der gegenwärtige Papst und seine Nachfolger in Sachen des Heils der Seele und der Verbreitung des Glaubens ihnen befehlen, und in welche Länder immer er sie entsenden möge, sie ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich, soweit es in ihren Kräften liege, Folge zu leisten gehalten sein wollten«. In einem Zeitpunkt, da alle Welt dem Papste den Gehorsam aufkündigte, legte sich ihm also hier ein aus schwärmerisch-phantastischen Anfängen rasch zum Stadium weltkluger Berechnung fortgeschrittener Orden unbedingt zu Füßen. Kein Wunder, wenn ihn schon 27. Sept. 1540 Papst Paul III. bestätigte und Julius III. seine Vorrechte in ausgedehntester Weise erweiterte. Die J. wurden mit den Rechten der Bettelmönche und der Weltgeistlichen zugleich ausgestattet, mit ihren Gütern von aller weltlichen Gerichtsbarkeit und Besteuerung, auch von bischöflicher Abhängigkeit befreit und hatten demnach außer ihrem Ordensobern und dem Papst keinen Herrn anzuerkennen; sie erhielten die Befugnis, alle Priesterfunktionen, sogar während eines Interdikts, zu verrichten, von allen Kirchenstrafen und Sünden eigenmächtig loszusprechen, die Gelübde der Laien in andre gute Werke zu verwandeln, von Fastengeboten, von Abwartung der kanonischen Stunden, vom Gebrauch des Breviers sich selbst zu dispensieren sowie überall Kirchen und Güter zu erwerben und Ordenshäuser anzulegen. Dazu erhielt ihr General neben einer unumschränkten Gewalt über alle Ordensglieder die Befugnis, sie in jederlei Aufträgen überallhin entsenden, sie allerwärts als Lehrer der Theologie anstellen und mit akademischen Würden bekleiden zu können.

Organisation des Jesuitenordens.

In den Konstitutionen und der darauf beruhenden gesellschaftlichen Gliederung des Ordens charakterisiert sich aufs sprechendste die schon im Stifter zu bemerkende Verbindung überspannter Schwärmerei und raffinierter Berechnung. Religiös-sittliche Motive und politische Kunst und Klugheit haben zusammengewirkt, um eine mannigfaltig verzweigte, aber einheitliche Ordensregel zu schaffen und der Gesellschaft jene einzigartige Organisation zu geben, welche einem aus festen Ringen gefügten Panzer gleicht, der seinen Träger wehrhaft macht, schützt und zugleich elastisch genug ist, um ihm jegliche Bewegung zu verstatten. Wille, Einsicht und Gewissen der ganzen Gesellschaft werden daher in der Hand des Generals zu einem gefügigen Werkzeug, welches keinem Befehl versagt. Etwa 500mal kommen die Konstitutionen darauf zurück, daß jeder im General Christus selbst sehen müsse, wie überhaupt dem alten Soldaten, welcher den Orden gestiftet hatte, die Subordination als das Geheimnis aller Machtentfaltung, als die Seele aller Tugend galt. »Ein jeder sei überzeugt, daß diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittelung ihrer Vorgesetzten sich ebenso bewegen und regieren lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent).« Innerhalb des durch die Konstitution gezogenen Spielraums schaltet der in Rom, jetzt in Fiesole residierende General souverän, so daß der Einzelne, nicht aber die Gesellschaft in seine Hand gegeben ist. Nur dem Papst verpflichtet, setzt er alle höhern Beamten ein und ab, verfügt über den Rang und die Wirksamkeit der Mitglieder, handhabt die vom heiligen Stuhl erhaltenen Privilegien, Gerechtsame und Konstitutionen, welche er ohne weitere Rechenschaft schärfen, mindern, widerrufen kann, und übt überhaupt volle Regierungs- und Jurisdiktionsgewalt aus. Er hat in den fünf (früher sechs) Beisitzern (Assistenten) gleichsam genossenschaftliche Anwalte, die ihn bei schwierigen Geschäften durch Rat und That unterstützen, aber auch beobachten und, wenn er trotz der von dem Warner (Zensor, Admonitor) ausgehenden Abmahnung bei Mißgriffen oder den Ordensregeln zuwiderlaufendem Leben verharrt, vor die Generalkongregation bescheiden und hier auf Absetzung antragen dürfen. Diese Generalkongregation, welche den General wählt, besteht aus den Assistenten, Provinzialen und je zwei Abgeordneten jeder Provinz. Ähnlich dem General, welcher ihn ernennt, übt der Provinzial (praepositus provinciae) in seinem bald größern, bald kleinern Kreis die gleichfalls von Beisitzern und dem Warner gezügelte Amtsgewalt aus, untersucht jährlich einmal sorgfältig den Stand des Bezirkes, überwacht auf Hochschulen und in Kollegien Lehrer und Schüler und beschränkt hochbetagte oder für wissenschaftliche Thätigkeit nicht befähigte Ordensglieder auf den Beichtstuhl. Dem Provinzial unmittelbar untergeordnet sind die Vorsteher der Profeßhäuser (superiores), in welchen die vollendeten J. (professi quatuor votorum) wohnen. Die gleichfalls von Räten und Mahnern (monitores) umgebenen Rektoren oder Vorsteher der Kollegien leiten die wissenschaftliche Thätigkeit u. den Schulbetrieb des Ordens. Ein geregelter

Digitized by Google

Briefwechsel verknüpft alle Gebiete und vermittelt alle Gesellschaftsbeziehungen. Wöchentlich einmal statten die Rektoren und Vorsteher der Profeßhäuser dem Provinzial Bericht ab, worauf jeden Monat Bescheid erteilt wird. Sämtliche Provinziale in Europa schreiben dem General monatlich einmal, die Rektoren und Hausvorsteher alle drei Monate. Die Beamtenkontrolle wird so geführt, daß der General nicht nur im Besitz vollständiger Kataloge ist, worin die einzelnen Ordensglieder nach Namen, Alter, Studien, Beschäftigungen, geistiger Befähigung charakterisiert sind, sondern auch über die Entwickelung und Bewährung aller Arbeiter beständig auf dem Laufenden gehalten und dadurch in den Stand gesetzt wird, für jeden Posten sofort den geeigneten Mann zu ersehen. Aus den einlaufenden zahllosen Einzelberichten geht der jährlich zu Rom in lateinischer Sprache abgefaßte Generalbericht über den Stand der Provinz hervor. Den untersten Grad des Ordens bilden die Novizen, die der von einem Gehilfen (coadjutor) unterstützte Novizenmeister (magister novitiorum) im Probehaus (domus probationis) beaufsichtigt und leitet. Zwanzig Tage lang dauert die Gastzeit, binnen welcher man den Fremdling (Indifferenten) vorläufig beobachtet und durch bestimmte, vom Prüfer (Examinator) gestellte Fragen zu erforschen trachtet. Für den Zugelassenen, der vor allem körperlich gesund und geistig befähigt sein muß, beginnt nun die Probezeit (Noviziat). Die von 4 Uhr morgens bis 9 Uhr abends genau bestimmte Tagesordnung der Novizen umfaßt eine ertötende Monotonie von düstern Andachtsübungen, niedern Dienstleistungen, phantastischer Lektüre und herber Selbstqual, ganz dazu gemacht, alle gesunde Eigenart zu brechen und die geistige Verschrobenheit zu vollenden, die den jungen Mann ins Novizenhaus geführt hat. Nach zweijähriger Probezeit tritt der Novize mit feierlichem Gelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams als Scholastikus der Gesellschaft bei, deren Zwecke er von nun an thätig fördert, ohne noch die innersten Triebfedern des großen Maschinenwerkes selbst zu kennen. Seine Gelübde binden ihn, nicht aber den Orden, welcher einen Mißliebigen ohne weiteres entlassen darf. In dieser Klasse bleibt der Jesuit je nach seinen Fortschritten 8—15 Jahre, um sodann dienender Bruder (coadjutor) zu werden. Es gibt geistliche Koadjutoren (Mithelfer, coadjutores spirituales), welche den Jugendunterricht besorgen oder auch im Beichtstuhl und auf der Kanzel wirken, und weltliche Koadjutoren (coadjutores saeculares), welche als Verwalter, Diener, Köche, Handarbeiter für die physischen Bedürfnisse des Ordens sorgen und ohne bestimmte Erlaubnis nicht einmal lesen und schreiben lernen dürfen. In Stellungen letzterer Art rücken die Laienbrüder nach überstandenem Noviziat oft sehr rasch ein. Dagegen empfängt die Priesterweihe nur, wer als Scholastikus in einem Ordenskollegium jahrelang sich mit allgemein wissenschaftlichen Fächern beschäftigt, dieselben dann wiederum jahrelang als Hilfslehrer vorgetragen, hierauf noch vier Jahre lang Theologie studiert und schließlich noch ein Jahr auf Wiederholung der Noviziatsübungen verwendet hat (das sogen. Tertiat). So findet er etwa im 18. Jahr seines Ordenslebens Aufnahme in die Zahl der Professen von vier Gelübden (professi quatuor votorum). Diese allein, als die eigentlichen J. (nostri im Gegensatz zu den externi) verwalten die höchsten Ämter, wählen aus ihrer Mitte den Großmeister und erscheinen auf den, freilich selten genug, in Rom abgehaltenen Generalkongregationen. Hinsichtlich des Vermögens galt früher der Unterschied, daß die Profeßhäuser von milden Gaben lebten, die Kollegien und Novizenhäuser aber gemeinschaftliche Einkünfte erwerben durften.

Inneres Ordensleben.

Das innere Ordensleben charakterisiert sich besonders nach den vier Seiten der häuslichen Zucht, des Gottesdienstes, des Unterrichts u. des Missionswesens. Die Hausregel oder Tagesordnung strebt das Aufgehen aller individuellen Triebe und Kräfte im Gesamtinteresse an. Obenan steht die Pflicht, gegenüber den Befehlen der Obern dem eignen Willen zu entsagen. Niedrige, ja widerwärtige Geschäfte (officia abjecta) muß man so lange betreiben, bis die ursprüngliche Abneigung besiegt ist, für jeden Brief die Erlaubnis des Obern nachsuchen, alle Falten und Geheimnisse des Herzens, alle Fehler und Gebrechen nicht nur im Beichtstuhl enthüllen, sondern auch außerhalb desselben, wenn sie an einem Mitbruder entdeckt werden, ohne Säumnis einberichten, endlich zweimal des Tages sein Gewissen prüfen. Der kategorische Imperativ des blinden Gehorsams erreicht dadurch seinen Höhepunkt, daß der Vorgesetzte kraft der gegebenen Vollmacht im Namen Jesu Christi dem Untergebenen selbst eine Handlung aufgeben kann, welche dessen eignes sittliches Gefühl oder Urteil mißbilligt. Die Selbstüberwindung gegenüber den Banden des Blutes fordert Aufgeben der angebornen Naturgefühle; von Vater, Mutter, Verwandten spricht schon der Novize als von solchen, die er einst »hatte«, aber nicht mehr »hat«. Nicht weniger soll die Eifersüchtelei der Nationalität in dem Kreis der Brüderschaft verschwinden, daher Gespräche über politische Gegenstände verboten sind. Jedes Mitglied soll nach Kräften Engelsreinheit des Geistes und Leibes erstreben, Auge, Ohr und Zunge mit anhaltender Sorgfalt bewachen. Gang, Schritt, Gestikulation, Stimme, Haltung sind genau vorgeschrieben. Der Jesuit wandelt im langen schwarzen Gewand und Mantel, mit einer schwarzen viereckigen Mütze oder dem flachbodigen Krempenhut angethan; sein Haupt soll er mit leichter Beugung nach vorn tragen; die Augen sollen den Boden suchen und nur den untern Teil des Gesichtes des Angeredeten fixieren. Auch auf etwaigen Wanderungen soll der Jesuit sich unaufhörlich in den Ordenskreis hineindenken und in bestimmten Fristen vorgeschriebene Reisegebete wiederholen. Die Armut soll als eine eherne Ordensmauer (religionis murus) geliebt und geübt werden. Niemand soll irgendwie Eigentum haben, jedermann mit dem geringsten Hausgerät und Bedarf zufrieden und, im Fall Not oder Gebot es fordern, bereit sein, das Brot von Thür zu Thür zu erbetteln, auch nicht Lohn und Almosen nehmen für geistliche Handlungen, als Messe, Beichte, Predigt, Unterricht. So wenigstens lauten die Konstitutionen, die freilich durch päpstliche Eingriffe gerade auf diesem Punkt verhängnisvolle Änderungen erfuhren, in deren Folge der Orden bald über unzählige Reichtümer gebot und in allen Ländern Handels- und Bankgeschäfte betrieb.

Gottesdienst, Predigt und Seelsorge sind streng an die Überlieferung der römisch-katholischen Kirchenlehre gebunden; dabei suchten die jesuitischen Theologen unter Anwendung von utilitarischen und eudämonistischen Reflexionen die Seelen möglichst zu gewöhnen, ihr Heil auf dem Wege der Beichte und der verdienstlichen Werke zu suchen. Während sie in der Verfolgung dieses Zieles die Lehren von der Gnade und Vorher-

Digitized by Google

bestimmung im Gegensatz zu Bajus (s. d.) und Jansen (s. d. 1) einer fast rationalistischen Kritik unterwarfen, beförderten sie auf der andern Seite wieder das phantastische Moment in der Religion und trieben namentlich als fruchtbares Prinzip alles sinnlich-übersinnlichen Aberglaubens den Marienkultus auf die Spitze. Dieser letztere überwucherte bald in seiner rohesten, geschmacklosesten und anstößigsten Form den ganzen Gottesdienst. Ein stehendes Thema in ihren Predigten und Erbauungsbüchern wurde es, daß es schwer sei, durch Christus, dagegen leicht, durch Maria selig zu werden. Aber auch sonst fand aller Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst die eifrigste Unterstützung, Fortbildung und Verbreitung unter den J. Sie produzierten Wundergeschichten, Talismane und Fetische in Menge und suchten auf diesem Wege die Phantasie des Volkes zu beschäftigen und einzunehmen. Nichts wurde verabsäumt, um neben der schlagfertigen Frömmigkeit, welche jede Kapitulation mit dem Feind verschmähte, den religiösen Sinn an die Interessen des Ordens zu knüpfen. Für diesen bringt man im Beginn des Jahres, Monates, der Woche ein besonderes Meßopfer dar; die Wohlthäter und Gönner finden in Gebeten und Messen dankbares Gedächtnis, kein wichtiges, der römisch-katholischen Kirche und Brüderschaft günstiges Ereignis bleibt ohne gottesdienstliche Feier. Das ganze Räderwerk der mannigfaltig abgestuften Kultusangelegenheiten ist durch bestimmte Vorschriften geregelt. Den Übergang von dem stillen Gebet zu dem öffentlichen Gottesdienst bildet die unter dem Namen der geistlichen Übungen künstlich gegliederte Andacht. Den methodisch-didaktischen Leitfaden gewährt Loyolas »Geistliches Übungsbüchlein« (»Exercitia spiritualia«), welchem schon 1548 Papst Paul III. mittels einer Bulle gleichsam kanonische Weihe, die Generalkongregation von 1594 aber weitere Ausführung verliehen hat. Es enthält eine nach vier Wochen, der religiös-geistlichen Dienstzeit, geordnete förmliche Anweisung zur Prüfung des eignen Gewissens und zum Beten, ganz dazu angethan, alle Willensfreiheit niederzuschlagen und einen teils schwärmerisch fiebernden, teils leidenden Gemütszustand zu erzeugen, der jeden Eingriff des brüderschaftlichen Geistes in das individuelle Geistesleben willig duldet.

Diese geistlichen Übungen, welche jeder Jesuit während des Noviziats und Tertiats, in abgekürzter, auf 8—10 Tage ausgedehnter Form, aber auch sonst mehrfach durchmachen muß, konnten um so weniger ihre Wirksamkeit verfehlen, je planmäßiger das wissenschaftlich-pädagogische Element von dem Orden entwickelt und für praktische Endergebnisse benutzt wurde. Wollte man den Siegesgang der Reformation aufhalten, so erschien vor allem wirksamste Konkurrenz auf dem Gebiete des Unterrichts notwendig. Von Anfang an hat daher der Orden sein Augenmerk auf die Erziehung und Bildung der heranreifenden Generationen gerichtet und den Zweck des Jugendunterrichts in seine Ordensregel aufgenommen. Um möglichst viele Zöglinge zu gewinnen, ward der Unterricht möglichst wohlfeil, im Prinzip sogar unentgeltlich erteilt, und zwar den Kindern aller Stände. Abgesehen aber war es besonders auf Söhne aus bessern Ständen und talentvolle Köpfe, und der allbestimmende, die ganze pädagogische Betriebsamkeit leitende Gedanke war der Ordenszweck. Hatte bei der Wiederaufnahme des Studiums des klassischen Altertums in Italien und Deutschland teils die ästhetisch-sprachliche, teils die kritisch-historische Seite das Übergewicht erhalten, so trat in den Jesuitenschulen der Humanismus, seinem geschichtlichen Charakter geradezu entgegen, in den Dienst des römisch-mittelalterlichen Kirchentums. Freilich war es fast ausschließlich das Lateinische, nicht das Griechische, was die Gesellschaft pflegte. War doch das Latein zugleich Kirchen- und Gelehrtensprache des ganzen Abendlandes. Als solche paßte es vortrefflich zu den römischen Tendenzen des Ordens: die nationale Bildung ward überall zurückgedrängt und die katholische Theologie unumschränkte Königin der Wissenschaften. Die Ausbildung einer schlagfertigen Geistlichkeit und einer von Ehrfurcht vor dem priesterlichen Stand erfüllten, unterwürfigen Laienschaft, dies ist das Ziel aller Lehranstalten. Ihre Grenzen und Befugnisse, ihre Hilfsbücher, Arbeits- und Mußestunden, Strafen und Belohnungen &c., alles ist durch feste Vorschriften gegen Ungewißheit oder Willkür sichergestellt. Selbst in Dingen, welche nicht dem Glauben und der Frömmigkeit angehören, soll jeder Lehrer, auf eignes Urteil verzichtend, die Ansichten bewährter Meister und die Gebräuche katholischer Schulen darlegen. So wurden Aristoteles auf philosophischem, Hieronymus auf exegetischem, Thomas auf dogmatischem Gebiet Vorbilder des großen Gedankenregenten in Rom, für dessen Dienst die J. erzogen wurden. Der unter dem General Aquaviva 1584 ausgearbeitete Studienplan (Ratio atque institutio studiorum societatis Jesu, neueste Ausg. von Pachtler in den »Monumenta Germaniae paedagogica«, Berl. 1887—94, 4 Bde.) lehnt sich so eng an humanistische Vorbilder, wie die Schulordnung des evangelischen Straßburgers Joh. Sturm und die Schola aquitanica (Collège de Guienne), an, daß er von der spanischen Inquisition getadelt und vom Papst Sixtus V. verworfen ward. Erst eine zweite Bearbeitung von 1599 erlangte wirkliche Geltung. Mit wenigen Zusätzen vom Jahr 1616 und einigen, die Grundsätze nicht berührenden Änderungen des Generals Roothaan vom Jahr 1832 gilt die Ratio studiorum noch heute. Nach ihr ist der Lehrgang so eingerichtet, daß die niedern Studien (studia inferiora) den fünf oder sechs Gymnasialklassen (Principia, Rudimentum, Syntaxis, Humanitas, Rhetorica), die höhern Studien (studia superiora, d. h. Philosophie und Theologie) den beiden Lycealklassen (Facultas artium und Theologia) zufallen. Die drei untern Gymnasialklassen werden auch unter der Bezeichnung Grammatik, wie die beiden obern unter dem Namen Humanität zusammengefaßt. Die Gymnasialklassen bis auf die zweijährige Rhetorik haben einjährigen Lehrgang. Die philosophischen Studien sind auf zwei, die theologischen auf vier Jahre berechnet. Die Realien mit Ausnahme von etwas Physik und der den Handelszwecken dienstbaren Mathematik wurden vernachlässigt, und ganz besonders suchte man rhetorisch-dialektische Gewandtheit zu erzielen. Diesem Zweck dienten namentlich die sogen. akademischen Vereine, in welchen die Zöglinge unter der Vorsteherschaft eines Lehrers und nach ihren verschiedenen Stufen als Grammatiker, Humanisten, Rhetoriker, Philosophen, Theologen Aufgaben in mündlicher und schriftlicher Rede behandelten, Vorträge hielten und beurteilten, Sätze verteidigten und angriffen &c. Als Zuchtmittel gebrauchte man vorwiegend Ehrgeiz und Eitelkeit und führte nach den Kenntnissen und Sitten bestimmte Klassenplätze sowie Prämien ein. Auch hier hatte jeder Schüler seinen Nebenbuhler und in ihm zugleich seinen Aufseher u. Denunzianten.

Digitized by Google

Auf Wetteifer (aemulatio) beruhte die ganze Disziplin. (Über jesuitische Erziehung vgl. Reinhold, K. L. Reinholds Leben, Jena 1825, S. 5 ff.) So erhielt der Orden nach und nach einen Stamm von Zöglingen, welchen in den meisten katholischen Ländern die Leitung des Unterrichts zufiel, und die dabei einer religiös-körperschaftlichen Richtung folgten, deren Endergebnisse weniger der Wissenschaft als dem kirchlichen Leben förderlich werden mußten. Noch jetzt beherrscht der Jesuitismus einen großen Teil des höhern Unterrichts in Österreich und in Belgien.

Der letzte Hebel des wachsenden Einflusses des Jesuitenordens war endlich der, daß er die Mission oder Heidenbekehrung in den Bereich seiner Thätigkeit zog. Dies hatte schon in dem ursprünglichen Gedanken Loyolas gelegen, und in dem Mitbegründer des Ordens, Franz Xaver (s. d.), erstand ihm einer der größten und erfolgreichsten Heidenmissionare, die das Christentum aufzuweisen hat. Aber auch auf dem im äußersten Notfall betretenen Weg der den Deckmantel des Glaubenseifers umwerfenden Eroberung oder einer schlauen Handelspolitik haben die J. in Ost- und Westindien, in Japan wie in China und Abessinien dem Christentum und ihrer Gesellschaft Tausende von Anhängern gewonnen. Dabei wendete man alle erdenklichen Mittel und Künste der Bekehrung an, verschmolz althergebrachte Vorstellungen und Gebräuche mit christlich-katholischen Begriffen und Gewohnheiten, bahnte sich in Ostindien bald als christlicher Brahmane zu den Großen, bald als Freiheit verkündender Apostel zu den unterdrückten Volksmassen den Weg, trat in Japan als Lehrer und Vollstrecker eines strengen Sittengesetzes den wollüstiger Trägheit sich hingebenden Priestern entgegen und machte Partei bei dem der üppigen geistlichen Standesgenossenschaft grollenden Adel, gewann in China durch Meßkunst und Sterndeuterei Eingang und Ansehen, übernahm im spanischen Südamerika die Anwaltschaft der unterdrückten Eingebornen, handhabte gelegentlich auch das christliche Gebot der Bruderliebe durch Kampf wider Sklaverei und Gründung des sozialistisch-theokratischen Jesuitenstaats Paraguay. Indessen erlahmte die Kraft der jesuitischen Mission in demselben Maße, als die von ihr geübte Anbequemung an heidnischen Kult und Aberglauben von den Päpsten untersagt und der anfänglich versuchte Widerstand des Ordens gegen solche Maßregelung gebrochen wurde.

Geschichte und Ausbreitung des Jesuitenordens.

Nach dem Tode des Stifters zählte die Gesellschaft über 1000 Mitglieder, unter welchen sich jedoch nur 35 Professen befanden, 100 Wohnsitze (Häuser) und 12 Provinzen, von welchen 7 auf die Pyrenäische Halbinsel, wo sie sich am schnellsten ausbreitete, und die spanisch-portugiesischen Kolonien kamen. Andre und unter den folgenden Generalen neu hinzukommende Provinzen verteilen sich über Italien, Frankreich, Ober- und Niederdeutschland. Die Mittelpunkte der jesuitischen Wirksamkeit, die Kollegien, gingen, zumal da man überdies das Andenken der freigebigen Gönner durch Messen und Prunkfeste ehrte, meist aus freiwilligen Gaben und Schenkungen hervor. So stifteten z. B. Kaiser Karl V. zu Palermo, der Bruder desselben, König Ferdinand, zu Prag, Wien und Innsbruck, die Erzherzogin Magdalena, Ferdinands Schwester, zu Hall Kollegien. In Spanien wurde das 1542 gegründete Kollegium zu Saragossa im Laufe der Zeit die Mutteranstalt von 25 andern Kollegien. In Portugal, wo die Gesellschaft an dem König Johann III. den ersten freigebigen Gönner und an dem Enkel desselben, Sebastian (gest. 1578), einen unterthänigen Schüler gewann, dienten die Kollegien zu Lissabon, Evora, Oporto, Braga und Coimbra als Stützen und Werkstätten einer wahrhaft theokratischen Macht, der nicht nur Glaube und Wissenschaft, sondern auch Leben und Sitten des portugiesischen Volkes gehorchten. In Italien bildete das durch den Herzog Borgia, nachmaligen dritten Ordensgeneral (gest. 1572), zu Rom gestiftete Kollegium (1551) den Mittelpunkt, von welchem aus auf 120 Pflanzschulen eingewirkt wurde. Daneben diente das nur von jungen Deutschen besuchte deutsche Kollegium (s. Collegia nationalia) in Rom als ein Hauptrüstzeug für die Ordenszwecke jenseit der Alpen. In Frankreich blühten um den Anfang des 17. Jahrh. 35 reiche Kollegien. In Deutschland breitete sich der Jesuitenorden von drei Zentralpunkten, Ingolstadt, Wien und Köln, aus. Nachdem die Gesellschaft mit Beihilfe der bayrischen Herzöge Wilhelm IV. und Albrecht V. durch die gelehrten Mitglieder Jay, Salmeron und Canisius auf der Universität Ingolstadt steigendes Ansehen erworben und daselbst ein Kollegium gegründet hatte (1556), wurden auch in München (1559), Dillingen (1563) und Augsburg (1579) Filialanstalten errichtet und der höhere wie der untere Schulunterricht in die Hand genommen, indes Wien, wo Canisius (s. d.) ein rasch aufblühendes Kollegium (1551) stiftete, den Weg nach Prag (1556), Olmütz, Brünn in Mähren (1561), Tyrnau in Ungarn (1561), Graz in Steiermark, Innsbruck und Hall in Tirol bahnte. Von Köln aus, wo der Orden zuerst das akademische Kollegium der drei Kronen (1556) und bald die gesamte Universität unter seine Aufsicht brachte, entstanden Pflanzungen in Trier (1561), Mainz (1561), Speyer, Aschaffenburg und Würzburg, ferner in Antwerpen, Löwen, St.-Omer, Cambrai und Tournai. Auch in dem von Polen abhängigen Preußen siedelten sich die J. zu Braunsberg an, wo ihnen Bischof Hosius von Ermeland ein Kollegium stiftete (1565), und fanden bald danach auch Eintritt in Posen, Pultusk, dem livländischen Riga und Wilna (1570). Dagegen blieben Rußland, Norddeutschland, Skandinavien und Großbritannien dem Orden nach kurzen Schwankungen verschlossen. Überall ging das Hauptbestreben des Ordens dahin, dem Protestantismus Gebiete wieder zu entreißen, die er früher erobert hatte. Seit der Vorsteherschaft des fünften Generals, Aquaviva (1582—1615), welcher den drei Spaniern Ignaz Loyola, Laynez und Borgia nach der schwachen Regierung Mercurians (1573—81) folgte und seine monarchische Stellung allen Anfechtungen der spanischen Ordensbrüder gegenüber aufrecht erhielt, begann die Zeit der großen politischen Unternehmungen, der Intrigen, Gewaltthaten und Erfolge, welche freilich in vieler Beziehung im direkten Gegensatz zu der Konstellation standen, welche einst die Geburtsstunde des Ordens bezeichnet hatte. Der Wendepunkt fällt in das Generalat Vitelleschis (1615—45), unter welchem sich sogar die Professen der Verpflichtung der Armut entbanden und der Allgewalt des Generals eine Schranke zogen. Damals (1616) zählte der Orden 39 Provinzen, 1593 Mitglieder, 803 Häuser, darunter 15 Profeßhäuser, 467 Kollegien, 63 Missionen, 165 Residenzen und 136 Seminare.

Diese Richtung des Ordens aber war es, die, abgesehen von dem nur zu natürlichen Neid, welcher

Digitized by Google

ihm aus seiner gebietenden Macht- und Ausnahmestellung in der Kirche erwuchs, den J. unter der nicht jesuitischen Geistlichkeit und den alten Mönchsorden viele Gegner erweckte. So erklärte die Universität zu Paris den ganzen Orden für unnütz, und als es demselben 1562 gleichwohl gelang, in Frankreich festen Fuß zu fassen, mußte er auf den Gebrauch seiner meisten Freiheiten verzichten. Nachdem die J. sich schon in Portugal unter den Königen Johann III. und Sebastian in politische Händel gemischt hatten und nach des letztern Tode die Hauptursache gewesen waren, daß dieses Reich der spanischen Krone überliefert wurde, gerieten sie auch in Verdacht, in Frankreich an der Ermordung Heinrichs III. teilgenommen zu haben. Wegen des Mordversuchs ihres Schülers Châtel auf Heinrich IV. wurden sie 1594 feierlich aus Frankreich verbannt, allein schon 1603 gestattete ihnen derselbe König wieder die Rückkehr. Der Teilnahme an der Ermordung desselben durch Ravaillac konnte man sie nicht überführen; das Buch des Jesuiten Mariana, welches den Fürstenmord verteidigt, halfen sie selbst mit verdammen, und durch Schmeicheleien gegen die Höfe sowie vorzüglich durch eine raffinierte, auf die Schwächen der Vornehmen berechnete beichtväterliche Praxis wußten sie sich in dem Besitz der Macht zu erhalten. So beherrschten sie vom Beichtstuhl aus nicht bloß die Bourbonen bis auf Ludwig XV., sondern errangen womöglich noch größere Erfolge in den Niederlanden, wo sie Belgien zurückeroberten, in Polen, wo sie die Könige seit Stephan Bathory (1575—86) fast durchgängig beherrschten, und in Deutschland, wo die Kaiser Ferdinand II. und Ferdinand III. ganz unter ihrem Einfluß standen, und wo sie im Dreißigjährigen Kriege die Seele der Liga waren. Durch den Pater Lamormain wurde der Sturz Wallensteins herbeigeführt u. das schwankende Bayern in der Bundesgenossenschaft mit Österreich erhalten. Unterdessen traf sie in Frankreich ein empfindlicher Schlag durch den Jansenismus (s. Jansen 1). Beschuldigungen wurden gegen sie laut, die sie nicht widerlegen konnten; die in den »Lettres provinciales« von Pascal gegen sie erhobenen Anklagen waren das Signal zum Sturm. Man tadelte laut ihr theatralisches Unterrichtswesen, die Seichtigkeit ihrer Lehrart, die kasuistische Gewissenlosigkeit ihrer Moral, und die Rohheit ihres Ordensegoismus wurde in Sciotis »Monarchia solipsorum« gegeißelt. Dazu kamen die von wenig Gewissenhaftigkeit zeugenden Mittel, welche sie bei ihren Heidenbekehrungen anwendeten, ihre Unverträglichkeit gegenüber den übrigen Missionaren, die offene Widersetzlichkeit, die sie aus der Ferne, in Amerika, China, Indien, sogar dem römischen Stuhl gegenüber entfalteten, der Handelsgeist, der ihre Unternehmungen charakterisierte. Aus einigen italienischen Städten wurden sie sogar wegen verbotenen Umgangs mit dem weiblichen Geschlecht fortgewiesen. Ihre Gewinnsucht aber trat am unverhohlensten an ihren Missionsplätzen hervor, indem sie daselbst zu ihrer Bereicherung nicht bloß die Triebfedern der Spekulation, sondern auch der Überlistung in Bewegung setzten. Als sie von ihrem Staat in Paraguay infolge eines Tauschvertrags, den Spanien mit Portugal 1750 schloß, sieben Pfarreien an letzteres abgeben sollten, leisteten die Eingebornen unter der Anführung der J. den Portugiesen bewaffneten Widerstand. Infolgedessen wurde gegen die J. eine peinliche Untersuchung eingeleitet. Noch war diese nicht geschlossen, als 1758 ein Attentat auf den König Joseph I. geschah. Da der Minister Pombal eine Mitschuld der J. hieran als sehr wahrscheinlich hinstellte, so wurde ihr Orden 3. Sept. 1759 durch ein königliches Edikt in Portugal aufgehoben, die Mitglieder in Schiffe gepackt und »als Geschenk für den heiligen Petrus« an den Küsten des Kirchenstaats ausgesetzt. Dies war der Anfang der Katastrophe. Es zählte der Orden damals 22,589 Mitglieder aller Grade, darunter die Hälfte geweihte Priester, 24 Profeßhäuser, 669 Kollegien, 176 Seminare, 61 Noviziate, 41 Provinzen, 335 Residenzen und 273 Missionen.

Der Sturz der J. in Frankreich wurde besonders durch ihren Handel, welchen sie trotz aller Abmahnungen seitens des Papstes fortführten, sowie durch die Ungunst, in welcher sie beim Minister Choiseul-Amboise und bei der Marquise Pompadour standen, herbeigeführt. Der Pater Lavalette hatte nämlich 1743 unter dem Vorgeben einer Mission zu Martinique ein Handelshaus gegründet, welches den Handel fast aller benachbarten westindischen Inseln an sich zog; als zwei Schiffe, welche er an das Handelshaus Lioncy zu Marseille an Zahlungs Statt gesandt hatte, unterwegs von den Engländern gekapert wurden und Lavalette sich weigerte, Ersatz zu leisten, wurde vom Haus Lioncy ein Prozeß gegen die J. anhängig gemacht, welcher sie nicht nur zur Leistung des Schadenersatzes verurteilte, sondern auch sonstige Mißbräuche derselben ans Tageslicht förderte. Sie wurden zur Abänderung ihrer Ordensstatuten angehalten; allein ihr damaliger Beschützer, Papst Clemens XIII., erklärte: »Sint, ut sunt, aut non sint«. Daher wurde der Orden in Frankreich 1764 durch ein königliches Dekret aufgehoben. Darauf erfolgte 1767 auch die Verbannung der J. aus Spanien, wo der Minister Aranda ihrer 5000 in einer Nacht verhaften und nach dem Kirchenstaat abführen ließ. Aus Neapel vertrieb sie gleichzeitig der Staatsmann Tanucci; auch aus Parma mußte der Orden 1768 weichen, bis ihn endlich der Papst Clemens XIV. 21. Juli 1773 in seiner Bulle »Dominus ac redemptor« gänzlich aufhob. Ordensgeneral war damals Lorenzo Ricci. Jetzt kam es auch in Österreich und im katholischen Deutschland zur Aufhebung des Ordens. Mit Ausnahme von Spanien und Portugal verfuhr man jedoch allenthalben ziemlich gelind gegen die J., verwilligte ihnen Jahresgehalte von ihren eingezogenen Gütern u. forderte bloß, daß sie sich unter die Aufsicht eines Bischofs stellen oder andern Orden anschließen sollten. Friedrich II. von Preußen ließ sie sogar unter dem Namen von Priestern am königlichen Schulinstitut unterrichten, und nur das Tragen ihrer Ordenskleider war ihnen im preußischen Staate verboten. Aus Rußland waren sie zwar schon 1719 durch Peter d. Gr. verbannt worden, allein durch die Einverleibung des östlichen Teils von Polen fanden sie wieder Eingang und wurden nach der Auflösung des Ordens nicht nur geduldet, sondern erhielten 1782 sogar die Erlaubnis, sich einen Generalvikar zu wählen. Papst Pius VI., Nachfolger des jesuitenfeindlichen Clemens XIV., schenkte ihnen seine Gunst und beförderte die Exjesuiten zu wichtigen Stellen. Dieselben standen besonders mit den Liguorianern oder Redemptoristen (s. d.) in intimen Beziehungen. Auch die Paccanaristen (s. d.) bildeten eine Zeitlang Ersatz für den Jesuitenorden. Der Plan, sich 1787 unter dem Namen Vinzentiner wieder aufzuthun, scheiterte. Dagegen bestätigte Pius VII. 1801 ihren Orden in Weißrußland und Litauen, wo er unter dem Generalvikar Gruber sich von politischer Wirksamkeit

Digitized by Google

fern hielt, und drei Jahre nachher stellte der Papst den Orden auch in Sizilien wieder her. Das Jahr 1811 brachte die Bestätigung des Ordens für ganz Rußland.

Am 7. Aug. 1814 verfügte endlich die Bulle Pius' VII.: »Sollicitudo omnium ecclesiarum« die allgemeine Wiederherstellung des Jesuitenordens. Am 11. Nov. 1814 erfolgte in Rom die feierliche Wiedereröffnung ihres Noviziats. Überall fanden die J. um so bereitwilliger Aufnahme, als man im Orden einen Bundesgenossen gegen den Geist der Revolution erblickte. In Modena erhielten sie 1815 ein Kollegium eingeräumt, und gleichzeitig fand ihre Restitution in Sardinien, Neapel und Spanien statt. In letzterm Lande hatte zwar die liberale Bewegung im März 1820 ihre abermalige Vertreibung, die Herstellung des Absolutismus 1823 aber auch ihre Rückkehr zur Folge. Abermals wurde der Orden 1835 u. 1868 in Spanien verboten. Portugal aber beharrte bei seinem Ausweisungsbeschluß vom 3. Sept. 1759. Dom Miguel stellte zwar durch Dekret vom 30. Aug. 1832 die Gesellschaft Jesu wieder her; Dom Pedro aber erklärte, nachdem er 23. Juli 1833 in Lissabon eingezogen, jenes Dekret für ungültig, worauf die J. das Land verlassen mußten. Dessenungeachtet haben sie sich später in Lissabon und in andern Städten der Pyrenäischen Halbinsel wieder eingenistet. 1892 gab es ihrer 1501 in Spanien, 149 in Portugal. In Frankreich gewährte ihnen selbst die Restauration bloß Duldung, und infolge der Julirevolution wurde der Orden für alle Zeiten aufgehoben. Gleichwohl bestanden sie auch unter Ludwig Philipp mehr oder weniger offen fort. Ihre beiden Provinzen waren Lyon und Francia (Paris). Letztere zählte Residenzen in Paris, St.-Acheul, Angers, Straßburg, Brugelette (unweit Mons auf belgischem Gebiet), Bourges, Quimper, Metz, Laval, Vannes, Nantes, Liesse bei Laon, Lille, Rouen, Poitiers, Isenheim im Elsaß, eine Mission in China und vier Missionen in Amerika; erstere die Residenzen Lyon, Bordeaux, Aix, Avignon, Ladoulese, Dôle, Grenoble, Toulouse, Marseille, Chartres und Vals sowie Missionen in Afrika, Syrien und Indien. Das Gesamtpersonal dieser beiden Provinzen betrug 1. Juli 1845: 351 Priester, 202 Scholastiker und 182 Laienbrüder. Zwar wurden die französischen J. infolge der Kammerverhandlungen von 1845 unter Auflösung der Kollegien in die Kategorie des ordentlichen Klerus zurückgeführt und unter die Autorität der Bischöfe und Pfarrgeistlichen gestellt; allein ihr Einfluß trat besonders unter Napoleon III. wieder im gleichen Verhältnis mit der wachsenden Macht des Klerus hervor. Bei ihrer Austreibung 1880 betrug ihre Zahl in Frankreich 2464; sie verfügten über 60 Institute. In Belgien, wo die J. bei der Revolution von 1830 sehr thätig gewesen waren, haben sie seitdem immer größern Einfluß erlangt und fast das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen an sich gerissen. Das kleine Land beherbergte 1892 neben 405 Priestern 322 Kleriker des Ordens. Zentralstätte ihrer Wirksamkeit ist die Universität Löwen. In England besitzen sie seit dem Anfang des 19. Jahrh. Kollegien mit Erziehungsanstalten zu Stonyhurst bei Preston in Lancashire und zu Hodderhouse. 1892 hatte England 266 Priester und 216 Kleriker des Ordens. In Irland errichteten sie seit 1825 Ordenshäuser und Schulen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist ihr Einfluß ebenfalls im Zunehmen begriffen, ebenso in Südamerika trotz wiederholter Verbote und Austreibungen. Ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse in Mexiko, wo der Orden 1868 verboten wurde. Gleichwohl standen schon 1892 wieder 25 Priester und 78 Scholastiker des Ordens in Mexiko. Dagegen mußte der Orden infolge der Revolution von 1889 aus Brasilien weichen. In Rußland erfolgte, nachdem die J. ihrer Umtriebe wegen schon durch Ukas vom 1. Jan. 1817 aus Petersburg und Moskau verwiesen worden, durch Ukas vom 25. März 1820 ihre Aufhebung im ganzen russischen Reich und für immer. Ebenso ist ihr Einfluß in Italien, wo Viktor Emanuel I. von Sardinien sie begünstigte, seit der Umwälzung von 1859 im Sinken begriffen; jetzt sind sie auf Rom beschränkt, seitdem der Orden im gesamten Königreich Italien gesetzlich aufgehoben ist. In der Schweiz fanden sie zuerst im Kanton Freiburg Aufnahme und gründeten schon 1818 daselbst ein Kollegium. Später faßten sie auch in andern Kantonen, namentlich in Luzern, Fuß; doch hatte ihre offizielle Berufung dorthin (Herbst 1844) erst die Gründung des Sonderbundes, dann aber auch den Sonderbundskrieg und damit einen ihnen entschieden ungünstigen Umschwung der gesamten politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft zur Folge. Trotz ihrer Austreibung aus der ganzen Schweiz gibt sich ihr Einfluß aber noch hier und da, namentlich im Kanton Freiburg, kund. In Deutschland fanden sie Aufnahme zunächst in Innsbruck, Graz und Linz und für einige Zeit auch in Anhalt-Köthen, als dessen Fürst zum katholischen Glauben übertrat. In Bayern waren sie als Redemptoristen geduldet und unter dem Ministerium Abel entschieden begünstigt; unter demselben Namen hatten sie auch in Österreich Erziehungsanstalten gründen dürfen. Die politische Reaktion nach 1848, in Verbindung mit der eintretenden Abspannung, welche der revolutionären Aufregung folgte, war der Gesellschaft Jesu so günstig, daß sie durch Missionen u. durch die geflissentliche Hervorhebung ihres die Revolution bekämpfenden Wirkens ihren Einfluß selbst über die Grenzen des katholischen Deutschland hinaus geltend gemacht hat. In Österreich hatten die J. bereits 1854 wieder drei Kollegien, und 1857 erhielten sie auch die theologische Fakultät zu Innsbruck übertragen. In Bayern, Preußen und in den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz haben sie seit 1850 besonders als Reiseprediger (die Patres Roh, Klinkowström u. a.) eine große Thätigkeit entwickelt, und namentlich in der Rheinprovinz und in Westfalen war ihr Einfluß von Jahr zu Jahr in auffälligstem Wachstum begriffen. Aber die goldenen Tage der J. sollten erst in den spätern Zeiten der Regierung Pius' IX. (1846—78) anbrechen, welcher mit der Zeit ganz unter ihren Einfluß geriet. Neben ihm, dem »weißen Papst«, regierten in Rom als »schwarzer Papst« der Jesuitengeneral, Pater Roothaan (1829—53), und sein Nachfolger, Pater Beckx (bis 1884). Dessen Nachfolger Anderledy (bis 1892) erhielt sogar vom Papst Leo XIII. die Bestätigung aller Privilegien, welche dem Orden jemals von Päpsten verliehen worden waren. Auf diese drei Generale aus der deutschen Assistenz folgte der bisherige Generalvikar des letzten unter ihnen, der Spanier Pater Martin, gewählt am 1. Okt. 1892 im Kloster Loyola.

Unter Leitung der Genannten haben die J. es fertig gebracht, der katholischen Kirche des 19. Jahrh. ihren Ordensstempel aufzudrücken, ihr Prinzip zum herrschenden in der Kirche zu machen. Die katholische Presse, namentlich die vom Vatikan inspirierte, von J. geschriebene »Civiltà cattolica«, läßt keinen Zwei-

Digitized by Google

fel darüber, daß die herrschende Meinung in der Kirche genau den Ideen Gregors VII. und Bonifacius' VIII. entspricht. Schon 1854 wurde das von den J. gegen die Dominikaner verfochtene Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Maria vom Papst kanonisiert. Zehn Jahre später verkündigten Encyklika und Syllabus der erstaunten Welt, daß auch die politischen und kirchenpolitischen Theorien der J. vom heiligen Stuhl acceptiert werden sollten. Erst die J. haben die ultramontane Theologie aus dem Gebiete der bloßen Spekulation in das praktische Leben zu übertragen und zur äußerlichen Geltung in der Kirche zu bringen gewußt, bis sie endlich 1870 ihr Werk mit der Proklamierung der päpstlichen Unfehlbarkeit krönten. Gleichzeitig bewiesen die von ihnen eingeführten Lehrbücher: wie z. B. die berüchtigte »Moral« vom Pater Gury (s. d.), daß die alte Unart kasuistischer Verdrehung und Entstellung des Sittengesetzes zu gunsten des Ordensinteresses und der kirchlichen Observanz bei ihnen nach wie vor in vollem Schwange war. Steht es auch buchstäblich in keinem dieser Lehrbücher geschrieben, so faßt man doch den Geist derselben sachentsprechend in dem Grundsatz zusammen, daß der Zweck (bez. Ordenszweck) die Mittel heilige. Eingekleidet wird dieser Grundsatz in die alte Losung des Ordens, wonach sein letzter Zweck die größere Ehre Gottes ist, sämtliche Mittel, sie zu vergrößern, daher gut sein müssen (omnia in majorem Dei gloriam), was natürlich unter der Voraussetzung zu verstehen ist, daß der Orden stets wisse, was zur größern Ehre Gottes dient. Jedenfalls verzichtet die jesuitische Moraltheologie grundsätzlich auf das Gesetz, welches die sittliche Natur des Menschen mit sich bringt, und gibt anstatt dessen ein Strafgesetzbuch, in welchem alle möglichen und unmöglichen Gewissensfälle spitzfindig erörtert und zu gunsten des kirchlichen Interesses entschieden werden. Ein besonders charakteristischer Zug liegt dabei in dem sogen. Probabilismus, d. h. der Lehre, daß in solchen Fällen, wo das Urteil über eine Sache Gründe für sich wie gegen sich hat, dasjenige ohne Gewissensnot und selbst gegen eigne Überzeugung geschehen und als »wahrscheinlich« richtig angenommen werden dürfe, was auch nur einige oder nur ein einzelner angesehener Theolog (doctor gravis et probus) billigen. Ferner wird gelehrt, der sittliche Charakter jeder einzelnen Handlung werde durch die dabei obwaltende Absicht bestimmt, so daß selbst eine verbotene Handlung dadurch, daß man ihr eine gute Absicht unterschiebt, gerechtfertigt erscheint (methodus dirigendae intentionis). Endlich wird jede Wahrhaftigkeit des Verkehrs dadurch zerstört, daß bei Eiden, Versprechungen oder Zeugnissen ein geheimer Vorbehalt (reservatio mentalis) und Zweideutigkeit des Ausdrucks als zulässig gelten.

Zu der wachsenden Empörung, welche diese in Predigt, Beichtstuhl u. Jugendunterricht verbreiteten Grundsätze allmählich hervorriefen, trat nun aber seit 1871 ein politischer Gesichtspunkt, welcher in den J. eine Gefahr für das neue **Deutsche Reich** erkennen ließ. Dem Jesuitismus erschien dasselbe, weil durch das protestantische Preußen entstanden, von vornherein als ein Gegenstand des Abscheues und der entschiedenen Bekämpfung. Schon gegen den Norddeutschen Bund hatte der Orden in Frankreich und Österreich zum Kriege geschürt. Dann suchte er in steigendem Maße bei den Wahlen, in der Volksvertretung und im kirchlichen und bürgerlichen Gemeinwesen seine antinationalen und staatsfeindlichen Zwecke zu fördern, was um so gefahrdrohender erschien, als seit der Unterwerfung der deutschen Bischöfe unter die vatikanischen Dekrete auch die übrige katholische Geistlichkeit, selbst wo sie den J. durchaus nicht günstig gestimmt war, sich den Zielen des Ordens dienstbar hatte machen lassen. Unter diesen Verhältnissen schien ihre **Ausweisung** Pflicht der Selbsterhaltung, sie erfolgte durch das **Reichsgesetz vom 4. Juli 1872** (s. Jesuitengesetz). Bezüglich der Machtmittel, über welche die J. in diesem Zeitpunkt verfügten, teilt der »Catalogus provinciae austriaco-hungaricae« (1872, S. 1) mit, daß der Orden Jesu Anfang 1871 in 22 (jetzt 27) **Provinzen**: der englischen, aragonischen, österreichisch-ungarischen, belgischen, kastilischen, galizischen, deutschen, irländischen, Lyoner, mexikanischen, neapolitanischen, niederländischen, römischen, sizilischen und venezianischen, dann der von Champagne, Francia, Maryland, Missouri, New York, Turin und Toulouse benannten, oder in den fünf **Assistenzen**: Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien und England, zusammen 8809 Mitglieder zählte. Die Assistenz England ist zusammengesetzt aus den Provinzen England (u. Kanada), Irland, Maryland-New York und Missouri; die Assistenz Deutschland aus der deutschen, österreichisch-ungarischen, galizischen, belgischen und holländischen Provinz; die Assistenz Frankreich aus den Provinzen Champagne, Francia, Lyon, Toulouse. Zur Assistenz Spanien gehört auch die Provinz Mexiko. 1892 zählte der Orden 5743 Priester, 3730 Scholastiker (Kleriker), 3501 Laienbrüder, zusammen 12,974 Personen. Die meisten Ordensmitglieder umfaßte die germanische Assistenz, nämlich 3470, wovon die meisten auf die deutsche Provinz kommen, nämlich 489 Priester, 231 Scholastiker und 349 Laienbrüder, zusammen 1069. Aber schon zu Anfang 1894 waren es ihrer 1167 geworden. Weil in Deutschland ausgewiesen, leben sie meist in Holland und den deutschen Kolonien des Auslandes. Der Zahl nach folgte 1892 auf die deutsche die französische Assistenz mit 2863, dann die spanische mit 2570, weiterhin die englische mit 2307, endlich die italienische Assistenz mit 1764 Ordensmitgliedern. 1841 gab es überhaupt nur 3563 J., dagegen 1894: 13,767 (5882 Priester, 4208 Scholastiker und 3677 Koadjutoren); ihre Zahl hat sich also seither verdreifacht, ja bald vervierfacht, da die große Zahl von Klerikern, welche die Priesterweihe noch nicht erhalten haben, auf einen bedeutenden Nachwuchs schließen läßt. Von den im Sinne der J. geleiteten Zeitschriften sind die wichtigsten: die »Civiltà cattolica« (Rom, seit 1850), »Études religieuses« (Paris, seit 1854), »The Month« (London), die »Zeitschrift für katholische Theologie« (Innsbr., seit 1876), die »Stimmen aus Maria Laach« (Freiburg, seit 1871).

[Litteratur.] Vgl. außer den Schriften über die Geschichte der J. von de Pradt, Jordan, Duller, Kortüm, Crétineau-Joly, Laurent u. a.: **Agricola**, Historia provinciae Societatis Jesu Germaniae (Münch. 1727—54); »Corpus institutorum Societatis Jesu« (Prag 1757, 2 Bde.); **Wolf**, Allgemeine Geschichte der J. (Leipz. 1803, 4 Bde.); **Lang**, Geschichte der J. in Bayern (Nürnb. 1819); **Sugenheim**, Geschichte der J. in Deutschland (Frankf. a. M. 1847, 2 Bde.); **Hoffmann**, Geschichte und System des Jesuitenordens (Mannh. 1870); **Thelemann**, Der Jesuitenorden nach seiner Geschichte und seinen Grundsätzen (2. Aufl., Detm. 1873); **Weicker**, Das Schulwesen der J. (Halle 1863); **Kelle**, Die Jesuitengymnasien

in Österreich (Münch. 1876); Bluntschli, Rom und die deutschen J. (Berl. 1872); v. Schulte, Die neuern katholischen Orden und Kongregationen (das. 1872); Zirngiebl, Studien über das Institut der Gesellschaft Jesu (Leipz. 1870); Huber, Der Jesuitenorden nach seiner Verfassung und Doktrin, Wirksamkeit und Geschichte (Berl. 1873); Friedrich, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens (Münch. 1881); außerdem Ranke, Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten (8. Aufl., Leipz. 1885, 3 Bde.); Henne-am Rhyn, Die J., deren Geschichte, Verfassung, Moral, Politik, Religion und Wissenschaft (3. Aufl., das. 1894); Costa Rosetti, De spiritu Societatis Jesu (Freiburg 1888); Hughes, Loyola and the educational system of the Jesuits (Lond. 1892); Reusch, Beiträge zur Geschichte des Jesuitenordens (Münch. 1894); Carayon, Bibliographie historique de la Compagnie de Jésus (Par. 1864); Sommervogel, Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes publié par des religieux de la Compagnie de Jésus (das. 1884, 2 Bde.); Nippold, Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland (Leipz. 1895). Charakteristisch ist, was Graf Paul von Hoensbroech erst für, dann gegen den Orden geschrieben hat: »Warum sollen die Jesuiten nicht nach Deutschland zurück?« (Freiburg 1891); »Die Preußischen Jahrbücher, Professor Ad. Harnack und die J.« (Berl. 1891); »Professor Tschackert und die authentischen Gesetze des Jesuitenordens« (das. 1891); »Mein Austritt aus dem Jesuitenorden« (6. Aufl., das. 1893).

Jesuitengesetz, das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872, betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu, durch welches dieser Orden sowie die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen vom Gebiete des Deutsches Reiches ausgeschlossen, die Einrichtung von Niederlassungen derselben untersagt und die Auflösung der bestehenden Niederlassungen angeordnet, sowie ferner bestimmt wurde, daß die Angehörigen dieser Orden, wenn sie Ausländer sind, aus dem Bundesgebiet ausgewiesen, wenn sie Inländer sind, ihnen der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten versagt oder angewiesen werden könne. Als dem Jesuitenorden verwandt sind zur Zeit (April 1895) noch anzusehen die Kongregation der Lazaristen (Congregatio Missionis) und die Gesellschaft vom heiligen Herzen Jesu (Société du sacré cœur de Jésus), nicht mehr aber die Kongregationen der Redemptoristen und der Priester vom Heiligen Geiste (Bekanntmachungen des Reichskanzlers vom 20. Mai 1873 und 18. Juli 1894). Dem Antrag, das J. aufzuheben, wurde wiederholt vom Reichstag zugestimmt, jedoch vom Bundesrat die Zustimmung versagt.

Jesuitennuß, s. Trapa.

Jesuitenporzellan, japan. Porzellan aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welches auf Veranlassung der jesuitischen Missionare mit Madonnen, Heiligenbildern, christlichen Emblemen ꝛc. dekoriert wurde. Nach der Vertreibung der Jesuiten wurde das J. überall zerstört, so daß es zu einer keramischen Seltenheit geworden ist.

Jesuitenpulver (Polvo de los Jesuitos), s. Cinchona.

Jesuitenrinde, s. Exostemma.

Jesuitenschulen, s. Jesuiten (S. 553) und Pädagogik.

Jesuitenstil, der ausgeartete Barockstil, den die Jesuiten seit dem 17. Jahrh. auf Grund der Bestrebungen von Borromini und Pozzo in ihren Kirchenbauten befolgten, und der sich durch Emanzipation der Form von der Konstruktion, durch regellose Überladung in der Dekoration, durch Effekthascherei in der Komposition des Ganzen charakterisiert, womit eine die Sinne berauschende Wirkung zur Erreichung der Ordenszwecke beabsichtigt war.

Jesuitenthee, s. Chenopodium.

Jesuitinnen. Unter diesem Namen finden sich mehrere Verbindungen von Nonnen. Die erste, die im Anschluß an den Jesuitenorden einen weiblichen Verein gründen wollte, war eine Frau in Barcelona, Isabella von Rossella, die während des Aufenthalts Loyolas in Barcelona dessen Wohlthäterin geworden war u. mit zwei andern Frauen in Rom von Paul III. trotz Loyolas Widerstreben eine Bulle erwirkte, welche sie der geistlichen Leitung desselben übergab. 1549 erwirkte jedoch Loyola für seinen Orden das Privilegium, nie mit der Leitung von Nonnen beauftragt zu werden. Als sich dann im 17. Jahrh. ohne päpstliche Genehmigung in Deutschland und Italien ein Jesuitinnenverein unter einer eignen Generalin gebildet, wurde er 1631 von Urban VIII. aufgelöst. Auch der Orden der Klostertöchter Unsrer Lieben Frau, die sich an die Regel der Jesuiten angeschlossen und 1607 die päpstliche Bestätigung erhielten, führte den Namen der J., verlor denselben aber durch seine Zuteilung zum Benediktinerorden.

Jesus Christus, der Stifter der christlichen Religion. Der Doppelname beruht auf einer erstmalig bei Paulus begegnenden Kombination des Personennamens (Jeschua, später verkürzte Form für Jehoschua, Josua, »Gott hilft«) mit dem Amtsnamen Christus. Die Kombination selbst aber beruht auf dem Urteil, welches das älteste Bekenntnis der christlichen Gemeinde darstellt: »Jesus ist der Christus«, d. h. in dieser bestimmten Persönlichkeit haben sich die messianischen Weissagungen und Hoffnungen erfüllt. Diese Idee vom Messias (s. d.) ist das ausschließliche Eigentum und Erbe des jüdischen Volkes gewesen. Während die Mythologie andrer Völker die sozialen und politischen Ideale in Gestalt eines goldenen Zeitalters an den Anfang der Geschichte verlegt, überträgt der seiner menschheitlichen Mission sich bewußte monotheistische Gottesglaube Israels dieselben in die letzte Zukunft, von der Vergangenheit, insonderheit der Davidschen, nur das phantasiemäßige Kolorit entlehnend. Ein neuer David, welcher die vom alten Gotteshelden ins Werk gesetzte Herrschaft des auserwählten Volkes über die Völker der Erde vollenden und den Dienst des Einen Gottes zur Weltreligion erheben sollte, wurde in demselben Maße mit glühender Sehnsucht erhofft und erbeten, wie die äußern Verhältnisse des jüdischen Staates immer ärmlicher und kläglicher, der Abstand zwischen dem, was die Vergangenheit versprochen, und dem, was die Gegenwart gehalten hatte, immer weiter und trostloser wurde. Seit den Tagen des Exils hatte das jüdische Volk nacheinander persische, ägyptisch-ptolemäische und syrisch-seleukidische Knechtschaft gekostet, und den glorreichen Jahren der Makkabäischen Erhebung und hasmonäisch-nationalen Herrschaft war rasch das Zwangsregiment der idumäischen Herodes-Dynastie gefolgt, welche selbst wieder von der Gnade der Römer lebte. Seit dem Jahre 7 unsrer Zeitrechnung war das eigentliche Judäa sogar dem römischen Universalstaat direkt einverleibt worden, während die übrigen Teile Palästinas vorläufig noch den Söhnen Herodes' d. Gr. (s. Herodes 1) unterworfen blieben. Aber in demselben Augenblick, als die Einführung des römischen Zensus dem Volk zum erstenmal seine nunmehr unabwendbar

Digitized by Google

gewordene Abhängigkeit von der erdrückenden heidnischen Weltmacht fühlbar machte, brach auch die Empörung des religiösen u. nationalen Bewußtseins der Juden in lichten Flammen aus. In jene Tage des Galiläers Judas (s. d. 4) verlegt die spätere Sage der Christengemeinde die Geburt des Stifters (Luk. 2, 1 ff.), während mit ungleich mehr Wahrscheinlichkeit eine frühere Erzählung die letzten Jahre der Regierung des Herodes, etwa das Jahr 7 vor unsrer Zeitrechnung, als Geburtsjahr Christi ansetzt (Matth. 2, 1 ff.; Luk. 1, 5). Dieses letztere differiert somit um 6 Jahre von dem Jahr 753 der Stadt Rom = 1 v. Chr., in dessen Dezember man herkömmlicherweise die Geburt Christi verlegt. Beide Formen der Geburtsgeschichte, wie sie jetzt in den beiden ersten Kapiteln der nach Matthäus und nach Lukas genannten Evangelien vorliegen, schließen sich gegenseitig in allen Stücken aus, mit Ausnahme zweier Punkte, auf denen das dogmatische Interesse, welches beiden gemeinsam zu Grunde liegt, durchschlägt. Während nämlich Jesus aus dem galiläischen Städtchen Nazareth oder Nazara stammte (Matth. 13, 54—57; 21, 11), daher er auch im Leben wie im Tode immer »Jesus von Nazareth« heißt, wie er als bloßer Einwanderer nicht hätte heißen können, mußte er wegen des Micha 5, 1 (vgl. Matth. 2, 5) angegebenen Kennzeichens der Messianität aus Bethlehem in Judäa sein. Um nun aber zu zeigen, daß er hier geboren sei, läßt die Geburtssage bei Matthäus seine Familie, die von alters her in der Davidsstadt Bethlehem wohnte, sich vor den Herodäern zuerst nach Ägypten, dann nach Galiläa flüchten, während die spätere Form bei Lukas zwar von der richtigen Voraussetzung ausgeht, die Eltern Jesu hätten in Nazareth gewohnt, dieselben aber vermöge eines äußerst künstlichen Apparats, wobei auch der oben angeführte Zensus eine Rolle spielt, vorübergehend und gerade so lange nach Bethlehem versetzt, als nötig war, um das Jesuskind dort geboren werden zu lassen. Der zweite Punkt der Übereinstimmung betrifft die sogen. vaterlose Erzeugung, die jungfräuliche Geburt Jesu. Während die beiden Geschlechtsregister (Matth. 1, 1—17; Luk. 3, 23—38) ursprünglich auf der Voraussetzung der Vaterschaft des Joseph beruhen, während Matthäus unbefangen von Jesu Vater, Mutter, Brüdern, Schwestern (12, 46; 13, 55. 56), Lukas von seinen Eltern redet (2, 27. 33. 41. 43. 48), während Markus überhaupt von einer Geburtsgeschichte schweigt, Jesu Mutter und Brüder aber als auf die besondere Rolle, die er später aufnimmt, auch nicht im geringsten vorbereitet darstellt (3, 21. 31), wird Matth. 1, 18—25 die vaterlose Erzeugung in legendarischer Form eingeführt und findet sich Luk. 1, 35 eine förmliche Theorie derselben.

Ohne Zweifel hätte der jüdische Gottesbegriff derartigen mythologisierenden, nur künstlich aus der Alexandrinischen Übersetzung von Jes. 7, 14 gerechtfertigten (Matth. 1, 23) Gedankengängen erfolgreichern Widerstand entgegengesetzt, wenn nicht gleichzeitig das Christentum schon in heidnischen Kreisen weitgehende Eroberungen gemacht und entsprechende Vorstellungsformen adoptiert hätte. Innerhalb des Judentums nämlich hieß zunächst Israel als auserwähltes Volk der Sohn Gottes (2. Mos. 4, 23; Jer. 31, 9). Wie nun aber der Messias persönlich dasjenige ist, was das ganze Volk sein sollte, so heißt auch er, mit Bezug auf Psalm 2, 7, »Sohn Gottes«, und in diesem messianischen Sinn ist die Bezeichnung immer gefaßt, wo sie bei Matthäus und Markus Jesu dargeboten, von ihm acceptiert oder gar selbst in Gebrauch genommen wird. Die griechisch-römische Welt dagegen wußte von Gottessöhnen in handgreiflicherm Sinne; sie fand solche nicht bloß in den Heroen des Mythus, sondern sogar in geschichtlichen Persönlichkeiten, wie Pythagoras, Platon, Alexander, Augustus. Das Christentum hat derartigen Vorstellungen mindestens die grobsinnlichen Elemente abgestreift, daher die Gotteskraft des Heiligen Geistes (s. d.) als Vermittelung der Zeugung aufgefaßt.

Dieselbe idealisierende mythische Bearbeitung und Darstellung des Lebens Jesu, welche solchergestalt in den beiden Geburtsgeschichten des Matthäus und Lukas noch mit Händen zu greifen ist, beeinflußt übrigens bis zu einem gewissen Grade auch diejenigen Teile der Lebensgeschichte Jesu, deren irdische Wirklichkeit noch durch die Hülle einer von alttestamentlichen Erinnerungen und messianischer Dogmatik bedingten, halb poetischen Darstellungsform deutlichst zu erkennen ist. Zugestandenermaßen stehen der geschichtlichen Wirklichkeit am nächsten die Evangelien des Markus und des Matthäus, namentlich in allen denjenigen Berichten, bezüglich welcher Übereinstimmung unter ihnen herrscht, so daß sich die neuern kritischen Darstellungen des Lebens Jesu in der Regel nur durch ein Übergewicht der Bevorzugung, die dem einen oder dem andern der beiden genannten Evangelisten zu teil wird, zu unterscheiden pflegen. Noch größere Übereinstimmung herrscht in einer von theologischem Vorurteil und dogmatisch-apologetischer Tendenz emanzipierten Wissenschaft hinsichtlich des dritten und des vierten, d. h. der spätern Evangelien. Dasjenige des Lukas hält sich zwar noch im allgemeinen an den synoptischen Stoff, behandelt ihn aber im einzelnen schon vom Standpunkt einer höhern, insonderheit der Paulinischen Christuslehre, während das vierte, nach Johannes genannte Werk gleich mit der Spekulation über das übersinnliche, göttliche Wesen Jesu beginnt, von vornherein weniger Geschichte als Theologie in Aussicht stellt und den ganzen Rahmen der ältern Form der Berichterstattung auf allen Punkten durchbricht (s. Evangelium). So ist es z. B. erst Folge dieser Johanneischen Umgestaltung und Erneuerung, welche die ältern Elemente der Sage erlitten haben, wenn die Zeitdauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu auf etwas mehr oder weniger als drei Jahre geschätzt wird. So lange hätte er sich, zumal als erklärter Messias, der Hochflut der hierarchisch-pharisäischen Opposition und der rücksichtslosen Praxis der römischen Polizei gegenüber schwerlich halten können. Dem ältern synoptischen Bericht zufolge hat Jesus die messianische Fahne erst am Tage seines Einzugs in Jerusalem offen und vor allem Volk entfaltet, um sie etwa eine Woche über aufrecht zu halten, während seine öffentliche Wirksamkeit denselben Quellen zufolge etwa von einer Osterzeit zur andern reichte; sein erstes Auftreten fällt spätestens in den Anfang des Jahres 34 unsrer Zeitrechnung, sein Tod in den April 35; die neuern Forschungen weisen allerdings ein Schwanken innerhalb des Zeitraums von 29 an auf; die herkömmliche Annahme verlegt das »angenehme Jahr des Herrn« auf 33. Maßgebend bleibt jedenfalls die schon in der Mitte des 2. Jahrh. nachweisbare und dann hartnäckig, trotz der glänzenden Autorität des vierten Evangeliums, Jahrhunderte hindurch festgehaltene Überlieferung der Kirche, wonach Jesus ein volles Jahr oder auch ein Jahr und etliche Monate öffentlich gewirkt hätte.

Digitized by Google

Auch die äußern Umrisse dieses öffentlichen Auftretens lassen sich auf Grund der angedeuteten Quellenverhältnisse noch mit hinreichender Bestimmtheit feststellen, während sie zugleich ausreichende Anhaltspunkte ergeben zur richtigen Beurteilung des geistigen Bildes, in welchem sich die alttestamentliche und jüdische Messiasidee im religiösen und sittlichen Bewußtsein Jesu abzeichnete. Charakteristisch ist gleich der Anfang und Anlaß der öffentlichen Laufbahn. Während von den Tagen jenes Galiläers Judas bis zu den Zeiten des erklärten Messias Bar-Kochba (s. d.) unter Hadrian, also im Laufe von 4—5 Menschenaltern, die messianische Idee sich, soweit sie ihre Spuren auf dem breiten Fahrwasser des jüdischen Volkslebens zurückließ, fast ganz nur als ein politisches, stetig auf Rebellion gegen Rom hinarbeitendes, darum auch nur verhängnisvoll wirksames Ferment des nationalen Bewußtseins erwiesen hat, ist Jesus nicht etwa erst später, als er das Wort vom Zinsgroschen sprach, gänzlich aus diesen Gleisen herausgetreten, sondern war denselben entwachsen, seitdem der erste zündende Funke in seine Seele gefallen. Die Stimme, die ihn aus der Stille und Zurückgezogenheit des bis in sein gereiftes Mannesalter zu Nazareth geübten Zimmermannshandwerks (Mark. 6, 3) auf den öffentlichen Schauplatz rief, war »die Stimme eines Predigers in der Wüste«, es war die gewaltige Bewegung, welche ein Mann hervorgerufen hatte, der sich bewußt war, unmittelbar an der Schwelle des messianischen Zeitalters zu stehen, der aber zugleich dieses bevorstehende Reich auf lauter Vorbedingungen rein sittlicher Art gründen wollte. Dies war Johannes der Täufer (s. d.). Was man auch bezüglich der Einflüsse, die, sei es von essäischer, sei es von pharisäischer Seite her, auf Jesus erfolgt wären, vermutet hat, mit Sicherheit läßt sich, abgesehen von den Bildungselementen, welche dem heranwachsenden Sohne Nazareths der Verkehr mit den Lehrern der Synagoge und die eigne selbständige Lektüre des Alten Testaments lieferten, nur noch reden von dem tiefgehenden, lange nachwirkenden Eindruck, den die Gestalt des Wüstenpredigers auf ihn gemacht hat, der da kein Rohr war, im Wind hin und her bewegt, kein Mann in weichen Kleidern, wie sie in den Häusern der Könige eine entsprechende Moral predigen, aber ein Prophet und mehr als ein Prophet (Matth. 11, 7—14). Und doch wußte sich Jesus in dem Moment, als er dieses Wort über den Täufer gesprochen hat, auch schon innerlich von ihm geschieden. Zwar gehörte auch er zu den Zahllosen, die dem Aufruf des Täufers Folge geleistet und am Jordan die Taufe empfangen hatten; ja, auch er hat anfangs nur dieselbe Rede geführt wie der Täufer: »Nahe ist das Himmelreich«; aber dieses sein »Himmelreich« war doch ein andres als jenes gut alttestamentliche Königtum Gottes, wie es im Anschluß an die Reden der Propheten eben noch ihr letzter und größter verkündigt hatte (Matth. 11, 11). Bezeichnend für die sittliche Vertiefung, die Jesus dem Begriff des messianischen Reichs gab, sind vielmehr jene Seligpreisungen, womit die Bergpredigt beginnt. Wenn hier die Nichtshabenden gepriesen werden, die doch alles haben; die nach der Gerechtigkeit Hungernden und Durstenden, weil sie satt werden sollen; die reinen Herzens sind, weil sie Gott schauen; die Friedensstifter, weil sie Gottes Kinder heißen werden (Matth. 5, 3 ff.): so spricht sich in alledem ein vom reinsten und tiefsten Gefühl aller drückenden Widersprüche des zeitlichen Daseins getragenes Bewußtsein aus, aber auch ein Bewußtsein, welches in demselben Augenblick, da es seine Schranken anerkennt, schon über dieselben erhaben ist und sich sammelt im seligen Gefühl der Einheit der eignen Lebenszwecke mit dem seiner Erfüllung allein ganz sichern Zweck Gottes.

Während also nach der im Judentum herrschenden Weltanschauung vornehmlich Siege über die Feinde, Herrschaft über alle Heiden und ein glänzendes Genußleben zu den Merkmalen der dem ganzen Volk als Lohn für seine Gesetzestreue in Aussicht gestellten messianischen Herrlichkeiten gehören, bieten dafür die von der Reichspredigt Jesu angeschlagenen Töne eine Reihe von wechselnden Ausdrücken für das in ihm mächtig pulsierende und ihn ganz ausfüllende Leben der Religion selbst. Was aber so in der unmittelbaren Erfahrung einer unvergleichlich intensiv arbeitenden, jederzeit zugleich aufnehmenden und ausgebenden, religiösen Natur mit Einem Schlage gesetzt ist, das selige Gefühl unverkümmerter Einheit mit Gott, das legt sich für die nach Ausdruck ringende Vorstellung in einer Zweiheit von religiösen Begriffen auseinander, zu deren Bezeichnung die Namen »Vater« und »Sohn« dienen. Daher die eigentümliche Wärme persönlichster Empfindung, welche der Gottesbegriff hier gewinnt. Der Name »Vater«, im Alten Testament nur vereinzelt und wie zufällig einigemal anklingend, ist in der Verkündigung Jesu zum eigentlich begriffbestimmenden Namen Gottes geworden, wie denn auch in den urchristlichen Gemeinden Jesu Gebetsruf »Abba« widertönte und die Apostel stetig grüßen »vom Vatergott und seinem Sohn J.« Nennt sich dem entsprechend Jesus selbst aber den »Sohn«, so geschieht solches wenigstens in den synoptischen Evangelien noch ganz im Zusammenhang und unter Voraussetzung derselben Weltanschauung, der zufolge auch in der Bergpredigt gerade die »Söhne Gottes« heißen, welche dasjenige auf dem Weg zeitlicher Entwickelung und sittlichen Wachstums zu werden im Begriff sind, was der über alles Zeitliche erhabene Gott im Himmel ewig ist, der auch ebendeshalb, weil er immer ist, was Menschen jederzeit nur werden sollen, »Vater« heißt (Matth. 5, 9. 45. 48; Luk. 6, 35. 36). Indem nun Jesus den jüdischen Messiasbegriff in der Richtung vertiefte, daß daraus der Sohn wurde, welcher allein den Vater erkannt und der Welt geoffenbart hat (Matth. 11, 27), also der Schöpfer des wahren Gottesbewußtseins ist, war er sich wohl bewußt, in einen unversöhnlichen Widerspruch mit den glänzenden Messiasträumen seines Volkes zu treten. Es ist daher nicht zufällig geschehen, wenn er im Anfang seiner Reichspredigt überhaupt mit Enthüllungen über seine eigne Person zurückhielt. Was er predigte während der ersten glücklichen Wochen und Monate des »galiläischen Frühlings«, das ist die Kunde vom Reiche Gottes, welches nahe, ja welches schon da sei; das war der Vater, dessen Liebesherrlichkeit ihm die Lilien auf der Flur und die goldene Saat auf den Feldern, wovon die »Gleichnisse« sprechen, noch mehr aber freilich die innere Harmonie des eigensten persönlichen Lebens offenbarte, kraft derer er der vollen Strömung göttlichen Lebens im menschlichen erfahrungsmäßig gewiß geworden war. Sofort sehen wir solche, die glauben oder gern glauben möchten an sein Wort, ihm begierig folgen; verehrende und dienende Frauen sitzen zu seinen Füßen, ja selbst Heilungen gehen von der Gesundkraft seines Wesens aus, und wunderhafte Wohlthaten werden erlebt, wo sein Wort empfänglichen Boden findet. Wenn gerade solche Vorkommnisse, wie sie auch später im Leben

Digitized by Google

des Franz von Assisi, des Bernhard von Clairvaux u. a. vorgekommen sind, von der evangelischen Berichterstattung mit Vorliebe erfaßt und je länger, desto sagenhafter durchgebildet werden, so ist doch nicht zu übersehen, daß derselbe wundersüchtige Trieb schon im geschichtlichen Leben Jesu selbst wirksam war und bald nach seinem ersten Auftreten ihm trotz seiner abweisenden Erklärung (Matth. 16, 4; Mark. 8, 12) selbst fortwährend neuere und größere Wunder ab- und ansah, zumutete und aufdrang (s. Evangelium). Was aber die geschichtliche Beurteilung dieser Elemente im Leben Jesu betrifft, so ist alles gesagt, wenn man liest, daß solche »Wunder« geschahen, selbst ohne daß Jesus sie beabsichtigte (Mark. 5, 25 f.); daß er selbst in solchem Fall ebenso bescheiden wie wahr spricht: »Dein Glaube hat dir geholfen« (Mark. 5, 34); daß dagegen, wo er keinen Glauben fand, auch die Erfolge ausblieben, zum Teil zu seiner eignen Verwunderung (Mark. 6, 5. 6). Er selbst hatte es auf eine Wirksamkeit durch das Wort abgesehen, das »Zeichen des Propheten Jonas«, welches hingereicht hatte, die Niniviten zur Umkehr zu bewegen. »Gottesreich, Vater und Menschensohn« — um das Dreigestirn dieser Grundbegriffe bewegte sich fortwährend der Himmel seiner religiösen Gedankenwelt. Daß er dabei, um sein persönliches Sohnesbewußtsein zum Ausdruck zu bringen, gerade den dunkeln und vielgedeuteten Ausdruck »Menschensohn« (s. d.) wählte, beruht natürlich keineswegs auf einer Unterscheidung, die er selbst etwa im Sinn der Kirchenlehre zwischen seiner menschlichen und seiner göttlichen Natur getroffen hätte, sondern der dem Zusammenhang der apokalyptischen Zukunftserwartungen entnommene Ausdruck deutet die menschheitliche Wendung an, welche der jüdisch-partikularistische Messiasbegriff in seinem Mund annehmen sollte, ohne sich deshalb abzulösen von dem volkstümlichen Lebensgrund der alttestamentlichen und jüdischen Vorstellungswelt, welche vielmehr so sehr auch den Rahmen seiner eignen Vorstellungen bildete, daß er die Tragweite seiner eignen Wirksamkeit sowie diejenige seiner Jünger zunächst nicht über die Grenzen des Volkes Israel ausgedehnt dachte (Matth. 10, 5. 6. 23; 15, 24).

Die prophetisch angebahnte Wahrheit, daß das messianische Heil mittelbar auch für die Heiden bestimmt sei, ist nachweisbar von Jesus selbst erst mit Deutlichkeit ausgesprochen worden beim Abschied aus Galiläa (Luk. 13, 25—30) und in Jerusalem (Matth. 21, 41. 43). Während der ersten galiläischen Zeit dagegen ist Jesus ganz der echte Sohn seines Volkes, und die im Munde des letztern gebräuchlichen Bezeichnungen der Heiden sind auch ihm selbst nicht fremd geblieben (Matth. 7, 6; 15, 26); auch die weltbürgerlichen Ideen, welche damals durch die Welt gingen, übten keinen nachweisbaren Einfluß auf ihn aus, das römische Staatsleben sowenig wie die griechische Wissenschaft und Weltanschauung. Erst als der Himmel über seinem galiläischen Paradies anfing, trüber zu werden, als die dunkeln Wolkenschatten der pharisäischen Opposition und hierarchischen Verfolgungssucht darüber hinliefen und auch der Volksanhang anfing, seinen jederzeit zweifelhaften Charakter zu offenbaren, verändert sich allmählich die Stellung Jesu. Zwei Reiseunternehmungen, die Jesus von Kapernaum, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, nach Osten und nach Westen unternahm, fanden ein unerwartet rasches Ende, indem die Bewohner des östlichen Seeufers sich seine Anwesenheit verbaten, die Einwohner von Nazareth dagegen, denen er als treuer Mitbürger die Zeichen der Zeit zu deuten sich verpflichtet glaubte, an der ihnen wohlbekannten niedern Herkunft und den das Gewöhnliche nicht übersteigenden Eindrücken, die sie aus seiner Jugend und von seiner Familie bewahrt hatten, Anstoß nahmen. Es begannen die Enttäuschungen, die feindlichen Zusammenstöße, die Rückzüge, wie wir denn in der That Jesum von jetzt an weniger ständig in Kapernaum, öfters dagegen am einsamen Nordufer des Sees, auch wohl in der am Einfluß des Jordans in den See gelegenen Stadt Bethsaida finden. Die Opposition der eigentlichen Führer des Volkes, der pharisäischen Schriftgelehrten und Synagogenvorstände, hatte er hauptsächlich dadurch hervorgerufen, daß er im Sinne einer freien und gesunden, von innen kommenden Sittlichkeit sich über den ganzen unabsehbaren Kram von Satzungen und Observanzen hinwegsetzte, mit welchen sie das Leben des Menschen auf Schritt und Tritt umgeben und zum mühseligsten Werkdienst herabgewürdigt hatten; daß er ferner trotz aller in der Sache nie verleugneten Pietät gegen das mosaische Gesetz doch dieselbe Kritik unbefangen auch an der gesamten Außenseite desselben übte und namentlich in dem Bewußtsein, daß nicht der Sabbat, sondern der Mensch Selbstzweck sei (Mark. 2, 27), sich freien Geistes von aller Qual und Knechtung lossprach, welche die altheilige, im Laufe der Jahrhunderte nur immer peinlicher gewordene Sabbatsitte mit sich führte; daß er endlich die ganze Art von Sittlichkeit, womit die Pharisäer durch pedantische Befolgung zahlloser Gebote und Verbote das Heil des messianischen Regiments für das Volk und das ewige Leben für den Einzelnen dem Himmel abzuringen und abzuzwingen gedachten, als ein ungenießbares, mühsames Gebräu, als ebenso fadenscheinigen wie hochmütigen und prunkenden Werkdienst, als einen durchaus zerfetzten und überall durchlöcherten Tugendmantel kennzeichnete, dem gegenüber er sogar die traurige Blöße des seiner Schuld bewußten und nach Vergebung seufzenden, aber auch seinerseits zur Vergebung geneigten Sünders als kostbar und vor Gott wertgehalten bezeichnete. Die Gesetzesinnerlichkeit, die Jesus predigte, war die nächste Voraussetzung der Gesetzesfreiheit, welche Paulus daraus entwickelte. »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!« Und das »leichte Joch«, das er ihnen anstatt des schweren auflegen will, besteht nicht etwa in einer neuen, verbesserten Auflage des Gesetzes, sondern in der Aneignung des Gehalts seines ganz in der Richtung auf das Reich Gottes aufgehenden Lebens: »Lernet von mir«.

Je länger, desto vernehmbarer machen sich daher die Anklagen auf Zöllner- und Sünderfreundschaft, auf Entweihung des Sabbats, auf Bruch der überlieferten Satzungen, auf Widerspruch gegen das Gesetz geltend; es kommt in der Landschaft Genezareth, der eigentlichen Stätte seines bisherigen Wirkens, zu einigen herben Konflikten, infolge deren Jesus endlich im Spätherbst diese Zentralstätte seines Schaffens ganz aufgibt und den Winter über auf Fluchtwegen zubringt, die ihn bald westlich in das Gebiet der heidnischen Stätte Tyros und Sidon, bald östlich in die Dekapolis, zuletzt auch nördlich an die Quellen des Kleinen Jordans, in die Nähe der glänzenden Stadt Cäsarea Philippi, führen. Hier richtete er, der bisher fast nur von seinem Werk und Reich, kaum je von seiner Person gesprochen hatte, die entscheidende Frage an den Kreis der Zwölf, die ihm treu geblieben und

bis dahin gefolgt waren, und jetzt entrang sich dem Munde des Sprechers derselben, des galiläischen Fischers Simon, genannt Petrus, das richtige, von Jesus selbst herausgeforderte Wort und Bekenntnis, wonach sie in ihrem Meister niemand anders als den Messias selbst gefunden zu haben überzeugt waren. Vor diesen Moment (Mark. 8, 27. 28) setzt daher die älteste Darstellung, abgesehen von zwei Fällen der Selbstbezeichnung als »Menschensohn« (Mark. 2, 10. 28), keinerlei messianische Bekenntnisse, Anerkennungen und Demonstrationen.

Einstweilen hatte aber auch die Seele Jesu eine neue Errungenschaft gemacht, die Erfahrung nämlich, daß dem thatsächlich sich steigernden Unglauben des lauter Enttäuschungen bereitenden jüdischen Volkes verheißend das religiöse Bedürfnis und manche Empfänglichkeit der Heidenwelt gegenübergetreten war. Samariter bewiesen mehr sittlichen Gehalt als Juden, der Hauptmann von Kapernaum, das kananäische Weib zeigten mehr Glaubenskraft, als er in Israel je gesehen hatte. Jesus staunte, und in seinem Geist wurden um so lichter einzelne prophetische Worte, die ihm einen Beruf antrugen, welcher auch die »Heiden bringen sollte zu Gottes heiligem Berg«. Sein Geist rang sich los von den nationalen Schranken, wenngleich die Thränen, beim Anblick Jerusalems vergossen, beweisen, wie wenig leichten Herzens er das Gericht über sein Volk vollzog. Aber auch noch in einer andern Beziehung war es nicht mehr der alttestamentliche und nationale Messias, welcher bei Cäsarea Philippi aus der rätselhaften Hülle des »Menschensohns« ans Licht trat. Bereits damals stand der Todesentschluß fest, welcher daher dem aufsteigenden Messiasjubel der Jünger sofort als Dämpfer entgegengesetzt wird (Mark. 8, 29—31). Jesus hatte verzichtet auf zeitlichen Erfolg. Die Tausende, die ihm noch immer zuströmten, die seine Worte und Thaten nach allen Winden ausbreiteten, waren doch wieder Landsleute und Geistesverwandte jener Nazarethaner, unter welchen er eine der bittersten Erfahrungen seines Lebens gemacht hatte; sie waren nur die regbarsten Teile des sittlich rohen und harten Stoffes, woraus das ganze Volk gebildet war. Je länger, desto deutlicher trat an den Tag, daß dieses Volk in seiner überwiegenden Mehrheit sich nicht von der herrschenden Partei zu lösen vermochte, offen auf die Seite des Angreifenden sich zu schlagen nicht wagte. Angesichts dieses Mißerfolges blieb ihm nur übrig, entweder zurückzutreten und auf sein Messiastum zu verzichten, noch ehe er sich offenkundig dazu bekannt hatte, oder aber, dabei beharrend, die unausbleiblichen Folgen, Verwerfung und Verurteilung von seiten des eignen Volkes, Hinrichtung von seiten der römischen Obergewalt, auf sich zu nehmen, den letzten Ausgleich aber von Gottes Allmacht und Gerechtigkeit zu erwarten. In dieser Richtung gehen jetzt fast alle seine Gedanken und Reden, und so wurde in der letzten galiläischen Zeit der Gegensatz gegen die Farbenglut der nationalen Messiasträume siegreich und bis dahin durchgekämpft, daß der Träger des neuen, des sittlichen Messiastums, anstatt über die Höhen der Erde im Sturmschritt überwältigender Erfolge zu wandeln, vielmehr als demütiger und armer Diener der Menschheit das Kreuz derselben zu schleppen und, erliegend unter der Last der heraufbeschwornen Feindschaft, an Einem Marterpfahl mit dem geringsten und zertretensten ihrer Glieder zu enden entschlossen war. Den Glauben an den gleichwohl im letzten Hintergrund stehenden, von und in Gott selbst verbürgten Sieg seiner Person und Sache, den Glauben an das »Reich Gottes« (s. d.) und seine Realisierbarkeit, rettete er, indem von nun an sich steigernde Weissagungen, in kühnster Bildlichkeit gehalten, eine glänzende Wiederkunft in Herrlichkeit in baldige, von Freunden und Feinden zu erlebende Nähe stellten. Dieser Glaube an die Wiederkunft in Herrlichkeit war somit die Form, in welcher der Widerspruch, an dem sein Messiastum zu scheitern schien, nämlich der Gegensatz des wirklichen Geschicks zu den messianischen Erwartungen und dem ganzen Gottesglauben des Volkes, sich wie für die älteste Gemeinde, so ohne Zweifel auch, falls nicht eine ganze Menge von Christussprüchen für unecht erklärt werden soll, für den Stifter derselben selbst ausgeglichen und aufgelöst hat. Die lichte Zukunft im Auge, hat Jesus die Katastrophe seines äußern irdischen Geschicks selbst heraufbeschworen. Denn wenn er nach längerm unsteten Aufenthalt im Norden Galiläas, nach allen Erfahrungen, welche er über die Aufnahme seiner Reichspredigt beim Volk und über den Widerstand gegen sie bei den Gegnern gemacht hatte, den Entschluß faßte, vom Nordende seines Wirkungskreises aus in direktem Weg nach Süden Judäa und Jerusalem aufzusuchen, in der Hauptstadt selbst, am Sitz der Machthaber, zu erscheinen, zu deren herrschendem System seine ganze bisherige Wirksamkeit in dem entschiedensten Gegensatz stand: so kann dieser so folgenreiche Schritt nur aus der Überzeugung von der Notwendigkeit hervorgegangen sein, daß seine zur Entscheidung reife, nicht länger in der Schwebe zu haltende Sache nunmehr sich auch wirklich entscheiden müsse. Als der Frühling wieder nahte, sehen wir ihn den letzten Abschied von Galiläa nehmen, bald darauf inmitten der Passahpilger in Jerusalem einziehen und bei dieser Gelegenheit die erste und letzte, ganz unmißverständliche messianische Demonstration wagen, ja sogar im Tempelvorhof selbst thätlich gegen die Praxis der bestehenden Autoritäten vorgehen. Die Katastrophe folgte fast auf dem Fuße nach, und schon die Sonne des ersten großen Festtags der Osterwoche sah auf das Kreuz herab. Jesus starb unter Vorangehen der kaltblütigen sadduzäischen Priesterpartei, welche in ihm, dem Messias, zugleich die volkstümlichen, übrigens auch pharisäischen Reichsgedanken u. Zukunftsschwärmereien treffen wollte und dabei den Vorteil hatte, von der pharisäischen Demagogie selbst thatkräftig unterstützt zu werden. Am letzten Abend vor seiner Verhaftung und Hinrichtung war er noch einmal mit dem engern Jüngerkreis allein, und hier war es, daß er in der unendlichen Ergriffenheit des Moments das letzte Mahl hielt, eine fortan zu seinem und des Opfers seines Lebens Gedächtnis festzuhaltende Liebes- und Opfermahlzeit, deren Gäste die errungene Gemeinschaft mit Gott, die Kindesstellung dem Vater gegenüber, die Vollendung des neuen Bundes der Gnade bis ans Ende der Tage fortfeiern sollten. Das Weitere s. Christentum und Christologie.

Litteratur über das Leben Jesu.

Die Litteratur über das Leben Jesu ist seit 60—70 Jahren in steigendem Wachstum begriffen, schon an sich ein Zeichen einer Krisis, welche über das christliche Bewußtsein der Gegenwart hereingebrochen ist. Auf dem Standpunkt des ältern Rationalismus steht **Paulus** (»Das Leben Jesu als Grundlage einer reinen Geschichte des Urchristentums«, Heidelb. 1828, 2 Bde.); ästhetisch-rationalistische Gesichtspunkte befolgt **Hase** (»Das Leben Jesu, für akademische Vorlesungen«,

Digitized by Google

5. Aufl., Leipz. 1865; »Geschichte Jesu«, das. 1876, 2. Aufl. 1891). Die kritische Richtung konsequent verfolgend, hat Strauß (»Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet«, Tübing. 1835–36, 2 Bde.; 4. Aufl. 1840; für das deutsche Volk bearbeitet, Leipz. 1864; 5. Aufl. 1889) in scharfsinniger Polemik sowohl gegen die übernatürlichen Annahmen des Supernaturalismus als gegen die natürlichen Auslegungen des Rationalismus den faktischen Inhalt der Evangelien als Mythus aufgefaßt, in dessen vergrößerndem, durch alttestamentliche Vorbilder und messianische Erwartungen gebildetem Reflex nur wenige einfache Linien der geschichtlichen Wahrheit noch zu erkennen seien. Gleichzeitig mit Strauß hat Weiße (»Die evangelische Geschichte, kritisch und philosophisch bearbeitet«, Leipz. 1838, 2 Bde.), von der Echtheit und Vorzüglichkeit des Markus-Evangeliums ausgehend, mit origineller u. geistreicher Kritik in der evangelischen Geschichte historische und unhistorische Bestandteile zu scheiden versucht, und Gfrörer (»Geschichte des Urchristentums«, Stuttg. 1838, 5 Bde.) wollte zeigen, wie das Christentum auf dem Boden des vom Talmud aus zu erkennenden Judentums aufgewachsen sei. Beide haben bei aller Ablehnung des Mirakels gegen die Auflösung des ganzen Lebens Jesu in Mythologie erstmalig beachtenswerte Instanzen vorgebracht. Weitere, durch die Straußsche Kritik hervorgerufene und sie mit zweifelhaftem Erfolg bekämpfende Bearbeitungen des Lebens Jesu lieferten Neander (Hamb. 1837; 7. Aufl., Gotha 1873), Krabbe (das. 1839), Kuhn (Mainz 1838, Bd 1), J. Hartmann (Stuttg. 1837–39, 2 Bde.), Silbert (Leipz. 1838), Theile (das. 1837), J. P. Lange (Heidelb. 1844—47, 3 Bde.), Ammon (Leipz. 1842—1847, 3 Bde.), Friedlieb (Bresl. 1855, 2. Aufl. 1886), Riggenbach (Basel 1858), Baumgarten (Braunschweig 1859). Vgl. Strauß, Streitschriften zur Verteidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie (Tüb. 1837, 3 Hefte). Ein ähnliches Aufsehen wie Strauß in Deutschland erregte in Frankreich das Werk von Renan: »Vie de Jésus« (Par. 1863, 18. Aufl. 1882; deutsch, 5. Aufl., Leipz. 1893), welches in kurzer Zeit in viele Sprachen übertragen wurde. Renan hat darin bei mehr geistreicher als methodisch-korrekter Quellenbenutzung und phantasiereicher Ausschmückung das Leben Jesu auf reizendstem landschaftlichen Hintergrund gezeichnet als Bild eines liebenswürdigen und heitern Propheten, welcher, einmal in Gegensatz zu Pharisäern und Priestern getreten und zum Fortgehen auf dieser Bahn gedrängt, zum Schwärmer wird und sich allmählich darin gefällt, den mit der Wundergabe ausgerüsteten Messias zu spielen, bis er diesen Genuß mit dem Tode büßt. Von den zahllosen Streitschriften wider das Renansche Werk heben wir nur hervor die französischen, wissenschaftlich auf freiestem Standpunkt stehenden Kundgebungen von Réville, Colani, Schérer und Coquerel. Gleichfalls mit der Menschheit Jesu vollen Ernst zu machen, war die durchschlagende Tendenz in Schenkels »Charakterbild Jesu« (Wiesb. 1864, 4. Aufl. 1873), in welchem mit Zugrundelegung des zweiten Evangeliums das Leben Jesu vorzugsweise nach der Seite seiner der Satzungsreligion entgegentretenden Lehrwirksamkeit hin dargestellt wird. Das Trifolium »Strauß, Renan, Schenkel« wurde nun sofort wieder zum Gegenstand des Angriffs von seiten einer ganzen Reihe von theologischen und theologisierenden Schriftstellern, unter welchen auf katholischer Seite Veuillot (»Leben unsers Herrn J.«, deutsch, Köln 1864), Sepp (»Thaten und Lehren Jesu«, Schaffh. 1864) und besonders der Père Didon (»Jésus-Christ«, Par. 1891, 2. Aufl. 1893; deutsch, Regensb. 1891), auf holländischer van Oosterzee (»Das Bild Christi nach der Schrift«; »Geschichte oder Roman«, beides deutsch, Hamb. 1864), auf französisch-protestantischer Pressensé (»Jésus-Christ, son temps, sa vie, son œuvre«, Par. 1865, 7. Aufl. 1884; deutsch, Halle 1866) genannt werden mögen. Eine Arbeit von großer Bedeutung für die kritische Feststellung der Grundlagen sind Weizsäckers »Untersuchungen über die evangelische Geschichte, ihre Quellen und den Gang ihrer Entwickelung« (Gotha 1864). Vermittelnd schrieb Krüger-Velthusen: »Das Leben Jesu« (Elberfeld 1872). Die über das Leben Jesu Christi angefachte wissenschaftliche Bewegung hat dann auch das nachgelassene »Leben Jesu« von Schleiermacher (Berl. 1864) sowie dasjenige von Bunsen (Leipz. 1865) an das Licht gebracht, mit welchen die unklar apologetisch gehaltene »Geschichte Christus'« von H. Ewald (3. Aufl., Götting. 1867) den allgemeinen Standpunkt teilt. Auf umfassendster Durchforschung des gesamten Materials ruht Keims Werk: »Geschichte Jesu von Nazara, in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes« (Zürich 1867—72, 3 Bde.; dritte [kurze] Bearbeitung, 2. Aufl. 1875). Ähnlich, jedoch statt des Matthäus den Markus zu Grunde legend, stehen auch Holtzmann in der mit Weber gemeinsam bearbeiteten »Geschichte des Volkes Israel und der Entstehung des Christentums« (Leipz. 1867, 2 Bde.), Hausrath (»Neutestamentliche Zeitgeschichte«, Teil 1: »Die Zeit Jesu«, Heidelb. 1868; 3. Aufl. 1879) und Wittichen (»Das Leben Jesu in urkundlicher Darstellung«, Jena 1876), während auf gleicher Grundlage Volkmar (»Jesus Nazarenus und die erste christliche Zeit«, Zürich 1882) wieder näher an Strauß (s. d.), bez. B. Bauer (s. d. 4) heranrückt, B. Weiß aber eine die apologetischen Bemühungen in ermäßigender Form zusammenfassende Darstellung gibt (»Das Leben Jesu«, Berl. 1882; 3. Aufl. 1888, 2 Bde.), zu welcher Beyschlags Werk ein farbenreicheres Seitenstück bildet (»Das Leben Jesu«, Halle 1885—86, 2 Bde.; 3. Aufl. 1893). Beide versuchen das synoptische Bild wieder in den johanneischen Rahmen zu schieben. Ebenso J. Chr. K. von Hofmann (»Die biblische Geschichte Neuen Testaments«, Nördling. 1883), Edersheim (»The life and times of Jesus the Messiah«, Lond. 1883; neue Ausg. 1886; Auszug 1890 u. 1894) und Nösgen (»Geschichte Jesu Christi«, Münch. 1891), während Delff (»Die Geschichte des Rabbi Jesus von Nazareth«, Leipz. 1889) von eigentümlichen Voraussetzungen kritischer und theosophischer Natur ausgeht.

Als Stifter der christlichen Religion bildete J. auch für die mittelalterliche Dichtung, voran die deutsche, den Mittelpunkt aller Empfindung und Phantasievorstellung. Für die geistliche Dramatik, die aus den Kulthandlungen selbst hervorwuchs u. vom 12. Jahrh. an mit deutsch geschriebenen Weihnachtsspielen, Passions- und Osterspielen einen außerordentlichen Umfang erlangte, blieb J. lange Zeit der ausschließliche Held; seine Geburt, sein Leiden, seine Auferstehung und Himmelfahrt bildeten die Haupthandlungen der geistlichen Aufführungen. In der epischen Dichtung treten den gereimten Evangelienharmonien, dem »Krist« des Otfried, dem »Heliand«, dem »Leben Jesu« der Dichterin Ava 2c., allerdings bald andre Stoffe zur Seite, und in der Fülle der Legenden verschwindet

die Christusgestalt hinter der großen Schar der Heiligen und Märtyrer. Die Nachwirkungen des geistlichen Dramas lassen sich durch die protestantisch-biblische Dramatik des 16. und noch durch die Operndichtung des 17. Jahrh. hindurch verfolgen. Solange sie währten, blieb Leben und Sterben des Erlösers Lieblingsstoff der Darstellung und gewährte den Dramatikern den Vorteil eines allbekannten epischen Unter- und Hintergrundes. In der neuern deutschen Dichtung begann die epische Behandlung des Lebens Jesu mit Klopstocks »Messias« (1748—73), an den sich Lavaters »Jesus Messias« (1783), v. Halems »Jesus, der Stifter des Gottesreiches« (1810), Mehrings »Jesus in seiner siegenden Gotteskraft« (1821), Friedrich Rückerts »Leben Jesu« (1839), Karl Moritz' »Christus der Überwinder« (1841) und K. Siebels »Jesus von Nazareth« (1856) anreihen. Neuere dramatische Versuche gehen von ganz andern Voraussetzungen als die naiv-gläubigen Dramen der ältern Zeit aus; charakteristische Proben dieser veränderten Anschauung sind »La passion de Jésus-Christ« von Cristal (Par. 1833) und »Jesus der Christ« von Albert Dulk (Stuttg. 1865), von welchem auch eine romanhafte, Renans Auffassung übertreibende Darstellung herrührt: »Der Irrgang des Lebens Jesu« (Stuttg. 1884—85). Im allgemeinen dringt die Überzeugung durch, daß sich das Leben Jesu zu dichterischer Behandlung in dem Maße weniger eignet, als die naiv-andächtige Betrachtung desselben unvermeidlich durch dogmatische und kritische Sorgen gekreuzt und gehemmt wird. S. auch Christusbilder.

Jesus Christus-Wurzel, s. Pteris.

Jesusdiener, s. Jesuaten des heil. Hieronymus.

Jesus Maria, Silberminen, s. Concepcion 4).

Jesus-Maria-Orden, s. Eudisten.

Jesus-Namensfest, Gedächtnisfeier Christi, 1721 vom Papst Innocenz XIII. zu einem Kirchenfest erhoben, fällt auf den zweiten Sonntag nach Epiphanias.

Jesus Nazarēnus Rex Judaeorum (lat., abgekürzt I. N. R. I., »Jesus von Nazareth, König der Juden«), die Inschrift, welche Pilatus über dem Kreuz Jesu anbringen ließ (vgl. »I. N. R. I.«, S. 134).

Jesus Sirach (d. h. Jesus, Sohn Sirachs), jerusalemischer Jude, Verfasser der unter seinem Namen noch vorhandenen Sammlung von Sittensprüchen (lat. Ecclesiasticus, Kirchenbuch, weil es bei öffentlichen Vorträgen über die Sittenlehre zu Grunde gelegt und den Katechumenen als Lesebuch in die Hände gegeben ward). Das Buch, um 190 hebräisch geschrieben, hatte den Titel: »Meschalim«, d. h. Gnomen, Sprüche. Ins Griechische ward es von dem Enkel des Verfassers übersetzt, nach dem Prolog im J. 38 des Königs Ptolemäos Euergetes (Physkon), d. h. 132 v. Chr. Vgl. Fritzsche, Die Weisheit Jesus Sirachs (Leipz. 1860).

Jet (engl., spr. dschett oder schett), s. Gagat.

Jethro, Schwiegervater des Moses, ein Midianiter.

Jetolin, soviel wie Anilinschwarz (s. d.).

Jeton (franz., spr. schötong), Spielmarke, Rechenpfennig, v. franz. jeter, »werfen«, weil man beim Spiel jeden Verlust in solchen Marken auf den Tisch warf und am Schluß des Spiels die Marken zusammenzählte, um danach den Gesamtverlust zu berechnen. Solche Jetons gab es schon im Altertum. Es sind uns deren aus dem 10. Jahrh. v. Chr. erhalten. Sie wurden aus Kupfer, Silber und Gold, erst in neuerer Zeit aus Elfenbein, Perlmutter, Bronze, Messing, Nickel, Knochen etc. verfertigt. Man versah sie schon frühzeitig mit auf das Spiel bezüglichen Inschriften, später mit den Wappen u. Devisen der Besitzer. Jetons hießen auch kleine Denkmünzen, die bei Krönungen, Einzügen und ähnlichen Festlichkeiten unter das Volk geworfen wurden. Jetons de présence sind Marken, welche von Akademien und Gesellschaften an alle Mitglieder verteilt werden, die einer Sitzung beiwohnen, und die bisweilen durch Geld wieder eingelöst werden.

Jettatōre (Gettatore, ital., spr. dsche-), ein mit dem bösen Blick Behafteter, s. Böser Blick.

Jetti-schahr (D s c h i t i - S c h a h a r, »Sieben Städte«), türkischer Name für das Reich Jakub Begs in Zentralasien, das zuerst Alti-schahar (»Sechs Städte«) hieß, nach seiner Vergrößerung durch Eroberungen aber J. genannt wurde und nun die chinesische Provinz Tiënschannanlu mit den Städten Kaschgar, Jengi-Hissar, Jarkand, Chotan, Aksu, Karaschar, Hami und Turfan umfaßt. Nach Unterdrückung des Aufstandes der Dunganen (s. d.) und nach dem Tode des Jakub Beg (s. d.) und seines Sohnes wurde die chinesische Herrschaft wiederhergestellt; s. Turkistan.

Jeu (franz., spr. schö), Spiel; j. d'amour, Liebesspiel, auch ein Gedicht, das eine Liebesfrage beantwortet; j. d'esprit, Verstandes-, Witzspiel (zur Unterhaltung), Wortspielerei; j. parti, bei altfranzösischen Dichtern ein Streitgedicht in Form eines Wettgesangs (s. Tenzone). J. à anches, in der Orgel: Zungenstimme; grand j. beim Harmonium: volles Werk.

Jeudi (franz., spr. schö-, lat. Jovis diës), Donnerstag.

Jeumont (spr. schömóng), Flecken im franz. Depart. Nord, Arrond. Avesnes, an der kanalisierten Sambre und der Nordbahn (Grenzstation gegen Belgien), mit Marmorbrüchen, Glashütte, Maschinenbauanstalt u. (1891) 3141 Einw.

Jeune Belgique, La (spr. schön' belschik), s. Junges Belgien.

Jeunesse dorée (spr. schönäß' doré, »Goldjugend«), Parteibezeichnung aus der französischen Revolution, der männlichen Jugend von Paris beigelegt, welche nach dem Sturz Robespierres 9. Thermidor 1794 sich zur Vorkämpferin der Konterrevolution aufwarf. A. Schmidt (»Pariser Zustände während der Revolutionszeit 1789—1800«, Jena 1874, Bd. 1) hat neuerdings nachgewiesen, daß zwar viele andre ähnliche Spottnamen für die Partei gebraucht wurden (Muscadins, »Moschushelden«, Petits-maîtres, »Stutzer«), der Name J. d. aber erst durch Pagès in seiner »Histoire secrète de la révolution française« (Par. 1797) aufkam. Gleichwohl ist der letztere der in den meisten Geschichtswerken gebräuchliche geworden, und er wird in der Gegenwart allgemein vielfach angewendet, um die reiche, verschwenderische und vergnügungssüchtige männliche Jugend einer großen Stadt zu bezeichnen.

Jeux floraux (franz., spr. schö floro, »Blumenspiele«), die poetischen Wettstreite, welche jährlich zu Toulouse unter dem Vorsitz der Académie des j. f. gefeiert werden. Schon im 14. Jahrh. hatte sich daselbst zur Hebung der gesunkenen Poesie der Troubadoure eine poetische Gesellschaft von sieben Mitgliedern (set trobadors de Tolosa) gebildet, die sich an bestimmten Tagen in einem Garten versammelten. Im November 1323 erließen diese sieben Troubadoure einen Aufruf an alle Freunde der »fröhlichen Kunst oder Wissenschaft« (gay saber) zu einem poetischen Wettkampf 1. Mai 1324 in Toulouse, bei welchem der Sieger den Titel eines Doktors oder Meisters (maestre) der »fröhlichen Wissenschaft« und als Preis ein goldenes Veilchen erhalten sollte. Der Streit fand statt, und Arnaud Vidal de Castelnaudari erhielt den Preis für ein Lobgedichtchen auf die heilige Jungfrau. Im

Digitized by Google

folgenden Jahr konstituierte sich sodann das Consistori de la gaya sciensa als Gesellschaft; seine Statuten hießen Liebesgesetze (leys d'amor), die für die besten Gedichte erteilten Preise bestanden in silbernen Blumen. Anfangs durften die Gedichte nur in provenzalischer Sprache verfaßt werden; später (seit 1513) war auch die französische zugelassen, welche die provenzalische bald ganz verdrängte. 1695 wurde die Gesellschaft von Ludwig XIV. unter dem Namen Académie des j. f. neu organisiert. Dieselbe bestand unter einem vom König ernannten Kanzler aus 35 mainteneurs oder Richtern und 20 maîtres. Es ward ihr ein Einkommen von 1400 Livres ausgesetzt, wovon 1000 zur Anschaffung von Preisblumen und 400 zur Bestreitung der Festkosten und sonstigen Ausgaben verwendet werden sollten. Der erste Preis, ein goldenes Tausendschön (Amarant), 400 Livres an Wert, war für die beste Ode ausgesetzt; die andern drei Preise waren ein Veilchen, eine wilde Rose und eine Ringelblume von Silber. Die silberne Rose war für den besten Aufsatz in Prosa bestimmt, wurde aber 1745 in eine goldene umgewandelt u. dabei zugleich bestimmt, daß, wer sie einmal gewonnen, zum maître ès J. f. ernannt werden sollte. Jeder durfte sich um den Preis bewerben. 1773 ward das Kanzleramt abgeschafft, das Siegel der Gesellschaft einem beständigen Sekretär und das Präsidium einem alle drei Monate durch das Los gewählten modérateur übergeben. Durch die Revolutionsstürme von 1790—1806 nur unterbrochen, besteht die Gesellschaft noch jetzt in der alten Weise fort, und alljährlich am 3. Mai werden die Preise in öffentlicher und feierlicher Sitzung auf dem Rathaus zu Toulouse verteilt. Ein Verzeichnis der preisgekrönten Werke (»Recueil annuel de l'Académie«) erscheint seit 1696, mit nur zweimaliger Unterbrechung (1700—1703 und 1790—1806). Die bedeutendsten Dichter Frankreichs rühmten sich, Preise in den J. f. davongetragen zu haben. Eine neue Belebung erhielten die J. f. in den letzten Jahrzehnten durch die poetischen Feste und Wettkämpfe, welche der Verein der Félibres (s. d.) in den Städten Südfrankreichs veranstaltet. Vgl. Poitevin-Peitavi, Mémoires pour servir à l'histoire des j. f. (Toulouse 1815); Gatien-Arnoult u. Noulet, Monnmens de la littérature romane« (das. 1841—48, 4 Bde.); Chabaneau, Origine et établissement de l'Académie des J. f. (das. 1885, auch im 10. Bd. der »Hist. gén. de Languedoc« abgedruckt); Schwan, Die Entstehung der Blumenspiele von Toulouse (»Preußische Jahrbücher«, Bd. 54, 1884). — Nach dem Muster der Toulouser Sängergesellschaft wurde 1393 eine ähnliche in Barcelona eingerichtet, die im 15. Jahrh. einen großen Aufschwung nahm, dann gänzlich einging und erst 1859 wieder erneuert wurde. Über ihre Geschichte handelt Band 7 der »Jochs florals de Barcelona« (1865). Vgl. Denk, Einführung in die Geschichte der altkatalanischen Litteratur, S. 241 f. (München 1893).

Jever, Stadt im Großherzogtum Oldenburg, Hauptort der gleichnamigen Herrschaft, westlich vom Jadebusen, mit der Nordsee durch einen Kanal verbunden, Knotenpunkt der Linien Sande-Wittmund der Oldenburgischen und J.-Harle der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische u. eine kath. Kirche, eine Baptistenkapelle, eine Synagoge, ein merkwürdiges altes Schloß mit hohem Turm, ein altes Rathaus, ein Denkmal des hier gebornen Geschichtschreibers Schlosser, ein großes Krankenhaus (Sophienstift), ein Gymnasium mit Realklassen, ein Amtsgericht, Gerberei, Spinnerei, Färberei, bedeutende Bierbrauerei, Mahl- u. Sägemühlen, lebhafte Märkte, Pferde-, Vieh- und Getreidehandel und (1890) 5189 meist evang. Einwohner. Das Dorf Hooksiel (s. d.) bildet den Seehafen der Stadt. — Die alte Burg J. ist von dem Häuptling Edo Wiemken (gest. 1410) erbaut worden. Das Jeverland (Stadt und Amt J. ohne Kniphausen), etwa 330 qkm (6 QM.) groß, fiel nach dem Aussterben der »Häuptlinge« von J. 1575 an Oldenburg, 1603 durch Heirat an Anhalt-Zerbst und 1793 als Kunkellehen an Katharina II. von Rußland, eine geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst. Kaiser Alexander I. trat J. 1807 an Holland ab; 1814 ward es zu Oldenburg geschlagen. Vgl. Bornsand, Abriß der Geschichte Jeverlands (Oldenb. 1875); Hohnholz, Aus Jevers Vergangenheit (Jever 1886).

Jevičko, s. Gewitsch.

Jevons (spr. dschiwens), William Stanley, engl. Philosoph und Nationalökonom, geb. 1. Sept. 1835 in Liverpool, gest. 13. Aug. 1882, ein Enkel des berühmten Historikers Roscoe, war 1854—58 Wardein der australischen Münze in Sydney, studierte dann weiter in London, ward 1864 Fellow an der Universität daselbst, 1866 Professor am Owen's College in Manchester, welche Stelle er Anfang 1881 niederlegte. Er ertrank beim Baden im Meer zu Bexhill bei Hastings. Seine Hauptwerke sind: »The coal question« (1865, 2. Aufl. 1866); »Substitution of similars the true principle of reasoning« (1869); »Theory of political economy« (1871, 3. Aufl. 1888), worin er nationalökonomische Lehrsätze in mathematischer Form entwickelt; »The principles of science: a treatise on logic and scientific method« (1874, 2 Bde.; 2. Aufl. 1877), in welchem er sich den Ansichten Booles nähert; »Elementary lessons in logic« (1870, 7. Aufl. 1879); »Money and the mechanism of exchange« (1875, 8. Aufl. 1887; deutsch, Leipz. 1876); »Primer of political economy« (1878); »Studies in deductive logic« (1880, 2. Aufl. 1884); »The State in relation to labour« (1882, 3. Aufl. 1894). Nach seinem Tode wurden noch veröffentlicht: »Methods of social reform, and other papers« (1883); »Investigations in currency and finance« (1884); »Letters and journals« (hrsg. von seiner Witwe, 1886); »Pure logic (zuerst 1863 erschienen) and other minor works« (hrsg. von Adamson, 1890).

Jewdokimow, Nikolai Iwanowitsch, Graf, russ. General, geb. 1804, gest. 1873, focht unter Jermolow am Kaukasus und that sich besonders in den Kämpfen gegen Schamyl hervor. Durch wichtige Erfolge, wie den Sieg beim Aul Ismail 1858 rc., gelang es J. im April 1859, die Residenz Schamyls, Weden, in seine Gewalt zu bringen, was des letztern Gefangennehmung in Gunib und die Unterwerfung des ganzen östlichen Kaukasus zur Folge hatte. J. ward dafür in den Grafenstand erhoben und zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. 1861—64 unterjochte er auch die Tscherkessenstämme des westlichen Kaukasus, die darauf meist nach der Türkei auswanderten. Nach Beendigung dieses Krieges begab er sich nach Tiflis, wo er dem Statthalter im Kaukasus, dem Großfürsten Michael, zur Seite stand. Die letzte Zeit seines Lebens verbrachte er in Pjatigorsk, nachdem er 1870 in den Ruhestand getreten war.

Jewpatoria, s. Eupatoria.

Jeypore (Jeypoor), Stadt, s. Dschaipur.

Jeysulmere, ind. Staat, s. Dschaisalmir.

Jez, Theodor, Pseudonym, s. Miłkowski.

Digitized by Google

Jezd (Jesd), Hauptstadt der gleichnamigen kleinen persischen Provinz, liegt (zum Teil in Ruinen) ca. 300 km ostsüdöstlich von Ispahan in einer fast ganz von Hügeln umschlossenen Sandebene, 1330 m hoch, und besteht aus zwei durch Mauern und Thore getrennten Teilen. Die betriebsamen Einwohner, 40,000 an Zahl, darunter 4000 Parsen und 1000 Juden, fertigen Seidenzeuge (die besten in Persien), Baumwollwaren, Süßigkeiten, Schuhe, Teppiche u. a. und vertreiben dieselben weithin. J. ist ein wichtiger Zentralpunkt des Karawanenhandels. In der Umgegend wird viel Töpferei betrieben und das beste persische Opium erzeugt. Die Parsen (in Stadt und Umgegend ca. 6500) dürfen keinen allgemeinen Feuertempel haben, jeder Hausvater unterhält seine eigne heilige Feuerstätte. Die Schönheit der Frauen von J. ist in ganz Persien sprichwörtlich.

Jezdechaft, kleine natürliche Bergfestung auf einem senkrecht aufsteigenden Felsen in der persischen Provinz Farsistan, an der Straße von Schiraz nach Ispahan.

Jezero (bosnisch soviel wie See), Markt in Bosnien, Kreis Travnik, am rechten Plivaufer und der Westseite des obern Plivasees, mit (1885) 578 meist mohammed. Einwohnern. Am 7. Aug. 1878 fand hier ein siegreiches Gefecht der österreich-ungarischen Okkupationstruppen gegen die bosnischen Insurgenten statt.

Jezîd (Jesid), Name mehrerer Chalifen aus dem Geschlecht der Omajjaden (s. d.): J. I., Sohn Muawijas, 679—683, bekannt als Gegner Huseins (s. d.).

Jezîden, eine ca. 2 Millionen Köpfe starke religiöse Sekte, die, in den türkischen Provinzen Damaskus, Aleppo, Diarbekr, Mardin, am Sindschargebirge und im Gebiet von Schechan in der Provinz Mosul, endlich im russischen Gouv. Eriwan zerstreut in Dörfern lebt. Ihre Religion, wie es scheint aus den Meinungen einer alten armenischen Sekte entwickelt, ist ein verworrenes Gemisch von Mohammedanismus, persischem Dualismus und Christentum, verbunden mit einem eigentümlichen Respekt vor dem gefallenen Engel Melek Taus, der sich später mit Gott wieder vereinigen wird. Den Namen Jezidis scheinen sie von einem ihrer frühern Oberhäupter, Jezid, zu haben; weniger wahrscheinlich ist die Kombination mit dem omajjadischen Chalifen (s. d.) des Namens. Trotz ihres abenteuerlichen Glaubens sind die J. von guten Sitten, harmlos und ehrlich. Vgl. Browski im »Ausland«, 1886, Nr. 39 u. 40; Pauli in den »Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Lübeck«, Bd. 11; Leyp, Beilage 204 der »Allgemeinen Zeitung«, 1890; Petermann, Reisen im Orient, Bd. 2 (Leipz. 1861); Menant, Les Yezidiz. Épisodes de l'histoire des adorateurs du diable (Par. 1892).

Jezierna, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Zloczow, an der Staatsbahnlinie Lemberg-Podwoloczyska, mit (1890) 5576 (poln. und ruthen.) Einw.

Jezirah, nach der Kabbala (s. d.) die dritte, aus keiner vorhanden gewesenen Materie gebildete Welt, die Welt der denkenden Substanzen; dann ein die kabbalistische Litteratur eröffnendes, dem 8. oder 9. Jahrh. angehöriges, sehr geschätztes Buch (J., soviel wie Buch von der Schöpfung) in 6 Kapiteln, das die Grundidee: »die 10 Zahlen (sefirot) und die 22 Buchstaben (die sogen. 32 Bahnen der Weisheit) seien der Grund aller Dinge«, verarbeitet. Traditionen schreiben es dem Patriarchen Abraham oder dem Mischnalehrer Akiba zu. Ob das im Talmud erwähnte »Buch J.« mit dem jetzt vorhandenen identisch ist, ist nicht erwiesen. Bald nach seiner Entstehung ward das Buch J. philosophisch kommentiert von Saadja Gaon, Isak Israeli, Juda Halevi u. a. Herausgegeben ward es Amsterdam 1642; hebräisch und deutsch von v. Meyer (Leipz. 1830), von Goldschmidt (Frankf. a. M. 1894); englisch von J. Kalisch (New York 1877). Einen hebräischen Kommentar zum Buch J. von Jehuda ben Barsilai aus Barcelona (Anfang des 12. Jahrh.) gab Halberstam im Litteratur-Verein »Mekize nirdamim« (Berl. 1885) heraus.

Jezupol, Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Stanislau, an der Bystrzyca und der Staatsbahnlinie Lemberg-Czernowitz gelegen, mit einem Dominikanerkloster und (1890) 3502 (überwiegend ruthen.) Einw.

Jhansi, ostind. Bezirk und Stadt, s. Dschansi.

Jhelam, Fluß, s. Dschelam.

Jhering (spr. jēring), Rudolf von, einer der bedeutendsten Juristen der neuern Zeit, geb. 22. Aug. 1818 in Aurich, gest. 17. Sept. 1892 in Göttingen, habilitierte sich 1843 in Berlin als Dozent des römischen Rechts, ging 1845 als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen, 1868 nach Wien, von wo er 1872 einem Ruf an die Universität Göttingen folgte. 1872 ward ihm vom Kaiser von Österreich der erbliche Adel verliehen. Der Einfluß, den J. in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts auf die Rechtswissenschaft geübt hat, läßt sich fast mit dem während der ersten Hälfte von Savigny geübten vergleichen; doch steht J. zu jenem Rechtslehrer vielfach im Gegensatz. Obwohl von der historischen Schule ausgegangen, auf deren Standpunkt er in seinen »Abhandlungen aus dem römischen Recht« (Leipz. 1844) noch durchaus steht, hat er sich später Aufgaben gestellt, welche über die von dieser Schule der Rechtswissenschaft gesteckten Grenzen hinausgehen. Als Rechtshistoriker begnügte er sich nicht mit der konkreten Entwickelung der einzelnen Rechtsinstitute an der Hand der überlieferten Quellen, sondern suchte in seinem (leider unvollendet gebliebenen) Hauptwerk, dem »Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung« (Leipz. 1852—65, 3 Tle. in 4 Abtlgn.; mit Register 1878; 4. Aufl. 1878—88; Bd. 1 u. 2, Abt. 1 in 5. Aufl. 1891—94; ital. von Bellavite), durch Aufhellung der den römischen Volksgeist konstituierenden allgemeinen psychologischen Faktoren einen tiefern Einblick in die Gründe der Entwickelung des römischen Rechts und des Rechts überhaupt zu gewinnen, so daß dies Werk nach des Verfassers Absicht zugleich als der »Versuch einer Naturlehre des Rechts« zu betrachten ist. Als Dogmatiker suchte er den rezipierten fremden Rechtsstoff durch volle Entfaltung auch seines verborgenern Inhalts allen Bedürfnissen des modernen Lebens dienstbar zu machen. »Durch das römische Recht über das römische Recht hinaus« ist die Devise der von ihm ausgehenden wissenschaftlichen Bewegung geworden. Dieses Ziel verfolgen zahlreiche größere und kleinere Abhandlungen Jherings in den von ihm im Verein mit Gerber gegründeten und bis zu seinem Tode geleiteten »Jahrbüchern für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts«, die gesondert erschienen sind als »Gesammelte Aufsätze« (Jena 1881—86, 3 Bde.). Bedeutendes Aufsehen, aber auch vielfachen Widerspruch erregten seine Schriften zur Besitzlehre (»Beiträge zur Lehre von Besitz«, zuerst im 9. Bande der genannten Jahrbücher, in 2. Auflage u. d. T.: »Über den Grund des Besitzschutzes«, Jena 1869; sodann: »Der Besitzwille. Zugleich eine Kritik der herrschenden juristischen Methode«, das. 1889;

Digitized by Google

endlich der Artikel »Besitz« im 2. Bande des »Handwörterbuchs der Staatswissenschaften«, das. 1891), in denen er als Gegner Savignys nicht nur in der Auffassung des behandelten Gegenstandes, sondern auch in der wissenschaftlichen Methode überhaupt auftrat. An Stelle bloßer Entwickelung aus Rechtsbegriffen, welches Verfahren er vielfach, besonders auch in seiner satirischen Schrift »Scherz und Ernst in der Jurisprudenz« (Leipz. 1885, 4. Aufl. 1891) als »unfruchtbaren Begriffskultus« angriff, fordert J. ein stetes Hervorkehren der realen Faktoren des Rechts. Mehr der Rechtsphilosophie als der Wissenschaft des positiven Rechts gehören an die kleine, geistvolle Schrift »Der Kampf ums Recht« (Wien 1872, 11. Aufl. 1895, in fast alle europäische Sprachen übersetzt) sowie sein zweites Hauptwerk: »Der Zweck im Recht« (Leipz. 1877--83, 2 Bde.; 3. Aufl. 1893, gleichfalls unvollendet), welches sich zum Entwurf einer Phänomenologie der gesamten ethischen und sozialen Welt erweitert hat. Außer den vorstehend genannten hat J. noch folgende Schriften erscheinen lassen: »Zivilrechtsfälle ohne Entscheidungen« (Leipz. 1847; 7. Aufl., Jena 1895); »Der Lucca-Pistoja-Aktienstreit« (Darmst. 1867); »Das Schuldmoment im römischen Privatrecht« (Gieß. 1867); »Die Jurisprudenz im täglichen Leben« (Jena 1870, 9. Aufl. 1893); »Das Trinkgeld« (Braunschw. 1882, 3. Aufl. 1889). Seine kleinern Arbeiten erschienen gesammelt als »Vermischte Schriften juristischen Inhalts« (Leipz. 1879). Aus seinem Nachlaß wurde von V. Ehrenberg herausgegeben die nur teilweise vollendete »Vorgeschichte der Indoeuropäer« (Leipz. 1894) sowie das Bruchstück einer »Entwickelungsgeschichte des römischen Rechts« (das. 1894). Iherings Schriften zeichnen sich durch eine glänzende Darstellung aus, deren Reiz in vollendeter Deutlichkeit und steter Anknüpfung des abstrakten an anschauliches Denken liegt. Vgl. M. de Jonge, Rudolf v. J. (Berl. 1888); A. Merkel, Rudolf v. J. (Jena 1893); J. Kuntze, Ihering, Windscheid, Brinz (Leipz. 1893).

Jibara, Stadt auf der Nordostküste der Insel Cuba, 30 km nordnordöstlich von Holguin (s. d.), dessen Hafen es ist, mit (1887) 26,342 Einw. (in der Gemeinde).

Jičin (spr. jitschin, in deutscher Schreibart Gitschin), Stadt in Böhmen, 276 m ü. M., an der Cidlina und den Linien Wostroměř-J. der Österreichischen Nordwestbahn und Nimburg-J. der böhmischen Kommerzialbahnen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts und einer Finanzbezirksdirektion, besteht aus der eigentlichen Stadt und vier Vorstädten, hat eine schöne Dechanteikirche aus dem 17. Jahrh., ein von Wallenstein 1630 erbautes, jetzt fürstlich Trauttmansdorffsches Schloß, ein ehemaliges Jesuitenkollegium (jetzt Amtsgebäude und Kaserne), ein Obergymnasium, eine Unterrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, eine landwirtschaftliche Winterschule, eine Zucker- und eine Papierwarenfabrik, Bierbrauerei, Getreidehandel und (1890) mit Garnison (573 Mann) 8457 meist tschech. Einwohner. Es war einst die Residenz des Herzogs von Friedland. Von der ehemaligen Befestigung ist nur das Walditzer Thor übriggeblieben. Bemerkenswerte Punkte in der romantischen Umgebung von J. sind der einst befestigte Basaltberg Welisch, die Prachower Sandsteinfelsen, die Ruinen Bradletz und Kumburg und das ehemalige Kartäuserkloster (jetzt Strafanstalt) in Walditz, welches früher die Grabstätte Wallensteins war (seit 1785 in Münchengrätz). — Bei J. fand 29. Juni 1866 ein wichtiges Gefecht zwischen den Österreichern und Preußen statt. Der österreichische General Clam-Gallas hatte bei J. eine vorteilhafte Höhenstellung genommen. Gegen ihn rückte die 5. Division des 3. Korps der ersten Armee (des Prinzen Friedrich Karl) unter General Tümpling um 4 Uhr nachmittags vor u. drängte ihn, unterstützt von der um 5 Uhr eintreffenden 3. Division (General Werder), um 7 Uhr abends trotz des Eingreifens der sächsischen Division Stieglitz im Zentrum der österreichischen Position zurück. Die Stadt J., welche Clam-Gallas durch sächsische Truppen hatte besetzen lassen, wurde darauf von der Brigade Winterfeld (von der 3. Division) und von Truppen der Division Tümpling in einem von Mitternacht bis gegen Morgen dauernden Straßenkampf genommen. Die preußischen Truppen kämpften hier gegen einen namentlich an Artillerie weit überlegenen Feind. Das Gefecht kostete den Österreichern und Sachsen über 4000 Mann, darunter 2000 Gefangene; die Preußen verloren 1500 Mann Tote und Verwundete. Der Sieg sicherte die Vereinigung der ersten Armee unter Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee unter dem Kronprinzen; die Truppen von Clam-Gallas waren nach dieser Niederlage völlig unfähig zu weiterm Widerstand. Am 2. Juli nahm König Wilhelm von Preußen sein Hauptquartier in J. und übernahm den Oberbefehl über sämtliche Truppen. Hier wurde um Mitternacht, auf die Meldung des Prinzen Friedrich Karl hin, Kriegsrat gehalten und der Plan zur Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) entworfen.

Jiemonnpassage, s. Karawanenhandel.

Jig (engl., spr. dschigg), irischer Nationaltanz, nur von einem Paar ausgeführt.

Jihlava, tschech. Name von Iglau (s. d.).

Jijōna (spr. chichōna), Bezirkshauptstadt in der span. Provinz Alicante, am Südfuß der Sierra Carrasqueta, hat einen alten Turm, Honigkuchenbäckerei, Gerberei, Schuhwarenfabrikation u. (1887) 6198 Einw.

Jildis-Kjöschk, Palast, s. Beschiktasch.

Jilemnice, Stadt, s. Starkenbach.

Jilové, tschech. Name der Stadt Eule (s. d.).

Jima, gewöhnlich Jima Kshaeta (daraus später Dschemschid), im Zendavesta der König des goldenen Zeitalters.

Jimēna de la Frontēra (spr. chi-), Stadt in der span. Provinz Cadiz, an der Eisenbahnlinie Ronda-Algeciras, hat ein altes maurisches Kastell, merkwürdige Grotten und (1887) 8622 Einw.

Jimēnes, s. Malagawein.

Jimēnez de Cisnēros (Ximenes, spr. chi-), Francisco, span. Staatsmann, geb. 1436 in Torrelaguna aus einem heruntergekommenen altkastilischen Geschlecht, gest. 8. Nov. 1517, arbeitete sechs Jahre als Jurist in Rom. Nach seiner Rückkehr nach Spanien wirkte er zuerst als Weltpriester u. trat, 50 Jahre alt, in den Franziskanerorden und zwar unter die Brüder der Observanz. Durch sein asketisches Leben und seine harte Selbstpeinigung in Gebirgsöden erlangte er den Ruf großer Heiligkeit und ward Beichtvater der Königin Isabella von Kastilien und 1495 nach Mendozas Tod Erzbischof von Toledo und Großkanzler von Kastilien. Über 20 Jahre besorgte er trotz seines beträchtlichen Alters die Geschäfte seiner hohen Stellung mit der größten Umsicht, Klugheit und Thätigkeit, ohne von seiner strengen, klösterlichen Lebensweise abzuweichen, aber auch mit finsterer, starrer Herrschsucht. Er führte eine gründliche Klosterreform durch und erzog den spanischen Klerus zu strenger

Digitized

Disziplin und ernstem Pflichteifer. Aber mit gleicher Energie schritt er in seinem Bekehrungseifer gegen die Morisken in Granada ein, deren Widerstand gegen seine Bekehrungsversuche er mit blutiger Strenge unterdrückte. Als Philipp von Österreich 1506 das Königreich Kastilien erhielt, wußte er die Zwistigkeiten zwischen Philipp und dem Gemahl der verstorbenen Königin, Ferdinand dem Katholischen, zu beseitigen. Der Papst Julius II. sandte ihm 1507 den Kardinalshut und ernannte ihn zum Großinquisitor von Spanien. 1509 unternahm er mit von seinem Geld geworbenen Truppen eine Expedition nach Afrika, um die Mauren zu bekehren und ihnen Oran zu entreißen, das er auch eroberte. In demselben Jahre gründete er die Universität zu Alcalá de Henares und ließ von den Gelehrten derselben die komplutensische Polyglotte zusammenstellen, die 1517 vollendet, 1522 durch den Druck veröffentlicht wurde. Nach Ferdinands Tode (1516) ward er, da der Thronfolger Karl noch abwesend war, Regent des Reiches. Er ordnete die Finanzen und erwarb der Krone die veräußerten Domänen wieder, brachte die Gesetze zur Geltung und hob die gesunkene spanische Kriegsmacht bedeutend, ließ sich aber von seinem fanatischen Glaubenseifer auch zu Grausamkeiten gegen die Neuchristen verleiten; er hat als Großinquisitor 2500 Menschen zum Scheiterhaufen verurteilen lassen. Um die Befehle König Karls I. (V.) kümmerte er sich ebensowenig wie um die Rechte des Adels und der Städte. Deshalb wurde er von Karl I. 1517 aus dem Staatsdienst entlassen. Vgl. Gomez de Castro, De rebus gestis a Fr. Ximeni Cisnerio libri VIII (Alcala 1569); Hefele, Der Kardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts (2. Aufl., Tübing. 1851).

Jimmu Tenno, (posthumer) Name des ersten Mikado von Japan, regierte angeblich 660 v. Chr.

Jindřichův Hradec, s. Neuhaus (in Böhmen).

Jingo, Name der für die britische Macht begeisterten Kriegspartei in England, infolge eines Liedes von Macderwod 1876 üblich geworden.

Jinrikisha (»Manneskraftwagen«), in Japan, in vielen Plätzen Chinas und in Singapur üblicher, von einem oder zwei Mann gezogener und für 1—2 Personen Raum bietender zweiräderiger Wagen. J. ist ein chinesisches Wort (von den Japanern in Jinriki und von den Fremden in China in Rikiha verstümmelt). In Japan wird die J. auch japanisch Kuruma (d. h. Wagen) genannt; der den Wagen ziehende Mann heißt Kurumaya.

Jipesee (Dschipesee), See an der Ostgrenze von Deutsch-Ostafrika, in der Kilima Ndscharo-Niederung, südlich von Taweta, 737 m ü. M., 16 km lang, 5 km breit. Von N. tritt der Lumi in mehreren Armen ein, von W. kommen mehrere Zuflüsse, darunter der Tschumguli, von dem Berglande von Nord Pare. Die Ufer sind öde und unfruchtbar, der See hat leicht brackiges, doch trinkbares Wasser, wird von zahlreichen Flußpferden belebt und ist in langsamem Austrocknen begriffen. Sein Ausfluß am Nordwestende ist bezeichnet durch den großen Jipesumpf, dessen Westende der Hauptquellarm des Pangani entströmt.

Jirášek, Aloys, tschech. Novellist, geb. 1851 in Hronov bei Nachod, lebt als Professor in Leitomischl und gehört gegenwärtig zu den beliebtesten Schriftstellern Böhmens. Von seinen zahlreichen, durch Frische und Anmut der Darstellung ausgezeichneten Erzählungen aus dem tschechischen Volksleben oder der Geschichte seines Volkes erwähnen wir: »In der Nachbarschaft« (1874), »Die Felsenbewohner«, »Das Geschlecht der Tureček«, »Vittora«, »Auf dem herzoglichen Hof«, »Gebirgsgeschichten«, »Aus den stürmischen Zeiten«, »Eine philosophische Geschichte«, »Das Paradies der Welt«, »Ende und Anfang«, »F. L. Věk«, »Zwischen den Strömen« (3 Tle.) ꝛc. Eine Reihe (kleinerer) »Erzählungen und Novellen« von J. erschien in Prag 1885—89 in 3 Bänden. Eine Sammlung seiner Werke erscheint seit 1890 daselbst.

Jireček (spr. -tschek), 1) Joseph, tschech. Litterarhistoriker, geb. 9. Okt. 1825 in Hohenmauth, gest. 25. Nov. 1888 in Prag, studierte in Prag die Rechte und redigierte bereits 1848 die »Pražské Noviny«. Seit 1850 beim Kultusministerium angestellt, verfaßte er eine Reihe von Schulbüchern in böhmischer Sprache, organisierte 1856 den Wiener Schulbücherverlag, ward 1859 Ministerialsekretär, 1869 Ministerialrat und 1871 unter Hohenwart Kultusminister. In dieser Stellung war sein Hauptbestreben, die Gleichberechtigung der Nationalitäten beim höhern Unterricht durchzuführen, wodurch er sich die Mißgunst der deutschen Parteien zuzog. 1875 wählte ihn die Königlich böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu ihrem Präsidenten; auch war er Landtags- und Reichsratsabgeordneter für Böhmen. J. war einer der fruchtbarsten der zeitgenössischen böhmischen Schriftsteller. Von seinen Werken nennen wir: »Über den Versuch, das Ruthenische mit lateinischen Schriftzeichen zu schreiben« (1859); »Aktenmäßige Darstellung der griechischen Hierarchie ꝛc.« (1861); »Handbuch des Unterrichts- und Prüfungswesens in Österreich« (Wien 1868); »Nákres mluvnice staročeské« (1870); »Anthologie z literatury české« (3.—4. Aufl., Prag 1876, 3 Bde.); »Rukovět k dějinám literatury české«, biographisches Lexikon der böhmischen Schriftsteller (das. 1875—76, 2 Bde.). Außerdem gab er die Dalimilsche Chronik, Blahoslaws böhmische Grammatik ꝛc. heraus, besorgte die Herausgabe der Schriften seines Schwiegervaters P. Šafařík, des Grafen Wilhelm Slavata ꝛc. und versuchte in der mit seinem Bruder Hermenegild gemeinsam verfaßten Schrift »Die Echtheit der Königinhofer Handschrift« (Wien 1862) die Angriffe auf das genannte Sprachdenkmal zurückzuweisen.

2) Hermenegild, Rechtsgelehrter, Bruder des vorigen, geb. 13. April 1827 in Hohenmauth, studierte in Prag die Rechte und ward 1854 im österreichischen Unterrichtsministerium angestellt, in welchem er 1871 Abteilungsrat wurde. Er schrieb seit 1854 eine Reihe von Erzählungen, die teils in Zeitschriften, teils gesammelt unter dem Titel: »Novely« (Wien 1853) erschienen, war an der Redaktion verschiedener Blätter beteiligt und lieferte eine Anzahl tüchtiger Arbeiten aus der slawischen Rechtsgeschichte. Wir nennen: »Über Eigentumsverletzungen und deren Rechtsfolgen nach dem altböhmischen Recht« (Wien 1855); »Das slawische Recht in Böhmen und Mähren bis zum 14. Jahrhundert« (tschechisch, Prag 1863—73, 3 Bde.); »Das Recht in Böhmen und Mähren« (Bd. 1 in 2 Abteilungen, das. 1865—66); »Antiquae Bohemiae topographia historica« (das. 1892); »Unser Reich vor 200 Jahren« (Wien 1893). Auch veranstaltete er eine Sammlung slawischer Volksgesetze (Prag 1880, tschechisch) und gab den noch unvollendeten »Codex juris bohemici« (das. 1867—92) heraus. Mit Joseph J. zusammen schrieb er »Die Echtheit der Königinhofer Handschrift« (Wien 1862) und »Die Entstehung christlicher Reiche im Gebiete des heutigen

Digitized by Google

österreichischen Kaiserstaates von 500—1000« (das. 1865, 2. Aufl. 1870).

3) Konstantin Joseph, Sohn von J. 1), geb. 24. Juli 1854 in Wien, studierte daselbst und in Prag, bereiste die südslawischen Länder, über die er in Zeitschriften zahlreiche Artikel veröffentlichte, und habilitierte sich 1878 an der Prager Universität für Geschichte. 1879 wurde er als Generalsekretär des Unterrichtsministeriums nach Bulgarien berufen und war daselbst 1881—82 Unterrichtsminister; 1884 wurde er Professor der allgemeinen Geschichte an der böhmischen Universität in Prag und 1893 in Wien Professor der slawischen Geschichte. Er veröffentlichte: »Bibliographie de la littérature bulgare moderne 1806—1870« (1872); die wertvolle »Geschichte der Bulgaren« (Prag 1876); »Die Heerstraße von Belgrad nach Konstantinopel und die Balkanpässe« (das. 1876); »Die Handelsstraßen und Bergwerke von Serbien und Bosnien während des Mittelalters« (das. 1879), »Die Beziehungen der Ragusaner zu Serbien 1355—1371« (das. 1885); »Reisen in Bulgarien« (das. 1888, tschech.); »Das Fürstentum Bulgarien, seine Bodengestaltung, Natur, Bevölkerung etc.« (Wien 1891); »Serbisches Urkundenbuch« (Bd. 1, Belgrad 1892).

Jirmilik, türk. Münze zu 20 Guruſch: früher aus $^7/_8$ feinem Golde und um 1830 etwa 4,37, 1840 nur 3,685 Mk. wert; als Silbermünze (Bejas-J., griech. Ikosär) seit 1845 gesetzlich 24,055 g schwer und 830 Tausendteile fein = 3,5982 Mk. (Gold zu Silber = $15^1/_2$: 1), entsprechend der halbe (Onlik). Ebenso heißt vielfach das 20-Parastück, das um 1800 etwa 42 Pfennig wert war und seit 1845 (Jarimlik, d. h. halber Piaster, Jirmi-pará) als Kurantmünze = 8,98 Pfennig, aber auch in Kupfer geprägt wird.

Jirön (spr. chi-), Stadt im Staate Santander der südamerikan. Republik Kolumbien, am Rio de Oro, 563 m ü. M., mit Goldwäschen, Tabaksbau, Viehzucht, Fabrikation von Strohhüten und (1870) 9955 Einw.

Jiulu, Fluß, s. Schyl.

Jiwaarit, s. Jjolith.

Jizera, tschech. Name der Jser (s. d.).

J. Müll., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johannes Müller (s. d.).

Jöab, Feldherr König Davids, dessen Schwestersohn er war, ermordete Abner und tötete Davids Sohn Absalom auf der Flucht. Er führte Davids spätere Kriege gewöhnlich selbständig und mit glücklichem Erfolg und bewahrte dem König unverbrüchliche Treue. Dennoch ward er, weil er sich für das Thronrecht von Davids ältestem Sohn, Adonia, erklärt hatte, auf Davids Wunsch von Salomo gleich nach dessen Thronbesteigung getötet.

Joachim (hebr. Jojakim), Gatte der heil. Anna, Vater der Jungfrau Maria, soll, noch bevor diese Christi Mutter ward, gestorben sein.

Joachim I. Napoleon, König beider Sizilien, s. Murat.

Joachim, Name mehrerer Kurfürsten von Brandenburg: 1) J. I., mit dem Beinamen Nestor, geb. 21. Febr. 1484, gest. 11. Juli 1535 in Stendal, Sohn des Kurfürsten Johann Cicero, folgte demselben 1499 in der Regierung, schaffte durch blutige Bestrafung der Raubritter das Faustrecht in seinem Lande ab und beförderte das Aufleben der Städte sowie Künste und Wissenschaften, wie er denn auch 1506 die Universität zu Frankfurt a. O. stiftete. 1516 gründete er das Kammergericht und erließ 1527 die Constitutio Joachimica, ein noch heute in der Mark teilweise gültiges Erb- und Familienrecht. 1519 bewarb er sich ohne Erfolg um die Kaiserkrone. Der Reformation war er nicht zugethan; auf dem Reichstag zu Worms (1521) suchte er Luther zum Widerruf zu bewegen, und in Augsburg 1530 zeigte er sich den evangelischen Fürsten höchst feindselig. Seine Gemahlin Elisabeth von Dänemark, die sich 1528 zu Luthers Lehre bekannte, entfloh vor seinem Zorne nach Sachsen. Er vereinigte die Grafschaft Ruppin nach dem Tode des letzten Grafen derselben (1524) mit der Mittelmark und erlangte im Grimnitzer Vertrag 1529 die Anerkennung des Erbrechts auf Pommern. Vgl. v. Buttlar, Der Kampf Joachims I. von Brandenburg gegen den Adel seines Landes (Dresd. 1889).

2) J. II., mit dem Beinamen Hektor, Sohn des vorigen, geb. 13. Jan. 1505, gest. 3. Jan. 1571 in Köpenick, kämpfte 1522 als Hauptmann des niedersächsischen Kreises rühmlich gegen die Türken und folgte seinem Vater 1535 als Herr der Alt- und Mittelmark, während sein Bruder Johann die Neumark erhielt. Er führte 1539 die Reformation in seinem Lande ein, obwohl er sich bei der Verteidigung derselben, namentlich während des Schmalkaldischen Krieges und nach demselben, sehr lau bewies. Sein religiöser Eifer war nicht groß. Ruhe und Friede lagen ihm vor allem am Herzen. Dem Kaiser Karl V. hing er treu an und führte 1542 von neuem ein Reichsheer gegen die Türken, doch ohne Erfolg. 1537 schloß er die Erbverbrüderung mit den schlesischen Herzögen und erwarb 1569 die Anwartschaft auf Preußen. Seine Prachtliebe und sein Hang zur Verschwendung sowie seine Beziehungen zur schönen Gießerin, Anna Sydow, und zu dem jüdischen Wucherer Lippold brachten die Finanzen des Landes in große Verwirrung. 1889 wurde ihm ein Standbild in Spandau errichtet.

3) J. Friedrich, geb. 27. Jan. 1546, gest. 18. Juli 1608, ward 1553 Bischof von Brandenburg und Havelberg, 1556 auch zu Lebus, 1563 Administrator von Magdeburg. Er residierte seit 1567 in Halle und vermählte sich 1570, weswegen er den erzbischöflichen Sitz auf dem Reichstag nicht einnehmen durfte. 1598 übernahm er das Kurfürstentum Brandenburg nach seines Vaters Johann Georg Tod und überließ seinem Sohn Christian Wilhelm das Erzstift Magdeburg. Er kassierte das väterliche Testament, welches die Mark wieder geteilt hatte, und ordnete die Verteilung der fränkischen Fürstentümer Bayreuth und Ansbach unter seine jüngern Brüder Christian und Joachim Ernst 1598 durch den Geraer Familienvertrag. Das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin verdankt ihm seine Entstehung. Auch bahnte er die Erwerbung der jülich-kleveschen Erbschaft an.

Joachim, 1) Joseph, Violinspieler, geb. 28. Juni 1831 zu Kittsee bei Preßburg in Ungarn, wurde auf dem Wiener Konservatorium von Böhm und Mayseder gebildet, kam 1843 nach Leipzig, wo er noch Davids Unterricht genoß, und wurde 1850 als Konzertmeister in Weimar angestellt, von wo er 1854 in gleicher Eigenschaft nach Hannover ging. Nachdem er 1866 von dieser Stelle zurückgetreten, ließ er sich in Berlin nieder, wo er 1869 unter dem Titel eines königlichen Professors zum Direktor der neugegründeten Hochschule für Musik (Abteilung für ausübende Tonkunst) sowie zum Mitglied der musikalischen Sektion der Akademie der Künste ernannt wurde. Seine alljährlich fortgesetzten Kunstreisen haben ihn durch ganz Deutschland sowie nach Frankreich, der Schweiz, Rußland und zu wiederholten Malen nach England

Digitized by Google

geführt, wo sein edles und großartiges Spiel überall die gleiche Bewunderung erregte. Unter seinen Kompositionen verdienen die Ouvertüren »Hamlet«, »Demetrius« und »Heinrich IV.« sowie das sogen. »Ungarische Konzert« und das G dur-Konzert, seine Variationen für Violine und Orchester für Violine genannt zu werden. — Seine Gattin Amalie, geborne Schneeweiß, Sängerin (Alt), geb. 10. Mai 1839 zu Marburg in Steiermark, erhielt ihre musikalische Ausbildung in Wien und trat unter dem Namen A. Weiß zuerst auf dem Kärntnerthor-Theater daselbst auf. Später folgte sie einem Ruf an die Hofbühne zu Hannover. Nach ihrer Verheiratung (1861) trat sie von der Bühne zurück und wendete sich fortan ausschließlich dem Konzert- und dem Oratoriengesang zu, auf welchem Gebiete sie glänzenden Erfolg hatte. 1883 wurde ihre Ehe mit Joseph J. getrennt.

2) Joseph, schweizer. Volksdichter, geb. 4. April 1835 in Kestenholz (im solothurnischen Buchsgau), wuchs als Bauer von Beruf auf und trat erst spät als Autodidakt in die Litteratur, beteiligte sich bei der Redaktion eines politischen Lokalblattes und veröffentlichte hier 1881 seine erste Bauerngeschichte: »Ein Erntetag«, welcher eine Reihe meist im Dialekt gehaltener kleiner Volkserzählungen folgte. Hierauf versuchte er sich auch in größern Erzählungen und Bauernromanen: »Glyms auf der Höh'« (Zür. 1885); »Die Geschichten der Schulbase« (Frauenf. 1888); »Lonny, die Heimatlose« (Basel 1889); »Die Brüder« (das. 1891, 2 Bde.), seinem Hauptwerk; »Erzwungene Sachen« (das. 1890); »Fünfzig Jahre auf dem Erlenhofe« (das. 1891); »Der Sonnhaldenbauer« (das. 1892); »Der Mieschegghans« (das. 1893) und dem Schwank »Der sieghafte Schulmeister« (Aarau 1892). Durch Lebenswahrheit und oft durch poetische Auffassung ausgezeichnet, stehen Joachims Erzählungen doch hinter den besten Mustern der Dorfgeschichte an Tiefe und Originalität zurück.

Joachim von Floris, s. Evangelium, Ewiges.

Joachimsorden, weltlicher Stiftsritterorden, ursprünglich »Jonathansorden zur Verteidigung der Ehre der göttlichen Vorsehung«, 20. Juni 1755 von 14 Herzögen, Fürsten, Grafen und Edlen gestiftet, an deren Spitze Prinz Franz Christian von Sachsen-Koburg als Großmeister stand. Zweck des Ordens war, durch Komtureien minder bemittelte Mitglieder zu unterstützen und den reichern Gelegenheit zum Wohlthun zu bieten. Der Orden bestand 1820 noch, ist aber seitdem erloschen. Vgl. »Account of orders of Knighthood«, Bd. 1 (Lond. 1804).

Joachimsthal, 1) Stadt in Böhmen, 733 m ü. M., an der südlichen Abdachung des Erzgebirges, 6 km von der sächsischen Grenze, am Weseritzbach gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche (1876 erbaut), ein Rathaus aus dem 16. Jahrh., Ruinen des Schlosses Freudenstein, Bergbau auf Uran (1893: 211 metr. Ztr.), wobei als Nebenprodukte Silbererz (128 metr. Ztr.), Nickel- und Wismuterz gewonnen werden, eine ärarische Uranfarben- und eine Tabaksfabrik (1000 Arbeiterinnen), Handschuh- und Korkstöpselfabrikation, Bierbrauerei, Spitzenklöppelei und (1890) 5726 (als Gemeinde 7046) deutsche Einwohner. Von J. haben die Thaler (s. Joachimsthaler) ihren Namen. Die Stadt brannte 31. März 1873 fast gänzlich ab. Auf dem nahen Keilberg (1238 m) befindet sich seit 1884 ein 20 m hoher Aussichtsturm. Vgl. Laube, Aus der Vergangenheit Joachimsthals (Prag 1873). — 2) Stadt im preuß. Regbez. Potsdam, Kreis Angermünde, zwischen dem Werbellin- und Grimnitzsee, hat eine 1820 nach Schinkels Entwurf im modern-gotischen Stil erbaute Kirche, eine Präparandenanstalt, große Steinbrüche, bedeutenden Handel mit Pflastersteinen, Sägemühlen und Ziegeleien und (1890) 2071 Einw., davon 22 Katholiken und 14 Juden. — J. ward 1604 von dem Kurfürsten Joachim Friedrich angelegt, der daselbst 1607 eine Fürstenschule gründete, die 1636 von den Sachsen zerstört, 1650 als Joachimsthalsches Gymnasium nach Berlin verlegt wurde. In der Nähe die durch ihren Wildstand ausgezeichnete Schorfheide mit dem königlichen Jagdschloß Hubertusstock.

Joachimsthaler, Guldengroschen der Grafen von Schlick aus dem Silber von Joachimsthal in Böhmen seit 1519, wurden als Thaler in specie (d. h. in einem Stück) eine deutsche Hauptmünze; $14^{1}/_{2}$-lötig und 8 Stück aus der rauhen Mark, = 4,768 Mk. (Gold zu Silber = $15^{1}/_{2}$:1), fanden sie 1534 Eingang in Schleswig und von dort auch in Dänemark.

Joahas (Joachas), 1) König von Israel 815—798 v. Chr., Sohn und Nachfolger des Jehu, ließ sein von den Syrern bedrängtes Reich zur völligen Schwäche herabsinken.

2) König von Juda, jüngerer Sohn des Josias, ward nach dessen Tod 609 v. Chr. anstatt des ältern Sohnes, Eljakim, vom Volk auf den Thron erhoben, aber schon nach drei Monaten vom König Necho von Ägypten abgesetzt und gefangen nach Ägypten geführt, wo er starb. Vielleicht war sein Name vor seiner Thronbesteigung Schallum (Jer. 22, 11).

Joaillerie (franz., spr. schŏaj'rī), Juwelierkunst, Juwelenhandel; Joaillier, Juwelier.

Joanes (Juanes, spr. chuánes), Vicente, eigentlich Vicente Juan Macip, span. Maler, geboren um 1507 in Fuen de la Higuera, gest. 21. Dez. 1579 in Bocairente, scheint sich in Italien nach Raffael gebildet zu haben und ließ sich sodann in Valencia nieder, arbeitete aber auch in andern spanischen Städten. Er soll sich zu jeder Arbeit, die für kirchliche Zwecke bestimmt war, durch die heiligen Sakramente vorbereitet haben. In Bocairente schmückte er die Altarwand der Parochialkirche mit Gemälden. J.' Gemälde, meist Darstellungen religiöser Gegenstände, zeichnen sich vornehmlich durch Anmut und guten Faltenwurf aus. Im Kolorit folgte er der römischen Schule, doch ist es etwas stumpf, hart und bräunlich. Zu J.' besten Werken gehören: in der Kathedrale zu Valencia die Taufe Christi und die heilige Familie; in der Nikolauskirche daselbst das Abendmahl des Herrn; in der Kirche des heiligen Franziskus am Hauptaltar der Heiland; die Himmelfahrt Mariä im Museum zu Valencia; sechs Bilder aus dem Martyrium des heiligen Stephanus im Museum zu Madrid.

Joanne (spr. scho-ann'), Adolphe, geograph. Schriftsteller, geb. 15. Sept. 1813 in Dijon, gest. 1. März 1881 in Paris, ward in Paris 1836 Advokat, wandte sich aber bald darauf der Journalistik zu. Eine Reise nach der Schweiz und dem Schwarzwald veranlaßte ihn zur Abfassung eines Reisehandbuchs (1841), welches der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe ähnlicher und zum Teil umfangreicher Werke wurde, die sich nicht nur auf die interessantesten Orte und Landschaften Frankreichs, sondern auch auf Deutschland, England, die Schweiz, den Orient erstrecken und oft aufgelegt wurden. Ein gedrängter Auszug aus den größern Reisebüchern erscheint seit 1866 unter dem Titel:

Digitized by Google

»Guides Diamant«. Außerdem gab J. die »Géographies départementales« über Frankreich und das »Dictionnaire géographique, administratif, postal, etc., de la France« (2. Ausg., Par. 1872) heraus. Eine erweiterte Neubearbeitung des letztern besorgte seit 1890 sein Sohn Paul Benigne J. (geb. 1847), der sich auch an den Reisebüchern beteiligte und nach dem Tode des Vaters deren Herausgabe übernahm.

Joannina, soviel wie Janina.

João (Joam, portug., spr. schŭ-áung), Johann.

Joas (Jehoasch), 1) König von Juda 837–797 v. Chr., Sohn des Ahasja, ward als Kind bei der Thronusurpation seiner Großmutter Athalia und der Ermordung aller Brüder und Kinder Ahasjas 843 in den Tempel gerettet, dort heimlich erzogen und 837 in seinem 7. Lebensjahr vom Hohenpriester Jojada an der Stelle der ermordeten Athalia auf den Thron erhoben. Jojada führte für den jungen König die Vormundschaft. J. regierte aber auch, als er selbständig geworden, ganz nach dem Willen der Priesterschaft. Da er aber einem Streifzug der Syrer gegen Jerusalem durch eine Kontribution aus dem Tempelschatz vorbeugte, so ward eine Verschwörung gegen ihn angezettelt und J. von zweien seiner Diener ermordet.

2) Sohn und Nachfolger des Joahas als König von Israel (798–790 v. Chr.), schlug den König von Juda, Amazia, und machte eine reiche Beute aus dem königlichen und dem Tempelschatz. Von dem Propheten Elisa zum Kampf gegen die Syrer, welche das Reich Israel wiederholt bedrängten, ermutigt, eroberte er das ostjordanische Gebiet zurück.

Jobber (spr. dschŏbb-, Stock-J., von job, kleines lukratives Geschäft, Geschäftchen), engl. Bezeichnung desjenigen, der in Staatspapieren oder Aktien spekuliert, besonders wenn er dem Differenzgeschäft, der sogen. Agiotage oder dem Börsenspiel (stock-jobbing) obliegt. In einem gewissen Gegensatz dazu steht die Bezeichnung Dealer (Händler), der zwar ebenso wie der J. kauft, um zu verkaufen, aber sein effektives Kapital dabei beschäftigt und zeitweise angelegt läßt. J. und Dealer stehen im Gegensatz zum Broker (Makler), der nicht für eigne Rechnung, sondern nur im fremden Auftrag Papiere kauft und verkauft, sich dabei aber in der Regel der Vermittelung eines Jobbers bedient. In Deutschland wird der Ausdruck J. nur im schlechten, verächtlichen Sinne zur Bezeichnung eines waghalsigen Börsenspielers im Gegensatz zum soliden Geschäftsmann gebraucht.

Jobeljahr, s. Jubeljahr.

Jobi (Jappen), große, zu Niederländisch-Neuguinea gehörige Insel, in der Geelvinkbai, unter 1° 38' südl. Br. und 135° 40'–137° östl. L. v. Gr., 160 km lang, 15 km breit und 3480 qkm (63 QM.) groß, mit 7200 Einw., an den Küsten papuanische Mafuren, im bergigen, dichtbewaldeten Innern Anthropophagen, die in beständigem Kriege miteinander leben.

Jobsiade, komisches Epos, s. Kortum.

Jobst, männlicher Name, s. Jodokus.

Jocelyn, epische Dichtung von Lamartine (s. d.).

Joch, eine Reihe eingerammter, oberwärts mittels horizontal liegender Balken (Jochträger) verbundener Pfähle, z. B. Brückenjoch, Schleusenjoch; auch der Raum zwischen zwei Brückenjochen, s. Brücke, S. 554. — In der Physik heißt J. (Rückplatte) der mittlere, die Schenkel eines Hufeisenmagnets verbindende Teil. — Gebirgsjoch heißt ein Bergrücken, der sich zwischen zwei größern Thälern hinzieht; die einzelnen Joche laufen in einem größern J. (Mitteljoch) zusammen. — In der Botanik bezeichnet man mit J. (jugum) die einzelnen Blättchenpaare fiederförmig zusammengesetzter Blätter (s. Blatt, S. 55), auch die vorspringenden Riefen auf dem Rücken der beiden Teilfrüchtchen der Umbelliferen (s. d.). — Im Seewesen kurze, nach beiden Seiten vom Steuer abstehende Ruderpinne (besonders bei Gigs gebräuchlich), an deren Enden mit Leder oder Segeltuch benähte kurze Taue befestigt sind, von denen der Bootssteuerer je eins in jeder Hand hält. — Im Bergbau heißt J. jedes der beiden langen Hölzer, welche bei Verzimmerung eines vierseitigen Schachtes an den beiden Langseiten wagerecht eingebaut werden, und die zusammen mit den Kappen (s. Kappe) ein Schachtgeviere (s. Bergbau, S. 800) bilden; auch soviel wie Schachtgeviere. — In der Landwirtschaft heißt J. ein hölzernes Geschirr zum Anspannen der Zugochsen; daher ein J. Ochsen, soviel wie ein Paar Ochsen. Auch bezeichnet das Wort so viel Ackerland, als mit zwei Ochsen in einem Tage gepflügt werden kann; daher soviel wie Juchert (s. d.). J., das ältere österreichische Flächenmaß, = 0,5764 Hektar. Vgl. Jugum.

Jochacker (Joch Landes), ein Feldstück von ursprünglich solcher Größe, daß es mit einem Ochsengespann binnen einem Tage umgepflügt werden kann. In Österreich war das Wiener Joch bis Ende 1875 auf 1600 QKlafter = 57,5464 Ar festgesetzt, in Ungarn 1100–1300 QKlafter, seit 1874 = 43,16 Ar.

Jochbaum, soviel wie Hainbuche, s. Hornbaum.

Jochbein, s. Schädel.

Jochbrücke, s. Brücke, S. 554.

Jöcheln, s. Hörnerrichten.

Jöcher, Christian Gottlieb, Gelehrter, geb. 20. Juli 1694 in Leipzig, gest. 10. Mai 1758, studierte seit 1712 in seiner Vaterstadt erst Medizin, dann Philosophie, wurde 1730 ordentlicher Professor an der philosophischen Fakultät und 1742 Universitätsbibliothekar. Seine Schriften sind teils philosophische, teils Sammelwerke. Unter letztern nimmt den ersten Rang ein das »Allgemeine Gelehrtenlexikon«, das in Ermangelung eines dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechenden derartigen Werkes immer noch einen gewissen Wert hat (Leipz. 1750 u. 1751, 4 Bde.), vermehrt von Adelung (1784–87), neu herausgegeben und fortgesetzt von Rotermund (Brem. 1810–22, 6 Bde.). Früher hatte J. das Menckensche »Kompendiöse Gelehrtenlexikon« in 2. und in 3. Auflage (1725 u. 1733) herausgegeben. J. war auch langjähriger Redakteur der Leipziger »Acta eruditorum«.

Jochmus, August Giacomo J., Freiherr von Cotignola, deutscher Reichsminister, geb. 27. Febr. 1808 in Hamburg, gest. 14. Sept. 1881 in Bamberg, widmete sich anfangs dem Handelsstand und, da ihm dieser nicht zusagte, sodann zu Paris den militärischen Fachwissenschaften. 1827 ging er nach Griechenland und fand eine Anstellung als Hauptmann und Adjutant des Generals Church, sodann nach König Ottos Ankunft 1832 im Kriegsministerium. Durch die Ränke der nationalen Partei gegen die Deutschen vertrieben, begab er sich 1835 nach England, wo er sich der Fremdenlegion, welche der Königin Isabella zu Hilfe gesandt wurde, anschloß. In Spanien aber trat er bald definitiv in die Dienste der Cristinos über und stieg in deren Reihen 1837 zum Brigadegeneral, sodann unter Espartero zum Generalstabschef der sogen. Nordarmee. Nach Beendigung des Bürgerkriegs (Ende 1838) begab er sich nach England und wurde von Palmerston nach Konstantinopel gesandt, um im Einver-

Digitized by Google

nehmen mit Lord Ponsonby den Feldzugsplan für den bevorstehenden Krieg in Syrien zu entwerfen. Im Juli 1840 begab er sich nach Syrien. Von der Pforte zum Divisionsgeneral und Pascha von zwei Roßschweifen (Ferik-Pascha), vom Admiral Stopford zum Chef des Generalstabs der vereinigten türkisch-englisch-österreichischen Streitkräfte ernannt, war er im November 1840 bei der Einnahme von Akka thätig. Im Dezember d. J. übernahm er den Oberbefehl über das türkische Operationsheer, den er bis Ende des Feldzugs (Februar 1841) führte. Er war darauf im Kriegsministerium zu Konstantinopel beschäftigt, bis ihn die Märzbewegungen von 1848 zur Rückkehr nach Deutschland veranlaßten. Der Erzherzog Johann als Reichsverweser verlieh ihm 17. März 1849 nach Gagerns Rücktritt aus dem Reichsministerium das Portefeuille des Auswärtigen und der Marine. Nach Auflösung des Reichsministeriums und dem Rücktritt des Erzherzogs Johann (Dezember 1849) zog er sich in das Privatleben zurück. Im Mai 1859 von der österreichischen Regierung zur Verwendung im Kriege bestimmt, trat er nicht mehr in Thätigkeit. Nach dem Frieden von Villafranca erhob ihn der Kaiser Franz Joseph in den Freiherrenstand, später zum Feldmarschallleutnant. 1853—55 und 1870—71 machte J. Reisen um die Welt und zog sich dann nach Bamberg zurück. Außer einigen Denkschriften geographisch-politischen Inhalts veröffentlichte er: »Der syrische Krieg und der Verfall des Osmanenreichs seit 1840« (Frankf. 1856). Seine »Gesammelten Schriften« (darunter die englische Bearbeitung der erwähnten Schrift, 2 Bde., und der Briefwechsel des Erzherzogs Johann von Österreich) gab Thomas heraus (Berl. 1883—84, 4 Bde.).

Jochzahn, s. Zeuglodon.

Joci causa (lat.), des Scherzes halber.

Jocketa, Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Plauen, auf einer Höhe über den wildromantischen Thälern der Trieb und der Elster, in der sogen. Vogtländischen Schweiz, Knotenpunkt der Linien Leipzig-Hof und Reichenbach-Eger (hier mit großartigem, 68 m hohem und 281 m langem Viadukt über die Elster) der Sächsischen Staatsbahn, hat (1890) 215 Einw. und wird als Sommerfrische viel besucht.

Jockey (engl., spr. dschocki, Diminutiv von Jock, soviel wie John), Reitknecht, in der Turfsprache jeder bezahlte Reiter (professional), im Gegensatz zu dem gentleman rider (Herrenreiter), der nur vergnügens- oder ehrenhalber reitet. Die Jockeys werden vor und nach dem Rennen gewogen, weil sie ein vorschriftsmäßiges Gewicht haben müssen; sind sie zu leicht, so wird das fehlende Gewicht durch Bleiplatten, welche in die Satteldeckentaschen geschoben werden, ausgeglichen. Jeder fest angestellte J. darf nur die Pferde seines Herrn reiten; in jedem Lande herrschen in Bezug auf das Verhältnis der Jockeys besondere, ziemlich streng gehandhabte Gesetze.

Jocōsa (lat.), scherzhafte Dinge, Possen.

Joc partit (spr. dschot), s. Tenzone.

Jocrisse (franz., spr. schokriß, vielleicht von joquer, »faulenzen«), seit 1588 nachweisbar als lustige Figur der franz. Straßenkomödie, meist einen tölpischen Bedienten aus der Provinz vorstellend, der einen Taschenspieler ꝛc. begleitet und das Publikum durch seine Possen ergötzt; auch eine komische Figur des Theaters, die, besonders von Brunet vortrefflich dargestellt, von Dorvigny für seine Dramen verwendet wurde; Einfaltspinsel; endlich ein Ehemann, der sich zu sehr um die wirtschaftlichen Dinge bekümmert (»Topfgucker«).

Jōcus (lat., korrumpiert: Jux), Spaß, Scherz; auch der Genius des Scherzes (Gott J.), daher Jocusstab, Narrenstab, ein Stab mit einem Narrenkopf.

Jōd (Jodum) J, chemisch einfacher Körper, findet sich nicht im freien Zustand in der Natur, aber seine Verbindungen begleiten in geringen Mengen nicht selten die entsprechenden Chlorverbindungen, mit welchen sie große Ähnlichkeit haben. Besonders finden sich Jodnatrium und Jodmagnesium im Meerwasser, aus welchem Meerpflanzen, namentlich die Tange (Laminaria, Fucus), J. aufnehmen und in sich konzentrieren. Auch Carragaheen, Schwämme, Seesterne, Heringe, Seekrebse, der Thran der Schellfischarten enthalten J. Außerdem findet es sich in vielen Salzquellen (Sulza, Adelheidsquelle bei Heilbronn, Hall), im Chilisalpeter, in der Pottasche aus Rübenmelasse, in Steinkohlen (daher im Gaswasser), in Eisenerzen (also auch im Gichtstaub der Eisenhochöfen), in bituminösen Schiefern, Phosphoriten, als Jodsilber, Jodblei, Jodquecksilber und in sehr geringen Mengen weitverbreitet, z. B. in Ackererde und Quellwasser. Zur Darstellung des Jods dienen fast ausschließlich die Tange (besonders Fucus digitatus und und F. saccharinus), welche man an den englischen und französischen Küsten sammelt und verbrennt. Aus dem so erhaltenen Kelp (s. d.) oder Varech scheidet man die Kalisalze ab und gewinnt dabei schließlich eine Mutterlauge, in welcher sich die leicht löslichen Jodverbindungen angesammelt haben. Neuere Verbesserungen in der Jodindustrie nehmen besonders Bedacht auf eine bessere Ausnutzung der Tange, die man gut abtropfen läßt, dann der Gärung unterwirft, abpreßt und im Schachtofen einäschert. Die bei der Gärung entstehenden Flüssigkeiten sind sehr reich an J. und werden verdampft, indem man die (jodhaltigen) Feuerungsgase von der Einäscherung der Tange über sie hinwegziehen läßt. Hierbei geben die Gase ihren Jodgehalt an die Lauge ab. Nach einer andern Methode unterwirft man die Tange der trocknen Destillation und erhält neben brennbaren Gasen, Teerölen, Essigsäure, Ammoniak und Methylalkohol eine Kohle, welche, nachdem ihr alle Salze durch Wasser entzogen sind, zu verschiedenen Zwecken gut verwertbar ist. Die Salzlösung wird ebenso wie die Kelplauge verarbeitet. Die letzte Mutterlauge (Jodlauge) versetzt man mit Schwefelsäure (wobei sich Kohlensäure und Schwefelwasserstoff entwickeln und Schwefel abgeschieden wird) und destilliert sie dann mit Schwefelsäure und Braunstein. Die hierbei entwickelten Joddämpfe werden in einer Reihe thönerner Vorlagen verdichtet. Man kann auch die Jodverbindungen der Lauge durch Chlor zersetzen und das frei gewordene J. auf durchlöcherten Platten entwässern und auf porösen Thonplatten trocknen. Vorteilhafter ist die Anwendung eines mit Koks oder Steinen gefüllten Turmes, in welchem die Jodlauge herabrieselt, während das Chlor unten einströmt. Das frei gewordene J. tritt aus dem obern Teil des Turmes dampfförmig in die Vorlage, in der es sich verdichtet. Auch durch chlorsaures und chromsaures Kali hat man das J. abgeschieden. In neuerer Zeit hat der Chilisalpeter der europäischen Jodindustrie Konkurrenz gemacht. Er enthält 0,059—0,175 Proz. J., welches sich in der Mutterlauge in Form von Jodnatrium und jodsaurem Natron ansammelt und nach Behandlung der Lauge mit schwefliger Säure (zur Reduktion des Jodats) durch Chlor abgeschieden wird. Man trennt es durch Gipsplatten von der Mutterlauge und bringt

Digitized by Google

es roh in den Handel oder reinigt es durch Sublimation. Man fällt auch aus der Mutterlauge mit Hilfe von saurem schwefligsaurem Natron (oder Eisenvitriol) und Kupfervitriol Kupferjodür und zersetzt dies in Europa mit Schwefelwasserstoff. Es bilden sich Schwefelkupfer und Jodwasserstoffsäure, welche man mit kohlensaurem Kali neutralisiert, um Jodkalium zu erhalten. Das durch Destillation gewonnene J. wird ohne weiteres in den Handel gebracht, das gefällte aber wird der Sublimation unterworfen und dabei zur Gewinnung großer Kristalle die Temperatur möglichst niedrig gehalten. Reines J. bildet schwarzgraue, metallglänzende, oft sehr große Tafeln, riecht eigentümlich, der unterchlorigen Säure nicht unähnlich, schmeckt herb, scharf, färbt die Oberhaut braun und greift als Dampf Augenlider, Nasen- und Mundhöhle heftig an. Das spezifische Gewicht ist 4,95, das Atomgewicht 126,86; es ist sehr weich, verdampft schon bei gewöhnlicher Temperatur ziemlich schnell, schmilzt bei 114°, siedet über 200° und gibt einen im gesättigten Zustand blauen, im verdünnten veilchenblauen (daher der Name, v. griech. iodes) Dampf vom spez. Gew. 8,716 (der schwerste aller Dämpfe), der sich beim Erkalten zu Jodkristallen verdichtet. Die Dampfdichte des Jods nimmt bei starkem Erhitzen ab u. ist bei 1570° nur noch 5,67; man schließt daraus, daß das Jodmolekül, welches bei gewöhnlicher Temperatur aus 2 Atomen J. besteht, in hoher Temperatur zerfällt. J. löst sich wenig im Wasser (doch färbt schon 1/7000 J. Wasser schwach gelbbraun), die braune Lösung (Jodwasser) bleicht Indigo und zersetzt sich allmählich unter Bildung von Jodwasserstoffsäure. Letztere und lösliche Jodmetalle erhöhen die Löslichkeit des Jods im Wasser ungemein. J. ist leicht löslich in Alkohol (Jodtinktur, s. d.), Äther, Benzin, mit höchst intensiv violetter Farbe in Schwefelkohlenstoff und Chloroform. Letztere Lösungsmittel entziehen wässerigen Lösungsmitteln das J. beim Schütteln und zeigen durch die dabei auftretende Färbung die Gegenwart von J. an. Es verhält sich in chemischer Hinsicht im allgemeinen wie Chlor und Brom, aber sein Vereinigungsstreben ist schwächer; nur zum Sauerstoff hat es größere Verwandtschaft. Mit Kalilauge bildet es Jodkalium und jodsaures Kali, charakteristisch ist die intensiv blaue Färbung des Stärkemehls durch J. (s. Jodstärke). J. ist einwertig, und seine Verbindungen gleichen denen des Chlors und Broms, die Metallverbindungen werden aber durch Chlor und Brom zersetzt, während J. die Sauerstoffverbindungen des Chlors und Broms zersetzt. J. wirkt äußerlich ätzend, im Magen bei größern Dosen heftig verdauungsstörend, ähnlich wie Chlor und Brom. In giftiger Dosis tötet es unter Benommenheit des Gehirns, Anätzung des Magens und Lähmung des Atmungszentrums (vgl. Jodvergiftung). Eigentümlich ist seine Wirkung auf drüsige Organe, die es zum Schwinden bringt. Auf niedere Organismen, z. B. bei Malaria, wirkt es als heftiges Gift. Man benutzt J. als Arzneimittel bei entzündlichen Prozessen, Syphilis, Skrofulose, Hypertrophie drüsiger Organe (Kropf 2c.), bei Rheumatismus, Neuralgien, gegen Frostbeulen 2c., zur Darstellung von Jodpräparaten, von denen manche (Jodkalium, Jodammonium, Jodkadmium, Jodmethyl) ebenfalls als Arzneimittel und in der Photographie, andre zur Darstellung von Teerfarben benutzt werden. J. wird bei seinem hohen Preis nicht selten mit Schwefel, Weinstein, Schwefelblei, Braunstein, Spießglanz, Hammerschlag, Steinkohlenpulver, Graphit und Natriumsalzen verfälscht. Alle diese Substanzen bleiben beim Lösen des Jods in Alkohol oder beim Erhitzen desselben im Wasserbad zurück und sind dann nach gewöhnlichen Methoden leicht nachweisbar. Der Wassergehalt des Jods beträgt durchschnittlich 10 Proz. Zur Bestimmung desselben sättigt man Schwefelkohlenstoff mit Wasser, filtriert ihn klar und übergießt in einem engen, in 0,1 ccm geteilten, mit Glasstöpsel dicht verschließbaren Rohr 2 g J. mit 50 ccm dieses Schwefelkohlenstoffes. Nach erfolgter Lösung läßt man absetzen und liest die Menge des auf dem Schwefelkohlenstoff schwimmenden Wassers ab. Zur quantitativen Bestimmung des Jods in der käuflichen Ware wägt man 0,3—0,4 g derselben ab, setzt Jodkalium und Wasser zu und titriert mit Natriumhyposulfitlösung. — J. wurde 1811 von Courtois entdeckt und von Davy und Gay-Lussac genauer untersucht. Hauptsitze der Jodfabrikation sind Glasgow und das Depart. Finistère. Auch in Peru und Bolivia wird J. dargestellt, und in Frankreich hat man angefangen, Phosphorite auf J. zu verarbeiten. Die Produktion beträgt in Europa etwa 180 Ton. (130 T. in Schottland und Irland, 50 T. in Frankreich). Südamerika lieferte 1891: 424 T. Deutschlands Einfuhr betrug 1890: 1382 metr. Ztr., die Ausfuhr 104 Ztr. Außerdem wurden 62 Ztr. Jodpräparate ein- und 1062 Ztr. ausgeführt. Vgl. Pellieux, L'industrie française de l'iode (Par. 1878).

Jodammonium, s. Ammoniumjodid.

Jodargyrit, soviel wie Jodit.

Jodaseptol, antiseptisches Mittel, besteht aus Dijodorthophenolsulfosäure und deren Salzen.

Jodate (Jodsäuresalze), s. Jodsäure.

Jodäther, **Jodäthyl**, soviel wie Äthyljodid.

Jodbäder, s. Bad, S. 312.

Jodblei, soviel wie Bleijodid.

Jodchinin, schwefelsaures, soviel wie Herapathit, s. Chinin.

Jodchloride. Bei Einwirkung von Chlor auf überschüssiges Jod und beim Lösen von Jod in Königswasser entsteht Jodmonochlorid (einfach Chlorjod) JCl. Dies bildet rote Kristalle, riecht stechend, reizt die Augen heftig, schmeckt beißend, löst sich in Alkohol und Äther, ist sehr flüchtig, schmilzt bei 25° und zerfällt beim Erhitzen in Jod und Jodtrichlorid (dreifach Chlorjod) JCl_3. Dies entsteht auch aus Jod und überschüssigem Chlor, aus Jodsäure und Chlorwasserstoff, bildet gelbe Kristalle, riecht durchdringend, reizt zu Thränen und Husten, löst sich in Benzol, ist sehr leicht zersetzbar, sehr flüchtig, schmilzt bei 25° unter Zersetzung, löst sich unzersetzt in wenig Wasser, zerfällt aber mit mehr Wasser in Chlorwasserstoff, Jodsäure und Jodmonochlorid; die alkoholische Lösung zersetzt sich bald unter Bildung von Chloral und Essigäther. Das Trichlorid wurde als desinfizierendes und antiseptisches Mittel empfohlen und soll in seiner Wirkung dem Sublimat am nächsten stehen. Vergiftungsgefahren sind nicht zu fürchten. Innerlich dient es bei Dyspepsien des Magens, die auf Vorhandensein von Bakterien beruhen.

Jode, 1) Pieter de, der ältere, niederländ. Kupferstecher, geb. 1570 in Antwerpen, gest. daselbst 1634, bildete sich nach seinem Vater Gerrit de J. (gest. 1599) und nach Goltzius und ging dann nach Italien, von wo er um 1601 zurückkehrte. Er stach nach Tizian (Verlobung der heil. Katharina), Cousin (das Jüngste Gericht), Rubens (Übergabe der Schlüssel an Petrus),

Digitized

F. Vanni, van Dyck, der ihn in seine Ikonographie aufnahm, u. a. Kurze Zeit war er auch mit seinem Sohn in Paris thätig.

2) Pieter de, der jüngere, Kupferstecher, Sohn und Schüler des vorigen, geb. 22. Nov. 1606 in Antwerpen, gest. daselbst nach 1674, bildete sich nach den Stechern der Rubensschen Schule und war 1631 und 1632 in Paris thätig. Seine besten Stiche sind die nach Gemälden von Rubens (Mariä Heimsuchung, Krönung der heil. Katharina, die drei Grazien), Jordaens und van Dyck, zu dessen Ikonographie er zwölf Bildnisse beisteuerte. Sein Hauptwerk ist Rinaldo und Armida nach van Dyck. 1651 gab er die von seinem Vater begonnene Porträtsammlung »Theatrum pontificum, imperatorum, regum, etc.« heraus.

Jodeisen, soviel wie Eisenjodür.

Jodelle (spr. schodell), Etienne, franz. Dramatiker, Mitglied der »Plejade« (s. d.), geb. 1532 in Paris, gest. 1573, versuchte es zuerst, die bisher beliebten Mysterien, Moralitäten und Farcen durch das sogen. klassische, wesentlich Seneca nachgebildete Schauspiel in Frankreich zu verdrängen. 1552 wurde seine Tragödie »Cléopâtre captive« und die Komödie »Eugène, ou la rencontre« (nach Machiavellis Stück »Il Frate« gedichtet) vor Heinrich II. aufgeführt; beide hatten viel Erfolg, während seine zweite Tragödie: »Didon se sacrifiant« wahrscheinlich gar nicht aufgeführt worden ist. Von dramatischer Verknüpfung findet sich bei ihm kaum eine Spur, während ihm die lyrischen Partien besser gelingen, ebenso wie seine kleinern Gedichte. Von den 5 Akten der »Cléopâtre« sind drei in Zehnsilblern gedichtet. »Didon« hat schon die Form der klassischen Tragödie: Alexandriner mit (freilich nicht streng durchgeführter) Abwechselung männlicher und weiblicher Reime. In beiden Stücken treten Chöre auf. Seine »Œuvres« erschienen Paris 1574 und 1583, eine neue Ausgabe von Marty-Laveaux 1868—70.

Jodeln, eigentümliche Singmanier der Schweizer und Tiroler, bestehend in wortlosem Jauchzen mit häufigem Überschlagen aus dem Brustregister in das Kopfregister; ein Lied, dem als Refrain eine solche Vokalise angehängt ist, heißt ein Jodler. Das Wort ist wahrscheinlich onomatopöetisch gebildet.

Jodexanthem, der Hautausschlag bei chronischer Jodvergiftung (s. d.).

Jodfluorescein, s. Fluorescein.

Jodformyl, soviel wie Jodoform.

Jodgrün (Nachtgrün, Metternichsgrün, Vert lumière), Teerfarbstoff, entsteht aus Rosanilin bei Einwirkung von Jodmethyl. Ein ganz ähnlicher Farbstoff wird mit Chlormethyl erhalten und kam als Zinkchloriddoppelsalz $C_{27}H_{35}N_3Cl_4Zn$ in den Handel. J., welches jetzt wohl kaum noch dargestellt wird, färbt im Gegensatz zu allen andern Teerfarbstoffen Wolle nicht direkt.

Jodhpur, Staat und Stadt, s. Dschodhpur.

Jodide, s. Jodmetalle.

Jodine, veralteter Name des Jod.

Jodinrot, soviel wie Quecksilberjodid.

Jodismus, soviel wie Jodvergiftung.

Jodit (Jodargyrit, Jodsilber), Mineral aus der Ordnung der einfachen Haloidsalze, kristallisiert hexagonal, findet sich meist in dünnen Blättchen und Platten, auch derb und eingesprengt, ist grau, gelb, grünlichgelb, fettglänzend, durchscheinend, Härte 1—1,5, spez. Gew. 5,71, besteht aus Jodsilber AgJ mit 46 Proz. Silber und findet sich in Mexiko, Chile, bei Guadalajara in Spanien und bei Dernbach in Nassau.

Jodkadmium, soviel wie Kadmiumjodid.

Jodkalium, sovie wie Kaliumjodid.

Jodkaliumsalbe (Jodsalbe, Kropfsalbe, Unguentum Kalii jodati), eine Salbe aus 20 Teilen Jodkalium, 0,25 Teilen Natriumthiosulfat, 15 Teilen Wasser und 165 Teilen Schweineschmalz, wird zu Einreibungen benutzt.

Jodkupfer, soviel wie Kupferjodür.

Jodl, Friedrich, philosophischer Schriftsteller, geb. 23. Aug. 1849 in München, studierte daselbst Philosophie, wurde 1873 Lehrer der Geschichte an der bayrischen Kriegsakademie zu München, habilitierte sich 1880 für Philosophie an der dortigen Universität und ward 1885 als ordentlicher Professor der Philosophie an die deutsche Universität zu Prag berufen. Er schrieb: »Leben und Philosophie David Humes« (Preisschrift, Halle 1872); »Die Kulturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem« (das. 1878); »Geschichte der Ethik in der neuern Philosophie« (Stuttg. 1882—89, 2 Bde.); »Volkswirtschaftslehre und Ethik« (Berl. 1886); »Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland« (Frankf. a. M. 1893).

Jodlauge, die bei der Verarbeitung von Kelp oder Varech nach Abscheidung der Alkalisalze resultierende jodreiche Mutterlauge, aus welcher das Jod abgeschieden wird.

Jodmetalle (Jodide), Verbindungen der Metalle mit Jod, finden sich zum Teil als Mineralien in der Natur, wie Jodsilber, Jodblei, Jodquecksilber, und entstehen bei Einwirkung von Jod auf Metalle, von Jodwasserstoffsäure auf Metalle, Metalloxyde oder Kohlensäuresalze der Metalle, die unlöslichen durch Wechselzersetzung. Sie gleichen im allgemeinen den Chlormetallen (s. d.); die der Alkali-, Erdalkali- und Erdmetalle sind farblos und gleichen den Chloriden auch in der Löslichkeit; die Jodverbindungen der Schwermetalle sind oft anders gefärbt und zeigen auch andre Löslichkeitsverhältnisse (scharlachrotes unlösliches Quecksilberjodid, schwarzes unlösliches Palladiumjodür); Jodsilber, Jodblei, Quecksilber- und Kupferjodür sind unlöslich. Alle werden durch Chlor zersetzt. Verbindet sich ein Metall in mehreren Verhältnissen mit Jod, so nennt man die jodärmern Verbindungen Jodüre, die jodreichern Jodide. Viele J., namentlich Jodkalium, Jodsilber, auch Jodeisen, Jodquecksilber ꝛc., finden technische oder medizinische Verwendung.

Jodmethyl, soviel wie Methyljodid.

Jodnatrium, soviel wie Natriumjodid.

Jodŏcus (griech., »Pfeilbehälter«, im Deutschen zusammengezogen zu Jobst oder Jost), männlicher Name. Bekannt ist: J. von Mähren, Sohn des Markgrafen Johann Heinrich von Mähren, zweiten Sohnes des Königs Johann von Böhmen aus dem Haus Luxemburg, ein gelehrter, aber habsüchtiger und gewissenloser Fürst, erhielt 1375 nach seines Vaters Tod Mähren; 1388 wurde ihm von Wenzel Luxemburg, von Kurfürst Siegmund die Mark Brandenburg verpfändet, die er zu seinem persönlichen Vorteil ausbeutete, sonst aber sich selbst überließ. J. suchte Wenzel zu stürzen und stellte sich an die Spitze des Herrenbundes, der 1394 den König gefangen nahm. 1397 erzwang er durch eine neue Empörung von Wenzel die Abtretung der Lausitz und die Belehnung mit Brandenburg. Am 1. Okt. 1410 ward er zu Frankfurt von fünf allerdings zweifelhaften Kurstimmen gegen Siegmund zum Kaiser erwählt, starb aber 17.

Digitized by Google

Jan. 1411. Vgl. Heidemann, Die Mark Brandenburg unter Jobst von Mähren (Berl. 1881).

Jodócus Pratensis, s. Josquin des Prés.

Jodofórm (Trijodmethan, Formyljodid) CHJ_3, dem Chloroform entsprechende chemische Verbindung, welche erhalten wird, wenn man Jod und kohlensaure Alkalien auf Äthylalkohol, Aceton, Zucker, Dextrin, Gummi ꝛc. einwirken läßt. Zur Darstellung erwärmt man Alkohol mit Sodalösung und setzt allmählich Jod hinzu. Sehr rein wird es auf elektrolytischem Wege erhalten. J. bildet gelbliche Kristalle, riecht durchdringend jod- und safranartig, schmeckt süßlich aromatisch, löst sich in 50 Teilen kaltem, 10 Teilen siedendem Alkohol, in 5,2 Teilen Äther, auch in Chloroform, Petroleumäther, ätherischen und fetten Ölen, Glycerin, leicht in Schwefelkohlenstoff, nicht in Wasser, verdampft bei mittlerer Temperatur, kann mit Wasserdämpfen destilliert werden, schmilzt bei 110° und zersetzt sich bei höherer Temperatur. Trocken ist es lichtbeständig, die Lösungen färben sich aber am Licht braun. Mit alkoholischer Kalilauge liefert es ameisensaures Kali und Jodkalium. J. wird von der äußern Haut, von allen Schleimhäuten, besonders leicht von Wundflächen resorbiert und kann von letztern aus (allerdings selten) zu schweren Vergiftungen führen. Die Resorption erfolgt unter allmählichem Freiwerden von Jod, welches sich in Blut und Gehirn, weniger in Leber und Nieren anhäuft. Im Harn erscheint das J. meist als Jodkalium, nach Anwendung größerer Mengen auch in andrer Form. Innerlich erzeugen größere Dosen Übelkeit und Erbrechen, Erniedrigung der Körpertemperatur, Schläfrigkeit, Kopfschmerz, Halluzinationen und töten durch Lungenödem. Man benutzt es innerlich und äußerlich statt des Jods bei Skrofeln, Kropf, Rachitis, Syphilis, Krebs, Tuberkulose und namentlich bei der Wundbehandlung (als Pulver, Jodoformgaze), da es Fäulnis und profuse Eiterung verhindert. J. wurde 1822 von Serullas entdeckt.

Jodoigne-le-Marché (spr. schodŭännj' lö marschē, vläm. Geldenaecken), Flecken in der belg. Provinz Brabant, Arrond. Nivelles, an der Großen Geete und an der Staatsbahnlinie Ramillies-Tirlemont und der Nebenbahn Wavre-J., mit Staats-Knabenmittelschule und (1893) 4336 Einw., welche Wollspinnerei und Papierfabrikation treiben. In der Nähe das Schlachtfeld von Ramillies (s. d.).

Jodöl (Tetrajodpyrrol) C_4J_4NH entsteht bei Einwirkung von Jod auf Pyrrol $C_4H_4.NH$ und wird aus ätherischem Tieröl (welches Pyrrol enthält) mit Jodjodkaliumlösung dargestellt. Es bildet ein leichtes, fein kristallinisches, hellgelbes Pulver, ist geruch- und geschmacklos, löslich in Alkohol, Äther und fettem Öl, nicht in Wasser, ist lichtempfindlich, gibt, über 100° erhitzt, Joddämpfe aus und verkohlt bei höherer Temperatur. J. wird als Ersatzmittel für Jodoform angewendet, mit welchem es in der Wirkung übereinstimmt, ohne durch Geruch zu belästigen und ohne so giftig zu sein wie jenes. Vergiftungserscheinungen, wie Schwindel und tobsuchtähnliche Anfälle, sind indes auch bei Anwendung von J. beobachtet worden.

Jodphosphor, s. Phosphorjodide.

Jodpräparate, die in der Medizin benutzten Jodverbindungen und jodhaltigen Mischungen: Amylum jodatum, Jodstärke; Ferrum jodatum, Eisenjodür, mit Zucker gelöst als Syrupus ferri jodati, Jodeisensirup; Hydrargyrum bijodatum, Quecksilberjodid, und Hydrargyrum jodatum, Quecksilberjodür; Jodum, Jod, gelöst als Tinctura Jodi, Jodtinktur; Jodoformium; Kalium jodatum, Kaliumjodid, auch als Unguentum Kalii jodati, Jodkaliumsalbe; Natrium jodatum, Natriumjodid; Plumbum jodatum, Bleijodid.

Jodquecksilber, soviel wie Quecksilberjodür und Quecksilberjodid.

Jodsalbe, s. Jodkaliumsalbe.

Jodsäure HJO_3 entsteht als Kaliumsalz neben Jodkalium beim Eintragen von Jod in kochende Kalilauge. Bringt man Jod in heißes Barytwasser, so bildet sich in gleicher Weise jodsaurer Baryt, und wenn man diesen abfiltriert und in die Lösung des Jodbaryums Chlor leitet, so wird auch das Jodbaryum in Jodsäuresalz verwandelt. Wenn man dieses mit Schwefelsäure zersetzt, so erhält man eine Lösung von J., aus welcher diese in farblosen, in Wasser und Alkohol löslichen Kristallen erhalten werden kann. Beim Erhitzen auf 170° zerfällt J. in Wasser und Jodsäureanhydrid J_2O_5, welches bei 300° in Jod und Sauerstoff zerfällt, mit Wasser aber sich wieder in J. verwandelt. J. wird von Schwefelwasserstoff, schwefliger Säure und Jodwasserstoffsäure unter Abscheidung von Jod, aber nicht durch Chlor zersetzt, gibt mit Salzsäure, Chlor und Chlorjod, mit Basen Jodsäuresalze (Jodate), welche im allgemeinen den Chlorsäuresalzen gleichen, meist unlöslich sind, beim Erhitzen in Sauerstoff und Jodid oder in Sauerstoff, Jod, ein Oxyd oder Metall zerfallen und durch Reduktionsmittel leicht in Jodmetalle verwandelt werden; mit brennbaren Körpern erhitzt, verbrennen sie diese lebhaft, manche unter Verpuffung. Jodsaures Kali (Kaliumjodat) KJO_3 bildet kleine, wasserfreie Kristalle, ist löslich in Wasser, nicht in Alkohol, schmilzt beim Erhitzen und gibt Sauerstoff, etwas Jod und alkalisch reagierendes Jodkalium. J. wurde von Davy entdeckt.

Jodschnupfen, s. Jodvergiftung.

Jodschwefel, soviel wie Schwefeljodid.

Jodsilber, soviel wie Silberjodid.

Jodsilber, Mineral, soviel wie Jodit.

Jodstärke, Mischung von 60 Teilen Stärkemehl mit 1 Teil Jod, welches man zum Zweck besserer Verteilung in 12 Teilen Alkohol gelöst hat. Die J. bildet ein dunkelviolettes Pulver und ist als Jodpräparat zur medizinischen Benutzung empfohlen worden. Jod färbt Stärkemehl intensiv blau, und diese Färbung dient als empfindliches Reagens; sie verschwindet beim Erhitzen, kommt aber beim Erkalten wieder zum Vorschein, wenn das Jod nicht völlig verflüchtigt wurde; auch Sonnenlicht, Chlor, starke Basen zerstören die Färbung, und manche indifferente Salze verhindern oder verzögern ihr Auftreten. Die J. ist jedenfalls eine sehr lose chemische Verbindung und vielleicht nur ein Gemenge.

Jodstickstoff NJ_3 entsteht beim Mischen von Jodtinktur mit konzentrierter Ammoniakflüssigkeit und bildet ein schwarzes Pulver, welches beim Trocknen auf die geringste Veranlassung sehr heftig explodiert. Auf Platten oder Saiten, die Töne mit mehr als 60 Schwingungen geben, explodiert er beim Anstreichen derselben. Unter kaltem Wasser zersetzt er sich langsam, aber vollständig, in direktem Licht zuletzt gewöhnlich unter Explosion. In siedendem Wasser verpufft er.

Jodtinktur (Tinctura Jodi), Lösung von 1 Teil Jod in 10 Teilen Weingeist, wird mit der Zeit sauer, indem sich Jodwasserstoffsäure bildet. Die farblose J. (Tinctura Jodi decolorata) ist eine Lösung von 10 Teilen Jod und 10 Teilen unterschwefligsaurem

Digitized by Google

Natron in 10 Teilen Wasser, 16 Teilen alkoholischer Ammoniakflüssigkeit und 75 Teilen Spiritus. Beide Präparate werden medizinisch benutzt.

Jodüre, s. Jodmetalle.

Jodute (Tiodute, Ziojodute), nordisches Göttersymbol, Heerzeichen und Schlachtruf, wahrscheinlich der schon von den Schriftstellern der Alten erwähnte Schwertpfahl der germanischen Stämme, eine Stange, an welcher das senkrecht oder quer (mit dem Griff wie eine Sensenklinge) befestigte Schwert getragen wurde. Im Lübeckischen und Wismarischen Stadtrecht kommen J. und Tojodute auch als Notruf und Zetergeschrei vor, indem unbefugte nächtliche Joduterufe mit Strafe bedroht werden.

Jodvergiftung (Jodismus), die Erscheinungen, welche bei übermäßigem Gebrauch von Jod und Jodpräparaten, besonders in Fabriken bei der Beschäftigung mit Jodverbindungen, vorkommen. Bei akuter J. entsteht heftige Magen- und Darmentzündung mit brennenden Schmerzen, Erbrechen, Durchfall, Harnverhaltung, Kopfschmerz und schnellem Kräfteverfall, zuweilen Hämaturie und Albuminurie. Die chronische J. ist begleitet von hartnäckigem Katarrh der Nasen- und Rachenschleimhaut (Jodschnupfen), Verdauungsstörungen, Abmagerung, Gliederzittern, Angstgefühl, Benommenheit, allgemeiner Körperschwäche, Halluzinationen (ivresse iodique), grauer Gesichtsfarbe und eigentümlichen, vom einfachen Erythem bis zu petechialen und pustulösen Formen, ja bis zu scharf umschriebenem Brand variierenden Hautaffektionen; außerdem beobachtet man zuweilen Schwund der Schilddrüse, der weiblichen Brustdrüsen und der Hoden. Die Behandlung erheischt sofortige Unterbrechung der Jodzufuhr und allgemeine Kräftigung des Körpers; die Vergiftungserscheinungen pflegen sich aber erst nach längerer Zeit zu verlieren, und besonders hält der Schnupfen mit heftigem Stirnkopfschmerz lange Zeit an.

Jodviolett, s. Hofmanns Violett.

Jodwasser, s. Jod.

Jodwasserstoff HJ entsteht, wenn man Wasserstoff und Joddampf bei 300—400° über Platinschwamm leitet, und vielfach bei Einwirkung von Jod auf wasserstoffhaltige Körper; auch Wasser wird am Lichte durch Jod unter Bildung von J. und Sauerstoff zersetzt. Zur Darstellung von J. destilliert man Jodkalium mit Phosphorsäure. Der sich entwickelnde J. ist ein farbloses Gas, riecht wie Chlorwasserstoff, bildet an der Luft Nebel, kann leicht zu einer Flüssigkeit verdichtet werden und wird von Wasser reichlich (450 Volumen) absorbiert. Eine solche Lösung (Jodwasserstoffsäure, Hydrojodsäure) erhält man auch durch Eintragen von Jod in eine Lösung von schwefligsaurem oder unterschwefligsaurem Natron (wobei schwefelsaures Natron gebildet wird), beim Übergießen von amorphem Phosphor mit Wasser und allmählichem Hinzufügen von Jod (wobei phosphorige Säure entsteht), ferner wenn man wenig Jod in Wasser suspendiert und Schwefelwasserstoff einleitet, bis das Jod verschwunden ist. In der gebildeten Jodwasserstoffsäure löst man dann Jod und verwandelt dies von neuem durch Schwefelwasserstoff in J. Die von dem ausgeschiedenen Schwefel abfiltrierte Lösung läßt sich durch Verdampfen auf einen Gehalt von 57 Proz. J. bringen. Wird in konzentrierte Jodwasserstoffsäure bei 0° J. geleitet, so erhält man rauchende Säure vom spez. Gew. 1,9—2,0. Bei der Destillation dieser Säure entweicht J., und dann geht eine Säure über, die bei 127° siedet und 57 Proz. J. enthält. Folgende Tabelle zeigt den Gehalt der Jodwasserstoffsäure bei verschiedenen spezifischen Gewichten und bei 13°:

Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.	Proz.	Spez. Gew.
2,28	1,017	19,07	1,164	40,45	1,413
7,02	1,052	25,86	1,225	45,71	1,486
10,15	1,077	30,20	1,274	50,75	1,573
15,73	1,126	36,07	1,347	57,28	1,696

Sie verhält sich ganz wie Salzsäure (Chlorwasserstoffsäure), bräunt sich aber an der Luft, besonders bei Einwirkung des Lichtes, und zersetzt sich zuletzt vollständig unter Ausscheidung von Jod; auch von Oxydationsmitteln wird sie leicht zersetzt. Sie dient zur Darstellung von Jodpräparaten.

Jodzinnober, soviel wie Quecksilberjodid.

Joël, hebr. Propet, Sohn Pethuels, weissagte in Juda, nämlich entweder im alten Reich unter dem König Joas (um 850 v. Chr.) oder im nachexilischen Staat. Seine prophetische Schrift zerfällt von selbst in die mit einer Verwüstung des Landes durch Heuschrecken motivierte Bußpredigt (1, 1—2, 17) und eine Verheißungsrede (2, 18—4, 20). Vgl. Merx, Die Prophetie des J. (Halle 1879).

Joël, Manuel, jüd. Gelehrter, geb. 19. Okt. 1826 in Birnbaum (Posen), studierte in Berlin neben jüdischer Theologie klassische Philologie, wurde 1854 Lehrer am Rabbinerseminar zu Breslau, 1863 Rabbiner daselbst und starb 3. Nov. 1890. Er veröffentlichte: »Die Religionsphilosophie des Maimonides« (Bresl. 1859); »Levi ben Gerson als Religionsphilosoph« (das. 1862); »Verhältnis Alberts d. Gr. zu Maimonides« (das. 1863); »Don Chasdai Creskas' religionsphilosophische Lehren« (das. 1866); »Spinozas theologisch-politischer Traktat« (das. 1870); »Zur Genesis der Lehre Spinozas« (das. 1871). Diese Schriften wurden mit verschiedenen Abhandlungen gesammelt als »Beiträge zur Geschichte der Philosophie« (Bresl. 1876, 2 Bde.) herausgegeben. Von spätern Schriften sind zu nennen: »Notizen zum Buch Daniel. Etwas über die Bücher Sifra und Sifre« (Bresl. 1873); »Religiös-philosophische Zeitfragen« (das. 1876); »Gutachten über den Talmud« (1877); »Blicke in die Religionsgeschichte« (das. 1880—83, 2 Bde.). Seine Sabbat- und Festpredigten werden aus seinem Nachlaß von Eckstein u. Ziemlich herausgegeben (Bd. 1 u. 2, Bresl. 1892—94). Vgl. »Gedenkblätter zur Erinnerung an Manuel J.« (Bresl. 1891).

Joest (spr. jôst), 1) Jan, niederländ. Maler, der Schöpfer des mit 20 Darstellungen aus der heiligen Geschichte versehenen Hauptaltars in der Nikolaikirche zu Kalkar, welcher, zwischen 1505 und 1508 ausgeführt, ein wichtiges Denkmal der niederrheinischen Malerei ist. J., über dessen Persönlichkeit noch nichts ermittelt worden ist, stand unter dem Einfluß Memlings und der italienischen Renaissance.

2) Wilhelm, Reisender, geb. 15. März 1852 in Köln, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Naturwissenschaften und Sprachen, bereiste 1874 den Orient und die nordafrikanischen Küstenländer, 1876—79 ganz Amerika, begab sich dann nach Ceylon, durchreiste Indien bis zum Himalaja, begleitete die britische Armee im afghanischen Kriege, besuchte Birma und Siam, beschäftigte sich auf Borneo, Ceram und Celebes mit dem Studium der dortigen wilden Völkerschaften, kämpfte in Atchin mit den Holländern gegen die Aufständischen, durchreiste Kambodscha und die

Digitized by Google

Philippinen und lebte längere Zeit unter den wilden Stämmen Formosas. Von Peking unternahm er dann einen Ausflug in die Mongolei, ging darauf nach Japan, hielt sich auf Jeso unter den Aino auf und kehrte 1881 von Wladiwostok durch die Mandschurei, Mongolei und Sibirien nach Deutschland zurück, wo er als Früchte dieser Reisen veröffentlichte: »Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien« (Köln 1882, 2. Aufl. 1887); »Das Holontalo, ein Beitrag zur Kenntnis der Sprachen von Celebes« (Berl. 1883) und »Ein Besuch beim König von Birma« (Köln 1882). 1883 umschiffte er von Madeira aus ganz Afrika und schrieb darüber »Um Afrika« (Köln 1885). 1890 besuchte er zu ethnologischen Studien Guayana, worüber er in dem internationalen »Archiv für Ethnographie« (Suppl. zum 5. Bd., Leid. 1893) berichtete; 1892 unternahm er eine Reise nach Oberägypten. Seine bedeutenden Sammlungen übergab er deutschen Museen. Er veröffentlichte noch: »Tättowieren, Narbenzeichnen und Körperbemalen« (Berl. 1887); »Die außereuropäische deutsche Presse« (Köln 1888); »Spanische Tiergefechte« (Berl. 1889) und »Weltfahrten« (das. 1895, 3 Bde.).

Jofra, Oase, s. Dschofra.

Jôgin, eine den Anhängern Siwas (s. d.) zugehörige indische Büßersekte, benannt von der Ausübung des Jôga, d. h. des Bestrebens, durch Unterdrückung aller sinnlichen Regungen und Versenkung des Geistes in die Selbstbeschauung die Vereinigung mit Gott und dadurch die Herrschaft über die Naturgesetze zu erringen. Vorschriften zur Erreichung dieses Zieles finden sich schon in dem Jôga-çâstra des Patandschali aus dem 2. Jahrh. v. Chr.: anhaltendes Zurückhalten des Atems, besondere Stellungen, 84 verschiedene Richtungen der Augen auf die Nasenspitze ꝛc. Dadurch soll der Mensch die acht übernatürlichen Fähigkeiten bekommen: 1) sich leichter zu machen als alle andern Gegenstände, 2) sich schwerer zu machen als die schwersten Gegenstände, 3) sich beliebig zu verkleinern, 4) sich beliebig zu vergrößern, 5) überall hingelangen zu können, 6) jede Gestalt anzunehmen, 7) alle Naturgesetze zu beherrschen, 8) alles von sich abhängig zu machen. Die Zahl der J. ist jetzt nicht sehr groß. Sie führen ein Bündel Pfauenfedern mit sich und behaupten, durch Besprengung damit Kranke zu heilen, neugeborne Kinder vor bösen Geistern zu schützen, den bösen Blick zu bannen ꝛc. Sie treten als Wahrsager, Traumdeuter und Charlatane auf, spielen auf kleinen Violinen oder Lauten und singen Lieder in den Volkssprachen oder ziehen mit einem abgerichteten Stier, Affen oder Ziegenbock im Lande umher. Sie verehren den Siwa unter dem Namen Bhairawa und haben ihr größtes Heiligtum in Benares.

Joglar (provenzal., spr. dschoglār, altfranz. jogleor), s. Jongleur.

Johann (Abkürzung von Johannes, franz. Jean, engl. John, span. Juan, portug. João, ital. Giovanni, holländ. Jan), Name von 23 (22) Päpsten:

1) J. I., der Heilige, aus Toscana, bestieg 523 den römischen Stuhl, ward 524 gegen seinen Willen vom ostgotischen König Theoderich nach Konstantinopel gesandt, um den Kaiser Justinus I. zur Milderung seiner Edikte gegen die Arianer zu vermögen, aber nach der Rückkehr von dieser erfolglosen Sendung zu Ravenna ins Gefängnis geworfen, wo er 18. Mai 526 starb. Tag: 27. Mai. — 2) J. II. (Mercurius), ein Römer, bestieg 532 den römischen Stuhl, beteiligte sich an den Streitigkeiten der Theopaschiten (Monophysiten) im streng orthodoxen Sinn; starb 535. — 3) J. III., ein Römer, ward 560 Papst, soll den kaiserlichen Statthalter Narses zur Rückkehr nach Rom veranlaßt haben, vollendete die Basilika der Apostel in der Via lata; starb 573. — 4) J. IV., aus Salona gebürtig, bestieg den päpstlichen Stuhl 640, ließ die Monotheleten auf einem Konzil zu Rom verdammen und lehnte die Annahme der auf Befehl des Kaisers Heraklios verfaßten Unionsformel (Ekthesis) ab; starb 642. — 5) J. V., aus Antiochia in Syrien, Legat auf dem sechsten ökumenischen Konzil, ward 685 zum Papst gewählt, starb schon 686. — 6) J. VI., ein Grieche, ward 701 Papst, bewog durch Geldzahlungen den Herzog Gisulf von Benevent zum Abzug aus dem römischen Gebiet; starb 705. — 7) J. VII., ein Grieche, Nachfolger des vorigen seit 705, erhielt vom langobardischen König Aribert die Besitzungen der römischen Kirche in den Kottischen Alpen zurück; starb 707. — 8) J. (VIII., Johanna Papissa), s. Johanna (Päpstin). — 9) J. VIII., ein Römer, ward 872 Papst, folgte dem Vorbild Nikolaus' I. in dem Bestreben, die päpstliche Macht zu erhöhen. Er krönte Karl den Kahlen ungeachtet der Ansprüche Ludwigs des Deutschen Weihnachten 876 zum Kaiser, offenbar mit dem Anspruch, kraft apostolischer Vollmacht die Kaiserkrone vergeben zu können; auf den Synoden zu Ravenna (877) und zu Troyes (878) verlangte er die Unabhängigkeit der Bischöfe von der weltlichen Macht. Er zerfiel mit Ludwigs des Deutschen ältestem Sohn Karlmann, der ihn 878 in Rom gefangen nehmen ließ. Wieder frei, belegte er dessen Anhänger mit dem Bann und krönte Ludwig den Stammler zum König von Frankreich; dann aber ward er genötigt, Karl III. (den Dicken) 881 zum Kaiser zu krönen. Den von Hadrian II. mit dem Bann belegten Patriarchen Photius von Konstantinopel erkannte er an in der Hoffnung, von dem griechischen Kaiser Basilius Hilfe gegen die Sarazenen und die Jurisdiktion über Bulgarien wiederzuerhalten, und beschickte in dieser Absicht auch das zweite Konzil zu Konstantinopel (879). Da er sich aber in seiner Hoffnung getäuscht sah, widerrief er des Photius Anerkennung. Von den Rom bedrängenden Sarazenen erkaufte er die Ruhe durch Tribut. Er starb 15. Dez. 882, auf Anstiften eines Verwandten vergiftet und, als das Gift zu langsam wirkte, mit einem Hammer erschlagen. Vgl. Gasquet, Jean VIII et la fin de l'empire carolingien (Clermont-Ferrand 1886). — 10) J. IX., geb. zu Tivoli, Benediktiner, ward 898 Papst, erkannte Lambert von Spoleto als Kaiser an und stellte das Ansehen des Papstes Formosus wieder her; starb 900. — 11) J. X., früher Bischof von Bologna und Erzbischof von Ravenna, gelangte durch die patrizische Partei, an deren Spitze die berüchtigte Theodora stand, 914 auf den päpstlichen Stuhl. Er krönte 915 Berengar, König von Italien, zum Kaiser und zog in eigner Person gegen die Sarazenen zu Felde. Auf Befehl der Marozia ward J. 928 gefangen und 929 im Gefängnis ermordet. — 12) J. XI., Sohn der Marozia und, wie man glaubte, des Papstes Sergius III., ward durch erstere 931, 25 Jahre alt, auf den päpstlichen Stuhl erhoben, aber von seinem Bruder Alberich, dem Herrscher von Rom, 933 ins Gefängnis geworfen und später ganz auf sein geistliches Amt beschränkt; starb 936. — 13) J. XII., vorher Oktavianus, Sohn Alberichs, Enkel der Marozia und Neffe Johanns XI., bemächtigte sich 955, erst 18 Jahre alt, der Tiara. Er war der erste Papst, welcher bei seiner Erhebung den Namen wechselte. Gegen den König Berengar II. von Italien rief er

Digitized by Google

Otto I. aus Deutschland zur Hilfe herbei und krönte letztern 962 zum Kaiser. Doch ließ Otto ihn 963 sowohl seiner Ausschweifungen als seines verräterischen Verhaltens wegen absetzen; nichtsdestoweniger kehrte J. nach Rom zurück. Als er bald nachher außerhalb Roms mit der Frau eines andern Ehebruch trieb, starb er 14. Mai 964 an einem Schlaganfall. — 14) J. XIII., ein Römer, vorher Bischof von Narni, 965 nach Benedikt V. durch den Kaiser Otto I. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, war den Großen Roms verhaßt, die ihn bald verjagten. 967 unter des Kaisers Schutz nach Rom zurückgekehrt, starb er 972. — 15) J. XIV., vorher Peter, Bischof von Pavia und Ottos II. Erzkanzler, wurde durch Otto 983 Papst, nach dessen Tode durch einen Aufruhr gestürzt und starb, in der Engelsburg eingekerkert, eines gewaltsamen Todes 20. Aug. 984. — 16) J. XV., ein Römer, wurde 985 zum Papst erhoben, rief gegen Crescentius, vor dem er 995 nach Toscana fliehen mußte, Otto III. zu Hilfe; starb 996. Er vollzog 993 die erste päpstliche Kanonisation an dem Bischof Ulrich von Augsburg. — 17) J. XVI., vorher Philagathus, aus Rossano in Kalabrien gebürtig, Günstling der Kaiserin Theophanu, Bischof und später Erzbischof von Piacenza, wurde nach Gregors V. Vertreibung durch Crescentius (997) auf den päpstlichen Stuhl erhoben, aber 998 vom Kaiser Otto III. gestürzt und von den kaiserlichen Reitern grausam verstümmelt; er scheint bis 1013 gelebt zu haben. — 18) J. XVII., mit dem Beinamen Sico, ein Römer, ward im Juni 1003 Papst, starb jedoch schon nach sechs Monaten. — 19) J. XVIII., vorher Phasanus, ein Römer, 1003 gewählt, stand ganz unter der Botmäßigkeit der Crescentier; starb 1009. — 20) J. XIX., vorher Romanus, Bruder seines Vorgängers Benedikt VIII., gelangte als Laie und »Senator aller Römer« 1024 durch Bestechung auf den päpstlichen Stuhl (an einem und demselben Tag war er Präfekt und Papst) und behauptete sich auf demselben bis zu seinem Tod 1033. Er krönte 1027 Konrad II. zum Kaiser und war in politischer Hinsicht von diesem durchaus abhängig. — 21) J. (XX.) XXI., früher Arzt mit dem Namen Peter Juliani, aus Lissabon gebürtig, wurde Erzbischof von Braga und 1274 Kardinalbischof von Tusculum, bestieg 1276 den päpstlichen Stuhl und kam 20. Mai 1277 zu Viterbo durch den Einsturz einer Decke ums Leben. Vor seinem Pontifikat schrieb er eine Anzahl gelehrter philosophischer und medizinischer Werke. Er bezeichnete sich als J. XXI. (nicht XX.), weil er die Päpstin Johanna (s. d.) mitzählte. — 22) J. XXII., früher Jakob Duese, geb. 1243 in Cahors als Sohn eines Handwerkers, ward Kanzler Roberts von Neapel, 1300 Bischof von Fréjus, 1310 Erzbischof von Avignon, 1312 Kardinalbischof von Porto und 1316 Papst. Er residierte zu Avignon. Seine Einmischung in weltliche Angelegenheiten zu gunsten Frankreichs, namentlich seine Agitationen gegen Kaiser Ludwig den Bayern, gegen den er 1324 Bann und Interdikt in Anwendung brachte, weil er sein Thronrecht nicht dem Richterspruch des Papstes unterwerfen wollte, rief die Opposition der berühmtesten Rechtslehrer, wie des Marsilius von Padua u. a., hervor, die er 1327 in einer besondern Bulle mit dem Bann belegte. Auch eine Anzahl von Minoriten bekämpfte ihn, ja ein Gegenpapst wurde 1328 von Ludwig gegen ihn aufgestellt, Nikolaus V.; doch ward letzterer von J. gefangen genommen und 1330 gezwungen, seine Würde niederzulegen. J. ward noch vor seinem Tode von den Mönchen der Ketzerei beschuldigt. Viel schwerer aber lastet die Schuld beispielloser Gelderpressungen und die Ausbeutung geistlicher Dinge zu finanziellen Zwecken auf ihm. Er starb 4. Dez. 1334. Seine »Extravaganten« (s. d.) sind in das »Corpus juris canonici« aufgenommen. Vgl. Müller, Der Kampf Ludwig des Bayern mit der römischen Kurie (Tübing. 1879—1880, 2 Bde.); Verlaque, Jean XXII, sa vie et ses œuvres (Par. 1883); Preger, Die Politik des Papstes J. XXII. (Münch. 1885). — 23) J. XXIII., früher Balthasar Cossa, zu Neapel geboren, soll in seiner Jugend Seeräuber gewesen sein, hatte dann in Bologna studiert, war von Bonifaz IX. nach Rom gezogen, 1402 zum Kardinal erhoben und als Legat nach Bologna gesandt, wo er mit allen Mitteln, auch den schändlichsten, seine Herrschaft aufrecht erhielt. Nach dem Tode Alexanders V., den vergiftet zu haben er beschuldigt wurde, ward er 17. Mai 1410 in Bologna zum Papst erwählt. Seinem Versprechen, seine Ansprüche auf die päpstliche Krone aufzugeben, sobald seine Gegenpäpste Gregor XII. und Benedikt XIII. ein Gleiches thäten, kam er zwar 7. März 1415 auf dem Konzil zu Konstanz nach, entfloh aber, den Schritt bereuend, 19. März nach Schaffhausen, von wo aus er seine Verzichtleistung widerrief. Hierauf jedoch zahlreicher, gemeiner Verbrechen beschuldigt, ward er 29. Mai vom Konzil förmlich abgesetzt. In Freiburg verhaftet, wurde er zuerst auf das Schloß Gottlieben bei Konstanz, dann nach Mannheim und hierauf nach Heidelberg in Gewahrsam gebracht, bis er sich 1418 durch ein Lösegeld von 30,000 Goldgulden befreite. Vom Papst Martin V. begnadigt, ward er wieder Kardinalbischof von Tusculum und starb 22. Dez. 1419 in Florenz.

Johann, Name zahlreicher Fürsten.

Übersicht nach den Ländern:

Anhalt 1.	Pfalz 17.
Böhmen 2.	Polen 18, 19.
Brandenburg 3—6.	Portugal 20—25.
Burgund 7.	Sachsen: Albertin. L. 26—31.
England 8.	= Ernestin. L. 32, 33.
Frankreich 9.	= Herzöge zu, 34—36.
Hannover 10.	Sachsen-Weimar 37—39.
Mecklenburg 11.	Schwaben 40.
Nassau 12, 13.	Schweden 41, 42.
Österreich 14—16.	Spanien 43.

[Anhalt.] 1) J. Georg II., Fürst von Anhalt-Dessau, geb. 17. Nov. 1627, gest. 7. Aug. 1693 in Berlin, Sohn des Fürsten Johann Kasimir und der Prinzessin Anna von Hessen-Kassel, vermählte sich 1659 mit Henriette Katharina, Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, und wurde dadurch Schwager des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Er trat zuerst in schwedische, 1658 in brandenburgische Kriegsdienste. Nach dem Tode seines Vaters (15. Sept. 1660) übernahm er die Regierung in Anhalt-Dessau, welche er mit Wohlwollen und Umsicht führte. Er wurde 1670 vom Großen Kurfürsten zum Feldmarschall ernannt und schloß im Juni 1672 das Bündnis zwischen dem Kaiser und Brandenburg in Wien ab, infolge dessen sich beide verpflichteten, je 12,000 Mann unter dem Befehl des Kurfürsten aufzustellen, um den Westfälischen Frieden aufrecht zu erhalten. 1674 übertrug ihm der Große Kurfürst die Statthalterschaft in der Mark, doch fehlte es J. an Truppen, um den Einfall der Schweden zu verhindern. Er beteiligte sich dann am Feldzug von 1675 gegen Schweden und wurde 1683 zum Kaiser nach Passau gesandt, um die Hilfe Brandenburgs gegen die Tür-

Digitized by Google

ken in Aussicht zu stellen, aber von einem Kriege gegen Frankreich abzuraten. Überhaupt war er bemüht, das Bündnis zwischen dem Kaiser und Brandenburg zu befestigen. Er hatte seinen Sohn Leopold, den berühmten »alten Dessauer«, zum Nachfolger.

[Böhmen.] 2) J. von Luxemburg, der Blinde, König von Böhmen, geb. 10. Aug. 1296, gest. 26. Aug. 1346, ältester Sohn Heinrichs III., Grafen von Luxemburg, des nachmaligen deutschen Kaisers Heinrich VII., und der Margarete von Brabant, ward 1310 mit Wenzels II. von Böhmen Erbtochter Elisabeth vermählt und 7. Febr. 1311 in Prag zum böhmischen König gekrönt. Er behauptete die Krone der Premysliden gegen Heinrich von Kärnten und stellte die Ordnung in Böhmen und Mähren wieder her. Während der Rivalität zwischen den beiden Häusern Österreich und Bayern nach dem Tode des Kaisers Heinrich VII. (1313) stand er bald auf der einen Seite, bald auf der andern; doch verschaffte er in der Schlacht bei Mühldorf (28. Sept. 1322), in der er das bayrische Heer befehligte, Ludwig dem Bayer den Sieg. Im übrigen schloß er sich meist der päpstlichen und der französischen Politik an. Er erwarb für sein Haus durch die Hand der Erbtochter von Tirol, Margarete Maultasch, die er mit seinem Sohne Johann Heinrich vermählte, den Besitz dieser Grafschaft und zugleich Ansprüche auf Kärnten, dessen sich jedoch das österreichische Haus infolge kaiserlicher Belehnung bemächtigte. Auch Tirol ging schon 1340 dem luxemburgischen Hause wieder verloren, indem es an den Nebenbuhler Ludwig, Sohn des Kaisers Ludwig des Bayern, kam. Die Unternehmungslust Johanns suchte Kaiser Ludwig durch die Aussicht auf italienische Besitzungen und durch Verleihung von Reichsrechten in Italien zu befriedigen und gewann auf diese Art mehrmals die Freundschaft des Böhmenkönigs, der durch seine Kriegszüge in Italien, besonders 1333—35, die Guelfen unterstützte, ohne jedoch für sich etwas Dauerndes erlangen zu können. Während er sich von Polen Schlesien abtreten ließ, dessen einzelne Fürsten ihm als Oberlehnsherrn huldigten, knüpfte er durch seine Vermählung mit Beatrix von Bourbon 1334 festere Beziehungen zu Frankreich an, die ihm jedoch in seinen Kämpfen mit Ludwig dem Bayer wenig nützten. Während Böhmen in anarchische Zustände verfiel, denen sein Erstgeborner, Karl, als Markgraf Mährens und Mitregent wirksam entgegenarbeitete, zog J. dem König Philipp von Valois gegen die Engländer zu Hilfe und kämpfte, obwohl bereits seit 1340 auf beiden Augen erblindet, mit seinem ältesten Sohne, Karl, in der Schlacht bei Crécy 1346, in welcher er 26. Aug. fiel. Vgl. Schötter, J., Graf von Luxemburg und König von Böhmen (Luxemb. 1865, 2 Bde.); v. Weech, Kaiser Ludwig der Bayer und König J. von Böhmen (Münch. 1860).

[Brandenburg.] 3) J. Cicero, Kurfürst von Brandenburg, geb. 2. Aug. 1455 in Ansbach, gest. 9. Jan. 1499 in Arneburg, ältester Sohn des Markgrafen Albrecht Achilles, übernahm an dessen Stelle die Verwaltung des 1470 demselben zugefallenen Kurfürstentums Brandenburg und erbte dasselbe nach seines Vaters Tode 1486 ungeteilt kraft des Achilleischen Hausgesetzes. Er regierte umsichtig und sparsam, brachte die Finanzen des Landes in Ordnung und kaufte 1490 die lausitzische Herrschaft Zossen. Auch bereitete er die Stiftung einer Universität in seinen Landen vor. An den Reichsangelegenheiten, namentlich den Reformen des Wormser Reichstags 1495, nahm er lebhaften Anteil. Wegen seiner Gabe, deutsch und lateinisch wohl und gelehrt zu reden, erhielt er den Beinamen Cicero. Im Dom zu Berlin ließ ihm sein Enkel Joachim II. 1550 ein herrliches Denkmal von Peter Vischer errichten.

4) J. (Hans), Markgraf von Brandenburg-Küstrin, geb. 3. Aug. 1513 in Tangermünde, gest. 13. Jan. 1571 in Küstrin, zweiter Sohn des Kurfürsten Joachim I., erhielt bei dessen Tode 1535 kraft des väterlichen Testaments, zuwider der Achilleischen Hausordnung, die Neumark mit der Hauptstadt Küstrin, verwaltete dieselbe mit Ordnungsliebe und Sparsamkeit, that viel für die Hebung der Wohlfahrt derselben, befestigte Küstrin und Peitz und kaufte die Herrschaften Beeskow und Storkow. Die Reformation nahm er schon 1536 an und schloß sich dem Schmalkadischen Bunde an, blieb zwar im Schmalkaldischen Kriege neutral, suchte jedoch später die protestantische Sache in Deutschland nach Kräften zu unterstützen. Da er keine Erben hinterließ, fiel die Neumark wieder an Kurbrandenburg.

5) J. Georg, Kurfürst von Brandenburg, geb. 11. Sept. 1525, gest. 8. Jan. 1598, ältester Sohn des damaligen Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim II., folgte demselben in der Regierung 1571 und war zunächst bemüht, die Schulden seines Vaters zu tilgen, dessen Geldjuden Lippold er hinrichten u. dessen Geliebte Anna Sydow er in Spandau einkerkern ließ. J. war sparsam, aber auch kleinlich und engherzig. Den Übergriffen der Jesuiten und der katholischen Reaktion in Deutschland sah er aus kurzsichtigem Egoismus und Haß gegen die Reformierten unthätig zu. An der Vereinbarung der Konkordienformel nahm er eifrigen Anteil und unterdrückte mit Strenge jede abweichende Lehre in seinem Lande. Er gründete 1574 das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, vollendete den Schloßbau und nahm viele flüchtige Niederländer in sein Land auf. Von seinen 23 Kindern aus drei Ehen überlebten ihn 15, von denen ihm Joachim Friedrich in der Kur folgte, während Christian und Joachim Ernst die fränkischen Fürstentümer erhielten. Das Testament, durch das er andern jüngern Söhnen Teile der Mark verlieh, hob sein ältester Sohn auf.

6) J. Siegmund, Kurfürst von Brandenburg, geb. 8. Nov. 1572, gest. 23. Dez. 1619, ältester Sohn des Kurprinzen, spätern Kurfürsten Joachim Friedrich, studierte mit seinem Bruder J. Georg (geb. 1577, gest. 1624, seit 1603 Herzog von Jägerndorf) 1688—90 in Straßburg und folgte seinem Vater 18. Juli 1608 als Kurfürst von Brandenburg und Verweser des Herzogtums Preußen an Stelle des blödsinnigen Herzogs Albrecht Friedrich, dessen älteste Tochter, Anna, er 1594 geheiratet hatte. Diese war als Tochter der ältesten Schwester des letzten Herzogs von Jülich-Kleve nach dessen Tode 1609 auch Haupterbin von dessen reichen Besitzungen, die indes J. von verschiedenen Seiten streitig gemacht wurden (s. Jülich). Er verglich sich jedoch mit dem Hauptprätendenten, dem Pfalzgrafen von Neuburg, im Dortmunder Vertrag 1609, der durch den Vertrag von Xanten 1614 bestätigt wurde, über eine provisorische Teilung, so daß er Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein erhielt. Während der Streitigkeiten über die Erbschaft war er 25. Dez. 1613 zur reformierten Konfession übergetreten, weniger aus politischen Rücksichten auf die Holländer als aus Abneigung gegen die starre, intolerante lutherische Orthodoxie. Dieser Schritt,

Digitized by Google

welchen die im Mai 1614 veröffentlichte »Confessio« rechtfertigen sollte, bereitete ihm von seiten der streng lutherischen Einwohner und Stände der Mark große Schwierigkeiten, da diese eine »Verketzerung« des ganzen Landes fürchteten; noch mehr in Preußen, wo er 1618 nach Albrecht Friedrichs Tode Herzog wurde, die Stände ihm aber unter dem Vorwande des Religionswechsels fast alle landesherrlichen Befugnisse entzogen. Die beiden unter ihm erfolgten Erwerbungen sowie sein Übertritt zur reformierten Kirche sind für die weitere Geschichte Brandenburg-Preußens von größter Bedeutung gewesen.

[Burgund.] 7) J. der Unerschrockene oder ohne Furcht (Sans-peur), Herzog von Burgund, geb. 1371, gest. 10. Sept. 1419, Sohn Philipps des Kühnen, zog mit dem französischen Kreuzheer dem König Siegmund von Ungarn gegen die Türken zu Hilfe und geriet in der Schlacht bei Nikopolis 1396 in türkische Gefangenschaft, aus welcher er sich durch ein Lösegeld von 200,000 Dukaten befreite. Herzog von Burgund ward er 1404 nach seines Vaters Tode. Er war ein energischer, kühner, ja heftiger Charakter; wenn ihn seine unbezwingliche Leidenschaftlichkeit nicht fortriß, war er voll Güte und Wohlwollen; seine Unterthanen hingen an ihm mit großer Liebe. Er machte sich in Frankreich zum Vorkämpfer der volkstümlichen Interessen gegen das verschwenderische, nichtsnutzige und selbstsüchtige Adelsregiment des Herzogs von Orléans. Endlich von Orléans aufs äußerste gereizt, ließ er diesen 1407 zu Paris ermorden und erlangte damit die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in Frankreich und die Erziehung des Dauphins. Nachdem er die feindlichen Lütticher bei Hasbain völlig geschlagen (September 1408), zwang er die Orléans, sich mit ihm durch den Vertrag von Chartres 1409 zu versöhnen. Indes schon 1410 bildeten die Anhänger der Orléans die Partei der Armagnacs, denen unter Johanns Leitung die Bourguignons entgegentraten, die zugleich die volkstümliche und die religiös-reformistische Richtung verfochten. Indes die wilden Ausschreitungen des burgundisch gesinnten Pariser Pöbels, der Cabochiens, führten 1413 Johanns Niederlage herbei. Darauf trat er 1415 mit Heinrich V. von England in Verbindung und bemächtigte sich 1418 wieder der Hauptstadt, wo er aufs grausamste gegen die Armagnacs wütete. Vom Dauphin Karl zu einer Unterredung auf der Yonnebrücke bei Montereau gelockt, ward er von dessen Begleiter Tanneguy-Duchâtel meuchlings ermordet. Ihm folgte Philipp der Gute.

[England.] 8) J. ohne Land (John Lack-land), König von England, aus dem Hause Plantagenet, geb. 24. Dez. 1167, gest. 19. Okt. 1216, jüngster Sohn König Heinrichs II., war von seinem Vater, obwohl derselbe ihm einst scherzend den Beinamen »ohne Land« gegeben hatte, doch gleich seinen Brüdern reich mit Gütern ausgestattet und besaß außer der Grafschaft Mortagne in der Normandie noch die Grafschaften Cornwall, Dorset, Somerset, Gloucester, Derby, Nottingham, Lancaster in England, mithin beinahe ein Drittel des ganzen Königreichs. Trotzdem suchte er im Bunde mit König Philipp von Frankreich während des Kreuzzuges seines Bruders Richard Löwenherz denselben der Krone zu berauben und errang, während Richard nach der Rückkehr aus dem Morgenland in Deutschland gefangen gehalten wurde, nicht unbedeutende Vorteile. Als aber der König freigelassen und nach England heimgekehrt war, konnte J. sich nicht behaupten und mußte sich im Mai 1194 unterwerfen. Richard verzieh ihm großmütig und ernannte ihn sogar, mit Übergehung des erst 12jährigen Arthur von Bretagne, des Sohnes seines verstorbenen ältern Bruders, Gottfried, 1199 auf seinem Sterbebett zu seinem Nachfolger. J. war ein schwacher, aber trotzdem eigenwilliger und grausamer Regent. Nach 12jähriger Ehe trennte er sich von seiner Gemahlin Hadwisa, Erbin der Grafschaft Gloucester, und verband sich 1200 mit der mit dem Grafen Hugo de la Marche bereits öffentlich versprochenen Isabella, Gräfin von Angoulême. De la Marche appellierte hierauf an Philipp von Frankreich, ihren gemeinschaftlichen Lehnsherrn. J. wurde seiner französischen Lehen für verlustig erklärt, und es erhob sich nun ein heftiger Kampf zwischen ihm und seinen Feinden, in welchem er 1. Aug. 1202 bei Mirebeau einen wichtigen Sieg erfocht. Da er aber den hierbei in seine Hände gefallenen Herzog Arthur von Bretagne heimlich ermorden ließ, fielen seine meisten Vasallen von ihm ab, und er verlor so den besten Teil seiner französischen Besitzungen. Auch mit dem Papst Innocenz III. geriet er wegen der Bischofswahlen in Streit und zog sich durch seine Halsstarrigkeit Interdikt (1208) und Bann (1209) zu, mit dessen Vollstreckung 1212 Philipp von Frankreich vom Papst beauftragt wurde. Von seinen Unterthanen verlassen, sah sich J. genötigt, sein Reich dem Papst feierlichst zu übertragen und von ihm als Lehen zurückzunehmen (15. Mai 1213). Mit dessen Beistand und zugleich verbündet mit dem deutschen Kaiser Otto IV. bekriegte er hierauf wiederholt Frankreich, bis er bei Bouvines eine Niederlage erlitt (27. Juli 1214). Als nach dieser Schlacht die englischen Barone sich gegen Johanns Mißregierung erhoben, mußte dieser ihnen durch die Magna Charta (s. d.) 15. Juni 1215 bedeutende Rechte zugestehen. Bald nachher aber begann er mit gemieteten Abenteurern einen Vernichtungskrieg gegen die verschwornen Barone, ließ vom Papste den Freiheitsbrief für nichtig erklären und durchzog sengend und brennend das Land. Die Barone boten hierauf Ludwig, dem ältesten Sohne des Königs Philipp II. von Frankreich, die Krone Englands an, und dieser erschien im Mai 1216 mit einem zahlreichen Heer in England. Während der Kämpfe gegen ihn starb J. in Newark am Trent.

[Frankreich.] 9) J., der Gute, König von Frankreich, geb. 1319, gest. 8. April 1364, Sohn und Nachfolger Philipps VI., regierte 1350—64. Er war ein äußerst beschränkter Fürst, der inmitten des gefährlichsten Krieges mit seinen Günstlingen schwelgte und durch hohe Steuern sein Volk zur Verzweiflung brachte. Unter ihm begann wieder 1351 nach Ablauf des Waffenstillstandes der Krieg mit England. Eduard, der Schwarze Prinz, landete im Garonnegebiet und verwüstete Süd- und Mittelfrankreich. J. zog ihm mit einem fünfmal stärkern Heer entgegen, wurde aber bei Maupertuis (19. Sept. 1356) gänzlich geschlagen und nach tapferer Verteidigung gefangen genommen. Erst der Friede von Bretigny 1360 befreite ihn aus seiner Haft, nachdem er, außer 3 Mill. Goldstücke, mehrere Provinzen abzutreten versprochen hatte. Um König Eduard III. zur Teilnahme an einem Kreuzzuge zu bereden, kehrte J. Anfang 1364 nach London in seine Gefangenschaft zurück, wurde hier als königlicher Gast glänzend empfangen, starb aber bald darauf. Sein ältester Sohn erster Ehe, Karl V., war sein Nachfolger. Die von J. 1363 gestiftete Sekundogenitur des Hauses Valois, Burgund, schlug ebenfalls zu Frankreichs

Digitized by Google

Verderben aus, so daß nach ihm kein Thronfolger mehr Johann genannt wurde.

[Hannover.] 10) J. Friedrich, Herzog von Hannover, geb. 1625, gest. 28. Dez. 1679 in Augsburg, dritter Sohn des Herzogs Georg, trat auf einer Reise nach Italien 1651 zur römisch-katholischen Kirche über und erhielt 1665 die Lande Kalenberg, Göttingen und Grubenhagen, zu deren Hauptstadt und Residenz er Hannover erhob. Seine Unterthanen gewaltsam zu bekehren, verschmähte er und begünstigte die Wissenschaften, wie er denn Leibniz an seinen Hof berief. In der äußern Politik hielt er zu Frankreich, mit dessen Hilfsgeldern er ein großes stehendes Heer von 14,000 Mann unterhielt, ohne jedoch seine Hoffnungen auf Ländererwerb erfüllt zu sehen. Er hinterließ bei seinem Tode keine Söhne, worauf ihm sein Bruder Ernst August von Osnabrück (s. Ernst 4) folgte.

[Mecklenburg.] 11) J. Albrecht I., Herzog von Mecklenburg, geb. 22. Dez. 1525, gest. 12. Febr. 1576, war der Sohn Albrechts VII. und wurde, obwohl dieser der alten Kirche anhing, am brandenburgischen Hofe evangelisch erzogen, diente zwar im Anfang des Schmalkaldischen Krieges im kaiserlichen Heer, führte aber nach dem Tode seines Vaters (7. Jan. 1547) in seiner Herrschaft Güstrow sofort die Reformation durch und nahm auch zur Sicherung des evangelischen Glaubens 1552 an der Erhebung des Kurfürsten Moritz von Sachsen gegen den Kaiser teil. Er war ein gelehrter, kunstsinniger Fürst. Vgl. Schirrmacher, Johann Albrecht I., Herzog von Mecklenburg (Wism. 1885, 2 Tle.).

[Nassau.] 12) J. von Nassau, Erzbischof von Mainz, ein ehrgeiziger, ränkesüchtiger Mann, erlangte das Erzbistum 1397 durch päpstliche Ernennung und verdrängte den vom Kapitel gewählten Erzbischof Gottfried von Leiningen. Auf seinen Betrieb wurde 1400 Kaiser Wenzel abgesetzt und Ruprecht von der Pfalz gewählt, gegen den er dann wieder, als er sich nicht ganz von ihm leiten ließ, 1405 den Marbacher Bund zu stande brachte. Er verband sich sogar mit dem Raubritterbund »Zum Luchs« und begab sich in Vasallenverhältnis zu Frankreich, um Ruprecht erfolgreichen Widerstand leisten zu können; doch starb dieser, ehe er J. gedemütigt hatte. Bei der neuen Königswahl war er für Jobst von Mähren, vertrug sich aber 1411 mit Siegmund, nachdem dieser ihm große Zugeständnisse bewilligt hatte. Auf dem Konstanzer Konzil vertrat er die Sache Johanns XXIII., doch ohne Erfolg. Er starb 23. Sept. 1419 in Aschaffenburg.

13) J. Moritz, Fürst von Nassau-Siegen, niederländ. Feldmarschall, der »Brasilianer« genannt, geb. 17. Juni 1604 in Dillenburg, gest. 20. Dez. 1679 in Bergenthal bei Kleve, Sohn des Grafen Johann VIII. von Nassau-Dillenburg, trat 1621 in die Dienste der holländischen Republik und zeichnete sich unter der Leitung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien 1626 bei der Belagerung von Grol und 1632 vor Maastricht aus. 1636 zum Gouverneur der Besitzungen der Westindischen Gesellschaft in Brasilien ernannt, eroberte er, trotzdem er nur geringe Streitkräfte zur Verfügung hatte, einen großen Teil des Landes und verwaltete es so vortrefflich, daß es zu hoher Blüte gedieh. Er sendete 1637 eine Expedition an die afrikanische Küste, welche den Holländern die Hauptfestung von Guinea, St. George del Mina, erwarb, und drang im Frühjahr 1638 an der brasilischen Küste südlich vor, belagerte aber vergeblich Bahia. Nachdem die portugiesische und die spanische Flotte durch die Holländer vor Itamarica (12.—17. Jan. 1640) beinahe ganz vernichtet worden waren, begann der Krieg in Brasilien aufs neue und wurde mit großer Grausamkeit geführt. Um die große Anzahl von Abenteurern unter seinen Fahnen zu beschäftigen, unternahm J. eine Expedition nach Chile (1643). Zwei von ihm gegründete Orte, die Festung Moritzschloß an der Mündung des São Francisco und die Stadt Moritzstadt bei Pernambuco, erinnern in Brasilien an ihn. 1644 nach Holland zurückgekehrt, ward er zum Gouverneur von Wesel und General der Reiterei ernannt, trat 1647 in kurbrandenburgische Dienste, wurde Statthalter von Kleve, Mark und Ravensberg und 1652 Meister des Johanniterordens in Sonnenburg und deutscher Reichsfürst. 1658 war er als brandenburgischer Gesandter bei der Wahl Kaiser Leopolds I. in Frankfurt thätig, schloß 1661 den Defensivvertrag zwischen England und Brandenburg ab, erhielt 1665 das Kommando der holländischen Truppen gegen Münster, wurde 1671 erster Feldmarschall, befehligte die Holländer im Kriege gegen Ludwig XIV. (1672—74) und nahm an der Schlacht bei Senef am 11. Aug. 1674 hervorragenden Anteil. 1674 wurde er Gouverneur von Utrecht und trat 1676 ins Privatleben zurück. Er ist in Siegen beigesetzt. Sein Palast im Haag war das »Moritzhaus« (jetzt Museum). Vgl. Driesen, Leben des Fürsten J. Moritz von Nassau-Siegen (Berl. 1849).

[Österreich.] 14) J. Baptist Joseph Fabian Sebastian, Erzherzog von Österreich, Reichsverweser von Deutschland, geb. 20. Jan. 1782 in Florenz, gest. 11. Mai 1859 in Graz, sechster Sohn des Kaisers Leopold II. und der spanischen Infantin Marie Luise. Von gewecktem Geist, zeigte er früh Neigung für die militärischen Wissenschaften sowie für die Geschichte und Naturwissenschaften und erhielt vielfache geistige Anregung durch den damals im Ministerium des Äußern in Wien angestellten Geschichtsforscher Johannes Müller. 1800 ward er an die Spitze des geschlagenen österreichischen Heeres gestellt, das nach seines Bruders Karl Abgang von Kray unglücklich geführt worden war, unterlag jedoch bei Hohenlinden (3. Dez.) der Übermacht Moreaus und versuchte auch bei Salzburg vergeblich, dem siegreichen Vordringen der Franzosen ein Ziel zu setzen. Nach dem Frieden von Lunéville wurde er zum Generaldirektor der Ingenieurakademie zu Wien und der Kadettenakademie in Wiener-Neustadt ernannt und erhob diese Anstalten rasch zur Blüte. Als 1805 der neue Krieg gegen Napoleon I. zum Ausbruch kam, war die Bewaffnung der Tiroler und Vorarlberger seine erste Sorge. Hierauf trat er an die Spitze des Armeekorps, das sich Ney und den Bayern in Tirol entgegenstellte. Vom heldenmütigen Landvolk unterstützt, brachte er den Bayern unter Deroy 2. und 3. Nov. 1806 die erste Niederlage am Strubpaß bei, mußte aber nach Macks Mißgeschick bei Ulm Tirol räumen und durchs Pusterthal nach Kärnten rücken, um sich mit der italienischen Armee seines Bruders Karl zu vereinigen. Dies gelang Ende November, und sofort drangen beide Erzherzöge, J. an der Spitze des rechten Flügels der vereinigten Armee, gegen Wien vor; aber die Schlacht bei Austerlitz, Preußens schwankende Politik und endlich der Friede von Preßburg machten jeden Versuch, dem Krieg eine günstige Wendung zu geben, erfolglos. Tirol, bisher Johanns Lieblingsaufenthalt, ging verloren. Die folgenden Friedens-

Digitized by Google

jahre benutzte er hauptsächlich zu wissenschaftlichen Arbeiten, und zwar wandte er nun seine Aufmerksamkeit vor allem Steiermark und Kärnten zu, die er, von Gelehrten und Künstlern begleitet, nach allen Richtungen durchwanderte. Zugleich beschäftigte er sich mit militärischen Dingen und entwarf den Plan eines Volkskrieges in den österreichischen Alpenlanden. Nach dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Österreich im März 1809 zum Befehlshaber der unter dem Namen des Heeres von Innerösterreich bekannten Armee ernannt, rief er die Tiroler zur Erhebung auf und rückte, während Chasteler in Tirol vordrang, selbst gegen Udine vor. Er traf am Tagliamento mit dem Vizekönig Eugen zusammen, den er erst bei Pordenone, dann 16. April entscheidend bei Sacile schlug. Indes die Niederlagen des Erzherzogs Karl an der Donau hinderten ihn, seinen Sieg auszubeuten. Er mußte Anfang Mai von Verona, bis wohin er vorgedrungen war, den Rückzug nach Villach und Graz antreten, von wo er sich nach Ungarn wendete, um bei Körmend Stellung zu nehmen. Am 14. Juni erlitt er auf dem Marsche nach Preßburg bei Raab, wo er sich mit den ungarischen Insurrektionstruppen vereinigt hatte, durch die nachrückenden Franzosen eine Niederlage und begab sich nun über Komorn nach Preßburg, wo er anfangs den ihm gegenüberstehenden Feind zu beschäftigen hatte, dann aber am Morgen des 5. Juli Befehl erhielt, mit allen Truppen aufzubrechen und in die Schlacht bei Wagram einzugreifen. War dieser Befehl spät genug gegeben worden, so kam anderseits J. demselben nicht mit jener Raschheit nach, welche die Umstände erheischten, und als er am 6. Juli nachmittags mit 13,000 Mann in Siebenbrunn eintraf, war die Schlacht bereits zum Nachteil der Österreicher entschieden. Infolge der Behauptung des Erzherzogs Karl, diesem durch J. verschuldeten Zuspätkommen sei der unglückliche Ausgang des Tages zuzuschreiben, entspann sich zwischen beiden Brüdern ein erbitterter Streit. Erst im November 1810 versöhnten sie sich. Inzwischen war von J. eine Beschreibung des Feldzuges verfaßt worden, die später in das von Hormayr herausgegebene Werk: »Das Heer von Innerösterreich im Kriege von 1809« überging. Nach der Schlacht bei Wagram hatte sich J. bemüht, Ungarn zu decken. Der darauf von ihm aufgestellte Plan, die große Armee sogleich aus Böhmen durch Mähren und das Waagthal nach der Donau zu ziehen und bei Komorn zu konzentrieren, um nach Ablauf des Waffenstillstandes von Znaim die Feindseligkeiten von neuem zu beginnen, wurde vom Kaiser genehmigt, und schon war der Erzherzog in voller Thätigkeit, die nötigen Anordnungen zu treffen, als der Friedensschluß zu Wien 14. Okt. ihn in seinen Arbeiten unterbrach. J. widmete sich hierauf ganz seinem Beruf als Direktor der militärischen Erziehungsinstitute. Erst 1815 übernahm er wieder ein Kommando bei der Armee des Fürsten Schwarzenberg. Nachdem er zuvor als Stellvertreter des Kaisers in Mailand die Huldigung entgegengenommen und die Lombardei bereist hatte, leitete er die Belagerung von Hüningen, das er 26. Aug. zur Übergabe zwang und schleifen ließ. Darauf ging er nach Paris und von da über England nach Österreich zurück.

Hier lebte er anfangs in Wien und Wiener-Neustadt, schlug aber sodann seinen Wohnsitz in Graz und später auf dem Bauerngut Brandhof auf, nachdem ihm seit 1827 der Aufenthalt am kaiserlichen Hof durch seine morganatische Ehe mit einer Postmeisterstochter, Anna Plochl von Aussee (geb. 6. Jan. 1804, 1834 zur Freifrau v. Brandhofen, 1845 zur Gräfin von Meran erhoben, gest. 4. Aug. 1885 in Aussee), unmöglich geworden war. Dagegen stieg die Zuneigung des Volkes zu J. nicht bloß in Österreich, sondern in ganz Deutschland in demselben Grade, in welchem der Haß gegen Metternich und sein System zunahm. J. verdiente sich diese Liebe durch seine gemeinnützigen Unternehmungen und seine Neigung zum Volkstümlichen. So gründete er in Graz das Johanneum, um Liebe zur Kunst und Wissenschaft zu erwecken, stiftete landwirtschaftliche Vereine, führte bessere Methoden im Ackerbau und in der Viehzucht ein, wirkte aufs thätigste zur Förderung verschiedener Industriezweige, namentlich der Eisenindustrie, veranstaltete Sänger- und Schützenfeste und präsidierte den Versammlungen der Naturforscher und Landwirte in Graz. Zahllose Lieder feierten denn auch in Steiermark und Tirol den »Herzog Hannes«. Der dem Erzherzog seit der Kölner Domfeier 1842 fälschlich in den Mund gelegte Ausspruch: »Kein Österreich, kein Preußen, sondern ein einiges großes Deutschland, fest wie seine Berge!« erwarb ihm schnell auch durch ganz Deutschland Popularität. Die Ereignisse des Jahres 1848 entrissen ihn seinem Stillleben. Als der Kaiser Ferdinand I. nach dem 15. Mai Wien verließ und sich nach Innsbruck begab, ernannte er den Erzherzog J. zu seinem Stellvertreter in Wien, und dieser eröffnete als solcher den Konstituierenden Reichstag. Inzwischen war aber die Majorität der Frankfurter Reichsversammlung 27. Juni zu dem Beschluß gekommen, den Erzherzog J. zum unverantwortlichen Reichsverweser über Deutschland zu ernennen, und er ließ sich bewegen, die so schwierige Stellung anzunehmen. Er traf auch 11. Juli in Frankfurt ein und bildete sofort ein Reichsministerium. Indes fühlte er sich mehr als österreichischer Erzherzog denn als deutscher Reichsverweser. Während er sich in der ersten Zeit den Parteien gegenüber neutral verhielt, wirkte er seit der Ablehnung des Erbkaisertums seitens Friedrich Wilhelms IV. offen im österreichischen Interesse dahin, daß keine Reichsverfassung zu stande kam und die Wiederherstellung des Bundestags als einziger Ausweg übrigblieb. Am 20. Dez. 1849 trat er in das Privatleben zurück und widmete sich, wie früher, der Förderung gemeinnütziger Unternehmungen in Steiermark. Er hinterließ einen Sohn, Franz, Grafen von Meran und Freiherrn v. Brandhofen, geb. 11. März 1839, gest. 27. März 1891 in Abbazzia, seit 1861 erbliches Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Vgl. Schneidawind, Leben des Erzherzogs J. von Österreich (Schaffh. 1849); Schimmer, Leben und Wirken des Erzherzogs J. (Mainz 1849); Schlossar, Erzherzog J. von Österreich und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark (Briefe des Erzherzogs aus den Jahren 1810—25, Wien 1878); Derselbe, Erzherzog J. Baptist von Österreich (das. 1880); folgende Schriften von Krones: Zur Geschichte Österreichs 1792—1816 (Gotha 1886), Aus Österreichs stillen und bewegten Jahren (Innsbr. 1892), Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Österreich 1810—1815 (das. 1891), Tirol 1812—1816 und Erzherzog J. von Österreich (das. 1890); v. Zwiedineck-Südenhorst, Erzherzog J. im Feldzuge von 1809 (Graz 1892). Die von J. hinterlassenen Papiere, Tagebücher, Briefe u. autobiographischen Fragmente haben Verwendung gefunden durch Fournier, Gentz und Cobenzl, 1801—1805 (Wien 1880).

Digitized by Google

15) J. **Nepomuk Salvator, Erzherzog von Österreich und Prinz von Toscana**, geb. 25. Nov. 1852 in Florenz, jüngster Sohn des Großherzogs Leopold II. von Toscana, ward in der Hofburg erzogen, trat erst in ein Jägerbataillon, dann in ein Artillerieregiment, ward 1876 Oberst und Regimentskommandeur in Komorn, 1878 Kommandeur einer Infanteriebrigade in Wien und Generalmajor und befehligte in demselben Jahr eine Brigade bei der bosnischen Okkupationsarmee. 1879 ward er Divisionskommandeur in Preßburg und Feldmarschallleutnant. Von 1883—87 befehligte er die 3. Division in Linz, wohin er seiner Schrift »Drill oder Erziehung?« (Wien 1883) wegen versetzt worden war, weil er mit derselben in zu schroffen Gegensatz zum obersten Befehlshaber, dem Erzherzog Albrecht, geraten war. Im September 1887 wurde er des Kommandos der 3. Infanteriedivision plötzlich enthoben, da er sich durch Beziehungen zu den bulgarischen Machthabern, seine Bewerbung um den Fürstenthron und schließlich durch Begünstigung der bulgarischen Thronkandidatur des Prinzen Ferdinand von Koburg eigenmächtig in die auswärtige Politik gemischt haben sollte. J. verzichtete 1889 auf Rang u. Würden, nahm den Namen **Johann Orth** an und begab sich ins Ausland, erwarb sich die Befähigung als Kapitän für weite Fahrt und rüstete einen Kauffahrer »Margerita« aus, mit dem er, wie nun wohl außer Zweifel steht, 1891 an der Südküste Südamerikas zu Grunde ging. Er schrieb außer der bereits erwähnten Broschüre noch: »Betrachtungen über die Organisation der österreichischen Artillerie« (Wien 1875); »Geschichte des k. k. Linien-Infanterieregiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12« (das. 1877—80, 2 Bde.), verfaßte das Textbuch zu dem Ballett »Die Assassinen« und wirkte in antispiritistischem Sinn durch die Schrift »Einblicke in den Spiritismus« (5. Aufl., Linz 1885). Auch als Komponist ist J. hervorgetreten.

16) J. **von Österreich**, s. Juan d'Austria.

[Pfalz.] 17) J. **Kasimir, Pfalzgraf bei Rhein**, geb. 7. März 1543 in Simmern, gest. 6. Jan. 1592, vierter Sohn des spätern Kurfürsten Friedrich III., des Frommen, wuchs an den Höfen von Paris und Nancy auf und wurde ein tapferer, eleganter Ritter, der aber auch der heimischen Sitte des Trinkens huldigte. Eifrig für die reformierte Lehre eingenommen, zog er 1567 den französischen Hugenotten mit einem Heer zu Hilfe und leistete ihnen erfolgreiche Dienste. Seine übrigen ähnlichen Unternehmungen, ein zweiter Feldzug nach Frankreich (1575—76), der nach den Niederlanden gegen die Spanier (1578) und sein Eintreten für den Kurfürsten Gebhard Truchseß von Köln, hatten nicht den gehofften Erfolg für J., der, bei beschränkten Mitteln, sich in unruhigem Ehrgeiz nach einer weltgeschichtlichen Rolle aufrieb. 1583 wurde er nach dem Tode seines lutherisch gesinnten Bruders Ludwig Vormund von dessen unmündigem Sohn Friedrich IV. und Administrator der Pfalz, die er zur reformierten Lehre zurückbrachte. Seit 1568 mit Elisabeth von Sachsen, der Tochter des Kurfürsten August, vermählt, ließ er dieselbe 1589 wegen Ehebruchs und Mordversuchs gegen ihn selbst verhaften. Vgl. v. Bezold, Briefe des Pfalzgrafen J. Kasimir (Münch. 1882—84, 2 Bde.).

[Polen.] 18) J. **II. Kasimir, König von Polen**, geb. 21. März 1609, gest. 16. Dez. 1672 zu Nevers in Frankreich, zweiter Sohn des Königs Siegmund III., trat 1640 in Rom in den Jesuitenorden, ward von Innocenz X. zum Kardinalpriester ernannt und 20. Nov. 1648 nach dem Tode seines Stiefbruders Wladislaw, dessen Witwe Marie Luise von Nevers-Gonzaga er heiratete, zum König gewählt. Er führte 1655—60 einen Krieg mit Karl Gustav von Schweden, verlor gegen diesen und den Großen Kurfürsten von Brandenburg 28.—30. Juli 1656 die Schlacht bei Warschau, behauptete aber sein Reich und verzichtete im Frieden von Oliva (3. Mai 1660) bloß auf die Oberlehnshoheit über Ostpreußen. Im Frieden von Andrussow (14. Jan. 1667) verlor er Weiß- und Rotrußland samt der Ukraine bis an den Dnjepr an Rußland und dankte im September 1668 ab.

19) J. **III. Sobieski, König von Polen**, geb. 2. Juni 1624, gest. 17. Juni 1696 in Warschau, jüngster Sohn Jakobs, Kastellans von Krakau, zeichnete sich früh durch Tapferkeit aus, wurde 1665 Krongroßmarschall und 1667 Krongroßfeldherr. Er war der Schrecken der Türken und Tataren und gewann 11. Nov. 1673 die Schlacht bei Chotin über erstere, worauf er 19. Mai 1674 durch den Einfluß Frankreichs, dem er sehr ergeben war, zum König von Polen gewählt wurde. Durch einen zweiten Sieg bei Lemberg (August 1675) bewog er die Türken zum Frieden von Konstantinopel (1678). Seine glorreichste That war die Entsetzung des von den Türken belagerten Wien 12. Sept. 1683. Künste und Wissenschaften fanden in ihm einen eifrigen Beschützer. Dennoch ward er während seiner Regierung von den eifersüchtigen Großen heftig angefeindet. Seine eigne Gattin, Maria Kasimira, konspirierte mit dem Adel gegen ihn. Vgl. Salvandy, Histoire du roi Jean Sobieski et du royaume de Pologne (6. Aufl., Par. 1876); »Briefe des Königs J. an die Königin Kasimire« (deutsch von Öchsle, Heilbr. 1827); Rieder, J. III., König von Polen, Sobieski, in Wien (Wien 1881); Lorki, J. Sobieski (Warsch. 1884); Chelmecki, König J. Sobieski und die Befreiung Wiens (Wien 1883). — Sein ältester Sohn, **Jakob Sobieski**, geb. 1667, gest. 1734, ward 1704 nach Augusts II. Absetzung als Thronkandidat in Aussicht genommen, aber von August aufgefangen und bis 1706 gefangen gehalten. Das Geschlecht Sobieski erlosch 1875.

[Portugal.] 20) J. **I., König von Portugal, genannt der Große oder der Vater des Vaterlandes**, geb. 1357, gest. 1433, natürlicher Sohn Peters und der Therese Lorenzo, einer vornehmen Galicierin, war 1383, bei dem Tode seines legitimen Bruders Ferdinand, Ordensmeister von Avis. Da die Königin-Witwe, Leonore Tellez, das Reich den Kastiliern überliefern wollte, veranlaßte der portugiesische Adel J., die Regentschaft der Königin zu stürzen und deren Günstling Aveiro, Grafen von Ourem, zu töten. Darauf erhob die Nationalversammlung J. zum Reichsverweser, und im April 1385 ernannten ihn die Stände zum König. Den König Johann von Kastilien, der als Gemahl der Beatrix, Tochter Ferdinands, Thronansprüche erhob, schlug er im Juli 1385 bei Aljubarrota; der Krieg, der mit wechselndem Glück geführt wurde, endete erst 1411. Im J. 1415 begann J. einen Krieg gegen die Mauren und eroberte Ceuta und andre Plätze. Unter seiner Regierung begann sein jüngster Sohn, der Infant Heinrich der Seefahrer, die Entdeckungen an der Westküste von Afrika. Portugal verdankt Johanns vortrefflicher Regierung sein schnelles Aufblühen. Er hatte seinen ältesten Sohn, Eduard I., zum Nachfolger.

21) J. **II., der Vollkommene, König von Portugal**, geb. 1455, gest. 1495, ein hochbegabter, aber

Digitized by Google

despotischer Fürst, Sohn und Nachfolger Alfons' V., bestieg den Thron 1481, ließ zur Sicherung desselben gegen die Unbotmäßigkeit des hohen Adels, der sich mit Kastilien in verräterische Unterhandlungen einließ und selbst gegen das Leben des Königs verschwor, seinen Schwager, den Herzog Ferdinand von Braganza, hinrichten und erstach seinen Vetter, den Herzog von Viseu, mit eigner Hand. Den Mauren entriß er Arzilla und Tanger. Er setzte die begonnenen Entdeckungen an der Westküste Afrikas fort, wo er in Guinea Ansiedelungen begründen ließ, und von wo aus das Kap der Guten Hoffnung entdeckt wurde. Sein Nachfolger war sein Vetter Emanuel.

22) J. III., König von Portugal, geb. 1502, gest. 1557, Sohn Emanuels, folgte seinem Vater 1521. Von fanatischer Frömmigkeit, errichtete er 1536 die Inquisition in Portugal und überlieferte dieses den Jesuiten, denen er auch die Universität Coimbra unterwarf; überhaupt überschüttete er die Geistlichkeit mit Reichtümern. Von ihm datiert der geistige und materielle Verfall Portugals. Er begünstigte sonst die Kolonisation und organisierte zumal Brasilien.

23) J. IV., König von Portugal, geb. 1604, gest. 1656, Begründer der Dynastie Braganza, Abkömmling von Johann I., wurde 1640, als sich Portugal von der spanischen Herrschaft befreite, zum König ausgerufen. Er schlug die Spanier 1644 bei Montijo und eroberte 1654 Brasilien wieder.

24) J. V., König von Portugal, geb. 1689, gest. 31. Juli 1750, Sohn und Nachfolger Peters II., bestieg 1705 den Thron, setzte den von seinem Vater begonnenen Krieg gegen Spanien und Frankreich als Alliierter von England und Österreich bis zum Frieden von Utrecht (1713) fort, führte seitdem eine friedliche und gerechte Regierung, stand aber ganz unter der Herrschaft des Klerus und vergeudete für den Bau von Kirchen und Klöstern, namentlich für den Prachtbau von Mafra, ungeheure Summen; die Zahl der Klöster stieg auf 800, Mafra allein kostete 90 Mill. Mk. Dafür verfielen Verwaltung, Flotte und Heer gänzlich. Für seine Devotion gegen die Kirche erhielt er vom Papste den Titel »Allergläubigster König«.

25) J. VI., König von Portugal, geb. 13. Mai 1767, gest. 10. März 1826, Sohn Peters III., ward bei der Geisteskrankheit seiner Mutter Maria Franziska Elisabeth 10. Febr. 1792 als Regent proklamiert; wirklicher König aber wurde er erst 20. März 1816 nach dem Tode seiner Mutter. Als J. sich 1807 nicht von England, an das hundertjährige politische und Handelsinteressen Portugal knüpften, trennen wollte, erklärte Napoleon I. das Haus Braganza des Thrones für verlustig und ließ Portugal besetzen, worauf der ganze portugiesische Hof Ende November 1807 nach Brasilien übersiedelte. Der Prinz-Regent schloß sich nur um so enger an England an, welches mit Hilfe der aufständischen portugiesischen Bevölkerung 1808 die Franzosen aus Portugal vertrieb und auch 1809—11 deren fernere Einfälle abwehrte. Nach dem Abzuge der Franzosen wurde eine Regentschaft eingesetzt, an deren Spitze der Engländer Beresford stand. Als derselbe nach Brasilien segelte, um sich mit dem Regenten zu beraten, wurde im August 1820 die Regentschaft durch eine Revolution gestürzt. Infolge der Proklamierung der Konstitution und der Zusammenberufung der Cortes 1820 kehrte J. 1821 nach Portugal zurück; doch ließ er seinen ältesten Sohn, Dom Pedro, als Prinz-Regenten in Brasilien zurück. Bald entstanden Differenzen zwischen Brasilien und Portugal, und ersteres erklärte sich 1. Aug. 1822 für unabhängig und Dom Pedro 12. Okt. zum Kaiser. In Europa war indessen J. wie ein Gefangener der Cortes gewesen, bis die Absolutisten sich unter der Führung der Königin Carlotta u. ihres zweiten Sohnes, Dom Miguel, erhoben und J. befreiten (1823). Als aber derselbe eine gemäßigt konstitutionelle Verfassung einführen wollte, erhoben sich Carlotta und Miguel von neuem und nötigten den König, auf ein englisches Schiff zu fliehen. Von allen Mächten unterstützt, zwang J. darauf Dom Miguel zur Verbannung (Mai 1824). 1825 kam durch englische Vermittelung ein Vertrag mit Brasilien zu stande, worin die Unabhängigkeit Brasiliens und Dom Pedro als Kaiser anerkannt wurden; gleichzeitig behielt jedoch auch J. für seine Person den Kaisertitel. Bald darauf starb er und hinterließ seinem Sohn Pedro auch Portugal, worüber dieser zu gunsten seiner Tochter Maria da Gloria verfügte.

[Sachsen: Albertinische Linie.] 26) J. Georg I., Kurfürst von Sachsen, geb. 5. März 1585, gest. 8. Okt. 1656, zweiter Sohn Kurfürst Christians I., seit 1601 Administrator des Stiftes Merseburg, folgte seinem kinderlosen Bruder Christian II. 23. Juni 1611 in der Regierung. Anschluß an Österreich und Haß gegen die Reformierten waren der Grundzug seiner Politik, durch welche er in bewegter Zeit die Führerschaft der evangelischen Reichsstände verlor; die böhmische Krone, welche ihm 1619 angeboten wurde, lehnte er ab und gab nicht nur dem Erzherzog Ferdinand seine Stimme bei der Kaiserwahl, sondern leistete sogar diesem aus politischer Eifersucht und konfessionellem Haß gegen den calvinistischen Böhmenkönig Friedrich V. von der Pfalz Beistand durch Unterwerfung der Lausitzen und Schlesiens, infolgedessen ihm die erstern als Unterpfand für die Kriegskosten von Ferdinand II. eingeräumt wurden. Dennoch sah er sich nach der Schlacht am Weißen Berg vom Kaiser mit der größten Rücksichtslosigkeit behandelt; trotz seines Widerspruchs wurde die Pfälzer Kur auf Bayern übertragen, nahm die Gegenreformation in Böhmen und Schlesien ihren Fortgang, wurde sein zum Administrator von Magdeburg gewählter Sohn August durch Erzherzog Leopold Wilhelm verdrängt, er selbst durch das Restitutionsedikt von 1629 im Besitz der säkularisierten Stifter gefährdet; aber zu mehr als zu Klagen und Beschwerden beim Kaiser und dann zur Berufung eines Konvents der Evangelischen nach Leipzig, der durch seine schüchternen Gravamina und den Versuch einer Defensionsordnung zum Gespött der Gegner wurde, vermochte sein träger Sinn sich nicht aufzuraffen. Daß er Gustav Adolf den Elbübergang bei Wittenberg verweigerte, verschuldete mit den Untergang Magdeburgs. Erst die Vergewaltigung seines Landes durch das Heer der Liga brachte den noch immer widerstrebenden Kurfürsten zum Anschluß an Gustav Adolf, worauf das neugebildete sächsische Heer unter Arnim sich bei Düben 1. (11.) Sept. mit den Schweden vereinigte und die Schlacht bei Breitenfeld 7. (17.) Sept. trotz der Niederlage der Sachsen das Land von den Feinden befreite. Der Verabredung mit Gustav Adolf gemäß drang J. jedoch erst im November in Böhmen ein, trat aber dort mit einer Schonung auf, die seinen Widerwillen gegen die Betriegung des Kaisers deutlich verriet, und schon im Mai 1632 wurden die Sachsen von Wallenstein ohne ernstlichen Widerstand wieder vertrieben. Des schwedischen Bündnisses längst überdrüssig, duldete J., nachdem Gustav Adolf bei Lützen gefallen, die Verhandlungen

Digitized by Google

seines Generals Arnim mit Wallenstein über einen Separatfrieden, und eingeschüchtert durch die Schlacht bei Nördlingen, fiel er von der protestantischen Sache ab, indem er nach längern Verhandlungen zu Eilenburg und Pirna 30. Mai 1635 mit dem Kaiser den Frieden zu Prag schloß, durch welchen er nebst dem erblichen Besitz der Lausitzen (als böhmischer Mannlehen) und dem Verzicht auf das Restitutionsedikt für seinen Sohn August auf dessen Lebenszeit das Erzstift Magdeburg und von diesem Erzstift für sich selbst die Ämter Burg, Dahme, Jüterbog und Querfurt erhielt und sich mit dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden und Franzosen aus dem Reiche verbündete. Diesen Abfall des Kurfürsten büßte das Land nach den unglücklichen Kämpfen bei Dömitz (22. Okt.) und Kyritz (7. Dez.) durch furchtbare Verheerungen, mit denen die Schweden unter Banér es heimsuchten. Nach dem Siege über die Sachsen und die Kaiserlichen bei Wittstock 24. Sept. 1636 erschien Banér zum zweiten-, im Februar 1639 zum drittenmal in Sachsen, besetzte nach seinem Siege bei Reichenbach Zwickau, belagerte, wiewohl vergeblich, Freiberg und schlug die Kaiserlichen und Sachsen 4. April bei Chemnitz. Zwickau eroberte zwar der Kurfürst 7. Juni 1642 wieder, dagegen ging Leipzig infolge von Torstenssons Sieg über die Kaiserlichen (23. Nov.) an die Schweden verloren. Zuletzt zwang Torstensson, nachdem er im Oktober 1644 das sächsische Heer bei Jüterbog vernichtet und Pegau verbrannt hatte, durch schwere Kontributionen und unterstützt durch die Vorstellungen des Kurprinzen dem schwankenden Kurfürsten den Waffenstillstand von Kötzschenbroda (27. Aug. 1645) ab, der wenigstens den schwersten Kriegsdrangsalen für Sachsen ein Ende machte. Der Westfälische Friede bestätigte J. die Erwerbungen des Prager Friedens, aber seine unheilvolle Politik kostete ihm und seinem Hause die Stellung als Haupt der deutschen Protestanten, wenn schon ihm 1653 das Direktorium des Corpus Evangelicorum übertragen wurde. Mit seinen Landständen lag J. vielfach in Streit, wozu meist die tiefe Verschuldung des Landes und die trotz derselben fortgehende Verschwendung des Hofes die Veranlassung gab. Mit gänzlichem Mangel an feiner Sitte, Trunksucht und Jagdleidenschaft verband sich in ihm eine gewisse Biederkeit, streng lutherische Bekenntnistreue, die von seinem Oberhofprediger Hoë v. Hoënegg (s. d.) nach Kräften genährt wurde, aber oft auch eine große Härte, die er selbst den Kreis seiner Familie fühlen ließ. Seine erste Gemahlin war Sibylle Elisabeth von Württemberg, gest. 1606; von der zweiten, Magdalene Sibylle, der Tochter Herzog Albrechts von Preußen, einer feurigen Protestantin und entschiedenen Gegnerin der Politik ihres Gemahls, erhielt er drei Töchter und sechs Söhne, von denen ihn außer seinem Nachfolger Johann Georg noch drei, August, Christian und Moritz, überlebten. Den letzten Beweis seines Mangels an politischer Einsicht gab er dadurch, daß er in seinem Testament auch diese auf Kosten des Kurstaates mit Landesteilen ausstattete.

27) J. Georg II., Kurfürst von Sachsen, geb. 31. Mai 1613, gest. 22. Aug. 1680 in Freiberg, des vorigen ältester Sohn und Nachfolger, schlichtete die aus dem väterlichen Testament mit seinen Brüdern entstandenen Zwistigkeiten durch den Hauptvergleich vom 22. April 1657 und erhielt durch die Postulatio perpetua von 1663 die erbliche Administration des Meißener Domstiftes. Seine trotz der kaum überstandenen Kriegsdrangsale maßlose Verschwendung vollendete die Zerrüttung des Kammerwesens, bis der am 19. März 1661 mit den Ständen geschlossene Steuervergleich eine feste Grundlage für die ganze spätere Finanzwirtschaft Sachsens schuf. Den Anfang zur Ordnung des Münzwesens machte der 1667 mit Brandenburg zu Zinna geschlossene Vergleich, aus dem 1690 die Annahme des sogen. Leipziger Fußes hervorging. Aus Landadel und fremden Abenteurern bildete er einen übermäßigen Hofstaat, machte Dresden durch seine Bauten zur schönsten Stadt, durch die Oper zum Mittelpunkt der italienischen Musik in Deutschland. In seiner auswärtigen Politik begab er sich, hauptsächlich um der Subsidien willen, in unwürdige Abhängigkeit von Ludwig XIV., verzichtete infolge davon 1664 auf das Schutzrecht seines Hauses über Erfurt, versprach sogar dem König 1679, die Wahl des Dauphins zum römischen König zu bewirken, unterhandelte aber trotzdem, sobald die antifranzösische Partei an seinem Hofe die Oberhand gewann, zwischendrein auch mit dem Kaiser und den Feinden Ludwigs XIV. Vermählt war er mit Magdalene Sibylle, Tochter des Markgrafen Christian von Brandenburg-Bayreuth.

28) J. Georg III., Kurfürst von Sachsen, Sohn des vorigen, geb. 20. Juni 1647, gest. 12. Sept. 1691 in Tübingen an der Pest, folgte seinem Vater 1680. Diesem an Empfänglichkeit für die Kunst ähnlich, übertraf er ihn aber weit an Energie und patriotischem Pflichtgefühl; doch erwiesen sich seine kriegerischen Neigungen dem innern Zustande seines Landes nicht heilsam. Unter Beseitigung des alten Defensionswesens und der nur dem Prunk dienenden Haustruppen errichtete er das erste stehende Heer in Sachsen. Dieses führte er 1683 in Person dem Kaiser zu zum Entsatz Wiens von den Türken und kämpfte ritterlich an der Spitze desselben in der Schlacht vom 12. Sept., kehrte aber aus Verdruß über den Undank des Kaisers alsbald wieder heim, überließ diesem 1685 wieder 5000 Mann zum Kriege gegen die Türken in Ungarn, vermietete aber auch 3000 Mann an die Republik Venedig, die in Morea verwendet wurden. Als Ludwig XIV. 1688 das Reich anfiel, war J. der erste, der zu dessen Verteidigung herbeieilte, mußte sich aber auf die Deckung Frankens beschränken, beteiligte sich 1689 an der Belagerung von Mainz, übernahm 1691 den Oberbefehl der Reichsarmee; aber Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem kaiserlichen General Caprara hinderten jede energische Kriegführung, während auch die Franzosen einer Entscheidung auswichen. Seine beiden Söhne aus der Ehe mit Anna Sophie, einer Tochter König Friedrichs III. von Dänemark, Johann Georg und Friedrich August, gelangten nacheinander zur Regierung.

29) J. Georg IV., Kurfürst von Sachsen, ältester Sohn des vorigen, geb. 18. Okt. 1668, gest. 27. April 1694, geistig begabt und von großer Körperkraft, war schon als Kurprinz Sklave einer Leidenschaft für die Tochter des Gardeobersten v. Neidschütz, Magdalene Sibylle, von der ihn auch die Teilnahme am Reichskriege nicht heilte, und so gab er nach seinem Regierungsantritt das erste Beispiel öffentlicher Mätressenwirtschaft in Sachsen. Politischen Einfluß besaß die Geliebte nicht, diesen übte J. Georgs Hauptratgeber, Feldmarschall v. Schöning (s. d.), im Sinne einer Annäherung an Brandenburg und einer größern Selbständigkeit Sachsens dem Kaiser gegenüber, der sich dafür durch Schönings Gefangennahme im

Digitized by Google

Bade Teplitz rächte. Die Erhebung der Neidschütz zur Reichsgräfin von Rochlitz versöhnte den darüber aufgebrachten Kurfürsten 1693 so weit, daß er in Person ein Hilfskorps an den Rhein führte, ohne jedoch den ausbedungenen Oberbefehl über das Reichsheer erlangen zu können. Er starb in Dresden an den Blattern, angesteckt von seiner 4. April 1694 verstorbenen Geliebten. Seine mit Eleonore von Sachsen-Eisenach, Witwe des Markgrafen Johann Friedrich von Brandenburg-Ansbach, 1692 geschlossene Ehe war eine höchst unglückliche.

30) J. Nepomuk Maria Joseph, König von Sachsen, geb. 12. Dez. 1801 in Dresden, gest. 29. Okt. 1873 in Pillnitz, jüngster Sohn des Prinzen Maximilian von Sachsen und dessen erster Gemahlin, Karoline von Parma, pflegte früh neben juristischen und staatswissenschaftlichen Studien die schönen Künste, namentlich Poesie und Musik; eine besondere Vorliebe hatte ihm seine Mutter für die italienische Sprache und Litteratur eingeflößt. Zwanzig Jahre alt, erhielt er im Geheimen Finanzkollegium Sitz und Stimme und ward 1825 dessen Vizepräsident. 1821 unternahm er mit seinem ältern Bruder, Klemens, eine Reise nach Italien, auf welcher dieser starb. Eine Frucht seiner italienischen Studien war seine mit kritischen und historischen Erläuterungen versehene Übersetzung von Dantes »Divina Commedia« (Leipz. 1839—49, 3 Bde.; zuletzt 1877), die er unter dem Namen Philalethes veröffentlichte. Schon früher (1824) hatte er sich an der Stiftung des Königlich sächsischen Altertumsvereins beteiligt und übernahm später das Protektorat desselben. Nachdem sein älterer Bruder 1830 zum Mitregenten ernannt worden war, trat J. an die Spitze der zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe niedergesetzten Kommission und übernahm zugleich das Generalkommando der Kommunalgarden. Auch erhielt er Sitz und Stimme im Geheimen Rat und nach dessen Auflösung den Vorsitz im Staatsrat und fungierte als Präsident des Geheimen Finanzkollegiums bis zum Frühjahr 1831. Ebenso nahm er als Mitglied der Ersten Kammer ununterbrochenen, regen und rühmlichen Anteil an den Verhandlungen und Arbeiten der Landtage. Namentlich war er Mitglied der Deputation, welche den Entwurf des Kriminalgesetzbuchs zu begutachten hatte, und beteiligte sich eifrig an den Beratungen der den Ständen 1842 vorgelegten Strafprozeßordnung. Nach dem Tode seines Vaters, 3. Jan. 1838, war er in den Besitz der Sekundogenitur getreten. Im Sommer d. J. bereiste er abermals Italien und diesmal auch Sizilien. Die tumultuarischen Vorgänge des 12. Aug. 1845 in Leipzig, bei denen J. lediglich der verletzte und leidende Teil war, konnten nur einen vorübergehenden Schatten auf die Popularität werfen, die er sich durch seine unermüdliche Arbeitskraft, seine umfassenden, vielseitigen und gründlichen Kenntnisse, seine staatsmännische Einsicht, seine religiöse Toleranz und seine versöhnliche, zu Vermittelung geneigte Gesinnung erworben hatte. Nach dem Tode seines Bruders, des Königs Friedrich August II., bestieg er 11. Aug. 1854 den sächsischen Königsthron und übertrug die unermüdliche Thätigkeit des Gelehrten mit ganzem Eifer auf die Regierungsgeschäfte, an denen er einen regen persönlichen Anteil nahm, und zu deren Behandlung er nach allen Seiten hin eigne Anschauung zu gewinnen wußte. Die Justizorganisation von 1855, die Erweiterung des Eisenbahnnetzes, die Einführung der Gewerbefreiheit sind hauptsächlich seiner Anregung und Förderung zu verdanken. Zur Annahme des französischen Handelsvertrags (1862) und zur Anerkennung Italiens behufs eines Vertrags mit diesem Reiche verstand er sich trotz verwandtschaftlicher Beziehungen und legitimistischer Bedenken dem Wohl seines Landes zuliebe. Seine Teilnahme für die Wissenschaft trug wesentlich zum Aufblühen der gelehrten Anstalten des Landes, vor allem der Universität Leipzig, bei. Weniger glücklich war er in der auswärtigen Politik. Durch die Traditionen seines Hauses und den unruhigen Ehrgeiz seines Ministers Beust wurde er zur Opposition gegen Preußens deutsche Politik veranlaßt. Er suchte erst eine engere Einigung Deutschlands außer Österreich und Preußen (Triasidee) herzustellen und handelte in der schleswig-holsteinischen Verwickelung 1863—64 mit den übrigen Mittelstaaten gemeinsam. Nach dem Scheitern dieser Politik schloß er sich in der deutschen Krisis 1866 eng an Österreich an, verließ beim Ausbruch des Krieges mit seiner Armee das Land und mußte sich nach Österreichs Niederlage seinen Thron durch Unterordnung unter den Norddeutschen Bund wieder erkaufen. Indem er aber entschlossen sich in die neuen Verhältnisse fügte und seine Pflichten aufs loyalste erfüllte, sicherte er seinem Lande im Norddeutschen Bunde wie im Deutschen Reiche eine geachtete, einflußreiche Stellung. Aus Johanns Ehe mit der Prinzessin Amalie Auguste von Bayern (seit 10. Nov. 1822, geb. 13. Nov. 1801, gest. 8. Nov. 1877) sind drei Söhne, von denen der älteste, Albert, jetzt König ist, und sechs Töchter entsprossen. Vgl. v. Falkenstein, J., König von Sachsen, ein Lebensbild (Dresd. 1878; Volksausgabe 1879); Döllinger, Gedächtnisrede auf König J. von Sachsen (Münch. 1874).

31) J. Adolf II., Herzog zu Sachsen-Weißenfels, geb. 4. Sept. 1685, gest. 16. Mai 1746 in Leipzig, des Herzogs Johann Adolf I. dritter Sohn, trat 1702 in hessen-kasselsche Dienste, sodann in die Augusts I. von Polen und Sachsen. Im pommerschen Kriege 1711—16 focht er als Generalmajor. Als Generalleutnant befehligte er 1716 das sächsische Hilfskorps gegen die Türken in Ungarn. Nach dem Passarowitzer Frieden lebte er bis 1733 auf seiner Residenz in Dahme, führte aber beim Ausbruch des Polnischen Erbfolgekrieges den Danzig belagernden Russen ein sächsisches Korps zu. 1737 kam er nach dem Tode seines Bruders Christian in dem Fürstentum Weißenfels zur Regierung und half dem tief verschuldeten Lande, an das 1739 die Grafschaft Barby zurückfiel, durch weise Beschränkung wieder auf. Während des Österreichischen Erbfolgekriegs kommandierte er als Feldmarschall die sächsische Armee in Böhmen. Nachdem er die Preußen aus Böhmen hatte vertreiben helfen, wurde er 1745 mit den Österreichern bei Hohenfriedeberg geschlagen und legte 12. Dez. sein Kommando nieder. Mit seinem Tode erlosch die Linie Sachsen-Weißenfels, und sein Fürstentum fiel an Sachsen.

[Sachsen: Ernestinische Linie.] 32) J. der Beständige, Kurfürst von Sachsen, geb. 30. Juni 1468, gest. 16. Aug. 1532 in Schweidnitz bei Wittenberg, der vierte Sohn des Kurfürsten Ernst, verlebte einen Teil seiner Jugend am Hofe seines Großoheims, des Kaisers Friedrich III. In dem Kriege Kaiser Maximilians gegen die Ungarn zeichnete er sich vor Stuhlweißenburg aus; auch an den Feldzügen in Geldern (1494) und in Italien (1499) nahm er teil. Seit 1486 regierte er das ernestinische Sachsen gemein-

Digitized by Google

schaftlich mit seinem ältern Bruder, Friedrich dem Weisen, dem er 1525 in der Kurwürde folgte. Friedfertig und mild, erklärte er sich doch sogleich mit größerer Entschiedenheit als jener für die Reformation. Durch den mit den Evangelischen Norddeutschlands im März 1526 geschlossenen Torgauer Bund hemmte er nicht nur die Agitationen der Altgläubigen, sondern setzte auch seine Glaubensgenossen in den Stand, auf dem Reichstage zu Speyer als geschlossene Partei aufzutreten. Den denselben insofern günstigen Reichsabschied, als er den Fürsten freie Hand bei Ordnung der kirchlichen Dinge in ihren Territorien ließ, benutzte er, um der evangelischen Landeskirche Sachsens, namentlich auch mittels der Visitationen von 1527—29, eine feste Gestalt zu geben. Infolge der Enthüllungen Otto v. Packs (»Packsche Händel«) schloß er zwar im März 1528 mit Landgraf Philipp von Hessen ein Verteidigungsbündnis, hielt diesen aber doch von voreiligen Schritten zurück. Unter Johanns Vortritt erfolgte auf dem Speyerer Reichstage von 1529 jene Protestation, welche den Evangelischen Namen und Weltstellung gegeben hat; dagegen verhielt er sich aus konfessioneller Abneigung gegen die Zwinglianer ablehnend gegen Philipps Plan eines allgemeinen Bundes der Evangelischen. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) trat er von vornherein mit großer Furchtlosigkeit und Entschiedenheit den unzweideutig feindseligen Absichten des Kaisers entgegen und ließ sich von seinen ängstlichen Theologen nicht abhalten, demselben die auf seine Veranlassung von Melanchthon verfaßte Konfession auch in eignem Namen zu übergeben und durch seinen Kanzler verlesen zu lassen. Mit Thränen in den Augen beurlaubte er sich nach Schluß des Reichstags vom Kaiser in der schmerzlichen Überzeugung, nun als offener Gegner desselben auftreten zu müssen. Er legte gegen die ungesetzliche Wahl von dessen Bruder Ferdinand zum römischen König Protest ein und vereinigte im Dezember 1530 die Protestanten zu ihrer Verteidigung in dem Schmalkaldener Bund. Von seiner ersten Gemahlin, Sophie von Mecklenburg (gest. 1503), hinterließ er einen Sohn, Johann Friedrich, von der zweiten, Margarete von Anhalt, einen Sohn, Johann Ernst, und zwei Töchter, Maria, vermählt mit Herzog Philipp von Pommern, und Margarete (gest. 1535). Vgl. Becker, Kurfürst J. von Sachsen und seine Beziehungen zu Luther (1. Teil, Leipz. 1890).

33) J. Friedrich der Großmütige, Kurfürst von Sachsen, geb. 30. Juni 1503 in Torgau, gest. 3. März 1554, ältester Sohn des vorigen. Von Spalatin erzogen, überkam er die Regierung nach seines Vaters Tode 1532 zugleich für seinen unmündigen Bruder, Johann Ernst, dem er später (1542) die Pflege Koburg abtrat und eine Rente von 14,000 Gulden aussetzte. Schwerfällig schon durch seine Korpulenz, der Jagd und dem Trunk, wie die meisten Fürsten seiner Zeit, ergeben, von eigensinnigem Wesen, war er zugleich auch der entschiedenste Anhänger der reinen lutherischen Lehre und auf Konsolidierung der sächsischen Landeskirche, namentlich durch Fürsorge für die materielle Lage der Geistlichen und bessere Ausstattung der Universität Wittenberg, eifrig bedacht. Für die Aufgaben der großen Politik fehlten ihm Scharfblick und Energie. Voll reichsfürstlicher Ergebenheit gegen den Kaiser, suchte er einem Bruch mit diesem so lange wie möglich auszuweichen, vermittelte daher 1534 den Frieden zu Kadan zwischen Philipp von Hessen und Ferdinand und erhielt 1535 in Wien die Belehnung mit der Kur. Dagegen gab er selbst ein bedenkliches Beispiel gewaltsamen Verfahrens, indem er den rechtmäßig zum Bischof von Naumburg gewählten Katholiken Jul. v. Pflugk eigenmächtig verdrängte und durch den Protestanten Nik. v. Amsdorf ersetzte, verfeindete sich, indem er mit ähnlicher Eigenmächtigkeit in dem Stift Wurzen eingriff, seinen ohnehin gegen ihn gereizten Vetter Moritz so, daß es ohne das Dazwischentreten Philipps von Hessen zum offenen Kampfe zwischen beiden zu kommen drohte, 1542 (s. Fladenkrieg), und vertrieb als Haupt des Schmalkaldischen Bundes im Verein mit Landgraf Philipp von Hessen in demselben Jahre den Herzog Heinrich von Braunschweig, einen leidenschaftliche Gegner der Reformation, aus seinem Lande. Aber den rechten Zeitpunkt, um dem Kaiser, der sich nunmehr zur gewaltsamen Unterwerfung der Protestanten anschickte, entgegenzutreten, versäumte seine Bedenklichkeit und Unschlüssigkeit. Am 20. Sept. 1546 sprach Karl V. über ihn und Philipp von Hessen die Acht aus. Beide Fürsten führten das schmalkaldische Bundesheer an die Donau, ließen aber den Vorsprung ihrer Rüstungen vor denen des Kaisers unbenutzt, bis der Einfall des Herzogs Moritz in das ernestinische Sachsen den erzürnten Kurfürsten heimrief. Mit einer an ihm ungewohnten Energie eroberte er sein Land wieder, bemächtigte sich selbst des größten Teiles des albertinischen Sachsens, ließ aber durch die vergebliche Belagerung Leipzigs dem Kaiser Zeit, herbeizukommen und verlor bei Mühlberg 24. April 1547 trotz persönlicher Tapferkeit Sieg und Freiheit (vgl. Schmalkaldischer Krieg). Die schnellere Übergabe des noch standhaltenden Wittenberg zu erzwingen, ließ Karl V. das Todesurteil über den Gefangenen sprechen. Die Fassung, mit der er dieses vernahm, der Gleichmut, mit dem er in der Wittenberger Kapitulation (19. Mai) auf Land und Kur zu Moritz' gunsten verzichtete, die Standhaftigkeit, mit der er seine Gefangenschaft ertrug und jede Verschärfung derselben lieber über sich ergehen ließ, als daß er, wie der Kaiser verlangte, in die Annahme des Augsburger Interim gewilligt hätte, haben ihm den Beinamen des Großmütigen verschafft. Erst infolge von Moritz' Erhebung gegen den Kaiser erhielt der fürstliche Märtyrer der evangelischen Lehre 1552 zu Innsbruck seine Freiheit wieder und kehrte in das seinen Söhnen überwiesene thüringische Besitztum zurück. In dem am 24. Febr. 1554 mit Kurfürst August geschlossenen Naumburger Vertrag wurde ihm der Titel »geborner Kurfürst« zugestanden, ihm auch die Ämter Altenburg, Eisenberg, Sachsenburg und Herbisleben nebst einer Entschädigungssumme von 100,000 Gulden überlassen. Nach dem Tode seines Bruders Johann Ernst (1552) fiel auch die Pflege Koburg an ihn zurück. Er war der letzte Ernestiner, der die Kurwürde getragen. Seine Gemahlin Sibylle von Kleve hatte ihm drei Söhne geboren. J. Friedrichs eherne Bildsäule von Drake auf dem Markt in Jena wurde 15. Aug. 1858 bei der 300jährigen Jubelfeier der auf sein Anraten gestifteten Universität enthüllt.

34) J. Friedrich II., der Mittlere, Herzog zu Sachsen, geb. 8. Jan. 1529 in Torgau, gest. 9. Mai 1595, Sohn des vorigen, wurde sehr gelehrt erzogen und frühzeitig in die Staatsgeschäfte eingeführt. Aus der Schlacht bei Mühlberg, wo er tapfer gefochten hatte und zweimal verwundet worden war, rettete er sich nach Wittenberg. Nach der Wittenberger Kapitulation übernahm er die Regierung des kleinen Ge-

Digitized by Google

bietes, das der Ernestinischen Linie blieb, für sich und seine zwei minderjährigen Brüder, bis sein Vater restituiert wurde, der auf sein Anraten die Universität Jena stiftete. Nach des Vaters Tod übertrugen ihm (1557) die Brüder die Regierung auch ferner; nachdem aber Johann Friedrich III. 1565 kinderlos gestorben, mußte er mit seinem Bruder Johann Wilhelm teilen, wobei dieser Koburg, J. Friedrich Weimar mit Gotha erhielt. Er war ein eifriger Verfechter des strengen Luthertums u. strebte nach Wiedererlangung der Kur. Seine Parteinahme für den geächteten Wilhelm v. Grumbach (s. d.) hatte für J. Friedrich selbst 12. Dez. 1566 die kaiserliche Acht zur Folge, deren Vollstreckung der Kurfürst August übertragen erhielt. J. Friedrich mußte sich 13. April 1567 in Gotha dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben und ward nach Wien geführt. Seine harte Gefangenschaft zu Wiener-Neustadt teilte von 1572 an seine zweite Gemahlin, Elisabeth von der Pfalz (gest. 1594), und längere Zeit sein Sohn Johann Ernst. Er beschäftigte sich meist mit theologischen Arbeiten und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit seinen Söhnen. Er starb im Gefängnis auf Schloß Steier, wohin er wegen des Türkenkriegs gebracht worden war. Seine erste Ehe mit Agnes, der Witwe des Kurfürsten Moritz, war kinderlos geblieben. Aus der zweiten überlebten ihn von vier Söhnen Johann Kasimir und Johann Ernst. Dieselben hatten nach der Gefangennahme des Vaters 1570 dessen Besitzungen unter Vormundschaft erhalten. Vgl. Beck, J. Friedrich der Mittlere (Weim. 1858, 2 Bde.).

35) J. Wilhelm, Herzog zu Sachsen, geb. 11. März 1530 in Torgau, gest. 2. März 1573 in Weimar, Bruder des vorigen, übertrug diesem 1557 durch Vertrag die Regierung auf 4 Jahre, zog dem König Heinrich II. von Frankreich zu Hilfe und erhielt dafür die Grafschaft Châtillon an der Seine, kehrte jedoch 1558 in sein Vaterland zurück. Nachdem ihm bei der Teilung 1565 der fränkische Teil der Besitzungen der Ernestinischen Linie zugefallen, verlegte er seinen Sitz nach Koburg. Er mußte die Acht an seinem Bruder vollstrecken helfen und erhielt dafür vom Kaiser dessen Länder zugesprochen. Durch seine Gemahlin Dorothea Susanna von der Pfalz (gest. 1592) ward er der Stammvater des ältern altenburgischen und des neuen weimarischen Hauses.

36) J. Kasimir, Herzog zu Sachsen, geb. 12. Juni 1564, gest. 16. Juli 1633, Sohn von J. 32), wurde nach der Gefangennahme seines Vaters (1567) mit seinem Bruder Johann Ernst auf der Wartburg von seiner Mutter Elisabeth erzogen, bis diese sich nach Österreich begab, um ihres Gatten Los zu teilen. Die beiden Brüder wurden nun nach Koburg gebracht, erhielten von Sebastian Leonhard eine sorgfältige Erziehung und studierten dann in Leipzig. Kurfürst August, der die Brüder an seinen Hof zog, gab J. Kasimir seine Tochter Anna zur Gemahlin; doch war die Ehe keine glückliche, und Anna ließ sich durch ihres Gemahls Härte zur Untreue verleiten, wofür sie mit lebenslänglicher Haft büßen mußte. Vom Dreißigjährigen Kriege hielt sich J. Kasimir lange fern. Erst als Gustav Adolf in Franken erschien, vereinigte er sich mit ihm; doch versuchte er umsonst, das feste Kronach zu nehmen, und als Wallenstein nach Sachsen aufbrach, ging Koburg an die Kaiserlichen verloren. J. Kasimir, der damals außer Landes weilen mußte, verlor dabei seine mit vieler Mühe zusammengebrachte Bibliothek. Nach der Entscheidung bei Lützen kehrte er wieder in sein Land zurück. Auch seine zweite Ehe mit Margarete von Braunschweig war kinderlos geblieben. Seine Länder fielen daher an seinen jüngsten Bruder, Johann Ernst III., geb. 9. Juli 1566, der, nachdem er nach langem Streit 1602 mit seinem Bruder geteilt, in Eisenach residierte, später sich frommer Schriftstellerei zuwandte und 1638 kinderlos starb, worauf Sachsen-Koburg und Eisenach an Altenburg und Weimar fielen.

[Sachsen-Weimar.] 37) J. (III.), Herzog von Sachsen-Weimar, zweiter Sohn von J. 35), geb. 22. Mai 1570 in Weimar, gest. 1605, regierte, nachdem die Vormundschaft des Kurfürsten August von Sachsen 1590 aufgehört hatte, mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm die gesamten weimarischen Lande gemeinschaftlich bis zu dessen Tod 1602, dann allein Weimar, während Altenburg an die Söhne Friedrich Wilhelms fiel, und that während seiner kurzen Regierung viel für Kirche und Schule. Er ist der Stifter der neuen weimarischen Linie und Stammvater der jetzt noch blühenden sachsen-ernestinischen Häuser.

38) J. Ernst I., Herzog von Sachsen-Weimar, geb. 21. Febr. 1594 in Altenburg, gest. 4. Dez. 1626, ältester Sohn des vorigen, übernahm erst 1615 die Regierung selbst, trat beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges in die Dienste des Böhmenkönigs und verließ denselben auch nach der Schlacht am Weißen Berge nicht. »Lieber ein dürftiger Kavalier, als von dem Kaiser Lehen tragen«, erklärte er den abmahnenden Verwandten und nahm in den Niederlanden eine Rittmeisterstelle an, war auch eine Zeitlang im Heer Christians von Braunschweig. 1625 trat er in die Dienste Christians von Dänemark, der ihm nebst Mansfeld den Feldzug in die kaiserlichen Erblande übertrug. J. Ernst zog an der Oder bis nach Troppau und schlug sich bis nach Ungarn durch. Er starb im Lager von St. Martin auf der Rückkehr von Schemnitz. Vgl. Hellfeld, Leben Johann Ernsts des jüngern (Jena 1784).

39) J. Friedrich IV., Herzog von Sachsen-Weimar, geb. 19. Sept. 1600 in Altenburg, der fünfte unter den Söhnen Johanns III., erhielt mit seinem jüngern Bruder, Ernst (dem Frommen), eine gemeinschaftliche Erziehung. Er begleitete seine Brüder Wilhelm und Bernhard auf ihren Kriegszügen in der Pfalz und den Niederlanden. Seine Neigung zur Alchemie und zum Aberglauben steigerte sich, als er 1627 bei Nordheim in Tillys Hände fiel und eingekerkert wurde. Endlich verfiel er in stille Melancholie und wies alle Nahrung von sich. Am 17. Okt. 1628 fand man ihn tot, mit einer Wunde an der Seite. Sein Leben gab Wolff den Stoff zu dem Drama »J. Friedrich IV. von Weimar« (Leipz. 1831).

[Schwaben.] 40) J. Parricida oder J. von Schwaben, geb. 1290, Sohn des Herzogs Rudolf II. von Schwaben und der Tochter Ottokars von Böhmen, Agnes, Enkel Rudolfs von Habsburg, wurde nach dem frühen Tode seiner Eltern am böhmischen Hof erzogen, forderte, mündig geworden, von seinem Oheim, König Albrecht I., einen Anteil an den habsburgischen Besitzungen und verschwor sich, abgewiesen und aufgestachelt von dem Erzbischof von Mainz, Peter von Aspelt, mit mehreren oberschwäbischen Rittern gegen das Leben des Königs. Als dieser 1. Mai 1308 auf einer Reise zu seiner Gemahlin bei Rheinfelden über die Reuß gehen wollte, drängten sich J., Rudolf v. Wart, Walter v. Eschenbach und Ulrich v. Balm in sein Schiff und trennten ihn

Digitized by Google

so von seinem übrigen Gefolge. Am andern Ufer angekommen, ermordeten sie ihn. J. ward samt seinen Genossen vom Kaiser Heinrich VII. geächtet und von der Gemahlin Albrechts, Elisabeth, und dessen Tochter, der verwitweten Königin von Ungarn, Agnes, mit unversöhnlicher Rache, die sich selbst auf die Angehörigen der Verschwornen erstreckte, verfolgt. J. warf sich nach der gewöhnlichen Überlieferung 1313 als Mönch in Pisa dem Kaiser Heinrich VII. zu Füßen und verscholl sodann.

[Schweden.] 41) J. II. (bei den Dänen Hans), König von Schweden, Dänemark und Norwegen, geb. 1455, gest. 21. Febr. 1512, Christians I. Sohn, folgte 1481 seinem Vater als König von Dänemark und Norwegen. Die Sten Sture dem ältern (s. d.) feindliche schwedische Aristokratenpartei wählte ihn 1483 zum König von Schweden, doch vermochte sich J. erst 1497 in den Besitz seines neuen Thrones zu setzen. Das Herzogtum Holstein teilte er 1490 mit seinem jüngern Bruder, Friedrich. Da die Dithmarschen die vom Kaiser den Herzögen von Holstein über sie zugestandene Hoheit nicht anerkennen wollten, so unternahm J. mit seinem Bruder einen Feldzug gegen sie, erlitt aber bei Hemmingstedt eine Niederlage (1500). Die Schweden fielen 1501 während Johanns Abwesenheit unter Sten Stures Anführung von neuem ab, zwangen Johanns Gemahlin Christine von Sachsen, nach tapferer Verteidigung in Stockholm zu kapitulieren, und verbanden sich mit Lübeck und den wendischen Hansestädten. Die auch in Norwegen ausgebrochenen, von den Schweden angezettelten Unruhen dämpfte J. durch große Härte gegen den Adel; mit den Hansestädten verglich er sich endlich in Malmö. Ihm folgte sein Sohn Christian II., der Tyrann.

42) J. III., König von Schweden, Gustav Wasas zweiter Sohn, geb. 1537, gest 17. Nov. 1592, erhielt von seinem Vater das Großfürstentum Finnland. Fein gebildet und ein Gönner der Künste und Wissenschaften, hielt er in Åbo einen glänzenden Hof. Als sein ältester Bruder, Erich XIV., 1560 den schwedischen Thron bestieg, faßte derselbe gegen J. den Verdacht, daß er im Bunde mit seinem Schwiegervater Siegmund von Polen danach strebe, in Schweden die katholische Religion herzustellen u. sich die Krone aufzusetzen, nahm ihn daher 1563 unerwartet in Åbo gefangen und ließ ihn nebst seiner Gemahlin Katharina Jagellonica von Polen in Gripsholm in festem Gewahrsam halten, gab ihn aber, abwechselnd von Wahnsinn und Reue ergriffen, 1567 wieder frei. J. nahm darauf mit seinem jüngsten Bruder, Karl von Södermanland, und andern Mißvergnügten den König in Stockholm gefangen und bestieg mit Einwilligung der Stände, die er durch große Zugeständnisse erkaufte, 1569 selbst den Thron. Gleich beim Antritt seiner Regierung suchte er mit Dänemark Frieden zu schließen, der auch 1570 in Stettin zu stande kam. Wegen des mit Rußland um das schwedische Esthland erneuerten Krieges schloß J. 1580 ein Bündnis mit Polen, eroberte den Bezirk von Kexholm und Narwa und behauptete beides in dem 1583 geschlossenen Waffenstillstand. J., dessen Gemahlin der katholischen Kirche angehörte, beförderte jene theologische Richtung (Cassanders), die eine Versöhnung zwischen den verschiedenen Kirchen beabsichtigte, u. drang der schwedischen Kirche eine neue Liturgie (Kirchenordnung) auf, die mehrere katholische Zeremonien enthielt. Seiner kirchlichen Politik trat sein Bruder Karl, der Södermanland als Herzogtum regierte, entgegen und beschützte jene Pfarrer, welche sich der Kirchenordnung nicht unterwerfen wollten. Um seinem Sohne Sigismund die polnische Krone zu sichern, ließ er ihn in der katholischen Religion erziehen. Dadurch erlangte J. zwar dessen Wahl zum König von Polen 1587, fand aber im übrigen so große Schwierigkeiten, daß er aus Furcht, die Krone zu verlieren, seinem Bruder Karl, einem eifrigen Protestanten, großen Anteil an der Regierung einräumte. Auch gab er seit seiner zweiten Heirat mit der lutherisch gesinnten Gunnila Bielke (1585) seine halbkatholischen Bestrebungen auf. Er begnügte sich, manche katholische Zeremonien in Schweden wieder einzuführen.

[Spanien.] 43) J. Karl Maria Isidor (Don Juan de Bourbon), Infant von Spanien, geb. 15. Mai 1822, gest. 21. Nov. 1887 in Brighton, zweiter Sohn des spanischen Prätendenten Don Carlos (s. Karl 72), erbte 1861 dessen Thronansprüche nach dem Tode seines ältern Bruders, des Grafen Montemolin, übertrug dieselben aber 1868 auf seinen Sohn Don Carlos, Herzog von Madrid (s. Karl 74). Er war seit 1847 vermählt mit der Erzherzogin Maria Beatrix von Österreich-Este, geb. 1824.

Johann George, Chevalier de Saxe, geb. 21. Aug. 1704, gest. 25. Febr. 1774, natürlicher Sohn Augusts des Starken von Sachsen und Polen von der zur Fürstin von Teschen erhobenen Fürstin Lubomirska, Malteserritter, trat in sächsische Dienste, befehligte im ersten und zweiten Schlesischen Kriege die sächsische Kavallerie, mußte wie das ganze sächsische Heer 15. Okt. 1756 am Lilienstein kapitulieren und leitete nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges die Reorganisation des sächsischen Heeres. Er war der letzte sächsische Feldmarschall. Vgl. O-Byrn, J., Chevalier de Saxe (Dresd. 1876).

Johann Orth, s. Johann 15).

Johann von Brabant, Herzog, als Minnesinger bekannt, brachte durch den Sieg bei Woringen 1288 das Herzogtum Limburg an Brabant und starb 1294 an einer im Turnier empfangenen Wunde. Er galt für den besten Lanzenbrecher seiner Zeit und hatte an mehr als 70 großen Turnieren in Frankreich, Deutschland und England teilgenommen. Lieder von ihm sind in v. d. Hagens »Minnesingern« und in Bartsch' »Deutschen Liederdichtern« abgedruckt.

Johann von Brienne (Jean de Brienne le Châtelet), geb. 1149, gest. 1237, ward als Gemahl der Jolantha, Tochter König Amalrichs, nach dessen Tode (1205) König von Jerusalem, war aber ohnmächtig und führte seit 1229, wo Kaiser Friedrich II. sich die Krone von Jerusalem aufsetzte, bloß noch den Titel, wurde 1229 zum Kaiser des lateinischen Reiches in Konstantinopel gewählt und schlug 1235 die Bulgaren zurück.

Johann von Gaunt (spr. gahnt, d. h. Gent), Beiname des vierten Sohnes König Eduards III. von England, geb. um 1340 in Gent, Vater König Heinrichs IV.

Johann von Gott, s. Barmherzige Brüder.

Johann von Leiden (Jan van Leyden), eigentlich Jan Beuckelszoon (Bockelson) oder Beuckels (Bockold), geb. 1509, gest. 22. Jan. 1536, Schneider, dann Kaufmann u. Schenkwirt zu Leiden, wo er sich als Mitglied der Rederijker- (Rhetoriker-) Zunft hervorthat, kam als Wanderprophet der Wiedertäufer mit Jan Matthys Anfang 1534 nach Münster und ward nach dessen Tode sein Nachfolger als Prophet. Schön, beredt und schwärmerisch, gewann er das Volk für sich, setzte

Digitized by Google

gegen den Widerstand der Prediger die Einführung einer neuen Staats- und Sittenordnung durch, errichtete als Vorbereitung für die Herrschaft Christi selbst ein Königreich Zion, kündigte sich als den apokalyptischen König des neuen Israel an, führte die Vielweiberei u. Gütergemeinschaft ein, schwelgte in Üppigkeit und königlicher Pracht und regierte mit grausamer Willkür. Sein Scharfrichter Knipperdolling war stets in seiner Begleitung; einer seiner Frauen schlug er selbst das Haupt ab. Er ward nach Eroberung der Stadt (24. Juni 1535) durch den Bischof gefangen genommen u. grausam hingerichtet. Vgl. Wiedertäufer.

Johann von Meung, Fortsetzer des »Rosenromans«, s. Französische Litteratur, S. 784.

Johann von Nepomuk, s. Nepomuk.

Johann von Paris, eigentlich »Jean de Paris«, Oper von Boieldieu (1812), beruht inhaltlich auf einem französischen Roman des 15. Jahrh. (»Le Romant de Jehan de Paris«, hrsg. von A. de Montaiglon, Par. 1867), der eine freie Bearbeitung von Beaumanoirs Versroman »Jehan et Blonde« (hrsg. von Suchier in den »Œuvres poétiques de Beaumanoir«, Bd. 2, Par. 1885) ist. Dieser letztere weist durch Vermittelung des französischen Romans »Horn et Rimenhild« (hrsg. von Stengel, Marburg 1883) schließlich auf eine angelsächsische Erzählung zurück.

Johann von Salisbury (spr. ßaolsböri, Johannes Saresberiensis), engl. Geschichtschreiber des Mittelalters, geb. um 1120 in Salisbury (oder dort erzogen), gest. 25. Okt. wahrscheinlich 1180, studierte in Paris und Chartres unter Abälard und Gilbert und begleitete 1148 Papst Eugen III. nach Italien. 1153 oder 1154 nach England zurückgekehrt, trat er in den Dienst des Erzbischofs von Canterbury, besuchte aber auch noch später wiederholt in kirchlichen Geschäften Italien. Nach dem Zerwürfnis des Erzbischofs Thomas Becket, dem er sehr nahe stand, mit Heinrich II. flüchtete er vor dem Zorn des ihm früher wohlgeneigten Königs nach Frankreich, kehrte erst 1170 mit Becket zurück und beschrieb nach dessen Ermordung sein Leben. Er wurde um 1174 Thesaurar des Kapitels zu Exeter, 1176 aber zum Bischof von Chartres erwählt und von König Ludwig von Frankreich bestätigt. J. war ein liebenswürdiger, fein gebildeter Prälat, kenntnisreich und aufgeklärt, als Philosoph und Theolog, als Jurist und Historiker von den Zeitgenossen gefeiert. Sein »Metalogicus«, in dem er den toten Formalismus der Scholastik scharf rügt, und sein »Polycraticus«, eine kirchlich-politische Ethik, bezeugen seine auf dem Studium des klassischen Altertums begründete hohe Geistesbildung. Seine in reinem Stil geschriebenen Briefe sind eine wichtige Quelle für die Geschichte seiner Zeit. Auch die neuerdings aufgefundene »Historia pontificalis« (hrsg. von W. Arndt in »Monumenta Germaniae historica«, Bd. 20), eine Geschichte Papst Eugens III. bis 1152, 1162 abgefaßt, wird ihm mit größter Wahrscheinlichkeit zugeschrieben. Seine Werke sind herausgegeben von Giles (Oxf. 1847—48, 5 Bde.). Vgl. Reuter, Johannes von S. (Berl. 1842); Schaarschmidt, Joh. Saresberiensis (Leipz. 1862); Demimuid, Jean de Salisbury (Par. 1873); Gennrich, Die Staats- und Kirchenlehre Johanns von Salisbury (Gotha 1894).

Johann von Soest, Dichter, geb. 1448 zu Unna in Westfalen, gest. 1506 in Frankfurt a. M., hieß eigentlich Johann Grumelkut, nannte sich aber nach der Stadt Soest, wo er seine Jugend verbracht hatte. 1471 wurde er Singmeister am kurfürstlichen Hof in Heidelberg. Später praktizierte er als Arzt. Außer kleinern Sachen, namentlich geistlichen Dichtungen, z. B. einem poetischen Beichtspiegel und einer in Reimen abgefaßten Autobiographie, haben wir von ihm eine Bearbeitung des niederländischen, von Heinrich van Aken verfaßten poetischen Romans »Die Kinder von Limburg«, die er für den Kurfürsten Philipp von der Pfalz 1480 verfaßte. Vgl. Pfaff in der »Allgemeinen konservativen Monatsschrift«, 1887.

Johann von Viktring (Johannes Victoriensis), mittelalterlicher Geschichtschreiber, Abt des Cistercienserklosters Viktring bei Klagenfurt 1307—1347, vertrauter Kaplan des Herzogs Heinrich von Kärnten und der Tochter desselben, Margarete Maultasch, dann des Herzogs Albrecht II. von Österreich, verfaßte 1341—47 eine wertvolle Chronik in 6 Büchern: »Liber certarum historiarum«, welche die Zeit von 1217—1343 auf Grund originaler Quellen und in einer wohlüberlegten Anordnung sowie ziemlich guten Sprache behandelt; denn J. war wohlunterrichtet und namentlich in der klassischen Litteratur sehr belesen. Herausgegeben ist sie in Böhmers »Fontes rerum germanicarum«, Bd. 1 (Stuttg. 1843). Vgl. Fournier, Abt J. (Berl. 1875); Mahrenholtz in den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 13; Derselbe, Zur Kritik von J. von Victrings Liber certarum historiarum (Halle 1878).

Johann von Wesel, Theolog, eigentlich Joh. Ruchrath von Oberwesel, war seit 1446 Lehrer der Theologie in Erfurt, ging als Prediger ungefähr 1460 nach Mainz, bald darauf nach Worms. Seine »Disputatio adversus indulgentias« sowie die gegen die Ansprüche des Papsttums gerichtete Schrift »Von der Autorität, Pflicht und Vollmacht der geistlichen Hirten« bewirkten 1479 seine Vorladung vor ein Ketzergericht in Mainz, von dem er sich zum Widerruf bewegen ließ; J. blieb trotzdem bis zu seinem Tode 1481 in Kerkerhaft. Vgl. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, Bd. 1 (2. Aufl., Gotha 1866).

Johanna, eine der Comoroinseln (s. Komoren).

Johanna, die Päpstin (Frau Jutte), war, wie die Sage in ihrer ersten ausführlichen, später immer mehr ausgeschmückten Fassung berichtet, von englischer Herkunft und zu Mainz geboren. In jungen Jahren wurde sie von einem Liebhaber in männlicher Kleidung nach Athen gebracht, wo sie sich eine ausgezeichnete Bildung erwarb. Später ging sie nach Rom, unter dem Namen Johann Anglicus die männliche Rolle fortspielend, hatte zahlreiche Schüler u. wurde nach dem Tode Leos IV. (855) wegen ihrer Gelehrsamkeit als Johann VIII. auf den päpstlichen Stuhl erhoben. Nachdem sie über zwei Jahre regiert hatte, kam sie während eines öffentlichen Aufzugs auf der Straße zwischen dem Amphitheater und der Klemenskirche nieder. Nach einem Bericht starb sie gleich darauf, nach einem andern wurde sie abgesetzt und lebte noch längere Zeit als Büßerin. Auf dem Platze ihrer Niederkunft wurde ein Denkmal errichtet; doch vermieden seitdem die Päpste die Stelle beim Kolosseum, wo dieser Vorfall stattgehabt hatte. Um indessen für die Zukunft einem ähnlichen Skandal vorzubeugen, mußte sich, wie später hinzugefügt wird, fortan jeder Papst vor seiner Ordination auf einen durchbrochenen Stuhl setzen, um sein Geschlecht prüfen zu lassen. Diese Erzählung, welche zuerst um die Mitte des 13. Jahrh., freilich in etwas andrer Fassung, in der Chronik des Predigermönches Johannes von Mailly auftritt, der aber die bei ihm noch namenlose Päpstin um das Jahr 1100

Digitized by Google

ansetzt, fand Aufnahme in die Chronik des Martin von Troppau und durch diese die weiteste Verbreitung. Sie galt bis in das 17. Jahrh. als historische Wahrheit, bis David Blondel 1649 ihre Ungeschichtlichkeit darlegte. Vier Dinge haben nach Döllinger zur Entstehung der Fabel beigetragen: Der thatsächliche Gebrauch durchbrochener Steinsessel bei der Einsetzung eines neugewählten Papstes, ein Stein mit einer Inschrift, den man für ein Grabdenkmal nahm, eine an demselben Orte gefundene Statue mit Gewändern, die man für weibliche hielt, und die Sitte, bei Prozessionen mit Vermeidung einer auf dem Wege befindlichen engen Straße einen Umweg zu machen (vgl. Döllinger, Die Papstfabeln des Mittelalters, 2. Aufl., Münch. 1890). Die Sage lieferte den Stoff zu einem der ältesten und berühmtesten deutschen Dramen, zu Th. Schernbecks »Ein schön Spiel von Fraw Jutten« (1480, gedruckt Eisleb. 1565); in der Neuzeit dichtete A. von Arnim ein Schauspiel: »Die Päpstin J.« (1823).

Johanna, 1) Königin von Frankreich, Erbtochter Heinrichs I. von Navarra, geb. 1270, gest. 1305, floh in früher Jugend mit ihrer Mutter Blanka von Artois wegen Parteibewegungen aus Navarra, wurde am Hofe Philipps III. von Frankreich erzogen und vermählte sich 1284 mit dessen Sohn Philipp IV. (dem Schönen), wodurch Navarra mit Frankreich vereinigt wurde. Als 1297 Graf Heinrich III. von Bar, während ihr Gemahl gegen Flandern zog, ihr Heiratsgut, die Champagne, überfiel, zog sie selbst mit einem Heere ihm entgegen, schlug jenen bei Comines und nahm ihn gefangen. Von ihren sieben Kindern wurden die drei ältesten Söhne, Ludwig X., Philipp V. und Karl IV., nacheinander Könige von Frankreich.

2) J. (Juana) die Wahnsinnige, Königin von Kastilien, geb. 1479 in Toledo, gest. 1554, war die Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabella von Kastilien und ward 1495 mit dem Herzog Philipp dem Schönen von Burgund, Sohn Kaiser Maximilians I., vermählt; sie gebar ihm zwei Söhne, Karl V. und Ferdinand, und eine Tochter, Maria. Durch den Tod ihrer ältern Geschwister wurde sie die Erbin Spaniens und nach dem Tode ihrer Mutter 1504 Königin von Kastilien. Als ihr Gemahl nicht lange nach ihrer Rückkehr nach Kastilien und der Besitzergreifung der Herrschaft 1506 starb, steigerte sich ihre Melancholie bis zur unheilbaren Geisteskrankheit; teilnahmlos gegen alles außer dem Andenken und dem Grabe ihres Gemahls brachte sie den Rest ihres Lebens auf dem Schloß zu Tordesillas zu.

3) J. I., Königin von Neapel, geb. 1326, gest. 22. Mai 1382, aus dem ältern Hause Anjou, älteste Tochter des Herzogs Karl von Kalabrien, Sohnes des Königs Robert von Neapel, und der Marie von Valois, ward nach dem Tode ihres Vaters (1328) am zügellosen Hofe ihres Großvaters Robert erzogen, der sie frühzeitig an den damals siebenjährigen ungarischen Prinzen Andreas, der Ansprüche auf den Thron von Neapel hatte, vermählte. Nach dem Tode Roberts (1343) bestieg J. den Thron, und als Andreas, mit dem sie in unglücklicher Ehe lebte, ebenfalls die Krönung und Anteil an der Regierung verlangte, wurde er 18. Sept. 1345 von den Anhängern der Königin, wahrscheinlich mit deren Wissen, in einem Schlosse bei Aversa ermordet. Um für den Ermordeten Rache zu nehmen, rüstete dessen Bruder, König Ludwig von Ungarn, ein Heer und brach Ende 1347 nach Italien auf. J., die sich im August d. J. mit ihrem Geliebten, dem Prinzen Ludwig von Tarent, vermählt hatte, floh im Januar 1348 nach der Provence, und das ganze Reich fiel in die Gewalt des Ungarnkönigs, der den Herzog Karl von Durazzo und viele andre Schuldige und Unschuldige wegen der Ermordung seines Bruders hinrichten ließ. Als er aber im Mai 1348 den neapolitanischen Boden verlassen hatte, kehrte J. im August nach Neapel zurück, nachdem sie dem Papst Avignon für 80,000 Gulden überlassen und ihn dadurch zu ihrer Lossprechung von aller Schuld am Morde ihres Gemahls vermocht hatte; 1350 willigte auch Ludwig in einen Vertrag, kraft dessen J. im Besitz Neapels blieb. Das Land war indessen erschöpft, die innern Fehden dauerten fort, Söldnerbanden verwüsteten das Land, die Königin und ihr Gemahl waren ohne Ansehen. Da starb Ludwig von Tarent (1362), und J. heiratete Jakob von Mallorca, der aber die meiste Zeit in Spanien zubrachte und 1374 starb. Da Johannas eigne Kinder inzwischen gestorben waren, bestimmte sie ihre Nichte Margarete, Tochter Karls von Durazzo, zur Nachfolgerin und vermählte sie 1368 mit Karl dem Kleinen von Durazzo, dem Sohne von Margaretes Oheim Ludwig von Gravina. Karl der Kleine stand jedoch im Einverständnis mit Ludwig von Ungarn, der von neuem Ansprüche auf Neapel erhob. Um gegen ihn eine Stütze zu erhalten, vermählte sich J. 1376 mit dem tapfern Söldnerführer Otto von Braunschweig und verlieh ihm das Fürstentum Tarent. Als aber Papst Urban VI., den sie durch Anerkennung des Gegenpapstes Clemens VII. gereizt hatte, sie 1380 in den Bann that und absetzte und Ludwig von Ungarn und Karl von Durazzo zum Kriege gegen sie aufrief, setzte J. den Herzog Ludwig von Anjou, Sohn des Königs Johann des Guten von Frankreich, zum Erben ein und bat ihn um schleunige Hilfe. Ehe dieser jedoch erscheinen konnte, eroberte Karl von Durazzo 16. Juli 1381 die Hauptstadt und nahm die Königin mit ihrem Gemahl gefangen. Bewegungen unter den neapolitanischen Großen zu gunsten Ludwigs von Anjou, der mit einem Heere zu ihrer Befreiung nahte, bestimmten Karl, J. erdrosseln zu lassen. So endete diese zwar von Sinnlichkeit und heftigen Leidenschaften durchglühte, aber schöne, geistvolle und hochgebildete Fürstin, eine Schülerin Petrarcas und hochgefeiert von Gelehrten und Dichtern, nachdem sie in der letzten Zeit mit Klugheit und Energie regiert hatte. Vgl. Crivelli, Della prima e della seconda Giovanna, regine di Napoli (Padua 1832); Battaglia, Giovanna I., regina di Napoli (das. 1835); Baddeley, Queen Joanna I. of Naples (Lond. 1892).

4) J. II., Königin von Neapel, geb. 1371, gest. 2. Febr. 1435, Tochter Karls des Kleinen von Durazzo, verlebte wegen der fortdauernden Parteikämpfe der Häuser Anjou und Durazzo eine unruhvolle Jugend, vermählte sich 1389 mit dem Erzherzog Wilhelm von Österreich, kehrte aber nach dessen Tode 1406 an den Hof ihres Bruders Ladislaus nach Neapel zurück und ergab sich hier, dem Beispiel ihres Bruders folgend, allen Ausschweifungen. Als Ladislaus 1414 mit Tode abgegangen war, ward sie 6. Aug. als J. II. zur Königin ausgerufen. Auch als solche setzte sie ihr zügelloses Leben fort, bis sie sich 1415 mit Jakob von Bourbon, Grafen de la Marche, vermählte. Dieser ließ den allmächtigen Günstling Johannas, Pandolf Alopo, enthaupten und riß alle Gewalt an sich, machte sich jedoch bei den neapolitanischen Großen bald verhaßt, mußte schon 1417 der königlichen Gewalt entsagen und sich mit dem Fürstentum Tarent begnügen

Digitized

und starb 1438 als Franziskaner. Der Condottiere Sforza, als Großconnetable, und Giovanni de Caraccioli waren jetzt die Günstlinge der Königin. Allein die gegenseitige Eifersucht beider rief bald neue Wirren hervor. Sforza trat in die Dienste Ludwigs III. von Anjou, der Ansprüche auf Neapel machte und einen Einfall in das Königreich unternahm, während J. den König Alfons V. von Aragonien adoptierte und um Hilfe anrief. Dieser hielt 7. Juli 1421 seinen Einzug in Neapel. Das anmaßende Betragen des Aragoniers, der den übermütigen Caraccioli gefangen nehmen ließ, erregte indes bald das Mißtrauen der Königin, und sie zog sich in das Kastell von Capua zurück, wo er sie sofort belagerte. Durch Sforza befreit, erklärte sie hierauf Alfons aller Ansprüche auf Neapel verlustig und nahm 1423 Ludwig III. von Anjou an Sohnes Statt an, durch dessen Waffen die Hauptstadt wieder in ihre Hände kam. Doch behauptete sich Alfons in einem Teile des Reiches, und der Bürgerkrieg dauerte fort. Nach Ludwigs Tode 1434 übertrug J. dessen Ansprüche auf seinen Bruder René von Anjou. Vgl. Crivelli (oben, bei »Johanna« 3).

Johanna d'Albret (Jeanne d'Albret), geb. 7. Jan. 1528, gest. 9. Juni 1572, einzige Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra u. Béarn, aus dem Hause Albret, welches seit 1494 das Königreich Navarra durch Heirat besaß, und Margaretes von Valois, Schwester Franz' I., zeigte, trefflich erzogen, in den schwierigsten Lagen männlichen u. kühnen Sinn, regierte segensreich und trat eifrig für ihren reformierten Glauben ein. 1548 vermählte sie sich mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, der ihr weder an Charakter noch an Geist ebenbürtig war. Sie gebar ihm 1553 den spätern König Heinrich IV. Durch den Tod ihres Vaters ward sie 1555 nebst ihrem Gemahl Anton, seit dessen Tode 1562 allein Herrscherin des kleinen Königreichs Navarra, das sie mit Kraft und Weisheit regierte, und wo sie die Reformation einführte. Unter den Hugenotten besaß sie bedeutenden Einfluß und brachte in den Hugenottenkriegen große Opfer. 1572 wegen der beabsichtigten Vermählung ihres Sohnes mit Margarete von Valois an den Hof berufen, starb sie zwei Monate vor der Bartholomäusnacht, angeblich durch Gift, in Paris. Vgl. Freer, Life of Jeanne d'Albret (2. Aufl., Lond. 1861); kleinere Biographien von Pressel (Berl. 1868) und Arndt (Leipz. 1875); de Ruble: Le mariage de Jeanne d'Albret (Par. 1877), Antoine de Bourbon et Jeanne d'Albret (das. 1881—86, 4 Bde.) und Mémoires et poésies de Jeanne d'A. (das. 1893).

Johanna d'Arc, s. Jeanne d'Arc.

Johannes (Johann, hebr. Jehochanân [»Gottesgabe«], griech. Ioannes), 1) J. der Täufer, eine von der christlichen Sage schon früh mit Vorliebe erfaßte u. in möglichst nahe Beziehung zu Jesus von Nazareth gebrachte, nichtsdestoweniger aber wahrhaft geschichtliche Gestalt. Er trat in der asketischen Lebensweise der alten Propheten auf und zwar in der Wüste Juda und am untern Jordan, sammelte Jünger um sich, verkündigte die Nähe des von den Propheten geweissagten Reiches Gottes, aber so, daß er als Vorbedingung für dessen Kommen Buße und Bekehrung forderte und der Verpflichtung dazu durch das Symbol der Wassertaufe im Jordan Ausdruck gab. Auch auf Jesus Christus (s. d.) übte J. einen tiefgehenden Einfluß aus, wie ihn jener denn auch geradezu für seinen Vorläufer erklärte, in dessen tragischem Ende er die Weissagung des eignen Geschickes erkannte (Matth. 17, 11 f.; Mark. 9, 12 f.). Dieses Ende bringen die Evangelien mit der bekannten Geschichte von Herodias in Verbindung. Anders berichtet Josephus (»Ant.«, XVIII, 5, 2) den Hergang, indem er als Motiv der Enthauptung des J. auf der Bergfestung Machärus (spätestens 34 n. Chr.) die Furcht vor der durch seine Reichspredigt hervorgerufenen Volksbewegung angibt, welch letztere leicht zu einer Umwälzung hätte führen können. Vgl. Köhler, Johannes der Täufer (Halle 1884).

2) J. der Apostel, einer der Vertrauten Jesu, Sohn eines Fischers, Zebedäus, und der Salome, Bruder des ältern Jacobus, trieb das Gewerbe seines Vaters am See Genezareth und gehörte zu den Erstberufenen in Jesu Nachfolgerschaft. Die synoptischen Evangelien schildern ihn und seinen Bruder als heftige, ehrgeizige, sogar zur Gewaltthat neigende »Donnerskinder«, während das seinen Namen tragende vierte Evangelium in ihm den sanften und treuen Lieblingsjünger sieht, welcher selbst beim Tode Jesu in dessen Nähe ausharrt und von dem sterbenden Meister die Weisung empfängt, sich der Mutter desselben als Sohn anzunehmen. Nach Jesu Hinscheiden ging er auf kurze Zeit nach Samaria und hielt sich dann wieder in Jerusalem auf, wo er zu den »Säulen der Gemeinde«, zu den Autoritäten der judenchristlichen Richtung gerechnet ward. Der spätern kirchlichen, besonders kleinasiatischen Sage zufolge soll er nach Kleinasien übergesiedelt sein und von Ephesos aus eine oberhirtliche Thätigkeit entfaltet haben. Daß er unter Domitian auf die Insel Patmos verwiesen worden und unter Nerva zurückgekehrt sei, beruht auf Offenb. 1, 9 und hängt zusammen mit der Annahme, daß der Verfasser der Apokalypse mit dem Jünger Jesu identisch sei. Aber sowohl diese Annahme als auch überhaupt die Tradition von dem ephesinischen Aufenthalt eines Zwölfapostels haben in neuer Zeit starke Anfechtung erfahren, und man wollte in der judenchristlichen Autorität, welche nach den Zeiten des Apostels Paulus in Ephesos unter dem Namen J. auftritt und wahrscheinlich in der Apokalypse sich bezeugt, sogar einen andern J. finden, welchen der gegen 150 schreibende Papias den »Presbyter J.« nennt. Dann wären auf diesen J. auch die kirchlichen Zeugnisse zu beziehen, welchen zufolge der Apostel zu Ephesos als der letzte der Apostel während der Regierung Trajans eines natürlichen Todes gestorben sein soll. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. konsolidiert sich diese Form der Johannislegende, und die spätere Kirche hat sie noch mehr ausgeschmückt. In der katholischen Kirche ist der 27. Dezember sein Gedächtnistag. Den Namen des Apostels J., als des Verfassers, tragen in unserm neutestamentlichen Kanon ein Evangelium, drei Briefe u. eine prophetische Schrift, die Apokalypse oder Offenbarung des J.

Das **Evangelium des Johannes** unterscheidet sich wesentlich von den drei ältern Evangelien. Es gibt in großen Zügen einerseits ein Gemälde des Widerstreits der Welt gegen die in dem menschgewordenen Gottessohn geoffenbarte Wahrheit, anderseits ein Bild der innern Beseligung der Auserwählten, welche sich ihm als dem Lichte des Lebens hingeben. Nicht Thaten und Aussprüche, vom Gedächtnis bewahrt, sind dem Verfasser die Hauptsache, sondern Ideen, von der Spekulation erzeugt, vom Gefühl empfangen und als Glaube geboren. Soll J. dieses Buch überhaupt geschrieben haben, so müßte dies erst gegen Ende seines Lebens in Ephesos geschehen sein, woselbst eine Berührung mit der alexandrinischen Spekulation, wie

Digitized by Google

sie die Ausführung über den Logos (s. d.) im Anfang des Evangeliums voraussetzt, denkbar wäre. Freilich weisen innere Zeitspuren das Werk in das 2. Jahrh., vielleicht schon in die Blütezeit der Gnosis. Jedenfalls wird es seit der sogen. Tübinger Schule in immer weitern Kreisen sogar als rein ideale Komposition betrachtet. Vgl. Thoma, Die Genesis des Johannesevangeliums (Berl. 1882); Oskar Holtzmann, Das Johannesevangelium (Darmst. 1887). Dagegen vom herkömmlichen Standpunkt aus lieferten neuerdings Kommentare zu dem Evangelium: Lücke (3. Aufl., Bonn 1840, 1843, 1856, 3 Tle.), Tholuck (7. Aufl., Gotha 1857), Meyer (8. Aufl. von Weiß, Götting. 1893), De Wette (5. Aufl. von Brückner, Leipz. 1863), Hengstenberg (2. Aufl., Berl. 1867—70, 3 Bde.), Ewald (Götting. 1862, 2 Bde.), Luthardt (2. Aufl., Nürnb. 1875), Keil (Leipz. 1881), Westcott (Lond. 1882), Schanz (Tübing. 1889), Godet (3. Ausg., Neuchâtel 1881—85, 3 Bde.; deutsch, 3. Aufl., Hannov. 1890—92), Wahle (Gotha 1888), Bugge (deutsch, Stuttg. 1894) und H. Holtzmann (Freiburg 1891, 2. Aufl. 1893). S. Evangelium und Jesus Christus.

Von den **Briefen des J.** ist der erste der bei weitem bedeutendere. Derselbe bildet ein untrennbares Seitenstück zu dem Johanneischen Evangelium und führt insonderheit die praktische Seite der dort niedergelegten Ideen aus. Er knüpft weit mehr als das Evangelium an die Verhältnisse der Wirklichkeit an und bekämpft namentlich die antinomistische Gnosis, aber der Grundgedanke ist auch hier die Realität des im Fleisch erschienenen Heils und die durch die Gemeinschaft des Glaubens und der Heiligung bedingte Liebe der Gläubigen untereinander. Die zweite und dritte Epistel sind kleine Handschreiben mit vieldeutigen Adressen. Ihr Verfasser nennt sich Presbyter, was auf die oben besprochene Hypothese vom Presbyter J. zurückweist.

Die **Offenbarung des J.** (Apokalypse) entstand nach herkömmlicher Ansicht, als die Nähe der über Jerusalem hereinbrechenden Katastrophe und die blutige Christenverfolgung unter Nero in den Gemütern, besonders der ehemaligen Juden, die ganze Farbenglut der messianischen Hoffnungen wieder erweckten u. man zuversichtlich einer in der nächsten Zukunft eintretenden allgemeinen Umwälzung entgegensah, welche mit der Läuterung Jerusalems und Roms Untergang beginnen und mit Christi Wiederkunft, der Auferstehung der Toten und dem Weltgericht endigen sollte. Unsre Offenbarung ist die treue dichterische Darstellung dieser Erwartungen. Kleidet der Verfasser dieselben auch in Visionen nach der Art der alttestamentlichen Propheten, namentlich Daniels, ein und entlehnt von denselben seine Farben, Symbole und Bilder, so bleibt ihm doch das Verdienst der Vereinigung verschiedener Elemente zu einem Ganzen und einer gewissen Virtuosität in der symmetrischen Anordnung der Bilder und in der stufenmäßigen Entwickelung der Szenen. Als poetisches Werk hat diese Apokalypse alle Eigenschaften morgenländischer Dichtung. Der brennende Hauch des Ostens belebt ihre Bilder, eine üppige Phantasie opfert die Schönheit der Kühnheit, und das Menschlich-Ansprechende weicht dem Gigantisch-Abstoßenden. Das Buch ist frühestens zwei Jahre vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben und setzt die Sage von dem aus dem Tod zum Leben zurückgekehrten Nero voraus. Dagegen paßt die vorausgesetzte Verfolgung der Christen wegen verweigerten Kaiserkultus eher in die Zeit Domitians, in welche die alte Kirche sie verlegte, während neuere Kritiker die doppelten Zeitspuren benutzen, um eine schichtenweise Entstehung des Ganzen wahrscheinlich zu machen. Der Verfasser nennt sich J., und die Überlieferung sieht in diesem den Apostel J., während andre den sogen. Presbyter als den Begründer der judaistisch-apokalyptischen Reaktion gegen die Paulinische Fortbildung der kleinasiatischen Gemeinden darstellen. Sprachliche und sachliche Gründe verbieten, dies Werk und das sogen. Evangelium des J. Einem Verfasser zuzuschreiben. Kommentare schrieben neuerdings Ewald (Götting. 1862), De Wette (3. Aufl. von Möller, Leipz. 1862), Düsterdieck (3. Aufl., Götting. 1877), Hengstenberg (2. Aufl., Berl. 1862), Bleek (das. 1862), Volkmar (Zürich 1862), Kliefoth (Leipz. 1874), Bisping (Münster 1876), Spitta (Halle 1889), H. Holtzmann (Freiburg 1891, 2. Aufl. 1893). S. Chiliasmus und Apokalyptik.

3) Bischof von Ephesos im 6. Jahrh., beteiligte sich an den monophysitischen Streitigkeiten und schrieb syrisch eine »Kirchengeschichte« seiner Zeit, deren noch vorhandener Teil von Cureton (Oxf. 1853; deutsch von Schönfelder, Münch. 1862) herausgegeben wurde.

4) J. der Priester, nach der Überlieferung des Mittelalters ein christlicher Fürst eines Reiches im östlichen Asien im 12. Jahrh., auch Indorum rex genannt; von ihm werden durch mittelalterliche Chronisten Briefe, die wahrscheinlich apokryph sind, mitgeteilt, jedoch wird er auch nach Ostafrika und Äthiopien versetzt, wo ihn später die Portugiesen aufsuchten. Endlich befestigte sich die Ansicht, daß Abessinien das Reich J.' sei, und noch im 17. Jahrh. hieß es Regnum Presbyteri Johannis. Die im Laufe der Zeit vielfach ausgeschmückte Sage, die zu vielen Reisen, um das Reich des J. zu entdecken, Anlaß gab, bezieht sich (nach Oppert, Der Priester J. in Sage und Geschichte, 2. Aufl., Berl. 1870) auf das Reich des Kurchans (Volkschans) von Karakitai (der schwarzen Kitan), das im 12. Jahrh. von dem aus Nordchina vertriebenen Stamm der Kitan unter Jeljutaschi in der Großen Bucharei gegründet wurde, und dessen Residenz Kaschgar war. Der letzte Abkömmling Jeljutaschis wurde von Kutschluk gestürzt, der 1208 Dschengis-Chan erlag. Die Karakitaier waren wahrscheinlich nestorianische Christen. Kurchan verwechselte man mit dem syrischen Juchan (»Johann«). Doch ist diese Deutung angefochten und die indische Heimat und die Echtheit der Briefe des priesterlichen Fürsten verteidigt worden. Vgl. Zarncke, Der Priester J. (Leipz. 1876—79, 2 Tle.).

Johannes, Kaiser von Byzanz: 1) J. I. Tzimisces, s. Tzimisces.

2) J. II. Komnenos, Sohn des Alexios I. Komnenos, regierte von 1118—43. Er führte den Beinamen Kalojohannes (schöner J.) wegen seines edlen, milden Charakters. Er kämpfte mit Glück gegen die Feinde des Reiches, namentlich gegen den Sultan von Ikonion und gegen die Petschenegen, bestätigte 1126 den Venezianern, mit denen er vorher in Krieg geraten, die von seinem Vater verliehenen Freiheiten, unterwarf 1137 auch Kilikien, nötigte den Fürsten Raimund von Antiochia, ihm den Lehnseid zu leisten, und beteiligte sich darauf an den Kämpfen in Syrien gegen den Sultan Zenki. Er starb auf der Jagd 8. April 1143.

3) J. III. Dukas Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor I. Laskaris, regierte während des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel zu Nikäa

Digitized by Google

1222—54, eroberte den größten Teil von Thrakien und Makedonien, namentlich 1246 Thessalonich, und bereitete so die Wiederherstellung des byzantinischen Kaisertums vor.

4) J. IV. Laskaris wurde nach seines Vaters Theodor II. Tode 1258 in unmündigem Alter zum Kaiser von Nikäa erhoben, kam aber 1259 in die Gewalt des Michael Paläologos, den er zum Mitkaiser erheben mußte. Er wurde von demselben 1261 geblendet und in den Kerker geworfen, in dem er 1284 starb.

5) J. V. Paläologos, Sohn des Andronikos Paläologos, geb. 1332, gest. 1391, bestieg 1341 unter der Vormundschaft seiner Mutter Anna den Thron, der ihm aber bald von dem Großdomestikus Johannes Kantakuzenos streitig gemacht wurde. Nachdem er 1347 diesen hatte zum Mitkaiser annehmen müssen, gelang es ihm 1355, denselben zu stürzen, und er kam so erst damals wirklich zur Herrschaft. Er suchte im Abendland vergeblich Hilfe gegen die Türken, wurde 1376 von seinem Sohn Andronikos gestürzt, erlangte aber 1379 mit Hilfe des türkischen Sultans Murad, dem er sich zur Tributzahlung verpflichten mußte, die Herrschaft wieder.

6) J. VI. Kantakuzenos, zuerst Feldherr und Staatsmann im Dienste der Kaiser Andronikos II. und Andronikos III., ließ sich nach des letztern Tod, in Gefahr, von der Hofpartei gänzlich verdrängt zu werden, 26. Okt. 1341 zu Didymoteichos in Thrakien zum Kaiser ausrufen, während Johannes V. in Konstantinopel gekrönt wurde. Die Folge davon war ein mehrjähriger Bürgerkrieg, in welchem er schließlich mit Hilfe der Türken die Oberhand gewann. 1347 kam es zu einer Einigung. J.' Tochter wurde dem jungen Kaiser vermählt und er selbst Mitkaiser; eine zweite Tochter hatte er dem türkischen Sultan Urchan vermählt. Ein zweiter, dreijähriger Krieg, während dessen die Türken Gallipoli besetzten, endigte damit, daß sich J. 1355 in ein Kloster zurückzog; er starb 1383. J. schrieb eine Geschichte seiner Zeit 1320—56 (hrsg. von Schopen in dem »Corpus scriptorum historiae byzantinae«, 3 Bde., Bonn 1828—32) und unter dem Namen Christodulos eine Apologie des Christentums gegen die Mohammedaner und Ketzer. Vgl. Parisot, Cantacuzène, homme d'État et historien (Par. 1845).

7) J. VII. Paläologos, Sohn Andronikos' IV., wurde von diesem, als er sich 1376 gegen seinen Vater Johannes V. empörte, zum Mitkaiser ernannt, entthronte dann 1390 selbst seinen Großvater, wurde aber selbst noch in demselben Jahre von seinem Oheim Manuel gestürzt.

8) J. VIII. Paläologos folgte 1425 seinem Vater Manuel bei dessen Abdankung. Gegen die Türken, welche immer weiter vordrangen und sein Reich mit dem Untergang bedrohten, suchte er Hilfe im Abendland und betrieb zu diesem Zweck die Vereinigung der morgen- und abendländischen Kirche. Er reiste selbst 1437 nach Italien und wohnte dem Konzil, welches Papst Eugen IV. zuerst 1438 in Ferrara abhielt und 1439 nach Florenz verlegte, bei; dort wurde wirklich die Union abgeschlossen. J. kehrte 1440 nach Konstantinopel zurück, aber die griechische Geistlichkeit und das Volk sträubten sich gegen die Union, und J. war außer stande, dieselbe durchzuführen. Er starb 1448.

Johannes, Kaiser von Abessinien, geb. um 1832, gest. 9. März 1889, hieß eigentlich Kassai u. ward vom Fürsten Gobesieh von Lasta zum Gouverneur von Tigré ernannt. 1867 empörte er sich aber und erklärte sich zum unabhängigen Fürsten von Tigré. Als 1868 die Engländer ihre Expedition gegen König Theodor unternahmen, knüpfte Kassai sofort Unterhandlungen mit dem englischen Befehlshaber Napier an. Dieser hatte mit ihm eine persönliche Zusammenkunft, schloß mit ihm Freundschaft und beschenkte ihn bei seinem Abzug aus Abessinien reichlich mit Geschützen, Gewehren und Munition. Nachdem Kassai 14. Juli 1871 Gobesieh, der sich ganz Südabessiniens bemächtigt, bei Adua besiegt hatte, ließ er sich 21. Jan. 1872 in Aksum zum Kaiser (Negus Negest, »König der Könige«) von Äthiopien krönen und nahm dabei den Namen J. an. Nachdem er 1875—76 die Angriffe der Ägypter zurückgeschlagen, unterwarf er 1879 auch Menelek, den König von Schoa, und 1880 Ras Adal, den Fürsten von Godjam, denen er als Unterkönigen ihre Länder ließ. Seitdem herrschte er über ganz Abessinien. Eitel, anmaßend und über seine wirklichen Machtverhältnisse verblendet, knüpfte er mit den europäischen Mächten freundschaftliche Beziehungen an, trat aber den Italienern in Massaua entgegen und brachte ihnen 26. Jan. 1887 bei Saati eine Niederlage bei. Dann zog er gegen die Mahdisten in Galabat und fiel in der Schlacht bei Metemmeh; da sein Sohn Ras Area vorher gestorben war, hatte er seinen Neffen Mangascha zum Nachfolger ernannt, der aber nicht anerkannt wurde.

Johannes a Lasko, s. Laski.

Johannes Chrysorrhoas, aus Damaskus, deshalb gewöhnlich J. Damascenus genannt, Sohn eines Beamten bei einem sarazenischen Fürsten, verteidigte im Bilderstreit die Bilderverehrung gegen Leo den Isaurier und Konstantin Kopronymos. Auch hat er zuerst in der morgenländischen Kirche die Dogmatik als ein Ganzes systematisch dargestellt, und diese seine Darlegung des orthodoxen Glaubens in vier Büchern hat in der griechischen Kirche ein klassisches Ansehen gewonnen. Er starb ca. 754 als Mönch im Kloster des heiligen Sabas bei Jerusalem. Die beste Ausgabe seiner griechischen Werke ist von Lequien (Par. 1712, 2 Bde.). Vgl. Grundlehner, J. Damascenus (Utrecht 1876); Langen, J. von Damaskus (Gotha 1879).

Johannes Chrysostomos, s. Chrysostomos 1).

Johannes Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Johannes Magnus, Geschichtschreiber, s. Magni.

Johannes Saresberiensis, s. Johann von Salisbury (S. 590).

Johannes Secundus (eigentlich Jan Nicolai Everaerts), neulat. Dichter, geb. 10. Nov. 1511 im Haag, gest. 8. Okt. 1536 in Utrecht, studierte in Bourges die Rechte, wandte sich dann der Dichtkunst und daneben den bildenden Künsten zu, bereiste Italien und Spanien und ward Sekretär des Kardinals Tavera, Erzbischofs von Toledo. Seine Dichtungen sind gleich ausgezeichnet durch zarte Empfindung wie durch klassische Sprache und gewählte Bilder. Am bekanntesten sind die »Basia« (Utrecht 1539 u. ö.; deutsch: »Die Küsse«, von Passow, Leipz. 1807 und 1877). Eine Gesamtausgabe seiner »Opera poetica« veranstalteten seine Brüder Nicolai Gaudius und Andr. Marius (Par. 1541 u. ö.; zuletzt hrsg. von Bosscha, Leiden 1821, 2 Bde.).

Johannes vom Lateran, Orden des heiligen, päpstlicher Zivilorden, von Pius IV. 1560 zur

Digitized by Google

Belohnung bürgerlicher Tugend gestiftet, hatte nur eine Klasse, doch konnte man bei der Aufnahme wählen, ob man päpstlicher Pfalzgraf werden wollte oder nicht; der erstere Fall veranlaßte größere Aufnahmegebühren. Die Dekoration besteht in einem rot emaillierten, achtspitzigen, goldeingefaßten Kreuz mit Kugeln und goldenen Lilien in den Winkeln. Der blaue Mittelschild zeigt im Avers den heil. Johannes mit der Ordensdevise: »Praemium virtuti et pietati« (»Lohn für Tugend und Frömmigkeit«), im Revers die Schlüssel Petri mit der Tiara und als Umschrift: »Ordinis institutio 1560«. Der Orden wurde am schwarzen Band getragen. Seit undenklicher Zeit nicht verliehen, ist er doch nicht aufgehoben.

Johannesberg, ein Gipfel der Hohen Tauern, zur Glocknergruppe gehörend (s. Großglockner); Schloß J., s. Jauernig.

Johannesburg, Bergwerksstadt in der Südafrikanischen Republik, unter 26° 10′ südl. Br. und 28° östl. L. v. Gr., 100 km südlich von Pretoria, am Südabhang der Witwaters-Randberge, 1700 m ü. M., durch Eisenbahn mit der 1620 km entfernten Kapstadt verbunden, erst 1886 infolge von Goldentdeckungen entstanden, zählt jetzt, einschließlich der als Vorstädte zu betrachtenden Dörfer Marschalswijk, Doomfontein, Natalwijk, Jeppeswijk, Fordsburg, Branfontein und Boysenswijk über 50,000 weiße Einwohner, wozu noch ebensoviel farbige Arbeiter kommen. Die Stadt ist sehr regelmäßig angelegt, hat breite Straßen, mehrere große Plätze, eine große Börse, Regierungsgebäude und zahlreiche andre stattliche Bauten und ist mit den Kohlengruben von Boksburg durch eine Dampfstraßenbahn verbunden. Das in den Gruben Robinson, Langlaagte Estate, New Primrose, Crown Reef und 48 andern gewonnene Gold betrug 1893 bereits 5,187,206 Pfd. Sterl., so daß von der Goldproduktion der ganzen Welt auf J. mehr als ein Sechstel kommt.

Johanneschristen (Johannesjünger) kommen auch noch nach dem Tode ihres Meisters, des Täufers Johannes, im Neuen Testament und unter dem Namen Hemerobaptisten als gnostisierende Sekte bei altkirchlichen Schriftstellern vor; seit Mitte des 17. Jahrh. glaubte man sie wieder in den Sabiern oder Mandäern aufgefunden zu haben.

Johannesen, Edward Holm, norweg. Kapitän, geb. 1844 in Balstrand bei Tromsö, machte sich um die Kenntnis des Arktischen Meeres mehrfach verdient, indem er durch seine Fahrt im Karischen Meer 1869 dessen bisher bestrittene Schiffbarkeit darthat, dann 1870 Nowaja Semlja umsegelte und 1878 die Insel Einsamkeit (s. d.) im Nördlichen Eismeer entdeckte.

Johanngeorgenstadt, Bergstadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, am Schwarzwasser und an der Linie Schwarzenberg-J. der Sächsischen Staatsbahn, 750 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, ein Denkmal des Kurfürsten Johann Georg, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Glacehandschuhfabrikation mit Ledergerberei und -Färberei (gegen 3000 Arbeiter, Ausfuhr nach Nord- und Südamerika), Schatullenfabriken, Bergbau auf Wismut und (1890) 5124 Einw., davon 345 Katholiken und 8 Juden. In der Umgegend schöne Partien des Erzgebirges. — J. ward 1654 vom Kurfürsten Johann Georg I. für aus Böhmen vertriebene evangelische Bergleute angelegt und ist nach dem großen Brande von 1867 wieder neu aufgebaut.

Johannisapfel, s. Apfelbaum, S. 710.

Johannisbad, s. Johannisfest.

Johannisbad, Marktflecken in Böhmen, Bezirksh. Trautenau, beliebter Kurort, 651 m ü. M. in einem anmutigen Thale des Riesengebirges am Südostabhange des Schwarzenbergs (1299 m), an der Linie Trautenau-Freiheit-J. der Österreichischen Nordwestbahn gelegen, von ausgedehnten Nadelwäldern umgeben, hat eine indifferente Therme (29°), die zu Bädern, besonders bei Nervenleiden und Frauenkrankheiten, benutzt wird, ferner einen zur Trinkkur verwendeten schwachen alkalisch-salinischen Eisensäuerling (8°), ein Bade-, ein Kurhaus, eine Wandelbahn, eine neue katholische und eine protestantische Kirche und (1890) 272 deutsche Einw. J. wird auch als klimatischer Kurort benutzt, die Jahrestemperatur beträgt 8—10°, die Sommertemperatur 20—22°; es wurde 1893 von 3029 Kurgästen besucht. J. ist auch Ausgangspunkt für Ausflüge in das Riesengebirge. Vgl. Kopf, Der Kurort J. (3. Aufl., Bresl. 1875); Pauer, J. (Wien 1880).

Johannisbeerstrauch (Ribes *Mill.*), Untergattung der Gattung Ribes *L.* (Familie der Saxifragaceen), unbewehrte Sträucher mit mehr oder weniger verlängerten Blütenzweigen, an deren Basis stehenden, verlängerten Blütentrauben und nicht büschelförmig stehenden Blättern. Der echte Johannisbeerstrauch (R. rubrum *L.*), ein 1—1,6 m hoher Strauch mit meist fünflappigen und doppelt gesägten, wenig behaarten Blättern, schließlich überhängenden Blütentrauben und roten Früchten, ist in Skandinavien, Nordrußland, Sibirien und Nordamerika, auch in der Türkei, im Orient und auf dem Himalaja heimisch; er kam durch die Normannen nach Frankreich, von dort nach Spanien und der Schweiz, vielleicht auch nach Deutschland, wo er im 16. Jahrh. schon ziemlich allgemein bekannt war und die Beere medizinisch benutzt wurde. Durch die Kultur hat man auch hellrote, weiße und gestreifte Sorten gezogen. Er gedeiht am besten in leichtem Lehmboden in freier, sonniger Lage, man pflanzt ihn gewöhnlich auf Rabatten in 1—1,5 m Abstand, beseitigt an ältern Büschen das abgetragene Holz, um es durch junge, kräftige Zweige zu ersetzen, und entfernt zu dicht stehende Zweige. Sehr beliebt sind hochstämmige Kronenbäumchen, die durch Veredelung auf Ribes aureum gewonnen werden. Auch zieht man den J. am Spalier als Kordon. Für die Tafel eignen sich folgende Sorten: Kirschjohannisbeere, kaukasische, holländische weiße und rote, rote langtraubige, weiße aus Werder, Versailler, Champagner, gestreifte Johannisbeeren (s. Tafel »Beerenobst«, Fig. 1—3). Vielfach benutzt man Johannisbeeren zur Darstellung von Obstwein (s. d.); zu weißem Wein sind empfehlenswert: holländische weiße und rosenrote, englische weiße, durchsichtige, Champagner; zu rotem Wein: rote holländische, Versailler, fruchtbare. Zur Färbung des Weines wird die schwarze neapolitanische benutzt. Über Zusammensetzung der Beeren s. Obst. Über schwarze Johannisbeere s. Ribes.

Johannisbeerwein, s. Obstwein.

Johannisberg (früher Bischofsberg), Dorf im preuß. Regbez. Wiesbaden, Rheingaukreis, mit Station Geisenheim-J. an der Linie Höchst-Horchheim der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, eine Heilanstalt für Nervenleidende, Bau- und Möbeltischlerei, Weinbau (49 Hektar) und (1890) 1346 meist kath. Einwohner. Im Ort und in der Nähe desselben liegen mehrere schöne Schlösser und Villen, darunter Schwarzenstein, Johannisburg, vor allen aber auf einem 185 m hohen Hügel das prächtige

Digitized by Google

Schloß J. mit einer Schloßkapelle und Weingärten (etwa 16 Hektar am Schloßberg), welche den weltberühmten Johannisberger liefern. — Das Schloß ward 1757—59 auf den Ruinen eines 1090 gegründeten und 1563 aufgehobenen Benediktinerklosters erbaut, gehörte ursprünglich zum Bistum Fulda, wurde 1807 von Napoleon I. dem Marschall Kellermann geschenkt, 1814 aber vom Kaiser Franz dem Fürsten Metternich zu Lehen gegeben.

Johannisblume, s. Arnica montana oder Chrysanthemum Leucanthemum.

Johannisblut, s. Kochenille.

Johannisblut, Pflanze, s. Hypericum.

Johannisbrotbaum, s. Ceratonia.

Johannisbruch, s. Halsbrücke.

Johannisburg, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Gumbinnen, am Ausfluß des Pischflusses aus dem Roschsee, Knotenpunkt der Linien Allenstein-J. und J.-Lyck der Preußischen Staatsbahn, 122 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, eine Präparandenanstalt, eine landwirtschaftliche Winterschule, ein Amtsgericht, ein Hauptzollamt, 2 Oberförstereien, Sägemühlen, Holzflößerei, Fischerei (besonders Aalfang) und (1890) 3222 Einw., davon 117 Katholiken und 148 Juden. Das 1345 erbaute, ehemals sehr wichtige Schloß J. lag nordöstlich am Roschsee. Der Johannisburger Kanal (6 km lang) verbindet J. mit dem Spirdingsee und ist das südlichste Glied in der Reihe der masurischen Kanäle (s. Masuren), welche mit den dazwischenliegenden Seen eine Schiffahrtsverbindung zwischen J. im S. und Angerburg im N. abgeben. Westlich von J. dehnt sich die Johannisburger Wildnis (Heide und Forst) aus, die 100 km lang und 45 km breit ist. — 2) Schloß, s. Aschaffenburg.

Johannis Empfängnis, zu Ehren des Täufers von der römischen Kirche am 24. September, von der griechischen Kirche am 23. gefeiert.

Johannis Enthauptung, der 29. August, in der griechischen Kirche durch Fasten gefeiert.

Johannisfest (Johannistag, Johannisnacht), das von der abendländischen Kirche früh dem Weihnachtsfest gegenübergestellte Geburtsfest Johannis des Täufers (24. Juni), kirchlich jetzt meist am nächstliegenden Sonntag gefeiert; in der morgenländischen Kirche das Fest Johannis Enthauptung (s. d.). Da das J. um die Zeit der Sommersonnenwende fällt, wo in vorchristlicher Zeit im Norden das Fest der Sonnenhöhe gefeiert wurde, so heißt das J. noch jetzt häufig Sonnwendefest oder Mittsommerfest (engl. Midsummerday, schwed. Midsommarsdag), und viele Gebräuche, die an ihm haften, rühren von dem heidnischen Fest her. So namentlich das Johannisbad, die Blumenopfer an die Flüsse und die Johannisfeuer, welche noch heute in vielen Gegenden am Abend vorher angezündet werden u. früher allgemein unter Teilnahme der Obrigkeit und der Fürsten auf Markt- und Spielplätzen üblich waren. Man tanzte singend um sie herum, sprang durchs Feuer, die jungen Brautpaare zusammen, um sich von allen bösen, kranken Stoffen zu reinigen, u. warf nicht nur Blumen und Kräuter in die Flammen, damit gleich ihnen alles Unglück in Rauch aufgehe, sondern auch Pferdeköpfe, Knochen und selbst lebende Tiere, welche einst als Opfergaben dienen sollten. In Skandinavien wird die ganze helle Nacht von dem jungen Volke durchjubelt. Die in manchen Orten herrschende Sitte, am J. die Gräber mit Blumen zu schmücken, ist wahrscheinlich von den Johanniskirchhöfen ausgegangen, die an diesem Tag ihr Kirchweihfest feierten. Dagegen sind die zahlreichen Mittel, am J. die Zukunft zu erforschen, überbleibsel aus heidnischer Zeit, in welcher der Johannistag zu den sogen. Lostagen zählte. Vgl. die Litteratur unter Art. »Sonnenfestfeuer«.

Johannisfeuer, s. Johannisfest.

Johannisgürtel, s. Lycopodium.

Johannisjünger, s. Johanneschristen.

Johanniskäfer, s. Johanniswürmchen, Maikäfer.

Johanniskraut, Pflanze, s. Hypericum.

Johannislauch, s. Lauch.

Johannislogen, s. Freimaurerei, S. 852.

Johannisminne, s. Johannisweihe.

Johannisnacht, s. Johannisfest.

Johannisorden, verschiedene Orden, Brüderschaften, Kongregationen ꝛc., die meist den Apostel Johannes zum Schutzpatron wählten. Der geistliche Ritterorden von St. Johannes dem Täufer und St. Thomas wurde um 1205 in St.-Jean-d'Acre von Kreuzrittern zum Schutz der Pilger und zur Bekämpfung der Ungläubigen gestiftet, breitete sich über Italien und Spanien aus und machte sich durch Kämpfe gegen die Mauren berühmt. Nachdem der Orden seinen Sitz in Palästina verloren hatte, wurde er den Johannitern einverleibt; nur in Spanien lebte noch ein Zweig als St. Thomasorden fort.

Johannistag, s. Johannisfest.

Johannistänzer, s. Tanzwut.

Johannistrieb, ein neuer Austrieb der Bäume (Augustsaft, s. d. und »Prolepsis«). Dann auch bildliche Bezeichnung für Liebesneigungen, die, über die Zeit der Jugend hinaus, noch im spätern Alter erwachen. In Frankreich hat man dafür die Bezeichnung: été de la Saint-Martin, ebenso in Italien: estate di S. Martino.

Johannisweihe, der Gedächtnistag Johannis des Evangelisten (27. Dezember), an welchem man in den katholischen Kirchen Wein (Johannistrunk) zu weihen pflegt, der vor Vergiftung und andrer Gefahr schützen soll, weil jener Heilige den ihm von den Heiden dargereichten Giftbecher ohne allen Schaden geleert haben soll. In manchen Gegenden hebt man diesen geweihten Wein auf, um ihn zum Abschiedstrunk vor Reisen und zum Versöhnungstrunk zu nehmen oder bei Trauungen den Brautleuten zu reichen, weshalb der Johannistrunk auch Johannissegen oder Johannisliebe (Johannisminne) heißt. Dieser, wie ein im evangelischen Süddeutschland am Johannistag (24. Juni) getrunkener Johannisbecher erinnern an die den alten germanischen Göttern und Göttinnen, z. B. dem Freyr, dem Gotte der Fruchtbarkeit, dargebrachten Gedächtnis- oder Minnetränke (s. Gesundheittrinken). Vgl. Zingerle, Johannissegen und Gertrudenminne (Wien 1852).

Johanniswürmchen (Lampyris *Geoffr.*), Käfergattung aus der Familie der Weichkäfer (Malacodermata), Käfer mit kugeligen, großen, zusammenstoßenden Augen, kurzen Fühlern, halbkreisförmigem Thorax, gleich breiten, dünnen, biegsamen Flügeldecken beim Männchen, die Weibchen ohne Flügeldecken und Hinterflügel, larvenähnlich. Von den etwa 20 europäischen Arten ist L. splendidula *L.* (s. Tafel »Käfer«) 9 mm lang, graubraun, mit zwei glasartigen Fensterflecken auf dem Halsschild, beim weißgelben Weibchen mit zwei Läppchen hinter dem Halsschild. Die wurmförmige Larve hat sechs gespreizte Beine, einen sehr kleinen Kopf und am letzten Hinterleibsring eine Art von vorstreckbarem Trichter, welchen das Tier als

Digitized by Google

aufsaugendes Werkzeug benutzt, um sich von dem Schleim der Schnecken, die ihm zur Nahrung dienen, zu reinigen. L. noctiluca *L.*, 11 mm lang, hell pechbraun, ohne Fensterflecke, das Weibchen ohne Flügelstümpfe. Diese Art findet sich besonders in Westeuropa und Süddeutschland, an buschigen Orten in der Nähe von Wasser; das Männchen fliegt leuchtend an warmen Sommerabenden um Johannis und sucht das Weibchen, welches leuchtend im Grase sitzt. Nach der Begattung erlischt das Leuchtvermögen. Das Weibchen legt seine gelben Eier an die Erde, die bald auskriechenden, nur schwach leuchtenden Larven überwintern und verpuppen sich wenige Wochen vor der Schwärmzeit. Vgl. Leuchtkäfer.

Johanniswurz, s. Anacyclus und Aspidium.

Johannit, soviel wie Uranvitriol.

Johanniterinnen, Hospitaliterinnen vom Orden des heil. Johannes von Jerusalem, sollen gleichzeitig mit den Johannitern entstanden sein und besaßen schon früh in Spanien, England und Frankreich mehrere Hospitäler, wurden 1610 wegen zu freien Lebens reformiert und begaben sich 1624 in den Schutz des Großmeisters des Johanniterordens. Sie bestanden bis zur französischen Revolution.

Johanniterkreuz, soviel wie Malteserkreuz, s. Johanniterorden, S. 600.

Johanniterkreuz, s. Sperrgetriebe.

Johanniterorden (später Rhodiser- und Malteserorden). Die Anfänge des ersten und ältesten geistlichen Ritterordens »vom heil. Johannes zu Jerusalem« sind in Dunkel gehüllt. Nach den Angaben der meisten Autoren soll er sein Entstehen einem reichen Kaufmann aus Amalfi verdanken, welcher sich (1070) durch Geschenke vom ägyptischen Chalifen die Erlaubnis auswirkte, unweit des Heiligen Grabes in Jerusalem eine Kirche (Santa Maria della Latina) und ein Mönchskloster nach der Regel des heil. Benedikt zu erbauen, womit bald in zwei Gebäuden eine Herberge und ein Hospital für Pilger beiderlei Geschlechts verbunden wurden. Jedes dieser Gebäude erhielt seine eigne Kapelle; die für das weibliche Geschlecht wurde der Maria Magdalena, die für das männliche dem heil. Johannes dem Barmherzigen (einem Patriarchen von Alexandria im 7. Jahrh.) geweiht, und erst später nahm der Orden Johannes den Täufer als seinen Schutzpatron an. Die Benediktiner, welche sich hier mit der Krankenpflege beschäftigten, nannte man Johanniter (Johannitae) oder Hospitalbrüder zum heil. Johannes (Fratres hospitales St. Joannis). Nach der Eroberung Jerusalems durch Gottfried von Bouillon 1099 trennte der Vorsteher Gerhard seine Brüderschaft ganz von der Kirche Santa Maria della Latina. Papst Paschalis II. bestätigte 1113 die Verfassung des neuen Instituts und die ihm durch Schenkungen zugefallenen Besitzungen und gab ihm das Recht, seinen Rektor selbst zu wählen. Gerhards Nachfolger (seit 1118) Raimund Du Puis (de Podio) verpflichtete die Brüder auf die Gelübde »der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams« und gab ihnen eine besondere Ordenstracht, nämlich einen Mantel von schwarzer Farbe mit einem weißen linnenen Kreuz auf der linken Seite. Später knüpfte er an die Krankenpflege die Verpflichtung zum Kampfe gegen die Ungläubigen und wandelte sie so nach dem Vorbilde der Tempelherren in einen geistlichen Ritterorden um. Die Mitglieder wurden in drei Klassen eingeteilt: Ritter adliger Geburt zur Kriegführung, Ordenspresbyter zum Kirchendienst und dienende Brüder zur Pflege der Kranken und Geleitung der Pilger. Raimund selbst nahm den Titel »Meister« an, den Titel »Großmeister« erhielt erst Hugo von Revel 1267 vom Papst Clemens IV. Kaiser Friedrich Barbarossa stellte den Orden 1185 unter den Schutz des Reiches. Zu voller Machtentwickelung gelangte der Orden, als er in der Verteidigung des Heiligen Landes und in der Beschützung des Königtums von Jerusalem einen mächtigen Beistand durch den gleiche Ziele verfolgenden Templerorden erhielt. Bald indessen artete der Wettstreit dieser beiden Orden um große Thaten in einen neidischen Kampf um Rang und Besitz aus, und selbst innerhalb des Johanniterordens entstand Streit und Zwietracht. Dies schwächte die Macht der Könige von Jerusalem und erleichterte dem Sultan Saladin von Ägypten die Eroberung Jerusalems. Als Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England vor Akka erschienen, eilte auch der Orden herbei, um an der Belagerung teilzunehmen, und verlegte 1191 seinen Sitz dahin. Infolge des Friedensschlusses Kaiser Friedrichs II. mit dem Sultan von Ägypten in Palästina zur Unthätigkeit verdammt, gingen die Ritter zum Kampf mit den Mauren nach Spanien und entrissen ihnen Valencia, wofür sie der König Jakob von Aragonien mit Ländereien reich belohnte. Nicht so glücklich war die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten mit den Ägyptern und den von diesen zu Hilfe gerufenen Charesmiern. In der Schlacht bei Gaza (1244) fiel ein großer Teil der Ordensritter, auch den Meister Guérin fand man unter den Toten.

Als 1291 Akka an den Sultan von Ägypten verloren ging, fanden die Überreste des Ordens unter Jean de Villiers zunächst eine gastliche Aufnahme bei dem König von Cypern, der ihnen die Stadt Limisso als Ordenssitz überließ. Sie beschlossen, den Krieg gegen die Ungläubigen fortzusetzen, und legten durch den Bau einiger Schiffe den Grund zu ihrer später so bedeutenden Flotte. Als indes Mißhelligkeiten zwischen dem König und dem Orden ausbrachen, beschlossen die Ritter, sich eine neue Heimat zu begründen durch die Eroberung der Insel Rhodos, die (1309) dem Großmeister Fulko von Villaret gelang. Auch mehrerer benachbarter Inseln bemächtigten sich die Ritter. Mit der wachsenden Macht stieg wieder der Reichtum des Ordens. Nach der Insel, die unter seiner Verwaltung ein Musterstaat war, und wo der Orden ein großes Hospital errichtete, in dem den Kranken eine überaus sorgsame Pflege zu teil ward, wurde derselbe auch Rhodiserorden genannt. Nach dem Untergang des Templerordens ging 1312 ein großer Teil seiner Besitzungen auf den Orden über. Im Besitz der Insel erhielt er sich lange unangefochten und faßte auch zeitweise auf dem Festlande von Kleinasien, in Smyrna und Halikarnaß, Fuß. Unter Johann von Lastic (1437—54) erschien eine ägyptische Flotte zweimal vor Rhodos und begann 1444 die Belagerung der Hauptstadt, wurde aber zurückgeschlagen. Selbst die furchtbare Belagerung der Stadt Rhodos durch Mohammeds II. ungeheures Heer von 100,000 Mann (1479) hielt Peter von Aubusson (1476—1503) glücklich aus. Aber eine streitige Großmeisterwahl führte die gefürchtete Katastrophe herbei. Der Kanzler Andreas von Moral (oder Amoral) hatte nach der Großmeisterstelle gestrebt. Als ihm aber Philipp Villiers de l'Isle Adam (1521—34) vorgezogen wurde, verriet Moral die Beschlüsse gegen die Türken, um welche er durch seine

Digitized by Google

Stellung wußte, durch einen Juden an den Feind. Alsbald erschien Soliman mit einer Flotte von 400 Segeln und 140,000 Mann Landtruppen im Sommer 1522 auf der Höhe von Rhodos, während die Johanniter dem Feinde nur 600 Reiter und 4500 Mann entgegenzustellen hatten; die Stadt ergab sich nach heldenmütiger Gegenwehr 24. Dez. d. J. In der Neujahrsnacht zu 1523 verließ der Rest des Ordens unter Villiers die Insel u. kam im Mai nach Messina, das ihm der Vizekönig Pignatelli angewiesen hatte. Überall in Europa, besonders bei Kaiser und Papst, fand der Orden das tiefste Mitleid, und Karl V. überließ ihm 24. März 1530 Malta samt Gozzo, Comino und Tripolis als Lehen, wofür derselbe alljährlich einen weißen Falken als Symbol der Abhängigkeit an die spanischen Statthalter von Sizilien geben sollte. Am 26. Okt. 1530 landete der Großmeister auf Malta, und der Orden nahm davon den Namen Malteserorden an. Auch hier ward die ursprüngliche Aufgabe des Ordens nicht verabsäumt; das große, schöne, bis zuletzt unterhaltene Hospital gab Zeugnis davon.

Als der Orden unter dem Großmeister Juan d'Omedes (1536—53) Karl V. im Kriege gegen die Barbareskenstaaten wirksamen Beistand leistete, erhielt der Admiral der Ordensgaleeren (es war dies der tapfere Georg Schilling von Cannstatt aus Schwaben) die Reichsfürstenwürde (1548). Das Schloß Tripolis ging 1552 an die Türken verloren, die hierauf auch die Belagerung Maltas unternahmen. Vier Monate lang (18. Mai bis Ende August 1565) leisteten die Ritter unter dem Großmeister Jean de la Valette Parisot Widerstand und zwangen endlich den Sultan, mit einem Verlust von 20,000 Mann die Belagerung aufzuheben. Damals entstand die Stadt La Valetta zu Ehren des Großmeisters. Nach dem Tode La Valettes (1568) wurde zwar der Sitz des Ordens von Peter del Monte nach La Valetta verlegt und neuer Ruhm durch die Teilnahme an der Schlacht bei Lepanto gewonnen, allein unter den folgenden Großmeistern schwächten innere Zwistigkeiten die Macht des Ordens. Der Versuch, durch Ankauf überseeischer Besitzungen seine Verluste zu ersetzen, mißlang insofern, als nach zwölfjährigem Besitz die Inseln St.-Christoph nebst Barthélemy, St.-Martin, Ste.-Croix einer Handelsgesellschaft überlassen werden mußten. Eine glänzende Periode führte 1697—1720 der Großmeister Raimund Perellos von Roccaful noch einmal für den Orden herauf. Seine Siege über die Türken bewirkten, daß sich alle im Kriege gegen den Halbmond befindlichen Mächte um seine Hilfe bewarben. Emanuel Maria, Prinz von Rohan (1775—97), eifrigst bemüht, einen wissenschaftlichen Geist in dem Institut zu verbreiten, berief ein neues Ordenskapitel und ließ neue Statuten beraten, die 1782 erschienen. Diese zeitgemäße Umgestaltung schien den Orden von neuem zu heben: man zählte damals nicht weniger als 3000 Mitglieder desselben. Er erwarb die Güter des aufgehobenen Ordens der Spitalherren des heil. Anton von Vienne, erhielt die ihm in Polen unrechtmäßigerweise entzogenen Besitzungen zurück und trat in Pfalzbayern durch Karl Theodors Gunst in den Besitz der 1772 durch Aufhebung der Jesuiten an den Staat heimgefallenen Güter. Aber der Beschluß der französischen Regierung (19. Sept. 1792), welcher die Einziehung aller Ordensgüter dekretierte und den des französischen Bürgerrechts für verlustig erklärte, der eine Ahnenprobe fordern oder ableisten würde, traf den Orden schwer. Viele französische Malteserritter verließen ihr Vaterland und fanden auf Malta ein Asyl. Die Siege der Republik in Oberitalien entrissen dem Orden bald auch alle dort gelegenen Güter. Dagegen unterstützte der Kaiser Paul I. von Rußland den Orden bedeutend. Er schloß 1797 mit dem Großmeister einen Vertrag ab, durch den Rußland zu einem Großpriorat erhoben wurde und der Orden einen Länderbesitz mit 300,000 Gulden Einkommen erhielt. Der Nachfolger Rohans, Ferdinand, Freiherr v. Hompesch (1797—98), der erste Deutsche in dieser Würde, war seiner Stellung in so verwickelten Verhältnissen nicht gewachsen. Französische Emissäre drangen bis in die vertrautesten Kreise des Ordens ein und wußten ihn in völliger Unthätigkeit zu erhalten, bis 9. Juni 1798 Napoleon I. auf seinem Zuge nach Ägypten plötzlich vor Malta erschien und sich, da man sich seiner Landung widersetzte, 13. Juni mit Hilfe des Verrats einiger Ordensritter der Festung La Valetta und damit der ganzen Insel bemächtigte. Nur der Kaiser Paul I. mißbilligte die Gewaltthat offen und warf sich zum Verteidiger des Ordens auf, in welchem er eine kampfbereite Schar gegen die Revolution zu gewinnen hoffte. Als er aber 16. Dez. 1798 zum Großmeister gewählt ward, widersetzte sich der Papst seiner Wahl. Zwar wurde im Frieden zu Amiens (1802) Malta wiederum dem Orden zugesprochen, aber die Engländer, welche sich 1800 in den Besitz der Insel setzten, gaben sie nicht heraus. Kaiser Alexander I. ließ zwar den Orden im Besitz seiner Güter in Rußland, schlug aber das Großmeistertum aus und nahm nur den Titel eines Protektors an. Nachdem der Orden durch den Frieden von Preßburg und die Rheinbundsakte alle seine Besitzungen in Süddeutschland und Italien eingebüßt, wurden auch seine Güter in Bayern, im Königreich Westfalen und in Preußen 1808, 1810 und 1811 eingezogen, ebenso in Rußland 1810. Dem Orden verblieb jetzt nur noch das Großpriorat in Böhmen. Sitz des Ordenskapitels war seitdem Catania in Sizilien, seit 1826 Ferrara. Nach Kaiser Pauls I. Tod (1801) wurde Tommasi di Cortona im Februar 1803 zu Messina gewählt. Nach seinem Tode (13. Juli 1805) wurde der Sitz des Ordens 1834 nach Rom verlegt.

Auf Österreichs Andringen wurden dem Orden später mehrere seiner Besitzungen in den italienischen Staaten zurückgegeben, und Kaiser Ferdinand I. stiftete 1841 das lombardo-venezianische Großpriorat. Infolgedessen besteht der Orden heute aus der italienischen und deutschen Zunge. (Weiteres über die gegenwärtige Organisation des Ordens s. S. 599.) Ordensoberhaupt war seit dem Tode des letzten Großmeisters, Johann Tommasis (1805), nur ein Großmeisterstellvertreter (Luogotenente del magisterio), bis Papst Leo XIII. durch eine Bulle vom 28. März 1879 die Würde des Großmeisters wiederherstellte und den 1872 zum Luogotenente gewählten Fra Giovanni Battista Ceschi a Santa Croce damit bekleidete. Der Orden, welcher sich als souverän betrachtet, unterhält eine Gesandtschaft am kaiserlichen Hofe zu Wien.

Innere Einrichtung des ältern Ordens.

Was die innere Einrichtung des Ordens betrifft, so stand zur Zeit seiner Blüte an der Spitze der Großmeister »des Hospitals zu St. Johannes in Jerusalem und Hüter der Armen Jesu Christi«. Als der Zudrang zu dem Orden während der Kreuzzüge immer größer wurde, sah man sich genötigt, die Mitglieder nach den verschiedenen Nationen oder Zungen abzuteilen. Diese Teilung des ganzen Ordens in acht

Digitized by Google

Zungen blieb auch in späterer Zeit. Man zählte als solche die Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Kastilien, Deutschland und England. Jede Zunge wählte sich aus ihren Rittern ein Oberhaupt und besetzte mit diesem zugleich ein Ordensamt. Die durch alle Nationen so gleichmäßig verteilten Großwürden waren: der Großkommandeur, aus der Provence gewählt (Präsident der Schatzkammer); der Marschall aus der Auvergne (Befehlshaber der Fußtruppen); der Hospitalier aus Frankreich (Aufseher der Wohltätigkeitsanstalten); der Admiral aus Italien (Befehlshaber der Seemacht); der Großkonservator oder Drapier, mit dem Titel Castellan d'Emposta, aus Aragonien (Vorstand der innern Verwaltung); der Turkopolier aus England (Befehlshaber der Reiterei); der Großbailli aus Deutschland (Aufseher über die Festungswerke); der Großkanzler aus Kastilien (Minister der auswärtigen Angelegenheiten). Sämtliche Inhaber dieser Würden, die Ballivi conventuales, trugen (nebst den Prioren und Baillis) ein größeres Kreuz als die Ritter, daher ihr Name Großkreuze. Aus ihrer Mitte wurde der Großmeister gewählt. Die Zungen zerfielen in Großpriorate oder Priorate und Balleien, diese in Kommenden (Commanderies, Komtureien) geteilt. An ihrer Spitze standen Großprioren, Prioren, Baillis, Kommendatoren. Die Ritter schieden sich in Cavalieri di grazia und Cavalieri di giustizia, Gnaden- und Rechtsritter. Jeder Bewerber um die Ritterwürde mußte eine Ahnenprobe bestehen, ausgenommen waren nur die natürlichen Söhne der Fürsten. In der Regel verlangte man dazu 8 Ahnen; in Spanien und Italien genügten 4, in Deutschland waren 16 nötig. Wer diese Formalität erfüllte, wurde Rechtsritter und hatte die Befähigung zu allen Ordensämtern. Wenn aber das Kapitel mit Umgehung dieser vorgeschriebenen Adelsprobe verdienstvollen Männern die Ritterwürde erteilte, so konnten diese nie eine Würde im Orden bekleiden und hießen Gnadenritter. Gewöhnlich begann die Laufbahn eines Ritters mit dem 17. Jahre. Mit dem 18. konnte der Novize zum Profeß gelangen. Bei der Aufnahme der Geistlichen und der dienenden Brüder fiel der Ritterschlag weg, sie konnten daher das Kreuz nur auf besondere Bewilligung des Großmeisters tragen. Die Geistlichen wurden gewöhnlich nur auf 10 Jahre in Pflicht genommen. Außer diesen zum Orden gehörigen Mitgliedern konnten später noch andre Personen demselben Beistand und Treue geloben, ohne das bindende Gelübde abzulegen. Sie hießen Donaten, weil sie durch Geschenke und Vermächtnisse ihre Aufnahme einleiteten; sie trugen nur halbe Kreuze, d. h. es fehlte ein Flügel des Kreuzes, und konnten nach Wunsch austreten. In geistlichen Angelegenheiten war der Orden dem Papst untergeben, sonst aber souverän. Das Wappen des Ordens war und ist noch jetzt ein silbernes einfaches Balkenkreuz im roten Felde mit einer Fürstenkrone darüber, woraus ein Rosenkranz hervorging und sich um den Schild legte; unten hing ein kleines Johanniterkreuz (s. S. 600), dabei die Devise: »Pro fide«.

Gegenwärtige Einrichtung des Ordens.

Der jetzigen Einrichtung nach teilt sich der Orden (souveräner Orden des heil. Johannes von Jerusalem, souveräner Malteserorden) in die deutsche und italienische Zunge, welche beide unter dem Ordensmagisterium und dem Sagro consiglio zu Rom stehen. Die italienische Zunge umfaßt drei Großpriorate: 1) das Großpriorat von Rom mit 20 Ritter- und 3 geistlichen Kommenden, außerdem 12 sogen. »Juris patronatus-« oder Familienkommenden; 2) das Großpriorat der Lombardei und Venedig mit 10 Ritter- und einer geistlichen Kommende, außerdem 23 Juris patronatus-Kommenden; 3) das Großpriorat beider Sizilien mit 12 Ritter-, einer geistlichen und 3 Juris patronatus-Kommenden. Die deutsche Zunge besteht gegenwärtig aus: 1) dem Großpriorat von Böhmen mit 14 Ritter- und 3 geistlichen Kommenden; 2) der Genossenschaft der Ehrenritter in Schlesien; 3) der Genossenschaft der Ehrenritter in Westfalen und am Rhein; 4) der Genossenschaft der Englischen Ritter und 5) den in gremio religionis aufgenommenen Rittern, d. h. solchen, welche weder in ein bestimmtes Großpriorat noch in eine der drei vorgenannten Genossenschaften eingereiht sind. Die Gesamtzahl der heute in allen vier Großprioraten, in den drei Genossenschaften und in gremio religionis aufgenommenen wirklichen und Ehrenritter sowie sonstigen Angehörigen des Ordens beläuft sich auf ungefähr 1500 Personen. An der Spitze des Ordens steht der Großmeister; den einzelnen Großprioraten sind die Großprioren, den Genossenschaften die Präsidenten vorgesetzt. Jedes Priorat hat eine gewisse Anzahl von Baillis (Großkommendatoren), Kommendatoren, Profeßrittern (welche bereits die feierlichen Ordensgelübde abgelegt haben), Justizrittern (d. h. Ritternovizen), Ehrenrittern, Chevaliers de grâce, Donaten und Ordensgeistlichen.

Die Bedingungen der Aufnahme sind im wesentlichen bei den verschiedenen Großprioraten und Genossenschaften gleich. Bei der Aufnahme sind zwei Punkte sofort von Bedeutung. Die Aufnahme als Chevalier de justice oder Justizritter ist wesentlich von der Verleihung des Ehren- oder Devotionskreuzes verschieden; ebenso ist bezüglich der Aufnahme vor oder nach der Großjährigkeit ein Unterschied. Um als Chevalier de justice in der Minderjährigkeit, d. h. vor vollendetem 15. Lebensjahre (für den Orden ist man mit 15 Jahren volljährig), aufgenommen zu werden, ist es vor allem nötig, daß der Kandidat innerhalb der Grenzen der betreffenden Länder geboren sei. Der Vater des Kandidaten muß außerdem in einer dieser Provinzen begütert sein und das Inkolat (Staatsbürger- oder Unterthanenrecht) besitzen; auch die Mutter muß eine Inländerin, d. h. in den oben genannten Grenzen geboren sein. Der Kandidat hat ferner 16 ritterbürtige und stiftsmäßige Ahnen, nämlich 8 väterlicher- und 8 mütterlicherseits, zu »probieren« und einen von vier adligen Zeugen sub fide nobili an Eides Statt zu bestätigenden Stammbaum vorzulegen. Außerdem ist es für die österreichischen Unterthanen nötig, daß sie bei dem Kaiser die vorläufige Bewilligung des beabsichtigten Schrittes besonders nachsuchen. Ist auf die Erlaubnis hin die Zulassung des Aspiranten vom Kapitel ausgesprochen, so wird die Aufnahmebulle für den Kandidaten vom Ordensmagisterium in Rom erwirkt, und sobald dieselbe eingelangt ist, tritt der Kandidat in das Recht ein, das Ordenskreuz als Justizritter in der vorgeschriebenen Weise zu tragen. Der Ablegung der feierlichen Ordensgelübde (Profeß) muß eine durch zehn aufeinander folgende Jahre ununterbrochen alljährlich wiederholte einfache Angelobung der Ordenspflichten vorangehen. Während dieser zehn Jahre des einfachen Gelübdes ist es dem Justizritter gestattet, ohne weitern Dispens aus dem Orden zu treten; nur muß er dem Großpriorat die Anzeige davon machen, und

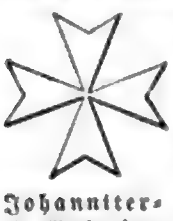
Digitized by Google

er verzichtet damit selbstverständlich auf das Recht, das Ordenskreuz zu tragen, außer er würde ausdrücklich darum einkommen und es würde ihm gestattet werden, das Kreuz als Ehrenritterkreuz (croix de dévotion) auch fernerhin zu tragen. Die Ehrenritter sind zu jährlichen Beiträgen für den Fonds des Hospizes von Jerusalem sowie für den Militärsanitätsfonds des böhmischen Großpriorats verpflichtet. Dieses Devotionskreuz wird zuweilen auch Damen vom höhern Adel verliehen. Um das Kreuz der Ehrenritter oder Devotionsdamen erlangen zu können, sind die Ahnen- und Adelsproben wie bei den Justizrittern nötig; nur fällt die Beschränkung der Nationalität weg, da auch Ausländer zugelassen werden.

Außer dem Ehren- oder Devotionskreuz wurde vom Großmeister in Rom bis in die neuere Zeit das Ordenskreuz auch an sogen. Chevaliers de grâce (Gnadenritter) und solche adlige Personen verliehen, welche sich entweder im Dienste des Ordens oder in andrer Weise hervorragende Verdienste um diesen erworben hatten, dabei aber nicht im stande waren, solche Ahnenproben zu liefern, wie dies für den eigentlichen Ehrenritter vorgeschrieben ist. Die Ernennung eines solchen Chevalier de grâce ist neuerdings zum ausschließlichen Rechte des Großmeisters erklärt worden, welches derselbe motu proprio ausübt; deshalb darf aber auch von keinem Aspiranten darum nachgesucht werden. Das Donatkreuz endlich ist seiner Bestimmung nach ein Verdienstkreuz des Ordens; dasselbe wird ausschließlich an Beamte des Ordens oder solche Personen verliehen, die sich in andrer Weise um denselben verdient gemacht haben. Für sie wird keine Ahnen- oder Adelsprobe verlangt, nur die Abstammung von ehrlichen katholischen Eltern, eine anständige Lebensstellung und unbescholtener Charakter. Souveränen und Prinzen wie überhaupt hervorragenden Personen des höchsten Adels wird zuweilen das Großkreuz des Ordens verliehen, womit die Würde des Ehrenbaillis verbunden ist.

Das Großpriorat von Böhmen hat die Krankenpflege und speziell den »freiwilligen Sanitätsdienst im Kriege« sich zur ganz besondern Aufgabe gestellt, worüber eine ausführliche Schrift unter diesem Titel (Wien 1879) erschienen ist. Das Hospiz zwischen Bethlehem und Jerusalem, dessen Protektorat der Kaiser von Österreich übernommen hat, wird durch gemeinschaftliche Beiträge des gesamten Ordens erhalten.

Die Dekoration des Großpriors, Bailli anziano, Baillis, Minister-Receveurs, der Komture und Profeßritter ist ein am schwarzen Bande um den Hals getragenes goldenes, weiß emailliertes sogen. Malteserkreuz mit Krone und Trophäe, in welcher sich die Distinktion für Jerusalem, das Balkenkreuz im roten Felde, befindet, und außerdem auf der Brust das achtspitzige linnene Kreuz (s. Abbild.). Die Justizritter tragen nur das goldene, weiß emaillierte Kreuz um den Hals, erst nach dem Profeß auch das Brustkreuz; sämtliche Ordensgeistliche tragen das Brustkreuz aus Leinwand. Die Chevaliers de grâce tragen das goldene Kreuz, anstatt der Trophäe eine Agraffe; die Donaten erster Klasse das goldene, weiß emaillierte Kreuz, nur ist der obere Arm nicht emailliert; die Justizdonaten ein Kreuzchen ohne den obern Arm; die Donaten zweiter Klasse das Kreuz mit dem Arme mit Krone, ohne Agraffe; die Ehrendamen das Kreuz der Chevaliers de grâce. Der Orden hat außerdem eine Uniform. Vgl. »Statuta ordinis hosp. St. Jo.« (Rom 1588); Beckmann, Beschreibung des ritterlichen Johanniterordens (Frankf. a. O. 1726); Herquet, Der St. J. und seine innere Verfassung (Würzb. 1865); Derselbe, Chronologie der Großmeister des Hospitalordens während der Kreuzzüge (Berl. 1880); Villeneuve-Bargemont, Monuments historiques des Grand-maîtres de l'ordre de St-Jean de Jérusalem (Par. 1829, 2 Bde.); Ortenburg, Der Ritterorden des heil. Johannes von Jerusalem (Regensb. 1866); Delaville le Roulx, Les archives, la bibliothèque et le trésor de l'ordre de St-Jean à Malte (Par. 1883); Porter, The knights of Malte (3. Aufl., Lond. 1884), und die Darstellungen der Geschichte des Johanniterordens von Vertot (Par. 1725; deutsch von Niethammer, Jena 1792, 2 Bde.), Wedekind (Berl. 1853), v. Winterfeld (das. 1859), Falkenstein (2. Aufl., Leipz. 1867), Spencer-Northcote (deutsch von Studemund, Münst. 1874); v. Finck, Übersicht der Geschichte des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem und der Ballei Brandenburg (Leipz. 1890); Ferd. v. Hellwald, Bibliographie méthodique de l'ordre souverain de St-Jean de Jérusalem (Rom 1885).



Johanniter- od. Malteserkreuz.

Der evangelische Zweig des Johanniter-Ordens, die Ballei Brandenburg.

Durch die Kabinettsorder vom 15. Okt. 1852 und die Urkunde König Friedrich Wilhelms IV., datiert Putbus 8. Aug. 1853, wurde die Ballei Brandenburg wieder aufgerichtet, die infolge des Säkularisations-Edikts vom 30. Okt. 1810, laut der Urkunde vom 23 Jan. 1811 aufgelöst worden war, deren rechtliches Bestehen auf dem Vergleich von Heimbach vom Tage St. Barnabä (11. Juni) 1382 basierte und durch den Artikel 12 im Instrument des Westfälischen Friedens ausdrücklich anerkannt worden ist. Der königlich preußische J., der 1812 gestiftet worden war, erlosch, und seine Mitglieder gingen als Ehrenritter zur neu aufgerichteten Ballei Brandenburg über, der die Förderung und Ausübung der christlichen Krankenpflege, entsprechend dem ursprünglichen Stiftungszwecke des Johanniterordens, zur Aufgabe gemacht wurde. Nachdem Prinz Karl von Preußen (gest. 21. Juni 1883) infolge der auf ihn gefallenen Wahl 17. Mai 1853 als Herrenmeister der neu aufgerichteten Ballei installiert worden war, trat das Ordenskapitel 24. Juni 1853 zum erstenmal zusammen und stellte die Statuten fest, die durch die Urkunde vom 8. Aug. 1853 landesherrlich bestätigt wurden. Die gegenwärtige Organisation der Ballei Brandenburg, deren höchster Protektor der Kaiser und König Wilhelm II. und dessen Herrenmeister der Prinz Albrecht von Preußen ist, wurde wie folgt gestaltet: Die Ordensmitglieder stufen sich ab: 1) in Kommendatoren und Ehrenkommandatoren, welche unter dem Vorsitz des Herrenmeisters nebst dem Ordenshauptmann und den Ordensbeamten das Ordenskapitel bilden; 2) Rechtsritter, die das Ordensgelübde ablegen und durch Ritterschlag und Investitur als solche aufgenommen werden; 3) Ehrenritter. Jeder Rechtsritter muß vorher Ehrenritter gewesen sein und sich zur evangelischen Kirche bekennen.

Das Ordenskapitel entscheidet über die Aufnahme neuer Mitglieder, bei denen adlige Geburt, ein Lebensalter von 30 Jahren und eine der Würde des Ordens entsprechende soziale Stellung Bedingung ist. Jeder Ehrenritter zahlt an die Ordenskasse ein Eintrittsgeld

von 1000 Mk. und einen jährlichen Beitrag von 60—75 Mk., je nachdem er einer der 15 Genossenschaften des Ordens in den preußischen Provinzen und in Württemberg, Mecklenburg, Hessen, Sachsen und Bayern beigetreten ist. Die Ballei zählte 1. Dez. 1893: einen Herrenmeister, 17 Kommendatoren, 4 Ehrenkommendatoren, einen Ordenshauptmann, 725 Rechtsritter, 3 Ehrenmitglieder u. 1628 Ehrenritter, zusammen 2379 Mitglieder. Die Ballei und die Genossenschaften derselben besitzen zur Zeit 43 Kranken- und Siechenhäuser mit 1926 Betten, in denen 1892 zusammen 10,945 Kranke und Sieche, zusammen 438,513 Tage ärztlich behandelt und zum Teil unentgeltlich oder für einen die Selbstkosten nicht deckenden mäßigen Betrag verpflegt worden sind, außerdem in Jerusalem an der via dolorosa ein Hospiz zur Aufnahme von Reisenden. Bei Landeskalamitäten sowie während der Kriege 1864, 1866 und 1870/71 hat der Orden Gelegenheit gefunden, sich segensreich zu bethätigen. Das Ordenszeichen (s. Tafel »Orden I«, Fig. 30), ein goldenes achtspitziges, weiß emailliertes Kreuz mit goldenen Adlern zwischen den Armen und einer Krone bei den Rechtsrittern, mit schwarzen Adlern und ohne Krone bei den Ehrenrittern, wird an einem schwarzen Bande um den Hals, außerdem das einfache weiße linnene Kreuz (s. S. 600) auf der linken Brust getragen. Die Ordenskleidung besteht in einer scharlachroten Uniform mit weißen Rabatten, weißem Kragen, weißen Aufschlägen und goldenen Knöpfen mit dem Ordenskreuz, weißen Beinkleidern mit goldenen Galons, goldenen Epauletten, dreieckigem Hut mit weißer Plümage ꝛc. bei den Rechtsrittern, die außerdem einen schwarzseidenen Mantel mit großem weißen leinenen Kreuze tragen; bei den Ehrenrittern ist die Uniform ohne die weißen Rabatten, der Kragen hat goldene Litzen, die Beinkleider sind ohne Galons, der Hut hat keine Plümage. Für den Dienst in der freiwilligen Krankenpflege im Kriege besteht eine Interimsuniform. Vgl. Herrlich, Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens von ihrem Entstehen bis zur Gegenwart ꝛc. (2. Aufl., Berl. 1891).

Johannot (spr. schoanno), 1) Charles, Kupferstecher und Maler, geb. 1793 in Frankfurt a. M., lieferte Umrisse zum Leben der heil. Genoveva von Brabant (12 Blätter, Par. 1813), Vignetten für die Werke von Bouilly und starb 1825 in Paris.

2) Alfred, Kupferstecher und Maler, Bruder des vorigen, geb. 21. März 1800 in Offenbach, gest. 7. Dez. 1837 in Paris, erlernte die Kupferstecherkunst bei seinem Bruder und verfertigte die Kupfer und Vignetten zu den Ausgaben der französischen Übersetzungen von Walter Scott, Cooper und Byron. Später widmete er sich der Malerei und übertrug auf sie die leichte, gefällige Weise, die seinen Kupferstichen eine günstige Aufnahme verschafft hatte. Unter seinen Bildern zeichnen sich aus: die Verhaftung des Jean de Crespierre unter Richelieu (1831), der Einzug der Mademoiselle de Montpensier während der Fronde in Paris (1833), der Besuch Karls V. bei Franz I. im Gefängnis zu Madrid (1834), Heinrich II., Katharina von Medici und ihre Kinder (1835), die Abreise der Maria Stuart aus Schottland (1836), die Herzogin von Guise am Hofe Karls IX. u. die Schlacht bei Prattelen.

3) Tony, Kupferstecher und Maler, Bruder der vorigen, geb. 9. Nov. 1803 in Offenbach, gest. 4. Aug. 1852 in Paris, half seinem Bruder Alfred zuerst bei Herstellung der Kupfer und Vignetten zu Walter Scott, Cooper und Byron und lieferte treffliche Illustrationen zu Molière und »Don Quichotte« sowie zu Goethes »Werther«. 1831 trat er ebenfalls als Maler mit romantischen Genrebildern in der Weise seines Bruders auf. Für den Herzog von Orléans malte er 1834 ein großes Bild, den Tod des Connetable Duguesclin. Im Auftrag des Königs malte er für das historische Museum zu Versailles große Darstellungen der Schlachten bei Rosbecque und bei Fontenay, der Erstürmung des Engpasses Méandre und des Besuchs der Königin Viktoria in Eu. Einen größern Ruf hat er aber als Illustrator durch zahllose Radierungen, Kupferstiche und Holzschnitte.

Johannsdorf, Albrecht von, deutscher Minnesinger, aus einem ritterlichen Geschlecht Bayerns, dichtete um 1200. Seine Gedichte sind abgedruckt in von der Hagens »Minnesingern« (Bd. 1 u. 3, Leipz. 1838) und in »Des Minnesangs Frühling« (hrsg. von Lachmann und Haupt, 4. Aufl., das. 1888); eine ansprechende Charakteristik des Dichters gibt G. Freytag im 1. Band seiner »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«. Vgl. Mülder, Albrecht v. J. Ein Beitrag zur mittelhochdeutschen Metrik (Leipz. 1894).

Johk (engl. Yoke), siamesisches Körpermaß für Teakholz, amtlich auf 16 Wa Länge, 1 Sok Breite und 5 Kabiet Dicke = $3^1/_3$ Kubiksok oder 0,417 cbm festgesetzt.

Jöhlingen, Dorf im bad. Kreis Karlsruhe, Amt Durlach, an der Linie Grötzingen-Eppingen der Badischen Staatsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, Tabaksbau und (1890) 2288 Einw.

John (spr. dschonn), engl. Vorname, soviel wie Johann oder Hans.

John, 1) Franz, Freiherr von, österreich. General, geb. 20. Nov. 1815 in Bruck an der Leitha, gest. 25. Mai 1876 in Wien, auf der Militärakademie von Wiener-Neustadt erzogen, trat 1835 als Unterleutnant in das Infanterieregiment Erzherzog Franz Karl. 1845 als Oberleutnant zum Generalquartiermeisterstab kommandiert, machte er in Italien unter Radetzkys Leitung die hohe Schule seiner militärischen Bildung durch und nahm 1848, eben Hauptmann geworden, an den Kämpfen in Oberitalien einen so hervorragenden Anteil, namentlich bei Goito und Volta, daß er in einem Jahre die Eiserne Krone, den Maria Theresien-Orden und das Militärverdienstkreuz erwarb. 1857 wurde er Oberst und Regimentskommandeur u. in den Freiherrenstand erhoben, 1859 war er Generalstabschef des 6. Armeekorps in Südtirol, und seit 1860 stand er als Generalmajor an der Spitze des Generalstabs der von Benedek befehligten italienischen Armee. Er blieb Generalstabschef der italienischen Südarmee auch 1866 unter Erzherzog Albrecht und zeichnete sich als dessen genialer Ratgeber vor und während der Schlacht bei Custozza (24. Juni) so sehr aus, daß der Erfolg nicht ausblieb und J. sogleich zum Feldmarschallleutnant ernannt wurde. Er begleitete dann auch den Erzherzog nach dem nördlichen Kriegsschauplatz und übernahm im September provisorisch, im Oktober definitiv das Kriegsministerium. Im Mai 1867 wurde er ins Herrenhaus berufen, im Dezember d. J. Reichskriegsminister. Er entwarf den Plan zur Heeresreform, welche auf der allgemeinen Wehrpflicht basierte. Schon im Januar 1868 trat er indes wegen Reibungen mit den Ungarn bezüglich des neuen Wehrgesetzes und Differenzen mit den beiderseitigen Ministerien über den Kriegsetat ab, ward im März 1869 Landeskommandierender in Graz, dann 1873 Feldzeugmeister und 1874 wieder Chef des Generalstabs der Armee, als welcher er starb.

Digitized by Google

2) Eugenie, unter dem Namen E. Marlitt bekannte Romanschriftstellerin, geb. 5. Dez. 1825 zu Arnstadt in Thüringen, gest. daselbst 22. Juni 1887, Tochter eines Kaufmanns, erregte durch ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme die Aufmerksamkeit der regierenden Fürstin von Schwarzburg-Sondershausen und wurde von dieser in ihrem 17. Jahre als Pflegetochter angenommen. Nach dreijähriger musikalischer Ausbildung in Wien betrat sie mit Erfolg die Bühne, sah sich aber durch ein plötzlich auftretendes Gehörleiden gezwungen, die theatralische Laufbahn zu verlassen, und kam nun als Vorleserin in die Umgebung der Fürstin. Hier am Hofe wie auf den mannigfachen Reisen, bei denen sie die Fürstin begleitete, hatte sie Gelegenheit, die Welt zu studieren und Erfahrungen zu sammeln, aus denen sich die Mannigfaltigkeit ihrer Charakterzeichnungen erklären läßt. 1863 aus ihrer Stellung scheidend, wendete sie sich wieder nach Arnstadt, wo sie dauernd verblieb. Erst aus dieser Zeit stammen jene spannenden Romane und Erzählungen, welche, zuerst in der »Gartenlaube« veröffentlicht, ihren Namen rasch in allen Weltteilen bekannt und beliebt machten und vielfach aufgelegt wurden. Es sind: »Die zwölf Apostel« (Leipz. 1865); »Goldelse« (1866); »Blaubart« (1866); »Das Geheimnis der alten Mamsell« (1867, 2 Bde.); »Thüringer Erzählungen« (1869); »Reichsgräfin Gisela« (1869); »Das Heideprinzeßchen« (1871); »Die zweite Frau« (1873); »Im Hause des Kommerzienrats« (1877); »Im Schillingshof« (1880); »Amtmanns Magd« (1881); »Die Frau mit den Karfunkelsteinen« (1885, 2 Bde.). Ihren unvollendet hinterlassenen Roman »Das Eulenhaus« führte W. Heimburg zu Ende (Leipz. 1888). Alle diese Werke sind ihrer Tendenz nach gegen soziale Vorurteile gerichtet und entbehren nicht der Vorzüge lebendiger Erzählung und Schilderung, wohl aber vielfach der innern Wahrheit. Eine Ausgabe ihrer »Gesammelten Romane und Novellen« erschien Leipz. 1888—90 in 10 Bänden.

3) Richard Eduard, Kriminalist, geb. 17. Juli 1827 in Marienwerder, gest. 7. Aug. 1889 in Göttingen, studierte in Leipzig, Berlin, Göttingen und erwarb 1852 in Göttingen mit der Inauguralschrift »Über Landzwang und widerrechtliche Drohungen« (Götting. 1852) den juristischen Doktorgrad. Nachdem er sich 1853 in Königsberg als Privatdozent habilitiert hatte, ward er daselbst 1856 außerordentlicher, 1859 ordentlicher Professor der Rechte. 1862—67 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, gehörte er hier der Fortschrittspartei und nach Begründung der nationalliberalen Fraktion der letztern an. 1868 ging er als ordentlicher Professor nach Kiel, 1869 nach Göttingen, 1870 aber als Rat des Oberappellationsgerichts nach Lübeck, 1876 wieder als Professor des Kriminalrechts nach Göttingen. Seine Schriften, die zu den hervorragendsten kriminalistischen Arbeiten der Neuzeit zählen, sind: »Das Strafrecht in Norddeutschland zur Zeit der Rechtsbücher« (Leipz. 1858, Bd. 1); »Die Lehre vom fortgesetzten Verbrechen und von der Verbrechenskonkurrenz« (Berl. 1860); »Über die Nemesis der altdithmarsischen Rechtsquellen« (Königsb. 1860); »Kritik des preußischen Gesetzentwurfs über die Verantwortlichkeit der Minister« (1. u. 2. Aufl., Leipz. 1863); »Über Strafanstalten« (Berl. 1865); »Kritiken strafrechtlicher Entscheidungen des preußischen Obertribunals« (das. 1866); »Über die Todesstrafe« (das. 1867, 2. Aufl. 1871); »Entwurf mit Motiven zu einem Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund« (das. 1868); »Das Strafrecht in Norddeutschland, Beurteilung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für den Norddeutschen Bund« (Götting. 1870); »Über Geschwornengerichte und Schöffengerichte« (Berl. 1872); »Das deutsche Strafprozeßrecht« (Leipz. 1880). Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften lieferte er noch in v. Holtzendorffs »Encyklopädie der Rechtswissenschaft« die Darstellung des Zivil- und Strafprozesses für die 1. Auflage, des Strafprozesses für die 2. Auflage und bearbeitete in v. Holtzendorffs »Handbuch des Strafrechts« die Verbrechen gegen den Staat. In Bezolds »Gesetzgebung des Deutschen Reiches« erläuterte er die »Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich« (Bd. 1—3, Abt. 1, Erlang. 1884—89, unvollendet).

John Bull, s. Bull.

John Halifax Gentleman, Verfasserin des, s. Craik 2).

Johnit, s. Türkis.

John o' Groats House (spr. dschönn o gröts haus, eigentlich Johnny Groat's House), ehemaliges Fährhaus am äußersten Ende von Schottland, 2,4 km westlich von Duncansby Head, im 15. Jahrh. gebaut, jetzt verschwunden, aber noch immer sprichwörtlich genannt als äußerster Punkt Schottlands.

Johnson (spr. dschonns'n), Stadt im nordöstlichsten Teil des nordamerikan. Staates Tennessee, Grafschaft Washington, Bahnknotenpunkt, mit (1890) 4161 Einw.

Johnson (spr. dschonns'n), 1) Samuel, engl. Dichter, ausgezeichneter Essayist und Lexikograph, geb. 18. Sept. 1709 zu Lichfield in Staffordshire, gest. daselbst 13. Dez. 1784, studierte zu Oxford, sah sich aber durch seine Mittellosigkeit gezwungen, noch vor beendeten Studien die Stelle eines Unterlehrers an einer Freischule zu Markt-Bosworth in Leicestershire anzunehmen. Bald gab er diese Stelle auf, um sich durch litterarische Arbeiten seinen Unterhalt zu erwerben. So übersetzte er Lobos »Reise nach Abessinien« aus dem Französischen, wofür er aber nur 5 Guineen Honorar erhielt. 1735 verheiratete er sich mit einer Witwe, die ihm 800 Pfd. Sterl. zubrachte, und gründete nun in Birmingham eine Erziehungsanstalt. Da es ihm auch damit nicht glückte, ging er 1737 mit einem seiner Zöglinge, dem später berühmt gewordenen David Garrick, nach London, um daselbst ein von ihm gedichtetes Trauerspiel: »Irene«, auf die Bühne zu bringen, was ihm aber nicht gelang. Er lieferte nun für das von Cave herausgegebene »Gentleman's Magazine« Parlamentsreden nach dem Gedächtnis, da es noch nicht gestattet war, sie nachzuschreiben (»Debates in parliament«, neue Ausg., Lond. 1811, 2 Bde.). Mehrere Gedichte aus dieser Zeit, z. B. die Satire »London« (1738), eine Nachahmung der dritten Satire des Juvenal, in welcher er die Laster und Thorheiten der Hauptstadt mit Witz geißelte, machten ihn weitern Kreisen bekannt. Es folgten: »Die Debatten des Senats zu Liliput«, eigentlich kommentierte Auszüge aus den Reden der berühmtesten Parlamentsmitglieder der damaligen Zeit; die meisterhafte Biographie seines Freundes, des Dichters Richard Savage (1744); ferner das »Dictionary of the English language« (1755, 2 Bde.), das 1758 bereits die 6. Auflage erlebte und die Bedeutung der Wörter so fixierte, daß es hierin bis jetzt allen ähnlichen Werken über die englische Sprache zur Grundlage gedient hat (neue Ausg. 1878). Ein Seitenstück zu dem Gedicht »London« war »The vanity of human wishes« (1749), eine Nachbildung der zehnten Satire Juvenals. Er redigierte inzwischen auch die moralischen

Digitized by Google

Wochenschriften: »The Rambler« (1750—52, 280 Stück) und »The Idler« (1758—60). Erst 1762 aber entriß ihn eine von der Regierung ausgesetzte Pension von 300 Pfd. Sterl. den Nahrungssorgen, wofür er sich durch zwei Flugschriften politischen Inhalts: »The false alarm« (1770) und »Taxation no tyranny« (1775, beide sehr loyal), dankbar erwies. In diese Zeit fällt auch seine Ausgabe Shakespeares (1765, 8 Bde.), an der besonders die Vorrede bedeutsam ist. Wenngleich Johnsons Charakteristik des Shakespeareschen Dramas den damals herrschenden französischen Einfluß verrät, namentlich die Achtung vor den drei Einheiten und die auch von Diderot geteilte Ansicht von der moralisierenden Tendenz des bürgerlichen Schauspiels (des Rührstückes), so durchbricht dieselbe doch anderseits mit Kühnheit die steifen Grundsätze der pseudoklassischen Tragödie. Während J. in den Alten die »Kunst« repräsentiert sieht, erblickte er in Shakespeare, ähnlich wie Milton, den Dichter der »Natur«, verzieh ihm von diesem Standpunkt aus allerlei »Regellosigkeiten« und wagte es sogar, die Shakespearesche Mischung des Tragischen und Komischen zu verteidigen. Die Frucht einer Reise nach Schottland und den Hebriden (1773) war seine »Journey to the Western Isles of Scotland« (1775), die ihn aber wegen der darin gegen die Echtheit der Dichtungen Ossians geäußerten Zweifel in eine heftige Fehde mit Macpherson verwickelte. Bereits 70 Jahre alt, lieferte er noch die Biographien englischer Dichter (»The lives of the most eminent English poets«, Lond. 1779—81 u. ö.; zuletzt Oxford 1864—65, 3 Bde.; deutsch von Blankenburg, Altenb. 1781, 2 Bde.) für eine Sammlung der englischen Klassiker. J. war ein origineller Biograph, aber zu kritisch veranlagt, um selbst mit Erfolg zu dichten, und zu sehr das Kind seiner Zeit, in der Witz und Eleganz für das Höchste in der Poesie galten. Daher sind seine Verse korrekt und fließend, aber kalt; sein Trauerspiel »Irene« ist nur ein Werk des Verstandes; auch sein politisch-lehrhafter Roman »History of Rasselas, prince of Abyssinia« (1759; deutsch unter andern von Bärmann, Hamb. 1843, 2 Bdchn.) ist mehr tüchtig als reizend. Doch kommt bei ihm außer seinen Schriften fast noch mehr seine Persönlichkeit in Betracht: seine redliche Derbheit, die sich besonders dem leichtlebigen Oliver Goldsmith gegenüber zu einer väterlichen Fürsorge entwickelte; sein fester Hausverstand, der dem litterarischen Stande zu Achtung verhalf; die epigrammatische Gedrungenheit seiner Äußerungen, die sein Bewunderer Boswell treulich aufgezeichnet hat. Johnsons sämtliche Werke wurden herausgegeben von Hawkins (Lond. 1787, 13 Bde.), Murphy (das. 1796, 11 Bde.; neue Aufl. 1876), am vollständigsten von H. Pearson Walesby (Oxf. 1825, 11 Bde.). Vgl. Boswell, Life of J. (Lond. 1791, 2 Bde.; beste Ausgaben von H. Morley, 1884, 5 Bde., und von Birkbeck Hill, 1887, 6 Bde.); Croker, Johnsoniana (das. 1836); die erst von Birkbeck Hill veröffentlichte Sammlung von Johnsons »Letters« (1892, 2 Bde.), die kleinere Biographie von L. Stephen (1878) und Hill, Wit and wisdom of J. (1887).

2) Sir William, einer der Gründer des spätern Staates New York, geb. 1715 zu Smithtown in Irland, gest. 11. Juli 1774 in Johnstown (New York), ging nach Amerika, wo sein Oheim Landbesitzer war, fing, nachdem er sich mit einer Deutschen verheiratet hatte, als Farmer und Dorfkrämer an, ging dann zum Pelzhandel über, schickte Agenten zu den Indianerstämmen, um ihnen die Felle abzukaufen, und trat mit den Rothäuten in so innigen Verkehr, daß er ihre Sitten und Gewohnheiten genau kennen lernte und es verstand, in dem nachfolgenden Kriege mit den Franzosen die Stämme im heutigen Gebiete des Staates New York auf die Seite der Engländer zu bringen. Nach dem Tode seiner Frau nahm er sich ein indianisches Mädchen ganz nach den Bräuchen des Stammes. Die französischen Jesuiten in Kanada versuchten schon seit langer Zeit, Einfluß bei den Irokesen von Zentral-New York zu gewinnen, und Gouverneur Clinton, der die ihm drohende Gefahr begriff, ernannte J. zum »Superintendent of Indian affairs«, dem es denn auch gelang, eine große Versammlung indianischer Völkerschaften nach Albany zu berufen. Als der Krieg zwischen England und Frankreich, das Vorspiel zu dem Unabhängigkeitskampfe der amerikanischen Kolonien, entbrannte, focht J. an der Spitze seiner indianischen Verbündeten, verlor 1758 in der Schlacht am Lake George ein Bein, erhielt für seine Dienste von der britischen Regierung ein Geldgeschenk nebst dem Baronetstitel u. schloß 1768 den Vertrag zu Stanwix ab, durch den das ungeheure Gebiet im Süden und Osten des Ohio, des Susquehanna und des Unadilla endgültig der Besiedelung durch die Weißen eröffnet wurde. Begraben liegt er in der nach ihm benannten Stadt Johnstown. Vgl. Griffis, Sir William J. and the six nations (New York 1891).

3) Andrew, der 17. Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 29. Dez. 1808 zu Raleigh in Nordcarolina, gest. 31. Juli 1875 in Carter County (Tennessee), verlor früh seine Eltern, wuchs in großer Dürftigkeit auf, erlernte das Schneiderhandwerk und ließ sich 1826 zu Greenville in Tennessee nieder. Erst von seiner Frau empfing er Unterricht im Lesen und Schreiben. Doch nahm er bald lebhaften Anteil an der Politik, zuerst als Whig, dann als Demokrat und entschiedener Anhänger Jacksons, und es gelang ihm, schon 1828 Alderman, 1830 Mayor von Greenville zu werden, worauf er seit 1835 mehrmals Abgeordneter zur Legislatur von Tennessee, von 1841—43 Mitglied des Senats war und 1843 in den Kongreß gesendet wurde, dem er bis 1853 angehörte. Von 1853—57 war er Gouverneur von Tennessee, und 1857 ward er Mitglied des Vereinigte Staaten-Senats. Bei dem Ausbruch des Bürgerkrieges 1861 war J., obwohl bisher Anhänger der demokratischen Partei, der einzige südstaatliche Senator, welcher sich mit Entschiedenheit für die Aufrechthaltung der Union erklärte. Auch bot er, freilich vergebens, alle ihm zu Gebote stehenden Mittel auf, um den Anschluß Tennessees an die Südstaaten zu verhindern. Zum Lohn für seine Bemühungen ernannte ihn Lincoln im Frühjahr 1862 zum Brigadegeneral und Militärgouverneur von Tennessee und erwählte ihn die republikanische Partei 1864 neben dem wieder erwählten Präsidenten Lincoln zum Vizepräsidenten. Wenige Wochen nach Antritt dieses Amtes hob ihn Lincolns Ermordung 14. April 1865 auf den Präsidentenstuhl der Union. Anfangs verfuhr er streng gegen die unterworfenen Demokraten des Südens, bald aber bekundete er durch verschiedene Amnestieerlasse für frühere Rebellen eine veränderte Politik. Gegen die wichtigsten Beschlüsse des Kongresses, wie namentlich gegen die Rekonstruktionsbill und das die volle politische Berechtigung der schwarzen Bevölkerung aussprechende Gesetz, legte er sein Veto ein, welches indessen durch die Zweidrittelmajorität des Kongresses unwirksam

Digitized by Google

gemacht wurde. Jedoch ließ sich J. dadurch nicht abhalten, durch immer neue Vetos die Politik der herrschenden republikanischen Partei zu durchkreuzen. Die Konflikte zwischen ihm und dem Kongreß wurden daher stets häufiger und erbitterter, so daß J. endlich 13. März 1868 als Angeklagter vor die Schranken des Senats gestellt wurde. Doch fehlten schließlich 26. Mai an der zu seiner Verurteilung erforderlichen Zweidrittelmajorität drei Stimmen. Da er überdies der politischen Korruption, um Anhänger zu gewinnen, schamlos Vorschub leistete, so trat er, als 4. März 1869 sein Präsidium endete, seiner Volkstümlichkeit gänzlich verlustig sowie mit Spott und Schmähungen überschüttet, ins Privatleben zurück; erst im Januar 1875 ward er wieder von Tennessee als Senator nach Washington geschickt. Die Reden Johnsons wurden von Moore herausgegeben (Boston 1865). Vgl. Savage, Life and state papers of Andrew J. (New York 1865); Foster, Life and speeches of A. J. (das. 1867); Schucht, Andrew J. und die Kämpfe seiner Zeit (Leipz. 1879); Stoddard, Lifes of Lincoln and Andrew J. (New York 1889); Hughes, General J. (das. 1893).

4) Edward Killingworth, engl. Maler, geb. 1825 zu Stratford le Bow in der Nähe Londons, bildete sich ohne Lehrer zum Maler aus und kopierte nur ältere Bilder durch Zeichnungen auf Holz. 1863 widmete er sich der Aquarellmalerei und brachte es darin so schnell zu bedeutenden Leistungen, daß er 1866 Genosse und 1876 Mitglied der Gesellschaft für Aquarellmalerei wurde. Nachdem er bis 1871 in London gelebt hatte, zog er sich auf sein Landgut im nördlichen Essex zurück. Unter seinen Werken, die in der Auffassung der Gestalten an Meissonier erinnern, sind die hervorragendsten: die ängstliche Mutter (1874), die Blumisten, ein goldener Schwarm (Blumengarten), ein Blick in den Briefbeutel und das Schlafengehen.

Johnson und Barland-Pulver, rauchloses Schießpulver aus Nitrocellulose, einem salpetersauren Salz und Kohle, bisweilen durch Kampfer gelatinisiert, dient in England als Jagdpulver.

Johnst., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Georg Johnston (spr. dschonnst'n), geb. 1798, gest. 3. Juli 1855 als Arzt in Berwick on Tweed; schrieb: »History of British sponges and lithophytes« (1842); »History of British zoophytes« (2. Aufl. 1847, 2 Bde.); »Introduction to conchology« (1850; deutsch von Bronn, Stuttg. 1854); »Natural history of the eastern borders« (1. Teil: »Botany«, 1854).

Johnston (spr. dschonnst'n, Cornwallis), kleine Koralleninsel südwestlich von der Hawaigruppe, unter 17° nördl. Br. und 168° 40' westl. L. v. Gr., 2 qkm groß, mit einem durch einen Kanal zugänglichen Ankerplatz in der Lagune und Guanolagern, weshalb die Insel 1859 von Hawaï, dann von Amerikanern aus San Francisco, aber 1892 von den Engländern in Besitz genommen wurde.

Johnston (spr. dschonnst'n), 1) James, Chemiker, geb. 1796 in Paisley, Schüler von Berzelius, war seit 1833 Professor in Durham, wo er 1855 starb. Er schrieb: »Lectures on agricultural chemistry and geology« (1842, 2 Bde.; 17. Aufl. von Cameron und Aitman, 1894); »Contributions to scientific agriculture« (1849); »Treatise on experimental agriculture« (1849); »Notes on North America« (1851, 2 Bde.); »Chemistry of common life« (1854 u. ö.; mehrfach deutsch, zuletzt von Dornblüth, 2. Aufl., Stuttg. 1887).

2) Albert Sidney, General der konföderierten Südstaaten von Nordamerika, geb. 3. Febr. 1803 in Washington (Kentucky), gest. 6. April 1862 in Shiloh, wurde in Lexington und West Point ausgebildet und trat 1826 als Leutnant in das Heer. Später siedelte er nach Texas über und diente im mexikanischen Kriege wieder in der Armee. Nach dem Frieden nahm er seinen Abschied, trat aber schon 1849 wieder ins Heer ein, wurde Kriegszahlmeister und 1855 Oberst eines Reiterregiments, an dessen Spitze er 1857 gegen die Mormonen ausrückte und 1. April 1858 in die Stadt der Heiligen am Salzsee einzog. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges war er Brigadegeneral und ging sogleich zu den Südstaaten über. Nachdem er bei Bull-Run mitgefochten, wurde er nach Tennessee entsendet, um die dortigen Freischaren zu organisieren. Ehe er aber noch diese schwierige Aufgabe vollendet hatte, ward er bei Fort Donelson geschlagen und hinter den Tennessee zurückgeworfen. Nachdem ihm Beauregard zu Hilfe gekommen, erfolgte die Schlacht von Shiloh, in welcher J. getötet wurde. Vgl. W. Johnston, Life of general Albert Sidney J. (New York 1879).

3) Alexander Keith, ausgezeichneter engl. Kartograph, geb. 28. Dez. 1804 in Kirkhill bei Edinburg, gest. 9. Juli 1871 zu Ben Rhyding in Schottland, besuchte, für das medizinische Fach bestimmt, die Edinburger Hochschule, wendete sich aber bald den geographischen Studien zu, erlernte die Kupferstecherkunst und die modernen Hauptsprachen und bereiste fast alle Länder Europas sowie Ägypten und Palästina. Nach seiner Rückkehr begann er seine kartographischen Unternehmungen mit der Herausgabe seines »National atlas« (1843), welcher mehrere Auflagen erlebte. J. hat sich in der wissenschaftlichen Welt besonders durch die Anwendung der physikalischen Wissenschaft auf die Geographie bekannt gemacht. Seine Forschungen hauptsächlich auf Humboldt u. Ritter gründend, gab er 1848 einen »Physical atlas of natural phenomena« heraus, von dem 1850 ein Auszug und 1856 eine erweiterte Ausgabe erschien. Es folgten sein vielverbreitetes »Dictionary of geography« (1855, mehrfach aufgelegt); »Atlas of the historical geography of Europe« und »Chart of the geographical distribution of health and disease« (1852); der vorzügliche »Royal atlas of modern geography« (1855), sein zweites Hauptwerk; »Atlas of the United States of North America« (1857) und eine Reihe von Schulatlanten und Wandkarten, die zum Teil zahlreiche Auflagen erlebten.

4) Joseph Eccleston, General der Konföderierten in Nordamerika, geb. 3. Febr. 1807 in Cherry Grove (Virginia), gest. 21. März 1891 in Washington, ward in West Point erzogen, war General Scotts Adjutant im Seminolenkrieg, wurde sodann im topographischen Büreau beschäftigt, befehligte im mexikanischen Kriege ein Regiment freiwilliger Voltigeurs und avancierte 1860 zum Generalmajor und Generalquartiermeister. Im April 1861 schloß er sich den Südstaaten an und ward 1862 zum Oberbefehlshaber der Truppen in Virginia ernannt, aber bei Seven Pines 31. Mai 1862 schwer verwundet. 1863 versuchte er Vicksburg zu entsetzen, ward aber 14. Mai bei Jackson zurückgeschlagen. 1863—64 führte er die Armee von Tennessee, u. sein Feldzug gegen Sherman galt als ein Meisterwerk der Feldherrnkunst. Meile um Meile wurde er durch halb Georgia gedrängt, aber jeder Schritt des Rückzuges geschah in vollkommener Ordnung, ohne Verlust an Kriegsmaterial und mit verhältnismäßig

Digitized by Google

geringen Opfern an Mannschaft während eines dreimonatigen Zeitraumes, in welchem fast jeder Tag ein Gefecht brachte. Als Sherman 1864 den kühnen Marsch durch Georgia antrat, stellte sich J. ihm bei Resaca, Allatoona Paß und Kenesaw entgegen, wurde aber überall zurückgedrängt und mußte sich nach Atlanta zurückziehen, wo er im Juli wegen seines Mißgeschicks das Kommando an General Hood abgeben mußte. Erst im Februar 1865 wurde er wieder an die Spitze der Reste der konföderierten Truppen in Südcarolina gestellt und kämpfte geschickt und hartnäckig gegen Sherman. Nach Lees Übergabe bestand er darauf, daß der Krieg vorbei und die Fortsetzung desselben ein bloßer Guerillakampf sei. Sich selbst überlassen, streckte er 27. April bei Durham's Station mit 27,000 Mann die Waffen und erhielt für sich und seine Truppen nicht nur einen ehrenvollen Pardon, sondern sicherte letztern auch die Mittel zur Heimkehr und zur Wiederaufnahme eines friedlichen Gewerbes. Er lebte seitdem zu Savannah in Georgia und benutzte fortan seinen großen Einfluß im Süden dazu, den freundschaftlichen Wiederanschluß an die Union zu fördern. J. schrieb: »Narrative of military operations conducted by him during the war between the States« (New York 1874). Vgl. Johnson, A memoir of life and public service of Joseph E. J. (Baltimore 1891).

5) Keith, engl. Kartograph und Reisender, Sohn von J. 3), geb. 24. Nov. 1844 in Edinburg, gest. 28. Juni 1879 in Afrika, veröffentlichte mehrere kleinere Abhandlungen und Karten über physikalische Geographie, unternahm 1874–75 eine Forschungsreise nach Paraguay und wendete sich dann Afrika zu, das er in einem Bande für Stanfords »Compendium of geography and travel« 1878 (4. Aufl. von Ravenstein, 1894) behandelte, und von dem er 1879 eine Übersichtskarte herausgab. 1878 wurde ihm von der Londoner Geographischen Gesellschaft die Leitung einer Expedition nach dem Nyassa- und Tanganjikasee übertragen. Nachdem er von Sansibar aus zuvor das Bergland Usambara besucht, trat er 14. Mai 1879 den Marsch von Dar es Salam an, erlag aber schon in Berobero, nur etwa 200 km landeinwärts, der Dysenterie, während Thomson (s. d.), der zweite im Kommando, die Expedition zu Ende führte. J. hat eine »Physical, historical, political and descriptive geography« hinterlassen (4. Aufl. 1890). Seine Biographie befindet sich in Thomsons Reisewerk (1881).

6) Henry Hamilton, engl. Afrikareisender, geb. 12. Juni 1858 in Kennington bei London, besuchte das King's College und unternahm 1876 aus Gesundheitsrücksichten eine Reise nach Spanien, Portugal und den Balearen, auf der er sich neben der Malerei sprachlichen und zoologischen Studien hingab. 1879 bereiste er Tunis und andre Teile von Nordafrika, 1882 begleitete er Lord Mayo nach Mossamedes und in das Ovamboland und ging dann den Kongo bis Bolobo aufwärts. 1884 besuchte er im Auftrag der Britischen Association den Kilima Ndscharo. 1885–88 machte er als englischer Vizekonsul Forschungen im Kamerungebiet, bestieg zweimal den Kamerunberg und befuhr den Rio del Rey. 1889 zum Konsul für das portugiesische Ostafrika ernannt, machte er eine Reise nach dem Nyassa-, Rikwa- und Tanganjikasee und war auch politisch thätig. Nach seiner Rückkehr (1890) erhielt er den Bathorden; 1891 begab er sich als Generalkonsul nach Britisch-Zentralafrika, wo er gegen die Araber und Sklavenjäger am Nyassasee zu kämpfen hatte. Er schrieb: »The River Congo from its mouth to Bolobo« (1884, neue Ausg. 1895); »The Kilima-Njaro expedition« (1886; deutsch, Leipz. 1886) und »Livingstone and the exploration of Central Africa« (1891).

7) Georg, Naturforscher, s. *Johnst.*

Johnstone (spr. dschonnst'n), Fabrikstadt in Renfrewshire (Schottland), am Cart, 5 km südsüdwestlich von Paisley, mit Flachs- und Baumwollindustrie, Maschinenbau u. (1891) 9668 Einw. Dabei Kohlengruben.

Johnstown (spr. dschónnstaun), 1) Stadt in der Grafschaft Cambria des nordamerikan. Staates Pennsylvanien, 90 km östlich von Pittsburg, zwischen steilen Uferhöhen am Zusammenfluß des Conemaugh und Stony Creek und an der Pennsylvania- und der Baltimore-Ohiobahn, mit den großartigen Cambria Steelworks (8000 Arbeiter), hat einschließlich der Vororte Cambria, Conemaugh und Milville (1890) 21,865 Einw. Die Stadt wurde 31. Mai 1889 durch den Durchbruch des 300 m langen, 33 m hohen, an der Basis 27 m, an seiner Krone 7,6 m starken Dammes, der den 16 km entfernten Conemaugh Lake einfaßte, vollständig zerstört; die von den Fluten fortgerissenen Trümmer stauten sich nebst denen andrer Städte und Dörfer an der massiven Eisenbahnbrücke unterhalb J. und fingen bald Feuer, wobei Hunderte lebendig verbrannten. Die Zahl der Toten überhaupt wurde auf 2280–5000, der Wert des zerstörten Eigentums auf 10 Mill. Dollar geschätzt. — 2) Hauptort der Grafschaft Fulton im Staate New York, am Cayadutta Creek, mit (1890) 7768 Einw., die namentlich starke Handschuhfabrikation treiben.

Johor (Djohor, Dschohor), malaiisches Fürstentum unter britischem Schutz (seit 1885) auf der Südspitze der Malaiischen Halbinsel, südlich von der zu den Straits Settlements gehörigen britischen Kolonie Malakka, 24,850 qkm (451,3 QM.) groß mit 300,000 Einw. (mehr als die Hälfte Chinesen). Das Reich J. war früher weit wichtiger; es umfaßte sämtliche kleinen Inseln östlich von Sumatra bis Banka, die aber seit 1641, als die Holländer den Portugiesen Malakka entrissen, an die erstern verloren gingen; 1824 wurde Singapur an England abgetreten. Die alte Hauptstadt J., Residenz des Maharadscha, 32 km von der Südküste, ist jetzt ein ärmliches Fischerdorf.

Johow, Reinhold, Jurist, geb. 30. Mai 1823 in Berlin, studierte daselbst zuerst Theologie und Philosophie, dann Rechtswissenschaft, ward Kreisrichter in Kyritz, dann in Sigmaringen, 1857 Staatsanwalt in Hechingen, 1860 Appellationsgerichtsrat in Posen, 1867 Hilfsarbeiter im Finanz- u. Justizministerium, 1869 Obertribunalrat, 1879 Geheimer Oberjustizrat. Seit 1874 war er Mitglied der Kommission zur Ausarbeitung eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuches, seit 1888 Vorsitzender derselben bis zu ihrer am 21. März 1889 erfolgten Auflösung. Hier hat J. unter Mitwirkung von Achilles, Martini und v. Liebe den das Sachenrecht enthaltenden Teil des Entwurfs zum Gesetzbuch sowie die sachenrechtlichen Vorschriften im Entwurf des Einführungsgesetzes, den Entwurf der Grundbuchordnung und des Gesetzes, betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen, nebst den dazu gehörigen umfangreichen Motiven bearbeitet. Litterarisch ist er unter anderm durch die Bearbeitung der Einleitung und der Titel 1–4, 6, 7, 17, 19–22 des ersten Teils sowie der Publikationspatente in der von ihm mit andern Juristen besorgten 7. und 8. Auflage von C. F. Kochs Kommentar zum allgemeinen Landrecht für die preußischen Staaten hervorgetreten. Er ist Herausgeber des »Jahrbuchs

Digitized by Google

für endgültige Entscheidungen der preußischen Appellationsgerichte« (Berl. 1872–79) und des »Jahrbuchs für Entscheidungen des Kammergerichts in Sachen der nichtstreitigen Gerichtsbarkeit und in Strafsachen« (das. 1881 ff.).

Jöhstadt, Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Annaberg, im Erzgebirge, am Schwarzwasser und an der Linie Wolkenstein-J. der Sächsischen Staatsbahn, 749 m ü. M., hat eine schöne evang. Kirche, eine Oberförsterei, eine Klöppel- und eine Musikschule, Fabrikation von Spritzen, Pumpen, Metallgußwaren, Schatullen, Weißwaren und Wäsche, Kunsttischlerei, Spitzenklöppelei und Posamentennäherei und (1890) 2280 Einw., davon 191 Katholiken. In der Nähe die Jöhstadter Höhe (820 m) mit Aussichtsturm. J. erhielt 1655 Stadtrecht.

Joigny (spr. schŭanji), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Yonne, an der Yonne und der Lyoner Eisenbahn, hat drei Kirchen aus der Renaissancezeit, Reste eines alten Schlosses, ein Handelsgericht, ein Collège, eine Bibliothek, ein Theater, Weinbau, Fabrikation von Geweben, Ackergeräten, Kalk und Zement, ansehnlichen Handel und (1891) 5971 Einw. — J. war im Mittelalter befestigt und hielt mehrere Belagerungen, so 1429, erfolgreich gegen die Engländer aus.

Joint-stock banks (spr. dscheunt-stock bänks), der engl. Name für solche Banken, die mit einem von vielen Personen zusammengeschossenen Kapital betrieben und daher auch nur von einem Ausschuß der Anteilseigner geleitet werden. Sie sind in vielen Fällen unsern Aktienbanken gleich, wenn sie nämlich mit beschränkter Haftbarkeit (limited liability) ihrer Mitglieder errichtet sind. In neuester Zeit vermehrt sich diese Art Banken, u. die mit unbeschränkter Haftbarkeit verschwinden allmählich. Näheres s. Banken, S. 434.

Joint-stock company (engl.), soviel wie Aktiengesellschaft (s. d., S. 281).

Joinville (spr. schŭängwil'), 1) Stadt im franz. Depart. Obermarne, Arrond. Wassy, in reizender Gegend an der Marne und an der Ostbahn gelegen, hat eine Kirche aus dem 13. Jahrh., ein ehemaliges Lustschloß der Herzöge von Guise, ein von Ludwig Philipp errichtetes Grabdenkmal mit den Gebeinen der Herren von Joinville, eine Statue des Historikers Jean Sire de Joinville, eine Gewerbekammer, Eisenwerke, Fabrikation von Wirkwaren und (1891) 4152 Einw. J. war ehedem Sitz der Baronie J., die 1551 durch König Heinrich II. zu gunsten des Herzogs Franz von Guise in ein Fürstentum umgewandelt wurde. Hiernach führt der dritte Sohn Ludwig Philipps, Franz, den Titel eines »Prinzen von J.« Vgl. Pernot, Notice historique sur le château de J. (Par. 1857). — 2) J.-le-Pont, Flecken im franz. Depart. Seine, Arrond. Sceaux, an der Marne und der Ostbahn, hat eine militärische Turn- und Fechtschule, eine landwirtschaftliche Versuchsanstalt (La Faisanderie), Eisenwerke, Schiffbau, Schmuckfedernerzeugung und (1891) 4199 Einw. Der Bogen, welchen die Marne unterhalb J. bildet, wird durch den unterirdisch geführten Kanal von St.-Maur (s. d.) abgeschnitten. Nördlich von J. befinden sich die Redouten von Gravelle und La Faisanderie der äußern Pariser Befestigungslinie. — 3) Hauptort der Kolonie Dona Francisca (s. d.) im brasil. Staat Santa Catharina, unter 26° 18′ südl. Br. und 48° 53′ westl. L. v. Gr., am Rio Cachoeira, hat regelmäßige, breite Straßen, eine protestantische und eine kath. Kirche, 6 Fabriken für Paraguaythee, 5 Zucker- und 7 Tapioka- und Arrowrootmühlen, ferner Öl-, Säge- und Reismühlen und (1885) 2523 Einw. J. ist Sitz eines deutschen Konsuls.

Joinville (spr. schŭängwil'), Jean, Sire de, der erste bedeutende Historiker der Franzosen, geb. 1224 als Sprößling einer alten Familie in der Champagne, gest. 1318, nahm als Seneschall des Grafen von Champagne, Königs Thibaut IV. von Navarra, teil an dem Kreuzzug König Ludwigs IX. (1248), wozu er auf seine Kosten 700 Bewaffnete stellte. Mit Ludwig IX., dessen Freund er geworden, kehrte er erst 1254 nach Frankreich zurück und lebte seitdem teils am Hofe, teils auf seinen Gütern. Seine durch Anschaulichkeit, Wahrheit und Treue der Schilderungen ausgezeichnete »Histoire de saint Louis« ward herausgegeben von Ducange (Par. 1668); neue Ausgaben besorgten Michel (1858) und de Wailly (1866, illustrierte Ausg. 1874); deutsche Übersetzung von Driesch (Trier 1853). Vgl. Didot, Études sur la vie et les travaux de Jean de J. (Par. 1870); Delaborde, Jean de J. et les seigneurs de J. (das. 1895).

Joinville (spr. schŭängwil'), Franz Ferdinand Philipp Ludwig Maria von Orléans, Prinz von, geb. 14. Aug. 1818 in Neuilly, dritter Sohn des Königs Ludwig Philipp und der Prinzessin Marie Amalie von Sizilien, wurde von seinem Vater für die Marine bestimmt, in die er 1834 eintrat, und in welcher er viele Seeexpeditionen, z. B. 1838 nach Mexiko, mitmachte. 1840 befehligte er die Fregatte La belle Poule, welche die Asche Napoleons von St. Helena nach Frankreich führte. 1845 war er Befehlshaber der Expedition gegen Marokko und wurde 1846 Vizeadmiral. Beim Ausbruch der Revolution 1848 befand er sich mit dem Herzog von Aumale in Algier; beide Brüder begaben sich von da über Gibraltar nach England. 1861 beim Ausbruch des amerikanischen Bürgerkriegs ging er mit seinem Sohne, dem Herzog von Penthièvre, und seinen Neffen, dem Grafen von Paris und dem Herzog von Chartres, nach Amerika und machte im Unionsheer im Stabe Mac Clellans den Feldzug von 1862 mit. Während des Krieges 1870/71 wurde sein Anerbieten, im französischen Heer gegen Deutschland zu kämpfen, von der kaiserlichen wie der republikanischen Regierung abgelehnt, und als er trotzdem unter fremdem Namen sich dem Heer Chanzys anschloß, ward er auf Gambettas Befehl ausgewiesen. Im Februar 1871 zum Deputierten erwählt, nahm er nach Aufhebung der Verbannungsdekrete im Dezember 1871 seinen Sitz in der Nationalversammlung ein; doch beeinträchtigte seine Schwerhörigkeit seine politische Thätigkeit; bei der Kammerwahl 1876 verzichtete er auf die Kandidatur. 1886 wurde er infolge des Prätendentengesetzes, das allen Mitgliedern der ehemaligen Herrscherfamilien Ämter und Würden entzog, aus den Kadres der Marinereserve gestrichen. Mehrere Aufsätze in der »Revue des Deux Mondes« erschienen gesammelt als »Études sur la marine et récits de guerre« (Par. 1859); 1894 veröffentlichte er in den illustrierten »Vieux souvenirs, 1818—48« interessante Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Er ist seit 1. Mai 1843 vermählt mit einer Tochter des Kaisers Pedro I. von Brasilien, Prinzessin Franziska (geb. 2. Aug. 1824), die ihm die mit dem Herzog von Chartres vermählte Prinzessin Franziska und den Herzog Peter v. Penthièvre (geb. 4. Nov. 1845) geboren hat.

Joinvilleland (spr. dschеunwill-), Land im Antarktischen Ozean, der östlichste Teil von Grahamsland (s. d.), östlich von Louis Philippe-Land, unter 65° südl.

Digitized by Google

Br. und 56—57° westl. L. v. Gr., von Dumont d'Urville 1838 entdeckt, bergig, wahrscheinlich vulkanisch, wie denn nach dem Bericht von Roß Crozier Rauch über den teilweise schneefreien Bergen gesehen haben will. Vorgelagert ist die von Roß benannte Ätnainsel.

Jojachin (Jechonja), König von Juda, Sohn Jojakims, bestieg den Thron nach dem Tode desselben 597 v. Chr., im 18. Lebensjahr, regierte aber nur drei Monate, indem Nebukadnezar mit einem Heere vor Jerusalem erschien, die Stadt eroberte, den Tempel in Trümmer legte und J. nebst einer großen Anzahl Juden ins Exil abführte (597). Doch erhielt J. von Nebukadnezars Nachfolger Evilmerodach gleich nach dessen Thronbesteigung 561 seine Freiheit wieder.

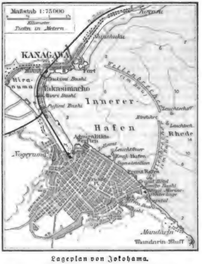
Jojakim, König von Juda 607—598 v. Chr., hieß eigentlich Eljakim und war der ältere Sohn des Josias, ward aber erst nach der Absetzung seines jüngern Bruders, Joahas, durch Necho von Ägypten 607 auf den Thron erhoben und war ein unterwürfiger Vasall Ägyptens. Um den Tribut zu zahlen u. seiner Prachtliebe zu frönen, bedrückte er das Volk mit schweren Steuern. Nach Nechos Vertreibung aus Syrien unterwarf sich J. 600 dem siegreichen König Nebukadnezar von Babylonien, versuchte aber 598, auf ägyptische Hilfe bauend, eine Empörung. Noch ehe Nebukadnezar Jerusalem selbst bezwungen hatte, starb J. 598.

Jókai (spr. jókai), Moritz, berühmter ungarischer Schriftsteller, geb. 19. Febr. 1825 in Komorn, erlangte 1846 das Advokatendiplom, beschäftigte sich jedoch ausschließlich mit Litteratur u. veröffentlichte 1846 seinen ersten Roman: »Hétköznapok« (»Werktage«), welcher bereits das bedeutende humoristische Talent des Dichters verriet. 1847 übernahm er die Redaktion der Wochenschrift »Életképek« (»Lebensbilder«) und war seit 15. März 1848 einer der litterarischen Stimmführer der Freiheitsbewegung. Anfang 1849 floh er zugleich mit der ungarischen Regierung und den Abgeordneten nach Debreczin und redigierte daselbst die »Esti lapok« (»Abendblätter«). Seit 1849 mit der damaligen ersten tragischen Schauspielerin Ungarns, Rosa Laborfalvi (geb. 1820 in Miskolcz, gest. 20. Nov. 1886), verheiratet, lebt er teils in Budapest, teils in seinen Villen im Ofener Gebirge und in Füred am Plattensee, unausgesetzt eine staunenswerte litterarische Thätigkeit entfaltend. J. hatte bis zu seinem 50. Geburtstag bereits nahe an 200 Bände veröffentlicht, darunter 29 Romane, zusammen 100 Bände stark, 2 Bände Gedichte, 2 Bände dramatischer Dichtungen, 6 Bände Sammlungen humoristischer Aufsätze, 48 Bände Novellen ꝛc. Dabei war er seit 1858 ununterbrochen als Redakteur thätig; er redigierte 1858—81 die humoristische Wochenschrift: »Üstökös« (»Komet«), und ist gegenwärtig Chefredakteur des Regierungsblattes »Nemzet« (»Nation«), in welchem das von J. gegründete Tageblatt »Hon« (»Vaterland«) fortlebt. Als Abgeordneter (er wurde seit Wiederherstellung der ungarischen Verfassung in jeden der seitherigen Landtage gewählt) gehört er der liberalen Regierungspartei an und zählt zu deren schlagfertigsten Rednern. Seinen litterarischen Ruhm begründete er hauptsächlich mit seinen Romanen, in denen zuerst der Einfluß Victor Hugos, dann der Jules Vernes, neuerdings der der französischen Realisten erkennbar ist, und von welchen viele zuerst ins Deutsche und dann aus dieser Sprache in zahlreiche andre europäische Sprachen übersetzt wurden. Sie zeichnen sich insgesamt durch lebhafte Phantasie, spannende Fabel und manchmal durch gesunden Humor aus, sündigen jedoch durch krasse Unwahrscheinlichkeit, grobe Effekthascherei und zunehmende Flüchtigkeit der Arbeit. Die bedeutendern derselben sind: »Die weiße Rose« (1854); »Die Türkenwelt in Ungarn« (1855); »Ein ungarischer Nabob« (1856); »Schwarze Diamanten« (1870); »Wie man grau wird« (1872); »Die Narren der Liebe« (1873); »Der Goldmensch« (1873); »Der Mann mit dem steinernen Herzen« (1874); »Der Roman des künftigen Jahrhunderts« (1876); »Mein, Dein, Sein« (1876); »Komödianten des Lebens« (1877); »Rab Ráby« (1880); »Pater Peter« (1881); »Die armen Reichen« (1881); »Ein Frauenhaar« (1883); »Ein Spieler, der gewinnt« (1883); »Durch alle Höllen« (1884); »Die weiße Frau von Leutschau« (1884); »Nach zehn Jahren« (1885); »Der Zigeunerbaron« (1885); »Kleine Könige« (1886); »Die Dame mit den Meeraugen« (1889); »Reiche Arme« (1891); »Die beiden Trenk« (1894). Seine politischen Gedichte erschienen 1880, 2 Bde. J. redigiert auch den ungarischen Teil des vom Kronprinzen Rudolf begonnenen Prachtwerkes »Österreich-Ungarn«. »Ausgewählte Schriften« von ihm erschienen deutsch Budapest 1881—83 (120 Lfgn.). Er ist seit 1858 Mitglied der ungarischen Akademie, seit 1860 Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft, seit 1878 Präsident der Petöfi-Gesellschaft. Vgl. L. Névy, Moritz J., Festschrift zu seinem 50jährigen Schriftstellerjubiläum (Pest 1894; ungar.).

Joke (engl., spr. dschōk), Scherz, Spaß.

Joki (finn.), soviel wie Fluß.

Jokohama (Yokohama), bedeutendster Handelshafen Japans, unter 35° 36′ nördl. Br. und 139° 39′ östl. L. v. Gr., an der Südostküste der Insel Hondo,



Lageplan von Jokohama.

am Südwestufer der Jokohamabai, einem westlichen Einschnitt der Tokio- oder Jedobai, 37 km von der Einfahrt in dieselbe durch die Uragastraße, durch Eisenbahn mit dem nordnordwestlich gelegenen, 22 km entfernten Tokio sowie mit dem 4 km nördlich liegenden Kanagawa und mit Hiogo-Osaka verbunden, hat eine

Digitized by Google

gute Reede und ein ausgedehntes Hafenbecken, eingeschlossen von zwei Wellenbrechern mit einer durch zwei Leuchtschiffe gekennzeichneten Einfahrt, in dem ein 600 m langer Hafendamm und ein Dock angelegt werden. An den breiten Kai mit kleinern Wellenbrechern, die den English Hatoba (»Hafen«) und French Hatoba, beide nur für kleine Fahrzeuge bestimmt, umgeben, schließt sich die durchaus regelmäßig angelegte Stadt, welche in drei streng geschiedene Teile zerfällt. Im östlichen befinden sich die großen europäischen Waren- und Bankhäuser, Hotels und Klubhäuser, im mittlern die Präfektur, das Stadthaus, Post- und Telegraphenamt, Zollhaus 2c. in großen, palastartigen Gebäuden, im westlichen die eigentliche japanische Stadt mit ihren Gruppen von Häuschen, in deren Mitte sich jedesmal ein »Feuerhaus« aus dicken Lehmwänden befindet, in welchem bei Feuersbrünsten alle wertvolle Habe untergebracht wird. Die Stadt, die bis 1855 ein unansehnliches Fischerdorf war, aber damals infolge der mit dem Ausland geschlossenen Verträge dem fremden Handel geöffnet wurde, zählt (1892) 132,809 Einw., darunter 4930 Fremde (3000 Chinesen, 700 Engländer, 200 Amerikaner, 180 Deutsche), ist Sitz eines deutschen Berufskonsuls, einer Handelskammer, des britischen Gerichtshofes für Japan, eines kaiserlichen Laboratoriums für Hygiene, von 5 Banken, 116 Versicherungsgesellschaften und hat mehrere Kirchen, eine englische Schule, 3 japanische Krankenhäuser und je ein deutsches, englisches und amerikanisches Seehospiz. Als Handelsstadt nimmt J. unter allen japanischen Plätzen die erste Stelle ein, obschon ihm Kobe lebhafte Konkurrenz macht; 1893 betrug die Einfuhr 36,305,069, die Ausfuhr 55,209,586 Yen. Letztere besteht vornehmlich in Seide (2994 Ton.) und Seidenstoffen, Thee und Kupfer, dann in Holzwaren, Porzellan, Streichhölzern und Lackwaren. J. ist Station zahlreicher Dampferlinien, darunter auch des Norddeutschen Lloyd (Bremen) u. der Kingsinlinie (Hamburg); mit Amerika ist es durch zwei Linien (San Francisco und Vancouver), mit Australien ebenfalls durch zwei Linien verbunden (vgl. die Weltverkehrskarte bei »Dampfschiffahrt«) und ist Sitz der nationalen Nippon Yusen Kwaisha; 1892 liefen 189 Dampfer von 872,489 Ton. u. 33 Segelschiffe von 34,799 Ton. ein.

Jokohāmahuhn, s. Huhn, S. 29.

Jokōs (v. lat. jocosus), scherzhaft, launig

Jokteel, Stadt, s. Petra.

Jokthan, bei den Arabern Kochtan genannt und als Stammvater der echten und ursprünglichen Bewohner Jemens (Jokthaniden) verehrt, war nach 1. Mos. 10, 26–29 Vater von 13 Söhnen, deren Namen wohl einzelne Stämme, Hauptorte 2c. bedeuten. Vgl. Ismael.

Jökul (dän. u. norweg.), soviel wie Gletscher.

Jola (Yola), Hauptstadt des afrikan. Fulbereichs Adamaua, unter 9° 16' nördl. Br. und 12° 47' westl. L. v. Gr., links am Binuë, von dem es durch eine sumpfige Ebene getrennt ist, durch die während des Hochwassers ein für Kähne fahrbarer Flußarm zum Binuë zieht, erstreckt sich auf einer Terrasse von O. nach W. etwa 20 km lang, besteht aus einzelnen großen Gehöften, die zur Regenzeit mit Korn besäet werden u. oft nur eine Lehmhütte enthalten; diese Hütten sind im Innern mit großer Sorgfalt aufgeputzt, oft mit Farbenschmuck versehen. Die auf 20,000 Köpfe geschätzten Einwohner treiben das Schmiedehandwerk und Handel mit Baumwollen- u. Wollenstoffen, Glaswaren, Salz und Elfenbein. Die fruchtbare Umgegend erzeugt namentlich viel wilden Reis. Der Sultan von J. erhält von der Royal Niger Company einen Jahrgehalt von 1000 Pfd. Sterl. Der Ort wurde von Barth 1851, von Flegel 1882, von Passarge und v. Uechtritz 1893, von v. Stetten 1894 besucht.

Joli (franz., spr. schŏli), niedlich, hübsch, artig.

Joliba, Fluß, s. Dscholiba.

Joliet (spr. dschŏliet), Hauptstadt der Grafschaft Will im nordamerikan. Staat Illinois, am Des Plaines, 50 km südwestlich von Chicago, mit dem es Eisenbahn und der Illinois-Michigankanal verbinden, Bahnknotenpunkt, hat ein Zuchthaus des Staates, 2 Klöster, Bibliothek, große Kalksteinbrüche, Kornmühlen, Gießereien, Stahlwerke, Fabriken von Stacheldraht, Ackergeräten und Maschinen, Schuhwerk, Thonröhren, Handel mit Korn, Rindvieh und Schweinen und (1890) 23,264 Einw.

Jolin, Johan Christopher, schwed. Schauspieler und Dichter, geb. 28. Dez. 1818, gest. 13. Nov. 1884 in Stockholm, studierte in Upsala, schrieb außer Übersetzungen 2c. gegen 20 Bühnenstücke, unter welchen die Dramen: »Mäster Smith«, »Barnhusbarnen«, »Smädeskrifvaren« und das historische Schauspiel »Ung Hanses dotter« am meisten gefielen, außerdem Novellen und Romane, wie: »Rosen bland kamelior«, »Vinglaren« 2c. Eine Sammlung seiner »Skrifter« erschien Stockholm 1872–83 in 10 Bdn.

Jolle, 1) kleines, einmastiges, namentlich in Nordwestdeutschland gebräuchliches Küstenfahrzeug; dann jedes kleine offene Boot für den Hafendienst; in Hamburg ein etwa 7 m langes, vorn und hinten spitzes Boot, welches durch den Jollenführer mit zwei Rudern fortbewegt wird und als Fährboot dient; speziell das kleinste Boot eines Kriegs- und Handelsschiffs (s. Boot, S. 266). — 2) Dünnes Tau, welches durch einen einscheibigen Block fährt.

Jöllenbeck, Gemeinde im preuß. Regbez. Minden, Landkreis Bielefeld, am Teutoburger Wald, bestehend aus Nieder-J. und Ober-J., hat eine evang. Kirche, berühmte Leinweberei, Seiden- und Plüschweberei, Seidenwarenfabrikation und (1890) 3637 Einw.

Jolly, 1) Philipp von, Physiker, geb. 26. Sept. 1809 in Mannheim, gest. 24. Dez. 1884 in München, studierte in Heidelberg, Wien und Berlin, habilitierte sich 1834 in Heidelberg als Privatdozent, wurde 1847 ordentlicher Professor und 1854 als Professor der Physik nach München berufen. Jollys Arbeit über die Endosmose gab zuerst ein exaktes Maß dieses Vorganges, indem er die Volumänderungen maß, welche sich dabei zeigen, und die Gewichtsmengen der sich austauschenden Substanzen bestimmte. Durch Konstruktion des nach ihm benannten Luftthermometers war er im stande, die Ausdehnungskoeffizienten der Gase mit einer früher nicht erreichten Genauigkeit zu messen. Durch seine Analysen der atmosphärischen Luft mit Hilfe des Kupfereudiometers wurden kleinste Schwankungen in der Zusammensetzung derselben ermittelt. Längere Zeit beschäftigte sich J. damit, den Wagen möglichst große Genauigkeit und Empfindlichkeit zu geben, letzteres besonders durch Anwendung der Ablesungen mit Spiegel und Skala. Es gelang ihm, die Genauigkeit so weit zu treiben, daß er nur durch Wägungen die wechselnde Zusammensetzung der atmosphärischen Luft erkennen konnte. Mit der Wage bestimmte J. die Abnahme der Schwerkraft bei Entfernung von der Erdoberfläche, indem er den Gewichtsunterschied eines Körpers bestimmte, je nachdem derselbe in der Wagschale lag oder an einem 21 m

Digitized by Google

langen Draht an derselben aufgehängt wurde; ferner die Dichtigkeit der Erde, indem er die Gewichtszunahme des Körpers maß, wenn unter denselben eine Bleikugel von 1 m Durchmesser gebracht wurde. Er schrieb: »De Euleri merito de functionibus circularibus« (Heidelb. 1834); »Anleitung zur Differential- und Intregalrechnung« (das. 1846); »Die Prinzipien der Mechanik gemeinfaßlich dargestellt« (Stuttg. 1852); »Über die Physik der Molekularkräfte« (Münch. 1857). Vgl. Böhm, Philipp von J. (Münch. 1886).

2) Julius, bad. Staatsminister, Bruder des vorigen, geb. 21. Febr. 1823 in Mannheim, gest. 14. Okt. 1891 in Karlsruhe, studierte 1840—44 in Heidelberg und Berlin die Rechte, habilitierte sich 1847 als Privatdozent und ward 1857 Professor der Rechtswissenschaft in Heidelberg. 1861 trat er als Rat ins Ministerium des Innern unter Lamey, strebte in Verbindung mit Roggenbach, Mathy und Bluntschli nach Einigung Deutschlands im Anschluß an Preußen, schied, als die badische Regierung 1866 ins Lager der mittelstaatlichen Politik überging, aus dem Ministerium aus, trat nach Preußens Sieg im September 1866 als Minister des Innern wieder in dasselbe ein und übernahm im Februar 1868 nach Mathys Tode den Vorsitz im Gesamtministerium. Während er im Innern die liberalen Grundsätze seiner Vorgänger streng befolgte und in der Organisation der Verwaltung und namentlich in der kirchlichen Gesetzgebung erfolgreich bethätigte, machte er sich nach außen durch Beförderung der deutschen Einheit, namentlich des möglichst engen Anschlusses Badens an den Norddeutschen Bund, verdient. 1870 stellte er sich wie der Großherzog sofort entschlossen auf Preußens Seite. Die Verhandlungen in Versailles über den Anschluß Badens an den Norddeutschen Bund und die Bildung des Deutschen Reiches führte er selbst und trug zur Vollendung des letztern wesentlich bei. 1876 erhielt er plötzlich seine Entlassung, da der Großherzog mit seiner Kirchen- und Schulpolitik nicht mehr einverstanden war. Einflußreiche Personen am Hof tadelten die Zulassung der gemischten Schulen, die Ausdehnung des Loyalitätsreverses, den das Gesetz über die Dotation der Geistlichen forderte, auf die evangelische Geistlichkeit und die entschiedene Haltung gegen die katholische Kirche. J. ward 4. Okt. 1876 zum Präsidenten der Oberrechnungskammer ernannt. Er schrieb: »Der Reichstag und die Parteien« (Berl. 1880).

3) Friedrich, Mediziner, Sohn von J. 1), geb. 24. Nov. 1844 in Heidelberg, studierte in München und Göttingen, promovierte 1867 mit einer Arbeit über die Ganglienzellen des Rückenmarks in München, wurde daselbst Assistent an der innern Klinik unter Pfeufer, dann in Werneck unter Gudden und in Würzburg unter Rineder. Hier habilitierte er sich 1871 als Privatdozent mit einer Abhandlung über den Gehirndruck und über die Blutbewegung im Schädel. 1873 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor und Direktor der psychiatrischen Klinik nach Straßburg, erhielt daselbst 1875 die ordentliche Professur der Psychiatrie und ging 1890 als ordentlicher Professor und Direktor der psychiatrischen und Nervenklinik nach Berlin. J. arbeitete über Hirnsklerose, Halluzinationen, Delirium acutum, Kriegspsychosen, Aphasie ꝛc., auch berichtete er über Irrenpflege in Schottland, über Epileptikeranstalten ꝛc. Er schrieb: »Bericht über die Irrenabteilung des Juliushospitals« (Würzb. 1873); »Hysterie und Hypochondrie« (in Ziemssens »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Leipz. 1877); »Untersuchungen über den elektrischen Leitungswiderstand des menschlichen Körpers« (Straßb. 1884); »Vorgeschichte und gegenwärtige Einrichtung der psychiatrischen Klinik in Straßburg« (Rede, das. 1887). Seit 1890 redigiert er das »Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten«.

Jolof, Negervolk, s. Wolof.

Joloinseln, s. Sulu.

Jolsva (Elsch, Jelschau), Stadt im ungar. Komitat Gömör, an der Jolsva (rechter Nebenfluß des Sajó), mit herzoglich koburgischem Lustschloß (fast ganz aus Marmor), Eisenhämmern, Marmorbrüchen, Gewerbeschule, Heilquellen u. (1890) 2419 slowakischen und magyarischen (evang. u. röm.-kath.) Einwohnern.

Jomard (spr. schomār), Edme François, franz. Geograph und Archäolog, geb. 22. Nov. 1777 in Versailles, gest 23. Sept. 1862 in Paris, nahm als Ingenieurgeograph teil am Feldzug nach Ägypten (1798—1801), beteiligte sich dann 1803—14 an der Redaktion der »Description de l'Égypte«, ward 1815 Mitglied des Erziehungsausschusses und 1818 Mitglied der Akademie der Inschriften. Seit 1828 Kustos der Karten und Pläne an der königlichen Bibliothek zu Paris, ward er 1839 Oberbibliothekar und bekleidete diese Stellung auch unter Napoleon III. Seine Hauptschriften sind: »Notices sur les lignes numériques des anciens Égyptiens« (1816—19); »Parallèle entre les antiquités de l'Inde et de l'Égypte« (1819); »Sur les rapports de l'Éthiope avec l'Égypte« (1822); »Recueil d'observations et de mémoires sur l'Égypte ancienne et moderne« (1830, 4 Bde.) u. a. Auch gab er die »Monuments de la géographie« (1842—62, 8 Tle.), eine Sammlung alter, für die Geschichte der Geographie wichtiger Karten sowie Cailliauds »Voyage à l'oasis de Thèbes« (1820) und Drovettis »Voyage à l'oasis de Syouah« (1823) heraus. Die Pariser Geographische Gesellschaft hat einen ihrer elf Jahrespreise ihm zu Ehren benannt.

Jomini (spr. schŏ-), Henri, Baron, franz. General und Militärschriftsteller, geb. 6. März 1779 in Payerne im Waadtland, gest. 24. März 1869 in Paris, trat in die Schweizergarde in Paris ein, ergriff nach deren Auflösung die kaufmännische Laufbahn, kehrte 1799 beim Ausbruch der Revolution in der Schweiz dahin zurück und ward zum Bataillonschef und Generalsekretär im Kriegsdepartement ernannt. 1803 trat er wieder in ein Pariser Handlungshaus, erwarb sich durch seinen »Traité des grandes opérations militaires« (Par. 1804—10; 4. Aufl. 1851, 3 Bde.) auch in weitern Kreisen einen Namen und wurde 1804 zum Bataillonschef und Adjutanten Neys ernannt. Er machte den Krieg von 1805 mit, schrieb im Sommer 1806 ein »Mémoire sur les probabilités de la guerre de Prusse« und begleitete Ney als Generalstabschef in den Krieg gegen Preußen 1806—1807. Napoleon verlieh ihm zum Lohn für seine Verdienste den Baronstitel. 1808 folgte er Ney nach Spanien und wurde 1811 als Brigadegeneral und Historiograph von Frankreich angestellt. Nach Beginn des russischen Feldzugs 1812 wurde er Gouverneur von Wilna und später von Smolensk. Er entwickelte beim Rückzug von Moskau große Thätigkeit und leitete gemeinschaftlich mit dem General Éblé den Bau der beiden Brücken über die Beresina. Ebenso trug er viel zum Siege bei Bautzen bei. Obgleich ihn Ney zum Divisionsgeneral in Vorschlag brachte, ward er von Napoleon wegen angeblicher Nachlässigkeit im Dienst nach Frankreich zurückgeschickt, was ihn bewog,

Digitized by Google

nach dem Waffenstillstand von Poischwitz zu den Alliierten überzutreten. Kaiser Alexander I. von Rußland erhob ihn zum Generalleutnant und Adjutanten; doch nahm er am Kriege gegen Frankreich keinen thätigen Anteil, sowie er auch von den ihm bekannten Operationsplänen Napoleons nichts verriet. 1815 begleitete er den Kaiser Alexander I. nach Paris, später auf die Kongresse zu Aachen und Verona sowie 1828 im Feldzug gegen die Türken und leistete besonders vor Warna wichtige Dienste. Verdient machte er sich auch um die Gründung der Militärakademie zu Petersburg. Seit 1855 lebte er zu Lausanne, dann in Brüssel. In der neuern Kriegslitteratur erwarb er sich einen Namen durch die »Histoire critique et militaire des campagnes de la Révolution« (Par. 1806, 5 Bde.; 3. Aufl., das. 1819—24, 15 Bde.), die »Vie politique et militaire de Napoléon« (das. 1827, 4 Bde.; deutsch von Batz, Tübing. 1828—29, 4 Bde.) und den »Précis de l'art de guerre« (Petersb. 1830; 6. Aufl., Par. 1855, 2 Bde.; hrsg. von Lecomte, das. 1894, 2 Bde.; deutsch mit Erläuterungen von v. Boguslawski, Berl. 1881). Seinen Austritt aus französischen Diensten suchte er in den beiden Publikationen: »Correspondance avec le général Sarrazin sur la campagne de 1813« (Par. 1815) und »Correspondance avec le baron Monnier« (das. 1821) zu rechtfertigen. Lecomte gab ferner von ihm heraus: »Précis politique et militaire des campagnes de 1812 à 1814. Extraits des souvenirs inédits du général J.« (Lausanne 1886, 2 Bde.). Vgl. Lecomte, Le général J., sa vie et ses écrits (3. Aufl., Par. 1888); Sainte-Beuve, Le général J. (neue Ausg. 1881).

Jommelli, Nicola, Komponist, geb. 10. Sept. 1714 in Aversa im Neapolitanischen, gest. 28. Aug. 1774 in Neapel, kam 1730 nach Neapel, wo er im Konservatorium della Pietà de' Turchini unter Mancini den Kunstgesang sowie unter Feo die Komposition studierte, und trat sieben Jahre später mit der Oper »L'errore amoroso« an die Öffentlichkeit. Mehrere Jahre bekleidete er die Direktorstelle an einem Konservatorium in Venedig, wo er unter anderm seine Oper »Merope« schrieb, die wie jene solchen Beifall fand, daß er bald zu den beliebtesten und gesuchtesten Opernkomponisten Italiens zählte. 1749 wurde er zum Kapellmeister der Peterskirche in Rom ernannt, vertauschte jedoch diese Stellung 1753 mit der eines Kapellmeisters am Hofe des Herzogs Karl von Württemberg in Stuttgart. Die Folge seines 15jährigen Aufenthalts daselbst war eine bemerkenswerte Vertiefung seines künstlerischen Naturells, derart, daß ihm die Bühne allein nicht mehr genügte und er sich mit gleichem Erfolg der Kirchenmusik zuwendete. In Italien, wohin J. 1769 zurückkehrte, wurde diese Wandlung freilich nicht als ein Fortschritt anerkannt, so daß seine letzten Opern: »Armida«, »Demofoonte« und »Ifigenia«, obwohl weitaus seine wertvollsten, doch nur geringen Beifall fanden. Die Verstimmung über diesen Mißerfolg zog ihm einen Schlaganfall zu, nachdem er sich noch kurz zuvor durch sein zweistimmiges »Miserere«, neben seinem »Requiem« das bedeutendste von seinen Kirchenwerken, ein unvergängliches Denkmal gesetzt hatte. Von den dem Titel nach bekannten 55 Opern Jommellis sind die in Stuttgart geschriebenen beinahe sämtlich durch den Brand des Theaters (1802) vernichtet worden.

Jomsburg (Jumne), zur Wikingerzeit berühmte Feste der Normannen an der pommerschen Ostseeküste, in der Nähe des jetzigen Wollin gelegen, der Sage nach von Palnotoki (s. d.) gegründet, vom Dänenkönig Magnus zerstört.

Jomuden, Stamm der Turkmenen (s. d.).

Jonas (Jona), hebr. Prophet aus dem Stamm Sebulon, verkündigte in einem Orakel die siegreiche Erweiterung des Reiches Israel unter Jerobeam II. In dem seinen Namen tragenden alttestamentlichen Buch wird erzählt, er habe von Gott den Befehl erhalten, den Niniviten den nahe bevorstehenden Untergang ihrer Stadt zu verkündigen, diesen Auftrag auch, nachdem er zuvor das bekannte Abenteuer mit dem großen Fisch erlebt, ausgeführt, worauf aber die Stadt Buße gethan, so daß Gott sie diesmal noch verschont habe. Diese Erzählung hat offenbar rein lehrhafte Tendenz, und sicherer als jede Ausscheidung des historischen oder mythischen Stoffes ist die Annahme, daß der Verfasser des Buches die Nichterfüllung prophetischer Strafandrohungen, die man oft genug erlebt hatte, motivieren wollte. Das angebliche Grab des Propheten J. wird übrigens noch heutzutage in der Gegend des alten Ninive gezeigt.

Jonas, Justus, Freund und Gehilfe Luthers bei der Reformation und Bibelübersetzung, geb. 5. Juni 1493 in Nordhausen, gest. 9. Okt. 1555, studierte die Rechte und später Theologie in Erfurt und ging 1521 als Professor und Propst der Schloßkirche nach Wittenberg. An dem Fortgang der Reformation den regsten Anteil nehmend, begleitete er Luther nach Worms, unterstützte ihn bei der Schulvisitation (1529), wohnte dem Religionsgespräch in Marburg und dem Reichstag in Augsburg bei. 1546 von Halle, wo er seit 1541 als Pastor gelebt, vertrieben, begleitete er Luther auf seiner letzten Reise nach Eisleben, wurde 1550 Hofprediger in Koburg, 1552 Pfarrer in Regensburg, 1553 Superintendent in Eisfeld. Er übersetzte mehrere Schriften Luthers und Melanchthons und schrieb außer Anmerkungen zur Apostelgeschichte: »Discussio pro conjugio sacerdotali« (1523). Sein Briefwechsel wurde herausgegeben von G. Kawerau (als 17. Bd. der »Geschichtsquellen der Provinz Sachsen«, Halle 1884—85). Vgl. Pressel, Justus J. (Elberf. 1863).

Jonathan (»Gottesgabe«), Sohn des israelitischen Königs Saul, führte den Krieg gegen die Philistäer zuerst mit glücklichem Erfolg, bis er in der Schlacht bei Gilboa (1033 v. Chr.) seinen Tod fand. Seine treue Freundschaft zu David bildet eine der schönsten Episoden der alttestamentlichen Geschichte.

Jonathan (Bruder J., engl. Brother J., spr. brödhör dschönnäthän), scherzhafter Kollektivname der Unions-Nordamerikaner, dem John Bull der Engländer nachgebildet. Der Name soll von Jonathan Trumbull herrühren, welcher zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges Gouverneur von Connecticut war und sich die Achtung und Freundschaft Washingtons in dem Grade erworben hatte, daß dieser nach einem resultatlosen Kriegsrat ausgerufen haben soll: »Wir müssen Bruder J. zu Rate ziehen«, welcher Ausruf in schwierigen Lagen bald sprichwörtlich wurde. Wahrscheinlicher bezieht sich der Spitzname auf das häufige Vorkommen dieses und andrer alttestamentlicher Vornamen in Neuengland.

Jonathan Apphus, der Makkabäer, Sohn des jüd. Priesters Mattathias, ward nach dem Tode seines Bruders Judas (160 v. Chr.) Hauptanführer der jüdischen Patrioten gegen die Syrer und hielt sich mit geringen Streitkräften an der Ostgrenze des Landes. Bei den Thronstreitigkeiten zwischen den syrischen Königen Demetrios und Alexander Balas (152) er-

Digitized by Google

griff er des letztern Partei und ward dafür erst zum Hohenpriester, dann zum Feldherrn und Meridarchen (Statthalter eines Landesteils) ernannt. Als Demetrios Nikator gegen Alexander auftrat (147), mußte sich J. 145 an erstern anschließen, welcher ihn in seinem hohenpriesterlichen Amt bestätigte. Da aber Demetrios seine Versprechungen nicht hielt, ergriff J. die Partei des unmündigen Antiochos VI., der von Diodotos Tryphon, einem Feldherrn Alexanders, als Gegenkönig gegen Demetrios aufgestellt war, und schlug in Galiläa ein Heer des Demetrios. Nachdem er einen Angriff des letztern abgeschlagen, befestigte er Jerusalem stärker, ließ sich aber von Tryphon, welcher sich der Krone des Antiochos bemächtigt hatte, überlisten, fiel in dessen Gefangenschaft und ward kurze Zeit darauf getötet (143).

Joncières (spr. schongßiär'), Victorin de, franz. Komponist, geb. 12. April 1839 in Paris, war auf dem Konservatorium Schüler von Elwart und Leborne, verließ aber das Institut infolge eines Streites mit Leborne über Richard Wagner, dessen Sache er auch als Musikreferent (für die »Liberté«) vertrat. Von seinen Kompositionen sind zu nennen: die Musik zu »Hamlet«, die Opern: »Sardanapal« (1867), »Pompejis letzter Tag« (1869), »Dimitri« (1876, alle drei im Théâtre Lyrique aufgeführt), »Königin Bertha« (1878 in der Großen Oper aufgeführt) und »Johann von Lothringen« (1885, auch in Köln aufgeführt); ferner eine Symphonie romantique, eine Chorsymphonie: »La Mer«, eine ungarische Serenade, ein Violinkonzert, eine Konzertouvertüre 2c. Seinen Werken fehlt Reinheit des Stils.

Jonckbloet (spr. -blut), Willem Jozef Andreas, niederländ. Litterarhistoriker, geb. 6. Juli 1817 im Haag, gest. 19. Okt. 1885 in Wiesbaden, studierte seit 1835 in Leiden zuerst Medizin, dann Rechtswissenschaft, um sich schließlich dem Studium der niederländischen Litteratur zuzuwenden. Nachdem er bereits 1840 wegen einer Abhandlung über Ludwig van Velthem in Leiden zum Ehrendoktor ernannt worden war, erhielt er 1847 eine Professur am Atheneum zu Deventer, 1854 an der Akademie zu Groningen, die er bis 1864 bekleidete. Von 1864—77 war er Mitglied der Zweiten Kammer der Generalstaaten und von 1877—83 Professor an der Universität zu Leiden. Seine Hauptwerke sind: »Over den middennederlandschen epischen versbouw« (1849); »Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst« (Amsterd. 1851—54, 3 Bde.); »Étude sur le roman de Renart« (Groning. 1863); »Gedenkboek der hoogeschool te Groningen« (das. 1864) u. »Geschiedenis der nederlandsche letterkunde« (das. 1868—70, 3 Bde.; 1881—86, 6 Bde.; deutsch von W. Berg [Lina Schneider], Leipz. 1870—72). Den höchsten wissenschaftlichen Wert haben seine Ausgaben verschiedener mittelniederländischer Dichtungen: »Beatrijs« (Haag 1841, und 1859 zusammen mit »Carel ende Elegast«), »Dietsche Doctrinale« (das. 1842), »Karel de Groote en zijne 12 Pairs« (Leiden 1844: Fragmente des Romans der Lorreinen), »Dietsche Catoen« (das. 1845), »Lancelot« (Haag 1846—49, 2 Bde.), »Walewein« (Leid. 1846—48, 2 Bde.), »Reinaert« (Groning. 1856). Seine mittelfranzösischen Ausgaben sind: »Li romans de la Charrette« (Haag 1849) und »Guillaume d'Orange, Chanson de geste« (das. 1854, 2 Bde.). Später erschien von ihm »Guillaume d'Orange, Chanson de geste du XII. siècle mise en nouveau langage« (Amsterd. 1864). Viel Aufsehen erregte seine satirische, anonym erschienene Jugendschrift: »Phy-iologie van den Haag« (1843). Sein Leben beschrieb H. E. Moltzer (1887).

Jones (spr. dschonns), 1) Inigo, engl. Architekt, geb. um 1572 in London, gest. daselbst 21. Juli 1652, war erst Tischler, erwarb sich aber durch einige Landschaftsgemälde hohe Gönner, die ihn zu seiner künstlerischen Ausbildung Frankreich, Flandern, Deutschland und Italien bereisen ließen. Bald aber trat seine Liebe zur Baukunst in den Vordergrund. Als praktischer Architekt war er zuerst in Dänemark unter Christian IV. thätig, dann bei König Jakob I. von England. Nach der Rückkehr von einer zweiten italienischen Reise, auf welcher er besonders Palladios Werke in Venedig studierte, kam er nach London. Seine bedeutendsten Bauwerke sind: der Bankettsaal im Palast Whitehall, die Villa in Chiswick, das Hospital zu Greenwich, die Säulenhalle der St. Paulskirche, die alte Londoner Börse, das Schloß des Grafen Pembroke zu Wilton in Wiltshire und der Palast Ambresbury in derselben Grafschaft (zum Teil unter Mitwirkung seines Adoptivsohns Webb). Unter Karl I. wurde J. Oberinspektor aller königlichen Gebäude. Er vermischte noch gotische Elemente mit jenen der spätern italienischen Weise, hatte sich aber sonst in Italien die Überreste der Kaiserzeit und der spätern Werke des neuern italienischen Stiles zu Mustern genommen. Er schrieb: »Essay on Stonehenge« (Lond. 1655; neue Ausgaben 1725 u. 1815). Vgl. Kent, Designs of Inigo J. (Lond. 1727; spätere Ausgabe mit Erläuterungen 1770); Cunningham, Inigo J., a life of the architect (das. 1848); Loftie, Inigo J. and Wren (das. 1893).

2) Sir William, hervorragender engl. Orientalist, geb. 28. Sept. 1746 in London, gest. 27. April 1794 in Kalkutta, studierte in Oxford die Rechte, erlernte daneben Arabisch und Persisch und ward 1765 Erzieher des Grafen Spencer. 1783 ungeachtet seines jugendlichen Alters zum Oberrichter von Bengalen ernannt, studierte er in Kalkutta die Sanskritsprache und benutzte seine einflußreiche Stellung dazu, um dort 1784 die Asiatische Gesellschaft ins Leben zu rufen, deren Präsident er lebenslang blieb. In der von derselben herausgegebenen Zeitschrift »Asiatic Researches« u. in seinem Werke »Asiatic miscellanies« (Kalk. 1788) veröffentlichte er zahlreiche Proben arabischer, persischer, türkischer und indischer Dichtungen und Beiträge zur orientalischen Geschichte und Völkerkunde; den bleibendsten Ruhm aber sicherte er sich durch seine meisterhafte Übertragung von zwei der wichtigsten Werke der Sanskritlitteratur, Kalidasas Drama »Sakuntalâ« (Kalk. 1789; deutsch von G. Forster, 1791) und »Manus Gesetzbuch« (das. 1794). J. war auch der erste, welcher den Druck eines Sanskritwerkes veranstaltete (»Ritusamhâra«, Kalk. 1792), und einer der ersten, welche auf die Verwandtschaft der alten Sprache und Mythologie der Inder mit derjenigen der europäischen Kulturvölker aufmerksam wurden. Seine Schriften erschienen gesammelt London 1799, 6 Bde.; neue Ausgabe 1807, 13 Bde. Die Ostindische Handelskompanie ließ ihm als Übersetzer des »Manu« ein Denkmal in der Paulskirche zu London setzen. Vgl. Teignouth, Memoirs of the life of Sir W. J. (neue Ausg., Lond. 1838, 2 Bde.).

3) John Paul, Begründer der Marine der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 6. Juli 1747 zu Arbigland in Schottland als Sohn eines Gärtners, gest. 18. Juli 1792 in Paris, reiste 1760 im

Digitized by Google

Auftrag seines Lehrherrn, eines Kaufmanns, nach den amerikanischen Kolonien. Hier trieb er einige Zeit Sklavenhandel, empfand jedoch bald Abscheu davor, wurde Seemann und machte verschiedene Reisen in die westindischen Gewässer. Beim Ausbruch des nordamerikanischen Befreiungskriegs bot er 1775 dem Kongreß seine Dienste an und trat als Leutnant bei der Marine ein. Nachdem er an der fehlgeschlagenen Expedition nach den Bahamainseln teilgenommen, begleitete er teils als Kapitän der Sloop Providence Kauffahrteischiffe, teils kreuzte er gegen die Engländer. 1776 wurde er von Washington zum Kapitän ernannt. Mit dem Ranger, einer Brigg von 20 Kanonen, beunruhigte er sodann die englischen Küsten. Hier erschien er im April 1778 vor Whitehaven, vernagelte die dort vorgefundenen Kanonen und steckte mehrere im Hafen befindliche Schiffe in Brand. Das englische Schiff Drake von 22 Kanonen wurde im Kanal zwischen England und Irland von ihm erbeutet und als Prise nach Brest geführt. Im August 1779 wurde er zum Kommodore eines aus französischen und nordamerikanischen Schiffen zusammengesetzten Geschwaders ernannt. Wiewohl sein Anschlag auf das reiche Liverpool nicht gelang, so setzte er doch die ganze britische Küste in Schrecken, nahm 22. Sept. nach hartem Kampf das große britische Schiff Serapis und kehrte mit 800 Gefangenen und reicher Beute nach Brest zurück. 1788 trat er auf Einladung der Kaiserin Katharina II. als Konteradmiral in russische Dienste, verließ diese jedoch, durch Potemkins und des Prinzen von Nassau Eifersucht bewogen, schon im folgenden Jahre wieder. Nachdem er Österreich vergebens seine Dienste angeboten, zog er sich nach Paris zurück. Die unter seinem Namen erschienenen »Mémoires« (Par. 1789, 2 Bde.; Edinb. 1830) sind wahrscheinlich unecht. Seine Biographie lieferten Sherburne (2. Aufl. 1851), Simms (New York 1845), Abbott (das. 1875) und ein Ungenannter (das. 1884). In Romanen behandelten sein Leben Cooper in »The Pilot«, Allan Cunningham in »Paul J.« und A. Dumas in »Le capitaine Paul«.

4) Sir Harry David, engl. General, geb. 14. März 1791, gest. 2. Aug. 1866, trat 1808 als Leutnant in das Heer, dem er fast 58 Jahre angehört hat. Er kämpfte 1810—14 in Spanien und ging dann zur Armee des Generals Lambert nach Amerika. Von dort zurückkehrend, landete er am Tage von Waterloo, 18. Juni 1815, in Ostende, zog mit den englischen Truppen nach Paris und wurde Kommandeur der Befestigungen auf dem Montmartre. 1840 avancierte er zum Obersten und erhielt 1851 die Leitung der Ingenieurschule zu Chatham. Beim Ausbruch des Krimkriegs zum Oberst und Brigadekommandeur ernannt, führte er in Gemeinschaft mit Baraguay d'Hilliers die Operation gegen Bomarsund aus, deren glücklicher Erfolg ihm die Ernennung zum Generalmajor und das Kommando über das englische Ingenieurkorps in der Krim eintrug, wo er in Gemeinschaft mit General Niel den Fall Sebastopols herbeiführte. 1856 wurde er Gouverneur der Militärschule von Sandhurst, 1860 Generalleutnant.

5) Owen, engl. Architekt, geb. 15 Febr. 1809 in London, gest. daselbst 19. April 1874, studierte unter Vuillamy, reiste 1834 nach Spanien, wo er sich namentlich in Granada aufhielt, und von da nach Ägypten. Nach England zurückgekehrt, gab er das Prachtwerk »Plans, elevations, sections and details of the Alhambra« (Lond. 1842—45, 2 Bde.; 2. Aufl. 1847—48) heraus. 1851 übertrug man ihm die innere Ausschmückung des Kristallpalastes der ersten Weltausstellung, und als das Gebäude vom Hydepark nach Sydenham übertragen wurde, erhielt er den Auftrag, die verschiedenen Räumlichkeiten dem Charakter der Zeit und des Landes anzupassen, für die sie bestimmt waren. Hervorragend ist darunter der »Alhambra court«. 1856 erschien sein Hauptwerk: »The grammar of ornament« (4. Aufl., Lond. 1880, 112 Blätter; auch in deutscher Ausgabe), die erste umfassende Darstellung des ornamentalen Stiles aller Völker, ein Werk, welches auf das moderne Kunstgewerbe Englands großen Einfluß geübt hat.

6) Thomas Rymer, s. *Jons*.

Jonesboro (spr. dschōnnsbōro), Hauptort der Grafschaft Union des amerikan. Staates Illinois, 4 km vom Mississippi, mit großem Irrenhaus und (1890) 2065 Einw. J. ist berühmt wegen seiner vorzüglichen Früchte. In der Nähe Eisengruben und Kalksteinbrüche.

Jonesräder (Hängeräder), Wagenräder aus Eisen mit hohler Nabe und hohlem Felgenkranz, in denen die Speichen aus Rundeisen derart stecken, daß die Last stets an den obern Speichen hängt, also deren Zerreißungsfestigkeit beansprucht. Die J. dienten in der Artillerie zum Fahren schwerer Lasten, sind aber wegen Schwerfälligkeit und starken Fahrgeräusches wenig gebräuchlich.

Jonge, 1) Johannes Cornelis de, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 9. Mai 1793 in Zierikzee, gest. 11. Juni 1853 in Zeeland, war niederländischer Reichsarchivar und Aufseher des königlichen Münzkabinetts im Haag. Von seinen Werken ist besonders zu nennen: »Geschiedenis van het nederlandsche zeewezen« (3. Aufl., von seinem Sohn herausgegeben, Zwolle 1869, 6 Bde.).

2) Johan Karel Jacob de, niederländ. Historiker, Sohn des vorigen, geb. 17. Juni 1828 im Haag, gest. 15. März 1880, studierte in Leiden die Rechte, wurde dann Unterarchivar beim Reichsarchiv im Haag. Er ist Herausgeber des großartig angelegten Werkes »De opkomst van het nederlandsch gezag in Oost-Indië; verzameling van onuitgegeven stukken uit het oudkoloniaal archief« (Haag 1862—77, 10 Bde.; Bd. 11—13 hrsg. von van Deventer, 1883—89), welches Quellen nebst einer gründlichen Darstellung der niederländischen Kolonialgeschichte im Indischen Archipel enthält.

Jongleur (franz., spr. schong-glör, mittellat. joculator, provenzal. joglar, altfranz. jogleor), bei den Provenzalen und Nordfranzosen Bezeichnung für Spielleute, ausübende Künstler, welche aus Gesang, Musik und Erzählung ein Gewerbe machten (im Gegensatz zu den als Dichter produktiven Troubadouren und Trouvères) und vielfach auch zur Gaukelei und Possenreißerei herabsanken. Troubadoure, welche die Gabe, ihre Lieder singend vorzutragen, nicht selbst besaßen, pflegten einen J. zum Begleiter anzunehmen, um von diesem ihre Gedichte singen und zugleich auf einem Instrument begleiten zu lassen. Bei den Nordfranzosen hießen die Jongleure, wenn sie im Dienst großer Herren standen und selbst zu dichten verstanden, auch Menestrels (s. d.). Vgl. Freymond, Jongleure und Menestrels (Halle 1883). — Gegenwärtig versteht man unter Jongleuren lediglich Leute, welche Meister in den Künsten der Körpergewandtheit und Äquilibristik sind; unter diesen sind die indischen Jongleure die berühmtesten.

Jonke, Feldmaß auf Java, s. Bouw.

Digitized by Google

Jonkheer (»Junker«), in Holland das gewöhnliche Adelsprädikat.

Jönköping (spr. jönbschöping), Län im Innern des südlichen Schweden, grenzt im N. an Skaraborglän und Ostgotland, im O. an letzteres und Kalmar, im S. an Kronoberg, im W. an Halland und Elfsborgslän und umfaßt den nördlichen höhern Teil der Landschaft Småland mit einem Areal von 11,574,6 qkm (210,2 QM.) und (Ende 1890) 193,704 Einw. Das Land ist gebirgig und von Seen (Wettersee) und Flüssen (Nissa, Laga, Helgeå, Mörrumså, Emmå, Svartå 2c.) erfüllt, hat aber zum Teil fruchtbaren Boden und in seinen Bergen (z. B. im Taberg) ansehnlichen Metallreichtum. 10,3 Proz. des Areals sind Acker- und Gartenland, 15 Proz. Wiesen und 21,9 Proz. Wald. Angebaut werden vornehmlich Hafer, Roggen und Kartoffeln. 1890 gab es 9909 Pferde, 138,097 Stück Rindvieh, 107,247 Schafe und 31,245 Schweine. Unter den Wäldern ist der Holaveden, der nördliche Grenzwald, der bedeutendste. Das Län zerfällt in neun Gerichtsbezirke.

Jönköping (spr. jönbschöping), Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), liegt in reizender Gegend am Südende des Wettersees u. an der Staatsbahnlinie Falköping-Malmö, hat einen Hafen, Handel (Ausfuhr von Pappe, Papier, Gußwaren, Holzmasse, Zündhölzern), Binnenschiffahrt (angekommen 1893: 1589 Schiffe von 88,062 Ton.), Zündhölzer- (»Säkerhets Tändstickor«), Papier-, Tapeten- und Tabaksfabrikation und (1890) 19,682 Einw. J. ist Sitz des höchsten Gerichtshofs von Gotland sowie eines deutschen Vizekonsuls. — J. war Sitz mehrerer schwedischer Reichstage, besonders 1599. Hier 10. Aug. 1809 Friedensschluß zwischen Dänemark und Schweden.

Jonquille (franz., spr. schonkil[l]j), gelbe Narzissenart, s. Narcissus. Daher Jonquillenfarbe, hochgelbe, ins Grünliche spielende Farbe.

Jons., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Thomas Rymer Jones, engl. Zoolog und Anatom.

Jonson (spr. dschonnß'n), Ben (eigentlich Benjamin), engl. Dramatiker, geb. 1572 oder 1573 in Westminster in London als posthumer Sohn eines schottischen Geistlichen, gest. 6. Aug. 1637, wurde zwar in eine gelehrte Schule gebracht und errang den Ruhm eines gelehrten Mannes, konnte aber wegen der gedrückten Lage seiner Familie keinen akademischen Grad erlangen. Eine Weile half er seinem Stiefvater, der Bauführer war; doch konnte er diese Beschäftigung nicht lange aushalten, wie er später dem schottischen Dichter Drummond, dem Hauptberichterstatter über Jonsons Leben, erzählt hat. Als damals Königin Elisabeth ihren hart bedrängten Truppen in Flandern Verstärkung sandte, ließ auch J. sich anwerben; nach beendetem Feldzug kehrte er nach London zurück, um sich alsbald der Bühne in praktischer und schriftstellerischer Thätigkeit zuzuwenden. In letzterer Beziehung scheinen Zusätze zu ältern beliebten Stücken der Anfang gewesen zu sein. Sehr früh verheiratet, hatte J. nicht lange darauf das Unglück, einen Schauspieler im Duell zu töten, was ihm eine längere Haft zuzog. Durch Fürsprache ward er aber wieder in Freiheit gesetzt. Um jene Zeit war auch sein erstes uns erhaltenes Lustspiel: »Every man in his humour« (1598), entstanden, das durch Shakespeares Einfluß zur Aufführung gekommen sein soll; sicher spielte Shakespeare darin eine Rolle. Die eigentümliche Richtung Jonsons ist bereits in diesem ersten Stück vollkommen ausgeprägt u. wiederholt sich in der etwas spätern Sittenkomödie »Every man out of his humour«: der Dramatiker stellt jeden in seinem »Humor« dar, d. h. in seinem einseitigen, meist zur Thorheit und Lächerlichkeit gewordenen Wesen. Dieser Humor bezeichnet gleichsam die fixierte, stehen gebliebene Laune, die ihren Träger als Original erscheinen läßt. Wo J. bei Darstellung dieser »humours« den Boden der Wirklichkeit verläßt und (nach Hurds treffendem Ausdruck) abstrakte Passionen zum Gegenstand wählt, da wird er fast ungenießbar. Dies ist besonders der Fall in »The silent woman« (1609, deutsch von Tieck in »Shakespeares Vorschule«) und in »Volpone, or the fox« (1605), einem Stück, welches Goethe von jeder weitern Lektüre Jonsons abschreckte. Eine wenig glückliche Mischung phantastisch-konstruktiver und realer Elemente weist »Cynthia's revels« (1599) auf: hier wird die Königin Elisabeth, dem Zeitgeist entsprechend, mit einer ans Sinnlose streifenden Schmeichelei als Göttin verherrlicht, während die Typen der Höflinge um so beißenderm Spott preisgegeben werden. Charakteristisch sind die dort eingeflochtenen Gesellschaftsspiele der Herren und Damen vom Hofe. Die persönlichen Streitigkeiten aber, in die J. durch dies Stück wie durch den gegen Marston und Dekker gerichteten »Poetaster« (1601) verwickelt ward, bewogen ihn, in seinen nächsten Produktionen von der Gegenwart abzusehen und im »Sejanus« (1605) und im »Catilina« (1611) antike Stoffe zu behandeln. Von ungleich packenderm Interesse ist das Lustspiel »Bartholomew fair« (1614). Hier wird der Jahrmarkt von Smithfield mit all seinen harmlosen Volkslustbarkeiten vor uns entrollt, denen der fanatische Puritaner, zumal in Gestalt des »Rabbi Landes-Eifer«, den Untergang geschworen hat, und bei aller Breite und vielen ordinären Zügen zeigt das lebenswahre Volksstück den Dichter als treuen Beobachter und wuchtigen Kämpfer gegen die Puritaner. Dieser Kampf tritt im »Jahrmarkt« ungleich gestalt- u. gehaltvoller hervor als in dem leblosen »Alchemist« (1610), weicht aber bei der zunehmenden Aussichtslosigkeit dieser Bestrebungen allmählich einer elegischen Resignation, die in »The sad shepherd« ihren Ausdruck findet: J. sieht hier die Schließung der Theater durch die Puritaner mit voller Deutlichkeit voraus. War aber J. im ganzen nur wenig vom Beifall des Publikums begünstigt, das er deswegen als »ungelehrt und possenergeben« verspottet, so gewann er anderseits und mit vollem Rechte den Beifall des Hofes durch seine unter dem Namen der »Masques« bekannten, zum Teil allegorischen Gelegenheitsgedichte. Gerade hier zeigt sich J. von seiner anmutigsten Seite; sein lyrisches Talent, das in frühern Werken nur gelegentlich durchblitzt, gelangt hier zur vollsten Entfaltung. Allerdings geht die Schmeichelei gegen König Karl I., der den Jahrgehalt des bereits von König Jakob zum Hofpoeten ernannten Dichters auf 100 Pfd. Sterl. erhöht hatte, bis ins Maßlose, zumal in der Maske »Verwandelte Zigeuner«, die aber gleichwohl als ein ebenso kunstreiches wie treues Spiegelbild vom Hof der absoluten Stuarts betrachtet werden muß. J. starb in Ansehen und seltener Beliebtheit, obwohl in dürftigen Verhältnissen; sein Grabstein in Westminster Abbey trägt die Inschrift: »O rare Ben J.« Eine Sammelausgabe seiner zahlreichen Werke unternahm er selbst 1616 (1630–41, 2 Bde.; 2. Ausg. 1692). Vollständigkeit kann aber erst der von W. Gifford nachgerühmt werden (Lond. 1816, 9 Bde., mit Noten und Biographie; neue Ausg. 1872, 3 Bde., und 1875, 9 Bde.),

Digitized by

auf welcher die Ausgaben von Barry Cornwall (das. 1838, neue Aufl. 1853) u. Cunningham (1875, 3 Bde.) fußen. Vgl. »Notes of B. Jonson's conversation with W. Drummond« (Lond. 1842); Graf Baudissin, Ben Jonson und seine Schule (Leipz. 1836, 2 Bde., mit der Übersetzung einiger Stücke); Mézières, Contemporains et successeurs de Shakespeare (2. Ausg., Par. 1864), worin besonders die kulturhistorische Bedeutung des Dichters berücksichtigt ist; Symonds, Ben J. (Lond. 1886); Swinburne, A study of Ben J. (das. 1889).

Jonvalturbine (spr. schongwall-), s. Wasserrad.

Jonzac (spr. schongsack), Arrondissementshauptstadt im franz. Depart. Niedercharente, an der Seugne und der Staatsbahnlinie Nantes-Bordeaux, hat eine Kirche mit romanischer Fassade, Reste eines Schlosses (15. Jahrh.), eine Ackerbaukammer, Branntweinbrennerei, Handel mit Branntwein, Vieh, Geflügel und (1891) 2762 Einw.

Joos, Markt in Ungarn, s. Jászó.

Jopenbier, Danziger, s. Bier, S. 1006.

Joplin, Stadt in der Grafschaft Jasper des nordamerikan. Staates Missouri, Bahnknotenpunkt, mit zahlreichen Schmelzhütten für die reichen Blei- und Zinkgruben der Umgebung und (1890) 9943 Einw.

Joppe, alter Name der Stadt Jafa (s. d.).

Jora, linker Nebenfluß der Kura im russ. Transkaukasien, entspringt nahe dem Berg Borbalo, durchfließt die Karaja- und Upadarsteppe, empfängt links den bedeutenden Alasan und mündet kurz darauf, 315 km lang.

Joram (hebr. Jehoram), 1) König von Israel (851—843 v. Chr.), zweiter Sohn Ahabs, folgte seinem Bruder Ahasja auf dem Thron, schaffte den Baalskult wieder ab und stellte den Bilderdienst Jehovahs wieder her. Ein im Bunde mit Juda unternommener Krieg gegen die Moabiter schlug fehl, da deren König seinen Sohn opferte. Der König Ben Hadad von Damaskus fiel darauf in Israel ein und bedrängte Samaria aufs äußerste, bis er durch einen feindlichen Angriff auf sein Land zum Rückzug gezwungen wurde. In einem Racheseldzug gegen Damaskus ward J. gefährlich verwundet und bald darauf durch seinen bisherigen Feldherrn Jehu, den Elisa heimlich zum König von Israel gesalbt hatte, zu Jesreel ermordet. Derselbe Usurpator räumte auch alle übrigen Glieder der Familie Ahabs aus dem Wege.

2) König von Juda, Sohn und Nachfolger des Josaphat (848—844 v. Chr.), ward durch seine Gemahlin Athalia, Tochter des israelitischen Königs Ahab und der berüchtigten Isebel, zur Begünstigung des Götzendienstes verleitet. Dabei waren die äußern Schicksale des Staates keine glücklichen: die Edomiter machten sich unabhängig, die Grenzstadt Libna fiel ab, und arabische Hirtenvölker überfielen Jerusalem und entführten die Söhne und Weiber des Königs, welcher an einer Unterleibskrankheit starb.

Jorasses (Les Grandes J., spr. schoráß), s. Montblanc.

Jorat (spr. schorá, deutsch Jurten, soviel wie Jura oder Wald), eine der Hügelmassen der schweizer. Hochebene (928 m), bildet ein nach N. allmählich abgedachtes Plateau, während der Südrand in steilen Hängen zum Genfer See abfällt. Diese Halden sind bis hoch hinauf mit Weinbergen bepflanzt und bilden das Uferland La Vaux. Über das Plateau führt die Bahnlinie Lausanne-Oron-Freiburg mit einer Steigung bis zu 27 pro Mille.

Jord, in der nordischen Mythologie die Gottheit der mütterlichen Erde, Tochter des Onar und der Nott (Nacht) und erste Gattin Odins, der mit ihr den gewaltigen Thor zeugte.

Jordaens (spr. jórdāns), Jacob, niederländ. Maler, geb. 19. Mai 1593 in Antwerpen, gest. daselbst 18. Okt. 1678, lernte seit 1607 bei seinem spätern Schwiegervater A. van Noort und wurde 1615 als Meister in die Lukasgilde zu Antwerpen aufgenommen. Nächst Rubens war J. der bedeutendste Maler Antwerpens und wurde nach dem Tode des erstern auch ausdrücklich als solcher anerkannt. Wenn er auch im Kolorit und hinsichtlich der Wahl der Stoffe manche Einflüsse von Rubens empfangen hat, bewahrte er doch getreuer als jener die national-vlämische Eigenart, welche sich vornehmlich in einer breitern, oft bis zur Übertreibung und Verzerrung gesteigerten Formenbehandlung und in einem derben, ausgelassenen Humor äußert. Sein Stil ist durch italienische Muster nicht geläutert worden, und deshalb stehen seine religiösen Bilder durch ihre gewöhnliche Auffassung weit unter den Rubensschen Schöpfungen. Seine Stärke liegt in humoristischen Darstellungen aus dem Volksleben, namentlich von Familienfesten und Gelagen, welche für die ungebändigte Lustigkeit des vlämischen Volkes charakteristisch sind. Diese letztern lassen sich in zwei Gruppen teilen, deren eine das Bohnenkönigsfest am Dreikönigstag darstellt, während die andre eine realistische Versinnlichung des Sprichwortes: »Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen« in figurenreichen Szenen bildet. Solche Darstellungen findet man in den Galerien zu Paris (Louvre), Wien (kaiserliche Galerie), Kassel, Braunschweig, Antwerpen (Baron de Pret), Berlin, München und Dresden. Von seinen religiösen Gemälden sind hervorzuheben: das letzte Abendmahl (Museum zu Antwerpen), Martyrium der heil. Apollonia (Antwerpen, Augustinerkirche), der heil. Karl Borromeus für die Pestkranken betend (ebendaselbst, Jakobskirche), der heil. Martin einen Besessenen heilend (Brüssel, Museum), die Opferung im Tempel (Dresden) und die Anbetung der Hirten (Antwerpen, Braunschweig, Frankfurt a. M.). J. hat auch zahlreiche mythologische Bilder gemalt, namentlich Bacchanalien, Satyrn, Diana und ihre Nymphen, den Satyr und den Bauer (nach der Fabel Lafontaines) und eine Anzahl trefflicher Porträte. In dem Huis ten Bosch (»Schloß im Busch«) bei dem Haag malte J. zwei große Allegorien: den Tod, der den Neid besiegt, und den Triumph Heinrichs von Oranien über Feinde aller Art. J. starb zwar in Antwerpen, mußte aber, weil er Calvinist war, in dem dicht an der Grenze gelegenen holländischen Dorfe Putte begraben werden, wo ihm 1877 ein Denkmal errichtet wurde.

Jordan (hebr. Jardēn, jetzt von den Arabern e'-Scheria, »Tränkplatz«, genannt), der einzige große und fast der einzige stets fließende Strom Palästinas, dessen eine Hauptverwerfungsspalte einnehmendes Flußbett eine eigentümliche Einsenkung unter die Meeresfläche bildet. Seine Quellgegend liegt an dem noch im September mit Schneemassen bedeckten Hermon (2759 m). Der östliche Quellfluß, der in einer Felsengrotte bei dem Dorfe Banias (dem alten Paneas) in 330 m Höhe entspringt, fließt 8 km südwestwärts durch eine fruchtbare Landschaft bis zur Vereinigung mit dem mittlern Quellarm, dem stärksten von allen, welcher bei Tell el Kadi (dem alten Dan) aus einem großen Becken herausfließt. Beide zusam-

Digitized by Google

men fallen bald darauf in den westlichen Quellarm, den Nahr Hasbani, der am Westabhang des Hermon in 520 m Höhe entspringt. Der vereinigte Strom verfolgt südliche Richtung, durchfließt zunächst das Sumpfthal Ard el Huleh und den kleinen Schilfsee Bahr el Huleh (fälschlich Meromsee genannt), der in 2 m Höhe liegt, sodann mit starkem Fall in zahllosen Kaskaden ein nur 16 km langes enges und steiniges Thal, um sich in den ehemals See von Genezareth und Tiberiassee, jetzt Bahr Tabarije genannten See zu ergießen, der bereits 208 m unter dem Spiegel des Mittelmeers liegt. Etwa 3 km unterhalb seines Austritts aus dem Hulehsee, wo er etwa 25 m breit ist, führt über ihn die 45 Schritt lange »Brücke der Töchter Jakobs« (Dschisr Benât Yakub) mit drei Spitzbogen, deren Erbauungszeit vor die Mitte des 15. Jahrh. fällt. Den See Genezareth am Südwestende verlassend, tritt der Fluß dann in die El Ghor (s. Ghor) genannte, auf beiden Ufern von steil abfallenden Tafelländern eingefaßte Ebene, die sich, 7—16 km breit, bis zum Toten Meer (und darüber hinaus) erstreckt. Er macht hier so starke und zahlreiche Windungen, daß er auf der 105 km langen Strecke den dreifachen Weg zurücklegt. 10 km unterhalb des Sees Genezareth führt die zweite Brücke, Dschisr Medschamia, aus arabischer Zeit stammend, über den Fluß. Schilfröhricht und Tamarisken bedecken seine Ufer. In der Nähe von Jericho zeigt man die Stelle, wo Jesus von Johannes die Taufe empfing, und die dicht bewaldeten Ufer sind namentlich um Ostern von Pilgerscharen bedeckt, die sich hier baden. Seit Januar 1885 führt hier eine 35 m lange, 3 m breite und $3^1/_2$ m hohe Gitterbrücke über den Fluß. Endlich mündet der J. in zwei seichten Armen in das Nordende des 394 m unter dem Mittelmeer gelegenen Toten Meeres (Bahr Lut). Er fällt vom Fuß des Hermon bis zum Huleh schnell 518, von da bis zum See Genezareth 210, weiter bis zum Toten Meer 186 m, zusammen 914 m; seine Länge beträgt 215 km, mit Einrechnung der außerordentlich zahlreichen Krümmungen aber das Drei- bis Vierfache. Die wichtigsten Nebenflüsse des Jordans sind rechts der Zerka oder Jabbok und der Scheriat el Menadhire, welcher vom Haurangebirge kommt. Im Jordangebiet kommen 36 Fischarten vor, von welchen 16 nur ihm eigentümlich sind. S. Karte »Palästina«.

Jordan, 1) Silvester, deutscher Politiker, geb. 30. Dez. 1792 in Omes, einem Weiler bei Innsbruck, gest. 15. April 1861 in Kassel, Sohn eines armen, dem Trunk ergebenen Schuhmachers, besuchte nach einer traurigen, in Kummer und Elend verbrachten Jugend das Gymnasium zu Innsbruck, studierte 1812—17 in München und Landshut Philosophie und die Rechte und ließ sich 1818 als Sachwalter zu München, dann 1820 in Frankfurt a. M. und bald darauf zu Heidelberg nieder, wo er sich gleichzeitig als Dozent der Rechte habilitierte. 1821 als außerordentlicher Professor der Rechte nach Marburg berufen, rückte er schon 1822 zum ordentlichen Professor und Mitglied des Spruchkollegiums auf. Damals schrieb er: »Versuche über allgemeines Staatsrecht« (Marb. 1828) u. »Lehrbuch des allgemeinen deutschen Staatsrechts« (Kassel 1831, Abt. 1). Auf dem 1830 berufenen Ständetag erschien J. als Vertreter der Landesuniversität, ward zum Vorsitzenden und Berichterstatter des mit der Prüfung der vorgelegten Verfassung beauftragten Ausschusses gewählt und übte einen entscheidenden Einfluß auf die Festsetzung der neuen Verfassung aus. Von der konservativen Partei als Revolutionär verdächtigt, erhielt er beim Wiederzusammentritt der Stände Anfang 1833 keinen Urlaub. Als die Stände diesen Schritt als verfassungswidrig bezeichneten, erfolgte 18. März ihre Auflösung. J. verzichtete nun selbst auf seine Wahl und lebte in Zurückgezogenheit seinem wissenschaftlichen Beruf, als auf die Denunziation eines Apothekers, Döring, zu Marburg, der sich in sein Vertrauen eingeschlichen und die Zusicherung eines Straferlasses von den (wegen Totschlags erhaltenen) 6 Jahren Festungshaft bekommen hatte, im Juni 1839 eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, er selbst vom Amt suspendiert und zwei Monate später in Haft genommen wurde. Erst im August 1840 wurde die Voruntersuchung geschlossen und 27. Febr. 1841 vom Kriminalsenat des kurfürstlichen Obergerichts die Hauptuntersuchung verfügt. Am 14. Juli 1843 erfolgte endlich die Publikation des Urteilsspruchs: J. ward wegen Nichtverhinderung eines Komplotts zu fünfjähriger Festungsstrafe, wobei die erlittene vierjährige Untersuchungshaft nur mit 6 Monaten in Abzug zu bringen sein sollte, und zur Bezahlung des auf ihn fallenden Teils der Prozeßkosten verurteilt. Da nach ärztlichem Zeugnis Jordans Gesundheitszustand seine Einkerkerung verbot, so wurde er zunächst in seinem Hause durch eine Gendarmenwache von sechs Mann bewacht und, als er eine Beschwerde über administrative Willkür einreichte, 2. Aug. wieder ins Gefängnis gebracht. Abermals verflossen 2 Jahre, ehe das Oberappellationsgericht zu Kassel sein Endurteil abgab (5. Nov. 1845), das J. völlig freisprach, ihn unter Niederschlagung der Kosten aus der Untersuchung entließ und ihn nur wegen unziemlicher Schreibart in einer Stelle seiner Verteidigungsschrift zu 5 Thlr. Kosten verurteilte. Als die Ereignisse von 1848 eintraten, mahnte J., wieder in den Landtag gewählt, zur Mäßigung und Versöhnung, nahm in diesem Sinne teil am Vorparlament und ward mit dem Titel eines Geheimen Legationsrats Bevollmächtigter Kurhessens beim Bundestag (bis Januar 1850). Auch saß er als Abgeordneter eines kurhessischen Wahlbezirks in der Nationalversammlung, wo er ebenfalls vermittelnd zu wirken suchte. Vgl. außer seiner »Selbstverteidigung« (2. Aufl., Mannh. 1845): Trinks und Julius, S. Jordans Leben und Leiden (Leipz. 1845).

2) Rudolf, Maler, geb. 4. Mai 1810 in Berlin, gest. 26. März 1887 in Düsseldorf, begann seine künstlerische Ausbildung bei Wach in Berlin, verließ ihn jedoch schon 1830 und machte in Rügen Naturstudien, auf Grund deren sein erstes Genrebild: die Fischerfamilie, entstand. 1833 wendete er sich nach Düsseldorf und arbeitete in der dortigen Akademie bei Schadow und K. Sohn. Dort begründete er 1834 seinen Ruf durch den Heiratsantrag auf Helgoland (Nationalgalerie zu Berlin), der durch Nachbildungen sehr beliebt wurde. Von da ab widmete er sich ausschließlich der Schilderung des Fischer- und Schifferlebens, wozu er sich die Stoffe auf häufigen Reisen nach Holland, Belgien und Frankreich holte. Er stellte mit gleichem Geschick humoristische wie ernste, selbst tragische Szenen dar. Seine Auffassung ist gesund, mitunter wahrhaft poetisch, die Zeichnung scharf individualisierend. Seine Färbung war anfangs kräftig und wurde nur zuletzt etwas flauer. Seine spätern Hauptwerke sind: die vergessenen Stiefel (1835), zurückkehrende Lotsen (1836, Berliner Nationalgalerie), das Lotsenexamen (1842), die Lotsensturmglocke, Szene

Digitized by Google

in den Dünen nach dem Sturm (1844), Rettung aus dem Schiffbruch (1848), betende Weiber mit ihrem Geistlichen in Sturmesnot (1852), die Krankensuppe (in der Kunsthalle zu Düsseldorf), Suppentag im Kloster (Museum zu Köln), das Altmännerhaus an der holländischen Küste (1864, Nationalgalerie in Berlin), Strandwache, eine Hochzeit auf der Insel Marken, das Frauenhaus zu Amsterdam, gestrandete Passagiere, der Witwe Trost (1866, Nationalgalerie zu Berlin), das Begräbnis des alten Seemanns (1874), nach durchwachter Nacht, Schiffbruch an der Küste der Normandie (1880), Rückkehr vom Heringsfang (1881), holländische Strandkneipe (1884) und eine große Zahl größerer und kleinerer Familienszenen. Minder glücklich sind seine Darstellungen aus dem italienischen Volksleben. Viele von Jordans Gemälden sind durch Stich, Lithographie ꝛc. weit verbreitet. Auch als Aquarellmaler, Illustrator und Radierer hat er sich vorteilhaft bekannt gemacht. Er war königlicher Professor und im Besitz der großen goldenen Medaille der Berliner Ausstellung.

3) Wilhelm, Dichter und Schriftsteller, geb. 8. Febr. 1819 in Insterburg, studierte 1838—42 in Königsberg, wo besonders die Vorlesungen von Karl Rosenkranz bedeutsam für ihn wurden, anfangs Theologie, dann Philosopie und Naturwissenschaften, setzte, schon promoviert, seine Studien 1842—43 in Berlin fort und ließ sich sodann in Leipzig nieder. Dort politischer und religiöser Dichtungen und Aufsätze wegen verfolgt und aus Sachsen verwiesen, siedelte er nach Bremen über, wo er schriftstellernd und als Lehrer thätig bis Februar 1848 lebte. In Freienwalde zum Abgeordneten fürs deutsche Parlament erwählt, trat er namentlich in der Polenfrage als Redner auf. Zum Sekretär des Marineausschusses ernannt, wurde er, nachdem die Gründung einer Flotte beschlossen war, als Ministerialrat in die Marineabteilung des Reichsministeriums für Handel berufen. Nach Versteigerung der deutschen Flotte von der Bundesversammlung pensioniert, nahm er in Frankfurt a. M. seitdem seinen Wohnsitz. Von einigen frühern Übersetzungen abgesehen, veröffentlichte J.: »Glocke und Kanone« (Königsb. 1841) und »Irdische Phantasien« (das. 1842), Dichtungen mit politischer Tendenz und von ziemlich stürmischem Inhalt; ferner: »Litauische Volkslieder und Sagen« (Berl. 1844); »Die begriffene Welt«, 6 Hefte einer Monatsschrift für populäre Darstellungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften (Leipz. 1843—44); »Schaum«, Dichtungen (das. 1846); »Ihr träumt. Weckruf an das Ronge-berauschte Deutschland« (das. 1845); »Geschichte der Insel Haïti und ihres Negerstaates« (das. 1846—49, 2 Bde.); »Demiurgos«, ein Mysterium (das. 1852—54, 3 Tle.); »Die Liebesleugner«, lyrisches Lustspiel (das. 1855); »Tausch enttäuscht«, Lustspiel (1856; 2. Aufl., Frankf. 1884); »Graf Dronte«, Schauspiel (1856); »Der falsche Fürst«, Schauspiel (1856); »Die Witwe des Agis«, Preistragödie (Frankf. a. M. 1858); »Shakespeares Gedichte« (Berl. 1861), und die Übersetzung der Tragödien des Sophokles (das. 1862). Unter allen diesen Werken sind »Die Witwe des Agis« und »Demiurgos« als Hauptwerke zu bezeichnen, letzteres eine philosophische Dichtung in episch-dramatischer Form, eine Art Faustiade, rücksichtlich der Gedanken nicht ohne Verdienst, aber breit und ohne Handlung. 1865 begann J. als wandernder Rhapsode mit dem Vortrag einer Wiederherstellung der Nibelungensage: »Nibelunge«, welche (in Stabreimen abgefaßt) in zwei getrennten Teilen: »Sigfriedsage« (Frankf. 1867—68, 13. Aufl. 1889) und »Hildebrants Heimkehr« (1874, 10. Aufl. 1892), erschien, an den verschiedensten Orten mit Beifall aufzutreten, und er hat seine Reisen bis nach Amerika ausgedehnt. Seine Anschauung über die mögliche Wiederbelebung des altdeutschen Epos legte J. in den Schriften: »Das Kunstgesetz Homers und die Rhapsodik« (1869), »Der epische Vers der Germanen und sein Stabreim« (1868) und »Epische Briefe« (1876) dar. Bei glänzenden Stellen u. echt epischen Vorzügen im einzelnen, die in seinem mündlichen Vortrag lichtvoll heraustraten, machen die »Nibelunge« doch mehr den Eindruck eines interessanten poetischen Experiments als einer unmittelbaren und darum ganz lebendigen Schöpfung. Immerhin aber fand das große, konzentrierte Werk Interesse und half Verständnis und Sinn für unsre germanische Vorzeit beleben. In den mehr gedankenvollen als dichterisch befriedigenden Romanen: »Die Sebalds« (Stuttg. 1885, 2 Bde.) und »Zwei Wiegen« (Berl. 1887, 2 Bde.) hat J. seinen naturwissenschaftlich begründeten Optimismus und seine Religion der Weltfreude dargestellt. Außer den genannten Werken veröffentlichte er noch die Lustspiele: »Durchs Ohr« (1870, 6. Aufl. 1885) und »Sein Zwillingsbruder« (1883); »Strophen und Stäbe«, Dichtungen (1871); die Schauspiele: »Arthur Arden« (1872), »Liebe, was du lieben kannst« (1892); »Andachten«, Gedichte (1877); »Die Erfüllung des Christentums« (1879); »Feli Dora«, Erzählung (1889); »Episteln und Vorträge« (1891); »Deutsche Hiebe«, eine poetische Streitschrift gegen die Naturalisten (1891); »Letzte Lieder« (1892) sowie die Übersetzungen mehrerer Dramen Shakespeares (für die sogen. Dingelstedtsche Ausgabe, Hildburgh. 1865 ff.), der Homerischen Epen in Hexametern (»Odyssee«, 1875, 2. Aufl. 1889; »Ilias«, 1881, 2. Aufl. 1894) und der »Edda« (1889, 2. Aufl. 1890).

4) Henri, Philolog, geb. 30. Sept. 1833 in Berlin, gest. 10. Nov. 1886 in Königsberg, studierte 1852—56 in Bonn und Berlin, wirkte am Friedrichswerderschen Gymnasium in Berlin, habilitierte sich Ostern 1861 daselbst, war Studien halber vom Herbst 1861 bis Ostern 1863 in Italien und wurde 1867 ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Königsberg. Seine Hauptwerke sind: »M. Catonis praeter librum de re rustica quae extant« (Leipz. 1860); »Scriptores historiae Augustae« (Bd. 1, Berl. 1864; Bd. 2 von Eyssenhardt); eine Ausgabe des Sallust (das. 1866, 3. Ausg. 1887); »Topographie der Stadt Rom im Altertum« (das. 1871—1885, 2 Bde., unvollendet); »Forma urbis Romae« (das. 1874); »Kritische Beiträge zur Geschichte der lateinischen Sprache« (das. 1879); »Capitol, Forum und Sacra Via in Rom« (das. 1881); »Der Tempel der Vesta und das Haus der Vestalinnen« (das. 1886). Aus seinem Nachlaß erschien das Fragment: »Die Könige im alten Italien« (Berl. 1887). Auch besorgte er die 3. Auflage von Prellers »Römischer Mythologie« (Berl. 1881—82, 2 Bde.).

5) Max, Kunstschriftsteller, geb. 19. Juni 1837 in Dresden, besuchte von 1856 an die Universitäten Jena, Berlin, Bonn und Leipzig und veröffentlichte, anfangs dem Geschichtsstudium zugewendet, eine Monographie über Georg Podiebrad, den Böhmenkönig. Eine längere Reise 1861 nach Italien bestimmte ihn jedoch, zur Kunstgeschichte überzugehen. Er wurde 1870 Direktor des städtischen Museums in Leipzig und habilitierte sich 1872 mit »Untersuchungen über

Digitized by Google

das Malerbuch des L. da Vinci« (Leipz. 1873) daselbst als Dozent an der Universität. Er gab in dieser Zeit und später Werke von Genelli, Schnorr von Carolsfeld und andern Meistern der neuern deutschen Kunst heraus, deren Popularisierung er eifrig zu fördern suchte. 1874 wurde J. Direktor der königlichen Nationalgalerie in Berlin, 1879 Mitglied des Senats der königlichen Akademie der bildenden Künste, 1880 vortragender und Geheimer Regierungsrat im preußischen Kultusministerium. Er lieferte eine deutsche Ausgabe der »History of painting in Italy« und der »History of painting in North Italy« von Crowe und Cavalcaselle (Leipz. 1869—74, 6 Bde.) sowie des »Life of Titian« derselben Verfasser (das. 1877) und gab außer dem Katalog das »Album der Nationalgalerie« und mit Dohme »Das Werk Adolf Menzels« (Münch. 1889—90) heraus.

6) Wilhelm, Geodät, geb. 1. März 1842 in Ellwangen, studierte am Stuttgarter Polytechnikum und beschäftigte sich bis 1865 mit Vermessungen, wurde darauf Dozent am Stuttgarter, 1868 Professor am Karlsruher Polytechnikum und 1882 an dem in Hannover. 1873—74 nahm er als Geodät und Astronom an der Rohlfsschen Expedition nach der Libyschen Wüste teil. Er schrieb: »Physische Geographie und Meteorologie der Libyschen Wüste ɪc.« (Kassel 1876); »Handbuch der Vermessungskunde« (4. Aufl., Stuttg. 1893, 2 Bde.; die 1. Aufl. erschien 1873 als »Taschenbuch der praktischen Geometrie«); »Barometrische Höhentafeln« (2. Aufl., das. 1886); »Hilfstafeln für Tachymetrie« (das. 1880); »Mathematische und geodätische Hilfstafeln« (9. Aufl., Hannov. 1894); »Das deutsche Vermessungswesen« (mit K. Steppes, Stuttg. 1880, 2 Bde.); »Grundzüge der astronomischen Zeit- und Ortsbestimmung« (Berl. 1885); »Logarithmisch-trigonometrische Tafeln« (Stuttg. 1894) u. a. J. redigiert seit 1878 die »Zeitschrift für Vermessungswesen«.

Jordan (spr. schordäng), Camille, franz. Politiker, geb. 1771 in Lyon, gest. 1821 in Paris, nahm 1793 an der Erhebung Lyons gegen das Schreckensregiment teil, hielt sich bis 1794 im Ausland auf, ward 1796 in den Rat der Fünfhundert gewählt und machte sich als liberaler Politiker durch ein ausgezeichnetes Referat über die Kultusfreiheit bekannt. Nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor geächtet, kehrte er erst 1800 nach Frankreich zurück und hielt sich unter dem Kaiserreich von der Politik fern. 1816 ward er in die Deputiertenkammer gewählt und bald darauf in den Staatsrat berufen, aber 1819 wegen seiner liberalen Gesinnungen aus demselben wieder ausgeschlossen. Er gehörte fortan zur Opposition in der Kammer und vertrat eine gemäßigte freiheitliche Richtung. Er schrieb mehrere bedeutende Tagesschriften, wie: »Histoire de la conversion d'une dame parisienne« (Par. 1792, eine Satire auf die konstitutionelle Kirche), »Vrai sens du vote national sur le consulat à vie« (1802) u. a., und übersetzte mehrere Werke Klopstocks und Schillers. Seine vortrefflichen »Discours politiques« erschienen 1826.

Jordanis (got. Jornandes, »eberkühn«), Geschichtschreiber des 6. Jahrh., geb. um 500, alanischer Abkunft, aber aus einem den Amalern verschwägerten Geschlecht, war erst Notar am ostgotischen Hof in Italien, trat dann zum Katholizismus und in den geistlichen Stand über und war zuletzt wahrscheinlich Bischof von Kroton. Sein erstes Werk: »De origine actibusque Getarum« (d. h. der Goten), ist ein aus der Erinnerung niedergeschriebener Auszug aus Cassiodorus (s. d.) mit Zusätzen aus den Annalen des Marcellinus Comes und eigner Kenntnis der alten Überlieferungen. Es ist 551 in Konstantinopel oder Chalcedon abgefaßt, wohin J. den Papst Vigilius 547 begleitet hatte. Obwohl sich selbst zu den Goten zählend, war J. eifriger Katholik und Verehrer des römischen Weltreichs und deshalb mit dem Kampf seines Volkes unter Totilas gegen die Römer nicht einverstanden; er sah allein in der friedlichen Einfügung desselben in das Weltreich unter der Herrschaft der Nachkommen Theoderichs sein Heil. Das zweite Werk: »De breviatione chronicorum« oder »De regnorum successione«, ebenfalls 551 abgefaßt und dem Vigilius gewidmet, ist nur eine ungeschickte Kompilation, meist aus Florus, über die Weltgeschichte von Erschaffung der Welt bis 552 n. Chr. und daher ohne Wert, während die Geschichte der Goten durch den Verlust des Cassiodorischen Originals eine wichtige Quelle geworden ist. Neuere Ausgaben besorgten C. A. Closs (3. Aufl., Reutl. 1888), Holder (Freib. i. Br. 1882) und Mommsen in den »Monumenta Germaniae historica: Auct. ant.«, Bd. 5, eine Übersetzung der »Gotengeschichte« Martens (Leipz. 1884). Vgl. Sybel, De fontibus libri Jordanis de origine actuque Getarum (Berl. 1838); Jak. Grimm, in den »Kleinen Schriften«, Bd. 3 (das. 1866); Stahlberg, Jornandes (Mülheim a. Rh. 1854).

Jordanow-Paß, Paß in den Westkarpathen, östlich von der Babia Gura, wird in einer Höhe von 805 m von der aus dem Komitat Árva zur Raba und nach Krakau in Galizien führenden Straße überschritten.

Jordansbad, s. Amorbach.

Jordansfest, s. Wasserweihe.

Jördens, Karl Heinrich, Litterarhistoriker, geb. 24. April 1757 zu Fienstädt im Mansfeldischen, gest. 6. Dez. 1835, studierte in Halle Theologie und Philologie, wurde 1778 Lehrer in Berlin, wo er mehrere griechische und römische Klassiker edierte, 1792 Inspektor in Bunzlau und 1796 Rektor des Lyceums in Lauban. 1825 trat er in den Ruhestand. Sein »Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten« (Leipz. 1806—11, 6 Bde.) ist besonders in Bezug auf die bibliographischen Notizen schätzbar.

Joret (spr. schoré), Charles, franz. Philolog und Litterarhistoriker, geb. 14. Okt. 1839 in Formigny (Calvados), Professor der ausländischen Litteraturen an der Faculté des lettres in Aix, begann seine Studien auf der Sorbonne und setzte sie in Heidelberg und Bonn fort, indem er sich besonders mit deutscher Litteratur und Sprachkunde beschäftigte. Das Interesse an den letztern bethätigte er in der Folge durch vortreffliche Arbeiten, von denen wir nennen: »Herder et la renaissance littéraire en Allemagne au XVIII. siècle« (1875); »La littérature allemande au XVIII. siècle dans ses rapports avec la littérature française et avec la littérature anglaise« (1876). J. ist Mitglied der Société linguistique von Paris, in deren Memoiren er eine Abhandlung über die normännische Mundart der Landschaft Bessin u. ein etymologisches Wörterbuch derselben herausgab (auch als Buch erschienen Par. 1881). Er behandelte dann die Mundarten der Normandie überhaupt (»Des caractères et de l'extension du patois normand«, 1883, und »Mélanges de phonétique normande«, 1884) und schrieb ferner: »Du C dans les langues romanes« (1874); »Jean Baptiste Tavernier« (1886); »Flore populaire de la Normandie« (1887); »La rose dans l'antiquité et au moyen-âge« (1892) u. a.

ed by Google

Jörg, 1) Johann Christian Gottfried, Mediziner, geb. 24. Dez. 1779 in Prödel bei Zeitz, gest. 20. Sept. 1856 in Leipzig, studierte in Leipzig, habilitierte sich 1805 daselbst als Privatdozent und wurde 1810 Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt in Leipzig. Er gehörte zu den namhaftesten Geburtshelfern dieses Jahrhunderts und machte sich besonders dadurch verdient, daß er die vielfach üblich gewordenen unnützen Eingriffe bei gesundheitsgemäßen Geburten, wie z. B. mechanische Erweiterung des Muttermundes ꝛc., zu beseitigen und der Naturthätigkeit im Geburtsakt ihr Recht zu wahren suchte. Von ihm ging die von Ritgen weiter ausgebildete Idee einer neuen Methode des Kaiserschnittes, der sogen. Bauchscheidenschnitt, aus (1806). Um die Orthopädie erwarb er sich Verdienste durch Einführung milderer Methoden. Er schrieb: »Über die Klumpfüße« (Marburg 1806); »Über die Verkrümmungen des menschlichen Körpers« (Leipz. 1816); »Lehrbuch der Hebammenkunst« (das. 1814, 5. Aufl. 1855); »Handbuch der Geburtshilfe« (das. 1807, 3. Aufl. 1833); »Handbuch der Krankheiten des Weibes« (das. 1809, 3. Aufl. 1831); »Handbuch zum Erkennen und Heilen der Kinderkrankheiten« (das. 1826, 2. Aufl. 1836); »Die Zurechnungsfähigkeit der Schwangern und Gebärenden« (das. 1837); »Die Geburt als gesundheitsgemäßer Entwickelungsakt« (das. 1854).

2) Joseph Edmund, ultramontaner Politiker, geb. 23. Dez. 1819 in Immenstadt, studierte Theologie, wandte sich aber unter Döllingers Anleitung der Geschichte zu, trat 1852 in den Archivdienst u. ward Vorstand des königlichen Archivs auf Schloß Trausnitz bei Landshut. Von eingehendem Quellenstudium zeugt seine unter dem Titel »Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526« (Freib. 1850) erschienene Geschichte des großen Bauernkriegs. Seitdem er 1852 nach Guido Görres' Tode die Redaktion der ultramontanen »Historisch-politischen Blätter« übernommen, für die er viele Artikel schrieb, wandte er sich mehr der Zeitgeschichte zu. So erschienen von ihm eine »Geschichte des Protestantismus in seiner neuesten Entwickelung« (Freib. i. Br. 1857, 2 Bde.) und eine »Geschichte der sozialpolitischen Parteien in Deutschland« (das. 1867). 1865 ward er in den bayrischen Landtag gewählt, 1867 auch in das Zollparlament; doch trat er erst im Januar 1870 als Referent der ultramontanen Majorität des Landtags in der Debatte über die von ihm verfaßte und gegen Hohenlohe gerichtete Adresse hervor. Während er hier seinen Zweck, den Sturz Hohenlohes, erreichte, verfehlte er ihn im Juli 1870, als er als Referent bewaffnete Neutralität Bayerns verlangte, und im Januar 1871, als er Ablehnung der Verträge mit dem Norddeutschen Bund und des Anschlusses an das Deutsche Reich beantragte. Im deutschen Reichstag machte er sich 4. Dez. 1874 durch seine bissige Rede gegen Bismarcks auswärtige Politik bemerklich. Als Haupt der bayrischen Patriotenpartei leitete er im Sommer 1875 die Neuwahlen für den Landtag und beantragte bei dessen Zusammentritt im Oktober 1875 eine wieder von ihm verfaßte scharfe Adresse an den König, welche rundheraus Entlassung des Ministeriums forderte. Sie ward von der Kammer zwar angenommen, indes hatte sie nicht die gewünschte Wirkung, den Sturz der verhaßten Minister, namentlich Lutz', und die Ernennung eines ultramontanen Ministeriums herbeizuführen, indem der König die Adresse in schroffer Weise ablehnte. J. nahm nun im bayrischen Landtag eine versöhnliche Haltung ein, ward aber deswegen von den Extremen seiner eignen Partei in so heftiger Weise angegriffen, daß er sich unter entschiedener Verurteilung der Politik seiner Parteigenossen im Landtag 1880 ganz vom politischen Leben zurückzog.

Jörgensen, Adolf Ditlef, dän. Historiker, geb. 11. Juni 1840 in Gravenstein, war Gymnasiallehrer in Flensburg, ging 1864 nach Kopenhagen, wurde 1869 Beamter und 1883 Direktor des Reichsarchivs, um dessen Reorganisation er sich sehr verdient machte, und 1889 zum Reichsarchivar ernannt. J. ist einer der bedeutendsten dänischen Geschichtsforscher. Er schrieb: »Bidrag til Nordens Historie i Middelalderen« (1871); »Den nordiske Kirkes Grundlaeggelse og förste Udvikling« (1874—78, 2 Tle.); »40 Fortällinger af Fädrelandets Historie« (3. Aufl. 1892); »Udsigt over de danske Rigsarkivers Historie« (1884); »Sönderjyllands Indlemmelse i den danske Krone 172« (1885); »Fortällinger af Nordens Historie« (1893, 2 Bde.); die Biographien: »Georg Zoega« (1881), »Niels Stensen« (1884), »Hans Adolf Brorson« (1887), »Johannes Ewald« (1888), »Peter Schumacher Griffenfeld« (1893—94, 2 Bde.), »Kong Christian VIII og den danske Sag i Nordslesvig« (1894) u. a.

Jöripaß, s. San Jorio, Passo di.

Joris, Pio, ital. Maler, geb. 8. Juni 1843 in Rom, besuchte von 1856—64 die St. Lukasakademie, vollendete seine Studien bei Bertunni und stellte 1866 das Gemälde: römisches Landmädchen, einem Hirten zu trinken reichend, aus. 1867 folgte die ländliche Szene: Gruß der Jungfrau Maria, 1868: eine Hochzeit in Palombara, Sabina, eine hastige Mahlzeit, ein Konzert in Genazzano und der Sonntagsmorgen vor der Porta del Popolo in Rom. 1869 besuchte J. Venedig, Paris und München, 1870 reiste er zu Studienzwecken nach London und hielt sich 1871—72 in Spanien auf. 1872 vollendete er die Saladad (span. Tanz), 1873 führte er verschiedene Motive aus der Umgegend von Rom aus und sandte die Rückkehr vom Almosengang, wofür er eine Ehrenmedaille erhielt, zur Wiener Ausstellung. 1875 beschickte er den Pariser Salon mit dem Pfarrer als Antiquitätenhändler, 1876 mit der Heimkehr der Waisen und dem Aquarell: Taufe in Roma Priora. Die nationale Ausstellung zu Neapel 1877 brachte: Nach dem Segen und Forio d'Ischia, die Pariser internationale 1878: die Taufe in Ischia und die Via Flaminia. Von seinen übrigen Bildern sind noch zu nennen: Tempel des Antoninus und der Faustina, An den Tiberufern, die Flucht des Papstes Eugen IV. (1883, in der Nationalgalerie zu Rom), Patrizierkind und Waisenkinder, ein Antiquitätenhändler des 18. Jahrh., der arme Soldat, die Odaliske, Dämmerung in der römischen Campagna, die Braut aus der Provinz Rom, Vor der Lotterie, die Bänkelsänger und eine Prozession. J., der von großer Schaffenskraft ist und auch Aquarelle malt, gehört der modernen Richtung in der ital. Malerei an, die, unter dem Einfluß Fortunys, mit pikanter Lebendigkeit der Darstellung des Volkslebens eine geistreiche, fast skizzenhafte technische Ausführung verbindet.

Jorissen, Theodor, niederländ. Historiker, geb. 23. Febr. 1833 in Utrecht, gest. 4. April 1889, war zuerst Lehrer am Gymnasium in Gouda, dann an der höhern Bürgerschule zu Haarlem, seit 1865 Professor der Geschichte am Athenäum (jetzt Universität) zu Amsterdam. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: »De omwenteling van 1813« (1865—68, 2 Tle.);

Digitized by Google

»Napoléon I et le roi de Hollande« (Haag 1868); »De ondergang van het koningrijk Holland« (Arnh. 1871, 2. Aufl. 1873); »Constantin Huygens« (das. 1871). Seine kleinern Arbeiten sind gesammelt als »Historische studiën en schetsen« (Haarl. 1889—1893, 5 Tle.).

Joristen, s. David Joriszoon.

Jork, Landgemeinde u. Hauptort des gleichnamigen Kreises im preuß. Regbez. Stade, unweit der Elbe in der Elbmarsch, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht und (1890) 1405 evang. Einwohner. Der Kreis J. umfaßt das Alte Land, einen sehr fruchtbaren Marschdistrikt längs der Elbe zwischen Este u. Schwinge, mit trefflicher Pferde- u. Rindviehzucht, bedeutendem Obstbau, starker Obstausfuhr und Schiffahrt; die Bewohner haben noch eigne Sitten und Kleidung und unterscheiden sich aufs schärfste von den Nachbarn im Kreis Kehdingen, im Kehdingerland.

Jormungand, in der nord. Mythologie die von Loki mit der Riesin Angrboda gezeugte Schlange (auch Midgardschlange genannt), wurde von den Asen in das Weltmeer geschleudert und wuchs darin zu so ungeheurer Größe, daß sie mit ihrem Leib die ganze Erde umspannt. Sie erzeugt Ebbe und Flut, je nachdem sie trinkt oder das Wasser wieder von sich speit. Beim Weltuntergang steigt sie aus dem Abgrund des Meeres hervor und kämpft gegen die Götter; Thor, der schon früher einen Kampf mit ihr bestand, als er sie in Hymirs Boot mit dem Angelhaken emporgezogen hatte, erschlägt sie zwar mit seinem Hammer, stirbt aber durch das Gift, mit dem er von ihr überschüttet wird.

Jormunrek, der mythisch umgestaltete König Ermanarich oder Ermrich (s. d.), schickte nach der nordischen Sage seinen Sohn Randwer zu Jonakr und Gudrun, um für ihn, den Vater, um Gudruns und Sigurds Tochter Swanhild (s. d.) zu freien. Randwers Begleiter aber, der boshafte Bikki, beredete ihn, das Mädchen für sich selbst statt für seinen Vater zu erbitten. Randwer ging hierauf ein, Bikki aber hinterbrachte es dem J., und dieser ließ nun seinen Sohn aufhängen und Swanhild durch seine Pferde zertreten. Um ihre Tochter Swanhild zu rächen, sandte Gudrun ihre Söhne Sorli und Hamdir zu J., die ihm Hände und Füße abschlugen. Sie wurden dafür von den Leuten Jormunreks gesteinigt.

Jornandes, s. Jordanis.

Joruba (Yoruba, Jarriba), Negerreich in Oberguinea, im Bereich der englischen Interessensphäre, begrenzt im N. und O. von Nupe, im S. von Benin und der britischen Kolonie Lagos, im W. von Dahomé, 48,180 qkm (875 QM.) groß mit ca. 3 Mill. Einw. Es ist eine schöne, parkähnliche Landschaft, im N. und NW. von 1000 m hohen Hügelreihen durchzogen, von denen die Flüsse Ogun mit Ojun und Ossun zur Lagos- und Jebulagune abfließen. Die Eingebornen zeichnen sich vor ihren Nachbarn durch guten Körperbau, hellere Hautfarbe, weniger wulstige Lippen aus. Sie sind meist noch Fetischanbeter; doch dringt von N. unter ihnen der Islam vor, während im S. englische protestantische Missionare auf elf Stationen für die Ausbreitung des Evangeliums wirken. Jeder Stamm hat ein besonders tättowiertes Abzeichen. Da das früher weit dichter bevölkerte Land einer der beliebtesten Jagdgründe der Sklavenjäger war, so scharten sich die Einwohner, selbst die Ackerbauer, in großen befestigten Städten zusammen. Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; Hauptfrüchte sind Mais und Yams, dann Hirse, Maniok, Bataten, Erbsen, Erdnüsse. Das Land gehört immer demjenigen, der es gerade bebaut. Auch geschickte Töpfer, Schmiede, Gerber, Sattler, Weber und Färber sind die J., und die Portugiesen führten früher beträchtliche Mengen von Baumwollzeugen von hier aus nach Brasilien. Im Bau ihrer Häuser, deren Thüren, Friese etc. sie mit reicher Bildhauerarbeit verzieren, zeichnen sie sich vor allen Völkern Afrikas aus. Die oben genannten Städte wurden mit der Zeit Mittelpunkte kleiner Reiche, deren Oberhäupter, Obba, in ihrer Macht durch einen Rat der Vornehmsten und bei sehr wichtigen Angelegenheiten durch eine allgemeine Volksversammlung beschränkt wurde. Dabei hatte jedes Volk seinen vom König ernannten, aber fast völlig unabhängigen Häuptling. Eine geheime Gesellschaft, die Aboni, zog dem Oberhäuptling noch engere Schranken. Starb der Herrscher, so folgten ihm seine Frauen, obersten Beamten und viele Sklaven ins Grab. Hauptort ist Ojo mit 70,000, Haupthandelsplatz Ibadan mit 150,000; Ogbomoscho, nordöstlich von Ojo, hat 60,000 Einw., alle drei sind Missionsstationen. Das früher weit größere, im NO. und O. bis zum Niger, im S. fast bis zum Meere reichende Land wurde in seinem nördlichen Teil durch die Fulbe des Reiches Gando erobert und zerfiel dann in mehrere kleinere Herrschaften, von denen das jetzige J. und Abbeokuta die bedeutendsten sind. Lange Zeit in seinem Verkehr mit der Küste durch die Jebu bei Ode abgesperrt, ist das Land erst nach Unterwerfung derselben durch die Engländer im Mai 1892 völlig zugänglich geworden. Die Sprache der J., dargestellt von Crowther (1852), Bowen (Washingt. 1858) und am ausführlichsten von Baudin (»Essai de grammaire«, Par. 1891; »Dictionnaire«, das. 1891, 2 Bde.), ist nach Fr. Müller nur mit den benachbarten Negersprachen verwandt, nach Lepsius schließt sie sich durch den Gebrauch von Nominalpräfixen u. a. zugleich an den großen südafrikanischen Bantusprachstamm an. S. Karte bei »Guinea«. Vgl. Rohlfs, Quer durch Afrika, Bd. 2 (Leipz. 1875).

Jorullo (spr. chorúljo, Jurugo), Vulkan im mexikan. Staat Michoacan, unter 18° 53′ nördl. Br., in einer 760 m hohen fruchtbaren Ebene, zwischen dem Toluca und Colima, entstand 29. Sept. 1759, indem sich die Ebene weithin mit Hunderten von 2—3 m hohen Kegeln, von den Eingebornen Hornitos (Öfen) genannt, bedeckte, in deren Mitte ein Berg von Schlacken und Asche sich bis 517 m über die umgebende Landschaft erhob. A. v. Humboldt besuchte 1804 die Gegend und beschrieb den Vorgang nach noch lebenden Augenzeugen. Burkart fand 1828 die Hornitos fast ganz verschwunden, und die Gegend bedeckte sich schnell mit Zuckerrohr- und Indigofeldern. Jetzt erheben sich in von NO. nach SW. gehender Richtung fünf Kraterhügel von 400—500 m Höhe, mit dem 1274 m hohen J. in der Mitte. Derselbe besteht aus basaltischen Laven und Tuffen, Asche und Sand und steigt in Winkeln von 28—34° zu einem spaltenförmigen, 110 m tiefen Krater auf. Vgl. Felix u. Lenk, Beiträge zur Geologie der Republik Mexiko (1. Teil, Leipz. 1890).

Josaphat (»Jehovah richtet«), das schmale, vom Bach Kidron durchflossene Thal zwischen dem Tempelberg und dem Ölberg, östlich bei Jerusalem, wohin die Mohammedaner das Weltgericht verlegen.

Josaphat, König von Juda, Sohn Asas, bestieg 873 v. Chr. den Thron, vertrieb die Götzendiener, zwang die Edomiter von neuem zur Unterwerfung und herrschte bis zum Roten Meer, von dem aus er die Schiffahrt nach Ophir wieder aufnahm. Mit Israel trat er in ein friedliches Verhältnis, vermählte

Digitized by Google

seinen Sohn Joram mit Athalia, der Tochter Ahabs von Israel, u. unterstützte Ahab im Kriege gegen Damaskus, dessen Sohn Joram gegen die Moabiter. Er starb 848 u. hatte seinen Sohn Joram zum Nachfolger.

Josefinos, s. Afrancesados.

Josefstadt, 1) (tschech. Josefov) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Königinhof, 266 m ü. M., an der Mündung der Mettau in die Elbe und an den Linien Deutschbrod-Liebau der Österreichischen Nordwestbahn und J.-Seidenberg der Südnorddeutschen Verbindungsbahn gelegen, ehemalige Festung, Sitz des 9. Korpskommandos, hat eine Kirche, ein Rathaus, eine Kaserne, ein Artilleriezeugdepot, ein Garnisonspital, eine Zuckerfabrik u. (1890) mit der Garnison (3600 M.) 6097 Einw. (3361 Tschechen, 2642 Deutsche). Die 1781—87 an der Stelle des Dorfes Pleß erbaute und zu Ehren Josephs II. benannte Festung wurde 1888 aufgelassen. — 2) Vorstadt (8. Bezirk) von Wien (s. d.).

Joseph (hebr., »er [Gott] vermehre«), 1) vorletzter Sohn des Patriarchen Jakob von der Rahel, erregte als der Liebling seines Vaters den Neid und Haß seiner Brüder, so daß sie ihn an eine midianitische (arabische) Handelskarawane nach Ägypten verkauften. Hier aber machte er sich nach einer schweren, unverdienten Prüfungszeit durch Traumdeuterei dem König bekannt und erwarb sich dessen Gunst in solchem Grade, daß er zum ersten Staatsbeamten erhoben wurde. Als solcher wußte er eine mehrjährige Unfruchtbarkeit auszunutzen, um die bisher unabhängigen Ackerbesitzer in Kronbauern umzuwandeln, welche dem König jährlich den Fünften als Erbzins abgeben mußten. Nachdem J. seinen durch die Hungersnot nach Ägypten zum Korneinkauf getriebenen Brüdern verziehen, veranlaßte er sie, sich mit ihrem Vater in Ägypten niederzulassen, zu welchem Behuf er ihnen das Land Gosen einräumte. Josephs von der Ossnat, einer Priesterstochter aus On (dem spätern Heliopolis), geborne Söhne hießen Ephraim und Manasse. Als Vorbild jugendlicher Reinheit sowohl wie umsichtiger Klugheit und hohen Edelsinns, wie er sich seinen Brüdern gegenüber äußerte, bot die Gestalt Josephs poetische Motive für epische und dramatische Gestaltung, die vielfach verwertet wurden. Von den zahlreichen dramatischen Bearbeitungen aus dem 16. Jahrh. absehend, erinnern wir hier nur an die Romane von Grimmelshausen (1669) und Zesen (1670), Bodmers »Keuschen J.« (1750) und Méhuls Oper (1807). Vgl. A. v. Weilen, Der ägyptische J. im Drama des 16. Jahrhunderts (Wien 1887).

2) Gatte der Maria, der Mutter Jesu, daher sein Nähr- oder Pflegevater genannt, war nach der Angabe der Evangelien ein Zimmermann. Die christliche Sage läßt ihn erst im hohen Greisenalter die Maria heiraten, um jeden Gedanken an eine natürliche Erzeugung Jesu fern zu halten. Er scheint vor dem Anfang des Lehramtes Jesu gestorben zu sein, wenigstens werden während desselben in den Evangelien stets nur Maria und die Brüder Jesu erwähnt. Sein Gedächtnis wird in der römisch-katholischen Kirche 19. März, in der griechischen 26. Dezember gefeiert. Vgl. Jesus Christus, S. 559.

3) J. von Arimathia (richtiger Arimathäa, d. h. Ramathem bei Lydda), Anhänger Jesu, dessen Leichnam er in einer Grabhöhle in seinem eignen Garten beisetzte. Nach biblischem Bericht war er Mitglied des Synedrions zu Jerusalem, nach der Tradition einer der 70 Jünger und Apostel in England. Sein Tag: 17. März, bei den Griechen 31. Juli.

4) J. Barsabas, mit dem Beinamen der Gerechte (justus), Jünger Jesu, der bei Besetzung der Stelle Judas Ischariots in Vorschlag gebracht, aber dem Matthias nachgesetzt ward (Apostelg. 1, 23). Schon im 2. Jahrh. berichtet die Legende, er sei zum Giftbecher verurteilt worden, habe ihn aber ohne Nachteil für seine Gesundheit getrunken.

Joseph, Name mehrerer fürstlicher Personen:

[Römisch-deutsche Kaiser.] 1) J. I., geb. 26. Juli 1678, gest. 17. April 1711 in Wien, der älteste Sohn des Kaisers Leopold I. aus dessen Ehe mit Eleonore von Pfalz-Neuburg, wuchs unter der Aufsicht des Oberhofmeisters Fürsten von Salm heran und erhielt eine vortreffliche Erziehung. Schon 1687 zum König von Ungarn gekrönt und 1690 zum römischen König gewählt, vermählte er sich 1699 mit der Prinzessin Wilhelmine Amalie von Braunschweig, welche zum Katholizismus übergetreten war und von den Jesuiten nicht unbeeinflußt blieb. Aus dieser Ehe entsproßten zwei Töchter, welchen durch den Hausvertrag von 1703 das Erbrecht in den österreichischen Ländern für den Fall des Aussterbens der männlichen Habsburger zugesprochen wurde. J. gehörte während des Spanischen Erbfolgekriegs zu den eifrigsten Mitgliedern der gegen Frankreich verbündeten und vom Prinzen Eugen geführten Kriegspartei am Hofe Leopolds I. Die Langsamkeit und Umständlichkeit der damaligen Kriegseinrichtungen vermochte er aber selbst nicht abzustellen, als er (1702) der Belagerung von Landau beiwohnte; erst 1705, nach dem Tode Kaiser Leopolds (5. Mai), kam mit dem Regierungsantritt Josephs ein frischerer Geist in die Verwaltung, auf welche nunmehr Prinz Eugen den hervorragendsten Einfluß gewann. Auch verfolgte J. zuerst den Plan einer dauernden Erwerbung Bayerns, welcher für die Politik des 18. Jahrh. maßgebend blieb, aber sich auch stets als unausführbar erwies. Nicht nur der Widerstand, welchen das österreichische Regiment in Bayern selbst fand, sondern auch die Abneigung aller deutschen und auswärtigen Mächte gegen eine solche Erweiterung des österreichischen Staates in Deutschland verhinderten die Ausführung des Plans auch dann, als die österreichische Regierung eine Entschädigung der geächteten Kurfürsten durch eins der spanischen Länder, wie Belgien, in Aussicht genommen hatte. 1706—1707 begannen Reibungen mit dem römischen Stuhl, welche bei der franzosenfreundlichen Gesinnung Papst Clemens' XI. und dem entschiedenen Auftreten des Kaisers 1708 zu den schärfsten Drohungen, ja zur Kriegsbereitschaft der Kurie führten, 1709 jedoch mit der Nachgiebigkeit des isolierten und eingeschüchterten Papstes schlossen. Was die innern österreichischen Verhältnisse betrifft, so fand J. bei seinem Regierungsantritt Ungarn in vollem Aufstand und Schlesien in Gärung. Für die mißvergnügten und gedrückten Protestanten in Schlesien gewann Karl XII. (1706) im Altranstädter Frieden von J. eine Reihe von Zugeständnissen; in Ungarn, wo Franz Rákóczy, von Frankreich unterstützt, die ältern Rechte des Landes gegen die Verfassungsänderungen von 1687 verteidigte, sah sich J. zu Unterhandlungen genötigt, deren Abschluß im Frieden zu Szathmár 1711 er zwar nicht mehr erlebte, zu denen er jedoch dem Grafen Pálffy die weitgehendsten Vollmachten erteilt hatte, nachdem das Kriegsglück den kaiserlichen Waffen unter dem General Heister in Ungarn nur wenig günstig gewesen war. Auch die Versuche Josephs, in den Reichsangelegenheiten Ordnung zu schaffen, konnten bei der

Digitized by Google

Kürze seiner Regierung nur von geringem Erfolg begleitet sein, zumal die unklare Stellung des Reichshofrats zu dem Reichskammergericht und die Beschwerden der Reichsstände über die Gerichtsurteile des erstern, als ererbte Übelstände der Reichsverfassung, nur durch ein einmütiges Zusammenwirken im Reichstag beseitigt werden konnten. J. starb unerwartet an den Pocken in einem Augenblick, wo das Ansehen Frankreichs durch das Kriegsglück der im Spanischen Erbfolgekrieg verbündeten Mächte gänzlich zerstört war und Ludwig XIV. sich bereits zu den demütigendsten Friedensbedingungen bereit erklärt hatte. Da aber die Regierung Österreichs an Karl VI., den einzigen lebenden Habsburger vom Mannesstamm, überging, so hatte der frühe Tod Josephs eine gänzliche Veränderung der politischen Lage zur Folge. Vgl. Moser, Probe einer Staatshistorie über die Regierung Josephs I. (Züllichau 1738); Herchenhahn, Geschichte der Regierung Kaiser Josephs I. (Leipz. 1786—89, 2 Bde.); v. Noorden, Europäische Geschichte im 18. Jahrh., 1. Abt. (Düsseld. 1870 ff.). Die musikalischen Werke des Kaisers wurden mit denen der Kaiser Ferdinand III. und Leopold I. von Adler herausgegeben (1892 ff.).

2) J. II., römisch-deutscher Kaiser, geb. 13. März 1741, gest. 20. Febr. 1790 in Wien, ältester Sohn Franz Stephans, Herzogs von Lothringen, der 1735 Großherzog von Toscana und 1745 als Franz I. römisch-deutscher Kaiser wurde, und Maria Theresias. Seine Erziehung wurde, um den Ungarn zu schmeicheln, in die Hände eines ungebildeten Magnaten, der sich die nötigsten äußerlichen Formen als österreichischer Offizier erworben, des Grafen, spätern Fürsten Batthyány, gelegt. Den sehr oberflächlich erteilten Unterricht vertraute man dem Jesuiten Pater Weger, später 1751 dem P. Weikard an, worauf dann die eigentliche Erziehung und Leitung Philipp La Mine, den Unterricht Leporini, Bourgignon, Rosenthal, Freyßleben, Bajtaj, J. v. Pöck, Breguin und Baillou übernahmen, denen sich P. Joseph Franz, Direktor der philosophischen Fakultät in Wien (später Direktor der orientalischen Akademie), und selbst Bartenstein (s. d.) anschlossen, welcher durch sein ungeheuerliches Geschichtskompendium in mehreren Foliobänden die Wißbegierde des Prinzen ebensowenig fesseln konnte, als dies dem schablonenmäßigen Unterricht so manches der andern Lehrer gelang. Es waren namentlich die doktrinären und unfruchtbar schematisierenden Vorträge, welche den jungen Prinzen langweilten und zu einer ungeordneten, oberflächlichen und wenig verstandenen Lektüre, besonders der neuen französischen Litteratur, haltlos forttrieben. Bei aufgewecktem Geist, rascher Fassungsgabe und dem lobenswerten Bestreben, sich durch eigne Anschauung über alles ein selbständiges Urteil zu bilden, wurde J. bald von dem Gefühl der Vereinzelung und Vereinsamung erfaßt, welchem die flüchtigen Berührungen mit hervorragenden und von ihm selbst aufgesuchten bedeutenden Männern kein beruhigendes Gegengewicht gaben. Die Meinung, in allem selbst handeln und entscheiden zu müssen, und die durchgreifende, rein persönliche Regierungsweise des großen Monarchen mochten in diesen Umständen ihren Ursprung gefunden haben. Nachdem J. seit 1759 bei einzelnen Behörden, insbes. dem österreichischen Bancorat, den praktischen Staatsdienst erlernt hatte, wurde er von 1761 ab zu den Sitzungen des Staatsrats beigezogen. Aus dieser Zeit stammen verschiedene Denkschriften, darunter die »Rêveries«, an die Kaiserin, in welchen als Hauptregierungssätze die absolute Macht und Pflicht des Souveräns, für das Staatswohl zu sorgen, und die Herbeischaffung der nötigen Mittel zur Erreichung der Unabhängigkeit des Staates vom Auslande aufgestellt erscheinen. Am 27. März 1764 wurde J. zum römischen König gewählt und gekrönt, und da schon im folgenden Jahr sein Vater starb, so schien sich seiner Thätigkeit ein weites Feld zu eröffnen; aber der Wille der Kaiserin wie die feste und der monarchischen Willkür widerstrebende ständische Verfassung des Reiches setzten derselben die engsten Grenzen. Obwohl J. in den Erbländern von der Kaiserin zum Mitregenten erklärt war, beschränkte sich sein Einfluß auf das Militärwesen, an welchem er bei aller Bewunderung Friedrichs II., mit dem er im August 1769 in Neiße u. im September 1770 zu Neustadt in Mähren Zusammenkünfte hatte, doch kein großes innerliches Interesse fand, die Justizsachen, bei welchen die Abschaffung der Tortur in Österreich (1775) im Grunde als sein Werk anzusehen ist, und die äußere Politik. Hier trieb Josephs Ehrgeiz Österreich zur Mitwirkung an der Teilung Polens und durch das Projekt der Erwerbung Bayerns zum Bayrischen Erbfolgekrieg. Um den Bund mit Frankreich zu stärken, unternahm er 1777 eine Reise dahin, allerdings ohne Erfolg, wie sich bei dem bald darauf ausbrechenden Erbfolgekrieg zeigte, der mit dem Zurückziehen der österreichischen Ansprüche endete. Mit der Kaiserin stand er geschäftlich nicht auf gutem Fuß, obwohl er sich gern als »gehorsamer Sohn« bezeichnete, als solcher angesehen sein wollte und bei ihrem Tod auch das stürmische Gefühl des Schmerzes nicht verleugnete. Seine von ihm selbst als kühn bezeichneten Vorschläge in den innern Verhältnissen ließ die Mutter unbefolgt; sie erklärte die bestehenden Mängel als eine geringere Gefahr für den Staat als den steten Wechsel in den Regierungsprinzipien. Aber je größer die Kluft zwischen ihm und der frommen, von weiblicher Beängstigung erfüllten Mutter wurde, desto weniger war ein Verkehr möglich, der die Gegensätze persönlich zu mildern vermocht hätte. Am schärfsten kam dies zum Ausdruck, als J., überzeugt, daß insbes. das Einvernehmen zwischen Preußen und Rußland sein bayrisches Projekt durchkreuzt habe, eine Reise zur Zarin Katharina II. beschloß, welche die Kaiserin nicht billigte, die aber dennoch unternommen wurde. Es war der letzte große Gegensatz zwischen Mutter und Sohn gewesen, den Kaunitz mit Mühe ausglich. Noch im selben Jahre 1780, am 29. Nov., starb Maria Theresia, und bald sollte sich das Wort Friedrichs II.: »Voilà nouvelle ordre des choses!« in unglaublicher Eile bewahrheiten. Denn sofort ließ J. nichts an seiner Stelle, und eine Flut von Gesetzen und Verordnungen, welche meistens jeder verfassungsmäßigen, häufig auch jeder büreaukratischen Grundlage entbehrten und der umfassendsten, auch im 18. Jahrh. nicht ganz gewöhnlichen Geltendmachung des absoluten Systems entsprangen, ergoß sich über alle ungleichartigen Völker und Staaten der alten habsburgischen Hausmacht, welche, mit Beseitigung des verschiedenen Verfassungswesens und der ständischen Vertretung, als vollkommen gleichgestellte Glieder vom Kabinett des Kaisers aus, als »Verwalters« des Staates, nach den gleichen Gesetzen regiert werden und einen uhrwerkartig geregelten Organismus mit deutscher Amtssprache ausmachen sollten. Von der richtigen und klaren Einsicht geleitet, daß das

Digitized by Google

Übergewicht des römischen Stuhles u. der katholischen Hierarchie beseitigt werden müsse, wenn die österreichische Verwaltung zur Selbständigkeit des modernen Staatsbegriffs erhoben werden solle, begann er mit entschlossenem Sinn alle die Bande vorerst zu lösen, welche österreichische Unterthanen von der päpstlichen Gewalt abhängig machten. Wie durch die Verordnung vom 4. Mai 1781 die anspruchsvollsten Bullen der römischen Kirche aus allen Ritualbüchern und kirchlichen Sammlungen gestrichen wurden, so verfügte J. auch die Aufhebung der päpstlichen Dispense, der Rekurse, des Bischofseides und der Litterae apostolicae, das Verbot der Annahme päpstlicher Ämter und Titel und des Besuchs der in Rom befindlichen theologischen Anstalten. Diesen wichtigen Reformen folgten zahlreiche Aufhebungen von Klöstern, Einziehung des Vermögens derselben und die Gründung des Religionsfonds sowie die Dotation von trefflichen Unterrichts- und Humanitätsanstalten aus dem konfiszierten Klostergut. Aber schon die Durchführung dieser Maßregeln zeigte erhebliche Mißstände und Willkürlichkeiten. Bald griff die Regierung Josephs auch in die internen Angelegenheiten der Kirche und des Gottesdienstes ein. »Andachtsordnungen«, Gesetze gegen den »kirchlichen Flitterstaat«, Verordnungen über Prozessionen, Wallfahrten, Ablässe und das unglückliche Gebot des Begrabens der Toten in Säcken, ohne Kleider und in Kalkgruben, alle diese Dinge, welche bestimmt waren, »Aufklärung« zu bewirken, erregten Haß und Verdruß und selbst tiefer gehenden Widerstand seitens des Volkes. Dabei hielt J. doch sehr bestimmt den Begriff der Staatskirche als einer katholischen aufrecht. Wie in der politischen Verwaltung, so erklärte er auch in kirchlichen Dingen Einheit und Gleichheit für die wesentlichste Grundlage des Staatslebens, so daß Pius VI. einmal von ihm sagen konnte, »er habe einen großen Fonds von Religion und sei der beste Katholik von der Welt«. Das Verhältnis der nichtkatholischen Konfessionen vermochte er daher nicht anders als unter dem Gesichtspunkt einer möglichst weit gehenden Toleranz zu fassen. Obwohl sich nun in Ländern, wo die religiösen Fragen längst durch gesetzliche Bestimmungen geregelt waren, wie in Ungarn und Siebenbürgen, eine berechtigte Opposition gegen das »Toleranzpatent« gerade von seiten der Protestanten erhob, so wirkten doch die damit zusammenhängenden Verordnungen segensreich auf die Zustände in den andern Ländern, wo endlich ein anderthalbhundertjähriger Druck von vielen protestantischen Gemeinden hinweggenommen wurde. Um übrigens den leichtfertigen Übertritt von der katholischen Religion zu andern Konfessionen zu verhindern, schrak J. selbst vor manchen Zwangsmaßregeln nicht zurück, und wie er die Sekte der Deisten durch »Karbatschenstreiche« ausrotten wollte, so fehlt es auch nicht an Beispielen harter Kabinettsjustiz gegenüber von Mönchen, welche aus eignem Entschluß ihren Orden verlassen wollten, oder gegen Protestanten, welche wegen Proselytenmacherei Verdacht erregten.

Um den Neuerungen Josephs in Österreich ein Ziel zu setzen, begab sich der Papst Pius VI. 1782 persönlich nach Wien, ohne jedoch etwas zu erreichen. Mit großer Absichtlichkeit wurde jede geschäftliche Verhandlung vermieden, und Fürst Kaunitz empfing den Papst in seinem Palais lediglich als Privatperson. Keinen Augenblick wurde die Reform unterbrochen, vielmehr auch auf das Gebiet der Diözesaneinteilung ausgedehnt, wobei dem Kaiser ernstlichere Schwierigkeiten den deutschen Kirchenfürsten gegenüber entstanden, deren Rechte in den österreichischen Erbländern aufgehoben worden waren. Insbesondere wurden so die Bischöfe von Passau, Salzburg und Bamberg zu entschiedener Opposition gegen J. gedrängt, welche sich schließlich in dem Fürstenbund Ausdruck verschaffte. Den letztern hatten die kleinern Reichsfürsten zuerst gegen die Verfassungsverletzungen Josephs geschlossen; als aber J. das Projekt der Gewinnung Bayerns durch Austausch gegen Belgien 1785 wieder aufnahm, trat Friedrich II. dem Fürstenbund bei und versetzte dadurch der österreichischen Politik in Deutschland eine unheilbare Wunde. Das kirchliche Territorialsystem aber, welches J. gegründet hatte, vermochten die deutschen Bischöfe nicht zu erschüttern. Zu den neuen Diözesaneinteilungen in Österreich gewann J. schließlich die Einwilligung der römischen Kurie, als er den Besuch des Papstes schon 1783 unerwartet in Rom erwidert hatte und nun dafür sorgte, daß der Bruch mit Rom nicht allzu tief und nachhaltig werde. Die vornehmste Sorge Josephs richtete sich fortan auf die Heranbildung eines staatstreuen Klerus, wie denn das Unterrichtswesen überhaupt eine den Staatszwecken ausschließlich dienende Richtung erhielt. Das System all dieser Reformen, in welchem sich nicht nur die Unabhängigkeit des Staates von der Kirche, sondern auch eine gewisse Bevormundung der letztern durch den Staat ausdrückte, begreift man mit dem Namen **Josephinismus**.

Am wohlthätigsten wirkten ohne Zweifel die Maßnahmen Josephs auf dem Gebiet der sozialpolitischen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse, und man hat die treffende Bemerkung gemacht, daß J. den österreichischen Erbländern eine Revolution erspart habe. Er legte den Grund zu einem bessern und gerechtern Steuersystem, das aber vielfach Widerspruch erregte, weil es den Adelsvorrechten entgegentrat und alle ständischen Privilegien beseitigte, aber auch dem Bürger nicht paßte, der in der Einschränkung der Konsumtionsfähigkeit des Adels seinen Nachteil erblickte. Die gänzliche Aufhebung der Leibeigenschaft war das dauerndste Resultat der Josephinischen Gesetzgebung; das Patent für Böhmen und Nebenländer erschien 1. Nov. 1781. In Bezug auf Josephs Reformen im Justizwesen zeigte sich der unruhige Geist und der stets wachsende Widerspruch der Verordnungen besonders nachteilig. So wurde die Todesstrafe erst aufgehoben und in solche Strafen verwandelt, welche, wie Schiffziehen und Gassenkehren, die öffentliche Meinung gegen sich hatten; bald aber führte eine neue Ordonnanz die Todesstrafe wieder ein. Ganz ähnliche Schwankungen zeigten Josephs Verordnungen über die Bücherzensur und Preßfreiheit; Schillers »Räuber« und die deutsche Übersetzung von Voltaires Schriften blieben verboten. Mangel an jeglicher Voraussicht bei Erteilung solcher Gesetze und zufälliger Verdruß bei Aufhebung oder Modifikation derselben charakterisieren auch hier die Thätigkeit des absolut schaltenden Monarchen, der, von subalternen Naturen umgeben, fast immer nur seiner eignen Einsicht folgte und fremden Vorstellungen erst dann Raum gab, wenn seine Verfügungen bereits ins Leben getreten waren. Dagegen verdienen Josephs Schöpfungen für das Wohl der Armen und Leidenden: Kranken- und Irrenhäuser, Gebär- und Findelanstalten, Institute zur Heranbildung von Militärärzten, uneingeschränktes Lob.

Digitized by Google

Trotz des Widerstandes, welchen J. in den Erbländern fand, würden indes seine Gesetze nachhaltiger gewirkt haben, wenn das Ansehen seiner Regierung nicht durch seine äußere Politik völlig erschüttert worden wäre. Bei persönlicher Bewunderung Friedrichs II. war er doch zu sehr in den österreichischen Traditionen befangen, als daß er nicht die lebhafteste Eifersucht gegen das wachsende Ansehen Preußens empfunden hätte, und diese Eifersucht ward erwidert, indem der Preußenkönig dem Lieblingsplan Josephs II., Bayern zu erwerben, entgegentrat und so dieses für Österreichs Stellung in Deutschland epochemachende Projekt durchkreuzte. Indem J. Anlehnung an fremde Staaten, bald an Frankreich, bald an Rußland, suchte, mißglückten ihm die nächsten Unternehmungen. Als er die alten Verträge über die Scheldeschiffahrt mit den Holländern lösen wollte, mußte er als römischer Kaiser die Beleidigung seiner Flagge durch das stolze kleine Nachbarvolk hinnehmen und froh sein, daß Frankreich einen Ausgleich vermittelte. Der abenteuerliche Plan, das griechische Reich wiederherzustellen, und die russische Allianz führten zu dem Türkenkrieg von 1788, dessen unglücklicher Verlauf alle schlummernden Kräfte des Widerstandes in den Erbländern entfesselte. In Belgien war es schon 1787 zu blutigen Auftritten gekommen. Während der Kaiser mit Katharina II. von Rußland im Chersones die weitreichendsten Pläne entwarf, zeigte sich sein Regiment in den Erbländern von seiner schwächsten Seite. Nachdem er die Statthalter der Niederlande, den Herzog Albert von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin, die Erzherzogin Marie Christine, wegen der Nachgiebigkeit, die sie den niederländischen Ständen gegenüber bewiesen, abberufen, wollte er durch Kabinettsaufträge über die Köpfe seiner Minister hinweg sein verlornes Ansehen militärisch wiederherstellen und befahl seinem General Murray den rücksichtslosesten Gebrauch der Waffen und Einführung des Martialgesetzes. Aber auch hier fand J. nur wenig Gehorsam, und nachdem er endlich einen fügsamen General zu diesem Zwecke gefunden, hatte er nicht die hinreichende militärische Macht, um die Revolution zu ersticken. Ganz ähnlich hatten sich die Dinge in Ungarn entwickelt. Die einfache Negation des historischen Rechts in diesem Lande, zu dessen König sich J. nicht krönen, während er die Krone aus Ungarn nach Wien führen ließ, hatte erst einen passiven, bald in den Komitaten einen faktischen Widerstand erzeugt, der seit 1789 durch die französischen Revolutionsvorgänge sichtlich beeinflußt und befördert wurde. Als gegen Ende desselben Jahres J. neue Forderungen in betreff der Rekrutenstellung und Getreidelieferung stellte, wurde er von den Komitatsbehörden barsch an den Reichstag verwiesen, der freilich seinerseits schwerlich geneigt gewesen wäre, mit dem ungekrönten König zu verhandeln. Schon 1788 hatte sich J. in dem wenig glücklich geführten Feldzug an der untern Donau ein Lungenübel zugezogen, welches stetig zunahm und den moralischen Bekümmernissen des Kaisers den Verfall der physischen Kräfte hinzufügte. Schließlich von seinen treuesten Räten gedrängt, unterzeichnete er am 28. Jan. 1790 jenes merkwürdige Dokument, durch welches er für Ungarn mit wenig Ausnahmen alle Neuerungen widerrief und den Verfassungsstand vom Jahre 1780 wiederherstellte. Um Belgien zu pazifizieren, mußte er sich zu dem noch demütigendern Schritt bequemen, die Hilfe und Vermittelung des Papstes Pius VI. anzurufen. Gleichzeitig hatten auch die böhmischen und tirolischen Stände sich zu regen begonnen und preßten dem todkranken Kaiser das Geständnis ab: »Ich will ihnen ja alles geben, was sie verlangen; nur mögen sie mich ruhig ins Grab steigen lassen«. Kurz vor Vollendung seines 50. Lebensjahres starb er.

Man sagte (wohl mehr eine nachträgliche Erfindung), er habe sich als Grabschrift setzen wollen: »Hier liegt ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber alle seine Entwürfe scheitern sah«. Indessen darf man die Wirksamkeit Josephs auch bei der kühlsten Beurteilung und schärfsten Kritik nicht unterschätzen, da sich aus dem Zusammenbruch seines Regierungssystems die wesentlichsten Prinzipien lebensfähig behaupteten. Im großen und ganzen hat er den österreichischen Regierungen und selbst dem österreichischen Volkscharakter in jeder politischen Beziehung seinen Stempel aufgedrückt, der »Josephinische Geist« war bis auf die jüngste Zeit im Mittelstand Deutsch-Österreichs lebendig und ist es heute noch in der ältern Beamtengeneration. Wenn auch seine kirchlichen Ansichten von seinen Nachfolgern nicht geteilt wurden, so setzten sich dieselben doch im Bewußtsein des Volkes in der Form eines liberalisierenden Staatskatholizismus um so fester, und auch in andern Richtungen der Gesetzgebung ward durch Josephs Neffen, den Kaiser Franz II., dasjenige durchgeführt, was J. angebahnt hatte. Da Josephs Bruder Leopold Großherzog von Toscana war, so wurde die Erziehung des Neffen als vermutlichen Nachfolgers des kinderlosen Kaisers von diesem selbst geleitet; für die Anhänglichkeit des Kaisers Franz an seinen zweiten Vater gibt das schöne Monument Zeugnis, welches derselbe 1807 durch den Bildhauer Zauner in Wien setzen ließ, und welches die Inschrift trägt: »Josepho II. qui saluti publicae vixit non diu sed totus«. Vor allem aber lebt J. als der großherzige Märtyrer des einheitlichen Staatsgedankens, wie man ihn nennen darf, in tausend wahren und nachgebildeten Anekdoten gefeiert, in der Tradition des Volkes Deutsch-Österreichs als dessen Liebling. Von den beiden Gemahlinnen Josephs II. war die erste, Isabella, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, schon 1763, die zweite, Maria Josepha, Tochter Karl Albrechts von Bayern (Kaiser Karls VII.), schon 1767 gestorben. Vgl. Groß-Hoffinger, Lebens- und Regierungsgeschichte Josephs II. (Stuttg. 1835–37); Meynert, Kaiser J. II. (Wien 1862); Wendrinski, Kaiser J. II. (das. 1880); Ad. Wolf und v. Zwiedineck, Österreich unter Maria Theresia, Joseph II. und Leopold II. (Berl. 1884); Fournier, J. II. (»Historische Studien und Skizzen«, Prag 1885); S. Brunner, Die theologische Dienerschaft am Hof Josephs II. (Wien 1868); Derselbe, Correspondances intimes de l'empereur Joseph II avec Cobenzl et Kaunitz (Mainz 1871); v. Arneth: Maria Theresia und J. Ihre Korrespondenz samt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold (Wien 1867, 3 Bde.), J. II. und Leopold von Toscana, ihr Briefwechsel (das. 1872, 2 Bde.), J. II. und Katharina von Rußland. Ihr Briefwechsel (das. 1869), Marie Antoinette, J. II. und Leopold II., ihr Briefwechsel (das. 1866); Beer, J. II., Leopold II. und Kaunitz, ihr Briefwechsel (das. 1873); Ott. Lorenz, J. II. und die belgische Revolution (das. 1862); Wolf, Das Unterrichtswesen in Österreich unter Kaiser J. II. (das. 1880); Lustkandl, Die Josephinischen Ideen und ihr Erfolg (das. 1881); Schlitter, Pius VI. und J. II. von der Rückkehr des Papstes nach Rom bis zum Abschluß des Konkordates (Wien 1894). Die mehrfach (so von Schuselka)

Digitized by Google

herausgegebenen »Briefe Josephs II.« sind ein Machwerk des Publizisten Großing aus dem Jahre 1790.

[Köln.] 3) J. Clemens, Herzog zu Bayern, Kurfürst von Köln, geb. 5. Dez. 1671, gest. 12. Nov. 1723, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern, ward 1684 Koadjutor seines Vetters Albert Siegmund, Bischofs von Freising, und 1684 dessen Nachfolger. 1685 zuleich Bischof von Regensburg. Vom Papst Innocenz XI. 1688 im Einverständnis mit Kaiser Leopold I. für das Erzbistum Köln in Vorschlag gebracht, ward er vom Kaiser trotz seiner Jugend für mündig erklärt und nach Verdrängung des von Frankreich begünstigten Erzbischofs Fürstenberg durch kaiserliche Truppen in Besitz des Stifts gesetzt. 1694 ward er auch Bischof von Lüttich. Er stellte sich im Spanischen Erbfolgekrieg mit seinem Bruder, dem Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, auf die Seite Frankreichs, verlor infolge der Schlacht bei Höchstädt und der über ihn verhängten Reichsacht 1706 sein Land und floh nach Frankreich, wurde aber durch den Frieden zu Baden (1714) restituiert und auch noch Bischof von Hildesheim. Vgl. Ennen, Der Spanische Erbfolgekrieg und der Kurfürst J. Clemens von Köln (Jena 1851).

[Liechtenstein.] 4) Fürsten von Liechtenstein, s. Liechtenstein.

[Neapel.] 5) König von Neapel und Spanien, s. Bonaparte 1).

[Österreich.] 6) J. Karl Ludwig, Erzherzog von Österreich, geb. 2. März 1833, Sohn des Erzherzog-Palatins Joseph (geb. 9. März 1776, gest. 13. Jan. 1847) und der Prinzessin Maria Dorothea von Württemberg, ward bis 1848 in Ungarn erzogen, trat sodann in die kaiserliche Armee, wurde 1859 Generalmajor, stand 1860—64 in Italien, befehligte 1866 eine Brigade des 4. Korps bei Schweinschädel und Königgrätz, wo er verwundet ward, erhielt das Kommando des 4. Korps und wurde Feldmarschallleutnant und 1867 Oberkommandant der neuerrichteten ungarischen Landwehr (Hónved). 1874 ward er General der Kavallerie. Auch ist er Mitglied der ungarischen Akademie. Seit 1864 ist er mit der Prinzessin Klothilde von Sachsen-Koburg vermählt.

[Portugal.] 7) J. I. Emanuel, König von Portugal, Sohn Johanns V., geb. 1715, gest. 24. Febr. 1777, folgte diesem 1750 auf dem Thron und berief sofort Pombal in das Ministerium, dem er bald die Leitung der Staatsgeschäfte gänzlich überließ, da er arbeitsscheu und wenig befähigt war. Er gab sich ganz seinen Liebhabereien: Theater, Jagd und Galanterie, hin. Nach dem Attentat auf J. 3. Sept. 1758, bei dem der König verwundet wurde, gab er sogar seine Zustimmung zur Vertreibung der Jesuiten. Apoplektische Anfälle nötigten ihn 1776, seine Gemahlin Maria Anna zur Regentin zu ernennen.

[Sachsen-Altenburg.] 8) Herzog von Sachsen-Altenburg, geb. 27. Aug. 1789, gest. 25. Nov. 1868, Sohn des damaligen Herzogs Friedrich von Hildburghausen, folgte seinem Vater in der Regierung des Herzogtums Altenburg 29. Sept. 1834. Wiewohl seine Regierung durch umsichtig fortschreitende, alle Extreme vermeidende Reformen bezeichnet war, nahm doch bei seiner Begünstigung einer ultrakirchlichen Richtung und der allzu kostspieligen Haushaltung des Hofes die Bewegung von 1848 gerade in Altenburg einen sehr extremen Charakter an, infolgedessen J. 30. Nov. 1848 zu gunsten seines Bruders Georg von der Regierung zurücktrat. Er lebte seitdem abwechselnd in Altenburg und auf seinem Jagdschloß Hummelshain. J. war vermählt mit Prinzessin Amalie von Württemberg (gest. 28. Nov. 1848), welche ihm sechs Töchter gebar, von denen Marie mit dem frühern König Georg V. von Hannover, Elisabeth mit dem Großherzog Peter von Oldenburg und Alexandra mit dem Großfürsten Konstantin von Rußland vermählt war.

[Sachsen-Hildburghausen.] 9) J. Friedrich Wilhelm, Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Sohn des Herzogs Ernst II., geb. 8. Okt. 1702, gest. 4. Jan. 1787, trat 1719 in österreichische Militärdienste und machte unter Seckendorf die Feldzüge in Italien mit. Um schneller zu avancieren, trat er 1727 zur katholischen Religion über, wurde 1732 Oberst im Regiment Palffy und nahm an den Kämpfen in Italien und 1734 am Rhein teil. Hierauf ging er als Generalfeldzeugmeister zur Armee nach Ungarn, wo er freilich im Kriege gegen die Türken, welchen er anriet, 1736—39 großes Mißgeschick hatte. Indes der Hof, dessen Gunst er sich auch 1738 durch die Heirat mit der Nichte und Erbin des Prinzen Eugen erworben hatte, verzieh ihm seine Fehler. In dem Österreichischen Erbfolgekrieg wurde ihm die obere Leitung des Heerwesens innerhalb des Kaiserreichs übertragen, und er lebte meist zu Wien und zu Schloßhof. 1757 stellte man die Reichsarmee, die mit Soubise zusammen agieren sollte, unter seine Befehle. Er war indes der allerdings schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Seit der Schlacht bei Roßbach 5. Nov. 1757 kommandierte er nicht wieder, sondern lebte in Wien der Pflege der Musik. Die Übertragung der Administrations- und Debitkommission des Herzogtums Hildburghausen rief ihn 1769 dahin. 1779 übernahm er die Vormundschaft über seinen Urgroßneffen Friedrich und führte diese auch nach dessen Volljährigkeit bis zu seinem Tode fort. Seine Ehe, die er bald wieder löste, da man ihn über das Vermögen seiner Gemahlin getäuscht hatte, war kinderlos geblieben.

Joseph, Père, eigentlich François le Clerc du Tremblay, geb. 4. Nov. 1577 in Paris, gest. daselbst 18. Dez. 1638, stammte aus altem Richteradel, diente zuerst 1597 im Kriege gegen die Spanier, trat aber gegen den Willen seiner Familie 1599 in den Kapuzinerorden, wo er den Namen Père J. erhielt und 1613 Provinzial der Ordensprovinz Touraine wurde. 1616 vermittelte er den Frieden von Loudun zwischen dem aufständischen Prinzen von Condé und der Regentin. Hierbei wurde er mit deren Vertrautem Richelieu bekannt, der seine Umsicht und Schlauheit schätzen lernte und ihn 1623 endgültig in seine Umgebung berief, seitdem Josephs Rat fortwährend in Anspruch nahm und ihn zu diplomatischen Sendungen benutzte. Allmählich wußte J. alle seine Nebenbuhler bei Richelieu zu beseitigen, unter dessen Oberleitung er der eigentliche Lenker von Frankreichs auswärtiger Politik wurde. Selbst die Kriegsoperationen beeinflußte er im Sinne kühner Unternehmungslust. Er arbeitete unermüdlich und in aufreibender Thätigkeit mit allen Mitteln der List und Macht, durch geheime Sendungen, Bestechungen und Gewaltthaten an der Gründung des französischen Übergewichts in Europa, besonders über Deutschland und Italien. Mit Benutzung des in Deutschland wütenden Religionskrieges suchte er die dortigen Katholiken ebenso wie die Protestanten vom Kaiser zu trennen und an Frankreich zu knüpfen. Er trug auf dem Reichstage zu Regensburg (1630) sehr viel zum Sturze Wallensteins bei und gewann 1635 Herzog Bernhard von

Digitized by Google

Weimar und dessen Heer für den französischen Dienst. Dabei zeigte er eine asketische Frömmigkeit, stiftete den Nonnenorden vom Kalvarienberge sowie katholische Missionen im Auslande und bekämpfte die gallikanische Partei der französischen Geistlichkeit. Trotzdem wollte Papst Urban VIII. diesem politisierenden Mönch, der »grauen Eminenz«, wie man J. als alter ego des Kardinals Richelieu nannte, niemals die für ihn durch die französische Regierung dringend geforderte Kardinalswürde zugestehen. Einen Tag nach der Einnahme der wichtigen Rheinfestung Breisach durch Bernhard von Weimar starb Père J. an einem Schlaganfall. Die handschriftlichen sogen. »Denkwürdigkeiten des Père J.« sind nicht von ihm, sondern von Lepré-Balain. Vgl. Fagniez, Le père Joseph et Richelieu (Par. 1893–94, 2 Bde.).

Josephine, Marie Rose, Kaiserin der Franzosen, erste Gemahlin Napoleons I., geb. 3. Juni 1763 auf Martinique, wo ihr Vater Joseph Tascher de la Pagerie königlicher Hafenkapitän war, gest. 29. Mai 1814, kam in einem Alter von 15 Jahren nach Frankreich und heiratete 13. Dez. 1779 ihren Landsmann, den Vicomte Alexandre Beauharnais (s. d. 3). Die Sprößlinge dieser Ehe waren Eugen, der nachmalige Herzog von Leuchtenberg (s. d.), und Hortense (s. d.), die nachherige Gemahlin des Königs Ludwig Bonaparte von Holland, die Mutter Napoleons III. Nach der Hinrichtung ihres Gatten (9. März 1794) ward J. ebenfalls verhaftet, wurde aber durch die Katastrophe vom 9. Thermidor gerettet und erhielt einen Teil ihrer konfiszierten Güter zurück. Im Hause von Barras, der ihr Freund und Beschützer wurde, lernte sie den General Bonaparte kennen und reichte demselben aus Ehrgeiz 9. März 1796 ihre Hand. J. folgte ihrem Gemahl vorübergehend 1797 nach Mailand, führte aber sonst in Paris und in Malmaison, das sie käuflich an sich gebracht hatte, ein schwelgerisches und mit Liebeständeleien erfülltes Leben. Nach Bonapartes Rückkehr wußte sie durch Anmut und gesellschaftliches Talent an ihren kleinen Hof, den sie nach dem 18. Brumaire im Palast Luxembourg eröffnete, und mit dem sie 1800 in die Tuilerien übersiedelte, auch Mitglieder der royalistischen Partei zu fesseln. Dabei entwickelte sie aber einen übergroßen Luxus, der sie in schwere Geldverlegenheiten stürzte. Die vielen Treulosigkeiten ihres Gemahls ertrug sie trotz eigner sittlicher Schwäche nur mit größtem Unwillen; mit den Geschwistern Napoleons stand sie von je in einem gespannten Verhältnis. Ihre menschenfreundliche Gesinnung zeigte sie, indem sie manche Härten ihres Gatten auszugleichen suchte und ihn oft nicht ohne Erfolg von Gewaltthaten abmahnte. Mit ihres Gemahls Streben nach souveräner Gewalt war sie keineswegs einverstanden und bot im Einverständnis mit Fouché alles auf, den letzten Schritt zu hindern oder wenigstens hinauszuschieben, da sie voraussah, daß die Gründung einer Napoleonischen Dynastie die Auflösung ihrer kinderlosen Ehe und eine anderweite Vermählung ihres Gemahls notwendig machen würde. Als ihr indes Napoleon 2. Dez. 1804 selbst die Kaiserkrone aufsetzte, fügte sie sich, obwohl ungern, in ihr Schicksal. Aber auf den Wunsch Napoleons, daß sie selbst auf Scheidung antragen solle, ging sie durchaus nicht ein und stimmte erst nach langem Sträuben zu, daß 16. Dez. 1809 die Trennung ihrer Ehe gesetzlich ausgesprochen ward. J. lebte seitdem mit kaiserlichem Titel und Glanze zu Navarre in der Nähe von Evreux, von ihrem alten Hof umgeben. Sie bewahrte für ihren geschiedenen Gatten nicht nur Neigung, sondern blieb mit ihm auch im Briefwechsel und empfing mehrmals seine Besuche. Sein Sturz brach daher ihre geistige und physische Kraft. Die Gunst, den Gefallenen nach Elba begleiten zu dürfen, ward ihr nicht gewährt, wiewohl die verbündeten Monarchen sich sonst sehr rücksichtsvoll gegen sie benahmen. Sie starb in Malmaison an einer Halsentzündung und ward in der Kirche zu Ruel, unweit Malmaison, beigesetzt. Ihre Kinder aus erster Ehe errichteten ihr daselbst 1822 ein Denkmal. Vgl. »Lettres de Napoléon à J. pendant la première campagne d'Italie, le Consulat et l'Empire« (Par. 1827) und »Lettres de J. à Napoléon et à sa fille« (das. 1833, 2 Bde.; beide deutsch von Elsner, Stuttg. 1838–39, 2 Bde.); Aubenas, Histoire de l'impératrice J. (Par. 1857–59, 2 Bde.); »Mémoires de Mme. de Rémusat« (das. 1879–80, 3 Bde.; deutsch von Ebeling, Köln 1880–82, 3 Bde.); ihre Lebensbeschreibung von Imbert de Saint-Amand (Par. 1883–84, 4 Bde.); Welschinger, La divorce de Napoléon I (das. 1889).

Josephinenhütte, s. Schreiberhau.

Josephinismus, s. Joseph 2).

Josephiten, Name einiger französischer Ordensgenossenschaften u. Kongregationen, deren älteste von dem Chirurgen Jakob Cretenet (gest. 1666) in Lyon zum Zweck der Abhaltung von Volksmissionen gestiftet wurde, aber in der Revolution unterging. Unter den neuern haben die Brüder des heiligen Joseph (Frères de saint Joseph), gestiftet 1835 zu Oullins vom Abbé Rey (gest. 1874), sich der Versorgung verwahrloster Knaben gewidmet. Zahlreicher sind die verschiedenen Frauengenossenschaften, bekannt unter dem Namen Schwestern des heiligen Joseph.

Josephsehe (Engels- oder Jungfernehe, Matrimonium virgineum), eine nach Joseph, dem Gatten der Maria, benannte Ehe, bei der infolge vorheriger Übereinkunft der Zweck der Kindererzeugung wegfällt.

Josephshöhe, s. Auerberg.

Josephsluft, Jagdschloß, s. Sigmaringen.

Josephsorden, großherzoglich toscan. Orden, gestiftet 1514, erneuert 1807 von Ferdinand III., zweiter im Rang, in drei Klassen, von denen die erste und zweite den Erbadel, die dritte den Personaladel verlieh. Der Orden ward 1860 aufgehoben.

Josephus (Josephos), Flavius, jüdischer Geschichtschreiber, aus vornehmem Priestergeschlecht, geb. 37 n. Chr. in Jerusalem, gest. nach 95 in Rom, erhielt eine gelehrte Bildung und schloß sich der Sekte der Pharisäer an. Nach vergeblichem Bemühen, den Aufstand seiner Landsleute gegen die Römer zu hintertreiben, schloß er sich den Aufständischen an und ward Befehlshaber in Galiläa. Nach der Einnahme von Jotapata in römische Gefangenschaft geraten, erwarb er sich die Gunst des römischen Feldherrn Vespasian durch die Prophezeiung von seiner Erhebung zum Kaiser, wurde freigelassen und erhielt später auch das römische Bürgerrecht. Nachdem er der Eroberung von Jerusalem durch Titus beigewohnt, lebte er in Rom, von den Kaisern Vespasian, Titus und Domitian, deren Familiennamen Flavius er annahm, begünstigt und mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Wir besitzen von ihm in griechischer Sprache: 1) Die Geschichte des jüdischen Krieges (»De bello iudaico libri VII«, deutsch von Gfrörer, Stuttg. 1835, und Paret, das. 1865), ursprünglich in syro-chaldäischer Sprache geschrieben. Von dem interessanten Werke ist eine lateinische Bearbeitung aus dem 4. Jahrh. n. Chr. (an-

geblich vom Bischof Ambrosius von Mailand) vorhanden unter dem aus J. entstellten Namen Hegesippus (hrsg. von Weber-Cäsar, Marb. 1864); 2) »Die jüdische Archäologie« (»Antiquitatum iudaicarum libri XX«, deutsch von Kaulen, 3. Aufl., Köln 1892), eine Geschichte des jüdischen Volkes von Erschaffung der Welt bis zum 12. Jahre der Regierung Neros (66 n. Chr.), in der Absicht geschrieben, Griechen und Römern dieselbe in günstigem Lichte bekannt zu machen, namentlich wichtig durch die vielen Aktenstücke über die Beziehungen der Juden zum römischen Senat; 3) eine Selbstbiographie, als Ergänzung der Geschichte des jüdischen Krieges; 4) die Schrift: »Gegen Apion«, einen alexandrinischen Philosophen, in zwei Büchern (hrsg. von Müller und Riggenbach, Basel 1877), in welcher besonders die in der »Archäologie« vorgetragene Ansicht über das hohe Alter des jüdischen Volkes verfochten wird. Zweifelhaft ist die Echtheit einer »Lobrede auf die Makkabäer«. Gesamtausgaben von Havercamp (Amsterd. 1726, 2 Bde.), Bekker-Naber (2. Aufl., Leipz. 1888—94, Bd. 1—6), kritische Ausgabe von Niese (Berl. 1885—92, Bd. 1—5). Vgl. Bärwald, J. in Galiläa (Bresl. 1877); Böttger, Topographisch-historisches Lexikon zu den Schriften des J. (Leipz. 1879); Bloch, Die Quellen des J. in seiner Archäologie (das. 1879); Destinon, Die Quellen des J. (Kiel 1882); Olitzki, Flavius J. und die Halacha (Leipz. 1886); Krenkel, J. und Lucas (das. 1894).

Josias, König von Juda, Sohn Amons, folgte diesem achtjährig 640 v. Chr. Unter seiner Regierung ward 622 das zweite Gesetzbuch Moses', das Deuteronomium, im Tempel angeblich aufgefunden und durch Verkündigung desselben der Jehovahdienst in gereinigter und verstärkter Form wiederhergestellt und zur ausschließlichen Staatsreligion erhoben; durch diese im Sinne der Propheten durchgeführte Reform wurde das nationale Bewußtsein der Juden sehr gekräftigt. Der Götzendienst und die Opfer auf den Höhen wurden gänzlich unterdrückt. Nachdem schon 626 das Reich von den Skythen verwüstet worden war, fiel 609 Necho von Ägypten in Juda ein. J. zog ihm mit einem Heer entgegen, erlitt aber bei Megiddo eine Niederlage und wurde selbst tödlich verwundet.

Josias, Friedrich, Herzog zu Sachsen, berühmter kaiserlicher Feldherr, geb. 26. Dez. 1737 in Koburg, gest. daselbst 26. Febr. 1815, Sohn des Herzogs Josias Franz von Koburg, machte in österreichischen Diensten seit 1759 als Oberst eines Kürassierregiments den Siebenjährigen Krieg mit und stieg 1773 bis zum Feldmarschallleutnant. Im Türkenkrieg von 1788 Befehlshaber eines Armeekorps unter Laudon, besetzte er die Moldau, eroberte Chotin, siegte mit Suworow bei Folschany 1. Aug. 1789 und nahm, nachdem er noch bei Martinestie das türkische Hauptheer unter dem Großwesir gänzlich geschlagen, den größten Teil der Walachei mit Bukarest ein, wofür er zum Feldmarschall ernannt wurde. 1793—94 befehligte er das Heer in den österreichischen Niederlanden und brachte dieselben durch seine Siege bei Aldenhoven und Neerwinden im März 1793 wieder in österreichische Gewalt. In Frankreich eroberte er Condé, Valenciennes, Quesnoy und Landrecies, erlitt aber infolge unglücklicher Dispositionen, zum Teil wohl auch infolge der Uneinigkeit unter den verbündeten Mächten und deren Feldherren im Mai 1794 eine Reihe von kleinern Niederlagen an der Sambre und wurde 26. Juni bei Fleurus entscheidend geschlagen; hierauf wurden die Niederlande geräumt; wozu sich die Wiener Diplomatie wohl schon früher entschlossen hatte. Hierüber erzürnt und mit offener Anklage der Thugutschen Politik legte nunmehr der Reichsfeldherr seinen Kommandostab nieder, welchen dann Clerfait (s. d.) übernahm, und zog sich nach Koburg zurück, wo er starb. Vgl. A. v. Witzleben, Prinz Friedrich J. von Koburg-Saalfeld, Herzog zu Sachsen (Berl. 1859, 3 Bde.).

Jósika (spr. jóschi-), Nikolaus, Baron, ungar. Romanschriftsteller, geb. 28. April 1794 zu Torda in Siebenbürgen, gest. 27. Febr. 1865 in Dresden, schlug die militärische Laufbahn ein, verließ 1818 den Dienst und wandte sich, nach wenig glücklichen Debüts in der Politik, von 1834 an ausschließlich der Litteratur zu. Seine ersten litterarischen Versuche erschienen 1834 unter dem Titel: »Irány« (»Tendenz«) und »Vázlatok« (»Skizzen«). Neben politischen und belletristischen Beiträgen für Zeitungen und Sammelwerke hat J. dann bis zur Revolution von 1848 unter steigendem Beifall an 60 Bände Romane veröffentlicht, die von einem tiefen Studium des ungarischen Charakters und Volkslebens zeugen und in lebendigem Stil geschrieben sind. Als die bedeutendsten davon gelten: »Abafi« (1836, deutsch in Reclams Universalbibliothek); »Zrinyi a költö« (»Der Dichter Zrinyi«, 1843, 4 Bde.); »Az utolsó Bátory« (»Der letzte Báthory«, 2. Aufl. 1840, 3 Bde.); »A Csehek Magyarországban« (»Die Böhmen in Ungarn«, 2. Aufl. 1845, 4 Bde.); »Jósika István« (»Stephan Jósika«, 1847, 5 Bde.; deutsch, Leipz. 1851). 1841 wurde J. zum Präsidenten der Kisfaludy-Gesellschaft ernannt. An der Bewegung von 1848/49 beteiligte er sich lebhaft; er war nach der Katastrophe von Világos zur Flucht ins Ausland genötigt und nahm seinen Wohnsitz zu Brüssel, wo er sich wieder schriftstellerischen Arbeiten widmete. Von den seitdem, zum Teil anonym veröffentlichten Romanen sind beachtenswert: »Egy magyar család a forradalom alatt« (»Eine ungarische Familie während der Revolution«, Braunschw. 1851, 4 Bde.) und die deutsch abgefaßte »Familie Mailly« (Leipz. 1852, 2 Bde.). Wegen seiner revolutionären Thätigkeit ward J. im September 1851 mit Kossuth und 35 andern zu Pest in effigie gehängt, später jedoch begnadigt. Seit 1864 wohnte er in Dresden. Fast alle seine Romane wurden in verschiedene Sprachen übersetzt. Von seinen »Memoiren« sind 4 Bände (Pest 1865) erschienen. Vgl. Szaak, Jósikas Leben und Werke (Pest 1891, ungarisch).

Joslowitz (tschech. Jaroslavice), Marktflecken in Mähren, Bezirksh. Znaim, an der niederösterreichischen Grenze, nahe dem rechten Ufer der Thaya gelegen, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß mit schönem Park, Weinbau, eine Dampfmühle und (1890) 2182 deutsche Einwohner.

Josquin Deprés (oder des Prés, spr. schoskäng döpré oder dä pré, lat. Jodocus Pratensis oder a Prato), Komponist, geb. um 1450 im Hennegau (nach Fétis zu Condé, nach andern zu St.-Quentin oder Cambrai), gest. 27. Aug. 1521 als Kanonikus in Condé, erhielt seine Ausbildung in Paris durch Johann Ockeghem, der seit 1465 königl. Kapellmeister war, ging dann nach Rom, wo er unter dem Pontifikat Sixtus' IV. (1471—84) als Mitglied der päpstlichen Sängerkapelle fungierte, kehrte jedoch, nachdem er mutmaßlich noch eine Zeitlang am Hofe des Herzogs von Ferrara, Herkules' I. von Este, geweilt, in sein Vaterland zurück. Hier wurde er am Hofe Ludwigs XII. als erster Sänger (Protokapellan) angestellt, nach

Digitized by Google

langjährigen Diensten aber von diesem mit einer Pfründe zu Condé belohnt. J. gilt mit Recht als der größte Meister der sogen. niederländischen Schule, deren Aufgabe, die Ausbildung des kontrapunktischen Tonsatzes, er so vollständig und endgültig löste, daß mit ihm für die Tonkunst eine neue Epoche begann. Von seinen Kompositionen (Messen, Motetten, französischen Chansons) ist eine große Zahl in Sonderausgabe wie auch in den von Petrucci und andern Verlegern des 16. Jahrh. veröffentlichten Sammlungen enthalten; eine Auswahl gab Commer heraus in den »Publikationen älterer Musikwerke der Gesellschaft für Musikforschung«, Bd. 6 (Leipz. 1877).

Josselin (spr. schoff'läng), Stadt im franz. Depart. Morbihan, Arrond. Ploërmel, an der Oust und dem Kanal von Nantes nach Brest, hat ein schönes, im 15. Jahrh. von den Herzögen von Rohan erbautes Schloß, eine Kirche mit dem Grabdenkmal Oliviers von Clisson, ein Collège, Gerbereien, Mühlen und (1891) 2238 Einw.

Jost, Isaak Markus (Mordechai), jüd. Geschichtschreiber, geb. 22. Febr. 1793 in Bernburg, gest. 20. Nov. 1860 in Frankfurt a. M., widmete sich in Göttingen und Berlin dem Studium der Philologie, stand 1826—35 an letzterm Ort einer Schule vor und folgte sodann einem Ruf als Oberlehrer an die jüdische Realschule (Philanthropin) in Frankfurt a. M. Seinen litterarischen Ruf verdankt J. hauptsächlich seiner »Geschichte der Israeliten« (Berl. 1820—29, 9 Bde.), an welche sich die »Neuere Geschichte der Israeliten von 1815—1845« (das. 1846—47, 3 Bde.) als 10. Band anschließt, und seiner »Geschichte des Judentums und seiner Sekten« (Leipz. 1857—59, 3 Bde.). Außerdem veröffentlichte er eine »Allgemeine Geschichte des israelitischen Volkes« (Berl. 1831—1832, 2 Bde.) und eine deutsche Übersetzung der »Mischna« mit Text und Kommentar (das. 1832—34, 6 Bde.), gab die »Israelitischen Annalen« (Frankf. 1839—41) und 1841—42 mit Creizenach die Zeitschrift »Zion« heraus und gehörte mit zu dem Vorstand des Instituts zur Förderung der israelitischen Litteratur, für welches er durch Begründung des »Jahrbuchs« und durch litterarische Arbeiten thätig war. Vgl. Goldschmidts Nachruf im »Jahrbuch für die Geschichte der Juden« (2. Bd., Leipz. 1861); Zirndorf, Isaak Mark. J. und seine Freunde (Cincinnati 1886).

Jostedalsbrä, die größte Firnmasse des ganzen europäischen Kontinents, bedeckt in einer Länge von 90—100 km das Plateau der norwegischen Vogteien Nordfjord, Söndfjord und Sogn, während er in die angrenzenden pittoresken Thäler seine Ausläufer sendet. Unter diesen zeichnen sich der Bojabrä, die Suphellebrän, deren unterste Ränder nur 50 m ü. M. liegen, und die Gletscher von Tunsbergdal, Austerdal, Lodal und Brigsdal durch ihre großartige Naturschönheit aus. Der ganze J. hat einen Gesamtumfang von 900 qkm und liegt in seinem höchsten Teil 2038 m ü. M. Vgl. die Karte auf Tafel »Gletscher I«, Fig. 4.

Josua (hebr. Jeschûa, soviel wie Jesus), Sohn Nuns vom Stamm Ephraim, nach dem Tode des Moses Führer der Israeliten. Als solcher soll er das Volk über den Jordan geführt, von dem befestigten Lager in Gilgal aus einen beträchtlichen Teil von Palästina erobert, das Land unter die israelitischen Stämme verteilt haben und im Alter von 110 Jahren gestorben sein. Das im alttestamentlichen Kanon befindliche Buch J., welches diese Erklärung gibt, ist freilich durchaus legendenhaften Charakters. Es schließt sich eng an den Pentateuch, besonders an das Deuteronomium, an, sowohl im Stil als im Inhalt, und hat jedenfalls eine ähnliche Entwickelungsgeschichte durchgemacht wie der Pentateuch (s. d.), auch seine Schlußredaktion mit diesem von derselben Hand empfangen. Ein ganz andres und noch späteres Werk ist das samaritanische Buch J., herausgegeben von Juynboll (Leiden 1848). Kommentare schrieben Keil (2. Aufl., Leipz. 1874), Knobel (das. 1861) und Dillmann (2. Aufl., das. 1886).

Jotapata, Festung in Galiläa (s. d).

Jöten (altnord. jotnar; Einzahl jotunn, d. h. »Fresser«, auch Thursen, altnord. thursar), in der nord. Mythologie ungeheure Riesen und Zauberer, die, über die Kräfte der Natur gebietend, in ihrem Reich Jotunheim, das sich rings um den Rand der Erde erstreckt, in finstern Höhlen und Felsenschluchten wohnten und in ewiger Feindschaft mit den Asen lebten. Ursprünglich sind die Thursen trotzige, finstere Sturm- und Wetterriesen; daher auch ihre Beziehung zu Reif und Eis und die Gegnerschaft des Donnerers Thor, der sie stets bekämpft, um den Himmel vor ihrem titanischen Andrang zu schützen. Ihre Töchter sind oft von wunderbarer Schönheit, die nicht selten die lichten Götter, die Asen, verlockt, sich mit ihnen zu vermählen.

Jotham, König von Juda 740—734 v. Chr., Sohn und Nachfolger Usias, regierte in theokratischem Sinne, sorgte für die äußere Sicherheit des Landes durch Anlegung fester Plätze und überwand die Ammoniter.

Jotunfjelde (»Riesengebirge«, Jotunheim), Gebirgsstrecken im westlichen Norwegen, im O. und N. vom Gudbrandsthal, im S. vom Valdresthal und im W. vom Sognefjord begrenzt, bestehen aus mehreren Ketten zackiger Berge mit einem Areal von ca. 2480 qkm (45 QM.) und bilden die höchste und wildeste Gebirgspartie Norwegens. Sie wurden erst 1820 von Keilhau und Chr. Boeck entdeckt. Schneehörner und Gletscher, Felsplateaus, schöne Seen (Gjende, Bygdin und Tyin) und Alpenbäche bilden hier eine wunderbare Landschaft, und die Thäler gehen nicht tiefer als bis 970 m. Zu den Jotunfjelden gehören: der Galdhöpig (2560 m, höchster Berg Norwegens und Nordeuropas), das Horunger Gebirge mit den Skagestölstinder (2396 m) und noch mehrere Schreckhörner. Sie bilden ein Hauptziel der Touristen.

Jotunheim, s. Jöten.

Jouan (spr. schuáng), Golf von, s. Cannes.

Jouarre (spr. schuár'), Flecken im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrond. Meaux, hat eine Kirche mit Krypte, welche Grabmäler aus dem 8.—13. Jahrh. enthält, Mühlsteinbrüche und (1891) 1323 (als Gemeinde 2307) Einw.

Joubert (spr. schubär), Barthélemy Catherine, franz. Feldherr, geb. 14. April 1769 in Pont-de-Vaux (Ain), gest. 15. Aug. 1799, trat 1791 als Freiwilliger in ein Infanteriebataillon, kam mit demselben zur Rheinarmee und avancierte 1792 zum Leutnant. 1794 als Generaladjutant zur italienischen Armee beordert, avancierte er 1795 nach der Schlacht bei Loano zum Brigadegeneral. Im italienischen Feldzug von 1796 erwarb er sich durch seine Tapferkeit und Geschicklichkeit die Achtung Bonapartes und zeichnete sich, 1797 zum Divisionsgeneral erhoben, namentlich bei der Belagerung von Mantua und in der Schlacht von Rivoli (14. Jan.) aus. Nachdem er (3. Febr.) Trient erobert, brach er an der Spitze von drei Divisionen

Digitized by Google

(20. März) in Tirol ein und drang unter fortwährenden Gefechten bis zum Eingang des Pusterthals vor, durch das er Bonaparte mit dem Hauptheer die Hand reichte. Nachdem er kurze Zeit in Holland, dann in Mainz den Oberbefehl geführt, trat er im Frühjahr 1798 in entschiedene Opposition gegen die Mißwirtschaft des Direktoriums, erhielt aber im Oktober 1798 an Brunes Stelle das Oberkommando der italienischen Armee. Er nahm Turin und die übrigen festen Plätze in Piemont und zwang den König von Sardinien zur Abdankung, als das Direktorium ihm Halt gebot. Er reichte seinen Abschied ein und ließ sich von Sieyès' Partei gewinnen, die mit Hilfe eines populären Generals das Direktorium zu stürzen suchte und seine Ernennung zum Kommandanten von Paris durchsetzte (Juni 1799). Doch sollte er sich zuvörderst noch mehr Kriegsruhm erwerben und ward daher an Moreaus Stelle mit dem Oberbefehl über die Armee in Oberitalien betraut, wohin er in den ersten Tagen des Augusts 1799 ging. Bei Novi wurde er aber 15. Aug. plötzlich von der ganzen russisch-österreichischen Armee unter Suworow angegriffen, stürzte sich in das Tirailleurgefecht und fiel durch eine feindliche Kugel. Sein Leichnam ward nach Toulon gebracht und in dem Fort Lamalgue beigesetzt, welches seitdem das »Fort J.« hieß. Vgl. Chevrier, Le général J., d'après sa correspondance (2. Aufl., Par. 1884).

Jouffroy (spr. schufrŭa), 1) Théodore Simon, franz. Publizist und Philosoph, geb. 7. Juli 1796 in Pontets im Jura, gest. 1. März 1842, widmete sich auf der Normalschule in Paris unter Cousins Leitung dem Studium der Philosophie und erhielt nach der Julirevolution eine Anstellung in der genannten Anstalt als Lehrer der Philosophie. 1832 wurde er am Collège de France Nachfolger Thurots, welche Stelle er 1837 wieder niederlegte, und 1833 Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften. Als Cousin Minister des Unterrichts wurde, ernannte er J. zum Mitglied des Universitätsrates. Als Schüler Cousins hat er in dessen Geiste, aber doch selbständig, gearbeitet, indem er den psychologischen Standpunkt stets beibehielt. Besonders berücksichtigte er die schottische Philosophie, veröffentlichte eine französische Bearbeitung der »Outlines of moral philosophy« von Dugald Stewart (Par. 1826, 3. Aufl. 1841) und der sämtlichen Werke von Thomas Reid (das. 1836, 6 Bde.), beide mit vorzüglichen Einleitungen. Außerdem erschienen von ihm »Mélanges philosophiques« (das. 1833, 5. Aufl. 1875; neue Folge 1842, 4. Aufl. 1883), eine Auswahl seiner wichtigsten Artikel aus dem »Globe«. Von seinen an der Sorbonne gehaltenen Vorlesungen erschienen der »Cours de droit naturel« (Par. 1833—42, 4. Aufl. 1866) und »Cours d'esthétique« (nach seinem Tode 1843 von Damiron herausgegeben, 4. Aufl. 1883) im Druck. Vgl. Tissot, Théodore J., sa vie et ses écrits (Par. 1876).

2) François, franz. Bildhauer, geb. 1. Febr. 1806 in Dijon, gest. 26. Juni 1882 in Laval, wurde in Paris Schüler Rameys, erhielt 1832 den römischen Preis u. vollendete 1835 in Rom den neapolitanischen Hirten auf einem Grab, der in Paris ausgestellt wurde. Von seinen spätern Werken sind zu nennen: die Verfluchung des Kain (1838), eine Statuette von Lamartine, ein junges Mädchen, welches der Venus ihr erstes Geheimnis anvertraut (1839, im Luxembourg), die Enttäuschung (1840), Frühling und Herbst (1845), die Träumerei (1848), die Verlassenheit (1853), ein Weihwasserbecken in St.-Germain l'Auxerrois, Christus und die Apostel an der Fassade von St.-Augustin, die Statuen der Strafe und des Schutzes am Justizplatz und der lyrischen Poesie an der Neuen Oper in Paris (1867). Er war Professor an der École des beaux-arts.

Jougne, Col de (spr. koll d'schünj'), ein chaussierter Paß des Waadtländer Jura (1000 m). Die Zugänge vom Genfer und Neuenburger See münden im Thal von Valorbe zusammen, erreichen von Valorbe und Ballaigues aus die Höhe und jenseit der Grenze die französischen Orte Jougne und Pontarlier. Seit 1873 wird der Paß von einem Zweige der Westbahn (jetzt Jura-Simplonbahn) überschritten, mit 22 pro Mille Maximalsteigung; sie zweigt in der Nähe von Cossonay von der Linie Lausanne-Yverdon ab und lenkt über La Sarraz in das Thal der Orbe ein. Dadurch hat der ehemals wichtige Col de la Faucille sehr an Bedeutung verloren.

Jouissance (franz., spr. schuißāngß'), im franz. Effektenhandel soviel wie Zinsengenuß. Action de j., Genußschein, s. Aktie, S. 279.

Joujou (franz., schŭschŭ), Kinderspielwerk, namentlich ein in Deutschland Rollrädchen genanntes Spielzeug. Es besteht aus zwei dünnen hölzernen Scheiben (etwa 6 cm im Durchmesser), die in der Mitte durch einen 0,5 cm langen Cylinder verbunden sind. An diesem ist eine etwa 1 m lange Schnur befestigt, durch deren Schleife am andern Ende man den Zeigefinger steckt. Ist die Schnur aufgewickelt, und läßt man das J. fallen, so kann man, ehe es ganz abgelaufen, durch ein geschicktes Nachlassen der Schnur und einen kleinen Ruck bewirken, daß es sich selbst wieder völlig aufwickelt. In diesem Auf- und Abrollen besteht das Spiel. Benndorf hat ein griechisches Vasenbild veröffentlicht, auf welchem ein Knabe mit dem Drehrad spielt. Lemarque brachte es 1790 aus Ostindien nach Paris, woselbst es in den Händen der Incroyables das vornehmste Straßenspielzeug bildete; dieselbe Rolle spielte es später in deutschen Großstädten.

Joujougold (spr. schŭschŭ-), s. Goldlegierungen.

Joule (spr. dschaul, Voltcoulomb), die Einheit der elektrischen Arbeit (s. d., Bd. 1, S. 786). 3600 J. = 1 Stundenvoltampère (Stundenwatt); 736 Stundenwatt = 1 Stundenpferd; 1000 Stundenwatt = 1 Stundenkilowatt (engl. Unit).

Joule (spr. dschaul), James Prescott, Physiker, geb. 24. Dez. 1818 in Salford, gest. 11. Okt. 1889 in Sale, lebte als Brauer in Salford und war der experimentelle Begründer der mechanischen Wärmetheorie; in seiner 1843 erschienenen Experimentaluntersuchung über erwärmende Wirkungen der Magnetelektrizität leitete er zum erstenmal aus seinen Versuchen den Arbeitswert der Wärmeeinheit ab und sprach die Überzeugung aus, »daß man immer, wo man eine mechanische Kraft aufwendet, ein genaues Äquivalent an Wärme erhält«. Um diesen Satz, der im Grunde nichts andres als das ein Jahr vorher von R. Mayer ausgesprochene Prinzip von der Erhaltung der Kraft ist, zu beweisen, maß er die bei dem Durchtritt von Wasser durch enge Röhren, die bei der Kompression der Luft und die bei der Reibung fester und flüssiger Körper durch die aufgewandte Arbeit erzeugte Wärme und fand, daß stets die gleiche Arbeit erforderlich ist, um eine Wärmeeinheit zu erzeugen. Im Mittel ergibt sich aus seinen Versuchen die Arbeit von 425 Meterkilogramm als das Äquivalent der Wärme, die 1 kg Wasser um 1° erwärmt. Andre Arbeiten von J., zum Teil mit William Thomson unternommen, be-

Digitized by Google

ziehen sich auf die neuere Gastheorie. Auch untersuchte er die Wirkung des Magnetismus auf die Ausdehnung von Stahl und Eisen, erfand ein Instrument zur genauen Messung elektrischer Ströme und entdeckte das Gesetz der Erwärmung der Körper, durch welche ein galvanischer Strom fließt (Joulesches Gesetz). Seine Arbeiten über das mechanische Wärmeäquivalent erschienen deutsch von Spengel (Braunschw. 1872). Gesammelt erschienen »Scientific papers of James Prescott J.« (Lond. 1884—87, 2 Bde.).

Joulesches Gesetz, s. Elektrische Wärmewirkung.

Jour (franz., spr. schūr), Tag. J. fixe (Jourfix), Empfangstag, d. h. ein bestimmter Wochentag, an dem man, ohne Einladungen zu erlassen, regelmäßig Gäste empfängt (in Frankreich gebraucht man in diesem Sinne J. allein oder bedient sich andrer Wendungen). Vgl. Du jour.

Jourd., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Jourdan, franz. Zoolog und Paläontolog.

Jourdan (spr. schurdāng), Jean Baptiste, Graf, Marschall von Frankreich, geb. 29. April 1762 in Limoges als Sohn eines armen Chirurgen, gest. 13. Nov. 1833, trat in seinem 16. Jahre in die Armee und nahm an den Feldzügen in Nordamerika teil. Nach Beginn der Revolution nahm er 1791 wieder Dienst als Freiwilliger und ward wegen seiner Kriegserfahrung 1791 Bataillonschef in der Nordarmee, machte unter Dumouriez 1792 und 1793 den Feldzug in den Niederlanden mit und that sich hier so hervor, daß er 30. Juli 1793 zum Divisionsgeneral befördert wurde. Nachdem er mit seiner Division in hervorragender Weise am Siege von Hondschoote 8. Sept. 1793 teilgenommen hatte, rückte er bald darauf in die Stelle des abberufenen Obergenerals Houchard ein und schlug die Österreicher bei Wattignies (15. und 16. Okt.). Bald darauf jedoch wurde er wegen seiner Opposition gegen die thörichten militärischen Anordnungen des Wohlfahrtsausschusses entlassen (6. Jan. 1794). Schon im Frühling 1794 wieder zum Oberbefehlshaber der Moselarmee, dann der Maas- und Sambrearmee ernannt, nahm er nach hitzigen Kämpfen die wichtige Festung Charleroi, erfocht 26. Juni den Sieg bei Fleurus, trieb die Österreicher nach einigen glücklichen Treffen an der Ourthe und Roer über den Rhein zurück (Oktober 1794), nahm 7. Juni 1795 die Festung Luxemburg, überschritt 6. Sept. den Rhein und belagerte darauf Kastel und Mainz, wurde aber 11. Okt. bei Höchst von Clerfait geschlagen und genötigt, auf das linke Rheinufer zurückzugehen. 1796 überschritt er zum zweitenmal den Rhein und drang gegen seinen Willen, auf gemessenen Befehl des Direktoriums, von der Lahn bis zur Oberpfalz vor, wurde aber bei Amberg 24. Aug. und besonders bei Würzburg 3. Sept. vom Erzherzog Karl geschlagen und zog sich unter großen Verlusten nach Düsseldorf zurück. Er legte nun sein Kommando nieder. Die Vorwürfe, welche ihm dieser Rückzug zuzog, suchte er später in den »Mémoires pour servir à l'histoire de la campagne de 1796« (Par. 1819) zu widerlegen. Im März 1797 ward er in den Rat der Fünfhundert gewählt, wo er sich zu den Jakobinern hielt und 1798 ein neues Konskriptionsgesetz zur Annahme brachte. 1799 erhielt er den Oberbefehl über die Donauarmee und setzte 1. März 1799 bei Basel über den Rhein. Er wurde indes durch die doppelte Übermacht des Erzherzogs Karl 21. März bei Ostrach, 25. März bei Stockach geschlagen und deshalb abgesetzt. Sein Verfahren in diesem Feldzug suchte seine Schrift »Précis des opérations de l'armée du Danube sous les ordres du général J.« (Par. 1799) zu rechtfertigen. 1800 wurde er vom Ersten Konsul mit der Verwaltung Piemonts betraut, die er vortrefflich leitete. 1803 trat er in den Senat. Kaiser Napoleon I. erhob ihn 1804 in den Grafenstand, ernannte ihn zum Marschall und verlieh ihm Sitz und Stimme im Staatsrat, aber nie ein selbständiges Kommando. 1808 ging er als Generalstabschef des Königs Joseph nach Spanien, welche Stelle er mit einer Unterbrechung (1809—12) bis 1814 innehatte. 1816 erhielt er die 7. Militärdivision und 1819 von Ludwig XVIII. die Pairswürde. Der Julirevolution wendete er sich mit Begeisterung zu, übernahm auf einige Tage das Ministerium des Auswärtigen und ward 11. Aug. 1830 Gouverneur der Invaliden. Er war ein tapferer, ehrlicher Soldat, aber gänzlich ungebildet und zum Feldherrn völlig unbefähigt.

Jourfix, s. Jour.

Journal (franz., spr. schurnāll, »Tagebuch«), im allgemeinen soviel wie Zeitschrift, Zeitung, namentlich eine täglich erscheinende. Journalismus (Journalistik) bedeutet daher das gesamte Zeitschriftenwesen, die periodische Litteratur, und Journalisten heißen die Schriftsteller, die für Zeitschriften thätig sind. In der kaufmännischen Buchführung ist J. soviel wie Strazze, Primanote (s. Buchhaltung, S. 617). Über Schiffsjournal s. d.

Journal des Débats (spr. schurnāll dä bebā), eine der ältesten Pariser Tageszeitungen, die 1789 zur Berichterstattung über die Sitzungen des Nationalkonvents gegründet wurde. 1800 ging sie in den Besitz von L. F. Bertin dem ältern (s. Bertin 2) über, der sie bis zu seinem Tode (1841) leitete und ihr durch Heranziehung der hervorragendsten Schriftsteller seiner Zeit ein vornehmes litterarisches Gepräge gab. Bis 1871 wurde das J., das noch jetzt im Besitze der Familie Bertin ist, von den Brüdern Armand und Eduard Bertin (s. Bertin 4) geleitet. Gegenwärtiger Leiter ist George Patinot. Das J. erscheint täglich zweimal und vertritt eine gemäßigt republikanische Richtung. Vgl. »Le livre du centenaire du Journal des Débats« (Par. 1889).

Journal de St-Pétersbourg (spr. schurnāll dö säng-petersbūr), eine in französischer Sprache in St. Petersburg erscheinende politische Tageszeitung, das Organ des russischen Ministeriums des Äußern. Sie besteht seit 1825.

Journalière (franz., spr. schurnaljär', »tägliche«), früher sehr verbreiteter Ausdruck für die Post oder sonstige regelmäßige Fahrgelegenheit für den Verkehr zwischen zwei Städten.

Journalismus, Journalist, s. Journal.

Journalisten- und Schriftstellertag, Allgemeiner deutscher, eine seit 1892 auf Anregung der deutschen Schriftstellergenossenschaft (s. Schriftstellervereine) jährlich stattfindende Zusammenkunft deutscher Schriftsteller und Journalisten, bei der über geistige und materielle Berufs- und Standesinteressen beraten wird. Der erste J. (1892 in Dresden) beschloß die Ausarbeitung eines Verlags- und Urheberrechts durch einen aus Rechtskundigen, Schriftstellern und Verlegern gleichmäßig zusammengesetzten Ausschuß. Auf dem J. von 1893 in München wurde die Errichtung einer Pensionsanstalt nach den vom Münchener Ausschuß ausgearbeiteten Statuten genehmigt (Mitgliederzahl 1894: ca. 400). Auf dem J. in Hamburg (1894) wurde über das Verlags- und Preßrecht sowie über eine Verfassung des Tages be-

ed by Google

raten, deren Entwurf jedoch abgelehnt wurde. Der Hamburger Journalisten- u. Schriftstellerverein wurde mit der Ausarbeitung eines neuen Entwurfs beauftragt, der die vollständige Wahrung des Selbstbestimmungsrechts der einzelnen Vereine zur Grundlage hat und auf dem Delegiertentag in Leipzig 6. April 1895 angenommen wurde. Derselbe bezweckt die Gründung eines Allgemeinen Deutschen Journalistenverbandes. Das Organ des Journalistentags ist die in Berlin monatlich zweimal erscheinende, von der deutschen Schriftstellergenossenschaft herausgegebene Zeitschrift »Das Recht der Feder«.

Journalistenvereine, s. Schriftstellervereine.

Journal officiel (spr. schurnall offißjell), der franz. »Staatsanzeiger«, 1869 durch Rouher ins Leben gerufen und an die Stelle des »Moniteur« (s. d.) getreten, veröffentlicht außer allen amtlichen Ankündigungen und Mitteilungen, Gesetzen, Verordnungen und Ernennungen namentlich auch die Drucksachen und die stenographischen Protokolle der Sitzungen des Senats und der Deputiertenkammer.

Jouvenet (spr. schuw'nä), Jean, franz. Maler, geb. 1644 (1647) in Rouen, gest. 1717 in Paris, Sohn und Schüler von Jean J. dem ältern, bildete sich seit seinem 17. Jahr in Paris unter dem Einfluß von Poussin weiter aus und erzielte seinen ersten Erfolg durch ein Gemälde: Christus heilt den Lahmen. 1665 wurde er durch das Gemälde: Esther und Ahasverus Mitglied, 1681 Professor und 1707 Rektor der Pariser Akademie. Seine religiösen Gemälde, die der Richtung von Poussin und Lebrun angehören, sind in Zeichnung und Farbe manieriert. Die bedeutendsten sind: die zwölf Apostel (Invalidenkirche zu Paris), Kreuzabnahme (im Louvre), das Magnifikat (Notre-Dame zu Paris), Christus am Ölberg (Kathedrale zu Orléans).

Joux, Fort de (spr. för dö schü), s. Pontarlier.

Joux, Val de (spr. wall dö schü), jurassisches, 15 km langes, hohes und wiesengrünes Bergthal im schweizerischen Kanton Waadt, vom französischen Gebiet durch den Mont Risoux getrennt, von der Orbe durchflossen, die zwei Seen bildet, den Lac de J., 1009 m ü. M., 9,3 qkm groß und in seinen zwei Becken 33 und 29 m tief, und den Lac Brenet, 19,5 m tief. Letzterer ist mit dem Lac de J. durch eine schmale Wasserrinne verbunden, hat in seinen Trichterlöchern (entonnoirs) einen unterirdischen Abfluß gegen das Thal von Vallorbe und tritt 2½ km nördlicher und 230 m tiefer als zweite Quelle der Orbe wieder zu Tage. Der unmittelbar westlich vom Lac de J. gelegene ganz kleine See Ter ist 16 m tief. Von den drei Gemeinden des Thales ist Le Chénit mit (1888) 3478 meist evang. Einwohnern die volkreichste, Hauptstadt des Thales ist das Dorf Le Sentier (1026 m ü. M.).

Jouy (spr. schui), eigentlich Victor Joseph Etienne, genannt de J., franz. Schriftsteller, geb. 1764 in Jouy bei Versailles, gest. 4. Sept. 1846 in Paris, ergriff die Militärkarriere, reiste dann in Südamerika und focht später in Ostindien unter Tippu Sahib, den er 1813 in einer Tragödie behandelte. Ins Vaterland zurückgekehrt, machte er die ersten Revolutionskriege mit, flüchtete, der Verräterei beschuldigt und dafür zum Tode verurteilt, 1794 nach der Schweiz, kehrte nach dem Sturz Robespierres nach Paris zurück, gab 1797 die militärische Laufbahn auf und widmete sich der Litteratur. Zuerst eifriger Parteigänger der Restauration, trat er bald in die liberale Partei über, war während der Julirevolution Maire von Paris, dann Bibliothekar des Louvre. Seit 1815 war er Mitglied der Akademie. Bekannt sind seine zum Teil trefflichen Operntexte: »La Vestale« (1807) und »Ferdinand Cortez« (1809), beide von Spontini komponiert; »Les Amazones« (1812), von Méhul, »Les Abencérages« (1813), von Cherubini, »Guillaume Tell« (1829), von Rossini komponiert. Seine Tragödie »Sylla« (1824) hatte großen Erfolg; weniger seine übrigen Lustspiele, Vaudevilles, Tragödien &c., von denen einige nicht aufgeführt sind. Er war als Verehrer Boileaus ein eifriger Klassizist und Gegner der Romantik. Von seinen prosaischen Schriften ist die berühmteste: »L'hermite de la Chaussée d'Antin, etc.« (Par. 1812—14, 5 Bde.), eine vortreffliche und geistvolle Schilderung französischer Sitten aus dem Anfang des 19. Jahrh., während die weitern, unter dem Titel: »L'Hermite, etc.« veröffentlichten Sittenschilderungen an Ungenauigkeiten und mangelhaftem Stile leiden. Seine »Œuvres complètes« veröffentlichte er selbst (Par. 1823—28, 27 Bde.). J. war auch Mitarbeiter an vielen Zeitschriften und an der »Biographie nouvelle des contemporains«.

Jovanović (spr. jowánowitsch), 1) Stephan, Freiherr von, österreich. General, geb. 5. Jan. 1828 in Pazariste im Ottocaner Bezirk der frühern Militärgrenze, gest. 8. Dez. 1885 in Dalmatien, südslawischer Abkunft, trat 1845 als Kadett in die Armee, machte 1848—49 die Feldzüge in Italien mit und wurde nach deren Beendigung zum Generalstab versetzt. Bereits 1852 zum Hauptmann befördert, wurde er, kaum 25 Jahre alt, in einer militärisch-diplomatischen Mission nach Cattaro und später in das Hauptquartier Omer Paschas gesandt. Als Adjutant im Stabe des Generals Rodich in Süddalmatien und als Generalkonsul in Bosnien 1861—65 hatte er Gelegenheit, sich eine ganz genaue Kenntnis der geographischen, ethnographischen und politisch-sozialen Verhältnisse jener Länder anzueignen. 1865 als Oberst in die Armee zurückgetreten, zeichnete er sich 1866 im Kriege gegen Italien aus und befehligte 1869 beim Aufstand in den Bocche di Cattaro, wo er verwundet wurde, eine Brigade. Er blieb darauf im südlichen Dalmatien stationiert, ward 1875 in den Freiherrenstand erhoben, 1876 zum Feldmarschallleutnant befördert und 1877 zum Kommandeur der 18. Division in Spalato ernannt. Während des Feldzugs zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina ward er mit der Besetzung der letztern beauftragt und führte dieselbe fast ohne Verluste in wenigen Tagen aus. Er behielt nun den Oberbefehl in der Herzegowina u. bekam 1882 den Auftrag zur Unterdrückung des Aufstandes in der Krivoscie, nach dessen Vollzug er zum Landeskommandierenden u. Statthalter in Dalmatien ernannt wurde.

2) Wladimir, serb. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 28. Sept. 1833 in Schabatz, studierte in Wien und Berlin, ward 1856 Professor der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Akademie in Topschider, nahm 1858 hervorragenden Anteil an der Vertreibung des Fürsten Alexander, ward von Milosch zum Sekretär im Finanzministerium und zum Redakteur des Amtsblattes ernannt, aber seiner radikalen Tendenzen wegen bald entlassen und lebte nun in Belgien, England, Italien und in der Schweiz, wo er zu Genf 1864—66 die serbisch-französische Zeitung »Sloboda — La Liberté« herausgab. Nachdem er darauf kurze Zeit Professor an der Belgrader Hochschule gewesen, schloß er sich der Omladina an und ward Mitredakteur des »Zastava«. Der Teilnahme an der Ermordung des Fürsten Michael angeklagt,

Digitized by Google

aber freigesprochen, begab er sich wieder ins Ausland und kehrte erst 1872 wieder nach Serbien zurück, wo er Mitglied der Skupschtina wurde. Beim Ausbruch des serbisch-türkischen Krieges zum Finanzminister ernannt, brachte er die zur Kriegführung nötige Anleihe zu stande und führte die Prägung serbischer Goldmünzen nach französischem Münzsystem ein. Nachdem er Ende 1879 seine Entlassung genommen, wurde er Präsident des Rechnungshofes, dann im Juni 1880 wieder Finanzminister, trat aber noch im Oktober d. J. mit dem Kabinett Ristić zurück. Später ward er Mitglied des Staatsrats. Außer nationalökonomischen und politischen Schriften in serbischer Sprache (darunter Übersetzungen von Werken St. Mills und Roschers) schrieb J.: »Les Serbes et la mission de la Serbie dans l'Europe d'Orient« (Par. 1870); »The emancipation and unity of the Serbian nation« (Genf 1873) u. a.

3) Jovan, mit dem Beinamen Zmaj, wohl der hervorragendste der modernen serbischen Dichter, geb. 24. Nov. 1833 in Neusatz, studierte in Pest, Prag und Wien Staats- und Rechtswissenschaften und wurde 1861 Stadtnotar in Neusatz. Aus Mangel an Neigung für die juristische Laufbahn legte er sein Amt noch in demselben Jahre nieder, gab 1861—62 die belletristische Zeitschrift »Javor« (»Ahorn«) heraus, wurde 1863 Vorsteher des Tökölyschen Instituts in Pest, studierte nebenbei, einem Lieblingswunsche folgend, an der dortigen Universität 6 Jahre Medizin und ließ sich dann 1870 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Als solcher lebte er dann in verschiedenen Städten Österreich-Ungarns und darauf in Belgrad, von wo er schließlich nach Wien übersiedelte. J. schrieb dichterische Beiträge, meist lyrischen Inhalts, für verschiedene Zeitschriften, gründete 1864 das humoristisch-satirische Journal »Zmaj« (»Drache«), das außerordentlich beliebt und dessen Titel alsbald der ständige Beiname des Dichters wurde. 1865 schrieb er den auf serbischen Bühnen stets mit Erfolg aufgeführten Schwank »Šaran«. Während des russisch-türkischen Krieges von 1877—78 gab er eine »Ilustrovana ratna kronika« (»Illustrierte Kriegszeitung«) heraus, 1878 gründete er das humoristische Blatt »Starmali« (»Zwerg«) und 1880 die Kinderzeitung »Neven«. Von seinen zahlreichen Dichtungen ist besonders hervorzuheben die Sammlung seiner durch den Tod seiner Frau und seiner einzigen Tochter veranlaßten Gedichte »Djulići uveoci« (»Welke Rosen«, 1872) und von seinen Übertragungen fremder Gedichte die Übersetzung von Bodenstedts »Liedern des Mirza Schaffy« (1871). Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien 1880 in Neusatz, eine Auswahl (in kroatischer Schrift), herausgegeben von M. Šrepel (Agram 1887), beide Ausgaben mit Jovanović' Biographie.

Jovāvum, Stadt in Noricum, von Hadrian gegründet, 470 von den Herulern zerstört, im 6. Jahrh. von den Bayern als Salispurgo wieder erbaut (s. Salzburg).

Jovellanisten, s. Geheime Gesellschaften, S. 200.

Jovellanos (spr. chowelljános), Gaspar Melchor de, span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 5. Jan. 1744 zu Gijon in Asturien, gest. 27. Nov. 1811 in dem Hafenstädtchen Viloga, war für den geistlichen Stand bestimmt, trat aber 1767 in den Justizdienst und ward Mitglied der spanischen Akademien und von Karl III. zum Staatsrat ernannt. Er war für die geistige und materielle Hebung seines Vaterlandes mit Eifer, Einsicht und Erfolg thätig; allein unter der Regierung des beschränkten Karl IV. zog ihm seine Opposition gegen die Mängel der Gesetzgebung, Polizei ꝛc. 1790 Verbannung nach Asturien zu, wo er für die Hebung der Wohlfahrt des Landes unermüdlich thätig war. 1797 ward er von Godoy zum Minister der Justiz und der Gnadensachen ernannt; allein schon 1798 zog er sich nach Gijon zurück, wurde auf Antrieb Godoys 1801 in ein Kartäuserkloster auf Mallorca verbannt und 1802 in das Staatsgefängnis zu Bellver gebracht. Nachdem er 1808 beim Einfall der Franzosen in Spanien seine Freiheit wiedererlangt hatte, zog er sich in seine Vaterstadt zurück, wies Joseph Bonapartes Anerbietungen zurück, ward ein eifriges Mitglied der Zentraljunta und war für die Organisation der Erhebung des spanischen Volkes gegen die Fremdherrschaft unermüdlich thätig. Aber trotzdem erntete er nur Undank u. Verfolgung. Sein Trauerspiel »El Pelayo« (1799) behandelt die Geschichte des Gotenhelden, der sich gegen die Mauren behauptete. Eine Sammlung seiner Werke besorgten Cañedo (Madr. 1830—32, 7 Bde.; 2. Aufl., Barcel. 1839, 8 Bde.) und Nocedal (Bd. 46 u. 50 der »Biblioteca de autores españoles«, Madr. 1858—59), eine Auswahl in 3 Bänden erschien in Barcelona 1884—1887, seine »Oraciones y discursos« in einer Sonderausgabe Madrid 1880. Vgl. Cean-Bermudez, Memorias para la vida del Señor D. Gasp. Melch. de J. (Madr. 1814); Baumgarten in Sybels »Historischer Zeitschrift«, Bd. 10 (1863); Pilvela in »España del siglo XIX« (1886).

Joviāl (lat.), dem Jupiter (Jovi) gehörig, dessen Gestirn den Astrologen Frohsinn verheißt, daher soviel wie frohsinnig, heiter (von Gemütsart); Jovialität, joviale Gemütsart; Joviallinie, eine angeblich Jovialität verratende Antlitzlinie; Jovialist, lustiger Rat, Hofnarr (besonders ehedem am polnischen Hofe).

Joviānus, Flavius, röm. Kaiser 363—364 n. Chr., war erst Primus ordinis domesticorum (d. h. Anführer der Haustruppen) und wurde nach dem Tode des Kaisers Julianus durch das Heer auf den Thron erhoben. Der schwierigen Aufgabe, es kämpfend durch die Scharen der Perser hindurch über den Tigris zurückzuführen, nicht gewachsen, schloß er mit ihrem König Sapor einen schimpflichen Vertrag ab, in welchem er demselben die vom Kaiser Galerius jenseit des Tigris gemachten Eroberungen (die fünf Regiones transtigranae) und 15 feste Plätze, darunter Nisibis, abtrat, starb aber, noch ehe er Konstantinopel als Kaiser gesehen hatte, auf dem Rückweg nach einer Regierung von kaum 8 Monaten zu Dadastana in Bithynien. J. war Christ, und so war eine seiner ersten Regierungsmaßregeln, daß er die von Julianus gegen das Christentum erlassenen Verbote aufhob, weswegen er von den christlichen Schriftstellern viel günstiger beurteilt wird als von den Heiden.

Jovilabium (neulat.), Modell zur Verdeutlichung der Erscheinungen der vier Jupitermonde, namentlich ihrer Verfinsterungen, im wesentlichen aus einer größern Kugel bestehend, welche den Jupiter vorstellt, und um welche sich an dünnen Stangen vier kleinere Kugeln in entsprechenden Abständen bewegen lassen.

Joviniānus, röm. Mönch, um 388, einer der achtungswürdigsten Vertreter des sittlichen Charakters des Christentums im Zeitalter der kirchlichen Depravation, leugnete die Verdienstlichkeit des Cölibats und der Askese und ward deshalb vom römischen Bischof Siricius exkommuniziert und von Ambro-

Digitized by Google

sius, Hieronymus und Augustin heftig angegriffen. Vgl. Lindner, De Joviniano et Vigilantio (Leipz. 1839).

Jovizéntrisch, auf den Mittelpunkt des Planeten Jupiter bezüglich.

Joyeuse entrée (franz., spr. schüajös angtré, vläm. Blyde incomste, »fröhlicher Einzug«), eine Handfeste über die Vorrechte der Stände von Brabant, welche seit Herzog Wenzel (1356) der jedesmalige Herzog vor seinem Einzug beschwören mußte. Die wichtigste Bestimmung dieser Charte war, daß, wenn ein Herzog den Versuch mache, sie aufzuheben, die Stände sofort ihrer Pflicht gegen ihn entbunden sein sollten. Der letzte Beherrscher Brabants, welcher diese vom Vertrag in Rastatt 1714 ausdrücklich anerkannte Charte beschwor, war Kaiser Franz II. (31. Juli 1792). Als droit de j. e. wurde auch das Recht der französischen Könige bezeichnet, beim ersten Betreten gewisser Kirchen ein Kanonikat (s. Kanoniker) für den nächsten Erledigungsfall zu vergeben.

Jozgad, Hauptort eines Sandschaks im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, an einem Zufluß des in den Kyzyl Irmak sich ergießenden Delidsche Irmak, ca. 1250 m ü. M., einst Sitz mächtiger Turkmenenhäuptlinge, Nachkommen des Tschapan Oghlu (gest. 1805), dessen Gebiet unter Sultan Mahmud II. eingezogen wurde, hat einen schönen Palast und 15,000 Einw. (meist Türken). 28 km nordwestlich von J. die berühmten Felsenskulpturen von Boghazköi (Bogasköi), den assyrischen Bildwerken ähnlich, nur roher, wahrscheinlich an der Stelle des alten, von Krösos zerstörten Pteria.

jr., Abkürzung für junior (s. d.).

Juan (span., spr. chuān), soviel wie Johann.

Juan d'Austria (spr. chuān, Johann von Österreich), geb. 24. Febr. 1547 in Regensburg, gest. 1. Okt. 1578 im Lager bei Namur, natürlicher Sohn des Kaisers Karl V. und der Barbara Blumenberg aus Regensburg, erhielt seine Erziehung in Spanien anfangs von dem Vertrauten des Kaisers, Don Luis Quijada, später, nach seines Vaters Tode, am Hofe seines Halbbruders Philipp II. Obwohl von Karl V. zur kirchlichen Laufbahn bestimmt, setzte der feurig ehrgeizige Jüngling es bei Philipp II. durch, daß er sich dem Waffendienst widmen durfte; 1569 und 1570 führte er den Oberbefehl über die in Granada mit den Mauren kämpfenden Truppen. J. schlug die Feinde in mehreren Treffen, eroberte einige feste Plätze und unterwarf die Aufständischen vollständig. Darauf wurde er an die Spitze der Flotte gestellt, die von der Heiligen Liga gegen die Türken geschickt wurde. Er lieferte diesen 7. Okt. 1571 bei Lepanto eine Schlacht, in welcher er einen großen Sieg erfocht. Doch war es nicht möglich, den Sieg vollständig auszunutzen, da die Verbündeten über den weitern Feldzugsplan sehr geteilter Ansicht waren. J. wendete sich 1573 gegen Tunis, von dem Wunsch erfüllt, ein christliches Königreich für sich dort zu gründen, doch scheiterten seine zuerst erfolgreichen Bemühungen an der Mißgunst Philipps; seitdem standen sich die beiden Halbbrüder mißtrauisch gegenüber. Als nach dem Tode Requesens' die Niederlande mit völligem Abfall von Spanien drohten, übertrug ihm Philipp 1576 die Statthalterschaft über dieselben. Durch Milde und Nachgiebigkeit wußte er anfangs die rebellisch gesinnten Niederländer zu gewinnen, allein bald brachen durch Schuld Oraniens wieder neue Zwistigkeiten und Unruhen aus. J. ließ sich auch für ein Projekt gewinnen, durch Befreiung der gefangenen Maria Stuart die Kronen von Schottland und England sich zu erringen. Überall durch die geheime Feindseligkeit des Königs behindert und, trotz seines glänzenden Sieges über die niederländischen Rebellen bei Gembloux (31. Jan. 1578) von demselben ohne alle Unterstützung gelassen, fiel er der Pest zum Opfer. Vgl. Havemann, Leben des Don Juan d'Austria (Gotha 1865); Stirling-Maxwell, Don John of Austria (Lond. 1883, 2 Bde.).

Juan de Fuca-Straße (San Juan de Fuca-Straße), Meeresstraße zwischen der Südküste der kanadischen Insel Vancouver und der Nordküste des nordamerikanischen Unionsstaates Washington, an der Einfahrt (48° 23′—48° 36′ nördl. Br.) zwischen dem Hafen San Juan (Vancouver) und Kap Flattery (Washington) 27 km breit, behält diese Breite in ostsüdöstlicher Richtung auf 100 km bei, erweitert sich dann aber zu einem 60 km langen und 40 km breiten Becken, das nach N. mit der Straße von Georgia durch die Engen von Haro und Rosario zu beiden Seiten der San Juan-Inseln, nach S. zu durch das Admiralty Inlet mit dem Puget-Sund in Verbindung steht.

Juan di Dio (spr. chuān), s. Barmherzige Brüder.

Juan Fernandez, kleine Inselgruppe im Stillen Ozean, zwischen 33 und 34° südl. Br., zur chilenischen Provinz Valparaiso gehörig, besteht aus drei Inseln mit zusammen 185 qkm Areal. Die östliche, 90 qkm große Insel Mas a Tierra liegt 670 km von der Küste von Chile u. ist 22 km lang u. fast 8 km breit, voll niedriger Berge vulkanischen Ursprungs, deren höchster der Cerro del Yunque (»Amboß«) mit 983 m ist, und die meist mit einer schönen, überaus eigentümlichen Vegetation bedeckt sind. Die Küsten sind hafenlos, doch gewährt die Bai San Juan Bautista (mit Leuchtturm) an der Cumberlandbai der Nordküste einen erträglichen Ankerplatz. Das Klima ist gesund, obschon es eine eigentliche Trockenzeit nicht gibt; die eigentliche Regenzeit dauert von April bis September, dann wehen heftige Nord- und Nordostwinde. Durch das Vorwalten der Farne und Farnbäume nähert sich die Vegetation der neuseeländischen Flora, aber die Laubhölzer sind Synanthereenbäume aus einer endemischen Gattung von Cichoraceen (Rea), und die vorkommende Palme gehört zu einer Gattung der äquatorialen Andes. J. hat nicht weniger als 4 eigentümliche Gattungen, die 15 verschiedene Arten von Holzgewächsen umfassen. Die Tierwelt ist vertreten durch eingeführte, zum Teil verwilderte Ziegen, Pferde, Esel, Rinder, Schweine, Hunde, Hühner, 20 südamerikanische Schnecken, einige Käfer, darunter 6 Laufkäfer, von denen drei Chile, drei der Inselgruppe eigentümlich sind. Von den Vögeln kommen ein Tyrann und ein Kolibri nur auf dieser Gruppe, ein zweiter Kolibri, eine Drossel und einige Raubvögel auch in Chile vor. Nur 1850 m vom Südwestende von Mas a Tierra liegt die 5 qkm große Insel Santa Clara, deren Reichtum an Ziegen ihr den Namen Goat Island verschafft hat. Die dritte, 17 km lange, 4 km breite und 85 qkm große Insel Mas a Fuera, 180 km westlicher, erhebt sich in einem Gipfel bis zu 1840 m, ist mit dichten Waldungen bedeckt und an Ziegen, Seehunden reicher als Mas a Tierra, aber ohne irgend einen Ankerplatz. — Auf den ursprünglich unbewohnten Inseln ließen sich schon im 17. Jahrh. zuzeiten europäische Seeleute nieder, darunter 1704 der Schotte Alex. Selkirk, dessen Schicksale später die Anregung zu »Robinson Crusoe«

Digitized by Google

gaben. Im 18. Jahrh. legten die Spanier ein Fort auf der größern Insel an. Nachdem die chilenische Regierung die größte Insel zeitweilig als Deportationsort benutzt hatte, verlegte sie denselben 1855 nach Puntas Arenas und verpachtete die Gruppe an verschiedene Unternehmer, 1868 an den Sachsen Wehrhan, die aber keinen Erfolg hatten, 1877 an einen Schweizer. Sie zählt jetzt 60 Einw., 100 Rinder, 60 Pferde, 7000 Ziegen und wird namentlich von Walfängern aufgesucht. Vgl. B. V. Mackenna, Juan Fernandez (Santiago 1883); Ermel, Eine Reise nach der Robinson Crusoe-Insel (Hamb. 1889).

Juan Godoi, Bergstadt in der chilen. Provinz Atacama, 70 km südlich von Copiapo (Eisenbahn), mit reichen Silberminen in dem Berge Chañarcillo, die 1832—57 für 380 Mill. Mk. Silber lieferten, und (1885) 1985 Einw.

Juan Griego, Hafenort in Venezuela, s. Nueva Esparta.

Juan Manuel, Don, Infant von Kastilien, Kriegsmann und Schriftsteller, geb. 1282 in Escalona, gest. 1347, Neffe König Alfons' X. von Kastilien, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters Don Pedro M. von seinem Vetter, König Sancho IV., erzogen, diente mit Auszeichnung gegen die Mauren und wurde 1310 vertrauter Rat Ferdinands IV. Während der Minderjährigkeit Alfons' XI. war er einer von dessen Vormündern und Reichsverwesern, später dessen Statthalter in den Grenzbezirken gegen die Mauren, über welche er 1327 den glänzenden Sieg bei Guadalhorra erfocht. Die Ermordung seines Großoheims, des Infanten Don Juan, auf Anstiften des Königs veranlaßte M. zu offener Empörung gegen den letztern unter Beihilfe der Könige von Aragon und Granada. Der Krieg endete 1335 mit Manuels Niederlage und Flucht nach Aragonien. Unterhandlungen, die von hier aus angeknüpft wurden, führten endlich zu einer vollständigen Versöhnung zwischen beiden Teilen. J. unterwarf sich dem König und leistete ihm bis zu seinem Tode ausgezeichnete Dienste im Kriege gegen die Mauren. J. war einer der gebildetsten Männer seiner Zeit. Sein selbständiger und lebhafter Charakter zeigt sich auch in seinen Schriften. Von 14 verschiedenen Werken, die er verfaßt hat, von denen aber ein großer Teil verloren gegangen, ist »El conde Lucanor« am bekanntesten geworden, eine geistvolle Sammlung von 50 Geschichten, Anekdoten und Gleichnissen meist morgenländischen Ursprungs (zuerst hrsg. von Argote de Molina, Sevilla 1575; neuere Ausg. von Adelb. Keller, Stuttg. 1839, und von Gayangos, 1869). Eine deutsche Übersetzung des Werkes lieferte J. von Eichendorff (Berl. 1840, 3 Bde.). Ein Jagdbuch von der Vogelbeize (»Libro de la caza«) liegt vor in kritischer Behandlung von G. Baist (Halle 1880) und von Gutierrez de la Vega (Madrid 1879). Beide bieten sichere Nachrichten über Leben und Werke. Weitere fünf didaktische Schriften enthält Band 51 der »Biblioteca de autores españoles«. Das »Libro del Caballero y del Escudero« bearbeitete kritisch Grafenberg in den »Romanischen Forschungen« (Bd. 7, 1893).

Juarez (spr. chuarés), 1) (früher El Paso del Norte) Stadt an der Nordgrenze des mexikan. Staates Chihuahua, Ausgangspunkt der Mexican Central-Bahn, von der nordamerikanischen Stadt El Paso durch den Rio Grande getrennt, über den hier die Eisenbahn führt, hat enge, krumme, von fast lauter Lehmhäusern eingefaßte Straßen, lebhaften Verkehr und 15,000 Einw. In der Umgebung, insbes. am Ufer des Flusses, aus dem ein Bewässerungskanal abgeleitet ist, üppige Gärten, Pflanzungen, namentlich von berühmtem Wein. Die Stadt wurde 1630 von den Spaniern gegründet; 1888 kamen durch eine Überschwemmung 1500 Menschen ums Leben. — 2) Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, an der Bahn Buenos Aires-Bahia Blanca, mit (1890) 3000 Einw.

Juarez (spr. chuarés), Carlo Benito, Präsident von Mexiko, geb. 21. März 1806 in einem Dorfe bei Ixtlan im Staat Oajaca, aus dem indianischen Stamm der Zapateco, gest. 18. Juli 1872 in Mexiko, verlor früh seinen Vater und wuchs in dürftigen Verhältnissen auf, erhielt aber von einer reichen Familie, in deren Dienst er trat, die Mittel, in Mexiko die Rechte zu studieren. Er ward dann in Oajaca Advokat und oberster Richter, 1846 Deputierter im Kongreß der Republik, war von 1848—52 Gouverneur von Oajaca und machte sich in dieser Stellung durch Anlegung neuer Straßen, Hebung des Volksunterrichts und zweckmäßige finanzielle Maßregeln sehr verdient. Nach Santa Annas Rückkehr 1853 verbannt, ging er nach Havana und von da nach New Orleans, kehrte jedoch schon 1855 in seine Heimat zurück, wo Santa Anna gestürzt und Alvarez Präsident geworden war, dessen Justizminister J. wurde. Als Alvarez im Dezember 1855 die Präsidentenwürde niederlegte, trat auch J. mit ab, ward aber von Comonfort (s. d.) zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofs ernannt. Nachdem aber Comonfort Anfang 1858 durch Zuloaga vertrieben worden, ward J. der Bestimmung der Verfassung gemäß Präsident der Republik und schlug den Sitz der liberalen Regierung 19. Jan. in Guanajuato auf, während in Mexiko eine klerikale Regierung bestand. Nachdem Zuloagas Nachfolger Miramon geschlagen worden, kehrte J., von der Regierung von Washington als Präsident von Mexiko anerkannt, im Januar 1861 in die Hauptstadt zurück. Er schritt nun mit Energie zur Ausführung der Verfassung von 1857, namentlich der Bestimmungen über die Kirche, Einziehung des Kirchengutes, Aufhebung der Klöster, Verkündigung völliger Religionsfreiheit, und wurde 30. Juni vom Kongreß zum definitiven Präsidenten der Republik ernannt. Doch das Gesetz vom 17. Juli 1861, welches die Auszahlung der infolge diplomatischer Konventionen an fremde Kompanien und Individuen zu entrichtenden Zinsen auf zwei Jahre aufhob, rief die Einmischung Spaniens, Englands und Frankreichs hervor, die 18. Dez. Veracruz besetzten. J. lehnte ihre Forderungen nicht ab, sondern verständigte sich mit den beiden ersten Mächten über ihre Befriedigung, so daß Anfang April 1862 die Spanier und Engländer Mexiko räumten; nur Frankreich, von mexikanischen Verschwörern aufgestachelt, wies jede Verständigung ab und war entschlossen, J. zu stürzen und eine neue Regierung einzusetzen. Als die Franzosen nach Eroberung Pueblas 10. Juni 1863 in Mexiko einrückten, verlegte J. den Sitz der Regierung nach San Luis de Potosi, setzte mutig den Kampf fort, wies eine Aufforderung des neuen Kaisers Maximilian zur Verständigung im Juni 1864 mit Würde zurück und verlor selbst, als er in den äußersten Nordwinkel des Landes, nach Paso del Norte zurückgedrängt worden war, das Vertrauen auf seine gute Sache nicht. Schon im Mai 1866 konnte er nach Chihuahua zurückkehren, und 1867 nahmen seine Generale Mexiko und Queretaro ein, wo der Kaiser Maximilian ihnen in die Hände fiel.

Digitized by Google

J. ließ letztern vor ein Kriegsgericht stellen und unterschrieb das Todesurteil desselben, welches 19. Juni 1867 vollstreckt wurde, um dem Lande Genugthuung für das Blutdekret vom 3. Okt. 1865 und eine Bürgschaft der innern Ruhe zu geben. Das Amt des Präsidenten, welches er nach Ablauf seiner Periode im November 1865 fortgeführt hatte, wurde ihm, nachdem er 15. Juli 1867 nach Mexiko zurückgekehrt, durch die Wahl vom 6. Okt. von neuem verliehen. Nachdem er unter großen Schwierigkeiten und durch Entscheidung des Kongresses 16. Sept. 1871 wiederum zum Präsidenten ernannt worden war, brachen gefährliche Aufstände aus, deren Niederwerfung J. nicht mehr erlebte. Vgl. Burke, Life of Benito J. (Lond. 1894).

Juba, afrikan. Fluß, s. Dschubb.

Juba, König von Numidien, Sohn Hiempsals II., eines Urenkels des Masinissa, stand im Kampf zwischen Cäsar und Pompejus auf der Seite des letztern, der seinen von Marius verjagten Vater wieder eingesetzt hatte. Als Cäsars Legat Gajus Scribonius Curio 49 v. Chr. mit 2 Legionen und 500 Reitern in Afrika gelandet war, wurde er von J. in einen Hinterhalt gelockt und mit dem größten Teil seiner Truppen niedergemacht. Nach der Niederlage der Pompejaner bei Thapsos (46) suchte er sich durch die Flucht zu retten, machte aber, da ihn weder Cato in Utica noch die Stadt Zama, wo er seine Familie und seine Schätze untergebracht hatte, aufnahm, seinem Leben freiwillig ein Ende. Sein Land ward von Cäsar größtenteils in eine römische Provinz verwandelt. — Sein Sohn Juba II. ward nach dem Sturz seines Vaters von Cäsar nach Rom gebracht und daselbst erzogen, später von Oktavian wieder mit einem Teil seines väterlichen Reiches belehnt und mit Kleopatra Selene, der Tochter des Marcus Antonius und der Kleopatra, vermählt. Er hatte sich in Rom eine gründliche wissenschaftliche Bildung erworben und zeichnete sich als Schriftsteller namentlich auf dem Gebiet der Geographie und Geschichte aus. Die Fragmente seiner Schriften sind in Müllers »**Fragmenta histor. graecorum**« (Bd. 3, Par. 1849) abgedruckt.

Juba, röm. Grammatiker, aus Mauretanien, um 200 n. Chr., verfaßte ein umfangreiches metrisches Handbuch im Anschluß an die griechischen Metriker, namentlich Heliodor, dessen Theorie durch ihn bei den spätern römischen Metrikern die herrschende wurde. Vgl. Hense, De J. artigrapho (Leipz. 1875); Wentzel, De J. metrico (Oppeln 1881).

Jubāēa *H. B. K.*, Gattung aus der Familie der Palmen, mit der einzigen Art J. spectabilis *H. B. K.* (Cocos chinensis *Mol.*, Coquito). Diese zierliche Palme mit hohem, dickem, von Blattstielresten schuppigem Stamm, gefiederten Blättern, monözischen, dunkelgelben Blüten und einsamiger, fast ovaler Frucht ist die südlichste Palme der Westküste Amerikas (31—35° südl. Br.) und wird nicht nur in Chile, sondern auch in andern Gegenden Südamerikas kultiviert. Aus den gefällten Stämmen gewinnt man einen Saft, welcher, zu Sirup eingekocht, als Palmenhonig einen Handelsartikel bildet. Die Früchte dienen zur Verfertigung von Konfitüren, die kugelförmigen Samen den Kindern als Spielzeug, die muldenförmigen Scheiden als Kinderwiegen, die Blätter zu Flechtwerk. Man kultiviert die Pflanze mit großem Erfolg in unsern Gewächshäusern. S. Tafel »Palmen IV«, Fig. 1.

Jubal, nach 1. Mos. 4, 21 der Erfinder der Musik, Stammvater aller Tonkünstler.

Jubarte, s. Finnfisch.

Jubbulpore, s. Dschabalpur.

Jubeljahr (lat. Annus jubilaei oder Jubilaeum, eigentlich Jobeljahr, vom hebr. jobel, Art Horn oder Posaune; in Luthers Übersetzung [3. Mos. 25, 8 ff.] Halljahr, Erlaßjahr), bei den Hebräern nach siebenmal sieben Sabbatjahren (s. d.) jedes 50. Jahr, welches am 10. Tischri (am Versöhnungstag) unter Posaunenschall in Palästina verkündigt ward. Während desselben mußte alle Feldarbeit ruhen, die hebräischen Knechte wurden frei, veräußerte Grundstücke (Häuser in ummauerten Städten und dem Heiligtum gelobte Äcker ausgenommen) kamen ohne Kaufschilling wieder an den ursprünglichen Besitzer oder seine rechtmäßigen Erben zurück, und alle Schulden wurden erlassen. Der Hauptzweck dieser Einrichtung war, die von Moses beabsichtigte Gleichheit unter den Güterbesitzern zu erhalten und eine soziale Wiedergeburt des Staates zu bewirken. — Das J. (Jubiläumsjahr, Ablaßjahr) in der **katholischen** Kirche ist eine Erfindung des Papstes Bonifacius VIII., welche der päpstlichen Kasse von Zeit zu Zeit wieder aufhelfen sollte. Dasselbe ward 1300 zum erstenmal gefeiert und sollte sich bloß alle 100 Jahre wiederholen. Der Erfolg war jedoch so glänzend, daß schon Clemens VI. 1343 die Wiederkehr des Jubeljahrs nach je 50 Jahren verordnete und Papst Urban VI. 1389 sogar die Jubeljahrsperiode auf 33 Jahre herabsetzte, weil Jesus 33 Jahre auf Erden gelebt habe. In rascher Folge wurden 1400, 1423 und 1450 Jubeljahre gefeiert, bis Papst Paul II. 1470 unabänderlich festsetzte, daß das J. alle 25 Jahre gefeiert werden sollte. Zugleich wurden gewisse Kirchen, so in Schottland, Kastilien ꝛc., zu Stellvertreterinnen der Peterskirche in Rom bestimmt, und allen, welche sie besuchten, ward ebenso vollkommener Ablaß (Jubiläumsablaß) bewilligt wie denjenigen, welche 14 Tage lang ihre Andacht in der Peterskirche verrichteten. 1875 fand das 22. J. statt. Die Feier beginnt am Christabend. Der Papst läßt die bisher vermauerte heilige Pforte (Jubelpforte, goldene Pforte) des heil. Petrus unter mannigfachen Zeremonien (vgl. Hammer, S. 274) öffnen, und Papst und Klerus ziehen in prächtiger Prozession ein. Am 24. Dez. des folgenden Jahres werden die Pforten unter ähnlichen Zeremonien wieder vermauert. Unabhängig von diesen Jubeljahren bewilligten manche Päpste auch ein J. bei ihrer Besitznahme des päpstlichen Stuhles, wie es z. B. Leo XII. 1826 that. Auch Leo XIII. veranstaltete 1879 zur ersten Jahresfeier seiner Erhebung auf den heiligen Stuhl, aus ähnlichen Veranlassungen wieder 1881, 1886 und 1888 ein allgemeines Jubiläum mit der Verheißung völliger Sündenvergebung. Vgl. Paulus, Geschichtliche Prüfung des Jubeljahrablasses (Heidelb. 1825); Röthen, Geschichte aller Jubeljahre ꝛc. (Regensb. 1875).

Jubiläen, Buch der (auch Kleine Genesis genannt), eine mit Ausschmückungen in der Manier der Haggada (s. d.) versehene Reproduktion von 1. Mos. 1 bis 2. Mos. 12, welche, genau in das Schema der Jubelperioden (s. Sabbatjahr) eingegliedert, im letzten vorchristlichen Jahrhundert, jedenfalls noch zur Zeit des bestehenden Tempels, hebräisch geschrieben wurde, aber nur in äthiopischer und lateinischer Übersetzung sich erhalten hat. Vgl. Rönsch, Das Buch der J. oder die Kleine Genesis (Leipz. 1874).

Jubilate (lat., »jubelt«), Name des dritten Sonntags nach Ostern, nach Ps. 66, 1.

Jubiläum (lat.), Jubelfeier, Fest zur freudigen Erinnerung an ein Ereignis nach Ablauf von 25, 50,

Digitized by Google

100 &c. Jahren. **Jubilar**, einer, auf den sich ein solches J. bezieht.

Jubiläumsablaß, s. Ablaß und Jubeljahr.

Jubiläumshammer, s. Hammer, S. 274.

Jubilieren (lat.), jubeln, jauchzen.

Jubilus (Jubilation, lat.), im Kirchengesang des frühen Mittelalters soviel wie Neume, eine längere melodische Phrase auf einem Vokal (Koloratur).

Jubis (franz., spr. schübis oder -bi, Kistenrosinen), getrocknete Trauben aus der Provence.

Jublains (spr. schüblāng), Dorf im franz. Depart. Mayenne, Arrond. Mayenne, mit Resten der gallo-römischen Stadt Noeodunum (Castrum, Theater, Tempel, Thermen) und (1891) 461 (als Gemeinde 1597) Einw.

Juby, Kap, s. Tarfaja.

Jucar (spr. chūkar), Fluß im östlichen Spanien, entspringt am Cerro de San Felipe in der Provinz Cuenca, fließt in weitem Bogen erst südlich, dann östlich, tritt in die Provinz Valencia über, nimmt links den Cabriel auf u. fällt, nachdem er eine weite, mit Reisplantagen erfüllte Niederung, wo er zahlreiche Bewässerungskanäle abgibt, durchschnitten hat, nach 506 km langem Lauf bei Cullera in den Golf von Valencia.

Juchart (Jauchert, Jochacker), früheres Feldmaß: in Bayern (auch Tagewerk, Morgen) zu 400 □Ruten = 34,073 Ar, in Teilen Württembergs und Hohenzollerns (Tagewerk, Mannsmahd) zu 576 □Ruten = 47,276 Ar, in der Schweiz (franz. Arpent) nach dem Konkordat von 1835 zu 400 □Ruten = 36 Ar.

Jüchen, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Grevenbroich, an der Linie Hochneukirch-Grevenbroich der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, bedeutende mechanische Spinnerei und Weberei, Kleiderfabrikation, Ziegelbrennerei, Getreidehandel und (1890) 2328 Einw.

Juchnow, Kreisstadt im russ. Gouv. Smolensk, an der Ugra, mit 2 Kirchen und (1889) 3662 Einw. Der Kreis hat mehrere Steinkohlenlager; Getreide gedeiht nicht gut, besser Flachs.

Juchten, s. Juften.

Juchtenöl, s. Birkenteer.

Jück (Juch, Juck), früheres Feldmaß im Großherzogtum Oldenburg: das alte (Katasterjück) 1836 auf 640 Katasterruten = 56,028 Ar bestimmt, 40 im Bau, das neue bis 1871 zu 160 □Ruten = 45,383 Ar.

Juckausschlag (Juckblattern), s. Jucken.

Juckbohne, s. Mucuna.

Jucken, eine eigentümliche Empfindung auf der äußern Haut, auch auf gewissen Partien der Schleimhaut, welche zum Kratzen, Reiben und Schaben reizt. Man unterscheidet das J. (Pruritus), welches sich bei mannigfachen Hautkrankheiten, Reiz durch Ungeziefer, Gelbsucht, zum Teil auch ohne nachweisbare Ursachen einstellt, von einem selbständig ohne unmittelbare Störungen auftretenden Hautleiden, dem Prurigo (Juckblattern, Juckausschlag). Bei dem letztern finden sich anfangs auf der Haut flache, hanfkorngroße, heftig juckende Knötchen, welche jedoch sehr bald durch den infolge des Kratzens entstehenden Hautausschlag verdeckt werden. Dieses Leiden befällt nicht den ganzen Körper, namentlich bleibt der behaarte Kopf, der Hals und Nacken frei; der Hauptsitz desselben sind die Streckseiten der Arme und Beine. Der Juckreiz pflegt hierbei sehr heftig zu sein, besonders des Nachts, so daß die Kranken durch den Mangel an Ruhe körperlich und geistig herunterkommen. Die Prurigo tritt fast ausnahmslos in der Kindheit auf und pflegt unheilbar zu sein. Im Gegensatz zu diesen Juckblattern ist das eigentliche J. (Pruritus) entweder ein allgemeines, über den ganzen Körper verbreitetes J., das besonders unter dem Einfluß der Bettwärme, aber auch infolge heftiger Erregungen und zuweilen ohne jeden Anlaß ausbricht, oder es ist ein örtliches Übel, das vorzugsweise an den Geschlechtsteilen (Pruritus pudendorum), den Handtellern, den Fußsohlen (P. palmae et plantae) oder als Afterjucken (P. ani s. podicis) auftritt. Das Allgemeinübel ist stets sehr hartnäckig, namentlich bei alten Leuten (P. senilis) unheilbar. Im mittlern Lebensalter ist es oft mit schlechter Verdauung, Störungen der Genitalsphäre, mit Nierenkrankheiten, Tuberkulose &c. verbunden und schwindet mit der Besserung dieser Krankheiten. Dem örtlichen J. liegen nicht selten dieselben Übel zu Grunde, der Pruritus pudendorum ist auch wohl der Vorläufer krebsiger Neubildungen der Gebärmutter. Unter allen Umständen ist das J. außerordentlich lästig und peinigend; zuerst kann man die Neigung zum Kratzen durch starken Willen bekämpfen, dann aber wird der Reiz so mächtig, daß die Kranken ihre Haut andauernd und energisch mit den Nägeln bearbeiten müssen, bevor unter allgemeiner Erschlaffung eine Besserung eintritt. Die Knötchen, Schrunden u. Hautentzündungen, die bei längerm Bestehen des Juckens sich vorfinden, sind Folgen des Kratzens und erschweren oft sehr die Unterscheidung des Pruritus von Ekzemen, Krätze, Nesselsucht &c. Die Behandlung ist bei bestehenden Grundleiden auf diese zu richten, z. B. bei Verdauungsstörungen und Hysterie erweisen sich Brunnenkuren, bei psychischer Niedergeschlagenheit Wechsel des Wohnorts, Reisen &c. von Vorteil. Man muß ferner immer daran denken, daß auch in den wohlhabendern Kreisen Parasiten, wie Krätzmilben, Kleiderläuse, vorkommen können. Innerliche Mittel haben sich gegen das J. erfolglos erwiesen, nur die narkotischen Mittel (Morphium, Chloralhydrat) kommen in Frage, wenn es sich darum handelt, den Leidenden Schlaf zu verschaffen. Äußerlich haben sich lange dauernde warme Bäder, auch Einreibungen mit Schmierseife, mit Teer, mit Salben bewährt.

Jucker (ungar.), Gebrauchsbegriff für edle Halbblutpferde eines leichten Wagenschlages, welche besonders auf Schnelligkeit und Ausdauer dressiert werden, und von denen die geschätztesten aus Ungarn und Galizien bezogen werden. Sie werden auf ungarische Manier, ohne Aufsatzzügel und mit Sielengeschirren, eingespannt (s. Tafel »Geschirr«, Fig. 4) und meist, besonders zu Viererzügen, in den heterogensten (bunten) Farben zusammengestellt. In Bezug auf Schnelligkeit, hohe Aktion, äußere Form und schnittige Figur werden an die J. bestimmte Anforderungen andern Wagenpferden gegenüber gestellt, während in Bezug auf die Größe keine bestimmten Maße mehr Geltung haben.

Juckfasel, s. Mucuna.

Jucz (spr. juz), berüchtigte Felsbank und Stromschnelle in der untern Donau, s. Eisernes Thor.

Juda, Gebirge, s. Palästina.

Juda (richtiger Jehuda, hebr. »Dank Gott, gottlob«), Sohn des Stammvaters Jakob von der Lea, Ahnherr eines israelitischen Stammes, der den südlichsten Teil Kanaans (mit Ausschluß Philistäas an der Meeresküste) als Stammgebiet innehatte. Anfangs erstreckte sich dasselbe von dem Idumäischen Gebirge bis an die Nordspitze des Toten Meeres; später mußte jedoch ein Distrikt im W. zunächst gegen Philistäa hin an den Stamm Simeon abgetreten wer-

den (s. Karte »Palästina«). Nach Sauls Tode trennte sich der Stamm J., der, zahlreicher als jeder der übrigen, schon von alters her vor diesen bevorzugt war, von den elf andern, indem er David als König anerkannte. Erst nach 7½jähriger Spaltung schlossen sich die andern Stämme an. So kam der Stamm zum Besitz des königlichen Throns, erregte aber dadurch die Eifersucht des Stammes Ephraim, der es nach dem Tode Salomos dahin brachte, daß sich die übrigen Stämme wieder von ihm trennten und ein besonderes Reich Israel bildeten. Das Gebiet des nunmehrigen Reiches J. war klein, doch hatte J. den Vorzug der von David begründeten legitimen Dynastie sowie des Besitzes der Hauptstadt mit dem Nationalheiligtum und war weniger den Angriffen feindlicher Nachbarn ausgesetzt. Daher kam es, daß das südliche J. das nördliche, in seine Stämme zerfallende Israel um 130 Jahre überdauerte und sich nach der läuternden babylonischen Gefangenschaft zu einem neuen Staatsleben erhob. Die Geschichte des Reiches J. s. Juden, S. 640.

Judä, Leo, schweizer. Reformator, geb. 1482 zu Gemar im Elsaß, gest. 19. Juni 1542 in Zürich, wurde 1519 der Nachfolger Zwinglis in seinem Amt zu Einsiedeln, seit 1523 Pfarrer an der Peterskirche in Zürich und trug als solcher viel zur Einführung der Reformation daselbst bei. Ebendiesem Zweck dienten auch seine lateinische Bibelübersetzung und sein großer und kleiner Katechismus. Nach dem Tode Zwinglis ward er an die Spitze der Züricher Kirche berufen, bald jedoch von Bullinger (s. d.) abgelöst. Dieser wendete von J. die Gefahr ab, in die Hände des ihn umstrickenden Schwenkfeldt (s. d.) zu fallen. Seine Biographie lieferte sein Sohn Johannes J. (Zürich 1574). Vgl. Pestalozzi, Leo J. (Elberf. 1860).

Judäa, in der nachexilischen Zeit Bezeichnung für den südlichsten und größten Teil Palästinas diesseit des Jordans, der im O. von diesem und dem Toten Meer, im S. von Idumäa (s. unten), im W. vom Mittelländischen Meer, im N. von Samaria begrenzt ward und somit das Gebiet der Stämme Juda und Simeon sowie einen Teil von Dan und Benjamin umfaßte. Das Land war nur im W. eben, im übrigen größtenteils gebirgig, aber trotzdem fruchtbar. Die wichtigsten Städte waren: Jerusalem (die Hauptstadt), Jericho, Hebron, Gibeon, Emmaus, Diospolis (Lydda), Bethlehem, an der Küste Joppe, Askalon, Gaza. Der südlichste Teil der Stammgebiete Juda und Simeon scheint gleich nach dem Untergang des alten Reiches von den idumäischen Grenznachbarn in Besitz genommen zu sein und wird daher in griechisch-römischer Zeit unter dem Namen Idumäa (s. d.) mitbegriffen. Unter dem römischen Kaiser Claudius wurde ganz J. nach dem Tode des Herodes Agrippa 44 zur römischen Provinz Syrien geschlagen.

Juda (ben Samuel) **ha Levi,** mit dem arab. Namen Abu'l Hassan, geb. um 1085 in Kastilien, widmete sich anfänglich dem ärztlichen Beruf, dann aber, nachdem er mit Abraham und Moses ibn Esra, mit Juda und Salomo ibn Giat, mit Salomo Parchon u. a. bekannt geworden, der Dichtkunst und Philosophie. Nach 1140 befriedigte er seine Sehnsucht, nach Palästina zu pilgern, reiste über Ägypten und Arabien nach Damaskus, wie wir aus seinen Gedichten entnehmen. Der Sage nach ward er, sein Zionslied dichtend, vor den Thoren Jerusalems von einem Araber getötet. Judas synagogale Dichtungen sind in den Gebetbüchern aller jüdischen Riten zu finden. Seine Gedichtsammlung »Diwan« ward von Luzzato (Lyck 1864), mit Biographie und Übersetzung von Geiger (Bresl. 1851), eine Auswahl in deutscher Übertragung von Geiger, Heller u. a. (Berl. 1893) herausgegeben. Sie gehört zu dem Edelsten und Formvollendetsten, was die Muse der spanischen Juden geschaffen. Als Religionsphilosoph zeichnete er sich aus durch den in arabischer Sprache geschriebenen »Al-Chazari« (Text von Hirschfeld, Leipz. 1886), ins Hebräische von Juda ibn Tibbon, ins Lateinische von Buxtorf, ins Deutsche übersetzt von D. Cassel (2. Aufl., Leipz. 1869) und Hirschfeld (das. 1885).

Juda Hanassi, s. Talmud.

Judaismus, soviel wie mosaische Religion, dann die religiöse Denkungsart der spätern Juden nach den Lehren der Rabbiner u. des Talmuds (vgl. Judentum). Judaisieren, sich jüdischer Weise, Sitte etc. nähern.

Judas, 1) J. Makkabäus (Makkab, »Hammer«), jüd. Held, Sohn des Priesters Mattathias und nach dessen Tod (166 v. Chr.) Anführer der jüdischen Patrioten, die sich gegen den Despotismus des syrischen Königs Antiochos Epiphanes erhoben hatten. Er focht glücklich gegen mehrere syrische Heere, bemächtigte sich Jerusalems, jedoch ohne die Burg, und stellte den Jehovahkultus wieder her. Im J. 165 züchtigte er die Nachbarvölker, vornehmlich die Edomiter und Ammoniter, für ihre den Juden zugefügten Mißhandlungen; 162 vermochte er einem syrischen Heer in offenem Felde nicht zu widerstehen und zog sich deshalb nach Jerusalem zurück, wo er, kurze Zeit belagert, mit dem Feinde einen billigen Frieden schloß. Dieser war jedoch von nur kurzer Dauer, indem der von den Syrern eingesetzte Hohepriester Alkimos eine dem J. feindliche Partei bildete und, von syrischen Truppen unterstützt, den J. befehdete. Nachdem letzterer ein anrückendes syrisches Korps unter Nikanor geschlagen, ging er die Römer um ein Bündnis an. Aber ehe noch der Bescheid vom römischen Senat eintraf, rückte abermals ein über 20,000 Mann starkes syrisches Heer unter Bakchides ein (160), dem J. bloß einen Haufen von wenigen hundert Mann entgegenstellen konnte. Dennoch wagte er eine Schlacht, die ihm selbst das Leben kostete. In den beiden apokryphischen Büchern der Makkabäer findet sich ein doppelter Bericht über seine Kriegsthaten. Unter den dramatischen Bearbeitungen des Stoffes ist besonders die von Otto Ludwig (»Die Makkabäer«, 1852) hervorzuheben. Vgl. Conder, J. Maccabaeus and the Jewish war of independence (2. Aufl., Lond. 1894).

2) J. der Apostel, erscheint in den Apostelkatalogen des Lukas (Luk. 6, 16; Apostelgesch. 1, 13; vgl. auch Joh. 14, 12) statt des Matth. 10, 3, Mark. 3, 18 genannten Lebbäus oder Thaddäus, mit welchem er daher gewöhnlich kurzweg vereinerleit wird. Seine Lebensgeschichte beruht ganz auf widerspruchsvollen Sagen. Nach der abendländischen Tradition soll er im Verein mit Simon den Persern das Evangelium verkündigt und dort als Märtyrer geendet haben, wogegen die alte Legende von Edessa den J. mit Thomas (s. d.) identifiziert, welcher schon um 200 als Apostel Parthiens galt, den Thaddäus dagegen, auf welchen das Christentum in Edessa zurückgeführt wird, nur zu einem der 70 Jünger macht. Sein Tag ist in der griechischen Kirche der 16. (22.) Mai, in der katholischen der 28. Oktober. Der traditionellen Meinung nach gilt er als Verfasser des im Neuen Testament befindlichen, übrigens dem 2. Jahrh. angehörigen kleinen Briefes des J., welcher die Verirrungen der antinomistischen Gnosis rügt.

Digitized by Google

3) J. Ischariot, Sohn Simons, von Kariot im Stamm Juda, einer der zwölf Apostel Jesu, der Jesum mit einem Kuß (Judaskuß) für die Summe von 30 Sekel (etwa 60 Mk.) verriet und sich darauf in der Verzweiflung selbst das Leben genommen haben soll, worüber jedoch schon im Urchristentum ein dreifach verschiedener Bericht existierte. Über die Motive des Verrats gibt es nur Vermutungen, worüber die Litteratur zum Leben Jesu (s. Jesus Christus, S. 562 f.) Auskunft bietet. Die Gestalt des Verräters, dem die Volksphantasie bald auch einen bestimmten Typus lieh, tritt in allen poetischen Erzählungen vom Leben Jesu wie in den biblischen Dramen des 16. Jahrh. in gleich abschreckender Weise auf: überall erscheint er als Repräsentant der niedrigsten Habsucht, teuflischer Bosheit und trauriger geistiger Beschränktheit, zugleich als eine gemeine Alltagsnatur. Auch der Halbroman »J. der Erzschelm« von Abraham a Santa Clara (1689) folgt dieser Auffassung, während neuere Dichtungen, wie die Tragödien: »J. Ischarioth« (1852) von Elisa Schmidt und »Jesus der Christ« (1865) von Dulk, den Charakter des Verräters zu heben und psychologisch verständlich zu machen suchen.

4) J. der Galiläer, bei Josephus Gaulonäos genannt, aus Gamala am Galiläischen See, wiegelte im Verein mit einem gewissen Sadok das jüdische Volk gegen einen Zensus auf, den Kaiser Augustus im 37. Jahre nach der Schlacht bei Aktion durch Quirinus vornehmen ließ. Die Empörung ward zwar unterdrückt, des J. Anhänger aber pflanzten sich fort und waren später unter Anführung seines Sohnes Menahem und des Eleasar bei dem letzten Aufstand der Juden gegen die Römer sehr thätig.

Judasbaum (Judaslinde), s. Cercis.

Judasfeuer, an manchen Orten Bezeichnung der Osterfeuer, weil in denselben statt des Winterdämons eine Judas genannte Puppe verbrannt wird.

Judaskuß, s. Judas 3).

Judassilberling, Pflanze, s. Lunaria.

Jude, ewiger, s. Ewiger Jude.

Judeich, Johann Friedrich, Forstmann, geb. 27. Jan. 1828 in Dresden, gest. 28. März 1894 in Tharant, studierte 1846—48 Forstwissenschaft in Tharant sowie Nationalökonomie in Leipzig. 1849 wurde er Hilfsarbeiter bei der königlich sächsischen Forsteinrichtungsanstalt, übernahm 1857 als Forstmeister die Verwaltung der Waldherrschaft Hohenelbe im böhmischen Riesengebirge, wurde 1862 vom Böhmischen Forstschulverein an die Spitze der neuerrichteten Forstschule in Weißwasser, 1866 als Oberforstrat und Direktor an die Forstakademie zu Tharant berufen, 1876 zum Geheimen Forstrat und 1878 zum Geheimen Oberforstrat ernannt. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben: »Die Forsteinrichtung« (Dresd. 1871, 5. Aufl. 1893). Im »Amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung« berichtete er über die Forstwirtschaft (Braunschw. 1874). Von 1868—87 führte er die Redaktion des »Tharandter forstlichen Jahrbuchs« (Dresd.), 1873—81 gab er den »Deutschen Forst- und Jagdkalender« (Berl.), seit 1882 mit Behm den »Forst- und Jagdkalender« (das.) heraus. Mit Nitsche besorgte er unter dem Titel »Lehrbuch der mitteleuropäischen Forstinsektenkunde« die Neubearbeitung (8. Aufl.) von Ratzeburgs »Waldverderbern« (Wien 1885—95, in 4 Abtlgn.), die J. auch schon in 7. Auflage (Berl. 1876) herausgegeben hatte. Für das »Handbuch der Forstwissenschaft« von Lorey (Tübing. 1887—88) bearbeitete er die Forsteinrichtung.

Juden (Israeliten), die Bekenner der mosaischen Religion. Ihr ursprünglicher, meist nach außen geltender Name war Hebräer oder Ebräer (hebr. Ibrim), »die Jenseitigen«, weil ihr Stammvater Abraham von jenseit des Euphrat in Palästina eingewandert war. Die mehr einheimische, auf die Bestimmung des Volkes hinweisende Benennung nach dem dritten Stammvater, Jakob (Israel, d. h. »Gottesstreiter«), Israeliten, entstand schon zu Anfang ihres Geschichtslebens, und mit J. (hebr. J'hudim) bezeichnet man nach dem babylonischen Exil die gesamte israelitische Nation, weil die meisten Zurückkehrenden Bürger des ehemaligen Königreichs Juda waren. Die Ereignisse vor der Gefangenschaft in Babylon bilden demnach streng genommen die Geschichte des hebräischen oder israelitischen Volkes, während nach derselben die jüdische Geschichte beginnt.

I. Anthropologisch-ethnographische Verhältnisse.

Die vor kurzem noch allgemein verbreitete Ansicht von der Reinheit der jüdischen Rasse ist durch neuere Forschungen als unrichtig erwiesen. Flinders Petrie hat festgestellt, daß die Amaur (Amar), die zweifelsohne identisch sind mit den Amoritern der Bibel, auf altägyptischen Darstellungen durch die rötlichbraune Farbe des Haupthaares und Bartes, blaue Augen, hellen Grundton der Hautfärbung, Langschädelform und andre Eigentümlichkeiten des germanischen Zweiges der arischen Völkerfamilie charakterisiert sind. Nach Tomkins waren sowohl die Gibeoniter als die Anakim Zweige des großen Amoriterstammes; der Name »Horiter«, welchen die Amoriter in Edom führten, wird von Sayce als »weiße Männer« übersetzt. Diese amoritische (arische) Bevölkerung Palästinas, die mit den dortigen semitischen Stämmen häufig Ehen eingegangen ist, stellt selbst nur einen Zweig jener blonden Völkerfamilie dar, welche in mehr oder weniger deutlichen Resten und auch durch ihre megalithischen Denkmäler für den ganzen Nordrand von Afrika nachgewiesen ist und von den Altägyptern als Tamehu (»Volk der Nordländer«) bezeichnet wurde. Für die Beurteilung der Rassenmischung im Judentum ko men ferner in Betracht die Chetiter (s. d.) oder Kheta, die von englischen Forschern als ein semitisch-mongolisches Mischvolk, dagegen von Luschan als eine den Armeniern nahe verwandte (armenoide) Urbevölkerung, die zugleich hinsichtlich ihrer Sprachzugehörigkeit der von Hommel und Pauli als »alarodische Sprachfamilie« bezeichneten Völkergruppe zuzurechnen sei, aufgefaßt werden. Es sind demnach nach Luschan in den J. im wesentlichen drei verschiedene Volkselemente enthalten, nämlich 1) der ursprüngliche semitische Stamm, dem aber viele jener Eigentümlichkeiten, die man heutzutage als spezifisch jüdische betrachtet, noch vollständig gefehlt haben; 2) die arischen Amoriter; 3) die den Armeniern nahe verwandten Chetiter. Während die 11 Proz. blonder Judenkinder, welche die Virchowsche Schulkinderstatistik für das Deutsche Reich ergeben hat, zweifelsohne auf das im Judentum enthaltene arische Blut zurückzuführen sind, verdanken die J. die gekrümmten Nasen und die unter ihnen vorherrschende Kurzköpfigkeit dem in der jüdischen Mischrasse enthaltenen armenoiden (chetitischen) Element. Neben jenen drei Hauptkomponenten haben noch gewisse andre Beimischungen zum Judentum, wenn auch nur in geringerm Maßstabe, stattgefunden. Ebenso wie sich aus der Bibel erweisen läßt, daß die J. in Kanaan mit den dortigen nichtisraelitischen

ed by Google

Stämmen häufig Ehen eingegangen sind, zogen nach Wiederaufbau des Tempels aus Syrien, Griechenland, Palmyra &c. Angehörige fremder Völker nach Palästina und nahmen dort, um Jüdinnen heiraten zu können, das israelitische Bekenntnis an. Auch zur Zeit der Römerherrschaft war nach Josephus der Übertritt zum Judentum und die Ehe zwischen J. und den Neuübergetretenen ein gewöhnliches Vorkommnis. Mischungen zwischen J. und nichtjüdischen Volkselementen haben noch im 3. Jahrh. n. Chr. in der Provinz Chusistan und in der Stadt Machuza (am Tigris), ferner im 8. Jahrh. in der Krim, wo aus der Vermischung der J. mit dem tatarischen Stamme der Chazaren die Karaim hervorgegangen sind, stattgefunden. Noch im 13. Jahrh. war in Ungarn die Zahl der zwischen J. und Magyaren abgeschlossenen Ehen sehr beträchtlich. Auch die Judenverfolgungen in Spanien und Portugal haben, indem sie den zeitweiligen scheinbaren Übertritt zahlreicher J. zum Christentum bewirkten, der Vermischung der spanisch-portugiesischen J. mit fremden Rassenelementen Vorschub geleistet.

Gewisse außerhalb Europas lebende J., wie z. B. die Falaschas Abessiniens, die schwarzen J. oder Hesodia an der Malabarküste Vorderindiens, die Daggatouns (schwarze J. der Sahara) und die Maramba (schwarze J. der Loangoküste), sind mit Wahrscheinlichkeit nur dem Namen und der Religion, nicht aber der Abstammung nach zum Judentum zu rechnen. Nicht der Religion, aber ihrer Abstammung nach gehören zu den J. noch die Chetas oder Anussim der Balearen, die Maiminen von Salonichi und die Gdid al Islam von Chorasan. Die zwei großen Abteilungen, in die man die J. zu zerlegen pflegt, nämlich die Sephardim (spanisch-portugiesische J.) und die Aschkenasim (deutsch-polnische J.), unterscheiden sich voneinander durch die verschiedene Aussprache des Hebräischen; dagegen ist ein durchgreifender Unterschied in der körperlichen Bildung der spanisch-portugiesischen J. einerseits und der deutsch-polnischen J. anderseits nicht mit Sicherheit festzustellen. Daß die anthropologischen Untersuchungen bezüglich vieler körperlicher Eigentümlichkeiten der J. erhebliche Schwankungen ergeben haben, findet seine Erklärung in jener Vermischung des ursprünglichen semitischen Typus mit fremden Rassenelementen.

Die verhältnismäßig rasche Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Deutschland und Österreich-Ungarn gegenüber den Bekennern andrer Religonen beruht auf dem relativ frühen Abschluß der Ehen, der geringen Anzahl der unehelichen und totgebornen Kinder und der geringen Kindersterblichkeit während der ersten Lebensjahre, Umstände, die in ihrem Zusammenwirken ein beträchtliches Überwiegen der Geburten über die Todesfälle bedingen. Ferner fällt auch ins Gewicht die durchschnittlich bedeutende Wohlhabenheit der J. in diesen Ländern, die hierdurch mögliche und geübte Sorge für Nahrung und Wohnung, für rationelle Behandlung der Schwangern und Kinder und die geringere oder fast ganz fehlende Beteiligung der J. an schweren körperlichen, das Individuum aufreibenden Arbeiten. Da, wo die J. dicht beisammen wohnen, wie in Galizien, Polen und Westrußland, und nachteilige soziale oder moralische Einwirkungen zur Geltung kommen, sind auch die angeführten Verhältnisse weniger günstig. Die strenge Regelung der geschlechtlichen Beziehungen, welche das jüdische Gesetz vorschreibt, trägt wesentlich dazu bei, die jüdischen Frauen in guter Gesundheit zu erhalten. Gewisse körperliche Eigentümlichkeiten sind mit Wahrscheinlichkeit zurückzuführen auf ehemalige ungünstige Existenzbedingungen. So ist z. B. die niedrige Statur und der geringe Brustumfang der meisten J. aufzufassen als eine durch die gesundheitlichen Nachteile des Ghettolebens bedingte Wachstumsverkümmerung, die selbst bei den unter günstigern Verhältnissen lebenden Enkeln und Urenkeln der solchen Einflüssen ausgesetzten J. noch zur Geltung kommt. Gewisse andre körperliche Mängel der J., wie z. B. das relativ häufige Vorkommen von Taubstummheit und Farbenblindheit, beruhen wohl im wesentlichen auf Verwandtschaftsheiraten. Unerwiesen ist, daß der Jude sich in tropischen Ländern leichter akklimatisiert als der Arier; doch mag die dem Juden eigentümliche Mäßigkeit im Genuß von geistigen Getränken demselben eine größere Widerstandsfähigkeit gegenüber den klimatischen Einflüssen verleihen. Ein der jüdischen Rasse eigentümlicher Geruch (foetor judaicus) ist nicht vorhanden.

Die Anpassungsfähigkeit, die dem Judentum seine kosmopolitischen Eigenschaften verleiht, zeigt sich ganz besonders in der Sprache. Unter teilweiser Beibehaltung des Hebräischen haben die J. im allgemeinen die Sprache des in ihren Wohnsitzen herrschenden Volkes angenommen. Das Hebräische, welches noch zur Zeit der Makkabäer von den J. gesprochen und geschrieben wurde, war seit dem babylonischen Exil bis zu gewissem Grade vom Chaldäischen (Ostaramäischen) verdrängt worden. Zugleich fand aber seit Alexander d. Gr. die griechische Sprache und griechische Bildung unter den J. ausgedehnte Verbreitung, und durch die Übersetzung der Bibel in das Griechische wurde das Judentum in die Weltlitteratur eingeführt. Später bewirkten die Eroberungszüge des Islam, daß die unter Mohammedanern, bez. mohammedanischem Einfluß zerstreut lebenden J. die arabische Sprache sich aneigneten, während sie im christlichen Abendland, wo die Litteratur damals danieder lag, hebräisch weiterschrieben, für den Umgang aber sich der Landessprache bedienten. Bei den Sephardim (so benannt nach Obadja 20, wo eine Gegend, nach welcher die Exilierten gebracht wurden, Sepharad genannt ist, worunter die Rabbiner im Mittelalter konventionell die Pyrenäische Halbinsel verstanden) ist vorzugsweise die spanische, bei den Aschkenasim (so benannt nach Aschkenas [1. Moses 10, 3], welcher Ausdruck nach der jüdischen Überlieferung die Germanen, bei spätern Rabbinen die Deutschen im heutigen Sinne bezeichnet) die deutsche Sprache zur Geltung gekommen. Aus der bunten Zusammenwürfelung hebräischer Ausdrücke für Gegenstände des religiösen, bürgerlichen und häuslichen Lebens mit deutschen Worten und Flexionsformen ist jener eigentümliche Jargon hervorgegangen, den man als »Judendeutsch« bezeichnet (vgl. Jüdisch-deutscher Dialekt). Als eine besondere Eigentümlichkeit der J. werden auch die Namen derselben aufgefaßt. Dieselben sind zum Teil altjüdischen, bez. alttestamentlichen Ursprunges, zum Teil von den Völkern, unter denen die J. zerstreut leben, entlehnt, zum Teil auch durch Regierungsmaßregeln denselben aufgezwungen. In Frankreich wurde durch Dekret Napoleons vom 20. Juli 1808 den J. die Annahme beständiger Familiennamen bei Strafe der Landesverweisung anbefohlen. In Preußen wurde durch Edikt vom 11. März 1812 die Staatsbürgerqualität der J. von der Annahme fester Familiennamen abhängig gemacht. In Galizien wurden unter Joseph II. durch Militärkommissionen den J. Familiennamen aufgezwungen,

Digitized by Google

die zum Teil sehr grotesker oder unsauberer Art sind; doch bedienen sich dort die orthodoxen J. derselben im Verkehr untereinander noch heute nicht, sondern halten (wie im Orient noch immer) an dem alten Brauche fest, nach welchem jedes Individuum sich bloß mit dem eignen Vornamen und dem des Vaters benennt.

Vgl. Flinders Petrie, Racial photographs from the Egyptian monuments (Lond. 1888); Sayce, The white race of Palestine (in »Nature«, Bd. 38, Nr. 979, das. 1888); Alsberg, Die Rassenmischung im Judentum (Hamb. 1891); Luschan, Die anthropologische Stellung der J. (Korrespondenzblatt für Anthropologie 1892, S. 94 ff.); Andree, Zur Volkskunde der J. (Bielef. u. Leipz. 1881); Neubauer, Notes on the race types of the Jews (im »Journal of the Anthropological Institute of Great Britain«, 1886); Jacobs, On the racial characteristics of modern Jews (ebenda 1886); Zunz, Namen der J. (Leipz. 1837); A. Rée, Die Sprachverhältnisse der heutigen J. (Hamb. 1844).

II. Geschichte des Volkes Israel.

Bis zur Teilung des Reiches (2000–953 v. Chr.).

Aus der mesopotamischen Stadt Haran zieht um 2000 Abraham, nachdem er sich zeitweilig in Ägypten aufgehalten hatte, nach Palästina, um fern von seinem götzendienerischen Vaterland den Glauben an Einen Gott zu verbreiten (Einführung der Beschneidung, s. d.). Das Nomadenleben Abrahams führten sein Sohn Isaak und sein Enkel Jakob fort und erhielten in ihrer Familie die monotheistischen Grundsätze. Jakobs Sohn Joseph, von seinen Brüdern als Sklave nach Ägypten verkauft, schwang sich hier zum Minister empor und veranlaßte während einer Hungersnot seine Familie (70 Personen), ihre palästinischen Wohnsitze mit ägyptischen zu vertauschen. Er wies ihr die weidenreiche Provinz Gosen (östlich vom Nil und zwischen diesem und dem Roten Meer, im S. bis zum heliopolitanischen Nomos und nördlich bis Pelusium sich erstreckend) an. Hier bildete sich die Familie, abgesondert von den durch schroffes Kastenwesen unzugänglichen Ägyptern, eigne Sitten, Sprachen und Gebräuche bewahrend, während eines mehrhundertjährigen Aufenthalts zu einem mächtigen Volk aus, welches nach vielen Jahren ungestörter Entwickelung durch das Mißtrauen der Pharaonen geknechtet ward. Aus dieser Knechtschaft befreite es der begeisterte, in allem Wissen der Ägypter durch Vermittelung seiner Beschützerin, einer ägyptischen Prinzessin, erzogene Moses, unterstützt von seinem beredten Bruder Aaron. Am 15. Nissan hatte Moses nach Einsetzung des Passah das Volk (600,000 waffenfähige Männer) aus der Knechtschaft geführt, nach biblischen Berichten das Rote Meer durchschritten, in der Wüste das bittere Wasser von Mara trinkbar gemacht, Wachteln und Manna zur Speise angewiesen, den Angriff der Nachbarstämme, mit Josua vereint, zurückgeschlagen und nach der Offenbarung der zehn Bundesworte auf dem Sinai die Gottes- und Sittenlehre dem Volk verkündet. Anknüpfend an die alten Traditionen, ward auf dem Grunde des häuslichen, bürgerlichen und sittlichen Lebens der Bund mit dem einzigen Gotte, dem Beschützer und Beglücker des Volkes, gelehrt, die Pflege des religiösen Lebens den Priestern, dem Stamm Levi, anvertraut und das Hohepriesteramt Aaron übertragen. Dieser leitete im Stiftszelt den Opfergottesdienst. Das Volk ward in zwölf Stämme, welche nach zehn Söhnen Jakobs (Ruben, Simeon, Juda, Isaschar, Sebulon, Gad, Asser, Benjamin, Dan, Naphtali) und den zwei Söhnen Josephs (Ephraim und Manasse, die für Levi und Joseph eintraten benannt sind, diese in Geschlechter und diese wieder in Familien eingeteilt. Ausbrüche der Unzufriedenheit, Rückfall in ägyptischen Götzendienst, die Entmutigung des Volkes nach dem wahrheitswidrigen Bericht der von Moses nach Kanaan ausgesandten Kundschafter veranlaßten den Führer, die Hebräer 40 Jahre in der Wüste zu halten, um ein kriegstüchtiges, zuchtgewohntes Volk heranzubilden. Moses schuf für sie eine theokratische, auf der breiten Grundlage bürgerlicher und persönlicher Freiheit ruhende Verfassung und brachte sie bis an die Grenzen des verheißenen Landes, das zu erobern seinem Jünger und Nachfolger Josua vorbehalten blieb.

Unter Josuas Leitung überschritten die Israeliten den Jordan, bemächtigten sich in einem siebenjährigen Kriege der festen Städte des Landes, rotteten, wie ihnen das Gesetz vorschrieb, den größten Teil der alten heidnischen Einwohner (die Gibeoniten fanden durch List Schonung) aus und teilten, nachdem bereits $2^1/_2$ Stämme ihren erwünschten Besitz im Ostjordanland empfangen hatten, das Land durchs Los unter die übrigen $9^1/_2$ Stämme (vgl. das Nebenkärtchen auf der Karte »Palästina«). Die Leviten erhielten 48 Städte, einschließlich der durch das mosaische Gesetz bestimmten Asylstädte (s. Asyl). Nach der Regierung Josuas und der ihm folgenden »Ältesten« bedrohten den Staat innere Unruhen, Gesetzlosigkeit und äußere Feinde. Begeisterte Persönlichkeiten aus der Mitte des Volkes übernahmen nun in schweren Zeiten die Führung (Richter Othniel, Ehud, Schamgar, die Richterin Deborah, Gideon, Jiftach, der starke Simson u. a.). Der vorletzte Richter, Eli, vereinigte in seiner Hand das Richter- und Priesteramt, war aber nicht mächtig genug, die Ansprüche der Philister siegreich zurückzuweisen; erst seinem Schüler Samuel gelang es, diesen mächtigen Feind auf längere Zeit zu besiegen, die Einigkeit und Macht des Volkes zu befestigen und durch Errichtung von Prophetenschulen die theokratischen Grundsätze zu klären. Trotzdem sah er sich gezwungen, auf Wunsch des Volkes statt der alten Stammesverfassung die Monarchie einzuführen.

Samuel salbte Saul, den Sohn des Kisch, eines benjaminitischen Landmanns, zum König. Die äußere Gefahr brachte das Volk unter Sauls Leitung zur Einigkeit; nach einem glänzenden Sieg über die Ammoniter ward ihm allgemein gehuldigt, er siegte über die Moabiter, Edomiter, Philister und Amalekiter. In diesem letzten Kriege trat besonders die Monarchie als Feindin des Prophetentums hervor, so daß Samuel in dem mächtigen Stamm Juda einen neuen, im Geiste des Prophetentums erzogenen König suchte und David, Isais Sohn aus Bethlehem, zum Regenten bestimmte und salbte. Eifersucht gegen David, Schwermut und Mißerfolge führten 1033 den Fall Sauls in der Schlacht am Berge Gilboa gegen die Philister herbei, und der neue König (1033–993), wenn auch acht Jahre lang nur den Stamm Juda beherrschend (denn Sauls Sohn Isboseth herrschte durch des Feldherrn Abner Einfluß zu Machanajim über die übrigen Stämme), befestigte den Staat, entfaltete seine Macht und dehnte das Land nach Kriegen über innere und äußere Feinde vom Mittelmeer bis zum Euphrat aus. Unter ihm ward Jerusalem, das frühere Jebus, Mittelpunkt des gottesdienstlichen Lebens; er führte von Kirjath-

Jearim die Bundeslade dorthin über, bereitete den Bau eines Tempels vor, richtete einen regelmäßigen Gottesdienst ein, den er durch Musik und Gesang hob, und pflegte die religiöse Dichtkunst. David brachte den hebräischen Staat, den er, mit Umgehung seines ältesten Sohnes, Adonia, seinem Sohn von der Bathseba, Salomo (993—953), vererbte, durch Einigung der Stämme und Pflege des religiösen Lebens zur höchsten Blüte. Salomos Regierung war friedlich; er, der wissende und weise Regent, förderte Kunst und Bildung, verschönerte Jerusalem, baute den prachtvollen Tempel, befestigte das Land, erweiterte den Heerbann und schloß verwandtschaftliche Beziehungen mit Ägypten sowie Handelsverbindungen mit Phönikien. Mit dem Wohlstand wuchs aber der Luxus, mit diesem die drückende Steuerlast des Volkes. Das mosaische Gesetz fand keinen kräftigen Boden mehr, heidnische Frauen entfremdeten den König dem Volk, und allmählich bereitete sich die Auflösung vor, die nach Salomos Tode trotz der sonst gesunden Verhältnisse des Volkes, dessen politische und soziale Zustände im folgenden skizziert sind, eintreten mußte. Unbedingte persönliche Freiheit, die Würdigung des Verdienstes ohne Standesunterschied, Unverletzlichkeit der Bürger, Verantwortlichkeit eines jeden Unterthanen vor dem Gesetz, der Genuß der Freiheit allen, auch den Fremden, gewährt, ein bis in die kleinsten Verhältnisse geregeltes Staatswesen sind Merkmale der Blütezeit des israelitischen Volkes. Gemeinsinn und Verkehr beförderten die Wallfahrten nach Jerusalem an den drei Festen (s. Feste, S. 337); Sprache und Gesetz schieden das Volk von den benachbarten Nationen und erhielten ihm seine Eigentümlichkeiten. Außer den Prophetenschulen gab es keine eigentlichen Pflanzstätten des Wissens, doch war Lesen und Schreiben allgemein verbreitet; Dicht- und Tonkunst wurden, besonders zu gottesdienstlichen Zwecken, ausgebildet. In andern Künsten konnten die J. mit den übrigen Völkern nicht wetteifern: den Palast Davids und den Tempel Salomos errichteten phönikische Meister; Bildhauerkunst und Metallstecherei fanden nur vereinzelt Anwendung. Das bürgerliche Leben ward, wie das religiöse, nach mosaischem Gesetz geordnet. Die Berufsarten der Hebräer waren meist Ackerbau, Weinbau und Viehzucht, während das Gewerbe nur für die alltäglichen Bedürfnisse geübt wurde. Putz- und Luxusartikel lieferte das Ausland.

Die Unzufriedenheit des Volkes in den letzten Regierungsjahren Salomos, der verschärfte Steuerdruck seines Sohnes und Nachfolgers Rehabeam führten 953 zur Auflösung des vereinigten Reiches. Die Stämme Juda, Benjamin und die Leviten blieben Rehabeam treu und bildeten das Reich Juda mit der Hauptstadt Jerusalem; die übrigen Stämme wurden mit dem tributpflichtigen Moab unter Jerobeam zu dem Reich Israel vereinigt, dessen Haupt- und Residenzstadt anfangs Sichem, dann Thirza und später Samaria war.

Das Reich Israel bis zur assyrischen Gefangenschaft (953—722).

Israel gelangte nie zu innerer Festigkeit. Bedrängt von Feinden, vermochten die schwachen, oft verbrecherischen Regenten nicht, es zu schützen; ja, sie störten den Frieden im Innern durch Begünstigung heidnischer Kulte. Parteikämpfe, unkluge politische Verbindungen schwächten Macht und Wohlstand. Begeisterte Propheten konnten trotz größern Anhanges dem Verderben nicht steuern, und nach ca. 250 Jahren unterlag Israel den Angriffen der Assyrer. Jerobeam I. (953—927), der schon zu Lebzeiten Salomos die Stämme aufreizte und beim Regierungsantritt Rehabeams, welcher die verlangten Reformen schnöde zurückwies, die Trennung ausführte, war ein kraftvoller Regent aus dem Stamm Ephraim. Durch Erhebung des Götzendienstes zur Staatsreligion, durch stete Kämpfe mit Juda begann unter ihm die Schwächung der Volkskraft. Sein Sohn Nadab (927—925) ward von dem Heerführer Baesa ermordet, der nun den Thron bestieg und ihn seinem Sohn Elah (901—900) hinterließ. Diesen erschlug im zweiten Regierungsjahr der Feldherr Simri. 899 ward Omri (Erbauer Samarias) vom Heer zum König erhoben. Dessen Sohn und Nachfolger Ahab (875—853), Gemahl der phönikischen Prinzessin Isebel, führte den Baals- und Astartekultus ein und rief dadurch einen harten Kampf mit dem Prophetentum (Elias und Elisa) hervor. Er besiegte die Syrer, fiel aber im Kampfe gegen Damaskus. Ihm folgte sein Sohn Ahasja (853—851), diesem sein jüngerer Bruder, Joram (851—843). Jehu (843—815), von Elisa zum König gesalbt, erschlug Joram und rottete dessen ganze Familie und den Baalsdienst aus. Unter seinen Nachfolgern Joahas (815—798) und Joas (798—790) sank die Macht des Reiches, welche Jerobeam II. (790—749) wieder zu kurzer Blüte brachte. Die nach Jerobeams Tod eintretende zehnjährige Anarchie, die Zunahme der Sittenlosigkeit unter seinen Nachfolgern Secharja, Schallum, Menachem (748—738), die unter Pekah (736—734) erfolgte Niederlage gegen Tiglathpileser von Assyrien (734), die Fortführung eines großen Teiles des Volkes in die Gefangenschaft bereiteten die Auflösung des Reiches vor, die 722 unter Hosea (734—722), dem letzten König, durch den König Salmanassar von Assyrien erfolgte (prophetische Thätigkeit Jesaias'). So siedelte sich das Volk, das später vollständig in andern Nationen aufging, in medischen und persischen Landschaften an, und Assarhaddon sandte neue Kolonisten aus Babel, Kuta u. a. O. in das Land, aus deren Vereinigung mit den Israeliten die Samaritaner (Kutäer) entstanden sein sollen.

Das Reich Juda bis zur babylonischen Gefangenschaft (586).

Das Reich Juda, bevorzugt durch den Besitz Jerusalems, des Nationaltempels und einer gesetzlichen Priesterschaft, nach außen durch natürliche Festigkeit geschützt, pflegte mehr das reine Israelitentum, ward von der Dynastie Davids beherrscht (mit wenigen Ausnahmen vererbte sich das Reich vom Vater auf den Sohn) und behauptete seine Selbständigkeit bis 586 v. Chr. Die Regierung Rehabeams (953—932) befestigte die Monarchie, suchte die Vereinigung der getrennten Stämme zu erzwingen, ward aber im Kriege mit Pharao Sesonchis (Sisak) geschwächt. Rehabeams Sohn Abia (932—929) vererbte nach ruhmloser Regierung den Thron auf seinen Bruder Asa (929—873). Dieser besiegte arabische Stämme, mit Hilfe des Syrerkönigs Ben Hadad den König Baesa von Israel, befestigte das Land, verbesserte die Heereseinrichtungen und hob den verbotenen Höhendienst auf. Asas Sohn Josaphat (873—848), ein gerechter Fürst, konnte in meist friedlichen Zeiten die Rechtspflege heben und den Einfall der Edomiter, Moabiter und Ammoniter siegreich zurückweisen. Weniger Erfolg hatte er in seinen Kriegen gegen Syrien und mit seiner Schiffahrt nach Ophir, da die in

Digitized by Google

Ezjongeber erbauten Schiffe im Arabischen Meerbusen scheiterten. Um die Feindseligkeiten mit Israel beizulegen, vermählte er seinen Sohn **Joram** (848—844) mit **Athalia**, der Tochter Ahabs. Nachdem deren Sohn **Ahasja** (843) von Jehu (s. oben) ermordet worden war, übernahm sie die Regierung und ließ, um die Dynastie Davids auszurotten, ihre Enkel, von denen nur Joas entkam, umbringen. Sie ward von dem Hohenpriester Jojada gestürzt und getötet, und ihr Enkel, der siebenjährige **Joas** (837—797), unter Vormundschaft auf den Thron erhoben. Joas regierte zuerst nach mosaischen, später nach heidnischen Grundsätzen. Den Abzug der Syrer mußte er mit Geld erkaufen; er ward von Verschwornen ermordet. Sein Sohn **Amazja** (797—792) verlor Jerusalem an Israel und wurde ebenfalls ermordet. Dessen umsichtiger Sohn **Ussia** (792—740) wußte seine Rechte kräftig geltend zu machen und, vom Kriegsglück begünstigt, den Wohlstand des Landes und dessen Macht bedeutend zu heben. Unter Ussias Nachfolgern **Jotham** (740—734) und **Ahas** (734—728) sank die Macht Judas wieder, das Land ward fremden Eroberern tributpflichtig und hatte neue Kämpfe mit Syrern und Israeliten sowie mit den Assyrern zu bestehen. Zu dieser Zeit eiferte der begeisterte Jesaias auch in Juda gegen den Götzendienst und die Sittenlosigkeit, wie es vor ihm Hosea in Israel gethan hatte. Der fremde Kultus hörte erst unter **Hiskia** (728—697) auf. Hiskia versagte den Assyrern den Tribut, verband sich mit Ägypten, mußte aber von Sanherib, der auf seinem Zuge nach Ägypten Jerusalem belagerte, Frieden erkaufen. Sein Sohn **Manasse** (697—642) begünstigte trotz des Widerstandes der Propheten den Dienst der Astarte, des Baal und Moloch, ward gefangen nach Babylon geführt und regierte, wieder entlassen, in besserm Sinne. **Amons** (642—640) Sohn **Josias** (640—609) beseitigte den Götzendienst und hob auf Grund des neugefundenen Mosesgesetzes den religiösen Geist im Volke, in dem auch begeisterte Propheten Erfolg hatten. Josias fiel in der Schlacht bei Megiddo (609) gegen Necho von Ägypten. In der letzten Zeit seines Bestehens von Schwächlingen regiert (**Joahas** 609—607, **Jojakim** 607—598, **Jojachin** 597) und von den Nachbarvölkern öfters besiegt, wurde das Reich Juda unter dem letzten König, **Zedekia** (596—586), von Nebukadnezar der Herrschaft Babylons unterworfen. Zedekias Versuche, die Selbständigkeit wiederzuerlangen, mißglückten; auf der Flucht ergriffen und geblendet, starb er im Kerker zu Babylon. Jerusalem und sein Tempel wurden 9. Ab 586 zerstört, alle Schätze erobert, während das Volk in die »babylonische Gefangenschaft« (s. d.) zog. Über den im Lande bleibenden Rest des Volkes setzte Nebukadnezar einen Statthalter, Gedalja, ein, unter dessen Leitung die Zustände sich hoben, bis Ismael ihn erschlug. Den Verfolgungen der Sieger suchten viele J. durch die Flucht nach Ägypten zu entgehen.

III. Jüdische Geschichte.

A. Vom babylonischen Exil bis zum vollständigen Verlust der politischen Selbständigkeit unter Titus. (586 vor bis 70 n. Chr.)

Die dem Volk, für welches jetzt der Name J. (s. Einleitung) gebräuchlich wurde, von Kyros 536 erteilte Erlaubnis, nach Palästina zurückzukehren, wurde nur von 42,360 Verbannten benutzt. Diese begannen den Wiederaufbau des Tempels, den sie aber erst unter Darius I., nachdem die von den Samaritanern ausgehenden Verleumdungen entkräftet waren, vollendeten und 3. Adar 516 einweihten. Esra brachte 458 neue Kolonisten (1500 Familien) nach Palästina, war für Hebung der verfallenen Zustände bemüht, löste die mit Heiden geschlossenen Ehen und weckte die Begeisterung für die unverfälschte Moseslehre. Mit ihm vereint wirkte seit 444 Nehemia, der Mundschenk Artaxerxes' I. Longimanus, für die Befestigung der Ordnung und geregelte politische Verhältnisse. Zu ihrer Zeit soll die große Synode von Schriftgelehrten (Soferim), welche die heiligen Schriften sammelte und den Gottesdienst ausbildete, entstanden und von Nehemia eine Tempelbibliothek angelegt worden sein. Der junge Staat ward als Satrapie Persiens zunächst von dem jedesmaligen Hohenpriester regiert, und die gesunden politischen und religiösen Zustände des Volkes erhielten sich auch noch, als 332 das persische Reich, dessen israelitische Einwohner früher unter Xerxes I. (dem Ahasverus der Bibel) glücklich der gegen sie geplanten Verfolgung entgangen waren, durch Alexander von Makedonien erobert und Palästina diesem unterthan wurde, bis es 320 bei der Eroberung des phönikischen Küstenlandes Ptolemäos Lagi, dem nachmaligen ersten König Ägyptens, anheimfiel, der es auch nach dem Friedensschluß von Ipsos (301) gegen Seleukos von Syrien behauptete. Ptolemäos I., dem viele J. nach Ägypten folgten, behandelte sie, wie auch sein Nachfolger Ptolemäos II. Philadelphos, wohlwollend. Nach weniger günstigen Verhältnissen unter Ptolemäos Euergetes und Philopator erfuhren die J. während der **syrischen Oberherrschaft** unter Antiochos III. (224—187) und Seleukos IV. (187—175), dessen Vorhaben, den Tempelschatz zu berauben, mißlang, im allgemeinen eine milde Behandlung. Mit der in Vorderasien sich immer mehr einbürgernden griechischen Kultur erwuchs den J. und dem Judentum ein starker Feind, und unter Antiochos IV. Epiphanes (175—163), der in Palästina den griechischen Gottheiten Altäre errichtete, die Bildsäule des Zeus im Tempel zu Jerusalem aufstellen ließ, die Feier der Festtage und die Beobachtung der Beschneidung bei Todesstrafe untersagte, brach ein wütender Kampf zwischen Judentum und Hellenismus aus. Die J., von den begeisterten **Makkabäern** (**Hasmonäern**), besonders von **Juda** dem Makkabäer (s. Judas 1), geführt, siegten vollständig und konnten 25. Kislev 164 den geschändeten Tempel wieder einweihen (Entstehung des Weihefestes Chanukka, s. Feste, S. 337). In dem nun von neuem entbrannten Kriege mit den Syrern war Juda 160 gefallen, und seine Brüder **Jonathan** u. **Jochanan** setzten das Befreiungswerk fort. Zehn Jahre lang behauptete Jonathan die Hohepriesterwürde mit Glück, ward aber 142 von Tryphon, dem Vormund des jungen syrischen Regenten Antiochos Theos, zu Ptolemaïs ermordet. Sein entschlossener, tapferer Bruder **Simon** (142—136) schlug Tryphon, zwang ihn zum Rückzug und zog 141 im Triumphzug in Jerusalem ein, woselbst er als freier Fürst die Angelegenheiten des Landes regelte, es befestigte, das Heer neu organisierte, Handel und Ackerbau förderte und die Anerkennung des neuen jüdischen Staates seitens der Römer erlangte. — Ein ruhigeres Leben als ihre Brüder im Mutterland führten die J. in **Ägypten**. Sie beteiligten sich, hauptsächlich in Alexandria, am Handel und Verkehr, pflegten die griechische Wissenschaft und zeichneten sich nicht selten als Soldaten aus. Zahlreiche J. siedelten sich auch in

Digitized by Google

der Nähe des von Onias bei Heliopolis nach dem Muster des jerusalemischen errichteten, bis 73 n. Chr. bestehenden Tempels an.

In der zweiten Periode dieses Geschichtsabschnittes werden die J. von eignen Herrschern, den Hasmonäern und Herodäern, regiert. Der erste hasmonäische Herrscher, Johannes Hyrkan (136—105), eroberte, als die Streitigkeiten mit Syrien beigelegt waren, die jüdischen Gebiete an der Ostseite des Jordans, den Hafen zu Joppe, zerstörte Sichem, den samaritischen Tempel auf dem Berge Gerisim, unterwarf die Idumäer und später Samaria. Beleidigungen von der pharisäischen Partei veranlaßten zum Verdruß des Volkes seinen Anschluß an die Sadduzäer (s. Pharisäer und Sadduzäer). Nach zweijähriger grausamer Regierung des Judas Aristobulos (105—104) bestieg Alexander Jannäos (104—78), ein schwelgerischer Tyrann, den Thron; er führte durch seine Despotie einen sechsjährigen Bürgerkrieg herbei, den nur seine Grausamkeit auch wieder zu beendigen vermochte. Er hinterließ seiner Witwe Salome Alexandra (78—69), einer umsichtigen Frau, die sich auf ihres Mannes Rat den Pharisäern wieder anschloß, die Regierung. Die Übertragung des Hohepriesteramtes auf ihren ältesten, kraftlosen Sohn, Hyrkan, erweckte den Haß des jüngern, thatkräftigen Aristobulos, der, unterstützt von den beleidigten Sadduzäern, nach der Mutter Tode dem Bruder den Krieg erklärte. Die Niederlage Hyrkans bei Jericho hob Aristobulos auf den Thron, welchen er wohl gegen den Idumäer Antipater, nicht aber gegen den zum Schiedsrichter in dem Bruderzwist angerufenen Pompejus behaupten konnte. Pompejus eroberte 63 Jerusalem, setzte Hyrkan (II.) zum Hohenpriester und abhängigen Fürsten (Ethnarchen) ein, ließ die Mauern der Stadt niederreißen und beschränkte das Land der J. auf das Gebiet, das vor den Makkabäischen Befreiungskriegen dazu gehört hatte. Die Unruhen im Lande nahmen zu, die Fluchtversuche Aristobuls und seines Sohnes Alexander und die damit beabsichtigten Volksaufstände wurden vereitelt. Die Römer suchten den Einfluß der Hauptstadt auf das Land dadurch zu brechen, daß sie fünf mit eigner Gerichtsbarkeit betraute Distrikte (Jerusalem, Jericho, Sepphoris, Amathus und Gadara) einrichteten, mußten aber nichtsdestoweniger stets gegen die Aufständischen kämpfen. So hatte Gabinius 56, nach seiner Rückkehr aus Ägypten, am Berge Tabor einen Aufstand gedämpft. Unter Crassus, welcher den Tempel beraubt hatte, entstand eine neue Empörung, deren erst Cassius bei Tarichäa Herr wurde. Cäsar belehnte Hyrkan mit der Hohenpriesterwürde, er gewährte rücksichtsvoll religiöse und bürgerliche Freiheit und setzte Antipater zum Landeshauptmann ein. Dieser regierte eigenmächtig, übergab seinem ältesten Sohne, Phasael, die Verwaltung des jerusalemischen Distrikts, dem jüngern, Herodes, Galiläa. Um die Gunst Roms buhlend, verletzte Herodes die Autorität des Synedrions, zog die von Cassius dem Lande auferlegte Kontribution mit Härte ein und erntete für seine Grausamkeit den Haß des Volkes. Als M. Antonius, der Herodes' und Phasaels Autorität mit grausamer Strenge wahrte, Palästina, dem er nach der Schlacht bei Philippi einen Besuch abstattete, wieder verlassen hatte, brachen die Parther (40) in das Land ein, nahmen Hyrkan und Phasael gefangen und setzten Antigonos, den Sohn des Aristobulos, zum Fürsten ein, während Herodes sich machtlos in die Festung Masada flüchtete. Mit Hilfe der Römer konnte er später nach dreijährigem Kriege über Trümmer und Leichen in Jerusalem einziehen. Den durch Gewaltthätigkeiten erworbenen Thron wußte Herodes I., der Große, König von Judäa (37—4), nur mit unmenschlicher Grausamkeit zu behaupten. Seine Familienglieder und Freunde wurden Opfer seines Blutdurstes, der selbst noch nach seinem Tode gefangene Pharisäer vernichtete. Der Haß gegen ihn verstummte nicht, trotzdem er Prachtbauten aufführte, den salomonischen Tempel glänzend restaurierte und Hilfsbereitschaft bei allgemeinen Unglücksfällen zeigte. Der nach seinem Tode entstandene Aufruhr und Bürgerkrieg wurde mit großen Opfern bezwungen, Archelaos nur als Ethnarch auf Grund des Herodischen Testaments bestätigt, aber schon nach drei Jahren von Kaiser Augustus abgesetzt. Das Land ward als römische Provinz proklamiert, und seine Bewohner erhielten das römische Bürgerrecht. An die Stelle der jüdischen Fürsten traten nun die den Prokonsuln Syriens untergeordneten römischen Landpfleger (Prokuratoren) Valerius Gratus, Pontius Pilatus, unter welchem Jesus gekreuzigt wurde, u. a. Sie entschieden über Leben und Tod, setzten Priester und Beamte ein, überließen aber die Leitung des bürgerlichen Lebens den jüdischen Behörden. Harter Steuerdruck rief den Unwillen des Volkes hervor und reizte zum Aufstand unter Judas von Gaulonia, dessen Rom bald Herr wurde. Judäa ward noch einmal ein von den römischen Kaisern abhängiges Königreich unter dem Enkel Herodes', Agrippa I. (41—44), der nur zum Schein regierte, wie sein Sohn Agrippa II., der ihm nicht unmittelbar, sondern nach wieder eingeführter Landpflegerherrschaft auf dem Throne folgte. Verschärfter Druck, Erpressungen, bezahlte Mörder mehrten den Haß und die Aufregung des Volkes. Unter Gessius Florus begann der Aufstand, der nach der Niederlage des Feldherrn Cestius Gallus (66) organisiert wurde. Zur Unterdrückung des Aufstandes sendete Nero den Vespasian, dessen Sohn Titus diesem Truppen zuführte. Die römischen Legionen eroberten Sepphoris, nahmen nach verzweifelter Gegenwehr der J. die Feste Jotapata und andre wichtige Plätze, führten den jüdischen Befehlshaber Josephus gefangen fort und rückten nun unter Titus' Oberbefehl 69 vor Jerusalem, das trotz der heldenmütigsten Verteidigung 70 erobert wurde. Parteikämpfe im Innern, Hunger und Pest, die wohl ohne Titus' Willen erfolgte Einäscherung des Tempels (9. Ab) brachen den Widerstand des Volkes, das nun seine politische Selbständigkeit verlor und zu Hunderttausenden in die Sklaverei geführt wurde. 72 nahmen die Römer (Lucilius, Bassus und Flav. Silva) die letzten Bollwerke des jüdischen Staates, Herodium, Machärus, Masada, verteilten das Land zum Teil an römische Soldaten und veräußerten den übrigen Grundbesitz. — Im parthischen Reich war schon zuvor bei Gelegenheit von Thronstreitigkeiten von seiten der Babylonier eine blutige Verfolgung über die J. ergangen. Die dem Tode Entronnenen flohen nach Seleukia, wo sie fünf Jahre später zum größten Teil von den dort wohnenden Griechen und Syrern aufgerieben wurden; nur wenige entkamen nach Nahardea und Nisibis, woselbst das königliche Haus 47 n. Chr. zum Judentum übergetreten sein soll.

B. Geschichte des Volkes in der Zerstreuung.

Im zweiten Hauptteil der jüdischen Geschichte, die Erlebnisse des Volkes in der Zerstreuung umfassend, von 70 n. Chr. bis auf unsre Zeit, tritt keine historische

Digitized by Google

That in den Vordergrund, von welcher alle J. berührt worden wären. Ein allgemeines Charakterzeichen der Geschichte dieses Zeitraums, die sich unter den fünf unten gezählten größern Perioden am übersichtlichsten nach den einzelnen Ländern des Aufenthalts der J. gliedern läßt, ist nur in dem äußern Druck zu erkennen, der bald mehr, bald weniger auf ihnen lastete, und der in den ersten Jahrhunderten nur vereinzelt sie beschwerte, später aber, namentlich während der letzten Hälfte des Mittelalters, in systematische Tyrannei überging. Die jüdische Geschichte entwickelt sich so zur Leidensgeschichte ohne größere politische Bedeutung, sie erscheint wie das »Tagebuch eines Henkers«. Fast überall befeindet und bedrückt, mit Abgaben und Zöllen überbürdet, vom ehrenden Erwerb zurückgewiesen, bald hier, bald dort aufgescheucht und verjagt, haben die Vaterlandslosen wenig Glück in ihren äußern Verhältnissen. Sie arbeiten trotzdem, von einigen Zeiten des Stillstandes abgesehen, ununterbrochen an der Erhaltung und Fortbildung ihrer religiösen Gedanken und treten, wo ihnen der Zutritt erschlossen wird, mit Erfolg ein in das Geistesleben der Menschheit. Dadurch wird ihre Geschichte Litteratur- und Kulturgeschichte. Für eine Idee kämpfend und duldend, überdauern sie Druck und Haß, bis mit der zunehmenden Zivilisation ihre Fesseln gesprengt und ihr bürgerliches Recht durch ihr Glaubensbekenntnis nicht mehr in Frage gestellt wird. Die Geschichte des jüdischen Volkes in der Zerstreuung zerfällt in folgende fünf Abschnitte:

1) Die Geschichte der Juden im römischen Reich.

Schon vor dem Fall Jerusalems hatten J. ihr Heimatsland verlassen u. fremde Länder aufgesucht. Sie wohnten bereits in Persien, Ägypten, Kyrene, Griechenland, Kleinasien und Italien. Im römischen Reiche galten die J. in den ersten Jahrhunderten n. Chr. für vollkommen rechtsfähig, nahmen in jeder Beziehung teil am Staatsleben, bekleideten Ämter, wobei sie billige Berücksichtigung ihrer Gebräuche und Gesetzesvorschriften fanden. Die Spitzen ihrer religiösen Behörden waren denen der übrigen Staatskörper gleichgestellt und von allen persönlichen und bürgerlichen Lasten befreit. J. wohnten bereits seit der ersten Berührung mit den Römern im ganzen Reiche zerstreut und bildeten schon unter den ersten Kaisern in Rom selbst eine sehr ansehnliche Gemeinde. Sie begleiteten auch die Römer auf ihren siegreichen Eroberungszügen und siedelten sich früh in Gallien und Spanien an. Der Haß gegen die mächtigen Eroberer u. der Wunsch, die nationale Selbständigkeit zu erneuern, trieb sie zu häufigen, aber stets erfolglosen Empörungen, von denen die zur Zeit Hadrians 132 unter dem angeblichen Messias Bar-Kochba die größte und folgenreichste war. Begeisterte Anhänger, zu denen selbst der Gesetzeslehrer Akiba gezählt wird, schienen Bar-Kochba den Erfolg zu sichern. Der römische Befehlshaber Jul. Severus beendete aber 135 die Kämpfe, bei denen mehr als eine halbe Million Menschen umkamen, mit der Einnahme der letzten Zufluchtsstätte der Aufständischen, der Bergfestung Bettar, der Hinrichtung vieler hervorragender Persönlichkeiten, besonders Gelehrter, der Zerstreuung des Volkes und der Verödung Jerusalems, welches, von Hadrian neu erbaut und nach N. und O. erweitert, Aelia capitolina genannt und mit Heiden bevölkert wurde. Die strengen Erlasse Hadrians gegen das Studium wurden von M. Antoninus Pius (138—161) gemildert, aber Marcus Aurelius (161—180) glaubte bei neuen Unruhen dieselben wieder verschärfen zu müssen. Während die zahlreichen nach Babylon ausgewanderten J. politisch frei eine rege geistige Thätigkeit entfalteten, konnten die im römischen Weltreich trotz zeitweiliger Begünstigungen nie recht zur Ruhe kommen. Zwar hatte Konstantin d. Gr. (311—337) durch das Edikt von Mailand (März 313) die Rechtsgleichheit für alle Unterthanen proklamiert, aber mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion erschloß sich mit dem Konzil zu Nikäa (325) der Quell der Feindschaft, welche auf Jahrhunderte hinaus die J. recht- und ehrlos machen sollte. Konstantin, sein Sohn Constantius (337—361) und dessen Mitkaiser Gallus legten ihnen Bedrückungen auf und untergruben ihre gesellschaftliche Stellung. Die kurze Regierungszeit Julianus' (361—363) verhieß Wandel der Verhältnisse; doch vergeblich. Der vom Kaiser begünstigte Versuch der J., den jerusalemischen Tempel wieder aufzubauen, scheiterte, der Pöbel verfolgte sie nach wie vor, und selbst die Bischöfe quälten sie durch übergroßen Bekehrungseifer u. veranlaßten Verfolgungen, wie z. B. Ambrosius von Mailand (384) und Cyrillus von Alexandria. Auch Hieronymus, der sein hebräisches Wissen J. verdankte, legte seine Unduldsamkeit gegen sie an den Tag. Das innere Leben der J., vornehmlich im Mutterland Palästina, ging während dieser Periode unter dem Drucke nicht zu Grunde. In ihrem nationalen Unglück fanden die J. im Studium und in der Entwickelung ihres religiösen Schrifttums (vgl. Jüdische Litteratur) Trost und Halt.

2) Geschichte der Juden im neupersischen Reich.

Hier waren schon vor der Auflösung des jüdischen Staates viele J. ansässig. Ihre Zahl vermehrte sich während der Kriege mit den Römern bedeutend, und bald waren die Euphratländer die Heimat zahlreicher J. geworden, die in Ardschir, Apamia, Nahardea, Nares, Ktesiphon, Pumbedita, Sura, Machusa und Firuz-Schabur bedeutende Gemeinden bildeten. Diese B'ne gola, »Exulanten«, standen unter einem von der Regierung abhängigen Exilarchen, »Resch galuta«, dem, solange die religiösen Angelegenheiten der J. von Palästina aus geregelt wurden, nur rein weltliche Geschäfte oblagen. Mit den Palästinensern wetteifernd, gründeten die babylonischen J. Lehrhäuser in Nahardea, dem gewöhnlichen Wohnsitz des Exilarchen, Sura und Pumbedita, welche ein hohes Ansehen erreichten und diejenigen im Stammland, mit dem man in reger Verbindung blieb, bald überflügelten. Ein Schuloberhaupt Suras, R. Aschi (367—427), begann die Redaktion des babylonischen Talmud (s. d.), die durch Maremar, Rabina, Mar bar R. Aschi und deren Zeitgenossen ihren Abschluß fand. Unter den neupersischen Herrschern Jesdegerd II. (455—458) und Firuz (471—484) wurden die J. furchtbar verfolgt und in ihren Rechten beschränkt. Zu Anfang des 6. Jahrh. (511—518) erkämpfte der Exilarch Mar Sutra eine nur sieben Jahre dauernde Unabhängigkeit der persischen J., die unter Kobad (518—531) wieder strengen Verfolgungen ausgesetzt waren. Das Exilarchat erlosch auf einige Zeit. Chosroes Nuschirwan war, obwohl er Christen und J. eine Kopfsteuer auferlegte, den J. doch im allgemeinen gewogen. Während fast eines Jahrhunderts ging die Regelung des religiösen Lebens der J. von den Schuloberhäuptern aus, die nach Abschluß des Talmud die maßgebende Lehrmeinung feststellten und Saboraim genannt wurden. (Über das innere Leben der J. dieser Zeit s. Jüdische Litteratur, S. 653.) Chosroes II. behandelte die J.

Digitized by Google

weniger hart und grausam als sein Vorgänger. Mit ihm schlossen die J. Palästinas, 26,000 an der Zahl, in der Hoffnung, die Macht der Christen zu brechen, ein Bündnis gegen den Kaiser Heraklios und halfen den Persern Jerusalem erobern, das wieder zu besitzen sie vergeblich gehofft hatten. Der sich siegreich entfaltende Islam brachte auch die J. in Asien u. Afrika bald unter seine Oberhoheit.

3) Die Juden unter den Mohammedanern in den asiatischen und afrikanischen Ländern.

Mit dem Vordringen des Islam in Asien, Afrika, Spanien und Sizilien beginnt für die J. eine neue Epoche regern, freiern Schaffens und geistigen Fortschritts. Arabien, das Geburtsland des Islam, wurde schon seit alter Zeit von vielen jüdischen Stämmen bewohnt, von denen die in Jemen den abendländischen Handel mit dem Morgenland vermittelten, während ihre im Norden ansässigen Brüder mehr ein landwirtschaftliches, oft räuberisches Beduinenleben führten. In religiösen Angelegenheiten suchten sie Belehrung und Vertretung bei den palästinischen oder babylonischen Schulvorstehern. Ein König von Jemen soll, wie später sein ganzes Volk, zum Judentum übergetreten sein und einer jüdischen Dynastie eine längere Herrschaft errungen haben. Mohammed, dem die J. sehr zugethan waren, der von J. lernte und für den Koran die jüdischen Schriften plünderte, hat gleichwohl in Thaten und Koranaussprüchen seine gehässige Gesinnung gegen die J. an den Tag gelegt. Von 624—628 vertrieb er jüdische Stämme, mit denen er darauf ein Bündnis schloß, welches Omar, der sie nochmals verjagte und die ihnen genommenen Ländereien seinen Kriegern anwies, brach. Ein Teil der J. Arabiens ward von ihm zum Islam gezwungen. In allen Ländern, die Omar im raschen Siegeszug sich unterwarf, wurden die Ungläubigen durch den sogen. »Omarbund« im Gottesdienst und in der Fähigkeit, Ämter zu bekleiden, durch unterscheidende Tracht und durch Kopf- und Grundsteuer beschränkt. Verdienstvollen J. ward aber häufig von den Mohammedanern Achtung erwiesen. Mekka und Medina hatten die J. zu meiden. Vom Ackerbau wandten sich diese, da der Islam den von Nichtmohammedanern besessenen Grund und Boden übermäßig besteuerte, ab und mehr dem Handel zu. Die Regierung des Chalifen Harun al Raschid (um 800) war den J. günstig. Die babylonischen und ägyptischen J. begrüßten die Mohammedaner als ihre Befreier. Erstere wurden noch immer politisch vom Exilarchen, der unter den Chalifen fürstliches Ansehen genoß, und dessen Amt schon seit langem das Ziel des Ehrgeizes und der Reichen war, vertreten. Die Vertretung der rechtlichen und religiösen Interessen der J. lag dem Gaon (»Hoheit, Exzellenz«) ob. Von diesen Geonim fungierte Mar Isaak, nach der Einnahme von Firuz Schabur vom Chalifen bestätigt, als erster in Sura. Parteilichkeiten sollen die Bildung einer antirabbinischen Sekte im Judentum, der Karäer (s. d.), unter Anan ben David (761) veranlaßt haben. Mit der Entstehung des Karaismus fällt die angebliche Bekehrung der Chazaren (Kusarim) an der Wolga und ihres Königs Bulan der Zeit nach zusammen. Das Chazarenreich stand einige Jahrhunderte unter einer jüdischen Regierung, ward um 969 von dem russischen Großfürsten Swjatoslaw von Kiew besiegt und nach abermaliger Erhebung 1016 von Russen und Byzantinern völlig aufgelöst.

In den Euphratländern wohnten J. in Neu-Ninive (Mosul) und Bagdad, von den Chalifen beschirmt. Mohammed Almuktafi (1136—60) räumte einem angesehenen, gelehrten Juden das Exilarchat mit dem Sitz in Bagdad für das ganze Chalifat wieder ein. Dem Exilarchen lag ob die Anstellung der Geistlichen und Richter, die Einziehung verschiedener Abgaben, von denen er den größten Teil empfing. Den J. in Jemen ward 1172 von den Schiiten (s. d.) der Islam aufgedrungen. Die ägyptischen J. standen unter einem eignen, vom Chalifen bestätigten Oberhaupt, dem Nagid, welcher, von den Gemeinden besoldet, dieselbe Amtsthätigkeit wie der babylonische Exilarch übte. In Kleinasien, Syrien und Palästina zählte man in den vom Christentum beherrschten Gebieten weniger J. als in den unter dem Islam stehenden Bezirken. Im christlichen Antiochia waren die wenigen J. Glasarbeiter, die zahlreichern J. in Tyrus trieben Landwirtschaft, die in und um Palmyra zeigten kriegerischen Sinn in ihren Fehden mit Christen und Mohammedanern, unter den J. in Damaskus waren viele Talmudgelehrte. Die Beseitigung der Würde eines Resch galuta infolge von Wahlstreitigkeiten hob vollends die äußere Einheit der J. des hochasiatischen Morgenlandes auf. Unter den Mongolen, welche 1258 mit der Eroberung Bagdads dem Chalifat ein Ende machten, verschlimmerte sich die Lage der J. nicht.

4) Geschichte der Juden während des Mittelalters bis zu ihrer Vertreibung aus Spanien.

Mit der Bevölkerung Spaniens, das J. schon als römische Bürger bewohnten, lebten sie in vollem Einvernehmen, bis die katholische Geistlichkeit (Konzil von Iliberis 306) die freundschaftlichen Beziehungen zu lösen versuchte. Die arianischen Westgoten gewährten ihnen volle Gleichheit und verwendeten sie gern im öffentlichen Dienst. Die Beschränkungen (Verbot des Sklavenhaltens, der Mischehen und Ausschluß von jeder öffentlichen Amtsthätigkeit) durch den König Reccared (590), Glaubenszwang und Vertreibungen seitens der Könige Sisebut (612) und Chintila (638) änderten das glückliche Verhältnis, das erst, nachdem der den J. feindliche Roderich in der Schlacht bei Jerez de la Frontera (711) den Arabern unterlegen war, durch diese wiederhergestellt wurde. Den J., welche nur eine Kopfsteuer zu bezahlen hatten, ward Religionsfreiheit und eigne Gerichtsbarkeit zugesichert. Die Verbesserung ihrer politischen Lage erweckte in ihnen den Eifer, ihre Kräfte in den Dienst der erblühenden Wissenschaften zu stellen, und sie wendeten sich hauptsächlich der Philosophie, Philologie, aber auch der Dichtkunst zu. Der gelehrte Arzt Chisdai ben Isaak war unter den Chalifen Abd ur Rahmân III. und Alhakim (961—976) als Finanzmann beschäftigt, als Nasi (»Oberhaupt«) der J. hoch geschätzt. Ihm folgte in dieser Würde unter dem Chalifen Haschim der Besitzer einer großen Seidenweberei, Jakob ibn Gau. Die Abhängigkeit der J. von den morgenländischen Akademien hörte auf, als das Talmudstudium durch Männer wie Moses aus Cordoba u. a. größere Verbreitung fand. In Malaga, wohin er vor den Berbern, die um 1020 Cordoba verwüstet hatten, geflohen war, bekleidete Samuel ha Levi, genannt Hanagid, »der Fürst« (1027—55), die Würde eines Ministers; ähnliche Vergünstigungen wurden vielen J. zu teil. Vorübergehend hatten die J. in Granada (1066) Verfolgungen zu erdulden, waren aber im übrigen Spanien so ziemlich geschützt. Alfons VI. von Kastilien, welcher den ersten Schlag gegen die mohammedanische Herrschaft führte, bediente sich jüdischer Diplomaten, führte die Gleichheit der J. vor dem Gesetz durch, ver-

Digitized by Google

traute seine Person und Politik einem jüdischen Leibarzt und kehrte sich nicht an den Unwillen des Papstes Gregor VII., der auf dem Konzil zu Rom (1078) neue Judenbeschränkungen durchgesetzt hatte; ja, er sicherte den J. Toledos, das er 1085 eroberte, die verbürgten Freiheiten. Die J., welche unter Almorawidischer Herrschaft einflußreiche Stellungen bekleideten und geschützt waren, wurden nach dem Fall der andalusischen Hauptstadt Cordoba (1148) von den über Nordafrika im südlichen Spanien vordringenden Almohaden zum Islam oder Exil verurteilt. Das geistige Leben der J. stand jetzt in voller Blüte (s. Jüdische Litteratur, S. 654). Kastilien, Leon, Aragonien und Navarra boten den zahlreichen J. eine meist ruhige Heimat. Die J. aus der kastilischen Hauptstadt Toledo, die von über 12,000 J. bewohnt wurde, waren unter Alfons VIII. (1170—1214) ihrer Bildung und Begabung wegen protegiert. Alfons X. (1252—82) ließ sich von einem jüdischen Leibarzt behandeln und die astronomischen (Alfonsinischen) Tafeln von einem Juden bearbeiten. In Aragonien, das sie anfangs geschützt hatte, dauerten unter Jakob I. auf Betrieb der Dominikaner auch nach der erfolglosen Disputation zu Barcelona (1263) zwischen Nachmanides und dem Konvertiten Pablo Christiani Bekehrungsversuche und Bedrückungen fort. Ziemlich ruhig verfloß für die J. Spaniens, abgesehen von den Verfolgungen in Navarra (1328) und bei Anschuldigung der Brunnenvergiftung (1348) in andern Gemeinden, das Leben und war bis auf die Greuel des Bruderkriegs zwischen Peter dem Grausamen und Heinrich von Trastamara (1366—69), an dem sich auch kastilische J. beteiligten, erträglich. 1391 predigte der Erzbischof von Niebla in Sevilla gegen die J., und der aufgereizte Pöbel fiel hier sowie in Cordoba, Gerona, Ascalona, Valencia, Barcelona, in andern spanischen Städten und auf den Balearischen Inseln über sie her. Die dem Verderben Entronnenen flüchteten sich meistens nach Nordafrika und waren dort glücklicher als ihre Brüder in Spanien, welche zum Schein sich taufen ließen; denn diese Neuchristen (Anusiim, Marannen, s. d.) wurden mit Mißtrauen betrachtet und verfolgt, so daß sie häufiger die Flucht oder, zum alten Glauben zurückgekehrt, das elende Schicksal ihrer Glaubensgenossen erwählten, für die jahrhundertelang die Scheiterhaufen der Autos de Fe (s. d.) loderten. 1412 in besondere Stadtviertel (Juderias) zurückgedrängt, durch Bekehrungsversuche (unter andern Disputationen von Tortosa vom Februar 1413 bis November 1414, 68 Sitzungen umfassend), Judengesetze und Abzeichen an der Kleidung entwürdigt, mußten sie in der 1480 förmlich eingeführten Inquisition ihren Todfeind erblicken. Nach dem Fall Granadas erwirkte der Großinquisitor Torquemada trotz der Bemühungen des hochgeachteten Finanzministers Isaak Abravanel vom König Ferdinand V. 31. März 1492 ein Ausweisungsdekret, welches mit 2. Aug. ablief, und dem zufolge mehr als 300,000 J. heimat- und besitzlos auswandern mußten. Sie flohen nach Marokko, der Berberei, Italien, der Türkei und Portugal, arm und verachtet, namenlosem Elend preisgegeben. Hier, in **Portugal**, endeten die guten Zeiten, welche die J. namentlich unter Sancho II. (1223—45) und Dionysius (1279—1325) erlebt hatten, nach Alfons' V. (gest. 1481) Tod. Wie die spanischen J., hatten auch sie unter dem fanatisierenden Einfluß der Geistlichkeit zu leiden. König Johann II. hatte die Flüchtlinge aus Spanien gegen hohe Geldsummen auf acht Monate in Portugal aufgenommen, duldete sie aber nicht länger im Lande. Die einheimischen J. wurden unter seinem Nachfolger, dem früher judenfreundlichen Emanuel d. Gr., 1497 aus Portugal verjagt. Der Inquisition gelang es hier und in Spanien, ihre Wut gegen die Scheinchristen bis ins 17. Jahrh. hinein zu kühlen und sie zur Auswanderung zu zwingen. Viele von ihnen fanden in den Niederlanden eine neue Heimat.

Justinian (527—565) beschränkte im ganzen **byzantinischen Reich** die den J. gewährten Freiheiten, stellte sie den Ketzern gleich, schloß sie von allen Ehrenämtern, insofern dieselben nicht mit bedeutenden Lasten verknüpft waren, aus und suchte sie zu bekehren, welche Politik seine Nachfolger Justinus II., Heraklios, Leo der Isaurier fortsetzten. Heraklios erneuerte nach der Vertreibung der Perser, für welche die J. Partei genommen hatten, 628, kurz bevor Palästina, Syrien und Ägypten von den Arabern erobert wurden, das Hadrianische Edikt, nach welchem kein Jude Jerusalem betreten durfte, und nötigte viele J., nach Ägypten auszuwandern. Ende des 8. Jahrh. zogen viele verfolgte J. in das Chasarenland (s. oben). Die spätern politischen Ereignisse des byzantinischen Reiches, welches zahlreiche jüdische Gemeinden in Thessalien, Makedonien, Thrakien zählte, trafen auch die J. mit. In Korinth, Lepanto, Negroponte, Saloniki, Gallipoli, auf Mytilene, Chios, Samos, Rhodos, in Theben, wo geschickte jüdische Seiden- und Purpurfabrikanten wohnten, in Konstantinopel hat der Pöbel die nicht unter dem Schutz des Gesetzes stehenden J. oft genug ungestraft mißhandeln dürfen.

Mit der Gründung des Ostgotenreichs konnte sich die Lage der J. in **Italien** nicht wesentlich verschlimmern. J. wohnten bereits zahlreich in Rom, Mailand, Genua, Verona, Ravenna, Neapel, Salerno, Trani, Otranto, Tarent, Palermo, Messina, Agrigent und in andern Ortschaften, weniger zahlreich im geschäftsstillen italienischen Norden, in Lucca, Mantua, Pisa und Venedig. Auch die Herrschaft der Langobarden brachte ihnen keinen Nachteil. Ebenso haben sie unter den fränkischen Herrschern, abgesehen von oft wiederholten Bekehrungsversuchen des Klerus und von lokalen Verfolgungen (Bologna 1171), ruhig gelebt. Später waren sie verpflichtet, jedem neuen Kaiser und Papst, unter dessen Schutz sie standen, zu huldigen. Seit dem 13. Jahrh. mußten sie laut Konzilbeschlusses Abzeichen tragen, seit dem 15. Jahrh., angeblich zu ihrem Schutz, in einer abgeschlossenen Stadtgegend (Ghetto) wohnen. Vollständig frei lebten sie später in Venedig und Livorno, von Ferdinand I. geschützt. König Robert von Neapel bewahrte ihnen seine Zuneigung bis über das Grab hinaus. Auch manche Päpste haben nach den Begriffen jener Zeit die J. mild behandelt. Gregor VII., Innocenz III., der sie des geheimen Verkehrs mit den Albigensern verdächtigte, die härtesten Beschlüsse auf den Konzilen gegen sie durchsetzte und die ihnen gewogenen Fürsten, wie Raimund VI. von Toulouse und Roger von Béziers, maßregelte, u. a. nahmen einen geradezu feindlichen Standpunkt gegen sie ein. Unter dem Schutz gebildeter Herrscher glänzten in Italien bedeutende jüdische Gelehrte und Dichter; die jüdische Jugend studierte auf den Universitäten, und der italienische Handel nahm durch die J. einen bedeutenden Aufschwung. Von der Insel Sizilien, wo sie frei unter Arabern und Normannen gelebt hatten, wurden sie 1493 von Ferdinand dem Katholischen vertrieben.

Den Boden des spätern **fränkischen Reiches**

ed by Google

mögen J., wie Nachrichten aus dessen alten jüdischen Gemeinden bezeugen, wohl schon vor oder zu der Zeit Cäsars aufgesucht haben. Ihre römischen Rechte sind ihnen auch in der ältesten fränkischen und burgundischen Verfassung nicht geschmälert worden. J. waren Handwerker, Ökonomen, Kaufleute, die oft eigne Schiffe besaßen, Ärzte und Krieger und standen mit der Bevölkerung in freundschaftlichem Verkehr, den freilich die Geistlichkeit später zu stören suchte. Sie war es auch, welche die merowingischen Herrscher gegen die J. einnahm und die letzten Karolinger sowie die Kapetinger ihnen abgeneigt machte. Im südlichen Frankreich, in der Provence u. im Languedoc, standen die J. in regem geistigen Verkehr mit ihren Volksgenossen in Spanien, trieben Ackerbau und bedeutenden Handel, wurden aber nicht selten von den Launen der Grafen und den Bekehrungsversuchen der Bischöfe (Agobard von Lyon 831) behelligt. Karl d. Gr. hat mit klarem politischen Blick die Bedeutung seiner jüdischen Unterthanen gewürdigt und zur sozialen Hebung derselben beigetragen; er gab sogar einer Gesandtschaft an Harun al Raschid einen Juden bei. Ob unter ihm schon die Familie Kalonymos von Lucca in Mainz, R. Machir in Narbonne eingewandert sei und, vom Kaiser begünstigt, zur geistigen Hebung der J. beigetragen habe, ist noch nicht zweifellos festgestellt. Die von Karl begründeten Verhältnisse gestalteten sich unter Ludwig dem Frommen noch günstiger: er schützte die J. gegen die Anmaßungen der Vasallen und Geistlichen, förderte ihren Handel und ihr Gewerbe und ließ ihre Privilegien von einem besondern Beamten, »Judenmeister« genannt, überwachen. Nach dem Vertrag von Verdun (843) sanken die J. desto mehr in das Elend, je höher die Macht der Herzöge und der Kirche stieg und diese, mit der Reichsregierung vereint, Jagd auf ihr Vermögen machten und der Wut des Pöbels, der bei falschen Anschuldigungen und sonst wiederholt über sie herfiel, freien Lauf ließen. Die Kapetinger Ludwig VI. (1108—37) und Ludwig VII. (1137—80) thaten viel für die Sicherheit der J. in Frankreich; sie gaben ihnen ausgedehnte Rechte und eigne Bürgermeister (prévôts). Mit Philipp August, der sie anfangs begünstigte, wendete sich aber in Frankreich das Glück der J. Eingekerkert, beraubt und ausgesogen, vieler Verbrechen angeklagt, welche sie nie begangen hatten, wie beispielsweise in Blois, wo 26. Mai 1171 über 30 Märtyrer verbrannt wurden, wurden sie 1181 aus Paris, 1191 aus der Landschaft Bray ausgewiesen. Auch aus den Baronien wurden sie verjagt, wenn sie nichts mehr an Schätzen herzugeben hatten. Geldnot veranlaßte den König zu ihrer Zurückberufung und zu milderer Behandlung. Doch waren sie auf einen bestimmten Wohnort beschränkt und wurden Leibeigne ihres Schutzherrn. Der Haß, welcher sie immer mehr quälte, ihre litterarischen Schätze vernichten, sie von Ausübung der Arzneikunde und wissenschaftlicher Arbeit ausschließen wollte, entlud sich 1306 unter Philipp IV., dem Schönen, der sie, an 100,000 Seelen, aus ganz Frankreich vertrieb. Ludwig X. gestattete ihre Rückkehr (1315), aber nur unter den härtesten Bedingungen. Leidvoll und kurz war ihr neuer Aufenthalt, denn 1320 wurden sie während der Ausschweifungen fanatischer Haufen von Bauern und Hirten (Pastoureaux oder Pastorels) und wieder 1321, weil sie die Aussätzigen zur Brunnenvergiftung verleitet haben sollten, wie auch 1349 zur Zeit des Schwarzen Todes schwer heimgesucht und endlich 1394 von Karl VI. für immer des Landes verwiesen. In einzelnen Landesteilen (in dem päpstlichen Bezirk Venaissin mit den Städten Avignon und Carpentras) blieben J.; den Vertriebenen gewährten Deutschland, Italien und Polen eine unsichere Zufluchtsstätte. Ludwig XII. vertrieb 1501 die J. aus der Provence.

Wenig besser war das Los der J. in den damals zu England gehörenden französischen Landstrichen (Normandie, Bretagne, Anjou, Touraine, Maine, Guienne, Poitou und Gascogne) und in England selbst. Hier hatte Eduard der Bekenner 1041 die J. und ihr Vermögen für Eigentum der Krone erklärt; Wilhelm der Eroberer hatte abgefallene J. zur Rückkehr zum Judentum gezwungen, um seine Einkünfte nicht durch die Kirche geschmälert zu sehen. Sie wurden den Königen immer unentbehrlicher, dem Volk aber verhaßt, weil sie sich des Wohlstandes, ja oft des Reichtums erfreuten. Am Krönungstag Richard Löwenherz' (3. Sept. 1189) begannen die ersten Ausbrüche des Hasses. Das Volk fiel zuerst über die mit ihren Huldigungsgeschenken auf Veranlassung des Erzbischofs von Canterbury zurückgewiesenen, dann über alle J. Londons plündernd und mordend her. Richard zog die Mörder zur Verantwortung. Als er mit den Kreuzrittern, die auch in England den Krieg für den Glauben mit den J. begannen, das Land verlassen hatte, traf die jüdischen Gemeinden in Norwich, York und andern Städten das gleiche Schicksal wie die J. zu London. Nach Bedrückungen unter Johann ohne Land und dessen Nachfolger verwies sie ein Edikt Eduards I. 1290 für immer aus England.

Von Italien und Frankreich aus mögen J. schon in sehr früher Zeit Deutschland und zwar meist dessen südliche und mittlere Gegenden aufgesucht haben, denn in Köln lassen sie sich schon im 4., in Mainz im 8., in Magdeburg, Merseburg und Regensburg im 10., in Worms (vielleicht die älteste jüdische Gemeinde Deutschlands), Trier, Speyer im 11. Jahrh. nachweisen; sie bildeten in Böhmen, Mähren, Schlesien, Österreich zahlreiche Gemeinden, während sie im mittlern und nördlichen Deutschland vom 13. Jahrh. an nur vereinzelt vorkommen. Vor den Kreuzzügen war ihre Lage erträglich, sie wetteiferten in ihrer beruflichen Thätigkeit mit den Christen und verkehrten mit ihnen gesellschaftlich. Die Privilegien, welche der Bischof Rüdiger Huozmann von Speyer den speyerischen J. erteilte (1080) und Kaiser Heinrich IV. auf Ansuchen der J. bestätigte und erweiterte (1090), gaben ihnen Handelsfreiheit für das ganze Reich, eigne Gerichtsbarkeit, das Recht, Grundstücke zu erwerben, christliche Dienstboten zu halten, den Eid nach jüdischem Gesetz zu leisten, schützten sie vor Anwendung der Gottesgerichte u. dgl. Ähnliche Privilegien sind auch den J. andrer Städte erteilt, jedenfalls aber nicht allen J. im Reich ausgestellt und bestätigt worden. Erst nach den Schreckenszeiten der Kreuzzüge (s. unten) nahmen sie die Kaiser, zuerst Heinrich IV. im Landfrieden von 1103, dann Konrad III. während des zweiten Kreuzzugs, in Schutz. Aus diesem Schutz entwickelte sich die sogen. Kammerknechtschaft für alle J. des Reiches. Sie sollten als Servi camerae (Kammerknechte, besser »Abhängige der Kammer«) den kaiserlichen Schutz genießen und dafür Abgaben an die Kammer entrichten. Bald trat die Erhebung der Abgaben in den Vordergrund, die J. wurden für ihre Herren eine vorzügliche Quelle zur Aufbesserung der Einkünfte, und von einem ausreichenden Schutz gegen plündernde, mordende Ritter und Volkshaufen war keine Rede mehr. Seit der Mitte des 14. Jahrh. kam der Grund-

Digitized by Google

satz zur Anwendung, daß Leben wie Vermögen den J. nur precario, »bittweise«, gehöre und der Kaiser befugt sei, es jederzeit zu nehmen. Sie mußten bei der Krönung eines neuen Kaisers sich jedesmal diesen Schutz erneuern lassen und dafür eine außerordentliche Abgabe (Krönungssteuer) zahlen, welche zuerst unter Friedrich I. von den J. in Goslar (1155), vom 15. Jahrh. an allgemein erhoben wurde. Der Kaiser konnte dieses Schutzrecht als königliches Regal auf andre (Landesherren, Bischöfe, Städte) übertragen, damit belehnen oder es verpfänden, auch erlauben, »J. zu halten«. Dadurch wurden sie mit der Zeit landesherrliche oder städtische Kammerknechte und in ihrer Freizügigkeit beschränkt. Zu der bedeutenden, nicht überall gleichen Steuer für den Schutz, der in besondern »Schutzbriefen« verbürgt war, kamen noch andre Abgaben, wie der güldene Opferpfennig von Ludwig dem Bayer (1342), und außerordentliche Geldlasten in Finanznöten der Kaiser. In den unsichern Zeiten des Mittelalters konnten J. bei ihren Reisen sich von ihrem Schutzherrn gegen eine Steuer ein sicheres Geleit erwerben (»Geleitszoll«). Dieser Zoll ward ohne jede Gegenleistung bis Ende des 18. Jahrh. als »Leibzoll« erhoben und bestand hier und da noch zu Anfang dieses Jahrhunderts. Auch das städtische Bürgerrecht ging den J. ab. Sie durften keine Ämter bekleiden und wurden nicht zur städtischen Vertretung herangezogen. Durch den Ausschluß aus den kaufmännischen Genossenschaften und den Innungen der Gewerbe zwang man die J., welche vor den Kreuzzügen noch den Weltverkehr vermittelt hatten, zum verderblichen Kleinhandel und Wucher, den sie, weil er durch ihre Religion strengstens verboten war, erst vom 13. Jahrh. an lernten, und den die Reichspolizeiordnung von 1530 zu beseitigen strebte, insofern sie die Ernährung »mit ziemlicher Hantierung und Handarbeit« forderte. In religiöser und gesellschaftlicher Beziehung litten die J. unter vielen Beschränkungen. Sie bewohnten eigne Stadtviertel (Ghettos), die ihnen angeblich zum Schutz angewiesen waren, aber den Verfolgern die Opfer gleich vereint überlieferten; man verhöhnte und beschimpfte sie in Bildern, Worten und Thaten, ließ ihnen oft nur die Wahl zwischen Tod und Taufe, belästigte sie mit Bekehrungsversuchen, untersagte ihnen während der Passionszeit das Erscheinen an öffentlichen Plätzen, suchte sie von jeder Gemeinschaft mit Christen auszuschließen, verbot ihnen das Halten christlicher Dienerschaft sowie den jüdischen Ärzten die Behandlung christlicher Patienten und befahl ihnen, Abzeichen, über deren Form und Farbe besondere Verordnungen erschienen, zu tragen. Trotzdem übertrug man begabten und gewandten J. vereinzelt Ämter im Finanzdienst, als Steuereinnehmer und Münzbeamte.

Mit seltenem Opfermut haben auch die J. Deutschlands die Greuel und Verfolgungen ertragen, mit denen das ganze christliche Mittelalter sie überhäufte. Falsche Beschuldigungen, religiöse Unduldsamkeit und die Sucht nach jüdischem Besitz haben weltliche und kirchliche Würdenträger und fanatisierte Volkshorden veranlaßt, sie zu peinigen und zu vernichten. 1012 vertrieb sie Heinrich II. aus Mainz und wahrscheinlich auch aus andern Städten. Die Kreuzfahrer plünderten, tauften oder mordeten sie zur Ehre Gottes und vertilgten ganze Gemeinden in Speyer, Worms, Mainz, Köln, Trier, Metz, Regensburg, Prag u. a. O. Bald nachher scheinen sich aber überall wieder J. angesiedelt und ruhig bis zum zweiten Kreuzzug gelebt zu haben. Der aus Italien zurückgekehrte Kaiser Heinrich IV. gestattete den zwangsweise getauften J. die Rückkehr zum alten Glauben und verpflichtete in Mainz (1103) Fürsten und Bürger, ähnlichen Greueln vorzubeugen. Aber alle Bemühungen konnten die Schrecken der folgenden Kreuzzüge und die vielen Verfolgungen, welche der Glaube, die J. gebrauchten zu rituellen Zwecken Christenblut, und andre Beschuldigungen verursachten, nicht verhindern. Unter Anführung des fränkischen Edelmanns Rindfleisch wurden die J. der Hostienschändung bezichtigt, 1298 in Franken, Bayern und Österreich, von 1336—38 von den sogen. Armleder im Elsaß, in Schwaben, Franken, 1337 von dem Orte Deggendorf aus in Bayern und Österreich schwer heimgesucht. Bei den Opfern, die der Schwarze Tod (1348—50) forderte, schob man die Schuld auf die J., sie der Brunnenvergiftung anklagend, folterte, erschlug und verbrannte sie. Diese »Judenbrände« vernichteten sicher die angebliche Handelsvormundschaft der J. Einige Jahrzehnte nach dieser sozialen Revolution in deutschen Landen und Städten als unentbehrlich wieder geduldet, zurückgesetzt und gequält, begannen schon mit dem Ende des 14. Jahrh. ihre Verweisungen aus den einzelnen Ortschaften. 1384 und 1385 fanden in Franken und Schwaben, später, meistens auf Beschluß der Obrigkeit, im Mainzer Stift (1420), unter dem Erzherzog Albrecht in Österreich (1420 und 1421), in Freiburg i. Br. (1424), Zürich (1424 u. 1435), Köln (1426), in Sachsen (1432), in Speyer und Zürich (1435), in Mainz (1438), Augsburg (1439), in ganz Bayern (1450) und auf Veranlassung des fanatischen Reisepredigers, des Franziskanermönchs Johann von Capistrano (1452—55), in Schlesien nach den üblichen Plünderungen neue Austreibungen statt. Auch die Schweiz hat seit 1348 und Steiermark seit 1496 Judenverfolgungen aufzuweisen (Winterthur u. Schaffhausen 1401, Zürich 1442, wo ihnen später [1451 u. 1490] der Aufenthalt gestattet wurde, Genf 1490, Thurgau 1491). Die Baseler Kirchenversammlung von 1434 verpflichtete zur thätigen Judenbekehrung. In **Polen** und **Littauen** war die Lage der J. unter Kasimir III. günstig, und Flüchtlinge aus andern Ländern fanden hier seit 1349 eine neue Heimat. Später jedoch wurden sie wieder in ihren Rechten beschränkt. Selbst **Rußland**, das schon im 10. Jahrhundert J. hatte, wies sie im 15. Jahrh. aus. Mit der seit dem 13. Jahrh. immer mehr um sich greifenden Entehrung ging das innere Leben der J., das sich bis dahin in seltener Weise entfaltet hatte, einem allmählichen Verfall entgegen. Äußerlich geknechtet und entwürdigt, ohne Vaterland und Recht, war der Jude freier und sittenreiner als seine Bedrücker. Aus seinem religiösen Schrifttum gewann er in der Leidenszeit den Geist der Brüderlichkeit und Opferfreudigkeit, Gemeinsinn, Fleiß, Wohlthätigkeit und vor allem jene seltene Kraft des Duldens, die bis in die neueste Zeit hinein sich noch oft bewähren mußte.

5) Geschichte der Juden in der Neuzeit.

Politisch und geistig unfrei finden wir zu Anfang des 16. Jahrh. die J. in Arabien, Indien, in der Bucharei, Tatarei und in Abessinien. Nordafrika hatten sie schon bei den Verfolgungen auf der Pyrenäischen Halbinsel aufgesucht und sich in den dort zahlreichen Judengemeinden in Algerien, Oran, Tlemsen, Tetuan und Tunis niedergelassen. In Marokko wurde ihre zeitweilige bürgerliche Freiheit durch Druck und Verfolgung abgelöst, während ihre dauernde Bedrückung in Algerien 1830 durch Frankreich beseitigt wurde.

Digitized by Google

welches ihnen 1870 Bürgerrecht verlieh. Die *Türkei*, wohin sie von Spanien aus sich wandten und große Gemeinden in Konstantinopel, Saloniki, Smyrna, Adrianopel, Damaskus u. a. O. bildeten, zeigt uns die J. als einflußreiche Handelsherren und Fabrikanten, durch die Gunst der Sultane (Selim, Soliman I.) auch zu Staatsämtern (Joseph Nasi [gest. 1579] sogar zum Herzog von Naxos) erhoben. Hier aber verflachte sich das anfangs blühende wissenschaftliche Leben im Studium der Kabbala (s. d.), wodurch es möglich wurde, daß die durch Sabbatai Zwi (s. d.) aus Smyrna, der sich um 1648 als Messias ausgab, veranlaßte Bewegung stärkere Wellen warf und in Sekten ausströmte, welche auf Jahrhunderte hinaus politischen und geistigen Fortschritt hemmten. Vor staatlichem Druck sind die J. in der *Türkei* und *Palästina*, wo sie in Armut leben, durch einen Ferman des Sultans geschützt, den Moses Montefiore 1840 erwirkt hat. Nach *Italien* brachte die bekehrungssüchtige Inquisition harte Judengesetze mit; für die jüdischen Schriften wurden nach Einführung der Zensur die Scheiterhaufen (z. B. in Rom, Venedig, Bologna 1553—60), für die J. selbst die Ghettos (s. oben) errichtet. Mit Bekehrungsversuchen belästigt, bis Ende des 16. Jahrh. aus einzelnen Städten ausgewiesen, mußten sie ihre Lage ertragen, bis das vereinigte Königreich sie den übrigen italienischen Bürgern vollständig gleichstellte. In der *Schweiz*, wo sie nur in den Kantonen Endingen u. Langenau geduldet wurden, sind sie aus Basel 1616, Appenzell 1622, Zürich 1634, Schaffhausen 1655 ausgewiesen worden. Peter I. ließ die J. in *Rußland* wieder zu, Elisabeth vertrieb sie (1743), Katharina II. gestattete nochmals ihre Ansiedelung. Die J. in *Polen*, welche während des Mittelalters aus Deutschland reichen Zuwachs erhielten, waren zu Anfang des 17. Jahrh. politisch gut gestellt, vermittelten den Verkehr, trieben neben Ackerbau Gastwirtschaft, Handel und Handwerk, blieben unbehelligt von der Zensur und hatten eigne Gerichtsbarkeit. Furchtbar hatten sie 1648 während der Kosakenverfolgung unter Chmelnizkij in Polen, Podolien, Wolhynien, der Ukraine und Litauen zu leiden. Vor den Schergen der Inquisition und andern Peinigern fanden Scheinchristen (s. oben) und J. in *Frankreich* (Bayonne und Bordeaux 1550) und in *Holland* Aufnahme, gründeten in den Niederlanden Gemeinden, in welchen sie Wissenschaft, Handel und Industrie fördern halfen. In *England* fanden, auf Verwendung des gelehrten Menasse ben Israel (s. d.) aus Amsterdam bei Cromwell, J. wieder Aufnahme (1655), während auf der Pyrenäischen Halbinsel die Autos de Fe (Glaubensakte der Hinrichtung) für Ketzer und J. fortdauerten. Holländische J. wanderten 1642 nach Brasilien, englische 1639—1664 nach Cayenne.

In *Deutschland* kamen der von der Reformation erzeugte freiere Geist und die Mahnung Luthers (in seiner 1523 erschienenen Schrift »Daß Christus ein geborner Jude sei«), die J. als Blutsfreunde und Brüder zu behandeln, christliche Liebe an ihnen zu üben, sich ihrer freundlich anzunehmen und sie mit werben und arbeiten zu lassen, den Unterdrückten so bald nicht zu gute. Man beschuldigte sie immer noch, Hostien geschändet (Joachim von Brandenburg ließ deshalb 1510 in Berlin 30 J. verbrennen und verwies alle andern seines Landes) und Christen gemordet zu haben, nahm nur eine beschränkte Zahl auf und vertrieb die andern oder duldete sie an manchen Orten gar nicht. Die Zünfte und viele Handelszweige blieben ihnen immer noch verschlossen, die lästigsten und entehrendsten Gesetze behielten Rechtskraft, und die mannigfachsten Abgaben (über 60 verschiedene Steuern) wurden von ihnen erhoben. Trotz des von Karl V. ihnen gewährten Reichsschutzes wurden sie 1551 aus Bayern, 1555 aus der Pfalz, 1573 aus der Mark, 1670 aus den österreichischen Erblanden vertrieben. Die österreichischen J. wurden in der Mark von Friedrich Wilhelm II. 1671 aufgenommen. Unduldsame Judenordnungen finden sich noch bis in die Mitte des 18. Jahrh. Der Anfang der geistigen und politischen Befreiung der J. fällt in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts, wo Moses Mendelssohn (s. d.) mit gleichgesinnten Freunden, wie Dohm und Lessing, unermüdlich für ihre Besserstellung gearbeitet und Emanzipationsbemühungen in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden angeregt hat. Die Zeitverhältnisse waren diesen Bemühungen günstig. Nach dem Vorgange der Vereinigten Staaten von Nordamerika proklamierte die französische Nationalversammlung, in der Mirabeau für die J. sprach, 1791 ihre Gleichberechtigung. Napoleon hat durch die Einberufung einer Notabelnversammlung unter dem Vorsitz Furtados (1806) und die Bildung eines aus 71 Personen bestehenden Synedrions, dem David Sinzheim präsidierte, ihre Verhältnisse geregelt. Ist ihr Bürgerrecht auch vorübergehend beschränkt worden (1808), so ist es doch während der Revolutionszeiten (1830 und 1848) nicht geschmälert, sondern erweitert worden (Gleichstellung der Rabbiner mit den übrigen Geistlichen). Gleiche Fortschritte machte die Emanzipation der J. in Belgien und Holland nach der Vereinigung mit Frankreich, wo ihre vollständige Gleichstellung aber erst durch das Grundgesetz von 1814 ausgesprochen wurde. In demselben Jahr wurden sie in Dänemark emanzipiert.

Die *russische* Regierung gewährte den J. (1805—1809) viele gewerbliche Freiheiten, erlaubte ihnen den Besuch höherer Lehranstalten, förderte die Errichtung jüdischer Schulen und gestattete die Anlegung jüdischer Kolonien bei Nikolajew, wo J., wie in Kaukasien und Grusien, vom Ackerbau leben. Die harten Maßregeln gegen polnische Unterthanen jüdischen Glaubens sind wohl mehr aus politischen als aus glaubensfeindlichen Gründen zu erklären; letztern verdankten freilich die Petersburger J. ihre harte Behandlung, die in Kiew ihre Vertreibung (1843). Alexander II. war bemüht, die Lage seiner jüdischen Unterthanen zu verbessern. Kurze Zeit nach seinem Tode (13. März 1881) brachen im Süden Rußlands Judenverfolgungen aus, die Hunderttausenden von jüdischen Handwerkern und Ackerbauern Armut und Exil brachten. Die seit Mai 1882 inszenierten grausamen Beschränkungen der Freizügigkeit, des Ackerbaubetriebes und des Studiums, die dadurch verhängten Ausweisungen, der daraus folgende wirtschaftliche und gesellschaftliche Ruin zwangen die am härtesten Betroffenen, das Reich Alexanders III. zu fliehen und mit Unterstützung ihrer Glaubensbrüder sich eine neue Heimat zu gründen. Sie wanderten nach Palästina, England, Amerika und nach Argentinien aus, wo Baron Moritz v. Hirsch in hochherziger Weise Kolonien für sie gründete. Wie in Rußland, so stehen in Rumänien, welches die Forderung des Berliner Vertrags von 1878, Gleichstellung aller Unterthanen, ignoriert, die J. noch unter schweren Ausnahmegesetzen. In *Österreich* sind die Grundsätze des Toleranzedikts Kaiser Josephs II. von 1782, welche die Hebung des

Digitized by Google

gedrückten Volkes bezweckten, es für Landwirtschaft und Gewerbe, besonders aber für deutsches Leben und deutsche Sitten gewinnen sollten, in der Folge nur langsam zur Geltung gekommen. Heute sind die J. des österreichischen Kaiserreichs gleichberechtigt mit den übrigen Staatsbürgern. Deutschland wurde durch die französische Revolution zur Judenemanzipation gedrängt. Nachdem diese bereits 1808 in den von Frankreich behaupteten deutschen Gebietsteilen erfolgt war, ward sie auch in Hessen (1808), Frankfurt (1811), in Baden (1808 und 1811) und Preußen durch das Edikt vom 11. März 1812 durchgeführt. Trotz des Art. 16 der deutschen Bundesakte, welcher bestimmte, daß die Lage der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland übereinstimmend zu regeln sei, fand eine solche Regelung in den einzelnen Ländern nur langsam statt; während manche Regierungen (Hessen, Mecklenburg, Preußen) die J. von neuem beschränkten, nahmen ihnen andre (Hannover, Frankfurt, Hamburg) das Bürgerrecht wieder. Württemberg emanzipierte sie 1828, Kurhessen 1833. Der Hauptvorkämpfer für die Emanzipation seiner Glaubensgenossen war Gabriel Riesser (s. d.). Die deutschen Grundrechte von 1848 bestimmten, daß der Genuß der bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechte nicht durch das religiöse Bekenntnis bedingt oder beschränkt sein solle, ein Prinzip, welches durch das nunmehrige Reichsgesetz vom 3. Juli 1869, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, für Deutschland zur allgemeinen Geltung gelangt ist. Diese Gleichberechtigung sucht eine seit 1874 nach und nach angewachsene antijüdische Strömung, welche sich auch außerdeutschen Ländern mitgeteilt hat, der sogen. Antisemitismus, aufzuheben (s. Antisemiten). Alle zivilisierten Staaten Europas und Amerikas haben ihre jüdischen Unterthanen den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt, nur in den despotisch regierten Ländern Asiens und Afrikas befinden sich die J. noch meist in unfreier Lage, und Bedrückungen und Exzesse des Pöbels gegen sie sind auch in der Neuzeit aus Damaskus (1840), wo sie den Pater Thomas ermordet haben sollten und Crémieux und Montefiore (s. d.) sich für sie verwendeten, aus Marokko 1861, in den letzten Jahren aus Persien zu verzeichnen.

Mit der Hebung der äußern entwickelten sich auch die innern Verhältnisse der J., das Gemeindeleben, das Schulwesen u. die jüdische Wissenschaft (s. Jüdische Litteratur, S. 658). Zu erwähnen sind die von dem Präsidenten des westfälischen jüdischen Konsistoriums in Kassel, Israel Jacobson, gegründete Jacobsonschule in Seesen, die Franzschule in Dessau, das Philanthropin in Frankfurt a. M., die Freischule in Berlin, die Samsonschule in Wolfenbüttel, die Wilhelmschule in Breslau u. a., von denen die in Seesen, Wolfenbüttel und Frankfurt, zu Realschulen umgewandelt, noch heute blühen. Für die Ausbildung von Lehrern sind Seminare (Münster, Kassel, Hannover, Berlin u. a. O.), für die von Rabbinern Hochschulen (Breslau: Rabbinerseminar Fränkelscher Stiftung, Berlin: Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums und das Rabbinerseminar orthodoxer Richtung, Budapest, Wien, Cincinnati, New York u. a. O.) thätig. Bedrückter Glaubensgenossen nehmen sich humane Vereine an, wie die Alliance Israélite (s. d.) u. a. Vgl. Judentum.

Die Gesamtzahl der J. in allen fünf Erdteilen beziffert sich gegenwärtig auf 8 Mill., wovon ca. 500,000 in Afrika und 750,000 in Asien leben. Im Deutschen Reich, wo ihre Zunahme 1871—90: 55,731 (10,9 Proz.) betrug, wurden 1890: 567,884 J. gezählt; vgl. die Karte »Verbreitung der Juden im Deutschen Reich«, Bd. 4, S. 873. Über ihre Verbreitung in Europa, dem asiatischen Rußland und Amerika gibt nachstehende Übersicht, mit Angabe des prozentualen Anteils an der Bevölkerung, Auskunft:

		Proz.			Proz.
Europ. Rußland	2 797 880	3,20	Italien . . .	38 000	0,13
in Polen . .	815 433)	11	Österreich-Ung.	1 780 000	4,30
Kaukasien . .	22 732	0,35	in Ungarn &c.	724 588	4,15
Sibirien . . .	11 941	0,29	Deutschland .	567 884	1,15
Rumänien . .	400 000	7,41	Schweiz . . .	8 069	0,28
Europ. Türkei .	75 295	0,47	Niederlande .	97 274	2,06
Bulgarien .	14 342	0,71	Luxemburg . .	1 004	0,48
Ostrumelien .	6 982	0,72	Belgien . . .	3 000	0,05
Bosnien . .	5 805	0,43	Großbritannien	46 000	0,12
Griechenland .	5 792	0,29	Dänemark . .	4 080	0,18
Serbien . . .	4 000	0,20	Schweden . .	3 402	0,07
Spanien, Portugal (?) .	2 500	0,01	Norwegen . .	214	—
			Nordamerika (?)	150 000	0,30
Frankreich . .	49 439	0,14	Kanada . . .	2 392	0,05

Weitere Angaben s. bei unsrer »Religions- und Missionskarte der Erde« (Art. »Religion«).

[Litteratur.] Die Geschichte des Volkes Israel ist wissenschaftlich behandelt in: H. Ewald, Geschichte des Volkes Israel (bis Bar-Kochba, 3. Aufl., Götting. 1864—68, 7 Bde.); Stade, Geschichte des Volkes Israel (Berl. 1881—88, 2 Bde.; Bd. 2 von der griechischen Zeit ab von O. Holtzmann); Rénan, Histoire du peuple d'Israël (Par. 1887—93, 4 Bde.); Grätz (s. d.) im 1. u. 2. Band seiner großen »Geschichte der J.«; Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte (Berl. 1894). — Für die nachbiblische jüdische Geschichte sind zu nennen die Werke von Zunz, Jost, Herzfeld, Steinschneider, Grätz und Güdemann, S. Cassels Artikel »Juden« in Ersch und Grubers Encyklopädie, Sekt. II, Bd. 27. Vgl. D. Cassel, Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Litteratur (Leipz. 1879); Bäck, Geschichte des jüdischen Volkes und seiner Litteratur (2. Aufl., Frankf. 1894); Brann, Geschichte der J. und ihrer Litteratur (Bresl. 1895); Saulcy, Sept siècles de l'histoire judaïque (Par. 1874); Henne-am Rhyn, Kulturgeschichte des jüdischen Volkes (2. Aufl., Jena 1892); A. Leroy-Beaulieu, Israël chez les nations (Par. 1893). Von Spezialwerken vgl. Depping, Les juifs dans le moyen-âge (2. Aufl., Par. 1844; deutsch, Stuttg. 1834); Stobbe, Die J. in Deutschland während des Mittelalters (Braunschw. 1866); Aronius, Regesten zur Geschichte der J. im fränkischen u. deutschen Reich, bis 1273 (Berl. 1887—92); »Quellen zur Geschichte der J. in Deutschland« (das. 1881 ff.); »Zeitschrift für die Geschichte der J. in Deutschland« (hrsg. von Geiger, Braunschw. 1887—92, 5 Bde.); M. Stern, Quellenkunde zur Geschichte der deutschen J. (Kiel 1892); Bosse, Die Verbreitung der J. im Deutschen Reiche (Berl. 1885); Kayserling, Geschichte der J. in Spanien und Portugal (das. 1861—67, 2 Bde.); Goldschmidt, Geschichte der J. in England (1. Teil, das. 1886); Schaible, Die J. in England (Karlsr. 1890); Bloch, Die J. in Spanien (Leipz. 1875); Wertheimer, Die J. in Österreich (das. 1842); Wellstein, Quellenschriften zur Geschichte der J. in Polen (Krakau 1892); Berliner, Geschichte der J. in Rom (Frankf. 1893, 2 Bde.); »Magazin für die Wissenschaft des Judentums« (Berl., seit 1874); »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums« (1851

begründet von Frankel, Bresl.); die »Revue des études juives« in Paris; »Jewish Quarterly Review« in London, die »Publications of the Anglo-Jewish historical exhibition« (das.) u. a.

Judenaffe, s. Schweifaffe.

Judenbart, s. Saxifraga.

Judenbaum, soviel wie Cercis Siliquastrum.

Judenburg, alte Stadt in Steiermark, 734 m ü. M., auf einer Hochfläche über dem rechten Murufer, an der Staatsbahnlinie St. Michael-Villach gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts, hat eine Pfarrkirche mit frei stehendem, 72 m hohem Turm (sogen. Römerturm von 1509, mit eingemauerten Römersteinen), ein Schloß (jetzt Amtsgebäude), einen monumentalen Brunnen, ein Sensenwerk, Bierbrauerei und (1890) mit der Garnison (358 Mann) 4642 Einw. In der Nähe befinden sich die Ruinen der Feste Liechtenstein, das Eisenwerk Johann-Adolfhütte, das Braunkohlenbergwerk Fohnsdorf (1893: 4,4 Mill. metr. Ztr. Produktion) und die Eisenwerke in Zeltweg (s. d.). Südwestlich erheben sich die Judenburger oder Seethaler Alpen mit dem aussichtsreichen Zirbitzkogel (2397 m).

Judenchristen, moderne Bezeichnung derjenigen Christen, welche, nachdem sie vom Judentum zum Christentum übergetreten waren, die fortdauernde Gültigkeit des mosaischen Zeremonial- und Ritualgesetzes, sei es für alle Christen, sei es wenigstens für die gebornen Juden, behaupteten, sich an die Urapostel, besonders an Petrus und Jacobus, anschlossen und gegen die Lehrweise des Apostels Paulus einen mehr oder minder schroffen Gegensatz bildeten. Wie der Mittelpunkt des Heidenchristentums Antiochia ward, so blieb Jerusalem geraume Zeit Hauptsitz des Judenchristentums; später siedelten sich die J. hauptsächlich in Rom an. Vgl. Ebioniten, Nazarener.

Judendeutsch, s. Jüdisch-deutscher Dialekt.

Judendorn, s. Zizyphus.

Judenfolie, Zinnfolie, Stanniol für kleine sogen. Judenspiegel.

Judenfrischen, s. Eisen, S. 496.

Judengasse, s. Ghetto.

Judengenossen, s. Proselyt.

Judengold, unechtes, s. Zinnsulfide.

Judenhut, der im Mittelalter vom 12. Jahrh. an den Juden von den Obrigkeiten vorgeschriebene spitze Hut, orangegelb mit weißem Rand oder weiß mit gelbem Rand, auch bisweilen hornartig gekrümmt. (S. die Abbildung.)

Judenhut.

Judenkirsche, s. Physalis.

Judenkopfgroschen, meißnische und sächsische Groschen, die vom Ende des 14. bis zum Anfang des 16. Jahrh. geprägt wurden. Ihren Namen erhielten sie im Volksmunde von dem darauf dargestellten Helmkleinod des meißnischen Wappenschildes, einem bärtigen Kopf mit spitzem Hut (dem Abzeichen der Juden im Mittelalter) und Pfauenwedel.

Judenmission, s. Mission.

Judenpappel, s. Corchorus und Kerria.

Judenpech, s. Asphalt.

Judenporzellan, frühere Bezeichnung der Erzeugnisse der Berliner Porzellanmanufaktur, weil nach einer 1787 aufgehobenen Verordnung Friedrichs II. zur Hebung der einheimischen Porzellanindustrie kein Jude die Erlaubnis zur Verheiratung erhielt, bevor er nicht in der königlichen Manufaktur ein Service gekauft hatte, dessen Wert nach seinem Vermögen bestimmt wurde.

Judenquartier, s. Ghetto.

Judensteine, versteinerte Seeigel (s. d.).

Judentum, der Glaube und der durch denselben bedingte Gehalt des religiösen Bewußtseins und der sittlichen Lebensrichtung der Juden (s. d.), in deren Geschichte sich drei große Epochen unterscheiden lassen: der Mosaismus, der Talmudismus und das J. der Neuzeit. Der Mosaismus bildet die Grundlage, auf welcher, namentlich seit dem Exil (s. Esra), das ganze geschichtliche Gebäude des Judentums sich aufrichtete, wie es bis heute sich erhalten hat. Diesen Mosaismus kennzeichnet vor allem eine schon von dem Juden Philo wiederholt hervorgehobene Einheit des theoretischen und des praktischen, des religiösen und des sozialen Moments; nirgends tritt die Lehre für sich, überall sofort als Gesetz auf, welches sodann im Talmudismus als eine absolute Norm, als unbedingte Autorität geltend gemacht und bis in die äußerste Folgerung, in die entlegenste kasuistische Möglichkeit verfolgt ward, wobei es zugleich auf Hineinarbeiten dessen, was das Volksleben selbständig als Sitte hervorgebracht hatte, in den Buchstaben des mosaischen Gesetzes, auf Überwindung der Hindernisse abgesehen war, welche einer dem Gesetz konformen Lebensgestaltung die mittlerweile erfolgte Entfernung des Volkes aus Palästina bereiten mußte. In letzterer Beziehung galt es, Bestimmungen zu treffen, welche wenigstens als dem Gesetz analog gelten konnten. Der Talmudismus reicht weit über den Abschluß des Talmud (s. d.) hinaus, indem der Rabbinismus sein teilweiser Fortbildner ward. An diese drei Epochen schließt sich nun das J. der Neuzeit an. Mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fingen die Juden an, aus der geistigen Abgeschiedenheit, Verwahrlosung und Bedrückung, in der sie seit Jahrhunderten gelebt, herauszutreten und die allgemeine Geistesbildung sich anzueignen; seitdem begann sich ihre Emanzipation anzubahnen. Nach beiden Richtungen hin machten die Juden nach Verhältnis des Zeitraums bedeutende Fortschritte; sie eilten in einem halben Jahrhundert den andern Völkern auf einem Wege nach, zu dessen Zurücklegung diese ein halbes Jahrtausend gebraucht. Beides aber mußte auflösend auf den bisherigen religiösen Zustand, auf den talmudisch-rabbinischen Standpunkt, einwirken. Das Leben im Staat gestaltete die Erwerbszweige der Juden gänzlich um und brachte so den mannigfaltigsten Konflikt des formal-religiösen Lebens mit dem bürgerlichen und gewerblichen Leben hervor. Die freiere Geistesentwickelung aber ließ nach Grund und Wesen dessen fragen, was bis dahin absolut gegolten. So mußte sich ein Andres, ein Neues im J. erzeugen. Denn wenn die Juden zuerst als Volk, dann unter den Völkern gelebt, so leben sie jetzt mit den Völkern, bis zu einem gewissen Grad aufgegangen in dem gesellschaftlichen und politischen Leben derselben. Welche Umgestaltung das J. dadurch nehmen werde, und ob es einer völligen Verschmelzung mit den abendländischen Kulturvölkern entgegengehe, läßt sich bis jetzt nur annähernd vermuten. Im allgemeinen hat das neuere J. seit Moses Mendelssohn, dem Freunde Lessings, vom Talmudismus einen Rückweg zur mosaischen Einfachheit und prophetischen Tiefe des Gottesbegriffs gesucht und ist sogar bemüht, die humanen Begriffe der Neuzeit als ein ihm von Haus aus eignendes, nur zeitweise durch Hierarchismus und Rabbinismus überwuchertes Besitztum zu erweisen.

Digitized by Google

Jedenfalls streift das moderne J. sein nationales Gewand vielfach ab und sucht sich trotz aller Gegenbestrebungen (s. Antisemiten) als mächtig mitbestimmender Faktor im gesellschaftlichen und geistigen Gesamtleben der Gegenwart zu konstituieren. Die Glaubenssätze des Judentums wurden dargestellt von Formstecher, Hirsch, Steinheim, Frankel und besonders von Stein (»Die Schrift des Lebens«, Mannh. 1868—77, 2 Tle.). Vgl. Jost, Geschichte des Judentums und seiner Sekten (Leipz. 1857—59, 3 Bde.); A. Geiger, Das J. und seine Geschichte (Bresl. 1864—71, 3 Bde.); Fürst, Christen und Juden (Straßb. 1892) und Litteratur bei »Juden« (S. 649).

Judenviertel, s. Ghetto.

Judenweihrauch, s. Styrax.

Judenzopf, soviel wie Weichselzopf.

Judex (lat.), Richter; J. ad quem (nämlich appellatur), der Oberrichter, an welchen, J. a. quo, der Unterrichter, gegen dessen Entscheidung ein Rechtsmittel eingelegt wird; J. in propria causa, Richter in eigner Sache, J. inhabilis, ein wegen eignen Interesses an der fraglichen Sache von der Entscheidung derselben ausgeschlossener, J. suspectus, ein aus ähnlichen Gründen verdächtiger Richter; J. curiae, Titel des Oberlandrichters in Ungarn. J. quilitem suam facit wird bei den Römern der Richter genannt, der durch dolus oder lata culpa in Ausübung seines Amtes eine Partei benachteiligt. Sie gaben gegen ihn eine actio in factum auf Schadenersatz. Heutzutage nennt man die Klage »Syndikatsklage«. Vgl. Beugung des Rechts.

Judge (engl., spr. dschöddsch), der Richter. Im engern Sinne werden Judges die Mitglieder der höhern Gerichte genannt, im Unterschied von den Justices (of the peace), den Friedensrichtern (s. Friedensgerichte).

Judhanf, soviel wie Jute.

Judic (spr. schüdik), Anne, geborne Damiens, franz. Schauspielerin, geb. 17. Juli 1850 in Semur (Côte d'Or), wurde Verkäuferin in einem Weißwarengeschäft und besuchte, als sich bei ihr ein ausgesprochenes Talent für das Theater bemerkbar machte, das Konservatorium zu Paris, wo sie unter Regnier Gesang studierte. Sie debütierte 1867 am Gymnase in einer kleinen Partie, sang darauf im Café-Concert Eldorado, 1871 in Belgien und trat, nach Paris zurückgekehrt, 1872 erst an den Folies Bergères, dann, von Offenbach engagiert, am Gaité-Theater u. schließlich an den Bouffes-Parisiens auf. Die letztern Theater wurden die Stätte ihres Ruhmes. Später trug sie viel zur Blüte der Variétés bei; die schöne Helena, Périchole, Niniche, Roussotte und ähnliche Partien in Operetten und Vaudevilles zählen zu ihren Glanzleistungen. J. hat auch in London, Petersburg und Wien die gleichen Triumphe wie in Paris gefeiert.

Judica (lat.), Name des fünften Fastensonntags, nach dem Anfangswort von Psalm 43, 1.

Judicarien (ital. Giudicarie), der südwestlichste Teil von Tirol, umfaßt das Thal der Sarca in ihrem mittlern, östlich gerichteten Laufe und dessen südwestliche Fortsetzung, das Thal des obern Chiese, und ist durch landschaftliche Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet. Hauptorte: Tione, Stenico und Condino.

Judicium (lat.), s. Judiz.

Judicum (J. liber, lat.), das »Buch der Richter« in der Bibel.

Judikat (lat. Judicatum), Urteil; Judikation, Be-, Aburteilung; judikatorisch, richterlich.

Judikatshypothek (Judizialhypothek, Urteilshypothek, Zwangshypothek), eine auf Grund eines Urteils im Wege der Zwangsvollstreckung eingetragene Hypothek (s. d.). Nach Art. 2117 des Code civil wird durch jedes Urteil und durch gewisse gerichtliche Akte eine Hypothek an den gegenwärtigen und künftigen Grundstücken des Schuldners begründet, deren Rang sich nach dem Zeitpunkte der Eintragung bestimmt. Die deutschen Gesetzgebungen knüpfen sämtlich die Entstehung einer J. nicht an das Urteil, sondern an die auf Grund des Urteils erfolgende Eintragung, welche den allgemeinen Grundsätzen des Hypothekenrechts, insbes. dem Spezialitätsprinzip unterliegt (s. Hypothek). Im übrigen ist das Recht der J. für den Geltungsbereich der preußischen Grundbuchordnung durch das Gesetz betr. die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen vom 13. Juli 1883, § 1, 6—12 dahin geregelt, daß der Gläubiger, sobald seine Forderung vollstreckbar ist, die Eintragung derselben auf die Grundstücke des Schuldners verlangen kann; bei nur vorläufig oder bedingt vollstreckbaren Urteilen, dann bei Vergleichen aus vollstreckbaren Urkunden wird die Hypothek nur vorgemerkt. Nach dem bayrischen Gesetze vom 29. Mai 1886, Art. 40 kann der Gläubiger in allen Fällen zunächst nur die Vormerkung einer Hypothek verlangen; die Eintragung findet erst statt, wenn der Schuldner Einwendungen gegen den Anspruch oder das Vollstreckungsrecht des Gläubigers in der vorgeschriebenen Weise nicht geltend macht. Im Königreich Sachsen, Oldenburg, Weimar, Altenburg, Koburg-Gotha, Sondershausen und beiden Reuß ist die Materie wesentlich ebenso wie in Preußen geregelt. Dagegen geben die Pfandgesetze von Württemberg und Hessen nur demjenigen Gläubiger ein Recht auf Eintragung einer J., wegen dessen Forderung die Zwangsversteigerung eines schuldnerischen Grundstücks gerichtlich angeordnet ist; in andern Staaten, namentlich in Meiningen, wird das Recht auf Eintragung einer J. durch Immission (Einweisung) in das unbewegliche Vermögen des Schuldners erworben, und das Gericht bestimmt die Grundstücke, auf welchen die Eintragung erfolgen soll.

Judikatsobligation, die Verpflichtung des Verurteilten, die Leistung zu erfüllen, zu der er verurteilt ist.

Judikatszinsen, die Zinsen, welche der zu einer Geldleistung Verurteilte nach römischem Recht zu zahlen hatte, wenn er vier Monate lang mit der Zahlung der Summe, zu der er verurteilt war, gezögert hatte. Sie betrugen 12 Proz. Heutzutage sind sie aufgehoben. Vgl. Einführungsgesetz zur Zivilprozeßordnung, § 14, Nr. 4.

Judikatur (lat.), Rechtsprechung; namentlich die in den Urteilsgründen niedergelegte und in den Urteilen selbst zum Ausdruck gebrachte Rechtsanschauung, daher soviel wie Gerichtspraxis, Gerichtsgebrauch.

Jüdisch-deutscher Dialekt (Judendeutsch). Die nach den Verfolgungen des Mittelalters von der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. an aus Deutschland nach dem europäischen Osten auswandernden Juden wahrten in der Fremde mit besonderer Zähigkeit ihre deutsche Muttersprache, die sie mit hebräischen Ausdrücken und Fremdwörtern durchsetzten und zu einem eigenartigen Jargon ausbildeten, der sich bis in die Neuzeit erhielt und in religiöser und Volkslitteratur zur Schriftsprache wurde. Bei dem in ruhigern Zeiten erfolgten Rückfluten der jüdischen Bevölkerung nach dem Westen wurde dieser Dialekt nicht aufgegeben und bildet noch heute die Umgangssprache nicht nur vieler

Juden deutscher Abstammung in Rußland, Polen, Ungarn, Bosnien, Serbien und Rumänien, sondern auch in den Ländern, in welchen Jargon redende Juden eine neue Heimat fanden, wie in Deutschland, Holland, England und Amerika. Ein ähnlicher Mischdialekt, das Ladino, hat sich bei den aus Spanien stammenden Juden in der Türkei erhalten. Man kann in diesem Dialekt vier Elementarbestandteile unterscheiden: 1) das Hebräische und zwar für Gegenstände aus dem Kreise des Judentums und des jüdischen Lebens, bei Begriffsformen, mit denen die jüdischen Studien vertraut machten, verschiedenen Ausdrücken aus der Sprache des täglichen Umgangs und einigen andern Gegenständen, die man absichtlich nicht mit dem deutschen Worte benannte; 2) Kompositionen des Hebräischen und der Landessprache in vierfacher Weise: das deutsche Hilfsverbum »sein« mit dem hebräischen Partizipium, z. B. matzil sein (erretten), meschuggo (verrückt) sein, deutsche Flexionen hebräischer Wörter, z. B. Verba durch die Endsilben en oder n, als darschan-en (predigen), oder Adjektiva, z. B. chen-dig (anmutig) &c., Zusammensetzungen, wie Schabbeslicht (Sabbatlicht), Habdalabüchse (Gewürzbüchse), zu Wörtern erhobene Abkürzungen, z. B. Ra-T (Reichsthaler), Pa-G (preußischer Groschen); 3) veraltetes oder fehlerhaftes Deutsch, teils in Anwendung für die jüdischen Gebräuche, z. B. aufrufen (zur Thora), lernen (als religiöses Studium), teils in Judaismen aller Art, in Flexionen und Konstruktionen oder im besondern Gebrauch der Wörter (sich kriegen statt streiten, königen statt regieren, Schule statt Gotteshaus), Redensarten und Sprichwörter, willkürliche Bildungen, z. B. jüdischen (beschneiden), teils endlich in einer beträchtlichen Anzahl von alten provinzialen Ausdrücken, z. B. as (daß), Ette (Vater) &c.; 4) aus der Fremde stammende Aussprache und Wörter, z. B. benschen (segnen, lat. benedicere), oren (beten, lat. orare), Pilzel (Magd, ital. pulcella), planjenen (weinen, lat. plangere), preien (einladen, franz. prier), Sargenes (Sterbehemd, ital. sargano, sargia) &c. — Die jüdisch-deutsche Litteratur entwickelte sich namentlich in Polen und Deutschland vor der Mitte des 16. Jahrh. zum Zweck der religiösen Erbauung und Belehrung, der Verbreitung von Übersetzungen aus der profanen Litteratur sowie aus der Bibel. Sie umfaßt Paraphrasen und midraschische Ausschmückungen biblischer Bücher (Zeënu urena), religiös-ethische Schriften (z. B. Brautspiegel, Seelenfreude, Frauenbüchlein, Buch der Frommen u. a.), Übersetzungen der Gebetbücher, Andachtsbüchlein (Techinnot), historische Werke (Schewet Jehuda u. a.), Ritualwerke (Minhagim), Sagen- und Heldenbücher, Belletristik (Josippon, Judith, Maassebuch, Übersetzungen von »Tausendundeine Nacht«, Rittergeschichten u. a.), Glossare zu Bibel und Talmud, Rechtsgutachten &c. sind im jüdisch-deutschen Dialekt abgefaßt. Seit M. Mendelssohn, der durch seine deutsche Bibelübersetzung den Sinn für deutsche Sprache und deutsche Wissenschaft belebte, schwand das Judendeutsch immer mehr. Nur in Rußland, Polen, Galizien, Rumänien &c. ist es noch heute nicht nur im Verkehr allgemein gebräuchlich, sondern wird auch unter Anwendung der jüdischen Kursivschrift zu schriftlichen Mitteilungen aller Art benutzt. Für die Juden in den genannten Ländern und die Einwanderer in England und Amerika erscheinen gegenwärtig zahlreiche jüdisch-deutsche Zeitungen (Tages-, Wochen- und Witzblätter). Vgl. Jost in Ersch und Grubers Encyklopädie, Bd. 27; Zunz, Gottesdienstliche Vorträge (2. Aufl., Frankf. a. M. 1892, S. 453 ff.); Grünbaum, Jüdisch-deutsche Chrestomathie (Leipz. 1882); Rosenberg in der »Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland«, Bd. 2, S. 237 (Braunschw. 1888); Dalman, Jüdisch-deutsche Volkslieder aus Galizien und Rußland (Leipz. 1888). Das Jüdisch-Deutsche, eine Fundgrube für mittelhochdeutsches Sprachgut, harrt noch umfassender wissenschaftlicher Bearbeitung. Über das in der Gaunersprache (s. Kochemer-Loschen) aufgenommene und verarbeitete Judendeutsch vgl. Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum, Bd. 3 u. 4 (Leipz. 1862), u. Steinschneider, Hebräische Bibliographie (Berl. 1864).

Jüdische Litteratur, im weitern Sinne das gesamte Schriftentum der Juden vom Abschluß der Bibel an bis auf unsre Zeit. Sie wurzelt in dem in der hebräischen Litteratur zum Ausdruck gekommenen, durch die mündliche Tradition erweiterten Gesetz, dessen Pflege, Erhaltung und Weiterbildung sie übernimmt. Zu der überkommenen eignen Gelehrsamkeit tritt in allen Ländern noch fremdes Wissen, so z. B. persische Religionsbegriffe, griechische Philosophie, römisches Recht, arabische Dichtkunst, mittelalterliche Scholastik und europäische Wissenschaft. Alles aber dient nur einem Zwecke, das Judentum zu erforschen und zu begründen. Daneben aber entfalten sich auch alle Zweige menschlichen Wissens und Empfindens. Die Sprache der jüdischen Litteratur ist vorwiegend das Hebräische, bez. Neuhebräische, doch sind auch die jeweiligen Gelehrten- und Landessprachen ausgiebig benutzt worden.

Die Einteilung der jüdischen Litteratur in folgende Abschnitte entspringt chronologischen Gründen.

Erster bis dritter Abschnitt (alte Zeit).

Der erste Abschnitt reicht von Esra, dem Regenerator des mosaisch-prophetischen Judentums, bis zu R. Jochanan ben Sakkai, dem Begründer des Rabbinismus. An die Thätigkeit des Schriftkundigen (Sofer) Esra, welcher die Heilige Schrift »abschrieb und erläuterte« und die Liturgie mit Vorlesungen ausschmückte, schloß sich eine aus 120 Gelehrten (Soferim) bestehende große Versammlung an. Diese Soferim lehrten das Gesetz, sammelten die heiligen Schriften der Bibel, schützten durch Vorbeugungsordnungen die mosaischen Gebote und schufen den Grundstock der spätern Gebetordnung, wie sie auch eine eigenartige Schriftdeutung (Midrasch, s. d.) einführten. Das Hebräische blieb vorläufig die Sprache der Gelehrten, während das Volk Aramäisch u. von der Syrerherrschaft an Griechisch sprach. Aus der vormakkabäischen Zeit sind nur einige in Palästina verfaßte apokryphische Bücher (s. Apokryphen) bekannt. Die Träger der Gesetzesüberlieferung wurden die Präsidenten des Synedrions (s. d.). Doch schon mit dem Tode der ersten Synedralhäupter hörten politischer Rücksichten wegen die öffentlichen Lehrvorträge auf, nicht aber das Studium, das in weitern Kreisen gepflegt wurde. Im Widerstreit der religiösen Parteiungen (Pharisäer und Sadduzäer) erstarkte durch Pharisäismus das tradierte Gesetz, für dessen Auslegung Hillel sieben feste Regeln aufgestellt hatte. Am Schluß dieses Zeitraums, im ersten vorchristlichen Jahrhundert, nahm die Deutung und praktische Anwendung des Gesetzes festere Formen an. Die Halacha (s. d.) normierte die gesetzlichen Bestimmungen, und die Haggada (s. d.) erweiterte in freien Vorträgen die vorhandene Litteratur nach erbaulichen ethischen, geschichtlichen und sozusagen wissenschaftlichen Motiven, nicht nur dem Verstande, sondern auch dem Gemüt Rechnung tragend.

Digitized by Google

Die Gelehrtensprache bildete sich zur neuhebräischen oder rabbinischen (s. Hebräische Sprache, S. 500); zu den Pentateuchvorlesungen in der Synagoge kamen der Vortrag des prophetischen Schlußabschnittes (Haftara, (s. d.), belehrende Vorträge und die Übersetzung, resp. Paraphrase des Bibeltextes (Targum, s. d.).

Der zweite Abschnitt führt uns die jüdisch-hellenistische Litteratur vor, welche von der mächtigen, seit Alexanders d. Gr. Siegeszügen entstandenen Kulturströmung gekennzeichnet wird, meist einen apologetischen Charakter trägt, ältere historische Stoffe poetisch bearbeitet und das Judentum philosophisch begründet. Ihr Schauplatz ist hauptsächlich Ägypten, zum geringen Teil auch Palästina. Der Septuaginta (s. d.) wurden die Apokryphen (s. d.), von denen mehrere Teile in Palästina geschrieben sind, einverleibt. Was nicht Aufnahme fand, ist nur noch in Fragmenten vorhanden und aus Citaten bei den Kirchenvätern bekannt. Aristobulos aus Paneas schrieb für den König Philometor (181—146) eine philosophische »Erläuterung der Gesetze«, Eupolemos, Artapan, Demetrios, Aristäos, Kleodemos und Malchos verquicken althebräische Sage und Geschichte mit griechischer Mythologie; Ezechiel dichtete ein Trauerspiel: »Der Auszug aus Ägypten«, Philo der ältere ein Gedicht: »Jerusalem«, und Jason aus Kyrene schilderte in 5 Büchern den Makkabäerkampf (ein Auszug ist das 2. Buch der Makkabäer). Den bedeutendsten Vertreter hat die jüdische Wissenschaft in Alexandria an dem sprachgewandten, scharfsinnigen Philosophen Philo (s. d.). In griechischer Sprache sind auch die Schriften des Josephus (s. d.) und die »sibyllinischen Weissagungen« abgefaßt.

Der dritte Abschnitt umfaßt die als talmudische Litteratur bekannten litterarischen Erzeugnisse. Nach dem Falle Jerusalems lehrte R. Jochanan ben Sakkai die Juden auf politisches Wirken verzichten und ihre Aufgabe in der Erhaltung des Judentums erkennen, in der Weiterbildung des gesetzlichen Stoffes, wie er in der biblischen Litteratur und in der Tradition vorlag. Hierzu zeigte das von ihm mit Erlaubnis Vespasians in Jamnia errichtete Lehrhaus die Richtung. Der Traditionsstoff, von der Hillelschen Schule in knappe sachgemäße Sätze gebracht, hieß Mischna (zweite Lehre); die Lehrer und Ausarbeiter derselben hießen Tannaim. Bedeutende Gesetzlehrer dieser Zeit sind die vorzüglichsten Schüler Jochanans: Elieser ben Hyrkanos, später Lehrhausvorsteher in Lydda, Josua ben Chananja, welcher sein Lehrhaus in Bekiin hatte, Josua Hakohen, Simon ben Netanael und Elasar ben Arach. Nach R. Jochanan ben Sakkai ward R. Gamliel Präsident des Synedrions in Jabne. Ein Freund der griechischen Sprache, regte er vermutlich die Bibelübersetzung Akylas', eines jüdischen Proselyten aus Pontos, an. Der bedeutendste in der Reihe der Tannaim war der tiefgelehrte, schöpferische R. Akiba. Seine nicht aufgeschriebenen Halachot sind als »Mischna des R. Akiba« bekannt und waren grundlegend für die eigentliche Mischna. Damals lehrten Tarfon oder Tryphon in Jabne und Lydda, Ismael, 13 Auslegungsregeln der Halacha einführend, und zu dem spätern halachischen Midrasch zum 2. Buch Mosis, der Mechilta, anregend, Elasar aus Modim u. v. a. Den Gelehrten, welche unter Hadrian den Märtyrertod erlitten, folgten Meir, Juda ben Ilai, aus dessen Schule der halachische Midrasch zum 3. Buch Mosis, Sifra oder Torat Kohanim genannt, hervorging, Simon ben Jochai (s. d.), der die Grundlage zu dem halachischen Midrasch zum 4. und 5. Buch Mosis (Sifre) gab, Jose ben Chalafta, dem man eine biblische Chronologie, »Seder olam«, zuschreibt, und Elasar ben Schammua. Die endgültige Sichtung und Feststellung der Halacha unternahm Juda hanassi (der Patriarch), Sohn Simons III. Seine Arbeit, welche heute als sechsteilige Mischna (s. Talmud) vorliegt, verdrängte die frühern Sammlungen und gelangte zu unbedingter Autorität, gegen welche spätere Kompendien, wie die Tossifta (Zusätze) und Boraita (äußere Mischna), nicht aufkamen. Der Auslegung der Mischna widmeten sich die Amoraim (Sprecher, Erklärer). Im 4. Jahrh. ist in den Akademien Palästinas das Auslegungsmaterial der Mischna, die Gemara (vollständige Erklärung), gesammelt worden und aus Mischna und Gemara der jerusalemische oder palästinensische Talmud (s. d.) entstanden. In Palästina brachte um 360 n. Chr. Hillel II. die Kalenderbestimmung in feste, noch heute geltende Regeln.

Reger als in Palästina entwickelte sich der geistige Verkehr in den Euphratländern. Hier versammelten die tiefgelehrten Abba Arecha, gewöhnlich Rab (Lehrer) genannt, welcher die Kenntnis der Mischna in Palästina erworben hatte, und Samuel zahlreiche Schüler um sich, mit denen die halachischen Studien eifrig betrieben wurden. In den babylonischen Hochschulen wurde der aufgespeicherte Erklärungsstoff der Mischna im 5. Jahrh. gesammelt, welcher Arbeit neben R. Aschi sich Maremar, Mar bar Aschi und besonders R. Abina unterzogen. So entstand der babylonische Talmud (s. d.), jene Riesenarbeit, die für alle Folgezeit die vorzüglichste Religionsquelle des rabbinischen Judentums blieb. Die Redaktion des Talmud bezeichnet den Höhepunkt der babylonischen Gelehrsamkeit. Die angestrengte Schaffenskraft erlahmt und ruht mehrere Jahrhunderte, bis sie unter den Geonim (s. unten) neu auflebt. Die von 500—600 thätigen Schulvorsteher, »Saboraim« (Meinung Abgebende), leiden unter politischem Druck und können zu dem Überlieferten nur Zusätze machen; der Talmud ist in heutiger Gestalt uns von ihnen überliefert worden. Nachzügler dieser Zeit sind einzelne Halacha- und Hagadasammlungen, auch ward die von den Soferim und Talmudisten begonnene Regelung des Gottesdienstes durch Gebete in reiner hebräischer Sprache ohne Reim und Metrum fortgesetzt und die Grundlage zur Massora (s. d.) gelegt.

Vierter Abschnitt (8.—15. Jahrhundert).

Im vierten Abschnitt, der sich vom Beginn der arabischen Wissenschaft bis zur Vertreibung der Juden aus Spanien, also vom 8. Jahrh. bis 1492, erstreckt, nehmen die Juden an dem unter den Arabern neu erwachenden, eifrig gepflegten wissenschaftlichen Leben einen hervorragenden Anteil. Vorderasien, Nordafrika, Spanien, Italien und Deutschland sind hauptsächlich der Schauplatz der neuen gesteigerten Kulturentfaltung des geistigen Lebens; die Sprache der Gelehrten ist teils die arabische, teils die neuhebräische. Von Babylonien und Irak aus folgte die jüdische Bildung den Zügen der Araber nach Nordafrika (Ägypten, Kyrene, Fes), Spanien und dem südlichen Frankreich. Schon zuvor hatte sie sich von Palästina aus über Kleinasien, Griechenland, Italien (Bari, Otranto) nach Frankreich und Deutschland (Mainz) verbreitet, während sie im Orient die letzten Blüten trieb. Denn noch einmal hatte sich Babylon durch seine gefeierten Schulhäupter, die den Titel

Digitized by Google

Gaon (Plural Geonim, »Hoheit«) führen, zu Sura und Pumbedita in der Mitte des 8. Jahrh. erhoben und sicherte sich bis in die Mitte des 11. Jahrh. die geistige Hegemonie. Die Thätigkeit der Geonim Jehudai der Blinde (um 750), Simon aus Kairo, Achai, Amram (869—881), Verfasser einer Gebetordnung, welche grundlegend wurde, Zemach ben Paltoi, Nachschon, Saadja ben Joseph (892—942, s. Saadja Gaon), Scherira, Hai, Samuel ben Chofni (gest. 1034) bestand vorwiegend in sprachlicher und sachlicher Erläuterung des Talmud, Erteilung von Gutachten oft bis nach Spanien und Frankreich hin und der Abfassung von Monographien über verschiedene Gegenstände der Praxis, zum Teil in arabischer Sprache.

In Kyrene (Kairowan) hatte um die Mitte des 10. Jahrh. die j. L. in dem philosophisch gebildeten Arzt Isak Israeli einen hervorragenden Vertreter gefunden, wie dessen arabisch geschriebene Werke über Medizin und Philosophie bezeugen. Chananel ben Chuschiel kommentierte talmudische Traktate und den Pentateuch, der blinde Chefez ben Jazliach schrieb in arabischer Sprache das Buch der Gebote (»Sefer mizwot«), Nissim, Sohn des Jakob ben Nissim, des Erklärers des Buches Jezira, einen Schlüssel zum babylonischen Talmud u. a. Das Studium der hebräischen Sprache suchten um 900 Juda ibn Koraisch aus Tahrat durch Vergleichung verwandter Dialekte und Dunasch ben Labrat durch scharfe Polemik gegen Saadja Gaon zu fördern. Über die diesem Zeitraum zuzuweisende Entwickelung der Haggada s. Midrasch; über die Geheimlehre s. Kabbala; über die Litteratur der Karäer s. Karäer. Um diese Zeit entwickelte sich im Anschluß an die bereits feststehenden, zur Zeit der Geonim verfaßten Gebetordnungen (Siddurim) unter Anwendung des Metrums und Reimes auch die synagogale poetanische (s. Paitan) Dichtung, als deren bahnbrechender Vertreter Elasar Kalir (um 800) zu nennen ist.

Vom 10. Jahrh. an dringt in das jüdische Geistesleben in Spanien ein frischer Zug, welcher die Glanzzeit der jüdischen Litteratur eröffnet. Der Beamte der Chalifen Abd ur Rahmân III. und Alhakim II., Chisdai ben Isak (950) in Cordoba, begeisterte seine Glaubensgenossen für Wissen und Poesie. Selbst wissenschaftlich thätig, lieh er gelehrter Arbeit willig seinen Beistand. Er berief Menachem ben Saruk, Verfasser des ersten hebräischen Wörterbuchs in hebräischer Sprache, von Tortosa nach Cordoba. Für die Bibliothek Alhakims übersetzte Joseph ibn Abitur, auch als synagogaler Dichter bekannt, die Mischna ins Arabische. Im 11. Jahrh. förderten Juda Chajudsch, der Vater der hebräischen Grammatik, der Entdecker des Dreiwurzelbuchstabensystems, und Jona ibn Dschanah (Abulwalid Merwan), Verfasser einer hebräischen Grammatik und eines Lexikons, das Sprachstudium. Der jüdische Minister von Granada, Samuel Hanagid, war für Grammatik und Exegese thätig und schrieb Lehrgedichte und eine Einleitung in den Talmud. Während noch Samuel den Spuren althebräischer Dichter folgt, tritt Salomo ibn Gabirol, der tiefe Denker, als selbständiger Dichter auf (s. Avicebron), und wie er auf dem Grunde des Neuplatonismus philosophiert, so hat sein Zeitgenosse Bachja ibn Bakoda in arabischer Sprache eine leichtverständliche Moralphilosophie: »Chobot ha-lebabot« (»Pflichten der Herzen«), geschrieben. Dichtung, Exegese und Philosophie drängten die talmudischen Studien nicht zurück, und diese nahmen einen Aufschwung durch fünf Gelehrte, Namens Isak, von denen Isak ben Jakob Alfasi (aus Fes, gest. 1133) durch sein Talmudkompendium, »Alfasi« oder »Rif« genannt, am bekanntesten ist. Der von 1065—1136 lebende Polizeimeister Abraham bar Chija in Barcelona zeigte in einem großen Werk über Mathematik, Optik und Astronomie bedeutendes Wissen. Talmudische Gelehrsamkeit verbreiteten auch Juda ben Barsillai, der Rabbiner in Lucena, Joseph ibn Migasch, und Joseph ibn Zaddik (gest. 1049). Das Lied, das Gabirol angestimmt, verhallte nicht mit dem Tode des Meisters, der kunstgeübte Moses ibn Esra (gest. 1138), der in einem Buch über jüdische Dichter und jüdische Dichtkunst sich verewigte, schuf neue religiöse und weltliche Poesien, bis Juda ha Levi (s. d.) den Preis religiösen Gesanges erwarb. Der kühne Forscher und scharfsinnige Kritiker Ibn Esra (s. d.) bleibt in der Dichtkunst weit hinter ihnen zurück, übertrifft sie aber durch ein eminentes Wissen in Philosophie, Philologie, Exegese und Mathematik.

Auch der Geschichte und Geographie wenden spanische Gelehrte ihren Eifer zu, so: Abraham ben David (gest. 1180), bekannt durch sein philosophisches Werk »Emuna rama«, welcher in dem »Sefer (oder Seder) ha-Kabbala« die Kette der prophetischen überlieferung bis auf seine Zeit nachwies; Benjamin ben Jona aus Tudela (gest. um 1175), Verfasser eines Itinerariums (»Massaot«). Ihren Höhepunkt erreicht die j. L. in Moses ben Maimon (gest. 1204, s. Maimonides), dem bedeutendsten jüdischen Religionsphilosophen, den Mischna-Erklärer und gelehrtesten Kodifikator des Talmud. Der Kampf zwischen dem an der Halacha festhaltenden Glauben und der freiern philosophischen Richtung kam zuerst in der Provence, wo sich gegen Maimonides' »Moreh hanebuchim« (»Führer der Verirrten«) Widerspruch erhob, zum Ausbruch. Es entspann sich ein heftiger Gelehrtenstreit, der sich zu einem Kampfe gegen die Philosophie überhaupt erweiterte, und in welchen hinein später auch die Kabbala (s. d.) spielte. Unter dem Druck der Almohaden ging das geistige Leben in Südspanien zurück, während von Kastilien und Katalonien aus ein reger litterarischer Verkehr mit der Provence unterhalten wurde. In Narbonne hatte schon im 10. Jahrh. Machir aus Babylonien eine talmudische Akademie gegründet, an welcher um 1140 Abraham ben Isak, Verfasser des »Eschkol«, lehrte, während in Lunel die Familie Meschullam, Jonathan Hakohen (ca. 1200), Serachja ben Isak Halevi (gest. 1185), Verfasser des »Maor«, die Übersetzerfamilie Tibbon, Abraham ben Natan, Verfasser des Ritualwerkes »Manhig«, in Marseille Isak ben Abba Mari, der über talmudisches Recht schrieb (»Ittur«), und in Narbonne die Familie Kimchi (s. d.), welche sich vorwiegend der Grammatik, Lexikographie und Exegese zuwendete, wirkten.

David Kimchi nahm noch im hohen Alter für Maimonides, wie später Abraham ben Chisdai aus Barcelona, der Dichter des Sittenbuches »Ben hamelech wehanasir« (»Prinz und Derwisch«), gegen dessen Gegner, den Talmudisten und Masoreten Meir ben Todros Halevi Abulafia aus Toledo und den Arzt Juda ibn Alfakar, Salomo ben Abraham aus Montpellier, David ben Saul und Jona aus Gerona, eifrig Partei. Dieser ernsten Zeit fehlte es nicht an Gelehrten, welche in satirischer Dichtung der Mitwelt einen Spiegel vorhielten: Juda ibn Sabbatai dichtete einen »Wettstreit zwischen Weisheit und Reichtum«, Joseph ibn Sabara »Das Buch der Tändeleien« (»Sefer schaaschuim«), Juda ben Salomo Charisi (Alcharisi) das

Digitized by Google

witzsprudelnde »Tachkemoni«. In dem Kampf um die Philosophie nahm Moses ben Nachman (s. Nachmanides), der geistvolle Bibelerklärer und Talmudist, einen vermittelnden Standpunkt ein. Sein Schüler Salomo ben Abraham ben Aderet (gest. 1310) in Barcelona erfreute sich hohen Ansehens als Talmudist. Die in seinem Buche über die Ritualgesetze (»Torat habajit«) ausgesprochenen Ansichten versuchte Ahron Halevi, vielleicht Verfasser von »Sefer hachinnuch«, in seinem »Bedek habajit« zu widerlegen. Mehr oder minder beteiligten sich in dem Kampfe zwischen Glauben und Philosophie: Jakob Anatoli aus der Provence (»Malmad hatalmidim«), der Arzt und Philosoph Jakob ben Machir, Menachem ben Jakob Meiri oder Vidal Salomo (Kommentare zu Talmudtraktaten und zu den Sprüchen Salomos) in Perpignan, Levi ben Abraham aus Villefranche, Isak Albalag, Schemtob ben Joseph Falaquera, Abba Mari ben Moses ben Joseph Hajarchi, d. h. aus Lunel (»Minchat kenaot«), Jedaja ben Abraham Bedarschi, d. h. aus Béziers, Verfasser des »Bechinat Olam«, Estori Haparchi (»Kaftor wapherach«) und Ahron Kohen aus Lunel, dessen Ritualwerk »Orchot chajim« in seiner Überarbeitung als »Kol bo« weit verbreitet ist. Um 1300 stellte Isak Aboab in seinem »Menorat hamaor« Haggadas zum Zweck der Erbauung zusammen, schrieb ein Ritualwerk u. a. Wissenschaftlicher Streit zerstört nicht, sondern baut auf, und so rief die durch Maimonides' Schriften erregte Bewegung von neuem die Kräfte wach. Der aus Deutschland eingewanderte wissensreiche Oberrabbiner von Toledo, Ascher ben Jechiel, Rosch genannt (1306—27 blühend), faßte ein Kompendium zum Talmud (»Ascheri«) ab, regte Isak Israeli (1300) an, Geometrie und Kalenderwesen zu bearbeiten, und sah den Samen seiner Lehre bei Söhnen und Enkeln reifen. Aschers Sohn Jakob kodifizierte in »Arba Turim« das gesamte Rechtsgebiet der Israeliten, ein Enkel, Meir Aldabi aus Toledo, stellte »Schebile Emuna«, eine Encyklopädie des Wissenswertesten aus Theologie, Astronomie und Medizin, zusammen. Freund und Verteidiger der Philosophie war Levi ben Gerson, was sein »Milchamot adonai« und seine Bibelkommentare bezeugen. Der Provenzale Jerucham ben Meschullam (1334), Jomtob ben Abraham aus Sevilla, Vidal di Tolosa, Schemtob ibn Gaon, Ascher ben Chajim, David Abudarham in Sevilla, Kommentator des Gebetrituals (um 1340), und ganz besonders Nissim ben Reuben (Ran) aus Gerona, Kommentator des Alfasi, einzelner Talmudtraktate u. a., Isak ben Schechet (Rivasch), Schüler Nissims, Rabbiner Saragossas (gest. 1406 in Nordafrika), waren für talmudische Gelehrsamkeit durch Erklärungen und Gutachtensammlungen litterarisch thätig.

Die Wogen der philosophischen Strömung drangen in die Erklärung der Bibel und gaben der jüdischen Apologetik, welche religiöser Fanatismus entfesselte, kräftigen Nachdruck. Die Philosophie Ibn Esras und Maimonides' verwertet Samuel Zarza 1368 in Valencia in einem Pentateuchkommentar. Moses Kohen de Tordesilles stellte seine zum Teil schon bei der Religionsdisputation 1375 zu Avila vorgetragene Glaubensverteidigung in »Eser emuna« auf, und Schemtob ben Schaprut, den man zur Disputation mit dem Kardinal Pedro di Luna (Papst Benedikt X.) in Pampelona zwang, gab eine Apologie des Judentums (»Eben bochan«); Menachem ibn Serach verfaßte ein Kompendium der jüdischen Religionswissenschaft (»Zeda laderech«) und der Philosoph Chisdai Kreskas sein »Or Adonai« (»Gotteslicht«), das auf Spinoza influierte, u. a. — In **Nordafrika**, das viele spanische Flüchtlinge aufgenommen hatte, treffen wir Anfang des 15. Jahrh. Simon ben Zemach Duran (gest. 1444), Oberrabbiner in Algier. Er schrieb eine Gutachtensammlung, das religionsphilosophische »Magen abot«, dichtete synagogale Hymnen und polemisierte gegen Christentum und Mohammedanismus. Sprossen seiner Familie waren bedeutende Talmudgelehrte. Profiat Duran, Efodi genannt, polemisierte gegen Paulus Burgensis, David Bonet u. a. Stärker noch zeigten sich die Kräfte bei und nach der Disputation zu Tortosa (1413—14). Hier verteidigte das Judentum unter anderm der Verfasser der »Ikkarim« (»Grundwahrheiten«), Joseph Albo. Im politischen Druck erlahmte die Geisteskraft, und der dürre Boden war der Ausbreitung der Mystik günstig. Dessen sind Zeugen: Schemtob ben Schemtobs »Glaubenslehren« (»Emunot«), Abraham ben Isak, Moses Botarel, Kommentator des Buches Jezira, u. a., die unbedeutenden Nachfolger ihrer Vorgänger, von denen wir nennen: Esra und Asriel, Lehrer des Nachmanides, Todros ben Joseph Halevi Abulafia (1290), Isak ibn Latif (1290), Joseph Gikatilia (1300) und Mose de Leon (1300), mutmaßlich der Verfasser des bedeutendsten kabbalistischen Buches, »Sohar«.

Im Dunkel der Verfolgung, das 1492 in Spanien, 1498 in Portugal den Höhepunkt erreicht, erglänzt noch ein Stern erster litterarischer Größe, dessen Licht später voll in Italien (Neapel) strahlt: Don Isak **Abravanel** (s. d.). Der letzten Zeit gehören an in Spanien: die Talmudisten Isak Campanton, Isak de Leon, die Religionsphilosophen Abraham Bibago, Isak Arama, Verfasser einer homilienartigen Pentateucherklärung: »Akedat Jizchak«; in Portugal der Astronom Abraham Sakuto (»Juchasin«), Abraham Saba (»Zeror hamor«), Isak Karo u. a.

In **Palästina** bearbeitete Assaf im 10. Jahrh. den Dioskorides; Tanchum ben Joseph (um 1280) erklärte die Bibel. Aus dem 13. Jahrh. kommen spärliche Nachrichten von einem Reisenden, Namens Hillel. Reger ist das litterarische Streben in **Italien**. Schon um 930 wirkt Sabbatai Donnolo aus Oras. Er war Arzt, Botaniker und Astronom und kommentierte das »Sefer Jezira«. In Bari, Otranto und Lucca blüht das Talmudstudium. In letzterer Stadt zeichnet sich Meschullam ben Kalonymos als Talmudgelehrter und Hymnendichter aus, in Rom schreibt Natan ben Jechiel (1100) das Talmudlexikon »Aruch«, in Salerno verfaßt Salomo Parchon (1160) ein hebräisches Wörterbuch, der Arzt Farragut (1297) übersetzte arabische Werke für Karl von Anjou ins Lateinische, und Kalonymos ben Kalonymos (1300) war für Robert von Anjou thätig. Immanuel ben Salomo aus Rom, angeblich der Freund Dantes, dichtete 1320 die als »Mechabberot« bekannten geistreichen Makamen, deren letzter Abschnitt: »Paradies und Hölle«, nach dem Vorbild der »Divina Commedia« gearbeitet ist, und erklärte die Bibel in wenig selbständiger Weise. Die beiden Jesaia di Trani u. Jidkia ben Abraham, Verfasser von »Schibbole haleket«, lehrten den Talmud, Menachem Rekanate bearbeitete den Sohar (s. d. und »Kabbala«), Jechiel ben Jekutiel verfaßte eine Ethik, Mose Rieti, der in seinem »Mikdasch meat« die »Divina Commedia« nachdichtete, führte den Stanzenbau in die hebräische Poesie ein, Abraham Farissol (geb. 1451) schrieb ein

Digitized by Google

geographisches Buch, »Iggeret orchot olam«, und erklärte biblische Bücher, Juda ben Jechiel, genannt Leon, war für Rhetorik, Philosophie und Grammatik thätig, Isak Natan bearbeitete eine hebräische Konkordanz und Jakob Landau in Neapel Halachisches im »Agur«. An der Hochschule zu Padua lehrte der aus Mainz stammende Rabbiner Juda Minz, der Gegner des 1493 auf Kandia gestorbenen philosophierenden Schrifterklärers Elia del Medigo, Philosophie. Erwähnung verdienen noch: Jochanan Aleman und Samuel Archevolte. Seit 1475 wurde die j. L. durch Errichtung hebräischer Druckereien in Italien (Soncino, Casale Maggiore, Bologna, Brescia, Ferrara, Mantua, Neapel, Barco u. a. O.) gefördert.

In Frankreich und Deutschland hält sich die j. L. vorwiegend in den Grenzen der Exegese, der Halacha und Haggada. Die Gelehrten sind Spezialisten des Talmudstudiums, das sie vertiefen; aber auch Exegese und Grammatik finden fleißigen, erfolgreichen Ausbau, und die im Dienste der Synagoge stehende Dichtung hat begeisterte, meistens formgewandte Vertreter. Als erste bedeutende Autorität tritt uns Gersom ben Juda (gest. 1040), die »Leuchte des Exils« genannt, entgegen; er sorgt für Abschriften und Kommentare des Talmud, dichtet wie sein Zeitgenosse Simon ben Isak Abun synagogale Hymnen und regelt mit andern durch »Tekanot« (»Anordnungen«), z. B. das Verbot der Polygamie, die sozialen Verhältnisse der Juden. Fast die ganze Bibel und den Talmud erklärte R. Salomo ben Isak (gest. 1105, s. Raschi), der große Schüler rheinischer Talmudmeister. Aus der Zeit Salomo ben Isaks nennen wir: Elieser den Großen, die Bibelerklärer Simon und Joseph Kara, Menachem ben Chelbo, die Poetanim (s. Paitan) David ben Meschullam, Kalonymos ben Juda, Samuel ben Juda, Benjamin ben Chija u. a., die unter anderm die Greuel der Kreuzzüge schildern. Die fast zwei Jahrhunderte währende Fortführung und Weiterbildung des Talmudkommentars R. Salomos (Raschis) unternahm eine Anzahl von Gelehrten, die ihrer erklärenden Zusätze (»Tossafot«) wegen Tossafisten genannt werden. In erster Reihe derselben stehen Raschis Schwiegersöhne Juda ben Natan und Meir ben Samuel aus Ramerü und des letztern Söhne Samuel, der vorzügliche Bibelerklärer, und Jakob (gest. 1171), genannt Tam (s. Raschi), denen sich später anschließen: der Paitan Elieser ben Natan (Raben) aus Mainz (1140), Joseph Porat, Isak der Alte (Ri), Isak Halaban in Prag, Elieser aus Metz, Simson ben Abraham aus Sens (gest. 1230 in Akka), Elieser ben Joel Halevi (Rabia), in rheinischen Städten lebend, Moses ben Jakob aus Coucy (um 1236 in Spanien), Verfasser des »Sefer mizwot gadol« (S'mag), und Elieser aus Tuch. Exegetische Arbeiten liefern neben Samuel ben Meir: Tobia ben Elieser, Joseph Bechor Schorr, Chiskia ben Manoach (1260), Isak Halevi u. a.; populärer Ethik und zum Teil auch der Kabbala huldigen Juda der Fromme (um 1200), der im »Sefer chasidim« treffliche Sittenlehren aufgestellt hat; Eleasar ben Juda (Rokeach) aus Worms, Moses ben Chisdai aus Tachau, der Fabeldichter Berachja ha-Nakdan in Burgund; der Polemik dienen Natan Offizial und der Verfasser des »alten Nizzachon« aus dem 13. Jahrh.

Durch die Verfolgung der Juden u. ihres Schrifttums (1242 verbrannte man 24 Wagen voll Talmudexemplare in Paris) ward die litterarische Thätigkeit in Frankreich nicht ganz unterdrückt. Isak aus Corbeil (gest. 1280), Perez ben Elia (gest. 1300), Simson aus Chinon (1300) und Isak de Latas (um 1390) in der Provence sind Gelehrte von einiger Bedeutung. Fruchtreicher als in Frankreich entfaltete sich trotz Verfolgung und politischen Druckes die j. L. in Deutschland. An der großen Rabbinerversammlung in Mainz (1223), welche das Gemeinde- und Steuerwesen regelte, nahmen ausgezeichnete Gelehrte teil, die aber alle an Gelehrsamkeit und Ansehen Meir von Rothenburg a. T. überragte. Tausende von Rechtsgutachten, ein Spiegel der Lebens- und Rechtsverhältnisse seiner Zeit, verkünden noch heute seine Bedeutung. Er war Schüler Samuels aus Falaise und Isaks ben Moses aus Wien, Verfasser des »Or sarua« und Zeitgenosse Abigdor Hakohens in Wien, Chajim Paltiels in Erfurt oder Magdeburg u. v. a. Seine Jünger Ascher ben Jechiel (s. S. 655), Mordechai ben Hillel, dessen Talmudkompendium als »Mordechai« bekannt ist, Meir Hakohen und Simson ben Zadok wirkten in der von ihm erschlossenen Richtung. Gutachtensammlungen, Zusammenstellungen von Ritualien, Erbauungsbücher, synagogale Gedichte sind die letzten schwachen Ausläufer dieses Zeitraums. Aus der Reihe der zahlreichen rabbinischen Autoritäten nennen wir nur Liepmann aus Mülhausen, Verfasser des »Nizzachon«. Ein großer Teil der mittelalterlichen jüdischen Litteratur liegt noch ungedruckt in den Bibliotheken zu Rom, Florenz, Parma, Turin, Paris, London, Cambridge, Oxford, Leiden, Wien, Berlin, München, Hamburg u. a. O.

Fünfter Abschnitt (16.—18. Jahrhundert).

Der fünfte Zeitraum, das 16., 17. u. 18. Jahrh. umfassend, gibt ein trübes Bild des Verfalls geistiger Thätigkeit; man zehrt von den litterarischen Schätzen der Vergangenheit, die man mit Hilfe der Buchdruckerkunst zu erhalten und zu verbreiten eifrig bestrebt ist. Der Drang zum Studium ward unterstützt durch die Kunst Gutenbergs; aber zu schwach, die Erbschaft Spaniens anzutreten, genügt ihm die Nachlese auf dem Gebiete des Talmud und der Kabbala. Im türkischen Reich, wo früh schon in Konstantinopel, Saloniki und Adrianopel hebräische Druckereien entstehen, wirken am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Moses Kapsali (1480), der Mathematiker und Exeget Mordechai Komtino, Elia Misrachi (1520), Samuel Serillo, der Kabbalist Meir ibn Gabbai, der Verfasser einer Predigtsammlung, Moses Almosnino, Juda ibn Verga, dem die Anlage des die Verfolgungen der Juden schildernden Werkes »Schebet Jehuda« zugeschrieben wird, des letztern Sohn Salomo, der Fortsetzer, und Enkel Joseph, der Vollender erwähnter Leidensgeschichte. Die bedeutendsten talmudischen Autoritäten des 16. Jahrh. sind: Joseph Karo in Palästina, Verfasser eines Kommentars »Beth Joseph« zu dem Rechtskompendium des Jakob ben Ascher: »Arba Turim« und daraus eines zu allgemeiner Geltung gekommenen Kodex unter dem Titel »Schulchan arach« (s. d.), Jakob ibn Chabib (Zusammensteller des »En Jacob«), Salomo und Joseph Taitazak, Meir Arama in Saloniki, Benjamin ben Matitja in Arta, Bezalel Aschkenasi (Verfasser von »Schitta mekubbezet«) und Jakob Castro in Ägypten; des 17. Jahrh. Joseph ibn Esra in Saloniki, Joseph und David Pardo, später in Amsterdam, Abraham di Boton, David ibn Schoschan, Mordechai Kalai, David Conforte (gest. 1680 in Ägypten), Salomo Algasi und Chajim Benveniste in Smyrna und Samuel Laniado in Aleppo. — In Jerusalem wirkte seit 1488 der geschätzte Mischnah-Erklärer Obadja Bertinoro; in Safet waren

Digitized by Google

thätig: Jakob Berab, der Erklärer des jerusalemischen Talmud Salomo Serillo, Moses ben Joseph Trani, die Kabbalisten Salomo Alkabez, Dichter des Sabbatliedes »Lecho dodi«, Moses Alscheich, Moses Cordovero, ferner Moses Galante, der Italiener Menachem di Lonsano, der frühere Frankfurter Rabbiner Jesaias Halevi Hurwitz (gest. 1626), Verfasser des »Sch'loh«, einer eigenartigen Encyklopädie des jüdischen religiösen Wissens. Der Kabbala schuf Isak Luria (gest. 1572) zahlreiche Anhänger und ebnete dadurch Sabbatai Z'wi (s. d.) indirekt die Wege. In Palästina treffen wir im 17. Jahrh. Hiskia de Silva aus Livorno (Verfasser des »Pri chadasch«), Jakob Chagis aus Italien (gest. 1674) und im 18. Jahrh. den verdienstvollen Litterarhistoriker David Asulai (gest. 1807), Verfasser bibliographischer Werke. Isak Abravanel wirkte von 1493 an in Neapel mit gleichstrebenden Söhnen (s. Abravanel). Elia Levita (s. d.), Grammatiker und Lexikograph, vermittelte den Christen hebräische Sprachkunde, Abraham de Balmes (gest. 1523) verfaßte eine hebräische Grammatik und übersetzte arabisch geschriebene philosophische Werke, der Arzt Obadja Sforno (gest. 1550), Lehrer Reuchlins, erklärte die Bibel, und David Vital schrieb über Religionsgesetze. Die hebräische Typographie fand zahlreiche Pflegstätten. In Venedig, wo seit 1516 Daniel Bomberg aus Antwerpen mit enormen Kosten die rabbinischen Bibeln und den Talmud druckte, in Cremona, Fano, Ferrara, Genua, Livorno, Padua, Rimini, Riva di Trento, Rom, Sabionetta, Verona waren gut geleitete Druckereien. Bald aber zertrat der Fanatismus diese Blüte, zündete wie für die Juden, so auch für deren Litteratur den Scheiterhaufen an und unterdrückte die freie Meinungsäußerung durch die Zensur. Trotzdem zeigte Italien auch ferner emsige ernste Litteraten. Der aus Frankreich stammende Joseph Hakohen (1496—1575), Verfasser einer »Geschichte der fränkischen und ottomanischen Herrscher«, schilderte in seinem »Emek habacha« die Leiden des jüdischen Volkes; Samuel Usque in Ferrara (1551) schrieb »Consolaçâo as tribulaçoens de Israel«; Asarja de Rossi (1511—78) lieferte im »Meor enajim« Beiträge zur Philosophie, Exegese, Chronologie und Archäologie. Weniger bedeutend waren Gedalja ibn Jachja, der Autor des »Schalschelet Hakkabala«, der Lexikograph David de Pomis, Abraham Portaleone (geb. 1542 zu Mantua), Doktor der Philosophie und der Medizin, welcher ein Werk über jüdische Altertümer hinterließ. Um 1660 hatte Italien zwei jüdische Dichterinnen, Debora Ascarelli und Sara Copia Sullam. Schriftsteller des 17. und 18. Jahrh. sind: Juda Arje Modena (1571—1648, hebräisch-italienisches Lexikon, Mnemotechnik, Schriften gegen Talmud und Kabbala u. a.), Simcha Luzzato (»Discorso circa il stato degli Ebrei«), Joseph Salomo del Medigo aus Kandia (geb. 1591), welcher Mathematik und Kabbala bearbeitete, der Massoret Salomo Norzi (»Minchat Schai«), Immanuel Aboab in Venedig (um 1625; »Nomologia« über die Tradition), Samuel Aboab (1610—94), dessen Sohn Jakob, der archäologische und naturwissenschaftliche Studien trieb, der Dichter Moses Chajim Luzzato (gest. 1747 in Palästina), Menachem Asarja di Fano (gest. 1620), Moses Sakut, der Prediger Asarja Figo, Malachi Kohen, Isak Lamperonti, Arzt und Rabbiner in Ferrara (1679—1756), dessen »Pachad Jizchak« ein vortreffliches talmudisches Realwörterbuch ist. — Repräsentanten des in Polen wieder zur Blüte gebrachten Talmudstudiums schätzen wir in Salomo Lurja (Maharschal, gest. 1573), Moses Isserles (Remo), Samuel Edels (Meharscha, gest. 1631), Joel Jafa (Sirks, gest. 1639), David Halevi (»Ture Sahab«), Sabbatai Kohen, in dem aus Polen stammenden Rabbiner zu Frankfurt a. M. Jakob Josua (gest. 1726, »Pne joschia«), Moses Ribkes (»Beer hagola«), Abraham Gumbinner (gest. 1642, »Magen Abraham«), Jechiel Heilprin (gest. um 1730, »Seder hadorat«, eine Art Gelehrtenlexikon) und in Elia Wilna (1720—97).

In Holland, das seit Ende des 16. Jahrh. den eingewanderten Juden volle Freiheit gewährte, fand die j. L. bald in blühenden Gemeinden, besonders in Amsterdam, wo seit 1618 als Oberrabbiner der Prediger Saul Levi Morteira wirkte, emsige Pflege und Förderung durch ausgezeichnete Druckereien. Ärzte, Dichter, Prediger, Philosophen, Grammatiker, Mathematiker wetteifern miteinander. Aus ihrer Mitte ragt der für Glauben und Glaubensgenossen überaus thätige Menasse ben Israel (s. d.) hervor. Spinozas und Uriel Acostas Verdienste würdigt die Geschichte der Philosophie, die der jüdischen Litteratur aber muß verzeichnen: Benjamin Mussafja (gest. 1675), Jakob Juda Leon Templo, den Lexikographen David Cohen de Lara, den Bibelerklärer und Übersetzer Jakob Abendana (1679—95), den Hebraisten Isak Abendana, die Dichter David Abenatar Melo, Isak Usiel, die Dichterin Isabella Correa, Thomas de Pinedo, den Reisenden Pedro Teixeira u. a. Die Talmudautoritäten Isak Abendana di Brito und David Israel Athias (Mitte des 18. Jahrh.) sind die letzten Vertreter dieses Zeitraums.

In Böhmen und zwar in Prag wirkten die Talmudisten Jakob Pollack (gest. 1530), Mordechai Jafe (gest. 1612), Löwe ben Bezalel, der hohe Rabbi Löb genannt (gest. 1609), und vorzüglich der Verfasser einer Chronik: »Zemach David«, und eines geographisch-astronomischen Werkes, David Gans (geb. 1541 zu Lippstadt, gest. 1613 in Prag), ferner als Prager Rabbiner der bereits erwähnte Jesaias Hurwitz, Salomo Ephraim Lentschütz (um 1620), Abraham Broda, David Oppenheimer aus Worms (gest. 1736), Besitzer der bedeutendsten hebräischen Bibliothek, welche heute den Hauptbestandteil der Bodleiana zu Oxford ausmacht, Ezechiel Landau (1713—93). In Wien wirkte Jomtob Lipman Heller (1579—1654), Verfasser eines vorzüglichen Kommentars zur Mischna: »Tosfot Jomtob«.

Aus Deutschland sind noch merkenswert: Jair Chajim Bacharach (von 1628—1701) in Worms, Raphael Levi in Hannover, der Grammatiker Salomo Hanau (gest. 1776) in Hannover, die Rabbiner der Drei-Gemeinden Altona-Wandsbeck-Hamburg Ezechiel Katzenellenbogen (1710—48), Jonathan Eybeschütz, den Jakob Emden in Altona, einst Rabbiner in Emden, des Sabbataismus (s. Sabbatai Z'wi) beschuldigte und ihn zu jahrelangem litterarischen Streit zwang, Raphael Kohen (gest. 1803), Großvater Gabriel Riessers, u. a.; die Gelehrtenfamilie Hurwitz zu Frankfurt a. M., Jakob Berlin, Rabbiner in Fürth, Joseph Steinhardt, Rabbiner ebendort, David Fränkel, Rabbiner in Dessau und Berlin (1708—62), der Lehrer M. Mendelssohns und Erklärer des jerusalemischen Talmud (»Korban eda«). Hebräische Druckereien bestanden in Frankfurt a. M., Hanau, Offenbach, Rödelheim, Homburg v. d. H., Wilmersdorf, Sulzbach, Dessau, Jeßnitz, später in Berlin, in Dyhernfurt u. a. O. — Im Dienste der hebräischen

Digitized

Sprachwissenschaft wie der Polemik fand vom 16. bis Mitte des 18. Jahrh. die j. L. an christlichen Gelehrten eifrige Forscher, wie schon früher einzelne Christen das Schrifttum der Juden mit Vorliebe gepflegt hatten, z. B. Reuchlin (1455—1522), so an Sebastian Münster (1489—1522), Mercier in Paris (gest. 1570), Drusius in Cambridge (gest. 1616), an dem Spanier Montanus (gest. 1589), dem Übersetzer der Reisen Benjamins de Tudela, an dem Erzbischof Genebrard (gest. 1597), an Prof. Christmann (gest. 1613), vor allen aber an den beiden Buxtorf (s. d.), an Pococke (1604—91), Surenhusius (gest. 1698), dem Übersetzer der Mischna, Trigland (gest. 1705), der sich vorwiegend karäischen Studien widmete, Schudt (gest. 1722), Verfasser der »Jüdischen Merkwürdigkeiten«, an Wagenseil (1633—1708), Selden, an dem talentvollen Bibliographen Joh. Christ. Wolf (1683—1739), Verfasser der »Bibliotheca hebraea« (1715—33, 4 Bde.), Jo. B. de Rossi in Parma, dem wir bedeutende Arbeiten verdanken, Vitringa (gest. 1722), Carpzov (gest. 1767) u. a.

Sechster Abschnitt (bis zur Gegenwart).

Mit dem sich allmählich vollziehenden Eintritt der Juden in das politische und geistige Leben der europäischen Völker beginnt der sechste Zeitraum der jüdischen Litteratur, der bis zur Gegenwart reicht. Die geistige Bewegung ging von Deutschland aus und fand hier ihre Hauptvertreter. Moses Mendelssohn (s. d.) hat durch seine klassische Übertragung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen den Juden die Kenntnis der deutschen Sprache, deutsche Bildung und Litteratur vermittelt und zum Anbau und zur Pflege der Poesie, der Sprachen und der Sprachkunde, Kritik, Pädagogik, jüdischen Geschichte und Litteratur, zur Übersetzung der hebräischen Schriften in die modernen Sprachen den ersten Anstoß gegeben. Was aber Juden, die seit jener Zeit am öffentlichen Leben wie an der geistigen Bewegung der Menschheit teilgenommen haben, in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, besonders in der Medizin und Mathematik, in der schönen Litteratur, in der Tonkunst geleistet haben und noch leisten, gehört nicht mehr der jüdischen, sondern der allgemeinen Litteratur an. In der jüdischen Litteratur aber waren Werke aus allen Gebieten des Wissens und eine anhaltende Polemik, meist in hebräischer, deutscher u. französischer Sprache, die Resultate der bürgerlichen und geistigen Fortschritte der europäischen Juden, während im russischen Polen zugleich eine neue Mystik sich ausbreitete. Viele ältere jüdische Werke wurden in Italien und den slawischen Ländern, in welchen man sich der neuhebräischen Sprache als eines Schlüssels zur Schatzkammer der europäischen Wissenschaft, der Dichtkunst und Belletristik bediente (s. Hebräische Sprache, S. 500), herausgegeben. Den Gesetzlehrern Ezechiel Landau, Maleachi Cohn und Jesaja Berlin, welchen später gleichgelehrte Talmudisten, wie Jakob Lissa, Akiba Eger, Moses Sofer, Isak Bernays, folgen, reihen sich die Zeitgenossen Mendelssohns, die teilweise seine Schüler waren, die Erklärer (Biuristen) der Mendelssohnschen Bibelübersetzung u. a. bis zu W. Heidenheim an. Eine wissenschaftliche Erkenntnis der jüdischen Litteratur und Geschichte begründeten L. Zunz (s. d.) und S. J. Rapoport, neben denen der scharfsinnige Kritiker N. Krochmal zu nennen ist. Sie fanden in S. D. Luzzato in Padua (1800—65), J. S. Reggio (1784—1855), Michael Sachs (1808—1864), dem Bibliographen Benjakob (gest. 1865), Abraham Geiger (1810—73), A. Jellinek (1821—93), M. Steinschneider (geb. 1816), Zedner (1804—71), R. Kirchheim, S. Kämpf, J. H. Schorr, F. Lebrecht würdige Jünger. Für jüdische Geschichte waren thätig: Jost, L. Herzfeld, Selig und David Cassel, M. Wiener, H. Grätz, Kayserling, Wolf, Stern, Brann, Bäck; für Archäologie: Krochmal, Reggio, M. Sachs, Z. Frankel, M. A. Levy, Löw u. a.; für Religionsphilosophie und deren Geschichte: S. Munk, Adolphe Franck, Freudenthal, D. Kaufmann, Sam. Hirsch, Bernays, M. Joel, Güdemann; für Bibelübersetzung und -Erklärung sowie für Geschichte der Exegese: (unter Zunz' Redaktion) Arnheim, Sachs, Fürst, Kämpf und Grätz; Johlson, G. Salomon, S. Herxheimer, L. Philippson, Cohen, J. Fürst, S. R. Hirsch, Benamozegh, Rosin, J. S. Bloch, L. J. Mandelstamm, M. Friedländer (die Apokryphen übersetzten Gutmann, D. Cassel), Frankel, Perles, Rahmer (Vulgata), Kohn (samaritanische Übersetzung), A. Brüll (samaritanische Übersetzung), Kohut (über die persische Übersetzung); für Bibliographie: Steinschneider, Zedner, Benjakob, Neubauer, Roest, Schiller-Szinessy; für jüdische Litteraturgeschichte im allgemeinen: Bacher, A. Berliner, Carmoly, D. Cassel, Derenbourg, Dukes, D. Hoffmann, Leop. Löw, M. C. Mortara, Jakob Reifmann; für Homiletik, als Prediger: Salomon, Kley, Mannheimer, Philippson, Sachs, Holdheim, A. A. Wolff, Leop. Stein, Jellinek, David Einhorn, Adolf Schwarz u. a., für Massora: Baer, Frensdorff; für Kenntnis des Midrasch und Talmuds: Jakob Brüll, M. Friedmann, J. H. Weis, Kohut, Levy, M. Lattes, S. B. Bamberger, Bergel, M. Bloch, Duschak, Fassel, J. Hamburger, H. Hirschfeld, R. N. und J. M. Rabbinowicz, M. Schwab u. a.; für Numismatik: M. A. Levy, Zuckermann; für Kalenderwesen: Levysohn, Schwarz, Zuckermann; für Pädagogik: Jakob Auerbach, Büdinger, Herxheimer; für synagogale Musik und Gesang: Sulzer, Lewandowsky u. a.; für Herausgabe älterer Werke der jüdischen Litteratur: Buber, Goldberg, Halberstam u. a.; für künstlerische Bearbeitung des jüdischen Lebens die Novellisten Berth. Auerbach, L. A. Frankl, L. Kompert, A. Bernstein, S. Kohn, S. Mosenthal, Sacher-Masoch, K. E. Franzos und als Maler der geniale Darsteller des altjüdischen Familienlebens, M. Oppenheim (gest. 1882), u. a.

[Zeitschriften, Vereine ꝛc.] Viel Beachtenswertes erschien in den jüdischen Zeitschriften. Der hebräischen Zeitschrift »Meassef« (1783—1811, mit Unterbrechungen) aus der Mendelssohnschen Zeit, der 1823 unter Redaktion Zunz' herausgegebenen »Zeitschrift des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden« (nur ein Jahrgang) folgten später: »Sulamith« von Fränkel (1804 ff.), »Jedidja«, »Zionswächter«, »Der Jude« von Gabriel Riesser in deutscher, die »Bikkure haittim« (1820—31), »Kerem chemed« (1833—43, 1854—56), »Kochbe jizchak«, »Ozar nechmad«, Kobacks »Jeschurun«, »Hamagid« (seit 1856), »Ha-ibri« (seit 1864), »Ha-zefira« (seit 1872), »Ha-mebasser«, »Ha-karmel«, »Hameliz«, »Ha-Lebanon«, »Chabazelet«, »He-chaluz« von Schorr u. v. a. in hebräischer Sprache. Josts »Israelitische Annalen« (Frankf. 1840—42), Fürsts »Orient« (Leipz. 1840—52), Philippsons »Zeitung des Judentums« (das., seit 1837), Löws »Ben chananja« (Szegedin), Szántos »Neuzeit« (Wien), Lehmanns »Israelit« (Mainz), Rahmers »Israelitische Wochenschrift« (Magdeb., seit 1870), »Die jüdische

Digitized by Google

Presse« (Berl.) widmen auch dem Litterarischen ihre Aufmerksamkeit. Der jüdischen Wissenschaft ausschließlich dienen ferner: Geigers »Wissenschaftliche Zeitschrift« (1835—43) und »Jüdische Zeitschrift« (Bresl. 1862—72), Steinschneiders »Hebräische Bibliographie« (Berl. 1858 ff.), Frankels »Zeitschrift für die religiösen Interessen ꝛc.« (das. 1844—46) und dessen später von Grätz, jetzt von Brann und Kaufmann herausgegebene »Monatsschrift« (Bresl. 1851 ff.) sowie das »Jüdische Litteraturblatt« von Rahmer, das »Magazin für jüdische Geschichte und Litteratur« von Berliner (Berl. 1874 ff.), die »Jahrbücher für die Geschichte und Litteratur des Judentums« von Nehem. Brüll (Frankf. a. M. 1874 ff.), die »Populär-wissenschaftlichen Monatsblätter zur Belehrung über das Judentum« von Ad. Brüll (das. 1881 ff.), die hebräische Monatsschrift »Bet talmud« für rabbinische Litteratur und Geschichte von Weis und Friedmann (Wien 1881 ff.), die »Revue des études juives« in Paris, die »Jewish Quarterly Review« in London u. v. a.

Außerdem wirken Vereine für Herausgabe alter Litteraturwerke, Erforschung der Vergangenheit und Hebung ihrer Geistesschätze, und zur Belebung des Interesses für das Judentum und seine Aufgaben sind seit 1892 in fast allen größern jüdischen Gemeinden Deutschlands populäre »Vereine für jüdische Geschichte und Litteratur« geschaffen. Pflanzstätten eröffneten sich der jüdischen Litteratur in den Seminaren zur Ausbildung von Rabbinern (s. Rabbiner). Auch in nichtjüdischen Kreisen ist in neuester Zeit die j. L. mehr gewürdigt worden, was die Publikationen christlicher Gelehrten (wie die von Delitzsch, Rénan, Wünsche, Siegfried, Schleiden, Nöldeke, P. de Lagarde, Fleischer u. a.) beweisen. Die bedeutenden Sammlungen hebräischer Bücher, welche der Rabbiner David Oppenheim (s. oben) in Prag und der Hamburger Kaufmann H. Michael (gest. 1846) zusammengebracht hatten, befinden sich jetzt zu Oxford. Der Katalog der Oxforder Druckwerke ist von Steinschneider, der Katalog der dortigen Handschriften von Neubauer herausgegeben. Auch Paris, Parma, Rom, London, Cambridge, Leiden, München, Berlin, Hamburg u. a. O. besitzen reiche Schätze rabbinischer Bücher, die bereits wissenschaftlich katalogisiert sind. Die erste vollständige Übersicht über die Geschichte der jüdischen Litteratur gibt Steinschneider in Ersch und Grubers Encyklopädie, Bd. 27 (Leipz. 1850), die auch ins Englische (»History of Jewish literature«, Lond. 1858; Index der Autoren, Frankf. a. M. 1893) übersetzt wurde. Vgl. außer den Schriften von Zunz (s. d.) und Grätz (s. d.) besonders: D. Cassel, Geschichte der jüdischen Litteratur (Berl. 1872—73, die biblische Litteratur enthaltend), und dessen Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Litteratur (Leipz. 1879); Karpeles, Geschichte der jüdischen Litteratur (Berl. 1886); Winter u. Wünsche, Die j. L. seit Abschluß des Kanon (Trier 1891 ff., 3 Bde.). Kurze Berichte über die neueste j. L. enthält auch der »Theologische Jahresbericht« (hrsg. von Holtzmann, Braunschw.).

Jüdische Religion, soviel wie Judentum.

Judith, 1) jüd. Heldin, Witwe eines gewissen Manasse in Bethulia, rettete ihre von Holofernes, dem Feldherrn des Königs Nebukadnezar, belagerte (sonst unbekannte) Vaterstadt, indem sie ins feindliche Lager ging, den Feldherrn durch ihre Schönheit bethörte und ihm, als er trunken gemacht u. eingeschlafen war, mit seinem eignen Schwert den Kopf abhieb, worauf die Einwohner das feindliche Heer in die Flucht schlugen. Diese Begebenheit macht den Inhalt des apokryphischen Buches J. aus, fraglos einer Fiktion mit teils politisch-nationalem, teils moralisch-asketischem Zweck. Bezüglich der Abfassungszeit des Buches J. schwanken die Kritiker zwischen der Makkabäischen Zeit und der Zeit des zweiten jüdischen Krieges unter Hadrian. Vgl. Fritzsche, Das Buch J. (Leipz. 1853); Volkmar, Einleitung in die Apokryphen (Tübing. 1863). Die That der J. ist oft zum Gegenstand künstlerischer Darstellung gemacht worden, z. B. Erzgruppe von Donatello in der Loggia dei Lanzi zu Florenz; Bilder von Luk. Cranach, C. Allori, Horace Vernet, Riedel ꝛc.; auch dichterisch, besonders in dramatischer Form, wurde sie häufig behandelt, z. B. von Hans Sachs (1551), Martin Opitz (1635), Friedr. Hebbel (1840) u. a.

2) Gemahlin Kaiser Ludwigs des Frommen, Tochter des bayrischen Grafen Welf, ward 819, vier Monate nach dem Tode von Ludwigs erster Gemahlin, Irmengard, mit dem Kaiser vermählt und gebar ihm 823 Karl den Kahlen. Schön und gebildet, erlangte sie bald eine völlige Herrschaft über ihren Gemahl und erregte dadurch den Neid und den Argwohn ihrer Stiefsöhne, welche sie des Ehebruchs mit ihrem Günstling, dem Markgrafen Bernhard von Barcelona, beschuldigten und den Kaiser 830 zwangen, J. in ein Kloster zu schicken. Bald wieder befreit, rief sie durch ihren Übermut und die parteiische Bevorzugung ihres Sohnes Karl 832 einen neuen Aufstand der Söhne hervor und wurde nach dem Verrat der letztern auf dem Lügenfeld bei Thann im Elsaß 833 nach Tortona in Italien in Gewahrsam gebracht, von wo sie 834 nach ihres Gemahls Wiedereinsetzung nach Aachen zurückkehrte. Durch vorsichtige Mäßigung behauptete sie sich nun auf dem Thron und starb drei Jahre nach Ludwig dem Frommen, 19. April 843, in Tours.

3) Tochter des Herzogs Arnulf von Bayern, eine Frau von seltener Schönheit und großem Verstand, wurde 937 mit Ottos I. Bruder Heinrich vermählt, der 948 auch Bayern erhielt, und führte nach ihres Gemahls Tod 955 für ihren unmündigen Sohn Heinrich den Zänker die vormundschaftliche Regierung mit solchem Geschick, daß sie dem Herzogtum eine mächtige und einflußreiche Stellung verschaffte. Als die Empörung ihres Sohnes Heinrich gegen Kaiser Otto II. 974 mißlang, nahm sie den Schleier im Marienkloster zu Regensburg, wo sie starb. Die Herzogin Hadwig von Schwaben, die Freundin Ekkehards, war ihre Tochter.

Judiz (lat. Judicium), Urteil, Urteilsvermögen; Urteilsspruch, Gericht; judizial, gerichtlich; judiziär, auf das Gericht bezüglich, von der Beurteilung abhängig; judizieren, urteilen, aburteilen; judiziös, urteilsfähig, scharfsinnig, sinnreich.

Judiziälhypothek, s. Judikatshypothek.

Judsonpulver, Sprengstoff aus schwarzem Sprengpulver, welches wenig Nitroglycerin aufgesogen enthält, besitzt im Verhältnis zu letzterm eine bedeutende Sprengkraft.

Juel (spr. jūl), 1) Niels, dän. Seeheld, geb. 8. Mai 1629 in Christiania, gest. 8. April 1697, begab sich, nachdem er studiert hatte, nach Frankreich und Holland, um das Seewesen kennen zu lernen, kämpfte unter Tromp und de Ruyter gegen die Engländer und die Barbaresken, trat 1656 in den dänischen Marinedienst, zeichnete sich 1659—60 im Kriege gegen Schweden aus und errang namentlich 1. Juli 1677 den glänzenden Sieg in der Kjögebucht.

2) Jens, dän. Maler, geb. 1745 im Dorf Gam-

Digitized by Google

borg auf Fünen, gest. 1802 in Kopenhagen, ward Schüler Germans in Hamburg, dann der Akademie zu Kopenhagen, wo er, nachdem er noch sechs Jahre in Italien und der Schweiz zugebracht, Hofmaler, Mitglied, dann Professor und zuletzt Direktor der Akademie wurde. Er malte charakteristisch aufgefaßte und angenehm kolorierte Porträte, unter denen die halblebensgroßen Kniestücke Klopstocks und Christians VII. von Dänemark hervorzuheben sind, ferner zierliche Landschaften und Genrebilder.

Juf, Ort in Graubünden, s. Avers.

Juffeln, s. Wein.

Juften (russ., fälschlich Juchten), lohgares Leder, welches früher ausschließlich in Rußland dargestellt wurde und sich durch Stärke, Geschmeidigkeit, einen eigentümlichen Geruch, durch die Eigenschaft, von den Insekten nicht angegriffen zu werden und dem Wasser einen großen Widerstand zu bieten, auszeichnet. Man stellt es aus guten Häuten von jungem Rindvieh dar, welche enthaart, gereinigt, in einem Sauerbad geschwellt und mit Weiden- oder Pappelrinde gegerbt werden. Nach dem Gerben legt man die Häute, um sie geschmeidiger zu machen, zwei Tage in einen Brei aus Roggenmehl, Salz und lauem Wasser, wäscht sie dann und trocknet. Die besten Häute werden zu weißem J. bestimmt und nur noch auf der Narbenseite mit Birkenteeröl (Juchtenöl) oder Seehundsthran eingerieben und dann getrocknet, die übrigen werden rot oder schwarz gefärbt und dann ebenfalls eingefettet. Teerleder erhält doppelt so viel Fett wie der übrige J. Nach dem Trocknen wird das Leder gewalkt, gefalzt, gekrispelt und auf der Narbenseite nochmals mit Seehundsthran und Talg eingerieben. Je nach der Verwendung wird das J. schließlich geglättet oder chagriniert. Das weiße Leder dient zu Armeezwecken, rotes namentlich zu Portefeuillearbeiten, schwarzes zu Pferdegeschirren und Schuhwerk. Den Geruch verdankt das J. dem Birkenteeröl. Stiefel aus J. müssen fleißig mit Thran bestrichen werden. Das beste J. kommt aus der Gegend von Nowgorod und aus Südrußland, aber auch außerhalb Rußlands wird die Ware aus Rinder- und Roßhäuten in vortrefflicher Qualität hergestellt, und häufig wird gewöhnliches rotes Leder parfümiert, so daß es wie J. riecht.

Jug, Fluß im russ. Gouv. Wologda, entspringt in einem sumpfigen Wald im Kreis Nikolsk, fließt in nördlicher Richtung und vereinigt sich bei Welikij Ustjug mit der Suchona zur Dwina (s. d.). Es ist ein reißender Strom von sehr geschlängeltem Lauf in einem verwilderten Bett, 463 km lang und bis 160 m breit. Die Schiffahrt auf ihm ist unbedeutend.

Juga (sanskrit.), soviel wie Weltalter, deren im Brahmanismus ähnlich wie bei den alten Griechen und Römern vier angenommen werden: Kritajuga, das Zeitalter, in welchem die Gerechtigkeit herrschte und alle Pflichten treulich erfüllt wurden; Tretâjuga, in welchem die Gerechtigkeit um ein Viertel abnahm und die Opfer begannen; Dvâparajuga, in welchem von der ursprünglichen Gerechtigkeit nur noch die Hälfte übrig war und das mit Andachtsübungen und Opferzeremonien beschäftigte Volk sehr leidenschaftlich wurde, und Kalijuga, das jetzige Zeitalter, in welchem die Gerechtigkeit sich immer mehr mindert, die Vorschriften der Wedas nicht mehr befolgt werden und Sünden, Unglücksfälle etc. überhandnehmen. Vgl. Roth, Über den Mythus von den fünf Menschengeschlechtern bei Hesiod (Tübing. 1860).

Juge (franz., spr. schüsch), Richter; J. de paix, Friedensrichter; J. consulaire (früher: J. et consul), Handelsrichter, Mitglied eines Handelsgerichts.

Jugend, s. Alter.

Jugendhorte, s. Kinderhorte.

Jugendliche Verbrecher. Die Gesetzgebung unsrer Tage ist, im Gegensatz zu dem französischen Recht (dem Preußen 1851 und Bayern 1861 folgten), überwiegend zu dem gemeinrechtlichen Grundsatze zurückgekehrt, nach welchem in Beziehung auf die Strafmündigkeit drei Altersstufen unterschieden werden: 1) die Stufe der unbedingten Strafunmündigkeit, 2) der bedingten, 3) der unbedingten Strafmündigkeit. Die erste dieser drei Stufen reicht nach deutschem Reichsrecht bis zum vollendeten 12. Lebensjahr. Jede strafrechtliche Verfolgung ist in diesem Lebensalter unbedingt ausgeschlossen (Strafgesetzbuch, § 55). Jedoch können nach Maßgabe der landesgesetzlichen Vorschriften die zur Besserung und Beaufsichtigung geeigneten Maßregeln getroffen, insbes. die Unterbringung in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt angeordnet werden, nachdem durch Beschluß der Vormundschaftsbehörde die Begehung der Handlung festgestellt und die Unterbringung für zulässig erklärt ist (Strafgesetznovelle vom 26. Febr. 1876). Dagegen bedarf es für die Stufe der bedingten Strafmündigkeit, die vom vollendeten 12. bis zum vollendeten 18. Lebensjahre reicht, in jedem Einzelfalle der Feststellung durch den erkennenden Richter, ob der Angeklagte bei Begehung der That die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht (das »Unterscheidungsvermögen« des preußischen, das »discernement« des französischen Rechts) besessen hat oder nicht. Wird die erforderliche Einsicht verneint, so ist der Angeklagte freizusprechen (Strafgesetzbuch, § 56). In dem Urteil ist zu bestimmen, ob der Freigesprochene seiner Familie überwiesen oder in eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt gebracht werden soll. In der Anstalt ist er so lange zu behalten, als die der Anstalt vorgesetzte Behörde solches für erforderlich erachtet, jedoch nicht über das vollendete 20. Lebensjahr (Strafgesetzbuch, § 56). Wird dagegen die erforderliche Einsicht bejaht, so tritt eine wesentliche Strafmilderung ein (Strafgesetzbuch, § 57). Statt Todesstrafe und lebenslänglichem Zuchthaus ist auf Gefängnis von 3—15 Jahren, statt lebenslänglicher Festungshaft auf solche von 3—15 Jahren zu erkennen; in allen übrigen Fällen ist die Strafe zwischen dem gesetzlichen Mindestbetrag der angedrohten Strafart und der Hälfte des Höchstbetrages der angedrohten Strafe zu bestimmen, an Stelle von Zuchthaus jedoch stets Gefängnisstrafe von gleicher Dauer zu verhängen; bei Vergehen und Übertretungen kann in besonders leichten Fällen auf Verweis erkannt werden; Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte überhaupt oder einzelner bürgerlicher Ehrenrechte sowie Zulässigkeit von Polizeiaufsicht ist nicht auszusprechen. Endlich ist die Freiheitsstrafe in besonderen, zur Verbüßung von Strafen jugendlicher Personen bestimmten Anstalten oder Räumen zu vollziehen.

Diese Bestimmungen des geltenden Rechts sind im Laufe der letzten Jahre, im Deutschen Reiche wie außerhalb, Gegenstand eingehender kritischer Betrachtung, insbes. im Schoße der internationalen kriminalistischen Vereinigung, gewesen. Den äußern Anlaß dazu gaben zunächst die Zahlen der Kriminalstatistik (s. d.). Während im Deutschen Reich 1882 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze 30,719 Jugendliche

Digitized by Google

verurteilt worden waren, stieg diese Zahl in den folgenden Jahren fast stetig bis auf 46,488 in 1892, um erst 1893 auf 43,742 herabzusinken. Bald einigte man sich auch über die Fehler des herrschenden Systems und über die zu ihrer Beseitigung vorzuschlagenden Änderungen. Die wichtigsten Punkte sind die folgenden: 1) die Altersgrenze der unbedingten Strafunmündigkeit ist vom 12. auf das 14. Jahr heraufzusetzen. Schulpflichtige Kinder gehören nicht auf die Anklagebank und in die Strafanstalten. 2) Innerhalb der Stufe der bedingten Strafmündigkeit darf das »Unterscheidungsvermögen« nicht länger den Ausschlag geben; nur wenn neben der geistigen auch die sittliche Reife, die Widerstandskraft gegenüber den Antrieben zum Verbrechen erlangt ist, kann Strafmündigkeit angenommen und Strafe verhängt werden. 3) Die Zwangserziehung, sei es in Erziehungs- und Besserungsanstalten (s. Rettungsanstalten), sei es in einer geeigneten Familie, ist von Reichs wegen zu regeln. 4) Die Zwangserziehung ist auszudehnen auf die Fälle sittlicher Verwahrlosung, auch wenn diese sich noch nicht in der Begehung einer strafbaren Handlung geäußert hat. Diese letzte Forderung ist in einer Reihe deutscher Einzelstaaten (so in Baden 1886 und Hessen 1887, aber nicht im preuß. Gesetz von 1878) bereits verwirklicht; aber auch sie bedarf reichsrechtlicher Anerkennung. Vgl. Aschrott, Die Behandlung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und Vorschläge zur Reform (Berl. 1892); Appelius, Die Behandlung jugendlicher Verbrecher u. verwahrloster Kinder (das. 1892); Verhandlungen der deutschen Landesgruppe der internationalen kriminalistischen Vereinigung 1893 (»Zeitschrift für die gesetzliche Strafrechtswissenschaft«, Bd. 13, S. 741); Lenz, Die Zwangserziehung in England (Stuttg. 1894); E. Löning im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften«, Bd. 6, S. 923.

Jugendschriften, Schriften, welche bestimmt sind, der Jugend zur anregenden Unterhaltung außerhalb des eigentlichen Unterrichts zu dienen. Da selbstverständlich auch die freie Lektüre der Jugend dem allgemeinen Gesichtspunkt der Erziehung untergeordnet sein muß, berührt sich die Jugendlitteratur nach der einen Seite hin mit derjenigen der Schul- und Lehrbücher. Das unterscheidende Merkmal liegt in der Bestimmung der J. für die Unterhaltung der Jugend in ihren Freistunden. Den Übergang zwischen beiden Arten bildet das zunächst Schulzwecken dienende Lesebuch (s. d.). Mit der allgemeinen Nationallitteratur berührt sich anderseits diejenige der J. in dem Kreise der volkstümlichen Litteratur und namentlich der volkstümlichen Dichtung. Eine besondere Jugendlitteratur ist nur so weit berechtigt, wie die volkstümliche Nationallitteratur über den Gesichtskreis der Jugend hinausreicht. Dies ist aber der Fall; denn dieser seit Herder in seinem hohen Wert erkannte Teil des Schrifttums behandelt vielfach Lebensverhältnisse und Lebensfragen, die dem Verständnis des unmündigen Alters fern liegen oder doch ihm ohne sittliche Gefahr noch nicht vorgeführt werden können. Hieraus geht hervor, daß J. für die erwachsene Jugend, das Jünglings- und Jungfrauenalter, im allgemeinen keine Berechtigung mehr haben; denn diesem Alter geziemt schon die, wenn auch nur nach und nach sich ausbreitende Teilnahme an der Nationallitteratur. Wohl aber ist innerhalb der Jugendlitteratur eine gewisse Abstufung nach dem Alter und namentlich der Unterschied zwischen eigentlichen Kinderschriften (etwa bis zum 10. oder 11. Lebensjahr) und Schriften für die reifere Jugend berechtigt, weil durch die natürliche Stufenfolge der kindlichen Entwickelung bedingt, wenn auch dieser Unterschied stets ein fließender bleiben wird. In der folgenden gedrängten Übersicht der Geschichte und des gegenwärtigen Zustandes der Jugendlitteratur sind jedoch beide Arten zusammengefaßt.

Wenn auch der Begriff eines besondern Schrifttums für die Jugend vor Erfindung des Buchdrucks nicht wohl aufkommen konnte, so ist doch schon dem Altertum der Gedanke einer Aussonderung des für die Knabenjahre Geeigneten aus Dichtung und Göttersage nicht fremd gewesen. Namentlich findet er sich bei Platon im zweiten Buch vom »Staat« (Kap. 17, S. 377 ff.) ausführlich erörtert, wo der Philosoph damit die nicht einwandfreie Hoffnung verbindet, daß bei angemessener Auswahl und Gestaltung des unterhaltenden Stoffes die Kinder spielend alles Nötige lernen würden. Daß gewisse Zweige der Dichtung, wie z. B. die Äsopischen Fabeln, als vorzugsweises Eigentum der Jugend angesehen wurden, bezeugen vielfache Andeutungen alter Schriftsteller. Auch im Mittelalter gab es neben rein religiösen Katechismen Beispielsammlungen für die Jugend, die doch aber mehr als Vorrat und Fundgrube zum Gebrauch der Eltern, Lehrer und Paten als zur eignen Lektüre der Kinder berechnet waren. Diesen Standpunkt nimmt unter andern noch Luther ein, der sich der wundersamen Historien u. Märchen seiner Kinderjahre um kein Gold entschlagen wollte und für Fabel und Weltgeschichte im Interesse der Jugend thätigen Eifer bewies, auch selbst den rechten Ton für die Kinderwelt, wo es ihm darauf ankam, meisterhaft traf. Gegen Ende des Reformationsjahrhunderts ist der »Froschmeuseler« des Magdeburger Schulrektors G. Rollenhagen (1595) ausdrücklich der zu Weisheit und Regimenten (Staatsämtern) erzogenen Jugend zur anmutigen, aber sehr nützlichen Lehre gewidmet, allein doch wohl mehr für herangewachsene Schüler oder Studenten gemeint. Die Humanisten des 16. Jahrh. und die Jesuiten mit den Schulkomödien u. a. sowie die pädagogischen Realisten des 17. Jahrh. streifen den Begriff der J. öfters, besonders Comenius mit seinem berühmten »Orbis pictus« (1657), seinem »Schola ludus etc.«, seinen Schuldramen; aber bei ihnen hat sich die Scheidung der J. von den Schulbüchern noch nicht scharf vollzogen. Aus dem Ende des Jahrhunderts ist der Zittauer Rektor Chr. Weise (1642—1708) wegen seiner Schulkomödien wie wegen seiner »Überflüssigen, reifen und notwendigen Gedanken der grünenden Jugend« zu nennen. Den eigentlichen Anfang der modernen Jugendlitteratur bezeichnen aber zwei ausländische Werke: Fénelons »Télémaque« (1690, erschien 1717) und Daniel Defoes »Robinson Crusoe« (1719), die in ihrer Heimat überaus anregend wirkten und bald über die ganze gebildete Welt sich verbreiteten. Anerkanntes Vorbild für J. wurde Defoes »Robinson« namentlich durch Rousseaus Empfehlung (im »Émile«, 3. Buch). Aus diesen Anfängen entwickelte, wie in England und Frankreich, so auch in Deutschland, das »pädagogische Jahrhundert« eine reiche Litteratur für die Jugend. 1761 begründete Adelung in Leipzig ein Wochenblatt für Kinder. 1765 begann Ch. F. Weiße (1726—1804) seine fleißige Schriftstellerei für Kinder (besonders verbreitet waren das Wochenblatt »Kinderfreund«, Leipz. 1775—84, und »Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes«, das.

Digitized by Google

1784—92). Aber in Fluß kam die Bewegung erst in dem um Basedow sich sammelnden Kreis der Philanthropen. Von Basedows unmittelbaren Mitabeitern widmeten sich vorzugsweise J. H. Campe (1746—1818) und Ch. G. Salzmann (1744—1811) der Jugendschriftstellerei. Des erstem J. füllen eine Sammlung von 37 Bänden, die vom 17. Band an Reisebeschreibungen, in Bd. 36 und 37 die Lehrschriften: »Väterlicher Rat für meine Tochter« und »Theophron, der erfahrene Ratgeber der Jugend« enthalten. Unter allen Campeschen J. haben sich wohl nur »Robinson der Jüngere« (115. Aufl., Braunschw. 1890) und »Geschichte der Entdeckung Amerikas« (26. Aufl. 1881) bis heute in den Händen der Jugend erhalten. Auch Salzmanns »Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde« (Leipz. 1811, 4 Bde.) haben ihre Zeit längst gehabt. Vor 100 Jahren galten sie jedoch als bedeutende Erscheinungen und riefen eine Hochflut von mehr oder minder gelungenen Nachahmungen hervor. Während der Grundton dieser Schriften der sittlich ehrenwerte, aber nüchterne und oft kleinlich lehrhafte des damaligen Rationalismus ist, versuchte Herder (1744—1803) in seinen »Palmblättern« (mit Liebeskind, 1787—1800) der Jugendlitteratur ein edleres, mehr auf Phantasie und Gemüt wirkendes Gepräge zu geben. Noch stärker betonte die christliche Grundansicht in seinen J. der Erfurter Geistliche K. Fr. Lossius (1735—1817), dessen »Gumal und Lina«, die Geschichte einer Art Missionsstation unter den Heiden enthaltend, sich noch bis heute hier und da behauptet hat. Aus der folgenden Generation sind der protestantische Österreicher J. Glatz (1767—1831), die Preußen J. A. Ch. Löhr (1764—1823), F. Ph. Wilmsen (1770—1821) und der berühmte Gothaer Philolog Fr. Jacobs (1764—1847) hervorzuheben.

In eine neue, vorwiegend auf das religiöse Leben gerichtete Bahn lenkte die Jugendschriftstellerei Christoph v. Schmid (1768—1854), zuletzt Domherr in Augsburg, der liebens- und ehrwürdige Verfasser der »Ostereier« und noch etwa 60 andrer Erzählungen, dem auf protestantischer Seite die Theologen F. A. Krummacher (1768—1845), K. Stöber (gest. 1865), Chr. G. Barth (1799—1862) und G. H. v. Schubert (1780—1860) folgten. Bis an die Gegenwart und teilweise in diese reichen deren Epigonen G. Nieritz (1795—1876), Franz Hoffmann (1814—82), beide mehr durch Fruchtbarkeit und liebenswürdige Breite als durch Kraft und Frische ausgezeichnet, Fr. Wiedemann (1821—82), R. Baron (1809—90), Ottilie Wildermuth (1817—77), Thekla v. Gumpert (Frau v. Schober, geb. 1810), die Herausgeberin des »Töchteralbums« (seit 1855). Auch kann manches aus der volkstümlichen Erzählungslitteratur, wie die meisten Schriften von W. O. v. Horn (Örtel, 1798—1865), der mit Vorliebe geschichtliche Heldengestalten oder wichtige historische Thatsachen in gemeinfaßlicher Weise darstellt, ebensogut zur Jugendlitteratur gerechnet werden. Horn gehört darin zu einer andern Gruppe von Jugendschriftstellern, die der jungen Welt statt der eignen Dichtungen lieber altbewährte Stoffe aus Sage und Geschichte vorsetzen; so K. F. Becker (1777—1806) mit den noch heute verbreiteten »Erzählungen aus der alten Welt«; Gustav Schwab (1792—1850) mit den »Schönsten Sagen des klassischen Altertums«. Durch die Brüder Grimm, deren eigne berühmte Märchensammlung mehr für Mütter als für Kinder bestimmt ist, wurde die Aufmerksamkeit auch auf den deutschen Märchen- und Sagenschatz gelenkt und dieser durch Bechstein (1801—60), Simrock (1802—76), Osterwald (1820—87), Ferdinand Schmidt (1816—1890) u. a. für die deutsche Jugend flüssig gemacht. Besondere Anerkennung verdient es, daß neuerdings mit Vorliebe die Heldengestalten der vaterländischen Geschichte dem jungen Volk durch gute, auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellungen nahegebracht werden. Gewichtigen Bedenken unterliegt es, wenn entweder die Geschichte nach Scheffelscher und Freytagscher Art der Jugend in novellistischer Form nahegebracht wird, oder größere historische Romane von anerkanntem Wert, wie Grimmelshausens »Simplicius Simplicissimus«, Bulwers »Letzte Tage von Pompeji« oder Manzonis »Verlobte«, für junge Leser zugeschnitten werden, obgleich auch auf diese Weise manches treffliche Buch für jugendliche Leser entstanden ist (O. Höcker, F. Schmidt u. a.). Nimmt man zu dem allen, daß die Ausstattung der J., namentlich mit bildlichem Schmuck, sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich gehoben hat, und daß neben Sage und Geschichte auch Geographie (Reisebeschreibungen), Naturkunde (wie namentlich Grubes »Naturbilder«) 2c. nicht vernachlässigt werden, und beachtet man endlich, daß neben der Litteratur der J. auch ein erfreulicher Reichtum an Jugend- und Kinderliedern (s. d.) sich angesammelt hat, so muß man anerkennen, daß die deutsche Jugendlitteratur im ganzen ihrer Aufgabe erfreulich gerecht wird. Aus der gleichfalls bereits zu ansehnlichem Umfang angewachsenen kritischen Litteratur über die J. vgl. Merget, Geschichte der deutschen Jugendlitteratur (3. Aufl. von Berthold, Berl. 1882); Theden, Die deutsche Jugendlitteratur, kritisch und systematisch dargestellt (2. Aufl., Hamb. 1893); Fricke, Grundriß der Geschichte deutscher Jugendlitteratur (Mind. 1886); die regelmäßigen Berichte über Jugend- und Volksschriften im »Pädagogischen Jahresbericht«; Ellendt, Katalog für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten (3. Ausg., Halle 1886); Klöpper, Verzeichnis gediegener Unterhaltungslitteratur für die weibliche Jugend (Rost. 1878); Dreyer, Die Jugendlitteratur (Gotha 1888); Mitscher und Röstell, Die evangelische Volks- und Schülerbibliothek (Berl. 1892) sowie die Zeitschrift: »Jugendschriftenwarte« (von Ziegler, seit 1893, Berl.). Vom katholischen Gesichtspunkt aufgefaßt sind: Fischer, Die Großmacht der Jugend- und Volkslitteratur (2. Aufl., Wien 1877); Rolfus, Verzeichnis ausgewählter J. (Freib. 1892); Herold, Jugendlektüre und Schülerbibliothen (Münster 1891). Außerdem haben verschiedene Lehrervereine »Wegweiser« (Dresd. 1881 ff.), »Ratgeber« (Frankf. a. M. 1882 ff.), »Verzeichnisse« (Bresl., evangelisch und katholisch) und »Mitteilungen« (Aarau, bisher 19 Hefte) erscheinen lassen.

Jugendspiele. Das Spiel (s. d.), d. h. sinnvolle, aber nur zur Erheiterung und Unterhaltung, nicht zur Schaffung bleibender Güter bestimmte und dadurch von der Arbeit unterschiedene Thätigkeit, ist für gesunde Menschen unentbehrlich, so daß nur Art und Maß dieser Thätigkeit fraglich sein können. Besonders bedeutsam ist das Spiel für die unmündige Jugend, die eigentlicher Arbeit noch unfähig ist. Selbst die Erziehung zur Arbeit nimmt bei ihr mehr oder weniger die Gestalt des Spieles, einer an sich unfruchtbaren und wertlosen, nur für Entwickelung der Kraft und Geschicklichkeit dienlichen Übung an. Daher Erziehung und Spiel (paideia-paidia) bei den alten Griechen fast, Kinderschule und Spiel (ludus) bei den Römern geradezu mit demselben Worte bezeichnet wurden.

Digitized by Google

Dennoch ist der alte Gedanke (schon bei Platon), daß die Kinder am besten spielend lernen, nur zum Teil wahr und schon bei der Jugend Arbeit und Spiel trotz aller Verwandtschaft sehr wohl zu unterscheiden. Beide jedoch sind für die geistige Entwickelung der Kinder gleich wichtig und erheischen gleiche Aufmerksamkeit der Erzieher. Wenngleich im ganzen jene mehr der Schule (dem Lehrer), dieses dem Hause (Eltern) angehört, so darf doch diese Scheidung, soll nicht ungesunde Einseitigkeit oder bedenklicher Widerspruch in die Erziehung eindringen, keine schroffe sein. Namentlich die **Bewegungsspiele** der Jugend, die von den stillern **Geistes- und Gesellschaftsspielen** (Schach, Brettspiele, Rat- und Pfänderspiele, Schauspiele) sich deutlich abheben, hat auch die öffentliche Schulerziehung sorgsam zu beachten und, je nachdem, anzuregen oder zu überwachen. In Deutschland ist an diese Pflicht die öffentliche Schule nach einzelnen erfreulichen Vorgängen (wie in Braunschweig seit 1876) besonders erfolgreich durch den preußischen Kultusminister v. Goßler mittels Erlasses vom 27. Okt. 1882 gemahnt worden. Der infolge davon erwachende Wetteifer knüpfte sein Bemühen teils an die schon immer, obzwar meist im engen Rahmen des lehrplanmäßigen Unterrichts betriebenen Turnspiele, teils suchte er das naheliegende und weltberühmte englische Jugendspiel mutatis mutandis nach Deutschland zu verpflanzen, wie es dort an den Universitäten, den großen mit Alumnaten verbundenen Colleges (Eton, Rugby etc.) und den Day-schools der großen Städte (St. Pauls zu Hammersmith bei London u. a.) bevorzugte Pflege findet. Aus diesen beiden Strömungen sowie aus dem Übereifer der einen, welche die J. zum pflichtigen Bestandteile des Unterrichts (mindestens an höhern Schulen) machen möchten, und der Skeptik der andern bildet sich allmählich in Deutschland eine feste mittlere Tradition, für die besonders das thatkräftige Vorgehen der städtischen Schulen in Görlitz (Abgeordneter v. Schenckendorf, Gymnasialdirektor Eitner) und Braunschweig (Direktor Koch), die ermunternde Teilnahme zahlreicher städtischer und staatlicher Schulbehörden und der 40. Versammlung der Philologen und Schulmänner Deutschlands (Görlitz 1889) sowie die Gründung des **Deutschen Vereins für Jugend- und Volksspiele** (1891) und seines Zentralausschusses maßgebend geworden sind. In Görlitz, Braunschweig u. a. O. finden jährlich Kurse zur Ausbildung von Lehrern für Pflege der J. statt, die außerdem für die Volksschule (Knaben und Mädchen) in den durch die Verhältnisse bedingten Schranken die Lehrerseminare in Deutschland eifrig anstreben. Nach statistischer Erhebung des genannten Vereins war das Jugendspiel in engerm oder loserm Anschluß an den Schulbetrieb 1893 bereits in 543 deutschen Städten eingeführt. Vgl. **Mittenzwey**, Das Spiel im Freien (Leipz. 1884); Derselbe, Das Spiel im Zimmer (das. 1887); **Koch**, Wodurch sichern wir das Bestehen der Schulspiele? (das. 1887); **Lausch**, Spiele im Freien (5. Aufl. von Thurm, Wittenb. 1894); **W. Meyer**, Nationale Wettspiele (Hannov. 1888); **Raydt**, Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Englische Schulbilder in deutschem Rahmen (das. 1889); Derselbe, Die deutschen Städte u. das Jugendspiel (das. 1891); **Kohlrausch** und **Marten**, Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten (5. Aufl., das. 1895); **Kupfermann**, Turnunterricht und J. (Bresl. 1884); **Güßfeldt**, Erziehung der deutschen Jugend (Berl. 1890); **Eitner**, Die J. (8. Aufl., Leipz. 1893); **Lion** und **Wortmann**, Katechismus der Bewegungsspiele (das. 1891); **Zetter**, Die Bewegungsspiele (Wien 1893), sowie das »Jahrbuch für Jugend- und Volksspiele« (Leipz., seit 1891) und die »Zeitschrift für Turnen und Jugendspiel« (hrsg. von Schnell und Wickenhagen, das., seit 1892). Übrigens geht der deutschen Bewegung für die J. verwandtes Streben unter vielfacher Wechselwirkung auch in manchen andern Ländern zur Seite. Gedacht sei nur beispielsweise der musterhaft eingerichteten Spielgärten (speeltoins) in Amsterdam.

Jugendwehren, Versuche einer militärischen Ausbildung der Knaben und Jünglinge vor ihrem kriegsfähigen Alter, als deren Erfolge man sich verspricht, kriegerische Eigenschaften früher zu wecken, die Wehrfähigkeit zu einer wirklich allgemeinen zu machen und die volkswirtschaftlich unproduktivere Dienstzeit im stehenden Heer möglichst zu verkürzen. Wegen ihres besondern Wertes für Milizwehrverfassungen u. wegen ihrer Unterstützung durch demokratische, auf allgemeine Volksbewaffnung gerichtete Tendenzen haben sie besonders in der Schweiz Eingang gefunden als sogen. Kadettenkorps, welche nicht, wie unsre deutschen Kadettenanstalten, für die Ausbildung von Berufsoffizieren bestimmt sind. Doch finden sie sich auch dort nur in den größern Städten einiger deutschen Kantone, ohne gesetzlich in die Militärorganisation der Schweiz eingefügt zu sein, und ohne daß die neuern dortigen Verfügungen über die Vorbereitung des Wehrdienstes durch den Schulturnunterricht ihre allgemeinere Einführung erstrebten. Die infolge der Kriegserregung von 1859 auch in Süddeutschland, besonders in Württemberg, entstandenen J. haben sich gegenüber den ernstern Anforderungen der allgemeinen Wehrpflicht und der Einführung eines geregelten Schulturnunterrichts nicht viel über 1866 hinaus gehalten. Vgl. »Vier Preisschriften über die Vereinigung der militärischen Instruktion mit der Volkserziehung« (Bern 1863) und »Jugendwehr und Turnen«, herausgegeben vom Salzburger Turnverein (Salzb. 1876). Ähnliche, auf eine allgemeine militärische Jugenderziehung mit erheblicher Abkürzung der wirklichen Heeresdienstzeit gerichtete Pläne sind in Deutschland seit den Gneisenau-Scharnhorstschen Militärreformen der Befreiungskriege nicht selten infolge einzelner Kriege oder Kriegserwartungen aufgetaucht und werden neuerdings besonders von der sozialistischen Partei unterstützt, haben jedoch die pädagogisch wie militärisch gleich fest begründete Überzeugung nicht allgemein erschüttern können, daß der Jugenderziehung wohl die allgemein leibliche und geistige Vorbildung auch für den Wehrdienst zukomme, die besondern militärischen Eigenschaften und Fertigkeiten jedoch nirgends sicherer und rascher als in den geschlossenen militärischen Verbänden erworben werden. Von demselben Standpunkt aus sind auch die in einzelnen Städten aufgekommenen **Exerzierschulen** für Knaben zu beurteilen. Nach 1871 sind den J. ähnliche Einrichtungen, sogen. **Schülerbataillone**, in Paris und andern französischen Städten ins Leben gerufen worden, haben aber auch dort den großen auf sie gesetzten Hoffnungen nicht entsprochen. Vgl. **Stürenburg**, Wehrpflicht und Erziehung (Berl. 1879).

Jugenheim, Dorf in der hess. Provinz Starkenburg, Kreis Bensheim, an der Bergstraße, hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Stärkefabrikation und (1890) 1046 Einw. Dabei Schloß **Heiligenberg** in reizender Lage auf einem Randberge des Odenwaldes mit dem Mausoleum des Prinzen Alexander

Digitized by Google

von Hessen sowie die Kloster- und Burgruine Bickenbach. J. wird als Luftkurort stark besucht.

Júgerum (lat.), bei den alten Römern ein Morgen Landes, dessen genaues Maß 240 röm. Fuß in der Länge und 120 Fuß in der Breite = 28,800 röm. Quadratfuß = 2518,88 qm = 0,99 preuß. Morgen war. Als Einheit des Flächenmaßes zerfiel es in 2 acti quadrati (ein actus quadratus = 1259,44 qm), diese in je 4 climata, jedes clima (314,86 qm) in 36 decempedae quadratae (je 8,75 qm). 200 Jugera bildeten eine Centuria (= 50,377 Hektar). Als Übersetzung des griechischen Plethron bezeichnet J. ein Längenmaß von 100 griechischen oder 104 röm. Fuß. Weil man bei Ackervermessungen immer vom J. ausging, so nannte man die Verteilung der Äcker Jugeratio.

Juggurnaut (Dschagannath), s. Puri.

Juglandaceen (Walnußbaumgewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Juglandalen, früher zu den Terebinthineen gezählt, an Gerbstoff reiche Bäume mit wechselständigen, unpaarig gefiederten, nebenblattlosen Blättern, einhäusigen, kätzchenartigen oder ährigen Blütenständen und unvollständigen, blumenblattlosen Blüten. Die männlichen Blüten stehen hinter spiralig gestellten Deckblättern und bestehen aus vier oder weniger bisweilen ganz unterdrückten Perigonblättern und drei bis vielen Staubblättern; die weiblichen Blüten haben ähnliche Deckschuppen und eine dem Fruchtknoten angewachsene Blütenhülle und besitzen ein aus zwei verwachsenen Fruchtblättern gebildetes Ovarium mit unvollständigen Scheidewänden und einer einzigen, grundständigen Samenknospe. Die Ovarien entwickeln sich zu Steinfrüchten mit rindenartigem Epikarpium und hartem Endokarpium und enthalten bei der Reife einen gefurchten oder gelappten, ölreichen Samen. Die aus ca. 35 Arten bestehende Familie gehört der nördlichen gemäßigten Zone an und ist besonders in Nordamerika durch zahlreiche Arten vertreten. Die Gattungen: Juglans *L.* (Walnußbaum), Carya *Nutt* (Hickory), Pterocarya *Kunth* und Engelhardtia *Lesch.* waren auch in der Tertiärzeit durch mehrere, zum Teil noch gegenwärtig lebende Arten vertreten.

Juglandalen (lat.), Pflanzenordnung der Archichlamydeen im System Englers, Holzgewächse mit eingeschlechtigen Blüten, deren Blütenhülle fehlt oder hochblattartig entwickelt ist; das stets einfächerige, aus zwei oder einem Fruchtblatt gebildete Gynäceum enthält eine einzige, grundständige, selten wandständige Samenknospe. Die Ordnung umfaßt die (anderwärts zu den Amentaceen gestellten) Familien der Juglandaceen, Myrikaceen und Leitneriaceen.

Juglans *L.*, s. Walnußbaum.

Juglōn (Oxynaphtochinon) $C_{10}H_6O_3$ oder $C_6H_4.O_2.C_4H_2.OH$ findet sich in den grünen Walnußschalen, bildet gelb- oder braunrote Prismen, löst sich schwer in kaltem Alkohol und Äther, färbt die Haut gelbbraun, ist flüchtig mit Wasserdämpfen, erteilt denselben Geruch nach Nußschalen und erregt als Dampf Niesen und Husten. Es sublimiert teilweise unzersetzt, schmilzt bei 151° und wird durch heißes Wasser zersetzt; auch die purpurne Lösung in Alkalien ist sehr unbeständig.

Jugor Schar (Jugorsche Straße), Meerenge, die unter 69⅔° nördl. Br. und 60⅓° östl. L. v. Gr. zwischen dem russischen Festland und der Insel Waigatsch zum Karischen Meer (s. d.) führt. Sie ist 47 km lang, 3—16 km breit und 30—100 m tief. An ihrem Südufer liegt der Hafen Chabarowa.

Jugulār (lat.), die Kehle (jugulum) betreffend; venae jugulares, die Drosseladern (s. d.).

Juguláres, Kehlflosser, soviel wie Stachelflosser, s. Fische, S. 477.

Jugulation (lat.), Erdrosselung.

Jugum (lat., »Joch«), bei den Römern das an der Wagendeichsel befestigte hölzerne Doppeljoch, welches den Nacken der Zugtiere festzuhalten bestimmt war und zu diesem Zweck zwei Einbiegungen oder runde Ausschnitte hatte; dann ein Querbalken überhaupt, z. B. bei der Wage. Als größte Schmach galt es für ein besiegtes Heer, durch ein J. geschickt zu werden, welches durch zwei senkrecht in die Erde gesteckte und eine darübergelegte Lanze gebildet war.

Jugurtha, König von Numidien, natürlicher Sohn des Mastanabal, eines Sohnes des Königs Masinissa, erhielt durch die Gunst seines Oheims Micipsa dieselbe fürstliche Erziehung wie dessen eigne Kinder. Der reichbegabte Jüngling erregte jedoch durch frühzeitig hervortretende Herrschbegierde die Besorgnisse des Königs, und dieser suchte sich daher seiner dadurch zu entledigen, daß er ihn mit den von Scipio begehrten numidischen Hilfstruppen nach Numantia sandte. J. kehrte indessen aus diesem Kriege mit dem Rufe großer Tüchtigkeit und mit einem ausgezeichneten Lobe des römischen Feldherrn glücklich zurück. Obwohl ihn Micipsa förmlich adoptiert und zum Miterben des Thrones erklärt hatte, ließ J. doch nach dessen Tode (118 v. Chr.) seinen jüngern Adoptivbruder, Hiempsal I., aus dem Wege räumen (117) und besiegte den ältern, unkriegerischen Adherbal im offenen Kampf. Hierauf brachte er es durch Bestechung dahin, daß zehn römische Gesandte das numidische Reich zwischen ihm und Adherbal auf die Weise teilten, daß er selbst den bessern westlichen, Adherbal dagegen den östlichen Teil des Landes erhielt, welcher, obwohl mehr Häfen und Städte enthaltend, weniger fruchtbar und bevölkert war als jener. Da J. aber auch dies Reich Adherbal nicht gönnte, begann er einen neuen Krieg; Adherbal wurde bei Cirta geschlagen, sodann in seiner Hauptstadt belagert und bei deren Übergabe mit einem großen Teil der Bevölkerung, darunter auch vielen römischen Bürgern, umgebracht (112). Nunmehr wurde in Rom, vornehmlich auf das Betreiben des designierten Volkstribuns Gajus Memmius, der Krieg gegen J. (Jugurthinischer Krieg, 111—106) beschlossen. Im ersten Jahr (111) wurde dieser vom Konsul Calpurnius Bestia anfangs nicht ohne Nachdruck geführt, dann aber infolge von Bestechung mit einer Scheinunterwerfung des J. beendet, die ihm im unbeschränkten Besitz des ganzen Reiches ließ. J. wurde alsdann auf Antrag des Memmius, der jetzt Volkstribun war, nach Rom berufen, um sich zu verantworten und seine Mitschuldigen zu nennen. Von seinen bestochenen Gönnern unterstützt, trat er in Rom sehr dreist auf und ließ einen sich dort aufhaltenden Vetter, Massiva, den Sohn Gulussas, ermorden. Nun konnten selbst seine Gönner nicht hindern, daß er aus der Stadt gewiesen und die Erneuerung des Krieges gegen ihn beschlossen wurde. Bei seiner Abreise von Rom soll er ausgerufen haben: »O der feilen Stadt! sie wird zu Grunde gehen, sobald sie einen Käufer findet!« 110 befehligte der Konsul Spurius Postbumius Albinus, aber ohne Erfolg, da das Heer ganz zuchtlos und verwildert war, und sein Bruder Aulus ließ sich gar in das Innere des Landes locken, wo er von J. überfallen und zu einem Vertrag genötigt wurde, wonach das römische Heer unter dem Joch hin-

Digitized by Google

weggehen und ganz Numidien räumen mußte. Hiermit war das Maß der Schmach für die Senatspartei erfüllt, deren Angehörige bisher den Krieg geleitet hatten; es wurde daher auf Antrag des Volkstribuns Mamilius (lex Mamilia) eine Untersuchung gegen die Schuldigen eingeleitet, infolge deren mehrere derselben verurteilt wurden. Nun wurde der Krieg mit ebensoviel Redlichkeit wie Geschicklichkeit geführt, zunächst in den Jahren 109 und 108 von dem Konsul Q. Cäcilius Metellus. Dieser verwüstete Numidien, eroberte mehrere Städte und feste Plätze; ein Überfall, den J. in einer wasserlosen Gegend am Fluß Muthul versuchte, endete mit einer Niederlage, eine zweite Niederlage erlitt er 108; er hatte deshalb schon 109 Unterhandlungen wegen des Friedens mit Metellus angeknüpft, die aber deswegen nicht zum Ziel führten, weil Metellus verlangte, daß er sich als Gefangener stellen sollte. Nach der zweiten Niederlage aber flüchtete sich J. zu seinem Schwiegervater, dem König Bocchus von Mauretanien. Dieser nahm sich seiner an, und 107 zogen beide Könige gegen Cirta, wohin ihnen Metellus entgegenging. Ehe es aber zur Schlacht kam, erfuhr Metellus, daß sein bisheriger Legat Gajus Marius statt seiner von dem Volk zum Oberbefehlshaber ernannt worden sei. Er vermied also ein Zusammentreffen mit dem Feind und übergab sodann das Heer an Marius, der in den Jahren 107 und 106 den Krieg in derselben Weise und mit demselben Glück fortsetzte wie sein Vorgänger, indem er das Land durchzog und den beiden Königen bei Cirta zwei Schlachten abgewann. Bocchus, durch die Mißerfolge entmutigt, knüpfte Verhandlungen mit den Römern an und wurde hauptsächlich durch L. Cornelius Sulla, den Quästor des Marius, bewogen, J. auszuliefern (106). Nachdem hierauf Marius die Verhältnisse Numidiens geregelt und ein Stück davon Bocchus als Verräterlohn, ein andres Hiempsal II. und Hiarbas als Roms Vasallen zugeteilt, den Rest aber zum Gebiet der römischen Republik geschlagen hatte, feierte er 1. Jan. 104 seinen Triumph in Rom, wobei J. in Fesseln mit seinen zwei Söhnen vor dem Triumphwagen des Marius hergeführt ward. Hierauf ward J. in einen unterirdischen Kerker gestoßen, wo er den Hungertod starb. Eine meisterhafte Geschichte des Jugurthinischen Krieges, dessen Bedeutung weniger in der Erweiterung der römischen Macht als in dem Siege der Volkspartei über die durch ihre Korruption bloßgestellte Senatspartei liegt, haben wir von Sallustius.

Juhász (ungar., spr. juhāß), soviel wie Schafhirt.

Jühlke, Ferdinand, Kunstgärtner, geb. 1. Sept. 1815 zu Barth in Pommern, gest. 12. Juni 1893 in Potsdam, erlernte die Gärtnerei im botanischen Garten zu Greifswald, ward 1834 akademischer Gärtner in Eldena, wo er mit Langethal den botanischen Garten und die Versuchsfelder anlegte und 1845 den Gartenbauverein in Neuvorpommern und Rügen gründete. 1854 zum Garteninspektor ernannt, gab er mit Rohde und Trommer bis 1859 das »Eldenaer Archiv« heraus und leitete die akademische Versuchsstation. 1858 kaufte er in Erfurt eine große Gärtnerei, und 1866 wurde er als Lennés Nachfolger Direktor der königlichen Hofgärten Preußens. 1891 trat er in den Ruhestand. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Beiträge zur Naturgeschichte der Forstpflanzen &c.« (Greifsw. 1854); »Gartenbuch für Damen« (Berl. 1854, 4. Aufl. 1889); »Leitfaden zur Behandlung der Samen« (Erfurt 1857); »Gesichtspunkte bei der Samenprobe als Merkmal für die Güte des Samens« (Berl. 1859); »Mitteilungen über einige Gärten des österreichischen Kaiserstaates« (Hamb. 1861); »Die Verbesserung des wirtschaftlichen Lebens durch die Einführung, Verbesserung &c. von Kulturprodukten« (Leipz. 1863); »Die Hilfsmittel zur Verbesserung der landwirtschaftlichen u. gärtnerischen Kulturpflanzen« (Berl. 1868); »Die Rassenverbesserung der Kulturpflanzen« (Erlang. 1869); »Die königliche Landesbaumschule und Gärtnerlehranstalt zu Potsdam« (Berl. 1872). Auch gab er Schmidlins »Blumenzucht im Zimmer« neu heraus (4. Aufl., Berl. 1880). — Sein Sohn Karl Ludwig, Afrikareisender, geb. 6. Sept. 1856 in Eldena, gest. 1. Dez. 1886 in Afrika, studierte in Tübingen, Leipzig, Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft und trat 1881 in den praktischen Justizdienst. 1884 beteiligte er sich an der Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, ging 24. Sept. mit der ersten Expedition nach Ostafrika, zog nach dem Kilima Ndscharo, dessen Erwerbung seiner Entschlossenheit zu verdanken ist, und nach Usagara und kehrte im März 1886 nach Deutschland zurück. Noch im August d. J. unternahm er die Somalexpedition, bei welcher er die Benadirküste und die Jubmündung erwarb, aber bald darauf in Kismaju ermordet wurde.

Juist, eine der ostfries. Inseln, an der deutschen Nordseeküste, im preuß. Regbez. Aurich, Kreis Norden, ist 673 Hektar groß, besteht aus zwei Teilen, deren Verbindungsglied bei hohem Wasserstand von der See überflutet wird, hat eine evang. Kirche, ein schwach besuchtes Seebad, zwei Rettungsstationen für Schiffbrüchige, Dampfschiffsverbindung mit Norddeich und Greetsiel und 180 Einw. Vgl. Scherz, Die Nordseeinsel J. (2. Aufl., Norden 1893).

Juiz de Fora (spr. schu-is, früher Parahybuna), Stadt im brasil. Staat Minas Geraës, 750 m ü. M., am Parahybuna und an der Eisenbahn Rio de Janeiro-Ouro Preto, hat Sägemühlen, Ziegeleien, Kaffee- und Salzhandel und 8000 Einw. Dabei die deutsche Kolonie Dom Pedro II.

Jujuben (franz., spr. schüschöb-), s. Zizyphus; schwarze J. (Jujubae nigrae), s. Cordia.

Jujuy (spr. chuchūi), die nordwestlichste Provinz der Argentinischen Republik, im N. und W. von Bolivia, im S. und O. von Salta begrenzt, 45,286 qkm (822,4 QM.) groß mit (1893) 60,000 Einw. Den Nordwestteil, ein Drittel des Gebiets, nimmt das 3500—3800 m hohe Plateau der Puna de J. ein, ein mit dem Bergland von Bolivia zusammenhängendes unwirtbares, fast unbewohnbares Hochland (Despoblado), durchzogen von der Sierra de Quichagua und der Sierra Santa Catalina, in dessen nördlichem Teil die große Laguna de los Pozuelos, in dessen südlichem die Laguna de Guyatayok mit den Salinas Grandes einen weiten Flächenraum einnimmt. Den östlichen Teil bedecken von N. nach S. ziehende, 3500—4200 m hohe Bergketten, die im Cerro Negro an der Südgrenze sogar 6500 m erreichen, gegen O. zu aber immer niedriger werden. Sie umschließen das Thal des obern Rio Grande, des bedeutendsten Flusses im Lande, die Quebrada de Humahuaca. Das Klima ist auf den Hochebenen kalt und trocken, in den östlichen Thälern heiß und feucht; die letztern sind sehr fruchtbar und liefern alle Pflanzenprodukte der tropischen und gemäßigten Zone, während auf den Hochebenen die ärmliche Vegetation durch Kaktusarten charakterisiert wird. Die Gebirge bestehen aus paläozoischen Gesteinen und sind reich an Gold, Silber, Kupfer, Salz, Kalk, Gips, Asphalt, Petroleum, die aber außer Salz

Digitized

(aus den Lagunen) und Gold nicht ausgebeutet werden. Eine heiße (36,5°) und eine kalte Mineralquelle befinden sich bei der Stadt J. Die Bevölkerung besteht größtenteils aus Mischlingen von Weißen und Indianern, unvermischt leben die letztern auf den Hochebenen, sie sprechen fast nur das Quichua. Für den Elementarunterricht sorgen 45 Schulen mit 1500 Schülern; zwei Zeitungen erscheinen in der Hauptstadt. Ackerbau mit künstlicher Bewässerung wird vornehmlich im Ostteil betrieben; 1888 waren 18,994 Hektar unter Kultur (Zuckerrohr, Mais, Weizen u. a.). Der Viehstand betrug 22,896 Pferde, 46,425 Esel und Maulesel, 89,855 Rinder, 617,803 Schafe, 47,238 Lamas. Industrie und Handel stehen auf der niedrigsten Stufe. Die Eisenbahn erreicht die Stadt J. von Tucuman; Telegraphen (370 km) durchschneiden die Provinz in ihrer ganzen Länge. Einteilung in 13 Departements; Einnahmen 1891: 193,325, Ausgaben 217,325 Pesos. Die Verfassung datiert vom 31. März 1876. Der Gouverneur wird auf 2 Jahre erwählt; die gesetzgebende Gewalt übt eine Kammer aus 18 Mitgliedern; die Richter werden von der Exekutive ernannt. — Die Hauptstadt J. (San Salvador de J.) liegt am rechten Ufer des Rio Grande, Endstation der Eisenbahn Tucuman-J., 1260 m ü. M. in einer schönen Ebene, hat ein Nationalkolleg, eine Normalschule und (1890) 5000 Einw., die lebhaften Handel mit Bolivia und Chile treiben, wohin sie Rinder, Maultiere, Chichabranntwein, Früchte, Häute, Salz und Goldstaub ausführen. J. wurde 1592 von Francisco de Argañares gegründet.

Jük (türk.), die runde Summe von 1000 Piastern; auch das Gesamtgewicht von 40 Oken.

Juka, bittere und süße, s. Manihot.

Jukagiren, zu den Hyperboreern gehöriger Volksstamm im nordöstlichen Sibirien, an den Flüssen Jana, Indigirka, Alaseja, Kolyma und am obern Anadyr, der spärliche Überrest eines Volkes, das sich selbst Andondomni (»Menschen«) nennt und vor dem Eindringen ihrer jetzigen Nachbarn, der Jakuten und Tungusen, in Nordostsibirien viel zahlreicher war, heute mit den 200 am Aniuy und obern Anadyr nomadisierenden Tschuwanzen nur noch 1000 Seelen zählt, früher aber auch die jetzt verschwundenen Omoken, Schelagen und Aniuylen umfaßte. Sie haben sich stark mit Russen und Tungusen vermischt und ihren ursprünglichen Stammestypus (hohe, kräftige und schön gebaute Gestalt, längliches, gut geformtes Gesicht, helle Hautfarbe) kaum noch bewahrt. Hauptbeschäftigungen sind Fischfang, Renntier- und Gänsejagd, ihre Wohnungen im Sommer kegelförmige Hütten (Urus) aus dünnen Stangen, im Winter kleine Häuschen aus behauenen Stämmen. Einziges Haustier ist der Hund, den sie zum Ziehen des Schlittens verwenden. Musik, Gesang und Tanz lieben sie leidenschaftlich. Nominell zum Christentum bekehrt, sind die J. noch immer dem Schamanismus zugethan. Sie sprechen heute meist Tungusisch; die Sprache ihrer Väter ist nur noch wenigen geläufig. Letztere wurde von Schiefner behandelt (1859); sie steht gänzlich isoliert da, bezeichnet grammatische Beziehungen durch Suffixe und ist reich an eigentümlichen Kasusformen.

Jukon (Yukon), Fluß in Nordamerika, entsteht auf britischem Gebiet aus dem Zusammenfluß des Lewis und Pelly. Ersterer entspringt im Küstengebirge unter 59° 40' nördl. Br. auf dem Nordabhang des Chilkootpasses (1070 m), nur 30 km vom Lynn Channel genannten Meereseinschnitt, durchfließt dann zwischen steilen Felswänden die Seen Bennet, Tagish und Marsh, bildet 265 km von seiner Quelle die 7,4 km weit von steilen Basaltwällen eingehemmten Miles Rapids, wird dann schiffbar und vereinigt sich unter 62° 45' nördl. Br. mit dem ihm von SO. her zwischen engen Schluchten zuströmenden Pelly bei Fort Selkirk. Innerhalb des Territoriums Alaska durchfließt der bis 15 km breite, inselreiche Fluß ein spärlich mit Pechtannen, Pappeln und Weiden bewaldetes Flachland, durchbricht dann die Ramparthügel und ergießt sich durch mehrere breite Arme als Kwickpak in den Nortonsund des Beringmeers. An der Mündung liegt Fort St. Michael, der wichtigste Handelsposten ist aber Nuklukahyet, 1055 km oberhalb der Mündung. Der J. ist 3280 km lang, wovon 3016 km schiffbar, sein Stromgebiet umfaßt 857,000 qkm (15,600 QM.).

Jukundität (lat.), Annehmlichkeit, Ergötzlichkeit.

Julapium (Julap, franz. u. engl. Julep, aus dem arab. julap, »süßer Saft«), alte Arzneiform, eine Auflösung von Zucker in einem aromatischen Wasser, aber nicht so konzentriert wie Sirup; jetzt ein besonders aus Pfefferminze, Ananas &c. bereitetes kühlendes Getränk, das in England und Amerika beliebt ist.

Julfest (»fröhliches Fest«, v. altnord. jól; angels. geohol, geól, giúl; davon abgeleitet der Name des Festmonats: got. jiuleis, altnord. ýlir, angels. giúli), das große Winterfest der heidnischen Germanen, ursprünglich wohl den Seelen der Verstorbenen geweiht, die nach dem Volksglauben um die Wintersonnenwende ihren Umzug hielten und an Schmaus und Gelage teilnahmen. Bei einigen Stämmen wurde es Ende Dezember, bei andern erst im Januar begangen und dauerte in der Regel zwölf Tage. Im Norden wurde an diesem Feste neben den seelischen Geistern auch den großen Göttern (besonders Thor und Freyr) geopfert und Erntesegen für das kommende Jahr erfleht. Ein alter Brauch war es, am J. einen großen Eber (das dem Freyr heilige Tier) in die Halle zu führen und auf dessen Haupt Gelübde abzulegen. An die Stelle des Julfestes trat später unser Weihnachtsfest; aber noch heute erinnern im skandinavischen Norden sowie im frühern Schwedisch-Pommern die Namen verschiedener Gebräuche und Gerichte, wie der Julklapp (Weihnachtsgeschenk, das vom Geber heimlich, aber mit lautem Schall ins Haus geworfen wird), der Juleber oder Julbock, ein feines Gebäck, dem ein Eberkopf oben aufgedrückt ist, Julgrütze, Julbrot &c., an das alte heidnische Fest (s. Weihnachten).

Julfeuer, s. Sonnenfeuer.

Jülg, Bernhard, Sprachforscher, geb. 20. Aug. 1825 zu Ringelbach in Baden, gest. 14. Aug. 1886 in Innsbruck, studierte in Berlin und Heidelberg, ward 1851 als außerordentlicher Professor der klassischen Philologie nach Lemberg, 1853 als ordentlicher Professor nach Krakau berufen und wirkte seit 1863 in gleicher Eigenschaft in Innsbruck. Besonders auf den Gebieten der vergleichenden Sprach- und Sagenforschung, wobei er neben dem Sanskrit auch die ostasiatischen Sprachen ins Auge faßte, hat er sich große Verdienste erworben. Unter seinen Schriften sind außer einer Neubearbeitung von Vaters »Litteratur der Grammatiken, Lexika und Wörterbücher aller Sprachen der Erde« (Berl. 1847) hervorzuheben: »Die Märchen des Siddhi-Kür. Kalmückischer Text mit deutscher Übersetzung und einem kalmückisch-deutschen Wörterbuch« (Leipz. 1866); »Mongolische Märchensammlung«, mongolisch und deutsch (Innsbr. 1868);

Digitized by Google

»Über Wesen und Aufgabe der Sprachwissenschaft« (das. 1868); »Die griechische Heldensage im Widerschein bei den Mongolen« (Leipz. 1869); »On the present state of Mongolian researches« (Lond. 1882).

Julgawa, Stadt, s. Mitau.

Juli (Julius), der siebente Monat unsers Jahrs, war ursprünglich bei den Römern, die ihr Jahr mit dem März anfingen, der fünfte Monat und hieß daher Quintilis, bis er im Jahre 45 v. Chr. zu Ehren Julius Cäsars, der in diesem Monat geboren war, seinen jetzigen Namen erhielt. In den germanischen Sprachen heißt der J. Heumonat, als die Zeit der Heuernte; im Altfranzösischen Juignet (»kleiner Juni«). Die Sonne tritt im J. aus dem Zeichen des Krebses in das des Löwen. Die Mitteltemperatur dieses Monats, der gewöhnlich der wärmste Monat des Jahres ist, hat folgende Werte:

Archangel	15,8	Edinburg	14,6
Petersburg	17,7	London (Greenwich)	17,8
Moskau	18,9	Dublin	15,4
Christiania	16,4	Brüssel	18,7
Kopenhagen	16,6	Paris	18,7
Hamburg	17,5	Basel	19,3
Berlin	19,0	Konstantinopel	23,1
München	17,1	Athen	27,0
Karlsruhe	19,2	Rom	24,7
Stuttgart	19,8	Neapel	24,3
Prag	19,6	Madrid	24,5
Wien	20,6	Lissabon	21,3

Julia, 1) einzige Tochter des Kaisers Augustus von seiner zweiten Gemahlin, Scribonia, geb. 39 v. Chr., ausgezeichnet durch Schönheit, Geist, Bildung und Leutseligkeit, aber wegen ihrer Sittenlosigkeit berüchtigt, ward 25 mit des Augustus Schwestersohn M. Claudius Marcellus, nach dessen Tod 21 mit M. Vipsanius Agrippa, dem sie drei Söhne und zwei Töchter gebar, und nach Agrippas Tod auf Anstiften ihrer Stiefmutter Livia 11 mit Tiberius vermählt, um diesem die Hoffnung auf Nachfolge in der Herrschaft zu sichern. 2 v. Chr. wurde sie wegen ihrer Ausschweifungen nach der Insel Pandataria bei Neapel verbannt, später nach Rhegium, wo sie 14 n. Chr. auf Befehl des Tiberius durch Hunger getötet wurde, nachdem vorher ihr einziger noch lebender Sohn, Agrippa, ermordet worden war. Von ihren sie überlebenden Töchtern mußte die ältere, Julia, Gemahlin des L. Ämilius Paulus, ebenfalls ihr ausschweifendes Leben durch Verbannung büßen; sie starb nach 20jähriger Einsamkeit im J. 28 auf der Insel Trimerus an der apulischen Küste, wohin sie Augustus verwiesen hatte.

2) Domna, zweite Gemahlin des Kaisers Septimius Severus, Mutter des Caracalla und Geta, eine energische und feingebildete Frau, die es liebte, mit Gelehrten zu verkehren und z. B. Philostratos zu der Lebensbeschreibung des Apollonios von Tyana veranlaßt hat. Nach dem Tode des Caracalla nahm sie sich selbst das Leben (217 n. Chr.).

Juliacum, s. Jülich.

Julianehaab, dän. Kolonie im Inspektorat Südgrönland, unter 60° 43′ nördl. Br., auf der Halbinsel zwischen den Fjorden Igalliko und Tunudliorbik, ist die bestbevölkerte aller dänisch-grönländischen Kolonien, mit (1891) 2499 Einw., darunter 41 Europäer.

Julianische Periode, ein von Scaliger eingeführter Zeitraum von 7980 Jahren, nach dessen Ablauf im julianischen Kalender Sonntagsbuchstabe, Epakte und Römerzinszahl in der frühern Ordnung wiederkehren; als erstes Jahr setzte Scaliger das Jahr 4713 v. Chr. fest; vgl. Ära.

Julianischer Kalender, s. Kalender.

Julianisches Jahr, das von Julius Cäsar 46 v. Chr. eingeführte bürgerliche Jahr von durchschnittlich 365¼ Tagen (vgl. Kalender).

Julianisten, s. Monophysiten.

Julianus, 1) Flavius Claudius, mit dem Beinamen Apostata (»der Abtrünnige«, weil er vom Christentum abfiel), römischer Kaiser 361–363, geb. 331 n. Chr., Sohn des Julius Constantius, Bruders Konstantins d. Gr., wurde, nachdem er und sein älterer Bruder, Gallus, allein von den Verwandten des kaiserlichen Hauses der Grausamkeit der Söhne Konstantins d. Gr. entgangen waren (337), von dem Eunuchen Mardonios in die klassischen Studien eingeführt und tüchtig erzogen, mußte dann aber von seinem 13. Jahre an mit seinem Bruder sechs Jahre auf dem einsamen Schloß Macellum in Kappadokien in strenger Zucht zubringen und durfte sich erst von 351 an freier bewegen, als Gallus von dem Kaiser Constantius nach dem Verlust aller übrigen Verwandten zum Cäsar ernannt worden war. Aber auch jetzt blieb er dem Studium treu und ließ sich in dieser Beschäftigung auch nicht durch die Verfolgungen beirren, welchen er nach der Ermordung seines Bruders (354) von neuem ausgesetzt war, bis ihn Constantius, durch Unruhen am Rhein und die Fürsprache seiner Gemahlin Eusebia bestimmt, zum Cäsar erhob und als Oberbefehlshaber zu den dortigen Legionen schickte (Ende 355). Hier machte sich J. durch die große Einfachheit seines Lebens, durch Teilnahme an allen Strapazen sowie durch liebevolle Fürsorge für das Wohl der Soldaten und durch Milde in kurzem bei dem Heer und bei den Landesbewohnern ebenso beliebt wie durch seinen sittlichen Ernst, seine Gerechtigkeit und strenge Disziplin geachtet und bei den Feinden durch Mut und Feldherrngeschicklichkeit gefürchtet. Er schlug die Alemannen in der berühmten Schlacht bei Straßburg (357) und drang wiederholt über den Rhein in ihr Gebiet vor. Da erhielt er im Winter 360/361 vom Kaiser Constantius, wahrscheinlich aus Argwohn, den Befehl, den tüchtigsten Teil seines Heeres ihm zur Verstärkung in dem begonnenen Perserkrieg abzutreten, und sah sich durch das Weigern der Soldaten, diesem zu folgen, und das dringende Angebot des Augustustitels gezwungen, sich gegen Constantius zu erheben. Zwar versuchte er zunächst die gütliche Anerkennung zu erreichen; als aber Constantius nicht nur diese verweigerte, sondern auch mit seinem Heere gegen ihn aufbrach, konnte J. nicht unthätig bleiben; doch kam es nicht zu einer Entscheidung mit den Waffen; denn Constantius starb auf dem Marsche in Kilikien, und nun wurde J. allgemein als Kaiser anerkannt. Mit dem von dem Jubel der Bevölkerung begrüßten Einzug in Konstantinopel 11. Dez. 361 beginnt seine kurze, aber in mehrfacher Beziehung merkwürdige Regierung. Die von den christlichen Kaisern verübten Verbrechen, die Streitigkeiten innerhalb der christlichen Kirche, der Zwang, in dem er in seiner Jugend gehalten worden war, und das eifrige Studium der griechischen Philosophie, insbes. der neuplatonischen, hatten zusammengewirkt, um ihn gegen das Christentum feindselig zu stimmen. Sein Hauptbestreben war daher während seiner ganzen Regierung darauf gerichtet, das Heidentum wiederherzustellen; er meinte, daß damit auch die Größe und der Ruhm des römischen Reiches zurückkehren würden. Er enthielt sich zwar aller blutigen Verfolgungen, aber er entzog den Christen, die sich dafür

ed by Google

nachträglich durch eine sehr ungünstige Beurteilung seiner Regierung gerächt haben, die ihnen von den frühern Kaisern gewährten Vorzüge u. Vorteile, förderte den Bau heidnischer Tempel und die Ausübung des heidnischen Kultus, verbot das Lesen der Klassiker in den Schulen der Christen und traf auch sonst zahlreiche Anstalten, um das Christentum in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, ein völlig fruchtloses Beginnen, da es nicht möglich war, das abgestorbene Heidentum wieder ins Leben zu rufen; auch konnte es dabei trotz seines bessern Willens nicht an Härten und Grausamkeiten fehlen. Im übrigen aber war er ein vortrefflicher Fürst, unermüdlich thätig, gerecht, wohlwollend und eifrigst bemüht, die Wohlfahrt der Angehörigen des Reiches auf alle Art zu fördern. Auch nach außen suchte er mit einem vielleicht zu weit gehenden Ehrgeiz seine Regierung zu einer ruhmreichen und glänzenden zu machen. Er unternahm daher, nachdem er den Winter 362/363 in Antiochia zugebracht, im Frühjahr 363 einen Feldzug gegen den Perserkönig Sapores, den damals gefährlichsten Feind der Römer, gegen welchen Constantius lange Zeit mit zweifelhaftem Glücke gekämpft hatte. Er lieferte demselben mehrere siegreiche Schlachten, drang bis über den Tigris vor, ließ sich aber dann durch sein Ungestüm verleiten, seine Flotte zu verbrennen und den Feind in das Innere des Landes zu verfolgen, wurde durch Mangel an Lebensmitteln zur Umkehr genötigt und starb 26. Juni d. J. an einer im Gefecht empfangenen Wunde, der christlichen Legende nach mit den Worten: »Du hast gesiegt, Galiläer!« Sein Privatleben war einfach und durchaus vorwurfsfrei. Die Zeit, die ihm von seinen Regierungsgeschäften übrigblieb, verwandte er, als echter Hellene ebenso stolz auf seine rhetorische und philosophische Bildung wie auf seine hohe staatliche Stellung, auf das Studium und auf Schriftstellerei. Wir besitzen von ihm noch 8 (epideiktische) Reden, 2 satirische Schriften, nämlich eine witzige Schilderung der römischen Kaiser (Caesares) und eine Verteidigung gegen die Spötteleien der Antiochener über seinen Philosophenbart (»Misopogon«), ferner außer drei umfangreichern Sendschreiben 79 Briefe und 5 Epigramme, alles in griechischer Sprache. Eine von ihm verfaßte Schrift gegen die Christen ist verloren gegangen und nur noch in einzelnen Stellen erhalten, welche von Cyrillus, Bischof von Jerusalem, in einer gegen dieselbe gerichteten Gegenschrift mitgeteilt werden. Die erhaltenen Werke J.' sind zuerst in der nicht vollständigen Pariser Ausgabe von 1583 gedruckt, dann herausgegeben mit Text, Kommentar und lateinischer Übersetzung von Spanhemius (Leipz. 1696), am vollständigsten von Hertlein (das. 1875—1876, 2 Bde.); dazu »Juliani imperatoris librorum contra Christianos quae supersunt« (hrsg. von Neumann, das. 1880, zugleich deutsch). Vgl. Neander, Über den Kaiser J. und sein Zeitalter (Hamb. 1812; 2. Aufl., Gotha 1867); Strauß, Der Romantiker auf dem Thron der Cäsaren, oder J. der Abtrünnige (Mannh. 1847); Semisch, Julian der Abtrünnige (Bresl. 1862); Mücke, Flavius Claudius J. (Gotha 1867–69, 2 Tle.); Rode, Geschichte der Reaktion Kaiser Julians gegen die christliche Kirche (Jena 1877); Rendall, The emperor Julian (Lond. 1879); Centerwall, Julianus affallingen (Stockh. 1884).

2) Marcus Didius Salvius, röm. Kaiser, s. Didius.

3) Salvius, einer der bedeutendsten röm. Juristen, Schüler des Javolenus, Vorsteher der Schule der Sabinianer, lebte unter Hadrian. Dieser ließ durch ihn das sogen. Edictum perpetuum abfassen, d. h. die ursprünglich nur für die Amtsdauer erlassenen, dann aber traditionell gewordenen Satzungen (edicta) der einzelnen rechtsprechenden Magistrate revidieren, redigieren und zu einem systematischen Ganzen zusammenstellen, das nun durch Senatsbeschluß unabänderliche Geltung erhielt. Unter J.' Privatarbeiten nehmen die in Justinians Pandekten stark exzerpierten »Digesta« die wichtigste Stelle ein, zu denen Marcellus, Scävola und Paulus Noten schrieben. Vgl. Buhl, Salvius J. (1. Teil, Heidelb. 1886).

Juliapän (spr. chu-), Departement im mittelamerikan. Staat Guatemala, an der Grenze von Salvador, mit (1885) 42,811 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt hat 1287 Einw.

Julias, Stadt, s. Bethsaida.

Jülich, vormaliges Herzogtum in der preuß. Rheinprovinz, auf dem linken Rheinufer, 4130 qkm (75 QM.) groß mit ca. 400,000 Einw. (s. die Geschichtskarten von Deutschland und von Bayern), ward zu Anfang des Mittelalters als Pagus Juliacensis von Grafen beherrscht. Als erster derselben wird Gerhard in der ersten Hälfte des 11. Jahrh. genannt. Seit dem 12. Jahrh. gelangten dieselben zum erblichen Besitz der Grafschaft und infolge des Verfalls des Herzogtums Niederlothringen, welchem sie untergeben waren, zur Reichsunmittelbarkeit. Wilhelm V. wurde vom Kaiser Ludwig dem Bayern 1336 in seiner Reichsstandschaft bestätigt und zum erblichen Markgrafen, vom Kaiser Karl IV. 1356 zum Herzog ernannt. Von seinen Söhnen erheiratete der eine, Gerhard, die Grafschaft Berg, der andre, Wilhelm VI., der dem Vater 1362 in J. nachfolgte, die Grafschaft Geldern. Nach Rainalds IV. Tod (1423) besetzten Adolf IX., Herzog von Berg, Urenkel Herzog Wilhelms V., und Johann, Herr von Heinsberg (durch seine Mutter Enkel des Herzogs Wilhelm V.), zufolge des Testaments Rainalds IV., wonach nach seinem Tode an Adolf ¾ und an Johann ¼ von J. fallen sollte, das Herzogtum. So ward Adolf Herzog von J. und Berg und Johann Herr von J. Des erstern Enkel Wilhelm VIII. (III. in Berg), der letzte männliche Sprößling dieses Fürstenhauses, setzte seine Tochter Marie, welche an den Sohn des Herzogs von Kleve, Johann den Friedfertigen, verheiratet war, zur Erbin seiner Länder ein, obgleich der Kaiser Friedrich III. 1485 die Nachfolge in J. und Berg dem Herzog Albrecht von Sachsen versprochen und Kaiser Maximilian 1495 dies Versprechen erneuert hatte. Nach Wilhelms Tod (1511) folgte daher Johann der Friedfertige, sein Schwiegersohn, ungeachtet des Einspruchs Sachsens. Der Kaiser belehnte Johann, doch wurden Sachsen seine Ansprüche gewahrt. Als Johann 1521 auch als Herzog von Kleve zur Regierung gelangt war, wurden J. und Berg mit Kleve vereinigt.

Nach dem Aussterben dieses Fürstenhauses mit dem Herzog Johann Wilhelm (25. März 1609) machten mehrere deutsche Fürsten, besonders Sachsen, Brandenburg und Pfalz-Neuburg, auf seine Hinterlassenschaft Ansprüche, welcher Streit unter dem Namen des Jülich-klevischen Erbfolgestreites bekannt ist. Das Haus Sachsen gründete seine Ansprüche an die Erbschaft auf ein kaiserliches Versprechen, daß Kleve, im Fall der Mannesstamm des dortigen Fürstenhauses ausstürbe, an das Haus Sachsen fallen sollte. Hiergegen erhoben sich nun die weib-

Digitized by Google

lichen Erben, denen Karl V. 1546 das Recht der Succession zugesprochen, drei Schwestern des Herzogs Johann Wilhelm und deren Nachkommen. Die älteste von diesen, Marie Eleonore, war an den blödsinnigen Herzog von Preußen, Albert Friedrich von Brandenburg, vermählt gewesen und noch vor ihrem Bruder gestorben, hatte aber aus jener Ehe eine Tochter, Anna, hinterlassen, die an den Kurfürsten Johann Siegmund von Brandenburg verheiratet war und sich, dem Heiratsvertrag ihrer Mutter von 1573 gemäß, als Erbin der Ansprüche derselben betrachtete. Die zwei andern Schwestern derselben waren Anna, mit dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, und Magdalena, mit dem Herzog Johann I. von Pfalz-Zweibrücken vermählt. Diese Erben standen einmütig wider Sachsen, machten sich aber die Erbschaft untereinander selbst wieder streitig. Sofort nach dem Tode Johann Wilhelms hatten sich Brandenburg und Pfalz-Neuburg in Besitz der Erbschaft gesetzt. Im Einverständnis mit Sachsen verlangte aber der Kaiser zunächst, bis nach erfolgter Ausgleichung der Sache, J., Kleve und Berg zu sequestrieren, und ließ sogleich den Erzherzog Leopold mit kaiserlichen, den Erzherzog Albrecht mit spanischen Truppen aus den Niederlanden in die Herzogtümer einrücken. Ersterer überrumpelte und besetzte im Mai 1609 J. Dies veranlaßte Brandenburg und Pfalz-Neuburg, sich 10. Juni 1609 durch den Rezeß von Dortmund zu gemeinschaftlicher Verteidigung ihres Rechts zu verbinden. Die protestantische Union und Heinrich IV. von Frankreich sicherten, um eine Festsetzung des Hauses Habsburg am Niederrhein zu verhindern, ihre Hilfe zu, und schon rückten 1610 französische und unierte Truppen in das Jülichsche ein, als der plötzliche Tod Heinrichs IV. (14. Mai) und des Hauptes der Union, des Kurfürsten Friedrich IV. (9. Sept.), den Ausbruch eines großen Krieges verhinderte. Bloß J. wurde den Kaiserlichen wieder entrissen. Der Kaiser erteilte allerdings Sachsen die Belehnung, doch blieben Brandenburg und Neuburg im faktischen Besitz der Lande. Um nun dem Erbstreit zwischen diesen ein Ende zu machen, wünschte Philipp Ludwigs Sohn Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg durch eine Vermählung mit Johann Siegmunds Tochter die brandenburgischen Ansprüche mit den pfälzischen zu vereinigen. Aber der Kurfürst wollte dies nicht zugestehen, und es kam bei einer persönlichen Begegnung in Düsseldorf zu heftigen Auseinandersetzungen. Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm brach nun alle Verhandlungen ab, begab sich nach Bayern, vermählte sich mit einer Tochter des Hauptes der Liga, des Herzogs Maximilian, und wurde 1613 katholisch, während Johann Siegmund zur reformierten Kirche übertrat. Spanische und holländische Truppen rückten nun gleichzeitig ins Land, jene für Pfalz, diese für Brandenburg. Indes die Furcht vor einem allgemeinen Krieg überwog, und so wurde 12. Nov. 1614 ein Vertrag zu Xanten über eine geteilte Verwaltung mit Vorbehalt des Kondominats vermittelt. Der Pfalzgraf erhielt J. und Berg, der Kurfürst von Brandenburg Kleve, Mark, Ravensberg und Ravenstein. Doch blieben die fremden Truppen im Lande; die Holländer hielten die klevischen Festungen bis 1672 besetzt. Erst 9. Sept. 1666 schloß der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm einen definitiven Teilungsvertrag auf Grund des Status quo, nach welchem ersterer Kleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg, der Pfalzgraf J. und Berg behalten und nach dem Aussterben des Mannesstammes der einen Linie die andre erben sollte.

Dieser letztern Bestimmung wegen spielte die jülichsche Erbfolgefrage noch einmal im 18. Jahrh. in den europäischen Verträgen eine Rolle, als die Linie Pfalz-Neuburg dem Aussterben nahe war und Preußen sich wenigstens die Nachfolge in Berg durch die Verträge Friedrich Wilhelms I. mit Karl VI. zu Wusterhausen (1726) und Berlin (1728) sichern wollte. Österreich erkannte dieses gegen die Garantie der Pragmatischen Sanktion an, versprach aber gleichwohl in einem geheimen Vertrag 1738 der Linie Pfalz-Sulzbach die Succession in beiden Herzogtümern. Als Friedrich II. Schlesien gewann, verzichtete er auf seine Ansprüche, und J. fiel daher 1742 an die pfalz-sulzbachische Linie, die später zu der Kurpfalz auch die bayrischen Lande erhielt. So blieb das Herzogtum J. im Besitz der Kurfürsten von Pfalz-Bayern, bis der Lüneviller Friede 1801 es an Frankreich gab, welches J. schon seit 1794 besetzt hatte. Durch den Wiener Kongreß erhielt Preußen 1814 das Herzogtum, mit Ausnahme einiger Parzellen, welche zu der niederländischen Provinz Limburg kamen. Es bildete mit den andern nördlichen Teilen der preußischen Besitzungen auf dem linken und rechten Rheinufer die Provinz J.-Kleve-Berg, die später zur preußischen Rheinprovinz geschlagen wurde. Jetzt bildet der Hauptkern des alten Herzogtums, 318 qkm (5⅘ QM.) mit (1890) 41,357 Einw., einen Kreis des preußischen Regbez. Aachen. Vgl. v. Below, Die landständische Verfassung in J. und Berg bis 1511 (Düsseld. 1885—91, 3 Tle.); Derselbe, Landtagsakten von J.-Berg 1400—1610 (Bd. 1, das. 1895); Koch, Die Reformation im Herzogtum J. (Frankf. 1883—88, 2 Hefte); Ritter, Sachsen und der Jülicher Erbfolgestreit (Münch. 1873); Derselbe, Der Jülicher Erbfolgekrieg 1610 und 1611 (das. 1877).

Jülich, Kreisstadt im preuß. Regbez. Aachen, an der Roer (Ruhr), Knotenpunkt der Linien München-Gladbach-Stolberg, J.-Düren und Aachen-J. der Preußischen Staatsbahn, 87 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein öffentliches Schlachthaus, ein Progymnasium, eine Unteroffizierschule, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, Papier- und Lederfabrikation und (1890) mit der Garnison (eine Abteilung Feldartillerie Nr. 8) 4869 Einw., davon 845 Evangelische und 100 Juden. Die früher hier bestehenden bedeutenden Festungswerke wurden 1860 geschleift. — J., das Juliacum der Alten, wurde 1277 vom Erzbischof Siegfried von Köln, 1609 vom Erzherzog Leopold, 1610 von den Holländern unter Moritz von Oranien, 1622 von den Spaniern erobert. 1794 nahmen es die Franzosen; 1814 ward es blockiert, aber bis zum Pariser Frieden von den Franzosen behauptet. Vgl. Kuhl, Geschichte der Stadt J. (Jülich 1891—94, 3 Tle.).

Julien (spr. schüljäng), Stanislas Aignan, berühmter franz. Sinolog, geb. 19. Sept. 1799 in Orléans, gest. 14. Febr. 1873 in Paris, widmete sich zuerst dem Griechischen und wurde 1821 Hilfsprofessor am Collège de France. Später wendete er sich dem Studium des Chinesischen zu und erhielt 1832 den Lehrstuhl Abel Rémusats am Collège de France. 1833 erfolgte seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften. 1839 zum Konservator der königlichen Bibliothek ernannt, übernahm er die Aufsicht über deren ostasiatische Bücherschätze; seit Oktober 1854 stand er

Digitized by Google

an der Spitze des Collège Impérial de France. Unter seinen Übersetzungen aus dem Chinesischen sind hervorzuheben: die Dramen »Tschao-chi-kou-eul« (»Die chinesische Waise«, 1834) und »Hoei-lan-ki« (»Der Kreidekreis«, 1832); mehrere Romane, wie: »Blanche et bleu« (1834), »Deux jeunes filles lettrées« (1860, 2 Bde.), »Les deux cousines« (1863, 2 Bde.) ꝛc.; »Avadânas«, eine Sammlung chinesischer Novellen (1859, 3 Bde.); ferner von Werken ernsten Inhalts die »Kang-ing-Pien« des Laotse (»Livre des récompenses et des peines«, chines. u. franz., 1841), das »Livre de la voie et de la vertu« (1841), eins der ältesten Denkmäler chinesischer Philosophie, und die für die Geschichte und Geographie Indiens sowie für die Kenntnis des Buddhismus wichtigen Reisebeschreibungen des buddhistischen Pilgrims Hiuen-Tsang (»Histoire de la vie d'Hiouen-Tsang et de ses voyages«, 1851, und »Mémoires sur les contrées occidentales«, 1857—58, 2 Bde.).

Julienne (franz., spr. schü-), kleine, feine Streifen verschiedener Eßwaren, besonders getrockneter Gemüse (berühmte Fabrik in Frankreich: Firma Tayeux). Daher Juliennesuppe (potage à la j.), sogen. französische Suppe: mit klein geschnittenem Gemüse darin.

Julier, ein seit 1828 fahrbar gemachter Paß der Graubündner Alpen, 2287 m hoch, zwischen Piz Lungen, einem Vorposten in der Gruppe des Averser Weißbergs, und Piz Munteratsch, einem Vorposten der Err-Gruppe, verbindet die beiden Thäler des Oberhalbstein und (Ober-) Engadin, d. h. in Verbindung mit Maloja oder Bernina den Bodensee und den Comersee. Im Sommer ist der Paß als Hauptzugang zu den Kurorten St. Moritz, Samaden, Pontresina ꝛc. außerordentlich belebt. Den Fuß der eigentlichen Paßstrecke bezeichnet einerseits Bivio (Stalla, 1776 m) im Oberhalbstein, anderseits Silvaplana (1816 m) im Engadin. Von Bivio führt ein Saumweg über den Septimer ins Bergell (s. Septimer).

Julier, röm. Geschlecht, s. Julius.

Juliflören, s. Amentaceen.

Julikäfer, s. Maikäfer.

Julikönigtum, s. Julirevolution.

Julin, Handelsplatz der Obotriten im Mittelalter, wahrscheinlich das heutige Wollin; vgl. Vineta.

Juliobona, s. Lillebonne.

Juliopolis, antike Stadt in Bithynien, beim heutigen Nallüchan, früher Gordiu Kome genannt, zu Augustus' Zeit vom Räuber Kleon umgetauft, durch Diokletian zu Galatien geschlagen, unter Leo (886—912) dessen Vater zu Ehren Basileion genannt.

Julirevolution, der Aufstand, welcher in Paris infolge der Juliordonnanzen König Karls X., die 26. Juli 1830 publiziert wurden, 27. Juli ausbrach und am 29. mit dem Siege der Aufständischen, dem Sturz der Bourbonen und der Errichtung des Julikönigtums (1830—48) endete; ihm zu Ehren wurde auf dem Bastilleplatz in Paris die Julisäule errichtet. Vgl. Frankreich, S. 755.

Julische Alpen, der äußerste südliche Teil der Ostalpen, westlich von der Fella, nördlich vom Kanalthal und östlich von der Save begrenzt, bilden den Übergang von den südlichen Kalkalpen zum Karst und bestehen größtenteils aus Dachsteinkalk und Dolomit. Die Bergformen sind außerordentlich schroff und wild. Zum letztenmal zeigt sich hier dem Karst gegenüber der Alpencharakter, zum letztenmal treten hier die romantischen Thäler mit Wasserfällen und Seen (Veldeser, Wocheiner, Raibler See), die über den Wäldern sich erhebenden pflanzenreichen Alpenweiden, die schneegekrönten Berghäupter auf. Die Julischen Alpen umfassen im W. die Raibler Alpen mit dem Bramkofel (2755 m) und Wischberg (2669 m), südlich davon die Gruppe des Monte Canin (2582 m), östlich den Mangart (2678 m) und den mächtigen Stock des Triglav (2864 m). Der wichtigste Paß ist der 1162 m hohe Predil (s. d.). S. Karte »Alpen«.

Julius, röm. Mannesname. Die Gens Julia war ein römisches Geschlecht, das aus Albalonga stammte und seinen Ursprung von Julus, einem angeblichen Sohn oder Enkel des Äneas, herleitete. Während der ganzen Dauer der Republik finden wir die Julier in den höchsten Staatsämtern, vornehmlich in den ersten und in den letzten Jahrhunderten. Merkwürdige Mitglieder dieses Geschlechts und Männer mit diesem Vornamen s. unter den betreffenden Familien- und Zunamen.

Julius, Name von drei Päpsten: 1) J. I., Papst von 337—352, bekämpfte die Arianer und ward auf der Synode zu Sardica 343 als Schiedsrichter appellierender Bischöfe anerkannt. — 2) J. II., vorher Giuliano della Rovere, geb. 5. Dez. 1443 in Albizzola, gest. 20. Febr. 1513, Neffe des Papstes Sixtus IV., wurde von diesem 1471 zum Kardinal erhoben und mit zahlreichen Bistümern begabt und nach dem Tode Pius' III. 30. Okt. 1503 auf den päpstlichen Stuhl gesetzt; er war ein großer Krieger und Politiker, dabei ein Freund der Künste und Wissenschaften. Die Herstellung und Befestigung des Kirchenstaats war sein Werk. Er vertrieb Cesare Borgia, eroberte Bologna, Perugia und andre Städte. Sein weiteres Ziel war die Befreiung Italiens von der Herrschaft der Fremden; im Wechsel der Parteistellung versuchte er es zu erreichen. Er schloß gegen die Republik Venedig mit dem Kaiser Maximilian I., Ferdinand von Aragonien und Ludwig XII. von Frankreich 10. Dez. 1508 die Liga von Cambrai. Als aber Venedig ihn durch Abtretung der Städte in der Romagna, Steuerfreiheit des Klerus u. a. zufriedengestellt hatte, vereinigte er sich mit dieser Republik gegen Frankreich zu der sogen. »heiligen Liga« (Oktober 1511) und befehligte die Truppen in eigner Person. Dem von Ludwig XII. und dem Kaiser Maximilian I. behufs einer Reform des Papsttums 1511 nach Pisa berufenen Konzil stellte er 1512 eine allgemeine Kirchenversammlung im Lateran entgegen, starb aber mitten unter großen Entwürfen das Jahr darauf. Vgl. Brosch, Papst J. II. und die Gründung des Kirchenstaats (Gotha 1878); Grassi, Le due spedizioni militari di Giulio II. (hrsg. von L. Frati, Bologna 1886). — 3) J. III., geb. 1487 in Rom, gest. 23. März 1555, vorher Gianmaria del Monte, nach dem Stammort seiner Familie. 1536 zum Kardinal erhoben, wurde er 1545 als Prinzipallegat zum Konzil nach Trient gesendet, wo er mit Eifer das päpstliche Interesse vertrat; wider Erwarten wurde er 7. Febr. 1550 Papst. Ein zur Vertreibung des Ottavio Farnese aus Parma mit dem Kaiser Karl V. abgeschlossenes Bündnis gegen Frankreich gab er bald wieder auf. Er berief das ins Stocken geratene Konzil 1551 nach Trient zurück, aber ohne großen Erfolg.

Julius, Herzog von Braunschweig, geb. 29. Juni 1528, gest. 13. Mai 1589 in Wolfenbüttel, vierter Sohn Herzog Heinrichs des jüngern, schon als Kind Domherr von Köln, erhielt 1553 das Bistum Minden, auf welches er 1554 verzichtete, und folgte 1568 seinem Vater, der ihn ursprünglich zu gunsten

Digitized by Google

seines unehelichen Sohns Eitelheinrich von der Succession ausschließen wollte. Der Reformation, welche sein Vater bekämpfte, blieb er treu und sicherte in seinem Lande sofort ihren Bestand. Er war seit 1560 vermählt mit Hedwig, der Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, stiftete die Universität Helmstedt und erbte 1582 einen Teil der Besitzungen der Grafen von Hoya sowie 1584 das Fürstentum Kalenberg.

Julius, Nikolaus Heinrich, ein um das Gefängniswesen verdienter Arzt, geb. 3. Okt. 1783 in Altona, gest. 20. Aug. 1862 in Hamburg, Sohn jüdischer Eltern, studierte in Heidelberg und Würzburg, ließ sich 1809 nach seinem Übertritt zum Katholizismus als praktischer Arzt in Hamburg nieder, machte in der hanseatischen Legion die Feldzüge von 1813—15 mit und unternahm 1825 eine Studienreise durch die drei britischen Reiche, auf der er seine Aufmerksamkeit vorzugsweise den Gefängnissen zuwendete. Seitdem machte er die Reform derselben im Sinne der amerikanischen Einzelhaft und der sogen. Rettungshäuser zu seiner Lebensaufgabe. Durch seine in Berlin gehaltenen Vorlesungen (»Vorlesungen über die Gefängniskunde«, Berl. 1828) begründete er die Gefängniskunde, für welche er auch mit Unterstützung der Regierung ein eignes Organ in den »Jahrbüchern der Straf- und Besserungsanstalten &c.« (das. 1829—33, 10 Bde.) schuf, denen die von ihm unter anderm herausgegebenen »Jahrbücher der Gefängniskunde und Besserungsanstalten« (Frankf. a. M. 1842—47, 11 Bde.) folgten. Die Resultate seiner später für die Zwecke der Gefängniskunde unternommenen Reisen legte er zum Teil in den Werken: »Nordamerikas sittliche Zustände« (Leipz. 1839, 2 Bde.) und »Beiträge zur britischen Irrenheilkunde« (Berl. 1844) nieder. Die deutsche Übersetzung der Schrift des damaligen Kronprinzen Oskar von Schweden: »Über Strafe und Strafanstalten« (Leipz. 1841) hat er mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen. Mit den Ereignissen von 1848 endete seine Thätigkeit für die preußischen Gefängnisse, weshalb er sich 1849 nach Hamburg zurückzog. Hier nahm er eine seiner Jugendbeschäftigungen, das Studium der spanischen Litteratur, wieder auf und veröffentlichte die Übersetzung von Ticknors »Geschichte der schönen Litteratur in Spanien« (a. d. Engl., Leipz. 1852, 2 Bde.).

Julius Africānus, s. Africanus.

Julius Cäsar, s. Cäsar.

Julius Echter von Mespelbronn, Fürstbischof von Würzburg, geb. 18. März 1545 auf Schloß Mespelbronn im Spessart, gest. 13. Sept. 1619 in Würzburg, erwarb sich, schon früh für den geistlichen Stand bestimmt, auf deutschen und auswärtigen Universitäten eine gediegene wissenschaftliche Bildung, ward 1567 in das Würzburger Domkapitel aufgenommen und 1573 auf Betreiben des Papstes und der Jesuiten, die von J. die Durchführung der Trienter Konzilsbeschlüsse im Würzburger Stift erwarteten, zum Fürstbischof ernannt. Er zeigte sich als tüchtiger Fürst, ordnete die Verwaltung, gründete 1579 das berühmte Juliushospital in Würzburg und eröffnete 1582 die dortige Universität, an welche er die Jesuiten berief. Nach dem Sieg der katholischen Gegenreformation im Erzstift Köln ging J. daran, den Protestantismus auch in seinem Lande mit der Wurzel auszurotten und seine Kirche im Sinne des Trienter Konzils zu reformieren, was seiner Konsequenz und Thatkraft mit Hilfe der Jesuiten auch in drei Jahren gelang. Auch in weltlicher Beziehung regierte er eigenmächtig und unterdrückte alle Selbständigkeit. An den Reichsangelegenheiten nahm er im Sinne der Gegenreformation hervorragenden Anteil und war einer der eifrigsten Mitglieder der Liga von 1609. Vgl. seine Biographie von Buchinger (Würzb. 1843).

Julius Obsequens, s. Obsequens.

Julius Valerius, Alexander Polemius, verfaßte im 4. Jahrh. n. Chr. eine lateinische Bearbeitung des griechischen Alexanderromans des Pseudo-Kallisthenes (s. Kallisthenes) in 3 Büchern (neueste Ausgabe von Kübler, Leipz. 1888). Vermutlich rührt von demselben Verfasser her das sogen. »Itinerarium Alexandri«, ein dem Kaiser Constantius (340—345) gewidmeter Abriß des persischen Zuges von Alexander d. Gr. (hrsg. von Volkmann, Naumb. 1871).

Juliusburg, Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Öls, an der Linie Öls-Jarotschin der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche und (1890) 819 Einw., davon 82 Katholiken. J. wurde 1676 gegründet, seine Liegenschaften umfassen einen Flächeninhalt von nur 19 Hektar. Dicht dabei das Dorf J., mit Schloß, kath. Waisenhaus und 660 Einw.

Julinshall, Solbad, s. Harzburg.

Juliusturm, der den deutschen Reichskriegsschatz (s. d.) verwahrende Turm der Citadelle zu Spandau.

Julklapp, s. Julfest.

Jullien (spr. schülljäng), Adolphe, franz. Musikschriftsteller, geb. 1. Juni 1845 in Paris, wurde auf dem Lycée Charlemagne gebildet und ist seit längerer Zeit als Mitarbeiter der »Revue et Gazette musicale«, des »Menestrel«, der »Chronique musicale« und Musikreferent verschiedener größerer Zeitungen thätig. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: »La musique et les philosophes au XVIII. siècle« (1873); »Histoire de théâtre de Mme. Pompadour« (1874); »La comédie à la cour de Louis XVI« (1873); »Les spectateurs sur le théâtre« (1875); »Weber à Paris« (1877); »Airs variés: histoire, critique, biographie musicales et dramatiques« (1877); »La cour et l'opéra sous Louis XVI; Marie Antoinette et Sacchini etc.« (1878); »L'opéra secret au XVIII. siècle« (1880); »Histoire du costume au théâtre en France« (1880); »Goethe et la musique« (1880); »Hector Berlioz; la vie et le combat, les œuvres« (1881); »La comédie à la cour« (1883); »Paris dilettante au commencement du siècle« (1884); »Richard Wagner, sa vie et ses œuvres« (1886); »Hector Berlioz, sa vie et ses œuvres« (illustriert, 1888); »Musiciens d'aujourd'hui« (1891, neue Folge 1894).

Jullundur, ind. Bezirk, s. Dschalandhar.

Juloberg, s. Frauendorf 1).

Julus (lat.), in der Botanik soviel wie Kätzchen (s. d.); in der Zoologie soviel wie Vielfuß (s. d.).

Julus (Jullus), s. Ascanius.

Jumart (franz., spr. schümár), gefabelter Bastard von Rind und Pferd (oder Esel).

Jumel (franz., spr. schümell, Mako), ägypt. Baumwolle, s. Baumwolle, S. 595.

Jumet (spr. schümä), gewerbsame Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, Arrond. Charleroi, Knotenpunkt der Staatsbahnlinie Luttre-Châtelineau-Châtelet und der Bahn Lodelinsart-J., mit ausgedehnter Eisenindustrie, Steinkohlengruben, Staats-Knabenmittelschule, Industrieschule und (1890) 23,927 Einw.

Jumièges (spr. schümjäsch'), Flecken im franz. Depart. Niederseine, Arrond. Rouen, rechts an der Seine, mit

ed by Google

den Ruinen einer romanischen Kirche aus dem 11. Jahrh. und einer im 7. Jahrh. gegründeten Benediktinerabtei und (1891) 286 (als Gemeinde 1027) Einw.

Jumilla (spr. chumilja), Stadt in der span. Prov. Murcia, am Fuße der Sierra de las Cabras, hat 2 Kirchen mit alten Gemälden, Wein- und Espartobau und (1887) 14,334 Einw.

Jümme, Fluß im preuß. Regbez. Aurich, heißt in seinem Oberlauf Aper Tief, fließt von O. nach W., ist 22,8 km weit schiffbar und mündet östlich von Leer rechts in die Leda.

Jummoo, engl. Schreibweise für Dschamu (s. d.).

Jumna, Fluß, s. Dschamna.

Jumne, s. Jomsburg.

Jumpers (engl., spr. dschömmpers, »Springer«), religiöse Sekte, s. Methodisten; auch Name der Diebe, die durch die Fenster einsteigen.

jun., Abkürzung für junior (s. d.).

Juncker, E., Pseudonym, s. Schmieden (Else).

Junction City (spr. dschöngksch'n sitti), Hauptstadt der Grafschaft Davis des nordamer. Staates Kansas, am Kansas oder Smoky Hill River, Bahnknotenpunkt, hat ein Landamt der Union und (1890) 4502 Einw.

Juncus *L.* (Binse, Simse, Markbinse), Gattung aus der Familie der Junkaceen, gras- oder binsenähnliche Kräuter mit spiralig oder abwechselnd zweizeilig stehenden Blättern und einem aus einer kleinen seitlichen Spalte unter der Spitze des Schaftes hervorkommenden, sehr verschieden gebauten Blütenstand. Etwa 160 Arten. J. acutus *L.*, in südlichen Gegenden, 1 m hoch, wurde zu den Zeiten des Dioskorides gegen Durchfall und als harntreibendes Mittel gebraucht. J. conglomeratus *L.* (Knopfbinse), in Sümpfen und Gräben, 1—2 m hoch, enthält ein Mark, das sich leicht ausziehen und zu Dochten und allerlei Zieraten benutzen läßt. Der kriechende, ästige Wurzelstock wurde früher arzneilich benutzt. J. effusus *L.* (Flatterbinse), sehr weit verbreitet, in Wäldern und Gräben, 1—1,25 m hoch, ist zu Flechtwerk, besonders zu Fischreusen, sowie das Mark zu Dochten geeignet.

Jundt, 1) Gustav, Maler, geb. 21. Juni 1830 in Straßburg, gest. 14. Mai 1884 in Paris durch Selbstmord, begann 1848 seine Studien bei Gabriel Guérin und ging 1849 nach Paris zu Drolling. Der Salon 1856 brachte sein erstes bemerkenswertes Gemälde: das Fest im Nachbardorf. Seitdem fanden seine farbenfrischen Landschaftsbilder mit lebenswahren, nicht selten humoristischen Gestalten allgemeinen Beifall. Von seinen meist dem Elsaß entlehnten Bildern sind hervorzuheben: der Sonntagsmorgen, die Rheininseln, die Ziege, die Libellen, die Matinee des Großherzogs, die Einladung zur Hochzeit, der Erstgeborne, die Taufe, der Sonntag im Museum des Großherzogs, die Maiblume, der Philosophenweg von Monaco, eine Bäuerin auf ihrem Eselein, die Rückkehr der Braut, Es lebe Frankreich!, die französischen Internierten verlassen die Schweiz und der Weihnachtsbaum. Jundts Arbeiten atmen Poesie, Natürlichkeit und Humor. Auch als Karikaturenzeichner war er bedeutend. Unter der von ihm herausgegebenen Serie von Albums sind besonders die Geschichte der Puppe, der Feigling, Polichinell, die schrecklichen Untugenden und Hans beliebt.

2) Karl August, evang. Theolog, geb. 18. Juli 1848 in Straßburg i. E., gest. 17. Aug. 1890 in Paris, studierte Theologie in seiner Vaterstadt, wurde 1872 Lehrer am protestantischen Gymnasium daselbst, 1883 außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und theologische Litteratur, dazu 1884 auch der Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät in Paris. In seiner theologischen Richtung und gelehrten Thätigkeit hauptsächlich durch seinen Lehrer Karl Schmidt (s. d.) bestimmt, widmete er sich dem Studium der deutschen Mystik. Dahin gehören seine Schriften: »Essai sur le mysticisme spéculatif de Maître Eckhart« (Straßb. 1871); »Histoire du panthéisme populaire au moyen-âge et au XVI. siècle« (Par. 1875); »Les Amis de Dieu au XIV. siècle« (das. 1879); »L'apocalypse mystique du moyen-âge et la Matelda de Dante« (das. 1886); »Rulman Merswin et l'Ami de Dieu de l'Oberland« (das. 1890). Außerdem veröffentlichte er: »Argumentandi ratio, qua ad defendendam adversus gentes christianam religionem Q. F. Tertullianus usus est« (Straßb. 1875); »Die dramatischen Aufführungen im Gymnasium zu Straßburg« (das. 1881); »Les centuries de Magdebourg« (Par. 1883).

Jung, 1) (Junge, Jungius) Joachim, Naturforscher und Mathematiker, geb. 21. Okt. 1587 in Lübeck, gest. 17. Sept. 1657 in Hamburg, studierte in Rostock Mathematik, erhielt 1609 einen Lehrstuhl der Mathematik zu Gießen, gab aber denselben 1614 wieder auf, lebte mit Ratichius und Helvich in Augsburg, begab sich 1615 nach Lübeck, studierte dann bis 1618 in Rostock Medizin, promovierte in Padua, gründete 1622 eine gelehrte Gesellschaft in Rostock und wurde 1625 Professor der Mathematik an der dortigen Universität und 1628 Rektor des Johanneums in Hamburg. Er war ein heftiger Gegner der Scholastiker und wird von Leibniz dem Kopernikus und Galilei an die Seite gestellt. Als Botaniker stellte er zuerst die Begriffe von Art und Gattung auf und gab die Grundlage zu einer botanischen Kunstsprache, die später von Linné ausgebildet wurde. Von seinen Schriften, die von seiner gründlichen Gelehrsamkeit und von seinem Scharfsinn zeugen, sind besonders zu nennen: »Doxoscopiae physicae minoris, seu Isagoge physica doxoscopica« (hrsg. von Fogel, Hamb. 1662); »Isagoge phytoscopica« (hrsg. von Vaget, das. 1678). Vgl. Guhrauer, J. Jungius und sein Zeitalter (nebst Goethes Fragment über J., Stuttg. 1851); Avé-Lallemant, Des Dr. J. J. aus Lübeck Briefwechsel (Lüb. 1863); Derselbe, Das Leben des Dr. J. J. (Bresl. 1882); Wohlwill, J. J. und die Erneuerung atomistischer Lehren im 17. Jahrh. (Hamb. 1887); Derselbe, Joachim J., Festrede (das. 1888).

2) Johann Heinrich, genannt Stilling, origineller deutscher Schriftsteller, geb. 12. Sept. 1740 im Dorfe Grund im Nassauischen als Sohn armer Leute, gest. 2. April 1817 in Karlsruhe, wuchs in den Kreisen einer pietistischen Sekte auf, die seit dem Ende des 17. Jahrh. in stillen Gegenden Westdeutschlands eine abgeschlossene Existenz führte, war zuerst Kohlenbrenner, dann Schneider, erwarb sich als Autodidakt einige Bildung, ward Hauslehrer und studierte endlich noch Medizin in Straßburg, wo er auch mit Goethe in engern Verkehr trat. Nachdem er hierauf zu Elberfeld als Arzt gewirkt und sich namentlich durch geschickte Staroperationen Ruf erworben hatte, erhielt er 1778 eine Anstellung an der Kameralschule zu Kaiserslautern und siedelte später mit dieser Anstalt als Professor der Landwirtschaft nach Heidelberg über. 1787 folgte er einem Ruf als Professor der Ökonomie und Kameralwissenschaften nach Marburg, kehrte aber 1804 als ordentlicher Professor der Staatswissenschaften nach Heidelberg zurück und verbrachte die letzte Zeit seines Lebens als badischer Geheimrat in

Digitized by Google

Karlsruhe. J. eröffnete seine litterarische Laufbahn mit Romanen, welche die Welt- u. Lebensanschauung der Pietisten vielfach wiedergaben, und in denen Erinnerungen an das eigenartige Dasein der Sektierer niedergelegt waren. Zu denselben gehören: »Geschichte Florentins v. Fahlendorn« (Mannh. 1781—83, 3 Bde.); »Geschichte des Herrn v. Morgenthau« (Berl. 1779, 2 Bde.); »Theobald, oder die Schwärmer« (Leipz. 1784—85, 2 Bde.). Höher noch steht seine Autobiographie, welche in verschiedenen Folgen und Fortsetzungen als »Heinrich Stillings Jugend« (Berl. 1777), »Heinrich Stillings Jünglingsjahre« (das. 1778), »Heinrich Stillings Wanderschaft« (das. 1778), »Heinrich Stillings häusliches Leben« (das. 1789) und »Heinrich Stillings Lehrjahre« (das. 1804) erschien. Reichtum der Anschauung, lautere, gemütvolle Darstellung sowie ein wahrhaft frommer Sinn verleihen diesem Werk nicht geringen Wert. Es erschien in neuer Gestalt unter dem Titel: »Heinrich Stillings Leben, eine wahre Geschichte« (Berl. 1806, 5 Bde.); den Schluß dazu: »Heinrich Stillings Alter« (Heidelb. 1817), lieferte sein Enkel Schwarz (eine neue Ausgabe des Ganzen u. d. T.: »J. Stillings Lebensgeschichte« erschien Stuttg. 1857, auch in Reclams Universal-Bibliothek). Auch über Kameralwissenschaften schrieb J. manches Verdienstvolle. Bekannter aber machten seinen Namen seine zahlreichen pietistisch-mystischen Schriften, z. B. »Das Heimweh« (Marb. 1794—97, 4 Bde.; neue Ausg., Stuttg. 1876), »Szenen aus dem Geisterreich« (Frankf. 1797—1801; 6. Aufl., Stuttg. 1875), »Theorie der Geisterkunde« (das. 1808) und »Apologie der Theorie der Geisterkunde« (das. 1809), Schriften, in denen er den Verkehr abgeschiedener Geister mit dieser Welt als faktisch voraussetzt und in theologisch-mystischem Sinn erklärt. Die zahllosen Angriffe auf diese Werke verbitterten seine letzten Lebensjahre. Seine letzten »Erzählungen« (Frankf. 1814—15) sowie seine von Schwarz herausgegebenen »Gedichte« (das. 1821) sind unbedeutend. Eine liebevolle Charakteristik Jungs gibt Goethe in »Dichtung und Wahrheit«. Eine neue Ausgabe seiner »Sämtlichen Werke« erschien Stuttgart 1843—44 in 12 Bänden.

3) Alexander, Schriftsteller, geb. 28. März 1799 zu Rastenburg in Ostpreußen, gest. 20. Aug. 1884 in Königsberg i. Pr., widmete sich seit 1826 zu Berlin und Königsberg dem Studium der Theologie und Philologie, seit 1837 vorwiegend dem der Litteratur, und trat später als Schriftsteller besonders auf litterarhistorischem und sozialem Gebiet auf. Wir führen von seinen Schriften an: »Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen« (Danz. 1842); »Frauen und Männer« (Königsb. 1847); »Charaktere, Charakteristiken und vermischte Schriften« (das. 1848, 2 Bde.); »Friedrich Hölderlin und seine Werke« (Stuttg. 1848); »Der Bettler von James Park«, Roman (Leipz. 1850); »Goethes Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts« (Mainz 1854); »Das Geheimnis der Lebenskunst« (Leipz. 1858, 2 Bde.); »Rosmarin, oder die Schule des Lebens«, Roman (das. 1862, 5 Bde.); »Joseph v. Schelling und eine Unterredung mit demselben« (das. 1864); »Über Franz v. Baaders Dogmatik als Reform der Sozialwissenschaft« (Erlang. 1868); »Darwin, komisch-tragischer Roman in Briefen an einen Pessimisten« (Jena 1873, 3 Bde.; 2. Aufl. 1879); »Panacee und Theodicee. Illustrationen, Karikaturen der Gegenwart« (Leipz. 1875); »Moderne Zustände« (Rostock 1880). Nach seinem Tode erschien noch: »Die Harfe von Discatherine, Bekenntnisse eines Dichter-Philosophen«, ein Seitenstück zu »Rosmarin« (Leipz. 1885, 2 Bde.). J. gehört zu den Ausläufern der jungdeutschen Richtung, welche, die grundverschiedenen Aufgaben der Publizistik, Kritik und poetischen Darstellung miteinander vermischend, hauptsächlich durch Reflexion und geistreiche Einfälle, die ihr Gedanken heißen, zu wirken suchte.

4) Julius, Geschichtsforscher, geb. 11. Sept. 1851 zu Imst in Tirol, studierte in Innsbruck, Göttingen und Berlin, habilitierte sich 1875 als Dozent in Innsbruck und ward 1884 außerordentlicher, 1887 ordentlicher Professor der alten Geschichte an der deutschen Universität zu Prag. Er schrieb außer einer Anzahl kleinerer Aufsätze zur römischen Geschichte: »Römer und Romanen in den Donauländern, historisch-ethnographische Studien« (Innsbr. 1877, 2. Aufl. 1887); »Die romanischen Landschaften des römischen Reichs« (das. 1881); »Leben und Sitten der Römer in der Kaiserzeit« (Leipz. u. Prag 1883, 2 Tle.).

Jung (Dschang), Sir Salar, ind. Staatsmann, geb. 1829, gest. 18. Febr. 1883, ein Araber von Abkunft, dessen Vorfahren aus der Gegend von Damaskus in Ostindien eingewandert waren und den Posten eines Dewan oder Premierministers von Haidarabad, dem von einem Nizam beherrschten britischen Schutzstaat in Dekhan, erlangt hatten, der in ihrer Familie forterbte. J. erlernte die indische, arabische und englische Sprache und ward von seinem Oheim, dem damaligen Dewan, in die Geheimnisse der Politik eingeweiht. 1853 kam er selbst an die Spitze der Geschäfte, die er vortrefflich leitete. Beim Ausbruch des indischen Aufstandes bewirkte er, daß die Abenteurer und Ehrgeizigen, welche den Anschluß an den Aufstand verlangten, vom Hof des Nizam entfernt wurden und Haidarabad den Engländern treu blieb, da er einsah, daß nach dem Sturz der Herrschaft derselben Indien in verderbliche Anarchie zurücksinken müsse. Ihm hatten die Engländer nicht am wenigsten ihren Sieg zu danken, und sie überhäuften ihn dafür mit Ehrenbezeigungen; bei einem Besuch in England 1876 ward er zum Doktor der Universität Oxford ernannt. Doch erfüllten sie seinen Lieblingswunsch, die Rückgabe der 1839 an England abgetretenen Provinz Berar an Haidarabad, nicht. Die innere Verwaltung leitete J., der seit 1869 für den minderjährigen Fürsten die Regentschaft führte, vortrefflich und beobachtete eine verständige Sparsamkeit. Ihm folgte als leitender Minister sein Sohn Laik Ali, geb. 1861, gest. 7. Juli 1889, Verfasser mehrerer gegen die russische Politik in Asien gerichteter Aufsätze im »Nineteenth Century«.

Jung, Théodore, franz. General und Schriftsteller, geb. 12. März 1833 in Paris, ward 1859 dem Generalstab der Armee in Italien zugeteilt, 1870 als Generalstabsoffizier der Rheinarmee in Metz gefangen genommen und erst 1874 zum Eskadronschef befördert. 1883 ward er Oberst, 1886 Kabinettschef des Kriegsministers Boulanger, 1887 Brigadegeneral und Kommandant des Verteidigungsbezirks von Dünkirchen. Seit 1893 ist er Mitglied der Deputiertenkammer. Nachdem er unter dem Pseudonym Mustapha viele Feuilletonartikel für die »Vie Parisienne« geschrieben und auch »Voyage autour de ma tente, souvenirs militaires« (1873) veröffentlicht hatte, schrieb er mehrere wissenschaftliche Werke: »La vérité sur le Masque de fer« (1873); »La France et Rome« (1874); »L'Académie de guerre de Berlin. L'enseignement militaire supérieur en Europe, etc.«

ed by Google

(1877); »Bonaparte et son temps d'après des documents inédits« (1880—81, 3 Bde.); »Lucien Bonaparte et ses mémoires« (1882—83, 3 Bde.); »L'armée et la révolution; Dubois-Crancé« (1884, 2 Bde.); »La guerre et la société« (1889) und »Stratégie, tactique et politique« (1890); »La République et l'Armée« (1893). — Die ehemalige Gattin Jungs, eine geborne v. Kaulla, wurde 1880 beschuldigt, ihr Verhältnis zum Kriegsminister Cissey zu Spionendiensten mißbraucht zu haben.

Jungbier, s. Bier, S. 1004.

Jungbreslau, Stadt, soviel wie Inowrazlaw.

Jungbrunnen, nach deutscher Volkssage ein Brunnen, welcher die Kraft hat, Greisen und Krüppeln die Gestalt zu wandeln und ihnen einen neuen, jugendlichen Körper zu verleihen. Die bekannteste Sage vom J. ist die in dem mittelhochdeutschen Gedicht »Wolfdietrich« enthaltene, wo die »rauhe Else« durch das Bad im J. in die schöne Sigminne verwandelt wird. Ob die Sage einen mythologischen Hintergrund hat, ist zweifelhaft.

Jungbunzlau, Stadt, s. Bunzlau 2).

Jung-England, eine aristokratische Fraktion im britischen Parlament, deren Führer Benjamin Disraeli (s. Beaconsfield) und Lord George Bentinck (s. d. 3) waren, und die 1841—46 eine bedeutende Rolle spielte. Charakterisiert ist die neue Form des Toryismus in Disraelis Roman »Coningsby«.

Junge Pfalz (Pfalz-Neuburg), s. Neuburg.

Jünger, s. Meister.

Jünger, Johann Friedrich, Lustspieldichter, geb. 15. Febr. 1759 in Leipzig, gest. 25. Febr. 1794 in Wien, widmete sich kurze Zeit dem Kaufmannsstand, sodann dem Studium der Rechte und der schönen Litteratur. Er lebte in regem Verkehr mit dem Buchhändler Göschen, durch den er 1785 auch Schiller kennen lernte, noch einige Jahre in Leipzig, privatisierte sodann in Weimar und ging 1787 nach Wien, wo er 1789 zum Hoftheaterdichter ernannt, aber 1794 bei der Umgestaltung des Wiener Theaters entlassen wurde. Obschon J. keine große Erfindungsgabe besaß und namentlich Destouches, Molière und Marivaux in seinen Lustspielen nachahmte, so muß doch die Gewandtheit der Darstellung und die Natürlichkeit seines Dialogs anerkannt werden. Seine Lustspiele erschienen in drei Sammlungen: »Lustspiele« (Leipz. 1785—90, 5 Bde.), »Komisches Theater« (das. 1792—94, 3 Bde.) und »Theatralischer Nachlaß« (Regensb. 1803—1804, 2 Bde.). Von geringerm Wert sind seine Romane und die »Gedichte« (Leipz. 1821).

Jungermannia *L.*, Lebermoosgattung aus der Ordnung der Jungermannialen, meist kleine, auf der Erde oder an Baumstämmen wachsende Moose mit kriechendem Stämmchen, das zwei oder drei Reihen ungeteilter oder gelappter Oberblätter und bisweilen auch eine Reihe kleinerer, anders gestalteter Unterblätter (Amphigastrien) trägt. Die Antheridien stehen in den Achseln von Hüllblättern (Perichätien), die häufig von den Stengelblättern nicht verschieden sind, während die Hüllblätter der Archegonien abweichend gestaltet sind. Die Archegonien werden von einer röhren-, ei- oder birnförmigen Hülle, dem Perianthium, umgeben, das an der Mündung gezahnt ist u. später in 3—6 Lappen zerreißt. Aus der befruchteten Eizelle entwickelt sich die gestielte Sporenkapsel oder das Sporogonium, das außer den Sporen Zellen mit schraubiger Wandverdickung (Elateren) enthält und bei der Reife mit vier Klappen aufspringt. Die Gattung umfaßt ca. 200 über die ganze Erde verbreitete Arten (s. Moose).

Jungermannialen, Ordnung der Lebermoose (s. Moose).

Junges Belgien, Name einer litterarischen Schule, die in einer 1881 von Studenten in Löwen und Brüssel begründeten Zeitschrift: »La jeune Belgique«, ihre theoretisch-praktische Vertretung findet. An der Spitze ihres Programms steht der Satz, daß die Poesie, unbekümmert um die Interessen des Tages, nur um ihrer selbst willen da sei, u. daß sie, ohne Rücksicht auf das Schöne, die Leidenschaft darstellen solle. Hauptleiter und Mitarbeiter der »Jeune Belgique« sind A. Bauwens, F. Mahutte, M. Waller, H. Maubel, V. Gille, J. Gilkin, G. Eekhoud, A. Giraud, F. Nautet. Vgl. Nautet, Histoire des lettres belges d'expression française, Bd. 1, S. 70—77 (Brüssel 1892).

Junges Deutschland, Bezeichnung einer litterarischen Schule, die in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts bestimmend in den Gang der deutschen Litteratur eingriff und als Rückschlag gegen die Romantik aufzufassen ist. Ihr Name fand allgemeine Verbreitung durch die dem »jungen Deutschland« gewidmete Vorrede von Wienbargs »Ästhetischen Feldzügen« (1834), doch war Wienbarg durch seinen Verleger J. Campe (Hoffmann u. Campe) zu dieser Widmung angeregt worden, und Campe verdankte das Schlagwort vielleicht K. Gutzkow, der es bereits im November 1833 in einem Briefe an Cotta gebrauchte; es lag indessen gleichsam in der Luft; und wie es von Mazzinis »Jungem Europa« (s. Junges Europa) auch einen deutschen Zweigverein politischen Charakters unter dem Namen J. D. gab (der übrigens zu dem litterarischen Jungen Deutschland gar keine Beziehung hatte), so lag es wohl manchem nahe, die jugendlich aufstrebende, den modernen Ideen huldigende Litteratur auf denselben Namen zu taufen. Sanktioniert wurde dieser vollends durch das auf Grund von Menzels heftigen Angriffen gegen die ganze Schule gerichtete Bundestagsverbot vom 10. Dez. 1835. — Die charakteristischen Ziele des Jungen Deutschland lagen in einer eigentümlichen Verquickung litterarischer und politischer Bestrebungen. Man wollte die Litteratur wieder mit dem Leben verbinden, man wollte sie, die wirklichkeitsfremd in mondbeglänzten Zaubernächten geschwärmt und geschwelgt hatte, sich wieder stärken und erfrischen lassen durch die innigste Berührung mit dem aufstrebenden Geiste der Zeit. So bildete die neue Schule eine gesunde und berechtigte Reaktion gegen die romantische und zum Teil auch gegen die klassische Richtung der deutschen Litteratur. Aber das beste Leben der Zeit war in der Restaurationsepoche geknebelt und niedergehalten durch das Metternichsche, alle deutschen Regierungen beherrschende Unterdrückungssystem, und daher wurden die national gesinnten Geister, die einem gesunden Fortschritt huldigten, samt und sonders in das Lager der Opposition getrieben. Die jungdeutschen Schriftsteller stellten sich, meist mit leidenschaftlichem Eifer, in den Dienst der modernen liberalen Ideen; sie huldigten der Tendenz; sie wollten nicht sowohl Kunstwerke von ästhetischem Werte schaffen, als vielmehr zum praktischen Handeln anregen, das stockende Leben der Zeit in Bewegung setzen und zu einer Umgestaltung der bestehenden Zustände anfeuern. Diese Tendenzschriftstellerei, diese Verquickung von Litteratur und Politik, war ästhetisch von Übel, war eine bedauerliche Preisgebung der bisher so glänzend verteidigten Selbstherrlichkeit der Kunst; aber sie war vielleicht ein notwendiger Übergang zur

Digitized by Google

tendenzfreien Poesie der Wirklichkeit, die dem Jungen Deutschland folgte. Die Romantik hatte abgewirtschaftet; es ging nicht länger so weiter. Das Gute der jungdeutschen Bewegung läßt sich daher erst ganz aus der ihr folgenden Litteratur ermessen, die zum nicht geringen Teil durch die Werke derselben Männer (Gutzkow, Laube) ihre Signatur erhielt, die vorher Führer jener Bewegung gewesen waren. Aber an künstlerischen Leistungen von dauerndem Wert hat das Junge Deutschland selbst fast nichts zu Tage gefördert. Die Tendenzschriftstellerei erschöpfte sich in Darlegungen des Programms. Mit den Mitteln des Journalismus suchte man die neuen Ideen zu verbreiten, und daher ist es leicht verständlich, daß man durch Esprit und geistreiche Pointen die abstrakten Forderungen herauszuputzen und künstlerisch wirksam zu machen bestrebt war. Das Junge Deutschland hat erst das moderne Feuilleton in Deutschland geschaffen. Mit Unrecht hat man noch andre Bestrebungen als charakteristisch für das ganze Junge Deutschland hingestellt: nämlich die antinationale Liebäugelei mit Frankreich, die sogen. Emanzipation des Fleisches, und, hiermit zusammenhängend, einen jüdisch-frivolen Zug der neuen Schule. Jene Hinwendung zu Frankreich erklärt sich zum größten Teil dadurch, daß Paris nach der Julirevolution in der That das Mekka des Liberalismus war, wohin die meisten, welche die modernen Ideen hochhielten, einmal wallfahrteten; eine Unterschätzung Deutschlands verband sich damit nur zeitweise bei einzelnen, wie z. B. bei Heine, in vorübergehenden Epochen politischer Verbitterung; die meisten Jungdeutschen waren dagegen, wie z. B. Gutzkow, echt nationale Männer, und Laubes sowie andrer mutiges Eintreten für das gewaltsam unterdrückte Polen lag in der Zeit. Die sogen. Emanzipation des Fleisches, die am ungeniertesten Heine zu Anfang der dreißiger Jahre unter dem Einfluß des Saint-Simonismus verkündigte, gehörte keineswegs zu den Programmpunkten der ganzen Schule, deren meiste Vertreter sich vielmehr als tugendhafte Ehemänner bewährten. Und jüdischer Herkunft waren nur Börne und Heine, während alle andern Jungdeutschen aus kleinbürgerlichen, echt germanischen Kreisen hervorgegangen waren und deutsch dachten und fühlten. Vorbereitet wurde das Junge Deutschland bereits in den zwanziger Jahren durch Börne und Heine. Namentlich die »Reisebilder« des letztern tragen schon überwiegend das Gepräge der neuen Schule. Aber zum vollen Durchbruch kam diese erst nach der Julirevolution. Ein Zusammenschluß der gleichstrebenden Genossen wurde jedoch erst 1834 angebahnt, als der ehrgeizige und überaus regsame junge Gutzkow die Führerschaft der neuen Schule zu gewinnen hoffte, deren Organ eine große »Deutsche Revue« werden sollte. Der bedeutendste Theoretiker des Jungen Deutschland war Ludolf Wienbarg, der Verfasser der geistvollen »Ästhetischen Feldzüge«, in welchen die »schöne That« als das letzte Ziel poetischer Darstellung verfochten wird. Seine Begeisterung für Goethe wurde von Heine, Laube, bald auch von Gutzkow geteilt, und die Börne-Menzelschen Angriffe gegen den Meister fanden bald unbedingten Widerspruch unter den jungen Geistern. Mit Wärme erklärte sich Laube für das moderne Prinzip der Schule, und in ähnlicher Richtung bethätigten sich Th. Mundt und G. Kühne, welch letzterer jedoch nur halb zum Jungen Deutschland gehört. Von Frauen zählt man meist Rahel Varnhagen, Bettina von Arnim und Charlotte Stieglitz zu dieser litterarischen Gruppe hinzu, weil sie alle drei die jungdeutschen Geister beeinflußten und zum Teil mit ihnen in gleicher Richtung wirkten. Der Bestand des Jungen Deutschland als einigermaßen geschlossener Schule war von überaus kurzer Dauer: durch den Bundestagsbeschluß vom 10. Dez. 1835 wurden nicht nur alle bisherigen, sondern auch alle künftigen Werke der Schriftsteller dieser Gruppe verboten, und die Folge war, daß sich die meisten bald in andrer Richtung als zuvor bethätigten, was ihnen in ästhetischer Hinsicht nicht zum Schaden gereichte. Überdies zerfielen sie bald untereinander und fochten bittere Fehden aus. Vgl. J. Proelß, Das junge Deutschland (Stuttg. 1892; wertvoll durch reiches Material); G. Brandes, Das junge Deutschland (Leipz. 1891); Wehl, Das junge Deutschland (Hamb. 1886). — Ungefähr 50 Jahre später kam eine dem Jungen Deutschland verwandte litterarische Strömung zum Durchbruch, die aber keine politischen, sondern bloß ästhetische Motive und Ziele hatte. Der Ausdruck »jüngstes Deutschland« galt als Bezeichnung für jene Gruppe von Dichtern, die nach ausländischen, zumal französischen Mustern auf Grundlage der naturalistischen Ästhetik eine Verjüngung der in konventionellen Formen versunkenen Poesie anstrebten; auch das »jüngste Deutschland«, zu dessen Führern Otto Brahm, M. G. Conrad, die Brüder Hart, Arno Holz, Wilhelm Bölsche, Hermann Bahr u. a. als Kritiker, H. Sudermann und Gerhart Hauptmann als Dichter gehörten, sprach die Losung der »Moderne« aus, forderte eine Erfüllung der Kunst mit neuem Zeitinhalt, mit den Lehren der neuesten Naturwissenschaft und äußerte sich sehr feindlich über die ältern Vertreter der Poesie. Mit der allgemein durchdringenden Erkenntnis von der Unhaltbarkeit der naturalistischen Kunstlehren schwand auch die Macht dieser jüngstdeutschen Gruppe, die sich in ihre einzelnen Glieder auflöste. Hauptorgane dieser litterarischen Schule waren die Zeitschriften: »Freie Bühne« (Berl. 1890 ff.; jetzt »Neue deutsche Rundschau«) und »Die Gesellschaft« (Leipz. 1885 ff.).

Junges Europa. Als 1831 und 1832 die Versuche, Mittelitalien in Aufstand zu versetzen, mißglückt waren, fanden sich viele Flüchtige in der Schweiz zusammen. Obschon aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, wurden dieselben doch durch gleiche Bestrebungen und gleiches Schicksal vereinigt. So entstand der Bund des Jungen Europa, den Mazzini aus dem Jungen Italien, dem Jungen Polen und dem Jungen Deutschland schuf. Diese drei schon bestehenden Vereine (das Junge Italien war 1832 aus dem Bunde der Karbonari hervorgegangen) traten nämlich 15. April 1834 in einer Verbrüderungsakte zusammen, die, in deutscher, italienischer und polnischer Sprache geschrieben, »Freiheit, Gleichheit und Humanität« als Wahlspruch trug. Ein Zentralkomité, durch die Vereinigung von Bevollmächtigten der drei Nationalausschüsse gebildet, war die gemeinsame Bundesbehörde. Alle Mitglieder sollten durch dieselbe ein gemeinschaftliches Symbol erhalten, und jeder öffentliche Erlaß sollte durch eine gemeinschaftliche Devise kenntlich sein. Der so konstituierte neue Bund richtete nun seine Thätigkeit vorzüglich auf Errichtung von neuen Verbindungen unter den Republikanern Europas, die in der That auch zur Stiftung eines Jungen Frankreich, Jungen Spanien, Jungen Belgien führten. Das vom französischen Flüchtling Granier unter dem Titel: »Le Proscrit« (»Der Geächtete«)

Digitized by Google

herausgegebene Journal war eine Zeitlang das Organ des Jungen Europa. Der Bund wurde durch die 1836 stattfindenden Ausweisungen aus der Schweiz in seiner Wirksamkeit gelähmt, und das Band, welches die einzelnen nationalen Gruppen vereinigte, löste sich auf. Von diesen erlangte die italienische durch Mazzini besondere Bedeutung, der in Genf das Journal »La giovine Italia« (»Das junge Italien«) herausgab. Dasselbe forderte gleich in seiner ersten Nummer die französischen, polnischen und deutschen Verbindungen auf, gleich ihm und seinen Freunden gegen Aristokratie, Königtum, Papsttum und Vergangenheit in den Kampf zu treten und die Aufgabe der Männer von 1793 zu vollziehen. Die Zeitung ward zwar durch allerlei Künste in ganz Italien verbreitet und viel gelesen, indes die Verschwörungen und Empörungsversuche mißlangen sämtlich. Nach der Unterdrückung der Revolution von 1848 verlor die Verbindung ihre Bedeutung. Neben dem Jungen Italien entfaltete besonders das Junge Deutschland eine große agitatorische Thätigkeit. Deutsche Flüchtlinge und Handwerkervereine gehörten ihm an. Es zerfiel in besondere Klubs von mindestens fünf Personen. Die Verbindung hatte ihre eigne Gerichtsbarkeit über alle strafbaren Handlungen der Mitglieder; jeder Verrat sollte mit dem Tode bestraft werden, und jedes vom Ausschuß ernannte Mitglied war zur Vollziehung des Urteils verpflichtet. Die Ermordung des Spions Ludwig Lessing 4. Nov. 1835 in der Nähe von Zürich erregte großes Aufsehen und erweckte stärkere Befürchtungen auf seiten der deutschen Regierungen. Als nun gar eine Versammlung deutscher Handwerker und Flüchtlinge im Steiehölzli, einem 10 Minuten von Bern gelegenen Wäldchen, die deutschen Farben aufpflanzte und die Farben der deutschen Dynastien zerriß und mit Füßen trat, wozu noch Gerüchte von einem beabsichtigten bewaffneten Einfall in Deutschland kamen, erfolgten zahlreiche Ausweisungen aus der Schweiz. Zwar zerfiel damit der Verein, indes seine Bestrebungen wurden 1845 von Lyon aus wieder aufgenommen und machten sich in der Gründung weiterer republikanischer Vereine in der Schweiz und in der Organisation von Aufständen in Baden geltend. Das Bestreben, eine neue Vereinsorganisation auf dem Arbeiterkongreß in Murten (1850) zum Beschluß zu erheben, führte zu einer Untersuchung von seiten der schweizerischen Behörden und zur Ausweisung vieler Arbeiter und mehrerer Flüchtlinge. Das Junge Polen hatte sich nach den 1836 in der Schweiz stattfindenden Ausweisungen zum Teil nach London geflüchtet, doch bestand es auch in Frankreich fort und wirkte unermüdet für die Herstellung der Unabhängigkeit und Freiheit Polens trotz vielfacher mißlungener Versuche. Nachdem in Deutschland und Frankreich längst nicht mehr die Rede ist von dem Jungen Deutschland oder Jungen Frankreich, ist in Rußland eine Agitation ähnlicher Art, die jung-russische Partei, hervorgetreten. Deutsche Bildung, deutsche Kultur, selbst die deutsche Dynastie auf dem Zarenthron gelten dem Jungen Rußland als unberechtigte Eindringlinge; sein Ideal ist Frankreich und seine radikalen Schwärmer, sein Ziel ein roher, wüster Kommunismus. Blasierter Nihilismus charakterisiert seine Anhänger, welche vorzugsweise aus unreifen Jünglingen und emanzipierten Frauen bestehen. Ebenso gab es in der Türkei eine Reformpartei, die Jungtürken oder die Junge Türkei, welche vornehmlich aus den im Abendland erzogenen Türken bestand.

Junges Italien, ꝛc., s. Junges Europa.

Jungfer, soviel wie Jungfrau (s. Jungfrauschaft); im Mittelalter eine Maschine in Frauengestalt (eiserne Jungfrau), welche in Gefängnissen zur Folter und auch wohl zu geheimen Hinrichtungen diente und mit schneidenden Klingen versehen war, die, sobald ein Mensch zwischen sie gebracht wurde, zusammenschlugen. Auf solche Weise hingerichtet werden hieß: die J. küssen.

Jungfer (Hoyer), die Handramme der Straßenpflasterer.

Jungfer im Grünen (J. im Busch), s. Nigella.

Jungfern, linsenförmige Blöcke mit drei runden Löchern zum Durchscheren von Taljereepen behufs Anholen der Wanten (s. d.).

Jungfernblei, das bei der Verarbeitung des Bleiglanzes im Flammofen am Ende der Röstperiode bei noch niedriger Temperatur sich abscheidende reine Blei.

Jungfernblüte, s. Drosera.

Jungfernehe, s. Josephsehe.

Jungferngeburt, s. Parthenogenesis.

Jungfernglas, soviel wie Marienglas, s. Gips, S. 585.

Jungferngras, s. Stellaria.

Jungfernhähne (franz. Coqs vierges), 4—6 Monate alte, gemästete Hähne, welche getrennt von den Hennen aufgezogen werden.

Jungfernhäutchen, s. Scheide.

Jungfernherz, s. Dicentra.

Jungfernhonig, s. Honig.

Jungferninseln (Virginische Inseln), Inselgruppe in Westindien, östlich von Puerto Rico, unter 18° nördl. Br. und 65° westl. L. v. Gr., zu den Kleinen Antillen gehörig, besteht aus größern und zahlreichen kleinern Inseln, die, mit Ausnahme von Ste.-Croix, auf einer ringsum abgegrenzten Bank liegen, mit einem Areal von 694 qkm (12,6 QM.) u. 41,000 Einw. Davon gehören den Spaniern: Vieques, Culebra und einige kleinere, zusammen 170 qkm (3,1 QM.) mit 3500 Einw.; den Dänen: Ste.-Croix, St. Thomas und St. John, zusammen 359 qkm (6,5 QM.) mit (1890) 32,786 Einw. Unter den acht englischen Inseln (Tortola, Anegada, Virgin Gordon, Jost van Dijk ꝛc.), zusammen 165 qkm (3 QM.) mit (1892) 4816 Einw., ist Tortola die bedeutendste. Die J. sind meist felsig, hoch und öde und erzeugen Zucker, Mais, Kaffee, Baumwolle, Indigo, Tabak. Die Wälder enthalten gute Nutzhölzer; mit Guineagras bestandene Ebenen bieten gute Weiden, die Küsten sind fischreich, auch hat man Eisen und Gold gefunden. Von zunehmender Wichtigkeit für die Ausfuhr ist die Aloëfaser. Das Klima ist gleichmäßig und gesund, doch werden die Inseln zeitweise von furchtbaren Orkanen heimgesucht. Die J. wurden 1494 von Columbus entdeckt und Las Virgines genannt zu Ehren der elftausend Jungfrauen in der katholischen Legende. 1648 siedelten sich holländische Bukanier auf Tortola an, wurden aber 1666 von den Engländern vertrieben. Die dänischen Ansiedelungen stammen aus dem Jahre 1700. Näheres in den Artikeln über die einzelnen Inseln. S. Karte »Westindien«.

Jungfernkranich, s. Kranich.

Jungfernkrankheit, soviel wie Bleichsucht.

Jungfernmilch, Mischung von 1 Teil Benzoetinktur mit 30 Teilen Rosenwasser, ist von ausgeschiedenem Harz milchweiß, dient als kosmetisches Mittel, verdirbt aber die Haut, weil die feinen Harzteilchen die Poren der Haut verstopfen.

Jungfernöl, s. Olivenöl.

Jungfernpergament, feines, dünnes Pergament.

Digitized by Google

Jungfernquecksilber, soviel wie gediegen Quecksilber.

Jungfernrebe, s. Ampelopsis.

Jungfernrede (engl. Maiden speech), die erste Rede eines neuen Parlamentsmitgliedes.

Jungfernschrift, s. Petit.

Jungfernschwamm, s. Agaricus.

Jungfernschwarm, s. Bienenzucht, S. 999.

Jungfernschwefel, beim Rösten schwefelhaltiger Erze in Höhlungen der Röſthaufen sich absetzender Schwefel.

Jungfernwachs, soviel wie weißes Wachs.

Jungfernwein, soviel wie Ampelopsis hederacea.

Jungfernzeugung, s. Parthenogenesis.

Jungfernzins, s. Jus primae noctis.

Jungfrau, s. Jungfrauschaft; vgl. Alter.

Jungfrau, 1) das sechste Zeichen des Tierkreises (♍); 2) großes Sternbild, von 173—225° Rektaszension und von 19° südlicher bis 14½° nördlicher Deklination reichend, eine Gestalt mit Flügeln und in der Hand eine Ähre haltend, nach Heis mit 181 dem bloßen Auge sichtbaren Sternen, darunter ein Stern erster Größe (α), Spica oder die Kornähre, außerdem mehrere Sterne dritter Größe, von denen der nördlichste am nördlichen Flügel (ε) Vindemiatrix genannt wird. Der Stern γ bildet ein Doppelsternsystem, bestehend aus zwei Sternen dritter Größe in einer Distanz von 4″ mit einer Umlaufszeit von 180 Jahren. In den Anfang dieses Sternbildes, in die linke Schulter, nicht weit vom Löwen entfernt, fällt der Herbstpunkt. Nach Hesiods Erzählung ist das Sternbild Dike, die Tochter des Zeus (vgl. Asträa), nach andern Demeter.

Jungfrau, ein pyramidal geformter, von Gletschern rings umgürteter, mit blendend weißem Firn bedeckter Bergkoloß der Finsteraarhorngruppe im Berner Oberland. Der Berg fällt gegen N. sehr steil ab in das enge Trümletenthal (der Wengernalp gegenüber); nach O. und SO. fallen gleichfalls steile Hänge zum Eismeer der Berner Alpen; der nordwestliche Fuß, Stellifluh, ruht im Lauterbrunnenthal. Der ganze herrliche Bau (4167 m hoch) wird durch zwei gegen NW. vorgelagerte mächtige Bergstufen, durch das Silberhorn (3690 m) und das östlich daneben liegende Schneehorn (3412 m), in seinem architektonischen Eindruck noch wesentlich gehoben. Der Anblick des Berges ist daher von N. her am schönsten und großartigsten, während die gegen O. und S. gekehrte Seite nur wenig Effekt macht. Die J. ist der am frühesten von den Berner Alpen bekannt gewordene Berg und wurde zuerst 3. Aug. 1811 von den Gebrüdern Rudolf u. Hieronymus Meyer von Aarau sowie 3. Sept. 1812 von Gottlieb Meyer erstiegen. Spätere Expeditionen durch Agassiz, Desor, Forbes, Gottlieb Studer u. a. fallen in die 40er Jahre. Die Besteigung geschieht jetzt meist vom Hotel Jungfrau am Äggischhorn aus, über den großen Aletschgletscher (s. die Spezialkarte dieses Gletschers auf Tafel »Gletscher I«) hinauf. Der größere Teil des Weges ist mehr ermüdend als gefährlich, dagegen die letzte Partie über den Rothalsattel außerordentlich schwierig. Die Eisform des Gipfels ändert fast mit jedem Jahr ihre Gestalt; meist jedoch bildet er ein kleines, von grobkörnigem Schnee bedecktes Dreieck, zu welchem ein nur 18—30 cm breiter, auf beiden Seiten in glatten Eiswänden steil abfallender Kamm von etwa 20 Schritt Länge und mit einer Steigung von 60—70° führt. In den letzten Jahren tauchten verschiedene Projekte für den Bau einer Eisenbahn auf die J. auf; unter ihnen hat der Entwurf des Züricher Ingenieurs Guyer-Zeller kürzlich die Zustimmung der Schweizer Behörden erhalten. Danach soll von der Station Scheidegg der Zahnradbahn Lauterbrunnen-Grindelwald eine elektrische Bahn zum Eiger u. dann in einem Tunnel von 10,5 km Länge durch Eiger, Mönch und Jungfraujoch zum Gipfel der J. führen; die letzten 67 m sollen mit Hilfe eines Elevators überwunden werden. Die Kosten der Bahn, deren Bau in fünf Jahren vollendet sein soll, sind auf 8 Mill. Fr. veranschlagt. Eine vom Ingenieur Gossel in Bern konstruierte eiserne Klubhütte, für den Gipfel der J. bestimmt, steht noch immer beim Hotel Äggischhorn; die Schwierigkeiten des Transports und der Aufstellung auf dem Gipfel sind beinahe unüberwindlich. Vgl. Studer, über Eis und Schnee, Bd. 1 u. 4 (Bern 1869 u. 1883).

Jungfrau, eiserne, s. Jungfer.

Jungfrauenadler, auch Adlerweibchen, in der Heraldik soviel wie Harpyie. S. Artikel »Harpyien« mit Abbildung.

Jungfrauen, elftausend, s. Ursula.

Jungfrau in Haaren, s. Nigella.

Jungfrauschaft, der geschlechtliche Zustand eines weiblichen Wesens, welches noch niemals den Beischlaf vollzogen hat (Jungfrau). Als Kennzeichen der J. gelten: volle, derbe und dicht aneinander schließende große (äußere) und rosig gefärbte, von den großen ganz bedeckte kleine (innere) Schamlippen, ein unverletztes Scheidenhäutchen (hymen), eine enge, mit vielen Runzeln versehene Mutterscheide, eine feste, gerundete, glatte Beschaffenheit des Gebärmuttermundes ohne Risse, Einschnitte u. Kerben, ein straffes Schambändchen, Derbheit und Festigkeit der Brüste, endlich Schmerz und Blutung beim ersten Beischlaf. Alle diese Merkmale geben aber, namentlich wenn man bei der Beurteilung nur auf einzelnes angewiesen ist, über das Vorhandensein oder Fehlen der J. keine positive Gewißheit, z. B. ist ein unverletztes Scheidenhäutchen durchaus nicht immer ein Zeichen der J.

Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Junggrammatiker, eigentlich ein Spottname, der den Vertretern einer neuern, in Opposition gegen Georg Curtius (s. d. 2) in Leipzig aufgekommenen Richtung der vergleichenden Sprachforschung beigelegt, aber von diesen selbst acceptiert wurde in dem Werke »Morphologische Untersuchungen auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen« von Osthoff und Brugmann (1. Teil, Leipz. 1878). Curtius verteidigte seinen Standpunkt in der Schrift »Zur Kritik der neuesten Sprachforschung« (Leipz. 1885). Der wichtigste Differenzpunkt bezog sich auf den Lautwechsel, indem die J. viele bis dahin anders aufgefaßte Lautübergänge aus dem Prinzip der Analogie und Formenübertragung erklärten und keine willkürlichen Ausnahmen von den allgemeinen Gesetzen des Lautwandels zugeben wollten. Jetzt sind diese Anschauungen zu ziemlich allgemeiner Geltung gekommen, und die Gegensätze haben sich verwischt. Vgl. noch K. Brugmann, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft (Straßb. 1885); B. Delbrück, Die neueste Sprachforschung (Leipz. 1885); H. Schuchardt, Über die Lautgesetze. Gegen die J. (das. 1885).

Jungh., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für F. W. Junghuhn (s. d.).

Junghans, Sophie, Schriftstellerin, geb. 3. Dez. 1845 in Kassel als Tochter des kurfürstlichen Hofrats

Justus J., erhielt eine reiche Bildung, welche durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Berlin, England, Italien vertieft und erweitert wurde, verheiratete sich 1877 mit Joseph Schuhmann, Professor am technischen Institut zu Rom, lebte aber seit 1878 wieder in Kassel und Wiesbaden, gegenwärtig in Gotha. Nachdem sie bereits 1869 einen Band »Gedichte« sowie die Novellensammlungen: »Verflossene Stunden« (Leipz. 1871) und »Freudvoll und leidvoll« (Jena 1873, 2 Bde.) veröffentlicht hatte, begründete sie mit den durch Energie des Stils und der Charakteristik ausgezeichneten Romanen: »Käthe, Geschichte eines modernen Mädchens« (Leipz. 1876, 2 Bde.) und »Haus Eckberg«, eine Sittenschilderung aus dem Dreißigjährigen Kriege (das. 1878, 2 Bde.), ihren Ruf. Später folgten: »Orsanna und andre Erzählungen« (Jena 1880, 2 Bde.), »Die Erbin wider Willen« (Stuttg. 1881), »Die Schwiegertochter« (Berl. 1882), »Hella Jasmund und andre Erzählungen« (Stuttg. 1883), »Neue Novellen« (Leipz. 1883), »Unter der Ehrenpforte«, Novellen (Berl. 1891) u. eine Reihe von Romanen: »Die Gäste der Madame Santines« (Leipz. 1884); »Helldunkel« (das. 1885); »Die Amerikanerin« (das. 1886); »Spiegelungen« (Berl. 1887); »Der Bergrat« (das. 1888, 4 Bde.); »Ein Rätsel« (das. 1889); »Zwei Brüder« (Leipz. 1889, 3 Bde.); »Eine Versuchung« (Dresd. 1890); »Zu rechter Zeit«, (Stuttg. 1892, 3 Bde.); »Schwertlilie« (das. 1893); »Die Brautschau« (Berl. 1892); »Geschieden« (1895).

Jungholz, im Bezirk Reutte in Tirol gelegene Gemeinde (1890: 204 Einw.), deren Flurgemarkung rings von bayrischem Gebiet umschlossen, ebendeshalb durch Vertrag vom 3. Mai 1868 dem bayrischen Zollsystem angeschlossen und demzufolge in die Zollgrenze des Deutschen Reiches mit hineingezogen ist.

Junghuhn, Franz Wilhelm, Naturforscher, geb. 26. Okt. 1812 in Mansfeld, gest. 20. April 1864 in Lembang bei Bandong in den Preanger Regentschaften (Java), studierte in Halle und Berlin Medizin, Botanik und Geologie und trat dann als Kompaniechirurg in die preußische Armee. Infolge eines Duells zu 20jähriger Gefangenschaft verurteilt, entfloh er nach 20monatiger Haft auf Ehrenbreitstein nach Algier, wo er in der Fremdenlegion eine Anstellung als Sanitätsoffizier erhielt. In einem Gefecht verwundet, nahm er seinen Abschied und schiffte sich 1835 als Gesundheitsoffizier nach Batavia ein. Von hier aus bereiste er verschiedene Teile Javas. 1840 nach Padang auf Sumatra versetzt, widmete er sich anderthalb Jahre lang der Erforschung der noch unbekannten Länder der Batta. 1842 beschäftigte er sich mit der Untersuchung und topographischen Aufnahme eines großen Teiles der Insel Java, und 1846—48 führte er eine geologische Untersuchung der Insel aus. Aus Gesundheitsrücksichten ging er 1849 nach Holland, kehrte aber 1855 nach Java zurück und wurde dort Direktor der Chinakultur. Er schrieb: »Java, seine Gestalt, Pflanzendecke und innere Bauart« (holländ., Amsterd. 1850—54, 4 Bde.; deutsch von Haßkarl, Leipz. 1854, 3 Bde.), das Hauptwerk über die Naturverhältnisse jenes Tropenlandes, dazu 11 Landschaftsansichten von Java (Leipz. 1853) und eine »Kaart van het eiland Java« (Amsterd. 1855). Die Beschreibung und Abbildungen der zahlreichen von J. aufgefundenen fossilen Tiere haben Herklots, die der fossilen Pflanzen Göppert, die Bearbeitung von Junghuhns Herbarium v. Miquel, de Vriese, Molkenboer, Haßkarl u. a. unter dem Titel: »Plantae Junghuhnianae« (Leiden 1851) unternommen. Ferner schrieb er: »Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java«, herausgegeben von Nees v. Esenbeck (Magdeb. 1845); »Die Battaländer auf Sumatra« (Berl. 1847; holländ., Leiden 1847, 2 Bde.), »Rückreise von Java nach Europa« (deutsch von Haßkarl, Leipz. 1851); »Licht- und Schattenbilder aus den Binnenlanden von Java« (holländ., Leiden 1854; 4. Aufl., Amsterd. 1866). Vgl. Kroon, Levensschets van Fr. W. J. (Amsterd. 1864).

Jungieren (lat.), verbinden, vereinigen.

Jungingen, Name zweier Hochmeister des Deutschen Ordens in Preußen: 1) Konrad von J. (Konrad III.), ward 30. Nov. 1393 zum Hochmeister erwählt, vertrieb die Vitalienbrüder 1398 von Gotland, erwarb 1402 die Neumark und hielt den Frieden mit Polen und Litauen aufrecht. Den Staat verwaltete er vortrefflich, schützte und förderte den Handel und gab wohlthätige Gesetze. Er starb 30. März 1407.

2) Ulrich von, Bruder des vorigen, ward unter dessen Herrschaft Ordensmarschall und 26. Juni 1407 sein Nachfolger als Hochmeister. Er führte eine wohlwollende, segensreiche Regierung, erklärte aber wegen der Aufreizungen Witowds von Litauen 1409 an Polen und Litauen den Krieg. Er befehligte das Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg (15. Juli 1410), in welcher er unterlag und fiel.

Jungius, Gelehrter, s. Jung 1).

Jüngken, Johann Christian, Mediziner, geb. 12. Juni 1794 in Burg bei Magdeburg, gest. 9. Sept. 1875 in Hannover, habilitierte sich 1818 an der Berliner Universität, wurde 1834 Professor der Chirurgie und Augenheilkunde sowie Direktor der ophthalmiatrischen Klinik und später der chirurgischen Abteilung der königlichen Charité in Berlin und trat 1868 in den Ruhestand. J. hat bis auf Albrecht v. Gräfe und vor der Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz einen außerordentlichen Ruf als Augenarzt gehabt und begründete als einer der ersten die wissenschaftliche Pflege der Augenheilkunde. Er schrieb: »Die Lehre von den Augenoperationen« (Berl. 1829); »Die Lehre von den Augenkrankheiten« (das. 1832, 3. Aufl. 1842) und »Augendiätetik« (das. 1870).

Jungles (spr. dschongls), soviel wie Dschangeln.

Jüngling, s. Alter.

Jünglingsvereine nennt man auf evangelischer Seite diejenigen geselligen Vereinigungen, welche, namentlich in größern Städten, sich zur Aufgabe setzen, einzeln stehenden jungen Männern, besonders des Arbeiter-, Handwerker- u. Gewerbestandes, die Möglichkeit anständiger u. anregender Verwendung ihrer freien Zeit zu bieten. Der erste derartige Verein entstand 1824 unter Leitung des Pastors Döring in Elberfeld, 1825 folgte ein ähnlicher Verein in Basel, 1835 in Frankfurt a. M. In Rheinland und Westfalen fand die Jünglingssache, deren sich angesehene Geistliche, wie Krummacher in Elberfeld, annahmen, bald solche Ausdehnung, daß die vorhandenen Vereine 1848 zu einem Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbund zusammentreten konnten, dessen Vorgang 1856 ein Östlicher Jünglingsbund mit dem Mittelpunkt Berlin und 1880 ein Nördlicher Jünglingsbund mit dem Sitz Hamburg folgten. Außerdem bestehen in Berlin und einigen andern großen Städten Christliche Vereine junger Männer, die sich an verwandte amerikanische Unternehmungen anlehnen und nicht ohne Erfolg arbeiten, aber darin von den deutschen Vereinen abweichen, daß

Digitized by Google

sie fast ausschließlich auf religiöse Erweckung des jüngern Geschlechts ausgehen. Im Königreich Sachsen zählt man 40 Vereine mit mehr als 2000 Mitgliedern, in Württemberg 23 Vereine mit 1100 Mitgliedern, in Elsaß-Lothringen 10 Vereine mit 700 Mitgliedern. Die altlutherische Kirchengemeinschaft in Preußen unterhält 10 Vereine. In Deutschland bestehen gegenwärtig etwa 900 J. mit mehr als 40,000 Mitgliedern. In allen fünf Erdteilen zählte man 1889 bereits 4042 Vereine mit etwa 360,000 Mitgliedern, darunter gegen 200,000 in Nordamerika, 90,000 in Großbritannien. Zu diesen allgemeinen Jünglingsvereinen kommen außerdem in vielen größern Städten noch christliche Vereine junger Kaufleute (besonders die weitverbreitete Gesellschaft »Exzelsior«) und ähnliche Gesellschaften, die im wesentlichen dieselben Zwecke verfolgen. Nahe verwandt sind die von Kolping begründeten katholischen Gesellenvereine (s. d.). — Daß die J. wirklichem Bedürfnis entsprechen, beweist ihre Geschichte. Gegenüber den Versuchungen, denen unbefestigte Jünglinge von beschränkter Bildung im Getriebe des großstädtischen Lebens ausgesetzt sind, und den Einflüsterungen von sozialistischer Seite haben sie hohe Bedeutung gerade für die Gegenwart. Mit Recht wird jedoch von erfahrener Seite darauf gedrungen, daß Leiter von Jünglingsvereinen sich vor einseitiger Hervorkehrung der religiösen Seite hüten und auch dem jugendlichen Frohsinn und dem Bedürfnis allgemein bildender Unterhaltung Raum gewähren müssen, wenn die Vereine nachhaltigen Einfluß auf die jüngere Arbeiterwelt gewinnen sollen. Vielfach bilden die J. nur einzelne Zweige der evangelischen Vereine für Innere Mission (s. d.) und finden dann räumliche Unterkunft in den Vereinshäusern dieser Gesellschaften oder den von diesen unterhaltenen »Herbergen zur Heimat« (s. Herberge). Der dritte Weltkongreß der J. protestantischer Grundfarbe tagte im Juni 1894 zu London. Vgl. K. Krummacher, Die evangelischen J. (2. Aufl., Köln 1894); Tiesmeyer, Die Praxis des Jünglingsvereins (2. Aufl., Bremen 1895). Zeitschriften: »Jünglingsbote« (seit 1847, Elberf.); »Der Bundesbote« (seit 1859, Berl.); »Sächsischer Jünglingsbote« (seit 1877, Dresd.); »Der Jünglingsverein« (Berl. 1895 ff.).

Jungmann, soviel wie Leichtmatrose, die Stufe zwischen Schiffsjunge und Matrose; s. Matrosen.

Jungmann, Joseph Jakob, tschech. Sprachforscher, geb. 16. Juli 1773 zu Hudlitz in Böhmen, gest. 14. Nov. 1847 in Prag, studierte zu Prag Philosophie und Rechte, wurde 1799 Lehrer am Gymnasium zu Leitmeritz, 1815 am Altstädter Gymnasium in Prag, 1835 Präfekt des letztern und trat 1845 in den Ruhestand. Zu seinen ersten litterarischen Arbeiten gehört eine Übersetzung von Miltons »Paradise lost« (»Ztracený ráj«, begonnen 1800, hrsg. 1811, 2. Aufl. 1843) und von Chateaubriands »Atala« (1805), beide für die Entwickelung der neuern tschechischen Litteratursprache von Bedeutung. Alsdann gab er eine Poetik und Rhetorik in Verbindung mit einer Chrestomathie heraus (»Slovesnost«, Prag 1820; 3. Aufl. 1846). 1825 erschien von ihm eine »Geschichte der böhmischen Sprache und Litteratur« (»Historie literatury i jazyka českého«, 2. Aufl. 1849), die zwar den wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart nicht mehr ganz genügt, doch einen vollständigen, wissenschaftlich geordneten Katalog der gesamten Litteratur Böhmens darbietet. 1821 gründete er mit J. Presl die erste tschechische wissenschaftliche Zeitschrift, den »Krok«, u. 1830 entstand, vorzugsweise durch seine Bemühungen, die »Matice česká«, eine besondere, für die Litteratur bestimmte Abteilung des 1818 ins Leben getretenen »Böhmischen Museums«. Sein Hauptwerk ist das mit andern gesammelte und von ihm ausgearbeitete, durch Gründlichkeit wie durch Vollständigkeit ausgezeichnete böhmisch-deutsche Wörterbuch (»Slovník jazyka českého«, Prag 1835—39, 5 Bde.), wodurch vor allem J. der Begründer der neuern tschechischen Sprache und Litteratur wurde. Seine kleinern Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: »Jungmanna sebrané drobné spisy veršem i prosou« (Prag 1869 und 1873, 2 Bde.; im Anschluß daran erschien 1873 als Bd. 3 das erwähnte »Ztracený ráj«). Jungmanns »Memoiren« (»Zápisky«) erschienen erst 1871 (im »Časopis. Českého Musea«). 1878 wurde auf dem Franziskanerplatz zu Prag seine Bronzestatue enthüllt und der Platz nach ihm benannt.

Jungmaß, s. Altmaß.

Jüngstenrecht. Obwohl das Vorrecht der Erstgeburt eine alte und in den meisten Ländern vorherrschende Institution ist, so finden sich doch in den meisten europäischen Ländern und sonst Spuren einer Bevorzugung des jüngsten Sohnes, wie in der Josephssage. So wird im Rigsmâl (Edda) der jüngste Sohn Jarls der erste König &c. Auch in England (wo es borough-english heißt), Deutschland, Rußland, der Tatarei finden sich Spuren eines Jüngstenrechts. Das französische »Droit de juveigneurie« gehört jedoch nicht hierher. Vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde (Heilbr. 1879).

Jüngster Meereskalk, der noch heute an den Küsten durch Verkittung von Muschel- und Schneckentrümmern oder auch von zertrümmerten Korallen (Riffstein) entstehende Kalkstein; s. die Artikel: »Kalkspat, Kalkstein«; auch »Madreporenkalk, Korallenkalk«.

Jüngster Meeressandstein, ein durch Verkittung der losen Sandkörner mittels Kalkes noch jetzt an den Meeresküsten entstehender Sandstein, vom losen Sand nur durch die Festigkeit, die er dem Bindemittel verdankt, von ältern Sandsteinen petrographisch oft gar nicht verschieden.

Jüngstes Gericht (Jüngster Tag, Weltgericht), nach der Kirchenlehre dasjenige Gericht, welches Christus am Ende der gegenwärtigen Welt über alle Menschen halten wird. Die bildende Kunst bemächtigte sich schon im 6. Jahrh. des Gegenstandes zunächst in byzantinischen Miniaturen und in plastischen Werken. Erst im Laufe des 13. und 14. Jahrh. entwickelten sich aus zerstreuten Elementen feste Typen der Darstellung, welche seit dem 15. Jahrh. bis auf unsre Zeit im großen und ganzen unverändert geblieben sind. Es fehlt dabei auch nicht an humoristischen Zügen. Die bedeutsamsten Darstellungen des Jüngsten Gerichts aus dem 14., 15. und 16. Jahrh. sind diejenigen im Campo santo zu Pisa von einem unbekannten Meister, von Fiesole (Berliner Museum), Luca Signorelli (Dom zu Orvieto) und das Meisterwerk Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle. Nächst letzterm sind nur noch die beiden Gemälde von Rubens in der Münchener Pinakothek und das Fresko von Cornelius in der Ludwigskirche zu München von Bedeutung. Die Anordnung ist gewöhnlich folgende: oben thront Christus als Weltrichter, zu seiner Rechten geleiten Engel die Seligen aus ihren Gräbern zum Himmel, während links die Sünder von Teufeln in die Hölle geschleppt werden. Vgl. Jessen, Die Darstellung des Weltgerichts bis auf Michelangelo (Berl.

Digitized

1883); Voß, Das Jüngste Gericht in der bildenden Kunst des frühen Mittelalters (Leipz. 1884); Portig, Das Weltgericht in der bildenden Kunst (Heidelb. 1885).

Jung-Stilling, s. Jung 2).

Jungtschechen, politische Partei in Böhmen, die sich von der von Palacky und Rieger gegründeten tschechischen Nationalpartei, den sogen. Alttschechen, ablöste, weil sie weder mit dem Bunde der Nationalpartei mit dem katholischen Klerus und dem Feudaladel einverstanden war, sondern in der innern Politik freisinnigen Anschauungen huldigte, noch die zahme, rücksichtsvolle Haltung billigte, welche die Alttschechen als einer der regierungsfreundlichen Klubs in nationalen Fragen einnahmen. Die J. verlangen die Vereinigung Böhmens mit Mähren und Schlesien zu einem mit Österreich nur locker verbundenen slawischen Staate nach dem Beispiel der Ungarn als Vorposten des Slawentums gegen alles Deutsche. Sie mißbilligen daher aufs schärfste den Dreibund und fordern die Allianz mit Rußland. Als 1888 die Alttschechen im Wiener Reichsrat sich bereit erklärten, für einen rückschrittlichen Volksschulgesetzentwurf des klerikalen Fürsten Liechtenstein zu stimmen, verloren sie im böhmischen Volke ihre Popularität, und bei den Landtagswahlen im Juli 1889 erlangten die J. sogar die Mehrheit über sie. Den im Januar 1890 in Wien zwischen den Deutschen, den Feudalen und den Alttschechen vereinbarten »Böhmischen Ausgleich« verwarfen die J., die man nicht zugezogen hatte, und insbes. die Bestimmung desselben, welche die administrative Abgrenzung eines deutschen Sprachgebietes in Böhmen einräumte. So energisch war ihre Agitation, daß sie bei den Neuwahlen zum Reichsrat im März 1891 allen Alttschechen in Böhmen die Mandate abnahmen und 37 Mann stark ins Wiener Abgeordnetenhaus einzogen, wo ihre Zahl bis dahin verschwindend klein gewesen war. Hier stellten sie sich sofort in die entschiedenste Opposition und hatten immerhin so viel Erfolg, daß sie im böhmischen Landtage auch die Feudalen und Alttschechen dahin brachten, das Ausgleichswerk nicht weiter zu betreiben. Ja, als der Justizminister Graf Schönborn 1892 ein deutsches Bezirksgericht in Weckelsdorf abgrenzte, erhoben sie gegen ihn im Reichsrat die Ministeranklage, und als die Regierung dem Landtage von 1893 eine Vorlage zur Errichtung eines deutschen Kreisgerichts in Trautenau unterbreitete, verhinderten sie durch lärmenden Tumult und Störung der Stenographen die Verhandlung derselben, so daß der Landtag 17. Mai geschlossen werden mußte. Die heftige Agitation der J., welche im Reichsrat das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht fordern, um die niedern Volksschichten und insbes. die Arbeiter für ihre Zwecke zu gewinnen, zeitigte im Sommer 1893 Zustände in Prag, deren die Regierung nur durch die Anwendung von Ausnahmegesetzen Herr zu werden vermochte. Da das Ministerium Windischgrätz, welches das Kabinett Taaffe im November 1893 ablöste, diese Ausnahmegesetze ebenfalls vertrat und überdies die gemäßigten Parteien zu einer Koalition gegen den Radikalismus sammelte, stehen die J. auch dieser Regierung in schroffer Opposition gegenüber, die namentlich in der Dezemberdebatte des Reichsrats durch den Mund eines ihrer Führer, Gregr, den denkbar schärfsten Ausdruck fand. Gregr und Vaschaty führen den linken Flügel, Herold und Engel die etwas gemäßigtere Mitte, Prof. Kaizl den opportunistischen rechten Flügel der Partei, der sich den Fraktionsnamen »Realisten« beigelegt hat. Das leitende Organ sind die »Narodni listy« in Prag. Seit dem Prozeß der »Omladina« (s. d.) gibt es jedoch in Böhmen eine noch radikalere »Fortschrittspartei«, die sozialistisch über die J. hinausgeht.

Jung-Woschitz (tschech. Vožice Mladá), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Tabor, hat eine Pfarrkirche mit schönem Taufbecken, einen freistehenden Glockenturm, ein Schloß, ein Bezirksgericht, Bierbrauerei und (1890) 2157 tschech. Einwohner.

Juni (Junius), der sechste Monat im Jahre, war nach dem altrömischen Kalender, in welchem der März den Anfang des Jahres bildete, der vierte Monat und nach der Juno (nach andern dagegen nach L. Junius Brutus, dem ersten Konsul Roms) benannt. Im altdeutschen Kalender hieß er Brachmonat (s. d.). Die Sonne tritt im J. aus dem Zeichen der Zwillinge in das des Krebses. Die Mitteltemperatur beträgt in:

Archangel	12,2	Edinburg	13,2
Petersburg	14,8	London (Greenwich)	15,9
Moskau	16,5	Dublin	13,9
Christiania	14,7	Brüssel	16,2
Kopenhagen	14,8	Paris	17,1
Hamburg	16,0	Basel	16,6
Berlin	17,5	Konstantinopel	21,0
München	15,4	Athen	24,5
Karlsruhe	17,7	Rom	21,9
Stuttgart	17,3	Neapel	21,3
Prag	18,1	Madrid	20,6
Wien	18,9	Lissabon	19,5

Am 21. oder 22. J. ist der Eintritt des Sommersolstitiums (Sommers Anfang).

Junikäfer, s. Maikäfer.

Junimisten, Name der Partei der Jungkonservativen in Rumänien, welche sich von der altkonservativen Bojarenpartei trennten und 1888—89 das Ministerium innehatten. Sie sind gemäßigt liberal und Freunde der westlichen Kultur; der Name rührt von einem litterarischen Verein, Junimea, her. Ihre Führer waren Th. Rossetti und Carp. Jetzt haben sich die J. mit den Konservativen verschmolzen.

Junin (spr. chu-), Departement von Peru, zwischen 9° 30′ und 12° 30′ südl. Br., 65,014 qkm (1180,7 QM.) groß mit (1876) 209,871 Ew., umschließt die rauhesten Teile der Kordilleren Perus, in der Sierra zwischen beiden Ketten des Gebirges aber auch überaus schöne Thäler. Der Huallaga entspringt im Departement, und in der Mitte desselben liegt der fischreiche See von Chinchaycocha (800 qkm, 4063 m ü. M.), aus dem der Jauja abfließt. Die Einwohner betreiben Landbau und Viehzucht (Rinder und Schafe werden nach Lima und andern Küstenplätzen ausgeführt), zu nicht geringem Teil auch Bergbau auf Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Kohle, Steinsalz ꝛc., namentlich in dem reichen Bergbaudistrikt der Hauptstadt Cerro de Pasco (s. d.). Benannt ist das Departement nach dem Ort J. (früher Los Reyes), in der Nähe des oben genannten Sees, mit nur (1876) 1624 Einw.

Junin (spr. chu-), Distriktshauptort in der argentin. Provinz Buenos Aires, am Salado, an der Bahn Buenos Aires-Villa Mercedes, mit (1890) 3000 Einw. Der Ort hat sich um das kleine, gegen die Eingebornen angelegte Fort Federacion gebildet.

Junior (lat., abgekürzt: jun. oder jr.), der jüngere, Zusatz zu dem Namen einer Person, die von einer gleichnamigen ältern (senior) unterschieden werden soll. In der klassischen Latinität wird minor statt junior, und major statt senior gebraucht.

Juniorāt (lat.), eine bei Familienfideikommissen nach gemeinem Fideikommißrecht und dem österreichi-

Digitized by Google

schen bürgerlichen Gesetzbuch zulässige, im Rechtsleben aber kaum vorkommende Successionsordnung, wonach stets die jüngste der successionsfähigen Personen zur Erbfolge berufen wird. Vgl. Jüngstenrecht.

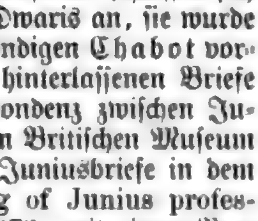
Juniperus *L.*, s. Wacholder.

Junius, Name zweier römischer Geschlechter, deren älteres ein Patriziergeschlecht war. Ihm gehörte der erste Konsul Roms an, Lucius J. Brutus (s. Brutus 1), mit dessen Söhnen Titus und Tiberius, welche er selbst hinrichten ließ, das Geschlecht ausstarb. Das plebejische Geschlecht tritt zuerst mit Lucius J. Brutus auf, der bei der ersten Sezession der Plebs thätig und 493 v. Chr. Volkstribun war; zu seinen Mitgliedern gehörten außer Marcus J. Brutus, dem Mörder Cäsars (s. Brutus 2), unter andern die Brüder Decimus und Marcus J. Brutus, die 264 bei dem Leichenbegängnis ihres Vaters die ersten Gladiatorenspiele zu Rom gaben; Decimus J. Brutus, der, als er nach Bekleidung des Konsulats 138 das jenseitige Spanien verwaltete, in Lusitanien siegreich vordrang, die Galläker in Galicien unterwarf und der erste Römer war, der den westlichen Ozean erreichte, worauf er in demselben Jahre mit dem jüngern Scipio, dem Sieger von Numantia, 132, einen Triumph feierte; Decimus J. Brutus Albinus (s. Brutus 3); Marcus J. Gracchanus, so genannt wegen seiner Freundschaft mit dem jüngern Gracchus, machte sich als römischer Altertumsforscher bekannt.

Junius, Franciscus, holländ. Germanist, geb. 1589 in Heidelberg, gest. 19. Nov. 1677 in Windsor, wurde in Holland von seinem Schwager, dem berühmten Philologen Gerhard Vossius, erzogen, lebte später fast 30 Jahre lang in England als Erzieher englischer Adligen und dann wieder in den Niederlanden in gelehrter Muße. J. besaß eine von seinen Zeitgenossen und noch lange nach ihm nicht erreichte Kenntnis der alten germanischen Litteraturen, und die von ihm veröffentlichten Schriften sowie sein höchst umfangreicher, in der Bodleyschen Bibliothek zu Oxford aufbewahrter handschriftlicher Nachlaß, namentlich seine Abschriften althochdeutscher, angelsächsischer und friesischer Sprachquellen, sind für die germanische Altertumsforschung von großer Bedeutung geworden. Er hat 1665 die erste Ausgabe der gotischen Bibelübersetzung des Ulfilas veranstaltet.

Junius, Briefe des, eine Reihe von Briefen, die unter dem Pseudonym Junius im »Public Advertiser« in London zuerst 21. Nov. 1768 und in fortlaufender Folge vom 21. Jan. 1769 bis zum 12. Mai 1772 erschienen und auf gleiche Weise König, Minister, Parlament, Gerichtshöfe und Staatsbeamte, die Umtriebe der Whigs und Tories und ihre Kämpfe untereinander mit schonungsloser Satire, aber dabei mit Geist, gründlicher Sachkenntnis und Beredsamkeit geißelten; ihre Hauptangriffe sind gegen den Herzog von Grafton, Lord North und andre Minister gerichtet. Übrigens atmen sie trotz ihres republikanischen Cynismus ganz den monarchischen Geist der britischen Verfassung und machen sich nicht selten der Parteilichkeit wie des Mangels an Freisinnigkeit schuldig. Die Schreibart, bei welcher tiefe, aus getäuschten Hoffnungen entstandene Bitterkeit die Feder geführt zu haben scheint, ist gedrängt, oft epigrammatisch, aber immer klar, sicher und präzis im Ausdruck und reiht den Verfasser unter die ersten Prosaisten Englands. Die Briefe wurden bald nach ihrem Abdruck im »Public Advertiser« von dem Verleger desselben, Woodfall, auch in Buchform publiziert (Lond. 1772), wofür der Verfasser kein andres Honorar forderte als ein schön gebundenes und zwei andre Exemplare seines Werkes. Ein Prozeß, den die Regierung 1770 der Briefe wegen gegen Woodfall anhängig machte, wurde niedergeschlagen und gab zu der Bestimmung Veranlassung, daß der Spruch in Kriminalprozessen gegen ein Libell einer Jury und nicht den Gerichten zustehe. Die wichtigsten Ausgaben der Briefe sind die Londoner von 1783 und 1812—14, dann die Ausgabe von Wade (Lond. 1849, 2 Bde.; neue Aufl.: Bd. 1, 1873, Bd. 2, 1869). Eine französische Übersetzung erschien zu Paris 1791, eine deutsche von Arnold Ruge (3. Aufl., Leipz. 1867). Über den Verfasser der Briefe erschöpfte man sich bald nach deren Erscheinen in Mutmaßungen aller Art; mehr als 30 verschiedene Personen hatte man im Verdacht, Junius zu sein, darunter den General Lee, Grattan, Burke, den Dichter Richard Glover, den Herzog von Portland, Lord Temple u. a. Auch in neuester Zeit hat der Streit über die Autorschaft der Briefe noch fortgedauert. Coventry (»Critical inquiry into the letters of Junius«, Lond. 1825) suchte den aus dem Siebenjährigen Kriege bekannten Lord Sackville als den Verfasser der B. d. J. hinzustellen, und diese Annahme suchte später John Jaques in seiner »History of Junius and his works« (das. 1843) durch neue Gründe zu stützen. Sir David Brewster glaubte den Verfasser in einem gewissen Laughlin Maclean, der 1773 Generalkriegskommissar war und 1777 bei der Rückkehr aus Westindien verunglückte, zu erkennen; doch fand diese Meinung wenig Anklang. W. Cramp (»Junius and his works«, Lond. 1851) erklärte den bekannten Lord Chesterfield, die »Quarterly Review« 1852 den berüchtigten Wüstling Lord Thomas Lyttleton (gest. 1779 durch Selbstmord) für den Verfasser der Juniusbriefe. Weiter sprachen sich J. Britton (»The authorship of the letters of Junius elucidated«, Lond. 1848) für den Obersten Barré und Symons (»William Burke, the author of Junius«, das. 1859) für den Bruder des bekannten Edmund Burke aus. Mehr Wahrscheinlichkeit als alle diese hatte von vornherein die zuerst 1816 von Taylor (»Junius identified«, Lond. 1816) aufgestellte Ansicht, daß Sir Philip Francis (s. d.) Junius sei; derselben schlossen sich 1841 Macaulay, 1850 Sir F. Dwaris an, sie wurde durch die von dem Schreibverständigen Chabot vorgenommene Untersuchung der hinterlassenen Briefe von Francis sowie der Korrespondenz zwischen Junius und Woodfall und der im Britischen Museum erhaltenen Korrekturbogen der Juniusbriefe in dem Prachtwerk »The handwriting of Junius professionally investigated« (das. 1873, mit einem Vorwort von Edw. Twisleton) überzeugend begründet. Vgl. auch F. Brockhaus, Die Briefe des J. (Leipz. 1875); G. H. R. Francis, Junius revealed by his surviving grandson (Lond. 1894).

Junkaceen (Simsen, Simsenlilien, Binsengewächse), monokotyle Familie aus der Ordnung der Liliifloren, grasartige Pflanzen mit unscheinbaren, zu Köpfchen oder hochblatttragenden Fächeln od. Sicheln angeordneten, dreizähligen Blüten (s. Abbildung), die sich von denen der nächstverwandten Liliaceen hauptsächlich durch das spelzenartige Perigon unterscheiden. (Vgl. Buchenau, Mo-



Blüte von Luzula.

ed by Google

nographia Juncacearum in Englers »Jahrbüchern für Systematik«, Bd. 12, 1890.) Die Familie zerfällt in acht Gattungen, deren wichtigste und artenreichste Luzula *DC.* und Juncus *DC.* sind, und enthält 238 Arten, von denen die meisten den gemäßigten und kältern Zonen der nördlichen Halbkugel angehören; einige sind kosmopolitisch. Sie wachsen teils an feuchten und sumpfigen Stellen des Meeresstrandes oder des Binnenlandes, teils auf den Gebirgen. Die J. sind wegen ihrer Härte und Zähigkeit schlechte Futterkräuter, werden aber wegen dieser Eigenschaften zum Teil zu Flechtwerken verwendet. Fossil sind nur einige Juncus-Arten aus Tertiärschichten bekannt.

Junkaginaceen (Dreizackpflanzen), monokotyle, sumpfbewohnende, etwa 14 Arten umfassende Familie der warmen und gemäßigten Zone aus der Ordnung der Helobien, mit schmalen, zweizeiligen, scheidigen Blättern und drei- bis vierzähligen Blüten, die meist aus zwei kelchartigen Kreisen, zwei Staubblatt- und zwei Fruchtblattkreisen bestehen. Wichtige Gattungen sind Scheuchzeria und Triglochin.

Junke (Dschunke), s. Dschonke.

Junker (v. mittelhochd. juncherre, »junger Herr«), ehedem Name der jüngern Prinzen regierender Herren; in der Verkehrssprache junge Edelleute, namentlich Landedelleute, ohne sonstigen Titel, auch Bezeichnung für Offiziersaspiranten. Früher war dieselbe offiziell; die Charge der J. entspricht der des jetzigen Portepeefähnrichs. Die Benennung galt in Bayern bis 1872 und besteht noch in Rußland, wo auch die J. in besondern Junkerschulen (s. Kadettenhäuser) ausgebildet werden. Junkerpartei, Junkertum war in Preußen in den 50er Jahren die halb verspottende Bezeichnung der reaktionären Adelspartei.

Junker, Wilhelm, Forschungsreisender, geb. 6. April 1840 in Moskau, gest. 13. Febr. 1892 in Petersburg, lebte als Knabe in Göttingen, besuchte in Petersburg das deutsche Gymnasium, studierte Medizin in Göttingen, Berlin und Prag und bereiste 1869 Island. Nach kürzern Ausflügen nach Tunesien 1874 und Unterägypten 1875 ging er von Suakin 1876 durch das Chor Baraka nach Kassala und Chartum, befuhr den Blauen Nil und den untern Sobat und machte ausgedehnte Reisen in den Gebieten der westlichen Nilzuflüsse Jei, Rohl, Dschur und im Quellgebiete des Uelle. 1878 nach Europa zurückgekehrt, unternahm er schon Ende 1879 eine neue Forschungsreise in das Gebiet der Niam-Niam und Monbuttu zur Erforschung des Uelle und des Nepoko, welch letztern er richtig als den Oberlauf des Aruwimi ansah. Im Begriff, Ende 1883 nach Europa zurückzukehren, wurde er durch den Aufstand des Mahdi gezwungen, bei Emin Pascha in Lado eine Zuflucht zu suchen. Die von seinem in Petersburg lebenden Bruder 1885 zu seiner Erlösung gesandten Expeditionen (unter Fischer [s. d. 11] von Sansibar und unter Oskar Lenz [s. d.] vom Kongo) vermochten ihn nicht zu erreichen. Doch gelang es J., auf einem östlichen Wege mit Umgehung von Uganda durch Karagwe 11. Dez. 1886 nach Sansibar zu gelangen, von wo er sich über Kairo nach Deutschland begab. Hier veröffentlichte er die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen in den Ergänzungsheften zu »Petermanns Mitteilungen« (Gotha 1888 u. 1889) und nach seinen Tagebüchern »Reisen in Afrika 1875—86« (Wien 1889—91, 3 Bde.).

Junkerhof, s. Artushof.

Junkermann, August, Schauspieler und Vorleser, geb. 15. Dez. 1832 in Bielefeld, trat bei der Artillerie ein, um Offizier zu werden, ging aber 1853 zur Bühne über und begann seine theatralische Laufbahn in Trier. Nach verschiedenen Engagements in Berlin, Bremen, Wien, Weimar u. a. O. wurde er 1871 Mitglied des Hoftheaters in Stuttgart, dem er bis 1884 angehörte. Seitdem hat er allein und mit von ihm zusammengestellten Gesellschaften Gastspielreisen in Deutschland und Nordamerika gemacht. Er spielt komische Rollen mit großem Erfolg; sein Hauptverdienst aber liegt in der Darstellung der Gestalten Fritz Reuters, dessen Werke fast sämtlich teils von ihm selbst, teils von andern für ihn dramatisiert worden sind. Auch als Vorleser der Werke Reuters, dem er besonders in Süddeutschland und Wien neue Verehrer gewann, hat er sich einen Namen gemacht. Er wohnt in Wiesbaden und veröffentlichte: »Memoiren eines Hofschauspielers« (Stuttg. 1889) und »Humoristikum, eine Sammlung heiterer Vortragsstücke« (4. Aufl., das. 1890).

Junkerschulen, s. Junker und Kadettenhäuser.

Junktur (lat.), Verbindung, Fuge, Gelenk; auch soviel wie Konjunktur.

Jünkwe, chines. Generalgouvernement, die Provinzen Jünnan und Kueitschou umfassend; mit der Hauptstadt Jünnan.

Jünnan (Yünnan, »wolkiger Süden«), die südwestlichste Provinz des chines. Reiches, grenzt im S. an Tongking, die Schanstaaten und Birma und umfaßt 380,000 qkm (6900 QM.) mit 12 Mill. Einw. Das im westlichen Teile durchaus gebirgige (mit Höhen von 2—3000 m, welche über die Schneegrenze hinausgehen), im östlichen mehr ebene Land wird in nordsüdlicher Richtung von zahlreichen Flüssen (Salwen, Mekhong, Songka mit dem Songbo) durchzogen, während der Kinschakiang (Oberlauf des Jantsekiang) die Nordgrenze bildet. Unter den zahlreichen Seen sind die bedeutendsten der Erhhai, Tienschi und Fuhienhu; des letztern Abfluß ist der Potaho, der Oberlauf des Hongkiang. Die Wälder bestehen in den höhern Lagen aus Tannen, im S. aus Hartholz, das dem Lande eigentümlich ist; hier und in den Bambus- und Rohrgebüschen hausen Elefanten, Nashörner, Tapire, Tiger, Wildschweine, zahllose schöngefiederte Vögel ꝛc. Die Provinz hat den größten Metallreichtum Chinas. Der Bezirk von Tschutsching, nordöstlich von der Stadt J., ist reich an Kupfer, Blei, Zink, Silber. Im SW. um Lunantschou bestehen sieben Kupfergruben, zwischen Mekhong und Salwen Silbergruben, nordöstlich vom Songka auf 1600 m hoher Ebene bei Kwokiu wichtige Kupfer-, Zinn-, Silber- und Eisenwerke, bei Tschuhsiung, zwischen den Städten J. und Talisu, vier Kupfer- und mehrere Silbergruben. Auch an Rubinen, Topasen, Saphiren, Nephrit, Marmor ist das Land reich, nicht minder an Kohle und Salz. Infolge seines gebirgigen Charakters steht J. indes an Fruchtbarkeit des Bodens hinter den meisten andern Provinzen Chinas zurück. Die Bewohner sind zum größten Teile Chinesen; etliche Hunderttausende sind Mohammedaner und werden von den Birmanen und Europäern Panthai (s. d.), von den Chinesen Choitsu ꝛc. genannt. Diese Panthai sind schlank, kräftig und heller als die Chinesen. Ihre Sprache und Schrift sind sehr altertümlich und dem Arabischen verwandt; ihre Religion ist der sunnitische Islam. Obschon das öffentliche Leben chinesischen Typus trägt, so ruht das Privatleben doch noch ganz auf der Grundlage indischer Sitten. Die Frauen genießen weit größere Freiheit als im übrigen China;

Digitized by Google

ein Teil der Bevölkerung verbrennt die Toten. In dem wilden, nördlichen Teil wohnt das räuberische Hirtenvolk der Lolo, die einen schwunghaften Handel mit Chinesen als Sklaven betreiben. Viele der einheimischen Stämme stehen nur nominell unter chinesischer Herrschaft. — J., ehemals das Reich Tichin der westlichen Barbaren, wurde erst 109 v. Chr. mit China vereinigt. Doch war es später wiederholt ganz oder teilweise unabhängig, bis die Mongolenkaiser das Land 1254 dauernd unterwarfen. Doch war diese Unterwerfung zum großen Teil nur eine scheinbare. Und als 1853 Bedrückungen die mohammedanischen Bewohner zum Aufstand reizten, ging das Land den Chinesen völlig verloren. Es bildeten sich zwei Reiche, die aber 1869 durch Suleiman, den Herrscher des Westens, zu einem vereinigt wurden. Aber 1872 eroberten die Chinesen den Hauptort Tali und stellten ihre Herrschaft wieder her. Erforscht wurde das Land 1867—68 durch Garnier, der dasselbe quer durchzog, während die Engländer unter Sladen 1867 nur bis zur Grenze gelangen konnten. Margary wurde 1875 sogar getötet, worauf eine englisch-chinesische Kommission die Sache untersuchte und die Schuldigen zur Strafe zog. Neuerdings wurde J. durchreist von Kapitän Gill, E. Baber und der Expedition des Grafen Bela Széchényi. Vgl. Kreitner, Im fernen Osten (Wien 1881); Rocher, La province chinoise du Yün-Nan (Par. 1880, 2 Bde.); Colquhoun, Quer durch Chryse (deutsch, Leipz. 1884, 2 Bde.); Pichon, Un voyage au Yunnan (Par. 1893). S. Karte »China«.

Jünnan, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz (s. oben), Sitz des Generalgouverneurs von Jünkwe (J. und Kueitschou) sowie des Gouverneurs von J., liegt am Nordrande des Sees Tiënsche, 1980 m ü. M., unter 25° 4′ nördl. Br. und 102° 36′ östl. L. v. Gr. Ihre Bewohner verfertigen berühmte Seidenstoffe und die besten Teppiche Chinas und treiben einen bedeutenden Handel mit Birma, wohin sie Rohseide, Seidenwaren, Thee, Kupfer, Teppiche, Quecksilber, Farben, Drogen ausführen und Baumwolle, Elfenbein, Wachs, Hörner, Edelsteine, Vogelnester u. a. einführen. Auch der Verkehr mit Tongking auf dem Songka ist bedeutend.

Juno, in der Mythologie der italischen Völker die Gattin Jupiters, entsprechend der griechischen Dione, insbes. Mondgöttin. Später mit der griechischen Hera (s. d.) identifiziert, ward sie als Tochter des dem Kronos gleichgestellten Saturnus (daher Saturnia) und als Schwester ihres Gemahls betrachtet. Als höchste Frau galt sie den Italern so sehr für die Repräsentantin des gesamten weiblichen Wesens, daß wie der Mann seinen Genius, so jede Frau und jedes Mädchen ihre J. hatte, der sie opferte, und bei der sie schwur. J. ist in der italischen Theologie eng verbunden mit Herkules. Der Monat Juni war nach ihr benannt. Ihr ältester und in Italien am meisten verbreiteter Kult war der als J. Lucina (»Lichtbringerin«). Als solche war sie die Göttin aller Monatsersten (Kalenden) und erhielt in Rom an diesen ihr regelmäßiges Opfer durch den Rex sacrorum. Zugleich war sie unter dem Namen Lucina als Geburtsgöttin verehrt, und ihr in einem Haine gelegener Tempel zu Rom war einer der ältesten und angesehensten. Das Hauptfest dieser Göttin, welche verschleiert mit einer Blüte in der rechten und einem Wickelkind in der linken Hand dargestellt wurde, waren die am Anfang des altrömischen Jahres (1. März) von den römischen Matronen und Jungfrauen begangenen Matronalien (s. d.). Als Göttin der Menstruation hieß sie Fluonia. Ein andrer altertümlicher, durch ganz Italien hoch angesehener Kult war der der J. Sospita oder Seispes (»Erretterin«) zu Lanuvium. Ihr Priesterkollegium bestand aus römischen Rittern, und die römischen Konsuln brachten ihr jährlich zu einer bestimmten Zeit ein Opfer dar. Aber auch in Rom hatte sie zwei Tempel. Das Bild der Göttin trug über der Matronenkleidung ein als Helm und Panzer dienendes Ziegenfell, einen Schild, einen geschwungenen Speer und Schnabelschuhe wie sie in einer Kolossalstatue des vatikanischen Museums und auf Münzen dargestellt ist. Dieser Kultus gab also der Schutzgöttin des weiblichen Lebens zugleich den Charakter der Wehrhaftigkeit, und eine kriegerische Göttin ist auch die besonders von den Sabinern verehrte J. Curitis oder Quiritis (»die mit der Lanze Bewehrte«). Als Ehegöttin wurde J. bei Hochzeiten unter mannigfachen Namen angerufen, als Domiduca oder Iterdica, welche die Braut in das Haus des Bräutigams geleitet, Unxia, welche beim Einzug in dasselbe die Pfosten zum guten Zeichen salbt, Cinxia, die den Brautgürtel schürzt und löst, Pronuba und Juga, welche die Ehe stiftet. Als höchste Himmelsgöttin und Gattin des Jupiter Rex wurde sie mit diesem oder auch allein unter dem Namen J. Regina auf den Burgen der Städte verehrt. In dieser Eigenschaft hatte sie in Rom neben Jupiter auf dem Kapitol ihren Haupttempel. Ein andrer vielgefeierter Tempel der Regina lag auf dem Aventin, wohin dieser Kultus von Veji nach Zerstörung dieser Stadt verpflanzt worden war. Noch befand sich auf dem Kapitol ein Tempel der J. Moneta (»Mahnerin«), der ihr für heilsame Mahnungen errichtet war, und in welchem die ihr heiligen Gänse gehalten wurden. Ihr Fest fiel auf den ersten Juni. Ein sehr altertümlicher römischer Dienst war der der J. Caprotina (»Ziegenjuno«), der am 7. Juli, den sogen. Nonae Caprotinae, von den Frauen gefeiert wurde (vgl. Caprotina). Aus Karthago war im dritten Punischen Kriege nach Rom übertragen die J. Caelestis (»himmlische J.«), die alte Burggöttin von Karthago, eigentlich die Astarte der Phöniker; ihr Kultus kam in der Kaiserzeit mit dem Aufblühen von Karthago aufs neue zu Ehren. Außer der Gans waren der J. auch der Pfau, die Krähe und die Schlange heilig. Auf Weihinschriften besonders von Oberitalien findet sich Junones gleichbedeutend mit den Göttinnen, welche sonst Matronae oder Matres heißen. S. Hera. Vgl. Roscher, J. und Hera (Leipz. 1875) und im »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 574 ff.

Junodscher Schröpfstiefel, s. Schröpfen.

Junot (spr. schüno), Andoche J., Herzog von Abrantes, franz. General, geb. 23. Okt. 1771 in Bussy-le-Grand (Côte d'Or), gest. 29. Juli 1813, trat 1793 als Freiwilliger in das Heer ein und zog bei Toulon durch seine unerschrockene Tapferkeit die Aufmerksamkeit Bonapartes auf sich, der ihn als seinen Adjutanten mit nach Italien und dann nach Ägypten nahm, wo er sich auch in selbständigen Kommandos auszeichnete. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn Bonaparte zum Kommandanten von Paris und endlich zum Generalobersten und verlieh ihm das Großkreuz der Ehrenlegion. Nachdem J. 1805 kurze Zeit als Gesandter in Lissabon fungiert, sich sodann in der Schlacht bei Austerlitz ausgezeichnet hatte, ward er 1807 zum Befehlshaber des Korps, das Portugal besetzen sollte, und, nachdem er dies im November ausgeführt, 1. Febr. 1808 zum Generalgouverneur von Portugal mit dem Titel eines Herzogs von Abrantes

Digitized by Google

ernannt. Auf das schamloseste bereicherte er sich in dieser Stellung durch Erpressung und Plünderung. Doch mußte er vor den im August 1808 gelandeten Engländern bei Vimeiro zurückweichen und die Kapitulation von Cintra schließen. 1809 wurde er im Kriege gegen Österreich an der Spitze eines Armeekorps von Kienmayer 12. Juni bei Berneck besiegt, war darauf Gouverneur der illyrischen Provinzen und befehligte im Feldzuge gegen Rußland das 8. Armeekorps. Von dem Kaiser wieder in die illyrischen Provinzen geschickt, verfiel er bald darauf in eine Geisteskrankheit. Er verbrachte die letzten Tage seines Lebens in dem Städtchen Montbard (Côte d'Or) und endete sein Dasein durch einen Sturz von einer Mauer. — Seine Gattin Laurette de Saint-Martin-Permon, Herzogin von Abrantes, angeblich vom griechischen Kaisergeschlecht der Komnenen stammend, weitläufige Verwandte von Napoleon I., geb. 1784 zu Montpellier, ward nach ihrer Vermählung (1799) zur Hofdame der Mutter Napoleons ernannt und gab sich einer grenzenlosen Verschwendung hin, die bald ihre Vermögensumstände gänzlich zerrüttete. Nach dem Tode ihres Mannes beschäftigte sie sich mit litterarischen Arbeiten, lieferte Feuilletons, Memoiren und Romane, ohne dabei ihr früheres Salonleben in der großen Pariser Welt aufzugeben, und starb dürftig im Nonnenkloster Abbaye-aux-Bois zu Paris im Juni 1838. Ihre weitschweifigen »Mémoires, ou Souvenirs historiques sur Napoléon, la Révolution, le Directoire, le Consulat, l'Empire et la Restauration« (Par. 1831—35, 18 Bde.; 1893, 10 Bde.; deutsch von Alvensleben, Leipz. 1831—38, 25 Bde.) zeugen von Schärfe und Gesundheit des Urteils. Außerdem schrieb sie: »L'amirante de Castille« (1832); »Scènes de la vie espagnole. Souvenirs d'une ambassade et d'un séjour en Espagne et Portugal« (1837); »Histoire des salons de Paris« (1837; neue Ausg. 1893, 4 Bde.).

Junta (span., spr. chun-), Vereinigung, dann Ratsversammlung, wie z. B. Stadtrat, oder Ausschuß, insbes. aus Wahl hervorgegangener Ausschuß; in Spanien eine zur Erledigung gewisser Staatsangelegenheiten oder zur Regierung selbst berufene Versammlung, sei es, daß sie ohne den Monarchen aus eigner Machtvollkommenheit von den Vertretern der Nation gebildet oder von dem Regenten ernannt ist. Am berühmtesten sind: die von Karl II. berufene »große J.«, aus Staatsmännern bestehend, welche die Kompetenz der Inquisition zu bestimmen hatten, die von Napoleon I. 1808 zur Ausarbeitung einer neuen Verfassung nach Bayonne berufene J. und endlich die 1808 von den Spaniern zur Leitung des Freiheitskampfes erwählte Zentraljunta mit ihren Provinzialjunten.

Juntinen (Giuntinen), s. Giunta.

Jupati, s. Raphia.

Jupe (franz., spr. schüp'), ursprünglich eine Jacke; jetzt soviel wie Frauenrock (von der Hüfte bis zu den Füßen); J. de dessous, Anstands-, Unterziehrock.

Jupille (spr. schüpij'), Gemeinde in der belg. Provinz u. Arrond. Lüttich, im NO. von Lüttich, am rechten Ufer der Maas, an der Eisenbahn Lüttich-Maastricht, mit Fabrikation von Flintenläufen, Dampfkesseln und Papier und (1893) 4714 Einw. Zu J., der ehemaligen Jobii villa, starb 714 Pippin von Herstal.

Jupiter (Juppiter), der höchste Himmelsgott der italischen Völker, wie der griechische Zeus (s. d.), mit dem er nicht bloß im Wesen, sondern auch im Namen verwandt ist; denn J. ist zusammengezogen aus Iovis (ältere Form Diovis) pater. Zeus umgewandelt aus Djeus (ind. djaus, »der lichte Himmel«). Auch führte J. den Namen Diespiter. Als im Laufe der Zeit der italische Gott mit dem griechischen identifiziert wurde, machte man ihn zum Sohn des Saturnus und der Ops, welche man den griechischen Gottheiten Uranos und Rhea gleichstellte. Von J. kommen alle Himmelserscheinungen. Als Lucetius (von lux, »Licht«) ist er der Lichtbringer, der Urheber des Tageslichts wie des nächtlichen Vollmondes, daher ihm, wie seiner Gemahlin Juno die Kalenden, die Idus (13. oder 15.) sämtlicher Monate als Vollmondstage geheiligt waren, an denen ihm sein Priester, der Flamen dialis, ein weißes Lamm (ovis idulis) opferte. Wie er den heitern Himmel gewährt, so führt er auch alle Wetter herauf: als Fulgurator (auch bloß Fulgur) und Fulminator (»Blitzer«) und Tonans oder Tonitrualis (»Donnerer«) bringt er die furchtbaren Gewitter, von denen namentlich Rom heimgesucht wurde, als Pluvius den befruchtenden Regen. Ein vom Blitz getroffener Gegenstand oder Ort galt als von J. in Besitz genommen für heilig (s. Puteal). Als dem regenspendenden Gott (Elicius) veranstaltete man zu Rom in Zeiten großer Dürre dem J. ein Betfest, Aquaelicium oder Aquilicium (»Regenbeschwörung«) genannt, bei dem die Pontifices einen walzenförmigen Stein, den sogen. Lapis manalis (»Regenstein«), in die Stadt zogen, während die Matronen mit bloßen Füßen und die Behörden ohne die Abzeichen ihres Amtes folgten. In derselben Eigenschaft flehte ihn das Landvolk vor der Aussaat im Herbst und Frühling unter Darbringung eines Opfermahles an. Auch vor dem Beginn der Ernte betete man zu ihm und Juno, ehe man der Ceres opferte, und in ganz Latium feierte man ihm als Spender des Weinsegens das Fest der Vinalien (s. d.), wie ihm auch bei Beginn der Weinlese der Flamen dialis ein Lamm opferte. Durch ganz Italien wurde ferner J. neben Mars als Entscheider der Schlachten und Siegverleiher (Victor) verehrt, vornehmlich in Rom, wo ihm als Stator (der die Flucht hemmt) und Feretrius (dem die von einem römischen Feldherrn einem feindlichen Feldherrn abgenommene Rüstung dargebracht wird, s. Spolia) schon Romulus Heiligtümer gestiftet haben sollte. Auch ein Wächter über Recht und Wahrheit ist J. und daher der älteste und vornehmste Schwurgott, der vornehmlich bei feierlichen Friedensschlüssen von den Fetialen (s. d.) als Zeuge angerufen wurde. Wie das Völkerrecht, so steht das Gastrecht unter seinem besondern Schutz, und wie er dem ganzen Lande seinen Segen zu teil werden läßt, so ist er auch der Glücks- und Segensgott der Familie. Und nicht allein auf die Gegenwart bezieht sich sein gnädiges Walten, er offenbart den Menschen durch dem Kundigen verständliche Zeichen (s. Auspizien) die Zukunft und seine Billigung oder Mißbilligung eines beabsichtigten Unternehmens. Von alters her wurde er von den latinischen Völkern unter dem Namen J. Latiaris (seltener Latialis) auf dem Albanergebirge als Stammgott und nach der Stiftung des Latinischen Bundes als Bundesgott durch ein gemeinsames Opferfest (feriae Latinae) verehrt, welches auch nach Auflösung des Bundes unter der Leitung der römischen Konsuln fortbestand. In Rom war die Hauptstätte seines Kultus die Südspitze des Kapitols, wo er als ideales Staatsoberhaupt, als Mehrer und Erhalter römischer Macht und Ehre unter dem Namen J. Optimus Maximus (»der Beste u. Größte«) verehrt wurde.

Digitized by Google

Hier thronte sein thönernes Bild mit dem Blitz in der Rechten in dem Mittelschiff des von Tarquinius Superbus, dem letzten König, begonnenen und im dritten Jahre der Republik eingeweihten Tempels, der auf seinem Giebel die Quadriga, das Viergespann des Donnergottes, trug, während von den beiden Seitenschiffen das linke der Juno, das rechte der Minerva geweiht war. Hier brachten ihm die Konsuln bei ihrem Amtsantritt Opfer und bei ihrem Auszug in den Krieg feierliche Gelübde dar; hierher ging der Triumph des im Festschmuck des Gottes daherfahrenden siegreichen Feldherrn, der vor dem aus weißen Stieren bestehenden Dankopfer zu dem Bilde des J. betete und ihm den Siegeslorbeer seiner Fasces darbrachte; hierher strömte zur Ausschmückung des Heiligtums und für den Tempelschatz eine unzählbare Fülle kostbarer Weihgeschenke vom Staat, von Feldherren und Bürgern, fremden Königen und Völkern zusammen. Als nach 400jährigem Bestehen der alte Tempel 83 v. Chr. durch Feuer zerstört war, wurde er von Sulla nach dem alten Bauplan, jedoch noch prächtiger, wiederhergestellt (78); das Bild des Gottes war eine aus Gold und Elfenbein gefertigte Kopie des olympischen Zeus (s. d.). 69 n. Chr. wieder verbrannt und von Vespasian kaum wiederhergestellt, zerstörte ihn 80 eine neue Feuersbrunst, worauf Domitian 82 den Tempel errichtete, der bis tief ins Mittelalter hinein bestanden hat. Heute steht an seiner Stelle das Gebäude der Botschaft des Deutschen Reiches. Dem höchsten Gotte des Staates zu Ehren wurden natürlich auch die stattlichsten Feste gefeiert, vornehmlich die römischen, die großen und die plebejischen Spiele (s. Ludi). Auch die Kaiserzeit erkannte in dem kapitolinischen J. den höchsten Repräsentanten der Majestät des römischen Namens und Staates, und indem sich sein Dienst allmählich über das ganze Reich ausbreitete, wurde er zuletzt zum Repräsentanten des Heidentums überhaupt. Allmählich wurden auch an andern Orten des römischen Reiches Kapitole eingerichtet (vgl. Kuhfeldt, De Capitoliis imperii Romani, Berl. 1883). Vielfach verschmolz J. mit den heimischen Gottheiten der Provinzen, so mit dem Sonnengott von Heliopolis und Doliche in Syrien zu dem im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. weit und breit verehrten J. Heliopolitanus und Dolichenus (vgl. Hettner, De Jove Dolicheno, Bonn 1877), auch mit keltischen u. germanischen Gottheiten, namentlich denjenigen, welche auf den Alpenhöhen als Beschützer der Wanderer einen Kultus hatten. Ein Beispiel dieser Art ist der J. Optimus Maximus Poeninus, dessen Sitz auf dem Großen St. Bernhard war. Über die bildlichen Darstellungen s. Zeus. Vgl. Preller-Jordan, Römische Mythologie, Bd. 1, S. 184 ff.; Aust in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 618 ff.

Jupiter, der größte Planet des Sonnensystems, strahlt in hellgelbem Lichte und übertrifft an Glanz die meisten Fixsterne erster Größe. Im Fernrohr erscheint er als ovale Scheibe, deren größter u. kleinster Durchmesser nach den neuesten Beobachtungen von Barnard in mittlerer Entfernung 38,52″ und 36,11″ betragen, woraus die Abplattung 1/16 folgt. Der wahre Durchmesser des Äquators ist 11,07 mal so groß als der Durchmesser des Erdäquators oder 141,300 km, das Volumen ist das 1264,3fache von dem der Erde. Die Masse des J. beträgt nach Schur und Härdtl 1/1047,2 der Sonnenmasse. Daraus folgt eine mittlere Dichte von 0,23, die der Erde = 1 gesetzt, oder 1,4 mal so groß als die des Wassers. Die Schwerkraft wirkt demnach an den Polen 2,8 mal und (unter Berücksichtigung der Zentrifugalkraft) am Äquator 2,2 mal so stark als auf der Erde. Die Bahn des J. ist nahezu kreisförmig, ihre Exzentrizität beträgt nur 0,04825, auch ihre Neigung gegen die Erdbahn ist bloß 1° 18′ 41″. Die mittlere Entfernung von der Sonne beträgt 5,20280 Erdbahnhalbmesser oder 773 Mill. km (schwankend zwischen 736 Mill. km im Perihel und 811 Mill. km im Aphel). Der Erde kann er sich zur Zeit seiner Opposition bis auf 587 Mill. km nähern, während sein größter Abstand in der Konjunktion 959 Mill. km beträgt. J. durchläuft seine Bahn in 4332,588 Tagen (11 Jahr 10,5 Monat) und legt dabei in jeder Sekunde 12,98 km zurück, noch nicht halb soviel als die Erde bei ihrer Bewegung um die Sonne. Ein Jahr auf dem J. beträgt also fast 12 Erdjahre, und auf jede Jahreszeit kommen gegen 3 Jahre. Doch dürfte die Verschiedenheit der Jahreszeiten dort nicht so bedeutend sein wie auf der Erde, denn einesteils ist der Einfluß des mehr oder minder hohen Sonnenstandes auf J. nicht so erheblich wie bei uns, weil die Sonne dort infolge ihrer großen Entfernung nur mit 1/27 ihrer Intensität auf der Erde wirksam ist, anderenteils beträgt, wie aus den weiterhin zu erwähnenden Beobachtungen über die Rotation des J. hervorgeht, die Neigung des Äquators gegen die Bahn nur 3° 6′, so daß also die Zone zwischen den Wendekreisen nur 6° 12′ breit ist und die Polarkreise nur 3° 6′ vom Pol abstehen, wo 6 Jahre lang Tag und ebenso lange Nacht herrscht.

Eine merkwürdige Eigentümlichkeit des J. sind die Streifen und Flecke, welche uns das Fernrohr auf seiner Oberfläche zeigt. Erstere laufen dem Äquator des Planeten parallel, sind stellenweise unterbrochen, teils heller, teils dunkler gefärbt und mannigfaltigen, aber im ganzen nur langsamen Veränderungen bezüglich der Form und Färbung unterworfen. Insbesondere zeigen sich regelmäßig zwei graue Streifen, der eine nördlich, der andre südlich vom Äquator, die eine in hellerm Licht erglänzende Äquatorzone einschließen. Nach Lohse hat man den ganzen Äquatorgürtel als eine einheitliche Erscheinung von beträchtlicher Stabilität aufzufassen, wofür auch der Umstand spricht, daß beim Photographieren das von diesem Gürtel ausgehende Licht anders wirkt als das von andern Stellen des Planeten stammende. In den beiden Äquatorstreifen treten bisweilen dunklere, bogenartige Teile auf, welche der ganzen Zone ein wolkenartiges Aussehen geben. Auch sieht man öfters knotenartige Verdichtungen in den Streifen, und außerdem sind wiederholt einzelne dunkle Flecke außer allem Zusammenhang mit den Streifen beobachtet worden. Manche Flecke haben nur kurze, andre sehr lange Dauer; zu den letztern gehört ein ovaler, rötlicher Fleck südlich vom Äquatorgürtel von 47,000 km Länge und 13,000 km Breite, der seit Sommer 1878 und noch jetzt (Frühjahr 1895), allerdings bedeutend blasser und kleiner geworden, sichtbar ist.

Aus der Beobachtung einzelner Flecke hat zuerst Dom. Cassini die Rotationszeit des J. bestimmt, und es haben solche an verschiedenen Flecken und in verschiedenen jovigraphischen Breiten angestellte Beobachtungen einen Mittelwert von 9 Stunden 55,5 Minuten ergeben. Wenngleich die Mehrzahl der Bestimmungen nur in den Sekunden Abweichungen zeigt, so ist doch damit die Unmöglichkeit einer genauen Ermittelung der Rotationszeit dargethan. Einzelne Flecke, namentlich weiße Wolken, ergeben aber eine noch kürzere Rotationszeit, und nach Belopolsky scheint dem

Digitized by Google

ganzen Äquatorgürtel eine Rotationszeit von 9 Stunden 50,5 Minuten zuzukommen.

Was die Deutung der Erscheinungen auf dem J. anlangt, so sind die hell glänzenden weißen Gebilde ohne Zweifel dichte Wolken, die das Sonnenlicht kräftig reflektieren, die dunkeln Partien aber vielleicht Öffnungen in der Wolkenhülle, durch welche wir durch eine Nebelhülle hindurch auf den Kern des Planeten blicken. Die beschleunigte Bewegung weißer wolkenartiger Gebilde im Sinne der Rotation des Planeten hat schon Schröter auf Rechnung von Winden gesetzt, die den obern Passatwinden der Erde entsprechen und wie sie entstehen. Die rötliche Färbung, welche insbesondere in der Äquatorzone bisweilen auftritt, wird der Anwesenheit von Wasserdampf zugeschrieben, auf welchen auch einige dunkle Streifen im Spektrum des J. deuten, die auch im Spektrum der untergehenden Sonne durch den Wasserdampf unsrer Atmosphäre hervorgerufen werden. Die betreffenden Stellen der Jupiteratmosphäre müssen aber dann wolkenfrei sein, damit das Sonnenlicht genügend tief in die Wasserdampfschicht eindringen kann. Die rötlichen Stellen würden demnach Aufhellungen in der Wolkendecke des J. sein. Übrigens hält es Zöllner für wahrscheinlich, daß J. (wie auch Saturn) sich noch in einem Zustand bedeutender Erhitzung befindet, und daß seine Oberfläche jetzt noch Licht und Wärme ausstrahlt. Zeugnis dafür legen die mannigfachen Veränderungen der Äquatorstreifen ab, die man nicht auf Rechnung der Sonnenwärme setzen kann. Unter der Annahme eines noch jetzt andauernden hohen Temperaturgrades des J. ist übrigens Lohse zu einer eigentümlichen Deutung der Streifen gelangt. Bei einem solchen Zustand wird man nämlich das öftere Auftreten vulkanischer Eruptionen als höchst wahrscheinlich ansehen dürfen, und wenn an einer Stelle des Planeten ein solcher Ausbruch erfolgt, so wird die Wolkendecke über der Ausströmungsöffnung durch die empordringenden glühenden Gase und Dämpfe durchbrochen. Da aber diese eruptiven Massen, weil aus tiefern Regionen kommend, eine geringere Rotationsgeschwindigkeit besitzen als die höher liegenden Wolkenschichten, so werden sie gegen diese zurückbleiben, und es wird ein dunkler Streifen in der Rotationsrichtung entstehen, der sich bei längerer Dauer der Eruption rings um den Planeten ziehen wird, indem das Ende sich wieder an den Anfang anschließt, während bei kürzerer Dauer ein weniger langer Streifen entsteht. Dieser Ansicht zufolge sind die dunkeln Streifen nicht bloße Lücken in der Wolkendecke, sondern eruptive Massen, die nur infolge ihres geringern Lichtreflexionsvermögens dunkel erscheinen. Dadurch finden auch die mancherlei an den Streifen beobachteten Farbennüancen eine einfache Erklärung, und nicht minder ist es auch wahrscheinlich, daß die glühenden Gase, welche die Streifen bilden, namentlich bei sehr heftigen Eruptionen etwas eignes Licht ausstrahlen. Ebenso erklären sich der häufige Wechsel in der Lage und Bildung der Streifen, die Verschiedenartigkeit ihrer Dauer etc. durch die Annahme einer größern Anzahl von Kratern, die abwechselnd in Thätigkeit sind. Jeder Streifen würde dann einem oder mehreren Kratern von gleicher joviographischer Breite entsprechen, und die ausgeprägtere Streifenbildung und größere Veränderlichkeit der Gebilde in der südlichen Hemisphäre des J. würden auf eine abweichende Oberflächenstruktur des Planetenkerns in beiden Halbkugeln deuten. Der J. hat fünf Monde, von denen die vier hellsten bald nach Erfindung des Fernrohrs zuerst im Dezember 1609 von Simon Marius in Ansbach und im Januar 1610 von Galilei entdeckt wurden, während die Entdeckung des fünften erst 9. Sept. 1892 Barnard mit dem 36zölligen Refraktor der Lick-Sternwarte gelang. Die vier äußern sind schon mit kleinen Fernrohren, selbst in einem guten Opernglas, unter günstigen Umständen dem bloßen Auge sichtbar, während der innerste nur in den großen Riesenteleskopen erkennbar ist. Man pflegt die vier alten Monde in der Reihenfolge ihrer Abstände vom J. mit den Nummern I, II, III, IV zu bezeichnen, für den neuentdeckten fünften Mond ist noch keine Bezeichnung eingeführt, eigentlich müßte er, da er den geringsten Abstand vom J. hat, mit I. bezeichnet werden, jedoch würde damit eine vollständige Änderung der allgemein eingeführten Bezeichnung eintreten. Ihre wichtigsten Elemente sind in der Tabelle »Übersicht des Planetensystems« (beim Artikel »Planeten«) angegeben. Im Verhältnis zur Größe des Halbmessers des Hauptplaneten erscheinen die Satelliten des J. diesem sehr nahe gerückt. Die Geschwindigkeit, mit der sie den J. umkreisen, ist eine außerordentlich große; dabei laufen sie um den J. fast in der Ebene seines Äquators, nur IV weicht merklicher von derselben ab. Ebenso sind die Neigungen ihrer Bahnen zu der des J. unbeträchtlich, indem sie sich nur zwischen 2 und 3° bewegen. Alle zusammen haben nur 0,0007 der Jupitermasse oder ungefähr $^1/_{30}$ der Erdmasse. Am hellsten, ungefähr 5. Größe, erscheint gewöhnlich III, der größte; der zweitgrößte (IV) wird aber an Glanz von den kleinern (I und II) übertroffen, der fünfte Mond ist jedoch nur 13. Größe. Die Größe ihres Hauptplaneten und die Kleinheit der Neigungen ihrer Bahnen sind Ursache, daß fast jeder Umlauf dieser Monde eine Sonnen- und eine Mondfinsternis mit sich führt, die mit geringen Ausnahmen sämtlich total sind. Nur der Mond IV kann, wenn er zur Zeit seiner Konjunktion u. Opposition dem Maximum seiner Breite nahesteht, unverfinstert und, ohne eine Verfinsterung zu bewirken, vorübergehen. Bei der kurzen Umlaufszeit dieser Monde ist die Zahl der in einem Jupiterjahr eintretenden Finsternisse eine außerordentlich große, nämlich gegen 4400 Mond- und ebenso viele Sonnenfinsternisse. Die Verfinsterungen der Jupitermonde sind insofern von Wichtigkeit, als sie ein bequemes Mittel zur Bestimmung der Längendifferenz zweier Orte (s. Länge) und der Geschwindigkeit des Lichtes darbieten. Die Sonnenfinsternisse, welche die Monde für den Hauptplaneten bewirken, sind von der Erde aus an dem über die Planetenscheibe ziehenden Schatten des Trabanten erkennbar. Zu bemerken ist, daß die drei innern Monde nie gleichzeitig verfinstert werden können. Es ist nämlich stets die mittlere Länge von I, vermehrt um die doppelte mittlere Länge von III und vermindert um die dreifache mittlere Länge von II, gleich 180°, und zugleich ist die Summe der mittlern Bewegung von I und die doppelte mittlere Bewegung von III gleich der dreifachen mittlern Bewegung von II, woraus folgt, daß, wenn zwei dieser Trabanten gleiche mittlere Länge in Beziehung auf den J. haben, der dritte stets 60° oder auch 90° von ihnen absteht, nämlich 60°, wenn I und III, und 90°, wenn I und II gleiche mittlere Länge haben. Die Vorausberechnung der Verfinsterungen der Jupitermonde wird in den astronomischen Ephemeriden, am vollständigsten im »Nautical Almanac« veröffentlicht. Die Beobachtung, daß die Finsternisse der Jupitermonde um die Zeit der Konjunktion des J. um 16 Min. 26 Sek. später bemerkt wurden, als die Berechnung

Digitized by Google

nach Finsternissen in der Opposition angab, führte den Astronomen Römer 1676 auf die Entdeckung der Geschwindigkeit des Lichtes. Vgl. Plaßmann, Der Planet J. (Köln 1892). S. Tafeln »Planetensystem« und »Planeten«.

Jupiterbart, s. Sempervivum.

Jupitersfink, soviel wie Stieglitz.

Jupitersfisch, s. Finnfisch.

Jupon (franz., spr. schüpóng), ursprünglich ein kurzes Wams; jetzt ein kurzer Frauenunterrock.

Jur., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Ludwig Jurine (spr. schürín'), geb. 6. Febr. 1751 in Genf, gest. daselbst 20. Okt. 1819 als Professor der Anatomie und Chirurgie (Entomolog).

Jura (lat.), Mehrzahl von Jus (s. d.), »die Rechte«, Rechtswissenschaft (daher der Ausdruck »J. studieren«).

Jura (spr. dschúra), eine der südlichen Hebriden, zur schottischen Grafschaft Argyll gehörig, 378 qkm (6,9 QM.) groß mit (1891) 619 Einw., ist gebirgig, steigt in den Paps of J. bis 782 m an u. wird durch den von W. eindringenden Loch Tarbert fast ganz zerteilt. 7 Proz. der Oberfläche sind angebaut. Zwischen ihr und der nördlich gelegenen Insel Scarba der gefährliche Strudel Corryvrekan (Coirebhreacain).

Jura, soviel wie Juraformation (s. d.).

Jura, zentraleuropäisches Gebirgssystem, das den Zentralalpen gegenüber aufragt und von diesen durch die schweizerisch-schwäbische Hochebene getrennt ist. Es nimmt seinen Anfang im Rhônewinkel bei Bourgoin in Frankreich, durchzieht in nordöstlicher Richtung den Westen und Nordwesten der Schweiz und endigt, nach Deutschland übersetzend, an der Südseite des Thüringer Waldes im Maingebiet. Bei einer Länge von 590 km, erreicht der J. seine größte Breite in den Kantonen Solothurn und Bern sowie in der Franche-Comté mit ungefähr 40 km; am schmalsten ist er in der Nähe des Schwarzwaldes. In dieser Ausdehnung ist der J. mehr ein geognostischer als ein orographischer Begriff. Denn wenn auch in dem weithin sich erstreckenden Gürtel dieselben Abteilungen der Juraformation herrschen, so ist doch in den drei Strecken, in die man den J. einteilt, der Gebirgsbau wesentlich verschieden. In der That ist auch erst nach der Erkenntnis der Identität der geologischen Formationsglieder der Name J. auf diejenigen Gebirgsstrecken ausgedehnt worden, welche nordöstlich vom Rheinwinkel (bei Basel) sich erstrecken; der eigentliche alte Name derselben ist Alb oder Alp. Im engern oder eigentlichen Sinne ist folglich der Name J. (Mons Jurassus) auf die vom Kanton Genf durch die nordwestliche Schweiz an deren Grenze und durch die angrenzenden Teile Frankreichs bis an den Rhein reichenden Gebirgsketten zu beschränken. Dieser französisch-schweizerische J. ist ein wirkliches Ketten- u. zwar ein sogen. Faltengebirge mit vorherrschender Richtung von SW. nach NO., während die vom Rhein bis zur Altmühl (besser Wörnitz) sich fortsetzende Schwäbische Alb zwar die Richtung des vorigen beibehält, aber bei fast horizontaler Schichtenlage den Gebirgscharakter teilweise verliert und auf ihren einförmigen Höhen ein sanft südostwärts sich verflachendes Plateau ist, das mit zum Teil felsigen Steilgehängen zu seiner hügeligen Basis im N. abfällt. Die dritte Strecke, der fränkische J. (Fränkischer Landrücken), erstreckt sich dagegen als ein nach W., N. und O. ziemlich steil abfallendes Plateau mit vorherrschend wagerechter Lagerung der Gesteine von der Donau zum Main (s. Jura, deutscher).

Der **französisch-schweizerische Jura,** von dem hier allein die Rede, ist auf dem größten Teil seiner Länge jetzt Grenzgebirge, wie zu den Zeiten Cäsars, als er die Gallier und Helvetier voneinander schied; doch reicht er noch südsüdwestlich über die Gegend von Genf hinaus, indem er den Rhône auf seinem nach S. gerichteten Laufe auf der Westseite begleitet. Der J. besteht aus einer Reihe von längern und kürzern Ketten, welche gleichsam ein Geflecht von fast elliptischen, sehr verlängerten Maschen bilden, die unter spitzen Winkeln zusammenstoßen. Seine randlichen höchsten Ketten im O. brechen in nördlicher Fortsetzung ab, während andre, westlich sich anschließende Parallelketten sich weiter in nordnordöstlicher Richtung fortsetzen. In der Breite von Besançon und Solothurn lenken die Ketten in eine mehr ostnordöstliche Richtung ein, und vom Mont Terrible bei Porrentruy zieht die nördlichste Kette fast östlich in gleicher Richtung mit den Alpen, um an der Lägern (bei Baden) das Ende des gebirgigen J. zu bilden. Die östlichen Ketten sind die höchsten; von da stuft sich das Gebirge allmählich nordwestwärts ab. Von der Schweizer Hochebene aus erscheint es darum aus der Ferne als ein hoher, dunkler Wall mit wellenförmig verlaufender Linie, über welche die Höhenpunkte nur als rundliche und gestreckte Kuppen von wenigen hundert Metern Höhe ansteigen, während von den Hochgipfeln der Alpen der Blick westwärts über ein Meer von Bergwellen und Bergkämmen bis in die Hochebenen Frankreichs reicht. Wesentlich aus zusammengefalteten Sedimenten der Trias-, Jura- und Kreideformation gebildet, enthält der J. zahlreiche Ketten als einfache Gewölbe, an denen die Schichten auf der einen Seite aufsteigen, am Rücken sich herumbiegen und an der andern Seite wieder niedersteigen, um in der nächsten Welle wieder anzusteigen, so daß Rücken und muldenförmige Längenthäler, von denen die innern Thäler höher liegen als die äußern, im O. und W. wechseln. Von den 160 Ketten, die Thurmann im J. aufzählt, sind jedoch nur noch 30 solche geschlossene Gewölbeketten, von denen sich manche plateauartig ausbreiten; alle übrigen sind mehr oder weniger tief ihrer Länge nach aufgerissen, so daß auf der Höhe der Sättel Spaltenthäler entstehen, deren Seitenwände durch felsige Kämme (mit Schichtköpfen) von meist ungleicher Höhe gebildet werden, die nach beiden Seiten auswärts sich verflachen; oft schließen die Ränder in den Enden der Thäler in Zirkusform aneinander. Aus der Mitte erheben sich häufig wieder neue einfache oder aufgesprengte Gewölbeketten, die nicht selten selbst die äußern Ränder überragen, wenn eine ältere, festere Schicht unter leicht zerstörbaren Schichten auf der Sattelhöhe zum Vorschein kommt. Hierher gehören auch die Combes, Isoklinalthäler (s. Thäler), die einerseits von einer festen Wand steil abgebrochener Gesteine, anderseits von einer sanft abschüssigen Lage Thons oder einer sonstigen minder festen Gesteinsart begrenzt sind, von denen letztere im Liegenden, also nach der Sattelhöhe zu, erstere im Hangenden, nach der Mulde zu, sich befindet. Die Sattelthäler, aber auch andre wilde Nebenschluchten nennt man im J. Ruz; sie ziehen sich in großer Zahl von den Hängen herab in die größern Muldenthäler, in die Combes und Spaltenthäler. Von den Felswänden abgebrochene Felsmassen, oft in bizarren Gestalten, und Schutt häufen sich am Fuß derselben an. Zu diesen Längenthälern und kleinen Seitenschluchten gesellen sich tiefe, enge Querthäler, meist malerische Felsschluchten, welche, die ganzen Ketten

durchsetzend, die Längenthäler miteinander in Verbindung bringen, die Cluses (Klausen), deren Thurmann 90 aufzählt, wie die von Balmes, Buiteboeuf, Moutier-Grandval, auch die Pierre Pertuis. Kein Weg zeigt diesen Wechsel in der Thalbildung ausgezeichneter als der von Basel durch das Münsterthal (Moutier) nach Biel, kein Fluß die wunderlichen Windungen, die durch diese Thalbildung entstehen, auffallender als der Doubs, dessen Lauf eine Länge von 346 km hat bei einer direkten Entfernung von 148 km zwischen Quelle und Mündung. Manche der hoch gelegenen Thalmulden sind geschlossen und besitzen dann zum Teil wenig tiefe Seen ohne sichtbaren Ausfluß, wie das Thal des Lac de Joux und der See von Brevine. Nur das klüftige, oft senkrecht aufgerichtete Kalkgestein und seine Höhlen bieten unterirdischen Abfluß durch Entonnoirs (Trichter), welche man wohl künstlich unterhält, erweitert oder durch Anlegung wenig tiefer Schächte erneuert. In tiefer gelegenen angrenzenden Thälern treten die versunkenen Gewässer wieder in Quellen oder Bächen zu Tage, so die Orbe bei Vallorbe.

Dieser Bau des Gebirges ist durchaus bedingt durch die Lagerung und verschiedene Widerstandsfähigkeit der Sedimentgesteine. Seine Hauptmasse bilden die verschiedenen Glieder der Juraformation: Lias, Dogger und Malm; nur in der Nordkette und im äußersten Westen (so bei Besançon, Salins, Pontarlier) tritt darunter als nächste Unterlage insular die Trias auf: Gips und Steinsalz führender Keuper und Muschelkalk. Im S. und SO., auch noch am Neuenburger See, lagert dagegen am Rande und in den Mulden des Gebirges untere Kreide (Neokom und Gault). Jüngere Kreide und Nummulitengebirge fehlen allerorten im J.; wohl aber finden sich durch das ganze Gebirge ältere tertiäre Bohnerze und mitteltertiäre Meeres- und Süßwasserablagerungen verbreitet, welch letztere auch das schweizerische Hügelland am Fuß des J. zusammensetzen. Erratische Alpengeschiebe finden wir hoch an den Schweizer Gehängen hinauf verbreitet und selbst in innere Thäler eindringend, so oberhalb Neuenburg Geschiebe und Blöcke aus dem Rhônethal. Nur im W., so bei Besançon, sind die Höhlen knochenreich. Im ganzen finden sich die Hauptkalkmassen im Bereich des obern oder weißen J. (Malm), der hier in eingehendster Weise studiert wurde. Meist sind es diese Kalke, welche die Gewölbeketten und die felsigen Kämme bilden, während den Grund der Combes die leicht verwitterbaren und durch Wasser wegführbaren Gesteine des mittlern oder braunen J. (Dogger), des untern J. (Lias) ꝛc. einnehmen. Während die hohen Kalkrücken wasserarm und daher meist kahl sind oder doch nur Weiden darbieten, deckt oft dichter Fichtenwald die Gehänge, und die Combes sind wasser- und wiesenreich. Die Muldenthäler sowie die plateauartigen Rücken sind oft versumpft. Nach der Tiefe, bis zu welcher das Gebirge aufgeschlossen ist, unterscheidet Thurmann folgende Gebirgsformen: Die Ketten ersten Ranges, Gewölbeketten, bestehen aus dem obern weißen J., wo nur in der Tiefe der Cluses die ältere Unterlage aufgeschlossen ist. Durch Wegführung von Teilen ihres Gewölbes an den Seiten tritt auch an ihnen Klippen- oder Felsbildung auf (so bei Dôle). Die Gewölbeketten herrschen im S. und an den östlichen und westlichen Außenwänden vor. Bei den Ketten zweiten Ranges ist das Gebirge bis auf den braunen J. aufgesprengt, und dieser selbst tritt oft in der Mitte wieder als hohe Gewölbekette, von den umringenden Kämmen tiefern Niveaus durch eine Combe geschieden, hervor. Diese Ketten bilden im J. die vorherrschende Form; alle höchsten Höhen des mittlern J., wie der Chasseral, Chasseron, und überhaupt die Hälfte aller Juraketten gehören hierher. Bei den Ketten der dritten Ordnung, wie im Paßwang, im Mont Terrible, im Weißenstein, geht die Spaltung und Entblößung bis zum Keuper herab, während bei denen der vierten Ordnung, deren überhaupt nur vier bekannt sind, auch der Muschelkalk in niedrigen Hügelreihen wie in mächtigen Domformen hervorbricht, welch letztere zum Teil zirkusähnlich aufgerissen und in der Tiefe der wilden Kessel bis zu dem Gips des Salzgebirges im mittlern Muschelkalk aufgeschlossen sind. Beide letztern Formen kennt man nur im nördlichsten J.

Man kann den J. in drei Strecken einteilen. Der südliche oder französisch-waadtländische J. enthält neben den niedrigsten südlichen Anfängen die höchsten Gipfelhöhen, weist aber den einfachsten Gebirgsbau und die ausgedehntesten Ketten und Längenthäler (Jouxthal) auf. Dem Montblanc gerade gegenüber sich erhebend, sind seine vordern Höhen ausgezeichnete Aussichtspunkte (Dôle). In der zweiten Strecke, von Neuenburg und Franche-Comté, besitzt der J. seine größte Breite und Massenerhebung, während seine Gipfelhöhen um etwa 100 m hinter den südlichen zurückbleiben. Hier sind nur die östlichsten und westlichsten Ketten vorherrschend Gewölbeketten, die übrigen meist Ketten zweiten Ranges; auch entwickelt sich in der Kette des Chasseral die ausgezeichnete Bildung elliptischer Zirkusthäler zur vollen Deutlichkeit. Der Mont Chasseron erhebt sich zu 1611 m, die Tête de Rang zu 1423, der Chasseral oder Gestler zu 1609 m. Im Kamme liegen Môtiers im Val Travers 740, Le Locle 925, La Chaux-de-Fonds sogar 992 m hoch, während der Paß von Les Loges, zwischen diesem Ort und Neuenburg, 1286 m Höhe erreicht. Im nördlichen Teil, dem Berner, Baseler und Aargauer J., sind die Höhen immer noch bedeutend, darunter berühmte Aussichtspunkte: der Kurort Weißenstein (1284 m), die Hasenmatt (1449), die Röthifluh (1398 m), die Gislifluh (774 m). Es ist dies der verwickeltste und am tiefsten aufgerissene Teil des J. Zu den großartigen vielfachen Störungen, auch durch Verwerfung, kommen hier vollständige Zurückfaltungen, so daß man beim Bohren auf Steinsalz unter dem Muschelkalk die Juraformation hinauf bis zum Oxfordthon traf. Auf Merians Profil, von Basel bis Kestenholz zwischen Solothurn und Olten, sieht man den weißen Jurakalk siebenmal, den braunen J. neunmal, Kies und Keuper viermal und auch den Muschelkalk auftreten. Der Gebirgsbau des J. macht ihn zu einer mächtigen Schutzmauer gegen sein westliches Nachbarland: die wenigen das Gebirge überschreitenden Straßen führen alle durch leicht zu verteidigende Felsengen (Cluses). Die Cluses von Balsthal, Moutier und Pierre Pertuis verteidigen die Zugänge von N. und NW., die über Basel und Porrentruy in die innere Schweiz führen; durch die von Buiteboeuf führt der Weg aus Burgund nach Grandson. Das Fort Les Rousses, welches drei Straßen aus Burgund nach der Schweiz beherrscht, die durch das Jouxthal, die über den Paß von St.-Cergues nach Nyon und die durch das Dappenthal nach Genf führende, ist in französischen Händen, ebenso der durch das Fort L'Ecluse verteidigte Zugang auf der Lyon-Genfer Straße. Mehrere Eisenbahnen überschreiten

Digitized by Google

jetzt den J.: im Paß von Jougne, im Val de Travers, Val aux Loges und im Mont Sagne, in der Pierre Pertuis, in den Pässen von La Croix und Glovelier, im untern Hauenstein und im Bözberg sowie am Rhein entlang. Längs seines ganzen Ostfußes führt eine Eisenbahn nach Genf.

Erreichen auch die höchsten Höhen des J. noch nicht die Schneegrenze, so bleibt der Schnee doch auf seinen höchsten Teilen wohl 6—7 Monate liegen, es gehören dieselben schon zu den des Anbaues unfähigen subalpinen Regionen. Am Fuß des Gebirges ist überall der Weinbau verbreitet; in seine äußern Thäler dringt der Obstbau; in seinen innern Hochthälern reifen, aber nicht immer, die Sommergerste und der Hafer. Ausgedehnte Nadelwälder sind noch durch viele Thäler des J. verbreitet. Über ihnen herrschen Gebüsch und große Weideflächen mit würzigem Gras, das im Sommer vom Vieh abgeweidet wird (bedeutende Sennerei). Die höchsten kahlen Höhen bieten dabei noch einen Reichtum an Berg-, subalpinen und selbst alpinen Gewächsen; es kommen sogar Krautweiden (Salix retusa) und auf den südlichen Höhen, wie der Dôle, das Edelweiß vor, während in den Tiefen der Buchsbaum als 6 m hoher Strauch gedeiht. Auch der J. hat seine landschaftlichen Reize, und nach dem Muster der Alpenklubs haben seine Anwohner sich zu einem touristischen Verband, dem Juraklub (seit 1866), zusammengethan. Die Bevölkerung ist nur im NO. germanisch, im größten Teil französisch. Manche Teile des J. sind Hauptsitze der Industrie. Die einst weitverbreitete Eisenindustrie hat freilich fremder Konkurrenz weichen müssen, und nur wenige Eisenwerke verhütten noch das tertiäre Bohnerz des J. in der Schweiz, so im Birsthal (s. Delémont). Ausgedehnt ist die Uhrenfabrikation, vornehmlich in Le Locle und La Chaux-de-Fonds, aber auch in andern jurassischen Thälern, neuenburgischen, waadtländischen, bernischen und französischen. Von Salinen sind nur am Westfuß in Frankreich die alten von Salins und Lons-le-Saunier und die schweizerischen »Rheinsalinen« (s. Rheinfelden und Schweizerhall) zu bemerken. Im Val Travers und zu Seyssel (am Rhône) gibt es Asphaltgruben. Nur im französischen J. und in dem Gebiete des frühern Bistums Basel, dem gegenwärtigen Berner und Solothurner J., herrscht die katholische Konfession, durch den ganzen übrigen J. die reformierte Kirche. S. Karte »Schweiz«. Vgl. Thurmann, Esquisses orographiques de la chaine du J., Teil 1: Porrentruy (Bern 1852); Mösch, Der J. in den Alpen der Ostschweiz (Zürich 1872); »Livret-guide géologique dans le J. et les Alpes de la Suisse« (Par. 1894).

Jura, franz. Departement, aus dem südlichen Teil der Franche-Comté gebildet, grenzt östlich an die Schweiz (Kanton Waadt), nordöstlich an das Depart. Doubs, nördlich an Obersaône, westlich an Côte d'Or und Saône-et-Loire, südlich an Ain und hat ein Areal von 5054 qkm (91,8 QM.). Es zerfällt seiner Bodengestaltung nach in drei Gebiete und zwar das Gebirgsland im O., welches von den parallelen, gegen W. immer niedriger werdenden Ketten des Jura (höchster Punkt 1550 m) durchzogen wird, weniger fruchtbar, aber reich an Wäldern und Weiden ist; die Hochebene, welche sich von SW. nach NO. erstreckt und hauptsächlich Weinland umfaßt, und endlich die Ebene im W., fruchtbar, obwohl stellenweise sumpfig, mit reichem Ertrag an Getreide und Obst. Bewässert wird das Departement vom Ognon (an der Nordgrenze), vom Doubs mit der Loue, von der Seille mit der Brenne und vom Ain mit der Bienne. Das Klima ist im Gebirge kalt, im übrigen Lande ziemlich gemäßigt. Die Bevölkerung beläuft sich (1891) auf 273,028 Seelen und hat sich seit 1801 um 15,123 vermindert. Der Landbau ist ausgedehnt und liefert hauptsächlich Weizen (1891: 626,290 hl), Hafer (370,900 hl), Mais (183,310 hl), Kartoffeln (862,900 metr. Ztr.), Hanf, Ölgewächse, Klee, Futter- und Zuckerrüben, Wein (60,629 hl, darunter gute Sorten, namentlich die von Arbois, Poligny rc.) und Obst. Im ganzen kommen 1795 qkm auf Ackerland, 1572 auf Wald, 481 auf Wiesen, 209 auf Weiden, 354 auf Heideland, 193 qkm auf Wein. Die Viehzucht liefert besonders Pferde (1891: 12,720 Stück) und gutes Hornvieh (167,295), außerdem Schweine (46,704), Geflügel rc., an tierischen Produkten Käse, dessen Bereitung namentlich im Gebirgsland eine wichtige Erwerbsquelle bildet, und Honig (28,613 kg). Aus dem Mineralreich werden Eisen, Salz (25,444 Ton.), schöner Marmor, Bausteine, Kalk, Gips, Porzellanerde rc. gewonnen. Die Verarbeitung des Eisens (1893: 17,318 T. Stabeisen, 13,431 T. Stahl), die Uhrmacherei und Erzeugung von optischen Waren und die Fabrikation von Drechslerarbeiten bilden die hervorragendsten Industriezweige, neben welchen noch Glas-, Thonwaren-, Papier- und Kerzenfabrikation, Bierbrauerei und Gerberei betrieben werden. Nichtsdestoweniger ist die Zahl der Arbeiter, die aus diesem Departement jährlich in andre Gegenden auswandern, eine beträchtliche. Das Departement zerfällt in vier Arrondissements (Dôle, Lons-le-Saunier, Poligny, St.-Claude) und hat Lons-le-Saunier zur Hauptstadt. Vgl. Ogérien, Histoire naturelle du J. (Lons-le-Saunier 1863—65, 3 Bde.); Melcot, Le Jura. Dictionnaire historique, géographique et statistique (das. 1889).

Jura, deutscher, Scheidegebirge zwischen der schwäbisch-bayrischen Hochebene und dem schwäbisch-fränkischen Terrassenland, bildet die nordöstliche Fortsetzung des französisch-schweizerischen Jura (s. Jura), beginnt in der Gegend der Aaremündung rechts vom Rhein, steht hier mit dem Schwarzwald in Verbindung und zieht sich als ausgesprochenes Plateau mit nahezu horizontaler Schichtenlagerung in einer Länge von etwa 435 km zuerst bis an das Nördlinger Becken (Ries) und an die Wörnitz als schwäbischer Jura nach NO. und dann als fränkischer Jura im allgemeinen von S. nach N. bis an den Main.

Der **schwäbische Jura,** 210 km lang, zwischen Rhein und Donau 15—20, dann 35—40 km breit, besteht aus den Bergen des Klettgaues und Hegaues, der Alb, dem Aalbuch und Härtfeld. Die Berge des Klettgaues bleiben in ihrem Hauptteil, dem ausgedehnten Hohen Randen, zwischen Donau und Rhein im Kanton Schaffhausen und erreichen im Rubis, auf der Grenze Badens gegen die Schweiz, eine Höhe von 930 m. Die Berge des Hegaues, östlich davon, sind ein Gebiet vulkanischer Kegelberge, von denen die Basaltkegel des Hohenhöwen (846 m), des Neuhöwen (870 m) und Höwenegg (788 m) im Rande des Jura oder auf der Höhe desselben, der Basaltkegel des Hohenstoffeln (846 m) und mehrere Phonolithkegel (Hohentwiel 689 m, Mägdeberg 666 m, Hohenkrähen 645 m) aus den Tertiärschichten der vorgelagerten Ebene des alten Hegaues hervortreten. Die Alb, zwischen dem Durchbruchthal der Donau und dem Querthal Lone-Filz, ist durch Thäler im SW. sehr gegliedert. Da sind die Baaralb, durch das

Thal Tuttlingen-Spaichingen von dem Hauptteil der Alb getrennt, mit dem Lupfen (976 m); der Heuberg mit dem höchsten Punkte des Jura überhaupt, dem Lemberg (1015 m), ganz nahe dem steilen Westrand, und einigen über 900 m hoch gelegenen Dörfern (Böttingen, Bulsheim); die Hardt, östlich vom vorigen, eine Platte von fast gleicher Höhe; die Hohenzollernalb zwischen den Querthälern von Ebingen und Burladingen, woselbst das höchste Albdorf, Burgfelden (912 m), ganz nahe dem Steilrand, und der burggekrönte Hohenzollern (856 m) bei Hechingen; endlich die Rauhe Alb, der eigentliche Höhlenjura, der breiteste Teil des ganzen deutschen Jura, von deren weiter Platte man fast überall schöne Aussichten auf die Alpen hat, und die wieder in die Hintere Alb (Kornbühl 886 m), von der Lauchart bis zur Lauter, die Mittlere Alb, von der Lauter bis zur obern Lone, und in die Vordere Alb geteilt wird. Unter den Höhlen daselbst sind die Nebelhöhle bei Oberhausen und die Karlshöhle bei Erpfingen am großartigsten. Reizende Thäler mit üppiger Vegetation und vorzüglichem Obstbau befinden sich zwischen den sehr verzweigten, oft 200—300 m (relativ) senkrecht abfallenden Höhen des Nordrandes, den eine Reihe von Bergkegeln, teils isoliert, teils durch schmale Grate mit dem Hauptteil verbunden, meist schöne Ruinen tragend, begleiten: die Achalm (701 m) bei Reutlingen, der Hohenneufen (743 m), die Teck (775 m) bei Owen, der Stuifen (757 m), Hohenrechberg (706 m), Hohenstaufen (684 m). Für einzelne Teile der Rauhen Alb gibt es noch besondere Namen: Münsinger Hardt, etwa in der Mitte bei Münsingen, und Hochsträß, zwischen Ehingen und Ulm auf der Südseite. Aalbuch, zwischen Geislingen und dem obern Kocher, und Härtfeld, zwischen dem Brenz-Kocherthal und dem Nördlinger Ries sowie der Wörnitz, bilden die letzten Glieder des schwäbischen Jura. Ersterer erreicht im Kocherberg noch eine Höhe von 742, letzterer bei Goldshöfe im Wellerstein eine solche von 724 m. Vgl. G. Schwab, Die Schwäbische Alb (2. Aufl. von Paulus, Stuttg. 1878); Vogt, Die Schwäbische Alb (das. 1854); Frölich, Die Schwäbische Alb (das. 1872).

Eine sehr große Kalamität war der Wassermangel in fast sämtlichen auf der Alb liegenden Orten. Die atmosphärischen Niederschläge dringen schnell in die Kalkschichten ein und sammeln sich erst in bedeutender Tiefe, um dann als starke Quellen an den Rändern des Plateaus wieder zu Tage zu treten. Die Bewohner waren daher auf das in Zisternen oder in mit Lehm ausgeschlagenen Vertiefungen (Hühlen oder Hüllen) aufgesammelte Wasser ihrer Dachtraufen angewiesen, welches indessen bei längerm Stehen in den fast regenlosen Monaten September, Oktober und Januar ekelerregend, ungesund und kaum zu genießen war. Zwar versorgte man sich in dieser Zeit möglichst durch Wasserzufuhr aus den Thälern, doch war das wegen der steil aufsteigenden Wege sehr beschwerlich, bei Glatteis gefährlich, unter allen Umständen aber kostspielig. Auf Befehl der württembergischen Regierung arbeitete der Oberbaurat v. Ehmann in Stuttgart 1867 ein umfangreiches Projekt zur Wasserversorgung der Alb aus, und 1870 wurde mit der Ausführung desselben begonnen. Mit Benutzung der Wasserkraft der in den Thälern fließenden Bäche wurden in verschiedenen Gegenden des Nordwest- und Südostrandes Pumpstationen errichtet, welche das Wasser aus diesen in Hochreservoirs führen; von ihnen aus werden die einzelnen 9 Leitungen gespeist, welche 61 Orte auf einer Fläche von 1800 qkm (ca. 30 QM.) mit 40—50,000 Einw. mit gutem Wasser in reichlicher Menge versorgen. Die Verteilung geschieht durch 1600 Hydranten, wozu noch etwa 7000 Hausleitungen kommen. Die Gesamtlänge der Leitung beträgt 350 km, die Kosten des Baues etwa 5½ Mill. Mk., wozu der Staat einen Beitrag von 703,160 Mk. gewährte. Vgl. v. Ehmann, Die Versorgung der wasserarmen Alb (Stuttg. 1881).

Der **fränkische Jura** zieht sich in einer Länge von 225 km und einer mittlern Breite von 35—40 km durch Bayern hin, zuerst bis in die Gegend von Regensburg nach O., nachher bis zur Eisenbahnlinie Hersbruck-Amberg nach N., zuletzt nach NW. Der östliche Zug wird auf der Südseite noch von der Donau begleitet und von der Altmühl in einem tiefen, felsenreichen Thal durchbrochen. Seine bedeutendsten Höhen steigen aus dem braunen Jura nördlich vom Nördlinger Ries (Hesselberg 680 m) an der Wörnitz hervor; östlich davon erstreckt sich der öde, menschenleere Hahnenkamm (im Dürrenberg 647 m) fast bis zur Altmühl, wo im weißen Jura bei Solnhofen die an wohlerhaltenen Versteinerungen reichen, berühmten lithographischen Steine gebrochen werden. Der mittlere Zug erreicht im Friedelberg westlich von Amberg noch eine Höhe von 677 m, ist auf seiner Westseite, wo der Ludwigskanal durch ein ansehnliches Thal im Lias und Keuper zieht, sehr zerklüftet und wird im O. durch das vorzugsweise mit Kreidebildungen angefüllte Becken von Bodenwöhr von dem kristallinischen Gestein des Böhmisch-Bayrischen Waldgebirges getrennt. Der letzte Zug endlich, Fränkische Schweiz genannt, der sich von der Eisenbahnlinie Nürnberg-Amberg fast nordwestlich bis an den Main bei Lichtenfels und in seinen Lias- und Doggerbildungen nach N. hin noch über diesen Fluß hinaus bis in die Gegend von Koburg zieht, ist der interessanteste Teil des fränkischen Jura. Auf beiden Seiten, sowohl gegen die Keuperebene an der Regnitz als auch gegen die Keupermulde von Bayreuth (auf der Scheide gegen das Fichtelgebirge), sind die Steilhöhen des weißen Jura (Staffelberg über Staffelstein 539 m, Kordigast nahe dem Main 535 m) von braunem Jura und Lias eingefaßt; auf der Platte selbst ist der Kalvarienberg (642 m) bei Thurndorf der höchste Gipfel. Die tief eingegrabenen Thäler der Pegnitz und Wiesent durchziehen die Fränkische Schweiz, die ihren Ruf aber weniger der anmutigen Landschaft als den in den Dolomiten des weißen Jura sich zahlreich findenden Höhlen verdankt, die eine ungeheure Menge von Knochenresten urweltlicher Tiere enthalten. Die berühmtesten dieser Höhlen sind die Rosenmüllershöhle bei Muggendorf, die Gailenreuther Höhle nicht weit von Gößweinstein und die Sophienhöhle bei Rabenstein. Schöne Versteinerungen aus dem Jura sind zu Schloß Banz (s. d.), auf einer Doggerhöhe rechts vom Main, aufgestellt. Vgl. Gümbel, Geognostische Beschreibung der Fränkischen Alb (Kassel 1891).

Geologisches, Kultur. Zusammengesetzt ist der Jura aus den verschiedenen Abteilungen der Juraformation (s. d.); aus oberm oder weißem Jura (Malm) besteht die breite Hochfläche, die allmählich längs der südöstlichen Seite sich zu den Tertiär- u. Diluvialbildungen der Donauebene senkt, während sie mit hohem und zerklüftetem Steilrand auf der entgegengesetzten Seite abfällt, hier sowie im N. mit mittlerm oder braunem Jura (Dogger, bei Aalen reich an guten Brauneisensteinen) eingefaßt ist, dem wieder unterer oder schwarzer

Digitized by Google

Juraformation I.

1. Cidaris florigemma, Stachel. (Art. Seeigel.)

2. Thamnastraea prolifera. (Art. Korallen.)

3. Scyphia (Cribrospongia) reticulata. (Art. Schwämme.)

4. Echinobrissus scutatus. (Art. Seeigel.)

5. Montlivaultia. (Art. Korallen.)

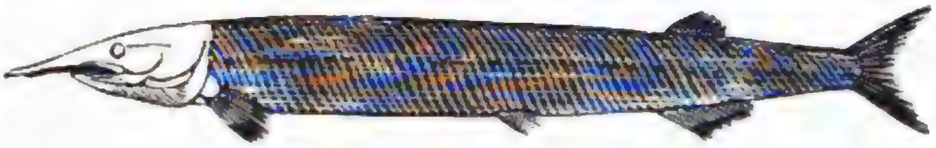
6. Thecosmilia trichotoma. (Art. Korallen.)

7. Hemicidaris crenularis. a von der Seite, b von oben. (Art. Seeigel.)

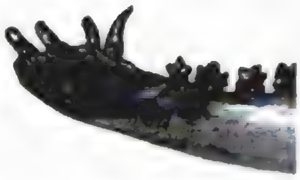
8. Pentacrinus briaroides. a, b zwei Säulenglieder von der Gelenkfläche. (Art. Haarsterne.)

9. Apiocrinus Roissyanus. (Art. Haarsterne.)

Digitized by Google



1. Aspidorhynchus, restauriert. (Art. *Fische.*)



2. Unterkiefer von Phascol

4. Pterodactylus crassirostris. (Art. *Pterosaurier.*)

5. Koprolith des Ichthyosaurus. (Art. *Ichthyosaurus.*)

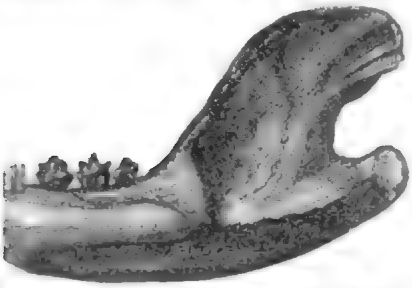
8. Schädel des Ichthyosaurus, von der Seite.

9. Archaeopteryx macrurus. (Art. *Ar*

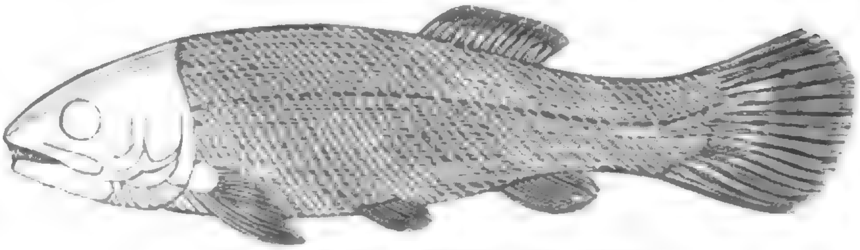
12. Flügel von Pterodactylus mit erhaltener Flughaut.

Digitized by Google

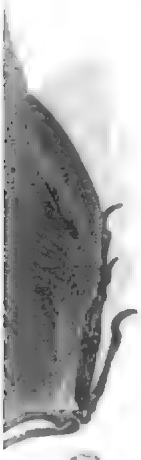
ation II.



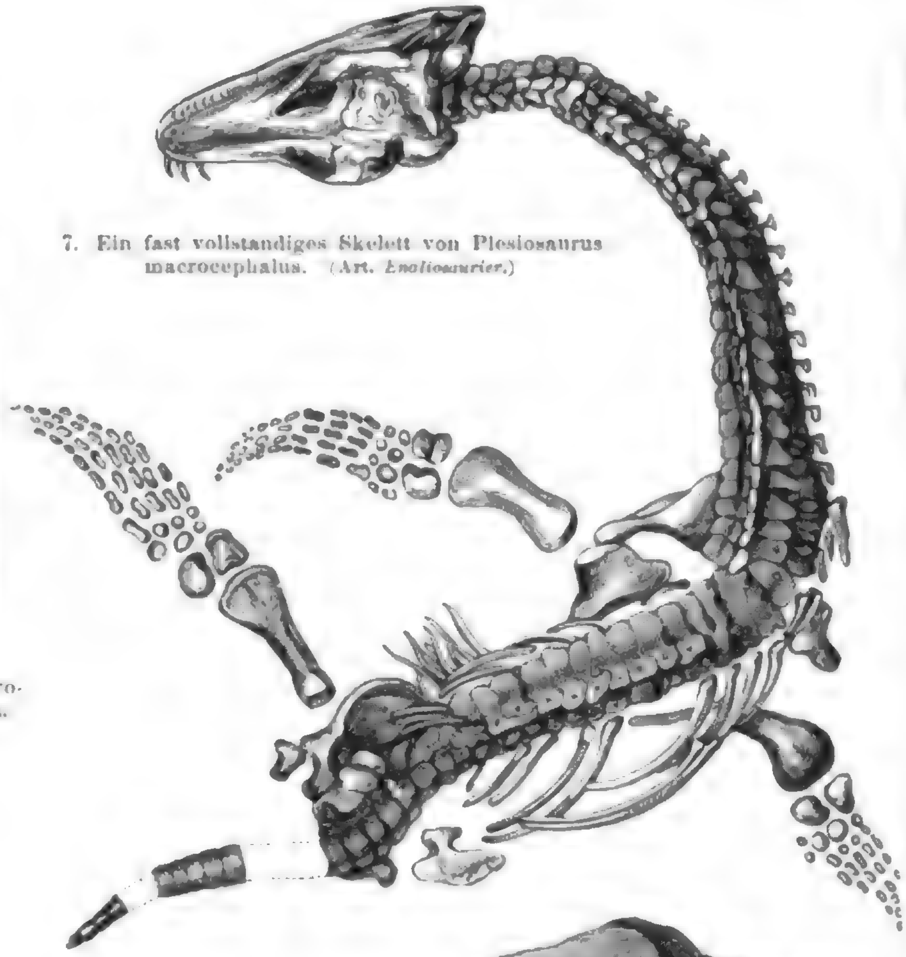
herium Bucklandi. (Art. *Beuteltiere.*)



3. Megalurus, restauriert. (Art. *Fische.*)

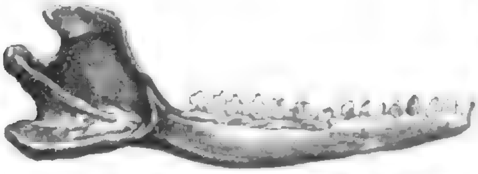


6. Zahn von Ichthyosaurus platyodon.

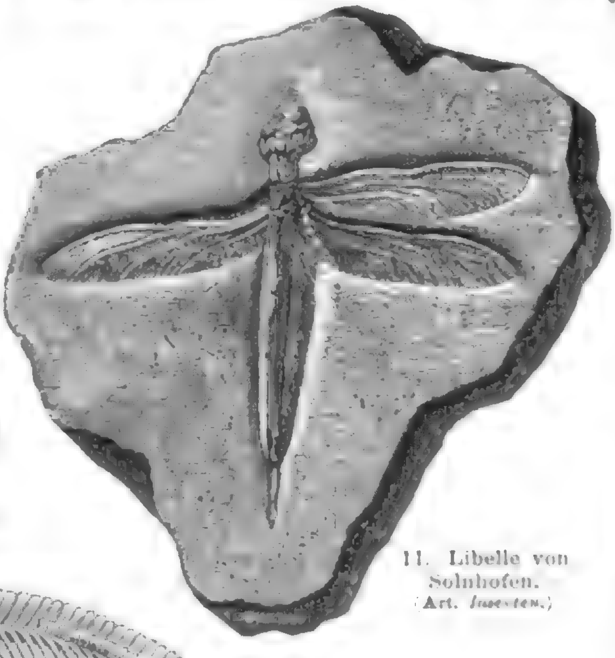


7. Ein fast vollständiges Skelett von Plesiosaurus macrocephalus. (Art. *Enaliosaurier.*)

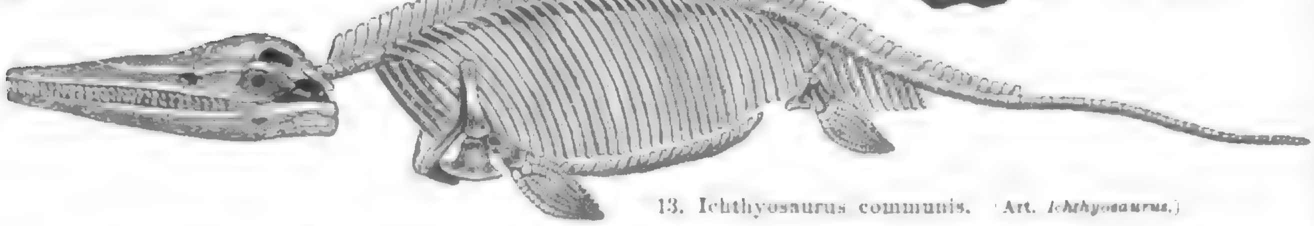
opteryx.)



10. Unterkiefer von Amphitherium Prevosti. (Art. *Amphitherium.*)

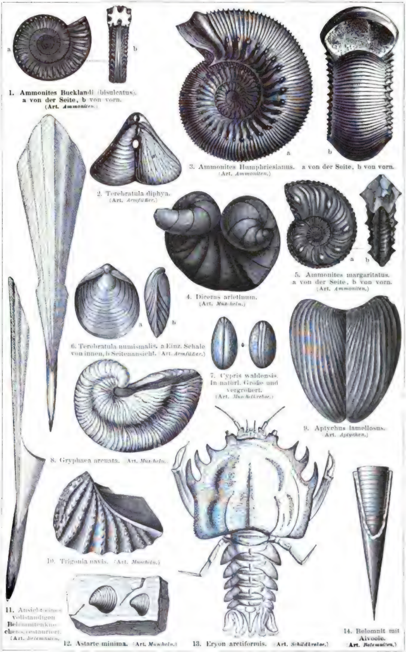


11. Libelle von Solnhofen. (Art. *Insekten.*)



13. Ichthyosaurus communis. (Art. *Ichthyosaurus.*)

Juraformation III.



1. **Ammonites Bucklandi** (bisulcatus), a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)

2. Terebratula diphya. (Art. *Armfüßer.*)

3. Ammonites Humphriesianus. a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)

4. Diceras arietinum. (Art. *Muscheln.*)

5. Ammonites margaritatus. a von der Seite, b von vorn. (Art. *Ammoniten.*)

6. Terebratula numismalis. a Einz. Schale von innen, b Seitenansicht. (Art. *Armfüßer.*)

7. Cypris waldensis. In natürl. Größe und vergrößert. (Art. *Muschelkrebse.*)

8. Gryphaea arcuata. (Art. *Muscheln.*)

9. Aptychus lamellosus. (Art. *Aptychen.*)

10. Trigonia navis. (Art. *Muscheln.*)

11. Ansicht eines vollständigen Belemnitenknochens, restauriert. (Art. *Belemniten.*)

12. **Astarte minima.** (Art. *Muscheln.*)

13. Eryon arctiformis. (Art. *Schildkrebse.*)

14. **Belemnit mit Alveole.** (Art. *Belemniten.*)

Digitized by Google

Jura (Lias) vorlagert. Zahlreiche (über 120) Durchbrüche von basaltischen Gesteinen, meist von sehr geringer Ausdehnung, sind bezeichnend für das Gebiet der Rauhen Alb in der Umgebung von Urach und für das Nördlinger Ries. Als Wasserscheide ist der Jura nur in seinem höchsten Teil, der Rauhen Alb, zwischen Donau und Neckar, wichtig. Die größern Flüsse (Donau nach der Vereinigung aus Brege und Brigach, Wörnitz, Altmühl) durchbrechen ihn; die kleinern entstehen oft hart an dem einen Rande, durchströmen alsdann in tiefen Thälern fast die ganze Breite und treten auf der andern Seite aus (Pegnitz, Wiesent). Ungemein zahlreich sind die Höhlen, namentlich in der Rauhen Alb in Württemberg und in der Nähe der Wiesent im nördlichen Teil (s. oben). Burgruinen in Menge schmücken die Ränder, vorzüglich die oft halbinselartig hervortretenden Steilabfälle (200—300 m relativ) der Nordseite in Württemberg. Die Höhe nimmt von SW. nach NO. ab. In Württemberg gibt es noch zahlreiche Dörfer in der Meereshöhe von 900, 800 und 700 m, in Bayern sind die über 600 m hoch gelegenen schon sehr vereinzelt. Wegen des rauhen Klimas ist der württembergische Anteil für den Ackerbau wenig geeignet, wohl aber blüht die Viehzucht; Schafe werden besonders auf der Alb im S. von Kirchheim im Sommer geweidet, dauerhafte Pferde in der Münsinger Hardt gezogen. Zahlreich sind die Straßen; ebenso durchschneiden mehrere Eisenbahnen den Jura, darunter die Linien Tübingen-Sigmaringen, Stuttgart-Ulm, Nürnberg-Regensburg, Nürnberg-Amberg, Nürnberg-Bayreuth; durch das Ries von Nördlingen führt eine Bahn von Donauwörth nach Gunzenhausen, von der sich bei Nördlingen im Ries eine andre nach Stuttgart abzweigt.

Jura, fränkischer und **schwäbischer,** s. Jura, deutscher.

Jura, Oberschlesischer, s. Märkisch-schlesischer Landrücken.

Jura, Schweizer, s. Jura, S. 687 ff.

Juraformation (oft bloß Jura, nach dem gleichnamigen Gebirge so genannt, Oolithgebirge, Terrains jurassiques, Oolite; hierzu die Tafeln »Juraformation I—III«), die zweite der drei wichtigsten mesozoischen Formationen, deren Abgrenzung nach unten gegen den Keuper ebenso wie nach oben gegen die Kreideformation verschiedener Auffassung unterliegt, insofern als die in unsrer Übersicht (vgl. Geologische Formation) als selbständige Zwischenbildung behandelte rätische Formation von vielen zum Keuper gerechnet oder von andern als Infralias dem Jura zugezählt wird, und insofern als man die Wealdenformation, die Zwischenformation zwischen Jura und Kreide, oft in zwei Teile trennt, deren untern, die Purbeckschichten, man zum Jura, deren obern, die Wealdenbildung im engern Sinne, zur untern Kreide zieht. Von Gesteinen beteiligen sich an der Zusammensetzung der Juraschichten hervorragend Kalksteine, oft von oolithischer Struktur oder organogen (namentlich Scyphien- und Korallenkalke), sehr häufig mit Dolomiten eng verknüpft und wie diese durch groteske Bergformen als Resultat der Erosion und durch zahlreiche Höhlenbildungen (z. B. in der Fränkischen Schweiz und Schwäbischen Alp) ausgezeichnet. Ferner treten Thone, Schieferthone, Mergel (letztere oft schieferig und mit organischer Substanz übermengt, sogen. Brandschiefer, mitunter in den eigentümlichen Formen des Tutenmergels) und Sandsteine auf, während gröbere Trümmergesteine fast gänzlich fehlen. In einzelnen Etagen finden sich noch Eisenerze (Sphärosiderite und Oolithe) und untergeordnet auch Steinkohlen eingelagert.

Hinsichtlich der Gliederung der Schichten, deren Lagerung meist sehr regelmäßig und nur selten durch Verwerfungen und Faltungen bis zur Überkippung gestört ist (Alpen, Juragebirge, Harz), läßt sich zunächst überall eine Dreiteilung nachweisen in (von unten nach oben) Lias, Dogger und Malm (in Schwaben nach den dort den einzelnen Etagen vorwiegend zukommenden Farben: schwarzer, brauner und weißer Jura genannt), wobei von vielen Geologen der Lias dem Jura im engern Sinne (Dogger und Malm umfassend) entgegengestellt wird. Des nähern teilen die schwäbischen Geologen nach Quenstedts Vorgang jede der drei Unterformationen in sechs Etagen, je mit den sechs ersten Buchstaben (Alpha bis Zeta) des griechischen Alphabets bezeichnet. Einzelne dieser Etagen sind in andern Ländern gut nachweisbar, wobei freilich die Mächtigkeiten und damit die Wichtigkeit einzelner Schichten bei dem Gesamtaufbau der Formation sehr wechselnde sind. Am wenigsten gelingt eine Parallelisierung beim Malm, weil die in Schwaben als Zeta bezeichneten Schichten an andern Orten von noch jüngern jurassischen Bildungen überlagert werden. Speziell im Lias bilden (von unten nach oben) die Schichten mit Gryphaea arcuata (Gryphiten- oder Arcuatenkalk), diejenigen mit Ammonites planorbis (A. psilonotus), mit A. angulatus (Angulatusschichten), mit A. Bucklandi und andern Ammoniten aus der Gruppe der Arieten (Arietenkalke), sämtlich das Alpha der Schwaben, und die Thone mit Ammonites Turneri (Beta), beide zusammen gleich dem Sinémurien der Franzosen (nach Sémur genannt), ferner diejenigen mit Terebratula numismalis (Numismalismergel, Gamma) sowie die mit Ammonites amaltheus oder A. margaritatus (Amaltheenthone, Delta), letztere beide gleich dem Liasien, und die Posidonienschiefer samt den Schichten mit A. jurensis oder Jurensismergeln (Epsilon und Zeta, Toarcien inférieur, nach Thouars genannt) vortreffliche Horizonte zur Parallelisierung, während in der alpinen Entwickelung namentlich die roten Ammonitenkalke von Adneth, die Hierlatzschichten und die Algäuer Schichten (Fleckenmergel) dem Lias entsprechen. Ähnlich wichtige Rollen als geologische Horizonte wie die eben genannten liasischen Schichten spielen im Dogger die Schichten mit A. opalinus u. A. torulosus (Opalinusthone, Alpha), die Sandsteine und Eisenoolithe mit A. Murchisonae und Pecten personatus (Beta), die Kalke und Thone, oben mit Ammonites coronatus (Gamma und Coronatenschichten, Delta), die Thone und Eisenoolithe mit A. macrocephalus (Epsilon) und mit A. ornatus (Ornatusschichten, Zeta), wobei bemerkt werden muß, daß die norddeutschen Geologen die letztgenannten Horizonte als Kelloway schon dem Malm zuzuzählen pflegen. Die Franzosen unterscheiden Toarcien supérieur (etwa Alpha und Beta), Bajocien (Gamma), Bathonien (ungefähr Delta und Epsilon), von welchem neuerdings speziell für die Lothringer Entwickelung eine untere Etage, Vesullien, abgetrennt worden ist, und Callovien. Wegen der häufigen Entwickelung von Oolithen bezeichnen die Engländer Dogger und Malm überhaupt als Oolite, von dem der Lower oder Bath-Oolite auf den Dogger entfällt, welcher wieder in Inferior Oolite und Great Oolite (in die deutsche Nomenklatur als Großoolith, Hauptrogenstein, übergegangen, auch wohl kurz Bath genannt) und in den Cornbrash mit Kelloway zerfällt.

Digitized by Google

Der Nachweis von Doggerschichten in den Alpen ist wegen lokaler Verschiedenheit der an sich spärlichen Versteinerungen nur schwer erbringlich. Wohl sicher gehören die Makrocephalenschichten des Salzkammergutes, die Brachiopodenkalke von Vils in Nordtirol, die Klausschichten der Nordalpen und die Posidonomyengesteine der Südalpen hierher, während der Aptychenschiefer und der sogen. Hochgebirgskalk vorzugsweise dem Malm entsprechen. Der Malm zerfällt in Oxford und Corallien (Korallenkalk, Korallenoolith, Coralrag), in Kimmeridge und in Portland, zu welch letzterm oft die Purbeckschichten (vgl. Wealdenformation) zugezogen werden. Daß viele Geologen die untere Grenze des Malm tiefer legen, indem sie den Kelloway zum Malm rechnen, wurde schon oben erwähnt. Nach der schwäbischen Einteilung würde Alpha (Kalkbänke mit mächtigen Thonzwischenlagen und Terebratula impressa als Einschlüssen) dem Oxford entsprechen, Beta und Gamma (thonige Kalkbänke und Schwammkalke) dem Corallien, Delta bis Zeta dem Kimmeridge. Für Portland läßt sich in Schwaben keine Parallele auffinden. Dabei sind in fast allen Etagen von Beta bis Zeta verschiedene Facies entwickelt, so daß die gleichalterigen Schichten bald als wohlgeschichtete Kalke mit Ammoniten oder Brachiopoden, bald als Schwamm- (Spongiten-) oder Scyphienkalke oder als Korallenkalke (Madreporenkalke), bald als Dolomite auftreten, Erscheinungen, wodurch die Parallelisierung schon für Schwaben selbst außerordentlich erschwert wird. Die oberste Schichtenreihe (Zeta) in der schwäbischen Entwickelung sind die Krebsscherenkalke, in welches Niveau auch die durch ihre Versteinerungseinschlüsse weltberühmten Schiefer von Nusplingen in Württemberg und Solnhofen in Bayern gehören. Reich an der eigentümlich gestalteten Bivalve Diceras arietinum (Tafel III) sind die dem obersten Oxford angehörigen Diceratenkalke Frankreichs und der Schweiz. Über die Stellung des sogen. Tithons in den Alpen gehen die Meinungen auseinander; es handelt sich hier um Zwischenschichten zwischen Dogger und Kreide, welche dem außeralpinen Profil bald an höherer, bald an tieferer Stelle eingereiht werden. Es sind plattige, rote, marmorartige Kalksteine (Diphyenkalke), reich an Terebratula diphya (Tafel III), und hellgefärbte dickbankige Kalksteine, die sogen. Stramberger Schichten.

[Verbreitung der Juraformation.] Die J. ist besonders gut entwickelt in dem Juragebirge, welches, östlich von Lyon beginnend, die Grenze zwischen Schweiz und Frankreich bildet, bei Schaffhausen den Rhein überschreitet, als Schwäbische Alb Württemberg durchzieht, östlich bis Regensburg sich erstreckt und scharf nach N. biegend sich als Fränkische Schweiz bis in die Gegend von Koburg verfolgen läßt. Zusammenhängende Juraterritorien besitzt Deutschland ferner im NW. (Weserkette mit der Porta westfalica) und im O., den oberschlesischen Jura, mit dem polnischen in Verbindung stehend. Vereinzelte Juravorkommnisse kennt man vom Westabhang des Schwarzwaldes und vom Ostabhang der Vogesen, dann von Eisenach, Gotha &c., ja bis an die Ostseeufer ist die J. in Form vereinzelter Blöcke oder als in der Tiefe vorhanden durch Bohrlöcher nachgewiesen. Am nördlichen und südlichen Rande der Alpen zieht sich ein Band von Gesteinen der J. hin, während in den Karpathen einzelne Partien klippenartig aus dem jüngern Karpathensandstein aufragen. Im O. Europas hat Rußland bei Moskau, in der Krim und im Kaukasus Juragebiete aufzuweisen, im W. Frankreich zwei, ein südliches, an die zentrale Granitzone angelehntes, und ein nördliches, zu welchem auch die Juraschichten in Lothringen gehören; das letztere läßt sich, freilich zum Teil von jüngern Schichten bedeckt, bis in die Nähe des Kanals verfolgen und findet jenseit desselben im englischen Jura seine Fortsetzung. Über die Parallelisierung des nordamerikanischen Jura mit dem europäischen sind die Akten noch nicht geschlossen, um so besser konnte eine Übereinstimmung mit der J. Südamerikas und Asiens (Ostindien und Sibirien) nachgewiesen werden.

[Versteinerungen.] Unter den in den Juraschichten eingeschlossenen Resten sind pflanzliche Organismen selten. Fucus-Arten (im Lias), Cykadeenblätter (im Lias und Malm), Koniferenhölzer, verkalkt und verkieselt (im Lias), tragen zum großen Teil den Charakter eingeschwemmten Materials, und nur an wenigen Stellen (Alpen, Karpathen, China &c.) sind die Pflanzenreste in Form von Kohlenflözen angehäuft. Um so zahlreicher und mannigfaltiger sind die Tierformen, von denen die drei Tafeln eine kleine Auswahl bieten. Daß die Spongien, von denen die Tafel I Scyphia reticulata darstellt, und Riffe bauende Korallen (s. Thamnastraea prolifera, Thecosmilia trichotoma u. Montlivaultia caryophyllata auf Tafel I) große, mächtige Schichten fast ausschließlich zusammensetzen, wurde oben erwähnt, und ebenso bilden Brachiopoden, von denen Terebratula numismalis aus dem Lias und T. diphya aus dem Tithon (beide Tafel III) als Beispiele gegeben sind, in mehreren Niveaus zoogene Gesteinslagen. Von den Zweischalern wurden Gryphaea arcuata (Lias) und Diceras arietinum (Oxford) (beide Tafel III) schon oben als vorzügliche Leitmuscheln erwähnt; hinzu kommt Trigonia navis (Tafel III) aus dem Dogger u. Astarte minima (Tafel III) aus dem Corallien. Während die Schnecken nach Arten- und Individuenzahl in der J. eine nur bescheidene Vertretung finden, ist die Ordnung der Cephalopoden in einer großen Mannigfaltigkeit entwickelt. So zählt das Genus Ammonites, von welchem die Tafel III die Spezies A. Bucklandi u. A. margaritatus (oder amaltheus, s. oben) aus dem Lias u. A. Humphriesianus aus dem Dogger darstellt, nach vielen Hunderten von Arten, oft, weil auf einzelne Schichten oder doch wenig mächtige Schichtenkomplexe beschränkt, vorzügliche Leitfossilien. Weniger charakteristisch, aber in gewissen Schichten massenhaft vorhanden, sind die von den Ammoniten herrührenden, noch nicht genügend gedeuteten Organe, welche als Aptychen (Aptychus lamellosus, Tafel III) bezeichnet werden. Neben den Ammoniten stellen sich auch schon die allerdings erst in der Kreideformation recht zur Entwickelung kommenden Formen mit Ammoniten-Suturlinien, aber mit andrer Aufwickelung ein (z. B. Arten des Genus Hamites). Die für die J. als solche charakteristischen Formen sind die Belemniten, von deren drei Knochen (vgl. Tafel III und Artikel »Belemniten«) gewöhnlich nur die Scheide (bei Belemnites giganteus aus dem Dogger 0,5 m und darüber groß), bisweilen mit noch eingeschlossener Alveole erhalten ist, während die Schulpe fast immer zerstört ist. Mit Ausnahme des in der alpinen Trias auftretenden Aulacoceras, welcher zudem von einem Teil der Paläontologen für einen Orthoceras gehalten wird, sind die Belemniten nicht älter als die Juraperiode, und ihr Auftreten ist zur Abgrenzung gegen ältere Formationen um so wertvoller, als sie sich schon in den untersten Liasschichten in großer Individuen-

Digitized by Google

zahl einstellen. Von Krinoiden bringt die Tafel I, Fig. 8 u. 9, Pentacrinus briaroides, welcher besonders im Lias vorkommt, und den durch seine Kelchbildung ausgezeichneten Apiocrinus Roissyanus aus dem Oxford. Derselben Etage entstammen die als Beispiele gegebenen Seeigel, von denen bei Hemicidaris crenularis u. Echinobrissus scutatus der Körper, bei Cidaris florigemma ein Stachel zur Darstellung kam. Von Insekten bildet die Tafel II eine Libelle ab, zugleich als Beispiel der vorzüglichen Erhaltung der Versteinerungen in den lithographischen Schiefern von Solnhofen (Kimmeridge). Während die Cypris-Art der Tafel III, Fig. 7, jenen obersten, von uns zur Wealdenformation (s. d.) gezogenen Purbeckschichten angehört, entstammen der langschwänzige Krebs Eryon arctiformis auf Tafel III und die Fische auf Tafel II wiederum den Solnhofener Schiefern. Die Fische sind Ganoiden, aber nicht mehr, wie die der ältern Formationen, heterocerk. Sonstige Abbildungen der Tafel II sind den zum Teil gigantischen Formen der Saurier gewidmet und zwar zunächst dem langhalsigen Plesiosaurus und dem kurzhalsigen Ichthyosaurus (besondere Abbildungen zeigen den Kopf mit dem Knochenring des Auges, Zahn und Exkremente, sogen. Koprolithen), beides Meeressaurier, neben denen aber auch gleichzeitig solche (Mystriosaurus ꝛc.) auftreten, welche als echte Amphibien zugleich zum Leben auf dem Lande organisiert waren. Entstammen diese Saurier dem Lias (und zwar die schwäbischen von Boll, Holzmaden ꝛc. den Posidonienschiefern, die englischen von Lyme Regis einer tiefern Lage, dem untern Lias), so liegen die Reste des Flugsauriers Pterodactylus (Tafel II, Fig. 4 u. 12) sowie diejenigen des ältesten Vogels, Archaeopteryx, wieder in den Solnhofener Schiefern. Indem hinsichtlich der Wichtigkeit des letztgenannten Petrefakts in Bezug auf systematische Stellung u. Entwickelungsgeschichte auf den Artikel »Archaeopteryx« verwiesen wird, sei nur beigefügt, daß die auf Tafel II gegebene Abbildung den vollständigsten, in den Besitz des Berliner Museums gekommenen Fund darstellt. Da ferner nach Ansicht einer Mehrzahl amerikanischer Geologen die Atlantosaurus-Schichten von Colorado als oberer Jura gedeutet werden, so würden auch jene riesigen Tierformen der Dinosaurier (darunter Atlantosaurus von 30 m Länge und 10 m Höhe) zu den Jurasauriern zu zählen sein. Endlich gibt die Tafel II noch die Unterkiefer von Beuteltieren. Sie entstammen den englischen, zum Great Oolite (Dogger) gerechneten, an Säugetierresten reichen Stonesfieldschichten, werden also von den deutschen Funden in der rätischen Stufe (s. Triasformation) an Alter übertroffen. In den Purbeckschichten (vgl. Wealdenformation) ist in England ein drittes solche alte Säugetierreste führendes Niveau entwickelt.

Eruptivgesteine, deren Entstehung in die Jurazeit fällt, sind nur spärlich bekannt. An der Westküste Schottlands und besonders auf der Insel Skye setzen (vgl. das Profil auf Tafel »Gangbildungen«, Fig. 2) basaltähnliche Gesteine durch Lias- und Doggerschichten hindurch und überlagern sie, werden aber ihrerseits von Malmgesteinen überdeckt, zum Beweis, daß ihre Eruptionszeit mitten in die Juraperiode hineinfiel. Auch von der Insel Skye werden für Granite und Quarzporphyre, und aus den Pyrenäen und aus den Rocky Mountains Nordamerikas für Granite und Syenite ganz ähnliche Lagerungsverhältnisse beschrieben. — Unter den technisch wichtigen Gesteinen, welche den Schichten der J. eingelagert sind, sind neben den Kalksteinen, welche als Baumaterial und zur Zementfabrikation dienen, in erster Linie die Eisenerze zu erwähnen, welche als Oolithe, Thoneisensteine und Sphärosiderite in verschiedenen Etagen des Lias und des Dogger (Württemberg, Lothringen, Luxemburg, Wesergebirge, Oberschlesien) vorkommen und dem Abbau unterliegen. Die von organischen Substanzen erfüllten Posidonienschiefer werden als sogen. Ölschiefer der Destillation unterworfen (Reutlingen in Württemberg), Asphalt wird aus Malmgesteinen (Juragebirge, Limmer bei Hannover) gewonnen. Steinkohle, im Lias eingelagert, ist im allgemeinen nur von geringer Bedeutung, aber doch bauwürdig bei Fünfkirchen in Ungarn sowie in Persien u. China. An die dichte, dreh- und polierbare Kohle, den Gagat, die in kleinen Schmitzen im Lias vorkommt, hat sich in England und Württemberg eine Industrie zur Herstellung von Schmuckgegenständen geknüpft. Die vorzüglichsten lithographischen Steine, das französische Material (von Cirin) weit übertreffend, liefern die Solnhofener Schiefer.

Vgl. Römer, Versteinerungen des norddeutschen Oolithengebirges (Hannov. 1836, mit Nachtrag 1839); Quenstedt, Der Jura (Tübing. 1858); Oppel, Die J. Englands, Frankreichs und des südwestlichen Deutschland (Stuttg. 1856—58); v. Seebach, Der hannoversche Jura (Berl. 1864); Waagen, Der Jura in Franken, Schwaben und der Schweiz (Münch. 1864); Brauns, Der mittlere (Kassel 1869), untere (Braunschweig 1871) und obere (das. 1874) Jura im nordwestlichen Deutschland; Gümbel, Geologie von Bayern (Kassel 1888—94, 2 Bde.); Engel, Geognostischer Wegweiser durch Württemberg (Stuttg. 1883); Branco, Der untere Dogger Deutsch-Lothringens (Straßb. 1879); Struckmann, Der obere Jura der Umgebung von Hannover (Hannov. 1878; dazu »Neue Beiträge«, Berl. 1883).

Juragewässerkorrektion, die von der schweizerischen Eidgenossenschaft und den Kantonen Bern, Solothurn, Freiburg, Neuenburg und Waadt durchgeführte Entsumpfung der zwischen dem Neuenburger, Bieler u. Murtner See, der Broye, Zihl (Thièle) u. Aare ausgebreiteten Ebene des Berner Seelandes. Noch zur Römerzeit ein fruchtbares Gebiet, muß das Gelände, wahrscheinlich durch die Wirkung des von der Emme in die Aare vorgeschobenen Schuttkegels, versumpft, vielleicht eine Zeitlang zum förmlichen See geworden sein. Das Übel hatte seine Ursache sowohl in der Aare, namentlich in deren Zuflüssen Saane und Sense, als in den eigentlichen »Juragewässern«. Erstere, welche als Rinnsale eines bedeutenden Berggebiets direkt, ohne sich in Seebecken zu läutern, in das Flachland hinausstürzen, veranlaßten von Aarberg abwärts umfangreiche Überschwemmungen, so daß infolge der Geschiebeablagerung ein sehr unregelmäßiges, für die Anwohner immer gefährlicher werdendes Flußbett sich bildete. Anderseits führten die Juraflüsse Orbe und Broye bei Hochwasser dem Neuenburger und Murtensee viel mehr Wasser zu, als die Abflüsse, die untere Broye und die mittlere Zihl, zu fassen vermochten; ebensowenig reichte der Abfluß des Bieler Sees, die untere Zihl, für die Wassermasse aus. Wenn also schon bei gewöhnlichem Wasserstand die anliegenden Ebenen als versumpfte Flächen erschienen, so setzten 1—2 m Steigung das Land stundenweit unter Wasser. Die Hochwasser der Flüsse bedrohten über 2000 Hektar Land mit Verheerung, und die Wasserstände der Seen

ed by Google

veranlaßten die Versumpfung von gegen 16,000 Hektar. Die Anstrengungen, das Übel zu beseitigen, datieren von 1670 an; doch abgesehen von dem 2,2 km langen Kanal, durch welchen 1824 die Suze in den Bieler See geleitet wurde, blieb es bei Projekten. Erst 1842 trat La Nicca, Oberingenieur des Kantons Graubünden, mit dem Plan hervor, durch einen Kanal Aarberg-Hagneck die Aare in den Bieler See zu führen, dem vereinigten Abfluß Aare-Zihl einen neuen und erweiterten Kanal bis Büren zu geben und im Sinne früherer Vorschläge auch die untere Broye und die mittlere Zihl zu korrigieren. Er rechnete auf eine Seesenkung von 2,9 m für den niedrigsten und 0,7 m für den höchsten Wasserstand. Als nach den politischen Wirren der Jahre 1843—45 Bern die Frage wieder aufnahm (1847), ergab eine Vermessung des Inundationsgebiets ein Areal von 24,488,6 Hektar beteiligten oder zu gewinnenden Bodens. 1867 begann der Bund die Korrektion nach La Niccas Plan, der jedoch dahin abgeändert war, daß, um allzu große Schwankungen im Wasserstand des Bieler Sees zu vermeiden, von Aarberg aus nur die normale Aare in den Bieler See geleitet, bei Hochwassern jedoch der Überschuß im alten Aarebett direkt weitergeführt werde. Zu den Kosten des gesamten Unternehmens, die auf 14 Mill. Frank für die Entsumpfungsarbeiten, 1 Mill. für Hafen- und Uferbauten geschätzt wurden, trug der Bund ein Drittel bei. Die Unterhaltung der hergestellten Arbeiten fällt den Kantonen zu. Die Arbeiten an dem 8,9 km langen Aare-Zihlkanal Nidau-Meienried (bei Büren), im Dezember 1868 begonnen, waren bis 1883 im wesentlichen vollendet; die Fortsetzung von Meienried nach Büren (2,8 km lang) wurde erst 1882 in Angriff genommen. Wegen verzögerter Expropriation begann die Ausführung des Aarberg-Hagneckkanals erst im April 1874, ebenso die obere Korrektion, während die Korrektion der Strecke Solothurn-Attisholz sich noch länger verzögert hat. Nach Vollendung des großen Einschnittes bei Hagneck war die Kanallinie Aarberg-Hagneck bis 1879 offen gelegt und ist in den folgenden Jahren noch vertieft worden; die Korrektion der Broye und Zihl sowie die Entsumpfung des Seelandes ist nun vollendet. Die drei Seespiegel sind auf folgende Mittelstände gesenkt: Murtensee von 434 auf 433 m, Neuenburger See von 433,7 auf 432,7, Bieler See von 432,5 auf 432 m. Vgl. Schneider, Das Seeland der Westschweiz und die Korrektionen seiner Gewässer (Bern 1881), und die Jahresberichte der J. (Biel 1868 ff.).

Juraken, Volksstamm, s. Samojeden.

Juramentum (lat.), Eid; j. obedientiae, der Eid, vermöge dessen sich der katholische Geistliche gegenüber den Kirchenobern zum Gehorsam verpflichtet; j. editionis, Editionseid; j. manifestationis, Manifestationseid; j. calumniae, Kalumnieneid; j. necessarium, notwendiger, j. purgatorium, Reinigungs-, j. promissorium, promissorischer Eid (s. Eid, S. 442).

Jurançonwein (spr. schürangßong-), s. Pau.

Jura noscit (novit) curia (lat., »Das Gericht kennt die Rechte«), Rechtssprichwort, welches besagt, daß ein Gericht die Rechtssatzungen, welche in einem Prozeß anzuwenden sind, kennen müsse, und daß es daher nicht Sache der Parteien sei, diese nachzuweisen; ein Grundsatz, von welchem man jedoch bei ausländischem Recht und bei lokalem Gewohnheitsrecht eine Ausnahme zuläßt. Beides kann Gegenstand einer Beweisauflage und einer Beweisführung sein. Vgl. § 265 der Deutschen Zivilprozeßordnung.

Juräre in verba magistri (lat.), »auf des Meisters Worte schwören«, Citat aus Horaz' »Episteln« (Buch I, 1, 14).

Juraschek, Franz von, österreich. Statistiker, geb. 25. Febr. 1849 zu Arad in Ungarn, habilitierte sich 1875 in Graz, wurde 1881 außerordentlicher Professor für Statistik und Staatsrecht in Czernowitz, 1883 in Innsbruck, 1885 daselbst ordentlicher Professor und ging 1887 unter Beibehaltung seines bisherigen Charakters als Regierungsrat der k. k. statistischen Zentralkommission nach Wien, wo er auch an der Universität Statistik, an der Kriegsschule Staats- und Völkerrecht vorträgt. Seit 1884 gibt er jährlich die Neubearbeitungen von Hübners »Geographisch-statistischen Tabellen aller Länder der Erde« (Frankf. a. M.) heraus und übernahm nach Neumann-Spallarts Tod die Herausgabe von dessen »Übersichten der Weltwirtschaft« (Berl. 1890 ff.). Jurascheks übrige Arbeiten liegen meist auf dem Gebiete des Staatsrechts und der Statistik Österreichs; in Buchform erschien: »Personal- und Realunion« (Berl. 1878).

Jura singulōrum (lat.), Sonderrechte der einzelnen Glieder einer Körperschaft oder Vereinigung. Im alten Deutschen Reiche verstand man (Westfälisches Friedensinstrument, Art. 5, Nr. 19) darunter jene Rechte, ubi status tanquam unum corpus considerari nequeunt (wo die Reichsstände nicht als Ein Körper betrachtet werden können), d. h. jene, welche der Zuständigkeit des Reiches u. daher den Mehrheitsbeschlüssen des Reichstags entzogen waren. Auch das Recht des frühern Deutschen Bundes kannte den nämlichen Begriff und Ausdruck. Man hat auch für das Recht des neuen Deutschen Reiches den Ausdruck j. s. in der Wissenschaft verwertet. Es fallen darunter insbes. die Sonderrechte und namentlich die vorbehaltenen Rechte einzelner Bundesstaaten, die sogen. Reservatrechte. Vgl. Laband in den »Annalen des Deutschen Reichs«, 1874, S. 1487 ff.

Jurasystem, soviel wie Juraformation (s. d.).

Juräten (lat.), Geschworne; Juration, Beeidigung; juratorisch, eidlich.

Jurburg, Stadt im russ. Gouv. Kowno, am Niemen (Memel), an der preußischen Grenze, mit einem Zollamt und ca. 1000 Einw. Der Wert der Ausfuhr betrug 1890: 5,4 Mill. Rubel, der der Einfuhr nur 462,000 Rub.

Jure (lat.), von Rechts wegen.

Juré (franz., spr. schüre), Geschworner.

Jureconsultus (lat.), soviel wie Jurisconsultus.

Jurénsismergel, die obersten, Ammonites jurensis als Leitfossil führenden Mergel der untern Juraformation (s. d., S. 691) in Schwaben.

Juridisch (lat.), der Rechtswissenschaft gemäß, oft gleichbedeutend mit juristisch gebraucht.

Jurien de la Gravière (spr. schüriäng d'lā grawjār'), Jean Pierre Edmond, franz. Admiral, geb. 19. Nov. 1812 in Brest, gest. 4. März 1892, Sohn des Admirals Pierre Roch J. (1772—1849), trat 1828 in die französische Marine, war Adjutant des Admirals Bruat während des Krimkriegs und wurde nach demselben zum Konteradmiral befördert. 1859 blockierte er Venedig, und 1862 zum Vizeadmiral, 1863 zum Mitglied des Admiralitätsrats ernannt, leitete er anfangs die mexikanische Expedition und befehligte während der ganzen Dauer derselben die Flotte an den mexikanischen Küsten. 1868—70 hatte er das Kommando des Mittelmeergeschwaders. Er schrieb: »Guerres maritimes sous la République

Digitized by Google

et l'Empire« (Par. 1847; 8. Aufl. 1883, 2 Bde.); »Voyage en Chine pendant les années 1847—50« (1854, 2 Bde.; 3. Aufl. 1872); »Souvenirs d'un amiral« (Biographie seines Vaters, 1860, 2 Bde.; 2. Aufl. 1872); »La marine d'autrefois« (1865, 2. Aufl. 1882); »La marine d'aujourd'hui« (1872); »La station du Levant« (1876, 2 Bde.); »Les marins du XV. et du XVI. siècle« (1878, 2 Bde.); »La marine des anciens« (1880, 2 Bde.); »La marine des Ptolomées et la marine des Romains« (1884, 2 Bde.); »Les campagnes d'Alexandre« (1883—84, 5 Tle.); »Derniers jours de la marine à rames« (1885); »Doria et Barberousse« (1886); »Les Chevaliers de Malte et la marine de Philippe II« (1887, 2 Bde.); »Les gloires maritimes de la France: L'amiral Baudin. L'amiral Roussin etc.« (1888, 2 Bde.); »La guerre de Chypre et la bataille de Lépante« (1888, 2 Bde.); »Les ouvriers de la onzième heure. Les Anglais et les Hollandais dans les mers polaires et dans la mer des Indes« (1890, 2 Bde.); »Les origines de la marine et la tactique naturelle. Le siège de la Rochelle« (1892); »La flottille de l'Euphrate« (1892); »Les Gueux de mer« (1893). 1866 wurde er Mitglied des Instituts, 1888 der Akademie und Generaldirektor des Kartendepots im Marineministerium.

Jurine, Ludwig, s. *Jur.*

Jurisconsultus (Jureconsultus, lat., abgekürzt J.Ctus), Rechtsgelehrter.

Jurisdiktion (lat. Jurisdictio), Gerichtsbarkeit (s. d. und »Geistliche Gerichtsbarkeit«).

Jurisdiktionskonsulat, s. Konsul.

Jurisprudenz (lat.), s. Rechtswissenschaft.

Jūris quasi possessio (lat.), Rechtsbesitz. An sich kann der Besitz (s. d.), als das thatsächliche Innehaben, nur von körperlichen Sachen gedacht werden; doch ist der Begriff desselben auch auf Rechte, namentlich auf Servituten (s. d.), in deren Ausübung man sich befindet, übertragen worden.

Jurist (mittellat. Jurista), Rechtsgelehrter, Rechtsbeflissener; juristisch, den Juristen oder der Jurisprudenz eigen, gemäß.

Juristenrecht (Recht der Wissenschaft), dasjenige Recht, welches sich unter dem Einflusse der wissenschaftlichen und richterlichen Thätigkeit der Juristen bildet. Diese Thätigkeit wird von manchen Rechtslehrern als eine dritte Rechtsquelle neben dem Gesetz und neben der Gewohnheit angenommen, die in Deutschland besonders in der Umwandlung, welche römische und altdeutsche Rechtsgrundsätze in ihrer praktischen Anwendung vielfach unter den Händen der Juristen erhalten haben, zur Geltung gekommen sein soll. Das J. soll teils aus den wissenschaftlichen Schriften der Juristen, teils aus dem Gerichtsgebrauch (s. d.) erkannt werden, insofern derselbe von den Juristen beherrscht wird. Allein der Richter bringt regelmäßig nur bereits vorhandenes, durch die Wissenschaft nicht geschaffenes, sondern nur erkanntes und erläutertes Recht zur Anwendung, und man kann daher die Theorie und Praxis der Juristen nur insofern als Rechtsquelle gelten lassen, als die Aussprüche der Rechtsgelehrten und der Richter zum Gewohnheitsrecht (s. d.) werden können. Vgl. Beseler, Volksrecht und J. (Leipz. 1843, Nachtrag 1844); Thöl, Volksrecht, J. rc. (Rost. 1846); Kuntze, Das Jus respondendi in unsrer Zeit (Leipz. 1858); Regelsberger, Pandekten, Bd. 1, S. 107—109 (das. 1893); Seitz, Die praktische Rechtsschule (Münch. 1895).

Juristentag, eine freie Vereinigung deutscher und österreichischer Juristen, welche, zuerst 1860 durch die Juristische Gesellschaft in Berlin infolge eines von Franz v. Holtzendorff (s. d. 3) gestellten Antrags nach Berlin berufen, seitdem in meistenteils jährlichen, zuweilen auch längern Zwischenräumen zusammentritt und den Charakter einer Wanderversammlung angenommen hat. Ihr Zweck ist: eine Vereinigung für den lebendigen Meinungsaustausch unter den deutschen Juristen zu bilden, auf den Gebieten des Privatrechts, des Strafrechts und des Prozesses den Forderungen nach einheitlicher Entwickelung immer größere Anerkennung zu verschaffen, die Hindernisse, welche dieser Entwickelung entgegenstehen, zu bezeichnen und sich über Vorschläge zu verständigen, welche geeignet sind. die Rechtseinheit zu fördern. — Zur Mitgliedschaft im J. sind nur Sachverständige (Professoren und Doktoren der Rechte, Richter, Staatsanwalte, rechtsgelehrte Verwaltungsbeamte, Advokaten, Notare und die Aspiranten dieser Berufsarten) berechtigt. Politische, kirchliche und staatsrechtliche Fragen bilden für ihn keinen Gegenstand der Verhandlung; zum Zwecke der Beratung werden jeweils folgende vier Abteilungen gebildet: 1) für Privatrecht, insbes. Obligationen- und Pfandrecht, juristisches Studium u. praktische Ausbildung; 2) für Handels-, Wechsel-, See- und internationales Recht; 3) für Strafrecht, Strafprozeß und Gefängniswesen; 4) für Gerichtsverfassung und Zivilprozeß. Diese Abteilungen beraten gesondert und lassen alsdann in den Plenarversammlungen ihre Beschlüsse durch Referenten vortragen, woselbst eine neue Diskussion und Beschlußfassung beantragt werden kann. Die Leitung der Geschäfte besorgt eine aus 19 Mitgliedern zusammengesetzte »ständige Deputation«, deren Ehrenpräsident der Vorsitzende des letzten Juristentags ist. Die Verhandlungen des Juristentags, welchen jeweils ein Bericht über die Entwickelung der Gesetzgebung seit der letzten Versammlung einverleibt wird, die Gutachten, Mitgliederverzeichnisse werden von der ständigen Deputation herausgegeben. Die 1866 durch die Lostrennung Österreichs eingetretene Krise überstand er glücklich, obwohl seine Auflösung damals in Erwägung gezogen worden war; die Gleichheit von Sitte und Kultur sowie großenteils auch der Sprache bedingen eben auch die Übereinstimmung wenigstens in den Hauptgrundlagen des Rechts. Nach wie vor sind die österreichischen Juristen zur Mitgliedschaft des deutschen Juristentags berechtigt. Unter dem Präsidium angesehenster Juristen (Wächter, Bluntschli, Gneist, Drechsler) ist der J. in den ersten 33 Jahren seines Bestehens 22mal zusammengetreten (1860 Berlin, 1861 Dresden, 1862 Wien, 1863 Mainz, 1864 Braunschweig, 1867 München, 1868 Hamburg, 1869 Heidelberg, 1871 Stuttgart, 1872 Frankfurt a. M., 1873 Hannover, 1875 Nürnberg, 1876 Salzburg, 1878 Jena, 1880 Leipzig, 1882 Kassel, 1884 Würzburg, 1886 Wiesbaden, 1888 Stettin, 1889 Straßburg i. Els., 1891 Köln und 1893 Augsburg) und hat hierbei der deutschen Rechtseinheit erheblichen Vorschub geleistet, besonders auch zur Überwindung des Partikularismus viel beigetragen. Seine Arbeiten, Gutachten und Beratungen hatten für viele Gesetzgebungsfragen, die nachmals an den norddeutschen und deutschen Reichstag gelangten, die Bedeutung eines juristischen Vorparlaments. Im großen und ganzen überwog in ihm bisher die einer freisinnigen und volkstümlichen Reform und der nationalen Rechts-

einheit günstige Richtung. Auch auf das Ausland gewann das Beispiel des Juristentags Einfluß. Nach seinem Vorgang organisierten sich größere, periodisch wiederkehrende Versammlungen von Juristen in der Schweiz, in den Niederlanden, in den skandinavischen Ländern, in Italien; nicht leicht zeigte sich eine so lebendige Anteilnahme wie gerade in Deutschland, wo Wanderversammlungen der verschiedenen modernen Berufsklassen gleichsam zu einem Bestandteil des nationalen Lebens geworden sind. Vgl. die »Verhandlungen« des 1.—22. deutschen Juristentags (Berl., seit 1860); Thomsen, Gesamtbericht über die Thätigkeit des deutschen Juristentags in den 25 Jahren seines Bestehens 1860—1885 (das. 1885).

Juristische Person (fingierte, mystische, moralische Person), ein in der menschlichen Gesellschaft existierendes, aber nicht mit der Leiblichkeit des Einzelmenschen ausgestattetes Wesen, dem die Rechtsordnung die Fähigkeit beilegt, Rechte und Pflichten zu haben, d. h. die Rechtsfähigkeit. Der rechtspolitische Grund der Anerkennung von juristischen Personen besteht in der Absicht, die Erreichung solcher Zwecke zu sichern, welche nach Ausdehnung und Dauer über Interesse und Wirken des einzelnen hinausreichen. Die juristischen Personen sind entweder kraft öffentlichen Rechts gegeben, wie Staat, Gemeinde, Kirche, unter Umständen auch Universitäten, Bankanstalten, Versicherungsanstalten rc., oder sie beruhen auf privater Grundlage, wie die sogen. Privatkorporationen, -Anstalten u. -Stiftungen. Privatkorporationen sind Vereine von mehreren Menschen zu einem gemeinschaftlichen privaten Zweck mit dem Willen, daß die Vereinigung unabhängig von den Personen der gegenwärtigen Mitglieder fortbestehen solle, und daß die Vereinigung als solche, d. h. unabhängig von den einzelnen Mitgliedern, fähig sein soll, Rechte, bez. Vermögen zu erwerben und zu haben. Es ist sehr bestritten, ob nach gemeinem Recht zur Entstehung solcher juristischen Personen besondere Verleihung der Rechtsfähigkeit durch die Staatsgewalt erforderlich sei, oder ob es genügt, daß in der angegebenen Absicht eine Mehrheit von Menschen zu einem erlaubten Zweck zusammengetreten sei. Dem Gesagten zufolge ist nicht jeder Verein eine j. P., so z. B. die Societas (s. d.); denn hier ist die Absicht die, daß außer den socii kein Rechtssubjekt bestehen und daß alles Vermögen den socii pro parte gehören, alle Pflichten auf den socii pro parte ruhen sollen. Ob die modernen Handelsgesellschaften, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und ähnliche Erscheinungen des Vereinslebens juristische Personen seien, ist sehr bestritten. Näheres bei Regelsberger, Pandekten I, § 79. — Anstalten sind Einrichtungen, Stiftungen rentierliche Vermögenswerte, die von einem Rechtssubjekt durch einen besondern Willensakt in der Weise zur Erreichung eines erlaubten Zweckes hergestellt, bez. bestimmt wurden, daß sie nicht mehr Bestandteil des Vermögens eines andern Subjekts sein, sondern für sich mit der Fähigkeit bestehen sollen, Vermögen zu haben und zu erwerben sowie Pflichten zu übernehmen. Eine Anstalt oder Stiftung kann durch Testament oder durch Willenserklärung unter Lebenden begründet werden. Auch hier ist streitig, ob die besondere Verleihung der Rechtsfähigkeit hinzukommen müsse, damit eine j. P. entstehe (vgl. Regelsberger, Pandekten I, § 88—93). Die Rechtsfähigkeit der juristischen Person erstreckt sich natürlich nicht über das Gebiet des Vermögensrechts hinaus. Aber selbst auf diesem Gebiete ist die Rechtsfähigkeit der juristischen Personen nicht stets die gleiche. So folgt z. B. aus der Rechtsfähigkeit der juristischen Personen nicht ohne weiteres, daß sie auch letztwillig bedacht werden können. Vielmehr mußte ihr, damit sie das kann, die Erbfähigkeit besonders durch die Staatsgewalt eingeräumt worden sein.

Die j. P. hört zu bestehen auf, je nachdem sie auf öffentlichem Recht beruht oder nicht, durch organisatorische Veränderungen des öffentlichen Rechts (z. B. Annexion eines Staates infolge eines Krieges, Inkorporation einer Gemeinde in eine andre) oder durch Thatbestände des Privatrechts. Privatkorporationen erlöschen demnach durch Wegfall aller Mitglieder oder durch gesetzliches oder (zulässiges) polizeiliches Verbot oder durch Auflösungsbeschluß; Stiftungen und Anstalten durch Unerreichbarkeit des Zweckes, insbes. auch durch völligen Vermögensverlust, durch gesetzliches Verbot des Zweckes. Im Falle des Erlöschens einer juristischen Person entsteht die Frage nach dem Schicksal ihres Vermögens. Darüber entscheidet in erster Linie bei Privatkorporationen der Gründungsvertrag (das Statut), bei Stiftungen der Stifterwille, event. gültiger Beschluß der Korporation vor der Auflösung; liegt auch ein solcher nicht vor, so wird das Vermögen unter die Mitglieder verteilt, wenn die Korporation lediglich Erwerbszwecke verfolgt hat. In Ermangelung aller dieser Anhaltspunkte und einer entsprechenden gesetzlichen Spezialbestimmung gebührt das Vermögen dem Fiskus oder der Gemeinde, je nachdem Korporation oder Stiftung einen allgemeinen oder nur einen örtlichen Wirkungskreis gehabt haben. Selbstverständlich kommt immer nur das als disponibles Vermögen in Betracht, was nach Abzug der Schulden übrigbleibt. Beim Untergang öffentlicher Korporationen oder Anstalten muß durch Gesetz oder Staatsvertrag über das Vermögen verfügt werden. Rechtsgeschäfte können für juristische Personen nur durch einzelne Menschen als Organe der juristischen Person geschlossen werden. Wer diese Organe sind, bestimmt je nachdem Gesetz, Statut, Stifterwille, staatliche Anordnung oder Korporationsbeschluß. Zu Privat-Korporationsbeschlüssen genügt in der Regel Stimmenmehrheit. Bisweilen wird staatliche Genehmigung der Beschlüsse erfordert. Delikte, welche von den Organen der juristischen Person innerhalb ihres geschäftlichen Wirkungskreises begangen werden, verpflichten die j. P. zum Schadenersatz, wenigstens überall da, wo der Wirkungskreis auf dem Gebiete des Vermögensverkehrs liegt. Dagegen ist eine Haftung des Staates aus dem Amtsmißbrauch seiner Beamten nicht anerkannt. Vgl. außer den Lehrbüchern des römischen Rechts: Pfeifer, Die Lehre von den juristischen Personen nach gemeinem und württembergischem Recht (Tübing. 1847); Uhrig, Abhandlung über die juristischen Personen nach dem gemeinen und dem besondern Recht in Bayern (Dillingen 1854); Zitelmann, Begriff und Wesen der sogen. juristischen Personen (Leipz. 1873); Gierke, Geschichte des deutschen Körperschaftsbegriffs (Berl. 1873); Bolze, Der Begriff der juristischen Person (Stuttg. 1879); Krah, Personenrecht (2. Ausg., Frankf. a. M. 1883); Schulte, Die juristische Persönlichkeit der katholischen Kirche (Gießen 1869); Huller, Die juristische Persönlichkeit der katholischen Domkapitel (Bamb. 1860).

Juristitium (lat.), soviel wie Justitium.

Juris utriusque doctor (lat.), »Doktor beider Rechte«, d. h. des Kaiser- wie des Papstrechts, des

Digitized by Google

römischen und des kanonischen Rechts (vgl. Doktor, S. 29). An den protestantischen Universitäten ist diese Bezeichnung beibehalten, indem man als zweites Recht neben dem bürgerlichen, staatlichen, das Kirchenrecht auffaßte. Auch heute noch ist sie im feierlichen akademischen Stil üblich, obwohl sie der modernen Auffassung widerspricht, nach der das Recht innerhalb des Staatsgebiets grundsätzlich nur eins sein kann.

Jurjew, Stadt, s. Dorpat.

Jurjewez-Powolskij, Kreisstadt im russ. Gouv. Kostroma, an der Wolga, mit 14 Kirchen, einer Bank, Zitzfabrikation, Schiffbau, Getreidehandel und (1889) 2961 Einw. Im Kreis J. beläuft sich die industrielle Produktion auf 1 Mill. Rubel, wovon auf Leinwand ½ Mill. Rubel kommen.

Jurjew-Polskij, Kreisstadt im russ. Gouv. Wladimir, an der Kolotscha und Snakse, hat 7 Kirchen, 2 Klöster, mehrere Fabriken (besonders Baumwollenwebereien) und (1889) 5281 Einw., ist Mittelpunkt des Kornhandels im Gouvernement. Im Kreis J. wird Papier- und Leinwandfabrikation betrieben. Die früher berühmte Apfelzucht ist im Sinken.

Jurjewskaja, Katharina Michailowna, Fürstin, geb. Prinzessin Dolgorukowa, geb. 1846, war die Geliebte des russischen Kaisers Alexander II. (s. d.), der sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, Marie, 31. Juli 1880 mit ihr vermählte. Sie gebar dem Zaren einen Sohn, Prinzen Georg Jurjewski (geb. 1873), der in der russischen Marine dient, und zwei Töchter. Nach dem Tode des Kaisers begab sie sich ins Ausland und veröffentlichte unter dem Pseudonym Victor Laferté: »Alexandre II. Détails inédits sur sa vie intime et sa mort« (Genf 1882).

Juror (engl., spr. dschūrör), Mitglied einer Jury (s. d.).

Jurte (russ.), zeltartige, gewöhnlich mit Filz bekleidete und gedeckte Behausung, die Wohnung der nomadischen Völker in Sibirien und China. Es ist eine für den Winter aus schräg stehenden Balken aufgeführte, von außen mit Lehm und Rasen dicht belegte größere Hütte mit ebenem Dach, in deren Mitte auf einem freien Herde unaufhörlich Feuer unterhalten wird, während an den Seiten ringsherum Sitze laufen, die auch als Schlafstellen dienen. Die Sommerjurten sind nur aus Pfählen errichtet, kegelförmig, an der Spitze mit einer Öffnung zum Abzug des Rauches.

Jurten, Berg, s. Jorat.

Juruá, Fluß in Brasilien, entsteht an der Ostgrenze Perus, unter 8° 30′ südl. Br. in den Andes Conomamas, nimmt rechts den Tarahuaca auf und mündet nach 1500 km langem, ungemein gewundenem Lauf durch unendliche Urwälder unter 2° 30′ südl. Br. rechts in den Amazonenstrom.

Jürük (»Wanderer«), Nomadenvolk im westlichen Kleinasien, welches das ganze Jahr hindurch in Zelten aus dunkler Ziegenwolle lebt. Seine Hauptbeschäftigung ist Viehzucht (Dromedare, Schafe, Ziegen) und die Anfertigung von Teppichen, Matten und Flechtwerk, seine Hauptnahrung besteht in Milch und Käse. Ackerbau wird nur wenig getrieben; dagegen spielt die Jagd auf Panther, Steinböcke, Rebhühner ꝛc. eine große Rolle. Ihre Tracht besteht in einer kurzen, braunen Filzjacke, einem breiten Ledergürtel, in welchem Waffen stecken, dunkeln kurzen Filzhosen und im Winter Wollstrümpfen; ihre Waffen sind Steinschloßflinten und lange Schwertmesser. Sie sind Mohammedaner, haben Koran, Beschneidung, Imams, Hadschis ꝛc., feiern aber weder den Ramasan noch den Bairam, und ihre sonst sittsamen und fleißigen Frauen gehen unverschleiert. Den Militärdienst scheuen sie; von den Türken werden sie mißachtet, und Zwischenheiraten zwischen beiden Völkern finden nicht statt. Sie haben sich auch eine alte Sprache bewahrt, die sie untereinander reden, wenn sie nicht verstanden sein wollen, und die bis jetzt niemand bekannt geworden ist. Von Gestalt sind sie mittelgroß, lang- und hochköpfig und entschieden brünett; sie sind durchaus verschieden von den turkmenischen Nomaden des östlichen Kleinasien, welche von den Türken gleichfalls als J. bezeichnet werden. Nach F. v. Luschan stammen sie aus Indien oder einem seiner nordwestlichen Nachbarländer und sind nahe Verwandte der Zigeuner. Bemerkenswert ist, daß sie sich vor allen ihren Nachbarn durch die Sitte auszeichnen, die Köpfe der neugebornen Kinder durch Schnüren und Binden künstlich umzugestalten.

Jury (engl., spr. dschūri, franz., spr. schüri), die Gesamtheit der Geschwornen, Schwurgericht (s. d.); dann auch die Ausschüsse von Sachverständigen als Preisrichter, z. B. bei Industrieausstellungen. J. de medietate linguae, die in England bei Beteiligung eines Ausländers bis 1870 vorgeschriebene Zusammensetzung der Geschwornenbank je zur Hälfte aus Angehörigen seiner Nation und aus Engländern.

Jus (franz., spr. schü), Bratensauce, soll nur aus dem beim Braten herausdringenden Fleischsaft und dem zugesetzten Fett bestehen, wird aber oft durch Zusatz von Fleischbrühe verlängert; auch braune Bouillon, die durch Schmoren von zerschnittenem Rindfleisch mit Speck oder Rindstalg, Zwiebelscheiben, Wurzelwerk und Wasser bereitet wird und zu Saucen oder zur Herstellung brauner Suppe dient.

Jus (lat., »Recht«), im objektiven Sinne der Inbegriff von Regeln, welche, auf äußern Satzungen der Völker beruhend, die Lebensverhältnisse der Menschen untereinander in einer durch den Richter erzwingbaren Weise normieren (norma agendi); im subjektiven Sinne die durch ein Rechtsgesetz begründete Befugnis, in irgend einer Weise auf die Außenwelt einzuwirken (facultas agendi). Näheres über Begriff und Einteilung s. Recht.

Jus abstinendi (lat., auch Beneficium abstinendi), das Recht eines in väterlicher Gewalt stehenden Kindes, der Erbschaft des verstorbenen Vaters sich zu entschlagen mit der Wirkung, daß es so behandelt wird, als sei es nicht Erbe geworden. Hauskinder werden nämlich zum Unterschied von andern zu einer Erbschaft berufenen Personen nicht erst durch eine entsprechende Willenserklärung, sondern ohne Wissen und Willen Erben ihres pater familias, wenn er ohne Testament verstirbt, oder wenn er sie im Testament zu Erben ernannt hat. Ein besonderes Recht ist das J. deshalb, weil sonst nach römischem und gemeinem Recht die Regel gilt: semel heres, semper heres, d. h. wer einmal Erbe geworden ist, der muß es bleiben. Das J. wird verwirkt, sobald sich das Hauskind in die väterliche Erbschaft einmischt. Das kann ein minderjähriges Hauskind wirksam allerdings nur mit Zustimmung seines Vormundes thun.

Jus accrescendi (lat.), s. Akkreszenzrecht.

Jus acquisitum (lat.), s. Jus quaesitum.

Jus advocatiae ecclesiasticae (lat.), Recht des Staates und des Souveräns, die Kirche zu schützen, bedeutet als Bestandteil der modernen Kirchenhoheit (s. d.) die Gesamtheit der Thätigkeit des Staates, welche dem Schutz und der Förderung des Kirchenwesens dient.

Digitized by Google

Jus albinagii (lat.), s. Fremdenrecht.

Jus Aelianum (lat.), ein römisches Rechtsbuch, im 6. Jahrh. v. Chr. von Sextus Älius Catus verfaßt; auch Tripertita (wegen seiner drei Teile, XII. Tabulae, interpretatio, legis actiones: Zwölftafelgesetz, Auslegung desselben, Prozeßformulare) genannt.

Jus alluvionis (lat.), Alluvionsrecht, s. Alluvion.

Jus angariae (lat.), das Recht zur Vornahme einer Angarie (s. d.).

Jus aequum (lat.), s. Billigkeit und Äquitas.

Jus archīvi (lat.), Archivrecht (s. d.).

Jus armōrum (lat.), soviel wie Militärhoheit (s. d.), das Recht, Truppen, befestigte Plätze ꝛc. zu halten; kommt heutzutage lediglich dem Staat zu.

Jus avocandi (lat.), Abberufungsrecht; das Recht der Staatsgewalt, jederzeit ein Avocatorium (s. d.) zu erlassen; früher auch das Recht eines Obergerichts, eine Sache dem Untergericht, vor das sie gehört, abzufordern, insbes. wegen Verweigerung oder Verzögerung der Justiz.

Jus canonĭcum (lat.), s. Kanonisches Recht.

Jus circa sacra (lat)., s. Kirchenhoheit.

Jus civīle (lat.), Zivilrecht (s. d.), bedeutet 1) Privatrecht, 2) das nationale, d. h. auf die cives (Bürger) beschränkte Recht irgend eines Staates, 3) das den römischen Bürgern eigentümliche Recht, 4) das römische Recht mit Ausschluß des Jus honorarium (s. d.).

Jus civitātis (lat.), Bürgerrecht.

Jus compascŭi (lat.), s. Compascuum.

Jus congrŭi (lat.), Gespilderecht, s. Näherrecht.

Jus connubii (lat.), Recht, mit den Angehörigen eines andern Staates oder Stammes oder Standes eine rechtsgültige Ehe einzugehen. Die Ehe zwischen Patriziern und Plebejern in Rom sowie zwischen Römern und Ausländern war lange Zeit nicht zulässig.

Jus cruentatiōnis (lat.), s. Bahrrecht.

Jus curiae (lat.), das Hofrecht (s. d.).

Jus deliberandi (lat.), Deliberationsrecht, s. Bedenkzeit.

Jus de non appellando (lat.), Recht der letzten Instanz; ehemals das Vorrecht einzelner deutscher Fürsten, zuletzt aller Kurfürsten, selbst höchste Gerichte im Lande zu haben und somit der Berufung an die Reichsgerichte zu wehren.

Jus de non evocando (lat.), ehemals das Recht eines Reichsstandes, vermöge dessen aus seinem Lande kein Rechtshandel in erster Instanz an die Reichsgerichte gebracht werden konnte.

Jus detractus (lat., »Abzugsrecht«), das jetzt abgeschaffte, von der Erbschaftssteuer verschiedene Recht, von Erbschaften und sonstigem außer Landes gehenden Vermögen eine Abgabe zu erheben. S. Abschoß und Freizügigkeit.

Jus devolutionis (lat.), Abberufungsrecht und Devolutionsrecht, s. Devolution.

Jus divīnum (lat.), göttliches Recht, ein der katholischen Kirchenlehre ausschließlich eigentümlicher Begriff; Erkenntnisquellen sind die Heilige Schrift und Tradition; kraft seines Ursprungs ist es unveränderlich. Auf J. führt die katholische Kirche ihre wichtigsten Verfassungselemente zurück.

Jus dominii impetrandi (lat.), nach röm. Recht die Befugnis des Pfandgläubigers, wonach derselbe, wenn sich bei dem Verkauf des Pfandes kein annehmbarer Käufer findet, fordern konnte, daß die Sache um die Taxe ihm zugeschlagen werde. Der Schuldner hatte alsdann zwei Jahre lang das Einlösungsrecht. Der Zuschlag geschah nach römischem Recht durch kaiserliches Reskript, nach heutigem Gerichtsgebrauch durch Richterspruch. Die Partikularrechte kennen das J. nicht.

Jus eminens (lat., »Staatsnotrecht«), das Recht der Staatsgewalt, im Fall dringender Gefahr oder Not oder eines unabweisbaren Bedürfnisses Eingriffe in Privatrechte vorzunehmen. Hierauf läßt sich namentlich das Recht zur Zwangsenteignung von Grundeigentum zurückführen (s. Enteignung). Vgl. **Bischof**, Das Notrecht der Staatsgewalt (Gießen 1860).

Jus emporii (lat.), Niederlagsrecht, auch Stadteinlagerrecht; im Mittelalter das Recht einer Stadt, zu verlangen, daß die in ihr aufgestapelten Güter (s. Stapelrecht) nur an die Einwohner der Stadt verkauft werden.

Jus episcopāle (lat.), die bischöfliche Jurisdiktionsgewalt; seit Ende des 16. Jahrh. Bezeichnung für das (als Rechtsnachfolge in die bischöfliche Jurisdiktion aufgefaßte) landesherrliche Kirchenregiment in der evangelischen Kirche.

Jus ĕundi in partes (lat., Itionsrecht), im frühern deutschen Reichsrecht die Befugnis der Reichsstände katholischer und evangelischer Konfession, in Religionsangelegenheiten und in allen Sachen, »sie treffen an, was sie immer wollen, darin die Katholischen eine, die Evangelischen die andre Partei konstituieren«, die Entscheidung durch Stimmenmehrheit im Reichstag abzulehnen; eingeführt durch den Westfälischen Frieden (Art. 5, § 9). Hiernach konnte in solchen Angelegenheiten eine Trennung (itio in partes) der Reichsstände in zwei konfessionelle Körperschaften (Corpus Catholicorum und Corpus Evangelicorum, s. d.) stattfinden, deren jede getrennt abstimmte. Nur durch Vereinigung in den beiderseitigen Entschließungen konnte in solchen Sachen überhaupt ein Reichstagsbeschluß zu stande kommen. Der Ausdruck itio in partes wird zuweilen auch auf die Bestimmung in Art. 7 der jetzigen deutschen Reichsverfassung angewendet, wonach bei der Beschlußfassung über eine Angelegenheit, welche nach den Bestimmungen der Verfassung nicht dem ganzen Reiche gemeinschaftlich ist, die Stimmen nur derjenigen Bundesstaaten (im Bundesrat) gezählt werden, welchen die Angelegenheit gemeinschaftlich ist. Der Ausdruck war auch gebräuchlich hinsichtlich einer ähnlichen, jetzt beseitigten Bestimmung für den Reichstag in Artikel 28, Absatz 2 der Reichsverfassung.

Jus ferĕtri (lat.), s. Bahrrecht.

Jus fetiale (lat.), der Inbegriff aller auf den auswärtigen Rechtsverkehr im alten Rom bezüglichen, der Zuständigkeit der Fetialen (s. d.) unterstellten Rechtsregeln.

Jus Flaviānum (lat.), eine Sammlung von Klageformeln und ein Verzeichnis der Gerichtstage, welches 450 v. Chr. ein gewisser Gnäus Flavius, Freigelassener des Zensors Appius Claudius Cäcus, dem letztern entwendet und veröffentlicht haben soll.

Jus franchisiae s. franchitiarum (lat.), das Recht des Gesandten (s. d.) auf Unverletzlichkeit seines Hotels, bez. seiner Wohnung, auch Quartierfreiheit im engern Sinne genannt. Vgl. Jus quarteriorum.

Jus gentium (lat., »Recht der Völker«, nicht zu verwechseln mit dem heutigen »Völkerrecht«, jus inter gentes), in der römischen Rechtssprache das in Rom neben dem jus civile (s. d.) durch Gewohnheit und Jurisprudenz geltend gewordene Recht, welches die Bestimmung hatte, dem römischen Richter zur Beurteilung der Verhältnisse zu dienen, die sich aus dem

Digitized by Google

Verkehr der Römer mit Fremden und der Fremden unter sich ergaben, da hierauf das jus civile unanwendbar war. Der Name erklärt sich daraus, daß die Römer die Wahrnehmung machten, es würden im wesentlichen die Sätze ihres J. bei allen Kulturvölkern anerkannt (jus quod peraeque apud omnes gentes custoditur).

Jus gladii (lat.), das Recht über Leben und Tod.

Jus honorarium (Jus honores gerentium, lat.), soviel wie Beamtenrecht, das durch die Edikte der altrömischen Magistrate eingeführte Recht, namentlich das prätorische Recht (s. Edikt).

Jus humānum (lat.), menschliches, im Gegensatz zum göttlichen Recht (jus divinum).

Jus imaginum, s. Imagines.

Jus in re (lat.), dingliches Recht (s. d.).

Jus in sacra (lat.), Kirchengewalt, im Gegensatz zu dem Majestätsrecht des Staates in Kirchensachen (Jus circa sacra). S. Kirchengewalt und Kirchenpolitik.

Jus inspectiōnis et cavendi (lat.), s. Kirchenhoheit.

Jusjurandum (lat.), Eid; j. calumniae, Kalumnieneid; j. necessarium, notwendiger, j. purgatorium, Reinigungseid (s. Eid, S. 443).

Jus liběrorum (lat.), s. Lex Julia und Lex Papia Poppaea.

Jus lignandi (lat.), s. Beholzungsrecht.

Jüslik (Yslik, türk., »Hunderter«): als Goldmünze (Medschidié, Sarre-J., »gelber J.«) das türkische Pfund zu 100 Guruſch seit 1845, bei $^{916}/_{1000}$ Feinheit = 18,4416 Mk., auch in $^{1}/_{2}$- (Ellilik) und $^{1}/_{4}$-Stücken; früher eine Silbermünze zu 100 Para (Jüspara, Bejas-J., d. h. »weißer J.«), 1789 noch 2,68 Mk. (Gold zu Silber = $15^{1}/_{2}$:1) wert und schon 1821 auf 1,14 Mk. gesunken.

Jus manuarium (lat.), soviel wie Faustrecht.

Jus naturāle (lat.), Naturrecht; bei den Römern gleichbedeutend mit jus gentium (s. d.); außerdem von den Römern zur Bezeichnung weniger eines Rechts als des bei allen Lebewesen wahrnehmbaren Naturzustandes verwendet und in dieser Verwendung ohne juristische Bedeutung.

Jus non scriptum (lat.), ungeschriebenes Recht, Gewohnheitsrecht (s. d.).

Jus obstagii (lat.), Einlagerrecht (s. Einlagern).

Jus offerendi et succedendi (lat.), das Recht des nachstehenden Pfandgläubigers, den vorhergehenden Pfandgläubiger auch wider dessen Willen zu befriedigen und dadurch das Pfandrecht desselben an sich zu bringen, d. h. in dessen Stellung einzurücken.

Jus optionis (lat.), Wahlrecht.

Jus Papiriānum (lat.), eine angeblich von dem Pontifex maximus Sextus Papirius nach der Vertreibung der römischen Könige veranstaltete Sammlung der von den letztern erlassenen Gesetze (Leges regiae).

Jüspara (Jüspara), Münze, s. Jüslik.

Jus pascendi (lat.), Weide-, Hutrecht.

Jus postliminii, s. Postliminium.

Jus praesentandi oder **praesentationis** (lat.), Vorschlagsrecht bei Besetzung von Ämtern, s. Patronatsrecht.

Jus praetorium (lat.), das durch die Prätoren in Rom geschaffene Recht (s. Edikt). Namentlich auf dem Gebiete der Erbfolge machten die Prätoren von ihrer Amtsgewalt behufs Einführung neuer Grundsätze Gebrauch, indem sie gewissen Personen die Übertragung des Erbschaftsbesitzes (bonorum possessio) und Schutz in demselben verhießen, die nach jus civile kein Erbrecht hatten. So wurden sie geradezu Reformatoren auf diesem Gebiet und Vorläufer der Justinianischen Erbrechtsgesetzgebung. Man unterscheidet eine bonorum possessio intestati, secundum tabulas und contra tabulas. Die erstere gaben die Prätoren, wenn jemand ohne Testament starb, die zweite, wenn er ein Testament gemacht hatte, sei es auch, daß diesem gewisse Förmlichkeiten des jus civile fehlten, die dritte behufs Umstoßung eines zivilrechtlichen Testaments zum Schutze gewisser, nahe mit dem Erblasser verwandter, aber im Testament übergangener Personen.

Wer die bonorum possessio haben wollte, mußte dies innerhalb bestimmter Fristen beim Prätor erklären. Im Justinianischen Recht wurde das System der bonorum possessio durch die Gesetzgebung absorbiert und ersetzt. Nur die dem überlebenden Ehegatten verheißene bonorum possessio in Ermangelung von Verwandten des Verstorbenen und eines Testaments (bonorum possessio unde vir et uxor) hat Justinian bestehen lassen, damit aber zugleich als seine Schöpfung erklärt. In manchen Fällen gaben die Prätoren die bonorum possessio in provisorischer Weise nach vorgängiger Sachuntersuchung; z. B. wenn ein Geisteskranker zur Erbschaft berufen war, sollte sein Kurator provisorisch für ihn die bonorum possessio erlangen können (bonorum possessio furiosi nomine); vgl. ferner das Carbonianum edictum (s. d.) und die Lehrbücher des Pandektenrechts über die bonorum possessio ventris nomine. Diese Fälle nennt man die Fälle der bonorum possessio decretalis. Sie sind ins Justinianische und ins heutige Recht übergegangen. Diejenigen, welchen bonorum possessio edictalis erteilt ward, erhielten zur Geltendmachung ihrer Ansprüche auf die Erbschaft eine eigne Klage vom Prätor eröffnet, das Interdictum quorum bonorum.

Jus primae noctis (lat., »Recht der ersten Nacht«, Herrenrecht, Droit de seigneur, Droit de cuissage, Droit de prélibation), im Mittelalter ein angebliches Privilegium der Grundherren, bei der Verheiratung ihrer weiblichen Hörigen ihnen zuerst in der Brautnacht beizuwohnen, welches sich am längsten in Frankreich erhalten haben und schließlich durch eine Geldabgabe (Jungfernzins) abgelöst worden sein soll. Trotz der vielfachen Verwendung, welche der Gegenstand in Sage und Poesie gefunden hat, wurde dieser Gebrauch von Schmidt (»J. Eine geschichtliche Untersuchung«, Freiburg 1881, und »Slavische Geschichtsquellen zur Streitfrage über das J.«, Posen 1886) ernsthaft in Frage gestellt, während Kohler, Post und zahlreiche französische Schriftsteller sein ehemaliges Vorhandensein aus frühen spanischen und südfranzösischen Quellenschriften ebenso sicher beweisen zu können glauben. Die Frage ist des erbitterten Streites, der darum geführt worden ist, nicht wert, denn aus den Sitten der betreffenden Kreise geht hervor, daß dieses Recht, auch wenn es bestanden hat, immer nur ein illusorisches gewesen sein könnte.

Jus primārum (primariarum) **precum** (lat.), das Recht der ersten Bitte, wonach der deutsche Kaiser ehedem in jedem Stift einmal eine Pfründe vergeben konnte; jetzt das Recht des Papstes, aber auch mancher weltlicher Fürsten zur ausnahmsweisen Besetzung gewisser Stellen in Stiftern und Domkapiteln.

Jus primi liciti (lat.), Recht des Erstgebots bei Versteigerungen.

Jus privātum (lat.), Privatrecht (s. Recht).

Digitized b

Jus protimisēos (J. protimeseos, lat.-griech.), Vorkaufsrecht (s. d.).

Jus publĭcum (lat.), öffentliches Recht, Staatsrecht (s. Recht).

Jus quarteriōrum (lat., Quartierfreiheit, Franchise des quartiers), die frühere mißbräuchliche Ausdehnung der Unverletzlichkeit des Hotels, bez. der Wohnung eines Gesandten (s. d.) auf das ganze Stadtviertel (quartier), innerhalb dessen jenes gelegen war.

Jus quaesītum (acquisītum) (lat.), wohlerworbenes Recht, die vermöge eines Rechtstitels erworbene Befugnis jemandes. Eine solche kann durch neue Gesetze in der Regel nicht alteriert werden; indessen kann der Staat unter Umständen im Wege der Gesetzgebung auch wohlerworbene Rechte aufheben, soll dann aber in der Regel Schadloshaltung gewähren. So sind z. B. durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, der feudalen Rechte der Fronen, der Patrimonialgerichtsbarkeit, der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit, der Zwangs- und Bannrechte u. dgl. nicht wenige wohlerworbene Rechte teils mit, teils ohne Entschädigung aufgehoben worden. Vgl. Lassalle, Das System der erworbenen Rechte (2. Aufl., Leipz. 1880).

Jus Quiritium (lat.), Recht der Quiriten, d. h. der römischen Vollbürger.

Jus recadentiae oder **revolutiōnis** (lat.), s. Fallrecht.

Jus reformandi (lat.), Reformationsrecht, ehemals das Recht des Landesherrn, eine der drei reichsgesetzlich anerkannten christlichen Konfessionen als Staatskirche aufzunehmen, nur zu dulden oder völlig auszuschließen; es bildet jetzt einen Bestandteil der Kirchenhoheit (s. d.) nur noch in dem Sinne, daß sowohl die Zulassung neuer Religionsgenossenschaften als die rechtliche Klassifizierung der bestehenden unter die Kategorie der Vereine, privaten oder öffentlichen Korporationen dem Staate vorbehalten ist.

Jus repraesentatiōnis omnimŏdae (lat.), das Recht des Staatsoberhauptes, den Staat in allen Beziehungen nach außen zu vertreten, Verträge abzuschließen, Gesandte zu schicken und zu empfangen, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen u. dgl.

Jus respondendi (lat.), das Recht, Gutachten in Prozessen mit der Wirkung abzugeben, daß der Richter an die darin ausgesprochene Rechtsauffassung wie an ein Gesetz gebunden war. Dieses Recht verliehen die römischen Kaiser von Augustus bis Konstantin einzelnen hervorragenden Rechtsgelehrten. Man erachtete sich auf Grund dessen auch gebunden an die in ihren Schriften ausgesprochenen Rechtsansichten. So kam es, daß die Schriften dieser Juristen einen wichtigen Teil des in Rom geltenden Rechts ausmachten (auctoritas juris prudentium).

Jus retorsiōnis (lat.), Vergeltungsrecht (s. Retorsion).

Jus romānum (lat.), römisches Recht.

Juss., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Antoine de Jussieu (s. d.).

Jus scriptum (lat.), geschriebenes Recht, Gesetzesrecht (s. Recht).

Jussieu (spr. schüßjö), 1) Antoine de, Botaniker, geb. 6. Juli 1686 in Lyon, gest. 22. April 1758 in Paris, machte botanische Reisen in Spanien und Portugal bis 1716 und wurde dann als Schüler Tourneforts dessen Nachfolger am botanischen Garten zu Paris. J. schrieb: »Discours sur les progrès de la botanique« (Par. 1718) und »Traité des vertus des plantes« (Nancy 1771, nach seinem Tode erschienen) u. a. Auch gab er eine neue Auflage von Tourneforts »Institutiones botanicae« (Par. 1719) heraus.

2) Bernard de, ebenfalls Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 17. Aug. 1699 in Lyon, gest. 6 Nov. 1776, studierte in Lyon und Paris, begleitete seinen Bruder nach Spanien, studierte nach seiner Rückkehr noch Medizin, nahm aber später eine Anstellung am botanischen Garten zu Paris an. 1758 ward er Aufseher des Gartens von Trianon, welchen er nach einem neuen, von ihm begründeten natürlichen Pflanzensystem einrichtete (System von Trianon). Er lieferte auch die zweite, sehr bereicherte Ausgabe von Tourneforts »Histoire des plantes qui naissent dans les environs de Paris« (Par. 1725, 2 Bde.).

3) Antoine Laurent de, Botaniker, Neffe der vorigen, geb. 12. April 1748 in Lyon, gest. 17. Sept. 1836 in Paris, studierte Medizin, war 1770—85 Professor der Botanik am Pflanzengarten zu Paris, wurde 1777 Direktor des Gartens, Titularrat an der kaiserlichen Universität und nach der Restauration Professor der Arzneimittellehre an der medizinischen Fakultät und der Botanik am Museum der Naturgeschichte. J. arbeitete das von seinem Oheim Bernard aufgestellte System weiter aus und verschaffte demselben allgemeinere Anerkennung durch seine Werke: »Genera plantarum secundum ordines naturales disposita« (Par. 1789), »Principes de la méthode naturelle des végétaux« (das. 1824). Außerdem schrieb er Abhandlungen über zahlreiche einzelne Pflanzenfamilien.

4) Adrien Laurent de, Sohn des vorigen, geb. 23. Dez. 1797 in Paris, gest. daselbst 29. Juni 1853, ward 1826 Professor der Botanik am Pflanzengarten, Direktor des naturhistorischen Museums, lieferte Monographien über die Euphorbiaceen (1824), die Rutaceen (1825), die Meliaceen (1830), die Malpighiaceen (1843) u. a. und schrieb: »Botanique« oder »Cours élémentaire de la botanique« (Par. 1842, 12. Aufl. 1884; deutsch von Schmidt-Göbel und Pfund, Prag 1844; von Kißling, Stuttg. 1845; neue Ausg. 1858).

5) Laurent Pierre de, bekannt durch Einführung des wechselseitigen Unterrichts und der Gaultierschen Unterrichtsspiele in Frankreich, geb. 7. Febr. 1792 in Villeurbanne bei Lyon, gest. 23. Febr. 1866 in Passy, Neffe von J. 3), französischer Staatsbeamter, zuletzt (bis 1848) maître des requêtes beim Staatsrat. Unter seinen Schriften, welche alle eine stark betonte moralische Tendenz verfolgen und zum Teil von der Akademie gekrönt worden sind, ist namentlich das in vielen Auflagen erschienene und in viele Sprachen übersetzte Volksbuch »Simon de Nantua, ou le marchand forain« (1818; deutsch, Ulm 1849) hervorzuheben.

Jussion (lat.), Befehl; jussu, auf Befehl.

Jus strictum (lat.), s. Billigkeit.

Jussuf (arab.), Joseph.

Jussus (lat.), das Geheiß, die Ermächtigung, d. h. eine einseitige Erklärung, wonach ein andrer etwas thun soll oder darf. Sie spielt im römischen Recht eine Rolle, hauptsächlich für den Fall, daß jemand einen dritten ermächtigte, mit seinem Sklaven oder Haussohn zu kontrahieren. Aus solchem Kontrakt haftete jener auf Erfüllung und konnte mit actio quod jussu verklagt werden. Im heutigen Recht würde in diesen Fällen direkte Stellvertretung vorliegen (s. Stellvertretung).

Just (v. lat. juste), genau, gerade; auch soviel wie richtig (so, wie es sein soll), geheuer, gehörig.

Justa causa (lat.), s. Causa.

Digitized by Google

Jus taliōnis (lat.), Recht der Wiedervergeltung (s. Talion).

Justament, s. Justement.

Justaucorps (spr. schüstokōr), franz. Bezeichnung für einen eng anliegenden Oberrock der männlichen Tracht, der um 1660 in Frankreich aufkam und bis etwa 1740 in verschiedenen Abwandlungen in Mode blieb. S. Tafel »Kostüme III«, Fig. 7 u. 10.

Juste (spr. schüst), Théodore, hervorragender belg. Geschichtschreiber, geb. 11. Jan. 1818 in Brüssel, gest. 11. Aug. 1888, war Direktor des Museums für Altertümer und Professor der Geschichte an der belgischen Kriegsschule sowie Mitglied der belgischen Akademie. Seine zahlreichen historischen Arbeiten von sehr ungleichem Werte beziehen sich meist auf die Geschichte Belgiens, der Niederlande und Frankreichs. Wir erwähnen darunter: »Histoire populaire de la Belgique« (Brüssel 1838); »Histoire de Belgique« (1840; 4. Aufl. 1868, 3 Bde.; Par. 1894, 3 Bde.); »Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique« (1844); »Précis de l'histoire moderne considérée dans ses rapports avec la Belgique« (1845, 3. Aufl. 1869), dem der »Précis de l'histoire du moyen-âge« folgte (1847—49, 5 Bde.; 2. Aufl. 1876, 3 Bde.); »Histoire de la révolution belge de 1790« (1846, 3 Bde.; neue Ausg. 1858 u. d. T.: »La révolution brabançonne 1789 et la république belge 1790«); »Charles V et Marguerite d'Autriche, 1477—1521« (1858); »Histoire du congrès national de Belgique, ou de la fondation de la monarchie belge« (1850, 2 Bde.; 3. Aufl. 1880, 2 Bde.; deutsche Übersetzung, Brüssel 1850—51, 2 Bde.); »Histoire de la révolution des Pays-Bas sous Philippe II« (2 Abt., 1855—63, 4 Bde.; neue Ausg. 1885, 4 Bde.); »Les Pays-Bas sous Charles V. Vie de Marie de Hongrie 1505—1558« (1855, 2. Aufl. 1861); »Vie de Marnix de Sainte-Aldegonde« (1858); »Christine de Lalaing, princesse d'Épinoy« (1861); Le comte d'Egmont et le comte de Hornes« (1862); »Le comte de Mercy-Argenteau« (1863); »Histoire des États-généraux des Pays-Bas« (1864, 2 Bde.); »Le soulèvement de Hollande en 1813 et la fondation du royaume des Pays-Bas« (1870); »La révolution belge de 1830« (1872, 2 Bde.); »Guillaume le Taciturne, d'après sa correspondance et les papiers d'État« (1873); »Précis d'histoire contemporaine 1815—71« (1875); »La rivalité de la France et de la Prusse« (1877); »Léopold I et Léopold II, rois des Belges« (1878); »Le congrès national de Belgique 1830—1831« (1880); »Le Panthéon national« (1881); »La révolution de juillet 1830« (1883) und das biographische Werk »Les fondateurs de la monarchie belge« (1865—81, 27 Bde.), woraus die Biographie des Königs Leopold I. von Balmer-Rinck ins Deutsche übersetzt wurde (Gotha 1869).

Justement (franz., spr. schüst'māng, meist in deutscher Aussprache: justemént, justamént, auch bloß: just), eben (jetzt), ebenso, genau, gerade.

Juste-milieu (franz., spr. schüst'-miljö, »richtige Mitte, Mittelstraße«), ein schon von Voltaire in einem Brief an den Grafen d'Argental vom 28. Nov. 1765 gebrauchter Ausdruck, besonders seit der Julirevolution 1830 ein politisches Schlagwort, indem die Minister und die Presse des Königs Ludwig Philipp wiederholt erklärten, das Staatswohl Frankreichs könne nur gewahrt werden, wenn die Regierung dem Parteitreiben gegenüber »le juste milieu« einhalte. So ward das Wort bald im freundlichen, bald im feindlichen Sinne als das politische Prinzip der Julìregierung gebraucht.

Justi, 1) Johann Heinrich Gottlob von, Kameralist, geb. gegen 1702 zu Brücken in Preußen, gest. 20. Juli 1771 auf der Festung Küstrin, studierte in Wittenberg und Jena Jura und Cameralia, trat später in preußische Kriegsdienste und geriet in österreichische Gefangenschaft, der er sich durch Flucht entzog. Nachdem er in Leipzig Metallurgie studiert und 1747 einen Preis für sein Werk über die Monaden von der preußischen Akademie der Wissenschaften erhalten hatte, folgte er 1750 einem Ruf als Professor der Kameralistik und deutschen Beredsamkeit an das Theresianum in Wien, ging 1755 als »Polizeikommissar« und Dozent für Staatsökonomie und Naturwissenschaft nach Göttingen, 1757 als Kolonialinspektor nach Kopenhagen; 1762 wurde er, obwohl kurze Zeit vorher wegen eines Angriffs auf die minderwertigen preußischen Goldmünzen von Friedrich II. eingesperrt, von diesem als Berghauptmann und Oberaufseher der fiskalischen Bergwerke Preußens nach Berlin berufen. Unter der nicht erwiesenen Anschuldigung, staatliche Gelder unterschlagen zu haben, wurde er 1768 ins Gefängnis nach Küstrin gebracht, wo er starb. J., neben Sonnenfels der bedeutendste unter den deutschen Kameralisten, steht zwar in der Hauptsache auf dem Boden des Merkantilismus (s. d.), zeigt aber doch in vielem den Einfluß der französischen Encyklopädie und Physiokratie; er ist der erste Systematiker der Kameralistik. Unter seinen außerordentlich zahlreichen Schriften verdienen Hervorhebung: »Staatswirtschaft, oder systematische Abhandlung aller ökonomischen und Kameralwissenschaften etc.« (Wien 1755); »Grundsätze der Polizeiwissenschaft« (das. 1756); »Vollständige Abhandlung von den Manufakturen und Fabriken« (Kopenh. 1758—61); »Abhandlung von den Steuern und Abgaben« (Königsb. 1762); »System des Finanzwesens« (Halle 1766).

2) Karl Wilhelm, prot. Theolog, geb. 14. Jan. 1767 in Marburg, gest. daselbst 7. Aug. 1846, wurde 1790 Prediger in Marburg, 1801 Superintendent und Konsistorialrat und 1822 Professor der Theologie. Er veröffentlichte: »Nationalgesänge der Hebräer« (Leipz. 1803—18, 3 Bde.); »Das Buch Hiob« (Kassel 1840); einige Monographien über die Geschichte Hessens, z. B. »Elisabeth die Heilige« (2. Aufl., Marb. 1835); auch setzte er (für 1806—30) Strieders »Hessische Gelehrten- und Schriftstellergeschichte« (das. 1831) fort.

3) Karl, Kunstgelehrter, geb. 2. Aug. 1832 in Marburg, Enkel des vorigen, studierte in seiner Vaterstadt und in Berlin Theologie und Philosophie, habilitierte sich 1860 daselbst mit der Schrift »Die ästhetischen Elemente in der Platonischen Philosophie« (Marb. 1860), wurde 1867 Professor in Marburg und nach längerm Aufenthalt in Italien 1871 Professor der Philosophie in Kiel und ist seit 1873 Professor der neuern Kunstgeschichte in Bonn. Seine Hauptwerke sind: »Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und Zeitgenossen« (Leipz. 1866—72, 2 Bde. in 3 Tln.), die einzig vollständige, die ganze Zeit umfassende Lebensbeschreibung des großen Altertumsforschers, und »Diego Velazquez und sein Jahrhundert« (Bonn 1888, 2 Bde.), die Frucht mehrjähriger Forschungen in Spanien. Außerdem veröffentlichte er: »Dante und die Göttliche Komödie« (Stuttg. 1862); »Die Verklärung Christi, Gemälde Raffaels« (Leipz. 1870); »Murillo« (das. 1892) und eine Anzahl kunstwissenschaftlicher Aufsätze in Zeitschriften,

Digitized by Google

die vornehmlich der spanischen und niederländischen Kunst gewidmet sind.

4) **Ferdinand**, Orientalist und Sprachforscher, geb. 2. Juni 1837 in Marburg, Bruder des vorigen, widmete sich in seiner Vaterstadt, später in Göttingen sprachwissenschaftlichen und orientalischen Studien und habilitierte sich 1861 zu Marburg, wo er 1865 zum außerordentlichen, 1869 zum ordentlichen Professor für vergleichende Grammatik ernannt wurde. Auf seine sprachvergleichende Schrift »Über die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen« (Götting. 1861) folgten sein umfangreiches »Handbuch der Zendsprache« (Leipz. 1864) und andre auf die iranische Litteratur und Geschichte bezügliche Arbeiten, so außer kleinern Abhandlungen und zahlreichen Referaten namentlich seine kritische Ausgabe des »Bundehesch«, mit Glossar (Lond. 1868), »Kurdische Grammatik« (Petersb. 1880), »Geschichte der orientalischen Völker im Altertum« (in Grotes »Allgemeiner Weltgeschichte«, das. 1884) und »Geschichte des alten Persiens« (in Onckens »Allgemeiner Geschichte«, Berl. 1879).

Justice of the peace (engl., spr. dschößtis ow dhe pihs), Friedensrichter, s. Friedensgerichte.

Justicia (span.), ehedem der höchste Richter der Könige von Aragonien, vor welchem diese selbst den Schwur auf die Reichsgesetze zu leisten hatten. Derselbe konnte selbst den König zur Verantwortung ziehen, wenn er die Reichsgesetze verletzte.

Justieren (mittellat.), im allgemeinen die Richtigstellung der mathematischen Instrumente, speziell die Kontrolle und Korrektur der Wasserwagen, Libellen, Niveaus (s. d.). Das wesentliche Hilfsinstrument hierfür ist ein mittels Stellschrauben sehr genau horizontal stellbares **Justier-** oder **Legebrett**, auf welchem die Empfindlichkeit der Libelle, d. h. der Wert des Neigungswinkels für den Niveauteilstrich, bestimmt wird. Über das Legebrett von Reichel s. den Bericht über die wissenschaftlichen Instrumente auf der Berliner Gewerbeausstellung 1879 von Löwenherz (Berl. 1880). — Im Münzwesen bedeutet J.: den zu prägenden Platten mit Hilfe der Justierwage (Justiermaschine) und Abschaben das richtige Gewicht geben; in der Schriftgießerei: den Lettern mit den Probelettern gleiche Höhe geben (das dazu dienende Hilfsinstrument heißt **Justorium**) ꝛc.; das Zurechtmachen der Matrizen für den Guß der Typen; in der Buchdruckerei: die Ausgleichung der Satzkolumnen (Seiten), so daß die zusammengehörenden genau von derselben Länge sind.

Justierwage, s. Münzwesen.

Justierzeiger, s. Grabstichel.

Justifikation (lat.), Rechtfertigung, insbes. bei Widerspruch gegen einen verhängten Arrest der Nachweis der Rechtmäßigkeit des letztern; bei Rechtsmitteln die Ausführung und Begründung derselben; bei Rechnungen die Genehmigung derselben nach vorgängiger Revision und Feststellung. Diese erfolgt namentlich bei Staats-, Gemeinde-, Korporationsrechnungen u. dgl. durch einen förmlichen Beschluß (**Justifikationsdekret**, **Justifikatorium**, **Justifikatur**).

Justifizieren (lat.), berichtigen, rechtfertigen, früher auch soviel wie hinrichten.

Justin, s. Justinus.

Justiniana Prima, Stadt, s. Skoplje.

Justinianische Novellen, s. Novellen.

Justinianus, Name zweier oströmischer Kaiser: 1) J. I., geb. um 483 zu Tauresium in Illyrien, gest. 14. Nov. 565. Er wurde unter der Regierung des Kaisers Anastasius von seinem Oheim, dem nachmaligen Kaiser Justinus I., nach Konstantinopel gerufen, erhielt daselbst eine höhere, wahrscheinlich auch juristische Bildung, gelangte zu immer angesehenern Ehrenstellen, erhielt 521 von seinem Oheim das Konsulat, während dessen er, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, glänzende Spiele veranstaltete, wurde nach der Ermordung des Vitalianus, an welcher er selbst wahrscheinlich wesentlichen Anteil hatte, Oberbefehlshaber der Truppen (Magister militum) des Orients und endlich nach dem Tode Justinus' I. (527), von dem er schon vier Monate vorher adoptiert und zum Mitkaiser ernannt worden war, dessen Nachfolger (527—565). Neben ihm spielte eine bedeutende Rolle die Kaiserin Theodora, ehemals eine wegen ihrer Ausschweifungen berüchtigte Schauspielerin, die er zu seiner Gemahlin und, noch als Mitkaiser, zur Augusta erhob, und die durch ihre Gewandtheit und Energie einen großen Einfluß auf ihn ausübte (sie starb 548). Seine Regierung ist besonders bedeutend durch die großartigen Bauten, die er ausführte, durch einige glänzende Kriegserfolge und die von ihm veranstaltete Gesetzsammlung, das sogen. Corpus juris. Er baute, von den zahlreichen kirchlichen Gebäuden an andern Orten abgesehen, allein in Konstantinopel 25 Kirchen, darunter die Sophienkirche (die heutige Hauptmoschee), an der 10,000 Arbeiter sechs Jahre lang beschäftigt waren. Seine Kriegserfolge bestanden darin, daß durch Belisar und Narses (s. d.) das Vandalen- und das Ostgotenreich gestürzt und so Nordafrika und Italien dem Kaiserreich wieder einverleibt, auch eine Anzahl von Küstenstädten im südöstlichen Spanien erobert wurden. Er selbst beteiligte sich an diesen Kriegen ebensowenig wie an irgend einem andern und suchte im übrigen durch schlaue Diplomatie und durch sogen. Geschenke, welche er den benachbarten Barbaren zahlte, das Reich zu sichern. Der gefährlichste dieser Feinde war der Perserkönig Chosroes (Nuschirwan), der 528—532 und dann 540—545 gegen ihn Krieg führte und 540 sogar Antiochia eroberte und zerstörte, und mit dem er 562 einen Vertrag abschloß, in dem er um einen jährlichen Tribut Frieden erkaufte. Die von Norden her das Reich bedrohenden Barbaren, die Bulgaren, Slawen und Avaren, suchte er durch großartige Festungsbauten, welche er namentlich längs der Donau aufführte, abzuhalten. Über das Corpus juris s. d. Die Bauten, die Kriege und die Kontributionen erforderten große Geldmittel, die er und sein Finanzminister Johann der Kappadokier durch Vermögenseinziehungen, Zwangsanleihen, neue Zölle und Steuern und alle möglichen Arten der Erpressung aufbrachten. Dazu kam noch der Aufwand durch einen glänzenden Hofhalt, durch die Spiele und an Geschenken, durch die er das Volk in günstiger Stimmung zu erhalten suchte. 532 kam es infolge der Unzufriedenheit des Volkes über diese Erpressungen zu einem großen Aufruhr in Konstantinopel, dem sogen. Nikaaufstand (so genannt von dem Rufe der Aufrührer: Nika! »siege!«), der von einem Streite der grünen und der blauen (von J. begünstigten) Partei des Zirkus ausging und erst, nachdem die Aufrührer sich des größten Teiles der Stadt bemächtigt hatten, endlich nach fünf Tagen durch die Festigkeit der Theodora und den Mut Belisars nach einem großen Blutbad, wobei ein großer Teil der Stadt in Flammen aufging, unterdrückt wurde. In Bezug auf die Kirche nahm J. eine unumschränkte

Digitized by Google

Herrschaft in Anspruch; er hielt mehrere Synoden, um die Rechtgläubigkeit festzustellen, begünstigte aber in den letzten Jahren seiner Regierung die Sekte der Aphthartodoketen, eines Zweiges der Monophysiten. Von einzelnen Ereignissen ist noch zu bemerken die große Pest von 542, welche die Hauptstadt und das ganze Reich verheerte, ferner daß er 529 die Philosophenschule in Athen aufhob, auch sonst die Reste des Heidentums in Griechenland vernichtete und 541 das Konsulat abschaffte. Vgl. Ludewig, Vita Justiniani atque Theodorae nec non Triboniani (Halle 1731); Isambert, Histoire de Justinien (Par. 1856, 2 Bde.) und Bury, History of the later Roman empire, Bd. 1 (Lond. 1889).

2) J. II., folgte 685 seinem Vater Konstantin IV. Pogonatos auf dem Thron, führte ein grausames und verschwenderisches Regiment, wurde 695 durch den Feldherrn Leontios gestürzt und von diesem, der sich zum Kaiser aufschwang, verstümmelt (daher sein Beiname Rhinotmetos) und nach Cherson verbannt. Nach dem Sturze des Leontios 698 entfloh er zuerst zu den Chasaren, dann zu den Bulgaren und gewann mit deren Hilfe 705 den Thron wieder, nahm mit wilder Grausamkeit an seinen Feinden Rache, wurde aber schon 711 bei einem neuen Aufstand getötet. Mit ihm erlosch das Geschlecht des Heraklios.

Justinopolis, s. Capodistria und Edessa 1).

Justinus, Name zweier oströmischer Kaiser: 1) J. I., geb. zu Tauresium in Illyrien als der Sohn eines Bauern, gest. 1. Aug. 527, wanderte als Jüngling aus seiner Heimat nach Konstantinopel, wurde dort in die Leibwache aufgenommen, stieg in derselben rasch bis zum Oberbefehlshaber empor und wurde nach Anastasius' Tode (518) von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Obwohl so ungebildet, daß er weder lesen noch schreiben konnte und seine Unterschriften mittels einer Schablone geben mußte, bewies er sich doch seiner Aufgabe als Kaiser wohl gewachsen. Er überließ die innere Verwaltung seinem Quästor Proclus und seinem Schwestersohn Justinianus, den er adoptierte und endlich vier Monate vor seinem Tode zum Mitregenten annahm, und beendigte die monophysitischen Streitigkeiten, indem er sich für die orthodoxe römische Lehre entschied.

2) J. II., Sohn der Schwester Justinians, Vigilantia, ward, durch seine Gemahlin Sophia, eine Schwestertochter der Theodora, dem kaiserlichen Hause noch näher stehend, 565 seines Oheims Nachfolger, obwohl ein andrer J., als von einem Bruder des Kaisers abstammend, nähere Rechte hatte. Er verkündigte sogleich allgemeine Amnestie, opferte aber die Gehilfen von Justinians Erpressungen dem Volkshaß, befriedigte die Ansprüche derer, denen Justinian unter der Maske von Anleihen Geld abgenommen hatte, führte das Konsulat wieder ein und stellte den durch seines Oheims Aphthartodoketismus gestörten kirchlichen Frieden wieder her, indem er sich zum orthodoxen Dogma bekannte. Seine körperlichen und geistigen Kräfte wurden aber bald durch Siechtum geschwächt, seine Regierung war daher im Innern wie nach außen ruhmlos und unglücklich. Das Reich schmachtete unter den Bedrückungen und Erpressungen der Beamten; die Perser drangen wieder erobernd in die östlichen Provinzen ein; der größte Teil von Italien ging an die Langobarden verloren, und die Avaren und Slawen verwüsteten Griechenland. J. setzte sich 574 im Gefühl seiner Schwäche den Tiberius als Mitkaiser zur Seite, dem er im September 578 die Regierung überließ, und starb in Zurückgezogenheit 5. Okt. 578. Vgl. Groh, Geschichte des oströmischen Kaisers Justin II. (Leip. 1889).

Justinus, 1) Marcus Junianus J., röm. Geschichtschreiber, verfaßte einen im Mittelalter viel benutzten Auszug aus der Universalgeschichte des Trogus Pompejus (s. d.). Ausgaben von Frotscher (Leipz. 1827—30, 3 Bde., mit den Anmerkungen der ältern Erklärer), von Jeep (das. 1859), Rühl (das. 1886); Übersetzungen von Schwarz (Stuttg. 1834—36) und Forbiger (das. 1867). Vgl. Rühl, Die Verbreitung des J. im Mittelalter (Leipz. 1871).

2) J. der Märtyrer (Justinus martyr), Kirchenlehrer und Apologet des Christentums, geb. um 100 in Flavia Neapolis, dem alten Sichem in Palästina, wendete sich erst der Philosophie, namentlich der Platonischen, dann, ohne seine philosophische Richtung aufzugeben, dem Christentum zu. Er war ein besonnener Ausgleicher der christlichen Parteien, zäher Bestreiter der Gnosis, energischer Verteidiger der Logoslehre. In jeder Beziehung steht er an der Spitze der kirchlichen Entwickelung des Dogmas. Nach Rom gekommen, schrieb er zwischen 150 und 160 die an den Kaiser gerichtete Apologie mit einem Nachtrag, der sogen. zweiten Apologie (deutsche Übersetzung u. Erklärung von Veil, Straßb. 1894), unter Mark Aurel noch das Gespräch mit dem Juden Tryphon. Bald darauf, etwa 165, endigte er als Märtyrer. Sein Tag ist der 13. April. Seine Werke, darunter viele unechte, wurden zuletzt herausgegeben von Otto (3. Aufl., Jena 1876—81). Vgl. Semisch, J. der Märtyrer (Bresl. 1840—42, 2 Bde.); Aubé, Saint-Justin, philosophe et martyr (2. Aufl., Par. 1874); Engelhardt, Das Christentum J. des Märtyrers (Erlang. 1878); Stählin, J. und sein neuester Beurteiler (Leipz. 1880); Freppel, Saint Justin (3. Aufl., Par. 1885); Huth, Justin martyr (Genf 1894).

Justitia, bei den Römern die Göttin der Gerechtigkeit, welche als letzte der Himmlischen im eisernen Zeitalter die von Verbrechen erfüllte Erde verließ und als Sternbild am Himmel glänzt, auf römischen Münzen mit Füllhorn und Wage dargestellt, später gebildet als Jungfrau mit einer Stirnbinde oder einem Diadem, mit Schwert und Wage oder mit einer Schale in der einen Hand und einem Zepter in der andern. Vgl. Dike und Themis.

Justitia regnōrum fundamentum (lat., »Gerechtigkeit ist die Grundlage der Reiche«), Wahlspruch des Kaisers Franz I. von Österreich.

Justitiarius (lat.), bei den frühern Patrimonialgerichten Bezeichnung für die Gerichtshalter, Gerichtsverwalter; auch für das rechtskundige Mitglied einer Verwaltungsbehörde, den Rechtsbeistand einer kaufmännischen Korporation, einer Handelsgesellschaft, einer Bank 2c.

Justitium (lat.), der gänzliche Stillstand der Rechtspflege und der öffentlichen Geschäfte überhaupt, welcher bei den Römern vom Senat und den Magistraten in Zeiten der Not vorübergehend angeordnet, in der Kaiserzeit aber lediglich noch infolge von Todesfällen in der kaiserlichen Familie angesagt ward. Heutzutage kann ein J. noch infolge eines Krieges oder eines außerordentlichen Naturereignisses, z. B. einer Überschwemmung, eines Erdbebens, eintreten. Die deutsche Zivilprozeßordnung (§ 222) bestimmt hierüber: »Hört infolge eines Krieges oder eines andern Ereignisses die Thätigkeit des Gerichts auf, so wird für die Dauer dieses Zustandes das Verfahren unter-

Digitized by Google

brochen.« Der Lauf einer jeden Frist hört in solchem Falle auf, und die volle Frist beginnt nach Beendigung der Unterbrechung von neuem zu laufen (§ 226). Vgl. auch Deutsche Strafprozeßordnung, § 15.

Justiz (lat. Justitia), s. Rechtspflege.

Justizgesetze, die auf die Rechtspflege bezüglichen Gesetze; vielfach schlechthin zur Bezeichnung der J. des Deutschen Reiches gebraucht (s. Gerichtsordnung). Vgl. Hahn, Die gesamten Materialien zu den Reichsjustizgesetzen (2. Aufl., Berl. 1881—86, 4 Bde.).

Justizhoheit, die Staatsgewalt, insofern sich dieselbe auf die Rechtspflege, die bürgerliche (Ziviljustizhoheit) wie die strafende (Kriminaljustizhoheit), bezieht. Der moderne Staat erkennt die Unabhängigkeit der Gerichte in ihrer Rechtsprechung von dem Einfluß der Staatsgewalt an. Dies schließt jedoch nicht aus, daß die Staatsregierung bei der dienstlichen Beaufsichtigung des Gerichtspersonals, bei Ausübung der Disziplinargewalt, Organisation der Gerichts- und sonstigen Justizbehörden, insbes. der Staatsanwaltschaft, bei der Anstellung der Beamten sowie bei dem Vollzug der gerichtlichen Urteile in Thätigkeit tritt (s. Justizverwaltung). Die Rechtsprechung selbst ist ebenfalls ein Ausfluß der Staatsgewalt, und ebendarum ergehen die gerichtlichen Urteile im Namen des Souveräns, diejenigen des deutschen Reichsgerichts im Namen des Deutschen Reiches; heutzutage gibt es nur noch Staatsgerichte, die Privatgerichtsbarkeit ist abgeschafft (s. Gericht).

Justizministerium, die oberste Justizverwaltungsbehörde des Staates, an deren Spitze der Justizminister steht. In kleinern Staaten nimmt eine Abteilung oder ein Departement des Staatsministeriums die Justizverwaltung (s. d.) wahr. Ein Einfluß auf die Rechtsprechung steht dem J. nicht zu, abgesehen von seiner Befugnis zur Entscheidung von Beschwerden über Disziplin, Geschäftsgang und Justizverweigerung oder -Verzögerung. In Preußen und ebenso in Bayern sind die Vorstände der Gerichte und der Staatsanwaltschaften die Organe des Justizministeriums bei den Geschäften der Justizverwaltung; auch ist dem J. die Justizprüfungskommission unterstellt. In den größern Staaten enthält ein besonderes Justizministerialblatt die amtlichen Bekanntmachungen auf dem Gebiete der Justizverwaltung, so in Preußen seit 1839, in Bayern seit 1863.

Justizmord, die an einem Unschuldigen vollzogene Todesstrafe; der Ausdruck wurde zuerst von Schlözer 1782 gebraucht, obwohl derselbe eigentlich nur dann am Platze wäre, wenn vorsätzlich und wissentlich ein Unschuldiger hingerichtet würde. Die Möglichkeit der irrtümlichen Verurteilung eines Unschuldigen zum Tode ist ein Haupteinwand gegen die Zulässigkeit der Todesstrafe. Vgl. Mühlfeld, Justizmorde (2. Aufl., Berl. 1880).

Justizorganisation (Gerichtsorganisation), s. Gerichtsordnung, Gerichtsverfassung.

Justizpalast (franz. Palais de justice), Gebäude, in welchem alle oder wenigstens die meisten Gerichte einer Stadt ihren Amtssitz haben; bekannt ist der großartige J. in Brüssel, dessen Herstellung über 70 Mill. Frank gekostet hat.

Justizrat, Titel, der in den verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Bedeutung hat, namentlich Ehrentitel für Rechtsanwalte. Eine höhere Auszeichnung bedeutet der Titel »Geheimer J.« (s. d.). In frühern Zeiten war J. der Titel eines Rates bei den obern Justizbehörden und bei den Obergerichten. Die vortragenden Räte des preußischen Justizministeriums führen noch jetzt den Titel »Geheimer Oberjustizrat«, die Direktoren den Titel »Wirklicher Geheimer Oberjustizrat«.

Justizritter (Chevalier de justice), ein Grad des (österreichischen) Johanniterordens (s. d., S. 599).

Justizsache, soviel wie Rechtssache (s. d.).

Justizstatistik. Die J. als Massenbeobachtung auf dem Gesamtgebiet der Rechtspflege ist ein wichtiger und umfangreicher Teil der Verwaltungs- und Administrationsstatistik und zerfällt in zwei Gebiete: in die Statistik der Zivilrechtspflege und jene der Strafrechtspflege, einschließlich des Gefängniswesens. Die Ausbildung dieser Gebiete ist höchst verschieden, ebenso auch ihre methodische Bedeutung für die Sozialwissenschaften.

Die Statistik der Zivilrechtspflege befindet sich noch vollkommen im sogen. administrativen Stadium, d. h. sie wird ausschließlich in Anlehnung und für die Zwecke des prozessualen Vorgangs gehandhabt; sie ist danach eine Justizgeschäftsstatistik, welche weder ein allgemeines noch ein spezifisch wissenschaftliches Interesse besitzt. Sie gliedert sich wieder in die Statistik der Streitsachen und in jene der sogen. außerstrittigen Angelegenheiten. Bei der erstern kommt es vorwiegend auf die Konstatierung der Prozesse und ihrer relevanten Phasen an, ohne daß auf die soziale Bedeutung und Eigenart des Rechtsstreites Rücksicht genommen würde. Somit bleibt eine Zurückführung der Streitsachen auf die zu Grunde liegenden bürgerlichen Rechtsbeziehungen im allgemeinen unmöglich, womit ein steter empfindlicher Mangel der J. auf dem Gebiete der Streitsachen gegeben ist. Schon von größerer methodisch-wissenschaftlicher, aber auch praktischer Bedeutung ist die Statistik der außerstrittigen Angelegenheiten, wie z. B. die Statistik der Konkurse, der Vormundschafts-, Kuratel-, Erbschaftsangelegenheiten etc. sowie der Ehescheidungen und Ehetrennungen. Hier läßt sich nicht nur eine Beschreibung der sozial wichtigen Merkmale der zu Grunde liegenden Thatsachen, z. B. der Konkurse, Eheprozesse etc., leicht vornehmen, sondern auch eine Zurückführung derselben auf die analogen Verhältnisse des bürgerlichen Rechts, z. B. der Konkurse auf die Geschäftsbetriebe, der Ehestreite auf die bestehenden Ehen etc. Mit dieser Möglichkeit einer bessern Gestaltung der J. auf diesem Gebiete geht allerdings die faktische Ausbildung derselben heute noch nicht Hand in Hand.

Während so die Ziviljustizstatistik ein bisher ganz unvollkommen ausgebildetes und zurückgebliebenes Gebiet der J. darstellt, hat die Strafjustizstatistik eine verhältnismäßig größere Ausbildung und auch eine hohe wissenschaftliche Bedeutung erlangt. Auch dieses Gebiet ist nicht einheitlich, sondern zerfällt in eine Reihe von Spezialgebieten. Dieselben sind: die Kriminalstatistik (s. d.) als das wichtigste, umfassend das Zuwiderhandeln gegen das Strafrecht im weitesten Sinne; dann die Statistik der administrativen Strafjustiz mit ihren Gebieten der Statistik des Polizeistrafrechts und des Finanzstrafrechts. Dazu kommt endlich noch die Gefängnisstatistik. Doch sind diese Teile der Strafjustizstatistik sehr verschieden ausgebildet. Die geringe Ausbildung der Statistik der administrativen Strafsachen, insbes. der Polizeiübertretungen, hängt mit dem unzureichenden Zustande des Polizeistrafrechts zusammen; außer etwa den Arbeiten G. v. Mayrs über Bayern und den statistischen Ausweisen einiger hauptstädtischen (Berlin,

Digitized by Google

London, Wien ꝛc.) und städtischer Polizeibehörden überhaupt ist kaum etwas hierüber anzutreffen. Es ist dies zu bedauern, indem sozial höchst wichtige Erscheinungen, wie z. B. die Prostitution, die Vagabondage, das Betteln ꝛc., kaum auf einem andern Wege als auf jenem der Statistik des Polizeistrafrechts erfaßt werden können. Auch die Statistik der Finanzstrafjustiz (des sogen. Gefällsstrafrechts) ist von dem mehr geheimen Charakter beeinflußt, welchen die Finanzverwaltung selbst heute noch vielfach an sich trägt. Die Gefängnisstatistik ist dagegen in den meisten Staaten sehr gut ausgebildet. Sie umfaßt im Wesen Thatsachen, welche auch in das Gebiet der eigentlichen Kriminalstatistik gehören. Durch die besondere verwaltungsrechtliche Ausbildung, welche das Gefängniswesen genommen hat, hat aber auch seine Statistik der Kriminalstatistik gegenüber vielfach eine Selbständigkeit behauptet (so in Österreich, Frankreich, England, Italien, Schweden, den Niederlanden ꝛc.). Die Gefängnisstatistik scheidet sich in einen administrativen und einen sozialen Teil und wird meist von den zentralen Justiz- oder den Gefängnisbehörden und nicht von den statistischen Ämtern durchgeführt. Die administrative Gefängnisstatistik gliedert sich zunächst in die Realstatistik, die sich auf die bei der Durchführung der Strafe notwendigen Sachgüter und Dienstleistungen bezieht (Lokalitäten, Bildungsmittel, Ökonomika, Dienstpersonale, humanitäre und sanitäre Einrichtungen), und dann in die Personalstatistik der Gefangenen (Alter, Geschlecht, Beruf und Beschäftigung, Zugang und Abgang nebst deren Ursachen, als Tod, Selbstmord ꝛc., Erkrankungen). Die soziale Gefängnisstatistik dient in gleicher Weise wie die eigentliche Kriminalstatistik dazu, um zu der Erforschung der Ursachen der kriminellen Bethätigung vorzudringen; sie geht zum Teil mit der Kriminalstatistik parallel, zum Teil über diese hinaus, ist aber im Wesen doch mit dieser gleichartig, so daß für sie dasjenige gilt, was über die Kriminalstatistik zu sagen ist.

Justizverfassung, die äußere Einrichtung der Rechtspflege und ihrer Organe, für das Deutsche Reich durch das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877 in einheitlicher Weise geregelt (s. Gerichtsverfassung).

Justizverwaltung, die Thätigkeit der Staatsverwaltung und der Verwaltungsbehörden in Ansehung der äußern Einrichtung und Handhabung der Rechtspflege. Dazu gehören die Bestellung des erforderlichen Personals; die Herstellung, Einrichtung und Instandhaltung der für die Rechtspflege nötigen Anstalten, Büreaus, Gefängnisse u. dgl.; die Regelung des Geschäftsbetriebs; die Oberaufsicht über den Gang der Rechtspflege; die Bestreitung ihrer Kosten und die Rechnungslegung. Die J. wird ausgeübt teils durch das Reich, teils durch die einzelnen Bundesstaaten (Landesjustizverwaltung). Die Organe der J. des Reiches sind der Bundesrat, der Reichskanzler (das Reichsjustizamt), der Kaiser, die Organe der Landesjustizverwaltung, die Justizministerien. Ein Teil der J. ist zur Ausübung den Gerichten übertragen. Vgl. § 61 ff., 121, 133 des Deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes; § 4 des Einführungsgesetzes dazu.

Justizverweigerung, s. Rechtsverweigerung und Bundesrat (II: Zuständigkeit).

Justizverzögerung, s. Rechtsverweigerung.

Jus tollendi (lat.), s. Impensen.

Justorium (neulat.), Werkzeug, s. Justieren.

Justo tempŏre (lat.), zu rechter Zeit.

Justo titŭlo (lat.), auf Grund eines gesetzlichen Erwerbsaktes; ein in der Lehre von der erwerbenden Verjährung (s. d.) gebräuchlicher Ausdruck.

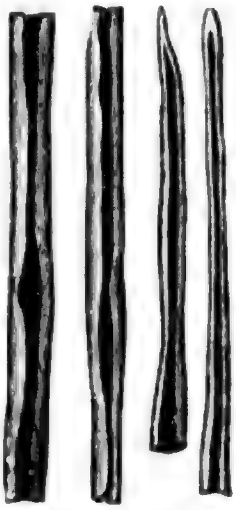
Justum et tenacem propositi virum (lat., »den Biedermann, der an seinem Entschluß festhält«), Citat aus Horaz' »Oden« (Buch III, 3, 1).

Justus possessor (lat.), derjenige, der den Besitz einer Sache auf eine justa causa gründet (s. Besitz).

Jus utrumque (lat., »das zwiefache Recht«), das von der weltlichen Macht (dem Kaiser) einerseits und von der Kirche anderseits ausgehende Recht, insbes. römisches und kanonisches Recht. S. Juris utriusque doctor.

Jus vocandi od. **vocationis** (lat.), Berufungs-, Appellationsrecht.

Jute (spr. dschūte, Pahthanf, Kalkuttahanf, Paut hemp, Indian grass, Gunnyfibre), die Bastfaser mehrerer indischer Corchorus-Arten, besonders von Corchorus capsularis und C. olitorius, welche hauptsächlich in Bengalen, auch auf den benachbarten Inseln, in Siam, Anam, China, Algerien, Französisch-Guayana, im südlichen Nordamerika, auf Mauritius ꝛc. kultiviert werden (s. Corchorus). Die durch einfache Röst- und Reinigungsprozesse gewonnene J. ist meist 2—3 m in den Risten lang, weißlich-flachsgelb, stark seidenartig glänzend, geschmeidig, geneigt sich aufzufasern. Die einzelnen Zellen sind hohl, dickwandig, mit häufigen Verengerungen des Lumens (s. Abbild.), an der Spitze abgerundet und fast immer stark verdickt. J. färbt sich mit schwefelsaurem Anilin intensiv goldgelb bis orangegelb und wird an der Luft, besonders bei Einwirkung der Feuchtigkeit, dunkler, bisweilen tiefbraun. Bei der Gewinnung der J. vollzieht sich auch ein Zerfall der Bastbündel, so daß das Produkt einen mehr oder minder feinfaserigen Charakter erhält; an den feinsten Jutesorten erscheinen einzelne Bastzellen zum größten Teil isoliert. Frische, fast weiße J. enthält im lufttrocknen Zustand 6 Proz. Wasser und kann bis 23,3 Proz., gebräunte bis 24 Proz. Wasser aufnehmen. J. enthält 62 Proz. Cellulose und außerdem Gerbstoffreste (Bastose). Getrocknete J. gibt 0,9—1,74 Proz. Asche. — J. wird in den Heimatsländern der Stammpflanze seit alter Zeit gewonnen, und ein großer Teil der Produktion wird von den Hindu zu Geweben, Seilen, Stricken verarbeitet. Auf den Markt gelangt die J. in Baststrängen von 2—3 m Länge und in folgenden Sorten von absteigender Güte: Serajgunge, Nerajgunge, Dacca, Daisee (Crown), Dowrahjute, Rejektions, Cuttings (Wurzelenden). Über die Verarbeitung der J. s. Spinnen. Von den in Indien dargestellten Jutegeweben nennt man die bessern Sorten Megila, die geringern, welche nur als Packleinen verwendet werden können, Tat oder Choti (davon der Name J.), Cuttings. Die schlechteste Sorte dient unter anderm auch zur Papierfabrikation. Der größte Teil der gewonnenen J. wurde bisher zu Säcken für Reis und Zucker benutzt, diese bilden als Gunnybags und Gunnycloth einen wichtigen Ausfuhrartikel Indiens und dienen besonders zum Verpacken des Javakaffees und der ameri-


Jutefaser.

Digitized by Google

kanischen Baumwolle. In Europa haben Jutegewebe in neuerer Zeit weite Verbreitung und infolgedessen eine neue, weitergehende Klassifikation und Benennung erhalten, die größtenteils nach der hauptsächlichsten Verwendung, zum Teil auch der Art des Gewebes entstanden sind. Die Benennungen sind schottischen Ursprungs, weil die Juteindustrie zuerst in Schottland zur Blüte kam und in der ursprünglichen Form überall eingeführt und beibehalten wurde. Der Übersetzung in andre Sprachen kann daher nur die Bedeutung von Erklärungen beigemessen werden. Man unterscheidet folgende Gewebe: Biscuit Baggings oder Facon Hessians, Netztuch; Common Hessians, Juteleinen; Fine Hessians, Jutefeinleinen; Tarpowlings, Jutedoppelleinen; Single warp Baggings, Jutesackleinen; Double warp Baggings, Jutedoppelsackleinen; Hessian Baggings, Jutezuckersackleinen; Plain Sackings, Juteplansackleinen; Common twilled Sackings, Juteköper; Fine twilled Sackings, Jutefeinköper; Broken twilleds (Arowheads), Jutedrell; Hoppoketings, Jutehopfentuch. *Jutesamt* besteht aus einem Grundgewebe von Baumwolle und einem Flor von J. und wird wie gewöhnliches Samtgewebe erzeugt und zwar in der Regel nach Teppichmustern. Nachträglich wird der Flor durch Pressen oder Gaufrieren mittels heißer Platten oder Walzen mit hochstehenden Mustern an diesen Musterstellen niedergedrückt, wodurch vertiefte, atlasartig glänzende Flächen neben den Samtfiguren und infolgedessen wirkungsvolle Teppiche, Möbelstoffe &c. entstehen. Die Rückseite des Gewebes erhält zur Vermeidung des Wiederaufrichtens des niedergedrückten Flors einen Anstrich mit dünnem Leimwasser. Rohe J. benutzt man zum Umwinden unterseeischer Telegraphenkabel und eigentümlich präparierte in der Chirurgie als Verbandmaterial. — In Europa ist J. seit 1795 bekannt. Die ersten Versuche zum Verspinnen der J. in Europa datieren von 1832; aber erst der Krimkrieg, durch welchen den englischen und schottischen Spinnereien der russische Flachs und Hanf entzogen wurde, verschaffte der J. größere Geltung, und seitdem hat sich namentlich in und bei Dundee, London und Glasgow eine bedeutende Juteindustrie entwickelt. 1828 wurden aus Ostindien 364 Ztr., 1856 bereits 700,000 Ztr. roher J. ausgeführt. 1890/91 betrug die Ausfuhr 11,985,967 Ztr., im folgenden Jahr aber nur 8,532,430 Ztr. Dazu ist auch die Juteindustrie in Indien selbst außerordentlich gestiegen, die großen Fabriken allein verarbeiten mehr als 4 Mill. Ztr. Die Hauptabnehmer für rohe J. sind Großbritannien und Irland, die Vereinigten Staaten von Nordamerika (Massachusetts, Rhode-Island), Deutschland, Frankreich und Österreich. Jutesäcke werden außerdem nach Australien, Ostasien, Südafrika, Ägypten und Südamerika ausgeführt. Der Verbrauch von Rohjute in 1000 Ballen (à 180 kg) beträgt annähernd in:

Großbritannien u. Irland	1280	Italien	80
Ostindien	1200	Rußland	70
Vereinigte Staaten	540	Belgien	70
Deutschland	450	Schweden und Norwegen	30
Frankreich	260	Holland	30
Österreich-Ungarn	170	Japan	10
		Zusammen:	4190

Deutschland führte an roher J. ein 1890: 70,938 Ton., 1891: 84,286, 1892: 56,862 T. Die Ausfuhr an Jutegarn beträgt ca. 1,7 Mill. Mk., an Jutegewebe 2,8 Mill. Mk., sehr viel bedeutender aber ist der Wert solcher Waren, die neben Flachs, Hanf, Baumwolle auch J. enthalten. Vgl. *Pfuhl*, Die physikalischen Eigenschaften der J. (Berl. 1888); *Derselbe*, Die J. und ihre Verarbeitung (das. 1888–91, 3 Bde.); *Leggatt*, Theory and practice of jute-spinning (Dundee 1893); *Ernst*, Anleitung zur Bleicherei u. Druckerei von Jutestoffen (Leipz. 1886).

Jute von Madras, s. Gambohanf.

Jüten, die alten Bewohner Jütlands. Der Name ist gleichbedeutend mit »Goten«; vgl. *Erdmann* in der »Antiqvarisk Tidskrift för Sverige«, 1891.

Jüterbog (*Jüterbogk*), Hauptstadt des Kreises J.-Luckenwalde im preuß. Regbez. Potsdam, in einem Thale des Fläming, an der Nuthe, Knotenpunkt der Linien Berlin-Halle, J.-Röderau und J.-Treuenbrietzen der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Kirchen (darunter die Nikolaikirche, eine dreischiffige Hallenkirche aus dem 14. und 15. Jahrh., mit einem 6 m hohen Sakramentshäuschen aus Sandstein von 1507 und Tezels Ablaßkasten), eine kath. Kirche, eine höhere Privatknabenschule, ein Mädchenrettungshaus, ein Johanniterkrankenhaus, ein Amtsgericht, Tuch-, Wollwaren- und Zigarrenfabrikation, Weinbau, besuchte Viehmärkte und (1890) mit der Garnison (Mannschaften der Feld- und Fußartillerie-Schießschulen) 7181 Einw., darunter 311 Katholiken und 12 Juden. Dicht dabei die beiden Dörfer *Damm* u. *Neumarkt* u. in der Nähe ein großer Artillerieschießplatz. — Die Gegend von J. wurde vom Markgrafen Albrecht dem Bären den Slawen entrissen und ging um 1170 in den Besitz des Erzstifts Magdeburg über. Mit diesem fiel J. 1680 an Kurbrandenburg. Hier fand 17. Dez. 1548 eine Zusammenkunft der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen, der auch Melanchthon und Agricola beiwohnten, über Annahme des Interim und 1611 Verhandlungen zwischen denselben Staaten über die jülichsche Erbschaft statt. Am 23. Nov. (3. Dez.) 1644 bei J. Sieg der Schweden unter Torstensson über die Kaiserlichen unter Gallas. In der Nähe das Schlachtfeld von Dennewitz (s. d.).

Juthunger, german. Volksstamm, zu den Alemannen gehörig.

Jütland (dän. *Jylland*), dän. Provinz, nach Größe und natürlicher Beschaffenheit das Hauptland der Monarchie, umfaßt den nördlichen Teil der Cimbrischen oder Dänischen Halbinsel von der Königsau und dem Koldingfjord bis zur Nordspitze Skagen (s. Karte »Dänemark«) nebst den Inseln Läsö, Anholt und Endelave im Kattegat und hat ein Areal von 25,242 qkm (458,40 QM.). Auf der Westseite von der Nordsee (Westsee), auf der Ostseite von der Ostsee umflossen, wird J. gegen O. durch das Kattegat von Schweden und gegen NW. durch das Skagerrak von Norwegen getrennt; im S. stößt es an Schleswig. Über die Beschaffenheit des Bodens, der Küsten, Fjorde, Flüsse und Kanäle, Seen, Klima, Produkte, Eisenbahnen &c. s. Dänemark. Nur verdient bemerkt zu werden, daß in J. der Geschiebesand nicht allein Hügel, sondern auch ebene Heideflächen bildet, die man nach ihrer meist aus rötlichbraunem, eisenhaltigem Sandstein (Ahl) Ahlheide nennt. Die Zahl der Einwohner ist (1890) 942,120. Ein Hauptplatz des Verkehrs auf der Ostsee und landwärts ist Aarhus; Hafenorte sind außerdem Aalborg, Frederikshavn, Randers, Veile &c. Fast im Mittelpunkt des Landes liegt die Stadt Viborg, die den Knotenpunkt der Straßen Jütlands bildet. Gymnasien bestehen zu Aalborg, Aarhus, Randers, Viborg, Horsens und Ribe. Die Provinz zerfällt administrativ in neun Ämter: Aalborg, Aarhus,

Digitized by Google

Hjörring, Randers, Ribe, Ringkjöbing, Thisted, Beile und Viborg. — In den ältesten Zeiten sollen die Cimbern in J. gewohnt haben, weshalb auch die ganze Halbinsel die Cimbrische Halbinsel (Chersonesus cimbrica) heißt. Später ward das Land von den Jüten (bei den Angelsachsen Geotas, s. Jüten) besetzt. Diese nahmen teil an dem von den Angeln und Sachsen unter Hengist u. Horsa unternommenen großen Seezug, welcher die Unterwerfung Englands zur Folge hatte (449). Seit etwa 900 ist J. ein Bestandteil des Königreichs Dänemark. Vgl. Erslev, Jylland, Studier og Skildringer (Kopenh. 1886).

Jutroschin, Stadt im preuß. Regbez. Posen, Kreis Rawitsch, an der Orla, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht u. (1890) 1855 Einw., davon 645 Evangelische und 125 Juden. J. erhielt 1642 Stadtrecht.

Jutte, Frau, s. Johanna (Päpstin).

Juturna (Diuturna), eine Quellgöttin der Latiner, welche von Jupiter geliebt und mit Unsterblichkeit und der Herrschaft über die Gewässer beschenkt ward. Nach andrer Sage gebar sie dem Janus den Quellgott Fontus. In Rom war ihr eine Quelle am Forum und ein Tempel auf dem Marsfeld, wo ihr jährlich (11. Jan.) das Fest der Juturnalien gefeiert wurde, geweiht.

Juvantĭa (sc. remedia, lat.), Verstärkungsmittel, gewisse Arzneien, die andern ähnlich wirkenden zur Verstärkung der Wirkung zugesetzt werden.

Juvára, Tommaso Aloisio, ital. Kupferstecher, geb. 1809 in Messina, gest. 29. Mai 1874 in Rom durch Selbstmord, studierte in Rom bei Marchetti und in Parma bei Toschi, ging 1842 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris und London, wurde 1846 von Messina an die Kupferstecherschule zu Neapel und 1871 als Vizedirektor der Calcografia nach Rom berufen. Er stach Porträte nach Rubens, Rembrandt u. a., dann die Madonna mit dem kleinen Johannes und vier Heiligen nach Raffael, die früher im Schloß von Neapel war.

Juvāvische Triasprovinz, die durch ihre abweichende Fauna ausgezeichneten u. deshalb in einem abgesonderten Meeresteile gebildeten alpinen Triasablagerungen des Salzkammergutes und des Salzburgischen, im Gegensatz zu der mediterranen Provinz, welche die übrigen Ostalpen umfaßt.

Juvāvum (Juvavia), lat. Name von Salzburg.

Juvenalĭa (lat.), bei den Römern ein vom Kaiser Nero aus Veranlassung seines Eintritts ins männliche Alter eingerichtetes szenisches Spiel, eine Art Dilettantentheater vor einem kleinen Publikum. Nero selbst und neben ihm die vornehmsten Personen traten darin unmaskiert als Mimen, Solo- oder Chorsänger auf. Unter den spätern Kaisern hießen J. die zu Jahresanfang im Palatium veranstalteten Spiele (Wagenrennen, Tierkämpfe ꝛc.).

Juvenālis, Decimus Junius, röm. Dichter, um 50—130 n. Chr., aus Aquinum im Volskischen, Sohn oder Pflegling eines wohlhabenden Freigelassenen, lebte erst als Rhetor in Rom, war dann Offizier und soll wegen Beleidigung eines beim Kaiser in Gunst stehenden Schauspielers unter dem Vorwand eines militärischen Kommandos in eine entlegene Provinz (Ägypten oder Britannien?) verbannt worden sein. Erhalten sind seine in fünf Bücher eingeteilten 16 Satiren. Der Einfluß seiner frühern rhetorischen Studien verrät sich in dem durchgängigen Pathos, den langgedehnten Auseinandersetzungen, der Häufung der Beispiele und der sich breit machenden Gelehrsamkeit. Das Motiv seiner satirischen Darstellung ist der innere Unwille über die allseitige Verderbtheit, namentlich in der Zeit Domitians; sein Stoff sind die sozialen Laster Roms, deren Scheußlichkeit er in ihrer ganzen Nacktheit mit den grellsten Farben schildert. Man sieht es seinen Satiren an, daß sie erst in reiferm Alter verfaßt sind; denn nirgends ist etwas Jugendliches, nirgends Hoffnung und Vertrauen, allenthalben nur finstere Menschenverachtung bemerklich. Reiche Erfahrung und ehrenhafte Gesinnung sprechen aus seinen Gedichten, aber kein edler Geschmack. Neuere Ausgaben von Heinrich (Bonn 1839, 2 Bde.), O. Jahn (kritische Hauptausgabe mit den Scholien, Berl. 1850; Text, 3. Aufl. von Bücheler, das. 1893), Ribbeck (das. 1859), Weidner (2. Aufl., das. 1889). Übersetzungen von Donner (Tübing. 1821), Weber (Halle 1838), v. Siebold (mit lat. Text und Erläuterungen, Leipz. 1858), Berg (Stuttg. 1862), Hertzberg-Teuffel (das. 1864—67) und Hilgers (in Jamben, das. 1876). Vgl. Völker, J., ein Lebens- und Charakterbild (Elberfeld 1851); Munding, Über die Satiren des J. in religiöser und sittlicher Beziehung (Rottweil 1865); Ribbeck, Der echte und der unechte J. (Berl. 1865); Widal, Juvénal et ses satires (Par. 1869); Dötsch, J., ein Sittenrichter seiner Zeit (Leipz. 1874).

Juvéncus, Gajus Vettius Aquilinus, Presbyter in Spanien, verfaßte um 330 n. Chr. eine in der Form an Vergil sich anschließende poetische Bearbeitung der Evangeliengeschichte in 4 Büchern (»Evangeliorum libri IV«; hrsg. von Marold, Leipz. 1886, und Huemer, Wien 1890). Vgl. Gebser, De Juvenci vita et scriptis (Jena 1827); Ebert, Geschichte der Litteratur des Mittelalters, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1889).

Juvenil (lat.), jugendlich.

Juvéntas (auch Juventa und Juventus), bei den alten Römern die Göttin der heranreifenden männlichen Jugend, welche eine Kapelle im Tempel des Jupiter auf dem Kapitol hatte. In die Kasse dieses Tempels wurde für jeden Jüngling, wenn er die männliche Toga anlegte, eine Münze gelegt. Später wurde sie mit der griechischen Hebe (s. d.) identifiziert und ihr ein Tempel im Thale des Circus Maximus geweiht. Dargestellt findet sie sich auf Münzen des Mark Aurel, Weihrauch in eine Pfanne streuend.

Juvia, s. Bertholletia.

Juwēl, geschliffener Edelstein; auch ein aus Edelsteinen, Perlen und Edelmetall zusammengesetzter Schmuck; dann überhaupt soviel wie Kleinod, Kostbarkeit ersten Ranges. Das eigentlich niederländische Wort (franz. joyau, ital. giojello, mittellat. jocale = gaudiale) stammt vom lat. gaudium (franz. joie, »Freude«) ab.

Juwēlengewicht, das beim Verkauf der Edelsteine übliche Gewicht, insofern es vom Handels- u. Silbergewicht abweicht. Oberste Einheit ist hier die Unze, welche in England 151½, in Frankreich 144, in Spanien 140, in Neapel 130 Karat (s. d.), in Bologna 16 Ferlini zu 10 Carati enthält.

Juwēlenkäfer (Brillantkäfer, Entimus imperialis *L.*), ein Rüsselkäfer Brasiliens, 3—3,5 cm lang, mit fast dreieckigen Flügeldecken, stark hervorragenden, hakenförmigen Schulterecken, glänzend schwarz, unterseits dicht goldgrün beschuppt, an den Beinen lang weißbehaart, auf dem Thorax mit goldgrüner Mittelfurche, seitlich auf grünem Grund schwarzwarzig und auf den Flügeldecken mit dichten Reihen goldgrüner Gruben, wird wie Edelsteine gefaßt.

Digitized by

Juwelenporzellan, englisches, in der königlichen Fabrik zu Worcester gefertigtes Porzellan (Vasen, Tassen, Service rc.), welches in Nachahmung von Goldschmiedearbeiten mit türkisblauen Emailperlen besetzt und mit mattem oder glänzendem Gold und farbigem Email dekoriert ist.

Juwelensteuer, eine Form der Luxussteuern (bestand 1809—12 in Preußen).

Juwelierborax, s. Borax, S. 272.

Juwelierfachschulen, s. Goldschmiedschulen.

Juwelierkunst, ein Zweig der Goldschmiedekunst, datiert von der Erfindung des Schleifens der Edelsteine, vornehmlich des Diamanten, mit Diamantstaub durch Ludwig van Berquen um 1456. Diese Erfindung hatte die Folge, daß man das »Feuer«, das wechselnde Farbenspiel, des Diamanten viel höher schätzte als die natürliche Farbe der Steine. Zwar hatte man, soweit unsre Kenntnis des Altertums reicht, schon in ältester Zeit Edelsteine gefaßt, um sie als Schmuck zu verwenden. Aber mancherlei Erwähnungen in der Bibel u. a. O. zeigen, daß man im Altertum zwischen natürlichen Steinen und Glasfluß nicht streng unterschied. Bis in das Mittelalter fand man einen Hauptreiz in der Zusammenstellung verschiedenfarbiger Steine. Wie auf dem Brustgeschmeide des Hohenpriesters der Juden zwölf verschiedene Steine die zwölf Stämme andeuteten, schreibt der Mönch Theophilus vor, Edelsteine verschiedener Farbe miteinander abwechseln zu lassen, z. B. an Kronreifen, Gewandsäumen rc. Den Griechen und griechisch gebildeten Römern war der Edel- und Halbedelstein das vorzüglichste Material für den Gemmen- und Kameenschnitt, und wenn auch die Färbung oder die Seltenheit den Wert eines Ringsteines erhöhte, so wurde dieser doch vor allem in der Arbeit des Künstlers gesucht. Die berühmten Kleinodien des Altertums, wie der Ring des Polykrates, waren Intaglien, und Plinius sagt noch ausdrücklich, die Edelsteine seien dazu da, mit Zeichen (Schriftzügen, Sinnbildern rc.) versehen zu werden; allein er rügt auch bereits, daß seine Zeit anfange, auf die Steine selbst einen ungebührlichen Wert zu legen. Die Kleinodien und die Kostümbilder aus dem Mittelalter zeigen in den Kronen, Agraffen, an Rüstungen, Büchereinbänden rc. die Edelsteine nur geglättet und wesentlich in ihrer natürlichen Gestalt, ferner in Verbindung mit Email, Filigran rc. Den ersten Diamantschmuck in Frankreich soll Agnes Sorel (gest. 1450) besessen haben. Von jener Zeit an erlangte das Fassen, Aufbringen, Tingieren der Edelsteine (s. Edelsteine) eine höhere Bedeutung. Zur Zeit Cellinis, der dazu genaue Anweisungen gibt, war es bereits allgemein gebräuchlich, den Edelsteinen (zu welchen er nur Rubin—Feuer, Diamant—Wasser, Saphir—Luft, Smaragd—Erde und bedingungsweise Topas—Sonnenlicht rechnet) Folie zu geben. Dagegen war die Anwendung einer Tinktur auf der Unterseite des Steines nur bei den Diamanten gestattet, bei den übrigen Steinen galt es ebenso als Fälschung wie das namentlich in Mailand betriebene Dublieren. In Deutschland erreichte die J. in der Zusammenstellung von farbigen Steinen, Perlen und Email ihren Höhepunkt im 16. Jahrh. Durch das Vorwiegen des Diamanten und zumal seit Einführung des Brillantschliffs im 17. Jahrh. geschah eine Umwälzung im Geschmack, welche für die J. verhängnisvoll werden sollte. Das unruhige Gefunkel des facettierten Steines ordnet sich in kein künstlerisches Ensemble ein, zerstört in der Zusammenstellung mit andern Steinen deren Wirkung, und so ging allmählich auch der Sinn für künstlerischen Schmuck überhaupt verloren. Kleine Steine verschiedener Färbung und Perlen wurden im vorigen Jahrhundert noch zur Umrahmung von Medaillons u. dgl. verwendet (Rokokoschmuck); vorwiegend aber suchte man ein Gleichgewicht gegen den Diamanten in der Zusammenstellung großer Edelsteine von durchaus gleicher Farbe zu Einem Schmuck oder in der Häufung vieler kleiner gleicher Steine auf Einem Stück in der Art, daß das Ganze ungefähr einem einzigen, zu unzähligen Facetten geschliffenen Stein glich. Eine heilsame Reaktion gegen den farblosen Schmuck begann erst mit der allgemeinen Reform des Kunstgewerbes seit dem Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrh., wobei man auf die farbigen Renaissancemuster des 16. Jahrh. zurückgriff. Eine reiche Sammlung von solchen Mustern enthält das Werk von F. Luthmer: »Der Goldschmuck der Renaissance« (Berl. 1880). Als Kuriosität ist zu erwähnen, daß in der ersten französischen Revolution Bijoux de la Révolution, gefaßte Stücke Stein von der Bastille, als Schmuck getragen wurden. Vgl. die Artikel »Bijouterien« und »Goldschmiedekunst« (wo auch Litteratur) und Tafel »Schmucksachen«.

Jux, s. Jocus.

Juxta (lat., »daneben, dabei«), bei Lottozetteln, Lotterielosen und Wertpapieren der meist an der schmalen linken Seite befindliche, verschieden gemusterte Streifen, der bei Ausgabe des Loses oder Papieres von demselben teilweise getrennt wird. Der Abschnitt wird von dem Aussteller zurückbehalten und dient, da die getrennten Teile genau aneinander passen müssen, zur Kontrolle der Echtheit des Loses rc.

Juxtabuch, s. Stammregister.

Juxtaposition (lat.), die »Nebeneinanderstellung«, z. B. von Ziffern, die dadurch verschiedenen Wert erhalten; das Wachsen anorganischer Körper durch Ansetzen neuer Schichten von außen. In der Logik das Verhältnis von zwei oder mehreren niedern Begriffen (Nebensätzen), welche unter einem höhern stehen.

Juxtapositionszwillinge, soviel wie Aneinanderwachsungszwillinge, s. Kristall.

Jylland, dän. Name für Jütland.

Jynx, s. Iynx.

J'y pense (franz., spr. schi pangß, »ich denke dran«), Art Vielliebchen (s. d.) und das Losungswort dabei.

J'y suis et j'y reste (franz., spr. schi ßwi e schi rest, »hier bin ich, und hier bleibe ich«), Worte, die Mac Mahon 9. Sept. 1855 nach der Erstürmung des Malakow an Pélissier schrieb, als ihn dieser aufforderte, den Malakow zu räumen, da derselbe von den Russen in die Luft gesprengt werden könne. Von neuem wurden die Worte Mac Mahon in den Mund gelegt, als die Republikaner nach dem Scheitern der monarchistischen Restaurationsversuche (1873) denselben von seinem Posten als Präsident der französischen Republik zu verdrängen beabsichtigten.

Digitized by Google

K.

Artikel, die unter K vermißt werden, sind unter C nachzuschlagen.

K (ka), **k**, lat. **K**, **k**, der harte oder tonlose gutturale Verschlußlaut, welcher dadurch entsteht, daß der mittlere oder hintere Teil der Zunge mit dem mittlern oder hintern (weichen) Teil des Gaumens einen Verschluß bildet, aus welchem das Atemgeräusch plötzlich hervorplatzt. Die neuere Phonetik lehrt drei Hauptarten des K unterscheiden: das ganz hinten am Gaumensegel gebildete Koph der semitischen Sprachen, z. B. des Hebräischen und Arabischen, unser gewöhnliches K (besonders vor a), das an der Grenze von hartem und weichem Gaumen gebildet wird, und das sogen. palatale K, das in vielen deutschen Mundarten, noch deutlicher in den slawischen Sprachen und im Italienischen, vor i und e auftritt. Das palatale K nähert sich sehr dem vorn im Munde gebildeten t, woraus sich die häufige Vertauschung beider Laute in der Sprachgeschichte, auch in der Sprache der Kinder erklärt. Historisch betrachtet, geht das K der germanischen Sprachen meist auf älteres G zurück, das sich in den übrigen indogermanischen Sprachen zeigt; vgl. z. B. Kind mit der griechischen Wurzel gen, der indischen jan, »geboren werden«. In der heutigen Aussprache hat sich aber das K, wenigstens am Anfang eines Wortes, weiter in ein aspiriertes K, also Kh, verwandelt (spr. Khind). Der Buchstabe K stammt von dem griechischen Kappa, dem semitischen Kaph, dem Zeichen für reines oder palatales K, ab; in den ältern griechischen Alphabeten findet sich auch, als Vertreter des semitischen Kaph, ein zweites K, das Koph, aus dem das Q der Römer und der neuern Alphabete entstanden ist. K ist im römischen Alphabet früher durch C, welches auch vor e und i anfänglich wie K lautete, ersetzt worden, und nur in einzelnen Fällen pflegte man sich des K noch zu bedienen. In den romanischen Sprachen hat K dem C vollkommen Platz gemacht; nur die Franzosen schreiben wenige fremde Wörter mit K. In den slawischen Sprachen sind K und C durch die Aussprache streng geschieden, indem ersteres immer wie K im Deutschen, doch ohne Hauch, letzteres stets wie Z gesprochen wird. Das deutsche ck steht für doppeltes k nach kurzen Vokalen; früher kam es auch nach Konsonanten vor, da das k eigentlich nur die Qualität des vorausgehenden c als die eines harten Gutturals bestimmen sollte.

Abkürzungen.

K., in römischen Handschriften, Inschriften ꝛc. soviel wie Kalendae, Kalumniator (Verleumdern wurde ein K auf die Stirn gebrannt). Im Münzwesen auf den neuen deutschen Reichsmünzen Zeichen für Straßburg, auf französischen Münzen für Bordeaux. In der Chemie Zeichen für Kalium. In Zusammensetzungen Abkürzung für Kubik, z. B. KF. = Kubikfuß. In England Abkürzung für King (König) und Knight (Ritter).

k. = königlich; **k. k.** = kaiserlich königlich.

K., bei naturwissenschaftl. Namen für Gustav Kunze (s. d.).

K. B., in England = Knight of the Bath, »Ritter des Bathordens«; desgl. K. C. B. = Knight Commander of the Bath.

K. C. M. G., in England = Knight Commander of the order of St. Michael and St. George, »Kommandeur des St. M.- und St. G.-Ordens«.

K. C. S. I., in England = Knight Commander of the Star of India, »Kommandeur des Ordens vom Stern von Indien«.

K. G., in England = Knight of the Garter, »Ritter des Hosenbandordens«.

K. G. C. B., in England = Knight of the Grand Cross of the Bath, »Ritter vom Großkreuz des Bathordens«.

K. G. F., in England = Knight of the Order of the Golden Fleece, »Ritter des Ordens vom Goldenen Vlies«.

K. M., in England = Knight of Malta, »Ritter des Malteserordens«.

K. P., in England = Knight of St. Patrick, »Ritter des St. Patrickordens«.

k. S. = kurze Sicht (bei Wechseln).

K. S. C. V. = Kösener Seniorenkonvent-Verband.

K. S. M. & S. G., in England = Knight of St. Michael and St. George.

K. T., in England = Knight of the Thistle, »Ritter des Distelordens«.

Kaaba (arab., »Würfel«), das Hauptheiligtum der Mohammedaner, ein inmitten der großen Moschee Mekkas stehendes viereckiges, 12 m langes, 10 m breites und 15 m hohes, aus dem Stein der Berge Mekkas unregelmäßig erbautes Gebäude, das nach der muslimischen Tradition von Adam angelegt, während der Sündflut in den Himmel entrückt, von Abraham und Ismaël aber, unter Mitwirkung des Engels Gabriel, als Anbetungsstätte des wahren Gottes wiederhergestellt ward. Der geschichtliche Ursprung der K., die zur Zeit Mohammeds bereits als uralt galt, ist unbekannt. Seit 703 n. Chr. ist sie aus abergläubischer Furcht keiner wesentlichen Änderung mehr unterzogen worden, dagegen haben sich gelegentliche Ausbesserungen, 1630 sogar eine vollständige Rekonstruktion als unvermeidlich erwiesen. In ihrer östlichen Ecke ist auf 5 Fuß Höhe der berühmte schwarze Stein (el Hadschar el Aswad) eingemauert, der, mehrfach geborsten, gegenwärtig von einem Silberring zusammengehalten wird. Dieser Stein (die mineralogische Natur desselben ist noch unbestimmt; der sichtbare Teil seiner kreisförmigen Oberfläche hat ca. 25 cm Durchmesser) soll der Sage nach bei Errichtung des Gebäudes Adam und wiederum Abraham durch Gabriel überbracht worden und anfangs schneeweiß gewesen, durch die Sünden der Menschen aber allmählich schwarz geworden sein. Er dient seit dem 2. Jahre der Flucht als Kibla, d. h. als der Punkt, wohin sich der Gläubige beim Gebet wendet. Die K. wird am Schluß der Haddschzeremonien von den Pilgern siebenmal umkreist, wobei der »schwarze« (und ebenso der gleichfalls heilige »südliche«) Stein mit der Hand berührt und geküßt wird; eine tellerartige Aushöhlung in der Mitte des Hadschar el Aswad ist vielleicht zum Teil durch diese Küsse der Gläubigen verursacht. Die Thür der K. wird nur dreimal im Jahr geöffnet, einmal für die Männer, das zweite Mal für die Frauen, das dritte Mal, um die heilige Stätte zu reinigen. Nach uraltem Brauch wird das Heiligtum jährlich mit neuen Seidenstoffen umhüllt (seit der Herrschaft der Osmanen mit schwarzem Brokat, welcher Koransprüche und auf ²/₃ der Höhe einen breiten Gürtel in Goldstickerei zeigt). Die Kaabaverehrung ist ein seit Jahrtausenden bestehender, altheidnischer Kultus, den Mohammed in hoher Blüte antraf und, um seine Lehre zu nationalisieren, in sein Religionssystem aufnahm, der aber von den fanatisch-

Digitized by Google

puritanischen Wahhabiten mit Recht als Überbleibsel aus der Heidenzeit verworfen wird. Vgl. Mekka und Mohammed.

Kaab ibn Sohair, arab. Dichter, Sohn des Dichters Sohair ibn Abi Solma (s. d.), zog sich durch Spöttereien den Haß Mohammeds zu, ward aber, nachdem er sich unterworfen und in einem berühmten Gedichte den Propheten verherrlicht hatte, von diesem begnadigt und mit einem Mantel (Burda) beschenkt, nach welchem sein Panegyricus den Namen »Burda« erhielt. Er starb um 661 und hinterließ einen »Diwan«, von dem bisher nur die »Burda« veröffentlicht worden ist: von Lette (Leiden 1748), von Freytag (Halle 1823), beide Male mit lateinischer Übertragung; mit dem arabischen Kommentar des Ibn Hischâm von Guidi (Leipz. 1871—74); wiederholt, zum Teil mit Kommentar oder persischer Übersetzung, zu Kalkutta, Bulak, Beirût, Kairo, Lakhnau ꝛc. Übersetzungen lieferten: Fr. Rückert (in »Hamasa«, 1. Teil, Zugabe 2 zu Nr. 149) und Redhouse (in Cloustons »Arabian Poetry«, Glasgow 1881).

Kaaden, Stadt in Böhmen, 284 m ü. M., am linken Ufer der Eger, über welche eine eiserne Brücke führt, und der Linie Prag-Eger der Buschtěhrader Bahn, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat 5 Kirchen, darunter die 1183 gegründete Dechanteikirche, 2 Klöster, ein altes Stadtthor, einen schönen Rathausturm, Denkmäler Josephs II. und des Arztes Löschner, ein Obergymnasium, eine landwirtschaftliche Mittelschule, Sparkasse, Hochquellwasserleitung, Kanalisation, Handschuh-, Schuhwaren- und Zuckerfabrikation, Bierbrauerei, Gewinnung von Farberde (Kaadner Grün) und (1890) 6889 deutsche Einwohner. In der Nähe befinden sich Braunkohlenbergwerke. — Im 12. Jahrh. gegründet, wurde K. 1277 zur königlichen Stadt erhoben. Hier 29. Juni 1534 Friede zwischen König Ferdinand I. und dem Herzog Ulrich von Württemberg. Die Stadt, in welcher die lutherische Lehre schon 1524 Eingang fand, verlor 1547 ihre Privilegien und hatte auch während des Dreißigjährigen Krieges viel zu leiden. Bei K. die ausgedehnte Burgruine Hassenstein.

Kaag (Kag), einmastiges, plattbodiges, der Schmack ähnliches kleines holländisches Küstenfahrzeug ohne Verschanzung am Hinterschiff.

Kaaken (holländ., kaken), den einzusalzenden Heringen Eingeweide und Kiemen herausnehmen.

Kaalund, Hans Vilhelm, dän. Dichter, geb. 23. Juni 1818 in Kopenhagen, gest. 27. April 1885, betrat zuerst die Künstlerlaufbahn und war eine Zeitlang der Schüler des Bildhauers Freund, legte indessen bald den Meißel zur Seite, um sich der Poesie zu widmen. Seine Jugenddichtung »Haldan den Stærke« (1840) verriet den Öhlenschlägerschen Einfluß, und in der »Valkyrien Gondul« tummelte er sich nach besten Kräften mit der von Martensen importierten »spekulativen Idee«. Erst als er 1844 »Fabler og blandede Digte« und im nächsten Jahre mit dem Maler Lundby eine Sammlung »Fabler for Børn« (»Fabeln für Kinder«, 4. Aufl. 1884) herausgab, schien er sein rechtes Feld gefunden zu haben. Doch verschaffte ihm erst viel später eine Auswahl seiner alten und neuen Gedichte, die er unter dem Titel: »Et Foraar« (»Ein Lenz«, 1858; 6. Aufl. 1883) veröffentlichte, allgemeine Anerkennung, welche auch der darauf folgenden Sammlung »En Eftervaar« (1877, 4. Aufl. 1889) u. dem von Borchsenius herausgegebenen Nachlaß (»Efterladte Digte«, 1885) zu teil wurde. Noch ist sein an lyrischen Schönheiten reiches Drama »Fulvia« (1875, 4. umgearbeitete Ausg. 1891), dessen Handlung in die Zeit der ersten Christen zu Rom fällt, zu erwähnen. Seit langer Zeit wirkte K. als Lehrer am Zellengefängnis zu Bridslöselille. Als Lyriker, besonders als mitfühlender Beobachter der herbstlichen Natur und des Tierlebens, und in polemischen Gedichten gegen den litterarischen Radikalismus, behauptet K. in der dänischen Poesie einen selbständigen, wenn auch nicht hervorragenden Platz. Vgl. J. Nielsen, Hans Vilhelm K. (Kopenh. 1886).

Kaama, soviel wie Hartebeest oder Hirschkuhantilope, s. Antilopen, S. 673.

Kaarst, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Neuß, an der Linie Neuß-Viersen der Preußischen Staatsbahn, hat eine kath. Kirche u. (1890) 2136 Einw.

Kaarta, Landschaft in Französisch-Sudân, nördlich vom mittlern Senegal, 54,500 qkm (990 QM.) groß, ist im westlichen Teil wenig, im östlichen, vom Tarakole (Nebenfluß des Senegal) durchzogenen Teil aber sehr fruchtbar und erzeugt viel Hirse, Mais, Reis und Arachiden. Die 300,000 Seelen starke Bevölkerung, die ursprünglich aus Soninka bestand, wurde später von den Bambara unterworfen; 1855 bemächtigten sich aber die mohammedanischen Tukulörs unter Hadich Omar des Landes, das letzterer mit seinem Reiche Segu vereinigte. Nach dem Tode Omars 1864 blieb das Land unter der Herrschaft seiner Söhne, bis es Anfang 1891 von dem französischen Oberst Archinard erobert wurde; Ende 1892 wurde es zu Französisch-Sudân geschlagen. Hauptort ist Kuniakari am Tarakole, das mit einer starken Mauer umgeben ist und 5000 Einw. hat, der wichtigste Handelsplatz ist aber Nioro, nordöstlich davon, ebenfalls befestigt und meist von Fulbe bewohnt. S. Karte bei »Guinea«.

Kab, el (el Gab), eine Kette kleiner Oasen, die sich westlich von Dongola, 40—60 km vom Nil, im Wadi el K., 150—170 km lang hinziehen u. wahrscheinlich unter dem Wasserspiegel des Nils liegen. Sie enthalten zahlreiche Brunnen u. mehrere Dörfer, ihre Holzbestände liefern den Nilbewohnern das Material für ihre Schöpfräder (Sakiye). Etwa 240 km westlich liegt eine zweite Reihe von Oasen, K. el Kebir. Die 60,000 Bewohner, vom Stamm der Kababisch, sind schöne Menschen, nach eigner Angabe arabischer Herkunft, von sehr lockern Sitten, besitzen große Herden von Kamelen und treiben auch etwas Ackerbau. Die Oasen müssen ehemals viel volkreicher gewesen sein, wie die vielen alten Bewässerungsanlagen andeuten.

Kaba, Markt im ungar. Komitat Hajdú, an der Bahnlinie Debreczin-Püspök Ladány, mit Acker-, Tabaks- und Melonenbau, Viehzucht und (1890) 6344 magyar. (reformierten) Einwohnern.

Kabache (Kabak, russ.), Branntweinschenke, schlechtes Wirtshaus; auch verächtliche Bezeichnung eines niedrigen Hauses, einer engen Wohnung.

Kabāle (franz.), ursprünglich soviel wie Kabbala (s. d.); allgemeiner soviel wie Intrige, geheimer Anschlag zur Erreichung böser Absichten; auch geheime Verbindung, die solche Ränke schmiedet (vgl. Cabal-Ministerium). Kabalieren, Kabalen schmieden; Kabalist, Kabaleur, Ränkeschmied.

Kabalia, im Altertum das fruchtbare Gebiet am Oberlaufe des Indos (Gerenis-Tschai) und Xanthos, von den mäonischen Kabaliern bewohnt, unter den Persern zur lydischen Satrapie gehörig, um 200 v. Chr. ein eignes Fürstentum, seit 82 v. Chr. römisch.

Digitized by Google

Kabara (Kabra), der Hafen von Timbuktu, 15 km südlich von demselben, auf einer Anhöhe an einem Seitenarm des Niger, mit 2000 Einw., Sonrhai, Fulbe und Neger nebst fremden Kaufleuten und Händlern aus Timbuktu und Tuat. Südwestlich davon am Niger selber der wichtige Hafenplatz Koriome.

Kabarda (Kabardei), Bergland am Nordabhang des Kaukasus vom Elbrus bis zum Pacismta, erstreckt sich nordwärts bis zu den Flüssen Malka und Terek und wird durch den Oberlauf des Terek in die Große und Kleine K. geschieden. Das 9800 qkm (178 QM.) große Gebiet bildet gegenwärtig einen Teil der Bezirke Naltschik und Wladikawkas des Terekschen Gebietes, welches 1817—23 erobert wurde. Die Große K., der westliche Teil, zerfällt wieder in eine bergige Region, zwischen dem zentralen Kaukasus und den Schwarzen Bergen, und eine flache, nördlich davon. Beide sind reich an Wäldern, Wiesen und fruchtbaren Äckern. Die Kleine K., der östliche Teil, rechts vom Terek, ist dagegen arm an Holz und Wasser, dennoch aber guter Weidegrund. Die Hauptmasse der Bevölkerung besteht aus Kabardinern, einem tscherkessischen Stamm, welche sich mehr mit Pferde-, Schaf- und Bienenzucht als mit Ackerbau beschäftigen. Sie sind etwa 70,000 Köpfe stark. Außerdem leben hier 10,000 Tataren, 4700 Russen und einige Juden; auch bestehen mehrere deutsche Gemeinden, welche blühende Kolonien gegründet haben. Sonst leben Kabardiner nur noch im Bezirk des Schwarzen Meeres, die türkischen Bergkabardiner aber in der Provinz Kuban. S. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 27.

Kabardiner, s. Kabarda.

Kabarett (franz.), in mehrere Fächer geteilte Schüssel für verschiedene Kompotte.

Kabbāla (hebr., »Überlieferung«, »empfangene Lehre«), in der talmudischen Zeit die neben dem schriftlichen Gesetz der Juden hergehende Tradition, die halachische Überlieferung, das mündliche Gesetz, dann auch die Gesamtheit der prophetischen Verordnungen und Aussprüche in der Bibel. Jetzt versteht man unter K. hauptsächlich die mystische Religionsphilosophie des jüdischen Mittelalters, die aus der ältern Geheimlehre hervorging und sich vom 13. Jahrh. n. Chr. an zu einem eignen System ausbildete. Letztere, aus dem Streben, die tiefsten Fragen über Gott und Welt zu lösen, entstanden, vereinigt sowohl Elemente der jüdisch-hellenistischen Geistesrichtung als auch der orientalischen Emanationslehre. In phantastischen Bildern und Ausdrücken wurden früh schon metaphysische Betrachtungen (über Gott, sein Wesen und Wirken, seinen Thron und Hofstaat [Maasse merkaba]) und physische (über Welt und Schöpfung [Maasse bereschit]) angestellt; aber diese Lehre, welche leicht gefährlich werden konnte, ward nicht dem großen Haufen preisgegeben, sondern geheimgehalten. Sie drang ein in die Schriften jüdischer Gelehrten und machte sich in einer Reihe selbständiger Werke geltend, deren Verfasser sich nicht nennen, aber zur Erhöhung des Wertes ihrer Schriften irgend einen großen Gelehrten als Autor vorschieben. So war es bereits mit den ältern kabbalistischen Büchern, Jezirah (s. d.), Rasiel, Bahir, geschehen, und so geschah es auch mit dem Buch Sohar (s. d.), dem Hauptwerk der K. Wie in diesem Buch, so zeigt sich die K. überhaupt als eine religionsphilosophische Exegese, die in haggadischer Form mit Buchstaben- und Zahlenspielerei und neben den Erörterungen natürlicher und übernatürlicher Fragen auch mit Moral und mit den jüdischen Legenden, Allegorien und Sentenzen sich beschäftigt. Nach der Kulturepoche der jüdischen Litteratur des Mittelalters (15.—16. Jahrh.) verflachte sich, zuerst in Palästina (s. Sabbatäer) und Italien, das litterarische Leben im Studium der K., die dann in Deutschland und bis auf unsre Zeit in Polen (s. Chasidäer) begeisterte Anhänger fand. Die Theorien der K. suchte man auch praktisch zu verwerten und glaubte durch Amulette, Aussprechen und Schreiben gewisser Worte, der Gottesnamen und Bibelstellen Wunderthaten verrichten zu können. Auch Christen, durch den Scholastiker Raimund Lullus (geb. 1253) auf die K. hingewiesen, wie Papst Sixtus IV., Reuchlin, Knorr v. Rosenroth u. a., machten sie zum Gegenstand der Forschung. Vgl. A. Franck, La Kabbale (9. Aufl., Par. 1892; deutsch von Jellinek, Leipz. 1844); Jellinek, Beiträge zur Geschichte der K. (das. 1851—52); Derselbe, Auswahl kabbalistischer Mystik (das. 1852); Steinschneider in Ersch und Grubers Encyklopädie, Sektion II, Bd. 27, § 5c und § 13; Myer, Quabbalah (über Avicebron, Philad. 1888); Rubin, Heidentum und K. (Wien 1893); Bloch, Geschichte der Entwickelung der K. (Trier 1894). Die kabbalistischen Schriftsteller s. Jüdische Litteratur. — K. heißt auch die dem Schächter (Schochet) nach abgelegter Prüfung von dem Rabbiner erteilte Autorisation zum Schächten (Schlachten des Viehes nach jüdischer Vorschrift).

Kabbalist, Kenner oder Ausüber der sogen. praktischen Kabbala (Kabbalistik), s. Kabbala.

Kabbelung, die Kräuselung der See, welche durch den Zusammenstoß verschiedener Strömungen entsteht und sich gewöhnlich durch eine besonders unregelmäßige, durcheinander laufende Wellenbewegung auszeichnet. Die bei stillem Wetter im offenen Ozean nicht selten anzutreffende K. (engl. tide-rips) ist eine oft beschriebene, jedoch noch nicht völlig genügend erklärte Erscheinung. Die glatte Wasseroberfläche sieht man von einem zu kleinen Wellen aufgeregten Fleck unterbrochen; man erwartet beim Passieren desselben einen Windstoß als Ursache dieser Störung, aber man hört nur das Rauschen der kurzen Wellen, ohne einen Luftzug zu verspüren. Zusammenstellungen solcher Beobachtungen haben ergeben, daß Kabbelungen besonders häufig da auftreten, wo Strömungen entgegengesetzter Richtung nahe bei einander liegen, z. B. in der Region des Guineastroms im Atlantischen Ozean. Beobachtungen besonders starker Strömungen in Verbindung mit diesen Kabbelungen sind jedoch selten konstatiert worden.

Kabbes, soviel wie Weißkraut, s. Kohl.

Kabebe, ehemalige Hauptstadt der Staaten des Muata Jamwo im westlichen Zentralafrika, unter 8° 53′ südl. Br. und 23° 7′ östl. L. v. Gr., war, als Ladislaus Magyar dieselbe 1850 besuchte, eine schöne Stadt mit breiten Straßen und großen Märkten und bewohnt von 50,000 Menschen, welche schöngefärbte Baumwollenstoffe, Matten u. gefällige Elfenbein- und Kupferwaren herstellten. Nach Verlegung der Residenz in das nahe Mussumba verfiel K., so daß Pogge 1875 nur noch wenige Hütten mit 150—200 Bewohnern vorfand.

Kabel als Längenmaß, s. Kabellänge.

Kabel, das stärkste Schiffstau, welches zur Befestigung und zum Verholen der Schiffe im Hafen, als Schlepptau, früher auch als Ankertau benutzt wurde (vgl. Tauwerk). Neben den gewöhnlichen Kabeln aus Hanf finden auch für seemännische und viele andre

Digitized by Google

Zwecke K. aus Eisen-, Stahldraht ꝛc. Verwendung (s. Drahtseile). In der Elektrotechnik nennt man K. elektrische Leitungen, welche in Wasser oder Erde verlegt werden und dem entsprechend mit einer Isolierschicht umgeben sind. Über derartige K. für übertragung starker Ströme s. Elektrische Leitung. In der **Telegraphie** zeitigte die Notwendigkeit, breite und tiefe Gewässer mit den Telegraphenlinien zu durchschreiten, schon in den 40er Jahren verschiedene Versuche, Drähte zu isolieren, die aber ohne Erfolg blieben, weil ein allen Anforderungen entsprechendes Isolationsmaterial nicht vorhanden war. Ein solches wurde erst in der **Guttapercha** von Werner Siemens entdeckt, der 1846 eine Maschine erfand, durch welche die Guttapercha ohne Naht um den Draht gepreßt wurde. Der so bearbeitete Draht wurde 1847 auf der ersten unterirdischen Linie Berlin-Großbeeren in die Erde verlegt, aber nach einigen Jahren stellten sich auf derartigen Linien Fehler ein, die 1852 ein ferneres Arbeiten auf den unterirdischen Linien unmöglich machten. Man hatte der Guttapercha Schwefel beigemischt, der sich bei erhöhter Temperatur mit dem Kupfer der Leitung zu Schwefelkupfer verband, die Guttapercha durchdrang und mit ihr eine die Elektrizität leitende Masse bildete. Der überzug verlor dadurch seine isolierende Eigenschaft, der elektrische Strom wirkte weiter zersetzend und sprengte schließlich die Hülle, so daß der Draht mit der Erde in Berührung kam. — Glücklicher war man mit den Unterwasserkabeln. Die von Wheatstone schon 1840 gehegte Idee, Dover und Calais durch ein K. zu verbinden, führte J. Brett 1850 aus. Zwar riß das K. schon nach wenigen Tagen, aber das sofort neu hergestellte und mit eisernen Schutzdrähten bewehrte K., das 1851 gelegt wurde, dauerte bis 1859. Hiermit war die Ausführbarkeit der ozeanischen Kabel-Telegraphie dargethan. Zunächst in England bildeten sich Aktiengesellschaften zur Ausbeutung des neuen Verkehrszweiges. Von England wurden K. nach Irland und Holland, von Frankreich nach Algier, von Holland nach Dänemark gelegt, und schließlich faßte der Amerikaner Cyrus Field (s. d.) den Plan, Amerika mit Europa zu verbinden, was nach 12jährigen Mühen 1866 auch gelang.

I. **Unterwasserkabel** sind entweder See- oder **Flußkabel**. Die Seekabel sind je nach ihrer Verwendung **Tiefsee-** oder **Küstenkabel**. Das **Seekabel** hat als Leitungsdraht eine Litze von 7 Kupferdrähten, die so verseilt sind, daß 6 derselben den siebenten spiralförmig umgeben. Diese Kupferader wird mit Chatterton compound (einer Mischung von Guttapercha und Holzteer) so fest umpreßt, daß alle Zwischenräume zwischen den 7 Kupferdrähten ausgefüllt sind. Hierauf wird die erste Lage von Guttapercha aufgebracht, dann wieder ein Überzug von Chatterton compound u. s. f., bis die Kabelseele mit je 4 Lagen Guttapercha und Chatterton compound versehen ist. Das Ganze wird mit Hanfschnüren bedeckt und zuletzt mit starken eisernen Schutzdrähten bewehrt. Diejenigen Kabelenden, die für Verwendung in der Nähe der Küsten bestimmt sind (shore ends), erhalten zum Schutz gegen schleppende Anker der Seeschiffe sehr starke Schutzdrähte, während die für die Tiefen der Meere bestimmten K. nur mit einer einzigen Lage schwächerer Schutzdrähte versehen werden. Ähnlich werden die **Flußkabel** hergestellt, nur erhalten sie mehrere Kupferadern (von 3—7). Auch sie werden zum Schutz gegen schleppende Anker mit eisernen Schutzdichten ausgerüstet.

II. **Erdkabel** enthalten gewöhnlich 7 Adern. Der Leitungsdraht in jeder Ader besteht aus 7 einfachen Kupferdrähten, die zu einer Litze zusammengedreht werden. Die Litze wird mit Chatterton compound umgeben und mit einer Lage Guttapercha umpreßt und dann dieser Prozeß wiederholt. Die fertige Ader hat dann einen Durchmesser von 5,2 mm. Sieben solcher Adern werden zu einem Ganzen verseilt. Dieses (die Kabelseele) wird mit in Holzkohlenteer getränktem Jutehanf, hierauf spiralig mit 18 verzinkten Eisendrähten umgeben. Auf diese wird eine Asphaltmischung aufgetragen, darüber kommt eine Bekleidung von Jutehanf und auf diese eine zweite Lage der Asphaltmischung. Das Kilometer eines derartigen 7aderigen Landkabels kostet 5900 Mk.

III. **Fernsprechkabel** sind seit 1892 ausschließlich **Erdkabel**. Sie werden aus 56 isolierten Leitungen hergestellt. Die 1 mm starken Leitungsdrähte aus reinem Kupfer werden mit getränktem Papier röhrenartig umgeben und mit einer geschlossenen Bewickelung von etwa 8 mm breiten Stanniolstreifen versehen. 56 derartige Leitungen werden zur Kabelseele vereinigt, indem zunächst 5 um einen mit einem Kupferband umsponnenen Hanfstrang verteilt und um diesen Kern weitere 11, 17 und 23 Adern gruppiert werden. Zur Beseitigung der Induktion werden zwei Kupferbandstreifen spiralförmig eingelegt, von denen der eine, wie erwähnt, den Hanfstrang umgibt, der zweite sich zwischen der vorletzten u. letzten Reihe der Leitungen befindet. Das Ganze wird mit imprägniertem Band bewickelt und mit einem Bleimantel (daher **Bleikabel** oder **Bleirohrkabel**) von 2 mm Stärke umpreßt. Auf letztern kommt zunächst eine Umhüllung aus asphaltiertem Papier, sodann eine Umspinnung mit imprägnierter Jute. Demnächst wird das Ganze mit 20 verzinkten Façoneisendrähten umgeben. Der Durchmesser des Kabels beträgt 34 mm und das Nettogewicht etwa 4,1 kg für das Meter. **Luftkabel**, die kurze Zeit im Betrieb waren, enthielten in der Regel 27 Leitungsadern. Sie bewährten sich indes nicht, und von ihrer Verwendung ist endgültig Abstand genommen worden.

IV. **Kabelfabrikation**. Die Kupferdrahtdicke, welche einem K. zu geben ist, hängt ab von der Sprechgeschwindigkeit, die das K. im telegraphischen Betriebe haben soll, jedoch ist die Sprechgeschwindigkeit auch abhängig von der Kapazität der isolierenden Hülle und richtet sich ebenfalls nach der Länge des Kabels. Die Sprechgeschwindigkeit berechnet sich nach der Formel $\frac{C}{L \cdot r \cdot F}$, wo L die Länge, r den Kupferwiderstand und F die Kapazität des Kabels bedeutet. C ist die Konstante, die für den Morse-Apparat ungefähr 70 Mill. ausmacht. Zu berücksichtigen ist, daß die Leitungsfähigkeit des Kupfers je nach der herrschenden Temperatur verschieden ist; es ist zu Grunde zu legen, daß sie bei 15° = 1 beträgt. Der Kupferdraht wird aus Barren gewalzt bis zu einer Dicke von 5—6 mm, dann auf Ziehscheiben auf kaltem Wege bis zur erforderlichen Dicke heruntergezogen. Die Kupferdrahtlitzen werden aus einzelnen Drähten zusammengesetzt, und zwar in der Regel für unterirdische Leitungen aus Drähten von 0,6—0,7 mm Dicke. Zur Herstellung der Litzen werden die Drähte auf Spulen gewickelt; diese Spulen kommen in ein Gestell, das sich auf einer hohlen Achse befindet und mit einem Ausziehapparat versehen ist. Bei siebendrähtiger Litze läuft der mittlere Draht durch die hohle Achse, u. die andern Drähte legen sich

Digitized by Google

spiralförmig um den innern Kerndraht herum, indem sie von der Seilmaschine in drehende Bewegung versetzt werden. Die Leitungsader wird, ehe sie den isolierenden Überzug erhält, durch Chatterton compound gezogen. Zur isolierenden Hülle wird gewöhnlich Guttapercha (jedoch auch Kautschuk oder mit Harzen imprägnierte Pflanzenfaser) verwendet. Die Leitungsadern erhalten, je nachdem sie für Unterwasser- oder unterirdische Leitungen bestimmt sind, eine 2-, 3- oder sogar 4fache Umpressung, deren Stärke sich zwischen 0,5 und 1,5 mm bewegt. Zwischen je zwei Umpressungen wird die Leitungsader noch mit einem Überzuge von Chatterton compound versehen, um das bessere Haften der einzelnen Umpressungen herbeizuführen. Bei dem Umpressungsprozeß läuft der Kupferdraht oder die Litze wagerecht durch eine Matrize. Senkrecht auf dieser Matrize stehen zwei Preßcylinder. Während der Draht durch die Matrize fortgezogen wird, ist jedesmal einer der Cylinder in Thätigkeit, um die Guttapercha in konzentrischer Lage um den Draht zu pressen. Beim Verlassen der Umpressungsmaschine gelangt die Ader in einen etwa 30 m langen Trog, um sich abzukühlen, und wird von dort aus aufgewickelt.

Die Schutzhülle richtet sich nach dem Gebrauchszweck der K. Für unterirdische K. wird die Schutzhülle aus verzinktem Eisendraht von 2—4 mm Dicke gewählt. Für Flußkabel bewegt sich der Durchmesser der Schutzdrähte zwischen 5 und 8,5 mm. Wo die K. durch Eisgang, Anker 2c. gefährdet sind, gibt man denselben eine doppelte Hülle von Schutzdrähten, unter anderm von Stahl. Damit die Schutzdrähte die Leitungsadern nicht beschädigen, wird die Seele des Kabels, die durch die Leitungsdrähte gebildet wird, mit einer Packung von geteertem Hanfgarn versehen, die sich also zwischen den Leitungsadern und den Schutzdrähten befindet. Zum Schutz gegen Rost werden die Schutzdrähte stets verzinkt, außerdem wird das ganze K. äußerlich mit einer Garnumspinnung versehen, die mit Clarkeschem Compound (einer Mischung von Asphalt, Teer und pulverisiertem Kiesel) getränkt ist. Die unterseeischen K. werden in der Nähe der Küsten mit 8,5 mm starken verzinkten Eisendrähten oder mit dreidrähtigen Litzen aus 4 mm dicken verzinkten Eisendrähten bewehrt. Die Schutzhülle der Tiefseekabel besteht aus verzinkten Gußstahldrähten von hoher Bruchfestigkeit (120—150 kg auf 1 qmm). Jeder dieser Schutzdrähte ist mit Manillahanfgarn umwickelt, was hauptsächlich den Zweck hat, dem K. ein geringes spezifisches Gewicht zu geben. Bei Kabeln, für die eine große Biegsamkeit erforderlich ist, und die wenig auf Zug in Anspruch genommen werden, wendet man statt der Eisendrähte ein Geflecht aus geteertem Hanfgarn an. Die bedeutendsten Kabelfabriken sind in Deutschland: Felten u. Guilleaume in Mülheim a. Rh., Siemens u. Halske in Berlin; in England: die Telegraph Construction and Maintenance Company u. Gebrüder Siemens in Charlton.

V. **Kabellegung.** Zur Verlegung unterseeischer K. dienen besonders hergerichtete Dampfschiffe von bedeutender Ladungsfähigkeit. Am Vorder- wie am Hinterteil befinden sich, ziemlich weit über Bord vorragend, Einrichtungen zum Ab- und Aufrollen des Kabels; dieselben bestehen im wesentlichen aus starken eisernen Rädern, die am Umfange mit geräumiger Nute zur bequemen Lagerung des Kabels versehen sind. Das Auslegen des Kabels erfolgt über das Rad am Hinterteil, das Aufholen über das Rad vorn. Ein aus den Kabelbehältern über Deck durch eine offene Rinne ablaufendes K. wird zunächst über drei in gleicher Höhe befindliche Räder geleitet. Zwischen je zwei dieser Räder legt sich ein Bremsrad mit seinem Umfange gegen das K. Demnächst läuft das letztere in mehreren Windungen um eine Walze, auf deren Achse eine große Bremstrommel sitzt. Gegen den Umfang der Trommel lassen sich Bremsklötze andrücken. Die Umdrehungen der Trommel werden auf ein Räderwerk übertragen, das eine Zählvorrichtung in Bewegung setzt; man kann daher aus der Umlaufszahl jeden Augenblick auf die Länge des in See abgerollten Kabels schließen und durch Beobachtung der Zeit auch die Geschwindigkeit bestimmen. Wenn das K. die Walze verlassen hat, gelangt es zum Dynamometer, d. h. zu dem Apparat, der den auf das K. infolge der Vorwärtsbewegung des Schiffes und der Schwere des bis zum Meeresboden herabhängenden Kabelteils ausgeübten Zug anzeigt. Dieser Apparat besteht aus zwei in gleicher Höhe gelagerten Rädern oder Scheiben, über deren Umfang das K. läuft; ein drittes, mit seinem Achslager in senkrechten Nuten eines Ständers bewegliches schweres Rad preßt das K. in dem Zwischenraum zwischen den beiden Führungsrädern abwärts. Je stärkerer Zug auf das K. ausgeübt wird, desto höher sucht es das bewegliche Rad emporzuheben; in je geringerer Spannung sich das K. befindet, desto tiefer läßt es das obere Rad hinabsinken, weil das K. in dem Zwischenraum der beiden Führungsräder in seiner Spannung nachläßt. Diese Auf- und Abwärtsbewegungen des Bremsrades werden auf einen Hebel übertragen, der vor einer empirisch geeichten Skala spielt; man kann auf letzterer den Zug in Tonnen ablesen. Durch besondere Registriervorrichtungen wird ein stetiges Bild der Spannungen des Kabels aufgezeichnet; ebenso durch einen Tiefenmesser ein Bild der Bodengestaltung; endlich wird mit empfindlichen Galvanometern der elektrische Zustand des Kabels unausgesetzt beobachtet. Zum Aufholen von Kabeln ist eine kleine Dampfmaschine mit Hebevorrichtung auf dem Deck des Dampfers aufgestellt. Während früher die Legung eines Seekabels ein unsicheres, ja gefährliches Unternehmen war, ist dies, entsprechend den auf vielen Erfahrungen beruhenden Fortschritten der Technik, jetzt nicht mehr der Fall.

Zur **Legung und Instandhaltung** unterseeischer Telegraphenlinien werden insgesamt 38 Kabelschiffe unterhalten, die einen Gehalt von 60,169 Ton. und 7983 Pferdekräfte besitzen. Hiervon entfallen auf England 30 Schiffe, auf Frankreich 4, auf Dänemark 2, auf Italien und China je 1 Schiff. 30 Schiffe dieser Kabelflotte gehören Privatgesellschaften. Wesentlich einfacher gestaltet sich die Verlegung der Landkabel. Bei der Herstellung einer unterirdischen Telegraphenlinie wird das K., in Längen von gewöhnlich 1000 m auf einen Haspel gewickelt, zur Arbeitsstelle gefahren. Die Arbeiterkolonne ist in drei Abteilungen geteilt. Die erste schachtet den Graben in der Tiefe von 1 m aus, die zweite legt das von dem Haspel des Kabellegungswagens sich abrollende K. zunächst neben dem Graben aus und senkt es ein, die dritte Abteilung besorgt die Verbindung der einzelnen Kabelenden, schüttet den Graben zu und säubert die Straße.

Die Fernsprechkabel werden, sofern sie unterirdisch geführt werden, nicht unmittelbar in die Erde gebettet, sondern in eiserne Röhren eingezogen, aus denen sie an gewissen sogen. **Kabelaufführungspunkten** an das Tageslicht treten, an den Häusern empor-

Digitized by Google

geführt und mit den oberirdischen Leitungen verbunden werden; die Luftkabel werden, um ihnen die Fähigkeit zu geben, größere Spannungen zu überwinden, an besondern Tragdrähten oder Litzen aus Gußstahldraht mittels kleiner Haken aufgehängt.

Das unterseeische Kabelnetz des Erdballes ist fast ausnahmslos von Privatgesellschaften hergestellt worden und wird von ihnen betrieben, nur kurze K. in Europa sind Eigentum der betreffenden Staaten. Es gibt zur Zeit (1894) 23 Kabelgesellschaften, meist englische, von denen 20 in London und je eine in New York, Paris und Kopenhagen ihren Sitz haben. Sie besitzen zusammen 250 K. mit einer Gesamtlänge von 238,000 km mit 242,000 km Drahtleitung. In Staatshänden befinden sich 800 K., die zusammen nur 27,780 km lang sind und 40,744 km Leitung enthalten. Die bedeutendsten Privatkabelgesellschaften sind: die Eastern Telegraph-Company (70 K. mit 40,800 km), die Eastern Extension Australasia and China Telegraph-Co. (22 K. mit 24,100 km) und die Anglo-American-Telegraph-Co. (13 K. mit 19,100 km). — Große unterirdische Kabellinien hat Deutschland (5764 km Linie und 39,472 km Leitung) und Frankreich (3300 km Linie u. 18,000 km Leitung). Weiteres s. Telegraph.

Kabelader, s. Kabel.

Kabelar (Kabelaring), dünne Kette zum Ankerlichten, früher auf Kriegsschiffen zum Ankerlichten an Stelle der noch ältern Kabel verwendet.

Kabelbahnen, Straßenbahnen mit Betrieb durch ein unter der Straßenoberfläche liegendes, stetig umlaufendes Drahtseil ohne Ende. Das Seil ist an beiden Endpunkten der Bahn um Seilscheiben geschlungen, im übrigen durch kleine Leitrollen (von denen es sich abheben kann) unterstützt und geführt und wird von irgend einer Kraftmaschine in Umlauf gesetzt. Das Mitnehmen der Wagen geschieht durch Greifervorrichtungen, welche vom Wagen aus durch einen schmalen, eisenumsäumten Schlitz des Straßenpflasters in die Höhlung zu dem Seil hinunterreichen u. durch den Wagenführer jederzeit an das Seil festgeklemmt oder davon gelöst werden können. K. sind zuerst in Nordamerika (San Francisco) ausgeführt und dann dort sehr verbreitet worden, insbes. vor Ausdehnung des elektrischen Straßenbahnbetriebes. Auch in England und Schottland (Edinburg) hat man sie an einzelnen Stellen angewendet, wo besonders starke Steigungen zu überwinden sind.

Kabelgarn, s. Tauwerk.

Kabelgatt, vorderster Schiffsraum, als Magazin für Tauwerk ꝛc. dienend.

Kabeljau (Kabliau, auch Bakeljau, holländ. und niederdeutsch), s. Schellfisch. Das Wort K. scheint ebenso wie Labberdan der Sprache der Basken entlehnt, die zuerst Kabeljaufang trieben.

Kabeljausche, politische Partei, s. Hoeksche.

Kabellänge, vor allgemeiner Einführung der Dampfschiffahrt die Länge der Ankertaue, zugleich ein Maß der Entfernungen und der Geschwindigkeit auf See, früher meistens = 120 Faden lang. Jetzt in Deutschland und Österreich der zehnte Teil einer Seemeile = 185,5, rund 185 m; in England (Cable's Length) 1/8 Sea mile = 231,87 m; in Frankreich (Encâblure) neue = 200 m, alte = 195 m (100 Toises); in Dänemark 100 Favne = 188,312 m; in den Niederlanden (Kabellengte) = 225 m; in Portugal (Estadio) = 258 m; in Spanien (Medida o cable) = 200 m (120 Brazas).

Kabelschlag, s. Tauwerk.

Kabelschutzkonvention. Mit Rücksicht auf die eigenartige Natur der unterseeischen Telegraphenverbindungen (Kostspieligkeit der Herstellung, Schwierigkeit der Instandsetzungsarbeiten, Gefährdung öffentlicher und privater Interessen bei Betriebsstörungen) hat es sich als unabweislich erwiesen, den Seekabeln einen internationalen Schutz gegen absichtliche oder fahrlässige Beschädigungen sowie den mit der Legung oder Ausbesserung von Kabeln beschäftigten Schiffen, den sogen. Kabelschiffen (s. Kabel), einen besondern Schutz gegen Behinderung oder Störung ihrer Arbeiten zu gewähren. Auf Einladung der französischen Regierung trat im Oktober 1882 zum erstenmal in Paris eine Konferenz zusammen, der wegen zu Tage getretener Meinungsverschiedenheiten noch mehrere Nachkonferenzen folgten; das Ergebnis war ein Vertrag vom 14. März 1884, dessen Festsetzungen in jedem der unten aufgeführten Länder gesetzmäßig festgelegt worden sind. Das bezügliche in Deutschland mit dem 1. Mai 1888 in Kraft getretene Gesetz vom 21. Nov. 1887 bedroht mit Strafe nicht nur diejenigen Beschädigungen des Kabels, welche die Benutzung desselben verhindern oder stören, sondern auch diejenigen Handlungen, welche an sich geeignet sind, eine derartige Störung zu bewirken. Nur im Falle des sogen. Notstandes, d. h. wenn es sich um die Rettung des Lebens oder des Schiffes handelt, ist die Bestrafung ausgeschlossen. Weitere Bestimmungen regeln das Verhalten der Konzessionäre bei Legung neuer Kabel, bei Reparaturarbeiten ꝛc. und legen den Fischern gewisse Verpflichtungen auf, den Kabelschiffen den für ihre Arbeit erforderlichen Raum freizugeben. Anderseits müssen die Eigentümer von Kabeln Aufopferungen ersetzen, welche Schiffer oder Fischer behufs Vermeidung der Beschädigung eines Kabels gemacht haben. In betreff der Frage, welche Gerichte zur Entscheidung über Vergehen gegen den Vertrag und Übertretungen desselben zuständig sein sollen, gilt in Übereinstimmung mit den Bestimmungen der deutschen Strafprozeßordnung der Grundsatz des forum delicti commissi. Dem Vertrag sind folgende Staaten beigetreten: Argentinien, Belgien, Brasilien, Costarica, Dänemark, Deutschland, Dominikanische Republik, Frankreich, Griechenland, Großbritannien nebst den meisten seiner Kolonien, Guatemala, Italien, die Niederlande, Österreich-Ungarn, Persien, Portugal, Rumänien, Rußland, San Salvador, Schweden und Norwegen, Serbien, Spanien, Türkei, Uruguay, Vereinigte Staaten von Amerika und Vereinigte Staaten von Kolumbien. Leider ist durch das Gesetz die Freiheit des Handelns kriegführender Mächte nicht beschränkt worden.

Kabeltau, s. Tauwerk.

Kabeltelegraphie, s. Kabel und Telegraph.

Kabelverzierung, s. Schiffstauverzierung.

Kabenau, Fluß in Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), entspringt vermutlich in den Gladstonebergen, fließt mit zahlreichen Wasserfällen westwärts in einem nach N. offenen Bogen zwischen dem Finisterregebirge im N., dem Krätke- und Bismarckgebirge im S., östlich vom Konstantinehafen in die Astrolabebai. Der Fluß wurde 1887 durch Schneider und 1888 durch Zöller bis nahe an seine vermutliche Quelle erforscht.

Kabes, Stadt, soviel wie Gabes. (s. d.).

Kabhegy (spr. kábbedj), Bergspitze im Bakonywald

Kabiet, siames. Längenmaß zu 1/4 Nid, = 5,28 mm.

Kabinda, Bezirk des Distrikts Kongo der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, nördlich vom

Digitized by Google

Kongo, umschlossen von Französisch-Kongo, dem Kongostaat und dem Atlantischen Ozean, wurde Portugal durch die Kongokonferenz zugesprochen, und der Umfang durch Verträge mit dem Kongostaat 14. Febr. 1885 und 25. Mai 1891 und mit Frankreich 12. Mai 1886 bestimmt. Danach umfaßt K. mit Landana 460 qkm mit (1887) 8083 Einw., die sich selbst Basiote nennen, von den Europäern aber gleichfalls K. genannt werden. Sie zeichnen sich durch Bildungsfähigkeit und Geschicklichkeit als Schmiede, Tischler und namentlich als Schiffszimmerleute aus und bauen jene seetüchtigen Boote, Palhabotes, mit denen die Küstenschiffahrt an der ganzen Strecke zwischen Gabun und Mossamedes betrieben wird. Auch in den Faktoreien an der Küste sind sie ständig als Arbeiter thätig. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung des Lukola in die Kabindabai, hat einen vortrefflichen Hafen, besteht aus einem Komplex von Dörfern und Faktoreien, zählt 8—10,000 Einw. und wird regelmäßig von englischen Dampfern angelaufen.

Kabine (franz.), soviel wie Kajütte, Koje; auch Badekarren in Seebädern.

Kabinett (franz. Cabinet), eigentlich Nebenzimmer, kleines Gemach; in fürstlichen Palästen das Wohnzimmer sowie auch das Zimmer, in welchem der Fürst seine besondern Angelegenheiten zu besorgen pflegt, daher soviel wie Geschäftsexpedition des Staatsoberhauptes; auch Bezeichnung für die Beamten, welchen diejenigen Geschäfte überwiesen sind, und welche diejenigen Sachen (Kabinettssachen) vorzutragen haben, die vom Fürsten unmittelbar erledigt werden; daher die Titel Kabinettsrat, Kabinettsminister, Kabinettssekretär. Kabinettsfrage heißt eine Frage, von deren Entscheidung es abhängt, ob Minister im Amt bleiben oder nicht, Kabinettsorder (Kabinettsbefehl) ein unmittelbarer Befehl des Fürsten. Das Kabinettsschreiben hat einen weniger förmlichen Charakter als das »Kanzleischreiben«. K. heißt auch die Staatsregierung in ihren Beziehungen zu auswärtigen Verhältnissen; in diesem Sinne spricht und sprach man von dem K. von St. James, dem K. der Tuilerien, dem K. von Petersburg, dem Berliner K. Ein vom Staatsoberhaupt ohne Rücksicht auf den Willen des Volkes, namentlich aus dynastischen Gründen, begonnener Krieg wird Kabinettskrieg genannt. Geheimes K. heißt in manchen Staaten das höchste Landeskollegium oder das Kollegium der Geheimen Räte. K. nennt man ferner ein Zimmer oder eine Abteilung für besonders wertvolle Gegenstände der Künste oder Wissenschaften, die, als Kabinettstücke, nicht allgemeinen Sammlungen einverleibt werden, also im Gegensatz zu Galerien, Sälen (Gemäldegalerie, Bibliotheksaal ꝛc.); hieraus erklären sich Ausdrücke wie Kabinettwein, Kabinettauslese ꝛc. Namentlich heißt K. ein Zimmer, in welchem eine Münzsammlung aufbewahrt wird (Münzkabinett); dann ein Buch, in welchem eine Münzsammlung verzeichnet und beschrieben ist. Schwarzes K., s. Cabinet noir.

Kabinettformat, Format für Photographien, etwas größer als das »Visitenkartenformat«, etwa 16 cm hoch und 11 cm breit.

Kabinettkäfer, s. Speckkäfer.

Kabinettmalerei, ein Zweig der Glasmalerei für profane Zwecke, der sich im 16. Jahrh. ausbildete. S. Glasmalerei, S. 633 u. 636.

Kabinettsjustiz, die unmittelbare Einmischung des Regenten in einen bei den Gerichten anhängigen Rechtsstreit. In Deutschland wurde derselben zuerst durch die Reichskammergerichtsordnung 1495 entgegengewirkt, und seitdem ist die Unabhängigkeit der Gerichte und der Rechtsprechung stets anerkannt worden. Nach der deutschen Reichsverfassung vom 16. April 1871 (Art. 77) ist für den Fall der K. das Recht der Beschwerde an den Bundesrat gegeben, das deutsche Gerichtsverfassungsgesetz aber (§ 1) enthält die ausdrückliche Bestimmung: »Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetz unterworfene Gerichte ausgeübt«, und verbietet überdies noch eine besondere Art der Ausübung der K. durch seinen § 16: »Ausnahmegerichte sind unstatthaft. Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden.« In Österreich ist die Unabhängigkeit der Richter durch das Staatsgrundgesetz vom 21. Dez. 1867 gewährleistet.

Kabinettsminister, **Kabinettstück** } s. Kabinett.

Kabira, Ort im alten Pontos, an einem Zufluß des Lykos. Mithridates d. Gr., der sich häufig hier aufhielt und auf der nahen Burg Känon seine Schätze verwahrte, verschönerte den Ort; Pompejus erhob ihn zur Stadt, die er Diopolis nannte; in der Kaiserzeit hieß sie Neocäsarea, woraus der heutige Name Niksar entstand. Konzil daselbst 314.

Kabiren, Götter eines samt dem Worte (»die Großen, Mächtigen«) von den Phönikern entlehnten Geheimkultes der Griechen, ursprünglich als hilfreiche Seegötter auf den Inseln Lemnos, Imbros und besonders Samothrake, dann auch in der Troas, in Thessalien und Böotien verehrt, ursprünglich wohl in der Zweiheit: ein älterer, nachmals mit Hephästos (s. d.) oder (in Böotien) mit Dionysos (s. d.) identifiziert, und ein jüngerer, Kadmilos oder Kasmilos genannt und vielfach mit Hermes (s. d.) oder dem thebanischen Kadmos (s. d.) oder dem troischen Dardanos (s. d.) identifiziert. Als ihre Verehrung mit dem Kult der Demeter und Kora oder der Rhea in enge Verbindung getreten war, erscheint auch eine weibliche Kabirin (Kabiro) und als Namen der drei K.: Axieros, Axiokersa und Axiokersos. Später wurden sie auch den Dioskuren (s. d.), von römischen Theologen der Trias der kapitolinischen Gottheiten oder den Penaten (s. d.) gleichgesetzt. Tempel der K. sind in Samothrake und in Theben in neuester Zeit ausgegraben worden. Vgl. Preller-Robert, Griechische Mythologie, Bd. 1, S. 847 ff. (Berl. 1894); Rubensohn, Die Mysterienheiligtümer in Eleusis und Samothrake (das. 1892).

Kabis, s. Kohl.

Kabitai, s. Kavitay und Koba.

Kabliau, s. Kabeljau.

Kabolapojana, Bad in Ungarn, s. Ghertyánliget.

Kabomboideen, s. Nymphäaceen.

Kabotage, s. Küstenfrachtfahrt.

Kabra, Stadt im Sudân, s. Kabara.

Kabriolett (franz. Diminutiv von cabriole, »Ziegensprung«), so genannt wegen seines leichten Baues, zweiräderiger, einspänniger, meist mit Verdeck versehener Gabelwagen. Bei Postkutschen heißt K. die vordere kleinere, meist nach vorn offene Abteilung mit nur einer Reihe Sitze.

Kabul, Fluß im östlichen Afghanistan, entspringt unter 34° 21′ nördl. Br., 2511 m ü. M. am Ostabhang der Pagmankette bei dem Unaipaß, fließt in östlicher Richtung, einen großen Bogen nach S. bildend, an der Stadt K. vorüber, wird durch zahlreiche Zu-

Digitized by Google

flüsse (Logar, Alischang, Kunar, der im Lande selbst als Hauptstrom gilt, Swat) verstärkt, tritt nordöstlich vom Chaiberpaß auf britisches Gebiet und mündet nach etwa 500 km langem Laufe oberhalb Attok in den Indus. Der Fluß hat ein außerordentlich starkes Gefälle; seine Quellen liegen 2511 m ü. M., bei Kabul ist er 1917, bei Dschellalabad 584 und bei Peschawar 325 m ü. M. Von Dschellalabad trägt er neben Flößen aus aufgeblasenen Ziegenfellen auch Schiffe von 50 Ton.

Kabul, Hauptstadt von Afghanistan, zugleich der gleichnamigen Provinz (Kabulistan), die in vier Kreisen: Dschellalabad, Ghasni, K. und Kuram, 900,000 Einw. zählt, unter 34° 30′ nördl. Br. und 69° 18′ östl. L. v. Gr., am Flusse K., über den mehrere Brücken führen, 1950 m ü. M., am Westende einer weiten Ebene, welche hier durch zwei aufeinander stoßende Höhenzüge abgeschlossen wird. Die Stadt besteht aus der Citadelle, dem Bala Hissar, einer Stadt für sich mit dem Palast des Schahs, mit drei Türmen mit vergoldeten Kuppeln u. großem Säulensaal, Regierungsgebäuden, großen Gärten, einem Bazar, der alten Stadt, die durch Mauern mit Thoren in verschiedene Quartiere geteilt ist und in ihren engen Gassen kein einziges bemerkenswertes Gebäude zählt, und weiten Vorstädten und hat etwa 60,000 Einw., darunter 12,000 Türken und Perser, die Nadir Schah hierher führte, außerdem Armenier und Juden. Die an sich starken Werke der Festung werden durch benachbarte Höhen beherrscht, die Wälle der Stadt sind längst gefallen. Die gewerbliche Thätigkeit ist unbedeutend, doch hat sich in K. als Kreuzungspunkt wichtiger Handelsstraßen von jeher ein lebhafter Verkehr entwickelt, dem zwei ziemlich parallel laufende, fast eine halbe Stunde lange Bazare dienen. Der Handel mit Britisch-Indien wird durch hohe Zölle zu gunsten Russisch-Turkistans beeinträchtigt und nimmt stetig ab; 1893/94 betrug der Handel mit Indien nur noch 5,940,460 Rupien. — K. ist eine sehr alte Stadt und schon durch den Zug Alexanders d. Gr. bekannt geworden; Baber, der hier begraben liegt, machte es zu seiner Hauptstadt, doch hat die Stadt diesen Rang erst seit dem Ende des letzten Jahrhunderts endgültig behauptet. In den Kämpfen mit England hat K. wiederholt eine hervorragende Rolle gespielt; bei der Eroberung durch die Engländer 1842 wurde fast die ganze Stadt zerstört; ein Erdbeben 14. Okt. 1874 vernichtete gegen 1000 Häuser. Vgl. Afghanistan (Geschichte).

Kabüse (Kabüse, vgl. engl. caboose, »Schiffsküche«), ärmliche kleine Wohnung, schlechtes Zimmer.

Kabylen (arab. Qabail, »Stämme«, Mehrz. von Kabil), ein zur hamitischen Familie gehöriges Volk berberischer Abstammung in Algerien und Tunis, dessen Zahl für ersteres auf 760,000 berechnet wird. Ursprünglich reine Berber, haben sie von jeher durch karthagische, griechische, römische, vandalische, arabische, spanische, italienische, französische Flüchtlinge eine starke Beimischung fremden Blutes erhalten. Sie sind mittelgroß, starkknochig, von dunkelbrauner, ins Schmutziggelbe spielender Hautfarbe. Sie sind sämtlich Mohammedaner, seßhaft, gastfrei, halten fest an der Blutrache, die nie durch Geld abgekauft werden kann, wohnen in Dörfern, treiben Ackerbau (Spatenwirtschaft), mehr aber Viehzucht, zeichnen sich auch im Weben von Stoffen und in der Verfertigung von Waffen aus und bearbeiten die Eisen- und Bleibergwerke des Atlas. Man findet Wassermühlen, Teppichwirkereien u. Töpfereien bei ihnen; besonders national aber ist die Ölbereitung. Auch wandern jährlich Tausende in die Städte, selbst nach Tunis, hinein, um als Lastträger und Arbeiter, namentlich in den Häfen, eine kleine Summe zu erwerben, mit der sie in die Heimat zurückkehren. Grammatiken ihrer zu dem hamitischen Sprachstamm gehörigen Sprache lieferten Hanoteau (Algier 1858), Basset (Par. 1887), Belkassem (das. 1887). Proben ihrer Volkspoesie veröffentlichten Hanoteau (Algier 1867), Rivière (Par. 1883), Basset (in den »Bulletins de correspondance africaine«, Algier 1885), Rinn (in der »Revue africaine«, Par. 1887) u. a. Unter den verschiedenen Stämmen der K. besteht eine Art von traditionellem Bündnis (Soff), welches in Fällen großer gemeinschaftlicher Gefahr ins Leben tritt. Ihre Verfassung ist rein demokratisch. Jeder Stamm (Artsch) teilt sich in so viel Bezirke (Charuba), wie er Thäler oder Berge besetzt hält; der Amine ist der Anführer im Kriege, der Richter im Frieden. Die wahre und permanente Macht ruht in der Sawia oder kirchlichen Gemeinde, die von Marabuts gebildet wird. Die Gesetzgebung geht von der Dschemma, der allgemeinen Versammlung des Ortes, aus, in der jeder zu erscheinen berechtigt ist, der sich im Besitz einer Flinte befindet. Die von der Sawia erhobenen Steuern dienen dazu, die Armen zu ernähren, Mittel der Gastfreundschaft für Reisende zu gewähren und den den Marabuts übergebenen Kindern Unterhalt zu verschaffen. In jeder Sawia befinden sich eine Moschee oder Kubba (Kapelle), die sich über dem Grabe eines heiligen Marabut erhebt, eine Schule und Wohnungen für Schüler und Gelehrte, Bettler u. Reisende. Das von den K. Algeriens bewohnte Kabylien, der meist sehr gebirgige östliche Küstenstrich zwischen Wadi Isser u. Wadi Kebir, zerfällt in Großkabylien, ein reichbewässertes, großartiges, fruchtbares Bergland, das in Dreiecksgestalt zwischen den Küstenplätzen Dellis und Dschidschelli und dem Setif im S. sich ausdehnt und durch den Dschurdschura genannten Teil des Kleinen Atlas in zwei Hälften geteilt wird, und in Kleinkabylien, das östlich an das vorige grenzt und von Dschidschelli bis Philippeville reicht. Vgl. Hanoteau und Letourneux, La Kabylie et les coutumes kabyles (Algier 1873, 3 Bde.); Farine, Kabyles et Kroumirs (Par. 1881); Liorel, Races berbères. Kabylie du Jurjura (das. 1893); Ficheur, Description géologique de la Kabylie du Djurjura (das. 1890).

Kachéktik, s. Kacherie.

Kacheln, vierkantige glasierte Platten aus gebranntem Thon, aus welchen die Kachelöfen (s. Zimmeröfen) zusammengesetzt werden. Jede Kachel besteht aus dem Blatt und einem aufstehenden Rande, der Zarge. Man bildet die K., indem man aus einem Thonklotz von genügender Größe mit Hilfe eines Drahtes Platten schneidet, die Zarge auf der Scheibe als kreisrunden Ring dreht, dann ins Viereck biegt und auf die Platte klebt. Besser und schneller werden die K. aber im ganzen aus dicken Thonplatten gepreßt, wobei die flache Außenseite der K. durch eine ebene Preßplatte, die innere Vertiefung durch einen entsprechend gestalteten Preßkern oder Stempel und die Aushöhlung der äußern Randfläche durch einen am Scharnier zu öffnenden Rahmen gebildet wird. Die Ränder der K. geben denselben mehr Festigkeit beim Aufstellen und gestatten, daß die Öfen inwendig stark mit Lehm überzogen werden können. Die gebrannten K. werden oft auf einer eisernen Platte mit Sand abgeschliffen und dann glasiert. Die weiße Glasur

Digitized by Google

besteht aus Mennige, Zinnasche, Quarzsand, Thon, kohlensaurem Kalk, kohlensaurer Magnesia und Soda. K. ohne Glasur nennt man Biskuitkacheln, die glasierten Schmelzkacheln. K. zur Herstellung von Kachelöfen wurden schon im 9. Jahrh. gefertigt, um welche Zeit sich bereits in St. Gallen Kachelöfen befanden. Seit dem 13. und 14. Jahrh. wurden letztere überall in Mittel- und Süddeutschland, besonders in Nürnberg und der Schweiz, fabriziert. Die ältesten, mit figürlichen, ornamentalen u. Wappenreliefs verzierten Ofenkacheln aus gebranntem und glasiertem Thon gehören der gotischen Zeit, dem 14. und 15. Jahrh., an. Heilige und profane Figuren, Darstellungen aus der heiligen Geschichte, Wappen und Allegorien bildeten schon frühzeitig den Schmuck der meist grün, seltener schwarz glasierten Ofenkacheln (s. Tafel »Keramik«, Fig. 1 u. 16), der sich im Laufe der Renaissance zu einem den ganzen Ofen überziehenden Bildercyklus erweiterte. Schon die Gotik hatte dem Kachelofen durch Scheidung in Auf- und Untersatz mit Gesims und Fuß eine architektonische Gliederung gegeben, welche von der Renaissance nach antiken Architekturformen noch reicher ausgebildet wurde. In der Keramik des 16. u. 17. Jahrh. spielte der Kachelofen eine hervorragende Rolle. Süddeutschland, Tirol und die Schweiz waren die Hauptfabrikationsorte glasierter Kachelöfen, die, oft durch Seiten- und Hintersitze erweitert, ein Hauptstück der Zimmerausstattung bildeten und von oben bis unten mit Figuren, Reliefs, Sprüchen und allerlei Zierat versehen wurden. Reich an solchen Öfen sind das Germanische Museum und die Burg in Nürnberg, die Burg Trausnitz bei Landshut, das Rathaus zu Augsburg (Fig. 1) und zahlreiche Privathäuser und Burgen in der Schweiz (Fig. 2) und in Tirol. Im 17. Jahrh. wurden glatte K. farbig und besonders blau auf weiß nach dem Vorbilde der holländischen Fayencemalerei dekoriert. Um 1700 nahm die Öfenfabrikation nochmals einen künstlerischen Aufschwung in Winterthur. Sonst geriet mit dem Beginn des 18. Jahrh. die alte Kunst in Verfall, und es entwickelte sich der Rokoko-Ofen, zum Teil mit reicher Vergoldung und Bemalung versehen, der im Anfang des 19. Jahrh. dem antik stilisierten Ofen weichen mußte, der durch Schinkel und seine Schüler eingeführt wurde und lange Zeit ausschließlich in der Mode blieb. Erst in neuerer Zeit sind neben dem weißen Kachelofen wieder Nachbildungen alter Kachelöfen in gotischen, Renaissance- u. Rokokoformen überall verbreitet worden, was mit der Reform der modernen Zimmerausstattung (s. d.) zusammenhängt. Vgl. Roeper u. Bösch, Sammlung von Öfen in allen Stilarten vom 16. bis Anfang des 19. Jahrhunderts (Münch. 1895).

Fig. 1. Kachelofen von Abam Vogt (Rathaus in Augsburg).

Fig. 2. Gemalter Fayenceofen (Zürich).

Kachelöfen, s. Kacheln.

Kachelot, s. Pottwal.

Kachetien (Kacheti), Landschaft in Transkaukasien, am Oberlauf des Jora und Alasan, jetzt der Ostteil des russ. Gouv. Tiflis (die Kreise Signach und Telaw) und der Sakatalkskische Bezirk nebst einem Teile des Gouv. Jelissawetpol. Sie besitzt schöne Eichenwälder und liefert Getreide, Tabak, Seide und berühmten Wein, jährlich 360,000 hl im Werte von 8 Mill. Rubel. Die Kachetiner gehören zu den Georgiern und gelten als die kriegerischsten derselben, meist gehören sie der grusinischen und der armenisch-gregorianischen Kirche an. Unter ihnen findet man deutsche Kolonien (Marienfeld, Petersdorf 2c.) mit zusammen gegen 4200 Einw. Die Landschaft bildete ehemals das Kachetische Königreich mit der Hauptstadt Telaw, kam schon 1589 an Rußland, fiel aber bald darauf unter die Herrschaft Grusiens. 1801 wurde sie Rußland einverleibt. Die Erbgüter der georgischen Fürsten liegen meist in K.

Kacheu, portug. Fort, s. Cacheo.

Kachexie (Kachéxie, griech., eigentl. Kakoexie, Gegensatz von Euexie), der »schlechte (Ernährungs-) Zustand« des Körpers. Die K. resultiert entweder direkt aus mangelhafter Darreichung von Nahrung oder aus verschiedenen chronischen Krankheiten, namentlich aus Dyskrasien (Syphilis, Leukämie, Tuberkulose, Alkoholismus, Krebskrankheit), welche die Ernährung sämtlicher Organe beeinträchtigen und sich durch ein leidendes Aussehen (habitus cachecticus) kundgeben. Die K. äußert sich durch Schwund des Fettgewebes, bleiche und fahle Gesichtsfarbe, welke, runzelige, locker angeheftete, oft auch schelferige Haut, welkes und schwaches Muskelfleisch, gebeugte Haltung, grämlichen Gesichtsausdruck 2c. S. Auszehrung.

Kachieren (franz.), s. Kaschieren.

Kachondé (spr. katsch-, auch Cachoudé, Cachundé, Pastilles du sérail), Kaumittel im Orient aus Katechu, Zucker u. Gewürz, soll Wohlgeruch des Atems bewirken.

Kachowka, Flecken im russ. Gouv. Taurien, Kreis Dnjeprowsk, wichtig wegen seiner zwei Märkte im Mai und Oktober mit einer Warenzufuhr (Getreide, Wolle, Vieh) im Werte von 2—2¾ Mill. Rubel.

Kačić-Miošić (spr. -tschitsch-mioschitsch), Andrija, serbisch-kroat. Dichter, geb. 1690 zu Brist in Dalmatien aus einem alten Geschlecht, gest. 1760 im Kloster Zaostrog, trat in den Franziskanerorden, vollendete seine theologischen und scholastisch-philosophischen Studien in Pest und wirkte dann als Professor im Kloster Makarsko und in Sebenico. Später war er als päpstlicher Legat in Dalmatien, in Bosnien und der Herzegowina thätig. K. genießt als Dichter eine große, bis heute anhaltende Popularität. Er hatte auf seinen Reisen ein lebhaftes Interesse an den nationalen Überlieferungen seiner Heimat gefaßt und dichtete im volkstümlichen Stil eine Reihe historischer Gesänge, worin er in poetischer Form die nationale Geschichte darstellte. Dieselben erschienen unter dem Titel: »Razgovor ugodni naroda slovinskoga« (»Angenehmer Trost des slawischen Volkes«, Vened. 1756) und sind noch gegenwärtig, nachdem sie zahlreiche Auflagen erlebt, als »Pjesmarica« (»Liederbuch«, zuletzt Agram 1875) allgemein bekannt. Eine Biographie des Dichters enthält die Schrift »Vjenac uzdarja narodnoga Andr. K.« (»Kranz nationaler Dankbarkeit für K.«, Zara 1861).

Kács (spr. kätsch), Badeort im ungar. Komitat Borsod, am Fuße des Bükkgebirges, nördlich von Mezökövesd, mit einer indifferenten Therme von 23,5° und (1890) 542 magyar. (römisch-katholischen) Einwohnern.

Kadapa (Cuddapah), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts (22,649 qkm mit 1891: 1,272,072 Einw.) in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, unfern des Pennarflusses, an der Bombay-Madras-Eisenbahn, ist Sitz einer evangelischen und einer katholischen Mission, hat Weberei grober Baumwollenzeuge, Handel mit Baumwolle und dem vortrefflichen Indigo der Umgegend und (1891) 17,379 Einw.

Kadarka, s. Weinstock.

Kadāver (lat.), toter Körper, Leichnam, besonders von (Haus-) Tieren und dann soviel wie Aas (s. d.); kadaverös, leichenhaft.

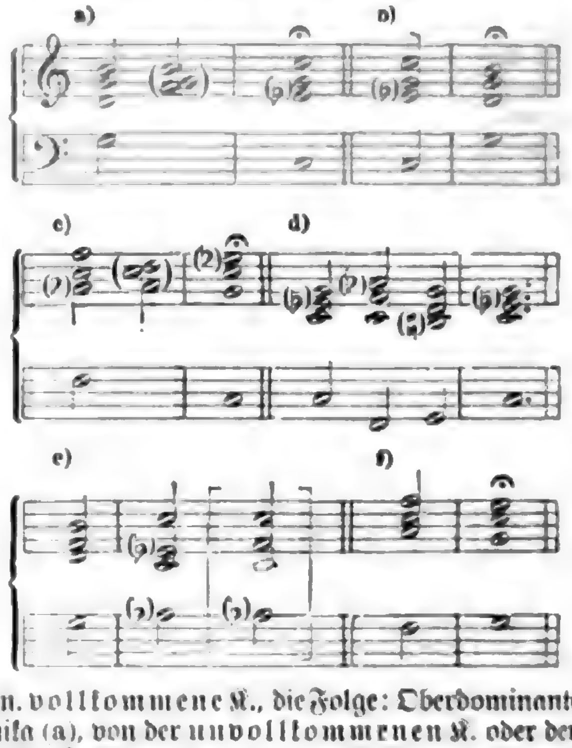
Kadaveralkaloide, s. Leichenalkaloide.

Kaddig, s. Wacholder.

Kaddigöl (Kadeöl, Kranewettöl, Cadieöl, Oleum juniperi empyreumaticum), aus Wacholderholz, besonders von Juniperus oxycedrus *L.* in Südfrankreich, durch einen Schwelprozeß gewonnener Teer, ist dunkelbraun, etwas dickflüssig, riecht mild teerartig, nicht unangenehm, schmeckt aromatisch brennend, bitter, ist leichter als Wasser, in Alkohol unvollständig, in Äther leicht und vollständig löslich. Man benutzt K. gegen Hautkrankheiten, Gicht, Rheuma und als Wurmmittel auch in der Veterinärpraxis. Hebras flüssige Teerseife besteht aus 25 K. und 25 schwarzer Seife, gelöst in 50 Alkohol.

Kaddisch (chald., »heilig«), ein schon im Talmud erwähnter, in der damals allgemein verständlichen chaldäischen Sprache abgefaßter Lobhymnus der jüdischen Liturgie, der erstens als Halb- (chazi K.) und Ganzkaddisch (K. schalem) am Ende der verschiedenen Teile des Gottesdienstes, zweitens als K. der Gelehrten (Rabbonimkaddisch), eine Bitte für das Wohlergehen Israels und seiner Gelehrten enthaltend, am Schluß eines Lehrvortrags oder des Thorastudiums, drittens als Waisenkaddisch (K. jatôm) von den männlichen Waisen während der ersten elf Monate des Trauerjahres und an der Jahrzeit (s. d.), endlich viertens als K. der Verjüngung (K. d'itchadata) bei Begräbnissen gesprochen wird.

Kaden, Woldemar, Schriftsteller, geb. 9. Febr. 1838 in Dresden, widmete sich dem Lehrfach und wirkte nach einem einjährigen Aufenthalt in Paris 1867—73 als Direktor der deutschen Schule zu Neapel, wo er dann 1876—82 die Professur der deutschen Sprache u. Litteratur am philologischen Gymnasium bekleidete und noch gegenwärtig lebt. Seine Schriften schildern in munterer und ansprechender Weise Land und Leute Italiens. Es erschienen von ihm: »Wandertage in Italien« (Stuttg. 1874); »Durstige Tage« (das. 1874); »Italiens Wunderhorn« (Volkslieder, das. 1878); »Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens« (Berl. 1880); »Unter den Olivenbäumen, süditalische Volksmärchen« (Leipz. 1880); »Italienische Gipsfiguren« (Oldenb. 1881, 3. Aufl. 1891); »Italien. Eine Sommerfahrt« (Glogau 1881); »Skizzen und Kulturbilder aus Italien« (Jena 1882, 2. Aufl. 1889); »Pompejanische Novellen« (Stuttg. 1882); »Nach dem Süden. Wanderungen« (mit F. Wernick, Leipz. 1882); »Die Insel Ischia« (Luzern 1883); »Die Riviera« (mit H. Reitel, illustriert, Stuttg. 1884—85; 2. Aufl., Berl. 1891); »Neue Welschlandbilder und Historien« (Leipz. 1885); »Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten ital. Novellistik« (2. Aufl., Dresd. 1889); »Durchs Schweizerland« (Gera 1895). Außerdem schrieb er den Text zu dem Prachtwerk »Schweizerland« (Stuttg. 1877) und mehrere Reiseführer (Italien, Gotthardbahn u. a.). Auch übersetzte er »Die Verlobten« von Manzoni (Stuttg. 1883) und Misasis »Kalabrische Novellen« (das. 1884) und gab Sagen der Quichua- und der Guarani-Indianer (1895) heraus.

Kadénz (ital. Cadenza), soviel wie Schlußfall (clausula), d. h. eine harmonische Wendung, welche einen Ruhepunkt oder Abschluß bildet. Man unterscheidet die

sogen. vollkommene K., die Folge: Oberdominante-Tonika (a), von der unvollkommenen K. oder dem Halbschluß (b); doch wird auch die Plagalkadenz,

Digitized by Google

d. h. die Folge: Unterdominante-Tonika (c), unvollkommene K. und die große K., die Folge: Unterdominante-Oberdominante-Tonika (d), auch vollkommene genannt. Trugkadenz heißt die Wendung der Oberdominante nach einem andern Akkord als dem der Tonika (e). Aufgehaltene K. (Fermate) endlich ist in Konzerten mit Orchester, Sonaten rc. ein Halt inmitten der K., meist auf dem Quartsextakkord der Tonika (f), dem ein mehr oder minder ausgesponnenes brillantes Passagenwerk folgt, in welchem der Virtuose meist noch die größten Schwierigkeiten zu überwinden hat. In früherer Zeit schoben die Künstler in die »aufgehaltene K.« freie Improvisationen über Themen des gespielten Werkes ein. Beethoven zog es vor, dem Virtuosen auch vorzuschreiben, was er an dieser Stelle spielen solle, schrieb zu seinen frühern Konzerten gesonderte »Kadenzen« (so nannte man nun auch diese Einschiebsel selbst) und fügte seinem Es dur-Konzert dieselben gleich von vornherein als organische Teile ein. Auch in Schumanns Klavierkonzert und andern neuern Werken ist die K. integrierender Teil des Ganzen. Gleichwohl belieben die Pianisten auch heute noch, in die Beethoven-Konzerte andre, wenn auch nicht mehr improvisierte Kadenzen einzuschieben; Moscheles, Reinecke u. a. haben solche Kadenzen herausgegeben.

Kadénz (Kadence, franz. Cadence), taktmäßiger Gleichtritt beim Marsche der Fußtruppen. Vgl. Tempo.

Kadenzieren, in der Musik soviel wie eine Kadenz (s. d.) machen.

Kadeöl, s. Kaddigöl.

Kades (K. Barnea), Ort im äußersten Süden Palästinas und des Stammes Simeon, wo die Israeliten auf ihrer Wanderung nach Palästina verweilten, von wo Moses die Kundschafter aussandte, und wo Mirjam starb rc.; heute Ain Kadis.

Kadett (franz. Cadet), in Frankreich früher Name der »jüngern Söhne« adliger Familien. Da Ludwig XIV. für diese besondere Kompanien errichtete, in denen sie als Freiwillige dienen konnten, bis sie das Offizierspatent erhielten, hieß jeder junge Edelmann, der in die Armee eintrat, Cadet. Jetzt werden die Zöglinge militärischer Erziehungsanstalten zur Heranbildung von Offiziersaspiranten für die Armee Kadetten (s. Kadettenhäuser) genannt. In Österreich-Ungarn heißen Kadetten die bei der Truppe befindlichen Offiziersaspiranten, die bis zum Kadett-Offizierstellvertreter heraufrücken und dann zum Offizier befördert werden. Die Schüler der österreichischen Militärbildungsanstalten heißen Zöglinge. — In der deutschen Marine sind Kadetten die zu Seeoffizieren sich ausbildenden jungen Leute, mit dem Range eines Gemeinen, welche nach entsprechender Ausbildung zunächst zu Seekadetten befördert werden, die im Range den Portepeefähnrichen gleichstehen. Der Seekadett heißt in England Midshipman, in Frankreich Aspirant de la marine, in Rußland Garde-marine, in Holland Adelborst, in Italien Guardiamarina, in den Vereinigten Staaten Naval cadet. Vgl. Marine.

Kadettenhäuser (Kadettenanstalten), militärische Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, in welchen junge Leute (Kadetten), besonders die Söhne verdienter Offiziere und Beamten, für die Offizierslaufbahn vorgebildet werden. Sie erhalten daselbst auf Kosten des Staates oder gegen jährliche Pension wissenschaftlichen Unterricht und militärische Ausbildung als direkte Vorbereitung für ihren spätern Beruf. Die Kadettenkorps sind französischen Ursprungs (s. Kadett), doch wurden in Frankreich die Kadettenanstalten in Militärschulen umgewandelt. In Deutschland wurden vom Großen Kurfürsten 1653 in Kolberg, später in Magdeburg und Berlin K. errichtet, die Friedrich Wilhelm I. 1717 in Berlin vereinigte. Friedrich II. errichtete K. in Kulm, Stolp, Kalisch und Potsdam. Die Anstalt in Kulm wurde 1890 nach Köslin verlegt. Stolp wurde 1811 aufgelöst, dagegen neu errichtet 1838 Wahlstatt, 1840 Bensberg, 1868 Plön und Oranienstein und 1892 Karlsruhe in Schlesien. In Sachsen organisierte Johann Georg IV. 1725 eine Kadettenkompanie, die zugleich eine Art Leibwache bildete; aus ihr entstand das noch bestehende Kadettenhaus in Dresden. Bayern gründete 1857 eine Kadettenanstalt in München. Der Lehrplan des preußischen Kadettenkorps ist durch Kabinettsorder vom 18. Jan. 1877 mit dem der Realschulen erster Ordnung (Realgymnasien) in Übereinstimmung gebracht. Bei den sieben Voranstalten zu Köslin, Potsdam, Wahlstatt, Bensberg, Plön, Oranienstein und Karlsruhe bestehen die vier Klassen Sexta bis Tertia; Sekunda, Prima und Selekta in der 1878 von Berlin nach Lichterfelde verlegten Hauptkadettenanstalt. Die Aufnahme erfolgt vom vollendeten 10. bis zum 15. Lebensjahre. Die Stellen sind teils Freistellen, teils etatmäßige Stellen mit Erziehungsbeiträgen von 90—450 Mk. jährlich, teils Pensionärstellen mit 800 Mk. Erziehungsbeitrag. Zöglinge werden bis auf Sachsen und Bayern aus dem ganzen Reichsgebiet aufgenommen. Ausnahmsweise werden Ausländer gegen bedeutend höhere Pension zugelassen. Den Unterricht erteilen Zivillehrer und Offiziere. Die Lichterfelder Kadetten, welche die Obersekunda zur Zufriedenheit durchgemacht haben, werden zur Portepeefähnrichprüfung zugelassen. Wer ausreichend körperlich entwickelt ist, wird nach bestandener Prüfung als charakterisierter Portepeefähnrich in der Armee angestellt oder in die Selekta versetzt. Die Kadetten erhalten hier denselben militärischen Fachunterricht wie die Fähnriche auf den Kriegsschulen u. treten nach erfolgreicher Beendigung des einjährigen Kursus als Offiziere in die Armee. Obersekundaner von nicht ausreichender körperlicher Entwickelung sowie körperlich ausreichend entwickelte, begabte Kadetten von guter Führung können, letztere auf Wunsch der Angehörigen, in Unterprima aufgenommen werden und treten nach Absolvierung der Klasse je nach Wunsch der Angehörigen entweder in die Armee, oder sie werden nach Oberprima versetzt. Die Abiturienten treten als patentierte (wirkliche) Fähnriche in die Armee oder werden einer Kriegsschule überwiesen und erhalten nach »gut« bestandener Offiziersprüfung ein Sekondleutnantspatent vom Tage ihres Eintritts in die Armee. Die Voranstalten haben je 150—240 Kadetten, jede Anstalt steht unter einem Stabsoffizier und gliedert sich in 2 Kompanien zu je 3—6 Brigaden (Erziehungsabteilungen) unter einem Offizier (Erzieher). Die Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde steht unter einem Oberst als Kommandeur, ist in 2 Bataillone zu je 5 Kompanien gegliedert und hat eine etatmäßige Stärke von 1000 Kadetten. Jede Kompanie enthält Kadetten aller Klassen, und die Selektaner versehen den Dienst als Unteroffiziere. Die Anstalt nimmt an den Paraden und Truppenübungen der Berliner Garnison teil, eine Anzahl K. versieht bei feierlichen Gelegenheiten Pagendienste bei Hof. Vgl. v. Scharfenort, Das königlich preußische Kadettenkorps 1859—92 (Berl. 1892); Teicher, Das königlich bayrische Kadettenkorps (Münch. 1890).

Digitized by Google

Österreich-Ungarn hat 12 Infanteriekadettenschulen (Wien, Budapest, Prag, Karlstadt, Karthaus bei Brünn, Lobzow bei Krakau, Hermannstadt, Triest, Liebenau bei Graz, Preßburg, Innsbruck, Temesvar) und je eine Kavallerie- (Weißkirchen), Artillerie- (Wiener Arsenal) und Pionierkadettenschule (Hainburg). Der Unterricht umfaßt in 4 Jahrgängen deutsche und französische Sprache, Geographie und Geschichte, Mathematik, Physik, Chemie, Zeichnen, Waffenlehre, Taktik ꝛc. Schulgeld wird in verschiedenen Abstufungen gezahlt. Nach absolvierter Schule treten die Zöglinge als Kadetten mit Unteroffiziersrang oder als Kadett-Offizierstellvertreter in die Armee. Die eigentlichen K. sind die Militärschulen und die Militärakademie (s. d). In der Schweiz werden die Schüler der Bürgerschulen im Frühjahr und Herbst an mehreren Abenden jeder Woche von Offizieren und Exerziermeistern eingeübt (s. Jugendwehren). In Rußland bestehen 21 Kadettenkorps, der Unterricht umfaßt die Realien, deutsche und französische Sprache. Nach Absolvierung der 7 Klassen werden die Kadetten den Kriegsschulen zugeteilt. Die Schulen haben Freistellen und zahlende Pensionärstellen. Die älteste Klasse jedes Kadettenkorps ist militärisch als Kompanie formiert. Schlecht veranlagte Schüler werden auf zwei Militärschulen für den Eintritt in die (14) Junkerschulen (mit zusammen etwa 3000 Schülern) vorbereitet, welche letztere den Zöglingen in zweijährigem Kursus das für einen Frontoffizier notwendige Maß allgemeiner und militärischer Bildung erteilen. Das finnländische Kadettenkorps und das Pagenkorps haben über den gewöhnlichen noch eine Sonderklasse für rein militärischen Unterricht, aus welcher die Zöglinge als Offiziere für die finnländischen Truppen, bez. für die Garde entlassen werden.

Kadettenkorps, s. Kadettenhäuser.

Kadi (arab.), eigentlich soviel wie Richter, kann seinem Stande nach nur ein Geistlicher sein und zwar ein solcher, der während seiner theologischen Laufbahn dem Fikh, d. h. Recht, welches bekanntermaßen bei den Muslim auf dem Koran beruht, ein besonderes Studium zugewendet hat. In der Türkei, wo das Kadiwesen einigermaßen geregelt ist, stehen die Kadis, die hier auch Naib (s. d.) genannt werden, unter dem Scheich ul Islam und erhalten regelmäßigen Sold. In Persien ist die Kadiwürde vom Staat ganz unabhängig, während in Mittelasien und Afghanistan, wo diese Würde an Bedeutung gewinnt, der Unterhalt der Kadis von den frommen Stiftungen und den Kontributionen der Privaten bestritten wird. K. kelân, oberster Richter in Turkistan u. Afghanistan.

Kadiakinseln, Inselgruppe an der Südküste der Halbinsel Alaska, von der sie durch die Schelikowstraße getrennt wird, unter 57° 47′ nördl. Br. und 152° 14′ westl. L. v. Gr., besteht aus der Hauptinsel Kadiak und den kleinen Inseln Afognak, Saltschidak, den Trinityinseln (Sitschunak und Tupidak) und Schuiak, zusammen 10,000 qkm (182 QM.). Die Hauptinsel Kadiak hat 8975 qkm (163 QM.) mit (1880) 1500 Einw., meist Kaniagmut (Eskimo), außerdem Indianer, Weiße und Mischlinge, die auf der dichtbewaldeten und mit guten Häfen versehenen, aber für Ackerbau völlig ungeeigneten Insel Lachsfischerei, Seeotterfang und Jagd auf Pelztiere treiben und Eis für die Ausfuhr zurichten. Der gleichnamige Distrikt ist 183,580 qkm (3334 QM.) groß und hatte 1880: 4352 Einw. (951 Weiße und Mischlinge, 2211 Eskimo, 1190 Indianer).

Kadiköi, Vorort von Konstantinopel (s. d.), auf der asiatischen Seite des Bosporus südlich von Skutari gelegen.

Kadim (arab.), neu, häufig vor nordafrikanischen Ortsnamen.

Kadischi, gemeine arabische Pferde.

Kadlubek, Wincenty, der erste namhafte poln. Geschichtschreiber, geb. um 1160 in Karwow unweit Stobnica, gest. 1223, studierte vermutlich an italienischen oder französischen Hochschulen Theologie und die Rechte und ward nach seiner Rückkehr ins Vaterland Propst von Sandomir und 1207 Bischof von Krakau. Seit 1218 bis zu seinem Tode lebte er als Mönch im Cistercienserkloster zu Jedrzejow (Klein-Maimund) und ward von Clemens XIII. 1764 kanonisiert. Seine »Chronik von Polen«, die in vier Büchern bis 1206 reicht, ist lateinisch und zwar die ersten drei Bücher in Form eines Dialogs zwischen zwei Bischöfen geschrieben und wurde die Grundlage aller spätern Chroniken bis auf Dlugosz. Die erste Ausgabe von Felix Herburt (Dobromil 1612) wurde im 2. Bande des Geschichtswerkes von Dlugosz (s. d.) wieder abgedruckt; neuere Ausgaben besorgten Kownacki (Warsch. 1824) und Bielowski (Lemberg 1872). Vgl. Ossolinski, Vinzenz K. (deutsch von Linde, Warsch. 1822); Zeißberg, W. K., Bischof von Krakau und seine Chronik Polens (Wien 1869).

Kadmeia, die uralte, der Sage nach von Kadmos (s. d.), in Wahrheit wohl von Phönikern auf einem 50 m (relativ; 218 m ü. M.) hohen Hügel gegründete Akropolis der Stadt Theben in Böotien. Als letztere von Alexander d. Gr. 335 v. Chr. zerstört wurde, erhielt die K. eine makedonische Besatzung. Auch später, nachdem die von Kassandros 316 wieder aufgebaute Stadt abermals 290 durch Demetrios zerstört worden war, blieb die Burg bestehen; noch im Mittelalter (12.—14. Jahrh.), wo Theben eine neue Blüte als Fabrikstadt erlebte, war dort die Residenz fränkischer Großen. Heute ist von der K. nichts mehr vorhanden; ihre Stelle ist auf der südlichen Spitze des das heutige Theben tragenden Hügels zu suchen.

Kadmilos, Beiname des Hermes (s. d.).

Kadmium Cd, eins der weniger häufigen Metalle, findet sich mit Schwefel verbunden als Greenockit, besonders aber als Begleiter des Zinks in dessen Erzen. Schlesischer Galmei enthält bis 5 Proz. und mehr K., Galmei von Wiesloch über 2 Proz., Oberharzer Zinkblende 0,35—0,8 Proz., Blende von Přibram 1,8 Proz. ꝛc. Man gewinnt das K. als Nebenprodukt bei der Verhüttung der Zinkerze, besonders aus dem braunen Zinkrauch, der zu Anfang der Zinkdestillation sich in den Vorlagen kondensiert und aus Zinkoxyd mit 30 Proz. Kadmiumoxyd besteht. Man erhitzt den Zinkrauch mit Kohle in cylindrischen gußeisernen Retorten und erhält schon bei Rotglut Kadmiumdämpfe, die sich in der Vorlage verdichten, während das Zinkoxyd bei dieser Temperatur noch keine Zinkdämpfe gibt. Durch wiederholte Destillation mit Kohle wird das K. rein erhalten. Man kann es auch aus seinen Salzen durch Zink fällen. Es ist zinnweiß, stark glänzend, weich, sehr geschmeidig, knirscht beim Biegen wie Zinn, läßt sich leicht walzen und zu Draht ziehen, spez. Gew. 8,6, Atomgewicht 111,6, schmilzt bei 320°, siedet bei (720°) 860°, destilliert fast so leicht wie Quecksilber, wird an der Luft matt und verbrennt beim Erhitzen zu braunem Oxyd, löst sich in verdünnter Salz- oder Schwefelsäure und am leichtesten in Salpetersäure. Es ist zweiwertig und bildet mit

Digitized by Google

Sauerstoff nur ein Oxyd CdO. Alle in Wasser und verdünnten Säuren löslichen Kadmiumverbindungen sind giftig. Es wurde 1817 von Herrmann und Stromeyer entdeckt und dient zu Legierungen und als Amalgam in der Zahntechnik; seine Salze benutzt man in der Photographie u. Augenheilkunde, Schwefelkadmium als gelben Farbstoff und in der Feuerwerkerei. K. wird nur in Schlesien, der Rheinprovinz und Belgien gewonnen. Die deutsche Produktion betrug 1890: 5067 kg.

Kadmiumbromid (Bromkadmium) $CdBr_2$ erhält man beim Digerieren von Kadmium mit Brom und Wasser und beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Bromwasserstoffsäure; es bildet farblose, verwitternde Kristalle mit 4 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol, ist schmelz- und sublimierbar u. wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumchlorid (Chlorkadmium) $CdCl_2$ erhält man beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Salzsäure; es bildet farblose, verwitternde Kristalle mit 2 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol und sublimiert nach dem Schmelzen in glänzenden Schuppen. Es wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumgelb | **Kadmiumgrün** | s. Kadmiumsulfuret.

Kadmiumjodid (Jodkadmium) CdJ_2 erhält man beim Digerieren von Kadmium mit Jod und Wasser, beim Lösen von Kadmium oder Kadmiumoxyd in Jodwasserstoffsäure oder beim Verdampfen der Lösungen von Kadmiumsulfat und Jodkalium und Ausziehen des Rückstandes mit Alkohol, welcher nur das K. löst; es bildet farblose, luftbeständige, perlglänzende Kristalle mit 4 Molekülen Kristallwasser, löst sich in Wasser und Alkohol, schmilzt und sublimiert beim Erhitzen und wird in der Photographie benutzt.

Kadmiumlegierungen, Verbindungen und Mischungen des Kadmiums mit andern Metallen, zeichnen sich durch Leichtflüssigkeit aus; die mit Gold, Platin und Kupfer sind spröde, die mit Blei, Zinn und in gewissen Verhältnissen mit Silber sehr dehnbar. Das fast silberweiße, sehr glänzende, feinkörnige, etwas biegsame Woodsche Metall (s. Wismutlegierungen) schmilzt bei 60,5° und dient zum Löten unter angesäuertem Wasser, als Metallkitt und zu Zahnplomben. Schnellot aus 1 Kadmium, 1 Blei und 2 Zinn ist sehr zäh, läßt sich hämmern und walzen und schmilzt bei 149°. Zu Klischees eignet sich eine Legierung aus 50 Blei, 36 Zinn, 22,5 Kadmium. Legierungen des Kadmiums mit Gold und Silber (und Kupfer) s. Gold- und Silberlegierungen.

Kadmiumoxyd CdO entsteht beim Erhitzen von Kadmium an der Luft (daher in dem bei Beginn der Zinkdestillation sich bildenden bräunlichen Zinkoxyd), auch beim Glühen von Kadmiumhydroxyd und Kadmiumkarbonat; es ist braungelb bis dunkelbraun, bildet auch schwarzbraune glänzende Oktaeder vom spez. Gew. 6,95; es ist unschmelzbar, feuerbeständig, wird durch Kohle leicht reduziert und löst sich leicht in Säuren, mit denen es die Kadmiumsalze bildet. Aus den Lösungen der letztern fällen Alkalien weißes, in Wasser und Alkalien unlösliches Kadmiumhydroxyd $Cd(OH)_2$, welches sich bei 300° in K. verwandelt.

Kadmiumsalze gleichen im allgemeinen den Zinksalzen, sind farblos, kristallisierbar, schmecken zusammenziehend und metallisch, sind giftig, zum Teil in Wasser löslich, reagieren sauer und werden beim Glühen zersetzt. Sie werden durch Kalilauge weiß, durch Schwefelwasserstoff gelb gefällt; Zink scheidet aus ihnen metallisches Kadmium ab. Vor dem Lötrohr geben sie auf Kohle mit Soda einen braunen Beschlag von Kadmiumoxyd. Mehrere finden technische Verwendung (s. Kadmium).

Kadmiumsulfuret (Schwefelkadmium) CdS findet sich in der Natur als Greenockit und entsteht beim Glühen von Kadmiumoxyd mit Schwefel oder beim Fällen von Kadmiumsalzen mit Schwefelwasserstoff oder Schwefelnatrium. Das nach der ersten Methode dargestellte Präparat ist dunkler und feuriger. Es ist prachtvoll gelb, unlöslich in Wasser und verdünnten Säuren, in Ammoniak und Schwefelammonium, schmilzt bei Weißglut, erstarrt zu zitronengelben, glimmerartigen Blättchen und löst sich in starker Salzsäure, in Salpetersäure und kochender verdünnter Schwefelsäure. Man benutzt es als Kadmiumgelb (Brillantgelb) in der Wasser- und Ölmalerei, zum Färben der Seife, auch in der Feuerwerkerei zur Erzeugung von blauem Feuer. Auf Geweben wird es als Applikationsfarbe befestigt oder durch Aufdrucken von Kadmiumchlorid mit unterschwefligsaurem Natron und Dämpfen. Als Farbstoff deckt es gut, ist unveränderlich, nicht giftig und auch auf Kalk brauchbar; mit Ultramarin und Berliner Blau gibt es schönes Grün (Kadmiumgrün), darf aber nicht mit Kupferfarben vermischt werden.

Kädmon (Caedmon, Ceadmon, Cedmon), genannt von Beda in dessen 731 n. Chr. abgeschlossener Kirchengeschichte Altenglands als ein Mönch in dem Kloster der Äbtissin Hilda zu Streaneshalh oder Whitby, der, angeblich ohne jede dichterische und gelehrte Vorbildung, lediglich durch himmlische Inspiration, während er nachts sein Vieh hütete, anhub, traumartig das Lob Gottes und der Schöpfung zu singen; nach dem Erwachen habe er dies alles im Gedächtnis behalten und durch Recitation desselben wie durch andre Leistungen sich als göttlicher Sänger bewährt. Darauf sei er von Hilda ins Kloster aufgenommen worden und habe in deren Auftrag ein Bibelepos gedichtet, das den Anfang der Dinge, das Alte und Neue Testament und das Jüngste Gericht umfaßte. Den Tod dieses K. setzt man gewöhnlich um 680 n. Chr. Sicher haben wir von ihm einen kurzen Hymnus auf Gott-Vater, den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde (oft gedruckt). Zugeschrieben hat man ihm, gestützt auf Bedas Angabe, mehrere der altenglischen Bibelepen, namentlich die ältere »Genesis«. Aber auch die letztere Vermutung ist bestritten worden. Der jüngere Teil der Genesis, zugleich der kräftigste, der manchen Vorklang von Milton enthält, ist übrigens 1875 durch Sievers als eine bloße Übertragung aus dem Altsächsischen erwiesen worden (bestätigt durch die »Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca palatina«, hrsg. von Zangemeister u. Braune, Heidelb. 1894). Der erwähnte Hymnus sowie die Genesis sind abgedruckt in Grein-Wülkers »Bibliothek der angelsächsischen Poesie«, Bd. 2 (Leipz. 1894).

Kadmos, im griech. Mythus Sohn des phönikischen Königs Agenor und der Telephassa, Bruder der von Zeus in Gestalt eines Stiers entführten Europa. Ausgesandt, um diese zu suchen, kam er nach Delphi, wo er das Orakel befragte. Hier wurde ihm der Befehl, alle weitern Nachforschungen einzustellen, dagegen einer Kuh, die ihm begegnen werde, zu folgen und da, wo diese sich niederlege, eine Stadt zu bauen. In Phokis findet er die Kuh, die ihn nach Böotien

Digitized by Google

(»Land der Kuh«) führt, wo er die Burg Kadmeia (Theben) gründet. Zuvor aber wollte er nach Anweisung des Orakels die Kuh opfern und schickte seine Genossen nach Wasser aus. Als diese daraus von einem die Quelle bewachenden Drachen des Ares getötet wurden, erschlug K. den Drachen und säete auf Athenes Rat die Zähne desselben; alsbald wuchsen aus der Saat geharnischte Männer (Sparten), die sich untereinander bekämpften und bis auf fünf töteten. Letztere halfen nun dem K. bei der Gründung der neuen Stadt und wurden die Stammväter der Adelsgeschlechter Thebens. Zur Sühne aber für den Drachenmord mußte K. dem Ares acht Jahre lang dienen, nach deren Verlauf er die Harmonia (s. d.) zur Gattin erhielt, welche ihm vier sagenberühmte Töchter: Semele, Ino, Autonoe und Agave, und den Polydoros gebar. Er selbst soll später, nach einem leidenvollen Leben, mit seiner Gattin Theben verlassen haben und Herrscher von Illyrien geworden sein. Zuletzt wurden beide von Zeus in Schlangen verwandelt und in die Elysischen Gefilde entrückt. Ursprünglich war K. ein böotischer Heros, der Herr der Burg von Theben, wie die Sparten Vertreter des eingebornen Adels. In der spätern Zeit, wo man alles Dunkle der eignen Geschichte und Kultur aus dem Orient herzuleiten suchte, wird sich die Sage von einem aus Phönikien eingewanderten K. ausgebildet haben, der fremden Gottesdienst eingesetzt, die Buchstabenschrift, die Bearbeitung des Erzes, überhaupt eine höhere Kultur eingeführt habe. Der Drachenkampf des K. ist häufig auf griechischen Vasen, vereinzelt auch auf Münzen und Gemmen dargestellt, seine Hochzeit mit Harmonia auf einigen Vasen. K. war auch Beiname des Hermes. Vgl. Crusius in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 824 ff.; O. Gruppe, De Cadmi fabula (Berl. 1891).

Kadnikow, Kreisstadt im russ. Gouv. Wologda, an der Sodima, mit Leinenfabrikation, Terpentingewinnung und (1889) 1415 Einw.

Kadolzburg, Flecken im bayr. Regbez. Mittelfranken, Bezirksamt Fürth, am Farrnbach und der Eisenbahn Fürth-K., hat eine evang. Kirche, ein altes Hohenzollernschloß mit 43 m hohem Turm, ein Amtsgericht, ein Forstamt, eine Ackerbauschule, bedeutende Obstbaumzucht, Sandsteinbrüche und (1890) 1280 meist evang. Einwohner. — Das Schloß K. war seit 1260 Residenz der Burggrafen von Nürnberg, von 1398 bis zum Ausgang des Mittelalters Sitz der Ansbacher Linie. Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg baute es völlig um, sein Sohn Johann der Alchemist richtete sich im Thorturm ein Laboratorium ein. Später war das Schloß Sitz eines markgräflichen Oberamtes.

Kadom, Stadt im russ. Gouv. Tambow, Kreis Temnikow, an der Mokscha, mit 4 Kirchen und dem Sarowaschen Kloster auf einem höhlenreichen Berg und (1889) 7258 Einw.

Kadonf, s. Schwingbaum.

Kadre (franz. cadre, spr. kádr', vom lat. quadrum, »Rahmen«), militärisch der dauernde Bestand der Truppe an Berufssoldaten, namentlich an Offizieren und Unteroffizieren, denen die Ausbildung der Eingestellten obliegt, und an länger dienenden Mannschaften, also der Rahmen, in welchen für den Kriegsfall die Reserven ꝛc. eingereiht werden. Die Zahl der Kadres muß sich nach der Menge der einzureihenden Leute und ihre Stärke danach richten, daß auch bei Einberufung der vollen Kriegsstärke die Verwendungsfähigkeit des Truppenteils durch die vielen ungeübten Leute nicht gefährdet ist. Hält ein Heer im Frieden nur schwache Kadres dauernd bei den Fahnen (Kadreheer, vgl. Heer), besteht es also der Hauptmasse nach aus nur kurz gedienten Leuten, so nennt man diese Art der Heeresaufstellung ein Kadresystem. Ein solches besteht gegenwärtig in den skandinavischen Staaten sowie in Serbien.

Kadregesetz, s. Frankreich, S. 732 u. 736.

Kadremanöver (Kadreübungen), taktische Übungsreisen, die von Offizieren ohne Truppen im Gelände ausgeführt werden. Sie sollen zur Truppenführung im Felde vorbereiten, sind in Frankreich, Italien und Österreich eingeführt und entsprechen den Übungsritten und Generalstabsübungsreisen in Deutschland.

Kadresystem, s. Kadre.

Kadrieren (franz., bisweilen auch quadrieren), übereinstimmen mit etwas, auf oder zu etwas passen.

Kadschaga (Galam), frühere Bezeichnung der Landschaft um Bakel, am linken Ufer des Senegal, zerfiel in das westlichere Guoy und das östlichere Kaméra, 1858 dem französischen Besitz einverleibt und bewohnt von Soninke.

Kadschar, Name der jetzt regierenden Dynastie in Persien, nach einem turko-tatarischen Stamm genannt, der, während des Einfalls der Mongolen in Iran den siegreichen Fahnen Dschengis-Chans folgend, aus dem Steppengebiet des nordöstlichen Zentralasien auszog und in dem an den Nordrand Irans grenzenden Steppenland sich eine neue Heimat gründete. Nach dem Untergang der Sefewiden entspann sich zwischen den Kadscharen und dem Türkenstamm der Afscharen ein wilder Kampf um die Suprematie, und nach dem Tode Nadir Schahs gelang es denn auch dem grausamen und kühnen Aga Mehemmed, Chan von Masenderan, als Thronprätendent aufzutreten und im Kampfe mit Kerim Chan Zendi 1794 die Herrschaft Persiens zu erringen (weiteres s. Persien).

Kadu, Residentschaft, s. Kedu.

Kaduck (kadück, franz. caduc, lat. cadūcus), hinfällig, gebrechlich, altersschwach.

Kadúrker (Cadurci), gallisches Volk in Aquitanien, im jetzigen Quercy, mit den Städten Divona (Cadurcum, Cahors), Varadetum (Varaire) ꝛc., sämtlich berühmt durch Leinwandfabrikation und gewirkte Arbeiten, Polster ꝛc. Nach der Einnahme der Festung Uxellodunum und Besiegung ihres Anführers Lucterius 53 v. Chr. unterwarfen sich die K. Cäsar.

Kaduzieren (neulat.), etwas für hinfällig (lat. caducus, franz. caduc), ungültig erklären. Als kaduzierte Güter bezeichnete man im Mittelalter Grundstücke, die wegen Erblosigkeit oder Felonie an den Herrn zurückfielen. Heute gebraucht man obigen, von der Rechtssprache übrigens nicht adoptierten Ausdruck, wenn auf Aktien ausgeschriebene Einzahlungen nicht geleistet und infolgedessen die Aktien für ungültig erklärt werden. Sonst ist Kaduzierung auch soviel wie Niederschlagung von uneinbringlichen Außenständen, Steuern, Sporteln ꝛc.

Kaduzität, Hinfälligkeit, Baufälligkeit; dann etwas Verfallenes, ein wüst liegendes Grundstück, von welchem die darauf haftenden Steuern nicht entrichtet werden. Kaduzitäten, Bona caduca im römischen Recht, letztwillig zugewendete Vorteile (testamentarische Erbschaften und Vermächtnisse), welche derjenige, dem sie zugedacht waren, aus irgend einem Grunde, z. B. weil er schon verstorben war, oder, weil er durch das Gesetz für erwerbsunfähig erklärt war (incapax,

Digitized by Google

Spanische Fliege (Cantharis vesicatoria). Nat. Gr. (Art Kantharide.)

Totenkäfer (Blaps mortisaga). Nat. Gr. (Art Tenebrionen.)

Rosenkäfer (Cetonia aurata). Nat. Gr. (Art Goldkäfer.)

Männchen We

Johanniswürm (Lampyris splendidul

Saatschnellkäfer (Agriotes segetis). ²/₁. (Art Schnellkäfer.)

Cucujo (Pyrophorus noctilucus). Nat. Gr. (Art Feuerfliege.)

Staphylinus erythropterus. Nat. Gr. (Art Kurzflügler.)

Erbsenkäfer (Bruchus pisi), ⁴/₁, aus Erbsen kommend, nat. Gr. (Art Samenkäfer.)

Bohnenkäfer (B vorderer Kör (Art

Larve

Puppe

Maikäfer (Melolontha vulgaris). Nat. Gr.

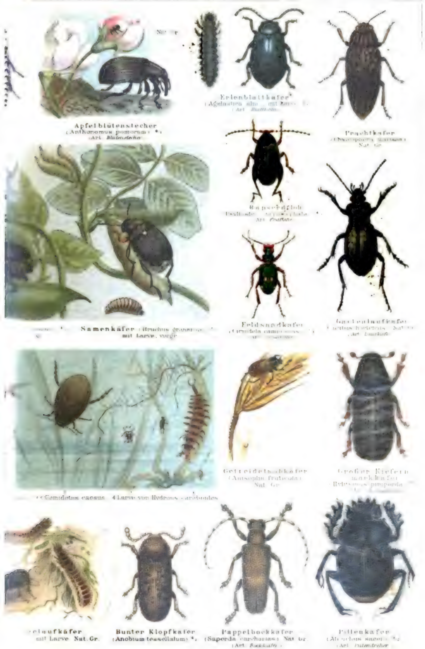
Wasserkäfer: 1 Dyticus marginalis mit Larve. 2 Hydropo Na

Nashornkäfer (Oryctes nasicornis). Nat. Gr.

Totengräber (Necrophorus vespillo). ³/₄. (Art Aaskäfer.)

Echter Maiwurm (Meloe variegatus). Nat. Gr.

Digitized by Google



Apfelblütenstecher (Anthonomus pomorum) (Art. *Blütenstecher*)

Erlenblattkäfer (Agelastica alni) mit Larve (Art. *Blattkäfer*)

Prachtkäfer Nat. Gr.

Rapserdfloh (Art. *Erdflöhe*)

Samenkäfer (Bruchus granarius) mit Larve, vergr.

Feldsandkäfer (Cicindela campestris)

Gartenlaufkäfer (Carabus hortensis) Nat. Gr. (Art. *Laufkäfer*)

Gemidotus caesus. 4 Larve von Hydrous caraboides

Getreidelaubkäfer (Anisoplia fruticola) Nat. Gr.

Großer Kiefernmarkkäfer (Hylesinus piniperda)

…laufkäfer mit Larve. Nat. Gr.

Bunter Klopfkäfer (Anobium tessellatum)

Pappelbockkäfer (Saperda carcharias) Nat. Gr. (Art. *Bockkäfer*)

Pillenkäfer (Ateuchus sacer) (Art. *Pillendreher*)

…itut in Leipzig.

Zum Artikel »Käfer«

Digitized by Google

Totenkäfer
(Blaps mortisaga). Nat. Gr.
(Art. Totenkäfer.)

Spanische Fliege
(Cantharis vesicatoria). Nat. Gr.
(Art. Kanthariden.)

Rosenkäfer (Cetonia aurata).
Nat. Gr. (Art. Goldkäfer.)

Saatschnellkäfer
(Agriotes ...).
(Art. Schnellkäfer.)

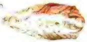
Cucujo
(Pyrophorus noctilucus).
Nat. Gr. (Art. Leuchtkäfer.)

Staphylinus ...
... Nat. Gr.
(Art. Kurzflügler.)

Erbsenkäfer (Bruchus pisi), ...
aus Erbsen kommend, nat. Gr.
(Art. Samenkäfer.)

Bohnenkäfer ...

Larve



Puppe

Maikäfer (Melolontha vulgaris). Nat. Gr.

Wasserkäfer (Dytiscus marginalis mit Larve ...

Nashornkäfer
(Oryctes nasicornis). Nat. Gr.

Totengräber
(Necrophorus vespillo). ...
(Art. Aaskäfer.)

Echter Maiwurm
(Meloë variegatus) ...

Digitized by Google

Nat. Gr.

Apfelblütenstecher
(Anthonomus pomorum), 4/1.
(Art. Blütenstecher.)

Erlenblattkäfer
(Agelastica alni), mit Larve, 2/1.
(Art. Blattkäfer.)

Prachtkäfer
(Chalcophora mariana).
Nat. Gr.

Rapserdfloh
(Psylliodes chrysocephala), 4/1.
(Art. Erdflöhe.)

rufimanus), 4/1.
vergr.

Samenkäfer (Bruchus granarius), 3/1,
mit Larve, vergr.

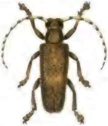
Feldsandkäfer
(Cicindela campestris), 3/2.
(Art. Sandkäfer.)

Gartenlaufkäfer
(Carabus hortensis). Nat. Gr.
(Art. Laufkäfer.)

...us. 3 Cremnodotus caesus. 4 Larve von Hydrous caraboides.

Getreidelaubkäfer
(Anisoplia fruticola).
Nat. Gr.

Großer Kiefernmarkkäfer
(Hylesinus piniperda), 6/1.
(Art. Borkenkäfer.)



...eidelaufkäfer
...us) mit Larve. Nat. Gr.

Bunter Klopfkäfer
(Anobium tessellatum), 4/1.

Pappelbockkäfer
(Saperda carcharias). Nat. Gr.
(Art. Bockkäfer.)

Pillenkäfer
(Ateuchus sacer), 3/2.
(Art. Pillendreher.)

Digitized by Google

s. Inkapazität), nicht erwerben konnte, und die daher einem andern, insbes. dem Fiskus, zufielen. Die Hauptfälle waren durch die später aufgehobene lex Julia et Papia Poppaea (s. d.) unter Augustus eingeführt worden, zur Strafe der Ehe- oder Kinderlosigkeit einer letztwillig bedachten Person. »Kaduzitäten« nennt man auch verloren gegangene oder zu gebende ausgeliehene Kapitalien oder Ausstände.

Kadyn (arab.), Gemahlin des Sultans, s. Harem.

Kāf (arab.), nach der mohammedan. Legende das Gebirge, von welchem die Welt umringt sein soll, und über das hinaus das unendliche Nichts beginnt; nach dem Glauben der Muslim ist es von Dämonen und Geistern bewohnt. Der Name wird auch für das Kaukasusgebirge gebraucht.

Kafé, Stadt, s. Feodosia.

Käfer (Deckflügler, Koleopteren, Scheidenflügler, Coleoptera, hierzu Tafel »Käfer«), Ordnung der Insekten, umfaßt Kerbtiere mit beißenden Mundwerkzeugen, frei beweglichem, stark entwickeltem Prothorax, hornigen Vorderflügeln (Flügeldecken, elytra) und vollkommener Metamorphose. Die Körperform ist sehr verschieden. Der Kopf ist meist in den Prothorax eingesenkt und trägt die gewöhnlich elfgliederigen Fühler, welche bei den Männchen oft sehr groß werden. Der oben meist dünnhäutige Hinterleib sitzt der Brust mit breiter Basis an; seine kleinern Endsegmente liegen meist eingezogen in den vordern Segmenten verborgen. Die vordern Flügeldecken bedecken in der Ruhe die häutigen, der Quere und Länge nach zusammengelegten Hinterflügel, liegen dem Hinterleib horizontal auf und verbergen diesen vollständig oder doch größtenteils. Beim Flug kommen nur die Hinterflügel in Betracht, welche entfaltet eine bedeutende Fläche darbieten. Selten sind die Flügel verwachsen oder fehlen gänzlich; in beiden Fällen ist der Flug natürlich unmöglich. Die Beine haben meist fünf- oder viergliederige, selten drei- bis eingliederige, oder auch die beiden vordern Paare fünfgliederige, das hintere Paar viergliederige Tarsen. Die zusammengesetzten (facettierten) Augen fehlen nur bei einigen blinden Höhlenbewohnern, Nebenaugen sind äußerst selten. Der Bauchstrang des Nervensystems ist bei den meisten Käfern langgestreckt, bei einigen jedoch zu einer großen Nervenmasse in der Brust zusammengezogen. Der Darmkanal ist in der Regel lang und gewunden. Die Zahl der Nierenschläuche (Malpighischen Gefäße) beträgt vier oder sechs. Die Männchen haben ein sehr großes, horniges Begattungsorgan, welches in der Ruhe in den Hinterleib zurückgezogen ist. Die Begattung dauert oft tagelang. Die Larven sind entweder fußlos oder haben außer den drei Fußpaaren noch Stummel an den letzten Hinterleibsringen; sie leben meist sehr verborgen, vom Licht abgeschlossen (daher fast immer farblos) und nähren sich von lebenden oder toten Stoffen aus dem Tier- und Pflanzenreich, von Exkrementen ꝛc. Häufig nimmt der K. dieselbe Nahrung zu sich wie seine Larve; bisweilen aber lebt er von Blütenteilen, während die Larve karnivor ist. Einige Larven leben als Schmarotzer im Innern der Bienenwohnungen von Eiern und Honig. Die Puppen der K. lassen die Gliedmaßen frei hervorstehen. — Die Zahl der bis jetzt benannten Arten beläuft sich wohl auf 80,000, wovon der größere Teil auf kleine, unscheinbare Formen kommt und auch viele bei genauerer Bearbeitung wieder eingehen dürften. Die K. sind auf der ganzen Erde verbreitet bis an die äußersten Grenzen der Vegetation in horizontaler und vertikaler Richtung. Fossile K. finden sich schon in der Trias, sind aber besonders zahlreich im Tertiär. — Die Einteilung der K. ausschließlich nach der Zahl der Tarsenglieder ist in neuerer Zeit zu gunsten einer natürlichern (auf Grund des Flügelgeäders ꝛc.) aufgegeben worden. Man unterscheidet nach derselben sehr viele Familien, über deren verwandtschaftliche Beziehungen man indessen bei weitem nicht überall im klaren ist. Wichtig sind folgende: 1) Marienkäfer (Coccinellidae; Tarsen kryptotetramer, d. h. aus drei großen und einem unscheinbaren Glied zusammengesetzt). 2) Samenkäfer (Bruchidae, mit Erbsen-, Bohnen-, Samenkäfer), Rüsselkäfer (Curculionidae, mit Apfelblütenstecher), Borkenkäfer (Bostrichidae, mit Kiefernmarkkäfer), Bockkäfer (Longicornia oder Cerambycidae, mit Pappelbockkäfer), Blattkäfer (Chrysomelidae, mit Erlenblattkäfer, Rapserdfloh), alle diese kryptopentamer, d. h. mit vier deutlichen und einem undeutlichen Tarsenglied. 3) Tenebrionen (Melasomata oder Tenebrionidae, mit Totenkäfer), Blasenkäfer (Vesicantia oder Meloidae, mit Kantharide und Maiwurm), diese u. a. mit fünf und vier Tarsengliedern. 4) Laufkäfer (Carabidae, mit Gartenlaufkäfer, Feldsandkäfer, Getreidelaufkäfer), Wasserkäfer (Dytiscidae, mit Dyticus ꝛc.), Kurzflügler (Staphylinidae, mit Staphylinus), Aaskäfer (Silphidae, mit Totengräber), Glanzkäfer (Nitidulidae), Speckkäfer (Dermestidae), Blatthornkäfer (Lamellicornia, eine sehr umfangreiche Gruppe, mit Maikäfer, Nashornkäfer, Pillenkäfer, Getreidelaubkäfer, Gold- oder Rosenkäfer), Prachtkäfer (Buprestidae, mit Prachtkäfer), Schnellkäfer (Elateridae, mit Saatschnellkäfer, Feuerfliege oder Cucujo), Weichkäfer (Malacodermata, mit Johanniswürmchen), Klopfkäfer (Xylophaga, mit dem bunten Klopfkäfer), alle diese vorwiegend mit fünf Tarsengliedern.

Vgl. Fabricius, Systema Eleutheratorum (Kiel 1801, 2 Bde.); Herbst, Die K. (in Jablonskys »Natursystem aller bekannten Insekten«, Berl. 1789—1806, 10 Bde.); Erichson, Naturgeschichte der Insekten Deutschlands, 1. Abt.: Käfer (das. 1845—88, 6 Bde.); Lacordaire, Genera des Coléoptères (Par. 1854—59, 5 Bde.); Redtenbacher, Fauna austriaca: Die K. (2. Aufl., Wien 1858); Gemminger und Harold, Catalogus Coleopterorum hucusque descriptorum (Münch. 1868—76, 12 Bde.); Sturm, Deutschlands K. (Nürnb. 1805—1857, 23 Bde., mit 424 farbigen Kupfertafeln); Reitter, Catalogus Coleopterorum Europae (Berl. 1891); Sturm, Icones Coleopterorum Germaniae, 121 Tafeln mit Register (das. 1878); Calwer, Käferbuch (5. Aufl., Stuttg. 1894); Schenkling, Die deutsche Käferwelt (Leipz. 1886); Derselbe, Nomenclator coleopterologicus (Frankf. 1894); Schilsky, Systematisches Verzeichnis der K. Deutschlands (Berl. 1888); Ganglbauer, Die K. von Mitteleuropa (Bd. 1 u. 2, Wien 1892—95); Roger, Das Flügelgeäder der K. (Erlang. 1875).

Käfernburg, im Mittelalter eine thüringische Grafschaft, die gegenwärtig einen Teil des schwarzburg-sondershausenschen Amtes Arnstadt bildet. Von dem ehemaligen Schloß K. in der Nähe von Arnstadt sind jetzt nur noch Mauerreste vorhanden. Die Grafen von K. waren eine Seitenlinie der Grafen von Schwarzburg (s. d.) und stammten von Günther III. ab, der 1169 die Grafschaft K. erhielt. Während sein

Digitized by Google

ältester Sohn, Heinrich IV., in Schwarzburg folgte, setzte der jüngere, Günther IV., das Geschlecht in K. fort. Dasselbe erlosch 1385 mit Günther XV., der auf einer Reise ins Gelobte Land starb. Das Besitztum kam zunächst an die Landgrafen von Thüringen, 1446 an Schwarzburg.

Käferschnecken (Chitonidae, Placophŏra), eine kleine Gruppe von Schnecken (s. d.), früher allgemein zu den Vorderkiemern gestellt, gegenwärtig jedoch wegen der bedeutenden Verschiedenheiten in Bau und Entwickelung von ihnen getrennt und selbständig gemacht. Einige betrachten sie als Übergangsform von gegliederten Würmern zu den Weichtieren und stellen sie wohl gar allen andern Weichtieren gegenüber. Was sie auszeichnet, ist der Mangel einer eigentlichen Schale und ihr Ersatz durch acht hintereinander liegende Kalkplatten, welche es dem Tier ermöglichen, sich zusammenzurollen. Augen und Fühler fehlen, dagegen ist die Zunge (Radula) mit ihren Tausenden von Reibzähnen vorhanden. In der Schale stecken ungemein viele eigentümliche Sinneswerkzeuge, die bei einigen Spezies sogar Ähnlichkeit mit Augen zu haben scheinen. Der Mund liegt vorn, After und Herz hinten. Die K. sind getrenntgeschlechtlich. Die Eier werden meist in das Wasser abgelegt; der in ihnen sich entwickelnde Embryo hat deutliche Augen, die sich später rückbilden, erlangt aber nicht die Larvenschale und das Wimpersegel, welche die frei schwimmenden Larven der echten Schnecken in der frühesten Jugend vorübergehend haben, sondern bewegt sich wie Wurmlarven mit Hilfe eines Wimperringes. Die K. sind Bewohner aller Meere; ihre hauptsächlichste Gattung (mit zahlreichen Arten) ist Chiton. Fossil findet sich diese bereits im Silur.

Käferstein, s. Scarabäus.

Käferthal, Gemeinde im bad. Kreis und Amt Mannheim, Knotenpunkt der Linie Frankfurt a. M.-Mannheim der Hessischen Ludwigsbahn und der Eisenbahn Mannheim-Weinheim, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine bedeutende Spiegelfabrik (600 Arbeiter), Chininfabrik (400 Arbeiter), Dampfseilerei (200 Arbeiter), eine große chemische sowie Spiritus- und Preßhefenfabrik, Beinknopffabrikation, Eisengießerei ꝛc., Tabaksbau und (1890) 5842 (als Dorf 3034) meist kath. Einwohner. K. wird zuerst 1227 urkundlich erwähnt, kam zu Ende des 13. Jahrh. an die Pfalz und 1802 an Baden. Hier 15. und 16. Juni 1849 Treffen zwischen den badischen Insurgenten und den Reichstruppen.

Kaff (Spreu, Überkehr), die beim Dreschen abfallenden Pflanzenteile, wie Spelzen, Ähren, Stückchen von trocknen Halmen und Blättern ꝛc. Das K. ist meist stickstoffreicher und leichter verdaulich als das Stroh der betreffenden Pflanze; es findet daher bei der Fütterung vorteilhafte Verwendung, namentlich in Verbindung mit Schlempe und Wurzelwerk. S. auch Futter und Fütterung.

Kaffa (Gomara), Tributärstaat von Abessinien, grenzt im N. an den Fluß Godscheb, der es von Gera und Dschimma trennt, im O. an das Reich Kullo, im W. an die K. tributpflichtigen (der Tribut besteht in Sklaven) Negerstämme der Schuro, Schankalla und an die Gimirra, im S. an die K. tributpflichtigen Reiche Konta und Kuischa. Das Land ist durchaus gebirgig, erreicht im Hottaberg 3680 m und wird vom Godscheb (s. d.) und dessen Nebenflüssen bewässert. Das Klima ist im ganzen mild, der Regenfall bedeutend. Der fruchtbare, vulkanische Boden erzeugt eine üppige Vegetation. Im Schatten großer Wälder gedeiht der Kaffeebaum, von dem das Land den Namen hat, sehr üppig, und Kaffee von vorzüglicher Güte nebst Kardamomen, Zibet und Elfenbein sind die Hauptausfuhrartikel. Sehr stark ist der Sklavenhandel, jährlich werden 7000 verkauft. Die Einwohner (Kaffetschō) sind Gonga, haben einen europäischen Gesichtstypus, aber dunkle Hautfarbe, und bekennen sich zur Religion des Deók, eines guten Geistes, dem ebenso wie dem bösen Geist Opfer gebracht werden, und zu dem sehr verderbten abessinischen Christentum. Der Kaiser von K. wird in seiner Macht durch sechs Großwürdenträger beschränkt und kann durch diese abgesetzt werden. Eingeteilt wird das Reich in die Provinzen Bonga, Ennaria, K. und Hodia; Hauptstadt ist Bonga, 1880 m ü. M., ein sehr volkreicher Ort unter 7° 10′ nördl. Br. und 36° 24′ östl. L. v. Gr. Erforscht wurde das Land von den Brüdern d'Abbadie, Soleillet, Léon des Avancher und Cecchi. Vgl. Cecchi, Fünf Jahre in Ostafrika (Leipz. 1888); Reinisch, Die Kafasprache (Wien 1888, 2 Tle.).

Kaffa, Stadt, s. Feodosia.

Kaffee, s. Kaffeebaum. Deutscher K., s. Cichorium; schwedischer K., s. Astragalus; K. vom Sudân, s. Inga.

Kaffeebaum (Kaffeestrauch, Coffĕa *L.*), Gattung aus der Familie der Rubiaceen, immergrüne, seltener laubwechselnde, gewöhnlich kahle Sträucher, selten kleine Bäume, mit gegenständigen oder zu drei wirtelständigen, gestielten oder fast sitzenden, ganzrandigen Blättern, breiten, zugespitzten Nebenblättern, in achsel-, seltener endständigen, büscheligen Trugdolden, seltener einzeln stehenden weißen, sehr wohlriechenden Blüten und kugeligen oder ovalen, trocknen oder fleischigen Steinfrüchten, die meist zwei Steine mit lederiger oder papierartiger Schale enthalten. Etwa 25 Arten in den Tropen der Alten Welt, die meisten in Afrika. Der echte K. (Coffea arabica *L.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«, Fig. 4), ein 5 m hoher, schlanker Baum mit 14 cm langen, länglichen, zugespitzten, lederigen, kahlen, kurzgestielten Blättern, ei-deltaförmigen Nebenblättern und zu 3—7 gebüschelt in den Blattachseln stehenden weißen Blüten. Die Früchte sind oval, getrocknet 13—15 mm lang, 8—10 mm breit, zuerst grün, dann rot, endlich blauschwarz und enthalten in einem schleimig, widerlich süß schmeckenden Fleisch (Mesokarp mit dem Exokarp als Hülle) zwei pergamentartige, zitronengelbe Gehäuse (Endokarp), welche je einen Samen einschließen. Dieser ist oval, 8—14 mm lang und 6—9 mm breit, plankonvex, auf der Bauchfläche mit einer Längsrinne versehen und mit beiden Rändern eingeschlagen, so daß er im Querschnitt als eine zusammengedrückte Spirale erscheint. Bildet sich nur ein Same aus, so gestaltet sich dieser rundlich, geradezu cylindrisch und bildet den Perlkaffee (Erbsenbohnen, männliche Bohnen), der also nach seiner Abstammung keine bestimmte Sorte bildet, auch sich nicht durch besondere Güte auszeichnet, wohl aber gelegentlich von der Mode begünstigt wird. Die Samenhaut (Seidenhaut, Silberhaut, Testa) des Samens ist zart, häutig, blaßbräunlich und umgibt auch die innere Windung desselben. Sie hängt nur locker mit dem Samenkern zusammen und fehlt daher auf der Außenfläche der käuflichen Bohne (deren Name von dem arabischen bunn abzuleiten ist). — Der K. ist heimisch in Abessinien, in Angola und den Mosambikländern; durch Kultur ist er in den Tropen weit ver-

Digitized by Google

breitet und gedeiht in Asien, Afrika und Amerika, am besten, wo die Temperatur zwischen 15 und 25° schwankt und eine Regenmenge von 220—330 cm zu erwarten ist. Der K. ist eine ausgesprochene Bergpflanze und gedeiht nicht in den schwülen Ebenen der Tropen. Man kultiviert ihn deshalb zum größten Teil in Gebirgsgegenden, wo ihm eine Höhe von 370—950 m am meisten zusagt, und sorgt für Schatten, zum Teil durch Anpflanzung besonderer Bäume (Erythrina). Man zieht die Pflanzen aus Samen und pflanzt die Setzlinge, sobald sie 60—90 cm Höhe erreicht haben, in die sogen. Kaffeegärten oder Kaffeeplantagen. In Westindien und Zentralamerika pflanzt man die Sträucher in 4 m voneinander entfernten Reihen in Abständen von 2 m und läßt sie des leichtern Einsammelns der Beeren halber und zur Erzielung größerer Fruchtbarkeit nur 1,25—2 m hoch werden. Im dritten Jahr beginnen die Sträucher zu tragen, und die Früchte werden nun mit dem Alter des Strauches, der aber höchstens 20 Jahre hindurch fruchtbar bleibt, immer besser. Auf demselben Boden kann nicht unmittelbar eine Pflanzung der andern folgen, weil der K. den Boden zu stark erschöpft. Zur Erzielung tadelloser Ware müssen die Früchte völlig ausreifen, und da dieselben nicht zu gleicher Zeit reifen, so muß dreimal geerntet werden, wobei die zweite Ernte am wichtigsten ist. Die Früchte werden in 3—4 Tagen an der Sonne getrocknet, bis die den Samen umgebenden Gebilde bröckelig werden, auf Walzmühlen (Huller) von dem eingetrockneten Fleisch und dann durch Schwingen von den spröden Hüllen befreit. Nach einer andern Methode entfernt man das Fruchtfleisch mittels einer Maschine mit stumpfen Zähnen (Pulper) von den Samen bis auf das Pergament, unterwirft den erhaltenen Kaffee (Pergamentkaffee) einem Gärungsprozeß, trocknet ihn, entfernt das pergamentartige Gehäuse mittels eines Peeler-Kollerganges u. eines Ventilators sowie durch Polieren die Seidenhaut. Durch Einführung von Maschinen und Trockenapparaten hat man namentlich in Brasilien vorzügliche Erfolge erzielt. Der Ertrag ist in den verschiedenen Ländern sehr ungleich: man erhält auf Java in den Regierungspflanzungen nur 0,25, in den Privatpflanzungen 0,5, auf Costarica 0,75—1, in Brasilien und auf Cuba 2—2,5, in Arabien bis 3 kg von jedem Baum. Hochgewachsene, gut gedüngte Bäume tragen bis 6 kg. Seit mehreren Jahren hat der wenig widerstandsfähige K. in gewissen Gegenden durch einen Rostpilz, Hemileia vastatrix *Brkl.* et *Br.*, welcher auf den Blättern schmarotzt, außerordentlich zu leiden (s. Rostpilze).

Die Kaffeebohnen enthalten lufttrocken noch ca. 10 Proz. Wasser, außerdem hauptsächlich Kaffeïn, Eiweißstoffe, Legumin, Kaffeegerbsäure, Fett, etwas Zucker, Cellulose und mineralische Stoffe; der Gehalt an den einzelnen Bestandteilen wechselt erheblich bei den verschiedenen Sorten. Der Gehalt an Kaffeïn schwankt von 0,9—1,4 Proz., ohne daß sich eine konstante Verschiedenheit zwischen bessern und geringern Sorten zeigte. Als mittlere Zusammensetzung der Bohnen kann man etwa annehmen: 12,07 Proz. Stickstoffsubstanz (eiweißartige Körper ꝛc.), 1,21 Kaffeïn, 12,27 Fett, 8,55 Zucker, Gummi, Dextrin, 33,79 sonstige stickstofffreie Substanzen (Kaffeegerbsäure ꝛc.), 18,17 Cellulose, 3,92 mineralische Stoffe, 11,23 Wasser.

Die Asche besteht zu mehr als 50 Proz. aus Kali und enthält außerdem 15—17 Proz. Kohlensäure, 10—11,6 Proz. Phosphorsäure, 8—9 Proz. Magnesia, 4—6,7 Proz. Kalk, 3—5 Proz. Schwefelsäure ꝛc., kein Natron und keine Kieselsäure.

[Handelssorten.] I. Afrikanischer oder äthiopischer Kaffee. Die Sorten südlich vom Tsanasee und aus den Galläländern bilden das beste Produkt, werden von den indischen Händlern in Berbera und Zeila aufgekauft und haben für Europa wohl keine Bedeutung. Die Westküste Afrikas liefert geringe Mengen Liberiakaffee und aus Benguella und Angola den kleinbohnigen, hellgelben Cazengo- und Gukongokaffee; Madagaskar, Mauritius, Réunion, Natal führen ebenfalls geringe Mengen Kaffee aus. Die Plantagen in Deutsch-Ostafrika scheinen eine gute Qualität zu erzeugen. II. Arabischer, levantischer, Mokkakaffee, eirund, grün bis grünlichgelb, die kleinsten von allen Bohnen. Die Auslese (Bahuri) gelangt kaum weiter als bis Konstantinopel; zwei minderwertige Sorten, Sakki und Salabi, bestehen aus blaß- oder grünlichgelben Bohnen. Übrigens geht unter dem Namen Mokka meist kleinbohniger Java oder Ceylon. III. Niederländisch-indischer Kaffe: 1) Java, Batavia, Tscheribon, gold- oder hochgelber, brauner, gelber, blaßgrünlicher, schöngrüner, feinblauer oder blanker Java, sehr beliebt. Die als Mokka gehende Javasorte steht dem echten Mokka sehr nahe. 2) Samarang, die geringste Javasorte, mit großen gelbbraunen, braungrünen und vielen schwarzen Bohnen. 3) Menado von Celebes, große hellgelbe, dunkel gelbbraune und blaßgrüne Bohnen in größter Gleichmäßigkeit, sehr beliebt; die übrigen Celebessorten sind unegal, von unreinem Geschmack, werden meist als Mischware behandelt. Dadapkaffee ist auf Celebes auf gelichtetem Waldland gewachsen. 4) Sumatra, große dunkelgelbe, braune, häufig schwarze Bohnen, von rohem Geschmack, dient als Mischware. IV. Spanisch-indischer Kaffee. Manilakaffee von den Philippinen, der beste von Cavita, mittlerer von Laguna und Batanges, der schlechteste von Mindanao; Bohnen blaß oder blaßgrünlich, matt, mit großen, silberglänzenden Samenhautfragmenten. V. Französisch-indischer und Bourbonkaffee; nur letzterer hat für uns Bedeutung. Die beste Sorte ist fast dem Mokka gleich, länglich, blaßgelb, grünlichgelb, schließlich goldgelb; kleine erbsenförmige, braune Bohnen. VI. Englisch-indischer Kaffee, vorzügliche Sorten, die dem Java gleichkommen. Nilgiri, Madras, Ceylon, letzterer in zwei Sorten: Nativa mit mehr gelbgrünen oder dunkeln, länglichen Bohnen und Plantagenkaffee mit schmälern, kleinern, gleichmäßig blaugrünen Bohnen. VII. Westindischer und mittelamerikanischer Kaffee. 1) Cuba (Havana, Santiago), in Größe und Farbe stark wechselnd, wegen seines starken Geruchs sehr beliebt. Übrigens gehen manche Brasilsorten als Cuba. 2) Jamaica, Santa Lucia, Trinidad. Ersterer sehr egal, lang, schmal, grün bis grünlichblau, fast ohne Samenhaut, daher sehr glatt, vorzügliche Sorte. Die andern Sorten sind mehr länglichrund, graubläulich, mit Samenhautresten. 3) Domingo, beliebte, ziemlich gute Sorte, sehr verschiedene, meist schmale Bohnen, gelb, blaßgrün, seltener bläulichgrün. 4) Puerto Rico, beliebt, sehr ungleich, blaßgrün bis blaugrün (fein) oder gelbgrün bis gelb (ordinär). 5) Martinique, mittelgroß, fast grau oder graublau, Samenhaut sehr fein, vorzüglich Marie Galante, sehr klein, mokkaartig. 6) Guadeloupe, Dominica, Granada, graugrün, meist gut, für den Handel unbedeutend. 7) Costarica, grün, mehr schmal, gleichmäßig, matt, dem Ceylon ähnlich,

Digitized by

sehr gut. 8) Guatemala, Nicaragua, Salvador, ebenfalls gut. VIII. **Südamerikanischer Kaffee.** 1) Surinam, klein, breit, grünlich, von sehr starkem Geruch, vorzüglich. 2) Berbice, Demerara, klein, blaugrün, auch graugelblich, für unsern Handel bedeutungslos. 3) Venezuela, La Guayra, Carácas, bisweilen manchem Java ähnlich, doch auch von unangenehmem Geschmack; Puerto Cabello, dem Puerto Rico ähnlich (daher Küsten-Puerto Rico). 4) Brasil, liefert sehr verschiedene Sorten, von denen die besten mit den ersten ost- und westindischen konkurrieren und oft unter deren Namen gehen, so daß nur die minderwertigen als Brasil im Handel erscheinen. Die einzelnen Sorten werden nach den Provinzen des Reiches benannt. — Die **Produktion** des Kaffees betrug 1832 etwa 0,95, 1865: 4,22 und 1884/85: 7,25 Mill. metr. Zentner. Für das Jahr 1888/89 ergibt sich folgende Übersicht:

		metr. Ztr.
Brasilien	Ausfuhr 1888/89	3840600
Java	Ernte 1889	708710
Venezuela	Ausfuhr 1888/89	390381
Guatemala	Ernte 1889/90	322000
Haïti	Ausfuhr 1888/89	270264
Puerto Rico	" 1888	162273
Britisch-Ostindien	" 1889/90	121816
San Salvador	" 1884	103170
Kolumbien	" 1889	ca. 100000
Mexiko	" 1888/89	92431
Costarica	Ausfuhr 1888	87400
Philippinen	" 1889	61000
Ceylon	" 1889	45204
Jamaica &c.	" 1889	43110
Arabien	" 1889	42700
Nicaragua	" 1889	39037
Afrikanische Westküste	"	ca. 20000
Ecuador	" 1886	12452
Guadeloupe und Martinique	Ernte 1887	6085
Liberia	Ausfuhr 1889	5000
Réunion	Ernte 1887	4882
Dominikanische Republik	Ausfuhr 1889	3408
Honduras	"	ca. 2300
Neukaledonien	Ernte 1886	1789
Cuba	Ausfuhr 1889	1620
Andre Länder		2615
	Gesamtproduktion:	6490247

Der **Kaffeeverbrauch** ist in den letzten Jahrzehnten ganz außerordentlich gewachsen, nur in England wird der Kaffee immer mehr vom Thee verdrängt. Seit 1885/86 ist aber ein dauernder Rückgang des Kaffeeverbrauchs eingetreten, welcher wieder bei England besonders stark hervortritt. Dieser Rückgang steht im Zusammenhang mit den wiederholten schwachen Ernten, den gesteigerten Preisen, den eingeführten oder erhöhten Zöllen sowie mit dem wachsenden Verbrauch der verbesserten billigen Kaffeesurrogate.

	Kaffeeverbrauch im Durchschnitt der Jahre					
	1875—81		1880—84		1885—89	
	metr. Ztr.	Kilogr. pro Kopf	metr. Ztr.	Kilogr. pro Kopf	metr. Ztr.	Kilogr. pro Kopf
Niederlande	288110	7,20	388563	9,40	214359	4,95
Belgien	237340	4,34	249600	4,47	240134	4,02
Vereinigte Staaten	1811460	3,66	2165812	4,03	2268082	3,79
Norwegen	67070	3,53	70072	3,65	68746	3,48
Schweden	121020	2,66	134211	2,93	147806	3,12
Schweiz	84720	3,01	92264	3,22	81491	2,79
Dänemark	48080	2,45	57125	2,83	53769	2,56
Deutsches Reich	1009020	2,29	1109070	2,44	1142630	2,38
Frankreich	547600	1,45	644787	1,71	667437	1,76
Algerien	25000	0,90	45622	1,33	38148	0,97
Österreich-Ungarn	320100	0,85	348505	0,92	350831	0,87
Italien	133700	0,47	141059	0,49	152534	0,52
Großbritannien	147800	0,44	143427	0,41	138309	0,37
Spanien	32290	0,19	37978	0,23	54815	0,32
Rußland	76250	0,10	74976	0,07	65462	0,06

Beim Lagern an luftigen, trocknen Orten soll sich der Geschmack des Kaffees wesentlich verbessern, und rauh schmeckende Sorten sollen in 6—10, feine dagegen schon in 3 Jahren ihre höchste Güte erreichen. Die Farbe der Bohnen wechselt in allen Nüancen von Gelb, Grau, Bräunlich, Bläulich und Grün, je nach der Dauer der Einwirkung der Sonne beim Trocknen, ist aber von untergeordneter Bedeutung, zumal jeder Kaffee beim Liegen verblaßt und die Bohnen häufig gefärbt werden. Auch wird viel Kaffee appretiert oder präpariert, indem man ihn durch Behandeln mit Wasserdampf aufquellen läßt und dann schnell trocknet. Die Hauptmärkte Europas für Kaffee sind: Holland, London, Hamburg, Havre, Antwerpen, Triest. **Triage** (Brennware) nennt man schlechte, aus zerbrochenen schwarzen und oft mit Schalen gemischten Bohnen bestehende Sorten, die geröstet und gemahlen von den Kleinhändlern vertrieben werden. Noch schlechter ist **havarierte** oder **marinierte Ware**, d. h. solche, die auf der Überfahrt mit Seewasser in Berührung gekommen ist und einer eindringlichen Wäsche bedarf. Der Kaffee besitzt eine große Empfindlichkeit gegen fremde Gerüche, die er anzieht, und durch welche er in der Qualität bedeutend verschlechtert wird. Waren wie Pfeffer, Ingwer, Stockfisch, Heringe, Rum, selbst Zucker, müssen ihm fern gehalten werden.

Verfälschungen. Kaffeebohnen werden, um dem Geschmack der Abnehmer zu entsprechen, um minderwertigen Sorten das Ansehen wertvollerer zu geben, vielfach **gefärbt**. Man schüttelt sie mit Bleikugeln, mit Eisenpulver, Indigo, Ultramarin, Berliner Blau, Chromgelb, Kurkuma, Ocker, Eisensalzen, Graphit, Kohle &c. Zum Nachweis wäscht man die Bohnen mit Wasser, läßt absetzen und untersucht die Lösung und den Bodensatz. Eine Färbung mit metallischem Blei ist mit Salpetersäure in Lösung zu bringen. Mehrfach sind Maschinen zur Herstellung **künstlicher Kaffeebohnen** patentiert worden, doch wurden die Fabriken für so saubere Industrie amtlich geschlossen. Man hat also darauf zu achten, ob die Kaffeebohnen nicht etwa aus Thon, Brotteig oder andern formbaren Substanzen bestehen. Echte Kaffeebohnen quellen in Wasser auf, beginnen auch wohl zu keimen, künstliche zerfallen oder werden weich, schmierig. Gebrannter und gemahlener Kaffee wird mit bereits benutztem

Digitized by Google

Kaffeepulver aus Restaurants, Hotels ꝛc. gefälscht; der Nachweis ist sehr schwer zu führen, weil der Gehalt des gerösteten Kaffees an löslichen Bestandteilen je nach dem Grade der Röstung erheblich schwankt, und weil das Mikroskop keine Auskunft geben kann, während Verfälschungen mit Kaffeesurrogaten durch das Mikroskop nachweisbar sind. Schüttet man eine kleine Probe der gemahlenen Ware auf Wasser, so sinken von reinem Kaffee nur wenige Partikel des feinsten Pulvers zu Boden, und das Wasser färbt sich schwach gelb. Die meisten Surrogate dagegen fallen schnell zu Boden und färben das Wasser braun. Zur Ermittelung des Extraktgehalts zieht man 15 g gebrannten Kaffee zweimal mit je 250 ccm siedendem Wasser aus, trocknet den Rückstand bei 110° und wägt. Reiner Kaffee gibt durchschnittlich 25, Zichorie 65—70, Feigenkaffee 70—75, geröstetes Getreide 30—33 Proz. Extrakt. Reiner Kaffee liefert 3,5, Zichorie 5, Getreide 2,5—3, Feigenkaffee 3,5, ausgezogener Kaffee 1,5—2 Proz. Asche. Charakteristisch ist für Kaffee ein Gehalt von höchstens 0,5 Proz. fertig gebildeten Zuckers, während bei Zichorie fast ein Drittel der löslichen Bestandteile aus Zucker besteht. Feigenkaffee enthält 30—40 Proz., geröstetes Getreide wenig Zucker. Dazu kommt, daß Kaffee beim Behandeln mit verdünnter Schwefelsäure 25 Proz., Zichorie 22 Proz., Getreide 75 Proz. Zucker liefert. Bei dem Glasieren des Kaffees werden die Bohnen vor dem Brennen mit Zuckerlösung oder 5—25 Proz. Stärkesirup (welcher Amylin, einen für die Gesundheit wahrscheinlich nachteiligen Stoff enthält) besprengt und enthalten dann nach dem Brennen 7—8 Proz. mehr Wasser und außerdem wertlosern Zucker. Zur Beurteilung der Ware dient auch der Fettgehalt, da Kaffee 13—16 Proz. durch Äther extrahierbares Fett, die Surrogate nur 1,5—3 Proz. enthalten. Endlich bestimmt man auch den Kaffeïngehalt.

Bereitung. Diätetisches.

Zur Benutzung werden die Kaffeebohnen geröstet, indem man sie in einem verschlossenen Gefäß über schwachem Feuer möglichst gleichmäßig erhitzt, bis sie mehr oder weniger braun geworden sind. Man benutzt dazu liegende, drehbare Trommeln oder kaffeerolleartige Gefäße mit Rührwerk, besser aber Apparate, bei denen sich eine Hohlkugel oder ein Hohlcylinder aus Drahtgeflecht oder siebartig gelochtem Blech in einer Blechkapsel dreht. Hierbei findet eine sehr gleichmäßige Übertragung der Wärme statt, und eine zu starke Erhitzung wird leichter vermieden, als wenn das den Kaffee enthaltende Gefäß der direkten Einwirkung des Feuers ausgesetzt ist. In einem derartigen, für Großbetrieb eingerichteten Apparat gebrannter Kaffee heißt im Handel Dampfkaffee. Für kleinere Apparate ist Spiritusheizung empfehlenswert, weil dabei das Feuer niemals zu stark und durch Abmessen des zu verbrauchenden Spiritus die Einhaltung eines bestimmten Röstgrades erleichtert wird. Als wesentlich wird angegeben, daß beim Brennen die zuerst sich entwickelnden Dämpfe entweichen müssen. Vor dem Brennen muß man die Bohnen stets auslesen, und außerdem empfiehlt es sich, sie 10—12 Minuten in Wasser einzuweichen, dann abtropfen zu lassen, leicht abzutrocknen und sofort zu brennen. Durch das Waschen werden alle Unreinigkeiten entfernt, und die Entwickelung des Wasserdampfes bewirkt, daß die Röstung langsamer und gleichmäßiger verläuft. Das Schwitzen der Bohnen ist unbedingt zu vermeiden; sobald der richtige Röstgrad erreicht ist, muß man die Bohnen möglichst schnell abkühlen. Beim Rösten verliert der Kaffee je nach der Stärke des Erhitzens 15—30 Proz. seines Gewichts; indem die Bohnen sich aber aufblähen, nehmen sie um 30—50 Proz. ihres Volumens zu. Die einzelnen Kaffeesorten verlangen einen verschiedenen Grad der Röstung. Martinique soll das beste Getränk liefern, wenn er auf 20 Proz. (kastanienbraun), Bourbon, wenn er auf 16—18 Proz. (lichtbronze), und Mokka, wenn er auf 14—15 Proz. (rötlichgelb) Gewichtsverlust geröstet wird. Von der Art und Weise der Röstung hängt besonders bei den feinern Kaffeesorten der Wohlgeschmack des Getränkes mindestens ebensosehr ab wie von der Handelssorte. Die chemischen Veränderungen, welche der Kaffee beim Rösten erleidet, sind noch nicht genau erforscht. Es entstehen dabei die gewöhnlichen empyreumatischen Stoffe und neben denselben eigentümliche Produkte (besonders Kaffeol, welches sehr starkes Kaffeearoma besitzt), während das Kaffeïn zwar unverändert bleibt, aber sich zum Teil verflüchtigt. Äther entzieht dem gerösteten Kaffee etwa 9 Proz., und der Rückstand gibt dann mit Wasser eine dunkelbraune, bittere Flüssigkeit ohne den Wohlgeschmack des Kaffees. Der ätherische Auszug enthält ein Fett, welchem das Aroma des Kaffees anhaftet. Letzteres verflüchtigt sich vollständig beim Kochen mit Wasser und scheint aus einem Öl zu bestehen, welches den allen Kaffeesorten gemeinsamen Geruch besitzt, und in geringerer Menge aus einem zweiten Öl, welches sich in den feinern Sorten etwas reichlicher findet. Kochendes Wasser entzieht dem gerösteten Kaffee um so mehr lösliche Bestandteile (12—37 Proz.), je stärker er geröstet war. Weiches Wasser (namentlich wenn man etwas Soda darin löst) nimmt mehr auf als hartes Wasser. Beim einmaligen Ausziehen von Kaffeemehl gibt dies etwa 10—12 Proz. lösliche Stoffe an das Wasser ab. Der erste Auszug besitzt hauptsächlich den Wohlgeschmack des Kaffees; spätere Auszüge schmecken bitter, adstringierend, unangenehm. Wenn man im Mittel die Summe der gelösten Stoffe zu 25,5 Proz. annimmt, so beträgt davon die Stickstoffsubstanz 3,12 (inkl. Kaffeïn), Öl 5,18, stickstofffreie Extraktstoffe 13,14, mineralische Stoffe 4,06 Proz. Gebrannter Kaffee verändert sich sehr schnell, weil der aromatische Bestandteil leicht zersetzbar ist. Um ihn besser zu erhalten, bestreut man den frisch gebrannten, noch heißen Kaffee mit fein gepulvertem Zucker, damit die Bohnen sich mit einer schützenden Kruste überziehen; auch hat man frisch gebrannten Kaffee gepulvert, mit etwas Zucker gemischt und in Täfelchen zusammengepreßt, welche sich in Blechbüchsen gut aufbewahren lassen. Zum Zerkleinern des Kaffees dient bei uns die allgemein bekannte Kaffeemühle, welche ein möglichst feines Pulver liefern soll; im Orient aber zerstößt man den für jede Portion besonders gebrannten Kaffee im Mörser, übergießt das Pulver in der Tasse mit kochendem Wasser und trinkt die Mischung ohne weitern Zusatz. Bei uns trennt man dagegen das Kaffeepulver von dem Auszug und bereitet den Kaffee am besten durch Filtrieren, indem man das Pulver auf ein Papierfilter schüttet und siedendes (nicht nur heißes) Wasser darübergießt. Es ist wesentlich, daß das Wasser das Kaffeepulver gleichmäßig und vollständig durchdringt und wirklich mit Siedetemperatur aufgegossen wird. Diese Bedingungen müssen auch bei den Kaffeemaschinen erfüllt werden, und diejenigen Konstruktionen sind am meisten zu em-

Digitized by Google

pfehlen, bei welchen das Pulver vor der Berührung mit dem Wasser durch den sich aus letzterm entwickelnden Dampf durchfeuchtet, gleichsam aufgeschlossen wird. Der Kaffeeauszug (das Getränk) ist ebensowenig haltbar wie die gebrannten Bohnen; man hat aber versucht, ihn zu konzentrieren und so gleichsam ein Kaffeeextrakt herzustellen, welches bei Verdünnung mit heißem Wasser ein dem frischen Kaffee ersetzendes Getränk liefern sollte. Einen sehr starken Auszug, der eine beträchtliche Verdünnung erträgt, erhält man durch methodisches Auslaugen, indem man dieselbe Flüssigkeit wiederholt über frisches Pulver filtriert; ein brauchbares Kaffeeextrakt aber (etwa nach Art des Fleischextrakts) herzustellen, ist bisher nicht gelungen; die in den Handel gebrachten Präparate ließen immer sehr viel zu wünschen übrig.

Die allgemeine Verbreitung des Kaffeegenusses erklärt sich aus der eigentümlichen günstigen Wirkung des Kaffees auf den menschlichen Organismus. Dieselbe wird durch das Kaffeïn und die empyreumatischen Röstprodukte, aber auch durch die Kaffeegerbsäure und das flüchtige Öl, welches das Aroma des Kaffees bedingt, hervorgebracht. Eine Tasse Kaffee, aus 15 g gerösteten Bohnen bereitet, enthält etwa 0,3 g Kaffeïn, 0,8 g Kaffeol, 2,2 g stickstofffreie Extraktstoffe u. 0,6 g mineralische Stoffe, davon 0,4 g phosphorsaures Kali. Heiß getrunken, wirkt der Kaffee anregend auf das Zentralnervensystem, daher das Herz kräftiger schlägt, das Blut schneller zirkuliert und in reicherm Maße den Muskeln zugeführt wird, aus denen es die dort abgelagerten Ermüdungsstoffe fortspült, während es zugleich reichlich neue Nährstoffe zuführt. Dabei regt der Kaffee die geistigen Fähigkeiten an, so daß man leichter denkt und arbeitet, verscheucht den Schlaf und erzeugt oft eine Empfindung von allgemeinem Wohlbehagen. Der Kaffeeaufguß enthält selbst nur wenig Nahrungsstoff, aber die Erfahrung lehrt, daß Arbeiter beim Genuß von Kaffee weniger stickstoffhaltige Nahrung bedürfen als ohne denselben; Soldaten haben, gestärkt durch Kaffee, Strapazen ertragen, die sie ohne diesen nicht ausgehalten haben würden. Daß der Kaffee die Verdauung anrege und die Beschwerden einer reichlichen Mahlzeit verringere, ist eine irrtümliche Annahme; starker Kaffee wirkt im Gegenteil störend auf die Verdauung. Das Wohlbehagen, welches die unmittelbar nach Tisch genossene Tasse Kaffee thatsächlich hervorbringt, ist vielleicht nur durch die angenehme psychische Anregung zu erklären. Der Kaffee beschränkt auch die Neigung zu Spirituosen und verscheucht den Rausch. Die verdünnten Aufgüsse, wie sie gewöhnlich getrunken werden, haben meist nur eine sehr geringe Wirksamkeit. Wird aber der Kaffee mit viel Milch und Zucker getrunken, so kommt immerhin bei seinem Genuß die Zufuhr von Nahrungsstoff in Betracht, namentlich kann in solcher Weise (halb und halb) ziemlich viel Milch genossen werden, welche für sich vielleicht Widerwillen erregt oder nicht gut vertragen wird. Habitueller Genuß starken Kaffees beeinträchtigt etwas die Verdauung, erzeugt gewöhnlich Neigung zur Verstopfung (bisweilen das Gegenteil) und läßt allmählich eine gewisse nervöse Reizbarkeit hervortreten. Nach langem Gebrauch kann der Kaffee, wie Alkohol, zu einem notwendigen Bedürfnis werden, dessen Entbehrung schädliche Folgen, namentlich Unlust und Unfähigkeit zu angestrengter geistiger Arbeit, bedingt. In großer und sehr starker Gabe erzeugt der Kaffee Herzklopfen, starke Pulsbeschleunigung, Kongestionen nach dem Kopf, starke psychische Erregung, weiterhin allgemeines Zittern, Angst, Unruhe. Schädliche Folgen des Kaffeegenusses treten am ehesten bei Kindern und Personen, welche als nervös bezeichnet werden, auf; am zuträglichsten erweist sich K. bei Erwachsenen, die nicht leicht erregbar, nicht zu Kongestionen nach dem Kopfe disponiert sind. Als Arzneimittel dient Kaffee gegen Erbrechen, akuten Darmkatarrh nach Durchnässungen, bei dem durch narkotische Substanzen in Vergiftungsfällen entstandenen Sopor und Coma und namentlich bei manchen Formen des Kopfschmerzes. Sehr wohlthätig hat sich Kaffee als kaltes Getränk bei Feldarbeiten bewährt, indem man 600 g gemahlenen Kaffee nebst 15 g Zimt mit 5,75 Lit. Alkohol extrahiert und von dieser Kaffee-Essenz 0,5 kg mit 1 L. Weingeist (86°), 125 L. Wasser und 2,25 kg Zucker mischt. Aus der Essenz bereitet man auch einen Likör, beliebt sind Kaffeecreme und Kaffeeeis.

Kaffeesatz. Surrogate.

Der Kaffeesatz wird mit seinem doppelten Gewicht Kleie zu Stopfnudeln verarbeitet, mit welchen man Gänse und Kapaunen mästet. Die Tiere sollen davon sehr fett und das Fleisch sehr schmackhaft werden. Man benutzt den Kaffeesatz ferner zum Reinigen der Nachtgeschirre und beim Abfegen braun gestrichener Fußböden. Kocht man den Kaffeesatz mit Sodalösung aus, so erhält man durch Zusatz von Alaun zu der filtrierten Flüssigkeit einen braunen Niederschlag, welcher als Malerfarbe benutzt werden kann. Verkohlt gibt der Kaffeesatz eine Art von Kohlenschwarz. Der beim Brennen des Kaffees sich entwickelnde Geruch verdeckt in ausgezeichneter Weise die übeln Gerüche frisch getünchter Kalkwände, frisch lackierter Thüren, beim Räumen von Düngergruben, in Kinderstuben ꝛc.; daß er als desinfizierendes Mittel bei ansteckenden Krankheiten wirksam sei, ist ganz unwahrscheinlich. Aus der fleischigen Hülle der Früchte des Kaffeebaumes bereiten die Araber auf dieselbe Weise wie aus Weintrauben ein geistiges Getränk, welches alle die belebenden Eigenschaften zu besitzen scheint, die man auch beim Kaffee schätzt. Das getrocknete Fruchtfleisch wird seit langer Zeit in Arabien geröstet und liefert, mit kochendem Wasser übergossen, ein Getränk, den Sultanskaffee oder Sakka. Ein dem Sakka entsprechendes Präparat ist auch in den europäischen Handel gebracht worden. Aus den Schalen der Bohnen wird der Kischer bereitet, ein leichtes, helles Getränk vom Geschmack des Kaffees, welches von den ärmern Volksklassen im Orient genossen wird. Die Blätter des Kaffeebaumes werden auf Sumatra und Java zur Bereitung eines Thees benutzt, welcher in Bezug auf Geruch, Geschmack und Aussehen mit dem chinesischen Thee verglichen werden kann. Sie enthalten mehr Kaffeïn als die Kaffeebohnen und sind außerdem reich an Gerbsäure, verdienen also als wirkliches Surrogat für den teurern Thee Beachtung.

Der massenhafte Verbrauch des Kaffees hat zur Aufsuchung von Surrogaten geführt, welche indes den Kaffee durchaus nicht ersetzen können, da sie weder Kaffeïn noch die übrigen eigentümlichen Kaffeebestandteile enthalten. Sie werden sämtlich geröstet und führen mithin dem Körper empyreumatische Stoffe zu, von denen manche bis zu einem gewissen Grade ähnliche Wirkungen wie der Kaffee hervorbringen mögen. Die wichtigsten Surrogate sind außer dem schon erwähnten Sakka: Getreidearten, besonders Roggen, schon im 17. Jahrh. im Gebrauch; die Körner werden gekocht, bis sie weich sind, ohne aufzuspringen, dann getrocknet und geröstet. Auch Lupinen (Bering-

Digitized by Google

scher Kraftkaffee, Kaffeeersatz von Leusmann u. Zabel) werden benutzt und teilen mit dem Getreide den Vorzug, ein nahrhaftes Getränk zu liefern. Die Eicheln, von Marx 1784 empfohlen, enthalten Gerbsäure und sind dadurch dem Kaffee ähnlicher; übrigens wird der Eichelkaffee mehr als Heil- denn als Genußmittel betrachtet. Die Runkelrüben und Mohrrüben geben ein vielgebrauchtes Surrogat und werden wohl bisweilen zur Verfälschung des Zichorienkaffees benutzt. Der schwedische oder Kontinentalkaffee besteht aus den gerösteten Samen von Astragalus baeticus *L.* (daher auch Astragalkaffee) und soll eins der besten Surrogate sein. Dasselbe gilt von den gerösteten Dattelkernen. Auch aus den Weintraubenkernen hat man Kaffee bereitet. Zu erwähnen sind ferner: die Erdmandeln (Wurzelknollen von Cyperus esculentus), Spargelsamen (sehr gut), Hagebutten (Samen von Rosa canina), Taraxacumwurzel, die Samen von Berberis vulgaris, Vogelkirschen, die Wurzel von Scorzonera, Bucheckern, Ruscus-Samen, Kartoffeln, Mandeln, Mais, die Samen von Iris pseudacorus, Helianthus annuus, Cassia occidentalis (Neger-, Mogdadkaffee) 2c., vor allen aber die Zichorie (s. Cichorium). In neuerer Zeit hat sich der Feigenkaffee großen Ruf erworben (s. Ficus).

Kulturgeschichtliches.

Obwohl der Kaffee in seiner Heimat in Arabien lange Zeit gebaut und zur Bereitung eines Getränkes (Kawah, Kaweh) benutzt ward, wurde er doch erst zu Anfang des 15. Jahrh. außerhalb der Grenzen desselben bekannt und wohl zunächst in Jemen angebaut. Ein Mufti, aus Aden gebürtig, Gemal Eddin, lernte den Kaffee auf einer Reise nach Adjam kennen und verbreitete ihn nach seiner Rückkehr unter den Derwischen zur bessern Abhaltung der Gebetstunden. Dies setzte sich bald weiter fort und griff auch in Mekka um sich. 1511 setzte der Statthalter Khair Bei die erste Verfolgung des Kaffees in Szene, er verbot den Verkauf des Getränks und zerstörte die Niederlagen; doch bekannte sich schon sein Nachfolger selbst zu dem neuen Genußmittel, und 1534, unter der Regierung Solimans II., kam der Kaffee nach Konstantinopel. Aus der arabischen Litteratur jener Zeit, die ebenso viele Spott- wie Lobgedichte auf den Kaffee enthält, läßt sich ersehen, mit welchen fortwährenden Kämpfen demselben seine Verbreitung errungen wurde. Durch Rauwolf, welcher den Kaffee in Aleppo kennen lernte, erhielt man 1582 zuerst in Europa Kunde von ihm, und Prosper Alpinus gab 1591 botanische Nachrichten vom K. und eine Zeichnung desselben. 1624 brachten die Venezianer größere Mengen Kaffee nach Europa, und 1645 soll das Getränk in Süditalien allgemein gebräuchlich gewesen sein. Durch einen Gesandten Mohammeds IV. wurde der Kaffee am Hofe Ludwigs XIV. bekannt; 1671 gab es in Marseille und ein Jahr darauf in Paris das erste Kaffeehaus. 1652 kam der Kaffee nach England, 1670 nach Deutschland. In Wien wurde 1683, in Nürnberg und Regensburg 1686, in Hamburg 1687, in Stuttgart 1712 ein Kaffeehaus eröffnet. Auf dem Lande und in den untern Klassen der Gesellschaft fand aber der Kaffee viel später Eingang, und in manchen Gegenden Württembergs war er noch in dem Hungerjahr 1817 unbekannt. 1721 wurde das erste Kaffeehaus in Berlin eröffnet. Friedrich II. ließ Staatskaffeebrennereien errichten, wo man den Kaffee sechsmal teurer bezahlen mußte als beim Kaufmann; er machte den Kaffeehandel zum Monopol, und nur der Adel, Geistliche und höhere Beamte erhielten sogen. Brennscheine und durften den Kaffee selbst brennen; das Landvolk sollte sich nicht an den Kaffee gewöhnen, damit nicht so viel Geld für denselben aus dem Lande gehe. 1744 trank man den Kaffee an allen deutschen Höfen und wohl auch in vielen Privathäusern; doch blieb er wegen seines hohen Preises eine Delikatesse für Reiche, bis er durch die Ausdehnung der Kultur allgemeiner zugänglich wurde. Schon 1650 hatten die Holländer einige Kaffeebäumchen aus Mekka nach Batavia gebracht, und da sie hier ganz gut fortkamen, wurden 1680 und 1690 Pflanzungen im großen angelegt, aus denen auch die Mohammedaner mit Kaffee versorgt wurden. 1719 kam der erste javanische Kaffee nach Holland, und zu gleicher Zeit wurden auch auf Surinam und den andern Sundainseln und auf Ceylon Kaffeepflanzungen angelegt. 1710 hatte man im botanischen Garten zu Amsterdam eine Kaffeepflanze, welche blühte u. Früchte trug; von dieser erhielt Ludwig XIV. einen Ableger, und 1720 kam ein aus letzterm gezogenes Stämmchen nach Martinique. Die Pflanzungen verbreiteten sich von da ungemein schnell in den französischen Kolonien, besonders in Santo Domingo, Guadeloupe, Cayenne 2c. Santo Domingo, Martinique und Bourbon lieferten vor der Revolution den größten Teil des Kaffees für ganz Europa. Als aber durch den Negeraufstand die Pflanzungen auf Santo Domingo zerstört worden waren, siedelte sich die Kaffeekultur auch auf Cuba und in Venezuela an. 1732 führte Jamaica schon viel Kaffee aus. Seit 1762 baute man in Brasilien Kaffee, aber erst seit 1808 wurde das dortige Produkt für den Welthandel von Bedeutung. In den botanischen Gärten war der K. im vorigen Jahrhundert allgemein zu finden, er wird auch jetzt als Zierpflanze vielfach kultiviert und kann bei guter Pflege selbst im Zimmer blühen und Früchte tragen.

Coffea liberica *Bull.*, ein Baum oder Strauch mit 30 cm langen und 12 cm breiten, verkehrt eiförmig elliptischen, lederartigen, gestielten Blättern, breit eirunden, stachelspitzigen Nebenblättern, achselständigen, fast sitzenden Blütenbüscheln und ovalen, 2,5 cm langen, rotblauen Beeren mit 1,3 cm langen Samen, findet sich an der Westküste Afrikas in Sierra Leone, Monrovia, Angola 2c. und soll durch kräftigen Wuchs, große Fruchtbarkeit, die Größe der Früchte und durch feineres Aroma vor der Coffea arabica sich auszeichnen. Man kultiviert diesen K. in Liberia, und 40jährige Bäume sollen dort 30—40 engl. Pfd. Kaffee tragen. Der gewöhnliche K. erreicht ein solches Alter nicht, und bei ihm fallen die reifen Früchte ab, während sie beim Liberiakaffeestrauch sitzen bleiben. Dies und andre Vorteile, besonders auch die größere Widerstandsfähigkeit gegen Hemileia, haben veranlaßt, daß man gegenwärtig große Anstrengungen macht, die Kultur dieser Art zu verbreiten. Die Pflanze wird auch in Gewächshäusern kultiviert und ist als dauerhafte Zimmerpflanze empfehlenswert. Vgl. v. Bibra, Der Kaffee und seine Surrogate (Münch. 1858); van Delden-Laërne, Le Brésil et Java. Rapport sur la culture du café en Amérique, Asie et Afrique (Haag 1885); Böhnke-Reich, Der K. in seinen Beziehungen zum Leben (2. Aufl., Berl. 1885); Fuchs, Geographische Verbreitung des Kaffeebaums (Leipz. 1885); Arnold, Coffee, its cultivation and profit (Lond. 1886); Lock, Coffee, its culture and commerce in all countries (das. 1888); Brougier, Der Kaffee, dessen Kultur und Handel (Münch. 1889); Jardin, Le caféier et le café (Par. 1895); Semler,

Digitized b

Tropische Agrikultur, Bd. 1 (Wismar 1886); Bayerdörffer, Der Kaffeeterminhandel (in den »Jahrbüchern für Nationalökonomie«, Bd. 56, 1891); Trillich, Die Kaffeesurrogate (Münch. 1889); Lehmann, Fabrikation des Surrogatkaffees (2. Aufl., Wien 1893).

Kaffeebaum, Kentuckyscher, s. Gymnocladus.

Kaffeeerbse, s. Cicer.

Kaffeegerbsäure (Kaffeïnsäure) $C_{15}H_{18}O_8$ findet sich als Magnesium- und Calciumsalz in Kaffeebohnen, Paraguaythee und in der Caincawurzel, ist gelbweiß, gummiartig, in Wasser und Alkohol leicht löslich und zerfällt beim Erwärmen mit Kalilauge in Zucker und Kaffeesäure (Dioxyphenacrylsäure) $C_9H_8O_4$ oder $C_6H_3(OH_2).CH.CH.COOH$. Diese findet sich auch im Schierling, bildet gelbe Kristalle, löst sich leicht in heißem Wasser und Alkohol und gibt bei trockner Destillation Brenzkatechin, mit schmelzendem Kali Protokatechusäure.

Kaffeekränzchen, s. Kränzchen.

Kaffeesäure, s. Kaffeegerbsäure.

Kaffeeschwarz, s. Frankfurter Schwarz.

Kaffeestrauch, s. Kaffeebaum.

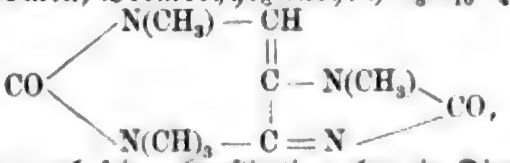
Kaffeesurrogate, s. Kaffeebaum, S. 728.

Kaffeetragant, Kaffeewicke, soviel wie Astragalus baeticus.

Kaffeewurzel, soviel wie Erdmandel, Cyperus esculentus.

Kaffeïn (Koffeïn, Theïn, Guaranin, Methyltheobromin, Trimethylxanthin) $C_8H_{10}N_4O_2$,

oder



Alkaloid, nach seiner Konstitution aber ein Diureïd (und als solches zu den Xanthinkörpern gehörend), findet sich in den Samen (0,9—1,4 Proz.) und Blättern (1,15—1,25 Proz.) des Kaffeebaums, im chinesischen Thee (2—3,5 Proz.), im Paraguaythee von Ilex paraguayensis, in der Guarana (5 Proz.) von Paullinia sorbilis und in den Gurunüssen von Cola acuminata, im Buschthee (den Blättern einer Cyclopia-Art Südafrikas), im Apalachenthee Nordamerikas, auch in geringerer Menge im Kakao, also in einer Reihe von Genußmitteln, welche die Völker Asiens, Afrikas und Amerikas dem Pflanzenreich entnommen haben. Zur Darstellung von K. extrahiert man ungebrannte, pulverisierte Kaffeebohnen mit Benzol, verdampft den Auszug zur Trockne und entzieht dem fettreichen Rückstand das K. mit Wasser. Man kann auch Theestaub mit Wasser ausziehen, den Auszug mit Bleiessig mischen, solange noch ein Niederschlag entsteht, dann filtrieren, das Filtrat durch Schwefelwasserstoff entbleien, wieder filtrieren, mit kohlensaurem Kali neutralisieren, zur Trockne verdampfen und aus dem Rückstand das K. mit Alkohol ausziehen. K. kann aus Xanthin $C_5H_4N_4O_2$ dargestellt werden, indem man dasselbe durch Methylierung zuerst in Theobromin (Dimethylxanthin) $C_7H_8N_4O_2$ und dann in K. überführt. Man erhält es auch aus Dimethylharnstoff, den man mit Malonsäure in Dimethylmalonylharnstoff verwandelt. Aus letzterm gewinnt man einen Nitrosokörper, dann Dimethyluramid und Dimethylharnsäure. Letztere wird in Theophyllin (isomer mit Theobromin) und dies in K. übergeführt. Es bildet farb- und geruchlose, seidenglänzende Kristalle mit 1 Molekül Kristallwasser, schmeckt schwach bitter, löst sich in Wasser (besonders in Gegenwart von Natriumbenzoat, Natriumsalicylat ꝛc.), Alkohol, Benzin, Chloroform, sehr schwer in Äther, verwittert an der Luft, wird bei 100° wasserfrei, schmilzt bei 225° und sublimiert bei höherer Temperatur unzersetzt. Es reagiert neutral und bildet mit Säuren kristallisierbare, sauer reagierende Salze. Mit Chlor bildet es Methylharnstoff, mit Chromsäure Dimethylparabansäure, Ammoniak, Methylamin und Kohlensäure. Es galt früher als das alleinige wirksame Prinzip im Kaffee u. Thee und als ein nährender Stoff; es ist ihm aber jedenfalls nur ein Teil der Wirkungen jener Genußmittel zuzuschreiben. In kleinen Dosen erregt K. die Nervenzentren, besonders das Großhirn und die Zentren im verlängerten Mark, in sehr großen Dosen wirkt es auf diese Zentren lähmend. 0,2—0,5 g steigern die psychische und die Muskelthätigkeit, den Blutdruck und die Harnabscheidung. Wenig größere Dosen erregen besonders die Phantasie, kräftige Dosen erzeugen Gedankenverwirrung, Ohrensausen, Pulsieren der Schläfe, Beklemmung, Zittern der Hände, fadenförmigen, aussetzenden Puls und nachfolgende Depression. Bei Tieren tritt nach größern Dosen unter allgemeiner Muskellähmung der Tod durch Ersticken ein. Beim Menschen ist die Giftwirkung nicht bedeutend und von Individualität und Gewöhnung sehr abhängig. Man benutzt Kaffeïnsalze gegen Nervenleiden, Kopfschmerz ꝛc. Vgl. Kaffeebaum, S. 728.

Kaffeïnsäure, s. Kaffeegerbsäure.

Kafferbaum, s. Erythrina.

Kafferbüffel, s. Büffel.

Kafferkorn, s. Sorghum.

Kaffern (v. arab. kafir, »Ungläubiger«), zu den Bantuvölkern gehörige Völkerfamilie, die an der Ostseite Südafrikas vom Sambesi bis zur Südspitze wohnt und von N. nach S. gezählt die Swasi, Amatonga, Sulu, Pondo, Pondomisi, Baku, Tembu und Ama-kosa umfaßt. Linguistisch und ethnographisch stimmen sie auffallend mit den Negern des tropischen Afrika überein, doch sind sie durch räumliche Absonderung, durch die Einwirkung der Naturbedingungen, unter denen sie leben, durch die Berührung mit den hellen Südafrikanern und den südafrikanischen Ansiedlern europäischer Herkunft einigermaßen in andrer Richtung beeinflußt als die mehr äquatorwärts wohnenden Stämme. Körperlich gehören sie zu den kräftigsten Negerstämmen. Der Schädelbau ist dolichocephal, die Gesichtszüge ähneln denen der kaukasischen Rasse, die Hautfarbe ist bei den südlichsten Völkern rein braun, wird aber nach N. zu immer dunkler, bis sie an der Delagoabai dunkelschwarz erscheint. Das Haar ist schwarz und wollig, die Stirn hoch, die Backenknochen sind, wie bei den Hottentoten, hervorragend, die Lippen aufgeworfen, der Bart meist schwach (s. Tafel »Afrikanische Völker«, Bd. 1). Da physischer Typus und Sprache vielfach an Hamitisches und Semitisches erinnern, hat wahrscheinlich in unvordenklicher Zeit eine Mischung der Urnegerrasse mit hamitischen Stämmen stattgefunden. Der Charakter der K. zeichnet sich durch die Energie aus, welche sie den politisch ausgreifendsten Erobererwölkern und Staatenbildnern Afrikas an die Seite stellt. Mit vielem Scharfsinn begabt, mutig, tapfer und ausdauernd, sind sie aber auch träge, rachsüchtig, verräterisch und grausam gegen ihre Feinde. Als einzige Bekleidung der Männer dient eine wollene Decke oder ein Kaross oder Fellmantel, den sie über den Rücken hängen. Auch die Frauen und Mädchen tragen eine braune, oben eingeschlagene Decke rings um den Leib, die Brüste verhüllen sie mit einem Gehänge weißer und schwarzer Perlen. Schultern und Arme sind frei und bloß. Sie haben für die Hütte

Digitized by Google

und Nahrungsmittel zu sorgen und nehmen eine höchst untergeordnete Stellung ein. Vielweiberei ist sehr verbreitet; auch die Beschneidung ist bei den K. eingeführt. Ihre bienenkorbartigen, kleinen Häuser, die mit Lehm überschmiert werden, bauen sie meist in einem Kreise, der dann Kral (Dorf) heißt. Der unter dem Kral ausgehöhlte Grund dient als Vorratskammer. Die Sprache der K., welche den südöstlichsten Teil des Bantusprachstammes repräsentiert, zerfällt in das Kafir im engern Sinn und das Sulu (Zulu), die Sprache der Sulukaffern. Vgl. Appleyard, The Kafir language (King Williamstown 1850); Grant Lewis, A grammar of the Zulu language (Natal 1859); Döhne, A Zulu-Kafir dictionary (Kapst. 1858); Elmslie, The Ngoni form of speech, a dialect of the Zulu language (Aberdeen 1891). Märchen der Sulukaffern in ihrer Sprache mit englischer Übersetzung veröffentlichte der Bischof Callaway (Natal 1868).

Die noch unabhängigen K., deren Zahl allerdings immer geringer wird, leben unter erblichen Häuptlingen, Inkose genannt, die mit mehr oder weniger absoluter Gewalt über ihren Stamm regieren, jedoch ihrerseits unter dem Einfluß der Vorstände der einzelnen Gemeinden (Krale) stehen. Bei den südlichen K. sind mannshohe, aus Ochsenhäuten gemachte Schilde, Keulen (Kirri) und leichte Wurfspieße (Assagaie) im Kampf gebräuchlich, nicht aber Bogen und Pfeile. Sie fechten deshalb zerstreut, während die Sulu sich kurzer Speere zum Stoß bedienen und in geschlossenen Heerhaufen angreifen. Die K. glauben an ein höchstes Wesen und an einen bösen Geist, haben aber weder Götzen noch Priester; dagegen sind sie überaus abergläubisch und halten viel auf Zauberer, deren es drei Arten gibt, und deren übelwollender Einfluß oft zu Metzeleien und Greuelthaten aller Art treibt. Mohammedaner gibt es nur wenige in der Nähe des Kap Delgado; die Belehrung der K. zum Christentum, an der seit einem halben Jahrhundert verschiedene (besonders englische) Missionsanstalten arbeiten, schreitet sehr langsam vor. Der Landbau wird von den Weibern betrieben, während der Mann sich mit großem Verständnis um die Herden sowie um Jagd und Krieg bekümmert. Man baut als Hauptfrucht Kafferkorn, dann Mais und Tabak, der in unglaublichen Mengen verbraucht wird. Die Viehzucht beschränkte sich bisher auf Rindvieh, jetzt besitzen die K. große Herden von Ziegen, Schafen und Pferden. Auffallend ist es aber, daß die K. weder das Meer noch ihre Flüsse befahren. Auch ihre technische Geschicklichkeit steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Die Swasi schnitzen in Holz und Elfenbein u. verarbeiten, wie auch die Sulu, die Eisenerze ihres Landes zu Waffen und Geräten; ausgezeichnet ist ihre auf arabische Einflüsse zurückzuführende Erzgießerei, wozu sie Messing und Kupfer zuerst von den Portugiesen in Goa, dann aus Natal erhielten, und die Ama-kosa flechten aus Gras vortreffliche wasserdichte Gefäße, Matten, Körbchen etc.

Die ersten Aufschlüsse über die K. gaben uns die Reisenden John Barrow (1796) und Lichtenstein (1805); Campbell (1819) und Smith (1835) bestätigten sie. Das Verhältnis der K. zu der Kapkolonie war bis in die neueste Zeit ein feindseliges, wie noch 1875 der Aufstand Longalibaleles in Natal bewiesen hat. Lord Macartney bestimmte 1798 den Fischfluß zur Grenze der Kapkolonie. Als 1817 Lord Somerset einen Häuptling, Gaika, zum Oberkönig aller Kaffernstämme machte, um mit dessen Hilfe das Volk zu unterdrücken, erhoben sie sich unter dem Häuptling Makarna und besiegten Gaika, mußten aber bald der Übermacht der Briten weichen. Gaika wendete sich nun gegen die Briten und erregte einen Kampf, der bis an seinen Tod (1829) fortdauerte. Durch Vermittelung der Missionare kam 1830 ein Friede zu stande, wobei der Fischfluß als Grenze des Kaplandes und der Kaiskamma als Grenze der K. bestimmt wurden; das Land dazwischen sollte neutral bleiben. Holländische Buren brachen aber 1834 den Frieden, und sämtliche Kaffernstämme vereinigten sich jetzt zu einem Angriff auf die Kapkolonie. Bathurst wurde zerstört, und schon drangen die K. gegen die Kapstadt vor, als ihnen Oberstleutnant Smith entgegentrat und sie zum Frieden nötigte (April 1832), infolge dessen das bezeichnete Gebiet als Königin Adelaide-Provinz zu englischem Gebiet gemacht wurde. Dann 1836 wieder aufgegeben, wurde es 1847 nochmals besetzt und 1866 definitiv in Besitz genommen und später in die Divisionen King Williamstown, Peddie, East London, Komgha und Stutterheim geteilt, zusammen 10,054 qkm (182,6 QM.), worin 1891 neben 20,806 Weißen und 1805 Hottentoten 117,547 K. wohnten. In diesem anfänglich Britisch-Kaffraria genannten Gebiet siedelte man als Militärkolonien eine Anzahl Deutsche an, die ursprünglich für den Dienst in der Krim angeworben worden waren, und die hier eine Reihe blühender Ortschaften (Stutterheim, Berlin, Potsdam, Braunschweig) gründeten. Das östlich von diesem Gebiet gelegene Kaffraria, die Transkeidistrikte, zwischen dem Indischen Ozean (vom Kei bis zum Umtamvuna, Grenze gegen Natal) und den Storm- u. Drakenbergen, die jetzigen Divisionen Transkei, Tembuland, Ostgriqualand und Pondoland, 36,953 qkm (671 QM.) mit (1891) 486,572 Einw. (10,312 Weiße, 470,624 Kaffern, 5636 Hottentoten) umfassend, steht jetzt ebenfalls unter der direkten Verwaltung der Kapkolonie, so daß von allen Kaffernstaaten nur noch Swasiland und Tongaland sich einer verhältnismäßigen Unabhängigkeit erfreuen. Die Transkeidivision (Fingoland) und Tembuland wurden 1875, Ostgriqualand (Nomansland) 1876 in Besitz genommen und ein 1877 ausgebrochener Kaffernkrieg, hervorgerufen durch den Überfall der Fingo seitens der Galeka, Gaika und Tambuki, nach Eingreifen der kolonialen, dann auch der englischen Truppen mit der Unterwerfung dieser Stämme und Organisierung ihres Gebiets unter Herrschaft der Kapkolonie beendet. Vgl. außer den ältern Reisewerken von Kay (New York 1834), J. E. Alexander (2. Aufl., Lond. 1840, 2 Bde.) u. a.: Cole, Notes on the Cape and the Kaffirs (Lond. 1852); Bowler, The Kaffir wars (das. 1865); Fritsch, Die Eingebornen Südafrikas (Bresl. 1873); Revoil, Les Zoulous et les Cafres (Lille 1880); Ludlow, Zululand (Lond. 1882); Mitford, Through the Zulu-Country (das. 1883); Theal, Kaffir folk-lore (das. 1882); Muller u. Snellman, Industrie des Cafres du Sud-Est de l'Afrique (27 Tafeln mit Text, Leiden 1894); Ratzel, Völkerkunde, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1894).

Kafferochs, s. Büffel.

Kaffgesims, s. Gesims.

Kaffraria, s. Kaffern.

Kaffsack, Joseph, Bildhauer, geb. 21. Okt. 1850 in Regensburg, gest. 7. Sept. 1890 infolge eines Unglücksfalles auf dem Wannsee bei Berlin, war bis zu seinem 24. Jahre im Kunstgewerbe thätig und besuchte dann die Kunstakademie in Dresden, wo er Schüler Hähnels wurde. 1880 ließ er sich in Berlin nieder, wo er zahlreiche monumentale und dekorative Werke,

Digitized by Google

aber auch Büsten und Genrefiguren und -Gruppen schuf. Seine Hauptwerke sind die 3 m hohe Bronzefigur einer Lübecca (1881), die 4 m hohen Statuen der Post und Telegraphie, Kunst und Wissenschaft, des Handels und Gewerbes für die Hauptpost in Leipzig, die Kolossalgruppe der Harmonie im Kuppelraum des Landesausstellungsgebäudes in Berlin, die Gruppe: »Ruhm und Wahrheit erringt der Suchende« für die königliche Bibliothek in Leipzig, das Denkmal der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. am Giebichenstein bei Halle, die Bronzegruppe: junge Liebe, die Marmorgruppe: das erste Gebet (in der Berliner Nationalgalerie) und mehrere Grabdenkmäler. Seine dekorativen Arbeiten sind durch schwungvolle, bewegte Komposition und durch Adel der Auffassung ausgezeichnet, während sich in seinen Genreschöpfungen ein feines Gefühl für Lebenswahrheit kundgibt

Kaffziegel, s. Kappziegel.

Käfigvogel, s. Stubenvögel.

Kafilldesinfektor, von de la Croix in Antwerpen erfundener und durch Rietschel und Henneberg in Berlin in Deutschland eingeführter Apparat zur unschädlichen Beseitigung und gleichzeitigen Ausnutzung von Tierleichen, Fleischabfällen rc. Der Apparat ist für Schlachthöfe bestimmt, eignet sich aber auch für größere Schlächtereien, Abdeckereien rc. Er besteht aus einem cylindrischen, doppelwandigen, luftdicht verschließbaren Sterilisator mit durchlöchertem falschen Boden, der die Fleischteile rc. aufnimmt. Wird nach Verschluß des Behälters zwischen die doppelten Wände Dampf von 5 Atmosphären geleitet, so findet eine Trocknung des Inhalts statt, und die durch den Siebboden abfließende Flüssigkeit wird durch den im Rezipienten sich entwickelnden Dampf in einen zweiten Cylinder gedrückt. Nach etwa 1 Stunde leitet man den Dampf direkt in die Fleischmasse und nach abermals 6 Stunden drückt man durch den Dampf alle noch vorhandene Flüssigkeit und das ausgeschiedene Fett in den Rezipienten. In diesem und dem damit verbundenen Kondensator werden Dämpfe und Gase durch kaltes Wasser niedergeschlagen; nicht verdichtbare Gase gelangen aus dem Kondensator in die Feuerung. Der fast trockne Inhalt des Sterilisators ist geruchlos u. wird nach weiterm Trocknen gemahlen u. als Dünger benutzt. Aus dem Inhalt des Rezipienten gewinnt man Fett und Leim. Der K. ist groß genug, um ganze Kadaver aufnehmen zu können, und eignet sich daher besonders zur gefahr- und geruchlosen Beseitigung der Leichen an ansteckenden Krankheiten gestorbener Tiere und genußuntauglichen Fleisches.

Kafiller (Kaviller), soviel wie Abdecker (s. d.). Das der Gaunersprache entlehnte Wort K. ist wohl aus dem neuhebr. kefal, abdecken, abziehen, entstanden.

Käfir (arab., »Ungläubiger«), Name der Nichtmohammedaner im muslimischen Asien und Afrika, woraus das bei den Türken gebräuchliche Wort »Giafir, Giaur« entstand; im engern Sinne Bezeichnung für Juden und Christen. Von dem Worte K. ist auch der Name der Kaffern (s. d.) in Südafrika herzuleiten.

Kafircongo-Völker, s. Bantu.

Kafiristan (»Land der Ungläubigen«), Landschaft im NO. von Afghanistan, von diesem durch den Hindukusch und dessen südliche Ausläufer getrennt, im N. begrenzt von Tschitral, im O. von Swat, etwa 13,000 qkm (236 QM.) groß mit 120,000 Einw. Das durchaus gebirgige Land wird ganz durch von N. nach S. streichende, schneebedeckte Parallelketten erfüllt, zwischen denen in anmutigen Thälern die Flüsse Alingar, Kunar u. a., Wasserfälle bildend und teilweise Goldsand führend, zum Kabul abfließen. Das Klima ist im ganzen gemäßigt. Reis und stellenweise Zuckerrohr gedeihen in den untern Teilen, sonst sind die Abhänge bis zum Gipfel mit Bäumen, meist Nadelholz, bewachsen; im Thal wachsen Platanen, Feigen-, Apfel- und Birnbäume; die Weinrebe findet ausgedehnten Anbau, Bienenzucht ist allgemein. Höher hinauf folgen Maulbeer-, Walnußbäume und Getreide. K. ist reich an Wild; das lohnendste Haustier ist das dickschwänzige Schaf. Die Einwohner sind teils die von den später eindringenden Mohammedanern so benannten Kafir (s. d.), teils die aus Kaschmir eingewanderten, ursprünglich aus Indien stammenden weißen Hunnen oder kleinen Juetschi (vgl. Ostindien, Geschichte), d. h. türkisch-tatarische Stämme; sie sind der schönste, kräftigste Menschenschlag unter diesen Bergbewohnern. Dazu kommen im untern Teil der Thäler Afghanen vom Stamm der Jusufzai, die sich hier im 8. Jahrh. n. Chr. ansiedelten. Das Land ist erst in neuester Zeit einigermaßen erforscht worden. Ein indischer Mollah drang 1877 durch das Thal des Gilgit bis Mastudsch, kehrte durch das Pandschkorathal nach Peschawar zurück und nahm 1878 Kohistan auf. Sajjad Schah machte 1882 ethnographische Forschungen, und 1883 gelang es Mac Nair, als dem ersten Europäer, unter der Maske eines indischen Arztes Aufnahmen und Höhenmessungen zu machen. Vgl. Downes, Kafiristan (Labor 1873); Leitner, Kafiristan (das. 1881).

Kafis (span. Cahiz, ital. Caffiso), Hohlmaß in Tripolis zu 20 Tiberi von sehr verschiedenem Inhalt bis 406 Lit.; früher auch in Tunis für Getreide rc. = 16 Uiba oder 495,9 L., auch mehr.

Kafr (Kefr, arab.), bedeutet Dorf.

Kafr-el-Zaiyât, Distriktshauptort in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Gharbieh, am rechten Ufer des Damiettearms des Nils und an der Eisenbahn Damanhur-Tanta, Dampferstation mit lebhaftem Getreide- u. Baumwollenhandel und (1882) 5581 Einw.

Kaftan (türk., »Oberrock«), ehedem ein Staatskleid, welches, von dem Sultan verliehen, eine besondere Auszeichnung bekundete, ungefähr wie das Chal'at, ebenfalls ein Oberkleid, noch jetzt in Persien und Mittelasien von Fürsten als Gunstbezeigung verliehen wird. Heutzutage verteilt der Sultan statt des Kaftans Orden und Geldgeschenke. Nur bei den untern und mittlern Volksklassen der Türkei ist der K. als Oberkleid noch im Gebrauch, und in den weiter östlich gelegenen, dem Islam angehörigen Ländern führt dasselbe gegenwärtig den Namen Chal'at und Dschubbe. Von Persien und Mittelasien ist der K. im 13. Jahrh. durch das untere Wolgagebiet nach Rußland, Polen und Ungarn gedrungen; in den zwei erstgenannten Ländern gehörte er lange Zeit zur Nationaltracht und wird dort noch heute von den orthodoxen Juden getragen.

Kaftan, Julius, protest. Theolog, geb. 30. Sept. 1848 in Leif bei Apenrade (Schleswig-Holstein), studierte in Erlangen, Berlin und Kiel, habilitierte sich 1873 in der theologischen Fakultät zu Leipzig und wurde im Herbste d. J. außerordentlicher, 1881 ordentlicher Professor in Basel, von wo er 1883 an die Berliner Universität berufen wurde. Er schrieb: »Grundtvig, der Prophet des Nordens« (Basel 1876), »Das Evangelium des Apostels Paulus in Predigten« (das. 1879), »Die Predigt des Evangeliums im modernen Geistesleben« (das. 1879), »Das Wesen der christlichen

Digitized by Google

Religion« (2. Aufl., das. 1888), »Die Wahrheit der christlichen Religion« (das. 1888), »Glaube und Dogma. Betrachtungen über Dreyers undogmatisches Christentum« (Bielef. 1889) mit der Fortsetzung: »Brauchen wir ein neues Dogma?« (das. 1890, 3. Aufl. 1893) u. a.

Kaftanhonig, auf Cypern aus Johannisbrot (s. Ceratonia) bereiteter Sirup, in welchem man andre Früchte einmacht.

Kafuro, s. Karagwé.

Kagāl (v. hebr. Kahal, »Versammlung, Gemeinde«), eine von der russischen Regierung sanktionierte jüdische Gemeindebehörde mit dem Rechte der Selbstverwaltung, welche bezweckte, Staats- und Gemeindesteuern, Beiträge zu wohlthätigen Institutionen u. dgl. für ihre Mitglieder festzusetzen. Seine Machtbefugnis hat der K. wohl manchmal mißbraucht, doch die ihm untergeschobenen national-religiösen Tendenzen beruhen auf Mangel an genauer Kenntnis der den Juden der slawischen Länder noch anhaftenden Eigentümlichkeiten. Vgl. Schwabacher, Drei Gespenster (Stuttg. 1883).

Kagalnik, 1) Flecken im russ. Gouv. Jekaterinoslaw, an einer Bucht des Asowschen Meeres, mit drei Jahrmärkten, von denen namentlich der Pokrowsche von Bedeutung ist, bedeutendem Fischfang u. ca. 5000 Einw. — 2) Fluß, s. Kegilnik.

Kaga-Porzellan, modernes japanisches, in der Provinz Kaga verfertigtes, meist mit Rot und Gold dekoriertes Porzellan.

Kagera, Fluß im nordwestlichen Teile von Deutsch-Ostafrika, der als Ruvuvu in mehreren Armen am Ostabhang der 1970 m hohen Mondberge (Missosi ya Mwisi) entspringt, nordnordöstlich von der Nordspitze des Tanganjikasees, etwas nördlich vom 3.° südl. Br., den er in einem nach S. gerichteten Bogen zweimal schneidet, wobei ihm rechts Muvarasi und Luvirosa, links der Nagasenji zugehen. Unter 30° 40′ östl. L. v. Gr. schlägt er eine nördliche Richtung ein, welche er bis nahe an die Nordgrenze Deutsch-Ostafrikas beibehält. Er bildet auf dieser Strecke die Grenze zwischen Ruanda und Karagwe, nimmt links den Akenjaru auf, der etwas nördlich von ihm entspringt und dann einen langgestreckten See durchfließt, und durchzieht dann ein breites, sumpfiges Thal, wobei ihm die Abflüsse mehrerer Seen und Sümpfe (Themasee, Sangwesumpf, Ruanyanasee) zugehen, bildet an der deutschen Grenze einen großen, nach S. gerichteten Bogen und ergießt sich nach vielen Windungen auf britischem Gebiet unter 0° 55′ südl. Br. in breiter Mündung zwischen mehreren Inseln in den Victoria Nyanza. Der K. wurde 1862 von Speke entdeckt, 1876 von Stanley weiter erforscht und Alexandra-Nil genannt; 1893 gelangte Baumann zu seinen Quellen. Seine dem Victoria Nyanza zugeführte Wassermasse (er ist an der Mündung 100 m breit, 25 m tief und hat ein Volumen von 7650 cbm in der Sekunde) berechtigen dazu, den Fluß als den Quellfluß des Nils anzusehen. Vgl. Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle (Berl. 1894).

Kago (spr. kango), japan. Tragkorb zum Befördern von Personen, wird von zwei Männern getragen.

Kagoshima, Hauptort eines Ken der japan. Provinz Satsuma auf der Insel Kiusiu, an der Nordwestküste der schönen, tief eindringenden Bai von K., ist Sitz eines Gerichtshofs für das Ken, hat Fabriken für weltberühmte Fayence u. Waffen, Baumwollenspinnerei u. (1893) 55,842 Einw. K. war früher Residenz des mächtigen Daimyo von Satsuma und wurde 1864 durch ein Bombardement der englischen Flotte fast ganz zerstört.

Kagu (Rhinochetus jubatus *Verreaux*), einzige Art aus der Familie der Kagus (Rhinochetidae) und der Ordnung der Watvögel, 65 cm lang, gedrungen gebaut, mit mäßig langem, geradem Schnabel, an beiden Seiten des letztern mit einer tiefen Furche, in welcher sich das Nasenloch durch eine Hornröhre öffnet, dickem Lauf, der länger als die Mittelzehe ist, gespaltenen Vorderzehen, hoch eingelenkten, kurzen Hinterzehen und am Hinterkopf mit langen, zerschlissenen Federn. Er ist grau, unterseits hell rostbraun, auf den Flügeln mit schwarzen und weißen, schwarz marmorierten Querbinden, der kurze, abgerundete Schwanz ist am Grunde grau, an der Spitze rotbraun. Der K. bewohnt Neukaledonien, führt nächtliche Lebensweise und nährt sich besonders von Schnecken und Würmern.

Kaguang, s. Pelzflatterer.

Kagul, Stadt, s. Kahul.

Kagysman, Hauptort des gleichnamigen Bezirks (3635 qkm und [1891] 32,401 Einw.) der Provinz Kars im russ. Generalgouv. Kaukasien, 50 km südlich von Kars, rechts am Aras, Sitz eines Brigadestabsquartiers der Grenzwache, hat als Garnison ein Infanterieregiment, Obstbau und (1891) 3435 Einw. In der Nähe große Steinsalzlager (Jahresproduktion 5½ Mill. kg).

Kahal (Kehilla, hebr.), die jüdische Religionsgemeinde.

Kahau, s. Nasenaffe.

Kahe, Landschaft in Deutsch-Ostafrika, südlich vom Kilima Ndscharo in der am Fuß desselben sich ausbreitenden Niederung, durchzogen von Dehu und Kivorema, Quellflüssen des Pangani. Eine hier gefundene Erdart dient abgedampft den Eingebornen als Salz.

Kāhira, Stadt, s. Kairo.

Kahl, Wilhelm, Kirchen- und Staatsrechtslehrer, geb. 17. Juni 1849 in Kleinheubach (Mittelfranken), studierte in Erlangen und München, habilitierte sich 1876 an der Universität München, wurde 1879 ordentlicher Professor in Rostock, 1883 in Erlangen, 1888 in Bonn und folgte 1895 einem Rufe an die Universität zu Berlin, wo er zugleich zum vortragenden Rat im Kultusministerium ernannt wurde. Er schrieb: »Die Selbständigkeitsstellung der protestantischen Kirche in Bayern« (Erlang. 1874); »Über die Temporaliensperre« (das. 1876); »Die deutschen Amortisationsgesetze« (Tübing. 1879); »Das obere Kirchengericht für die Großherzogtümer Mecklenburg« (das. 1880); »Lehrsystem des Kirchenrechtes und der Kirchenpolitik« (1. Teil, Freib. 1894); »Die Konfession der Kinder aus gemischten Ehen« (das. 1894); »Über Parität« (das. 1895). Mit Dove bearbeitete er die 8. Auflage von Richters »Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts« (Leipz. 1886).

Kahla, Stadt im sachsen-altenburg. Westkreis, an der Saale und an der Linie Großheringen-Saalfeld der Saalbahn, 169 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, ein Amtsgericht, eine bedeutende Porzellanfabrik (650 Arbeiter), Porzellanmalerei, Eisengießerei, Metallwarenfabrikation, eine Dampfschneidemühle u. (1890) 3555 Einw., davon 30 Katholiken und 6 Juden. In der Nähe das Dorf Gumperda mit Knabenerziehungsinstitut; ferner der Berg Dohlenstein, welcher 1780 teilweise einstürzte, 1828 u. 1880 merklich vorwärts rückte, u. die Bergfeste Leuchtenburg (436 m hoch), ehemals eine Strafanstalt, jetzt ein vielbesuchter Vergnügungsort.

Kahlbäuche (Apodes), Unterordnung der Knochenfische, s. Fische, S. 477.

Digitized by Google

Kahlberg, Dorf im preuß. Regbez. Danzig, Kreis Danziger Niederung, auf der Frischen Nehrung, hat ein besuchtes Seebad, im Sommer täglich Dampfschiffsverbindung mit Elbing und Pillau und (1890) 443 evang. Einwohner.

Kahle, Richard, Schauspieler, geb. 21. Juni 1842 in Berlin, besuchte die Universität daselbst, wo er ästhetische und philosophische Kollegien hörte, und wurde Vorleser bei dem Prinzen Friedrich von Preußen, welche Stellung er bis zu dessen Tode (1863) bekleidete. Von den Meistern der Bühne zog ihn vornehmlich Dessoir an, während er sich selbst auf dem Liebhabertheater Urania praktisch versuchte, bis er 1865 als Sprecher in der »Braut von Messina« zuerst in Pest öffentlich auftrat. Von Laube 1869 für das Leipziger Stadttheater engagiert, übte sich K. hier in den größten Aufgaben des Charakterfaches und spielte z. B. den Lear mit solchem Erfolg, daß er in Berlin nach seinem ersten Auftreten (1871) in dieser Rolle im königlichen Schauspielhause sofort engagiert wurde. Klein von Gestalt, weiß K. sie durch sein kräftiges Organ, hauptsächlich aber durch das klare Erfassen und die durchgeistigte Wiedergabe eines Charakters bald vergessen zu machen. Seine Vorzüge kommen am meisten in rhetorischen Rollen zur Geltung. Er ist seit 1880 mit Marie Keßler (s. d.) verheiratet.

Kahlenberg 2c., s. Kahlengebirge.

Kahlengebirge, der nordöstliche, bis an die Donau reichende Ausläufer der Ostalpen in Niederösterreich, ein Teil des Wiener Waldes, durch herrliche Waldszenerien und Aussichten berühmt. Die höchste Erhebung bildet der Hermannskogel, 542 m, mit Aussichtsturm (Habsburgwarte). Weiter östlich erhebt sich der Kahlenberg (438 m) mit dem Örtchen Josephsdorf (50 Einw.), einer Kirche, großem Hotel, Villen und Aussichtsturm (Stephaniewarte); endlich als äußerster Grenzpfeiler, zwischen Wien und Klosterneuburg an die Donau tretend, der Leopoldsberg (423 m), welcher auf dem Grundgemäuer einer alten Burg eine Kirche trägt, worin die Führer des verbündeten Heeres vor der Türkenschlacht 3. Sept. 1683 den Sieg erflehten. Von Nußdorf führt eine Zahnradbahn auf die Höhe des Kahlenberges, dessen südliche Abhänge von Weingärten bedeckt sind. Am Fuß desselben, 6 km oberhalb Wien, liegt an der Staatsbahnlinie Wien-Gmünd Kahlenbergerdorf, mit Josephsdorf Teil des 19. Wiener Bezirks (Döbling), Dampferstation, mit Weinbau, Kinderasyl und (1890) 485 Einw., wo um 1340 der durch seine lustigen Späße bekannte Pfarrer Wiegand von Theben, der sogen. Pfaffe vom Kahlenberg, Günstling Herzog Ottos des Fröhlichen, lebte. Die Schwankdichtung vom »Pfaffen vom Kalenberg« stammt von einem sonst unbekannten Verfasser, Namens Philipp Frankfurter, der gegen Ende des 14. Jahrh. in Wien lebte, und ist uns in mehreren alten Drucken des 15. und 16. Jahrh. überliefert; neuere Ausgaben haben v. d. Hagen (in »Narrenbuch«, Halle 1811) und Bobertag (»Narrenbuch«, Bd. 11 von Kürschners »Nationallitteratur«) veranstaltet. Das gleichnamige Gedicht von Anastasius Grün lehnt sich an die Volkssage an.

Kähler, 1) Otto, preuß. General und Militärschriftsteller, geb. 16. Juni 1830 zu Neuhausen bei Königsberg i. Pr., gest. 3. Nov. 1885 in Konstantinopel, trat 1846 als Einjährig-Freiwilliger in die 1. Pionierabteilung, ward 1852 Sekondeleutnant im 1. Dragonerregiment, besuchte 1856—59 die Kriegsakademie, ward 1859 Premierleutnant, 1861 zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabes kommandiert, 1864 Adjutant bei der 12. Infanteriedivision und 1866 Rittmeister und Eskadronschef im 8. Dragonerregiment. Nachdem er 1870/71 während des französischen Krieges Generalstabschef der 2. Kavalleriedivision gewesen, wurde er 1871 als Major zum Großen Generalstab versetzt, 1872 Lehrer an der Kriegsakademie, 1876 Kommandeur des 6. Husarenregiments und 1881 Oberst. 1882 trat er in türkische Dienste über und wurde vom König als Generalmajor zur Disposition gestellt. Er widmete sich in Konstantinopel als Pascha und Generaladjutant des Sultans besonders der Reorganisation der türkischen Reiterei. Er schrieb: »Die Reiterei in der Schlacht bei Vionville und Mars-la-Tour am 16. Aug. 1870« (3. Aufl., Berl. 1874); »Der Große Kurfürst« (das. 1875); »Die preußische Reiterei von 1806—1876« (das. 1879) u. a.

2) Martin, protest. Theolog, Bruder des vorigen, geb. 6. Jan. 1835 zu Neuhausen bei Königsberg i. Pr., studierte hier Rechtswissenschaft und seit 1854 daselbst, in Heidelberg, Halle und Tübingen Theologie, habilitierte sich 1860 in der theologischen Fakultät zu Halle, wurde 1864 außerordentlicher Professor der Theologie in Bonn, 1867 zu Halle und daselbst 1879 ordentlicher Professor. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: »Das Gewissen. Ethische Untersuchung« (Halle 1878, Bd. 1); »Die Wissenschaft der christlichen Lehre« (Erlang. 1883—87, 2. Aufl. 1893); »Neutestamentliche Schriften in genauer Wiedergabe ihres Gedankenganges dargestellt« (Halle 1884—94, 3 Hefte); »Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche biblische Christus«, Vortrag (Leipz. 1891); »Die Universitäten und das öffentliche Leben« (das. 1891).

Kahler Astenberg, der höchste Gipfel der Provinz Westfalen am Nordostende des Rothaargebirges, zwischen Lenne- und Ruhrquelle, ist 827 m hoch und gewährt herrliche Aussicht.

Kahler Wasen, ein Gipfel der Vogesen (s. d.).

Kahlfraß, die vollständige Entblätterung der Waldbäume, besonders der Nadelhölzer, durch Nonne, Kieferraupe 2c.

Kahlgrind, durch Trichophyton tonsurans hervorgebrachte Kahlheit der Kopfhaut und der Haut der Haustiere (Herpes tonsurans), s. Flechte, S. 532.

Kahlhechte, s. Fische, S. 477.

Kahlköpfigkeit (Calvities, lat.; griech.: Alopecia, wörtlich: Krankheit, bei der das Haar ausgeht wie beim Fuchse, oder Atrichia, wörtlich: Haarlosigkeit). Als Oligotrichia bezeichnet man einen verminderten Haarwuchs. Ganz selten ist Alopecia und Oligotrichia angeboren, dann aber mit Fehlen der Zähne verbunden. Die erworbene K., Alopecia acquisita, ist am häufigsten eine Alterserscheinung und beginnt als solche meist vom Scheitel, seltener von der vordern Haargrenze aus (Alopecia senilis). Bei dieser Form der K. spielt erbliche Anlage eine gewisse Rolle. Eine K., unabhängig vom Alter (Alopecia praematura), beruht entweder auf allgemeinen Ernährungsstörungen infolge schwerer Krankheiten, oder auf örtlichen Erkrankungen der behaarten Kopfhaut. Unter den Krankheiten sind besonders Typhus, Wochenbettfieber, Scharlach, Lungenentzündung hervorzuheben. Als örtliche Ursachen sind zu nennen der Kopfgrind, schwere Fälle von Kopfrose, Syphilis (Alopecia syphilitica), Blattern, langdauernde Ausschläge der Kopfhaut (Herpes tonsurans), Flechtengrind, überreichliche Talgbildung. Bei der Alopecia syphilitica, die nur die sekundäre Form der Syphilis begleitet, ist der Haarausfall über

Digitized by Google

den ganzen Kopf verbreitet, während gleichzeitig die Talgdrüsen der Kopfhaut zu stark absondern. Zuweilen entstehen aber auch auf der Kopfhaut syphilitische Ausschläge, und dann ist der Haarausfall nur auf die erkrankte Stelle beschränkt. Unter Kopfgrind versteht man den Flechtengrind (s. d. und »Ekzem«), den Favus (Wabenkopfgrind), auch die Kleienflechte (s. d.). Die K. ist heilbar, wenn sie auf zeitweisem Haarausfall beruht, wie bei Typhuskranken u. Wöchnerinnen, nach Kopfrose, bei leichtern Formen der Flechtenkrankheit (Herpes tonsurans) und des Kopfgrindes, kurz, sofern die Haarwurzel selbst noch erhalten ist; sobald diese zerstört oder abgestorben ist, wie im höhern Alter, so ist keins der vielen Reklamemittel im stande, einen einzigen Sproß hervorzubringen. Sorgfältige Pflege des Haares u. der Haut beugen den örtlichen Ursachen in meist völlig ausreichender Art vor; eine kräftige allgemeine Ernährung nach schweren Krankheiten stellt auch ohne besondere Mittel den Haarwuchs langsam wieder her. Mehrmaliges Abseifen des Kopfes in der Woche, des Abends vor dem Schlafengehen mit sorgfältigem Abtrocknen hinterher, ist sehr zu empfehlen. Die Krankheiten des Haarwuchses muß ein Arzt behandeln. Vgl. Haarkrankheiten.

Kahlschlag (Kahlschlagbetrieb), forstlicher Verjüngungsbetrieb, bei welchem die Begründung eines jungen Holzbestandes nach vorherigem kahlen Abtrieb des Vorbestandes durch Anbau (Saat, Pflanzung), welcher die Regel bildet, oder durch Naturbesamung von angrenzenden Beständen (Seitenansamung) erfolgt. Der K. mit Anbau ist bei Kiefern- und Fichten-Hochwaldungen die herrschende Verjüngungsart (s. auch Forstwirtschaft).

Kahlwild, das weibliche Elch-, Rot- und Damwild, weil es kein Geweih trägt.

Kahm, auf Essiggut, Wein, Bier, Pflanzensäften sich bildende dünne Haut, besteht aus Pilzen, welche die Oxydation des Alkohols veranlassen. Näheres s. Essig, Wein.

Kahmpilz, s. Mycoderma.

Kahn, anamit. Gewichtseinheit zu 1/10 Jehn, = 16 Lüong von 10 Dong = 624,8 g.

Kahn, kleines, spitz gebautes Binnenfahrzeug mit niedrigem Bord und flachem Boden, wird gewöhnlich mit Rudern, seltener durch Segel fortbewegt. Größere derartige Fahrzeuge von ähnlicher Bauart dienen auf Strömen zum Warentransport, sie haben 1—2 Masten mit Raa-, Spriet- und Gaffelsegeln, ein Verdeck und werden bei gutem Winde durch Segel, sonst mit Stangen, die man in den Grund stößt, fortbewegt. Besonders ausgebildet sind die Schleppkähne auf den Strömen, welche, bis 100 m lang und 10 m breit, bis 800 Ton. fassen und zu 4 und 5 Stück im Tau eines Dampfers einen Warenverkehr vermitteln, gegen dessen Billigkeit die Eisenbahnen nur schwer konkurrieren können.

Kahnbein, s. Fuß, S. 1017.

Kahnfüßer, s. Schnecken.

Kahni (engl. Cawney), Flächenmaß der ind. Präsidentschaft Madras, zu 24 Graunds oder Mahni = 53,51 Ar, im Jaghiregebiet zu 100 Quadratkjuli = 40,657 Ar.

Kahnis, Karl Friedrich August, luther. Theolog, geb. 22. Dez. 1814 in Greiz, gest. 20. Juni 1888 in Leipzig, studierte in Halle, habilitierte sich 1842 zu Berlin und wurde 1844 außerordentlicher Professor in Breslau. 1848 schloß er sich den sogen. Altlutheranern an, ward darauf von der altlutherischen Gemeinde in Breslau zum zweiten Prediger gewählt, aber von der obersten Behörde nicht bestätigt. Seit 1850 Professor der Theologie an der Universität Leipzig, seit 1860 Kapitular des Hochstifts Meißen, wurde er 1885 in den Ruhestand versetzt. Von seinen Schriften nennen wir außer drei Sammlungen Predigten (Leipz. 1866—77): »Die Lehre vom Heiligen Geist« (Halle 1847); »Die Lehre vom Abendmahl« (Leipz. 1851); »Die moderne Unionsdoktrin« (das. 1853); »Der innere Gang des deutschen Protestantismus seit Mitte des vorigen Jahrhunderts« (das. 1854; 3. Aufl. 1874, 2 Tle.; engl., Edinb. 1856); »Zeugnis von den Grundwahrheiten des Protestantismus gegen Hengstenberg« (Leipz. 1862); »Christentum und Luthertum« (das. 1871); »Die deutsche Reformation« (das. 1872); »Die lutherische Dogmatik« (das. 1861—68, 3 Bde.; 2. Aufl. 1874—75, 2 Bde.); »Der Gang der Kirche in Lebensbildern« (das. 1881).

Kahnlippe, Pflanze, s. Cymbidium.

Kahnschnabel, s. Nachtreiher.

Kahr, in den Tauern soviel wie Gletscher.

Kähuhn (engl. Khahoon, Cahun), Getreidegewicht in Bengalen zu 40 Faktoreimahnd, = 1354,78 kg, auch Rechnungseinheit bis 1835 = 4 Anna oder 1/4 Rupie.

Kahul (Kagul, Formosa), Stadt im russ. Gouv. Bessarabien, an einem Arm des Pruth, mit (1885) 5980 Einw. Der südlich davon gelegene See K. ist bekannt durch den Sieg, welchen 13. Aug. 1770 die Russen unter Romanzow über die Türken unter Halil Pascha erfochten. Die Stadt gehörte 1856—78 zur Moldau.

Kahulaui (Kahoolawe), die kleinste der Inseln des Hawaïarchipels, südlich von Maui, 20 km lang, 10 km breit und nur 162 qkm groß, bewohnt von wenigen Menschen, die hier Schafzucht treiben. Die Insel, größtenteils ebenes Tafelland und bis 442 m aufsteigend, hat als einzige Vegetation Gras und Euphorbiaceen. Bewohner von Maui kommen gelegentlich herüber, um zu fischen oder zur Regenzeit Melonen zu pflanzen.

Kai (niederländ. Kaje, franz. Quai), Mauer oder Steindamm an Fluß- oder Meeresufern, von der Höhe, daß sie selbst beim höchsten Wasserstand nicht überschwemmt werden und zum Schutz des Ufers gegen den Andrang der Wellen sowie als Ein- und Ausladeplatz für die Schiffe dienen, mit Treppen, damit bei jedem Wasserstand auch die Boote anlegen können; eingemauerte Ringe oder an den Kais eingerammte Pfähle (Dukte, Dalben, Duc d'Alben, s. d.) dienen zur Befestigung der Schiffe. K heißt auch das ganze, so ausgestattete Ufer, auch die längs des Ufers befindliche Straße; in Häfen auch der Ladeplatz für Schiffsgüter, wofür die Kajengebühr zu zahlen ist. Bollwerk (richtiger Bohlwerk) heißt die Kaje, wenn die Uferseite mit Planken verkleidet ist.

Kai, Fluß in Südafrika, s. Kei.

Kaid (arab.), Stammeshäuptling in Algerien.

Kaien (holländ.), die Raaen aus der wagerechten in die senkrechte Lage bringen.

Kaieteur, Wasserfall des Rio Potaro, eines linksseitigen Nebenflusses des Essequibo in Britisch-Guayana, 251 m hoch und 113 m breit, und von einer Mächtigkeit von 600 cbm in der Sekunde.

Kaifóng, Hauptstadt der chines. Provinz Honan, 15 km vom rechten Ufer des Hoangho, unter 34° 52' nördl. Br. und 114° 33' östl. L. v. Gr., hat 6 Moscheen, ist Sitz des Gouverneurs und eines Beamten (Tautai)

Digitized by Google

für Salz- u. Getreideangelegenheiten und hat 150,000 Einw., worunter eine Judengemeinde (die einzige in China), die meist aus Goldschmieden und Wechslern besteht. Der Hafen der Stadt ist Liujuenkao am Huangho, der hier 600 m breit und 1 m tief ist. K. war unter dem Namen Tungking (»östliche Hauptstadt«) 1280—1405 die blühende Hauptstadt des chinesischen Reiches.

Kaik, türkisches Ruderboot auf dem Bosporus und Goldenen Horn, besonders benutzt zur Überführung der Postsachen von den Postämtern Konstantinopels von und nach den Dampfschiffen.

Kailas, Gebirge, s. Gangri.

Kailâsa, Tempel, s. Ellora und Höhlentempel.

Kailcedraholz (Madeira-Mahagoni), das Holz des senegalensischen Mahagonibaums Khaya senegalensis *Guill.* et *Perott.*, aus der Familie der Meliaceen, ist rotbraun, mit deutlichen Jahresringen und mit bloßem Auge wahrnehmbaren Markstrahlen und Poren. Es wird seit Anfang dieses Jahrhunderts nach Europa gebracht und wie echtes Mahagoniholz verwendet, besonders auch zu Kasten für Mikroskope &c.

Kaim (Kayim, türk.), Wächter und Diener in den Moscheen.

Kaimakam, s. Kaim-makam.

Kaiman, s. Alligatoren.

Kaimeh, türk. Papiergeld in Scheinen zu 200, 100, 50, 20 und 10 Silberpiaster, ist in eine innere Schuld verwandelt worden.

Kaimeni, Inseln, s. Santorin.

Kāim-makām, gewöhnlich Kaimakam geschrieben (arab., »Stellvertreter«), in der Türkei Titel des Vorstehers eines Kreises (Kasa), in Ägypten Kaschif genannt. Über dem K. (Landrat) stehen der Mutessarrif (Regierungspräsident) und der Wali (Oberregierungspräsident), über dem Kaschif der Mudir. In der türkischen Armee bezeichnet K. den Oberstleutnant (mit dem Range zwischen Major und Oberst).

Kain (hebr., »Erwerb«, 1. Mos. 4, 1), nach biblischem Bericht erstgeborner Sohn Adams, Erfinder des Ackerbaues, tötete seinen Bruder Abel, weil nur dessen Opfer Gott wohl gefiel, und mußte seitdem, durch ein Zeichen (Kainszeichen, 1. Mos. 4, 15) gegen Blutrache geschützt, unstet umherirren, bis er sich zuletzt im Lande Nod niederließ, wo er ein hohes Alter erreichte, nach einigen sogar bis zur Zeit der Sündflut lebte. Seine Gattin wird in der Sage Save genannt. Nach ihm nannten sich die Kainiten, eine gnostische Schwärmersekte des 2. Jahrh. (auch bekannt unter dem Namen Kainianer, Kajaner, Kainäer, Kaianisten und Kaianiten), welche K. als einen höhern Äon betrachtete und seinen Brudermord wie auch Judas Ischariots Verrat billigte. Wie die That Kains, als des ersten Mörders, durch welchen der Tod in die Welt kam, ein Lieblingsgegenstand der ältern wie der neuern Kunst wurde, so hat auch die Dichtung das poetische Motiv der biblischen Erzählung erfaßt und in mannigfacher Weise gestaltet. Schon in dem frühesten Drama der neuern Zeit, im altfranzösischen Adam (12. Jahrh.), wird Kains Verbrechen mit breiter Ausführlichkeit dargestellt. Im allgemeinen ist die Darstellung Kains bei den ältern Dichtern, so namentlich in den biblischen und Schuldramen des 16. und 17. Jahrh., naiv; bei den spätern, besonders seit Byrons Tragödie »Cain«, in eigentümlicher Weise reflektiert. Eine charakteristische Probe der letztern Auffassung ist Kastropps Epopöe »K.« (Stuttg. 1880).

Kainit, Mineral aus der Ordnung der Sulfate, kristallisiert monoklinisch, findet sich meist derb in selbständigen, oft mächtigen Schichten als feinkörniges, gelblich graugrünes bis dunkelfleischrotes Aggregat, in dessen Drusen farblose Kristalle sitzen; es ist durchscheinend, Härte 2,5, spezifisches Gewicht 2,13, besteht aus Chlorkalium und schwefelsaurer Magnesia $KCl + MgSO_4 + 3H_2O$ und findet sich in den Abraumsalzen des Staßfurter Salzlagers und bei Kalusz. K. wird in großen Mengen gewonnen (vgl. Kalisalze) und auf Kalisalze, Düngesalze &c. verarbeitet.

Kainiten, s. Kain.

Kainozoïsch, s. Känozoisch.

Kainsdorf (Cainsdorf), Dorf in der sächs. Kreish. und Amtsh. Zwickau, an der Zwickauer Mulde, der Linie Zwickau-Schwarzenberg der Sächsischen Staatsbahn und einer elektrischen Straßenbahn nach Zwickau und Wilkau, hat eine schöne evang. Kirche im gotischen Stil, ein Lutherdenkmal, das größte Eisenwerk Sachsens (Königin Maria-Hütte mit 2078 Arbeitern, 4 Hochöfen, 2 Gießereien, 2 Walzwerken für Schienen und Feineisen, Martin- und Bessemerstahlhütte, bedeutender Brückenbauwerkstatt, Maschinenbauanstalt &c.), schwunghafte Bierbrauerei und (1890) 3977 meist evang. Einwohner.

Kainsk, Bezirk im russisch-sibir. Gouv. Tomsk, einen großen Teil der Steppe Baraba (s. d.) umfassend, 82,167 qkm (1492 QM.) groß, wovon 5328 qkm (96,8 QM.) Seen, mit (1887) 126,880 Einw. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Mündung der Kaminka in den Tom und an der großen sibirischen Straße, hat eine bedeutende Messe und (1891) 9087 Einw., welche Ackerbau, Viehzucht, Gerberei und Ziegelbrennerei betreiben.

Kainszeichen, s. Kain.

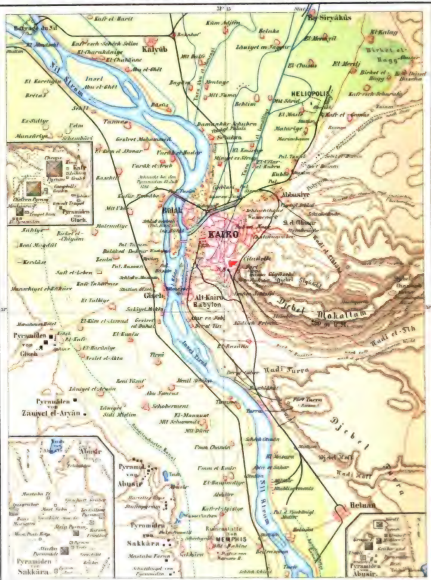
Kainz, Joseph, Schauspieler, geb. 2. Jan. 1858 zu Wieselburg in Ungarn, besuchte das Realgymnasium in Wien und betrat schon 1873 die Bühne auf einem Privattheater daselbst. Er bildete sich vornehmlich für das Fach der jugendlichen Heldenliebhaber und Charakterdarsteller aus und war in dieser Eigenschaft von 1875—76 zu Marburg in Steiermark, dann bis 1877 am Stadttheater zu Leipzig, darauf am Hoftheater zu Meiningen und 1880—83 am Hoftheater zu München thätig, wo er zu dem König Ludwig II. in ein freundschaftliches Verhältnis trat, über welches er später biographische Mitteilungen veröffentlicht hat. 1883 trat er in den Verband des Deutschen Theaters in Berlin, dem er, nach kurzer Thätigkeit an andern Berliner Bühnen, noch jetzt angehört. Seine Hauptrollen sind: Don Carlos, Romeo, Prinz von Homburg, Ferdinand (»Kabale und Liebe«), Fiesco, Demetrius, König in Fuldas »Talisman«, Hamlet. Ein durchaus realistisches Talent, wirkt er am stärksten, wo er elementare Leidenschaftlichkeit entfalten kann; doch fehlt es ihm an künstlerisch ausgeglichener Abrundung seiner Gebilde. Er war mit der Schriftstellerin Sara Hutzler (geb. 1853 in St. Louis, gest. 24. Juni 1893 in Berlin) vermählt, welche sich durch Skizzen und Novellen aus Amerika (»Junge Herzen«, »Kleine Menschen«, »Nora«) und den Roman: »Im Bann der Liebe« (Berl. 1889) bekannt gemacht hat.

Kainzenbad, s. Partenkirchen.

Kaiparahafen, großer Einschnitt in die Westküste des nördlichsten Teils der Nordinsel von Neuseeland, dessen versandeter Eingang unter 36° 24' südl. Br. und 174° 7' östl. L. v. Gr. zu einem großen Becken führt. Letzteres geht in fünf Arme aus, von denen der nördliche zur Mündung des Flusses Wairoa, der östliche zum Hafen Port Albert, der südliche zum Hafen

Digitized by Google

UMGEBUNG von KAIRO.



Maßstab der Karte 1:200 000   Maßstab d. Kartons 1:50 000

Fruchtbares Land   Wüste

Digitized by Google

Helensville führt; von hier geht eine Eisenbahn nach Auckland. Die Uferlandschaften sind reich an wertvollen Beständen von Kaurifichten.

Kaiphas, eigentlich Joseph Kaiaphas, jüd. Hoherpriester während Jesu öffentlicher Wirksamkeit und Kreuzigung, hatte seine Würde 18 n. Chr. von Valerius Gratus, dem römischen Prokurator von Judäa, übertragen erhalten und fungierte während der ganzen Prokuratur des Pontius Pilatus, ward aber 36 von dem Prokonsul Vitellius abgesetzt. In der alten Kirche verwechselten ihn einige mit dem Geschichtschreiber Josephus und glaubten, er habe sich zum Christentum bekehrt.

Kaiping, Stadt in der chines. Provinz Petschili, 120 km nordöstlich von Tiëntsin, mit reichen Kohlenlagern, zu denen eine Eisenbahn vom Hafen Taku führt.

Kairin, salzsaures Oxytetrahydroäthylchinolin $C_{11}H_{15}NO.HCl$, entsteht, wenn man Amidophenol mit Glycerin und Schwefelsäure erhitzt, das entstandene Oxychinolin durch Behandlung mit Zinn und Salzsäure in Oxytetrahydrochinolin und dies durch Jodäthyl in Oxytetrahydroäthylchinolin überführt. Das salzsaure Salz dieser Base bildet farblose Kristalle, schmeckt salzig-bitter, etwas zusammenziehend, ist leicht löslich in Wasser, färbt sich leicht violett und verliert bei 110° sein Kristallwasser. Statt der Äthylverbindung ist auch die Methylverbindung dargestellt und angewendet worden. K. wurde von Fischer entdeckt und als Fiebermittel benutzt, bald aber durch das Antipyrin verdrängt. Der Name (kairos, der rechte Zeitpunkt) bezieht sich darauf, daß es entdeckt wurde, als man mehrfach nach einem Ersatz für Chinin suchte.

Kairo (Cairo, hierzu Karte »Umgebung von Kairo«), arab. Masr el Kahira (s. unten, Geschichte), auch kurzweg Masr, Misr, die Hauptstadt Ägyptens, die größte Stadt Afrikas und der arabischen Welt, die zweite des türkischen Reiches, unter 30° 6′ nördl. Br. und 31° 26′ östl. L. v. Gr., am rechten Ufer des Nils, 18 km oberhalb des »Kuhbauchs«, der Spaltung des Flusses in den Rosette- und Damiettearm, am Fuß des 210 m hohen Mokattamgebirges, mit dem die Arabische Wüste im O. und S. bis hart an die Stadt heranreicht, während im N. das üppige Frucht- und Gartenland des Deltas beginnt, Ausgangspunkt der Eisenbahnen nach Alexandria, Damiette, Suez und Siut und des Kanals nach Ismailia. K. hat ein außerordentlich mildes Klima (Jahrestemperatur 21,3°, Januar 12,1°, Juli 29°) und wird daher von Brustleidenden Europas im Winter viel aufgesucht. Die Stadt mißt von N. nach S. 5 km, von W. nach O. 2,5 km und hat in den letzten Jahren nach W. sich so ausgedehnt, daß sie bereits die Ufer des Nils berührt und die Vorstadt Bulak (s. d.), den Hafen der Stadt, fast schon in sich aufgenommen hat. Der ursprünglich rein arabische Charakter Kairos geht seit 25 Jahren immer mehr verloren, indem während dieser Zeit durch die Anregung Ismaïl Paschas nach dem Nil zu nach Pariser Muster die Neustadt mit den Ministerien der Finanzen und des Innern, der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, sonst aber unbedeutenden Bauten entstanden ist. Zwischen beiden liegt der achteckige, 8,25 Hektar große Ezbeliehgarten mit Cafés, einem Restaurant, Sommertheater, Kahnfahrten auf einem 2 m tiefen Teiche und umgeben von fast allen großen Hotels Kairos, dem Opernhaus, Postgebäude, der Börse. Ganz in der Nähe beginnt die Hauptverkehrsstraße von K., die Muski, die mit ihrer Fortsetzung, der Rue Neuve, die alte Stadt in ihrer ganzen Breite (1,5 km) durchzieht. Hier ist zwar das orientalische Verkehrsleben, das vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf und ab wogt, noch unverändert, doch sehen die Tabaks- und Zigarrenhandlungen, Kleider- u. Modegeschäfte fast ganz europäisch aus. Zu beiden Seiten liegen die arabischen Quartiere, ein wahres Labyrinth kreuz und quer laufender, winkeliger Gäßchen und Gänge. Einige Straßen werden nur von Handwerkern bewohnt und zwar gewöhnlich von Mitgliedern einer Zunft, so daß die Waffenschmiede, die Schuhmacher, die Kesselschmiede, die Sattler 2c. beisammen sind. Charakteristisch für K. sind die Bazare, unter welchen der Chan el Chalili, der Hassanên-Moschee gegenüber, hervorragt. Er besteht aus mehreren gedeckten Straßen und Höfen, in welchen die verschiedensten orientalischen Waren in offenen Buden zum Verkauf ausliegen oder in Magazinen aufgestapelt sind. Neben ihm liegt der Bazar der Gold- und Silberschmiede; Seiden- und Wollenstoffe werden im Bazar El Ghuriye, Posamentierwaren im Bazar Akkadim, Früchte und Zucker im Bazar Sukkariye, Waffen im Suz es Selah feilgehalten. Neben den Bazaren erscheinen die Kaffeehäuser, zugleich Barbierstuben, und die öffentlichen Brunnen (Sebil), oft Meisterwerke arabischer Architektur, für die Physiognomie der Stadt bestimmend. Von den Märkten ist einer der bedeutendsten der Karameidan (Plusa Mehemed Ali) im S., wo Pferde, Esel und Kamele feilgeboten werden und oft Beduinen in ihren Zelten lagern. Eine noch breitere Straße als die Muski ist der mehr als 2 km lange Boulevard Mehemed Ali, der 1889 durch ein Gewirr von Gassen gebrochen wurde, wie jene vom Atabet el Kadra-Platz ausgeht und in südöstlicher Richtung zur Citadelle führt. Diese wurde auf einem Vorsprung des Mokattam bereits 1166 von Jussuf Saladin erbaut, dessen mit antiken Säulen geschmückter Palast hier bis 1823 stand, wo er durch eine Pulverexplosion zerstört wurde. Was man heute sieht, ist das Werk Mehemed Alis, welcher auch die Befestigungen neu herstellen und mehrere Forts auf den überragenden Höhen des Mokattam erbauen ließ. Als größte Merkwürdigkeit der Citadelle wird der 90 m tief in den Felsen gesprengte Josephsbrunnen, vielleicht ein Pharaonisches Werk, gezeigt; neben ihm liegt die mit schlanken Minarets gekrönte Alabastermoschee Mehemed Alis mit dem Grabmal desselben, von deren Terrasse aus man die berühmte Aussicht auf K. hat, welches wie eine Insel mitten in der Wüste daliegt. Von den 523 Moscheen (Dschâmas), die alle mehr oder weniger nach dem Plan der heiligen Moschee in Mekka angelegt sind, sind viele gänzlich verfallen. Zu den berühmtesten gehören die Sultan Hassan-Moschee, wohl das bedeutendste Denkmal byzantinisch-arabischer Baukunst, 1356—59 errichtet, die Tulûn-Moschee, die älteste, schon 879 von Ahmed ibn Tulûn erbaut, nach der Sage auf dem Hügel, auf dem Abraham den Widder statt Isaaks opferte, seit 1891 restauriert (s. Tafel »Architektur VII«, Fig. 2 u. 5), die Moschee Hasanein, zu Ehren von Hassen und Hussen, den Söhnen Alis, des Schwiegersohnes des Propheten, benannt, architektonisch unbedeutend und fast ganz modern, aber den Mohammedanern besonders heilig, da ein Mausoleum den Kopf Huseins birgt, die Hakim-Moschee, seit 1879 restauriert, die Moschee Seiyide Zenab, nach einer Enkelin des Propheten benannt, 1884 vergrößert und restauriert, die Azhar-Moschee (»die Blühende«, angeblich nach Fa-

Digitized by Google

time, der Tochter des Propheten, benannt), seit 988 zur Universität bestimmt und später vergrößert, deren Hauptlesesaal von 140 meist antiken Marmorsäulen getragen wird, und die noch vor 10 Jahren 7700 Studenten und 230 Professoren zählte, seit der englischen Herrschaft durch das Ausbleiben der Studenten aus den ehemaligen Äquatorialprovinzen u. a. aber stark zurückgegangen ist. Die Professoren werden nicht besoldet, sie leben von Privatunterricht, Kopieren von Büchern, Geschenken ehemaliger Schüler oder bekleiden religiöse Ämter, nur der Vorsteher (Scheich ul Islam) bezieht ein Einkommen von 10,000 Piaster. Die Studenten bezahlen kein Lehrgeld, werden vielmehr aus Stiftungen unterhalten; die blinden Studenten wohnen in einem besondern Institut. Lehrgegenstände sind arabische Grammatik, Religion, Rechtswissenschaft, Logik, Rhetorik, Verslehre, Lesen des Koran. An der ganzen Ostseite der Stadt dehnen sich die sogen. Chalifen- u. Mameluckengräber, die aber von den bahritischen u. tscherkessischen Mameluckensultanen (1250—1380 und 1381—1517) erbaut wurden, aus. Von den Chalifengräbern sind die bemerkenswertesten die Grabmoschee des Sultans Barkuk mit zwei prachtvoll leichten, kühnen Kuppeln und zwei schönen Minarets, die von Bursbey mit schönen Mosaiken und durchbrochenen Gipsfenstern, die Kait Beis, die eleganteste von allen, ausgezeichnet durch ihre hohe Kuppel mit reichem bandartigen Ornament, wirkungsvolle Beleuchtung mittels 50 bunter Fenster und schlanke Minarets mit zierlichen Galerien. Von den teils durch Ausbeutung als Steinbruch, teils durch Umgestaltung zu modernen Grabstätten weit mehr zerstörten Mameluckengräbern sind zum Teil nur die Minarets übrig. In der Nähe ließ Mehemed Ali sein Familiengrab errichten. Diese Moscheengräber waren ehemals reich dotiert, zahlreiche Scheichs und Diener hatten für ihre Erhaltung zu sorgen. Nach dem Einziehen der Moscheengüter geriet alles in Verfall, erst in neuester Zeit hat man sich dieser Bauten angenommen, unter deren Ruinen sich die ehemaligen Moscheediener und andre Araber angesiedelt haben; aus der frühern Gräberstadt ist eine Vorstadt von K. geworden.

Von den alten Mauern, welche Saladin zum Ersatz für die frühern Erdwälle um die Stadt ziehen ließ, ist nur ein kleiner Teil an der Nordseite erhalten, wo auch noch zwei schöne Stadtthore, Bab el Futûch und Bab en Nasr, vorhanden sind. Von den übrigen Thoren ist noch das Bab Zulieh bei der Moschee El Möjed mitten in der Stadt vorhanden. Die Paläste Kairos sind meist unter europäischem Einfluß entstanden. Das vizekönigliche Palais liegt in der Citadelle; das Schloß von Gesireh (erbaut 1863—68), Bulak gegenüber, einst mit märchenhafter Pracht ausgestattet, wurde mit seinem großen Park von einer Aktiengesellschaft angekauft u. in einen Gasthof umgewandelt. Am südlichen Ende von Bulak steht der Palast von Kasr en Nil, und neben demselben befindet sich die neuerbaute, auf steinernen Pfeilern ruhende eiserne Gitterbrücke, welche über den Nil nach der Insel Gesireh führt und dem Eisenbahn- wie dem Wagen- und Fußgängerverkehr dient. Inmitten der Stadt endlich liegt der Palast Abdin, welchen der Chedive gewöhnlich bewohnt. Nur durch einen schmalen Arm des Nils vom Lande getrennt liegt westlich von K. die Insel Roda, an deren Südspitze der berühmte Nilmesser (Mikyâs) steht.

Die Einwohnerzahl betrug nach der Zählung von 1883: 374,838 (Fellah, Kopten, Türken, Araber), darunter 21,650 Fremde (7000 Italiener, 4200 Griechen, 4000 Franzosen, je 1600 Engländer und Österreicher, 1200 Deutsche), 7000 Juden, ferner Neger, Nordafrikaner, Beduinen, Syrer, Perser, Inder. Die männliche Bevölkerung zählte 184,845, die weibliche 189,993 Seelen; die englische Garnison beläuft sich auf 6000 Mann. Außer dem Islam, dessen Haupt der Groß-Mufti ist, bestehen hier verschiedene Bekenntnisse, die alle Kirchen haben; so hat die römisch-katholische Konfession 3 Kirchen und ein Kloster, die koptisch-katholische unter einem Patriarchen und die koptisch-jakobitische 32, die deutsche protestantische u. die anglikanische je eine Kirche, die Juden (Talmudisten und Koraiten) haben 13 Synagogen, meist im Judenviertel. Es besteht in K. eine amerikanische und eine anglikanische Mission. K. hat Hospitäler für Mohammedaner und Christen; drei europäische Krankenhäuser, Armenversorgungs- und Irrenanstalten. An Regierungsschulen besitzt K. ein Lyceum, ein polytechnisches Institut für Sprachen, Künste und Gewerbe, eine Normalschule, Schulen für Medizin, Pharmazie, Rechts- und Ingenieurwissenschaft, 772 Beduinenschulen, 7 nationale Schulen, als Wakufinstitute: eine Blinden- und Taubstummenanstalt, 4 Mädchenschulen und 40 andre, ein ägyptisches Institut sowie Schulen sämtlicher in K. vertretener Missionsgesellschaften (vgl. Ägypten, S. 223). Es bestehen ein Opernhaus, mehrere Theater, Klubs; seit 1875 hat K. auch eine geographische Gesellschaft. Die vizekönigliche Bibliothek umfaßt 41,136 Bände, darunter 24,135 arabische, meist Manuskripte, und kostbare alte Exemplare des Koran. Bedeutend ist das arabische Museum; die große Sammlung ägyptischer Altertümer befindet sich jetzt in Gizeh (s. d.). Die Industrie ist nicht bedeutend, es bestehen eine große vizekönigliche Druckerei u. Papierfabrik, eine große Zuckerraffinerie, 1000 Webstühle für Baumwollenzeuge, 500 für halbseidene Stoffe. Dem Handel dienen fünf Banken; das Telegraphenwesen besorgen die englische Eastern Telegraph Company und das ägyptische Telegraphenamt. K. ist Residenz des Chedive und Sitz der obersten Staatsbehörden, eines deutschen Generalkonsuls, eines internationalen Gerichtshofs. Die Stadt bildet ein besonderes Gouvernorat mit 15,7 qkm Kulturfläche und zerfällt in 12 Distrikte. — Im S. liegt Altkairo (Fostât oder Masr el Atika), an der Stelle des ehemaligen Babylon, das Ramses II. (1400 v. Chr.) assyrischen Gefangenen zum Wohnsitz anwies, mit überresten eines römischen Kastells, der koptischen Kirche Abu Serge und der Amru-Moschee (643 errichtet). Weiter oberhalb Militäretablissements und (22 km) die Bäder von Heluan (s. d.).

K. ist hervorgegangen aus Altkairo oder Fostât, welches 640 n. Chr. von Amru, dem Eroberer Ägyptens, gegründet wurde; dieser ließ rings um sein bei der Belagerung von Babylon (s. oben) benutztes Zelt den neuen Ort entstehen, zu welchem das benachbarte Memphis das beste Baumaterial lieferte. 969 gründete Gauhar el Kaid, der Feldherr des Fatimiden Moez Eddin, nördlich von Fostât eine neue Stadt, in welcher der Chalif später sein Lager aufschlug. Sie wurde Masr el Kahira (»siegreiche Hauptstadt«) genannt, weil, wie Moez Eddin schrieb, »der Augenblick der Gründung zusammenfiel mit dem Aufgang des Mars, des Bezwingers der Welt«. 1176 baute Saladin die Citadelle, vergrößerte K. und umgab es mit teilweise noch erhaltenen Mauern. Seine Nachfolger ließen sich die weitere Verschönerung angelegen sein, wovon die Moscheen noch Zeugnis ablegen. Der Verfall be-

Digitized by Google

ginnt mit der Eroberung durch die Türken 1518; er war am größten unter den Mameluden Ende des 18. Jahrh. Nachdem K. 1798—1801 unter französischer, dann unter englischer Botmäßigkeit gestanden, flößte ihm der Schöpfer des heutigen Ägypten, Mehemed Ali, neues Leben ein und legte den Keim zu seiner jetzigen Größe. K. offenbart sich durch sein reges Treiben als eine Weltstadt; sie ist durch ihre Lage, als Schlüssel der Nilländer, einer der begünstigtsten Plätze des ganzen Orients. Jene Blüte, welche sie unter den Chalifen als zweite Hauptstadt der mohammedanischen Welt berühmt machte, ist zwar längst verwelkt, sie ist auch nicht mehr Stapelplatz des indoeuropäischen Verkehrs; dafür ist sie aber der große Markt der aufgeschlossenen Nilländer, der politische und zivilisatorische Brennpunkt von ganz Nordostafrika, der Berührungs- und Austauschpunkt für dieses und Europa geworden. Vgl. Ebeling, Bilder aus K. (Stuttg. 1878, 2 Bde.); Lane Poole, Cairo, sketches of its history, monuments and social life (2. Aufl., Lond. 1894); Lallemand, Le Caire (Prachtwerk, Par. 1894).

Kairos, in der griech. Mythologie der Gott der günstigen Gelegenheit oder des rechten Augenblicks. Eine berühmte, in freien Umbildungen erhaltene Erzstatue von Lysippos stellte ihn dar als flüchtig dahineilenden Jüngling, mit Flügeln an den Füßen, das lange Haupthaar in die Stirn fallend, hinten kahl, Wage und Schermesser haltend. Vgl. Sauer in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 897 ff.

Kairuan (Keruan, Kirwan), Hauptort eines franz. Militärbezirks in Tunis, 38 km westlich von Susa, mit dem es durch Eisenbahn verbunden ist, inmitten einer großen, kahlen, zum Teil von Salzsümpfen (dem alten Lacus Tritonis) bedeckten Ebene, besteht aus der eigentlichen Stadt, welche von einer 10 m hohen, aus Ziegeln erbauten und in Abständen von 20 m durch Rundtürme gekrönten Mauer umgeben wird, durch die fünf Thore führen, und ist durch die Franzosen neu befestigt worden. K. hat eine Kasba, mehr als 80 Moscheen und Klöster, darunter die große, schon bei der Gründung der Stadt errichtete, in ihrer jetzigen Form 827 hergestellte und mit 420 prachtvollen römischen Säulen geschmückte Okbamoschee, sieben Vorstädte und 20—30,000 Einw., welche Teppiche, Sattlerwaren, gelbe Lederpantoffeln, kupferne Geräte und Rosenöl herstellen. — K., 670 von Okba ben Nafi gegründet, gilt in der muslimischen Welt als eine der vier Pforten zum Paradies; die Stadt zu betreten, war Europäern nicht gestattet, bis sie 1881 von den Franzosen besetzt wurde.

Kaisari, Hauptort eines Sandschak im türk. Wilajet Angora in Kleinasien, südlich vom Kyzyl Irmak, am Nordfuß des fast 4000 m hohen Ardschias Dagh (Argäos), früher der bedeutendste, handel- und industriereichste Ort des kleinasiatischen Binnenlandes, jetzt verfallen, aber reich an architektonisch bemerkenswerten Bauten, darunter eine kath. Kirche. Die Zahl der Einwohner beträgt 40—50,000 (zur größern Hälfte Türken, ein Fünftel Griechisch-Orthodoxe, ein Siebentel gregorianische Armenier). — K. hieß im Altertum Mazaka, später Eusebeia und war Hauptstadt Kappadokiens. Seit Tiberius hieß es Cäsarea, dessen Ruinen südlich von K. liegen. Die von Justinian erbaute Burg war später Residenz der Seldschukensultane.

Kaisârije, von mittelalterlichen Mauern umgebene Ruinenstadt an der Küste Palästinas zwischen Haifa und Jafa, seit 1884 von einigen hundert ausgewanderter Bosniaken bewohnt. Die Stadt wurde als Cäsarea von Herodes 13 v. Chr. erbaut und war Sitz der römischen Prokuratoren, später römische Kolonie, Bischofsitz und Versammlungsort von mehreren Konzilen. Während der Kreuzzüge wiederholt von Christen und Mohammedanern erobert, wurde sie 1265 von Beibars zerstört. Außerhalb der Mauern sind Reste des herodianischen Amphitheaters und eines Hippodroms erhalten.

Kaisberg, s. Herdecke.

Kaiser (lat. Caesar), seit C. Julius Cäsar Octavianus Titel des Beherrschers des römischen Reiches, entstanden aus dem römischen Familiennamen »Cäsar«, der zu einer Bezeichnung der höchsten Würde des Inhabers der Staatsgewalt wurde. Daneben waren die Titel Augustus und Imperator gebräuchlich. Seit Hadrian führte auch der Thronfolger den Titel Cäsar; auch kam es vor, daß dem eigentlichen Imperator Cäsaren als Mitregenten zur Seite traten. Die römische Kaisergewalt war eine unumschränkte Herrschergewalt, ohne an und für sich erblich zu sein; vielmehr wurde sie formell durch einen Senatsbeschluß (Lex regia) dem jeweiligen K. übertragen. Seit der Teilung des Reiches durch Theodosius d. Gr. (395 n. Chr.) wurde zwischen ost- und weströmischem Reich unterschieden, indem von dessen beiden Söhnen Arcadius K. des Ostens und Honorius K. des Westens wurde. Nach dem Sturze des weströmischen Reiches durch germanische Völkerschaften unter Odoaker (476) betrachteten sich die oströmischen K. als die alleinigen Träger der römischen Weltmonarchie, deren Gedanke unter dem K. Justinian (527—565) noch einmal der Verwirklichung nahegeführt ward. In der Folgezeit wurde die weströmische Kaiserwürde auf die fränkischen Könige übertragen, indem die römischen Bischöfe, welche von den oströmischen Kaisern den nötigen Schutz nicht mehr erwarteten, den Frankenkönigen die Schutzherrschaft (Patriziat) über Rom und über die römische Kirche übertrugen. Papst Leo III. krönte schließlich 25. Dez. 800 Karl d. Gr. in aller Form zum römischen K. Gleichwohl war dies Kaisertum von durchaus germanischem Charakter. Das »heilige römische Reich deutscher Nation« nahm die Idee der römischen Weltmonarchie in dem Sinne wieder auf, daß der K. das weltliche Oberhaupt der gesamten Christenheit sein und als solches die höchste Schutzgewalt über die römische Kirche ausüben sollte. Unter K. Otto I. aus dem sächsischen Haus wurde die Kaiserwürde dauernd mit der deutschen Königswürde (s. Deutscher König) verbunden (962). Dies abendländische Kaisertum stand unter K. Heinrich III. aus dem salischen (fränkischen) Haus auf dem Höhepunkt der Macht, als mit Deutschland die Königreiche Burgund u. Italien vereinigt waren und der römische Papst sich der kaiserlichen Macht unterzuordnen hatte. Aber schon unter dem Nachfolger jenes Kaisers, welcher in Papst Gregor VII. den gefährlichsten Gegner und Vorkämpfer der päpstlichen Prärogative fand, trat der Umschwung zum Nachteil der K. ein. Anstatt den Schwerpunkt ihrer Macht in Deutschland zu suchen, opferten sie auf ihren Römerzügen und in den Kämpfen mit dem Papsttum ihre besten Kräfte, während daheim ihr Ansehen mehr und mehr sank. Um so mehr erstarkte die Macht der deutschen Fürsten und Territorialherren, welche sich schließlich zu einer wirklichen Landeshoheit umgestaltete. Seit Maximilian I. (1508) führten die deutschen Könige den Kaisertitel auch ohne Krönung durch den Papst.

Digitized by Google

Karl V. war der letzte K., welcher (1530) vom Papst, aber nicht in Rom, sondern in Bologna, gekrönt worden ist. Seitdem das Kaisertum unter den Hohenstaufen dem Papsttum unterlegen, war für das Ansehen der K. lediglich ihre Hausmacht entscheidend. Daß das Reich ein Wahlreich sei, war in der Goldenen Bulle Karls IV. (1356) ausdrücklich anerkannt, wenn auch thatsächlich in den letzten Jahrhunderten des Reiches die Kaiserkrone mit der österreichischen Monarchie verbunden blieb. Die Wahl erfolgte durch die Kurfürsten, und zwar sollte der Kurfürst und Erzbischof von Mainz innerhalb eines Monats nach dem Ableben des bisherigen Kaisers die Wahl nach Frankfurt a. M. ausschreiben. Noch vor der Krönung hatte der K. die Wahlkapitulation zu beschwören, d. h. ein Staatsgrundgesetz, das die Bedingungen der Wahl und die Beschränkungen der kaiserlichen Regierungsgewalt enthielt und zwischen dem K. und den Kurfürsten vereinbart wurde. Die Krönung erfolgte in der letzten Zeit regelmäßig in Frankfurt a. M. Seit Ferdinand I. fand nur eine einmalige Krönung statt, während der K. früher in Aachen zum deutschen König, in Pavia, Mailand oder Monza zum König von Italien und in Rom zum K. gekrönt worden war. Seit Maximilian I. war die amtliche Titulatur: »Von Gottes Gnaden erwählter römischer K., zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, König in Germanien«. In den spätern Zeiten wurde in dem »römischen König« (rex Romanorum) bei Lebzeiten des Kaisers dessen Nachfolger erwählt, welcher zugleich Reichsverweser in Verhinderungsfällen war. Das kaiserliche Wappen war ein zweiköpfiger schwarzer Adler mit dem Hauswappen des Kaisers auf der Brust; die Reichsfarben waren Schwarz und Gelb (Gold).

Nach Gründung des Rheinbundes legte K. Franz II. 6. Aug. 1806 die deutsche Kaiserkrone nieder, nachdem er schon 1804 für seine Erblande den Titel Kaiser von Österreich als Franz I. angenommen hatte. Nach Gründung des Deutschen Bundes ist 1848 und 1849 ein Anlauf zur Wiederherstellung der deutschen Kaiserwürde genommen worden; aber König Friedrich Wilhelm IV. lehnte die Kaiserwürde ab, welche ihm die Frankfurter Nationalversammlung anbot. Die Siege von 1870 führten zu der Wiederherstellung des Deutschen Reiches und der Würde eines deutschen Kaisers. Die Proklamierung des letztern erfolgte 18. Jan. 1871 zu Versailles. Das Präsidium des Bundes, welcher als »Deutsches Reich« bezeichnet wird, steht dem König von Preußen zu, der den Titel »Deutscher Kaiser« führt. Der K. ist nicht der Monarch des Reiches; aber der Krone Preußen kommen im Reiche wichtige Vorrechte, die Präsidialrechte, zu, welche der K. »im Namen des Reiches« und »im Namen der verbündeten Regierungen« ausübt (weiteres s. im Art. »Deutschland«, S. 890 ff.; das kaiserliche Wappen, daselbst, S. 900). Vgl. Fischer, Das Recht des deutschen Kaisers (preisgekrönt, Berl. 1894).

Nach dem Sturze des oströmischen Kaiserreichs ward der Kaisertitel auch vom Sultan angenommen (1453); aber erst im Frieden von Passarowitz (1718) erkannte der deutsche K. den gleichen Rang desselben an. Der russische Zar führt seit 1721 den Titel »K. und Selbstherrscher aller Reußen«. Napoleon I. legte sich den Titel K. der Franzosen bei. Napoleon III. nahm als Wiederhersteller des französischen Kaiserreichs (Second empire) denselben Titel an. Seit 1876 führt die Königin von England als Nebentitel den Titel »Kaiserin von Indien« (Empress of India). Außerdem kommt der Kaisertitel noch in Birma, China, Marokko und Japan vor. Früher gab es auch in Brasilien, zeitweilig in Haïti und Mexiko K. Vgl. außer den Lehrbüchern des Staatsrechts: Ficker, Das deutsche Kaiserreich in seinen universellen und nationalen Beziehungen (Innsbr. 1861); Derselbe, Deutsches Königtum und Kaisertum (das. 1862); dagegen v. Sybel, Die deutsche Nation und das Kaiserreich (Düsseld. 1862).

Kaiser, 1) Frederik, Astronom, geb. 10. Juni 1808 in Amsterdam, gest. 28. Juni 1872 in Leiden, wurde 1826 Observator, 1837 Direktor der Leidener Sternwarte, 1840 Professor der Astronomie an der Universität. 1860 wurde auf seine Veranlassung und nach seinen Angaben die neue große Sternwarte zu Leiden gebaut. K. war ein vorzüglicher astronomischer Beobachter, sein Hauptaugenmerk lenkte er auf die Verfeinerung der Beobachtungskunst und die Elimination aller Fehlerquellen, auch bestimmte er die Rotationsdauer und die Größe des Mars und entwarf den Plan zu der astronomisch-geodätischen Aufnahme der holländischen Kolonien. Die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten sind in den von ihm begründeten »Annalen der Leidener Sternwarte« veröffentlicht; außerdem schrieb er: »De sterrenhemel« (4. Aufl., Deventer 1883—89, 2 Bde.; deutsch, Berl. 1850), eins der besten populären astronomischen Lehrbücher; »Verklaring van het hemelplein, stereographisch ontworpen en geteekend« (Amsterd. 1845); auch gab er 1851—60 das »Populair sterrekundig jaarboek« heraus.

2) Johann Wilhelm, holländ. Kupferstecher, geb. 5. Jan. 1813 in Amsterdam, studierte an der königlichen Kunstakademie daselbst bei A. B. Taurel. Sein erstes Hauptwerk war der Stich nach dem Gemälde von N. Pieneman: der Tod des Admirals de Ruyter, dem 1848 ein Stich nach B. van der Helsts Schützenmahlzeit folgte. Ein Stich nach Rembrandts Nachtwache trug ihm auf der Pariser Ausstellung von 1865 den Orden der Ehrenlegion ein. Außerdem stach er noch: Bürgermeister Six, nach Rembrandt; die Staalmeesters, nach Rembrandt; die Haushälterin, nach G. Dou; sodann verschiedene Porträte und kleinere Blätter. K. versteht den Stichel und die Nadel in weicher, malerischer Weise zu handhaben, ohne die Sorgfalt in der Ausführung zu vernachlässigen. 1859—83 war er Direktor der Kupferstecherschule an der königlichen Akademie zu Amsterdam.

Kaiseradler, soviel wie Königsadler, s. Adler, [S. 133.

Kaiseranger, s. Bruck 3).

Kaiser-Augst, s. Augst und Rheinfelden.

Kaiserbad (ungar. Császárfürdö, spr. tschásár-fürdö), s. Budapest, S. 642.

Kaiserbaum, s. Paulownia.

Kaiserblau, soviel wie Schmalte.

Kaiserchronik, deutsche Dichtung aus der Mitte des 12. Jahrh., welche die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Cäsar bis zum Jahre 1147 in wunderlicher Vermischung mit Sagen und Legenden erzählt. In der uns vorliegenden Fassung ist sie wahrscheinlich ein Werk des Pfaffen Konrad (s. d.), der auch das fränkische Rolandslied in deutscher Sprache bearbeitet hat. Sie folgt meist lateinischen Quellen, hat aber auch einzelne ältere deutsche Gedichte, wie namentlich die schöne Legende von Crescentia, benutzt oder fast unverändert aufgenommen. Das Gedicht ist in zahlreichen Handschriften vorhanden und wurde herausgegeben von Maßmann (»Der keiser und der

Digitized by Google

kunige buoch«. Quedlinb. 1849—54, 3 Bde.), nach der Vorauer Handschrift von Diemer (Wien 1849), und neuerdings am besten von Schröder (Hannov. 1893). Es erfuhr im 13. Jahrh. Umarbeitungen und Fortsetzung bis 1250 und 1276. Vgl. Welzhofer, Untersuchungen über die deutsche K. (Münch. 1874); Debo, über die Einheit der K. (Graz 1877).

Kaiser-Ebersdorf, s. Ebersdorf 2).

Kaiserfahrt, Durchstich des südöstlichsten Zipfels der Insel Usedom vom Großen Haff nach der Swine, ist 4,5 km lang und dient zur Abkürzung des Wasserweges zwischen Stettin und Swinemünde.

Kaiserfeld, Moritz Blagatinscheg, Edler von, österreich. Staatsmann, geb. 11. Jan. 1811 in Pettau, gest. 14. Febr. 1885 zu Birkfeld in Steiermark, studierte zu Graz die Rechte und trat erst in den patrimonialen Justizdienst, überkam jedoch bald durch Heirat die Gutsherrschaft Birkenstein zu Birkfeld. 1848 ward er Mitglied des provisorischen steirischen Landtags und 1849 der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt a. M., wo er sich aber an den Debatten nicht beteiligte. Er trat darauf ins Privatleben zurück und war nun journalistisch in liberalem Sinne thätig. 1861 vom steirischen Landtag in den Reichsrat geschickt, organisierte er die sogen. autonomistische Fraktion; 1865 erregte er großes Aufsehen, als er sich über die ungarische Frage in dualistischem Sinn aussprach, eröffnete während der Periode der Verfassungssistierung durch Belcredi als Berichterstatter im steirischen Landtag den Adressensturm der sämtlichen deutschen Landtage gegen die Sistierungspatente, ward 1867 Obmann des Ausschusses für die Ausgleichung mit Ungarn und Berichterstatter über die Abänderung des Grundgesetzes, 30. Dez. 1867 Präsident des Abgeordnetenhauses und Vizepräsident der ersten Delegation, 1869 abermals Präsident des Abgeordnetenhauses. Er gehörte zu den Führern der deutschliberalen Partei und bekämpfte das Ministerium Hohenwart mit Entschlossenheit und Erfolg. 1872 wurde er nach Ablehnung eines Ministerpostens als lebenslängliches Mitglied in das Herrenhaus berufen, wo er indes nicht mehr die hervorragende Rolle spielte wie im Abgeordnetenhaus, und bekleidete von 1870—84 das Amt eines Landeshauptmanns von Steiermark. Seine Biographie schrieb F. Krones (Leipz. 1887).

Kaiserfisch (Holacanthus *C. V.*), Fischgattung aus der Unterordnung der Stachelflosser und der Familie der Schuppenflosser (Squamipinnes), Fische mit zusammengedrücktem, meist sehr hohem Körper, scharfem, in eine häutige Scheide eingehülltem Eckdorn am Vordeckel und vollständig beschuppter Rücken- und Afterflosse. Der K. (H. imperator *Bl.*), mit schwefelgelbem Kopfe, braunschwarzem, vorn und hinten hellblau gerandetem Stirn- und Augenband, gelbem, schwarz umrandetem Fleck über der Brustflosse, schmalen, gelben Längsstreifen auf dem blauen Leib, an Bauch und Brust grünbraun und mit schönfarbigen Flossen, lebt wie der nicht minder prachtvolle Herzogsfisch (H. diacanthus *C. V.*) im Indischen und Stillen Meer (s. Tafel »Schuppenflosser«).

Kaiser Franz Joseph-Fjord, ein langer, schmaler, gegen W. laufender Meerbusen an der Ostküste Grönlands, unter 73½° nördl. Br., zwischen den Kaps Franklin und Humboldt, durchschnittlich 22 km breit und über 970 m tief. Abzweigungen gehen nach N., W. und SW. ins Land hinein. Im N. liegt der ungeheure Waltershausengletscher, der mit einer Mächtigkeit von 90—300 m ü. M. hinabreicht, nebst andern steil abfallenden Gletschern, im S. die Payerspitze (2300 m), am Westende die Petermannspitze (3480 m). Der Fjord wurde 1870 von Koldewey und Payer entdeckt.

Kaiser Franz Joseph-Land, s. Franz Joseph-Land.

Kaisergarde, s. Garde und Frankreich, S. 732.

Kaisergebirge, nördliche Vorlage der Kitzbühler Alpen, östlich von Kufstein, zwischen dem Inn und der Groß-Ache, aus Hauptdolomit mit darüberlagerndem Wettersteinkalk bestehend, umfaßt zwei wild zerrissene Parallelkämme, einen südlichen, den Vordern oder Wilden Kaiser (Elmauer Haltspitze, 2344 m), und einen nördlichen, den Hintern oder Zahmen Kaiser (Pyramidenspitze, 1999 m). Beide sind durch ein Querjoch verbunden (Stripsenjoch, 1605 m), von welchem das Kaiserthal nach W. und das Kaiserbachthal nach O. hinabzieht. Vgl. Trautwein, Das K. in Tirol (2. Aufl., Münch. 1891).

Kaisergelb, s. Aurantia.

Kaisergroschen, früher in Österreich die feinern Dreikreuzerstücke zu 71/100 Silbergehalt; in Württemberg ehemals 30 im Thaler von 1½ Gulden.

Kaisergrün, s. Schweinfurter Grün.

Kaisergulden, die frühern österreich. Gulden des 20-Guldenfußes = 2,10 Mk.

Kaiserin Augusta-Fluß, bedeutendster Strom im deutschen Kaiser Wilhelms-Land (Neuguinea), entspringt wahrscheinlich ganz nahe der Grenze von Niederländisch-Neuguinea, fließt ostwärts u. hat schon 90 km von der Grenze unter 142° östl. L. v. Gr. eine Breite von 200—300 m bei einer Tiefe von 3 m, durchzieht in sehr gewundenem Laufe das ebene Land, das im S. von einer 2000 m hohen Bergkette begrenzt wird, erhält von dort vier wasserreiche, rasch fließende Zuflüsse, während ihm solche für die 222 km seines Unterlaufs fehlen, und mündet südöstlich von Kap della Torre unter 5° 59' südl. Br. u. 144° 31' östl. L. v. Gr. in den Stillen Ozean. Während das rechte Ufer hoch und vielfach mit Wald bedeckt ist und steil abfällt, ist das linke, nördliche viel niedriger, daher Überschwemmungen und Versumpfung ausgesetzt. Die Wassermasse des Flusses ist so bedeutend, daß das Meer noch auf große Entfernung von der Mündung durch ihn lehmfarbig erscheint, und die größten Seedampfer können den Fluß 180 km aufwärts befahren, während kleinere Seedampfer von 3 m Tiefgang noch viel weiter hinaufgehen.

Kaiserin Augusta-Verein, eine zur Unterstützung hilfsbedürftiger Töchter von Offizieren, Militärbeamten oder Trägern des Roten Kreuzes, die im Kriege gefallen oder infolge dessen gestorben sind, ins Leben gerufene Stiftung. Dieselbe wurde nach dem Feldzug von 1870/71 gegründet und hat bis jetzt jährlich im Durchschnitt etwa 50 Töchter teils unterstützt, teils ganz in Pflege und Erziehung genommen.

Kaiserjäger, in Österreich jetzt (seit 1895) Bezeichnung von 4 Jägerregimentern, davon 2 in Tirol; s. Österreich (Heerwesen).

Kaiserkanal, 1) K. von Aragonien (Canal imperial de Aragon), span. Schiffahrts- und Bewässerungskanal, dem Laufe des Ebro auf seinem rechten Ufer von Tudela bis unterhalb Saragossa folgend, wurde unter Kaiser Karl V. begonnen, ist 119 km lang, 22,5 m breit und 3,3 m tief. — 2) (Jünho) s. China, S. 46.

Kaiserkrone, s. Krone. Die Krone des deutschen Kaisers s. bei »Deutschland«, S. 900 (Textbeilage zur Tafel »Deutscher Reichsadler«).

Digitized by Google

Kaiserkrone, Pflanzengattung, s. Fritillaria.

Kaiserkultus. Die göttliche Verehrung des Herrschers kam sowohl zu den Griechen als zu den Römern aus dem Orient. Schon Alexander d. Gr. wurde bei Lebzeiten und nach seinem Tode göttlich verehrt, unter seinen Nachfolgern besonders die Ptolemäer in Ägypten und die Seleukiden in Syrien, in Rom bereits Cäsar (divus Julius) und Augustus. Hier lag der Kaiserkult den Augustales (s. d. 2 und 3; sodales und flamines Augustales) ob. Auch die Kaiserinnen und Anverwandte des Kaisers wurden durch die Strahlenkrone der Konsekration teilhaftig. Provinzialstädte, welche Kaisertempel hatten, hießen Neokoroi. Daselbst lag der Kult in den Händen der seviri Augustales, welche meistens Freigelassene waren. Eine besondere Verehrung fand der Genius des Kaisers (Augustus); desgleichen seine Ewigkeit (Aeternitas). Juden und Christen waren gegen den K. Bildlich wurde die Konsekration dadurch besonders dargestellt, daß der Verklärte von einem Adler oder einem geflügelten Genius gen Himmel getragen wurde. Vgl. Drexler in Roschers »Lexikon der Mythologie«, Bd. 2, Sp. 901 ff.; Joh. Schmidt, De seviris Augustalibus (Halle 1878); Büchner, De neocoria (Gießen 1888); Schneider, De sevirum Augustalium muneribus (das. 1891); Beurlier, Essai sur le culte rendu aux empereurs romains (Par. 1891); Kraschenninnikoff im »Philologus«, Bd. 53, S. 147 ff.

Kaiserliche Hoheit, s. Hoheit.

Kaiserlicher Rat, Behörde im Reichsland Elsaß-Lothringen. Er besteht aus zehn durch kaiserliche Verordnung ernannten Mitgliedern des Ministeriums unter Vorsitz des Staatssekretärs. Er entscheidet über Beschwerden gegen Entscheidungen der Bezirksräte in streitigen Sachen und in einer Anzahl andrer einzelner Fälle. An der Entscheidung müssen mindestens fünf Mitglieder, einschließlich des Vorsitzenden, Anteil nehmen. Der Titel k. R. wurde auch im alten Deutschen Reiche und wird in Österreich als Auszeichnung verliehen.

Kaiserliche Städte, soviel wie Reichsstädte.

Kaiserling (Kaiserschwamm), s. Agaricus.

Kaisermanöver, Manöver vor dem Kaiser, werden in Deutschland vorher als solche angeordnet und finden meist in größern Verbänden (1—2 Armeekorps ꝛc.) und mit voller Friedensstärke, die durch Einberufungen aus dem Beurlaubtenstande erreicht wird, statt.

Kaisermehl, das aus den innern Teilen des Getreidekorns erhaltene Mehl; über dessen Darstellung s. Mühlen.

Kaisermünzen nennt man vorzugsweise die unter den römischen Kaisern (Augusti) geprägten Münzen. Man läßt sie mit Julius Cäsar beginnen, dem ersten Römer, der sein Bild auf die Münzen setzte. Seinem Beispiel folgten die Triumvirn Antonius, Oktavian und Lepidus; Brutus, der Mörder Cäsars, als Prokonsul von Makedonien, Sextus Pompejus und des Antonius Bruder und Sohn. Die eigentliche Reihe der K. beginnt erst mit Augustus, der um 16 v. Chr. die Münzprägung in Gold und Silber für sich in Anspruch nahm und dem Senat die Prägung der Kupfermünzen überließ, die ihm erst von Aurelian (270—276 n. Chr.) entzogen wurde. Das Gepräge dieser Münzen enthält meist den Kopf des Kaisers oder eines Prinzen (Caesar, später nobilissimus Caesar) oder einer kaiserlichen Frau (Augusta, später und selten nobilissima femina) u. verschiedene, oft figurenreiche Darstellungen auf der Rückseite. Die häufigsten Münzsorten sind der Aureus, der Denar und die vom Senat geprägten Kupfermünzen von verschiedener Größe. Seltener sind große Medaillons in Gold, Silber und Kupfer, die jedoch keinen Münzwert besaßen, sondern nur als Schaumünzen galten, u. Silberquinare. Alle Wertbestimmungen der Kupfermünzen sind zweifelhaft. Die Silbermünze, zuerst rein ausgeprägt, verschlechterte sich allmählich. Aber erst Konstantin und seine Nachfolger machten den Münzwirren ein Ende. Diokletian stellte den reinen Silberdenar wieder her. An die Münzen der römischen, mit Romulus Augustus endenden Kaiser schließen sich die der byzantinischen Kaiser an. Der Kunstwert der K. ist oft sehr bedeutend, namentlich der aus der ersten Zeit und der Bronzemedaillons Hadrians und der Antonine. Seit Konstantin d. Gr. sind Köpfe und Figuren flach, roh und geistlos. Historisch sind die K. sehr wichtig, besonders durch ihre Angaben der Konsulate und Tribunate der Kaiser (letztere unsern Jahreszahlen entsprechend), die aber seit Gallienus ungenau sind und allmählich ganz aufhören. Auch viele interessante Darstellungen von Gebäuden, Aufzügen, militärischen Exerzitien, Trachten ꝛc. verdanken wir den K. S. Tafel »Münzen I«, Fig. 15 u. 16, bei Artikel »Münzwesen«. Vgl. Eckhel, Doctrina numorum veterum, Bd. 6—8 (Wien 1796—98), und die neuern beschreibenden Werke von Cohen und Sabatier.

Kaiseroda, Dorf im weimar. Kreis Eisenach, unfern Salzungen, an der Eisenbahn Salzungen-Kaltennordheim, hat ein 1875 in der Tiefe von 146 m erbohrtes Steinsalzlager u. (1890) 89 evang. Einwohner.

Kaiser Oktavianus, Titel eines deutschen Volksbuches des 16. Jahrh., das nach französischer, aus dem Lateinischen geflossener Quelle die Geschichte einer ungerecht verstoßenen Königin und ihrer Söhne enthält (erster Druck, Straßb. 1535; auch in Simrocks »Volksbüchern«). Die Sage ist besonders durch Tiecks dramatische Bearbeitung (Jena 1804) allgemeiner bekannt geworden. Den altfranzösischen Roman gab Vollmöller (Heidelb. 1883), zwei mittelenglische Bearbeitungen Sarrazin (das. 1885) heraus.

Kaiseröl, s. Erdöl, S. 916.

Kaiserpilz (Kaiserschwamm), s. Agaricus.

Kaiserpreise, Preise, die in Deutschland jährlich an einen Offizier und einen Unteroffizier jeden Armeekorps für beste Schießleistung beim Preisschießen ausgeteilt werden.

Kaiserrecht (Jus Caesareum), ein Ausdruck der mittelalterlichen Rechtssprache, im allgemeinen das Recht der Kaiser, und zwar sowohl das römische Recht im Corpus juris als auch die deutschen Reichsgesetze. Der Schwabenspiegel ist in einigen Ausgaben als K. bezeichnet. Unter dem Namen K., lüttike K. (liber, lex imperatoris), meist Kleines K. genannt, entstand (wahrscheinlich im 14. Jahrh.) ein Rechtsbuch, welches ein für das ganze Reich gemeines Recht zur Aufrechthaltung des Landfriedens schaffen wollte; der Verfasser ist unbekannt. Die Quellen des Kleinen Kaiserrechts sind der Schwabenspiegel, Sachsenspiegel, Kapitularien und Volksrechte (neueste und beste Ausgabe von Endemann, Kassel 1846). Vgl. v. Gosen, Das Privatrecht nach dem Kleinen K. (Heidelb. 1866).

Kaiserrot, s. Englischrot.

Kaisersagen, Volkssagen, die auf verschiedene Kaiser Bezug nehmen, z. B. auf Karl d. Gr., Heinrich den Finkler, Otto d. Gr., Friedrich Rotbart, Friedrich II., und an verschiedene Örtlichkeiten geknüpft

Digitized by Google

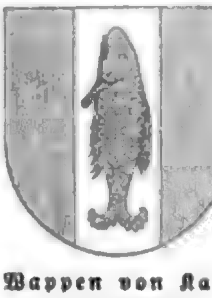
sind, z. B. den Desenberg bei Warburg, die Burg Herstalla an der Weser, die Karleburg bei Löhr am Spessart, den Südemerberg bei Goslar, den hessischen Odenberg unweit Fritzlar, den Untersberg bei Salzburg, den Kyffhäuser bei Tilleda u. a. Sie sind allesamt des Inhalts, daß im Berg ein verzauberter Kaiser mit seinem Kriegsheer sitze und schlafe, um am Tage der Entscheidung zu erwachen und den letzten Kampf auszukämpfen, worauf eine bessere Zeit folgen soll (vgl. Bergentrückung). Ähnliche Sagen finden sich auch im Norden (in Dänemark von Holger Danske, in Schweden von König Olaf) sowie auch bei nichtgermanischen Völkern, so daß es zweifelhaft ist, ob die K., wie man früher allgemein annahm, auf einem alten Wodansmythus beruhen. — Die Kyffhäusersage wurde besonders durch Rückerts Gedicht allgemein bekannt, und nach dem deutsch-französischen Kriege, als die Dichter Kaiser Wilhelm I (»Barbablanca«) als den wiedererstandenen Friedrich Barbarossa feierten, hat sich die gelehrte Forschung wiederholt mit ihr beschäftigt. Vgl. E. H. Meyer, Germanische Mythologie, S. 242 ff., und die dort angeführte Litteratur (Berl. 1891); R. Schröder, Die deutsche Kaisersage (Heidelb. 1893); H. Grauert, Zur deutschen Kaisersage (im »Historischen Jahrbuch« der Görres-Gesellschaft, Bd. 13, Münch. 1892).

Kaisersberg (Kaysersberg), Kantonsstadt im deutschen Bezirk Oberelsaß, Kreis Rappoltsweiler, an der Weiß und der Eisenbahn Kolmar-Schnierlach, 245 m ü. M., hat eine alte kath. Pfarrkirche aus dem 11. Jahrh., eine Schloßruine, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, bedeutende Baumwollspinnerei u. -Weberei, Holzstofffabrikation, Gerberei, Ziegelbrennerei, Säge- und Mahlmühlen, Weinbau, Weinhandel und (1890) 2746 Einw., davon 140 Evangelische und 14 Juden. — K. wurde von Friedrich II. gegründet und erhielt von König Adolf Stadtrecht. Im Bauernkrieg (1525) wurde es von den Bauern eingenommen und im Dreißigjährigen Krieg das dortige Schloß zerstört. Nach K. ist der berühmte Kanzelredner Geiler von K. (s. d.) benannt.

Kaiserschnitt (Sectio caesarea, Hysterotomia), chirurgisch-geburtshilfliche Operation, bei welcher die Bauchdecken und die Gebärmutter einer Schwangern kunstgerecht aufgeschnitten werden, um das in letzterer befindliche Kind durch die Wundöffnung zur Welt zu fördern. Der K. an lebenden Müttern kann unbedingt und bedingt angezeigt sein: unbedingt nur bei so engem Becken, daß ein reifer Fötus selbst tot und verkleinert gar nicht oder doch nicht, ohne die Mutter in die größte Lebensgefahr zu versetzen, durch dasselbe hindurchgezogen werden kann; dahin gehören die höchsten Grade der Beckenverengerung, wo der kleinste Durchmesser nur 6 cm und darunter beträgt, besonders durch Rachitis, Osteomalacie, Exostosen und andre vom Beckenknochen ausgehende größere Geschwülste entstanden; bedingt bei Becken, welche weniger als 8—6,8 cm im kleinsten Durchmesser halten, so daß ein reifer Fötus gewöhnlicher Größe durch den natürlichen Geburtsweg nur nach vorhergegangener Zerkleinerung zur Welt befördert werden kann. In solchen Fällen darf der K. nur unternommen werden, wenn der Geburtshelfer sicher weiß, daß die Frucht lebt, gut organisiert und lebensfähig ist, und wenn die Schwangere sowie deren Ehemann zu der Operation ihre Zustimmung geben. An verstorbenen Schwangern und Gebärenden ist der K., sobald die 28. Schwangerschaftswoche zurückgelegt ist, zur Lebensrettung der Frucht sogar gesetzlich geboten. Wird der K. an Lebenden durch absolute Beckenenge indiziert, so erscheint es am geratensten, denselben bei noch guten Kräften der Gebärenden zu Ende der sogen. Eröffnungsperiode auszuführen. Der K. an verstorbenen Schwangern und Gebärenden muß so schnell wie möglich ausgeführt werden. Zuvor aber werden Belebungsversuche gemacht, und erst wenn diese nichts fruchten, schreitet man zur Operation. Währenddessen aber stirbt die Frucht gewöhnlich ab, oder dieselbe war schon gleichzeitig mit der Mutter oder noch vor dieser gestorben; daher lieferten die nach dem Ableben der Mutter angestellten Kaiserschnitte fast durchgängig tote Kinder. Die Prognose des Kaiserschnittes für die Mutter muß im allgemeinen ungünstig genannt werden, obwohl durch die Fortschritte der modernen Chirurgie die Gefahr der tödlichen Bauchfellentzündung erheblich gemindert ist; ja, es ist hin und wieder der K. an einer und derselben Frau mehrmals mit gutem Erfolg ausgeführt worden. Heute legt man zur Ausführung der Operation in der Regel einen Schnitt in der Mittellinie des Bauches vom Nabel bis etwa 6 cm über der Schamfuge an, der nur die Haut trennt, und geht dann, schichtweise die Gewebe trennend, bis auf das Bauchfell und nach Spaltung dieses bis auf den Uterus, den man in derselben Richtung durchschneidet, um aus der Öffnung Kind und dann Placenta nebst Eihäuten zu entwickeln. Auch wird der K. nach einem Verfahren von Porro mit gleichzeitiger Entfernung der ganzen Gebärmutter ausgeführt. Die Prognose für das Kind gestaltet sich, wenn der K. an lebenden Müttern gemacht wird, weit günstiger; mindestens zwei Drittel der Kinder werden lebend zur Welt befördert. Schon im Talmud wird der K. erwähnt, er wurde aber im Altertum nur an toten Müttern vorgenommen, was schon durch die Lex regia de mortuo inferendo von Numa Pompilius geboten war; erst seit dem 16. Jahrh. findet man Nachrichten vom K. an Lebendigen. Der Ausdruck K. (Übersetzung von sectio caesarea) kommt von caedo, »ich schneide aus«, wie Plinius erklärt (»Hist. nat.«, VII, 9). Die Römer nannten caesones die auf diese Art zur Welt Gebrachten, nachdem primus caesarum, also Cäsar (»der Herausgeschnittene«), auf diese Art zur Welt gebracht worden sein soll.

Kaiserschwamm, s. Agaricus.

Kaiserslautern (Lautern), Bezirksstadt in der bayr. Rheinpfalz, an der Waldlauter, 236 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen (darunter die Stiftskirche mit dem Unionsdenkmal), 2 kath. Kirchen (darunter die neue Marienkirche), eine Methodistenkirche, eine schöne Synagoge, eine große Fruchthalle mit imposantem Festsaal, teilweise elektrische Straßenbeleuchtung u. (1890) 37,047 Einw., darunter 22,174 Evangelische, 13,568 Katholiken und 579 Juden. Die Industrie ist bedeutend. K. besitzt eine Kammgarnspinnerei mit 61,000 Spindeln und 1600 Arbeitern, eine Baumwoll-Spinnerei und -Weberei (Lampertsmühle) mit 1650, ein Eisenwerk für Heiz- und Brückenanlagen mit 600, ein Eisen- und Stahlwerk mit 250, eine Nähmaschinenfabrik mit 700 und eine Nähmaschinen- und Fahrradfabrik mit 400 Arbeitern, Fabrikation von Möbeln, Holzwaren, Maschinen, Schuhschäften, Schuhen,


Wappen von Kaiserslautern.

Digitized by Google

Zigarren, künstlichem Dünger, Kesseln, Metallkränzen und Blechblumen, Trikotwaren, Kattun rc.; ferner eine Eisenbahnwerkstätte, Bierbrauerei, ein Elektrizitätswerk, Sandsteinbrüche, Sägewerke und Ziegelbrennerei. Den Handel unterstützen ein Bezirksgremium, eine Reichsbanknebenstelle, eine Filiale der Bayrischen Notenbank und andre Bankinstitute. Mit 3 Bahnhöfen ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Neunkirchen-Worms, K.-Enkenbach und K.-Lauterecken. Dem innern Verkehr dient eine Telephonanlage, welche zugleich Verbindung mit Heidelberg, Mannheim, Ludwigshafen, Speyer rc. herstellt. An Unterrichts- und andern öffentlichen Anstalten befinden sich dort: ein

Der Kaiserstuhl in Goslar.

Gymnasium, eine Kreisreal- und eine landwirtschaftliche Winterschule, eine Baugewerkschule mit Gewerbemuseum, ein Schullehrerseminar mit Präparandenanstalt, ein reich dotiertes Hospital und ein Landeszuchthaus. Von Behörden haben in K. ihren Sitz: ein Landgericht, ein Nebenzollamt I u. 3 Forstämter; die städtischen Behörden zählen 27 Mitglieder. — Zum Landgerichtsbezirk K. gehören die 9 Amtsgerichte zu K., Kirchheimbolanden, Kusel, Lauterecken, Obermoschel, Otterberg, Rockenhausen, Winnweiler und Wolfstein. — Der Ort ist als Straßenkreuzungspunkt in der Senke aus der Vorderpfalz durch die Hardt in das Westrich uralt. Schon in karolingischer Zeit war er ein Königshof. Seinen Namen empfing er, nachdem Kaiser Friedrich I. 1152 daselbst ein Schloß gebaut. Bereits 1252 erscheint K. als Reichsstadt und erhielt 1276 von Rudolf von Habsburg dieselben Rechte wie Speyer, verlor jedoch 1357 die Reichsunmittelbarkeit und ward dem Kurfürsten von der Pfalz unterthan. Die Reformation fand hier frühzeitig Eingang. 1621 ward K. von den Spaniern, 1631 von den Schweden und 1635 von den Kaiserlichen erobert. Am 24. Juni 1713 nahmen es im Spanischen Erbfolgekrieg die Franzosen unter Dillon, wobei das Schloß Barbarossas (an der Stelle des jetzigen Zuchthauses) völlig zerstört wurde. In der Schlacht 29. und 30. Nov. 1793 wurden die Franzosen unter Hoche von den Preußen unter dem Herzog von Braunschweig zurückgeschlagen; ebenso siegten diese unter Möllendorf 23. Mai und unter Hohenlohe-Ingelfingen 20. Sept. 1794. 1849 war K. der Mittelpunkt des pfälzischen Aufstandes. Vgl. Lehmann, Urkundliche Geschichte von K. (Kaisersl. 1853); Jost, Geschichte der Stadt K. (das. 1886).

Kaisersreuth, Stadt, s. Gmünd 1).

Kaiserstuhl, der Thronsessel des deutschen Kaisers Heinrich III., welchen dieser in der Pfalz zu Goslar benutzte. 1811 mit den Kunstschätzen des abgebrochenen Doms zu Goslar versteigert, kam er später in den Besitz des Prinzen Karl von Preußen, nach dessen Tod (1883) er im Saal des Kaiserhauses zu Goslar aufgestellt wurde. Rücken- und Seitenlehnen sind aus Bronzeguß, der Sitz von Sandstein (s. nebenstehende Abbildung). Am 21. März 1871 diente er Kaiser Wilhelm I. als Thronsessel bei der Eröffnung des ersten deutschen Reichstags.

Kaiserstuhl, isoliertes vulkanisches Gebirge in Baden, in der oberrheinischen Tiefebene, unweit des Rheins, zwischen Altbreisach und Endingen, bestehend aus Dolerit- und Basaltkegeln, welche schöne Thäler mit Äckern und Wiesen, Waldungen, Weinpflanzungen und Obstgärten umschließen. Alle Hänge deckt die üppigste Vegetation. Der K. hat 8—15 km Durchmesser, 37 km im Umfang und ist stark bevölkert. Auf dem höchsten Punkte, dem 557 m hohen Totenkopf oder eigentlichen K., soll Rudolf von Habsburg Gericht gehalten haben. Von dem 492 m hohen Katharinenberg bei Endingen hat man eine schöne Aussicht. Vgl. Knop, Der K. im Breisgau, eine naturwissenschaftliche Studie (Leipz. 1892).

Kaiserswerth, Stadt im preuß. Regbez. u. Landkreis Düsseldorf, am Rhein, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, letztere im romanischen Stil und mit einem kostbaren Schrein, in welchem die Gebeine des Gründers der Stadt, des heil. Suitbertus, ruhen, eine berühmte evang. Diakonissenanstalt (1836 vom Pfarrer Fliedner gegründet) mit Filialen selbst in Asien und Amerika (vgl. Diakonissinnen) und verbunden mit einem Lehrerinnenseminar, Mädchenwaisenhaus, einer Irrenheilanstalt und einem Asyl für entlassene weibliche Sträflinge; ferner ein katholisches geistliches Emeritenhaus (ehemaliges Kapuzinerkloster), ein kath. Marienhospital, Seidenweberei, Schiffahrt und (1890) 2379 Einw., davon 756 Evangelische und 35 Juden. — Pippin von Herstal schenkte die Insel, auf der die Stadt lag, um 710 dem Bischof Suitbert, der hier ein Benediktinerkloster errichtete. Neben dem Stift entwickelte sich später die Stadt. 1062 ward der zwölfjährige König Heinrich IV. seiner Mutter, der Kaiserin Agnes, durch den Erzbischof Anno von Köln in K. geraubt. Bei der Belagerung 1214 durch den Grafen Adolf V. von Berg ward der eine Rheinarm durch einen Damm abgeschnitten, so daß K. seitdem nicht mehr auf einer Insel liegt. K. war Reichsstadt, wurde aber 1293 von König Adolf dem Erzbischof von Köln übertragen, was Albrecht I. 1298 bestätigte. 1306 ward es an Jülich verpfändet, 1368 an Kurpfalz und 1399 an Kleve. Durch Kauf kam es 1424 an Kurköln. Kleve, das bald darauf Ansprüche auf K. erhob, verzichtete; aber zwischen Kurköln und Pfalz entspann sich ein Prozeß, der erst 1768 vom Reichskammer-

Digitized by Google

gericht zu gunsten der Pfalz entschieden wurde. K. wurde 1689 belagert und 1702 von den Österreichern und Preußen unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrücken genommen und zerstört.

Kaiserthaler, die ehemaligen Konventions-Speziesthaler = 4,2094 Mk. (Gold zu Silber = 15½ : 1).

Kaiser Wilhelms-Inseln, Archipel im südlichen Eismeer, unter 65° südl. Br. und zwischen 63° und 64° 30′ westl. L. v. Gr., von Grahamsland durch die bis 34 km breite Bismarckstraße geschieden, besteht aus sechs größern Inseln, die sich über 110 km hinziehen.

Kaiser Wilhelms-Land, der deutsche Anteil an Neuguinea (s. d.).

Kaiser Wilhelmspitze, s. Kilima Ndscharo.

Kaiser Wilhelms-Spende, allgemeine deutsche Stiftung für Altersrenten- und Kapitalversicherung. Dieselbe verdankt ihre Entstehung einer Sammlung, welche aus Veranlassung der glücklichen Errettung des Kaisers Wilhelm I. aus drohender Lebensgefahr infolge der beiden Attentate vom 11. Mai und vom 2. Juni 1878 im Deutschen Reich veranstaltet ward und welche die Summe von 1,740,000 Mk. in 75,576 Gemeinden von 11,523,972 Beisteuernden ergab. Nach einer Bestimmung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welchem die Summe mit der Bitte übergeben wurde, sie der Verwendung zu einem allgemeinen wohlthätigen Zweck zuzuführen, bildet diese K. die Grundlage einer Altersrenten- und Kapitalversicherung für die gering bemittelten Klassen, insbes. für die arbeitende Klasse, aber auch für Handwerker, kleinere Beamte ꝛc., indem sie als Garantiekapital zur Bestreitung der Verwaltungskosten dient. Die Versicherung erfolgt in der Form der Lebensversicherung mittels Einmaleinlagen à 5 Mk. auf Rente oder auf Kapital mit oder ohne „Rückgewähr". Frühestens im 56. Lebensjahre kann Rente oder Kapital, deren Höhe sich nach dem Beitrittsalter richtet, in Anspruch genommen werden. Sie gewährt z. B. für je 5 Mk. Einlage bei Beitritt im 1. und Fälligkeit im 56. Lebensjahre 4,27 Mk. Rente oder 57,11 Mk. Kapital, bei Fälligkeit im (letztzulässigen) 71. Lebensjahr 19,01 Mk. Rente oder 151,25 Mk. Kapital. Die K. erfreut sich einer von Jahr zu Jahr wachsenden Beteiligung. Sie zählte 1880: 337 Mitglieder mit 41,855 Mk. Bis Ende 1893 waren 17,271 Mitglieder eingetreten, davon 13,325 geblieben. Ostern 1893 betrug der Garantiefonds ca. 2 Mill. Mk., das Deckungskapital 6,2 Mill. Mk., der Sicherheitsfonds 425,484 Mk. Die Einzahlungen betrugen 1892/93: 358,080 Mk., die Zinsen 352,000, die ausbezahlten Renten rund 202,000, die Kapitalien 30,800 Mk. Durch Beschluß des Aufsichtsrats vom 6. Dez. 1890 wird für jede vor dem 1. April 1886 gemachte und am 31. März 1891 noch bestehende Einlage nachträglich eine 3proz. Dividende pro Versicherungsjahr gewährt. Weitere Überschüsse können gemeinnützigen, der Arbeiterbevölkerung dienenden Unternehmungen zugeführt werden. Nebenbei hat die Anstalt auch den Zweck, genossenschaftliche Altersversorgungsanstalten für einzelne Berufskreise durch Beschaffung der notwendigen statistischen u. Rechnungsgrundlagen sowie durch Beirat bei Einrichtung der Verwaltung ꝛc. zu unterstützen. Vgl. Stämmler, Die K. (Berl. 1880) und die Jahresberichte der K.

Kaiser Wilhelm-Stiftung, deutsche Invalidenstiftung, welche den im Kampf gegen Frankreich oder infolge desselben durch Verwundung oder Krankheit ganz oder teilweise erwerbsunfähig gewordenen Kriegern der deutschen Land- und Seemacht, aber auch den Angehörigen der in diesem Kampf gefallenen oder infolge desselben gestorbenen oder ganz oder teilweise erwerbsunfähig gewordenen Krieger nach Bedürfnis und Kräften Hilfe und Unterstützung zu gewähren bestimmt ist. Das Statut vom 1. Juni 1871 ist abgedruckt im preußischen Ministerialblatt der innern Verwaltung (S. 190).

Kaiserwurzel, s. Imperatoria.

Kaiserzahl, soviel wie Römerzinszahl, s. Indiktionenzirkel.

Kaisha, japanischer Name für Handelsgesellschaft.

Kaisheim, Dorf im bayr. Regbez. Schwaben, Bezirksamt Donauwörth, hat eine kath. Kirche, eine Oberförsterei, eine Strafanstalt in der ehemaligen Cistercienserabtei und (1890) 1226 Einw. Dazu die königlichen Hofgestüte Neuhof und Bergstetten.

Kaiwurm, die Larve des Apfelblütenstechers (s. Blütenstecher).

Kăjak, grönländ. Mannsboot mit nur einer Öffnung im Deck, die der darin Sitzende mit seinem Oberleib gerade ausfüllt („Grönländer").

Kajedeich, ein niedriger Erddeich, der nur vorübergehend benutzt wird, um in seinem Schutz den eigentlichen Deich aufzuführen. Die Kajedeiche werden ganz roh aufgeworfen, mit Stroh besteckt und reichen nur etwa 1 m über die gewöhnliche Flut. Das durch den K. geschützte Watt wird ausgeschachtet und der hier gewonnene Klaiboden zur Herstellung des Hauptdeiches verwendet.

Kajeli (Katjeli), Hauptort der Insel Buro (s. d.).

Kajepútbaum, s. Melaleuca.

Kajepútöl (Kajaputöl, Wittnebensches Öl), ätherisches Öl, aus Blättern, Zweigen und Ästen von Melaleuca Leucadendron und andern M.-Arten durch Destillation mit Wasser gewonnen, ist dünnflüssig, hellgrün (zum Teil durch Chlorophyll, zum Teil durch Kupfergehalt), riecht durchdringend kampferartig und schmeckt brennend kardamom- und rosmarinartig, hintennach kühlend, spez. Gew. 0,897—0,978, reagiert neutral, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, erstarrt bei — 25 bis — 30° und schmilzt dann wieder bei — 8°, es siedet bei 253° (175°). Das käufliche Öl ist oft verfälscht und muß für den innerlichen Gebrauch rektifiziert werden. K. besteht zu etwa 67 Proz. aus Cineol $C_{10}H_{18}O$ und enthält außerdem ein Terpen $C_{10}H_{16}$ und Terpilenol $C_{10}H_{18}O$, auch Aldehyde, Ester u. Polyterpene. Man benutzt es gegen Magenkrampf, Kolik, Asthma, Schlund- und Blasenlähmung, Zahnschmerz, Ohrenleiden, auch zur Vertreibung der Motten, überhaupt als Schutzmittel gegen Insektenfraß.

Kaſik (türk.), die schlank gebauten Fähren des Bosporus, mittels deren der Verkehr zwischen beiden Ufern unterhalten wird.

Kajoeholz, s. Pterocarpus.

Kajolieren (franz. cajoler, spr. -schōlē), im Volksmund verderbt zu kascheliëren), liebkosen, schmeicheln.

Kajubaum, Acajoubaum, s. Anacardium.

Kajütte (niederdeutsch), auf Segelschiffen der Wohnraum des Kapitäns im Hinterschiff. Dampfer mit Personenbeförderung haben außer K. für Kapitän, Steuermann und Maschinisten auch Kajütten für Passagiere erster und zweiter Klasse, d. h. Salons für den Tagesaufenthalt und die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, mit daranschließenden Schlafstätten, welche als Deckbauten, auf Oberdeck, am Heck (erste Klasse) und mittschiffs (zweite Klasse) ausgeführt sind und ihr Licht durch Seitenfenster erhalten. Auf ozeanischen Passagierdampfern nehmen die Kajütten nicht selten das ganze

Digitized by Google

Hauptdeck sowie einen Teil des darunterliegenden Decks ein, u. häufig sind auch noch umfangreiche Deckbauten zu Kajütten eingerichtet. Die erste K. der Hochseedampfer ist wie ein Hotelspeisesalon ersten Ranges reich möbliert u. mit allem Komfort ausgestattet, wie auch die anstoßenden Kabinette, welche die Kojen und Betten nebst Wascheinrichtung aufnehmen. Diese empfangen ihr Tageslicht durch Seitenfenster in den Schiffswänden, welche bei den die Tropen passierenden Dampfern wegen des gesteigerten Lüftungsbedürfnisses besonders groß sind. Die von beiden Schiffsseiten meist durch die Kabinette abgesperrten Salons empfangen ihr Tageslicht durch Oberlicht von zweierlei Art: 1) durch in das Oberdeck eingelassene Glasstücke und 2) durch einen am Deckausschnitt sich erhebenden glasüberdachten Aufbau, welcher bei schönem Wetter thürartig geöffnet und zugleich mit Sitzbänken auf Oberdeck ausgestattet ist. Meist ist die zweite K. unter der ersten eingebaut. In neuesten Dampfern liegen beide Kajütten jedoch häufig auf demselben (Haupt-)Deck. Sämtliche transatlantische Passagierdampfer besitzen auch Damenkajütten und Rauchzimmer. Auch die Wohnräume und Speiseräume der Schiffsbeamten sind als Kajütten zu betrachten. Kajüttenreisende heißen die Personen, welche Kajüttenplätze belegt haben, im Gegensatz zu den Zwischendeckpassagieren, welche gegen billiges Passagegeld in tiefer gelegenen großen Räumen, die nur mit Bettstellen (Kojen) ausgestattet sind, befördert werden. Mit dem Kajüttenbillet erwirbt der Reisende zugleich das Recht, gewisse Partien des Oberdecks, bez. des Promenadendecks zu beschreiten, deren Grenzen nach oben hin streng zu beachten sind. Das Quarterdeck, etwa das hintere Schiffsdrittel, darf nur von Passagieren erster K. betreten werden, während mittschiffs Reisende der zweiten K. sich ergehen können. Die »Zwischendecker« sind auf das Vorschiff angewiesen. Der 1893 fertiggestellte Dampfer Campania der Cunard-Linie (13,000 Registerton.) faßt 600 Passagiere erster K., 300 zweiter K. und 700 Zwischendecker neben der Besatzung von 500 Mann.

Kakadu, s. Papageien.

Kakamizli, s. Katzenfrett.

Kakamut, s. Acacia.

Kakaobaum (Theobrōma *L.*), Gattung aus der Familie der Sterkuliaceen, Bäume mit abwechselnden, großen, einfachen oder fingerförmigen, ganzrandigen oder leicht gebuchteten Blättern, mäßig großen Blüten, sehr oft aus dem alten Holz hervortretend, in wenig- oder reichblütigen Cymen, die nicht selten gehäuft stehen, und großen, lederartig holzigen, eiförmigen oder eilänglichen, gerippten oder kantigen, fünf-, zuletzt einfächerigen, nicht aufspringenden Früchten mit in einem Mus nistenden, etwas zusammengedrückten, eilänglichen Samen. 10—12 im tropischen Amerika heimische Arten. Der Kakao- od. Schokoladenbaum (T. Cacao *L.*, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«, Fig. 7), ein 3—8, selten 13 m hoher Baum mit ausgebreiteter Krone, gestielten, eilänglichen, zugespitzten, ganzrandigen oder leicht gebuchteten, dünn lederartigen, beiderseits kahlen, glänzenden, in der Jugend rötlichen, 20—30 cm langen Blättern, fast das ganze Jahr hindurch aus dem Stamm und den Ästen, selbst aus der bloßgelegten Wurzel hervorbrechenden, sehr kleinen roten Blüten u. länglicher, spitzer, 10—20 cm langer, 5—7 cm breiter gelber oder rötlicher, nach dem Trocknen brauner Frucht mit zehn Längsrippen, weichem, süßlichem, etwas schleimigem, farblosem Mus und zahlreichen in fünf Längsreihen aufgestapelten, durch das Mus und die zersprengten Scheidewände der Frucht zu einer Säule vereinigten weißen, nach dem Trocknen braunen Samen mit zerbrechlicher Samenschale. Der K. ist einheimisch in den Küstenländern des mexikanischen Golfes und in Südamerika bis zum Amazonenstrom; er gedeiht besonders in geschützten Thälern und an Flußufern, im Schatten hoher, stark belaubter Bäume, dann auch an Küstenstrichen, selten aber in einer Höhe von über 300 m. Er steht gewöhnlich vereinzelt und bildet nur selten kleine Wälder. Gegenwärtig wird er in fast allen Tropenländern gebaut. Hauptsächlichste Verbreitungsbezirke sind: das südliche Mexiko, Guatemala (Soconusco), Honduras, Nicaragua und Costarica, ferner Kolumbien (Cáuca), Ecuador (Esmeraldas, Guayaquil, Arriba, Balao, Machala), Venezuela (Maracaibo, Rio Caribe, Puerto Cabello, Carácas, Cumaná, Carupano, Angostura), dann Britisch-Guayana (Berbice und Essequibo), Holländisch-Guayana oder Surinam und Cayenne; ferner Pará, Marañon, Rio Negro, Bahia, die Großen und Kleinen Antillen (Inselkakao). Auch in den Tropen der Alten Welt hat man Anbauversuche gemacht, und Java, São Thomé, Ceylon, Réunion und die Philippinen liefern ein ganz schätzenswertes Produkt. Die Kakaokultur ist sehr schwierig; sie erfordert eine gleichmäßige Temperatur zwischen 24 und 28°, sehr guten, lockern Boden, Feuchtigkeit und Schatten sowie Schutz vor den Winden. Die junge Saat wird mit Bananen und Erythrinen beschattet. Die 8—10 Monate alten Pflänzlinge stellt man in Abständen von 3,5—6 m, und in Abständen von 12—16 m pflanzt man breitkronige Bäume, um Schatten zu geben. Dann ist für Bewässerung und Bekämpfung von Unkraut und schädlichen Tieren zu sorgen. Die etwa 1 m hohen Bäumchen werden eingespitzt und der Seitentriebe bis auf die drei obersten beraubt, um eine pyramidenförmige Krone zu bilden. Die Blüte erscheint nach $2^1/_2$—3 oder 5 Jahren, die ersten Früchte nicht vor dem Ende des vierten Jahres; im 12. Jahr erreicht der Baum seine höchste Kraft, und die Tragfähigkeit dauert bis zum 30., ja bis zum 50. Jahr. Die Früchte reifen in vier Monaten und werden meist zweimal im Jahr geerntet. Jeder Baum liefert jährlich nur 1—2 kg Samen. Die aus den gesammelten Früchten herausgenommenen Samen (Kakaobohnen) werden sorgfältig vom Fleisch befreit und 4—5 Tage unter bisweiligem Umrühren in bedeckten Haufen einer schwachen Gärung überlassen, um einen herben Beigeschmack zu beseitigen. Dann trocknet man die Samen und siebt sie ab. An andern Orten vergräbt man die Bohnen in die Erde oder überläßt sie in großen Fässern einer stärkern Gärung. Diese gerotteten Bohnen sind dunkler und vollständiger von dem herben, bittern Geschmack befreit als der nach der ersten Methode gewonnene ungerottete, Sonnen- oder Inselkakao. Die Bohnen verlieren beim Trocknen die Hälfte ihres Gewichts. Sie gleichen etwa einer Bohne oder Mandel, sind gelblich- oder graurot, matt und bestehen aus einer leicht zerbrechlichen, pergamentartigen Schale, welche einen dunkelbraunen, glänzenden, von einem dünnen Häutchen umgebenen Kern einschließt, der marmorartig gezeichnet erscheint, vielfach zerklüftet ist und sehr leicht in Bruchstücke zerfällt. Geschälte und geröstete Kakaobohnen enthalten 5,58 Wasser, 14,13 Stickstoffsubstanz (ca. 10 Proz. Eiweiß), 1,55 Theobromin, 50,09 Fett, 8,77 Stärke, 13,91 sonstige stickstofffreie Substanzen, 3,93 Holzfaser und 3,45 mineralische Stoffe. Der Ge-

Digitized by Google

halt an Fett schwankt nicht nur in den verschiedenen Kakaosorten, sondern auch in einer und derselben Sorte bedeutend. Neben dem Theobromin finden sich auch geringe Mengen Kaffein. Die Asche enthält 39,5 Proz. Phosphorsäure, 37,1 Proz. Kali, 16 Proz. Magnesia, 2,9 Proz. Kalk ꝛc. Die Kakaobohnen werden geröstet und dann zur Darstellung der Kakaomasse, des entölten Kakao (wobei die Kakaobutter abfällt) und der Schokolade (s. d.) benutzt. Die Schalen der gerösteten Bohne, Kakaothee, Schokoladenthee, enthalten etwas Theobromin und geben ein leichtes, schokoladenartig schmeckendes Getränk; man benutzt sie auch zur Darstellung von Essenzen u. dgl. Von andern Theobroma-Arten sollen auch T. bicolor *H.* et *Bp.*, in Kolumbien und am Rio Negro, T. angustifolium *Moç.* et *Sess.* (Soconusco) und T. ovatifolium *Moç.* et *Sess.* (Esmeraldas) Kakao für den Handel liefern.

Im Handel unterscheidet man: A. Gerotteter Kakao. 1) Kakao von Venezuela: Puerto Cabello, sehr dicke, unregelmäßige, volle, eirundliche, wenig abgeflachte Samen mit ockergelbem Mineralüberzug, unter diesem braungelb mit schwarzen Flecken, Samenlappen rotbraun; Carácas, Samen stark konvex mit blaßbrauner, erdig überzogener Schale, sonst dem vorigen ähnlich, gleich, auch höher bewertet; Maracaibo, Rio Caribe ꝛc., dem Kakao von Trinidad ähnlich und gleichwertig. 2) Kakao von Ecuador: Guayaquil, bei uns am meisten benutzt, mit schief eiförmigen, flachen, auch rundlichen, unregelmäßigen Samen mit schmutzig schwarzbrauner Schale. Samenlappen fast schwarz, innen schwarzbraun bis braunviolett, schwach bitter; Arriba-Guayaquil, eine feine Sorte, sehr große, flach dreieckige, seltener rundlich eiförmige Samen, Schale schmutzig braun bis hell gelbbraun mit starkem Erdüberzug, Samenlappen fast schwarz, innen dunkelbraun, kaum bitter; Esmeraldas, kleine, sehr dunkle Samen, den mexikanischen ähnlich, vorzüglich. 3) Kakao von Britisch- und Holländisch-Guayana: Berbice, klein, außen grau, innen rotbraun; Essequibo, große, feste, innen dunkel rötlichbraune, etwas bittere Samen, Schale graubraun mit grauem Überzug; Surinam, große und feste, innen dunkelrötlich braune, etwas bittere Samen, Schale graubraun mit grauem Überzug. 4) Kakao von Südmexiko: Mexikanischer oder Soconusco-Kakao, ausgezeichnete Sorte, bei uns kaum vorkommend, Samen klein, stark konvex, Schale hellgelb, fast glänzend, Geschmack rein ölig, mild. 5) Kakao von Kolumbien: Angostura und Petraza, ähnlich dem Kakao von Ecuador. B. Ungerotteter Kakao. 6) Brasilischer: Pará und Marañon, höher geschätzt als Rio Negro und Bahia. Letzterer, bei uns sehr gebräuchlich, hat mandelähnliche, an den Rändern dick aufgewulstete, flach dreieckige oder mit stark konvexer Schmalseite versehene Samen, Schale dunkel zimtbraun oder schmutzig graubraun, Samenlappen außen schwarz, innen schwarzviolett oder schwarzbraun mit weißgrauen Streifen, schwach bitter. 7) Kakao von Französisch-Guayana: Cayenne, Schale graubraun, Samenlappen blaurot. 8) Insel-, Antillen- oder mittelamerikanischer Kakao: Trinidad, sehr große, breite, glatte, innen schwarzbraune Samen; Martinique, längliche, schmale, glatte, innen braunrötliche Samen; Santo Domingo, sehr flache, eiförmige oder fast dreieckige Samen mit mandelbrauner Schale. Samenlappen außen und innen schwarzbraun, mattglänzend, Geschmack etwas bitter; Guatemala, dem Carácaskakao ähnlich, eine vortreffliche Sorte. Geschichte und Statistik s. Schokolade. Vgl. Gallais, Monographie du cacao (Par. 1827); Mangin, Le cacao et le chocolat (2. Aufl., das. 1862); Mitscherlich, Der Kakao und die Schokolade (Berl. 1859); Zipperer, Untersuchungen über Kakao und dessen Präparate (Hamb. 1887); Semler, Die tropische Kultur, Bd. 1 (Wism. 1886).

Kakaobutter (Kakaoöl, Oleum Cacao), das Fett der Kakaobohnen, wird aus diesen nach dem Entschälen und Zerreiben bei 70—80° durch Pressen zwischen erwärmten Platten gewonnen (Ausbeute 30—35 Proz.) und ist nach dem Filtrieren und Erstarren gelblichweiß, härter als Hammeltalg, riecht schwach kakaoartig, zerfließt allmählich im Mund mit mildem, fast kühlendem Fettgeschmack, spez. Gew. 0,95—0,98, löst sich klar in Äther, schmilzt bei 27,8°, erstarrt langsam bei etwa 22°, besteht aus Stearin nebst Palmitin und Oleïn und wird sehr langsam ranzig. Altes Fett ist fast farblos, spez. Gew. 0,94—0,95. Man benutzt es in der Schokoladenfabrikation, besonders zur Herstellung der Deckmasse, dann auch zu Salben, Ceraten, Lippenpomade, feiner Seife ꝛc.

Kakaomalve, soviel wie Abroma.

Kakaomasse, s. Schokolade.

Kakaoseife, aus Kakaoöl hergestellte feine parfümierte Seife.

Kakaothee, s. Kakaobaum.

Kakapo, s. Papageien.

Kakaralli, s. Lecythis.

Kakardista, 2320 m hoher Berg auf der Grenze der griech. Nomen Arta und Trikkala, zwischen den Thälern des Aspropotamos und Artinos.

Kakemono (»Hängeding«), japanische Aquarelle, Zeichnungen, Stickereien ꝛc., die, auf Seide oder Papier aufgezogen, an der Wand aufgehängt werden.

Kaken, s. Kaaken.

Kakerlak, s. Albinos.

Kakerlaken, soviel wie Schaben.

Kakia (griech.), Personifikation der Schlechtigkeit.

Käkias (Kaikias), der Nordostwind der Griechen, der Kälte und Schnee, auch Schloßen brachte; ist am Turm der Winde in Athen mit flatterndem, feuchtem Bart, weitem Gewand und einer Wanne in den Händen dargestellt, aus welcher Hagel niederströmt.

Kakifeige, s. Diospyros.

Kakinada (Cocanada), Hafenstadt im Distrikt Godaweri der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, an einem nördlichen Mündungsarm der Godaweri, mit (1891) 40,553 Einw., wovon 37,941 Hindu und 907 Christen. Die Stadt ist durch einen schiffbaren Kanal mit Radschamandri verbunden und Ausfuhrhafen für das reiche Hinterland, aus dem sie namentlich Baumwolle, dann Ölsaaten, Zucker, Myrobalanen, Hörner, Rizinusöl und -Samen, Hanf ausführt.

Kak-ke, s. Beriberi.

Kako... (griech.), in Zusammensetzungen, bezeichnet etwas Schlechtes, Fehlerhaftes ꝛc. (Miß...).

Kakodämon (griech.), böser Geist (s. Dämon); Kakodämonie, Besessensein von einem bösen Dämon, Unglückseligkeit.

Kakodoxie (griech.), verkehrte Glaubensansicht, schlechte Meinung, übler Ruf.

Kakodyl (Arsendimethyl) $As_2(CH_3)_4$, ein Bestandteil von Cadets rauchender Flüssigkeit, welche entsteht, wenn man arsenige Säure mit essigsaurem Kali destilliert. Es bildet eine farblose, höchst giftige Flüssigkeit, riecht äußerst widerlich, siedet bei

Digitized b

170°, entzündet sich an der Luft und gibt bei langsamem Luftzutritt **Kakodyloxyd**, **Alkarsin**, **Arsendimethyloxyd** $As_2(CH_3)_4O$. Dies bildet den Hauptbestandteil von Cadets Flüssigkeit, stinkt ebenfalls, ist sehr giftig, siedet bei 150°, verbindet sich mit Säuren und Basen und oxydiert sich an der Luft zu **Kakodylsäure** $As(CH_3)_2O.OH$. Diese bildet farb- und geruchlose Kristalle, schmeckt schwach sauer, ist nicht giftig, bildet mit Basen Salze, ist schwer oxydierbar, aber leicht reduzierbar. Man bedient sich des Kakodyls bisweilen zur Entdeckung des Arsens, indem man die fragliche Substanz mit essigsaurem Kali erhitzt und auf den sich entwickelnden Geruch achtet.

Kakoexie (griech.), s. Kacherie.

Kakographie (griech.), schlechte, fehlerhafte Schreibung, im Gegensatz zu Orthographie.

Kakologie (griech.), fehlerhafte Sprechweise.

Kakomati (neugriech.), soviel wie Böser Blick (s. d).

Kakomorphie (griech.), fehlerhafte Bildung organischer Teile.

Kakonda, Hauptort eines Kreises in der portugiesisch-westafrikan. Kolonie Angola, südöstlich von Benguela, links am Catapi, einem Nebenfluß des Kunene, in gesunder und schöner Lage, von den Portugiesen als Gesundheitsstation benutzt, mit Fort und Faktoreien, verödet in neuester Zeit mehr und mehr.

Kakongo, Landschaft an der Westküste Afrikas, am Norduser des untern Kongo, war im 17. Jahrh. Teil des Königreichs Kongo, wurde nach dessen Zerfall Loango tributpflichtig und 1885 durch die Kongokonferenz so geteilt, daß die größere Hälfte mit der Hauptstadt Landana an die portugiesische Kolonie Angola, die kleinere südöstliche mit Ngojo an den Kongostaat fiel.

Kakophonie (griech.), Übellaut, Mißklang.

Kakophrasie (griech.), schlechte Aussprache.

Kakóschnik (russ.), Kopfputz der moskowitischen Frauen, bestehend in einem kronenartig um den Kopf gelegten Ring von Tuch oder Samt, der in verschiedener Weise verziert ist.

Kakosyntheton (griech.), ein fehlerhaft zusammengesetzter Ausdruck.

Kakothymie (griech.), Mißmut, Niedergeschlagenheit; Wahnsinn mit versteckter Bosheit.

Kakteen (**Kaktaceen**, hierzu Tafel »Kakteen«), dikotyle, ca. 900 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Opuntialen, ausdauernde Gewächse mit anscheinend blattlosen, dicken, fleischig-saftigen Stämmen von bald kugelförmig zusammengezogener, bald verlängerter und zwar platter oder säulenförmig runder oder eckiger, auch flügelkantiger Gestalt und mit Astbildung, hauptsächlich aus weichem Zellgewebe gebildet, mit meist geringer Holzentwickelung. Die schüppchenförmigen Blätter fallen frühzeitig ab und sind als warzenförmige, oft mit Stacheln besetzte, filzige Höcker (Blattpolster) angedeutet. Die großen Blüten erscheinen einzeln in den Achseln der Blatthöcker. Einige, wie Pereskia, haben auch bleibende, flache Blätter. Kelch und Krone gehen ineinander über, indem ihre Blätter eine fortlaufende Spirale bilden. Die zahlreichen, blumenblattartigen Kelchblätter sind zu einer mit dem Fruchtknoten zusammenhängenden Röhre verwachsen, die bisweilen über den letztern hinausgeht. Die etwas zartern Blumenblätter stehen ebenfalls in mehreren Reihen, werden nach innen allmählich größer und entspringen entweder vom Rande der Kelchröhre, oder sind selbst mit ihren untern Teilen in eine lange Röhre vereinigt. Die ebenfalls spiralständigen, zahlreichen Staubgefäße stehen auf der Basis oder der Röhre der Blumenblätter und werden nach innen kleiner. Der unterständige, aus vier bis vielen Karpellen gebildete Fruchtknoten ist einfächerig mit zahlreichen anatropen Samenknospen an wandständigen Placenten u. einem langen, einfachen Griffel mit Narben von linealischer oder spiraliger oder büschelförmiger Gestalt. Die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Beere. Die Samen sind kugelig oder fingerhutförmig, mit spärlichem oder fehlendem Nährgewebe; die Keimblätter sind bisweilen sehr klein. Das Vaterland der K. ist Amerika; nur eine Rhipsalis-Art ist außer in Amerika auch in Südafrika sowie auf Mauritius und Ceylon einheimisch. Die K. wachsen vorzugsweise im tropischen Klima, meistens an heißen, trocknen Stellen, manche auch auf den Gebirgshöhen; die Arten von Epiphyllum und Rhipsalis leben größtenteils epiphytisch. Opuntia ficus indica ist in Südeuropa verwildert, und manche Arten halten noch in Norddeutschland ohne Schutz im Freien aus. Man benutzt K. in der Heimat als Heckenpflanzen, Brennmaterial, zu Thürschwellen etc. Manche werden als Gemüse genossen oder liefern eßbare Früchte, wie Opuntia vulgaris die indianischen Feigen. Auf Opuntia-Arten wird auch die Kochenille kultiviert. Die K. haben in der Gärtnerei eine große Bedeutung, und die einzelnen Gattungen: Cereus, Echinocactus, Phyllocactus, Mammillaria, Melocactus, Opuntia etc., liefern zahlreiche Arten für die Kultur im Gewächshaus u. Zimmer. Unsre Tafel zeigt eine Auswahl schöner Formen: Cereus giganteus *Engelm.* und C. dasyacanthus *Engelm.*, Echinocactus horizonthalonius *Engelm.*, Mammillaria pectinata *Engelm.*, Melocactus communis *Dec.*, Opuntia filipendula *Dec.* und O. coccinellifera *Mill.* und Phyllocactus anguliger *Dec.* Mit den K. werden in den Gärten dickblätterige Pflanzen aus verschiedenen Gattungen, besonders Agave, Aloë, Crassula, Mesembryanthemum, Echeveria, Kalosanthes, Sedum, Sempervivum, Haworthia, Stapelia, Umbilicus etc., als **Sukkulenten** (s. d.) oder **Fettpflanzen** kultiviert, und die beiden erstgenannten Gattungen sind wie nur wenige andre von der Liebhaberei gepflegt worden. Die Agaven, welche in den riesigsten und in zwergigen Formen vorkommen, sind ungemein gestaltenreich, wie die auf unsrer Tafel abgebildeten Agave Celsii *Hook.* und A. horrida *hort.* erkennen lassen. Diese und die Aloearten, von denen die Tafel Aloë ferox *Munt.* zeigt, blühen seltener, während die Crassula-, Sedum-, Sempervivum-, Mesembryanthemum- und Stapelia-Arten leicht und reichlich blühen und in der Schönheit der Blüten mit den übrigen Arten wetteifern. Die Sukkulenten fordern eigentümliche Verhältnisse, namentlich viel Sonne und Trockenheit, wenn sie gut gedeihen sollen, und stehen als Zierpflanzen im denkbar stärksten Gegensatz zu den Blattpflanzen (s. d.). Vgl. **Pfeiffer**, Enumeratio diagnostica Cactearum (Berl. 1837); **Lemaire**, Iconographie descriptive des Cactées (Par. 1841); **Salm-Reifferscheid-Dyck**, Über die Familie der Kakteen (Berl. 1840); **Otto** und **Pfeiffer**, Abbildung blühender Kakteen (Kassel 1838—47); **Engelmann**, The Cacteae of the United States (Cambridge 1856); Derselbe, Cacteae of the Mexican Boundary Survey (das. 1858); **Förster**, Handbuch der Kakteenkunde (2. Aufl., Leipz. 1885); **Schiller**, Grundzüge der Kakteenkunde (Bresl. 1886); **Daul**, Illustriertes Handbuch der Kakteenkunde (Stuttg. 1890);

Digitized by Google

KAKTEEN ETC.

(Die Beschreibung der Pflanzen siehe

Bibliographisches

Digitized by Google

(.(FETTPFLANZEN).

…unter den lateinischen Gattungsnamen)

3 Sempervivum tectorum (Hauslaub)

4 Mesembryanthemum aureum (Mittagsblume)

7 Cereus dasyacanthus

8 Mammillaria pectinata (Warzenkaktus)

…giganteus (Säulenkaktus)

…kaktus). 13 Opuntia coccinellifera 14 Agave Celsii.

15 Agave horrida nana.

Digitized by Google

Haage, Kakteenkultur (Bresl. 1892); Rümpler, Die Sukkulenten (Berl. 1892); »Monatsschrift für Kakteenkunde« (hrsg. von Schumann, Neudamm 1891 ff.).

Kaktusdahlien, s. Georgina.

Kaktusschildlaus, soviel wie Kochenille.

Kakuang, s. Pelzflügler.

Kakukhegy (spr. kákukhedj), Gipfel des Baróter Gebirges, s. Karpathen.

Kakul, s. Acacia.

Kala (türk.), Fort, Festung.

Kalaa (Kalca, arab., »Festung«) kommt sehr häufig bei zusammengesetzten Ortsnamen vor, findet sich in Spanien wieder als Alcalá, in den iranischen Ländern als Kalat, Kelat, Khelat, in Indien als Kela, Kila, in Armenien, im Kaukasus u. a. als Kaleh.

Kalaa, El, Stadt in der alger. Provinz Oran, an der Bahn Algier-Oran, auf hohem Felsenkegel, mit Fabrikation von Burnus, Teppichen, Leder und (1891) 4385 Einw. (nur 12 Franzosen).

Kalabáka (früher Stagús), Hauptort der gleichnamigen Eparchie im griech. Nomos Trikkala (Thessalien), Endpunkt der von Volos heraufführenden Eisenbahn, mit (1889) 1939 Einw. und einem griechischen Bischof. Hier 1854 Sieg griechischer Insurgenten über die Türken. 3 km nördlich von K. die Klöster Meteora (s. d.). K. selbst entspricht dem antiken Aiginion.

Kalabar, Neu- und Alt-, Name zweier Mündungsbaien und Ortschaften an der Kalabarküste zwischen der Nigermündung u. dem Kamerungebirge, am Golf von Benin (Westafrika), im britischen Nigerküsten-Protektorat. Der Neukalabar ist einer der östlichen Niger-Mündungsarme, der sich bei Abani von diesem abzweigt und unterhalb des gleichnamigen Ortes mit Missionsstation, westlich von Bonny, in die Bai von Biafra mündet. Der Altkalabar ist das Ästuarium des Croßflusses, weiter aufwärts Ojako genannt, dessen Lauf man auf britischem Gebiet bis zur Grenze gegen Kamerun verfolgt hat, wo die Ethiope-Stromschnellen unter 6° 10′ nördl. Br. und 8° 50′ östl. L. v. Gr. ein weiteres Vordringen verboten. Sein Oberlauf scheint auf deutschem Gebiet der 1888 von Zintgraff unter 5° 45′ nördl. Br. und 9° 50′ östl. L. v. Gr. überschrittene Mbia zu sein, entstanden aus den Quellflüssen Kontschadjo und Kim, letzterer an seinen Quellen 1884 von Flegel erforscht. Von den genannten Stromschnellen ist der Fluß schiffbar, unter 6° nördl. Br. und 8° 20′ östl. L. v. Gr. wendet er sich plötzlich nach S. und erweitert sich unter 5° 10′ nördl. Br. zu dem großen, inselreichen Ästuarium, das nun Altkalabar genannt wird. Das Mündungsgebiet ist niedrig, sumpfig und äußerst ungesund; weiter aufwärts steigen die Uferlandschaften zu ansehnlichen Höhen an. Überall ist das Land gut angebaut, namentlich mit Ölpalmen, welche seit der Aufhebung des Sklavenhandels das wichtigste Handelsprodukt dieser Gegend, das Palmöl, liefern. Die Ufer sind, soweit man sie kennt, dicht bevölkert vom Stamm der Igbo oder Ibo im W., den Moko im O.; an der Mündung sitzen die Kwa. Die wichtigsten Handelsplätze sind Duke Town oder Altkalabar, Sitz des englischen Konsuls für das Nigerküsten-Protektorat, mit weniger verderblichem Klima als andre Orte dieses Gebietes und 15,000 Einw. und ebenso wie die nördlichern Creektown (6000 Einw.), Ikorofiong, Ekrikok, Ikotana u. a. Station der schottischen presbyterianischen Mission, die indes noch keine großen Erfolge zu verzeichnen hat. Vgl. Goldie, Calabar and its mission (Lond. 1890).

Kalabarbohne, s. Physostigma.

Kalabasse, soviel wie Kalebasse, s. Kürbis.

Kalabrêsen, die Bewohner von Kalabrien (s. d.).

Kalabrêser, breitkrempiger (ursprünglich kalabrischer) Hut, früher Abzeichen der Republikaner.

Kalabrien (lat. Calabria), im Altertum Name der südöstlichen Halbinsel von Italia inferior oder Großgriechenland, die sich von Tarent bis zum Japygischen Vorgebirge (Capo St. Maria di Leuca) erstreckt und auch Messapia und Japygia genannt wurde (jetzt Provinz Lecce). Heute sehr vernachlässigt, war das Land im Altertum trotz stellenweisen Mangels an Wasser fruchtbar und baumreich und hatte außer den alten oskischen Bewohnern eine reiche Bevölkerung illyrischer Einwanderer und griechischer Kolonen, welche, durch die für den Handel günstige Lage angelockt, sich dort niedergelassen hatten. Die bedeutendsten Städte waren: Brundusium (Brindisi), Hydruntum (Otranto), Tarentum (Taranto), Kallipolis (Gallipoli), Uria (Oria), Lupia (Lecce) ꝛc. Im Mittelalter wurde dann durch die byzantinischen Kaiser der Name K. auf das frühere Bruttium übertragen und bezeichnet seitdem die südwestliche Halbinsel Unteritaliens, die sich, östlich vom Ionischen, westlich vom Tyrrhenischen Meer bespült, zwischen 40° 7′ und 37° 56′ nördl. Br. von N. nach S. erstreckt. Die Landschaft umfaßt die drei italienischen Provinzen Catanzaro, Cosenza u. Reggio di Calabria und hat 15,075 qkm (273,8 QM.) mit (1881) 1,257,883 Einw. (1893 auf 1,321,038 berechnet). Näheres s. unter den einzelnen Provinzen; die Geschichte des heutigen K. im Altertum s. Bruttii. Im Mittelalter verblieb K. nach dem Untergang des ostgotischen Reiches den Byzantinern, wurde aber seit dem 9. Jahrh. von Sizilien aus durch häufige Einfälle der Sarazenen, die sich zeitweilig an einzelnen Punkten der Halbinsel festsetzten, heimgesucht. Die Versuche der Kaiser Otto I. u. Otto II., K. zu erobern, hatten keinen dauernden Erfolg; letzterer wurde 13. Juli 982 in K. von den Arabern entscheidend geschlagen. Erst im 11. Jahrh. entrissen die Normannen den Griechen die Herrschaft in K.; um 1044 begannen sie die Eroberung des Landes, die durch Robert Guiscard (s. d.) vollendet wurde. Von nun an fällt die Geschichte Kalabriens zusammen mit derjenigen des normännischen Reiches in Unteritalien und des Königreichs beider Sizilien. Vgl. vom Rath, Ein Ausflug nach K. (Bonn 1871).

Kalade (franz. calade), eine abschüssige Anhöhe in der Reitbahn, die bei der Dressur benutzt wird.

Kalafat, Stadt im rumän. Kreis Dolschi (Walachei), links an der Donau, Widdin gegenüber, mit Getreidehandel und 2995 Einw. 6. Jan. 1854 schlugen die Türken unter Achmed Pascha den Angriff der Russen unter Anrep auf den Brückenkopf von K. zurück und überfielen das russische Lager bei Cetate.

Kalahari (Karri-Karri), großes Steppenland in Südafrika, zwischen 20 und 28° südl. Br., den Berggegenden von Deutsch-Südwestafrika im W. und den Hügeln des Betschuanenlandes im O., im kleinen westlichen Teil zu ersterm, im größern östlichen zu letzterm gehörig (s. Karte bei »Kapkolonie«), nach verschiedenen Berechnungen 687,500—1,285,000 qkm groß. Das durchschnittlich 1200 m hohe, nur von periodisch fließenden Wasserläufen (Hygap mit Nosob, Mologa u. a., Otyimbinde) durchzogene Gebiet hat im N. den Ngamisee, sonst nur periodische Wasseransammlungen (Vleys), ist aber keine Wüste, vielmehr eine von einzelnen Hügeln und Dünenketten, die fast

Digitized by Google

überall mit Bäumen und Sträuchern bestanden sind, durchsetzte Ebene, welche im N. stellenweise sogar dicht mit Kameldorn-, Bastarddorn-, Blaubäumen u. a. bewaldet ist. Besonders reich ist das Gebiet an Kukurbitaceen, wie denn Gurken und Wassermelonen eine Hauptnahrung der Buschmänner bilden. Groß ist die Üppigkeit der vielartigen Gräser. Die Mitteltemperatur ist im Sommer 26°, im Winter 15° mit einigen Nachtfrösten; Regen fällt von August bis September reichlich, doch versiegt das Wasser in dem aus Sand und Kalkstein bestehenden Boden schnell, wird auch bitter und sogar stark giftig. Nur wenige Wasserlöcher halten das ganze Jahr hindurch Wasser. Das früher sehr wildreiche Gebiet birgt jetzt nur noch wenige Giraffen und Elenantilopen, selten sind auch Strauße, häufig dagegen Gnus, sogen. afrikanische Gemsböcke (Antilope Oryx capensis), Hartebeeste, Springböcke, vereinzelt kommen Löwen, Leoparden, Wildkatzen und wilde Hunde vor; Schlangen sind sehr zahlreich. Die Bewohner bestehen vornehmlich aus Bakalahari, dann aus Betschuanen, Hottentoten und Buschmännern, zu denen in jüngster Zeit auch Buren gekommen sind. Gebaut werden namentlich Bohnen, Hirse, Mais, Tabak; vor allem aber die Kaffermelone, die etwa ein Drittel des 150 Hektar ausmachenden bebauten Areals beansprucht. Die Bakalahari, die zu den Betschuanen gehören, aber vielfach mit Buschmännern vermischt sind, treiben auch viel Viehzucht; sie haben 5000 Rinder und 50,000 Fettschwanzschafe und Ziegen. Vgl. die Reiseberichte von Fleck und v. François in den »Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten«, 1893, Heft 1 u. 4.

Kalaïn, Legierung aus 126 Teilen Blei, 14,5 Zinn, 1,25 Kupfer und einer Spur Zink, wird in China in Form dünner Folie zum Ausfüttern der Theekisten benutzt.

Kaláïs und **Zetes**, die Boreaden, d. h. Söhne des Boreas und der Oreithyia. Beide waren geflügelt und Teilnehmer am Argonautenzug. Als sie auf dieser Fahrt nach Salmydessos kamen, befreiten sie Phineus, den Gemahl ihrer Schwester Kleopatra, von den Harpyien, indem sie dieselben durch die Lüfte verfolgten. Sie sollen auf der Heimkehr von den Leichenspielen des Pelias auf der Insel Tenos von Herakles getötet worden sein zur Strafe dafür, daß sie den Argonauten den Rat gegeben hatten, ihn in Mysien zurückzulassen. Auf Tenos (durch Nordwind berüchtigt) zeigte man ihr Grab mit zwei Säulen, von denen die eine sich beim Wehen des Boreas bewegte.

Kalaït, soviel wie Türkis.

Kalakaua I., David, König von Hawaï, geb. 16. Nov. 1836 in Honolulu, gest. 20. Jan. 1891 in San Francisco, Sohn des Kanakahäuptlings Kapaakea, erhielt in der amerikanischen Missionsschule zu Honolulu seine Erziehung, trat 1852 als Offizier in die königliche Leibwache ein und wurde 1863 bei der Thronbesteigung Kamehamehas V. Oberst und Chef des Stabes sowie Mitglied des Staatsrates. Als mit dem Tode des Königs Lunalilo 1874 das Haus der Kamehamehas erlosch, ward David K. von der Mehrheit der hawaïschen Nationalversammlung zum Nachfolger erwählt. Ein Aufstand der Anhänger der Königin Emma, der Witwe Kamehamehas IV., wurde durch das Einschreiten britischer und amerikanischer Marinesoldaten unterdrückt. 1874 unternahm K. eine Reise nach den Vereinigten Staaten u. erlangte einen für sein Königreich sehr vorteilhaften Handelsvertrag. Um die chinesische Einwanderung, welche die einheimische Bevölkerung der Sandwichinseln fast zu ersticken drohte, zu mindern und sein Land durch die Heranziehung von Malaien, die mit den Eingebornen stammverwandt sind, wieder zu bevölkern, trat K. 1881 eine Reise nach Japan, China und Ostindien an, die er dann auch nach Amerika und den meisten Hauptstädten Europas ausdehnte. Infolge einer Erhebung gegen seine verschwenderische Regierung mußte K. 6. Juli 1887 eine neue Verfassung geben. Auf einer dritten Reise nach Amerika starb er. Da seine Ehe mit der Königin Kapiolani (seit 1863) kinderlos geblieben war, folgte ihm seine Schwester Liliukalani auf dem Thron, die aber 1893 gestürzt wurde. — Seinen Namen trägt der 1874 von ihm gestiftete hawaïsche Kalakaua-Orden, in vier Klassen.

Kalakent, s. Kebabek.

Kalām (arab.), Rede, Sprache, Wort. K.-i Scherif (das heilige Wort) oder K.-Ullah (Wort Gottes), bei den Mohammedanern gleichbedeutend mit Koran. Mit Ilm-i K. (oder kurz K.) wird in der religiösen Terminologie der Mohammedaner die im 2. Jahrh. des Islam entstandene scholastische Theologie auf metaphysischer Grundlage bezeichnet.

Kalam, Landschaft im mittlern Sudân, nördlich vom Binuë, zwischen Bornu und Sokoto, letzterm tributpflichtig, ein schönes, an Wiesen reiches Bergland, bewohnt von den herrschenden Fulbe, Kanuri aus Bornu und den einheimischen Tangale, Fali und Bele, wilden, noch der Menschenfresserei ergebenen Negern, die sich in die Bergschluchten zurückgezogen haben. Die Hauptstadt Gombe, am Gadschem, dem Oberlauf des zum Binuë ziehenden Gongola, zwischen Bergen schön gelegen, hat 20,000 Einw. (Fulbe und Kanuri), welche schön geformte und bemalte Thongefäße und Matten verfertigen.

Kalamaika, ein mit Gesang begleiteter leidenschaftlich bewegter Nationaltanz der galizischen Slawen in 2/4-Takt; früher auch in Deutschland bekannt.

Kalamaki, Ort im griech. Nomos Argolis und Korinth, am Golf von Ägina und an der Eisenbahn Athen-Pyrgos, früher Dampferstation, mit (1889) 239 Einw.; westlich davon Ruine des antiken Schönos.

Kalamanderholz, s. Diospyros.

Kalamank, älterer Name für Lasting (s. d.).

Kalamarien, s. Equisetalen, S. 861.

Kalámas, Fluß in Albanien, entspringt nordwestlich von Janina bei Delvinaki, fließt nach SW. und mündet Korfu gegenüber in das Ionische Meer.

Kalamáta (offiziell Kalámä), Hauptstadt des griech. Nomos Messenien im Peloponnes, am Fluß Nedon, 2 km vom Busen von Koron in fruchtbarer Gegend an der Eisenbahn K.-Argos gelegen, ist Sitz des Nomarchen, eines Erzbischofs und eines deutschen Konsuls, hat einen Hafen (Neä Kalamä mit 697 Einw.), eine Filiale der Griechischen Nationalbank, eine verfallene fränkische Burg, ein Gymnasium, 7 Zeitungen und (1889) 10,696 (40 Proz. Zunahme seit 1879) Einw. Der Handel zeigte 1893 einen erheblichen Rückgang gegenüber den Vorjahren. Die Ausfuhr betrug 1893: 4,2 Mill. Mk., davon Korinthen (für 1,4 Mill. Mk.), besonders nach Rußland und den Vereinigten Staaten, Feigen (1,6 Mill. Mk.), besonders nach Triest, Seide (409,000 Mk.) und Olivenöl (855,000 Mk.). Die Einfuhr war an Wert der Ausfuhr mindestens gleich. Es liefen 1892: 635 Dampfer von 424,920 Ton. ein und ebensoviel aus, 104 Segelschiffe von 11,454 T. ein und 98 von 11,193 T. aus. — K., unweit der Stätte des antiken Pherä gelegen, im 13. Jahrh. im Besitz

Digitized by Google

Kalander.

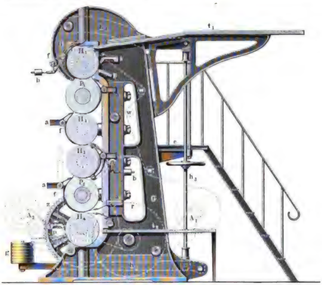


Fig. 1. Sechswalziger Kalander. Durchschnitt.

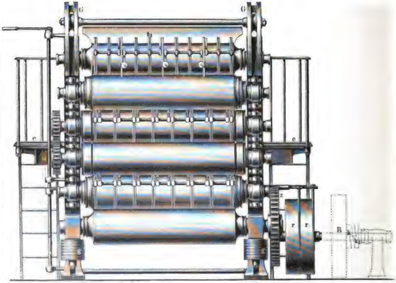


Fig. 2. Sechswalziger Kalander. Ansicht.

Digitized by Google

Villehardouins und seiner Nachkommen, bildete eine der zwölf bedeutenden Burgen der Halbinsel und ward später von den Venezianern erobert, die es im 18. Jahrh. an die Türken verloren. 1821 war K. eine der ersten Städte, die durch den allgemeinen Aufstand befreit wurden. Am 9. April d. J. ward daselbst die erste griechische Nationalversammlung unter dem Namen des Senats von Messenien eröffnet. 1825 ward es von Ibrahim Pascha fast gänzlich zerstört.

Kalamazoo (spr. -sū), Hauptstadt der gleichnam. Grafschaft des nordamerikan. Staates Michigan, am schiffbaren Fluß K., 70 km oberhalb dessen Mündung in den Michigansee, Bahnknotenpunkt, mit Staatsirrenanstalt, Baptistenkolleg, Lehrerinnenseminar, vielen Fabriken und (1890) 17,853 Einw.

Kalamin, soviel wie Galmei.

Kalamis, griech. Bildhauer, thätig um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr., bezeichnet die Blütezeit des anmutig-zierlichen Stils der ältern strengen Kunst vor der großen Epoche des Pheidias. In der Darstellung der Pferde bewegte sich K. schon mit freier Meisterschaft. Pausanias sah auf der Akropolis zu Athen eine Statue der Aphrodite, Sosandra genannt, welche von Lukian unter den ausgezeichnetsten Frauenstatuen aufgeführt wird; ferner im Kerameikos einen Apollon Alexikakos. Zu Tanagra in Böotien befanden sich ein Hermes als Widderträger und ein Dionysios aus parischem Marmor. Einen Ammon hatte Pindar in Theben geweiht; eine ungeflügelte Nike stifteten die Mantineier nach Olympia, betende Knaben in Bronze die Agrigentiner ebendahin. Zwei Rennpferde mit Knaben darauf fertigte K. für Olympia im Auftrag des Hieron von Syrakus. Nach Delphi weihten die Spartaner eine Hermione. Eine Alkmene wird von Plinius höchlich gerühmt; er erwähnt auch einen Apollon aus Marmor in den Servilianischen Gärten zu Rom und einen Apollon, den Lucullus aus Apollonia am Pontus weggeführt und zu Rom auf dem Kapitol aufgestellt hatte. Er war ein eherner Koloß von etwa 15 m Höhe. K. war auch als Ziseleur in Silber berühmt.

Kalamitabai, eine weite Bucht im Schwarzen Meer, an der Westseite der Halbinsel Krim; an ihr liegt im N. die Stadt Eupatoria.

Kalamität (lat.), eigentlich Mißwachs des Getreides (von calamus, Halm); dann allgemein gebraucht für ein großes (besonders öffentliches) Unglück. **Kalamitosen**, von einer K. Betroffene, Verunglückte.

Kalamiten (Calamites), s. Equisetalen, S. 861.

Kalan, s. Seeotter.

Kalán (Kis-K., spr. kisch kálān), Dorf und Badeort im ungar. Komitat Hunyad, am Strell und an der Bahnlinie Piski-Petrozseny, mit Eisenwerken, einer alkalisch-erdigen Therme von 30°, die bei gichtischen Leiden benutzt wird, und (1890) 161 rumän. (griech.-oriental.) Einwohnern. Das Bad K. war schon den Römern unter dem Namen »Ad Aquas« bekannt.

Kalander (Glättmaschine, Cylindermaschine, hierzu Tafel »Kalander«), eine der wichtigsten Appreturmaschinen, besteht im wesentlichen aus mehreren Walzen, die in einem kräftigen Gestell übereinander gelagert sind. Durch Zudrehen von starken Schrauben oder Spindeln, die an den Lagern der obern oder untern Walze angreifen, oder durch Druck von Gewichten, welcher durch Hebelwerk sehr kräftig übersetzt wird, bringt man zwischen den Walzen einen sehr starken Druck hervor, welcher den durch den K. gehenden Gegenständen (Papier, Geweben) Glätte und Glanz erteilt, d. h. sie satiniert.

Der einfachste K. ist die in den Haushaltungen gebräuchliche Mange oder Rolle mit Holzwalzen, zwischen denen das Weißzeug nach dem Waschen Glätte und Glanz erhält. Der in der Industrie benutzte K. erhält für manche Spezialzwecke ausschließlich sehr fein polierte Walzen aus Hartguß, meist aber abwechselnd Hartgußwalzen und elastische Papier-, Baumwollen- oder andre Faserwalzen, um dem Zerdrücken oder sonstiger Beschädigung des zu satinierenden Gegenstandes vorzubeugen. Zur Herstellung dieser elastischen Walzen verwendet man zahlreiche einzelne Bogen Papier oder auch Lagen gepreßter Baumwolle oder dgl., die in der Mitte kreisrund gelocht, auf eine starke Stahlachse geschoben und dann ohne Anwendung eines Bindemittels, lediglich durch starken Druck (auf hydraulischen Pressen mit bis 60,000 Ztnr. Druckkraft), zusammengepreßt werden; durch Aufbringen von Schlußscheiben und sonstigen Verschlußteilen wird der Druck in dem Walzenkörper festgehalten. Letzterer wird noch mittels Stahl und Diamant abgedreht und erhält dadurch eine sehr gleichmäßige, schön glatte und elastische Oberfläche, die immer wieder abgedreht werden kann, sobald sie nach längerm Gebrauch Eindrücke angenommen hat. Der Durchmesser der Papierwalzen beträgt gewöhnlich 30—40 cm, derjenige der Hartwalzen 16—50 cm; die Größe hängt namentlich von der Zahl und der Arbeitsbreite (Glättlänge) der Walzen ab, letztere beträgt gewöhnlich 35—240 cm und mehr. Die Walzenzahl eines Kalanders variiert zwischen 2 und 12, je nach den Ansprüchen, die man an Glätte und Glanz stellt. Außer Walzenzahl und Güte des Walzenmaterials übt auch die Belastung einen großen Einfluß auf die Satinage aus; der stärkste bis jetzt angewendete Druck zwischen den Walzen dürfte etwa 2000 Ztnr. betragen. Vor dem starren Schraubendruck verdient der elastische Hebeldruck den Vorzug (Hebelübersetzung bis 1:150fach und mehr), zumal man hier Vorrichtungen zum momentanen Aufheben des Druckes anbringen kann. Für manche Zwecke, namentlich in der Textilindustrie, werden die Hartwalzen hohl gebohrt und durch Dampf oder Gasluftgemische, ausnahmsweise auch noch durch glühende Bolzen (Glührollen) erhitzt. Die Hartwalzen geben hauptsächlich Glätte und Glanz, so daß also die Seite des Arbeitsstückes in erster Linie satiniert wird, die mit den Hartwalzen in Berührung kommt; wechseln Hart- und Papierwalzen regelmäßig ab, so wird die Satinage einseitig (Buntpapiere, Tapeten ꝛc.), für zweiseitige Satinage (Schreib- und Druckpapiere) müssen einmal 2 Hart- oder 2 Papierwalzen übereinander liegen; erstere dürfen aber nicht auf der ganzen Länge, sondern nur auf erhöhten Laufrändern aufeinander laufen. Angetrieben werden die K. durch ein Vorgelege, seltener durch einen besondern, mit der Maschine direkt verbundenen Motor. Das Vorgelege ist für eine, manchmal auch für zwei oder drei verschiedene Geschwindigkeiten eingerichtet. Gewöhnlich wird die unterste Walze angetrieben, die darüber liegenden Walzen werden durch Reibung mitgenommen. Die zu satinierenden Gegenstände werden in kleinen Stücken (Bogen) oder in Rollen in den K. geführt, im erstern Falle sind Einlege- und Abnehmetische erforderlich, im letztern Falle Ab- und Aufrollvorrichtung mit den erforderlichen Spannrollen (Spannstäben), in der Textilbranche auch noch sogen. Fachapparate.

Die beiden Abbildungen der Tafel (Fig. 1: Durchschnitt, Fig. 2: Vorderansicht) stellen einen sechswalzigen

Digitized b

K. dar, wie er namentlich zum Satinieren gefeuchteter Papiere in Bogen Verwendung findet; er besteht aus zwei übereinander angeordneten Systemen von je drei Walzen, so daß bei einmaligem Durchgang jede Seite zweimal mit Hartwalzen in Berührung kommt, also auf beiden Seiten eine gleichmäßige Satinage erhält. H_1, H_2, H_3 und H_4 sind Hartgußwalzen, H_2 und H_3 laufen nur auf erhöhten Laufrändern aufeinander, P_1 und P_2 sind Papierwalzen, G die Seitenständer, in denen die Walzen gelagert sind. Die Belastungsgewichte g werden durch das Hebelwerk h_1, h_2 und h_3 kräftig übersetzt und bringen den Druck zwischen den Walzen hervor. Der Antrieb erfolgt durch die Riemenscheiben r mittels Zahnradübersetzung z. Die Papierbogen werden von der auf dem Einlegetritt e stehenden Einlegerin vom Tische t_1 abgenommen und über die oberste Hartwalze H_1 eingelegt; die Bandführung b und die Führungsbogen f führen das Papier selbstthätig um und zwischen die Walzen, die Abstreicher a verhüten, daß die Papierbogen sich um eine Walze vollständig aufwickeln, indem sie das Papier von der betreffenden Walze abstreichen, sobald es auf die nächste Walze übergehen soll. Zwischen den beiden untersten Walzen P_2 und H_4 tritt das Papier aus dem K. und wird auf dem Ablegetisch t_2 von einem zweiten Mädchen wieder gesammelt. Schaber s und Putzleisten p nehmen an den Hartwalzen H_1 und H_4 sich sammelnden Schmutz weg.

Mit punktierten Linien ist eine Ab- und Aufrollvorrichtung angedeutet, für den Fall endloses Papier satiniert werden soll. A_1 ist die Abrollvorrichtung, auf welche die zu satinierende Rolle aufgesteckt wird; über die Spannwelle w geleitet, wird das Papier an der obersten Walze eingeführt, geht dann selbstthätig durch den K. und wird auf der Aufrollvorrichtung A_2 selbstthätig aufgewickelt. Ab- und Aufrollvorrichtung sind mit guten Bremsen versehen, um faltenloses Satinieren und gleichmäßige Rollen zu erhalten. Die Riemenscheiben R in Verbindung mit den Kuppelhälften k u. k_1 geben eine zweite Geschwindigkeit, die beim Satinieren von Rollen sehr erwünscht ist.

Breitere K. werden derart eingerichtet, daß zwei Papierbahnen von nicht ganz halber Breite des Kalanders nebeneinander satiniert werden können. Für manche Stoffe und hochglänzende Papiere erhalten die Hartwalzen eine größere Peripheriegeschwindigkeit als die elastischen Papier- oder Stoffwalzen, wodurch außer der Druckwirkung des Kalanders noch eine bügelnde, plättende Wirkung erzielt wird (*Friktions-*, *Reibungs-*, *Glanzkalander*).

Um beim Kalandern von Geweben den Druck auf das Gewebe längere Zeit u. somit wirksamer zur Geltung zu bringen, benutzt man die *Muldenkalander* (s. Tafel »Appreturmaschinen II«, Fig. 10). Zur Erzeugung einer schönen, leinwandartigen Appretur auf Baumwollen- und Leinenstoffen dient der *Stampfkalander*, bei welchem das Gewebe fest um eine hölzerne, 50 cm dicke Walze gewickelt und während deren langsamer Drehung der Einwirkung hölzerner Stampfen ausgesetzt wird. Um Papiere mit Moiré, Korn-, Leinwand- oder andern Dessins zu versehen (namentlich für Buntpapiere, Luxuspapiere, chromolithographische Drucksachen, Tapeten), benutzt man *Gaufrier-* oder *Musterkalander* mit zwei Walzen, nämlich einer gravierten (molettierten) Stahl- oder Messingwalze und einer Papierwalze, in die das Muster der gravierten Walze als Matrize oder Konterpartie eingelaufen ist.

Kalanderlerche, s. Lerche.

Kalandermaschine, s. Kalander.

Kalandsbrüder (Fratres calendarii, *Kalande*, auch *Brüder von der Gesellschaft des Heiligen Geistes*), eine der sogen. religiösen Brüderschaften (s. d.). Sie kamen am ersten Tage jedes Monats (Calendae, daher ihr Name), später selten zusammen, um ihre Vereinszwecke, die in gegenseitiger Unterstützung bestanden, zu besprechen und ein Mahl zu halten. Sie verbreiteten sich seit dem 13. Jahrh. über ganz Niederdeutschland, die Niederlande und Frankreich, wurden von Päpsten und Kaisern begünstigt und gelangten zu großen Reichtümern. Aber infolgedessen arteten die Schmausereien so aus, daß man die K. *Festbrüder* nannte und für Schmausen »Kaländern« gebräuchlich wurde; ihre Vereine wurden daher aufgelöst, zuerst in den protestantischen, später auch in den katholischen Ländern, und ihre Besitzungen konfisziert. Vgl. *Wilda*, Das Gildenwesen im Mittelalter (Berl. 1831); *Uhlhorn*, Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche, Bd. 2 (Stuttg. 1884).

Kalang, ein nach A. B. Meyer wahrscheinlich zu den Negritos gehöriger, nach andern aber äußerlich von den Javanen nicht zu unterscheidender Volksstamm in Java, welcher gegenüber den malaiischen Javanen eine Art Pariastellung einnimmt, und dessen Abstammung von einem Hund abgeleitet wird.

Kalanos, ind. Gymnosophist, begleitete, 83 Jahre alt, Alexander d. Gr. auf der Rückkehr auf seinem Eroberungszug von Taxila am Indus aus und verbrannte sich, die Lasten des Alters fürchtend, angesichts des ganzen makedonischen Heeres, wahrscheinlich zu Susa. Den drei Monate nachher erfolgenden Tod Alexanders soll er vorausgesagt haben.

Kalantan (*Kelantan*), malaiischer Tributärstaat von Siam, an der Ostküste der Halbinsel Malakka, 18,130 qkm (329 QM.) groß, mit 65,000 Einw., davon 50,000 Malaien und 15,000 Chinesen. Das Land hat eine Küstenlänge von 108 km und ist reich an Gold, Zinn und Pfeffer, welche nach Singapur ausgeführt werden.

Kalarasch (rumän. *Călărași*; auch *Stirbey*), Hauptstadt des Kreises Jalomitza in der Walachei, an dem Donauarm Bortscha, nahe dem großen *See von Kalarasch*, Silistria gegenüber, an der Staatsbahnlinie Ciulnitza-K., Sitz des Präfekten und eines Tribunals, mit 3 Kirchen, einem Gymnasium und (1880) 8125 Einw. Hier hatten sich 1854 die Russen verschanzt und schlugen 4. März d. J. einen Angriff der Türken zurück.

Kalaraschi, die Kavallerieregimenter der Territorialarmee Rumäniens (s. d.).

Kaláschē (russ.), Tracht Prügel; *kalaschen* (*ab-*, *durchkaleschen*), prügeln.

Kalathos (griech.), der lilienförmige Arbeitskorb der griechischen Frauen (vgl. Abbildung), hatte bei den Festen der Athene, besonders aber bei denen der Demeter eine symbolische und mystische Bedeutung als Blumenkorb der Persephone (s. Eleusis); danach auch Name eines ähnlich gestalteten Thongefäßes und des kelchförmigen Kapitäls der korinthischen Säule.

Kalathos (Korb).

Kalatsch, 1) Kosakensloboda im russ. Gouv. Woronesh, mit 4 Kirchen und ca. 13,000 Einw.; bekannt

Digitized by Google

durch sechs große daselbst stattfindende Viehjahrmärkte. — 2) (Kalatschowskaja) Staniza im Donischen Gebiet (Rußland), am linken Ufer des Don, Endpunkt der Wolga-Donischen Eisenbahn, auf der ein reger Handel mit Zarizyn an der Wolga stattfindet, mit ca. 1000 Einw. K. verschifft jährlich für 3 Mill. Rubel Waren, besonders Korn, Weizen, Flachs, Talg, Thee, Fische, Metallwaren und Bastmatten.

Kalau (Calau), Kreisstadt im preuß. Regbez. Frankfurt a. O., Knotenpunkt der Linien Halle-Guben und Lübbenau-Kamenz der Preußischen Staatsbahn, 82 m ü. M., hat 2 evang. Kirchen, darunter die im gotischen Stil erbaute, wiederholt restaurierte Stadtkirche, ein schönes Rathaus von 1880, ein Amtsgericht, bedeutende Stiefelfabrikation und (1890) 3019 Einw., davon 60 Katholiken. K. wird zuerst 1285 urkundlich genannt; das Schloß (Dunkelsberg) verfiel schon im 15. Jahrh., dagegen haben sich Mauern, Wälle und Gräben der Stadt bis ins 18. Jahrh. erhalten.

Kalau, Abraham, Theolog, s. Calovius.

Kalauer, eine an Calembour (s. d.) anklingende Bezeichnung für witzige Wortspiele, vor allem solche, die nicht allzuviel Witz erfordern.

Kalaureates, Beiname des auf Kalauria (s. d.) verehrten Poseidon.

Kalauria, im Altertum Insel im Saronischen Meerbusen, an der Küste von Argolis (das jetzige Poros), berühmt wegen ihres Poseidontempels, der einst Mittelpunkt einer ursprünglich ionischen Amphiktyonie von sieben Seestädten, später ein selbst von den Makedoniern geachtetes Asyl war. Hierher floh 322 v. Chr. Demosthenes und nahm Gift. Noch heute erkennt man im Innern der 22 qkm großen Insel, ¾ Stunde von der Stadt Poros, die ausgedehnten, aber unscheinbaren Reste des Tempels.

Kalavryta, Hauptstadt einer Eparchie im griech. Nomos Achaia und Elis, am Nordwestabhang des Chelmos, mit Diakophto an der Bahnlinie Piräeus-Pyrgos durch Zahnradbahn verbunden, Sitz eines Bischofs, mit (1889) 1237 Einw. Über der Stadt die Ruinen einer fränkischen Citadelle, wahrscheinlich das alte Kynätha. In der Nähe das Kloster H. Lavra, wo 1821 Erzbischof Germanos zum Aufstande gegen die Türken rief.

Kalb, das Junge mehrerer großer Säugetiere, wie des Rotwildes (Cervus), besonders aber des Rindes (Bos), bis zum Alter von einem Jahr, und zwar bei letztern je nach dem Alter Kuhkalb oder Stierkalb und während des Saugens Saugkalb genannt.

Kalb, goldenes, s. Goldenes Kalb.

Kalb, 1) Johann, Baron von, nordamerikan. General, geb. 29. Juni 1721 in Hüttendorf bei Erlangen, gest. 19. Aug. 1780, Sohn eines Bauern, ward erst Kellner, trat dann als Jean de K. in das in französischem Dienste stehende deutsche Regiment Löwendal, ward 1743 Leutnant, 1747 Hauptmann, 1756 Major, machte den Österreichischen Erbfolgekrieg und den Siebenjährigen Krieg mit, erhielt 1763 als Oberstleutnant seinen Abschied und zog sich, nachdem er sich mit einer reichen Französin verheiratet, aufs Land zurück. 1767 sandte ihn der Minister Choiseul nach Amerika, um den militärischen und politischen Zustand der dortigen englischen Besitzungen zu erkunden. Nach seiner Rückkehr entgingen ihm durch Choiseuls Sturz 1770 die verheißenen Belohnungen, und er lebte in Zurückgezogenheit auf Schloß Milon-la-Chapelle bei Versailles. 1777 ging er mit Lafayette nach Amerika, trat im September als Generalmajor in die Armee der aufständischen Kolonien und kämpfte an der Spitze einer Division tapfer in den Feldzügen der Jahre 1778—80. Als er 1780 unter Gates in Südcarolina einfiel, wurde er 16. Aug. in der gegen seinen Willen begonnenen Schlacht bei Camden elfmal verwundet und starb nach drei Tagen. Am 16. Aug. 1886 wurde ihm in Annapolis ein Denkmal (von E. Keyser in Rom) errichtet. Vgl. Kapp, Leben des amerikanischen Generals J. K. (Stuttg. 1862; engl., New York 1870).

2) Charlotte von, geborne Marschalk von Ostheim, geb. 25. Juli 1761 zu Waltershausen im Grabfeld, gest. 12. Mai 1843 in Berlin, besonders durch ihr Verhältnis zu Schiller bekannt, verbrachte ihre Jugend teils in Meiningen, teils in ländlicher Einsamkeit, schon damals verschlossen und äußerlich kalt, im Innern bis zum äußersten leidenschaftlich. Durch Intrigen des Weimarer Kammerpräsidenten v. Kalb (Goethes Vorgängers im Amt), welcher die Hand ihrer Schwester gleichsam erzwungen hatte und sich die Verfügung über das bedeutende Familienvermögen sichern wollte, wurde sie 1783 mit dessen Bruder, Heinrich v. K., der als Offizier in französischen Diensten stand, gegen ihre Neigung vermählt u. folgte diesem im Mai 1784 in die Garnisonstadt Landau. Auf der Durchreise lernte sie in Mannheim Schiller kennen und begann bald darauf, nachdem sie selbst nach Mannheim übergesiedelt war, in leidenschaftlicher Schwärmerei für den jungen Dichter zu erglühen. Von Schillers eignen damaligen Gefühlen legen die Gedichte: »Freigeisterei der Leidenschaft« und »Resignation« Zeugnis ab. 1787 begab sich Schiller von Dresden nach Weimar, wo er mit Charlotte aufs neue zusammentraf, und eine eheliche Verbindung schien besonders ihr erwünscht und ausführbar. Schillers spätere Verheiratung entfremdete ihn der Freundin für mehrere Jahre, doch stellten sich später wieder leidliche Beziehungen zwischen beiden her. Von Schiller empfohlen, lebte Hölderlin 1793—94 als Erzieher ihres Sohnes in Charlottens Hause und genoß ihr mehr als mütterliches Wohlwollen. Nach Hölderlins Weggang war Jean Paul das Ideal, dem sie ihre Verehrung widmete; sie wurde das Vorbild zur Linda in Jean Pauls »Titan«. Nach langjährigem Prozeß verlor sie 1804 ihr ganzes Vermögen, 1806 erschoß sich ihr Gatte, später ebenfalls ihr ältester Sohn; sie überlebte auch den jüngsten, und nur eine Tochter erheiterte ihren Lebensabend. Sie wohnte, seit langer Zeit dem Erblinden nahe, abwechselnd in Berlin, Frankfurt, Würzburg, dann wieder in Berlin, wo sie 1820, des Augenlichtes ganz beraubt, durch die Prinzessin Marianne von Preußen gegen den empfindlichsten Mangel geschützt und mit einer Wohnung im königlichen Schloß bedacht wurde, die sie im Leben nicht mehr verließ. Als Schriftstellerin ist die geistvolle und vielseitig gebildete Frau nicht aufgetreten. In Berlin diktierte sie Erinnerungen aus ihrem Leben (nach ihrem Tode u. d. T.: »Charlotte« erschienen; neu hrsg. von Palleske, Stuttg. 1879), einzelne Gedanken und auch größere Dichtungen, von denen ihre Tochter Edda (geb. 1790, Hofdame der Prinzessin Marianne von Preußen, gest. 23. Jan. 1874) den an persönlichen Zügen reichen Roman »Cornelia« (1851) veröffentlichte. Ihre »Briefe an Jean Paul und seine Gattin« gab Nerrlich (Berl. 1882) heraus. Vgl. E. Köpke, Charlotte v. K. und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe (Berl. 1852); Sauppe, Charlotte v. K. (im »Weimarischen Jahrbuch«, Bd. 1, Hannov. 1854).

Kalbe (Färse), einjähriges Kalb, s. Rind.

Digitized by

Kalbe (Calbe), 1) K. an der Saale, Kreisstadt im preuß. Regbez. Magdeburg, an der Saale, Knotenpunkt der Linien Berlin-Blankenheim, K.-Grizehne und Könnern-K. der Preußischen Staatsbahn, 54 m ü. M., hat ein Schloß, eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Rettungshaus, ein Amtsgericht, Wollspinnerei, Tuch-, Wollwaren-, Papier-, Ofen-, Malz-, Brikett- u. Zuckerfabrikation, Müllerei, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, Bergbau auf Braunkohlen, Gurken- und Zwiebelbau und (1890) 9069, mit den unmittelbar anstoßenden Ortschaften Bernburger Vorstadt, Schloßvorstadt und Domäne K. 11,278 meist evang. Einwohner. — 2) K. an der Milde, Stadt daselbst, Kreis Salzwedel, an der Milde, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Hopfen- u. Tabaksbau, Bierbrauerei, eine Dampfmühle und (1890) 1756 evang. Einwohner.

Kalbeck, Max, Dichter und Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1850 in Breslau, studierte daselbst Kunst- und Litteraturgeschichte, ging 1872 nach München, war seit 1874 in Breslau als Musik- und Kunstreferent, einige Zeit auch als Archivar am schlesischen Provinzialmuseum thätig und siedelte 1879 als Musikkritiker nach Wien über. K. veröffentlichte mehrere Sammlungen lyrischer Dichtungen, die als Zeichen eines ungewöhnlichen Form- und Sprachtalents freundliche Aufnahme fanden: »Aus Natur und Leben« (Bresl. 1870, 2. Aufl. 1872); »Neue Dichtungen« (das. 1872); »Wintergrün, eine Blumensprache in Versen« (das. 1872); »Nächte« (Hirschb. 1878; 2. Aufl., Berl. 1880); »Zur Dämmerzeit« (Leipz. 1881); »Gereimtes und Ungereimtes« (Berl. 1885); »Aus alter und neuer Zeit« (das. 1890). Außerdem schrieb er: »Neue Beiträge zur Biographie des Dichters Joh. Christ. Günther« (Leipz. 1879); »Das Bühnenfestspiel zu Bayreuth« (Bresl. 1877; 3. Aufl.: »R. Wagners Nibelungen«, 1882); »Richard Wagners Parsifal« (das. 1883) und »Wiener Opernabende« (Wien 1885). Einen geachteten Namen erwarb er sich als Opernlibrettist. Außer seiner neuen Verdeutschung des Textes von Mozarts »Don Juan« lieferte er Übersetzungen verschiedener Opern von Verdi, Smareglia, Mascagni, Smetana u. a., sowie eine Anzahl selbständiger Libretti, so z. B. zu Mozarts »Bastien und Bastienne«, Glucks »Maienkönigin« ꝛc. Endlich gab K. noch »Ein deutsches Dichterbuch« aus Originalbeiträgen verschiedener Dichter (Stuttg. 1873) heraus.

Kalbefieber (Gebär-, Milchfieber), eine wissenschaftlich inkorrekte, aber allgemein gebräuchliche Bezeichnung für die bei Kühen weit häufiger als bei andern Haustieren in unmittelbarer Folge der Geburt eintretenden Allgemeinerkrankungen. Man unterscheidet zwei Formen des Kalbefiebers: 1) das Puerperalfieber (dem Kindbettfieber entsprechend), eine fieberhafte Erkrankung durch Aufnahme infektiöser Stoffe von den Geburtswegen aus, wozu meist kleine Verletzungen den Anlaß geben. Das Puerperalfieber entsteht meist am dritten Tage nach der Geburt, selten früher. Die Körpertemperatur (normal ca. 39°) steigt bis auf 41° und mehr, Pulsschlag und Atmung werden beschleunigt, Futteraufnahme und Milchabsonderung stocken, Leibschmerzen gesellen sich hinzu, und drei Viertel der Erkrankten sterben, meist nach 3—4 Tagen, bisweilen auch nach längerm Siechtum. Nützlicher als die event. sofort einzuleitende ärztliche Behandlung ist die Vermeidung aller Umstände, welche bei, bez. nach der Geburt eine Infektion der Geburtswege veranlassen können: Unreinlichkeit der zur Hilfeleistung verwendeten Personen und Utensilien, gewaltsame Manipulationen, schlechte Beschaffenheit des Lagers der Kuh ꝛc. Ist das Puerperalfieber in einem Stall vorgekommen, so ist der betreffende Stand zu desinfizieren, alle übrigen hochtragenden Kühe sind möglichst aus dem Stall zu entfernen. 2) Die Gebärparese (Geburtslähme) kennzeichnet sich durch Bewußtlosigkeit, teilweise Gefühllosigkeit, Lähmung und Fieberlosigkeit, weshalb die Bezeichnung K. für die Erkrankung ganz unpassend ist. Die Krankheit entsteht in der Regel bei jungen, kräftigen und wohlgenährten Kühen 2—3 Tage nach rasch und leicht erfolgter Geburt. Die Kühe fangen an zu wanken und kommen zum Festliegen. Das Hinterteil und der Rücken werden gefühllos (kein Zucken bei Nadelstichen). Der Kopf ist schlaff auf die Brust zurückgesunken oder aufgestützt, die Gliedmaßen sind gelähmt. Später können die Kühe auch nicht mehr schlucken, deshalb kann das Eingießen von Arzneien gefährlich werden, weil dieselben nicht abgeschluckt werden und in den Kehlkopf, bez. in die Luftröhre laufen können, was eine Lungenentzündung zur Folge hat. Bei manchen Kühen zeigt sich dagegen heftige Erregung und selbst Krämpfe (Eclampsia puerperalis). Der Appetit ist aufgehoben, die Milchabsonderung vermindert. Die Körpertemperatur ist erniedrigt (selbst um mehrere Grad), Ohren und Beine sind kalt. Bei 50 Proz. der Erkrankten tritt der Tod in 1—3 Tagen ein; andernfalls erfolgt die Genesung meist plötzlich, indem die Tiere aufstehen und wieder Appetit zeigen. Die Ursachen der Erkrankung sind noch nicht klar gestellt. Man nimmt an, daß eine Blutleere des Gehirns entsteht durch die plötzliche Veränderung der Blutzirkulation bei einer rasch erfolgenden Geburt; Schmidt-Mülheim sucht den Grund in der Bildung eines eigentümlichen, den Ptomaïnen verwandten Giftes (Autointoxikation). Eine energische Behandlung ist oft von Nutzen: vor allem Erregung der Hautthätigkeit, Frottieren, wärmende Einreibungen (Spiritus) und Umschläge (nasse Decken, trockne darüber), daneben Wasserinfusionen in den Mastdarm; weniger wesentlich ist die innerliche Behandlung (Abführmittel). Vorbeugen kann man der Krankheit am besten, indem man die Kühe 2—3 Wochen vor dem Kalben mäßig und mit nicht zu proteïnreicher Nahrung (Heu, Stroh, Wurzelfrüchte) füttert. Nicht zu verwechseln ist die Gebärparese mit dem sogen. Festliegen nach der (meist schweren) Geburt, wobei die Kühe sich nicht erheben können, aber sonst Munterkeit, Appetit und normale Milchabsonderung zeigen. Das Leiden, dessen Ursache eine Nervenquetschung sein soll, dauert oft wochenlang und macht bisweilen die Schlachtung erforderlich. Kühe, die am K. erkrankt sind, werden vielfach bei der geringen Aussicht auf Heilung geschlachtet. Wenn jedoch Septicaemia puerperalis vorlag, so ist das Fleisch nur dann noch zum Genuß tauglich, wenn die Schlachtung unmittelbar nach dem Auftreten der ersten Krankheitssymptome stattfand, andernfalls kann es hochgradig gesundheitsschädlich sein; bei der Gebärparese jedoch ist der Genuß des Fleisches stets unbedenklich. Hier empfiehlt es sich daher, Vorsorge für rechtzeitige Schlachtung zu treffen. Die Entscheidung über die Genußtauglichkeit des Fleisches ist in jedem Fall von einem Tierarzt einzuholen. Ebenso empfiehlt sich dessen sofortige Zuziehung bei allen nach der Geburt auftretenden Krankheitszeichen.

Kalben der Gletscher, das Abbrechen der Stirnen bei den in das Meer mündenden Gletschern Grönlands; s. Gletscher, S. 658, und Eis, S. 483.

Digitized by Google

Kälberfang, der Stich, welcher von vorn in die Vertiefung der Brust angebracht wird, um ein angeschossenes Stück Hochwild zu töten (abzufangen).

Kälberkropf, s. Chaerophyllum.

Kälberlähme, s. Lähme.

Kälbermagen (Kälberlab), s. Lab.

Kälberrohr, s. Anthriscus.

Kälberruhr, eine spezifische, mit Durchfall verbundene Krankheit neugeborner Kälber, entsteht in der Regel in den ersten drei Lebenstagen und endet nach 1—3 Tagen tödlich; im Überlebensfalle kümmern die Kälber. Die K. überträgt sich in der Regel nicht von Kalb zu Kalb, dennoch herrscht sie in vielen Ställen fast ständig, so daß darin oft die Aufzucht ganz aufgegeben werden muß. Da die K. besonders in Viehhaltungen auftritt, wo Schlempe, Rübenschnitzel ꝛc. gefüttert werden, so wird angenommen, daß die Milch der so gefütterten Kühe den Saugkälbern unzuträglich ist und die K. veranlaßt. Neuerdings ist nachgewiesen worden, daß im Darm auch gesunder Kälber Bakterien anwesend sind, die, an sich noch nicht krank machend, durch Diätfehler und abnorme Vorgänge im Darm giftig gemacht werden u. dann die K. erzeugen. Hierdurch wird erklärlich, daß in der Regel unbekömmliche Nahrung (Milch) den Ausbruch der K. bedingt, daß aber auch andre Umstände gelegentlich denselben veranlassen können. Ältern Kälbern werden die Bakterien nicht mehr gefährlich. Die Behandlung der K. ist in der Regel nutzlos. Zur Vorbeugung empfiehlt sich Fütterung der Muttertiere vor dem Kalben und während des Säugens mit die Milch nicht nachteilig beeinflussendem Futter (Heu ꝛc.), Aufstellung der Saugkälber und Mütter in einem besondern Stall, gründliche Desinfektion nach Eintritt eines Krankheitsfalles. Die K. wird auch vielfach mit dem allgemeinen Namen Lähme (s. d.) belegt.

Kalbfelle, die Felle der Kälber der Rinder, kommen getrocknet und gesalzen in den Handel; die meisten K. liefern Rußland, Schweden, Norwegen, Deutschland (besonders Bayern), Österreich, Dänemark, Holland, Ungarn, Argentinien, während in England und Nordamerika das Kalbfleisch weniger beliebt ist, daher auch K. viel seltener sind. Auch Ostindien und Südamerika liefern K. Sie werden hauptsächlich auf lohgares Oberleder verarbeitet, seltener mit den Haaren gegerbt (rauhgares Kalbleder zu Tornistern, Jagdtaschen). Die Haare dienen als Polstermaterial. Die Einfuhr in Deutschland betrug 1892 grüne und gesalzene K. 4202, gekalkte und trockne 7234 Ton., die Ausfuhr von erstern 1425, von letztern 3899 T.

Kalbsbröschen (Kalbsmilch, Briesle, Brissel, Brösche, Widder, Milchling, Schweser, franz. Ris de veaux), die Thymusdrüse (s. d.) des Kalbes, wird in der Kochkunst vielfach verwendet, teils grilliert (gebacken), sautiert, gebraten, namentlich aber blanchiert als Hauptzusatz zu den verschiedenartigsten Ragouts. Vgl. Brieschen.

Kalbseuter (franz. Tétine de veau), ein längliches Stück Fett, welches sich beim weiblichen Kalb an der Keule auf der Nuß befindet.

Kalbsmilch, s. Kalbsbröschen.

Kalbsnuß (franz. Noix de veau), das untere, mit Fett bewachsene Stück einer Kalbskeule, dient vorzugsweise zum Frikandeau.

Kalceolarien, s. Calceolaria.

Kalchas, in der griech. Mythologie Sohn des Thestor aus Mykene, berühmter Seher und Begleiter der Griechen nach Troja, weissagte schon vor der Abfahrt in Aulis die zehnjährige Dauer des Krieges und verlangte die Opferung der Iphigenie (s. d.). Die ihm gewordene Weissagung eines plötzlichen Todes, wenn er mit einem bessern Seher zusammentreffe, ging durch Mopsos in Erfüllung, dem er im Hain des klarischen Apollon bei Kolophon begegnete. Im Orakelwettkampf besiegt, starb er aus Gram oder durch Selbstmord. Er hatte ein Heiligtum mit Orakel in Daunien (Apulien).

Kalchedon, Stadt, s. Chalcedon.

Kalcination (v. lat. calx, Kalk, »Verkalkung«), ursprünglich das Glühen im offenen Feuer, wobei Metalle Sauerstoff aufnehmen, nach der ältern Auffassung verkalken. Gegenwärtig versteht man unter K. auch ein Glühen von Substanzen zum Austreiben flüchtiger Stoffe (Wasser, Kohlensäure, Organisches), wobei entweder gleichzeitig eine Oxydation bezweckt wird, also Luft zutreten muß (K. von Eisenvitriol zur Austreibung von Wasser und Oxydation des Eisenoxyduls zu Oxyd, K. der Pottasche zur Entfernung von Wasser und zum Verbrennen organischer Substanzen), oder nicht (K. von Borax zur Entfernung von Wasser, des Galmeis zur Verflüchtigung von Kohlensäure). Zuweilen bezweckt man mit der K. nur eine Oxydation ohne jede Verflüchtigung von Stoffen, z. B. Umwandlung von Kupfer in Kupferoxyd behufs der Kupfervitriolbereitung. Zum Kalcinieren benutzt man Kalcinieröfen, Kalcinierherde und gewöhnliche Flammöfen.

Kalcit, soviel wie Kalkspat.

Kalckreuth, 1) Friedrich Adolf, Graf von, preuß. Feldmarschall, geb. 21. Febr. 1737 in Sottershausen bei Sangerhausen, gest. 10. Juni 1818, trat 1752 in die preußischen Gardes du Corps und wurde 1758 Adjutant des Prinzen Heinrich, der den französisch gebildeten Offizier liebte, ihn aber 1766 wegen des Verdachts engerer Beziehungen zu seiner Gemahlin von sich entfernte. Nach dem Siege bei Freiberg 29. Okt. 1762, an dem er sich rühmlich beteiligt hatte, von Friedrich II. zum Major ernannt, machte er als Oberst den Bayrischen Erbfolgekrieg, als Generalmajor die holländische Expedition mit, ward 1786 in den Grafenstand erhoben und 1787 Generalleutnant. Im Kriege mit Frankreich bewies er in der Champagne 1792 und bei der Belagerung von Mainz 1793 Mut und Geschicklichkeit und zeichnete sich dann 1793 und 1794 bei Kaiserslautern aus. Gegen Ende 1795 ward er Oberbefehlshaber der Truppen in Pommern und 1806 Gouverneur von Thorn und Danzig. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena und Auerstedt, an der er als Befehlshaber der Reservedivision nicht teilnahm (er ward beschuldigt, aus Eifersucht gegen die andern Generale, die er auch scharf zu kritisieren pflegte, mit Absicht zu spät gekommen zu sein), mit dem Oberkommando der geschlagenen Armee betraut, bewerkstelligte er deren Rückzug. Das seit dem März 1807 von den Franzosen belagerte Danzig, wo er an Mansteins Stelle den Oberbefehl übernahm, konnte er nur bis zum 26. Mai halten; doch verschaffte ihm die bewiesene Tapferkeit die ehrenvollsten Bedingungen. Darauf zum Feldmarschall ernannt, schloß er 25. Juni 1807 zu Tilsit den Waffenstillstand zwischen Preußen und Frankreich mit Berthier ab sowie 12. Juli die höchst ungünstige Konvention über die Ausführung des Friedens. Im Januar 1810 ernannte ihn der König zum Gouverneur von Berlin. Er war begabt und tapfer, aber eitel und in seinem Urteil ungerecht bitter. Die »Dictées du feldmaréchal K.« gab sein Sohn Friedrich, Graf v. K. (geb. 15. März 1790,

Digitized by Google

gest. 15. Dez. 1873), heraus (Par. 1844), der sich auch als Verfasser von »Dramatischen Dichtungen« (Leipz. 1824, 2 Bde.) litterarisch bekannt machte.

2) Stanislaus, Graf von, Maler, geb. 25. Dez. 1820 zu Kozmin in Posen, gest. 26. Nov. 1894 in München, absolvierte das Gymnasium zu Polnisch-Lissa, trat dann in das 1. Garderegiment, ging aber 1845 zur Kunst über und widmete sich von 1846—47 der Landschaftsmalerei auf der Düsseldorfer Akademie bei J. W. Schirmer, verließ sie 1849 und lebte zwei Jahre in Köln, dann in Düsseldorf. Vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Professor ernannt, ward er 1859 nach Weimar zur Gründung einer Kunstschule berufen, die 1860 eröffnet wurde. Er wurde Direktor, legte aber im Januar 1876 sein Amt nieder, siedelte nach Kreuznach über und lebte seit 1883 in München. Seine Reisen in der Schweiz, den Pyrenäen und Italien gaben ihm den Stoff zu den meisten seiner sehr zahlreichen Gebirgslandschaften, die durch großartige Formauffassung und Beleuchtung einen idealen Charakter zeigen. Eine beträchtliche Anzahl davon ist im Besitz fürstlicher Personen. Die Berliner Nationalgalerie besitzt eine Ansicht des Lac de Gaube in den Pyrenäen (1855), das Canigaithal in den Ostpyrenäen (1856) und den Rosenlauigletscher in der Schweiz (1878). — Sein Sohn Leopold, Graf von K., geb. 15. Mai 1855 in Düsseldorf, ist Porträt-, Genre- und Landschaftsmaler naturalistischer Richtung und war 1885—90 Professor an der Kunstschule zu Weimar. Auch seine Tochter Marie, Gräfin von K. (geb. 1857), hat sich als Genre- und Bildnismalerin bekannt gemacht.

Kalckstein, ostpreuß. Adelsfamilie, die im 17. Jahrh. an der Spitze der ständischen Opposition gegen die brandenburgische Herrschaft stand. Generalleutnant Albrecht v. K. auf Knauten verweigerte hartnäckig dem Großen Kurfürsten die Huldigung als souveränem Herzog. Sein Sohn Christian Ludwig setzte den Widerstand noch fort, als die Stände sich 1663 schon gefügt hatten, obwohl ihn der Kurfürst 1655 zum Obersten und Hauptmann von Oletzko ernannt hatte. 1660 wegen brutalen Amtsmißbrauchs abgesetzt, ging er nach Polen, um zum Einfall in Preußen zu hetzen, kehrte nach dem Tode seines Vaters (1667) nach Preußen zurück, ward aber von seinen eignen Geschwistern 1668 des Hochverrats und der schlimmsten Sittlichkeitsverbrechen angeklagt und verhaftet, auch zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, jedoch zu einer Geldstrafe begnadigt, die er nicht bezahlte. 1670 floh er nach Polen, trat zum Katholizismus über und bestürmte den König und die angesehensten Personen, den preußischen Ständen gegen den Kurfürsten zu Hilfe zu kommen. Da alle Gesuche um seine Auslieferung erfolglos blieben, schritt der Kurfürst zu einem Gewaltstreich. Sein Resident v. Brandt in Warschau lockte K. in sein Haus, ließ ihn knebeln und in Decken rollen und über die Grenze bringen (Dezember 1670). K. ward 9. Jan. 1672 zum Tode verurteilt und 8. Nov. d. J. in Memel enthauptet.

Kaldarien, s. Gewächshäuser.

Kaldaunen, soviel wie Eingeweide, besonders die eßbaren Gedärme des Rindes.

Kaldaunenkapelle, Begräbniskapelle für die von der anderswo bestatteten Leiche getrennten Eingeweide von Fürsten und Prälaten.

Kalden (Kalentin), Heinrich von, Reichshofmarschall, aus einem schwäb. Dienstmannengeschlecht stammend, das bei der rotenburgischen Linie der Hohenstaufen das Amt eines Marschalls bekleidete, war seinem Vater Heinrich von Pappenheim in dieser Würde bei Kaiser Friedrich I. gefolgt; den Namen K. führte er von der Stammburg Kalentin (K.) bei Donauwörth. Als Staatsmann wie als Feldherr zeichnete er sich durch Umsicht, Dienstbeflissenheit und Treue aus. Nachdem er Friedrich I. auf dem dritten Kreuzzug begleitet, befehligte er auf dem Feldzug Heinrichs VI. nach Unteritalien einen Teil des Heeres, schlug 1197 die sizilisch-normännischen Scharen bei Catania und erstürmte Syrakus. Darauf ging er mit einem kaiserlichen Heer nach Syrien, um das Heilige Land für Heinrich VI. in Besitz zu nehmen. Nach des Kaisers Tod nach Deutschland zurückgekehrt, schloß er sich Philipp von Schwaben an, den er im Kampf gegen Otto von Braunschweig eifrigst unterstützte, und rächte dessen Tod an dem Mörder Otto von Wittelsbach, den er tötete, und dessen abgehauenen Kopf er in die Donau warf. Er begleitete 1209 Otto IV., dessen Vermählung mit Philipps Tochter Beatrix er eifrig betrieb, nach Italien, diente auch noch Friedrich II. und starb nach 1214. Das Marschallamt blieb der Familie Pappenheim.

Kaldenkirchen, Stadt im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kempen, Knotenpunkt der Linien Kempen-Venloo und Viersen-K. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Hauptzollamt, bedeutende Zigarrenfabrikation, Fabriken für Herstellung von Briefordnern, Töpferwaren, Kaffeebrennern, Dampfgesundheitskaffee, Kognak, Röhren rc., Blaufärberei, Steinhauerei, Dampfziegeleien, Speditionsgeschäfte u. (1890) 3254 Einw., davon 392 Evangelische und 52 Juden.

Kalé (Kaleh, türk.), soviel wie Schloß, kommt in zusammengesetzten Ortsnamen oft vor (vgl. Kalaa).

Kalebasse, Flaschenkürbis (s. Kürbis); auch ein aus solchem verfertigtes Gefäß.

Kalebassenbaum, Pflanzengattung, s. Crescentia.

Kaledonien (Caledonia, kelt., »Walddickicht«), der nördlich vom Clota (Clyde) und Boderia (Firth of Forth), jenseit des Antoninuswalles gelegene Teil Schottlands, welcher nie von den Römern unterworfen wurde, wenn sie auch unter Agricola siegreich in denselben eindrangen. Die Bewohner (Kaledonier) gehörten zum keltischen Stamm; es bestand bei ihnen Weibergemeinschaft u. die Sitte, den Körper mit Tierfiguren zu tättowieren. Die ihnen vorgeworfene Menschenfresserei ist Erfindung. Seit dem 4. Jahrh. erscheinen sie unter dem Namen Pikten, mit denen sich am Ende desselben Jahrhunderts die aus Irland eingewanderten Skoten verbanden. Häufig, aber unrichtig wird mit dem Namen K. auch ganz Schottland bezeichnet.

Kaledonischer Kanal, großer Kanal in Schottland, welcher Inverneß am Loch Beauly mit Fort William am Loch Eil und somit die Nordsee mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Er wurde 1805—47 nach dem Plan Telfords auf Staatskosten gebaut (Kosten 1,256,000 Pfd. Sterl.) und ist mit Einschluß der von ihm durchschnittenen Seen 97 km lang (ohne diese nur 37). Er hat 5,2 m Tiefe und 28 Schleusen. Sein höchster Punkt liegt 28,6 m ü. M. Früher von Bedeutung, wird er jetzt nur wenig von Schiffen benutzt, und die jährlichen Einnahmen (etwa 8500 Pfd. Sterl.) decken kaum die Unterhaltungskosten.

Kaledonisches Meer, nicht mehr übliche Bezeichnung für einen Teil des Atlantischen Ozeans, zwischen Schottland und den Hebriden.

Digitized by Google

Kaleidophōn (griech., »Schönklangbild«, phonisches Kaleidoskop), von Wheatstone angegebener Apparat, besteht aus einer Holzplatte, auf welcher runde, eckige, gerade oder gebogene Stäbe befestigt sind, die an ihrem freien Ende kleine spiegelnde Glaskugeln oder eine verstellbare Platte mit verschiedenfarbigen, symmetrisch geordneten Knöpfen tragen. Wird einer der Stäbe durch einen Hammer oder einen Violinbogen in Schwingungen versetzt, und trifft ein Sonnenstrahl den Knopf, so sieht man die Bahn, welche das Ende des Stabes beschreibt, als eine in sich zurückkehrende und sich beständig ändernde Lichtlinie. S. Schall.

Kaleidoskōp (griech., »Schönbildseher«), ein von Brewster 1817 angegebenes Instrument, besteht aus zwei ebenen rechteckigen Spiegeln, welche unter einem beliebigen Winkel, gewöhnlich einem solchen von 30 oder 60°, und mit einander zugewendeten Spiegelflächen aneinander stoßen und in dieser Lage in einer innen geschwärzten Röhre befestigt sind. Man benutzt in der Regel 12—16 cm lange Spiegel. Die Röhre ist an dem einen Ende mit einer Scheibe, in welcher sich ein kleines Loch zum Durchsehen befindet, und an dem andern mit zwei Glasscheiben verschlossen, die etwa 2 mm voneinander abstehen und eine Kapsel bilden, in welche man kleine Splitter gefärbten Glases, kleine Federspitzchen, Samenkörnchen u. dgl. bringt; die äußere Glasscheibe ist matt geschliffen. Sieht man nun durch das kleine Loch, indem man das andre Ende des Kaleidoskops gegen das Tageslicht kehrt, so erblickt man bei jeder Lage die Körperchen zu regelmäßigen Sternen geordnet. Beim Drehen des Instruments verändert sich sogleich die Lage der Objekte, und man erhält ein durchaus verschiedenes Bild. Der Reichtum der Gestalten, welche auf diese Weise erzeugt werden können, ist unerschöpflich (daher auch Myriomorphoskop) und das K. deshalb ein sehr beliebtes Spielwerk. Die Entstehung der Bilder gründet sich darauf, daß zwischen zwei geneigten Spiegeln ein Körper in jedem ein Bild gibt, welches hinter dem einen Spiegel und vor dem andern liegt und folglich auf letztern wie ein wahrer Gegenstand einwirkt. Daraus folgt in diesem Spiegel ein zweites Bild, welches in dem ersten ein drittes Bild geben kann, u. s. f. Fügt man drei Spiegel so aneinander, daß ein hohles Prisma mit spiegelnden Innenflächen entsteht, und bildet daraus ein K., so erhält man statt des kreisförmigen Gesichtsfeldes eine ausgedehnte Ebene, und diese ist nur durch die Schwächung der äußern Bilder begrenzt, welche dieselben vermöge des Lichtverlustes erleiden, den die wiederholte Spiegelung verursacht. Bildet der Querschnitt des Prismas in diesem Triangularkaleidoskop ein gleichseitiges Dreieck, so sieht man das Gesichtsfeld in lauter gleichseitige Dreiecke geteilt; bildet der Querschnitt dagegen ein gleichschenkelig-rechtwinkeliges Dreieck, so erblickt man auf dem Gesichtsfeld lauter Quadrate ꝛc. Das K. war für technische Zwecke, besonders zum Entwerfen von Mustern, bestimmt; die ewige Wiederholung von Sternen ermüdet indessen, und erst durch die Veränderungen, welche Emsmann dem Instrument 1861 gegeben, dürfte jener Zweck besser erreicht werden. Das neue Instrument, Typoskop, besteht aus einem gewöhnlichen K. von etwa 13 cm Länge und 3,25 cm Durchmesser, welches an seinem Okularende offen bleibt und noch ein das Rohr umfassendes und an demselben verschiebbares und drehbares Auszugsrohr von 15—20 cm Länge erhält. Letzteres schließt an die Kaleidoskopröhre an, erweitert sich nach dem Okularende und nimmt dort ein polyedrisches Glas (weiß, blau oder gelb) in einer etwa 5 cm betragenden Entfernung von der dem Auge zugewendeten Öffnung auf. Dieses Instrument bietet eine überraschende Mannigfaltigkeit von den einfachsten bis zu den zusammengesetztesten Mustern, und es läßt sich dabei sofort übersehen, welchen Eindruck das Muster in der Zusammenstellung machen wird. Durch Drehung des Kaleidoskops oder des polyedrischen Glases sowie durch Verschiebung der zweiten Röhre kann man die Zusammenstellung der einzelnen Bilder einigermaßen abändern, ohne die Bilder selbst zu stören, so daß man über die vorteilhafteste Anwendung derselben sofort ein Urteil gewinnt. Für den praktischen Gebrauch empfehlen sich zu demselben polyedrischen Glas Kaleidoskope von 60, 45 und 36°; auch wechselt man vorteilhaft das polyedrische Glas und richtet die Kapsel so ein, daß man die Objekte beliebig ändern kann. Ganz ähnliche Bilder wie mit dem beschriebenen K. erhält man auch auf die einfachste Weise durch zwei Spiegel, welche an einer Seite zusammenstoßen und auf eine ebene Fläche gestellt werden. Legt man zwischen beide irgend einen Gegenstand, z. B. einen irgendwie verschlungenen Seidenfaden oder ein Blatt Papier mit einer darauf gezeichneten verschnörkelten Linie, so erblickt man ein vollkommen regelmäßiges Bild nach den eben angegebenen Gesetzen, indem sich die Linie oder der Gegenstand zwischen den Spiegeln so oft aneinander reiht, als der Winkel, welchen die Spiegel miteinander bilden, in 360 enthalten ist. Dieser, von Debus in Schönberg (Hessen) 1860 angegebene Apparat, Debuskop (Karloskop, Episkop), bietet vor dem gewöhnlichen K. sehr viele Vorteile, weil man den Spiegeln jede beliebige Stellung geben und die Bilder fortwährend willkürlich verändern, aber auch beliebig festhalten kann. Man findet denselben in Tapisseriegeschäften, welche mit demselben auf einfache Weise zeigen, welchen Eindruck »angefangene« Stickereien nach der Vollendung machen werden. Auch Rupprecht in Nürnberg hat ein zum Nachzeichnen der Figuren geeignetes K. (Ideador) angegeben. Über das Chromatoskop s. d. Als Vorläufer des Kaleidoskops lassen sich die Winkelspiegel Portas um 1560 und die alten Spiegelbücher ansehen. S. Spiegelung. Vgl. Brewster, Treatise on the Kaleidoscope (2. Aufl., Lond. 1858).

Kalem (arab., »Rohr, Feder«, v. griech. kálamos), die Rohrfeder, deren sich die Orientalen zum Schreiben bedienen; in der Türkei auch Bezeichnung der Schreibstube oder Kanzlei, z. B. Diwân kalemi, die Kanzlei des Diwans, die oberste Reichskanzlei.

Kaléma, an der Westküste Afrikas gebräuchliche Bezeichnung der Meeresbrandung, wie dieselbe an Flachküsten auch anderwärts auftritt. S. Brandung und Meer (Meereswellen).

Kalenberg, ehemaliges Fürstentum in der preuß. Provinz Hannover, besteht gegenwärtig aus den Kreisen Hameln, Stadt- und Landkreis Hannover, Stadt- und Landkreis Linden, Neustadt am Rübenberg, Teilen des Kreises Nienburg, dem Kreis Springe und einem Teile des Kreises Stolzenau im Regbez. Hannover, aus Teilen der Kreise Alfeld, Gronau und Marienburg im Regbez. Hildesheim und Burgdorf und Fallingbostel im Regbez. Lüneburg, umfaßt etwa 2250 qkm (40,87 QM.) mit ca. 300,000 Einw. und hat nur im S. einige Höhenzüge (Ith, Süntel, Osterwald, Deister), im N. aber vorzugsweise Sand- und Moorboden. Es ist nach dem in der Gemeinde Schu-

Digitized b

lenburg des Kreises Springe belegenen Schloß (jetzt Domäne mit Amtsgericht und Generalsuperintendentur) benannt. — K. gehörte ursprünglich zum Herzogtum Braunschweig-Lüneburg und war 1432—82 unter Wilhelm I. und 1495—1584 unter Erich dem ältern und Erich dem jüngern mit Göttingen im Besitz einer Seitenlinie des herzoglichen Hauses. Von dem Zweige K. des welfischen Hauses Neu-Lüneburg, der 1679 von Ernst August begründet wurde, stammt die Dynastie in Großbritannien und die früher in Hannover regierende ab (s. Hannover, S. 346). Vgl. v. Hodenberg, Calenberger Urkundenbuch (Hannov. 1855—58); Stedler, Beiträge zur Geschichte des Fürstentums K. (das. 1889, 3 Hefte).

Kalenberg, Pfaffe vom, s. Kahlengebirge.

Kalendariographie (lat.), die Lehre von der Anfertigung der Kalender.

Kalendarium (lat.), die Festverzeichnisse, welche die Namen der in einer Kirche verehrten Märtyrer und Heiligen (s. d.) mit Angabe ihres Festtags enthielten. Seit dem 8. Jahrh. wurden sie sehr zahlreich.

Kalénde, eine wohl nur noch in Ost- und Westpreußen vorkommende, vorzugsweise in Naturalien entrichtete kirchliche Abgabe. Nach dem ostpreußischen Provinzialrecht wird zwischen großen und kleinen Kalenden unterschieden, von denen die erstern auf Grundstücken ruhen; in Westpreußen werden die Kalenden zusammen mit dem sogen. Vitaltag als Strena bezeichnet. Vgl. Gefälle.

Kaléndel, soviel wie Ringelblume, s. Calendula.

Kalénder (v. lat. calendae), das Verzeichnis der nach Wochen und Monaten geordneten Tage eines Jahres nebst Angabe der Feste, der Mondphasen, des Auf- und Unterganges der Sonne und verschiedener andrer astronomischer Ereignisse. Das Bedürfnis einer Einteilung der Zeit führte schon früh zu der Annahme von Monaten von 29 und 30 Tagen, denen der synodische Monat von 29,5306 Tagen = 29 Tagen 12 Stunden 44 Minuten 3 Sekunden zu Grunde liegt. Durch Beobachtung der Lichtgestalt des Mondes ließ sich die ungefähre Dauer dieser Periode leicht feststellen. Einen größern Abschnitt bildet das Jahr, welches sich dem mittlern tropischen Sonnenjahr von 365,2422 Tagen = 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 46 Sek. (s. Jahr) anschließt. Durch Beobachtung des heliakischen Frühaufganges des Sirius war die Dauer desselben näherungsweise von 365¼ Tagen schon im 14. Jahrh. v. Chr. den ägyptischen Priestern bekannt. Außer dem Sonnenjahr kommt aber auch ein Mondjahr von 12 Monaten mit abwechselnd 29 und 30 Tagen, also von 354 Tagen, vor. In Athen führte Solon dasselbe 594 v. Chr. ein; doch wurde, um eine Übereinstimmung mit dem Laufe der Sonne herbeizuführen, alle drei Jahre noch ein Monat von 30 Tagen eingeschaltet. Vollständiger erreichte dieses Ziel Kleostratos (um 540 v. Chr.) durch die Oktaeteris, einen achtjährigen Schaltkreis, in welchem das 3., 5. und 8. Jahr einen Schaltmonat von 30 Tagen erhielt; da hier in 8 Jahren 90 Tage eingeschaltet wurden, so war die mittlere Dauer eines Jahres 354 + 11¼ = 365¼ Tage. Die Thatsache, daß 235 synodische Monate nahezu gleich sind 19 tropischen Jahren, führte Meton 432 v. Chr. zu einem Cyklus von 19 Mondjahren (Enneadekaeteris) von 354 Tagen mit 7 Schaltmonaten von 30 Tagen, welche auf das 3., 5., 8., 11., 13., 16. und 19. Jahr fielen. Bei den Römern war anfangs das alte Jahr der Albaner von 10 Monaten = 304 Tagen im Gebrauch; aber Numa führte 717 v. Chr. ein Mondjahr von 355 Tagen mit 12 festen Monaten (über Namen und Dauer vgl. Monat) ein, in welches alle zwei Jahre nach dem Feste der Terminalien, 23. Febr., ein Schaltmonat Mercedonius eingeschoben wurde, der abwechselnd 22 und 23 Tage hatte. Vier aufeinander folgende Jahre hatten demnach 4.355 + 22 + 23 = 1465 Tage, die durchschnittliche Dauer eines Kalenderjahres betrug 366¼ Tage.

Der julianische Kalender.

Da 365¼ Tage um 11 Min. 14 Sek. oder ungefähr 1/128 Tag größer sind als das tropische Sonnenjahr, so kann schon ein Jahr von 365¼ Tagen nicht mit der Sonne in Übereinstimmung bleiben, sondern jedes astronomische Ereignis, welches sich genau in Jahresfrist wiederholt, wie z. B. die Tag- und Nachtgleiche, muß nach 129 Kalenderjahren auf ein um einen Tag früheres Datum rücken. Bei einer Jahreslänge von 366¼ Tagen tritt aber außerdem noch alljährlich eine Verschiebung um einen ganzen Tag ein. Dieser Umstand, zu dem noch allerhand durch die Pontifices verschuldete Unregelmäßigkeiten in der Einschaltung kamen, hatte den römischen K. im Laufe der Zeit in große Verwirrung gebracht, und im J. 47 v. Chr. war derselbe um 67 Tage vom tropischen Jahre entfernt. Mit Beihilfe des alexandrinischen Astronomen Sosigenes und des Scriba M. Flavius führte deshalb Julius Cäsar eine Reform des Kalenders durch, indem er zunächst dem Jahre 708 nach Roms Erbauung, d. h. 46 v. Chr., welches bereits einen Mercedonius von 23 Tagen hatte, noch 67 Tage in zwei Monaten zusetzte, so daß dasselbe 445 Tage zählte. Dadurch kam der 1. Jan. auf den ersten Neumond nach dem Wintersolstitium, die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche aber auf den 24. März. Die mittlere Dauer des Jahres wurde zu 365¼ Tagen angenommen und festgesetzt, daß immer auf drei gemeine Jahre von 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 Tagen folgen solle. Das Gemeinjahr hatte die Monate Januar = 31, Februar = 28, März = 31, April = 30, Mai = 31, Junius = 30, Quintilis = 31, Sextilis = 31, September = 30, Oktober = 31, November = 30, Dezember = 31 Tagen; im Schaltjahr aber erhielt der Februar 29 Tage, wobei als Schalttag der 24. Febr., der Tag nach dem Feste der Terminalien, galt. Den ersten Tag eines Monats nannten die Römer Calendae; ferner hießen Nonae in den Monaten März, Mai, Juli (Quintilis) und Oktober der 7., in den übrigen der 5., endlich Idus in den vier erstgenannten Monaten der 15., in den übrigen der 13. Tag. Von diesen Tagen aus zählte man rückwärts, so daß man z. B. schrieb: pridie Calendas Martias, am Tage vor den Kalenden des März, statt: »am letzten Februar«, oder III (ante) Calendas Martias, am 3. Tage vor den Kalenden des März, statt: »am vorletzten Februar«, IV Nonas Januarias, am 4. vor den Nonen des Januar, statt: »am 2. Januar«; es wurde also sowohl der zu bestimmende Tag als der, von dem man rückwärts zählt, mitgerechnet. Dieser von Cäsar eingeführte julianische K. erhielt sich im Römerreich bis zum Ende desselben und ging auch in die christliche Kirche über. Da aber 129 Jahre dieses Kalenders um ungefähr einen Tag zu groß sind, so konnte derselbe nicht mit dem Laufe der Sonne in Übereinstimmung bleiben, und in der That fiel schon zur Zeit der Kirchenversammlung zu Nikäa 325 n. Chr. das Frühlingsäquinoktium nicht mehr auf den 24., sondern auf den 21. März. Erst später erkannte man den wahren Grund dieses Zurückweichens aller festen

Digitized by Google

Jahrespunkte, und im 15. Jahrh. rieten zuerst Pierre d'Ailly und der Kardinal *Nikolaus von Cusa*, eine Anzahl Tage aus dem K. auszuwerfen, um das Frühlingsäquinoktium auf den 21. März zu bringen. In der That wurde 1474 auch *Regiomontanus* vom Papst Sixtus IV. mit der Verbesserung des Kalenders betraut, der plötzliche Tod dieses Gelehrten trat aber hindernd dazwischen.

Der gregorianische Kalender.

Ein Jahrhundert später berief Papst Gregor XIII. eine Kommission, zu welcher der Bamberger Mathematiker *Clavius*, der Spanier Petrus *Ciaconius*, der Italiener Ignatio *Danti* und der Kardinal *Sirtelli* gehörten, welche die von dem Italiener Luigi *Lilio* vorgeschlagene Reformation, den *gregorianischen K.*, annahm. Da seit Julius Cäsars Zeit ungefähr 13mal 129 Jahre vergangen waren, so hatte sich das Frühlingsäquinoktium um 13 Tage rückwärts geschoben und fiel auf den 11. März. Um es nun den Bestimmungen des Konzils zu Nikäa gemäß auf den 21. zu bringen, ließ man 1582 zehn Tage ausfallen, und zwar wurde einer päpstlichen Bulle vom 24. Febr. d. J. gemäß auf den 4. Okt. gleich der 15. gezählt. Damit aber im Laufe der Zeit sich nicht wieder der alte Fehler einstelle, wurde als Jahreslänge die Zeit von 365 Tagen 5 Stund. 49 Min. 16 Sek. angenommen, welche den auf Anordnung des Königs Alfons X. von Kastilien herausgegebenen Planetentafeln zu Grunde liegt. Da 400 solcher Jahre = 146,097 Tagen 26 Min. 40 Sek., 400 julianische Jahre aber 146,100 Tage sind, so sind letztere um ungefähr 3 Tage zu groß. Es wurde daher bestimmt, daß zwar im allgemeinen, wie bisher, jedes Jahr, dessen Zahl durch 4 teilbar ist, ein Schaltjahr von 366 Tagen sein solle, daß aber von den Schlußjahren der Jahrhunderte, wie 1600, 1700 ꝛc., den sogen. *Säkularjahren*, nur die mit 400 teilbaren Schaltjahre, die andern gemeine Jahre sein sollten. Es blieb also in dem *gregorianischen K.* das Jahr 1600 ein Schaltjahr; 1700, 1800, 1900 aber wurden gemeine Jahre und erst 2000 wieder ein Schaltjahr. Daß diese Regel, bei welcher in 400 Jahren 97 Tage eingeschaltet werden, nicht vollständig genau ist, erkannte die päpstliche Kommission an; indessen war doch dem praktischen Bedürfnis auf lange Zeit Genüge geleistet. Da 400 tropische Jahre zu 365 Tagen 5 Stund. 48 Min. 46 Sek. = 146,096 Tagen 21 Stund. 7 Min., 400 gregorianische Jahre aber = 146,097 Tagen sind, so sind letztere um 2 Stund. 53 Min. oder ungefähr 1/8—1/9 Tag zu groß. *Lalande* schlug deshalb vor, alle 3600 Jahre einen Schalttag auszuwerfen, *Heis* wollte dies, von 3200 an, alle 3200 Jahre thun; eine Bestimmung darüber ist noch nicht getroffen und zunächst auch unnötig. Zur festgesetzten Zeit eingeführt wurde der neue K. nur in Italien, Spanien und Portugal; auch in Frankreich, Lothringen und den katholischen Niederlanden geschah dies noch 1582, in dem katholischen Teil von Deutschland und den katholischen Kantonen der Schweiz 1583, in Polen 1586, in Ungarn 1587; 1699 nahmen auch die evangelischen Stände des Deutschen Reiches den neuen K. unter dem Namen des »verbesserten« an, und infolgedessen wurde 1700 im protestantischen Deutschland auf den 18. Febr. gleich der 1. März gezählt. Gleichzeitig erfolgte auch in den Vereinigten Niederlanden die Annahme des neuen Kalenders, der schon 1699 in Dänemark eingeführt worden war; 1701 folgte die Mehrzahl der evangelischen Schweizerkantone, St. Gallen aber erst 1724, und in Glarus, Appenzell und einem Teil von Graubünden behielten die Protestanten bis zu der Staatsumwälzung von 1798 den alten K. bei. England führte den neuen K. 1752, Schweden 1753 ein. Der alte K. ist jetzt nur noch in Rußland, Griechenland, bei den Slawen griechischer Konfession und bei den mohammedanischen Wüstenbewohnern von Fezzan, Tuat ꝛc. im Gebrauch. Da in diesem K. die Jahre 1700 und 1800 Schaltjahre waren, im gregorianischen nicht, so ist ersterer oder der *K. alten Stiles* gegen diesen, den *K. neuen Stils*, gegenwärtig um 12 Tage zurück, die sich 1900 auf 13 Tage erhöhen werden; es ist also z. B. jetzt 4. Mai alten Stiles = 16. Mai neuen Stiles. Will man das Datum auf beide Arten angeben, so schreibt man die gregorianische Angabe über die andere, z. B. $\frac{16.}{4.}$ Mai, $\frac{\text{2. Juni}}{\text{21. Mai}}$. — Zur Bestimmung des Wochentags, der auf jedes Datum eines Jahres fällt, dient der *Cyklus der Sonntagsbuchstaben*. Mit letzterm Namen bezeichnet man nämlich den Buchstaben, der auf den Sonntag fällt, wenn man die einzelnen Jahrestage, vom 1. Jan. anfangend, mit den sich immer wiederholenden Buchstaben A, B, C, D, E, F, G bezeichnet. Da ein gemeines Jahr 52 Wochen 1 Tag hat, so schließt es mit demselben Wochentag, mit welchem es anfing, und der Sonntagsbuchstabe rückt von einem Jahr zum nächsten um eine Stelle zurück; bei einem Schaltjahr beträgt dieses Zurückweichen 2 Tage, und man gibt hier dem 23. und 24. Febr. denselben Buchstaben, so daß ein Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben hat, den ersten für die Zeit vor, den zweiten für die Zeit nach dem 23. Febr. Die Reihenfolge der Sonntagsbuchstaben wiederholt sich nach 4 . 7 = 28 Jahren, und man nennt die Zahl, welche angibt, das wievielte dieser 28jährigen Periode ein gegebenes Jahr ist, den *Sonnenzirkel*. Man findet denselben, indem man die Jahreszahl um 9 vermehrt und dann mit 28 dividiert; der Rest oder, wenn die Division aufgeht, die Zahl 28 ist der Sonnenzirkel. Im julianischen K. gehören zum Sonnenzirkel I stets die Sonntagsbuchstaben GF; im gregorianischen K. aber ist der Sonntagsbuchstabe um so viel Stellen vorwärts im Alphabet verschoben, als der Unterschied beider K. in Tagen beträgt, also gegenwärtig um 12 oder, da man 7 weglassen kann, um 5; dem Sonnenzirkel I entsprechen also im 19. Jahrh. die gregorianischen Sonntagsbuchstaben ED, im 20. Jahrh. FE. Folgende Tafel zeigt den Wechsel der Sonntagsbuchstaben:

Sonnenzirkel	Sonntagsbuchstaben			Sonnenzirkel	Sonntagsbuchstaben		
	Julian. Kal.	Gregor. Kal. 1801 bis 1900	Gregor. Kal. 1901 bis 2100		Julian. Kal.	Gregor. Kal. 1801 bis 1900	Gregor. Kal. 1901 bis 2100
I	GF	ED	FE	XV	C	A	B
II	E	C	D	XVI	B	G	A
III	D	B	C	XVII	AG	FE	GF
IV	C	A	B	XVIII	F	D	E
V	BA	GF	AG	XIX	E	C	D
VI	G	E	F	XX	D	B	C
VII	F	D	E	XXI	CB	AG	BA
VIII	E	C	D	XXII	A	F	G
IX	DC	BA	CB	XXIII	G	E	F
X	B	G	A	XXIV	F	D	E
XI	A	F	G	XXV	ED	CB	DC
XII	G	E	F	XXVI	C	A	B
XIII	FE	DC	ED	XXVII	B	G	A
XIV	D	B	C	XXVIII	A	F	G

Digitized by Google

Es läßt z. B. 1895 + 9 = 1904 bei der Division mit 28 den Rest 28, also ist im gregorianischen K. F der Sonntagsbuchstabe, d. h. der 6. Jan. (F) ist ein Sonntag, der 1. Jan. ein Dienstag. Daraus ergeben sich die sämtlichen übrigen Wochentage des Jahres.

Einen wesentlichen Teil des christlichen Kalenders bildet die Angabe der kirchlichen Feste. Diese sind teils fest, wie Neujahr 1. Jan., Epiphanias 6. Jan., Johannis 24. Juni, Michaelis 29. Sept., Weihnachten 25. Dez., teils sind sie beweglich. Die beweglichen Feste richten sich sämtlich nach dem Osterfest. Das letztere aber soll einem Beschluß des nicäischen Konzils zufolge am ersten Sonntag nach dem Vollmond, der auf das Frühlingsäquinoktium folgt, gefeiert werden; fällt dieser sogen. Ostervollmond auf einen Sonntag, so wird Ostern am nächsten Sonntag gefeiert. Die Berechnung des Ostervollmondes geschieht mittels der Epakten (s. d.). Da 19 julianische Jahre von 365¼ Tagen nur um 1½ Stunde größer sind als 235 synodische Monate, so fallen nach 19 Jahren die Mondphasen wieder auf dieselben Monatstage; weil aber anderseits 12 synodische Monate (354 Tage 8 Stund. 48 Min. 36 Sek.) um 10 Tage 21 Stund. kleiner sind als ein Jahr, so rückt jede Mondphase im nächsten Jahre um 11 Tage zurück. Epakte ist nun das Alter des Mondes am 1. Jan.; dieselbe wächst dem Erwähnten zufolge von einem Jahr zum andern um 11 Tage. Sechsmal, wenn die durch Addition von 11 entstandene Summe 30 übersteigt, wird 30 weggeworfen; nach der XIX. Epakte fallen aber bloß 29 Tage weg (Sprung der Epakte), damit man wieder auf die erste kommt. Dieser 19jährige Cyklus heißt der Mondzirkel, und die Zahl, welche angibt, das wievielte in einem solchen Cyklus ein bestimmtes Jahr ist, wird die Goldene Zahl genannt. Dieselbe wird gefunden als der Rest, den die um 1 vermehrte Jahreszahl bei der Division mit 19 übrigläßt; geht die Division auf, so ist 19 die Goldene Zahl. Bei den Epakten, welche in unserm K. als julianische verzeichnet sind, gehört zur Goldenen Zahl 1 die Epakte XI. Als aber bei der Kalenderreform 1582: 10 Tage ausfielen, reduzierte sich diese Epakte auf I, und als 1700 ein Schalttag ausfiel, wurde sie = 0, wofür man gewöhnlich * schreibt; diese Korrektion infolge des Ausfallens des Schalttags nennt man die Sonnengleichung. 1800 dagegen wurde die Epakte aus folgendem Grunde nicht geändert, trotzdem daß auch hier ein Schalttag ausfiel: Weil 235 synodische Monate um 1½ Stunde = $^1/_{16}$ Tag kleiner sind als 19 Jahre, was in 16 . 19 = 304 Jahren einen Tag ausmacht, so muß die Epakte alle 300 Jahre um 1 vergrößert werden; man nennt diese Korrektion die Mondgleichung. Die sogen. julianischen Epakten können hiernach nicht richtig bleiben; sie stimmten aber zur Zeit der Kalenderreform mit Sonnen- und Mondlauf überein, und 1800 trat nun die Mondgleichung hinzu, welche aber durch den Ausfall des Schalttages aufgehoben wurde. 1900 wird nur die Sonnengleichung, 2100 diese und die Mondgleichung auftreten. Nachstehende Tafel enthält die Goldene Zahl, die julianische und die gregorianische Epakte für die Zeit von 1700 bis 2200:

Tafel der Epakten.

Goldene Zahl	Epakten			Goldene Zahl	Epakten		
	Julian. Kalender	Gregor. Kalender 1701—1900	Gregor. Kalender 1901—2200		Julian. Kalender	Gregor. Kalender 1701—1900	Gregor. Kalender 1901—2200
1	XI	*	XXIX	11	I	XX	XIX
2	XXII	XI	X	12	XII	I	*
3	III	XXII	XXI	13	XXIII	XII	XI
4	XIV	III	II	14	IV	XXIII	XXII
5	XXV	XIV	XIII	15	XV	IV	III
6	VI	XXV	XXIV	16	XXVI	XV	XIV
7	XVII	VI	V	17	VII	XXVI	XXV
8	XXVIII	XVII	XVI	18	XVIII	VII	VI
9	IX	XXVIII	XXVII	19	XXIX	XVIII	XVII
10	XX	IX	VIII				

Im J. 1895 z. B. ergibt sich bei der Division mit 19 in 1895 + 1 = 1896 der Rest 15, welches die Goldene Zahl dieses Jahres ist; seine julianische Epakte ist demnach XV, seine gregorianische IV. Um nun den Ostervollmond oder die sogen. Ostergrenze für jedes Jahr zu finden, hat man dieselbe im alten K. für die Goldene Zahl 1 direkt beobachtet und den 5. April gefunden; im gregorianischen K. ist für diese Goldene Zahl der 1. Jan. ein Neumond (Epakte *), und da 3½ Monate = 103,2 Tagen sind, so ist der 103. Tag des Jahres oder der 13. April der Ostervollmond. Da die Epakte von Jahr zu Jahr um 11 wächst, so geht die Ostergrenze um 11 Tage zurück, wobei aber jedesmal 30 Tage hinzuzufügen sind, wenn sie vor den 21. März kommt. Auf diese Weise erhält man die folgende Tafel der Ostergrenzen:

Tafel der Ostergrenzen.

Goldene Zahl	Julianischer Kalender	Gregor. Kal. 1701—1900	Gregor. Kal. 1901—2200
1	5. April D	13. April E	14. April F
2	25. März G	2. April A	3. April B
3	13. April E	22. März D	23. März E
4	2. April A	10. April B	11. April C
5	22. März D	30. März E	31. März F
6	10. April B	18. April C	19. April D
7	30. März E	7. April F	8. April G
8	18. April C	27. März B	28. März C
9	7. April F	15. April G	16. April A
10	27. März B	4. April C	5. April D
11	15. April G	24. März F	25. März G
12	4. April C	12. April D	13. April E
13	24. März F	1. April G	2. April A
14	12. April D	21. März C	22. März D
15	1. April G	9. April A	10. April B
16	21. März C	29. März D	30. März E
17	9. April A	17. April B	18. April C
18	29. März D	6. April C	7. April D
19	17. April B	26. März A	27. März B

Im J. 1895, dessen Goldene Zahl 15, ist also die gregorianische Ostergrenze der 9. April A, und da der Sonntagsbuchstabe F ist, so fällt diese Grenze auf einen Dienstag, Ostern also auf den nächsten Sonntag, 14. April. Da der 21. März der früheste, der 18. April die späteste Ostergrenze im gregorianischen K. ist, so kann Ostern nicht vor dem 22. März und nicht nach dem 25. April fallen. Auf den 22. März fiel Ostern 1818, auf den 25. April 1886. Im nächsten Jahrhundert wird der früheste Ostertermin 23. März 1913 und der späteste 25. April 1943 sein. Für die nächsten 15 Jahre sind die Ostertermine:

1896: 5. April	1901: 7. April	1906: 15. April
1897: 18. April	1902: 30. März	1907: 31. März
1898: 10. April	1903: 12. April	1908: 19. April
1899: 2. April	1904: 3. April	1909: 11. April
1900: 15. April	1905: 23. April	1910: 27. März

Digitized by Google

Die julianische Ostergrenze stimmt nicht immer genau mit dem astronomischen Ostermonat überein, da die julianischen Epakten nicht vollständig richtig sind; aber auch die gregorianische Ostergrenze kann von der astronomischen um einen Tag abweichen, wie dies z. B. 1876 der Fall war, wo der Ostervollmond in Wahrheit auf Sonnabend, 8. April, fiel, daher der 9. April Ostersonntag hätte sein sollen. Im protestantischen Deutschland berechnete man auch anfangs den Ostervollmond nach den astronomischen Tafeln, und infolgedessen feierten 1724 und 1744 die Protestanten Ostern acht Tage eher als die Katholiken, welche Ostern mittels der Epakten bestimmten. Durch einen Reichstagsbeschluß von 1776 wurde die letztere Berechnung allgemein eingeführt. Dasselbe Resultat wie die erläuterte cyklische Berechnung des Osterfestes gibt auch folgende von Gauß gegebene Regel: Ist n die Jahreszahl, und sind a, b, c, d, e die Reste der Division von n durch 19, n durch 4, n durch 7, 19a + M durch 30, 2b + 4c + 6d + Q durch 7, so fällt Ostern auf den (22 + d + e)ten März. Dabei ist M im julianischen K. stets 15, im gregorianischen aber gegenwärtig 23 und wächst um 1, wenn die Epakte um 1 kleiner wird; Q ist im julianischen K. stets 6, im gregorianischen jetzt 4 u. wächst um 1 mit jedem gemeinen Schlußjahr eines Jahrhunderts.

Andre Kalender.

Der **jüdische K.**, für den weder aus der Bibel noch aus den Schriften der jüdischen Litteratur bis Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. sich übersichtliche Regeln aufstellen lassen, fand durch den Patriarchen Hillel den jüngern (um 344) die erste systematische Bearbeitung. Er brachte die als Geheimnis bewahrte Kalenderberechnung in festere Formen, indem er die **Monatsdauer**, das **erste Novilunium** nach der Schöpfung feststellte, den **19jährigen Mondcyklus** und die **Festverschiebungsregeln** einführte. Hierauf beruht im allgemeinen das jüdische Kalenderwesen noch heute. Als verschiedene Jahresrechnungen waren bei den Juden üblich: nach dem Auszug aus Ägypten, nach Regenten, die Seleukidische und die jetzt noch gebräuchliche Schöpfungsära Hillels. Der jüdische Monat ist nach der Umlaufszeit des Mondes berechnet. Das Gemeinjahr hat 12 Monate, von denen Nissan, Siwan, Ab, Tischri, Kislev, Schebat 30, Ijar, Tammus, Ellul, Marcheschwan, Tebet, Adar 29 Tage haben. Zur Ausgleichung mit dem Sonnenjahr wird von Zeit zu Zeit ein 13. Monat eingeschaltet, der auf den Adar folgt und Veadar, d. h. zweiter Adar, genannt wird (vgl. Monat). Der Schaltcyklus umfaßt 19 Jahre, worunter 7 (das 3., 6., 8., 11., 14., 17. und 19.) Schaltjahre sind. Das erste Jahr der Hillelschen Schöpfungsära, welches im Herbst 3761 v. Chr. beginnt, war zugleich der Anfang des 19jährigen Schaltcyklus. Das mittlere oder regelmäßige Gemeinjahr hat 354, das mittlere oder regelmäßige Schaltjahr 384 Tage; ein überzähliges Gemein- oder Schaltjahr hat einen Tag mehr, ein mangelhaftes einen Tag weniger als ein mittleres. Hiernach haben die Juden sechs verschiedene Jahre von 353, 354, 355, 383, 384, 385 Tagen. Vgl. **Lewysohn**, Geschichte und System des jüdischen Kalenderwesens (Leipz. 1856); **Schwarz**, Der jüdische K. (Bresl. 1872).

Die **Mohammedaner** rechnen nach Mondjahren von 12 Monaten mit abwechselnd 30 und 29 Tagen; dazu kommt noch im letzten Monat des 2., 5., 7., 10., 13., 15., 18., 21., 24., 26. u. 29. Jahres in einem 30jährigen Cyklus ein Schalttag. In **Ägypten** ist dieser K. nicht eingeführt worden, es galt dort seit 25 v. Chr. der julianische K., doch fiel das Schaltjahr immer um ein Jahr früher als bei uns; seit 1879 ist dort der gregorianische K. eingeführt. — Der **französisch-republikanische K.**, durch Konventsdekret vom 5. Okt. 1793 eingeführt, begann mit dem Herbstäquinoktium (22. Sept.) 1792. Das Jahr bestand aus 12 Monaten (über ihre Namen vgl. »Monat« und die einzelnen Artikel) zu 30 Tagen mit 5 oder im Schaltjahr 6 Ergänzungstagen (jours complémentaires oder sansculottides) am Ende; je 4 Jahre bildeten eine Franciade, in welcher das 4. Jahr ein Schaltjahr war, doch sollte von Zeit zu Zeit die Franciade einmal 4 gemeine Jahre enthalten. Das Jahr begann mit dem Vendémiaire und schloß mit dem Fructidor, worauf die 5 (im Schaltjahr 6) Jours complémentaires oder sansculottides folgten, nämlich: Fête de la vertu, Fête du génie, Fête du travail, Fête de l'opinion, Fête des récompenses und Fête de la Révolution. Der Monat zerfiel in 3 Dekaden mit je 10 Tagen, die nach verschiedenen, meist landwirtschaftlichen Gegenständen benannt waren, außerdem aber die Ordnungsnamen führten: Primidi, Duodi, Tridi, Quartidi, Quintidi, Sextidi, Septidi, Octidi, Nonidi und Decadi, letzterer und Quintidi Ruhetage. Durch Dekret Napoleons vom 9. Sept. 1805 wurde vom 1. Jan. 1806 an der gregorianische K. wieder eingeführt.

Vergleichung des französischen Revolutionskalenders mit dem Gregorianischen.

Französische Monatstage	J. I. 1792-93, J. II. 1793-94, J. V. 1796-97, J. VI. 1797-98	J. III. 1794-95, J. VII. 1798-99	J. IV. 1795-96	J. VIII. 1799-1800, J. IX. 1800-1801, J. X. 1801-1802, J. XIII. 1804-1805, J. XIV. 23. Sept. bis 31. Dez. 1805	J. XI. 1802-1803	J. XII. 1803-1804
1. Vendémiaire	22./9	22./9	23./9	23./9	23./9	24./9
30. "	21./10	21./10	22./10	22./10	22./10	23./10
1. Brumaire	22./10	22./10	23./10	23./10	23./10	24./10
30. "	20./11	20./11	21./11	21./11	21./11	22./11
1. Frimaire	21./11	21./11	22./11	22./11	22./11	23./11
30. "	20./12	20./12	21./12	21./12	21./12	22./12
1. Nivôse	21./12	21./12	22./12	22./12	22./12	23./12
10. "	30./12	30./12	31./12	31./12	31./12	1./1
30. "	19./1	19./1	20./1	20./1	20./1	21./1
1. Pluviôse	20./1	20./1	21./1	21./1	21./1	22./1
30. "	18./2	18./2	19./2	19./2	19./2	20./2
1. Ventôse	19./2	19./2	20./2	20./2	20./2	21./2
9. "	27./2	27./2	28./2	28./2	28./2	29./2
10. "	28./2	28./2	29./2	1./3	1./3	1./3
30. "	20./3	20./3	20./3	21./3	21./3	21./3
1. Germinal	21./3	21./3	21./3	22./3	22./3	22./3
30. "	19./4	19./4	19./4	20./4	20./4	20./4
1. Floréal	20./4	20./4	20./4	21./4	21./4	21./4
30. "	19./5	19./5	19./5	20./5	20./5	20./5
1. Prairial	20./5	20./5	20./5	21./5	21./5	21./5
30. "	18./6	18./6	18./6	19./6	19./6	19./6
1. Messidor	19./6	19./6	19./6	20./6	20./6	20./6
30. "	18./7	18./7	18./7	19./7	19./7	19./7
1. Thermidor	19./7	19./7	19./7	20./7	20./7	20./7
30. "	17./8	17./8	17./8	18./8	18./8	18./8
1. Fructidor	18./8	18./8	18./8	19./8	19./8	19./8
30. "	16./9	16./9	16./9	17./9	17./9	17./9
Fête de la vertu	17./9	17./9	17./9	18./9	18./9	18./9
Fête du génie	18./9	18./9	18./9	19./9	19./9	19./9
Fête du travail	19./9	19./9	19./9	20./9	20./9	20./9
Fête de l'opinion	20./9	20./9	20./9	21./9	21./9	21./9
Fête des récompenses	21./9	21./9	21./9	22./9	22./9	22./9
Fête de la Révolution	—	22./9	—	—	23./9	—

Digitized by Google

Immerwährender K. nennt man eine Tabelle, welche die einzelnen Tage des Jahres und daneben die sich wiederholenden Buchstaben A bis G sowie die Epakten oder die entsprechenden Goldenen Zahlen enthält. Kennt man den Sonntagsbuchstaben und die Goldene Zahl eines bestimmten Jahres, so kann man mittels des immerwährenden Kalenders den vollständigen K. dieses Jahres finden. Für alle Zeiten gültig bleibt eine solche Tabelle nur beim julianischen K.; beim gregorianischen ist sie bloß für ein oder ein paar Jahrhunderte brauchbar. Der Ausdruck immerwährender K. bezeichnet auch überhaupt alle Tabellen und sonstigen Hilfsmittel, die zur Lösung kalendarischer Aufgaben für einen längern Zeitraum dienen; solche Tabellen sind häufig verstellbar. Am vollkommensten ist Ch. A. Kesselmeyers »Calendarium perpetuum mobile« (s. dessen »Erklärungen und Beispiele zum Calendarium perpetuum mobile«, Manchester u. Dresd.); sehr umfangreich ist Schuberts »Panchronist« (Leipz.). Vgl. Schubring in der »Zeitschrift für die gesamten Naturwissenschaften« (1875).

[Kalenderlitteratur.] Der älteste gedruckte deutsche K. wurde 1439 von Johannes de Gamundia (Hans von Schwäbisch-Gmünd) herausgegeben; er ist auf zwei Holztafeln in Großfolio geschnitten, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Ebenfalls auf Holztafeln geschnitten, aber in Quart, ist der K., welchen 1474 Regiomontanus mit einer Anweisung zur Anfertigung des Kalenders herausgab, und von welchem sich Exemplare in den königlichen Bibliotheken zu München, Berlin und Brüssel befinden. Ihnen folgte eine Reihe andrer K., so der Augsburger (1481 und 1483), der Straßburger von H. Knoblochtzer (1483), der Ulmer von J. Pflaum (1499), der Erfurter (1505) rc. Sie sämtlich sind sogen. immerwährende K. (s. oben). Den ersten eigentlichen, d. h. Jahreskalender gab Peypus in Nürnberg (1513) heraus, dem Arndes zu Lübeck (1519), Diez zu Rostock (1519) u. a. folgten. In allen diesen und den später erscheinenden Kalendern spielen, neben dem Verzeichnis der Feste, den Tagen der Märtyrer und anderm Beiwerk, die sogen. Kalenderpraktiken, d. h. Angaben, an welchen Tagen man zu purgieren, Ader zu lassen, Medizin zu nehmen, zu baden rc. habe, eine Hauptrolle. Hierher gehört auch der sogen. hundertjährige K., ein zuerst um 1700 vom Abt Knauer veröffentlichtes und oft aufgelegtes Volksbuch, worin mit Einmischung astrologischer und andrer abergläubischer Vorstellungen eine Übersicht der Witterung und des Kalenders auf ein ganzes Jahrhundert gegeben wird. Als sich dann seit dem Ende des 18. Jahrh. in Deutschland das Streben geltend machte, gemeinnützige Kenntnisse und Aufklärung unter den niedern Volksschichten zu verbreiten, erkannte man den K. als das geeignetste Mittel dazu, und es bildete sich mit der Zeit eine förmliche Kalenderlitteratur aus, welche allgemeine Belehrung und Unterhaltung als Hauptzweck verfolgt (vgl. auch Almanach). Der erste, welcher mit Erfolg diesen Weg betrat, war Chr. K. André mit seinem »Nationalkalender« (Brünn 1810 ff.), der später als »K. für die deutschen Bundesstaaten« alljährlich erschien. Von den nachfolgenden Werken dieser Art erlangten die Volkskalender von Gubitz, Steffens, W. O. v. Horn (»Spinnstube«), Trewendt, Nieritz u. a., ebenso der »Schweizer Disteli-K.«, der sächsische »Ameisenkalender«, der »Lahrer hinkende Bote«, der »Daheim-K.«, »Gartenlaube-K.« u. a. weite Verbreitung. Daneben gibt es für alle möglichen Berufsarten K. Eine besondere Gattung bilden die Hof- und Staatskalender, deren erster der »Status particularis regiminis Ferdinandi II.« (Wien 1637) war; ein Werk ähnlicher Art ist der seit 1763 erscheinende »Gothaische Genealogische Hofkalender« (s. Genealogie). Die Lehre von der Anfertigung der K. heißt Kalendariographie.

Vgl. außer den Lehrbüchern der Chronologie: Littrow, Kalendariographie (Wien 1828); Schmöger, Grundriß der christlichen Zeit- u. Festrechnung (Halle 1854); v. Reinsberg-Düringsfeld, Katechismus der Kalenderkunde (Leipz. 1876); Drechsler, Kalenderbüchlein (3. Aufl., das. 1881); Kaltenbrunner, Vorgeschichte der gregorianischen Kalenderreform (Wien 1876); Knobloch, Die wichtigsten K. der Gegenwart (das. 1885); Fleischhauer, Kalenderkompendium der christlichen Zeitrechnungsweise auf die Jahre 1—2000 vor und nach Christi Geburt (Gotha 1884); Müller, Kalendertabellen (Berl. 1885); Wislicenus, Astronomische Chronologie (Leipz. 1895).

Kalender, Name eines besonders in Mittelasien und Persien verbreiteten Derwischordens, dessen Gründer Kalender Jusuf el-Andalusi war. Die Mitglieder haben die Verpflichtung, immer zu wandern, weshalb man sie als »Wanderderwische« bezeichnen kann. Sie genießen im Volke großes Ansehen.

Kalendersteuer, eine in Österreich bestehende direkte Aufwandsteuer, welche regelmäßig in Stempelform (6 Kreuzer vom Kalender) erhoben wird.

Kalenderzeichen (astronomische Zeichen), Figuren, die zur kürzern Bezeichnung astronomischer Gegenstände eingeführt und in die Kalender übergegangen sind. Die gewöhnlichsten sind für Sonne, Mond und Planeten, im Kalender auch zum Teil für die Tage der Woche: ☉ Sonne, Sonntag, ☾ Mond, Montag, ☿ Merkur, Mittwoch, ♀ Venus, Freitag, ♁ Erde, ♂ Mars, Dienstag, ⚳ Ceres, ⚴ Pallas, ⚵ Juno, ⚶ Vesta, ♃ Jupiter, Donnerstag, ♄ Saturn, Sonnabend, ♅ Uranus, ♆ Neptun; für die zwölf Zeichen des Tierkreises: ♈ Widder, ♉ Stier, ♊ Zwillinge, ♋ Krebs, ♌ Löwe, ♍ Jungfrau, ♎ Wage, ♏ Skorpion, ♐ Schütze, ♑ Steinbock, ♒ Wassermann, ♓ Fische; für den Mondwechsel und andre Bezeichnungen: 🌑 Neumond, ☽ erstes Viertel, 🌕 Vollmond, ☾ letztes Viertel, ☌ Zusammenkunft (Konjunktion), □ Geviertschein, ☍ Gegenschein (Opposition), ☊ Drachenkopf, ☋ Drachenschwanz. Wegen der großen Anzahl der kleinen Planeten haben Gould und Wolf statt der anfangs für dieselben in Aussicht genommenen Zeichen die jetzt üblichen Zahlen vorgeschlagen, welche in einen kleinen Kreis eingeschlossen sind und die Reihenfolge der Entdeckung angeben (z. B. ㉚ für Urania, vgl. die »Übersicht des Planetensystems« beim Art. »Planeten«). In den astronomischen Kalendern und Lehrbüchern werden außerdem angewendet die Bezeichnungen ^{h} Stunde, ^{m} Zeitminute, ^{s} Zeitsekunde, M mittlere Anomalie, π Länge des Perihels, ☊ Länge des aufsteigenden Knotens, φ Exzentrizitätswinkel, e Exzentrizität, ☄ Komet, L mittlere Länge, AR oder α Rektaszension, δ Deklination, r und △ resp. Entfernung eines Planeten von der Sonne und von der Erde, i Neigung der Bahn eines Planeten gegen die Ekliptik, a halbe große Bahnachse.

Kalentin, s. Kalden.

Kalergis, Demetrios, griech. Staatsmann, geb. 1803 auf Kreta, gest. 24. April 1867 in Athen, ward in Petersburg erzogen, studierte dann in Wien Medizin und ging beim Ausbruch des griechischen Auf-

Digitized by Google

standes 1821 nach Griechenland, wo er unter Karaiskakis tapfer gegen die Türken focht, bei Athen gefangen und ihm von den Türken ein Ohr abgeschnitten wurde. 1832 rückte er zum Oberstleutnant auf. Indes galt er für einen Agenten in russischem Sold und wurde beschuldigt, bei den kurz vor der Ankunft des Königs Otto in Argos ausgebrochenen Unruhen die Hand im Spiele gehabt zu haben. Nachdem er wegen seines Versuchs, den verhafteten Kolokotronis durch Erregung eines Aufstandes in Messenien zu befreien, einige Zeit in Nauplia in Haft gewesen, kam er im Sommer 1843 als Befehlshaber einer Kavalleriedivision wieder nach Athen, veranlaßte die unblutige Revolution vom 15. Sept. und ward zum Oberbefehlshaber in Athen, dann sogar zum Adjutanten des Königs ernannt, mußte jedoch schon 1844 dem Volkshaß weichen, ging nach London und erschien erst 1848 wieder in Griechenland. Da seine Versuche, das Königreich zu revolutionieren, scheiterten, begab er sich nach Zante und im Herbst 1853 nach Paris, von wo aus er seine Beziehungen zu England erneuerte. Durch den Einfluß der Westmächte ward K. während des Krimkriegs mit dem Portefeuille des Krieges betraut, mußte aber schon im Oktober 1855, in Ungnade gefallen, aus dem Ministerium ausscheiden. Im Juli 1861 ging er als griechischer Gesandter nach Paris. Von König Georg ward er 1864 zum Oberstallmeister ernannt.

Kalesche (wahrscheinlich vom serb. Kolitsa, Diminutiv von Kola, Wagen), eleganter, leichter Wagen mit vier niedrigen Rädern, abnehmbarem Verdeck, vier Sitzen inwendig und besonderm Kutschbock.

Kale Su, s. Aras.

Kale Sultanie, s. Tschanak-Kalessi.

Kalewāla (»Land des Kalewa«), Name des finn. Nationalepos, hergeleitet von Kalewa (»Vater der Helden«), dem Beinamen Wäinämönens, der Hauptgestalt der finnischen Sage. Die drei göttlichen und halbgöttlichen Helden: Wäinämönen, ein zaubermächtiger Sänger und Erfinder der Leier (Kantele), dessen Tönen selbst die Tiere mit Entzücken lauschen, sein Bruder, der Schmiedekünstler Ilmarinen, der die wunderbarsten Dinge durch Zauber aus dem Feuer hervorgehen läßt, und der Gegner beider, Lemminkäinen, der allen Mädchen die Köpfe verdreht, bilden mit ihrem Thun und Treiben den Hauptstoff des Gedichtes. Die Geschichten drehen sich hauptsächlich um zwei Punkte, einmal darum, die Tochter Lonhis, der Wirtin in Pohjola (Lappland?), zur Frau zu erhalten, und sodann, den Sampo zu verfertigen, eine Zaubermühle, welche Mehl, Salz und Geld auswirft und überall Fruchtbarkeit und Gedeihen verbreitet. Nach großen Anstrengungen gelingt dies dem Ilmarinen, wogegen er sowohl als Wäinämönen in seinen Brautfahrten anfangs unglücklich ist, da Lonhi eine starke Zauberin ist und ihre Tochter die wunderlichsten Bedingungen stellt. Da Ilmarinen dieselben endlich löst, namentlich den Sampo schmiedet, so heiratet ihn die Tochter, bei welcher Gelegenheit die Hochzeitsfeierlichkeiten der Finnen ausführlich beschrieben werden. Den Sampo holen sie unter vielen Gefahren nach Wainölä (Kalewala); doch zerbricht er unterwegs auf dem Meer, so daß sein Segen sich verteilt. Die Darstellung ist in echt epischem Ton ganz objektiv gehalten, nicht bloß mit geisterhaften Umrissen zeichnend, sondern mit individualisierender Kraft die Wirklichkeit bis ins einzelne hin malend. Von der Landschaft, den Tieren und Menschen des baltischen Nordens wird ein farbenhelles Bild entworfen, und auch die Gemütsart der nordischen Menschen, »mit der Zärtlichkeit für das Kleine den Sinn für das Große und Maßlose zu vereinen«, tritt überall hervor. Das Innerste aber aller Vorgänge bildet die Magie und zwar in dem Grade, daß Rosenkranz das finnische Epos andern Nationalepen gegenüber geradezu als das Zauberepos bezeichnet. Konzeption und Ausführung der K. sind noch ganz heidnisch. Alle Götter der Finnen treten auf: Jumala, der Gott des Himmels; Ukko der Alte, der Donnergott; Ahti, der Wasserfürst; Tapio, der Waldkönig; Tuoni, der Todesgott; Hiisi, das böse Prinzip, ꝛc. Am Schlusse des Ganzen aber gebiert eine Jungfrau, Marjatta (= Merpàtta), einen Knaben (offenbar Anspielung auf Jesus), den Wäinämönen töten will, Ukko aber zum König von Karjala erhebt, worauf Wäinämönen mißmutig bis zum Rande des Horizonts fortsegelt, seine Kantele und seine Gesänge dem Suomivolk (Finnen) hinterlassend. Unter den mannigfachen Episoden, an welchen die Dichtung reich ist, sind besonders der hochpoetische Abschnitt von Kullerwo, die sinnigen Hochzeitslieder und die liebliche Ainosage hervorzuheben. Das Epos ist in vierfüßigen reimlosen Trochäen gedichtet und ward in der Form von Rhapsodien (Runos) in den ungeheuern Wald- und Sumpfgegenden, welche die Finnen seit uralter Zeit bewohnen, bis in die neueste Zeit mündlich überliefert. Den Bemühungen patriotischer Männer, vor allen Lönnrots, ist es gelungen, die einzelnen Gesänge zu sammeln und als ein Ganzes herzustellen. Die erste Ausgabe des Gedichts, dem Lönnrot den Namen K. gab, erschien 1835. Schwedische Übersetzungen lieferten Castrén (1841) und Colan (1864—68), eine französische Léouzon le Duc (in »La Finlande«, Par. 1845, 2 Bde.), deutsche, nach der zweiten Ausgabe, Schiefner (Helsingf. 1852) und Paul (das. 1885—86, 2 Bde.). Vgl. Jak. Grimm, Über das finnische Epos (in den »Kleinen Schriften«, Bd. 2, Berl. 1865); Cäsar, Das finnische Volksepos K. (Stuttg. 1862); v. Tettau, Über die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die K. (Erfurt 1873); Comparetti, Der Kalewala (deutsche Ausg., Halle 1892).

Kalf, Willem, holländ. Maler, geb. um 1622 in Amsterdam, war Schüler von Hendrik Pot und in Amsterdam thätig, wo er 31. Juli 1693 starb. Er malte ausschließlich Stillleben, sogen. Frühstücksbilder mit Früchten, Weingläsern, Delikatessen ꝛc. auf gedeckten Tischen und Kücheninterieurs, die mit großer koloristischer Meisterschaft behandelt sind. Bilder von ihm finden sich in den Museen zu Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Amsterdam und Rotterdam, meist aber in Privatbesitz.

Kalfákter (verderbt aus lat. calefactor, »Einheizer«), Aufwärter, namentlich einer, der vielen Herren dient; daher soviel wie Herren-, Liebediener.

Kalfatern (niederdeutsch), das Verdichten der Beplankungsfugen (Nähte) der Schiffshaut in Holzschiffen und der Decks mittels Werg und Pech. Das Wort ist arabischen Ursprungs und im Mittelalter durch die Italiener in die abendländischen Sprachen gelangt. Vgl. Johow, Schiffbau (Berl. 1884).

Kalfeusen, Alpenthal, s. Tamina.

Kalff, Gerrit, niederländ. Litterarhistoriker, geb. 30. Jan. 1856 in Zwolle, lebt als Gymnasiallehrer in Amsterdam; schrieb: »Het lied in de middeleeuwen« (Leiden 1883); »Middelnederlandsche epische fragmenten« (Groning. 1886); »Geschiedenis der Nederlandsche letterkunde in de 16e eeuw« (Leiden

Digitized by Google

1889, 2 Bde.); »Het onderwijs in de moedertaal« (Amsterd. 1893). Auch gab er »Trou moet blycken. Tooneelstukken der zestiende eeuw« (das. 1889) heraus u. lieferte Anmerkungen zu »Griane«, »Stommen Ridder« und »Groot-Lied-Boeck« in den Werken G. A. Brederos (1885—90).

Kalgan (russ., v. mongol. Chalga, »Thor«, chines. Tschangkiakou), Stadt in der chines. Provinz Petschili, unter 40° 50′ nördl. Br. und 114° 53′ östl. L. v. Gr., südlich von der Großen Mauer, durch die hier der Tsinho, Nebenfluß des Hunho, hindurchfließt, mit Mauern umgeben, die sich an die Große Mauer anschließen, an der Handelsstraße von Peking nach Kiachta, wohin namentlich Thee ausgeführt wird, mit etwa 70,000 Einw. (ausschließlich Chinesen, darunter viele Mohammedaner). Außerhalb der Stadt liegen die Häuser russischer Kaufleute und protestantischer Missionare.

Kalgujew (Kolgujew), Insel im Nördlichen Eismeer, nordöstlich von der Tscheskajabucht, zum russischen Gouv. Archangel gehörig, 3496 qkm (63,5 QM.) groß. Das Innere bildet eine weite Ebene, die stellenweise von Hügeln unterbrochen wird. Die Vegetation ist sehr ärmlich, da der Boden auch im wärmsten Sommer nicht tiefer als auf 0,8 m auftaut. Im ganzen kommen hier 110 Pflanzen vor; von einiger Bedeutung ist nur Cochlearia oblongifolia als Arzneikraut. Der erste Versuch, sich auf der Insel anzusiedeln, mißglückte vollständig, indem die 1767 hergezogenen 70 Raskolniken sämtlich erfroren; dasselbe Schicksal ereilte 1780 zwei Samojedenfamilien. Gegenwärtig wird K. im Sommer von zahlreichen Jägern besucht, welche Daunen hier sammeln (der Mann etwa 20 kg) und eine reiche Beute an Füchsen, Eisfüchsen, Eisbären, Walrossen, Seekälbern, Weißfischen, Schwänen, Tauchern und Gänsen finden. Stellenweise, besonders am Ufer, ist die Insel mit meterhohen Guanoschichten bedeckt. S. Karte »Nordpolarländer«.

Kâli, ind. Göttin, s. Pârwati.

Kali, soviel wie Kaliumoxyd. Kalium hydricum s. causticum, Kaliumhydroxyd, Ätzkali; K. hydricum s. causticum fusum, geschmolzenes Ätzkali.

Kalialaun, s. Alaun.

Kalialbit, soviel wie Sanidin.

Kalian (Kaliun, pers.), die pers. Wasserpfeife, unterscheidet sich vom Nargileh (s. d.) dadurch, daß bei ihr der Schlauch durch ein ½ m langes Holzrohr und die Flasche durch eine wirkliche oder in Holz imitierte Kokosnuß ersetzt ist. Die bisweilen kunstvoll emaillierten und mit teuern Steinen besetzten Kaliane werden am schönsten in Ispahan hergestellt. Vgl. Huka.

Kaliatürholz, s. Sandelholz.

Kaliban, s. Kannibalen.

Kaliber, Seelendurchmesser, Seelenweite der Feuerwaffen, ausgedrückt für Handfeuerwaffen in Millimetern, für Geschütze meist in Zentimetern (Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien) oder nach dem Gewicht des Geschosses in Pfunden oder in Zollen (England, Rußland, Vereinigte Staaten von Nordamerika). Das K. der gezogenen Waffen wird zwischen den Feldern gemessen, das glatter Geschütze wurde bei Kanonen nach dem Pfundgewicht der eisernen Vollkugel, bei Wurfgeschützen nach dem Pfundgewicht einer kalibermäßigen Vollkugel aus Granit bezeichnet. Für die Länge der Geschützrohre und Geschosse pflegt man ihr K. als Maßeinheit anzunehmen. Bei einem Geschütz von L/35 beträgt die Länge das 35fache seines Kalibers, und bei einem Geschoß von L/3 ist die Länge dreimal so groß wie der Durchmesser. Unter Dralllänge von x K. versteht man, daß der Drall auf x K.-Länge eine Umdrehung macht (s. Geschütz und Geschoß). Der Kalibermaßstab (Artilleriemaßstab), 1540 von Hartmann in Nürnberg erfunden, besteht aus einem Lineal mit Maßeinteilung, an dessen einem Ende sich ein fester Ansatz (Fuß) befindet, während ein Schieber mit Fuß darauf verschiebbar ist. An einem Ausschnitt des Schiebers ist ein Nonius aufgetragen. Zum Messen des Kalibers werden die Füße in die Mündung gesteckt, äußere Durchmesser werden zwischen den Füßen gemessen. Im übertragenen Sinne bezeichnet K. Maß und Beschaffenheit einer Sache (z. B. Verse von gleichem K.).

Kalibermäßige Kugeln, s. Paßkugeln.

Kaliberwalzen, s. Walzwerk.

Kaliblau, s. Berliner Blau.

Kalibrieren, das Berichtigen der äußern Durchmesser metallener Patronenhülsen auf der Kalibriermaschine, wobei die Hülsen durch Löcher in glashartem Stahl hindurchgepreßt werden und so die normalen Durchmesser erhalten. S. auch Graduieren.

Kâlidâsa, der berühmteste ind. Dichter. Seine Lebenszeit ist unbekannt; die früher gangbare Annahme, er habe in der Mitte des 1. Jahrh. v. Chr. am Hofe des Königs Vikramâditja gelebt, ist von A. Weber (»Indische Litteraturgeschichte«, S. 217 ff.) widerlegt worden. Neuerdings setzt man seine Zeit wie überhaupt die Blütezeit der indischen Kunstdichtung ins 6. Jahrh. n. Chr. (M. Müller, »Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung«, Leipz. 1884, S. 245 ff.; L. v. Schröder, »Indiens Litteratur und Kultur«, das. 1887, S. 607 ff.; Huth, »Über die Zeit des K.«, Berl. 1890), wogegen Kielhorn (»Nachrichten der Göttingenschen Gesellschaft der Wissenschaften« 1890, S. 251 ff.) und Bühler (»Die indischen Inschriften und das Alter der indischen Kunstpoesie«, Wien 1890, besonders S. 67 ff.) K. vor das Jahr 472 n. Chr. hinaufrücken möchten. Von Dramen gehören ihm sicher drei zu. 1) »Çakuntalâ«, das bekannteste indische Drama. Inhalt: König Duschjanta vermählt sich mit Çakuntalâ, der Tochter des frommen Einsiedlers Kanva, erkennt sie aber, als sie an seinen Hof kommt, nicht wieder infolge des Fluches eines von Çakuntalâ beleidigten Büßers. Die Verzweifelnde wird von Nymphen an Indras Hof entführt, das Auffinden eines verlornen Erkennungsringes aber führt die Vereinigung der Gatten herbei. Das Stück ist uns in zwei Rezensionen überliefert, der sogen. Devanâgari- und der etwas breitern Bengali-Rezension; die letztere ist nach Pischel (»De Kâlidâsae Çâkuntali recensionibus«, Bresl. 1870) die ältere. Ausgaben der erstern von Böhtlingk mit Prosaübersetzung (Bonn 1841—1842), von Monier Williams (1853, 2. Aufl. 1876), von Burkhard (Bresl. 1872), der bengalischen von Chézy (Par. 1830) und Pischel (2. Aufl., Kiel 1886). Eine anscheinend neue Rezension aus Kaschmir veröffentlichte Burkhard (»Die Kaçmîrer Çakuntalâ-Handschrift«, Wien 1884). Der ersten englischen Übersetzung von William Jones (Lond. 1789, Edinb. 1796; danach deutsch von Forster, 1791 u. 1803, neue Ausg., Leipz. 1879) lag die bengalische Rezension zu Grunde, auf die auch B. Hirzel (Zürich 1833 u. 1849 nach der Ausgabe von Chézy) und neuerdings L. Fritze (Chemn. 1877) zurückgegangen sind, während E. Meier (Tübing. 1852, Hildburgh. 1867), Lobedanz (8. Aufl. 1891) und Fr. Rückert (»Aus Fr. Rückerts Nachlaß«, Leipz. 1867, besonders gedruckt 1885) nach der De-

Digitized by Google

vanâgarî-Rezension übersetzt haben. Bearbeitungen für die deutsche Bühne lieferten Gerhard (Leipz. 1820), Höppl (1854) und v. Wolzogen (1869). 2) »Vikramorvaçî« behandelt die Liebesschicksale des Königs Purûravas und der Nymphe Urvaçî in etwas opernhafter Weise; herausgegeben mit Übersetzung von Lenz (Berl. 1833) und Bollensen (Petersb. 1846), in einer südindischen, gekürzten Rezension von Pischel (Oktoberbericht der Berliner Akademie 1875); übersetzt von Höfer (Berl. 1837), Hirzel (Frauenf. 1838), Lobedanz (3. Aufl., Leipz. 1884) und Fritze (das. 1881); franz. von Foucaux (Par. 1879). 3) »Mâlavikâgnimitra«, ein Liebesintrigenstück, an poetischem Wert den beiden vorhergehenden bedeutend nachstehend, daher von vielen dem K. abgesprochen, während A. Weber dessen Autorschaft aufrecht hält; herausgegeben von Tullberg (Bonn 1840), Shankar (Bombay 1869), Bollensen (Petersb. 1879); übersetzt von A. Weber (Berl. 1856) und Fritze (Leipz. 1882); engl. v. Tawney (Kalkutta 1875) und von Randargikar (Puna 1879), franz. von Foucaux (Par. 1877). Eine italienische Übersetzung der drei Dramen lieferte A. Marozzi (»Teatro di Calidasa«, Mail. 1871). Außerdem werden dem K. zugeschrieben die epischen Gedichte: »Kumârasambhava« (»Die Geburt des Liebesgottes«), von dem jedenfalls nur die ersten sieben (von 17) Bücher von K. herrühren (hrsg. und übersetzt von Stenzler, Berlin-Lond. 1838; auch Bomb. 1871 u. ö.; Kalk. 1875; engl. von Griffith, 2. Aufl., Lond. 1879), und »Raghuvamça« (hrsg. und übersetzt von Stenzler, Lond. 1832, auch Kalk. 1884, von Shankar, Bomb. 1869—74, 3 Bde., mit engl. Übersetzung von Randargikar, das. 1891, 2. Ausg.; deutsch von Schack in »Orient und Occident«, Bd. 3, Stuttg. 1890; griech. von Galanos, Athen 1850); ferner das lyrische Gedicht »Meghadûta« (»Wolkenbote«), eine Botschaft, die ein verbannter Liebender seiner fernen Geliebten durch eine Wolke zuschickt, und die Beschreibung des Weges, den die Wolke zu nehmen hat; herausgegeben von Wilson (Kalk. 1813) mit englischer Nachdichtung, die im 2. Band seiner »Essays« (Lond. 1864—65) wiederholt ist, von Gildemeister (Bonn 1841) und Stenzler (Bresl. 1874); deutsch von M. Müller (Königsb. 1847), Schütz (Bielef. 1859), Meier (»Morgenländische Anthologie«, Hildburgh. 1870), L. Fritze (Chemn. 1879). Endlich das »Ritusamhâra«, d. h. »Vereinigung der Jahreszeiten«, eine höchst poetische Schilderung der sechs indischen Jahreszeiten, herausgegeben von Jones (Kalk. 1792) und mit Übersetzung von Bohlen (Leipz. 1840). Sehr wahrscheinlich unecht ist der »Nalodaja«, der in manierierter und gekünstelter Weise die Geschichte von Nal u. Damajanti behandelt (hrsg. von Benary 1830, von Yates, Kalk. 1844; deutsch von Schack in den »Stimmen vom Ganges«, 2. Aufl., Stuttg. 1877). Vgl. Reve, K., ou la poésie sanscrite dans les raffinements de sa culture (Par. 1864).

Kalide, Theodor, Bildhauer, geb. 8. Febr. 1801 in Königshütte, gest. 26. Aug. 1863 in Gleiwitz, bildete sich in Berlin bei Schadow und Rauch und schuf unter des letztern Leitung den Löwen auf dem Grabmonument des Generals Scharnhorst auf dem Invalidenkirchhof zu Berlin. Sein erstes selbständiges Werk, der Knabe mit dem Schwan, im Auftrag Friedrich Wilhelms III. in Bronze für den Charlottenburger Schloßgarten ausgeführt, dann in Zinkguß häufig als Brunnenfigur wiederholt, hatte bereits großen Erfolg. Von einer Reise nach Italien 1846 nach Berlin zurückgekehrt, modellierte er für Königshütte die 1853 dort aufgestellte Statue des Ministers v. Reden in Bergmannstracht. Sein Hauptwerk ist eine berauschte Bacchantin auf dem Panther, ein Werk von kühner Bewegung und lebensvollem Schwung, welches auch durch vortreffliche Marmortechnik ausgezeichnet ist (Berliner Nationalgalerie). Seiner spätern Zeit gehören die Gruppe eines Knaben mit dem Bock und eine Madonna mit dem Kind an.

Kalidünger, s. Dünger und Düngung, S. 284.

Kalieren (ital. calare), senken, niederlassen; die Segel streichen; sinken (auch vom Preis 2c.); das erforderliche Gewicht nicht haben (vgl. Calo).

Kalifeldspat, s. Orthoklas.

Kalifen, s. Chalifen.

Kalifornien (California, vom span. Caliente Fornalla, »heißer Ofen«, abgekürzt Cal.), einer der Staaten der nordamerikan. Union, nächst Texas der größte, zwischen 32° 32′—42° nördl. Br. u. 114° 20′—124° 25′ westl. L. v. Gr., von N. nach S. 1100 km lang, von W. nach O. 3300 km breit, grenzt nördlich an Oregon, östlich an Nevada und Arizona, südlich an Mexiko, westlich an den Stillen Ozean, hat eine Küstenlänge von 1750 km und ein Areal von 410,140 qkm (7448,5 QM.). S. Karte »Vereinigte Staaten, westliche Hälfte«.

Bodengestaltung. Das Land zerfällt naturgemäß in sechs große Abteilungen: die Küstenregion, ein Drittel des Ganzen, das Zentralbecken des Sacramento und San Joaquin, die Sierra Nevada, das östlich von ihr gelegene Binnenland, die Mohave- und Coloradowüste und die Ebenen der Flüsse Los Angelos, Santa Anna u. a. am Meer. Die Küste ist größtenteils Steil- und Klippenküste und arm an guten Häfen. Abgesehen von der Bai von San Francisco (s. d.), welche allerdings einen der herrlichsten Häfen der Welt bildet, verdienen nur die Humboldtbai, Drakebai und die Baien von Monterey und San Diego Erwähnung. Unfern der Küste liegen einige als Schafweiden benutzte, sonst nur von Seehunden, Ottern 2c. bewohnte Inseln, unter denen Santa Rosa, Cruz und Catalina die bedeutendsten sind. Die Küstenregion umfaßt den Westabhang der sogen. Coast Range (Küstenkette), welche sich beim Shasta (4401 m) von der Sierra Nevada abzweigt, durch die Bai von San Francisco in zwei Hälften geteilt wird und sich in südöstlicher Richtung als San Bernardinokette und Schokoladegebirge bis zum untern Colorado fortsetzt. Die höchsten Punkte im N. sind die Berge Valley und Helena (1938, bez. 1324 m), im S. Monte Diablo (1175 m), San Gabriel (1980 m) und San Bernardino (2590 m). In dieser Region liegen die großen Landgüter, die schönsten Viehweiden, die besten Obst- und Weingärten, die berühmten Rotholzforste und Quecksilbergruben, die reichsten Lager von Bausteinen und Marmorarten. Das Zentralbecken hat eine Länge von 594 km und ist bis 185 km breit. Den nördlichen Teil derselben durchfließen der am Fuß des Shasta entspringende Sacramento, der sich unter etwa 40° nördl. Br. mit dem aus S. in entgegengesetzter Richtung strömenden San Joaquin vereinigt, eine Art von Delta bildet und westlich durch die Suisun- und San Pablobai in die Bai von San Francisco eintritt. Das Thal des Sacramento ist fast durchaus fruchtbares Prärienland, im Thal des Joaquin kommen jedoch ausgedehnte unfruchtbare Strecken und Sumpfflächen vor. Der Schilfsee Tulare steht mit demselben nur nach starkem Regenfall in Verbindung. Die Sierra Nevada mit dem

Digitized by Google

Mt. Whitney (4540 m) trennt diese Thäler von dem Binnenland; ihre westlichen Abhänge sind teilweise bewaldet, die leicht zugänglichen Thäler derselben ungemein fruchtbar, die über dieselben führenden Pässe unschwer zu ersteigen. Die Union-Pacificbahn überschreitet das Gebirge in dem 2161 m hohen Truckeepaß. Nördlich von 41° 30′ nördl. Br., wo sich beide Ketten vereinigen, folgen dürre vulkanische, fast ganz unbewohnte Strecken zwischen steilen Gebirgen, und auch im S. unter 35° nördl. Br. treten beide Ketten zu einem verwirrten, 900—1220 m hohen Gebirgsland zusammen, von dem nach SO. das San Bernardinogebirge (1830 m) ausläuft. Das östlich von der Sierra Nevada gelegene Land ist gleichfalls gebirgig, aber meist öde und regenlos. Fruchtbar ist jedoch das Thal des Owen zwischen Ketten, die sich 2130—3050 m über den Fluß erheben. Neben dem höchsten Teil der Sierra liegen der 500 m tiefe, dunkelblaue Tahoesee; andre Seen sind der Clear-, Mono- und der Owenssee. Östlich von dem letzten zieht sich die merkwürdige tiefe Depression mit dem Death Valley (s. d.) hin, an die sich südwärts die schreckliche Mohawe- und Coloradowüste anschließen, reich an ausgetrockneten Seen, die bis 90 m unter dem Meeresspiegel hinabsinken. Westlich aber von der San Bernardinokette, zwischen dieser und dem Meer, erstrecken sich die fruchtbaren Ebenen von Los Angelos ꝛc., mit Orangenwäldern und Weingärten, berühmter Bienenzucht, den besten Schafweiden des Staates und reichen Goldgruben.

In geologischer Beziehung fällt vor allem die große Verbreitung vulkanischer Gebilde, namentlich im nördlichen K., auf. Thätige Vulkane kommen zwar nicht mehr vor, wohl aber ausgebrannte Vulkane, wie der Shasta, und ungeheure Lavafelder. Die Sierra Nevada besteht vornehmlich aus Granit, kristallinischen Schiefern und mesozoischen Kalksteinen. Auch im Küstengebirge treten Gneise und Glimmerschiefer unter den weitverbreiteten jurassischen, cretacischen und tertiären Sedimenten hervor. Von vulkanischen Gesteinen sind besonders Trachyte und Andesite entwickelt. Kalte und heiße Quellen, auch Geiser, sind in den jungvulkanischen Gebieten häufig. In der Grafschaft Somma nördlich von San Francisco gibt es mehrere heiße Quellen (nicht weit davon die White Sulphur Springs u. der »Versteinerte Wald«), im südlichen K. die Gilroy Mineralquellen, die Schwefelquellen bei Santa Barbara, die heißen Quellen bei San Bernardino. Das Klima ist besonders in der Küstenlandschaft äußerst gleichmäßig, dabei findet ein regelmäßiger Wechsel zwischen einer kurzen feuchten und einer längern regenlosen Jahreszeit statt. Die mittlere Jahrestemperatur ist in San Diego 16,7° (Januar 12°, Juli 22°), in San Francisco 12,9° (Januar 9°, Juli 14°), in Sacramento 15,6° (Januar 8°, Juli 23°), in Reading 16,7° (Januar 7°, Juli 28°). Nördlich vom Kap Mendocino (40° 30′ nördl. Br.) sind dichte Nebel häufig, und im Spätfrühling u. Sommer fällt viel Regen. In der mittlern Region, bis Point Concepcion (34° 30′ nördl. Br.), kommen vom Mai bis in den September Nebel noch häufig vor; Schnee und Eis sind selten, und die größte Regenmenge fällt im Winter und Frühling. Die Hitze während des Sommers ist oft drückend. Im südlichen K. endlich kommen weder Nebel noch starke Winde vor, die Regenzeit fällt auf den Herbst und Winter; aber im Sommer ist die Hitze gleichfalls groß. Die jährliche Regenmenge in San Diego beträgt 500, in San Francisco 600, in Sacramento 540, in Reading 738 mm und schwankt sehr in verschiedenen Jahren, so daß das Land oft an Dürre leidet. In der Sierra, über 1800 m Höhe, fällt fast nur Schnee. Gletscher, allerdings von nur geringer Ausdehnung, kommen an einigen Stellen vor. Die Pflanzenwelt Kaliforniens enthält kaum Spuren von tropischen Familien und weicht in dieser Beziehung von den südlichen atlantischen Staaten völlig ab. Sie zeichnet sich durch eine große Mannigfaltigkeit der Nadelholz- und Cypressenformen aus. Die Koniferen der Sierra Nevada erreichen hier ein Wachstum wie in keinem andern Lande, so der Mammutbaum (Sequoia gigantea), die größte Konifere der Erde, von der in dem zum Staatseigentum erklärten Hain bei Mariposa 427 Bäume stehen, deren Stämme 6—10,4 m Durchmesser haben, u. deren höchster 99 m erreicht. Andre gewaltige Koniferen sind Rotholzbaum (S. sempervirens), Zuckerkiefer (Pinus Lambertiana); in den Grasebenen der Küste tritt eine bis 20 m hohe Cypresse (Cupressus macrocarpa) auf. Unter den Laubhölzern sind zu nennen eine hier Olive genannte Lauracee (Tetranthera californica), mehrere immergrüne Eichen, ein der Kastanie verwandter Baum (Castanopsis chrysophylla), ferner Linden, Eschen, Weiden, unter den Sträuchern Myrten, Erikaceen, Euphorbiaceen; Palmen fehlen, dagegen begegnet uns die Kaktusform. Wie mit der Nordgrenze des Staates der immergrüne Charakter der Küstenwaldungen westlich des großen Scheidegebirges abschließt, so erreichen auch in der Tierwelt viele südliche Formen hier ihre Nord-, viele nördliche Formen ihre Südgrenze. Unter den Säugetieren sind der graue Bär, Jaguar, Hirsche, Wildschafe, die Hirschantilope (Antilocapra furcifer) noch in der Sierra Nevada zu finden, häufiger eigenartige Hasen, Kaninchen, Eichhörnchen, Iltisse. Unter den Vögeln sind Kolibris, schöne Spechte, eigentümliche Raben, Finken, Schopfwachteln, Haselhühner zu nennen. Gefährlich sind nur gewisse Taranteln und Klapperschlangen, zahlreich Schildkröten sowie Süßwasserfische, ebenso tropische Familien terrestrischer Weichtierformen, Insekten besonders im Süden.

Die Bevölkerung, 1860 erst 379,994 Seelen, betrug 1890: 1,208,130 (700,059 männlich, 508,071 weiblich), davon 366,309 im Ausland (61,472 in Deutschland) Geborne, 72,472 Chinesen, 1147 Japaner, 12,285 Indianer und 11,322 Neger und Farbige. Obwohl die Bevölkerung sehr schnell gewachsen ist, beträgt sie doch nur 3 auf 1 qkm. Die Chinesen, in diesem Staat am allerstärksten vertreten (in der ganzen Union wurden nur 107,475 gezählt), sind namentlich im häuslichen Dienste und als Fabrikarbeiter in San Francisco sowie in Bergwerken und bei Eisenbahnbauten beschäftigt. Die katholische Kirche ist vertreten durch einen Erzbischof u. zwei Bischöfe, die bischöfliche Kirche durch drei Bischöfe, die methodistische bischöfliche Kirche durch einen Bischof. Nach der Verfassung hat jeder Distrikt eine öffentliche Schule sechs Monate im Jahre zu unterhalten, thatsächlich aber bestehen in dieser Weise alle Klassen von Schulen bis herauf zur Universität. Die öffentlichen Schulen hatten 1890: 5434 Lehrer und 221,756 Schüler (nur Weiße), die Privatschulen 1287 Lehrer und 24,843 Schüler; für die ersten wurden 5,187,162 Doll. ausgegeben. Zugleich bestanden 14 höhere Lehranstalten mit 314 Dozenten und 3308 Hörern, die vornehmsten sind die Universität von K. (auch Frauen zugänglich) zu Berkeley mit 150 Dozenten u. 1100 Studierenden und die mit 20 Mill. Doll. gestiftete juristische Universität: Leland Stanford; 1892 erschienen 599 Zeitungen.

Digitized by Google

Erwerbszweige. Die Erstreckung Kaliforniens durch mehr als acht Breitengrade gestattet den Anbau von Weizen sowohl als von Mais, Baumwolle, Zuckerrohr und Reis. Von der Gesamtoberfläche eignen sich 20 Mill. Hektar (49 Proz.) für den Ackerbau, doch waren 1890 auf den 52,894 bestehenden Farmen mit 8,570,917 Hektar erst 4,889,136 Hektar wirklich angebaut. Der Gesamtwert aller Farmprodukte wurde auf 87,033,290 Doll. geschätzt. Die Landgüter sind teilweise von ungeheurer Ausdehnung. Die Ernte ergab 1892: 39,157,432 Bushel Weizen, 17,548,386 Bushel Gerste, 2,381,270 Bushel Mais, 6,547,338 Pfund Hopfen, ferner Hafer, Roggen, Buchweizen, Flachs, Erbsen, Kartoffeln. Große wertlose Striche sind durch Erbohrung artesischer Brunnen (1890 gab es 3210) ertragfähig gemacht worden. Gemüse und Obstarten gedeihen vorzüglich, Oliven namentlich südlich vom 35.° nördl. Br., Orangen bis 39° nördl. Br., Feigen und Mandeln überall in der Küstenregion, Bananen im Süden. Sehr bedeutend ist daher die Ausfuhr von Gemüse, Grünobst, Orangen, Aprikosen, Pfirsichen u. getrockneten Pflaumen. Der bereits von den Missionaren eingeführte Weinbau wird in jüngster Zeit viel von Deutschen gepflegt. Von dem gesamten Weinland der Union (106,504 Hektar) entfallen auf K. 80,217 Hektar, auf denen 100,422 Arbeiter beschäftigt waren und außer Rosinen u. Tafeltrauben 14,626,000 Gallonen Wein gewonnen wurden (s. Kalifornische Weine). Zuckerbereitung aus Runkelrüben wird mit Erfolg betrieben. Die Zucht der Seidenraupe, die von Deutschen eingeführt wurde, verspricht günstige Erfolge. Die Wälder bedecken 193,400 Hektar und werden durch eine Forstbehörde verwaltet. Sie sind am ausgedehntesten an den westlichen Abhängen der Sierra Nevada. Der Viehstand betrug 1890: 405,318 Pferde, 54,534 Maultiere und Esel, 1,367,118 Rinder, 3,712,310 Schafe und 584,899 Schweine. Die Milcherei lieferte 1890: 26,776,704 Pfund Butter und 3,871,575 Pfund Käse. Auch Kaschmir- und Angoraziegen sind mit Erfolg eingeführt worden. Fischfang wurde 1890 von 5338 Menschen in 94 Schiffen von 12,108 Ton. und 1354 Booten betrieben und Fische, Schaltiere und Walfische im Wert von 4,463,369 Doll. gefangen; mit der Verpackung von Lachsen waren 360 Menschen beschäftigt.

An Metallen ist K. außerordentlich reich; seinem Goldreichtum insbes. verdankt es seinen Aufschwung. Gold findet sich als Waschgold oder in Quarzfelsen eingesprengt in 31 Grafschaften, namentlich am Abhang der Sierra Nevada. Bis 1882 lieferte K. jährlich mehr als die Hälfte des Goldes der Union, tritt aber seitdem mehr zurück, 1853 wurde für 65 Mill., 1892 nur noch für 12 Mill. Doll. Gold gewonnen. Seit seiner Entdeckung 1848 bis Ende 1892 lieferte K. für 1390 Mill. Mk. Gold. Silber findet sich fast immer mit Gold vermischt, eigentliche Silbergruben liegen fast nur am Ostabhang der Sierra Nevada, doch ist die Ausbeute wenig lohnend (1892 für 460,000 Doll.). Die Gewinnung von Quecksilber (aus Zinnober), früher viel bedeutender, betrug 1890: 26,444 Flaschen, auch die von Kupfer, Blei und Eisen war früher weit ansehnlicher. Nennenswert sind noch Salz, Schwefel, Borax, Petroleum (1892: 307,360 Faß), Antimon, Asphalt, Gips, Asbest, Marmor. Kohle ist in ansehnlichen Mengen vorhanden, doch von geringer Güte; die jährliche Förderung beträgt 150,000 Ton. Die Industrie, die hauptsächlich in und um San Francisco konzentriert ist, erzeugte 1890 mit 83,624 Arbeitern aus Rohmaterialien im Wert von 120,241,025 Doll. Waren im Wert von 213,404,096 Doll., vornehmlich verpackte Fleischwaren, Schuhwerk, Kleider, Holzwaren, Mehl, Tabak, Leder, Maschinen. In 231 Sägemühlen waren 9219 Personen beschäftigt, welche für 3,790,713 Doll. Materialien verarbeiteten. Der Handel ist ausgedehnt. Außer den drei Pacificbahnen gibt es zahlreiche Lokalbahnen, namentlich an der Küste; 1892 betrug die Gesamtlänge aller Bahnen 6834 km. Den Küstenverkehr vermittelten 1890: 1177 Schiffe von 304,886 Ton., darunter 251 Dampfer von 106,667 T. und 91,508 Pferdekräften, welche 825,177 Reisende und 5,148,866 T. Güter beförderten. Mit Ostasien und Australien ist K. von San Francisco aus durch regelmäßigen Postdampferverkehr verbunden.

Die Verfassung gibt das Wahlrecht jedem männlichen Bürger (seit 1871 auch den Negern mit Ausnahme von Chinesen und Indianern), der 21 Jahre alt ist und ein Jahr im Staat gelebt hat. Die vollziehende Gewalt liegt in den Händen eines auf vier Jahre vom Volk gewählten Gouverneurs. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt von einem Senat und einer Assembly. Die 40 Senatoren werden auf vier Jahre, die 80 Abgeordneten auf zwei Jahre gewählt. In den Senat der Union entsendet K. 2, in das Repräsentantenhaus 7 Mitglieder; bei der Präsidentenwahl hat es 7 Stimmen. Die richterliche Gewalt wird von einem Obergericht (7 Mitglieder), Kreis- und Grafschaftsgerichten ausgeübt. Die Richter werden vom Volk auf 4, 6 oder 12 Jahre gewählt. Das gesamte bewegliche und unbewegliche Eigentum wurde 1890 auf 2,533,733,627 Doll. geschätzt, wovon 1,671,113,355 auf Grundbesitz, 235,616,555 auf Eisenbahnen entfielen. Die Einnahmen des Staates betrugen 24,437,780, die Ausgaben 23,679,658, die Staatsschuld 2,522,325, die Schuld der Grafschaften 5,379,403, der Gemeinden 7,162,922, der Schuldistrikte 504,809 Doll. Eingeteilt wird K. in 54 Grafschaften. Sitz der Regierung ist Sacramento.

[Geschichte.] Bereits 1532 erreichte eine von Cortez ausgesandte Expedition die Halbinsel Niederkalifornien (jetzt zu Mexiko gehörig), dessen Ost- und Westküste Fernando de Ulloa 1538 besuchte und das Land 1602 für Spanien in Besitz nahm; erst 1768 geschah dasselbe mit Oberkalifornien (Alta California) oder Neukalifornien, dem jetzigen Staate K. Die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner hatten von Anfang an die Mission und Kolonisation mit großem Erfolge geleitet. Als aber 1833 die republikanische Regierung die Säkularisation der blühenden Missionsstationen dekretierte, verließen die Missionare das Land, und die von ihnen bekehrten Indianer fielen allmählich wieder in ihre alte Barbarei zurück. Die Regierung von Mexiko that nichts für das Land, Anarchie herrschte, und die Ansicht, daß das Wohl desselben die Trennung von Mexiko und den Anschluß an einen andern Staat erheische, erfreute sich der allgemeinen Zustimmung. In diesem Sinne sprach sich auch eine 1846 nach Monterey, der damaligen Hauptstadt, einberufene Junta aus; nur war man unentschieden darüber, ob dem Anschluß an die Vereinigten Staaten oder an einen europäischen Staat der Vorzug gebühre. Die Entscheidung darüber wurde indes den in K. ansässigen Spaniern von der Regierung der Vereinigten Staaten nicht überlassen. Fast gleichzeitig erschienen in K. 1846 Fremonts »Forschungsexpedition« und ein Geschwader von Kriegsschiffen; die im Lande bereits ansässigen Amerikaner griffen zu den Waffen, überwältigten mit

Digitized by

Hilfe amerikanischer Truppen den Widerstand der Kalifornier, und das Gebiet von Oberkalifornien wurde durch den Frieden von Guadalupe Hidalgo 2. Febr. 1848 gegen eine Entschädigung von 15. Mill. Doll. von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten, während Niederkalifornien bei Mexiko verblieb. Die Frage, ob K. ein Sklavenstaat oder ein freier Staat werden solle, wurde durch die Bevölkerung selbst im letztern Sinn entschieden. Die Entdeckung der reichen Goldfelder 1848 brachte große Scharen freilich zum Teil recht bedenklicher Volkselemente ins Land, auch viele Chinesen, gegen deren Zulassung sich bald eine starke Bewegung erhob. Im Bürgerkrieg schloß sich K. den Nordstaaten an, nahm aber, infolge seiner Lage, fast gar nicht an demselben teil. Ohne je eine Territorialregierung gehabt zu haben, trat K. 9. Sept. 1850 als Staat in die Union ein. Vgl. Whitney, Geological survey of California (New York 1869); R. v. Schlagintweit, K., Land und Leute (Leipz. 1871); Hittell, Resources of California (7. Aufl., San Francisco 1879); Nordhoff, California for health, pleasure and residence (neue Ausg., Lond. 1887); Donnat, L'État de Californie (Par. 1878); Kirchhoff, Kalifornische Kulturbilder (Kassel 1886); Lindley u. Widney, California of the South (New York 1888); Muir, The mountains of California (das. 1894); Hittell, History of California (das. 1886, 2 Bde.); Royce, California from the conquest in 1846, etc. (Boston 1886); H. Bancroft, History of the Pacific States of North America, Bd. 13—19.

Kalifornienholz, s. Rotholz.

Kalifornischer Meerbusen (Gulf of California, Vermilion Sea, Mar Bermejo, »Purpurmeer«), Meerbusen zwischen der Halbinsel Kalifornien u. den mexikanischen Staaten Sonora u. Sinaloa, 1120 km lang, 96—240 km breit, enthält an den Küsten zahlreiche Buchten (an der Ostküste die Adair- und Georgebai, an der Westküste Santa Inés u. La Paz) und viele Inseln (Angel de la Guardia, Tiburon u. a.) und nimmt an seiner Nordspitze den Colorado, an der Ostküste mehrere mexikanische Flüsse (Sonora, Yaqui, Fuerte) auf. Der nördlichste Teil ist wegen seiner zahlreichen Klippen und Sandbänke für die Schiffahrt gefährlich; Korallen, Schwamm- und Perlenfischerei sind Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner.

Kalifornische Wachtel, s. Baumwachtel.

Kalifornische Weine, verschiedenartige, zum Teil dem Rheinwein und Bordeaux ähnliche, meist aber den Südweinen entsprechende Weine, welche hauptsächlich nördlich von San Francisco, zum Teil aber auch weiter südlich unter dem 34.° nördl. Br. gewonnen werden. Der Weinbau wird in Kalifornien durch Klima und Boden ungemein begünstigt und meist von deutschen Gesellschaften betrieben. Nach dem Zensus von 1890 hatte Kalifornien 155,272 Acres traubentragendes und 45,272 Acres nicht traubentragendes Weinland; besonders beteiligten sich am Weinbau Sonoma mit 21,683 Acres, Los Angelos in Südkalifornien, Napa, Fresno, Santa Clara, San Bernardino, Alameda und Sacramento. Nach dem Zensus von 1889 betrug die Produktion 14,626,000 Gallons. Dabei ist der Ertrag des Acre sehr gering (1,77 Ton. Trauben). Die besten Weine liefern Napa, Sonoma, Santa Clara und Alameda County, während Los Angelos und die Grafschaften in den heißen Ebenen des Zentrums, wo die vor mehr als 200 Jahren von den spanischen Missionaren aus ihrem Vaterlande eingeführte Missionsrebe bis in die neueste Zeit in zu großer Menge kultiviert wurde, geringere Weine liefern. Es zeigt sich in Kalifornien ein sehr reges Bestreben, für jede Region die angemessensten Reben auszuwählen, und man kann annehmen, daß Kalifornien sehr bald würdige Rivalen mancher der edelsten europäischen Weine erzeugen wird. Kalifornien lieferte nach dem letzten Zensus auch 1,372,195 Kisten Rosinen (zu 20 Pfd.), auch hat man angefangen, Kognak darzustellen. Vgl. Baumert, Beiträge zur Kenntnis der kalifornischen Weine (Berl. 1886).

Kaliglimmer, soviel wie Muskovit, s. Glimmer.

Kalihari, Wüste, s. Kalahari.

Kaliharmotōm, s. Phillipsit.

Kalihydrāt, soviel wie Kaliumhydroxyd (s. d.).

Kalikat (Calicut), Hauptstadt des Distrikts Malabar in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, an der Südwestküste Vorderindiens, mit Madras und Negapatam durch Eisenbahn verbunden, hat eine anglikanische, lutherische und kath. Mission mit Schulen dieser Konfessionen, englische Besatzung, Irrenhaus, Krankenhäuser u. (1891) 66,078 Einw. (37,733 Hindu, 24,545 Mohammedaner, 3703 Christen), welche Bootbau und Toddybereitung betreiben und mit Kopra, Kokosfaser, Betelnüssen, Pfeffer, Teak- und Sandelholz ꝛc. handeln. Der Hafen ist versandet, so daß große Fahrzeuge 3—4 km vom Land ankern müssen; doch wird an seiner Vertiefung gearbeitet. — K. ist von allen indischen Häfen zuerst von Europäern berührt worden; 1486 landete hier der Portugiese Covilham, 1498 Vasco da Gama. Von den Portugiesen wiederholt zerstört, fiel es später in die Hände der Franzosen; auch Dänemark erhob Ansprüche auf K. Die Briten errichteten die erste Faktorei 1616, besetzten aber erst 1790 den Ort, der ihnen 1792 nach abgeschlossenem Frieden zufiel.

Kaliko (von der ostind. Hafenstadt Kalikat, woher die Ware zuerst eingeführt wurde), leinwandartig gewebte, dichtere Baumwollenstoffe, auch Druckperkal, in Frankreich Indiennes genannt.

Kalikutischer Hahn, soviel wie Truthahn.

Kalilauge, s. Kaliumhydroxyd.

Kalila wa-Dimna, Fabelsammlung, s. Arabische Litteratur, S. 764.

Kali majus, das Kraut von Salsola soda, s. Salsola.

Kalinka, Waleryan, poln. Geschichtsforscher, geb. 1826 in Krakau, gest. 16. Dez. 1886 in Lemberg, studierte in Krakau die Rechte, nahm am Aufstand von 1846 teil und flüchtete darauf nach Paris, wo er einer der Sekretäre des Fürsten Adam Czartoryski wurde. 1863 unternahm er im Auftrage der polnischen Nationalregierung eine diplomatische Reise nach Italien und Schweden, widmete sich aber nach dem Scheitern des Aufstandes ausschließlich historischen Studien, als deren Frucht zunächst die Werke: »Von den internationalen Beziehungen Polens im 16. Jahrhundert« (Warsch. 1862) und »Die letzten Regierungsjahre Stanislaus Augusts« (Par. 1865—67, 2 Bde.) erschienen. Nachdem er inzwischen in den polnischen Resurrektionistenorden eingetreten und 1870 nach Galizien übergesiedelt war, wo er Vorsteher des ruthenischen Konvikts in Lemberg wurde, veröffentlichte er eine Monographie: »Die österreichische Politik in Bezug auf die Verfassung vom 3. Mai« (1872), und einige Jahre später sein Hauptwerk: »Der vierjährige Reichstag« (1880, 2 Bde.), das für eine der glänzendsten Leistungen der polnischen Historiographie gilt, allein infolge des vorzeitigen Todes des Verfassers unvollendet blieb. Sein Versuch, den letzten

Digitized by Google

polnischen König zu rechtfertigen oder wenigstens dessen Politik zu beschönigen und die Schöpfer der Konstitution von 1791 herabzusetzen, rief vielfache Entgegnungen hervor.

Kalinken, s. Marderfelle.

Kalinkenholz, s. Viburnum.

Kaliologie (griech.), Resterkunde; vgl. Rest.

Kalipflanzen, Pflanzen, welche in ihrer Substanz Kali in hervorragender Menge enthalten, unter den Kulturpflanzen besonders diejenigen, welche große Mengen von Kohlehydraten produzieren, wie die Runkelrüben, der Tabak und die Kartoffeln. Da das Kalium sich jedoch in allen Pflanzen und Pflanzenteilen findet und als Nährstoff für jede höhere Pflanze unentbehrlich ist, so wird der Ausdruck in der neuern Physiologie kaum noch verwendet.

Kalisalpeter, s. Salpetersaures Kali.

Kalisalze (Kaliumsalze, Kaliumoxydsalze) finden sich weitverbreitet in der Natur, und namentlich ist kieselsaures Kali Bestandteil zahlreicher Mineralien u. Gesteine (Kalifeldspat enthält 10—16 Proz. Kali, Glimmer 8—10 Proz., Glaukonit, Phonolith, Trachyt 7—8 Proz., Granulit, Porphyr, Glimmerschiefer 6—7 Proz., Granit, Syenit, Gneis 5—6 Proz., Dolerit, Basalt, Kaolin, Lehm 1—2 Proz.); Chlorkalium findet sich als Sylvin, schwefelsaures Kali als Glaserit, außerdem beide in mehreren Doppelsalzen der Staßfurter Abraumsalze, wie namentlich Carnallit, Kainit, Schönit, salpetersaures Kali als Salpeter ꝛc. Geringe Mengen von Kalisalzen treten im Quell-, Fluß-, Meerwasser und in der Ackererde auf, und aus dieser entnehmen es die Pflanzen, in welchen häufig K. organischer Säuren (Weinstein, oxalsaures Kali) angetroffen werden. Beim Verbrennen der Pflanzen findet sich das Kali in der Asche als Chlorkalium, schwefelsaures Kali und großenteils als kohlensaures Kali, welches durch Zersetzung der Salze organischer Säuren entstanden ist. Auch die Rübenmelasse, in welcher sich die K. der Runkelrübe angesammelt haben, liefert beim Einäschern viel kohlensaures Kali. Im tierischen Organismus sind K. im Fleisch und in den Blutkörperchen, in den Eiern und in der Milch reichlich vertreten, kalireich ist auch der Wollschweiß des Schafes. Die K. entstehen durch Neutralisieren von kohlensaurem Kali oder Ätzkali mit einer Säure oder durch Wechselzersetzung. Bis in die neueste Zeit gewann man K. hauptsächlich aus Pflanzenasche und verbrannte zu dem Zweck enorme Quantitäten Holz, und an den Küsten Englands und Frankreichs schied man aus der Asche von Tangen (Kelp, Varech) K. ab. In neuerer Zeit wurden Rübenmelassenschlempe und Wollschweiß auf K. verarbeitet, aber diese letztern Salze waren gewissermaßen eine Anleihe bei der Landwirtschaft; denn wenn der Acker, aus welchem sie in letzter Reihe stammten, nicht verarmen sollte, so mußte ihm das Kali zurückerstattet werden. Dies geschah nun teilweise durch den Guano, der insofern auch als Kaliquelle zu betrachten ist. Erhebliche Mengen von Kalisalzen gewann man aus der Mutterlauge des Meerwassers und der Salinen, während die Darstellung von Pottasche aus kalireichen Gesteinen große Schwierigkeiten darbot. Endlich ist noch der natürliche Salpeter als Kaliquelle zu erwähnen. Mit der Entwickelung der Industrie hob sich der Wert der K. sehr schnell, und man bemühte sich, weil sich neue Kaliquellen nicht darboten, zunächst um einen möglichst allgemeinen Ersatz durch Natron- oder Ammoniaksalze. Statt des kohlensauren Kalis benutzte man kohlensaures Natron (Soda) und statt des Kalialauns Ammoniakalaun. Immer blieben aber die K. für viele Zwecke unentbehrlich, und die Entdeckung des großen Kalilagers bei Staßfurt war daher von höchster Wichtigkeit. Hier entwickelte sich seit 1861 eine mächtige Kaliindustrie, welche von nun an den Kalimarkt der ganzen Welt beherrschte und die Bedeutung der andern Kaliquellen schnell herabdrückte. Auch bei Kalusz in Galizien, bei Maman in Persien und in der Salzkette im Norden des Pandschab wurden K. entdeckt. — Die K. sind farblos, wenn die Säure farblos ist, meist kristallisierbar und in Wasser löslich, bei schwacher Glühhitze nicht flüchtig. Aus Lösungen, welche mindestens 1 Proz. Kali enthalten, scheidet sich auf Zusatz von saurem weinsaurem Natron kristallinisches saures weinsaures Kali ab, ebenso fällt Platinchlorid gelbes Kaliumplatinchlorid, welches beim Glühen Platin und Chlorkalium zurückläßt. Die K. färben die Weingeist- und Lötrohrflamme violett; Natronsalze verdecken diese Färbung, aber man nimmt sie wahr, wenn man die Flamme durch ein mit Kobaltoxydul tiefblau gefärbtes Glas betrachtet. Die K. sind für die Pflanzen unentbehrlich und stehen namentlich zur Stärkebildung in naher Beziehung; man trifft sie in den Pflanzen überall mit den Kohlehydraten vergesellschaftet, und manche Pflanzen, wie Runkelrüben, Kartoffeln, Tabak, bedürfen zu ihrer Entwickelung großer Mengen K. (Kalipflanzen). Auch für die Ausbildung der tierischen Gewebe sind K. unentbehrlich; größere Dosen aber wirken auf den tierischen Organismus sehr energisch: 1—1,5 g, unter die Haut gespritzt, tötet ein Kaninchen, und 0,3 g, einem Hund in die Venen gespritzt, bringt das Herz sehr schnell zum Stillstand unter gleichzeitiger schneller Abnahme des Blutdruckes. Im Magen sind kleinere Dosen von Kalisalzen ganz unschädlich, während größere ebenfalls giftig wirken. In der Technik sind sie unentbehrlich für die Glas- und Seifenfabrikation und für die Darstellung des Schießpulvers, und manche K. finden eine sehr vielseitige Verwendung. Seit der Aufschließung des Staßfurter Lagers ist es auch der Landwirtschaft möglich geworden, K. in größerer Menge als Dünger zu benutzen, und sie hat durch Anwendung derselben in Gemeinschaft mit Phosphorsäure u. Chilisalpeter sehr günstige Resultate erzielt, namentlich auch bei der Moorkultur. Vgl. Märcker, Die K. und ihre Anwendung in der Landwirtschaft (Berl. 1880); Derselbe, Die Kalidüngung in ihrem Wert für die Erhöhung und Verbilligung der landwirtschaftlichen Produktion (2. Aufl., das. 1893).

Das Staßfurter Steinsalzlager liefert besonders Carnallit (Kaliummagnesiumchlorid) $KCl + MgCl_2 + 6H_2O$, Kainit (Kaliummagnesiumsulfat mit Chlormagnesium) $K_2SO_4 + MgSO_4 + MgCl_2 + 6H_2O$ und Schönit (Kaliummagnesiumsulfat) $K_2SO_4 + MgSO_4 + 6H_2O$, welche auf Chlorkalium, schwefelsaures Kali, kohlensaures Kali (Pottasche) verarbeitet werden. Die Förderung betrug in Tonnen:

	Carnallit	Kainit		Carnallit	Kainit
1880:	528 424	137 425	1891:	898 993	472 256
1885:	678 662	242 281	1892:	802 630	548 445
1890:	913 030	361 827	1893:	861 162	664 986

Vor Erschließung der Staßfurter Salzlager gewann man in England und Frankreich 4—5000 Ton. Chlorkalium. In Staßfurt wurden dargestellt (in Tonnen):

1861:	358	1870:	41 780	1885:	107 235
1862:	3 000	1875:	78 920	1890:	137 005
1865:	13 900	1880:	96 832	1893:	137 216

Digitized by Google

Außerdem wurden beträchtliche Mengen Carnallit gefördert, welche direkt in der Landwirtschaft Verwendung fanden. Österreich gewann aus den Kalusczer Werken 1880: 2000 Ton. Chlorkalium. Die deutsche Zuckerindustrie lieferte 1883/84: 4350—5350 T. Chlorkalium von 80 Proz. Aus französischer Schlempekohle wurden 1883/84: 13,500—15,000 T. Chlorkalium gewonnen. An schwefelsaurer Kalimagnesia und an Kaliumsulfat wurden in Staßfurt gewonnen in Tonnen:

	1880	1885	1890	1891	1892	1893
Kalimagnesia	3941	27207	11094	10508	11593	14199
Kaliumsulfat	10602	18149	31126	29448	26267	26855

Vgl. Bischof, Die Steinsalzbergwerke bei Staßfurt (2. Aufl., Halle 1875); Krause, Die Industrie von Staßfurt und Leopoldshall (Köthen 1877); Precht, Die Salzindustrie von Staßfurt und Umgegend (3. Aufl., Staßf. 1889); Pfeiffer, Handbuch der Kaliindustrie (Braunschw. 1887); Kralić, Die Verbreitung des Kalisalzlagers in Norddeutschland (Magdeb. 1894).

Kalisch (poln. Kalisz), russisch-poln. Gouvernement, erst 1866 gebildet, grenzt im W. und N. an Preußen, im NO. an das Gouv. Warschau und im S. u. SO. an Petrokow, 11,373,5 qkm (206,6 QM.); es ist ein vollständiges, nur hier und da von unbedeutenden Hügeln unterbrochenes Flachland. An Flüssen besitzt es zwei größere: die Warthe mit den Nebenflüssen Widawka und Ner, dann die Prosna, welche die Grenze gegen Preußen bildet und bei Pysdry in die Warthe fällt. Sumpf- und Bruchland findet sich, obwohl in nicht ausgedehnten Flächen, längs der Warthe und des Ner. Das Klima ist mild und gesund. Die Bevölkerung, 1891: 881,798 Personen, 78 pro QKilometer, ist in rascher Zunahme begriffen. Nach dem Glaubensbekenntnis überwiegen die Katholiken (80 Proz.); außerdem gibt es Protestanten, Juden und Mohammedaner. Der Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Bewohner und befindet sich in verhältnismäßig sehr entwickeltem Zustand. Der Boden ist im allgemeinen gut kultiviert, sandig oder lehmig, im N. stellenweise humusreich; er ist größtenteils sehr fruchtbar und ernährt selbst in wenig günstigen Jahren die Bevölkerung durchaus. Die Ausrodung der Wälder soll ihm Abbruch gethan haben; in der That sind einige Kreise fast waldlos, und nur der Kreis Wielun hat noch schöne Forsten. Die Viehzucht ist aus Mangel an Weiden nicht sehr entwickelt. Man rechnet ca. 120,000 Pferde und 268,000 Stück Hornvieh, doch zeichnet sich der einheimische Pferde- und Viehstand nicht besonders aus. Dagegen blüht die Schafzucht; gewöhnliche Schafe werden 550,000 Stück, feinwollige ca. 200,000 Stück gerechnet. Gewinnbringend ist auch die Zucht von Borstenvieh, von dem es 130,000 Stück geben soll. Der größte Teil dieser Produktion wird nach Deutschland verkauft. An Fabriken und industriellen Etablissements existierten 1890: 517 mit ca. 6000 Arbeitern und einer Produktion im Werte von ca. 13½ Mill. Rubel. Unter diesen nehmen die sich mit der Verarbeitung der Rohprodukte der Landwirtschaft beschäftigenden, die Branntweinbrennereien (6,6 Mill. Rub.) und Zuckerfabriken (2,5 Mill. Rub.), den ersten Platz ein. Außer diesen gibt es Fabriken für wollene, baumwollene und halbbaumwollene Waren, für Papier und Kartonagen, für Halbporzellan, Steingefäße, Glas und Kristall, Mühlen, Ziegeleien, Gerbereien, Seifensiedereien u. a. Mit der Herstellung der wollenen und baumwollenen Gewebe befassen sich namentlich die in ziemlich starker Zahl in den Kreisen Sjerads, Lentschiza und Turek, besonders in den Städten Osorkow, Sdunska, Wola und Turek angesiedelten deutschen Weber. Der Handel, namentlich der Getreide-, Spiritus-, Woll- und Holzhandel, ist fast ausschließlich in den Händen der Juden. An Eisenbahnverbindungen leidet K. Mangel. Die schon seit Jahren projektierte Linie Breslau-Lodz vermag die Konzession nicht zu erhalten. Die Zahl der Unterrichtsanstalten beläuft sich 1889 auf 482, darunter 2 Gymnasien und 1 Lehrerseminar. 24,643 Schüler, 15,270 Knaben und 9373 Mädchen, besuchten die Schulen. K. wird in acht Kreise geteilt: K., Kolo, Konin, Lentschiza, Sjerads, Slupzy, Turek und Wielun.

Kalisch (Kalisz), Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), in einem anmutigen Thal an drei Armen der Prosna gelegen, ist Sitz eines römisch-katholischen Bischofs, hat 5 katholische Kirchen (mehrere mit wertvollen Denkmälern alter Kunst), eine griechisch-russische, eine evang. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Lehrerseminar, Theater, schöne Promenaden, bedeutende Tuchfabriken u. (1890) 20,060 Einw. — K. ist eine der ältesten Städte Polens; es gilt für das von Ptolemäos genannte Kalisia im Lande der Sueven. In der Umgebung wurden zahlreiche alte Münzen und andre Antiquitäten (darunter eine kleine bronzene Athletenfigur griechischen Ursprungs von hohem Kunstwert) gefunden, und am Ufer der Prosna gibt es viele alte Grabhügel. Geschichtlich denkwürdig ist K. durch den Frieden von 1343 zwischen Polen und dem preußischen Ordensstaat und den Sieg Menschikows mit russischen und polnisch-sächsischen Truppen über den schwedischen General Mardefeld 29. Okt. 1706 sowie in neuerer Zeit durch einen Sieg der Russen über ein französisch-sächsisches Korps 13. Febr. 1813. Auch das Schutz- und Trutzbündnis zwischen Rußland und Preußen vom 28. Febr. 1813 ward hier abgeschlossen, wie auch der russisch-preußische Aufruf Kutusows an die Deutschen unterm 25. März 1813 von K. ausging. Zur Erinnerung an das 1835 dort gehaltene Lustlager russischer und preußischer Truppen ist ein Denkmal errichtet. Bei der administrativen Umgestaltung Polens 1866 wurde K. von einer Kreisstadt des Warschauer Gouvernements zur Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements erhoben.

Kalisch, 1) Ludwig, Schriftsteller, geb. 7. Sept. 1814 in Polnisch-Lissa von jüdischen Eltern, gest. 3. März 1882 in Paris, verließ als zwölfjähriger Knabe seine Vaterstadt und bereitete sich nach langen Irrfahrten ziemlich spät für den Besuch der Hochschule vor. In Heidelberg und München studierte er zuerst Medizin, dann vergleichende Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte. Nachdem er 1843 seinen Aufenthalt in Mainz genommen, trat er zuerst als humoristisch-satirischer Schriftsteller hervor und gab 1843—1846 die Karnevalszeitung »Narrhalla« heraus, deren ausschließlicher Verfasser er war. Daneben veröffentlichte er: »Das Buch der Narrheit« (Mainz 1845); »Schlagschatten« (das. 1845); »Poetische Erzählungen« (das. 1845) und »Shrapnels« (Frankf. a. M. 1849). An der revolutionären Bewegung des Jahres 1849 beteiligt, sah er sich genötigt, Deutschland zu verlassen. Er ging nach Paris, dann nach London, wo er ein Bild beider Städte in dem Buch »Paris und London« (Frankf. a. M. 1851, 2 Bde.) entwarf, und ließ sich darauf in Paris nieder. Neben zahlreichen Journalartikeln schrieb er noch: »Heitere Stunden«, Novellen

Digitized by Google

(Berl. 1872, 2 Bde.); »Bilder aus meiner Knabenzeit« (Leipz. 1872); »Gebunden und ungebunden« (Münch. 1876) und »Pariser Leben« (Mainz 1881, 2. Aufl. 1882). Auf dem Gebiete der humoristischen Ballade und Romanze hat K. Mustergültiges geleistet.

2) David, bekannter Possendichter und Schöpfer des modernen Couplets, geb. 23. Febr. 1820 in Breslau von jüdischen Eltern, gest. 21. Aug. 1872 in Berlin, widmete sich dem Kaufmannsstand, ging nach Paris, wo er mit Herwegh, H. Heine, den Sozialisten Marx und Wolf u. a. verkehrte, und trat 1846 in ein Handlungshaus zu Berlin. Zwischen seinen Geschäftsstunden Couplets dichtend und französische Vaudevilles für die deutsche Bühne bearbeitend, errang er mit dem Schwank »Ein Billet von Jenny Lind« auf dem Sommertheater zu Schöneberg bei Berlin den ersten Erfolg, und infolgedessen wurden ihm auch die Pforten des alten Königsstädter Theaters geöffnet. Seitdem beherrschte K. mit seinen Stücken die komische Bühne in Berlin (Wallner-Theater) und in ganz Norddeutschland fast ausschließlich. Unter seinen Possen, von denen einzelne Hunderte von Vorstellungen erlebten, sind hervorzuheben: »Einmalhunderttausend Thaler«, »Münchhausen«, »Berlin bei Nacht«, »Peschke«, »Ein gebildeter Hausknecht«, »Der Aktienbudiker«, »Berlin, wie es weint und lacht«, »Einer von unsre Leut«, »Berlin wird Weltstadt«, »Die Berliner in Wien«, »Der Goldonkel«, »Musikalische Abendunterhaltung«, »Namenlos« (gemeinsam mit E. Pohl) ꝛc. Eine Sammlung seiner kecken, meist durch politische Anspielungen drastisch wirkenden Couplets gab er unter dem Titel: »Berliner Leierkasten« (Berl. 1857—66, 3 Bde.) heraus; eine Anzahl seiner Possen erschien gesammelt unter dem Titel: »Lustige Werke« (das. 1870, 3 Hefte). K. war zugleich der Begründer des Witzblattes »Kladderadatsch« (1848), dessen Redaktion er später mit Ernst Dohm (s. d.) teilte, und in welchem er den spezifischen Berliner Witz, volkstümlichen Humor und höhern Blödsinn vertrat, wie denn auch die typischen Gestalten: Zwückauör, Müller und Schulze, Karlchen Mießnick ꝛc. seine Erfindungen sind. Vgl. M. Ring, David K. (Berl. 1872).

Kalischwefelleber, s. Kaliumsulfide.

Kaliseife, s. Seife.

Kalisz, poln. Name von Kalisch (s. d.).

Kalitwenskaja Staniza, Kosakendorf im Donischen Gebiet (Rußland), links am Donez, mit ca. 10,000 Einw. In der Umgegend von K. befinden sich ungeheure Lager von einem quarzhaltigen Sandstein, dem sogen. Kalitwenskischen Stein, welcher viel zu Steinbauten benutzt wird. Etwa 4 km von K. ist ein großes Steinkohlenlager (noch unbebaut).

Kaliub, Distriktshauptort in der ägypt. Provinz (Mudirieh) Kaliubieh an der Eisenbahn Alexandria-Kairo, ist aus den Ruinen des alten Heliopolis erbaut und hat (1882) 8644 Einw.

Kaliubieh, ägypt. Provinz (Mudirieh) an der Südspitze des Nildeltas, zwischen dem Nil und dem Damiettearm im W. und der Arabischen Wüste im O., mit einer Kulturfläche von 912,4 qkm (16,57 QM.) und (1882) 271,391 Einw. (134,805 männlich, 136,586 weiblich), davon 597 Ausländer und 15,884 nomadisierende Beduinen. Einteilung in drei Distrikte. Hauptort ist Benha.

Kalium K, Alkalimetall, findet sich nicht gediegen in der Natur, aber weitverbreitet in zahlreichen Verbindungen. K. ist das Metall der Pottasche, des Salpeters, überhaupt aller Kalisalze (s. d.) und wird dargestellt, indem man ein sehr inniges Gemisch von kohlensaurem Kali mit Kohle in einem eisernen Destillationsapparat sehr stark erhitzt. Die Kohle entzieht der Kohlensäure und dem Kali Sauerstoff, und es entweichen Kohlenoxyd und K., welch letzteres in einer Vorlage sich verdichtet und unter sauerstofffreiem Steinöl aufgefangen wird. Bei diesem Verfahren entsteht leicht eine schwarze Verbindung, welche zu heftigen Explosionen Veranlassung gibt, und man bevorzugt deshalb die Reduktion von Kaliumhydroxyd durch Eisenkarbid oder durch Magnesium. K. ist silberweiß, metallisch glänzend, kristallisiert in Oktaedern, das Atomgewicht ist 39,09, das spezifische Gewicht 0,865. Bei 15° ist K. knetbar, in der Kälte spröde, es schmilzt bei 62,5° (58°), siedet bei 667°, verdampft bei Rotglut und bildet einen grünen (violetten) Dampf, der an der Luft mit violetter Flamme verbrennt. An der Luft läuft es sofort an, indem sich Kaliumhydroxyd, bez. kohlensaures Kali bildet. Es entzieht den meisten Sauerstoffverbindungen den Sauerstoff, um Kaliumoxyd zu bilden, während letzteres bei genügend hoher Temperatur sogar durch Eisen zersetzt wird. Auf Wasser rotiert K., indem es dasselbe lebhaft zersetzt und sich oxydiert. Der dabei entwickelte Wasserstoff entzündet sich und verbrennt mit violetter Flamme. Wegen dieser großen Affinität zum Sauerstoff muß K. beständig unter Steinöl aufbewahrt werden. Es verbindet sich auch direkt mit Chlor, Schwefel und Phosphor, ist einwertig und bildet mit Sauerstoff drei Oxyde, von welchen das Kaliumoxyd (Kali) K_2O weitaus am wichtigsten ist. Wegen seines hohen Preises findet K. nur wenig Verwendung; im Laboratorium dient es zum Nachweis von Stickstoff in organischen Verbindungen. K. wurde zuerst von Davy 1807 dargestellt.

Kalium, Kalium; K. aceticum, essigsaures Kali; K. bicarbonicum, saures oder doppeltkohlensaures Kali; K. bichromicum, saures oder rotes chromsaures Kali; K. bitartaricum, saures weinsaures Kali, Weinstein; K. bromatum, Kaliumbromid; K. carbonicum, kohlensaures Kali; K. carbonicum crudum, rohes kohlensaures Kali, rohe Pottasche; K. carbonicum depuratum, K. carbonicum e cineribus clavellatis, gereinigtes kohlensaures Kali; K. carbonicum e tartaro, reines kohlensaures Kali; K. chloricum s. muriaticum oxygenatum, chlorsaures Kali; K. cyanatum, Kaliumcyanid; K. hypermanganicum s. permanganicum, übermangansaures Kali; K. jodatum, Kaliumjodid; K. nitricum, salpetersaures Kali, Salpeter; K. sulfuratum, Kaliumsulfid; K. sulfuricum, schwefelsaures Kali; K. tartaricum, weinsaures Kali.

Kaliumacetat, essigsaures Kali.

Kaliumbichromat, Kaliumdichromat, s. Chromsaures Kali.

Kaliumbikarbonat, s. Kohlensaures Kali.

Kaliumbisulfat, s. Schwefelsaures Kali.

Kaliumbitartrat, s. Weinstein.

Kaliumbromid (Bromkalium) KBr wird wie Kaliumjodid (s. d.) dargestellt, im großen aber durch Zersetzung einer konzentrierten kochenden Pottaschenlösung mit Eisenjodürjodid. Es bildet farblose, luftbeständige Kristalle vom spez. Gew. 2,415—2,690, schmeckt salzig und löst sich leicht in Wasser. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	20°	40°	60°	80°	100°	
53,48	64,60	74,62	84,74	93,46	102,02	Teile K.

K. löst sich schwer in Alkohol, schmilzt bei 700° (715°) und verdampft bei höherer Temperatur. Man benutzt

Digitized by Google

es in der Photographie, besonders aber als Arzneimittel gegen Epilepsie, Veitstanz, erhöhte Reflexerregbarkeit, Schlaflosigkeit unruhiger Irren, bei Hypochondrie, Neuralgien und Delirium tremens; es wirkt antaphroditisch und erzeugt Anästhesie der Schleimhäute, besonders im Schlunde. Fortgesetzter Gebrauch von K. kann zu bedenklicher Depression des Nervensystems u. des Herzens führen u. die Ernährung stören.

Kaliumchlorāt, chlorsaures Kali.

Kaliumchlorid (Chlorkalium, Digestivsalz) KCl findet sich als Sylvin u. als Doppelsalz mit Magnesiumchlorid im Carnallit $KCl + MgCl_2 + 6H_2O$, gelöst im Meerwasser und in den meisten Salzsolen, in der Pflanzenasche und daher in der rohen Pottasche, in der Rübenmelassenasche und im Kelp. Es entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Kalium oder Kalilauge und beim Neutralisieren der letztern mit Chlorwasserstoffsäure (Salzsäure). Man gewinnt K. aus der Mutterlauge des Meerwassers und der Salinen, der Melassenasche, dem Kelp, bei der Reinigung des rohen Salpeters, hauptsächlich aber aus Staßfurter Abraumsalzen. Das rohe Salz, wie es von den Salzwerken in Staßfurt geliefert wird, enthält ca. 60 Teile Carnallit = 16 Proz. K., 20—25 Teile Steinsalz, 13—16 Teile Kieserit (schwefelsaure Magnesia), 17—26 Teile Chlormagnesium ꝛc. Der Rohcarnallit wird auf Steinbrechern und Mühlen zerkleinert und mittels Elevatoren in hochstehende Lösungskessel von 12 cbm Fassungsraum befördert, welche kochende Lösung von Chlormagnesium (Mutterlauge früherer Operationen) enthalten und durch einströmenden Wasserdampf geheizt werden. Die erhaltene Lösung vom spez. Gew. 1,32 läßt man sich klären und bringt sie dann in schmiedeeiserne Kristallisierkasten, in denen sich ein Salz ausscheidet, welches 54—58 Proz. K. und 20—25 Proz. Natriumchlorid enthält. Dies Salz wird durch Waschen mit kaltem Wasser auf 80—85, durch wiederholtes Waschen auf 90—95 Proz. K. gebracht (niedriggrädiges Chlorkalium). Der Rückstand vom Auflösen des Rohcarnallits mit 5—8 Proz. K. und der Schlamm aus den Klärgefäßen mit 3,5—4,5 Proz. K. werden zur Fabrikation von Dungstoffen benutzt. Die Mutterlauge aus den Kristallisierkasten wird eingedampft, wobei sich die Bühnensalze ausscheiden (anfangs Natriumchlorid, später immer mehr Kalisalze), die ebenfalls zu Kalidünger benutzt werden. Aus der hinreichend verdampften und geklärten Mutterlauge kristallisiert beim Abkühlen Carnallit, und es hinterbleibt die Endlauge mit nur 0,5—1,3 Proz. K. Der künstliche Carnallit wird in Wasser gelöst und die Lauge geklärt. Aus derselben kristallisiert beim Abkühlen ein Salz, welches nach dem Decken mit Wasser 92—98 Proz. K. enthält (hochgrädiges Chlorkalium). Die Mutterlauge von diesem Salz (Raffinatmutterlauge) geht wie alle Wasch- und Decklaugen in den Prozeß zurück. Von dem im Rohcarnallit enthaltenen K. gewinnt man auf diese Weise 75—90 Proz. K. bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 1,945, schmeckt wie Kochsalz, ist luftbeständig, schmilzt bei 766° und verflüchtigt sich bei wenig höherer Temperatur. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	30°	40°	50°	60°	70°
29,2	31,94	34,67	37,41	40,14	42,88	45,62	48,35
80°	90°	100°	110°				
51,09	53,82	56,56	59,30 Teile K.				

In Alkohol ist es schwer löslich. K. dient zur Darstellung von Kalisalpeter (aus Natronsalpeter), Alaun, chlorsaurem, chromsaurem, schwefelsaurem, kohlensaurem Kali (Pottasche), mit Salpeter und Salmiak zu Kältemischungen, als Dungmittel, selten als Arzneimittel.

Kaliumchromacichlorid, s. Chromsaures Kali.

Kaliumchromāt, chromsaures Kali.

Kaliumcyanāt, s. Cyansäure.

Kaliumcyanid (Cyankalium, blausaures Kali) KCN entsteht bei heftigem Glühen eines Gemenges von kohlensaurem Kali und Kohle in einem Stickstoffstrom, allgemeiner beim Schmelzen stickstoff- und kohlenstoffhaltiger Substanzen mit kohlensaurem Kali (vgl. Cyan), auch beim Neutralisieren von Blausäure (Cyanwasserstoffsäure) mit kohlensaurem Kali. Es wird dargestellt, indem man 8 Teile entwässertes Blutlaugensalz (Ferrocyankalium) mit 3 Teilen kohlensaurem Kali im bedeckten eisernen Tiegel schmelzt und das Salz von dem ausgeschiedenen metallischen Eisen abgießt. Dies sogen. Liebigsche Cyankalium enthält stets etwas cyansaures Kali, welches aber in der Regel bei der Benutzung nicht schadet. Die Bildung von cyansaurem Kali wird durch Zusatz von Kohle vermieden, aber das K. ist dann durch beigemengte Kohle unansehnlich. Besser zieht man aus der Schmelze das K. mit Schwefelkohlenstoff oder Alkohol aus und destilliert das Lösungsmittel ab, oder man reduziert das Cyanat mit Natrium. Für technische Zwecke ersetzt man das kohlensaure Kali durch kohlensaures Natron, um die Masse leichter schmelzbar zu machen, und erhält dann ein Gemisch von K. und Natriumcyanid (Cyansalz). Reines K. erhält man durch Einleiten von Blausäuredampf in eine alkoholische Lösung von Ätzkali, aus welcher sich das K. als weißes Pulver abscheidet. Die Vorschläge, K. synthetisch aus dem Stickstoff der Luft darzustellen, haben bis jetzt wenig praktischen Erfolg gehabt. Aus Rhodanverbindungen stellt man K. durch Schmelzen mit Zink oder Blei dar. Die Dämpfe von aus Rübenmelasse erhaltenem Trimethylamin werden durch glühende Röhren geleitet, worin sie in Cyanammonium, Cyanwasserstoff und Kohlenwasserstoff zerfallen. Man kondensiert das Cyanammonium durch eine saure Flüssigkeit und dann den Cyanwasserstoff durch Kalilauge. Geschmolzenes K. ist nach dem Erstarren weiß, kristallinisch, undurchsichtig, spez. Gew. 1,52, es kristallisiert in Würfeln, schmeckt scharf alkalisch, bittermandelartig, reagiert alkalisch, erträgt hohe Temperatur ohne Zersetzung, wird an der Luft schnell feucht und durch die Kohlensäure derselben zersetzt, wobei sich ein Geruch nach Blausäure entwickelt. Es muß daher in gut verschlossenen Flaschen aufbewahrt werden. K. löst sich leicht in Wasser, wenig in Alkohol; die wässerige Lösung zersetzt sich beim Kochen in Ammoniak und ameisensaures Kali, sie löst viele Metalle zu Doppelcyaniden. Es verwandelt sich beim Schmelzen an der Luft in cyansaures Kali und wirkt sehr stark reduzierend; mit Schwefel zusammengeschmolzen, gibt es Rhodankalium. Bei Oxydation der Lösung mit übermangansaurem Kali entstehen Harnstoff, Kohlensäure, salpetrige und Salpetersäure, Oxalsäure, Ameisensäure, Ammoniak. K. gehört zu den stärksten Giften und wirkt wie Blausäure (s. d.), welche sich daraus auf Zusatz von Säuren entwickelt. Wenig mehr als 1 g tötet sicher und sehr schnell, oft momentan durch Lähmung des Atmungszentrums im verlängerten Rückenmark, so daß an Hilfe nicht zu denken ist; sehr kleine Dosen kann man durch Brechmittel oder die Magenpumpe zu beseitigen suchen. Man benutzt K. zur Gewinnung des Goldes, zur galvanischen Vergoldung und Versilberung, indem man

Digitized by Google

damit Bäder bildet, welche Doppelcyanüre von Gold und Silber enthalten; es dient auch zum Löten (wobei es Oxyde reduziert und reine metallische Oberflächen schafft), in der Photographie, als Reagens, zur Darstellung andrer Cyanverbindungen, zum Entfernen von Höllensteinflecken aus Wäsche und von der Haut, auch als Arzneimittel.

Kaliumcyanurāt, cyanursaures Kali, s. Cyanursäure.

Kaliumdichromāt, s. Chromsaures Kali.

Kaliumeisencyanīd, s. Ferricyankalium.

Kaliumeisencyanür, s. Ferrocyankalium.

Kaliumfluorid (Fluorkalium) KFl entsteht beim Neutralisieren von Fluorwasserstoffsäure mit kohlensaurem Kali und wird nach dem Verdampfen der Lösung in farblosen, zerfließlichen Würfeln erhalten. Es schmeckt scharf salzig, reagiert alkalisch, spez. Gew. 2,45, ist schmelzbar, und die Lösung ätzt Glas. Versetzt man die Lösung des Salzes mit so viel Fluorwasserstoff, wie dasselbe bereits enthält, so erhält man Kristalle von Fluorwasserstofffluorkalium KFl,HFl. Dies Salz ist leicht löslich in reinem, schwer in fluorwasserstoffhaltigem Wasser, es schmilzt unzersetzt, gibt bei stärkerm Erhitzen Fluorwasserstoff ab und zersetzt beim Schmelzen viele Mineralien.

Kaliumgoldcyanid und **-cyanür,** s. Goldcyanid.

Kaliumhydroxyd (Kaliumoxydhydrat, Kaliumhydrat, Ätzkali, Kalihydrat, Kali) KOH entsteht, wenn Kalium auf kohlensäurefreies Wasser oder gelöschter Kalk (Calciumhydroxyd) auf eine Lösung von kohlensaurem Kali einwirkt. Zur Darstellung löst man kohlensaures Kali in 10—12 Teilen Wasser, erhitzt es in einem blanken gußeisernen Kessel zum Sieden und setzt allmählich gelöschten Kalk hinzu. Die Kohlensäure des Kalisalzes wird hierbei an den Kalk gebunden, und wenn eine abfiltrierte Probe der Flüssigkeit mit überschüssiger Säure nicht mehr braust, so ist die Zersetzung vollendet. Konzentriertere Lösungen darf man nicht anwenden, weil eine starke Lösung von K. den kohlensauren Kalk zersetzt, indem sich wieder kohlensaures Kali bildet. Die von dem kohlensauren Kalk getrennte Lösung von K. bildet die Ätzlauge (Ätzkalilauge, Kalilauge). Nach einem andern Verfahren soll man kohlensaures Kali mit Eisenoxyd glühen und das entstandene Kaliumferrid mit Wasser auslaugen. Auch kommt elektrolytisch dargestellte Kalilauge in den Handel. Eine unreine Lauge kann man aus Holzasche (welche kohlensaures Kali enthält) darstellen, indem man die Asche zunächst mit Wasser auszieht und die Flüssigkeit mit gelöschtem Kalk kocht, oder indem man eine innige Mischung von Asche und gelöschtem Kalk mit Wasser auszieht. Zur Darstellung von festem K. wird die klare Lauge in einem blanken gußeisernen Kessel über lebhaftem Feuer bis zum spez. Gew. 1,16, dann aber weiter in einem silbernen Gefäß eingedampft, weil die Lauge bei weiterer Konzentration Eisen oxydiert. Man bewahrt die Kalilauge in Glasgefäßen auf und verschließt diese am besten mit Paraffinpfropfen, weil Kork und eingeriebene Glasstöpsel stark angegriffen werden.

Spezifisches Gewicht und Gehalt von Kalilauge bei 15°.

SG	°B.	Proz. KOH	SG	°B.	Proz. KOH	SG	°B.	Proz. KOH
1,007	1	0,9	1,091	12	10,9	1,320	35	32,7
1,022	3	2,6	1,116	15	13,8	1,383	40	37,8
1,037	5	4,5	1,162	20	18,6	1,453	45	43,4
1,060	8	7,4	1,210	25	23,3	1,530	50	49,4
1,075	10	9,2	1,263	30	28,0	1,615	55	55,9

Die Kalilauge des Handels hat eine Stärke von 20—50° B. Die offizinelle Kalilauge soll in 100 Teilen nahezu 15 Teile K. enthalten u. das spez. Gew. 1,126—1,130 besitzen. Verdampft man die Ätzlauge weiter, so erstarrt sie beim Erkalten und bildet das trockne Ätzkali (Kali causticum siccum), das häufig in versilberten Formen in federkielstarke Cylinder gegossen wird (Ätzstein, geschmolzenes Ätzkali, Kali causticum fusum). Das aus kohlensaurem Kali dargestellte K. enthält die Verunreinigungen dieses Salzes. Zur Gewinnung von chemisch reinem K. glüht man reines salpetersaures Kali mit zerschnittenem dünnen Kupferblech in einem kupfernen Tiegel und laugt die erkaltete Masse mit Wasser aus. K. ist weiß, kristallinisch, spez. Gew. 2,1, sehr zerfließlich, absorbiert begierig Kohlensäure, löst sich leicht in Wasser und Alkohol, reagiert alkalisch, schmeckt sehr stark ätzend, schmilzt bei Rotglut, verflüchtigt sich bei höherer Temperatur, zerstört die meisten Pflanzen- und Tierstoffe und fühlt sich, weil es sofort die Haut angreift, zwischen den Fingern schlüpfrig an; es verseift Fette und verwandelt Holzfaser beim Schmelzen in Oxalsäure. K. zeigt sehr stark basische Eigenschaften, bildet mit Säuren die Kalisalze und fällt die meisten Metalle aus ihren Lösungen als Metallhydroxyde. Man benutzt es zur Bereitung von Schmierseife, Oxalsäure, zum Absorbieren von Kohlensäure aus Gasen, zum Trocknen von Gasen u. Flüssigkeiten, als kräftiges Ätzmittel zum Zerstören von Warzen, zum Öffnen von Abscessen, zur Bildung künstlicher Geschwüre, zum Beizen vergifteter Wunden, von Schanker und Bubonen. Kalilauge wurde früher viel häufiger als jetzt benutzt, wo man sie in den meisten Fällen, sobald es sich nämlich nur um ihre stark basischen Eigenschaften handelt, durch die billigere Natronlauge, auch durch Ammoniak ersetzt.

Kaliumjodid (Jodkalium) KJ entsteht beim Neutralisieren von Jodwasserstoffsäure mit kohlensaurem Kali und wird auf diese Weise aus südamerikanischem Kupferjodür dargestellt, welches man zunächst durch Schwefelwasserstoff in Schwefelkupfer und Jodwasserstoffsäure zersetzt. Geht man vom Jod aus, so übergießt man Eisenfeilspäne mit Wasser, setzt Jod in kleinen Quantitäten hinzu, bis das Eisen vollständig zu Eisenjodür gelöst ist, filtriert die grünliche Lösung, löst in derselben noch Jod, um Eisenjodürjodid zu bilden, und zersetzt sie siedend heiß mit einer Lösung von kohlensaurem Kali. Dadurch wird Eisenoxyduloxyd gefällt, während Jodkalium in Lösung geht. Man filtriert, wäscht den Niederschlag aus und verdampft die Lösung zur Kristallisation. Man kann auch Kalilauge mit Jod versetzen, bis sie sich gelb färbt (wobei neben K. jodsaures Kali entsteht), dann mit etwas Holzkohlenpulver vermischen, zur Trockne verdampfen, den Rückstand stark erhitzen, um das jodsaure Kali in K. zu verwandeln, dann in Wasser lösen, filtrieren und verdampfen. K. bildet farb- und geruchlose Kristalle vom spez. Gew. 2,85—3,09, schmeckt scharf salzig, löst sich leicht in Wasser. 100 Teile Wasser lösen bei

0°	10°	20°	40°	60°	80°	100°	
127,9	136,1	144,2	160	176	192	209	Teile K.

Es löst sich wenig in Alkohol, schmilzt bei 623°, erstarrt kristallinisch, ist in hoher Temperatur flüchtig, wird im feuchten Zustand durch die Kohlensäure der Luft zersetzt, gibt mit Chlorwasser freies Jod, mit salpetersaurem Silber einen käsigen, gelben, in Ammoniak nicht löslichen Niederschlag von Jodsilber, mit Quecksilberchlorid scharlachrotes Quecksilberjodid, mit

Digitized by Google

Kupfervitriol und Eisenvitriol weißes Kupferjodür. Die Lösung von K. löst viel Jod. K. wird in der Photographie und als Arzneimittel benutzt; es wirkt im allgemeinen wie Jod, ohne stark zu reizen; man gibt es innerlich, überall, wo Geschwülste und Ausschwitzungen entzündlicher und zu Neubildungen führender Art zerteilt werden sollen, besonders gegen Ablagerungen rheumatischer und skrofulöser Natur und gegen Kropf, gegen alle Formen der tertiären Syphilis, gegen chronische Quecksilber- und Bleiweißvergiftung, bei Wechselfieber, Typhus, Pneumonie, Milzbrand, Neuralgien, chronischen Krämpfen und Asthma. Es erscheint in kurzer Zeit in den Sekreten, im Speichel oft bereits nach 10 Minuten. Die viel angewandte Jodkaliumsalbe (Jodsalbe, Kropfsalbe) wird aus 20 Teilen K., 0,25 Teilen unterschwefligsaurem Natron, 15 Teilen Wasser und 165 Teilen Schmalz bereitet.

Kaliummanganāt, s. Mangansäure.

Kaliumnitrāt, salpetersaures Kali.

Kaliumoxalāt, oxalsaures Kali.

Kaliumoxyd (Kali) K_2O entsteht bei Oxydation von Kalium in vollkommen trockner Luft, ist weiß, spröde, schwer flüchtig, schmilzt bei Rotglut und gibt mit Wasser unter Feuererscheinung Kaliumhydroxyd.

Kaliumoxydhydrāt, s. Kaliumhydroxyd.

Kaliumpermanganāt, s. Übermangansäure.

Kaliumplatinchlorid, s. Platinchlorid.

Kaliumrhodanid (Rhodankalium, Schwefelcyankalium) KCNS entsteht beim Kochen der Lösung von Ferrocyankalium $K_4Fe(CN)_6$ mit Schwefelkalium K_2S, auch beim Schmelzen von kohlensaurem Kali mit Schwefel und Zusatz von Ferrocyankalium, und beim Schmelzen von Cyankalium mit Schwefel. Zur Darstellung kann man Kupferrhodanür mit Schwefelkalium, oder Rhodanbaryum mit schwefelsaurem Kali zersetzen, oder Rhodanammoniumlauge mit Pottasche destillieren (vgl. Rhodanverbindungen). Es bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 1,886—1,906, schmeckt kühlend, etwas beißend, ist zerfließlich, löst sich unter starker Temperaturerniedrigung leicht in Wasser (100 Teile Wasser von 10,8°, mit 150 Teilen K. gemischt, erniedrigen die Temperatur um 34,5°), ist narkotisch giftig und dient als scharfes Reagens auf Eisenoxydsalze, mit denen es eine intensiv blutrote Färbung gibt. Man benutzt es deshalb in der analytischen Chemie, außerdem zu Kältemischungen und zur Darstellung von Senföl.

Kaliumsalze, s. Kalisalze.

Kaliumsilikāt, kieselsaures Kali.

Kaliumsulfāt, schwefelsaures Kali.

Kaliumsulfide (Kaliumsulfurēte), Verbindungen von Kalium mit Schwefel. Das Einfachschwefelkalium (Kaliummonosulfid) K_2S entsteht beim Erhitzen von schwefelsaurem Kali in Wasserstoff oder Kohlenoxyd, wird technisch meist durch Reduktion des Salzes mit Kohle dargestellt, ist zinnoberrot, kristallinisch, geschmolzen schwarz und gibt eine farblose, stark alkalische Lösung, aus welcher beim Verdampfen farblose Kristalle von $K_2S + 5H_2O$ anschießen. Die Lösung schmeckt bitter alkalisch, wirkt ätzend, reagiert alkalisch, löst Schwefel, Schwefelarsen, Schwefelantimon, Schwefelkohlenstoff und gibt an der Luft unterschwefligsaures Kali und Kalihydrat, mit Säuren Schwefelwasserstoff u. ein Kalisalz. Leitet man Schwefelwasserstoff in konzentrierte Ätzkalilösung, so kristallisiert farbloses Kaliumsulfhydrat (Kaliumhydrosulfid) KSH, welches sich dem vorigen ähnlich verhält und mit Kalilauge Einfachschwefelkalium gibt. Kalium verbindet sich noch in mehreren Verhältnissen mit Schwefel zu Polysulfureten (Zwei-, Drei-, Vier-, Fünffachschwefelkalium). Diese entstehen beim Zusammenschmelzen gleicher Teile von kohlensaurem Kali und Schwefel und beim Kochen von Kalilauge mit Schwefel. Diese Präparate enthalten neben Kaliumsulfureten auch unterschwefligsaures Kali und die durch Schmelzen dargestellten, welche man Kalischwefellebern (Kalium sulfuratum, Hepar sulfuris) nennt, außerdem schwefelsaures Kali. Das arzneilich benutzte Schwefelkalium wird durch Schmelzen von 1 Schwefel mit 2 kohlensaurem Kali bereitet, ist gelbbraun, schmeckt bitter alkalisch, schweflig, wirkt ätzend giftig, ist sehr hygroskopisch, leicht löslich in Wasser, auch in Alkohol und riecht im feuchten Zustande nach Schwefelwasserstoff, weil es von der Kohlensäure und dem Sauerstoff der Luft zersetzt wird. In der gelbbraunen Lösung bildet sich an der Luft unterschwefligsaures Kali, und es scheidet sich Schwefel ab. Säuren entwickeln reichlich Schwefelwasserstoff und fällen fein verteilten, blaßgelben Schwefel (Schwefelmilch). Man benutzt Schwefelkalium besonders zur Bereitung von Schwefelbädern.

Kaliumtartrāt, weinsaures Kali.

Kaliun (pers.), die persische Wasserpfeife, s. Kalian.

Kaliwasserglas, s. Wasserglas.

Kalix-Elf, Fluß im schwed. Lappland, kommt aus den Seen Pajtasjaur und Kaalasjärvi, fließt anfänglich in südöstlicher, dann in südlicher Richtung, empfängt aus dem Torneå-Elf den Tärandö-Elf (eine Bifurkation, auf welche zuerst L. v. Buch aufmerksam gemacht hat) und mündet, 400 km lang, in den Bottnischen Meerbusen.

Kalixtiner (v. lat. calix, Kelch), anfänglich Name der zuletzt Utraquisten genannten Partei der Hussiten (s. d.), welcher in den Prager Kompaktaten der Genuß des heiligen Abendmahls unter beiderlei Gestalt (sub utraque) zugestanden worden war.

Kaljasin, Kreisstadt im russ. Gouv. Twer, an der Wolga, hat 11 Kirchen, ein Kloster, mehrere Stärkefabriken, bedeutende Schmiedewerkstätten, Handel mit Getreide, Segeltuch, Lein, Leder, Mehl, Spitzen, Goldstickereien und (1889) 8152 Einw. — Der Kreis K. hat fruchtbaren Boden. Die Einwohner beschäftigen sich viel mit Holzarbeiten und Schiffbau, Terpentingewinnung, Goldstickerei (Pantoffeln) u. Leinwandweberei.

Kalk, im gewöhnlichen Sinne soviel wie kohlensaurer K., welcher in den größten Mengen als Kalkstein, Marmor, Kreide, Kalkspat rc. vorkommt; dann soviel wie gebrannter K. (Calciumoxyd) oder gelöschter K. (Ätzkalk, Calciumhydroxyd). Der gebrannte K. wird im großen zur Bereitung von Mörtel dargestellt. Dies geschieht durch sehr starkes Erhitzen (Kalkbrennen) des kohlensauren Kalks unter Verhältnissen, die das Entweichen der von dem K. sich trennenden Kohlensäure gestatten. Man verarbeitet in Steinbrüchen gewonnenen Steinkalk, als Geschiebe oder Gerölle gesammelten Lesekalk, erdigen Mergelkalk, der vor dem Brennen meist eingesumpft und in Formen gestrichen werden muß, und am Meeresstrand gesammelte Muschelschalen (Muschelkalk). Bei Rotglut verliert der kohlensaure K. Wasser, und es beginnt das Entweichen von Kohlensäure, welche indes erst bei Weißglut vollständig ausgetrieben wird. Reiner K. verändert sich dabei nicht weiter; häufig aber enthält der kohlensaure K. Thon (kieselsaure Thonerde) und Kieselsäure, und dann entstehen bei hoher Tempera-

Digitized by Google

tur sinternde Thonerdekalksilikate, welche bewirken, daß der gebrannte K. sich beim Übergießen mit Wasser schwer oder nicht mehr löscht (*totgebrannter K.*). Um dies zu vermeiden, ist die Temperatur sorgfältig zu regeln; aber auch dann bleibt unreiner K. minderwertig, weil die Beimengungen nicht jene Eigenschaften besitzen, wegen welcher man den K. anwendet. Zu völliger Austreibung der Kohlensäure bei schnellem Erhitzen ist eine Temperatur von 925° erforderlich. Das Entweichen der Kohlensäure wird durch Wasserdampf oder durch einen Gasstrom, der die Kohlensäure fortführt, unterstützt. 100 kg kohlensaurer K. lassen sich theoretisch durch 5,26 kg Steinkohle zersetzen, in der Praxis aber braucht man unter den günstigsten Bedingungen (im Ringofen) 11—11,5 kg. Man brennt den K. bisweilen noch in Meilern, in denen man den Kalkstein mit Stein- oder Braunkohle schichtet, in meilerähnlichen Feldöfen oder Gruben, bei größerm Betrieb aber in besondern *Kalköfen*. Am häufigsten werden stehende Kalköfen angewendet, welche man zweckmäßig an oder in einem Bergabhang neben dem Kalkbruch anlegt und 1,25—12,5 m hoch und zwar cylindrisch, viereckig, konisch, elliptisch ꝛc. baut. Man unterscheidet auch *Flaschenöfen* mit Verjüngung nach oben und *Trichter-* oder *Kesselöfen* mit Erweiterung nach oben, im letztern Fall zweckmäßig von der Gestalt eines halben Eies. Beide Ofenarten werden auch *Schneller-* oder *Fixöfen* genannt. Nach dem Betrieb unterscheidet man Öfen mit periodischem oder kontinuierlichem Gang, je nachdem man den Ofen nach dem Ausziehen des garen Kalkes abkühlen läßt und dann wieder füllt oder rohen Kalkstein ununterbrochen in dem Maß oben aufgibt, wie garer unten ausgezogen wird. Die ältern Kalköfen, wie der Harzer Flammofen mit eiförmigem Schacht, besitzen keinen Rost, man baut als Feuerraum ein nach der Heizöffnung hin offenes Gewölbe aus großen Kalksteinen und gibt zuerst mäßiges, dann stärkeres Feuer bis zur Weißglut. Ist der K. gar gebrannt, so läßt man den Ofen erkalten und entleert ihn nach 12 Stunden. Eine bessere Ausnutzung des Brennmaterials, als welches man nicht nur Holz, sondern auch Torf, Braunkohle und Steinkohle anwenden kann, erzielt man in dem Ofen mit Rost, wie ihn Fig. 1—3 zeigen. Zum Brennen dient der untere, oben überwölbte Raum von 4 m Höhe. Er besitzt 4 Schürlöcher e e e e mit Rosten für das Brennmaterial (Braun- oder Steinkohle). Der K. wird durch die Öffnung b eingetragen, welche man nach der Füllung des Ofens vermauert. Durch d wird der gebrannte K. ausgetragen, a ist der Zugang zu dem Raum über dem Gewölbe. Man beobachtet von dort das Austreten der Flamme aus den Gewölbeöffnungen, um nach Erfordernis einzelne derselben durch aufgelegte Steine zu verschließen und die Glut in andre Teile des Ofens zu lenken. Fig. 2 und 3 zeigen, wie der Ofen eingesetzt wird. Bei jeder Feuerung baut man ein zur bessern Verteilung der Flamme dienendes Gewölbe, und in der Mitte wird ein Stück Holz angebracht, durch dessen Verbrennung ein zentraler Schacht zur Leitung der Flamme entsteht. Man feuert in den ersten sechs Stunden schwach und gibt dann allmählich stärkeres Feuer, bis die gelbe Kalkflamme aus den Gewölbeöffnungen hervorschlägt und eine klare Glut im Ofen sichtbar ist.

Als Repräsentant der kontinuierlichen Öfen gilt der *Rüdersdorfer* (Fig. 4 und 5, S. 776). Er besteht aus dem Schacht, welcher durch die Futtermauer d und das von dieser durch einen mit Asche und Schutt gefüllten Zwischenraum getrennte Rauhgemäuer e gebildet wird, und besitzt außerdem eine Umhüllungsmauer c, so daß zwischen dieser und dem Rauhgemäuer ein Raum bleibt, welcher durch Gewölbe in Zellen geteilt ist. Letztere benutzt man zur Aufbewahrung von Material. Während des Ganges des Ofens ist der untere Teil des Schachtes mit gar gebranntem K. gefüllt, der durch die vier Zugöffnungen a an der Schachtsohle von Zeit zu Zeit gezogen wird. Der Schacht hat eine Höhe von etwa 14 m. Ungefähr 4 m über der Sohle befinden sich die Feuerungen b für Torf und Holz, welche zu drei oder fünf um den Ofen herum angebracht und mit Rost und Aschenfall versehen sind. Um die Arbeiter vor der von dem gezogenen K. ausströmenden Hitze zu schützen, ist ein Kanal angebracht, durch welchen die Hitze in die Gewölbe gelangt. Der einmal angeheizte Ofen wird so lange im Gang erhalten, bis Reparaturen erforderlich werden. Man verbraucht in diesem Ofen auf

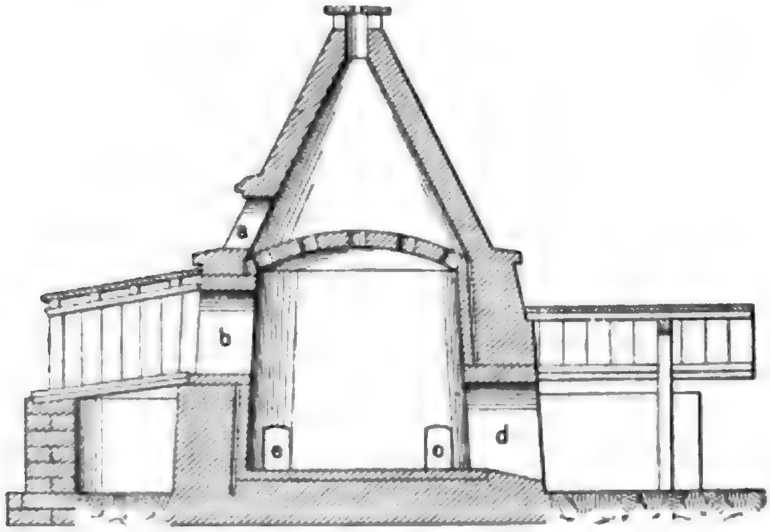


Fig. 1. Durchschnitt.

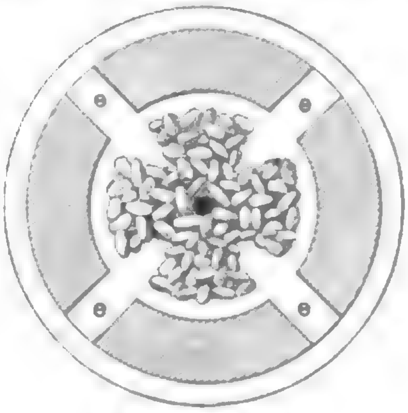


Fig. 2. Grundriß.

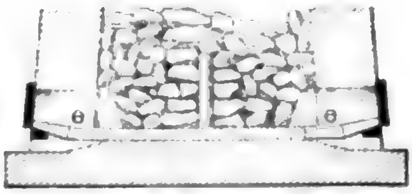


Fig. 3. Beschickung.

Fig. 1—3. *Kalkofen für periodischen Betrieb.*

Digitized by Google

1 Volumen gebrannten K. 1,4 Vol. hartes oder 2—2,25 Vol. weiches Holz oder 1,5—2 Vol. Torf. Mit 1 Vol. Braunkohle erhält man 1—1,5, mit 1 Vol. Steinkohle bis 3,5 Vol. gebrannten K. Von andern kontinuierlichen Kalköfen ist besonders noch der Dietzsche Etagenofen zu nennen, welcher eine erhebliche Brennmaterialersparnis gewährt. Hochthonige Kalke fordern in diesem Ofen 13—15 Proz., Kalke mit 98 oder 99 Proz. kohlensauren Kalk 22—23 Proz. Steinkohle. Gegenüber andern Schachtöfen ist dies

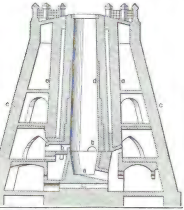


Fig. 4. Rüdersdorfer Kalkofen (Durchschnitt).

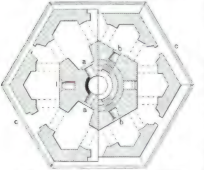


Fig. 5. Rüdersdorfer Kalkofen (Grundriß).

eine Ersparnis der Hälfte bis zu zwei Dritteln des Brennstoffes. Sehr vorteilhaft ist die Benutzung des Ringofens, namentlich zur Herstellung großer Quantitäten. Nur muß die fertig gebrannte Ware durch Schieber abgesperrt und nicht zum Vorwärmen der Luft benutzt werden, weil der K. aus letzterer Kohlensäure aufnehmen würde. Ringofenkalk ist leichter und ergiebiger als der in gewöhnlichen Schachtöfen gebrannte K., jener erlaubt 100, dieser 90 Scheffel pro Waggon zu verladen, jener gibt pro Tonne 24—25 Kubikfuß gelöschten K., dieser nur 17—18. Ringofenkalk hält somit die Konkurrenz auf ganz erheblich größere Entfernungen aus als der im Schachtofen gebrannte K. Die Tagesproduktion im Ringofen ist etwa zehnmal so groß wie im Rüdersdorfer Ofen.

Auch Schachtöfen mit Gasfeuerung in verschiedenen Ausführungen werden zum Kalkbrennen benutzt. Sie wurden anfangs hauptsächlich in der Zucker- und Ammoniaksodafabrikation angewendet, wo man die aus dem K. ausgetriebene Kohlensäure mit den Verbrennungsgasen unter der verschlossenen Gicht ableitet, um sie in dem Fabrikbetrieb zu benutzen. Der Gaskalkofen gleicht in der innern Form etwa einem Rüdersdorfer Ofen, nur sind an Stelle der Feuerungen Gasdüsen angebracht, welche mit einem nahe am Ofenschacht herumgehenden Gaszuführungskanal verbunden werden. Die Verbrennungsluft tritt durch die noch glühenden Steine unterhalb der Düsen durch die im Boden befindlichen, mit Fallthüren versehenen schrägen Ausziehkanäle ein. An zwei Seiten des Ofens befinden sich Gasgeneratoren, aus welchen das Gas zunächst in Teersammler (zur Abscheidung der Teerdämpfe durch Abkühlung), dann in den erwähnten Gaszuführungskanal tritt. Siemens hat in den Regenerativ-Zwillingsschachtöfen das System der Gasfeuerung zu hoher Vollkommenheit entwickelt. Die Gasfeuerung gestattet die Benutzung jeglichen Brennmaterials, vermeidet die lästige Rauchbildung bei Beginn des Brandes, gewährt bedeutende Ersparnis an Brennmaterial, erhöht die Leistungsfähigkeit und liefert ein sehr reines Produkt. Bisweilen werden auch die Gichtgase aus Hochöfen oder die Wärme aus Koksöfen zum Kalkbrennen benutzt.

Kohlensaurer K. verliert beim Brennen an Gewicht 44 Proz., an Volumen aber nur 10—15 Proz., mithin ist der gebrannte K. porös und leichter (spez. Gew. 2,3); reines Calciumoxyd CaO ist weiß, unschmelzbar; der gewöhnliche gebrannte K. ist durch Eisenoxyd meist gelblich und durch Verunreinigungen, namentlich mit Silikaten, schmelzbar. Er saugt begierig Wasser auf, erhitzt sich dabei (bis 150°) und zerfällt unter starker Volumvergrößerung und Entwickelung eines laugenartigen Geruchs (er »löscht sich«) zu gelöschtem K. (Kalkhydrat, Calciumhydrat, Calciumoxydhydrat, Calciumhydroxyd CaO_2H_2). 100 Teile K. erfordern etwa 32 Teile Wasser zur Bildung von Hydrat. Trockner K. absorbiert keine Kohlensäure, aber an der freien Luft absorbiert er allmählich Feuchtigkeit und zerfällt zu pulverigem Kalkhydrat, welches begierig Kohlensäure aufnimmt und sich in kohlensauren K. verwandelt. Beim Löschen muß man den K. mit mehr Wasser übergießen, als er zur Bindung bedarf (2,5—3 Teile), weil er nur in diesem Fall einen voluminösen, zarten Kalkbrei liefert. Dieser fühlt sich fett, schlüpfrig und zäh an, wenn aber der K. magnesia- und thonreich war, kurz, wenig geschmeidig, mager. Danach unterscheidet man fetten und magern K. Reiner K. gibt mit 2,5 Teilen oder 3,2—3,6 Volumen Wasser das 2,5fache Gewicht oder das 3,2—3,6fache Volumen Kalkbrei (so weit abgetrocknet, daß er Risse bekommt), magerer K. aber mit 2—2,5 Volumen Wasser nur das zweifache Volumen Brei. Man sagt daher, fetter K. wächst oder gedeiht besser als magerer. 10 Proz. Magnesia machen den K. schon deutlich mager, bei einem Gehalt von 25—30 Proz. Magnesia ist der K. unbrauchbar. Läßt man den K. mit wenig Wasser zu Pulver zerfallen, so erhält man mit diesem nicht mehr einen fetten Brei. Zur Aufbewahrung löscht man den K. und bringt den dünnen Brei in eine Grube mit durchlassenden Wänden (man »sumpft ihn ein«); er wird dann mit

der Zeit noch fetter und speckiger, infolge vollständigerer Löschung. Damit er nicht Kohlensäure anzieht, bedeckt man ihn mit Brettern und schüttet auf diese eine Lage Sand. Neuerdings bewahrt man gebrannten K. für die Mörtelfabrikation dadurch jahrelang auf, daß man ihn mit wenig Wasser zu Pulver löscht, in einem Haufen acht Tage liegen läßt, durch ein Sieb mit 0,5 mm weiten Maschen das Grobe absiebt, dies zerreibt, ebenfalls zu Pulver löscht und das Produkt in Haufen aufschüttet, welche vor Regen geschützt oder mit Kohlenasche bedeckt werden müssen. Unter Kalkmilch versteht man eine rahmartige Mischung von Kalkhydrat mit Wasser; bei längerm Stehen setzt sich aus derselben das Kalkhydrat zu Boden, und über demselben befindet sich dann eine klare Lösung von Kalkhydrat in Wasser (Kalkwasser). 100 Teile Wasser lösen bei 15° 0,14, bei 100° nur 0,7 Teil Kalkhydrat. Die Lösung schmeckt schrumpfend, reagiert alkalisch, trübt sich beim Erhitzen, überzieht sich an der Luft mit einem Häutchen von kohlensaurem K. und gibt mit Leinöl eine eigelbe Emulsion. Ätzkalk ist eine starke Base, wirkt ätzend, fällt die Magnesia- und die Metallsalze, zersetzt die Kohlensäuresalze der Alkalien, bildet mit Säuren die Kalksalze (s. d.), löst sich leicht in Zuckerlösung zu Zuckerkalk und bildet mit Chlor den Chlorkalk. Man benutzt gebrannten K. zu feuerfesten Tiegeln, zum Drummondschen Kalklicht, als schlackenbildenden Zuschlag beim Ausbringen von Metallen, als Zusatz zum Glassatz, bei der Verarbeitung des Kryoliths, zur Verarbeitung der Melasse, zum Austrocknen von geschlossenen Räumen, zum Entwässern von Flüssigkeiten, mit welchen er sich nicht chemisch verbindet, als Putzmittel, zu Kitten 2c. Meist aber wird er gelöscht und zu Mörtel benutzt. Der gelöschte K. findet außerdem ausgedehnte Anwendung in der chemischen Industrie wegen seiner basischen Eigenschaften, weil er nach Ausnutzung derselben aus den Flüssigkeiten durch Kohlensäure oder Schwefelsäure in Form von unlöslichem kohlensaurem oder schwefelsaurem K. wieder ausgeschieden werden kann, während man bei Anwendung von Alkalien statt des Kalkes immer Alkalisalze, die oft störend wirken, in Lösung behält. Man benutzt Ätzkalk außerdem zur Bereitung von Ätzkali, Ätznatron, Ammoniak aus Salmiak, Chlorkalk, chlorsaurem Kali, Bleichflüssigkeit, zum Fällen der Magnesia aus den Mutterlaugen der Salinen, zum Reinigen des Leuchtgases, zum Entschwefeln der Rohlaugen in der Sodafabrikation, zum Einkalken des Getreides vor dem Säen, zum Reinigen der Runkelrübensäfte in der Zuckerfabrikation, in der Sodafabrikation, zum Enthaaren und Vorbereiten der Häute in der Gerberei, zum Bäuchen der zu bleichenden Baumwollengewebe, zum Reinigen des Kesselspeisewassers, zur Darstellung von Indigküpen in der Färberei, zum Verseifen der Fette bei der Stearinsäurefabrikation, bei der Verarbeitung des Kryoliths, zum Neutralisieren der Schwefelsäure bei der Traubenzuckerfabrikation, zur Herstellung von Kitten.

Hygienisches. Bei der Kalkbrennerei entwickeln die Öfen älterer Konstruktion große Mengen von Rauch, welcher die Umgegend oft auf 2—3 km belästigt. Bei der Anlage von Kalkbrennereien ist daher die herrschende Windrichtung zu berücksichtigen. Die neuern Kalköfen erzeugen viel weniger Rauch, aber die Arbeiter kommen leichter in die Lage, sich den der Gicht entströmenden kohlenoxydreichen Gasen auszusetzen. Beim Ziehen des gebrannten Kalkes entsteht Staub, welcher für die Arbeiter und die Umgebung, besonders die Vegetation, schädlich ist. Es ist daher für geeignete Ventilation vor den Ausziehöffnungen und dafür Sorge zu tragen, daß der mit der Asche des Brennmaterials gemischte Kalkstaub vor dem Winde geschützt wird.

Prüfung. In den meisten Fällen genügt zur Wertbestimmung des Kalkes eine Bestimmung des Kohlensäuregehalts; stark magnesiahaltige Kalksteine muß man gewichtsanalytisch untersuchen. Guter K. soll nicht unter 82 Proz., womöglich über 86 Proz. Calciumoxyd enthalten. Zur Feststellung des Wertes eines Düngekalks bestimmt man durch Glühen Wasser + Kohlensäure, durch Lösen in Salzsäure 2c. das Unlösliche, durch Fällen der Lösung mit Ammoniak Eisenoxyd und Thonerde. Die Differenz ist K. und Magnesia. Zur Prüfung der Volumvermehrung, des Gedeihens, des gebrannten Kalkes beim Löschen mit Wasser dient das Mörtelvolumeter von Michaelis, eine Dose, deren Deckel, der durch Schrauben befestigt werden kann, ein graduiertes Rohr trägt. Man ermittelt in diesem Apparat mit Hilfe von Ligroin das Volumen von 50 oder 100 g des gebrannten Kalkes, löscht dann 50 g K. mit 200—300 g Wasser in der mit einem Uhrglas bedeckten Dose auf einem Wasserbad und erwärmt, bis der von Zeit zu Zeit durch Aufsetzen der Dose zusammengerüttelte Brei Schwindungsrisse zeigt. Dann läßt man abkühlen, setzt den Deckel auf und füllt mittels Vollpipetten Wasser in den Apparat, bis dasselbe in der Meßröhre stehen bleibt. Durch einfaches Ablesen kann man das Volumen des gelöschten Kalkes ermitteln. Vgl. Heusinger v. Waldegg, Kalk-, Ziegel- und Röhrenbrennerei (4. Aufl. von Kayser, Leipz. 1892, 2 Bde.); Tormin, Zement und K. (3. Aufl., Weim. 1892). — Über hydraulischen K. s. Zement; salzsaurer K., soviel wie Chlorcalcium.

Kalk, Stadt im preuß. Regbez. und Landkreis Köln, östlich neben Deutz und mit diesem durch eine Pferdebahn verbunden, Knotenpunkt der Linien Speldorf-Urbach, Haan-K. und Deutz-Gießen der Preußischen Staatsbahn, 46 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Wallfahrtskapelle, bedeutende Maschinenfabrikation, Eisengießerei, Walzwerke, Kesselschmiederei, Hochöfen, Fabriken für Akkumulatoren, elektrische Lampen, Kalisalpeter, Pottasche, Kunstdünger, Glycerin, Schwefelsäure, Porzellan, landwirtschaftliche Maschinen, gelochte Bleche, Ornamente, Thonwaren 2c., Ziegelbrennerei, Bierbrauerei und (1890) 13,555 Einw., davon 2330 Evangelische und 70 Juden. K. wurde 1845 angelegt und ist seit 1881 Stadt.

Kalkalabaster, s. Alabaster.

Kalkalpen, Bezeichnung der nördlichen und südlichen Außenzone der Alpen, in welcher der Kalkstein in seinen verschiedenen Varietäten vorherrscht und für die Formation der Gebirgsgruppen und Gipfel bestimmend ist (s. Alpen, S. 417).

Kalkandelen (slaw. Tetowo), Stadt im türk. Wilajet Kossowo, im obern Wardarthal, am Paß über den Schardagh nach Prisrend gelegen, mit 14,000 meist slaw. Einwohnern.

Kalkant (lat.), Bälgetreter bei der Orgel.

Kalkaphanit, s. Diabas.

Kalkar, Flecken im preuß. Regbez. Düsseldorf, Kreis Kleve, an einem alten Rheinarm (Kalkflak), hat eine evangelische und eine gotische kath. Kirche (letztere der schönste niederrheinische Backsteinbau, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrh., mit sieben Schnitzaltären und

Digitized b

Gemälden von Joest von Calcar), eine Synagoge, ein stattliches Rathaus aus dem 15. Jahrh., ein Waisenhaus, bedeutende Viehzucht, Käsefabrikation, Vieh- und Fruchtmärkte und (1890) 1973 meist kath. Einwohner. K. ist Geburtsort des Generals von Seydlitz, dem auf dem Marktplatz ein Denkmal errichtet ist. Vgl. Wolff, Geschichte der Stadt K. während ihrer Blüte (Frankf. a. M. 1894).

Kalkar, 1) Christian Hermann, dän. Theolog, geb. 27. Nov. 1802 in Stockholm, gest. 3. Febr. 1886 als Pfarrer in Gladsaxe bei Kopenhagen. Er war Vorsitzender der dänischen Missionsgesellschaft und schrieb (in dänischer Sprache): »Evangelische Missionsgeschichte« (1857); »Geschichte der römisch-katholischen Mission« (1862; deutsch von Michelsen, Erlang. 1867); »Die Mission unter den Juden« (1868; deutsch, Hamb. 1869); »Geschichte der christlichen Mission unter den Heiden« (1879; deutsch, Gütersl. 1879—80, 2 Bde.); »Israel und die Kirche« (1881). Von 1871—80 gab er die »Theologisk Tidskrift« heraus.

2) Joest und Joh. Stephan von, Maler, s. Calcar 1) und 2).

Kalkasche, eine Mischung aus 5 Teilen Asche und 1 Teil Staubkalk, welche zum Piseebau benutzt wird.

Kalkäscher, s. Leder.

Kalkauflagerungen, s. Pflanzenzelle.

Kalkbaryt, s. Schwerspat.

Kalkbein (Fußkrätze), eine durch die Hühnerfußmilbe (Dermatorhyctes) verursachte Krankheit der Hühner, bei welcher die Füße oft unförmlich verdickt und wie mit Lehm oder Kalk überzogen sind.

Kalkblau, soviel wie Neuwieder Blau.

Kalkborsten, die in der Gerberei mit Kalk von der Haut abgeätzten Borsten.

Kalkbreccie (spr. -bretsche), Trümmergestein aus eckigen, manchmal verschieden gefärbten Kalksteinbruchstücken mit einem meist kalkigen Bindemittel. Manche Kalkbreccien werden wegen ihrer Schönheit ähnlich wie Marmor benutzt, z. B. Brecciato oder Mischio di Serravezza von Serravezza und Stazzema bei Carrara (s. Marmor) sowie einige Varietäten aus den Pyrenäen; vgl. Breccien.

Kalkbrenner, 1) Christian, Komponist, geb. 22. Sept. 1755 in Münden, gest. 10. Aug. 1806 in Paris, begann seine Laufbahn als Chorsänger bei der Französischen Oper in Kassel, komponierte 1777 eine Messe, durch welche er sich die Mitgliedschaft der Philharmonischen Gesellschaft in Bologna erwarb, und ward 1788 Kapellmeister der Königin von Preußen zu Berlin, 1790 des Prinzen Heinrich von Preußen in Rheinsberg. Nach dem Tode des Prinzen ging er nach Paris, wo er als Chordirektor bei der Großen Oper angestellt wurde. Er hinterließ außer einer unvollendeten »Histoire de la musique« eine große Anzahl von Kompositionen, bestehend in Opern (darunter »Önone«, »Olympia«), Klaviersonaten, Liedern u. a.

2) Friedrich, Klavierspieler und Komponist, Sohn des vorigen, geb. 1788 während der Reise von Kassel nach Berlin, gest. 10. Juni 1849 in Enghien bei Paris, bildete sich im Konservatorium zu Paris und erhielt bereits 1801 die ersten Preise des Klavierspiels und der Komposition. 1803 ging er nach Wien, wo er sich bei Hummel und Clementi vervollkommte, machte 1805 Kunstreisen durch Deutschland und ließ sich 1814 in London nieder, wo er sich als Klavierlehrer Ruhm und Geld erwarb. 1824 nach Paris zurückgekehrt, widmete er sich hier mit gleichem Eifer dem Unterricht und wurde das Haupt einer Klavierschule, welche unter seiner Leitung zur höchsten Berühmtheit gelangte. Selbst ein Chopin glaubte, als er, bereits als fertiger Künstler, nach Paris kam, den Unterricht Kalkbrenners nicht entbehren zu können, und nur die von letzterm gestellte Bedingung, Chopin solle sich zu einem dreijährigen Kursus verpflichten, veranlaßte diesen, von seinem Vorhaben abzustehen. Kalkbrenners glänzendes Spiel, in welchem die Clementische mit der Hummelschen Vortragsweise verschmolzen war, rechtfertigte allerdings seinen Ruf, ebenso wie seine effektvollen und instruktiven Kompositionen. Da jedoch auf beiden Gebieten das Streben nach äußerm virtuosen Glanz den geistigen Gehalt überwog, so waren die von der Kalkbrennerischen Schule der Kunst geleisteten Dienste nur von zweifelhaftem Wert, und jenes hauptsächlich durch sie geförderte Virtuosentum, welches während der 20er und 30er Jahre in den Konzertsälen ganz Europas herrschte, konnte nur so lange Bestand haben, bis mit dem Auftreten Mendelssohns, Schumanns, Chopins und Liszts eine auf stärkern Ausdruck dringende Kunstrichtung eingeschlagen wurde. Damit war auch Kalkbrenners zahlreichen Kompositionen das Urteil gesprochen, obwohl sich unter denselben neben oberflächlichen Modeartikeln auch einzelne gediegene Arbeiten befinden, wie z. B. vier Konzerte, ein Konzert für zwei Klaviere und namentlich seine Klavierschule mit den dazu gehörigen Etüden. K. hinterließ ein ansehnliches Vermögen, welches er teilweise als Geschäftsteilnehmer an der durch seinen Einfluß wesentlich geförderten Pleyelschen Klavierfabrik erworben hatte.

Kalkbrennerei, s. Kalk.

Kalkbütte, s. Kalkmaß.

Kalkdüngung, s. Dünger und Düngung, S. 284.

Kalkeinlagerungen, s. Pflanzenzelle.

Kälken, s. Leder.

Kalkfarben, die in der Freskomalerei verwendbaren Farben, welche beim Auftragen auf Kalk nicht zersetzt werden, besonders Antimongelb, Barytgelb, Barytweiß, Kadmiumgelb, Chromgrün, Chromorange, Eisenorange, Englischrot, grüne Erde, Kobaltblau, Kobaltgrün, Bronners Freskokrapplack, Marsbraun, Neapelgelb, Ocker, schwarze Farben, Sienaerde, Schweinfurter Grün, Ultramarin, Umbra, Vandyckbraun, Zinkweiß.

Kalkfeldspat, s. Anorthit.

Kalkglimmer (Margarit), s. Glimmer.

Kalkglimmerschiefer (Blauschiefer), schieferiges kristallinisches Gestein, besteht aus einem körnigen Gemenge von Kalkspat, Quarz und hellem Glimmer (Muskovit). Das Gestein ist meist hellgrau ins Bläuliche u. Grünliche, stets deutlich geschichtet. Durch Vorwalten des Kalkspats und Schwinden des Quarzes geht der K. in glimmerführenden körnigen Kalk oder bei Anordnung der Glimmerblättchen in kugeligen Schalenlagen in Cipollino, bei Vertretung des Glimmers durch Sericit, Talk und Chlorit in kalkhaltigen Sericit-, Talk- und Chloritschiefer über. Das Gestein hat eine große Verbreitung in den Alpen, so in der Tauernkette, den Salzburger Alpen, in den Gebirgen Graubündens und des Wallis, auch im Mährischen Gebirge, in Massachusetts u. a. O.

Kalkgrün, s. Scheelesches Grün.

Kalkharmotom, s. Phillipsit.

Kalkhornfels, ein wesentlich aus Kalksilikaten bestehender, aus Kalkstein durch Umwandlung entstandener Hornfels (s. d.). [S. 776.

Kalkhydrat, soviel wie gelöschter Kalk, s. Kalk,

Digitized by Google

Kalkieren (kalquieren, franz. calquer), Übertragung einer Zeichnung, Schrift, eines Planes und dergl. vom Original auf eine andre Fläche. Dies kann durch Überdrucken, Durchzeichnen, Aufpudern, Aufpausen ꝛc. geschehen. Kalkierpapier und Kalkierleinwand zum Durchzeichnen, soviel wie Pauspapier und Pausleinwand; s. Pausen. Vgl. auch Metallographie.

Kalkinfarkt der Niere, eine gelblichweiße Ablagerung, welche im höhern Alter ohne Krankheitserscheinungen in den Schleifenkanälchen der Pyramiden der Niere vorkommt. Sie besteht aus mikroskopischen, stark lichtbrechenden, verschieden großen Kugeln, welche auf Zusatz von Essigsäure, unter Gasentwickelung und unter Zurücklassung einer homogenen kolloiden Masse, welche den abgelagerten Kalksalzen als stützendes Gerüst dient, verschwinden. Dem K. ist der harnsaure Infarkt der Neugebornen als eine ebenfalls nicht krankhafte Erscheinung an die Seite zu stellen.

Kalkkonglomerāt, Gestein aus abgerundeten Kalksteinstücken, welche durch ein kalkiges Bindemittel verkittet sind, entsteht, wenn kalkreiches Wasser durch Anhäufungen von Kalksteingeröllen hindurchrieselt und dabei seinen Kalkgehalt absetzt.

Kalkkonkremente, mikroskopisch kleine, bis stecknadelkopfgroße, wesentlich aus kohlensaurem und schwefelsaurem Kalk bestehende weiße Knötchen im Fleisch der Schweine, entstehen durch Verkalkung von Gregarinen und Strahlenpilzen.

Kalkkreuzstein, s. Phillipsit.

Kalklicht, s. Knallgas.

Kalklöschen, s. Kalk.

Kalklunge, s. Chalikosis.

Kalkmaß, ein von den Getreidemaßen hier und da früher abweichendes Trockenmaß, so die Tonne in Preußen = 4, in Sachsen = 2 Getreidescheffel, in Hamburg = 3 Faß oder 6 Himten, in Oldenburg = 56 Getreidekannen, die Kalkbütte in Hessen-Darmstadt zu 10 Kubikfuß = 156¼ Lit., in Frankfurt zu $6^{11}/_{70}$ Kubikfuß = 141,95 L., aber gehäuft gemessen, in Bayern 1 Muth = 4 Scheffel zu 6 gehäuften Metzen, in Österreich das Kalkmittel oder Müthel zu 2½ Getreidemetzen = 153,717 L.

Kalkmergel, Varietäten des Mergels (s. d.) mit vorwaltendem Kalkgehalt, der oft 75 Proz. beträgt. Tuffartiger K. oder Mergeltuff ist porös, löcherig (Zellenmergel), die Löcher sind meist mit Mergelerde, auch mit kohlensaurem Kalk gefüllt. Die K. finden sich namentlich in dem Muschelkalk und in der Jura-, Kreide- und Tertiärformation.

Kalkmesotyp, s. Skolecit.

Kalkmilch, s. Kalk, S. 777.

Kalkmittel, s. Kalkmaß.

Kalkmörtel, s. Mörtel.

Kalknagelfluh, eine Nagelfluh, in welcher das Bindemittel der Geröllstücke rein oder doch fast rein kalkig und fest ist; findet sich besonders in den nördlichen Voralpen; vgl. Tertiärformation.

Kalkofen, s. Kalk, S. 775 f.

Kalkoolith, Gestein, aus konzentrisch-schaligen und oft zugleich radialfaserigen Kalkkugeln, durch ein kalkiges Zement verbunden, zusammengesetzt (s. Tafel »Mineralien«, Fig. 23). Die Größe der Kugeln schwankt zwischen Hirsekorn- und Erbsengröße und ist für dasselbe Vorkommen meist sehr konstant. Im Rogenstein ist das Bindemittel der Kalkspatkugeln, deren konzentrische Struktur gewöhnlich erst durch die Verwitterung deutlich wird, ein mergeliges oder thonigsandiges. Oolithe sind besonders im Jura, Rogensteine in der Trias entwickelt. Ihre Bildung ist noch unerklärt, da sie Meeresabsätze sind u. sich deshalb mit den äußerlich ähnlichen Erbsensteinen (s. Sprudelstein), die Quellabsätze sind, nicht wohl vergleichen lassen. Früher hat man sie wohl als versteinerte Molluskeneier zu deuten versucht. Die Kalkoolithe gehen zuweilen bei Zersetzung, indem der Kern der kleinen Oolithkügelchen ausgelaugt wird, in sogen. Schaumkalke über, wie man an dem K. des Muschelkalks häufig beobachten kann.

Kalkpflanzen, Pflanzen, die Kalk in ungewöhnlich großer Menge enthalten und im wilden Zustand vorwiegend auf kalkreichem Boden vorkommen, aus deren Gegenwart daher auf den Kalkgehalt des letztern geschlossen werden kann, so z. B. Hippocrepis comosa *L.*, Stachys recta *L.*, Teucrium Chamaedrys *L.*, T. montanum *L.*, Bupleurum falcatum *L.*, B. rotundifolium *L.*, Carlina acaulis *L.*, Adonis aestivalis *L.* u. a. Auch viele Flechten, z. B. Arten von Staurothele, Scarcogyne u. a., wachsen auf und in Kalkgestein, das sie bis zur Tiefe mehrerer Millimeter aufzulösen und zu zernagen vermögen (Kalkflechten). Die in der ältern Physiologie übliche Unterscheidung der K. als eine besondere Gruppe ist zwecklos, da das Calcium ein jeder höhern Pflanze unentbehrlicher Nährstoff ist und wohl auch in allen Bodenarten, wenn auch in wechselnder Menge, vorkommt. An Kalk besonders reiche Böden besitzen aber gewisse physikalische Eigenschaften, die vielen Gewächsen nicht zusagen und nur von den K. ertragen werden.

Kalkphyllit, s. Phyllit.

Kalkpisee, s. Pisee.

Kalksalpeter, salpetersaurer Kalk.

Kalksalze (Calciumsalze, Calciumoxydsalze) finden sich weitverbreitet in der Natur (s. Calcium) und werden leicht erhalten, indem man Calciumoxyd oder kohlensauren Kalk in den betreffenden Säuren oder, soweit sie unlöslich sind, durch Wechselzersetzung löst. Die K. sind farblos, wenn die Säure ungefärbt ist, zum Teil sehr leicht löslich, während sich die schwer löslichen doch in Salzsäure und Salpetersäure lösen. Aus ihren neutralen Lösungen fällt Natronlauge weißes Calciumhydroxyd, phosphorsaures Natron weißen phosphorsauren, Schwefelsäure aus konzentrierten Lösungen weißen schwefelsauren Kalk. Letzterer ist in viel Wasser löslich und scheidet sich aus verdünnten Lösungen erst auf Zusatz von Alkohol aus. Oxalsaures Kali fällt sehr schwer löslichen weißen oxalsauren Kalk. Die K. spielen eine sehr große Rolle in der Natur; sie sind für die Ernährung der Organismen unentbehrlich, und viele finden in der Technik ausgedehnteste Verwendung.

Kalksand, s. Sand und Kalkstein.

Kalksandpiseebau, s. Pisee.

Kalksandziegel, s. Steine, künstliche.

Kalksburg, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Hietzing, an der Liesing, hat ein Jesuitenkollegium mit Gymnasium und (1890) 794 Einw.

Kalkschiefer, schieferig ausgebildeter Kalkstein verschiedener Formationen. Dem jüngern Tertiärgebirge gehört der K. von Öningen bei Stein a. Rh. an, die Lagerstätte des Andrias Scheuchzeri, vieler Fische, Insekten und einer reichen Flora; zum Purbeck oder untern Wealden gehören die sogen. Einbeckhäuser Plattenkalke, zum weißen Jura die von Solnhofen mit vielen Versteinerungen.

Kalkschlotten, Höhlen im Kalkstein, besonders im Zechsteingebirge Thüringens u. a. O.; s. Schlotten.

Digitiz

Kalkschwämme, s. Schwämme.

Kalkschwefelleber, s. Calciumsulfurete.

Kalksilikathornfels, soviel wie Kalkhornfels (s. d.).

Kalksinter, körniges oder faseriges Gestein, welches aus Kalkspat, seltener aus Aragonit (Antiparos, Karlsbad) besteht und sich in Krusten oder Platten, in Höhlen auch in Form von Stalaktiten und Stalagmiten bildet, indem sich kohlensaurer Kalk aus dem fließenden und sickernden Wasser abscheidet. Infolge seiner Entstehungsweise zeigt der K. streifige oder wellenförmige Färbung in gelblichen bis braunen Tönen. Oft versteht man unter K. auch den Kalktuff. Vgl. die Art. »Sinter« und »Sprudelstein« sowie Tafel »Quellen«, Fig. 4.

Kalkspat (Calcit), Mineral aus der Ordnung der Carbonate, kristallisiert rhomboedrisch und tritt in ungemein zahlreichen Formen (ohne die Kombinationen etwa 200) auf. Er ist ausgezeichnet rhomboedrisch spaltbar mit selten sichtbarem muscheligen Querbruch, Härte 3, spez. Gew. 2,6—2,8, durchsichtig bis undurchsichtig, in ersterm Fall mit ausgezeichneter doppelter Strahlenbrechung (Doppelspat), glasglänzend bis matt, auf dem blätterigen Bruch perlmutterglänzend, wasserhell, weiß, häufig auch gelb, rot, braun, schwarz, selten grün oder blau. Die dichten (derben) bis erdigen Varietäten sind weiß bis grau, selten schwarz, braun ꝛc. K. besteht wie Aragonit aus kohlensaurem Kalk $CaCO_3$ und enthält 44 Proz. Kohlensäure und 56 Proz. Kalk; doch sind von letzterm häufig geringe Anteile durch Bittererde, Eisen- und Manganoxydul, selten durch Zinkoxyd vertreten. Bisweilen schließt er Quarzsand ein, auch ist er nicht selten durchdrungen von Bitumen (bituminöser K. oder Stinkspat und Stinkkalk), minder oft gemengt mit Kohle (Anthrakonit). Er löst sich in Salzsäure unter starkem Aufbrausen, selbst in Essigsäure (Unterschied von Bitterspat und Verwandten), nicht in reinem, wohl aber in kohlensäurehaltigem Wasser. Die sehr mannigfaltigen Varietäten dieses äußerst wichtigen Minerals werden unter verschiedenen Namen aufgeführt. Der eigentliche K. begreift die frei auskristallisierten oder doch deutlich individualisierten Varietäten, wie sie besonders schön bei Andreasberg, Freiberg, Tharant, Auerbach, Maxen, in Derbyshire, Cumberland vorkommen. Hierher gehört der isländische Doppelspat, welcher zu Polarisationsapparaten benutzt wird. Ihn ersetzt für Instrumente zu technischen Zwecken der K. aus dem körnigen Kalk von Auerbach. Die aggregierten Varietäten sind entweder stängelig und faserig (Faserkalk, faseriger Kalksinter, Atlasstein zum Teil, seidenglänzend, oft farblos, auch gelblichbraun, rot, grün), oder schalig (Schieferspat), oder körnig bis dicht (Marmor, Kalkstein, Kalktuff). Diese letztern Varietäten sind von größter Wichtigkeit und setzen ganze Gebirge zusammen. Die erdigen Calcite sind von erdigem Bruch, zerreiblich und abfärbend, meist weiß, matt. Hierher gehören die Bergmilch, ein kryptokristallinisches Gemenge von Aragonit und kreideähnlichem K. mit etwas organischer Substanz, die Kreide, ein leicht zerreibliches, mager anzufühlendes Gestein, welches fast nur aus einer Zusammenhäufung mikroskopisch kleiner Schalen von Polythalamien oder Foraminiferen besteht, und der Wiesenmergel oder Alm, erdiger, mergeliger Absatz aus Kalkgerölle durchsickernden Wassern und Niederungen. Indem kohlensäurehaltige Wasser durch kalkige Gesteine hindurchsickern, nehmen sie kohlensauren Kalk auf, setzen ihn an den Wänden natürlicher Höhlen wie leerer Räume in alten Bergbauten wieder ab und bilden dann Absätze von Kalksinter (s. d.), meist von schaliger und faseriger Struktur, und Tropfsteine. Ebenso entstehen die Kalktuffe als Quellabsätze. Auch die Bergmilch ist ein Absatz aus kohlensäurehaltigem Wasser. Körniger K., stängeliger und faseriger K. finden sich ungemein häufig als Ausfüllungen und Auskleidungen von Klüften in Kalksteinen, der faserige Atlasstein ausgezeichnet zu Alstonmoor in Cumberland, der kristallinische K. ebenso auf Klüften und Drusenräumen in kalkigen Gesteinen, ungemein häufig aber als Begleiter der mannigfachsten Erzlagerstätten, insbes. auf Gängen. Den seltenen Schieferspat kennt man nur von wenigen Erzlagerstätten, insbes. von Schwarzenberg in Sachsen, Kongsberg in Norwegen, Triebisch in Böhmen, von Cornwall, Massachusetts in Nordamerika (Argentin) und wenigen andern Lokalitäten.

Man benutzt den Doppelspat in der Optik, den durchscheinenden weißgelblichen Kalksinter oder sogen. Kalkalabaster zu Ornamenten, ebenso und auch zu Bildhauerarbeiten den körnigen Marmor; die Architektonik wendet auch die schön gefärbten dichten Kalksteine als Marmor vielfach an; es werden Ornamentstücke, Tischplatten u. dgl. daraus verfertigt. Der gewöhnliche dichte Kalkstein ist ein vorzüglicher Baustein, ebenso der dichte italienische Travertin; aber selbst die porösen Arten des Kalktuffs, zum Teil leicht zu sägen, sind nicht unbeliebt als Bausteine. Für die Dauerhaftigkeit des Kalkspats als Baumaterial sprechen die aus Nummulitenkalk erbauten Pyramiden Ägyptens, die aus Travertin erbauten Tempel und Paläste der alten Römer, wobei freilich das günstige südliche Klima zu berücksichtigen ist. Hervorragend ist die Bedeutung des Kalkes für die Bereitung der Mörtel. Die verschiedensten Kalke liefern das Material für die Kalkbrennereien zu gewöhnlichem und hydraulischem Mörtel. Die dicken Platten der Kalkschiefer von Solnhofen, welche gleichförmiges und feines Korn besitzen, benutzt man als lithographischen Stein; mit schlechtern plattiert man Hausfluren ꝛc. und fertigt Kühlschiffe aus ihnen, mit den dünnern deckt man Häuser.

Kalkstein, Gestein, welches wesentlich aus kohlensaurem Kalk besteht und grob- oder feinkörnig, dicht, oolithisch, kompakt und zellig, porös (Tuff) sowie erdig (Kreide) und sandig (Kalksand, Korallensand) auftritt. Der körnige K. heißt Marmor (s. d.), aber auch der scheinbar dichte erweist sich unter dem Mikroskop kristallinisch, und zwar ist der kohlensaure Kalk in der Regel als Kalkspat ausgebildet. Die Farbe des Kalksteins ist sehr verschieden, der dichte K. ist meist grau oder gelblichgrau, auch schwarz (Anthrakonit), rötlich, seltener bräunlich, der Marmor oft ganz weiß. Während der letztere reich an accessorischen Beimengungen ist, pflegt der dichte K. äußerst arm an solchen zu sein, dagegen oft sehr reichlich fossile Organismen zu enthalten, die dem Marmor fehlen. Mancher K. ist reiner kohlensaurer Kalk, andre gehen durch steigenden Magnesiagehalt in Dolomit, durch steigenden Thongehalt in Mergel, einige auch in Sandstein über; die rötlich gefärbten enthalten Eisenoxyd, die dunkeln organische, zuweilen beim Anschlagen stark bituminös riechende Substanz (sog. Stinkkalke), vielen ist Kieselsäure beigemengt (vgl. Kieselkalkstein). Kalksteine sind durch alle sedimentären Formationen verbreitet; hervorzuheben sind die körnigen Kalke der kristallinischen Schiefer, die Kalksteinlager im Silur und Devon, der Kohlenkalk, der Zechstein (des obern Perm), der »Muschelkalk«

Digitized by Google

der mittlern Trias, der K. der Juraformation, der Hippuritenkalk der Kreide, der tertiäre (eocäne) Nummulitenkalk, auch der Grobkalk des Pariser Beckens. Seiner Entstehung nach ist der K. entweder eine marine Bildung und dann unter Mitwirkung von Organismen, deren Reste zum Teil noch vom K. umschlossen werden, gebildet (Korallenkalk, Lithothamnienkalk, Krinoidenkalk, Hydrobienkalk etc.), oder er ist ein Süßwasserabsatz, z. B. Quellwasserabsatz, wie der Kalktuff (s. d.), der Süßwasserkalk, der Rogenstein etc. Vgl. auch Kalkoolith und Kreide.

Kalksucht, s. Seidenspinner.

Kalkthonschiefer, s. Thonschiefer.

Kalktiegel, s. Schmelztiegel.

Kalktorf, Mischung von Torfmull mit Ätzkalk, dient als Füllmaterial für Decken und zeichnet sich durch Leichtigkeit, Schalldämpfung und fäulniswidrige Beschaffenheit aus.

Kalktuff (Duckstein, Tuffstein), feinkörnig erdiger, poröser, zelliger und durchlöcherter Kalkstein, welcher, von fließendem Wasser über Pflanzenresten abgesetzt und diese inkrustierend und verkittend, wie ein in Kalkmasse umgewandelter Torf erscheint. Er ist wenig fest, hat ein geringes Gewicht, lichte Farben und ist in der Regel ungeschichtet. Als ein Produkt der Auslaugung von ältern Kalksteinen findet er sich stets in deren Nachbarschaft, wo er besonders in den Thälern rings um die Kalkberge Ablagerungen von wechselnder Mächtigkeit bildet und noch fortwährend zum Absatz gelangt. Die wichtigsten Kalktuffbildungen Deutschlands sind teils alluvial (Meißen, Elmgebirge im Braunschweigischen, Schwäbische Alb etc.) und enthalten dann oft Reste von noch lebenden Tier- und Pflanzenarten (Hirsch, Pferd, Land- und Süßwasserschnecken, Blätter etc.), teils diluvial (Weimar, Kannstatt) und dann ausgezeichnet durch Einschlüsse von Skelettteilen und Zähnen von jetzt bei uns nicht mehr lebenden Tieren. Eine Abart des Kalktuffs ist der Travertin (s. d.). Man benutzt K. zu Beeteinfassungen in Gärten, zu Grotten und in Aquarien. Aus Röhrenstücken zusammengesetzter K., der durch Überrindung von später verwesten Wurzeln, Schilf etc. entstanden ist, wurde früher als Beinbrech, Beinwell bei Knochenbrüchen benutzt. Nicht selten geht der K. in dichten, ungeschichteten Süßwasserkalk (s. d.) über.

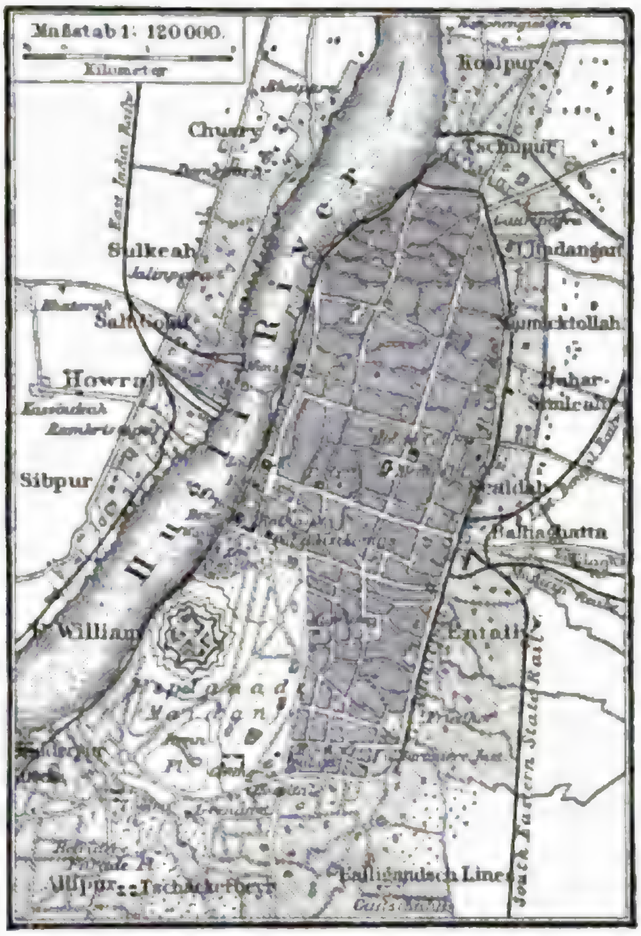
Kalkül (vom lat. calculus, Steinchen, deren man sich in der ältesten Zeit beim Rechnen bediente), Berechnung, Überschlagung, auch Rechnungsmethode; im geschäftlichen und amtlichen Leben angewendet auf Voranschläge, Rentabilitätsberechnungen etc. Kalkulieren, rechnen, berechnen, eine Schlußfolge machen.

Kalkulation (lat.), Berechnung, speziell Berechnung der Produktions- oder der Bezugs- und Versendungskosten einer Ware; Kalkulationsbuch, das kaufmännische Buch, in welchem die Warenkalkulationen angestellt werden.

Kalkulator (lat.), ein Beamter, der Voranschläge und Rechnungen auszuführen oder zu prüfen hat. Kalkulatūr, bei Gerichts- und Verwaltungsbehörden die Aufstellung und Prüfung von Rechnungen.

Kalkuranit, s. Uranglimmer.

Kalkutta, Hauptstadt des britisch-ind. Kaiserreichs und der Lieutenant-Governorship Bengalen, unter 22° 34′ nördl. Br. und 88° 24′ östl. L. v. Gr., 160 km vom Golf von Bengalen, am linken Ufer des Hugli oder Bhagirathi und Ausgangspunkt von vier Bahnen, erstreckt sich von N. nach S. am Fluß entlang nahe an 5 km, während die Breite zwischen 2 und 3 km schwankt. Das Klima ist heiß, feucht u. ungesund. Als höchste Temperatur registrierte man 41°, als niedrigste 11°. Die Durchschnittstemperatur im heißesten Monat (Mai) ist 30°, im kältesten (Dezember) 20°. Sehr stark ist der Regenfall; Cyklone richten periodisch große Verheerungen an, wobei auch viele Menschen umkommen. Cholera und Fieber raffen viele Menschen dahin. Gesundheitsstationen sind Simla, Sommerresidenz des Vizekönigs, und Dardschiling. Seit 1870 wird die Stadt mit filtriertem Wasser aus dem Fluß versorgt, wodurch der Gesundheitszustand sich sehr wesentlich gebessert hat. Die eigentliche Stadt, vom



Lageplan von Kalkutta.

Fluß und der Circular Road eingeschlossen, bedeckt 21 qkm; sie enthält die weit ausgedehnte Esplanade, den Maidan, Exerzierplatz für die Truppen und Promenade der eleganten Welt. Auf diesem, dicht am Hugli, nimmt Fort William einen Raum von 3 km Umfang ein, das ein großes Arsenal einschließt, mit 619 Geschützen besetzt u. für 25,000 Mann eingerichtet ist. Nach N. zu begrenzen den Maidan der Palast des Vizekönigs, das Rathaus, die Bank von Bengalen, das Generalpostamt, Zollamt, die Münze; weiter sind nennenswert die Gebäude des Gesetzgebenden Rates, der Obergerichtshof, eine Irrenanstalt, ein großes Gefängnis, Hospital, der Palast des anglikanischen Bischofs, die 27 protestantischen (darunter die St. Paulskathedrale) und 8 kath. Kirchen, ein deistisches Gotteshaus (merkwürdigerweise gibt es keine orthodoxen Hindutempel). Die Stadt hat zahlreiche Denkmäler, darunter die von Ochterlony, Warren Hastings, Wellington, Cornwallis, Outram, Peel (das letzte in dem schönen Eden Garden, woselbst sich auch eine 1854 herübergebrachte birmanische Pagode befindet). Die

Bevölkerung betrug 1891: 681,560 (mit Vorstädten 810,786) Köpfe, darunter nur 234,814 weiblich; 444,845 waren Buddhisten, 203,173 Mohammedaner, 28,997 Christen. Der Nationalität nach waren 5323 Europäer, davon 4325 Engländer, 224 Franzosen, 173 Deutsche, 163 Türken, 102 Italiener. Starke Militärabteilungen stehen im Fort William und in den Vorstädten Barrackpur und Dum Dum. Die **Industrie** ist in K. nur in kleinerm Maßstab vertreten, größere gewerbliche Anstalten befinden sich meist gegenüber in Howrah. Mit diesem hatte K. 1894: 26 Jutefabriken mit 9417 Webstühlen und 189,080 Spindeln, bei denen 67,931 Arbeiter beschäftigt waren, 8 Baumwollspinnereien mit 324,038 Spindeln, drei große Papierfabriken, zwei große Zuckerfabriken, mehrere Indigofabriken, eine Messinggießerei und 170 kleinere gewerbliche Anstalten. Großartige Etablissements besitzt der Staat in Stadt und Umgegend, darunter die große Geschützgießerei zu Kosipur. Unterstützt durch Fluß, Eisenbahnen und die Nähe des Meeres, hat sich der **Handel** zu großartigen Verhältnissen entwickelt. K. ist dem Verkehr nach der zweitgrößte Hafen Indiens und steht nur hinter Bombay zurück; es vermittelt von dem gesamten auswärtigen Handel 35,5, vom Binnenhandel 15,4 Proz. Der Gesamthandel erreichte 1894 den Wert von 699,271,460 Rupien; derselbe deckt sich nahezu mit dem von Bengalen, dessen Einfuhr 291,997,310, dessen Ausfuhr 419,691,500 Rupien betrug. Aus Deutschland kam für 5,590,147, dorthin ging für 32,316,281 Rupien Ware. Bei der Einfuhr nehmen Baumwollenfabrikate, Garne und Twist mit 156 Mill. Rupien die erste Stelle ein, andre wichtige Einfuhrartikel sind Woll- und Seidenwaren, Metalle und Metallwaren, Kleider, Sonnenschirme, Papier, Papierwaren, Bücher, Glaswaren, Drogen, Zucker, Speck, Schinken, Käse, Butter, Petroleum, Kohle, Chemikalien, Farben u. a. Die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Jute und Jutesäcke, Opium, Thee, Reis, dann Häute, Baumwolle, Ölsaaten, Indigo, Rohseide (229 Ton.), Gummi. Der Hafen für große schwerbeladene Schiffe ist Diamond Harbour, unterhalb K. und mit demselben durch Eisenbahn verbunden; andre Schiffe können bis zur Stadt gelangen, deren Hafen sich 16 km lang am Ufer hinzieht und 169 Schiffen Platz zum Anlegen gewährt. Die über den Hugli nach dem gegenüberliegenden Howrah (s. d.) führende Schiffbrücke wird zu bestimmten Stunden geöffnet, um Schiffen den Durchgang zu gewähren. Es liefen 1893 ein 271 Dampfer von 548,982 Ton. und 146 Segelschiffe von 242,083 T., aus 325 Dampfer von 681,366 T. und 180 Segelschiffe von 295,603 T. Außer zahlreichen englischen Dampferlinien, dem Österreichisch-Ungarischen Lloyd und den Messageries maritimes verkehrte hier auch die Hamburg-Kingsin-Linie. Mit dem Innern ist K. durch die Dampfer auf dem Ganges, die Eastern Bengal- und South Eastern-Bahn sowie von Howrah aus durch die East India-Bahn verbunden. Kürzere Linien sind K.-Balliagh und die Munizipalbahn. Eine 27 km lange Pferdebahn durchzieht die vornehmste Straße. In K. sind 14 Banken vertreten. Die Stadt besitzt 7 Krankenhäuser, darunter je eins ausschließlich für Europäer, für Eingeborne und für Frauen und Kinder, zahlreiche Bildungsanstalten, darunter das Hindu College, University Senate House, Hare School, Presidency College, Sanskrit College, Medical College, Calcutta Madrassa, die berühmte La Martinière, die Free Institution, einen prächtigen botanischen und zoologischen Garten, ein Museum, ist Sitz der Asiatic Society of Bengal, der Gesellschaften für Natur- und Arzneikunde, für Gartenbau, eines Handwerkerinstituts u. a. Die Verwaltung der Stadt liegt in den Händen eines vom Lieutenant-Governor ernannten Beamten mit ebenfalls von jenem ernannten und von den Steuerzahlern erwählten Kommissaren. Die städtischen Einkünfte betrugen 1892: 599,119, die Ausgaben 484,997, die städtische Schuld 1,288,338 Pfd. Sterl. K. ist Sitz des Vizekönigs von Indien, des Lieutenant-Governors von Bengalen, der obersten Verwaltungsbehörden, des Appellhofes für Indien, eines katholischen Erzbischofs und anglikanischen Bischofs, des Oberbefehlshabers in Indien und Kommandeurs der Truppen in Bengalen, eines deutschen Generalkonsuls ꝛc. An die eigentliche Stadt schließen sich nicht weniger als 17 Vorstädte an, in denen die verschiedensten Rassen und Kasten ungesondert nebeneinander wohnen. — Die Stadt wurde 1686 durch englische Kaufleute, die der Nawab von Bengalen aus ihrer Faktorei Hugli vertrieben hatte, im Dorfe Sutahnati gegründet, das mit Kalikata (woher der Name) und andern Orten die Stelle des heutigen K. einnahm. 1756 wurde der Ort durch Suradsch ud Daulah eingenommen, wobei 146 englische Gefangene in das Black Hole eingesperrt wurden, in dessen engem Raume die meisten während der Nacht umkamen. Nachdem aber im nächsten Jahr Clive die Stadt zurückerobert und dann das wichtige Fort William (s. d.) errichtet hatte, hob sich K. schnell, seit 1772 ist es Sitz der britisch-indischen Regierung.

Kalkuttahanf, soviel wie Jute.

Kalkwasser, s. Kalk, S. 777.

Kalkziegel (Kalksandziegel), s. Steine, künstliche.

Kalkziegelbau, s. Pisee.

Kallatis, Römerkolonie, s. Mangalia.

Kállay, Benjamin von, österreich. Staatsmann, geb. 22. Dez. 1839 aus einem ungarischen Adelsgeschlecht, studierte die Rechte, lernte Russisch, Serbisch, Rumänisch und Türkisch und bereiste darauf Rußland, die europäische Türkei und Kleinasien. Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat er in den diplomatischen Dienst der Monarchie und ward 1869 zum Generalkonsul in Belgrad ernannt. Er bekleidete diesen Posten bis 1875 und hatte hier Gelegenheit, die Verhältnisse des Orients noch gründlicher kennen zu lernen. Auch schrieb er in jener Zeit eine »Geschichte der Serben« (1877; deutsch von Schwicker, Pest 1878, Bd. 1). Nach seinem Rücktritt gehörte er mehrere Jahre dem ungarischen Abgeordnetenhaus als konservatives Mitglied an; er vertrat hier schon 1876 eine energische austroslawische Orientpolitik und schrieb »Die Orientpolitik Rußlands« (Pest 1878). Als Andrássy das Ministerium des Auswärtigen 1879 niederlegte und der des Ungarischen nicht kundige Haymerle sein Nachfolger wurde, ward K. zum ersten Sektionschef des Ministeriums des Äußern ernannt, um dasselbe vor der ungarischen Delegation zu vertreten. Auch leitete K. dasselbe interimistisch nach Haymerles Tod (1881) bis zu Kálnokys Ernennung. Nach Szlávys Entlassung ward K. 4. Juni 1882 zum Reichsfinanzminister ernannt u. widmete sich mit Energie der Verwaltung der okkupierten Provinzen Bosnien u. Herzegowina, deren Aufblühen und Gedeihen als sein Werk anzusehen ist.

Kalle (jüd.-deutsch, hebr. Kallah), Braut.

Kalle, Dorf im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Meschede, hat eine kath. Kirche, Branntweinbrennerei, Mahl- und Sägemühlen und (1890) 2578 Einw.

Digitized by Google

Kallenberg, Lustschloß und gewöhnlicher Wohnsitz des Herzogs von Koburg, auf einer freien Bergkuppe nordwestlich von der Stadt Koburg, 475 m ü. M. gelegen. Im 12. Jahrh. der Stammsitz einer angesehenen Ritterfamilie, wurde die alte Feste durch den Herzog Ernst I. von Koburg nach dem Plan Heideloffs restauriert und durch den Herzog Ernst II. erweitert und verschönert. Dabei eine elegante, nach englischen Vorbildern eingerichtete Musterfarm.

Kalli... (griech.), in zusammengesetzten Wörtern, soviel wie schön, wohl, edel.

Kallidromos, Berg, s. Griechenland (Alt-Griechenland), S. 928.

Kallies, Stadt im preuß. Regbez. Köslin, Kreis Dramburg, an drei kleinen Seen u. der Linie Schneidemühl-K. der Preußischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht und (1890) 3557 Einw., davon 10 Katholiken und 46 Juden. In der Nähe das Schloß K. mit Kartoffelstärkefabrikation. Friedrich d. Gr. ließ die Stadt nach dem großen Brande von 1771 wieder aufbauen. Bis 1815 gehörte sie zur Neumark.

Kalligeneia, in der griechischen Mythologie Beiwort der Demeter als der Verleiherin des Kindersegens, dann zu ihrer Tochter oder Priesterin gemacht; auch Name ihres Festes.

Kalligraphie (griech.), Schönschreibkunst; Kalligraph, Schönschreiber; s. Schreibkunst.

Kallikrates, griech. Architekt des 5. Jahrh. v. Chr., der in Gemeinschaft mit Iktinos den Parthenon auf der Akropolis zu Athen erbaute (s. Athen, S. 56).

Kallikratidas, spartan. Feldherr, folgte 406 v. Chr., noch sehr jung, dem Lysandros, der ihm aus Eifersucht viel Schwierigkeiten verursachte, im Oberbefehl über die Flotte, eroberte Methymna auf Lesbos, nahm dem athenischen Flottenführer Konon 30 Schiffe ab und schloß ihn mit dem Reste seiner Flotte bei Mytilene ein. Eine neue athenische Flotte von 150 Schiffen gedachte K. zwischen Lesbos und dem Festlande des Nachts mit seinen 120 Schiffen zu überfallen, wurde aber durch einen Sturm verhindert. Am folgenden Morgen segelten ihm die Athener selbst zum Kampf entgegen, und K. nahm die gebotene Schlacht bei den Arginusen an. Lange schwankte der Sieg, bis K. beim Anprallen seines Schiffes an ein feindliches über Bord stürzte und ertrank (406); bald befand sich die ganze peloponnesische Flotte auf wilder Flucht.

Kallilogie (griech.), Schönredekunst, Beredsamkeit.

Kallimachos, 1) griech. Bildhauer, zu Athen um die 89.—94. Olympiade (424—404 v. Chr.) thätig. Man nennt von ihm tanzende Spartanerinnen; eine sitzende Hera zu Platää; die goldene Lampe, welche Tag und Nacht im Erechtheion zu Athen brannte. K. kann zwar nicht, wie berichtet wurde, die Kunst, den Marmor zu bohren, erfunden haben, scheint aber mit starker Anwendung des Bohrers eine große Virtuosität in der Technik erreicht zu haben. Er war nie mit seinen Arbeiten zufrieden, sondern feilte und besserte endlos an ihnen herum, daher er auch den Beinamen Katatexitechnos erhielt. Vitruv schreibt ihm die Erfindung des korinthischen Kapitäls und der korinthischen Säulenordnung zu. Nach Plinius war er auch als Maler thätig.

2) Griech. Dichter und Grammatiker, aus dem edlen Geschlecht der Battiaden zu Kyrene, um 310—238 v. Chr., hielt nach Vollendung seiner Studien in Athen anfangs eine Schule zu Eleusis, einer Vorstadt von Alexandria, bis er von Ptolemäos Philadelphos an den Hof gezogen, wahrscheinlich auch zum Vorsteher der Bibliothek ernannt wurde. Er genoß als Gelehrter wie als Dichter im Altertum das höchste Ansehen; die bedeutendsten Gelehrten und Dichter der Zeit, wie Eratosthenes, Aristophanes von Byzanz, Apollonios von Rhodos, auch Theokrit, waren seine Schüler. Durch seine nach Fächern und in diesen chronologisch geordneten Verzeichnisse (pinakes) der alexandrinischen Bücherschätze in 120 Büchern legte er den Grund zu der griechischen Litteraturgeschichte. Im ganzen wurden ihm 800 prosaische und poetische Schriften des verschiedenartigsten Inhalts beigelegt. Vollständig erhalten haben sich nur 6 Hymnen und 63 Epigramme und in der Übersetzung des Catull die Elegie »Die Locke der Berenike«. In den Elegien (hauptsächlich enthalten in den 4 Büchern »Aitia«, einer Sammlung griechischer Ursprungs- und Gründungslegenden), die namentlich von den Römern sehr geschätzt und nachgeahmt wurden, wie von Catull, Properz und Ovid, bestand seine Hauptstärke. Viel gefeiert war auch sein kleines idyllisches Epos »Hekale«. Wie die erhaltenen Überreste zeigen, waren die Elemente seiner Poesie Kunst und Gelehrsamkeit, nicht eigentliche poetische Begabung. Ausgabe der gesamten Überreste von O. Schneider (Leipz. 1870—73, 2 Bde.), der Hymnen und Epigramme von Meineke (Berl. 1861) und v. Wilamowitz (das. 1882); Übersetzung der Hymnen von Schwenk (Stuttg. 1833), Weber (in den »Elegischen Dichtern«, Frankf. 1826).

Kallinikon, Stadt, s. Rakka.

Kallinikos, Beiname des Herakles (s. d., S. 56).

Kallinos, griech. Elegiker, aus Ephesos, lebte um 670 v. Chr., als Kleinasien durch den Einfall der Kimmerier schwer heimgesucht wurde. In dem einzigen von ihm, wiewohl nicht vollständig, erhaltenen Gedicht spornt er seine erschlafften Landsleute in einfacher, männlicher Weise zu heldenmütigem Kampf an (abgedruckt in Bergks »Poetae lyrici graeci«, Bd. 2, 4. Aufl., Leipz. 1882; übersetzt von E. Geibel im »Klassischen Liederbuch« u. a.). Vgl. Geiger, De Callini aetate (Erlang. 1877).

Kalliope (griech., die »Schönstimmige«), eine, und zwar später die erste und älteste der neun Musen, Vertreterin der epischen Dichtkunst, bisweilen der Poesie und Beredsamkeit überhaupt, Mutter des Orpheus, Linus u. a. Ihre Attribute sind eine Schreibtafel und ein Griffel. Vgl. Musen (mit Abbildung).

Kallipädie (griech.), der Besitz schöner Kinder.

Kallipygos (griech., »mit schönem Hintern«), ein Beiname der Aphrodite, von Statuen derselben gebräuchlich, welche sie nach hinten blickend darstellen. Der Name soll folgendem Vorfall seine Entstehung verdanken: Zwei sizilische Mädchen stritten sich, welche von ihnen am Hinterteil schöner sei. Ein Jüngling, zum Schiedsrichter aufgefordert, entschied für die ältere und vermählte sich mit ihr, sein Bruder mit der andern. Beide Frauen, nun reich geworden, errichteten der Aphrodite zu Syrakus einen Tempel mit ihrem Bild in oben bezeichneter Stellung. Eine Statue dieser Art, wenn die Darstellung nicht etwa ein Hetärenmotiv ist, steht im Nationalmuseum zu Neapel (vgl. Aphrodite).

Kallirrhoë, Tochter des Okeanos und der Tethys, Mutter des Geryones und der Echidna; außerdem Name mehrerer Fluß- oder Quellnymphen.

Kallirrhoë (die »Schönfließende«), 1) eine berühmte Quelle beim alten Athen, sprudelte südlich davon im Bette des Ilissos hervor, ward von Peisistratos in einen Brunnen mit neun Röhren gefaßt. — 2) Stadt, s. Edessa 1).

Digitized

Kallisthĕnes, griech. Geschichtschreiber aus Olynthos, um 360—327 v. Chr., des Aristoteles Neffe und Schüler, begleitete Alexander d. Gr. auf seinem Zug nach Asien, zog sich aber durch seine Weigerung, Alexander nach persischer Sitte fußfällig zu verehren, des Königs Zorn zu und wurde daher wegen angeblicher Teilnahme an der Verschwörung des Hermolaos ins Gefängnis geworfen, worin er starb. Er schrieb eine »Hellenische Geschichte« der Jahre von 387—357, eine Geschichte des sogen. heiligen Krieges 355—346 und eine wahrscheinlich bis 330 reichende Geschichte der Kriegszüge Alexanders; außerdem mehrere naturhistorische Werke. Sammlung der Fragmente von Müller in Dübners Ausgabe des Arrian (Par. 1846). Vgl. Westermann, De Callisthene (Leipz. 1838—1842). — Eine romanhafte Geschichte Alexanders d. Gr., die den Namen des K. fälschlich führt und eine Hauptquelle der mittelalterlichen Alexandersage bildet, ist ihrem Kern nach in der Ptolemäerzeit entstanden, gehört aber in ihrer jetzigen Gestalt wahrscheinlich dem 3. Jahrh. n. Chr. an (hrsg. von Müller a. a. O. und Meusel, Leipz. 1871); s. Julius Valerius. Vgl. Zacher, Pseudokallisthenes (Halle 1867).

Kallisto, Jagdgefährtin der Artemis, Tochter des arkadischen Königs Lykaon, nach andern des Nykteus, wurde von Zeus Mutter des Arkas und darauf von der zürnenden Artemis in eine Bärin verwandelt oder getötet. Zeus versetzte sie als Arktos (»Bärin«) unter die Gestirne, ihren Sohn gab er der Maia oder dem Hermes zur Erziehung. Kallistos Grab befand sich in Arkadien. K. (auch Kalliste) war ursprünglich nur ein Beiname der arkadischen Artemis. Vgl. R. Franz, De Callistus fabula (Leipz. 1890).

Kallistrătos, 1) Athener aus Aphidna, einflußreicher Redner und tüchtiger Feldherr neben Timotheos und Iphikrates, kam 371 v. Chr. an der Spitze einer Gesandtschaft nach Sparta und sprach daselbst mit Erfolg für die Einigung Spartas mit Athen. Seine Rede über Oropos, den Zankapfel zwischen Athen und Theben, begeisterte Demosthenes für die Beredsamkeit. Er war ein entschiedener Gegner Thebens, und als seine antiböotische Politik dem Staat empfindliche Verluste verursachte, ward er angeklagt, und trotz seiner Beredsamkeit konnte er dem Tode nur durch freiwillige Verbannung nach Makedonien entgehen (361). Ohne Erlaubnis aus der Verbannung nach Athen zurückgekehrt, wurde er hingerichtet.

2) K., alexandrinischer Grammatiker, Schüler des Aristophanes von Byzanz, um 150 v. Chr., beschäftigte sich namentlich mit der Kritik und Erklärung des Homer und der dramatischen Dichter. Vgl. Schmidt, De Callistrato (in Naucks »Aristophanis Byzantini fragmenta«, Halle 1848).

3) Griech. Rhetor, vielleicht nach dem 3. Jahrh. n. Chr., verfaßte nach dem Beispiel des Philostratos eine Beschreibung von 14 plastischen Werken berühmter Künstler, wie Skopas, Praxiteles, Lysippos u. a., in geziertem Ton und ohne eine wirkliche Anschauung zu geben (abgedruckt in den Ausgaben des Philostratos, s. d.).

Kallitrichaceen (Wassersterne), dikotyle, etwa 25 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Geranialen, Wasserpflanzen mit gegenständigen, am Sproßgipfel oft rosettenartig zusammengedrängten Blättern und achselständigen, eingeschlechtigen, von zwei Vorblättern umgebenen, nackten, sehr reduzierten Blüten, die entweder aus einem Staubgefäß oder aus einem zweigriffeligen Fruchtknoten bestehen, der bei der Fruchtreife in vier einsamige Steinfrüchtchen zerfällt. Vgl. Hegelmaier, Monographie der Gattung Callitriche (Stuttg. 1864).

Kallitriche, s. Meerkatze.

Kalliwōda, Johann Wenzel, Violinspieler und Komponist, geb. 21. Febr. 1801 in Prag, gest. 3. Dez. 1866 in Karlsruhe, am Prager Konservatorium gebildet, war 1822—53 Kapellmeister des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen. Ein sehr fruchtbarer Komponist, machte sich K. durch zahlreiche Violinwerke, Symphonien (darunter eine treffliche in F moll), Konzertouvertüren, besonders aber durch ansprechende Lieder in weitern Kreisen bekannt. Als Violinvirtuos zeichnete er sich weniger durch brillantes als durch ausdrucksvolles Spiel aus. — Sein Sohn Wilhelm K., geb. 19. Juli 1827 in Donaueschingen, gest. 8. Sept. 1893 in Karlsruhe, besuchte 1844 das Leipziger Konservatorium, wirkte von 1848 an als Musikdirektor an der katholischen Kirche zu Karlsruhe, später auch gleichzeitig als Kapellmeister am dortigen Hoftheater und trat 1875 in den Ruhestand. In seinen Kompositionen folgt er mit Vorliebe der Mendelssohnschen Richtung.

Kallmorgen, Friedrich, Maler, geb. 15. Nov. 1856 in Altona, studierte von 1875—77 auf der Düsseldorfer Kunstakademie und bildete sich dann bei Gude in Karlsruhe weiter, mit welchem er 1880 nach Berlin ging, wo er jedoch nur ein halbes Jahr blieb. Nach Karlsruhe zurückgekehrt, setzte er dort seine Studien in der Landschaftsmalerei bei Baisch und Schönleber fort, welche besonders auf seine koloristische Ausbildung von Einfluß wurden. Letztere wurde noch erweitert durch eine Reise nach Holland, welche ihm eine Reihe von Motiven zu Landschaften und Straßenansichten bot, auf welchen der figürlichen Staffage eine bedeutsame Rolle angewiesen ist. In seinen Bildern vereinigt sich plastische Darstellung mit Kraft der Färbung, schlichter Wahrheit der Auffassung und einem Streben nach wirksamer Beleuchtung. Seine Hauptwerke sind: Sommertag in der Heide (1880); Kornfeld und Obstbäume (1881); der Studienplatz; Ostermontag (mit Musikanten); Kanalbau an der Nordsee (1884); Feierabend und der Brief aus Amerika (1886, holländische Motive); der Feuerreiter; der blinde Musikant (1887); Fischerdorf an der schleswigschen Küste; die Strickschule (1889); Nachbarskinder; die Neugierigen; die betenden Kinder (1891); der Dorfbrand; der Erzähler (1893); Markt in Karlsruhe; die Büste des Kaisers (Gipsfigurenhändler im Dorfe); Michaeliskirche in Hamburg; am Landungsplatze des Fährdampfers. In neuerer Zeit hat er sich mehr der landschaftlichen Stimmungsmalerei im realistischen Sinne zugewendet. 1887 erhielt er die kleine goldene Medaille der Berliner Ausstellung. Seine Gattin ist die Stilllebenmalerin Hormuth-K. (s. d.).

Kallnberg (Callnberg), Stadt in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Glauchau, an der Linie St. Egidien-Stollberg der Sächsischen Staatsbahn, nur durch die Rödlitz von Lichtenstein (s. d.) getrennt, 322 m ü. M., hat eine evang. Pfarrkirche, ein Lehrerinnenseminar, Weberei, Strumpfwirkerei, Fabrikation von Bett- und Tischdecken, Portieren- und Vorhangstoffen und (1890) 2967 fast nur evang. Einwohner. K. wurde 1716 von Lichtenstein (s. d.) abgetrennt und zur Stadt erhoben.

Kallochrōm, soviel wie Rotbleierz.

Kallon, griech. Bildhauer, s. Kalon.

Kallone (»Schönheit«), mutmaßlicher Name einer Göttin der samothrakischen Mysterien.

Digitized by Google

Kallosität (lat.), soviel wie Schwiele.

Kalluihanf (Kankhurahanf), s. Chinagras.

Kallundborg, Hafenstadt auf der Westküste der dänischen Insel Seeland, Amt Holbäk, Endpunkt der Staatsbahnlinie Kopenhagen-K., mit einer berühmten, von Esbern Snare gebauten, in den letzten Jahrzehnten restaurierten fünftürmigen Kirche und (1890) 3566 Einw. Das Schloß, nebst der Kirche um 1170 erbaut, wurde im 16. Jahrh. als Staatsgefängnis benutzt (Christian II. saß 1549—59 hier gefangen) und im schwedischen Krieg (1658) völlig zerstört.

Kallynterien, s. Plynterien und Kallynterien.

Kalmank (Kalamank), älterer Name für Lasting (s. d.).

Kalmar (v. ital. calamaio, »Tintenfaß«, Loligo), Gattung der Tintenschnecken (s. d.), mit nacktem, cylindrischem, hinten zugespitztem Körper, mit Flossen, welche dem Hinterende meist die Gestalt einer geflügelten Pfeilspitze geben, und mehreren Reihen von Saugnäpfen auf den beiden Fangarmen. Im Rücken liegt eine biegsame hornige Schulpe. Der gemeine K. (L. vulgaris, s. Tafel »Aquarium«, Fig. 12 u. 13; der Laich desselben s. Tafel »Eier von Fischen rc.«, Fig. 8), ein ungemein zartes, zierliches Tier mit zwei großen Augen u. halbdurchsichtigem Körper, lebt im Mittelmeer und im Atlantischen Ozean gewöhnlich scharenweise beisammen; sie schwimmen ebenso leicht vorwie rückwärts und ernähren sich von kleinen Krebsen, werden aber selbst die Beute der größern Fische und sind auch eßbar. In der Tiefsee kommen riesige Exemplare nahe verwandter Gattungen vor (s. Kraken).

Kalmar, Län im südöstlichen Schweden, umfaßt den östlichen Teil der Landschaft Småland und die der Küste vorgelagerte Insel Öland (s. d.), grenzt im N. an Ostgotland, im W. an dieses und die Läne Jönköping und Kronoberg, im S. an Blekinge und hat ein Areal von 11,493,3 qkm (208,7 QM.) mit (Ende 1890) 232,847 Einw. Das Festland ist im NO. felsig und waldreich, während der Süden bedeutende, kornreiche Ebenen enthält. Doch sind nur 14,4 Proz. des Areals Acker- und Gartenland, 9,3 Proz. Wiesen und 32,7 Proz. Wald. Die Küste ist von Schären umlagert und uneben, gehört aber zum Teil zu den schönsten Gegenden Schwedens. Hauptbeschäftigung der Bewohner sind überall Ackerbau und Viehzucht, im N., auch Waldwirtschaft. Man erntet vornehmlich Hafer, Roggen, Gerste und Kartoffeln; 1890 zählte man 23,010 Pferde, 157,893 Stück Rindvieh, 94,694 Schafe und 25,425 Schweine. Das Län umfaßt 15 Gerichtsbezirke.

Kalmar, Hauptstadt des gleichnamigen schwed. Läns (s. oben), ziemlich regelmäßig gebaut, auf einer durch eine Brücke mit dem festen Lande verbundenen Insel (Quarnholmen), am Kalmarsund, der Insel Öland gegenüber, war als der Schlüssel von Göta-Rike ehemals sehr stark befestigt; jetzt sind die Festungswerke größtenteils geschleift. Von hier Eisenbahn nach Emmaboda, zum Anschluß an die Linie Karlskrona-Wexiö. Die Stadt hat eine schöne Kathedrale (1660—99 erbaut), ein altes Schloß, ein Gymnasium, einen guten Hafen, Schiffswerften, Tabaks-, Zichorien- und Zündhölzerfabrikation und (1890) 11,772 Einw., welche lebhaften Handel (Einfuhr von Weizen, Roggen, Heringen, künstlichem Dünger, Ausfuhr von Hafer, Holz, Zündhölzern) treiben. K. besaß 1893: 133 Schiffe von 12,867 Ton. 1891 liefen 854 Schiffe von 109,667 T. ein. K. ist Sitz eines Bischofs und eines deutschen Konsuls. Durch einen tiefen Meeresarm von der Stadt getrennt, liegt das sehr verfallene, aber jetzt zum Teil restaurierte Schloß K. — Kalmarische Union heißt die durch Königin Margarete (s. d.) bewirkte Vereinigung der drei skandinavischen Reiche, welche für dieselben zum Teil durch die Schuld der Unionskönige eine Quelle des Unglücks wurde. Die sogen. Unionsakte vom 20. Juli 1397 hat sich durch die Untersuchungen des schwedischen Forschers Rydberg (s. d.) als ein nie zu voller Gültigkeit gelangter Präliminarvertrag erwiesen; doch kann die Union der drei Länder von da an gerechnet werden. Sie wurde mehrmals erneuert, zerfiel aber durch Gustav Wasas Thronbesteigung in Schweden 1523. In der Nähe von K. bei der Landspitze Stensö, wo Gustav nach seiner Flucht aus der dänischen Gefangenschaft ans Land stieg, ist ein Denkmal errichtet worden. Vgl. Erslev, Unionsbrevet fra Kalmarunionen 1397 (Kopenh. 1889).

Kalmäuser (niederdeutsch auch Klamüser), ein seit dem 16. Jahrh. aufgekommenes Wort, wird zuerst von Fischart im Sinne von Schmarotzer angewendet; später nahm es die Bedeutung eines gelehrten Stubenhockers an, dann soviel wie Grillenfänger, Kopfhänger, auch Knauser. Die Herkunft des Wortes ist unsicher; nach einigen ist es eine Verstümmelung von Kamaldulenser, welche im Volk noch heute K. heißen.

Kalmen (franz. Calmes, engl. Doldrums, Gegend der Windstillen), die Zone, welche die Passatwinde (s. d.) der beiden Hemisphären voneinander trennt. Die Region der K. bildet sich da, wo der Nordostpassat der nördlichen und der Südostpassat der südlichen Hemisphäre zusammentreffen, indem sich diese zu einem rein östlichen Wind kombinieren, der aber unmerklich wird, weil er durch den in der heißen Zone entstehenden starken aufsteigenden Luftstrom neutralisiert wird. Die Breite dieses Gürtels beträgt nur wenige Grad, seine mittlere Lage gehört infolge der Konfiguration der Kontinente der nördlichen Halbkugel an; seine Begrenzung ändert sich mit den Jahreszeiten. In unsern Sommermonaten wird dieser Gürtel breiter, seine nördliche Grenze entfernt sich von dem Äquator, während sich die südliche nur wenig ändert. Im Atlantischen Ozean reicht er im Sommer von 3¼—11⅛° nördl. Br. und im Winter von 2½—5¾° nördl. Br., im Großen oder Stillen Ozean liegt er ziemlich symmetrisch zum Äquator. Die volle Entwickelung der K. tritt ebenso wie bei den Passatwinden nur über der ebenen und gleichartigen Meeresfläche auf; mitten im Lande wird sie durch lokale Störungen behindert und oft unkenntlich gemacht. Auch schon in der Nähe des Landes tritt der störende Einfluß desselben deutlich auf und macht sich in desto größerer Entfernung geltend, je steiler sich das Land erhebt, und je größer dasselbe ist. Die Ruhe der Atmosphäre wird in der Region der K. fast täglich durch heftige Gewitter unterbrochen, auch ist hier die Wolkenbildung im allgemeinen so stark, daß man diese Gegend den Wolkenring genannt hat. Im Stillen Ozean und Atlantischen Ozean regnet es in den K. das ganze Jahr hindurch beinahe täglich, vorzugsweise während der Stunden, in welchen der aufsteigende Luftstrom wirksam ist und die mit Wasserdampf erfüllte Luft in die Höhe führt, wo sie sich abkühlt und daher der Wasserdampf zu Regenwolken kondensiert wird. Auch außerhalb der beiden Passate finden sich Zonen mit ziemlich viel Windstillen, welche nach den beiden Wendekreisen der Windstillengürtel des Wendekreises des Krebses und des Steinbocks genannt werden; s. Roßbreiten.

Digitized b

Kalmia *L.*, Gattung der Erikaceen, kleine, glatte oder rauhbehaarte, niedrige, immergrüne Sträucher mit lanzettförmigen Blättern, kurzröhrigen, napf- und präsentiertellerförmigen, meist roten Blüten, die einzeln oder in traubig-doldenförmigen Blütenständen achselständig oder an der Spitze der Äste erscheinen; die Frucht ist eine fünffächerige, fünfklappige Kapsel. Von den sechs nordamerikanischen Arten werden einige, wie K. angustifolia *L.*, K. latifolia *L.* und K. glauca *Ait.*, in mehreren Varietäten als Ziersträucher kultiviert, sind aber gegen Kälte empfindlich. Die großen rosaroten, alle nach oben geöffneten Blumenkronen bilden einen gleichmäßigen Schirm über der Pflanze.

Kalmieren (franz. Calmer), beruhigen, besänftigen; kalmierende Mittel, soviel wie beruhigende Mittel (im Gegensatz zu den reizenden, stimulierenden).

Kalmit, Berg im bayr. Regbez. Pfalz, der höchste Punkt der Hardt (s. d.), südwestlich von Neustadt gelegen, 683 m hoch, mit einem Aussichtsturm.

Kalmius (früher Kalka), Fluß im südl. Rußland, entströmt dem See Zemljanka, bildet die Grenze zwischen dem Gouv. Jekaterinoslaw u. dem Donischen Gebiet und mündet nach einem Laufe von 180 km bei Mariupol ins Asowsche Meer. In der furchtbaren Schlacht an der Kalka besiegte Dschengis-Chan 1224 die Polowzen u. die Fürsten von Kiew u. Tschernigow.

Kalmuck, locker gewebtes, aber dicht gewalktes, langhaariges, mit Glanz appretiertes Köpergewebe aus dickem Streichwollgarn, wird verschieden gefärbt und zu Winterkleidern benutzt. Einen ähnlichen Stoff stellt man aus starkem, rauhem Baumwollengarn dar, indem man ihm in der Appretur das Aussehen des echten K. gibt.

Kalmücken (nach eigner Benennung Mongol-Oirat, bei den Ostmongolen Ögeled, bei den Tataren Khalimak, woher das Wort K.), ein den westlichen Zweig der Mongolen bildendes Volk, dessen Hauptvertreter heute die Choschoten, Dsungaren, Dorboten (Dörböt) und Torgoten (Törga-Uten) in China und Sibirien sind. Die letztern beiden Stämme zogen, die Torgoten 1636, die Dorboten 1723, aus ihren Stammsitzen in der Dsungarei infolge von Zwistigkeiten, sowie um das Reich Dschengis-Chans wiederherzustellen, nach W.; doch fehlte es dem »Oirat« genannten Bund an einem gemeinsamen Oberhaupt, und so zogen sie, Niederlassungen gründend, zuerst zum Altai, von da in die Kirgisensteppe, dann zum Quellengebiet des Tobol, endlich an den Muhadscharbergen vorüber zum Uralfluß und zur Wolgamündung. Dort ließen sie sich nieder, leisteten dem Zaren Alexei Michailowitsch den Unterthaneneid und halfen unter Peter d. Gr. die Baschkirenaufstände unterdrücken; auch kämpften sie gegen Persien. Als die Chinesen 1759 das Dsungarische Reich zerstörten, flohen 40,000 Choschoten, Dorboten und Dsungaren an die Wolga, doch kehrte 1771 ein großer Teil, unzufrieden mit der russischen Regierung, unter den größten Gefahren und nach unsäglichen Beschwerden, denen von 169,000 nicht weniger als 100,000 erlagen, nach China zurück. Die zurückgebliebenen K. nomadisieren seit Ende vorigen Jahrhunderts friedlich in der Steppe zwischen Wolga und Ural, um Astrachan und Stawropol bis gegen Saratow. Die K. am Altai heißen auch schwarze oder Bergkalmücken, zum Unterschied von den türkisierten Teleuten (s. d.) oder weißen K. im Gouv. Tomsk. Die K. wohnen in Europa im Gouv. Astrachan (129,550), im Gebiet der Donischen Kosaken (23,000) und im Gouv. Stawropol (6000), in Sibirien im Gouv. Tomsk (20,000), in Zentralasien in Semiretschinsk u. Kuldscha (120,000), endlich in China in Kobdo u. der Dsungarei (320,000) und in Ostturkistan im Tiënschangebirge (50,000). Seit dem Aufstand der Dunganen (s. d.) und der Annektierung des Ilithals siedelten aus der Dsungarei viele K. nach Sibirien und Russisch-Turkistan über. Im ganzen schätzt man ihre Zahl auf 6—700,000 Seelen, doch mag dieselbe sich bis zu einer Million erheben. Ihr Äußeres (s. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 10) stimmt ganz mit dem der Mongolen (s. d.) überein, auch ihre Sitten und Gebräuche sind denen jener nahe verwandt. Als Oberhaupt haben die russischen K. einen vor 1800 vom Dalai-Lama, seitdem von der russischen Regierung eingesetzten Lama, welcher in Bazar Kalmuk an der Wolga bei Astrachan wohnt und jeden Sommer eine Rundreise durch die Steppe macht. Das Christentum hat hier und da unter ihnen Wurzeln geschlagen, auch bekennt sich ein Teil der K. zur mohammedanischen Religion. Für ihre Bildung hat die russische Regierung in neuester Zeit viel gethan; 1829 stiftete sie ein kalmückisches Institut zur Heranbildung von Dolmetschen und Beamten. Die Sprache der K. gehört wie die nahe damit verwandte mongolische zu dem uralaltaischen Sprachstamm; die für diesen Sprachstamm charakteristische Vokalharmonie hat sich hier aber in der Weise entwickelt, daß die Vokale der Endungen auf die Vokale der Wortstämme zurückwirken. Die Schrift ist eine vermehrte und verbesserte Abart der mongolischen, die ihrerseits auf das syrische Alphabet zurückgeht. Eine Grammatik und ein Wörterbuch veröffentlichte Zwick (Donauesching. 1852 u. 1853), besser in russ. Sprache Popow (Kasan 1847) und Bobrownikow (das. 1849). Die K. haben geschriebene Gesetze und auch eine Litteratur, die meist aus Gedichten und historischen, mit Sagen verwebten Überlieferungen besteht; eine epische Dichtung, die »Dschanggariade« (kalmückisch hrsg. von Golstunskij, Petersb. 1864), wurde von Erdmann ins Deutsche übersetzt (»Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, 1857), die Märchensammlung »Siddhi-Kür« von Jülg (mit Übersetzung und Wörterbuch, Leipz. 1866) herausgegeben. Ihr Handel ist Tauschhandel von Vieh gegen Korn, wollene Kleider, Küchengeräte u. dgl. Bei den chinesischen und sibirischen K. liegt die Verwaltung in den Händen ihrer Stammfürsten (Zaisang) und deren Unterbeamten; Chinesen wie Russen wissen aber auf sie durch Ehrenbezeigungen aller Art einzuwirken. In Rußland sind die K. des donischen Gebiets der allgemeinen Wehrpflicht unterworfen, während die im Gouv. Astrachan davon befreit sind. Vgl. Bergmann, Nomadische Streifereien unter den K. (Riga 1804—1805, 4 Bde.); Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande (deutsch, Leipz. 1874); Howorth, History of the Mongols, Bd. 1 (Lond. 1876).

Kalmückenachat, soviel wie Kascholong, s. Opal.

Kalmul, s. Schellfisch.

Kalmus, s. Acorus.

Kalmus, falscher, s. Iris.

Kalmusöl, s. Acorus.

Kalnikgebirge, Bergkette im Nordwesten Kroatien-Slawoniens, die sich, an das Ivančicagebirge anschließend, an der Grenze der Komitate Warasdin und Belovar in östlicher Richtung bis an das Bilogebirge hinzieht und sich im Kalnik bis zu 643 m Höhe erhebt.

Kálnoky, Gustav Siegmund, Freiherr von Köröß-Patak, Graf, österreich. Staatsmann, geb.

Digitized by Google

29. Dez. 1832 auf Lettowitz in Mähren aus einem alten Adelsgeschlecht, das in Siebenbürgen ansässig war, schon im 14. Jahrh. genannt wird, 1697 in den ungarischen Grafenstand erhoben wurde und sich später in zwei Linien, eine mährische und eine siebenbürgische, teilte. Der erstern, welche in Mähren die Herrschaft Lettowitz und das Gut Ziele besitzt, gehört K. an, der zweite Sohn des Grafen Gustav K. Er trat nach Vollendung seiner Studien in das 2. Husarenregiment, schied aber 1854 als Oberleutnant aus der aktiven Armee aus und trat in den diplomatischen Dienst über. Er wurde zuerst Attaché bei der österreichischen Gesandtschaft in München, 1857 in Berlin und 1860 als Legationssekretär nach London versetzt. Hier blieb er zehn Jahre, während welcher er in der Armee zum Oberstleutnant, in der diplomatischen Laufbahn zum Botschaftsrat aufrückte. Nachdem er nach seiner Abberufung von London 1870 eine Zeitlang in Rom thätig, dann aber zur Disposition gestellt worden war, wurde er 1874 zum Gesandten in Kopenhagen und 1880 zum Botschafter am russischen Hof ernannt an Stelle des Barons v. Langenau, den er schon seit 1879 in Petersburg vertreten hatte. 1879 erhielt er auch Generalsrang. Nach dem Tode Haymerles ernannte ihn der Kaiser 21. Nov. 1881 zum gemeinschaftlichen Minister der österreichisch-ungarischen Monarchie für die auswärtigen Angelegenheiten. K., der sich den Ruf eines sehr geschickten und wohlunterrichteten Diplomaten erworben hatte, wurde namentlich deshalb mit der Leitung der äußern Politik betraut, weil er das Zusammengehen Österreich-Ungarns und Deutschlands mit Rußland für die beste u. besonders für die Aufrechthaltung des europäischen Friedens notwendige Politik hielt. Es gelang ihm auch, die guten Beziehungen zwischen den drei Kaiserreichen namentlich dadurch aufrecht zu erhalten, daß er in Petersburg den Argwohn zu verscheuchen wußte, als wäre die österreichische Orientpolitik: Erhaltung des vertragsmäßigen status quo auf der Balkanhalbinsel durch den Schutz der Selbständigkeit der Balkanstaaten, nicht frei von eigensüchtigen Hintergedanken. Nicht ohne Befriedigung konnte Graf K. in der Delegationssession 1893 auf dieses günstiger gestaltete Verhältnis zu Rußland hinweisen und auf das dadurch erhöhte Gewicht der Friedenspolitik des Dreibundes, an dessen Ausgestaltung er nicht unwesentlich mitgewirkt hatte. In den innern Fragen der Monarchie ist K., anders als Beust und Andrássy, nie hervorgetreten, so wenig er auch im Grunde mit dem System Taaffe und den kirchenpolitischen Reformen des Ministeriums Wekerle einverstanden war.

Kalo, s. Colocasia.

Kalobiotik (griech.), »die Kunst, schön zu leben«, d. h. ein der sinnlichen und intellektuellen Natur des Menschen angemessenes harmonisches Leben zu führen. Vgl. Bronn, Die K. (Leipz. 1844).

Kalocsa (spr. kálo-tscha), Markt im ungar. Komitat Pest, unweit der Donau, in zum Teil noch sumpfiger Gegend am Moor Sárköz (s. d.) und Endstation der Bahnlinie Kiskörös-K., ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine neue zweitürmige Kathedrale, ein erzbischöfliches Palais (mit einer Bibliothek von 70,000 Bänden und dem berühmten Haynaldschen Herbarium), mehrere Klöster (darunter ein Jesuitenkloster mit Sternwarte), einen Gerichtshof, ein Seminar, zwei Präparandien und ein Jesuiten-Obergymnasium mit Konvikt und (1890) 18,167 magyarische (römisch-kath.) Einwohner, die meist Acker- und bedeutenden Flachsbau betreiben. K., eine der ältesten Städte Ungarns, war früher befestigt.

Kalogeros (griech., »guter Alter«, Mehrzahl Kalogeri, auch Kalojer, Kaluger, Kaludscheren), in der griechischen Kirche Bezeichnung für Mönch.

Kalokagathie (griech.), ein Begriff der alten Griechen, welcher das Wesen eines Kalos k' agathos (»schön und gut«), d. h. eines Mannes, wie er sein sollte, bezeichnete, daher soviel wie sittliche und bürgerliche Vortrefflichkeit.

Kalomel, s. Quecksilberchlorür und Quecksilberhornerz.

Kalon (Kallon), griech. Bildhauer von Ägina, zwischen Olympiade 65—75 (520—480 v. Chr.), Schüler des Tektäos und Angelion, schuf für Amyklä einen ehernen Dreifuß, zwischen dessen Füßen die Figur der Persephone stand, und für die Burg zu Trözene eine Holzstatue der Athene Sthenias. Die äginetischen Giebelgruppen, wenn sie auch nicht von K. selbst herrühren, können uns doch seinen Stil vergegenwärtigen. Vgl. Äginetische Kunst.

Kalong, s. Flederhunde.

Kalorescénz (lat.), das durch Tyndall 1866 experimentell nachgewiesene, durch Einwirkung konzentrierter dunkler Wärmestrahlen hervorgerufene Glühen eines Körpers.

Kalorie (franz., v. lat. calor, »Wärme«), s. Wärmeeinheit.

Kaloriferen (franz. Calorifères), Luftheizungsöfen, s. Heizung, S. 591.

Kalorifikation (lat.), Wärmeerzeugung.

Kalorik, Lehre von der Wärme.

Kalorimeter (lat.-griech., »Wärmemesser«), Vorrichtung zur Messung von Wärmemengen. Bei dem Berthelotschen Mischungskalorimeter (Fig. 1) enthält ein becherförmiges Platingefäß a die Flüssigkeit, deren veränderte Wärmetönung nach Zufügen einer zweiten gelösten Substanz an einem eingetauchten Thermometer abgelesen werden kann. Das Gefäß a steht auf Korkklötzchen in einem spiegelnd versilberten Kupfergefäß b. Die Luftschicht zwischen den Wandungen a u. b und die spitzen Korkklötzchen mindern den Wärmeverlust durch Leitung,

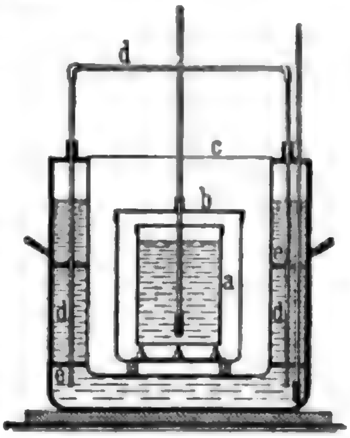


Fig. 1. Berthelots Mischungskalorimeter.

und die Versilberung dämpft die Wärmestrahlung ab. Beide Gefäße können durch genau angepaßte Deckel geschlossen werden. Das Gefäß b steht wieder auf Korkklötzen in dem doppelwandigen Gefäß c aus Stahlblech. Der Zwischenraum zwischen den Doppelwänden ist mit Wasser gefüllt, das durch ein Röhrwerk d mit quer gestellten Schaufeln e, wenn nötig, fortwährend gemischt wird. Die Erwärmung dieses mit einer dichten Filzschicht umhüllten Schutzapparats gegen die Wärmestrahlung wird an dem eingesenkten Thermometer abgelesen. Zur Messung der Verbrennungswärme benutzt Berthelot ein mit Wasser gefülltes K. (Fig. 2, S. 788), in welches eine gläserne Bombe eintaucht. An dem Kautschukstöpsel im Halse a hängt ein Platindraht mit einem Platinschälchen b, in welchem eine Substanz verbrannt wird. Die Verbrennungsgase werden rasch abgekühlt, indem ein Strom

Digitized by Google

atmosphärischer Luft (oder Sauerstoff) durch bis nahe an den Boden der Bombe herabreichende Rohre c fortwährend zuströmt, durch die Öffnung d des um die Bombe gewundenen Spiralrohres e wieder abströmt und auf diesem langen Wege seine Wärme an das Kalorimeterwasser abgibt. Der Kautschukstöpsel in a trägt eine kurze verschließbare Röhre, durch welche ein kleines glühendes Kohlensplitterchen auf die zu verbrennende Substanz in b hinabgeworfen wird, um dieselbe zu entzünden. Nach vollendeter Verbrennung und nach dem Ablesen der Erwärmung des Kalorimeters wird die Menge der durch den Gasstrom abgeleiteten Verbrennungsprodukte quantitativ bestimmt, um die Menge der thatsächlich verbrannten Substanz genau zu ermitteln. Bei der Untersuchung organischer Substanzen (z. B. der Nahrungsmittel) gelingt es meist nicht, die Verbrennung in so einfacher Weise herbeizuführen. Man mischt die Substanz dann mit einem gebundenen Sauerstoff enthaltenden Körper, wie chlorsaures Kali, oder füllt sie mit einer Zündmasse aus Naphthalin in eine Patrone aus durchlöchertem Platinblech, oder preßt sie mit Naphthalin zu einer Pastille. Ein zu solchen Verbrennungen geeignetes K. hat Thompson angegeben. Dasselbe ist von Stohmann in wichtigen Punkten verbessert, von Rubner handlicher gemacht worden und lieferte eine Reihe überaus genauer Bestimmungen von Verbrennungswärmen. — Eine besonders exakte Methode ist die Verbrennung organischer Substanzen durch komprimierten Sauerstoff in der von **Berthelot** angegebenen **Bombe** (Fig. 3). Dieselbe besteht aus einem Platintiegel a mit konisch eingeschliffenem Platindeckel b. Tiegel und Deckel stecken in einem dickwandigen Tiegel c aus Gußstahl mit Überwurfsschraube d, welche die Platte e und mit ihr den Tiegeldeckel b niederpreßt. b und e sind doppelt durchbohrt. Durch den stielartigen Fortsatz von e geht ein Kanal f mit Gewinde, in welchen die durchbohrte Schraube g eingeschraubt wird. Durch letztere leitet man komprimierten Sauerstoff in die Bombe, bis eine Spannung von 24 Atmosphären erreicht ist, und braucht dann nur den Stab g noch weiter herabzuschrauben, um mit

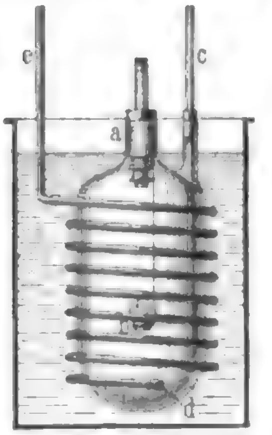


Fig. 2. Berthelots Kalorimeter zur Messung der Verbrennungswärme.

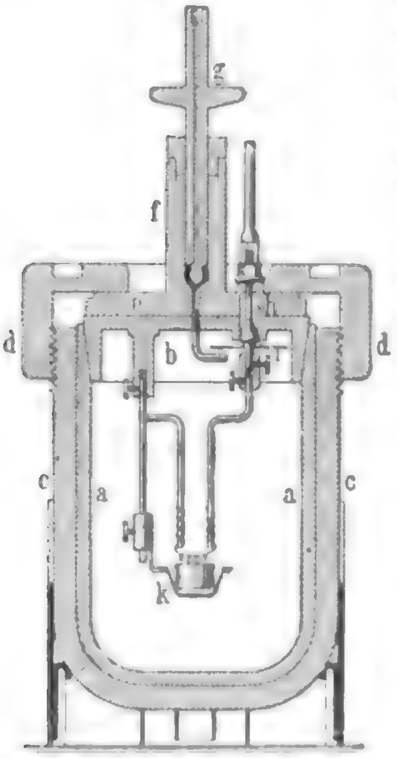


Fig. 3. Berthelots Bombe.

seinem konischen Ende die Bohrung luftdicht zu verschließen. Die zweite Durchbohrung von b und e ist in h durch einen in b eingeschliffenen Platinkegel i verschließbar, der mit einer Schraubenmutter in die konische Bohrung von b kräftig hineingepreßt werden kann. Dieser Kegel ist durch eine dünne Kautschuklamelle von der Umgebung isoliert, und mithin kann ein durch den Kegel eingeleiteter galvanischer Strom einen am stabförmigen Ende von i angebrachten Eisendraht zum Glühen bringen. Das Eisen verbrennt, und das schmelzende Eisenoxyd fällt auf die in der Schale k befindliche, mit Naphthalin gemischte Substanz u. entzündet dieselbe. Die Verbrennung erfolgt sehr schnell, und die Metallmasse der Bombe gibt in 1 bis 3 Minuten ihre Wärme an das Kalorimeterwasser ab. Nach der Ablesung der Erwärmung können die hochgespannten Verbrennungsprodukte durch die Bohrung in f zur Analyse abgeleitet werden. — Ein in der Handhabung sehr einfaches und dabei überaus exakt messendes K. ist das **Eiskalorimeter** von Bunsen (Fig. 4). In einem oben birnförmig verengerten, unten in ein Rohr endenden Glasgefäß a ist ein Gefäß d eingeschmolzen. a enthält ausgekochtes destilliertes Wasser, welches durch Einbringen einer Kältemischung in d um dies Gefäß herum in Eis verwandelt wird. Durch Einfließenlassen von warmem Wasser in d wird das Eis b von dem Gefäß d wieder getrennt. Das Gefäß a, an welches das Rohr f angeschmolzen ist, wird in ein weiteres Gefäß c, welches mit Eisstücken gefüllt ist, gebracht. Das Rohr f wird durch den Trichter h mit Quecksilber gefüllt, das noch in den untern Teil e des Gefäßes a eintritt und auch das seitlich abzweigende, mit einer Skala versehene Rohr füllt. Der Hahn unter h bleibt geschlossen. Wird nun in d eine chemische Reaktion ausgeführt, bei welcher sich Wärme entwickelt, so schmilzt ein Teil des das Gefäß d umgebenden Eises, es tritt eine entsprechende Volumenverminderung ein, und mithin dringt mehr Quecksilber in a ein, dessen Volumen an dem Rohre g abgelesen wird. — Um die Wärmeabgabe lebender Tiere zu bestimmen, benutzt **Rubner** einen doppelwandigen Cylinder, dessen Innenwand aus Weißblech und dessen äußerer Mantel aus Messingblech besteht (Fig. 5). Die Außenfläche des Apparats ist metallisch blank, die Innenfläche

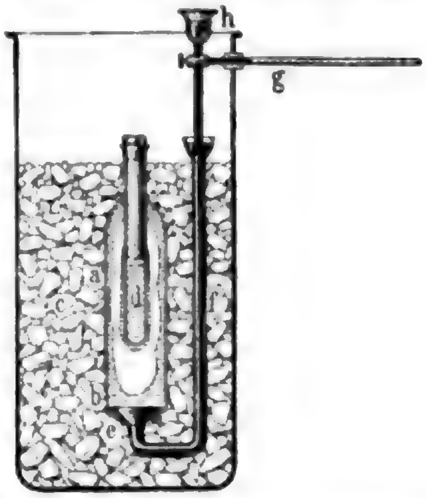


Fig. 4. Bunsens Eiskalorimeter.

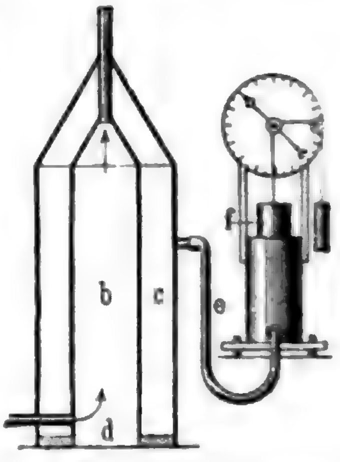


Fig. 5. Rubners Kalorimeter.

Digitized by Google

des Hohlraums mit Asphaltlack geschwärzt. Das Tier wird durch die Öffnung d eingebracht, die man dann mit einem doppelten Deckel verschließt. Bei horizontaler Stellung des Apparats kann sich das Tier auf einen die Wärme schlecht leitenden Holzrost lagern. Durch einen der Richtung der Pfeile folgenden Luftstrom wird der Raum ventiliert. Der Mantelraum zwischen b und c schließt die Luft ein, welche durch das Tier erwärmt wird und sich ausdehnt, so daß ein Teil derselben durch das Rohr e in eine in Petroleum versenkte, äquilibrierte Glocke f abströmt. Dabei hebt sich die Glocke und setzt einen Zeiger in Bewegung, welcher vor einer in Bogengrade geteilten Scheibe spielt, so daß man das Maß der Ausdehnung der Luft in dem Mantelraum direkt ablesen kann. Die in den Innenraum ein- und ausströmende Luft wird analysiert, auch muß zur Bestimmung der Wärmeabgabe stets die Differenz des Wassergehalts der zugeleiteten und abgeleiteten Luft bestimmt werden, um die durch die Atmung und die Perspiration bedingte Wärmeabgabe durch Verdampfungswärme kennen zu lernen. Rosenthal leitet die vom Tier ausgeatmete Luft zur Abgabe der aufgenommenen Wärme durch eine im Mantelraum verlaufende Spirale und umgibt den äußern Cylinder noch mit einem dritten, um Wärmeverlust zu vermeiden.

Kalorimetrie (lat.-griech.), derjenige Teil der Wärmelehre, welcher sich mit der Messung von Wärmemengen beschäftigt.

Kalorimōtor, s. Deflagrator.

Kalorische Maschinen (Wärmemotoren), eigentlich alle Kraftmaschinen, welche als Triebkraft eine durch Erwärmung herbeigeführte Ausdehnung benutzen; in dem gebräuchlichen engern Sinne jedoch die mit erwärmter Luft und Verbrennungsgasen arbeitenden Maschinen; s. die Artikel Feuerluftmaschinen, Gaskraftmaschine, Heißluftmaschine und Petroleumkraftmaschinen.

Kalorische Wärme, s. Heizmaterialien, S. 585.

Kaloriska, s. Heißluftmaschine.

Kalospinthechromokrēne (griech., »Schönfunkenfarbenquelle«), ein künstlich beleuchteter und dadurch in schönen Farben funkelnder Springquell.

Kalotaszeg (spr. kálotássēg), Landstrich in Ungarn, s. Bánffy-Hunyad.

Kalotte (franz. calotte), ein im 15. u. 16. Jahrh. übliches eng anliegendes Käppchen, besonders der Geistlichkeit, angeblich durch Karl VII. von Frankreich eingeführt, der auf Verlangen der Geistlichkeit kurz geschornes Haar trug und diese Haartracht trotz der entgegengesetzten Sitte der Zeit bei seinem Hofe einführte. Später war K. Schimpfwort für die Pfaffen und das Priesterregiment. Dieselbe Benennung hatten aber auch schon die wattierten Kappen, welche man unter den Helmen trug, und in der Reformationszeit wurde sie auch auf eine anliegende Kopfbedeckung der Frauen übertragen; daher auch in der Baukunst eine flache Kuppel. In der Mathematik Bezeichnung der gekrümmten Oberfläche eines Kugelsegments oder Kugelabschnittes.

Kalottisten (Régiment de la Calotte), gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. entstandene Gesellschaft, die unter dem Deckmantel der Narrheit eine sittenrichterliche Wirksamkeit ausübte, ähnlich, nur weniger harmlos, wie die »Babinische Republik«. Sie erteilte allen, welche sich durch Thorheit lächerlich machten, besondere Patente, führte Abzeichen, wie Schellen, Klappern u. dgl., wurde aber unter Fleurys Ministerium aufgelöst. Vgl. »Mémoires pour servir à l'histoire de la Calotte« (Basel 1725).

Kalotypie (griech., »Schöndruck«, nach dem Erfinder auch Talbotypie), soviel wie Photographie auf Papier (s. Photographie); kalotypes Papier, veralteter Name für lichtempfindliches Papier zur Darstellung von Photographien.

Kalousek, Joseph, tschech. Geschichtsforscher, geb. 1838 zu Wamberg in Böhmen, studierte in Prag und ist gegenwärtig an der tschechischen Universität daselbst Professor der böhmischen Geschichte. Er schrieb außer einzelnen Abhandlungen in dem seit 1887 von ihm geleiteten »Archiv Cesky«: »Das böhmische Staatsrecht« (Prag 1871); eine Monographie: »Karl IV.« (das. 1878); in deutscher Sprache: »Einige Grundlagen des böhmischen Staatsrechts« (2. Aufl., das. 1871), nicht unbeeinflußt von Parteitendenzen, und eine »Geschichte der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften« (das. 1884).

Kalpak (türk.), ein Hut tatar. Ursprungs, besteht aus einer aus Lammfell verfertigten großen Mütze, bei den ansässigen Tataren von plumper, massiver, bei den Nomaden von kleinerer und gefälligerer Form. In der Türkei wurden mit K. die den Armeniern vorgeschriebenen hohen Filzmützen bezeichnet; von dort ging das Wort ins Ungarische über, wo der K. noch heute zum magyarischen Nationalkostüm gehört. In Ungarn und einigen andern europäischen Ländern bildet der pelzverbrämte K. ein Stück der militärischen Uniform (s. Kolpak).

Kalpe, im Altertum Name des Felsens von Gibraltar, der mit dem gegenüberliegenden Abila auf der Küste Afrikas (dem Dschebel Mussa beim heutigen Ceuta) die »Säulen des Herkules« bildete.

Kalpi, Stadt in der Division Dschansi der britisch-ind. Nordwestprovinzen, an der Dschamna, mit Zuckerkandis- und Papierfabriken, deren Produkte in ganz Nordindien berühmt sind, Handel mit Baumwolle und Getreide aus der Umgebung und (1891) 12,713 Einw. Nahebei das weite Ruinenfeld der alten zerstörten Stadt mit einigen noch wohlerhaltenen Prachtbauten.

Kalpis, Art Wasserkrug, s. Hydria.

Kalquieren, s. Kaltieren.

Kals, Dorf in Tirol, Bezirksh. Lienz, 1321 m ü. M. im Kalserthal (Seitenthal des Iselthals) gelegen, mit (1890) 1073 Einw., Ausgangspunkt für die Besteigung des Großglockner (über die Stüdlhütte). Nördlich Übergang über den Kalser Tauern (2512 m) in das Stubachthal und Oberpinzgau.

Kalt., bei naturwissenschaftl. Namen Abkürzung für Johann Heinrich Kaltenbach, geb. 1807 in Köln, gest. 1876 als Lehrer an der Realschule in Aachen; schrieb: »Monographie der Pflanzenläuse« (1. Teil: Die Blatt- und Erdläuse, Aachen 1843); »Die Pflanzenfeinde aus der Klasse der Insekten« (Stuttg. 1872).

Kaltbad, s. Rigi.

Kaltblüter, s. Tierische Wärme.

Kaltbruch, die Eigenschaft mancher Metalle, bei der mechanischen Bearbeitung (Hämmern, Walzen rc.) in gewöhnlicher Temperatur rissig zu werden, eine Folge von fremden Beimengungen (z. B. von Phosphorgehalt bei Schmiedeeisen, von Kupferoxydul bei Kupfer) oder veranlaßt durch kristallinische Struktur, welche durch Guß bei nicht gehöriger Temperatur entstanden ist.

Kaltdampfmaschinen, eine Gruppe der Eismaschinen; auch durch komprimierte Kohlensäure betriebene Motoren.

Digitized by Google

Kälte, s. Wärme.

Kalte Eiche, Berg, s. Westerwald.

Kälteerzeugungsmaschinen, s. Eismaschinen und Gefrornes.

Kalte Farben nennt man in der Malerei Blau und Weiß sowie die aus Mischung mit Blau oder Weiß entstandenen Farben, wie Violett und Grün, wenn erstere beiden in der Mischung vorherrschen.

Kältegrade, Temperaturgrade unter dem Gefrierpunkt des Wassers.

Kalte Herberge, ein Gipfel des Taunus (s. d.).

Kältemischungen (Frostmischungen), Mischungen verschiedener Substanzen, welche zur künstlichen Erniedrigung der Temperatur angewendet werden. Die Wirkung der K. beruht im allgemeinen auf dem raschen Flüssigwerden fester Körper infolge einer stattfindenden Auflösung oder Schmelzung, wobei sehr viel Wärme gebunden wird. Um einen möglichst großen Effekt zu erzielen, muß man mit größern Mengen arbeiten, die festen Körper fein pulvern und sie, wie die Flüssigkeiten und Gefäße, möglichst kalt anwenden, auch in Gefäßen aus schlechten Wärmeleitern arbeiten. Eine Übersicht brauchbarer K. gibt folgende Zusammenstellung:

Zusammensetzung der Kältemischungen	Temperaturerniedrigung
1) Metallgefäße nicht angreifende Kältemischungen.	
a) Ohne Schnee und Eis:	
Feste Kohlensäure und Äther	um 99°—100°
5 Salmiak, 5 Salpeter, 8 Glaubersalz, 16 Wasser	von +12½° auf —16°
1 salpetersaures Ammoniak, 1 Wasser	„ +12½° „ —16°
1 „ „ 1 Soda, 1 Wasser	„ +12½° „ —14°
3 Salmiak, 1 Salpeter, 6 Chlorkalium, 10 Wasser	„ +25° „ —6°
1 „ 4 gesättigte Salpeterlösung	um 13°
b) Mit Schnee oder fein gestoßenem Eis:	
3 kristallisiertes Chlorcalcium, 2 Schnee	von 0° auf —45°
1 „ „ 2 „	„ 0° „ —42½°
3 Kochsalz, 2 Schnee	„ 0° „ —17°
Eis oder Schnee und stärkster Alkohol	„ 0° „ —30°
10 Kochsalz, 5 Salmiak, 5 Salpeter, ¼ Schnee	um 28°
2 „ 1 „ 5 Schnee	„ 24°
2) Metallgefäße angreifende Kältemischungen.	
a) Ohne Schnee und Eis:	
8 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 3 Salzsäure und 2 Wasser	von +10° auf —17°
5 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 2½ Schwefelsäure und 1½ Wasser	„ +12½° „ —17½°
885 Glaubersalz und eine abgekühlte Mischung von 500 Schwefelsäure und 208 Wasser	„ +12½° „ —10°
3 Glaubersalz, 2 verdünnte Salpetersäure	„ +12½° „ —14°
6 „ 5 salpetersaures Ammonik und 4 verdünnte Salpetersäure	„ +12½° „ —10°
b) Mit Schnee oder fein gestoßenem Eis:	
1 Schnee und 1 verdünnte kalte Schwefelsäure	von —6° auf —50°
8 „ „ 5 Salzsäure	um 32°.

Kalte Nadelarbeiten (franz. Pointe sèche, engl. Dry point), techn. Ausdruck in der Kupferstecherkunst für das Verfahren, mit der Radiernadel nicht in den Wachsgrund zu schneiden und dann zu ätzen, sondern mit der Stahlnadel, in neuerer Zeit auch mit einem Diamant das Kupfer selbst zu ritzen. Daher auch trockne Nadel und geritzte Manier genannt. Diese Arbeiten wurden früher meist nur zur Vollendung der Platten vorgenommen, sind aber bei den modernen Radierern sehr beliebt geworden, weil sie die künstlerische Handschrift unverfälscht wiedergeben. Da sie übrigens weniger tief in die Platten eindringen als die Grabstichelarbeiten und das Ätzwasser, so pflegen sie bei spätern Abdrücken mehr oder weniger zu verschwinden. Von Dürer existieren bereits einige Blätter, die bloß mit der kalten Nadel durchgeführt sind, andre von Rembrandt ꝛc.

Kaltenbach, 1) Rudolf, Mediziner, geb. 12. Mai 1842 in Freiburg i. Br., gest. 21. Nov. 1893 in Halle, studierte in Freiburg, Berlin und Wien, wurde 1865 Assistent an der chirurgischen Klinik von Dumreicher in Wien, 1867 Assistent von Hegar in Freiburg, habilitierte sich daselbst 1868 als Privatdozent für Gynäkologie, wurde 1875 außerordentlicher Professor und 1883 nach Gießen, 1887 nach Halle berufen. Er schrieb: »Lehrbuch der Geburtshilfe« (Stuttg. 1893).

2) Johann Heinrich, s. *Kalt.*

Kaltenborn-Stachau, Hans Karl Georg von, preuß. General, geb. 23. März 1836 in Magdeburg, wurde im Kadettenkorps erzogen, 1854 zum Sekondleutnant im 27. Infanterieregiment befördert, besuchte 1857—60 die Kriegsakademie, ward 1861 Premierleutnant im 67. Infanterieregiment und zur topographischen Abteilung des Großen Generalstabes kommandiert. Während des Krieges gegen Dänemark war er Mitglied der Eisenbahnlinienkommission zu Altona u. wohnte dem Übergang nach Alsen bei. 1864 dem Generalstab zugeteilt und 1865 zum Hauptmann ernannt, nahm er beim 4. Korps am Feldzug von 1866 in Böhmen teil, ward 1868 Kompaniechef im 94. Infanterieregiment und 1869 in den Großen Generalstab versetzt. 1870 zum Major befördert, machte er im Generalstab des 7. Armeekorps den Krieg gegen Frankreich mit, ward 1874 Bataillonskommandeur im Grenadierregiment Nr. 2, 1878 Oberst und Kommandeur des 53. Infanterieregiments, 1881 in gleicher Eigenschaft zum Kaiser Alexander-Gardegrenadierregiment versetzt, 1884 Generalmajor und Chef des Generalstabs des Gardekorps, 1885 Kommandeur der 2. Gardeinfanteriebrigade, 1888 mit der Führung der 3. Division beauftragt, erhielt 4. Aug. d. J. unter Beförderung zum Generalleutnant das Kommando der 2. Gardeinfanteriedivision und ward 6. Okt. 1890 an Stelle von Verdy Kriegsminister. Da er im Reichstag nicht den erforderlichen Einfluß zu gewinnen vermochte, nahm er 19. Okt. 1893 seine Entlassung. Er lebt in Braunschweig.

Kaltenborn von Stachau, Karl, Freiherr von, Staatsrechtslehrer, geb. 21. Juli 1817 in Halle a. S., gest. 19. April 1866 in Kassel, studierte in seiner Vaterstadt, wo er sich 1845 als Privatdozent habilitierte. 1850 hielt er sich 7 Monate in Hamburg auf, um dort Material für sein Hauptwerk: »Grundsätze des praktischen europäischen Seerechts« (Berl. 1851, 2 Bde.), zu sammeln. 1853 folgte er einem Ruf als außerordentlicher Professor für deutsches und öffentliches Recht nach Königsberg, wo er 1861 ordentlicher Professor ward. 1864 ward er mit dem Titel Legationsrat als Referent in das kurhessische Ministerium berufen. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: »Kritik des Völkerrechts« (Leipz. 1847); »Die Vorläufer des Hugo Grotius« (das. 1848, 2 Abtlgn.); »Staat, Gemeinde, Kirche und Schule, insbesondere Universitäten und ihre Reform« (Halle 1848); »Ge-

Digitized by Google

schichte der deutschen Bundesverhältnisse und Einheitsbestrebungen 1806—56« (Berl. 1857, 2 Bde.); »Einleitung in das konstitutionelle Verfassungsrecht« (Leipz. 1863); »Die Volksvertretung und die Besetzung der Gerichte, bes. des Staatsgerichtshofs« (das. 1864).

Kaltenbrunn, s. Tegernsee.

Kaltenbrunner, Karl Adam, österreich. Dichter, geb. 30. Dez. 1804 in Enns, gest. 6. Jan. 1867 in Wien, besuchte das Gymnasium in Kremsmünster und Linz und betrat die Beamtenlaufbahn, in der er es bis zum Vizedirektor der Staatsdruckerei brachte, der er seit 1842 angehörte. 1829 veröffentlichte er seine ersten Dialektdichtungen in Firmenichs »Völkerstimmen« mit allseitigem Beifall; darauf folgten: »Vaterländische Dichtungen« (Linz 1838) u. »Lyrische und epische Dichtungen« (Wien 1836); »Oberösterreichische Lieder« (Linz 1845); »Alm und Zither« (Wien 1846); »Österreichische Feldlerchen« (Nürnb. 1857); »Aus dem Traungau«, Dorf- und Volksgeschichten (Wien 1863). 1845 brachte er das Schauspiel »Ulrike« auf die Hofbühne, und sein Volksstück »Die drei Tannen« errang 1862 einen schönen Erfolg. Kaltenbrunners Eigentümlichkeit u. Kraft liegt in seinen Gedichten im oberösterreichischen Dialekt; in ihnen ist er gleich weit von »dörpischer« Schwere wie von idyllischer Süßlichkeit entfernt und gewinnt den Leser durch tüchtiges Wesen.

Kaltenhausen, Stadt, s. Bitsch.

Kaltenleutgeben, Dorf in Niederösterreich, Bezirksh. Baden, an der Liesing und der Linie Liesing-K. der Südbahn gelegen, beliebte Sommerfrische, mit schöner Umgebung, hat 2 Kaltwasserheilanstalten (1893: 1094 Kurgäste), Kalkbrennereien und (1890) 1494 Einw. Vgl. Winternitz, K. und die Wasserheilanstalt (Wien 1890).

Kaltenmoser, Kaspar, Maler, geb. 25. Dez. 1806 in Horb (Württemberg), gest. 7. März 1867 in München, war erst als Lithograph thätig und kam 1830 in die Münchener Akademie. Vier Jahre später war K. schon ein beliebter Künstler, dessen Wirtshausszene 1834 als Vereinsblatt lithographiert wurde. Gleichwohl wendete er sich bei G. Bodmer der Lithographie wieder zu, um seine Stellung zu verbessern. Eine 1843 nach Istrien unternommene Studienreise gab ihm vielfache Anregung und schloß mit der Rückreise über Oberitalien. Von seinen mit größter Sorgfalt ausgeführten, sauber gezeichneten und lebendig komponierten Bildern, deren Stoffe er meist dem Leben der Landleute des Schwarzwaldes, der Schweiz und Istriens entnahm, sind die hervorragendsten: der Ehekontrakt (1839, in der Galerie Taxis zu Regensburg), Zither- und Maultrommelspieler (1840), das Brautpaar beim Pfarrer (1849), das Holundermus (1851), die verschmähte Liebesgabe (1858), ein istrisches Mädchen (1858), schwäbische Familienszene (1866).

Kaltennordheim, Flecken im sachsen-weimar. Kreis Eisenach, an der Felda und der Eisenbahn Salzungen-K., 432 m ü. M., hat eine schöne evang. Pfarrkirche, ein Schloß, eine Gewerbeschule, ein Amtsgericht, Holzwarenfabrikation, eine Braunkohlengrube, Basaltbrüche und (1890) 1613 fast nur evang. Einwohner.

Kalte Pisse, s. Harnzwang.

Kältepol, s. Klima und Lufttemperatur.

Kalter Berg, s. Silvretta.

Kaltern, Marktflecken in Tirol, Bezirksh. Bozen, 424 m ü. M., Hauptort von Überetsch, durch den Mittelberg vom Etschthal geschieden, am Fuße des Mendelgebirges (Mendelpaß 1360 m), Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine Dechanteikirche, ein Franziskanerkloster, vorzüglichen Weinbau (Kalterer Seewein), große Weinkellereien u. (1890) 1419 (als Gemeinde 4313) Einw. 3 km südlich der Kalterer See (208 m ü. M., 140 Hektar groß). In der Nähe mehrere Schlösser.

Kalter Schlag, s. Gewitter, S. 537.

Kälterückfall. Die Änderungen der Lufttemperatur treten im Laufe des Jahres nicht als eine stetige Temperaturabnahme oder Zunahme auf, sondern finden in Schwankungen um einen der Jahreszeit entsprechenden Mittelwert statt. Wenn im Frühjahr nach einer Reihe warmer Tage wieder kühlere Witterung eintritt, macht sich der Temperaturunterschied, den man allgemein als K. bezeichnet, ganz besonders dann bemerkbar, wenn die Vegetation durch die bis unter 0° sinkende Temperatur einen empfindlichen Schaden erleidet. Die bis unter den Frostpunkt gehenden Temperaturschwankungen des Mai erscheinen infolgedessen viel beträchtlicher als z. B. die ebenso regelmäßig wiederkehrenden und noch energischern Kälterückfälle im Juni, bei welchen wegen der in diesem Monat herrschenden höhern Temperaturen ein Sinken unter den Frostpunkt ausgeschlossen ist, und die deshalb wenig beachtet werden. Den Kälterückfällen ist immer ein rasches Steigen der Temperatur vorausgegangen, so daß namentlich im SO. Europas hohe Temperaturen liegen, welche wieder eine bestimmte, für das Eintreffen eines Kälterückfalles charakteristische Verteilung des Luftdruckes hervorrufen. Ein K. stellt sich immer ein, wenn hoher Luftdruck im W. und tiefer im O. Europas herrscht, und bleibt aus, wenn diese Verteilung im Luftdruck nicht vorhanden ist. So treffen im mittlern Europa die unter dem Namen Gestrenge Herren (s. d.) bekannten kalten Tage im Mai nur dann ein, wenn die erwähnte Luftdruckverteilung stattfindet, die wieder die Folge einer stärkern Erwärmung im SO. Europas und einer geringern im NW. ist, und welche nach dem Buys-Ballotschen Gesetz für Deutschland nördliche Winde und damit einen K. hervorruft.

Kaltes Fieber, soviel wie Wechselfieber.

Kältestarre, ein durch niedere Temperatur hervorgebrachter Zustand der Unbeweglichkeit bei Pflanzen mit selbständigem Bewegungsvermögen (s. Pflanzenbewegungen).

Kaltgeschmolzenzeug, Mischung aus Mehlpulver mit Salpeter, Schwefel und Schwefelantimon, wird kalt mit Spiritus angesetzt und in Kugel- oder Cylinderform gepreßt. Das K. dient zu Leuchtgeschossen, Signalraketen und Bombenröhren.

Kaltguß, fehlerhafter Guß, der durch Unterbrechung des Metallstromes entsteht, so daß das Gußstück an der Unterbrechungsstelle leicht zerbricht.

Kalthaus, s. Gewächshäuser.

Kalthauspflanzen, Ziergewächse der wärmern gemäßigten Zone, besonders aus den Mittelmeerländern, vom Himalaja, von den Kordilleren, vom Kap, aus China, Japan und Australien, welche bei uns im Sommer im Freien kultiviert und im Winter im Kalthaus vor Frost geschützt werden.

Kaltluftmaschinen, eine Gruppe der Eismaschinen.

Kaltmeißel (Bank-, Hartmeißel), Meißel zur kalten Bearbeitung der Metalle.

Kaltschüren, s. Glas, S. 619.

Kaltwasserkuren (Hydrotherapie), die methodische Anwendung des kalten Wassers zu Heilzwecken. Der Gebrauch des kalten Wassers als Heilmittel ist alt, die Stellung der Ärzte zu diesem Heilmittel aber war zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden.

Digitized by Google

Vielfach bestanden bei Ärzten wie auch bei Laien hartnäckige Vorurteile gegen die Anwendung des kalten Wassers in Krankheiten, während es auch an vereinzelten Lobrednern der K., meist mit Beziehung auf ganz bestimmte Krankheitszustände, so wenig gefehlt hat wie an Enthusiasten, welche in den K. ein Universalmittel gegen alle Krankheiten erblickten. Selbst die Behandlung fieberhafter Krankheiten durch kaltes Wasser, welche, obschon für den Unbefangenen naheliegend, sehr lange mit allerhand unbegründeten Bedenken zu kämpfen hatte, ist nichts Neues. Bereits 1777 zeigte Wright, welcher an Bord eines Schiffes vom Typhus ergriffen wurde, an sich selbst den Nutzen der kalten Begießungen, welche er später in der ärztlichen Praxis zu allgemeiner Anwendung brachte. James Currie (1756—1805) wendete das gleiche Verfahren auch bei Scharlachfieber und andern Krankheiten mit bestem Erfolg an. In Deutschland wurde die neue Heilmethode vorzugsweise durch die Übersetzung der Schrift von Currie (1801) bekannt und fand bald zahlreiche Anhänger. Den größten Ruf auf dem Gebiete der K. erwarb sich Vinzenz **Prießnitz** (s. d.) zu Gräfenberg bei Freiwaldau in Schlesien, der die verschiedensten Krankheitszustände durch das kalte Wasser heilte und so glänzende Erfolge hatte, daß aus allen Weltgegenden ihm Hilfe suchende Kranke zuströmten. Er wendete das kalte Wasser in allen erdenklichen Formen, innerlich wie äußerlich, gegen akute wie chronische Krankheiten, vorzugsweise jedoch gegen die letztern an. Von ihm datierten auch größtenteils die Versuche einer wissenschaftlichen Begründung der K. Die Übertreibungen, welche sich Prießnitz wie viele seiner Schüler zu schulden kommen ließen, brachten später die K. wieder in Mißkredit und hatten eine Beschränkung ihrer Anwendung in der Praxis zur Folge. In jüngster Zeit ist Sebastian **Kneipp** (s. d.), Pfarrer in Wörishofen (Bayern), durch seine »Wasserkur« bekannter geworden. Gegenwärtig finden die K. Anwendung bei zahlreichen chronischen Krankheiten, namentlich denjenigen, welche sich als allgemeine Ernährungsstörungen darstellen, so z. B. bei Quecksilbersiechtum, bei Syphilis, bei gewissen Formen der Gicht, namentlich der unregelmäßigen Gicht. Aber auch bei chronischem Magendarmkatarrh, bei chronischem Bronchialkatarrh, bei den schleichenden Formen des Rheumatismus, bei hypochondrischen und hysterischen Zuständen, bei gewissen Formen der Neuralgie und Lähmung ꝛc. haben sich die K. eben wegen ihrer kräftig umstimmenden, die Ernährungsvorgänge anregenden Wirkung glänzend bewährt. Bei manchen Nervenleiden sind ebenfalls K. von guter Heilwirkung (s. Hypochondrie). Ein Universalmittel freilich sind sie nicht; ja, sie können, an falschen Orten angewendet, selbst zerrüttend auf den kranken und schwächlichen Körper einwirken. Deshalb sind sie besonders bei allen eigentlichen Abzehrungskrankheiten (Schwindsucht, Krebskrankheit, Zuckerharnruhr ꝛc.) entschieden zu verwerfen. Bei vielen Personen ruft die andauernde äußere Anwendung des kalten Wassers einen bläschenartigen Hautausschlag hervor (der »kritische Ausschlag« der fanatischen Wasserdoktoren), der ohne besondere Bedeutung ist und leicht abheilt, wenn die Kur ausgesetzt wird, oder wenn sich der Organismus daran gewöhnt hat.

Man wendet die K. an in Form von kalten **Abreibungen** (s. d.), von **Bädern** (s. Bad, S. 310), wobei man wieder Vollbäder, Halb-, Sitz- und Fußbäder unterscheidet. Bei den **Vollbädern** soll das Wasser möglichst den ganzen Körper umspülen, weshalb man auch im Badebassin untertaucht. Man habe bei Vollbädern aber wohl im Auge, daß Quell- und Brunnenwasser meist sehr kühl ist und seine Einwirkung daher nur von sehr kräftigen Naturen ertragen werden kann. Flußwasser dagegen folgt langsam der Außentemperatur, ist also im Sommer temperiert. Leute, welche im Winter sich Löcher in das Eis hauen lassen, um auch dann im Freien zu baden, vergessen den wichtigen Grundsatz, daß jede sogen. Abhärtung in letzter Linie immer auch eine Abnutzung des Körpers darstellt. Die Verwendung der kalten Bäder oder kalter Einwickelungen bei fieberhaften Krankheiten, besonders bei Unterleibstyphus, welche durch E. Brand in Stettin 1861 in Deutschland eingeführt worden ist und sich außerordentlich bewährt hat, bezweckt eine Herabminderung der Bluttemperatur und Beseitigung der Gefahren, die mit einer andauernden, wenn auch relativ nur mäßigen Temperaturerhöhung für den Organismus verbunden sind (vgl. Fieber, S. 426). — Bei dem **Halb-** oder **Sitzbad** sitzt der Kranke bis zur Nabelhöhe im Wasser, während der obere Teil des Körpers, soweit möglich von ihm selbst, sonst von dem Badediener, mit dem Wasser benetzt und frottiert wird; auch verbindet man Halbbäder oft mit Begießungen u. dgl. und erzielt in der Regel einen Abfluß des Blutes vom Kopf u. obern Teil des Rumpfes und damit weiterhin eine Regelung des Blutumlaufs überhaupt. Bei einigen Krankheiten des Rückenmarks und Gehirns sind daher Halbbäder oft von sehr guter Wirkung, während man sie bei Lungenleiden und bei sehr reizbaren, nervösen Personen zu meiden hat. Das **Fußbad**, bei dem nur die Füße bis zum Knie in das Wasser tauchen, wirkt entweder als lokales Mittel, wie z. B. bei Schweißfüßen, oder es wirkt ableitend, wie z. B. bei Kopfschmerzen in Gestalt des kalten Fußbades von 10—15°. Ferner wendet man K. an in Gestalt der **Eingießung** (s. d.); so hat man z. B. bei fieberhaften Krankheiten täglich mehrmals 1—2 Lit. kalten Wassers in den Darm laufen lassen und dadurch mit Erfolg die Fieberhitze bekämpft. Die **Douche** (s. d.) wird als Regendouche, als Tropfbad (Irrigation) oder auch in Gestalt eines auf einen bestimmten Körperteil geleiteten Wasserstrahls, der mit einer gewissen Gewalt auftrifft, angewendet; so z. B. setzt man ein chronisch krankes Kniegelenk täglich einer solchen Strahldouche aus und bezeichnet diese Begießung daher auch als **Knieguß** ꝛc. Sehr bekannt ist die **Einwickelung** oder **Einpackung** (s. d.), der **Prießnitzsche Umschlag** (s. d.) und das **Lakenbad** (s. d.). Vgl. außer den ältern Schriften von Schreber (2. Aufl. von Voigt, Leipz. 1885), Johnson, Fleury (letztere beide von Scharlau übersetzt), Richter, Petri (1853 u. 1856) u. a. besonders **Brand**, Die Hydrotherapie des Typhus (Stettin 1861), weitere klinische Arbeiten von Liebermeister und Hagenbach, Jürgensen, Mosler, Küchenmeister, Pleniger, Cohn, Ziemssen u. a.; **Munde**, Hydrotherapie (13. Aufl., Leipz. 1890); **Winternitz**, Die Hydrotherapie auf physiologischer und klinischer Grundlage (2. Aufl., Wien 1890, 2 Bde.); **Runge**, Die Wasserkur (Leipz. 1879); **Anjel**, Grundzüge der Wasserkur in chronischen Krankheiten (2. Aufl., Berl. 1886); **Müller** (Alexandersbad), Hydrotherapie (Leipz. 1890); **Preller**, Die Wasserkur (das. 1891).

Kaltwasserpumpe, s. Kondensation.

Kaluga, Gouvernement in Großrußland, ein Teil des alten Großfürstentums Moskau, grenzt im N. und

Digitized by Google

NO. an das Gouv. Moskau, im O. an Tula, im S. an Orel, im W. an Smolensk und hat ein Areal von 30,929 qkm (561,5 QM.). Das Land bildet eine einförmige, fruchtbare und trefflich angebaute Ebene, die nur hier und da hügelig wird. Der Boden ist mitunter sehr sandig und mit Thonerde gemischt. Vom Areal kommen auf Äcker 44, Wiesen und Weiden 18, Wald 32 und Unland 6 Proz. Fast das ganze Gouvernement gehört der ältern und jüngern Steinkohlenformation an, außer einem Teil der nördlichen Kreise, in denen die Juraformation zu Tage tritt. Unter der Ackererde liegen meist Kalkschichten mit zahlreichen Versteinerungen, darunter Schichten von Sand, Schiefer und Lehm. Die Steinkohlenlager werden zur Zeit noch sehr wenig ausgebeutet; sonst liefert der Boden Eisen (2½ Mill. Pud jährlich), welches größtenteils nach Perm ausgeführt wird, Torf, Lehm, Schwefel (auch Schwefelquellen kommen beim Dorf Krainsk und im Lichwinschen Kreis vor) und Kalkstein. Unter den zahlreichen Flüssen und Bächen ist die schiffbare Oka mit Shisdra, Tarussa und Ugra der bedeutendste. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 3,8°; Ende November bedecken sich die Flüsse mit Eis, welches erst Ende März bricht. Die Bevölkerung belief sich 1891 auf 1,244,018 Seelen, ca. 40 auf 1 qkm. Die arbeitsamen Bewohner sind meist Großrussen; alle übrigen Nationalitäten betragen zusammen nicht mehr als ¼ Proz. der Bevölkerung. Der Konfession nach befinden sich darunter etwa 94,8 Proz. Griechisch-Katholische, 4,2 Proz. Raskolniken, 0,1 Proz. Römisch-Katholische, 0,1 Proz. Juden. Von Getreidearten werden hauptsächlich Roggen und Hafer gebaut, doch nicht genug für den eignen Bedarf. Die Ernte war 1893: über 3 Mill. hl Roggen, 2,646,167 hl Hafer, 3,773,866 hl Kartoffeln. Außerdem gedeihen Hanf, Zwiebeln, Kohl, Äpfel und Kirschen, von Waldbäumen besonders Tannen, Kiefern, Birken und Espen. Das Tierreich liefert außer den gewöhnlichen Haustieren Wild, Geflügel (besonders die berühmten Kalugaschen Nachtigallen, welche einen Ausfuhrartikel bilden) und Fische. Die Viehzucht wird nicht mit gehöriger Sorgfalt betrieben; 1888 zählte man 294,688 Pferde, 281,161 Stück Hornvieh, 311,524 Schafe und 151,333 Schweine. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend, dagegen der Fischfang von geringem Ertrag. Industrie wird eifrig betrieben, 1890 in 237 gewerblichen Etablissements mit 9219 Arbeitern und einem Produktionswert von 8 Mill. Rubel. Sie erstreckt sich besonders auf Fabrikation von Papier (1,7 Mill. Rub.), Leder (208,000 Rub.), Spiritus (2,873,000 Rub.), Öl (302,000 Rub.), Zündhölzern (327,000 Rub.), Gußeisen und Maschinen. Der Handel ist bedeutend u. wird besonders durch die Oka befördert. 1886 bestanden im Gouvernement 620 Schulen mit 31,730 Zöglingen, nämlich 396 niedere mit 25,267 Schülern, 224 Kirchenschulen und mittlere Lehranstalten mit 6463 Schülern, 7 Fach- und Handwerkerschulen mit 249 Lernenden. Das Gouv. K. wird in elf Kreise eingeteilt: Borowsk, K., Koselsk, Lichwin, Malo-Jaroslawetz, Medyn, Meschtschowsk, Mossalsk, Peremyschl, Shisdra und Tarussa. In geistlicher Beziehung bildet K. eine eigne Eparchie und hat einen eignen Bischof dritter Klasse mit dem Titel »Bischof von K. und Borowsk«. K. war früher eine Provinz des Großfürstentums Moskau und wurde 1796 ein Gouvernement.

Kaluga, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Gouvernements (s. oben), am linken Ufer der hier 290 m breiten Oka und an der Jatschenka gelegen, an der Eisenbahn Wjasma-Rjashsk, hat 35 Kirchen, viele industrielle Etablissements, besonders für Leder, Bastmatten, Öl, Talg und Wachslichte und Kalugaer Kuchen, 4 Buchhandlungen, 3 Buchdruckereien, eine Stadtbank (1891: Umsatz 16,5 Mill. Rubel), ein Theater, ein Gymnasium, ein Seminar, 2 Handwerkerschulen, eine Realschule, 2 Kirchenschulen, viele andre Lehranstalten und mit den beiden Sloboden Jamskaja und Podsawalja (1889) 40,489 Einw. K. wird schon 1389 erwähnt.

Kaluger (auch Kalujer), Mönch in einem serbischen Kloster der griechisch-oriental. Kirche. In Ungarn, Kroatien und Slawonien gibt es 30 serbische Mönchsklöster, darunter 13 des heil. Basil in der Fruska Gora (im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien).

Kalugyér (spr. káludjêr, auch Kaluger), Dorf im ungar. Komitat Bihar, unweit des Bergwerksortes Vaskóh, mit (1890) 933 rumän. (griechisch-orient.) Einwohnern, bekannt durch die in der Nähe befindliche Schwefelquelle Izbug (ungar. Dagadó forrás, »schwellende Quelle«), die während der Monate Dezember bis Juli alle 6 Stunden unter heftigem Brausen aus einer tiefen Felsenkluft 1—2 Minuten lang hervorquillt, zuerst ein inneres, dann ein äußeres Becken füllt und, nachdem sie einen Wasserfall gebildet, im Felsen wieder verschwindet.

Kalumbin, Kalumbowurzel, s. Jateorrhiza.

Kalumniant (lat.), Verleumder.

Kalumnieneid, s. Gefährdeeid.

Kalunda, s. Lunda.

Kaluschin (poln. Kaluszyn), Stadt im russ.-poln. Gouv. Warschau, mit Fabrikation von Öl, Essig, Seife, Talglichten und Tales, dem schwarz und weiß gestreiften Wollzeug, das die Juden zu ihren Gebetmänteln brauchen, und (1885) 7318 Einw., meist Juden.

Kalusz (spr. káluſch), Stadt in Galizien, an der Siwka (Zufluß des Dnjestr) und der Staatsbahnlinie Stryj-Stanislau, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat Salzbergbau, ein Salzsudwerk, Kainitproduktion (100,000 metr. Ztr. Salz, 40,000 Ztr. Kainit), Bierbrauerei, Branntweinbrennerei, Gerberei, Zwirn- u. Strickwarenfabrik, Handel mit Getreide, Holz und Vieh und (1890) 7526 Einw. (4241 Juden).

Kalvarienberg (v. lat. calvaria, »Hirnschädel«), Schädelstätte an Hinrichtungsplätzen, besonders soviel wie Golgatha; daher in katholischen Ländern Hügel, welche, mit 1 oder 3 Kreuzen, Statuen und Bildern (14 Stationen) bezeichnet, die Todesstätte Christi veranschaulichen und als Wallfahrtsorte dienen.

Kalvarienberg, ein Gipfel des Fränkischen Jura, s. Jura, deutscher.

Kalvillen, s. Apfelbaum, S. 710.

Kalvörde (Calvörde), Flecken im braunschweig. Kreis Helmstedt, in einer Exklave im Preußischen, an der Ohre, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Spiritusbrennerei, Kartoffelstärkefabrikation, Tabaksbau, Moordammkultur und (1890) 1889 evang. Einw.

Kalw (Calw), Oberamtsstadt im württemberg. Schwarzwaldkreis, an der Nagold, Knotenpunkt der Linien Zuffenhausen K. und Pforzheim-Horb der Württembergischen Staatsbahn, 330 m ü. M., hat eine evangelische, eine katholische und eine methodist. Kirche, ein Reallyceum, eine höhere Handelsschule, ein Georgenäum (öffentliche Bibliothek und Hörsaal, Stiftung des Generalkonsuls E. v. Georgii-Georgenau), eine Missionsgesellschaft mit bedeutendem Bücherverlag

Digitized by Google

(»Kalwer Missionsblatt«, »Kalwer Bibel«), ein Amtsgericht, eine Handels- u. Gewerbekammer, Baumwoll- und Wollspinnerei, Fabrikation von Woll- (insbesondere Jacquard-) Decken, von Wirk- und Trikotwaren, Stahldrahtkratzen für Woll- und Baumwollspinnereien, Holzspunden, Zigarren ꝛc., Gerbereien, Holzhandel und (1890) 4522 Einw., davon 223 Katholiken. K. wird als Luftkurort besucht. Unmittelbar über der malerisch gelegenen Stadt schöne Waldungen, in der Nähe die Badeorte Teinach, Liebenzell und Wildbad, das ehemalige berühmte Kloster Hirsau und einige Burgruinen. — K., bereits 1037 genannt, war einst im Besitz mächtiger Grafen, deren Gebiet 1308 und 1345 an Württemberg kam, und zeichnete sich früh durch seine Tuchfabrikation aus. 1634 wurde es von den Bayern, 1692 von den Franzosen erobert. Vgl. Stälin, Geschichte der Stadt K. (Stuttg. 1888).

Kalwarya, 1) Kreisstadt im russisch-poln. Gouv. Suwalki, rechts an der Scheschuppe, mit Stecknadel-, Leinwand-, Flanell-, Leder-, Hut- und Kammfabriken, bedeutendem Handel und (1890) 10,087 Einw. (über zwei Drittel Juden). — 2) Marktflecken in Galizien, Bezirksh. Wadowice, an der Staatsbahnlinie Krakau-Sucha und der Nordbahnlinie Bielitz-K., hat ein Bezirksgericht, ein Schloß und (1890) 1477 poln. Einwohner. Dabei der Kalvarienberg mit vielbesuchter Wallfahrtskirche und Bernhardinerkloster.

Kalwitz, Sethus, s. Calvisius.

Kalyceraceen, dikotyle, auf die Andes Südamerikas beschränkte Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kampanulaten, etwa 23 Arten krautartiger Gewächse mit köpfchenartigen Blütenständen und 4—6gliederigen Blüten, die vereinigte Staubfäden und freie Antheren haben.

Kalycifloren (Kelchblütler), eine größere Abteilung im natürlichen Pflanzensystem, zuerst von De Candolle aufgestellt, begreift alle diejenigen Dikotylen mit freien Blumenblättern, bei denen die Krone perigyn oder epigyn ist.

Kalydon, im frühen Altertum berühmte Stadt in Ätolien, unweit der Mündung des Euenos, im Lande der Kureten, von Äolos gegründet; in historischer Zeit selten erwähnt und zu Strabons Zeit ganz heruntergekommen. Reste beim heutigen Kurtaga. Danach benannt war die von Dichtern oft behandelte kalydonische Jagd. Öneus, König von K., hatte nämlich einst der Artemis zu opfern vergessen, weshalb diese den gewaltigen kalydonischen Eber zur Verwüstung des königlichen Gebietes sandte. Meleagros, Öneus' Sohn, rief zur Erlegung der Bestie die berühmtesten hellenischen Heroen zusammen: Jason, Nestor, Theseus, die Jungfrau Atalante u. a. Zuerst verwundete Atalante den Eber, dann traf ihn Meleagros mit dem Wurfspieß tödlich, die übrigen erlegten ihn völlig. Über den Kopf und die Haut des Tieres entbrannte dann ein Streit unter den Helden, der dem Meleagros (s. d.) das Leben kostete.

Kalykadnos, Fluß in Kilikien, in welchem Kaiser Friedrich Barbarossa ertrank; jetzt Göksu.

Kalykanthaceen, dikotyle, nur etwa vier Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Ranalen, Sträucher mit gegenständigen Blättern und perigynen Blüten (s. nebenstehende Abbildung), die durch die spiralige Anordnung ihrer zahlreichen Glieder ausgezeichnet sind. Diese Familie besteht aus den Gattungen Calycanthus, die mit wenigen Arten in Nordamerika, und Chimonanthus, die in Japan einheimisch sind. Die K. enthalten zimtähnliche aromatische Bestandteile und werden in ihrem Vaterland arzneilich angewendet.

Kalymna, eine der Sporaden, an der kleinasiatischen Küste, nördlich von Kos, ca. 109 qkm groß, kahl, bis 685 m hoch, von Doriern bewohnt. Jetzt Kalymnos, ein Kaza des Sandschak Rhodos des türkischen Inselwilajets bildend, mit gleichnamiger Hauptstadt auf der Südküste, berühmter Schwammfischerei und 16,000 Einw. Vorzüglicher Honig.

Kalymnos, türk. Insel, s. Kalymna.

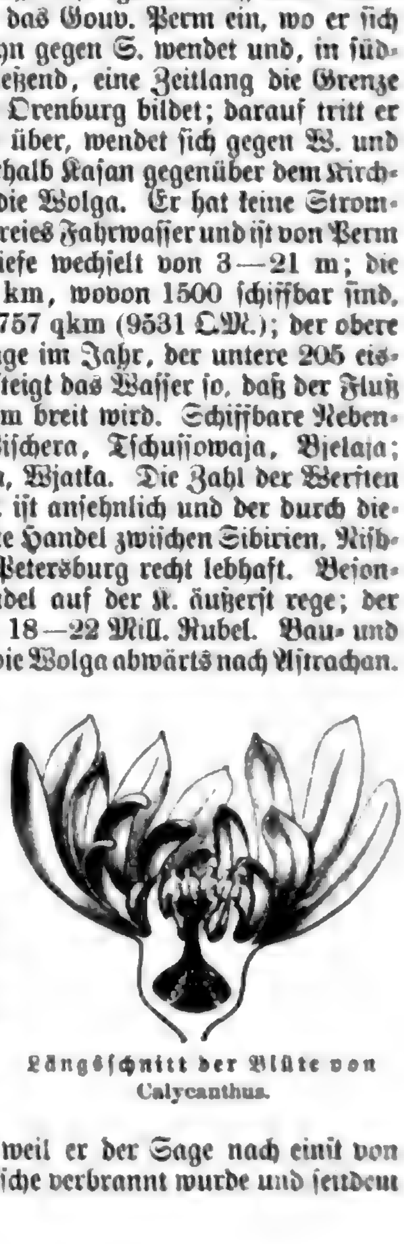
Kalypso, bei Homer eine Nymphe, Tochter des Atlas, welche die Insel Ogygia bewohnte, den schiffbrüchigen Odysseus freundlich aufnahm und sieben Jahre als Gatten bei sich behielt. Sie gebar ihm nach späterer Sage den Nausithoos und Nausinoos oder den Auson und starb aus Gram, als sie, von den Göttern genötigt, ihn endlich entlassen mußte.

Kalyptrogēn (griech.), in der Pflanzenanatomie eine Zellteilungsschicht, welche die Wurzelhaube an der Wurzelspitze vieler Phanerogamen durch Zellteilung ausbildet.

Kama, persische Waffe, s. Jatagan.

Kama (bei den Wotjäken Budshim-kam, bei den Tschuwaschen Schoiga-adil, bei den Tataren Tscholman Idel oder Ak Idel genannt, welche Worte »weißer Fluß« bedeuten), der größte Nebenfluß der Wolga, entspringt aus den Sümpfen des Glasowschen Kreises, unweit des Dorfes Polonska, im Gouv. Wjatka, fließt anfangs nördlich, dann nordöstlich und dringt in das Gouv. Perm ein, wo er sich westlich von Tscherdyn gegen S. wendet und, in südöstlicher Richtung fließend, eine Zeitlang die Grenze zwischen Wjatka und Orenburg bildet; darauf tritt er in das Gouv. Kasan über, wendet sich gegen W. und mündet 69 km unterhalb Kasan gegenüber dem Kirchdorf Bogorodizk in die Wolga. Er hat keine Stromschnellen, ein völlig freies Fahrwasser und ist von Perm an schiffbar. Die Tiefe wechselt von 3—21 m; die Länge beträgt 1886 km, wovon 1500 schiffbar sind, sein Flußgebiet 524,757 qkm (9531 QM.); der obere Lauf ist nur 185 Tage im Jahr, der untere 205 eisfrei. Im Frühjahr steigt das Wasser so, daß der Fluß stellenweise bis 30 km breit wird. Schiffbare Nebenflüsse sind links: Wischera, Tschussowaja, Bjelaja; rechts: Inwa, Obwa, Wjatka. Die Zahl der Werften an den Ufern der K. ist ansehnlich und der durch diesen Strom vermittelte Handel zwischen Sibirien, Nishnij Nowgorod und Petersburg recht lebhaft. Besonders ist der Holzhandel auf der K. äußerst rege; der Umsatz darin beträgt 18—22 Mill. Rubel. Bau- und Schiffsbauholz geht die Wolga abwärts nach Astrachan.

Kâma (auch Manmatha), in der ind. Mythologie der Gott der Liebe, dem griechischen Eros zu vergleichen. Er reitet auf einem Papagei und verwundet mit einem Pfeil aus Blumen, der von einem Bogen aus Zuckerrohr abgeschossen wird. Er heißt auch Ananga (»der Körperlose«), weil er der Sage nach einst von Siwa im Zorn zu Asche verbrannt wurde und seitdem



Längsschnitt der Blüte von Calycanthus.

Digitized by Google

seinen eigentlich leiblichen Körper verloren hat. Seine Begleiterin ist die schöne Rati (»Wollust«), die er sich aus dem Haus des Riesen Sambara erobert hat.

Kamaieu (franz., spr. -jö), erhaben oder vertieft geschnittener Onyx, Sardonyx etc., wobei die verschiedenen gefärbten Lagen des Steines zur bildlichen Darstellung benutzt sind (vgl. Kamee); dann Malereien von einerlei Farbe, wie grau in grau, oder braun in braun, oder auch solche, die mit Einer Farbe auf einen Grund von einer andern Farbe gemalt sind (franz. en camaïeu). Erstere nannte man auch Cirage oder Grisaille, je nachdem die Grundfarbe braun oder grau war. Jetzt ist nur noch der Name Grisaille für grau in grau ausgeführte Tuschzeichnungen oder Ölskizzen üblich. Auch führen die ähnlich behandelten Handzeichnungen und Holzschnitte, in Deutschland zumeist Helldunkelblätter (Clair-obscur-Schnitte) genannt, den Namen K. Jene Malereien hatten ihre eigentliche Blütezeit in Italien im 16. Jahrh., wo Maturino, Pol. da Caravaggio u. a. die Häuser damit schmückten; doch spielen sie noch bis zum Ende des Rokoko eine große Rolle und sind auch in der Gegenwart wieder üblich. Auch jene Manier des Formschnittes (Wechtlin, Burgkmair, Ugo da Carpi, Antonio da Trento, Andreani, Jegher u. a.) hat ihre Blüte im 16. und 17. Jahrh.

Kamail, Kettenkapuze, Ringhaube, s. Camail und Rüstung.

Kamala (Wurus, Waras), leichtes, lockeres, rotes Pulver, besteht im wesentlichen aus den zinnoberroten Drüschen, welche die kirschgroßen Früchte der Euphorbiacee Mallotus philippinensis *J. Müll.* (Rottlera tinctoria *Roxb.*) bedecken. Man gewinnt es in Indien durch Schütteln oder Abreiben der Früchte. Die K. ist geruch- und geschmacklos, enthält als Beimengungen Sternhaare, Bruchstückchen der Früchte und Blätter, Staub etc. Sie wird von Wasser kaum angegriffen, gibt an Alkohol, Äther und Kalilauge ein rotes Harz ab, enthält Spuren von ätherischem Öl, Zitronen- und Oxalsäure, im wesentlichen aber Harze (Kamalarot) und Rottlerin $C_{22}H_{20}O_6$. Letzteres bildet gelbe Kristalle, löst sich in Wasser, Alkohol und Äther, in wässerigen Alkalien mit tiefroter Farbe, ist nicht flüchtig und entsteht auch bei Behandlung von Aloin mit Salzsäure. K. dient in Indien seit alter Zeit zum Färben der Seide und gibt ein schönes Orangebraun; seit der Mitte dieses Jahrhunderts wurde es in Europa als Bandwurmmittel benutzt, und seit 1872 ist es auch bei uns offizinell. Vor dem Kusso hat es den Vorzug, daß es weniger leicht Übelkeit und Erbrechen erregt. Auch gegen Hautkrankheiten ist es benutzt worden.

Kamaldulenser-Einsiedler (Kamalduliten oder Romualdiner), ein vom heil. Romuald (gest. 1027) gestifteter geistlicher Orden, welcher nach seinem ersten Sitz, Camaldoli, benannt wurde und 1072 die päpstliche Bestätigung erhielt. Die K. trugen einen weißen langen Rock, ein Skapulier, eine runde Kapuze und Schuhe. Wasser und Brot war ihre gewöhnliche Nahrung. Der Genuß von Fleisch war ganz untersagt. Während der großen Fasten pflegten viele, dem Beispiel des Stifters nacheifernd, ein 40tägiges Schweigen zu beobachten. Ganz gegen die Benediktinische Regel führte nämlich dieser das beschauliche, aller Einwirkung nach außen fremde Einsiedlerleben ein, was dem Orden im Verlauf der Zeit sehr nachteilig ward. Denn kaum hatte sich 1300 die Kamaldulenser-Einsiedelei San Michele di Murano bei Venedig zu einem förmlichen Kloster erhoben, als sich demselben sogleich die Kamaldulenser-Observanten, d. h. die der ursprünglichen Regel treu Gebliebenen, feindlich gegenüberstellten, und seitdem zerspaltete sich der Orden in langjährigen Zwistigkeiten in mehreren Kongregationen. Im 17. und 18. Jahrh. zählten sämtliche Kongregationen 2000 Religiosen unter 5 Generalen (majores). Jetzt ist der Orden auf wenige Stätten in Italien und Galizien zusammengeschmolzen. Die Kamaldulenser-Nonnen, für die 1086 das Kloster zu Mucellano in Toscana gegründet wurde, sind jetzt aufgehoben.

Kamaon (Kumaun), Division (Regierungsbezirk) der britisch-ind. Nordwestprovinzen, liegt ganz im Himalajagebirge, grenzt im N. an Tibet, im O. an Nepal und hat ein Areal von 32,213 qkm (585 QM.) mit (1891) 1,161,098 Einw. (1,070,511 Hindu, 88,269 Mohammedaner). Einen Teil des Landes bilden rauhe Gebirge (Nanda Dewi 7821 m), den andern der südliche Babhar, ein dichtbewaldetes, wasserloses Hochland, das aber unter Bewässerung gute Ernten gibt, und das sumpfige und ungesunde Terai. Eisen, Kupfer, Blei, Asbest u. a. sind vorhanden, werden aber nicht ausgebeutet; die wertvollen Wälder stehen jetzt unter dem Schutz der Regierung, ebenso wie die noch zahlreichen Elefanten. Nur ein Fünftel des Bodens ist kulturfähig, unter Kultur aber noch wenig; in neuester Zeit nehmen die Theepflanzungen zu, auch baut man in höhern Lagen Kartoffeln. Die Division zerfällt in drei Distrikte: K. (15,539 qkm mit 542,712 Einw.), Garhwal und Terai. Außer der Herstellung grober Stoffe hat die Provinz keine Industrie, der Handel ist aber nicht unbedeutend. Hauptort ist Almora (s. d.). Die Gesundheitsstation Naini Tal ist Residenz des Lieutenant-Governors der Nordwestprovinzen während des Sommers, eine dritte Station ist Ranikhet. Auch diese beiden haben Garnisonen. Die Engländer erwarben K. 1816 im Kriege gegen Nepal.

Kamaran, kleine Insel im Roten Meer, an der arabischen Küste, 165 qkm groß. Die ärmliche Fischerbevölkerung lebt in sieben kleinen, elenden Dörfern. Albuquerque besetzte K. 1513 nach seinem unglücklichen Angriff auf Aden zeitweilig; als 1858 das Kabel nach Bombay gelegt wurde, nahm England von der Insel Besitz.

Kamaschen, s. Gamaschen.

Kamassinzen, s. Samojeden.

Kamazit, soviel wie Balkeneisen, s. Meteorsteine.

Kamberg (Camberg), Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis Limburg, im sogen. goldenen Grund, am Emsbach und an der Linie Frankfurt a. M.-Limburg der Hessischen Ludwigsbahn, hat eine kath. Pfarrkirche, ein Schloß, eine Taubstummenanstalt, ein Amtsgericht, Landwirtschaft und (1890) 2368 Einw., davon 228 Evangelische und 101 Juden. K. gehörte bis 1388 zur Grafschaft Diez u. kam dann an Nassau-Dillenburg.

Kambiāl, was auf Wechsel (ital. cambio) Bezug hat; Kambialrecht, soviel wie Wechselrecht.

Kambieren (ital.), Wechselgeschäfte treiben.

Kambiform (lat.), s. Leitbündel.

Kambing, portug. Sundainsel, im äußersten Osten der Gruppe, zwischen den Inseln Ombai im W. und Wetter im O., nördlich von Timor, von dem aus sie verwaltet wird, 94 qkm (1,7 QM.) groß.

Kambium, s. Bildungsgewebe.

Kambodscha (richtiger Kambodia), franz. Schutzstaat in Hinterindien, zwischen 10° 30′—13° 30′ nördl.

Digitized by Google

Br. und 103° 50′—106° 20′ östl. L. v. Gr., begrenzt von Siam im W. u. N., Anam im O., von Kotschinchina im SO. und dem Meerbusen von Siam im SW., hat ein Areal von 100,000 qkm (1800 QM.) mit (1889) 814,754 Einw. Längs der niedrigen Küste liegen zahlreiche kleine Inseln, deren Bewohner sich mit Trepangfischerei beschäftigen. Den Westen und Nordwesten durchziehen bis 1200 m hohe, bewaldete Hügelketten, den östlichen, äußerst fruchtbaren, flachen Teil durchfließt der hier durchweg schiffbare Mekhong, der sich bei der Hauptstadt Pnom Penh in zwei Arme spaltet und dort zugleich mit dem 2400 qm großen und bis 14 m tiefen See Tulesab (Tonlésap) verbunden ist, der in der Regenzeit bedeutende Wassermassen aus dem Mekhong empfängt und dann weit über seine niedrigen Ufer tritt, zur Trockenzeit aber in jenen abfließt. Das Klima ist angenehm; die Temperatur während des schwülen Sommers beträgt selten über 33°, November bis Februar öfters nur bei sehr kühlen Nächten 15° am Tage; die mittlere Jahrestemperatur ist 26°. Die Pflanzenwelt bildet mit der von K., Anam und Siam ein eignes, durch zahlreiche Clusiaceen, besonders Gummiguttbäume ausgezeichnetes, aber wenige Palmen enthaltendes Gebiet und ist außerordentlich reich an kostbaren Hölzern sowie an Pfeffer, Kardamomen, Harzen, Lack u. a., die aber bisher wenig ausgebeutet sind. Die Tierwelt ist die ostindische; Tiger, Leoparden, Elefanten (das einzige Lasttier), Rhinozerosse, wilde Rinder bevölkern die großen Wälder; Blutegel und Moskitos sind arge Plagen. Von Metallen finden sich Gold, silberhaltiges Blei, Kupfer und Eisen. Das letzte wird vom Stamm der Kui gewonnen und bearbeitet. Die Bevölkerung besteht nur zur größern Hälfte (492,479) aus Eingebornen, im übrigen aus 120,019 Anamiten, 137,813 Chinesen, 60,633 Malaien und nur 134 Europäern. Die Eingebornen sind den Siamesen nahe verwandt, doch haben sie weit gröbere Züge, auch sind sie weniger zivilisiert, dabei friedlich und gelehrig, aber auch phlegmatisch. Sie leben meist an den Flüssen in Bambushütten auf Pfählen. Es herrscht Polygamie. Die größere Hälfte bilden die Khmer (s. d.); in den Bergen haben sich noch Reste der unzivilisierten ursprünglichen Bewohner (Kui, Penong, Stieng) erhalten. Die soziale Stellung wird bedingt durch die Zugehörigkeit zu einer der fünf Klassen, in die das Volk zerfällt; dies sind die zahlreiche königliche Familie, welche steuerfrei ist; der Adel, die Pre-Wong, die Abkömmlinge der alten Könige; die Baku, Nachkommen der alten Brahmanen; die Buddhapriester; das übrige Volk (vgl. Faque, Mémoire sur l'anthropologie des divers peuples vivant actuellement au Cambodge. Mémoires de la société d'anthropologie, 2. Serie IV, Par. 1893). Die Sklaverei (meist wegen Schulden) ist seit 1884 abgeschafft. Die alte Sprache ist jetzt mit zahlreichen Fremdwörtern bereichert und nähert sich dem Siamesischen und dem Anamitischen; Schrift und Litteratur sind dem indischen Pâli entlehnt. Vgl. Aymonier, Dictionnaire français-cambodgien (Saigon 1874); Derselbe, L'épigraphie kambodjéenne (das. 1881); Barth, Inscriptions sanscrites du Cambodge (das. 1885). Vorherrschende Religion ist der durch vieles dem Brahmanismus Entlehnte umgestaltete Buddhismus, worin die Mönche (Talapoins) eine große Rolle spielen; ihre beiden Oberhäupter stehen an Rang nur dem König nach. Die Malaien sind Mohammedaner. Die christliche Religion ist durch die katholische Kirche seit langer Zeit verbreitet worden, doch sind von 16,000 eingebornen Christen die meisten Anamiten und nur 900 Kambodschaner. Es bestehen ein Seminar, 29 Pfarrschulen mit 1132 Schülern und 4 Waisenhäuser. Im übrigen ist die Sorge für den Unterricht ganz den buddhistischen Mönchen überlassen. Die Zeitrechnung ist eine dreifache: eine religiöse, eine politische und eine bürgerliche, die letzte, die gebräuchlichste, beginnt 638 n. Chr. Hauptbeschäftigung ist Landwirtschaft. Man baut vornehmlich Reis, das Hauptnahrungsmittel, dann Baumwolle, Tabak, Bohnen, Indigo, Anissaat, Kardamomen, ausgezeichnete Areka- und Muskatnüsse. Auch gewinnt man Palmzucker, Wachs, Gummi; außerordentlich ergiebig ist die Fischerei in dem Tulesabsee. Starke Ponies werden im Lande gezüchtet, auch die Seidenraupenzucht ist beträchtlich, ebenso die Weberei von schönen Seiden- wie von Baumwollenstoffen. Der Handel zur See geht über Kampot, den einzigen Hafen des Landes, sonst über Banam, den bedeutendsten Getreidemarkt von K., auf dem Mekhong durch Kotschinchina. Die Einfuhr (Metallwaren, Waffen, Parfümerien, Branntwein aus Europa, Opium aus Indien, Seidenwaren, Alaun und Salpeter aus China) betrug 1891: 1,161,219, die Ausfuhr (Gewebe, Tabak, Reis, Pfeffer, Fische, Gummi) 310,735 Fr. Es liefen 354 Dampfer und 408 Barken ein. Post und Telegraphen hat K. mit Kotschinchina gemein. Es betrug 1892 die Länge der Telegraphenlinien 2465, der Drähte 3889 km; durch 73 Ämter wurden 154,090 inländische und 23,602 internationale Depeschen befördert. Das Geld- und Maßwesen ist dem anamitischen ähnlich. Die Lochmünze aus unedlem Metall heißt Peti, 10 Schnüre von 60 solchen Tschutschu. Neben mexikanischen Piastern laufen siamesische Münzen um, das Kop oder Bat etwa = ½ Piaster. Man bedient sich auch des chinesischen Handelsgewichts und für Reis des Thang von 48 Kätti. 1 Piom oder Wa = 2 Meter. In der Kolonie rechnen die Behörden wie in Frankreich und setzen den Piaster = 5,55 Frank; Chinesen zahlen häufig mit Blattgold. Französische Maße und selbst Scheidemünzen bürgern sich ein, im Handel mit Europa ist englische Rechnung üblicher.

Staatsverfassung. Der König hat absolute Gewalt über seine Unterthanen und ist alleiniger Herr alles Grund und Bodens. Ihm zunächst steht der abgedankte König (eine regelmäßige Institution), der nächste Prinz von Geblüt und die erste Prinzessin (gewöhnlich die Königin-Mutter), dann folgen die fünf Minister. Seit 1884 ist die Verwaltung einem vom Generalgouverneur von Französisch-Indochina ressortierenden französischen Oberresidenten in der Hauptstadt Pnom Penh (s. d.) unterstellt. Derselbe hat das Recht privaten u. persönlichen Zutritts bei dem König, und wenn auch die eingebornen Beamten noch ihr Amt unter der Aufsicht der französischen Residenten oder Vizeresidenten in den acht Provinzen mit 83 Arrondissements ausüben, so regieren doch die Franzosen direkt in Angelegenheiten der Steuern, Zölle, indirekten Abgaben, öffentlichen Arbeiten &c. Frankreich hat hier 300 Mann Marinesoldaten stationiert. Die Einnahmen bestehen aus Grundsteuern (0,1 der Ernte), Frondiensten, Verpachtung von Domänen, Zöllen, Abgaben für einige Kulturen und für das Schlagen von Bäumen. Die Flagge s. auf Tafel »Flaggen I«. — K. war bereits im 6. Jahrh. ein mächtiges Reich. Damals erstanden die jetzt in Ruinen liegenden großartigen Bauten in und um Angkor, am Nordrande des jetzt siamesischen Teiles des Tulesab. Dann wurde K. für

Digitized by Google

lange Zeit China tributpflichtig, machte sich aber 625 unabhängig u. herrschte sogar für kurze Zeit über Siam. Aber mit dem Verfall seiner Macht seit dem 13. Jahrh. wurde K. der Zankapfel zwischen Anam und Siam. Das Ende davon war, daß K. seit 1847 beiden Tribut zahlen mußte. Nachdem Frankreich Kotschinchina besetzt hatte, schloß es 1863 einen Freundschaftsvertrag mit K., der aber erst 1867 Geltung erlangte, nachdem Siam das Protektorat über K. gegen Überlassung der Provinzen Angkor und Battombang anerkannt hatte. Ein zwischen Frankreich und K. 1884 abgeschlossener Vertrag stellte den jetzigen Zustand her. Als ersteres 1893 in Konflikt mit Siam geriet, machten die Kambodschaner vergebens den Versuch, die beiden 1867 abgetretenen Provinzen wiederzugewinnen. Vgl. Bastian, Die Völker des östlichen Asien, Bd. 4 (Jena 1868); Aymonier, Géographie du Cambodge (Par. 1876); Moura, Le royaume de Cambodge (das. 1882, 2 Bde.); Bouinais u. Paulus, Le royaume du Cambodge (das. 1884); Delaporte, Voyage au Cambodge. L'architecture Khmer (das. 1880); Leclère, Cambodge, contes et legendes (das. 1894) und dessen rechtsgeschichtliche Schriften.

Kambodscha, Fluß, s. Mekhong.

Kambrais (franz., spr. kangbrä, eigentlich Toile de Cambrai, engl. Cambrics), locker gewebte, dünne Batistleinwand, auch Kammertuch und in Frankreich Claires genannt, wurde am schönsten zu Cambrai verfertigt. Das leinene Gewebe ist durch die überall aufgekommene Nachahmung in Baumwolle sehr in den Hintergrund gedrängt worden; man fertigt dergleichen Stoffe, die sich durch Feinheit, Schönheit und Billigkeit auszeichnen, glatt und gemustert, auch gedruckt und gestickt. Mittelfeine Ware heißt Baumwolltaft.

Kambriks, soviel wie Kambrais.

Kambrische Formation, die ältesten, nach ihrem Vorkommen im Gebiete der altbritischen Völkerschaft der Kambrer benannten versteinerungsführenden Sedimentärgebilde, welche die kristallinischen Schiefer der Huronischen Formation (s. d.) diskordant überlagern u. die Basis der Silurischen Formation (s. d.) bilden. Sie setzt sich aus meist stark gefalteten grünlichgrauen, rötlichen oder schwärzlichen, in der Regel stark glänzenden Thonschiefern, Grauwacken und Sandsteinen (in Norwegen zum Teil Sparagmit genannt), untergeordneten Kalksteinen und in tiefern Lagern auch Konglomeraten zusammen; den Sedimenten sind vielfach Lager von Eruptivgesteinen, und zwar von Diabas (Norwegen, Wales) und von Porphyr und Melaphyr (Oberer See), eingeschaltet; mit letzterm zusammen findet sich gediegen Kupfer und Silber in großen, technisch bedeutenden Massen (Kupfer in bis zu 15,000 Ztr. schweren Blöcken). An organischen Resten ist die k. F. nicht gerade sehr reich. Von Pflanzen sind tangähnliche Fukoiden zu erwähnen, die besonders dem schwedischen Fukoidensandstein eigen sind (vgl. Phycodes circinnatus aus dem thüringischen Phykodenschiefer auf Tafel »Silurische und kambrische Formation I«, Fig. 8); noch zweifelhafter sind die als Eophyton, Cruziana u. Oldhamia bezeichneten Gebilde. Die Fauna umfaßt an 800 Arten. Die wichtigste Rolle spielen die Trilobiten, krebsartige Tiere, von welchen die Gattungen Paradoxides, Ellipsocephalus, Agnostus (vgl. Tafel »Silurische und kambrische Formation II«, Fig. 13, 12 u. 9), Olenus, Olenellus etc. sehr charakteristische Formen geliefert haben. Unter den Brachiopoden sind die Gattungen Lingula (vgl. Tafel »Silurische und kambrische Formation II«, Fig. 5), Lingulella, Obolus, Orthis, Leptaena bemerkenswert. Im ganzen nur spärlich sind die Spongien (Protospongia, Archaeocyathus), die Medusen, die Hydrozoen mit den Graptolithengattungen Dictyonema und Dendrograptus, die Gastropoden mit Bellerophon, Euomphalus etc. und die Cephalopoden mit Orthoceras vertreten. Die eigentümlichen, oft meterlangen Gebilde der Nereïten (s. Tafel »Silurische und kambrische Formation II«, Fig. 8) werden als Kriechspuren von Ringelwürmern (Anneliden) gedeutet. Fische, Süßwasser- und Landtiere sowie Landpflanzen existieren noch nicht. Außer in England, Schweden und Nordamerika ist die k. F. auch im südlichen Norwegen, in den Ostseeprovinzen, in Böhmen, in Thüringen, im Fichtelgebirge und Erzgebirge sowie in den Ardennen verbreitet. In der Regel lassen sich drei Abteilungen der kambrischen Formation unterscheiden. In England liegen zu unterst über dem sogen. Basalkonglomerat (Konglomerat an der Basis) dunkelviolette Schiefer und Sandsteine mit Trilobiten, Nereïten u. Lingula primaeva; es folgen als mittlere Abteilung Paradoxides, Agnostus und Orthis führende Schiefer, dann als obere Abteilung sehr mächtig entwickelte dunkle Thonschiefer mit eingelagerten Sandsteinen, oft reich an Lingula Davisii (Lingula flags), Graptolithenschiefer (mit Dictyonema) u. trilobitenreiche blaugraue Grauwackenschiefer und Sandsteine, die sogen. Tremadocschiefer. Das Unterkambrium ist in Schweden als Eophyton- (oder Dalasandstein) und Fukoidensandstein entwickelt, das mittlere und obere als Alaunschiefer, die unten durch die Trilobitengattung Paradoxides, oben durch die Gattung Olenus charakterisiert sind und demgemäß als Paradoxides- und Olenusschiefer bezeichnet werden. Auch hier liegen ebenso wie in den Ostseeprovinzen und in den Ardennen an der Grenze gegen die silurische Formation graptolithenführende Schiefer. Die Entwickelung der kambrischen Formation im baltischen Gebiet schließt sich der schwedischen an, nur ist der Alaunschiefer durch den Ungulitensandstein mit Obolus Apollinis (Obolussandstein) vertreten. In Böhmen wird die Pribramer Grauwacke in das Unterkambrium gestellt, während die Primordialzone (C) Barrandes auf Grund ihrer Fauna (der sogen. Primordialfauna) dem Paradoxidesschiefer und somit dem mittlern Kambrium parallelisiert wird. Die kambrischen Schichten in Deutschland (Quarzite, Kieselschiefer, Dachschiefer, Phyllite, Phykodenschiefer in Thüringen und im Vogtland, Quarzite von Siegmundsburg mit Lingula, Schiefer von Leimitz bei Hof mit Trilobiten etc.) lassen keine sichere Identifizierung zu, ebensowenig die Phyllite der Ardennen, von denen in der Regel die von Salm dem mittlern, die von Revin und Fumay dem untern Kambrium zugerechnet werden. Sehr mächtig ist die k. F. in Nordamerika entwickelt; man unterscheidet dort über den an der Basis gelegenen Konglomeraten und Sandsteinen zunächst die Georgiagruppe, eine Folge von Sandsteinen, dolomitischen Kalksteinen und Mergeln, charakterisiert durch das Auftreten der Trilobitenart Olenellus (Olenellusschichten), dann als mittleres Kambrium die Paradoxides führenden Schiefer und Sandsteine (St. John- oder Akadische Schichten) und als oberes Kambrium den sogen. Potsdamsandstein mit den Trilobitengattungen Dicellocephalus, Bathyurus, Agnostus etc., welcher den englischen Lingula flags oder dem baltischen Ungulitensandstein gleichzustellen ist.

Digitized by Google

Vgl. Sedgwick u. McCoy, Classification of the British palaeozoic rocks (Lond. 1855); Katzer, Das ältere Paläozoicum in Mittelböhmen (Prag 1888); Loretz, Beiträge zur geologischen Kenntnis der kambrisch-phyllitischen Schieferreihe in Thüringen (»Jahrbuch der geologischen Landesanstalt«, Berl. 1881, 1883, 1884). S. auch Silurische Formation.

Kambryk, Stadt, s. Cambrai.

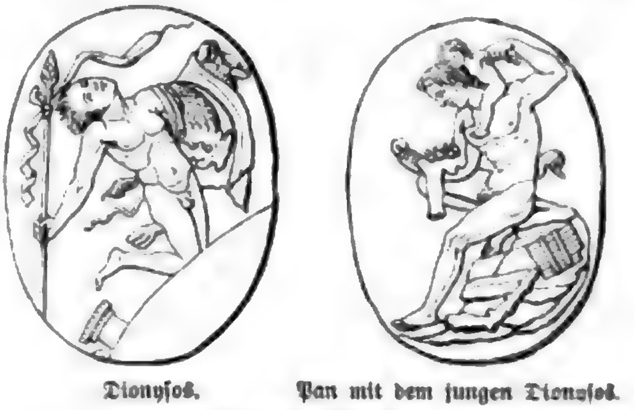
Kambunische Berge, s. Griechenland, S. 927.

Kamburg (Camburg), Stadt im Herzogtum Sachsen-Meiningen, Kreis Saalfeld, auf einer von Weimar und Preußen eingeschlossenen Enklave, an der Saale und der Linie Großheringen-Saalfeld der Saalbahn, 135 m ü. M., hat eine evang. Kirche, ein neues Rathaus, ein Amtsgericht, eine Zuckerfabrik, eine große Handelsmühle, Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen, Dampfmolkerei, Gerberei, ein Dampfsägewerk, Holzmessen, Holz- und Getreidehandel, besuchte Viehmärkte und (1890) 2660 fast nur evang. Einwohner. Über der Stadt hübsche Parkanlagen mit einem Turm als Rest eines Schlosses und in der Nähe die Trümmer eines Klosters (Cyriakskloster). — K. war ehedem Hauptort einer Grafschaft, die im 11. Jahrh. den Markgrafen von der Lausitz gehörte und 1261 an Bosso Vitzthum v. Eckstädt kam. Nachdem im sächsischen Bruderkrieg um 1450 das Schloß zerstört worden war, verloren die Vitzthum auch die Grafschaft, die nun zu Thüringen geschlagen und bei der Teilung unter Ernsts des Frommen Söhne 1682 an Eisenberg, 1707 aber an Gotha kam und mit Altenburg vereinigt wurde. Seit 1826 gehört sie zu Sachsen-Meiningen. Vgl. Hölzer, Historische Beschreibung der Stadt K. (1876).

Kambyses (pers. Kabuija), Sohn des Kyros und der Kassandane, Tochter des Achämeniden Pharnaspes, bestieg nach dem Tode seines Vaters (529 v. Chr.) den persischen Thron und rüstete alsbald zu einem Heereszug nach Ägypten. Durch die Verräterei des Phanes, eines griechischen Söldners in Ägypten, unterstützt, zog er durch die Arabische Wüste, schlug die Ägypter 525 bei Pelusion, eroberte Memphis, ließ sich von den Griechen in Kyrene und von den Libyern huldigen, mußte jedoch seine Unterjochungspläne gegen Karthago aufgeben, weil die Phöniker, welche seine Seemacht bildeten, gegen ihre Pflanzstadt zu ziehen sich weigerten. Ein gegen den Tempelstaat des Ammonion entsandtes Heer ging in der glühenden Sandwüste zu Grunde. Durch Spott von dem König der Äthiopier gereizt, zog K. gegen denselben, sah sich aber durch eine Hungersnot zum Rückzug genötigt und kam nach dem Verlust eines großen Teiles seines Heeres nach Memphis, wo die Ägypter eben ein Jubelfest wegen der Erscheinung eines neuen Apis feierten. Schadenfreude derselben über seinen mißlungenen Zug argwöhnend, ließ er die Behörden der Stadt hinrichten, die Priester geißeln, verwundete den Apis und ließ die Götterbilder im Tempel des Phtha verbrennen. Wegen dieser Frevel, so berichtet die ägyptische Sage, ward der schon vorher verwirrte Großkönig rasend, und Wahnsinn und Trunkwut trieben ihn, seinen Bruder Smerdes (Bardija), seine Schwester und Gattin Meroe und viele seiner Freunde und Diener hinrichten zu lassen. Deshalb entspann sich gegen ihn eine Verschwörung. Ein vornehmer Magier, Gaumata, gab sich in Persien für den Thronfolger Smerdes aus und fand zahlreichen Anhang. Auf dem Zuge gegen ihn in Syrien verwundete sich K. beim Besteigen seines Pferdes mit seinem eignen Schwerte tödlich und starb 522 ohne Nachkommen; die Bestrafung des Aufrührers trug er seinem Vetter Dareios auf.

Kamčik (spr. -tschik), Fluß in Bulgarien, s. Kamtschyk.

Kamee (v. mittellat. camaeus oder camayx, »Sardonyx«; ital. cammeo, franz. camée) bedeutet, ursprünglich mit der Beschränkung auf Mehrfarbigkeit des Materials (vgl. Kamaieu), jetzt jeden erhaben geschnittenen Stein oder eine in gleicher Weise behandelte Muschel. Diese Art der Glyptik, den Grund des Bildes zu vertiefen, damit letzteres als Relief stehen bleibt, scheint später aufgekommen zu sein als das Intaglio, das Eingraben des Bildes; denn dieses Verfahren lag einer primitiven Kunststufe näher, und auch die in ältester Zeit fast ausschließlich gebräuchliche Verwendung der Gemmen als Siegelsteine spricht



Dionysos. Pan mit dem jungen Dionysos.
Kameen (Neapel).

hierfür. Zur Herstellung der Intaglios und Kameen (s. Abbild.) dient die Technik des Gravierens mit dem Rädchen. Das Rädchen (Stahlstifte von verschiedener Größe und Art der Zuspitzung) wird mit Schleifpulver (Diamantstaub mit Öl) bestrichen und durch ein Schwungrad in rascheste Bewegung gesetzt, der Stein aber derart dagegengehalten, daß die gewünschten Vertiefungen sich allmählich einschleifen. Dem Arbeiter liegt dabei ein Modell vor. Vgl. »Gemmen« (nebst Tafel) und die dort angeführte Litteratur.

Kameenstein, s. Chalcedon.

Kamehameha, König von Hawaï (s. d., S. 483).

Kamehameha-Orden, hawaïscher Orden, gestiftet vom König Kamehameha V. 4. April 1864 zu Ehren des Ersten dieses Namens in drei Klassen: Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern. Die Dekoration ist ein weiß emailliertes Goldkreuz mit goldenen Strahlen zwischen den Armen und einer Goldkrone darüber. Die goldene Namenschiffer K in weißem Mittelschild ist von einem blauen Ringe umgeben, auf dem die Inschrift »Kamehameha I.« steht, während auf dem Revers sich die Ordensdevise »E Hookanaka« (»Sei ein Mann«) befindet. Der achtstrahlige brillantierte Stern trägt das Ordenszeichen. Das Kreuz der Ritter ist in Silber. Das Band des Ordens ist für die Großkreuze rot u. weiß geränderte, für Kommandeure und Ritter viermal rot und dreimal weiß gestreift.

Kameiros (Camirus), im Altertum Stadt auf der Nordwestküste von Rhodos, von Sidoniern gegründet, später von Doriern besetzt, war vor der Gründung der Stadt Rhodos (480 v. Chr.) der angesehenste Ort der Insel; Geburtsort des Dichters Peisandros. Ruinen bei Kalà Várda.

Kameke, 1) Georg Arnold Karl von, preuß. Kriegsminister, geb. 14. Juni 1817 in Pasewalk, gest.

Digitized by Google

Kamele I.

1. Dromedar (Camelus dromedarius). 1/20.
(Art. *Kamel.*)

2. Zweihöckeriges Kamel, Trampeltier (Camelus bactrianus). 1/25.
(Art. *Kamel.*)

Kamele II.

1. Pako (Auchenia Paco). 1/16. (Art. *Lama.*) 2. Lama (Auchenia Lama). 1/25. (Art. *Lama.*) 3. Vicuña (Auchenia Vicunna). 1/20. (Art. *Lama.*)

Digitized by Google

12. Okt. 1893 in Berlin, trat 1834 bei der 2. Pionierabteilung in Dienst. Nach regelmäßigem Avancement in der Spezialwaffe kam er 1850 als Hauptmann in den Großen Generalstab und war 1856—58 Militärattaché bei der preußischen Gesandtschaft in Wien. 1858 ward er unter Ernennung zum Oberstleutnant und Chef der Abteilung für das Ingenieurwesen in das Kriegsministerium versetzt. 1861 erhielt er das Kommando des 11. Infanterieregiments, ward 1863 Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps, 1865 Generalmajor und Generalstabschef des 2. Armeekorps und erwarb sich im österreichischen Feldzug 1866 den Orden pour le mérite. 1867 trat er zu seiner Waffe zurück, ward interimistischer Chef des Ingenieurkorps und avancierte 1868 zum Generalleutnant. 1870 kommandierte K. zunächst die 14. Infanteriedivision, begann an der Spitze derselben das blutige Treffen von Spichern 6. Aug. und kämpfte in den Schlachten von Colombey-Nouilly und Gravelotte. Nach dem Falle der Festung Metz ward er mit der Belagerung von Diedenhofen beauftragt und setzte nach der Kapitulation dieser Festung den Angriff auf Montmédy und Mézières ins Werk. Im Dezember 1870 ward er mit der Leitung der Belagerungsarbeiten von Paris betraut. Während der deutschen Okkupation von Paris war er Kommandant des besetzten Teiles. Im Februar 1871 ward er wirklicher Chef des Ingenieurkorps u. Generalinspektor der Festungen, nach Organisation des Deutschen Reiches Mitglied des Ausschusses für das Landheer und die Festungen im Bundesrat, 1873 als Nachfolger Roons Kriegsminister und 1875 General der Infanterie. Nach erfolgreicher organisatorischer Thätigkeit erhielt er 3. März 1883 die erbetene Entlassung und zog sich auf sein Gut Hohenfelde bei Kolberg zurück.

2) Otto von, Maler, geb. 2. Febr. 1826 zu Stolp in Pommern, widmete sich anfangs dem Militärstand und war schon Hauptmann, als er 1860 zur Kunst überging, sich nach Rom begab und dort zwei Jahre dem Studium der Natur oblag. Dann trat er in die Kunstschule zu Weimar, war eine Zeitlang Schüler von Böcklin und Michaelis und später des Grafen Kalckreuth, nach dessen Landschaften er sich am meisten bildete. Er malt vorzugsweise Gegenden aus dem Hochgebirge von Oberbayern, der Schweiz und Tirol, aber auch aus dem norddeutschen Flachland. Seine Auffassung hat den Charakter des Großartigen, Erhabenen; seine Pinselführung ist kräftig und breit. Zu den bedeutendern seiner Landschaften gehören: am Obersee bei Berchtesgaden, St. Bartholomäi am Königssee, der Vierwaldstätter See, das Wetterhorn, Wengern-Scheideck, der Hintersee mit Alpenglühen, der Urirothstock, Eisenhammer bei Kufstein, Große Scheideck, am Genfer See, die Engsteler Alp, St. Gotthardstraße (1879, Berliner Nationalgalerie), Trafoi und das Stilfser Joch, die drei Zinken im Ampezzothal, Schloß Runkelstein im Sarnthal, Blick ins Chamonixthal, Via mala und Bernina. K., der in Berlin lebt, erhielt 1879 die kleine goldene Medaille der Berliner Ausstellung, wurde 1886 Mitglied der Akademie und 1889 zum Professor ernannt.

Kamēl (v. semit. gamal; Camelus *L.*, hierzu Tafel »Kamele I und II«), Säugetiergattung aus der Ordnung der Huftiere und der Familie der Schwielensohler (Tylopoda), mit zwei Arten: K. oder Trampeltier und Dromedar. Das Dromedar (C. dromedarius *Erxl.*, s. Tafel) ist mit dem Schwanz 3—3,3 m lang und 2—2,3 m hoch, mit ziemlich kurzem Kopf, gestreckter, aufgetriebener Schnauze, großen, blöden Augen, kleinen Ohren, hängenden Lippen, eine (besonders in der Brunstzeit) stinkende Flüssigkeit absondernden Drüsen am Hinterkopf, langem, in der Mitte stärkerm, seitlich zusammengedrücktem Hals, bauchigem, nach allen Seiten gerundetem Körper, einem aufrechten, je nach dem Reichtum der Nahrung in der Größe sehr stark schwankenden Höcker auf dem Rücken, schlecht gestellten Beinen, zwei ziemlich langen, breiten Zehen mit kleinen Hufen auf den Endgliedern und schwieliger Sohle, bis zum Fersengelenk reichendem, dünnem, bequastetem Schwanz, weichem, wolligem, auf dem Scheitel, im Nacken, unter der Kehle, an den Schultern und auf dem Höcker auffallend verlängertem Haar, starken Schwielen auf der Brust, dem Ellbogen, Handgelenk, am Knie und Fersengelenk. Die Farbe wechselt von hell sandgelb bis schwarz. Die Stimme ist ein häßliches Brüllen; von den Sinnen ist das Gehör wohl am besten ausgebildet, viel weniger jedenfalls das Gesicht und am mindesten der Geruch. Das Dromedar findet sich nirgends wild oder verwildert, als Haustier in Afrika, vom Mittelländischen Meer bis zum 12.° nördl. Br. und im Somalland bis zum 5.°, ferner im südwestlichen Asien. Von Bochara und Turkmenien, wo das zweihöckerige K. aufzutreten beginnt, ist das Dromedar durch Persien, Kleinasien, Syrien, Arabien und Nordafrika bis zum Atlantischen Ozean verbreitet. Es findet sich auch auf den Kanaren und ist nach Australien, Nordamerika, Italien und Südspanien eingeführt worden. Das K. scheint aus Arabien zu stammen, auf den altägyptischen Denkmälern ist es nirgends abgebildet, mindestens aber zur Zeit des neuen Reiches, vom 14. Jahrh. an, war es in Ägypten bekannt und wurde als Lasttier benutzt, auch zum Tanzen abgerichtet. In der Bibel wird es unter dem Namen Gamal oft erwähnt, Hiob hatte deren 6000, auch die Midianiter und Amalekiter waren reich an Kamelen. In Nordafrika aber erscheint es erst im 3. oder 4. Jahrh. unsrer Zeitrechnung. Es ist unstreitig das nützlichste Haustier in Afrika und wird in vielen Rassen gezüchtet; das K. der Wüste und Steppe, das Reittier, ist schlank, hochgewachsen, langbeinig, das Lastkamel der fruchtbaren Ebene plump und schwer. Zwischen beiden zeigt sich ein Unterschied wie zwischen dem edlen Pferd und dem Karrengaul. Stets aber verdankt das K. seine Brauchbarkeit der leiblichen, sehr viel weniger der geistigen Befähigung. In der Wüste erlangt es seine höchste Entwickelung, jenseit des 12.° geht es schnell zu Grunde; es entartet im feuchten Lande. In Europa besteht nur in Toscana eine Zucht seit 1622, und auch im Gebiete von San Rossore bei Pisa und in Spanien gedeiht es vortrefflich. In Nordamerika hat man die Verwendung des Kamels wieder aufgegeben und die Tiere in Freiheit gesetzt; sie sind verwildert und haben sich längere Zeit erhalten. Im N. und O. Afrikas wird das K. in ungeheurer Anzahl gezüchtet; man findet Herden von mehr als 1000 Stück, die Berbern haben sicherlich mehr als eine Million. Auch im Glücklichen und Steinigen Arabien werden viele Kamele gezogen. Die Araber machen auch Wallachen, um das Tier besser in der Brunstzeit benutzen zu können. Es vermittelt in erster Linie den Verkehr durch die Wüste. Zwischen Kairo und Suez waren vor dem Bau der Eisenbahn täglich 600 Kamele auf dem Marsch. Aber es gehen auch so viele Tiere unterwegs zu Grunde, daß auf der Wüstenstraße meilenweit die Gerippe nebeneinander

Digitized by Google

liegen. Das K. ist ungemein genügsam und nimmt mit den dürrsten, schlechteisten Pflanzenstoffen vorlieb; es bevorzugt Baumlaub, frißt ohne Schaden die dornenreichsten Mimosen und wird auch mit Bohnen, Erbsen, Durra, Gerste ꝛc. gefüttert; bei saftiger Pflanzennahrung kann es wochenlang das Wasser entbehren, zur Zeit der Dürre aber muß es fleißig getränkt werden und mindestens alle 4 Tage 30—40 Stunden ruhen. Früher deutete man die großen zellenartigen Räume am Pansen irrtümlich als Wasserzellen und benutzte sie zur Erklärung des (ungeheuer übertriebenen) Vermögens der Kamele, längere Zeit zu dursten. Daß man Kamele in der Not bisweilen schlachtet, um das in jenen Zellen befindliche Wasser zu trinken, ist eine Fabel. Die Kamele haben einen scheinbar sehr schwerfälligen Gang; aber Reitkamele laufen, wenn man sie in der Mittagszeit ruhen läßt, am Tage 16 Stunden und legen dabei eine Entfernung von 140 km zurück. Eine solche Anstrengung erträgt das Tier 3—4 Tage ohne Rasttag, und der Reiter ermüdet dabei viel weniger als auf irgend einem andern Reittier. Ein Lastkamel durchmißt mit einer Last von 150 kg durchschnittlich 4 km in 1 Stunde, kann aber 12 Stunden und auch noch länger marschieren. Karawanen durchmessen auf kürzern Reisen und guten Wegen 40, auf längern Reisen 25—30 km am Tage. Bei Wüstenreisen wird ein K. mit höchstens 150 kg beladen; in Ägypten muß es viel mehr tragen, doch verbot die Regierung eine stärkere Belastung als mit 250 kg. Der Trab, welchen das Tier vortrefflich verträgt, ist die beste Gangart für den Reiter, welcher bei der Paßbewegung unbarmherzig hin u. her geschleudert und beim Galopp, wenn er nicht sehr sattelfest ist, sofort abgeworfen wird. Im Gebirge ist das K. wenig zu brauchen, und im Wasser benimmt es sich sehr ungeschickt. Gefährlich durch Beißen und Schlagen wird das männliche K. in der Brunstzeit. Sein Gebaren ist dann höchst abschreckend, indem es die widerwärtigsten Töne ausstößt und beim Anblick eines andern Kamels, besonders eines weiblichen, eine große, ekelhaft aussehende Hautblase, den sogen. Brüllsack, aus dem Halse heraustreibt. Dieser Brüllsack ist ein nur dem erwachsenen K. eigentümliches Organ und wird als ein zweites vorderes Gaumensegel angesehen. Die erwähnten Drüsen am Hinterkopf verbreiten dabei einen sehr übeln Geruch. Ein Hengst genügt für 6—8 Stuten. Nach 11—13 Monaten wirft die Stute ein Junges, welches mit ziemlich langem und dichtem, weichem, wolligem Haar bedeckt und etwa 80 cm, nach Verlauf einer Woche aber schon ca. 1 m hoch ist. Es wird vom dritten Jahr an zum Reiten und zum Lasttragen abgerichtet und mit dem Ende des vierten Jahres zu größern Reisen benutzt. Eigentümlich ist die Sattelung und Zäumung der Kamele. Der Reitsattel ruht auf einem festen Gestell und besteht aus einem muldenförmigen Sitz, welcher auf den Höcker gesetzt wird und sich etwa 30 cm über denselben erhebt. Das Untergestell ist mit vier Kissenpolstern belegt, die zu beiden Seiten des Höckers aufliegen, welch letzterer möglichst wenig gedrückt wird. Der Sattel wird mittels drei starker Gurte, von denen zwei um den Bauch und ein dritter um den Vorderhals gehen, festgeschnallt; vorn und hinten steigen zwei Knöpfe auf, welche zum Aufhängen der nötigen Reiseutensilien dienen. Der Zaum besteht aus einem geflochtenen Lederstrick, welcher halfterartig um Kopf und Schnauze des Tieres geschlungen wird und beim Anziehen das Maul zusammenschnürt; die Reitkamele führen noch einen Beizügel, d. h. eine dünne Lederschnur, welche in dem einen durchbohrten Nasenflügel befestigt wird. Zum Beladen dient ein einfaches Holzgestell, auf welchem die Laststücke im Gleichgewicht hängen. Das Fleisch des Kamels ist hart und zäh und wenig geschätzt, das Fell liefert ein nicht sehr haltbares Leder. Die Milch findet wenig Verwendung, da sie zu dick und fettig ist. Dagegen wird der Mist als Brennstoff gebraucht und zu diesem Behuf aufgespeichert. Über das Kamelhaar s. d.

Das **zweihöckerige K.** oder **Trampeltier** (**baktrisches K.**, C. bactrianus *Erxl.*, s. Tafel) ist noch häßlicher als das Dromedar. Die Behaarung ist weit reichlicher als bei jenem, die Färbung dunkler, gewöhnlich tiefbraun, im Sommer rötlich. Die Körpermasse ist größer als die des Dromedars; die Beine aber sind weit niedriger. Die Höhe des Tieres beträgt 2 m und darüber. Der eine Höcker erhebt sich über dem Widerrist, der andre vor der Kreuzgegend. Wilde Trampeltiere leben in Mittelasien von der südlichen Dsungarei durch Ostturkistan und Tibet. Das Trampeltier wird in allen Steppenländern Mittelasiens gezüchtet und dient besonders zur Vermittelung des Warenhandels zwischen China, Südsibirien und Turkistan. Wo die Steppe Wüstengepräge annimmt, wird es durch das Dromedar ersetzt. Was letzteres den Arabern, ist das Trampeltier den Mongolen. Man züchtet es ebenfalls in mehreren Rassen, doch hat es stets einen so schwerfälligen Gang, daß ein schnelleres Reisen damit unmöglich ist. Dabei ist es aber gutartiger als das Dromedar, welchem es in seinen übrigen Eigenschaften durchaus gleicht. Es gedeiht am besten bei dürrem, salzreichem Futter und geht auf üppiger Weide ein. Es vermag im Sommer 3, im Winter 8 Tage zu dursten und halb so lange zu hungern. Nach 13monatiger Tragzeit wirft das Weibchen ein Junges, welches wie das des Dromedars sich entwickelt. Das Trampeltier paart sich auch mit dem Dromedar, und die bald ein-, bald zweihöckerigen Jungen sind unter sich und mit ihren Erzeugern fruchtbar. Derartige Blendlinge züchtet man in Transkaspien und schätzt sie wegen ihrer Leistungsfähigkeit. Ein kräftiges Trampeltier legt mit 220—270 kg belastet täglich 30—40 km, weniger stark belastet die doppelte Strecke zurück. Man benutzt es aber meist nur im Winter und läßt ihm im Sommer mehr oder weniger Freiheit in der Steppe, wo nur die Stuten täglich fünfmal zusammengetrieben und gemolken werden. Außer der Milch benutzt man auch das Fleisch, die Wolle u. das Fell, aus welchem die Türken Chagrin bereiten. Das Trampeltier mögen die Israeliten gekannt haben, jedenfalls die Assyrer, bei denen es, wie der Obelisk von Nimrud durch Bild und Inschrift lehrt, Salmanassar II. als Tribut erhalten hatte. Vielfach wurden beide Arten auch im Kriege benutzt, bei den Arabern waren die Kamele meist mit zwei Bogenschützen bemannt, im persischen Heer spielte die Kamelreiterei eine bedeutende Rolle, sie entschied die Schlacht vor Sardes, und auch im Heere des Antiochos gab es zahlreiche arabische Kamelreiterei. Die Perser legen ihm einen schweren Sattel auf, welcher als Lafette für leichtes Geschütz dient. In neuerer Zeit errichtete Napoleon I. in Ägypten ein Regiment Kamelreiter, und in der Folge haben die Franzosen in Algerien wiederholt das K. benutzt. Auch die Engländer haben bei der Sudânexpedition 1885 eine Kamelreiterei organisiert. Die Völker des Sudân, die Tuareg und Tibbu in der Sahara und manche Nomadenstämme

Digitized by Google

Arabiens bedienen sich der Kamele als Reittiere. Vgl. Carbuccia, Du dromadaire comme bête de somme et comme animal de guerre (Par. 1853); Vallon, Mémoire sur l'histoire naturelle du dromadaire (das. 1857); Hartmann, Studien zur Geschichte der Haustiere (»Zeitschrift für Ethnologie«, 1860 u. 1870); Lehmann, Das K., seine geographische Verbreitung ꝛc. (Weim. 1891); Leonard, The camel, its uses and management (Lond. 1894). — Der Bibelspruch, nach welchem ein K. eher durch ein »Nadelöhr« geht, als daß ein Reicher in den Himmel kommt, erklärt sich in der Weise, daß in der von Christus gesprochenen jüdisch-aramäischen Sprache das Wort, welches das Nadelöhr bezeichnet, die allgemeine Bedeutung Loch, Höhlung hat und somit von Eingängen gebraucht werden konnte, durch welche das K. in der That nur mit großer Not hindurchkommt.

Kamēl, eine Maschine, die dazu dient, Schiffe zu heben und über Untiefen zu bringen, eine Erfindung des russischen Ingenieurgenerals de Witte. Die Kamele entsprechen in der Bauart u. Verwendung einem Schwimmdock (s. Dock); sie sind stark gebaut und haben eine Dampfpumpe. Soll ein Schiff mit einem oder mehreren solcher Kamele über eine flache Stelle gebracht werden, so wird vermittelst der im untern Teil des Kamels befindlichen Schleusen so viel Wasser hineingelassen, daß dasselbe sinkt. Hierauf wird das Schiff über dem K. befestigt und durch die Dampfpumpe das Wasser aus dem K. herausgepumpt. Das K. steigt dann wieder und hebt, unter dem Boden des Schiffes angekommen, dieses vermittelst seiner Tragfähigkeit. Bei sehr großen Schiffen werden zwei, auch drei solcher Kamele angewendet. Hat das Schiff die flache Stelle passiert, so wird durch Öffnen der Schleusen das K. wieder zum Sinken gebracht, und man kann das Schiff, sobald es selbst wieder schwimmt, aus dem K. herausbringen. Heutzutage werden die Kamele mit den gehobenen Schiffen durch Dampfer über die flache Stelle bugsiert. Die von W. Bauer zum Heben versunkener Schiffe benutzten Kamele waren Ballons, welche von Tauchern am Schiffe befestigt und mit Hilfe einer Luftpumpe und eines Schlauches mit Luft gefüllt wurden.

Kamel (Alkamil), Sohn Aladils, des Bruders Saladins, wurde 1218 nach seines Vaters Tod Sultan von Ägypten, das er bereits als Statthalter regiert hatte, schloß 1221 das Kreuzheer ein, welches nach Eroberung von Damiette gegen Kairo vordrang, bewilligte ihm aber gegen Räumung der eroberten Stadt freien Abzug. Als er darauf mit seinem Bruder Almuazzam von Damaskus in Krieg geriet, knüpfte er 1228 mit Kaiser Friedrich II. Unterhandlungen an und schloß mit ihm 18. Febr. 1229 einen Vertrag, durch welchen er die heiligen Orte in Palästina an den Kaiser abtrat, während er selbst nach Besiegung seiner Verwandten die Herrschaft über Syrien gewann. Er schloß darauf mit Friedrich, den er vor den bösen Anschlägen der vom Papst aufgehetzten Ordensritter warnte, einen zehnjährigen Frieden, vor dessen Ablauf er 8. März 1238 starb.

Kamēldorn, s. Acacia.

Kamele (Camelidae), eine Familie der Huftiere.

Kämelgarn (fälschlich Kamēlgarn), Garn aus dem Haar der Angoraziege, s. Ziege.

Kamēlhaar, die Wolle des Kamels oder Dromedars, wird vom Rücken, Hals und Bauch der Tiere gewonnen und als Spinnstoff benutzt. Das Rückenhaar ist das beste und von verschiedenen Färbungen (schwarz, rot und grau). Man verarbeitet es meist in den Produktionsländern, von denen Persien die geschätzteste Ware liefert. Aus dem besten K. erhält man ziemlich gute, aber glanzlose Kamelotte, aus der geringern Sorte gröbere Zeuge, Filzdecken ꝛc. In Frankreich und England benutzt man es in der Hutmacherei und zu Pinseln.

Kämēlhaar, das Haar der Angoraziege, s. Ziege.

Kamēlhalsfliege (Rhaphidia *L.*), Gattung aus der Familie der Sialidae und der Ordnung der Netzflügler, Insekten mit breitem, herzförmigem, hinten zu einem dünnen Hals verengertem, leicht geneigtem, äußerst beweglichem Kopf, seitlich hervortretenden Augen, kurzen, dünnen Fühlern, stark verlängertem, schmalem Prothorax und in der Ruhe dachförmig aufliegenden Flügeln. Die dickfühlerige K. (R. crassicornis *Schumm.*), 8 mm lang, mit rotbraunem Mal in den glashellen Flügeln, das Weibchen mit langer, aufwärts gebogener Legröhre, lebt an Baumstämmen von Insekten und ist äußerst beweglich. Die ebenfalls sehr bewegliche Larve lebt im Moos und in den Flechten der Baumrinde oder unter dieser, ist vorn braun, hinten hell gestreift und verpuppt sich im Frühjahr. Die Puppe gleicht bis auf die fehlenden Flügel der Fliege und verwandelt sich in diese am 11. oder 13. Tag. S. Tafel »Netzflügler«.

Kamēlheu, s. Andropogon.

Kamelie (Kamellie), s. Camellia.

Kameliendame (Dame aux camélias), Titel eines Romans und eines Dramas von A. Dumas dem jüngern; danach soviel wie Dame der Halbwelt.

Kameloparď (Kamelparder), soviel wie Giraffe; auch Bezeichnung für das Sternbild der Giraffe (s. d.).

Kamelott (franz. Camelot), leichte, leinwandartig gewebte Stoffe aus Angorawolle, werden in Kleinasien in unerreichter Schönheit hergestellt u. im Orient verbraucht. Auch in Brüssel, Leiden und in England werden Kamelotts aus Angorawolle, zum Teil mit Seide gemischt, einfarbig und meliert hergestellt; am häufigsten aber fabriziert man gegenwärtig Kamelotts aus Kammgarn, in der Kette mit gezwirnten, im Einschuß mit einfachen Fäden und benutzt bisweilen selbst Baumwolle oder Leinen als Kette. Dahin gehören die Orléans mit wollenem Einschlag und gezwirnter Baumwollkette. Seidenkamelott ist ein leichter Gros de Naples mit zwei verschiedenfarbigen zusammengezwirnten Fäden in der Kette und Fäden von einer dritten Farbe im Einschuß, so daß das Gewebe feingeflammt erscheint.

Kamēlschaf, soviel wie Lama.

Kamēlschlacht, 656 n. Chr., s. Ali 1).

Kamēlziege, soviel wie Angoraziege, s. Ziege.

Kamen (Camen), Stadt im preuß. Regbez. Arnsberg, Kreis Hamm, an der Sesele u. der Linie Dortmund-Hamm der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Synagoge, ein Amtsgericht, ein Steinkohlenbergwerk, Metallgießerei, Fabrikation von Papier, Bohrgeräten, Kohlenförderwagen ꝛc., starke Schuhmacherei und (1890) 7063 Einw., davon 2117 Katholiken und 119 Juden. K. erhielt 1342 Stadtrecht.

Kamēnen (Camēnae, unlat. Kamönen), altital. Göttinnen, singende und weissagende Quellnymphen. Die römischen Dichter übertrugen dann den Namen häufig auf die Musen, mit Recht, insofern auch diese ursprünglich Quellnymphen waren.

Kamenez-Litowski, Flecken im russ. Gouv. Grodno, an der Lyesna, mit gegen 3000 Einw. (fast

Digitized

nur Juden), war einst eine sehr reiche Stadt, welche wiederholt vom Deutschen Orden angegriffen und 1375 von Theodorus v. Elner gänzlich zerstört wurde; 1409 empfing Jagello hier die Abgesandten des Papstes Alexander V. Von den alten Bauwerken steht nur noch ein 36 m hoher steinerner Turm (1272—1289 erbaut) neben der über 700 Jahre alten Koloschanskischen Kirche.

Kamenez-Podolsk (poln. Kamieniec-Podolski), Hauptstadt des russ. Gouv. Podolien, auf einer felsigen Halbinsel gelegen, welche vom Smotritsch, unweit der Mündung desselben in den Dnjestr, gebildet wird, hat 7 griechisch-kath. Kirchen und ein Kloster, 5 römisch-kath. Kirchen (darunter die 1361 erbaute Peter-Paul-Kathedrale, die unter der Türkenherrschaft in eine Moschee verwandelt wurde) und 3 Klöster, eine armenische Kirche, Synagoge, ein Seminar, 2 Gymnasien, 2 Kirchenschulen, eine Handwerkerschule, viele Fabriken, eine Buchhandlung, ein Theater und (1889) 35,067 Einw. (zur Hälfte Juden). Die Stadt ist Sitz eines griechisch-katholischen u. eines römisch-katholischen Bischofs. — K. wird in russischen Chroniken zuerst im 12. Jahrh. erwähnt. 1240 wurde es von Batu bis auf den Grund zerstört. Nachdem es seit 1672 von den Türken besetzt war, kam es im Frieden von Karlowitz (1699) wieder an Polen, bei der Annektierung Podoliens 1795 aber an Rußland. Hier 22. Okt. 1633 Niederlage der Türken durch die Polen und 17. Dez. 1653 Friede zwischen diesen. Die Festungswerke wurden 1813 geschleift.

Kamengrad, Dorf in Bosnien (Kreis Bihać), westlich von Sanski-Most, an der Dubrawa (Zufluß der Sanna), mit Eisengießerei, Eisenhämmern, Bergbau auf Eisen u. Silber und (1885) 316 mohammed. Einw.

Kamenica (Kamenitz), Markt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien und Dampfschiffstation am rechten Donauufer bei Peterwardein, mit schönem Schloß, großem Park, 2 Kirchen, Obst- und Weinbau, Viehzucht und (1890) 1855 meist serbischen (röm.-kathol. und griech.-orientalischen) Einwohnern.

Kamenitz an der Linde (tschech. Kamenice nad Lipou), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Pilgram, an dem der Nežárka zufließenden Kamenitzer Bache, hat ein Bezirksgericht, ein Schloß des Barons Geymüller, Bierbrauerei, Brettsäge, Strumpfwirkerei, Tuchfabrikation u. (1890) 2222 (als Gemeinde 2772) tschech. Einwohner. Den Beinamen dankt K. einer uralten großen Linde.

Kamenskaja, Ort im Donischen Gebiet (Rußland), am Donez und an der Eisenbahn Koslow-Rostow, mit 2 Kirchen und (1888) 4303 Einw., Sitz der administrativen Behörden des Donezkischen Bezirks.

Kamenskisches Bergwerk, s. Kamyschlow.

Kamenz, 1) Stadt in der sächs. Kreish. Bautzen, Amtsh. K., eine der sogen. Vierstädte der Oberlausitz, an der Schwarzen Elster, Knotenpunkt der Linien Arnsdorf-K. und K.-Elstra der Sächsischen und Lübbenau-K. der Preußischen Staatsbahn, 243 m ü. M., hat 4 Kirchen (darunter eine wendische), ein neues Rathaus mit Bibliothek und Sammlung kirchlicher Altertümer, eine Tuchmacherfachschule, ein 1823 zu Ehren Lessings (der hier 1729 geboren ward, und dessen Kolossalbüste von Knaur auf dem Schulplatz steht) gestiftetes Krankenhaus (Lessingsstift), ein Amtsgericht, Wollspinnerei und ansehnliche Tuchfabriken, Wollwäscherei, eine Karbonisieranstalt, Färberei, Fabrikation von Lampen, Topfwaren, Thonröhren, Zementsteinen und Glas, Glasmalerei mit Glasraffinerie, bedeutende Granitbrüche, Gärtnerei, besuchte Getreide- und Viehmärkte und (1890) 7749 Einw., davon 459 Katholiken und 11 Juden. — K. hieß anfangs Dreikretscham und erhielt erst im 16. Jahrh. den Namen K. Nachdem 1318 Markgraf Waldemar von Brandenburg die Stadt durch Kauf erworben hatte, unterwarf sie sich nach seinem Tode 1319 dem König von Böhmen. K. hatte im Hussiten- u. im Dreißigjährigen Krieg sehr viel zu erdulden und kam 1635 an Kursachsen. Durch die Brände 1706 und 1842 wurde die Stadt fast ganz in Asche gelegt. Vgl. Bönisch, Topographie der Stadt K. (Kamenz 1824—25); »Urkundenbuch der Städte K. u. Löbau« (»Codex diplom. Saxoniae regiae«, Bd. 7, Leipz. 1883). — 2) (Kamienica) Dorf und Gut im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Frankenstein, an der Pause und unweit der Neiße, Knotenpunkt der Linien Breslau-Mittelwalde, Kosel Kandrzin-K. und K.-Raudten der Preußischen Staatsbahn, 262 m ü. M., hat eine evangelische (im Schloß) und eine kath. Kirche, eine Oberförsterei, eine Superphosphatfabrik, eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen und (1890) 950 Einw. Die ehemalige reiche Cistercienserabtei ward 1094 von Herzog Bretislaw gegründet und 1810 aufgehoben. Von den ehemaligen umfangreichen Gebäuden stehen nur noch die Prälatur und Kirche. Auf einem Hügel hinter dem Kloster liegt das riesige Schloß, welches die 1883 verstorbene Prinzessin Marianne der Niederlande, geschiedene Gemahlin des Prinzen Albrecht von Preußen, nach Entwürfen von Schinkel hier aufführen ließ, ein gewaltiges Viereck im Rohbau mit Ecktürmen und schöner innerer Einrichtung. Vor dem Schlosse Terrassen mit Springbrunnen, an der Nordseite ein Siegesdenkmal, 11 m hohe Granitsäule mit 3 m hoher Viktoria, dahinter ein Park. Das Schloß ist jetzt Eigentum des Prinzen Albrecht von Preußen, Regenten von Braunschweig. In der ehemaligen Klosterkirche soll Friedrich d. Gr. durch den Abt Tobias Stusche vor den Österreichern gerettet worden sein, indem ihn dieser in ein Chorkleid steckte und mit den Geistlichen die Metten singen ließ, während die Kroaten nach ihm die Kirche durchsuchten. Vgl. Frömmrich, Kurze Geschichte der ehemaligen Cistercienserabtei K. in Schlesien (Glatz 1817).

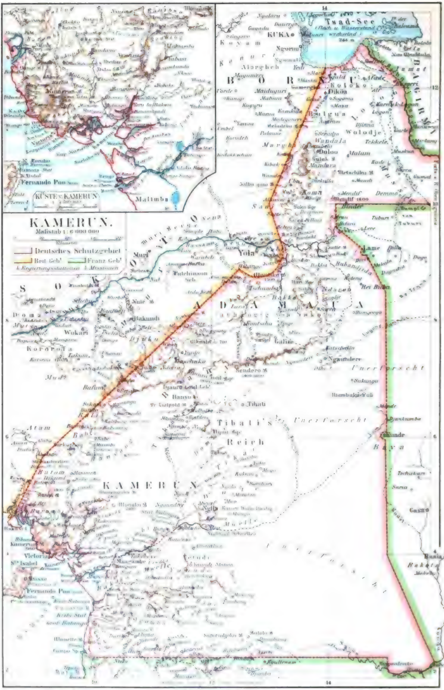
Kamerad, Standesgefährte, ein Wort, das die Teilung gleicher Rechte u. Pflichten in gleichem Stand bezeichnet, wahrscheinlich durch die Schlafgenossenschaft einer Stube (lat. camera) entstanden; daher besonders Benennung der Soldaten desselben Truppenteils; bei Offizieren aller Grade im deutschen und österreichischen Heer auch als Anrede untereinander angewendet, wenn sie sich noch nicht näher kennen.

Kameradschaft, im Bergbau eine kleine Anzahl von Bergleuten, denen die Ausführung gewisser Arbeiten an einem bestimmten Ort in der Grube übertragen ist.

Kameralist, ein Kenner oder Beflissener der Kameralwissenschaft (s. d.).

Kameralwissenschaft (Cameralia), ursprünglich der Inbegriff der einem Kammerbeamten notwendigen Wissenschaften, die sich hauptsächlich auf die zweckmäßigste Verwaltung der Einkünfte der fürstlichen Kammer (s. d.) bezogen. In Deutschland ward, sobald sich festere staatliche Zustände bildeten, die Verwaltung der Domänen oder Kammergüter, welche die Hauptquelle des fürstlichen Einkommens bildeten, den Kammern überwiesen, welche daneben, besonders in Preußen, als Kriegs- und Domänenkammern auch Zweigen der Volkswirtschaftspflege und der Polizei

Digitized by Google


KAMERUN.
Deutsches Schutzgebiet
KÜSTE v. KAMERUN
Tsad-See
KUKA
BORNU
Yola
ADAMAUA
Tibati's Reich
KAMERUN
Unerforscht
Victoria
Fernando Po
Malimba

vorstanden. So bildete sich die Lehre von den **Kammersachen** als Zusammenstellung der Grundsätze über die Thätigkeit dieser Behörden. Dieselbe wurde auf besonders errichteten kameralistischen Lehrstühlen an den Universitäten, zuerst in Preußen und zwar in Halle und Frankfurt a. O. seit 1727, gelehrt und von Seckendorf, Schröder, Horneck, Justi, Sonnenfels u. a. wissenschaftlich dargestellt. Sie zerfiel in zwei Teile: 1) die Ökonomie, welche nicht nur die allgemeinen Haushaltungsregeln, sondern auch die Lehre von der Stadtwirtschaft (Handel, Gewerbe) und der Landwirtschaft umfaßte; 2) die Lehre von der Verwaltung des Staates, deren einer Teil, die Polizei, von den Maßregeln zur Pflege und Mehrung des allgemeinen Volkswohlstandes handelt, während das Gebiet der andern, der eigentlichen K., mit dem unsrer heutigen Finanzwissenschaft identisch ist. Einseitigere Kameralisten betrachteten die Mehrung der Einkünfte des Fürsten als Ziel der K. und der Kameralbeamten. Nachdem aber der allgemeine Teil der Kameralien in die Volkswirtschaftslehre und Staatswissenschaften (s. d.), besonders auch die Finanzwissenschaft übergegangen, ist der Ausdruck K. heute mehr in den Hintergrund getreten. Gebräuchlich ist noch vielfach die Zusammensetzung »Staats- und Kameralwissenschaften«. »Stud. jur. et cam.« nennt sich derjenige Studierende, welcher sich nicht allein auf den Justiz-, sondern auch auf den Verwaltungsdienst vorbereitet. Vgl. **Rau**, Über die K. (Heidelb. 1825); **Baumstark**, Kameralistische Encyklopädie (das. 1835); **R. v. Mohl**, Encyklopädie der Staatswissenschaften (2. Aufl., Tübing. 1872); **Glaser**, Encyklopädie der Gesellschafts- und Staatswissenschaften (Berl. 1864); **Roscher**, Geschichte der Nationalökonomik (Münch. 1874).

Kamerun (hierzu die Karte »Kamerun«; engl. **Cameroons**, so benannt nach dem Fluß K., portug. **Rio dos Camarões**, »Fluß der Krabben«), deutsche Kolonie an der Westküste Afrikas, grenzt im W. an die Bai von Biafra, im NW. an das brit. Nigerküsten-Protektorat und an das Gebiet der Nigergesellschaft, so daß die Grenze nach Vertrag vom 14. April und 15. Nov. 1893 von der Mündung des Rio del Rey nach Jola am Binuë verläuft, wobei diese Stadt in einem Halbkreis umgangen wird, und von da zum Südufer des Tsadsees (14° östl. L. v. Gr.). Im O. und S. wird die Kolonie von Französisch-Kongo begrenzt und zwar so, daß vom Tsadsee ab gegen Bagirmi der Schari die Grenze bildet bis zum 10.° nördl. Br., dem die Grenze westwärts folgt bis 14° 20′ östl. L. v. Gr.; hierauf zieht sie zum 15.°, dem sie bis 4° südl. Br. folgt, dann südostwärts zum Sanga, von wo ab im allgemeinen der 2° 15′ nördl. Br., später der Campofluß die Südgrenze bildet. Der Flächeninhalt beträgt 493,600 qkm (8960 QM.).

[Physische Geographie.] Die Küste hat größere Einschnitte nur durch die Flußmündungen; an der Straße, welche die spanische Insel Fernando Po vom Festland trennt, öffnet sich die Ambasbai mit den vorliegenden Inseln Ambas (Ndami) und Mandaleh, daneben die enge Kriegsschiffbucht. Dahinter hebt sich, fast unmittelbar vom Strande in nördlicher Richtung noch über 4°35′ hinausstreichend, der gewaltige vulkanische Gebirgsstock des Kamerungebirges (s. d.). Das immer noch sehr mangelhaft bekannte Gebiet vereinigt einige starke geographische Gegensätze in sich, den zwischen dem nördlichen vulkanischen Gebirge des Kamerunpiks u. dem im S. allein vorherrschenden Steilrand des Tafellandes u. den zwischen dem flachen niedrigen Küstenland und dem Hochland des Innern. Wo nicht, wie im nördlichen Teil, die Flüsse durch ihre Ablagerungen große Schlamminseln ins Meer vorgeschoben haben, erstreckt sich ein Gewirr vielfach zerklüfteter Sandsteinfelsen und Granitblöcke bis weit in die See hinaus. Dann folgt ein schmaler Sandstreifen und dicht dahinter ein 150—200 km breiter Urwaldgürtel, selten unterbrochen von wenig umfangreichen prärieartigen Grasflächen. Dahinter erhebt sich ein ebenfalls bewaldetes halbkreisförmiges Hügelland, das von den Baluebergen im N. bis zum Campofluß im S. reicht, dann ein weites schönes Grasland, das in das 700—800 m hohe Tafelland des Innern übergeht. Aus diesem steigen im äußersten Norden an beiden Ufern des Binuë zahlreiche Höhenzüge auf, wie die Gendereberge (3000 m), Atlantika (2700 m), Mendif (2000 m), die Kamalleberge, von wo das Land zum Tsadsee abfällt. **Geologisch** ist das Land noch wenig erforscht. Das Basaltmassiv des Kamerungebirges taucht in seinen äußersten Pfeilern zwischen Bimbia u. Rio del Rey direkt ins Meer, und diese Basalte setzen sich nach N. und NO. noch lange fort. Der Katarakt des Mungo tost herab über Klippen und Blöcke eines schönen Granits mit rosafarbigem Feldspat. Auf dem Granit liegen weiße und rötliche Sandsteine, und auf diesen folgt dann der Laterit, die überall wieder zu findende rote afrikanische Erde.

Bewässerung. Das Land ist reich bewässert. Außer dem schon genannten Schari, der den Logon aufnimmt und an der Nordostgrenze zu dem mit seinem südlichsten Gipfel zu deutschem Gebiet gehörigen Tsadsee zieht, sind hier noch der Binuë mit dem aus dem Sumpf von Tuburi kommenden Majo Kebbi und dem Faro zu nennen sowie der die Südostspitze berührende Sanga mit dem Ngoko. Die übrigen Flüsse strömen sämtlich zur Biafrabucht. Doch beschränkt sich ihre Schiffbarkeit auf kurze Strecken landeinwärts, dann verhindern Stromschnellen ihre weitere Benutzung. Über die Westgrenze zieht der Mbia zu dem in die Old Calabarmündung gehenden Croß River, innerhalb des deutschen Gebietes münden der Rio del Rey (eigentlich nur ein Meereseinschnitt), der Meme, der aus den Baluebergen kommt, der **Kamerunfluß**, eigentlich ein Ästuarium, in das mehrere Flüsse münden, so von N. der Mungo, der unter 5° 30′ nördl. Br. im Lande der Batom entspringt, den Abfluß des Barombisees empfängt, bei Mundame schiffbar wird, in zahlreichen Armen ein großes Inselgewirr bildet und den Bimbia direkt ins Meer entsendet, während er durch einen östlichen Arm mit dem Wuri in Verbindung steht. Dieser, dessen Quellen man noch nicht kennt, ist bis 50 km aufwärts schiffbar, empfängt rechts den Abo und den Dibombe und heißt im Unterlauf Madiba-Dualla. Südlich von diesem mündet der Lungasi (Lungahe), dessen noch unbekannte Quellen weit ostwärts zu liegen scheinen. Alle diese vereinigen sich zu dem seeartigen Becken des Kamerunflusses, der für Seeschiffe von 6 km Tiefgang bis Akwa Town befahrbar ist und bei seiner Mündung in die Bai von Biafra zwischen Kap K. und der Suellabaspitze sich auf 8 km verengert. Vorher geht ihm noch von S. her der Quaqua zu, ein Mündungsarm des bei weitem bedeutendsten Flusses des Gebietes, des Sannaga. Derselbe entspringt nördlich vom 7.° nördl. Br. am Südabhang der Gebirge von Adamáua, empfängt links den weiter östlich entspringenden Lom oder Jelom, bildet südlich von Ngila die 20 m hohen Nachtigalschnellen, nimmt rechts bei der Station Balinga den

Digitized by Google

gleichfalls von den Adamáuagebirgen kommenden Mbam auf, tritt nach dem Absturz über die Idia-(Edea-) Fälle in seinen schiffbaren Unterlauf ein, erreicht nun eine Breite von 1200, eine Tiefe von 16 m und mündet, nachdem er 2 km breit geworden, zwischen niedrigen Sand- und Sumpfflächen in zwei Armen, einem nördlichen, Bengo (Bomo), und einem südlichen, Bungo (Borea), in die Bai von Biafra. Ebensowenig bekannt sind die südlichern Flüsse: der Njong, der jenseit des 13.° östl. L. v. Gr., wahrscheinlich nahe der Grenze des deutschen Gebietes, entspringt, in den Neven Du Mont-Fällen in drei Stufen 11 m hinabstürzt und bei Klein-Batanga mündet. Ihm nahe mündet der mit ihm parallel fließende Lokundsche, der im Lande der Jaunde entspringt. Die übrigen Flüsse: Kribi, Lobe, Campo, sind unbedeutende Küstenflüsse.

Das heiße und feuchte **Klima** ist an der Küste Europäern nicht zuträglich, namentlich sind Fieber den Europäern, die einen längern Aufenthalt nicht zu ertragen vermögen, verderblich, selbst die Eingebornen leiden unter denselben, wenn auch in weit geringerm Grade; 1894 wurde eine Gesundheitsstation zu Buea am Kamerunberge errichtet. Das Jahr zerfällt hier in eine regenreiche (April bis November) und eine regenärmere Zeit (Dezember bis März), am meisten Regen (1021 mm) fällt im Juli, am wenigsten im Dezember (42 mm), im ganzen Jahre 4355,7 mm. Im Hinterland ist der Regenfall weit geringer, in Baliburg 2644 mm (Maximum im März 412,4, Minimum im Januar 27,9 mm). Hier sind die Temperaturextreme 32,5 und 6,2°, dort 32,7 und 20,1°, bei einer Jahrestemperatur von 24,8°. Gewitter treten zu allen Jahreszeiten auf, Orkane aber niemals. Die **Pflanzenwelt** ist in den feuchten, dichtbewaldeten Küstenstrichen eine äußerst üppige, weiter binnenwärts hat das Land mehr Savannencharakter, doch gewährt es auch hier bei geringer Mühewaltung der Eingebornen reiche Erträge. Von einheimischen Nutzpflanzen, die bereits wirtschaftlich verwertet, aber nicht kultiviert werden, sind namentlich zu nennen die Ölpalme, die im ganzen Gebiet gedeiht und zwei der wichtigsten Handelsartikel, Palmöl und Palmkerne, sowie den Eingebornen den beliebten Palmwein liefert; die Kokospalme, deren Kultur einer sehr weiten Ausdehnung fähig ist; die Kolanuß, die in Menge wild wächst; Kautschukpflanzen, Kalabarbohne, Erdnuß, Pfefferarten, Faserstoffe, Ebenholz und andre wertvolle Hölzer und Drogen, die sich sowohl im Urwaldgürtel als in den dichten Galeriewäldern der Flüsse finden. Im Kamerungebiet einheimische oder völlig eingebürgerte Nutzpflanzen sind zunächst Nahrungsmittel und Früchte, darunter Bananen, Koko, Bataten, Maniok, Erdnüsse, Bohnen, Ananas, Orangen, Mango, Papawa, Zitronen, Guajaben, Rahmäpfel u. a. Von nichteinheimischen Nutzpflanzen haben die eingewanderten Europäer, namentlich im botanischen Garten von Victoria (seit 1888 angelegt), Versuche gemacht mit Kakao, der bei Victoria vortrefflich gedeiht, mit Kaffee, dem eine große Zukunft offen steht, mit Baumwolle und Tabak, die nicht günstig waren, mit Guarana, Ingwer, Pfeffer (Kapsikumpfeffer von vorzüglichem Aroma ist im ganzen Gebiet einheimisch), Vanille, Zimt u. a., die Aussicht auf Erfolg versprechen. Die **Tierwelt** ist im Küstengebiet schwach vertreten, dagegen erfüllt das Hinterland alle Bedingungen zur Entwickelung einer reichen und mannigfachen Fauna. Anthropomorphe Affen sind durch den Gorilla und Schimpanse vertreten, zahlreich sind Meerkatzen, der Bärenmaki und Galago, Fledermäuse von bedeutender Größe, Leopard, Genett- und Zibetkatze, der Hund, der von den Eingebornen gemästet wird, Spitzmäuse, Maulwürfe, Stachelschweine, Ratten und Mäuse, in den Savannengebieten Elefanten, Antilopen, Büffel, das Pinselohrschwein, mehrere Arten von Schuppentieren, ein Moschustier. Krokodile finden sich in den Mündungen der Flüsse. Sehr bedeutend ist der Reichtum der Flüsse an Fischen und Krabben, besonders an einer kleinen Art, die periodisch in ungeheuern Mengen erscheint und dem Lande den Namen verschafft hat. Außerordentlich zahlreich sind auch die Insekten. Als Haustiere halten die Eingebornen kleine Hühner, Ziegen, Schafe, Schweine, im Innern daneben Herden von Rindern und in Adamáua auch Pferde.

[Bevölkerung, Kolonisation.] Die **Bevölkerung**, auf 3½ Mill. Seelen geschätzt, besteht aus einer großen Zahl verschiedener Volksstämme. Am Kamerunfluß wohnen die zu den Bantu gehörigen **Dualla**, welche vor mehr als zwei Jahrhunderten aus dem Innern vom obern Lungasi her eingewandert sind und die frühere Bevölkerung, die Kwakwa, weit in das Binnenland zurückgedrängt haben. Ihre Zahl beträgt nicht mehr als 20–30,000, wovon die Hälfte in der Stadt K. wohnt. Ihre Hautfarbe wechselt von einem hellen, ledergelben bis zu einem dunkeln, schokoladefarbenen Braun. Sie sind ein kraftvoller, kriegerischer, in Wohnungsbau, Holzschnitzereien und andern Fertigkeiten erfahrener, kulturell überhaupt hochstehender Stamm, dessen Hauptliebhaberei die Schiffahrt ist. Ihre hervorstechendsten Charaktereigenschaften sind Jähzorn, Rachsucht, Aufgeblasenheit, Raublust, Zanksucht, Unverschämtheit und eine erstaunliche Faulheit. Die Kleidung besteht in Lendentüchern, den Kopf bedecken sie nur bei schwerem Regenwetter mit einem großen Hut aus Palmblättern; Tättowierung des Gesichts und des Bauches kommt nur vereinzelt vor, allgemeiner sind Hautnarben auf Brust und Armen, Elfenbeinringe, Perlenschnüre. Die Weiber tragen in den durchbohrten Ohrläppchen und Nasen Holzpflöcke und Blätterrollen; während sie rauchen, schnupfen die Männer. Die Wohnungen sind lange Giebelhütten, die in mehrere Gemächer geteilt und mit vielem europäischen Haushalt gefüllt sind. Fleischnahrung wird wenig genossen, desto mehr aber Fische, die der Fluß überreichlich bietet, Bananen, Yams, Koko, süße Kartoffeln, Bohnen, Erdnüsse, Mais, in Palmöl gekocht und mit Pfeffer gewürzt, wozu Palmwein getrunken wird. Es herrscht Vielweiberei, die Frauen werden gekauft und verkauft nach dem Gutdünken des Mannes, nehmen trotzdem aber eine ziemlich selbständige Stellung ein; der Mann kauft sich so viel Frauen, als er bezahlen kann, sie verrichten alle Arbeit in Haus und Feld, wenn nicht Sklaven an ihre Stelle treten. Die letztern, deren Zahl sehr groß ist, stammen alle aus entfernten Gegenden, wohnen in besondern Dörfern getrennt von den Freien, haben einen Teil der von ihnen gebauten Feldfrüchte an den Herrn abzuliefern und gelegentliche Dienste zu leisten, sind aber sonst unabhängig, können eignen Besitz erwerben und so viel Weiber heiraten, als sie wollen. Freilich können sie jederzeit verkauft werden. Die **Hauptbeschäftigung** der Dualla ist Handel, worin sie große Gewandtheit zeigen, und in dessen Verfolg sie weite Reisen ins Innere machen. Das hat aber bei ihnen eine Abneigung gegen ernste Arbeit erzeugt. Der Feldbau genügt schon nicht mehr für den eignen Bedarf, die Schmiedekunst hat ganz aufgehört, die Weberei ist

Digitized by Google

im Absterben, nur die Töpferei wird noch in ziemlichem Umfang betrieben, und zwar von den Weibern, während die Männer sich mit Holzschnitzerei beschäftigen. Mit letztern verzieren sie insbes. ihre bis 25 m langen, aus einem Baume hergestellten Boote, in denen die einzelnen Dörfer Wettfahrten machen, die ebenso beliebt sind wie die in gleicher Weise veranstalteten Ringkämpfe. Von einer eigentlichen Religion kann nicht die Rede sein; auch kennt man keine Priester, wohl aber eine Anzahl von Geheimorden. Die englische Baptistenmission, die schon 1858 hierher von Fernando Po übergesiedelt war und die Station Victoria unter britischem Schutz gegründet hatte, übergab 1887 alle ihre Stationen der Baseler Mission; letztere besitzt bereits 50 Stationen mit 17 Europäern, worunter vier Frauen. Die katholischen Pallotiner haben drei, darunter Marienberg mit 11 Europäern, die amerikanischen Presbyterianer zwei Stationen. Alle haben zahlreiche Schulen. Neben ihnen sind aber zwei Regierungsschulen unter deutschen seminaristisch gebildeten Lehrern errichtet worden, von denen die eine zu Bonamandone 60, die andre zu Bonebela 53 Schüler hat, eine jede mit drei Klassen. Es wird sowohl die Duallasprache als Deutsch gelehrt. Dem Zudrang zu den Schulen hat bisher nicht entsprochen werden können. Die Dualla scheiden sich in zwei Zweige, von denen jeder unter einem Oberhäuptling mit mehreren Unterhäuptlingen steht: dem reichen König Bell u. dem viel weniger bedeutenden Akwa, doch haben beide nur eine sehr geringe Macht. Der Sprache nach gehören die Dualla zu den Bantunegern, im Verkehr mit den Europäern bedienen sie sich des Negerenglisch, außerdem besitzen sie noch die Trommelsprache, die sehr schwierig zu erlernen ist. Die Dualla waren stets bemüht, den direkten Handel der weißen Kaufleute mit dem Innern zu verhindern und sich das Monopol des Zwischenhandels zu sichern. Doch ist ihnen letzteres durch die energischen Maßnahmen der deutschen Verwaltung zum großen Teil bereits entrissen worden. Diese Dualla bewohnen indes nur einen kleinen Teil der Kolonie an der Küste; den größten übrigen Teil nehmen ebenfalls Bantustämme ein, doch werden diese von den mohammedanischen, viel höher stehenden, dem Herrscher von Adamáua unterthänigen Fulbe im N. und den Fan im S. immer mehr zurückgedrängt, von den erstern auch scharenweise als Sklaven weggeführt. An den Ost- und Südabhängen des Kamerungebirges wohnen, 25,000 Köpfe stark, die Viehzucht treibenden Bakwiri, an den Westabhängen die 20,000 Köpfe zählenden Bomboko, im Hinterland am Mungo die schwächlichen, Handel treibenden Bokundu und die körperlich besser entwickelten Bafórami, denen sich als nördlichstes verwandtschaftliches Glied die Batóm anschließen. Jenseit der Wasserscheide zwischen Mungo und Old Calabar wohnen die tiefschwarzen kräftigen Banyang und Mabum, in den Weideländern südwestlich von Adamáua die kriegerischen und räuberischen Bali. Die an den südlichen Zuflüssen des Kamerunflusses und am Sanaga sitzenden Malimba, Bapuko und Banoko gehören ebenfalls zu den Dualla, dahinter in Rodungen des Urwaldes haben sich die ärmlichen Mawumbo (Ngumba) angesiedelt, in der darauf folgenden Parklandschaft die wohlgebauten, großen Jaunde.

Die Zahl der Europäer in K. betrug 30. Juni 1894 erst 231, darunter 153 Deutsche, 37 Engländer, 19 Schweden, 16 Amerikaner, 4 Schweizer, je ein Russe und Spanier. Von diesen waren 44 Regierungsbeamte, 90 Kaufleute, 40 Missionare, 9 Pflanzer, 4 Maschinisten. Die Hauptwohnplätze der Europäer waren der Regierungssitz K., wo auf der Jossplatte das Haus des Gouverneurs, am linken Ufer des Kamerunflusses, südlich von Bell-Town, errichtet ist, mit 92 Weißen, ferner am Fuß des Kamerunberges Victoria (14 Weiße), Kriegsschiffsbucht (7), Dibundscha (2), Bibundi (3), alle mit Plantagen, am Mungo: Mundame (2), am Sannaga: Klein-Batanga (7) und Idia (2), an der Küste Kribi (27) mit Plantage, Groß-Batanga (22) und Campo (5), im Innern Jaunde (3) u. a.

Der Handel mit dem Ausland beschäftigt die eingebornen Kaufleute sehr wenig, das Hauptgeschäft liegt in den Händen von 6 deutschen, 8 englischen und einer schwedischen Firma. Die Ausfuhr (1894: 4,774,154 Mk.) ist fortwährend gestiegen und besteht in der Hauptsache aus Palmöl (1,391,048 Mk.), Palmkernen (1,286,356 Mk.), Gummi elastikum (1,469,532 Mk.), Elfenbein (391,042 Mk.), Ebenholz, Kakao ꝛc. Die Einfuhr (4,642,627 Mk.) besteht vornehmlich in Geweben, Nahrungsmitteln, Eisenwaren, Instrumenten, Maschinen, Holz u. Holzwaren, Glas und Glaswaren, Seife, Bier ꝛc. Der Handel ist an der Küste vorwiegend, im Innern ausschließlich Tauschhandel. — Münzen. Seit 1886 herrscht in K. wie im Togogebiet die deutsche Reichswährung mit Zulassung englischer u. französischer Goldmünzen. 100 Faß (Hektoliter) Getreide = 34,389 englische Imperial Quarters. Bei ältern Verträgen gelten in K. 20 Mark = 1 Kru von 4 Kerz zu 2 Piggen, 1 Bar (Mark) = 4 Lit. Palmöl oder 8 L. Palmkerne. Im Hafen von K. verkehrten 1894: 96 Dampfer (29 deutsche) von 131,842 Ton., darunter die Hamburger Wörmannlinie. Ein Kabel verbindet K. seit Februar 1893 mit Bonny im englischen Nigerküsten-Protektorat. Es bestehen vier Postagenturen: Kamerun, Victoria, Kribi und Bibundi, bei denen 1893/94: 10,100 Sendungen angenommen und 17,224 ausgegeben wurden. Die Verwaltung besorgen ein Gouverneur mit dem nötigen Stab von Beamten, dem die Bezirksämter von Victoria und Kribi unterstellt sind; ein Beirat aus den obersten Beamten und drei Mitgliedern Kameruner Handelshäuser steht dem Gouverneur zur Seite. Die Rechtspflege besorgt ein deutscher Richter, mit dem Beistand angesehener Häuptlinge in K., Victoria und Kribi. Eine Polizeitruppe von 100 Eingebornen Westafrikas unter dem Befehl eines deutschen Offiziers hält die Ordnung aufrecht. Das Budget der Kolonie wurde für 1894/95 mit 610,000 Mk. veranschlagt, wovon auf Zölle, Abgaben ꝛc. 565,000 Mk. kamen, von den Ausgaben entfielen 302,700 Mk. auf persönliche, 225,550 Mk. auf sachliche Ausgaben.

[Geschichte.] Bereits 1868 hatte die Hamburger Firma Wörmann in K. Faktoreien errichtet; 1874 folgte das Haus Jantzen und Tormälen nach. Diese zwei Firmen ließen sich 1884 durch Verträge mit den beiden Oberhäuptlingen der Dualla, Bell und Akwa, deren Hoheitsrechte abtreten und übertrugen sie noch in demselben Jahre an das Deutsche Reich. Dies hatte die Absendung eines kaiserlichen Kommissars (Nachtigal) zur Folge, der im Juli 1884 an verschiedenen Punkten der Küste von K. die deutsche Flagge heißte und das Land damit unter deutschen Schutz stellte. Bald darauf aber lehnten sich einige Häuptlinge gegen die Deutschen auf, der Vertreter des Hauses Wörmann wurde sogar ermordet. Nun erschienen die beiden Kriegsschiffe Bismarck und Olga, die aufrührerische Jossstadt wurde 20. Dez. 1884 zerstört

Digitized by Google

und an ihrer Stelle der Regierungssitz errichtet. Durch Verträge mit England vom 7. Mai 1885, 2. Aug. 1886, 1. Juli 1890 und 14. April und 15. Nov. 1893 wurde die Nordwestgrenze, durch Verträge mit Frankreich vom 24. Dez. 1885 und 15. März 1894 die Süd- und Ostgrenze festgelegt. Aufstände des Häuptlings Money 1886 sowie der Häuptlinge von Etoka und Fiko 1887 wurden schnell unterdrückt. Das Land war bisher kaum an der Küste bekannt. Am Kamerunfluß und am Kamerungebirge hatten allerdings bereits Burton, Mann, Reichenow, Buchholz, Buchner, Zöller Forschungen gemacht, aber ins Innere war noch niemand gekommen. Unterstützt von der deutschen Reichsregierung drangen im Oktober 1887 Kund und Tappenbeck ostwärts vor und legten 1888 zwischen dem obern Njong u. dem Sannaga die Station Epsumb an; Zintgraff zog mit Zeuner im Dezember 1887 nordwärts, gründete am Elefantensee die Barombistation, Ende 1888 Baliburg und durchzog das Land der Bali und Bafut bis Ibi am Binuë, den er im Juni 1889 erreichte. Aber nachdem er 31. Juni 1891 mit den Bali durch die Bafut große Verluste erlitten hatte, konnte Baliburg nicht mehr gehalten werden und mußte, obwohl Zintgraff noch einmal 1892 dorthin zurückkehrte, 1893 ganz aufgegeben werden. Inzwischen war Morgen schon 1889 von Kribi aus nach Jaunde und Ngila marschiert und von dort über den Mbam längs des Sannaga zurückgekehrt, hatte dann 1890 von Ngila das südliche Adamáua durchzogen und 1891 Ibi am Binuë erreicht. Auf diese Weise wurden die sperrenden Schranken, welche die Händler an der Küste aufgerichtet hatten, mehr und mehr durchbrochen, und um die angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen mit dem reichen Hinterlande enger zu ziehen, brach im Sommer 1891 eine wohlausgerüstete Expedition unter Gravenreuth auf, die leider schnell ein trauriges Ende fand, noch ehe sie sich ihrem eigentlichen Zweck widmen konnte. Beauftragt, die aufständischen Abo am Wuri und die Bakwiri am Kamerungebirge zu bestrafen, unterwarf er die ersten schnell, fiel aber gegen die zweiten 5. Nov. 1891 bei Buea. Eine Unterwerfung der Bakwiri fand erst im Februar 1893 statt. Bedeutend erweitert wurde unsre Kenntnis des Hinterlandes von Batanga durch die Reisen Ramsays 1892 von der Idiastation nach Balinga-Jaunde und nach dem Dibambafluß. Die Feindseligkeiten der Stämme des Innern dauerten indes fort; Volkamer, der Chef der Balingerstation, fiel im Oktober 1892, und es bedurfte des Einschreitens der bewaffneten Macht, um die Bakoko am Kwakwa im Dezember d. J. und die Mabea, östlich von Groß-Batanga, zur Einstellung der Feindseligkeiten gegen die Karawanen zu zwingen. Den Weg Morgens verfolgte im Mai 1893 v. Stetten, diesmal aber von Banjo über das Genderegebirge nach Kontscha und Yola, wo er mit dem Sultan von Adamáua einen Vertrag abschloß, der allein den Deutschen das Recht zugestand, Stationen im Gebiete des Sultanats zu errichten. Einen Aufstand der als Polizeisoldaten angeworbenen Dahoméleute 15. Dez. 1893, wobei das Regierungsgebäude geplündert und verwüstet wurde, unterdrückten die Mannschaften des Kreuzers Hyäne 21. Dez. schnell, worauf sich die Meuterer bald unterwarfen. Vgl. Burton, Abeokuta and the Camaroon Mountains (Lond. 1863, 2 Bde.); Buchholz, Reisen in Westafrika (Leipz. 1880); Reichenow, Die deutsche Kolonie K. (2. Aufl., Berl. 1885); Zöller, Forschungsreisen in der deutschen Kolonie K. (Stuttg. 1885, 3 Tle.); Buchner, Kamerun (Leipz. 1887); Morgen, Durch K. von Süd nach Nord (das. 1893); Jäger, K. und Sudan (Berl. 1893) u. die »Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten« (das. 1888—95).

Kamerungebirge (Mongo ma Loba, »Götterberg«), höchster Gebirgsstock an der Westküste Afrikas, in der deutschen Kolonie Kamerun, nur dem Kilima Ndscharo und Kenia nachstehend, zwischen 4—4° 28′ nördl. Br. und 9—9° 30′ östl. L. v. Gr., bildet das Endglied der langen Reihe der isolierten Vulkane, welche sich über Fernando Po (Clarence Pik), São Thomé und Annobom hinzieht. Das K. erstreckt sich in der Richtung von SSW. nach NNO. und fällt steil zum Meer, sanfter zum Innern ab. Es mag etwa 2000 qkm (36 QM.) bedecken und ist eine vulkanische Gebirgsmasse, aus deren 28 erloschenen Kratern (in 2730 m Höhe und darüber) Lavaeruptionen seit Menschengedenken nicht vorgekommen sind, doch zeigen rauchende Solfataren in der Nähe der höchsten Gipfel an, daß die innere Glut noch nicht erloschen ist. Erkaltete Lavaströme verschiedenen Alters ziehen an den Seiten hinab. Der höchste Gipfel ist die Albertspitze, 3960 (früher 4190) m hoch, mit der Victoriaspitze an einem weiten Krater aufsteigend; Mount Hooker (3737 m) hat einen Krater von 90 m Tiefe. Auf den höchsten Punkten liegt bisweilen Schnee. Der südlichste, zum Meer abfallende Gipfel Monga ma Etinde, der kleine Kamerunberg, erhebt sich zu 1774 m. Der Fuß des Gebirges bis zu einer Höhe von 2200—2700 m wird von tropischem Urwald (Palmen, Akazien, Tamarinden) bedeckt. Dann folgt ein 2700—2800 m hohes Plateau mit Gras und Alpenkräutern, aus dem sich die einzelnen Piks nackt, mit Asche und Lava bedeckt, erheben. Den Westabfall des Gebirges bewohnen die Bambolo, den Südabfall die Bakwiri, deren Hauptort Buea 950 m ü. M. liegt, den Ostabhang die Balung. Das Land am Fuß des Kamerungebirges besteht aus äußerst fruchtbarem, aus der Verwitterung vulkanischer Gesteine entstandenem Boden, das reich bewässert ist und bedeutenden Regenfall, also die günstigsten Bedingungen für Plantagenbau bietet. Der nördliche Teil des Gebirges hat nur eine Regenzeit, der südliche dagegen zwei. Am Südfuß liegt die Regierungsstation Victoria mit botanischem Versuchsgarten. S. Karte »Kamerun«. Vgl. Preuß in den »Mitteilungen aus deutschen Schutzgebieten« (Berl. 1892, Heft 2).

Kames, Lord, s. Home 1).

Kami, in der Schintoreligion der Japaner die Verehrung berühmter Männer, s. Japan, S. 492.

Kamieniec-Podolsk, s. Kamenez-Podolsk.

Kamieren, beim Stoßfechten mit beweglicher Mensur eine Seitenbewegung, verbunden mit Stoß nach einer Blöße. Vgl. Fechtkunst, S. 244 f.

Kamille (Chamille, *Matricaria L.*), Gattung aus der Familie der Kompositen, einjährige Kräuter mit doldentraubig verästeltem Stengel, zerstreut stehenden, zwei- bis dreifach fiederteiligen Blättern, kleinen bis mittelgroßen, einzeln an den Zweigenden, seltener ebensträußig gestellten Blütenköpfchen und kantigen, ungeflügelten Achenen. Gegen 50 Arten im Mittelmeergebiet, im westlichen Asien bis Ostindien und in Südafrika. Echte K. (Feldkamille, Helmerchen, *M. chamomilla L.*, *Chrysanthemum chamomilla Bernh.*), 15—20 cm hoch, mit doppelt fiederteiligen Blättern, weißen Strahl-, gelben Scheibenblüten und kegelförmigem, hohlem Blütenboden, findet sich durch ganz Europa und in Vorderasien, auch in Nordame-

Digitized by Google

rika und Australien eingebürgert; sie schmeckt bitterlich, riecht aromatisch und enthält in den frischen Blüten (auf trockne berechnet) 0,25 Proz. dunkelblaues ätherisches Öl (Kamillenöl, s. d.). Die K. bildet eins der beliebtesten Hausmittel und besitzt den großen Vorzug, in den meisten Fällen unschädlich zu sein. Man benutzt Kamillenthee als schweißtreibendes und Unterstützungsmittel beim Erbrechen, wobei indes das heiße Wasser wohl allein wirksam ist, bei kolikartigen und kardialgischen Beschwerden, hysterischen Neuralgien und Krämpfen, als Verbandmittel bei schlaffen Geschwüren, zu Umschlägen bei Kontusionen, zu Klystieren, Bädern, Kräuterkissen etc. Die K. gehört zu den ältesten Arzneimitteln, besonders der Volksmedizin. Den Namen Chamaemelum (woraus Chamomilla) leitet Plinius vom apfelartigen Geruch der Blüten ab (melon, der Apfel, und chamai, niedrig). Über unechte K., Acker-, After-, Hundskamille und römische K. s. Anthemis; unechte K., s. auch Pyrethrum.

Kamillenöl, ätherisches Öl, das aus den Blüten der Kamille (Matricaria chamomilla) durch Destillation mit Wasser gewonnen wird (Ausbeute 0,15 Proz.), ist dunkelblau, ziemlich dickflüssig, von intensivem Geruch, schmeckt bitter aromatisch, spez. Gew. 0,92—0,94, löst sich schwer in Wasser, in 8—10 Teilen Spiritus, leicht in Äther, beginnt bei 105° zu sieden und destilliert bis 300° ab, wird durch Luft und Licht grünlich und braun. Es besteht aus Kamillol $C_{10}H_{16}O$, einem Terpen $C_{10}H_{16}$ und dem blauen Öl, welches wahrscheinlich Trikamillol $C_{30}H_{46}O_3$ ist. Man benutzt es gegen Asthma, Koliken, Magenkrampf, Keuchhusten, Wechselfieber etc. Mit dem ätherischen K. ist nicht ein pharmazeutisches Präparat zu verwechseln, welches durch Digerieren von Kamillenblüten mit Spiritus und Olivenöl erhalten und als äußerliches Arzneimittel benutzt wird. Das ätherische Öl der römischen Kamille (Anthemis nobilis) ist blau, das aus getrockneten Blüten wird aber bald grünlichgelb bis grünlichweiß; es riecht stark, angenehm, schmeckt brennend, beginnt bei 160° zu sieden und enthält Isobutylester der Isobuttersäure und Angelikasäure, Amylester und Hexylester der Angelika- und Tiglinsäure, Methakrylsäureester und Anthemolester.

Kamin (v. lat. caminus, »Ofen«), Vorrichtung zur Zimmerheizung, besteht aus einem von Mauerwerk oder Eisenplatten umschlossenen, vollständig in der Wand liegenden oder teilweise aus ihr hervorspringenden Raum, in welchem man das Brennmaterial auf einem Rost verbrennt, während die Verbrennungsgase direkt in den Schornstein entweichen. In dem K. wirkt das Feuer nur durch Ausstrahlung, die Kaminheizung ist daher äußerst unvorteilhaft. Sie ist aber in milden Klimaten (England, Frankreich) sehr beliebt, weil der Anblick des Feuers den Eindruck der Wohnlichkeit macht, und weil der hervorstehende Teil des Kamins zu einem vorzüglichen Zimmerschmuck hergerichtet werden kann. Der Kaminsims dient überdies zur Aufstellung von Uhren, Spiegeln, Bronzen etc. Man unterscheidet lombardische Kamine mit weit hervorragendem, pyramidenförmigem Mantel, der auf Konsolen oder sonstigen Vorkragungen steht; französische Kamine, die ganz außerhalb der Mauer stehen; deutsche, welche noch weiter hervorragen und einen hohen Mantel haben, und holländische, ganz in der Mauer liegende. Der Kaminmantel wird aus Marmor oder Kacheln gebildet und der Feuerplatz mit farbigen Fliesen ausgesetzt. Zum Auflegen der Scheite dienen eiserne oder bronzene, oft sehr kunstvoll gebildete Kaminbänke oder Kaminblöcke, während ebenfalls aus Metall gebildete gitterartige Kaminvorsätze etwa herausfallende Kohle oder Asche aufnehmen. Kaminschirme dienen zum Schutz vor allzu starker strahlender Wärme. Um die Heizwirkung des Kamins zu steigern, benutzt man Kaminöfen aus Eisenblech, welche in die Kaminöffnung hineingesetzt werden oder an der Kaminwand stehen; mittels Luftzüge wird die untere kalte Luft im Zimmer eingesogen, am Feuer erwärmt und strömt oberhalb in diesem Zustand wieder aus (s. Heizung, S. 590). K. heißt auch der Teil des Schornsteins, der außerhalb eines heizbaren Zimmers, gleich vor dem Ofen angebracht ist und zum Heizen des letztern durch eine in der Mauer vorhandene Öffnung dient. Der K. findet sich in Deutschland bereits in den ältesten Burgen und in den ältesten Formen des Bauernhauses und wurde in der Folge vielfach als hauptsächlichstes Schmuckstück der Wohnung künstlerisch gestaltet. Die neuere Form gaben die Franzosen dem K. im 18. Jahrh., und seitdem hat er sich in England und Frankreich seine Bedeutung gewahrt, während er in Deutschland durch die sparsamern Öfen verdrängt wurde und erst seit dem Wiederaufleben der Kunstindustrie von neuem eine größere Rolle spielt. — Als alpinistischer Ausdruck bedeutet das Wort K. soviel wie schlotartiger Riß in Felsen etc.

Kamin (Kammin), Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Flatow, an der Kamionka, am Mochelsee und an der Linie Nakel-Konitz der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, eine Synagoge, ein ehemaliges Domstift, eine Niederlassung von Elisabethinerinnen (Krankenpflegerinnen) und (1890) 1586 Einw., davon 400 Evangelische und 49 Juden. K. erhielt 1360 deutsches Stadtrecht.

Kaminständer (Kaminbock), s. Feuerbock.

Kamionka strumilowa, Stadt in Galizien, am Bug, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, mit einer gewerblichen Fachschule, Dampfmühle und Brettsäge, Bierbrauerei, Töpferei, Viehhandel und (1890) 6483 überwiegend poln. Einwohnern (3142 Juden).

Kamiros, Stadt, s. Kameiros.

Kamisade (franz.), nächtlicher Überfall in Unterhemden, um unerkannt zu bleiben (vgl. Kamisarden).

Kamisarden (franz. Camisards), Name der Hugenotten in den Cevennen; der Name Camisards bedeutet eigentlich Blusenmänner, von camise, soviel wie chemise, Hemd, Bluse. Als Ludwig XIV. 1685 das Edikt von Nantes zurückgenommen hatte (vgl. Hugenotten, S. 23), erhoben sich die K. zur Verteidigung ihres Glaubens. Die Aussendung von Soldaten und Mönchen zu ihrer gewaltsamen Bekehrung entzündete nur um so mehr ihren Glaubenseifer, der sich bis zum Fanatismus steigerte, so daß sie allen Angriffen eine rücksichtslose Todesverachtung, allen Peinigungen die größte Standhaftigkeit entgegensetzten. Nachdem schon 1689 eine Empörung der K. mit den Waffen unterdrückt worden war, kam es zum allgemeinen Aufstand durch die Grausamkeit des Abbé du Chaila, der die Zufluchtsörter der K. ausspürte, sie daselbst beim Gottesdienst überfallen und zum Teil hängen, zum Teil einkerkern ließ. Wegen dieser Gewaltthaten wurde 1702 der Abbé mit den Seinigen erschlagen. Bald schwoll die begeisterte Schar der Aufständischen zu Tausenden an, und die gebirgige Beschaffenheit des Landes mit seinen Höhen und Schlupfwinkeln

Digitized by

erleichterte ihnen den Kampf. Ihre Bekriegung war um so schwieriger, als Ludwig XIV. zugleich durch den Spanischen Erbfolgekrieg in Anspruch genommen war. Bereits hatten die K. mehrere königliche Heere geschlagen und zum Teil vernichtet, als der König endlich 1703 den Marschall Montrevel mit 60,000 Mann gegen sie sandte. Dieser, ein ehemaliger Hugenotte, verfuhr auf das empörendste gegen seine frühern Glaubensgenossen. Massenweise wurden sie niedergemetzelt oder hingerichtet und das Land in eine Wüste verwandelt; 466 Dörfer waren zerstört worden. Die K. vergalten Gleiches mit Gleichem, in der Diözese Nimes allein erwürgten sie 84 Priester und brannten gegen 200 Kirchen nieder. An ihrer Spitze stand ein 20jähriger Bäckerbursche aus Ribaute bei Anduze, Jean Cavalier. Die Kühnheit und Geistesgegenwart dieses Führers, die Schwierigkeit des Kampfes, die immer weitere Verbreitung des Aufstandes und Cavaliers Plan, sich im Dauphiné mit dem Herzog von Savoyen zu vereinigen, drohten die höchste Gefahr. Die Einwohner von Nimes, Montpellier, Orange, Uzès ꝛc. standen mit den K. in Verbindung und unterstützten sie mit allem Notwendigen. Da ersetzte Ludwig XIV. im April 1704 den unfähigen Montrevel durch den Marschall Villars. Dieser versuchte den Weg der Güte. Er verkündigte für alle, welche die Waffen niederlegen würden, Amnestie und ließ Gefangene, die Treue gelobten, frei. Dagegen ließ er jeden, welcher mit den Waffen in der Hand gefangen ward, sofort töten und organisierte bewegliche Kolonnen, die nach allen Seiten hin operierten. Infolge davon ging eine Gemeinde nach der andern auf seine Anträge ein, und Cavalier selbst schloß endlich 10. Mai 1704 zu Nimes einen Vergleich mit Villars; er trat als Oberst in die Dienste des Königs. Die Fanatischen unter den K. setzten den Kampf allerdings fort, wurden aber wiederholt besiegt und bis Ende 1704 unterworfen. Die Gewaltthaten Berwicks, der 1705 als Nachfolger Villars' den Oberbefehl erhielt, riefen einen neuen Aufstand hervor, zumal die K. von den Engländern und Holländern mit Geld und Waffen unterstützt wurden. Aber im April 1705 war auch dieser bewältigt, und die letzten Aufständischen endeten zu Nimes auf dem Scheiterhaufen. Das ganze Gebiet der Cevennen war jedoch entvölkert und verödet. Ein Teil der K. trat unter Cavalier, der Reue über seinen Abfall fühlte und den Dienst Ludwigs XIV. wieder verließ, in englische Dienste und focht auf seiten der Verbündeten in Katalonien, wo die meisten in der Schlacht bei Almansa 25. April 1707 den Untergang fanden. Cavalier ging nach England und starb als Gouverneur von Jersey 1740. Vgl. Court de Gébelins, Histoire des troubles des Cévennes ou de la guerre des Camisards (Villefr. 1760, 3 Bde.); Hofmann, Geschichte des Aufstandes in den Cevennen (Nördl. 1837); Bonnemère, Histoire des Camisards (Par. 1869); Mrs. Bray, Revolt of the Protestants of Cevennes (Lond. 1870). Novellistisch behandelten den Stoff L. Tieck in seinem »Aufruhr in den Cevennen« und Sue in dem Roman »Jean Cavalier, ou les fanatiques des Cévennes«.

Kamisōl (v. lat. camisia, »Hemd«), kurzes, jackenartiges Kleid, das über dem Hemd getragen wurde; jetzt soviel wie Unterwams, Jacke, auch Zwangsjacke.

Kamitz, Fabrikdorf, s. Bielitz.

Kamm, das zum Reinigen und Ordnen der Haare dienende bekannte Werkzeug, wird aus Horn, gehärtetem Kautschuk, Schildpatt, Elfenbein, Knochen, Holz, Metall und aus künstlichen Massen, z. B. aus Leim und phosphorsaurem Kalk, dargestellt. Um das Haar dunkler zu färben, bediente man sich verwerflicherweise der Bleikämme. Zur Herstellung der Kämme wird das zugerichtete (»zugeschickte«) Horn »gezwickelt«, d. h. es werden mit einer Säge die Zähne ausgeschnitten, worauf man diese mit der Größerfeile bearbeitet, die Spitzen wie ein verschobenes Viereck über Kreuz »külpt«, dann die Zähne »gründet« (am Feld gehörig zurichtet), »abrundet« und schleift. Die letztern Arbeiten fallen bei Staubkämmen sogar weg, weil hier die Zähne zu klein sind, um einzeln bearbeitet werden zu können. In neuerer Zeit ist auch in der Kammmacherei die Handarbeit vielfach durch Maschinen verdrängt worden. Nachdem man schon in England zwei Kämme aus einem Stück Horn in der Weise hergestellt hatte, daß die Zähne des einen von den Zwischenräumen des andern geliefert wurden, was man einfach mit Durchstoßeisen erreichte, wurde die Fräsmaschine mit einer Reihe feiner Kreissägen zum Schneiden der Staubkämme benutzt, und jetzt werden namentlich die Gummi- und Hornkämme fast ausschließlich mit Hilfe der genannten Maschinen erzeugt. Vgl. Friedrich, Die Kammfabrikation, ihre Geschichte und gegenwärtige Bedeutung (Nürnb. 1883). — K. heißt ferner der obere Rand des Pferdehalses, wo die Mähne sitzt, daher Kammfett (s. d.); in der Jägersprache die langen Borsten auf dem Vorderrücken des Schwarzwildes; der rote Fleischlappen auf dem Oberschnabel einiger hühnerartiger Vögel, überhaupt soviel wie zackige Hervorragung (z. B. der Hautkamm auf dem Rücken der Molche und Eidechsen, ferner der K. [crista] eines Knochens); der Stil der Trauben, an welchem die Beeren gesessen haben, und der zur Essigbereitung benutzt wird; im Maschinenwesen die hölzernen Zähne der Zahnräder, auch soviel wie Daumen (s. d.); dann auch ein Bestandteil des Webstuhls und eine Form des Holzverbandes (s. d.).

Kamm (Gebirgskamm), s. Gebirge, S. 151.

Kammanassieberge, s. Kapkolonie, S. 880.

Kammbau (Billonkultur), eine Art der Bearbeitung des Bodens, bei welcher nach der gewöhnlichen Lockerung durch den Pflug Kämme oder Dämme mit dem Häufelpflug, dem Haken oder dem Kammformer aufgeworfen werden. Der K. eignet sich hauptsächlich für flachgründigen, an stauender Nässe leidenden Boden, weil durch die Vergrößerung der Oberfläche durch die Kämme die Feuchtigkeitsverhältnisse viel zuträglicher für das Pflanzenwachstum geregelt werden. Überdies erhalten die Pflanzen durch das Anhäufeln des Bodens eine tiefere Ackerkrume. Der K., welcher stets mit Reihenkultur verbunden ist, erfordert besondere Kammwalzen, Kammsä- und -Hackmaschinen. Eine besondere Art der Kammkultur ist Bertels Rückenbau.

Kammeidechse, soviel wie Leguan.

Kämmen, das Abstreifen der Wolle des Hasen oder des Haares beim Fuchs in ungewöhnlicher Menge durch einen Streifschuß; bei Zahnrädergetrieben das Ineinandergreifen der Zähne.

Kammer (altd. chāmara, v. lat. camera, »Gewölbe, gewölbtes Zimmer«), ursprünglich bei den fränkischen Königen das Gemach, worin sie ihr besonderes Eigentum verwahrten; dann der Ort, wo die fürstlichen Angelegenheiten verhandelt wurden, und in übertragener Bedeutung auch die den fürstlichen Haushalt leitende Behörde (vgl. Kabinett). An der Spitze der K., die auch Kammerkollegium, Hof-

Digitized by Google

kammer, Rentkammer hieß, stand der Kämmerer (Camerarius, Kammermeister, auch Landschreiber genannt). Derselbe war zugleich einer der ersten Hofbeamten. Die Geschäfte der K. bestanden in der Beaufsichtigung und Leitung der eignen Güter der Fürsten, Kammergüter (Kammervermögen) im engern Sinne, der Domänen, in der Einbringung der herrschaftlichen Gefälle, Zehnten, Zinsen; ferner in der Verwaltung der Einkünfte aus der Jagd, den Straßen, der Münze und den übrigen Regalien. Die Einkünfte verwaltete der Fürst mit seiner K. unabhängig von seinen Ständen; mit ihnen wurden in erster Linie alle Regierungskosten bestritten; erst bei ihrer Unzulänglichkeit mußten die Stände mit der Bewilligung von Steuern eintreten. Zu dem Geschäftskreis der K., zu den sogen. Kammersachen, gehörte aber auch eine polizeiliche Thätigkeit, die notwendig mit der Sorge für Vermehrung der fürstlichen Einkünfte und der heutigen sogen. Volkswirtschaftspflege zusammenhing. Nach und nach wurden in größern Staaten die Kammern in verschiedene Behörden, Kammerkollegien, Hofkammern, Rentkammern, geteilt, woraus sich die Finanzministerien, die Finanzkämmereien, die Steuerkollegien, die Zolldirektionen, die Oberrechnungskammern ɔc. entwickelt haben, während das Polizeiwesen in das Ressort andrer Ministerien übergegangen ist. Den Kammern standen zuweilen zur Vertretung in Prozessen eigne Anwalte, Kammerkonsulenten, zur Seite. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, bei Einführung der Repräsentativverfassungen, wurde in den meisten Staaten das liegende Kammervermögen zu Staatseigentum erklärt oder wenigstens in staatliche Verwaltung und Nutzung gezogen und den Fürsten dafür eine Zivilliste ausgesetzt. Vgl. Domäne u. Kameralwissenschaft.

In der parlamentarischen Sprache versteht man unter K. die Volksvertretung (s. d.) oder eine Abteilung derselben, daher man von Ein- und Zweikammersystem spricht, je nachdem der Landtag einheitlich oder aus einer Ersten und Zweiten K. zusammengesetzt ist. Endlich wird der Ausdruck K. vielfach für Kollegien, namentlich richterliche Kollegien, gebraucht; so sind z. B. in Deutschland bei den Landgerichten Zivil- und Strafkammern, auch Kammern für Handelssachen gebildet (s. Gericht, S. 385 f.); das Berliner Oberlandesgericht führt die Bezeichnung Kammergericht (s. d.); in Bayern teilen sich die Kreisregierungen in die Kammern des Innern und der Finanzen. Für die Vertretung der Interessen des Anwaltstandes bestehen Anwaltskammern (s. d.). Auch der Handels- und Gewerbekammern (s. d.) sowie der Landwirtschaftskammern (s. d.) ist zu gedenken.

Kammer, im Militärwesen der Aufbewahrungsort für die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke der Truppen, daher Montierungs-, Geschirr-, Regiments-, Bataillons-, Kompanie- ɔc. K. Unter Verantwortung der Bekleidungskommissionen werden sie von Kammerunteroffizieren (früher Capitaines d'armes) verwaltet. Vgl. Bekleidungswirtschaft. — Bei den ältesten für Hinterladung eingerichteten Geschützen (Kammerstücken, s. Geschütz, S. 446) heißt K. die lose Ladebüchse, die das Pulver enthielt; bei den Wurfgeschützen (Haubitzen, Mörser ɔc.) oder auch Kanonen der verengerte Raum für die Pulverladung (daher Kammergeschütze). Die deutschen kurzen Kanonen und Mörser mit Schraubenschluß haben die K. in der Verschlußschraube. Handfeuerwaffen mit Vorderladung hatten eine K. in der Schwanzschraube (Kammerschwanzschraube), bei den Kammerbüchsen von Delvigne wird das Geschoß auf den Kammerrand aufgesetzt. Auch bei Schrapnells und Minen heißt K. der zur Aufnahme der Sprengladung bestimmte Raum. — K. oder Minenkammer, s. Mine. — Auf Schiffen die durch Quer- und Längswände (Schotten) gebildeten Abteilungen, welche als Magazine, Wohnräume ɔc. dienen, z. B. Pulverkammer in Kriegsschiffen, Postkammer in Postdampfern. — In der Jägerei der mit Jagdzeug umstellte enge Raum, aus welchem das Wild auf den Lauf vor die Schützen getrieben wird (s. Hauptjagen). Im Dachs-, Fuchs- und Kaninchenbau der erweiterte Raum am Ende einer Röhre. — K. heißt endlich auch ein Zimmer zur Aufbewahrung von Kunstschätzen ɔc. (Kunst-, Schatz-, Antiquitätenkammer ɔc.).

Kammerarrest, in der Marine soviel wie Stubenarrest.

Kammerberichte. Um die uneingeschränkte Öffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen zu sichern, bestimmen Art. 22 der deutschen Reichsverfassung und § 12 des Reichsstrafgesetzbuchs, daß wahrheitsgetreue (schriftliche oder mündliche) Berichte sowohl über die Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen des Reichstags als auch über Verhandlungen eines Landtags oder einer Kammer eines zum Reich gehörigen Staates von jeder Verantwortlichkeit frei bleiben. Es kann demnach nicht nur der Berichterstatter selbst nicht bestraft werden, sondern es ist auch die sogen. objektive Verfolgung ausgeschlossen. S. Preßrecht.

Kammerboten (Camerae nuntii), im alten fränkischen Reich Beamte, welche die Krongüter (villae) des Königs, soweit sie nicht seinem Privatvermögen angehörten, beaufsichtigten und die Abfuhr der aus diesen Gütern zu beziehenden Naturalabgaben und Zinsen an den Hof besorgten. Sie kommen besonders in Franken und Schwaben vor; für die Reichsstädte besorgten die Burggrafen, für die übrigen Reichsgüter seit dem 12. Jahrh. die Landvögte dieses Geschäft.

Kammerbüchse, s. Kammer (militärisch).

Kammerbühl, Berg, s. Eger (Stadt).

Kämmerei, Verwaltung der Einkünfte einer Stadtgemeinde durch städtische Beamte (Stadtkämmerer, Ratskämmerer). Die Vorschriften für die Kämmereiverwaltung sind gewöhnlich in der Städteordnung enthalten. Die Kämmereikasse erhält ihre Zuschüsse aus dem Ertrag der Kämmereigüter, d. h. städtische Grundstücke, und dem sonstigen Aktivvermögen der Gemeinde, sodann aus den sogen. Kämmereigefällen, wozu Strafgelder, Bürgerrechtsgelder, die städtischen Erbschaftssteuern und die eigentlichen städtischen Umlagen zu rechnen sind. Vielfach wird auch zwischen Kämmereivermögen u. Bürgervermögen in dem Sinn unterschieden, daß man unter ersterm das eigentliche Gemeindevermögen im Gegensatz zu demjenigen versteht, dessen Nutzung einzelnen Gemeindemitgliedern als solchen zusteht. Endlich unterscheidet man zwischen Kämmereivermögen, als dem Finanzvermögen der Stadt, und dem Verwaltungsvermögen, d. h. dem zu Verwaltungszwecken dienenden Grundvermögen und Inventarium, wie Rathaus, Feuerlöschanstalten, Straßen ɔc.

Kämmereivermögen, rentengebendes Erwerbsvermögen der Stadtgemeinden. S. Gemeindehaushalt.

Kämmerer (lat. Camerarius), der Aufseher über eine Kammer (s. d.) oder sonstige Räumlichkeit, wo-

Digitized by Google

selbst Kostbarkeiten oder Kunstschätze aufbewahrt werden, daher in fürstlichen Verwaltungen Silber- oder Kunstkämmerer; an manchen Höfen, z. B. in Wien und München, auch soviel wie Kammerherr. Der Oberstkämmerer zählt alsdann zu den obersten Hofchargen, s. Hof. Auch ist K. der Titel des Verwalters der städtischen Finanzen (s. Kämmerei).

Kämmererit, s. Pennin.

Kammer für Handelssachen (nicht zu verwechseln mit Handelskammer), s. Handelsgerichte.

Kammerfurier, s. Hoffurier.

Kammergebirge, Berggruppe des Dachsteingebirges im südöstlichen Teil des Salzkammerguts, östlich vom Dachstein, mit der Kammspitze (2141 m).

Kammergericht, das frühere Appellationsgericht für die Stadt Berlin und für den Regbez. Potsdam in Berlin. Durch besondern königlichen Erlaß ist die Bezeichnung K. für das Oberlandesgericht der Provinz Brandenburg in Berlin beibehalten worden. Dasselbe fungiert zugleich in Strafsachen als oberstes Landesgericht für den preußischen Staat (vgl. Gerichtsverfassung, S. 394 u. 395). Bei dem K. ist ein Geheimer Justizrat (s. d.) gebildet, vor welchem die Mitglieder der königlichen Familie und des Hauses Hohenzollern ihren persönlichen Gerichtsstand haben. Vgl. Franklin, Das königliche K. vor dem Jahr 1495 (Berl. 1871); Holtze, Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen (das. 1890 ff.). — K. ist auch die abgekürzte Bezeichnung für Reichskammergericht (s. d.).

Kammergeschütz, s. Kammer (militärisch).

Kammergut, s. Kammer und Domäne.

Kammerherr und **Kammerjunker**, Hofbeamte, welche den Ehrendienst bei fürstlichen Personen zu versehen haben, und zwar ist der Kammerherr der höher gestellte. Sein Abzeichen ist der goldene Kammerherrnschlüssel.

Kammerjäger, Forstbeamter, Leibjäger eines Fürsten; jetzt besonders derjenige, welcher das Fangen und Vertreiben von Ratten, Mäusen und anderm Ungeziefer als Geschäft betreibt.

Kammerkanal, Schiffahrtskanal im Gebiet der obern Havel in Mecklenburg-Strelitz, zieht sich von Neustrelitz durch den Zierker-, Woblitz-, Drewen-, Wagnitz- u. Priepert-See, hat eine Länge von 24,1 km und eine Tiefe von 1,5 m. Er bildet die Verbindung der Havel-Wasserstraße mit der Obern Havel und Neustrelitz.

Kammerknechte (kaiserliche K.), früher in Deutschland Bezeichnung der Juden, weil sie dem Kaiser gewissermaßen als Zoll für den ihnen verliehenen Schutz eine Steuer zu entrichten hatten. Das Recht auf diesen Schutzzins ging später auf die Kurfürsten und sonstigen Landesherren durch Verleihung über (vgl. Juden, S. 646).

Kammerkollegium, -Konsulent, s. Kammer.

Kammerkonzert, s. Konzert.

Kammerlinge, Foraminiferen, s. Rhizopoden.

Kammermeister, s. Kammer.

Kammermusik, Musik, die sich zur Aufführung in kleinern Räumen eignet, im Gegensatz zur Kirchenmusik und Theatermusik, heute auch noch zur Konzertmusik. Die Bezeichnung K. kam zu Anfang des 17. Jahrh. auf, d. h. zu einer Zeit, wo eine Instrumentalmusik (s. d.) im heutigen Sinne nur in den ersten Anfängen existierte und sich auf vierstimmige Tänze sowie Tokkaten und ähnliche Stücke für Orgel beschränkte, betraf daher überwiegend Gesangsmusik, speziell die begleitete Gesangsmusik (Kammerkantate im Gegensatz zur Kirchenkantate, Kammerduette). Als die größern Formen der Instrumentalmusik aufkamen (Kammersonate [Suite, Balletto], Kammerkonzert, Symphonie), bezeichnete man auch diese, überhaupt alles, was nicht Kirchen- oder Theatermusik war, als K. Die Kirchensonate (Sonata da chiesa), d. h. die sich der Tanzstücke enthaltende, auf Mitwirkung der Orgel anstatt des Klaviers rechnende Sonate, die unsrer heutigen Sonate mehr entsprach als die Kammersonate, ist aber wohl auch damals zur K. gerechnet worden. Heute versteht man unter K. nur noch von wenigen Instrumenten oder Singstimmen ausgeführte Musik, wie: Streichquartette, Trios, Quintette, Sextette, Septette, Oktette, ebensolche Werke mit Klavier, Sonaten für Klavier allein oder mit obligater Violine, Bratsche, Violoncello, überhaupt alle für einzelne Instrumente mit Klavier geschriebenen Stücke, auch Divertissements von einigen Blas- und Streichinstrumenten, Lieder mit Klavierbegleitung, Duette, Terzette etc. Der eigentliche Gegensatz zu K. ist heute Konzertmusik (Orchester- und Chormusik). Da in der K. der Mangel an Klangfülle und Abwechselung der Instrumentierung durch feinere Nüancierung und Detailarbeit ersetzt werden muß, so unterscheidet man mit Recht einen besondern Kammerstil, und es gilt als Mangel eines Kammermusikwerkes, wenn die Stimmen orchestral behandelt sind. Die Titel Kammermusiker, Kammersänger, Kammervirtuose, welche von Fürsten verliehen werden, stammen aus der Zeit her, wo sich dieselben kleine aus Sängern und Instrumentisten bestehende Kapellen für den Vortrag der zu diesem Zweck geschriebenen Kammermusiken in ihren Privatsalons hielten.

Kammerpresse, s. Filterpresse.

Kammerrichter, s. Reichskammergericht.

Kammersachen, s. Kameralwissenschaft.

Kammersänger, s. Kammermusik.

Kammersäure, s. Schwefelsäure.

Kammerschleuse, s. Schleuse.

Kammerschwanzschraube, s. Kammer (milit.).

Kammersee, s. Attersee.

Kammerstenographie, die Stenographie in der Gestalt äußerster Verkürzung, wie sie zum Nachschreiben von Reden in parlamentarischen Kammern erforderlich ist, im Gegensatz zur stenographischen Schul- oder Korrespondenzschrift (s. d.). Ein berufsmäßiger Stenograph, der die Reden in den Parlamenten von Amts wegen aufzeichnet, heißt Kammerstenograph (vgl. Debattenschrift, Parlamentsstenograph und Schnellschrift).

Kammerstil, s. Kammermusik.

Kammerstücke, s. Kammer (milit.).

Kammertaxe (Unterthanentaxe), festgesetzter, meist mäßiger Preis für manche von einer fürstlichen Kammer den Unterthanen abgegebene Gegenstände.

Kammerton (Kapellton), ehedem die gewöhnliche Stimmung der zur Kammermusik (s. d.) erforderlichen Instrumente, im Gegensatz zu der um einen Ton höhern Orgelstimmung, dem Chorton, welche sich noch heute bei alten Orgeln findet und beim Zusammenwirken mit andern Instrumenten ein transponiertes Spiel nötig machte. Vgl. Stimmung.

Kammertuch, s. Kambrais.

Kammerunteroffizier, s. Kammer (militärisch).

Kammervermögen, s. Kammer.

Kammerwagen (Brautwagen), s. Aussteuer.

Kammerziele, die (sehr unpünktlich und unvollständig eingehenden) Beiträge der Reichsstände zur

Digitized by Google

Unterhaltung des ehemaligen Reichskammergerichts (s. d.) und die Termine zur Zahlung derselben.

Kammfett, das vom Hals, dem sogen. Kamm, der Pferde herrührende Fett, ist nach dem Ausschmelzen schwach gelblich, fast geruchlos, von Butterkonsistenz, schmilzt bei 60° und liefert eine weiße, feste Seife. Das aus Abdeckereien stammende K. ist meist schmutzig weiß oder bräunlich und riecht unangenehm. Aus ganzen Pferdekadavern erhält man durch Behandeln mit Dampf in geschlossenen Cylindern ein reines, helles, geruchfreies Fett, welches leichter schmelzbar ist als K. und wie dieses zu Maschinenschmiere, zum Einfetten der Wolle und des Leders und zur Darstellung weicher Schmierseife (Elaïnseife) für Tuchfabriken dient.

Kammformer, mehrkörperiger Häufelpflug zum Bilden von Kämmen, meist für verstellbare Kamm- und Furchenentfernung eingerichtet.

Kammgarn, s. Garn, S. 86.

Kammgeier, s. Kondor.

Kammgras, s. Cynosurus.

Kammgrind, eine Hautkrankheit der Hühner, besonders fremder Rassen, wird durch einen Pilz, Achorion Schoenleini, hervorgebracht. Am Kamm zeigen sich kleine schimmelartige Flecke, die sich ausdehnen, zusammenfließen und einen weißen Überzug bilden. Nach Monaten breitet sich die Krankheit auf den ganzen Körper aus, die Tiere magern ab, entwickeln auffallenden Modergeruch und gehen zu Grunde. Bekämpfung durch Salicylspiritus, Karbol-, Kreosot- oder Teersalbe.

Kammhafer (Fahnenhafer), s. Hafer.

Kammhöhe, die Meereshöhe eines horizontal ausgeebnet gedachten Gebirgskammes.

Kammhörner, s. Blatthornkäfer.

Kammhuhn, s. Huhn.

Kammin, 1) Kreisstadt im preuß. Regbez. Stettin, auf einer Anhöhe, 4 km von der Ostsee, am Kamminschen Bodden, einem von der Dievenow durchflossenen Binnensee, und an der Linie Wietstock-K. der Preußischen Staatsbahn, hat 4 Kirchen, eine Synagoge, eine Domschule (Lateinschule, 1175 gegründet), ein Lehrerseminar, ein adliges Fräuleinstift, ein Amtsgericht, ein Sol- und ein Moorbad, Strumpfwarenfabrikation, Dampfmühlen, Eisengießerei, Bierbrauerei, Schiffahrt, Fischerei und (1890) 5681 Einw., davon 19 Katholiken und 83 Juden. — K. ist wendischen Ursprungs und wurde schon 1123 Hofstadt des Herzogs Wratislaw, 1188 aber Bischofsitz, indem um diese Zeit das 1140 zu Julin gestiftete Bistum vom Herzog Kasimir nach K. verlegt wurde. Es wurde schon damals unmittelbar dem päpstlichen Stuhl unterstellt. Der Ort K. erhielt 1274 Stadtrecht. Geraume Zeit hindurch standen die Bischöfe von K. auf seiten der Markgrafen von Brandenburg, bis im Belgarder Vergleich (1304) der Bischof Heinrich Wacholt (1299—1317) dem Herzog von Pommern Treue geloben mußte. Nachdem 1536 der damalige Bischof Erasmus Manteuffel v. Arnhausen sich der Reformation angeschlossen hatte, erfolgte 1648 die Umwandlung des Bistums K. in ein weltliches unmittelbares Reichsfürstentum, das an Kurbrandenburg fiel. Die ehemaligen Besitzungen des Bistums bilden gegenwärtig die Kreise Kolberg-Körlin, Köslin und Bublitz (bis 1872 zusammen den Kreis »Fürstentum«) im Regbez. Köslin. Vgl. Kücken, Geschichte der Stadt K. (Kammin 1885). — 2) S. Kamin (Stadt).

Kammkies, s. Markasit.

Kammlage der Finger, s. Fechtkunst, S. 244.

Kammlager, s. Lager.

Kämmlinge, s. Spinnen.

Kammlinie, soviel wie Feuerlinie, s. Feuer (militärisch).

Kämmmaschine, s. Spinnen.

Kammmasse, s. Kautschuk.

Kammmolch, s. Molche.

Kammmuscheln (Pectinidae), Familie der Muscheln (s. d.), deren gleiche oder ungleiche Klappen mit fächerförmig von der Gegend des Schlosses ausstrahlenden Leisten besetzt sind. Bemerkenswert sind bei manchen Arten die zahlreichen, schön grünen Augen am Mantelrand. Einzelne Arten sondern einen Byssus ab, andre sind mit der gewölbten Klappe festgewachsen, während Pecten sich durch rasches Öffnen und Schließen der Schale vom Boden erheben und eine Strecke weit schwimmen kann. Alle K. sind Bewohner des Meeres; viele sind eßbar und werden wegen ihres feinen Geschmacks höher als Austern geschätzt. Die Schalen einiger größerer Arten werden als Schüsseln für feines Ragout benutzt, mit andern schmückten die aus dem Orient heimkehrenden Pilger Hut und Kleid (daher Pilgermuschel, s. Tafel »Aquarium«, Fig. 1). S. auch die Abbildung von Lima striata auf Tafel »Triasformation I«.

Kammquallen, s. Rippenquallen.

Kammrad, soviel wie Zahnrad, s. Zahnräderwerke.

Kammratte (Ctenomys *Blainv.*), Gattung aus der Ordnung der Nagetiere und der Familie der Trugratten, gedrungen gebaute Tiere mit kurzem, dickem Hals, kurzem, stumpfschnauzigem Kopf, kleinen Augen und Ohren, kurzen Beinen, starken Scharrkrallen und kurzem, dickem Schwanz. Sie leben unterirdisch in großer Zahl in einem Höhengürtel der Kordilleren, wo der Pflanzenwuchs gänzlich fehlt, und es ist noch nicht aufgeklärt, wovon sie sich ernähren. Der Tukotuko (C. magellanicus *Benn.*), 20 cm lang mit 7 cm langem Schwanz, ist oberseits bräunlichgrau, schwach schwarz gesprenkelt, unterseits heller, am Kinn und Vorderhals blaß fahlgelb, mit weißen Füßen und Schwanz. Er lebt in Patagonien, durchwühlt den Boden nach Art des Maulwurfs und ist auf dem Boden sehr unbeholfen. Die Nahrung besteht aus Wurzeln. Sein Fleisch wird von den Eingebornen gegessen.

Kammschupper (Ktenoiden), s. Fische, S. 477.

Kammsetzmaschine, s. Blattbinder.

Kammstechen, s. Weben.

Kammwalze (Igel), die mit Stahlspitzen besetzte Walze der Streck- und Krempelmaschinen.

Kammweberei, das Weben gemusterter Stoffe mit Hilfe von Schäften und Tritten, s. Weben.

Kammwolle, s. Wolle.

Kammzapfen, s. Zapfen.

Kammzug, das in der Wollspinnerei von der Kämmmaschine gelieferte Produkt. K. wird für den Handel meist in Lohnkämmereien hergestellt, und zwar liefern Frankreich etwa 60, England 50, Deutschland 25 und Belgien 2 Mill. kg, zusammen im Wert von etwa 450 Mill. Mk. Deutschland führt K. ein aus Frankreich, Belgien und England und führt aus nach Rußland, Österreich, der Schweiz, Italien, Schweden und England. Für den Handel wird der K. konditioniert, d. h. auf seinen Feuchtigkeitsgehalt, der offiziell 18,25 Proz. betragen soll, geprüft. Dies geschieht in Deutschland in den Kämmereien selbst, in Frankreich in öffentlichen Konditionieranstalten. Haupthandelsplätze sind Leipzig, Roubaix-Tourcoing, Reims, Fourmies, Bradford, Leeds, Huddersfield und Antwerpen.

Digitized by Google

Kamnitz, Stadt, s. Böhmisch-Kamnitz.

Kamönen, s. Kamenen.

Kamor, s. Säntis.

Kamp, eingefriedigtes oder mit einem Graben umzogenes Feldstück; auch wohl soviel wie aufgerissenes Stück Land, z. B. ein Eichelkamp, wo Eicheln anfliegen sollen; in Westfalen und Niedersachsen ein dicht beim Hause liegendes, mit Eichen bestandenes Stück Grasland; auch eine Flußinsel.

Kamp, Fluß in Niederösterreich, entsteht aus dem Großen und Kleinen K. im Weinsberger Wald, fließt östlich, dann südlich und mündet nach 144 km langem Lauf bei Grafenwörth links in die Donau. Das Kampthal ist reich an Naturschönheiten.

Kamp, niederländ. Dorf, s. Kamperduin.

Kampagne (franz., spr. -pannje), Feld, Gefilde; auch Landaufenthalt; auch soviel wie Feldzug; endlich die Dauer einer Betriebsperiode bei gewerblichen Unternehmungen, wie Zuckerfabriken, Eisenhütten 2c.

Kampagnepferd, ein kriegsbrauchbares Pferd.

Kampagnereiterei, die kriegsgemäße Ausbildung der Reiterei im Gegensatz zur Schulreiterei, s. Reitkunst.

Kampan, chines. grobe Leinwand, welche auf der Insel Mindanao als Rechnungseinheit benutzt wird, das Stück zu etwa ²/₅ Piaster = 1,7 Mk. (Gold zu Silber = 15¹/₂:1).

Kampanen (ital., »Glocken«), in die Umfassungsmauern von Burgen und Stadtbefestigungen, mitunter in mehreren Stockwerken und galerieartig fortlaufend eingebaute Nischen mit Schießscharten zur Grabenverteidigung. Dürer hat sie vielfach angewendet.

Kampaner Marmor, s. Griotte.

Kampangan, Insel, s. Banjumas.

Kampanien (lat. Campania, »Ebene«), im Altertum Landschaft auf der Westküste von Italien, umfaßte die Ebene, welche sich vom Gebirge Massicus im N. südwärts bis zur gebirgserfüllten Halbinsel von Surrentum (Sorrento) erstreckt und nordwestlich von Latium, nordöstlich von Samnium und südöstlich vom Lande der Picentiner begrenzt wurde (s. Karte »Italien bis in die Zeit des Kaisers Augustus«). Sie entspricht ungefähr den heutigen Provinzen Napoli u. Caserta. Am Fuße des Mons Massicus (Monte Massico) breitete sich der durch vorzügliches Weingewächs berühmte Falernus ager aus; nordöstlich von Cumä liegt der Mons Gaurus (Monte Gaudo), nördlich von Capua der Mons Tifata, ostwärts von Neapel der feuerspeiende Mons Vesuvius. An der Küste ragt das Promontorium Misenum (Capo Miseno) ins Meer und südöstlich davon das Promontorium Minervae (Punta della Campanella) als Scheide zwischen dem Sinus Cumanus (Krater bei den Griechen, Golf von Neapel) nordwestlich und dem Sinus Paestanus (Meerbusen von Salerno) südöstlich. Der bedeutendste der trüben, langsam strömenden Flüsse hieß Volturnus (Volturno); als kleinere Küstenflüsse sind zu nennen der Clanius (Lagni) und Sarnus (Sarno), unweit dessen Pompeji lag. Von den Seen ist nur der einst verrufene Lacus Avernus (Lago di Averno) übrig. Der Lacus Lucrinus, einst der Hafen der Griechenstadt Cumä, war der innerste Teil des Sinus Bajanus, durch einen schmalen Damm vom Meer geschieden und reich an vortrefflichen Austern. K. war fruchtbar und ergiebig im Acker- und Weinbau wie in der Viehzucht und in köstlichen Fischen, dazu lieblich durch mildes und gesundes Klima. Daher besaßen die vornehmen Römer in dieser Landschaft, welche sie Campania felix (das »glückliche K.«) nannten, Landgüter und Landhäuser, mit den üppigsten Reizen ausgestattet. Bajä mit seinen Thermen war einst der Mittelpunkt der feinen Welt. Andre Orte waren Cumä (Kyme), Puteoli, Neapolis, die 79 n. Chr. bei einem Ausbruch des Vesuvs verschütteten Städte Herculaneum, Pompeji und Stabiä; ferner Salernum, Volturnum, Surrentum, Liternum, die ältere Hauptstadt Capua, Suessula, Casilinum, Teanum Sidicinum, Cales, Atella, Acerrä, Nola, Abella, Nuceria, Alfaterna u. a. Als die frühesten Bewohner der Landschaft erscheinen die ausonischen Opiker oder Osker (d. h. Bauern), die dann den einziehenden gebildetern Völkern wichen. In uralter Zeit gründete eine griechische Kolonie die durch Gewerbe und Handel blühende Stadt Kyme (Cumä), von welcher wieder die Städte Dikäarchia (Puteoli), Paläapolis, Neapolis u. a. ausgingen. Um 800 v. Chr. erlagen die Osker den eindringenden Tyrrhenern oder Etruskern, welche fast 400 Jahre lang K. beherrschten, und diese zwischen 440 und 420 dem waffengeübten, kräftigen Bergvolk der Samniter, welche die eigentlichen Gründer des Staates K. wurden. Doch nach weniger als 100 Jahren schon (343) mußte es, von neuem durch die Samniter bedrängt, sich dem Schutz und der Oberhoheit Roms unterwerfen. Als in der Völkerwanderung Roms Macht zertrümmert wurde, hielten sich die Byzantiner nur in einigen Küstenstädten. Im 9. und 10. Jahrh. bestanden im ehemaligen K. die Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno; im 11. Jahrh. setzten sich die Normannen hier fest. Über die spätern Schicksale des Landes s. Capua und Neapel. Gegenwärtig umfaßt die Landschaft K. 16,292 qkm (295,9 QM.) mit (1881) 2,896,577 Einw. und zerfällt in die Provinzen Avellino, Benevent, Caserta, Neapel und Salerno. Vgl. Beloch, K., Topographie, Geschichte 2c. (2. Ausg., Bresl. 1890).

Kampanje (holl., Schanze), Aufbau auf dem Achterdeck hinter dem Kreuzmast, dient auf Handelsschiffen dem Kapitän zur Wohnung. Auf Passagierdampfern enthält die K. Wohnungen für Schiffsoffiziere und Passagiere.

Kampanulaceen (Glockenblütler), dikotyle, etwa 1000 Arten umfassende, in der gemäßigten und warmen Zone verbreitete Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kampanulaten, milchsaftführende Kräuter od. Holzpflanzen mit wechselständigen, seltener gegenständigen Blättern und epigynen, meist fünfzähligen, regelmäßigen oder zygomorphen Blüten (s. Abbild.), die fünf meist freie oder mit den Antheren verklebte, selten verwachsene Staubgefäße sowie einen mit Pollensammelapparat versehenen Griffel haben. Der Fruchtknoten besteht aus 2—5 verwachsenen Karpellen und entwickelt sich zu einer Kapsel, selten ist die Frucht beerenartig.

Längsschnitt der Blüte von Campanula.

Kampanulaten (Kampanulinen), Ordnung im natürlichen Pflanzensystem aus der Abteilung der Dikotyledonen, charakterisiert durch fünfzählige, mit Kelch und verwachsenen Blumenblättern versehene Blüten, zusammenneigende oder unter sich verwach-

Digitized by Google

sene Staubbeutel und ein bis viele zu einem unterständigen Fruchtknoten verwachsene Fruchtblätter, umfaßt nach Engler die Familien der Kukurbitaceen, Kampanulaceen, Goodeniaceen, Kandolleaceen und Kompositen.

Kampe, Dorf mit Saline, s. Stade.

Kämpe (niederd.), Kämpfer; auch das männliche Schwein.

Kampen, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, links an der Yssel, unweit deren Mündungen in einer Gegend, welche ganz unter Wasser gesetzt werden kann, Endpunkt der Niederländischen Zentralbahn (Utrecht-K.), ist mit Gräben und parkähnlichen Anlagen umgeben, hat mehrere alte Kirchen (darunter die gotische St. Nikolaikirche aus dem 14. Jahrh.), eine schöne, 1874 neugebaute Brücke über die Yssel, ein Rathaus (1543 erneuert), eine lateinische und eine höhere Bürgerschule, ein Seminar für orthodox-reformierte Prediger, ist Garnison des Instruktionsbataillons (Lehrschule für Unteroffiziere der Infanterie) u. zählt (1889) 14,352 (als Gemeinde 18,005) Einw., welche sich von Schiffbau, Tau- und Maschinenfabrikation, Kalk- und Ziegelbrennerei und besonders Zigarrenfabrikation (940 Arbeiter) nähren. — K., 1286 gegründet, war ehemals eine freie Reichs- und Hansestadt mit beträchtlichem Handel, der aber mit der zunehmenden Versandung der Ysselmündungen immer mehr sank, sich jedoch seit etwa 25 Jahren durch Verbesserung der Mündungen wieder beträchtlich gehoben hat. Die Stadt wurde 1578 von den Holländern erobert u. mußte sich 1672 an die Franzosen ergeben, welche die Brückenschanze am rechten Ysselufer zerstörten.

Kampen, Nicolas Godfried van, niederländ. Geschichtschreiber, geb. 15. Mai 1776 in Haarlem, gest. 15. März 1839, ward in Deutschland erzogen und erlernte den Buchhandel; 1816 wurde er Lehrer der deutschen Sprache in Leiden, 1829 Lehrer der niederländischen Sprache, Litteratur u. Geschichte am Athenäum zu Amsterdam. Seine Hauptwerke sind: »Geschiedenis van de fransche heerschappij in Europa« (Leid. 1815—23, 8 Bde.), »Geschiedenis der letteren en wetenschappen in de Nederlanden« (Haag 1821—26, 3 Bde.) und die »Geschichte der Niederlande« (Hamb. 1831—33, 2 Bde.).

Kamperduin (spr. -deun, schlechthin Kamp), Dorf in der niederländ. Provinz Nordholland, an den Dünen der Westküste, zwischen Alkmar und Helder, bekannt durch die große Seeschlacht vom 11. Okt. 1797, in welcher der englische Vizeadmiral Duncan über die französisch-holländische Flotte unter de Winter den Sieg davontrug, und nach welcher er den Titel »Viscount von Camperdown« erhielt.

Kampeschebai (Campechebai), s. Campeche.

Kampeschehanf, soviel wie Alochanf (s. d.).

Kampescheholz (Campecheholz, Blauholz, Blutholz, Logwood), das von Haematoxylon Campechianum (s. Tafel »Farbepflanzen«, Fig. 5) stammende Holz, welches seinen Namen von der Campechebai in Mexiko hat, aus der es früher ausgeführt wurde. Es kommt in großen, von Rinde und Splint befreiten Stücken in den Handel, ist auf der stark gefurchten Außenseite violett- bis blauschwarz, auf frischer Schnittfläche im Innern dunkel gelbbraun, sehr hart, spez. Gew. 0,913—1,057, nimmt schöne Politur an, schmeckt süßlich, adstringierend, färbt den Speichel rot und riecht der Veilchenwurzel ähnlich. Die beste Handelssorte ist die von der Campechebai, dann folgt die aus Yucatan und Honduras; Jamaica- und Domingoholz sind blässer und ärmer an Farbstoff, die geringste Ware ist die von Martinique und Guadeloupe. Das unveränderte Holz enthält Hämatoxylin (s. d.), welches in feuchter Luft bei Gegenwart von Ammoniak in dunkelrotes Hämateïn übergeht. Das Färbevermögen des Kampescheholzes nimmt daher sehr bedeutend zu, wenn man es geraspelt und befeuchtet in dünner Schicht 6—8 Wochen liegen läßt und öfters umschaufelt. Man benutzt das K. in der Färberei und zwar entweder direkt den mit Wasser bereiteten Auszug oder das Extrakt, welches in der Heimat des Holzes, in den Vereinigten Staaten und in Europa dargestellt wird. Es bildet dunkel schwarzbraune, glänzende Stücke, die sich bei völliger Trockenheit leicht zerstoßen lassen. K. gibt mit Thonerdebeizen ziemlich intensive grauviolette Farben, mit Kupfersalzen Blau, mit Eisenbeize Schwarz oder Grau, mit Chromoxyd nach vorhergegangener Oxydation mit Chromsäure Schwarz. Mit Ausnahme der letztern sind aber diese Nüancen sehr unbeständig und werden durch Licht, Seife, Alkalien und Säuren zerstört. K. dient zum Färben von Baumwolle, Wolle, Seide und Leder, meist in Verbindung mit andern Farbstoffen. Mit chromsaurem Kali gibt eine Abkochung eine gute und sehr billige schwarze Tinte. Arzneilich benutzt man K. gegen Durchfall der Kinder.

Kämpeviser (d. h. »Heldenlieder«), die gewöhnliche, obwohl ungenaue Bezeichnung der alten Volkslieder Dänemarks, wo diese Poesie eine überaus reiche Blüte entfaltet hat. Ihre Sammlung und Aufzeichnung begann man erst im Zeitalter der Reformation, die Entstehung liegt teilweise um mehrere Jahrhunderte zurück. Die Stoffe sind zum Teil echt national (mythologisch und historisch), zum Teil von den südgermanischen Völkern entlehnt; mitunter finden sich Parallelen bei zahlreichen europäischen Nationen. Die große kritische Ausgabe, welche Svend Grundtvig begann und Axel Olrik vollendete (»Danmarks gamle folkeviser«, Kopenh. 1853—90, 5 Bde.), enthält wahrscheinlich noch nicht die Hälfte der erhaltenen Lieder, die großenteils noch heute im Volksmunde umlaufen. Bei den übrigen skandinavischen Völkern ist der Bestand an alten Volksliedern nicht so bedeutend: die norwegischen sammelten M. B. Landstad (Christ. 1853) und S. Bugge (das. 1858); die schwedischen E. G. Geijer und A. A. Afzelius (Stockh. 1814—16, 3 Bde.; neue Aufl. von R. Bergström und L. Höijer, 1880); die isländischen Sv. Grundtvig und Jon Sigurdsson (Kopenh. 1854—85, 2 Bde.); die färöischen V. U. Hammershaimb (das. 1851—55, 2 Bde.). Vgl. J. A. Lundell in Pauls »Grundriß der germanischen Philologie«, Bd. 2, S. 727 ff., wo auch eine ausführliche Bibliographie gegeben ist.

Kampf, Arthur, Maler, geb. 28. Sept. 1864 in Aachen, bildete sich auf der Kunstakademie in Düsseldorf besonders bei P. Janssen und E. von Gebhardt zum Geschichtsmaler aus und machte sich zuerst auf der Berliner Kunstausstellung von 1886 durch ein realistisches Genrebild mit lebensgroßen Figuren (letzte Aussage) bekannt, welches das Verhör eines im Wirtshausstreit tödlich verwundeten Arbeiters durch einen Polizisten darstellt. Die große Kraft und Wahrheit der Charakteristik, die diesem Bilde trotz des abstoßenden Motivs hohe Anerkennung erwarben, übertrug K. auch auf die figurenreichen Geschichtsbilder, die er in den folgenden Jahren ausführte: der Choral von Leuthen (Wandgemälde im Hause des Fabrikbesitzers

Digitized by

Peill in Düren, wo K. auch ein allegorisches Wandbild: Wein, Weib, Gesang, ausführte), Im Dome zu Berlin in der Nacht vom 13. zum 14. März 1888 (Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms I., in der Neuen Pinakothek zu München), Bon soir, Messieurs! (Friedrich II. nach der Schlacht bei Leuthen im Schlosse zu Lissa), Einsegnung von Freiwilligen im J. 1813 (1891), Zieten an der Tafel Friedrichs II. eingeschlafen, Rede Friedrichs des Großen an seine Generale nach der Schlacht bei Kunersdorf und Professor Steffens begeistert zur Volkserhebung im Jahr 1813 zu Breslau (1892, in der Berliner Nationalgalerie). K. hat auch Genrebilder aus dem Leben der Landleute und städtischen Arbeiter (der Todeskuß), pikant beleuchtete Interieurs und Bildnisse in Öl und Wasserfarben gemalt, worin er sich den Bestrebungen des modernen Kolorismus anschloß. K. ist Assistenzlehrer des Professors Janssen an der Düsseldorfer Akademie und besitzt seit 1891 die kleine goldene Medaille der Berliner Ausstellung. [133.

Kampfadler (Spizaëtus bellicosus), s. Adler, S.

Kampfbantams, s. Huhn, S. 30.

Kampfeinheit, (taktisch) die kleinste noch einer gewissen Selbständigkeit des Handelns fähige Truppenabteilung, und zwar Kompanie, Eskadron, Batterie, während die administrative Einheit das Bataillon, Kavallerieregiment und die Abteilung bilden.

Kampfer (Lauraceenkampfer, Japankampfer, Camphora), ein Produkt des Kampferbaums (Camphora officinalis *Nees*), wird aus dem Holz desselben auf Formosa und in Japan gewonnen, indem man das zerkleinerte Holz mit Wasserdampf behandelt und die entweichenden Kampferdämpfe in passenden Gefäßen verdichtet. Der rohe K. wird unter Zusatz von wenig Holzkohle, Eisenfeile oder Kalk, besonders in England, Holland, Hamburg, aber auch in Japan, einer Sublimation unterworfen und liefert dann den gereinigten K., welcher in Form von schalenförmigen, in der Mitte durchbohrten Broten in den Handel kommt. K. bildet eine farblose, durchscheinende, körnig-kristallinische, glänzende, zähe Masse vom spez. Gew. 0,98, ist nur nach dem Befeuchten mit Alkohol pulverisierbar, riecht eigentümlich, schmeckt brennend bitterlich, löst sich in 1000 Teilen kaltem Wasser, leicht in Alkohol, Äther, Benzol, in fetten und ätherischen Ölen, schmilzt bei 175°, siedet bei 205°, sublimiert unzersetzt, verflüchtigt sich aber auch schon bei gewöhnlicher Temperatur sehr stark, brennt mit rußender Flamme und rotiert, wenn man ihn in kleinen Stückchen auf Wasser wirft, aber nur, wenn letzteres keine Spur Fett enthält. Die Zusammensetzung des Kampfers entspricht der Formel $C_{10}H_{16}O$, und er ist offenbar durch Oxydation aus einem ätherischen Öl $C_{10}H_{16}$ entstanden, welches sich namentlich in jüngern Teilen des Kampferbaumes findet, bei der Sublimation sich mit dem K. verflüchtigt und von dem rohen K. abtropft. Dies Kampferöl oxydiert sich leicht an der Luft und bei Behandlung mit Salpetersäure zu K. Bei Oxydation des Kampfers entsteht kristallisierbare, farb- u. geruchlose Kampfersäure $C_{10}H_{16}O_4$ oder $C_8H_{14}(COOH)_2$ und bei Destillation des Kampfers mit Chlorzink Cymen $C_{10}H_{14}$, ein Kohlenwasserstoff, aus welchem man umgekehrt wieder K. darstellen kann; auch finden sich dem Lauraceenkampfer sehr ähnliche Substanzen in manchen ätherischen Ölen oder entstehen aus solchen. K. wirkt in kleinern Gaben beruhigend, in größern erregend auf das Nervensystem und erstreckt diese Wirkung besonders auf die Nerven der Zirkulations-, Respirations- und Geschlechtsorgane. In größern Gaben ist er giftig; auf die Haut eingerieben, wirkt er reizend, auch hindert er die Fäulnis. Man benutzt ihn als lähmungswidriges, krampfstillendes, resorbierendes Mittel bei Krankheiten des Darmkanals, des Herzens, der Respirationsorgane, bei Nervenkrankheiten, Nymphomanie, Hautkrankheiten, typhösen und brandigen Zuständen, Rheumatismus, als Zahnschmerzmittel rc. Zur Beseitigung roter Wangen tragen junge Damen bisweilen K. auf der Brust. Welke Pflanzen werden wieder frisch, wenn man sie in Wasser stellt, welches ein wenig Kampferspiritus enthält. In der Technik dient K. zur Darstellung von Sprengstoffen, Celluloid, in der Feuerwerkerei, zur Nachtlichtefabrikation, zum Schutz von Pelzwerk, Wolle, Insektensammlungen rc. vor Ungeziefer. Die bei weitem größte Menge K. wird in Indien von den Eingebornen verbraucht. Arzneilich benutzt wird eine Lösung von 1 K. in 7 Spiritus und 2 Wasser als Kampferspiritus, eine Lösung von 1 K. in 9 Olivenöl als Kampferöl und eine Mischung von 1 K., 1 Spiritus, 3 Gummischleim und 45 Weißwein als Kampferwein; auch dient K. zur Darstellung einiger andrer pharmazeutischer Präparate.

Eine andre Kampfersorte, der Borneokampfer (Baroskampfer, Borneol) $C_{10}H_{18}O$, welcher von Dryobalanops Camphora *Colebr.* gesammelt wird (s. Dryobalanops), ist etwas schwerer als Wasser, weniger flüchtig, schmilzt bei 198°, riecht dem gewöhnlichen K. ähnlich, aber zugleich ein wenig nach Patschuli. Er gibt mit Salpetersäure Japankampfer, welcher anderseits durch Behandlung mit Natrium und Alkohol in Borneokampfer übergeführt wird. Letzterer gibt bei Destillation mit Phosphorsäureanhydrid Borneen $C_{10}H_{16}$. Er wird nur als Räuchermittel bei gottesdienstlichen und andern feierlichen Handlungen in Asien benutzt, in den europäischen Handel kommt er nicht. Eine dritte Kampfersorte, der Ngaikampfer, wird in Kanton aus Blumea balsamifera *Dec.* (Komposite) gewonnen, hat die Zusammensetzung des Borneokampfers, unterscheidet sich aber von demselben in den optischen Eigenschaften. Er wird in China als Arzneimittel und zum Parfümieren der feinern Tusche benutzt. Über Menthenkampfer s. Pfefferminzöl. Unter künstlichem K. versteht man das Produkt der Einwirkung von trocknem Chlorwasserstoff auf Terpentinöl $C_{10}H_{17}Cl$, welches farblose Kristalle bildet und kampferartig riecht und schmeckt. Diese Verbindung gibt bei Behandlung mit Eisessig und Kaliumacetat unter Druck und Verseifung des Produkts Borneol. Unter K. versteht man auch alkohol- oder ketonartige kristallisierbare Bestandteile der ätherischen Öle (s. d.). Im Altertum war K. in Europa unbekannt; die arabischen Ärzte des Mittelalters, Simon Seth um 1070 und die Äbtissin Hildegard um 1150 erwähnen dagegen den K., und zur Zeit des Paracelsus wurde derselbe allgemein gebraucht. In China scheint zuerst der Borneokampfer bekannt geworden zu sein, welcher dann Veranlassung gab zur Darstellung des Laurineenkampfers aus dem auch in China weitverbreiteten Kampferbaum; gegenwärtig aber wird in China kein Laurineenkampfer dargestellt.

Kämpfer (Kampfhuhn), s. Huhn, S. 29, 30, 32.

Kämpfer, in der Baukunst derjenige Teil des Widerlagers eines gewölbten Bogens, auf dem dieser unmittelbar ruht. Bei reinen Nutzbauten und einfacheren Architekturen pflegt man die K. glatt zu lassen, bei reicherer Ausstattung werden sie profiliert und sprechen

Digitized by Google

dann eine bestimmte Sonderung zwischen Widerlager und Bogen aus. Werden solche profilierte K. fortlaufend angewendet, so bilden sie ein Kämpfergesims.

Kämpfer, Engelbert, Reisender, geb. 16. Sept. 1651 in Lemgo als Sohn eines Geistlichen, gest. daselbst 2. Nov. 1716, studierte in Königsberg Medizin, ging 1680 nach Upsala, 1683 als Arzt mit einer schwedischen Gesandtschaft nach Rußland und Persien, begab sich von hier 1685 mit einem holländischen Schiff nach Ceylon, Kotschin, Bengalen und kam 1689 nach Batavia, von wo er 1690 eine Gesandtschaft der Holländer nach Siam und Japan begleitete. In Japan, um dessen Erforschung er sich die größten Verdienste erwarb, verweilte er zwei Jahre, kehrte 1692 nach Batavia und 1694 in seine Heimat zurück, wo er Leibarzt des Grafen zur Lippe wurde. K. war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, doch wurden seine Schriften nur zum Teil und erst sehr spät veröffentlicht. Das einzige von ihm selbst herausgegebene Werk sind die »Amoenitates exoticae« (Lemgo 1712). Aus seinem handschriftlichen Nachlaß, welchen das Britische Museum erwarb, und der auch die Beschreibung seiner großen Reisen enthält, erschienen, in englischer Bearbeitung von Scheuchzer, die wichtige »History of Japan and Siam« (Lond. 1727, 2 Bde.), welche von Dohm nach einer in Lemgo zurückgebliebenen Originalhandschrift auch deutsch unter dem Titel »Geschichte und Beschreibung von Japan« (Lemgo 1777, 3 Bde.) herausgegeben wurde, und die durch Banks herausgegebenen »Icones selectae plantarum, quas in Japonia collegit« (Lond. 1791). Einen Auszug aus seinem »Diarium itineris ad aulam moscoviticam« ließ Adelung drucken. Seine Vaterstadt Lemgo hat ihm ein Denkmal gesetzt.

Kampferbaum, s. Camphora; ostindischer K., soviel wie Dryobalanops.

Kampfereis, eine Pomade zur Geschmeidigerhaltung der Haut, eine schaumige Mischung aus fettem Mandelöl, Wachs, Walrat und Kampfer, welche mit Rosenwasser und etwas Rosmarinwasser zusammengerieben wird.

Kampfergeist (Kampferspiritus), s. Kampfer.

Kampferliniment, s. Liniment.

Kampferlorbeer, soviel wie Kampferbaum.

Kampferöl, s. Kampfer.

Kampferölbaum, s. Dryobalanops.

Kampfersäure, **Kampferspiritus**, **Kampferwein** } s. Kampfer.

Kampfformen, die Arten der Durchführung eines Gefechts, s. Fechtart.

Kampfgericht, s. Zweikampf und Ordalien.

Kampfhahn, s. Kampfläufer.

Kampfhuhn, s. Huhn, S. 29, 30, 32.

Kampfläufer (Kampfhahn, Brause-, Burr-, Kollerhahn, Hausteufel, Machetes pugnax *Cuv.*, Totanus pugnax *L.*, s. Tafel »Watvögel I«), Vogel aus der Ordnung der Watvögel und der Familie der Schnepfen (Scolopacidae), 29—32 cm lang, 64 cm breit, mit kopflangem, weichem, an der Spitze nicht verbreitertem Schnabel, hohen, schlanken, weit über die Ferse nackten, vierzehigen Füßen, hoch eingelenkter Hinterzehe, mittellangen, spitzen Flügeln, kurzem, flach gerundetem Schwanz und weichem, meist glatt anliegendem Gefieder. Die Oberflügel sind dunkel braungrau, der Schwanz ist schwarzgrau, schwarz gefleckt, der Bauch weiß. Das Männchen erhält im Frühjahr einen aus harten, festen, etwa 8 cm langen Federn bestehenden Kragen, der den größten Teil des Halses umgibt u. auf dunklem, sehr verschieden gefärbtem, auch weißem Grunde gebändert oder gefleckt ist, und im Gesicht eigentümliche Warzen, welche im Herbst mit dem Kragen wieder verschwinden (vgl. Tafel »Hochzeitskleider I«, Fig. 5a, b). Übrigens weicht die Färbung und Zeichnung der Männchen bei den verschiedenen Individuen außerordentlich ab. Der K. bewohnt größere Sumpfflächen und die Küsten im Norden der Alten Welt und erscheint auf seinem Zuge in ganz Europa, Asien und Afrika; bei uns weilt er besonders im Küstengebiet, seltener im Binnenland vom April bis August oder September. Männchen und Weibchen ziehen getrennt und halten sich auch in der Winterherberge gesondert. Der K. geht anmutig, fliegt sehr schnell, ist höchst munter und rege, lebt gesellig und nährt sich von Land- und Wassertieren und von Sämereien. In der Paarungszeit kämpfen die Männchen fortwährend miteinander, erwählen sich besondere Kampfplätze und stellen sich auf diesen täglich mehreremal ein. Ihre einzige Waffe ist der weiche Schnabel, die Ursache des Kampfes ist unerklärt und jedenfalls nicht Eifersucht. Die Brutzeit fällt in den Mai und Juni. Das Nest steht in der Nähe des Wassers und enthält meist vier große bräunliche oder grünliche, dunkel gefleckte Eier, welche das Weibchen in 17—19 Tagen ausbrütet. Der K. ist leicht zu fangen und erträgt die Gefangenschaft sehr gut; sein Fleisch ist im Herbst wohlschmeckend; die Eier kommen häufig als Kiebitzeier in den Handel.

Kampfordnung, soviel wie Fechtart.

Kampfspiele, öffentliche Wettkämpfe in allerlei Leibesübungen. Die berühmtesten derselben waren bei den Griechen die Olympischen, Nemeïschen und Pythischen Spiele (s. d. Art.); auch bei den Römern waren sie in hohem Grade beliebt (s. Ludi). Im Mittelalter treten sie vorwiegend in der Gestalt der Turniere (s. d.), in der Neuzeit besonders als Schau- oder Wettturnen u. dgl. auf.

Kampf ums Dasein (Übersetz. v. engl. »struggle for life«), in neuester Zeit vielgebrauchter Ausdruck, hergenommen aus dem Titel von Darwins 1859 erschienenem Buche »On the origin of species by means of natural selection, or the preservation of favoured races in the ‚struggle for life'«. Indessen hat schon Malthus in seinem »Essay on the principles of population« (1798) vom »struggle for existence« gesprochen, und es darf nicht übersehen werden, daß »Wettbewerbung« ein richtigerer Ausdruck sein würde, da in vielen hierher gehörigen Vorgängen von einem eigentlichen Kampfe keine Rede sein kann. S. Darwinismus, S. 618.

Kampfzölle, s. Zölle und Zuschlagszölle.

Kamphausen, Adolf, protest. Theolog, geb. 10. Sept. 1829 in Solingen, studierte in Bonn, kam 1855 als Privatsekretär Bunsens nach Heidelberg, um an dessen Bibelwerk zu arbeiten. Zugleich an der Universität als Privatdozent thätig, siedelte er 1859 mit Bunsen nach Bonn über, wurde 1863 außerordentlicher und 1868 ordentlicher Professor der Theologie; seither förderte er namentlich die von der evangelischen Kirchenkonferenz unternommene Revision der lutherischen Bibelübersetzung. Er schrieb: »Das Lied Moses'« (Leipz. 1862), »Das Gebet des Herrn« (Elberf. 1866), »Die Chronologie der hebräischen Könige« (Bonn 1883), »Das Buch Daniel und die neuere Geschichtsforschung« (Leipz. 1893), »Die berichtigte Lutherbibel«

Digitized by Google

(Rektoratsrede, Berl. 1894) und gab die dritte Auflage von Bleeks »Einleitung ins Alte Testament« (Berl. 1870) heraus.

Kamphēn $C_{10}H_{16}$, ein Kohlenwasserstoff aus der Gruppe der Terpene, entsteht aus der Chlorwasserstoffverbindung des Pinens oder der Terpentinöle durch Behandeln mit Kalilauge und bildet farblose Kristalle, die bei etwa 50° schmelzen. Je nach dem Öl, von welchem man ausging, erhält man rechts drehendes Austrakamphen und links drehendes Terekamphen. K. siedet bei 160° und gibt bei Behandlung mit Chromsäure Kampfer.

Kampher, s. Kampfer.

Kamphīn, ein durch Destillation mit gebranntem Kalk oder Chlorkalk und Wasser gereinigtes und mit gebranntem Gips entwässertes Terpentinöl, riecht zitronenartig und diente früher als Leuchtmaterial, ebenso eine gleichfalls K. genannte Mischung von Terpentinöl mit Alkohol und Äther (Gasäther, Leuchtspiritus).

Kamphor, soviel wie Kampfer.

Kamphu, soviel wie Kongothee, s. Thee.

Kampieren (franz.), im Felde liegen, lagern; vgl. Campement.

Kampierleine (Stallleine), im Biwak zwischen den in die Erde geschlagenen, etwa 1—1,4 m hohen Kampier- oder Pikettpfählen gezogene Leine, an welcher die Halftern der Pferde befestigt werden.

Kampong (malaiisch), Dorf, Ortschaft, auch Stadtviertel in Kambodscha, wo das Wort besonders gebräuchlich ist, auch Provinz (K.-Soai).

Kampot, Hauptort einer Provinz und einziger Hafen von Kambodscha, unter 10° 35' nördl. Br. und 104° 16' östl. L. v. Gr., an der Mündung des westlichen Armes des Flusses K. in den Golf von Siam, hat einen wegen seiner Barre nur für Küstenfahrer und Dschonken zugänglichen Hafen, ist Hauptmarkt für Pfeffer und Gewürze und für die Verproviantierung der Küstenfahrer und hat 4000 meist chines. Einwohner.

Kampschulte, Wilhelm, Geschichtschreiber, geb. 12. Nov. 1831 zu Wickede in Westfalen, gest. 3. Dez. 1872 in Bonn, besuchte die Akademie zu Münster, um Theologie zu studieren, ging aber nach kurzem Aufenthalt daselbst 1854 nach Berlin, um sich dem Studium der Geschichte zu widmen. 1855 siedelte er nach Bonn über, woselbst er sich 1857 für Geschichte habilitierte und 1860 zum ordentlichen Professor ernannt wurde; 1870 erklärte er sich entschieden gegen das Unfehlbarkeitsdogma. Seine durch gründliche Forschung und Unparteilichkeit ausgezeichneten Werke sind: »De Georgio Wicelio« (Bonn 1856); »Die Universität Erfurt in ihrem Verhältnis zur Reformation« (Trier 1858—60, 2 Bde.); »De Joanne Croto Rubiano« (Bonn 1862). Sein Hauptwerk: »Johann Calvin, seine Kirche und sein Staat in Genf« (Leipz. 1869, Bd. 1) ist unvollendet geblieben.

Kampsee, Strandsee an der pommerschen Ostseeküste, auf der Grenze der Regierungsbezirke Stettin und Köslin, ist 4 km lang und 3 km breit, nimmt den Kreiherbach auf, steht nach W. hin bei Kamp mit der Rega in Verbindung und mündet bei Kolberger Deep in die Ostsee.

Kamptulikon (griech.), ein durch Walzen hergestelltes Gemisch von gepulvertem Kork mit Kautschuk, in Plattenform, zeichnet sich aus durch eine gewisse Elastizität und Zähigkeit, bedeutenden Widerstand gegen Abnutzung, völlige Unempfindlichkeit gegen Wasser und die meisten Chemikalien und als schlechter Leiter von Schall und Wärme. Man braucht K. zum Belegen des Fußbodens, zu Fußabtretern, selbst zur Bodenbekleidung der Pferdeställe. Die einzelnen Platten können durch eine Lösung von Kautschuk in Benzol zusammengekittet werden. Jetzt vollständig verdrängt durch Korkteppiche (s. Linoleum).

Kamptz, Karl Albert Christoph Heinrich von, preuß. Staatsmann, geb. 16. Sept. 1769 zu Schwerin in Mecklenburg, gest. 3. Nov. 1849 in Berlin, studierte in Göttingen und trat 1790 als Assessor der Justizkanzlei in mecklenburg-strelitzsche Dienste. 1804 ernannte ihn der König von Preußen zum Reichskammergerichtsassessor in Wetzlar. Nach Auflösung des Deutschen Reiches übernahm K. die Vizepräsidentschaft des Justizkollegiums in Stuttgart, legte jedoch diese Stelle bald nieder und trat, nachdem er sich bis 1809 in Wetzlar an den noch übriggebliebenen allgemeinen Geschäften des Reichskammergerichts beteiligt hatte, 1811 als Mitglied des Kammergerichts in den preußischen Justizdienst. Er wurde 1812 vortragender Rat im Departement der höhern und Sicherheitspolizei, 1817 Direktor des Polizeiministeriums sowie Mitglied des Staatsrats, 1824 Direktor der Unterrichtsabteilung im Kultusministerium, 1825 Direktor im Justizministerium, 1832 Justizminister und mit Fortführung der Gesetzrevision wie mit der obersten Leitung der Justizangelegenheiten in den Rheinprovinzen beauftragt, im Februar 1842 aber mit Beibehaltung seiner Stelle im Staatsrat in den Ruhestand versetzt. K. zeichnete sich durch seltene staatsmännische Gewandtheit und eisernen Fleiß aus; eine traurige Berühmtheit erlangte er hingegen durch seinen Eifer in der Aufspürung und Untersuchung vermeintlicher demagogischer Umtriebe, wie er sich denn auch bestrebte, alle freiern Regungen auf den deutschen Universitäten zu unterdrücken. Daher war sein »Kodex der Gendarmerie« (Berl. 1815) eins der ersten Bücher, welche 1817 bei dem Wartburgfest den Flammen übergeben wurden. Von seinen übrigen zahlreichen Schriften sind noch heute zu nennen: »Beiträge zum mecklenburgischen Staats- und Privatrecht« (Schwerin 1795—1805, 6 Bde.); »Zivilrecht der Herzogtümer Mecklenburg« (das. 1805—24, 2 Bde.); »Handbuch des mecklenburgischen Zivilprozesses« (Berl. 1810; 2. Aufl. von Nettelbladt, das. 1822); »Die Provinzial- und statutarischen Rechte in der preußischen Monarchie« (das. 1826—28, 3 Bde.); »Aktenmäßige Darstellung der preußischen Gesetzrevision« (das. 1842). Auch gab er die »Jahrbücher für die preußische Gesetzgebung« (Berl. 1814—44, 66 Bde.) und »Annalen der preußischen innern Staatsverwaltung« (das. 1817—39, 23 Bde. u. 2 Registerbände) heraus.

Kampulung, Stadt, s. Kimpolung 1).

Kamrup, Distrikt der britisch-ind. Provinz Assam, 9479 qkm (172 QM.) mit (1891) 634,249 Einw. (445,197 Hindu, 55,350 Mohammedaner, 948 Christen). Das Land wird durchflossen von dem stets schiffbaren Brahmaputra, an dessen sumpfigen Ufern Reis vorzüglich gedeiht, und steigt im N. zu den Bhotan-, im S. zu den Khasibergen auf, an deren Abhängen Europäer Theegärten angelegt haben. Hauptstadt ist Gauhati.

Kamsin, s. Chamsin.

Kamskowotka, s. Sarapul.

Kamthi (Kampti), Stadt im Distrikt Nagpur der britisch-ind. Zentralprovinzen, am Kanhanfluß und der Eisenbahn Nagpur-Tschatisgarh, mit 70 Hindutempeln, 5 Moscheen, einer protestantischen und

Digitized by Google

einer kath. Kirche, letztere mit Kloster, starker Garnison und (1891) 43,159 Einw. (2412 Christen), welche bedeutenden Handel mit Vieh, Baumwollenstoffen, Salz und Bauholz treiben.

Kamtschadalen, die zu den Hyperboreern (s. d.) gehörigen Bewohner des südlichen Kamtschatka und der Insel Schumschu, der nördlichsten der Kurilen, die mehr und mehr durch Trunksucht u. eingeführte Krankheiten verschwinden und nach Wenjukow (1873) 4360 Köpfe zählen. Sie nennen sich selbst »Itelmen«; der Name K. rührt von dem Wort »Kontschal« her, womit die Korjaken (s. d.) sie bezeichnen. Sie sind unermüdliche u. rasche Fußgänger, aber auch Meister im Führen der Hundeschlitten u. Abrichten der Schlittenhunde. Die K. bewohnen im Winter mit Rasen und Erde bedeckte Erdlöcher, im Sommer leichte, auf hohen Gerüsten errichtete Hütten (Balagnanen). Ihre Sprache ist auf keine der bekannten Sprachenfamilien zurückzuführen. Die alten Weiber vertreten bei ihnen die Stelle der Schamanen, zum Christentum bekennen sich wenige. S. Tafel »Asiatische Völker«, Fig. 2.

Kamtschatka, Halbinsel an der nördlichen Ostküste von Asien, seit 1856 zum russischen Küstengebiet gehörig, zwischen 50—62° nördl. Br. und 156—162° östl. L. v. Gr., erstreckt sich von NNO. gegen SSW., wo sie in dem Kap Lopatka (51° 4′ nördl. Br., 154° 22′ östl. L. v. Gr.) in ihre südliche Spitze ausläuft, gegen die Inselkette der Kurilen hin, von denen Schumschu, die nördlichste, nur 11 km entfernt ist. Sie scheidet das Meer von K. im O. von dem Ochotskischen Meer im W., hängt nur im N. mit dem Festland zusammen und ist 270,483 qkm (4912 QM.) groß. Die Küste verläuft auf der Westseite sehr einförmig, hat aber auf der Ostseite mehrere beträchtliche Vorsprünge u. Einschnitte (Golf von Awatscha, Kronozkibai). Von Inseln ist nur die 1582 qkm (29 QM.) große, aber unbewohnte Insel Karagin am Eingang der Bai Karaginskaja zu nennen. Ein hohes, auf der Ost- und Westseite bewaldetes Gebirge zieht sich von S. nach N. durch K. In seinem westlichen Teil besteht dasselbe aus archäischen und paläozoischen Ablagerungen. Diese werden von tertiären und namentlich jung-vulkanischen Gesteinen, zumal nach O. hin in ausgedehnter Weise bedeckt. Die östliche Kette, in der sich die höchsten Erhebungen finden, enthält viele Vulkane; man kennt bis jetzt 38, darunter 12 thätige; doch ist ihre Zahl gewiß viel größer. Die gewaltigsten unter diesen Feuerbergen sind der Kljutschew (4886 m), der 1727, 1737 und 1854 furchtbare Ausbrüche hatte, und der Schiweljutsch (3217 m). Die Westküste zieht sich in einem Bogen ohne große Buchten hin; die Ostküste dagegen hat beträchtliche Buchten und Vorgebirge und ist zum Teil sehr steil; die Meerestiefe ist hier 70—90 m. Die Westküste ist reich, die Ostküste arm an Küstenflüssen. Der größte Fluß der Insel ist der Fluß K., der unter dem Vulkan Korjazker (3512 m hoch) entspringt, den Lauf nach N. nimmt und beim Vorgebirge K. mündet. Unter vielen zum Teil beträchtlichen Seen ist, der Südspitze nahe, der Kurilische zu bemerken. Auch gibt es kalte und heiße Quellen; Salzquellen fehlen gänzlich. Das Klima Kamtschatkas ist im allgemeinen weit kälter als unter gleicher Breite in Europa. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Südküste +3° und sinkt nach N. hin bis zu etwa —6°; im Winter ist die Ostküste erheblich wärmer als die westlich gelegenen Gegenden; im Sommer ist die Temperatur mehr gleichmäßig verteilt. Die längere Dauer der wärmern Jahreszeit begünstigt den Ackerbau. Im Winter herrschen kalte westliche bis nördliche Winde bei trocknem Wetter vor, im Sommer dringt der Seemonsun (SW. bis SO.) bis nach K. vor und bewirkt die Sommerregenzeit. An der Westküste sowie im Innern fällt im Winter reichlich Schnee, welcher sich in hohen Lagen auch den Sommer über hält. Heftig sind an der Ostseite die Stürme aus O. u. SO., Purgi genannt. Der landschaftliche Charakter zeigt viele Übereinstimmungen mit der Pflanzenphysiognomik des mittlern und nördlichen Europa. Die schneebedeckten Berge sind an ihren Abhängen von herrlichen Wäldern bedeckt, während die niedern Landschaften neben Waldpartien ausgedehnte Grasfluren tragen. Charakterstauden sind hier die schnell wachsende Spiraea kamtschatica und der riesenhafte Bärenklau: Heracleum dulce, ferner Epilobium- u. Senecio-Arten sowie Lilien mit orangefarbenen Blüten. Die westlichen Küstengegenden sind meist sumpfig-moorige Flächen. Unter den Waldbäumen ragt hervor die in ihrem Wuchs an unsre Eiche erinnernde kamtschatkische Birke Betula Ermanni, von andern Laubhölzern Pappeln (Populus suaveolens), Erlen und Weiden sowie die Eberesche Sorbus sambucifolia. Unter den Nadelhölzern sind Lärchen (Larix dahurica) und Picea-Arten zu nennen. Eine nordamerikanische Tsuga tritt zum Teil waldbildend auf. Das Unterholz der Wälder zeigt einen großen Reichtum an beerentragenden Gewächsen (Vaccinium, Empetrum). Etwa bis 300 m Meereshöhe tritt eine Krummholzregion auf, in welcher eine niedrige Abart der Zirbelkiefer (Pinus cembra pumila) zusammen mit Alnus incana und A. fruticosa und Juniperus dahurica die Hauptrolle spielt. Die Versuche, Getreide zu kultivieren, haben nur im Innern des Landes und auch hier nur geringen Erfolg gehabt. Zur arktischen Zirkumpolarregion gehörend, zählt K. zu seiner Fauna außer rein arktischen Tieren auch noch manche paläarktische Formen. Es finden sich Renntier, Wolf, Bär, Zobel, Fuchs, Hermelin; von Vögeln speziell Wasservögel (Schwäne, Gänse, Enten, Taucher, Möwen), aber auch Schneehühner. Im Sommer entwickelt sich ein ziemlich reiches Insektenleben. Die Flüsse selbst haben keine Fische, sondern diese kommen nur aus dem Meer, gehen aber in großer Menge stromaufwärts. Das einzige Haustier ist der wolfähnliche, langhaarige Hund, der zum Schlittenziehen und zur Jagd gebraucht wird. Die recht spärliche Bevölkerung, etwa 10,000 Seelen (0,01 auf 1 QM.), besteht im N. aus 3000 Korjaken, im S. aus 3000—4000 Kamtschadalen (s. d.), ferner aus schnell abnehmenden Lamuten, welche an der Küste des Ochotskischen Meeres umherwandern, aus Tataren, Jakuten und wenigen Russen in Petropawlowsk und Gishiginsk und in den früher befestigten Plätzen Tigilsk, Bolscherjezk und Nishnij-Kamtschask, wo überall Kosaken stationiert sind, um den Jassak einzutreiben, und Kaufleute sich niedergelassen haben. Die herrschende Religion ist die griechisch-orthodoxe, doch sind von den Korjaken und Tschuktschen noch viele dem Schamanendienst ergeben. Größere Ortschaften gibt es nicht; meist bestehen die Dörfer nur aus wenigen Gehöften, während die größten Orte nur ca. 200 Einw. haben. Die ehemalige Erdjurte ist überall durch das russische Bauernhaus verdrängt worden. Als Beförderungsmittel dienen zu Lande der Zugschlitten mit 15—20 Hunden, auf den Flüssen zusammengekoppelte Boote aus ausgehöhlten Baumstämmen. Ackerbau auf Hafer u. Gerste ist nur lohnend, wenn im Winter

Digitized by Google

Aschenregen fallen, die den Schnee schneller zum Schmelzen bringen. Ein wichtiges Nahrungsmittel sind die Wurzelknollen der Fritillaria Sarana; aus den Fasern einer Nessel webt man Tücher. Hauptort ist Petropawlowsk. — Als Entdecker von K. gilt Wolodomir Atlassow, der Befehlshaber in Anadyrsk war und 1696 den Kosaken Morosko mit 16 Mann ausschickte, um die südlich wohnenden Völker mit Steuern zu belegen, bei welcher Gelegenheit dieser bis an den Kamtschatkafluß vordrang u. die Stadt Nishnij-Kamtschask anlegte; 1704 gründete Kobelew den Posten Bolscherjezk. Die Verwaltung besorgten seit 1760 Marineoffiziere von Ochotsk aus. Nachdem K. 1803 zu einem besondern Verwaltungsbezirk mit Petropawlowsk als Hauptort erhoben war, wurde es 1812 dem Marineministerium unterstellt, aber 1855 der Küstenprovinz zugeteilt. Erforscht wurde das Land vornehmlich von Lesseps 1787, Dobell 1812, Kittlitz 1826, genauer aber von Erman 1829 und von Ditmar 1851—55. Vgl. Steller, Beschreibung von dem Lande K. (Frankf. 1774); Kotzebue (Chamisso), Entdeckungsreise in die Südsee (Weim. 1821, 3 Bde.); Erman, Reise um die Erde, Bd. 3 (Berl. 1848); Kennan, Zeltleben in Sibirien (deutsch, Berl. 1892); Guillemard, The cruise of the Marchesa to K. and New Guinea (2. Aufl., Lond. 1889, 2 Bde.); K. v. Ditmar, Reisen und Aufenthalt in K. 1851—1855 (1. Teil, Petersb. 1890); »Petermanns Mitteilungen«, 1891.

Kamtschatkabiber, s. Otternfelle.

Kamtschatkisches Meer, s. Beringmeer.

Kamtschi, s. Kantschu.

Kamtschyk (bulgar. Kamtschija, im Altertum Panysos), Fluß in Bulgarien, entsteht aus dem Wilden K. (Luda-Kamtschija) und dem Zahmen K. (oder Titscha), welche im Balkan unter 26° 20′ östl. L. v. Gr. entspringen, und mündet südlich von Warna in das Schwarze Meer.

Kämtz, Ludwig Friedrich, Physiker und Meteorolog, geb. 11. Jan. 1801 in Treptow an der Rega, gest. 20. Dez. 1867 in Petersburg, studierte seit 1819 in Halle zuerst die Rechte, dann Philologie und zuletzt Mathematik und Physik, habilitierte sich daselbst als Privatdozent und wurde 1827 zum außerordentlichen, 1834 zum ordentlichen Professor ernannt. 1841 ging er als Professor der Physik nach Dorpat und 1865 als Direktor des physikalischen Zentral-Observatoriums nach Petersburg. Sein »Lehrbuch der Meteorologie« (Halle 1831—36, 3 Tle.) hat als Grundlage weiterer Arbeiten in der Meteorologie seinen Wert bis in die neueste Zeit bewahrt. Zur Anstellung meteorologischer Beobachtungen machte K. Reisen nach Finnland (1847 u. 1849), nach Norwegen (1849), nach der Insel Ösel (1865), nach Livland (1857) und nach der Schweiz (1855). Die Klimatologie Rußlands studierte er nach allen Richtungen u. gab das »Repertorium für Meteorologie« heraus.

Kamyschbucht, kleiner Meerbusen an der Südwestspitze der Halbinsel Krim, 3,2 km lang, bei der Einfahrt 850 m breit und bis 21 m tief, diente bei der Belagerung von Sebastopol 1854 und 1855 als Hafenplatz für die französische Flotte.

Kamyschin, Kreisstadt im russ. Gouv. Saratow, an der Mündung der Kamyschenka in die Wolga, 191 m ü. M., mit einer Stadtbank, regem Handel (K. verschifft jährlich für 1½ Mill. Rub., besonders Salz und Korn) und (1889) 15,015 Einw. Der Kreis ist berühmt durch seinen fruchtbaren Boden und seine wohlschmeckenden Arbusen, die einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Unter den Bewohnern finden sich über 80,000 Deutsche, die, zu Ende des 18. Jahrh. angesiedelt, gegenwärtig 50 Kolonien mit 30 protestantischen und 10 kath. Kirchen bilden.

Kamyschlow, Kreisstadt im russ. Gouv. Perm, bei der Mündung der Kamyschlowka in die Pyschma (Puschma), einen Nebenfluß der Tura, an der Eisenbahn Jekaterinburg-Tjumen, mit (1889) 4636 Einw. Der Kreis liegt in Asien, d. h. östlich vom Uralgebirge, und ist der bevölkertste des ganzen Gouvernements. Die Einwohner beschäftigen sich in der sehr metallreichen Gegend viel mit Bergbau; auch der Flachsbau lohnt gut, und die Bauern produzieren jährlich bis 2⅓ Mill. m Leinwand. Das bedeutendste Bergwerk ist das Kamenskische mit 2 Steinkohlen- und 5 Eisengruben und einer schon 1703 errichteten Kanonengießerei.

Kan (chines.) heißen die japanischen Kriegsschiffe, und zwar wird das Wort dem Namen des Schiffes angehängt, also Tenryu-K., Yamato-K. etc.

Kan, niederl. Flüssigkeitsmaß zu 10 Maatjes, = 1 Lit.; in Niederländisch-Indien = 1,515 L. Das alte Amsterdamer Steekkan hatte für Wein 8 Stoopen zu 2 Mengelen = 19,403 L. und für Branntwein 2½ Vierden oder Firtels zu 6 Mengelen = 18,75 L.

Kan., Abkürzung für Kansas.

Kana, Flecken in Galiläa, bekannt durch die »Hochzeit von K.« (Joh. 2) und als Heimat des Jüngers Nathanael; wahrscheinlich das heutige Kâna el Dschelil in der Ebene Battauf.

Kanaan (»Tiefland«), alter Name des Küstenstriches von Palästina, ehe die Israeliten Besitz davon ergriffen, mit Einschluß von Phönikien und Philistäa, erst später auch über das höher gelegene Land östlich bis zum Jordan erweitert. Als Kanaaniter erscheinen in der Völkertafel (1. Mos. 10) folgende Stämme: Sidonier (Bewohner von Sidon), Hethiter, Jebusiter, Amoriter, Girgasiter, Heviter, Arkiter, Siniter, Arvaditer, Zemariter (Bewohner von Phönikien) und Hamathiter (am Orontes in Syrien). Mitunter erscheinen aber im Alten Testament nur 5—7 dieser Stämme als Kanaaniter, oft auch nur ein einziger. Diese Kanaaniter sind sprachlich (ob ethnisch?) den Juden verwandt, wenn diese spätern Ankömmlinge auch die Verwandtschaft nicht anerkannten. Sie standen unter einzelnen kleinen Königen und hatten durch Ackerbau und Handel eine gewisse Stufe des Wohlstandes und der Kultur erreicht, als sie von den Israeliten unter Josua bekriegt wurden. Sie leisteten diesen hartnäckigen Widerstand und mußten in nicht geringer Menge auch noch später im Lande geduldet werden, wo sie den Israeliten viel zu schaffen machten. In einzelnen Gegenden und Ortschaften erhielten sie sich bis auf Davids und Salomos Zeit selbständig.

Kanachos, griech. Bildhauer aus Sikyon, Bruder des Aristokles, um 490 v. Chr., bildete unter anderm ein Holzbild des Apollon zu Theben und ein Erzbild des Apollon für die Branchiden zu Milet, wovon uns milesische Münzen Nachbildungen geben. Für Sikyon schuf K. eine sitzende Aphrodite aus Gold und Elfenbein, außerdem hat er Ehrenstatuen für Sieger in Wettkämpfen (Knaben auf Rennpferden) ausgeführt.

Kanada (Dominion of Canada), brit. Kolonie in Nordamerika, zwischen 41° 42′—73° nördl. Br. und 57—141° östl. L., umfaßt den ganzen nördlich von den Vereinigten Staaten liegenden Teil dieses Kontinents, mit Ausnahme von Alaska und der briti-

Digitized by Google

schen Kolonie Neufundland, und hat ein Areal von 8,767,704 qkm (159,230 QM.).

[Bodengestaltung.] Die Küsten haben eine Länge von 18,370 km (kleinere Krümmungen ungerechnet), aber nur der außerhalb des St. Lorenzgolfs gelegene Teil der atlantischen Küste und die pazifische Küste sind das ganze Jahr durch eisfrei, während der St. Lorenzgolf fünf Monate lang und die Hudsonbai (s. d.) noch länger Schiffen verschlossen bleiben. An vorzüglichen Häfen ist kein Mangel, selbst große Seeschiffe können den St. Lorenzstrom bis Montreal hinauffahren. Seiner natürlichen Beschaffenheit nach kann man das ganze Gebiet in sechs Regionen einteilen. Der maritime Osten reicht den St. Lorenzstrom hinauf bis Quebec und wird durchzogen von Ausläufern des Alleghanygebirges (Shickshock auf der Gaspéhalbinsel 1148 m). Die Bewässerung ist reichlich. Zwischen den dichtbewaldeten Bergen liegen große Strecken fruchtbaren Weidelandes. Die zweite Region reicht von Quebec den St. Lorenzstrom aufwärts und längs des Ontario- und Eriesees bis zum Huronensee und umfaßt ein ebenes oder wellenförmiges, reichlich bewässertes Gebiet, in dem nur bei Montreal und in der Umgegend isolierte Trapphügel emporsteigen. Wo die sanft geneigten paläozoischen Schichten zu Tage treten (wie bei den Niagarafällen), bilden sie hügelähnliche Terrainstufen. Die dritte und ausgedehnteste Region erstreckt sich vom untern St. Lorenzstrom und dem Huronensee und Obern See bis an die Gestade des Arktischen Ozeans. Die durchschnittliche Erhebung dürfte wohl 300 m erreichen, aber nur selten steigen die Höhen über 600 m an. Durchbrochen wird diese laurentische Seenplatte von den Flüssen Nelson (aus dem Winnipegsee kommend) und dem Churchill. Gegen W. tritt sie an den Winnipegsee heran und umfaßt teilweise den Athabascasee, den Großen Sklaven- und Großen Bärensee, die nördlicher liegen. Ackerbau ist hier nur an wenigen begünstigten Stellen möglich. Ganz und gar ausgeschlossen ist er in der vierten Region, den nordöstlich gelegenen Barren Grounds, wo der felsige Boden nur Sträucher und zwerghafte Weiden, Birken und Erlen, Gräser, Binsen, Moose und Flechten trägt. Westlich von der laurentischen Seenplatte, bis zum Fuß des Felsengebirges, liegt als fünfte Region die große Ebene Kanadas, an der Südgrenze 2000 km, am Arktischen Ozean nur 500 km breit, im S. die Saskatschewan-Prärie, im N. Waldland bildend. Das Land steigt in drei Stufen an, durch Höhenzüge getrennt, die da, wo sie die Flüsse durchsetzen, Stromschnellen bilden. Auf der untersten Stufe liegt der Winnipegsee (215 m), die zweite Stufe erstreckt sich am Saskatschewan bis zu den Eagle Hills und hat eine mittlere Höhe von 880 m. Die dritte und ausgedehnteste Stufe endlich reicht bis ans Felsengebirge, ist im S. fast waldlos und hat hier eine mittlere Erhebung von 900 m. Die sechste Region umfaßt den nördlichen Teil der amerikanischen Kordilleren, die hier, etwa 600 km breit, den pazifischen Teil der Dominion einnehmen und drei mit der Küste ziemlich parallel verlaufende Höhenzüge bilden. Das östlichste dieser Gebirge, das eigentliche Felsengebirge, ist namentlich auf dem Westhang dicht bewaldet, hat Gletscher und steigt im Mount Hooker zu 4785, im Mount Brown zu 4880 m auf. Die Pässe sind indes von mäßiger Höhe (Kicking Horse-Paß 1588 m, Yellow Head oder Lederpaß 1140 m). Gegen N. nimmt das Gebirge an Höhe ab und wird nur von Vorhügeln eingefaßt.

[Geologisches.] Im östlichen und mittlern K. herrscht der laurentische Gneis, der vielfach Granit und Eruptivgesteine aus der Gruppe der Gabbros eingelagert enthält und in seiner obern Abteilung Lager von Quarzit, Amphibolit, Marmor und Graphit führendem Gneis einschließt. Gesteine der huronischen, kambrischen und silurischen Formation umranden das laurentische Gneisplateau, den sogen. Kanadischen Schild; sie liegen in der weitern Umgebung des Obern Sees, besonders in dem Gebiet nördlich vom Huronensee und stark gefaltet südlich vom untern Lorenzstrom (s. Neubraunschweig und Neuschottland). Silurische und devonische Ablagerungen bedecken ferner große Flächenräume westlich von der Jamesbai und am untern Lauf des Nelson und Churchill, dann die Southampton- und Mansfieldinsel und ausgedehnte Teile des geologisch noch wenig bekannten Arktischen Archipels, außerdem einen breiten Landstrich von dem ganz in flachgelagerte alte silurische Felsarten eingeschlossenen Winnipegsee bis zur Mündung des Mackenziestroms. Weiter nach W., dem zum Felsengebirge hin in Stufen ansteigenden Lande entsprechend, schließen sich ausgedehnte Ablagerungen der Kreide an, ebenso wie die östlicher gelegenen Gebiete vielfach von diluvialen Glazialbildungen (Moränenschutt und Geschiebelehm) bedeckt. Im Felsengebirge (vgl. Amerika, S. 491) Kanadas herrschen paläozoische (silurische, devonische und karbonische) Sedimente und marine Triasablagerungen; die Goldrange besteht dagegen aus archäischem Gneis und Granit. Sie grenzt gegen W. an das breite, von jungen Laven (Basalt etc.) und tertiären Süßwasserbildungen bedeckte Zentralplateau Britisch-Kolumbiens. Jenseit von dem letztern erhebt sich das Küsten- oder Kaskadengebirge, das ebenso wie die Vancouverkette, welche die der Küste vorgelagerten Inseln durchzieht, aus paläozoischen, triadischen und cretaceischen Sedimenten sich aufbaut. Das Felsengebirge u. Küstengebirge ist stark vergletschert, weniger die Vancouverkette. An nutzbaren Mineralien ist K. auch in seinen mittlern und westlichen Gebieten sehr reich. Steinkohlen finden sich in Manitoba, am Ostfuß des Felsengebirges und besonders in Britisch-Kolumbien (Nanaimo auf Vancouver); Petroleum und Steinsalz im Devon am Winnipegsee, in Ontario und in Athabaska, Apatit- und Asbestlager in Quebec. Gold kommt in Seifen und auf Quarzgängen in den westlichen Gebirgen vor, besonders im Cariboodistrikt; hier und bei Hope am Fraserfluß wird auch Silber gewonnen; Kupfererze sind aus Quebec und Ontario, Nickelerze aus Ontario, gute Magneteisensteine von der Texadainsel bei Vancouver bekannt. Weiteres über die Ausbeute an nutzbaren Mineralien s. unten, S. 822.

Die Bewässerung ist außerordentlich reichlich. Von den fünf großen Kanadischen Seen (s. d.) gehört nur der Michigansee nicht, von den andern aber die Hälfte hierher, außerdem bedeckt eine große Anzahl bedeutenderer Seen (Winnipeg-, Deer-, Athabasca-, Großer Sklaven- und Großer Bärensee) und eine noch größere Zahl kleinerer weite Strecken. Die einzelnen Seen werden durch wichtige Flüsse, die nur durch niedrige Wasserscheiden (portages) voneinander getrennt sind, miteinander und mit dem Meere verbunden, u. wenn auch die Schiffahrt vielfach durch Stromschnellen unterbrochen und die Flüsse meist während der Hälfte des Jahres mit Eis bedeckt sind, so leisten sie dennoch dem Verkehr die wesentlichsten Dienste. Vom gesamten Gebiet gehören zum Becken des Atlan-

Digitized by Google

tischen Ozeans 1,321,400 qkm, zu demjenigen der Hudsonbai und des Arktischen Ozeans 6,617,200 qkm, und dem Stillen Ozean sind tributär 884,000 qkm. Der wichtigste Fluß ist der St. Lorenzstrom, der Ausfluß der großen Kanadischen Seen. An Größe des Stromgebietes wird er indes sowohl von dem Saskatschewan, der als Nelson in die Hudsonbai mündet (1,165,000 qkm), als von dem dem Eismeer zuströmenden, 4426 km schiffbaren Mackenzie (1,424,000 qkm) übertroffen.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Das Klima des ganzen Gebiets, vom Atlantischen Ozean bis zum Felsengebirge, zeichnet sich aus durch strengen Winter, kühlen Frühling, kurzen, aber heißen Sommer und ungemein angenehmen Herbst, den sogen. Indianersommer, wo die Wälder in vielfachen Tinten prangen, der Himmel blau und wolkenlos ist und nur die Nachtfröste an den nahen Winter erinnern. Das nördliche Polarmeer sowie die kalte Hudsonbai, welche westsüdwärts in den Kontinent vorgeschoben ist, bewirken eine Verspätung des Frühlings und öftere Kälterückfälle im Sommer und Herbst. Hervorzuheben ist die große Veränderlichkeit der Temperatur, welche durch die durchschnittliche rasche Abnahme von S. nach N. und durch die kräftigen und ostwärts fortschreitenden Depressionen, die einen raschen Wechsel der warmen südlichen und kalten nördlichen Winde bedingen, veranlaßt wird. Jahrestemperaturen und mittlere Jahresextreme (nach Hann):

Ort	Nördl. Breite	Jahr	Mittlere Jahresextreme	
York Faktory	57° 0′	−5,6°	−42,6°	31,2°
Moose Faktory	51° 15′	−1,5°	−41,5°	31,2°
Winnipeg	49° 55′	0,6°	−40,3°	33,9°
Neuwestminster	49° 12′	8,7°	− 9,7°	31,1°
St. Johns, Neufundland	47° 34′	5,1°	−22,1°	28,0°
Quebec	46° 49′	4,2°	−30,7°	33,2°
Halifax	44° 39′	6,0°	−23,3°	31,4°
Toronto	43° 39′	6,8°	−24,3°	32,8°

Im westlichen Teil der großen Ebene wird das Klima durch vom Felsengebirge herabsteigende Föhnwinde gemäßigt, so daß bei der geringen Schneedecke das Vieh im Freien überwintern kann. Die Gegend am Stillen Ozean endlich hat ein ausgesprochenes Seeklima, mit milden Wintern und mäßig warmem Sommer (Wirkung der Kuro Siwo-Strömung). Der Niederschlag nimmt von der Ostküste ins Innere ab; während er in Neuschottland noch jährlich 112 cm beträgt, vermindert er sich in den Provinzen Quebec auf 100 cm, in Ontario auf 86 cm und in Manitoba auf 58 cm, steigt jedoch an der Westküste auf 159 cm. Die Niederschläge am Atlantischen Ozean haben ein Maximum im Herbst; in Ontario verteilen sie sich gleichmäßig über das Jahr, im W. aber tritt das Maximum im Sommer, an der pazifischen Küste im Winter ein.

Pflanzenwelt. Ein großer Teil Kanadas ist mit dichtem Wald bedeckt. Unter den Nadelhölzern, die ihn zusammensetzen, sind zu nennen die Weißfichte (Picea alba), die den Kanadabalsam liefernde Abies balsamea, ferner Pinus Strobus, die, wie die verwandten Arten P. Douglasii, P. Menziesii und P. Mertensiana, eine ungewöhnliche Stammhöhe erreicht, sodann die gelbe Cypresse oder Oregon-Zeder (Thuja gigantea), die Hemlocktanne (Tsuga canadensis) und die amerikanische Lärche (Larix americana). Auch die Kiefer Pinus Banksiana bildet große Bestände bis zur Mündung des Mackenzie. Gemischt mit diesen Nadelhölzern treten Laubbäume verschiedener Arten auf. Vor allem Ulmus americana, die eine außerordentliche Entwickelung erreicht, daneben Betula papyracea, Platanus occidentalis, dann Ahorne, Pappeln, Erlen und eine der deutschen Eiche ähnliche Quercus Garryana. Im südlichen K. tritt Juglans nigra als Waldbaum auf, und selbst tropische Formen, wie der Tulpenbaum Liriodendron und die Lauracee Sassafras, kommen hier vor. Wiesen-, Moorpflanzen und Heidegesträucher begleiten die Waldformation, ähnlich wie im mittlern u. nördlichen Europa, doch größtenteils in andern Repräsentativarten. Im W. ist ein kleiner Teil Prärieland, den nördlichsten Ausläufer der das Missourigebiet bedeckenden Steppen bildend. Die kanadische Tundraregion ist durch eine wohlentwickelte Flechtenflora charakterisiert, gebildet von Cetraria islandica und C. cucullata, stellenweise gemischt mit Erikaceenhalbsträuchern (Rhododendron, Arctostaphylus). Von Getreidearten wird im südlichen K. sogar noch Mais gebaut.

Tierwelt. K. gehört zoogeographisch sowohl der arktischen Zirkumpolar- als auch der nearktischen Region an; soweit es in den Bereich der letztern fällt, bildet es die kanadische Subregion. Insbesondere sind die pelztragenden Tiere von Bedeutung. Der Biber nimmt unter ihnen die vornehmste Stellung ein, hat aber infolge der übergroßen Verfolgung bedeutend an Zahl abgenommen. Ferner gibt es Füchse, Wölfe, Wiesel, Luchse, Marder, Bären, Ottern, Bisamratten, Vielfraße und Wildkatzen. Namentlich ihres Fleisches halber werden gejagt das Renntier (caribou), von Neuschottland bis ans Eismeer, der immer seltener werdende Büffel, das Moosetier oder der Elch, von der Fundybai bis in den äußersten Norden, der Wapiti (Cervus strongyloceros) und andre Hirscharten, der Moschusochs (Ovibos) am Eismeer, eine Antilope (A. furcifera), das Bergschaf (bighorn sheep) und die wolltragende Ziege im Felsengebirge. Endlich verdienen noch der Präriehund, der Waschbär, der Dachs und der Hase (Kaninchen) genannt zu werden. Die Vogelwelt ist namentlich durch Wald- und Schneehühner und im Frühjahr und Herbst durch nach N. oder S. wandernde Zugvögel vertreten. Unter den Fluß- und Seefischen ist der Weißfisch (Coregonus albus) der häufigste. Außerdem kommen Forellen, Hechte und Karpfen und namentlich auch Lachse vor. Die Reptilien sind zwar durch die Klapperschlange und Eidechsen vertreten, aber gleich den Amphibien stehen sie zurück. Von den Insekten sind Bremsen und Moskitos im Sommer ungemein lästig. Heuschrecken, die sich in der jenseit der Grenze gelegenen amerikanischen Wüste entwickeln, suchen gelegentlich den Westen heim.

[Bevölkerung.] Eingeteilt wird die Dominion in sieben Provinzen und die Distrikte Assiniboia, Saskatschewan, Alberta, Athabasca u. Keewatin sowie das Nordwestterritorium und das Territorium östlich von der Hudsonbai.

Provinzen	QKilom.	QMeil.	Einwohner 1891
Ontario	568 870	10 331	2 114 321
Quebec	589 200	10 700	1 488 535
Neuschottland	53 220	967	450 396
Neubraunschweig	72 780	1 322	321 263
Manitoba	165 924	3 013	152 506
Britisch-Columbia	990 100	17 981	98 173
Prinz Edward-Insel	5 180	94	109 078
Die Distrikte u. Territorien	6 322 430	114 822	98 967
Zusammen:	8 767 704	159 230	4 833 239

Digitized by Google

Die Bevölkerung betrug 1871: 3,635,024, aber 1881: 4,324,810 Seelen, stieg daher um 18,97 Proz. und 1881—91 um 11,74 Proz. Männlichen Geschlechts waren 1891: 2,460,471, weiblichen 2,372,768. 1881 wurde zum letztenmal ein Zensus nach Nationalitäten erhoben; man zählte damals 1,591,111 Engländer und Schotten, 957,403 Iren, 1,289,929 Franzosen, 254,319 Deutsche, 30,412 Holländer, 21,394 Neger, 4588 Schweizer, 4383 Chinesen (wovon 4350 in Britisch-Columbia), 4214 Skandinavier etc. Geboren waren 1891 von der Gesamtbevölkerung in K. 86,6, im Ausland 13,4 Proz., und zwar 490,232 in England und dessen Kolonien, 80,915 in der nordamerikanischen Union, 27,752 in Deutschland, 9222 in Rußland, 7827 in Skandinavien, 5381 in Frankreich etc. Die Einwanderung hat in neuester Zeit, namentlich nach Erschließung der großen westlichen Gebiete durch die Pacificbahn, bedeutend zugenommen. Aus England wanderten 1815—92 ein 2,094,762 Personen, insbes. 1892: 41,866, überhaupt aber 82,165, doch wandern Tausende jährlich nach den Vereinigten Staaten, 1821—92: 1,047,080 Personen. Die Nachkommen der namentlich aus der Normandie eingewanderten Franzosen, die sogen. Habitants, zählten 1891: 1,404,974 Seelen und bildeten somit 29 Proz. der Gesamtbevölkerung. Davon wohnten 1,186,346 in Quebec, 61,767 in Neubraunschweig, 11,847 auf der Prinz Edward-Insel. Sie haben trotz der langen Zeit und vielfacher Berührungen mit fremden Elementen in Charakter und Gewohnheiten ihre ganze Eigentümlichkeit bewahrt und werden noch heute als anspruchslos, frugal, ehrlich, durchaus höflich, gefällig und sehr gastfrei geschildert. Dabei aber sind sie wenig unternehmend, halten fest am Althergebrachten und verstehen es, fremde Elemente von sich fern zu halten. Im W., wo sie als Voyageurs und Coureurs des bois weite Gebiete erschlossen haben, haben sie sich vielfach mit Indianern vermischt, als sogen. **Métis** oder **Bois-Brûlés** (s. d.). Das fortschrittliche Element wird durch die Engländer und namentlich die Schotten nebst den aus Ulster eingewanderten Iren repräsentiert. Der aus der Mischung der aus den britischen Inseln stammenden Elemente hervorgegangene Kanadier ist kräftig gebaut und hoch gewachsen, besonnen, ausdauernd, zuverlässig, auch fehlt es ihm keineswegs an Unternehmungsgeist. Nationalspiel ist ein von den Indianern gelerntes Ballspiel, la Crosse genannt; Schlittschuh- und Schneeschuhlaufen sowie Bergabfahrten in indischen Schlitten (toboggans) sind beliebte Winterbelustigungen.

Die **eingeborne** ursprüngliche Bevölkerung ist im Vergleich mit den Eingewanderten und deren Nachkommen verschwindend klein, sie betrug 1881: 108,547 und 1893: 99,717 Köpfe. Die arktischen Gestade bewohnen etwa 4000 Innuit oder Eskimo, den Rest des Gebiets verschiedene Indianerstämme. Die Tinneh oder Athabasken sitzen südlich von den Innuit, namentlich im Becken des Athabasca, und erstrecken sich bis jenseit des Felsengebirges an den Stillen Ozean. Die Algonkin hausen von Labrador bis zum Obern See und dem südlichen Teil des Nordwestgebiets, wo die Saulteaux, Kri, Blackfeet, Piegan und Blutindianer ihre Stammgenossen sind. Die Irokesen mit dem Reste der Huronen wohnen vom Atlantischen Ozean bis zum Obern See und haben die größten Fortschritte in der Kultur gemacht. Seit 1818 haben die Indianer weite Länderstrecken gegen eine Jahresrente und andre Vorteile an die Regierung abgetreten. Die Regierung zahlt pro Kopf jährlich 5 Doll., aber Häuptlinge erhalten 25 Doll., Älteste 15 Doll. Außerdem hat jede Familie von fünf Personen ein Anrecht auf 259 Hektar Land. 1893 betrug die ackerbauende indianische Bevölkerung bereits 99,717 Köpfe, das Areal des angebauten Landes 46,703 Hektar, die Zahl der Pferde, Rinder, Schafe und Schweine 59,028; auch der Ertrag der Äcker an Feldfrüchten, der Fischerei, der Jagd hat sich seit 1881 mehr als verdoppelt. Ebenso groß ist der Fortschritt im Bildungswesen; 1881 besuchten 4126, aber 1893: 7699 Indianerkinder die 268 Schulen, davon freilich nur 4194 regelmäßig. In Ontario, Manitoba, Britisch-Columbia und den Nordwestterritorien bestehen 50 Ackerbau- und Handwerkerschulen. Die von der Regierung 1893 gemachten Ausgaben für die Indianer betrugen 933,729 Doll. Seit 1885 haben Indianer auch das Stimmrecht unter den gleichen Bedingungen wie der Rest der Bevölkerung.

Dem **religiösen** Bekenntnis nach zählte man 1891: 2,773,681 Protestanten, 1,992,017 Katholiken, 6414 Juden und 61,127 (1881: 91,247) Heiden, die letzten, sämtlich Indianer, hauptsächlich in den Territorien östlich der Hudsonbai, in Britisch-Columbia etc. Die Anglikaner haben 20 Bischöfe, die Katholiken, die vornehmlich in Quebec (1,291,709) wohnen, einen Kardinal, 6 Erzbischöfe und 23 Bischöfe. Staat und Kirche sind getrennt, nur in der Provinz Quebec genießt die katholische Kirche die ihr vor der Besitzergreifung durch England garantierten Privilegien. Von den Indianern waren in den 7 Provinzen 28,069 Katholiken und 23,231 Protestanten, die letzten meist 5 englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften, 1260 der Brüdergemeinde auf Labrador angehörig.

Die **Volksbildung** ist eine Provinzialangelegenheit oder dem Gemeinsinn der Bürger überlassen, doch wird der Elementarunterricht überall unentgeltlich erteilt. Dennoch besuchten 1893 von den in die Listen der öffentlichen Schulen eingetragenen 889,340 Kindern durchschnittlich nur 366,262 (55,4 Proz.) die Schule. Im ganzen bestanden 1893: 16,154 öffentliche und 903 andre Schulen mit 23,922 Lehrern und 999,297 Schülern, für die 7,749,159 Doll. verausgabt wurden. Unter den 14 Universitäten ist die bedeutendste und am reichsten dotierte die von Toronto (seit 1827, mit 800 Studierenden), dann die Mac Gill-Universität in Montreal (650 Studierende) und die Victoria-Universität in Cobourg (Ontario; 666 Studierende). Außerdem bestehen 29 Colleges (6 für Damen) und 5 Ackerbauschulen. Von gelehrten Gesellschaften sind zu nennen: die Royal Society, eine Akademie der Wissenschaften (1882 gegründet), die Litterarhistorische Gesellschaft in Quebec und der Verein für Naturgeschichte in Montreal. Ihnen schließt sich an die 1882 gegründete Akademie der schönen Künste. Zeitungen und Zeitschriften erschienen 1885: 646, davon 71 täglich, 51 in französischer und 7 in deutscher Sprache.

[Erwerbszweige.] Hauptbeschäftigung ist der **Landbau**, dem 47,6 Proz. der Bevölkerung sich widmen. Seit 1873 wurden 31,446,323 Hektar verkauft, davon 460,099 Höfe zu je 64 Hektar. Abgesehen von der kleinen Prinz Edward-Insel sind die südlichen Teile von Ontario und Quebec die eigentlichen Kulturbezirke der Dominion, denn hier liegen 72 Proz. des gesamten angebauten Landes. Es gedeihen unsre sämtlichen Getreidearten, und Weizen reift am Mackenziefluß bis 62° nördl. Br. Die Ausfuhr von Weizen, Weizenmehl und sonstigem Brotkorn ist sehr bedeutend;

Digitized

1892 betrug dieselbe 27,185,351 Bushel gegen eine Einfuhr von 10,418,693 Bushel. Ontario ist namentlich seines vorzüglichen Obstes wegen berühmt und erzeugt neben Äpfeln und Pflaumen auch Pfirsiche und Aprikosen. Die Weinrebe ist mit Erfolg am Eriesee angepflanzt worden, und die Trauben reifen im Innern bis 52° nördl. Br. Außerdem gedeihen dort Sorghum, Bataten, spanischer Pfeffer und Tomaten. Nach der Viehzählung von 1891 gab es 1,441,037 Pferde, 4,060,662 Rinder, 2,513,977 Schafe und 1,702,785 Schweine. Die Ausfuhr betrug 1893: 13,219 Pferde, 107,224 Rinder u. 1,247,855 Schafe. Seit 1874 hat K. für 130,504,916 Doll. Vieh ausgeführt. Besonders stark hat sich die Ausfuhr von Rindern und Schafen nach England entwickelt, mit der sich jetzt 8 Dampferlinien befassen. Die gesamte Ausfuhr von Produkten der Landwirtschaft und Viehzucht betrug 1893: 53,785,989 Doll.

Von großer Wichtigkeit ist die Fischerei, sowohl in den Flüssen und den Seen als an den Meeresküsten, und die Regierung läßt sich die Hebung derselben durch Zahlung von Prämien und die Unterhaltung von zwölf Brutanstalten (seit 1868) für Fische und eine für Hummern angelegen sein. 1893 waren bei der Fischerei beschäftigt 32,612 Schiffe und Boote (14,338 in Neuschottland) mit 67,753 Mann (23,847 in Neuschottland). Der Ertrag der Seefischerei (Kabeljau, Lachs, Hummern, Makrelen, Heringe &c.) war 20,686,666, die der Süßwasserfischerei 2,042,093 Doll. Die Ausfuhr von Fischen betrug 1893: 8,743,050 Doll. Wenn auch die wilden Tiere aus den besiedelten Gegenden fast ganz verschwunden sind und auch in den abgelegenen Landesteilen ihre Zahl sich vermindert hat, so verkaufte doch die Hudsonbay Company 1893 noch 1,213,643 Stück Felle (Biber, Marder, Bisamratte, Hermelin, Bär, Otter &c.). Die Wälder, welche außer in Neuschottland und auf der Prinz Edward-Insel Eigentum der Bundes- oder Provinzialregierungen sind, haben ein Areal von 725,000 qkm, enthalten die wertvollsten Holzarten und liefern den bei weitem wertvollsten Ausfuhrartikel; 1893 für über 22 Mill. Doll. Das Fällen und Flößen des Holzes beschäftigt eine eigne Klasse der Bevölkerung, die Lumbermen, deren Hauptreviere auf der äußersten Grenze des kolonisierten Teiles der Provinzen liegen. Während des Winters fällen und behauen sie das Holz und flößen es mit dem Frühjahrswasser den Fluß hinunter nach den Sägemühlen und großen Holzlagern, von wo es großenteils zur Ausfuhr kommt. Der Reichtum Kanadas an Metallen und nutzbaren Mineralien ist ungemein groß, die Ausbeute betrug aber 1893 nur 19,350,712 Doll., wovon 8,422,259 auf Kohle, 2,076,351 auf Nickel, 834,334 auf Petroleum, 927,244 auf Gold, 875,864 auf Kupfer, 321,423 auf Silber entfallen. Die reichsten Provinzen sind Neuschottland, Britisch-Columbia, Ontario und Teile des Nordwestterritoriums. Die Kohlenfelder bedecken 251,400 qkm, davon 46,600 in Neuschottland u. Neubraunschweig, 168,000 im Nordwestgebiet (teilweise Lignit), 1300 im Felsengebirge und 35,500 in Britisch-Columbia, namentlich auf der Vancouverinsel (s. oben, S. 819).

Die Industrie ist noch von geringer Bedeutung, hat sich aber seit Annahme des »nationalen« Schutzzollsystems 1879 bedeutend gehoben. Es bestanden 1891 bereits 75,768 gewerbliche Anstalten mit 367,865 Arbeitern und 9873 Dampfmaschinen von 298,372 Pferdekräften, die Waren im Wert von 475,445,705 Doll. herstellten. Allen voran stehen die Getreide- und Sägemühlen mit einer Jahresproduktion von 52,307,429, bez. 50,855,103 Doll., in weitem Abstand folgen die Fabriken von Schuhzeug, Zucker, Leder, Eisengießereien, dann die Fabriken von Wollenzeug, Käse, Baumwollenwaren, Wagen, Möbeln, Branntweinbrennereien und Brauereien, Fleischkonservenanstalten, Fabriken landwirtschaftlicher Geräte &c.

[Handel und Verkehr.] Seit 1879 hat K. ein Schutzzollsystem angenommen, trotzdem ist die Einfuhr mit wenigen Schwankungen beständig gestiegen, in gleichem Maße aber auch die Ausfuhr. Es betrug in Dollar:

	Einfuhr	Ausfuhr
1892:	127 406 068	113 963 375
1893:	129 074 268	118 564 352

Von den zum Verbrauch 1893 eingeführten Waren wurden für 77,378,091 Doll. verzollt, der darauf erhobene Einfuhrzoll betrug 21,161,711 Doll., für 45,161,977 Doll. gingen zollfrei ein. Nach Warenklassen geordnet entfielen auf Nahrungs- und Genußmittel bei der Einfuhr 20,8, bei der Ausfuhr 50,1 Proz., auf Rohstoffe 23,4, bez. 36,7, auf Fabrikate 55,8, bez. 1,4, auf lebende Tiere bei der Ausfuhr allein 11,8 Proz. Haupthandelsartikel waren bei der Einfuhr: Eisenwaren (13,2 Mill. Doll.), Wollenwaren (10,9), Kohle (10,5), Zucker (7,5), Baumwollen- und Leinenwaren (6,2), Maschinen und Werkzeuge (4,37), Baumwolle (3,2), Thee (2,9), Chemikalien (3,3); bei der Ausfuhr: Holz (26,0), Getreide (16,2), Butter und Käse (14,7), Tiere (10,7), Fische (8,1), Fleisch (3,1), Kohle (3,11), Früchte (3,1), Häute (2,9), außerdem Lederwaren, Eier, Holzwaren &c. Auf die Hauptverkehrsländer verteilte sich der Handel 1893 wie folgt in Millionen Dollar:

	Einfuhr	Ausfuhr
Vereinigte Staaten . . .	65,1	43,9
Großbritannien	43,3	64,1
Deutschland	3,8	0,7
Westindien	3,7	3,1
Frankreich	2,8	0,3
China und Japan . . .	2,5	0,3
Neufundland	0,6	2,6

Es liefen 1893 ein 13,691 Schiffe von 5,371,618 Ton., darunter 1686 britische von 2,016,380 T. und 6604 kanadische von 1,060,385 T. Die Handelsflotte bestand Ende 1892 aus 7010 Fahrzeugen von 1,054,214 T., darunter 1538 Dampfer von 241,172 T. Die binnenländischen Wasserstraßen sind von großer Bedeutung. Der St. Lorenzstrom ist bis Montreal hinauf durch Baggerung auf 8,5 m vertieft worden, und von dort aus gelangen Schiffe von 3,6 m Tiefgang vermittelst des Flusses, der Kanäle und der Seen bis an das westliche Ende des Obern Sees, eine ununterbrochene Wasserstraße, von Belle-Isle an, von 3837 km. Die wichtigsten Kanäle sind diejenigen, welche die sechs Stromschnellen des St. Lorenzstroms umgehen (zusammen 70 km lang), und der Wellandkanal, welcher den Ontariosee mit dem Eriesee verbindet (43 km). Ferner stellt der 19,5 km lange Chamblykanal vermittelst des Richelieuflusses eine Verbindung zwischen dem St. Lorenzstrom und dem Champlainsee her; drei kleine Kanäle (10,6 km) ermöglichen die Schiffahrt auf dem untern Ottawa; die Rideau-Navigation (203 km) stellt eine Verbindung zwischen Kingston (am Ontario) und Ottawa her, und das Trent River-System (306 km) verbindet die Quintébai (Ontariosee) mit dem Scugogsee. Der

Digitized by Google

Murray-Kanal (8 km) verbindet die Quintébai mit dem Ontariosee. Die Kanäle Kanadas haben bis 1893 über 58 Mill. Doll. gekostet. Durch dieselben gingen 1892: 21,177 kanadische Schiffe von 3,401,965 Ton. und 3928 Schiffe der Union von 871,795 T., die zusammen 152,439 Passagiere und 3,031,736 T. Güter beförderten.

Die Eisenbahnen sind meist von Privaten, zum Teil unter staatlicher Garantie gebaut, nur 2163 km sind von der Regierung gebaut worden. Die erste Linie wurde 1844 eröffnet; Mitte 1893 hatten sämtliche Bahnen eine Länge von 24,032 km, auf denen 13,618,027 Reisende und 22,003,599 Ton. Güter befördert wurden. Die Einnahmen betrugen 52,042,397, die Ausgaben 36,616,033 Doll. Die Kanadische Pacificbahn (von Montreal bis Port Moody, 3070 km lang) wurde 28. Juni 1886 eröffnet. Eine 31 km lange Schiffseisenbahn führt seit 1886 über die Chignectolandenge, welche die Halbinsel Neuschottland mit dem Festland vereinigt. Von den 50,374 km langen Telegraphenlinien gehören 4334 km (davon 331 km Kabel) dem Staat, dagegen 46,040 km mit 110,578 km Drähten drei Gesellschaften; letztere beförderten durch 2692 Ämter 4,550,253 Depeschen. Das hoch entwickelte Telephonsystem hat allein in Ontario, Quebec und Manitoba 492 Ämter und 51,542 km Drähte. Die Post beförderte 1893 durch 8477 Ämter 129,080,000 Briefe und Postkarten und 93,340,116 Zeitungen und Drucksachen; die Einnahmen betrugen 2,773,508, die Ausgaben 3,421,203 Doll. Das Bankwesen ist hoch entwickelt. Am 31. Dez. 1893 belief sich das eingezahlte Kapital der inkorporierten (chartered) Banken auf 62,009,346 Doll.; die Passiva betrugen 217,195,975, die Aktiva 302,696,715, der Notenumlauf 33,811,925 Doll. In die Sparkassen hatten 165,601 Personen 39,529,547 Doll. eingezahlt. Als Maße und Gewichte dienen die britischen: das Yard, Bushel, Gallon, Handelspfund; jedoch enthält seit 1878 der Zentner wie in den Vereinigten Staaten nur 100, die Tonne 2000 Pfund, und für verschiedene Waren versteht man unter dem Bushel ein bestimmtes Gewicht: für Weizen, Erbsen, Bohnen, Rübsen, Kleesaat und Kartoffeln 60, für Mais und Roggen 56, für Gerste und Buchweizen 48, für Hanf 44, für Kastorbohnen 40, für Malz 36 und für Hafer 34 Pfd. avdp. In Unterkanada hat man teilweise alte Pariser Größen beibehalten. Münzeinheit ist der Dollar der Vereinigten Staaten zu 100 Cent, aber die Kupfermünzen werden in England geprägt. Gesetzliche Gültigkeit haben der amerikanische Eagle nebst seinen Vielfachen und dem halben sowie der Sovereign = 486⅔, die Krone = 120 Cent, die Halbkrone, der Florin, = 48 Cents, der Schilling und seine Hälfte. In der Halifax- oder Kurantvaluta galt der spanische Piaster 50 und das Fünffrankstück 56 Pence. Die Regierung hat Kassenscheine (Treasury Notes) von 4, 2, 1, ½ und ¼ Dollar ausgegeben, und die 39 Banken müssen davon mindestens 40 Prozent ihres Kassenvorrats halten; auf weniger als 5 Dollar darf eine Banknote nicht lauten.

[Staatliche Verhältnisse.] K. bildet einen Bundesstaat von sieben Provinzen, fünf Distrikten und zwei Territorien (s. oben), dessen Exekutive in den Händen eines von der Krone ernannten Generalgouverneurs ruht. Ihm zur Seite steht ein Geheimer Rat der Königin, der aus sämtlichen Mitgliedern des Kabinetts (12) und 34 vom Generalgouverneur ernannten Personen besteht. Die gesetzgebende Gewalt wird ausgeübt durch ein Bundesparlament, bestehend aus einem Senat und einem Haus der Gemeinen. Die 80 Senatoren müssen 40 Jahre alt sein und in derjenigen Provinz, welche sie vertreten, für 4000 Doll. Eigentum haben. Sie werden vom Generalgouverneur auf Lebenszeit ernannt. Die 215 Unterhausmitglieder werden vom Volk auf fünf Jahre gewählt. Stimmrecht hat jeder männliche Bürger, der 21 Jahre alt ist und entweder 20 Doll. jährliche Miete zahlt, ein Jahreseinkommen von 300 Doll. hat, oder Eigentümer oder Nutznießer einer Liegenschaft im Wert von 150—300 Doll. ist. Die Mitglieder beider Häuser erhalten 30 Doll. täglich, doch nie über 1000 Doll. im Jahr, nebst Reisegebühren. Jede der Provinzen steht unter einem von der Bundesregierung ernannten Lieutenant-Governor und hat ihr eignes Ministerium. Der Oberrichter des höchsten Gerichtshofs sowie die vier Richter werden vom Generalgouverneur auf Lebensdauer ernannt. Sitz des obersten Gerichtshofs ist Ottawa.

Die Bundesfinanzen zeigten 1893 eine Einnahme von 38,168,609, eine Ausgabe von 36,814,053 Doll. Die bedeutendsten Posten bei den ersten waren Zölle 20,954,003, Accise 8,367,364, Eisenbahnen 3,262,497 und Post 2,773,508 Doll., bei der zweiten Verzinsung der Staatsschuld 9,806,388, Amortisation 2,095,514, Zahlungen an die Provinzen 3,935,765, Post 3,421,203, Eisenbahnen 3,288,910, Miliz 1,419,746 Doll. Die Bundesschuld betrug 30. Juni 1893: 300,054,525 Doll., denen aber Aktiva im Betrag von 58,373,485 Doll. gegenüberstanden. Die Bundesregierung hat 1867 sämtliche Provinzialschulden im Betrage von 106,311,392 Doll. übernommen und zahlt außerdem 80 Cent pro Kopf und andre Subsidien als Entschädigung für die indirekten Steuern an die Provinzialregierungen.

Die britische Truppenmacht beschränkt sich seit 1871 auf 1494 Mann Infanterie und Ingenieure, die einen Teil der Besatzung der Reichsfestung Halifax bilden. K. unterhält auf eigne Kosten je ein Regiment Infanterie, Kavallerie und Artillerie, zusammen 1012 Mann, außerdem eine 33,572 Mann starke Miliz. Dienstpflichtig ist jeder Bürger zwischen 18 und 60 Jahren. Die Reserve soll 655,000 Mann zählen. Außerdem stehen 914 berittene Polizisten in den Nordwestprovinzen auf 80 Stationen. Eine Militärakademie befindet sich zu Kingston, Militärschulen in Quebec, London (Ontario), Toronto, St. Johns (Quebec), Fredericton und Victoria (Brit.-Columbia). Die Ausgaben für die kanadische Militärmacht betrugen 1892: 1,270,264 Doll. Die Kriegsmarine besteht aus 5 See- und 2 Flußdampfern. Das Wappen der Dominion ist aus den Wappen der sieben vereinigten Provinzen zusammengestellt. Die Flagge ist die englische (s. Tafel »Flaggen I«).

[Geographisch-statistische Litteratur.] Vgl. außer den zahlreichen offiziellen Veröffentlichungen: W. H. Russell, Canada, its defences, condition and resources (Lond. 1865); Marshall, The Canadian Dominion (das. 1871); J. Carling, Canada, its history, productions and natural resources (Ottawa 1886); Grant, Picturesque Canada (Toronto 1884, 2 Bde.); Dawson, Handbook for the Dominion of Canada (Montreal 1884); Greswell, Geography of the Dominion of Canada and New Foundland (Oxford 1891); Pike, Barren Ground of northern Canada (Lond. 1892); Todd, Parliamentary government in the British colonies (Boston 1880);

Digitized by Google

Munro, The constitution of Canada (Lond. 1889); Burinot, Parliamentary procedure and parliament in Canada (2. Aufl. 1893); Wiedersheim, K., Reisebeschreibung und Bericht über die land- und volkswirtschaftlichen Verhältnisse (Stuttg. 1882); Lemcke, K., das Land und seine Leute (Leipz. 1886); v. Hesse-Wartegg, K. und Neufundland, nach eignen Reisen u. Beobachtungen (Freiburg 1887); ferner »Statistical Yearbook« (Ottawa, jährlich); Bädeker, The Dominion of Canada (Reisehandbuch, Leipz. 1894).

Geschichte.

Die ersten Europäer, welche Kanada besuchten, waren wohl die Venezianer Giovanni und Sebastiano Caboto, welche 1497 mit sechs englischen Schiffen hierher kamen; aber sie sowohl als die bald darauf nach K. gelangenden Spanier legten keinen Wert auf dieses rauhe Land. 1506 nahm der Italiener Giovanni Verrazani, der mit einigen französischen Schiffen dahinkam, das Land für Frankreich in Besitz; doch machte der Franzose Jacques Cartier, der den St. Lorenzstrom hinauffuhr und das umliegende Land Neufrankreich (Nouvelle France) nannte, noch 1534 auf die Bedeutung dieses Landes vergebens aufmerksam; erst 1608 nahm Frankreich die Kolonisation Kanadas in Angriff. Der erste Gouverneur war Samuel Champlain, der 1608 Quebec anlegte, worauf die Kolonie zum französischen Vizekönigreich erklärt wurde. 1628 ging auf Richelieus Betrieb eine Handelsgesellschaft nach K., welche das Handelsmonopol daselbst erhielt, sich aber anheischig machen mußte, bis 1643: 16,000 Handwerker und Ackerbauer dahin überzusiedeln. Indes wurde die Ansiedelung längere Zeit gehemmt durch stete Kämpfe mit den Indianern. Noch mißlicher gestalteten sich die dortigen Verhältnisse, als die jesuitische Unduldsamkeit den Reformierten gegenüber auch jenseit des Meeres diesen die Zuflucht abschnitt. Seit 1664 stand K. unter der Verwaltung der französisch-westindischen Kolonie; 1674 aber erhielt es durch Colbert eine eigne Regierung, das Conseil souverain, welches aus einem Gouverneur, einem apostolischen Vikar und vier Edelleuten als Räten zusammengesetzt war. Die Verwaltung des Landes wurde von Kavalieren und Geistlichen, besonders Jesuiten, in streng kirchlicher und feudalistischer Richtung geführt; die katholische Religion herrschte ausschließlich, und Grund und Boden war im Alleinbesitz der Seigneurs, welche ihn an Pachter vergaben. Nach wiederholten Reibungen mit den benachbarten Engländern, welche schon 1629 und 1711 einen Versuch gemacht hatten, K. zu erobern, rief das Unternehmen der Franzosen, von K. bis nach Louisiana eine Reihe von Blockhäusern und Forts im Rücken der englischen Niederlassung zu errichten, den Krieg von 1754 hervor, welcher nach dem Siege Wolfes bei Quebec 13. Sept. 1759 durch den Pariser Frieden 1763 das Land ganz in die Hände der Briten brachte. Von der englischen Regierung wurden nun ganz neue Ordnungen eingeführt; die Katholiken sollten von allen Ämtern ausgeschlossen sein, die französischen Kavaliere aus den hohen Ämtern verdrängt, die englische Jury eingeführt, überhaupt die alten Überlieferungen des Landes umgestürzt werden. Doch wurde infolge der dadurch hervorgerufenen Unzufriedenheit in der Quebec-Akte von 1774 allgemeine Religionsfreiheit gewährt, der Klerus wieder in seine Einkünfte eingesetzt und die alte Zivilgesetzgebung wiederhergestellt. Überdies wurden die Habeaskorpusakte auf K. ausgedehnt, die drückendsten Steuern abgeschafft und nach dem Friedensschluß mit den Vereinigten Staaten noch weitere Verbesserungen in der Verwaltung der Kolonie durchgeführt. Hierdurch wurde bewirkt, daß die französisch-katholische Bevölkerung beim Ausbruch der Revolution in den südlichen Kolonien (1775) trotz der Aufrufe an sie seitens der Neuenglandstaaten und verschiedener Einfälle der Amerikaner in K. sich dem Aufstand der englisch-protestantischen Staaten nicht anschloß, sondern der britischen Herrschaft treu blieb.

Durch die Verfassung von 1791 wurde K. in zwei Provinzen, Ober- und Niederkanada, eingeteilt. Die Grenzlinie der beiden Bezirke ward so gezogen, daß Nieder- oder Unterkanada den größten Teil der französischen Bevölkerung, Oberkanada aber vorwiegend die englischen Kolonisten in sich schloß. Die gesetzgebende Gewalt wurde einem Ober- und einem Unterhaus (Council and Assembly), die vollziehende Gewalt in jeder Provinz einem Gouverneur übertragen. Letzterm war ein Vollziehungsrat beigegeben, welcher nur der Regierung in England verantwortlich war. Die Gouverneure wechselten häufig; in der kurzen Zeit von 1810 bis zum Ausbruch des großen Aufstandes von 1837 waren nicht weniger als elf im Amte. Die Verwaltung war aber sehr mangelhaft und willkürlich. Die französischen Einwohner wurden gegenüber den englischen hintangesetzt, die Finanzen nachlässig und oft gewissenlos verwaltet, die liberale Opposition unterdrückt und alle noch so berechtigten Beschwerden vom Gouverneur oder dem englischen Parlament unbeachtet gelassen. Die Folge davon war, daß die Opposition nur noch energischer wurde. Unter der Führung Papineaus beschloß 1836 die Assembly von Niederkanada die Steuerverweigerung, wenn nicht den vorgebrachten Beschwerden abgeholfen würde, und als das Parlament nicht darauf einging, kam es 1837 zum Aufstand. Der Verein der »Söhne der Freiheit«, welcher seinen Zentralausschuß in Montreal hatte, verkündigte die Trennung Kanadas von England und erließ Aufrufe an die jungen Männer des freien Nordamerika. Auf der andern Seite traten die Loyalen im Dorischen Klub zusammen und erregten die ersten Unruhen in Montreal. Ein Kampf in dieser Stadt, der sich zwischen Loyalen und Söhnen der Freiheit entspann, war das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Brown, Nelson und O'Callaghan stellten sich an die Spitze von bewaffneten Insurgentenhaufen. Aber obwohl sie den englischen Truppen bei dem Dorf St.-Denis und bei St.-Charles siegreiche Treffen lieferten, so gaben doch die Anführer ihre Sache bald verloren und flohen nach den Vereinigten Staaten, worauf die ihrer Führer beraubten Aufständischen 14. Dez. 1837 bei St.-Eustache und Grand-Brulé geschlagen und zersprengt wurden. Nicht glücklicher waren die Aufständischen in Oberkanada. Unter Mackenzie und van Egmont, einem ehemaligen Napoleonischen Offizier, wurden sie 7. Dez. von dem Obersten Mac Nab geschlagen. So war zu Anfang 1838 der Aufstand zwar bewältigt, aber die Ruhe noch nicht hergestellt, und bald brach der Kampf von neuem aus. Die Aufständischen suchten Unterstützung in den Vereinigten Staaten; dies führte zu gegenseitigen Reibungen, und nach der Verbrennung eines amerikanischen Dampfschiffs, das auf dem Eriesee den Insurgenten Lebensmittel und Munition zuführte, durch die Loyalen, fehlte nicht viel, daß die Union an England den Krieg erklärte. Doch gelang es den Präsidenten van Buren und Tyler, die erbitterten Gemüter

Digitized by Google

in der Union zur Ruhe zu bringen, während die englische Regierung versöhnliche Schritte that und den Grafen Durham als Gouverneur nach K. schickte, der durch Einführung eines bessern Systems in der Verwaltung sowie durch sein mildes Verfahren gegen die Aufständischen die Ruhe wiederherstellte. Doch nahm er schon im November 1838 seine Entlassung und kehrte nach England zurück. Hier öffnete er dem Parlament die Augen über die Zustände in K., zeigte, daß alles Unheil durch den Widerstreit der Rassen herbeigeführt werde, und schlug vor, die beiden Vertretungen in eine einzige zu verschmelzen und überhaupt eine versöhnliche Politik zu beobachten. Durhams Vorschläge gingen durch; die Verbannten wurden zurückgerufen, einige am Aufstand Beteiligte sogar zu höhern Regierungsstellen befördert, und trotz des Widerstrebens der hochtoryistischen oder »sächsischen« Partei in K. wurde Lord Russells Antrag, beide Kanadas hinsichtlich der Gesetzgebung durch Ein Parlament zu vereinigen und dem Lande eine neue liberale Verfassung zu geben, im Juli 1840 vom Parlament angenommen und das betreffende Gesetz 23. Juli d. J. veröffentlicht. 1841 kam Sir Charles Bagot als Generalgouverneur nach K., wo nun die vorgeschlagenen Verwaltungsreformen durchgeführt werden sollten. Aber bald entstanden neue Zerwürfnisse, und namentlich wiederholten sich in Montreal (25. April und 15. Aug.) die Unruhen, welche in Brand und Mord ausarteten.

Inzwischen war die von den Vereinigten Staaten genährte Agitation für den Anschluß Kanadas an die nordamerikanische Union fortgesetzt worden, wobei ebensowohl kommerzielle wie politische Interessen mitwirkten. Der Generalgouverneur Lord Elgin verfügte daher die Absetzung aller bei Anschlußadressen beteiligten Beamten und erklärte sich vor dem am 14. Mai 1850 in Toronto neueröffneten Parlament entschieden gegen jeden Versuch, K. von England loszureißen. Um die schwache Bevölkerung Kanadas zu vermehren, suchte England besonders seit 1847 den Strom der europäischen Auswanderung dorthin zu leiten, und man zählte wirklich in jenem Jahr 100,000 Einwanderer, während es früher derselben kaum 20,000 gewesen waren. Im September 1852 ward Lord Elgin abberufen und Lord Harris zum Generalgouverneur ernannt. Unter beider Verwaltung nahm K. an Bevölkerung wie an materiellen Hilfsquellen zu. Große Eisenbahnbauten, welche, 1856 ausgeführt, Quebec, Toronto und Montreal untereinander und mit den benachbarten Handelsplätzen der Vereinigten Staaten in Verbindung setzten, beförderten wesentlich den Aufschwung des Handels und der Industrie, wobei man aber auch die Hebung der Volksbildung durch Errichtung von Normalschulen nicht außer Augen ließ. Der amerikanische Sezessionskrieg trug dann nicht wenig dazu bei, daß der Anschluß an die Union nicht mehr so wünschenswert erschien. Dazu kam, daß mehr und mehr die Selbstverwaltung in K. zur Geltung kam; in dieser Richtung wurde 1856 eine Abänderung in der Zusammensetzung der gesetzgebenden Körperschaft vorgenommen. Dieselbe sollte sich in Zukunft nicht mehr aus von der Krone ernannten, sondern aus 48 gewählten Mitgliedern zusammensetzen. Und für die einheitlichere Gestaltung der verschiedenen Kolonien war es nicht unwichtig, daß 1858 die Königin auf Ansuchen der Bewohner Kanadas das dazu sehr geeignete Ottawa zur ständigen Hauptstadt erhob. Um jedoch die bedeutenden innern Gegensätze, welche durch die Verschiedenheit der Abstammung und des religiösen Bekenntnisses Ober- und Unterkanada voneinander trennten, abzuschwächen und mit der Zeit auszugleichen, wurde 1. Juli 1867 K. mit Neuschottland und Neubraunschweig zu einem Bunde vereinigt, der den Namen »Dominion of Canada« führt, und dem in den folgenden Jahren die übrigen britisch-nordamerikanischen Länder, bis auf Neufundland und die Bermudainseln, beitraten (weiteres s. oben).

In der neuesten Zeit entstand ein Streit zwischen England und den Vereinigten Staaten über die Grenze zwischen der Union und K., die sogen. San Juan-Frage. Der Washingtoner Grenzvertrag vom 15. Juli 1846 wurde von beiden Parteien verschieden ausgelegt hinsichtlich der Festlegung der Grenzlinie im San Juan-Archipel. Der ganze Streitgegenstand war übrigens sehr unbedeutend. Die Frage wurde nach dem Vertrag vom 8. Mai 1871 dem deutschen Kaiser zur Entscheidung vorgelegt, welcher 21. Okt. 1872 zu gunsten der Vereinigten Staaten entschied. Wegen des Gebietes am Red River (dem oben genannten Manitoba), welches K. von der Hudsonbaigesellschaft um 300,000 Pfd. Sterl. angekauft hatte, drohte 1870 eine Verwickelung. Die Bewohner dieses am Winnipegsee gelegenen Landstrichs protestierten zum Teil gegen den Übergang der Herrschaft an die kanadische Regierung und empörten sich gegen den von derselben abgesandten Gouverneur. Dies wollten die in den Vereinigten Staaten befindlichen Fenier benutzen, um das genannte Gebiet K. zu entreißen, ja ganz K. zu erobern und mit den Vereinigten Staaten zu verschmelzen. Aber die Feniereinfälle vom 25. und 27. Mai nahmen ein klägliches Ende. Das Gebiet am Red River wurde zu einer besondern Provinz unter dem Namen Manitoba umgestaltet, die im kanadischen Senat durch vier, im Haus der Gemeinen durch fünf Mitglieder vertreten ist. Die Wichtigkeit, welche England K. beilegte, bekundete 1878 die Ernennung des Schwiegersohns der Königin, des Marquis of Lorne, zum Generalgouverneur, dem 1883 der Marquis of Lansdowne folgte. Von großer Bedeutung für die Entwickelung des Landes war auch der Bau einer kanadischen Pacificbahn. Unter der noch immer nicht verschmolzenen französischen und englischen Bevölkerung drohte ein nicht unbedenklicher Hader zu entstehen, als 1885 in Ontario und Manitoba ein Aufstand der französisch-indianischen Mischlinge unter Riel ausbrach und die französischen Kanadier für dieselben Partei ergriffen. Doch gelang es General Middleton, die Empörung im Mai rasch niederzuschlagen und Riel gefangen zu nehmen, der darauf hingerichtet wurde. Die Beziehungen Kanadas zu der Union wurden immer schwieriger. Abgesehen von den Streitigkeiten über die Fischereigerechtsame, deren friedliche Schlichtung scheiterte, bedrohte die Mac Kinley-Bill (s. Vereinigte Staaten, Geschichte) das Land mit der Ausschließung vom Markte der Vereinigten Staaten. Diese Gefahr verschaffte den zahlreichen Anhängern einer Angliederung an letztere neue Kraft. Zunächst vertrat die Opposition den Grundsatz unbeschränkter Gegenseitigkeit im Verkehr mit der Nachbarrepublik, während der Premierminister Sir J. Macdonald und die konservative Partei im Parlament sich für einen Vertrag mit beschränkter Gegenseitigkeit erklärten. Der englische Statthalter Lord Stanley löste 3. Febr. 1891 das Unterhaus auf und schrieb für Anfang März Neuwahlen aus, wobei die Konservativen indessen 25 Stimmen verloren und die Mehrheit des Ministeriums von 50 auf 25 Stimmen sank. Nach dem

Digitized by Google

Tode Sir J. Macdonalds wurde Abbott sein Nachfolger, der jedoch schon 1892 aus Gesundheitsrücksichten zurücktrat, worauf der Finanzminister Sir J. Thompson mit der Neubildung des Kabinetts betraut ward. Eine im Dezember 1891 eingesetzte Kommission hatte das Ministerium Mercier der Provinz Quebec schuldig befunden, öffentliche Gelder zu eignem Nutzen verwendet zu haben. Dasselbe wurde darauf entlassen. Mercier legte sein Mandat als Abgeordneter nieder, um der ihm bevorstehenden Ausschließung zuvorzukommen, und ward vor die Assisen gestellt, doch endete der Prozeß mit seiner Freisprechung. Im April 1892 erfuhren die Beziehungen Kanadas zu England eine neue Verschlechterung. Das kanadische Parlament hatte sich in einer Adresse an die britische Regierung gewendet, die Bestimmung über die meistbegünstigte Nation in dem englisch-deutschen und englisch-belgischen Handelsvertrag abzuschaffen, weil dies der Weg sein würde, um ein Verhältnis in dem Handelsverkehr zwischen K. und England anzubahnen, welches beiden größere Vorrechte gewähren würde, als alle übrigen Länder genössen. England lehnte diesen Vorschlag kühl ab, was große Erbitterung in der Dominion hervorrief.

[Geschichtslitteratur.] Vgl. H. Murray, History of British America (Edinb. 1843, 3 Bde.); Abbé Faillon, Histoire de la Colonie française en Canada (Montreal, 1865, 3 Bde.); Tuttle, History of Canada (Boston 1878); Garneau, Histoire du Canada (4. Aufl., Montreal 1883, 4 Bde.); Dent, The last forty years, or Canada since the union of 1881 (Toronto 1883); Réveillaud, Histoire du Canada (Par. 1884); Sulte, Histoire des Canadiens-Français (Montreal 1882—84, 8 Bde.); Bryce, Short history of the Canadian people (Lond. 1887); Bourinot, Constitutional history of Canada (Montreal 1888); Kingsford, History of Canada (Toronto 1888—93, Bd. 1—6); McMullen, The history of Canada (3. Aufl., Lond. 1893, 2 Bde.); Greswell, History of the Dominion of Canada (das. 1890); Parkman, France and England in North America (Boston 1865—74, 5 Bde.; Bd. 1—3 deutsch, Stuttg. u. Berl. 1875—78); Stewart, Canada under the administration of the Earl of Dufferin (Lond. 1878); G. Smith, Canada and the Canadian question (New York 1890); Lady Dufferin, My Canadian Journal (Lond. 1891); Morgan, Bibliotheca canadensis (Ottawa 1867).

Kanadabalsam, ein Terpentin, welcher in Maine und Kanada aus der Balsamtanne (Abies balsamea) gewonnen wird, indem man ähnlich wie bei der Weißtanne Harzbeulen der Rinde öffnet und den ausfließenden Balsam in Gefäßen auffängt. K. ist im frischen Zustand farblos, wird im Alter gelblich, dickflüssiger und erstarrt endlich, bleibt aber stets klar. Auch unter dem Mikroskop erscheint er völlig durchsichtig und homogen. Er riecht angenehm balsamisch und schmeckt aromatisch, etwas bitter. Das spezifische Gewicht beträgt 0,9984 bei 15°. Er enthält 24 Proz. Terpentinöl, 59,8 Proz. in Alkohol lösliches und 16,2 Proz. darin unlösliches Harz. Von allen Terpentinen unterscheidet sich K. durch sein Lichtbrechungsvermögen, Kartoffelstärke tritt darin mit großer Schärfe hervor, während sie in allen andern Terpentinen verschwindet. Er dient hauptsächlich zur Herstellung mikroskopischer Präparate.

Kanadafaser, s. Asbest.

Kanadathee, s. Gaultheria.

Kanadische Rebe, s. Ampelopsis.

Kanadische Seen, die fünf großen Süßwasserseen zwischen Kanada und der nordamerikan. Union, terrassenförmig übereinander liegend und sämtlich miteinander durch Flußläufe verbunden.

	QKilom.	QMeilen	Höhe ü. M. Meter	Tiefe Meter
Oberer See	83627	1518,7	185,7	309
Michigansee	61906	1124,3	179,7	200
Huronensee	61340	1114,0	179,7	300
Eriesee	24586	446,5	174,7	37
Ontariosee	19823	360,0	76,2	220

Der Obere See steht durch den St. Mary's River mit dem Huron in Verbindung, aus dem die breite Straße von Mackinaw westlich in den Michigan, der Fluß St. Clair aber südlich in den St. Clair Lake und den Eriesee führt. Letzterer hängt durch den Niagarafluß mit den weltberühmten Wasserfällen, mit dem Ontariosee zusammen, der den St. Lorenzstrom in den Atlantischen Ozean schickt. Die in den verbindenden Flüssen vorkommenden Wasserfälle oder Stromschnellen sind durch Kanäle umgangen, so daß Schiffe vom Obern See bis ins offene Meer gelangen können. Diese Seen haben auch Gezeiten, doch beträgt der Unterschied zwischen Ebbe und Flut nur 77 mm.

Kanadisches Wasserkraut, s. Hydrastis.

Kanadöl (Canadol), s. Erdöl, S. 916.

Kanagawa, 1859 den Europäern eröffnete Hafenstadt auf der japanischen Insel Nippon, an der Bai von Jedo und an der Bahn von Jokohama nach Jedo, hat (1887) 11,897 Einw. und ist jetzt für das nahe Jokohama (s. d.) aufgegeben, da sein Hafen keine genügende Tiefe hat. Hier wurde 1854 der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Japan geschlossen, der letzteres nach mehr als 200jähriger Abschließung wiederum dem europäischen Handel öffnete.

Kanaille (franz., spr. -náj', -nállje), »Hundevolk«, Lumpenpack; auch verächtliche Bezeichnung einer einzelnen Person; jemand en canaille behandeln, wegwerfend, verächtlich behandeln; kanaillös, niederträchtig, spitzbübisch.

Kanăkē, Tochter des Aiolos und der Enarete, wurde wegen verbrecherischer Liebe zu ihrem Bruder Makareus von ihrem Vater getötet oder legte, wie Makareus, selbst Hand an sich.

Kanăken (»Menschen«, auf den Markesas Kenata, bei den Maori von Neuseeland Tangata), die eingeborne Bevölkerung der Sandwichinseln (s. Hawaï); auch soviel wie Polynesier überhaupt.

Kanāl (das Mare Britannicum der Alten, bei den Franzosen la Manche [Ärmelmeer], bei den Engländern English Channel oder auch bloß Channel genannt), der Teil des Atlantischen Ozeans, der, von Englands Süd- und Frankreichs Nordküste begrenzt, jenes Meer mit der Nordsee verbindet. Seine Länge beträgt 500 km. An seiner schmälsten Stelle, der sogen. Straße von Dover oder dem Pas de Calais (das Fretum Gallicum oder Britannicum der Alten), ist der K. nur 33 km breit, am westlichen Ausgang aber 156 km. Auf der französischen Seite sind drei bemerkenswerte Einbiegungen: die Bassurelle de la Somme, zwischen den Kaps Gris Nez und d'Antifer, mit der Sommemündung; die Seinebai zwischen dem letztgenannten Kap und der Pointe de Barfleur, mit den Mündungen der Seine und Orne, und die große Normännische Bai, zwischen Kap de la Hague und den Klippen Les Héaux, mit ihren Unterabteilungen, den Baien von St.-Michel, Frenay und

Digitized by Google

St.-Brieuc. In ihr liegen die zu England gehörigen Kanalinseln (s. d.). An der ganzen französischen Küstenstrecke befindet sich kein einziger natürlicher Hafen von Bedeutung, denn die von Cherbourg und Havre sind Werke der Kunst, die übrigen aber Flußmündungen, die nur zur Flutzeit für größere Schiffe zugänglich sind. Am Pas de Calais erheben sich, wie an der gegenüberliegenden britischen Küste, Kreidefelsen mit den Vorgebirgen Gris Nez und Blanc Nez. Auch weiter nach S. hin bildet die Küste steile Felswände (Falaises), in der Seinebai aber verflacht sie sich mit vorgelagerten Sandbänken. Die Bretagne hat meist Steilküste, die von zahlreichen Klippen eingefaßt ist. Die englische Küste ist mannigfaltiger gegliedert als die französische. An größern Einbuchtungen findet man hier die Mountsbai, westlich vom Kap Lizard, die Lymebai zwischen Start Point und dem vorspringenden Bill of Portland, die Poolebai und die durch die Insel Wight geschützte berühmte Reede von Spithead, welche zu dem tiefen, Southampton Water genannten Meeresarm führt. Unter den natürlichen Häfen verdienen namentlich die von Plymouth und Portsmouth Erwähnung. Großartige Kunsthäfen hat man bei Weymouth und Dover geschaffen. Im Pas de Calais beträgt die größte Tiefe 57 m, am westlichen Ausgang des Kanals 120 m, an seiner tiefsten Stelle, nicht weit von der Insel Alderney, aber 174 m. Die Flut tritt gleichzeitig vom Atlantischen Ozean und von der Nordsee her in den K. ein, und die Ausfahrt aus demselben ist daher bei starkem Westwind schwierig. Die Meeresströmung ist vorwiegend östlich und häuft Sand- und Schlammmassen an der französischen Küste an, durch welche die Flußmündungen verstopft werden. Zahlreiche Leuchttürme und Leuchtschiffe erleichtern die sehr lebhafte Schiffahrt. Der berühmteste Leuchtturm ist der auf Eddystone (s. d.), Plymouth gegenüber. — Das schon länger angeregte Projekt, England und Frankreich vermittelst eines unterseeischen Eisenbahntunnels (Kanaltunnels) zu verbinden, ist durch 1866 angestellte Bohrungen als ausführbar erwiesen, und man hat in der That den Bau eines 35¼ km langen Tunnels in Angriff genommen; die Arbeiten mußten aber 1884 eingestellt werden, weil sich die englische Regierung aus militärischen Gründen dem Unternehmen widersetzte. Eine Übersicht der Verkehrslinien im K. gibt unsre Karte des Weltverkehrs bei »Dampfschiffahrt«.

Kanala (früher Napoléonville), Hafenstadt auf der Nordostküste von Neukaledonien, an einer vorzüglichen Bai, welche den auf 13 km schiffbaren Fluß K. und den Negrepa aufnimmt, durch eine gute Straße mit Numea verbunden, hat ein gesundes Klima, eine Strafanstalt für die schlimmsten Deportierten, in der Umgebung fruchtbares Land und ergiebige Nickelbergwerke u. (1889) 433 Einw., darunter 124 Freigelassene und 90 Sträflinge.

Kanalbau, s. Kanäle.

Kanalbrücke, s. Brücke, S. 551.

Kanäle, künstlich hergestellte Wasserläufe, nach deren Bestimmung man hauptsächlich K. für Wasserzu- und -Abfuhr und K. für Verkehrszwecke unterscheidet. K. für Wasserzufuhr und Wasserabfuhr dienen der Bewässerung trockner Ländereien als Bewässerungskanäle, der Entwässerung nasser Ländereien als Entwässerungskanäle, der Wasserversorgung von bewohnten Ortschaften, dem Betrieb von Mühlen und Fabrikwerkstätten als Mühlgräben und Fabrikkanäle, der Ableitung des Wassers aus natürlichen Wasserläufen als Flutgräben, der Abfuhr von Wasser und Unratstoffen aus städtischen Wohnstätten als Kloaken &c. Die systematische Anlage unterirdischer K. zur Ableitung von Abfallstoffen aus bewohnten Orten bezeichnet man als Kanalisation (s. d.).

Bei den Kanälen für Verkehrszwecke dient das Wasser als Beförderungsmittel für den Transport von Menschen und Gütern; man unterscheidet: Triftkanäle zur Beförderung von Holz, Flößkanäle zum Flößen, Schiffahrtskanäle für den Betrieb der Schiffahrt und zwar sowohl der Binnen- als der Seeschiffahrt. Die der letztern dienenden maritimen K. können von Seeschiffen befahren werden. Kanalisierung (s. d.) nennt man die Schiffbarmachung natürlicher Wasserläufe durch künstliche Mittel.

Technik des Kanalbaues.

Bei Anlage von Kanälen handelt es sich zunächst um die Feststellung ihrer Situation und ihres Längenprofils sowie ihres Querprofils auf Grund sorgfältiger Vermessungen, Nivellements und Bodenuntersuchungen. Die Breite der Kanalsohle beträgt bei geböschten Ufern etwa 1—1,25 m, bei gemauerten Seitenwänden etwa 2—2,5 m über zwei Schiffsbreiten von 4—14 m. Die Tiefe des Wassers muß den Tiefgang beladener Schiffe um 0,3—0,5 m übertreffen, also zwischen 1,5 und 2,5 m betragen. Die Neigung der Böschungen hängt von der Beschaffenheit des Bodens ab und ist eine ein-, zwei-, auch dreifache. Den Leinpfad legt man 0,5—1 m über den höchsten Wasserstand und gibt ihm eine Breite von 3—4 m. Die bei Anlage von Kanälen auf mehr oder minder geneigtem Terrain erforderlichen Kanalschleusen sind je nach der Lebhaftigkeit des Verkehrs entweder einfache, d. h. solche, welche nur ein Schiff, oder Doppelschleusen und Parallelschleusen, welche zwei Schiffe auf einmal aufnehmen können. Bei Kanälen sowohl mit gleichartiger als auch mit entgegengesetzter Neigung sind die Schleusen ein Haupterfordernis, um, wo zwei Abteilungen der K. von verschiedenem Niveau aneinander stoßen, die Schiffe beliebig heben und senken zu können. Diese K. sind um so kostspieliger, je mehr Schleusen sie erfordern, wodurch zugleich der Schiffsverkehr verzögert und der Transportpreis erhöht wird. Die Wassermenge, welche zu einem Kanal erforderlich ist, richtet sich nach dem Bedarf der anzulegenden Schleusen. Sie muß dem Kanal auf dem Verteilungspunkt, dem höchsten Punkte desselben, von andern Orten her durch sogen. Speisekanäle zugeführt werden. Um aber stets über das nötige Quantum von Wasser verfügen zu können, legt man auf dem höchsten Punkte der Wasserscheide ein Reservoir an, welches geräumig genug sein muß, um die Schleusen zu beiden Seiten mit dem nötigen Wasser zu versehen. Bei Kanälen, welche eine Verbindung mit dem Meer vermitteln, werden Flutschleusen und Flutthore angelegt.

Wo K. über andre Wasserläufe oder über Verkehrswege zu führen sind, erhalten dieselben steinerne, eiserne oder hölzerne Kanalbetten, von welchen die erstern auf Gewölben ruhen, die letztern bez. durch Eisen- oder Holzkonstruktion unterstützt werden. Bei der Kanalbrücke über den Calder bei Stanley hat man das aus Eisenblech konstruierte Kanalbett an Scharnierbogenträgern, bei dem Aquädukt des Pennsylvaniakanals über den Allegheny ein hölzernes, sorgfältig gedichtetes Kanalbett an Drahtseilen aufgehangen. Meist werden, wie bei der Kanalbrücke über die Garonne bei Agen, die Betten der Kanalbrücken für den Durchgang nur eines Schiffes be-

Digitized by Google

messen, während an deren Enden eine solche Erweiterung angebracht ist, daß sich zwei Schiffe bequem ausweichen können. Die Überführung von Straßen oder Eisenbahnen über K. wird teils durch feste, teils durch bewegliche Brücken entweder mit Einschränkung oder besser mit Beibehaltung ihres vollen Profils bewirkt. Kanalhäfen werden an den Stellen von Schiffahrtskanälen angelegt, wo häufig Güter ein- oder auszuladen sind. Die Größe der Häfen richtet sich nach dem Umfang des Verkehrs. Die kleinsten Häfen erhalten die Länge und Breite eines Schiffes, die größern eine Länge von fünf bis zehn Schiffen und mindestens eine Schiffslänge zur Breite, damit die Schiffe wenden können. Zwischen dem Mauerwerk von Kanalbrücken und Kanalhäfen und dem Erdkörper muß eine sorgfältige Dichtung durch Thonschlag oder Sandbeton hergestellt werden, damit der Wasserverlust auf ein Minimum eingeschränkt wird. Aus demselben Grunde werden die Böschungen von Kanälen, welche durch wasserdurchlässiges Terrain, wie Sand- und Kiesboden, führen, gewöhnlich mit einem 40—80 cm starken Thonschlag bekleidet, worauf wieder Deckschichten von urbarer Erde zu liegen kommen. In Frankreich ersetzt man den Thonschlag nicht selten durch eine Lage sandigen Bodens, welchen man mit Kalkmilch tränkt. Vgl. Hagen, Wasserbaukunst, Teil 2, Bd. 3 (3. Aufl., Berl. 1874); Gräff, Construction des canaux et des chemins de fer (Par. 1861); Stevenson, Principles and practice of canal and river engineering (Edinb. 1858); Malézieux, Travaux publics des États d'Amérique en 1870 (Par. 1873); »Handbuch der Ingenieurwissenschaften«, Bd. 3: »Der Wasserbau« (hrsg. von Franzius und Sonne, 2. Aufl., Leipz. 1882; Supplement 1894).

[Geschichtliches.] Die K. dienten in der ältesten Zeit mehr dazu, die Bewässerung des Landes zu fördern, als den Verkehr zwischen einzelnen Ländern zu vermitteln. Jenen Zweck hatten namentlich die K. im alten Ägypten, mittels deren das Nilwasser in die höher gelegenen dürren Gegenden des Landes geleitet ward. Dergleichen K. finden sich noch jetzt in den meisten Ländern. So bewässert der oberhalb Lingen abzweigende Emskanal zugleich einen Teil des sogen. Ochsenbruches; der Canal de l'Ourcq versorgt Paris mit Wasser und trägt gleichzeitig kleinere Schiffe; der Naviglio Grande und der Kanal von Pavia nach Mailand dienen gleichzeitig der Schiffahrt und Wiesenbewässerung, während die K. in den Torfmooren Hollands, Ostfrieslands und Oldenburgs sowohl für die Schiffahrt als auch für die Entwässerung bestimmt sind. Jedoch hatten auch die Alten schon eine hohe Meinung von der Wichtigkeit der K. für Schiffahrtszwecke. Die ägyptischen Pharaonen und die Ptolemäer ließen große Arbeiten zur Verbindung des Nils mit dem Roten Meer ausführen, und im alten Griechenland wurde das Projekt eines Durchstiches des Isthmus von Korinth ernstlich in Erwägung gezogen. Die Römer nahmen zwar keine Kunstbauten für Binnenschiffahrt vor, aber die riesigen Wasserleitungen, welche zur Wasserversorgung der Städte erbaut wurden, legen Zeugnis von dem hohen Stande der Kanalbautechnik unter ihrer Herrschaft ab. In China existieren seit alten Zeiten Bewässerungs- und Schiffahrtskanäle. Der Kaiserkanal stellt eine schiffbare Verbindung zwischen Peking und Kanton her.

In Europa hatte Italien seit dem 11. Jahrh. K. zu Handelszwecken. Verkehrs- und Bewässerungszwecken zugleich dienen die zahlreichen K. der Niederlande, insofern man sie, da sie meist höher liegen als das Weideland, im Winter übertreten und letzteres überschwemmen läßt. Die bedeutendsten in neuerer Zeit vollendeten K. dieser Art sind der Zuyd-Willems-Kanal (1822—26), von Maastricht nach Herzogenbusch, der großen Seeschiffen zugängliche Nordkanal (1810—24), von Amsterdam nach dem Texel, der Kanal von Voorne (1827—30), von Rotterdam nach Helvoetsluys. In Rußland wurde 1732 der von Peter d. Gr. angelegte, 110 km lange Ladogakanal vollendet, welcher die Verbindung zwischen der Ostsee und dem Kaspischen Meer herstellt, indem er die mit der Wolga vereinigte Wolchow von Neu-Ladoga ab mit Schlüsselburg verbindet. Ein sehr ausgebildetes Kanalsystem entstand in Frankreich. Der Kanal von Briare, welcher die Seine mit der Loire verbindet, wurde 1604—42 gebaut und steht mit dem 1675 begonnenen Kanal von Orléans in Verbindung. Am wichtigsten ist der Kanal von Languedoc oder du Midi, welcher das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet und 1667—81 mit einem Aufwand von 33 Mill. Frank erbaut wurde. Er ist 279 km lang, 20 m breit, 2 m tief und trägt Fahrzeuge bis zu 2400 Ztr. Last. Bei Béziers durchschneidet er auf eine Länge von 250 m und 6 m Breite den Berg Malpas, und auf dem höchsten Punkte desselben, bei St.-Ferréol, ist ein Reservoir durch Führung einer Riesenmauer zwischen zwei Bergen gebildet, aus welchem die ca. 100 Schleusen mit Wasser versehen werden. Der Canal du Centre oder Charolais verbindet die südlichen Provinzen des Reiches durch den Rhône, die Saône, Loire u. Seine mit Paris und der Nordsee, er wurde 1782—90 erbaut und hat 81 Schleusen; der Kanal von St.-Quentin, der die Somme mit der Schelde verbindet, steigt mittels 6 Schleusen 12 m, fällt später wieder durch 18 Schleusen 42 m und ist teilweise unterirdisch geführt; der Kanal des Doubs, über 300 km lang, verbindet in 4 Abteilungen den Rhône, die Ill, den Doubs und die Saône und wurde 1852 vollendet (vgl. die weitern Angaben im Art. »Frankreich«, S. 727). Eine 1872 veranstaltete parlamentarische Enquete hat ergeben, daß das in den französischen Kanälen (5037 km) niedergelegte Anlagekapital 818,467,912 Frank oder 654,774,329 Mk. beträgt, daß dieses Kapital durch die Kanalabgaben aber nur zu kaum 0,5 Proz. verzinst wird. Dieses ungünstige Finanzergebnis erklärt sich einesteils aus einem äußerst niedrigen Tarif, hauptsächlich aber aus dem Umstand, daß die meisten K. auf Linien angelegt sind, auf denen es seit der Entstehung der Eisenbahnen an der nötigen Fracht mangelt. Englands erster Kanal war der 84 km lange Kanal zwischen dem Sankeybach und Merseyfluß, 1755 angelegt, dem bald der Bridgewaterkanal (s. d.) folgte, von Brindley im Auftrag des Herzogs von Bridgewater 1758—71 ausgeführt und durch den Manchesterkanal mit den Kohlenwerken von Worsley, durch einen andern Arm mit Liverpool in Verbindung gebracht. Gleichfalls nach Brindleys Plan wurde 1766—77 der Grand-Trunkkanal ausgeführt, welcher, 145 km lang, die Verbindung zwischen Liverpool, Hull, London, Oxford und Bristol vermittelt. Darauf ward der große Kaledonische Kanal (s. d.) in Angriff genommen, welcher das Atlantische Meer mit der Nordsee verbindet. Eine große Anzahl der K. in England ist mit zu geringem Tiefgang und zu engen hölzernen Schleusen ausgeführt und verfiel deshalb, als die Eisenbahnen dem Bedürfnis des Verkehrs besser entsprachen. Seit 1830 sind überhaupt nur noch in Newcastle am Clyde

Digitized by Google

und für andre Häfen Wasserverbindungen zur Aufnahme von Seeschiffen hergerichtet worden.

In Amerika hat Witt Clinton 1817—25 den Eriekanal als ein angestauntes Werk ausgeführt, dem New York seine Blüte und die schnelle Überflügelung Philadelphias verdankte. Seitdem entstand rasch ein ausgebreitetes Kanalnetz, welches alle größern Stromgebiete der Vereinigten Staaten mit der atlantischen Küste und der Region der Kanadischen Seen verbindet. Viele dieser K. sind indes gleichfalls nur auf das notdürftigste und mit so mangelhafter Ausrüstung hergestellt worden, daß sie der Konkurrenz der Eisenbahnen unterlagen. Immerhin bestehen noch viele K., namentlich die, welche die reichen Kohlenfelder, Bergwerke u. Wälder mit den Handelsplätzen an der Küste verbinden, in früherer Blüte fort u. ergeben, ungeachtet der Konkurrenz der Eisenbahnen, eine gute Rente.

In Deutschland war der erste Kanal derjenige, welcher die Elbe mit der Ostsee durch die Trave verband. Verhältnismäßig am meisten ist für K. in der Mark Brandenburg geschehen. Der Finowkanal (s. Finow) und der Müllroser Kanal, an den das 17. und 18. Jahrh. gearbeitet haben, verbinden das Stromgebiet der Elbe mit dem der Oder, aber in einer für die heutigen Anforderungen des Verkehrs ungenügenden Weise. Der Bromberger Kanal (s. Bromberg) setzt das Stromgebiet der Oder mit demjenigen der Weichsel in Verbindung. Was sonst bis Anfang dieses Jahrhunderts von Kanälen bestand, war von rein lokaler Bedeutung, wie der Stecknitzkanal, die Verbindung des Pregels mit dem Kurischen Haff und der Gilge ꝛc. Napoleon faßte zur Zeit seiner Weltherrschaft den Gedanken, ein umfassendes Kanalnetz anzulegen, das sich von der Maas bis zur Ostsee erstrecken sollte. Er kam aber nicht über die Vorarbeiten zum Rhein-Maaskanal (sogen. Nordkanal) hinaus. Als das Eisenbahnwesen sich zu hoher Bedeutung entwickelte, gab man sich vielfach dem Glauben hin, daß die Zeit der K. vorüber sei. Es kam nur ein bedeutendes Unternehmen zu stande, der Donau-Mainkanal, auch Ludwigskanal (s. d.) genannt, von Bamberg nach Kelheim, dessen praktische Bedeutung indessen wegen seines geringen Tiefganges hinter den daran geknüpften Erwartungen zurückblieb. Außerdem sind aus diesem Jahrhundert nur noch zu nennen der Schiffahrtskanal bei Berlin, welcher der Handelsbedeutung dieses Platzes in erheblicher Weise zu gute kam, und der Elbing-Oberländische Kanal (s. d.), der mehreren Binnenseen Abfluß schafft und das Konstruktionsprinzip der schiefen Ebene für die Überwindung von Niveau-Unterschieden (als Ersatz für die Schleusen) anwendete. Wenn Deutschland in der Ausbreitung des Kanalnetzes hinter andern Staaten, namentlich Frankreich und England, zurücksteht und erst jetzt im Begriff ist, den durch die Periode des Aufschwungs der Eisenbahnen unterbrochenen Ausbau der K. fortzusetzen, so wird es nunmehr, die Erfahrungen in andern Ländern benutzend und die durch die Eisenbahnen geschaffene Veränderung der Verkehrsverhältnisse berücksichtigend, die Vervollständigung des Kanalnetzes in weit vorteilhafterer Weise zur Ausführung zu bringen vermögen, als dies noch vor wenigen Jahrzehnten möglich war. Das Interesse für den Kanalbau ist daher in Deutschland in rascher Zunahme begriffen. 1868 bildete sich der Zentralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt mit dem Sitz in Berlin, der für die Aufklärung über den Nutzen der weitern Herstellung künstlicher Wasserwege erfolgreich gewirkt hat. Durch Reichsgesetz wurde 1886 die Herstellung des Nord-Ostseekanals (s. d.) zur direkten Verbindung des Kieler Kriegshafens mit der westholsteinischen Küste, und durch ein preußisches Gesetz vom 9. Juli 1886 die Anlage des Dortmund-Emskanals und des Oder-Spreekanals (s. d.) angeordnet.

Auch im internationalen Verkehr bricht sich die Erkenntnis von der wirtschaftlichen Bedeutung der K., deren Überlegenheit über die Eisenbahnen für den Transport von minderwertigen Massengütern und der Zweckmäßigkeit einer erneuten Aufnahme des Kanalbaues Bahn. 1885 tagte in Brüssel ein erster internationaler Kongreß für Binnenschiffahrt, dessen Arbeiten durch eine von demselben ernannte internationale Kommission fortgesetzt werden.

Volkswirtschaftliche Bedeutung.

Vor der Zeit der Eisenbahnen erschienen K. auch da noch zweckmäßig, wo sie mit vielen Krümmungen, mit geringer Fahrtiefe und vielen Schleusen angelegt werden mußten, und unter solchen ungünstigen Bedingungen der Nutzbarkeit sind fast alle gegenwärtig bestehenden K. ursprünglich angelegt worden. Nachdem der Bau der Eisenbahnen begonnen hatte, mußte sich deren Überlegenheit gegenüber den bestehenden Kanälen bald herausstellen. Die Eisenbahn bringt die Ladungsgegenstände in viel kürzerer Zeit ans Ziel, als es durch K. möglich ist. Sie befördert die Güter zu jeder Zeit, während die K. durch Wintereis, Wassermangel, Reparaturen ꝛc. einen Teil des Jahres unbenutzbar sind. Für den Osten Deutschlands ist beispielsweise die Fahrzeit auf den Kanälen mit Sicherheit nur auf etwa 250 Tage im Jahr anzunehmen. Die Eisenbahn vermag auch kleinere Warenmengen leichter zu verladen und abzufertigen und trifft in der Spedition einzelner Stückgüter Einrichtungen, die jedermann bequem zugänglich sind. Sie kann ihre Stationen in die nächste Nähe der Bezugs- und Absatzorte legen, während die K. an das Terrain, Wasserversorgung und andre Hindernisse gebunden sind. Dagegen können bei dem Kanal die Frachten an jeder Stelle ein- und ausgeladen werden; die Verladung von Massenfrachten auf Flußschiffe (ein einziges Schiff von 4000 Ztr. faßt soviel wie ein ziemlich schwerer Eisenbahnzug) bietet größere Einfachheit, und manche Güter, welche feuergefährlich sind oder das Schütteln der Eisenbahnwagen nicht vertragen können, eignen sich vorzugsweise für den Wassertransport. Gleichwohl kann ein Kanal im allgemeinen für gewöhnliche Verkehrsverhältnisse nur dann mit einer Eisenbahn konkurrieren, wenn die Gesamtkosten der Kanalfracht sich niedriger stellen als die Fracht für den bequemern und schnellern Eisenbahntransport und etwa nicht über drei Viertel der niedrigsten Bahnfracht hinausgehen. Anderseits gibt es bei Versendung eigentlicher Massenfrachten bald eine Grenze, über welche hinaus die Eisenbahn die Konkurrenz mit dem Kanal nicht mehr aufnehmen kann, u. wo der Kanal volkswirtschaftliche Vorteile vor der Eisenbahn bietet. Bei Bewältigung einer mehrere Millionen Tonnen jährlich betragenden Kohlenfracht zwischen Dortmund und Hamburg würde eine Eisenbahn über 30 schwere Kohlenzüge täglich und ebensoviel Trains mit leer zurückgehenden Wagen zu befördern haben und einen ungeheuern Betriebsaufwand erfordern, während der Kanal leicht die dreifache Warenmenge ohne unverhältnismäßige Erhöhung der laufenden Betriebskosten bewältigt. Die Berechnungen

Digitized by Google

über die Rentabilität eines Kanals gehen von der Erfahrung aus, daß der Satz von 2 Pf. für Tonne und Kilometer den äußersten Satz bildet, für welchen auch eine nur für Gütertransport gebaute Bahn die Fracht noch zu befördern vermag, und daß die Kanalfracht sich daher, um mit den Eisenbahnen zu konkurrieren, auf höchstens drei Viertel der Eisenbahnfracht = 1,5 Pfennig für Tonne und Kilometer zu stellen hat. Dem gegenüber stellen sich die Bedingungen für Rentabilität der K. wie folgt:

Kanalbaukosten für das Kilometer 225,000 Mk.

Verzinsung und Unterhaltung zu 6 Proz. ergibt ein zu erfordernbes Erträgnis für das Kilometer von jährlich 13,500 Mk.

Die Selbstkosten der Kanalfracht (Schiffe, Bemannung, Traktionskosten 2c.) sind nach genauen Berechnungen für neue ausgiebige Kanalanlagen mit 0,8 Pf. für die Tonne und das Kilometer in Anschlag zu bringen.

Zur Erreichung des zulässigen Frachtsatzes von 1,5 Pf. für Tonne und Kilometer können daher noch 1,5—0,8 = 0,7 Pf. für Tonne und Kilometer an Kanalabgabe erlegt werden, ohne die Konkurrenzfähigkeit gegen die Eisenbahn zu gefährden.

Rentabilität wird also möglich, wenn die oben berechneten 13,500 Mk. für das Kilometer aus der Kanalabgabe von 0,7 Pf. für das Kilometer eingehen. Dies geschieht, sofern 1,928,501 oder rund 2 Mill. Ton. jährlich jedes Kilometer durchlaufen.

Diese vorausgesetzte Frachtmenge von 2 Mill. Ton. bezeichnet auch die äußerste Grenze, bei der die Verwendung von Eisenbahnen noch wirtschaftlich erscheinen kann. Da aber solche Verkehrsmengen im Massenverkehr in Deutschland schon jetzt nach einigen Verkehrsrichtungen vorkommen und noch viele Artikel ihrer Hebung und Bewegung durch billigern Transport harren, so erscheint das Bestreben einiger Staaten, wie Preußen, den Ausbau eines den heutigen Anforderungen entsprechenden Kanalnetzes zu befördern, durchaus berechtigt.

Statistisches. Kanalprojekte.

Deutschland. Die letzten umfassenden statistischen Erhebungen über die deutschen Binnenwasserstraßen liegen aus dem Jahr 1881 vor und sind im »Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich« veröffentlicht worden. Da ein weiterer belangreicher Ausbau der Wasserstraßen inzwischen nicht stattgefunden hat, so sind die bezüglichen Veröffentlichungen auch für den jetzigen Stand im wesentlichen noch zutreffend. Danach betrug 1881 die Gesamtlänge der schiffbaren deutschen Binnenwasserstraßen, d. h. der schiffbaren Flüsse und K., zusammen 12,441 km. Weiteres ist aus nachfolgender Tabelle I. ersichtlich.

I. Verteilung der deutschen Wasserstraßen auf die einzelnen Stromgebiete.

Bezeichnung der Wasserstraßen und der Stromgebiete	Gesamtlänge der schiffbaren Strecken	Davon können befahren werden mit einem Tiefgang von			
		1,50 m	1,00 m	0,75 m	unter 0,75 m
	Kilometer				
Memelgebiet	247,3	83,6	156,5	—	7,2
Dange	11,3	1,9	9,4	—	—
Küstenflüsse des Kurischen Haffs	64,0	58,3	—	—	5,7
Pregelgebiet	397,2	29,8	139,1	152,0	76,3
Küstenflüsse des Frischen Haffs	32,1	11,3	8,8	12,0	—
Elbing-Oberländischer Kanal	195,8	—	195,8	—	—
Weichselgebiet	438,1	16,1	283,9	—	138,1
Bromberger Kanal (Verbindung zwischen Weichsel- und Odergebiet)	26,5	—	26,5	—	—
Odergebiet	1802,5	222,2	765,7	550,6	264,0
Küstengewässer der Ostsee westlich der Oder	445,4	184,6	28,3	—	232,5
Verbindungskanäle zwischen Oder- und Elbegebiet	80,6	—	57,9	22,7	—
Elbegebiet	2606,6	527,7	813,4	354,7	910,8
Küstenflüsse nördlich der Elbe	313,3	199,8	110,5	—	3,0
Oste-Hammekanal (Verbindung zwischen Elbe- und Wesergebiet)	16,4	—	—	16,4	—
Wesergebiet	1175,4	146,3	365,6	249,3	414,2
Küstengewässer zwischen Weser und Ems	7,7	—	7,7	—	—
Emsgebiet	466,4	99,9	196,1	11,0	159,5
Ostfriesische Kanäle	441,5	23,4	389,4	12,8	15,9
Rheingebiet	2789,8	534,3	1069,0	474,7	711,8
Main-Donaukanal (Verbindung zwischen Rhein und Donau)	136,4	—	—	136,4	—
Donaugebiet	746,8	—	—	332,8	414,0
Im Deutschen Reich:	12441,2	2139,2	4623,6	2325,4	3352,9

Da Deutschland (1891) rund 45,000 km Eisenbahnen besitzt, so beträgt die Länge der schiffbaren Wasserstraßen nur etwa 27/100 der Eisenbahnen. Die in der Länge der schiffbaren Wasserstraßen inbegriffene Länge der schiffbaren K. beläuft sich auf rund 2420 km. Nach Ausführung der vorliegenden Kanalprojekte würden hierzu ca. 900 km hinzukommen.

Von den natürlichen Gewässern sind wegen teilweise starken Gefälles und der an einzelnen Stellen sich ablagernden Barren und Sandbänke nur wenige Strecken auch für Schiffe von geringem Tiefgang wirklich gut fahrbar. Zu den besten gehören trotz der Kleinheit der Gewässer Spree und Havel von oberhalb Berlin bis zur Elbe. Die Vorzüge dieser Wasserverbindung, der Berlin seine Entwickelung verdankt, erklären sich aus geringem, durch drei Schleusen noch gemindertem Gefälle und durch eine Anzahl tiefer Seen, welche die Sinkstoffe aufnehmen. Ähnlich günstig erweist sich die Elbe auf der Strecke im Gebirgsland von Aussig bis Meißen. Nicht immer, aber doch in der Regel hinreichend fahrbar ist die Elbe von Magdeburg bis Hamburg für Schiffe von 120—150 Ton. und die Netze und Warthe durch den Finowkanal bis zur Spree für Schiffe mit 100—120 T. Ladung. Sehr benachteiligt ist indes die Schiffahrt auf der Elbe zwischen Meißen und Magdeburg und auf verschiedenen Strecken der Oder oberhalb Frankfurt. Die Weser hat zwar den Vorzug ziemlich gleichmäßiger Wasserstände für Frachten bis 100 T., ist aber wegen ihrer Richtung und des Mangels an Seitenverbindungen kein allgemein nutzbarer Wasserweg. Auch der Ems fehlt auf einer großen Strecke eine

Digitized by Google

dauernd genügende Wassertiefe. Nur der Rhein ist ein auch für größere Schiffe bis 350 T. und darüber auf der ganzen Strecke von Mannheim bis zur Mündung gut benutzbarer Wasserweg. — Über die bedeutendern schiffbaren K. und deren Benutzbarkeit gibt die nachfolgende Tabelle II. Auskunft.

II. Übersicht der Schiffahrtskanäle in Deutschland,

welche eine Länge von 20 km und darüber haben, sowie der für die Binnenschiffahrt wichtigern Kanäle von geringerer Länge.

Bezeichnung mit Angabe der Anfangs- und Endpunkte	Länge	Wassertiefe	Schleusen			Tragfähigkeit
			Zahl	Länge	Breite	
	Kilom.	Meter		Meter		Ton.
Breisacher Kanal, Rhein bei Alt-Breisach — Rhônekanal	9,5	1,4	1	36,7	7,0	200
Breuschkanal, Wolxheim — Ill bei Straßburg	20,0	1,5	11	58,0	4,5	60
Bromberger Kanal, Bromberg — Nakel	26,5	1,2	9	40,2	8,8	125
Duisburger Kanal, Ruhr — Rhein	4,5	2,0	1	42,8	5,96	700
Eiderkanal, Obereider bei Voorde — Kieler Bucht	32,4	3,2	5	35—35,9	8,1	200
Elbing-Oberländer-Kanal, Elbing — Drausensee — Geserichsee — Schillingsee	115,0	1,3	11	31,3	3,1	60
Emdener Fahrwasser, Emden — Ems	3,5	3,5	1	—	11,0	600
Emskanal, Hanekenfähr — Meppen	26,9	1,4	5	30,0	5,8	80
Ems-Vechtekanal, Hanekenfähr — Frenswegen	21,0	1,0	2	33,0	6,5	100
Erftkanal, Neuß — Rhein	4,0	1,8	—	—	—	350
Finowkanal, Havel — Oder bei Hohensaaten	69,5	1,3	17	47,8	5,3—14,1	110
Friedrich Wilhelm-Kanal (auch Müllroser Kanal genannt) Spree bei Neuhaus — Oder	24,5	1,5	9	40,2	5,4	120
Großefehnkanal, Fehnter Tief — Großefehn	21,0	1,1	4	16,0	5,0	—
Hadlerkanal, Bederkesa — Elbe b. Otterndorf (vorzugsweise Entwässerungsk.)	32,9	1,1	1	20,2	6,1	16
Havelländischer Kanal (Entwässerungskanal, Schiffbarkeit unvollkommen)	58,4	—	—	—	—	—
Hüninger Kanal, Rhein bei Hüningen — Rhein-Rhônek. bei Mülhausen	28,0	1,6	4	34,5	5,2	200
Hunte-Emskanal, Ems — Hunte bei Oldenburg	45,0	1,5	4	30,0	5,1	50
Ill-Rheinkanal, Verbindung zwischen Rhein-Rhône, Rhein-Marne sowie Breuschkanal und dem Rhein	2,0	—	2	55,0	12,0	400
Klodnitzkanal, Gleiwitz — Oder bei Kosel	45,5	1,3	18	36,6	4,5	60
Kolmarer Kanal, Ill bei Kolmar — Rhein-Rhônekanal	13,0	1,6	1	34,5	5,2	200
König Wilhelms-Kanal, Langkuppen — Kurisches Haff	23,0	1,6	1	157,0	23,5	80
Main-Donaukanal, Main bei Bamberg — Donau	173,0	1,6	91	35,5	5,0	100
Nottekanal, Wellensee — Dahme bei Wusterhausen	22,0	0,9	3	37,7	5,4	75
Papenburger Kanal, Stadt Papenburg	30,0	1,8	3	30,0	6,5	80
Plauer-Kanal, Niegripp an der Elbe — Plaue an der Havel	57,5	1,5	3	46,0	8,0	225
" "	9,5	1,1	1	50,2	7,9	205
Rhauderfehnerkanäle	98,5	1,4	—	20—40,1	4,8—6,5	28
Rhein-Marnekanal, Ill bei Straßburg — Aures (französische Grenze)	104,0	1,6	64	34,5	5,2	200
Rhein-Rhônekanal, Illkanal bei Straßburg — Französische Grenze	182,0	1,6	87	34,5	5,2	200
Rheinsburger Kanal, Rhinfluß — Bälitzsee	16,0	1,3	1	45,0	5,5	220
Saarkanal, See von Gondrexange — Saargemünd	63,8	1,8	27	34,5	5,2	200
Spandauer Kanal, Spree bei Berlin — Havel bei Spandau	9,0	1,4	1	39,0	6,0	200
Spoykanal, Kleve — Rhein bei Keeken	9,1	2,3	1	46,0	6,5	200
Stecknitzkanal, Elbe bei Lauenburg — Trave	56,0	0,9	13	22,0	4,9	50
Storkower Kanal, Scharmützelsee — Dahmefluß	28,0	0,8	3	38,5	5,0	80
Süd-Nordkanal, Bocholt — Rheede (Meliorations- und Schiffahrtskanal durch das Bourtanger Moor)	71,5	1,0	12	33,0	6,8	100
Templiner Kanal, Templiner See — Havel	13,5	0,7	3	36,8—110,0	5,9—26,0	60
Treckfahrtskanal, Emden — Aurich	23,5	1,7	3	14,7—16,1	4,1—4,5	20
Warsingsfehntiefkanal, Fehntertief — Warsingsfehn	21,0	1,1	1	16,1	4,7	20
Weichsel-Haffkanal, Weichsel — Frisches Haff	19,0	2,0	2	40,3	6,5	155

Der größte Teil der bestehenden K. ist, was ihre Tragfähigkeit betrifft, bislang noch wenig leistungsfähig. Damit ein deutsches Kanalnetz Rentabilität erlangen und durch Tauerei, Dampfbetrieb ꝛc. den Anforderungen der Schnelligkeit des Transports entsprechen kann, nimmt man an, daß für den Osten Berlins mit Rücksicht auf die dort bereits bestehenden und schwer völlig umzugestaltenden Linien ein Normalschiff von 400 T., für die Linien von Berlin nach Stettin, Hamburg und dem Rhein aber ein solches von 600 T. zu Grunde zu legen ist. Abgesehen von dem vorwiegend maritimen Zwecken bestimmten Nordostseekanal liegen auf dieser Grundlage die folgenden Kanalprojekte vor: 1) Der Elbe-Spreekanal, soll den Produkten Sachsens und Böhmens einen billigen Weg nach Berlin eröffnen und würde den Wasserweg zwischen Riesa und Berlin, welcher jetzt 409 km beträgt, auf 146 km kürzen. 2) Ein Rhein-Weserkanal, welcher für die Kohlengegenden Westfalens und die Rheinlande von Wichtigkeit wäre. Nach den veröffentlichten vorläufigen Projekten würden die Anschlüsse an den Rhein bei Ruhrort und an die Weser bei Minden erfolgen. Länge 252 km. Zu dessen Verlängerung würden dienen: 3) ein Weser-Elbkanal (Mittellandkanal), 220 km lang, von Bevergern am Dortmund-Emskanal bis zur Elbe bei Wolmirstedt unterhalb Magdeburg (s. Mittellandkanal); ferner 4) ein Rhein-Maaskanal, 47 km lang, zwischen Venloo an der Maas und Ürdingen (bei Krefeld) am Rhein, welcher eine schon seit Jahrhunderten befürwortete Idee verwirklichen würde. 5) Weiterführung des Dortmund-Emskanals nach dem Rhein. Für dies Projekt sind fünf Pläne gemacht, von denen die Lippelinie neben der Emscherlinie die meiste Aussicht auf Verwirklichung hat. 6) Ein Kanal von Berlin nach Rostock, 265 km. 7) Der Elbe-Travekanal, der dem alten Stecknitzkanal größtenteils folgen soll; die Grundsteinlegung fand 31. Mai

Digitized by Google

1895 statt. Mit der Ausführung des projektierten Kanalnetzes ist auf Grund eines preußischen Gesetzes vom 9. Juli 1886 der Anfang durch zwei Kanalbauten gemacht worden, welche, obwohl sie einen Teil des großen Kanalprojekts bilden, dennoch für sich einen selbständigen Charakter haben u. einen besondern Nutzen gewähren. Es sind dies: a) der Neubau eines Kanals von Fürstenberg nach dem Kersdorfer See unter teilweiser Benutzung des Friedrich Wilhelm-Kanals, Regulierung der Spree von da bis unterhalb Fürstenwalde und Neubau eines daselbst beginnenden Kanals bis zum Seddinsee, zur Herstellung einer leistungsfähigen Wasserstraße zwischen Schlesien und Berlin. Gesamtkosten 12,600,000 Mk. Diese Anlage ist bereits fertig und ergänzt die vorhandene Kanalverbindung zwischen Oder und Spree in der Weise, daß den auf der Oder verkehrenden größern Fahrzeugen die Erreichung der Stadt Berlin möglich gemacht wird. Von großer Wichtigkeit ist b) der gleichfalls eingeleitete Bau eines Kanals von Dortmund nach der Ems als Teilstrecke eines Kanals, welcher in Anlehnung an die vorstehend unter 2) und 3) bezeichneten Projekte den Rhein mit der Ems, Weser und Elbe in Verbindung bringen soll (s. Dortmund-Ems-Kanal).

Österreich. Größere projektierte Kanallinien sind der Donau-Oder- und der Donau-Moldau-Elbekanal. Der erstere soll, von Wien ausgehend, das Marchfeld durchziehen, von Angern als Lateralkanal zur March bis Kojetein, dann längs der Betschwa bis Mährisch-Weißkirchen führen, bei Bölten die Wasserscheide zwischen Donau und Oder überschreiten, endlich diesem Flusse bis Oderberg folgen. Gesamtlänge 276 km. Das für die österreichische Strecke zu verzinsende Baukapital würde sich auf 32,280,000 Guld. oder 140,107 Guld. für das Kilometer belaufen. Der Gesamtverkehr auf dem Kanal wird auf 1,800,000 T. geschätzt. Der Donau-Moldau-Elbekanal soll die Donau nächst Korneuburg verlassen, einen Kanal von 222 km Länge bis Budweis und die kanalisierte Moldau in einer Länge von 246 km bis Melnik umfassen. Die Anlagekosten werden auf 69,552,000 Gulden oder 143,700 Guld. für das Kilometer berechnet; der Verkehr wird auf 1,400,000 T. geschätzt.

Das gesamte Kanalnetz Frankreichs betrug 1894: 4805 km mit einem Anlagekapital von über 800 Mill. Frank. Eine den heutigen Verkehrsanforderungen entsprechende Verbesserung und der Ausbau dieses Wassernetzes wurden bereits 1878 durch die Nationalversammlung beschlossen, wozu ein Aufwand von 833 Mill. Frank in Aussicht genommen war. Seither wurde von größern Kanalbauten namentlich der Ostkanal (s. d.) 1882 vollendet. Wichtigere Projekte sind: 1) Kanalisierung der Seine zwischen Paris und Rouen auf 3 m Wassertiefe; 2) Verbindung der Oise, Aisne, Marne, obern Seine, Yonne und der K. von Bourgogne, Briare und Orléans; 3) Lateralkanal zum Rhône von Lyon bis Arles; 4) Kanal von Bouc bis Marseille; 5) Verbindung des Kanals von Orléans mit Loir, Sarthe Mayenne und Vilaine; 6) Kanal von Montluçon nach Châlon; 7) Verbesserung der Loire von Angers bis Nantes; 8) Kanal von Bordeaux nach Bayonne. Ein Teil dieser K. ist bereits im Bau begriffen; 9) ein für große Seeschiffe benutzbarer Kanal zwischen Bordeaux und Cette.

Über den Suez-, Panama- und Nord-Ostseekanal vgl. die besondern Artikel. Über den Kanal- und Binnenschiffahrtsverkehr s. Binnenschiffahrt.

Vgl. außer den S. 828 angegebenen technischen Werken: Villaume, Versuch über die Flüsse und ihre Bildung zu Handelsstraßen (Kopenh. 1822); Grangez, Précis historique et statistique des voies navigables de la France et d'une partie de la Belgique (Par. 1855); de Lagrené, Cours de navigation intérieure. Fleuves et rivières (das. 1869—73, 3 Bde. und Atlas); Krantz, Schlußbericht über den vorzunehmenden Ausbau der Wasserstraßen in Frankreich (Wien 1874); Larue, Manuel des voies navigables de la France (2. Aufl., Creusot 1877); »Commission supérieure pour l'aménagement et l'utilisation des eaux«, 1. Session 1878—79 (Par. 1879); »Denkschrift, betreffend die im preußischen Staat vorhandenen Wasserstraßen« (offiziell, 2. Aufl., das. 1877); Dünkelberg, Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landesmelioration (Bonn 1877); Mosler, Die Wasserstraßen in den Vereinigten Staaten von Amerika (Berl. 1877); Richter, Die Entwickelung der Verkehrsgrundlagen (2. Aufl., das. 1878); Sax, Die Verkehrsmittel, Bd. 1 (Wien 1878); G. Meyer, Über eine neue Methode der Anlage und des Betriebes geneigter Ebenen für Schiffstransporte (Berl. 1877); Bellingrath, Studien über Bau und Betriebsweise eines deutschen Kanalnetzes (mit Atlas, das. 1879); v. Weber: Studie über die Wasserstraßen Englands (das. 1880) und Schwedens (das. 1880), Die Wasserstraßen Nordeuropas (Leipz. 1881); »Denkschrift über den Ausbau der Wasserstraßen in Österreich« (Wien 1884); Meitzen, Die Frage des Kanalbaues in Preußen (Berl. 1885); die Protokolle des internationalen Kongresses für Binnenschiffahrt zu Brüssel 1885; Weber von Ebenhof, Bau, Betrieb und Verwaltung der natürlichen und künstlichen Wasserstraßen auf den internationalen Binnenschiffahrtskongressen 1885 bis 1894 (Wien 1895); Sympher und Maschke, Karte der deutschen Wasserstraßen (1 : 1,250,000; 2. Aufl., Berl. 1893) und die jährlichen Berichte über den Verkehr in der »Statistik des Deutschen Reiches«.

Kanalgase, s. Kanalisation, S. 835.

Kanalheizung, s. Heizung, S. 591.

Kanalinseln (Normännische Inseln), Inselgruppe in der sogen. Normännischen Bai des Kanals, der einzige Rest der Normandie, der sich noch heute im Besitz Englands befindet. Die Gruppe besteht aus den Inseln Jersey, Guernsey, Alderney und mehreren kleinern Inseln, hat ein Areal von 196 qkm (3,5 QM.) mit (1891) 92,234 Einw. und zerfällt in zwei Verwaltungsbezirke (Bailiwicks): Jersey und Guernsey (s. d.). Die anglikanische Kirche ist Staatsreligion; außer einem normännischen Dialekt wird Französisch und Englisch gesprochen, aber das Französische ist die offizielle Sprache. Von der Oberfläche sind 46 Proz. Ackerland, 19,5 Proz. Weide; an Vieh zählte man 1890: 3789 Pferde, 19,375 Rinder, 819 Schafe und 13,255 Schweine. Berühmt ist die Milchwirtschaft, und streng wird die Reinheit der Rasse der den Inseln eigentümlichen kleinern Kühe überwacht. Die Inseln besitzen (1891) 220 Seeschiffe von 19,325 Ton. Gehalt und 251 Fischerboote. Ausfuhr nach den britischen Inseln (1892) 977,856 Pfd. Sterl., Einfuhr 1,169,200 Pfd. Sterl. — Spuren römischer Besiedelung haben sich auf den K. nur wenige erhalten. Im 6. Jahrh. fand das Christentum auf ihnen Eingang; im 10. Jahrh. gehörten sie zum Herzogtum der Normandie, und Wilhelm, der siebente Herzog der Normandie, vereinigte sie zuerst mit England, welches sie auch nach dem Verlust des festländischen Teiles der Normandie behauptete. Die Reformation fand durch

Digitized by Google

vertriebene Hugenotten Eingang. Die Inselbewohner erfreuen sich ihrer alten Rechte; sie haben stets treulich zu England gehalten und die wiederholten Angriffe der Franzosen erfolgreich zurückgewiesen. Näheres s. die einzelnen Inseln. Vgl. Ansted, The Channel Islands (2. Aufl., Lond. 1865); Tupper, History of Guernsey, etc. (2. Aufl., das. 1877); Pégot-Ogier, Histoire des îles de la Manche (Par. 1881). S. Karte »Frankreich«.

Kanalisation, eine systematische Anordnung unterirdischer Kanäle, durch welche häusliche und gewerbliche Abwässer, oft auch die auf Straßen, Plätzen, Höfen etc. fallenden Meteorwässer abgeleitet werden. Im erstern Fall spricht man von einem Separationssystem, im zweiten von einem Schwemmsystem. Wo, wie in großen Städten, viele Menschen eng zusammenwohnen, wird der Grund und Boden im Laufe der Zeit mehr und mehr verunreinigt. Fäulnisfähige Substanzen dringen teils mit dem Regen, teils mit dem ausgegossenen unreinen Wasser, teils aus durchlässigen Abtrittsgruben in den Erdboden. Die Brunnen, aus welchen die Städte ihren Wasserbedarf schöpfen, und welche jahrelang gutes Wasser geliefert hatten, enthalten später verunreinigtes, zuletzt ungesundes und für den menschlichen Genuß nicht mehr brauchbares Wasser. Hierdurch gezwungen, müssen alte Städte vielfach frisches Wasser aus entfernten Quellen herholen, und sie versehen sich zu diesem Zweck mit Wasserleitungen, die meistens so eingerichtet sind, daß in allen Geschossen der Wohnungen das Wasser nach Bedarf gezapft werden kann. Es ist dies ein bedeutender Schritt zur Herbeiführung besserer Gesundheitszustände. Mit der leichtern Zugänglichkeit vermehrt sich der Wasserverbrauch sehr schnell, so daß man auf jeden Einwohner täglich bald 0,125—0,155 cbm Wasser rechnen muß, und abgesehen von gesünderm Wasser wird auch die Reinlichkeit in den Häusern wesentlich gefördert. Anderseits kann die größere Menge verunreinigten Wassers auf den bisherigen Abflußwegen nicht schnell genug aus der Stadt entfernt werden. Ungenügende Rinnsteine werden überfüllt und stagnieren; das faulige Wasser dringt reichlicher in die Erde, verunreinigt den Untergrund und macht die Keller feucht, und nicht nur in den Straßen, sondern auch in den Häusern wird die Luft stinkend und ungesund. Wo die Abflüsse durch offene und bedeckte Rinnsteine in die anliegenden Wasserläufe gelangen, werden auch diese unrein, verbreiten üble Ausdünstungen und machen das Wohnen in solchen Städten unangenehm und ungesund. Eine Anlage zur regelmäßigen und unschädlichen Entfernung dieser vermehrten Wassermengen ist daher eine notwendige Folge und Ergänzung der Wasserleitungsanlagen, und es wird eine systematische Anordnung unterirdischer Wasserabzüge in allen Städten, welche mit Wasserleitung versehen werden, zu einem unabweisbaren Bedürfnis. In der Regel muß die Leistungsfähigkeit solcher unterirdischen Abzüge so bemessen werden, daß sie auch das auf die Straßen, Dächer und Höfe fallende und nicht in den Boden einsickernde Regenwasser aufnehmen und ohne Aufenthalt abführen können. Da nun die Menge des Regenwassers zeitweise viel mehr als zehnfach die des Gebrauchswassers übersteigt, so gibt hauptsächlich das Regenwasser das Maß für die den Abzügen zu gebende Größe an. Man pflegt die Stärke eines Regens durch die Höhe auszudrücken, in welcher das herabgefallene Wasser den Erdboden bedecken würde, und rechnet im nördlichen Europa, daß die Kanäle außer dem Gebrauchswasser in einer Stunde etwa 7 mm Regenwasser durch ihr eignes Gefälle abführen sollen. Dies entspricht einem Regenfall von 13 mm Höhe in der Stunde, da durchschnittlich die Hälfte des Regenwassers teils verdunstet, teils in die Erde zieht, ohne in die Kanäle zu gelangen. Sollten die Kanäle auch für außergewöhnliche Gewitterregen ausreichend groß gemacht werden, so würden sie viel zu kostspielig sein. Um solche Regengüsse unschädlich abzuführen, muß jedes Kanalsystem hinreichend mit sogen. Regenauslässen versehen werden. Dieselben sind, wie Sicherheitsventile bei Dampfkesseln, unentbehrlich. Sie münden in bestehende Wasserläufe und sind beim Eintritt in dieselben durch hängende Klappen geschlossen, welche sich erst öffnen, wenn das Wasser im Innern der Kanäle höher steht als im Fluß. Niemals empfiehlt es sich, natürliche Wasserläufe in unterirdische Abzugskanäle hineinzuleiten oder gar in solche zu verwandeln, da sie stets für den größten Wasserzufluß eingerichtet werden müßten und, abgesehen von den zu hohen Kosten, bei kleinerm Wasser ihren Zweck als Spülkanäle verfehlen würden. Dagegen sind solche Wasserläufe zur Hergabe von Spülwasser mit großem Vorteil zu benutzen.

Die unterirdischen Abzüge sollen möglichst wasserdicht sein und werden in der Regel unter den städtischen Straßen angelegt. Sie müssen tiefer liegen als die Kellersohlen, um auch die Keller entwässern zu können und dieselben vor dem Rückstauen zu bewahren. Nicht gern legt man die Kanäle deshalb weniger als 3 m tief unter das Straßenpflaster. Bei dieser Tiefe erhalten sie außerdem die nötige frostfreie Lage. Neben den Kanälen zieht das Grundwasser, indem es dem Gefälle derselben folgt, nach den tiefsten Stellen, von wo es weiter durch den Untergrund sickert und endlich in den natürlichen Wasserläufen abfließt. So dienen die Kanäle zugleich zu einer höchst wohlthätigen Drainierung des Untergrundes. Indem sie das Grundwasser bis fast auf den Wasserspiegel der Flüsse senken und gleichmäßig auf diesem Stande erhalten, machen sie den Boden der Stadt gesünder und feuchte Keller trocken. In undurchlässigem Boden befördert man die Drainierung, indem man die Kanäle von außen mit einer Kiesschüttung umgibt oder auch Drainröhren neben ihnen einlegt. Die größern Kanäle, in welchen die kleinern sich vereinigen, werden gewöhnlich aus guten, glatten Klinkern in Zement ausgeführt; auch hat man sie unter Umständen mit Vorteil aus Beton angefertigt. Sie erhalten im Querschnitt die Form eines auf die Spitze gestellten Eies, damit zu Zeiten geringen Zuflusses das Wasser in der unten nur schmalen Sohle möglichst zusammengehalten wird, um Sinkstoffe leichter mit sich fortspülen zu können. Die kleinern Abzüge unter 0,5 m Weite bestehen am besten aus glasierten Steingutröhren. Die Verbindung erfolgt durch Muffen, welche mit fettem Töpferthon gedichtet werden. Die kleinsten Straßenröhren sollen nicht unter 24 cm lichte Weite haben. In breiten Straßen legt man mit Vorteil für jede Häuserreihe ein besonderes Rohr an. Das Längengefälle der Kanäle und Röhren muß oft auf das geringste Maß beschränkt werden, da wenigstens die untern Teile der Städte meistens in flachem Gelände liegen, so daß die Straßen sich nicht weit von der wagerechten Lage entfernen. Damit nun die in die Kanäle gelangenden Unreinigkeiten sich hier nicht ablagern, sondern mit dem Wasser fortgespült werden, gibt

Digitized by Google

man den größern Kanälen gern ein Gefälle von nicht weniger als 1 m auf 2000 m Länge. Ist man gezwungen, geringere Gefälle bis 1 auf 3000 anzuwenden, so legt man von Strecke zu Strecke Spülthüren an, welche das Wasser etwa 1 m hoch aufstauen, um dann beim plötzlichen Öffnen der Thüren die unterhalb gelegene Strecke durch die verstärkte Strömung rein zu spülen. Den Röhren gibt man meistens ein Gefälle von nicht unter 1 auf 300 und von mindestens 1 auf 400. Die einzelnen Röhrenstrecken legt man sowohl im Grundriß als der Höhe nach gern in geraden Linien an, so daß man hindurchsehen kann, wenn am andern Ende mit einer Lampe hineingeleuchtet wird. An jedem Brechpunkt wird ein Einsteigebrunnen angeordnet, aus welchem man die Reinheit der Röhren überwachen kann. Diese Brunnen vermitteln zugleich die notwendige Ventilation in den Abzügen, damit die darin enthaltene Luft entweichen kann, wenn die Abzüge mit Wasser gefüllt werden. Setzt man die aus einem solchen Brunnen abführende Röhre mit einer Klappe zu, so kann man das Wasser im Brunnen anstauen, um es nach Fortnahme der Klappe mit vermehrter Geschwindigkeit zum Reinspülen der Röhre zu verwenden. An den obern sogen. toten Enden der Röhren hat man Vorkehrung zu treffen, den Brunnen zuweilen mit besonderm Spülwasser, sei es aus der Wasserleitung oder aus einem nahen Wasserlauf, zu füllen.

Von den Straßen gelangt das Regenwasser durch Rinnsteinabzüge (engl. gullies) in die Kanäle und Röhren. Dieselben bestehen aus einem in der Erde aufgeführten Behälter zum Auffangen der schweren Sinkstoffe, als Sand, Dachsteinstücke u. dgl. Das aus dem obern Teil dieses Behälters nach dem Straßenabzug führende Rohr erhält einen Wasserverschluß, um üble Dünste von der Straße abzuhalten. Das in den Häusern gebrauchte Küchen-, Wasch- und Badewasser wird durch ein 16 cm weites senkrechtes Rohr, am besten aus Gußeisen, welches durch alle Stockwerke führt und über dem Dach des Hauses in die freie Luft mündet, hinabgegossen. Unten, am besten unter der Kellersohle, schließt sich ein zweites Rohr an, welches aus Steingut bestehen kann und mit einem Gefälle von 1 auf 50 in den Straßenabzug führt. In den Straßenabzug mündet es durch einen gekrümmten Ansatz in schräger Richtung ein und zwar nach derjenigen Seite gebogen, nach welcher der Straßenabzug fließt, damit die regelmäßige Strömung nicht durch das seitwärts zufließende Wasser eine Störung erleidet. In den Häusern befinden sich in jedem Stockwerk die erforderlichen Ausgüsse für das gebrauchte Wasser. Vgl. Hausentwässerung.

Mit dem gebrauchten Hauswasser, jährlich etwa 3000—65,000 kg auf den Kopf der Bevölkerung, wird trotz aller polizeilichen Verbote unter allen Umständen eine große Menge Urin fortgegossen, und dieser ist unter allen verunreinigenden Stoffen bei weitem der schlimmste. Man entledigt sich seit längerer Zeit auch gern der viel weniger schädlichen festen Abtrittsstoffe, indem man sie in sogen. Wasserklosetten, fein zerteilt und mit vielem Wasser verdünnt, ebenfalls durch die städtischen Abzüge fortschwemmt. In allen Fällen, in denen über den endlichen Verbleib der städtischen Abflüsse richtig disponiert ist, hat sich diese Methode, die Fäkalstoffe aus den Städten zu entfernen, nicht nur als die wohlfeilste, sondern auch als die in jeder Beziehung vorteilhafteste bewährt. Diese sonst sehr schwer zu behandelnden Stoffe verschwinden im Augenblick ihres Entstehens aus dem Bereich des Hauses und längstens in wenigen Stunden aus dem Bereich der Stadt, bevor sie Zeit haben, in Fäulnis überzugehen und die Luft und den Untergrund zu verderben. Die Reinlichkeit, Gesundheit und Behaglichkeit der Wohnungen werden hierdurch in hohem Maß vermehrt. Über die Bedeutung der Beimischung der Exkremente zu den Abwässern und über die Zusammensetzung der letztern vgl. Abwässer.

Der endliche Verbleib der aus den Städten abgeleiteten unreinen Abflüsse hat lange Zeit hindurch die größten Schwierigkeiten gemacht. Man pflegte diese Abflüsse früher in größere oder kleinere natürliche Wasserläufe zu leiten, erzeugte aber dadurch sowohl für die Anwohner solcher Flüsse als auch für das Leben der Fische in denselben erhebliche Unzuträglichkeiten (vgl. Flußverunreinigung); auch lehnte die Landwirtschaft sich gegen diese Verschwendung der in diesen Abflüssen enthaltenen Dungstoffe auf. Diese Übelstände lassen sich vermeiden, seitdem durch Erfahrung festgestellt werden konnte, daß Felder, welche man mit diesem Wasser überrieselt, die darin enthaltenen Unreinigkeiten, die zugleich Dungstoffe sind, unschädlich machen und reiche Ernten an wertvollen Feld- und Gartenfrüchten liefern. Die Unreinigkeiten als solche verschwinden gänzlich, und die Felder werden nach jeder Ernte von neuem fähig, diesen Reinigungs- und Verwandlungsprozeß zu wiederholen. Schwierig bleibt in der Regel die Beschaffung geeigneter Rieselfelder (s. d.). Da ferner die Städte meistens an Flüssen und daher selten hoch genug liegen, um das Wasser durch natürliches Gefälle bis zu den Rieselfeldern zu leiten, so bleibt häufig nur übrig, es von Pumpstationen aus mittels Dampfdruckes durch unterirdische eiserne Röhren nach den Verwendungsstellen zu pumpen. In solchen Fällen decken die erzielten Feldfrüchte nicht immer die aufzuwendenden Kosten; stets aber tragen sie dazu bei, diese Kosten erheblich zu verringern. In Städten, welche an beiden Ufern eines oder mehrerer Flüsse liegen, müssen, namentlich um mehrere Pumpstationen zu ersparen, die Flüsse häufig von den Abzugskanälen gekreuzt werden. In solchen Fällen wird der Abzugskanal am Ufer des Flusses in einen brunnenartigen Sandfang, der mit einem Regenauslaß versehen ist, geleitet. Aus diesem Sandfang wird ein aus Kesselblech genietetes eisernes Rohr abgeleitet, welches sich bis unter das Bett des Flusses senkt und dann wagerecht bis zu einem ähnlichen brunnenartigen Sandfang auf dem entgegengesetzten Ufer führt. In diesem steigt das Wasser wieder aufwärts, um weiter, in der Regel nach den Pumpstationen, zu fließen. Zwischen der Einmündung des absteigenden Rohrs und der Ausmündung aus dem zweiten Sandfang wird so viel Gefälle angeordnet, daß in dem Rohr selbst eine lebhafte Strömung unterhalten werden kann. Diese Anordnung (Dücker) hat sich in vielen Fällen bei jahrelangem Gebrauch vollständig bewährt, ohne daß jemals eine Verstopfung der Dückerrohre vorgekommen wäre. Vgl. Abwässer und Exkremente.

Hygienisches. Da durch die K. der wesentlichste Teil der Städtereinigung geleistet wird, und jede Erhöhung der Reinlichkeit eines Ortes gesundheitsverbessernd wirkt, so ist auch von der K. ein bedeutender hygienischer Effekt zu erwarten, der aber bei der Eigenartigkeit der in Frage kommenden Verhältnisse und der Kürze der Zeit, welche seit Einführung der K. in einer größern Anzahl von Städten verflossen ist, noch nicht zahlenmäßig erbracht werden kann. In 24 eng-

lischen Städten ist die Sterblichkeitsziffer nach Einführung von Wasserversorgung und K. von 24,7 auf 21,9 und beim Unterleibstyphus von 1,33 auf 0,78 pro Tausend gesunken. Die höchsten Typhuszahlen ergeben Städte ohne K.; an den mittelgroßen Typhuszahlen sind mehr die nicht kanalisierten als die kanalisierten Städte beteiligt, an den niedrigsten Zahlen die meisten kanalisierten Städte. Von 46 kanalisierten Städten weisen 78 Proz., von 37 nicht kanalisierten Städten nur 40 Proz. niedrigste Typhuszahlen auf. Will man vorsichtig jede Überschätzung der K. vermeiden, so ist es doch geboten, vor Unterschätzung sich zu hüten. Man hat der K. Bodenverunreinigung und Verbreitung von Kanalgasen in die Wohnräume vorgeworfen. Erstere würde zur Verunreinigung des Grundwassers u. der Bodenluft führen, sie ist aber nur möglich bei Undichtheit der Kanalwandung, welche die Technik zu vermeiden hat. Namentlich dürfen auch keine Einlässe für Grundwasser angebracht werden, wie man sie benutzt hat, um den Boden trocken zu legen, den Grundwasserspiegel zu senken. Gelingt es auch nicht, die Kanalwand vollkommen wasserdicht herzustellen, so besitzen doch die neuern Anlagen eine für die vorliegenden Zwecke vollkommen genügende Undurchlässigkeit, welche wesentlich mit erreicht wird durch die in den Kanälen unter Beihilfe von niedern Organismen sich bildende, alle Poren verschließende Sielhaut. Aber selbst wenn geringe Mengen des Kanalinhalts in den Boden gelangen, so reicht die Selbstreinigung des Bodens völlig aus, um dieselben unschädlich zu machen. Die Kanalgase sind ein Gemisch von Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Sumpfgas, Schwefelwasserstoff, Ammoniak &c. Man macht sie besonders in England verantwortlich für Todes- und Krankheitsfälle, welche unter den Kanalarbeitern bei Ausübung ihres Berufes vorgekommen sind. Soyka, welcher diese Verhältnisse eingehend untersucht hat, ist zu durchaus negativen Resultaten gelangt, und Nägeli verwirft überhaupt die Anschauung, daß Gase im stande seien, Epidemien herbeizuführen. Man hat angenommen, daß in den Kanalgasen größere Spannungen entstehen können, und daß ihre Bewegung nach den höchsten Punkten, also den obern Enden der Hausleitungen, gerichtet sei. Auf die Bewegung der Kanalgase haben aber sehr viele Faktoren Einfluß, und das Problem ist offenbar ein sehr kompliziertes.

Der Luftzug in den Kanälen folgt hauptsächlich dem Sielgefälle und ist in den tiefer liegenden Teilen stärker als in den höher liegenden; die herrschende Windrichtung im Freien hat keinen Einfluß auf Richtung und Geschwindigkeit des Luftzugs in den Kanälen, Ursache der Luftbewegung scheint lediglich der Wasserstrom zu sein, und in großen, besteigbaren Kanälen geht die Geschwindigkeit, welche das fließende Wasser der darüber lagernden Luftmenge verleiht, nicht über die Hälfte der eignen Geschwindigkeit hinaus, bleibt vielmehr wahrscheinlich noch weit unter dieser Grenze. Nach Crimps Versuchen war der Luftstrom an drei Tagen abwärts, an einem Tage aufwärts gerichtet, und an einem Tage bewegte er sich in beiden Richtungen. Stets aber hatte der aufwärts gerichtete Luftstrom größere Geschwindigkeit, und daher strömen 60 Proz. der im Laufe des Jahres in den Kanälen sich bewegenden Luft aufwärts und 40 Proz. abwärts. Bei dem heutigen Stande der Lehre von den Infektionskrankheiten kommt für diese hauptsächlich die Verbreitung von Bakterien durch die Kanalgase in Betracht, und ein Übergang von Mikroben aus Wasser in Luft ist bei Verdunstung des Wassers unmöglich. Nur bei Zerstäubung der Flüssigkeit durch Verspritzen oder durch Eintrocknen und Zerstäuben des Rückstandes kann solcher Übergang stattfinden, und für beide Verhältnisse bieten die Kanäle wenig Gelegenheit. Folgt die Kanalluft vorwiegend dem Wasserstrom, so wechseln doch die Strömungsrichtungen leicht selbst in kurzen Strecken, ja in verschiedenen Teilen eines und desselben Profils. Diese Beweglichkeit der Kanalluft führt aber einen ausgiebigen Wechsel derselben herbei, so daß eine starke Verdünnung schon in den Kanälen stattfindet. Dies geschieht besonders dann, wenn die Kanäle durch viele Öffnungen mit der Außenluft verbunden werden. Selbstverständlich sind zweckmäßige Wasserverschlüsse, insbes. bei den Anschlüssen der Hausleitungen, anzubringen, und durch ausreichende Spülungen ist der Ablagerung fäulnisfähiger Massen vorzubeugen.

Geschichtliches. Zur schnellen Beseitigung von Unratstoffen wurden schon im Altertum in vielen Städten, wie Babylon, Karthago, Jerusalem, namentlich auch in Ägypten, bedeutende Anlagen gemacht. In Jerusalem leitete man die Abwässer in Teiche und verwertete den Bodensatz als Dünger, das Wasser zur Bewässerung von Gärten. Roms Cloaca maxima, von Tarquinius Priscus zur Entwässerung des sumpfigen Bodens erbaut, nahm später alle Abwässer auf und wurde unter Augustus mit einer regelmäßigen Spülung aus den Wasserleitungen versehen. Im Mittelalter geschah sehr wenig für die Städtereinigung, und die primitivsten Verhältnisse haben sich in kleinen Städten, namentlich Frankreichs, bis in die Gegenwart erhalten. Wohl die älteste Anlage der neuern Zeit besitzt Bunzlau, wo man 1559 gemauerte Kanäle zur Ableitung der Abwässer erbaute; Prag erhielt ähnliche Abzugskanäle im 17. Jahrh. Die bedeutendste Entwickelung erfuhr die K. in England. Hier trat das Bedürfnis, die Städte mit Wasserleitung zu versehen, schon früher hervor als bei uns, und eine natürliche Folge davon war die Notwendigkeit, Einrichtungen zur Ableitung des gebrauchten Wassers zu schaffen. Fast jede gut verwaltete Stadt in England ist mit Wasserleitung und K. versehen. Es stellte sich jedoch bald als ein großer Fehler heraus, daß man den schmutzigen Inhalt der Kanäle in die nächsten Wasserläufe geleitet hatte, wodurch diese in bedenklicher Weise verunreinigt wurden. London war schon früh mit einem Netz, aber nicht mit einem System von Abzugskanälen versehen, und die Verunreinigung der Themse wurde zuletzt unerträglich. Zur Abhilfe führte man 1859—75 einen Entwurf von Bazalgette mit einem Aufwand von 4,5 Mill. Pfd. Sterl. aus. Nach diesem Entwurf werden die Abflüsse am untern Ende der Stadt in große, hoch gelegene Behälter gepumpt, aus welchen sie bei Hochwasser in die Themse fließen und durch den ausgehenden Ebbestrom in das Meer geführt werden, ohne in den Bereich der Stadt zurückzugelangen. Unter den übrigen Städten, welchen die Verunreinigung der Flüsse gesetzlich untersagt wurde, hat zuerst die Villenstadt Croydon bei London nach einem Entwurf von Latham die Berieselung von Feldern in Anwendung gebracht, um die unreinen Abflüsse so weit zu reinigen, daß sie unbedenklich selbst in kleinere Flüsse geleitet werden können. Vorher wußte man nur, daß die Rieselwiesen von Craigentinny, welche von einem Teile der Abflüsse Edinburgs bewässert wurden, einen auffallend reichlichen Ertrag lieferten. Später wurden seitens der englischen Re-

Digitized by Google

gierung über die Reinhaltung der Flüsse ausgedehnte Untersuchungen veranlaßt, deren Resultate in den »Reports of the commissioners to inquire into the best means of preventing the pollution of rivers« mitgeteilt sind. In Deutschland begann Hamburg Mitte der 50er Jahre die Anlage einer K. Die erste Stadt auf dem europäischen Kontinent, welche das System der Wasserleitung, K. und Rieselfelder vollkommen durchführte, war Danzig (1869), und seit 1875 gelangte dasselbe System in Berlin zur Ausführung.

Vgl. Varrentrapp, Über Entwässerung der Städte, Wert und Unwert der Wasserklosette (Berl. 1868); Wiebe, Die Reinigung und Entwässerung der Stadt Danzig (das. 1865); Virchow, Über die K. von Berlin (Gutachten, das. 1868); Derselbe, K. oder Abfuhr? (das. 1869); »Reinigung und Entwässerung Berlins. Einleitende Verhandlungen und Berichte« (das. 1870—79, 13 Hefte); Veitmeyer, Vorarbeiten zu einer künftigen Wasserversorgung der Stadt Berlin (das. 1871—75); Latham, Sanitary engineering (2. Aufl., Lond. 1878); Sommaruga, Die Städtereinigungssysteme in ihrer land- und volkswirtschaftlichen Bedeutung (Halle 1874); Pettenkofer, Vorträge über K. und Abfuhr (Münch. 1876); Lindley, Das Schwemmsielsystem in Frankfurt a. M. (Frankf. 1878); »Assainissement de la Seine« (hrsg. von der Seinepräfektur, Par. 1876—77); Hobrecht, Beiträge zur Beurteilung des gegenwärtigen Standes der Kanalisations- u. Berieselungsfrage (Berl. 1883); Derselbe, Die K. von Berlin (das. 1884, 2. Ausg. 1887); Dobel, K., Anlage und Bau städtischer Abzugskanäle (Stuttg. 1886); Adams, Sewers and drains for populous districts (New York 1880); Blasius und Büsing, Die Städtereinigung (Jena 1894); König, Über die K. kleiner Städte und Reinigung der Abwässer (Halle 1894).

Kanalisierung (Flußkanalisierung), eine Art des Flußbaues, welche vorzugsweise die Herstellung, bez. Erhöhung der Schiffbarkeit der Flüsse bezweckt, aber auch zur Hebung der Landeskultur und zur Förderung der Industrie beitragen kann. Im Schiffahrtsinteresse handelt es sich im wesentlichen um die durch Stauanlagen herbeizuführende Vermehrung der Fahrtiefe und Milderung der Strömung zur Zeit der mittlern und niedrigen Wasserstände, wenn der betreffende Fluß im natürlichen Zustand die erforderliche Fahrtiefe nicht besitzt und solche durch Regulierung infolge unzureichender Wassermenge oder zu starken Gefälles nicht zu erzielen ist. Erst seit der Erfindung der beweglichen Wehre, die man beim Eintritt höherer Wasserstände beseitigen kann, hat die Flußkanalisierung allgemeinere Anwendung und größere Bedeutung erlangt. Für die Landeskultur wird die Flußkanalisierung von Wichtigkeit, wenn durch Heben des Wasserspiegels eine Bewässerung der hochgelegenen Uferländereien vorgenommen werden kann, sie wirkt nachteilig, wo das Ufergelände niedrig ist und eine Erschwerung der Entwässerung oder zu starke Hebung des Grundwasserstandes eintritt. Flußkanalisierungen erfordern aus diesem Grunde in der Regel tief eingeschnittene Flußbetten. Für den Betrieb industrieller Anlagen kann die K. Wert haben, wenn das konzentrierte Flußgefälle zur Bewegung von Turbinen und Wasserrädern ausgenutzt wird. Das Hauptbauwerk bei der K. bilden die Stauanlagen, die zum Teil aus festen, zum Teil aus beweglichen Wehren bestehen, mit denen Schiffsdurchlässe und durch Seitenkanäle zugängige Kammerschleusen in Verbindung gebracht werden. Die Schiffsdurchlässe werden meistens nur von den zu Thal fahrenden, leeren Schiffen benutzt. Die bedeutendste K., die in den letzten Jahrzehnten in Deutschland ausgeführt wurde, ist diejenige des Mains von Frankfurt bis zum Rhein; durch sie hat sich der Schiffahrtsverkehr auf dem Main in den Jahren 1885—91 auf das Hundertfache des frühern Verkehrs gehoben. Die Arbeiten hierzu waren im Herbst 1886 beendet; es sind dazu aus öffentlichen Mitteln 5½ Mill. Mk. aufgewendet worden. Der Tiefgang des Mains ist dadurch von 0,90 auf 2 m gebracht und erlaubt den größten Rheinbooten, bis Frankfurt stromauf zu fahren. In Frankfurt enden die Anlagen in einem großen Hafen, welcher mit dem neuen Zentralbahnhof in Verbindung steht. Außerdem ist zu erwähnen die Saarkanalisierung von Saargemünd bis Luisenthal. Die ältern Flußkanalisierungen genügen wegen der zu geringen Wassertiefe und der ungenügenden Schleusenanlagen den Ansprüchen der Neuzeit nicht mehr, der Schiffsverkehr auf diesen Flußstrecken ist deshalb meistens nicht groß.

Kanaljauche (Stadtlauge), s. Abwässer.

Kanalriff (Wallriff), s. Koralleninseln u. Korallenriffe.

Kanalschiffahrt, s. Binnenschiffahrt.

Kanalwage, s. Nivellieren.

Kanalwasser (Stadtlauge), s. Abwässer.

Kanalzellen, die in manchen Archegonien vorhandene Zellenreihe (s. Farne, S. 204, und Moose).

Kanan (Khanal), in Siam der Inhalt einer Kokosnuß mit gesetzlich 800 Reiskörnern, = rund ½ Lit., 25 im Sad.

Kanangaöl, s. Ylang-Ylangöl.

Kananor (Cananore, Kannanur, »Krischnas Stadt«), Stadt im Distrikt Malabar der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, am Arabischen Meer, hat einen wegen starker Brandung nicht sichern Hafen, ein starkes Fort, große Kasernen, viele zum Teil berühmte Moscheen, ist Sitz der Nachkommen der alten arabischen Seekönige, einer deutschen protestantischen, anglikanischen und katholischen Mission, Hauptquartier der Malabar- und Kanaradivision, hat eine Garnison von 2 Regimentern (ein europäisches) u. (1891) 27,418 Einw., darunter 3110 Christen, welche Kokosnüsse, Hölzer und Pfeffer aus der fruchtbaren Umgebung ausführen. Die sehr alte Stadt gehörte zum Reiche der Tschirrakal-Radscha. Vasco da Gama gründete hier 1498 eine Kolonie, 1502 eine Faktorei; 1656 erbauten die Holländer hier ein Fort, das sie verloren, als Haider Ali Malabar eroberte. Im Kriege mit Tippu Sahib wurde es 1791 von den Engländern genommen.

Kanapee (franz. Canapé), gepolsterter Ruhesitz für mehrere, mit gepolsterten Rücken- und Seitenlehnen. Das Wort, im 18. Jahrh. aus dem Französischen aufgenommen, ist vom griech. konopeion (mittellat. canopeum) abgeleitet, was ein Mückennetz, dann ein nach ägyptischer Weise mit einem solchen Netz versehenes Ruhebett bedeutete, und bezeichnete auch bei uns anfangs ein Ruhebett mit einem Himmel (daher das engl. canopy noch jetzt soviel wie Traghimmel, Baldachin). Vgl. Sofa. — In der Kochkunst ist K. Bezeichnung für Scheiben von geröstetem Weißbrot oder Blätterteig, bestrichen mit einer pikanten Sauce oder Kaviar, Sardellen 2c.

Kanapis, s. Foulards.

Kanāra (Canara), Küstenlandschaft des südlichen Indien, an der Malabarküste, zwischen 13° 52'—15° 31' nördl. Br. und 74° 1'—75° 7' östl. L. v. Gr.,

Digitized by Google

10—100 km breit, begrenzt im W. vom Arabischen Meer, im O. von den Westghats, zerfällt administrativ in zwei Teile: Nordkanara, 10,129 qkm (184 QM.) groß mit (1891) 446,351 Einw. (402,644 Hindu, 26,460 Mohammedaner, 15,639 Christen), das zur Präsidentschaft Bombay, und Südkanara, 10,106 qkm (183 QM.) groß mit (1891) 1,056,081 Einw. (862,573 Hindu, 111,983 Mohammedaner, 71,259 Christen), das zur Präsidentschaft Madras gehört. Hauptstadt des erstern ist der Hafenplatz Karwar mit 14,579 Einw. (1816 Christen), die des letztern Mangalur mit 40,922 Einw. (23,398 Hindu, 8845 Christen, 7584 Mohammedaner). Hinter der flachen, mit Kokospalmen bestandenen Küste ziehen sich Lagunen, in die zahlreiche Flüsse münden, auf denen die Produkte des Hinterlandes (Maissur) zum Meere herabkommen. Von dem schmalen, fruchtbaren Küstenstreifen steigt das Land schnell zu den mit wertvollen Holzarten (Teak, Zedern) bestandenen Ghats. Tiger, Leoparden, Bären, Hyänen, Büffel, Hirsche, Wildschweine sind noch zahlreich. Hauptprodukte, die auch in großem Maßstab ausgeführt werden, sind: Reis, Baumwolle, Holz, Kokosnüsse, Gewürze, Kaffee. Nordkanara zeichnet sich durch Holzschnitzerei und Salzbereitung aus. Die Bewohner sind zum allergrößten Teile Hindu, außerdem Mischlinge von Portugiesen und ehemaligen Negersklaven, Araber und Ureinwohner. Die Christen sind meist durch portugiesische Jesuiten bekehrte Katholiken (in Nordkanara 15,496, in Südkanara 66,678) und durch die Baseler Mission gewonnene Protestanten (in Nordkanara 64, in Südkanara 4264).

Kanarēsisch (Sprache von Kanara, im Sanskrit Karnâta), eine der drawidischen Sprachen Südindiens (s. Drawida), wird von über 8 Mill. Menschen gesprochen und mit einer eignen, aus dem alten Sanskritalphabet hergeleiteten Schrift geschrieben. Die kanaresische Kultur und Litteratur ist, wie die Schrift, arischen Ursprungs und ohne selbständigen Wert. Sprachlich sehr interessant ist das aus zahlreichen Inschriften bekannte Altkanaresische. Vgl. Weigle, Kanaresische Sprache und Litteratur (in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft«, Bd. 2, Leipz. 1848). Kanaresische Texte mit Übersetzung gab Mögling (das., Bd. 14, 18, 24, 25) heraus. Eine alte einheimische Grammatik veröffentlichte Rice (»Bhattâkalauka Deva's Karnâtaka Sabdânusâsanam«, 1890), die beste neuere Grammatik ist die von Hodson (2. Aufl., Bangalor 1864); Wörterbücher lieferten Reeve (Madras 1824—32, 2 Bde.; neue Ausg. 1858) und Kittel (Mangalur 1894). Vgl. Gräter, Tables of Canarese grammar (Mangalur 1884). An das Kanaresische schließen sich die Sprachen der Badaga und Toda im Nilgirigebirge und wahrscheinlich auch die Sprache der Kurg im Kurggebirge an.

Kanarienglas, soviel wie Uranglas.

Kanariengras, Pflanzengattung, s. Phalaris.

Kanarienhänfling, s. Leinfink.

Kanariennuß, s. Canarium.

Kanariensamen, s. Phalaris.

Kanariensekt, s. Kanarienweine.

Kanarienvogel (Zuckervogel, Serinus canarius *Cab.*, Dryospiza canaria *L.*), Sperlingsvogel aus der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Gimpel (Pyrrhulinae), 12—13 cm lang, mit 6 cm langem Schwanz und 7 cm langen Fittichen; Stirn, Augengegend, Kehle und Brust sind mattglänzend goldgrün, nach dem Rücken zu durch Aschgrau in Graugrün und nach dem Bauche zu in Reinweiß übergehend; der Mantel ist bräunlich graugrün, Schwingen u. Schwanzfedern sind mattschwarz, grünlich gesäumt, der Bürzel ist grüngelb. Die starke Beimischung von Aschgraublau, die schwärzliche Färbung der Füße und verschiedene Färbung der Geschlechter läßt den Wildling mit Sicherheit unterscheiden; er ist auf den Kanarischen Inseln, Madeira und auf den Inseln des Grünen Vorgebirges heimisch, lebt überall, wo dicht wachsende Bäume, Gestrüpp und Wasser vorhanden sind, in Gärten und Weinbergen bis zu einer Höhe von 1500 m. Nur das Innere des schattigen Hochwaldes scheint er zu meiden. Er nährt sich von Sämereien, zartem Grün u. Früchten, namentlich Feigen, nistet im März auf jungen, frühbelaubten Bäumen, legt fünf blaß meergrüne, rötlichbraun gefleckte Eier, welche denen des zahmen Vogels vollkommen entsprechen, und brütet wie dieser 13 Tage. In jedem Sommer finden 3—4 Bruten statt. Außer der Paarungszeit thut er sich in zahlreichen Scharen zusammen, welche sich aber den größten Teil des Jahres hindurch in kleinere Flüge auflösen. In der Gefangenschaft ist der frisch eingefangene Wildling sehr unruhig, er paart sich aber sehr leicht mit dem gezähmten und erzeugt hübsche Blendlinge. Linné, Brisson u. a. hielten den K. für einen Mischling von verschiedenen grünen Finken; erst Bolle stellte fest, daß die ursprüngliche Art auf den Kanarischen Inseln noch unverändert vorhanden ist. Die ältern Schriftsteller, wie Gesner, Aldrovandi u. a., kennen nur den grünen K., und niemand weiß anzugeben, wann und wie der Übergang vom grünen zum gelben Kleid stattgefunden. Nachdem die Spanier 1311 und 1473 die Kanarischen Inseln erobert, bildete der K. einen namhaften Handelsgegenstand. Es wurde Mode, daß sich vornehme Frauen nur mit dem Kanari auf dem Finger malen ließen. Die Spanier bewahrten diesen Handel ein volles Jahrhundert hindurch als Monopol. Durch ein gestrandetes spanisches Schiff wurden die Kanarienvögel nach Elba verpflanzt (Mitte des 16. Jahrh.), verwilderten hier, wurden von den Italienern bald wieder ausgerottet, dann aber in Italien und besonders in Deutschland (schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrh.) gezüchtet.

Vom gezähmten K. unterscheidet man zahlreiche Varietäten und Spielarten. Die früher allgemein verbreitete deutsche Landrasse wird jetzt nur noch in verschiedenen Spielarten als Farbenvögel gezüchtet. Von letztern unterscheidet man loh- oder gold-, strohgelbe, weiße, isabellfarbene oder Elberne, graugrüne, tief orangegelbe, gescheckte (Gelb-, Blaß-, Isabellschecken, getigerte, Einflügel, Halbschwalben), Plättchen (Mückchen, Grau-, Grün-, Braun- und Schwarzplättchen), grau, grün, braun und schwarz gehäubte, Schwalben (Grau-, Grün-, Schwarz-, Isabell- und Flügelschwalben); außerdem unterscheidet man Glattköpfe und gehäubte, und als krankhafte Varietät die Kakerlaken oder Albinos. In England werden besondere Farbenvarietäten gezüchtet, die man Lizards (eidechsenartig gestreifte), Yorkshire Spangles (Goldflitter), Cinnamoms (zimtbraune), Turnkreits (verkehrt gehäubte) u. dgl. benennt. Auch erzieht man dort gelb- bis fuchsrote durch Fütterung von Cayennepfeffer (Pfeffervögel) in denselben Farbenschlägen. Die Harzer Kanarienvögel bezeichnet man als Nachtigallschläger oder Gluckvögel (Doppelglucker, Gluckroller), Kollervögel und Rollvögel (Baß-, Knarr-, Hohl-, Klingel- und

Digitized by Google

Gluckroller). Im Äußern ist der Harzer von dem gemeinen deutschen K. nicht verschieden, doch der herrliche Gesang stellt jenen hoch obenan unter allen Singvögeln. Die Holländer Rasse zeigt große, schlanke Vögel mit sonderbar gekrümmtem Rücken und emporgezogenen Schultern nebst gekräuselten Federn an Brust und Flügeln (Jabot und Epauletten). Man unterscheidet Trompeter, größte und schlankeste Rasse, Pariser, Lord-Mayor, Brabanter und Brüsseler.

Man füttert den gemeinen und holländischen K. mit einem Gemisch von Kanariensamen, Hanf und Rübsen nebst gelegentlicher Zugabe von Grünkraut (Miere, Kreuzkraut, Salat), auch Zucker, Obst und andern Leckereien. Der Harzer K. erhält nur besten, hederichfreien Sommerrübsen nebst Eifutter (Gemisch aus hart gekochtem Hühnerei und altbackenem, geriebenem Weizenbrot) oder Vogelbiskuit. Bei guter Pflege hält der einzelne Sänger sich wohl 20 Jahre im Käfig; Nistvögel sind nicht länger als bis zum vierten Jahr ergiebig. Für den Sänger muß der Käfig etwa 36 cm lang, 21 cm hoch und 17 cm tief, viereckig und oben von sanft gewölbter Form sein. Ein mindestens dreifach so großer Bauer ist zur Hecke für ein Männchen mit 1—3 Weibchen ausreichend. Die Zucht im großen wird in geräumigen Käfigen oder in Vogelstuben betrieben; man rechnet bis 200 Kanarienvögel, immer je ein Männchen mit 3—4, selbst 5 Weibchen, auf ein mittleres, einfensteriges Zimmer; doch ist eine geringere Bevölkerung ratsam. Die Nester bestehen in Holzkörbchen, Kästchen oder Blumentöpfen von 9 cm Weite und 6 cm Höhe, in sogen. Harzer Bauerchen befestigt, und diese werden 30 cm voneinander an den Wänden befestigt; sie sind etwa halb mit zartem, trocknem Moos gefüllt, auf welchem die Vögel aus halbfingerlanger Scharpie die Nester bauen. Eier und Brut gleichen denen des Wildlings. Die Zeit des Einwurfs ist Mitte Februar bis Mitte März. Alljährlich erzielt man 3—4 Bruten. Die Fütterung in der Nistzeit besteht für gemeine deutsche und Holländer Kanarienvögel in Zugabe von hart gekochtem, geriebenem Hühnerei, für den Harzer K. in reichlichem Eifutter und neben dem trocknen in gebrühtem, zwischen Leinen gerolltem Sommerrübsen. Die vorzüglichsten Sänger müssen als Vorschläger für die jungen Männchen dienen, und ganze Stämme werden zu gleichem Gesang ausgebildet. Die Sänger befinden sich in verhängten Käfigen, damit sie ganz ungestört die Touren und Passagen lernen können. Im Harze wird die Zucht bei 22—30° betrieben, deshalb sind die kostbarsten Harzer Kanarienvögel sehr weichlich. Dennoch werden sie selbst im Winter bis auf vier oder fünf Tagereisen in zweckmäßig eingerichteten Käfigen versandt. Beim Empfang ist allmähliche Gewöhnung an ein wärmeres Zimmer und dann gleichmäßige Wärme von mindestens 22° zu beachten; auch darf Eifutter oder Biskuit nicht entzogen werden, und der Sommerrübsen muß durchaus gut und rein sein. Zug, Nässe, Unreinlichkeit, starker Temperaturwechsel, z. B. beim Zimmerreinigen des Morgens, besonders aber verdorbenes oder unpassendes Futter (Hanfsame, Grünkraut oder Leckereien) sind Ursachen, an denen zahlreiche Harzer Kanarienvögel zu Grunde gehen. Kanarienbastarde werden gezogen vom Stieglitz, Hänfling, Zeisig, Grünfink, Gimpel und andern einheimischen Finken; der erstere Mischling ist geschätzt der Schönheit und der zweite des Gesanges wegen. Von fremdländischen Finken sind der Graugirlitz, Goldzeisig, Purpurfink, Butterfink, Hartlaubszeisig u. a. zur Bastardzucht mit Kanarienvögeln geeignet. Die Zucht des Kanarienvogels wird im Harz (besonders in St. Andreasberg), in Hannover, Thüringen, Franken, im Schwarzwald, in Stuttgart, Nürnberg, Berlin, Leipzig, Magdeburg, Frankfurt a. M., Belgien und in der Schweiz großartig betrieben. In ganz Deutschland werden alljährlich ca. 2 Mill. Kanarienvögel gezüchtet. Die Ausfuhr nach Nordamerika, England, Rußland, Südamerika, Ostindien und Australien beziffert sich auf etwa 1 Mill. Kanarienvögel. Für auswärtige Händler und Liebhaber besorgen sogen. Aufstecker das Abhören und den Einkauf der Vögel. Die Krankheiten der Kanarienvögel bestehen in Heiserkeit, Hals- und Lungenentzündung, Epilepsie, Krämpfen, Fallsucht, Verstopfung, Unterleibsentzündung, Durchfall, Schwitzkrankheit, Wunden, Geschwüren, Ausschlägen, Beinbrüchen. Schwächliche Weibchen leiden an Legenot. Ungeziefer wird durch Reinlichkeit und Insektenpulver erfolgreich bekämpft. Vgl. Ruß, Der K. (6. Aufl., Magdeb. 1889); Brandner, Der Harzer K. (3. Aufl., Stettin 1888); Böcker, Beiträge zur Kenntnis der Kanarien (10. Aufl., Ilmenau 1895); Bröse, Die Kanarienvogelzucht (Berl. 1894); Zeitschriften: »Canaria« (Charlottenb.), »Deutsche Kanarienzeitung« (Leipz.) u. a.

Kanarienweine, die Weine der Kanarischen Inseln, welche aber selten unter diesem Namen, sondern meist als Madeira und jetzt als Sherry auf den Markt kommen. Die größte Weinkultur besitzen Teneriffa (Laguna, Orotava, Tacaronte, Matanza), Gomera (Herminga), Ferro (Jolfo) und Palma. Man baut besonders Sekt (Malvasier) und Vidogna. Die Vidognaweine sind trockne Weißweine mit wenig Körper und Parfüm. Der Sekt ist ein süßer Likörwein, dem Madeirasekt nicht gleichkommend und in kalten Klimaten leicht umschlagend. Er erhält nach drei Jahren ein an Ananas erinnerndes Aroma. Früher trank man als Kanariensekt die gewöhnlichen trocknen (sec) Weißweine und würzte sie noch mit Zucker, Zimt, Muskatnuß, gebratenen Äpfeln, Eiern (Falstaffs Lieblingsgetränk). Durch die Traubenkrankheit ist die Weinproduktion der Kanarischen Inseln auf den zehnten Teil des frühern Betrags reduziert. Der größte Teil der Produktion geht nach Brasilien.

Kanaris, Konstantin, Seeheld im griechischen Freiheitskampf, geb. 1790 auf der Insel Ipsara, gest. 15. Sept. 1877 in Athen, war vor der Erhebung seines Vaterlandes Kapitän eines kleinen griechischen Kauffahrteischiffs. Als 1822 Chios der Übermacht der Türken unterlegen war, zerstreute K. mit zwei Brandern in der Nacht vom 18.—19. Juni die noch vor der Insel liegende türkische Flotte und sprengte das Admiralschiff in die Luft. Ebenso steckte er 22. Nov. 1822 bei Tenedos das türkische Admiralschiff in Brand. Bei seiner Wiederankunft in Ipsara erhielt er von den Ephoren einen Lorbeerkranz, jede andre Belohnung wies er zurück. Nachdem 1824 Ipsara in die Gewalt der Türken gefallen und mehrere Versuche, ihre Flotte in Brand zu stecken, mißglückt waren, diente K. in der nächsten Zeit als Branderführer unter Miaulis u. leistete wesentliche Dienste bei Samos, indem er 17. Aug. am Kap Trogilion eine große türkische Fregatte nebst mehreren Transportschiffen verbrannte und dadurch die Insel rettete. 1825 faßte er den kühnen Plan, die ägyptische Flotte, die im Hafen von Alexandria bereit lag, die Truppen des Vizekönigs Mehemed Ali nach Morea überzuführen, dort zu verbrennen. Ein widriger Wind, der die

Digitized by Google

gegen die feindliche Flotte schon losgelassenen Brander zurücktrieb, vereitelte jedoch das Unternehmen. 1826 befehligte er die Fregatte Hellas, und 1827 ward er als Abgeordneter von Ipsara in die Nationalversammlung gewählt. Er war einer der treuesten Anhänger des Präsidenten Kapo d'Istrias, der ihn 1828 zum Kommandanten von Monembasia ernannte und ihm ein Geschwader von Kriegsschiffen anvertraute. Nach seines Gönners Ermordung zog er sich von den öffentlichen Angelegenheiten nach Syra zurück. 1847 ernannte ihn König Otto zum Senator; auch war K. mehrmals, zuletzt 1854—55, Marineminister. Im Januar 1862 übernahm er das Präsidium des Ministeriums und legte dem König ein liberales Programm vor, dessen Ablehnung ihn bewog, sich im Oktober dem Aufstand gegen Otto anzuschließen und in die provisorische Regierung einzutreten. Er war einer der Deputierten, welche König Georg I. 1863 die Krone antrugen, und stand 1864—65 zweimal noch an der Spitze von Ministerien, die aber nur von kurzer Dauer waren. Als nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges sich die Parteien im Juni 1877 zu einem gemeinsamen patriotischen Handeln vereinigten, stellten sie den alten Seehelden an die Spitze des Koalitionsministeriums, in dem er auch die Marine übernahm; doch starb K. bald darauf.

Kanārische Inseln (Islas Canarias), eine Provinz Spaniens bildende Inselgruppe an der Westküste von Afrika, zwischen 27° 30′—29° 30′ nördl. Br. und 13° 17′—18° 10′ westl. L. v. Gr., die sich in einem 556 km langen Bogen, von der Küste 90 km (Fuerteventura) bis 300 km (Palma) entfernt hinzieht, aus fünf kleinern unbewohnten Felseninseln: Graciosa, Alegranza, Santa Clara, Lobos, Rocca, und sieben größern: Hierro oder Ferro, Palma, Gomera, Teneriffa, Gran Canaria, Fuerteventura u. Lanzarote (s. d.) besteht und 7273 qkm (132 QM.) groß ist. Die Inseln erheben sich aus sehr tiefem Meer (zwischen mehrern Inseln bis 1000 m) in steilen vulkanischen Massen bei selten sandiger Strandbildung zu bedeutender Höhe und bilden ein zusammenhängendes Ganze, das von gemeinsamen Erhebungsrichtungen abhängig ist. Die westlich vom 15.° westl. L. v. Gr. gelegenen Inseln Gran Canaria, Teneriffa, Gomera, Palma und Ferro sind neuern vulkanischen Ursprungs (die fast kreisrunden Inseln Gomera und Gran Canaria werden fast ganz von alten Vulkanen eingenommen); der Pico de Teyde auf Teneriffa erreicht 3716, der Pico de la Cruz auf Palma 2358 m. Sie sind sämtlich dicht bewaldet und bergen in ihren radial eingeschnittenen, gleichmäßig zum Meer abfallenden Erosionsthälern die ganze Fülle subtropischer Vegetation. Die östlich gelegenen Inseln Fuerteventura und Lanzarote sind dagegen dürr und baumlos, von der afrikanischen Küste herübergewehter Sand bedeckt in Dünen weite Landstriche, doch sind die Inseln für Viehzucht wohlgeeignet. Sie sind weit niedriger als die westlichen Inseln; Fuerteventura erreicht in seiner südwestwärts sich erstreckenden Halbinsel nur 844 m, im Norden 683 m, Lanzarote 684 m. Die Laven sind vorwiegend basaltischer, andesitischer und phonolithischer Natur, teils kompakt, teils blasig und bimssteinartig entwickelt. Sie wechsellagern mit Tuffschichten (Toscalos), welche sehr leicht verwittern und Anlaß zu interessanten Höhlenbildungen geben. Auf Palma, Fuerteventura und Lanzarote, welch letztere Insel eine lange Reihe von Kratern aus den Jahren 1730—37 trägt, sind unter den vulkanischen Gebilden auch ältere Gesteine, zumal Diabase, beobachtet worden. Besonders groß ist die Zahl der erloschenen Aschenkegel mit weiten Kratermündungen und der Lavafelder (Malpais oder Volcanos), die oft reich bewässert und von unvergleichlicher Fruchtbarkeit sind, wenn starke Schichten vulkanischer Asche sich darüberlagern. Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben, welche im vorigen Jahrhundert die Inseln mehrfach heimsuchten und besonders Lanzarote von 1730—37 in schrecklichster Weise zerstörten, sind jetzt seltener geworden; Palma mit der berühmten Caldera und dem Barranco (s. d.) hatte die letzte Eruption 1677 und 1678, Teneriffa 1798, Lanzarote mit dem noch in schwacher Thätigkeit begriffenen Montaña de Fuego (533 m) 1824. Der Pik von Teneriffa hat nur noch eine Solfatara, welche schwache Dämpfe aushaucht. Gomera und Gran Canaria gelten für die wasserreichsten Inseln. Die Thäler werden von Bächen durchflossen, welche im Sommer nicht das Meer erreichen und nur durch ein sehr künstliches System von Wasserleitungen nutzbar gemacht werden; die Aquädukte laufen meilenweit an den Gebirgen hin. Die Landschaft dieser »glücklichen Inseln« (sie hießen bei den Alten Insulae fortunatae) ist überreich an Schönheiten. Der Charakter derselben beruht auf einer wunderbar gezackten Form der Bergkämme, auf dem Kontrast pflanzenloser roter und schwarzer Felsenmassen mit der Üppigkeit einer subtropischen Vegetation sowie endlich auf dem feuchten Schmelz der immergrünen Lorbeerforsten, bei der Durchsichtigkeit der Atmosphäre, der Umschau auf das Meer und einer fast überall zerstreut auftretenden ländlichen Kultur.

Das Klima ist höchst angenehm und gesund, namentlich für Brust- und Nervenleidende sehr wohlthuend; es gehört zu den gleichmäßigsten der Erde. Seewinde kühlen die Hitze, und Schnee und Eis sind in den bewohnten Thälern unbekannt. Vom November bis März fällt gelinder Regen; im März steht der herrlichste Frühling in vollem Flor; im April wird in den Küstengegenden das Korn geerntet. Den Sommer und Herbst charakterisieren eine große Trockenheit und eine unwandelbare Heiterkeit des Himmels. Regenmenge auf Teneriffa (Laguna) 111 cm, davon von April bis Oktober 29 cm, Juni bis September fast regenlos. September und Oktober sind die heißesten Monate, in denen das Thermometer durchschnittlich etwa 30° erreicht (niedrigste Temperatur im Winter etwa 10°). Mittlere Temperatur zu Teneriffa (Santa Cruz) Jahr 21,6, Januar 17,6°, April 19,6°, Juli 25,4°, Oktober 23,7°. Bevor darauf unter dem Einfluß der Nordwinde die Winterregen beginnen, bietet die Landschaft ein trauriges Bild: alles erdgrau, fahl und staubig, wo nicht künstliche Bewässerung vorhanden ist. Auch wehen dann, von der Wüste her kommend, die drückend schwülen und dicke Nebel bringenden Levante- oder Südostwinde, in deren Gefolge auch oft Heuschrecken auftreten.

Die Inseln besitzen eine an endemischen Bestandteilen reiche Flora, die zwar durch das Hervortreten von Erikaceen und andern immergrünen Gesträuchen einen westeuropäischen Charakter trägt, zugleich aber durch ein reiches Auftreten waldbildender, immergrüner Lauraceen und durch das Erscheinen afrikanischer Florenelemente ein ganz eigenartiges Gepräge zeigt. Die untere Strauch- oder Sukkulentenregion, die je nach der Nord- oder Südlage bis 500 oder 800 m hinaufsteigt, zeigt neben der Dattelpalme (Phoenix canariensis) die Form der Tamariske (Tamarix canariensis) und zahlreiche, den Kakteen gleichende Eu-

Digitized by Google

phorbia-Arten. Daneben ist ebenso häufig die die Kapkolonie bewohnende Komposite Kleinia neriifolia, und mehr als 20 endemische Krassulaceen-Arten kennzeichnen diesen Gürtel, in welchem die Opuntien, zur Gewinnung der Kochenille, ein Hauptgegenstand des Anbaues geworden sind. In der immergrünen Lorbeerwaldregion, ca. 1200 m Höhe erreichend, sind die wichtigsten Bäume: Laurus canariensis, Persea indica, Oreodaphne foetens und der der Vegetation ihren eignen Charakter aufdrückende Drachenbaum (Dracaena Draco). Die Region der Nadelhölzer und Erica-Sträucher löst die Lorbeerbäume ab und erstreckt sich etwa 1800 m hoch. Pinus canariensis mit Untergesträuch von Cistus- und Daphne-Arten sowie Juniperus Cedrus u. J. brevifolia gehören hierher. Unter den Erikaceen wiegen vor Erica scoparia u. E. arborea. Die weiße Retama (Spartocytisus nubigenus), ein fast blattloser Ginsterstrauch, bezeichnet auf Teneriffa, oberhalb der Baumgrenze, auf den trocknen Bimssteingeröllhalden eine charakteristische subalpine Region. Ein Cytisus und wenige Stauden gesellen sich ihm bei.

Mit ihrer **Tierwelt** bilden die Inseln einen Teil der mittelländischen Subregion der paläarktischen Region. Die einzigen einheimischen Säugetiere sind zwei europäische Arten Fledermäuse. Die Landvögel, die etwa 50 Arten umfassen, tragen ganz europäischen Charakter, nur einige Arten sind den Kanarischen Inseln eigen und andre diesen und andern atlantischen Inselgruppen gemeinsam. Der bekannteste Vogel ist der wilde Kanarienvogel mit gelblichgrünem Gefieder, der in großen Flügen auf allen baumreichen Inseln lebt. Reptilien, Amphibien und Süßwasserfische treten völlig zurück. Die Mollusken und Insektenfauna, unter welch letzterer allein ca. 1000 Arten Käfer bekannt sind, enthalten manche eigne Arten.

Die **Bevölkerung** (1887: 291,625, davon 130,781 männlich, 160,844 weiblich) besteht aus Mischlingen von Spaniern mit den ursprünglichen Bewohnern, den Guanchen (s. d.), sowie mit normännischen, flandrischen und arabischen Einwanderern, so daß nirgends Individuen irgend einer Rasse rein vorkommen. Die weiße Farbe herrscht durchweg, nur auf Gran Canaria gibt es einige Negerdörfer. Die Kanarier sind im allgemeinen Muster von Rechtschaffenheit, Treue, Ehrgefühl, Mäßigkeit und Zuverlässigkeit, arbeitsam, voll Pietät für das Alter und von unbegrenzter Gastfreundschaft. Auch ihre natürliche Begabung ist groß. Die Gruppe ist geteilt in Bistümer: Las Palmas und San Cristobal de la Laguna, die beide unter dem Erzbischof von Sevilla stehen. Für die höhern Stände bestehen gute Schulen; die Volksbildung ist aber so gering, daß 1887: 223,602 Personen (80 Proz. der Bevölkerung) nicht lesen konnten. Hauptbeschäftigung der Einwohner bilden Ackerbau, Viehzucht und Schiffahrt; doch herrscht im allgemeinen Armut, da große Majorate bestehen, die Felder meist von Pachtern bebaut und schwere Steuern erhoben werden. Früher war Wein (Kanariensekt) eins der Hauptprodukte der Inseln, doch vernichtete seit 1852 die Traubenkrankheit den Weinbau fast vollständig; seit 1870 hat man ihn aber wieder aufgenommen. Auch die früher blühende Kochenillezucht ist stark zurückgegangen, 1880/81 war der Ausfuhrwert noch 13,436,000 Mk., aber 1888 nur mehr 894,000 Mk. Bedeutend ist dagegen der Anbau von Zwiebeln und Kartoffeln, die nach Westindien ausgeführt werden, sowie von Weizen, Gerste, Roggen, Mais, Tabak, Kaffee, Bataten rc. Auch die Soda liefernde Barillo (Mesembryanthemum crystallinum) sowie Maulbeerbäume für die Seidenraupenzucht werden gebaut, doch ist nur ein Fünftel des Bodens anbaufähig. Die geringe Industrie erzeugt nur seidene und wollene Stoffe sowie grobes Leinen. Der Handel (meist in englischen Händen) hat sich sehr gehoben, seitdem 1852 die Inseln (Ferro ausgenommen) zu Freihäfen erklärt wurden. Zwischen den einzelnen Inseln besteht ein reger Verkehr durch Segelschiffe. Mit Cadiz und Puertorico ist Teneriffa durch spanische Postdampfer verbunden, Teneriffa, Gran Canaria und Lanzarote durch englische Dampfer mit Liverpool und Gibraltar. Der Haupthafen ist Santa Cruz de Tenerifa, dann Las Palmas. Ein Kabel führt von Cadix nach Teneriffa und von da nach Dakka in Französisch-Senegal. Der Gouverneur sowie der Kommandant der kleinen spanischen Truppenabteilung residiert in Santa Cruz de Tenerifa. Zu Verwaltungszwecken besteht eine Einteilung in zwei Divisionen, jede zu drei Distrikten. Außer der Garnison gibt es noch eine einheimische Miliz; Santa Cruz de Tenerifa und Las Palmas sind Festungen. — Die Inseln waren wahrscheinlich schon den Phönikern bekannt; die Griechen verlegten auf die »glücklichen« oder »seligen« Inseln ihre elysäischen Gefilde. Daß die Karthager zu ihnen gelangt waren, zeigt die Gesandtschaft, die der mauretanische König Juba 40 v. Chr. hierher sandte. Plinius kennt bereits den Namen Canaria und leitet ihn von der Menge großer Hunde her. Im 12. Jahrh. sahen die Araber den Archipel; 1341 unternahmen die Portugiesen eine Fahrt hierher, infolge deren Luis de la Cerda, ein Urenkel Alfons' X. von Kastilien, sich 1344 von Papst Clemens VI. zu Avignon zum König der Kanarischen Inseln krönen ließ. Doch betrat er seinen Besitz niemals, und der Admiral Robert von Bracamonte, dem Heinrich III. von Kastilien die Inseln geschenkt hatte, besuchte zwar Lanzarote, übertrug aber seine Rechte bald auf Johann von Béthencourt. Dieser landete 1402 mit einigen Abenteurern auf Lanzarote und eroberte bis 1405 dieses sowie Fuerteventura, Gomera und Ferro. Des noch nicht eroberten Teneriffa suchte sich Portugal, obschon vergeblich, zu bemächtigen. Ferdinand der Katholische kaufte die genannten Inseln von Didaco Herrera für 15,000 Dukaten, und bis 1496 wurden auch Gran Canaria, Palma und Teneriffa ihren ursprünglichen tapfern Bewohnern, den Guanchen, entrissen, die dabei bis auf wenige Reste, die sich mit den Spaniern vermischten, zu Grunde gingen.

Vgl. L. v. **Buch**, Physikalische Beschreibung der Kanarischen Inseln (Berl. 1825); **Barker-Webb** und **Berthelot**, Histoire naturelle des îles Canaries (Par. 1836—50, 3 Bde.); v. **Fritsch**, Reisebilder von den Kanarischen Inseln (Gotha 1867); die sehr belehrende anonyme Schrift »Les îles Fortunées, ou l'archipel des Canaries« (Par. 1869, 2 Bde.); F. v. **Löher**, Nach den Glücklichen Inseln, kanarische Reisetage (Bielef. u. Leipz. 1876); Derselbe, Das Kanarierbuch. Geschichte und Gesittung der Germanen auf den Kanarischen Inseln (Münch. 1895); **Berthelot**, Antiquités canariennes (das. 1879); **Millares**, Historia general de las islas Canarias (Las Palmas 1882—95, 8 Bde.); **Christ**, Eine Frühlingsfahrt nach den Kanarischen Inseln (Basel 1886, die Vegetation der Inseln behandelnd); **Chun**, Bericht über eine Reise nach den Kanarischen Inseln 1887—88 (Sitzungsberichte der Berliner Akademie, 1888); **Stone**, Tenerife and the Canary Islands (2. Aufl., Lond. 1889); **Verneau**, Cinq années de séjour aux îles canariens (Par. 1890); **Whitford**, The canary

Digitized by Google

Islands as a winter resort (Lond. 1890); Taylor, Health resorts of the Canary Islands (das. 1893); Ellerbeck, Guide to the C. J. (das. 1892); B. Meyer, Märztage im Kanarischen Archipel (Leipz. 1893).

Kanaster (niederl., v. span. canástro), ein aus Rohr oder Binsen geflochtener »Korb«, mit dünn geschlagenem Blei ausgefüttert, zur Warenversendung dienend; danach (Knaster) eine der feinsten Sorten Rauchtabak (Varinas), der gerollt in jenen Rohrkörben versandt wird (also soviel wie Korbtabak). Vgl. Tabak.

Kanata (Kanatha), antiker Ort und Bischofsitz im Haurangebirge, 1240 m hoch, wo Herodes von aufständischen Arabern geschlagen wurde. Heute Kanawât mit Ruinen eines Heliostempels, eines Theaters, einer Kirche ꝛc.

Kanavalie, s. Canavalia.

Kanawha, zwei Flüsse der nordamerikan. Union: 1) Great K., Zufluß des Ohio, entspringt in den Iron Mountains in Nordcarolina, durchbricht im Lauf durch Virginia die Parallelketten des Alleghany-Gebirgssystems (die letzte, die Gauleykette, in einem senkrechten, 16 m hohen Fall), nimmt innerhalb desselben den Great Briar, unterhalb der Berge den Gauley und Elk von O., den Coa River von W. her auf und mündet, 650 km lang, wovon 160 km schiffbar, bei Point Pleasant in Westvirginia. Er durchschneidet außerordentlich reiche, offen zu Tage tretende Lager bituminöser Kohle. — 2) Little K., Nebenfluß des Ohio in Virginia, entspringt am Westabhang des Alleghanygebirges, durchbricht mehrere Ketten u. hat eine Länge von 300 km, wovon aber nur 20 km schiffbar sind. Auch seine Uferlandschaften sind reich an Kohle.

Kanazawa, Stadt in der japan. Provinz Kaga auf der Nordwestküste der Insel Nippon, unter 36° 33′ nördl. Br., Hauptstadt des Ken Ishikawa, an den Flüssen Saigawa und Asanogawa, 8 km von deren Mündung in das Japanische Meer, hat ein Obergericht und berühmte Fabrikation von Bronze mit prächtiger Ziselier- und Tauschierarbeit und von mit Gold- und Eisenfarben bemaltem Porzellan, eine Seidenhaspelanstalt mit Dampfbetrieb und (1893) 92,239 Einw. Sein Hafen ist das 10 km entfernte Takamats.

Kandahar, Provinz im östlichen Afghanistan, südlich von Kabul, wird im N. von den Ausläufern der von dem Pagmangebirge ausgehenden Berge angefüllt, vom Hilmend mit Argandab, Tarnak u. a. durchzogen und ist zwischen den Thälern des Gebirges fruchtbar, während den Südwesten eine nach Belutschistan hineinreichende Wüstenregion erfüllt. Das Klima ist im ganzen mild, aber die Winter sind noch rauh. Hauptfeldfrucht ist Weizen, doch wird er nur in den Thalsohlen gebaut; die Abhänge und Ebenen vor den Bergen werden von nomadisierenden Afghanen aus Ghasni mit großen Herden von Kamelen und Schafen abgeweidet. Die seßhafte Bevölkerung (Afghanen, gemischt mit Tadschik und Hindu) wird auf 900,000 Seelen geschätzt; Religion ist der Islam. Eingeteilt wird die Provinz in die Kreise K., Girischk und Kelati Gildschi. K. ist das Arachosien der Alten und bildete ein selbständiges Chanat, bis Dost Mohammed es 1839 unterwarf. S. Karte »Zentralasien«.

Kandahar, Hauptstadt der gleichnamigen afghanischen Provinz (s. oben), liegt unter 31° 37′ nördl. Br. und 65° 28′ östl. L. v. Gr., 1058 m ü. M., 340 km südwestlich von Kabul, in einer fruchtbaren und bevölkerten Ebene, zwischen den Flüssen Argandab und Tarnak, welche dem Hilmend zufließen, an der Bahn Schikarpur-K., ist sehr regelmäßig gebaut, von einem Erdwall mit Türmen und Bastionen umgeben sowie neuerdings durch Außenwerke verstärkt und hat sechs Thore und eine Citadelle. Die Zahl der Einwohner wird verschieden, auf 25—50,000 Seelen, geschätzt. Hauptindustrien sind Seidenstoffe, Filz, Rosenkränze aus einem weichen Stein nahe bei der Stadt. In der Umgegend starker Wein- und Obstbau. Der Handel mit Persien ist sehr lebhaft; nach Britisch-Indien werden Wolle, Früchte und Nüsse (1891/92 für 469,254, aber 1892/93 nur für 234,428 Rupien) ausgeführt, die Einfuhr von dort betrug 526,191, bez. 297,657 Rupien. — Die Stadt ist wahrscheinlich das alte Alexandria Arachoton, welches Alexander d. Gr. 329 v. Chr. gründete. Sie wurde in der Folge wiederholt erobert und zerstört, so 1383 von Tamerlan, 1507 von Baber, 1620 von Schah Abbas I., 1660 von Abbas II. und 1738 von Nadir Schah, der dicht daneben eine neue Stadt anlegen ließ, die Hauptstadt des neuen Reiches wurde, bis Timur Schah seine Residenz nach Kabul verlegte. Über die weitere Geschichte s. Afghanistan.

Kandalakschajabucht, s. Weißes Meer.

Kandare, s. Zaum.

Kandaulas, lydischer Name des Hermes (»Hundswürger«) und des Herakles.

Kandaules, letzter König von Lydien aus dem Geschlecht der Sandoniden, ließ seinen Leibwächter Gyges (s. d.) die Reize seiner Gemahlin, auf die er eitel war, im Schlafgemach bewundern. Erzürnt über diese ihr zugefügte Schmach, ließ dieselbe Gyges zu sich kommen und stellte ihm die Wahl, entweder den König zu morden, oder augenblicklich erdrosselt zu werden. Gyges tötete darauf den K. (689 v. Chr.).

Kandavu, eine der Fidschiinseln, südlich von Viti Levu und durch die Kandavupassage von demselben getrennt, 535 qkm groß, mit über 10,000 Einw., wird durch die südöstlich tief eindringende Nathababai und die Malattabai im NW. (viel besucht von Walfängern) in zwei nur durch einen schmalen Isthmus zusammenhängende Teile getrennt; sie ist bergig, aber sehr fruchtbar und hat auf ihrem Südwestende den erloschenen, 792 m hohen Vulkan Nabukelevu.

Kande, dänisches Flüssigkeitsmaß zu 2 Potter von 4 Pegel = 1,932 Liter.

Kandel, der höchste Punkt des mittlern Schwarzwaldes in Baden, zwischen der Elz und Glotter, südöstlich von Waldkirch, 1243 m hoch, mit weiter, schöner Aussicht und einem Wirtshaus.

Kandel (Langenkandel), Flecken im bayr. Regbez. Pfalz, Bezirksamt Germersheim, an der Linie Winden-Maximiliansau der Pfälzischen Eisenbahn, 156 m ü. M., hat eine Simultankirche, ein Amtsgericht, Forstamt, eine große Geschäftsbücherfabrik, Zigarren-, Schuhschäfte- und Stuhlfabrikation, eine Dampfsägemühle, Tabaks- u. Getreidebau, Viehzucht und (1890) 3554 meist evang. Einwohner. K. dehnt sich fast 5 km lang aus und wird daher im Volksmunde Langenkandel genannt.

Kandelāber (lat. Candelabrum), bei den Alten ein Gestell, das zum Tragen von Kerzen, Lampen und Räucherschalen diente und mit zunehmendem Luxus oft kunstreich in Bronze oder Marmor gearbeitet wurde. Es bestand gewöhnlich aus einem säulenartigen, meist kannelierten, von Tierfüßen getragenen Schaft, der oben auf einem Kapitäl einen Teller trug, oder an dem oben an Ketten Lampen aufgehängt wurden (s. Lampadarius, mit Abbildung). Bronzene K. (Fig. 1, S. 842) sind zahlreich in etruskischen und römischen Gräbern und in Pompeji gefunden worden.

Große marmorne K. zum Tragen von Feuerbecken aus dem Altertum enthält das Britische Museum, das Louvre zu Paris, der Vatikan zu Rom und die Glyptothek zu München (Fig. 2). Bei ihnen ist der dreiteilige Fuß besonders reich ausgebildet, und sie wurden die Vorbilder für die Prachtkandelaber der italienischen Renaissance, die teils aus Bronze (Fig. 3), teils aus Marmor angefertigt wurden. Diese sind wieder die Muster für die noch jetzt üblichen K. geworden, die aus Silber, Bronze, dekoriertem Porzellan u. a. gefertigt werden. Vgl. auch Leuchter.

Fig. 1. Römischer Bronzekandelaber.

Kandelbeere, soviel wie Viburnum Lantana *L.*

Kandeln, auskehlen, rinnenförmig aushöhlen.

Kandelzucker (Kandis), s. Zucker.

Kandern, Stadt im bad. Kreis und Amt Lörrach, an der Kander, 354 m ü. M., hat eine evangelische und eine katholische Pfarrkirche, Porzellanerdegruben, Fabrikation von Majoliken, feuerfesten Steinen, Papier, Reiseartikeln und Holzschuhen, Brezelbäckerei, Wein- und Holzhandel, Viehmärkte u. (1890) 1481 Einw., davon 144 Katholiken u. 2 Juden. Nördlich von K. der aussichtsreiche Blauen (s. d.). Hier 20. April 1848 Gefecht zwischen den Freischaren Heckers und den hessischen und badischen Truppen unter Friedrich v. Gagern, der hier fiel, u. dem 1889 ein Denkstein errichtet wurde.

Kanderthal, das von der Kander, einem 44 km langen, linksseitigen Zufluß der Aare, durchflossene Thal im Berner Oberland. Die Kander entspringt in 1875 m Höhe am Kandergletscher, am Südfuß der Blümlisalp, und fließt in drei Thalstufen, deren oberste Gasterenthal heißt, dem Thuner See zu. Unterhalb Frutigen (s. d.) nimmt sie den Engstligenbach und kurz vor ihrer Mündung die Simme (s. d.) auf. Im engern Sinne heißt K. die mittlere Thalstufe, welche sich von der Gasterenklus bis nach Frutigen 11 km weit erstreckt und die Gemeinde Kandergrund (mit 1110 Einw.) bildet. Hauptort derselben ist das Dorf Kandersteg, 1170 m ü. M., von hohen Alpengipfeln (Blümlisalp, Doldenhorn u. a.) umgeben, von wo aus die Gemmi (2302 m) nach Bad Leuk, der Lötschenpaß (2681 m) vom Gasterenthal in das Lötschenthal und der Tschingelpaß (2826 m) nach dem Lauterbrunner Thal führen. Unterhalb Frutigen öffnet sich rechts das Kienthal, während sich westlich vom K. das diesem teilweise parallel laufende Diemtiger Thal, ein Seitenthal des Simmenthales, hinzieht. Früher ergoß sich die Kander unterhalb Thun in die Aare selbst, lagerte aber Unmassen von Geschiebe (Kandergrien) dort ab und veranlaßte dadurch Stauungen im Fluß und Versumpfung der Uferländer, so daß 1711 die Berner Regierung den Hügelzug von Strättligen in einem Tunnel von 1 km Länge durchbrechen

Fig. 2. Marmorkandelaber, röm. Arbeit (Glyptothek, München).

Fig. 3. Bronzekandelaber (Renaissance) aus der Certosa bei Pavia.

und so die Kander unschädlich dem See zuleiten ließ. Vgl. Bachmann, Die Kander im Berner Oberland, ein ehemaliges Gletscher- und Flußgebiet (Bern 1870).

Kandesch (Khandesch, Candeish), Distrikt der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, zwischen 20° 15′—22° 5′ nördl. Br. und 73° 37′—76° 24′ östl. L. v. Gr., 25,754 qkm (468 QM.) groß mit (1891) 1,460,851 Einw. (1,249,132 Hindu, 112,049 Mohammedaner, 1174 Christen), unter denen Marathen vorherrschen, in den Bergen wohnen Bhil und andre Stämme. Das im N. von der Satpura-, im O. von der Adschantakette durchzogene und von der Tapti durchflossene Land erzeugt in den Thälern geschätzte Baumwolle (Hauptthandelsartikel), Getreide, Hirse, Ölsaaten; in den dichten Bergwaldungen hausen reißende Tiere und viel Wild. Der Südosten wird von der Bombay-Kalkuttabahn durchschnitten, von der bei Bhosawal die Bahn nach Zentralindien abzweigt. Haupt- und Garnisonsort ist Dhulia am Pandschhra, mit altem Fort und (1891) 21,880 Einw.

Digitized by Google

Kandi (Candy, »Berg«), Stadt im Innern der brit. Insel Ceylon, unter 7° 21′ nördl. Br. und 80° 48′ östl. L. v. Gr., 446 m ü. M., 115 km nordöstlich von Colombo, mit dem es Eisenbahnverbindung hat, malerisch an einem kleinen, von bis 610 m hohen Bergen umrahmten See gelegen, hat einen großen, ehemals königlichen Palast, dessen noch unverfallener Teil dem Regierungsagenten zur Wohnung dient, während der frühere Empfangssaal als Gerichtshalle benutzt wird. Auch die vier Hindu- und zwölf buddhistischen Tempel sind verfallen. Der große, aber wenig bedeutende Tempel, der in einem reich verzierten Schrein (Karandha) den Zahn Buddhas, die Dalada, birgt, gilt für besonders heilig. Außer dem indischen Viertel ist die Stadt größtenteils modern u. zählt (1891) 20,252 Einw., darunter viele Europäer. In K. haben die wesleyanische und die Baptistenmission Hauptstationen. Durch eine 1,4 km lange Vorstadt führt der Weg zu dem berühmten botanischen Garten von Peradeniya. — Die Portugiesen nahmen 1796 K. ein, verloren es aber schon nach neun Monaten wieder an den Herrscher von Ceylon; ein englisches Detachement, das 20. Febr. 1803 Besitz von K. nahm, mußte sich 23. Juni den Singhalesen wieder ergeben. Erst Ende 1814 wurde der Krieg von neuem aufgenommen und, nachdem König Wikrama in K. 19. Febr. 1815 zum Gefangenen gemacht war, Ceylon zu den britischen Besitzungen geschlagen.

Kändi (engl. Candy), ein vorderindisches Lastenmaß von gewöhnlich 20 Mönn oder Mahnd: das amtliche von Bombay und das der Insel Ceylon für Tabak und Zimt = 5 engl. Hundredweights oder 254,012 kg, das von Madras und auf Ceylon für Baumwolle, Ebenholz und Nußfasertaue = 500 engl. Pfund oder 226,796 kg, das von Surate = 339,65 kg, aber in Bombay = 338,607 kg gerechnet. In Bombay kommen auch K. zu 28, 26 und 21 Mahnd vor, sowie ein K. als Getreidemaß von 8 Parahs = 3,2 Hundredweights oder 162,568 kg mit zuweilen 1/16 mehr. Man sagt auch Bahar oder Bar für K.

Kandia, Hauptstadt der Insel Kreta, s. Candia.

Kandidāt (lat.), bei den Römern der Bewerber um ein Amt (s. Candidatus); in der alten katholischen Kirche ein Neugetaufter, da ein solcher noch eine Woche lang ein weißes Gewand tragen mußte; in neuerer Zeit besonders in der protestantischen Kirche der Theolog, der nach bestandener Prüfung die Anwartschaft auf ein Predigeramt erhalten hat; dann auch allgemein ein Bewerber um irgend ein Amt. Daher Kandidatur, die Bewerbung um ein Amt; kandidieren, als K., Bewerber, auftreten.

Kandieren (franz.), Verzuckern von Gewürzen, eingemachten Wurzeln, Früchten u. dgl., geschieht auf die Weise, daß man die zu kandierenden Gegenstände zwischen Drahtgittern in ein passendes Gefäß legt und eine blutwarme Lösung von reinem Zucker in Wasser, die an der Zuckerwage 34° zeigt, darüber gießt und einige Tage stehen läßt. Die Gegenstände bedecken sich in dieser Zeit mit Kristallen und werden nachher getrocknet (Kanditen). Eingemachte Sachen kann man auch immer wieder mit Zuckerpulver bepudern und an einen warmen Ort legen, bis sie endlich trocken geworden sind. Sämereien werden mit düngenden Stoffen kandiert, indem man sie in Leimwasser legt und dann mit Guano, Superphosphat ꝛc. bestreut.

Kandiltagh, Bergkette in Russisch-Turkistan, zum Tiënschan gehörig, erstreckt sich vom Alatau in nordwestlicher Richtung, bildet die Wasserscheide zwischen Ili und Tschu und erreicht im Snoktube 3050 und Bischmainak 2960 m, überschreitet aber die Schneegrenze nicht. Unter den leicht überschreitbaren Pässen werden der Kastek und Kurdai am meisten begangen.

Kandiöl, s. Ceratonia.

Kandiōten, Bewohner der Insel Kreta (s. d.).

Kandis (Kandiszucker), s. Zucker.

Kandīten, kandierte Früchte ꝛc. (s. Kandieren); dann auch Bonbons, Fruchtbonbons, Pralinés, Dragés ꝛc.

Kandolleaceen (Stylidiaceen), dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kampanulaten, etwa 100 meist in Australien einheimische Kräuter und Halbsträucher mit ungeteilten Blättern und meist zygomorphen Blüten, die sich durch zwei mit dem Griffel verwachsene Staubgefäße, eine sogen. Geschlechtssäule (gynostemium), auszeichnen; letztere ist bei einigen Arten (Stylidium adnatum) reizbar.

Kandschar (Khandschar), s. Handschar.

Kandschur (auch Kagyur, Kangyur, genauer Bkagyur), die tibetische Übersetzung der heiligen Schriften der Buddhisten, umfaßt 1083 Werke, die in sieben großen Gruppen und 100—108 Bänden vereinigt sind. Die Sammlung wurde zum erstenmal auf Befehl von Miwang, Regent von Lhassa (1728—46), in Narthang, einem Kloster bei Taschilhunpo (s. d.), in Holz geschnitten und gedruckt; seither ist sie auch ins Mongolische übersetzt und in dieser Sprache in Holz geschnitten und gedruckt worden. Vollständige Abzüge des K. befinden sich in Petersburg, London und Paris; einen vollständigen systematischen Index gab 1845 J. J. Schmidt im Auftrag der Akademie zu Petersburg heraus. Vgl. E. Schlagintweit, Buddhism in Tibet (Lond. 1863).

Kane (spr. kēn), Elisha Kent, berühmter nordamerikan. Polarfahrer, geb. 3. Febr. 1820 in Philadelphia, gest. 16. Febr. 1857 in Havana, ging 1844 als Arzt der nordamerikanischen Gesandtschaft nach China und besuchte die Philippinen, Ceylon, Ostindien, Ägypten bis an die Grenze Nubiens, Südafrika und Dahomé, wo er bis Widah vordrang. 1846 nahm er am mexikanischen Kriege teil, war darauf bei der Küstenvermessung des Mexikanischen Meerbusens thätig, begleitete 1850—52 als Arzt und Naturforscher die von Grinnell (s. d.) zur Auffindung Sir John Franklins ausgerüstete Expedition und schrieb darüber »The United States Grinnell Expedition in search of Sir John Franklin« (New York 1854; in 1 Bd., Lond. 1860). Größere Ergebnisse als diese erzielte die zweite, von K. selbst befehligte Grinnell-Expedition, welche 30. Mai 1853 mit der Advance von New York aufbrach und durch den Smithsund zur Rensselaerbai in 78° 37′ nördl. Br. gelangte. Hier fror das Schiff ein; der Matrose Morton erreichte aber zu Schlitten 24. Juni 1854 unter 80° 40′ nördl. Br. offenes Wasser, welches K. als das offne Polarmeer ansah. Unter Preisgabe des Schiffes und nach vielen Beschwerden im Oktober 1855 nach New York zurückgekehrt, veröffentlichte K. sein zweites, bedeutendes Werk: »The second Grinnell Expedition« (Philad. 1856, 2 Bde.; deutsch im Auszug, 3. Aufl., Leipz. 1874; auch als »K., der Nordpolfahrer«, 7. Aufl., das. 1884). Später besuchte er England und Cuba. Vgl. Elder, Elisha Kent K., a biography (Philad. 1857); Kutzner, Ein Weltfahrer (3. Aufl., Leipz. 1890).

Kanēl (Kaneel), in der Sprache der frühern Vermittler des Gewürzhandels, der Venezianer oder Portugiesen (cannella oder canella), Bezeichnung aromatischer Rinden, jetzt sowohl für ceylanischen als auch (seltener) für chinesischen Zimt gebraucht.

Digitized by Google

Kanelbaum, s. Canella.

Kanellaceen, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, wenige (ca. vier) Holzgewächse des tropischen Amerika mit abwechselnden, ganzrandigen Blättern, in Trugdolden stehenden, regelmäßigen Blüten, deren 20 oder mehr Staubgefäße zu einer Röhre vereinigt sind, und Beerenfrüchten. Die auf den Antillen einheimische Canella alba liefert die zimtartig riechende Kanellrinde.

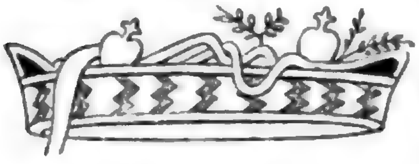
Kanellaöl, das ätherische Öl aus der Rinde von Canella alba (Ausbeute 1,25 Proz.), ist leichter als Wasser, riecht stark gewürzhaft und besteht aus Eugenol, Kajeputol und zwei andern sauerstoffhaltigen Körpern. [s. Granat.

Kanelstein (Kaneelstein), ein Kalkthongranat,

Kanem, Landschaft Innerafrikas, an die nördlichen und nordöstlichen Ufer des Tsadsees grenzend, ehemals ein blühendes, selbständiges Reich bildend, nunmehr politisch zu Bornu gehörig, 56,660 qkm (1029 QM.) groß. Das Land ist im NO. sandige Ebene mit tiefen, dicht bewaldeten Einsenkungen, im SO. sind die Thäler von außerordentlicher Schönheit und mit üppiger Vegetation bedeckt. Die etwa 100,000 Seelen starke Bevölkerung besteht aus Tibbu, Kanembu, Kanuri, Arabern u. a.; im N. führen die räuberischen Aulad Soliman (s. d.) ein Nomadenleben. Diese letztern verdrängten die Kanembu, die vor Jahrhunderten von Norden her einwanderten, auf die Inseln des Tsadsees oder nach Bornu, oder behielten sie als Ackerbauer und Hirten. Die Kanembu sind jetzt stark mit Negern vermischt, bedecken den Körper nur mit einem Schurzfell, verhüllen aber das Gesicht wie die Tuareg. Hauptort ist Mao (s. d.). Vgl. Nachtigal, Sahara und Sudân, Bd. 2 (Berl. 1881).

Kanembu, Bewohner von Kanem (s. d.).

Kaneon, runder oder ovaler Brot- oder Fruchtkorb der Griechen, den die athen. Jungfrauen (»Kanephoren«) bei der Prozession der Panathenäen auf dem Kopfe trugen (s. Abb.).


Kaneon.

Kanephoren (griech., »Korbträgerinnen«), die auserlesenen Jungfrauen, welche in Athen bei festlichen Gelegenheiten die Opfergerätschaften in Körbchen auf dem Kopfe trugen. Ihre Darstellung in Werken der Plastik wurde sehr beliebt; besonders berühmt waren die des Polyklet und Skopas.

Kaneszieren (lat.), grau werden (vor Alter); Kaneszenz, das greisenhafte Ergrauen.

Kanetra, s. El Kanetra.

Käneus, Sohn des Elatos, ein unverwundbarer Lapithe, der, von den Kentauren mit Fichtenstämmen bedeckt, in die Erde sank, was sich häufig in griechischen Tempelskulpturen des 5. Jahrh. v. Chr. dargestellt findet.

Kanevas (franz. canevas, spr. kann'wa, v. lat. cannabis, »Hanf«; Kannefaß), ursprünglich eine Hanfleinwand mit erhabenen Streifen, Rippen 2c., jetzt meist ein leinenes, baumwollenes, wollenes oder seidenes (auch gemischtes) Gewebe aus stark gedrehtem Garn und mit regelmäßigen viereckigen Öffnungen, welches als Grundlage für Wollstickereien (Stramin) dient. Seidener K. wird aus zweifädigem, mit einem wenig gedrehten Seidenfaden auf einer Maschine umwundenem Baumwollenzwirn hergestellt. Man benutzt K. auch zu Fliegen- und Luftfenstern, leichtem Unterfutter 2c. K. heißt auch das Netz zu topographischen Karten; auch im allgemeinen der Entwurf oder die Grundlage zu etwas Auszuführendem. — In der italienischen Stegreifkomödie bezeichnet man mit K. (ital. canavaccio) die Verteilung des Stoffes in Akte und Szenen, die dann von den Schauspielern durch Improvisation ausgefüllt wurden. Man braucht dafür auch den Ausdruck Scenario.

Kanew, Kreisstadt im russ. Gouv. Kiew, an der Mündung der Kanewka in den Dnjepr, hat 2 griechisch-katholische u. eine römisch-kath. Kirche, 5 Synagogen, mehrere Tuchfabriken und (1889) 8887 Einw. Der Kreis ist sehr industriell; er hat viele Fabriken, darunter mehrere Branntweinbrennereien, Zuckerfabriken und Tuchfabriken. Die Wälder liefern viel Eichen zum Schiffbau am Schwarzen Meere.

Kangeang (Kangiang), Inselgruppe in Niederländisch-Indien, östlich von Madura und nördlich von Bali, 633 qkm (11,5 QM.) groß mit 8000 Einw., besteht aus der Hauptinsel K., unter 7° 2' südl. Br. und 115° 35' östl. L. v. Gr., den kleinern Baliat und Pandschang nebst zahlreichen kleinen Eilanden.

Kangra, Distrikt in der Division Dschallandar der britisch-ind. Provinz Pandschab, zwischen 31° 20'—33° nördl. Br. und 75° 39'—78° 35' östl. L. v. Gr., erstreckt sich von den Niederungen des Doab ostwärts über den Himalaja weit in Tibet hinein, 23,488 qkm (427 QM.) groß mit (1891) 763,030 Einw. (715,607 Hindu, 39,709 Mohammedaner). Der Distrikt ist reich an vorzüglichem Eisen, auch Gold, Silber, Kupfer, Blei und Braunkohle sind vorhanden, werden aber wenig ausgebeutet, Schiefer wird ausgeführt, Salz- und heiße Schwefelquellen sind zahlreich. Die ausgedehnten Waldungen enthalten Hölzer fast aller Zonen. Ackerbau wird nur in einem Teil der Provinz betrieben; Weizen, Reis und Mais sind die Hauptprodukte, in neuester Zeit sind Thee (jährlich 1 Mill. Pfd.), Zuckerrohr und Kartoffeln hinzugetreten. Hauptstadt ist Dharmsala, Gesundheitsstation der Briten, mit (1891) 6184 Einw. — Die Stadt K. hat ein Fort mit britischer Besatzung, ist berühmt wegen ihrer Juwelier- und Emailarbeiten und hat (1891) 5234 Einw.

Känguruh (Beutelhase, Macropus *Shaw*), Säugetiergattung aus der Ordnung der Beuteltiere u. der Familie der Känguruhs (Halmaturidae), eigentümlich gebaute Tiere mit kleinem Kopf und kleiner Brust, kurzen, schwachen Vorderfüßen, sehr stark entwickelter Lendengegend, verlängerten, sehr kräftigen Hinterbeinen und verhältnismäßig mächtigem, äußerst muskelkräftigem Schwanz. Der Hinterteil des Leibes vermittelt fast ausschließlich die sprungweise Bewegung, während die Vorderfüße hauptsächlich handartig benutzt werden. Die Hinterfüße haben vier starke, lange Zehen, von denen die vierte sehr groß und stark bekrallt ist, an den Vorderfüßen finden sich fünf bekrallte Zehen. Die Känguruhs bewohnen die grasreichen Ebenen Australiens, zum Teil dichtes Buschwerk oder Felsenklüfte; sie sammeln sich auf futterreichen Plätzen zu Herden, gehen schwerfällig humpelnd, sitzen gern auf Hinterfüßen und Schwanz mit schlaff herabhängenden Vorderfüßen, springen bei schneller Fortbewegung ausschließlich mit den Hinterbeinen und schnellen sich dabei 6—9 m weit fort. Sie werden daher bei ihrer großen Ausdauer, und da sie 2—3 m hohe Hindernisse mit Leichtigkeit überwinden, nur schwer von Hunden eingeholt. Die Känguruhs hören scharf; Gesicht u. Geruch sind dagegen schwach entwickelt. Bezeichnend

Digitized by Google

1. Wildes Kaninchen. – 2. Gehegekaninchen (Lapin de Garenne). – 3. Gewöhnliches französisches Kanin
6. Angorakanin

Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Google

chen 4 Französisches Widderkaninchen 5. Normannisches [illegible]
en

Digitized by Google

KANI

Digitized by Google

en (Lapin commun). – 4 Französisches Widderkaninchen (Lapin bélier). – 5 Normandiner Kaninchen

ist ihre große Ängstlichkeit, der sie oft zum Opfer fallen. Sie nähren sich von Gras und Baumblättern, Wurzeln, Rinde und Früchten. Die Fruchtbarkeit ist gering; das nach sehr kurzer Tragzeit geborne winzige, ganz unentwickelte Junge wird von der Mutter in dem Beutel an einer der Zitzen festgesetzt und nährt sich etwa acht Monate lang von der Muttermilch, ohne den Beutel zu verlassen. Geschieht dies endlich, so kehrt es noch lange beständig zur Mutter zurück. Die Känguruhs werden wegen ihres wohlschmeckenden Fleisches und der Haut eifrig gejagt und sind durch rücksichtslose Verfolgung bereits sehr stark zurückgedrängt; sie ertragen die Gefangenschaft gut u. pflanzen sich in zoologischen Gärten leicht fort. Das Riesenkänguruh (Boomer, M. giganteus *Shaw*, s. Tafel »Beuteltiere I«), gegen 3 m lang, mit 90 cm langem Schwanz, bis 150 kg schwer, erreicht in sitzender Stellung fast Manneshöhe, ist braungrau, an Vorderarmen, Schienbeinen und Fußwurzeln hell gelblichbraun, an den Zehen und der Schwanzspitze schwarz, an den langen, spitzen Ohren nußbraun; es bewohnt Neusüdwales und Vandiemensland, ist gegenwärtig aber weit zurückgedrängt. Von den kleinern Känguruhs (Wallabys) ist das Pademelon (M. thetidis *Waterh.*) 1 m lang, mit 45 cm langem Schwanz, oberseits braungrau, unterseits weiß; es bewohnt Südqueensland, Neusüdwales und Victoria und wird wegen seines wohlschmeckenden Fleisches eifrig gejagt. Eine andre Art, Bennets Wallaby, hat sich in der Rheinprovinz über Winter im Freien erhalten und auch fortgepflanzt. Zu den Bergkänguruhs (Petrogale *Gray*) gehört das Felsenkänguruh (M. [P.] penicillatus *Gray*). Dies ist mit dem an der Spitze buschigen Schwanz 1,25 m lang, purpurgrau, am Kinn weiß, an der Brust grau, an Füßen und Schwanz schwarz; es bewohnt die Felsengebirge von Neusüdwales, hält sich am Tage verborgen und entgeht der Verfolgung meist durch seine außerordentliche Fertigkeit im Klettern. Große Kletterfertigkeit zeigen die Baumkänguruhs (Dendrolagus *Schleg.*, s. Tafel »Australische Fauna«, Fig. 2), in Neuguinea und Nordqueensland, welche große, kräftige Vorderbeine und gekrümmte Krallen besitzen. Das Bärenkänguruh (D. ursinus *Schleg.*), in Neuguinea, ist 1,25 m lang, mit 60 cm langem Schwanz, gedrungenem, kräftigem Leib, kurzem Kopf, straffen, schwarzen Haaren, unterseits und im Gesicht braun. Es lebt auf Bäumen und nährt sich hauptsächlich von Blättern, Knospen &c. Die kleinsten Arten der Familie gehören zu der Gattung Känguruhratte (Buschratte, Hypsiprimnus *Ill.*); sie haben einen verhältnismäßig kürzern Schwanz und kleine, runde Ohren und erreichen die Größe des Hasen. Sie bauen ein dickwandiges Grasnest in einer gegrabenen Höhlung im Boden und liegen darin den Tag über verborgen; nachts gehen sie nach Futter aus, das in Gras und Wurzeln besteht. Man findet sie in Australien und Vandiemensland.

Känguruhdorn, s. Acacia.

Känguruhinsel (Kangaroo Island), Insel an der Südküste Australiens, zur brit. Kolonie Südaustralien gehörig, vor dem Golf von St. Vincent, durch die westliche Investigatorstraße von der Yorkehalbinsel, durch die östliche Backstairspassage vom Kap Jervis getrennt, 140 km lang, 55 km breit und 4351 qkm (79 QM.) groß, mit (1891) 598 Einw. Der Boden ist äußerst armselig, fast überall wasserlos und mit dichtem Buschwerk besetzt und ergibt nur spärliche Ernten. Im Privatbesitz sind 13,475 Hektar, wovon 1893 erst 725 Hektar unter Kultur waren. Der Viehstand betrug 23,161 Schafe, 700 Rinder &c. Die 1885 gemachten Goldfunde waren wenig bedeutend und nicht nachhaltig. Die Insel wurde 1801 von Flinders entdeckt und wegen der außerordentlich zahlreichen, jetzt längst ausgerotteten Känguruhs K. benannt. Auf den Vorgebirgen Willoughby und Kap Borda sind Leuchttürme errichtet, und ein Kabel führt zum Festland. S. Karte »Australien«.

Känguruhratte, s. Känguruh.

Känguruhwein, s. Cissus.

Kanile, s. Schall.

Kanin, eine Halbinsel im nördlichen Rußland, zwischen dem Weißen Meere und der Tscheskajabai, 10,500 qkm (190 QM.) groß, endigt an der Nordwestseite mit dem Kanin Noß und ist eine niedrig gelegene, große, morastige Fläche, sogen. Tundra, welche von vielen Seen, Bächen und Hügeln unterbrochen wird. Ehemals war K. eine Insel, welche vom Festland eine schiffbare Wasserstraße abtrennte, die durch die Flüsse Tschjuscha (nach NO.) und Tschischa (nach SW.), die Abflüsse des Sees Parusnoje, gebildet wurde. Infolge der Hebung der russischen Nordküste hat sich der See allmählich in einen Sumpf verwandelt. Die Vegetation ist sehr arm; Bäume kommen gar nicht vor. K. wird nur von Samojeden bewohnt, welche im Sommer im nördlichen Teile ein Nomadenleben führen und für den Winter sich in den südlichern Teil zurückziehen, wo sie drei Dörfer haben. Im Sommer finden sich hier auch Jäger ein, die eine reiche Beute an Seehasen, Seekälbern u. einer Art von Seehunden (Phoca cristata) finden. Vgl. Herm. und Karl Aubel, Reise nach Lappland und K. (Leipz. 1874).

Kanina, Stadt im Sandschak Berat des türk. Wilajets Janina, 4 km südöstlich von Avlona, 379 m ü. M., im 10. Jahrh. erbaut, mit 4—5000 Einw.

Kaninchen (Lampert, Kuhlhase, Lepus cuniculus *L.*, s. Tafel »Kaninchen«, Fig. 1), Nagetier aus der Familie der Hasen, ist kleiner (36—42 cm lang, 2—3 kg schwer) und schlanker als der Hase, mit kürzerm Kopf, kürzern Ohren und kürzern Hinterbeinen. Der Pelz ist grau, ins Rostfarbene spielend, auf der Unterseite, am Bauch, an der Kehle und der Innenseite der Beine in Weiß übergehend; der Schwanz ist oben schwarz, unten weiß, die Ohren sind kürzer als der Kopf und ohne schwarze Spitze. Es ist ursprünglich in Südeuropa heimisch und auch jetzt noch in den Mittelmeerländern am häufigsten; die alten Schriftsteller nennen Spanien als Heimatland, und auf den Balearen wurde es zur Landplage. Gegenwärtig ist es auch an manchen Orten in Mitteleuropa sehr gemein. Auf Madeira, Jamaica und den Falklandinseln ist es eingebürgert, und in Neuseeland u. Australien bildet es eine Landplage, gegen welche alle bisher unternommenen Vertilgungsversuche sich machtlos erwiesen haben. Neusüdwales hat im vorigen Jahrzehnt etwa 15 Mill. Mk. zur Bekämpfung der K. ausgegeben. Das K. lebt gesellig in hügeligen, sandigen Gegenden mit Schluchten und niedrigem Gebüsch, baut an sonnigen Stellen einfache Baue mit ziemlich tief liegender Kammer und im Winkel gebogenen Röhren (s. Tafel »Tierwohnungen I«), verbringt in denselben fast den ganzen Tag und geht abends auf Äsung. Es übertrifft an Gewandtheit und Schlauheit den Hasen, ist gesellig und vertraulich und hält mit dem Weibchen viel treuer zusammen als der Hase. Die Rammelzeit beginnt im Februar und März,

Digitized by Google

das Weibchen geht 30 Tage tragend und setzt bis Oktober alle fünf Wochen 4—12 Junge in einer mit seiner Bauchwolle ausgefütterten besondern Kammer. Diese saugen an der Mutter bis zum nächsten Wurf, sind im 5.—8. Monat zeugungsfähig und im 12. Monat ausgewachsen. Das K. ernährt sich wie der Hase, wird aber bei seiner großen Fruchtbarkeit und seiner Vorliebe für Baumrinde viel schädlicher. Deshalb verfolgt man die K. überall, wo und wie man irgend kann, das ganze Jahr hindurch. Man erlegt sie beim Anstand auf dem Bau, bei der Suche mit dem Vorstehhund und auf der Treibjagd, doch sind sie ohne Hilfe des Frettchens nicht auszurotten (vgl. Frettieren), und nur wenn der Iltis, das große Wiesel, der Steinmarder, Uhus und andre Eulen in der Gegend zahlreich sind, nehmen die K. ab. Das Wildbret ist weiß und wohlschmeckend, und da auch der Pelz Wert besitzt, so züchtet man das K., besonders in Frankreich, Belgien, England und Holland, und hat in neuester Zeit sich vielfach bemüht, die Kaninchenzucht auch bei uns einzuführen. Von den gezüchteten K. hat man folgende Rassen zu unterscheiden: Das halbwilde K. (Gehegekaninchen) ist ein in den sogen. Kaninchengehegen gezüchtetes und durch die günstigen Verhältnisse größer und vollkommener gewordenes, bis 2,5 kg schweres wildes K. Das im Handel vorkommende Lapin de garenne (Fig. 2) ist ein gezähmtes und zahm weitergezüchtetes, ehemaliges Gehegekaninchen, und aus diesem entstand und entsteht infolge der veränderten und verbesserten Zucht und Pflege das Lapin ordinaire. Das gewöhnliche K. (deutscher Stallhase, Karnickel) kommt in allen Farben, auch ganz weiß mit roten Augen (Albinos) vor, ist aber durch unvernünftige Zucht sehr entartet, so daß es sich trotz seiner Futtergenügsamkeit, Lebenskraft und großen Vermehrungsfähigkeit zu einer einträglichen Zucht nicht eignet. Zur Veredelung desselben hat man das belgische oder flandrische Riesenkaninchen benutzt. Dies ist grau, schön gestreckt gebaut und erreicht ein Gewicht von 7—8 kg. Das Produkt der Kreuzung, das neue deutsche K., verbindet die guten Eigenschaften der deutschen Mutter mit der annähernden Fleischschwere des belgischen Vaters. In Belgien hat man aus dem Landkaninchen u. dem Riesenkaninchen das belgische Hasenkaninchen (Leporide) gezüchtet, und dies bildet gegenwärtig das Material der blühenden belgischen Schlachtkaninchenzucht, die für das eigne Land einen erheblichen Teil des Fleischbedarfs deckt und für 10—15 Mill. Fr. geschlachtete K. nach England ausführt. Von großer Bedeutung für die Nutz- u. Sportzucht sind die verschiedenen Silberkaninchenarten, deren Stammvater in Siam und Hinterindien heimisch ist. Ihr Fleisch ist sehr wohlschmeckend und das Fell sehr wertvoll, man beginnt daher, diese Art in Frankreich in immer größerm Maßstabe zu züchten. Das gewöhnliche französische K. (Lapin ordinaire, Fig. 3) ist aus dem gezähmten Gehegekaninchen entstanden, kommt in den verschiedensten Färbungen vor, erreicht ein Gewicht von 2,5—3 kg und hat ein sehr schmackhaftes Fleisch und einen guten Pelz. Das französische Widderkaninchen (Lapin bélier, Fig. 4) soll von dem Hasen vom Kapland (Lepus capensis) abstammen; es ist hasengrau, weiß, schwarz oder scheckig. Die hasengrauen werden wegen ihres Fleisches am höchsten geschätzt. Der Kopf ist dick, rundlich, der Halsstamm hat oft einen Speckansatz, bei ältern Muttertieren bemerkt man ein stärkeres Hervortreten des sogen. Kropfes; die Vorderläufe sind kurz, die Hinterläufe verhältnismäßig lang. Die etwa 16—20 cm langen, breiten Löffel, welche dem Kopf ein widderähnliches Aussehen verleihen, hängen, namentlich bei frisch eingeführten Tieren, zu beiden Seiten des Kopfes schlaff herab und werden selbst beim Lauschen nur wenig erhoben oder seitwärts bewegt. Das Gewicht des ausgewachsenen Tieres ist 5—7 kg; es setzt jährlich vier- bis sechsmal 4—7 Junge. Gegen Nässe und Kälte ist es ziemlich empfindlich. Noch mehr gilt dies für das englische Lop-ear, bei dem die Spannung zwischen beiden Ohrenspitzen bis 70 cm beträgt. Die Lops werden bei hoher Temperatur in feuchter Luft gezüchtet. Das amerikanische K. ist dem Widderkaninchen ähnlich, aber weniger empfindlich u. fruchtbarer. Dagegen ist es nicht so groß wie das Widderkaninchen und wird von diesem durch eine leichtere Ernährungsfähigkeit übertroffen. Durch Kreuzungen des amerikanischen Kaninchens mit den einheimischen Rassen hat man in Belgien das belgische oder flandrische Riesenkaninchen erzüchtet. Dies ist ungefähr von der Größe unsers Feldhasen und soll gemästet bis 8 kg schwer sein. Das Normandiner K. (Fig. 5) ist entstanden durch Kreuzung einheimischer französischer K. mit dem Lapin bélier. Das gewöhnliche Normandiner K. ist meist hasengrau, hat einen ovalen Kopf, teils hängende, teils aufrecht stehende Löffel und schöne runde Körperformen. Die Häsin setzt jährlich fünf- bis siebenmal 6—12 Junge. Das Tier wird 4—5 kg schwer und hat ein zartes, schmackhaftes Fleisch. Diese Arten kommen in unserm Klima nicht gut fort, ihre Zucht ist nur Gegenstand des Sports und der Liebhaberei. Das patagonische K., herrührend aus einer Kreuzung des belgischen Riesenkaninchens mit dem Normandiner K., erreicht nicht selten 8 kg und ist in England sehr beliebt. Unter Leporiden versteht man im allgemeinen Bastarde vom Hasen und K. Man hat behauptet, daß dieselben die guten Eigenschaften des Hasen und Kaninchens vereinigen und diese Eigenschaften konstant auf ihre Nachkommenschaft übertragen. Bis jetzt haben sich diese Annahmen aber noch nirgends bewährt, und überdies sind die meisten als Leporiden verkauften Tiere umgetaufte Normandiner K. Übrigens ist die Leporidenzucht so schwierig, daß man alle Ursache hat, sämtliche Berichte über gelungene Zuchtversuche mit Vorsicht aufzunehmen. Das Angorakaninchen (Seidenhase, Fig. 6), aus Kleinasien, wird nur wegen seines zu feinen Gespinsten zu verwertenden langen, weichen, leicht gelockten, schneeweißen Seidenhaars gezüchtet, zur Zucht in Deutschland eignet es sich aber nicht. Das russische K. ist rein weiß mit tief dunkelbraunen Ohren, Füßen, Schwanz und Nase. Durch Kreuzung mit dem Angorakaninchen ist das ebenso gezeichnete russische Angorakaninchen entstanden. Ihrer eigentümlichen Farbenschattierungen halber werden auch das holländische und japanische K. gezüchtet.

Bei kräftiger Ernährung der Jungen entwickelt sich der Geschlechtstrieb der K. oft schon im dritten Monat, und man pflegt die Geschlechter daher schon um diese Zeit zu trennen. Der Begattungstrieb des Kaninchens ist sehr heftig und erlischt bei dem Weibchen nur in den letzten Tagen vor der Geburt. Obgleich die eigentliche Zuchtzeit nur von Anfang März bis Ende November dauert, so kann man doch, besonders in geheizten Räumen, das ganze Jahr hindurch züchten. Eine kräftige Nachkommenschaft wird

Digitized by Google

dadurch befördert, daß man die Tiere nicht vor dem achten Monat und nicht länger als 3—4 Jahre zur Zucht gebraucht. Zur **Paarung** bringe man die Häsin in den Käfig des Rammlers und wiederhole dies den nächsten Tag. Die **Tragezeit** des Kaninchens dauert 28—31 Tage, und es setzt je nach Rasse und Fruchtbarkeit 4—8—12 blinde Junge, welche am neunten Tage sehend werden. Hat die Häsin mehr als 8 Junge, so tötet man die übrigen, da sonst oft der ganze Satz in Gefahr ist, wegen Mangels an Nahrung zu verkümmern. Die Jungen saugen ca. 4 Wochen und können nach Ablauf dieser Zeit ohne Schaden entwöhnt werden. **Wilde Züchtereien** findet man in einigen Dünenstrichen der schottischen und dänischen Küsten. Die ausgesetzten K. graben sich hier ihre Baue, sind in jeder Beziehung auf sich selbst angewiesen und allen Einflüssen der umgebenden Naturverhältnisse ausgesetzt, und es können daher auch nur vollkommen akklimatisierte Tiere einigermaßen günstige Resultate liefern. Ähnlich verhält es sich mit den Gehegekaninchen. Dieselben leben aber insofern unter günstigern Verhältnissen, als durch praktische Anlagen für ihr Wohl gesorgt ist. Die **Kaninchengehege** bestehen aus größern, mit Mauern und Gräben umzogenen Flächen, welche mit verschiedenen Nahrungspflanzen bestellt, mit Bäumen, Gesträuch und Gestrüpp bepflanzt und mit Schuppen, Ställen xc. versehen sind. Dergleichen Einrichtungen findet man namentlich in England in großartigem Maßstabe. Die eigentliche **zahme Zucht** wird in Kasten oder Ställchen und zwar derart betrieben, daß jedes einzelne Zuchttier seinen eignen Kasten bewohnt. Man versieht einen solchen **Zuchtkasten** von 1 m im Quadrat und 75 cm Höhe vorn mit einer aus Latten oder Drahtnetz gebildeten Thür und durchbohrt den Boden an verschiedenen Stellen, um dem Urin Abfluß zu schaffen. Die Kasten sind, namentlich kurz vor dem Setzen der Jungen, mit reinlicher weicher Streu, aus der das Muttertier für die Jungen ein Nest baut, zu versehen. Errichtet man im Hintergrund solcher Kasten einen Schlupfwinkel von 32 cm Höhe und Breite mit einer ca. 16 cm im Quadrat haltenden Öffnung nach vorn oder einer Seite, so wird die Häsin stets hier ihr Nest bauen. In jedem Kasten sind noch ein Futtertrog, eine kleine Raufe und ein Wassernapf anzubringen. Diese Zuchtkasten arrangiert man reihen- und etagenweise neben- und übereinander; doch muß man letzternfalls unter jedem Kasten ein Abflußbrett anbringen, welches den Urin in eine hinter demselben befindliche Rinne leitet. Vom Frühjahr bis zum Herbst kann man die Kasten im Freien aufstellen; im Winter muß man sie aber in eine gut verschließbare, zugfreie Scheuer oder in eine ebensolche Kammer bringen. Bei guter, reichlicher Streu ertragen die Tiere selbst eine ganz bedeutende Kälte. Man füttert das K. dreimal täglich mit Gras, Heu, Körnern, namentlich Hafer, Brot, Kleie, Klee, Esparsette, Luzerne, Wicken, Kleeheu, Erbs- und Bohnenstroh, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, Runkeln, Möhren, Topinambur, Laub von Bäumen xc. und gibt zur Anregung des Appetits und Förderung der Verdauung dann und wann einige bittere und aromatische Pflanzen und etwas Salz. Ob man den K. **Wasser** zum Saufen geben soll oder nicht, ist noch streitig; doch dürfte es am zweckmäßigsten sein, den Tieren Wasservorrat zum beliebigen Genuß hinzusetzen. Man hüte sich, die tragende Häsin bei den Löffeln frei in die Luft zu heben, sie zu stoßen oder zu drücken; am besten ist es, sie so wenig wie möglich zu berühren, da sonst Fehlgeburten xc. veranlaßt werden. Der Rammler muß stets in möglichst kräftigem Zustand erhalten werden. Die **Jungen** verlassen mit 14 Tagen bis 3 Wochen den Nistkasten und versuchen von da an, selbständig Nahrung zu sich zu nehmen. Man lege ihnen daher junges, zartes Grünfutter vor und stelle ihnen Milch-, Mehl- oder Kleientränke zum Saufen hin. Um die Tiere möglichst frühzeitig an feste Nahrungsmittel zu gewöhnen, legt man ihnen kräftige und leichtverdauliche Stoffe vor. Wegen des raschen Stoffwechsels bedarf das junge Tier einer größern Menge frischer Luft, man gebe ihm daher einen möglichst großen Stall. — **Kaninchenfleisch** wird in England, Frankreich, Belgien und Holland täglich in fast sämtlichen Restaurationen serviert und findet sich auch auf den Tafeln der reichern Klassen. Frankreich züchtet jährlich ca. 85 Mill., von welchen 3 Mill. allein in Paris verspeist werden. In England gibt es Kaninchengehege, die monatlich 800—1200 K. liefern, und der Bischof von Derby soll jährlich 10—12,000 K. aus seinen Gehegen verkaufen. Die Kaninchenzucht empfiehlt sich besonders dadurch, daß das Tier wenig Raum beansprucht, keiner kostbaren, umständlichen Fütterung bedarf, fast alle Abfälle aus der Haushaltung frißt, sehr fruchtbar und schon im Alter von 4—6 Monaten schlachtbar ist. Auch der Balg und die Haarnutzung gewähren erheblichen Vorteil; in England wie in Frankreich bilden diese Artikel ein nicht unwesentliches Handelsobjekt. In Japan sind die K. neuerdings Modesache und, wie einst die Tulpenzwiebeln in Holland, Objekt für ein leidenschaftliches, immer mehr um sich greifendes Börsenspiel geworden. Vgl. **Redares**, Die Kaninchenzucht (7. Aufl., Weim. 1895); **Schiffmann**, Das französische K. (3. Aufl., Nürnb. 1873); **Hochstetter**, Das K. (5. Aufl., Stuttg. 1875); **Lincke**, Die rationelle Kaninchenzucht (2. Aufl., Leipz. 1894); **Ravageaux**, La vraie manière d'élever les lapins à la ville et à la campagne (neue Ausg., Par. 1882); **Bungartz**, Kaninchenrassen (Magdeb. 1888); **Sutermeister**, Das Angorakaninchen und das graue Silberkaninchen (Ilmenau 1891); **Brinckmeyer**, Kaninchenbuch (3. Aufl., das. 1893); **Waser**, Sport- und Schlachtkaninchenzucht (Magdeb. 1893); **Schuster**, Lehrbuch der Kaninchenzucht (2. Aufl., Ilmenau 1894); **H. v. Nathusius**, über die sogen. Leporiden (Berl. 1876); **Zürn**, Zum Streit über die Leporiden (Weim. 1877); **Brandt**, Untersuchungen über das K. (Petersb. 1875); **Zürn**, Die Krankheiten der K. (Leipz. 1894); »Neue Blätter für Geflügel- und Kaninchenzucht« (Wildpark, seit 1891); **Pröpper**, Kaninchenkochbuch (Berl. 1875).

Kaninchenfelle. Die Felle der wilden und zahmen Kaninchen kommen in besonders großer und pelzreicher Art, naturell und gefärbt, aus Frankreich, Belgien (6 Mill.), Neuseeland, Australien in den Handel. Am beliebtesten sind die weißen, schwarzen u. blauen Felle. England liefert wilde, schwarze, silberspitzige K., welche in Rußland sehr beliebt sind, aber auch viel graue. In Polen hat man eine kleine Sorte weißer Kaninchen, von welchen jährlich mehr als 0,5 Mill. in Lissa und Fraustadt zu Pelzwerk als Ersatz des Hermelins benutzt werden. Der Balg des Silberkaninchens ist von schöner, reifähnlicher Silberfarbe. Schön gezeichnete Felle kommen als russischer Silberfuchs und Chinchilla in den Handel. Die amerikanischen kleinen wilden Kaninchen sind weißlichgrau und liefern schwaches Pelzwerk von geringem Wert. Die Fär-

Digitized by Google

berei der K. bildet namentlich in Frankreich (Depart. Aube) und in Belgien einen sehr bedeutenden Industriezweig. Kaninchenhaare benutzt man in der Hutmacherei. Die Haare der Seidenhasen werden für sich oder in Vermischung mit Wolle oder Baumwolle versponnen und verwebt.

Kaninefaten, batav. Volksstamm, nördlich von den Batavern zwischen dem Meer und dem Flevo-(Zuider-)See wohnend (jetzt Kennemer Land in Nordholland). 4 n. Chr. von Tiberius bezwungen, nahmen sie Kriegsdienste in den römischen Heeren. Unter Caligula empörten sie sich, verbanden sich 70 unter Brinno mit Claudius Civilis gegen die Römer, zerstörten 71 die römische Flotte und schlugen die den Römern beistehenden Nervier.

Kanister (lat. Canistrum), Korb, auch eine Blechflasche oder Blechkiste zur Versendung von Öl ꝛc.

Kanitz (tschech. Dolní Kounice), Stadt in Mähren, Bezirksh. Brünn, an der Iglawa und der Linie Wien-Brünn der Österreichisch-Ungarischen Staatsbahn, hat eine bemerkenswerte Dekanatskirche, eine Synagoge, ein altes Schloß, Färberei und Druckerei, Wein- und Obstbau und (1890) mit der selbständigen Judengemeinde 2928 vorwiegend tschech. Einwohner.

Kanitz, 1) Philipp Felix, Kunsthistoriker und Ethnograph, geb. 2. Aug. 1829 in Budapest, studierte seit 1846 in Wien Kunstgeschichte und machte später Reisen durch Deutschland, Frankreich, Belgien und Italien. Ein Besuch Dalmatiens, der Herzegowina (1858) und Montenegros wurde der Ausgangspunkt für eine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte und Ethnographie in den von Südslawen bewohnten türkischen Ländern. Als ihr Resultat veröffentlichte er: »Die römischen Funde in Serbien« (Wien 1861) und das Prachtwerk: »Serbiens byzantinische Monumente« (das. 1862). Später folgten außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften: »Reise in Südserbien und Nordbulgarien« (Wien 1868) und »Serbien, historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1859—1868« (Leipz. 1868); »Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1875« (das. 1875—79, 3 Bde.; 3. Aufl. 1882), »Katechismus der Ornamentik« (4. Aufl., das. 1891) und »Römische Studien in Serbien« (Wien 1892).

2) Hans Wilhelm Alexander, Graf von, Politiker, geb. 17. April 1841 zu Mednicken in Ostpreußen, studierte in Berlin und Heidelberg die Rechte, machte die Feldzüge von 1866 und 1870/71 mit, war 1870—77 Landrat des Kreises Sprottau in Schlesien und widmete sich sodann der Verwaltung seines Majorats Podangen bei Wormditt in Ostpreußen. Schon 1869 in den Reichstag gewählt, schloß er sich der deutsch-konservativen Partei an und war ein hervorragender Vertreter der agrarischen Richtung. 1894 und 1895 stellte er den Kanitzschen Antrag, daß die Regierung, um den Preis des Getreides auf einer bestimmten Höhe zu halten, alles vom Ausland zu beziehende Getreide ankaufen und zu einem Durchschnittspreis verkaufen sollte; der Antrag wurde vom preußischen Staatsrat, der Regierung und auch vom Reichstag abgelehnt.

3) August, Botaniker, geb. 25. April 1843 zu Lugos im Krassoer Komitat Ungarns, studierte seit 1861 in Wien, machte Reisen durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien, promovierte in Tübingen u. ward 1869 Professor der Naturgeschichte an der landwirtschaftlichen Akademie in Ungarisch-Altenburg, 1872 Professor der Botanik in Klausenburg. Er lieferte mit Knapp, Schulzer und Müggenburg eine Arbeit über die Flora Slawoniens, mit Ascherson einen Katalog der Gefäßpflanzen Serbiens, Bosniens, der Herzegowina, Montenegros und Albaniens (Klausenburg 1877), eine Aufzählung der von Weiß in Japan gesammelten Pflanzen ꝛc. In den Schriften der Zoologisch-Botanischen Gesellschaft in Wien 1862 und in der »Linnäa« von 1863 gab er die Arbeiten von Kitaibel heraus, auch schrieb er eine »Geschichte der Botanik in Ungarn« (»Linnäa«, 1867), und seit 1877 redigiert er eine ungarische botanische Zeitschrift in Klausenburg.

Kanitzer Bad, s. Partenkirchen.

Kanizsa (spr. kánischa), Fluß in Ungarn, entspringt im Komitat Zala und mündet unterhalb Groß-Kanizsa in die Mur.

Kanizsa (spr. kánischa), 1) Groß-K. (ungar. Nagy-K., spr. nádj-), Stadt im ungar. Komitat Zala, am Fluß K., Knotenpunkt der Linien Wiener Neustadt-K., Pragerhof-Budapest und K.-Barcs der Österreichischen Südbahn, mit Piaristen- und Franziskanerkloster, lebhaftem Handel (namentlich mit Getreide, Holz und Leder), reger Industrie, mehreren Geldinstituten, Gerichtshof, Obergymnasium, Handelsschule, 4 Spitälern und (1890) 20,619 magyarischen, meist römisch-kath. Einwohnern. Vgl. Horváth, Geschichte der Stadt K. (ungar., Kanizsa 1862). — 2) Ó- oder Alt-K., Markt im ungar. Komitat Bács-Bodrog, am rechten Theißufer und an der Bahnlinie Horgos-Zenta, mit starkem Getreide- und Tabaksbau, Getreidehandel, Rindvieh- u. Schafzucht und (1890) 15,494 magyarischen, römisch-kath. Einwohnern. Gegenüber, am linken Theißufer liegt Türkisch-K. (ungar. Török-K.), Markt im ungar. Komitat Torontál, mit Getreidehandel, Bezirksgericht und (1890) 3429 magyarischen und serbischen Einwohnern.

Kankakee (spr. -kī), Hauptort der gleichnamigen Grafschaft des nordamerikan. Staates Illinois, am Kankakeefluß, 80 km südlich von Chicago, Bahnknotenpunkt, hat eine Staatsirrenanstalt, Fabrikation von Strümpfen, Wollenwaren, Leder, Papier, Gießerei, Steinbrüche und (1890) 9025 Einw.

Kankan, Handelsstadt und großer Sklavenmarkt in Samorys Reich in Senegambien, unter 10° 20' nördl. Br., am Milo, einem rechten Zufluß des Niger, mit über 2000 Einw. (Bambara und Soninke), zuerst 1827 von Caillié, 1887 von Allamessa besucht.

Kanker (Weberknecht, Schneider, Schuster, Geist, Tod, Phalangium *L.*, Opilio *Herbst*), Gattung aus der Familie der Afterspinnen, Gliederspinnen mit sehr langen, dünnen Beinen, die leicht abbrechen und sich dann noch lange zuckend bewegen. Der Leib ist länglich-eiförmig, und auf einem Höcker des Kopfbruststückes steht ein einziges Augenpaar. Die Gattung enthält über 30 Arten, die sich an Mauern, Baumstämmen ꝛc. aufhalten und von Insekten und Spinnen leben, welche sie besonders nachts erbeuten. Sehr häufig ist bei uns O. parietinus *Herbst* (Wandkanker), der auf Fichten die Schildlaus Chermes coccinea massenhaft vertilgt.

Kankhurahanf, s. Chinagras.

Kankroid, s. Krebs.

Kanna (Mehrz. Kannor), früheres Hohlmaß für trockne und flüssige Waren in Schweden u. Finnland (finnisch Kannu) zu 2 Stop von 4 Qvarter = $^1/_{10}$ Kubikfot oder 2,617 Lit. Kannland hieß bis Ende 1862 in Schweden eine Fläche von 1000 QFot = 88,15 qm.

Digitized by Google

Kannaboideen (Hanfartige), dikotyle Pflanzengruppe, eine Unterfamilie der Moraceen bildend und nur aus drei Arten in zwei Gattungen, nämlich Cannabis (Hanf) und Humulus (Hopfen), bestehend. Sie unterscheiden sich von den nächstverwandten Gruppen durch ihre freien Nebenblätter, die hängenden, gekrümmten Ovula und trocknen Schließfrüchte.

Kannaceen, monokotyle Familie aus der Ordnung der Scitamineen, Stauden mit großen, fiedernervigen Blättern und asymmetrischen, oft lebhaft gefärbten Blüten von merkwürdigem Bau. Letztere haben einen dreigliederigen Kelch, drei mehr oder weniger verwachsene Blumenblätter, welche eine wechselnde Zahl (1—5) von korollinisch gefärbten, unter sich und mit der Kronenröhre teilweise verwachsenen Blättchen (Staminodien) einschließen; eins derselben trägt an seinem Rande eine einfächerige Anthere, ein andres, dem ersten schräg gegenüberstehendes, das sogen. Labellum, rollt sich in der offenen Blüte rückwärts ein oder hat eine kapuzenförmige Gestalt; der Griffel ist blattartig verbreitert oder cylindrisch, der unterständige Fruchtknoten hat drei Fächer und entwickelt sich zu einer warzigen Kapsel; die Samen enthalten Endosperm und Perisperm und einen geraden Keimling. Vgl. Eichler, Über den Blütenbau von Canna (»Botanische Zeitung«, 1873). — Die ca. 60 Arten der Familie gehören sämtlich zur Gattung Canna, von der mehrere Arten, wie z. B. C. indica, als Zierpflanzen kultiviert werden, und sind im tropischen und subtropischen Amerika einheimisch. C. edulis *Ker.* wird wegen des stärkemehlhaltigen Rhizoms in Westindien und Australien angebaut. Die als Cannophyllites *Bgt.* und Scitaminophyllum *Mass.* beschriebenen fossilen Reste sind sehr zweifelhaft.

Kannanur, ind. Stadt, s. Kananor.

Kanne, ein bauchiges Gefäß mit engem Halse, schnabel- oder röhrenförmigem Ausguß und Henkel,

Steinzeugkanne von Siegburg.

welches schon im Altertum bekannt war (griech. prochoos, oinochoe, s. Tafel »Vasen«, Fig. 9 u. 10). Die Kannen des Altertums waren meist aus Thon, Erz, Silber oder Gold, erst in späterer römischer Zeit aus Glas gefertigt. Im Mittelalter waren Thon und Metall die vorwiegenden Stoffe. In der Renaissancezeit war die K. ein beliebtes Tafel- und Prunkgeschirr. Neben den meist mit Deckeln versehenen Steinzeugkannen (s. die Abbildung) für den gewöhnlichen Gebrauch wurden solche aus Gold, aus vergoldetem Silber, aus mit Silber und Bronze montiertem Kristall etc. gefertigt. Vgl. auch Krug.

Kanne, früheres deutsches Maß für Flüssigkeiten: in Bayern als Maßkanne oder Maß = 1,069 Lit.; in Sachsen die Dresdener K. zu 2 Töpfchen oder Nösel = 0,9356 L., seit 1851 auch Buttergewicht = 1 kg; in Weimar die Ohmmaß oder K. für Öl = 0,996 L.; in Oldenburg die auch für Getreide dienende Bierkanne = 1,425 und die Weinkanne = 1,369 L.; in Lübeck die K. Bier zu 2 Quartier = 1,863 L.; in Riga zu 2 neuen Stoof = 2,55 L. Zeitweise durfte man auch im Deutschen Reich das Liter als K. bezeichnen.

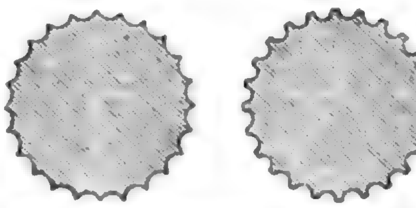
Kannefaß, s. Kanevas.

Kannegießer, nach Holbergs Lustspiel »Der politische K.« Bezeichnung eines über Politik schwatzenden Spießbürgers, Bierbankpolitiker.

Kannegießer, Karl Ludwig, verdienter Übersetzer, geb. 9. Mai 1781 zu Wendemark in der Altmark, gest. 14. Sept. 1861 in Berlin, studierte in Halle Philologie, wurde 1814 Rektor am Gymnasium in Prenzlau, 1822 Direktor des Friedrichsgymnasiums in Breslau u. lebte später als Privatgelehrter in Berlin. Als Dichter sowohl in seinen »Gedichten« (Bresl. 1824) als in seinen Dramen (»Schauspiele für die Jugend«, Berl. 1844—49, 12 Bdchen.) u. a. ohne höhere Bedeutung, erwarb er sich durch zahlreiche poetische Übersetzungen aus dem Italienischen, Provenzalischen, Englischen, Lateinischen etc. wohlverdienten Ruf. Wir nennen davon: »Beaumonts und Fletchers dramatische Werke« (Berl. 1808, 2 Bde.); Dantes »Göttliche Komödie« (Leipz. 1809—21; 5. Aufl., das. 1873) und »Lyrische Gedichte« (mit Witte, das. 1827; 2. Aufl. 1842); »Leopardis Gesänge« (das. 1837); »Heliand« (Berl. 1847) und »Gedichte der Troubadours« (Tübing. 1852, 2. Aufl. 1855).

Kannelieren (franz., v. canne, »Rohr«), den Schaft einer Säule oder eines Pilasters lotrecht mit rillenförmigen Vertiefungen (Kannelüren) versehen, deren 20—24 um eine Säule, 7—9 auf einem Pilaster angebracht werden, und die ihnen ein schlankeres Aussehen geben. Nur bei der dorischen Ordnung stoßen die Kannelüren scharf zusammen (Fig. 1), werden gewöhnlich aus einem gleichseitigen Dreieck konstruiert und laufen oben am Kapitäl in einen Bogen, unten am Abschluß des Schaftes aber frei aus; bei der ionischen und korinthischen Säule sind sie durch eine schmale Fläche (Steg, Fig. 2) getrennt, die 1/3—1/4 des Durchmessers der Kannelüre breit ist. Bei Säulen mit Füßen schließen sie sich über dem Fuß und unter dem Kapitäl gewöhnlich nach einem ihrer Wölbung gleichen Bogen. Die Kannelüre findet sich schon an den frühesten griechischen Tempeln und ging später auf den dem griechischen nachgebildeten römischen u. Renaissancestil über, in welchen sie mit mehreren Abänderungen, z. B. mit

Fig. 1. Fig. 2.



Dorische Jonische u. korinthische Kannelierung.

Digitized by Google

eingelegten runden Stäbchen und mit spiralförmig um den Schaft geführten Windungen, vorkommt.

Kannelkohle, s. Steinkohle.

Kannenbäckerland, im Volksmund ein Strich des Engerngaues am westlichen Abhang des Westerwaldes im preuß. Regbez. Wiesbaden, der sich durch die Mächtigkeit (7—10 m) seiner ausgedehnten Thonlager auszeichnet. Dort werden, namentlich in den Dörfern Ransbach, Mogendorf, Grenzhausen, Dernbach, Höhr, Hillscheid ꝛc. in den Ämtern Selters und Montabaur des Kreises Unterwesterwald, alljährlich Millionen von Steingutwaren, Mineralwasserkrügen, feuerfesten Steinen ꝛc. gebrannt und in alle Welt versendet. Dazu eine bedeutende Ausfuhr von Thonschollen in die Steingut- und Porzellanfabriken Deutschlands, Frankreichs, Englands, Skandinaviens, Rußlands ꝛc. In neuerer Zeit brennt man auch große Röhren für Wasserleitungen sowie feinere Gegenstände aller Art.

Kannenkraut, s. Equisetum.

Kannenstaude (Kannenträger), s. Nepenthes.

Kannetjes (»Kännchen«), s. Jakobäa-Kannetjes.

Kannibalen (v. span. Canibal, für Caribe), ursprünglich die menschenfressenden Bewohner der Karibischen Inseln; daher überhaupt soviel wie Menschenfresser, wilde, grausame Menschen. Daraus entstand kannibalisch und Kannibalismus (vgl. Anthropophagie), sowie durch Umstellung Shakespeares Caliban (s. d.).

Kannstatt (Cannstatt), Oberamtsstadt im württemb. Neckarkreis, zu beiden Seiten des Neckar, 4 km von Stuttgart, mit dem es durch eine besondere Pferdebahn verbunden ist, in fruchtbarer, lieblicher Gegend, Knotenpunkt der Linien Bretten-Friedrichshafen u. K.-Nördlingen der Württembergischen Staatsbahn, 220 m ü. M., hat in den neuern Stadtteilen schöne Straßen, eine evangelische (von 1471) und eine katholische Pfarrkirche, eine Kirche der Methodisten, eine Synagoge, zwei Brücken über den Neckar, darunter die 1893 vollendete schöne König-Karlbrücke, schöne Anlagen um den Kursaal mit einem Reiterstandbild des Königs Wilhelm I. und (1890) 20,265 Einw., davon 2240 Katholiken und 438 Juden. Die Industrie ist ziemlich lebhaft. K. besitzt eine große Eisenbahnreparaturwerkstätte, mehrere Eisengießereien und Maschinenfabriken, eine Fabrik für Blechwaren, Feuerrequisiten, Kessel, elektrotechnische Apparate, Stühle, eine mechanische Weberei, Trikotweberei, Wollspinnerei, Band-, Gurt-, Bettfedern-, Zündholz-, Tapezierwaren-, Tuch-, Tabaks- und Korsettfabrikation, Bierbrauerei, Ziegeleien und vortrefflichen Obst- und Weinbau. Besondere Bedeutung erhält K. durch seine Mineralquellen und Heilanstalten. Von den erstern sind die Sulzerainquellen (früher Wilhelmsbrunnen) mit dem von König Wilhelm erbauten, jetzt renovierten Kursaal und Trinkhalle, die Frösnerschen Quellen (Männlein und Weiblein), die Karls- und Wiesenquelle und auf der Neckarinsel die Inselquelle und der Sprudel am wichtigsten. Es sind Kochsalzwasser (mit 1,93—2,44 Kochsalz, 0,88—1,01 kohlensaurem Kalk, 0,01—0,04 kohlensaurem Eisenoxydul, 0,37—0,61 schwefelsaurem Natron, 0,28—0,48 schwefelsaurer Magnesia ꝛc.) von 17,5—20,6°. Man benutzt die Quellen zum Trinken und Baden bei Katarrhen der Schleimhäute, Unterleibsleiden aller Art, fehlerhafter Blutmischung und Schwächezuständen des Nervensystems. Daneben werden vielfach Molken, auch Flußbäder auf der Neckarinsel angewendet. Schon die Römer kannten und benutzten die Quellen, wie die Ausgrabung eines römischen Bades und andrer Altertümer in der Nähe von K. bezeugen. Von den Heilanstalten sind die Veielsche Flechtenheilanstalt u. eine Wasserheilanstalt, verbunden mit Sanatorium für Nervenkranke, und ein Tierspital bemerkenswert. Wegen seines milden Klimas wird K. auch im Winter besucht (mittlere Temperaturen Jahr 9,75°, Frühling 9,6°, Sommer 18,7°, Herbst 9,8°, Winter 0,9°). K. ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Hauptsteueramtes, hat ein Lyceum, eine Realanstalt, drei Musikschulen, zahlreiche Mädchenpensionate und ein Sommertheater. Bei Gelegenheit des auf dem Wasen zwischen Berg und K. alljährlich 28. Sept. gefeierten Volksfestes finden auch Pferderennen statt. Außerdem ist das Kannstatter Maienfest mit dem Umzug maskierter Kinder merkwürdig. Bemerkenswert sind die in dem Kalktuff häufig vorkommenden Höhlen, oft von 10 m Länge, mit fossilen Mammut- und andern Tierknochen. In der Nähe sind besonders erwähnenswert: die königlichen Lustschlösser Rosenstein und Wilhelma, jenes 1824—1830 erbaut, in edlem Stil, mit Bildergalerie und Park, dieses 1842—51 erbaut, in maurischem Stil, mit prachtvollen Gärten und reichen Gewächshäusern. Östlich von der Stadt liegt der 410 m hohe Rothenberg, der ehedem das Stammschloß der württembergischen Fürsten (Rothenburg) trug, an dessen Stelle jetzt ein griechischer Tempel mit den Grabstätten König Wilhelms (gest. 1864) und seiner Gemahlin Katharina (gest. 1819) steht. — K. wird zuerst in einer Urkunde von 708 erwähnt. Im 11. Jahrh. soll der Ort Mauern und Stadtrechte erhalten haben. Kaiser Ludwig der Bayer verlieh ihm 1330 die Rechte und Freiheiten der Reichsstadt Eßlingen. Bis zur Mitte des 14. Jahrh. war hier das Landgericht für die Grafschaft Württemberg. Große Einbuße erlitt K. mehrfach durch Überschwemmungen, durch den Dreißigjährigen Krieg und die Einfälle der Franzosen 1688, 1693 und 1707. Am 21. Juli 1796 siegten hier die Franzosen unter Moreau über die Österreicher unter Erzherzog Karl. Vgl. Veiel, Der Kurort K. und seine Mineralquellen (Kannst. 1875); Beck, K. und die neue Neckarbrücke (das. 1893).

Wappen von Kannstatt.

Kannstatter Quellsalz, Badesalz, aus etwa 2 Teilen Glaubersalz und 3 Teilen Bittersalz bestehend.

Kannstattrasse, s. Menschenrassen.

Kannushi, Name der Schinto-Priester in Japan.

Káno, Provinz des Negerreichs Sokoto in Nordwestafrika, einer der fruchtbarsten (»Garten des Sudân«) und bevölkertsten Teile des ganzen Sudân, 27,530 qkm (500 QM.) groß mit 300,000 Einw. (Fulbe, das herrschende Volk, Araber, Bornuaner, Mandinka u. a.), die viel Baumwolle, Getreide, Tabak, Indigo, Butterbäume, Tamarisken und Melonen bauen. Die gleichnamige Hauptstadt, das »sudânesische London«, unter 11° 59′ nördl. Br. und 8° 42′ östl. L. v. Gr., am Fuße eines 40 m hohen, steilen Felsen, ist mit einer Lehmmauer, durch welche 14 Thore führen, umgeben, umschließt arabische Lehmhäuser, konische Negerhütten, reiche Bazare und ausgedehnte Gärten und Felder und hat 35,000 Einw., welche blaue Baumwollenstoffe, von denen jährlich 1500 Kamellasten ausgeführt werden, sowie geschmackvolle Schuhe und Sandalen, gestickte lederne Taschen (Dsche-

Digitized by Google

bair), Dolche, Waffen ꝛc. anfertigen. Der Markt ist reichlich versehen mit Sklaven, Gurunüssen, Goldstaub, Elfenbein, Salz, Natron, Baumwolle, Lederwaren und Indigo. Eine Hauptbeschäftigung der Bewohner ist auch das Sortieren der Baumwolle und das Färben. Arabische Händler kommen hierher von Tripolis, Tunis und Ägypten, um für ihre eignen und europäische Waren Sklaven, Elfenbein und Straußfedern einzuhandeln. Nach H. Barth beträgt der jährliche Umsatz Kanos 855 Mill. Kauris (500,000 Mariatheresienthaler). S. Karte bei »Guinea«.

Kanōbos (Canobus), im Altertum Stadt in Unterägypten, an einer nach ihr benannten Nilmündung, nordöstlich von Alexandria, durch ein Heiligtum des Serapis (mit Orakel) berühmt. Die Einwohner standen im Ruf ausgelassener Üppigkeit, die sich in großen Festen äußerte. Nach der Einführung des Christentums verfiel die Stadt. Ruinen westlich bei Abukir. — Wichtig für die ägyptologische Wissenschaft wurde das sogen. Dekret von K., eine von den 238 v. Chr. in K. versammelten ägyptischen Priestern zu Ehren des Ptolemäos Euergetes verfaßte dreisprachige Inschrift, von der Lepsius ein Exemplar 1866 auf dem Trümmerfeld von Tanis entdeckte (s. Hieroglyphen, S. 789).

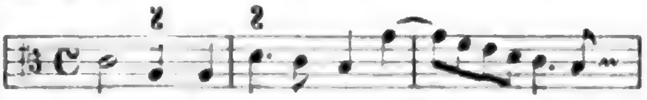
Kanobos (Kanopos), Steuermann des Menelaos, nach welchem die kanopische Mündung des Nils sowie die Insel und Stadt Kanobos genannt sein sollten; als Stern K. am Sternbild Eridanos an den Himmel versetzt (s. Kanopus).

Kanoe (engl., spr. -nū), das aus einem Baumstamm hergestellte schmale, lange Fahrzeug der Wilden; es ist nicht im stande, Segel zu führen, auch beim Rudern gehört große Geschicklichkeit dazu, das Kentern zu verhüten. Indianer und Grönländer bauen ihre Kanoes aus Holzrippen oder Walfischknochen und überziehen sie mit Fellen; auch das Deck ist häufig aus Fell, mit einer Öffnung, die der im K. Sitzende mit seinem Körper ausfüllt. Zum Rudern bedienen sie sich langer Doppelriemen, mit denen sie sehr geschickt und rasch, selbst bei nicht ganz ruhiger See, zu fahren verstehen. Wenn die Wilden der Südsee auf ihren Kanoes Segel führen wollen, so verbinden sie zwei Kanoes miteinander, oder es werden Stangen quer über das K. gebunden u. an dem andern Ende derselben ein Baumstamm befestigt, welcher das Umschlagen des Kanoes verhindert. Heute werden Ruder- und Segelkanoes vielfach beim Ruder- und Segelsport verwendet.

Kanoeing (spr. kanūing), die Verwendung kanoeähnlicher Boote im Ruder- und Segelsport.

Kanoldt, Edmund, Maler, geb. 13. März 1845 in Großrudestedt bei Weimar, war 4½ Jahre lang Schüler F. Prellers in Weimar und ging 1869 nach Rom, wo er sich unter Drebers Einfluß der stilisierten heroischen Landschaft widmete. Er blieb dort bis 1872, kehrte aber 1874 nach Italien zurück, um Zeichnungen für das Engelhornsche Prachtwerk über Italien anzufertigen. Später nahm er seinen Wohnsitz in Karlsruhe, wo er sich koloristisch nach F. Keller weiterbildete, der auch seine Landschaften bisweilen mit Figuren staffierte. Seine stimmungsvollen, poetisch komponierten und durch reiches, saftiges Kolorit ausgezeichneten Hauptwerke sind: Canossa, der Kyffhäuser, Hünengrab auf Rügen, Odysseus auf der Ziegenjagd (Museum in Weimar), Iphigenie am Meer, Sappho, Landschaft mit Hero (Kunsthalle in Karlsruhe), Thetis und Achilles, Dido und Äneas auf der Jagd, Antigone an der Leiche des Eteokles (Galerie in Magdeburg), Kassandra, Landschaft mit Penelope (in der Berliner Nationalgalerie). Für ein Leipziger Privathaus malte er die Geschichte von Amor und Psyche in acht Bildern, und mit Grot-Johann illustrierte er Eichendorffs »Aus dem Leben eines Taugenichts« (Leipz. 1886), ferner Storms »Immensee« (das. 1888) und Shakespeares »Sommernachtstraum« (das. 1890). Er ist großherzoglich sächsischer Professor.

Kanon (griech.), im allgemeinen soviel wie Maßstab, Richtschnur; Regel, Vorschrift; bedeutet in der Musik die strengste Form der Nachahmung, darin bestehend, daß zwei oder mehr Stimmen dieselbe Melodie ausführen, aber nicht gleichzeitig einsetzend, sondern in kurzen Abständen nacheinander, so daß ein kunstvoller mehrstimmiger Satz entsteht, der doch durch die Bewegung einer einzigen Stimme gegeben ist und sogar in der Notierung durch eine einzige Notenreihe ausgedrückt werden kann. Es ist dann nur notwendig, zu bezeichnen, bei welcher Note und in welchem Intervall eine neue Stimme einzusetzen hat, z. B.:



Kanon: In der Unterquinte und Oberquarte.

Diese Vorschrift war es, die von den Kontrapunktisten des 16. Jahrh. K. (Richtschnur) genannt wurde; besonders beliebt waren damals rätselhafte Anweisungen für die Auflösung des Kanons (Rätselkanon), welche schließlich bis zur Unmöglichkeit des Verstehens auf die Spitze getrieben wurden. Allmählich ging dann der Name K. auf die Komposition selbst über, deren alter Name Fuga (s. Fuge) oder Conseguenza war. Je nach dem Intervall, in welchem die zweite Stimme höher oder tiefer einsetzt als die erste, unterscheidet man den K. im Einklang (bei welchem die Stimmen thatsächlich dieselben Töne vortragen, aber so, daß die zweite [imitierende] Stimme einen halben oder ganzen Takt oder mehr nach der andern einsetzt) vom K. in der Oktave (bei dem die zweite Stimme die Melodie eine Oktave höher oder tiefer bringt), Unterquinte, Oberquinte, Quarte, Ober- u. Untersekunde (bei dem die imitierende Stimme den betreffenden Abstand für die Imitation festhält, entweder ganz streng oder mit Freiheiten, welche die Bewahrung der Tonarten gebietet) ꝛc. Der drei- und mehrstimmige K. verbindet in der Regel mehrere der genannten Arten. Weitere Varianten entstehen durch Verlängerung oder Verkürzung der Notenwerte in der nachahmenden Stimme (Canon per augmentationem oder diminutionem) oder durch Umkehrung aller Intervalle (al inverso, per motum contrarium), so daß, was vorher stieg, dann fällt, oder gar so, daß die zweite Stimme die Melodie von hinten anfängt (Canon cancricans, Krebskanon). Der K. hat entweder keinen Schluß, sondern läuft in den Anfang zurück, in welchem Fall er auch wohl scherzweise in Kreisform notiert wird (Kreiskanon, Fuga circularis, Canon infinitus), oder er kann zwar ad libitum repetiert werden, hat aber durch Fermaten angedeutete Schlußnoten, oder endlich er hat einen angehängten freien Schluß (coda). Der Doppelkanon ist die kontrapunktische Verbindung zweier Kanons. Seine höchste Blüte feierte der K. in den Meisterwerken der niederländischen Kontrapunktisten des 15. und 16. Jahrh.; doch hat er bis in die neueste Zeit hinein noch eingehende Pflege gefunden u. wird neben der Fuge vor Abschluß der Kontra-

Digitized by Google

punktstudien von der Schule thunlichst berücksichtigt. Von Bach haben wir 9 Kanons in den »30 Variationen«, von Mozart 23, von Weber 8 Kanons; außerdem seien genannt Klengels »48 Kanons und Fugen«, Kiels »15 Kanons im Kammerstil«, Weitzmanns »Musikalische Rätsel«, die Kanonsammlung in Spohrs Autobiographie und die zahlreichen kanonischen Kompositionen S. Jadassohns. Die Lehre des Kanons findet sich regelmäßig in denselben Büchern abgehandelt wie die der Fuge (s. d.). Vgl. auch Ambros, Geschichte der Musik, Bd. 3, und Klauwell, Der K. in seiner geschichtlichen Entwickelung (Leipz. 1877). — Die Alten nannten das Monochord K., weil vermittelst desselben die mathematischen Intervallbestimmungen (Oktave = $\frac{1}{2}$ der Saitenlänge ꝛc.) bestimmt wurden; deshalb wurden auch die Pythagoreer, deren musikalische Theorie auf dem K. fußte, Kanoniker genannt, im Gegensatz zu den Harmonikern (Aristoxenos und seine Schule), welche von der Mathematik in der Musik nicht viel hielten.

Kănon (griech.) bezeichnet in der Kirchensprache teils das Verzeichnis der biblischen Bücher, welche für inspiriert gelten und in den gottesdienstlichen Versammlungen gelesen werden, im Gegensatz zu den Apokryphen (s. Kanonische Bücher), teils jede kirchliche Vorschrift und Regel, daher später besonders gebraucht im Gegensatz zum bürgerlichen Gesetz (kanonisches Recht); ferner die Gebetsformel der römischen und griechisch-katholischen Kirche vor, bei u. nach der Konsekration in der Messe (Meßkanon) sowie ein bestimmter Kirchengesang der griechischen Kirche; endlich das Verzeichnis der von der Kirche anerkannten Heiligen. — In der Philosophie ist unter K. ein methodologischer Grundsatz, eine Vorschrift für den richtigen Gebrauch des Erkenntnisvermögens zu verstehen. In diesem Sinne ist eine Schrift Epikurs über die obersten Grundsätze des Denkens kurz als K. betitelt und spricht Kant von dem K. der reinen Vernunft. — In der Mathematik, vorzüglich in der Algebra, ist K. eine allgemeine Formel, die bei Lösung einer Aufgabe herauskommt, und nach welcher die unter der allgemeinen Aufgabe begriffenen Exempel auszurechnen sind. Kanonische Form (Normalform), diejenige Form der betreffenden algebraischen Ausdrücke, welche sich zur allgemeinen Behandlung am besten eignet (s. Invariantentheorie). — In der bildenden Kunst bezeichnet das Wort K. Statuen, die als Muster gelten, vorzüglich in Hinsicht auf die Verhältnisse des menschlichen Körpers (s. Proportion). Die Bezeichnung rührt von einem berühmten Werk des griechischen Bildhauers Polyklet, der Statue eines Speerträgers (s. Doryphoros), her, welche ihrer den Künstlern als Vorbild dienenden Proportionen wegen den Beinamen K. erhielt (vgl. Friederichs, Der Doryphoros des Polyklet, Berl. 1863). Auch die Künstler des alten Ägypten hatten ihren K., eine feststehende Regel der Verhältnisse des menschlichen Körpers. Sie pflegten nämlich nach bestimmt proportionierten Modellen zu arbeiten, die sie in ein Netz von Quadraten einzeichneten, um so für jeden Punkt die entsprechende Lage festzuhalten. Für die menschliche Gestalt bildete die Einheit dieses Kanons nach einigen die Länge des Fußes, nach andern des mittlern Fingers. Nach Diodor hätten die Ägypter den Körper vom Scheitel bis zur Sohle in $21\frac{1}{4}$ Teile zerlegt. Aber die mancherlei Zeichnungen und Skulpturen, die noch unvollendet und mit solchen Quadratierungen versehen erhalten sind, weichen in der Zahl der Quadrate, welche auf die Körperlänge kommen, zwischen 15 und 23 so erheblich voneinander ab, daß man zwei oder drei verschiedene Proportionsregeln, welche die Ägypter nacheinander befolgt hätten, aufstellen zu müssen geglaubt hat. — In der Philologie versteht man unter K. das von den alexandrinischen Grammatikern herrührende kritische Verzeichnis der alten Schriftsteller. — In der Chronologie nennt man K. Zeittafeln bestimmter Art, z. B. die der sogen. Goldenen Zahl, der Epakten, der Ostern; in der Astronomie vorzüglich Tafeln für die Bewegungen der Himmelskörper, Zusammenstellungen sämtlicher Sonnen- und Mondfinsternisse ꝛc. — In der Rechtssprache ist K. Bezeichnung für eine jährliche Geldabgabe von Grundstücken, Häusern, also soviel wie Erb-, Grundzins, Gült ꝛc. — In der Buchdruckerkunst versteht man darunter eine Art großer Lettern, mit denen ehedem die Meßkanons gedruckt wurden, die jetzt aber gewöhnlich nur auf Titeln, Anschlagzetteln ꝛc. Anwendung finden; kleine K. hält 32 oder auch 36, grobe K. 42 typographische Punkte (vgl. Schriftarten).

Kanonāde, andauerndes Artilleriefeuer.

Kanōne (v. lat. canna, »Röhre«, oder dem ital. cannone, »großes Rohr«), der ältern Kartaune entsprechend, Geschützrohr von größerer Länge als die Haubitzen oder Mörser gleichen Kalibers. Die K. schießt mit größtmöglicher Ladung, während die kurzen Kanonen der deutschen Artillerie (Haubitzen) zur Ermöglichung des Steil- (Wurf-) Feuers kleinere Ladungen haben. Die Länge der K. wird in der Regel in Kalibern abgekürzt als L 25 oder L 35 (25 oder 35 Kaliber lang) bezeichnet. Vgl. Geschütz.

Kanōnen, bis über das Knie hinaufreichende Reiterstiefel, namentlich der Studenten, angeblich nach den Kanonikern benannt.

Kanonenbatterie, s. Batterie.

Kanonenbaum, s. Cecropia.

Kanonenbettung, mit Bohlen belegter Geschützstand für Kanonen.

Kanonenbohrer, Metallbohrer mit halbkreisförmigem Querschnitt und rechtwinkelig oder schief zur Achse stehender Schneide.

Kanonenboote, kleinere Kriegsschiffe mit, wenn für den Küstenkrieg bestimmt, geringem Tiefgang und oft nur einem Geschütz großen Kalibers. Die Notwendigkeit, K. auch an fremden Küsten zu verwenden, führte zu ihrer Vergrößerung behufs Hebung ihrer Seefähigkeit. Sie erhielten vollere Takelage, welche bei erstern, dem Küstenkrieg angemessen, unterdrückt war. Aus dem Bedürfnis, Schiffe von der Küste aus zum Kampfe mit Panzerschiffen zu befähigen, entstanden die Panzerkanonenboote, die hinter einem Bugpanzer ein Geschütz schwersten Kalibers führen. Da bei dem flachen Tiefgang der K. Maschinen und Kessel nicht durch Versenkung unter die Wasserlinie geschützt werden konnten, so hat man ihnen in neuester Zeit ein stark gewölbtes Panzerdeck gegeben (z. B. »Bremse« und »Brummer« in Deutschland), welches an der Bordlinie 1,4 m unter und im Scheitel 0,25 m über Wasser liegt, und unter welchem die Maschine sich befindet; letztere konnte nun kräftiger sein, und man erhielt größere Fahrgeschwindigkeit. Dienen solche K. noch andern Zwecken vermöge gesteigerter Geschwindigkeit, Seefähigkeit oder Armierung, so bilden sie den Übergang zu Rammkreuzern, Torpedokreuzern ꝛc. England besitzt eine größere Anzahl K. mit einem schweren Geschütz im Bug auf versenkbarer Plattform, die man dort »Floating carriages«

Digitized by Google

(schwimmende Lafetten) genannt hat. S. Marine und Panzerschiff.

Kanonenfutter, Ausdruck Falstaffs in Shakespeares »Heinrich IV.« (1. Teil, 4, 2) für wertlose Soldaten, engl.: »Food for powder« (»Futter für Pulver«).

Kanonengut, soviel wie Kanonenmetall.

Kanonenjolle, s. Kanonenschaluppe.

Kanonenkugelbaum, s. Couroupita.

Kanonenmetall, s. Bronze, S. 524, und Geschütz, S. 445.

Kanonenofen, s. Zimmeröfen.

Kanonenschaluppe, veraltetes Küstenverteidigungsfahrzeug, zum Rudern bestimmt, auch mit Masten und Segel und 1—2 Geschützen ausgerüstet.

Kanonenschlag, s. Feuerwerkerei, S. 398.

Kanonier (franz. Canonnier), Artillerist ohne Charge, gemeiner Artillerist; Bezeichnung, welche um das Jahr 1700 in Gebrauch kam.

Kanōnik, in der Epikureischen Philosophie die Logik oder Dialektik, Erkenntnislehre, nach »Kanon« gleich Richtschnur, Regel; in der Musik die mathematische Klanglehre, welche die Töne als bestimmte Größen betrachtet und gegeneinander abmißt; vgl. Kanon (Musik).

Kanoniker (lat. Canonici), ursprünglich diejenigen Priester, welche nach einer gewissen Regel (Kanon) zusammenlebten. Nach dem Vorbild des Augustin und des Eusebios von Vercelli (gest. 371) wurde die vita canonica (so genannt, weil sie sich nach dem Ausspruch des Kanons, Apostelgesch. 4, 32, richtete), d. h. die klösterliche Vereinigung der Kleriker (Kanoniker), durch die Regel Chrodegangs (s. d.) von Metz für seine Diözese angeordnet und durch das Aachener Konzil von 816 (oder 817) auf alle Kirchen im fränkischen Reich, an denen sich eine Mehrzahl von Geistlichen befand, ausgedehnt (Regula Aquisgranensis). Als diese Form des Zusammenlebens der Geistlichen im sogen. Kapitel schon im 10. Jahrh. ihrer Auflösung entgegenging, indem die dem Kapitel gehörenden Güter unter die Mitglieder verteilt und von letztern eigne Wohnungen bezogen wurden, schieden sich im 11. und 12. Jahrh. die bei der Regel verharrenden als Canonici regulares von den weltförmigen, den Canonici saeculares. Jene bildeten eine neue Klasse von Mönchen. Aber auch unter ihnen immer wieder neu einreißende Verweltlichung rief verschiedene Reformationen des kanonischen Lebens hervor, als deren namhafteste die Prämonstratenserregel von Norbert (s. d.) gilt. Die Kleidung der K. war im 12. Jahrh. ein langer Leibrock, darüber das leinene Chorhemd (Alba); dann das Almutium, eine Mütze von Schaffell, welche Kopf, Hals und Schultern bedeckte; dazu ein schwarzer Mantel ohne Kragen und die Kalotte (Käppchen). Die spätern prachtliebenden Chorherren gaben dieser Tracht ein gefälligeres Ansehen und vertauschten namentlich das Käppchen mit dem viereckigen Barett. Jetzt nennt man K. (Kanonikus, Chorherr, Domherr, Domkapitular, Stiftsherr) das Mitglied eines Kapitels (s. d.). Das Ansehen insonderheit der Domkapitel wuchs seit dem 13. Jahrh. zu einem Kollegium mit dem Recht der Bischofswahl heran, und in demselben Maße wurden die Stellen der K. mit Angehörigen des höhern Adels besetzt. — In der griechischen Musik Bezeichnung der Pythagoreer (s. Kanon).

Kanonikus, s. Kanoniker.

Kanonisation (griech.-lat. Canonizatio), die Aufnahme in den Kanon, d. h. das Verzeichnis der von der katholischen Kirche anerkannten Heiligen, also soviel wie Heiligsprechung; vgl. Heilige.

Kanōnisch, dem Kanon (s. d.) gemäß, darauf bezüglich, insbes. kirchlich oder päpstlich bestätigt.

Kanōnische Bücher (Kanon), im Gegensatz zu den apokryphischen Büchern sowohl diejenigen Schriften, welche die nachexilischen Juden in die Sammlung ihrer heiligen Schriften aufnahmen und in ihren Gottesdiensten zur Verlesung brachten, als auch diejenigen neutestamentlichen Schriften, die seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. dem alttestamentlichen Kanon als ebenbürtig zur Seite gesetzt wurden. Zu den kanonischen (auch protokanonischen, im Gegensatz zu deuterokanonischen, d. h. den später zugelassenen unter den apokryphischen) Büchern gehören 38 alttestamentliche Schriften, nämlich 17 Geschichtsbücher: die 5 Bücher Mosis, das Buch Josua, das Buch der Richter, das Buch Ruth, die 2 Bücher Samuelis, die 2 Bücher der Könige, die 2 Bücher der Chronik, die Bücher Esra, Nehemia und Esther; fünf Lehrbücher: das Buch Hiob, der Psalter, die Sprüche Salomos, der Prediger Salomo, das Hohelied Salomos; 16 prophetische Bücher: Jesaias, Jeremias und dessen Klagelieder, Hesekiel, Daniel, Hosea, Joel, Amos, Obadja, Jonas, Micha, Nahum, Habakuk, Zephanja, Haggai, Sacharja, Maleachi; 27 neutestamentliche Schriften, nämlich: die 4 Evangelien, die Apostelgeschichte, die 13 Briefe des Apostels Paulus, die beiden Briefe des Petrus, die 3 Briefe des Johannes, der Brief an die Hebräer, die Briefe des Jacobus und Judas und die Offenbarung des Johannes. Die Anerkennung des zweiten Briefes Petri, des zweiten und dritten des Johannes, der Briefe des Jacobus und Judas und der Offenbarung des Johannes fand in der alten Kirche vielfachen Widerspruch, und es hießen daher dieselben Antilegomena, im Gegensatz zu den unbestritten für echt geltenden (Homologumena).

Kanōnisches Alter, bestimmte Anzahl von Lebensjahren, die zur Erlangung eines hohen Kirchenamtes nötig sind, z. B. zum Episkopat nach Justinians I. Verordnung wenigstens 35 Jahre.

Kanōnisches Recht (Jus canonicum, benannt nach den Rechtssatzungen [canones] der Kirche), das in Deutschland rezipierte Recht, welches sich innerhalb der christlichen Kirche ausbildete. Dasselbe entstand unter kirchlicher Autorität, namentlich durch die Beschlüsse der Konzile und durch die Dekretalen der Päpste. Das kanonische Recht enthält nicht bloß Satzungen über rein kirchliche Angelegenheiten, es umfaßt vielmehr auch eine bedeutende Summe strafrechtlicher, zivilrechtlicher und prozessualischer Vorschriften, was sich aus der Machtstellung der Kirche im Mittelalter erklärt. Bei uns in Deutschland ist das kanonische Recht rezipiert, wie es sich in dem Kodex des Jus canonicum, dem Corpus juris canonici (s. Corpus juris), vorfindet. Es hat, wie das römische Recht, nur subsidiäre Geltung; doch geht es dem römischen Recht vor, indem es zwar gleichzeitig mit dem letztern, aber im derogierenden Verhältnis zu diesem Aufnahme fand. Nicht gleichbedeutend mit kanonischem Recht ist übrigens der Ausdruck Kirchenrecht, d. h. der Inbegriff der auf die Kirche bezüglichen Rechtsnormen. Denn das Kirchenrecht ist einerseits nicht allein im kanonischen Recht, sondern auch in spätern Rechtsquellen der katholischen Kirche (s. Kirchengesetze) enthalten und umfaßt ferner auch das protestantische Kirchenrecht und die auf die Kirchengesellschaften bezüglichen staatlichen Normen; anderseits enthält das kanonische Recht auch Rechtsvorschriften über Gebiete, welche heute aus-

Digitized by Google

schließlich der bürgerlichen Ordnung unterliegen. Vgl. Schulte, Geschichte der Quellen und Litteratur des kanonischen Rechts (Stuttg. 1875—80, 3 Bde.).

Kanönische Stunden, s. Horae canonicae.

Kanonisieren, heilig sprechen, s. Kanonisation.

Kanonissinnen (Canonicae, Chorfrauen), Frauen und Mädchen (Canonicae virgines), die bei einem Stift eine Pfründe genießen und gemeinschaftliche Wohnung und Klausur haben. Sie folgten in allem den Chorherren und ordneten sich den verschiedenen Kongregationen unter oder bildeten selbständige Vereine unter den Ordinarien, gehörten beinahe ganz dem Adel an, überboten die Domherren an Freiheit des Lebenswandels und machten ihre Anstalten beinahe durchgängig zu weltlichen Stiftern, so daß selbst nach dem Übertritt zum Protestantismus mehrere solcher Stifter, z. B. die von Gandersheim, Herford, Quedlinburg, Gernrode rc., als Pfründenanstalten für adlige Fräulein bestehen blieben. Auch die Teilhaberinnen an den in neuerer Zeit für diesen Zweck gestifteten Anstalten heißen K.

Kanonist, ein Kenner oder Lehrer des Kanonischen Rechts (s. d.).

Kanonizität (neulat.), zusammenfassender Name für den Komplex der Eigenschaften, vermöge welcher ein Buch zu den Kanonischen Büchern (s. d.) gehört.

Kanopos, Stadt, s. Kanobos.

Kanōpus (Kanobus), Stern erster Größe (*a*) im südlichen Sternbild des Schiffes unter dem Sternbild des Eridanus, welches Eratosthenes bis zum K. verlängerte; ist auf der Nordhalbkugel nur im südlichsten Europa sichtbar.

Kanori, Volksstamm, s. Kanuri.

Känozōisch (kainozoisch, griech.), im Gegensatz zu paläozoisch und mesozoisch, Tierreste der neuern Zeit enthaltend oder auf solche bezüglich. Daher känozoische Formationsgruppe, die Tertiärformation, Diluvium und Alluvium umfassend.

Kanpur, Stadt in Britisch-Indien, s. Khanpur.

Kansas (abgekürzt Kan. oder Kans.), einer der Staaten der nordamerikan. Union, liegt zwischen 37—40° nördl. Br. und 94° 38′—102° westl. L. v. Gr., grenzt östlich an Missouri, südlich an Oklahoma und das Indianerterritorium, westlich an Colorado und nördlich an Nebraska, ist von O. nach W. 640 km lang, von N. nach S. 244 km breit und 212,580 qkm (3861 QM.) groß. Der Staat besteht aus einer welligen Ebene, mit sanfter Senkung von 1100 m im W. bis 220 m im O. und zugleich von N. nach S., wie das die Flußläufe anzeigen. Der Osten ist gut bewässert, fruchtbar und reich an Holz, der Westen trocken, kahl und wenig ergiebig. Zahlreiche Thäler durchziehen die einförmige Fläche. Das große zentrale Thal nimmt der Lauf des Kansasflusses ein, der mit seinem Nebenfluß, dem Smoky Hill River, den Staat in seiner ganzen Länge durchschneidet und von N. her die Flüsse Saline, Solomon, Republican und Blue River aufnimmt. Ein zweites breites Thal wird in der südlichen Hälfte des Staates gebildet durch den Arkansas mit nördlichen Seitenthälern, durchzogen von den Flüssen Walnut, Little Arkansas, Pawnee Fork. Die andern wichtigsten Thäler sind im SO. das des Neosho, im SW. das des Cimarron, im NO. die der verschiedenen Zuflüsse des Missouri, der die äußerste Nordostgrenze bildet. Die Flüsse sind meist breit und flach und daher nicht schiffbar. Geologisch betrachtet, scheidet sich der Staat in drei Sektionen, in eine östliche kohlenführende, eine zentrale, zur Triasformation, und eine westliche, zur Kreideformation gehörige. Während im O. die Kohlengruben reichen Ertrag geben, wird im SO. Blei abgebaut und im zentralen und südwestlichen Teil Salz gewonnen: 1889 in 17 Salzwerken 547,224 Fässer. Das Klima ist angenehm und gesund, im O. hinreichend feucht (1200 mm Niederschläge), im W. trocken. Der Winter ist nur kurz, und Schnee fällt selten in Menge. Plötzliche Temperaturwechsel treten namentlich im Frühjahr ein, und glühende Südwinde treiben das Thermometer manchmal bis 42° in die Höhe. Die Bevölkerung betrug 1860 erst 107,206 Seelen, aber 1890: 1,427,096 (752,112 männlich, 674,984 weiblich), darunter 147,838 im Ausland (46,423 in Deutschland) Geborne, 50,543 Farbige und 1437 Indianer. Fast alle Religionsbekenntnisse sind vertreten, die Katholiken haben Bischöfe in Concordia, Leavenworth und Wichita, die Episkopalen in Topeka rc. Die öffentlichen Schulen mit 1890: 12,152 Lehrern wurden von 389,570 Kindern besucht, die 16 höhern Lehranstalten mit 218 Lehrkräften von 3945 Lernenden. Obenan steht die Kansas-Universität zu Lawrence mit 51 Dozenten, 750 Studierenden und einer Bibliothek von 21,460 Bänden. Es erscheinen 732 Zeitungen. Haupterwerbszweig ist Ackerbau, für den sich 210,000 qkm eignen sollen. Es bestanden 1890: 166,617 Farmen mit 12,085,782 Hektar; bestellt waren mit Mais 2,925,906 Hektar, mit Weizen 633,054, mit Hafer 585,410 Hektar. Geerntet wurden 1892: 70,831,000 Bushel Weizen (weitaus am meisten in der ganzen Union), 145,825,000 Bushel Mais, 44,094,000 Bushel Hafer, außerdem Roggen, Gerste, Buchweizen, Flachs, Kartoffeln, Bohnen, Erbsen, Tabak und in steigendem Maße Wein (1890 auf 1817 Hektar). Mit Wald sind nur 5 Proz. der Oberfläche bedeckt. Für Viehzucht ist der Staat ganz besonders geeignet; 1890 zählte man 930,305 Pferde, 95,937 Maulesel und Esel, 3,188,033 Rinder, 4,022,933 Schweine und 401,192 Schafe. Großartig sind die Schlächtereien und Verpackungsanstalten in Kansas City (s. d.); 1889 wurden an Wolle 2,253,240, an Butter 46,117,076, an Käse 799,214 Pfund produziert. Die Industrie ist weniger bedeutend, doch im Aufschwung begriffen; 1890 wurden in 4471 gewerblichen Anstalten durch 32,843 Arbeiter Waren im Werte von 110,219,805 Doll. hergestellt. Am wichtigsten sind die Getreidemühlen, Schlächtereien, Eisen- und Stahlwerke, Gießereien, Maschinenbau- und Sattlerwerkstätten. Der Bergbau liefert hauptsächlich Kohlen, 1889: 2,230,763 Ton. Die Eisenbahnen hatten 1889 eine Länge von 15,604 km; die Kansas Pacific- und die Atchison Topeka- und Santa Fé-Bahn durchschneiden den Staat von O. nach W. Die gesetzgebende Gewalt ruht in den Händen eines Senats von 40 Mitgliedern, die auf vier Jahre, und eines Abgeordnetenhauses von 125 Mitgliedern, die auf zwei Jahre gewählt werden. Die Sitzungen finden alle zwei Jahre statt. Der Gouverneur wie auch die andern Beamten werden gleichfalls auf zwei Jahre vom gesamten Volk gewählt, mit Ausnahme der Oberrichter, welche auf sechs Jahre, und der Kreisrichter, welche auf vier Jahre gewählt werden. In den Senat der Union entsendet K. 2, in das Repräsentantenhaus 8 Mitglieder; bei der Präsidentenwahl hat es 8 Stimmen. Das gesamte Real- und Personaleigentum des Staates wurde 1890 auf 1,799,343,501 (1880 erst 760 Mill.) Doll. geschätzt, wovon auf Eisenbahnen und Telegraphen 468,131,030 Doll. entfielen. Die Einnahmen des Staates betru-

Digitized by Google

gen 13,575,919, die Ausgaben 13,714,175 Doll., die öffentliche Schuld 40,629,022 Doll., davon Schuld des Staates 1,119,658, der Grafschaften 14,805,052, der Städte 18,617,384, der Schuldistrikte 6,086,928 Doll. Eingeteilt wird der Staat in 106 Grafschaften; Hauptstadt ist Topeka, bedeutender ist indes Kansas City, dann Wichita, Leavenworth und Atchison. S. Karte »Vereinigte Staaten«, westlicher Teil. — K. kam als Teil des französischen Louisiana an die Vereinigten Staaten; 1854 wurde es als Territorium organisiert und bereits 1855 von Missouri aus von Freunden der Sklaverei besetzt, welche eine Gesetzgebende Versammlung einsetzten und durch sie die Verfassung Missouris annehmen ließen. Die Präsidenten Pierce und Buchanan begünstigten diese Umtriebe, trotzdem daß sie als Hüter des Gesetzes dem sogen. Missourikompromiß, durch welchen alles Land im N. von 36° 30′ für frei erklärt wurde, hätten Anerkennung verschaffen sollen. Die Gegner der Sklaverei traten indes bereits im September 1855 zusammen und erklärten die angenommene Verfassung für ungültig. Es kam zu blutigen Kämpfen, an welchen sich Freischärler von S. und N. beteiligten, und die schließlich zu gunsten der Abolitionisten ausfielen, so daß eine 1859 in Wyandotte angenommene Verfassung nicht nur vom Volke, sondern auch vom Kongreß (1860) bestätigt wurde. Während der Sezessionsbewegung nahm K. entschieden Partei für die Union; indessen gehörte es 1871 zu den Staaten, die es durch Volksabstimmung ablehnten, den Negern das Stimmrecht zu verleihen. Vgl. Thayer, History of the Kansas Crusade (New York 1889); Robinson, The Kansas Conflict (das. 1892).

Kansas, Indianerstamm der Dakota (s. d.), von dem 1890 nur noch 198 Seelen in einer Reservation in Oklahoma lebten.

Kansas City (spr. ßitti), zwei Städte der nordamerikan. Union, am linken Ufer des Missouri, in den hier der Kansas River mündet: 1) Stadt in der Grafschaft Jackson des Staates Missouri, auf dem rechten Ufer des Missouri, unterhalb der Mündung des Kansasflusses, dicht an der Ostgrenze des Staates Kansas, bedeutender Eisenbahnknotenpunkt. K. hat einen Gerichtshof, Handelskammer, Zollhaus, das große Zentraldepot, Opernhaus, drei schöne Brücken über den Missouri und (1890) 132,716 Einw., darunter 20,858 im Ausland (6109 in Deutschland) Geborne; 1895 betrug die Bevölkerung 150,000. Die Industrie hat einen großen Aufschwung genommen. 1890 waren in 1473 gewerblichen Anstalten 14,757 Arbeiter beschäftigt, welche Waren im Werte von 31,936,366 Doll. erzeugten. Bedeutend sind namentlich die Korn- und Sägemühlen, Gießereien und Maschinenwerkstätten. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 1893: 67,792,975, die städtische Schuld 1,439,500 Doll. — 2) Stadt in der Grafschaft Wyandotte des Staates Kansas, am Norduser des Kansas River, Knotenpunkt von 20 Bahnsystemen, die größte Stadt des Staates, hatte 1880 erst 3200, aber 1890 schon 38,316 Einw., darunter 5723 im Ausland (1561 in Deutschland) Geborne. In 232 industriellen Anstalten erzeugten 7300 Arbeiter Waren im Werte von 44,022,939 Doll., wovon 39,927,391 Doll. auf 6 Fleischversandhäuser mit 4617 Arbeitern (darunter die großen Viehbuchten u. die Verpackungsanstalt von Armour, die zweitgrößten der Union), die 1892/93: 1,695,145 Schweine und 729,239 Rinder verarbeiteten, der Rest auf Gießereien und Maschinenwerkstätten, Böttchereien, Ziegeleien, Talgschmelzereien, Sägemühlen, Seife- und Lichtefabrikation entfallen. Das steuerpflichtige Eigentum betrug 9,167,140, die städtische Schuld 1,634,639 Doll.

Kansas-Nebraskabill vom Jahre 1854, s. Vereinigte Staaten von Amerika (Geschichte).

Kansas River, Fluß im nordamerikan. Staat Kansas, entsteht durch die Vereinigung des 660 km langen Republican Fork mit dem fast ebenso langen Smoky Hill Fork bei Fort Riley (Junction City) und ergießt sich 212 km unterhalb des genannten Ortes, bei Kansas City, in den Missouri. Bis Junction City ist er bei Hochwasser schiffbar. Einen großen Teil seines Laufes begleitet die Kansas-Pacificbahn.

Kansassteine, s. Schleifsteine.

Kansk, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (80,758 qkm mit [1893] 72,550 Einw.) im sibir. Gouv. Jenisseisk, am Kan, 192 m ü. M., an der großen südsibirischen Straße gelegen, hat eine Kirche, zwei Kapellen, eine israelitische Betschule, Stadtbank, Salzwerk, Pelzhandel und (1893) 6075 Einw. (meist Russen). In der Umgebung Ackerbau und Goldwäscherei.

Kansu, Provinz des nordwestl. China, grenzt im O. an Schensi, im S. an Setschuan, im W. an das Gebiet des Kuku-Nor und Chinesisch-Turkistan, im N. an die Mongolei, von der es durch die Große Mauer getrennt ist, und umfaßt 325,000 qkm (5912 QM.) mit 9,300,000 Einw. (18 auf 1 qkm). Die Provinz ist fast ganz von über die Schneegrenze reichenden Gebirgen erfüllt: von W. tritt der Nanschan (6000 m), der die Südgrenze der nordwestlichen Verlängerung bildet, hinein, ihm nahezu parallel laufen in westöstlicher Richtung das Tunbugebirge (4970 m), das Tasurchaigebirge, der Minschan, denen sich ostwärts der Peling und Tsinlingschan anschließen. Der Huangho durchzieht die Provinz von W. nach O., in scharfer Biegung nach N. sich wendend, und nimmt hier den Tauho, Tatungho u. a. auf. Die Provinz hat, mit Ausnahme des dürren nordwestlichen Zipfels, schöne Wälder, saftige Weiden und fruchtbare Felder, welche mit Getreide, Tabak, Gemüse, Mohn bestellt werden. Die Fauna ist sehr reich, im nordwestlichen Teil finden sich aber von größern Säugetieren nur einige wilde Esel und Kamele. Das Klima ist kälter als das von Schensi, so daß die Bewohner viel Pelzwerk gebrauchen. Im NO. des Huangho baut man Weizen, Gerste, Hirse, Zwiebeln, Melonen, selbst Datteln. Die Gebirge enthalten Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Agalmatolith und Nephrit und im östlichen Teil reiche Steinkohlenlager, die bereits abgebaut werden. Die Bevölkerung besteht aus Tanguten, Mongolen, Chinesen (meist in den Städten) und dem kleinen mongoloiden Stamm der Dalden in der Nachbarschaft der Städte Sinin, Niambu u. a. Religion ist zum großen Teil der Islam, dann der Buddhismus; auch leben in der Provinz ca. 2400 Christen. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation von Wollenstoffen, Teppichen und Papierwaren. Der Handel vertreibt namentlich Zeuge, Pferdehäute, Moschus, Rhabarber, Opium, Tabak, Drogen, Federn. In K. kreuzen sich zahlreiche Straßen aus Rußland, China, Turkistan, Tibet; die große, nach europäischem Vorbild erbaute Straße von Singan nach Lantschau ist eine der besten Chinas. Hauptstadt ist Lantschau (s. d.).

Kant, Immanuel, der einflußreichste Philosoph neuerer Zeit, geb. 22. April 1724 zu Königsb. i. Pr., gest. daselbst 12. Febr. 1804, Sohn eines Sattlermeisters, dessen Familie einer Tradition zufolge aus Schottland stammte, erhielt eine streng religiöse Er-

Digitized by Google

ziehung und studierte seit 1740 an der Universität seiner Vaterstadt und zwar mit besonderm Eifer Mathematik (unter dem Wolffianer Knutzen), Physik und Philosophie. Die Frucht der Beschäftigung mit den beiden ersten Wissenschaften war Kants Erstlingsschrift »Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte« (Königsb. 1747). Nachdem er 9 Jahre als Hauslehrer thätig gewesen war, erwarb er 1755 durch eine Dissertation: »De igne«, die Doktorwürde und in demselben Jahre durch die Verteidigung seiner Abhandlung »Principiorum primorum cognitionis metaphysicae novae dilucidatio« die Venia legendi. In seiner »Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels« (Königsb. 1755) antizipierte er die spätere Laplacesche Theorie der Entstehung unsers Sonnensystems und versuchte die mechanische Theorie mit der teleologischen zu vereinigen. Sein philosophischer Standpunkt war in dieser ersten Periode noch der Wolffsche, bald lernte er aber englische Philosophen, insbes. Hutcheson und wohl auch Hume genauer kennen, so daß er sich zum Empirismus und Skeptizismus hinneigte und seine zweite Periode geradezu die empiristisch-skeptische genannt werden kann. Diesem Zeitraum gehören an die Schriften: »Der einzige mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes« (1765), die von Burke beeinflußten »Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen« (1764), die »Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik« (1762) und besonders seine Preisschrift für die Berliner Akademie der Wissenschaften: »Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und Moral« (1763). Erst nachdem er 15 Jahre lang Privatdozent gewesen war und Rufe nach Erlangen und Jena aus Liebe zur Heimat ausgeschlagen hatte, ward ihm 1770 die ordentliche Professur der Logik und Metaphysik zu teil, die er mit der Verteidigung der Dissertation »De mundi visibilis atque intelligibilis forma et principiis« eröffnete. In ihr war schon die transzendentale Ästhetik, zum Teil auch die transzendentale Analytik enthalten und damit ein Teil der Kritik der reinen Vernunft, aber er neigt mit seiner Lehre vom mundus intelligibilis der alten Metaphysik mehr wieder als in den Träumen eines Geistersehers zu. Danach kann diese wichtige Schrift als Übergang zu seiner dritten Periode betrachtet werden. Es dauerte aber noch mehr als zehn Jahre, ehe sein lange überlegtes, zuletzt in vier Monaten niedergeschriebenes Hauptwerk: »Die Kritik der reinen Vernunft« (1781, 2. veränderte Aufl. 1787), ans Tageslicht trat, welchem in kurzen Zwischenräumen die übrigen **Hauptwerke**: 1783 die »Prolegomena zu einer künftigen Metaphysik, die als Wissenschaft wird auftreten können«, 1785 die »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, 1786 die »Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaften«, 1788 die »Kritik der praktischen Vernunft«, 1790 die »Kritik der Urteilskraft«, 1793 die »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft«, 1797 die »Metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre« und die »der Tugendlehre«, 1798 »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht«, nachfolgten. Kleinere **Abhandlungen** waren: »Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht«, »Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?« (beide 1784); die Aufsehen erregende Rezension von Herders »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit« von 1785, welche Herder übel aufnahm; »Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte«; »Was heißt sich im Denken orientieren?«; »Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie« (1788); »Über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee« (1791); »über die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff« (aus demselben Jahr); »über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis« (1793); »Das Ende aller Dinge«, »Über Philosophie überhaupt« (beide von 1794); »Zum ewigen Frieden, ein philosophischer Entwurf« (1795); »Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie« (1796); »Über ein vermeintes Recht, aus Menschenliebe zu lügen«, in welcher K. als strenger Wahrheitsfreund die Notlüge unbedingt verwirft, »Der Streit der Fakultäten«, worin zugleich die Abhandlung enthalten ist: »Von der Macht des Gemüts, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein« (sämtlich 1798). Aus einem in Kants Nachlaß vorgefundenen Manuskript: »Vom Übergang von der Metaphysik zur Physik«, haben neuerlich Reicke und A. Krause Bruchstücke veröffentlicht. Zu berücksichtigen sind auch Vorlesungen Kants, die zum Teil während seines Lebens, z. B. die Logik von Jäsche (Königsb. 1800), zum Teil lange nach seinem Tode, wie die Vorlesungen über Metaphysik (aus dem Ende der 70er Jahre) von Pölitz (Erfurt 1821) herausgegeben wurden. Vgl. dazu **Heinze**: Vorlesungen Kants über Metaphysik aus drei Semestern (Leipz. 1894).

Kants System erregte bald nach dem Erscheinen der ersten Hauptwerke in allen Teilen Deutschlands sowie im Ausland das größte Aufsehen. In seinem Vaterland Preußen witterte man aber unter der Regierung Friedrich Wilhelms II., als der freisinnige Minister v. Zedlitz durch den vormaligen Prediger Wöllner (1788), den Urheber des Religionsedikts, ersetzt worden war, in K. einen gefährlichen Neuerer. Nach der Herausgabe seiner »Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft« erschien 1794 eine Kabinettsorder, welche deren Verfasser wegen »Entstellung und Herabwürdigung des Christentums« einen Verweis erteilte und allen theologischen und philosophischen Dozenten der Königsberger Universität untersagte, über jenes Werk Vorlesungen zu halten. In einem Verantwortungsschreiben erklärte K., sich aller öffentlichen Vorträge über Religion auf dem Katheder und in Schriften enthalten zu wollen. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms II., dem er dies Versprechen gegeben, glaubte er sich wieder berechtigt zu Äußerungen über Religion. Wie seine Schriften von einem weiten Umfang seiner Studien zeugen, war auch der Kreis seiner Vorlesungen, in denen er die Zuhörer zum Selbstdenken anregen wollte, ein weiter. K. war von Person klein, kaum 5 Fuß groß, von schwachem Knochenbau und noch schwächerer Muskelkraft; seine Brust war sehr flach und fast eingebogen, der rechte Schulterknochen hinterwärts etwas verrenkt, womit der Befund bei der 1880 erfolgten Ausgrabung übereinstimmt (vgl. **Bessel-Hagen**, Die Grabstätte Kants, Königsb. 1880.) Mit mehreren angesehenen Männern stand er in inniger und langjähriger Freundschaft. Den öffentlichen Gottesdienst hielt er, wie das Äußere der Religion überhaupt, für ein höchst wichtiges, dem Denker aber entbehrliches Staatsinstitut. Zum kunstgerechten Redner war er nicht gemacht; in sozialer und politischer Hinsicht war er ein entschiedener Vertreter der Freiheit, unterwarf sich jedoch in der politischen Ordnung den Befehlen der Obrigkeit, selbst gegen seine bessere Überzeugung.

Digitized by Google

In seinem Hauswesen herrschte neben solider Einfachheit die größte Ordnung. Der Geselligkeit war er nicht abgeneigt. Unverheiratet, liebte er es, bei Tische einige Freunde bei sich zu haben. Sein Leben war das strengster Pflichterfüllung und Regelmäßigkeit. Die Berliner Akademie der Wissenschaften ernannte ihn 1763 zu ihrem Mitglied, die Petersburger that dasselbe 1794. Am 18. Okt. 1864 ward in Königsberg sein Standbild, das letzte Werk Rauchs, errichtet.

Gesamtausgaben seiner Werke sind die von G. Hartenstein (Leipz. 1838—39, 10 Bde.), von K. Rosenkranz und F. W. Schubert (das. 1838—40, 12 Bde.), eine zweite »in chronologischer Folge« von G. Hartenstein (das. 1867—69, 8 Bde.) und die von Kirchmann (in der »Philosophischen Bibliothek«, Berl. 1868—1873, 8 Bde. und Supplement, mit Erläuterungen). Eine sehr brauchbare kritische Ausgabe der Hauptschriften besorgte Kehrbach (in Reclams Universalbibliothek). Auch sind mehrere Schriften Kants ins Lateinische, Französische (von Tissot, Barni, neuerdings von Andler u. Chavannes) und Englische (von Hayward, Abbott, Max Müller, Mahaffy, Morris, Bernard u. a.) übersetzt worden. Das Leben Kants haben geschildert: Borowski, Darstellung des Lebens und Charakters Kants (Königsb. 1804); Wasianski, K. in seinen letzten Lebensjahren (das. 1804); Jachmann, J. K., geschildert in Briefen (das. 1804); Schubert (im 11. Bd. der genannten Gesamtausgabe); Reicke, Kantiana (das. 1860); Saintes, Histoire de la vie et de la philosophie de K. (Par. 1844); Stuckenberg, The life of Immanuel K. (Lond. 1882); Arnoldt, Kants Jugend und die fünf ersten Jahre seiner Privatdozentur (Königsb. 1882).

Kants Philosophie.

K. ging bei seinen philosophischen Untersuchungen der spätern, d. h. der kritischen Zeit aus von der Scheidung der Vermögen der menschlichen Seele (»des Gemüts«) in Erkenntnis-, Begehrungs- und Gefühlsvermögen. Hiermit hängt zusammen, daß er in Anlehnung an die Engländer dem Subjekt vornehmlich die Aufmerksamkeit zuwandte und dieses nach dem in ihm Gegebenen zu analysieren suchte, indem sich seine Philosophie nach den drei angegebenen Vermögen gliederte. Seine Absicht war, ein »Inventarium« dessen zu liefern, was jederzeit und von jedermann, also mit Allgemeinheit und Notwendigkeit (theoretisch) erkannt, (praktisch) gewollt und (ästhetisch) wohlgefällig oder mißfällig empfunden wird.

1) Kritik der reinen (theoretischen) Vernunft. K. selbst bezeichnete seine Philosophie als Kritizismus oder Kritik und setzte sie einerseits der Wolffschen, die er Dogmatismus, anderseits der Humeschen, die er Skeptizismus nannte, entgegen. Im Gegensatz zu jenem, welcher der menschlichen Vernunft die Fähigkeit, jenseit der sinnlichen Erfahrung gelegene Gegenstände zu erkennen, zusprach, ohne die Erkenntniskraft geprüft zu haben, und im Gegensatz zu diesem, der ebenfalls ohne Prüfung der menschlichen Erkenntniskraft alle über den Erfahrungskreis hinausgehende Erkenntnis leugnete, untersuchte K. vor allen Dingen Umfang, Grenzen und Ursprung der menschlichen Erkenntnis, und indem er unter reiner Vernunft versteht die von aller Erfahrung unabhängige, ist ihm »Kritik der reinen Vernunft« eine Prüfung, wie weit die menschliche Vernunft ohne alle Erfahrung in der Erkenntnis kommt, ist sie eine Kritik des Rationalismus, wie dieser namentlich von Wolff vertreten war. Zeigt sich, daß unser Erkenntnisvermögen auf solche Gegenstände, die jenseit der sinnlichen Wahrnehmbarkeit liegen, gar nicht angelegt ist, so wäre es eitler Wahn, von ihm eine Erkenntnis solcher zu erwarten. Gerade diejenigen Objekte der Erkenntnis, welche nach Wolff zum wesentlichen Inhalt der theoretischen Philosophie (Metaphysik) gehörte, nämlich: Seele, Welt und Gott, die Gegenstände der rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie, wurden infolge der Kantschen Kritik der Vernunft transzendent, d. h. fielen über die Grenze reiner Vernunfterkenntnis hinaus. Und zwar aus folgendem Grunde: Da alles Erkennen im Urteilen besteht, so hängt die Möglichkeit des erstern notwendig von der Beschaffenheit des letztern ab. Nun ist aber jedes Urteil entweder von der Art, daß das Prädikat im Subjekt schon ganz oder teilweise enthalten (ganze oder teilweise Wiederholung des Subjekts) ist, oder derart, daß das Gegenteil der Fall ist, das Prädikat zum Subjekt etwas Neues hinzubringt. Urteile ersterer Art nennt K. (wie vor ihm schon Hume) analytische, letzterer Art synthetische, jene auch bloße Erläuterungs-, diese dagegen Erweiterungsurteile. Erstere sind zwar richtig, aber nicht von Bedeutung, da sie die Erkenntnis nicht erweitern, letztere dagegen, da auf ihnen aller Fortschritt im Wissen beruht, höchst wichtig, aber, wenn nicht bekräftigende Umstände hinzutreten, von zweifelhafter Richtigkeit. Da in denselben das Prädikat zum Subjekt hinzukommt, ohne in demselben enthalten zu sein, so muß irgend ein äußeres Zeugnis gegeben sein, daß dem Subjekt dieses Prädikat auch wirklich angehört. Ein solches liegt, wo der Gegenstand ein sinnlich wahrnehmbarer ist, in der sinnlichen Anschauung, welche Subjekt und Prädikat verbunden zeigt: »die Rose ist rot«. Solche synthetische Urteile nennt K. a posteriori, weil sie durch eine sinnliche Anschauung bekräftigt sind. Wo dagegen der Gegenstand kein sinnlich wahrnehmbarer ist, da ist keine Überzeugung durch Augenschein möglich, und solche Urteile, die K. synthetische a priori nennt, bleiben notwendig ungewiß. Dies sind aber solche, durch die sich das Wissen aus reiner Vernunft erweitert, so daß die Hauptfrage bei der Kritik der reinen Vernunft lautet: »Wie sind synthetische Urteile a priori möglich?«, die sich wieder in die drei besondern gliedert: 1) Wie ist reine Mathematik möglich? 2) Wie ist reine Naturwissenschaft möglich? 3) Wie ist Metaphysik überhaupt möglich? Die beiden ersten Fragen setzen voraus, daß es reine Mathematik und reine Naturwissenschaft gibt, daß also Wissenschaften ohne alle Erfahrung zu stande kommen. Bei der Metaphysik, die sich allerdings auch aus reiner Vernunft aufbauen soll, muß es noch zweifelhaft bleiben, ob sie eine Wissenschaft sei. Als selbstverständlich, also ohne Beweis, wird von K. angenommen, daß strenge Notwendigkeit und Allgemeinheit sich nie aus Erfahrung, sondern nur unabhängig von aller Erfahrung, aus der menschlichen Seele gewinnen lasse, daß alle aus der Erfahrung geschöpften Urteile nur komparative (induktive) Allgemeinheit besitzen könnten. Freilich fängt nach K., der hierin mit den Empiristen übereinstimmt, alle unsre Erkenntnis mit der Erfahrung an, damit sei aber noch nicht gesagt, daß sie auch nur aus der Erfahrung entspringe, denn es könnte wohl möglich sein, daß unsre Erfahrungserkenntnis zusammengesetzt sei »aus dem, was wir durch Eindrücke empfangen, und aus dem, was unser eignes Erkenntnisvermögen (durch sinnliche Eindrücke bloß veranlaßt) aus sich selbst hergibt«, welchen Zusatz aus jenem Grundstoff zu unterscheiden freilich nicht leicht sei. So wird mit jenen erwähnten

Digitized by Google

drei Fragen die nach den Bestandteilen der Erfahrung oder eine Theorie der Erfahrung in Verbindung gebracht. Die auf die Entdeckung des von aller Erfahrung unabhängigen, aber zugleich aller Erfahrung zu Grunde liegenden (apriorischen) Elements gerichtete Untersuchung nennt K. transzendental und, insofern seine Kritik sich mit solcher beschäftigt, nennt er sie auch Transzendentalphilosophie oder transzendentalen Idealismus. Da dies apriorische Element von aller Erfahrung unabhängig ist, so wird es von dem erfahrenden Subjekt (und zwar von jedem Individuum der Menschheit auf gleiche Weise) zu dem von den äußern Eindrücken abhängigen Element der Erfahrung hinzugebracht, so daß jenes den sich gleichbleibenden, dieses dagegen den veränderlichen Faktor der Erfahrung ausmacht, die dann das Produkt beider ist. Jenen, den apriorischen Faktor, nennt K. die Form, diesen, den aposteriorischen Faktor, der einem uns nur durch seine in uns hervorgebrachten Wirkungen, die Sinnesempfindungen, bekannt werdenden, jenseit des Subjekts liegenden Dinge, dem Ding an sich, entstammt, die Materie aller Erfahrung. Ersteres, weil dem Subjekt angehörig, macht das idealistische, im weitern Sinne rationalistische, letztere, weil auf ein von dem Subjekt verschiedenes Ding bezogen, das realistische Element von Kants Philosophie aus. An diese beiden Elemente haben nachher die entgegengesetzten Richtungen der Nachfolger Kants angeknüpft, an das idealistische: Fichte, Schelling, Hegel, an das realistische: Herbart, Schopenhauer. Um die apriorischen Elemente des Erkenntnisvermögens aufzudecken, werden in der Kritik der reinen Vernunft die drei Teile des Erkenntnisvermögens, Sinn, Verstand, Vernunft, nacheinander vorgenommen und auf die apriorischen Bestandteile, die in denselben enthalten sein mögen, geprüft.

Da zeigt es sich, daß als sogen. reine oder apriorische Anschauungsformen des Sinnes oder der Sinnlichkeit die des Raumes und der Zeit, des Nebeneinander und des Nacheinander, anzunehmen sind. Mittels derselben werden vom wahrnehmenden Subjekt räumliche und zeitliche Anordnung in das Chaos sinnlicher Empfindungen »hineingeschaut« und dieses dadurch in eine Welt räumlich und zeitlich verbundener und geschiedener Erscheinungen verwandelt. Letztere machen daher das eigentliche Objekt des Sinnes aus, und durch die auf diesem Wege gewonnenen sinnlichen Anschauungen wird dem sonst ganz leeren Verstand Stoff zu weiterer Verarbeitung geliefert. Dieses sinnliche Anschauen macht auch zugleich sinnliche Erkenntnis durch synthetisch-aposteriorische Urteile möglich, indem es die zur Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt nötige sinnliche Anschauung liefert. Das reine Anschauen dagegen ist dasjenige, welches mathematische Erkenntnis durch synthetisch-apriorische Urteile möglich macht, indem es die zur Verknüpfung des Prädikats mit dem Subjekt nötige Anschauung liefert, welche hier, wo es sich um nichtsinnenfällige Objekte handelt, keine sinnliche sein darf. Demjenigen Abschnitt der Kritik, in welchem es sich um die Entdeckung der apriorischen Elemente der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) handelt, hat K. deshalb den Namen: transzendentale Ästhetik (Wahrnehmungslehre) gegeben. Und hiermit ist die Frage beantwortet, wie reine Mathematik möglich sei, nämlich nur unter der Voraussetzung der reinen Anschauungsformen von Raum und Zeit. Die nächste Folge aus dieser von K. behaupteten »Idealität« von Raum und Zeit ist die, daß beide auf das, was unabhängig von ihnen ist, das Ding an sich, keine Anwendung finden können, dieses also gar nichts mit Raum und Zeit zu thun hat. Unsre gesamte Erkenntnis bleibt auf die Erscheinungswelt (phaenomenon im Gegensatz zur »intelligibeln«, noumenon, unter welcher das Ding an sich verstanden wird) beschränkt, deren räumliche sowohl als zeitliche Ausdehnung und Gestaltung eben erst durch das räumliche und zeitliche Anschauen zu stande kommt. Wie letztere beiden die apriorischen Formen des Sinnes, so stellen zwölf ursprüngliche Urteilsformen die apriorischen Funktionen des Verstandes und drei ursprüngliche Schlußformen diejenigen der (theoretischen) Vernunft dar. Wie durch Raum und Zeit die unverbundenen Sinnesempfindungen zu Anschauungen, so werden durch die verschiedenen Verstandesfunktionen die unverbundenen Sinnesvorstellungen in ebenso vielfacher Weise zu Begriffen und durch die verschiedenen Schlußfunktionen die unverbundenen Verstandesbegriffe in ebenso vielfacher Weise zur Einheit, zu Ideen zusammengefaßt. Jeder der zwölf apriorischen Verstandesfunktionen, der Urteilsformen, entspricht ein reiner Verstandesbegriff (Stammbegriff, Kategorie), jeder der drei apriorischen Vernunftfunktionen eine reine Vernunftidee. Wie Raum und Zeit apriorisch sind, so auch die Kategorien, nämlich: Allheit, Vielheit, Einheit, welche der Quantität, Realität, Negation, Limitation, welche der Qualität, Substanz und Inhärenz, Kausalität, Wechselwirkung, welche der Relation, Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit, welche der Modalität unterstehen. Ebenso apriorisch sind die Ideen: die der Seele, welche der kategorischen, der Welt, welche der hypothetischen, der Gottheit, welche der disjunktiven Schlußform entsprechen. Die Deduktion der Kategorien als apriorischer Verstandes- und die der Ideen als apriorischer Vernunftfunktionen bildet zusammen die transzendentale Logik, die wieder in die transzendentale Analytik (Verstandes-) und transzendentale Dialektik (Vernunftlehre) zerfällt. Aus den Kategorien leiten sich wieder Grundsätze des reinen Verstandes ab, d. h. die Regeln des objektiven Gebrauchs der Kategorien; ein solcher Grundsatz ist z. B.: Alle Veränderungen geschehen nach dem Gesetz der Verknüpfung von Ursache u. Wirkung. Diese Grundsätze liegen aller Erfahrungskenntnis zu Grunde, bilden eine reine Wissenschaft, so daß hiermit die zweite Frage erledigt ist, wie reine Naturwissenschaft möglich sei. Zugleich sind nun die Elemente der Erfahrung angegeben: die reinen Anschauungsformen, die reinen Verstandesformen und die Materie, die in die Anschauungsformen kommt, damit eine Anschauung daraus wird, d. h. die Empfindung, welche, als auf Affektion beruhend, »ein Ding an sich« voraussetzen läßt, über dessen Qualität wir freilich gar nichts aussagen können, weder daß es eins, noch daß es vieles, weder daß es Substanz, noch daß es Ursache sei (wenn letztere ihm abgesprochen wird, so liegt allerdings ein Widerspruch vor zu der Notwendigkeit, daß es affiziert). Zugleich finden aber die Erkenntnisformen nur Anwendung auf die Erscheinungsobjekte, nicht auf Transzendentes. Auf solches sie aber doch zu beziehen, wird der Mensch durch seine ganze Anlage genötigt, so daß Metaphysik nicht nur möglich, sondern wirklich ist, und hiermit die dritte oben erwähnte Frage beantwortet ist. Freilich kommen hierbei nur Sophistikationen der Vernunft zu

Digitized by Google

stande, da den Ideen nur regulative, nicht konstitutive Bedeutung zukommt. Der Schluß von der Idee der Seele auf deren Existenz ist ein »zwar unvermeidlicher«, aber nichtsdestoweniger ein Fehlschluß (»Paralogismus der reinen Vernunft«). Der Versuch, der Idee der Welt Realität beizulegen, führt unter jedem der vier möglichen Hauptgesichtspunkte auf eine Antinomie, d. h. auf ein Paar einander ausschließender Gegensätze, von denen jeder sich mit gleich guten Gründen bejahen und verneinen läßt, z. B.: die Welt hat einen Anfang in der Zeit und Grenzen im Raum, und: sie hat beides nicht. Die für die Realität der Gottesidee möglichen oder doch wenigstens bisher versuchten Beweise: der ontologische, kosmologische und physiko-teleologische, sind sämtlich irrig, da sich weder aus dem »Gedanken« des allerrealsten Wesens dessen »Sein herausklauben«, noch aus der unendlichen Reihe von Ursachen auf eine erste Ursache oder von der Zweckmäßigkeit des kleinen überschaubaren Teils des Weltgebäudes auf dessen Zweckmäßigkeit im Ganzen mit Sicherheit schließen läßt. Dieses Ergebnis der Kritik der reinen Vernunft, welches von der gesamten Welt außer uns, von der absoluten, nur das raum- und zeitlose Ding an sich und auch dieses nur nach seiner Existenz, nicht nach seiner uns gänzlich unbekannt bleibenden Qualität übrigläßt, ist es, welches K. bei seinen Zeitgenossen den Beinamen des »Alleszermalmers« verschafft hat. Hiermit ist die alte dogmatische Metaphysik, wiewohl sie ihren Grund in der menschlichen Anlage hat, gestürzt, und als Wissenschaft hat nur die kritische Metaphysik, d. h. die Kritik, Geltung.

2) Kritik der (reinen) praktischen Vernunft. K. hatte so die wichtigsten Gegenstände unsrer ganzen Forschung dem Streite der Meinungen auf dem Gebiete der Erkenntnis enthoben, er mußte das Wissen aufheben, um für den Glauben Platz zu machen. Diesen gewann er seiner Ansicht nach mit Sicherheit auf dem Gebiete der praktischen Vernunft, von welchem auch die Gegenstände der natürlichen Religion abhängig sind. Wie die Kritik der reinen Vernunft auf die Entdeckung des a priori im Erkenntnis-, so geht die der praktischen auf die Auffindung des a priori im Begehrungsvermögen aus. Wie ohne Allgemeinheit und Notwendigkeit kein wirkliches Wissen, so ist ohne Allgemeingültigkeit kein wirklich tugendhaft zu nennendes Wollen möglich. Das Wollen, welches als gut anerkannt werden soll, muß daher von der Beschaffenheit sein, daß es ohne Widerspruch allgemein werden könnte. Daraus erhellt, daß die Lust oder der eigne Vorteil niemals als Prinzip einer Sittenlehre gelten kann, weil sowohl jene als dieser nur individuelle Geltung besitzen, also zu Allgemeingültigem nicht führen. Wie nicht der Inhalt, sondern die Form Allgemeinheit und Notwendigkeit auf dem Gebiete des Wissens möglich macht, so entscheidet nicht der Inhalt, sondern die Form (die Allgemeingültigkeit der Maxime) des Wollens, ob es als solches gut sei. Das sittliche Wollen schließt jedes andre Motiv als die erkannte Pflichtmäßigkeit aus; der kategorische Imperativ, wie K. die Forderung des Sittengesetzes bezeichnete, ist unbedingt, ein Sollen, das von jeder Rücksicht auf Sein oder Seinkönnen unabhängig ist. Er lautet: »Handle so, daß die Maxime (der subjektive Grundsatz) deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.«

Durch die Reinheit der sittlichen Triebfedern dem materiellen Eudämonismus und Hedonismus gegenüber hat K. erhebend und läuternd auf seine Zeitgenossen und die spätern Geschlechter gewirkt. Seine Abneigung gegen die Glückseligkeit als Beweggrund der Sittlichkeit war so groß, daß selbst Schiller fand, Kants Rigorismus »schrecke die Grazien zurück«. Geschieht eine Handlung zwar dem Gesetz gemäß, aber nicht rein um des Gesetzes willen, so ist bloße Legalität, nicht Moralität vorhanden. Als höchstes Gut, nach welchem der Mensch strebt oder streben soll, ist freilich Tugend und Glückseligkeit, in höchster Potenz und innigster Kausalverbindung gefaßt, zu betrachten, womit dem Eudämonismus doch ein gewisses Recht eingeräumt ist. Da nun die sinnliche Welt weder die Tugend in ihrer Vollendung, noch die Glückseligkeit in ihrer höchsten Potenz gewährt, noch auch beide hier immer verbunden vorkommen, so macht die praktische Vernunft folgende Postulate: Zur Erreichung der höchsten Tugend wird die Unsterblichkeit gefordert, zur Verwirklichung der Verbindung der höchsten Glückseligkeit mit der vollendetsten Tugend, d. h. zur Realisierung des höchsten Gutes, aber ist das Dasein Gottes notwendige Bedingung. Wenn also das höchste Gut verwirklicht werden soll, so muß die Unsterblichkeit der Seele und mit ihr ein unendliches Fortschreiten zu höherer Vollendung und Heiligkeit vorausgesetzt werden; es muß ferner ein Wesen geben, das die gemeinsame Ursache der natürlichen und sittlichen Welt ist und Tugend und Glückseligkeit in ein entsprechendes Verhältnis zu setzen vermag, das demnach auch unsre Gesinnungen kennt, absolute Intelligenz besitzt und nach dieser Intelligenz uns die Glückseligkeit zuteilt. Ein solches Wesen ist aber Gott. Auch die Idee der Freiheit entwickelt sich aus der praktischen Vernunft. Sie leitet ihre Realität ab aus der Gültigkeit des moralischen Gesetzes überhaupt: du sollst, also kannst du, sonst wäre das Sollen etwas Widersinniges. Frei ist der Mensch als intelligibles Wesen, als Ding an sich, soweit er aber als Erscheinung angesehen wird, ist er der Notwendigkeit unterworfen. Diese drei Ideen, unlösbare Aufgaben für die theoretische, gewinnen Boden im Gebiet der praktischen Vernunft. Auch jetzt aber sind sie nicht theoretische Dogmen, sondern praktische Postulate, notwendige Voraussetzungen des sittlichen Handelns; als solche haben sie für das Subjekt Gewißheit, um so mehr, als die praktische Vernunft, wo sie mit der theoretischen in Widerstreit kommt, den »Primat« hat. Diesen Ansichten entsprechen auch die Grundsätze über Religion, welche K. in der Schrift »Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft« niedergelegt hat. Der Grundgedanke ist hier die Zurückführung der Religion auf Moral. Je reifer die Vernunft wird, je mehr sie den moralischen Sinn für sich festhalten kann, um so entbehrlicher werden die statutarischen Satzungen des Kirchenglaubens.

3) Kritik der Urteilskraft. Wie die beiden vorangegangenen Kritiken die apriorischen Elemente des Erkenntnis- und Begehrungsvermögens, so deckte die dritte, die Kritik der Urteilskraft, jene des Mittelgliedes zwischen beiden, des Gefühlsvermögens oder, wie K. es nennt, der Urteilskraft, auf. Gegenstand dieser letztern ist der Begriff der Zweckmäßigkeit der Natur und zwar sowohl der ästhetischen als der teleologischen Zweckmäßigkeit. Die ästhetische Zweckmäßigkeit, welche die Dinge subjektiv für uns haben, entfaltet sich in den Begriffen des Schönen und des Erhabenen. Schön ist das, was durch seine mit dem menschlichen Erkenntnisvermögen übereinstimmende

Digitized by

Form ein uninteressiertes, allgemeines und notwendiges Wohlgefallen erregt; das Erhabene gefällt unmittelbar durch den Widerstand gegen das Interesse der Sinne: die teleologische Zweckmäßigkeit bezieht sich auf das Verhältnis der Dinge unter sich und ist entweder eine äußere und zufällige oder eine innere, in dem Organismus des Dinges bedingte und notwendige. Ob der Natur an und für sich innere Zweckmäßigkeit zukomme oder nicht, können wir nicht bestimmen; wir behaupten nur, daß unsre Urteilskraft die Natur als zweckmäßig ansehen müsse. Wir schauen den Zweckbegriff in die Natur hinein, indem wir gänzlich dahingestellt sein lassen, ob nicht vielleicht ein andrer Verstand, der nicht denkt wie der unsrige, zum Verständnis der Natur den Zweckbegriff gar nicht nötig hat. Gäbe es einen Verstand, welcher im Allgemeinen das Besondere, im Ganzen die Teile mit Bestimmtheit erkennen könnte, so würde ein solcher die ganze Natur aus einem Prinzip begreifen, den Begriff des Zweckes nicht brauchen.

Kants Hauptwerk blieb einige Jahre hindurch ziemlich unbeachtet, bis die klar geschriebenen »Briefe über die Kantsche Philosophie« von Reinhold (s. d.), welche zuerst (seit 1786) in Wielands »Deutschem Merkur« erschienen, die Denker- und Leserwelt für K. gewannen. Als **Gegner Kants** traten auf die Popularphilosophen Feder, Garve, Tiedemann, der Wolffianer Eberhard, Herder, dessen »Metakritik« (Leipz. 1799) und »Kalligone« (Berl. 1800) von keinem tiefen Verständnis Kants zeugen, der »Glaubensphilosoph« Jacobi und der Skeptiker G. E. Schulze (»Änesidemus«, Helmst. 1792), Sal. Maimon, Beck, Bardili u. a. Als **Anhänger Kants** machten sich außer Reinhold zuerst Joh. Schultz (durch »Erläuterungen zu Kants Kritik«, Königsb. 1784, welche dessen vollen Beifall fanden), Jakob, Erhard Schmid, auf dem Gebiete der Religionsphilosophie: Heidenreich, Tieftrunk, Wegscheider u. a., auf dem der Logik: Kiesewetter, Hoffbauer, Krug, Maaß, Fries, auf dem der Psychologie: Maaß, Fries, auf dem der Ästhetik: Schiller, Bouterwek, auf dem der Geschichte der Philosophie: Tennemann, Buhle, Wendt u. a. bemerklich. Indirekt sind fast alle nach K. Philosophierenden durch ihn beeinflußt worden, indem nicht nur Fichte sich anfänglich selbst für einen Kantianer hielt, sondern auch Herbart sich selbst einen Kantianer »vom Jahre 1828« nannte, Schopenhauer von allen seinen Vorgängern nur K. als seinen Lehrer anerkannte. Eine Geschichte der Kantschen Philosophie hat Rosenkranz im 12. Band seiner Ausgabe der Kantschen Werke geliefert. Nach der Abwendung von der Hegelschen Schule und dem Mißerfolg der positiven Philosophie Schellings kehrte das philosophische Interesse vielfach zu K. als dem ursprünglichen Ausgangspunkt der neuern deutschen Philosophie zurück, und es begann ein erneuertes, zum Teil philologisch vertieftes Studium seiner Werke. Eine Reaktion zu gunsten der Kantschen idealistischen Erkenntnistheorie ging von den Naturforschern, insbes. von den Physiologen aus der Schule des eifrigen Verehrers Kants, Johannes Müller, aus, an welcher Helmholtz, Rokitansky u. a. sich beteiligten. Sehr viel Arbeit hat man der Erläuterung und Erneuerung Kants gewidmet, wie die zahlreichen Schriften neuerer Zeit, hauptsächlich über dessen Erkenntnistheorie, von Cohen, Paulsen, R. Zimmermann, Stadler, Hölder, Volkelt, Thiele, Laas, Fredericks, Zeller, Pünjer, Witte, Romundt, Laßwitz u. a., der von Vaihinger zur Säkularfeier der »Kritik der reinen Vernunft« begonnene »Kommentar« (Bd. 1, Stuttg. 1881; Bd. 2. 1892) und Arnoldts »Kritische Exkurse im Gebiete der Kantforschung« (Königsb. i. Pr. 1894), beweisen.

Vgl. über Kants Philosophie **Chalybäus**, Historische Entwickelung der spekulativen Philosophie von K. bis Hegel (Leipz. 1837, 5. Aufl. 1860); **Kuno Fischer**, Immanuel K. (Mannh. 1860, 2 Bde.; 3. Aufl., Münch. 1883); dazu: »Kritik der Kantschen Philosophie« (2. Aufl., Heidelb. 1892); **B. Erdmann**, Kants Kritizismus in der 1. und 2. Auflage der »Kritik der reinen Vernunft« (Leipz. 1877). Über seine Schule vgl. außer obigem Werk von Rosenkranz noch: **K. Fischer**, Die beiden kantischen Schulen in Jena (Stuttg. 1862); **Liebmann**, K. und die Epigonen (das. 1865). Von nichtdeutschen Werken seien erwähnt: **Villers**, La philosophie de K. (Metz 1801); **Cousin**, Leçons sur la philosophie de K. (Par. 1842, 4. Aufl., 1864); **Desdouits**, La philosophie de K. (das. 1875); **Adamson**, Philosophy of K. (Lond. 1879; deutsch, Leipz. 1880); **Caird**, The critical philosophy of I. K. (Lond. 1889, 2 Bde.); **Cantoni**, Emanuele K. (Mail. 1879—84, 3 Bde.); **Seth**, The development from K. to Hegel (Lond. 1882). Die sonstige außerordentlich reiche Kantlitteratur s. bei **Überweg-Heinze**, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Bd. 3 (7. Aufl., Berl. 1888).

Kántabrer (Cantabri), im Altertum ein iberisches Volk im nördlichen Spanien, dessen rauhes, gebirgiges Gebiet an der Nordküste westlich von den Asturiern, östlich von den Vaskonen begrenzt wurde. Sie wurden von Augustus in dem sechsjährigen **kantabrischen Krieg** (25—19 v. Chr.) unterjocht. Nach ihnen wurde der Biscayische Meerbusen das **Kantabrische Meer** genannt.

Kantábrisches Gebirge, allgemeine Bezeichnung des Küstengebirges von Nordspanien, das, zum pyrenäischen System gehörig, im S. der Bidassoamündung beginnt und sich als ein mächtiger, reichgegliederter Gebirgszug in der Richtung nach W. bis zum Paß von Leitariegos unfern der Quellen des Sil erstreckt. Das Gebirge, welches in einen östlichen **kantabrischen** und einen westlichen **asturischen** Zug eingeteilt wird, besteht fast durchweg aus zwei Parallelketten, nämlich aus dem Hauptgebirgszug, der Fortsetzung der Pyrenäenkette, und aus der viel niedrigern Küstenkette. Der östlichste Teil der Hauptkette wird gegen S. durch die Hochebene von Vitoria (Plateau von Alava) von der parallel streichenden Sierra de Andia geschieden, welche die nördliche Begrenzung der zum Ebrobassin abfallenden Terrasse vom Navarra bildet. Bis zum tief eingeschnittenen Querthal der Besaya, durch welches die Eisenbahn von Madrid nach Santander führt, besteht das Gebirge fast gänzlich aus Schichten der Kreideperiode, besonders aus Kalk. Das Gebirge ist in diesem Teile wild und schroff, aber nicht von beträchtlicher Höhe. Die höchsten Gipfel sind hier: die Peña de Amboto (1358 m), die wegen ihrer Höhlen und ihres Pflanzenreichtums berühmte Peña Gorbea (1538 m) und der Monte Valnera (1718 m). Bedeutend höher schwillt die westliche Hälfte des Gebirges an. Zu beiden Seiten des Besayathales besteht dasselbe aus Buntsandstein und andern Sedimenten der Trias; an diese schließt sich westlich eine mächtig entwickelte Formation von Jurakalk an, welche die reiche Kohlenflöze enthaltenden Steinkohlengebirge Asturiens überlagert. Der Jurakalk bildet die erhabensten Gipfel des Gebirges, die Peña Prieta (2531 m) und nordwestlich die das ganze Jahr

Digitized by Google

mit Schnee bedeckten Picos oder Peñas de Europa (Torre de Cerredo 2678 m, Peña Vieja 2665 m). Im weitern Verlaufe des zwischen Asturien und Leon gelegenen Gebirgszuges erheben sich die Picos de Mampodre (2084 m), die Peña de Gulazones (1980 m) im O. des Passes von Pajares, über den die Straße und Eisenbahn von Leon nach Oviedo führt, die Peña Ubiña (2302 m) und die Peña Rubia (1930 m). Dieses westliche Stück der asturischen Kette besteht aus devonischen Schiefern und Kalken. Vom Besayathal bis zu den Quellen des Sil entsendet die kantabrisch-asturische Kette nord- und südwärts eine Menge von Querjochen, die südlichen verbreitern sich oft in terrassenförmig abgedachten Plateaus. Solche von steilen felsigen Rändern oder Felsenmauern umgürtete Plateaus heißen Parameras und treten je weiter westwärts desto häufiger auf. Die asturische Kette enthält auch viele Alpenseen, welche in der eigentlichen kantabrischen Kette gänzlich fehlen. An den Quellen des Sil teilt sich die Hauptkette in zwei Züge. Der eine von der Peña Rubia gegen SW. streichende Zug wird bei Quiroga vom Sil durchbrochen und erstreckt sich bis in die galicische Provinz Orense hinein, wo er sich zu einem rauhen Berglande ausbreitet, welches den Raum zwischen den Flüssen Minho und Limia ausfüllt und sich südwestwärts stufenförmig zur portugiesischen Küste abdacht. Nördlich vom Durchbruchsthal des Sil erreicht diese Kette in der Sierra de Picos noch 2004 m. Der zweite, gegen S. gerichtete Ast, die leonesische Kette, beginnt mit der schneebedeckten Sierra de Jistredo, wendet sich beim Teleno (1251 m) westwärts, löst sich in parallele ostwestlich streichende Gebirgsketten auf und bildet ein reichgegliedertes, west- und südwärts sich absenkendes Bergland, welches in der nordportugiesischen Bergterrasse seine Fortsetzung findet. Gleich der leonesischen Kette löst sich auch die asturische westwärts in eine vielverzweigte Bergterrasse auf, welche den größten Teil Galiciens einnimmt, nicht über 1200 m erreicht und so wie das leonesische Gebirge größtenteils aus Granit zusammengesetzt ist. Fast das ganze Kantabrische Gebirge hat eine reiche, üppige Vegetation, die zum Teil in dichten Laubholzwäldern besteht; nur im W. kommt Nadelholz vor. Der Gebirgszug wird außer von zahlreichen Fahrstraßen von fünf Eisenbahnen überschritten.

Kantabrisches Meer, Teil des Atlantischen Ozeans, an der Nordküste Spaniens, bildet im O. den Biscayischen Meerbusen (s. d.).

Kantakuzēnos, griech. Fürstenfamilie, welche im 14. Jahrh. den byzantinischen Thron bestieg, unter der Herrschaft der Osmanen zu den vornehmsten Fanariotenfamilien gehörte und sich auch in Rußland ausbreitete. Die namhaftesten Glieder derselben sind:

1) Johannes, als Kaiser von Byzanz Johannes VI. (1347—55), s. Johannes 6).

2) Matthias, Sohn des vorigen, wurde von seinem Vater 1353 zum Kaiser und Mitregenten erhoben, setzte nach dessen Abdankung den Kampf gegen Johannes V. Paläologos (s. Johannes 5) fort, wurde aber 1357 von den Serben gefangen genommen, an Johannes V. ausgeliefert und mußte auch abdanken; er starb 1383.

3) Manuel, Bruder des vorigen, erhielt durch seinen Vater 1348 die Statthalterschaft im Peloponnes, behauptete sich dort nach dem Sturz desselben (1354) und wurde von Johannes V. als Despot von Misithra anerkannt. Er rief zahlreiche Albanesen zur Wiederbevölkerung des verödeten Landes herbei und gab so den Anstoß zu der massenhaften Einwanderung der Albanesen nach Morea. Er starb 1380.

4) Georg und Alexander, zwei Brüder, einem nach Rußland ausgewanderten Zweige der Familie angehörig, standen bei dem Ausbruch des griechischen Freiheitskampfes in russischen Kriegsdiensten. Als Mitglieder der Hetärie folgten sie 1821 dem Fürsten Alexander Ypsilanti in die Moldau. Georg wurde Chef des Stabes von Ypsilanti, befehligte dann in Jassy und kehrte nach dem unglücklichen Ausgang des Unternehmens Ende Juni nach Rußland zurück. Er starb 1857. Alexander, Ende April 1821 von Ypsilanti nebst dessen Bruder Demetrios nach Morea geschickt, schiffte sich in Triest ein und landete 19. Juni in Hydra. Daselbst übernahm er die Leitung der Kriegsangelegenheiten u. bildete ein Korps Freiwilliger. Am 20. Juni begab er sich nach dem Peloponnes, nahm 4. Aug. die Festung Malvasia und zog dann vor Tripolizza, das er an der Spitze albanischer Krieger berennen half. Das Anerbieten der Kandioten, ihn zu ihrem Oberhaupt zu wählen, schlug er aus. Später erteilte ihm der Senat den Auftrag, die Bitte der griechischen Nation um russischen Schutz nach Petersburg zu überbringen. Da er aber keine Pässe erhalten konnte, so blieb er in Dresden. Erst 1828 kehrte er nach Griechenland zurück. Er starb 1841. Von ihm sind die »Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution vom Jahr 1821 ꝛc.« (Halle 1824).

Kantalupe, s. Melone.

Kantár (Kintál, ital. Cantaro), das türkische Zentnergewicht von verschiedener Größe, je nach Ort und Ware: in Konstantinopel früher 100 Rottel = 56,006 kg und meistens zu 44 Oken gerechnet, seit 1. März 1874 K. â'chary (K.-i-scherij) = 100 kg gesetzlich. In Serbien wie jener gleich dem Wiener Zentner angenommen; der neue griechische zu 45 Oken = 56,25 kg, der frühere von Syra zu 44 alten Oken = 56,448 kg. Der K. von Smyrna wog 45 Oken = 57,386 kg, der gewöhnliche von Aleppo und Beirut 180 Oken = 229,525 kg, der große von Damaskus 100 Beiruter Rottel = 255,028 kg, der kleine 100 Damasker Rottel, 3/4 so viel, der K. von Bagdad 45 Rottel = 181,79 kg, der persische oder die Kamellast für den Verkehr mit Kleinasien 30 Karawen-Man = 220,32 kg, der vom Hedschas 9/10 des Suakimer = 118,218 kg. In Ägypten gab man dem K. 36—100 gewöhnliche Oken zu 1,235 kg; der von Tripolis hat 40 Oken = 48,832 kg, aber für Eisen 5 mal und in Benghasi 1 1/4 mal soviel, der K. Attári von Tunis 2 Quintal zu 50 Rottel = 50,688 kg, der alte algerische K. Attári 100 Krämerpfund = 54,608 kg. Vgl. Cantaro.

Kantara, El (El Kantarat el Chazne, d. h. »die Brücke des Schatzes«), Ort auf der gleichnamigen Landenge in dem ägypt. Gouvernorat Port Saïd und Kanal am Ostufer des Suezkanals, zwischen den Seen Menzale und Balah, Station der zwischen Port Saïd und Ismaïlia verkehrenden Postdampfer, mit (1882) 381 Einw. Seit alten Zeiten passieren die von Ägypten nach Syrien ziehenden Karawanen diese Stelle, früher auf einer Brücke, welche die Suezkanalkompanie abreißen und durch eine Fähre ersetzen ließ.

Kantāte (ital. Cantata), ursprünglich soviel wie Singstück überhaupt; jetzt insbes. ein aus Sologesängen, Duetten ꝛc. und Chorsätzen bestehendes größeres Vokalwerk mit Instrumentalbegleitung. Die K. unterscheidet sich vom Oratorium und der Oper durch Ausschluß des epischen und dramatischen Ele-

Digitized by Google

ments; ein gänzlicher Ausschluß des letztern ist freilich nicht möglich, da auch die reinste Lyrik sich gelegentlich zu dramatischem Pathos steigert. Am klarsten und zweifellosesten ist die Kunstform auf dem Gebiet der Kirchenmusik ausgebildet (Kirchenkantate); hier hat Seb. Bach Typen von höchster Kunstschönheit in großer Anzahl geschaffen, von denen eine Definition nicht schwer zu geben ist. Danach ist die K. die Ausprägung einer Empfindung, einer Stimmung durch verschiedenartige Formen, die in dieser Einheit der Stimmung ihren höhern Zusammenhalt finden. Der Sologesang einzelner Stimmen in der Kirchenkantate führt nicht verschiedene Personen für sich redend ein, sondern auch sie reden im Namen der Gemeinde; den eigentlichen Kern der Sache aber bilden die Ensemblesätze und Chorsätze, besonders die Choräle. — Historisch war Cantata zuerst kurz nach Erfindung der begleiteten Monodie (1600) der Name für ausgedehntere Sologesänge, in denen arioser Gesang mit recitativischem abwechselte. Carissimi führte den Namen Kammerkantate (Cantata di camera) zur Unterscheidung von der bald auftretenden Kirchenkantate (Cantata di chiesa) ein; doch blieben beide noch längere Zeit überwiegend in engerm Rahmen, führten statt einer zwei oder drei Singstimmen mit Continuo und einer oder zwei obligaten Begleitstimmen ein, entbehrten aber durchaus noch der charakteristischen Merkmale der heutigen großen K., des Chors und des Orchesters. Noch Dietrich Buxtehude (gest. 1707) hat einzelne Kantaten für nur eine Singstimme geschrieben. Die weltliche große K. entwickelte sich zuerst als Festkantate zu Hochzeitsfeiern, Huldigungen 2c., die kirchliche nicht unter ihrem Namen, sondern unter dem des Kirchenkonzerts. Bach hat die Mehrzahl seiner Kantaten als Konzerte bezeichnet, damit auf die wesentliche Rolle hindeutend, welche darin die Instrumente spielen.

Kantatemesse, die am Sonntag Cantate (s. d.) beginnende Buchhändlermesse in Leipzig; s. Buchhandel.

Kantbeitel, ein Stechbeitel zum Ausstechen tiefer Löcher, besitzt zwei schräge Flächen, die unter Bildung einer in der Richtung der Achse verlaufenden Kante zusammenstoßen.

Kante, der geradlinige Durchschnitt zweier Begrenzungsflächen eines Körpers.

Kantele, die Leier der Finnen, besonders zur Begleitung von Zauberliedern gebraucht.

Kantemir, moldauisches Fürstengeschlecht, angeblich von Tamerlan abstammend. Die namhaftesten Sprößlinge desselben sind:

1) Demetrius (Dmitrij), geb. 26. Okt. 1673, gest. 23. Aug. 1723, Sohn des Moldauer Woiwoden Konstantin K., kam 1687 als Geisel nach Konstantinopel, war 1709 Hospodar der Moldau und stand in solcher Gunst bei der Pforte, daß sie ihm seit 1710 allen Tribut erließ und ihm auch die Hospodarschaft der Walachei versprach. Da sie indessen ihr Wort nicht hielt, knüpfte K. Unterhandlungen mit Peter d. Gr. an und erhielt von demselben den Besitz der Moldau als souveränen und erblichen Fürstentums zugesichert. Der für Rußland unglückliche Ausgang des Krieges zwang ihn indes, 1711 dem Zaren nach Petersburg zu folgen. Er ward daselbst in den Fürstenstand erhoben, erhielt beträchtliche Güter in der Ukraine, mit dem Souveränitätsrecht für seine Person, und beförderte die Gründung der Akademie in Petersburg. Er schrieb: »Historia de ortu et defectione imperii turcici«, 1300—1711 (deutsch von Schmidt, Hamb. 1745, 2 Bde.).

2) Antioch Dmitrijewitsch, russ. Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1708 zu Konstantinopel, gest. 1744, erhielt seine Erziehung in Rußland, wo Peter d. Gr. sich sehr für ihn interessierte und ihn später bis zu seinem Tod auf allen Reisen und Feldzügen mit sich nahm. K. begann seine Laufbahn im Preobrashenskischen Garderegiment und vollendete sie als Gesandter in London (1732—38) und dann in Paris. Er war ein vielseitiger Geist und einer der ersten und bedeutendsten Satiriker Rußlands, der vom europäisch aufgeklärten Standpunkt aus die Roheit der russischen Gesellschaft geißelte. Seine Vorbilder waren Horaz, Juvenal und Boileau; mit ihm beginnt eigentlich die pseudoklassische Dichtung in Rußland. Ein Jahr vor seinem Tode gab K. selbst alle seine Satiren (deutsch von v. Spilcker, Berl. 1752) sowie Übersetzungen griechischer und lateinischer Dichtungen heraus. Die beste neuere Ausgabe seiner Werke veranstaltete Jefremow (mit Biographie von W. Stojunin, Petersb. 1867, 2 Bde.).

Kanten, s. Spitzen.

Kantendurchscheinend, s. Durchsichtigkeit.

Kantengeschiebe (Pyramidalgeschiebe), s. Löß und Abrasion.

Kantenschrägmaschine, s. Buchbinden, S. 603.

Kantenstecher, s. Gartengeräte, S. 100.

Kanter (engl. Canter, auch Canterbury-gallop), der kurze Galopp, namentlich bei den Wettrennen üblich, welche damit eingeleitet werden, daß »aufgekantert«, d. h. zum Platz des Ablaufes galoppiert wird.

Kanth (Canth), Stadt im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Neumarkt, an der Weistritz und der Linie Breslau-Halbstadt der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein großes Waisenhaus des Deutschen Kriegerbundes, ein Amtsgericht, Kardenbau, Handelsgärtnerei, Weißgerberei und (1890) 2785 Einw., davon 1083 Evangelische und 11 Juden. Hier 14. Mai 1807 siegreiches Gefecht der Preußen gegen die Bayern.

Kanthaken, ein zum Umwenden schwerer Hölzer dienendes Werkzeug der Zimmerleute und Holzfäller, welches an einem Ende mit einem zum Fassen des Holzes bestimmten Haken, am andern Ende mit einem Ring (Kantring) versehen ist. Durch letztern steckt man einen starken hölzernen Hebel (Hebebaum), mittels dessen man den Balken oder den Stamm umdreht.

Kantharelle, s. Cantharellus.

Kantharide (Cantharis *Geoffr.*, Lytta *Fabr.*), Käfergattung aus der Familie der Blasenkäfer (Vesicantia), Käfer mit breiterm Kopf als der Vorderrand des Thorax, langen, fadenförmigen, elfgliederigen Fühlern, nierenförmigen, fast quer stehenden Augen und langgestreckten, den Körper ganz bedeckenden, einzeln abgerundeten Flügeldecken. Von den mehr als 250 mannigfach gefärbten, besonders in Afrika und Amerika vertretenen Arten ist die Spanische Fliege (C. vesicatoria *L.*, s. Tafel »Käfer«) 1,75—2 cm lang und besitzt dicht gerunzelte, beim Weibchen mehr goldgrüne, beim Männchen smaragdgrüne Flügeldecken mit zwei feinen Längsrippen. Der Kopf ist herzförmig, das Halsschild stumpf fünfeckig. Die Spanische Fliege riecht stark, widerwärtig, lebt auf Eichen, Syringen, Liguster und erscheint bisweilen stellenweise in großen Mengen im Mai und Juni. Das Weibchen legt seine zahlreichen Eier in die Erde. Die bis auf die letzten beiden weißen Thoraxringe und den ersten Hinterleibsring schwarze Larve sucht die Neiter erdbewohnender Bienen auf, ernährt sich unter mehrmaliger Häutung von dem Inhalt einer Zelle und

Digitized by Google

verwandelt sich außerhalb derselben in eine Pseudochrysalide. Aus letzterer kriecht eine gelbliche, dicke Larve hervor, die sich verpuppt. Man sammelt die K. besonders in Sizilien, Spanien, Rußland, Polen. Sie werden am Morgen von den Sträuchern abgeschüttelt, in einer Flasche mit wenigen Gramm Äther getötet und dann in Papierbeuteln in dünner Schicht bei etwa 30° getrocknet. Sie enthalten als wirksamen Bestandteil *Kantharidin* und dienen in der Form von Pflastern, Salben, Tinktur und Kantharidenkollodium als blasenziehendes und reizendes Mittel. Innerlich wurden Kanthariden schon zu Zeiten des Hippokrates angewendet. Sie wirken besonders auf den Harn- und Geschlechtsapparat, erzeugen heftige und gefährliche Entzündungen und wirken in größerer Dosis tödlich. In höchst verwerflicher Weise werden sie als Aphrodisiakum benutzt. Auch gegen Lungenschwindsucht und Lupus sind Kanthariden wiederholt empfohlen worden (vgl. Kantharidin). Sie spielten seit jeher unter den Liebestränken eine wichtige Rolle und bildeten den wesentlichsten Bestandteil der »italienischen Elixire« und der berüchtigten »Diavolini« und Pastilles galantes; vgl. Aqua Tofana. Auch der äußerliche Gebrauch der Kanthariden war schon den arabischen und andern ältern Ärzten nicht fremd, allgemeiner bekannt wurden sie jedoch erst im 17. Jahrh. Mehrere nordamerikanische Arten, wie C. (Epicauta) cinerea und vittata, und die südeuropäische C. (E.) verticalis fressen bisweilen die Kartoffelfelder kahl.

Kantharidenkampfer, soviel wie Kantharidin.

Kantharidenpflaster (*Blasenpflaster*, *Spanischfliegenpflaster*, Emplastrum cantharidum [vesicatorium] ordinarium), eine Mischung aus 2 Teilen grob gepulverten Spanischen Fliegen (Kanthariden), 1 Teil Olivenöl (mit welchem die Kanthariden zunächst zwei Stunden erwärmt werden), 4 Teilen gelbem Wachs und 1 Teil Terpentin; ist weich, wird zum Gebrauch messerrückendick auf Leinwand gestrichen und mit Heftpflaster auf der Haut befestigt; es zieht in 6—12 Stunden eine Blase. Das *immerwährende K.* (*Zugpflaster*, E. cantharidum perpetuum) bereitet man aus 14 Teilen Kolophonium, 10 Teilen gelbem Wachs, 7 Teilen Terpentin, 4 Teilen Talg, 4 Teilen feinem Pulver von Spanischen Fliegen und 1 Teil Euphorbiumpulver. Dies Pflaster soll keine Blasen ziehen, sondern die Haut nur reizen; in den meisten Fällen aber entsteht doch eine Blase, nur langsamer als durch das gewöhnliche K. Spanischfliegenpflaster für tierärztlichen Gebrauch besteht aus 6 Teilen Kolophonium, 6 Teilen Terpentin, 3 Teilen Spanischen Fliegen und 1 Teil Euphorbium. Zur Darstellung von *Seidelbastpflaster mit Kanthariden* (E. mezerei cantharidatum, *Drouotsches Pflaster*) werden 30 Teile Spanische Fliegen und 10 Teile Seidelbastrinde acht Tage mit 100 Teilen Essigäther ausgezogen; in der filtrierten Tinktur löst man 4 Teile Sandarach, 2 Teile Elemi und 2 Teile Kolophonium und streicht sie dann auf Taft, welcher vorher mit einer Lösung von 20 Teilen Hausenblase in 200 Teilen Wasser und 50 Teilen Spiritus überzogen worden war. Dies Pflaster wird meist gegen Zahnschmerzen hinter dem Ohr getragen; auf zarter Haut zieht es ebenfalls eine Blase.

Kantharidensalbe (*Reizsalbe*, *Spanischfliegensalbe*, Unguentum cantharidum) wird erhalten, indem man 3 Teile Kantharidenpulver mit 10 Teilen Provenceröl 10 Stunden im Dampfbad digeriert, dann filtriert und 3 Teile des Filtrats (*Spanischfliegenöl*) mit 2 Teilen gelbem Wachs zusammenschmelzt. Sie dient zum Offenhalten von Blasen, die durch Kantharidenpflaster erzeugt sind, zur Beförderung der Eiterung ꝛc. Die *Scharfe Salbe* (*Huffalbe*, U. acre) ist eine Mischung aus 15 Teilen gelbem Wachs, 30 Teilen Kolophonium, 60 Teilen Terpentin, 250 Teilen Schmalz, 50 Teilen gepulverten Spanischen Fliegen und 10 Teilen Euphorbiumpulver. Sie wird in der tierärztlichen Praxis (aber *nicht* bei Hufkrankheiten) benutzt.

Kantharidin (*Kantharidenkampfer*) $C_{10}H_{12}O_4$, der wirksame Bestandteil der Spanischen Fliege, findet sich auch in einigen andern Käfern bis zu 0,49 Proz. und wird aus Spanischen Fliegen erhalten, indem man diese mit gebrannter Magnesia verreibt, trocknet, die Masse mit verdünnter Schwefelsäure übersättigt und mit Äther ausschüttelt. Der Äther hinterläßt beim Verdunsten unreines K., welches leicht zu reinigen ist. Es bildet farb- und geruchlose Tafeln, löst sich in kochendem Alkohol und in fetten Ölen, kaum in Wasser und gibt beim Kochen mit Alkalien *Kantharidinsäure* $C_{10}H_{14}O_5$, die aus ihren Salzen durch Schwefelsäure gefällt wird und beim Erhitzen ihrer Lösung in K. und Wasser zerfällt. K. zieht auf der Haut Blasen, innerlich bewirkt es Magenentzündung und starke Reizung des Harn- und Geschlechtssystems. *Kantharidinsaures Kali* hat Liebreich 1891 gegen tuberkulöse Kehlkopfkrankheiten benutzt.

Kantharos, becherartiges Trinkgeschirr der alten Griechen, mit weit ausgeschweiften Henkeln, besonders bekannt als Attribut des Dionysos (s. Abbildung).

Kantharos (Becher).

Kanthölzer (*Eckhölzer*, *Balken*), Nutzholz von rechteckigem oder quadratischem Querschnitt.

Kantiges Gebiß, s. Schieferzähne.

Kantilene (ital. Cantilena), soviel wie Melodie, eine längere gesangreiche Stelle in einer größern Komposition. In Italien ist Cantilena soviel wie Gassenhauer, abgedroschenes Lied.

Kantillation (lat.), der singende Vortrag, besonders das singende Ablesen der Kollekten, Responsorien und andrer geistlicher Texte vor dem Altar.

Kantillen (spr. -tilljen, franz. Cannetilles, auch *Bouillon*), ein Fabrikat aus feinem, schraubenartig zu einem Röhrchen gewundenem Draht, wird zum Sticken, bei der Verfertigung von Borten, Quasten, Epauletten ꝛc. gebraucht. Man verarbeitet zu K. teils echten, teils unechten, runden oder geplätteten Gold- oder Silberdraht. Jener liefert die *matten K.*, der geplättete Draht (Lahn) die *Glanzkantillen*. Zur Darstellung der K. wickelt man solchen Draht in einfacher Schraubenlage auf eine Nadel, welche durch ein gewöhnliches Spulrad in schnelle Umdrehung versetzt wird. Ist die Nadel voll, so schiebt man den Draht zum Teil herunter und fährt dann mit der Arbeit fort, so daß K. von beliebiger Länge gebildet werden können. Die Stärke der Nadel richtet sich ganz nach dem Zweck, zu welchem die K. bestimmt sind. Ist die Nadel kantig, so erhalten die K., welche sich beim Herabnehmen von der Nadel durch die Elastizität des Drahtes etwas aufrollen, ein schraubenartiges Ansehen (*krause K.*, *Krausbouillon*).

Kantine (franz.), eigentlich Feldflasche; jetzt die gebräuchliche Bezeichnung für das in den Kasernen eingerichtete Verkaufslokal, in dem die Soldaten ihre kleinen Bedürfnisse an Lebensmitteln, Putzmaterial ꝛc.

Digitized by Google

gut und billig laufen können. Die Kantinen stehen unter Kontrolle von Kommissionen der betreffenden Truppenteile und sollen vorzugsweise verheirateten, invaliden Unteroffizieren übertragen werden; ausgeschlossen als Pächter sind Mannschaften des aktiven Dienststandes und Ökonomen von Offizierspeiseanstalten. **Kantinenwagen** können aus reinen Überschüssen beschafft und im Mobilmachungsfalle zum

men »Ort« allmählich verdrängte, Bezeichnung für die einzelnen (selbständigen) Bundesglieder der Eidgenossenschaft; daher **Kantönligeist** rc., soviel wie engherziger Partikularismus rc. Über K. in militärischer Beziehung s. Kantonverfassung.

Kanton (Canton, chines. Kuang-tschou-fu), Hauptstadt der chinesischen Küstenprovinz Kuangtung, unter 23° 8' nördl. Br. und 113° 17' östl. L. v. Gr.,

Situationskarte von Kanton-Macao-Hongkong.

Schätzungspreise als Lebensmittelwagen (s. d.) eingestellt werden. — Auch in Gefängnissen, Fabriken rc. kommen Kantinen vor.

Kantinenwagen, s. Kantine.

Kant-Laplacesche Theorie, s. Kosmogonie und Welt.

Kanton (franz., spr. -tōng), Landbezirk, Unterabteilung eines größern Bezirks, in Frankreich Bezeichnung für die aus mehreren Gemeinden bestehenden Unterabteilungen des Arrondissements; in der Schweiz, wo der Name seit der Mitte des 16. Jahrh. den ältern Na-

am linken Ufer des Perl- oder **Kantonflusses**, der durch die Bocca Tigris (s. d.) in die **Kantonstraße** mündet. Das Thermometer erreicht nur während eines Monates 35,5° und sinkt im Winter nicht unter 4,5°, doch fällt bisweilen Schnee. Die Stadt wird von einer 10 km langen, 12 m hohen und an der Krone 7 m breiten, mit alten Geschützen besetzten Mauer nebst Graben umgeben und zerfällt in die dem Fluß zugekehrte Neustadt und die durch eine Mauer mit Graben von ihr getrennte, fünf Sechstel des

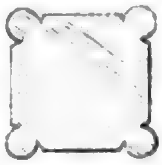
Digitized by Google

Gesamtareals einnehmende alte Tatarenstadt. Letztere hat nur in ihrem südlichen Teil ein ausgesprochenes Stadtgepräge, während der größte Teil noch Ackerland ist. Hervorzuheben sind hier der Palast des Generalgouverneurs, die Residenz des Tatarengenerals, das Konfuciuskollegium, die Prüfungshalle, der kaiserliche Tempel, die Fünfstockpagode, 120 andre Tempel, eine mohammedanische Pagode, mehrere buddhistische Klöster, die 1889 errichtete Münze, die mehr Prägemaschinen besitzt als irgend eine andre der Erde, der große Exerzierplatz, der Garnison und vor allem die großartige, alles andre weit überragende französische katholische Kirche mit zwei stattlichen Türmen. Neu-Kanton mit seinen dichtgedrängten, nur durch häufig kaum mannsbreite Gassen getrennten, meist einstöckigen, aber in der Regel aus Mauerwerk hergestellten Häusern ist die eigentliche Geschäftsstadt. An der dem Flusse zugewandten Stadtmauer, auf flachem, angeschwemmtem und durch zahllose Kanäle durchkreuztem Terrain, in zahllosen Hütten auf festem Boden wie auf Pfählen, sowie in den bis nahe an die Flußmitte verankerten Booten der »Wasserstadt« wohnt gleichfalls eine zahlreiche Bevölkerung. Die Fremdenniederlassung befindet sich auf der Insel Schamien, die, ehemals eine Schlammbank, 1859—1861 durch die Regierung mit einem Kostenaufwand von 325,000 Doll. in festen Boden umgewandelt wurde. Den Engländern wurden vier, den Franzosen ein Fünftel angewiesen. Unter den erstern haben sich auch Deutsche, Amerikaner, Holländer niedergelassen. Am linken Ufer des Flusses, K. gerade gegenüber, liegen die fast ganz in Baumgruppen verborgenen Häuser und Hütten von Honam auf der gleichnamigen Insel. Die **Bevölkerung** der Stadt soll 1,800,000 Seelen betragen, darunter 2000 Mönche u. Nonnen (neun Zehntel buddhistische); mehr als 100,000 Menschen wohnen auf den 84,000 Schiffen im Strom. Als Industriestadt nimmt K. unter allen Städten Chinas den ersten Rang ein; es ist Hauptsitz der Seidenweberei und Seidenstickerei, hat Borten- und Schnurenfabrikation, Färberei und Appretur, Glasbläserei, Glas- u. Steinschleiferei, Lackwaren- und Papierfabrikation, Holz- und Elfenbeinschnitzerei wie Möbelschreinerei; in den Umgebungen beschäftigt die Seiden-, Metall- und Porzellanindustrie ganze Dörfer, zur Zeit der Zuckerernte arbeitet ein großer Teil der Bevölkerung in den Zuckermühlen. Die alten einheimischen Betriebsarten sind schon zum Teil gegen fremde vertauscht; in den staatlichen Pulvermagazinen und Arsenalen wird ausschließlich fremdes Material verwendet. Der **Handel** Kantons, der vor dem großen Opiumkrieg (1841) und der Eröffnung andrer Häfen den ganzen Verkehr Chinas mit dem Westen repräsentierte, liegt zum größten Teil in englischen Händen, ist aber in den letzten Jahren wenig gestiegen, eine Folge der Unterbrechung des Transitpaßsystems, der jährlichen Zunahme der Abgaben auf Waren bei der Durchfuhr durch die Stadt und der zahlreichen Gilden und Gesellschaften, denen Monopole zur Erhebung von besondern Zöllen auf einzelne Güter verliehen sind. Durch Konsuln (auch ein deutscher Berufskonsul) sind fast alle europäischen Staaten und die nordamerikanische Union vertreten. Über den Handel mit dem Ausland geben die Ausweise des unter europäischer Leitung stehenden Zollhauses genauen Aufschluß. Alle unter chinesischer Flagge segelnden Schiffe und ihre Waren verzeichnet dagegen das unter chinesischer Leitung stehende Binnenzollamt, und dieses veröffentlicht keine Berichte, der umfassende Küstenhandel ist daher in nachstehendem nicht inbegriffen. Die Einfuhr betrug 1892: 12,513,960, die Ausfuhr 18,885,766 Haikuan-Tael. Hauptposten der letztern sind Thee, Rohseide (1201 Ton.) u. Seidenwaren, Matten, Zucker, Kassia, Stöcke, Feuerwerkskörper, Papier; bei der erstern Opium, Baumwollenzeuge, Baumwollengarne, Wollwaren, Metalle, Petroleum, Streichhölzer. Der Handel Kantons wird stark durch das vor der Kantonstraße liegende Hongkong beeinflußt, wo der Schwerpunkt des auswärtigen Geschäfts liegt, und von wo die Waren auf Dschonken nach K. und ins Innere gelangen. Der eigentliche Hafen von K. ist das 50 km unterhalb am Flusse gelegene **Whampoa**, da Schiffe von 1000 Ton. mit mehr als 3,5 m Tiefgang nicht nach K. hinaufkommen können, bis die den Hauptfluß schließende Sperre beseitigt ist. In Whampoa befindet sich ein Zollamt, große staatliche Docks, eine See- u. Militärakademie, ein Torpedo- u. Seeminendepartement. In den Hafen von K. (mit Whampoa) liefen 1892 ein: 1743 Schiffe von 1,622,902 Ton., darunter 1740 Dampfer (1366 englische, 114 deutsche, 256 chinesische) von 1,621,308 T. Durch die Neustadt können Dschonken mittels zweier Wasserthore u. eines Grabens von W. nach O. gehen. Stadt und Hafen sind durch Forts und Batterien geschützt: auf den im N. der Stadt gelegenen Bergen liegen fünf kleine Forts, auf der Südseite vier, darunter Dutch Folly (aus »Fort«) auf einer kleinen Felseninsel mitten im Fluß, am Westende der Insel Whampoa, wo der Fluß durch eine Pfahlbarriere gesperrt ist, das Haukwa-, Napier- und Barrierenfort. Auch an der Bocca Tigris sind mehrere Forts errichtet, alle, wie die vorigen, mit vielen Geschützen armiert, aber ungeschickt gebaut und daher in den Konflikten mit England 1841, 1847 und 1857 leicht genommen.

Kantonade (franz.), der Raum der Schaubühne hinter den Kulissen.

Kantonal (franz.), zu einem Kanton gehörig, darauf bezüglich.

Kantoniere (ital.), in der Schweiz und Tirol Name der steinernen Zufluchtshäuser an den Alpenstraßen.



Kantonierter Pfeiler.

Kantoniert (franz.) heißt eine Mauerecke oder ein eckiger Pfeiler, der in den Ecken mit einer in einen Falz gesetzten (s. Abbildung) oder einer vorspringenden Halbsäule besetzt ist.

Kantonierung (Ortsunterkunft, franz. »Kantonnement«), vorübergehende Einquartierung von Truppen in bewohnten Orten, teils einzelner Truppenteile bei besondern Anlässen, die eine Verlegung aus dem eigentlichen Standquartier notwendig machen, wie Epidemien ꝛc., hauptsächlich aber bei Zusammenziehung größerer Truppenmassen im Frieden oder im Kriege. Die Verteilung der Truppen in der K. (**Dislokation**) wird weit vom Feinde ab möglichst weitläufig (**Marschquartiere**), je näher am Feinde aber, desto enger genommen (**Ortsunterkunft**), so daß sie zuletzt in ein bloßes Biwak mit Benutzung des in den Ortschaften vorhandenen Unterkunftsraums übergeht (**Ortsbiwak**). Die den einzelnen Truppenverbänden (Divisionen, Armeekorps) zugewiesenen Bezirke werden so bemessen, daß diese Verbände in einem bestimmten Zeitraum, je nach der nötigen Schlagfertigkeit nach einem halben bis einem ganzen Tagemarsch, auf dem gemeinschaftlichen Versammlungs- (**Rendezvous-**, **Alarmsammel-**) Platze zur Verwendung bereit stehen können. Gegen feindliche unerwartete Annäherung wird das ganze Gebiet der

Digitized by Google

K. durch Vorposten, jede einzelne Ortschaft durch Kantonnementswachen (Außenwachen) gesichert und für jeden Truppenteil ein Alarmplatz bestimmt. Zur raschen Verbreitung des Alarms wird außer der Bereitstellung von Ordonnanzen durch besondere Vorkehrungen (Telegraphen, Signale, Fanale ꝛc.) gesorgt. Bei längere Zeit andauernden Kantonierungen werden nötigen Falls auch besondere Kantonnements- (Orts-) Lazarette eingerichtet.

Kantonisten, volkstümliche Bezeichnung der ausgehobenen Rekruten, im Gegensatz zu den freiwillig Eingetretenen. Unsichere K., Wehrpflichtige, die sich der Gestellung entziehen, ohne sich der Fahnenflucht schuldig zu machen. Sie verlieren das Losungsrecht und können außerterminlich eingestellt werden, wobei ihre Dienstzeit vom nächsten Einstellungstermin an rechnet. In Rußland hießen Soldatenkinder, die sich zu späterm Militärdienst verpflichteten und auf Staatskosten erzogen wurden (1758–1856), ebenfalls K.

Kantonnement (franz.), s. Kantonierung.

Kantonreglement, s. Kantonverfassung.

Kantonsystem, s. Kantonverfassung und Heer, S. 514.

Kantonverfassung (Kantonsystem), die von Friedrich Wilhelm I. durch das Reglement vom 1. Mai (15. Sept.) 1733 (Kantonreglement) eingeführte Militärverfassung, nach welcher das ganze Land in Kantons (Kreise) eingeteilt war, in welchen jedem Infanterie- und Kavallerieregiment eine bestimmte Anzahl Feuerstellen zur Entnahme seines Rekrutenbedarfs zugewiesen war. Die anfänglich festgesetzte Zahl von 5000 Feuerstellen für ein Infanterie- und 1800 für ein Kavallerieregiment wurde später vermehrt. Im Frieden durften denselben jährlich 30, im Kriege 100 Mann entnommen werden. Durch die K. wurde bestimmt: Alle Einwohner des Landes sind verpflichtet, in dem Regiment zu dienen, zu dessen Kanton sie gehören; ausgenommen sind die Söhne der Edelleute und derjenigen Bürger, die ein sicheres Vermögen von 6–10,000 Thaler nachweisen; die Predigersöhne, welche Theologie studieren; eingewanderte Kolonisten für sich und die erste Generation; die einzigen Söhne von Bauerngütern und diejenigen Unterthanen der Gutsherrschaften auf dem Lande, welche letztere als Wirtschafter, Gärtner oder Köche auslernen ließen, jedoch war hierzu die Genehmigung des betreffenden Regiments einzuholen. Zur Hebung der Tuchindustrie erhielten später die Woll- u. Tuchfabrikanten für sich und ihre Gehilfen gleichfalls Befreiung. Jeder im Kanton geborne Knabe wurde vom Pfarrer in eine Liste eingeschrieben und diese dem Regiment mitgeteilt. Mit dem 20. Lebensjahr wurde der Kantonpflichtige gemustert u. zu lebenslänglicher, später 20jähriger Dienstpflicht ausgehoben. Um aber den Übergriffen der Regimenter vorzubeugen, durfte die Aushebung nur unter Mitwirkung des Magistrats oder Landrats geschehen. Später wurden auch Städte und Landesteile von hervorragender industrieller Thätigkeit von der Kantonpflichtigkeit befreit, z. B. Berlin, Potsdam, Breslau, Magdeburg ꝛc. Der Übergang von dieser K. zur allgemeinen Wehrpflicht beruhte somit nur auf der Aufhebung der vielen Befreiungen von der Militärdienstpflicht. Ein ähnliches System war früher in Österreich und bis 1874 auch in Rußland im Gebrauch. Vgl. Territorialsystem.

Kantor (lat., »Sänger«), in kleinern Ortschaften der Vorsänger der protestantischen Kirchengemeinde, gewöhnlich zugleich Schullehrer; häufig ist das Amt des Kantors mit dem des Organisten und Küsters verbunden. In den ältern Zeiten, nach Einführung des Kirchengesanges, war die Stelle des Kantors eine der wichtigsten bei den Kathedralschulen, u. an größern Kirchen bekleidet der K. als Dirigent des Sängerchors auch jetzt noch eine musikalisch ehrenvolle Stellung (Thomaskantorat zu Leipzig). Vgl. Laacke, Das Kantor-, Küster- und Organistenamt in seinen Rechtsverhältnissen (Bernb. 1884); Zimmer, Der K. und Organist im evang. Gottesdienst (Quedlinb. 1886).

Kantring, s. Kanthaken.

Kantscheu, Stadt in der chines. Provinz Kansu, 400 km nordwestlich von Lantschau, nahe den Resten der großen Chinesischen Mauer, umgeben von einer Stadtmauer, an die sich eine zweite halbkreisförmig anschließt, litt im Tunganenaufstand schwer, zählt aber schon wieder 150,000 Einw.

Kantschil, s. Zwergmoschustier. [814.

Kantschindschinga, Berg im Himalaja, s. d., S.

Kantschu (v. türk. Kamtschi), kurze, starke, aus Lederriemen geflochtene Peitsche mit kurzem Stiel, am Handgelenk hängend getragen und in Rußland auch als Reitpeitsche gebräuchlich.

Kantusche, s. Kontusch.

Kanüle (franz.), ein langer, gerader oder gebogener, hohler und an beiden Enden offener Cylinder von verschiedenstem Durchmesser, aus Gold, Platin, Silber, Stahl, Blei, Holz, Horn, Knochen, Pappe, Kautschuk verfertigt. Man benutzt Kanülen überall, wo es sich um Durchleiten von Flüssigkeiten oder Luft handelt; sie sind entweder vorn scharf (Pravazsche K.) und dienen dann direkt zum Einstechen durch die Haut in das Unterhautbindegewebe (wie bei subkutanen Einspritzungen) oder in die Muskeln, bez. in Geschwülste (bei Ovariotomie), oder sie werden in gestochene (s. Trokar) oder geschnittene Wundkanäle zum Einspritzen von Flüssigkeiten oder zum Herauslassen von Luft (bei Luftröhrenschnitt) oder von Flüssigkeit (bei Wassersucht) oder von Eiter (bei eiteriger Pleuritis, auch bei tiefen oder tiefgelegenen Wunden) eingeführt. In letzterm Falle bezeichnet man die Kanülen meist als Drainröhren oder Drains.

Kanun (Quânon, arab.), orientalisches, unsrer Zither nicht unähnliches Saiteninstrument; der Name deutet auf den antiken Kanon, d. h. das Monochord, welches man schon im Altertum anfing mit mehreren Saiten zu bespannen, um gleichzeitig verschiedene Tonverhältnisse zur Anschauung bringen zu können. Dann ist K. auch soviel wie Gesetz; daher K.-nameh, die Sammlung von Gesetzen, welche Sultan Soliman I. (daher el-Kanuni, »Gesetzgeber«, genannt) veranstaltete; Kanundschi, Gesetzgeber, Archivar der Gesetzbücher.

Kanuri (Kanori, »Leute des Lichtes«), das Hauptvolk von Bornu (s. d.), außerdem über viele Gegenden Mittelafrikas ausgebreitet. Nahe Verwandte der K. sind die Bewohner von Manga, Nguru und Kanem und die Tibbu. Die K., Männer wie Weiber, sind außerordentlich eitel und putzsüchtig, dabei sehr rührige u. unternehmende Kaufleute. Ihre Sprache, die sich mit der Sprache der Tibbu am nächsten berührt, ist durch die Arbeiten H. Barths und Koelles genauer bekannt geworden; sie ist reich entwickelt und von großem Wohlklang. Vgl. Nachtigal, Sahara und Sudân, 1. Teil (Berl. 1879).

Kanut, s. Knut.

Kanutsvogel, s. Strandläufer.

Kanzel (v. lat. cancelli, »die Schranken«), der erhöhte Standort des Predigers in christlichen Kirchen,

Digitized by Google

so genannt von den Schranken der altchristlichen Kirche, die das Chor von dem Schiff trennten (s. Ambo). Als später daraus ein Lektorium (Lettner) geworden war und die Predigt eine höhere Bedeutung erhalten hatte, sonderte man den Predigerambon von dem Lettner ab und erhöhte ihn, damit der Prediger von der Gemeinde besser gesehen werden konnte, behielt aber den Namen Kanzelle für ihn bei, der allmählich in K. überging. Die Kanzeln, welche vom 11. Jahrh. ab zuerst aus Stein, dann auch aus Holz hergerichtet wurden, standen anfangs auf massivem Unterbau und waren meist viereckig. Erst in der deutschen Kunst wurde die Brüstung der K. vieleckig angeordnet, diese auf eine Säule gestellt und mit einer Kanzelhaube oder einem Schalldeckel versehen. Von Kanzeln, die durch bildnerischen Schmuck bedeutender Künstler ausgezeichnet sind, sind die im Dom zu Siena und im Baptisterium zu Pisa von Niccolò Pisano, in Ravello in Unteritalien, in San Andrea in Pistoja und im Dom zu Pisa von Giovanni Pisano, in San Lorenzo zu Florenz von Donatello, in Santa Croce in Florenz von Benedetto da Majano, im Dom zu Freiberg i. S. von einem unbekannten Künstler und im Stephansdom zu Wien von Meister Pilgram (1512) hervorzuheben. — In der Jägerei heißt K. der auf einem Baum angelegte und durch Zweige verblendete Sitz, aus welchem der Jäger auf Brunstplätzen oder an Kürungen (Futterplätzen) Wild zu erlegen sucht, was deshalb leichter gelingt, weil das Wild bei dieser Vorrichtung keinen Wind (Witterung) bekommen kann. Auch bei Treibjagden stehen die Jäger bisweilen auf Kanzeln.

Kanzelberedsamkeit, die geistliche Redekunst überhaupt, insonderheit die im öffentlichen Gottesdienst geübte (s. Homiletik und Predigt). Nach dem ausdrücklichen Zeugnis der Evangelien hat Jesus seine Sache von Anfang an ganz auf die Macht des Wortes gestellt. Schloß er sich hierbei auch der Sitte der jüdischen Religionslehrer an, nach welcher diese alttestamentliche Stellen in den Synagogen erklärten oder auch freie Vorträge darüber hielten, so bezeugen ihm doch anderseits auch schon die Zeitgenossen, daß er »gewaltig predigte und nicht wie die Schriftgelehrten«. In den mannigfaltigsten Formen, als Weissagung, Gebetsrede, Zungenrede, Lehre, Ermahnung, Tröstung, fand das freie Wort seine Pflege auch in der apostolischen Gemeinde. Gewöhnlich wird die Geschichte der K. in fünf Perioden eingeteilt, deren erste bis auf Chrysostomos und Augustin reicht. In dieser Zeit bestand der Gottesdienst der Christen neben Gesang und Genuß des heiligen Abendmahls noch vorzugsweise im Vorlesen der heiligen Schriften und daran sich knüpfenden Ansprachen. An der Spitze der ersten Predigtschule bei den Griechen steht Origenes, der namentlich die sogen. Homilie (s. d.) kultivierte, während Ephräm der Syrer, Basilius d. Gr., Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Johannes Chrysostomos, der bedeutendste unter den Exegeten seiner Zeit, bereits die an Libanius und die gleichzeitige Rhetorik sich anschließende, nach dem Applaus der Zuhörer (krotos) haschende Prunkrede repräsentieren. Aus der abendländischen Kirche, wo man meist mit einfachen Ansprachen (sermones) vorlieb nahm, sind zu nennen: Zeno, Bischof zu Verona, Ambrosius, Bischof zu Mailand, ein geborner Redner, und besonders Augustin, der durch katechetische und dialogische Formen, Antithesen und einen großen Reichtum von rhetorischen Figuren die mangelnde Phantasie ersetzte. Schon in der zweiten Periode, von Chrysostomos und Augustin bis auf Alkuin (400—800), beginnt die K. teils zu entarten, teils zu erlahmen. Unter den griechischen Kanzelrednern aus jener Zeit ragt Cyrillus von Alexandria hervor, dem in seinen Homilien Beredsamkeit und Popularität nicht abzusprechen sind, wiewohl er durchaus dogmatisiert. Unter den Lateinern sind hervorzuheben: Leo d. Gr., ein der klassischen Reinheit noch näher stehender Redner, Cäsarius von Arles, der bedeutendste Prediger des 6. Jahrh., Gregor d. Gr., das Musterbild des gesamten Mittelalters, endlich Beda der Ehrwürdige, der in seinen Homilien über die allgemein werdenden Perikopen (s. d.) Allegorie nach Anleitung von Augustin und Gregor treibt. In der dritten Periode, von Alkuin bis auf Luther (800—1520), mußte die Predigt fast ganz der Liturgie das Feld räumen. Soweit sie noch statthat, bewegt sie sich zumeist in Abhängigkeit von der patristischen Litteratur (s. Homiliarius liber). Im Morgenlande hatte schon die Trullanische Synode von 692 die Geistlichen ganz auf Reproduktion der alten, bewährten Homilien verwiesen. Wie hier griechisch, so wurde im Abendlande meist lateinisch gepredigt (sermones ad clerum), aber vielfach auch in den Landessprachen (sermones ad populum). Einen Aufschwung in der K. brachten im frühern Mittelalter besonders Cluniacenser und Cistercienser, wie Bernhard von Clairvaux, im spätern Franziskaner, wie Bruder Berthold von Regensburg, und Dominikaner, wie Johann Tauler und Vincentius Ferrerius, endlich aber auch reformatorische Prediger, wie Johann Huß und Hieronymus Savonarola; mehr kirchlich wirkte dagegen der strenge Sittenprediger Geiler von Kaisersberg zu Straßburg. Im allgemeinen ist die Naturwüchsigkeit der frühern Jahrhunderte des Mittelalters später durch die Scholastik beeinträchtigt worden, welche in formeller Beziehung eine starke Verkünstelung der Predigt mit sich führte, während Gabriel von Barletta, Olivier Maillard, Michael Menot und auch der schon genannte Geiler in ihrem Streben nach Popularität oft mehr an das Burleske streiften. Die vierte Periode reicht von Luther bis auf Spener (1520—1675). Luther selbst wirkte unermeßlich durch die unmittelbare Einheit von Inhalt und Form, durch ungemeine Popularität und prophetische Freimütigkeit, durch Fülle der Ideen und Veranschaulichungsmittel, wiewohl ihm auch manche Härten des Geschmacks nicht abgesprochen werden können. Aber seine Originalität reichte nicht aus, dem in seiner Kirche überwuchernden Hang zur Polemik und zur Scholastik Schranken zu ziehen. Mitten in dem allgemein verbreiteten zelotischen Dogmatismus repräsentieren Johannes Arnd, Valerius Herberger und Chr. Scriver einen bessern Geschmack und wiederkehrendes Bewußtsein um den eigentlichen Zweck der K. Die katholische Kirche des 17. Jahrh. feierte den Glanzpunkt ihrer K. in den Leistungen der klassischen Litteraturperiode Frankreichs (Bourdaloue, Fénelon, Bossuet, Fléchier, Massillon), mit welchen, zwar nicht an Geschmack, aber an Originalität, Abraham a Santa Clara in Deutschland wetteifern konnte. Die protestantische Kirche Frankreichs brachte ihren größten Redner in Saurin, die anglikanische Kirche den ihrigen in Tillotson hervor. In der fünften Periode, von Spener bis auf die neueste Zeit, machte sich das Bestreben geltend, die religiösen Bedürfnisse durch eine praktisch belebende Predigtweise zu befriedigen. Ph. Jak. Spener wies mit Erfolg auf die Fehler des damaligen polemischen Predigtwesens hin und vermied dieselben soviel wie möglich in seinen eignen, übrigens

durchaus schwerfälligen u. endlosen Kanzelvorträgen. Im Gegensatz zu der pietistischen Schule wußte eine andre Richtung philosophische Wahrheiten im Geiste der Wolffschen Schule auf der Kanzel zu behandeln. Eine ausgleichende u. hervorragende Stellung nimmt gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts Lorenz von Mosheim ein durch seine »Heiligen Reden« und seine »Homiletische Anweisung, erbaulich zu predigen« sowie auch dadurch, daß er die besten Produkte der englischen und französischen K. durch übersetzungen den deutschen Kanzelrednern zugänglich machte. Eine lange Reihe ausgezeichneter Prediger schließt sich hier an, unter welchen besonders Reinhard in Dresden lange Zeit als maßgebend für die moderne Form der synthetischen Predigt galt. Gleichzeitig wirkten Zollikofer, Löffler, Rosenmüller, Ammon, Marezoll, Röhr, Tzschirner, Hanstein, Müslin 2c. Die moderne Kanzelrhetorik findet ihre Vorbilder in Theremin, Dräseke, Krummacher, Harms; die theologische Kunstpredigt vor allen in Schleiermacher; die erbauliche Bekehrungs- und Erweckungspredigt in Hofacker, Palmer, Gerlach, Tholuck, Brückner, Gerok 2c.; die Hofpredigt in W. Hoffmann, Kögel und W. Baur; die Predigt der freien Theologie in K. Schwarz, D. Schenkel, H. Lang, A. Bitzius; die Predigt der politischen und sozialen Tendenz in Stöcker. Der französische Protestantismus weist auf positiver Seite Redner auf wie Vinet, Pressensé, Monod, Bersier, auf liberaler die beiden Coquerel und Colani; Großbritannien besaß in neuerer Zeit Kanzelredner wie Robertson, Caird, Kingsley und den originellen Baptisten Spurgeon. Die Leistungen der katholischen Kirche liegen namentlich auf dem spezifisch modernen Gebiet der Fasten- und Missionspredigt (Lacordaire, Pater Roh u. a.).

Vgl. Lentz, Geschichte der christlichen Homiletik (Braunschw. 1839); Paniel, Pragmatische Geschichte der christlichen Beredsamkeit (Leipz. 1839—41, bis Augustinus); W. Wackernagel, Altdeutsche Predigten und Gebete (Basel 1876); Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im Mittelalter (Detmold 1879); Linsenmeyer, Geschichte der Predigt in Deutschland von Karl dem Großen bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts (Münch. 1886); F. R. Albert, Die Geschichte der Predigt in Deutschland bis Luther (1. u. 2. Teil, Gütersloh 1892—93); Marbach, Geschichte der deutschen Predigt vor Luther (Berl. 1874); Schenk, Geschichte der deutsch-protestantischen K. von Luther bis auf die neuesten Zeiten (das. 1841); C. G. Schmidt, Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche Deutschlands von Luther bis Spener (Gotha 1872); Sack, Geschichte der Predigt in der deutsch-evangelischen Kirche von Mosheim bis auf Schleiermacher u. Menken (Heidelb. 1866); Stiebritz, Zur Geschichte der Predigt in der evangelischen Kirche von Mosheim bis auf die Gegenwart (Gotha 1875—76); Nebe, Zur Geschichte der Predigt, Charakterbilder (Wiesb. 1879, 3 Bde.); Rothe, Geschichte der Predigt (Bremen 1881).

Kanzellariat (nlat.), Kanzlerwürde, Kanzleistube.

Kanzelle (lat., »Gitter«), vergitterte Schranke in den Gerichtsstuben, im Kirchenchor (vgl. Kanzel); in der Orgel Name der einzelnen Abteilungen der Windlade, welche den Wind an die Pfeifen verteilen.

Kanzellieren (lat., »eingittern«), eine Schrift, um sie ungültig zu machen, mit sich gitterförmig kreuzenden Strichen (✕) durchstreichen; dann auch verallgemeinert gebraucht.

Kanzelmißbrauch, das Vergehen, dessen sich ein Geistlicher oder sonstiger Religionsdiener schuldig macht, wenn er in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Berufs öffentlich vor einer Menschenmenge oder in einer Kirche oder an einem andern zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte vor einer Mehrheit von Personen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung macht. Ein hierauf bezügliches Strafverbot erschien in dem sogen. Kulturkampf als erforderlich, und ein deutsches Reichsgesetz vom 10. Dez. 1871 brachte einen Nachtrag zu dem deutschen Strafgesetzbuch als § 130a desselben (sogen. Kanzelparagraph), welcher den K. mit Gefängnis oder Festungshaft bis zu zwei Jahren bedroht. Ähnliche Bestimmungen fanden sich bereits im französischen Code pénal (troubles apportés à l'ordre public par les ministres des cultes dans l'exercice de leur ministère) sowie in mehreren deutschen Landesstrafgesetzbüchern. Gleiche Strafe trifft nach der Novelle zum Strafgesetzbuch (Gesetz vom 26. Febr. 1876) denjenigen Geistlichen oder andern Religionsdiener, welcher in Ausübung seines Berufs Schriftstücke ausgibt oder verbreitet, in welchen Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung gemacht sind.

Kanzelparagraph, s. Kanzelmißbrauch.

Kanzen, s. Integral.

Kanzlei (Kanzelei, lat. Cancellaria, franz. Chancellerie, engl. Chancery), ursprünglich der mit Schranken (cancelli) umgebene Ort, wo die öffentlichen Urkunden, landesherrlichen Reskripte, Gerichtsurteile 2c. ausgefertigt wurden; der erste Beamte hieß gewöhnlich der Kanzler (s. d.). Später wurden die höhern Gerichte Kanzleien genannt, z. B. Justizkanzlei; ihre Vorsteher hießen Kanzleidirektoren, Kanzleipräsidenten. Jetzt wird unter K. gewöhnlich nur das Schreiberpersonal (Kanzlisten) der Behörden, Notare oder Anwalte verstanden, daher man von Ministerial-, Kabinetts-, Gerichts-, Amtskanzlei 2c. spricht. Im Deutschen Reich ist die Reichskanzlei das Zentralbüreau des Reichskanzlers, welches den amtlichen Verkehr des letztern mit den Chefs der obersten Reichsämter vermittelt. In der Schweiz ist die Bundeskanzlei (Chancellerie fédérale) zur Wahrnehmung der Sekretariats- und Kanzleigeschäfte bei der Bundesversammlung und bei dem Bundesrat bestimmt. In Österreich bezeichnet man als K. auch die Geschäftslokale der Bankiers u. dgl. S. Kanzleisprache.

Kanzleidirektor, s. Kanzlei.

Kanzleiformat, Kanzleipapier, s. Papier.

Kanzleischreiben (Lettre de chancellerie), die feierlichere Form der Mitteilungen von Souverän zu Souverän. Das K. wird in förmlicher Weise abgefaßt, mit dem großen Staatssiegel versehen und meistens vom Minister des Auswärtigen gegengezeichnet. Minder feierlich ist das Kabinettsschreiben (s. Kabinett).

Kanzleischrift, s. Schreibkunst. Im Buchdruck diejenige Schriftgattung (Deutsch), bei deren Zeichnung die geschriebene K. in edlen Formen nachgeahmt ist (s. Schriftarten).

Kanzleisprache, deutsche, diejenige Art des schriftlichen Ausdrucks, welche mit dem 14. Jahrh. sich in den deutschen Kanzleien entwickelte. Im 15. Jahrh. und im Beginn des 16. Jahrh. waren besonders wichtig diejenigen Gestaltungen der Kanzleisprache, welche in der kaiserlichen und in der kursächsischen Kanzlei sich ausgebildet hatten. Diese bildeten

Digitized by Google

denn auch die Grundlage zu Luthers Bibelübersetzung und damit auch der neuhochdeutschen Schriftsprache. Kanzleistil, eine Art des sprachlichen Ausdrucks, die sich von der lebendigen Rede des Gebildeten namentlich durch altertümlichen Wortschatz, formelhafte Redewendungen, verwickelten Periodenbau und langes Ausspinnen der Sätze unterscheidet.

Kanzleistil, s. Kanzleisprache.

Kanzleizeremoniell, s. Zeremoniell.

Kanzler (lat. Cancellarius, franz. Chancelier, engl. Chancellor), der Beamte, welcher die Ausfertigung der Staatsurkunden zu besorgen hat. Die Kanzlerwürde war anfänglich eine der höchsten in den europäischen Reichen, welche regelmäßig mit Geistlichen besetzt wurde, da diese fast allein im Besitz litterarischer Kenntnisse waren. In Deutschland führte der Erzbischof und Kurfürst von Mainz den Titel Erzkanzler des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Der von ihm ernannte Vizekanzler war der eigentliche Reichsminister und mußte stets um den Kaiser sein. Auch die Kaiserin hatte ihren Erzkanzler, den Abt zu Fulda. Der Erzbischof von Köln führte den Titel eines Erzkanzlers in Italien, der von Trier war Erzkanzler in Burgund. In Frankreich wurde der K. aus dem Stande der Rechtsgelehrten genommen; er war der oberste Staatsbeamte und wurde lebenslänglich ernannt. Da dies jedoch zu Unzuträglichkeiten führen konnte, wurde neben ihm noch ein Siegelbewahrer (Garde des sceaux) ernannt, welcher der eigentliche Justizminister war. In England ist der Großkanzler oder Lord-Kanzler (Lord High Chancellor of Great Britain) der erste Staatsbeamte, Mitglied des Geheimen Rats (privy Council), Präsident oder Sprecher des Oberhauses, Chef der Reichskanzlei, Justizminister u. Vorsitzender des in dem obersten Gerichtshof bestehenden Appellationsgerichts (Court of appeal); er wird durch Übergabe des Staatssiegels ernannt und heißt daher auch Großsiegelbewahrer (Keeper of the Great Seal). Außerdem hat man in England noch einen K. des Herzogtums Lancaster und einen K. des Lehnshofs und der Finanzkammer (Chancellor of the Exchequer); letzterer ist der Finanzminister von England. Irland hat wieder seinen besondern Reichskanzler. In Deutschland wurden seit dem 15. Jahrh. auch die Präsidenten der obersten Gerichtshöfe K. genannt. In Preußen errichtete König Friedrich II. 1746 die Würde eines Großkanzlers, der an der Spitze der Justiz stand. Der erste Träger dieser Würde war der um das preußische Justizwesen sehr verdiente Samuel v. Cocceji; später wurde der Fürst von Hardenberg zum Staatskanzler ernannt, nach dessen Tode aber diese Stelle nicht wieder besetzt. Nach der Verfassung des nunmehrigen Deutschen Reiches steht an der Spitze der Reichsverwaltung der Reichskanzler (s. d.), welcher den Vorsitz im Bundesrat führt und vom Kaiser ernannt wird. In Österreich führte eine Zeitlang Graf Beust den Titel »Reichskanzler«; außerdem wurden wiederholt Ministerpräsidenten zu Staatskanzlern ernannt. In der Schweiz ist der Bundeskanzler der Vorstand der Bundeskanzlei (s. Kanzlei). Auch die Büreauchefs der Konsuln und Gouverneure von Schutzgebieten führen zuweilen den Titel K. Endlich kommt die Bezeichnung K. als bloßer Titel vor. So gehört z. B. der »K. im Königreich Preußen« zu den vier großen Landesämtern des Königreichs Preußen und zu den erblichen Mitgliedern des preußischen Herrenhauses. Auch führt bei manchen Universitäten der Kurator den Titel K.

Kanzler, Hermann, General im Dienste des Papstes, geb. 1822 in Baden, gest. 6. Jan. 1888, trat 1845 in den päpstlichen Militärdienst, kämpfte 1848 gegen Österreich, ward 1859 zum Obersten des 1. Regiments der päpstlichen Armee ernannt u. von Lamoricière zum General befördert als Auszeichnung für sein kühnes Durchbrechen von Pesaro nach Ancona durch das piemontesische Korps. Seit Oktober 1865 Oberkommandant der päpstlichen Streitkräfte und päpstlicher Prominister der Waffen, befehligte er die päpstlichen Truppen 3. Nov. 1867 bei Mentana, leitete die Scheinverteidigung von Rom im September 1870 und behielt seine Ämter, die natürlich durch die Einverleibung des Kirchenstaats in Italien jegliche Bedeutung verloren haben, bis zu seinem Tode. Seine »Memoiren« gab sein Sohn heraus.

Kanzlist, ein auf einer Kanzlei (s. d.) beschäftigter Subalternbeamter.

Kanzōne (ital. Canzone, »Lied«), eine lyrische Dichtform, die sich schon bei den Provenzalen und Nordfranzosen findet und von den Italienern besonders ausgebildet wurde. Sie dient stets nur zum Ausdruck der edelsten Gedanken und Empfindungen und besteht aus einer Reihe gleichgeformter Strophen (bei den ältern Italienern meist 5—10), denen oft ein kürzeres »Geleit« folgt. Eine Strophe hat in der Regel 7—20 Verse, Endecasillabi, Settenari und selten Quinari. Meist hat jede Strophe neue Reime. Die Strophe zerfällt in zwei, seit Petrarca durch einen Reim verbundene ungleiche Teile. Der erste ist ungegliedert (fronte), oder weit häufiger in zwei gleiche Teile gegliedert (piedi). Der zweite ist ungegliedert (sirima, coda) oder in zwei gleiche Teile gegliedert (volte, versi). Die Strophe hat piedi und volte, piedi und sirima oder fronte und volte. Fronte und sirima verwirft schon Dante. Das Geleit (congedo ꝛc.) schließt sich im Bau genau an den zweiten Teil der Strophe an, nur braucht es nicht so lang zu sein. Ende des 17. Jahrh. führte Guidi die K. mit freien Strophen ein. Leopardi schrieb die berühmtesten dieser Art. In Deutschland dichteten Kanzonen außer den Romantikern (Schlegel ꝛc.) Platen, Rückert, Zedlitz (»Totenkränze«), Bechstein (»Luther«), K. Förster, Dingelstedt, M. Waldau u. a. — In der Musik bezeichnete man mit K. im 15.—16. Jahrh. vorzugsweise weltliche mehrstimmige Gesänge von volksmäßiger Faktur, daher Canzoni napoletani, siciliani, francesi ꝛc. unterschieden werden (entsprechend den deutschen »Liedern« [Frische teutsche Liedlein, Gassenhäwerlin, Reuterliedlein ꝛc.] und den Chansons der Franzosen). Zur Gattung der Kanzonen gehören auch die Villoten und Villanellen, dagegen sind die seit Ende des 16. Jahrh. aufkommenden Instrumentalkanzonen (canzoni da sonar; vgl. Sonate) kunstvoller gestaltet, in der Hauptsache fugiert, nur daß bei diesen die Setzart noch einfacher ist. Die bereits bei Johann de Muris (14. Jahrh.) vorkommende Bezeichnung Cantilena für mehrstimmige Sätze schlichter Faktur dürfte wohl die ältere Form des Namens sein.

Kaoko, der nördliche Teil von Deutsch-Südwestafrika, an der Küste des Atlantischen Ozeans, südlich vom Kunene bis zum Ugabfluß. In dem hafenlosen, sandigen und wüsten Küstenstrich hausen nur einige Hottentoten. In dem dahinter liegenden Bergland, das im Elendekagebirge 1320 m erreicht, ist in den Betten der zahlreichen, allerdings nur periodisch fließenden Flüsse Wasser durch Nachgraben leicht zu erlangen; es hat vorzügliche Weiden. Kaokofeld

Digitized by Google

heißt die Terrassenlandschaft am mittlern Huabfluß. Die Bewohner sind Herero, unter denen im südlichen Teil Bergdamara (Ovazorotúa), bei Opitambi am Ursprung des Huab auch Hottentoten wohnen, die sich selbst Swartbois oder Kangoä, Yoon nennen. Die Zimbeba oder Kaokodama, welche vor 50 Jahren noch 80,000 Köpfe zählten, sind zum großen Teil auf portugiesisches Gebiet oder nach Damaland ausgewandert.

Kaolin, soviel wie Porzellanerde.

Kaolinsandstein, ein Sandstein mit weißlichem oder grauem Kaolin als Bindemittel, welcher viele zum Teil in Kaolin umgewandelte Feldspatkörner, zuweilen auch etwas hellen Glimmer enthält und teils in Arkose, teils in thonigen Sandstein übergeht (s. Porzellanerde).

Kaotsche, Volk, s. Niguren.

Kap (Vorgebirge), der vorspringende Teil eines Ufers oder einer Küste und insbes. jede Spitze, in welche derselbe verläuft. Diese Spitze ist entweder abgerundet oder besitzt, zumal an felsigen Ufern, schroffe, schneidende Formen. Im letztern Falle wird sie auch wohl Landspitze genannt. Die Kaps sind oft wichtig als Schutzmittel der Buchten gegen die Stürme, und ein großer Teil der besten Häfen verdankt denselben seine Sicherheit. Daher sind die Ortschaften in der Nähe der Kaps häufig Zentralpunkte des Handels und haben auch militärische Wichtigkeit, sofern gerade die geschützten Buchten am sorgfältigsten gegen Angriffe von der See aus zu verteidigen sind, anderseits aber die Landvorsprünge die Anlage von Verteidigungsmitteln wesentlich begünstigen. In dieser Hinsicht sind ganz besonders solche Kaps berühmt, welche an Meerengen angrenzen (Gibraltar) oder an sonstigen für die Schiffahrt wichtigen Punkten liegen, z. B. das K. der Guten Hoffnung. Im gewöhnlichen Leben ist »K.« schlechthin Bezeichnung für das letztgenannte Vorgebirge, daher die Ausdrücke Kapstadt, Kapwein, Kapgummi ꝛc.

Kapabel (lat.), fähig, im stande.

Kapaneus, einer der sieben Helden im Zuge gegen Theben, Sohn des Hipponoos. Er vermaß sich beim Sturm auf die Stadt, zu behaupten, daß er auch gegen den Willen des Zeus Theben verbrennen und selbst dessen Blitzen trotzen werde. Aber auf der Sturmleiter traf den Übermütigen des Zeus Blitz, eine Szene, die auch in Kunstwerken verewigt wurde. Seine Gemahlin Euadne oder Janeira stürzte sich bei der Leichenfeier, als er auf den Scheiterhaufen gelegt ward, mit in die Flammen. Nach andrer Sage machte ihn Asklepios wieder lebendig.

Kapaun, ein kastrierter Haushahn, s. Huhn, S. 31.

Kapauta, See, s. Urmiasee.

Kapazität (lat.), Fähigkeit, etwas in sich aufzunehmen, z. B. Wärmekapazität (s. Wärme), elektrische K. eines Leiters (s. Elektrische Kapazität); Einheit der elektrischen K., s. Elektrische Maßeinheiten, S. 635. Vitale K., K. der Lungen, die Luftmenge, welche nach einer möglichst tiefen Einatmung ausgeatmet werden kann, s. Atmung, S. 94; dann besonders Bezeichnung für das geistige Fassungsvermögen, die Begabung eines Menschen; daher auch für jemand, welcher namentlich in einem bestimmten Fach etwas Hervorragendes leistet.

Kap Barren-Insel, s. Furneauxinseln.

Kap Breton, kanad. Insel, s. Cape Breton.

Kapelagebirge, an den kroatischen Karst sich anschließende Gebirgskette in Kroatien-Slawonien, deren Kamm sich von der Kulpa in südöstlicher Richtung bis zu den 13 Plitvicaseen hinzieht. Der nördliche Teil des Kapelagebirges, das bewaldet und bewachsen ist, heißt die Große Kapela. Sie erstreckt sich mit einer mittlern Höhe von 948 m bis zum Sattel bei Modrus, über den (858 m hoch) die Josephinenstraße (Karlstadt-Zengg) führt, und erreicht im Klek (s. d. 2) 1182, in der Bielolasica 1533 m Höhe. Der südliche Teil bildet die Kleine Kapela mit 632 m mittlerer Höhe. Ihre höchsten Spitzen sind die Mala Gorica (1285 m) und der Selisli Vrh (1236 m).

Kapelan (Capelin, Lodden, Mallotus villosus *Müller*), ein dem Stint nahe verwandter Lachsfisch, 14—18 cm lang, gestreckt gebaut, mit sehr großen runden Brustflossen u. weit nach hinten stehenden Rückenflossen, ist oberseits dunkelgrün, bräunlich schimmernd, an den Seiten und unterseits weiß, schwarz getüpfelt; die Flossen sind grau mit schwarzer Einfassung. Der K. lebt in der Tiefe nordischer Meere vom 64.—75.° nördl. Br. und erscheint im Frühjahr, um zu laichen, in Zügen von 50 Seemeilen Länge und Breite an den Küsten, wo die gelben Eier dann das Meer färben. Man ißt ihn auf Island und Grönland, wo er auch für den Winter getrocknet wird. In größter Menge dient er, namentlich auf der Bank von Neufundland, als Köder zum Fange des Kabeljaus.

Kapelle (mittellat. Capella, franz. Chapelle, v. lat. capa, »den Kopf mitbedeckender Mantel, Kappe«), ursprünglich ein kleines, zur Aufbewahrung einer Reliquie ꝛc. bestimmtes kirchliches Gebäude; später im Gegensatz zur Pfarrkirche jede kleinere Kirche, die entweder für sich abgesondert, z. B. auf Kirchhöfen, außerhalb der Städte, an Landstraßen ꝛc., oder in Privatgebäuden angebracht und zur Vollziehung gewisser gottesdienstlicher Handlungen bestimmt ist. Besonders waren innerhalb der Burgen und königlichen Paläste dergleichen Kapellen zur Privatandacht der Burgherren und fürstlichen Familien eingerichtet. Außer diesen für sich stehenden Kapellen gibt es solche, welche mit einer Hauptkirche verbunden und neben, in oder unter ihr, bez. dem Chor gelegen sind. Dies sind die sogen. Krypten (s. d.). Der Chorumgang gotischer Kirchen ist oft mit einem Kapellenkranz umgeben. Im spätgotischen Stil, als man die Strebepfeiler nicht mehr nach dem Äußern, sondern nach dem Innern des Gotteshauses vorspringen ließ, bildeten sich naturgemäß an den Seiten der Nebenschiffe Kapellenreihen. Auch die Kirchenbaukunst der Renaissance liebte diese Nebenschiffkapellen, die gewöhnlich ihren besondern Altar haben und je einem besondern Heiligen gewidmet sind. Der Aufseher einer K. oder der in ihr fungierende Geistliche hieß Kapellan (s. Kaplan). — K. wird auch ein ständiger besoldeter Kirchenchor oder ein Orchester genannt. Die ältesten derartigen Kapellen sind die Vokalkapellen, besonders die päpstliche K. zu Rom (ähnliche Institute sind Chapel royal in London, die Hofkapelle in München, der Domchor in Berlin ꝛc.); da die ältern Kirchenkompositionen (bis gegen das 17. Jahrh.) nur für Singstimmen ohne jede Instrumentalbegleitung geschrieben waren, so erhielt in der Folge die Benennung a cappella (Kapellstil) den Sinn von Vokalmusik ohne Begleitung. Die im 17. Jahrh. mit dem Aufkommen der reinen Instrumentalmusik und begleiteten Gesangsmusik in großer Zahl entstehenden kleinen Orchester der Fürstenhöfe wurden aber ebenfalls Kapellen genannt, so daß man heute bei dem Wort K. in erster Linie an eine Instrumentalkapelle denkt. An der Spitze einer K. steht der Kapellmeister.

Digitized by Google

Kapelle (v. lat. cupella, »kleines Gefäß«), ein gußeiserner Kessel mit halbkugelförmigem Boden, oben mit horizontal auswärts gebogenem Rande und mit einem seitlichen Ausschnitt, wird in einen Ofen (Kapellenofen) eingesetzt und dient zur Aufnahme von Schalen, Kolben Retorten (für den Hals der letztern ist der Ausschnitt bestimmt), welche, in trocknen Sand gebettet, andauernd und gleichmäßig erhitzt werden sollen. K. heißt auch ein aus Knochenasche oder ausgelaugter Asche (Kapellenasche) geschlagenes tiegelförmiges Schmelzgefäß der Probierer, auf welchem silberhaltiges Blei unter Luftzutritt in Schmelzhitze erhalten (abgetrieben, kapelliert, kupelliert) wird. Dabei oxydiert sich das Blei, und das geschmolzene Bleioxyd wird von der porösen Kapellenmasse eingesogen, während das nicht oxydierte Silber auf dem Boden des Gefäßes als Kügelchen (Korn) zurückbleibt. Eine geringe Menge Silber geht mit dem Bleioxyd in die K. (Kapellenzug). Beim Silberfeinbrennen heißen die mit Mergel, Ascher, Knochenasche ausgeschlagenen Eisenschalen Teste, auch wohl Kapellen.

Kapellenberg, Berg des Elstergebirges, im südlichsten Zipfel des Königreichs Sachsen, nördlich von Franzensbad, ist 757 m hoch.

Kapellenprobe, s. Goldlegierungen.

Kapellentage (Capellae), an den Höfen katholischer geistlicher Fürsten und in Abteien die Tage, welche an den Höfen katholischer weltlicher Fürsten &c. Hof- und Kirchenfesttage heißen. Sie zerfallen je nach ihrer höhern oder niedern Bedeutung in verschiedene Grade.

Kapellknaben (Chorknaben), die in einer Vokalkapelle (s. Kapelle) mitwirkenden Knaben, die bei größern Kapellen in der Regel freie Station haben und besonders eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten; viele bedeutende Komponisten haben ihre Laufbahn als K. angefangen.

Kapellmeister, s. Kapelle; Kapellmeistermusik, Spitzname für Kompositionen, welche Routine in der Handhabung der technischen Mittel zeigen, aber Originalität und tiefern Gehalt vermissen lassen.

Kapellton, s. Kammerton.

Kaper, in Handelshäfen Angestellte von Kaufleuten, die einkommenden Schiffen entgegenfahren, um Geschäfte einzuleiten.

Kaperei, Seekriegführung durch Fahrzeuge, welche Privatpersonen angehörig sind. Derartige Schiffe (Kaper [nach einigen v. lat. capere, »nehmen«, nach andern von Kiompur oder Kappar, wie die »Seekönige« der Normannen hießen, die auf deren Raubzügen befehligten], Korsare, Armateurs, Privateers) können nämlich von einer kriegführenden Macht durch schriftliche Vollmacht (Kaperbrief, Markebrief) zur Wegnahme und Zerstörung feindlichen Eigentums zur See ermächtigt, »kommissioniert« werden. Unter dieser Voraussetzung wird die K., wenn dabei die völkerrechtlichen Grundsätze des Kriegsgebrauchs gewahrt und besonders nur Angehörige der kriegführenden Staaten zugelassen werden, nicht als Seeräuberei behandelt; dieselbe war in den frühern Kriegen der Seemächte regelmäßiger Brauch, namentlich in den Befreiungskämpfen der Niederländer gegen Spanien. Oftmals wurde übrigens das gekaperte Schiff gegen Lösegeld (Prisengeld) »losgelassen«, welch letzteres durch einen Schein (Billet de rançon, Ransom Bill, Ranzionierungsbillet) sichergestellt, wogegen dem ranzionierten Schiff die unbehinderte Fortsetzung der Reise bis zum Bestimmungshafen andern Kapern derselben Macht gegenüber garantiert wurde. In frühern Jahrhunderten wurde zuweilen auch zur Ausübung von Repressalien (s. d.) in Friedenszeiten die Ermächtigung zur K. erteilt. Im Pariser Frieden von 1856 wurde die Abschaffung der K. auch für Kriegszeiten beschlossen, eine Vereinbarung, welcher fast alle Kulturstaaten, mit Ausnahme besonders Spaniens, Mexikos und der nordamerikanischen Union, beigetreten sind. Großer Schade wurde aber gerade der letztern in dem Sezessionskrieg durch die K. der Südstaaten zugefügt, zumal da in dieser Beziehung die Neutralität der englischen Staatsregierung keineswegs gewahrt wurde, was bekanntlich Anlaß zu der »Alabamafrage« (s. d.) gab. Vgl. Hautefeuille, Histoire du droit maritime international (2. Aufl., Par. 1869); Perels, Das internationale öffentliche Seerecht der Gegenwart (Berl. 1882).

Kapern (Kappern), s. Capparis; unechte K., [s. Tropaeolum.

Kapernäum (Kapharnaum, »Dorf des Nahum«), bedeutende Stadt in Galiläa, im Stammgebiet Naphtali, am See Genezareth, nicht weit vom Einfluß des Jordans in diesen, beim heutigen Tell Hum. Die Stadt hatte eine Synagoge, in der Jesus öfters lehrte, wie er sich denn überhaupt in der letzten Periode seines Lebens regelmäßig zu K. in dem Hause der Brüder Andreas und Petrus aufhielt, daher die Stadt (Matth. 9, 1; Mark. 2, 1) »seine Stadt« heißt. Da die Einwohner von K. in einer der Reden Jesu das Essen seines Fleisches (Joh. 6, 52) in grobsinnlicher Weise verstanden haben sollen, so ward in der christlichen Kirche denen, die das heilige Abendmahl wie eine andre gewöhnliche Speise nahmen, kapernaïtische Lehre (z. B. dem Paschasius Radbertus) und kapernaïtisches Essen schuld gegeben.

Kapernstrauch, s. Capparis.

Kapernsträucher, s. Kapparidaceen.

Kapetan, erblicher Grundherr in Bosnien.

Kapetinger (Capétiens), die von Hugo Capet abstammenden Könige der dritten französischen Dynastie (987—1328), 14 an der Zahl. Den Namen Capet leitet man von Cappetus, »Mönchskapuze«, ab, indem die beiden Hugo, Vater und Sohn, obschon Herzöge von Francien, auch Laienäbte von St.-Martin-de-Tours waren. Die Familie der K. ist übrigens deutscher Abstammung. Witichin, ein gemeinfreier Sachse, war unter Karl d. Gr. aus seiner Heimat vertrieben worden und hatte sich im Westfrankenreich angesiedelt. Sein Sohn Robert der Tapfere hatte sich in dem Heer König Karls des Kahlen so ausgezeichnet, daß er von demselben die Grafschaft Touraine, dann die Markgrafschaft Anjou und endlich das Herzogtum Francien oder Ile-de-France zu Lehen erhielt (vgl. v. Kalckstein, Robert der Tapfere, Berl. 1871). Roberts des Tapfern Söhne waren Odo, der 888 König von Frankreich wurde und 898 starb, und Robert, der Gegenkönig Karls III. (gest. 923). Der Sohn Roberts war dann Hugo d. Gr. (s. Hugo 1) sowie Hugo Capet). Die kapetingischen Könige sind der Reihe nach folgende: Hugo (987—996), Robert I. (996—1031), Heinrich I. (1031—60), Philipp I. (1060—1108), Ludwig VI. (1108—37), Ludwig VII. (1137—80), Philipp II. (1180—1223), Ludwig VIII. (1223—26), Ludwig IX. (1226—70), Philipp III. (1270—85), Philipp IV. (1285—1314), Ludwig X. (1314—16), Philipp V. (1316—22) und Karl IV. (1322—28), mit dem die Dynastie der K. in gerader Linie erlosch. Die Regierung ging zuerst

auf die Valois, dann auf die Bourbons, beides kapetingische Seitenlinien, über. Vgl. v. Kalckstein, Geschichte des französischen Königtums unter den ersten Kapetingern (Leipz. 1877, Bd. 1); Luchaire, Histoire des institutions monarchiques de la France sous les premiers Capétiens (2. Aufl., Par. 1891, 2 Bde.).

Kapfenberg, Marktflecken in Steiermark, Bezirksh. Bruck an der Mur, an der Mürz, der Südbahnlinie Wien-Triest und der Lokalbahn K.-Au-Seewiesen, hat ein altes Rathaus, ein Schloß, Eisenwerke, Holzstoff- und Papierfabrik und (1890) 1744 (als Gemeinde 4066) Einw. Dabei die Ruine Ober-K.

Kapff, Sixt Karl, Theolog, Führer des schwäbischen Pietismus, geb. 22. Okt. 1805 zu Güglingen in Württemberg, gest. 1. Sept. 1879 in Stuttgart, wurde Vikar seines Vaters, dann Religionslehrer am Fellenbergschen Institut in Hofwyl, 1829 Repetent am Tübinger Stift. Nachdem er seit 1833 Pfarrer in Kornthal, seit 1843 Dekan in Münsingen, seit 1847 in Herrenberg gewesen war, wurde er 1850 Generalsuperintendent in Reutlingen und außerordentliches Mitglied der Oberkirchenbehörde und des Studienrats, 1852 Stiftsprediger, später auch Prälat und Oberkonsistorialrat in Stuttgart. Von seinen zahlreichen Schriften haben besonders das größere und kleinere »Kommunionbuch« und das »Gebetbuch« große Verbreitung gefunden, dann die »Predigten über die alten Evangelien des Kirchenjahrs« (3. Aufl., Stuttg. 1876) und »Predigten über die alten Episteln« (6. Aufl., das. 1880). Auch schrieb er: »Die württembergischen Brüdergemeinden Kornthal u. Wilhelmsdorf« (Stuttg. 1839) und »Kasualreden« (das. 1880). Vgl. Karl Kapff, Lebensbild von Sixt Karl von K. (Stuttg. 1881, 2 Bde.).

Kapgummi, eine Sorte des Gummi arabikum [vom Kap.

Kap Haïti (Le Cap Haïtien), Hauptstadt des Norddepartements in der Republik Haïti, auf der Nordküste der Insel, unter 19° 47' nördl. Br. und 72° 12' westl. L. v. Gr., am Eingang einer weiten, reich bewässerten und gut angebauten Ebene, ist Sitz eines deutschen Konsuls und hat (1887) 29,000 Einw. Der Hafen ist einer der sichersten und bequemsten Haïtis; in denselben liefen 1893: 206 Schiffe (157 Dampfer) von 211,521 Ton. ein. Die Einfuhr betrug 1,221,529, die Ausfuhr (besonders Kaffee, dann Blauholz, Kakao, Häute) 2,115,261 Piaster. Handel und Schiffahrt sind vornehmlich in den Händen deutscher (Hamburger) und nordamerikanischer Häuser. K. ist der wichtigste Handelsplatz der Insel, doch hat der Handel in den letzten Jahren abgenommen. Die Stadt war ehemals als Cap Français Hauptstadt der französischen Kolonie u. enthielt viele schöne öffentliche Gebäude, wurde aber 1795 von den Negern niedergebrannt, doch von dem Kaiser Christoph teilweise wieder aufgebaut und als Kap Henri zu seiner Hauptstadt gemacht.

Kaphaus, s. Gewächshäuser und Kappflanzen.

Kaphereus (heute Kabo Doro), Vorgebirge mit Leuchtturm im südlichen Euböa, bekannt durch die Sage von Nauplios, der die von Troja heimkehrenden griechischen Schiffe durch Feuer auf die Klippen lockte, aber, da seine größten Feinde, Agamemnon und Odysseus, entkamen, sich ins Meer stürzte. Hier 1. Juni 1825 Seesieg der Griechen über die Türken.

Kap Horn-Strömung, s. Atlantischer Ozean, S. 82.

Kapidschi, s. Kapudschi.

Kapieren (lat.), fassen, begreifen.

Kapillär (lat.), in der Weise von Haaren, haarfein, auf Haare bezüglich.

Kapillardepression, s. Barometer, S. 486.

Kapillarelektrometer, Apparat zur Messung von elektrischen Potenzialdifferenzen oder elektromotorischen Kräften, welcher auf der Thatsache beruht, daß an der Berührungsfläche zwischen Quecksilber und verdünnter Schwefelsäure die kapillare Oberflächenspannung der Quecksilberkuppe beim Durchgang eines elektrischen Stromes durch die elektromotorische Kraft der galvanischen Polarisation vergrößert wird. Das K. von Lippmann besteht aus einem 1 m hohen, 7 mm weiten, vertikalen Glasrohr, welches unten in ein 10 mm langes, nach oben umgebogenes Kapillarrohr ausgezogen ist; letzteres taucht in ein oben offenes Glasgefäß, das verdünnte Schwefelsäure und darunter Quecksilber enthält. Jenes Glasrohr, welches ebenfalls mit Quecksilber gefüllt ist, kommuniziert durch einen Kautschukschlauch mit einem offenen Quecksilbermanometer. Das Quecksilber im Rohre und das im untern Teile des Gefäßes stehen durch eingeschmolzene Drähte je mit einer Klemmschraube in Verbindung. Vor jedem Versuch verbindet man diese Klemmschrauben leitend miteinander, um die Potenzialdifferenz auf Null zu bringen, treibt durch Druck mittels einer Schraube, die auf eine Erweiterung des Kautschukschlauches wirkt, etwas Quecksilber aus der Kapillare und richtet, nachdem der Atmosphärendruck wiederhergestellt ist, ein horizontales Mikroskop auf die Quecksilberkuppe am Ende der Kapillare. Verbindet man nun die Klemmen mit den beiden Leitern, deren Potenzialunterschied gemessen werden soll, z. B. mit den Polen eines Daniell-Elements, und zwar das Quecksilber in dem Rohre mit dem Leiter niedrigern Potenzials (mit dem negativen Pole des Daniell-Elements), so wächst die Oberflächenspannung der Quecksilberkuppe, das Quecksilber geht deshalb in das Rohr zurück, und es muß der Druck erhöht werden, um die ursprüngliche Lage der Quecksilberkuppe wiederherzustellen. Da die elektromotorische Kraft eines Daniell-Elements eine am Manometer abzulesende Drucksteigerung bis zu 260 mm Quecksilber hervorbringen kann, so können sehr kleine Potenzialunterschiede noch mit Genauigkeit gemessen werden. Bis etwa 0,8 Daniell ist die zur Kompensation notwendige Drucksteigerung der zu messenden Potenzialdifferenz nahezu proportional.

Kapillaren (Kapillar- oder Haargefäße, Vasa capillaria), äußerst feine Röhrchen (Haarröhrchen), im engern Sinne bei den Tieren feine Röhrchen voll Luft (sogen. Tracheenkapillaren) oder Flüssigkeit, speziell bei den Wirbeltieren die Verbindungen zwischen den Enden der Arterien und den Anfängen der Venen sowie die Anfänge der Lymphgefäße. Erstere oder die Blutkapillaren sind äußerst dünne Röhren von so geringer Weite, daß ein rotes Blutkörperchen gerade noch hindurchschlüpfen kann (s. Tafel »Eingeweide IV«, Fig. 3 cc). Sie kommen in fast allen Teilen des Körpers vor (ausgenommen in Knorpel, Oberhaut, Nägeln und Haaren) und bilden überall ein dichtes Netzwerk, in dessen Maschen gleichsam die zu ernährenden Gewebe eingeschaltet sind. Wegen ihrer Feinheit sind sie nur mit dem Mikroskop erkennbar und erscheinen unter diesem als zarte, glashelle Röhren, deren Zusammensetzung aus Zellen nicht immer deutlich hervortritt. Die K. haben eine große Bedeutung: während nämlich die Arterien u. Venen nur als zuleitende und ableitende Röhren für das Blut dienen, vermit-

Digitized by Google

teln die K. die eigentliche Ernährung, indem die gelösten Bestandteile des Blutes aus ihnen durch Diffusion an die Gewebe abgegeben und andre Stoffe dafür aus den letztern aufgenommen werden. So wird das arterielle Blut, während es durch die K. strömt, in venöses Blut umgewandelt; es bewegt sich übrigens in ihnen in gleichförmigem, ununterbrochenem Strom, jedoch mit etwas wechselnder Geschwindigkeit. Über die venösen K. in der Leber s. d. — Die Lymphkapillaren beginnen, wie es scheint, mit äußerst feinen, nur mikroskopisch sichtbaren Spalten im Bindegewebe, in welchen sich die Gewebsflüssigkeit oder Lymphe ansammelt, um in die Lymphkapillaren zu gelangen (s. Lymphgefäße).

Kapillargefäßgeschwulst, s. Feuermal und Angioma.

Kapillarimetrische Methode, s. Spiritus.

Kapillarität (lat., Haarröhrchenwirkung), die Erscheinung, daß in engen Röhren (Haarröhrchen), die man in eine Flüssigkeit taucht, die Flüssigkeit höher oder tiefer steht als außerhalb. Diese Erscheinung erklärt sich aus der molekularen Anziehung, die einerseits zwischen den Flüssigkeitsteilchen unter sich (Kohäsion), anderseits zwischen den Teilchen der Flüssigkeit und der festen Wand (Adhäsion) stattfindet. Die Molekularkraft, mit welcher zwei Teilchen aufeinander wirken, nimmt mit der Entfernung sehr rasch ab und wird schon in sehr geringem Abstand unmerklich. Denkt man sich um ein Teilchen mit diesem Abstand als Radius eine kleine Kugel beschrieben, so umschließt diese Kugel, die Wirkungssphäre, alle Teilchen, welche auf das im Mittelpunkt gelegene Teilchen noch einwirken. Liegt dieses Teilchen im Innern der Flüssigkeit, so heben sich die Wirkungen von je zwei in Bezug auf den Mittelpunkt symmetrisch liegenden Teilchen gegenseitig auf, und das betrachtete Teilchen erleidet von den Molekularkräften gar keine Einwirkung. Liegt das Teilchen dagegen an der ebenen Oberfläche der Flüssigkeit, so ist bloß die eine Hälfte der Wirkungssphäre von wirksamen Teilchen erfüllt, deren Anziehungskräfte sich zu einer Mittelkraft zusammensetzen, die senkrecht zur Oberfläche nach dem Innern der Flüssigkeit gerichtet ist. Eine solche, wenn auch kleinere, nach innen gerichtete Mittelkraft wirkt auch noch auf jedes Teilchen, welches um weniger als den Halbmesser der Wirkungssphäre von der Oberfläche absteht. Die der Oberfläche nahen Teilchen sind daher bis zu einer Tiefe gleich dem Radius der Wirkungssphäre einem zur Oberfläche senkrechten, nach einwärts gerichteten Druck, dem Kohäsionsdruck, unterworfen und bilden gleichsam eine über die Oberfläche gespannte dünne, elastische Haut, welche wie eine gespannte Kautschukmembran bestrebt ist, ihre Oberfläche zu verkleinern. Aus diesem Bestreben der Molekularkräfte, die Oberfläche zu verkleinern, entspringt bei gekrümmten Oberflächen die Oberflächenspannung; sie ist stets nach der hohlen Seite der Krümmung gerichtet, also bei konvexer Oberfläche nach dem Innern der Flüssigkeit, bei konkaver nach außen; sie vermehrt also im erstern Falle den bei ebener Fläche vorhandenen Kohäsionsdruck und vermindert ihn im letztern, und ist um so größer, je stärker die Fläche gekrümmt oder je kleiner ihr Krümmungsradius ist. Die Oberflächenspannung kann man leicht an einer Seifenblase beobachten, die man am Ende eines Glasrohres erzeugt hat; unter dem Druck, welchen die flüssige Hülle nach innen ausübt, strömt die Luft aus dem offenen Ende des Rohres so kräftig aus, daß durch den Luftstrom eine Kerzenflamme ausgeblasen wird; die Seifenblase wirkt wie ein elastischer Sack. Dabei verkleinert sich die Blase mehr und mehr; sie behält dagegen ihre Größe bei, wenn man die Mündung des Röhrchens zuhält, weil alsdann der Druck der im Innern zusammengepreßten Luft der Oberflächenspannung das Gleichgewicht hält.

Die Erscheinungen der K. beruhen auf dem Zusammenwirken der Kohäsion der Flüssigkeiten mit ihrer Adhäsion zu festen Körpern. Wasser, auf eine reine Glasplatte gebracht, zerfließt auf ihr und benetzt sie, Quecksilber dagegen benetzt die Glasplatte nicht, sondern bildet auf ihr infolge seiner Oberflächenspannung abgerundete Tropfen, und ebenso verhält sich Wasser auf einer fettigen Fläche. Im erstern Fall ist die Adhäsion des Wassers zum Glas stärker als die Kohäsion der Wasserteilchen unter sich, während im zweiten Fall die Kohäsion des Quecksilbers seine Adhäsion zum Glas übertrifft. Wasser in einem Trinkglas steht ringsum an der Gefäßwand etwas höher, Quecksilber etwas tiefer als in der Mitte. Auf ein der Wand anliegendes Flüssigkeitsteilchen wirken nämlich außer der Schwerkraft noch einerseits die Adhäsion mit einer zur Wand senkrechten Kraft und anderseits die Kohäsion mit einer in die Flüssigkeit einwärts gerichteten Kraft. In dem betrachteten Punkt kann die Flüssigkeit nur im Gleichgewicht sein, wenn sich ihre Oberfläche daselbst senkrecht zur Mittelkraft aus diesen Kräften gestellt hat. Der Winkel, welchen alsdann die Flüssigkeitsoberfläche mit der Wandfläche bildet, heißt der Randwinkel; da seine Größe nur von dem Verhältnis der wirkenden Kräfte abhängt, so ist er bei gleichbleibender Beschaffenheit von Flüssigkeit und Gefäßwand unveränderlich. An benetzter Wand ist der Randwinkel Null. Je nachdem die Mittelkraft aus Adhäsion und Kohäsion nach auswärts in die Gefäßwand hinein oder nach einwärts in die Flüssigkeit hinein gerichtet ist, muß die Flüssigkeit am Rande höher oder tiefer stehen als in der Mitte; ersteres findet statt, wenn die Gefäßwand von der Flüssigkeit benetzt, letzteres, wenn sie nicht benetzt wird. Da sich die Wirkung der Gefäßwand nur auf eine sehr geringe Entfernung erstreckt, so bleibt in einem weiten Gefäß die Oberfläche in der Mitte eben und wagerecht, weil sie sich hier zu Schwerkraft und Kohäsionsdruck senkrecht stellt. In einer engen Röhre dagegen, wo die Wirkung der Wand sich bis zur Mitte oder darüber hinaus geltend macht, muß die Flüssigkeitsoberfläche im Falle der Benetzung die Form einer vertieften Schale, bei Nichtbenetzung die einer gewölbten Kuppe annehmen, oder einen nach oben konkaven, bez. konvexen Meniskus bilden. Die Krümmung der Flüssigkeitsoberfläche bedingt aber eine Oberflächenspannung, welche stets nach der konkaven Seite der Krümmung gerichtet ist. Da in einem benetzten Röhrchen die konkave Seite der Flüssigkeitsoberfläche nach oben gewendet ist, so wird die Flüssigkeit so weit gehoben, bis der hydrostatische Druck der gehobenen Säule der nach oben wirkenden Oberflächenspannung das Gleichgewicht hält; ebenso muß in einem nicht benetzten Röhrchen die nach unten gerichtete Spannung der gewölbten Kuppe die Flüssigkeitssäule unter das äußere Niveau, wo nur der Kohäsionsdruck herrscht, hinabdrängen. Da die Oberflächenspannung mit der Krümmung wächst, die Krümmung des Meniskus aber um so stärker ausfällt, je enger die Röhre ist, so ergibt sich in Übereinstimmung mit der Erfahrung, daß die kapillare Hebung oder Senkung dem Durchmesser des Röhrchens umgekehrt proportional ist. Die Steighöhe

Digitized by Google

in benetzten Röhren ist nicht von dem Material der Röhren, sondern nur von der Natur der Flüssigkeit abhängig; in einer Röhre von 1 mm Durchmesser erreicht Wasser 30, Schwefelsäure 17, Alkohol 12, Äther 10 mm Höhe. Bezeichnet man die Steighöhe mit h, den Radius der Röhre mit r, mit s das spezifische Gewicht der Flüssigkeit, so ist $hs = \frac{2a}{r}$, wo a eine für die Kohäsionsverhältnisse einer jeden Flüssigkeit charakteristische Größe, die **Kapillaritätskonstante**, bedeutet, welche, wenn h, r und s gemessen worden sind, aus der vorstehenden Gleichung berechnet werden kann. Man findet so z. B. die Kapillaritätskonstanten für Wasser 7,5, Olivenöl 3,5, Petroleum 2,6, Alkohol 2,5, Äther 1,8, Quecksilber 49,0. Diese Zahlen geben in Milligrammen den Zug an, welche die Oberflächenschicht auf 1 mm Länge ausübt. Die Wirkungen der K. treten uns im täglichen Leben vielfach entgegen; sie verursacht das Aufsteigen von Flüssigkeiten in porösen Körpern, wie Löschpapier, Schwämmen, Dochten, Sandhaufen, Mauern u. dgl. Vgl. A. Beer, Einleitung in die mathematische Theorie der Elastizität und K. (Leipz. 1869); Boys, Seifenblasen. Vorlesungen über K. (deutsch, das. 1893).

Kapillaritätskonstante, s. Kapillarität.

Kapillitium (lat.), das Haargeflecht, das bei den Bauchpilzen das Sporenpulver der Fruchtkörper durchsetzt (s. Pilze).

Kapiolani-Orden, königl. hawaischer Orden, gestiftet vom König Kalakaua 1874 zu Ehren Kapiolanis der Großen als Verdienstorden in sieben Klassen: Großkreuze, Großoffiziere erster und zweiter Klasse, Kommandeure, Offiziere, Ritter und zwei Medaillen. Die Dekoration ist ein vierarmiges, achtspitziges, rot emailliertes Goldkreuz, das zwischen den Armen goldene Königskronen zeigt. Auf dem roten Mittelschild befindet sich der Buchstabe »K« in Gold, umschlossen von einem weiß emaillierten Ringe mit dem Worte: »Kulia«. Auf dem obern Arme des Kreuzes ist ein kleines Medaillon mit dem Bilde der Königin. Im Avers steht beim Großkreuzstern auf dem Ringe »Kulia i Kanuu«, bei den andern Graden nur »Kulia«. Der achtstrahlige Silberstern trägt das beschriebene Kreuz. Das gelbe Band hat drei schmale rote Streifen und roten Rand. S. Tafel »Orden III«, Fig. 7.

Kapitaï, Landschaft in Westafrika, s. Koba.

Kapitāl, ein aus dem mittelalterlichen Latein stammendes Wort (Capitale = capitalis pars debiti), mit dem man zunächst den Hauptstamm (früher im Deutschen »Hauptgeld«) im Gegensatz zu den Zinsen, dann zinstragende Geldsumme überhaupt verstand. Der volkstümliche Sprachgebrauch hält heute noch vielfach an dieser Bedeutung fest, indem er die auf Ertrag angelegten Geldsummen als K. bezeichnet.

I. Im Sinne der Volkswirtschaftslehre versteht man aber unter K. im Gegensatz zur Arbeit alle wirtschaftlichen Güter, welche als Hilfsmittel der Produktion dienen. In diesem Sinne sind Roh- und Hilfsstoffe, Werkzeuge, Geräte, Maschinen ꝛc. Kapitalien, wenn sie wirklich produktiv verwertet werden. Über die Frage, was K. ist, entscheidet demnach teils die Beschaffenheit des Gegenstandes (als Genußmittel sind manche Dinge überhaupt nicht zu benutzen, wie z. B. Guano), teils auch der Wille des Besitzers (der Ochs kann als Zugtier verwendet, aber auch verzehrt werden). In erweiterter Bedeutung nennt man auch Kapitalien alle Güter, welche einer produktiven Anwendung fähig sind, und spricht insofern von totem, brach liegendem K., von der Kapitalverzehrung ꝛc. Die meisten Kapitalgegenstände sind unter Mitwirkung menschlicher Arbeit entstanden. Man hat deshalb auch, indem man gleichzeitig die Kapitalgröße durch die auf die Erzeugung verwendete Arbeit bemessen wissen wollte, das K. schlechthin »angesammelte Arbeit« genannt. Doch ist die Gesamtheit der Arbeitsleistungen, aus welchen ein Gut hervorgeht, keineswegs immer gleich der Summe, zu welcher wir letzteres beziffern. Auch können ohne menschliche Hilfe entstandene Naturobjekte als wertvolle Kapitalien Verwendung finden, wie z. B. Holz, landwirtschaftliches Gelände. Nach der erwähnten Auffassung ist auch Geld als K. zu betrachten und zwar sowohl von privatwirtschaftlichem (Erwerbs-, Zahlmittel) als auch von volkswirtschaftlichem Standpunkt aus, indem dasselbe für Erhaltung des Tauschgetriebes und des ganzen Ganges der gesamten Produktion unentbehrlich ist. Oft spricht man auch in übertragenem Sinne vom Kapitalwert des Menschen, indem man darunter die Summe seiner Erziehungs- und Bildungskosten begreift. Unter den in der Nationalökonomie üblichen Einteilungen des Kapitals sind die in stehendes und umlaufendes (Anlage- und Betriebskapital), flüssiges und gebundenes K. die wichtigsten.

1) **Stehendes und umlaufendes K.** Unter umlaufendem K. versteht man diejenigen Kapitalgüter, welche bei einmaliger Verwendung zur Produktion vollständig aufgebraucht werden, indem sie entweder, wie die Rohstoffe, in andre verwertbare Formen umgewandelt (Flachs, Garn, Leinwand, Hemden, Lumpen, Papier, Zierat), oder indem sie, wie die Hilfsstoffe, ganz oder teilweise zum Zweck der Produktion aufgezehrt werden (Steinkohlen u. Holz). Das stehende K. dagegen läßt sich wiederholt zu einer längern Produktionsreihe verwenden (Maschinen, Geräte). Diese Unterscheidung ist zunächst von Bedeutung für die Kostenrechnung. Das umlaufende K. ist seinem ganzen Betrag nach mit Einschluß der Zinsen, berechnet für die Dauer der Produktion bis zur Feilstellung des Produkts, im Preis des letztern zu ersetzen. Vom stehenden K. sind nur Zinsen und Abnutzung unter die Kosten zu stellen. Infolgedessen kann die privat- oder auch volkswirtschaftliche Umwandlung von umlaufendem K. in stehendes von Wichtigkeit für die Rentabilität werden. Sie bedeutet die Ersetzung vieler kleiner Ausgaben durch eine einmalige größere. Dazu ist das stehende K. oft weit leistungsfähiger und gibt zu vielen Ersparungen Veranlassung. Insofern sind wirtschaftliche Fixierungen ein gewaltiger Hebel für den Fortschritt und für die Steigerung unsrer Aufwandsfähigkeit. Insbesondere sind es die Maschinen, durch welche der Mensch ungeheure Erfolge erzielt hat. Dieselben liefern bessere Erzeugnisse von größerer Gleichmäßigkeit, Genauigkeit, Feinheit als die Handarbeit, oder sie verrichten Dienste, welche für Auge und Hand viel zu groß oder zu klein und ohne Maschine ganz unmöglich wären. Außerdem gestatten sie große Ersparungen an Arbeit und K. Die Maschine hat des weitern den Vorzug, daß sie nie müde wird, ein stets willfähriges Instrument ist und die Arbeiter zum Teil zu ersetzen vermag; das hat in Zeiten hoher Löhne oder eines gespannten Verhältnisses zwischen Unternehmern und Arbeitern ihre Einführung sehr begünstigt. Nicht jede Fixierung ist übrigens volkswirtschaftlich nützlich oder gleich vorteilhaft für alle Klassen und Glieder der Gesellschaft. Das in verfehlte große Anlagen ge-

Digitized by Google

steckte K. ist meist vollständig verloren, dann ist jede größere Fixierung mit wirtschaftlichen Verschiebungen verknüpft, indem Kapital- u. Arbeitsübertragungen, Änderungen in der Nachfrage etc. an der einen Stelle Einnahmeerhöhungen, an der andern dagegen wirtschaftliche Schwierigkeiten, größere Kosten und Einnahmeminderungen hervorrufen. Häufig werden auch Arbeitskräfte, wenn auch nur vorübergehend, entbehrlich gemacht, und es wird so die Erhöhung des allgemeinen Wohlstandes nicht ohne Opfer für einzelne Personen und Klassen erkauft. In einem etwas andern Sinne spricht A. Smith von stehendem und umlaufendem K. Nach diesem gehören zu ersterm die Dinge, welche ihrem Besitzer, ohne ihn zu verlassen oder in andre Hände zu geraten, ein Einkommen abwerfen; das umlaufende K. aber wirkt erst dadurch für ihn werbend, daß er es weggibt. Hierher würden alle zum Verkauf bereiten Produkte, so auch Maschinen, gehören. Der Typus des umlaufenden Kapitals ist das Geld, indem es vorzüglich dadurch, daß es von Hand zu Hand geht, seinen Zweck erfüllt.

Die Einteilung in Anlage- und Betriebskapital deckt sich in der Hauptsache mit den Begriffen des stehenden u. umlaufenden Kapitals. Man stellt sich dabei mehr auf den Standpunkt praktischer Wirtschaftsführung. Unter dem Anlagekapital versteht man die Gesamtheit derjenigen Güter, welche zur Herstellung einer gewerblichen Anlage (im weitesten Sinne) erforderlich oder in einer solchen dauernd enthalten sind, also Grund und Boden, Gebäude, Dampfkessel, Maschinen etc. Den Gegensatz zu demselben bildet das Betriebskapital, unter welchem man im Geschäftsleben zumeist die Summe Geldes, bez. geldwerter Forderungen betrachtet, welche für dauernde Unterhaltung des Geschäfts durchschnittlich verfügbar sein muß.

2) Flüssiges und gebundenes K. Ersteres (insbes. das Geld) steht seinem ganzen Betrag nach zur freien Verfügung, letzteres ist nicht beliebig verwendbar u. zwar entweder anderweit überhaupt nicht oder nur mit Verlust. Die Bindung kann bedingt sein durch Rechtsverhältnisse oder auch durch die Form des Kapitals (Immobilisierung, Fixierung, in der Umwandlung begriffenes Produkt); Grad und Dauer derselben sind von großer Bedeutung für den Erfolg der Unternehmung, deren Hauptkunst darin besteht, die Verflüssigung und Bindung am rechten Ort, zur rechten Zeit und in richtiger Menge zu bewirken. Die privatwirtschaftliche Verflüssigung (Umsatz in Geld durch Verkauf) ist nicht immer der volkswirtschaftlichen (Ersetzung des Aufwandes bei der Ernte) gleichbedeutend.

In übertragener Bedeutung spricht man endlich auch von einem immateriellen K., im Gegensatz zum materiellen, wobei man unter letzterm die sachlichen Produktions- und Erwerbsmittel, unter ersterm Kenntnisse, Fähigkeiten, Rechte und Verhältnisse, z. B. festen Kundenkreis, Besitz einer renommierten Firma, versteht, welche wirtschaftlich produktiven Wert haben.

Die wirtschaftliche Bedeutung des produktiven Kapitals beruht in der Sicherung der Produktionsmöglichkeit, indem das K. die zur Produktion nötigen Roh- und Hilfsstoffe und Werkzeuge enthält oder zu gewinnen ermöglicht, sodann in der Steigerung des Produktionserfolges, indem die verschiedenen Kapitalgüter die Produktion ergiebiger machen, die Produkte vermehren, verfeinern und verbilligen, endlich in der Wahrung des Produktionserfolges, wie er durch Schutzvorrichtungen zur Aufbewahrung und Konservierung der Produkte bewirkt wird.

II. Scharf zu unterscheiden von der oben erwähnten, in der Volkswirtschaftslehre üblichen Auffassung des Begriffes K. ist die des Kapitals im historisch-rechtlichen oder privatwirtschaftlichen Sinn als Kapitalbesitz oder Erwerbskapital, welcher als Stamm ökonomischer Machtmittel seinem Inhaber (dem Kapitalisten), auch wenn derselbe sich nicht an der Güterproduktion beteiligt, Anteile an dem Gesamteinkommen in Form von Zinsen und Renten (Kapitalgewinn, s. d.) sichert und zwar auf Grund der sogen. kapitalistischen Produktionsweise, d. h. derjenigen, bei welcher Unternehmer, Grundbesitzer und Geldverleiher den Lohnarbeitern gegenüberstehen (s. Kapitalismus). Vgl. Hermann, Staatswirtschaftliche Untersuchungen (2. Aufl., Münch. 1870); Rodbertus, Das Kapital (Berl. 1884); K. Marx, Das K. (1. Bd., 1. Buch, 4. Aufl. 1890); v. Böhm-Bawerk, K. und Kapitalzins (Innsbr. 1884—89, 2 Bde.); Wittelshöfer, Untersuchungen über das K. (Tübing. 1890).

Kapitäl (Kapital, lat. capitellum, »Köpfchen«), der oberste Teil einer Säule, der Säulenkopf oder Säulenknauf, welcher etwas über den Säulenschaft vorspringt, den Kopf vom Schafte der Säule scheidet und zugleich die letztere mit dem von der Säule getragenen Gebälk oder Gewölbe in Verbindung bringt. Je nach dem Stil, welchem die Säule angehört, ist das K. ausgebildet (s. Art. »Säule«, mit Tafel »Säulenordnungen«, und Art. »Baustil«). — In der Buchbinderei heißt K. der mit Seide oder Zwirn bestochene, oben und unten am Rande des Rückens angeleimte Streifen Pergament oder Band.

Kapitälböcke, s. Geweih, S. 514.

Kapitälbuchstaben, die großen, oft geschmückten Buchstaben am Anfang von Kapiteln.

Kapitälchen, Buchstaben aus der Antiqua (der lateinischen Schrift), die zwar von der Form der Versalien (Anfangsbuchstaben), aber nur von der Größe der gewöhnlichen Buchstaben (Gemeinen) sind und meist mit Benutzung eines Versalbuchstabens, z. B. FRANKLIN, angewendet werden.

Kapitäldeckungsverfahren, s. Umlageverfahren.

Kapitäle (franz. Capitale, »Hauptlinie«), Hauptstadt eines Landes. In der Befestigungskunst die gerade Linie, welche einen ausspringenden Winkel halbiert. Da der Raum im Vorterrain, vor einem ausspringenden Winkel am schwächsten verteidigt ist, ging man beim Angriff gegen ein Festungswerk meist auf der K. vor.

Kapitälgewinn, im allgemeinen der Gewinn, welcher aus einem Kapital (s. d.) durch Verleihung in Form von Zinsen (s. d.) oder bei eigner Verwendung, hier zumeist vermischt mit dem Unternehmergewinn (s. d.), gezogen wird. Die Leihzinsen umfassen nicht immer den vollen K., da der Entleiher mit Hilfe der geliehenen Summen noch einen höhern Gewinn als den schuldigen Zins erzielen kann.

Kapitalisierung, die Umrechnung von zeitlich begrenzten oder ewigen Renten in eine auf einmal fällige Summe. Bei ewigen Renten geschieht sie in der Weise, daß der Rentenbetrag mit einem dem Zinsfuß entsprechenden Kapitalisierungsfaktor multipliziert wird, z. B. mit 25 oder $33^1/_3$, wenn der Zinsfuß 4 oder 3 Proz. beträgt. Doch kapitalisiert man auf diese Weise nicht allein Leihzinsen und feste Geldrenten, sondern auch Erträge von Grund und Boden, Häusern etc. Die durch Rechnung gefundene Summe stellt dann die Kapitalgröße dar, zu welcher der die Rente

Digitized by Google

abwerfende Gegenstand zu veranschlagen ist. Unter K. oder **Kapitalisation** versteht man häufig auch den Prozeß privatwirtschaftlicher Kapitalbildung. Eine solche K. schließt den Begriff des Sparens auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus in sich. Denn es wird der Produktion eine solche Richtung gegeben, daß im ganzen weniger Genußmittel erzeugt und weniger persönliche Dienstleistungen während der Kapitalbildung verrichtet werden, als ohne die letztere möglich sein würde. Der Kapitalbesitz, insbes. der private Kapitalbesitz, kann sich vergrößern durch produktive Thätigkeit seines Inhabers, ebenso aber auch ohne eine solche durch günstige Gestaltung der Konjunkturen. Die private K. erfolgt entweder durch Fixierung oder durch Umwandlung in Geld und bei genügend entwickeltem Kreditsystem in zinstragende Forderungsrechte. Sie ist im letztern Fall nicht immer einer Mehrung des volkswirtschaftlichen Kapitals gleichbedeutend, sondern nur wenn der Schuldner die ihm überlieferten ökonomischen Machtmittel wirtschaftlich als Kapital verwendet. Dies ist, da heute der Produktivkredit den Konsumtivkredit überwiegt, meist der Fall. Insofern kann man sagen, daß die genannte Art der K. nicht allein die Wirkung privaten Sparens ist, indem auf Genüsse, die augenblicklich hätten erzielt werden können, zugunsten eines zukünftigen Konsums oder auch im Interesse einer Erhöhung der ökonomischen Machtstellung verzichtet wurde, sondern daß sie auch eine Vergrößerung des volkswirtschaftlichen Kapitals zur Folge hat. Aus diesem Grunde ist die kapitalbildende Ersparung von großer Wichtigkeit für den Einzelnen wie auch für die Gesamtheit. Der Trieb zum Sparen ist bedingt durch die Möglichkeit einer vorteilhaften Anlegung des Ersparten (Kassen, gesunder Kredit), durch die Gewißheit, seinen Zweck zu erreichen (Rechtssicherheit), durch die Notwendigkeit, späterer Not vorzubeugen (Familie), durch den Stand der intellektuellen und moralischen Bildung, Volkscharakter, Sitte, religiöse Anschauungen, Familiensinn, Verantwortlichkeitsgefühl ꝛc. Vgl. **Umpfenbach**, Das Kapital in seiner Kulturbedeutung (Würzb. 1879).

Kapitalismus, zumeist Bezeichnung für die kapitalistische Produktionsmethode gegenüber der sozialistischen und kollektivistischen. Man versteht darunter jene Produktionsweise, welche unter der Herrschaft und Leitung des Eigentümers des Kapitals, des Kapitalisten, vor sich geht. In der That bildet heute die Verfügung über ein ausreichendes Kapital eine unentbehrliche Bedingung für eine erfolgreiche Produktion und verschafft den Inhabern des Kapitals eine erhebliche Überlegenheit über die besitzlosen Arbeiter. Der kapitalbesitzende Unternehmer bestimmt Umfang und Richtung der Produktion, leitet und überwacht die Ausführung, stellt die Arbeiter an und entläßt sie. Er wird so ohne eigentliche Arbeitsleistung zunächst Eigentümer des ganzen Produkts, während er die Arbeiter mit dem Arbeitslohn abfindet. Die Arbeiter erhalten also nicht das volle Produkt, sondern müssen den größern Teil desselben an den kapitalistischen Unternehmer abgeben. Dagegen richten sich hauptsächlich die Anklagen, die von seiten des Sozialismus gegen die »kapitalistische Produktionsordnung« erhoben werden. Man weist auch auf die sonstigen zahlreichen Unvollkommenheiten und Übelstände des K. hin, auf die durch die vielen Sonderinteressen der Kapitalisten hervorgerufene Planlosigkeit der Produktion, welche Überproduktion und Krisen mit all ihren schädlichen Folgen begünstige. Namentlich Karl Marx hat den Nachweis zu erbringen gesucht, daß die kapitalistische Produktionsweise nicht das Endziel der wirtschaftlichen Entwickelung sein könne, sondern daß dieselbe nur eine zufällige historische Besonderheit sei, welche über kurz oder lang durch eine sozialistische oder kommunistische ersetzt werden müsse. Daß der K. auch schlimme Seiten aufweist, kann nicht geleugnet werden, aber ebenso gewiß ist, daß die freie Bethätigung persönlicher Kräfte und Interessen, die einen Grundzug des K. bilden, auch ihre vorteilhaften Seiten hat. Namentlich ist es in hohem Maße fraglich, ob eine andere, etwa sozialistische Organisation eine gleiche Steigerung der Produktivkräfte zu bewirken vermöchte. — Das Wort K. wird übrigens auch gebraucht, um die Herrschaft der Geldinteressen zu bezeichnen (s. Geldherrschaft). So spricht man z. B. von K. in der Gelehrtenwelt. Vgl. **Jentsch**, Weder Kommunismus noch K. (Leipz. 1894), und Litteratur bei »Kapital«.

Kapitalist, s. Kapital.

Kapitalkonto, in der Buchhaltung dasjenige Konto, welches das Geschäftsvermögen, bez. den Inhaber des Geschäfts darstellt; vgl. Buchhaltung, S. 617.

Kapitalmarkt, s. Markt.

Kapitalrente, die Rente, welche ein Kapital, insbes. ein Geldkapital, abwirft, demnach auch soviel wie Kapitalzins; vgl. Kapital und Zins.

Kapitalrentensteuer, eine aus dem Ertrag der Leihkapitalien aller Art, also aus Zinsen und Geschäftsanteilen an Gesellschaftsunternehmungen erhobene Steuer. Dieselbe bildet entweder ein Glied des Ertragssteuersystems oder einen Zweig, bez. eine Ergänzung der Einkommensteuer. Als besondere Art der Ertragssteuer ist sie grundsätzlich überall da gerechtfertigt, wo die andern Ertragsarten besteuert werden, ohne daß dabei die Zinsen aus Leihkapitalien genügend mit erfaßt werden. Bei unsrer heutigen Kreditentwickelung verspricht die K. auch große Erträge. Allerdings leidet sie an dem Übelstand, daß viele Steuerobjekte schwer nachzuweisen sind. Dies gilt selbst von bekannten Schulden von Gesellschaften, Gemeinden, des Staates, wenn die Zinsen nicht bei dem Schuldner, sondern bei dem Gläubiger erfaßt werden sollen. In diesem Fall muß man sich auf Anzeigepflicht des Gläubigers und dessen Steuererklärung verlassen, die insbes. bei etwaigem Erbgang zu kontrollieren wäre. Schwierig ist es ferner, die einzelnen Arten der Kapitalanlagen gleichmäßig zu besteuern und zwischen der K. und den übrigen Ertragssteuern ein entsprechendes Verhältnis herzustellen. Auch ist die Überwälzung der K. auf den Schuldner nicht ausgeschlossen. Als Glied des Ertragssteuersystems besteht die K. z. B. in Bayern und Württemberg. In Ländern mit einer allgemeinen Einkommensteuer kann man die Kapitalrente lediglich in einer Abteilung dieser (Preußen, Sachsen, England, Italien) oder, falls man eine höhere Besteuerung des fundierten Einkommens wünscht, noch nebenher durch eine K. besteuern. In dieser Form erscheint die K. seit Einführung der allgemeinen Einkommensteuer in Hessen und Baden. An Stelle der K. findet sich in einigen außerdeutschen Ländern eine Kouponsteuer (s. d.).

Kapitalreserve, s. Versicherung.

Kapitalschaufler, s. Geweih, S. 514.

Kapitalsteuer, im eigentlichen Sinne eine partielle Vermögenssteuer (s. d.), d. h. eine solche, welche den werbenden Teil des Vermögens trifft; in der Regel ist aber K. nur eine andre Bezeichnung für Kapitalrentensteuer; so früher in Baden. Hier dient

Digitized by Google

das Kapital nur als Bemessungsgrundlage, sei es, um durch Bildung von Steuerkapitalien die Durchführung eines progressiven Steuersatzes zu erleichtern, sei es, weil das Kapital leichter zu erkennen und zu bemessen ist als dessen Ertrag. Die Steuer ist dann nur eine nominelle K.

Kapitaltraverse (Mitteltraverse), in der Kapitale liegende Traverse (s. d.). Vgl. »Festung«, S. 349, und Tafel »Festungsbau II«, Fig. 18, u. III, Fig. 16.

Kapitalverbrechen (Capitale crimen), bei den Römern ein Verbrechen, welches die äußerste Minderung der Rechtsfähigkeit (caput) nach sich zog; heutzutage soviel wie ein schweres Verbrechen.

Kapitalverschuldung, bei Immobilien die moderne Form der hypothekarischen Verschuldung im Gegensatz zur alten Rentenverschuldung, bei welcher das Kapital nicht gekündigt werden konnte.

Kapitalversicherung, eine Form der Lebensversicherung, bei welcher ein Kapital (im Gegensatz zur Rente) zur Auszahlung kommt. S. Lebensversicherung und Kaiser Wilhelms-Spende.

Kapitalzins, die Summe, welche ein verliehenes Geldkapital abwirft; s. Kapital und Zins.

Kapitän (mittellat. Capitaneus, von caput, Haupt), Oberbefehlshaber, seit dem 16. Jahrh. in Frankreich und später auch in Deutschland der Führer einer Kompanie, jetzt veraltet, soviel wie Hauptmann. Auch Anführer regelloser und abenteuernder Banden legen sich den Titel K. bei. Der Capitano (s. d.) der Italiener ist sogar Theaterfigur geworden. Kapitänleutnant heißt in Griechenland der Gendarmeriehauptmann. In Spanien ist Generalkapitän der Titel des Militärgouverneurs einer Provinz. In der Handelsflotte der Führer eines Schiffes, der »Schiffer«. In der Kriegsmarine bis zum 17. Jahrh. der militärische Befehlshaber der Schiffe, unter welchem der Schiffer oder Pilot die Navigierung ausführte. Jetzt bezeichnet K. bestimmte Grade der Seeoffiziere, in Deutschland z. B. K. zur See, dem Obersten der Armee entsprechend, ferner Korvettenkapitän (Major), Kapitänleutnant (Hauptmann). Österreich hat Linienschiffs-, Fregatten- u. Korvettenkapitäne; England und Nordamerika: Captains u. Commanders; Frankreich: Capitaines de vaisseau und Capitaines de frégate; Italien: Capitani di vascello und Capitani di fregata; Spanien: Capitanes de navio und Capitanes di fregata; Rußland hat Kapitäne erster und zweiter Klasse. In Häfen haben häufig die sogen. Hafenmeister (s. d.) den Titel Hafenkapitän.

Kapitation (lat.), s. Capitatio. [Koba.

Kapitay (Kapitai), Landschaft in Westafrika, s.

Kapitel (lat. capitulum, Diminutiv von caput, »Kopf«), ein Hauptstück, besonders die Inhaltsangabe, die man den einzelnen Abschnitten, in die man Schriften behufs bequemern Nachschlagens einteilte, gleichsam als Kopf voranzuschreiben pflegte, dann diese Abschnitte oder Abteilungen selbst. Die Einteilung der Bücher in K. ist neuere Einrichtung. Die Alten kannten nur die in Büchern. Zuerst ward die Bibel in K. eingeteilt; die jetzige Einteilung wird auf den Kardinal Hugo a St.-Caro im 13. Jahrh. zurückgeführt. Auf die Profanschriftsteller soll diese Einteilungsart Reuchlins Lehrer Johannes de Lapide zu Ende des 15. Jahrh. übertragen haben, und zwar zuerst auf Theophrast und Gellius. — K. nennt man auch die Unterabteilungen für je einen Verwaltungszweig, in welche die Hauptrubriken des Budgets (s. d.), wie der Domänenetat, der Kultusetat ꝛc., zerfallen.

Kapitel, in Klöstern der Saal, wo den Mönchen früher täglich ein Abschnitt (K.) ihrer Regel vorgelesen, später aber jede wichtigere Klosterangelegenheit, z. B. die Wahl eines Abtes u. dgl., verhandelt ward, daher bei Mönchsorden und geistlichen Ritterorden solche Versammlungen selbst K. (Ordenskapitel) heißen (vgl. Chordienst). Es waren entweder Generalkapitel, wobei der ganze Orden durch Deputierte, oder Provinzialkapitel, bei denen die Deputierten der Provinz eines Ordens zur Beratung zusammenkamen, oder endlich Kloster- und Hauskapitel, wozu bloß die Kapitularen oder Konventualen, d. h. die stimmfähigen Mitglieder des Klosters, sich versammelten, um spezielle Angelegenheiten desselben zu erörtern. K. (Domkapitel) heißt das Kollegium der Kanoniker (Kapitularen, Stifts- oder Domherren) an einer bischöflichen oder erzbischöflichen Kirche, welches sich in der Regel aus einem Propst, Dechanten (Dekan), Scholastikus, Kantor, Kustos und noch einer Anzahl Domherren zusammensetzt und, wie ein Presbyterium oder Senat, dem Bischof beratend zur Seite steht, bei Erledigung des bischöflichen Stuhls durch den Tod des Bischofs oder bei sonstiger Sedisvakanz die auf die interimistische Verwaltung der Diözese bezügliche Jurisdiktion ausübt, bez. durch einen binnen achttägiger Frist von ihm zu erwählenden, aber selbständigen Kapitelsvikar als Bistumsverweser ausüben läßt, den neuen Bischof wählt ꝛc. und das Hoch- oder Domstift (s. Stift) bildet. K. heißen oder hießen ferner die Logen der höhern Grade der Freimaurerei; früher führten auch Versammlungen bei andern Gesellschaften, die eine Zunft ausmachten, z. B. der Tuchscherer ꝛc., diesen Namen. Vgl. P. Schneider, Die bischöflichen Domkapitel (Mainz 1885).

Kapitelmünzen, Münzen, die früher während der Dauer der Erledigung münzberechtigter Erzbistümer, Bistümer und Abteien von den Vertretern, meist den Kapiteln, geprägt und durch eine darauf bezügliche Inschrift gekennzeichnet wurden.

Kapitol (lat. Capitolium), die Burg des alten Rom und als solche sowie als Stätte des römischen Nationalheiligtums der religiös-politische Mittelpunkt des römischen Reiches, lag auf dem kapitolinischen Hügel (Mons Capitolinus), der sich aus der an seinem Ostfuß liegenden Niederung des Forums zu 46 m Höhe ü. M. erhebt und durch eine ähnliche Senkung von dem südöstlich liegenden palatinischen Hügel getrennt wird. Dieser kleinste der sieben Hügel Roms (sein Umfang beträgt kaum 1000 m) bildet in seinem Zuge von SW. nach NO. drei Abteilungen: den südwestlichen Gipfel mit dem Palast Caffarelli (jetzt deutsche Botschaft), den nordöstlichen mit der Kirche Santa Maria in Araceli und die beide trennende Vertiefung mit den Museen. In dieser Vertiefung (intermontium) hatte Vejovis (der jugendliche Jupiter) zwischen zwei Hainen ein Heiligtum, und daneben befand sich eine Zufluchtsstätte für flüchtige Verbrecher. Der nur auf der Südostseite nach dem Forum zu durch einen fahrbaren Weg (Clivus Capitolinus) zugängliche, sonst überall steil abfallende Berg wurde der Sage nach bereits durch Servius Tullius mit einem Mauerring umgeben, von dessen Unterbauten an der Nordwestseite noch Überbleibsel gefunden wurden. Aber erst die Tarquinier erhoben den Berg durch den Tempelbau zu seiner staatlichen Bedeutung als idealen Hauptes der Siebenhügelstadt. Unter Tarquinius Priscus begonnen, wurde der Bau kurz nach der Vertreibung des Tarquinius Superbus 509 vollendet; die Bau-

Digitized by Google

leute waren Etrusker, doch trug der Tempel in mehrfacher Hinsicht ein griechisches Gepräge. Daß derselbe an Stelle des Palastes Caffarelli und nicht, wie vielfach behauptet wurde, an Stelle der Kirche von Araceli gestanden hat, ist durch die 1867, 1875 und 1876 unter Leitung von Jordan und Lanciani angestellten Ausgrabungen endgültig erwiesen worden. Über der Erde befindet sich jetzt nur ein Stück des Fundaments; auch sind sicher dem Tempel angehörige Architekturfragmente aus Marmor gefunden worden. Seine Vorhalle hatte dreimal sechs Säulen, welche etruskisch weit (9,2—10,9 m von Zentrum zu Zentrum) voneinander abstanden; an den beiden Seiten zog sich je eine Säulenreihe entlang. Das Tempelhaus selbst war 30,5×28,75 m groß und durch Längswände in drei Zellen für Jupiter, Minerva und Juno geteilt. Der Tempel wurde wiederholt durch Feuer zerstört, aber immer wieder und unter Beibehaltung des alten Grundplans, jedoch in größerer Höhe und mit prächtigerer Ausstattung aufgebaut, so 69 v. Chr. durch Q. Lutatius Catulus, 70 n. Chr. durch Vespasian und zehn Jahre später durch Domitian, welcher ihn mit prächtigen Säulen von pentelischem Marmor schmückte. Erst im Mittelalter ging er dann allmählich zu Grunde. Der umgebende Tempelhof (Area Capitolina), in dem sich zahlreiche Heiligtümer (darunter das des Jupiter tonans) und Denkmäler befanden, und in dem auch die jährlichen Feste beim Amtsantritt der Konsuln gefeiert wurden, war mit einer Mauer umgeben. Außerhalb der Mauer an der Südseite des Hügels lag der Tarpejische Fels, von welchem in älterer Zeit die Staatsverbrecher hinabgestürzt wurden, der aber infolge zahlreicher Erdrutsche nicht mehr nachweisbar ist. Lag der Tempel auf dem südwestlichen, 43,5 m hohen Gipfel des Doppelhügels, so war auf dem nordöstlichen, 46 m hohen die Burg (Arx) errichtet; 344 v. Chr. wurde hier ein Tempel der Juno Moneta erbaut, mit dem später auch das Münzamt verbunden wurde. Nach dem Forum zu war der Platz begrenzt durch das großartige Tabularium mit dem Staatsarchiv, von Quintus Lutatius Catulus 78 v. Chr. errichtet, dessen Unterbau aus Peperinquadern in das Untergeschoß des jetzigen Senatorenpalastes verbaut ist; von hier führte der Clivus Capitolinus zum Forum hinab. Im Mittelalter trug der kapitolinische Hügel nur ein monumentales Gebäude, die Kirche Santa Maria in Araceli, auf dem nordöstlichen Gipfel. Mit dem Erwachen des städtischen Freiheitsgeistes wurde das K. wieder politisches Zentrum der Stadt; über den Trümmern des Tabulariums erhob sich im 13. Jahrh. der Senatorenpalast, 1348 wurde die große Treppe von Araceli angelegt. — Die jetzige Gestalt der Kapitols beruht auf den Plänen Michelangelos, den Papst Paul III. mit einer würdigen Ausschmückung der alten Nationalstätte betraute, der selbst aber nur die herrliche Doppeltreppe vor dem Senatorenpalast ausführen konnte. Auf der früher schroff abfallenden Nordwestseite des Hügels führt seitdem von der modernen Stadt her (neben der Treppe von Araceli) eine breite Rampe, an deren Fuß zwei altägyptische Löwen (s. Tafel »Bildhauerkunst I«, Fig. 5) aus Basalt ruhen, hinauf zur Piazza di Campidoglio, die im wesentlichen das alte, nur etwas erhöhte Intermontium einnimmt. Am obern Ende der Rampe stehen auf kräftigen Piedestalen die antiken Statuen von Kastor und Pollux mit ihren Pferden, während die Mitte des Platzes die schöne, einst ganz vergoldete bronzene Reiterstatue des Kaisers Mark Aurel einnimmt. Im Hintergrund erhebt sich der Senatorenpalast mit der erwähnten Freitreppe, schöner Brunnenanlage und viereckigem Turm, südwestlich der Konservatorenpalast (mit einer ausgezeichneten Sammlung antiker Bronzen, Marmorstatuen, Reliefs, einer etruskischen Sammlung, Büsten berühmter Männer, einer Gemäldesammlung), gegenüber das berühmte **kapitolinische Museum** (Museo Capitolino), das eine ausgezeichnete Sammlung von Antiken, eine Schöpfung der Päpste, enthält. Vgl. Jordan, Kapitol, Forum und Sacra Via (Berl. 1881); Righetti, Descrizione del Campidoglio (Rom 1835—50, mit 390 Tafeln); Helbig und Reisch, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom, Bd. 1 (Leipz. 1891).

Nach dem Vorbilde des Kapitols in Rom besaßen übrigens auch andre Städte des römischen Reiches Kapitole als munizipale und religiöse Zentren, z. B. Verona, Benevent, Cirta und Lambäsis in Numidien, Besançon 2c. (vgl. Kuhfeldt, De capitoliis imperii romani, Berl. 1883), wie denn auch der Palast des Vereinigte Staaten-Kongresses in Washington den Namen K. führt.

Kapitolinische Hochzeit, antike marmorne Einfassung eines Brunnens im kapitolinischen Museum zu Rom (im 18. Jahrh. vor der Porta del Popolo gefunden), auf welcher die zwölf Götter in feierlichem Zuge und in archaisierender Auffassung dargestellt sind. Die Hochzeit der Athene und des Herakles soll das Motiv der Darstellung bilden.

Kapitolinisches Museum, s. Kapitol.

Kapitolinische Wölfin, Bronzefigur einer Wölfin mit den (im 15. Jahrh. hinzugefügten) saugenden Zwillingen Romulus und Remus im Konservatorenpalast auf dem Kapitol in Rom. Sie wurde früher für ein Werk etruskischer Künstler aus der Zeit um 300 v. Chr. gehalten, scheint aber nach den neuesten Forschungen mittelalterlichen Ursprungs zu sein.

Kapitulant, s. Kapitulation 2).

Kapitulantenschulen, durch Kabinettsorder vom 2. Nov. 1877 bei den Truppenteilen errichtete Schulen, die von sämtlichen Unteroffizieren besucht werden müssen, zu denen aber nur diejenigen Mannschaften kommandiert werden dürfen, die sich zum Weiterdienen verpflichtet, also kapituliert haben (s. Kapitulation). In ihnen werden zwei Stufen gebildet: durch den Unterricht in der ersten sollen die Kapitulanten die zur Erfüllung ihrer militärischen Dienstpflicht erforderlichen Schulkenntnisse erhalten; in der zweiten Stufe (bei freiwilliger Teilnahme) sollen sie die allgemeine Schulbildung erlangen, die von den Feldwebeln gefordert werden muß, und deren sie bedürfen, um die den versorgungsberechtigten Militärpersonen vorbehaltenen Zivilstellen ausfüllen zu können. Der Unterricht wird, in Klassen mit höchstens 25 Schülern, von Offizieren, Militärbeamten oder Feldwebeln und von Zivillehrern erteilt; häusliche Arbeiten sind nicht zu fordern. Schulzeit ist von Mitte Oktober bis 1. April. Wenn das ganze Regiment in Einer Garnison steht, wird für dasselbe nur Eine Kapitulantenschule eingerichtet. Es können aber auch verschiedene Truppenteile, selbst verschiedene Waffen, einer Garnison gemeinschaftlich eine Schule einrichten. Bei der Artillerie, den Pionieren und dem Eisenbahnregiment dürfen noch weitere, der Waffe entsprechende Unterrichtsgegenstände hinzutreten (s. Bataillonsschule). Vgl. v. Wedell, Leitfaden für den Unterricht auf der Kapitulantenschule (8. Aufl., Berl. 1892).

Digitized by Google

Kapitulantenzulage, s. Kapitulation 2).

Kapitulār (Domkapitular), s. Kapitel.

Kapitularien (lat. Capitularia) hießen in karolingischer Zeit von ihrer Einteilung in mehrere kleine, mit fortlaufenden Zahlen versehene Abschnitte (capitula) die Satzungen der fränkischen Könige, unter den Merowingern auctoritas, edictum, praeceptum, decretio genannt. Es gab drei Arten von K.: die Capitularia legibus addenda (addita), pro lege tenenda, bezweckten die Fortbildung der Volksrechte (s. d.) und sind teils für alle, teils nur für einzelne Volksrechte erlassen; sie kamen, wie die leges selbst, unter Mitwirkung und Zustimmung des Volkes zu stande und bezogen sich vornehmlich auf Privat- und Strafrecht. Die Capitularia per se scribenda wurden vom König allein oder doch nur unter Mitwirkung der Großen auf den Reichstagen erlassen. Die Capitula missorum sind Instruktionen für die königlichen missi zur Vornahme der Aufsichtsreisen. Die K. sind in lateinischer Sprache abgefaßt. Der Abt Ansegis von Fontanella sammelte die ihm zugänglichen (ca. 29) K. Karls d. Gr. und Ludwigs des Frommen bis zum Jahre 827 in vier Büchern. Um die Mitte des 9. Jahrh. entstand in Westfranken (nicht, wie vielfach angenommen wird, in Mainz) eine unter dem Namen Benedictus in Kurs gesetzte Sammlung, die sich als Fortsetzung der Kapitulariensammlung des Ansegis ausgibt und meist als Sammlung des Benedictus Levita bezeichnet wird; diese Sammlung ist eine absichtliche Fälschung und enthält nur zum geringsten Teil echte K. Die fränkischen K. sind herausgegeben von Baluzius (»Capitularia regum Francorum«, 1677—1780) in den »Monumenta Germaniae historica« von Pertz, Bd. 1 u. 2; in verbesserter Ausgabe von Boretius und Krause (1883 u. 1890). Vgl. Boretius, Die K. im Langobardenreich (Halle 1864); Derselbe, Beiträge zur Kapitularienkritik (Leipz. 1874); Thévenin, Lex et capitula (Par. 1878).

Kapitulārvikār, s. Kapitel.

Kapitulation (neulat.), 1) Vertrag, namentlich eine in verschiedene Abschnitte (Kapitel) eingeteilte völkerrechtliche Abmachung; insbes. ein Vertrag zwischen zwei kriegführenden Korps wegen Einstellung des Kampfes. Fehlt es der Besatzung eines festen Platzes an Munition oder an Lebensmitteln, so ist die K. unvermeidlich. Wann es Zeit zur K. ist, läßt sich allgemein nicht vorausbestimmen, hängt vielmehr von mancherlei Nebenumständen, vor allem auch von der Energie des Kommandanten, ab, ebenso wie die Bestimmung des Zeitpunktes für den dehnbaren Begriff, wann ein weiterer Widerstand nutzlos ist. Will der Kommandant wegen der K. unterhandeln, so gibt er dies dem Angreifer durch Aufziehen einer weißen Fahne zu erkennen und entsendet Parlamentäre zur Unterhandlung über die Kapitulationsbedingungen. Die Unterzeichnung der K. selbst geschieht durch die beiderseitigen Oberbefehlshaber. Die Bedingungen für die Besatzung sind entweder »Übergabe auf Gnade und Ungnade«, auf Grund welcher früher der Sieger die Kapitulierenden »über die Klinge springen lassen« durfte, nach der modernen Anschauung jedoch nur noch zu Kriegsgefangenen machen darf, oder »freier Abzug« mit ihrem Privateigentum, jedoch ohne Waffen, oder »Abzug mit Waffen und militärischen Ehren« in die Heimat, wie bei der K. von Belfort 1871, mit der Verpflichtung, eine bestimmte Zeit nicht gegen den Sieger zu fechten. Nach Vereinbarung von Zeit und Ort findet die Übergabe der Besatzungstruppen u. Einzug des Siegers in die Festung, Übergabe der Pulvermagazine, Festungspläne ꝛc. an hierzu delegierte Offiziere statt. Kapitulationen von größern Truppenmassen oder Armeen im freien Felde kommen, wie leicht begreiflich, selten vor; besonders bekannte und historisch wichtige Fälle sind: die K. der Sachsen bei Pirna 16. Okt. 1757, die des preußischen Generals Fink bei Maxen 1759, die K. des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau 28. Okt. 1806, Blüchers bei Ratkau 7. Nov. 1806, Görgeis zu Világos 13. Aug. 1849. Die denkwürdigste K. aber ist die von Sedan 2. Sept. 1870, durch welche sich Napoleon III. mit einer Armee von 83,000 Mann, der Festung Sedan und allem Kriegsmaterial den Deutschen ergab. Daneben ist vornehmlich der K. von Metz 27. Okt. 1870 und der von Paris 28. Jan. 1871 zu gedenken.

2) K. oder Dienstverpflichtung heißt im deutschen Heer der Akt, durch welchen Soldaten bis zum Feldwebel aufwärts sich schriftlich (in einer Kapitulationsverhandlung) verpflichten, über die gesetzliche Dienstzeit hinaus weiter zu dienen. Nach der deutschen Friedensbesoldungsvorschrift erhalten Mannschaften, welche sich zum erstenmal zu einer Gesamtdienstzeit von 4 Jahren (Einjährig-Freiwillige zu 3, vierjährig-freiwillige Kavalleristen zu 5 Jahren) verpflichten, ein Kapitulationshandgeld von 100 Mk., welches am Reserveentlassungstage zahlbar ist. Jede spätere K. erfolgt in der Regel auf ein Jahr und muß vom Regimentskommandeur ꝛc. genehmigt sein. Nur Leute, welche Aussicht geben, brauchbare Unteroffiziere zu werden, dürfen, ausgenommen bei der Kavallerie, als Kapitulanten angenommen werden. Als Abzeichen tragen sie die Säbeltroddel der Unteroffiziere und eine schmale (in Preußen schwarzweiße) Querschnur an dem untern Teil der Schulter- oder Achselklappe. Sie erhalten in Deutschland eine Löhnungs- (Kapitulanten-) Zulage, haben bei Versetzung Anspruch auf Umzugskosten und erwerben Eigentumsrecht an ausgetragenen Kleinbekleidungsstücken. Die K. ist vor Ablauf der Zeit durch den Truppenteil aufzuheben: bei Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes, Degradation oder Freiheitsstrafe von 6 Wochen und darüber; sie kann durch das Generalkommando aufgehoben werden, nach Übereinkunft zwischen Truppenteil und Kapitulant, wenn häusliche Verhältnisse es wünschenswert erscheinen lassen, oder bei fortgesetzt schlechter Führung. Nach dem zwölften Dienstjahr des Kapitulanten hört die jährliche Erneuerung der K. auf, derselbe kann dann nur mit seiner Zustimmung entlassen werden. Vgl. Dienstprämie.

3) Bezeichnung der völkerrechtlichen Verträge, welche in frühern Zeiten zwischen der Türkei und fremden Mächten, der erste von Frankreich 1535, abgeschlossen wurden und zumeist die Stellung der dort lebenden sogen. Franken betrafen. Der Ausdruck K. erklärt sich daraus, daß man ehedem mit der Türkei keinen eigentlichen Frieden, sondern nur Waffenstillstand abzuschließen pflegte. In neuerer Zeit sind von besonderer Bedeutung die zum Zweck des Rechtsschutzes der in Ägypten lebenden Fremden mit der dortigen Regierung getroffenen Vereinbarungen (s. Internationale Gerichte). Endlich ist K. gleichbedeutend mit Wahlkapitulation (s. d.).

Kapitulieren (franz.), eine Kapitulation (s. d. 1) eingehen, sich ergeben (von Festungen ꝛc.); auch von Soldaten: nach absolvierter Dienstzeit weiter dienen (s. Kapitulation 2).

Kapivibalsam, soviel wie Gurjunbalsam.

Digitized by Google

Kapkolonie (Kapland, hierzu Karte »Kapkolonien«), brit. Kolonie, umfaßt den südlichsten Teil von Afrika, zwischen 28—35° südl. Br. und 17° 30' östl. L. v. Gr., wird im W. und S. umgeben vom Atlantischen und Indischen Ozean, im N. von Deutsch-Südwestafrika, Britisch-Betschuanenland und der Südafrikanischen Republik, im SO. von der Oranjerepublik, Natal und dem Indischen Ozean und hat einen Flächeninhalt von 572,057 qkm (10,389 QM.), mit Einschluß der Walfischbai und seiner Dependenzen (s. unten) aber von 2,443,121 qkm (44,370 QM.).

[Bodengestaltung und Gewässer.] Die Küste hat eine Länge von 2000 km, die atlantische ist meist niedrig und sandig, die vom Indischen Ozean bespülte dagegen steigt kühn vom Meer auf. Die meisten Baien und Kusteneinschnitte sind ungenügend geschützt, nur die wenig besuchte Saldanhabai an der atlantischen Küste bietet Schiffen zu jeder Jahreszeit eine sichere Zuflucht. Hier sind noch zu nennen: Port Nolloth im N., die große, ganz offene St. Helenabai, die Tafelbai, der Hafen der Kapstadt, früher sehr übel berufen, jetzt aber durch großartige Hafendämme gesichert, die Falsebai mit der wohlgeschützten Simonsbai, britische Marinestation, die St. Sebastianbai mit Port Beaufort, die Mossel-, Plettenberg-, St. Francis- und die Algoabai, die letzte mit Port Elizabeth, die aber ebenso wie Port Alfred und die Mündung des Buffalo, der Hafen von East London, erst durch kostspielige Arbeiten gesichert werden mußte. Die nennenswertesten Vorgebirge sind: Paternosterpoint, das Kap der Guten Hoffnung, das Nadelkap oder Kap Agulhas, die südlichste Spitze des Kontinents, Kap St. Francis und Kap Recise.

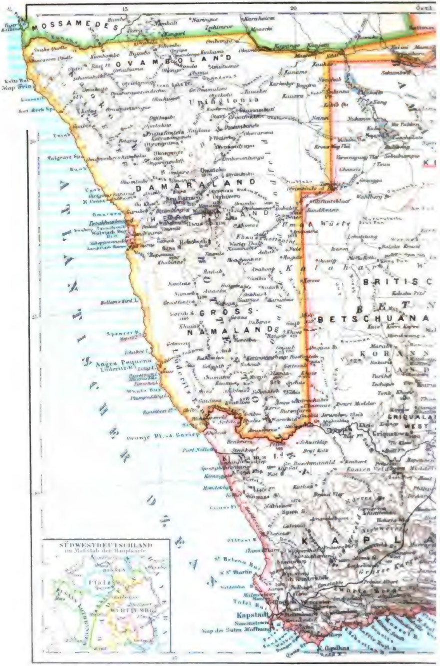
Das Land steigt terrassenförmig vom Meer auf. Diese Terrassenbildung ist schon im Meer in der sogen. Nadelbank erkennbar, die vom Kap bis Port Natal die Küste besäumt. Der meist sehr schmale, stellenweise bis über 50 km breite Küstenstreifen übersteigt selten 100 m, doch erheben sich auf ihm vereinzelte Bergstöcke, wie der 1082 m hohe Tafelberg. Mehrere Ketten, im Durchschnitt 1000, im südlichen Teil 1500—1800 m hoch, ziehen nordwärts bis zum Oranjefluß in südöstlicher Richtung und von bedeutenderer Erhebung zum Kap Agulhas. Die erste Terrasse steigt in den Cedar- und Olifantbergen (Große Winterhoek 2085 m) steil empor; daran schließen sich in östlicher Richtung das Hexgebirge, Keeromgebirge (Keeromberg 2200 m), die Lange-, Buteniqua- und Lang Kloofberge, die mit den Zitzikammabergen am Kap St. Francis ihr Ende finden. Dahinter erhebt sich ein von Parallelketten (Kammannassie-, Kugaberge) erfülltes, reich bewässertes Hochland, 300 m ü. M., fruchtbar an Weizen, Mais und Wein, von dem die zweite Terrasse, die große Ebene der Karroo (s. d.), zu einer durchschnittlichen Höhe von 800 m aufsteigt. Im W. erreicht diese 1500 m, ein von W. nach O. 750, von N. nach S. 100—120 km messendes Gebiet, zu dem man nur mittels enger, schluchtenartiger Querthäler (Kloofs, »Klüfte«) durch die den Südrand bildenden Großen und Kleinen Zwarteberge aufsteigen kann. Den weit höhern Nordrand bilden das Roggeveldgebirge, der Komsberg, die Winterberge, die Schneeberge (Kompaßberg 2378 m), von wo ostwärts die Zour- und Stormberge (2100 m) zu dem mächtigen Kathlamgebirge ziehen, das die Grenze zwischen Basutoland und Ostgriqualand bildet. Eine zweite Kette zieht vom Kompaßberg südwärts, es sind dies die Tandtjesberge, Elandsberge (Großer Winterberg 2378 m). Die erstgenannte Kette bildet die Wasserscheide zwischen den zahlreichen Flüssen, die zum Indischen Ozean ziehen (Großer Kei, Großer Fischfluß, Sunday, Gamtoos, Gouritz), und den freilich meist wasserlosen Zuflüssen des Oranje, welcher fast durchweg die Nordgrenze begleitet. Der nördlichste Teil der K., die Garipterrasse, die sich sanft nach N. abdacht, besteht fast durchweg aus weiten Flächen, aus denen einzelne niedrige Bergzüge (Slang-, Karreeberge) und zahlreiche isolierte Kuppen hervorragen. Es ist ein ödes, fast menschenleeres Gebiet, dessen wüstesten Teil das Große Buschmannland im äußersten Norden bildet.

Geologisches. Im S. und W. besteht die K. in einem breiten Streifen längs der Küste und im Innern aus Granit und kristallinischen Schiefern, auf die sich die sogen. Kapformation, gebildet von Thonschiefern, Sandsteinen (Tafelbergsandstein) und Quarziten, in Form einer großen Mulde zwischen den Zwartebergen und dem untern Oranjefluß und Vaalfluß auflagert. Auf die teils zum Devon, teils zum untern Karbon zu stellende Kapformation folgt, den größern mittlern Teil der Mulde einnehmend, die fast horizontal gelagerte Karrooformation (mit kohlenführenden Schichten im Liegenden und Konglomeraten, Sandsteinen und Schieferthonen in den höhern Lagen), die ihrem Alter nach zwischen Karbon und Trias einzureihen ist. Sämtliche Ablagerungen werden von zahlreichen Eruptivgesteinen, größtenteils der Gruppe der Diabase zugehörend, durchsetzt (vgl. Afrika, S. 165 u. 166). Unter den nutzbaren Mineralien nimmt der Diamant die erste Stelle ein; die Hauptdiamantfelder liegen bei Kimberley. Außerdem sind Kupferbergwerke bei Springbockfontein im NW. vorhanden; die Produktion von Steinkohle deckt den Bedarf des Landes nicht (s. unten). Am Oranje findet sich auch ein in Quarz umgewandelter Krokydolith, der als Tigeraugenstein geschliffen wird.

Von den Flüssen ist der Oranje bei weitem der bedeutendste, er ist auch der einzige, der das ganze Jahr hindurch Wasser führt, während die übrigen (s. oben) in der trocknen Jahreszeit meist versiegen. Seen gibt es nicht, nur flache Pfuhle, Bleis, die sich, wo der Boden nicht salzig ist, im Sommer mit saftigem Gras bedecken. Auf den beiden innern Terrassen treten mit Kochsalz, Bittersalz und Schwefelwasserstoffgas geschwängerte kalte Quellen, zu Caledon und Uitenhage einige Thermen, teils schwefel-, eisen- und manganreiche, teils alkalische, zu Tage.

[Klima. Pflanzen- und Tierwelt.] Das Klima ist infolge der großen Ausdehnung und mannigfaltigen Konfiguration des Landes in den einzelnen Teilen sehr verschieden. Nach K. Dove lassen sich folgende klimatische Provinzen unterscheiden: 1) das Gebiet der Winterregen: die Westseite der K., bis zum Oranjefluß reichend (Regenmenge in der Umgebung des Tafelberges durchschnittlich zwischen 60 und 75, landeinwärts zwischen 40 und 50 cm, Jahrestemperatur zwischen 16 u. 17°; Kapstadt: mittlere Extreme 32,9° und 4,3°). 2) Das Übergangsgebiet mit Frühlings- und Herbstregen: der mittlere Teil der K. von der Nordwestküste bis zum Oranjefluß. Regenmenge zwischen 30 und 79 cm, Maximum vielfach im März, Jahrestemperatur im W. 16—17°, im O. 17—18°. (Mosselbai: Jahresextreme 30° u. 7°.) 3) Das Gebiet mit Sommerregen: nördlich und östlich vom vorigen. Regenmenge zwischen 51 und 77 cm, Jahrestemperatur an der Küste zwischen 18 und 21°, im Innern zwischen 16 und 18°. Im Hochland des obern Oranje

Digitized by Google



Meyers Konv. Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches

Digitized by Google

Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Kapkolonie«

sind die Wärmeschwankungen sehr groß (Aliwal North: Seehöhe 1840 m, Jahresextreme 38,1 und —7,3°, absolute Extreme 41 und —11°). Schnee fällt nur in hochgelegenen Gegenden, in Kapstadt hat man den Tafelberg nur einmal mit Schnee bedeckt gesehen. In den Hochländern ist die Wirkung der Schneestürme auf die organische Natur eine sehr feindliche. Gewitter treten in den Hochsteppen mit Heftigkeit auf. Stürme von NW. im Winter, von SO. im Sommer kommend, sind sehr häufig und nicht selten verheerend.

Die außerordentlich reiche Flora der K. kommt derjenigen Australiens an Artenzahl nahe. Die Wasserscheide der Drakenberge bildet die Westgrenze der südafrikanischen Tropenregion, in der, ohne eigentliches Tropenklima, doch die Hauptmasse tropischer Florenelemente sich beisammen findet. Mehrere Cycadeen (Encephalartus und Stangeria), Phoenix reclinata, die hochstämmige Musacee Strelitzia, dazu aber auch schon Koniferenarten, wie Podocarpus und die Bergcypresse Widdringtonia, sind hier mit den für Afrika charakteristischen fleischigen Euphorbien und der Rutacee Calodendron capense hervorragende Typen der Wälder, Buschdickichte und offenen grasigen Niederungen. Die sich westwärts anschließende Hochflächenregion bildet weite, baumlose Hochebenen mit kümmerlichem Buschwerk, repräsentiert durch heideartige Halbsträucher mit Rutaceen, Geraniaceen, kleinen Leguminosen und vorwiegend Kompositen (Helichrysum, Ericephalus, Pentzia, Othonnopsis u. a.). In der Karrooregion, einem schmalen, langgestreckten Streifen, wenige Grade südlich von der Mündung des Oranje, bildet Acacia horrida an den Ufern der Flüsse die einzigen wahrhaften Baumbestände. Daneben sind Capparis oleoïdes, dann die durch ihre säuerlich schmeckenden fleischigen Blätter ausgezeichnete Portulacaria afra, Sarcocaulon Patersoni sowie zahlreiche Pelargonien und Oxalideen die für jene Formation charakteristischen Pflanzengestalten. Das artenreichste Gebiet jedoch ist die immergrüne Wald- und Buschregion der südlichen K. In den an der Südküste wohlentwickelten Hochwäldern finden sich Bauhölzer von mitunter riesenhafter Stammentwickelung: Podocarpus Thunbergii, Crocoxylum excelsum, Cartisia fraginea, Elaeodendron capense etc., während die Südwestecke des Kontinents die für die K. typische Masse von Proteaceen (Protea, Leucadendron) und Erikaceen aufweist, zu denen Pelargonien, Mesembryanthemum- und Aloë-Arten, Rhus- und Phylica-Sträucher sich gesellen. Mit seiner Tierwelt gehört die K. zu der äthiopischen Region und bildet den wesentlichsten Teil der südafrikanischen Subregion. Charakteristisch ist das völlige Fehlen der großen Affen; typische Bewohner der K. sind der Löffelhund, der Springhase (Pedetes), der Goldmull; die bekannten großen afrikanischen Tiere werden immer mehr zurückgedrängt und verschwinden. Der Löwe ist nur noch im NO. zu treffen, der Elefant gelegentlich in den Wäldern der Südostküste, das Flußpferd in den Wassern der Küstenflüsse von Britisch-Kaffraria und des Oranje; Rhinozeros und Giraffe sind längst über die Grenzen hinaus verscheucht worden, der Büffel schweift noch im Knysnawald und in den Dickichten des Großen Fischflusses umher, und das Zebra ist noch in den Bergen zu treffen. Gnu, Hartebeest und Springbock finden sich noch hier und da in Herden, ebenso vereinzelt der Strauß, den man jetzt züchtet. Schlangen, darunter einige sehr giftige, sind zahlreich. Heuschrecken werden namentlich in den nördlichen und östlichen Distrikten oftmals zur empfindlichen Plage.

[Bevölkerung.] Die ursprüngliche Bevölkerung des Landes, die Hottentoten, ist zuerst durch Kaffern, die von O., und durch Betschuanen, die von NO. her vordrangen, dann durch die europäische Einwanderung mehr und mehr verdrängt worden und bildet jetzt nur noch einen verhältnismäßig unbedeutenden Teil des Volkes. Die Europäer, ursprünglich Holländer, zu denen in der Folge Engländer und auch Deutsche kamen, führten Malaien und einige Neger ein, so daß diese verschiedenen Völkertypen mit den zwischen ihnen hervorgegangenen Mischlingen in der eigentlichen K. eine recht bunte Musterkarte abgeben. Unter dem Gouverneur der K. als Oberkommissar (High Commissioner) der englischen Krone stehen auch die ohne Mitwirkung der K. direkt vom englischen Kolonialministerium verwalteten in jüngster Zeit erworbenen nördlichen Besitzungen. Das ganze hiesige britische Gebiet besteht demnach aus folgenden Teilen:

	QKilom.	Bewohner 1891	Auf 1 QKilom.
Ursprüngliche Kapkolonie	495 746	956 655	3,2
Westgriqualand	39 358	83 115	2,1
Ostgriqualand	19 668	152 609	7,7
Tembuland	10 676	180 431	17,0
Transkei	6 609	153 563	23,0
Walfischbai und Inseln	1 114	851	0,7
Kapkolonie:	573 171	1 527 224	2,6
Basutoland	31 490	218 903	7,0
Britisch-Betschuanenland	173 150	60 376	0,4
Sambesigebiet und Britisch-Zentralafrika	1 665 310	1 350 000	0,8
Zusammen:	1 869 950	1 629 279	0,9
Britisch-Südafrika:	2 443 121	3 156 503	1,3

Über Basutoland s. Basuto, über Britisch-Betschuanenland s. Betschuanenland, über das Sambesigebiet und Britisch-Zentralafrika s. Nyassaland, Matabele, Sambesigebiet. Von der Bevölkerung der K. waren 767,327 männlich, 759,897 weiblich; nach der Schätzung vom 31. Dez. 1893 betrug die Bevölkerung 1,659,740 Seelen, davon 831,733 männlich und 828,007 weiblich. Nach Nationalitäten zerfiel dieselbe 1891 in 376,987 Weiße (davon geboren in der K. 320,701, in Großbritannien 38,497, in Deutschland 6540), 608,456 Kaffern und Betschuanen, 229,680 Fingo, 45,092 Hottentoten, 5296 Buschmänner, 1453 Indier, 215 Chinesen. Während in der eigentlichen K. und in Westgriqualand die weiße Bevölkerung bei weitem überwiegend ist, findet der umgekehrte Fall in den übrigen Landesteilen statt. Der Religion nach waren 732,047 Protestanten (darunter 306,320 zur holländisch-reformierten Kirche Gehörige), 17,275 Katholiken, unter drei Bischöfen, 3009 Juden, 15,099 Mohammedaner (Malaien), 753,294 Heiden. Die Mission ist hier seit vielen Jahren vertreten; gegenwärtig arbeiten in der K. drei deutsche protestantische Gesellschaften (Brüdergemeinde, Rheinische, Berliner auf 47 Stationen), drei englische und eine französische. Für die Volksbildung wird in neuester Zeit viel gethan; da aber kein Schulzwang besteht, so gab es 1891 noch 305,629 Kinder im schulpflichtigen Alter, die keinen Unterricht empfingen, während nur 107,880 in irgend einer Weise unterrichtet wurden u. durchschnittlich täglich nur 60,909 Kinder die Schule besuchten. Für den höhern Unterricht bestehen 4 Colleges (in Kapstadt, Rondebosch, Stellenbosch, Grahamstown) mit 220

Digitized by Google

Schülern und einige andre Schulen; die 1872 in Kapstadt gegründete Universität ist nur eine Prüfungsbehörde für die juristische und philosophische Fakultät. Ein College für Kaffern in Kapstadt wird von der anglikanischen Kirche unterhalten. Außerdem gibt es ein theologisches Seminar der holländischen Reformierten zu Stellenbosch, 4 Erziehungsanstalten der Katholiken, 2 Landwirtschaftsschulen und mehrere höhere Töchterschulen, im ganzen 1694 öffentliche Schulen, zu deren Kosten der Staat jährlich 125,000 Pfd. St. beisteuerte. Von der über fünf Jahre alten Bevölkerung konnten 896,299 (69,8 Proz.) weder lesen noch schreiben. Es bestehen 73 öffentliche Bibliotheken, und es erscheinen 78 Zeitungen und Zeitschriften, darunter eine deutsche Zeitung in der Kapstadt.

[Erwerbszweige.] Der Ackerbau, der vornehmlich in den Küstenstrichen, in der Nachbarschaft der Kapstadt, in Zurburg, Lower Albany und Olifants Hook gedeiht und stellenweise durch künstliche Bewässerung gefördert wird, hat sich in den letzten Jahren ganz bedeutend gehoben, so daß die frühere starke Einfuhr von Getreide und Mehl sehr zurückgegangen ist. Gebaut werden namentlich Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Kafferkorn, Kartoffeln, Tabak. Mit Ackerbau waren 1891: 180,433 Personen beschäftigt. Der Weinbau, schon um 1660 eingeführt, ermöglichte 1859 eine Ausfuhr im Werte von 153,000 Pfd. Sterl., sank aber seitdem sehr bedeutend und betrug 1893: 17,992 Pfd. Sterl. Die bekanntesten Sorten sind Constantia, Pontac, Steen, Haniput. Orangen, Zitronen, Äpfel, Birnen, Pfirsiche und Aprikosen gedeihen gut in mehreren Distrikten. Die Viehzucht findet günstige Bedingungen namentlich in den großen zentralen Distrikten, wo das trockne Klima und die salzhaltigen Pflanzen der Karroo vor allem den Schafen zusagen. Man zählte 1891: 444,147 Pferde, 96,345 Esel und Maultiere, 2,210,834 Rinder, 13,631,011 Wollschafe, 3,075,095 Fettschwanzschafe, 3,184,018 Angora- und 3,444,019 andre Ziegen, 288,190 Schweine und 154,880 Strauße. Davon befanden sich im Besitze von Weißen 297,536 Pferde, 89,508 Esel und Maultiere, 1,099,167 Rinder, 11,868,833 Wollschafe, 2,649,937 Fettschwanzschafe, 2,873,601 Angoraziegen, 2,167,215 andre Ziegen, 143,671 Schweine und 152,291 Strauße. Die Schafzucht hat sich nach Verdrängung der einheimischen Fettschwanzrasse durch eingeführte Merinos sehr gehoben; 1893 betrug die Ausfuhr von Wolle 1,855,203, von Angoraziegenhaar 527,619, von Straußfedern 461,552 Pfd. Sterl., doch ist der Wert der Straußfedern in den letzten Jahren sehr gesunken; 1882 betrug der Ausfuhrwert bei geringerer Menge 1,093,989 Pfd. Sterl. Dazu kommen noch große Posten von Schafen, Häuten und Fellen. Dagegen nimmt die Ausfuhr von Elfenbein mit jedem Jahr ab; 1893 betrug dieselbe nur 829 Pfd. Sterl. Der Bergbau fördert in erster Linie Diamanten, die 1867 im Westgriqualand bei dem jetzigen Kimberley (s. d.) entdeckt wurden. Die gesamte Ausfuhr von Diamanten aus 35 Gruben (die sich aber mit der Gewinnung nicht deckt, da der Schmuggel nicht unbedeutend ist) betrug von 1867—92: 62,825,758 Pfd. Sterl., 1893 allein 3,821,443 Pfd. Sterl. bei stark gesunkenen Preisen. Kupfer wird schon seit 1852 in Klein-Namaland, jetzt aus 6 Gruben abgebaut und das Erz (Rot- und Buntkupfererz), das bis 70 Proz., durchschnittlich aber 27,5 Proz. Metall enthält, auf einer zu diesem Zweck gebauten Bahn nach Port Nolloth befördert (1893: 18,495 Ton. im Werte von 202,316 Pfd. Sterl.), um zur Verschmelzung nach England verschifft zu werden. Kohle (1891 für 19,887 Pfd. Sterl.) wird in den Divisionen Wodehouse u. Albert aus 4 Gruben gewonnen, deckt aber den Bedarf nicht annähernd (Einfuhr 1893: 234,665 T.). Gold hat man in geringen Mengen in den letzten Jahren bei Knysna (70 kg) und bei Prince Albert (15 kg) gefunden. Guano gewinnt man von den Inseln an der Westküste; früher waren diese Lager für 5000 Pfd. Sterl. verpachtet, jetzt werden sie von der Regierung ausgebeutet. Seefischerei wird auf 47 Stationen mit 300 Fahrzeugen von 867 T. und 1408 Mann Besatzung betrieben, und es findet Ausfuhr von getrockneten Fischen statt.

Die noch wenig bedeutende Industrie beschäftigte 1891 in 2230 gewerblichen Anstalten 32,735 Personen (12,455 Weiße) und 337 Dampf- und Gasmaschinen mit 6917 Pferdekräften, welche Waren im Werte von 9,238,870 Pfd. Sterl. herstellten, wobei auf die mitgezählten Diamant-, Kupfer-, Kohlen- und Goldgruben allein 3,878,866 Pfd. Sterl. entfallen. Nächstdem sind am bedeutendsten die 262 Getreidemühlen, 64 Gerbereien, 4 Brauereien, 13 Brennereien rc. Dagegen ist der Handel um so bedeutender und wächst noch stets mit der zunehmenden Erschließung des Hinterlandes (auch der Burenrepubliken) durch Eisenbahnen. Mit Basutoland, Britisch-Betschuanenland und dem Oranjefreistaat bildet die K. einen südafrikanischen Zollverein. Die Einfuhr besteht vornehmlich in Kleidern, baumwollenen und wollenen Manufakturwaren, Eisenwaren, Maschinen, Lederwaren, Rohzucker, Kaffee, Dynamit, Getränken, Holz rc. und betrug 1893: 11,539,987 Pfd. Sterl., die Ausfuhr in Gold (aus dem Transvaal für 5,259,131 Pfd. Sterl.), Diamanten (3,821,443 Pfd. Sterl.), Wolle (1,855,203 Pfd. Sterl.), Angorahaaren, Mohair, Straußfedern, Kupfererz, Schafen und Ziegen rc. 13,156,589 Pfd. Sterl. Der erstaunlich gestiegene Schiffsverkehr erreichte 1893: 3,142,245 Ton. Die Haupthäfen der Kolonie sind Kapstadt, Port Elizabeth und East London, dann Mosselbai, Port Nolloth, Simonstown, Port Beaufort, Port Alfred, St. John's River und Knysna. In der Tafelbai, Algoabai, East London, Mosselbai und Port Alfred sind bedeutende Hafenbauten gemacht worden. Die erste Eisenbahn wurde 1859 eröffnet, Ende 1893 waren im Betrieb 3906 km (mit Ausnahme von 301 km Privatbahnen, von Port Alfred und Port Nolloth ausgehend, sämtlich Staatsbahnen), deren wichtigste Linien Kapstadt-Wellington-Hopetown, Port Elizabeth-Cradock-Colesberg, East London-Burghersdorp-Aliwal North sind. Auf allen Bahnen wurden 1891 befördert 4,342,547 Personen und 672,760 T. Güter. Das Anlagekapital betrug 16,686,750, die Einnahme 1893: 2,559,542, die Ausgabe 1,510,946 Pfd. Sterl. Die Telegraphenlinien hatten 1893 eine Länge von 9556 km, im Bau ist eine Überlandlinie, die von Salisbury in Maschonaland durch ganz Afrika nach Ägypten führen soll. Kabel verbinden die West- wie die Ostküste mit Europa. Die Post wird regelmäßig durch englische, von Liverpool und Hamburg ausgehende Dampfer befördert. Es bestehen in der K. elf Banken, von denen die bedeutendsten die Cape of Good Hopes-Bank und die South African-Bank sind. — Münzen, Maße und Gewichte. Obgleich eine Verordnung vom 6. Juni 1825 die englische Währung gesetzlich machte, zieht man im Binnenverkehr zuweilen die holländische Rechnungsweise vor und

Digitized by Google

setzt dann den Rijksdaalder von 3 Gulden = 100 Cent. Als Maße dienen die englischen mit Ausnahme der Landvermessung, wobei 1000 Kapfuß im Jahre 1858 = 1033 britischen festgesetzt wurden; 1 alter Amsterdamer Morgen = 85,72 Ar. 1 Pipe Kapwein enthält 110 alte Gallonen = 416,37 Lit.

Nach der Verfassung von 1853 besteht das Parlament aus einem Oberhaus (Legislative Council) von 22 und einem Unterhaus (House of Assembly) von 72 auf 5 Jahre gewählten Mitgliedern. Die Kolonie ist für die Wahlen zum Oberhaus in 7 Provinzen, für die zum Unterhaus in 34 Bezirke eingeteilt. Die exekutive Gewalt ruht in den Händen des jeweiligen Gouverneurs, welcher von der britischen Regierung für bestimmte Zeit ernannt, aber von der Kolonie besoldet wird, und einem verantwortlichen Ministerium aus 6 Mitgliedern. Bis 1873 war die K. in zwei Provinzen: eine westliche und eine östliche, geteilt, seitdem aber zerfällt sie in 78 Divisionen. Hauptstadt der Kolonie ist Kapstadt (Capetown). Die Staatseinnahmen betrugen 1893: 4,971,214, die Ausgaben 4,657,952 Pfd. Sterl., wozu noch eine Ausgabe von 1,076,551 Pfd. Sterl. für öffentliche Arbeiten kam; die Staatsschuld betrug 26,798,878 Pfd. Sterl. Die britischen Truppen in der K. und Natal haben eine Stärke von 3331 Mann (2283 Infanterie, 498 Kavallerie, 437 Artillerie, 113 Genie), dazu kommen noch die kolonialen Freiwilligen. Die englische Flottenabteilung für Südafrika ist in Simonstown stationiert und zählt 9 Schiffe, die K. besitzt selber mit Natal ein Kasernenschiff, einen Küstenverteidiger, einen Schlepper und vier Heckraddampfer.

Geschichte.

Das Kapland ward zuerst, nachdem eine Umsegelung durch die beiden Genuesen Vivaldi 1291 in Vergessenheit geraten war, 1487 von dem Portugiesen Bartholomeu Dias (s. d.) erreicht und 1497 von Vasco da Gama umschifft. Da es jedoch den Portugiesen nur um den Weg nach Indien zu thun war, so legten sie keine Kolonie im Kapland an. Erst 1601 ließ es die Holländisch-Ostindische Kompanie mit einer Kolonie besetzen. 1652 gründeten die Holländer an der Stelle der jetzigen Kapstadt das erste Fort. Die Kolonisten (boeren, Buren) hatten anfangs mit den Hottentoten blutige Kämpfe zu bestehen, bis sich diese unterwarfen oder in entferntere Gegenden zurückzogen. Bald drangen die Buren bis an die Grenzen des Kaffernlandes vor, und die Kolonie gedieh zu solcher Blüte, daß, als den Generalstaaten von seiten Ludwigs XIV. ernste Gefahr drohte, die reichsten Holländer nach der K. und nach Batavia überzusiedeln beabsichtigten. Nachdem 1782 im nordamerikanischen Kriege ein Angriff der Engländer auf die K. mißlungen war, nahmen sie diese 16. Sept. 1795 in Besitz. Zwar ward das Land nach dem Frieden von Amiens 1803 den Holländern zurückgegeben, doch schon 1806 eroberten es die Engländer von neuem und erhielten es im ersten Pariser Frieden 1814 definitiv abgetreten. Seitdem nahm die K., namentlich durch den Verkehr mit England und Ostindien, einen raschen Aufschwung. 1820 erhielt die Kolonie 4000 neue Ansiedler aus England. Dagegen erweckte die englische Regierung bei den holländischen Kolonisten große Unzufriedenheit dadurch, daß sie die Missionen in großer Menge zuließ, welche die Hottentoten gegen ihre holländischen Herren aufhetzten, und daß sie 1. Dez. 1834 die Sklaverei aufhob, ohne genügende Entschädigung zu zahlen. Um 1835 wurde ein großer Strich Landes an der nordwestlichen Grenze der K. jenseit des Oranjeflusses erobert, Adelaide genannt und durch eine Reihe von Forts und Blockhäusern gegen feindliche Einfälle gesichert. Einzelne Kaffernstämme unterwarfen sich nach und nach und erhielten Wohnsitze innerhalb des britischen Gebietes angewiesen. Die englische Regierung stellte aber bald alle weitern Eroberungskriege ein und unterließ sogar den Schutz der Grenzen, so daß die Buren durch die Einfälle der Kaffern große Verluste erlitten. Daher beschlossen die holländischen Kolonisten 1836, auszuwandern. Wirklich zogen 5000 Mann unter Pieter Retief fort und siedelten sich im Gebiet des Sulufürsten Dingaan und bei Port Natal, einem Hafen südlich vom portugiesischen Gebiet, an, und trotzdem, daß Pieter Retief im Januar 1838 mit 70 der vornehmsten und angesehensten Auswanderer von den Kaffern verräterisch überfallen und erschlagen ward, kehrten die Übriggebliebenen nicht zurück, sondern zogen neue Auswanderer an sich und erklärten sich 11. Nov. 1839, indem sie die Republik Port Natal gründeten, für unabhängig von England, wurden aber 1842 von den Engländern mit Gewalt gezwungen, Natal zu räumen, das 1856 zu einer besondern, von der K. unabhängigen Kolonie erhoben wurde. 1846 brach wieder ein blutiger Krieg mit den Kaffern aus, der endlich Anfang 1848 mit der Unterwerfung derselben und der Besitznahme von Britisch-Kaffraria endete. Nun nahm der Gouverneur auch die von ausgewanderten Buren zwischen dem obern Oranje und Vaal besetzten Gebiete für England in Anspruch. Zwar erhoben sich die Buren unter Anführung ihres freiheitsliebenden und tapfern Generalkommandanten Pretorius, von mehreren Kaffernhäuptlingen unterstützt, zu bewaffnetem Widerstand; sie wurden aber bei Boom Plaats 29. Aug. 1848 geschlagen. Die Mehrzahl wanderte nun über den Vaal und gründete die Transvaalsche Republik (jetzt Südafrikanische Republik, s. d.). 12,000 Buren blieben im englischen Gebiet zurück.

Neue Unruhen begannen, als die englische Regierung trotz Protestes der Bevölkerung Sträflinge in der K. ansiedeln wollte. Als 19. Sept. 1849 ein Schiff mit 280 Sträflingen an Bord in der Bucht St. Simon anlangte, stieg die Aufregung fast zur Empörung, und die Regierung hielt es für rätlich, nachzugeben. Am 8. Febr. 1850 erklärte Lord John Russell im Unterhaus, daß den Kolonisten die Sträflinge nicht aufgenötigt und die nach der K. Deportierten nach Tasmania weiter dirigiert werden sollten. Damit waren aber die Kolonisten noch nicht zufrieden; sie verlangten außerdem Entschädigung der Grenzbewohner für die Verluste infolge der Kaffernneinfälle, Teilung des Landes in eine östliche und westliche Hälfte, Verlegung des Regierungssitzes ins Zentrum des Landes, Eröffnung großer Verkehrslinien, vornehmlich aber eine volkstümliche, nicht bloß der Krone verantwortliche Verwaltung und Rechtspflege. 1850 brach ein neuer Kaffernkrieg aus, der infolge unglücklicher Kämpfe der englischen Truppen sehr gefährlich wurde und auch einen Aufstand der bisher friedlichen Hottentoten zur Folge hatte. Die weiße Bevölkerung, durch Verweigerung der wiederholt erbetenen Verfassung gereizt, beteiligte sich sehr lau an der Verteidigung der Kolonie. Nur die energische Kriegführung des Generals Cathcart, der mit einem ansehnlichen Truppenkorps aus England herbeikam, brachte es dahin, daß mehrere Häuptlinge um Frieden baten, der

Digitized by Google

9. März 1853 mit ihnen abgeschlossen ward. Nach demselben sollte der Fluß Kei die Grenze zwischen der Kolonie und dem Gebiet der Kaffern bilden. Da es aber der vereinigten Kräfte der weißen Bevölkerung bedurfte, um einer etwaigen neuen Erhebung der Eingebornen schnell und nachdrücklich begegnen zu können, suchte sich der Gouverneur mit den Buren im Oranjeflußgebiet in ein besseres Einvernehmen zu setzen. Am 23. Febr. 1854 kam ein Vertrag mit ihnen zu stande, worin England die Oranjeflußsouveränität (Orange-River Sovereignty) als unabhängigen Freistaat anerkannte, nachdem die Unabhängigkeit Transvaals schon 1852 anerkannt worden war.

Einen großen Zuwachs an Ansiedlern erhielt der neue Freistaat im Laufe des Jahres 1854 infolge der an mehreren Stellen des Landes entdeckten Goldlager. Nun wurden auch die Forderungen der Kolonisten in Bezug auf eine freiere Verfassung bewilligt und 1. Juli 1854 das erste Parlament der K., das in ein Ober- und Unterhaus (Legislative Council und Assembly) zerfiel, vom Gouverneur eröffnet. Um die Grenzdistrikte mit militärisch geschulten und organisierten Ansiedlern zu besetzen, wurde der Teil der während des Krimkriegs gebildeten deutschen Legion, welcher das in Geld und Ländereien bestehende Angebot der Regierung annahm, nach dem Kap eingeschifft und im Frühjahr 1857 an den verschiedenen Stationen, die den Grenzkordon bilden sollten, verteilt. 1869 wurde das Basutoland der K. einverleibt, 1871 das Gebiet der neuentdeckten Diamantfelder, im Herbst 1874 Ostgriqualand in Besitz genommen, 1876 Fingoland, Idutywa Reserve und Romansland und 1877 Westgriqualand mit der K. vereinigt. Ein Versuch des Kolonialministers Lord Carnarvon, einen Bund der europäischen Länder am Kap zu stande zu bringen (1877), in den auch die Burenrepubliken eingeschlossen werden sollten, scheiterte. Um einer engern Verbindung Transvaals mit Deutschland zuvorzukommen, ließ England 12. April 1877 Transvaal besetzen und als Provinz der K. einverleiben; doch mußte es nach einem unglücklichen Kriege gegen die Buren (s. Südafrikanische Republik) 1881 die Unabhängigkeit dieser Republik wieder anerkennen. Inzwischen war 1879 ein Krieg mit dem Zulukönig Cetewayo ausgebrochen, in welchem die Engländer anfangs Verluste erlitten (22. Jan. wurden bei Isandlana 1400 Mann überfallen und niedergemetzelt), endlich aber 4. Juli bei Ulundi siegten und den König selbst gefangen nahmen. Als darauf die Regierung die Entwaffnung der Eingebornen befahl, versuchten die Basuto und Pondo einen Aufstand, der jedoch 1880 unterdrückt wurde. Damit war das Kaffernland bis zur Delagoabai unter britischen Einfluß gebracht. 1884 wurde Betschuanenland zu einer Kronkolonie gemacht und damit eine bedeutende Erweiterung nach N. gewonnen. Durch die Südafrikanische Gesellschaft suchte der Ministerpräsident Sir Cecil Rhodes die britische Herrschaft über den Sambesi hinaus bis zum Nyassa- und Tanganjikasee auszudehnen. Um das fruchtbare Maschonaland zu erobern, wurde 1893 ein siegreicher Krieg mit den Matabele geführt. Die Burenrepubliken hat der britische Besitz schon fast ganz umfaßt und sich zwischen die portugiesischen Kolonien an der Ost- und Westküste geschoben.

Vgl. außer den ältern Reisewerken von Barrow, Burchell, Lichtenstein, Shaw, Chase, Bunbury u. a. Napier, Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony (Lond. 1849, 2 Bde.); Fleming, Southern Africa; geography, national history of the colonies (das. 1856); Hall, Manual of South African geography (Kapst. 1859); Moodie, Cape records from 1652 to 1795 (das. 1856—59, 3 Bde.); Wilmot u. Chace, History of the colony of the Cape (Lond. 1870); Mackenzie, Austral Africa (das. 1887; 2 Bde.); Greswell, Our South African empire (das. 1885, 2 Bde.); Mac Call Theal, History of South Africa (das. 1889—93, 4 Bde.); Silver, Handbook to South Africa (4. Aufl. 1891); Noble, Official Handbook of the Cape and South Africa (Kapst. 1893); Wangemann, Südafrika und seine Bewohner (Berl. 1881); Fritsch, Drei Jahre in Südafrika (Bresl. 1868); E. v. Weber, Vier Jahre in Afrika (Leipz. 1878, 2 Tle.); »General Directory and Guide-book to the Cape of Good Hope, etc. (jährlich, Kapstadt); Brown, Guide to South Africa (das.). Karten: Merensky, Original map of South Africa, 1:2,500,000, 4 Blatt (4. Aufl., Berl. 1889); Dunn, Geological map of South Africa (Melbourne 1887).

Kaplaken (das, holländ., von kap, Kappe, und laken, Tuch, Zeug; auch Primage, Primgeld, franz. Chapeau de maître, Prime de capitaine, engl. Hat-money), eine bei Versendungen zur See außer der Fracht nach Prozenten von dieser bedungene Zahlung. Dieselbe kam ursprünglich dem Kapitän zu, jetzt jedoch dem Reeder (vgl. Deutsches Handelsgesetzbuch, Art. 513 u. 622).

Kaplan (franz. Chapelain), ursprünglich der Geistliche, welcher einer Kapelle (s. d.) vorstand. Im fränkischen Reich hießen so auch die Sekretäre und Notare der Könige, weil sie anfangs den Gottesdienst in der Hofkapelle hielten. Der oberste dieser Geistlichen hieß Archikaplan. In England ist der K. ein Hausprediger, welcher zum Haushalt des Hofes, eines Bischofs, gewisser weltlicher Standespersonen oder hoher Beamten gehört, oder welcher in einer öffentlichen Anstalt, beim Heer oder in der Flotte angestellt ist.

Kapland, s. Kapkolonie.

Kaplitz, Stadt in Böhmen, an der Maltsch und der Staatsbahnlinie Budweis-St. Valentin, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft u. eines Bezirksgerichts, hat eine alte Dechanteikirche, Bierbrauerei, Töpferei und (1890) 2374 meist deutsche Einwohner.

Kapnik-Bánya, alter Bergwerksort (Dorf) im ungar. Komitat Szatmár, östlich von Felsö-Bánya, mit Berg- und Hüttenamt, Hüttenwerken und (1890) 2881 magyarischen und rumän. (römisch- u. griechisch-kath.) Einwohnern. Die Jahresausbeute im königlichen Bergwerk (600 Arbeiter) beträgt 60 kg Gold, 1600 kg Silber, 2000 metr. Ztr. Blei und 150 metr. Ztr. Kupfer, jene der Annengruben-Gesellschaft (224 Arbeiter) 80,000 metr. Ztr. Pocherz.

Kapnion, s. Reuchlin.

Kapnist, Wassilij Wassiljewitsch, russ. Dichter, geb. 1757 auf dem väterlichen Landgut Obuchowka (Gouv. Poltawa), gest. daselbst 9. Nov. (28. Okt.) 1824, stammte aus einer ursprünglich italienischen Grafenfamilie (Kapnissi), schlug 1771 die militärische Laufbahn ein, nahm 1780 seinen Abschied u. starb als Staatsrat u. Mitglied der russischen Akademie. K. war ein Freund des Lyrikers Derschawin, in dessen Art er auch zahlreiche Oden, Satiren und Epigramme dichtete (Petersburg 1796, neue Aufl. 1849). Bei weitem größere Bedeutung hat seine (in Alexandrinern geschriebene) Komödie »Jabeda« (»Die Kabalen«, 1798; neue Ausgabe von Suworin, 3. Aufl., Petersb. 1890), eine

Digitized by Google

beißende Satire auf die alte russische Justiz, welche die heftigste Erbitterung der Beamten hervorrief und lange nicht auf der Bühne erscheinen durfte; erst Kaiser Paul gestattete deren Aufführung und spendete ihr selbst Beifall. Einzelne Typen und Stellen aus dem Lustspiel sind sprichwörtlich geworden. K. lieferte auch Übersetzungen aus Horaz und Molière.

Kapodaster, s. Capotasto.

Kapo d'Istrias, 1) Johannes Anton, Graf, griech. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1776 in Korfu, gest. 9. Okt. 1831 in Nauplia, stammte aus einem nach seiner ursprünglichen Heimat, der Stadt Capo d'Istria bei Triest, benannten, 1373 nach Korfu übergesiedelten Geschlecht. Er widmete sich in Padua und Venedig dem Studium der Philosophie und Heilkunde, betrat aber nach der Rückkehr nach Korfu, das inzwischen (1797) unter französische Herrschaft gekommen war, die diplomatische Laufbahn. Als (20. März 1800) die Ionischen Inseln unter türkische Oberhoheit gestellt wurden, erhielt er den Auftrag, die Verwaltung der Inseln Kephallinia, Santa Maura und Ithaka zu ordnen, ward sodann Senatssekretär, arbeitete mit Theotokis und Mocenigo die neue Verfassung aus und übernahm 1803 das Ministerium des Innern, dann das Auswärtige. Bei der Rebellion Ali Paschas von Janina gegen die Pforte 1807 ward K. zum Oberbefehlshaber sämtlicher Milizen der Ionischen Inseln ernannt und focht mit dem glücklichsten Erfolg, bis ihn der Tilsiter Friede (1807), nach welchem die Ionischen Inseln an Frankreich kamen, veranlaßte, sich auf seine Güter zurückzuziehen. Schon 1809 wurde er jedoch nach Petersburg berufen, 1811 der russischen Gesandtschaft in Wien und 1812 dem Hauptquartier der russischen Donauarmee beigegeben. 1813 begleitete er den Kaiser Alexander als Chef der Kanzlei in den Krieg gegen Napoleon I. und gewann das Zutrauen desselben in dem Grade, daß ihm fortan die wichtigsten Staatsverhandlungen übertragen wurden. Noch im November 1813 begab er sich als Gesandter nach der Schweiz und bewirkte den Beitritt der Schweizer zur Allianz gegen Napoleon I. Auf dem Wiener Kongreß, dem er als russischer Bevollmächtigter beiwohnte, erreichte er durch seinen Einfluß die Wiederherstellung der Siebeninselrepublik unter Englands Schutz. 1816 wurde er zum Staatssekretär ernannt und verwaltete mit Nesselrode die auswärtigen Angelegenheiten, außerdem die neue Provinz Bessarabien. Seit 1814 Präsident der Hetärie der Philomusen, lehnte er zwar 1819 den Antrag, sich an die Spitze der Hetärie der Philiker zu stellen, ab und billigte auch Ypsilantis Unternehmung nicht, hoffte aber dennoch Alexander für die Unterstützung der Griechen zu gewinnen. Als indes Rußland sich gegen den Aufstand der Griechen erklärte, nahm er 1822 seine Entlassung aus dem russischen Staatsdienst und begab sich nach Lausanne und Genf, von wo aus er durch Wort und That (er ließ z. B. viele junge Griechen auf seine Kosten erziehen) die Sache der Hellenen unterstützte. Auch eine Reise durch Frankreich, die Niederlande und Deutschland (1826) diente diesem Zweck. Am 14. April 1827 von der Volksversammlung in Damala zum Präsidenten (Kybernetes) von Griechenland berufen, begab er sich Ende Januar 1828 dahin. Seine Aufgabe, in dem verwirrten, von Parteiungen zerrissenen Land eine geordnete Regierung herzustellen, war schwierig, und trotz seines guten Willens und seiner unermüdlichen Thätigkeit erreichte er sein Ziel nur teilweise; das Volk mißtraute ihm und nannte ihn den »russischen Präfekten«. Auch von der englischen Partei wurde er heftig angefeindet. Der Widerspenstigkeit seiner Gegner setzte K. ein immer strafferes autokratisches Regiment entgegen und reizte überdies die Griechen durch allzu große Begünstigung seiner korfiotischen Landsleute. Man beschuldigte ihn, die Ablehnung der griechischen Krone durch Prinz Leopold von Koburg absichtlich herbeigeführt zu haben, um selbst König zu werden. Auf Hydra und in der Maina brachen Aufstände aus, und als K. den Fürsten der letztern, Petros Mauromichalis, verhaften ließ, wurde er von dem Bruder und dem Sohn desselben, Konstantinos und Georg Mauromichalis, zu Nauplia auf dem Wege zur Kirche ermordet. In Korfu wurde ihm 1887 ein Denkmal errichtet. Vgl. Mendelssohn-Bartholdy, Graf Joh. K. (Berl. 1864); Dragoumis, Capo d'Istria, la régence, le règne d'Othon (a. d. Griech., Par. 1891).

2) Jony Maria Augustin, jüngerer Bruder des vorigen, geb. 1778 in Korfu, gest. daselbst im Mai 1857, studierte die Rechte, ward 1828 von seinem Bruder, dem Präsidenten, nach Ägina berufen und 1829 zum Statthalter in den Provinzen des griechischen Festlandes ernannt. Er nahm hierauf seinen Sitz zu Kostri, schloß 22. März die Kapitulation von Lepanto, nahm von der Feste Missolunghi, die 17. Mai gefallen war, sowie von Anatoliko Besitz und organisierte dann das Heer nach den Plänen seines Bruders. Nach der Ermordung des letztern wurde er Präsident der Regierungskommission und 20. Dez. 1831 provisorischer Kybernetes, legte indes, als sich Aufstände gegen ihn als russischen Satelliten erhoben, 13. April 1832 seine Würde nieder und schiffte sich mit der Leiche seines Bruders nach Korfu ein.

Kapok, s. Eriodendron.

Kápolna, Markt im ungar. Komitat Heves, Knotenpunkt (als Station Kaál-K.) der Bahnlinien Hatvan-Miskolcz und Kis Ujszállás-Kis Terenne, mit (1890) 1815 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern; hier 26. und 27. Febr. 1849 unentschiedene Schlacht zwischen den Österreichern unter Windischgrätz und den Ungarn unter Dembinski. Zum Andenken an die Gefallenen wurde hier ein Denkmal errichtet.

Kaponnière (franz.), in der Befestigungskunst bombensicher eingedeckter Raum zur niedern Grabenverteidigung durch Gewehrfeuer, Geschütze kleinen Kalibers oder Revolverkanonen. In der neuern Befestigung werden grundsätzlich alle Gräben durch Kaponnièren verteidigt. Die ganze K. liegt entweder vor einem ausspringenden Winkel (Saillant-K.) oder in der Mitte eines Kehlgrabens (Kehlkaponnière) und gibt ihr Feuer nach beiden Seiten, die halbe K., an den Schulterpunkten (Schulter-K.) liegend, nur nach einer Seite ab. Alle Kaponnièren stehen mit dem hinterliegenden Werk durch Poternen in gedeckter Verbindung. An Stelle der K. tritt öfters auch eine Reversgalerie (Revers- oder Kontreskarpenkaponnière) unter der Kontreskarpe zur Gewehr-, neuerdings auch zur Geschützverteidigung. Im neupreußischen System legte man eine große K. (Mittelkaponnière) vor die Mitte der Front und schützte sie durch ein Kaponnièrendeckwerk (s. Deckwerke). Bei provisorischen Befestigungen wurden Kaponnièren nach Art der Blockhäuser aus Holz erbaut. Vgl. Tafel »Festungsbau«.

Kapores (jüd.-deutsch, v. neuhebr. kappâroth, »Sühnopfer«), in der Verbindung »k. gehen, k. sein« soviel wie zu Grunde gehen, verloren sein.

Digitized by Google

Kapornsche Heide, s. Fischhausen.

Kapos (spr. káposch), Fluß in Ungarn, der südlich vom Plattensee, im Hügelland des Somogyer Komitats bei Kis-Korpád entspringt, zuerst bei Kaposvár vorüber und sodann, in nordöstlicher Richtung das Komitat Tolna durchschneidend, in den 1820 zur Entsumpfung der Gegend errichteten Kapos- oder Zichykanal fließt und nach Aufnahme des westlich entspringenden Koppány sich bei Simontornya mit dem Siófluß verbindet, um dann gegen Süden durch den Siókanal bei Agárd in den Sárviz- oder Palatinalkanal zu münden.

Kaposi, Moritz, Mediziner, geb. 23. Okt. 1837 zu Kaposvár in Ungarn, studierte 1856—61 in Wien, habilitierte sich daselbst 1866 als Privatdozent für Dermatologie und Syphilis, war 1866—71 Sekundärarzt und Assistent an der Hebraschen Klinik, wurde 1875 außerordentlicher Professor u. 1879 Nachfolger Hebras als Vorsteher der Klinik für Hautkrankheiten. K. lieferte eine große Anzahl Untersuchungen über einzelne Hautkrankheiten, namentlich über den Lupus erythematosus, über Framböſie, das Rhinosklerom, das Keloïd u. Xanthoma, über Zoster ꝛc., und schrieb: »Die Syphilis der Schleimhaut der Mund-, Nasen- und Rachenhöhle« (Stuttg. 1866); »Die Syphilis der Haut u. der angrenzenden Schleimhäute« (Wien 1872—75); »Lehrbuch der Hautkrankheiten«, Bd. 2 (in Virchows »Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie«, Stuttg. 1876); »Pathologie und Therapie der Hautkrankheiten« (Wien 1880, 4. Aufl. 1893); »Pathologie u. Therapie der Syphilis« (Stuttg. 1891).

Kaposvár (spr. kaposchwār), Stadt und Sitz des ungar. Komitats Somogy, am Kapos und an der Bahnlinie Báttaszék-Zákány, mit Schloßruine, Kathedrale im romanischen Stil, Nonnenkloster, großer Infanteriekaserne, bedeutenden Pferdemärkten, Dampfmühlen, Ziegeleien, Wein- und Tabaksbau, Gerichtshof, Finanzdirektion, Obergymnasium, Taubstummeninstitut und (1890) 12,544 magyarischen (meist römisch-kath.) Einwohnern.

Káposztafalu (spr. kápoſſ-), s. Kapsdorf.

Kapp (Mehrzahl Kappar), früher in Schweden und Finnland ein Hohlmaß zu $^1/_{32}$ Korntonne oder $1^3/_4$ Kannor = 4,58 Liter, sowie ein Feldmaß = 154,27 qm. In Livland hatte eine Tonnstelle 35 und eine Loofstelle 25 Kappen zu 1600 □Fuß oder 148,64 qm.

Kapp, 1) Christian, philosoph. Schriftsteller, geb. 1790 in Bayreuth, gest. 31. Dez. 1874 in Heidelberg, war 1822—36 außerordentlicher Professor der Philosophie in Erlangen, seit 1839 Honorar-, 1840—44 ordentlicher Professor der Philosophie in Heidelberg. Er hat als Jünger Hegels, »ohne charakterloser Eklektiker zu sein, in sich alle bedeutenden philosophischen Anschauungen der alten und neuen Zeit vereinigt«. In den Schriften: »Christus und die Weltgeschichte« (Heidelb. 1823, anonym), »Über den Ursprung der Menschen und Völker« (Nürnb. 1829) und in dem anonym erschienenen Pamphlet »Schelling und die Offenbarung« (Leipz. 1843) bewährte er sich als ebenso scharfsinniger wie erbarmungsloser Gegner. Vgl. L. Feuerbach, Dr. Christian K. und seine litterarischen Leistungen (anonym, Mannh. 1839); »Briefwechsel zwischen L. Feuerbach und Chr. K.«, 1832—48 (das. 1876).

2) Friedrich, Geschichtschreiber und Politiker, geb. 13. April 1824 in Hamm, gest. 27. Okt. 1884 in Berlin, studierte 1842—45 in Heidelberg und Berlin die Rechte, ward Referendar in seiner Vaterstadt, nahm 1848 seinen Abschied, beteiligte sich am Septemberaufstand in Frankfurt a. M. und flüchtete 1849 nach Paris, wo er Erzieher im Hause von A. Herzen war, dem er auch nach Genf folgte. Ende 1849 wanderte er nach New York aus, wo er sich als Advokat niederließ und 1850—70 praktizierte. Auch am politischen Leben beteiligte er sich mit Eifer, um den liberalen Ideen der republikanischen Partei und dem Deutschtum Achtung zu verschaffen und die Sklaverei zu beseitigen. Im Mai 1870 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Berlin nieder, wo seinen Kenntnissen und seinem festen Charakter sehr bald die Anerkennung zu teil wurde, daß er in den deutschen Reichstag und in das preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, in denen er zur nationalliberalen Partei, später zu den Sezessionisten gehörte. 1884 schloß er sich der neuen Deutschen freisinnigen Partei an. Er schrieb: »Leben des amerikanischen Generals F. W. v. Steuben« (Berl. 1858); »Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten von Amerika« (Hamb. 1861); »Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb« (Stuttg. 1862); »Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika« (Berl. 1864, 2. Aufl. 1874); »Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika« (Leipz. 1868, Bd. 1); »Friedrich d. Gr. und die Vereinigten Staaten von Amerika« (Berl. 1871); »Aus und über Amerika. Thatsachen und Erlebnisse« (das. 1876, 2 Bde.); »Justus Erich Bollmann. Ein Lebensbild aus zwei Weltteilen« (das. 1880); »Die Deutschen im Staat New York während des 18. Jahrhunderts« (New York 1884); alles auf gründlichem Quellenstudium beruhende, gut geschriebene Werke. Von der im Auftrag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler verfaßten »Geschichte des deutschen Buchhandels« erschien nur der 1. Band (Leipz. 1886). Vgl. G. v. Bunsen, Friedr. K. (Gedächtnisrede, Berl. 1885).

3) Gisbert, Elektrotechniker, geb. 2. Sept. 1852 in Mauer bei Wien, studierte am Polytechnikum in Zürich, arbeitete dann als Ingenieur in Augsburg, Wien, Pola und London und wurde daselbst 1882 Direktor der Fabrik von Crompton u. Komp. Seit 1885 lebt er als Ingenieur in London. K. hat sich um die weitere Ausbildung der Dynamomaschine sehr verdient gemacht. Er schrieb: »Electric transmission of energy« (Lond. 1886, 4. Aufl. 1894; deutsch, Berl. u. Münch. 1891); »Dynamos, alternators, and transformers« (Lond. 1893).

Kappadokien (altpers. Katpa-tuka, d. h. Land der Tucha), im Altertum eine Landschaft Kleinasiens, umfaßte zur Zeit der Perserherrschaft das Gebiet vom Salzsee Tatta im W. bis zum Euphrat im O. und vom Taurusgebirge im S. erst bis ans Schwarze Meer, später nur bis an den mittlern Halys (Kysyl Irmak). Die Thalspalte des Saros (Seihun) teilte das südliche K. in zwei Hälften; westlich davon erhebt sich der Argäos, die größte Gipfelhöhe Kleinasiens (3840 m). Das Land brachte Weizen und Wein reichlich hervor. Der Bergbau lieferte Zinnober, Onyx, Kristall, Marienglas; die Stutereien Kappadokiens waren berühmt wegen ihrer schönen, leichten Pferde, die wie bei den Perserkönigen, so später im Zirkus von Byzanz sehr geschätzt waren. Die Assyrer machten schon unter Salmanassar II. (859—825), ja nach E. Meyer schon unter Tiglatpilesar I. (1115—1100) in K. Eroberungen. In der Perserzeit zerfiel es in zwei Satrapien, aus denen in der Diadochenzeit Königreiche wurden: Großkappadokien (Cappadocia ad Taurum) und Kleinkappadokien (C. ad Pontum, das nachherige Reich

Digitized by Google

Pontos). Die Bewohner des am Pontus Euxinus gelegenen Teils, mit assyrischen Kolonisten gemischt, hießen bei den Griechen Leukosyrer (»weiße Syrer«) wegen ihrer hellern Hautfarbe; die des Innern waren die eigentlichen Kappadokier, ein Volk arischer Abkunft, tapfer und mutig, aber auch verschlagen. Tiberius schlug 17 n. Chr. das eigentliche K. als Provinz zum römischen Reich (s. Karte »Römisches Weltreich«).

Kapparidaceen (Kapernsträucher), dikotyle, etwa 300 Arten umfassende Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rhoeadales, zunächst mit den Kruciferen verwandt, von denselben durch vier bis viele Staubgefäße und die ring-, schuppen- oder röhrenförmige Blütenachse verschieden, Kräuter oder Holzpflanzen mit einfachen oder gefingerten Blättern und vierzähligen Blüten. Sie sind in der tropischen und subtropischen Zone einheimisch und zeichnen sich, wie die Kreuzblütler, durch scharfe Stoffe aus, wegen deren manche in ihrem Vaterland als Heilmittel dienen. Am wichtigsten ist der Kapernstrauch (s. Capparis).

Kappbaum, soviel wie Holm.

Kappe (lat. capa), im Mittelalter ein mantel- oder kuttenartiges Oberkleid mit Kapuze; im 16. und 17. Jahrh. ein kurzer (spanischer) Mantel; dann eine Art der Kopfbedeckung und verallgemeinert endlich jede haubenartige Überdeckung oder Bekrönung, daher bei Zwiebel- oder Haubendächern ihre obere Hälfte; preußische und böhmische K., s. Gewölbe; bei Futter- u. freistehenden Mauern deren schräge Bedeckung; bei Wehren und Deichen deren oberer Teil; im Bergbau ein in Stollen, Strecken oder Abbauen zur Verwahrung der Firste über ein oder mehrere aufrechtstehende Hölzer (Thürstöcke und Stempel) gezogenes starkes Querholz; auch eins der beiden kürzern Hölzer von einem Schachtgeviere (s. Geviere u. Joch). Endlich heißt K. auch soviel wie Hammel.

Kappel, 1) Dorf im schweizer. Kanton Zürich, mit 664 Einw., merkwürdig durch die Kappeler Friedensschlüsse vom 16. Nov. 1529 und 22. Nov. 1531, welche die ersten Bürgerkriege zwischen den Reformierten (Zürichern und Bernern) und den Katholiken (Unterwalden, Schwyz, Luzern, Zug und Uri) beendeten. In dem Feldzug von 1531 erfochten bei K. die Katholiken 11. Okt. einen entscheidenden Sieg über die Züricher. Zwingli, der in der Schlacht blieb, wurde 1838 auf der Walstatt ein Denkmal errichtet. — 2) Dorf im schweizer. Kanton St. Gallen, Bezirk Obertoggenburg, unweit Ebnat, an der Linie Wyl-Kappel-Ebnat der Vereinigten Schweizerbahnen, hat eine reformierte und eine kath. Kirche, bedeutende Stickereiindustrie und (1888) 2304 meist reformierte Einwohner. 1854 brannte der Ort fast ganz nieder. — 3) (K. in dem Thal) Gemeinde im bad. Kreis und Amt Freiburg, im Schwarzwald, hat eine kath. Pfarrkirche u. (1890) 377 Einw. Dazu das Kippbad, 450 m ü. M., mit Stahlquelle und Badeeinrichtungen. Südlich der Erzkasten (1286 m). — 4) Dorf in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Chemnitz, südwestlich bei Chemnitz, Knotenpunkt der Linien St. Egidien-Chemnitz und Stollberg-Chemnitz der Sächsischen Staatsbahn, hat Eisengießerei, Maschinen-, Strumpfwaren- und Stärkegummifabrikation, Stickerei, eine Dampfsägemühle, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1890) 5245 meist evang. Einwohner.

Kappelberg, s. Schurwald.

Kappeler Berge, s. Wiehengebirge.

Kappeln, Stadt im preuß. Regbez. und Kreis Schleswig, am hohen Norduſer der 400—500 m breiten Schlei, Knotenpunkt der Eisenbahnen Flensburg-K. und Eckernförde-K., hat eine evang. Kirche, elektrische Straßenbeleuchtung, eine Ackerbauschule, eine Arbeitsanstalt, ein Seebad, ein Amtsgericht, Eisengießerei und Maschinenfabrikation, eine Knopffabrik, Fischerei, Fischräucherei, Dampfschiffahrt und (1890) 2492 meist evang. Einw. K. ist Hauptort der Landschaft Angeln (s. d.) und wurde erst 1871 zur Stadt erhoben.

Kappelrodeck, Gemeinde im bad. Kreis Baden, Amt Achern, in einem engen Thal an der Acher, hat eine kath. Pfarrkirche, Eisengießerei, Gerberei, Wein-, Obst- und Kastanienbau und (1890) 2206 Einw. Dabei Schloß Rodeck mit hübscher Aussicht.

Kappen, die Wipfel der Bäume abhauen; im Seewesen Takelung, Masten, Ankertaue mit Kappbeilen (Kernbeilen) abhauen. Die Masten werden z. B. gekappt, wenn das Schiff bei schwerem Sturm infolge des Winddruckes auf die Takelung zu kentern droht. Auch soviel wie: Hähne kastrieren.

Kappenammer, s. Ammern.

Kappenberg, Schloß, s. Werne.

Kappenblaurabe, s. Blaurabe.

Kappenfink, s. Amadinen.

Kappengeier, s. Geier.

Kappengewölbe, s. Gewölbe.

Kappenmuskel, s. Mönchskappenmuskel.

Kappenwurm, s. Strongyliden.

Kappern (Kapern), s. Capparis.

Kappernsträucher, s. Kapparidaceen.

Kappes, s. Kohl.

Kappeyne van de Coppello, Johann, niederländ. Staatsmann, geb. 2. Okt. 1822 im Haag, studierte in Leiden und praktizierte dann als Advokat im Haag. Als Mitglied der Zweiten Kammer gehörte er der liberalen Partei an. Als im August 1874 das konservative Ministerium Heemskerk auftrat, war es in erster Linie dem Einfluß Kappeynes zu danken, daß die liberale Partei, welche die Kammermehrheit hatte, das Kabinett unterstützte, solange dasselbe sich in liberalen Bahnen bewegte. Ende 1877 wurde K. mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Während seiner Verwaltung wurde ein Volksschulgesetz von den Kammern angenommen, dagegen sein Kanalgesetzentwurf abgelehnt, und als seine Forderung einer Verfassungsrevision besonders bei der Krone auf Widerstand stieß, nahm er 1879 seine Entlassung. K. hat sich durch zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen, die fast alle in der Zeitschrift »Themis« abgedruckt sind, als juristischer Schriftsteller einen bedeutenden Namen gemacht. In deutscher Übersetzung erschienen »Abhandlungen zum römischen Staats- u. Privatrecht« (Stuttg. 1885, 2 Hefte).

Kappfenster, s. Dachfenster.

Kappflanzen, bei uns kultivierte Gewächse aus Südafrika, hauptsächlich vom Kap der Guten Hoffnung, die sich meist durch Schönheit, viele auch durch dankbares Blühen auszeichnen. Am häufigsten findet man Pflanzen in Kultur wie Acacia, Diosma, Erica, Leucadendron, Phylica, Pelargonium, Protea u. a., oder Kapzwiebeln und Knollengewächse, wie Agapanthus, Clivia (Imanthophyllum), Ixia, Amaryllis, Crinum, Haemanthus, Veltheimia, Sparaxis, Tritonia, Vallota u. a., oder Fettpflanzen, wie Aloë, Crassula, Mesembryanthemum, Stapelia u. a. Die letztern sind gegen nasse Sommerwitterung sehr empfindlich, und man stellt sie deshalb möglichst trocken und sonnig auf, schützt sie aber gegen die brennende Mittagssonne. Im Winter stehen sie am besten im

Digitized by Google

eignen Haus, im sogen. Kaphaus, mit einer Temperatur von +4 bis 6, höchstens 8° R., im Notfall im Kalthaus. Gewöhnlich gibt man ihnen eine sandgemischte Laub- und Heideerde mit wenig Lehm.

Käppi, eine aus dem schwerfälligen Tschako hervorgegangene leichte und formgefällige Kopfbedeckung aus Tuch, Filz oder auch dünnem Leder, mit gerade abstehendem Schirm, welche zuerst bei den französischen Truppen in Algerien eingeführt wurde. Der Tschako der preußischen Jäger ist eine Art K.

Kappler, August, geographischer Schriftsteller, geb. 10. Nov. 1815 in Mannheim, gest. 20. Okt. 1887 in Stuttgart, leistete 1836—42 Militärdienste in Holländisch-Guayana, wo er nach kurzem Aufenthalt in der Heimat dann bis 1879 als Sammler und Plantagenbesitzer lebte; 1883 machte er noch eine Reise um die Welt. Zuletzt lebte er in Stuttgart. Er schrieb: »Sechs Jahre in Surinam« (Stuttg. 1854); »Holländisch-Guiana« (das. 1881) und »Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung etc.« (das. 1887).

Kappnaht, s. Nähen.

Kapporeth (hebr.), s. Bundeslade.

Kappshöhle, s. Muggendorf.

Kappstürzung, s. Deichbruch.

Kappzaum, s. Zaum.

Kappziegel (Kaffziegel), große Dachziegel mit einer Öffnung, deren haubenförmige Überdeckung Licht und Luft, aber nicht Regenwasser einläßt, werden in die Reihe der gewöhnlichen Dachziegel eingedeckt und vertreten die Stelle kleiner Dachluken.

Kaprice (franz., spr. -prihß'), wunderlicher Einfall, eigensinnige Laune, Grille (vgl. Capriccio); kapriziös, launisch, eigensinnig; sich kaprizieren, eigensinnig und hartnäckig auf etwas bestehen.

Kaprifikation (lat.), künstliche Befruchtung der Feigenbäume durch Gallwespen, s. Ficus.

Kaprifoliaceen (Geißblattgewächse, Lonicereen), dikotyle, etwa 270 Arten umfassende, vorzugsweise auf der nördlichen Halbkugel und auf den Andes einheimische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rubialen, meist Holzgewächse, bisweilen mit windendem Stamm, freien oder fehlenden Nebenblättern und regelmäßigen oder symmetrischen Blüten, die fünf gleich lange, in der Blumenkrone angeheftete Staubgefäße, einen fleischigen Diskus und einen unterständigen, aus 2—5 Fruchtblättern gebildeten, zu einer Beere, Steinfrucht oder Kapsel heranwachsenden Fruchtknoten besitzen. — Fossil sind eine Reihe von Arten aus den Gattungen Sambucus *Tournef.* (Holunder) und Viburnum *L.* (Schneeball) in Tertiärschichten Nordamerikas, Europas, Grönlands und Nordasiens gefunden worden.

Kaprifolium, s. Lonicera.

Kaprinsäure (Rutinsäure, Dekatylsäure, Decylsäure) $C_{10}H_{20}O_2$ findet sich in der Butter, im Kokosnußöl und vielen andern Fetten, im Limburger Käse, Fußschweiß des Menschen, in Fuselölen, im Drusenöl etc., teils frei, teils in Form zusammengesetzter Äther und Glyceride; sie bildet sich bei trockner Destillation der Ölsäure, bei Oxydation der höhern Fettsäuren und des Rautenöls mit Salpetersäure und bei der Fäulnis organischer Stoffe. Sie ist weiß, kristallinisch, spez. Gew. 0,930, riecht besonders beim Erwärmen bockartig, schmeckt sauer brennend, löst sich kaum im Wasser, leicht in Alkohol und Äther, schmilzt bei 30°, siedet bei 268°, verflüchtigt sich mit Wasserdämpfen, bildet mit Alkalien leicht, mit Erdalkalien schwer, mit schweren Metallen kaum in kaltem Wasser lösliche Salze. Kaprinsäureäthyläther $C_{10}H_{19}O_2.C_2H_5$, aus der alkoholischen Lösung der K. durch Behandeln mit Chlorwasserstoff erhalten, riecht angenehm obstartig, siedet bei 243°, bildet den Hauptbestandteil des sogen. Önanthäthers, welchem der Wein seinen eigentümlichen Geruch (nicht das Bouket) verdankt.

Kapriōle (ital.), Bocksprung, Luftsprung; in der Reitkunst der höchste und vollkommenste Schulsprung auf der Stelle (s. Tafel »Reitkunst«, Fig. 12). Das Pferd erhebt sein Vorderteil so hoch als möglich, schnellt darauf das Hinterteil kräftig in die Höhe und schlägt dann in der Luft mit voller Kraft nach hinten aus. Vgl. Pferde (Gangarten).

Kapriziös (franz.), s. Kaprice.

Kaproncza (spr. káproniza), s. Kopreinitz.

Kaprōnsäuren (Hexylsäuren) $C_6H_{12}O_2$. Normale Kapronsäure findet sich als Oktyläther im ätherischen Öl von Heracleum Sphondylium und entsteht bei Oxydation von normalem Hexylalkohol, bei Gärung von Zucker mit faulem Käse, bei Gärung von Weizenkleie etc. Sie bildet eine farblose Flüssigkeit vom spez. Gew. 0,945, riecht schweißartig, schmeckt brennend, löst sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol und siedet bei 205°. Kapronsäureäthyläther $C_6H_{11}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm ätherisch und siedet bei 166°. Die isomere Isobutylessigsäure findet sich als Glycerid in Butter und Kokosfett, im Fuselöl aus Runkelrübenmelasse, in den Früchten von Gingko biloba etc. und entsteht bei Oxydation von Fetten und Eiweißkörpern; sie ist der vorigen ähnlich, spez. Gew. 0,925, siedet bei 200°.

Kaprotinenkalk, ein Überreste der Muschelgattung Caprotina führender Kalkstein der Kreideformation.

Kaprubin, s. Granat.

Kapruner Thal, Seitenthal des Salzachthals in Salzburg, eins der schönsten Tauernthäler, etwa 20 km lang, von der Kapruner Ache durchströmt, westlich von der Gruppe des Hocheiser (3206 m) und des Kitzsteinhorns (3204 m), östlich von der des Großen Wiesbachhorns (3570 m) und des Hohen Tenn (3371 m) begrenzt, mündet südwestlich vom Zeller See beim Dorfe Kaprun (751 m), mit altem Schloß und (1890) 524 Einw. Das Thal enthält im obern Teile, dem Wasserfallboden (1621 m), die Orgler- und Rainerhütte, Ausgangspunkte von Hochtouren. Die oberste Thalstufe bildet der großartige Mooserboden (1968 m), zu dem eine Straße gebaut wird. Das Kapruner Thörl (2635 m) führt in das westlich gelegene Stubachthal.

Kaprylsäure (normale Oktylsäure) $C_8H_{16}O_2$ findet sich in der Butter, im Kokosnußöl, im Limburger Käse, im Menschenfett, wahrscheinlich auch im Schweiß, in gefaulter Hefe, in Fuselölen, im Önanthäther, teils frei, teils in Form zusammengesetzter Äther und Glyceride; sie entsteht bei der trocknen Destillation der Fette, bei der Oxydation der Ölsäure, des Rautenöls etc. mit Salpetersäure. Sie bildet farblose Kristalle vom spez. Gew. 0,927, riecht besonders beim Erwärmen unangenehm nach Schweiß, schmilzt bei 16—17°, siedet bei 236°, löst sich wenig in Wasser, leicht in Alkohol und Äther; von ihren Salzen sind nur die der Alkalien und Erdalkalien in Wasser löslich. Kaprylsäureäthyläther $C_8H_{15}O_2.C_2H_5$ riecht angenehm ananasartig, siedet bei 207—208°.

Kaps, Ernst, Pianofortefabrikant, geb. 9. Dez. 1826 in Döbeln, gest. 11. Febr. 1887 in Dresden, machte sich, nachdem er in den ersten Etablissements

Digitized by Google

seines Faches gearbeitet, 1860 in Dresden selbständig und wurde bald darauf zum königlich sächsischen Hofpianofortefabrikanten ernannt. K. baute Stutzflügel besonders kleinen Formats und nahm Patente für besondere Mensuren der Saiten und eine eigenartige Konstruktion des Resonanzbodens (Resonator).

Kapsali, Hauptstadt der Insel Kythera (s. d.).

Kapschaf, s. Albatros.

Kapschotendorn, s. Acacia.

Kapsdorf (ungar. Káposztafalu, spr. kāpoßt-), Dorf im ungar. Komitat Zips, an der Kaschau-Oderberger Bahn, in einem romantischen Engpaß des Hernád, mit Eisen- und Mühlenwerken und (1890) 1405 meist slowakischen (römisch-kath.) Einwohnern. In der Nähe drei merkwürdige Höhlen (Rosenhöhle, Gold- und Drachenloch) im sogen. Schutzberg.

Kapsel, Büchse, Gehäuse; in der Thonwarenfabrikation ein aus feuerfestem Thon hergestelltes Gefäß zur Aufnahme des zu brennenden Porzellans 2c.; beim Metallguß soviel wie Koquille, s. Hartguß. Über Arzneikapseln s. d.

Kapsel (Capsula), Fruchtorgan, das bei der Reife von selbst aufspringt, indem seine trockne, haut-, leder- oder holzartige Schale sich aufspaltet oder bestimmte Öffnungen bekommt, so daß die von ihr eingeschlossenen Keime (Sporen oder Samen) entleert werden; im engern Sinne eine Frucht der Phanerogamen, s. Frucht. K. bei den Tieren s. Cysten.

Kapselbakterien (Kapselkokken), Bakterien, welche im Blut oder in den Organen des Menschen und der Tiere eine sehr starke Zellmembran entwickeln, wie der Diplococcus pneumoniae *Fränkel* und der Bacillus capsulatus *Pfeiffer*.

Kapselbänder, s. Gelenk.

Kapselgebläse, s. Kapselwerke.

Kapselguß, s. Hartguß.

Kapselkokken, s. Kapselbakterien.

Kapselpumpe, s. Kapselwerke und Pumpen.

Kapselräder, s. Kapselwerke.

Kapselschmelz, s. Emailmalerei.

Kapselstar, Augenkrankheit, s. Star.

Kapselwerke, Kraftmaschinen oder Maschinen zum Fördern von Flüssigkeiten oder Gasen mittels eines in einem geschlossenen Gehäuse (Kapsel) sich stetig drehenden Kolbens. Reuleaux unterscheidet auf Grund der kinematischen Analyse zwei Hauptgruppen der K., Kurbelkapselwerke und Kapselräderwerke (Kapselräder); erstere beruhen auf dem Kurbelgetriebe, letztere auf dem Zahnrädergetriebe. Vom praktischen Gesichtspunkt aus unterscheidet man K. mit einer Triebwelle, und zwar entweder zentrisch oder exzentrisch zum Gehäuse, ferner K. mit zwei Triebwellen, die entweder eine gemeinschaftliche Mittellinie haben, oder parallel sind, oder sich schneiden, und endlich K. mit drei Triebwellen. K. kommen vor in Form von rotierenden Dampfmaschinen, von Pumpen (s. d.) und Gebläsen (s. Tafel »Gebläse«, S. II).

Kapsicin (Capsicin), s. Capsicum.

Kapstachelbeere, s. Physalis.

Kapstadt (engl. Cape Town), Hauptstadt der britisch-südafrikan. Kapkolonie und der Kapdivision (Cape Division, 1717 qkm und [1891] 97,114 Einw., darunter 48,404 Weiße, 1332 Bantu, 47,378 Hottentoten), unter 33° 56′ südl. Br. und 18° 29′ östl. L. v. Gr., 11 km nördlich vom Vorgebirge der Guten Hoffnung, am Nordfuß des 1082 m hohen Tafelbergs in einer von diesem sowie vom Löwen- und Teufelsberg amphitheatralisch umschlossenen Ebene und an der Südseite der Tafelbai. Die trefflich mit Wasser (vom Tafelberg) versorgte und elektrisch beleuchtete Stadt hat ganz europäischen Anstrich, meist breite, gerade Straßen mit durchweg aus Stein, sehr viel in italienischem Stil gebauten Häusern, mehrere hübsche Parke, darunter der Regierungspark mit dem schönen

Karte der Umgebung von Kapstadt.

Bibliotheksgebäude (40,000 Bände und viele Handschriften) und dem Palast des Gouverneurs. Außerdem sind zu nennen das Parlamentsgebäude, Rathaus, die katholische Kathedrale, eine Synagoge, Moschee, mehrere Banken. Die Bevölkerung (1891: 51,251) besteht aus 25,393 Weißen (Engländer, Holländer, Deutsche), 8255 Malaien, 554 Bantu, im übrigen aus Hottentoten, Buschmännern und Mischlingen.

Eine Garnison (Infanterie, Artillerie, Pioniere) befindet sich in dem alten Kastell, das, wie die übrigen Befestigungen, den heutigen Anforderungen durchaus nicht mehr genügt, und in neuern Kasernen. Das nahe Simonstown ist Hauptquartier der aus 9 Schiffen bestehenden englischen Flottenstation für Südafrika. An Bildungsanstalten hat K. eine Universität (nur Prüfungsbehörde für die juristische u. medizinische Fakultät), ein College, ein astronomisches und magnetisches Observatorium, außer der genannten Bibliothek das Südafrikanische Museum, eine Galerie der bildenden Künste, mehrere gelehrte Gesellschaften, sieben Zeitungen, darunter eine deutsche. Von industriellen Anstalten sind eine große Maschinenfabrik, Dampf- und Sägemühlen zu nennen. Bedeutender ist der Handel, der indes durch den von Port Elizabeth überflügelt wird. Die Einfuhr (Mode- und Kurzwaren, Baumwollen-, Woll-, Leder- und Eisenwaren, Kohle etc.) betrug 1892: 2,835,458, die Ausfuhr (Wolle, Diamanten, Straußfedern, Häute und Felle) 656,879 Pfd. Sterl. Der Hafen ist in neuerer Zeit durch die Anlage von mächtigen Hafendämmen und Docks bedeutend verbessert worden. Regelmäßiger Dampferverkehr besteht mit Southampton und London. Es liefen 1892 ein 374 Dampfer von 851,742 Ton. und 319 Segelschiffe von 142,457 Ton. Eisenbahnen verbinden K. mit Kimberley, Stellenbosch und Simonstown. Dem überseeischen Telegraphenverkehr dient das Kabel Cadiz-St. Louis-K. Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs und der obersten Behörden der Kolonie, des Parlaments, eines anglikanischen u. eines katholischen Bischofs, des Kommandeurs der britischen Truppen in Südafrika, eines deutschen Generalkonsuls. Südlich von K. liegt an der Falschen Bai das schon erwähnte Simonstown (s. d.), ganz nahe der Stadt an der See Greenpoint und das Villenstädtchen Rondebosch. Die Stadt wurde 1652 gegründet und kam 1806 unter englische Herrschaft.

Kapstrom, s. Agulhas.

Kaptatörisch (lat.), Bezeichnung einer Handlungsweise, durch welche man jemand einen Vorteil oder Gewinn in Aussicht stellt, um ihn zu gewinnen und dadurch für sich selbst einen Vorteil zu erlangen (captatio). Daher nennt man kaptatorische letztwillige Verfügungen Dispositionen unter der Bedingung, daß der Bedachte den Testierer oder eine andre Person wieder letztwillig bedenken werde. Verfügungen dieser Art sind nach gemeinem Recht als unmoralisch und nichtig anzusehen, jedoch ohne daß dadurch die Ungültigkeit einer Disposition zu gunsten des Testierers, zu der sich der Bedachte etwa bewogen gesehen haben sollte, herbeigeführt würde.

Kaptäubchen, s. Tauben.

Kaptaube, s. Sturmvögel.

Kaptiön (lat. captio), das Fangen, verfängliche Art zu fragen, verfänglicher Trugschluß; kaptiös (lat. captiōsus), verfänglich; kaptiöse Fragen sind solche, welche in der Weise gestellt sind, daß der Befragte, indem er darauf antwortet, mittelbar eine Thatsache bestätigt, die er bei direkter Befragung wahrscheinlich bestreiten würde.

Kaptivieren (lat.), gefangen nehmen; jemand durch Kunst oder List für sich gewinnen; Kaptivation, Gefangennehmung; Kaptivität, Gefangenschaft.

Kaptor (neulat.), der Schiffer oder sonstige Befehlshaber eines Schiffes, welcher ein andres im Seekrieg wegnimmt (s. Prise).

Kaptschak, s. Kiptschak.

Kaptür (lat.), Wegnahme eines feindlichen Schiffes (s. Prise); Verhaftung; daher Kapturbefehl, ein von der Obrigkeit erlassener Befehl, jemand gegebenen Falls zu verhaften.

Kapu (Kapi, türk., »Thür, Pforte«), in der Türkei Bezeichnung für Amtsgebäude infolge einer uralten Sitte, nach welcher die Herrscher die Bittsteller am Eingang ihres Hauses empfingen u. anhörten. Die »Hohe Pforte« (Bâb-i âli), das Amtslokal des Großwesirs in Konstantinopel, heißt im Volksmund Pascha-Kapusi, d. h. Pforte des Paschas. Das heute unter letztern Namen bekannte Gebäude umfaßt außer den Büreaus des Großwesirats noch diejenigen der Ministerien des Äußern und des Innern sowie des Staatsrats (Schurai-devlet). Unter Scheich ul-Islam-Kapusi (»Pforte des Scheich«) versteht man die Büreaus des Scheich ul-Islam, unter Serasker-Kapusi diejenigen des Kriegsministers in Konstantinopel.

Kapudan-Pascha (Kapudan-Bey), der Großadmiral des osmanischen Reiches. Er hat den Rang eines Marschalls und war ehedem Gebieter über den um das Arsenal liegenden Teil von Pera sowie die türkischen Inseln des Schwarzen Meers und des Archipels nebst vielen Seeplätzen, aus denen er seine Einkünfte bezog; außerdem erhielt er ein Fünftel von der Beute. Jetzt ist der Titel gleichbedeutend mit Marineminister (Bahrije nâziri) oder Chef der Admiralität.

Kapudschi (Kapidschi, türk.), Thürhüter, Thorwächter, am türkischen Hof früher eine Art Serailbedienter. Das Korps der K. war in verschiedene Abteilungen eingeteilt. Kapudschi-Baschi (eigentlich Oberpförtner), Oberkämmerer, ein Titel für die niedern Hofbeamten des Sultans, der jetzt auch vielen in den Provinzen dienenden Beamten erteilt wird.

Kapunda, Stadt in der britisch-austral. Kolonie Südaustralien, an der Nordbahn, 80 km nördlich von Adelaide, berühmt durch ihr 1843 entdecktes, außerordentlich reiches Kupferbergwerk, das aber 1879 als erschöpft aufgegeben wurde, inmitten eines reichen Ackerbaudistrikts, mit vorzüglichen Steinbrüchen, schönem Hospital und (1890) 1942 Einw.

Kapurthalā, Tributärstaat in der britisch-ind. Provinz Pandschab, zwischen 31° 9′—31° 40′ nördl. Br. und 75° 3′—75° 38′ östl. L. v. Gr., 1606 qkm (29 QM.) groß mit (1891) 299,690 Einw. (170,557 Mohammedaner, 89,463 Hindu, 39,493 Sikh), wozu in Audh 1813 qkm (33 QM.) mit 249,301 Einw. kommen, über welche der Radscha keine Hoheitsrechte ausübt. Hauptprodukte sind Zuckerrohr, Baumwolle, Weizen, Mais, Tabak. Die Einkünfte des Staates betragen 180,000 Pfd. Sterl., wovon 13,100 Pfd. Sterl. als Tribut an die englische Regierung zu zahlen sind; außerdem hat der Radscha ein Kontingent von 1112 Mann mit 13 Geschützen zu stellen. Die Hauptstadt K. hat (1891) 16,747 Einw.

Kapusta (russ.), Kopfkohl, Kappes; s. Kohl.

Kaputt (kapott), zu Grunde gerichtet, verloren, fertig, entzwei etc. Das Wort stammt vom französischen Kartenspielausdruck capot (»matsch«).

Kapuvár, einst befestigter Markt im ungar. Komitat Ödenburg, an der Rabnitz und der Raab-Ödenburger Bahn, mit Schloß, Getreide- und Tabaksbau, Bezirksgericht und (1890) 6078 magyarischen (römisch-kath.) Einwohnern.

Kapuze (mittellat. caputium), Kleidungsstück, das den Kopf rings umgibt und als Kragen die Schultern bedeckt, hinten zugespitzt, vorn unter dem Kinn ge-

Digitized by Google

knöpft; wird besonders von Frauen und Mönchen getragen (bei letztern an die Kutte angenäht) und gab dem Kapuzinerorden den Namen. Vgl. Gugel.

Kapuzinade (franz.), possenhafte, derbe Strafpredigt nach Art derer der Kapuziner (s. d.); berühmt ist die Kapuzinerpredigt in »Wallensteins Lager« von Schiller.

Kapuziner (Capucini ordinis fratrum minorum), ein Zweig des Franziskanerordens, der unter allen Kongregationen die strengste Regel hat. Die K. tragen braune, wollene Kutten mit langen, spitzen Kapuzen (daher ihr Name) und Sandalen an den bloßen Füßen. Gestiftet 1525 vom Pater Matteo di Bassi (Baschi) im Observantenkloster Monte Falco in Urbino, 1528 vom Papst Clemens VII. bestätigt, konstituierten sie sich 1529 als einen extremen, das Proletariat unter den Mönchen darstellenden Bettelorden. Mit der Zeit fanden sie auch in Frankreich (seit 1573) und in Deutschland (seit 1592) sowie in der Schweiz und in Spanien (seit 1666) Eingang. Erst 1619 erhielten sie eigne Generale. Als burleske Volksprediger (daher der Ausdruck »Kapuzinade«) und geschickte Bettler verspottet und durch körperliche wie geistige Verwahrlosung herabgekommen, haben sie das Schicksal der Orden im vorigen wie in diesem Jahrhundert geteilt, bis der Aufschwung des Ultramontanismus auch ihnen wieder neue Kräfte zuführte. Gegenwärtig zählen sie in 53 Provinzen 533 Klöster, 239 Hospize, 50 Noviziate, über 3000 Patres und über 2000 Laienbrüder.

Kapuzineraffe, s. Rollschwanzaffe.

Kapuzinerbart, Pflanze, s. Cichorium.

Kapuzinerkraut, s. Nigella.

Kapuzinerkresse und **Kapuzinerkressenöl**, s. Tropaeolum.

Kapuzinerpflaume, s. Parinarium.

Kapuzinerpilz, s. Boletus.

Kapuzinerplatte, Gipfel des Habelschwerdter Gebirges, s. Glatz (Grafschaft).

Kapuzinerpulver, ein aus Stephanskörnern, Sabadill, weißer Nieswurz, Petersiliensamen, Anis &c. zusammengesetztes Pulver, das zur Vertreibung der Kopfläuse in die Haare gestreut wird, dessen Gebrauch jedoch nicht ganz unbedenklich ist.

Kapuzinerrose, s. Rose.

Kapuzinervogel (Gymnocephalus calvus *Geoffr.*), ein Sperlingsvogel aus der Familie der Schwätzer (Cotingidae), 42 cm lang, mit krähenartigem, aber viel flacherm Schnabel, kurzen, starken Füßen mit verhältnismäßig langen Zehen, ziemlich spitzen Flügeln und kurzem Schwanz, ist im Gesicht nackt, schwarz, das Gefieder ist ziemlich gleichmäßig rostrotbraun, Schwingen und Schwanzfedern sind schwarzbraun. Er bewohnt paarweise die Waldungen des nördlichen Brasilien und Guayanas, nährt sich von Früchten und macht sich durch seine laute Stimme bemerklich, die dem Blöken eines Kalbes gleicht.

Kap Verde (Cabo verde), s. Grünes Vorgebirge.

Kapverdische Inseln (Inseln des Grünen Vorgebirges), portug. Inselgruppe an der westafrikanischen Küste, 560 km vom Grünen Vorgebirge entfernt und zwischen 14° 45'— 17° 30' nördl. Br. und 22° 30'—25° 10' westl. L. v. Gr., besteht aus zehn bewohnten Inseln nebst einigen Felseilanden, deren Gesamtareal offiziell auf 4271 qkm (77,6 QM.), von Behm und Wagner auf 3851 qkm (69,9 QM.) berechnet wird. Die Inseln, welche in zwei Gruppen zerfallen, eine nordwestliche über dem Winde (Barlavento) u. eine südöstliche unter dem Winde (Sotavento), werden durch tiefe u. sichere Kanäle getrennt. Sie sind hoch, auf einigen erheben sich sogar ansehnliche, fast beständig mit Schnee bedeckte Berge, so auf São Antão der 2200 m hohe Zuckerhut Tope da Corôa (Pão d'Açucar), auf Fogo der Pico (2970 m), ein noch thätiger Vulkan, der 1847 große Strecken von Kulturland zerstörte. Die Inseln bestehen vorwiegend aus vulkanischen Gesteinen (Phonolithen und Basalten von verschiedenster Zusammensetzung und oft bimssteinartiger Struktur), unter welchen aber auch (auf São Vicente, St.-Thiago und besonders auf Maïo) als Reste eines alten Festlandes Gneise und andre kristallinische Schiefergesteine, ältere Kalksteine sowie Diorit, Syenit und Diabas hervortreten. Das Klima ist vom Dezember bis Juli heiß (Praya auf Santiago: Jahrestemperatur 24,5°, kältester Monat Februar 22,2°, wärmster September 26,6°, mittlere Jahrestemperatur 31 und 17°); im August beginnen die Winterregen, die bis Oktober anhalten, und nach denen das an sich schon ungesunde Klima am gefährlichsten ist. Während der Regenzeit sind Tornados, Gewitterböen, häufig. Die trockne Jahreszeit herrscht beim Wehen des Nordostpassats. Gelegentlich werden die Inseln von Winterwinden überweht. Regenmenge: Praya 32 cm an 23 Tagen, Januar bis Juni fast regenlos. Zusammenhängende größere Wälder fehlen. Nur vereinzelte angepflanzte Kokos- u. Dattelpalmenhaine sowie Kaffeeplantagen und Fruchtbäume sind sichtbar. Der Anbau, auf die Kulturgewächse der heißen Zone sich beschränkend, nämlich auf Reis, Zuckerrohr, Tabak &c., umfaßt nur vier Fünftel der Oberfläche des Bodens. An den 2000 m übersteigenden vulkanischen Bergen der Inselgruppe lassen sich zwei Regionen unterscheiden: die tropische, bis 500 m, und die gemäßigte, bis 1500 m. Die erstere zerfällt in die Formation der gesellig wachsenden strauchartigen Euphorbia Tuckeyana, zusammen mit Ficus Sycomorus und Gossypium punctatum wachsend, ferner in die Gesträuchformation der beiden endemischen Kompositen Nidorella Steetzii und N. varia, und in die Formation der Felspflanzen, mannigfach zusammengesetzt aus Lavendula rotundifolia, Campanula Jacobaea, Echium hypertropicum, Micromeria Forbesii u. a. Die gemäßigte Region läßt zu unterst gesellige, meist endemische Sträucher von Kompositen aufkommen, wie Inula leptoclada und Conyza-Arten, denen weiter aufwärts zum größten Teil eingewanderte Labiaten aus den Gattungen Rosmarinus, Ocimum und Lavendula folgen.

Die Kapverden gehören zur äthiopischen Region, besitzen aber, wie alle Inseln, eine Fauna für sich. Die Vogelwelt ist schwach vertreten und setzt sich fast durchweg aus afrikanischen Arten zusammen. Die Reptilien sind durch Arten aus zwei Familien, einen Gecko und einen Skink, vertreten; Amphibien und Süßwasserfische sind nicht bekannt. Die Mollusken verteilen sich auf 7 Süßwasser- und 22 Landschnecken: sie kommen sämtlich in bedeutender Höhe über dem Meeresspiegel vor. Von den Insekten sind am besten die Käfer bekannt mit 272 Arten, von denen eine große Zahl den Kapverden eigentümlich, ein Teil identisch ist mit Formen von den Kanaren und Madeira, ein andrer mit solchen von Afrika und nur wenige mit europäischen Arten. Schmetterlinge sind selten, Hymenopteren weniger selten, die Fliegen sind durch Repräsentanten dreier Formen vertreten; besonders reich an Arten wie an Individuen sind die Orthopteren. Sporen- und Tausendfüßer sind in wenigen Arten vorhanden.

Die Bevölkerung betrug 1885: 110,936 Seelen, welche sich auf die einzelnen Inseln wie folgt verteilen:

Digitized by Google

	QKilometer	Einwohner
Nordwestliche Inseln:		
São Antão	720	18351
São Vicente	207	7342
São Nicolão	375,5	8815
Boavista	593	3096
Sal	233	990
Südöstliche Inseln:		
São Thiago	967	45488
Maio	206	1837
Fogo	443	16004
Brava	55	9013

Die Felseneilande Branco und Razo (11 qkm) sowie Grande und Rombo (7 qkm) sind unbewohnt. Den zwanzigsten Teil der Bewohner bilden Nachkommen von Portugiesen, die 1461 auf diese damals gänzlich unbewohnte Insel geführt wurden, den Rest Farbige, Nachkommen der Negersklaven, die von der gegenüberliegenden Küste herstammen. Die Sprache ist eine Mischung portugiesischer und afrikanischer Elemente. Bei dem geringen Umfang des Kulturbodens ist der Ackerbau unbedeutend, u. der Ertrag an Reis, Mais, Hirse, Wein, Zuckerrohr, Tabak wird nicht selten durch die furchtbarste Dürre und durch Heuschreckenzüge vernichtet. Die Küsten sind reich an Fischen und die Ausbeute von Salz auf Boavista u. Sal, das nach Brasilien, dem La Plata und Afrika ausgeführt wird, bedeutend. São Antão ist reichlich bewässert, fruchtbar, aber schwer zugänglich, doch bietet die Bai von Tarrafal einen guten Ankerplatz, und erreicht im Tope da Corôa 2200 m. Seit kurzem ist die Kultur der Chinarinde eingeführt, Stahlquellen finden sich an mehreren Stellen. Hauptort ist Ribeira Grande an der Nordostküste mit 4500 Einw. São Vicente ist 1000 m hoch, wasserlos und unfruchtbar, enthält aber den besten Hafen der Gruppe Porto Grande, Station für die zwischen Europa und Brasilien, dem La Plata und Westafrika verkehrenden Dampfer, mit großer Kohlenniederlage und Station für die Telegraphenkabel, die Europa mit Südamerika verbinden. São Nicolão ist dürr, wenig gesund, im Monte Gordo 1347 m hoch und hat zur Hauptstadt Ribeira Brava mit 4000 Einw.; der besuchteste Hafen ist aber Preguizo (Freshwater). Auf dem wegen seiner Riffe und Sandbänke schwer zugänglichen, sandigen und unfruchtbaren Boavista wird ebenso wie auf Sal Salz gewonnen, auf letzterm 23,000 Ton. jährlich. Sal ist Sitz eines deutschen Konsuls. São Thiago ist von Bergen erfüllt (Pico da Antonia 1800 m), aber in den Thälern fruchtbar; Praia an der Südostküste ist Hauptstadt der ganzen Gruppe, Sitz des Gouverneurs, aber sehr ungesund und hat 21,000 Einw. Maïo hat schroffe Steilküsten, kein Trinkwasser, aber große Salzlager. Fogo hat einen 2970 m hohen Vulkankegel, den Pico, der 1841 einen großen Lavastrom bis zum Meer sandte, ist sehr gesund, fruchtbar (Mais, Tabak, Rinder) und reich an Schwefel und Bimsstein. Die Inseln wurden 1441 von den Genuesen Antonio und Bartolomeo di Nolli entdeckt und für Portugal in Besitz genommen; 1456 wurden sie von Cadamosto mit Ansiedlern besetzt, doch folgten diesen wenige Portugiesen nach; man führte danach Negersklaven ein. Vgl. Dölter, Über die Kapverden nach dem Rio Grande und Futa-Djallon (Leipz. 1884); Derselbe, Die Vulkane der Kapverden (Graz 1882).

Kapweine, die Weine vom Kap der Guten Hoffnung. Der Weinbau am Kap wurde 1660 durch Hugenotten begründet, und 1665 wurden die ersten Weinproben nach Holland gesandt. Im 18. Jahrh. und bis in die neuere Zeit galt der Kapwein für das edelste Getränk der Erde; gegenwärtig aber ist dieser Nimbus geschwunden, zumal die feinern, edlern Sorten nur in geringer Quantität erzeugt werden und wenig in den Verkehr kommen. Der Constantia verdankt seine Güte größtenteils der sorgfältigen Behandlung (Gesamtproduktion nicht über 1000 hl im Jahr); die Weinbauer aber verfahren oft genug in solcher Weise, daß der Weinhändler genug zu thun hat, um aus ihrem Wein trinkbare Sorten zu fabrizieren. Die Constantiaweine sind rote und weiße Likörweine erster und zweiter Klasse, von köstlichem Gewürz und einer Süßigkeit, welche in vollkommenem Einklang zum Alkoholgehalt steht; ihnen am nächsten steht der Rota aus Stulenbosch, ein roter Muskatwein, und der trockne, weiße Witteboom. Gute leichte, trockne Weißweine werden auch im Thal von Drakenstein, besonders beim Dorf Paarl, produziert, und diese Weine gehen meist als Kap-Rheinweine (Cape Hock; vgl. Hock). Man unterscheidet jetzt auch edlere K. und südafrikanische Weine, um die neuern, im Charakter, Körper und Geschmack wesentlich vervollkommten Weine nicht durch den übeln Ruf leiden zu lassen, den viele K. ehemals hatten. Die Gesamtproduktion wird auf 24,000 Pipen im Wert von 380,000 Pfd. Sterl. angegeben.

Kapwolken, s. Magalhãessche Wolken.

Kapys, 1) Sohn des Assarakos, Fürst der Dardaner, Vater des Anchises. — 2) Begleiter des Äneas und Gründer der nach ihm genannten Städte Caphyä (in Arkadien) und Capua.

Kar (in Schweden Botner), in den Deutschen Alpen Bezeichnung für kesselartige, thalähnliche Ausweitungen (Cirkusthäler) im Hochgebirge, die oft als Weide benutzt werden; in Tirol auch die nächste Umgebung der Almhütte. Der Karboden stürzt meist unvermittelt und oft in steiler Wand auf eine tiefere Thal- (oder Erosions-) Stufe ab; nicht selten finden sich Seen mitten in dem K. (vgl. Tafel »Seebildungen«, Fig. 4). Das Wort kommt auch in Namen von Bergen, Gletschern &c. vor, z. B. Karwendel, Schöttelkarspitze, Eiskar, Gemskarkogel u. a.

Kara (türk.), in zusammengesetzten Ortsnamen vorkommend, bedeutet »schwarz«.

Kara-Amid, Stadt, s. Diarbekr.

Káraba (Káruba, arab.-pers., »Stroh raubend oder anziehend«), der Bernstein, so benannt nach seiner elektrischen Eigenschaft.

Karabagh (pers., »schwarzer Garten«), ehemals selbständiges Chanat, jetzt der südlichste Teil des russ. Gouvernements Jelissawetpol in Transkaukasien, von Persien durch den Araxes getrennt, die jetzigen Bezirke Schuscha, Dschewanschir, Sangesur und Dschebrail umfassend, ist ein von Ausläufern des Kleinen Kaukasus (Karabaghbergen) erfülltes Gebirgsland, das im Kjambil 4740 m, Kapudschich 3918 m u. a. die Schneegrenze überragt, im O. aber in die Schirimkumsteppe übergeht. Die meist türkischen und armenischen Einwohner treiben Acker- und Obstbau, Viehzucht, Seidenraupen- und Bienenzucht. Hauptstadt ist Schuscha. Das Land stand zuerst unter der Oberherrschaft armenischer Fürsten (Melik), bis die tatarischen Einwohner einen damaligen Dorfältesten, Pana-Chan, zum alleinigen Fürsten erhoben. Dieser erbaute Schuscha und machte es zu seiner Residenz. Der letzte karabaghische Chan, Mechti Kuli-Chan, floh 1822 nach Persien, worauf die Russen K. unter eigne Verwal-

Digitized by Google

tung nahmen. Vgl. Radde, Karabagh (Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, Nr. 100, Gotha [1890]).

Karabaks, s. Pferde.

Karabiner (franz. carabine), ein für den bequemen Gebrauch der Kavallerie um 25—30 cm verkürztes Infanteriegewehr, selten über 1 m, in Deutschland 0,95, in Österreich 1,005, Frankreich 0,945 m lang. An der linken Seite war er früher mit einem Ring versehen, in den der an einem Lederriemen des Bandeliers befestigte Karabinerhaken eingehakt wurde. Er wird in Deutschland hinter dem rechten Schenkel am Sattel aufgehängt; der zum Fußgefecht am Karabinerriemen umgehängte K. liegt flach auf dem Rücken. In seiner Konstruktion schließt er sich an das Infanteriegewehr des betreffenden Staates an, dessen Patrone er auch verfeuert.

Karabinerhaken, eine metallene schleifenartige Vorrichtung, deren einer Schenkel aus zwei Teilen besteht, von denen der eine gegen den andern federt. K. werden bei der Ausrüstung der Soldaten, der Feuerwehr, an Uhrketten ꝛc. vielfach angewendet.

Karabiniere, ursprünglich soviel wie berittene Arkebusiere. Heinrich IV. teilte solche K. seiner schweren Reiterei zu, später waren sie bald in selbständige Abteilungen formiert, bald auf die Reiterregimenter verteilt. In der Napoleonischen Zeit gab es zwei, nach 1815 anfänglich eins, bald wieder mehrere Regimenter K. als schwere, aber mit einer längern Schußwaffe (Karabiner) versehene Reiterregimenter. Nach 1870 verschwand der Name in Frankreich. In den altpreußischen Reitertruppen wurden vielfach die Gefreiten K. genannt. Seit 1876 führt ein königlich sächsisches schweres Reiterregiment den auch schon früher in dieser Armee üblich gewesenen Namen K. Belgien hat ein Regiment K. unter seinen Fußtruppen. In Italien ist Karabinier soviel wie Gendarm.

Karabugas, großer Golf des Kaspischen Meeres an dessen Ostküste, der von demselben durch zwei schmale sandige Landzungen, zwischen denen ein schmaler Kanal hindurchführt, abgetrennt wird. Seine größte Länge von N. nach S. beträgt 160, seine größte Breite 140 km, seine Oberfläche übersteigt 16,000 qkm. An seiner Ostküste liegen zwei kleine Inseln. Seine Tiefe schwankt zwischen 4 und 12 m, sinkt aber an der Einfahrt bis auf 1 m. Durch diese Einfahrt strömt das Wasser des Kaspischen Meeres beständig mit großer Geschwindigkeit in den Golf. Da derselbe keinen Abfluß hat, so glaubte man früher, daß eine unterirdische Verbindung mit dem Schwarzen Meer bestehe, wohin das Wasser abfließe. Indessen hat v. Baer nachgewiesen, daß die starke Verdunstung der flachen, sehr großen Wasserfläche des Golfes die Erscheinung genügend erklärt. Der K. wird daher immer salziger (nach Baer empfängt er täglich 350,000 Ton. Salz), so daß Fische in ihm nicht mehr leben können und Salz in großen Massen sich an seinen Ufern ablagert.

Karachurma, s. Diospyros.

Karadagh, türk. Name von Montenegro.

Kara Degniz, türk. Name des Schwarzen Meers.

Karadjordje (»schwarzer Georg«), s. Czerny 1).

Karadschowa, s. Moglena.

Karadzić (spr. karádschitsch), Wuk Stefánović, der Begründer der neuserbischen Schriftsprache und Litteratur, geb. 7. Nov. 1787 in Trschitsch an der Drina im damals noch türkischen Serbien aus einer herzegowinischen Familie, gest. 7. Febr. 1864 in Wien. Obschon es in seinem Geburtsort an allen Bildungsmitteln fehlte, überwand doch der starke Wissensdrang des Knaben alle Hindernisse: aus einer altslawischen Bibel lernte er beim Hüten der Herde lesen, aus Schilf schnitzte er sich Federn, und aus Schießpulver bereitete er sich Tinte. Dabei sammelte er fleißig die Lieder, Sprichwörter und Erzählungen, welche im Munde des Volkes lebten. Nachdem sich K. an dem serbischen Aufstand gegen die Türken 1804 beteiligt, begab er sich nach Unterdrückung desselben nach Karlowitz in Österreich und besuchte die dortige Schule, wo er Lateinisch und Deutsch lernte. Hierauf nahm er an einem neuen Aufstand gegen die Türken als Sekretär des serbischen Führers Nenadović teil, wurde Geheimsekretär des Senats in Belgrad und mit wichtigen politischen Missionen betraut. Als aber 1813 die Türken wieder das Übergewicht erlangten und der Held Karadjordje nach Österreich fliehen mußte, begab sich K. gegen Ende 1813 nach Wien. Hier wurde er von dem Slawisten Kopitar, der seine ausgezeichnete Begabung für Auffassung von Volksart und Volkssprache erkannte, bewogen, sich ausschließlich litterarischen Arbeiten zu widmen. Die damalige serbische Schriftsprache war Kirchenslawisch (s. d.), vermischt mit serbischen Bestandteilen; K.' Bestreben war daher, die reine Volkssprache der Serben mit einfacher, verständlicher Orthographie an die Stelle jener zu setzen und zur Schriftsprache zu erheben. Zu diesem Zweck unermüdlich thätig, veröffentlichte er zunächst eine kleine Sammlung von Liedern in der serbischen Volkssprache (»Mala prostonarodna slaveno-srbska pesmarica«, Wien 1814), der er den ersten Versuch einer serbischen Grammatik (»Pismenica srbskoga jezika«, das. 1814) und sein serbisches Wörterbuch (»Srbski rječnik«, mit lateinischer und deutscher Übersetzung der Wörter und vielen ethnologisch-historischen Erklärungen, das. 1818; 2. vermehrte Aufl., 1852; 3. Aufl. 1892 ff.) folgen ließ. Als Einleitung war dem letztern Werk eine neue Bearbeitung seiner Grammatik beigegeben, die Jakob Grimm 1824 ins Deutsche übersetzte. Am meisten erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit, auch des Auslandes, durch seine musterhafte Sammlung serbischer Volkslieder: »Srpske narodne pjesme« (Leipz. u. Wien 1823—33, 4 Bde.; 2. erweiterte Ausg., Wien 1841—65; dazu noch »Srpske pjesme iz Herzegovine«, das. 1866), die in viele fremde Sprachen übersetzt wurde (deutsch von Gerhard, Leipz. 1828, 2 Bde.; von Kapper, das. 1852, 2 Bde.; von Talvj, 2. Aufl., das. 1853, 2 Bde.). Außerdem gab er für serbische Geschichte und Philologie den Almanach »Danica« (»Morgenstern«, Wien 1826—34, 5 Bde.) sowie »Serbische Volkssprüche« (»Srpske narodne poslovice«, 2. Aufl., das. 1849) und eine Sammlung serbischer Volksmärchen (»Srpske narodne pripovijetke«, das. 1853; 2. Aufl., das. 1870; deutsch von K.' Tochter Wilhelmine, Berl. 1854) heraus. 1828 wurde K. vom Fürsten Milosch von Serbien zur Ausarbeitung eines Gesetzbuchs beauftragt, infolgedessen er nach Belgrad übersiedelte; doch konnte er das despotische Wesen des Fürsten auf die Dauer nicht ertragen und kehrte nach zwei Jahren nach Wien zurück. 1834—35 bereiste er Dalmatien und Montenegro (worüber er in dem Werk »Montenegro und die Montenegriner«, 1837, berichtete), 1837—38 Ungarn und Kroatien, später wiederholt Serbien. Von den Akademien der Wissenschaften zu Wien, Berlin, Petersburg, Moskau ꝛc. wurde er zum Ehrenmitglied ernannt. Von seinen Schriften ist noch seine mustergültige serbische Übersetzung des Neuen Testaments (Wien 1847) zu erwähnen. Anfangs vielfach angefochten, ist K. mit seinen Reformen jetzt allgemein

Digitized by Google

durchgedrungen. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erscheint im Auftrag der serbischen Regierung seit 1887 in Belgrad (bis jetzt 2 Bde., 1887 u. 1891).

Karäer (Karaiten, hebr. Karaïm, »Schriftforscher, Schriftbekenner«, von dem Singular Kara, »Bibelleser«, auch im Gegensatz zu den Rabbaniten B'ne Mitra genannt), jüd. Sekte, welche die rabbinische Tradition verwirft und zum Buchstaben des mosaischen Gesetzes zurückkehrt, in der Mitte des 8. Jahrh. von Anan ben David in Babylonien gestiftet und einige Generationen hindurch nach ihrem Stifter Ananäer genannt. Im allgemeinen stets gering an Zahl, hielten sich die K. bis in die Zeit der Kreuzzüge in Palästina und wanderten nach der Einnahme Jerusalems durch die Kreuzfahrer teils nach Ägypten und Griechenland, teils nach Südarabien und über die Küstenländer der Berberei nach Spanien aus. Gegenwärtig trifft man sie nur noch zerstreut in der Krim und Südrußland (ca. 5500), im Orient, in Nordafrika und Ägypten, wo lange Zeit in Kairo der Sitz ihres religiösen Oberhauptes war. Ihre in arabischer und hebräischer Sprache geschriebene Litteratur ist ziemlich reich. Zu den ältesten Schriftstellern der K. gehören: Benjamin ben Mose Hawendi (Nahawendi), Daniel ben Mose al Komsi, Joseph ben Noach Habozri, Jude hadassi, Jakob ben Isak al Kirkasani, dessen Sohn Joseph Haroeh, Sahal ben Mazliach, Salman ben Jerochim, Jefet ha Levi u. a. Einzelne ihrer Werke sind in neuerer Zeit in Koslow (Eupatoria) gedruckt. Die K. haben keineswegs durch Verwerfung der rabbinischen Tradition die Religionsübung erleichtert und vereinfacht, sondern sie in Erschwerungen gekleidet, die, wie z. B. ihr Sabbat-, Schlacht- und Ehegesetz rc., weit drückender sind als die Satzungen der Rabbiner. Scharfe Widerlegung erfuhr das Karäertum durch Saadja, Juda ha Levi, Abraham Ibn Esra und David Neto. Vgl. Fürst, Geschichte des Karäertums (Leipz. 1865).

Karaferia, Stadt, s. Berria.

Karaffe (franz.), Flasche von weißem, meist geschliffenem Glas, mit gläsernem Stöpsel; Karaffine, kleine K.

Karafuto, Insel, s. Sachalin.

Karagane, s. Caragana.

Karagassen, ein nur noch 800 Köpfe zählender tatarischer Volksstamm in Sibirien, am Nordabhang des Sajanischen Gebirges, das einzige türkische Jägervolk Sibiriens. Eine Grammatik ihrer der der Jakuten und Sojonen verwandten Sprache nebst Lexikon lieferte Castrén (hrsg. von Schiefner, Petersb. 1858).

Karagatsch, s. Kundrowsche Tataren.

Karageorgiewitsch, serb. Fürstenfamilie, die mit Czerny Karadjordje (s. Czerny 1) den Thron bestieg, seit 1859 vertrieben ist, aber ihre Ansprüche aufrecht erhält. Jetziges Haupt der Familie ist Prinz Peter K. (geb. 1846), Sohn des Fürsten Alexander (s. Alexander 23), der wegen seines Anteils an der Ermordung des Fürsten Michael Obrenowitsch (1868) von dem Pester Gericht verurteilt wurde und 3. Mai 1884 starb; Prinz Peter, 1883—90 mit einer Tochter des Fürsten von Montenegro vermählt gewesen, ist mit diesem wegen seiner Verschwendung zerfallen und hatte auch die Gunst des Zaren verscherzt. Sein jüngerer Bruder, Arsenius K., ehemals russischer Gardeoffizier, ist mit einer reichen Prinzessin Demidow di San Donato vermählt.

Karaghatsch, Eisenbahnstation von Adrianopel, 4,5 km von demselben entfernt, und Dorf mit englischem und italienischem Konsulat und 4000 Einw.

Karagin, Insel, s. Kamtschatka.

Kara Giorg, Pseudonym, s. Brühl 3).

Karagola, Ort im Distrikt Purniah, Division Bhagalpur der britisch-ind. Provinz Bengalen, am linken Gangesufer, berühmt wegen seiner zehn Tage dauernden Messe, die 30—40,000 Menschen aus allen Gegenden Indiens und Nepals zusammenführt. Die Cholera ist wiederholt von hier aus verbreitet worden.

Karagos (türk., eigentlich »Schwarzauge«, arab. Chajâl, Chiâl), eine dem chines. Schattenspiel ähnliche, mit unserm Kasperle-Theater zu vergleichende Volksbelustigung der Türken, bei welcher der Spieler hinter einer erhellten transparenten Leinwand beliebige Puppen herumtanzen läßt; wird meist von obscönen Reden begleitet und bildet vorzüglich im Fastenmonat Ramasan eine beliebte Abendunterhaltung. Vgl. v. Luschan im »Internationalen Archiv für Ethnographie«, Bd. 2 (1889).

Karagunides, griech. Name walachischer Hirten in Akarnanien, welche in sieben Dörfern westlich des Aspropotamos (Suroveli, Ochtu, Katsaros, Buscha, Ruschas, Kutschobina und Gatia Pipa) ansässig geworden sind und auch Ackerbau betreiben, während sie früher mit ihren Herden zwischen dem Pindos und Akarnanien (s. d.) hin und her zogen.

Karagwé (Karagué), Landschaft in Äquatorialafrika, am Westufer des Victoria Nyanza, zwischen 1° und 2° 40' südl. Br., im N. und W. begrenzt vom Kagera (gegen Budu und Ruanda), im S. vom Gebiet der Ussui, besteht aus einer bis 1600 m hohen Parklandschaft mit schönen Wiesen und großem Wildreichtum, in die Flußthäler, teils zum Kagera (Muisa, Kinyowassi), teils zum Victoria Nyanza (Lahugati), ziehend, und Seen (Urigi, Ikimba, Ruanyana) eingesenkt sind. Die Bevölkerung (ca. 150,000) besteht aus der herrschenden Klasse der Wahuma (s. d.), einem Hirtenvolk von heller Farbe und edler Gesichtsbildung, und den ihnen nahe stehenden Wanyambo, welche die Hauptmasse der Bevölkerung bilden. Der Herrscher von K. ist ein Vasall von Uganda. Bedeutendster Ort und Handelsplatz, an dem sich viele arabische Händler niedergelassen haben, ist Kafuro; eine Araberkolonie befindet sich nordöstlich davon am Kagera an der Kitunda-Fähre; am Victoria Nyanza ist die deutsche Militärstation Bukoba (s. d.) errichtet worden.

Karaïben, s. Kariben.

Karaïbenfisch, s. Sägesalmler.

Karaïskakis, Georgios, griech. Freiheitsheld, Armatole aus Skyl..aria bei Arta im westlichen Griechenland, geb. 1782, gest. 1827, war infolge des unermüdlichen Kampfes der Bewohn.r seines Distrikts gegen die türkische Tyrannei mit der Führung des kleinen Krieges vertraut geworden und erwarb sich die besondere Gunst Ali Paschas, in dessen Garde er 1807 eintrat. Nach dessen Sturz schloß er sich dem griechischen Aufstand an und erwarb sich, klein, aber feurig und begabt, durch geschickte Kriegführung in Ätolien großen Ruhm. Als 1825 Missolunghi hart bedrängt wurde, bezog K., den seine Geliebte in Amazonentracht begleitete, bei Salona ein Lager, um von dort aus die Belagerer durch rastlose Angriffe zu beunruhigen. Als die Festung dennoch fiel, ward K. zum Oberanführer in Rumelien ernannt und zwang durch kleinen Krieg die türkischen Truppen bald zur Räumung dieser Provinz. Hierauf wandte er sich mit 6000 Mann nach Livadien, siegte bei Dobrena und eilte von da nach Arachova, wo er im Dezember 1826 den Feind nach langem, heftigem Gefecht völlig besiegte und

Digitized by Google

aus den Köpfen der 2000 gefallenen Türken eine Pyramide als Siegeszeichen errichtete. Scharen von Freiwilligen strömten nun zu K.' Fahnen. Schon hatte er durch neue Siege bei Volizza und Levanto den Weg nach W. geöffnet und Chaidara erreicht, als im Januar 1827 unerwartet die Türken bei Distomo erschienen. K. trat ohne Säumen den Rückweg an, stieß 18. Febr. bei Karistos auf den Feind und schlug ihn aufs Haupt. Bei dem Versuch, die Akropolis zu entsetzen, fiel er 4. Mai 1827 unweit der vom Piräeus nach Athen führenden Straße. Dort ward ihm 4. Mai 1835 ein Denkmal errichtet. Panagiotis Sutsos hat K. zum Gegenstand eines Trauerspiels gemacht. Vgl. Paparrhigopulos, Georg K. (Athen 1877).

Karaiten, s. Karäer.

Karájan, Theodor Georg von, Germanist, geb. 22. Jan. 1810 in Wien von griechischen Eltern, gest. 28. April 1873, studierte in seiner Vaterstadt und arbeitete hierauf 1829—32 in der Kanzlei des Kriegsministeriums, 1832—41 im Archiv des Finanzministeriums. Seit 1841 bei der kaiserlichen Hofbibliothek angestellt, ward er im Mai 1848 ins deutsche Parlament gewählt. Im November 1850 erhielt er die Professur der deutschen Sprache und Litteratur an der Wiener Hochschule, welche er jedoch infolge der Verordnung des Grafen Thun, daß kein Akatholik an der Universität zu Wien ein akademisches Ehrenamt bekleiden dürfe, niederlegte. Er wurde 1851 Vizepräsident der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1848 war, 1854 Kustos der Hofbibliothek, 1866 Präsident der Akademie, 1870 zweiter Vorstand der Hofbibliothek. K. hat sich namentlich durch Ausgaben älterer deutscher Litteraturwerke Verdienste erworben. Dahin gehören: »Frühlingsgabe für Freunde älterer Litteratur«, ein Sammelwerk (Wien 1839; 2. Aufl. u. d. T.: »Der Schatzgräber«, Leipz. 1842); Michael Behaims »Buch von den Wienern« (Wien 1843) und dessen »Zehn Gedichte zur Geschichte Österreichs und Ungarns« (1849); ferner »Seifried Helbling« (1844); »Deutsche Sprachdenkmale des 12. Jahrhunderts« (1846); »Wolfgang Schmelzls Lobspruch der Stadt Wien« (1849); »Zwei bisher unbekannte deutsche Sprachdenkmale aus heidnischer Zeit« (1858) u. a. Außerdem veröffentlichte er unter anderm: »Zur Geschichte des Konzils von Lyon 1245« (Wien 1850); »Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg« (das. 1852); »Über Heinrich den Teichner« (das. 1855); »Maria Theresia und Graf Sylva-Tarouca« (das. 1859); »Joseph Haydn in London 1791 und 1792« (das. 1861); »Abraham a Sancta Clara« (das. 1867); »Kaiser Leopold I. und Peter Lambeck« (das. 1868); »Zu Seifried Helbling und Ottacker von Steiermark« (das. 1870). — Sein ältester Sohn, Max Theodor v. K., geb. 1. Juli 1833, seit 1859 Professor der Philologie an der Grazer Universität, schrieb unter anderm: »Über die Handschriften der Scholien zur Odyssee« (Wien 1857).

Karakal, s. Luchs.

Karakal, Hauptstadt des Kreises Romanatzi in Rumänien (Walachei), südöstlich von Krajowa, an der Staatsbahnlinie Piatra-Corabia, Sitz des Präfekten und eines Tribunals, mit 11 Kirchen, Gewerbeschule und (1889) 10,915 Einw. Hier 30. Mai 1854 siegreiches Gefecht der Türken gegen die Russen.

Karakalpaken (»Schwarzmützen«), türk. Volksstamm in Mittelasien, welcher einen Bruchteil der Bevölkerung in den russischen Gebieten Astrachan, Tobolsk und Turkistan, in Bochara und Chiwa (in letzterm am zahlreichsten) ausmacht. Als Überbleibsel eines Volkes, das im 17. Jahrh. keine unwichtige Rolle in den mittelasiatischen Steppen spielte, erscheinen sie jetzt als die am meisten unterdrückten von allen mittelasiatischen Nomaden. Sie erfreuen sich des Rufes, die schönsten Frauen in Turkistan zu haben, stehen aber sonst auf einer äußerst niedrigen Stufe. Sie beschäftigen sich mit Ackerbau, Viehzucht und Fischerei.

Karakan, s. Fuchsfelle.

Karakane, japan. bronzeartige Legierung aus Kupfer, Zink, Zinn, Blei, dient als Glockenmetall.

Karake (Karacke), die nach Art der Kriegsschiffe armierten Handelsschiffe (Ost- und Westindienfahrer) der Portugiesen und Spanier des 16. und 17. Jahrh., hatten hohe Back und Schanze und führten 30—40 Kanonen und 600—1300 Mann Besatzung.

Karakirgisen, Volksstamm, s. Kirgisen.

Karakol, s. Karaül.

Karakol, Hauptstadt des gleichnamigen, auch Issikulscher genannten Kreises (52,673 qkm mit [1890] 77,993 Einw.) der Provinz Semiretschinsk des russ. Generalgouv. Turkistan, 16 km südöstlich vom See Issi-kul, 1700 m ü. M., hat ein Denkmal Prschewalskijs, der hier starb, und dem zu Ehren die Stadt 1889 Prschewalsk genannt wurde, und (1890) 2435 Einw. (Russen und Sarten).

Karakolieren (franz.), Herumtummeln des Pferdes in Rundwendungen, beliebte Fechtart der Deutschen Reiter (s. d.).

Karakorúm, 1) (tibet. Nyentschen Thangla, »Steppenpaß der großen Wildnis«, im W. auch Mustagh, »Eisgebirge«, genannt) Gebirgskette in Zentralasien, das zweithöchste Gebirge der Erde, zieht vom Pamirplateau in südöstlicher Richtung die Nordgrenze von Kaschmir entlang und bildet die Nordkette des Himalajasystems sowie die Wasserscheide zwischen den Becken des Indus und des Tarim. Der K. besteht aus weiten Hochthälern mit Thalsohlen bis zu 5210 m Höhe; die sie begleitenden Berge erreichen im Dapsang 8620 m. Der 5650 m hohe Karakorumpaß verbindet das Thal des Schajok mit dem des Jarkand; westlicher liegen der Mustag- und der Kundschutpaß. Die Schneegrenze liegt auf der Nordseite bei 5500 m, auf der Südseite bei 5800 m (s. Karte »Zentralasien«). Vgl. Schlagintweit, Die Pässe über die Kammlinien des K. (Münch. 1874); Conway, Climbing and exploration in the Karakorum-Himalayas (Lond. 1894). — 2) (Chara-Cheem, »schwarze Festungsmauer«) die Ruinen des Hoflagers der ehemaligen Mongolenchane im nördlichen Asien, im Gebiete der Chalka, 8 km vom Orchonfluß, unter 46° 45′ nördl. Br. und 102° öst. L. v. Gr., im SW. von Urga, bestehen aus viereckigen, 500 Schritt langen Wällen von Thonerde. Hier residierten Dschengis-Chan und seine Nachfolger bis 1264. Doch verlegt d'Anville K. weiter nach SO., nördlich vom südlichen Altai.

Karakúm (kirgis., »schwarzer Sand«), Sandwüste im russischen Turkistan, nordöstlich vom Aralsee, zwischen diesem, den Flüssen Sir Darja und Sary Su und dem Aralkal-Barbisee gelegen. Die Länge dieser wasserlosen Fläche ist 370 km von WNW. nach OSO., 370 km lang und 140 km breit, besteht aus kahlen Flugsandhügeln und Depressionen mit Resten von Meeresmuscheln; die dürftige Vegetation gestattet Herden den Aufenthalt.

Karakus (türk., »Schwarzauge«, in Algier Karakeuch, Garagus), die Hauptperson aller moham-

Digitized by

mechanischen Marionetten- und Schattentheater, ein Hanswurst gröbster Sorte, von der Erscheinung des auf der römischen Bühne heimischen Priap, dessen überaus derben Späßen gleichwohl im Monat Ramadan jung und alt mit gleicher Hingebung lauscht.

Karalēne, ein 1811 auf dem Boden des Gutes Kummetschen, im Kreis Insterburg des preuß. Regbez. Gumbinnen, nach Pestalozzischen Grundsätzen angelegtes evang. Schullehrerseminar.

Karaman (Karaman Ili), Landschaft im südlichen Kleinasien, umfaßt das heutige Liwa Konia oder die alten Landschaften Lykaonien, Isaurien und Teile von Kappadokien, im weitern Sinne wohl auch das ganze Wilajet Konia. Der Norden und Nordwesten gehört der unbewohnten Salzsteppe südwestlich vom Tüz-Tschöllü oder Salzsee an; den Westen und Süden füllt der gewaltige Taurus. Im westlichen Teile liegen mehrere gewaltige Seen: Akschehr Göl, Egerdir Göl, Beischehr Göl rc. K. hat seinen Namen von einem Stamm Karaman, der einst über K. herrschte, 1466 aber den Türken unterthänig wurde. Die Stadt K. (das alte Laranda), 90 km südöstlich von Konia, am Nordfuße des Taurus 1260 m hoch gelegen, ist besser erhalten als sonst kleinasiatische Städte, hat viel Fontänen, 7 Moscheen, ein Kastell, Baumwollenweberei und 7—8000 Einw.

Karambolieren (franz.), beim Billard (s. d., S. 1041) seinen Ball so spielen, daß er mit mehreren (wenigstens zwei) Bällen zusammenprallt oder sie berührt; im übertragenen Sinn von Personen gebraucht, die in unliebsamer Weise zusammentreffen. Karambolage (spr. -ahsch), das Karambolieren.

Karamel, braune amorphe Masse, welche beim Erhitzen des Zuckers auf 190—220° entsteht; sie schmeckt bitter, zieht an der Luft Feuchtigkeit an, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht gärungsfähig und kann nicht wieder in Zucker verwandelt werden. K. färbt große Mengen Wasser oder Weingeist braun und wird als Zuckerkouleur (Kouleur) zum Färben von Likören, Bier, Essig, Rum, Obstwein, Bratensaucen rc. benutzt. Diese Zuckerkouleur bereitet man aus Stärkepulver oder Stärkesirup, welcher mit etwa 2,5 Proz. Ätznatron und 5 Proz. Wasser (für Essigkouleur mit kohlensaurem Ammoniak) gekocht wird, bis er sich in eine dunkelbraune, sich aufblähende Masse verwandelt hat, die man mit Wasser vermischt, bis sie Sirupskonsistenz angenommen hat. Vgl. Ätzmuß, Die Fabrikation der Zuckerkouleur (Berl. 1866).

Karamsin, Nikolai Michailowitsch, der berühmteste russ. Geschichtschreiber, geb. 12. Dez. 1765 zu Michailowka im Gouv. Orenburg, gest. 3. Juni 1826 in Zarskoje Selo, erhielt seine Bildung in Moskau, trat sodann zu Petersburg in Militärdienste, verließ aber dieselben bald wieder, um sich den Wissenschaften zu widmen. Nachdem er mit seinen »Blättern für Kinderlektüre« und »Lektüre der Kinderschriften« (Mosk. 1785—89, 2 Bde.) als Schriftsteller aufgetreten, unternahm er 1789 eine Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich und kehrte 1791 nach Moskau zurück, wo er zunächst mit andern das »Moskauische Journal« (1791—92) begründete, dann die »Aglaja« (1794—95, 2 Bde.; deutsch von Biedenfeld, Leipz. 1819), eine Sammlung romantischer und historischer Erzählungen, »Meine Bagatellen« (1794—98), eine Sammlung seiner kleinern poetischen und prosaischen Arbeiten, und die »Briefe eines reisenden Russen« (Mosk. 1797—1801, 6 Bde.; deutsch von Richter, Leipz. 1802, 6 Bde.) veröffentlichte. Es folgten die »Aeonidae« (Mosk. 1799), eine Sammlung von Gedichten, das »Ausländische Pantheon« (1798), eine Art Litteraturzeitung, und das »Pantheon russischer Autoren« (1801). 1803 zum Reichshistoriographen ernannt, arbeitete er seitdem ununterbrochen an seinem Hauptwerk, der »Geschichte des russischen Reiches« (Petersb. 1816—29, 11 Bde., von denen der letzte von Bludow vollendet ist; 5. Aufl., das. 1840—45; dazu Register von Strojew, das. 1836), einem bis jetzt insbes. in Bezug auf die Form unübertroffenen Nationalwerk, zu dessen Abfassung der Staat ihm alle Archive öffnete, und dessen Druck der Kaiser mit einer namhaften Summe unterstützte. Die beste Übersetzung ist die französische von Saint-Thomas und Jauffret, von K. selbst durchgesehen (Par. 1819—20, 8 Bde.); eine deutsche Übertragung, nach der zweiten Originalausgabe, erschien Leipzig 1820—33, 11 Bde. Karamsins Werk reicht nur bis 1611. Sein litterarischer Nachlaß erschien 1862 in Petersburg. Zu Simbirsk ward ihm 1845 ein Denkmal gesetzt. Seine Biographie schrieb Pogodin (Mosk. 1865, 2 Bde.).

Kara Mustafa, Großwesir, Sohn eines Spahi, ward von Mohammed Köprili erzogen und befördert, auch zum Schwiegersohn erwählt, kämpfte mit diesem 1667—69 auf Kreta, folgte 1676 seinem Schwager Achmed Köprili als Großwesir, führte dann mit Polen Krieg, schloß Sobieski am Dnjestr ein, machte aber 1680 Frieden. Nachdem er sich mit einer Tochter Mohammeds IV. vermählt, unternahm er 1682, um Tököly als Vasallenkönig von Ungarn einzusetzen, mit einem großen Heer einen Kriegszug gegen Kaiser Leopold I. und drang langsam bis Wien vor, das er vom Juli bis September 1683 belagerte. Da er dasselbe aber nicht erstürmen ließ, um nicht die Beute mit dem Heer teilen zu müssen, erlitt er durch das deutsch-polnische Heer 12. Sept. die große Niederlage am Kahlenberg. Als er auf dem fluchtähnlichen Rückzug nach Belgrad bei Partany noch eine Schlacht verlor, wurde er 25. Dez. 1683 auf Befehl des Sultans in Belgrad erdrosselt.

Karānos (Caranus), nach der griech. Sage ein Herakliде, aus dem Geschlecht des Temenos, welcher im 8. Jahrh. v. Chr. von Argos nach Makedonien zog, sich in den Besitz des Landes setzte, die Hauptstadt Ägä gründete und der Stifter des makedonischen Königshauses wurde.

Karanowac, Flecken, s. Kraljevo.

Karánsebes (spr. káránschébesch), Stadt im ungar. Komitat Krassó-Szörény, an der Temes und der Bahnlinie Temesvár-Orsova, Sitz eines griechisch-orientalischen Bischofs, mit Weinbau, Handel, elektrischer Beleuchtung, einem Gerichtshof und (1890) 5464 meist rumänischen u. magyarischen (griech.-orientalischen u. römisch-katholischen) Einwohnern. Nordöstlich von K., das früher Sitz des Komitats Szörény war, liegt der in das Komitat Hunyad führende Eiserne Thorpaß und der Bergwerksort Ruszkabánya (s. d.).

Karantanen, Stamm der Südslawen, dessen Wohnsitze bei Beginn des Mittelalters zwischen Drau und Save, etwa im heutigen Kärnten, lagen.

Karantel, Berg, s. Quarantana.

Karápanos, Konstantin, griech. Archäolog, geb. 13. März 1840 zu Arta in Epirus, machte seine Studien zu Janina, Korfu und Athen, erwarb hier 1861 den juristischen Doktorgrad und ward alsbald der türkischen Gesandtschaft zu Paris beigegeben, fungierte später als Generalsekretär der Société générale de

Digitized by Google

l'Empire ottoman, gründete dann ein Bankgeschäft, widmete sich aber seit 1876 ausschließlich archäologischen Studien. Er nahm auf seinen ausgedehnten Besitzungen Ausgrabungen vor, deren Ergebnis die Entdeckung der Ruinen von Dodona war. Eine Reihe der gefundenen Kunstgegenstände war 1878 in Paris ausgestellt. Er selbst beschrieb seine wichtige Entdeckung in einem größern Werk: »Dodone et ses ruines« (Par. 1878, 2 Bde.), und wurde zum Mitglied der archäologischen Gesellschaften zu Paris und Berlin ernannt.

Karapapachen, Volksstamm in der russisch-transkaukas. Provinz Kars, benannt nach ihren Mützen aus schwarzem Lammfell, bestehen aus eingebornen Türken und aus Tataren, die früher aus Bortschalo im Gouv. Tiflis flüchteten; sämtlich Mohammedaner (Schiiten und Sunniten) und (1886) 24,134 Köpfe stark.

Karapatöl, abführend wirkendes Öl aus den Samen von Swietenia Mahagoni.

Karas (oder Krassó, spr. kárasch, kráschschō), Fluß in Ungarn, entspringt im Komitat Krassó-Szörény unterhalb Resicza im Dognácskagebirge, wendet sich sodann südwestlich und mündet, nachdem er in das Komitat Temes eingetreten ist, nach 113 km langem Laufe bei Palánka in die Donau.

Karasi, Sandschak der asiat. Türkei mit der Hauptstadt Balikesri, bildete 1884—87 mit dem Sandschak Bigha (s. d.) zusammen das Wilajet K., gehört aber seitdem zum Wilajet Chodawendikjâr.

Karásin, Nikoláj Nikolájewitsch, russ. Belletrist und Zeichner, geb. 1842, wurde im Moskauer Kadettenkorps erzogen, trat nach Ablauf der Studienzeit als Offizier in die Armee, kämpfte 1863—64 gegen die aufständischen Polen, ließ sich darauf in die turkistanische Armee versetzen und machte in derselben 1865—71 mit Auszeichnung alle Feldzüge mit. Während seines Aufenthalts in Turkistan entwickelte sich sein Talent für Skizzenmalerei, und er nahm endlich seinen Abschied, um sich ganz der Thätigkeit eines Illustrators zu widmen. Seitdem hat K. bei allen russischen Feldzügen in Zentralasien sowie auch im russisch-türkischen Feldzug von 1877—78 als Korrespondent und Zeichner für russische und ausländische illustrierte Blätter fungiert. Außerdem ist K. ein talentvoller belletristischer Schriftsteller. Die bis jetzt von ihm erschienenen Romane und Erzählungen: »An der fernen Grenze Rußlands«, »Auf der Jagd nach Gewinn«, »Im Schilfrohr« rc. zeugen von einer lebhaften Phantasie, die den eigentümlichen Scharfblick des Dichters für die besondere Gefühls- und Anschauungswelt der asiatischen Völkerschaften trefflich ergänzt und interessante Kulturbilder mit charakteristisch ausgeprägtem Kolorit zu Tage förderte.

Karasu (»Schwarzwasser«), Name mehrerer Flüsse in den von türkisch-tatarischen Volksstämmen bewohnten Ländern. Am bedeutendsten sind der K. oder Struma (s. d.) und der K. oder westliche Quellfluß des Euphrat (s. d.).

Karasu-Basar, Stadt im russ. Gouv. Taurien, am Fluß Karasu, an einer Felsenwand gelegen und von schönen Gärten umgeben, hat 2 griechisch-katholische, eine armenisch-gregorianische und eine römisch-kath. Kirche, 24 Moscheen und Minarets, mehrere jüdische Synagogen, Gerberei, Fabrikation von Burkas (Zirkelmäntel aus Kamelhaar) und (1889) 13,843 Einw. — K. ist ein sehr alter Ort, wie die im Berge Ackai befindlichen Höhlen beweisen. Die blühendste Periode der Stadt war unter der Herrschaft der Genuesen, von welchen sie im 15. Jahrh. in die Hände der Tataren überging. Nachdem die Krim Rußland einverleibt worden, ward K. zur Hauptstadt derselben bestimmt, diese jedoch nach fünf Jahren (1784) nach Simferopol verlegt. Bemerkenswert ist der Tasch-Chan, ein mit einer 13 m hohen Steinmauer umgebenes, festungsartiges Kaufhaus.

Karasutsas, Joannes, neugriech. Dichter, geb. 9. Juli 1824 in Smyrna, gest. 3. April 1873, gab frühzeitig durch die Gedichtsammlungen: »*Λύρα*« (1839) und »*Μοῦσα θηλάζουσα*« (1840) Proben seiner Begabung, wurde 1850 Professor am Gymnasium in Nauplia, 1852 in Athen und schied nach zehn Jahren aus dem Staatsdienst. Er endete durch Selbstmord. Weitere Dichtungen von ihm sind: »*Ἑωθιναὶ αὖραι*« (»Morgenlüfte«, 1846); »*Ποιητικὸν ἀπάνθισμα*« (»Poetische Blumenlese«, 1849 ff.); »*Βάρβιτος*«, Gedichtsammlung (1860), und »*Κλεονίκη*«, erzählendes Gedicht (1868).

Karāt (arab. Kirât, span. und portug. Quilate), der getrocknete Schotenkern des Johannisbrotes (Ceratonia siliqua *L.*, griech. kerátion, arab. charub), womit man in Afrika das Gold, in Ostindien die Diamanten zu wiegen pflegte. Als Juwelengewicht zerfällt das K. in 4 Grän oder 64 Teile und wiegt in Holland und Rußland 205,894, in England 205,3, in Frankreich 205,5 (früher 205,873), in Spanien 205,42, in Portugal 205,782, in Toscana 196,494 und in Neapel 205,615 mg; das preußische = 205,537 und das österreichische = 206,103 mg sind zwar gesetzlich, aber nicht thatsächlich abgeschafft, und beim Diamantenhandel gelten alle diese Maße als gleichwertig. Außerdem bediente man sich (jetzt selten) des Karats zur Bezeichnung der Feinheit des Goldes und verstand unter »weißer Karatierung« die Gold-Silber-, unter »roter« die Gold-Kupferlegierungen, unter »gemischter« die mit beiden Metallen hergestellten Legierungen. In Bologna = 1/20 Ottava des frühern Handelsgewichts und in Mittelitalien = 1/10 Ferlino; in der Türkei früher zu 4 Grän = 1/16 Drachme oder 199,76 mg.

Karatassos, griech. Freiheitsheld, geb. 1766 in Dobra (Makedonien), gest. 21. Jan. 1830 in Naupaktos, war 1790—1821 Armatol von Südmakedonien und begünstigte thunlichst die Vorbereitungen zum Befreiungskrieg. Im Frühjahr 1822 trat er offen gegen die türkische Herrschaft auf, ward Heerführer und kämpfte in dem befestigten Nausa gegen türkische Übermacht, wobei sein hoffnungsvoller Erstgeborner den Heldentod fand, die Gattin aber mit drei andern Kindern in Sklaverei geriet. K. mit zwei Söhnen schlug sich nach Missolunghi durch und kämpfte bis 1830 als General stets unbesiegt bei Peta, auf Euböa, Skiathos, bei Schoinolacka u. Thermopylä. — Sein zweiter Sohn, Demetrius Tsiamis K., geb. 1798, gest. 1861, war während der Freiheitskriege Genosse aller Kämpfe seines Vaters, dann erster Adjutant des Königs Otto, seit 1856 Statthalter von Argolis. Er kommandierte die Aufständischen 1841 und 1854 in Makedonien und starb in Belgrad auf einer Rundreise zur Vorbereitung eines allgemeinen Aufstandes gegen die Türken. Sein und seines Vaters Leben beschrieb N. Philippides (Athen 1879).

Karatataren (Nogaier), s. Tataren.

Karategin, Landschaft in Zentralasien, der östlichste Teil des Chanats Bochara, zwischen 38° 45′—39° 40′ nördl. Br. und 69° 50′—71° 40′ östl. L. v. Gr., grenzt im N. und O. an das russische Ferghanagebiet, im S. an Darwas und im W. an Hissar

Digitized by

und ist 21,535 qkm (391 QM.) groß. An der Nordgrenze ziehen das Hissar- und das Serafschangebirge (Pik Baba 6000 m), an der Südgrenze der Periochtau (7600 m) und das Darwasgebirge hin. Sie schließen das Thal Surchab ein. Das Klima ist rauh und schneereich; der Winter beginnt Mitte Oktober und dauert bis Mitte Mai, mit einer Temperatur bis gegen —40° R. Die Abhänge und Thäler tragen Nußbäume, Ahorne, Ebereschen, Apfel- und Birnbäume, auch zieht man Maulbeer-, Aprikosen-, Pfirsich-, Kirschbäume, stellenweise auch Wein. Die Flüsse führen Goldsand. Ackerbau wird eifrig betrieben, so daß trotz der Dichte der Bevölkerung (Tadschik und Karakirgisen) Getreide ausgeführt wird. Bei der Ausdehnung der Weiden ist auch die Viehzucht (Ziegen, Pferde, Schafe, Rindvieh) bedeutend. Der Fürst, ein Vasall des Emirs von Bochara, führt den Titel Schah und wohnt in Harm (Garm), mit 340 Höfen, am rechten Ufer des Surchab. — Über die Geschichte ist sehr wenig bekannt. Bis 1868 soll K. vollkommen unabhängig gewesen sein und unter der oligarchischen Verwaltung eines Schahs aus den Nachkommen Alexanders von Makedonien gestanden haben. 1868 versuchte der unabhängige Regent des Kuljab, Sary-Chan, ein Schutzbündnis gegen den Emir von Bochara abzuschließen. Der damalige Schah Musafar ging darauf nicht ein und wurde infolgedessen von Sary-Chan, der in K. einbrach, gefangen genommen. Letzterer, durch einen Angriff des Emirs von Bochara gezwungen, nach Kuljab zurückzukehren, setzte den gefangenen Schah Musafar als seinen Regenten in K. ein. Später (1870) wurde K. von chokandischen Truppen eingenommen und Schah Musafar als Kriegsgefangener Chudajar-Chan übergeben, bis Bochara wieder seine Ansprüche auf das Land geltend machte. 1877 wurde K. vollständig von Bochara abhängig, erhielt von dort einen Bey und wird jetzt vollständig als Provinz von Bochara verwaltet.

Karatheodori, Alexander (Iskender Pascha), türk. Staatsmann, geb. 20. Juli 1833 in Konstantinopel aus einer angesehenen griechischen Familie des Fanar, wurde erst in Konstantinopel, dann in Paris ausgebildet, trat in den diplomatischen Dienst der Pforte, war in mehreren europäischen Hauptstädten Botschaftssekretär und wurde von Aali Pascha in das auswärtige Ministerium berufen. Nachdem er sich 1869 mit der Tochter des Fürsten Musuros von Samos vermählt hatte und einige Zeit Gesandter in Rom gewesen war, trat er 1876 als Musteschar (Unterstaatssekretär) in das Ministerium. Im Juni 1878 ward er zum Range eines Bala mit dem Titel Pascha erhoben und zum ersten Bevollmächtigten der Pforte auf dem Kongreß in Berlin ernannt. Nach Beendigung des Kongresses führte er in Wien die Verhandlungen mit der österreichischen Regierung über die Okkupation Bosniens und ward im November zum Generalgouverneur von Kreta, 4. Dez. aber zum Minister des Auswärtigen unter Chereddin ernannt. Im Juli 1879 wieder zurückgetreten, ward er 1885 zum Fürsten von Samos erhoben und 1895 wieder zum Gouverneur von Kreta ernannt.

Karatierung, s. Karat und Goldlegierungen.

Karätigkeit, s. Feingehalt und Karat.

Karatowa, Stadt im türk. Wilajet Kossowa, 64 km östlich von Üsküb, 683 m hoch in einem Felsenkessel gelegen, hat mehrere kleine Moscheen, eine christliche Kirche, Bergbau auf silberhaltiges Blei, Metallwarenindustrie und 4500 Einw. (meist Bulgaren).

Karatschew, Kreisstadt im russ. Gouv. Orel, südöstlich von Briansk, 254 m ü. M., am Snešhet (zur Desna) und an der Eisenbahn Orel-Witebsk, mit 10 Kirchen, einer Stadtbank, zahlreichen Ölpressen und Seilereien, Handel mit Hanf, Korn, Tannen, Flachs, Mohn- und Hanfsamen und (1889) 14,852 Einw.

Karatschi (Karachi, Kurrachee), Hauptort des gleichnamigen Distrikts (36,556 qkm mit [1891] 564,880 Einw.) der britisch-ind. Provinz Sind (Präsidentschaft Bombay), unter 24° 51′ nördl. Br. und 67° 4′ östl. L. v. Gr., am äußersten Nordende des Indusdeltas, nahe dem Südabfall der Pabberge Belutschistans, im Hintergrund einer Bai, zu der eine 5,6 km breite Einfahrt zwischen Manora Point (mit Leuchtturm und Fort) und der Insel Kiamari hindurchführt. Bei der letztern legen die mit K. verkehrenden Schiffe an, die Industhalbahn hat hier ihre Endstation. Ein 4,6 km langer Hafendamm verbindet die Insel mit der Stadt. Letztere, in neuester Zeit durch eine vorzügliche Wasserleitung mit gutem Trinkwasser versorgt, ist völlig im modernen englischen Stil erbaut, enthält mehrere Kirchen u. Schulen, einen großen Palast des Commissioners, Bibliothek, Museum, fünf Banken, große Baumwollenpressen, Eisenwerke, ist Sitz eines deutschen Konsuls u. einer Handelskammer und hat (1891) 105,199 Einw. (44,503 Hindu, 52,957 Mohammedaner, 5986 Christen), davon in der nahen Militärstation 7004 (2826 Christen). Die reichen Europäer bewohnen die Villenstadt Clifton. K. ist an die Stelle des versandeten, jetzt weit von der Küste liegenden Schah Bandar getreten, doch hat der Hafen beträchtliche Kosten verursacht und verlangt solche noch immer, um ihn vor Versandung durch die von der Strömung der Küste entlang getriebenen Ablagerungen des Indus zu sichern. K. ist der einzige Seehafen der Provinz Sind. Seine gegenwärtige kommerzielle Bedeutung verdankt K. in erster Linie der überraschenden Zunahme des Weizenbaues im Pandschab, als dessen Ausfuhrhafen es gelten kann. Während des nordamerikanischen Bürgerkrieges war K. auch Hauptausfuhrhafen für Baumwolle. Jetzt werden hauptsächlich ausgeführt: Weizen, Thee, Ölsaaten, Wolle, Baumwolle, Felle, 1894 für 6,823,781 Rupien, während die Einfuhr 4,216,591 Rupien betrug. Es liefen 157 Dampfer von 180,398 Ton. ein, darunter die der British India Steam Navigation Co., der Hall Line und der Messageries maritimes. — Die Stadt kam 1842 unter britische Herrschaft, war damals aber nur ein unbedeutender Ort mit 14,000 Einw. unter dem Herrscher von Haidarabad.

Karatsu, Hafenstadt in der japan. Provinz Hizen, auf der Insel Kiusiu, nördlich von Nagasaki an der Genkai-nada, mit (1887) 7718 Einw., welche Kohlen und Porzellan ausführen; wurde 1889 dem fremden Handel eröffnet.

Karaûl (spr. kara-ūl, Karaghol, Karakol), Wache, Wachtposten; in der Türkei auch Name der Wachthäuser, die, mit einigen Gendarmen besetzt, an den Balkanpässen ꝛc. zur Sicherung der Landstraßen errichtet sind.

Karausche (Carassius *Nils.*), Gattung aus der Ordnung der Edelfische und der Familie der Karpfen (Cyprinoidei), karpfenähnliche, breite Fische mit endständigem Maul ohne Bartfäden, vier einreihig gestellten Schlundzähnen und rückwärts gesägtem Knochenstrahl in den Rücken- u. Afterflossen. Die Seekarausche (Karutsche, Bauernkarpfen, Barutschel, Gareisl, C. vulgaris *Nils.*, s. Tafel »Teichfischerei«,

Digitized by Google

Fig. 8), bis 35 cm lang und über 1 kg schwer, mit sehr stumpfer, engmäuliger Schnauze, sehr breiter Stirn und schwach ausgeschnittener Schwanzflosse, dunkel messinggelb, auf dem Rücken stahlblaugrün, auf den Flossen mit rötlichem Anflug, in der Färbung sehr variierend, findet sich in ganz Mittel-, Nord- und Osteuropa, besonders in stehendem Wasser, gedeiht auch in sehr unreinem Wasser, lebt in der Tiefe von Würmern, faulenden Pflanzenstoffen und Schlamm, verweilt im Winter in Erstarrung in der Tiefe, laicht im Juni oder Juli an seichten Stellen und vermehrt sich sehr stark. Das Weibchen legt gegen 100,000 Eier. Durch die Kultur sind zahlreiche Abarten entstanden, von denen eine mit sehr gestrecktem Leib als Giebel (Steinkarausche, C. Gibelio *Bl.*) beschrieben wurde; eine andre Varietät ist durchweg goldgelb (Goldkarausche, Goldfisch). Auch erzeugt die K. regelmäßig Blendlinge mit dem Karpfen. Die K. eignet sich zur Zucht in moderigem Wasser und als Futter für Forellen. Besonders geschätzt ist sie in Rußland, wo sie alle Gewässer der Steppen bevölkert. Ihre Lebenszähigkeit gestattet, sie zu jeder Jahreszeit zu versenden. Zur Gattung K. gehört auch der Goldfisch (s. d.).

Karavelle (Karawele, span. carabēla, griech. karabion, »Krabbe«), Bezeichnung für Fahrzeuge verschiedenster Form und Größe im 15. und 16. Jahrh. Die carabela redonda hatte Quersegel und die c. latina Lateinsegel. Vgl. Schiff. Karavellen waren die Schiffe des Columbus, Vasco da Gamas und der übrigen Seefahrer jener Zeit. Beschreibung der K. des Columbus in den »Mitteilungen aus dem Gebiet des Seewesens« (Pola 1891, S. 503, und 1892, S. 114). In Frankreich heißt K. noch heute eine Art Fischerfahrzeuge.

Karawāne (v. pers. karwân, kerwân, eigentlich kâr-bân, soviel wie Handelsschutz), Benennung der Reisegesellschaften im Orient, wo unzulängliche polizeiliche Maßregeln das Alleinreisen in gewissen Zeiten und Gegenden unmöglich machen. Die Karawanen sind zumeist Handelskarawanen (s. Karawanenhandel); es gibt aber auch Pilgerkarawanen, die von allen Teilen der muslimischen Welt nach Mekka, Kerbela und andern berühmten Wallfahrtsorten ziehen. An der Spitze der K. befindet sich der Kerwan-Baschi (Karawanenoberhaupt), in einigen Ländern vom betreffenden Fürsten dazu ernannt und sogar mit dem jus gladii bekleidet. Karawanenstraße nennt man jeden sichern Handelsweg und Karawanseraien öffentliche Gebäude in den Städten und an der Handelsstraße, in welchen jene Reisegesellschaften mit ihren Pferden und Kamelen Unterkunft finden. In Städten bestehen sie zumeist aus viereckigen, oft mit Pracht aufgeführten, ein oder zwei Stock hohen Gebäuden mit rund herumlaufenden Zellen, deren Zimmer in den obern Stockwerken auf rund um einen Hof laufende Galerien sich öffnen. In diesen Zimmern wohnen die Kaufleute mit ihrer Ware, während das Erdgeschoß und die Kellerräume von den Tieren eingenommen werden. In der Mitte einer derartigen Herberge befindet sich bisweilen ein Wasserbassin zum Tränken der Tiere und zu den Waschungen vor dem Gebet. Die Karawanseraien, in der Türkei gewöhnlich Chane (s. d.) genannt, sind zumeist fromme Stiftungen reicher Kaufleute, hoher Würdenträger und fürstlicher Personen. In der Türkei haben sich in der Errichtung solcher Gebäude besonders hervorgethan: Sultan Murad I., Mohammed II., Soliman der Prächtige und Achmed IV.; in Persien Schah Abbas II. und dessen Mutter, in Mittelasien Abdullah Chan Scheibani. Vgl. Vambéry, Sittenbilder aus dem Morgenland (Berl. 1876).

Karawanenhandel, die Art des Handels, bei der die Beförderung von Waren durch Karawanen stattfindet, wie sie namentlich in Asien und Afrika seit Menschengedenken betrieben wird. Während ein großer Teil von Asien und Nordafrika fast ausschließlich auf das Kamel als Verkehrsmittel angewiesen ist, treten in Nordasien das Pferd, der Hund und das Renntier, im Himalaja der Yak und das Schaf, in ganz Südafrika und auf den malaiischen Inseln der Mensch, in Südamerika das Maultier an seine Stelle. Ganz Arabien, Syrien, Mesopotamien, Kleinasien, Persien, die arabisch-kaspischen Steppen, die Kirgisensteppe und das Balchaschgebiet überspannend, reicht die Zone des Kamels über Innerasien bis nach Indien (Powindahkarawane), Tibet und China hinein, selbst ganz Nordwestchina nördlich vom Jantsekiang ist auf das Kamel als Verkehrsmittel angewiesen. Doch tritt in Persien vielfach das Maultier an seine Stelle, in Sibirien das Pferd und der Renntier- oder Hundeschlitten. Die wichtigste Karawanenstraße Zentralasiens zieht von Taschkent aus südlich am Balchaschsee vorüber ins Ilithal nach Kuldscha, dem größten Markt im nördlichen Tiënschan, folgt diesem Gebirge ostwärts bis Barkul und überschreitet es zwischen Barkul und Chami. Dann beginnt die Wüstenreise über Ansifan nach Sutschoufu, von wo die Straße den Nordrand des Nanschangebirges begleitet, allmählich gegen Südosten ansteigend, bis sie den Huangho bei Lantschau erreicht. Das ist die berühmte Jiemönnpassage, die verhältnismäßig bequem aus Westasien nach China führt. Von Lantschau durchläuft sie Kansu und Nordschensi in der Richtung nach Singanfu im Thal des Hweiho, von wo die Waren einerseits nach Peking, anderseits nach dem Jantsekiang gebracht werden. Eine zweite große Karawanenstraße führt von Kiachta über Urga und Sairussu in die Wüste Gobi und weiter nach Kalgan. Sie vermittelt den Handel zwischen China und Sibirien und hat eine Abzweigung von Sairussu nach Uliassutai im SW. des Chingangebirges. In Nordafrika ist das Kamel gleichfalls das Verkehrsmittel; die Zone der Kamelkarawane reicht aus der Sahara bis in den Sudân hinein. Im zentralen tropischen Afrika wird das Kamel durch den Menschen abgelöst. Die Länder der Trägerkarawanen sind das ganze Kongobecken, die Hinterländer der Niederguineaküsten, teilweise auch die von Oberguinea, Ostafrika, das Seengebiet, das Obernilgebiet, die Länder zwischen dem Uëlle und dem Weißen Nil sowie alles Land bis südlich an den Sambesi und Kunene. Auch in Afrika haben sich, bedingt durch den Wüstencharakter der Sahara, über die nur wenige durch Anlage von Brunnen gangbare Wege führen, den Steppencharakter des Ostens und die Urwälder des Innern und des Westens sowie wegen der Notwendigkeit des Zusammenschlusses zahlreicher Menschen zu einer Expedition bestimmte Pfade herausgebildet, auf denen sich der Handel und Verkehr zwischen den einzelnen Ländern bewegt. In neuester Zeit hat der K. einige Einbuße erlitten durch die Eröffnung der Dampfschiffahrt auf tief ins Land eindringenden Flüssen sowie durch die Anlage von Eisenbahnen. Übrigens kann auch von einem K. zur See während des Altertums u. Mittelalters gesprochen werden, indem damals zu gegenseitiger Sicherung vor Seeräubern eine Anzahl

Digitized by Google

von Kauffahrteischiffen bei gemeinsamer Fahrt sich zu einer Admiralschaft zusammenschloß.

Karawanken, Gebirgszug der Ostalpen, zur südlichen Kalkalpenzone gehörig, westlich von den Karnischen Alpen durch den Gailitzbach getrennt, erstreckt sich an der Grenze von Kärnten und Krain über 100 km weit östlich bis zum Mißlingbach und bildet einen namentlich nach N. steil abfallenden Rücken. Die höchsten Gipfel sind der Stou (Hochstuhl, 2239 m), Mittagskogel (2144 m), Koschutta (2135 m), Storschitz (2134 m), Petzen (2124 m) und Hochobir (2031 m). Über den 1370 m hohen Loiblpaß führt eine Straße von Klagenfurt nach Laibach. Die kahle, wild zerrissene, blaßrötliche Kalksteinkette gewährt besonders vom Drauthal aus einen imposanten Anblick. Vgl. Jahne, Führer durch die K. (Wien 1882).

Karawanserai, s. Karawane.

Karawēlow, Petko, bulgar. Politiker, geb. 1840 zu Kalofer, ward in Moskau erzogen, studierte in Dorpat und wurde Lehrer in Poltawa, dann in Philippopel. Nach Ausbruch des russisch-türkischen Krieges 1877 wurde er zum Vizegouverneur von Widdin ernannt. 1879 zum Mitglied der Nationalversammlung von Tirnowa gewählt, hatte er hervorragenden Anteil an der Abfassung der Konstitution von Tirnowa und galt für den Führer der Radikalen. Unter Zankow 1880 Finanzminister, ward er bald Ministerpräsident, aber durch den Staatsstreich von 1881 beseitigt, worauf er in Ostrumelien für die großbulgarische Idee thätig war. 1884 ward er zum Präsidenten der Sobranie gewählt und, da Zankow hierauf zurücktrat, an die Spitze der Regierung gestellt. K. betrieb nun die Revolution in Philippopel 18. Sept. 1885 und bewog den Fürsten, dieselbe anzuerkennen und die Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens thatsächlich durchzuführen. Durch den Gewaltstreich gegen Alexander 21. Aug. 1886 wurde auch K. gestürzt, vereinigte sich aber mit Mutkurow und Stambulow zu einer Gegenrevolution, welche die Verschwörer der Herrschaft beraubte. Fürst Alexander ernannte K. bei seiner Abdankung 7. Sept. zu einem der drei Regenten, er entzweite sich aber mit Mutkurow und Stambulow, da er das gute Verhältnis zu Rußland aufrecht erhalten wissen wollte. Er nahm daher 13. Nov. 1886 seine Entlassung und ward sogar im März 1887 wegen Verdachts des Hochverrats verhaftet, indes bald freigelassen. 1892 wegen Teilnahme an einer Verschwörung zu mehrjährigem Gefängnis verurteilt, erlangte er erst 1895 seine Freiheit wieder.

Karbamid, soviel wie Harnstoff.

Karbaminsäure (Amidoameisensäure) CH_3NO_2 oder $NH_2.COOH$ ist im freien Zustande nicht bekannt, ihr Ammoniumsalz ist im Hirschhornsalz, dem käuflichen kohlensauren Ammoniak, enthalten u. entsteht aus Ammoniak und Kohlensäure: $2NH_3+CO_2=NH_2.CO_2.NH_4$. Salze der K. finden sich im Hundeblut und entstehen aus Leucin und Tyrosin bei Behandlung mit übermangansaurem Kali. Die Salze fällen Chlorcalciumlösung nicht und geben in wässeriger Lösung, besonders beim Erhitzen mit Mineralsäuren, Ammoniak u. Kohlensäure. Das Ammoniumsalz $NH_2.CO_2.NH_4$ zerfällt in derselben Weise bei 60°; beim Erhitzen im geschlossenen Rohr zerfällt es bei 130° in Harnstoff und Wasser. Die Ester der K. nennt man Urethane.

Karbanil (Phenylcyanat, Phenylisocyanat) C_7H_5NO oder $C_6H_5.CON$ entsteht aus Anilin und Karbonylchlorid und bildet eine farblose Flüssigkeit von scharfem, zu Thränen reizendem Geruch, siedet bei 163°, zersetzt sich mit Wasser und bildet mit Ammoniak und Aminbasen substituierte Harnstoffe, mit Alkoholen und Phenolen Ester der Karbanilsäure (Phenylkarbaminsäure) $C_7H_7NO_2$ oder $NH.C_6H_5.COOH$. Diese Säure ist im freien Zustande nicht bekannt. Ihre Ester sind die Phenylurethane.

Karbatsche (türk. Kurbatsch), aus ledernen Riemen geflochtene Peitsche.

Karbazōl (Diphenylimid) $C_{12}H_9N$ oder $C_6H_4.NH.C_6H_4$ findet sich im Rohanthracen und entsteht aus Dämpfen von Diphenylamin oder Anilin im glühenden Rohr (daher Nebenprodukt bei der Darstellung des Anilins). Es bildet farblose Blättchen, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, schmilzt bei 238°, destilliert bei 354° und ist sehr beständig. Durch Behandlung des Karbazols mit Eisessig und Salpetersäure kann man ein Dinitrokarbazol und durch Reduktion dieser Verbindung Diamidokarbazol erhalten, welches mit salpetrigsaurem Natron u. Salzsäure eine Tetrazoverbindung liefert. Durch Paarung der letztern mit Salicylsäure erhält man Karbazolgelb.

Karbimid, s. Cyansäure.

Karbinōl, soviel wie Methylalkohol $CH_3.OH$. Nach derselben Nomenklatur ist Äthylalkohol Methylkarbinol $CH_3.CH_2.OH$ und Isopropylalkohol Dimethylkarbinol $CH.CH_3.CH_3.OH$.

Karbitz, Stadt in Böhmen, Bezirk Aussig, am Fuß des Erzgebirges und an der Aussig-Teplitzer Bahn, hat ein Bezirksgericht, bedeutenden Braunkohlenbergbau, Fabriken für Ultramarin und Knöpfe, Juteweberei, Gerberei, Dampfmühle und (1890) 4656 deutsche Einwohner.

Karbodynamīt, ein Dynamit aus Korkkohle und Nitroglycerin.

Karboīd, von Hedges angegebene Mischung aus Graphit und Speckstein, die unter hydraulischem Druck zusammengepreßt und scharf gebrannt wird, dient zu Lagerschalen für Wellen, die keine Schmierung erfordern.

Karbōlgaze, s. Verbandstoffe.

Karbōlharn, s. Phenol.

Karbolineum, aus schwerem Steinkohlenteeröl (Anthracenöl) dargestelltes antiseptisches Mittel, welches besonders zur Konservierung von Holz (Baumpfähle, in Stallungen), gegen Hausschwamm und auch gegen Blutlaus benutzt wird.

Karbolismus, s. Phenol.

Karbōljute, Karbōlmull, s. Verbandstoffe.

Karbōlöl, Lösung von 1 Teil Phenol in 9 Teilen Olivenöl, dient zur Behandlung von Wunden.

Karbōlsäure, s. Phenol.

Karbōlseide, s. Verbandstoffe.

Karbōlvergiftung, s. Phenol.

Karbōlwasser, eine Lösung von 2 oder 3 Proz. und unter Umständen mehr Phenol in Wasser, dient zur Behandlung von Wunden und zur Desinfektion.

Karbōlwatte, s. Verbandstoffe.

Karbōn, s. Diamant, S. 973.

Karbōn (karbonisches Schichtensystem), soviel wie Steinkohlenformation (s. d.).

Karbonāde (franz.), Rostbraten; gewöhnlich kleineres, noch am Knochen festsitzendes Rippenstück.

Karbonāri (»Köhler«), Name einer geheimen politischen Gesellschaft in Italien, die in der Zeit der französischen Herrschaft über Neapel entstand und mit dem Freimaurerbund zusammenhing, von dem

Digitized by Google

sie manche Formen ihrer Organisation entlehnte. Ihr Ritual war vom Kohlenbrennen hergenommen. Reinigung des Waldes von Wölfen, d. h. Kampf gegen Tyrannei, war die Grundlage ihrer Symbole. Untereinander nannten sich die Mitglieder »gute Vettern«. Der Versammlungsort hieß »Hütte« (baracca), die äußere Umgebung »Wald«, das Innere der Hütte »Kohlenverkauf« (vendita), der Verein sämtlicher Hütten einer Provinz eine »Republik«. Solche Republiken waren die von Westlukanien in Principato citeriore, die aus 182 Hütten bestand und ihren Sitz zu Salerno hatte, die von Ostlukanien in Basilicata zu Potenza, von Hirpinien, Daunien ꝛc. Ihr Ziel war die Begründung nationaler Unabhängigkeit und freisinniger Staatsformen. Sie bekämpften daher auf das entschiedenste die Reaktion in Italien seit 1815. In Neapel zählten sie Tausende von Mitgliedern und spielten bei der Revolution von 1820 eine wichtige Rolle. Die Zahl ihrer Mitglieder wuchs infolge davon auf 300,000, doch wußten sie die Volksmenge in den Schranken der Mäßigung zu halten. Seit der Restauration der Bourbonen hatten sich auch in **Frankreich** zahlreiche geheime Gesellschaften gebildet, die sich mit den K. verbrüderten. Als nach der Niederlage der revolutionären Partei in Neapel und Piemont sämtliche Regierungen die Teilnahme an der Verbindung der K. als Hochverrat verpönten, wurde Paris der Mittelpunkt der **Charbonnerie**, die nun einen vorherrschend französischen Charakter annahm. Eine Venta zählte höchstens 20 »bons cousins«, wie sich auch in Frankreich die Eingeweihten nannten, im Gegensatz zu den Nichtkarbonari, den »pagani«. Die Abgeordneten von 20 Venten bildeten eine Zentralventa, die durch einen Deputierten mit der hohen Venta ihrer Provinz oder ihres Departements in Verbindung stand. Eine höchste Venta zu Paris ließ durch Emissäre den hohen Venten ihre Befehle zukommen. Es galt bei ihr der Grundsatz, daß nichts Schriftliches aufbewahrt, die ganze Verbindung nur durch mündlichen Verkehr unterhalten werden dürfe. Gewöhnlich kannte jeder Karbonaro nur die Mitglieder seiner Venta. Nach ihren Statuten sollte der Eidbruch, sobald er zur Entdeckung ihrer Geheimnisse führe, nach dem Spruch eines geheimen Gerichts und durch die Hand eines durch das Los bestimmten bon cousin mit dem Tode bestraft werden. Seit ihrer Verpflanzung nach Frankreich bis zum Ende des französisch-spanischen Krieges und dem Umsturz der Cortesverfassung war die Charbonnerie sehr thätig und hatte auch unter dem Militär Verbindungen. Nach dem Siege der Restauration in Spanien und bei der Rückwirkung dieses Ereignisses auf Frankreich beschränkte sich aber die Verbindung auf eine revolutionäre Bearbeitung des Geistes der Nation. Nach der Julirevolution schlossen sich viele der einflußreichsten Mitglieder der Charbonnerie der neuen Regierung an, und die frühere Verbindung löste sich auf. Dagegen bildete sich unter den Republikanern eine neue sogen. Charbonnerie démocratique, die auf Gründung einer republikanischen Verfassung ausging und ihre Formen aus der alten Karbonaria entlehnte. Die Grundsätze dieser neuen Charbonnerie, von Teste in dem »Projet d'une constitution républicaine« entwickelt, sind Babeufs Ideen und Ansichten von einer absoluten Gleichheit, die Teste jedoch nur so weit verfolgte, als er an die Möglichkeit ihrer baldigen Verwirklichung glaubte. An der Spitze der Verbindung stand Buonarroti (s. d. 2), ein früherer Mitverschworner Babeufs; nächst ihm waren Teste und der Deputierte d'Argenson die hauptsächlichsten Leiter. Das ausschließende Streben dieser Männer, alles von Paris abhängig zu machen, war später mit die Veranlassung, daß sich zuerst mehrere italienische Flüchtlinge, unter ihnen namentlich Mazzini, der ihnen seit 1827 angehörte, von der Gesellschaft lossagten, um das **junge Italien** (s. Junges Europa) zu gründen, was zu vielfachen Kämpfen u. gegenseitigen Anklagen dieser Verbindungen führte. Noch 1841 wurde in Südfrankreich eine als **reformierte Karbonaria** bezeichnete Verbindung entdeckt. Damit verschwinden jedoch ihre Spuren, wenigstens ist die Verbindung als solche ohne allen Einfluß auf die Umwälzung im Februar 1848 geblieben. Vgl. »Denkschriften über die geheimen Gesellschaften im mittäglichen Italien und insbesondere über die K.« (von S. Bartholdy, Stuttg. 1822); **Greco**, Il tentativo dei Carbonari di Calabria citeriore nel 1813 (Cosenza 1866).

Karbonāt, s. Diamant, S. 973.

Karbonāte, soviel wie Kohlensäuresalze; **Kaliumkarbonat**, kohlensaures Kali.

Karbonation (lat.), s. Saturation.

Karbonide, Verbindungen des Kohlenstoffs, organische Verbindungen, von denen man nach der Anzahl der Kohlenstoffatome, die den Kohlenstoffkern bilden, Mono- und Di-, Tri-, Tetra- ꝛc. oder Polykarbonide unterscheidet.

Karbonisches Schichtensystem, soviel wie Steinkohlenformation (s. d.).

Karbonisieren (v. lat. carbo, »Kohle«), soviel wie verkohlen; in der Wollwarenindustrie die Zerstörung der Wolle beigemengter vegetabilischer Körper, wie Kletten, Baumwolle ꝛc., durch Tränken mit vierprozentiger Schwefelsäure und Trocknen bei 110—120°. Die Wolle widersteht der Säure, während die Pflanzenstoffe zerstört werden und ihre Reste leicht beseitigt werden können. K. heißt auch die Behandlung der Rohsodalauge mit Kohlensäure behufs der Umwandlung des Ätznatrons in kohlensaures Natron.

Karbonit, Sprengstoff aus Nitrobenzol, Cellulose, Kalisalpeter und Barytsalpeter, soll gegen Hitze und Kälte sehr unempfindlich sein, entwickelt aber bei der Explosion mehr schädliche Gase als Kieselgurdynamit.

Karbōnsäuren, organische Säuren, welche die Karboxylgruppe COOH enthalten. Die Karboxylgruppe vereinigt sich mit Wasserstoff zu Ameisensäure und mit einwertigen Radikalen zu zahlreichen **Monokarbonsäuren** (z. B. Essigsäure oder Methylkarbonsäure CH_3COOH, Propionsäure oder Äthylkarbonsäure $C_2H_5.COOH$). Mit zweiwertigen Radikalen verbinden sich zwei Karboxylgruppen [Methylenkarbonsäure oder Malonsäure $CH_2(COOH)_2$, Äthylenkarbonsäure oder Bernsteinsäure $C_2H_4(COOH)_2$] zu **Dikarbonsäuren**, mit dreiwertigen Radikalen verbinden sich drei Karboxylgruppen zu **Trikarbonsäuren** [Aconitsäure $CH_3(COOH)_3$] ꝛc. Die K. sind meist starke Säuren und bilden beständige Salze und Äther. Sie entstehen ganz allgemein bei der Oxydation organischer Verbindungen, der Kohlenwasserstoffe, Alkohole, Aldehyde ꝛc. Da der Wasserstoff in der Karboxylgruppe durch Metalle vertretbar ist ($CH_3.COOK$, Kaliumacetat), so bedingt die Anzahl der im Molekül einer Säure enthaltenen Karboxylgruppen die Basizität der Säure.

Karbonyl, in der Chemie die Atomgruppe CO, welche als zweiwertiges Radikal in vielen Verbindungen auftritt, z. B. in den Aldehyden, verbunden

Digitized by Google

mit einem organischen Radikal und einem Wasserstoffatom: Acetaldehyd $CH_3.COH$ und in den Ketonen verbunden mit zwei Radikalen: Aceton $CH_3.CO.CH_3$.

Karbonylchlorid (Karboxylchlorid, Chlorkohlenoxyd, Kohlenoxychlorid, Phosgen) $COCl_2$ entsteht aus trocknem Chlor und trocknem Kohlenoxyd im Sonnenlicht oder in Berührung mit Knochenkohle bei gewöhnlicher Temperatur und in Berührung mit Platinschwamm bei 400°, ferner wenn man Kohlensäure mit Chlor über glühende Kohlen leitet oder Kohlenoxyd mit siedendem Antimonchlorid behandelt, aus Chlorkohlenstoff CCl_4 mit Kohlensäure und Bimsstein bei 350°, aus Chloroform bei Behandlung mit chromsaurem Kali und überschüssigem Vitriolöl. Es bildet ein farbloses Gas, riecht erstickend, verdichtet sich bei niedriger Temperatur zu einer farblosen Flüssigkeit, die bei 8° siedet, u. wird durch Wasser in Chlorwasserstoff und Kohlensäure zersetzt. Es kommt im flüssigen Zustande in starken eisernen Flaschen in den Handel und dient zur Darstellung von Teerfarbstoffen, der Urethane, des Salols rc.

Karborundum (Siliciumkarbid) SiC, eine von Acheson 1892 zuerst dargestellte Verbindung, welche entsteht, wenn man ein Gemisch von Koks mit Sand und Kochsalz in einem aus feuerfestem Material hergestellten Ofen sehr stark erhitzt, indem man in den trogförmigen Ofen zwei Elektroden hineinragen läßt, dieselben durch einen Kohlenkern verbindet, um letztern herum die genannte Mischung füllt und nun einen starken Strom hindurchleitet. Das erhaltene Produkt enthält noch unangegriffenes Rohmaterial, amorphes Siliciumkarbid und grünglänzende Kristalle des letztern. Diese werden gepulvert, nacheinander mit Salzsäure, Natronlauge und Wasser ausgewaschen, dann geglüht und mit Flußsäure behandelt. Das durch Schlämmen auf verschiedene Grade der Feinheit gebrachte gereinigte Pulver besitzt eine Härte, die zwischen der des Diamants und des Korunds liegt, und wird als Schleifmaterial benutzt. Man formt daraus auch Schleifsteine, indem man es mit einem in der Hitze sinternden Material unter hydraulischem Druck formt und dann in Kapseln brennt. K. wird im Sauerstoffstrom bei Rotglut und auch von Flußsäure nur langsam angegriffen. Durch Schmelzen mit ätzenden und kohlensauren Alkalien wird es zersetzt.

Karboxygénlicht, s. Leuchtgas.

Karboxyl, in der Chemie die Atomgruppe COOH (s. Karbonsäuren).

Karboxylchlorid, s. Karbonylchlorid.

Karbunkel (Karfunkel, Brandschwär, Carbunculus anthrax), Name einer höchst intensiven, umschriebenen Entzündung der äußern Haut, welche übrigens bei zwei streng voneinander zu scheidenden Krankheitszuständen vorkommt. Der eine, der verhältnismäßig gutartige K. (carbunculus benignus), ist nichts weiter als eine Entzündung mehrerer in die Lederhaut hineinragender Bindegewebskegel, also eine ausgedehntere furunkulöse Entzündung, während der andre ein Erzeugnis des Milzbrandgifts ist und daher als Milzbrandkarbunkel (carbunculus malignus) bezeichnet wird. Der gutartige K. tritt in der Regel vereinzelt auf und kommt selten bei Kindern, mehr bei Erwachsenen, namentlich bei durch Alter und andre schwächende Zustände Erschöpften, zumal bei Zuckerharnruhr, vor. Er erscheint häufiger im Sommer und Frühjahr als im Herbst und Winter. Der häufigste Sitz desselben ist zwischen den Schulterblättern, im Nacken und auf dem Rücken. Der Ausdehnung und Intensität der Hautentzündung entspricht die begleitende Störung des Allgemeinbefindens, welche oft recht erheblich ist. Namentlich ist Fieber vorhanden, welches schon beim ersten Beginn der Hautentzündung sich einstellt. Die kranke Hautstelle ist dunkel gerötet, derb anzufühlen, knotig verdickt, sehr schmerzhaft, fühlt sich brennend heiß an. Die Geschwulst breitet sich mehr oder weniger rasch aus, oft bis zur Größe eines Handtellers, erstreckt sich in die Tiefe und hat längere Zeit eine beträchtliche Härte, die erst dann nach und nach in Erweichung übergeht, wenn in der Tiefe das brandige Absterben des Gewebes beginnt. Der Schmerz ist außerordentlich groß, dauert lange und läßt erst nach, wenn die erweichte Stelle aufbricht, was in der Regel an mehreren Stellen geschieht, so daß die Haut siebartig durchlöchert erscheint. Aus den entstandenen Löchern sickert eine blutig-wässerige, meist sehr übelriechende Flüssigkeit aus, begleitet von gelbbraunen Fetzen abgestorbenen Zellgewebes. Die erkrankte Hautstelle kann aber auch in ihrem ganzen Umfang brandig werden und absterben. Erst nachdem alles Abgestorbene abgestoßen ist, bedeckt sich diese Hautstelle mit gesunden Fleischwärzchen (sogen. Granulationsgewebe), welche einen reichlichen und guten Eiter absondern und schließlich die durch den Hautbrand entstandene Lücke allmählich ausfüllen. Nicht selten entzünden sich auch die unter der kranken Stelle gelegenen Organe, z. B. das Bauchfell, der Kehlkopf, das Rippenfell rc. Je größer die brandige Stelle, desto heftiger sind auch die allgemeinen Erscheinungen, die namentlich bei ältern Leuten zum Tode führen können und zwar einesteils durch Erschöpfung, andernteils durch Aufnahme der Jauche ins Blut, also durch Septichämie. Aus diesem Grunde vermeide man ganz besonders das Eiterausdrücken aus dem K., weil man dabei die Granulationen zerdrückt und infolgedessen die Aufnahme fauliger Stoffe in das Blut ermöglicht. Die Behandlung der K. muß von Anfang an eine sehr energische sein. Sobald sich die knotige Verhärtung der Haut ausgebildet hat, muß dieselbe kreuzweise und tief gespalten werden, um die Spannung der Haut zu beseitigen. Außerdem wendet man warme Umschläge von Kamillenthee, Kampferwein an bei kräftiger Diät. Der bösartige oder Milzbrandkarbunkel (der eigentliche Anthrax, so wegen der kohlschwarzen Verfärbung der kranken Hautstelle genannt) entsteht durch Übertragung des Milzbrandgiftes, s. Milzbrand.

Karbunkel, Edelstein, s. Karfunkel.

Karbunkelkrankheit, soviel wie Milzbrand.

Karburéte, s. Kohlenstoff.

Karburieren (v. lat. carbo, »Kohle«), Luft, Wasserstoff oder mit wenig leuchtender Flamme brennendes Leuchtgas mit den Dämpfen von Benzol, Petroleumäther rc. sättigen, um ein mit hell leuchtender Flamme brennendes Gas zu erhalten.

Karbylamine (Formonitrile, Isocyanide, Isonitrile), Verbindungen, welche den Cyaniden der Alkoholradikale, also den Nitrilen isomer sind, sich von diesen aber dadurch unterscheiden, daß bei ihnen fünfwertiger Stickstoff mit vier Affinitäten an Kohlenstoff gebunden ist (Methylkarbylamin $CH_3.N\equiv C$), während bei den Nitrilen der Stickstoff nur durch drei Affinitäten gebunden ist (Methylcyanid $CH_3.N\equiv C$). K. entstehen aus den Aminbasen bei Einwirkung von Chloroform und Alkali: Äthylamin gibt Äthylkarbylamin: $C_2H_5.NH_2 + CHCl_3 = 3HCl + C_2H_5NC$. Die K. sind farblose Flüssigkeiten, riechen höchst widerlich

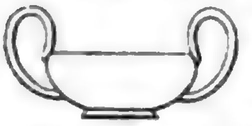
Digitized by Google

und durchdringend und sind sehr giftig. Sie gehen mit Chlorwasserstoff Verbindungen ein, die durch Wasser in Ameisensäure u. Aminbasen zerlegt werden. Durch wässerige Alkalien werden sie nicht angegriffen.

Karchēdon (griech.), soviel wie Karthago.

Karchemisch (Karkemisch, ägypt. Qargamesch, assyr. Gargamisch), sehr alte chetitische Königsstadt am Euphrat, gemäß den Keilinschriften am rechten Euphratufer nordwärts vom Flusse Sadschur, dort, wo jetzt die Ruinen von Dscherābis (Europos) liegen. Der Stadt geschieht schon zu Tiglath Pilesers I. Zeit (um 1110 v. Chr.) Erwähnung, Sargon fügte sie 717 endgültig zum assyrischen Reich. 605 v. Chr. schlug bei K. das babylonische Heer unter Nebukadnezar (s. d.) den ägyptischen König Necho II. aufs Haupt. Über die Ruinen von Karkemisch vgl. Delitzsch, Wo lag das Paradies? (Leipz. 1881, S. 266 f.); Sachau, Reise in Syrien und Mesopotamien, S. 167 ff. (das. 1883). Vgl. auch Chetiter.

Karchesion, der dem Bacchus beigelegte und bei seinem Kult gebräuchliche Becher, gewöhnlich mehr weit als tief, nach der Mitte eingezogen, mit niedrigem Fuß und mit hoch über den Rand erhabenen Henkeln versehen, eins der ältesten Trinkgeschirre (s. Abbildung).



Karchesion.

Karcag (spr. kártsag), Stadt im ungar. Komitat Jász-N.-Kun-Szolnok, ehemals Hauptort des Distrikts Großkumanien, an der Bahnlinie Debreczin-Szolnok, mit Acker- und Melonenbau, Bezirksgericht, reformiertem Gymnasium und (1890) 18,197 magyarischen, meist reformierten Einwohnern.

Kardamōmen (Kardamum, Cardamomum), Fruchtkapseln verschiedener Arten der Pflanzengattungen Elettaria und Amomum. Die gebräuchlichste Sorte, von Elettaria Cardamomum *White* et *Maton* auf der Küste von Malabar (malabarische oder kleine K., C. minus, s. Tafel »Gewürzpflanzen«, Fig. 7), besteht aus hellgelben, gestielten, an der Spitze deutlich geschnäbelten, rundlichen oder in die Länge gezogenen, etwa 1 cm langen Kapseln mit geruch- und geschmacklosem, strohigem Fruchtgehäuse und etwa 20 hellgrauen oder braunen, gerunzelten Samen von fein gewürzhaftem Geschmack. E. major *Smith* auf Ceylon liefert die Ceylon-K. (C. longum), welche bis 4 cm lang, 8—10 mm dick, etwas bogig gekrümmt, deutlich kantig und dunkelgrau sind und zahlreiche Samen von etwas weniger feinem, mehr scharfem Geschmack enthalten. Von Ceylon kommen indes auch K. mit kurzen runden Kapseln, den Malabarkardamomen ähnlich, in den Handel. Viel seltener sind im Handel die Siam-K. (C. racemosum s. rotundum) von Amomum Cardamomum *L.* auf den ostindischen Inseln und in Siam, kugelige, gerundet dreikantige Kapseln mit brüchigem Gehäuse, mit graubraunen, feinrunzeligen, fest zusammengeballten, kampferartig schmeckenden Samen, und die javanischen K. (C. majus) von A. maximum *Roxb.* auf Java und auf dem Festland. Die Samen der kleinen K. wiegen etwa dreimal mehr als die Fruchthülle und enthalten etwa 5 Proz. ätherisches und 10 Proz. fettes Öl. Das erstere, vom spez. Gew. 0,93—0,94, ist löslich in Alkohol und Äther und besteht im wesentlichen aus Terpineol $C_{10}H_{18}O$, Dipenten $C_{10}H_{16}$ u. Terpinen $C_{10}H_{16}$, wenig Essigsäure und Ameisensäure und einem kristallisierenden Körper. Die K. waren schon im Altertum als Parfüm und Gewürz sehr geschätzt; man benutzt sie noch jetzt besonders in Skandinavien und Rußland in der Kuchenbäckerei und zu Likören, während sie bei uns in der neuesten Zeit weniger angewendet werden. Man benutzt sie als Zusatz zu abführenden Mitteln, in Indien als Gewürz beim Betelkauen.

Kardätsche (v. lat. carduus, Distel, abzuleiten), Art Striegel, die aus den Fruchtköpfen der Kardendistel hergestellt wird; Wollkamm mit Kratzenbeschlag; scharfe Bürste zum Reinigen der Pferde und des Rindviehs. Kardätschen, s. Spinnen.

Karde (Kardendistel, Kardätschendistel), s. Dipsacus. Dann auch soviel wie Cynara Cardunculus (s. Cynara).

Kardeel, Teile der Trosse.

Kardenälchen, soviel wie Stockälchen, s. Aaltierchen.

Kardendistel, s. Karde.

Kardenkrankheit, s. Stockkrankheit.

Kardenpflanzen, s. Dipsaceen.

Kardentrommel (Rauhmaschine), s. »Appretur«, Tafel I, Fig. 6).

Kärder, s. Köcherjungfern.

Kardia (griech.), das Herz; auch der Magenmund (s. Magen); Kardiakum, herzstärkendes Mittel.

Kardia, im Altertum Stadt auf der Westseite des Thrakischen Chersones, am Meerbusen Melas, auf dem heutigen Vorgebirge Baklâ-Burna, eine Kolonie der Milesier und Klazomenier. Ihre Bewohner wurden 323 v. Chr. durch Lysimachos nach dessen Neugründung Lysimachia verpflanzt.

Kardialgīe (griech.), s. Magenkrampf.

Kardieren (Kardätschen), s. Spinnen.

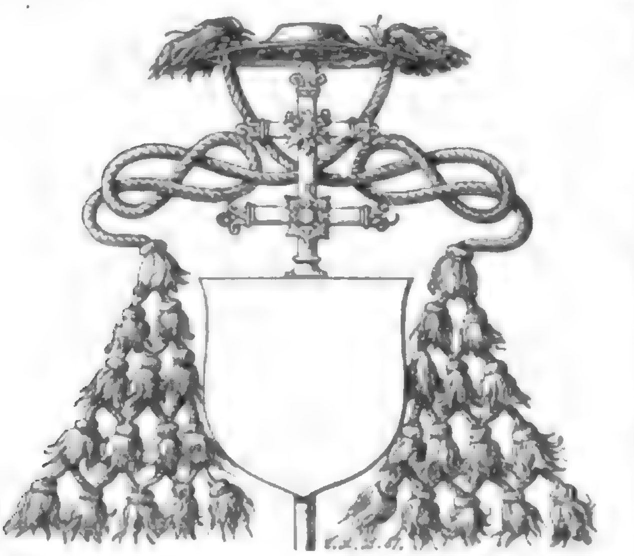
Kardināl (lat. Cardinalis) ist die Bezeichnung der nächsten Gehilfen des Papstes, welche der alten Kirchenverfassung gemäß wie jedem andern Bischof, so auch dem Bischof von Rom beratend zur Seite standen und teils Presbyter an den Hauptkirchen der Stadt, teils Diakonen in den 7 Regionen der Stadt waren. Seit dem 8. Jahrh. wurden noch sieben Bischöfe aus der Umgegend Roms herbeigezogen und ebenfalls Kardinäle betitelt. Seit dem 11. Jahrh. zum Kollegium der Kardinäle vereinigt und seit 1059 mit der Papstwahl betraut, erlangten sie bald selbst den Vorrang vor den Erzbischöfen und lateinischen Patriarchen. Gegenwärtig werden sie nur von dem Papst ernannt; doch steht mehreren Monarchen das Recht zu, Personen zu dieser Würde zu empfehlen. Das Baseler Konzil hat die Zahl der Kardinäle auf 24 beschränken wollen, aber Sixtus V. setzte sie 1586 auf 70 fest, darunter 14 Diakonen, 50 Priester und 6 Bischöfe. Innocenz IV. gab ihnen 1245 den roten Hut (s. Kardinalshut) und Urban VIII. 1644 den Titel »Eminentissimi« statt »Illustrissimi«. Die Priester und Diakonen führen ihren Titel von einer Hauptkirche Roms und üben in dieser auch besondere Rechte aus. Die Gesamtheit der in Rom anwesenden Kardinäle, das Kardinalskollegium, bildet den obersten Staats- und Kirchenrat des Papstes, den er nach Belieben zu geheimen, halb geheimen und zu öffentlichen Konsistorien einladet. Aus ihnen wählt der Papst seine obersten Hof- und Kirchenbeamten, die Präsidenten und Beisitzer der höchsten Behörden zu Rom, auch seine Legaten (s. d.). Einen selbständigern Einfluß üben die Kardinäle auf die kirchliche Verwaltung durch Dirigierung der päpstlichen Gerichtshöfe und Verwaltungskollegien sowie durch die Kongregationen (s. d.) aus. Ihre bedeutendsten Einkünfte beziehen sie von Nebenämtern u. Pfründen. Die Verwaltung des ehemaligen Kirchenstaats lag ihnen gleichfalls ob. Dem kirchlichen Range nach

Digitized by Google

folgen die Kardinäle gleich nach dem Papste. Der älteste K. heißt **Kardinaldechant**, hat jedoch nur diesen Ehrentitel voraus. Der **Kardinalkämmerer** (**Kardinalcamerlengo**) hat die Aufsicht über die Einkünfte des Papstes. Der **Kardinalsekretär** ist der Minister des Auswärtigen, der **Kardinalvikar** der päpstliche Stellvertreter hinsichtlich des Bistums Rom, der **Kardinalvizekanzler** der Vorgesetzte der römischen Kanzlei.

Kardināl, Getränk, s. Bischof.

Kardināl (Cardinalis *Bp.*), Gattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel, der Familie der Finken (Fringillidae) und der Unterfamilie der Papageifinken (Pitylinae), etwas gestreckt gebaute Tiere mit kräftigem, kurzem, spitzem, am Grunde sehr breitem, auf der Firste gekrümmtem Schnabel, kurzen Flügeln, langem, ausgeschweiftem Schwanz und einem aufrichtbaren Schopf. Der K. (**virginische Nachtigall**, Cardinalis virginianus *Bp.*, Coccoborus virginianus *L.*) ist 22 cm lang, 30 cm breit, ziemlich einfarbig,



Kardinalshut.

dunkelrot, an Zügel, Kinn und Oberkehle schwarz, der Schnabel ist korallenrot. Das Weibchen ist weniger schön, und seine Haube ist kürzer. Der K. bewohnt das südliche und mittlere Nordamerika, besonders die Küstenländer, ist stellenweise sehr verbreitet und geht im Winter bei starker Kälte südlich. Er lebt in Wäldern und Gärten, im Sommer paarweise, im Herbst und Winter in kleinen Gesellschaften, fliegt schnell und geräuschvoll, nistet im Busch oder auf einem Baum (im Süden oft dreimal im Jahr) und legt 4—6 schmutzig weiße, braun gefleckte Eier. Er nährt sich von Sämereien, besonders gern von Getreide, Mais, auch von Obst, Beeren, Kerbtieren und stellt auch den Bienen nach. Man schätzt ihn wegen seines Gesanges, den er sehr fleißig ertönen läßt, und den die Amerikaner begeistert preisen, und hält ihn gern im Käfig. Er wird gegenwärtig auch in großer Zahl nach Europa gebracht und pflanzt sich im Käfig leicht fort. Nahe verwandt ist der kleinere **Dominikanerfink** (Paroraria dominicana *Bp.*), mit schiefergrauem Rücken, Flügeln und Schwanz, weißer Unterseite und blutrotem Kopf und Vorderhals. Er findet sich in Nordbrasilien, lebt im Gebüsch, ist still und einfältig, hat einen kurzen, zwitschernden Gesang, hält sich im Käfig sehr gut und ist auf unserm Vogelmarkt ebenfalls nicht selten. Außerdem kommen auch ein **grauer** (Paroraria cucullata *Müll.*) und ein **grüner K.** (Gubernatrix cristatella *Vieill.*) aus Südamerika, der aber zu den Ammern gehört, auf den Markt. S. Tafel »Ausländische Stubenvögel«, Fig. 12 u. 13).

Kardinälchen, s. Grasmücke.

Kardinaldechánt, s. Kardinal.

Kardinal-Infant, Beiname des span. Prinzen Ferdinand (s. Ferdinand 34).

Kardinalpunkte, die Hauptgegenden des Horizonts oder die vier Punkte, in denen der Horizont vom Meridian und vom Äquator durchschnitten wird, der Süd- und Nord-, Ost- und Westpunkt; dann soviel wie Hauptpunkte, um die sich alles dreht.

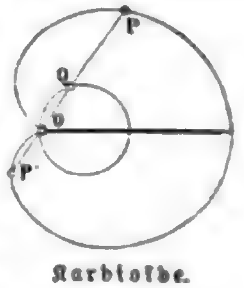
Kardinalshut, ein roter, aus Seide gewirkter Hut mit breiter Krempe, der rechts und links mit je 15 seidenen, ineinander geflochtenen Quasten (geordnet 1. 2. 3. 4. 5) untereinander und Schnuren behängt ist und von Innocenz IV. 1245 den Kardinälen verliehen wurde (s. Kardinal). Im Wappen führen ihn die Kardinäle über der Grafenkrone, doch nach einer Bulle von Innocenz X. (1644—55) nur außerhalb Roms (s. nebenstehende Abbildung).

Kardinaltugenden (lat.), soviel wie Haupttugenden, deren von Sokrates, Platon und den Stoikern vier aufgezählt wurden, nämlich von dem ersten Gottesfurcht, Enthaltsamkeit, Tapferkeit und Gerechtigkeit; von dem zweiten Weisheit, Mäßigung, Tapferkeit und Gerechtigkeit; von den letztern Geschicklichkeit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Bescheidenheit.

Kardinalzahlen, Haupt- oder Grundzahlen, im Gegensatz zu Ordinalzahlen 2c.; s. Numeralia.

Kardiograph (griech., »Herzschreiber«), von Marey erfundener Apparat zur graphischen Aufzeichnung der Herzbewegung. Er besteht aus zwei »Luftkapseln«, d. h. flachen, durch Gummimembranen geschlossenen und miteinander durch einen Schlauch verbundenen Tellerchen, von denen das eine auf das Herz aufgesetzt, das andre, mit einem Schreibhebel versehene, neben einem rotierenden, mit berußtem Papier überspannten Cylinder aufgestellt wird. Die dem Herzen aufliegende »Aufnahmekapsel« gibt die durch die Bewegung des Herzens erhaltenen Impulse weiter zur »Schreibkapsel«, deren Hebel die Form der Bewegung auf dem Cylinder aufschreibt. Auf diese Weise gewinnt man Herzkurven oder **Kardiogramme**. Weicht die Thätigkeit des Herzens von der normalen ab, so zeigt sich dies an bestimmten Veränderungen des Kardiogramms. Aufzeichnungen dieser Art sind deshalb von Wichtigkeit für die Erkennung gewisser Herzkrankheiten. **Kardiopneumograph**, ein von Landois angegebener Apparat zur Aufzeichnung der kardiopneumatischen Bewegung, d. h. der Oszillationen der Atmungsluft, die von den Bewegungen des Herzens und der Gefäße abhängig sind.

Kardioide (griech., **Herzlinie**), von Castilliani (1741) herrührender Name für eine ebene Kurve vierter Ordnung von herzförmiger Gestalt (s. Figur), von welcher man beliebige Punkte P, P′ erhält, wenn man von einem Punkte O auf dem Umfang eines Kreises beliebige Sehnen zieht und vom Endpunkt Q einer jeden den Kreisdurchmesser nach beiden Seiten hin abträgt. Sie ist auch eine Epicykloide, die bei Wälzung eines Kreises auf einem gleichgroßen erzeugt wird. Ihre Fläche ist gleich der sechsfachen Kreisfläche, ihr Umfang gleich dem achtfachen Kreis-



Kardioide.

Digitized by Google

durchmesser. Bewegen sich auf einem Kreis zwei Punkte A und B in gleicher Richtung, so daß B doppelt so schnell läuft wie A, so umhüllt die Gerade AB eine K. Vgl. Stegemann, Grundriß der Differential- und Integralrechnung, Teil 1, S. 503 (6. Aufl., hrsg. von Kiepert, Hannov. 1892).

Kardiopalmus (griech.), das Herzklopfen.

Karditsa, 1) Dorf im griech. Nomos Attika und Böotien, unweit des Ostufers des Kopaïssees. Dabei die Ruinen von Akraiphia und die Orakelstätte des Ptoïschen Apollon. — 2) Hauptort einer Eparchie im griech. Nomos Trikkala, an der Eisenbahn Volos-Kalabaka, mit ansehnlichem Handel mit Korn, Baumwolle und Tabak und (1889) 6798 Einw.

Kardobenediktenkraut, s. Cnicus.

Kardöl, ölig-harzige Flüssigkeit, aus den sogen. Elefantenläusen, den Früchten von Anacardium occidentale *L.*, gewonnen, ist rötlichgelb, nicht flüchtig, riecht beim Erwärmen schwach angenehm, löst sich in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, reagiert neutral, erzeugt auf der Haut in 4—12 Stunden Blasen (oft mit sehr heftigen Nebenwirkungen) und ist als Ableitungsmittel empfohlen worden. Ein ähnliches Präparat aus ostindischen Elefantenläusen von Semecarpus Anacardium wirkt milder.

Kardone, s. Cynara.

Kardorff, Wilhelm von, Politiker, geb. 8. Jan. 1828 in Neustrelitz, studierte in Heidelberg, Berlin und Halle die Rechte, trat als Referendar in den preußischen Staatsdienst, nahm aber als Regierungsassessor in Stralsund 1853 seinen Abschied und wurde Rittergutsbesitzer zu Wabnitz im Kreis Öls in Schlesien. 1884—95 war er Landrat des Kreises Öls. Seit 1866 ist er Mitglied des Abgeordnetenhauses, seit 1867 des norddeutschen, dann des deutschen Reichstags; in ersterm gehört er zur freikonservativen, in letztern zur deutschen Reichspartei. An verschiedenen industriellen und merkantilen Unternehmungen beteiligt, tritt er namentlich bei staatswirtschaftlichen, sozialen und Handelsfragen als Redner auf; er ist Vertreter der Silberwährung und des Schutzzollsystems, das seine Schrift »Gegen den Strom« (Berl. 1875) mit Entschiedenheit verfocht, und für dessen Förderung er 1875 den »Zentralverein deutscher Industriellen« gründete. In neuerer Zeit schloß er sich auch der agrarischen Bewegung an.

Karduchen, s. Kurden.

Kardy, s. Cynara.

Kareien, das Absengen der Haare von kammwollenen Zeugen.

Karejew, Nikolaus, russ. Historiker, geb. 1850 in Moskau, studierte daselbst 1869—73, ward dann Gymnasiallehrer in Moskau, arbeitete auf Kosten der Regierung 1877—78 auf der Bibliothek und in den Archiven zu Paris, wurde 1879 Professor der Geschichte in Warschau und 1884 in Petersburg. Er schrieb: »Die Bauern und die Bauernfrage in Frankreich im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts« (Mosk. 1879); »Die Hauptfragen der Philosophie der Geschichte« (2. Aufl. 1887, 2 Bde.); »Geschichte der Reformation und der Gegenreformation in Polen« (1885); »Der Fall Polens in der geschichtlichen Litteratur« (Petersb. 1888); »Die polnischen Reformen des 18. Jahrhunderts« (das. 1889); »Die geschichtliche Methode und das Individuum in der Geschichte« (das. 1890) u. a.

Karelien, der südöstliche Teil des ehemaligen Herzogtums Finnland, westlich und nördlich vom Ladogasee begrenzt, wurde im Frieden zu Nystad 1721 an Rußland abgetreten und bildet gegenwärtig Teile der Gouvernements Petersburg, Archangel und Olonez.

Karelier (Karjalaiset), Zweig der eigentlichen Finnen im südöstlichen und östlichen Finnland, im nördlichen Twer und Nowgorod und im westlichen Archangel und Olonez, 300,000 Köpfe stark, als deren Zweige die Äürämoiset (76,000), die Sawakot und die Ingrier oder Ischoren (64,000) im Gouv. Petersburg angesehen werden. Sie sind meist Ackerbauer, aber auch Schiffer, Fischer und Viehzüchter.

Karen (birmanisch Kareng, siamesisch Karieng), zu den Lohitavölkern gehöriger Volksstamm Hinterindiens, in Tenasserim, in Siam, Pegu, den Waldgebirgen von Arakan u. Oberbirma bis zur Grenze gegen Assam, so einen beträchtlichen Teil des westlichen Indochina bildend. Sie zerfallen in drei durch ihre Sprache deutlich geschiedene Stämme: Sgau (»weiße K.«, nach ihrer Tracht), Pwo oder Talaing u. Bghai. Eine Hauptabteilung der letztern sind die Karenin (»rote K.«) in Niederbirma. Die K. sind von kleiner, aber namentlich in den Ebenen kräftiger Gestalt, heller als die Birmanen, in Gesichtstypus und Augenstellung den Chinesen ähnlich, wie sie denn nach ihrer Überlieferung im 4. oder 5. Jahrh. n. Chr. aus Jünnan eingewandert sein sollen. Während ein größerer Teil unter britischer Herrschaft sich dauernd in den Ebenen angesiedelt hat und Ackerbau treibt, beharrt ein andrer noch in den Bergen in ursprünglicher Roheit und Unstetigkeit. Die meisten sind Buddhisten, viele aber Naturanbeter; etwa 70,000 sind durch amerikanische und englische Missionare zum Christentum bekehrt worden. Ihre Sprache, deren Stellung innerhalb der hinterindischen Sprachgruppe noch nicht feststeht, behandelten Walde (»Karen vernacular grammar«, Maulmain 1861; »The Anglo-Karen dictionary«, Rangun 1883) und Brayton (»A primer of the Pwo-Karen language«, das. 1884). Vgl. Spearman, British Burmah gazetteer (Rangun 1879—80, 2 Bde.); Smeaton, The loyal Kareens of Burma (Lond. 1886).

Karēne (mittellat. carena, franz. carême), 40tägiges Fasten, welches der Bischof als Buße auferlegt; dann soviel wie Fastenzeit; auch Entziehung einer Mahlzeit als Schulstrafe.

Karentia, Wendenburg, s. Garz.

Karénz (lat. carentia), Entbehrung; s. Karieren.

Karénzjahr, derjenige Zeitraum, in der Regel ein Jahr betragend, für den früher nach den Statuten mancher Domkapitel die neu eintretenden Kanoniker zu gunsten der Kirchenbaukasse oder für andre Zwecke des vollen Genusses ihrer Einkünfte entbehren mußten. Diese Beschränkung findet sich gegenwärtig nicht mehr.

Karénzzeit (v. lat. carere, »entbehren«), auch Wartezeit genannt, im freien Hilfskassen- und öffentlich rechtlichen Arbeiterversicherungswesen derjenige Zeitraum, während dessen Unterstützungen vorläufig nicht gewährt oder Unterstützungsansprüche überhaupt nicht erworben werden, das eine bei Kranken-, Unfall- und Altersfürsorge, das andre bei Invaliditäts- und Lebensversicherung (Invalidität oder Tod vor Vollendung der K. vernichten die Aussicht auf Rente ꝛc. für immer). Bei der reichsgesetzlichen Krankenversicherung (s. Krankenkassen) wird das bei Erwerbsunfähigkeit zu leistende Krankengeld erst vom dritten Tage nach Erkrankung an gewährt (in Österreich nach Gesetz vom 30. März 1888 bei den freien Hilfskassen ebenfalls nach 3 Tagen, jedoch mit Rückwirkung), Grund: Schutz gegen Simulation.

Digitized by Google

Da diese bei Krankheit infolge Betriebsunfalls ausgeschlossen, ist statutarische Beseitigung dieser K. möglich. Anderseits kann, um einer übermäßigen Belastung durch bei ihrem Eintritt schon Erkrankte vorzubeugen, von den Orts-, Fabrik-, Bau- und Innungskrankenkassen jede Krankenfürsorge für freiwillige Mitglieder analog den eingeschriebenen freien Hilfskassen, welche die K. bis zu 13 Wochen ausdehnen dürfen (in Österreich in gewissen Fällen auf mindestens vier und höchstens acht Wochen), von sechswöchentlicher Mitgliedschaft abhängig gemacht werden; für Leistungen über das Mindestmaß hinaus ist gegenüber allen Versicherten sechsmonatige K. zulässig. Der Ermäßigung der Fürsorgelast dient auch die Vorschrift, daß chronische Kranke im Laufe der nächsten zwölf Monate seit der letzten Unterstützung nur für die Gesamtdauer von 13 Wochen Fürsorgeanspruch haben. Die darin liegende Härte ist dadurch gemildert, daß Personen, die ein Jahr ununterbrochen nur zu etwa ein Drittel ihres normalen Verdienstes erwerbsfähig waren, die Erfüllung der Wartezeit hierfür vorausgesetzt, zur Invalidenrente berechtigt werden und den Invaliden-Versicherungsanstalten die Befugnis zukommt, zur Verhütung von Invalidität Kranke gegen Kostenersatz den Krankenkassen in Versorgung zu geben. Die Unfallfürsorge beginnt erst mit der 14. Woche nach dem Unfall; die kleinern Betriebsunfälle sollen von den Krankenkassen getragen werden (s. Unfallversicherung). Invaliden- und Altersrente endlich soll nur dem Berufsarbeiter zu teil werden; es soll nicht möglich sein, durch nur wenige Tage geleistete Arbeit und Fortbezahlung der unverhältnismäßig niedrigen Beiträge die Rentenanwartschaft zu erwerben; daher Voraussetzung dieser Teilnahme an der nationalen Arbeit eine längere Zeit hindurch, verbunden mit Leistung von Beiträgen. Die Wartezeit der Invalidenversicherung beträgt 5×47 Beitragswochen = 5 Beitragsjahre, die der Altersversicherung 30 Beitragsjahre (1410 Beitragswochen). Für Versicherte, welche vor dem 1. Jan. 1896 invalid werden, wird in die fünfjährige K. die vor dem Inkrafttreten des Invaliditäts- und Alters-Versicherungs-Gesetzes (1. Jan. 1891) liegende, nachgewiesene Arbeitszeit eingerechnet, wenn für sie wenigstens durch 47 Wochen (ein Beitragsjahr) auf Grund notwendiger Versicherung Beiträge geleistet wurden. Hinsichtlich der Altersversicherung wird in die 30 Jahre K. die Zahl der Lebensjahre, um welche der Versicherte das 40. Lebensjahr 1. Jan. 1891 überschritten hatte, eingerechnet, wenn derselbe in den Jahren 1888—90 mindestens 141 Wochen in einem nach dem Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz die notwendige Versicherung begründenden Dienstverhältnis stand. Die bescheinigte Zeit der Unterbrechung der Versicherungsbeschäftigung durch Krankheit von mehr als 7 Tagen oder Militärdienst werden immer als Beitragszeit angerechnet. Auch die Wochen, während welcher Beiträge geleistet werden, brauchen sich nicht unmittelbar zu folgen; nur, wenn während vier aufeinander folgenden Kalenderjahren kein ganzes Beitragsjahr erfüllt wurde, gilt der Lauf der K. als unterbrochen, und es beginnt bei Wiederbeschäftigung für Alters- und Invaliditätsrente gleichmäßig eine fünfjährige Wartezeit (s. Invaliditätsversicherung).

Karer, die Bewohner von Karien (s. d.).

Karessieren (franz.), liebkosen, schmeicheln.

Karète, s. Karrete.

Karette, s. Schildkröten.

Karf, Dorf im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Beuthen, an der Linie Morgenroth-Radzionkau der Preußischen Staatsbahn, hat Steinkohlen- und Galmeibergbau und (1890) 2098 Einw.

Karfiol, Blumenkohl, s. Kohl.

Karfreitag (Charfreitag, lat. Dies adoratus), der dem Osterfest vorangehende Freitag als Gedächtnis des Todes Christi, welcher nach den übereinstimmenden Angaben der Evangelisten an einem Freitag stattfand (s. Feste, S. 338). Der Name kommt her vom althochdeutschen Wort chara („Trauer, Klage“), von welchem auch die ganze Woche vor Ostern Karwoche heißt. Glockenklang, Orgel und Musikbegleitung des Gesanges fielen schon im Mittelalter weg; statt der Hymnen sang man Klagelieder, der Schmuck der Kirche ward vereinfacht und das Kruzifix verhüllt. Jetzt dagegen wird gerade dieses am K. enthüllt und der Verehrung dargeboten. Während aber der K. in der katholischen Kirche zu einem bloßen strengen Fasttag herabgesunken ist, an welchem sogar die weltlichen Geschäfte und Werktagsarbeiten nicht ruhen, wurde er in der evangelischen Kirche, namentlich in England, zum höchsten Feiertag erhoben. Doch haben die Schweizer Kirchen dessen Feier erst 1860 besonders auf Toblers Betreiben aufgenommen. Abweichend von der alten Kirche, ist er hier der Hauptkommuniontag, und es ist die Sitte verbreitet, Kanzel und Altar an diesem Tage schwarz zu bekleiden. Der Charakter der kirchlichen Feier spricht sich in dem Namen des stillen Freitags, die Bedeutung des Tages in dem des guten Freitags, wie er besonders in England und den Niederlanden heißt, aus. Vgl. Freybe, Der K. in der deutschen Dichtung (Gütersloh 1877).

Karfunkel (lat. carbunculus), bei den Alten der rote, edle Granat, im Mittelalter ein fabelhafter, feuerroter, wie Gold glänzender, namentlich in der Dunkelheit hell leuchtender Stein, den nach der Sage die Zeisige in ihr Nest legten, und der die Eigenschaft hatte, den, der ihn bei sich trug, unsichtbar zu machen. Jetzt auch soviel wie Rubin. Über K. im pathologischen Sinn s. Karbunkel.

Kargadeur (spr. -dȫr, Kargador), s. Kargo.

Karge, Stadt, s. Unruhstadt.

Karger, Karl, österreich. Maler, geb. 30. Jan. 1848 in Wien, bildete sich seit 1864 auf der dortigen Kunstakademie und später im Atelier von Ed. v. Engerth, an dessen Kartons zu den Malereien für das Wiener Opernhaus er mitarbeitete. 1871 ging er auf einige Zeit nach München und machte von da eine Reise nach Italien, wo ihn besonders das venezianische Volksleben fesselte. Schon in seinem ersten, 1873 gemalten Bilde einer Bahnhofsszene (kaiserliche Galerie zu Wien) bekundete er einen scharfen Blick für das moderne Volksleben, indem er mit einer glücklichen Auswahl charakteristischer Typen ein feines malerisches Gefühl verband. Dieselben Vorzüge offenbarte ein zweites Bild aus dem Verkehrsleben: der Graben in Wien. Darauf entstanden neben zahlreichen Bleistift- und Federzeichnungen: die Steuerexekution, die Poststation, Straßenszene in Venedig, 1880 drei Aquarelle für das Kronprinz Rudolf-Album: die Königin von Belgien und Prinzessin Stephanie im Bois de la Cambre zu Brüssel, Ankunft in Laeken und Empfang des Wiener Männergesangvereins am belgischen Hofe, und später die Sängerhuldigung bei Gelegenheit des Festzugs zur Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars. Im neuen Hofburgtheater in Wien malte er für die Vestibüle zwei Deckengemälde: Oberammer-

Digitized by Google

gauer Passionsspiel und Moderne Theaterszene. K. ist auch als Illustrator (Wolffs »Rattenfänger von Hameln«, Goethes »Clavigo« u. a.) thätig.

Kargo (engl. cargo, span. carga, ital. carico, carco), Last, Ladung, vorzüglich Schiffsladung, die Gesamtheit der auf einem Schiffe geladenen Güter, auch das Verzeichnis derselben mit Angabe der Absender, Empfänger ꝛc. und dann gleichbedeutend mit Manifest (s. d.). Kargador (Kargadeur) oder Superkargo heißt derjenige Bevollmächtigte, welcher eine Schiffsladung im Auftrag ihrer Absender und Eigentümer nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rückfracht einzukaufen. Ist die Ladung sehr groß oder wertvoll, so wird zuweilen dem Kargador noch ein Unterkargador beigegeben. Der Kargador, gewöhnlich ein Gehilfe des die Unternehmung machenden Handelshauses, erhält entweder einen festen Gehalt, oder eine prozentweise Provision, oder einen Anteil am Gewinn. Besonders wichtig ist die Stellung derjenigen Kargadoren, welche im Auftrag der großen Handelsgesellschaften operieren und auf einzelnen transatlantischen Plätzen förmlich ansässig sind, so daß sie dann die Reisen selbst nicht mitzumachen brauchen. In Holland wird auch der Schiffsmakler Kargador genannt. Das deutsche Handelsgesetzbuch bestimmt in Art. 825, daß der Schade, der durch das Verschulden des Kargadeurs (in dieser seiner Eigenschaft) entsteht, bei Versicherung von Gütern oder imaginärem Gewinn dem Versicherer nicht zur Last fällt. Heutzutage sendet man nur noch dann Kargadeure aus, wenn man neue Absatzgebiete zu erschließen sucht.

Kargopŏl, Kreisstadt im russ. Gouv. Olonez, an der Onega, früher Residenz eigner Fürsten, hat bedeutende Pelzfabrikation (besonders werden Eichhörnchenfelle verarbeitet) und (1889) 2592 Einw. Der Kreis ist von großen Waldungen und einer Masse von Seen bedeckt, daher wenig bevölkert.

Kargowo, s. Unruhstadt.

Kariaskaki, soviel wie Karaïskakis.

Kariben (Karaïben, Galibi, Karina, Kalina, Kalinago), ein ehemals weitverbreitetes, kriegerisches Indianervolk, das vor der Ankunft der Europäer nicht bloß Haïti, die Kleinen Antillen oder Karibischen Inseln, sondern auch die Ländergebiete am Orinoko bis zum Amazonenstrom bewohnte und in mehr als 200 einzelne Stämme mit verschiedenen Mundarten zerfiel. Gegenwärtig sind die K. in Westindien bis auf 3000, in Trinidad, Dominica und St. Vincent gänzlich ausgestorben; mit entlaufenen oder gestohlenen Negern vermischt (schwarze K.) finden sie sich auf der Insel Roatan an der Küste von Honduras, wohin die Engländer 1798 diese Mischlinge aus St. Vincent brachten, und von wo sie durch die Spanier nach Honduras kamen. Dort setzten sie sich zuerst um Truxillo fest und verbreiteten sich später nach Britisch-Honduras hinein sowie ostwärts bis an den Patucafluß. Ihre Zahl hier beträgt gegenwärtig 20,000 Seelen. Auf dem südamerikanischen Festland, wo die K. weit zahlreicher sind, findet sich der Name selbst nur im Quellgebiet des Orinoko, Essequibo, Caroni und Parima. Am Orinoko nennen sie sich selber Kalinas oder Karinas. K. sind auch am obern Schingu die Bakaïri und Nuhuqua. Der Körperbau der K. ist groß und stark, daher auch A. v. Humboldt ihre Abstammung aus Nordamerika, die sie selbst behaupteten, annimmt. Zur Zeit des Columbus verstanden sie, Baumwollenzeuge zu weben und rot zu färben, und waren geschickte Seefahrer und Händler. Sie verehrten ein höheres Wesen, daneben einen vom Himmel gekommenen Stammvater, lebten in Polygamie und machten sich durch Menschenfresserei gefürchtet. Das Wort Kannibalen wird von K. abgeleitet. Die Frauen einiger Stämme sprechen eine von der der Männer verschiedene Sprache, wohl die von Völkern, welche bis auf die Frauen von den K. vernichtet wurden. Vgl. Schomburgk, Reisen in Britisch-Guayana (Leipz. 1848); Martius, Beiträge zur Ethnographie Amerikas (das. 1867); Brett, The Indian tribes of Guiana (Lond. 1868); Bréton, Grammaire caraïbe (1668; neuer Abdruck, Par. 1878); Derselbe, Dictionnaire caraïbe-français (Faksimileausgabe, Leipz. 1892); Crevaux, Grammaires et vocabulaires roucouyenne etc. (Par. 1882); Juan Galindo im »Journal of the Royal Geographical Society« (Lond. 1883); »Vokabularien und Grammatiken der Kumanagoto«, hrsg. von Platzmann (Leipz. 1888, 5 Bde.); von den Steinen, Die Bakaïrisprache (das. 1892); Derselbe, Unter den Naturvölkern Zentralbrasiliens (Berl. 1894).

Karibenfisch, s. Sägesalmler.

Karibische Inseln, soviel wie Kleine Antillen, so genannt nach der Urbevölkerung, den Kariben.

Karibischer Kohl, s. Colocasia.

Karibisches Gebirge, ein von den Andes sowohl seiner Richtung als seiner geologischen Zusammensetzung nach sich streng absondernder Gebirgszug an der Nordküste von Venezuela, der von den Flüssen Aroa und Cojede (Grenze gegen die Kordilleren von Merida) über die Halbinsel von Paria nach der Insel Trinidad zieht. Südlich von Barcelona trennt eine breite Einsenkung das Gebirge in zwei Abschnitte. Der westliche besteht aus zwei Ketten, welche eine 400—700 m hohe Einsenkung mit dem See von Valencia einschließen, und von denen die nördliche altkristallinische im Picacho de Naiguatà bei Carácas 2800 m erreicht, während die südliche, Serrania del Interior, 1100—1800 m erreicht und neben archäischen Gesteinen auch aus solchen der Kreideformation besteht. Der östliche Abschnitt des Gebirges erreicht in dem Massiv von Turumquire 2048 m. Hier walten sedimentäre Gebirgsarten so sehr vor, daß ein echtes Karstgebirge entstanden ist, in dem sich die großartigen, von Guacharo (Nachtvögel) bewohnten Höhlen von Caripe befinden. Heiße Quellen (91—96°) sowie öftere furchtbare Erdbeben zeigen, daß das ganze Gebirge im Zustande des Zusammenbruchs sich befindet.

Karibisches Meer (Antillenmeer), das Meer zwischen den Antillen, die es vom Atlantischen Ozean trennen, und der festländischen Küste von Mittel- und Südamerika, durch die 120 km breite Yucatanstraße mit dem Golf von Mexiko verbunden. Die Äquatorialströmung tritt zwischen Trinidad und Grenada und in geringerm Grad auch durch die Windwardpassage, zwischen Cuba und Haïti, in das Karibische Meer ein und durch die Yucatanstraße aus demselben aus. Vom November bis Juni herrscht der Nordostpassat, während der Regenzeit (Juli bis Oktober) wehen Winde aus W. und SW., und es entstehen dann, im O. der Kleinen Antillen, jene gefürchteten westindischen Orkane. Das Karibische Meer besteht aus zwei Becken, die durch eine von Untiefen und Bänken besetzte submarine Halbinsel getrennt werden, welche sich von Honduras-Nicaragua aus nach NO. erstreckt und an ihrem äußersten Ende die Insel Jamaica trägt. Das größere, östliche Becken ist in der

Digitized by Google

Curaſſao-Tiefe 5201 m, ſonſt meiſt 3—4000 m, am Oſt- und Weſtende, wo ſubmarine Kabel (St. Thomas-Trinidad und Kingston-Colon) gelegt ſind, nur 1000—2000 m tief, während das kleinere, weſtliche Becken in der Bartlett-Tiefe 6269, in der Yucatan-Tiefe über 4000 m erreicht. S. Karte »Weſtindien«.

Karibou, ſ. Renntier.

Karien, im Altertum die ſüdweſtlichſte ſtädtereiche Landſchaft Kleinaſiens, war im N. durch das Gebirge Meſſogis (Dſchuma Dagh) von Lydien, im O. durch den Salbakos (Baba Dagh) und den heutigen Boz Dagh von Phrygien getrennt und ſtieß im S. und W. an das Meer. Abgeſehen von dem Mäanderthal und kleinen Küſtenebenen iſt K. ein hohes Gebirgsland, reich an Wäldern (Eichen, Fichten). Unter den zahlreichen Meerbuſen ſind der iaſſiſche (Golf von Mendelia) und der keramiſche (Golf von Kos) die bedeutendſten. K. wird vom Mäander (Menderez Tſchai) und deſſen Zuflüſſen Marſyas und Harpaſos bewäſſert, war in den Ebenen fruchtbar an Getreide, Wein, Öl und hatte vorzügliche Gebirgsweiden, daher auch ſtarke Viehzucht. Bedeutende Städte waren der alte Fürſtenſitz Mylaſa, Tralles, Nyſa und die griechiſchen Kolonien Halikarnaſſos, Knidos, Magneſia, Miletos u. a., wo Handel und Schiffahrt blühten. — Die alten Einwohner, die Karer, welche die Leleger unterjocht hatten, waren wahrſcheinlich Semiten. Sie dehnten ihre Herrſchaft über die Weſtküſte Kleinaſiens bis Lesbos hinauf und über faſt alle Inſeln des Ägäiſchen Meeres aus, wurden aber von den Joniern ins Binnenland getrieben und verloren an dieſelben auch die ſüdlichen und ſüdweſtlichen Küſtenſtriche. Sie waren ein kriegeriſches Volk und von den Griechen gehaßt als die furchtbarſten Seeräuber. Vor der Perſerherrſchaft ſtand K. unter eignen Königen, welche, weil ſie ſich den Perſern freiwillig unterwarfen, als Lehnsfürſten oder Satrapen Gebiet und Gewalt behielten. Einer von ihnen, Lygdamis I., Fürſt von Halikarnaſſos, war der Vater der berühmten Artemiſia I., welche 480 v. Chr. mit Xerxes in die Schlacht bei Salamis zog. Nach Alexander d. Gr. fiel das Land an Syrien und ſpäter in die Gewalt der Römer. Dem römiſchen Reich einverleibt, wurde es unter Konſtantin eine Provinz der Diözeſe Aſia. Die Byzantiner, Araber, Seldſchuken beherrſchten nacheinander das Land, und 1336 eroberten es die Osmanen. Jetzt gehört es zum Wilajet Aidin. Vgl. Benndorf und Niemann, Reiſen in Lykien und K. (Wien 1884).

Karieren (lat.), entbehren, faſten, beſonders zur Strafe faſten oder auf ſchmale Koſt geſetzt ſein.

Kariert (franz. carré), würfelig, gewürfelt, beſonders von ſo gemuſtertem Zeug.

Karies (lat.), Knocheneiterung, ſ. Knochenfraß und Zahnfäule.

Karikaceen, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Parietalen, milchſaftführende Holzpflanzen mit meiſt handförmigen oder gefingerten Blättern, regelmäßigen, fünfgliederigen, eingeſchlechtigen, röhrigen oder glockigen Blüten und Beerenfrüchten. Die ca. 28 Arten ſind faſt ſämtlich im tropiſchen Amerika einheimiſch. Der Milchſaft des in den Tropen vielfach kultivierten Melonenbaums (Carica Papaya) enthält ein Ferment, das Eiweiß peptoniſiert, friſches Fleiſch ſchnell weich macht und Milch zum Gerinnen bringt.

Karikal, franz. Beſitzung auf der Koromandelküſte im Bezirk Tandſchur der britiſch-ind. Präſidentſchaft Madras, 135 qkm (2½ QM.) groß mit (1891) 70,526 Einw. (darunter nur 60 Europäer), wovon der größte Teil in der Stadt K. wohnt. Das im Mündungsgebiet der Kaweri gelegene bewäſſerte und fruchtbare Land erzeugt viel Reis, der nach Ceylon ausgeführt wird; 1890 betrug die Einfuhr 1,096,417, die Ausfuhr 2,200,490 Fr.; es liefen 216 Schiffe von 144,330 Ton. ein.

Karikatūr (v. ital. caricare, »überladen, übertreiben«, franz. charger), Zerr- oder Spottbild, eine charakteriſtiſche Darſtellung, in welcher der dargeſtellte Gegenſtand unverkennbar getroffen iſt, einzelne Merkmale aber in Übertreibung hervortreten. In künſtleriſcher Beziehung hat die K. gleiches Recht wie die burleske Satire in der Poeſie. Der Karikaturiſt kann, wie Hogarth, ganze (moraliſche oder ſoziale) Gattungen charakteriſieren, wie den Dummen, den Geizigen, den Prahler, den Murrkopf, den Hochmütigen, den Wollüſtling, den Spieler ꝛc.; die an verſchiedenen Repräſentanten einer Gattung hervortretenden Merkmale, auf das Abbild eines einzigen Individuums gehäuft, machen es zur K.; umgekehrt wird dagegen das nur an Einem Individuum, ſonſt nicht wiederkehrende Merkmal, karikiert aufgefaßt, zum Typus einer ganzen Gattung. Für die Komödie, wie überhaupt für die poetiſche Satire, iſt die K. ein notwendiges Element; Caliban und Falſtaff bei Shakeſpeare, der Don Quichotte des Cervantes, Tartaglia bei Gozzi, der Buffo in der italieniſchen Opera buffa ſind Karikaturen. Schon bei den Alten wurde die K. angewandt. Unter den Italienern zeichneten ſich beſonders Leonardo da Vinci, unter deſſen Namen noch zahlreiche Zeichnungen karikierter Köpfe in den Sammlungen vorhanden ſind, und Annibale Carracci als Karikaturiſten aus, unter den Franzoſen Callot, unter den Engländern Hogarth. Die politiſche K., eine mächtige Waffe in den Parteikämpfen, iſt zuerſt in England und Frankreich gepflegt worden, von da aber auch nach allen übrigen Kulturſtaaten gekommen und ſpielt heute eine bedeutende Rolle, namentlich in den Händen der Oppoſition gegen die Staatsgewalt. In England ſteht der »Punch« allen Karikaturiſten voran, ſtark hauptſächlich in der perſönlichen K., worin ſich überhaupt die Engländer hervorthun. Cruikſhank war der bedeutendſte auf dieſem Gebiet. In Frankreich waren während der großen und nach der Julirevolution Karikaturen (der ſich ſelbſt guillotinierende Henker, von Geköpften umgeben, als K. auf die Schreckenszeit; die »Birne« und der »Regenſchirm« als K. auf das Bürgerkönigtum) häufig. Der »Charivari« geißelte Modethorheiten, lächerliche Szenen des geſelligen Lebens und des Lebens in der Provinz. Gavarni, Grandville und Daumier waren damals die Hauptvertreter der franzöſiſchen K., in neuerer Zeit Cham und Grévin. Mit der Februarrevolution von 1848 trat die bis dahin durch ſtrenge Geſetze in Schranken gehaltene perſönliche K. wieder in den Vordergrund. Ihr verfielen Lamartine, Cavaignac, Ludwig Bonaparte und ſeine Familie, Proudhon ꝛc. Die erſten deutſchen Zerrbilder waren nur Nachdrucke fremder Blätter; erſt zur Zeit des Wiener Kongreſſes wurde die K. auch in Deutſchland lebendiger. Beſonders war Napoleon I. ihr Gegenſtand. Die Krähwinkeliaden in der Zenſurzeit ſind von untergeordneter Bedeutung. In den 30er Jahren regte ſich die politiſche K. von neuem. Die Reihe der Karikaturzeitungen eröffnete die Mainzer »Narrhalla« von Kaliſch, ein Blatt voll Witz und Laune, jedoch ohne bedeutende karikierende Illuſtrationen. Seit 1844 erſchienen unter Mitwirkung bedeutender Künſtler die

Münchener »Fliegenden Blätter« (s. d.), die »Düsseldorfer Monatshefte«, die »Leuchtkugeln« als ziemlich harmlose Karikaturblätter, von denen sich nur die erstern erhalten haben. Die geistreichsten und schärfsten Karikaturen seit der Bewegung von 1848 schuf der Berliner »Kladderadatsch« (s. d.), nach dessen Vorbild in allen großen u. größern deutschen Städten Karikaturblätter und politische Witzblätter entstanden (in Wien der »Figaro«, der »Floh«, die »Bombe« u. a.). Bleibenden Wert aber haben fast nur die Parlamentskarikaturen von Banü, die berühmt gewordenen Zeichnungen von Schrödter zu Detmolds Schrift »Thaten und Meinungen des Herrn Piepmeyer, Abgeordneten zur konstituierenden Nationalversammlung in Frankfurt a. M.«, erlangt. Während der Konfliktszeit in Preußen nahm die politische K., deren Spitze sich vornehmlich gegen Bismarck richtete, einen neuen Aufschwung, der sich durch die Kriege von 1866 und 1870 noch steigerte. Namentlich gab letzterer Veranlassung zu einer Hochflut von Karikaturen, die besonders Napoleon III. zum Gegenstand hatten. Eine umfangreiche, alle Länder umfassende Sammlung davon befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Berlin. Von bleibender politischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung sind darunter besonders die Karikaturen auf Bismarck im »Kladderadatsch«, meist von Wilhelm Scholz (gesammelt u. d. T.: »Bismarck-Album des Kladderadatsch«, 25. Aufl., Berl. 1893). Auf dem Gebiet der nichtpolitischen K. haben sich in Deutschland in den 60er Jahren besonders Herbert König und L. Löffler, später neben den Zeichnern der »Fliegenden Blätter« (Harburger, Oberländer, Meggendorfer) besonders W. Busch (s. d. 4) und Schließmann in Wien einen Namen gemacht. Vgl. Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen (Liegn. 1778; neue Ausg. von Ebeling, Leipz. 1886); Champfleury, Histoire générale de la caricature (Par. 1865—80, 5 Bde.; Ergänzungsband 1885); Wright, History of caricature and grotesque (Lond. 1875); J. Grand-Carteret, Les mœurs et la caricature en Allemagne, en Autriche, en Suisse (Par. 1885) und die übrigen Sammelwerke von Grand-Carteret (s. d.).

Karikieren, etwas als Zerrbild oder Karikatur darstellen; Karikaturist, Karikaturenzeichner.

Karimatainseln, niederländisch-ind. Gruppe an der Südwestküste von Borneo, zur Westabteilung desselben gehörig, durch die Karimatastraße von Bangka und Billiton getrennt, besteht aus 100 Inselchen und Riffen mit einem Gesamtareal von 149 qkm (8,7 QM.) und einer Bevölkerung von 500 Menschen. Die Hauptinsel K., unter 1° 36′ südl. Br. und 109° östl. L. v. Gr., erhebt sich in dem stumpfen und dem scharfen Pik zu 1034, bez. 1022 m und zeichnet sich ebenso wie Panambangan und Surutu durch malerische Schönheit aus. Von Metallen sind Eisen, Zinn und Antimon gefunden worden, Hauptprodukte sind aber eßbare Vogelnester, Rotang, wohlriechende Hölzer, Trepang, Schildpatt, Agar-Agar.

Karinaten, s. Carinatae.

Kariöl, s. Karriol.

Karios, Beiname des Zeus in Mylasa (s. d.).

Kariös (lat.), mit Karies (s. d.) behaftet.

Karisches Meer (Karischer Golf), Teil des Nördlichen Eismeers, zwischen Nowaja Semlja, der Insel Waigatsch und dem nordwestlichen Sibirien. Aus dem Karischen Meer führen nach W. und SW. drei Straßen: Matotschkin Schar, die Karische Straße und die Jugorische Straße (Jugor Schar). Es bildet die Grenzscheide zwischen den europäischen und asiatischen Küsten und hat seinen Namen von dem Fluß Kara, der, vom Ural kommend, sich in dieses Meerbecken ergießt. Seine Ufer sind wüst, mit einer baumlosen Polarflora bewachsen; aber die reiche Fauna lockt jeden Sommer zahlreiche Jäger herbei, die hier fast alle Gattungen von Polartieren finden. Das fast rings von Land eingeschlossene, bis in die neueste Zeit noch sehr wenig bekannte Becken des Karischen Meeres ist seit 1860 Gegenstand vielfacher Untersuchungen geworden; namentlich sind die von norwegischen und schwedischen Schiffern (zunächst von E. H. Johannesen, der das Meer 1869 zuerst nach allen Richtungen durchkreuzte, später von Nordenskjöld) ausgeführten Expeditionen von Bedeutung, da dieselben zur Gewißheit erheben, daß im Karischen Meer, welches man bisher das ganze Jahr hindurch ganz mit Treibeismassen erfüllt glaubte, im Sommer eine fast vollständige Eisschmelze stattfindet und somit einer Schiffahrt auf demselben, welche einen Seeweg von Europa nach Sibirien eröffnen würde, während der Sommermonate nur im westlichen Teil, wo das Eis vergeblich einen Ausweg sucht, zeitweilig Hindernisse entgegenstehen. Diese letztern haben das Mißglücken der ältern Nordostfahrten verursacht, sind aber für eine umsichtige und geduldige Schiffsführung keineswegs unüberwindlich. Unter den die Vermeidung der bisherigen Mißerfolge und Zeitverluste betreffenden Vorschlägen ist derjenige, welcher die Errichtung von Depots an einer der südlichen Straßen bezweckt, ohne Zweifel der beste. S. Karte »Nordpolarländer«.

Karistien (Caristia), bei den alten Römern das am 22. Febr. an das allgemeine Totenfest (s. Feralien) sich anschließende Verwandtschafts- oder Versöhnungsfest, welches durch die ganze Stadt familienweise mit gegenseitigen Geschenken und fröhlichen Mahlzeiten gefeiert wurde.

Karitativsystem, nach A. Wagner Bezeichnung für die Gesamtheit der wirtschaftlichen Handlungen, bei denen die Nächstenliebe die Triebfeder abgibt und unvergoltene oder nicht vollständig vergoltene Güterübertragungen bewirkt (private Armenpflege, Wohlthätigkeitsanstalten 2c.). Namentlich wird der Name auf die kirchliche Wohlthätigkeit der frühern Zeit angewendet. Die Bezeichnung »System« ist übrigens zur Erklärung der einfachen Thatsache wenig geeignet, daß die Nächstenliebe im Wirtschaftsleben vielfach eine wohlthätige ergänzende und ausgleichende Rolle zu spielen berufen ist.

Karja (arab.), soviel wie Dorf, Ortschaft.

Karkajou, s. Vielfraß.

Karkaraly, Kreis im W. der Provinz Semipalatinsk des russisch-asiat. Generalgouvernements der Steppe, wird von den 12—1500 m hohen Karkaralynischen Bergen durchzogen und hat ein Areal von 18,602 qkm (337,8 QM.), davon 9215 qkm Seen, mit (1885) 127,787 Einw., meist Kirgisen, welche Viehzucht, Silber- und Kohlenbergbau betreiben. Der gleichnamige, auch Karakalinsk genannte Hauptort, 50 km südlich vom See Karasor, hat 2 Kirchen, eine Moschee und (1885) 2075 Einw.

Karkasse (franz.), ältere Brandkugel (s. d.), auch das Gerippe zu Leucht- und Brandkugeln (Leucht-, resp. Brandkugelkreuz), aus starken schmiedeeisernen Schienen mit Boden. Ferner das Gerippe oder die Unterlage eines weiblichen Kopfputzes (Haube), Karkassendraht, der hierzu dienende, mit ungezwirnter Seide besponnene, sehr dünne Draht.

Digitized by Google

Karkinitischer Meerbusen (auch Totes Meer genannt), Golf an der Nordküste des Schwarzen Meeres, im W. der Halbinsel Krim.

Karl (althochd. Charal, Karl, »Mann«, latinisiert Carolus, franz. u. engl. Charles, ital. Carlo, span. Carlos), männlicher Vorname, Name zahlreicher fürstlicher Personen.

Übersicht nach den Ländern:

Karolinger 1—4.	Österreich 40, 41.
Deutsche Kaiser u. Könige 5—8.	Parma 42.
Baden 9.	Pfalz 43, 44.
Bayern 10, 11.	Portugal 45.
Brandenburg 12.	Preußen 46.
Braunschweig 13, 14.	Rumänien 47.
Burgund 15.	Sachsen-Weimar 48—50.
Frankreich 16—25.	Savoyen-Sardinien 51—55.
Großbritannien 26—28.	Schleswig-Holstein 56.
Hohenzollern 29, 30.	Schwarzburg 57.
Lothringen 31—34.	Schweden 58—66.
Mecklenburg 35.	Spanien 67—71.
Navarra 36.	Spanische Prätendenten 72—74.
Neapel-Sizilien 37—39.	Württemberg 75—77.

[Geschlecht der Karolinger.] 1) K. Martell, der »Hammer«, geb. um 688, gest. 22. Okt. 741 in Kiersy, der Sohn des Majordomus Pippin von Herstal und der schönen Chalpaida, wurde nach dem Tode seines Vaters (714) von den austrasischen Franken zum Herzog gewählt, schlug die Neustrier unter ihrem König Chilperich II. und dem Majordomus Raganfrid 716 und 717 bei Amblève und Vincy, erhob nun Chlotar IV., nach dessen frühem Tode Theuderich IV. auf den Thron und wurde, als Chilperich von Neustrien 720 starb, Majordomus des ganzen Frankenreichs. Indem er kirchliche Ämter Anhängern, meistens Laien, verlieh, manchem von ihnen sogar mehrere Bistümer übertrug, wußte er die reichen Hilfsmittel der Kirche für die Ausbreitung seiner Macht nutzbar zu machen. Denn in Wahrheit herrschte er, nicht der König, obwohl man dem Merowinger noch immer königliche Ehren erwies. Als Theuderich 737 starb, setzte K. Martell keinen König mehr ein. Nachdem er die Friesen meist unterworfen (722) und sogar die Sachsen bekriegt hatte (724), bewältigte er die widerstrebenden deutschen Stämme, wie die Bayern (728) und Alemannen (730). Indem er dann die Araber, deren gewaltigem Anprall das Westgotenreich in Spanien und das Herzogtum Aquitanien erlegen waren, in der denkwürdigen Schlacht bei Tours 732 und bei Narbonne 737 besiegte und ihrem Vordringen für immer Halt gebot, wurde er der Retter der christlich-germanischen Kultur. Bei seinem Tode teilte er die Herrschaft unter seine Söhne Karlmann und Pippin den Kleinen. Vgl. Breysig, Jahrbücher des fränkischen Reiches 714—741 (Leipz. 1869).

2) K. I., der Große, König der Franken und römischer Kaiser, geb. 2. April 742, gest. 28. Jan. 814, Enkel des vorigen, war der älteste Sohn Pippins des Kleinen und der Bertha, einer Tochter Chariberts, Grafen von Laon. Sein Geburtsort ist unbekannt, Aachen oder Ingelheim sind nur durch die Sage oder spätere Schriftsteller beglaubigt. K. wurde nach dem Tode seines Vaters (768) mit seinem Bruder Karlmann zum König gesalbt und erhielt Austrasien und einen Teil von Aquitanien, bemächtigte sich aber nach seines Bruders Tode 771 mit Zustimmung der Großen des ganzen Reiches, worauf Karlmanns Witwe samt ihren unmündigen Söhnen zu Karls Feind, dem Langobardenkönig Desiderius, floh. 773 zog er gegen letztern, zwang ihn nach einer zehnmonatigen Belagerung in Pavia, sich zu ergeben, schickte ihn in ein Kloster und ließ sich als König der Langobarden huldigen (Juni 774). Schon vorher hatte er begonnen, die noch unabhängigen Sachsen zu unterwerfen und zugleich zum Christentum zu bekehren. Nachdem sich auch die Reichsversammlung zu Worms für den Krieg entschieden hatte, drang K. 772 in das Land des sächsischen Stammes der Engern ein, nahm die Eresburg (an der Stelle des heutigen Stadtberge) ein und zerstörte die Irminsul, nach sächsisch-heidnischem Glauben die das Weltall tragende Säule (unweit Altenbeken). Die Engern versprachen Unterwerfung und Annahme des Christentums. 774 empörten sie sich wieder, wurden aber durch ein fränkisches Heer geschlagen und gezüchtigt. 775 wurden dann nicht nur die Engern, sondern auch die Ostfalen und Westfalen, die andern Stämme der Sachsen, unterworfen; allein sie empörten sich immer wieder (so 776 und 778). Am gefährlichsten war der Aufstand von 782. Widukind, ein westfälischer Fürst, kehrte damals aus Dänemark, wo er bisher eine Zuflucht gefunden hatte, zurück, reizte die Sachsen, welche gerade auf einem Zuge gegen die feindlichen Sorben Heeresfolge leisten sollten, auf, und sie vernichteten ein fränkisches Heer am Süntelgebirge. K. erschien alsbald und ließ zum warnenden Beispiel 4500 Sachsen zu Verden an der Aller enthaupten. Nun erhoben sich die Sachsen von neuem zahlreicher als je, aber K. schlug sie 783 bei Detmold und entscheidender an der Hase. Damit war der sächsische Krieg eigentlich beendet, besonders da sich 785 Widukind und Albion, ein andrer Häuptling, unterwarfen und zu Attigny taufen ließen. Zwar griffen die Sachsen noch mehrmals zu den Waffen, aber beim Herannahen Karls ergaben sie sich gewöhnlich. Die Nordalbinger (Sachsen nördlich der Elbe) wurden erst 804 unterworfen und damals 10,000 von ihnen als Geiseln für die Treue ihrer Landsleute ins innere Deutschland weggeführt. Massentaufen der Sachsen hatten wiederholt stattgefunden, und nach und nach wurden folgende Bistümer begründet: Halberstadt, Paderborn, Minden, Verden, Bremen, Münster und Osnabrück, von Klöstern Korvei und Herford. Den Gedanken, in Hamburg ein Erzbistum zu begründen, hat K. nicht mehr ausführen können. Sogar über die Grenzen Sachsens hinaus ist K. vorgedrungen. 789 unterwarf er die Wilzen jenseit der Elbe, die Obotriten waren ihm verbündet, 806 wurden die Sorben und selbst die Böhmen teilweise abhängig und 808 die Eidergrenze gegen Dänemark behauptet. Diese Grenze wurde von letzterm auch 811 anerkannt. Als K. 788 den unbotmäßigen Herzog von Bayern, Thassilo, abgesetzt hatte (derselbe wurde ins Kloster Jumièges geschickt und die herzogliche Würde in Bayern aufgehoben), wurde er in einen Krieg mit dessen Verbündeten, den räuberischen Avaren, verwickelt. 791 drang K. bis zur Raab vor, der Markgraf Erich von Friaul erstürmte 795 den Hauptring der Avaren an der Theiß, und 796 zwang Karls Sohn Pippin dieselben zur Unterwerfung. Schon viele Jahre vorher hatte K., damals noch mit dem Sachsenkrieg beschäftigt, eine Eroberung im Süden begonnen. 777 war eine arabische Gesandtschaft des Statthalters von Saragossa, Hussein el Abdari, auf dem Reichstag zu Paderborn erschienen und hatte K. um Hilfe gegen Abd ur Rahmân, den omaijadischen Chalifen von Cordoba, gebeten. K. zog 778 über die Pyrenäen, nahm Pamplona ein und eroberte Saragossa, wo er Hussein wieder einsetzte. Auf die Kunde von einem Sachsenauf-

Digitized by Google

stand trat er den Rückzug an. Auf diesem wurden die Franken (wahrscheinlich im Thal von Roncesvalles) von den treulosen Basken überfallen und viele getötet, darunter Hruodland, der Befehlshaber der britannischen Mark, das Urbild des Roland der Sage. K. hatte seine Eroberung wieder aufgeben müssen und konnte erst nach einem glücklichen Feldzug seines Sohnes Ludwig in Spanien (799) und nach dem Fall Barcelonas 801 die spanische Mark errichten, welche das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro umfaßte. Zum Schutz des Reiches richtete K. auch an den andern Grenzen seines Reiches Marken ein: gegen die südlichen Slawen die Marken von Friaul und Kärnten, gegen die Avaren die avarische Mark (das spätere Österreich), gegen die Böhmen die fränkische im Nordgau, gegen die Sorben die thüringische an der Saale, gegen die Dänen die Mark an der Eider. In den Marken siedelte er fränkische Vasallen (Markmannen) an und verlieh den Markgrafen, unter welche er sie stellte, eine ausgedehntere Gewalt als den Grafen des Binnenlandes. Karls Reich erstreckte sich im N. bis zur Eider, im O. bis zur Elbe, Saale und Raab, im S. bis zum Volturno und Ebro, im übrigen bis zum Atlantischen nnd Mittelländischen Meer.

K. betrachtete sich nicht allein als weltlichen Herrscher, sondern auch als Haupt der Kirche, welcher alle Reichsgenossen angehörten. Er war, wie sein Vater, Patricius von Rom; er besaß die Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus und hatte das Gelöbnis der Treue vom Papst, dem er das Patrimonium Petri 774 verliehen hatte, empfangen; nur der kaiserliche Name fehlte, der den universalen Charakter seiner Herrschaft zum Ausdruck bringen sollte. Auch diesen empfing er, als ihm am Weihnachtstage (25. Dez.) 800 Leo III. in der Peterskirche zu Rom die römische Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Ostrom erkannte ihn 812 als Kaiser an, auch die christlichen Angelsachsen u. Schotten betrachteten ihn als Oberherrn. K. legte auf die neue Würde großes Gewicht, 802 ließ er sich von seinen Unterthanen einen neuen Eid leisten: nicht das altgermanische Verhältnis der Treue sollte fortan das einzige Band zwischen Fürst und Volk sein, sondern es kam der christliche Gehorsam gegen den Oberherrn der Kirche hinzu. Im fränkischen Reich war die Besetzung der Bistümer, die Verleihung der Pfründen immer in der Hand des Königs gewesen; K. hat aber auch in die Lehre der Kirche eingegriffen. Die Kirchenversammlungen berief er nicht nur, sondern er änderte auch ihre Beschlüsse nach Gefallen ab, überwachte den Wandel der Geistlichen mit aufmerksamem Auge und stellte ihnen die Regel des heil. Benedikt zum Vorbild auf. Auch in den weltlichen Gesetzen änderte er damals, was gegen Gottes Gebote zu verstoßen schien; doch das germanische Recht und die auf nationaler Grundlage erwachsene Organisation des fränkischen Reiches tastete er nicht an, entwickelte sie vielmehr naturgemäß weiter. Durch seine Erlasse (Kapitularien) suchte er höchstens eine größere Einheit in dem vielsprachigen Reich herzustellen. Sie wurden auf den beiden Reichsversammlungen beschlossen, welche K. im Mai und im Herbst zu berufen pflegte. Da erschienen und erstatteten Bericht die Sendboten (missi), welche K. in den Provinzen umhersandte, um den Kultus, die Finanzen und das Gerichtswesen zu überwachen. Sie hielten in ihrem Bezirk viermal jährlich Gericht als eine über den Grafen stehende Instanz. An Stelle der Herzöge, deren Ämter K. beseitigt hatte (außer Benevent), wurden sie vorgesetzte Behörde der Grafen. In jedem Gau gab es einen Grafen; seine Funktionen waren richterlicher und militärischer Art. Dreimal im Jahre hielt er die ordentliche Gerichtsversammlung ab, zu welcher alle Freien erscheinen mußten, und führte den Heerbann seines Gaues in den Krieg; doch waren nicht alle Freien zur Heeresfolge verpflichtet, zumal da man bisweilen in die weite Ferne ziehen und sich selbst verpflegen mußte. Dem Eigengut wurde damals schon das gegen Treueid empfangene Lehen (beneficium) gleich geachtet, und die Lehnsleute zogen unter Führung ihrer Herren in den Krieg. Die Beamten bezogen keinen Gehalt, sondern wurden durch Landverleihungen und Anteil an den Gerichtsbußen entschädigt. Deshalb konnte K. auch ohne Steuern auskommen. Der größte Teil des Staatseinkommens floß aus den Erträgen der königlichen Domänen, deren Verwaltung K. mit Sorgfalt und großer Sachkenntnis leitete. Dazu kamen Gerichts- und Heerbannbußen, freiwillige Geschenke, welche von jeher üblich waren, und schließlich gewaltsame Einziehungen, welche über treulose Große verhängt wurden. Daneben war jeder zum Vorspann, zur Verpflegung des Königs, wenn er im Lande umherzog, verpflichtet. So gewann K. erhebliche Geldmittel und konnte sogar gewaltige Unternehmungen, wie einen Donau-Mainkanal, den er wenigstens begann, und glänzende Bauten von Kirchen und Pfalzen ausführen, wie in Nimwegen, Ingelheim und vor allen in Aachen. Diese Verfassung, wie sie K. im Laufe der Jahre ausbildete, muß man als durchaus germanisch bezeichnen, wie sich denn K. auch als Deutscher fühlte; nur in Äußerlichkeiten gab er römischen oder byzantinischen Einflüssen Raum, wie im Zeremoniell, indem er bei Hof den Kniefall und Fußkuß duldete. Sein Herz hing an der altfränkischen Heimat: hier pflegte er die Großen um sich zu versammeln, hier feierte er am liebsten das Weihnachtsfest (19mal in Aachen, nur 6mal in Gallien). Dahin begleiteten ihn seine beiden ersten Räte, der Apokrisiarius, welcher den geistlichen, der Pfalzgraf, welcher den weltlichen Angelegenheiten vorstand. Daran schloß sich ein Kreis von Vertrauten: es waren die gelehrtesten Männer ihrer Zeit, die er in seine Nähe zog. 781 veranlaßte er auf seinem Zuge nach Italien den gelehrten Angelsachsen Alkuin, ihm an seinen Hof zu folgen; im folgenden Jahre gewann er Paulus Diaconus, den Geschichtschreiber der Langobarden, und den Grammatiker Peter von Pisa. Sie wurden die vornehmsten Lehrer der Hochschule, welche K. an seinem Hof einrichtete, und in der er selbst, seine Kinder und viele edle Jünglinge aus dem Reich Unterricht in der Dichtkunst, Rhetorik, Dialektik und Astronomie empfingen. Auch Griechisch und Lateinisch lernte K., doch im Schreiben brachte er es nicht weit, weil er es zu spät angefangen. In diesem Kreise von Gelehrten lebte er als einer der Ihrigen, kein Zeremoniell störte die Vertraulichkeit; für seine Gelehrten war er nicht der Kaiser, sondern ließ sich einfach David nennen. Die Handschriften der Bibel und der angesehensten römischen Autoren ließ er durch geschickte Mönche abschreiben, um eine leichtere Benutzung dieser Werke zu ermöglichen. Aus jener Schule gingen Männer hervor, wie Angilbert, der zugleich Dichter und Staatsmann war, und Einhard, des Kaisers Biograph. In gleicher Weise empfingen geistliche und weltliche Würdenträger daselbst oder in den Zweigschulen, welche K. in Tours und Pavia später begründete, ihre Bildung. Eine allgemeine Volksbildung anzubahnen, versuchte

Digitized by Google

K. nicht; er mußte sich begnügen, der Geistlichkeit und den höhern Ständen eine gelehrte Bildung zu verschaffen. Auch der vaterländischen Litteratur wendete er sein Interesse zu. Einhard erzählt uns, daß der Kaiser alte Lieder aus der germanischen Heldensage habe sammeln lassen; diese Sammlung ist aber leider verloren gegangen.

K. war von breitem, kräftigem Körperbau, von stattlicher Größe (sie betrug sieben seiner Füße), hatte große, lebhafte Augen, eine bedeutende Nase; der Hals war dick und etwas zu kurz, sonst war der Körper ebenmäßig gebaut. Sein Aussehen war würdig u. achtunggebietend, der Gang fest, die Stimme heller, als man nach seiner Erscheinung erwarten sollte. Er erfreute sich dauernder Gesundheit, nur in seinen vier letzten Lebensjahren war er vom Fieber geplagt. Seine Tracht war die fränkische; fremdländische verschmähte er, und nur bei Festlichkeiten erschien er in einem goldgewirkten Kleid, mit Schuhen, an denen Edelsteine funkelten, und einem Diadem aus Gold und Edelsteinen. Einfach war auch seine Lebensweise: er war mäßig im Essen und Trinken, weniger jedoch in ersterm als in letzterm, weil, wie er sagt, das Fasten seinem Körper schade. Im Regiment bewahrte er sich Selbständigkeit. Er war fromm, und religiöse Beweggründe bestimmten seine politischen Maßregeln vielfach; doch war er kein Diener der Geistlichkeit, am wenigsten des Papstes. Er verband durchdringende Verstandesschärfe mit unbeugsamer Willenskraft. Das Höchste galt ihm nicht für unerreichbar, aber auch das Kleinste nicht zu gering. Er war von leidenschaftlichem Temperament und für Frauenschönheit empfänglich, wie er denn neben seinen Gemahlinnen mehrere Beischläferinnen bei sich hatte; aber geschlechtliche Ausschweifungen, sogar mit einer Schwester, hat ihm nur die neidische Sage angedichtet. Viermal war er vermählt: erstens mit Desiderata, des langobardischen Königs Desiderius Tochter, die er 771 verstieß; zweitens mit Hildegard, einer vornehmen Schwäbin; drittens mit Fastrada, der Tochter des ostfränkischen Grafen Radolf; viertens mit der Alemannin Luitgard. Hildegard hatte ihm fünf Söhne und drei Töchter geboren. Von den Söhnen blieben drei am Leben, von denen der ältere, Karl, schon 781 zum Nachfolger im fränkischen Reich bestimmt wurde, während von den jüngern Pippin (zuerst Karlmann genannt) zum König von Italien, Ludwig (später »der Fromme«) zum König von Aquitanien gesalbt wurde. Nach der Annahme der Kaiserkrone schien ihm 806 eine neue Teilung notwendig, welche trotz der dem ältesten Sohn vorbehaltenen Oberhoheit einer Zerstückelung des Reiches gleichgekommen wäre, aber durch den Tod der beiden ältern, Karls (811) und Pippins (810), vereitelt wurde. So blieb Ludwig der alleinige Erbe, und dieser setzte sich auf den Wunsch des Vaters 813 im Münster zu Aachen die Kaiserkrone mit eigner Hand aufs Haupt. K. wurde in dem von ihm erbauten Münster zu Aachen feierlich beigesetzt. Als Otto III. (im J. 1000) das Grab öffnen ließ, fand man den Kaiser auf seinem marmornen Thron sitzend, im Kaisermantel und das Schwert an der Seite, auf seinen Knieen lag die Bibel. Friedrich Barbarossa erwirkte bei dem Gegenpapst Paschalis III. die Heiligsprechung Karls (28. Dez. 1164), und weder Alexander III., der rechtmäßige Papst, noch dessen Nachfolger erhoben Widerspruch dagegen. Nun erschien es wichtig, die heiligen Gebeine zu bergen; deshalb ließ Friedrich 27. Juli 1165 noch einmal die Gruft öffnen und den Leichnam, mit Ausnahme des Kopfes u. eines Schenkels, in einem silbernen Schrein bergen, der seinen Platz auf dem Altar fand. Doch den kommenden Geschlechtern schwand die Kunde von diesem Vorgang, und erst 1843 entdeckte man, daß der Schrein, in dem man die Reliquien des heil. Leopardus vermutete, des großen Kaisers Gebeine enthalte. Der Kopf und ein Schenkel waren in der Sakristei aufbewahrt und dort Jahrhunderte hindurch den Fremden gezeigt worden.

Seit Christi Geburt hat kein Sterblicher die Phantasie der Nachgebornen so beschäftigt wie K.: nicht allein die Nationen, über deren Vorfahren er einst geherrscht, Deutsche, Franzosen, Niederländer, Italiener, nahmen ihn als den Ihrigen in Anspruch und umwoben seine weltgebietende Gestalt mit dem verklärenden Schimmer der Sage, sondern auch bei Engländern, Skandinaviern und Spaniern, mit denen ja K. nur wenig in Berührung gekommen ist, knüpft sich nach Jahrhunderten eine umfangreiche Litteratur an seine Person. Während die Kirche schon vor dem ersten Kreuzzug von einer Heerfahrt Karls nach dem Orient fabelte (zuerst bei Benedikt um 968), behandelte die französische und die provenzalische Dichtkunst mit Vorliebe die Kämpfe Karls gegen die Araber in Spanien (wie denn auch das älteste erhaltene Gedicht die »Chanson de Roland« ist), weniger die Züge nach Italien und Sachsen und Karls Jugend. Auch bei den Deutschen gingen zahlreiche Sagen über den großen Kaiser von Mund zu Mund: man erzählte sich, er weile im Untersberg (bei Salzburg) und werde einst erscheinen, um das Reich in neuer Macht und Herrlichkeit wiederherzustellen. Aber nur in der »Kaiserchronik« (von 1160) sind diese Sagen niedergeschrieben. Die Gedichte des karolingischen Sagenkreises, wie das »Rolandslied« und »Wilhelm von Oranse«, beruhen auf französischen Vorbildern. Ähnlich ist es in Italien; hier enthält nur die Chronik von Novalese (aus dem 11. Jahrh.) einheimische Sagen über K. und zwar meist von feindseliger Tendenz; die französischen Dichtungen wurden schon im 12. Jahrh. bekannt und haben ein Heer von Nachahmungen hervorgerufen, deren bedeutendste Ariosts »Rasender Roland« ist. Auch bei den übrigen oben genannten Nationen sind die zahlreichen Dichtungen über K. auf französische Vorbilder zurückzuführen, selbst die »Karlamagnus-Saga«, welche im 13. Jahrh. in Island entstand (weiteres s. Karlssage). Den historischen K. haben neuere Dramatiker auf die Bühne zu bringen gesucht, wie die Tragödien von Märcker (»K. der Große«, 1861), Kösting (»Zwei Könige«, 1863) u. a. erweisen. Vgl. Einhard (s. d.), Vita Caroli Magni (deutsch von O. Abel, 3. Aufl., Leipz. 1893); S. Abel, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter K. dem Großen (Bd. 1, Berl. 1866; Bd. 2 von Simson, Leipz. 1883; Bd. 1 in 2. Aufl., das. 1888); Vétault, Charlemagne (Tours 1876); Brosien, K. d. Gr. (Leipz. u. Prag, 1885); Mombert, History of Charles the Great (Lond. 1888); v. Döllinger, Das Kaisertum Karls d. Gr. u. seiner Nachfolger (Münch. 1864); v. Wyß, K. d. Gr. als Gesetzgeber (Zürich 1869); Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Par. 1865); Clemen, Die Porträtdarstellungen Karls d. Gr. (Aachen 1890).

3) K. II., der Kahle, geb. 13. Juni 823 in Frankfurt a. M., gest. 6. Okt. 877, einziger Sohn Ludwigs I., des Frommen, aus dessen zweiter Ehe mit Judith, der Tochter des bayrischen Grafen Welf, erhielt 829 Alemannien, was den Zwist Kaiser Ludwigs mit seinen ältern Söhnen zur Folge hatte, dann auf dem Reichstag

Digitized by Google

zu Aachen 837 das mittlere Francien zwischen Weser und Loire und wurde auf der Reichsversammlung zu Kiersy-sur-Oise 838 zum König gekrönt. 839 zu Worms gab ihm der leicht bestimmbare Vater sogar ganz Westfrancien mit Ausnahme von Südburgund. Als jedoch nach Ludwigs des Frommen Tode (840) dessen ältester Sohn, Kaiser Lothar, das ganze Reich in Anspruch nahm, vereinigte sich K. 841 mit dem andern Stiefbruder, Ludwig dem Deutschen. Beide lieferten 25. Juni d. J. bei Fontenoy, unfern Auxerre, Lothar eine entscheidende Schlacht und erneuerten in Straßburg 14. Febr. 842 den Schwur gegenseitiger Treue, der in romanischer und deutscher Sprache noch erhalten ist. Dann zwangen sie Lothar zum **Teilungsvertrag von Verdun** 10. Aug. 843. Durch diesen Vertrag erhielt K. Westfrancien, d. h. Aquitanien, Septimanien nebst der spanischen Mark, das westliche Burgund, Neustrien, die Bretagne und Flandern. Damals begannen die Raubzüge der Normannen (aus Norwegen und Dänemark), welche mit kleinen Schiffen die Mündungen der Seine, Loire, des Rhône hinauffuhren und 845 sogar Paris plünderten. K., dem kriegerische Tüchtigkeit ganz fehlte, mußte ihren Rückzug wiederholt durch schimpflichen Tribut erkaufen. Dagegen trieb ihn die Ländergier oft zum Kampf gegen seinen tapfern Bruder, Ludwig den Deutschen. 861 fiel K. mitten im Frieden in die Provence, das Land seines Neffen Karl, ein, mußte aber unverrichteter Sache umkehren. Als dieser dann 863 starb, ließ K. die Teilung des Landes durch Ludwig den Deutschen und Lothar II. ruhig geschehen. Mit letzterm lebte er seit 860 fortwährend in Zwietracht, zu einem Kriege kam es jedoch nicht. Kaum war Lothar II. aber ohne legitime Erben gestorben (869), so fiel K. in sein Land ein und ließ sich 9. Sept. 869 in Metz zum König von Lothringen krönen. Doch schon eine Gesandtschaft Ludwigs des Deutschen genügte, ihn zur Räumung des angemaßten Landes zu bewegen. Darauf verabredeten die Brüder eine Teilung, die dann auch 8. Aug. 870 zu Mersen vollzogen wurde. Damals erhielt K. außer Südfriesland das Land westlich von der Maas, Ourthe, Mosel und dem Rhône. Die weltlichen Großen bemühte sich K. vergeblich unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Er stützte sich in seinem Land auf die Geistlichkeit, der er als Mann von gelehrter, selbst theologischer Bildung sehr nahe stand. Dieselbe gewann damals durch Reichtum und die persönliche Bedeutung ihrer meisten Vertreter (Hinkmar von Reims) den größten Einfluß auf die Verwaltung des Landes. K. nahm auch ihre Partei gegen Rom, so 872 gegen die Anmaßungen Papst Hadrians II. Als Kaiser Ludwig II. 875 starb, rief der Papst, von Mißtrauen gegen den energischen Ludwig den Deutschen erfüllt, K. nach Italien und setzte ihm 25. Dez. 875 in Rom die Kaiserkrone aufs Haupt. Die lombardischen Großen erkannten ihn (Februar 876) zu Pavia als König von Italien an, und auch die westfränkische Geistlichkeit erklärte sich auf der Synode zu Ponthion (Juni 876) mit dieser Rangerhöhung Karls einverstanden. Als dieser aber nach Ludwigs des Deutschen Tode in dessen Land einfiel, wurde er von dem jüngern Ludwig bei Andernach (8. Okt. 876) geschlagen. Karlmann, Ludwigs des Deutschen andrer Sohn, wollte ihn sogar aus Oberitalien vertreiben, wohin er sich, vom bedrängten Papst gerufen, 877 begeben hatte. Die bloße Nachricht von Karlmanns Herannahen bewog den unkriegerischen Kaiser zum schleunigen Rückzug über die Alpen; aber kaum hatte er den Mont Cenis überschritten, so ergriff ihn ein Fieber, dem er 877 in einem Weiler im Thal des Arc erlag. K. war zweimal verheiratet: zuerst mit Irmintrud, der Nichte des Grafen Adalhard; nach deren Tode mit Richilda, der Witwe eines Grafen Buwin. In seiner ersten Ehe waren ihm acht Kinder geboren. Von seinen vier Söhnen hatte er Ludwig zum König von Neustrien, Karl zum König von Aquitanien krönen lassen; jedoch beide empörten sich gegen den Vater 862. Dieser unterwarf sie aber bald und ließ nur dem ältern sein Reich. Gegen seine Kinder war K. lieblos, ja grausam, am meisten gegen Karlmann, den er wider dessen Willen zum Geistlichen bestimmte und, als er sich empörte, blenden ließ. Da der jüngere Karl 866 starb, ging das Reich bei des Vaters Tode auf Ludwig über. Vgl. Voß, De Carolo Calvo (Halle 1844); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1888).

4) K. III., seit dem 12. Jahrh. **der Dicke** genannt, geb. 839, gest. 13. Jan. 888, Ludwigs des Deutschen und der Welfin Hemma dritter Sohn, erhielt 876 bei der Teilung mit seinen beiden Brüdern Karlmann und Ludwig Alemannien und das Elsaß, erbte aber nach dem Tode dieser beiden (880 und 882) auch deren Länder, mit Inbegriff Lothringens, welches Ludwig der jüngere gewonnen. Vom Papst gegen die Sarazenen zu Hilfe gerufen, hatte er 879 das Königreich Italien erworben und war im Februar 881 in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Als er nun auch von den westfränkischen Großen 885 zum König erwählt wurde, vereinigte er fast das gesamte Reich Karls d. Gr. unter seiner Herrschaft. Doch zeigte er sich seines großen Ahnen nicht würdig. Die Normannen, die damals die Gegenden am Niederrhein verwüsteten, umzingelte er 882 in ihrem Lager bei Elsloo an der Maas, schloß dann aber, als ob er besiegt worden wäre, einen schimpflichen Vergleich mit dem Normannenkönig Gotfried, dem er 2412 Pfd. Gold und Silber zahlte. Als die Normannen 886 Paris belagerten, erschien K. wiederum nur, um den Frieden für 700 Pfd. Silber von ihnen zu erkaufen. Der Neid der Großen zwang K., in die Entlassung seines vornehmsten Ratgebers, des Erzkanzlers Liutward von Vercelli, zu willigen (887), und als die Verleumdung die Kaiserin Richarda sträflichen Umgangs mit diesem Günstling zieh, trennte sich die tief gekränkte Frau von dem indolenten Gemahl. Die Schwäche des Kaisers, die durch sein Siechtum (Epilepsie) noch vermehrt wurde, rief in allen Gauen Unzufriedenheit hervor. Als daher Herzog Arnulf von Kärnten, Karlmanns illegitimer Sohn, gegen den Oheim mit einem Heer heranzog, fielen die gerade in Tribur versammelten Großen von K. ab (November 887) und huldigten Arnulf zu Frankfurt a. M. K. zog sich auf einige Güter in Schwaben zurück, die ihm der Neffe gelassen hatte, starb aber bald in Neidingen (bei Fürstenberg) an der Donau und wurde in der Klosterkirche auf dem Eiland Reichenau bestattet. Seine Ehe war kinderlos gewesen, er hinterließ bloß einen Bastard, Bernhard. Vgl. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs, Bd. 3 (2. Aufl., Leipz. 1888).

[Deutsche Kaiser und Könige.] 5) K. IV., geb. 14. Mai 1316 in Prag, gest. 29. Nov. 1378, Sohn des Königs Johann von Böhmen, hieß ursprünglich Wenzel und erhielt erst bei seiner Firmung den Namen K. Mit trefflichen Anlagen ausgestattet, hatte er in seiner Jugend am französischen Hofe eine gute Erziehung erhalten und sich eine Fülle von Kenntnissen erworben: er sprach und schrieb fünf Sprachen. Er übernahm 1331 an seines Vaters Statt das

Digitized by Google

diesem vom Kaiser Ludwig dem Bayer übertragene Reichsvikariat von Italien, sodann das Markgrafentum Mähren und die Verwaltung von Böhmen. 1346 zog er mit seinem Vater dem französischen König gegen die Engländer zu Hilfe und rettete sich in der Schlacht von Crecy, in der sein Vater fiel, nur durch schnelle Flucht. Nach seiner Wahl als Gegenkaiser Ludwigs des Bayer (11. Juli 1346 zu Rhense) gestand er dem Papst alles zu, was dieser von ihm verlangte, namentlich sich nie in die italienischen Angelegenheiten mischen zu wollen, wie er denn überhaupt stets die bereitwilligste Unterordnung unter die Kirche zur Schau trug, um dafür auf des Papstes Gegendienste rechnen zu können, besonders in der Besetzung der deutschen Erzbistümer und Bistümer mit Männern, die ihn bei seinen Entwürfen unterstützten. Schon 26. Nov. 1346 war er in Bonn gekrönt worden, ließ aber zu Aachen die Krönung (25. Juli 1349) wiederholen, als er den nach Ludwigs Tode von der wittelsbachischen Partei aufgestellten Gegenkaiser Günther von Schwarzburg zur Verzichtleistung vermocht hatte. Durch die Unterstützung des falschen Waldemar, von dem er sich 1348 die Oberlausitz abtreten ließ, bewog er die Wittelsbacher zur Nachgiebigkeit und Huldigung (1350). Hierauf unternahm er 1354 einen Zug nach Italien und ließ sich in Mailand zum König von Italien (6. Jan. 1355) und in Rom (5. April) zum Kaiser krönen. Der Gedanke, die kaiserliche Herrschaft in Italien wiederherzustellen, lag dem nüchtern urteilenden Luxemburger fern; deshalb kehrte er nach der Krönung unverzüglich nach Deutschland zurück. Hier erließ er 1356 die Goldene Bulle (s. d.), welche eine oligarchische Verfassung im Reich begründen sollte, aber die Zerstückelung desselben noch vermehrte. Denn K., bestrebt, in den Kurfürsten sich eine ergebene Macht zu schaffen, verlieh ihren Territorien so umfangreiche Rechte, daß sie zu Sonderstaaten im Reiche wurden. Auf einer Zusammenkunft mit Urban V. zu Avignon (1365) verabredete K. einen zweiten Römerzug, um den Papst nach Rom zurückzuführen, und unternahm ihn auch 1367, ließ sich jedoch sogleich zu einem Frieden mit den dem Papst feindlichen Visconti herbei, der dann aber so wenig beachtet wurde, daß der Papst es wiederum für geraten hielt, nach Avignon zurückzukehren. Die Goldene Bulle war den Städten nicht günstig; besonders verabscheute K. deren Bündnisse, als dem Königtum gefährlich, und suchte an deren Stelle kaiserliche Landfriedensbündnisse zu stellen, die er wiederholt beschwören ließ. Er unterschätzte aber die Macht der Städte; er konnte 1376, als er die Partei der Ritter in Schwaben ergriff, den Widerstand des schwäbischen Städtebundes nicht brechen, belagerte vergeblich Ulm und schloß für sich einen Waffenstillstand, indem er die Fortsetzung des Kampfes dem Adel überließ. Dagegen stellte er in seinem Erbland, welches ihm sein Vater in völliger Zerrüttung hinterlassen hatte, einen Zustand her, welcher allen deutschen Ländern jener Zeit als Muster gelten konnte. Er sorgte dort für Sicherheit der Straßen und des Verkehrs, förderte den Handel und Gewerbfleiß, den Acker- und Bergbau, machte die Moldau schiffbar, baute die Moldaubrücke und andre prächtige Bauten in und bei Prag, brachte das Gerichtsverfahren in geordneten Gang, gründete zu Prag ein Erzbistum und 1348 die erste deutsche Universität und zog eine Menge deutscher Künstler und Handwerker an seinen Hof. Als Gegengewicht gegen die Fürstenmacht hielt er eine umfangreiche Vergrößerung seiner Hausmacht für dringend notwendig. Seine Erfolge hierin hatte er einem ungewöhnlichen diplomatischen Talent, seiner Sparsamkeit, endlich einer bei Fürsten wenig löblichen Dreistigkeit, Geld herbeizuschaffen, woher es auch sei, zu verdanken. 1353 erwarb er die Oberpfalz, 1364 die Niederlausitz und 1373 die Mark Brandenburg; 1355 vereinigte er Schlesien und die Oberlausitz untrennbar mit der böhmischen Krone. Auch mit dem Haus Habsburg schloß er eine Erbverbrüderung (1364 zu Brünn), welche sich damals sogar zu gunsten der Luxemburger bald zu erfüllen schien. In allen Gegenden Deutschlands kaufte er sich an, und viele schwäbische, fränkische und bayrische Edelleute mußten in das Vasallenverhältnis zur Krone Böhmen treten. Die Wahl seines Erstgebornen, Wenzel, zum Nachfolger (1376) kostete ihm hohe Geldsummen für die Kurfürsten; ja, K. wurde sogar der bei der Goldenen Bulle befolgten Politik ungetreu, indem er die Zustimmung des Papstes dazu einholte, um den Widerspruch der Kurfürsten zu beseitigen. Nachdem er 1377 diesem seinem ältesten Sohn außer der Kaiserwürde Böhmen, Schlesien und den größten Teil der Lausitz, dem zweiten, Siegmund, die Mark Brandenburg, dem dritten, Johann, das Herzogtum Görlitz und die Neumark als Erbe bestimmt hatte (Mähren war an Karls Neffen Jobst und Prokop übergegangen), starb er in Prag, wo ihm 1848 ein Denkmal (von Hähnel) errichtet wurde. Vgl. seine treffliche Selbstbiographie »Vita Caroli IV. ab ipso conscripta« (bis 1346) in Böhmers »Fontes rerum germanicarum«, Bd. 1 (deutsch von Ölsner, Leipz. 1885); **Pelzel**, Geschichte Kaiser Karls IV. (Prag 1780, 2 Bde.); **Werunsky**, Geschichte Kaiser Karls IV. und seiner Zeit (Bd. 1—3, Innsbr. 1880—92); **Böhmer**, Die Regesten des Kaiserreichs unter Kaiser K. IV. (hrsg. von Huber, das. 1877, Nachtrag 1889); **Friedjung**, Kaiser K. IV. und sein Anteil am geistigen Leben seiner Zeit (Wien 1876); **Gottlob**, Karls IV. private u. politische Beziehungen zu Frankreich (Innsbr. 1883).

6) K. V., **deutscher Kaiser** und (als K. I.) **König von Spanien**, geb. 24. Febr. 1500 in Gent, gest. 21. Sept. 1558, ältester Sohn Philipps, des Erzherzogs von Österreich, und Johannas, der Erbtochter des Königs Ferdinand von Aragonien und seiner Gemahlin Isabella von Kastilien, wurde unter der Aufsicht seiner Tante, der Erzherzogin Margarete, von Wilhelm von Croy und dem Utrechter Priester Hadrian Floriszoon (dem nachmaligen Papst Hadrian VI.) in den Niederlanden erzogen und unterrichtet. Nach dem Tode seines Vaters (1506) ward er Herr der Niederlande; 1515 wurde er für großjährig erklärt; 1516 nach Ferdinands Tode fiel ihm die spanische Erbschaft zu, da seine Mutter Johanna geisteskrank und zur Regierung unfähig war. 1517 ging er mit niederländischem Gefolge nach Spanien. Er und seine Günstlinge erregten dort großen Unwillen. Schon 1518 gab es ernstliche Reibungen mit den Cortes; ehe sie geschlichtet waren, kehrte K. 1520 nach den Niederlanden zurück, worauf 1521 der sogen. Aufstand der Communeros ausbrach, der erst 1522 unterdrückt wurde. K. war nämlich 28. Juni 1519 von den deutschen Kurfürsten in Frankfurt a. M. zum Kaiser erwählt worden und wurde nun 22. Okt. 1520 in Aachen gekrönt. In der ihm auferlegten Wahlkapitulation vom 3. Juli 1519 hatte er unter anderm auch die Errichtung eines Reichsregiments während

Digitized by Google

seiner voraussichtlich öftern Abwesenheit von Deutschland versprochen. Zu diesem Zweck berief er im Januar 1521 einen Reichstag nach Worms. Hier traf er auch eine für seine ganze Regierung bedeutungsvolle Entscheidung: er nahm Partei gegen die von Luther erstrebte Kirchenreform. K. war ein strenger Katholik, der sich zwar nicht verhehlte, daß in der Kirche manches schlecht genug bestellt war und der Besserung bedurfte, auch entschlossen war, eine solche Besserung herbeizuführen; doch war eine so radikale Veränderung, wie sie die deutschen Protestanten erstrebten, nicht nach seinem Sinne. Auf dem Wormser Reichstag wurde unter Karls persönlicher Teilnahme Luther als Ketzer in die Acht gethan und durch das Wormser Edikt vom 8. Mai die Unterdrückung seiner Lehre befohlen. Noch 1521 brach der Krieg mit Franz I. von Frankreich, der durch Karls Übermacht ernstlich bedroht war, über die Herrschaft in Italien aus. Der Papst Leo X., durch Luthers Verurteilung gewonnen, und fast alle Staaten Italiens, selbst Heinrich VIII. von England, traten auf Karls Seite. Der Kampf verlief für K. glücklich; Mailand ward 1521 den Franzosen entrissen, die 1522 nach der Niederlage ihres Feldherrn Lautrec bei Bicocca Italien ganz räumen mußten. K. entwarf hierauf mit seinen Verbündeten den Plan, ganz Frankreich zu erobern und sich in die Beute gemeinschaftlich zu teilen. Er ließ deshalb sein Heer in Frankreich einfallen, und wesentlichen Nutzen gewährte ihm der Übertritt des Connetables Karl von Bourbon auf seine Seite. Schon belagerte das kaiserliche Heer Marseille, als es von Franz zum Rückzug nach Italien gezwungen wurde; hier erlitten aber die französischen Waffen eine neue Niederlage bei Pavia (24. Febr. 1525), Franz selbst fiel in Gefangenschaft, wurde nach Spanien gebracht und mußte in dem ungünstigen Frieden zu Madrid (14. Jan. 1526) auf Italien verzichten und Burgund zurückzugeben versprechen. Aber sofort nach seiner Freilassung erhob er aufs neue die Waffen und fand bereitwillige Genossen gegen die drohende Übermacht des Kaisers. Papst Clemens VII. schloß 1526 ein Bündnis mit den Hauptstaaten in Italien sowie mit König Franz gegen K. Die kaiserlichen Truppen drangen hierauf in Italien ein, zogen gegen Rom und erstürmten und plünderten die Ewige Stadt 6. Mai 1527; der Papst hielt sich in der Engelsburg eingeschlossen und entkam erst 1528 aus Rom. Nun erklärten Frankreich und England dem Kaiser den Krieg; eine französische Armee unter Lautrec eilte dem Papst zu Hilfe, drang bis an die neapolitanische Grenze vor und belagerte Gaëta, mußte aber, als Andrea Doria, der Admiral von Genua, zum Kaiser überging, unverrichteter Sache abziehen. Ein zweites französisches Heer, das im Sommer 1528 in Italien erschien, ward ebenfalls zurückgeworfen, und der darauf folgende Friede von Cambrai (1529) sicherte K. die Herrschaft über Italien, die auch der Papst anerkannte. 1529 reiste K., nachdem er 29. Juni in Barcelona sich mit dem Papst versöhnt hatte, aus Spanien durch Italien nach Deutschland und ließ sich unterwegs von Clemens VII. 24. Febr. 1530 in Bologna zum Kaiser krönen.

Die Reformation hatte inzwischen große Fortschritte in Deutschland gemacht, durchaus gegen den Willen des Kaisers, an dessen Absetzung sogar die Fürsten gedacht hatten, als er das Reichsregiment auflöste; der Sieg von Pavia hatte aber diesen Plan gehindert. Wiederholt hatte K. an Vollstreckung des Wormser Edikts gemahnt, aber ohne Erfolg, auch die Beschlüsse des zweiten Speyerer Reichstags (1529) gegen die Reformation waren fruchtlos geblieben; jetzt gedachte er ernstlich einzuschreiten. Von den ungarischen Angelegenheiten und einem Einfall der Türken beunruhigt, besonders aber um dem um sich greifenden Protestantismus entgegenzuwirken, schrieb K. auf 1530 einen Reichstag nach Augsburg aus; hier überreichten ihm die Protestanten ihr Glaubensbekenntnis (s. Augsburgische Konfession), stießen aber auf seinen entschiedenen Widerspruch. Im Reichsabschied befahl K. den Protestanten unter scharfen Drohungen die Rückkehr zur katholischen Kirche. Er trug bei dem Papst auf ein allgemeines Konzil an, ebenso um den Protestantismus zu unterdrücken, wie um eine Kirchenverbesserung nach seinem Sinne einzuführen; gleichzeitig aber war er entschlossen, die Widerstrebenden mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen. Aber weder 1530 noch 1531 gestattete ihm seine Lage, diesen Entschluß auszuführen; ja, 1532 war er gezwungen, den Protestanten Konzessionen zu gewähren: es kam der erste Nürnberger Religionsfriede zu stande. Mit einer Armee von 80,000 Mann brach der Kaiser hierauf 1532 nach Ungarn gegen die Türken auf und nötigte sie zum Rückzug. Dann kehrte er durch Italien nach Spanien zurück. Unausgesetzt drohte ihm ein neuer französischer Krieg; unwiderstehlich verbreitete sich in Deutschland der Protestantismus, und der Papst war in keiner Weise zur Berufung des Konzils zu bewegen. 1535 unternahm K. einen Zug wider die unter dem Schutz der Pforte an der afrikanischen Küste sich bildenden Raubstaaten, erstürmte den Hafen von Tunis, Goletta, schlug Chaireddin Barbarossa in einer großen Feldschlacht, setzte den verjagten Dei Mulei Hassan in Tunis wieder ein und befreite 20,000 Christensklaven aus den Händen der Barbaresken. Während dieser glücklichen Kämpfe war aber König Franz von Frankreich von neuem in Savoyen und Oberitalien eingebrochen. Zwar ward er aus dem größten Teil der savoyischen Länder wieder vertrieben; das kaiserliche Heer aber, das in die Provence einfiel und sogar 1536 Marseille belagerte, sah sich zum Rückzug genötigt. Durch die Bemühungen des neuen Papstes Paul III., der K. auch die Berufung eines Konzils versprach, kam 1538 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand zu stande, und 14.—16. Juli d. J. fand zwischen beiden Monarchen eine vertrauliche Besprechung zu Aigues-Mortes statt, wo beide die Verlängerung des Waffenstillstandes beschlossen.

Nach kurzem Aufenthalt in Spanien rief eine wegen verweigerter Kriegssteuer ausgebrochene Empörung den Kaiser in die Niederlande. Er nahm seine Reise durch Frankreich, erschien 1540 vor dem aufständischen Gent, unterwarf es und strafte die Rebellen aufs strengste. Von den Niederlanden ging K. 1541 durch Deutschland, von da nach Italien. Dann unternahm er einen Zug gegen Algier, begleitet von der Blüte des spanischen und italienischen Adels und den Malteserrittern. Am 20. Okt. erreichte die Flotte die Höhe von Algier. Eintretender Sturm zerstreute jedoch seine Schiffe; die gelandeten Truppen sahen sich den Angriffen der Feinde wehrlos preisgegeben, und K. kehrte mit einem kümmerlichen Reste derselben zurück. Diese Bedrängnis Karls glaubte Franz von Frankreich endlich als den rechten Augenblick zur Niederwerfung seines Feindes benutzen zu müssen. Ein an zwei französischen Gesandten bei ihrer Durchreise durch das mailändische Gebiet verübter Mord, wofür der

Digitized by Google

Kaiser keine Genugthuung gewährte, war der Vorwand, daß Franz 1542 K. in Spanien, Luxemburg, Brabant, Flandern und Mailand zugleich angriff. Aber Andrea Doria blieb Meister zur See, und die französischen Armeen erreichten nicht den gewünschten Erfolg. K. brachte 1543 mit schnellen Schlägen den Herzog von Kleve zur Unterwerfung, der sich Franz hatte anschließen wollen, und 1544 drang das kaiserliche Heer unter Karls Führung siegreich bis in die Nähe von Paris. Plötzlich schloß er Frieden mit Franz zu Crépy 18. Sept. 1544, in welchem Franz ohne weitere Verluste davonkam. Denn endlich hatte der Papst das von K. seit langem geforderte Konzil nach Trient berufen, und er war nun entschlossen, den allgemeinen Frieden in der Kirche herzustellen. Im Juli 1546 auf dem Regensburger Reichstag ließ er die lange vorgehaltene Maske der Milde und Versöhnlichkeit fallen: er erklärte die Führer der Protestanten als Rebellen in die Acht. Aber die schmalkaldischen Bundesgenossen kamen ihm in der Kriegsrüstung zuvor, und mit Not hielt sich K. gegen die überlegene protestantische Heeresmacht. Erst als der Herzog Moritz von Sachsen in das Land seines Verwandten, des Kurfürsten Johann Friedrich, einfiel, erhielt K. das Übergewicht. Da die schmalkaldischen Verbündeten eilig nach Sachsen abzogen, so konnte K. die süddeutschen Bundesgenossen derselben einen nach dem andern unterwerfen; endlich gab die Schlacht bei Mühlberg an der Elbe 24. April 1547 auch den Kurfürsten von Sachsen und freiwillige Unterwerfung den Landgrafen von Hessen in seine Hand.

Nach Vernichtung des Schmalkaldischen Bundes beschäftigte sich K. aufs neue mit dem Plan, die Religionsparteien wieder zu vereinigen, und erließ zu dem Ende auf dem Augsburger Reichstag 1548 das sogen. Interim (s. d.), das jedoch den gewünschten Erfolg nicht hatte. Die Gewaltthaten des Kaisers sowie sein Ansinnen an die Kurfürsten, seinen Sohn Philipp zum dereinstigen Kaiser zu bestimmen, brachten eine neue Koalition der protestantischen Fürsten gegen ihn zu stande und bewogen namentlich den Kurfürsten Moritz von Sachsen zum Abfall. Letzterer benutzte die ihm von K. 1550 übertragene Achtsvollstreckung gegen Magdeburg zur Zusammenbringung einer hinreichenden Anzahl von Truppen, schloß insgeheim Verbindungen mit Heinrich II. von Frankreich und mit mehreren deutschen Fürsten und erhob sich im Frühjahr 1552 gegen den Kaiser; er drang im Mai in Tirol ein u. verfolgte K. persönlich, so daß dieser von Innsbruck nur mit genauer Not nach Villach entkam. Karls Macht war durch diesen Aufstand gebrochen, er mußte widerwillig in den von seinem Bruder Ferdinand vermittelten Passauer Vertrag vom 2. Aug. 1552 und in den Augsburger Religionsfrieden vom 26. Sept. 1555 willigen. Gleichzeitig aber hatte Heinrich II. von Frankreich die lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun in Besitz genommen, und K. versuchte vergeblich, Metz zurückzuerobern; im Februar 1556 schloß er mit Frankreich zu Vaucelles einen Waffenstillstand auf fünf Jahre. Im Oktober 1555 trat K. seinem einzigen Sohn, Philipp, zu Brüssel die Niederlande ab, 15. Jan. 1556 ebendaselbst auch Spanien und Neapel. Den deutschen Kurfürsten ließ er im September d. J. seine förmliche Abdankungsurkunde zugehen. Er selbst zog sich in das Kloster San Yuste bei Plasencia in Estremadura zurück, wo er den Rest seines Lebens in Zurückgezogenheit, aber doch unter lebhafter Teilnahme an den Weltereignissen und den Staatsgeschäften zubrachte und 1558 starb; er wurde 1574 im Escorial beigesetzt. Seine Gemahlin Isabella von Portugal hatte ihm Philipp II., seinen Nachfolger in Spanien, Maria, die Gemahlin Maximilians II., und Johanna, die Gemahlin des Thronfolgers Johann von Portugal, geboren. Johann von Österreich (s. Juan d'Austria) und Margarete, die Gemahlin des Herzogs von Parma, später Statthalterin der Niederlande, waren natürliche Kinder Karls. Sein Reich hatte Spanien mit den amerikanischen Kolonien, Neapel, die Niederlande u. Österreich umfaßt; er hatte 1536 das Herzogtum Mailand noch hinzugefügt, 1521 aber schon Österreich seinem 1531 zum römischen König gekrönten Bruder Ferdinand abgetreten, der nach Karls Abdankung die österreichische oder deutsche Linie der Habsburger begründete.

K. war von schmächtiger Gestalt, spät entwickelt und kränklich; schweres Gichtleiden ließ ihn früh altern. Auch geistig reifte er langsam, zeigte aber eine große Zähigkeit u. Ausdauer in der Verfolgung seiner Weltherrschaftspläne, die er nach großen Erfolgen schließlich doch scheitern sah. Für Deutschland war es verhängnisvoll, daß er für die deutschen Interessen u. Wünsche keinen Sinn und für die deutschen religiösen und kirchlichen Ideen kein Verständnis hatte. Sein Wirken für Deutschland und besonders für die Reformation muß deshalb ein unheilvolles genannt werden. K. hat sein Leben 1550 selbst beschrieben. Erst kürzlich ist eine portugiesische Übersetzung seiner Memoiren aufgefunden und von Kervyn de Lettenhove unter dem Titel: »Commentaires de Charles-Quint« (Brüss. 1862; deutsch von Warnkönig, Leipz. 1862) veröffentlicht worden. Die gleichzeitigen Historiker Jovius, Sleidanus, Sepulveda, Adriani u. a. haben seine Geschichte behandelt, Sandoval hat aus spanischen Relationen »Vida y hechos del emperador Carlos V.« (1604) zusammengestellt. Später ist seine Geschichte oft behandelt, z. B. von Robertson (Lond. 1769; neue Ausg. 1886; deutsch, 3. Aufl., Braunschw. 1795, 3 Bde.); von neuern Werken vgl. Baumgarten, Geschichte Karls V. (Stuttg. 1885—92, 3 Bde.); Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation (6. Aufl., Leipz. 1881, 6 Bde.); Henne, Histoire du règne de Charles-Quint en Belgique (Brüss. 1858—60, 10 Bde.); G. de Leva, Storia documentata di Carlo V. in correlazione all' Italia (Vened. 1875—94, 5 Bde.); Mignet, Rivalité de Charles-Quint et François I (Par. 1875, 2 Bde.); Maurenbrecher, K. V. und die deutschen Protestanten (Düsseld. 1865); Höfler, Karls I. (V.) Wahl zum römischen König (Wien 1874); Lanz, Korrespondenz des Kaisers K. V. (Leipz. 1844—46, 3 Bde.); Gachard, Correspondance de Charles-Quint et d'Adrien VI (Brüss. 1859); v. Druffel, Kaiser K. V. und die römische Kurie 1544—46 (Münch. 1877—90, 4 Tle.); Rösler, Die Kaiserwahl Karls V. (Wien 1868); Gachard, Retraite et mort de Charles-Quint au monastère de Yuste (Brüss. 1855, 2 Bde.); Stirling, Das Klosterleben Karls V. (a. d. Engl., Leipz. 1852); Mignet, Charles-Quint, son abdication, son séjour et sa mort, etc. (10. Aufl., Par. 1882).

7) K. VI. Joseph Franz, geb. 1. Okt. 1685, gest. 20. Okt. 1740, Sohn Leopolds I. aus dessen dritter Ehe mit Eleonore von der Pfalz, trat 1700 bei dem Tode Karls II., des letzten spanischen Habsburgers, als Prätendent der spanischen Krone auf und wurde hierbei von den das Übergewicht der Bourbonen in Europa bekämpfenden Seemächten unterstützt (s. Spa-

Digitized by Google

nischer Erbfolgekrieg). Als König K. III. von Spanien reiste K. 1703 zunächst nach England, schiffte sich dort im Januar 1704 mit 12,000 Mann englisch-holländischer Truppen ein und landete zuerst in Lissabon, in der Residenz des ihm befreundeten portugiesischen Hofes, dann in Katalonien. Nur hier fand K. ernstliche Anhänger und Freunde, die ihm auch später nach Österreich folgten. Die Mehrzahl der Spanier, namentlich die Länder der Krone Kastilien, hingen dem Bourbon Philipp V. an. In Madrid, wo er zweimal seinen Einzug hielt, behauptete er sich nur eine kurze Zeit und mußte bei dem Haß der katholischen Spanier gegen die fremdländischen, meist protestantischen Truppen, bei der Uneinigkeit im Kriegsrat und der militärischen Überlegenheit Frankreichs trotz der umsichtigen Kriegstüchtigkeit u. heroischen Ausdauer Guidos von Stahremberg nach der Gefangennehmung Stanhopes seine Hoffnungen auf die spanische Krone immer mehr aufgeben lernen, wie zäh er auch an ihnen festhielt. Als sein Bruder Joseph I. 1711, ohne männliche Erben zu hinterlassen, starb, setzte K. seine Gemahlin Elisabeth von Braunschweig-Lüneburg (geb. 28. Aug. 1691), mit welcher er sich 1708 in Barcelona vermählt hatte, in Spanien als Regentin ein u. kehrte nach Deutschland zurück, wo er die Herrschaft über die habsburgischen Lande übernahm und im Dezember 1711 auch als K. VI. zum Kaiser gekrönt wurde. Da auf diese Weise Österreich und Spanien doch in einer Hand vereinigt worden wären, wenn K. gesiegt hätte, schlossen die Seemächte 1713 mit Frankreich den Frieden von Utrecht, in dem sie Spanien dem Bourbon ließen, dem aber K. VI. sich nicht fügen wollte. Erst nach Verlauf eines weitern fruchtlosen Kriegsjahres schloß K. den Frieden von Rastatt 7. März 1714, dem die Ratifikation in Baden für das Deutsche Reich 7. Sept. folgte. Die für Österreich neugewonnenen Gebiete aus der spanischen Erbschaft, Belgien, Mailand, Neapel, Sardinien, welches später gegen Sizilien ausgetauscht wurde, erhielten durch K. eine besondere Verwaltung, bei welcher lediglich spanische Emigranten Einfluß übten. Trotz des glücklichen Türkenkriegs, den Prinz Eugen 1716 begann und durch den glänzenden Frieden von Passarowitz 1718 beendete, durch welchen Serbien und die Walachei an Österreich fielen, vermochte Eugen seine frühere Stellung in den österreichischen und Reichsangelegenheiten nicht zu behaupten und sah sich durch die spanische und Jesuitenpartei am Hofe überall zurückgesetzt. Karls höchstes Interesse schien sich dahin zu konzentrieren, seiner eignen weiblichen Deszendenz für den Fall seines söhnelosen Ablebens den Vorrang vor den zur Erbfolge berechtigten Töchtern Josephs I. zuzusichern. Durch dieses Bestreben Karls entstand das Grundgesetz, die **Pragmatische Sanktion**, die 19. April 1713 zuerst veröffentlicht und von noch größerer Wichtigkeit wurde, als der einzige Sohn Karls 1716 starb. Als sich nun die Töchter seines Bruders mit den Prinzen von Bayern und Sachsen vermählten, wurden sie gezwungen, allen Erbrechten zu entsagen. Hierauf begann K. Unterhandlungen mit den Ständen seiner Länder, mit Kroatien, Ungarn, Tirol, Böhmen, Österreich &c., zuletzt mit den Niederlanden (1724), und erlangte die Zusicherung, daß erstens die sämtlichen österreichischen Länder im Falle seines Todes ungeteilt bleiben und zweitens an seine älteste Tochter, Maria Theresia, und deren gesamte Nachkommen vererbt werden sollten. K. suchte nun während der großen europäischen Verwickelungen durch eine Reihe von Verträgen sich die Garantie der Großmächte für die Pragmatische Sanktion auf alle Weise zu verschaffen. Doch ging er hierbei namentlich den deutschen Mächten gegenüber mit sehr engherzigem Sinne zu Werke, während er Spanien und Frankreich, allerdings die gefährlichsten Mächte, durch die weitgehendsten Konzessionen zu beschwichtigen suchte und auf diese Weise 1735 nach dem unglücklichen Polnischen Erbfolgekrieg Neapel und Sizilien verlor und den Gewinn Lothringens für die französische Krone vorbereitete. Den protestantischen Mächten dagegen suchte man sorgfältig jeden Vorteil vorzuenthalten, der ihnen aus der großen habsburgischen Erbschaft entspringen konnte. Den Holländern wurde zwar 1731 die Ostindische Handelskompanie geopfert; dem König von Preußen dagegen glaubte man durch Versprechungen genugthun zu können, die sich auf Jülich und Berg bezogen und nicht ernstlich gemeint waren. Auch zogen diese Verhandlungen K. von wichtigen Interessen Österreichs ab und bewirkten, daß er die Wehrkraft desselben verfallen ließ, so daß der 1736 mit Rußland begonnene neue Türkenkrieg unglücklich verlief und Österreich im Frieden von Belgrad (18. Sept. 1739) alle Vorteile des Passarowitzer Friedens wieder verlor. Mit K. erlosch der habsburgische Mannesstamm; ihm folgte seine mit Franz von Lothringen vermählte Tochter Maria Theresia. K. war nicht ohne Begabung und Bildung, hatte Interesse für Künste und Wissenschaften, aber wenig politische Einsicht und war eigensinnig, ohne energisch und beharrlich zu sein. Vgl. **Massuet**, Histoire de l'empereur Charles VI (Amsterd. 1741, 2 Bde; deutsch, Regensb. 1742); **Radics**, Kaiser K. VI. als Staats- und Volkswirt (Wien 1886); **P. A. à la Lande**, Histoire de l'empereur Charles VI (Haag 1843); **Landau**, Geschichte Kaiser Karls VI. als König von Spanien (Stuttg. 1889). Von besonderm Wert sind: **Foscarinis** (des venezianischen Gesandten) »Arcane memorie, ossia segreta historia del regno di Carlo VI.« (Padua 1750).

8) K. VII. **Albrecht**, geb. 6. Aug. 1697 in Brüssel, als sein Vater Statthalter der Niederlande war, gest. 20. Jan. 1745 in München, ältester Sohn des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern, fiel im Spanischen Erbfolgekrieg (1706) in österreichische Gefangenschaft und wurde mit seinen Brüdern als Graf von Wittelsbach in Klagenfurt, später in Graz erzogen. Nach seiner Freilassung (1715) unternahm er Reisen und befehligte 1717 im Türkenkrieg bayrische Hilfstruppen. 1722 vermählte er sich mit Maria Amalie, jüngerer Tochter des Kaisers Joseph I., die jedoch allen Erbansprüchen entsagte. Nach dem Tode seines Vaters (26. Febr. 1726) folgte er diesem in Bayern und in der Kurwürde. Seinem Haus brachte er Hohenwaldeck und die wartenbergischen Herrschaften zu. Zu Österreich trat er nur kurze Zeit in ein freundliches Verhältnis und stellte dem Kaiser Karl VI. ein Hilfskorps gegen die Türken (1738). Unmittelbar nach dem Tode des Kaisers protestierte er aber gegen die Pragmatische Sanktion, verband sich 1741 mit Frankreich, Spanien, Sachsen und Preußen, fiel in Österreich ein, ließ sich hier als Erzherzog huldigen, rückte dann in Böhmen ein, gewann 25. Nov. durch Überrumpelung Prag und ließ sich als König von Böhmen huldigen. Am 24. Jan. 1742 wurde er durch französischen Einfluß zum deutschen Kaiser gewählt. Alsbald aber wandte sich das Kriegsglück, Maria Theresia warf mit Hilfe der Ungarn den Feind aus

Digitized by Google

Oberösterreich und eroberte in kurzem ganz Bayern. K. flüchtete nach Frankfurt. Noch größer wurde seine Bedrängnis, als Österreich, Schlesien opfernd, mit Preußen Frieden schloß. Karls letzte bedeutende Macht, das bayrisch-französische Heer, wurde in Prag von den Österreichern so eng umstellt, daß der französische Befehlshaber Belleisle mitten im Winter den Rückzug aus Böhmen antreten mußte. Zwar gestattete ein Sieg Seckendorfs K. 19. April 1743 einen kurzen Besuch in München; aber gleich darauf schlug Georg II. von England die Franzosen bei Dettingen (27. Juni 1743) und gewann Karl von Lothringen einen Sieg über die Bayern bei Simbach, worauf Österreich sich in Bayern huldigen ließ. Die Hilfe Friedrichs II., der 1744 in Böhmen einfiel, verbesserte Karls Lage, und Seckendorf führte K. 23. Okt. d. J. in seine Residenzstadt München zurück. Vgl. Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit und die Kaiserwahl Karls VII. (Nördling. 1876); »Tagebuch Kaiser Karls VII. aus der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs« (hrsg. von Heigel, Münch. 1883).

[Baden.] 9) K. Friedrich, Großherzog von Baden, geb. 22. Nov. 1728 in Karlsruhe, gest. 10. Juni 1811, Sohn des Erbprinzen Friedrich von Baden-Durlach, folgte seinem Großvater, dem Markgrafen Karl Wilhelm in Baden-Durlach, erst unter Vormundschaft seines Oheims und dann seit 1746 selbständig in der Regierung und führte dieselbe im Sinne der Humanität und der Aufklärung. Als ihm 1771 Baden-Baden zufiel, erleichterte er auch hier vielfach das Los der untern Stände, indem er 1783 die Leibeigenschaft aufhob, gab das erste Beispiel des Freizügigkeitssystems, trug die Landesschulden ab, beförderte Ackerbau, Gewerbe, Handel und geistige Bildung und schrieb selbst einen »Abrégé des principes de l'économie politique« (Karlsr. 1772). Sein Hof ward von vielen Dichtern und Gelehrten besucht. 1785 schloß er sich dem Fürstenbund an. Infolge des Revolutionskrieges verlor er 1796 seine Besitzungen auf dem linken Rheinufer, ward aber 1803 mit dem Stifte Konstanz, der rechtsrheinischen Pfalz mit Heidelberg, wo er die Universität zu neuer Blüte erhob, ꝛc. entschädigt und 1. Mai 1803 Kurfürst von Baden. Durch den Preßburger Frieden erhielt er den Breisgau und die Stadt Konstanz. 1806 trat er als souveräner Fürst dem Rheinbund bei, nahm den Titel Großherzog an und erhielt abermals einen Länderzuwachs, so daß unter ihm Baden zu einem Staate von 14,300 qkm mit 430,000 Einw. anwuchs. Ihm folgte, da sein Sohn erster Ehe mit der edlen, geistvollen Karoline Luise von Hessen (gest. 1783), der Erbprinz Karl Ludwig (geb. 14. Febr. 1755), 15. Dez. 1801 infolge eines Unglückfalles gestorben war, sein Enkel Karl Ludwig Friedrich, geb. 8. Juni 1786, seit 1806 mit Stephanie von Beauharnais vermählt, seit 1808 Mitregent. Er gab die Verfassung vom 22. Aug. 1818, starb aber nach dreijähriger Krankheit 8. Dez. d. J., ohne Söhne zu hinterlassen. Außerdem hatte K. Friedrich aus erster Ehe noch zwei Söhne, Markgraf Friedrich (1756—1817) und Ludwig, den spätern Großherzog (1818—30). 1787 vermählte er sich in zweiter Ehe mit Luise Karoline, Freiin Geyer von Geyersberg, welche der Kaiser 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhob, und die 1820 starb. Aus dieser Ehe stammten der nachmalige Großherzog Leopold (1830—52), Markgraf Wilhelm (1792—1859) und Markgraf Maximilian (1796—1882). Vgl. Nebenius, K. Friedrich von Baden (Karlsr. 1868); Kleinschmidt, K. F. von Baden (Heidelb. 1878). Die badische historische Kommission gab K. Friedrichs »Politische Korrespondenz 1783—1806« (Heidelb. 1888—93, Bd. 1—3) und »Brieflichen Verkehr mit Mirabeau und Du Pont« (das. 1892, 2 Bde.) heraus.

[Bayern.] 10) K. Theodor Maximilian August, Herzog von Bayern, geb. 7. Juli 1795 in Mannheim, gest. 16. Aug. 1875 in Tegernsee, zweiter Sohn des Herzogs Maximilian Joseph von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen Kurfürsten und seit 1806 Königs von Bayern, erhielt eine vorwiegend militärische Ausbildung, ward bereits im Juni 1813 zum Generalmajor und Brigadier der Infanterie ernannt, focht mit Auszeichnung in den Befreiungskriegen an der Seite des Generals Wrede als Kommandant der 1. Brigade der Division Rechberg und begleitete seinen Vater auf den Wiener Kongreß. Er übernahm sodann das Generalkommando in München, trat aber 1822, da mehrere seiner Militärreformvorschläge kein Gehör fanden, mit dem Range eines Kavalleriegenerals zurück und lebte fortan seinen Studien, bis ihn Wredes Tod an die Spitze der bayrischen Armee rief. 1841 ward er zum Feldmarschall und Generalinspektor der Armee, 1860 zum Oberbefehlshaber des 7. deutschen Bundeskorps ernannt. 1866 befehligte er dasselbe im Kriege gegen Preußen und zog sich nach dem unglücklichen Ausgang desselben, nachdem er alle militärischen Würden niedergelegt, ganz vom öffentlichen Leben nach Tegernsee zurück. Seine reichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, großmütige Freigebigkeit zu üben.

11) K. Theodor, Herzog in Bayern, geb. 9. Aug. 1839 in Possenhofen, zweiter Sohn des Herzogs Maximilian von der Linie Zweibrücken-Birkenfeld, jüngerer Bruder der Kaiserin von Österreich, trat in die Artillerie ein, widmete sich aber bald wissenschaftlichen, namentlich medizinischen Studien und wurde, nachdem er das medizinische Studium absolviert hatte, von der Universität München zum Doktor der Medizin promoviert; durch besondern Erlaß des Reichskanzlers erhielt er 1880 die Befugnis zur Ausübung des ärztlichen Berufs. Sein besonderes Fach ist die Augenheilkunde. Im Gräfeschen »Archiv für Ophthalmologie« (1880) veröffentlichte er eine Abhandlung: »Beiträge zur Anatomie und Physiologie des Glaskörpers«. Er war zum erstenmal seit 1865 vermählt mit der Prinzessin Sophie von Sachsen, welche schon 1867 starb, seit 1874 mit der Prinzessin Maria Josepha von Braganza, der Tochter des verstorbenen portugiesischen Prätendenten Dom Miguel. Er lebt meist in Tegernsee, das ihm Prinz Karl von Bayern (s. Karl 10) vermachte, und in Meran. Seit dem Tode seines Vaters (15. Nov. 1888) ist K. durch den Verzicht seines ältern Bruders, Ludwig, Haupt der herzoglichen Linie des bayrischen Hauses.

[Brandenburg.] 12) K. Friedrich Albrecht, Markgraf von Brandenburg-Schwedt, geb. 10. Juni 1705, gest. 22. Juni 1762 in Breslau, Enkel des Großen Kurfürsten, trat früh in die preußische Armee, zeichnete sich im ersten Schlesischen Kriege bei der Einnahme von Glogau, bei Mollwitz und Chotusitz aus und befehligte Anfang 1745 in Oberschlesien, wo er sich die besondere Zufriedenheit des Königs erwarb. Im Siebenjährigen Kriege erhielt Markgraf K. wiederholt selbständige Kommandos, da der König ihm unbedingtes Vertrauen schenkte, und zeichnete sich bei Hochkirch und Torgau aus. In beiden Schlachten ward er, wie bei Mollwitz, verwundet. Er war von

Digitized by Google

edlem, menschenfreundlichem Charakter und liebte Künste und Wissenschaften. 31 Jahre war er Herrenmeister des Johanniterordens. Mit seinem Tode erlosch die Linie Brandenburg-Schwedt, da seine Brüder auf dem Schlachtfeld gefallen waren. Ihm zu Ehren wurde 1889 das 7. brandenburgische Infanterieregiment Nr. 60 Infanterieregiment Markgraf K. benannt.

[Braunschweig.] 13) K. Wilhelm Ferdinand, Herzog von Braunschweig, geb. 9. Okt. 1735, gest. 10. Nov. 1806, ältester Sohn des Herzogs Karl I. (geb. 1713, gest. 1780) und der Prinzessin Philippine Charlotte von Preußen, widmete sich früh dem Militärstand, zeichnete sich, zum Unterschied von seinem Oheim, Herzog Ferdinand, der Erbprinz genannt, als Befehlshaber der braunschweigischen Truppen im Siebenjährigen Kriege aus, that sich in der Schlacht bei Hastenbeck hervor und entschied später die Schlacht bei Krefeld. Nachdem er sich 1764 mit Auguste, Tochter des Prinzen von Wales, vermählt, trat er 1773 als General der Infanterie in die preußische Armee, wohnte dem Bayrischen Erbfolgekrieg bei und übernahm 1780 nach seines Vaters Tode die Regierung von Braunschweig. 1787 befehligte er die preußische Expedition gegen Holland. Beim Ausbruch des Revolutionskrieges zum Oberbefehlshaber über die österreichisch-preußische Armee ernannt, erließ er 25. Juli 1792 das bekannte Manifest von Koblenz, eroberte Longwy u. Verdun und drang in die Champagne ein, führte jedoch den Krieg zu methodisch u. bedächtig und wurde nach der Kanonade von Valmy (20. Sept.) zu einem Waffenstillstand mit Dumouriez und bald darauf zum Rückzug gezwungen. Obwohl er 1793 Mainz, das in die Gewalt Custines gefallen war, eroberte, die Schlacht bei Pirmasens (14. Sept.) gewann, in Gemeinschaft mit dem österreichischen General Wurmser die Weißenburger Linien stürmte und bei Kaiserslautern (29. und 30. Nov.) die Franzosen unter Pichegru und Hoche schlug, so wußte er doch aus übergroßer Vorsicht seine Überlegenheit nicht zu benutzen und wurde auch durch das Zerwürfnis zwischen Preußen und Österreich in seinen Unternehmungen gehemmt. Infolge des Haager Vertrags legte er 1794 seine Befehlshaberstelle nieder. 1806 stand er als Oberbefehlshaber des preußischen Heeres von neuem im Felde. Bei Auerstedt (14. Okt.) durch einen Schuß beider Augen beraubt u. aus Braunschweig durch die Franzosen vertrieben, starb er 10. Nov. in Ottensen bei Altona. 1874 wurde ihm zu Braunschweig ein Reiterstandbild (von Pönninger) errichtet.

14) K. Friedrich August Wilhelm, Herzog von Braunschweig, geb. 30. Okt. 1804 in Braunschweig, gest. 18. Aug. 1873 in Genf, Enkel des vorigen, Sohn des bei Quatrebras 16. Juni 1815 gefallenen Herzogs Friedrich Wilhelm (s. Friedrich 14) und der Prinzessin Marie von Baden, wurde im Ausland erzogen und kam nach dem Tode seines Vaters unter die Vormundschaft des Prinz-Regenten, nachherigen Königs Georg IV. von England, der dem hannöverschen Minister Grafen Münster und dem braunschweigischen Minister Geheimrat v. Schmidt-Phiseldeck die Leitung der Staatsgeschäfte anvertraute. Der Prinz bekundete früh üble Charaktereigenschaften, namentlich Geldgier, Hartnäckigkeit, Stolz und Hang zu Ausschweifungen. Deshalb von Münster unter der Führung des Majors v. Linsingen 1820 nach Lausanne gesandt, ergab er sich dort noch mehr einem wüsten Leben und hielt sich sodann bei seiner Großmutter, der Markgräfin Amalie von Baden, zu Bruchsal und später in Wien auf, bis ihm durch den Einfluß Metternichs vom König von England die Regierung 30. Okt. 1823 übertragen ward. Sieben Jahre regierte er nach Laune und Willkür, schikanierte seine Beamten, verschwendete öffentliche Gelder, überwarf sich mit den Ständen und reizte alle Welt so gegen sich auf, daß, als er 6. Sept. 1830 abends das Theater verließ, sein Wagen mit Steinwürfen verfolgt und das Schloß die ganze Nacht belagert wurde. Er entfloh, machte gegen Ende des Jahres einen lächerlichen Versuch, sein Herzogtum wiederzuerobern, und ward, da er freiwilligen Verzicht verweigerte, durch Beschluß des Landtags, welchen der Bundestag 2. Dez. bestätigte, abgesetzt. Nun begab er sich nach Paris, 1831 nach Spanien, von da nach London und endlich wieder nach Paris, wo er mit dem greisen Jérôme in vertrautem Verkehr lebte und in mehrere abenteuerliche Prozesse verwickelt ward. Die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Herrschaft gab er nie auf und hatte dieselbe besonders auf Napoleon III. gesetzt, mit dem er bereits 1845 hierüber einen Vertrag schloß, und den er vor dem Staatsstreich mit seinen Geldmitteln reichlich unterstützte. 1870 siedelte er nach Genf über, wo er sich durch seine Geckenhaftigkeit und seinen Geiz lächerlich machte. Unversöhnt mit seinen Verwandten, vermachte er sein bedeutendes, namentlich an Diamanten reiches Vermögen der Stadt Genf mit der Verpflichtung, ihm daselbst ein großes Reiterstandbild zu errichten. Dasselbe (Bronzestatue von Cain) wurde 1879 enthüllt. Doch machten die Nachkommen einer natürlichen Tochter des Herzogs, einer Gräfin von Civry (s. d.), der Stadt Genf die Erbschaft streitig. Die auf Karls Befehl französisch und deutsch abgefaßten Memoiren (1836, 1844) sind ein verlogenes Machwerk.

[Burgund.] 15) K. der Kühne (Charles le Téméraire), Herzog von Burgund, geb. 10. Nov. 1433 in Dijon, gest. 5. Jan. 1477, einer der mächtigsten Fürsten des spätern Mittelalters, Sohn des Herzogs Philipp III., des Guten, aus dem Hause Valois und dessen dritter Gemahlin, Isabella von Portugal, führte zuerst den Titel Graf von Charolais. Von stattlicher Gestalt, übte er sich früh in allen Ritterkünsten. Er lebte einfach und mäßig, war tapfer und energisch, aber auch jähzornig, leidenschaftlich und unversöhnlich. Mit seinem Vater entzweite er sich aufs heftigste wegen dessen Begünstigung der Brüder de Croy und lebte meist in Dendermonde. 1465 stellte er sich an die Spitze des von den französischen Großen gegen Ludwigs XI. Despotie geschlossenen Bundes (ligue du bien public). Er fiel in Frankreich ein, erschien mit 26,000 Mann vor Paris, lieferte 16. Juli dem König die unentschiedene Schlacht bei Montlhéri (16. Juni 1465) und diktierte 29. Okt. den Frieden von St.-Maur. 1467 folgte er seinem Vater auf dem Throne und betrieb seitdem den Plan, ein Königreich Burgund herzustellen, dem auch Lothringen, die Schweiz und das südliche Frankreich einverleibt werden sollten. Als sich 1468 Lüttich, von Frankreich aufgereizt, gegen seinen Bischof empörte, brachte K. König Ludwig XI. durch List in seine Gewalt, zwang ihn zum Vertrag von Péronne (14. Okt.) und züchtigte Lüttich grausam. Die Zusammenkunft, die er 1473 zu Trier mit Kaiser Friedrich III. hatte, um die Erhebung seines Herzogtums zum Königreich zu erlangen, blieb resultatlos. Durch seine Eroberungsgier geriet er mit allen Nachbarn in Streit, und nachdem er 1474—75 Neuß vergeblich belagert, wandte

er sich gegen die Schweizer, welche 1474 seinem Heer bei Héricourt eine Niederlage beigebracht, verlor aber gegen sie die beiden Schlachten bei Granson (1. März 1476) und bei Murten (22. Juni), die mit schmachvoller Flucht und Verlust seines kostbaren Lagers endeten, und fiel in der Schlacht bei Nancy, das er hatte wiedererobern wollen, und wo er nun, der letzte der burgundischen Valois, begraben wurde. Seine Erbin war seine und seiner Gemahlin Isabella von Bourbon einzige Tochter Maria, welche den Erzherzog Maximilian von Österreich heiratete. Der Untergang des stolzen Burgunderherzogs durch die Heere der Eidgenossen gab für eine Reihe dramatischer Dichtungen den Stoff ab, von denen als die jüngsten nur die Tragödien von Gengenbach (»Schlacht bei Murten«, 1854) und M. Meyr (»K. der Kühne«, 1862) genannt seien. Vgl. Barante, Histoire des ducs de Bourgogne de la maison de Valois (8. Aufl., Par. 1858, 8 Bde.); Rodt, Die Kriege Karls des Kühnen (Schaffh. 1844—45, 2 Bde.); Kirk, History of Charles the Bold, duke of Burgundy (Lond. 1863, 3 Bde.); Hoch, Murten und K. der Kühne (deutsch, Basel 1876); Daendliker, Ursachen und Vorspiel der Burgunderkriege (Zürich 1876).

[Frankreich.] 16) K. I., bei den Franzosen soviel wie Karl der Große (s. Karl 2, S. 910).

17) K. II., soviel wie Karl der Kahle (s. Karl 3).

18) K. III., von spätern Chronisten mit Unrecht der Einfältige genannt, geb. 879, gest. 929, Ludwigs II., des Stammlers, jüngster Sohn von zweifelhafter Legitimität, wurde, als sein Bruder Karlmann 884 starb, bei der Besetzung des Thrones zu gunsten Karls des Dicken von Ostfranken durch die von den Normannen hart bedrängten Franzosen übergangen. Nach dem Tode Karls des Dicken machte er dem Usurpator Odo die französische Krone streitig und zwang ihn 897 zu einem Vertrag, in dem alles Land zwischen Seine und Maas ihm abgetreten wurde. Als dann Odo im Januar 898 starb, ward K. König von ganz Frankreich, vermochte aber den übermächtigen Vasallen gegenüber nicht mehr Ruhe und Ordnung herzustellen. Dem furchtbaren normännischen Piratenhäuptling Hrolf (Rollo) Gangr überließ er 911 die Normandie als erbliches Herzogtum, wofür Hrolf unter dem Namen Robert Christ wurde und des Königs Tochter Gisela heiratete. Die Zwistigkeiten in Deutschland benutzte er, um 912 Lothringen diesem abzunehmen und mit Frankreich zu vereinigen. 922 brach gegen ihn ein Aufstand der französischen Großen unter Giselbert von Lothringen, Rudolf von Burgund und Robert von Francien, der zum König ausgerufen wurde, aus. In der Schlacht bei Soissons (923) fiel zwar der letztere, aber der König wurde besiegt und Rudolf von Burgund an seiner Stelle auf den Thron erhoben. Noch hielt K. sich im Felde, als ihn Graf Herbert von Vermandois durch verräterische Vorspiegelungen in die Gefangenschaft lockte. In des Grafen Schloß zu Péronne starb K. Die Königin Ethgive vermochte mit Karls und ihrem Sohn Ludwig zu ihrem Bruder, dem englischen König Athelstan, übers Meer zu entfliehen. Vgl. Borgnet, Étude sur le règne de Charles le Simple, im 17. Bd. der »Comptes rendus de l'Académie de Bruxelles«.

19) K. IV., der Schöne, geb. 1294, gest. 31. Jan. 1328, der dritte Sohn Philipps des Schönen und der Johanna von Navarra, bestieg nach dem Tode seines ältern Bruders, Philipps des Langen, im Januar 1322 den Thron. Den Grafen von Flandern unterstützte er glücklich gegen seine rebellierenden Unterthanen. Ebenso stand er seiner Schwester, der englischen Königin Isabella, gegen deren Gemahl Eduard II. bei, der besiegt und getötet wurde; hierfür trat Isabella an K. das Agénois ab und bezahlte ihm 50,000 Mark Sterl. (1327). Nach innen war Karls Regierung despotisch und drückend. Nach seiner Scheidung von der ehebrecherischen Blanka von Burgund ehelichte er Maria von Luxemburg und nach deren frühem Tode Johanna von Evreux, die ihm drei Töchter gebar. Mit ihm erlosch der gerade Mannesstamm der Kapetinger.

20) K. V., der Weise, geb. 21. Jan. 1337 in Vincennes, gest. 16. Sept. 1380, Sohn König Johanns, ward durch die testamentarische Bestimmung Humberts II. von Dauphiné erster Dauphin und übernahm schon 1356, als sein Vater in der Schlacht bei Maupertuis gegen die Engländer gefangen wurde, die Reichsverwaltung, hatte aber anfangs einen schwierigen Stand, da die Großen sich die Gewalt anmaßten, die Stadt Paris revoltierte und gleichzeitig die Unruhen der Jacquerie ausbrachen. Nach dem Frieden von Bretigny 1360 kehrte Johann auf den Thron zurück, welchen sodann nach seinem Ableben (8. April 1364) K. bestieg. Selbst dem Kriege abgeneigt, fand K. in dem Bretonen Bertrand Duguesclin eine glückliche Hand für dessen Führung. Die Söldnerbanden, welche das Land durchstreiften, sammelte er und entsendete sie gegen Peter den Grausamen von Kastilien. Den Engländern nahm Duguesclin fast alle ihre Besitzungen in Frankreich wieder ab. Schon 1367 hatte K. ein Landfriedensgesetz erlassen, wie er denn überhaupt Sicherung des Landes vor den Söldnerbanden, vor dem Druck des Adels und seinen Binnenzöllen und vor den Ungerechtigkeiten der Gerichte erstrebte. Durch Handelsbegünstigungen zog er auch Fremde ins Land, begünstigte Künste und Wissenschaften, stiftete die königliche Bibliothek in Paris und erbaute die Bastille daselbst. Doch erregte er durch seine übermäßige Zentralisation und durch harten Steuerdruck vielfache Unzufriedenheit, so daß 1379 in der Bretagne, in Flandern und im Languedoc Aufstände gegen ihn ausbrachen. Seine Gemahlin Johanna von Bourbon gebar ihm zwei Söhne, seinen Nachfolger Karl VI. und Ludwig, Herzog von Orléans. Vgl. Choisy, Vie de Charles V (Par. 1689, neue Ausg. 1784); Barthélemy de Beauregard, Histoire de Charles V (das. 1843); Delisle, Mandements et actes divers de Charles V (das. 1874).

21) K. VI., der Geliebte oder der Wahnsinnige, geb. 3. Dez. 1368 in Paris, gest. 21. Okt. 1422, Sohn des vorigen, kam 1380 auf den Thron unter Vormundschaft seiner väterlichen Oheime Ludwig von Anjou, Johann von Berri und Philipp von Burgund, die das Land aufs äußerste bedrückten und viele Aufstände des Volkes in Paris und andern Städten hervorriefen. Die Empörungen wurden blutig unterdrückt, die aufrührerischen Flandrer 1382 bei Roosebeke besiegt u. die Herrschaft des Adels neu begründet. Erst 1388 übernahm K. die Regierung selbst. Er war guten Regungen leicht zugänglich, freundlich und herablassend, persönlich tapfer; doch war er phantastisch, nervös aufgeregt und steigerte diese für einen Regenten so gefährlichen Eigenschaften durch Ausschweifungen, die ihn bald jeder ernstern Beschäftigung entfremdeten. Dies benutzten die Oheime des Königs, um auf den erregten Geist des jugendlichen Monarchen zu wirken. Auf einem Zuge gegen den aufrühre-

Digitized by Google

rischen Herzog von der Bretagne (1392) fiel der König in Geisteszerrüttung, worauf Philipp von Burgund und Johann von Berri wieder als Regenten auftraten. Zwar erholte sich K. wieder, aber ein zufälliger Brand bei einer Maskerade, der mehreren Personen das Leben kostete, brachte bei ihm den Wahnsinn 1393 von neuem und zwar unheilbar zum Ausbruch. Um die Herrschaft stritten sich nun zwei Parteien, die Armagnacs unter dem Herzog Ludwig von Orléans und nach dessen Ermordung 1407 unter dem Grafen von Armagnac, und die Bourguignons unter dem Herzog Johann von Burgund. Jenen schloß sich der Dauphin Karl, diesen König Karls Gemahlin Isabeau von Bayern an. Die innern Kämpfe benutzte Heinrich V. von England zu einem neuen Eroberungskrieg, und 1420 schloß der König unter dem Einfluß Isabeaus und Burgunds mit Heinrich V. den Vertrag von Troyes, in welchem er diesem seine Tochter Katharina vermählte und ihn als Thronfolger anerkannte. Vgl. Duval-Pineur, Histoire de France sous le règne de Charles VI (Par. 1842, 2 Bde.).

22) K. VII., der Siegreiche, geb. 22. Febr. 1403, gest. 22. Juli 1461, dritter Sohn und Nachfolger des vorigen, wurde nach dem Tode seiner ältern Brüder 1417 Dauphin und Regent, aber 1418 von den Bourguignons aus Paris vertrieben und nahm in Bourges seine Residenz. Als er jedoch auf Anstiften Duchâtels Johann den Unerschrockenen von Burgund auf der Yonnebrücke zu Montereau 10. Sept. 1419 hinterlistig hatte ermorden lassen, fielen alle burgundischen Länder, ganz Nordfrankreich, den Engländern zu, auf deren Seite auch Karls eigne Mutter Isabeau trat. König Heinrich V. ließ K. durch das Pariser Parlament für des Thrones verlustig erklären (1421), und nach Heinrichs und Karls VI. Tode (1422) wurde des erstern einjähriger Sohn Heinrich VI. in Paris als König anerkannt. Bei Crevant (1423) und bei Verneuil (1424) vollständig geschlagen, wurde das Heer des »Dauphins« K. durch die verbündeten Engländer und Burgunder hinter die Loire getrieben, so daß man K. spottweise den »König von Bourges« nannte. Leichtsinnig vertändelte K. zu Chinon seine Zeit mit üppigen Festen und zahlreichen Mätressen. Nur Orléans hielt der heldenmütige Dunois, und endlich verschaffte die Jungfrau von Orléans (s. Jeanne d'Arc) K. den Sieg und führte ihn 1429 in die Krönungsstadt Reims. Trotz des glücklichen Aufschwunges seiner Sache versank aber K. sogleich wieder in Thatlosigkeit. Ein Versuch gegen Paris endete mit dem Rückzug nach Chinon. Indes versöhnte sich 1435 Burgund mit K. durch den freilich für letztern sehr opfervollen Vertrag von Arras, während den Engländern durch den Tod Bedfords ein unersetzlicher Verlust bereitet wurde. Seitdem ging es mit der Herrschaft der Engländer unaufhaltsam rückwärts, zumal K., durch seine Geliebte Agnes Sorel veranlaßt, mehr Thätigkeit und Eifer entwickelte. Im April 1436 wurde den Engländern Paris abgenommen, und bis zum Oktober 1453 wurden sie gänzlich aus Frankreich vertrieben. Inzwischen begründete K. durch die Pragmatische Sanktion von 1438 die Freiheit der gallikanischen Kirche. Vor allem ordnete er die Finanzen und die Rechtspflege, beseitigte die zügellosen Söldnerbanden (Armagnaken), errichtete ein kleines, aber zuverlässiges stehendes Heer und hemmte durch energische Verordnungen den Druck des Adels auf die untern Klassen, was einen offenen Aufstand, die sogen. Praguerie, hervorrief, dem sich sogar der Dauphin Ludwig anschloß. Die wiederholten Empörungsversuche desselben trübten die letzten Tage des Königs, und die Furcht vor Vergiftung übte einen gleich zerstörenden Einfluß auf seinen Geist und Körper. Er war vermählt mit Maria von Anjou, die ihm einen Sohn, den nachherigen Ludwig XI., gebar. Vgl. Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII (Par. 1862—65, 3 Bde.); du Fresne de Beaucourt, Le caractère de Charles VII (das. 1875, 2 Bde.); Derselbe, Histoire de Charles VII (das. 1881—92, 6 Bde.); Clément, Jacques Cœur et Charles VII (4. Aufl., das. 1874).

23) K. VIII., geb. 30. Juni 1470 in Amboise, gest. 7. April 1498, ältester Sohn Ludwigs XI., Enkel des vorigen, bestieg nach dem Tode seines Vaters 1483 den Thron. K. war ein schwächlicher, phantastischer und beschränkter Fürst. Durch seine Vermählung mit Anna, der Erbin der Bretagne, erwarb er dies Land für die Krone. Als Erbe der Rechte der Anjous auf Neapel unternahm er 1494 einen Kriegszug nach Italien, eroberte auch 1495 das Königreich, ward aber durch den Bund zwischen dem Papste, dem Kaiser, Ferdinand von Aragonien u. a. wieder aus Italien vertrieben. Er starb, erst 27 Jahre alt. Mit ihm erlosch der ältere Stamm der Valois. Sein Nachfolger war Ludwig XII., Urenkel Karls V. Vgl. Ségur, Histoire de Charles VIII (2. Aufl., Par. 1842, 2 Bde.); Cherrier, Histoire de Charles VIII (2. Aufl., das. 1870, 2 Bde.); Delaborde, L'expédition de Charles VIII en Italie (das. 1888).

24) K. IX., zweiter Sohn Heinrichs II. und der Katharina von Medici, bei seiner Geburt 27. Juni 1550 zum Herzog von Orléans ernannt, gest. 30. Mai 1574, folgte seinem Bruder Franz II. 5. Dez. 1560 auf dem Thron und zwar unter Vormundschaft seiner Mutter. Nach Erlaß des Edikts von Amboise, das den Hugenotten Religionsfreiheit gewährte, wurde K. 1563 für mündig erklärt. Er überließ aber die Regierung nach wie vor seiner Mutter. Eine größere Selbständigkeit zeigte er erst 1570, nach dem Religionsfrieden von St.-Germain-en-Laye. Er berief Coligny als seinen vertrauten Ratgeber an den Hof, begünstigte die Hugenotten im Innern und schlug nach außen eine den Spaniern feindselige Politik ein, die zum Kriege mit diesen führen zu müssen schien. Als aber Colignys Entwürfe mannigfache Niederlagen erlitten, gelang es Katharina und deren Freunden, K. zum Bruch mit den Hugenotten und zur Anordnung der Pariser Bluthochzeit (s. Bartholomäusnacht) fortzureißen, die er nachträglich als längst geplante und listig verwirklichte Absicht bezeichnete. Da die Metzelei aber nicht den innern Frieden des Reiches herstellte, sondern nur neue Aufstände herbeiführte, wurde sein Gewissen nicht wieder ruhig, und er erlag der Schwindsucht im Schloß zu Vincennes. Seine Gemahlin Elisabeth, Tochter des Kaisers Maximilian II., hatte ihm keine Kinder geboren, daher ihm sein Bruder Heinrich III. in der Herrschaft folgte. Vgl. Desjardins, Charles IX, 1570—72 (Douai 1874); De la Barre-Duparcq, Histoire de Charles IX (Par. 1875). Mérimée hat die Geschichte Karls dichterisch behandelt in seiner »Chronique du règne de Charles IX« (1829 u. öfter).

25) K. X. Philipp, geb. 9. Okt. 1757 in Versailles, gest. 6. Nov. 1836 in Görz, dritter Sohn des Dauphins Ludwig, einzigen Sohnes Ludwigs XV., Bruder Ludwigs XVI. und XVIII., erhielt den Titel eines Grafen von Artois. Seine Erziehung an dem frivolen Hof seines Großvaters Ludwig XV. blieb nicht ohne üble Einwirkung auf den überdies geistig beschränkten

Digitized by Google

Prinzen. 1782 beteiligte er sich an der Expedition der Spanier und Franzosen gegen Gibraltar. Kundgebungen einer durchaus absolutistischen Gesinnung zogen ihm bald den Haß des Volkes zu. Im Juli 1789 gab er das Zeichen zur Auswanderung des royalistischen Adels und zog allenthalben umher, seinem Vaterland Feinde zu erwecken. Bei Kaiser Leopold II. in Mantua warb er für einen Angriff auf Frankreich, wohnte 1791 dem Kongreß zu Pillnitz bei und nahm im Emigrantenkorps an der Invasion von 1792 teil. Nach Ludwigs XVI. Tode ward er von Ludwig XVIII. zum Generalleutnant des Königreichs ernannt und versuchte 1795 mit einer englischen Flottille bei Ile Dieu eine Landung, die jedoch mißlang. Darauf lebte er von der ihm verliehenen englischen Pension von 15,000 Pfd. Sterl. in London und in Hartwell bei seinem Bruder und ging 1814 mit den Verbündeten wieder über den Rhein, bis er infolge einer Beschwerde des Herzogs von Vicenza auf dem Kongreß zu Châtillon ausgewiesen wurde. Erst als die Verbündeten gegen Paris zogen, trat auch er mit einer freiheitverheißenden Proklamation wieder in Frankreich auf. In Paris nahm er als Generalleutnant im Namen Ludwigs XVIII. die Regierung in die Hand, verkündete Freiheit der Presse und der Personen, Aufhebung der Droits réunis (12. April 1814), erkannte auch die Grundzüge der Konstitution an und schloß einen Waffenstillstand mit den Verbündeten. Bei Napoleons I. Rückkehr (1815) floh K. mit der königlichen Familie nach Gent. Nach der zweiten Restauration legte er die ausschweifendsten reaktionären Gelüste an den Tag, und selbst nachdem er sich aus der Öffentlichkeit zurückgezogen, intrigierten er u. seine Gesinnungsgenossen (der Pavillon Marsan) noch gegen seinen Bruder Ludwig XVIII., die Charte und die Kammern. Nachdem er 16. Sept. 1824 seinem Bruder auf dem Thron gefolgt war und sich 29. Mai 1825 mit mittelalterlichem Pomp in Reims hatte salben und krönen lassen, schien er anfangs eine gemäßigtere Richtung einzuschlagen, lenkte aber sodann wieder in die frühere reaktionäre Bahn ein. Er berief Villèle an die Spitze des Ministeriums, welches das Gotteslästerungsgesetz, die Milliardenentschädigung an die Emigrierten, die Auflösung der Nationalgarde und die Einführung der Zensur durchsetzte, und übertrug, nachdem der gemäßigtere Martignac sich mit der Kammer nicht hatte verständigen können, Polignac die Leitung der Staatsgeschäfte. Durch auswärtige Erfolge suchte K. die Unzufriedenheit der Nation zu beschwichtigen und unternahm zu diesem Zweck 1830 die Expedition nach Algier. Doch blieb sie ohne Erfolg auf die Volksstimmung, zu deren Organ sich die 221 liberalen Mitglieder der Kammer machten. Um die Opposition zu unterdrücken, erließ K. 25. Juli 1830 die berüchtigten Juliordonnanzen. Hierdurch rief er die Julirevolution von 1830 hervor, infolge deren er 2. Aug. 1830 zu gunsten seines Enkels, des Herzogs Heinrich von Bordeaux, auf die Krone verzichtete. Er lebte fortan nacheinander in Edinburg, Prag, Kirchberg und Görz. K. war seit 1773 vermählt mit Maria Theresia von Savoyen, die ihm die Herzöge von Angoulême und von Berri gebar. Vgl. Védrenne, Vie de Charles X (Par. 1879, 3 Bde.); Petit, Charles X (das. 1886); Villeneuve, Charles X et Louis XIX en exil. Mémoires inédits (das. 1889); Imbert de Saint-Amand, La cour de Charles X (das. 1891).

[Großbritannien und Irland.] Könige von England, Schottland und Irland: 26) K. I., geb. 19. Nov. 1600 zu Dunfermline in Schottland, gest. 30. Jan. 1649, bestieg, zweiter Sohn Jakobs I., durch den Tod seines Bruders Heinrich 1612 Prinz von Wales geworden, 27. März 1625 nach Jakobs Ableben den Thron. K. hatte schon vor seinem Regierungsantritt durch seine Verlobung mit der katholischen Henriette Maria, Heinrichs IV. von Frankreich Tochter, die öffentliche Meinung gegen sich, und später entzog ihm die vom Vater ererbte Neigung zu dem stolzen Buckingham die Liebe des Volkes noch mehr. Zudem war er, obwohl ein thätiger, geistvoller, gütiger und liebenswürdiger Fürst, doch zu Leichtsinn, Hartnäckigkeit und Willkür geneigt, vor allem aber besaß er einen unwiderstehlichen Hang zu gefährlichem und zweideutigem Intrigenspiel. So geriet er alsbald in Konflikte mit dem Parlament, die einen immer schärfern Charakter annahmen, im August 1628 die Ermordung Buckinghams veranlaßten und zuletzt dahin führten, daß der König eine Reihe von Jahren hindurch ohne Parlament und mit Hilfe verfassungswidriger Willkürmaßregeln regierte, in weltlichen Angelegenheiten hauptsächlich von Wentworth, später Lord Strafford (s. d.), in geistlichen von dem Erzbischof Laud (s. d.) beraten. Allein als der König 1637 auch mit den Schotten zerfiel, welche sich der Einführung einer neuen hochkirchlichen Liturgie widersetzten und einen Aufstand unternahmen, sah er sich 1640 doch wieder genötigt, das Parlament zu berufen. Indessen der frühere Zwist erneuerte und verschärfte sich nur: das Parlament wollte die bedrängte Lage Karls zur Erweiterung seiner Rechte und zur Beschränkung der königlichen Prärogative benutzen; K. gab in vielen Dingen nach und war kleinmütig genug, dem Haß des Unterhauses sogar seine Günstlinge Strafford und Laud zu opfern. Aber trotzdem war schon 1642, als der König London verließ und sich nach York zurückzog, der offene Ausbruch des Kampfes zwischen ihm und seinem Volk unvermeidlich geworden. K. berief ein Parlament nach York, umgab sich mit trefflichen Ratgebern, wie Edward Hyde und Falkland, lehnte die letzten Forderungen des Londoner Parlaments, das einen Verzicht auf die wichtigsten Machtbefugnisse der Krone verlangte, ab und begann den Bürgerkrieg. Fast zwei Jahre lang behauptete er in demselben das Übergewicht, bis die Verbindung des englischen und schottischen Parlaments, das Scheitern des Versuchs des Königs, sich auf ein in Oxford zusammenberufenes royalistisches Gegenparlament zu stützen, endlich die Reorganisation der Parlamentsarmee durch Cromwell die Entscheidung herbeiführten. Am 2. Juli 1644 erlitten die Königlichen bei Marston-Moor, unweit York, eine bedeutende Niederlage, und wenn dieselbe auch durch die Unfälle, die das Parlamentsheer unter dem Grafen Essex 1. Sept. in Cornwall erlitt, wieder aufgewogen wurde, so war doch das Unterliegen des Königs jetzt wenig mehr zweifelhaft. Neue Verhandlungen zu Uxbridge (Januar 1645) scheiterten an den Forderungen des Parlaments: Aufhebung des Episkopats und Übertragung des Befehls über Land- und Seemacht an jenes. Der Verlust der Schlacht bei Naseby, unweit Northampton (14. Juni), namentlich aber die Veröffentlichung seines Briefwechsels, den die Sieger erbeutet hatten, und aus dem hervorging, daß er die Hilfe des Auslandes gegen seine Unterthanen nachgesucht hatte, bestimmten K., dessen Hoffnungen auf Sieg immer geringer wurden, zur Nachgiebigkeit. Allein es war zu spät. Seine weitgehenden Anerbietungen wurden zurückgewiesen;

Digitized by Google

er mußte fürchten, in Oxford eingeschlossen zu werden, und faßte daher den Entschluß, sich den Schotten in die Arme zu werfen. Am 27. April 1646 floh er heimlich und gelangte nach mehrtägigem Umherirren in das Schottenlager. Der Empfang war ehrenvoll, aber thatsächlich war K. im Heer der Schotten nur ein Gefangener, und im Januar 1647 lieferten sie ihn gegen die Summe von 400,000 Pfd. Sterl. an das englische Parlament aus, das ihn im Schloß Holmby in der Grafschaft Northampton gefangen setzte. Die Presbyterianer dachten nun an eine vertragsmäßige Ausgleichung der Wirren, die Independenten hingegen erstrebten unbedingte Beseitigung der königlichen Macht. Cromwell ließ den König heimlich entführen und knüpfte Verhandlungen mit ihm an, deren Erfolg aber durch das zweideutige Verhalten des Königs, der insgeheim zugleich mit den Schotten in Verbindung trat, vereitelt wurde. Am 11. Nov. entfloh K. von Hamptoncourt auf die Insel Wight, ward jedoch vom Gouverneur der Insel, Hammond, in Haft und auf das feste Schloß Carisbrook gebracht. In den letzten Monaten 1647 fanden zwar neue Verhandlungen zwischen König, Heer und Parlament statt, die aber von vornherein aussichtslos waren. Im Januar 1648 wurde beschlossen, keine weitern Botschaften vom König anzunehmen. Nun rüsteten zwar die Schotten für K. und rückten in England ein, wurden aber von Cromwell 17.—19. Aug. bei Preston geschlagen. Gleichwohl erneuerte das Parlament die Verhandlungen mit dem noch immer zu Wight gefangenen König; aber das Heer wollte von denselben nichts wissen, bemächtigte sich 1. Dez. der Person Karls und entfernte 6. Dez. die seinen Tendenzen widerstrebenden Mitglieder des Unterhauses gewaltsam aus demselben. Nun wurde der König 23. Dez. nach Windsor gebracht, und das Rumpfparlament beschloß im Januar 1649 seine Anklage wegen Hochverrats. Ein Gerichtshof von 150 Personen, bestehend aus Peers, Oberrichtern, Baronets, Aldermen und Mitgliedern des Unterhauses, sollte über den König urteilen. Am 19. Jan. brachte man K. nach London; am 20. begann der Prozeß im großen Saal von Westminster. Bradshaw, ein Rechtsgelehrter von Ruf, war Präsident des Gerichtshofs, gegen dessen Kompetenz K. protestierte. Vergebens verwendeten sich die auswärtigen Höfe und das schottische Parlament für K.: am 27. ward das Todesurteil über ihn als Tyrann, Verräter, Mörder und Landesfeind ausgesprochen. Nach Mitteilung des Urteils verlangte K. noch mit einem Vorschlag gehört zu werden; man glaubte, daß er der Krone zu gunsten des Prinzen von Wales entsagen wollte. Er wurde jedoch mit Gewalt abgeführt und 30. Jan. vor dem Palast Whitehall zu London öffentlich hingerichtet. Die Schriften Karls gab Brown (Haag 1651) heraus; seine Briefe an Henriette Maria wurden 1856 von der Camden Society veröffentlicht. Vgl. Disraeli, Commentaries on the life and reign of Charles I. (Lond. 1828—31, 5 Bde.); Guizot, Histoire de Charles I, 1625—49 (1828 u. ö., 2 Bde.); Gardiner, History of England under the duke of Buckingham and Charles I., 1624—28 (Lond. 1874, 2 Bde.), Derselbe, The personal government of Charles I., 1628—37 (das. 1877, 2 Bde.) und The fall of the monarchy of Charles I. (das. 1882, 2 Bde.); Chancellor, Life of Charles I., 1600—1625 (das. 1886).

27) K. II., ältester Sohn des vorigen, geb. 29. Mai 1630, gest. 6. Febr. 1685, wurde während des Bürgerkrieges unter Leitung seiner Mutter in Frankreich erzogen und befand sich zur Zeit der Hinrichtung seines Vaters im Haag. Nach derselben nahm er den Königstitel an und wurde in Irland und 5. Febr. 1649 auch in Schottland zum König ausgerufen. Aber der in Irland zu seinen gunsten ausgebrochene Aufstand ward von Cromwell und Ireton mit grausamster Härte niedergeworfen, und auch Karls Versuch, sich in Schottland zu behaupten, hatte keinen Erfolg. Er landete zwar daselbst im Juni 1650 und wurde auch, nachdem er sich den Anforderungen des presbyterianischen Parlaments gefügt hatte, zu Scone in alter Weise gekrönt (1. Jan. 1651); aber inzwischen war Cromwell nach seinem über den schottischen Feldherrn Leslie errungenen Sieg bei Dunbar schon tief in Schottland eingedrungen. Um ihn zum Rückzug zu bewegen, unternahm K. an der Spitze von 14,000 Mann einen kühnen Marsch nach England, kam aber nur bis Worcester, wo er 3. Sept. 1651 völlig geschlagen wurde. Nach einer abenteuerreichen Flucht, auf der er mehr als einmal nur wie durch ein Wunder seinen Verfolgern entging, gelangte er 16. Okt. in die Normandie. K. lebte nun vorzugsweise in den Niederlanden und hörte nicht auf, an den verschiedensten Höfen um Unterstützung zu werben und Pläne für seine Rückkehr zu schmieden. Doch erst nach Cromwells Tod konnte die royalistische Partei in England offener hervortreten; als sich ihr auch der mächtige General George Monk anschloß, war sie stark genug, im Mai 1660 einen Beschluß durchzusetzen, der das Königtum wiederherstellte und den im Haag befindlichen K. einlud, von seinen Reichen Besitz zu ergreifen. Dieser folgte der Einladung sofort, kam 25. Mai auf der zu seinem Empfang abgeschickten Flotte in Dover an und zog 29. Mai, an seinem Geburtstag, unter lautem Jubel des Volkes in London ein. England hatte wieder einen König; aber in der den Stuarts eigentümlichen Verblendung knüpfte dieser überall da an, wo sein unglücklicher Vater geendet hatte. Die bischöfliche Kirche wurde wiederhergestellt; die presbyterianischen Geistlichen, denen K. die einst in Schottland erlittenen Demütigungen nicht vergessen konnte, verloren ihre Pfarreien; die verkauften Ländereien der Krone und der Kirche wurden wieder eingezogen; den Richtern Karls I. ward der Prozeß gemacht, mehrere, Harrison, Sir Henry Vane u. a., wurden hingerichtet, die Leichen andrer, auch die Cromwells, aus den Gräbern gerissen und an den Galgen gehängt. Auch die auswärtige Politik Karls war weder glücklich noch ruhmvoll. Er verkaufte das von Cromwell erworbene Dünkirchen an Frankreich und stürzte sich 1665 in einen Krieg mit Holland, in welchem er die Schmach erleben mußte, daß eine niederländische Flotte in die Themse eindrang und drei englische Schiffe verbrannte, und welchem der Friede von Breda 1667 ein wenig befriedigendes Ende machte. Vollends nach der Entlassung seines Ministers Edward Hyde Lord Clarendon und seit dessen Ersetzung durch das höchst unpopuläre Cabal-Ministerium warf K. sich in die Arme der kirchlichen und politischen Reaktion. Seit Anfang 1669 ging er mit dem Plan um, mit Hilfe Ludwigs XIV. die katholische Religion und die absolute Monarchie wieder einzuführen, und im Juni 1670 schloß er eine geheime Allianz mit Frankreich, die ihn völlig von Ludwig und den von diesem versprochenen Subsidien abhängig machte. Dieser Bund nötigte ihn 1672 zur Teilnahme an dem Rachekrieg Frankreichs gegen Holland, doch zwang ihn der stürmisch kundgegebene Wille der Nation schon 1674 zum

Digitized by Google

Frieden. Auch die religiösen Pläne des Königs hatten wenig Erfolg: seine zu Anfang des Krieges erlassene Duldungsverordnung, welche die Strafgesetze gegen die Katholiken und Dissidenten aufhob, mußte er zurücknehmen und der vom Parlament beschlossenen Testakte zustimmen, welche die Katholiken von allen öffentlichen Ämtern ausschloß und Karls Bruder, den Herzog von York (nachmals Jakob II.), zur Niederlegung der Würde eines Großadmirals nötigte. Nach einigen Jahren energielosen Hin- und Herschwankens wurde K. 1678 wieder in entschiedenere Bahnen gelenkt. Das von Titus Oates denunzierte, aber nur in dessen Kopf existierende Komplott der Papisten (popish plot), den König zu ermorden und den Katholizismus mit Gewalt wieder einzuführen, brachte ganz England in Aufregung; das Parlament verlangte 1679, hauptsächlich auf Betreiben Lord Shaftesburys, eine Änderung der Thronfolge und die Ausschließung des Herzogs von York von derselben. K. bewilligte dem Parlament zwar die gleichzeitig beschlossene Habeaskorpusakte, verweigerte aber seine Zustimmung zu der Ausschließungsbill, löste 1679 und 1681 drei Parlamente, von denen er das dritte nach Oxford berief, kurz hintereinander auf, schloß mit Frankreich einen neuen Subsidienvertrag ab und regierte nun ohne Parlament, geleitet von dem Herzog von York, der zu immer heftigern Maßregeln drängte. Shaftesbury floh nach Holland, die Opposition der großen Städte, auch Londons, wurde dadurch gebrochen, daß man ihre Freiheitsbriefe durch den Lord-Oberrichter Jeffreys (s. d.) kassieren ließ, ein Empörungsversuch des Herzogs von Monmouth und der eifrigsten Whigs ward schon vor dem Ausbruch erstickt und an den Häuptern der Partei, Lord William Russell und Algernon Sidney, auf dem Schafott gestraft. K. mochte glauben, seiner Feinde Herr geworden zu sein, als er 2. Febr. 1685 vom Schlage getroffen wurde. Auf seinem letzten Krankenlager trat er auf seines Bruders Wunsch zur katholischen Kirche über und empfing das Abendmahl und die Letzte Ölung nach dem Ritus derselben. Nicht ohne bedeutende Talente und feinere Bildung, in Rede und Umgang von gewinnender Anmut, bisweilen nach dem Höchsten strebend, hat K. doch nie seine Herrscheraufgabe in vollem Ernst erfaßt: das leichte Tändeln, die Verstellungskunst der damaligen feinen Gesellschaft übertrug er auch in die Politik; mit kleinen Mitteln glaubte er große Ziele erreichen zu können. Er selbst hat das Scheitern seiner Pläne nicht mehr erlebt; aber sein Bruder Jakob II. erntete, was K. mit gesäet hatte. Karls Privatleben war höchst zügellos; während seine legitime Ehe kinderlos blieb, hat er eine große Zahl natürlicher Kinder hinterlassen, von denen er neun anerkannt hat. Vgl. Harris, Life of Charles II. (Lond. 1766); Sidney, Diary of the times of Charles II. (das. 1843, 2 Bde.); Macpherson, History of Great Britain from the restoration of Charles II., etc. (das. 1873).

28) K. Eduard, der Prätendent genannt, geb. 31. Dez. 1720 in Rom, gest. 30. Jan. 1788, Enkel König Jakobs II. von England und Sohn des Prätendenten Jakob III. (s. Jakob 5), begab sich 1744 nach Frankreich, wo ihm Ludwig XV. eine Flotte zur Wiedererlangung der Krone seiner Väter zur Verfügung stellte, deren Unternehmen indes, ohne daß es zur Invasion in England kam, scheiterte. Darauf rüstete der Prinz mit geringen Mitteln, die ihm ein Bankier vorstreckte, ein Schiff aus und landete mit wenigen Getreuen im Juli 1745 an der schottischen Küste. Anfangs hatte er Erfolg: zahlreiche Hochländer schlossen sich ihm an; er ließ sich nach Eroberung der Stadt Perth zum Regenten und seinen Vater zum König der drei Reiche ausrufen, schlug 21. Sept. bei Prestonpans die ihm unter General Cope entgegengesandten englischen Truppen und zog 22. Sept. in Edinburg ein, wo er sich mit einem Hof und einer Regierung umgab. Demnächst brach der Prätendent gegen England auf, überschritt 8. Nov. die Grenze, nahm Carlisle und rückte in Derby ein. Bald aber ward er von der englischen Übermacht zurückgedrängt. Zwar siegte er noch einmal 28. Jan. 1746 bei Falkirk; aber die Niederlage, die er bei Culloden (27. April) durch den Herzog von Cumberland erlitt, zwang ihn zur Flucht in die Hochlande Schottlands, von wo er nach fünfmonatigen Mühseligkeiten und nach Gefahren aller Art nach Frankreich entkam. Hier erhielt er vom Hof ein Jahrgeld, wurde aber nach dem Aachener Frieden 1748 ausgewiesen und lebte in der Folge meist zu Lüttich, besuchte auch noch einigemal England, ohne von der Regierung beachtet zu werden. Später ging er nach Italien, lebte teils in Florenz, teils in Rom als Graf von Albany, heiratete 1772 die Gräfin Luise von Stolberg-Gedern (s. Albany), eine Ehe, die 1780 wieder getrennt wurde, und ergab sich endlich aus Mißmut völlig dem Trunk, der sein Ende beschleunigte. Er ward zu Frascati mit königlichen Ehren bestattet, wobei sein Bruder, der Kardinal von York (gest. 13. Juli 1807 in Frascati), das Totenamt hielt. Vgl. Pichot, Histoire de Charles-Édouard (4. Aufl., Par. 1846); Klose, Leben des Prinzen K. (Leipz. 1842); Ewald, Life and times of Prince Charles Stuart (Lond. 1875, 2 Bde.); v. Hassel, Der Aufstand des jungen Prätendenten K. Eduard Stuart (Leipz. 1876).

[Hohenzollern.] 29) K. Anton Friedrich Meinrad Fidelis, Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen, Sohn des Fürsten Anton Aloys, geb. 20. Febr. 1785, gest. 11. März 1853 in Bologna, übernahm 17. Okt. 1831 die Regierung, trat sie aber 27. Aug. 1848 an seinen Sohn ab. Vermählt war er mit Antoinette Murat, einer Nichte des Königs Joachim.

30) K. Anton, Fürst von Hohenzollern, Sohn des vorigen, geb. 7. Sept. 1811, gest. 2. Juni 1885 in Sigmaringen, folgte seinem Vater kraft der Zession vom 27. Aug. 1848 in der Regierung, trat aber 7. Dez. 1849 das Fürstentum an Preußen ab, siedelte nach Düsseldorf über und erhielt durch königliche Order vom 20. März 1850 das Prädikat »Hoheit« mit den Vorrechten eines nachgebornen Prinzen des königlichen Hauses. Seit 1831 in preußischen Militärdiensten und zuletzt Kommandeur der 14. Division, erhielt er 6. Nov. 1858 das Präsidium im Ministerium der neuen Ära und 2. Dez. auch im Staatsrat, wurde auch gleichzeitig kommandierender General des 7. Armeekorps, was er bis 1860 blieb, und erhielt 1861 das Prädikat »Königliche Hoheit«, schied aber im März 1862 wieder aus dem Ministerium, worauf er Anfang 1863 als General der Infanterie zum Militärgouverneur in der Rheinprovinz und Westfalen ernannt wurde. Seit 1868 stellvertretender Präses der Landesverteidigungskommission, lebte er seit 1873 in Sigmaringen. Seit 1834 war er vermählt mit Josephine von Baden, die ihm vier Söhne und zwei Töchter gebar (weiteres s. Hohenzollern, S. 923). Ihm zu Ehren erhielt 1889 das hohenzollernsche Füsilierregiment Nr. 40 den Namen Füsilierregiment Fürst K. Anton von Hohenzollern. Vgl. Schmitz, Fürst K. Anton v. Hohenzollern (4. Aufl., Neuwied 1893).

Digitized by Google

[Lothringen.] 31) K. III. (II. als Herzog), **der Große**, geb. 1543 in Nancy, gest. 1608, Sohn des Herzogs Franz I. und der Christine von Dänemark, gelangte 1546 unter mütterlicher Vormundschaft zur Regierung, wurde aber seit 1552, nachdem sich Heinrich II. von Frankreich Metz', Touls und Verduns bemächtigt hatte, am französischen Hof erzogen und vermählte sich hier mit Heinrichs II. Tochter Claudia. Nach Heinrichs II. Tod (1559) kehrte er nach Lothringen zurück und zeichnete sich durch eine weise Regierung aus. Er verstärkte sein Heer, stiftete die Universität Pont-à-Mousson und vergrößerte Nancy.

32) K. IV. (III.), Enkel des vorigen, geb. 1604, gest. 8. Sept. 1675, gelangte 1624 zur Herrschaft. Nach mehreren Kriegen, bald gegen Frankreich, bald gegen Schweden, 1631 aus Nancy vertrieben, begab er sich mit 3000 Mann in kaiserliche Dienste, wendete sich zwar später wieder der französischen Sache zu, trat aber sodann zum zweitenmal in kaiserliche, nach dem Westfälischen Frieden in spanische Dienste. Da er eigenmächtig mit den Franzosen unterhandelte, ward er 1654 in Brüssel gefangen genommen u. nach Tudela in Spanien gebracht, wo er bis 1659 bewacht wurde. Im Pyrenäischen Frieden erhielt er Freiheit und Land zurück. Im Vertrag zu Montmartre (1662) ernannte der kinderlose Herzog Ludwig XIV. von Frankreich gegen 1 Mill. Thlr. und die Zusage, daß die Prinzen seiner Familie für französische Prinzen von Geblüt erklärt würden, zu seinem Erben; er selbst versprach noch, seine Truppen zu entlassen. Da er aber dieses Versprechen nicht hielt, rückte 1669 ein französisches Heer unter dem Marschall Créqui in Lothringen ein. K. nahm nun seit 1672 im Heer der Verbündeten am Kriege gegen Frankreich teil, ward 1674 bei Sinzheim besiegt, schlug aber 11. Aug. 1675 Créqui bei der Konzerbrücke u. starb einige Wochen danach. Vgl. Des Robert, Campagnes de Charles IV, duc de Lorraine et de Bar, 1638—43 (Nancy 1883—89, 2 Bde.).

33) K. V. (IV.) **Leopold**, geb. 3. April 1643 in Wien, gest. 18. April 1690, zweiter Sohn des Herzogs Franz von Lothringen, Neffe des vorigen, wurde von seinem Oheim als Nachfolger bestimmt, 1669 aber mit demselben durch die Franzosen vertrieben, trat in österreichische Kriegsdienste und machte den Türkenkrieg mit. Vergebens bewarb er sich 1669 und 1674 um die polnische Krone. Nach seines Oheims Tod 1675 wollte ihm Ludwig XIV. Lothringen nur unter für ihn unannehmbaren Bedingungen herausgeben. K. blieb also im kaiserlichen Kriegsdienst, in dem er sich gegen die Franzosen und namentlich 1683—88 gegen die Türken auszeichnete. Er befehligte das kaiserliche und Reichsheer, das 1683 Wien entsetzte, schlug die Türken 1685 bei Gran, eroberte Neuhäusel und Ofen und siegte 1687 bei Mohács. 1689 kämpfte er wieder gegen Frankreich und eroberte Mainz und Bonn. Er war vermählt mit Eleonore Marie, Schwester Kaiser Leopolds I. und Witwe des Königs Michael von Polen. Von seinen Söhnen erhielt der älteste, Leopold, im Rijswijker Frieden Lothringen zurück; der zweite, Karl Leopold, wurde Kurfürst von Trier.

34) K. **Alexander, Prinz von Lothringen und Bar**, Hochmeister des Deutschen Ordens, k. k. Generalfeldmarschall, geb. 12. Dez. 1712 in Lunéville, gest. 4. Juli 1780 in Teruen, war der Sohn des Herzogs Leopold u. der Elisabeth Charlotte von Orléans. Als Lothringen 1738 an Stanislaus Leszczynski abgetreten ward, erhielt er das Deutschordens-Großpriorat von Pisa. Er trat früh in österreichische Kriegsdienste, rettete in der Schlacht bei Krozka gegen die Türken den linken Flügel und erhielt darauf von Maria Theresia, deren Schwager er war, 1742 den Oberbefehl in Böhmen, wo er 17. Mai gegen Friedrich II. die Schlacht bei Chotusitz verlor. Nach dem Breslauer Frieden focht er mit Glück gegen die Bayern und Franzosen, ging 1744 über den Rhein und bemächtigte sich eines großen Teiles vom Elsaß, bis ihn die zweite Kriegserklärung Preußens wieder nach Böhmen rief. Er vertrieb, von dem trefflichen Traun als Ablatus beraten, 1744 Friedrich aus Böhmen, ward indes 4. Juni 1745 bei Hohenfriedeberg und 30. Sept. bei Soor geschlagen. Nach dem Aachener Frieden 1748 als Gemahl der Schwester Maria Theresias, Maria Anna, zum Gouverneur der Niederlande ernannt, lebte er meist in Brüssel. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges 1757 erhielt er den Oberbefehl über sämtliche österreichische Truppen, wurde jedoch 6. Mai bei Prag besiegt, in dieser Stadt eingeschlossen und nur durch Dauns Sieg bei Kolin 18. Juni befreit. Er wendete sich darauf nach der Lausitz und Schlesien, wo er den Herzog von Bevern 22. Nov. bei Breslau schlug und diese Stadt in seine Gewalt bekam. Nach der Niederlage bei Leuthen 5. Dez. trat er vom Kriegsschauplatz ab und begab sich in sein Gouvernement nach den Niederlanden. Dort stiftete er 1762 die Kunstakademie, Bibliothekssäle zu allgemeinem Gebrauch, Versorgungshäuser, verbesserte das Münzwesen, beförderte den Handel und den Ackerbau und baute neue Kanäle und Landstraßen. Zu Brüssel befindet sich sein Denkmal. Vgl. Slingeneyer, Vie du prince Charles Alex. de Lorraine (Brüssel 1834).

[Mecklenburg.] 35) K. **Friedrich August, Herzog von Mecklenburg-Strelitz**, Stiefbruder der Königin Luise von Preußen, geb. 30. Nov. 1785 in Hannover, wo sein Vater, der nachmalige Großherzog Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz (geb. 1741, gest. 1816), als hannöverscher Feldmarschall und Generalgouverneur lebte, gest. 23. Sept. 1837. K. wurde, da seine Mutter Charlotte, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, sehr früh starb, in Darmstadt unter den Augen seiner Großmutter erzogen, bis er 1794 dem Vater nach Strelitz folgte. Nachdem er die Kriegsschule in Berlin besucht, trat er 1805 als Major in die Garde, kämpfte bei Auerstedt und zeichnete sich namentlich 1813 aus, wo er bei Lützen und Bautzen mitfocht und besonders als Brigadekommandeur in der schlesischen Armee an der Katzbach, bei Wartenburg und bei Möckern sich durch seine Tapferkeit und sein militärisches Talent hervorthat, auch bei Möckern schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er als Generalleutnant 1814 den Feldzug in Frankreich mit und wurde 1815 Kommandeur der Garde, die er im Kriege von 1815 und dann bis zu seinem Tode befehligte. 1817 zum Mitglied des Staatsrats ernannt, wurde er 1825 General der Infanterie und 1827 definitiver Präsident des Staatsrats mit der Befugnis, an den Sitzungen der Minister teilzunehmen. Er besaß neben kriegerischen Talenten auch staatsmännische Kenntnisse und Gewandtheit, war aber ein entschiedener Absolutist. Bei seiner persönlich nahen Stellung zum König von Preußen übte er, namentlich seit Hardenbergs Tod, auf den Gang der preußischen Staatsangelegenheiten vielfach entscheidenden Einfluß aus. Unter den Namen J. E. Mand und Weishaupt schrieb der Herzog einige Lustspiele (»Die Isolierten«) und das Trauerspiel »Der ewige

Digitized by Google

Jude«, welche 1833 in Berlin gesammelt erschienen. Ihm zu Ehren ward 1889 das 6. ostpreußische Infanterieregiment Nr. 43 Infanterieregiment Herzog K. von Mecklenburg-Strelitz benannt.

[Navarra.] 36) **K. der Böse, König von Navarra**, geb. 1332, gest. 1. Jan. 1387, war der Sohn Philipps von Evreux und der Johanna, Tochter Ludwigs X. von Frankreich, erbte von dieser 1349 das Königreich Navarra und vermählte sich 1352 mit Johanna, der Tochter des französischen Königs Johann aus dem Hause Valois. Aber anstatt den begabten und ehrgeizigen Schwiegersohn, der sogar Erbansprüche auf die französische Krone hatte, an sich zu fesseln, reizte ihn König Johann durch ungerechte Vorenthaltung seiner französischen Lehen immer wieder zur Feindschaft. 1356 ließ er ihn unter der Beschuldigung, das Volk gegen ihn aufgereizt zu haben, gefangen nehmen. Nach der Niederlage Johanns bei Maupertuis wieder befreit, stellte sich K. 1357 an die Spitze der aufständischen Bevölkerung von Paris, die er durch seine Beredsamkeit für sich gewann, und strebte offen nach der französischen Krone. Auf Betrieb des Prevots Marcel wurde er 1358 zum Kapitän von Paris erhoben, erweckte aber durch sein gewaltthätiges Verfahren gegen die Jacquerie das Mißtrauen des Volkes und mußte nach Marcels Sturz 1359 mit dem Dauphin Frieden schließen. Der Aufschwung der französischen Macht unter Karl V. verdrängte K. aus seiner einflußreichen Stellung in Frankreich. Zwischen England und Frankreich schwankend, zweimal des Vergiftungsversuchs gegen Karl V. und seine Verwandten angeklagt, zog sich K. in sein Königreich Navarra zurück und starb endlich eines schmerzvollen Todes durch Verbrennung.

[Neapel und Sizilien.] 37) **K. I. von Anjou**, geb. im Frühjahr 1226, gest. 7. Jan. 1285, jüngster Sohn König Ludwigs VIII. von Frankreich und Blankas von Kastilien, erhielt von seinem Bruder Ludwig IX. Anjou und Maine als Apanage und durch seine Vermählung mit Beatrix, Tochter des Grafen Raimund Berengar von Provence (1246), dieses Land, das er allmählich unterwarf und durch Gebietserwerbungen in Piemont vergrößerte. Er begleitete seinen Bruder 1248 auf dem unglücklichen Kreuzzug, der mit der Gefangenschaft beider Brüder endete (1250). Um den Hohenstaufen Manfred zu stürzen, belehnte Papst Clemens IV. 28. Juni 1265 K., der einen Tribut von 8000 Unzen Gold versprochen hatte, mit Neapel und Sizilien, und durch den Sieg bei Benevent 26. Febr. 1266 setzte sich K. in den Besitz der Krone. Bald aber reizten die gesteigerten Abgaben und andre Gewaltstreiche das Volk zum Aufstand, und die Großen traten mit Konradin, Manfreds Neffen, in Unterhandlung. Derselbe ward jedoch 23. Aug. 1268 bei Tagliacozzo besiegt und in Astura gefangen genommen, worauf er durch Spruch des Königs zum Tode verurteilt und 29. Okt. 1268 enthauptet wurde. Auch die abgefallenen Inländer, Sarazenen und Deutschen wurden von K. einer blutigen Bestrafung unterworfen. Als Ludwig IX. 1270 einen neuen Kreuzzug gerüstet, veranlaßte ihn K., seine Waffen gegen Tunis zu wenden, weil dies Land die Zufluchtsstätte staufischer Parteigänger war, welche seinen Thron bedrohten. Nach Ludwigs Tod (25. Aug. d. J.) befehligte er das Kreuzheer und schloß mit dem Beherrscher von Tunis einen vorteilhaften Frieden. In der sogen. Sizilianischen Vesper (s. d.) brach endlich 1282 der lange verhaltene Grimm der Sizilier gegen die übermütigen Franzosen hervor. Dieselben wurden 31. März in Palermo und dann in den andern Städten niedergemetzelt. Wohl eilte K. mit Heer und Flotte herbei und belagerte Messina; doch wurde die Stadt von Peter von Aragonien, den die Sizilianer zu Hilfe riefen, entsetzt; in einer Seeschlacht bei Reggio wurde die Flotte Karls von der aragonischen entscheidend geschlagen, und Sizilien blieb dem französischen Haus für immer verloren. K. starb unter neuen gewaltigen Rüstungen, das Verlorne wiederzuerringen, und unter drohenden Aufständen. In zweiter Ehe war er vermählt mit Margarete von Nevers, Tochter Herzog Eudos von Burgund. Vgl. Riccio, Genealogia di Carlo I di Angio (Neapel 1857); Derselbe, Il regno di Carlo I di Angio 1272—83 (im »Archivio storico italiano«, 1875—81); Cadier, Essai sur l'administration du royaume de Sicile sur Charles I et Charles II d'Anjou (Par. 1891); Merkel, La dominazione di Carlo I d'Angiò in Piemonte e in Lombardia (Tur. 1891); Durrieu, Archives angevines de Naples: étude sur les registres du roi Charles I (Toulouse 1886—87, 2 Bde.); Sternfeld, K. von Anjou als Graf der Provence, 1245—1265 (Berl. 1888).

38) **K. II., der Hinker**, Sohn des vorigen, geb. 1254, gest. 1309, war 1283 von den Siziliern in einer Seeschlacht besiegt worden und befand sich bei Karls I. Tod in sizilischer Gefangenschaft bei Peter III. von Aragonien und Sizilien. Er erlangte erst 1288 unter harten Bedingungen seine Freilassung und wurde 1289 vom Papst, der ihn von den eingegangenen Verbindlichkeiten freisprach, als König beider Sizilien gekrönt, während man gegen Jakob V. von Sizilien einen abermaligen Kreuzzug vorbereitete. Als derselbe, durch den Bann eingeschüchtert, 1295 auf Sizilien Verzicht leistete, erhoben die Sizilier seinen Bruder Friedrich auf den Thron, und im Frieden von Caltabellotta 1302 mußte ihn K. anerkennen. Ihm folgte sein dritter Sohn, Robert. K. war vermählt mit Maria von Ungarn.

39) **K. III. von Durazzo, der Kleine**, Sohn Ludwigs von Gravina, geb. 1345, wurde von Johanna I. von Neapel zum Nachfolger ernannt, wendete sich aber auf Anstiften Ludwigs von Ungarn und des Papstes gegen sie, eroberte 1381 Neapel und ließ 1382 Johanna ermorden. 1385 von einem Teil des Adels zum König von Ungarn erwählt, wurde er im Februar 1386 ermordet. Er war vermählt mit Margarete von Durazzo.

[Österreich.] 40) **K. Ludwig Johann, Erzherzog von Österreich, Herzog von Teschen**, einer der ausgezeichnetsten Feldherren der neuern Zeit, geb. 5. Sept. 1771 in Florenz, gest. 30. April 1847, dritter Sohn Kaiser Leopolds II. und der spanischen Infantin Maria Luise, jüngerer Bruder des Kaisers Franz I., wurde vom Herzog Albert von Sachsen-Teschen (s. Albert 6) und dessen Gemahlin, Erzherzogin Christine, an Kindes Statt angenommen und folgte diesen 1790 in die Niederlande, wo ihn eine Fraktion der Bewegungspartei als »Erbsouverän und Großherzog« hatte ausrufen wollen. Seine militärische Laufbahn, auf welcher Oberst Lindenau, ein nicht unbegabter Sonderling, dem Erzherzog beigegeben ward, betrat er 1792 unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und focht mit 22 Jahren als Generalmajor in der Schlacht bei Jemappes. 1793 kommandierte er unter Josias Friedrich von Koburg die Avantgarde und nahm teil an den Schlachten von Aldenhoven und Neerwinden, wo er den feindlichen linken Flügel in die Flucht schlug, und wurde Ge-

Digitized by Google

neralstatthalter der Niederlande. Am 24. Mai erstürmte er das befestigte Lager auf den Höhen von Femers und wohnte der Eroberung von Condé, Valenciennes, Le Quesnoy sowie der Schlacht von Wattignies bei. Nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus, welche der Koburger 1794 verlor, begab sich Erzherzog K. nach Wien, um sich kriegswissenschaftlichen Studien zu widmen, und verbrachte hier das Jahr 1795. Mit der Ernennung zum Reichsfeldmarschall 1796 begann seine selbständige militärische Laufbahn. Er warf Jourdan durch die Gefechte von Wetzlar und Uckerodt über den Rhein zurück, lieferte 9. Juli Moreau das Treffen bei Malsch und Rosenthal, wendete sich von neuem gegen den wieder vorgedrungenen Jourdan, siegte über Bernadotte 22. Aug. bei Teining, über Jourdan bei Amberg (24. Aug.) und Würzburg (3. Sept.) und trieb das französische Heer über den Rhein zurück. Den General Werneck mit 32,000 Mann zurücklassend, eilte er sodann mit 16,000 Mann an den Oberrhein und schlug, mit Latour vereinigt, Moreau bei Emmendingen an der Elz, an der Dreisam, bei Schliengen u. nötigte ihn 26. Okt., bei Hüningen über den Rhein zu gehen. Die hierauf folgende Belagerung Kehls, mitten im Winter, gehört zu Karls größten Waffenthaten; die Festung mußte 10. Jan. 1797 kapitulieren. Die italienische Armee, deren Kommando K. 7. Febr. 1797 übernahm, fand er in schlechter Verfassung; er mußte der Übermacht weichen und sich vom Tagliamento bis zum Isonzo und von da nach dem Gefecht bei Tarvis (23. März) bis Leoben zurückziehen. Der Waffenstillstand zu Judenburg 5. April, welchem am 18. die Friedenspräliminarien von Leoben folgten, machte den Feindseligkeiten ein Ende, und der Erzherzog konnte Ende April schon wieder zu Schwetzingen bei der Rheinarmee sein. Nach dem Frieden von Campo Formio zum Gouverneur und Generalkapitän von Böhmen ernannt, ging K. über Wien nach Prag und benutzte die Zeit der Ruhe zur Disziplinierung des Heeres. Als 1799, nach dem fruchtlosen Kongreß zu Rastatt, ein Heer zwischen dem Lech und der Isar aufgestellt wurde, erhielt K. den Oberbefehl und nahm sein Hauptquartier in Friedberg. Nachdem 1. März Jourdan mit der Donauarmee von 38,000 Mann den Rhein überschritten hatte, passierte der Erzherzog mit seinem 72,000 Mann starken Heer den Lech und schlug jenen 18. März bei Biberach, 21. und 25. März bei Ostrach und Stockach. Darauf drang er mit Bellegarde und Hotze in die Schweiz ein und lieferte den Franzosen 4. Juni die unentschiedene Schlacht von Zürich, mußte aber dann nach Deutschland zurückkehren, entsetzte Philippsburg u. erstürmte Mannheim. Neue Pläne zu einem Feldzug in die Schweiz wurden durch Korsakows Niederlage und den Rückzug Suworows vereitelt.

Wegen seiner erschütterten Gesundheit und Zwistigkeiten mit dem Hofkriegsrat trat er im März 1800 vom Oberkommando zurück und übernahm Oktober bis November die Leitung der Verteidigungsanstalten Böhmens, bildete eine Legion von 25,000 Freiwilligen aus Böhmen und Mähren und erhielt erst, als nach der unglücklichen Schlacht von Hohenlinden die Franzosen in Österreich eindrangen, abermals das Kommando. Er fand jedoch die Armee in so traurigem Zustand, daß er sich über die Traun nach Steier zurückziehen und dort 20. Dez. einen Waffenstillstand schließen mußte, der dem Lüneviller Frieden zur Grundlage diente. 1801 zum Feldmarschall und Hofkriegsratspräsidenten ernannt, unterzog er sich mit Einsicht und Eifer der Reform des Militärwesens, die er 1805 durch den Krieg gegen Napoleon ungern unterbrochen sah. K. übernahm das Kommando gegen Masséna in Italien und lieferte demselben die Schlacht bei Caldiero (30. und 31. Okt.), aus welcher er als Sieger hervorging. Die Katastrophe von Ulm zwang ihn nach dem Norden zu marschieren; er sammelte noch seine Truppen in Westungarn, als 2. Dez. bei Austerlitz die Entscheidung fiel. Auf Napoleons I. Wunsch, den bedeutendsten aller seiner Gegner persönlich kennen zu lernen, fand 27. Dez. 1805 eine Zusammenkunft zu Stammersdorf bei Wien statt, bei welcher K. vergeblich günstigere Friedensbedingungen zu erreichen trachtete. Nachdem der Erzherzog 10. Febr. 1806 zum Generalissimus und Kriegsminister mit unumschränkter Vollmacht ernannt worden war, widmete er sich von neuem der Reform der Armee, die ihm ihre besten Einrichtungen verdankte. Er verbesserte den Unterricht der Armee durch gute Unterrichtsbücher, durch neue Instruktionen und Reglements, durch die Gründung eines Kriegsarchivs, einer militärischen Zeitschrift, durch systematischen Unterricht in den Regimentern und Korps &c. Am 12. Mai 1808 erließ er ein Patent, betreffend die Errichtung einer dreifachen Militärreserve. Den Antrag der spanischen Patriotenpartei, welche unter Palafox ihn zu Saragossa als König Spaniens ausrief (31. Mai), lehnte er ab. Auch 1809 war der Erzherzog gegen den Krieg, wie er hauptsächlich auch 1807 eine Diversion im Rücken Napoleons gehindert hatte. Als der Krieg aber beschlossen wurde, übernahm er das Kommando der 200,000 Mann starken Armee in Deutschland. Am 9. April überschritt er den Inn, erzwang am 16. den von den Bayern verteidigten Übergang über die Isar bei Landshut und besetzte München. Doch wurden zwei seiner Korps schon 20. April bei Abensberg geschlagen. K. selbst ward am 22. von Davout angegriffen, und Napoleons Eintreffen auf dem Schlachtfeld vollendete die Niederlage der Österreicher bei Eggmühl. K. überschritt die Donau bei Regensburg und erlitt bei der Erstürmung dieser Stadt durch Lannes neue Verluste. Der Erzherzog, von Davout schwach verfolgt, wandte sich nach Böhmen, vereinigte sich 16. Mai bei Stockerau mit Hiller und siegte dann bei Aspern und Eßlingen 21. und 22. Mai über Napoleon, ohne jedoch den Sieg gehörig zu benutzen. So kam es denn, daß Napoleon, durch einen Scheinangriff unterstützt, in der Nacht vom 4. zum 5. Juli von neuem die Donau überschritt und das österreichische Heer nötigte, sich bei Wagram 5. und 6. Juli in eine Schlacht einzulassen. In dieser bewiesen die Österreicher die glänzendste Bravour, der Erzherzog selbst wurde verwundet; aber Napoleon blieb Sieger, vielleicht auch deshalb, weil das Armeekorps unter Erzherzog Johann auf dem Schlachtfeld nicht rechtzeitig erschien. Ein Treffen zwischen den weichenden Österreichern und den Franzosen bei Znaim wurde durch die Nachricht abgebrochen, Napoleon wolle auf die vom Erzherzog durch den Fürsten Liechtenstein angebotenen Unterhandlungen eingehen. In der folgenden Nacht wurde ein Waffenstillstand vorläufig auf einen Monat mit 14tägiger Kündigung geschlossen, ein Schritt, der vom Kaiser sehr mißbilligt wurde, was K. veranlaßte, seine Stelle als Generalissimus zu Littau bei Olmütz 31. Juli niederzulegen. Von nun an lebte der Erzherzog zu Teschen beim Herzog Albert. Von Napoleon dazu erwählt, vertrat er denselben bei dessen Vermählung mit Maria Luise und erhielt deshalb das Großkreuz der Ehrenlegion. Den Kriegsschauplatz betrat

Digitized by Google

er nicht wieder, doch war er nach Napoleons Zurückkunft von Elba kurze Zeit Gouverneur der Bundesfestung Mainz. Hier vermählte er sich 17. Sept. 1815 mit der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (gest. 29. Dez. 1829), welche ihm vier Söhne u. zwei Töchter gebar; von den Söhnen war der älteste, Erzherzog Albrecht (s. Albrecht 18), der bekannte Feldmarschall (gest. 18. Febr. 1895); der zweite, Erzherzog Karl Ferdinand, geb. 18. Juli 1818, General der Kavallerie, starb 20. Nov. 1874; der dritte, Erzherzog Friedrich Ferdinand Leopold, widmete sich dem Seedienst (s. Friedrich 46); der jüngste, Erzherzog Wilhelm, war Hoch- und Deutschmeister, Feldmarschallleutnant und Generalinspektor der Artillerie (gest. 29. Juli 1894). Aus derselben Ehe gingen zwei Töchter hervor: Therese, geb. 1816, Gemahlin des Königs Ferdinand II. von Neapel, gest. 1867, und Marie Karoline, geb. 1825, seit 1852 mit dem Erzherzog Rainer Ferdinand vermählt. Durch den Tod seines Pflegevaters, des Herzogs Albert zu Sachsen-Teschen, welcher in Wien 10. Febr. 1812 erfolgte, war K. in den Besitz von dessen Namen und großem Vermögen gekommen und lebte von nun an abwechselnd in Wien und auf seinen Besitzungen. Die militärische Litteratur bereicherte er mit den Werken: »Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 in Deutschland« (Wien 1814, 3 Bde.) und »Geschichte des Feldzugs von 1799 in Deutschland und der Schweiz« (das. 1819, 2 Bde.); gesammelt erschienen »Militärische Werke« (7 Lfgn., das. 1862, unvollständig) und »Ausgewählte Schriften« (das. 1893—94, 6 Bde.), darunter auch das Bruchstück seiner Selbstbiographie. 1860 wurde ihm vor der Burg zu Wien ein von Fernkorn entworfenes Denkmal gesetzt. Vgl. Duller, Erzherzog K. (Wien 1844—45, 2 Bde.); Schneidawind, Das Buch vom Erzherzog K. (5. Aufl., Leipz. 1860); Zeißberg, Erzherzog K. von Österreich, ein Lebensbild (Wien 1895 ff.).

41) K. Ludwig, Erzherzog von Österreich, geb. 30. Juli 1833, jüngerer Bruder des Kaisers Franz Joseph I., trat in die Armee, ohne indes eine hervorragende Rolle in derselben zu spielen, und bekleidete in ihr den Rang eines Generals der Kavallerie. 1855 wurde er Statthalter von Tirol, ein Amt, welches er beim Beginn der konstitutionellen Ära niederlegte. Er stand von Jugend an unter klerikalem Einfluß und war ein entschiedener Gegner Preußens, ohne aber auf die Politik Einfluß auszuüben. Dagegen machte er sich durch seine Fürsorge für die Kunst verdient und vertrat gelegentlich den Kaiser bei der Abstattung von Besuchen an auswärtigen Höfen. Durch den Tod des Kronprinzen Rudolf (30. Jan. 1889), der keinen Sohn hinterließ, wurde K. der nächste zum Thron. Wenn auch zweifelhaft ist, ob er nach seinem bloß drei Jahre ältern Bruder noch als Kaiser folgen werde, so wird doch einer seiner Söhne dereinst den Thron besteigen, auf den dieselben schon bei Lebzeiten des Kronprinzen Rudolf, falls derselbe keinen Sohn bekam, Aussicht hatten. K. war in erster Ehe vermählt mit der Prinzessin Margarete von Sachsen, die 1858 kinderlos starb; dann heiratete er 1862 die Prinzessin Annunciata von Sizilien, die ihm vier Kinder gebar und 1871 verschied; seit 1873 ist er mit einer Tochter des Prinzen Miguel von Portugal, Erzherzogin Maria Theresia, vermählt. Der älteste Sohn, Erzherzog Franz Ferdinand, geb. 18. Dez. 1863 in Graz, ist der mutmaßliche österreichische Thronerbe (s. Franz 13). Der zweite Sohn, Erzherzog Otto Franz Joseph, geb. 21. April 1865 zu Graz, wurde 1886 mit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen vermählt; er ist Oberst in der Armee. Ein dritter Sohn, Ferdinand Karl Ludwig, geb. 27. Dez. 1868, dient als Hauptmann bei den Tiroler Kaiserjägern.

[Parma.] 42) K. II. Ludwig Ferdinand von Bourbon, Herzog von Parma, Infant von Spanien, geb. 22. Dez. 1799, gest. 17. April 1883, Sohn des Königs Ludwig von Etrurien (gest. 27. Mai 1803) und der Infantin Maria Luise, der Tochter Karls IV. von Spanien, folgte 13. März 1824 seiner Mutter, die nach der Vereinigung Etruriens mit Frankreich (1807) das Herzogtum Lucca erhielt, in der Regierung dieses Landes, lebte aber meist auf Reisen, trat 5. Okt. 1847 Lucca an Toscana ab und folgte der Bestimmung des Wiener Kongresses gemäß der am 17. Dez. 1847 gestorbenen Witwe Napoleons I. als Herzog von Parma, Piacenza und Guastalla. Im April 1848 verließ er, nachdem er eine Regentschaft eingesetzt hatte, Parma, legte von seiner Besitzung Weistropp bei Dresden aus 14. März 1849 die Regierung zu gunsten seines Sohnes nieder und lebte meist in Nizza, wo er auch starb. Vermählt war er mit Maria Therese von Sardinien (geb. 19. Sept. 1803, gest. 16. Juli 1879). Sein Sohn Ferdinand Karl III., Herzog von Parma, geb. 14. Jan. 1823, trat durch Manifest von London aus die Regierung an und kehrte im August 1849 nach Parma zurück, wo er ein schändliches Regiment führte. Er starb 27. März 1854 durch Meuchelmord, worauf seine Witwe Luise Maria Therese von Bourbon (geb. 21. Sept. 1819), Tochter des 1820 ermordeten Herzogs von Berri und Schwester des Grafen Chambord, die Regierung für ihren unmündigen ältesten Sohn, Robert I., geb. 9. Juli 1848, führte, bis beide infolge des italienischen Krieges 1859 aus ihrem Lande vertrieben wurden. Die Herzogin zog sich in die Schweiz zurück, wo sie den Sommer auf dem Schloß Wartegg, unweit der Mündung des Rheins in den Bodensee, zubrachte. Sie starb 1. Febr. 1864 in Venedig, außer ihrem ältern Sohne noch einen jüngern, Heinrich Karl (geb. 2. Febr. 1851), Grafen von Bardi, u. zwei Töchter hinterlassend.

[Pfalz.] 43) K. Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, geb. 22. Dez. 1617, gest. 28. Aug. 1680, zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und Elisabeths von England, teilte als Kind das Schicksal seines Vaters und konnte selbst nach seines ältern Bruders, Heinrich Friedrich (1629), und seines Vaters Tod (1632) nicht zum Besitz von dessen Ländern gelangen. Er warb daher 1638 mit seinem Bruder Ruprecht Truppen, wurde aber 17. Okt. bei Gohfeld geschlagen, und Ruprecht fiel in Gefangenschaft. Erst der Westfälische Friede (1648) verschaffte K., nach Abtretung der Oberpfalz an Bayern, den Besitz der Pfalz und die achte Kurwürde. Er lebte seit 1658 in morganatischer Ehe mit Luise v. Degenfeld (der Raugräfin), dem Hoffräulein seiner Gemahlin Charlotte, einer hessen-kasselschen Prinzessin, die sich 1662 nach Kassel zurückbegab. Nach einer vortrefflichen Regierung, welche trotz neuer Kriegsdrangsale den Wohlstand im Lande wiederherstellte, hatte er seinen legitimen Sohn Karl, geb. 10. März 1651, zum Nachfolger, mit dem am 26. Mai 1685 die Linie Pfalz-Simmern erlosch. Seinen Briefwechsel mit seiner Schwester Sophie von Hannover und der Pfalzgräfin Anna gab Bodemann heraus (Leipz. 1885). Vgl. Lipowsky, K. Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Marie Susanne Luise, Raugräfin von Degenfeld (Sulzb. 1824).

Digitized by Google

44) K. **Philipp Theodor, Kurfürst von der Pfalz und von Bayern**, geb. 11. Dez. 1724, gest. 16. Febr. 1799, Sohn des Pfalzgrafen Johann Christian zu Sulzbach, folgte seinem Vater in der Regierung Sulzbachs 20. Juli 1733 unter Vormundschaft seines Vetters von der Neuburger Linie, des Kurfürsten **Karl Philipp von der Pfalz** (1716—42). Seit 1742 mit Maria Elisabeth Auguste, der hinterlassenen Tochter des Erbprinzen Joseph Karl Emanuel von Pfalz-Sulzbach, vermählt, folgte er 1. Jan. 1743 seinem Vetter in der Kurpfalz sowie in Jülich und Berg; 1777 fiel ihm durch das Erlöschen des bayrischen Mannesstammes auch Bayern zu, wodurch er nächst dem Kaiser und dem König von Preußen der mächtigste Fürst in Deutschland wurde. Genußsüchtig und prachtliebend, hielt er einen sehr verschwenderischen Hof, pflegte die Künste und Wissenschaften, beförderte die Errichtung des berühmten Theaters in Mannheim, wurde aber von Mätressen und Jesuiten geleitet, stand in französischem Sold und bedrückte seine protestantischen Unterthanen durch jesuitische Intoleranz. Um seine natürlichen Kinder von der Schauspielerin Seyffert, Gräfin Heideck, zu Fürsten von Bretzenheim erhoben zu sehen, wollte er einen großen Teil Bayerns an Österreich abtreten und gab dadurch 1778 Anlaß zum Bayrischen Erbfolgekrieg (s. d.). Einen Austausch Bayerns gegen Belgien, wozu er sich später geneigt zeigte, vereitelte 1785 der Fürstenbund. 1796 mußte er bei Annäherung der französischen Armee unter Moreau für einige Zeit nach Dresden fliehen. Vermählt war er seit 1795 in zweiter kinderloser Ehe mit Maria Leopoldine von Österreich. Bayern fiel mit seinem Tode an den Herzog von Pfalz-Zweibrücken, nachherigen König Maximilian I. von Bayern. Vgl. **Lipowsky**, K. Theodor, Kurfürst von Pfalz-Bayern (Sulzb. 1828).

[Portugal.] 45) K. I. **Ferdinand Ludwig** rc., **König von Portugal, Herzog zu Sachsen**, geb. 28. Sept. 1863, ältester Sohn des Königs Ludwig I. und seiner Gemahlin Pia, erlangte in der Armee den Rang eines Oberstleutnants, in der Marine den eines Fregattenkapitäns, vermählte sich 22. Mai 1886 mit der Prinzessin Amalie, Tochter des Grafen von Paris, und folgte seinem Vater 19. Okt. 1889 als König von Portugal. Sein ältester Sohn ist Kronprinz **Louis Philipp**, geb. 21. März 1887. Während der Schwierigkeiten, welche die ungemessenen Forderungen Englands in den kolonialen Angelegenheiten und die revolutionären Bestrebungen in Portugal selbst der Krone bereiteten, benahm K. sich mit ebensoviel Entschiedenheit wie Mäßigung und Würde.

[Preußen.] 46) **Prinz von Preußen**, geb. 29. Juni 1801, gest. 21. Jan. 1883, dritter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III. und Bruder des deutschen Kaisers Wilhelm I., war seit 1853 Herrenmeister des Johanniterordens u. seit 1854 Generalfeldzeugmeister und Chef der Artillerie. Er hinterließ in seinen Schlössern in Berlin u. in Glienicke bei Potsdam wertvolle Kunstschätze, namentlich eine ausgezeichnete Waffensammlung, die der Ruhmeshalle in Berlin einverleibt ist. Er war vermählt seit 26. Mai 1827 mit der Prinzessin Marie von Sachsen-Weimar (geb. 3. Febr. 1808, gest. 18. Jan. 1877). Sein einziger Sohn war Prinz **Friedrich Karl** (s. Friedrich 61).

[Rumänien.] 47) K. (**Carol**) I., **König von Rumänien**, geb. 20. April 1839, als Prinz K. Eitel Friedrich Zephyrin zweiter Sohn des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern (s. Karl 30), trat 1857 als Leutnant in das preußische 2. Gardedragonerregiment und wurde 20. April 1866 nach Vertreibung des Fürsten Cusa zum Fürsten von Rumänien erwählt. Am 20. Mai 1866 erschien er unerwartet und fast ohne jegliche Begleitung in Turn-Severin auf rumänischem Boden, um von der ihm dargebotenen Herrschaft Besitz zu ergreifen. Am 22. Mai hielt K. bereits seinen feierlichen Einzug in Bukarest. Auch die Mächte gaben endlich zu seiner Thronbesteigung ihre Zustimmung; die Türkei, mit ihrem Einspruch allein stehend, fügte sich, und der Sultan erteilte K., welcher selbst nach Konstantinopel reiste, die Investitur. Größere Schwierigkeiten hatte er im Innern zu besiegen. Die Zuchtlosigkeit der Armee, die Unzuverlässigkeit der Beamten, die große Finanznot, endlich die Anmaßung der Rumänen, ihre Parteizerklüftung und politische Korruption legten K. die größten Hindernisse in den Weg, welche er nur allmählich durch unablässige Arbeit und größte Geduld überwinden konnte. Dazu kamen die Sympathien des Volkes für Frankreich, welche namentlich 1870 dem Fürsten gefährlich wurden. Indes gelang es K., allmählich ein tüchtiges Heer zu bilden, das Schulwesen zu heben, den Bau von Eisenbahnen zu fördern, und als er 1871, des fortwährenden Ministerwechsels und der ewigen Klagen und Vorwürfe in der Kammer überdrüssig, mit Abdankung drohte, erreichte er auch, daß die konservative Partei sich endlich aufraffte, eine feste Majorität in der Kammer sich verschaffte und K. in seiner Regierung durch ein beständigeres Ministerium unterstützte. 1877 im russisch-türkischen Kriege befehligte K. die rumänischen Truppen und erhielt 31. Aug. das Kommando über die ganze Zernierungsarmee vor Plewna. Die rumänische Armee bewies hier die großen Fortschritte in der militärischen Schulung, die sie K. verdankte, was dessen Popularität vermehrte. Nachdem er 1878 als souveräner Fürst anerkannt worden, ward er 26. März 1881 zum König proklamiert und 22. Mai in Bukarest gekrönt. K. ist seit 15. Nov. 1869 in kinderloser Ehe mit der Prinzessin Elisabeth von Wied (geb. 29. Dez. 1843, als Dichterin unter dem Namen **Carmen Sylva** bekannt, s. Elisabeth 10) vermählt; zu seinem Nachfolger wurde sein Neffe, Prinz **Ferdinand von Hohenzollern** (s. Ferdinand 24), ernannt. Vgl. »Aus dem Leben König Karls von Rumänien« (Stuttg. 1894, 2 Bde.).

[Sachsen-Weimar.] 48) K. **August, Großherzog von Sachsen-Weimar**, geb. 3. Sept. 1757, gest. 14. Juni 1828, Sohn des Herzogs Ernst August Konstantin, kam, da bei seines Vaters Tod (28. Mai 1758) seine Mutter Amalie selbst noch minderjährig war, unter die Vormundschaft seines Großvaters, des Herzogs Karl von Braunschweig-Lüneburg. K. August entfaltete unter Leitung seiner geistvollen Mutter, des Grafen Görtz, Wielands und Knebels früh die reichsten Anlagen des Geistes und Herzens. Auf einer Reise nach Paris und der Schweiz 1774 lernte er Goethe kennen, mit dem ihn sofort eine enge Freundschaft verband. Als er 1775 die Regierung übernommen und sich mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt vermählt hatte, rief er den Dichter an seinen Hof. Der Herzog blieb für geistige Einflüsse sehr empfänglich; wenn er auch nicht selbst sich poetischer Produktion zuwandte, so schrieb und sprach er doch gern und mit großer Leichtigkeit. Nie vergaß er aber über der Poesie den Zweck seines Lebens, die Regierung seines Landes und seine Pflichten als deutscher Reichsfürst. Eifrig sorgte er für die Blüte der

Digitized by Google

Wissenschaft und zog die frischesten Lehrkräfte nach Jena. An der Gründung des Fürstenbundes 1785 nahm er eifrigen Anteil, und weil er auf den preußischen Staat seine Hoffnungen für eine Reform der deutschen Reichsverfassung und eine Wiedergeburt Deutschlands setzte, trat er 1791 in die preußische Armee, machte als Generalmajor die Feldzüge gegen Frankreich 1792 und 1793 mit und ward 1797 Generalleutnant. 1806 führte er, nachdem er während der Entscheidungsschlachten im Oktober müßig bei Ilmenau hatte stehen müssen, sein Korps über die Elbe, leistete erst, als Friedrich Wilhelm III. selbst ihn des Dienstes entließ, dem Gebot Napoleons I., nach Weimar zurückzukehren, Folge und schloß sich, um sich seine Herrschaft zu erhalten, dem Rheinbund an. Obwohl er seine deutsche Gesinnung nie verleugnete, vielmehr bei verschiedenen Gelegenheiten bethätigte, begegnete Napoleon I. K. August doch stets mit hoher Achtung. Nach der Schlacht bei Leipzig trat K. August in russischen Dienst und kommandierte ein aus Russen, Sachsen und Hessen vereinigtes Korps in Belgien, wo er zugleich Statthalter wurde. Auf dem Kongreß in Wien erhielt er eine Vergrößerung seines Gebiets und kehrte als Großherzog nach Weimar zurück. Auch am Feldzug von 1815 nahm er teil. 1816 gab er seinem Lande eine landständische Verfassung, und die Preßfreiheit sowie die freie Entwickelung der akademischen Verhältnisse in Jena schützte er, solange er es gegen die deutschen Großmächte konnte. Sein Regierungsjubiläum 1825 zeigte recht deutlich seine große Popularität. Weimar verdankt es ihm, daß es der Schauplatz der glänzendsten Zeit der deutschen Litteratur und die Heimat der berühmtesten Dichter wurde. K. August starb auf der Rückreise von Berlin in Graditz bei Torgau. Vgl. Wegele, K. August (Leipz. 1850); Schöll, Karl-August-Büchlein (Weim. 1857); Düntzer, Goethe und K. August (2. Aufl., Leipz. 1888); »Briefwechsel des Großherzogs K. August mit Goethe« (Weim. 1863, 2 Bde.; neue Ausg., Wien 1873); »Briefe des Herzogs K. August an Knebel und Herder« (hrsg. von Düntzer, Leipz. 1883); v. Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, K. August rc. (das. 1874); v. Bojanowski, K. August als Chef des 6. preußischen Kürassierregiments 1787 bis 1894 (das. 1894).

49) K. Friedrich, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. 2. Febr. 1783 in Weimar, gest. 8. Juli 1853, Sohn des vorigen, erhielt unter Herders und Böttigers Leitung eine sorgfältige Erziehung und begab sich zur Vollendung derselben 1802 nach Paris. 1804 vermählte er sich mit der Großfürstin Maria Paulowna von Rußland (gest. 23. Juni 1859). Der Tod seines Vaters 14. Juni 1828 rief ihn an die Spitze der Regierung, die er in seines Vaters Geiste, doch mit größerer Sparsamkeit führte. Der Bewegung von 1848 wußte K. in seinem Lande durch kluges Nachgeben und rechtzeitige Zugeständnisse Schranken zu setzen. Er hinterließ drei Kinder: Maria, vermählt mit dem Prinzen Karl von Preußen (gest. 18. Jan. 1877), Augusta, die erste deutsche Kaiserin, und Karl Alexander, seinen Nachfolger.

50) K. Alexander August Johann, Großherzog von Sachsen-Weimar, geb. 24. Juni 1818 in Weimar, Sohn des vorigen, studierte in Jena und Leipzig, diente ein Jahr lang in einem Kürassierregiment zu Breslau, unternahm hierauf mehrere größere Reisen und folgte seinem Vater 8. Juli 1853 in der Regierung. Er behielt das von dem Minister v. Watzdorf gehandhabte liberale System bei. Regen Anteil nimmt der Großherzog an Wissenschaft und Kunst, besonders an den bildenden Künsten, wie er denn unter anderm die Restauration u. Ausschmückung der Wartburg seit Jahren mit Aufwand, Geschmack und historischem Sinne ins Werk setzte. Auch gründete er in Weimar eine Kunstschule und ein Museum. In der deutschen Frage hielt er stets treu zu dem verwandten preußischen Königshaus und beförderte die Einigung Deutschlands unter dessen Führung. Im allgemeinen mehr die Stille als das Geräusch liebend, verkehrt er mit Vorliebe mit Künstlern und Gelehrten. Er ist vermählt seit 8. Okt. 1842 mit Wilhelmine Marie Sophie Luise, Prinzessin der Niederlande. Dieselbe hat ihm drei Kinder geboren: den Erbgroßherzog Karl August, geb. 31. Juli 1844, gest. 20. Nov. 1894 zu Kap St. Martin, Marie, geb. 1849, vermählt seit 6. Febr. 1876 mit dem Prinzen Heinrich VII. zu Reuß, und Elisabeth, geb. 1854, vermählt seit 6. Nov. 1886 mit dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. Mutmaßlicher Thronfolger ist nach dem Tode des Erbgroßherzogs dessen ältester Sohn, Prinz Wilhelm Ernst, geb. 10. Juni 1876.

[Savoyen-Sardinien.] 51) K. Emanuel I. oder der Große, Herzog von Savoyen, geb. 12. Jan. 1562 auf dem Schloß Rivoli, gest. 26. Juli 1630, folgte 1580 seinem Vater Emanuel Philibert in der Regierung. In die Kämpfe der damaligen Machthaber in Italien verwickelt, stand er bald auf der Seite Philipps II. von Spanien, dessen Tochter Katharina er geheiratet, bald auf der des Kaisers, bald auf der Frankreichs, je nachdem sein Vorteil es erheischte. 1588 bemächtigte er sich der Markgrafschaft Saluzzo, die in den Händen der Franzosen war, und überzog die reformierten Schweizer Kantone mit Krieg, der nach der Niederlage des savoyischen Heeres bei St.-Joire im Oktober 1589 mit einem den frühern Besitzstand herstellenden Frieden endigte. Hierauf besetzte K., von den liguistischen Provençalen gegen Heinrich IV. zu Hilfe gerufen, Barcelonette, Antibes und Fréjus und zog im November 1590 siegreich in Aix ein. Durch den Lyoner Frieden erhielt er endlich 1601 Saluzzo, befreit von allem Lehnsverband mit Frankreich, wogegen K. Bresse, Bugey und andre Landstriche abtrat. Während eines um den Besitz von Montferrat entbrannten neuen Krieges mit Frankreich, in welchem dieses ganz Savoyen eroberte, starb K. Er liebte die Wissenschaften, erbaute Paläste und Kirchen, opferte aber seinem unbegrenzten Ehrgeiz, der 1619 selbst nach dem Kaiserthron strebte, das Glück seines Landes. Vgl. Erdmannsdörffer, Herzog K. von Savoyen und die deutsche Kaiserwahl 1619 (Leipz. 1862).

52) K. Emanuel I., König von Sardinien (als Herzog von Savoyen K. Emanuel III.), geb. 27. April 1701, gest. 20. Febr. 1773, Sohn Viktor Amadeus' II., bestieg 1730 den Thron nach der Abdankung seines Vaters, dessen Versuch, die Regierung wieder zu übernehmen, er 1731 durch Verhaftung desselben vereitelte. Im Polnischen Erbfolgekrieg 1733 schloß er sich Frankreich an, eroberte Mailand, besiegte die Kaiserlichen bei Guastalla 19. Sept. 1734 und erwarb im Wiener Frieden (1738) Novara. Im Österreichischen Erbfolgekrieg ergriff er für Maria Theresia die Waffen, verhielt sich aber stets so, daß die Österreicher nicht das ausschließliche Übergewicht in Oberitalien erhielten, und erlangte im Aachener Frieden (1748) mehrere Gebietsteile der Lombardei. Für die Rechtspflege in Sardinien erließ er das Corpus Caro-

Digitized by Google

linum. 1891 wurde ihm ein Denkmal in Mondovi errichtet. Vgl. Carutti, Storia del regno di Carlo Emanuele III. (Turin 1859).

53) K. Emanuel II., geb. 24. Mai 1751 in Turin, Sohn Viktor Amadeus' III., folgte diesem 1796, wurde, kränklich und ohne Thatkraft, 1798 von den Franzosen seiner Besitzungen auf dem Festland beraubt, zog sich 9. Dez. 1798 nach Sardinien zurück, entsagte 4. Juni 1802 zu gunsten seines Bruders Viktor Emanuel I. und starb 6. Okt. 1819 in Rom als Jesuit.

54) K. Felix, geb. 6. April 1765, gest. 27. April 1831, vierter Sohn des Königs Viktor Amadeus III., verwaltete 1799—1806 und 1817—21 Sardinien als Vizekönig, blind reaktionär und bigott, folgte seinem Bruder Viktor Emanuel I. nach dessen Rücktritt 13. März 1821 und herrschte nach Unterdrückung der Revolution durch die Österreicher streng absolutistisch.

55) K. Albert, geb. 2. Okt. 1798, gest. 28. Juli 1849, Sohn des Prinzen Karl Emanuel von Savoyen-Carignan und der Marie Christine, Tochter des Herzogs Karl von Sachsen und Kurland, folgte 1800 unter dem Titel eines Prinzen von Carignan seinem Vater in den französischen und piemontesischen Besitzungen unter Vormundschaft seiner Mutter, ward aber in Dresden und Paris erzogen. Seit 1817 lebte er auf seinen Gütern in Piemont und galt als Freund der konstitutionellen und nationalen Bewegung. Nach dem Aufstand von 1821 wurde er von dem von der Regierung zurückgetretenen König Viktor Emanuel I. 13. März zum Regenten bis zur Ankunft des Thronfolgers Karl Felix ernannt. Er beschwor sofort die spanische Konstitution und setzte eine provisorische Junta ein. Nachdem aber ein österreichisches Heer sich gegen Piemont in Bewegung gesetzt, verließ der Prinz 21. März Turin und lebte, vom sardinischen Hofe verbannt, in Florenz, später in Frankreich, von wo aus er 1823 als Freiwilliger in dem Heere des Herzogs von Angoulême die Expedition gegen das konstitutionelle Spanien mitmachte. Nach seiner Rückkehr durfte er wieder in Turin erscheinen, ward 1829 zum Vizekönig von Sardinien ernannt und bestieg nach dem Tode Karl Felix' 27. April 1831 den Thron. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen der Liberalen erfüllte er nicht, sondern regierte in dem absolutistischen Sinne seines Vorgängers; erst als mit der Erhebung Pius' IX. auf den päpstlichen Stuhl ein allgemeiner politischer Umschwung in Italien eintrat, neigte er sich offen auf die Seite der Reformbewegung und gab seinem Königreich eine konstitutionelle Verfassung. Gleichzeitig mit dem Aufstand der Lombarden und Venezianer erklärte er 23. März 1848 den Krieg an Österreich, machte anfangs glückliche Fortschritte und erwarb sich den Beinamen »Schwert von Italien« (spada d'Italia), bis die Schlacht bei Custozza 25. Juli 1848 das Übergewicht der Österreicher wiederherstellte und K., der in Mailand kaum den Mißhandlungen des empörten Volkes entging, 9. Aug. einen Waffenstillstand schloß. Zwar begann er im Frühjahr 1849 den Krieg von neuem, ward aber 23. März bei Novara geschlagen, legte noch auf dem Schlachtfelde die Regierung nieder, verließ sofort das Land und begab sich nach Portugal, wo er bald darauf in Oporto starb. Von seinen beiden Söhnen folgte ihm der ältere, Viktor Emanuel, auf dem Thron. K. Albert war vermählt mit der Prinzessin Maria Theresia von Toscana. Vgl. Cibrario, Notizie sulla vita di Carlo Alberto (Turin 1861); Costa de Beauregard, La jeunesse und Les dernières années du roi Charles Albert (Par. 1888 u. 1890); Perrero, Gli ultimi reali di Savoia, etc. (Turin 1889; Anhang, das. 1890); Cappelletti, Storia di Carlo Alberto e del suo regno (das. 1891).

[Schleswig-Holstein.] 56) K. (eigentlich Christian) August, Prinz von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Kronprinz von Schweden, geb. 9. Juli 1768, gest. 28. Mai 1810, dritter Sohn des Herzogs Friedrich Christian, nahm früh dänische Kriegsdienste, ward, nachdem er 1796—1801 unter Erzherzog Karl in der österreichischen Armee gedient hatte, 1803 Oberbefehlshaber in Norwegen und that sich daselbst 1808 während des Krieges zwischen Dänemark und Schweden hervor. Dies bewog seinen Oheim, den kinderlosen König Karl XIII. von Schweden, ihn 1809 zu adoptieren und vom schwedischen Reichstag zum Thronfolger wählen zu lassen. Nachdem er darauf seinen ursprünglichen, den Schweden aber verhaßten Namen Christian mit K. vertauscht hatte, legte er 24. Jan. 1810 den Eid ab, starb aber schon im Mai d. J., bei einer Revue plötzlich vom Schlage getroffen. Dieser schnelle Tod veranlaßte das Gerücht einer Vergiftung, und Axel v. Fersen, der als Großmarschall die Leiche nach Stockholm brachte, fiel dabei als Opfer des Verdachts durch die Wut des Volkes. Infolge der spätern Untersuchung stellte sich die Unschuld der Fersenschen Familie heraus. Ob aber nicht dennoch Vergiftung (von seiten des dänischen Hofes) Ursache des Todes gewesen, lassen die leichtfertig geführten Untersuchungen des Todesfalles unentschieden. Vgl. Ipsen, Christian August, Prinz zu Schleswig-Holstein, nachmals Kronprinz von Schweden (Kiel 1852).

[Schwarzburg.] 57) K. Günther, Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, geb. 7. Aug. 1830, Sohn des Fürsten Günther Friedrich Karl und der Prinzessin Marie von Schwarzburg-Rudolstadt, besuchte die Universität Bonn, trat dann in das preußische Gardekürassierregiement ein und machte mit diesem 1866 den Feldzug in Böhmen mit. Er übernahm 17. Juli 1880 nach der Abdankung seines Vaters die Regierung. K. ist preußischer General der Infanterie und lebt seit 12. Juni 1869 mit Herzogin Marie zu Sachsen, Tochter des verstorbenen Prinzen Eduard zu Sachsen-Altenburg, in kinderloser Ehe.

[Schweden.] 58) Könige von Schweden: K. VII. (die ersten sechs Karl, die den schwedischen Thron innegehabt haben sollen, sind eine Erfindung des Chronisten Johannes Magni), Sohn des Sverker, Königs von Gotaland, folgte seinem Vater 1155 in der Regierung. Als Erich IX., der Heilige, König von Svealand, von dem dänischen Prinzen Magnus 1161 in einer Schlacht getötet wurde, ward K. mit Übergehung des Knut Erichson, Sohnes Erichs IX., zum König von ganz Schweden gewählt. Er errichtete 1164 das Erzbistum Upsala. 1167 ward er auf der Insel Wisingsö im Wettersee von seinem Nebenbuhler und Nachfolger Knut Erichson ermordet. Sein Siegel ist das älteste der erhaltenen schwedischen Königssiegel. Sein Sohn Sverker folgte Knut in der Regierung.

59) K. VIII., Knutson, aus dem adligen Geschlecht Bonde stammend, geb. 1409, gest. 1470, beteiligte sich an der nationalen Bewegung gegen Erich XIII. und ward 1436 nebst Engelbrecht als Reichsverweser an die Spitze der Regierung gestellt. Nach der Ermordung Engelbrechts regierte er allein, bis die unionistische Partei den dänischen König Christoph von

Digitized by Google

Bayern 1440 auf den Thron erhob. K., zum Drostet ernannt, ward nach dem Tode Christophs 1448 zum König gewählt. Seine Regierung war ein fast ununterbrochener Kampf gegen die Dänen und ihre mächtigen aristokratischen und hierarchischen Anhänger in Schweden. 1457 empörte sich der mächtige Erzbischof Jöns Bengtsson Oxenstjerna, der Karl aus dem Lande verjagte und die sogen. Kalmarische Union erneuerte. 1464 zurückgerufen, ward K. schon im folgenden Jahre wieder vertrieben, doch 1467 abermals auf den Thron erhoben.

60) K. IX., geb. 4. Okt. 1550, gest. 30. Okt. 1611, jüngster Sohn Gustavs I. Wasa, erhielt 1560 Södermanland und andre Gebiete zum Herzogtum, das er 1569—87 und 1589—99 mit fast königlichen Rechten innehatte. Er verschwor sich 1568 mit seinem Bruder Johann zum Sturz des Königs Erich XIV., entzweite sich aber bald auch mit jenem, als derselbe die königlichen Güter verschwendete und zur katholischen Religion hinneigte. Nachdem er sein Herzogtum vortrefflich verwaltet und in demselben die Herrschaft der lutherischen Kirche befestigt hatte, ward er nach Johanns Tode 1592 Reichsregent während der Abwesenheit seines auch zum König von Schweden gekrönten Neffen, des Königs Siegmund III. von Polen, und sicherte das Fortbestehen der Reformation in Schweden. Er schlug 1598 seinen Neffen, der das Land wieder katholisch machen wollte, zu Stångebro und ward 1599 vom Reichstag zum Regenten erklärt und zum König ausgerufen. Aber erst nach der freiwilligen Thronentsagung Johanns von Östergötland, der als Sohn Johanns III. das nähere Erbrecht besaß, nahm er den Titel eines Königs an. Nach der Entthronung Siegmunds war das Schicksal der schwedischen Adelspartei besiegelt, welche für Siegmund und die Union mit Polen gekämpft hatte, da sie darin ein Mittel zur Wiedergewinnung ihrer mittelalterlichen Machtstellung erblickte. Die Hauptleiter wurden 1600 in Linköping hingerichtet. Karls Regierung war für die Entwickelung Schwedens von größter Bedeutung. Die polnischen Verwickelungen veranlaßten seine Beteiligung an den russischen Unruhen. Mit Dänemark geriet er 1611 in Krieg. Vermählt war er erst mit Anna Maria, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, in zweiter Ehe mit Christine von Holstein, die ihm 1594 Gustav Adolf, den Helden des Dreißigjährigen Krieges, gebar.

61) K. X. Gustav, Sohn des Pfalzgrafen Johann Kasimir von Zweibrücken und Katharinas, der Tochter des vorigen, geb. 8. Nov. 1622 zu Nyköping, wohin seine Eltern nach der Schlacht am Weißen Berg hatten flüchten müssen, gest. 23. Febr. 1660 in Gotenburg, als Prinz unter dem Namen »der Pfalzgraf« bekannt, nahm unter Torstensson am Dreißigjährigen Kriege Anteil und wurde kurz vor dem Abschluß des Westfälischen Friedens Generalissimus der schwedischen Armee in Deutschland. Nach Schweden zurückgekehrt, warb er zwar erfolglos um die Hand der Königin Christine, wurde aber auf ihre Veranlassung 1649 von den Reichsständen zum Thronfolger ernannt und, als 1654 Christine die Krone niedergelegt, in Upsala gekrönt. Gleich darauf, 1655, begann er einen Krieg mit Polen, dessen König Johann Kasimir aus dem Hause Wasa seine Thronfolge nicht anerkennen wollte. Er eroberte in wenigen Wochen ganz Polen, zwang im Januar 1656 den Großen Kurfürsten von Brandenburg, das Herzogtum Preußen von ihm zu Lehen zu nehmen, und schlug sodann, mit letzterm vereinigt, Johann Kasimir in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28.—30. Juli 1656), worauf er den Kurfürsten im Vertrag von Labiau als souveränen Herzog von Preußen anerkannte. Als die Holländer, auf die herrschende Stellung Schwedens in der Ostsee eifersüchtig, Dänemark aufreizten, an jenes den Krieg zu erklären, wandte er sich plötzlich gegen dieses, eroberte Holstein, Schleswig und Jütland, ging im Januar und Februar 1658 über das Eis des Kleinen und Großen Belt nach Fünen und Seeland und zwang Dänemark zum Frieden von Roeskilde (26. Febr. 1658), durch welchen er Halland, Schonen, Blekinge, Bohus, das Lehen Drontheim und Bornholm erwarb. Weil aber Dänemark die Friedensbedingungen nur zum Teil erfüllte, namentlich den fremden Flotten nicht den Sund sperrte, ging er im August 1658 plötzlich von Holstein aus nochmals nach Seeland hinüber, mußte jedoch, da ein holländisches Geschwader die dänische Hauptstadt unterstützte, und der Kurfürst von Brandenburg sowie der deutsche Kaiser den Dänen zu Hilfe eilten, die begonnene Belagerung von Kopenhagen wieder aufgeben. Noch ehe der zweite dänische Krieg, der im ganzen unglücklich für Schweden geführt wurde, beendet war, starb K. Vermählt war er mit Hedwig Eleonora von Holstein.

62) K. XI., geb. 24. Nov. 1655, gest. 15. April 1697, Sohn des vorigen, folgte seinem Vater 1660 unter Vormundschaft der fünf Reichsbeamten und der Königin-Mutter. Dieselben schlossen zunächst 1660 und 1661 Frieden mit Polen, mit Dänemark und den andern Mächten. 1672 zur selbständigen Regierung gelangt, ließ sich K. von seinem Kanzler M. G. de la Gardie (s. d.), der die französische Partei leitete, zum Kriege gegen Brandenburg bewegen. Die Schweden, deren Heerwesen von der vormundschaftlichen Regierung vernachlässigt worden war, wurden 1675 bei Fehrbellin geschlagen, worauf sich Holland, der Kaiser und Dänemark gegen K. verbanden. Aus dieser bedrängten Lage ward Schweden durch das persönliche Eingreifen Karls gerettet. Wohl gingen die letzten schwedischen Besitzungen in Deutschland verloren, gleichwie die Dänen ihre Herrschaft zur See behaupteten. Zu Lande aber wurden sie wiederholt, unter anderm zu Lund (1676), besiegt. Durch die Vermittelung Ludwigs XIV. wurden die Friedensverträge von Nimwegen (mit dem Kaiser und Deutschland) und St.-Germain (mit Brandenburg) 1679 geschlossen, welche keine erhebliche Verminderung der schwedischen Macht herbeiführten. Ohne französische Vermittelung wurde in demselben Jahre der dänische Krieg durch den Frieden zu Lund beendigt. K., der die dänische Prinzessin Ulrike Eleonore heiratete, schloß mit Dänemark gleichzeitig ein Verteidigungsbündnis. Nun wandte er seine Aufmerksamkeit auf die innern Angelegenheiten des Landes. In den Tagen des Unglücks und der Demütigung war in dem jungen König der Entschluß gereift, der aristokratischen Mißwirtschaft, welche Schweden an den Rand des Verderbens gebracht hatte, ein Ende zu machen und das Staatswesen auf starken Grundlagen wieder aufzurichten. Nachdem ihm die Reichstage von 1680 und 1682 fast unbeschränkte Macht erteilt hatten, forderte er die Vormünder zur Rechenschaft über ihre Verwaltung auf und zog durch die »Reduktion« die der Krone abhanden gekommenen Güter mit rücksichtsloser Strenge wieder ein, wodurch alle Lehnsgrafschaften und Baronien verschwanden und die Macht des Adels einen schweren Stoß erlitt. Durch diese Maßregeln besserten sich die Finanzen dergestalt, daß er Heer (durch

Digitized by Google

das »Indelningsverket«) und Flotte neuschaffen und die gesamte Verwaltung neu organisieren konnte. Auf dem Reichstag von 1682 setzte er durch, daß die Erbfolge des Reiches auch auf seine weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Seine äußere Politik war friedlich. Zwar trat er noch in ein Bündnis mit Holland und dem deutschen Kaiser zur Aufrechthaltung des Westfälischen und Nimwegener Friedens gegen Ludwig XIV. von Frankreich, nahm aber nur geringen Anteil an den seit 1688 entbrannten Kriegen. Den König von Dänemark, welcher den Herzog von Schleswig vertrieben hatte, zwang er zum Altonaer Vergleich, durch welchen letzterer wieder in seine Rechte eingesetzt wurde.

63) K. XII., geb. 27. Juni 1682, gest. 11. Dez. 1718, Sohn des vorigen, erwarb sich, mit den glücklichsten Anlagen ausgestattet, eine gute wissenschaftliche Bildung, namentlich ungewöhnliche Sprachkenntnisse. Er sollte seinem Vater 1697 erst unter Vormundschaft folgen, setzte aber durch, daß ihn die Stände nach wenigen Monaten für volljährig erklärten. Gleichwohl verriet er anfangs wenig Lust an Regierungsgeschäften, dagegen Ungestüm, Stolz und Hartnäckigkeit. Seine Jugend ermutigte die auf Schwedens Übergewicht im Norden von Europa eifersüchtigen benachbarten Mächte, Dänemark, Polen und Rußland, 1699 zu einem Bündnis wider ihn. Dänemark eröffnete im März 1700 den Krieg (Nordischer Krieg, s. d.) mit einem Angriff auf den Herzog von Holstein-Gottorp, den Schwager Karls. Dieser traf sofort mit überraschender Energie die nötigen Maßregeln, erschien mit seiner Flotte vor Kopenhagen, landete und bedrohte die Hauptstadt bereits mit einer Beschießung, als der am 18. Aug. zwischen Holstein und Dänemark durch fremde Vermittelung rasch zu stande gebrachte Travendaler Friede K. zwang, Seeland zu räumen. K. wandte sich nun gegen seine beiden andern Gegner, landete in Esthland und erfocht 20. Nov. 1700 bei Narwa mit 8000 Mann einen Sieg über 40,000 Russen. Anstatt aber seinen Sieg weiter zu verfolgen und den Zaren Peter zum Frieden zu zwingen, wandte sich K. gegen König August von Polen, um sich an diesem besonders gehaßten und verachteten Gegner zu rächen, und ward so in die verwirrten polnischen Verhältnisse verwickelt, welche seine Zeit und Kraft mehrere Jahre nutzlos in Anspruch nahmen. Im Frühjahr 1701 erschien er in Livland, erzwang den Übergang über die Düna und rückte gegen Mitau vor. Alle Städte Kurlands ergaben sich. Erschreckt sandte ihm König August die schöne Aurora von Königsmark entgegen, das Herz des jungen Helden in Liebesreize zu verstricken; K. aber verweigerte ihr die Audienz, und als sie ihm in einem Hohlweg entgegenkam, zog er den Hut und wendete sein Pferd um. Im Mai 1702 rückte K. ohne Widerstand in Warschau ein und erklärte sich nur dann zum Frieden mit der Republik bereit, wenn dieselbe einen andern König wähle. August wagte darauf noch eine Schlacht 19. Juli 1702 bei Klissow, verlor sie aber, und K. wandte sich nun nach Krakau, welchs 31. Juli genommen ward. Er ruhte nun nicht trotz der Vorstellungen aller seiner Minister und Generale, bis die Polen August 6. Febr. 1704 absetzten und an seiner Stelle den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, der ohne Einfluß und Vermögen war, im Juli 1704 zum König wählten. Diesen auf dem Thron zu erhalten, mußte K. in Polen aufreibende Heereszüge unternehmen, während Peter d. Gr. Ingermanland eroberte und 1703 auf schwedischem Gebiet seine neue Hauptstadt gründete. Nach dem Siege Renskiölds über Schulenburg bei Fraustadt (13. Febr. 1706) fiel K. durch Schlesien und die Lausitz, unbekümmert um die Drohungen des deutschen Reichstags, in Sachsen ein. Er nahm sein Quartier zu Altranstädt, unweit Lützen, brandschatzte von da aus ganz Sachsen, rekrutierte sein Heer und schaltete als Gebieter. Endlich kam 24. Sept. 1706 zwischen ihm und August der Friede zu Altranstädt zu stande, in welchem sich letzterer verpflichtete, der Krone von Polen für immer zu entsagen, Stanislaus als König anzuerkennen, alle Verbindung mit den Feinden Schwedens, zumal mit den Russen, aufzugeben, den Schweden Winterquartiere in Sachsen zu verstatten und den Livländer Patkul (s. d.), damals russischen Gesandten in Dresden, auszuliefern. Letztern ließ K. zum qualvollsten Tode verurteilen. Von den hart bedrängten Protestanten in Schlesien um Hilfe angegangen, zwang K. den Kaiser, der, damals in den Spanischen Erbfolgekrieg verwickelt, sich keinen neuen Feind machen wollte, jenen 125 Kirchen wieder herauszugeben und sechs neue bauen zu lassen. Ludwig XIV. bemühte sich damals, K. für sich zu gewinnen. Um dem französischen Einfluß entgegenzuwirken, suchte Marlborough den schwedischen König auf. K. war aber nur auf einen Einfall in Rußland bedacht. Am 22. Aug. 1707 brach er sodann mit 45,000 Mann gegen Rußland auf. Karls Plan, die Russen zu einer entscheidenden Schlacht zu zwingen, gelang nicht. Die Zurückweichenden rastlos verfolgend, gelangte er 15. Juni 1708 an die Beresina und ließ sich hier von dem Kosakenhetman Mazeppa, der ihm den Anschluß der mit Rußlands Herrschaft unzufriedenen Kosaken in Aussicht stellte, zu einem Einfall in die Ukraine bewegen. Nachdem er die Gegend von Smolensk erreicht, wandte er sich südlich nach der Ukraine, um sich an der Desna mit Mazeppa zu vereinigen. Nach zwölf Tagen des anstrengendsten Marsches und der drückendsten Not kam das schon bedeutend dezimierte Heer an den Ufern der Desna an; aber anstatt Mazeppas standen am jenseitigen Ufer die Russen, die sich jedoch nach kurzem Widerstand zurückzogen. Mazeppas Plan, die Ukraine zu revoltieren, war den Russen verraten worden, und der Zuzug von 6000 Kosaken, welche mit Mazeppa zu den Schweden übergingen, war für K. der einzige Vorteil des so teuer erkauften Bundes. Obwohl in der traurigsten Lage, verschmähte K. dennoch den Rat der Klugheit, den Rückzug nach Polen; er nahm seine Winterquartiere in der Ukraine. Peter beobachtete streng den Grundsatz, den Feind durch kleine Gefechte zu ermatten und ihn in die Wüsten des Landes zu locken, wo Hunger und Kälte ihn von selbst aufreiben mußten.

Mit dem Februar 1709 begannen die Feindseligkeiten von neuem. K. belagerte die Festung Poltawa, aber bei dem Mangel alles Belagerungsmaterials ohne Erfolg, und wurde endlich vom Zaren fast eingeschlossen. In der Schlacht bei Poltawa (8. Juli), welche die Russen durch ihren Angriff begannen, und die der König, einer zehn Tage vorher erhaltenen Wunde wegen, nicht selbst leitete, sondern General Renskiöld, erlitten die erschöpften Schweden, die überdies an Munition Mangel litten, eine vollständige Niederlage. K. entkam mit nur 500 Mann über den Bug nach Bender in der Türkei. Jetzt erhoben sich die Feinde Karls mit neuer Hoffnung. Der König von Dänemark und der Kurfürst von Sachsen erneuerten ihre

Digitized by Google

Allianz. Letzterer erklärte den Altranstädter Vertrag für ungültig und nahm Polen von neuem in Besitz. Der Dänenkönig Friedrich IV. landete in Schonen, der Zar Peter drang in Livland ein. K. selbst, von der Pforte gut aufgenommen, hatte bei Bender ein Lager bezogen, wo er in königlichen Ehren lebte, und bewog die Pforte, 21. Nov. 1710 Rußland den Krieg zu erklären. Schon hatte der Großwesir Mohammed Baltadschi mit 200,000 Türken den Zaren am Pruth eingeschlossen; aber die Gemahlin Peters, Katharina, bestach den überdies von K. beleidigten Wesir, so daß er den schon gefangenen Feind entkommen ließ. Zu Husch wurde 23. Juli 1711 der Friede abgeschlossen, zu dessen Bedingungen gehörte, daß K. auf seiner Rückreise nach Schweden vom Zaren nicht beunruhigt werden sollte. Zwar bewirkte K. noch zweimal bei der Pforte erneute Kriegserklärungen gegen Peter; allein schnelle Wiederversöhnung durch Vermittelung Englands und Hollands hemmte beide Male den wirklichen Ausbruch des Krieges, und bald gab man ihm zu verstehen, er möge das türkische Gebiet verlassen. K. erklärte sich dazu bereit, wenn man ihm 100,000 Mann gäbe. Statt deren erhielt er 1713: 600,000 Thlr. zur Reise, aber er reiste nicht. Der Sultan beschloß daher, Gewalt anzuwenden. Nun verschanzte K. sein Haus, hielt mit 300 schwedischen Soldaten einen ganzen Tag lang die stürmenden Angriffe mehrerer Tausend Janitscharen aus, tötete selbst eine Menge derselben und ward nur mit Mühe gefangen, als er sich nach einem andern Hause durchschlagen wollte und dabei stürzte (12. Febr. 1713). Er ward nach Timurtasz, später nach Demotika in der Nähe von Adrianopel gebracht, aber sein Starrsinn blieb unbesiegt. Zehn Monate verließ er sein Zimmer nicht, um nicht dem Wesir eine Höflichkeit erzeigen zu müssen. Erst als er alle Versuche, die Pforte zu neuen Rüstungen gegen den Zaren zu bewegen, erschöpft, ritt er im November 1714 in fremder Kleidung, nur vom Obersten Düring begleitet, in 16 Tagen durch Ungarn, Österreich, Bayern, die Pfalz, Westfalen und Mecklenburg nach Stralsund, wo er 27. Nov. anlangte. Er fand sein Reich in einer gefährlichen Lage. Die Dänen waren zwar aus Schweden verjagt worden, hatten aber im Verein mit Hannover die Bistümer Bremen und Verden erobert. Stenbock hatte die verbündeten Feinde bei Gadebusch (20. Dez. 1712) geschlagen, war jedoch dann von den Dänen umzingelt und zur Kapitulation gezwungen worden. Livland, Esthland, Ingermanland und Kurland hatte der Zar an sich gebracht und sogar über Finnland seine Eroberungen ausgedehnt. Pommern hatte der König von Preußen besetzt und verlangte vor Herausgabe desselben Ersatz der an Rußland bezahlten Kriegskosten. Dazu lag das Land in äußerster Erschöpfung, der Handel war vernichtet, Geld, Kredit, ja selbst Menschen zur Arbeit mangelten, und dennoch belebte Hoffnung aller Herzen, als man die Kunde von Karls Ankunft vernahm. Dieser benahm sich indes so halsstarrig und eigensinnig wie zuvor. Mutwillig reizte er den König Friedrich Wilhelm I., welcher K. hochschätzte und ihm wohlwollte, zum Krieg und Angriff auf Stralsund 1715. K. verteidigte sich einige Monate heldenmütig, entfloh aber 20. Dez. nach Schweden. Am 24. kapitulierte Stralsund und in kurzem auch Wismar. K. ging nun nach Karlskrona und leitete von hier aus die Anstalten zur Organisation des Heeres wie der Flotte. Zur Bestreitung der Rüstungen ward eine schlechte Münze geschlagen, und die härtesten Naturallieferungen drückten nebenbei das Land. Während nun K. im März 1716 ganz unerwarteterweise einen Einfall in Norwegen machte, suchte der Freiherr Görz, bisher holsteinischer Minister, Karls neuer Vertrauter, das antischwedische Bündnis durch diplomatische Künste zu trennen. K. und Peter sollten sich aufrichtig versöhnen, Rußland die ihm zunächst gelegenen Besitzungen am Finnischen Meerbusen behalten, dagegen Stanislaus in Polen restituiert werden. Sogar eine Heirat Karls mit Peters Tochter, der Großfürstin Anna, war in Aussicht gestellt. Bereits hatten Unterhandlungen mit Peter, der sich den Plänen Görz' geneigt zeigte, auf der Ålandsinsel Lasoe begonnen, als K. 1718 den zweiten unbesonnenen und unnützen Zug zur Eroberung Norwegens unternahm, auf dem er 11. Dez. d. J. im Laufgraben vor der Festung Frederikshald erschossen wurde. Ihm folgte in der Regierung seine jüngere Schwester, Ulrike Eleonore, die Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Hessen. Durch die Friedensschlüsse von 1720 und 1721 verlor Schweden fast sämtliche Besitzungen auf der Südseite der Ostsee und damit seine durch Gustav Adolf erworbene Großmachtstellung. Dies Ergebnis hat K. durch seine verblendete Halsstarrigkeit herbeigeführt, welche seine sonstigen guten Eigenschaften zurückdrängte oder verdarb. K. war eine riesige Naturkraft, die aber weder durch Selbstzucht noch durch die Schule des Lebens geregelt worden war. Nüchternheit in Speise u. Trank, Keuschheit, Einfachheit in der äußern Erscheinung zeichneten ihn stets aus; sie wurden nur mitunter übertrieben und arteten in Verachtung der Sitte aus. Seine Lücken in der Bildung ergänzte er nicht. Eingebungen der Laune und Aufwallungen des Augenblicks rissen ihn hin. Sein Zorn war unbändig. Seiner persönlichen Rachsucht und seinem Starrsinn opferte er rücksichtslos das Leben von Tausenden seiner Soldaten, das Wohl und die Macht seines Vaterlandes. Karls Geschichte schrieb sein Kaplan Norberg; Adlerberg gab militärische Denkwürdigkeiten über ihn heraus. Nicht immer historisch treu ist Voltaires »Histoire de Charles XII«. Vgl. Lundblad, Geschichte Karls XII. (deutsch, Hamb. 1835—40, 2 Bde.); Fryxell, Karl XII. (deutsch, Braunschw. 1861); König Oskar, Karl XII. (deutsch, 2. Aufl., Berl. 1875); v. Sarauw, Die Feldzüge Karls XII. (Leipz. 1881); »Die eigenhändigen Briefe König Karls XII.« (hrsg. von Carlson; deutsch von Mewius, Berl. 1894).

64) K. XIII., geb. 7. Okt. 1748, gest. 5. Febr. 1818, zweiter Sohn des Königs Adolf Friedrich von Schweden und der Luise Ulrike, der Schwester Friedrichs d. Gr. von Preußen, wurde 1772 nach der Thronbesteigung seines Bruders Gustav III. zum Herzog von Södermanland ernannt; 1788 erhielt er den Oberbefehl über die schwedische Flotte, die gegen Rußland geschickt wurde, und schlug die Russen im Finnischen Meerbusen, worauf er zum Generalgouverneur von Finnland ernannt wurde. Nach seines Bruders Ermordung 1792 trat er an die Spitze der Regentschaft. Als sein Neffe Gustav IV. Adolf 1796 mündig geworden war, zog er sich auf sein Schloß Rosersberg zurück, von wo er als Reichsverweser zurückgerufen wurde, als Gustav IV. Adolf durch die Revolution von 1809 vom Thron gestürzt worden war. Am 20. Juni wurde K. zum König ausgerufen, worauf er mit Rußland den Frieden zu Frederikshamn schloß, in welchem er Finnland abtrat. Da seine Ehe mit Hedwig Elisabeth Charlotte von Holstein-Gottorp kinderlos blieb, adoptierte er den Prinzen Christian August

Digitized by Google

von Holstein-Sonderburg-Augustenburg (s. Karl 56), nach dessen Tode aber den von den Ständen im August 1810 als Nachfolger erwählten französischen Marschall Bernadotte. 1812 beteiligte er sich mit Rußland und England an der Allianz gegen Frankreich, trat dann der Allianz von 1813 bei und schickte den Kronprinzen mit 20,000 Mann den Alliierten gegen Napoleon I. zu Hilfe. Im Frieden erhielt er dafür Norwegen, während Dänemark mit Schwedisch-Pommern entschädigt wurde. Ihm folgte Bernadotte als K. XIV. Johann.

65) K. XIV. Johann, ursprünglich Jean Baptiste Jules Bernadotte, geb. 26. Jan. 1763 als Sohn eines Advokaten in Pau, gest. 8. März 1844, trat 1780 als Freiwilliger in das französische Heer und war 1789 beim Ausbruch der französischen Revolution Sergeant-Major, wurde aber, weil er sich 1792 und 1793 sehr auszeichnete, bereits 1794 Divisionsgeneral, focht 1794 bei Fleurus, 1795 beim Rheinübergang unter Jourdan und 1796 in dem unglücklichen deutschen Feldzug, wo ihn der Erzherzog Karl 22. Aug. bei Teining schlug. 1797 mit Verstärkungen zur Armee von Italien gesandt, eroberte er Gradisca und erwarb sich Bonapartes Vertrauen. Nach Abschluß des Friedens von Campo Formio ging er als Gesandter der französischen Republik nach Wien, wurde aber von da, als er 13. April 1798 bei der Feier eines französischen Nationalfestes eine dreifarbige Fahne vom Balkon seines Hauses wehen ließ, durch einen Volkstumult vertrieben. 1799 ernannte ihn das Direktorium zum Kriegsminister, da man von ihm die Wiederherstellung der erschlafften Ordnung u. Kriegszucht erwartete. Damals richteten viele, welche in einer Diktatur die Rettung Frankreichs sahen, ihre Blicke auf ihn. Bonaparte kam ihm mit dem Staatsstreich vom 18. Brumaire zuvor. Er zeichnete zwar Bernadotte, welcher eine selbstbewußte Zurückhaltung bewahrte, äußerlich vielfach aus, zumal derselbe 1798 durch seine Verheiratung mit Eugenie Bernhardine Désirée Clary (geb. 8. Nov. 1781), einer Kaufmannstochter aus Marseille, der Schwager Joseph Bonapartes geworden war; aber beide Männer betrachteten sich fortan mit Argwohn u. Eifersucht. In der Vendée, wo Milde und Klugheit mehr bewirkten als rücksichtslose Strenge, gelang es 1800 Bernadotte bald, einen neuen Aufstand der Chouans zu unterdrücken. 1804 ward er nach Hannover gesendet, um dort den Oberbefehl über das Okkupationsheer zu führen. Im Mai d. J. erhielt er die Marschallswürde und bald darauf auch die große Dekoration der Ehrenlegion. 1805 marschierte er durch das preußisch-fränkische Gebiet nach Süddeutschland, kam rechtzeitig zur Verstärkung Napoleons I. nach Mähren und nahm an der Schlacht von Austerlitz rühmlichen Anteil, wofür er 5. Juni 1806 zum Fürsten von Pontecorvo, einer vormals päpstlichen Enklave im Neapolitanischen, ernannt wurde. Im Kriege von 1806 befehligte er das 1. Armeekorps. Er schnitt den General Tauenzien von der preußischen Hauptarmee ab, verdrängte ihn aus Schleiz, drang auf Dornburg vor und ging von da dem Kaiser entgegen. Nach der Schlacht bei Jena verfolgte er die Preußen nach Halle und schlug dort 17. Okt. die preußische Reserve unter dem Prinzen von Württemberg. Dann folgte er Blücher bis Lübeck, wo er denselben 7. Nov. zur Kapitulation zwang, und kämpfte ruhmvoll bei Mohrungen 25. Jan. 1807. Nach dem Frieden befehligte er das in Norddeutschland bleibende Heer und erwarb sich in dieser Stellung allenthalben Popularität. 1809 kommandierte er die sächsischen Truppen, mit denen er Wagram erstürmte und das brennende Dorf zwei Stunden behauptete. Sein nach der Schlacht den Sachsen in einem Tagesbefehl gespendetes Lob zog ihm die kaiserliche Ungnade zu, daher er nach Paris zurückging. Daß er von hier bei der verspäteten Expedition der Engländer nach Walcheren nach Antwerpen eilte und die Gegenwehr mit glücklichem Erfolg leitete, war dem Kaiser wieder verdrießlich, und so war Bernadotte weit entfernt, in dessen Gunst zu stehen, als die damals in Schweden herrschende französisch gesinnte Partei, um sich die Gunst des französischen Kaisers zu sichern und mit dessen Hilfe Finnland wiederzugewinnen, ihn 21. Aug. 1810 zum Kronprinzen wählte. Er trat 19. Okt. in Helsingör zur lutherischen Kirche über (damit legte er zugleich den Titel eines Fürsten von Pontecorvo nieder), landete 20. Okt. zu Helsingborg, ward 5. Nov. von Karl XIII. adoptiert, nahm den Namen Karl Johann an, leistete den Eid als Kronprinz u. Thronfolger und empfing die Huldigung der Stände. Er leitete von da ab die schwedische Politik und zwar im Anfang widerwillig im französischen Sinne. So mußte er sich auch der Kontinentalsperre unterwerfen. Indes näherte er sich dem russischen Kaiser, und als Napoleon im Januar 1812 Schwedisch-Pommern besetzen ließ, weil die Einführung französischer Zollbeamten in Schweden abgelehnt wurde, schloß er mit Rußland 5. April 1812 zu Petersburg ein Bündnis, das eine Diversion in Deutschland gegen Napoleon beabsichtigte, und ließ sich den Besitz Norwegens zusichern. Bei einer Zusammenkunft Alexanders I. und K. Johanns zu Åbo ward das Bündnis befestigt. Mit England schloß Schweden 18. Juli 1812 zu Örebro Frieden und öffnete seine Häfen den Handelsschiffen aller Völker. Nachdem Preußen durch den Vertrag zu Stockholm vom 23. April 1813 sich den schwedischen Konventionen mit Rußland und England angeschlossen und sich dazu verpflichtet hatte, ein Armeekorps unter den Befehl Karl Johanns zu stellen, erschien er im Sommer 1813 mit einem schwedischen Heer auf deutschem Boden. In Trachenberg entwarf der schwedische Kronprinz den Feldzugsplan, der von den Alliierten angenommen wurde. Kraft desselben erhielt er das Kommando der Nordarmee, deren Aufgabe die Verteidigung von Berlin war. Nach den Tagen von Leipzig befreite der Kronprinz Lübeck, rückte in Holstein ein und diktierte 14. Jan. 1814 Dänemark den Frieden von Kiel, der ihm den Besitz Norwegens verschaffte. In Frankreich traf er erst nach der Einnahme von Paris ein. Seine Hoffnung auf die Herrschaft in Frankreich vereitelte jedoch die Rückkehr der Bourbonen, und außerdem rief ihn die Erhebung Norwegens in den Norden zurück. Machte ihn auch ein nur 14tägiger Krieg zum Sieger im Feld, so zog er doch eine Verständigung mit dem norwegischen Volk, das er durch Annahme der Verfassung gewann, einem Versuch der Unterwerfung vor und ward 4. Nov. 1814 als Kronprinz von Norwegen anerkannt. Am 5. Febr. 1818, nach Karls XIII. Tode, ward er auch dem Namen nach König. Gegen außen beobachtete er nun eine Politik des Friedens und pflegte namentlich auch ein gutes Einverständnis mit Rußland. Reformen in der Verfassung und Verwaltung begünstigte er nicht; wohl aber handhabte er die bestehenden Formen mit hoher Einsicht, Gewissenhaftigkeit und Humanität und traf viele ersprießliche Maßregeln. Das tief zerrüttete Finanz-, Kriegs- und Kreditwesen ward geordnet,

Digitized by Google

Landbau und Schiffahrt durch Anlegung von Straßen, Kanälen ꝛc. gehoben. Bedeutendes geschah für Marine und Militär, aber auch für Schulen und wissenschaftliche Anstalten. War auch das ganze Regierungssystem nicht gerade geeignet, alle Mißstimmung zu beschwichtigen, und hinderte auch den König seine Unkenntnis der Landessprache sowie in spätern Jahren seine Zurückgezogenheit, sich eine recht warme Liebe des Volkes zu erwerben, so hat ihm dieses doch fast immer Achtung, Vertrauen und Dankbarkeit bewiesen. Im Januar 1844 übertrug er die Regentschaft vorläufig dem Kronprinzen Oskar. Seine Gemahlin, welche erst 1829 für immer nach Schweden übersiedelte, wo sie 21. Aug. d. J. gekrönt wurde, starb erst 19. Dez. 1860. Vgl. Geijer, K. XIV. Johann, König von Schweden (schwed. und deutsch, Stockh. 1844); Sarrans, Histoire de Bernadotte, Charles XIV Jean (Par. 1845, 2 Bde.); »Correspondance de Bernadotte avec Napoléon de 1810 à 1814« (das. 1819); »Recueil des lettres, proclamations et discours du roi Charles« (Stockh. 1825); Blomberg, Marskalk Bernadotte (das. 1888); G. Lagerhjelm, Napoleon och Carl Johan under kriget i Tyskland 1813 till och med slaget vid Leipzig (das. 1891); Wrangel, Från Jean Bernadottes ungdom (das. 1889); Wiehr, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzug 1813 (Berl. 1893).

66) K. XV. Ludwig Eugen, geb. 3. Mai 1826, gest. 18. Sept. 1872, Enkel des vorigen, Sohn des Königs Oskar I. u. Josephinens von Leuchtenberg, führte 1857—59 an Stelle seines erkrankten Vaters die Regentschaft und folgte demselben nach dessen Tode 8. Juli 1859 auf dem schwedischen Thron. Durch seine offene, ungekünstelte und ritterliche Natur erwarb er sich eine ungemeine Popularität. Er regierte in wahrhaft konstitutionellem Sinne. Mit speziellem Interesse umfaßte er die militärischen und die auswärtigen Angelegenheiten, die ihm eine größere Handlungsfreiheit gewährten. Ein eifriger Anhänger der skandinavischen Ideen, gewährte er den Dänen 1864 den eifrigsten diplomatischen Beistand. Sein skandinavistischer Unionsvorschlag, dessen Annahme Dänemark den militärischen Beistand der vereinigten Reiche gesichert hätte, wurde indes abgelehnt. Selbst die engere Union seiner beiden Reiche erfolgte nicht infolge der Abneigung und des Mißtrauens der Norweger. Für eine Reorganisation des Heeres, welche an dem Widerstand der Landmannpartei scheiterte, wirkte er in Zeitungen und Broschüren unter der Chiffer C. Er starb auf der Rückkehr aus den Bädern von Aachen in Malmö. Schon als Kronpinz hatte er mehrere poetische Arbeiten veröffentlicht: »Fosterbröderna« (Stockh. 1848; auch deutsch: »Die Kampfgenossen«); »Heidi, Gylfes dotter« (1852); »En Vikingasaga« (1855); »Dikter« (1858). Seine »Gesammelten Gedichte« erschienen in einer Übersetzung von Winterfeld (Berl. 1866). Auch in der Malerei zeigte er bedeutende künstlerische Begabung. Er war seit 1850 vermählt mit Luise von Holland (gest. 1871), Tochter des Prinzen Friedrich der Niederlande. Da er keinen Sohn hinterließ, folgte ihm sein Bruder Oskar II. Seine einzige Tochter Luise wurde 1869 mit dem Kronprinzen Friedrich von Dänemark vermählt. Vgl. Morin, König, Dichter und Maler (Leipz. 1875); Hebbe (Junius), K. XV. und die politischen Ereignisse von 1814—1876 (schwed., Stockh. 1876—77, 2 Bde.); Cecilia Holmberg, Karl XV. som enskild man, konung och konstnär (das. 1890—91).

[Spanien]. 67) K. I., soviel wie Karl V., deutscher Kaiser (s. Karl 6, S. 914).

68) K. II, geb. 6. Nov. 1661, gest. 1. Nov. 1700, Sohn Philipps IV. und der Maria Anna von Österreich, folgte seinem Vater 1665 unter Vormundschaft, übernahm 1675 dem Namen nach selbständig die Regierung, stand aber, stets kränklich und schwächlich, unter dem Einfluß seiner Umgebung; er war der letzte spanische Habsburger. Seine beiden Ehen, mit Maria Luise von Orléans, sodann mit Maria Anna von Pfalz-Neuburg, blieben kinderlos, daher er im letzten Testament Philipp V., den Enkel Ludwigs XIV. von Frankreich, zum Nachfolger bestimmte, wodurch der Spanische Erbfolgekrieg (s. d.) entstand.

69) K. III., geb. 20. Jan. 1716, gest. 14. Dez. 1788, Sohn Philipps V. und der Elisabeth Farnese, bekam 1730 durch die Bemühungen seiner Mutter von Kaiser Karl VI. das Herzogtum Parma, fiel 1734 infolge des zwischen Österreich und Frankreich entbrannten Krieges in Neapel ein und erhielt 1738 im Wiener Frieden das Königreich beider Sizilien vom Kaiser förmlich abgetreten, welches er als K. IV., unterstützt von dem Minister Tanucci, gut regierte. Nach dem Tode seines Halbbruders Ferdinand VI. (1759) bestieg er den spanischen Thron, legte jedoch zuvor die neapolitanische Krone in die Hände seines Sohnes Ferdinand nieder und trat sofort dem sogen. bourbonischen Familientraktat (15. Aug. 1761) bei, welcher ihn in einen verlustreichen Krieg mit England und Portugal verwickelte, in dem Spanien 1763 Florida verlor. In dem zweiten Kriege, 1778—83, erhielt K. dies wieder, aber erst nach großen Opfern. Im Innern dagegen bewies sich K. als thätigen, einsichtsvollen und für das Wohl seines Landes besorgten Regenten, hob den gesunkenen Staatskredit wieder, beförderte Handel und Ackerbau durch Anlegung von Brücken, Kanälen, Kunststraßen, Manufakturen und Fabriken; außerdem kultivierte er die bisher öde Sierra Morena. Ihn unterstützten dabei die Minister Aranda, Campomanes und Floridablanca. Der Inquisition in Spanien setzte er heilsame Schranken, verringerte die Macht der Kirche, und den Jesuiten verschloß er, da sich dieselben in die politischen Angelegenheiten mischten, 1. April 1767 sein Land. 1771 stiftete er den Orden Karls III. K. war vermählt mit der Prinzessin Maria Amalie von Sachsen. Vgl. Ferrer del Rio, Historia del reinado de Carlos III de España (Madr. 1856—58, 4 Bde.); Danvila y Collado, Reinado de Carlos III (das. 1892—95, 3 Bde.).

70) K. IV., Sohn des vorigen, geb. 12. Nov. 1748 in Neapel, gest. daselbst 19. Jan. 1819, gelangte nach dem Tode seines Vaters (1788) zur Regierung und führte dieselbe anfangs ganz im Geiste seines Vorgängers, besonders seitdem Aranda an die Spitze der Geschäfte getreten war. Derselbe ward jedoch bald durch Karls Günstling Manuel Godoy (s. d.), den Geliebten seiner sittenlosen Gemahlin Maria Luise von Parma, die ihn ganz beherrschte, verdrängt, der K. 1793 zu einem höchst unklugen und unglücklichen Kriege gegen Frankreich und nach dem Baseler Frieden (1795) gegen Portugal und England verleitete, welch letzteres 1805 bei Trafalgar Spaniens Seemacht vernichtete. Ein Spielball in der Hand Napoleons, mußte er dessen Einmischung in die Verhältnisse seines Königreichs dulden, und als ihn sein Sohn Ferdinand durch den Aufstand von Aranjuez 18. März 1808 zur Thronentsagung gezwungen hatte, welche er aber sofort widerrief, ließ er sich in Bayonne von Napoleon

bewegen, 5. Mai 1808 zu dessen gunsten auf die Krone zu verzichten. Er begab sich darauf nach Fontainebleau, von da nach Compiègne und Marseille, 1811 nach Rom und von hier an den Hof seines Bruders, des Königs Ferdinand IV. von Neapel. Sein zweiter Sohn war Don Carlos, der sich als Thronprätendent späterhin Karl V. nannte (s. unten 72). Vgl. Gomez de Arteche, Historia del reinado de Carlos IV (Madr. 1892); Muriel, Historia de Carlos IV (das. 1894 ff.).

71) (Don Carlos) Infant und Kronprinz von Spanien, geb. 8. Juli 1545 in Valladolid, gest. 24. Juli 1568, Sohn König Philipps II. aus dessen erster Ehe mit Maria von Portugal, wurde nach dem frühen Tode seiner Mutter von Johanna, der Schwester seines Vaters, erzogen, 1560 von den Ständen als Thronfolger anerkannt und bezog hierauf die Universität zu Alcalá de Henares. Von früher Jugend an war er schwächlich und kränklich, auch zeigte er Spuren von Geistesstörung infolge einer Gehirnkrankheit. Die Hoffnung aber, daß eine Besserung eintreten könnte, wurde deshalb nicht sogleich aufgegeben; erst als sich diese als unwahrscheinlich herausstellte, ergab sich für den Vater der Gedanke, einer Thronfolge Karls vorbeugen zu müssen. Er ließ schon 1563 seine Neffen, die Erzherzöge Rudolf und Ernst von Österreich, nach Spanien kommen, um ihnen die Succession in diesem Reiche zuzuwenden. Doch wurde noch mehrere Jahre hindurch äußerlich der Prinz als Thronerbe betrachtet; er wurde verlobt mit seiner deutschen Kousine Anna und auch in den Staatsrat aufgenommen. Doch je länger, desto mehr häuften sich seine Exzesse und die Beweise seiner geistigen Gestörtheit. Später entdeckte man, daß er aus Spanien zu entfliehen sich vorgesetzt, ja daß er Anschläge gegen das Leben seines Vaters geschmiedet habe. In der Nacht des 18. Jan. 1568 begab sich Philipp II. mit einer Bedeckung in Karls Gemächer, bemächtigte sich der Papiere desselben und übergab ihn selbst der strengsten Bewachung. Von da ab war K. dem Verkehr mit der Welt entrückt. Er blieb im Gefängnis. Von seinem Vater mit unmenschlicher Härte behandelt, erkrankte K. und starb. Philipp II. hat seinen Sohn nicht geradezu durch Strick oder Gift umgebracht; aber er hat durch starre Lieblosigkeit und Drohungen den Unglücklichen in Tod und Verzweiflung getrieben. Über die Motive des Zerwürfnisses zwischen Vater und Sohn wurden die verschiedensten Ansichten geäußert. Einige haben die Hauptursache desselben darin finden wollen, daß sich jener mit Elisabeth, der Tochter Heinrichs II. von Frankreich, vermählt habe, die dem Prinzen schon 1556 zugesagt und von demselben leidenschaftlich geliebt worden sei. Andre Schriftsteller stellen ihn auch als einen Freund der Niederländer und einen Feind der despotischen Regierungsgrundsätze seines Vaters, namentlich auch der Inquisition, dar. Noch andre Berichterstatter hielten ihn eines selbständigen Urteils gar nicht für fähig. Am meisten Beifall fand die erstere Version, welche Saint-Real (»Don Carlos; nouvelle historique«, 1672) vortrug; sie diente als Stoffsammlung für Schillers Drama »Don Karlos« wie für die Dramen von Campistron, Lefèvre, Alfieri und Russell. Erschüttert wurde die Glaubwürdigkeit dieser Fabel 1817 durch den Spanier Llorente und 1829 durch Ranke (»Wiener Jahrbücher der Litteratur«, Bd. 46). Das wichtigste archivalische Material verdankt man Gachard (»Don Carlos et Philippe II«, 2. Aufl., Par. 1867). Neue Aufschlüsse fügte Maurenbrecher hinzu (in Sybels »Historischer Zeitschrift«, 1864 u. 1874, und in den »Grenzboten«, Oktober 1874). Zu gleichen Ergebnissen gelangte Graf de Mouy, Don Carlos et Philippe II (Par. 1863, 3. Aufl. 1888); Büdinger, Don Carlos' Haft und Tod, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie (Wien 1891), behandelt die Biographie des Prinzen hauptsächlich als Krankengeschichte. Eine abweichende Ansicht hat A. Schmidt vertreten (in den »Epochen und Katastrophen«, Berl. 1874), ein geistreicher, aber unkritischer Versuch, der die bisherigen Ergebnisse, daß K. großenteils durch eigne Schuld zu Grunde gegangen sei, nicht in Frage stellen dürfte. Vgl. Warnkönig, Don Carlos Leben, Verhaftung u. Tod (Stuttg. 1864); Maurenbrecher, Don Carlos (2. Aufl., Berl. 1876) u. »Documentos escogidos de la casa de Alba (Madr. 1891).

[Spanische Prätendenten.] 72) K. Maria Joseph Isidor de Borbon y Borbon, geb. 29. März 1788, gest. 10. März 1855 in Triest, gewöhnlich Don Carlos genannt, zweiter Sohn König Karls IV. von Spanien, mußte 1808 zugleich mit seinem ältern Bruder, Ferdinand VII., auf Napoleons I. Befehl auf die Thronfolge Verzicht leisten und dann bis 1814 die Gefangenschaft jenes Prinzen zu Valençay teilen. 1814 kehrte er mit Ferdinand VII. nach Madrid zurück. Da dieser kinderlos blieb, eröffnete sich K. die nächste Aussicht zur Thronfolge, und es scharte sich eine Partei um ihn, welche von dem Prinzen, der unter der Herrschaft des Klerus stand, die Wiederherstellung des Katholizismus in seinem alten Glanz sowie des absoluten Königtums hoffte. Die Geburt der Infantin Isabella (1830) vernichtete Karls Aussicht auf die Thronfolge, da der König zuvor das Salische Gesetz, welches bloß männliche Erbfolge statuierte, aufgehoben hatte. Als K. gegen diese Bestimmung protestierte, verwies ihn der König erst nach Portugal, sodann nach dem Kirchenstaat. K. versagte jedoch den Gehorsam und ward nach dem am 19. Sept. 1833 erfolgten Tode Ferdinands VII. von seiner Partei, welche von jetzt an den Namen Karlisten führte, als rechtmäßiger Herrscher (K. V.) anerkannt. Die Königin-Regentin Christine erklärte ihn daher 16. Okt. für einen Rebellen, und K., der alle Vergleichsvorschläge zurückwies, entzündete 1834 einen blutigen Bürgerkrieg, den Karlistenkrieg, der mit abwechselndem Glück geführt ward, bis K. endlich 1839 auf französischem Boden eine Zuflucht suchte, wo er das Schloß Bourges als Aufenthaltsort angewiesen erhielt und seitdem in halber Gefangenschaft lebte. Erst 18. Mai 1845 entsagte er zu gunsten seines und seiner ersten Gemahlin, der Infantin Maria Franziska von Portugal (gest. 25. Sept. 1834), ältesten Sohnes, des Prinzen Karl von Asturien. Unter dem Namen eines Grafen von Molina lebte er seit 1847 zu Triest. Er war seit 1838 zum zweitenmal vermählt mit Maria Theresia, Infantin von Portugal (Prinzessin von Beira) und Witwe des Infanten Peter von Spanien.

73) K. Ludwig Maria Ferdinand, Prinz von Asturien (K. VI.), ältester Sohn des vorigen, geb. 31. Jan. 1818, gest. 13. Jan. 1861, lebte bis 1833 in Madrid, ging mit seinem Vater 1834 nach England, kehrte 1838 nach Spanien zurück und mußte 1839 ebenfalls seinen Aufenthalt in Bourges nehmen. Nach der Verzichtleistung seines Vaters (1845) nannte er sich Graf von Montemolin und vermählte sich 1850 mit Karoline Ferdinande, Schwester des Königs Ferdinand II. von Neapel. 1860 unternahm er mit seinem jüngsten Bruder, Ferdinand, und dem Befehls-

Digitized by Google

haber auf den Balearischen Inseln, Ortega, den er für sich gewonnen, während des spanisch-marokkanischen Krieges eine Landung an der Ostküste Spaniens bei Tortosa und ließ sich zum König von Spanien ausrufen. Er fand jedoch gar keinen Anhang, die Soldaten verweigerten ihm den Gehorsam, Ortega wurde 22. April erschossen, und K. rettete sein Leben nur durch förmlichen Verzicht zu gunsten Isabellas; hierauf in Freiheit gesetzt, nahm er denselben 15. Juni wieder zurück. Er starb zu gleicher Zeit mit seiner Gemahlin, ohne Kinder zu hinterlassen.

74) K. **Maria de los Dolores Johann Isidor Joseph Franz**, gewöhnlich Don Carlos genannt, geb. 30. März 1848, Sohn des Infanten Johann Karl Maria Isidor (s. Johann 43), trat durch den Verzicht seines Vaters, der durch den Tod seines ältern Bruders, des Grafen Montemolin, 1861 Erbe der Thronansprüche des Don Carlos (Karls V.) geworden, 3. Okt. 1868 in den Besitz der Erbrechte seines Großvaters und nannte sich Herzog von Madrid. 1872 trat er zuerst als Prätendent auf, indem er als König K. VII. 15. April ein Manifest an die karlistische Partei in Madrid erließ, 2. Mai in Spanien selbst erschien und, von den karlistischen Banden in den baskischen Provinzen empfangen, in Vera einzog. Aber bereits 4. Mai bei Oroquieta von Moriones gänzlich geschlagen, floh er durch den Paß von Roncesvalles nach Frankreich und überließ seinem Bruder, dem Infanten Alfons, die Leitung der karlistischen Scharen. Erst als der Thron des Königs Amadeus 1873 zusammenstürzte, die junge Republik in größte Verwirrung geriet und überall Aufstände ausbrachen, wagte er es, 15. Juni von Bayonne wieder auf spanischem Boden zu erscheinen, wo sich inzwischen sein Anhang in den Nordprovinzen bedeutend gemehrt hatte. Am 2. Aug. beschwor er in Guernica die Fueros der baskischen Provinzen und bemächtigte sich des festen Platzes Estella, den er zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt seiner Operationen machte; übrigens hielt er sich von den Kämpfen selbst möglichst fern. Die baskischen Lande, Navarra, Katalonien, Aragonien und Valencia, allerdings mit Ausnahme der großen Städte, waren in seinem Besitz, und seine Guerillas schweiften bis zur Mancha und bis Asturien. Die Klerikalen und Legitimisten in ganz Europa steuerten ihm Geldmittel bei. Erst als Ende 1874 Alfons XII. zum König ausgerufen worden war, gingen die spanischen Generale ernstlich an die Überwindung der Empörer. Im Mai 1875 begannen Jovellar und Martinez Campos die systematische Säuberung der Provinzen und beschränkten den Karlismus auf Navarra und die baskischen Provinzen, welche im Februar 1876 durch eine konzentrische Operation der überlegenen Regierungsarmee ebenfalls erobert wurden. Eine Entscheidungsschlacht mied K. und zog es vor, seine Truppen ihres Eides zu entbinden, worauf dieselben 26. Febr. in Pamplona die Waffen streckten. Er selbst flüchtete über die französische Grenze und lebt seitdem im Ausland, von wo aus er die karlistischen Agitationen fortsetzt, wo er aber wegen seines zweifelhaften Lebenswandels und seiner finanziellen Bedrängnis in geringer Achtung steht. Er war seit 4. Febr. 1867 mit der Tochter des Herzogs Karl III. von Parma, Margarete (geb. 1. Jan. 1847), vermählt, die ihm auch 27. Juni 1870 einen »Thronerben«, den Infanten Jayme geboren hat, aber 29. Jan. 1893 starb. Am 28. April 1894 heiratete er dann die Prinzessin von Rohan.

[Württemberg.] 75) K. **Alexander, Herzog von Württemberg**, geb. 24. Jan. 1684 in Stuttgart, gest. 12. März 1737, Sohn des Prinzen Friedrich Karl zu Württemberg-Winnenthal, machte in österreichischen Diensten den Feldzug von 1697 gegen Frankreich mit, focht dann im Spanischen Erbfolgekrieg am Rhein und in Italien und verteidigte 1713 Landau, mußte aber 20. Aug. kapitulieren. Nachdem er 1712 in Wien zur katholischen Kirche übergetreten, zeichnete er sich im Türkenkrieg bei Peterwardein und Belgrad aus, ward Generalfeldmarschall und 1719 Statthalter von Belgrad und Serbien. Als sein Vetter, Herzog Eberhard Ludwig, 1733 starb, ward K. sein Nachfolger, nachdem er die evangelische Religion zu schützen versprochen hatte. Da er, seinen kriegerischen Neigungen folgend, mit einem starken Truppenkorps am Polnischen Erbfolgekrieg teilnahm, so drückte er das Land mit hohen Steuern, erregte die Unzufriedenheit der Stände und geriet ganz in die Hände des berüchtigten Juden Süß Oppenheimer, der durch Prägung falschen Geldes und ähnliche Betrügereien die nötigen Geldmittel schaffte.

76) K. **Eugen, Herzog von Württemberg**, Sohn des vorigen, geb. 11. Febr. 1728 in Brüssel, gest. 24. Okt. 1793 in Hohenheim, folgte seinem Vater 1737 unter Vormundschaft der Herzöge Karl Rudolf und Karl Friedrich, ward aber, nachdem er 1741—44 am Hofe Friedrichs d. Gr. gelebt, schon im 17. Jahre für mündig erklärt. Die ersten zehn Jahre seiner Regierung waren glücklich, da er die Leitung der Geschäfte meist tüchtigen Ministern überließ. Aber als Rieger und Montmartin Einfluß bei K. erlangten und auf gewaltthätigste Weise die Geldmittel beschafften, überließ er sich ganz seinem Hang zu Pracht, Verschwendung und sinnlichem Genuß und seiner Vorliebe für das Militärwesen. In französischem Sold nahm er am Siebenjährigen Kriege gegen Preußen teil, ohne jedoch Lorbeeren zu ernten, und hielt auch nach dem Kriege sein Heer in der Stärke von 14,000 Mann. Sein Hof war einer der glänzendsten in Europa. Unsinnige Summen wurden auf Festen, großartigen Jagden und den Reisen nach Venedig vergeudet. Durch Erpressungen, Ämterverkauf, Zwangsanleihen, Monopole, das Lotto u. a. wurden ungeheure Summen beschafft, genügten aber dennoch nicht dem Bedürfnis. Alle Klagen und Bitten der Stände an den Reichshofrat in Wien um Abhilfe gegen den materiellen wie sittlichen Ruin des Landes blieben unerhört, da K. im Siebenjährigen Krieg auf die Seite der Kaiserin getreten war. Auch durch die Verfolgung J. J. Mosers (s. d.) und des Dichters Schubart (s. d.) machte sich K. sehr unvorteilhaft bekannt. Des Urteils des Reichshofrates, daß der Herzog sich binnen zwei Monaten mit den Ständen zu vereinigen habe, spottete K. bis zum Abschluß des sogen. Erbvertrags 1770. 1748 vermählte er sich mit Elisabeth Friederike Sophie von Bayreuth, welche sich aber schon 1756 von ihm trennte; sie starb 6. April 1780 in Bayreuth. K. wählte 1771 die Frau eines Freiherrn v. Leutrum, Franziska, geborne v. Bernardin, zur Geliebten, die er 1774 zu einer Gräfin von Hohenheim erhob und 1785 heiratete, und hiervon datiert ein vorteilhafter Umschwung in seinem Leben. K. suchte fortan durch manche nützliche Einrichtungen die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen. Er sorgte für Veredelung des Weinbaues, hob die Landwirtschaft sowie durch Anlegung von Kunststraßen den Verkehr, erweiterte durch Kauf das Gebiet des Herzogtums und

Digitized by Google

beförderte Kunst und Wissenschaft durch Errichtung der berühmten Karlsschule (s. d.). Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er auf dem Lustschloß Hohenheim, das er seiner Gemahlin hatte bauen lassen. Ihm folgten in der Regierung seine Brüder Ludwig Eugen (gest. 1795) und Friedrich Eugen (gest. 1797). Vgl. Vely, Herzog K. von Württemberg und Franziska von Hohenheim (3. Aufl., Stuttg. 1877).

77) K. I. Friedrich Alexander, König von Württemberg, geb. 6. März 1823 in Stuttgart, gest. daselbst 6. Okt. 1891, der einzige Sohn Wilhelms I. und dessen dritter Gemahlin, Pauline, Herzogin von Württemberg, wurde unter der Leitung des Generals Hardegg erzogen und studierte später in Tübingen und Berlin. Am 13. Juli 1846 vermählte er sich mit der am 11. Sept. 1822 gebornen Tochter des Kaisers Nikolaus, der Großfürstin Olga (gest. 30. Okt. 1892). Er folgte seinem Vater 25. Juni 1864, ersetzte das reaktionäre Ministerium Linden durch den gemäßigten Varnbüler, behielt aber anfangs in der auswärtigen Politik die Grundsätze seines Vaters bei und schloß sich infolgedessen 1866 den Gegnern Preußens an. 1870 erklärte er sich bereitwillig für eine nationale Politik, stellte im deutsch-französischen Krieg seine Truppen unter preußischen Oberbefehl und trat dem Deutschen Reiche bei. Im Innern regierte er in stetem Einvernehmen mit dem Landtag und genoß wegen seines Wohlwollens allgemeine Beliebtheit beim Volke, die bei seinem 25jährigen Regierungsjubiläum 1889 lebhaft zum Ausdruck kam und auch durch seinen öftern und längern Aufenthalt im Ausland infolge seiner Kränklichkeit nicht beeinträchtigt wurde. Ihm folgte, da seine Ehe kinderlos blieb, sein Vetter, König Wilhelm II. Vgl. »Württemberg und sein König«, 1864—1889« (Stuttg. 1889).

Karl, 1) Alexander, Abt von Melk, geb. 19. März 1824 zu Gmünd in Niederösterreich, studierte Theologie, wurde 1849 zum Priester geweiht, dann zum Professor der Moraltheologie und der griechischen Sprache am Stift zu Melk ernannt. 1875 wurde er zum Abt desselben Stiftes gewählt und 1876 in das Herrenhaus berufen. Hier und im niederösterreichischen Landtag schloß er sich der Verfassungspartei an und ist einer der wenigen höhern Geistlichen, welche noch deutsch und liberal gesinnt sind.

2) Engelbert, Schauspieler, geb. 5. Mai 1841 in München, gest. 11. Okt. 1891 in Dresden, begann seine theatralische Laufbahn mit 19 Jahren bei Max Schweiger in München und setzte sie als Darsteller im komischen Fach in Regensburg, später am Aktientheater in München, seit 1869 am Josephstädter Theater in Wien und dann als Regisseur in Graz fort. Kurze Zeit nachher, und nachdem er sich mit der Tochter des Kammersängers Kindermann in München verheiratet hatte, nahm K. ein Engagement als Regisseur und Lokaldichter am Dresdener Residenztheater an, wirkte fünf Jahre später als Charakterkomiker in Breslau und folgte dann von hier einem Ruf an das Hoftheater zu Dresden. Hier übernahm er 1879 die Leitung des Residenztheaters, die er bis zu seinem Tode führte.

Karlburg (ungar. Oroszvár, spr. óroſſwār), Dorf im ungar. Komitat Wieselburg, an der Donau und der Bahnlinie Preßburg-Steinamanger, mit gräflich Henckelschem Schloß, Park und (1890) 1668 deutschen und magyarischen (römisch-katholischen und evangelischen) Einwohnern. Bis vor kurzem bestand daselbst ein berühmter Rennstall mit Gestüt.

Karldor, braunschweig. Goldmünze bis 1835, mit dem Brustbild des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand auf der einen, dem Roß und der Devise »In Recto Decus« auf der andern Seite. Von ihnen gingen zuletzt 38½ Stück auf die feine Mark, gesetzlich = 16,7645 Mk., entsprechend in Doppelpistolen; die ältern wurden zu $4^{11}/_{12}$ Thlr. gerechnet.

Karl Friedrichs-Verdienstorden, Militärischer, am 4. April 1807 von Karl Friedrich, Großherzog von Baden, gestiftet, besteht aus drei Klassen, Großkreuzen, Kommandeuren und Rittern, und war früher mit Einkünften verbunden. Das Ordenskreuz ist achtspitzig, weiß emailliert, der Name des Stifters (C. F.) im rot emaillierten Schild, mit der Umschrift im blauen Ring: »Für Badens Ehr'«; auf der Rückseite ein silberner Greif, einen Schild mit dem badischen Schrägbalken in der linken und ein Schwert in der rechten Pranke haltend. Um das Kreuz schlingt sich ein Lorbeerkranz, und das Ganze überragt eine Krone. Von den Großkreuzen wird es an einem breiten Band von der Linken zur Rechten und von ihnen wie von den Komturen mit Generalsrang auf der linken Brust ein silberner Stern getragen, dessen Mittelschild den Greif enthält. Bei den Kommandeuren hängt das Kreuz um den Hals, bei den Rittern im Knopfloch. Das Band ist rot mit zwei breiten gelben Streifen u. weißen Lisiėren. Mit dem Orden ist eine goldene und eine silberne Medaille verbunden. S. Tafel »Orden I«, Fig. 15.

Karli, berühmter buddhistischer Höhlentempel aus dem zweiten christlichen Jahrhundert, an der Straße von Bombay nach Puna, unter 18° 45′ nördl. Br. und 73° 31′ östl. L. v. Gr. Der Eingang liegt 771 m ü. M., die Felsenwand erhebt sich senkrecht zu 260 m. Vor der Vorhalle befindet sich die kolossale Löwensäule, so genannt nach den vier Löwen, welche das Kapitäl krönen. Ein breiter Eingang führt zu einer 14 m hohen, 13,8 m langen und 7,9 m breiten Halle mit einem Hauptschiff, das einen Altar oder Reliquienschrein (Chaitya) enthält, und zwei Seitenschiffen, die je 16 Säulen von dem Hauptschiff trennen (s. Tafel »Indische Kunst II«, Fig. 3 u. 10). Jede Säule hat ein reichverziertes Kapitäl in Gestalt einer umgekehrten Glocke, auf dem zwei Elefanten knien, jeder zwei Figuren tragend. Neben der Haupthalle befinden sich kleinere Höhlen, vermutlich zu Wohnungen von Mönchen oder Einsiedlern bestimmt. Vgl. Höhlentempel.

Karlin, Münze, s. Karolin.

Karlin, tschech. Name der Stadt Karolinenthal [(s. d.).

Karliner, jüd. Sekte, s. Chasidäer.

Karlisten, in Spanien die Anhänger der beiden Don Carlos (s. Karl 72 u. 74) in den Karlistenkriegen von 1834—39 und 1872—76.

Karl-Johansvärn, Stadt, s. Horten.

Karlmann, 1) Majordomus, Sohn Karl Martells und der Chrotrudis, älterer Bruder Pippins des Kleinen, teilte sich nach seines Vaters Tode (741) mit Pippin in die Verwaltung des fränkischen Reiches und erhielt Austrasien nebst Alemannien und Thüringen, kämpfte mit Glück gegen innere und äußere Feinde, legte aber 747 seine Gewalt zu gunsten seines Sohnes Drogo nieder. Er gründete auf dem Berg Soracte bei Rom zu Ehren des heil. Silvester ein Kloster und zog sich darauf in das Benediktinerkloster auf dem Monte Cassino zurück. Als Pippin 754, dem Rufe des Papstes Stephan III. folgend, nach Italien zog, befand sich K. auf dem Wege nach Gallien, um auf Bitten König Aistulfs den gegen diesen gerichteten

Digitized by Google

Zug zu hintertreiben. Er fand den Bruder nicht mehr und begab sich in ein Kloster zu Vienne, wo er 17. Aug. 754 am Fieber starb. Seine Söhne wurden von Pippin einem Kloster übergeben.

2) König der Franken, geb. 751, gest. 771, Pippins des Kleinen jüngerer Sohn, ward 754 nebst seinem Bruder Karl d. Gr. vom Papste Stephan III. zum König der Franken gesalbt und erhielt nach des Vaters Tode bei der Teilung mit Karl (768) Burgund, Provence, Septimanien, Elsaß, Alemannien und das östliche Aquitanien. Bevor die zwischen beiden Brüdern bestehende Verstimmung zu einem offenen Zwist ausbrach, starb K. 4. Dez. 771 in Samoussy und ward zu Reims begraben. Da die fränkischen Großen mit Übergehung seiner Söhne sein Reich Karl d. Gr. übertrugen, flüchtete Karlmanns Witwe Gerberga (Giberga) mit denselben nach Italien zu König Desiderius, der durch den Versuch, den Papst zur Salbung von Karlmanns Söhnen zu zwingen, einen Krieg mit Karl d. Gr. heraufbeschwor. Nach der Eroberung des Langobardenreichs 774 endeten Gerberga und ihre Kinder in einem Kloster.

3) Ostfränkischer König, geb. um 828, gest. 22. Sept. 880, Ludwigs des Deutschen und der Hemma ältester Sohn, erhielt 856 die Verwaltung der bayrischen Marken, empörte sich 861 im Einverständnis mit dem Herzog Rastislaw von Mähren gegen den Vater, unterwarf sich schon 862, empfing aber seine Herrschaft erst 865 zurück. Persönlich tapfer, führte er 869—874 zum Teil erfolgreiche Kämpfe gegen Mähren, nahm 870 Rastislaw gefangen und unterwarf sein Land, mußte sich aber infolge des energischen Widerstandes von seiten Swatopluks, des Neffen des Genannten, mit der Oberherrschaft über Mähren begnügen (874). Von seinem Oheim, Kaiser Ludwig II., 872 zum Erben Italiens bestimmt, erwarb er dies Land erst im September 877, nachdem er Karl den Kahlen aus der Lombardei vertrieben hatte. Inzwischen hatte er nach des Vaters Tode durch die Teilung im Ries (November 876) Bayern mit seinen Marken als Königreich empfangen. Seine Ehe mit einer Tochter des böhmischen Markgrafen Ernst war kinderlos; doch wurde ihm von Liutswinda ein unehelicher Sohn, Arnulf, geboren. Seit jenem Zuge nach Italien war Karlmanns kräftiger Körper von Siechtum befallen, und da Arnulf illegitim war, übertrug K. 879 seinen Brüdern Ludwig dem jüngern und Karl dem Dicken die Nachfolge in Bayern und Italien. Er starb tiefbetrauert in Ötting.

Karlmeinet, s. Karlssage.

Karlócza (spr. kárlotza), Stadt, s. Karlowitz.

Karloskop, s. Kaleidoskop.

Karlovac (spr. -watz), Stadt, s. Karlstadt 2).

Karlovci, Stadt, s. Karlowitz.

Karlowa, Theodor Rudolf Ferdinand, Seemann, geb. 30. Aug. 1844 in Braunschweig, besuchte seit 1866 die Hamburger Navigationsschule und trat 1871 in den Dienst der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Er nahm Franklins Untersuchungen über die Beruhigung der Wellen durch Öl wieder auf und veröffentlichte seine Beobachtungen in der vom Nautischen Verein in Hamburg preisgekrönten Schrift: »Die Verwendung von Öl zur Beruhigung der Wellen« (Hamb. 1888).

Karlowitz (kroat. Karlovci, ungar. Karlócza, spr. kárlotza), Stadt im kroatisch-slawon. Komitat Syrmien, am rechten Donauufer, am nordöstl. Fuß der Fruška Gora und an der Bahnlinie Budapest-Semlin-Belgrad, ist Sitz des griechisch-orientalisch-serbischen Erzbischofs und Patriarchen samt Domkapitel, hat eine griechische Kathedrale, eine römisch-kath. Kirche, ein erzbischöfliches Palais und (1890) 5490 kroatische und serbische (griechisch-orientalische u. römisch-katholische) Einwohner, die Fischfang, Vieh-, insbes. Schweinezucht, Handel und namentlich hervorragenden Weinbau treiben; der Karlowitzer Ausbruch, Rotwein u. Wermut sind sehr berühmt. K., das ein Spital, ein theologisches Seminar, ein Obergymnasium, ein Lyceum und ein Bezirksgericht besitzt, gewann seine Bedeutung seit der Serbeneinwanderung nach Ungarn, insbesondere als Residenz des serbischen Patriarchen, und ist Sitz der serbischen Kirchenkongresse. In den Jahren 1848—49 war es ein Hauptherd des serbischen Aufstandes gegen Ungarn. — Historisch berühmt ist die Stadt durch den Karlowitzer Frieden, der am 26. Jan. 1699 (auf einer Anhöhe, wo jetzt die Kirche »Maria Fried« steht) zwischen Österreich, Rußland, Polen und Venedig einerseits und der Pforte anderseits abgeschlossen wurde. Rußland blieb im Besitz von Asow und dem dazu gehörigen Gebiet; Polen erhielt Kamenez, Podolien und die Ukraine zurück und trat dagegen seine Eroberungen in der Moldau ab; Österreich erhielt Siebenbürgen und die Landschaft Bacska zwischen Theiß und Donau, während die Pforte im Besitz der Festung Temesvár verbleiben sollte; Ungarns Grenze wurde gegen O. durch eine Linie von dem Ausfluß der Maros bis an die Mündung der Bossutin in die Save bestimmt. Venedig behielt Morea bis an den Isthmus, Santa Maura und Ägina, gab aber Lepanto, Prevesa u. a. an die Pforte zurück; in Dalmatien behielt es sechs eroberte Festungen, ebenso im Archipel die Inseln, die es vor dem Kriege besessen hatte. Dieser Friedensschluß gab Österreich fast alles zurück, was die Pforte in zwei Jahrhunderten erobert hatte, und bildete später meist die Grundlage der Verträge zwischen Österreich und der Türkei.

Karlsbad, Stadt in Böhmen, 374 m ü. M., an der Tepl unfern ihrer Mündung in die Eger, in einem engen, romantischen, von bewaldeten Bergen umschlossenen Thal, an der Linie Prag-Eger der Buschtěhrader Eisenbahn gelegen, ist einer der berühmtesten Kurorte Europas und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft sowie eines Bezirksgerichts. Die schönste Straße ist die mit Kaufläden besetzte Alte Wiese, am linken Ufer der Tepl, oberhalb in die Puppschen Anlagen (mit dem Denkmal Goethes von Donndorf) auslaufend; ihr gegenüber am rechten Flußufer liegt die Neue Wiese. Schöne Gartenanlagen sind außerdem der Stadtpark und der Stadtgarten mit dem Denkmal Kaiser Karls IV. Die Stadt hat eine katholische, eine evangelische, eine anglikanische und eine russische Kirche sowie eine Synagoge; sie enthält ferner an bemerkenswerten Gebäuden die Mühlbrunnkolonnade, im korinthischen Stile von Zitek 1878 erbaut, die Sprudelkolonnade, einen leichten Eisenbau (1879), das Kurhaus, das Militärbadehaus, das großartige Kaiserbad (1895 eröffnet), das neue Stadttheater, eine Sparkasse, ein Realgymnasium und zählt (1890) 12,033 deutsche Einwohner. Die rege Gewerbthätigkeit erstreckt sich auf Sprudelsteinverarbeitung, Nadlerei, Erzeugung von Likör (Karlsbader Bit-

Wappen von Karlsbad.

Digitized by Google

ter), Zuckerwaren (Karlsbader Oblaten) ꝛc. Auch bildet K. einen Mittelpunkt der Porzellanfabrikation. In der Umgebung wird vorzügliche Kaolinerde gewonnen und bestehen 15 Porzellanfabriken. Außerdem wird in K., namentlich während der Saison, lebhafter Handel mit Porzellan- und Glaswaren, Spitzen und Stickereien betrieben. Die Stadt hat elektrische Beleuchtung und Telephoneinrichtung.

Die 19 Thermen von K. sind heiße alkalische Glaubersalzquellen und brechen aus einer Spalte im Granit hervor, die sie teilweise mit Sprudelstein ausgefüllt haben. Die älteste und wichtigste Quelle ist der Sprudel, am rechten Ufer der Tepl, mitten in der Stadt. Er hat eine Temperatur von 73,8° und springt stoßweise in Mannsdicke 1 m hoch empor; die Wassermenge, die er liefert, beträgt 23 hl in der Minute. Die andern Quellen, an Temperatur wie an Ergiebigkeit geringer, sind: der Bernhardsbrunnen, 1784 zuerst erschienen, mit 64°; die Kurhausquelle mit 65°, der Neubrunnen mit 63,4°, die Felsenquelle mit 61° und der Schloßbrunnen auf dem Schloßberg mit 57°, der Mühlbrunnen mit 57,8°, nebst dem Sprudel die am meisten benutzte Quelle, der Theresienbrunnen mit 61°, der Marktbrunnen (Ferdinandsquelle) mit 50°, die Kaiserquelle mit 49,7° und die Elisabethquelle mit 42°. Das Wasser schmeckt schwach salzig und säuerlich. An der Luft läßt es unter Entweichen von Kohlensäure nach kurzer Zeit kohlensauren Kalk fallen, in gut verschlossenen Gefäßen kann es lange aufgehoben werden, ohne wesentlich an Gehalt zu verlieren. Die erste Analyse der Karlsbader Quellen wurde 1789 von D. Becher gemacht; später wurden sie von vielen Chemikern untersucht. Nach Mauthner und Ludwig enthalten in 1 Liter:

	Sprudel	Marktbrunnen	Schloßbrunnen	Mühlbrunnen
Kohlensaures Natron	1,2960	1,2705	1,2279	1,2790
" Lithion	0,0123	0,0123	0,0136	0,0108
Kohlensauren Strontian	0,0004	0,0004	0,0004	0,0004
" Kalk	0,3214	0,3350	0,3337	0,3268
Kohlensaure Magnesia	0,1665	0,1634	0,1615	0,1613
Kohlens. Manganoxydul	0,0002	0,0002	Spur	Spur
" Eisenoxydul	0,0030	0,0006	0,0001	0,0028
Schwefelsaures Kali	0,1862	0,1814	0,1930	0,1888
" Natron	2,4053	2,3860	2,3158	2,3911
Chlornatrium	1,0418	1,0304	1,0047	1,0228
Fluornatrium	0,0051	0,0051	0,0046	0,0046
Borsaures Natron	0,0040	0,0040	0,0039	0,0029
Phosphorsauren Kalk	0,0007	0,0007	0,0004	0,0009
Thonerde	0,0004	0,0007	0,0005	0,0005
Kieselsäure	0,0715	0,0712	0,0703	0,0735
Kohlensäure, halb gebunden	0,7761	0,7681	0,7403	0,7672
" frei	0,1898	0,5557	0,5822	0,5169
Feste Bestandteile	5,2168	5,4619	5,3304	5,4730

Außerdem finden sich Spuren von Cäsium, Rubidium, Thallium, Zink, Arsen, Antimon, Selen und organischen Substanzen, auch Ameisensäure.

Das Wasser der Quellen setzt an der Luft unter Verlust von Kohlensäure kohlensauren Kalk ab, welcher mit der Zeit zu Sprudelstein (Sprudelschale, ein Kalksinter von teils weißer, teils brauner, ins Graue und Grünlichgelbe spielender Farbe) erhärtet. Auf solchem Gestein, welches auch zu allerlei Gegenständen verarbeitet wird, steht ein großer Teil der Stadt. Die Karlsbader Quellen werden vornehmlich zu Trinkkuren benutzt, und bei der Auswahl ist hauptsächlich die Temperatur entscheidend; dabei muß eine strenge Diät eingehalten werden. Man läßt indes gegenwärtig bei weitem nicht mehr so große Mengen Wasser trinken wie früher, auch ist man in der Diät weniger rigoros geworden. In manchen Fällen wird die Trinkkur durch Bäder (auch Moorbäder) unterstützt. Man benutzt K. bei chronischem Magenkatarrh und Dyspepsie, Magengeschwür, chronischem Darmkatarrh, Hämorrhoiden, Katarrh der Gallenwege, Gallensteinen, Leberhyperämie, Fettsucht, Krampfzufällen im Bereich der Unterleibsorgane, Gicht, Rheumatismus, Diabetes, Skrofulose, Frauenkrankheiten, Harngries. Ausgeschlossen ist die Benutzung von K. bei großer Schwäche und hochgradiger Blutarmut, aktiver entzündlicher Reizung, besonders der Atmungsorgane, Lungenschwindsucht, abnormer Erregung des Gefäßsystems, schwerer Erkrankung des Herzens u. der Gefäße, Lebercirrhose, Krebs, Schwangerschaft, Neigung zu Abortus, sekundärer Syphilis, schweren Nierenkrankheiten, Nieren- und Blasensteinen. Außer den Thermalquellen sind auch mehrere kalte Mineralquellen in der Umgebung von K. bemerkenswert, als: der Rote Säuerling bei Drahowitz, der Cambridgesäuerling bei der Cambridgesäule links an der Tepl und der Säuerling bei der Dorotheenau (Sauerbrunn, 12,5°) sowie die 1853 unweit des Einflusses der Tepl in die Eger aufgefundene eisenhaltige Quelle von 10° (Neue Eisenquelle). Die Wässer sämtlicher Quellen werden seit 1843 auch versandt (1892 über 1,5 Mill. Flaschen). Man gewinnt aus dem Wasser durch Verdampfung das Karlsbader Salz, welches kristallisiert (fast nur reines Glaubersalz) und zur Trockne verdampft als Pulver hergestellt wird, ferner werden Pastillen und Seife in den Handel gebracht. Die Zahl der jährlichen Kurgäste Karlsbads, welche 1756 nur 257 betrug, war 1869 schon auf mehr als 10,000 gestiegen und betrug 1893: 35,124. K. ist wie kein andrer Badeort ausschließlich Kurort, alle Einrichtungen und Anlagen sind auf die Kur zugeschnitten und genügen allen hygienischen Anforderungen, in allen Speiseanstalten ist für eine den ärztlichen Anordnungen entsprechende Diät gesorgt. Das Klima von K. ist das von Mitteldeutschland, vorherrschend sind Nord- und Westwinde; erstere bedingen oft plötzlichen Temperaturwechsel, auch sind die Temperaturabfälle am Morgen und Abend erheblich, während der Tag, besonders im Hochsommer, sehr heiß werden kann. Die relative Luftfeuchtigkeit hält sich in mittlerer Höhe, Niederschläge sind häufig.

Die anmutige Umgebung von K. ist durch schöne Anlagen zugänglich gemacht; schöne Aussichten bieten namentlich der Hirschensprung (498 m), die Franz Joseph-Höhe (510 m), der Dreikreuzberg (554 m), die König Otto-Höhe (599 m), das Ewige Leben (614 m) mit der Stephaniewarte, der Aberg (610 m) mit Aussichtsturm. Zu den besuchtesten Punkten gehören ferner der Posthof und der Kaiserpark, in weiterer Entfernung Gießhübl-Puchstein (s. d.), Pirkenhammer, Dallwitz (s. d.), Aich (Dorf mit Schloß, Porzellanfabrik und 1440 Einw.), der Hans Heiling-Felsen, der Markt Engelhaus mit malerischer, auf 713 m hohem Klingsteinfelsen gelegener Burgruine und 974 Einw., u. a. Nordwestlich von K. liegt das Dorf Fischern mit Kaolinschlämmerei, Porzellanfabrik und 5237 Einw.

Geschichte. Die älteste Urkunde über K. datiert von 1325. Man kennt von ihr zwar nur den Titel: »König Johanns Privilegium oder Breve testatum und Lehenbrief über den Tiergarten sub anno 1325«; doch stellt es sich hiernach als bloße Sage heraus, daß K. durch Karl IV. auf einer Hirschjagd 1347 entdeckt worden

Digitized by Google

sei. Dagegen ließ dieser Kaiser nach vollendeter glücklicher Heilung seiner bei Crécy erhaltenen Wunden 1358 ein festes Schloß bei der Quelle erbauen, und der um dasselbe bald entstehende Ort Namens Vary (Sprudel) erhielt bereits 1370 städtische Rechte. Kaiser Joseph I. erhob K. zur königlichen Freistadt. Schon 1531 hatte Graf Albrecht Schlik das erste Armenhospital in K. erbaut; 1711 entstand ein Kurhaus auf der alten Wiese; 1762 ließ Maria Theresia das Bade- u. Trinkhaus am Mühlbrunnen aufführen, und 1812 wurde aus einer Schenkung des Grafen Kinsky das Badehaus und Hospital für arme Kurgäste am Spitalbrunnen errichtet. Bis 1520 wurde in K. nur gebadet; um diese Zeit erst ward das Wasser auf Anraten eines Dr. Payer auch zu Trinkkuren verwendet. Ebenso hat dieser Arzt die erste medizinische Abhandlung über K. 1522 drucken lassen. Unter seinen größten Wohlthätern nennt K. den schottischen Lord Jakob Ogilvi, Grafen von Findlater, der K. mehr als 20mal besuchte und jeden Besuch mit Anlegung eines Gebäudes, einer Straße, eines Spazierganges ꝛc. bezeichnete. Goethe hat K. oft besucht, und die Stadt hat sein Andenken durch ein Denkmal geehrt. In späterer Zeit gründete dort der Dichter und Erzbischof Ladislaus Pyrker ein Hospital für arme Offiziere. 1819 kam es hier auf einer Ministerkonferenz zu den reaktionären Karlsbader Beschlüssen. In den letzten 20 Jahren erhob sich K. zum Weltkurort ersten Ranges, ein Ruf, dem die Stadtgemeinde durch entsprechende Bauten fortwährend Rechnung trägt. Auch der Schade, den das Hochwasser 1889 anrichtete, war bald verwunden. Vgl. Hochstetter, K., seine geognostischen Verhältnisse u. seine Quellen (Karlsb. 1856); Hlawacek, K. in geschichtlicher, medizinischer u. topographischer Beziehung (14. Aufl., das. 1884); Kraus, Ärztlicher Rat für den Kurgebrauch in K. (9. Aufl., das. 1882); Fleckles, Der Karlsbader Kurgast (3. Aufl., das. 1886); Sorger, Die wichtigsten Punkte der Diätetik während einer Karlsbader Kur (9. Aufl., das. 1884); Jaworski, Wirkungen des Karlsbader Thermalwassers (Leipz. 1885); Stephanides, K., seine Thermen und übrigen Heilfaktoren (2. Aufl., Karlsb. 1889); Cartellieri, K., die Stadt und ihre Umgebung, der Kurort und seine Heilmittel (das. 1888); Hertzka, K. in Böhmen für Ärzte und Kurgäste (2. Aufl., Wien 1894); Ruff, Die Karlsbader Diät (Karlsb. 1894); Friedenthal, Der Kurort K., topographisch und medizinisch dargestellt (Wien 1895); Pröll, Geschichte der königlichen Stadt K. (Karlsb. 1883); Löw, Chronik von K. (das. 1874).

Karlsbader Beschlüsse, die von dem zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministerkongreß (Karlsbader Konferenzen 6.—31. Aug. 1819) verabredeten und 20. Sept. vom deutschen Bundestag angenommenen Beschlüsse, welche gegen die Freiheit der Universitäten (Überwachung der Lehrer, der Disziplin und der Studierenden durch besondere Kuratoren), gegen die Freiheit der Presse (strenge Zensur aller nicht über 20 Bogen starken Schriften), gegen die freisinnige Auslegung des Art. 13 der Bundesakte über die landständischen Verfassungen in den deutschen Bundesstaaten (Aufrechterhaltung des monarchischen Prinzips) gerichtet waren und zur Untersuchung »des Ursprungs und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe sowohl des ganzen Bundes als einzelner Bundesstaaten gerichteten revolutionären Umtriebe und demagogischen Verbindungen« eine Zentral-Untersuchungskommission niedersetzten. Sie wirkten besonders durch die sogen. Demagogenverfolgungen auf die politische Entwickelung des deutschen Volkes höchst nachteilig, indem sie den Aufschwung, den dasselbe seit den Freiheitskriegen genommen, völlig lähmten und Mißtrauen und Unzufriedenheit großzogen. Am 2. April 1848 hob der Bundestag, vom Vorparlament genötigt, diese wie alle andern Ausnahmebeschlüsse wieder auf. Vgl. Ägidi, Aus dem Jahr 1819 (2. Aufl., Hamb. 1861).

Karlsbader Salz (Sal Carolinum factitium), Salzgemisch, aus 22 Teilen trocknem schwefelsaurem Natron, 1 Teil schwefelsaurem Kali, 18 Teilen doppeltkohlensaurem Natron und 9 Teilen Kochsalz; man benutzt eine Lösung von 6 g des Salzes in 1 L. Wasser als Abführmittel. Kristallisiertes K. besteht im wesentlichen aus Glaubersalz.

Karlsberg, 1) Berg der pommerschen Seenplatte, bei Oliva, 94 m hoch, mit Aussicht auf das Meer und das durch Hammerwerke belebte Schwabenthal. — 2) S. Habichtswald. — 3) Jagdschloß, s. Weikersheim.

Karlsborg, Festung im schwed. Län Skaraborg, auf der Felsenspitze Vanäs an der Westseite des Wettersees, an der Götakanallinie und einem Zweig der Eisenbahn Stockholm-Gotenburg, mit (1890) 1600 Einw., 1820 angelegt, aber noch unvollendet; ist bestimmt, die wichtigste Zentralfestung des Reiches zu werden.

Karlsbrunn, Badeort in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freudenthal, zur Gemeinde Dürrseifen gehörig, 721 m ü. M. im Thale der Kleinen (Weißen) Oppa, östlich vom Altvater gelegen, hat neun kohlensäurehaltige Eisenquellen (7,5°, mit 1,33 doppeltkohlensaurem Eisen in 10,000 Teilen Wasser), eine Badeanstalt (1893: 738 Kurgäste) und (1890) 50 Einw. Vgl. Steinschneider, Der Kurort K. (Wien 1875).

Karlsburg, 1) (früher Weißenburg, ungar. Gyula-Fehérvár, spr. djūla-fēhērwār, rumän. Belgrad, röm. Alba Julia) königliche Freistadt und Festung im ungar. Komitat Unterweißenburg (Siebenbürgen), am Marosfluß und an der Bahnlinie Arad-Tövis, ist Sitz des röm.-kath. Bischofs von Siebenbürgen, mit Domkapitel, und besteht aus der Unterstadt und der Festung K., in welcher sich der prächtige St. Michaelsdom (ursprünglich im spätromanischen Stil des 13. Jahrh. erbaut und später in gotischem Stil erweitert) mit Grabmälern der Königin Isabella und siebenbürgischer Fürsten, ferner der Bischofspalast, der Offizierspavillon, die Artilleriekaserne mit Waffensammlung, das Batthyáneum (mit Sternwarte, einer an Inkunabeln reichen Bibliothek, Münz-, Antiken- und Mineraliensammlung) ꝛc. befinden. K. hat mehrere Kirchen, Klöster und Kasernen, berühmten Weinbau (Rózsamáler Wein), eine große Dampfmühle, ein bischöfliches Obergymnasium, ein Seminar, Promenadenanlagen, elektrische Beleuchtung und (1890) 8167 magyarische und rumänische Einwohner; auch ist K. Sitz eines Gerichtshofs und hatte früher ein Münzamt. — Die Stadt K. steht an der Stelle der römischen Kolonie Apulum, aus deren Ruinen zahlreiche Denkmäler zu Tage gefördert wurden, und war die Residenz des Fürsten Gabriel Bethlen. Die 1715—38 nach dem Plane des Prinzen Eugen von Savoyen erbaute Festung wurde 1849 fünf Monate lang gegen Bem verteidigt und 12. Aug. durch den russischen General Lüders entsetzt. — 2) Ruine, s. Karlstadt 1).

Karlsdistel, s. Carlina.

Karls Eiche, Sternbild, s. Eiche Karls II.

Karls-Eisfeld, Gletscher, s. Dachstein.

Karlsfeld, 1) Flecken in der sächs. Kreish. Zwickau, Amtsh. Schwarzenberg, in der rauhesten Gegend des

Digitized by Google

Erzgebirges, dem sogen. Sächsischen Sibirien, unfern Eibenstock, an der Wilzsch und der Linie Wilkau-Wilzschhaus-K. der Sächsischen Staatsbahn, 820 m ü. M., hat eine evang. Kirche, eine Oberförsterei, Fabrikation von Glas, Harmoniken, Wanduhren, Metronomen und (1890) 1628 meist evang. Einwohner. K. wurde 1678 von dem Grubenherrn Schnorr (Schnorr von Carolsfeld) als Eisenwerk gegründet. In der Nähe das große, botanisch merkwürdige Torflager Granichsee. — 2) Irrenanstalt, s. Brechna.

Karlshafen, Stadt im preuß. Regbez. Kassel, Kreis Hofgeismar, an der Mündung der Diemel in die Weser und an den Linien Hümme-K. und Soest-Nordhausen der Preußischen Staatsbahn, hat 2 evang. Pfarrkirchen, ein Invalidenhaus, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, ein Solbad, bedeutende Tabaks- und Zigarren- sowie Thonwaren- und Faßfabrikation, Sandsteinschleiferei, Ausbeute von Platten- und Basaltpflastersteinen, Schiffahrt, Speditionshandel, einen Hafen und (1890) 1653 Einw., davon 63 Katholiken und 31 Juden. K. ward 1699 durch den Landgrafen Karl an Stelle des Dorfes Syburg angelegt. Nahebei die gut erhaltene Ruine Krukenburg.

Karlshall, Salzwerk, s. Kreuznach.

Karlshamn, Seestadt im schwed. Län Karlskrona, an der Mündung des Mieå in die Ostsee, Knotenpunkt der Eisenbahnen K.-Vislanda, K.-Karlskrona und K.-Sölvesborg, mit befestigtem Hafen, Navigationsschule, einer Schiffswerfte, Industrie in Tabak, Sprit, Leder, Handel (Ausfuhr von bearbeitetem Granit, Holz und Fischen, Einfuhr von Tabak, Petroleum, Dungmitteln, Manufakturwaren) und (1890) 7189 Einw. 1891 liefen vom Auslande 831 Schiffe von 69,432 Ton. ein und 942 Schiffe von 65,835 T. dorthin aus. K. ist Sitz eines deutschen Vizekonsuls.

Karls Herz, von Halley zu Ehren Karls II. von England eingeführtes Sternbild in der Gegend der Jagdhunde, jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Karlshof, s. Rastenburg.

Karlshöhe, Kindererziehungsanstalt, s. Kornwestheim.

Karlshöhle, s. Erpfingen.

Karlshütte, Eisenwerke, s. Friedek und Rendsburg.

Karlskrona, befestigte Seestadt und Kriegshafen an der Südküste Schwedens, Hauptort des Läns K. oder Blekinge (s. d.), Knotenpunkt der Eisenbahnen K.-Weriö und K.-Karlshamn, liegt auf fünf Felseninseln, die durch Brücken mit dem Festland verbunden sind, hat breite, äußerst reinliche, etwas abhängige Straßen und mehr Häuser von Stein als Schwedens Großstädte, 3 Kirchen, ein Theater und (1890) 20,613 Einw. Der weite, sichere Hafen kann mehr als 100 Schiffe fassen; sein Eingang wird durch die Kastelle Drottningskär, Kungsholm u. a. verteidigt. Die in Granit gehauenen Docks sind ein bewunderungswürdiges Werk. Außerdem hat K. große Werften, Arsenale, eine Modellsammlung, eine Schiffahrtsschule und ein Seehospital, Ankerschmieden, Tabaks-, Tuch-, Hut- und Zündhölzerfabriken. Ausfuhrartikel sind: Holz, Pflastersteine, Eisen, Fische, Beeren; Einfuhrartikel: Roggen, Weizen, Heringe, Dungstoffe, Häute, Kohlen, Tabak. 1893 liefen vom Auslande 478 Schiffe von 103,301 Ton. ein, und 458 Schiffe von 83,271 T. liefen aus. Mit Trinkwasser wird die Stadt seit neuerer Zeit durch eine Wasserleitung versehen, welche dasselbe von dem 8 km entfernten Dorf Lyckeby herbeischafft. K. wurde 1680 von Karl XI. als Hauptstation der schwedischen Flotte angelegt, es ist Sitz eines deutschen Konsuls. Vgl. nebenstehendes Kärtchen.

Karlsmarkt, Flecken und Domäne im preuß. Regbez. Breslau, Kreis Brieg, an der Mündung der Murow in die Stober, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Imkerschule, eine Dampfschneidemühle, Spiritusbrennerei, durch den Pfarrer Dzierzon (s. d.) begründete bedeutende Bienenzucht und (1890) 880 meist evang. Einwohner.

Karlsorden, 1) Karls des Heiligen Orden, gestiftet von Karl III. von Monaco 15. März 1858 zur Belohnung des Verdienstes, mit den Graden der Ehrenlegion. Die Dekoration ist ein goldenes, gekröntes, vierarmiges, weiß emailliertes Kreuz mit

Lageplan von Karlskrona.

roten Rändern und Goldknöpfen. Im roten Mittelavers stehen zwei gekreuzte und gekrönte C mit der Umschrift: »Princeps et patria« (»Fürst und Vaterland«), hinten die roten und weißen Rauten mit der Umschrift: »Deo juvante« (»Mit Gottes Beistand«). Durch die Arme zieht sich ein Lorbeer- u. Olivenkranz. Auf dem achtstrahligen Silberstern der beiden ersten Klassen liegt das Kreuz. Das Band ist rot und weiß.

2) Karls III. königlicher und ausgezeichneter Orden, span. Orden für Zivil und Militär, gestiftet von Karl III. 19. Sept. 1771 zu Ehren der unbefleckten Empfängnis und zur Belohnung durch Verdienst und Tugend ausgezeichneter spanischer Edelleute, erhielt seine Bestätigung durch Papst Clemens XIV., neue Statuten 1804 durch Karl IV., ward 1808 durch König Joseph Napoleon aufgehoben

Digitized by Google

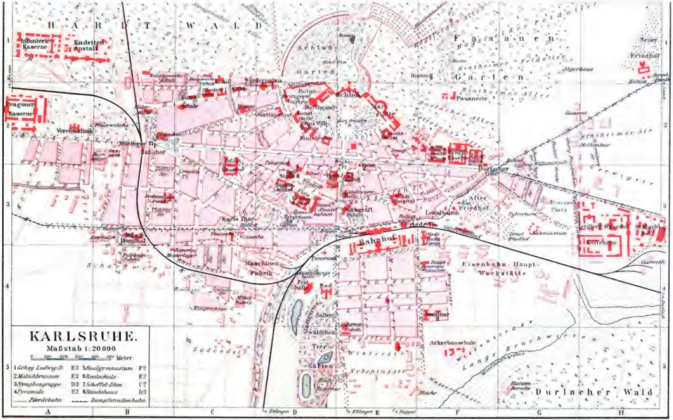
und 1814 in der alten Verfassung wiederhergestellt. Der Orden hatte 60 Großkreuze und 200 Pensionäre (Ritter) sowie eine unbestimmte Anzahl Überzähliger, welch letztere 18 Jahre, die übrigen 25 Jahre und von Adel sein mußten. Der Orden mußte allein getragen werden. Die Großkreuze hatten, wie noch jetzt, den Titel Exzellenz, und die Pensionen betrugen 4000 Realen. Durch das Dekret vom 26. Juli 1847 wurde der Orden in vier Klassen geteilt: Großkreuze, Komture erster und zweiter Klasse und Ritter. Die Zahl der Großkreuze ist auf 120, die der Komture erster Klasse auf 300 fixiert. Beide Klassen tragen einen Stern zum Kreuz. Dieses, ein achteckiges goldenes Kreuz mit Kugeln und goldenen Lilien zwischen den blau emaillierten, weiß geränderten Flügeln, hat in seinem Mittelschild auf dem Avers die auf silberner Sichel stehende Jungfrau, auf dem Revers die Zahl III mit sich ineinander schlingenden C und auf beiden Seiten die Devise: »Virtuti et merito« (»Für Tapferkeit und Verdienst«) als Umschrift. Der Orden hängt an einem Lorbeerkranz und wird an blauem Bande getragen. Der Stern gleicht dem Kreuz, ist aber ohne Kranz. Für Großkreuze besteht eine besondere Ordenstracht und für Galatage auch eine goldene Kette aus Löwen, Türmen und Trophäen. S. Tafel »Orden II«, Fig. 28. Vgl. v. Zoller, Der königliche und ausgezeichnete Orden Karls III. (Frankf. 1888).

3) Karls XIII. Orden, gestiftet 27. Mai 1811 vom König Karl XIII. von Schweden für schwedische Freimaurer vom höchsten Grade, die denselben auch außer der Loge tragen. Der Orden hat nur eine Klasse (Ritter) und zählt 30 Mitglieder, 27 weltliche und 3 geistliche, welche zwischen den Kommandeuren und Rittern andrer Orden rangieren. Das Ordenszeichen besteht in einem rubinroten, in Gold gefaßten Kreuz mit der Königskrone, dessen Mittelavers zwei C zeigt, welche die Zahl XIII umschließen, während der Revers ein B in goldenem Dreieck darstellt. Das Kreuz wird an rotem Bande um den Hals und dazu seit 1822 ein kleineres Kreuz ohne Krone auf der Brust getragen. Der Orden hat eine besondere Tracht. Ordenstag ist der 28. Januar, an welchem sich das Kapitel versammelt und die Ernennungen vorgenommen werden, worauf nach zwei Monaten der Ritterschlag folgt. Das nötige Alter zur Aufnahme ist 36 Jahre. Bedürftige Kinder verstorbener Ritter finden Unterstützung.

4) S. Carlosorden.

Karlsruhe, 1) (hierzu der Stadtplan) Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden, im gleichnamigen Kreis, der 1527 qkm (27,73 QM.) mit (1890) 307,919 Einw. umfaßt, liegt in der Oberrheinischen Tiefebene, 8 km vom Rhein und 97 m ü. M. Die Altstadt umgibt in einem großen Halbkreis das am Saume des Hardtwaldes gelegene Schloß und ist in Gestalt eines Fächers angelegt. 14 Straßen gehen radienförmig vom Bleiturm des Schlosses aus u. werden durch die von O. nach W. ziehende Kaiserstraße u. deren Parallelstraßen geschnitten. Die Fächerform ist indessen in den neuen Stadtteilen aufgegeben. Die ganze Stadt trägt den Charakter der Regelmäßigkeit und modernen Eleganz. An kirchlichen Bauwerken sind zu erwähnen: die evangelische Stadtkirche mit der Fürstengruft, die katholische Stadtkirche, die neue katholische Kirche im Stadtteil Mühlburg, die evangelisch-lutherische und die katholische Liebfrauenkirche, beide neu und im Bahnhofsstadtteil gelegen, sowie die Synagoge. Unter den Profanbauten ist zunächst hervorzuheben das 1751—76 im altfranzösischen Stile erbaute Residenzschloß. Vor dem Schlosse liegt der mit Anlagen und dem Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich (von Schwanthaler) geschmückte Schloßplatz, und hinter demselben dehnt sich der Schloßgarten mit dem Denkmal des Dichters Hebel, der Steinhäuserschen Gruppe Hermann und Dorothea, einem reichgeschmiedeten Rokokothor und verschiedenen Wasserkünsten aus, an welchen sich der Wildpark und der sogen. Fasanengarten mit dem 1893—94 erbauten Mausoleum anschließt. Östlich vom Schlosse liegt der Marstall, westlich das von Hübsch erbaute Hoftheater mit dem dahinter sich ausbreitenden botanischen Garten, dem Wintergarten, der Orangerie und der Kunsthalle. Nach S. wird der Schloßgarten im Bogen geschlossen durch die Gebäude verschiedener Ministerien, das Palais des Prinzen Wilhelm und stattliche Privatbauten. Die Kaiserstraße rechtwinkelig schneidend, führt die Karl-Friedrichstraße vom Schloßplatz über den Marktplatz zum Bahnhof, vorüber an der dem Gründer der Stadt errichteten Pyramide, dem Standbild des Großherzogs Ludwig und dem »dem Gründer der Verfassung«, dem Großherzog Karl, gewidmeten Obelisken, die evangelische Stadtkirche zur linken, das Rathaus auf der rechten Seite lassend. Ist der Marktplatz das Zentrum der Stadt und die genannte Straße die eine Achse, so ist die Kaiserstraße die andre. Sie führt in gerader Richtung, bei einer Länge von 2200 m und einer Breite von 23 m vom neu angelegten Durlacherthorplatz bis zu dem für das Kaiser Wilhelm-Denkmal (von Heer) bestimmten Kaiserplatz hin. Von öffentlichen Gebäuden liegen an ihr: die technische Hochschule, das Zeughaus, die alte Dragoner- und die alte Infanteriekaserne, während das von Durm erbaute Palais Schmieder und der Leopoldsplatz mit Schulhaus und Monumentalbrunnen (von Strieder) wenig seitwärts zu suchen sind. Vom Durlacherthor nach O. entwickelt sich ein neuer Stadtteil mit radial auslaufenden Straßen, darunter die Durlacher Allee mit der Artilleriekaserne (ehemalige Benediktinerabtei Gottesau) und der neuen mustergültigen Vieh- und Schlachthofsanlage, sowie die Karl-Wilhelmstraße, welche, mit einem großen Schulhause beginnend, zum neuen Friedhof führt. Anderseits setzt sich die Kaiserstraße nach W. als Kaiserallee bis zu dem 1886 einverleibten Stadtteil Mühlburg fort. Ihr zur Seite liegen die Oberrealschule, das Gebäude der Versicherungsanstalt Baden, das Ludwig Wilhelm-Krankenheim und die neue Dragonerkaserne, sämtlich großartige Neubauten der letzten Jahre. Parallel zur Kaiserstraße zieht sich im NW. die neue Moltkestraße mit der Baugewerkschule, der Kunstgewerbeschule, der Kadettenanstalt und der neuen Infanteriekaserne hin. Zwischen der Moltke- und Bismarckstraße hat sich ein größeres Villenviertel entwickelt, welches auch das Gebäude des Generalkommandos, das Gymnasium, die Turnhalle, die Akademie der bildenden Künste, das Atelierhaus und den Kunstschulplatz mit dem Scheffeldenkmal (von Volz) einschließt. Die Kriegstraße, im S. parallel zur Kaiserstraße laufend und mit derselben durch die elegante Westendstraße verbunden, ist mit ihren Villen und

Wappen von Karlsruhe (Baden).



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Zum Artikel »Karlsruhe«.

Digitized by Google

Namen-Register zum ‚Plan von Karlsruhe'.

Die Buchstaben zwischen den Linien | F5 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Ackerbauschule	F5
Adlerstraße	E2, 3
Akademiestraße	CD2
Alter Friedhof	F3
Amalienstraße	C2, 3
Artilleriekaserne	H3
Augartenstraße	E5
Augustastraße	C4
Ausstellungshalle	D4
Bad	D4
Bahnhöfe	B2, F3, 4
Bahnhofstraße	E4
Baugewerkeschule	C1
Beiertheimer Allee	CD4, 5
Belfortstraße	B3
Bernhardstraße	G2, 3
Bierkeller	AB2, 3
Binsenschlauchallee	CD1
Bismarckstraße	BCD2
Blankenlocher Allee	EF1
Blatternbaracke	G5
Bleiche	F5
Blumenstraße	CD3
Botanischer Garten	D2
Bürgerstraße	CD3
Degenfeldstraße	G3
Diakonissen-Anstalt	B3
Direktion der Staatsbahnen	D3
Douglasstraße	C2, 3
Dragonerkasernen	A2, F2
Durlacher Allee	F2, GH3
— Straße	F3
— Thor	F3
— Wald	GH5
Eisenbahnhauptwerkstätte	FG4
Erbprinzengarten	D3
Erbprinzstraße	D3
Ettlinger Straße	DE4, 5
Evangelische Stadtkirche	E3
Exerzierplatz	G3
Export-Musterlager	BC4
Fasanengarten	FG1
Fasanenstraße	F3
Fasanerie	F2
Festhalle	D4
Feuerwehrhaus	AB2
Fichtestraße	C1, 2
Finanzministerium	E2
Friedensstraße	C4
Friedhof, alter	F3
— israelitischer	H1, G3
— neuer	H1
Friedhofskapelle	F3
Friedrichsplatz	D3
Friedrichsstraße	E3
Friedrichsthor	EF3
Gartenstraße	BCD3, 4
Gaswerke	B2, H4
Generalkommando	D1, 2
Georg Friedrichs-Straße	G2, 3
Gerwigstraße	H3
Gießerei	GH2
Goethestraße	A2, 3
Gottesaue	H3, 4
Gottesauer Allee	F2
— Straße	G3
Grenzstraße	B3
Güterbahnhof	F3
Gymnasium	C2
Hagsfelder Allee	EF1
— Feldallee	FG1
Haltestellen d. Dampfstraßenbahnen	H1, G2, E3, C3, B3
Hardtwald	ABCD1
Hauptsteueramt	F4
Hebeldenkmal	D1
Hebelstraße	DE3
Herrenstraße	CD2, 3
Hirschstraße	C2—5
Hochreservoir	D5
Hoftheater	D2
Infanteriekaserne	C2, 3 A1
Israelitischer Friedhof	G3, H1
Jägerhaus	G1
Jahnstraße	BC2
Justizpalast	D2
Kadetten-Anstalt	AB1
Kaiserstraße	ABCD EF2, 3
Kaiser Wilhelm-Passage	D2
Kapellenstraße	F3
Karl Friedrich-Denkmal	E2
Karlsthor	C3
Karlstraße	C2—5
Karl Wilhelm-Straße	GH2
Katholische Stadtkirche	D3
Klauprechtstraße	C4
Kleine Kirche	E2, 3
Knielinger Allee	ABC1
Körnerstraße	A2, 3
Kreuzstraße	E2, 3
Kriegerdenkmal	D3
Kriegstraße	A—G3
Kronenstraße	E2, 3
Kunstgewerbeschule	B1
Kunsthalle	D2
Kunstschule	C2
Kurvenstraße	C4
Laboratorium	G3
Lachnerstraße	G3
Lammstraße	D2, 3
Landesgewerbehalle	E3
Lange Bruchwiesen	FGH5
Leopoldsplatz	C3
Leopoldstraße	BC2, 3
Lessingstraße	B2, 3, 4
Lindheimer Straße	D2
Loge	D3
Lokalbahnhof	F3
Ludwig Wilhelm-Straße	G2, 3
Luisenstraße	EF4
Maler-Atelier	B2
Marienstraße	E4, 5
Markgrafenstraße	E3
Markgräfliches Palais	E3
Marktplatz	E2, 3
Marställe	E2
Maschinenfabrik	CD4
Meßplatz	D4
Militärhospital	B3
Ministerien	D2
Mittelbruchgraben	FG4, 5
Möbelfabrik	C4
Molkenkur	GH2
Moltkestraße	ABC1
Morgenstraße	F4
Mühlburger Thor	B2
Münze	C2
Nebeniusstraße	E5
Neuer Friedhof	H1
Orangerie	D2
Ostendstraße	FG3
Panorama	D4
Patronenfabrik	B4
Pferdezuchtverein	F3
Pfründnerhaus	B2
Post	D3
Prinz Wilhelm-Palais	D2
Pulverturm	G3
Rathaus	DE3
Redtenbacher Straße	C4
Rheinbahnstraße	C4
Rintheimer Allee	FG2
— Feldallee	FG1
— Straße	H2
Ritterstraße	D2, 3
Rondelplatz	DE3
Roonstraße	C4
Rüppurrerstraße	EF3, 4, 5
Sallenwäldchen	D4, 5
Schardweg	AB4
Scheffelstraße	A2, 3
Schillerstraße	A2, 3
Schirmerstraße	C1, 2
Schlachthof	H3
Schloß	DE2
Schloßgarten	D1
Schloßplatz	DE2
Schulstraße	EF2
Schützenstraße	EF4
Seminar I	C1, 2
Seminar II	F4
Seminarstraße	C1, 2
Silberwarenfabrik	E4, 5
Sophienstraße	ABC3
Staatsministerium	D3
Stadtgarten	D4, 5
Städtisches Hospital	E3
Stangenacker-Allee	C1
Stephanienstraße	CD2
Sternbergstraße	H2
Sternstraße	E3
Sternwarte	D3
Südendstraße	C5
Synagoge	E2
Technische Hochschule	F2
Telegraph	D2, 3
Tiergarten	D5
Turnhalle	C2
Vereinigte Sammlungen	D3
Vereinsklinik	A2
Viktoriastraße	B3
Vincenthaus	C3
Waisenhaus	C3
Waldhornstraße	EF2, 3
Waldstraße	CD2, 3
Wasserwerkstraße	F5
Werderpalais	D1, 2
Werderstraße	EF4
Westendstraße	B2, 3
Wielandstraße	F4
Wiesenstraße	FG4, 5
Wilhelmstraße	E4, 5
Winterdenkmal	E3
Wintergarten	D1, 2
Winterstraße	E5
Wolfartsweierer Straße	G3, 4
Zähringer Straße	DEF3
Zeughaus	F2
Zirkel	DE2

Digitized by Google

Vorgärten, dem erbgroßherzoglichen Palais, dem Erbprinzengarten und der Nymphengruppe (von Weltring), den Gärten von Borckholz u. Klose, dem Drais-, Krieger- und Winterdenkmal, dem Malschbrunnen, dem Bahnhof ꝛc. eine Zierde der Stadt. Im Innern der Stadt ziehen vom Rondelplatz nach den Enden der Kaiserstraße die verkehrsreichen Erbprinzen- und Markgrafenstraße, die erstere über den Friedrichsplatz am Generaldirektionsgebäude, Sammlungsbau, Staatsministerium, Ständehaus, an der katholischen Stadtkirche und am Reichsbankgebäude vorüber, die andre über den Lidellplatz zum städtischen Krankenhaus in das sogen. Dörfle, den Rest des frühern sogen. Kleinkarlsruhe, führend. Die Ettlingerstraße ist die Fortsetzung der Karl-Friedrichstraße über die Bahnlinie. Zwischen ihr und der Rüppurer Straße im O. liegt der seit 1870 entstandene Bahnhofsstadtteil, während anderseits ein ähnlicher Stadtteil zwischen der Krieg-, Garten-, Kurven- und Südstraße um die Hirschstraßenbrücke sich bildet. Der die Südstadt spaltende Keil zwischen der Ettlinger- und Beiertheimer Allee beginnt mit dem Meßplatz, umschlossen vom Panorama, der Ausstellungshalle (auch Theater und Zirkus), der Festhalle (2640 qm Grundfläche) und dem städtischen Vierordtsbad, hinter welchen sich das hübsche Sallenwäldchen (mit Tritonengruppe von Möst) und der reizend angelegte Stadtgarten mit seinen Seen anschließen. Eine neue Straßenbrücke verbindet den letztern mit dem Tiergarten und dem als Hochreservoir künstlich aufgeführten, 42 m hohen, aussichtsreichen Lauterberg mit Schwarzwaldhaus und Radfahrerrennbahn.

Die Zahl der **Einwohner** beläuft sich (1890) mit der Garnison (2½ Bataillone Infanterie Nr. 109, 1 Regiment Dragoner Nr. 20, 3 Abteilungen Feldartillerie Nr. 13 u. 1 Trainbataillon Nr. 14) auf 73,684 Seelen, davon 39,047 Evangelische, 32,111 Katholiken und 2056 Juden. Die **Industrie** ist in lebhaftem Aufschwung begriffen. K. hat eine Eisenbahnhauptwerkstätte, eine Metallpatronenfabrik (beide mit über 1000 Arbeitern), eine Maschinenbaugesellschaft (455 Arbeiter), 2 Nähmaschinenfabriken (963 Arbeiter), eine Waggonfabrik (475 Arbeiter), eine Zementwaren-, Glaceeleder-, Zigarren-, Silberwaren-, Werkzeugmaschinen-, Parfümerie-, Tapeten- und Kartoffelmehlfabrik, eine Eisengießerei, eine Steinsägerei und -Schleiferei, eine Lumpensortieranstalt und eine Stein- und Buchdruckerei (alle mit über 100 Arbeitern), außerdem große Brauereien, Bautischlereien, Möbelfabriken, eine Münzstätte (Münzzeichen G) ꝛc. Der Handel wird durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1893: 1212 Mill. Mk.), die Badische Bank, die Rheinische Kreditbank, eine Handelsbank und andre Geldinstitute unterstützt. Dem Verkehr in der Stadt und mit der Umgebung dienen eine Pferdebahn und eine Telephonanlage, letztere verbindet K. noch mit Ettlingen, Durlach, Pforzheim, Mannheim, Frankfurt a. M. ꝛc. Für den Eisenbahnverkehr ist die Stadt Knotenpunkt der Linien Mannheim-Konstanz (Hauptbahn), Mannheim-K. (Rheinthalbahn), K.-Maxau u. K.-Ettlingen der Badischen Staatsbahn sowie der Eisenbahnen K.-Durmersheim und K.-Spöck. An **Bildungsanstalten** und ähnlichen Instituten hat K. eine technische Hochschule, eine Akademie der bildenden Künste, eine Malerinnen-, eine Kunstgewerbe- und eine Baugewerkschule, ein Konservatorium und eine allgemeine Musikbildungsanstalt, eine Kadettenanstalt, ein Gymnasium, ein Mädchengymnasium, Realgymnasium, eine Oberrealschule, eine Gewerbe- und eine Handelsschule, ein evangelisches und ein katholisches Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar, eine Turnlehrerbildungsanstalt, eine landwirtschaftliche Winter-, eine Obstbau- und eine Wiesenbauschule, eine Kunststickerei-, eine Haushaltungs- und Kochschule ꝛc., ferner: ein Hoftheater, eine Bildergalerie und Skulpturensammlung, ein Kupferstichkabinett, eine ethnographische und Altertümersammlung, ein Naturalienkabinett, ein Kunstgewerbemuseum, eine Landesgewerbehalle, eine Hof- und Landesbibliothek und ein General-Landesarchiv, eine chemische und agrikulturchemische Versuchsstation, ein großes städtisches Spital mit Diakonissenanstalt, Waisenhaus sowie zahlreiche Vereine für Kunst und Wissenschaft, Wohlthätigkeit ꝛc. K. ist Sitz der großherzoglichen Regierung mit zahlreichen Staats- und Hofbehörden, der Landstände, eines Kreis- und eines Bezirksamtes, einer Oberrechnungskammer, des Verwaltungsgerichtshofs, des evangelischen Oberkirchenrats, eines Oberrabbinats, des Oberschulrats, einer Zoll-, Steuer-, Domänen- und Baudirektion, eines Landesversicherungsamts, Oberbergamts, Oberlandes- und Landgerichts, einer Generaldirektion der Staatseisenbahnen, Oberpostdirektion, Bezirksforstei ꝛc.; ferner der 5. Armeeinspektion, des Stabes des 14. Armeekorps, der 28. Division, der 55. und 56. Infanterie-, der 28. Kavallerie- und 14. Feldartilleriebrigade. Die städtischen Behörden zählen 25 Magistratsmitglieder und 96 Stadtverordnete. Unter den zahlreichen Spaziergängen der Umgegend nimmt außer dem Stadtgarten das Sallenwäldchen mit seinen Wasserwerken eine hervorragende Stelle ein, während sich auf der andern Seite der ausgedehnte, schattenreiche Hardtwald unmittelbar an die Stadt anschließt. Andre beliebte Ausflugsorte sind Ettlingen mit dem Hellberg und Durlach mit dem durch eine Drahtseilbahn zugänglich gemachten Turmberg. — Zum **Landgerichtsbezirk** K. gehören die elf Amtsgerichte zu: Baden, Bretten, Bruchsal, Durlach, Eppingen, Ettlingen, Gernsbach, K., Pforzheim, Philippsburg und Rastatt. — K. ist eine Schöpfung fürstlicher Laune. Markgraf Karl Wilhelm, auf seine Residenz Durlach erzürnt und ein Verehrer »origineller Einsamkeit«, erbaute sich 1715 im Hardtwald ein Jagdschloß. Nach dem Strich der Windrose wurden 32 Alleen, vom Schloß auslaufend, durch den Wald gehauen und Aufforderungen zur Ansiedelung erlassen. Schon 1719 hatten sich 1994 Menschen dort niedergelassen, welche nach Vorschrift ihre Häuser aus Holz bauen mußten. 1724 wurde das Gymnasium von Durlach nach K. verlegt und 1751 vom Markgrafen Karl Friedrich an der Stelle des Jagdschlosses das jetzige Schloß aus Stein aufgeführt. Immer mehr vergrößerte sich seitdem die Stadt, sie zählte 1812 bereits 13,727 Einw. 1848 und 1849 war K. der Schauplatz erst der Volkserhebung und dann der Gegenrevolution (s. Baden, S. 327). Vgl. **Fecht**, Geschichte der Haupt- u. Residenzstadt K. (Karlsr. 1887); **Weech**, K., Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung (das. 1893 ff.); »Chronik der Haupt- und Residenzstadt K.« (seit 1885 jährlich); **Bielefeld**, Illustrierter Führer durch K. (4. Aufl., das. 1890); **Naeher**, Die Umgebung der Residenz K. (das. 1888).

2) **K. in Schlesien**, Flecken im preuß. Regbez. und Kreis Oppeln, an der Linie Oppeln-Namslau der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Kirche, Amtsgericht, eine Zwangserziehungsanstalt, ein schönes Schloß mit herrlichem Garten und Park-

Digitized by Google

anlagen, in welchen ein künstlich aufgeschüttetes Gebirge (das »schlesische Siebengebirge«) und ein altes Schloß sich befinden, ein Kiefernnadelbad, Waldwolle-, Kiefernnadelöl- und Spritfabrikation und (1890) 2014 meist evang. Einwohner. K. ist Majorat des Herzogs Wilhelm von Württemberg. In dem Park ein Denkmal des 1857 hier gestorbenen Herzogs Eugen von Württemberg (s. Eugen 3).

Karlssage (Karolingische oder Kerlingsche Sage), der an Karl d. Gr. sich anschließende Sagenkreis, der namentlich in Frankreich, als dessen eigentlich nationaler Held Karl d. Gr. im Mittelalter zu betrachten ist, vielfach epische Behandlung in volksmäßigem Stil erfahren hat. Alle Hauptthaten seines Lebens, seine Kämpfe mit den Sachsen (Widukind), sein Zug nach Spanien, ferner eine sagenhafte Fahrt nach Konstantinopel und dem Orient, die auf ihn übertragenen Jugenderlebnisse Karl Martells: alles wurde in den wahrscheinlich in Nordfrankreich entstandenen sogen. »Chansons de geste« poetisch gestaltet (s. Französische Litteratur, S. 782 f.). Den meisten Ruhm von allen erlangte die spanische Expedition als »Rolandssage« (s. Roland). Von Frankreich aus verbreiteten sich die Sagen und Epen von Karl d. Gr. nach Holland, England, Skandinavien (»Karlamagnussaga«, hrsg. von Unger, Christiania 1860) und Italien, wo sie später die Dichter der Humanistenzeit (Bojardo, Ariosto ꝛc.) zu kunstepischen Produktionen anregten. Sogar in lateinischer Sprache wurden einzelne Dichtungen der K. nachgebildet. In Deutschland hat die K. weniger Bearbeitung gefunden; die älteste Dichtung ist das »Rolandslied« des Pfaffen Konrad (vor 1139); eine cyklische Bearbeitung, die Karls ganzes Leben auf Grund verschiedener älterer Dichtungen behandelt, ist unter dem Namen Karlmeinet (hrsg. von A. v. Keller, Stuttg. 1858; vgl. Bartsch, Über Karlmeinet, Nürnb. 1861) bekannt. Die französischen gereimten Dichtungen wurden im 14. Jahrh. in Prosa aufgelöst zu Romanen und Romancyklen, die man im 16. Jahrh. wiederum zu den Volksbüchern verkürzte, welche die sogen. Bibliothèque bleue ausmachen. Gleicherweise entstanden um diese Zeit nach französischer oder niederländischer Vorlage die deutschen, der K. angehörigen Erzählungen: »Loher und Maller«, »Die vier Haimonskinder«, »Fierabras« u. a., die sich lange in Ansehen erhielten. In der neuern Dichtung wurden die Sagen von Karl d. Gr. erst wieder durch die Romantiker lebendig. Nachdem Dorothea Schlegel mit ihrer Erneuerung von »Loher und Maller« vorangegangen war, bemächtigte sich Fouqué der K. als seiner besondern Domäne und dichtete die »Romanzen vom Thal Ronceval« (1808), das Schauspiel »Eginhard und Emma« (1811) und das Rittergedicht »Karls d. Gr. Geburt und Jugendjahre« (1816). Die schönste Erneuerung gab Uhland in einer Anzahl seiner Balladen. In der neuesten Litteratur hielten sich die Epiker mit Vorliebe an die K., so Pfarrius in »Karlmann« (1841), O. F. Gruppe in »Kaiser Karl« (1852), Simrock in »Bertha die Spinnerin« (1853), M. M. v. Weber in »Rolands Grafahrt« (1852). Vgl. G. Paris, Histoire poétique de Charlemagne (Par. 1865); P. Meyer, Recherches sur l'épopée française (das. 1867); Gautier, Les épopées françaises, Bd. 1 (2. Aufl., das. 1878).

Karlsschule, ehemals berühmte höhere Lehr- und Erziehungsanstalt in Stuttgart, wurde 1770 vom Herzog Karl Eugen von Württemberg auf Schloß Solitüde als »militärische Pflanzschule« gegründet, 1773 zu einer »Herzoglichen Militärakademie« erweitert und mit der 1761 gegründeten Académie des arts verschmolzen. Nachdem die Anstalt 1774 mit einer juristischen, 1775 bei Übersiedelung der Anstalt nach Stuttgart auch mit einer medizinischen Abteilung, 1779 mit einer Abteilung für »Handlungswissenschaft«, später mit einer »philosophischen Abteilung« als gemeinsamer höherer Vorbildungsklasse für alle Berufsarten versehen war, wurde sie Ende 1781 durch Kaiser Joseph II. als »Hohe K.« (amtlich »Karls Hohe Schule«) zur Universität erhoben, mit sechs Fakultäten: der juristischen, medizinischen, philosophischen, militärischen, ökonomischen und einer der freien Künste (nur die theologische Fakultät fehlte), aber nach des Herzogs Tode von dessen Nachfolger Ludwig Eugen 1794 plötzlich aufgelöst. Bemerkenswert ist die Universalität der Anstalt. Die K. entsprach auf den untern Stufen der Bürgerschule, der Realschule, dem Gymnasium, auf den mittlern Stufen den obern Klassen dieser Anstalten und der höhern Handelsschule, auf den höchsten endlich der Kriegsschule, der philosophischen, juristischen, medizinischen, staatswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Fakultät der Hochschule, der land- und forstwissenschaftlichen Akademie, dem Polytechnikum, der Kunst- und Baugewerkschule, dem Musikkonservatorium, der Theater- und Ballettschule. Was die Wahl des Berufs betrifft, so galt zwar als Grundsatz, daß die Zöglinge und ihre Angehörigen hierin freie Hand haben sollten; doch fehlte es bei dem heftigen Temperament des Herzogs nicht an Eingriffen in die persönliche Freiheit. Bekanntlich war Schiller Zögling der K. 1773—80; andre berühmt gewordene Schüler derselben sind: Cuvier, Dannecker, Zumsteeg, die Maler Eberhard Wächter und Koch, Kielmeyer, Pfaff u. a. Namentlich aber ist aus der K. eine große Anzahl tüchtiger Beamter und Offiziere hervorgegangen. Vgl. Wagner, Geschichte der Hohen K. (Würzb. 1856—58, 3 Bde.); Klaiber, Der Unterricht in der ehemaligen Hohen K. (Stuttg. 1873).

Karlssteine, s. Gräber, prähistorische.

Karlstad, Hauptstadt des schwed. Läns Wermland, liegt an der Eisenbahn Stockholm-Christiania, auf der vom Klarelf kurz vor seiner Mündung in den Wenersee gebildeten Tingvallaö, ist seit dem Brande von 1865 neu und regelmäßig gebaut und hat (1890) 8716 Einw. K. ist Sitz eines Bischofs, hat ein Lehrerseminar, eine eisenhaltige Quelle, Industrie in Eisen und Zündhölzern und lebhaften Handel in Holz und Eisen. Sein Hafen steht mit den Orten am Wenersee und Gotenburg in Dampferverbindung. K. wurde 1584 angelegt.

Karlstadt, 1) Bezirksstadt im bayr. Regbez. Unterfranken, rechts am Main und an der Linie Treuchtlingen-Aschaffenburg der Bayrischen Staatsbahn, 166 m ü. M., hat eine kath. Pfarrkirche und ein altes, schönes Rathaus (beide im gotischen Stil), ein Kapuzinerkloster, eine Knabenrettungsanstalt, ein Amtsgericht, Zement- u. Zigarrenfabrikation, Obst-, Wein- und Hopfenbau, Schiffahrt und (1890) 2525 Einw., davon 158 Evangelische und 41 Juden. K. ist Geburtsort des Bilderstürmers Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt (s. d. 1). Gegenüber die Ruine der 1525 von den Bauern zerstörten Karlsburg. — 2) (kroat. Karlovac, spr. -wak, ungar. Károlyváros, spr. károljwárosch) königliche Freistadt und Festung im kroatisch-slawon. Komitat Agram, an der Agram-Fiumaner Bahn und in einem Delta, das die Kulpa und die in diese mündenden Flüsse Korana, Mreznica und Dobra bilden. K. ist Sitz eines griechisch-oriental. Bischofs

Digitized by Google

und Domkapitels und hat 5 Kirchen, ein Kloster, eine Spiritusfabrik, eine Turbinenwalzmühle, ein Bezirksgericht, Realgymnasium, eine Kadettenschule, schöne Promenaden und (1890) 5569 meist kroatische und serb. (größtenteils römisch-kath.) Einwohner. K. war bis zur Eröffnung der Eisenbahn ein lebhafter Handelsplatz und Umladeort, namentlich für die mit Schiffen anlangenden Eichenholzerzeugnisse. Der Karlstädter Säuerling ist ein rein alkalischer Natronsäuerling, der bei chronischen Leiden der Atmungsorgane benutzt wird.

Karlstadt, 1) (eigentlich Andreas Rudolf Bodenstein) extremer Reformator, zu Karlstadt in Franken vor 1483 geboren, gest. 25. Dez. 1541 in Basel, wirkte, in Italien gebildet, seit 1504 an der Universität Wittenberg, trat auch 1508 daselbst in den praktischen Kirchendienst. Erst strenger Thomist, wandte er sich 1517 der Lehre Luthers zu und hatte 1519 mit Eck auf der Pleißenburg zu Leipzig eine mehrtägige Disputation über die pelagianisch-augustinische Streitfrage, wobei er als Verteidiger des strengsten Augustinismus auftrat. Während Luther auf der Wartburg war, hielt K. am Christfest 1521 das Abendmahl in deutscher Sprache unter beiderlei Gestalt ab, ließ sich jedoch sodann von Schwärmern, die aus Zwickau angekommen waren, zu Störung des Gottesdienstes und zum Zertrümmern der Altäre und Bilder hinreißen. Luther (s. d.) gelang es, den ungestümen Neuerer zur Ordnung zu bringen. Schon 1523 begann K. jedoch in Orlamünde seine Bilderstürmerei von neuem und erklärte sich zugleich gegen Luthers Abendmahlslehre. Als Kurfürst Friedrich der Weise ihn infolgedessen aus seinen Landen verwies, trat K. auch öffentlich als Luthers Gegner auf und veranlaßte dadurch den bekannten Abendmahlsstreit. Der Teilnahme am Bauernkrieg beschuldigt und verfolgt, nahm er gleichwohl wieder zu Luther seine Zuflucht. Durch dessen Vermittelung ward ihm zu Kemberg ein Asyl zu teil, wo er vom Feldbau und Handel lebte. Als er 1528 seine Umtriebe von neuem anfing, mußte er nach der Schweiz fliehen, ward dort nacheinander Pfarrer zu Altstätten im Rheinthal, Diakonus zu Zürich und seit 1534 Prediger und Professor der Theologie in Basel, wo er sich allgemeiner Achtung erfreute. Vgl. Jäger, Andreas Bodenstein von K. (Stuttg. 1856).

2) Johann, s. Draconites.

Karlstein (tschech. Karlův Týn), Burg in Böhmen, Bezirksh. Horowitz, 20 km südwestl. von Prag, auf einem 72 m hohen Kalkfelsen, oberhalb des Marktfleckens Budňan (516 tschech. Einwohner), unweit der Beraun an der Staatsbahnlinie Prag-Furth gelegen, wurde vom Kaiser Karl IV. 1348—56 durch den Dombaumeister Matthias von Arras erbaut. Die Burg enthält in dem 38 m hohen Turm die Kreuzkapelle, ehemals Aufbewahrungsort der Reichskleinodien und des Archivs Karls IV., ferner die Marienkirche und die Katharinenkapelle, alle mit Wandmalereien der böhmischen Schule und Resten des ehemals reichen Wandschmuckes in Gold und Edelsteinen versehen. Die Burg wurde wiederholt restauriert und gehört gegenwärtig dem Adligen Damenstift in Prag. Vgl. Mikowec, Die königliche Burg K. (Wien 1858).

Karlsteine, s. Hufeisen, S. 15

Karlsthal, s. Haigerloch.

Karlsthaler Bad, s. Schlangenbad.

Karluv Tyn, s. Karlstein.

Karlweis, C., Pseudonym, s. Weiß (Karl).

Karmanien, im Altertum Küstenland des Persischen Meerbusens, nördlich bis zur Oase Isatichae (Jezd) reichend, mit dem Handelshafen Harmozia (Ormuz), dem heutigen Kirman (s. d.) entsprechend. Die Bewohner, die Utier, glichen in Sitte u. Lebensweise den Persern.

Karmarsch, Karl, Technolog, geb. 17. Okt. 1803 in Wien, gest. 24. März 1879 in Hannover, besuchte das polytechnische Institut in Wien und war 1819—1823 Assistent der mechanischen Technologie unter Professor Altmütter, von welchem er die Grundlage seiner technischen Richtung erhielt. 1830 folgte er einem Ruf nach Hannover zur Gründung und Leitung einer polytechnischen Schule. Er übernahm an derselben die Lehrstühle der mechanischen Technologie und (bis 1840) der theoretischen Chemie, und es waren namentlich seine Vorlesungen, welche das schnelle Aufblühen der Anstalt, die bald einen akademischen Charakter erhielt, verursachten. 1839 ward er Mitglied der Verwaltungskommission der Gewerbeschulen, 1845 Vizepräsident des Gewerbevereins des Königreichs Hannover und 1851 als Abgeordneter der Lehrkollegien höherer Schulanstalten Mitglied der Ersten Kammer. Er trat 1875 in den Ruhestand. Vor dem Gebäude der technischen Hochschule wurde ihm 1883 ein von Nassau in Dresden modelliertes Denkmal errichtet. K. hat für die mechanische Technologie eine neue und eigentümliche rationelle Behandlungsweise geschaffen und ist als der Stifter einer neuen Schule anzusehen. Sein »Handbuch der mechanischen Technologie« (Hannover 1837—41, 2 Bde.; 6. Aufl. bearbeitet von Fischer und Müller, Leipz. 1887—90) ist epochemachend und das Vorbild für viele andre Werke gewesen. Von seinen übrigen Arbeiten sind, außer vielen Beiträgen zur »Technologischen Encyklopädie« von Prechtl, zu welcher er fünf Supplementbände lieferte, zu Hülßes »Maschinenencyklopädie«, Ersch und Grubers Encyklopädie und technischen Zeitschriften, zu erwähnen: »Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie« (Wien 1825, 2 Bde.); »Die polytechnische Schule zu Hannover« (2. Aufl., Hannov. 1856); »Beitrag zur Technik des Münzwesens« (das. 1856); »Technisches Wörterbuch« (mit Heeren, Prag 1843—44, 3 Bde.; 3. Aufl. von Kick und Gintl, 1875—92, 11 Bde.); »Geschichte der Technologie« (Münch. 1872). Ein Bändchen »Gedichte« erschien nach seinem Tode (Hannover 1880). 1834—57 redigierte er die »Mitteilungen des Hannöverschen Gewerbevereins« und mit Volz 1844—46 die »Polytechnischen Mitteilungen«. Vgl. »Karl K., ein Lebensbild«, nach seinen hinterlassenen »Erinnerungen« (hrsg. von Hoyer, Hannov. 1880).

Karmaten, s. Karmath.

Karmath, Beiname eines Mannes Namens Hamdân, der um 875 die Lehre der Ismaëliten (s. d. 2) unter den Bewohnern des Irâk verbreitete. Seine Anhänger, die Karmaten, entwickelten sich zu einer kommunistisch angehauchten Sekte, die bis zur Mitte des 11. Jahrh. in Syrien und Arabien großen Einfluß übte und in Arabien ein eignes Staatswesen bildete. Ihre Aufstände und Raubzüge in den Provinzen trugen wesentlich zur Auflösung des Chalifenreiches bei.

Karmel (»Baumgarten«, Dschebel Mâr Eliâs), im weitern Sinne der ganze palästinensische Gebirgszug von etwa 50 km Länge, welcher, gut bewässert und bewaldet, von den Quellen des Kison, südlich neben dem Fluß, in nordwestlicher Richtung hinzieht und an der Südseite des Golfs von Akka mit dem Vorgebirge K. (s. Karte »Palästina«), auf welches

Digitized by Google

der Name oft beschränkt wird, ins Meer fällt. Es steigt zu 552 m Höhe an. Die zahlreichen Klüfte und Höhlen machten das Gebirge im Altertum zum Wohnort der Propheten, später der Einsiedler und Mönche; namentlich war es der Schauplatz der Wunder des Elias, der auf dem Gipfel des Berges mit den Baalspriestern stritt. Der Orden der Karmeliter (s. d.) hat daselbst sein Stammkloster, das durch den Sammelfleiß eines bei der Zerstörung desselben 1821 übriggebliebenen Mönches wiederhergestellt wurde und Reisenden gastfreie Aufnahme gewährt. Es liegt auf dem Vorgebirge K., 180 m ü. M.

Karmeliter, Mönchsorden, 1156 auf dem Berge Karmel (s. d.) in Palästina von Berthold, einem Kreuzfahrer aus Kalabrien, nach der Klostersage aber vom jüdischen Propheten Elias (daher Eliä Ordensbrüder) gestiftet. Nach der 1171 vom Patriarchen Albert zu Jerusalem gegebenen Ordensregel müssen die K. in abgesonderten Zellen leben, sich abwechselnd bei Tag und bei Nacht mit Handarbeiten und Gebet beschäftigen, dürfen nichts Eignes besitzen, niemals Fleisch essen und haben zu gewissen Stunden ein gänzliches Schweigen zu beobachten. 1226 erhielten sie als Einsiedlerbrüder vom Berge Karmel die päpstliche Bestätigung. Von den Sarazenen aus Palästina vertrieben, ließen sie sich 1238 zuerst in Cypern, dann im westlichen und südlichen Europa nieder, hielten 1245 ihr erstes Generalkapitel zu Aylesford in England und erlangten 1247 von Innocenz IV. eine mildere Regel und die Privilegien der Bettelorden mit dem Titel Ordo beatae Mariae de monte Carmelo. Seitdem ließen sie mehr und mehr von der ursprünglichen Strenge ab und erhielten 1431 vom Papst Eugen IV. noch größere Freiheiten, bis sich unter Pius II. die Konventualen oder beschuhten K., welche von diesen Milderungen Gebrauch machten, von den bei der ersten Strenge beharrenden Observanten oder Barfüßer-Karmelitern trennten. Später zerfiel der Orden in viele selbständige Kongregationen mit eignen Regeln, z. B. die Kongregation von Mantua, den Tertiarierorden u. a. Auch hatte er das Amt, die Santa Casa in Loreto (s. d.) zu bewachen. Die Tracht der K. bestand ursprünglich in einer braunen oder dunkelgrauen Kutte und einem weißen, schwarz und braun quergestreiften Mantel, zur Andeutung der auf dem Mantel des heil. Elias entstandenen Brandflecke, wozu in der Folge das graue Skapulier kam. Später ward in mehreren Klöstern der Konventualen die schwarze Farbe herrschend, während die Observanten die dunkelgraue beibehielten. Auch trug man breitkrempige weiße Hüte mit schwarzem Futter. Während des Klostersturms in Frankreich 1880 mußten 176 K. das Land verlassen. Die Karmeliterinnen wurden 1452 von dem Karmelitergeneral Johann Baptist Soreth, und zwar nach der ursprünglichen Ordensregel gestiftet.

Karmelitergeist (Karmeliterwasser, Melissenwasser, aromatischer Spiritus, Spiritus melissae compositus), von den barfüßigen Karmelitern der Rue de Vaugirard in Paris 1611 eingeführtes Arzneimittel, besteht aus einem farblosen Destillat (200 Teile) von 150 Teilen Spiritus und 250 Teilen Wasser über 14 Teile Melisse, 12 Teile Zitronenschale, 6 Teile Muskatnuß, 3 Teile Zimtkassie und 3 Teile Gewürznelken.

Karmesin (v. arab. Kermes [s. d.], mittellat. carmesinus, franz. cramoisi), Farbenbezeichnung, hoch- und mehr dunkelrot, etwas ins Bläuliche fallend.

Karmesinlack, soviel wie Karminlack, s. Florentiner Lack; vgl. auch Rotholzlacke.

Karmin, roter, aus der Kochenille nach nicht genauer bekannten Methoden dargestellter Farbstoff, besteht aus einer proteinhaltigen Thonerdekalkverbindung der in der Kochenille als Alkalisalz vorkommenden Karminsäure $C_{17}H_{18}O_{10}$. Die Schönheit des Karmins soll durch Einwirkung von Sonnenlicht bei der Fabrikation gehoben werden. Die Karmine des Handels zeigen verschiedene Nüancen, von denen die hochrote am beliebtesten ist. Leichte Einwirkung von Ammoniak macht ihn violett. K. ist geruch- u. geschmacklos, löst sich in Ammoniak und dient als Wasser- und Ölfarbe, zum Färben von Papier, Zucker etc., auch als Schminke und in mehreren Präparaten als Farbstoff in der mikroskopischen Technik. Seine Farbe leidet durch Seife, alkalische Flüssigkeiten und Licht. Die Lösung von K. in Ammoniak bildet den flüssigen K. Der gebrannte K. wird durch vorsichtiges Erhitzen geringer Mengen Karmins als dunkel purpurrotes bis violettes Pulver erhalten und ist sehr beständig. Karminviolett wird aus einer Kochenilleabkochung durch Bleizuckerlösung, die mit Essig angesäuert ist, gefällt. — Blauer K., soviel wie Indigkarmin; grüner K., s. Karmingrün; brauner K., s. Umbra.

Karmingimpel (Brandfink, Pinicola erythrinus *Pall.*), ein Vogel aus der Familie der Finken und der Unterfamilie der Gimpel (Pyrrhulinae), ist 16 cm lang, 26 cm breit, vorherrschend karminrot, auf dem Hinterhals und Rücken braungrau, dunkler gefleckt, unterseits schmutzig weiß, die dunkelbraunen Schwingen sind rostgelblichweiß gesäumt, die Schulterfedern hellbräunlich umrandet, die graubraunen Steuerfedern etwas heller gesäumt. Der K. bewohnt Finnland, Rußland, Galizien und Mittelasien bis Kamtschatka, erscheint als Sommervogel in Ostpreußen, selten in andern Teilen Deutschlands, in Holland, Belgien, Frankreich, England und Italien. Auf seinen Brutplätzen weilt er von Mai bis August und September, er bevorzugt dichte Gebüsche in der Nähe von Gewässern, nährt sich von Sämereien, nistet im Gebüsch und legt 5—6 blaugrüne, braun oder rötlich gefleckte und gestrichelte Eier. Er singt sehr anziehend und klangvoll, in der Gefangenschaft verliert er seine schöne Farbe und hält sich nicht lange.

Karmingrün, ein Gemenge von Indigkarmin mit Pikrinsäure oder Gelbholzlack.

Karminhänfling, s. Hänfling; auch soviel wie Karmingimpel.

Karminlack, s. Florentiner Lack.

Karminsäure (Kokkusrot) $C_{17}H_{18}O_{10}$ findet sich in der Kochenille, vielleicht auch in andern Schildläusen sowie in den Blüten von Monarda didyma. Sie ist ein Hydrat des Methyldioxy-α-Naphthochinons, ist purpurfarben, amorph, löslich in Wasser, Alkohol, Salz- und Schwefelsäure, zersetzt sich beim Erhitzen, fällt Alaun auf Zusatz von Ammoniak prachtvoll karminrot und zerfällt bei Behandlung mit verdünnten Säuren in nicht gärungsfähigen Zucker und dunkel purpurrotes, grün glänzendes, in Wasser und Alkohol lösliches Karminrot $C_{11}H_{12}O_7$. Mit Salpetersäure gibt sie Nitrokokkussäure (Trinitrokresotinsäure) $C_8H_5(NO_2)_3O_3+H_2O$. Bei längerer Einwirkung von Ammoniak entsteht ein Amid, welches mit Zinnchlorid keinen ponceauroten Niederschlag, wie K., sondern einen violetten gibt. Diese Verbindung findet sich in der Cochenille ammoniacale.

Digitized by Google

Karmö, Insel an der Küste des norweg. Amtes Stavanger, 177 qkm groß, erhebt sich bis 150 m ü. M. Die Einwohner leben meist von Seefahrt und Fischerei. Bei Viksnäs sind bedeutende Kupferwerke.

Karmoisieren (spr. -möa-), s. Edelsteine, S. 385.

Karmoisin (spr. -möa-), soviel wie Karmesin.

Karmunkau, Herrschaft von 23 Gütern im preuß. Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Rosenberg, bildet ein Hausfideikommiß des Königs von Preußen.

Kárnak, Dorf im Distrikt Kus der ägypt. Provinz (Mudirieh) Kena, unter 42° 57' nördl. Br., am rechten Nilufer, den Ruinen des alten Theben gegenüber, mit (1882) 2919 Einw. Unter den berühmten, teilweise wohlerhaltenen altägyptischen Tempelbauten, zu denen eine Allee riesiger Widdersphinxe führt, sind besonders bemerkenswert der große Ammonstempel, die großartigste Schöpfung der Pharaonen, der an Größe seiner Dimensionen alle Gebäude der Erde überragt, mit Pylonen in einer Breite von 113 m und einer Höhe von 43,5 m und einem großen Pfeilersaal Thutmosis' III., der Chonsutempel, der kleine Apistempel u. a. Zu verschiedenen Zeiten erbaut, umfassen die Ruinen von K. einen Zeitraum von mehr als 2400 Jahren, indem schon unter König Usurtesen I. der zwölften Dynastie daran gebaut wurde und auch noch die Ptolemäer hier thätig waren, wie die 323 v. Chr. erbaute Cella Philippi beweist. Vgl. Mariette, K., étude topographique et archéologique (Par. 1875, mit 56 Tafeln).

Karnap, Bauerschaft im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Essen, an der Linie Ruhrort-Wanne der Preußischen Staatsbahn, hat Steinkohlenbergbau und (1890) 2115 Einw.

Karnatik (englische Verderbung des aus dem Sanskrit, richtiger wohl aus dem Drawidischen stammenden Karnataka, »schwarzes Land«), jetzt Bezeichnung für die in der britisch-ind. Präsidentschaft Madras, am Bengalischen Golf und dem Meerbusen von Manar bis zum Kap Komorin gelegenen Landschaft, zwischen 8° 10'—16° nördl. Br. und 77° 19'—80° 19' östl. L. v. Gr., umfaßt die Distrikte Tinevelli, Madura, Tritschinapalli, Tandschor, Salem, Süd- und Nordarcot, Tschingelpat und Nellor von zusammen 143,998 qkm (2615 QM.), mit (1891) 17,031,923 Einw., die zum drawidischen Volksstamm gehören und Tamil und Telugu sprechen. Ursprünglich aber wurde der Name auf das Tafelland zwischen den Ost- und Westghats südlich von 18° nördl. Br. angewendet. Die Übertragung desselben auf die Küstenlandschaften gehört einer spätern Zeit an. Das jetzige K. umfaßt das alte Hindureich Karnata nebst den Reichen Tschola und Pandya, die von der Gandigama bis Kap Komorin reichten, aber im 11. Jahrh. zerstört wurden. Fortan bildete das K. einen Teil des mächtigen, von den Belala aus dem Stamm der Radschputen gegründeten Reiches Bidschanagar mit der glänzenden Hauptstadt Bidschavanapura (»Stadt des Triumphes«), 45 km nordwestlich von Bellary, deren Trümmer 15 km im Umfang messen. Dieses Reich wurde in der Mitte des 16. Jahrh. von den mohammedanischen Herrschern von Bidschapur und Golkonda erobert und ging nach Einverleibung dieser Länder in das Reich Aurengzibs in dem Saubah von Dekhan auf. In den spätern Kämpfen um den Besitz des Landes erscheinen auch die Engländer und Franzosen, bis 1856 nach dem Tode des letzten Nawab des K. dasselbe endgültig dem britisch-indischen Reiche einverleibt wurde.

Karnation (spätlatein., »Fleischdarstellung«), in der Malerei die Behandlung der Fleischfarbe, die Darstellung des Nackten am menschlichen Körper. Hervorragende Meister in der K. sind unter den Klassikern Tizian und die Venezianer, Correggio und Rubens. Auch gleichbedeutend mit Inkarnat (s. d.) gebraucht.

Karnaubapalme, s. Copernicia.

Karnaubawachs, s. Pflanzenwachs.

Karne (Kerne), soviel wie Butterfaß.

Karneades, griech. Philosoph, Gründer der sogen. dritten Akademie, war 214 v. Chr. zu Kyrene in Afrika geboren und starb 129 in Athen als Vorstand der Schule Platons. Im J. 155 zugleich mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos nach Rom gesandt, um Milderung einer Athen auferlegten Geldstrafe zu erwirken, glänzte K. daselbst durch seine hinreißende Beredsamkeit, vermöge deren er sowohl die Wahrheit eines Satzes wie die seines Gegenteils zu erweisen vermochte. Schriftliches hat er nicht hinterlassen; seine Vorträge wurden durch seinen Schüler Kleitomachos niedergeschrieben. Seine skeptischen Argumente richteten sich namentlich gegen die Erkenntnislehre der Stoiker, indem er die Gewißheit der Erkenntnis leugnete; anderseits aber blieb er doch nicht bei der Negation, sondern hielt sich an die Wahrscheinlichkeit, deren Gesetze und verschiedene (drei) Stufen er genauer bestimmte. In der Moral kam er auch zu keinen sichern Aufstellungen, doch legte er auf den Besitz des Naturgemäßen oder die Befriedigung der natürlichen Triebe Wert. Von der Gottheit glaubte er nichts zu wissen, nahm aber den Glauben an die Götter als eine wahrscheinliche Meinung an.

Karneen (Karneia), großes, dem Apollon Karneios zu Ehren gefeiertes Fest der Spartaner, ursprünglich wohl ein allgemein dorisches Hirten- oder Weinlesefest. Die Feier hob am siebenten Tage des Monats Karneios (August-September) an und währte neun Tage. Während dieser Zeit standen im Freien zeltähnliche Hütten, in denen je neun Mann, immer drei aus einem Stamm, sich aufhielten, die einem Herold zu gehorchen hatten. Die Feier bestand in Stieropfern, kriegerischen Tänzen und seit der 26. Olympiade auch in musischen Wettkämpfen, in welchen Terpandros den ersten Sieg davon trug; während derselben ruhten alle Fehden. Auch in andern dorischen Städten wurden die K. gefeiert.

Karneol, s. Chalcedon.

Karner (Kerner, Gerner, lat. carnarium), romanische Rundkapelle der ältesten Zeit, wahrscheinlich nach gleichnamigen Begräbniskapellen und Beinhäusern; auch soviel wie Fleisch- oder Rauchkammer.

Karner (Carni), ein zu den Alpen- und Donaukelten gerechnetes Volk, welches südlich von der Gail und Drau die Karnischen Alpen, etwa in den heutigen Ländern Krain, Kärnten und Friaul, bewohnte.

Karneval (ital. carnevale; Fasching, s. d.), die Gesamtheit der den Fasten voraufgehenden Lustbarkeiten. Der Name stammt nach der gewöhnlichen Annahme vom italienischen carne vale! lebe wohl, Fleischgenuß! oder nach andrer Ansicht vom weitverbreiteten Schiffsumzug, dem zur Feier der wieder eröffneten Schiffahrt durch Rheinland, Belgien und Holland auf Rädern geführten Schiffswagen (carrus navalis), an dessen noch heute bestehende Prozession auch Brants Narrenschiff anknüpfte. Der K. ist je nach Ländern und Städten von kürzerer oder längerer Dauer. Gewöhnlich wird er vom Fest Epiphania (6. Jan.) bis zum Aschermittwoch gerechnet; in Venedig fängt

Digitized by Google

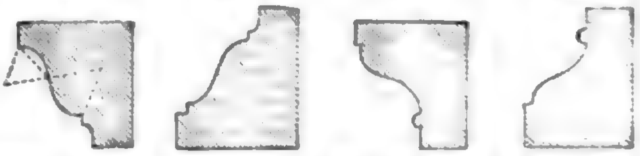
der K. jedoch bereits am St. Stephanstag (26. Dez.) an, in Spanien beginnt er meist am St. Sebastianstag (20. Jan.), und in Rom versteht man unter K. hauptsächlich die letzten elf Tage vor Aschermittwoch, während der K. in Mailand sich bis zum Sonntag Invocavit (s. d.) fortsetzt und der K. am Rhein sich vorzugsweise auf die Woche vor Aschermittwoch beschränkt. Auch in Belgien, Frankreich, Österreich und Süddeutschland sind die letzten drei Tage vor Aschermittwoch die eigentlichen des Karnevals, an denen dieser sich in seiner höchsten Blüte zeigt. Der K. hat sich aus heidnischen Umzügen mit Verkleidungen und Lustbarkeiten entwickelt, welche die Kirche, nach langem vergeblichen Predigen dagegen, bestehen lassen mußte, weil sie sich außer stande sah, das im Volk tief eingewurzelte Fest zu beseitigen. Am berühmtesten ist der große K. von Venedig mit seiner Maskenfreiheit, seinen Tierhetzen, Herkulesspielen und Feuerwerken geworden, welchem bis 1796 während der Himmelfahrtsmesse (s. Himmelfahrtsfest) stets ein kleinerer folgte. Neben ihm kam der oft, am anmutigsten von Goethe (im 2. Teil der »Italienischen Reise«), geschilderte K. in Rom mit seinem Pferderennen (s. Korso), Aufzügen, Werfen mit Blumen und Gipskügelchen (confetti), wegen der vielen sich daran beteiligenden Künstler und Fremden am meisten zur Bedeutung. In Paris ist der Umzug des Boeuf gras, eines fetten Ochsen, der, mit vergoldeten Hörnern und mit bunten Bändern herausgeputzt, unter Begleitung von allerlei Masken zur Schlachtbank geführt wird, der Glanzpunkt des Karnevals. In Spanien zeichnen sich besonders Madrid, Sevilla u. Cadiz durch lustiges Maskentreiben aus. In Deutschland fand der K. im Anschluß an das Schiffsfest besonders am Rhein lebhafte Pflege. Fastnachtspossen, Mummenschanz und vor allem der Hanswurst machten die Tage vor Aschermittwoch zu einer ebenso heitern wie ausgelassenen Zeit, so daß der Fastnachtsdienstag den Namen *Narrenfest* oder *Narrenkirchweih* erhielt. Die Reformation und der Dreißigjährige Krieg unterdrückten jedoch den K. fast gänzlich. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts brachten ihn die Franzosen, welche ihn in Italien kennen gelernt, auch bei uns wieder in Aufnahme; besonders in den rheinischen Städten bilden sich eigne Karnevalsgesellschaften, die sich früh im Jahre versammeln, um einen großen und kleinen Rat, einen Festordner und ein närrisches Oberhaupt (*Prinz Karneval*) zu wählen, Festprogramme zu entwerfen und auszuführen, und der K. in Köln, dessen 50jährige Jubelfeier nach seiner Erneuerung (denn überhaupt läßt er sich in Köln viel weiter rückwärts verfolgen, da schon 1432, später oft wiederholte Verbote erfolgten) man 1873 beging, erlangte in Deutschland fast ebensolche Berühmtheit wie vormals der von Venedig und Rom. Sehr glänzend ist auch der K. in Aachen, Trier, Mainz und Düsseldorf, und seit 1868 haben selbst protestantische Städte, wie Leipzig, Hamburg, Berlin u. a., versucht, den K. mit seiner Maskenfreiheit wieder als allgemeines Volksfest mit öffentlichen Aufzügen &c. einzuführen, doch sind diese Versuche gescheitert. Die Fastnachtsgebräuche einiger Zünfte, wie der *Schäfflertanz* in München, der *Böttchertanz* in Frankfurt a. M. und der *Metzgersprung* in München, haben sich mutmaßlich als Überbleibsel der heidnischen Umzüge und Frühlingstänze bis zum heutigen Tag erhalten. Vgl. *Fahne*, Der K. (Köln 1853); v. *Reinsberg-Düringsfeld*, Das festliche Jahr (Leipz. 1863). S. auch Ottobraten.

Karnickel, soviel wie Kaninchen.

Karnier (ital. carniera), ursprünglich die Fleischtasche für die Lockspeise der Jäger, dann mundartlich soviel wie Jagdtasche; überhaupt Ledertasche, Ranzen.

Karnies (franz. corniche), zusammenfassender, handwerksmäßiger Ausdruck für die doppelt gekrümmten architektonischen Glieder, deren Profile in der griechischen Antike freihändig gezeichnet sind, während sie in den übrigen Baustilen, insbes. in der Gotik, aus konvexen und konkaven Kreisbogenstücken bestehen. Man unterscheidet wohl den steigenden und fallenden sowie den verkehrt steigenden, bez. fallenden K. (s. Fig. 1—4); doch sind diese Bezeichnungen nicht allgemein und eben nur in der handwerksmäßigen Bausprache üblich. In der Tektonik werden die Karniese wissenschaftlicher je nach ihrer Bestimmung als Kyma (Blattwelle), Sima &c. bezeichnet (s. diese Art.). Die Karniese kommen

Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.



Steigender Karnies. Fallender Verkehrt steigender K. Verkehrt fallender K.

teils glatt, teils mit Ornamenten verziert vor, die in den verschiedenen Stilarten mehr oder weniger streng der tektonischen Bedeutung der Profilglieder entsprechen.

Karnische Alpen, Gebirgszug der Ostalpen (s. Karte »Alpen«), in der südlichen Kalkalpenzone, nördlich vom Drauthal begrenzt, nach dem alten keltischen Volk der Karner (s. d.) benannt, erstreckt sich in zwei durch das Gailthal getrennten Parallelzügen vom Sextenthal in westöstlicher Richtung bis zur Gailitz und der Mündung der Gail in die Drau. Der nördliche Zug, die *Gailthaler Alpen* (s. Karte »Kärnten«), zerfällt durch den Paß von Mauthen (Gailbergsattel 970 m) in zwei Teile: im westlichen die Große Sandspitze (2863 m) und der Reißkofel (2361 m), im östlichen der durch seine herrliche Aussicht berühmte Dobratsch (2167 m). Der südliche Zug, die *eigentlichen* Karnischen Alpen, an der Grenze von Kärnten und Italien (s. Karte »Tirol«), beginnt westlich mit dem aussichtsreichen Helm bei Innichen (2430 m), erreicht an den Quellen der Piave im Monte Paralba 2691 und weiter östlich im Kollinkofel (Kellerwand) 2810 m. Berühmte Erzlagerstätten des Gebietes sind die Bleigruben von Bleiberg bei Villach und Raibl bei Tarvis. Vgl. *Frech*, Die Karnischen Alpen (Halle 1894).

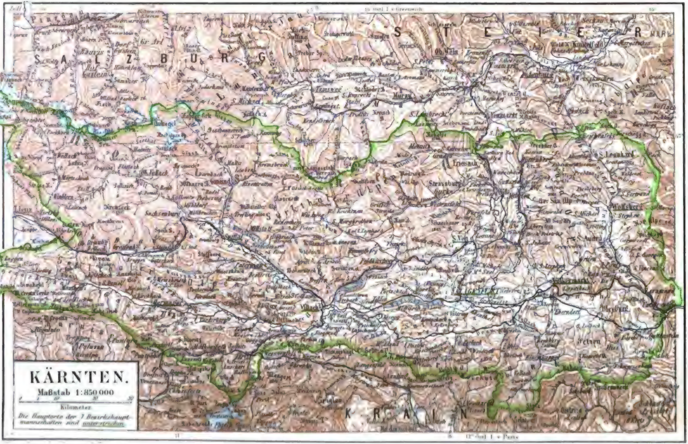
Karnische Stufe, eine Schichtenfolge der obern alpinen Triasformation (s. d.).

Karnivoren (lat.; griech. *Zoophagen*), Fleischfresser, fleischfressende Tiere; im engern Sinne soviel wie Raubtiere (s. d.).

Karnobát, Stadt in Ostrumelien, nordöstlich von Jambol, 220 m ü. M., an der Eisenbahn Jambol-Burgas, mit (1888) 5096 (zur größern Hälfte bulgarischen, zur kleinern türkischen) Einw., im 13. Jahrh. Hauptort eines kleinen bulgarischen Tributärstaats.

Karnöffel (*Karnuffel*), niederdeutsch soviel wie Bruch, Hodenbruch; dann beliebtes Kartenspiel des 15. und 16. Jahrh. von politisch-satirischer Bedeutung, benannt nach der Hauptkarte, dem K., der den Kardinal (nach andern den *Landsknecht*) darstellte. Daher *karnöffeln*, dieses Spiel spielen, auch soviel wie puffen, schlagen, durchprügeln.

Digitized by Google



Digitized by Google

Karnos (*Karneios*), Sohn des Zeus und der Europa, Liebling des Apollon und ausgezeichneter Seher in Akarnanien, von dem Herakliden Hippotes erschlagen.

Kärnten (hierzu Karte »Kärnten«), Herzogtum und österreich. Kronland, grenzt nördlich an Salzburg u. Steiermark, östlich ebenfalls an Steiermark, südlich an Krain, Görz und Italien (Provinz Udine), westlich an Tirol und hat einen Flächengehalt von 10,327 qkm (187,6 QM.). Das Land ist größtenteils gebirgig und enthält langgestreckte Thäler, die sich nur im mittlern Teile des Landes zu größern Ebenen erweitern. Das Längsthal der Drau scheidet die Gebirge in zwei große Gruppen, das Gebiet der Zentralalpen (im N.) und das der südlichen Kalkalpen (im S.). Das erstere Gebiet umfaßt im W. die Hohen Tauern mit den Gruppen des Großglockner (3798 m), des Hochnarr (3258 m), des Ankogel (Hochalmspitze 3355 m) und ihren südlichen Vorbergen (Schobergruppe mit dem Roten Knopf 3296 m und Kreuzeckgruppe mit dem Polinik 2780 m), im O. einen Teil der Kärntnerisch-Steirischen Alpen und zwar die Gruppen der Pöllaer Alpen (mit dem letzten Gletschergipfel der Zentralalpen, dem 3061 m hohen Hafnereck), der Stangalpen (Eisenhut 2441 m), der Saualpe (2081 m) und der Koralpe (2141 m). Zur südlichen Kalkalpenzone gehören die Karnischen Alpen, an der venezianischen Grenze (2810 m), mit der nördlichen Vorkette der Gailthaler Alpen, und an der Krainer Grenze die Karawanken (2239 m, s. d.), an welche sich im SO. die Steiner Alpen (Grintouz 2559 m) anschließen. Fahrbare Übergänge sind in den südlichen Kalkalpen: der Pontafelpaß (810 m), der Predil (1162 m), der Loiblpaß (1370 m), der Seeberg (1218 m). Saumwege über die Tauern sind das Hochthor (2573 m), der Mallnitzer Tauern (2414 m) und die Arlscharte (2251 m). Über den Katschberg (1641 m) führt eine gebahnte Straße. Unter den *Flüssen* ist der bedeutendste die Drau, welche von Oberdrauburg bis Unterdrauburg (163 km) das Land durchfließt und zum Flößen benutzt wird. Sie nimmt links die Möll, die Lieser, die Gurk mit der Glan und die Lavant, rechts die Gail auf. Im SW. fließt die Fella dem Tagliamento zu. K. enthält mehrere schöne Alpenseen, darunter den Wörther, Millstätter und Ossiacher See. Unter den Mineralquellen sind bemerkenswert: die Sauerbrunnen von Vellach (südlich von Eisenkappel), St. Leonhard und Preblau im Lavantthal, das Warmbad bei Villach u. a. Das *Klima* ist im N. und NW. ziemlich rauh. Unterkärnten (d. h. der östliche und südöstliche Teil) ist milder; am wärmsten ist das Lavantthal, wo selbst feinere Obstsorten gedeihen. Die mittlere Temperatur in Klagenfurt beträgt 7,2° (in Heiligenblut 4,7°). Der Niederschlag ist bedeutend (in Klagenfurt 99, in Raibl 218 cm), die mittlere Zahl der Gewitter in Klagenfurt 25.

Die *Bevölkerung* von K. belief sich 1880 auf 348,730, im J. 1890 auf 361,008 Einw., zeigt demnach eine sehr langsame Zunahme (jährlich 0,35 Proz.). Auf 1 qkm kommen nur 35 Einw. Die Bevölkerung verteilt sich auf 230 Ortsgemeinden und 2968 Ortschaften mit 46,367 Wohnhäusern. Der Nationalität nach sind die Bewohner von K., mit Ausnahme von 28,4 Proz. Slowenen (in den an Krain angrenzenden Bezirken), deutsch; der Konfession nach, mit Ausnahme von 18,721 Protestanten, römisch-katholisch; das Land bildet die zum Erzbistum Salzburg gehörige Diözese Gurk, mit dem Bischofsitz in Klagenfurt. Auf 1000 Bewohner kamen 1892: 5 Trauungen, 31 Lebendgeborne und 27 Todesfälle. Von den neugebornen Kindern waren 42,6 Proz. uneheliche, weit mehr als in irgend einem andern Kronland. In den verschlossenen Alpenthälern sind auch hier Kretins nicht selten (1891: 1038) und Kröpfe sehr gewöhnlich.

Von der Gesamtfläche des Landes sind 91 Proz. produktiver Boden; doch entfallen davon nur 14 Proz. auf das Ackerland, während die Waldungen 44 Proz., die Wiesen und Gärten 10½ Proz., die Hutweiden und Alpen 22 Proz. einnehmen. K. besitzt daher zu wenig Ackerland, um seinen Bedarf an Getreide zu decken; auch ist der Ertrag verhältnismäßig nicht groß (1894: 211,400 hl Weizen, 567,270 hl Roggen, 182,120 hl Gerste, 613,220 hl Hafer, 192,620 hl Mais). Andre landwirtschaftliche Produkte sind: Kartoffeln, Futterrüben, Kraut, Kürbisse, Flachs und Hanf. In den Thälern und an den Bergabhängen ist die Wiesenkultur vorherrschend, daher auch die Viehzucht, überdies durch schöne Alpenweiden begünstigt, ziemlich bedeutend. Man zählte 1890: 28,704 Pferde, 247,557 Stück Rindvieh, 132,709 Schafe, 138,480 Schweine und 28,429 Ziegen.

Sehr wichtig ist der *Bergbau* und die darauf sich gründende Metallindustrie. 1893 wurden 75,333 Ton. Braunkohle, 77,620 T. Eisenerz, 7510 T. Bleierz und 14,877 T. Zinkerz gefördert und durch Verhüttung 35,680 T. Roheisen (darunter 21,420 T. Bessemermetall) und 4708 T. Blei gewonnen. Der Gesamtwert der Berg- und Hüttenproduktion belief sich auf 3,163,110 Gulden, die Anzahl der Berg- und Hüttenarbeiter auf 4113. Die *Industrie* Kärntens erstreckt sich zumeist auf die Verarbeitung der gewonnenen Metalle, vor allem des Eisens zu Stahl, Gußwaren, Schwarz- und Kesselblech, Draht, Drahtseilen und Drahtstiften, Eisenbahnschienen und anderm Eisenbahnmaterial, Maschinen, Sensen und Waffen. Die Hauptsitze der Eisenindustrie sind Prävali, Buchscheiden, Lippitzbach, Heft u. a. Die Waffenfabrikation insbes. konzentriert sich in Ferlach. Auch das gewonnene Blei wird zu mannigfachen Fabrikaten, als vorzüglichem Bleiweiß, dann Blech, Röhren, Schrot, Mennige &c., verarbeitet. Neben der Metallwarenindustrie ist noch die Fabrikation von feinem Tuch zu Viktring, die Lederwarenfabrikation zu Klagenfurt, die Zementfabrikation, die Holzstoff- und Papierfabrikation und sonstige Holzverarbeitung, die Bierbrauerei (1891/92: 164,166 hl), Branntweinbrennerei und ärarische Tabaksfabrikation (in Klagenfurt) zu nennen. Das Land besitzt 1751 km Landstraßen, 263 km flößbare und 130 km schiffbare Wasserstraßen und 417 km Eisenbahnen, für welche Klagenfurt und Villach Knotenpunkte bilden. Es führt namentlich Erzeugnisse der Montanindustrie, Holz und Rindvieh aus. In den letzten Jahren ist der *Fremdenverkehr* in K. erheblich gewachsen; die Gebirge bieten zahlreiche Anziehungspunkte für Touristen, und die Ufer der Seen sind als Sommeraufenthalt sehr beliebt. Für die geistige *Bildung* sorgen 369 Volksschulen, die von 96 Proz. der schulpflichtigen Jugend besucht werden, 2 Staatsobergymnasien und ein Untergymnasium der Benediktiner, eine Oberrealschule, eine Lehrerbildungsanstalt, 4 gewerbliche Fachschulen, eine allgemeine Handwerkerschule, 3 landwirtschaftliche Schulen und eine Bergschule.

In *politischer Beziehung* zerfällt das Herzogtum in den Stadtbezirk Klagenfurt und folgende 7 Bezirkshauptmannschaften:

Digitized by Google

Politische Bezirke	Areal QKilom.	Areal QMeil.	Bevölkerung 1890
Stadt Klagenfurt	5	0,1	19756
Bezirkshauptmannschaften:			
Hermagor	825	15,0	18220
Klagenfurt	1478	26,9	65116
St. Veit	1487	27,0	53480
Spittal	2771	50,3	46126
Villach	1445	26,2	62676
Völkermarkt	1317	23,9	53560
Wolfsberg	999	18,2	42074
Zusammen:	10327	187,6	361008

Der Sitz der Landesregierung sowie des Landesgerichts, der Finanzdirektion, der Berghauptmannschaft, der Handels- und Gewerbekammer und des Landtags ist Klagenfurt. Letzterer besteht aus 37 Mitgliedern: dem Fürstbischof von Gurk, 10 Abgeordneten des großen Grundbesitzes, 9 der Städte und Märkte, 3 der Klagenfurter Handelskammer, 14 der Landgemeinden. In das Haus der Abgeordneten des Reichsrates sendet K. 9 Vertreter. Als Gerichtshof erster Instanz fungiert das Landesgericht zu Klagenfurt; außerdem bestehen 28 Bezirksgerichte; in zweiter Instanz entscheidet das Oberlandesgericht zu Graz. Das kärntnerische Wappen (s. Tafel »Österreichisch-ungarische Länderwappen«, Fig. 6) ist ein senkrecht gespaltener Schild, vorn in Gold drei schwarze Löwen, hinten in Rot eine silberne Querbinde; darüber ein Fürstenhut. Die Landesfarben sind Rot-Weiß.

Geschichte.

Kärntens Name ist dem keltischen Volksstamm der Karner (s. d.) entlehnt. Seit der Zeit des Augustus zur Provinz Noricum des Römerreichs gehörig, wurde das Land nach dem Aufhören der Römerherrschaft über die Länder im Süden der Donau von Slawen besetzt. Da jedoch die karantanischen Slawen meist von Salzburg aus zum Christentum bekehrt wurden und die bayrischen Herzöge immer mehr Einfluß daselbst erzwangen, so wurde um 772 Karantanien dem bayrischen Dukat einverleibt und kam bei dem Falle Tassilos II. unter die fränkische Herrschaft Karls d. Gr. 843 blieb K. mit Bayern bei Ludwig dem Deutschen, dessen Sohn Karlmann seinen natürlichen Sohn, den spätern Kaiser Arnulf, zum Herzog von K. ernannte. Unter letzterm und Ludwig dem Kinde war K. wieder mit Bayern vereinigt, gelangte unter die Amtsgewalt Liutpolds von Scheyern und teilte dann die Geschicke Bayerns, bis es 976 von Kaiser Otto II., durch die Markgrafschaft Istrien und fast ganz Friaul vergrößert, als ein besonderes Herzogtum Heinrich dem jüngern, einem Neffen des bayrischen Herzogs Arnulf, verliehen wurde, der es aber 978 verlor, 983 wieder erwarb. Nach dessen Tode (989) kam K. für eine kurze Zeit wieder an Bayern zurück, von welchem es dann, etwa 1002, für immer getrennt wurde. Dann gelangte es in den Besitz des herzoglichen Geschlechts von Rheinfranken, 1011—35 in die Hand der Eppensteiner Grafen von Mürzthal, und nach dem Rücktritt des Herzogs Konrad II., des jüngern (1039), ließ es Kaiser Konrad II. unbesetzt. Kaiser Heinrich III. verlieh K. 1047 dem Grafen Welf von Altorf, und Heinrichs IV. Mutter Agnes darauf dem Grafen Berthold von Zähringen, dessen Nachkommen seitdem den Titel Herzöge von K. führten, obwohl schon 1073 Berthold des Herzogtums verlustig ging. Damals erstreckte sich K. nicht nur über das heute so genannte Gebiet, sondern außerdem über Steiermark, Krain, Istrien, die Mark Verona und nördlich über ein Stück Niederösterreichs. Es gab viel kaiserliches Krongut im Lande, mit welchem auswärtige Hochstifte: Salzburg, Bamberg, Aquileja dotiert wurden. 1073—1122 hatten die Eppensteiner, 1122—1269 die Sponheim-Lavantthaler den Herzogsstuhl inne. Als der letzte derselben, Ulrich III., starb (1269), fiel das Land zufolge eines Erbvertrags an seinen Vetter, den König Ottokar II. von Böhmen. Schon infolge des Wiener Friedens mit Ottokar (1276) nahm König Rudolf von Habsburg K. und Krain nebst Österreich und Steiermark in Besitz und zog erstere beiden Länder als erledigte Lehen ein. Den Grafen Meinhard von Görz-Tirol, welcher die Verwaltung Kärntens und Krains in Händen hatte, belehnte er 1286 für seine Treue im Kampf gegen Ottokar von Böhmen mit dem Herzogtum K. Als nun dessen Nachkommen in männlicher Linie 1335 ausstarben, erbte die Tochter des letzten Grafen, Margarete Maultasch, Tirol; K. aber ward vom Kaiser Ludwig dem Bayer den Herzögen Albert und Otto von Österreich und Steiermark verliehen. Seitdem ist es bei Österreich verblieben und bildete seit 1412 einen Bestandteil der sogen. »innerösterreichischen« Ländergruppe. 1809 kam K. teilweise (der Villacher Kreis) infolge des Friedens von Schönbrunn an Frankreich und bildete einen Teil der illyrischen Provinzen; 1814 fiel es indes wieder an Österreich zurück. Seit 1816 gehörte es als Klagenfurter und Villacher Kreis zum Gubernium Laibach des Königreichs Illyrien, und 1849 ward es als eignes Kronland organisiert. Vgl. Ankershofen, Handbuch der Geschichte des Herzogtums K. bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstentümern (Bd. 1 u. 2, bis 1122, Klagenf. 1842—59; Bd. 3 ist nicht erschienen; Bd. 4, von Tangl, 1269—1335, das. 1864—74), dazu: Hermann, Handbuch der Geschichte.. in Vereinigung mit den österreichischen Fürstentümern, 1335—1857 (das. 1843—60, 3 Bde.); Aelschker, Geschichte Kärntens (das. 1885); Derselbe, Heimatskunde von K. (mit Palla, das. 1886); Krones, Die deutsche Besiedelung der östlichen Alpenländer (Stuttg. 1889); Hauser, Die alte Geschichte Kärntens von der Urzeit bis Kaiser Karl dem Großen (Klagenf. 1893); Wahnschaffe, Das Herzogtum K. und seine Marken im 11. Jahrh. (das. 1878); »Spezialortsrepertorium von K.« (hrsg. von der statistischen Zentralkommission, Wien 1894); »Wanderungen durch Steiermark und K.« (von Rosegger, Pichler und Rauschenfels, Stuttg. 1879); »Die Österreichisch-ungarische Monarchie«, Bd. 8 (Wien 1890); v. Radics, Ins K., Kultur- und Reisebilder (das. 1882); Reisehandbücher von Amthor und Jabornegg, Rabl, Meyer (»Deutsche Alpen«, 3. Teil).

Kärntnerisch-steirische Alpen, Gruppe der Zentralzone der Ostalpen, im W. durch die Arlscharte von den Hohen Tauern getrennt, im S. durch das Drau-, im N. durch das Murthal begrenzt. Die Gruppe zeigt keine regelmäßige Kettenbildung, sondern löst sich in breite Massen mit flachen Zentralkuppen und nach allen Seiten ausstrahlenden Thälern auf. Die vorherrschende Gesteinsart ist Gneis und Glimmerschiefer. Die Gruppe umfaßt folgende Unterabteilungen: 1) Pöllaer Alpen, im NW., welche in die Schneeregion emporragen, noch kleine Gletscher tragen, in der Marchkaripitze 2817, im Hafnereck 3061 m erreichen und von dem fahrbaren Katschbergpaß (1641 m) überschritten werden; 2) Stangalpen, mit dem Eisenhut (2441 m; s. d.); 3) Judenburger oder Seethaler Alpen, östlich von den Stang-

alpen (Zirbitzkogel 2397 m); 4) Saualpe (s. d.), südlich von der vorerwähnten Gruppe (2081 m); 5) Brucker Alpen (s. d.), der nordöstlichste Teil (2184 m); 6) Koralpe (s. d.), südlich von den Brucker Alpen (2141 m). Die äußersten Ausläufer im SO. bilden die zur Drau und Mur abfallenden Höhenzüge des Poßruck (988 m) und der Windischen Bühel (633 m). S. die Karten »Kärnten« u. »Steiermark«.

Karnūten (Carnutes, auch Carnuti), gall. Volk zwischen Liger (Loire) und Sequana (Seine), mit den Hauptstädten Autricum (Chartres) und Cenabum (Orléans), begann 52 v. Chr. mit dem Überfall auf letztere Stadt den Aufstand der Gallier gegen Cäsar.

Karo, s. Carreau.

Karoben, soviel wie Johannisbrot, s. Ceratonia.

Karolath, s. Carolath.

Karolin (Karlin), pfälz. Goldmünze zu 3 Goldgulden, seit 1740 in den süddeutschen 24-Guldenfuß = 11 Gulden eingeführt, auch in $^1/_4$-Stücken; von Bayern und Württemberg noch im 19. Jahrh. 9,7437 g schwer, $18^1/_2$karätig mit rund $^{150}/_{1000}$ Silber = 21,22 Mk. geprägt, auch halbe. Ferner ehemalige schwedische Silbermünze = 1,3 Mk. und 1868—73 Handelsmünze zu 7,1 Reichsthaler = 10 Frank in Gold geprägt.

Karolinasittich, s. Papageien.

Karolinathee, s. Ilex.

Karoline, im Billardspiel soviel wie Karamboline, s. Billard, S. 1041 (2, b).

Karoline, weibl. Name, dem männlichen Karl entsprechend (franz. Charlotte). Die namhaftesten fürstlichen Trägerinnen desselben sind:

1) K. Mathilde, Königin von Dänemark, geb. 22. Juli 1751 nach dem Tode ihres Vaters, gest. 10. Mai 1775 in Celle, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und jüngste Schwester des Königs Georg III. von England, wurde 1766 mit dem König Christian VII. von Dänemark vermählt, dem sie 1768 den nachmaligen König Friedrich VI. gebar. Jung, anmutig, liebenswürdig und geistvoll, konnte sie mit ihrem Gemahl, einem rohen Wüstling, nicht glücklich werden. Sie wendete daher ihre Gunst dem königlichen Leibarzt und Konferenzrat Struensee (s. d.) zu, um durch ihn mehr Einfluß auf jenen und so teil an den Regierungsgeschäften zu erhalten. Wirklich wußte Struensee das Vertrauen des Königs vollkommen zu gewinnen und leitete, zum Staatsminister erhoben, alle Geschäfte im Einverständnis mit ihr. Ihre Beziehungen hatten sich bald zu einem vertrauten Liebesverhältnis gestaltet. Daher wurde sie in den Sturz Struensees, den die Königin-Mutter Juliane Marie von Braunschweig herbeiführte, verwickelt. Sie wurde an demselben Tage wie Struensee, 17. Jan. 1772, verhaftet, mit ihrer sechs Monate alten Tochter Luise Auguste nach der Festung Kronenburg gebracht und eines ehebrecherischen Umganges mit Struensee beschuldigt. Als sie erfuhr, daß Struensee ihr Verhältnis gestanden habe, ließ auch sie sich zu einem Geständnis herbei; ja, um ihren Geliebten zu retten, erklärte sie, daß sie die Schuld an allem trage. Eine Kommission sprach hierauf 6. April 1772 die Scheidung von ihrem Gemahl aus. Celle (in Hannover) wurde ihr zum Aufenthaltsort angewiesen, wo sie, von Gram verzehrt, allgemein beliebt starb. Im Schloßgarten zu Celle ist ihr von den Ständen Hannovers ein Denkmal von Osers Hand errichtet. Vgl. Heimbürger, Karoline Mathilde (Celle 1851); Wraxall, Life and times of Caroline Matilda (Lond. 1864, 3 Bde.); Jenssen-Tusch, Die Verschwörung gegen die Königin K. M. (Leipz. 1864); de Lagrèze, La reine Caroline-Mathilde et le comte Struensée (Par. 1887); Blangstrup, Christian VII og Caroline Mathilde (2. Aufl., Kopenh. 1891).

2) K. Amalie Elisabeth, Königin von England, geb. 17. Mai 1768, gest. 7. Aug. 1821, zweite Tochter des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und der Prinzessin Auguste von England, der Schwester Georgs III., wurde 1795 die Gemahlin des Prinzen von Wales, des nachmaligen Königs Georg IV. Die Ehe war keine glückliche. Zwar wurde die Prinzessin 7. Jan. 1796 Mutter einer Tochter, Charlotte; doch bald nachher trennte sich Georg von ihr, und K. lebte, vom Hofe verstoßen, seit 1801 in einem Landhaus zu Blackheath. Als sie 1806 vom Gerücht eines unerlaubten Umganges mit Kapitän Manby, dem Admiral Sidney Smith u. a. sowie einer heimlichen Niederkunft beschuldigt wurde, setzte der König eine Kommission zur Untersuchung ihres Betragens nieder; dieselbe vermochte ihr jedoch nur Unbesonnenheit zur Last zu legen. Im August 1814 verließ K., mit Bewilligung ihres Gemahls, England, bereiste Deutschland, Italien und den Orient, worauf sie sich, nach Italien zurückgekehrt, für längere Zeit auf einer Villa am Comersee niederließ. Abermals verbreiteten sich anstößige Gerüchte über ihren Umgang mit dem Italiener Bergami, den sie als Kurier in ihre Dienste genommen und auffallend begünstigt hatte. Als ihr Gemahl 1820 den Thron Englands bestieg, stellte er die Forderung an sie, sich künftig des Namens und der Rechte einer Königin von England zu enthalten und nie nach England zurückzukehren. Sie wies jedoch den Antrag zurück und hielt sogar (6. Juni) unter dem Jubel des Volkes einen triumphierenden Einzug in London. Nun aber trat Lord Liverpool mit einer Anklage auf Ehebruch im Parlament gegen sie auf, und es begann ein skandalöser Prozeß. Fast aus allen Ländern hatte die Regierung Zeugen verschrieben; die öffentliche Stimme aber sprach sich so stark zu gunsten der von Lord Brougham verteidigten Königin aus, daß man die in zweiter Lesung mit nur sehr kleiner Majorität 10. Nov. im Oberhaus durchgegangene Strafbill fallen lassen mußte. K. lebte hierauf zu Brandenburgh House im Genuß königlichen Ranges; von der Krönung ihres Gemahls 19. Juli 1821 wurde sie indes gewaltsam zurückgewiesen. Ihr Leichnam wurde, ihrem letzten Willen gemäß, in Braunschweig beigesetzt. Ihre Tochter Charlotte war als Gemahlin des spätern Königs der Belgier, Leopolds I., schon 1817 verstorben. Vgl. »Historische Denkwürdigkeiten und Aktenstücke aus dem Leben und über den Prozeß der Königin K. von England« (Leipz. 1820).

3) K. Henriette Christiane, Landgräfin von Hessen-Darmstadt, geb. 9. März 1721 in Bergzabern, gest. 30. März 1774, Tochter des Pfalzgrafen Christian III. von Zweibrücken-Birkenfeld, vermählte sich 1741 mit dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der zu Buchsweiler residierte und ein französisches Regiment in Straßburg befehligte, dann aber in Pirmasens sich ein eignes Heer schuf und 1744 in preußische Dienste trat. Sein Regiment stand in Prenzlau. K. trat von da ab in freundschaftliche Beziehungen zu Friedrich d. Gr., dem sie auch nach ihrer Rückkehr nach Hessen 1756 stets begeisterte Verehrung zollte. Als ihr Gemahl 1768 als Ludwig IX. Landgraf geworden, übte sie auf die Regierung, zu der Moser als Minister berufen wurde, den segensreichsten Einfluß. Künste und Wissenschaften begünstigte sie eifrigst, und

Digitized by Google

ihr Hof zu Darmstadt wurde von den berühmtesten Geistern jener Zeit, Goethe, Wieland, Herder u. a., besucht. Durch ihre Töchter Friederike und Wilhelmine wurde sie die Großmutter Friedrich Wilhelms III. von Preußen sowie der Kaiser Alexander I. und Nikolaus von Rußland; ihre dritte Tochter, Luise, war an Karl August von Weimar verheiratet. Sie ward wegen ihres tüchtigen, männlichen Geistes und ihrer bedeutenden Verdienste um ihr Land »die große Landgräfin« genannt. Friedrich d. Gr. weihte ihr ein Denkmal mit der Inschrift: »Femina sexu, ingenio vir.« Vgl. Walther, Die »große Landgräfin« (Darmst. 1873); »Briefwechsel der ‚großen Landgräfin' K. von Hessen« (hrsg. von Walther, Wien 1877, 2 Bde.).

4) K. Marie, Königin von Neapel, geb. 13. Aug. 1752, gest. 8. Sept. 1814, Tochter Kaiser Franz' I. und der Maria Theresia, vermählte sich 12. Mai 1768 mit König Ferdinand IV. von Neapel. Herrschsüchtig und intrigant, verdrängte sie 1777 den Minister Tanucci, um unter dem Nachfolger desselben, Sambuca, größern Einfluß auf die Regierungsgeschäfte zu erlangen. Als 1784 auch dieser seine Entlassung genommen, herrschte sie in Verbindung mit Sir John Acton (s. d.), den sie zum Premierminister erhob, unumschränkt über den König und ganz Neapel und zwar, besonders seit der Hinrichtung ihrer Schwester Maria Antoinette (1793), aus Haß gegen die Revolution mit großer Härte gegen die Liberalen. Auch trieb sie zum Kriege gegen Frankreich, infolgedessen sie mit ihrer Familie 1799 nach Sizilien fliehen mußte. Durch die vom Kardinal Ruffo erregte Insurrektion gegen die Franzosen wurde Neapel zurückgewonnen, worauf die französisch gesinnten Neapolitaner mit blutigster Strenge bestraft wurden. Der berüchtigten Gräfin Hamilton (s. d. 8) gestattete sie den verderblichsten Einfluß. 1806 mußte sie wieder nach Sizilien übersiedeln, entzweite sich aber daselbst mit den Engländern und begab sich 1813 über Konstantinopel nach Wien. Im Mai 1814 siedelte sie nach dem Schloß Hetzendorf über, wo sie nach wenigen Monaten starb. Für K. tritt ein: v. Helfert, Königin K. von Neapel und Sizilien im Kampf gegen die französische Weltherrschaft (Wien 1878); Derselbe, Marie K., Anklagen und Verteidigung (das. 1884); gegen sie: Palumbo, Maria Carolina, regina delle Due Sicilie; suo carteggio con Lady Hamilton (Neapel 1877); Gagnière, La reine Marie-Caroline de Naples (Par. 1886); Jeaffreson, The queen of Naples and Lord Nelson, letters, etc. (Lond. 1889, 2 Bde.).

Karolineinsel (Thornton), Laguneninsel in der Manahiligruppe des Stillen Ozeans, unter 10° südl. Br. und 150° 11' westl. L. v. Gr., 5,5 qkm groß mit 40 tahitischen Einwohnern, ist größtenteils ein Riff aus Sand und Korallenfelsen, das bei jeder Flut zum Teil überschwemmt wird, aber reich an Kokospalmen. Die Insel wurde 1868 von England in Besitz genommen.

Karolinen, span. Inselgruppe im westlichsten Teil des Stillen Ozeans, zu Mikronesien gehörig (s. Karte »Ozeanien«), erstreckt sich zwischen den Philippinen im W. und den Marshallinseln im O. durch 32 Längengrade (131° 4' — 163° 6' östl. L.) und 9 Breitengrade (10° 6' — 0° 55' nördl. Br.) und zerfällt in zwei Gruppen: eine westliche, 750 qkm (13,6 QM.) groß, bestehend aus den Palauinseln und der Gruppe Yap, und eine östliche, 700 qkm (12,7 QM.) groß, welche durch eine breite Meeresstraße abermals in zwei Gruppen, eine zentrale und eine östliche, zerfällt. Von den Inseln sind fünf hoch und bergig (Babelthouap, Yap, Ruck, Ponape, Kusaie), die zusammen zwei Drittel des Gesamtareals beanspruchen, mit bis 900 m hohen, vulkanischen Bergen, aber keinen thätigen Vulkanen, selbst keinen Kratern, und 42 flachen Korallen-, meist Laguneninseln. Das Klima ist feucht, aber nicht ungesund; das Thermometer zeigt im Dezember 25—30°, im Juni 29—31°. Von November bis März weht der Nordostpassat, von April bis September der Südwestpassat; heftige Orkane richten oft große Verheerungen an. Die Pflanzenwelt ist im ganzen die Polynesiens, doch treten in ihr und zwar westlich immer mehr an die Vegetation der Molukken und Philippinen erinnernde Pflanzen auf; Kokos-, Areka-, Nipa-, auf Ponape auch Sagopalmen, Pandanus, Farne sind in den Küstenlandschaften reichlich vertreten; die Berge tragen dichte Waldungen von Nutzhölzern. Die Landfauna ist arm, einheimisch sind nur eine Ratte und ein paar Fledermäuse, von Reptilien das indische Krokodil, das auch ins Meer hinausgeht, in dem Schildkröten, äußerst giftige Seeschlangen (Hydrophidae), eigentümliche, zum Teil giftige Fische, Holothurien, aus denen Trepang bereitet wird, häufig sind. Von Landvögeln sind mehrere Arten von Schilfsängern, Fliegenschnäpper, Honigsauger, Stare, Würger, Nachtschwalben, Tauben, auch Hühner (Megapodius) vertreten. Krustaceen, auch solche, die auf Bäumen leben, sind überaus häufig. Die Bevölkerung wird für die westlichen K. auf 14,000, für die östlichen auf 22,000, also zusammen auf 36,000 Seelen berechnet, darunter (1887) 865 Weiße. Die Karoliner gehören zu den Mikronesiern: sie sind von hübschem Äußern, hellbrauner Hautfarbe und schwarzem Haar, freundlich u. liebenswürdig (vgl. Tafel »Ozeanische Völker«, Fig. 14, 15, 19, 20). Sie leben in kleinen Staaten unter vielen Häuptlingen, die stets miteinander, freilich nicht sehr blutige Kriege führen, obschon die Residenzen dieser Häuptlinge zuweilen durch Schiffskanonen verteidigt werden. Als kühne Seefahrer unterhalten sie einen lebhaften Verkehr mit den Marianen, wo sie auf Saypan mehrere kleinere Niederlassungen gegründet haben. Merkwürdig sind die großartigen, aus früherer Zeit stammenden Steinbauten, Hafendämme u. a. auf manchen Inseln sowie das Steingeld, das bis zur Größe von Mühlsteinen auf Palau gebrochen wird. Amerikanische und hawaische protestantische Missionare sind hier seit Jahren thätig und haben auf 15 Stationen 4700 Mitglieder u. 1900 Kinder für ihre Schulen gewonnen. Wichtig ist die Gruppe in neuester Zeit durch den Koprahandel geworden. Diesen hat vornehmlich die deutsche Jaluitgesellschaft (s. d.) in Händen, welche eine Reihe von Faktoreien auf verschiedenen Inseln besitzt; eine kleine amerikanische Firma befindet sich in Yap, ein noch kleineres japanisches Geschäft in Ponape. Die wichtigsten Inseln sind Babelthouap in der Gruppe der Palauinseln, 300 qkm groß mit 10,000 Einw., Yap, 207 qkm groß mit 2750 Einw., Ruck, 132 qkm mit 12,000 Einw., Ponape, 347 qkm mit 2000 Einw. und Kusaie, 112 qkm mit 400 Einw. (s. diese Artikel). Von den niedrigen Inseln sind die bedeutendsten Lukunor, Sotran, Etal, Losap, Namoluk, Los Martires, Elato, Wolea, Pingelap, Ulithi. Der spanische Gouverneur, dem einige Beamte und eine kleine Abteilung Soldaten zur Verfügung stehen, residiert in Ponape.

Die Inselgruppe wurde 1527 durch den Portugiesen Diego da Rocha entdeckt und Sequeirainseln

Digitized by Google

getauft, erhielt aber 1686 von dem Spanier Lazeano nach König Karl II. ihren jetzigen Namen, welcher den ihnen gleichfalls von Spaniern gegebenen Namen der Neuen Philippinen schnell verdrängte. Von Manila aus suchten die Jesuiten die Bewohner der K. zum Christentum zu bekehren, die erste Expedition 1710 mißlang, andre ebenfalls, und als 1731 der Pater Cantova ermordet wurde, bekümmerte sich Spanien nicht mehr um die Gruppe. Untersucht wurde dieselbe 1817 durch Kotzebue mit Chamisso, 1824 durch Duperrey, in besonders verdienstlicher Weise aber 1827 und 1828 durch Lütke. Weitere Nachrichten über einzelne Teile verdanken wir Semper, Kittlitz, Hernsheim u. a. Die Gruppe ist danach von manchen Geographen als Besitz Spaniens aufgeführt. Als dieses aber 1875 sein angebliches Besitzrecht geltend machen wollte, wurden seine Ansprüche sowohl von Deutschland als von England zurückgewiesen. Als 1884 die Deutsche Handels- u. Plantagengesellschaft die Reichsregierung ersuchte, die Gruppe unter deutschen Reichsschutz zu stellen, wurde diesem Wunsch unter Absendung eines Kriegsschiffs entsprochen, das 25. Aug. 1885 auf Yap die deutsche Flagge heißte. Die zu demselben Zweck entsandten spanischen Kriegsschiffe zogen sich darauf zurück. Als dann Spanien gegen die deutsche Besitzergreifung protestierte, erklärte sich Deutschland bereit, die Streitfrage dem Schiedsgericht des Papstes zu unterwerfen. Dieser entschied 22. Okt., daß die K. und Palauinseln Spanien gehören, dieses aber Deutschland volle Freiheit und Schutz des Handels und der Schiffahrt sowie das Recht, auf den K. eine Schiffs- und Kohlenstation anzulegen, gewähren sollte. Auf die Schiffs- und Kohlenstation verzichtete Deutschland 1886. Infolge der Gewaltakte des spanischen Gouverneurs wurde dieser nebst den meisten seiner Offiziere im Juli 1887 von den erbitterten Eingebornen erschlagen, worauf man 1889 einen besonnenern Mann an seine Stelle setzte. Doch wurden die Eingebornen 1890 mit blutiger Strenge bestraft. Vgl. Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis der Karolinen-Inselgruppe (Leiden 1889); Montero Vidal, El archipiélago Filipino y las islas Marianas, Carolinas etc. (Madr. 1886); Taviel de Andrade, Historia del conflicto de las Carolinas (das. 1886); Miguel, Estudio sobre las Islas Carolinas (das. 1887).

Karolinenente, s. Enten, S. 813.

Karolinenkanal, s. Dillingen 1).

Karolinensiel (Karolinensyhl), Dorf im preuß. Regbez. Aurich, Kreis Wittmund, an der Harle und der Linie Jever-Harle der Oldenburgischen Staatsbahn, hat eine evang. Kirche, ein Nebenzollamt I, Mahl- und Sägemühlen, Schiffahrt, Seefischerei, lebhaften Handel mit Getreide und sonstigen Landesprodukten und (1890) 1650 evang. Einwohner. Der Hafen befindet sich 1 km unterhalb an der Mündung der Harle in die Nordsee bei der Friedrichsschleuse; von hier im Sommer tägliche Dampferverbindung mit den Inseln Wangeroog und Spiekeroog.

Karolinenthal (tschech. Karlín), Stadt in Böhmen, Vorort von Prag, nordöstlich von der Hauptstadt am rechten Moldauufer gelegen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat eine schöne St. Cyrillus- und Methodiuskirche, 1854—63 nach Rösners Plänen im romanischen Stil erbaut, eine deutsche und eine tschechische Oberrealschule, ein Militärinvalidenhaus, Kaserne, Rathaus, Fabriken für Maschinen, Metallwaren, chemische Produkte, Kerzen, Baumwollenweberei und Druckerei, lebhaften Handel, elektrische Beleuchtung und (1890) 19,540 meist tschech. Einwohner (2911 Deutsche).

Karolinger, fränk. Dynastie, die erst die Majordomuswürde im alten Frankreich bekleidete, mit Pippin dem Kleinen 751 den fränkischen Thron bestieg und sich durch Ludwigs des Frommen Söhne in drei Linien teilte: eine italienisch-lothringische, die schon 875, eine deutsche, die 911, und eine französische, die 987 erlosch. Die Heimat dieses glorreichen Geschlechts ist in dem Gebiet zwischen Maas und Mosel, Rhein, Roer und Amblève, also mitten in Austrasien, zu suchen, als Stammvater Arnulf, Bischof von Metz (612—627, gest. 641), zu betrachten. Sein Sohn Ansegisil heiratete eine Tochter des Majordomus von Austrasien, Pippin von Landen (622—639); diese Würde ging aber nicht auf ihn, sondern auf Pippins Sohn Grimoald über. Als dieser 656 einen verfrühten Versuch machte, sein Geschlecht an der Stelle des merowingischen auf den fränkischen Thron zu setzen, mußte er diesen Ehrgeiz mit dem Leben bezahlen. Doch des Ansegisil Zweig blühte fort, sein Sohn Pippin (von Herstal) gewann 687 durch die Schlacht bei Testri das Majordomusamt im gesamten fränkischen Reich. Nach seinem Tode folgte nicht sein unmündiger Enkel Theudoald, sondern sein unehelicher Sohn Karl Martell (714—741) als Majordomus, demselben 741 seine Söhne Karlmann und Pippin der Kleine, welch letzterer, als Karlmann 747 ins Kloster ging, allein das Ruder in die Hände bekam. Dieser ließ sich nach Entthronung des letzten Merowingers im Herbst 751 zum König der Franken krönen (starb 768). Sein Sohn Karl d. Gr. (768—814) brachte nach seines Bruders Karlmann Tode (771) das ganze Frankenreich unter seine Botmäßigkeit und erlangte 800 auch die römische Kaiserkrone. Von seinen Söhnen starben Karl und Pippin vor dem Vater, den nur der jüngste, Ludwig I., der Fromme (814—40), überlebte. Bei der vorläufigen Reichsteilung 817 erhielt Ludwigs ältester Sohn, Lothar, Italien und die Kaiserkrone, der zweite Sohn, Pippin, Aquitanien und der jüngste, Ludwig, Bayern. Als Ludwig der Fromme zu gunsten seines in zweiter Ehe erzeugten Sohnes, Karls des Kahlen, die Teilung ändern wollte, entspann sich ein Kampf zwischen Vater und Söhnen, den letztere nach des erstern Tode unter sich fortsetzten, bis im Vertrag von Verdun (10. Aug. 843) der Zwist beigelegt ward. Lothar I. blieb Kaiser und erhielt Italien sowie die Länder zwischen dem Rhein und der Schelde, vom Ursprung der Maas bis zum Einfluß der Saône in den Rhône und längs dieses bis ans Mittelländische Meer, nebst Friesland bis zur Wesermündung; Ludwig der Deutsche Ostfranken, d. h. die Länder rechts vom Rhein und die Sprengel von Speyer, Worms und Mainz; Karl der Kahle Westfrancien westlich vom Lotharschen Anteil. Dieser Teilung verdanken die Reiche Italien, Deutschland und Frankreich ihre Entstehung. Die Söhne Lothars I. teilten 855 nochmals, und zwar erhielt Ludwig II. Italien und die Kaiserwürde, Lothar II. die Länder an der Maas als Königreich Lothringen, Karl das Rhônegebiet als Königreich Provence. Als letzterer 863 kinderlos starb, machte sich die Provence oder Burgund allmählich unabhängig; als auch Lothar II. 869 ohne Erben mit Tod abging, teilten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche seine Länder zu Mersen (870). Auch Ludwig II. starb 875 kinderlos, und mit ihm erlosch daher Lothars Linie. Ludwig der Deutsche hinterließ, als er 876 starb, drei Söhne,

Digitized by Google

nämlich Karlmann, der Bayern und die östlichen Marken und 877 nach Karls des Kahlen Tod Italien erhielt, aber 880 ohne rechtmäßige Nachkommen starb, Ludwig den jüngern, welcher Franken, Thüringen und Sachsen bekam und 882 ebenfalls kinderlos starb, und Karl den Dicken, dem erst Schwaben und das Elsaß, später Italien mit der Kaiserwürde und der Rest von Deutschland, 884 aber auch die Krone von Frankreich zufielen. Als er 887 abgesetzt ward, folgte ihm in Deutschland Arnulf, ein natürlicher Sohn seines Bruders Karlmann, und diesem 899 Ludwig III., das Kind, mit welchem 911 die ostfränkische oder deutsche Linie der K. erlosch. Arnulfs natürlicher Sohn Zwentibold erhielt Lothringen, starb aber 900 ohne männliche Erben. In Frankreich folgte auf Karl den Kahlen dessen Sohn Ludwig der Stammler, der 879 seine Söhne erster Ehe, Ludwig III. (gest. 882) und Karlmann I. (gest. 884), zu Nachfolgern hatte. Deren Halbbruder Karl der Einfältige wurde anfangs übergangen, dann nur in einem Teile des Landes anerkannt, und erst sein Sohn Ludwig IV., der Überseeische, kam 936 in den Besitz des Thrones. Ihm folgte 954 sein ältester Sohn, Lothar I., der 986 starb. Mit dessen Sohn Ludwig V. erloschen die K. 987 auch in Frankreich. Ludwigs IV. zweiter Sohn, Karl, Herzog von Niederlothringen, ward von Hugo Capet besiegt und starb 994 im Gefängnis. Sein ältester Sohn, Otto, folgte in Niederlothringen und starb 1003; der jüngere, Ludwig, schmachtete noch lange in französischer Haft. Sie waren die letzten Sprößlinge des karolingischen Geschlechts. Eine Darstellung der karolingischen Reiche um das Jahr 888 gibt die Geschichtskarte beim Artikel »Frankreich«. Vgl. Warnkönig und Gérard, Histoire des Carolingiens (Brüssel 1862, 2 Bde.); Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (Berl. 1866); Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches (2. Aufl., Leipz. 1887–88, 3 Bde.); Lot, Les derniers Carolingiens (Par. 1891).

Karolingische Kunst heißt eine eigenartige Richtung der deutschen Kunst des frühen Mittelalters, die sich vom Auftreten Karls d. Gr. bis zum Ende des 10. Jahrh. erhielt. Da Karl d. Gr. zur Ausführung seiner Bauten Bauleute und Bildhauer wegen Mangels an heimischen Kräften aus Italien kommen ließ, knüpfte die k. K. unmittelbar an die spätrömische und die altchristliche Kunst Roms an. Ihre Hauptdenkmäler sind die Bauten Karls d. Gr. und seiner Nachfolger, insbes. das Münster zu Aachen, der Palast zu Ingelheim, die Schloßkapelle auf dem Valkhofe in Nimwegen, die von Einhard errichteten Kirchen in Michelstadt und Seligenstadt im Odenwald, die Michaelskirche in Fulda und die Eingangshalle des Klosters Lorsch im Odenwald (s. Tafel »Architektur VIII«, Fig. 1 u. 2) und die Miniaturen der in den Klöstern des fränkischen Reiches ausgeführten Bilderhandschriften. Die Ornamentik der letztern war das einzige Element, das die damalige national-deutsche Kunst mitbrachte. Doch wurde auch die Ornamentik unter den Karolingern mit antiken Motiven durchsetzt. Außer der antiken und altchristlichen Kunst hat auch die angelsächsische, irische und orientalische Miniaturmalerei auf die karolingische Einfluß geübt. Neben den Miniaturmalereien kommen noch die Wandmalereien und Mosaiken in Kirchen und Palästen in Betracht, die jedoch verschwunden und nur aus der litterarischen Überlieferung bekannt sind. Vgl. v. Schlosser, Schriftquellen zur Geschichte der karolingischen Kunst (Wien 1892); Reber, Der karolingische Palastbau (1. Teil, Münch. 1892); Leitschuh, Geschichte der karolingischen Malerei (Berl. 1894).

Karolinische Bücher, s. Carolini libri.

Karolinische Bulle, auch gleich der berühmtern die »Goldene« genannt, wurde von Kaiser Karl IV. 13. Okt. 1359 zu Prag erlassen und verhieß den Personen u. Gütern der Geistlichen den kaiserlichen Schutz. Sie war darauf berechnet, den Papst mit den Änderungen bei der deutschen Königswahl zu versöhnen, welche die eigentliche »Goldene Bulle« enthielt.

Karolinische Sage, s. Karlssage.

Karolsfeld, Schnorr von, s. Schnorr.

Károlyi von Kaplon, im Szathmárer Komitat stammsässiges, seit dem 13. Jahrh. urkundlich hervortretendes, namentlich seit dem 16. Jahrh. güterreiches und politisch wichtiges Adelsgeschlecht Ungarns. Michael der Große schrieb sich mit dem Prädikat Nagy-Károly, einer Schloßherrschaft bei Szathmár. Der eigentliche Begründer seiner hervorragenden Magnatenstellung wurde Alexander, Graf K., geb. 1668, gest. 8. Sept. 1743, Zeitgenosse Franz Rákóczys II., den er zuerst als gut kaiserlicher General bekämpfte (1703), später aber aus gekränktem Ehrgeiz anerkannte. Er bildete dann mit Bercsényi, Ilosvay u. a. den wichtigen Kriegsrat Rákóczys, ließ sich aber, als die Sache des letztern schief stand, von dem kaiserlichen Friedensunterhändler Pálffy für den Ausgleich gewinnen und schloß im Namen der Konföderierten mit diesem den Unterwerfungstraktat von Szathmár (1711), den Rákóczy nicht anerkennen wollte. 1712 wurde Alexander K. in den Grafenstand erhoben, 1723 Geheimrat, 1724 Mitglied des königlichen Statthaltereirats und 1741 Feldmarschall. Er starb, reich an Gütern und Würden, und hinterließ tagebücherartige Memoiren, mit einer Autobiographie verbunden, welche von 1669–1740 reichen (hrsg. von Szalay, 1865). — Sein Enkel, Graf Franz Anton K., geb. 8. Nov. 1732 in Nagy-Károly, gest. 24. Aug. 1791, zeichnete sich als Oberst im Siebenjährigen Kriege aus und ward 1787 Generalfeldzeugmeister. — Graf Aloys K., geb. 8. Aug. 1825, gest. 26. Dez. 1889, ward 1852 königlicher Kämmerer, 1858 Gesandter in Kopenhagen, 1860 Gesandter und 1871 Botschafter in Berlin, auf dem Berliner Kongreß 1878 österreichischer Bevollmächtigter und 1878–88 Botschafter in London. Vgl. Géresi, Codex diplomaticus comitum K. de Nagy-Károly (Budapest 1884).

Károlyváros (spr. károljwárosch), s. Karlstadt 2).

Karoo, s. Karroo.

Karosse (franz., v. altlat. carruca, ital. carrozza, mittellat. carrocium), elegante Kutsche, Staatswagen.

Karotiden (griech., arteriae carotides), bei den höhern Wirbeltieren die beiden großen Hals- oder Kopfschlagadern, die aus der Aorta entspringen und das Blut nach dem Kopf hinleiten. Vgl. Blutgefäße.

Karotin $C_{26}H_{38}$ findet sich in Mohrrüben, in Blüten und Früchten und in den Blättern verschiedener Pflanzen, vielleicht als steter Begleiter des Chlorophylls, bildet rotbraune, goldgrünglänzende Kristalle, löst sich schwer in Alkohol und Äther, nicht in Wasser, sehr leicht in Schwefelkohlenstoff und Benzin, schmilzt bei 168°, riecht in der Wärme stark nach Veilchenwurzel, wird an der Sonne sehr bald farblos, amorph und ist dann in Benzol u. Schwefelkohlenstoff schwer, in Alkohol und Äther leicht löslich. Es absorbiert an der Luft Sauerstoff und färbt sich mit schwefliger Säure dunkel indigblau.

Digitized by Google

Karotte (lat.), s. Mohrrübe. — In der Schnupftabaksfabrikation heißen Karotten die fest zusammengeschnürten Rollen von ausgerippten Tabaksblättern, welche der Gärung unterworfen werden (s. Tabak).

Karpäa (griech., »Fruchttanz«), bei den alten Thessaliern eine Art mimischen Kriegstanzes, wobei in scherzhafter Weise ein Kampf zwischen Landmann und Räuber pantomimisch dargestellt wurde.

Karpathen (Karpathisches Gebirgssystem), im weitesten Umfang der zusammenhängende Gebirgswall, welcher, Ungarn (samt Siebenbürgen) im NW., N., O., SO. und S. von Österreich, Mähren, Schlesien, Galizien, der Bukowina und Rumänien in einer Länge von 1200 km abgrenzend, einen großen, der Donau zugekehrten Bogen bildet, der an der Donau bei Preßburg beginnt und sich wieder bis zur Donau bei Orsova erstreckt. S. Karte »Ungarn«.

[Ausdehnung und Höhe.] Die horizontale Ausdehnung der K., welche, ihrer Hauptmasse nach Ungarn angehörend, nach Mähren und Schlesien nur kurze Ausläufer entsenden, gegen Galizien zu jäh abfallen, den untern Teil der Bukowina erfüllen und nur mit den äußersten südöstlichen und südlichen Abhängen nach Rumänien eindringen, umfaßt, je nach der angenommenen Basis, 93,000—245,000 qkm (1700—4450 QM.), die Breite hingegen beträgt an den Ausläufern nur 12, anderwärts 70—370 km. Die größte Breite fällt mit ihrer größten Erhebung zusammen, so auf dem Meridian der Tátra, wo die K. sich bis zu den Donauniederungen hinziehen, und im Siebenbürgischen Hochland. Mit den Alpen treffen sie an zwei Punkten zusammen, und zwar bei Theben an der Donau mit dem Leithagebirge und bei Gran mit dem Bakonyer Wald; im S. dagegen begegnen sie den Verzweigungen des Balkangebirges im Engthal der Klissura. Gegen die Nachbarländer fußen sie überall im Tiefland, von den Sudeten werden sie durch die Einsenkung bei Oderberg getrennt, und im Innern Ungarns grenzen ihre Ausläufer an die Donautiefebene. In diesem weiten Umfang sind die K., welche nächst den Alpen als das mächtigste, also das zweite Hauptgebirge Europas die Wasserscheide zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer bilden, nur ein geographischer Begriff. In Wirklichkeit bestehen sie aus mehreren orographisch und geologisch gesonderten Gruppen, die einerseits als fortlaufender Gebirgszug mit der höchsten Erhebung in der Mitte, anderseits aber als ausgedehntes Hochland auftreten. An Großartigkeit stehen sie den Alpen weit nach, denn es fehlen ihnen die mächtigen Hochgipfel, die weiten Schneefelder und Gletscher, die imposanten Wasserstürze und die großen Seen der Alpen. Auf große Strecken steigen sie zwar bis über die Waldgrenze, allein nirgends bis zur Hochalpenhöhe auf, und mit ihren bedeutendsten Gipfeln in der Tátra und in Siebenbürgen erreichen sie nur 1200—2663 m. Bis zur Schneegrenze ragen nur einige Spitzen empor, und Gletscherbildungen kommen überhaupt nicht vor, weil an den schroffen Felswänden größere Schneemassen sich nicht halten können und überdies auch die atmosphärischen Niederschläge gering sind; es bleibt daher der Schnee nur in den Schluchten liegen.

[Thäler, Flußsysteme, Seen, Pässe.] Wegen der konzentrischen Bildung vieler Gebirgsketten findet man in den K. nur sporadisch jene bedeutenden Längenthäler, deren Entwickelung in den Alpen den Verkehr so wesentlich begünstigt, und die in den östlichen K. ganz fehlen. Desto häufiger sind die Querthäler. Gegen Galizien zu sind die Thäler infolge des jähen Abfalls der Gebirge viel kürzer als in Ungarn, wo sie sich mit ihren breiten, kultivierten Thalsohlen in die Ebene verlaufen. Die Wasserscheide zwischen Donau, Weichsel und Dnjestr fällt in den K. mit dem bogenförmigen Kamm des Sandsteingebirges zusammen, und dieser wird nur im N. der Tátra vom Dunajec und Poprád durchbrochen. Aus dem weiten Karpathengebiet strömen überall zahlreiche ansehnliche Gewässer den genannten drei Hauptflüssen zu, von denen die Donau alle Flüsse aus den ungarischen Thälern, die Weichsel und der Dnjestr hingegen jene aus Galizien aufnehmen. Die wichtigsten Thäler sind: in den eigentlichen K. das Waag-, Neutra-, Gran- u. Eipelthal, die sich gegen die Donau öffnen; ferner im Theißgebiet die des Sajó, des Hernád, der Topla, der Laborcza, des Ung, der Latorcza, der Borsova, des Nagyág, des Talabor, der Theiß u. ihrer ersten nördlichen Zuflüsse, sowie auch die Thäler des Visso und der Iza; sodann im N. das Weichsel-, Dunajec-, Poprád-, San-, Dnjestr- und Pruththal und die Thäler des Sereth und seiner rechten Zuflüsse; im Siebenbürgischen Hochland endlich die Thäler des Szamos, der Körös, der Maros, des Kokel und der Aluta. Eine Eigentümlichkeit der K. sind zahlreiche kleine Gebirgsseen (Meeraugen, s. d.) sowohl in der Hohen Tátra (s. d.), wie Fischsee, Grünsee u. a., als auch im Siebenbürgischen Hochland, die in bedeutender Höhe (1500—2000 m ü. M.) liegen. Die westlichen K. sind reich an bequemen Pässen, die sich im O. und S. seltener vorfinden. Von Natur aus fast unwegsam ist nur das Gebiet der Hochkarpathen u. der östliche Gebirgsrücken zwischen Galizien u. Ungarn. Die wichtigsten Übergänge sind: im W. die Pässe Strany, Hrozinkau (438 m), Wlara (420 m) und Lissa oberhalb von Trentschin, der Jablunkapaß (601 m), durch den die Kaschau-Oderberger Bahn von Schlesien nach Ungarn eintritt, der Jordanowpaß (805 m), die Kunststraße von Neumarkt nach Késmárk und über die Kralova Hola (Telgártpaß vom Poprád zum Gran), ferner der Durchlaß der Eperjes-Neusandeczer Bahnlinie am Poprád, der Tyliczpaß oberhalb Bartfeld, in den Ostkarpathen der Duklapaß, der Durchlaß an der Laborcza für die Bahnlinie Homonna-Przemysl sowie die Pässe Uszok und Vereczke an der Ung und Latorcza und Körösmezö an der Schwarzen Theiß (1037 m); endlich in Siebenbürgen die Pässe Rodna (959 m), Borgo Prund (1196 m), Tölgyes, Békás, Gyimes, Uz und Oitoz im Ostrand, Bodza, Tömös oder Predeal (1028 m), Törzburg, der Engpaß am Rotenturm (352 m) und Vulkan (944 m) im S., sowie der Paß von Bánffy-Hunyad, die Tordaer Schlucht und das Eiserne Thor am Westrande des Siebenbürgischen Hochlandes und der Paß Teregova im Banater Gebirge.

[Geologisches.] Die K. sind die natürliche Fortsetzung der Alpen (s. d.) und stellen ein jenen analog gebautes einseitiges Kettengebirge dar, dessen Glieder durch eine von S. her wirkende, horizontal schiebende Kraft zu mächtigen Falten aufgestaut sind. Die Hauptfaltung hat in der ältern Tertiärzeit stattgefunden und war zum Schluß der Miocänzeit im wesentlichen vollendet; nur kleinere Veränderungen vollzogen sich noch später, und selbst jetzt ist, wie die Erdbeben andeuten, noch keine vollständige Ruhe eingetreten. Im westlichen Teil der K. (bis zum Hernádfluß) finden sich mehrere zentrale Granitkerne nebst Gneis und kristallinischem Schiefergebirge, um welche sich in ähnlicher Weise wie in der Zentral-

Digitized by Google

kette und in der nördlichen Zone der Alpen das mesozoische Gebirge, vom Verrucano (unterste Buntsandsteinbildung) mit seinen Konglomeraten und roten, sandigen Schiefern durch Muschelkalk, durch die verschiedenen Glieder des alpinen Keuper und unter ihnen zu oberst durch die Kössener Schichten bis in den Lias, gruppiert. Über letzterm ist das obere Grenzgebilde des Jura mächtig erschlossen, und noch höher liegt die Kreide direkt dem Tithon auf. Die Kreide ist teils untere (neokomer Sandstein, Kalk; Gault als Thon und Sand), teils obere (mächtige Hippuritenbänke nebst Sewenkalk und darüber die Gosaubildungen). Über ihr folgen das Nummulitengebirge und der besonders mächtig und größtenteils sandig (als Karpathensandstein) entwickelte Flysch, dann die jüngern, miocänen Tertiärgebilde, mehr randlich aufgelagert. Vom Hernád bis zur Marmaros und zur Bukowina fehlen alle ältern kristallinischen Gesteine, welche erst in Siebenbürgen gleichzeitig mit den ältern Sedimenten wieder zu Tage treten. Hier herrscht vielmehr ein einförmiges waldiges Sandsteingebirge aus Kreide und Nummulitengesteinen, welches sich in gleicher Einförmigkeit sowohl um den Innen- als um den Außenrand der K. (Walachei bis Schlesien) erstreckt, und aus dem nur in einzelnen Klippen und Klippenreihen Kalke der Trias, des Jura und der Kreide (die sogen. karpathischen Klippen) hervorsehen. Diesem Sandstein gehören die ergiebigen Erdölquellen und Ozokeritlager Oberungarns und Galiziens an, dem Miocän aber die reichen Steinsalzablagerungen am Fuß der Ostkarpathen in Ungarn und im Innern Siebenbürgens, wo sich auch Erdöl und Braunkohlen finden. Der ungarische Innenrand enthält ferner sehr verbreitet trachytische und andesitische Gesteine, zum Teil als Perlstein und Obsidian entwickelt, und Basalte. An die grünsteinartigen Trachyte sind wichtige Erzlagerstätten geknüpft (mit Gold, Silber und Tellur zu Schemnitz, Kremnitz und im Siebenbürgischen Erzgebirge); aber auch die kristallinischen Schiefer führen vielfach Erze. Ältere Eruptivbildungen sind die Gabbros und Serpentine des Übergangsgebirges von Dobschau und die mit dem Verrucano verknüpften Melaphyre. Mineralquellen und Solfataren haben in der Tertiärzeit zur Ablagerung mächtiger Kalktuffe, ausgezeichneter Opale, des Alaunsteins rc. Anlaß gegeben. Weiteres über Thermen und Säuerlinge s. unten, S. 960.

[Einteilung.] Das Karpathensystem zerfällt in zwei Hauptgruppen, in die eigentlichen K., einen fortlaufenden Gebirgszug mit der höchsten Erhebung in der Mitte sowie zahlreichen, sich im S. ausbreitenden Gebirgsketten, und in das Siebenbürgische Hochland. Erstere bestehen aus einem äußern Rande, dem Grenzwall zwischen Ungarn einerseits sowie Mähren, Schlesien, Galizien und der Bukowina anderseits, und aus den das oberungarische Gebiet ganz erfüllenden innern Gebirgsgruppen.

West- und Ostkarpathen.

Der äußere Rand, ein zusammenhängender, reichbewaldeter Sandsteinzug, welcher sich bei einer mittlern Höhe von 650—1300 m bogenförmig von der Donau (bei Hainburg und Theben) bis an die Goldene Bistritza erstreckt, wird durch den Durchbruch des Poprád sowie durch die Topla und den Paß Tylicz in zwei Hälften geteilt, und zwar in die Westkarpathen und in die Ostkarpathen oder das Karpathische Waldgebirge (auch Waldkarpathen). Die Westkarpathen, zu denen auch der am rechten Donauufer bei Hainburg liegende isolierte Granitstock der Hundsheimer Berge gehört, beginnen, dem Leithagebirge gegenüber, am Donaudurchbruch (Porta Hungarica) mit der niedern Gruppe der Kleinen K., und zwar mit dem 513 m hohen Thebener Kegel und dem Preßburger Schloßberg. Dieser, auch Preßburger Gruppe genannte, 11—15 km breite, bewaldete und sanft gerundete Höhenzug reicht in nordöstlicher Richtung bis an die Miavaquelle u. erreicht im Bradlo 815 m, im Rachsturn 743 m und im Wetterling 700 m Höhe. Jenseit der Miava zieht sich gleichfalls nordöstlich der steile Gebirgsrücken der Weißen K. (Weißes Gebirge, auch Bela Gora), nach seinen weißen Dolomitfelsen so benannt, in Mähren bis an die March und Bečva, in Ungarn bis an die Waag hin und umfaßt das Javorina- und Javornikgebirge (Javorina 967 m, Javornik 1017 m, Wysoka 1020 m, Zemerka 1053 m). An letzteres schließt sich in der Nordwestecke der äußern K. die an den Quellen der Oder, Bečva und Kisucza beginnende Beskidenkette (Westbeskiden) an, die, westlich vom Jablunkapaß sich gegen O. wendend u. mit ihrem östlichen großen Bogen die Hochkarpathen umschließend, bis zum Poprád und zur Topla reicht. Der westlichste, zumeist im südlichen Gebiet Schlesiens sich ausbreitende Teil bildet die eigentlichen Beskiden (Beskid oder Trojacka 947 m, Radhost 1135 m, Lissa Hora 1325 m, Kničin 1252 m, Smrk 1339 m), wogegen der bedeutend höhere Zug der Westbeskiden östlich vom Jablunkapaß das Ossusgebirge (Pilsko 1557 m, Ossus) mit der südlich vorgelegten Magura oder Árvaer Magura (Magura 1545 m) und die wildromantische Babia Guragruppe umfaßt, welcher die höchsten Gipfel der Westkarpathen angehören (Babia Gura 1725 m, Polica 1367 m, Lubień 1264 m). Das Karpathische Waldgebirge endlich, die jenseit des Poprád liegende östliche Fortsetzung des Karpathengrenzwalls zwischen Ungarn sowie Galizien und der Bukowina, welche bis zu den Ung- und San-Quellen (bis zum Uszokpaß) auch den Namen Ostbeskiden führt und sich als eine breit hingelagerte, mit Urwald bedeckte Kette in südöstlicher Richtung bis zum Nordwesten Siebenbürgens herabzieht, bildet das Verbindungsglied zwischen den Hoch- (Zentral-) K. und dem Siebenbürgischen Hochland, von dem es der Visó und die Goldene Bistritza trennen. Dieser wenig fruchtbare und dünn bevölkerte Grenzkamm ist im N. von kurzen Parallelketten, im S. von einigen vulkanischen Berggruppen begleitet und erhebt sich nur in der östlichen Hälfte, in den eigentlichen Waldkarpathen, deren in das Komitat Marmaros fallender Teil auch Marmaroser Gebirge (s. d.) genannt wird, zur Alpenhöhe (Ravka und Halicz am Ung, 1300 m und 1335 m, Ruszky Put 1311 m, Tomnatek 1679 m, Negrovecz 1712 m, Popadje 1732 m, Wisoki 1808 m, Bisztra 1811 m, Sewula 1818 m, Pop Ivan 1925 m, Pietrosz 2022 m, Czerna Gora 2026 m, Hoverla 2058 m). Der höchste Gipfel in der Bukowina ist der Dzumaleu (1853 m hoch). Zum Karpathischen Waldgebirge gehört noch eine trachytische Vorlage zwischen der Laborcza und dem Ung, die den Namen Vihorlatgebirge (»ausgebranntes Gebirge«) führt, im Vihorlat 1074 m Höhe erreicht und als Vihorlat-Gutingebirge bis in das Siebenbürgische Hochland hinabreicht.

Zentralkarpathen und inneres karpathisches Bergland.

Zum innern Gebirge gehören vor allem die südlich vom östlichen Teil der Westbeskiden sich erhebenden

Hoch- oder Zentralkarpathen und das innere karpathische Bergland, das, sich an den äußern Karpathenkamm dicht anschließend, den größten Teil Nordungarns füllt, mit seinen, die Hochkarpathen teils parallel, teils fächerförmig umlagernden Gruppen gegen das Hochland zu an Höhe gewinnt und sich von N. nach S. zur Donau und zur ungarischen Tiefebene stufenförmig herabsenkt. Die Zentralkarpathen erstrecken sich von W. nach O. hin, 128,4 km lang und 48,2 km breit, vom Zusammenfluß der Árva und Waag bis an den Poprád und bestehen im W. aus der Liptauer Magura u. den Liptauer Kalkalpen (Sip 1170 m, Großer Chocs 1612 m, Biela Szkala 1805 m), im O. aus der nur 900—1000 m hohen Zipser Magura (zwischen dem Dunajec und Poprád) und aus den in der Mitte gelegenen eigentlichen Zentralkarpathen oder der Hohen Tátra (Gerlsdorfer Spitze 2663 m, Lomnitzer Spitze 2635 m, Eisthaler Spitze 2629 m, Tátraspitze 2558 m, Hunsdorfer Spitze 2556 m, Kesmarker Spitze 2539 m, Koncsiszta und Grüne Seespitze je 2535 m, Großer Krivan 2439 m). S. Tátra 1).

Von den dem innern karpathischen Bergland angehörenden Gebirgsstöcken erstrecken sich südlich von der Hohen Tátra, und zwar parallel mit dieser die Liptauer K. oder die Niedere Tátra, mit den Gipfeln Djumbir (2045 m) und Kralova Hola oder Königsalm (1942 m). Im W. erhebt sich westlich von der Árva, und zwar zwischen der Waag, Turócz und Neutra, die Kleine Fátra (Kleiner Kriván oder Kriván-Fátra, 1668 m) samt dem Innoveczer Gebirge, dessen südlicher Teil auch das Freistadtler Gebirge genannt wird (Klak 1344 m, Innovecz 1051 m), im S. dagegen zwischen der Turócz, Revucza, Neutra und Gran die Große Fátra (Große Fátra 1171 m, Klak 1594 m, Großer Krizna 1577 m) mit dem Neutraer Gebirge (Zobor 596 m) und dem Königsberger Gebirge. Östlich schließt sich sodann der von der Gran, Korpona und Eipel begrenzte Längenzug des an edlen Metallen reichen Ungarischen oder Schemnitzer Erzgebirges (Szitnya 1011 m) an, wogegen östlich und südlich von der Gran bis zum Sajó zahlreiche, aus Trachyt und Trachyttuff bestehende, vulkanische Gruppen die sogen. Ostrowski-Veporgruppe bilden, zu welcher nebst dem Ostrowskigebirge im S. von der Niedern Tátra das Polyana-, Vepor- und Fabovagebirge, auch Sohler und Gömörer Gebirge genannt (Polyana 1459 m, Vepor 1341 m, Fabova-Hola 1441 m, Klyak 1422 m, Revacka Hola 1394 m), gehören. Die südlichsten Ausläufer der K. sind zwischen der Eipel, Donau und Zagyva das trachytische Neográder Gebirge (Hideghegy 939 m) mit dem Börzsöny- und Cserhátgebirge, ferner zwischen der Zagyva u. Eger das Mátragebirge, ein höchst interessanter, in die große ungarische Ebene absteigender vulkanischer Trachytstock (Kékes 1012 m, Saskö 910 m), sowie zwischen der Eger u. dem Sajó das aus Grauwacke gebildete, dichtbewaldete Bükkgebirge. Nördlich von letzterm liegen zwischen dem Sajó und Hernád (östlich vom Fabovagebirge) die Zips-Gömörer Erzgebirge mit den höhlenreichen Kalkplatten des Tornaer Gebirges und östlich von der Hohen Tátra, am obern Hernád die Zipser Gebirge mit dem Branyiszkogebirge (Repiszko 1250 m, Viszoka Hola 1218 m). Die östlichste Gruppe der Westkarpathen ist die von Eperies südwärts (zwischen der Tarcza, dem Hernád und der Topla) sich erstreckende trachytische Hegyalja, welche im N. in das sogen. Sóvárer Gebirge (Simonka 1092 m) und im S. in das berühmte Tokayer Weingebirge oder die eigentliche Hegyalja (508 m) ausläuft.

Südost- und Südkarpathen (Siebenbürgisches Hochland).

Während so die Westkarpathen ein geschlossenes Ganze bilden, erheben sich im SO., mit ihnen durch das Karpathische Waldgebirge verbunden, die Südost- und Südkarpathen, welche, als hoher Gebirgswall Siebenbürgen in fast quadratischer Form umschließend, den Namen Siebenbürgisches Hochland führen. Zur nördlichen Kette gehören zwischen der Szamos und Theiß das Láposgebirge (Gutin 1447 m, Czibles 1842 m) und das Rodnaer Gebirge bis zum Borgo-Prundpaß (Muncsel 1783 m, der Felskoloß Pietroszza 2305 m, der Glimmerschieferstock Kuhhorn oder Ineu 2281 m). Von hier an ziehen sich als östliches Randgebirge gegen S. hinab das Henyulgebirge (Vervu Ormuluj 2010 m, Henyul 1590 m), das Kelemengebirge (Kelemen 2031 m, Pietrosul 2107 m), das größtenteils nach Rumänien hinüberreichende waldreiche Gyergyóer Gebirge (Csalhó 1911 m, Krenceju 1869 m), das Csiker Gebirge (der vulkanische Büdös 916 m) und das Bereczker Gebirge (Lakócza 1778 m). Mit diesem äußern Ostrand laufen fast parallel das Görgényer Gebirge (Mezöhavas 1746 m) und das Hargitagebirge mit dem dazu gehörigen Baróter Gebirge (Hargita 1798 m, Kakukhegy 1560 m). Den Südrand nehmen die Transsylvanischen Alpen, der höchste, schmälste und wildeste Teil der siebenbürgischen Randgebirge, ein. Mit dem Bodzaer Gebirge im SO. beginnend (Csukás 1944 m), erfüllen sie unterhalb Kronstadt als Kronstädter oder Burzenländer Gebirge das Burzenland mit Felsplateaus, Felsgipfeln u. 600—900 m hoch herausragenden Felswänden (der schroffe Königsstein 2241 m, Bucsecs 2508 m). In dem westlicher gelegenen Fogaraser Gebirge erheben sich der Orlului (auch Verfu Urli) 2479 m, der Bunetura (auch Butyan) 2515 m, der Szurul 2288 m u. der Negoi (der höchste Berg Siebenbürgens) 2536 m hoch. Nun folgen das Cibin-, das Schebescheller, das Paringul- und das Vulkangebirge, an welches sich im äußersten Südwesten das Hátszeger Gebirge (Retyezat 2496 m) anschließt. Der Westrand zeigt weniger den Charakter eines geschlossenen Randgebirges, wird häufig durch Flußthäler geschieden und erreicht nur eine geringere Höhe. Er beginnt im N. am Szamos mit dem Bükkgebirge (Bükk 575 m) und Krasznagebirge (Polyána Baratyik 790 m), an welches sich das Meszesgebirge, südlicher das höhlenreiche Biharer Gebirge zwischen der Schnellen und der Schwarzen Körös (der granitische Kukurbeta 1846 m, Vlegyásza 1851 m), das Aranyosgebirge (Muntje le mare 1828 m), das bis an die Maros hinabreichende goldreiche Siebenbürgische Erzgebirge (Vulkan 934 m, Dimboj 1368 m, der Basaltstock Detunata), das Ruszkagebirge (Pojana Ruszka 1360 m, Verfu Piatra nächst dem Eisernen Thor 2195 m) sowie ganz im SW. das Krassóer Erzgebirge und das sich in der Klissura bis an die Donau erstreckende Banater Gebirge anreihen. Inmitten all dieser Randgebirge ragt das innere siebenbürgische Hügelland 300—500 m hoch empor.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Die K. bilden eine Klimagrenze zwischen den nördlich und südlich da-

Digitized by

von gelegenen Gegenden. Im N. sind die Winter rauh, im S. sind sie, ebenso wie Frühling u. Herbst, erheblich milder. Die Temperaturabnahme mit der Höhe beträgt auf 100 m Erhebung durchschnittlich 0,56°. Während im SW. eine mittlere Temperatur von +9,6° herrscht und die Unterschiede zwischen Sommer- u. Winterkälte sich von +35,1 bis −21,4° erstrecken, fällt erstere im NW. und N. bei 374—623 m auf 7,5—5,8° und schwankt die Temperatur zwischen +31,9 und −20,5°, in Árva-Váralja sogar zwischen +34,2 und −34,4°. Im allgemeinen herrschen in der ungarischen Ebene Frühsommerregen; hier fallen jährlich etwa 50—60 cm Niederschlag an ca. 86 Niederschlagstagen, nach den K. hin steigen die Regenmenge und die Regenhäufigkeit erheblich und erreichen einen sehr hohen Wert in den höhern südlichen Lagen der K. Die erwähnten klimatischen Veränderungen sind auch für den Charakter der Vegetation bestimmend. Während am Südfuß der K. der Weinstock gedeiht, erheben sich die höchsten Rücken und Gipfel in die Region der echten Alpenflora, wo selbst das Edelweiß auftritt. Die untere Hügelregion trägt in den Zentralkarpathen kleinere Bestände von Buchen und Eichen, die nur in den Ostkarpathen eine größere Verbreitung haben. Die Bergwaldregion liegt auf beiden Seiten des Gebirges durchschnittlich zwischen 900 und 1350 m und wird vorherrschend von der Fichte bewohnt, der sich in höhern Lagen, z. B. am Großen Fischsee, Zirbelkiefern anschließen. Lärchen und Kiefern sind wenig verbreitet. In dem zwischen 1350 und 1900 m folgenden Strauchgürtel überwiegen Legföhren und Zwergwacholder; in den Ostkarpathen tritt auch die Grünerle hinzu, während Alpenrosen dem Hauptgebirgszuge, abgesehen von einem vereinzelten Auftreten am Giewont, fehlen; auf der Czerna Gora und den Alpen Siebenbürgens wächst die myrtenblätterige Alpenrose. Die Hochalpenregion steigt in den Zentralkarpathen mit Grasmatten und Zwergweiden bis zu einer durchschnittlichen Höhe von 2650 m auf und enthält eine reiche Flora, die eine verbindende Mittelstellung zwischen der ostalpinen, der siebenbürgischen und der sudetischen (s. Riesengebirge) einnimmt; das Hochgebirge Siebenbürgens zeichnet sich durch Auftreten einer größern Reihe südöstlich weiter verbreiteten Pflanzenarten aus, von denen manche, wie die dem Heidekraut verwandte Bruckenthalia, auf den Höhen des Balkan wiederkehren. Was die Fauna anbetrifft, so sind in der Tátra, im Karpathischen Waldgebirge und in den höhern Gebirgsketten Siebenbürgens, wo der Wald noch den Charakter des Urwaldes trägt, Bären, Wölfe und der Luchs häufig anzutreffen. Die Gemse ist in der Tátra schon seltener geworden. Ebenso finden sich hier noch zahlreich Raubvögel. In der Molluskenfauna der K. machen sich im Vergleich zu der der umgebenden Länder bereits Fremdlinge bemerkbar, vorgeschobene Posten der alpinen Fauna. Von besonderm Interesse ist die Untersuchung von 27 hochgelegenen Wasserbecken der Tátra auf ihre Fauna hin; der größte Teil derselben befindet sich 1500 und 1700 m ü. M. Man zählt 90 niedere Tiere, wobei Protozoen und Rotatorien aber kaum berücksichtigt werden. Die Hauptrolle in der Zusammensetzung dieser Faunen spielen die niedern Kruster, die Blattfüßer, Muschelkrebse und Spaltfüßer. Gegen sonstige Süßwasseransammlungen größern Umfanges treten pelagische Kruster auffallend zurück, doch finden sich anderseits auch viele kosmopolitische Formen.

[Bevölkerung, Mineralquellen 2c.] Die Bevölkerung der K. ist vorherrschend slawisch, und zwar wohnen im W. Slowaken, Hornyaken, Wasserpolacken und die Goralen (von den Beskiden bis zur Tátra), im O. Ruthenen. Die Ungarn haben sich am innern Gebirgsrand und in Siebenbürgen (Széller) angesiedelt, die deutschen Einwanderer hingegen meist auf größern Sprachinseln im W. zwischen den Slawen, in der Zips, in den Bergstädten, in Siebenbürgen und im Banat niedergelassen; die Rumänen bewohnen den Südosten und Süden. Erwerbszweige sind fast überall Ackerbau und Viehzucht, in den höhern Regionen Alpenwirtschaft und Schafzucht, im S. teilweise Weinbau und in vielen Gegenden der Bergbau. Die K. sind das erzreichste Gebirge Europas und bergen in Oberungarn, in der Bukowina, im siebenbürgischen Randgebirge und im Banat fast unerschöpfliche Lagerstätten nutzbarer Mineralien, insbes. Gold, Silber, Kupfer, Salz und Kohlen, überdies auch Quecksilber, Blei, Galmei, Kobalt, Nickel, Zink, Marmor, Schiefer, Petroleum, Edel-, Halbedelsteine u. Bergkristalle (Opal, Amethyst, Chalcedon, Marmaroser Diamanten 2c.).

Die K. werden nach allen Richtungen hin, insbes. in den Flußthälern und Pässen, durch zahlreiche Hauptstraßenzüge und Bahnen (Kaschau-Oderberger Bahn und zahlreiche Linien der ungarischen Staatsbahnen) gekreuzt u. sind ungemein reich an heilkräftigen Thermen und Mineralquellen jedweder Art. Unter den Kurorten gibt es viele sehr bedeutende. Die bekanntesten Thermen und Mineralquellen sind: indifferente Thermen: Bajmócz (Komitat Neutra), Großwardein (Bihar), Stubnya (Turócz); alkalische Säuerlinge: Luhi (Bereg), Lithionquelle Salvator bei Eperjes (Sáros), Szolyva (Bereg); der einfache Säuerling Borszék (Csik); Eisenthermen: Lucski (Liptau), Szliács (Bars), Vihnye (Sohl); Eisensäuerlinge: Bösing (Preßburg), Buziás (Temes), Krynica (Galizien, bei Tylicz); alkalische Eisensäuerlinge: Elöpatak (Háromszék), Lublau (Zips), Málnás (Háromszék), Szulin (Sáros), Zegestow (Galizien, bei Szulin); alkalisch-muriatische Eisensäuerlinge: Bartfeld (Sáros), Rankherlein (Abauj-Torna), Suliguli (Marmaros), Tusnád (Csik); der erdige Eisensäuerling Koritnyicza (Liptau); die eisenvitriolhaltige Alaunquelle Parád (Heves); die Kochsalztherme Herkulesbad (Krassó-Szörény); die Kochsalzquelle Szováta (Maros-Torda); jodhaltige Kochsalzquellen Baaßen (Klein-Kokelburg) und Csik (Gömör); der alkalisch muriatische jodhaltige Säuerling Czigelka (Sáros); die Jodquelle Iwonicz (Galizien, Sanoker Kreis); die erdige Therme Szkleno (Bars); die muriatische Natronquelle Szczawnicza (Galizien, bei Neusandecz); Schwefelthermen: Herkulesbad (Krassó-Szörény), Pistyán (Neutra), Trencsin-Teplitz (Trencsin) und der alkalische Schwefelsäuerling Parád (Heves). Hervorragende Karpathenluftkurorte befinden sich in den drei Bädern Schmeks (Tátra-Füred) und mit Kaltwasserheilanstalten und bedeutenden Villenkolonien an zahlreichen Punkten Oberungarns.

Vgl. Hildebrandt, Karpathenbilder (Glog. 1863); Fuchs, Die Zentralkarpathen (Pest 1863); Koristka, Die Hohe Tátra (Gotha 1864); Wahlenberg, Flora Carpathorum (Götting. 1814); Ascherson, Engler u. a., Karpathenreise (naturwissenschaftlich, Berl. 1866); Sagorski und Schneider, Flora der Zentralkarpathen (Leipz. 1891, 2 Tle.); Krones, Zur Geschichte des deutschen Volkstums im Karpathenland (Graz 1879); Witt, Reiseskizzen aus den Südkarpathen (Berl. 1889); Scherner, Neuer praktischer Tátraführer (Bresl. 1891); Kolbenheyer, Die Hohe

Digitized by Google

Tátra (9. Aufl., Teschen 1894); Hefsch, Illustrierter Führer durch die K. (2. Aufl., Wien 1889); Siegmeth, Kaschau ꝛc. und die ungarischen Ostkarpathen (Kaschau 1885); die Jahrbücher des Ungarischen Karpathenvereins (das. 1874 ff.), des Galizischen Tátravereins (1876 ff.) u. des Siebenbürgischen Karpathenvereins (Hermannst. 1881 ff.); »Orohydrographisches Tableau der K.« (6 Blätter, 1:750,000, Wien 1886).

Karpathensandstein, ein meist feinkörniger Sandstein, der in den Karpathen (s. d., S. 958) die Kreideformation und das ältere Tertiär vertritt. [958.

Karpathisches Waldgebirge, s. Karpathen, S.

Karpáthos (ital. Scarpanto), im Altertum dorische (mit vier Städten), jetzt türk. Insel im Ägäischen Meer, zu den Sporaden (Sandschak Rhodos) gehörig, zwischen Kreta und Rhodos, 332 qkm (6 QM.) groß, hat meist steile, unzugängliche Ufer und ist mit kahlen Gebirgen (Eisen, Marmorgruben) erfüllt, die im Lastos 1220 m Höhe erreichen. Die durchweg griechischen Bewohner (etwa 8000) wohnen in 14 Dörfern und verdienen zum großen Teil in der Fremde ihr Brot als Zimmerleute u. dgl.

Karpell (Carpellum), s. Fruchtblatt.

Karpenstein, Burgruine, s. Landeck 1).

Karpetáner (Carpetani), mächtiges Volk im alten Hispanien (s. d.), besaß die Plateaulandschaft am Tagus (Tajo) unterhalb seines Quellgebietes, also das eigentliche Zentrum der ganzen Halbinsel, und hatte das durch außerordentlich feste Lage ausgezeichnete Toletum (Toledo) zur Hauptstadt. Die K. galten neben den Keltiberern für das mächtigste Volk des innern Hispanien, das im Bunde mit einigen Nachbarstämmen den Angriffen Hannibals längere Zeit erfolgreichen Widerstand leistete.

Karpfen (Cyprinidae), Familie der Knochenfische aus der Unterabteilung der mit Bauchflossen versehenen Edelfische (Physostomi abdominales, deren Schwimmblase einen Luftgang besitzt, s. Fische, S. 477). Sie leben im Süßwasser und nähren sich hauptsächlich von pflanzlichen Stoffen, von Würmern und Insekten. Sie sind schmal und hoch gebaut, haben keine Zähne in den Kiefern, dagegen auf den Schlundknochen, und diese Zähne wirken gegen eine hornige Platte des Gaumens, den Karpfenstein, vor welchem ein empfindliches, zusammenziehbares Organ liegt; der ganze Körper mit Ausnahme des Kopfes ist mit runden Schuppen bedeckt. Die Schwimmblase zerfällt durch eine Einschnürung in eine vordere und hintere Abteilung und steht mit dem Gehörorgan durch eine Reihe Knöchelchen in Verbindung. Manche Arten halten im Schlamm verborgen eine Art Winterschlaf. Die zahlreichen Gattungen werden meist nach der Form der Schlundzähne unterschieden; wichtig sind: Karpfen (Cyprinus), Karausche (Carassius, hierher der Goldfisch), Schleie (Tinca), Barbe (Barbus), Gründling (Gobio), Bitterling (Rhodeus), Brasse (Abramis), Blicke (Blicca), Weißfisch (Alburnus), Aland (Idus), Rotkarpfen (Scardinius), Rohrkarpfen (Leuciscus), Elten (Squalius), Pfrille (Phoxinus) und Schmerle (Cobitis). Die letzte Gattung wird häufig zur besondern Familie Acanthopsidae erhoben. Fossil sind K. aus den tertiären Schichten bekannt.

Karpfen (Cyprinus *Nilss.*), Gattung aus der Familie der K. (s. oben), länglich-eirunde, seitlich zusammengedrückte Fische mit großen Schuppen, langer Rückenflosse mit knöchernem, gesägtrandigem Stachel, endständigem Maul, vier Barteln an der Oberkinnlade und fünf dreireihig gestellten Schlundzähnen. Der gemeine K. (Teich-, Flußkarpfen, C. carpio *L.*, s. Tafel »Teichfischerei«, Fig. 7), bis 1,5 m lang und bis 35 kg schwer, mit weitem Maul, dicken Lippen, starken und langen Barteln, tief halbmondförmig ausgeschnittener Schwanzflosse, goldgelb, ins Blaugrüne spielend, mit meist grauem Rücken und grauen, oft rötlich angeflogenen Flossen, in Gestalt, Beschuppung und Färbung aber stark wechselnd (Spiegelkarpfen, Karpfenkönig mit wenigen, unverhältnismäßig großen Schuppen, Lederkarpfen, fast schuppenlos, Goldkarpfen mit rotgoldigen Schuppen), lebt in seichten, schlammigen Teichen oder Seen, ruhig fließenden Gewässern mit schlammigem Grund, findet sich wohl ursprünglich in der Donau, im Rhein und Main, im Kaspischen Meer und seinen Zuflüssen, auch in den Flüssen Nordasiens und Chinas, ist aber durch die Kultur sehr verbreitet, z. B. nach England im 15. Jahrh., nach Altpreußen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts und auch in Nordamerika, Australien und auf Java eingebürgert worden. Gegenwärtig findet er sich ganz allgemein verbreitet in Mitteleuropa. Er nährt sich von allerlei kleinen Tieren und Pflanzenstoffen, durchwühlt den Schlamm und verschluckt dabei auch erdige Bestandteile. Zur Laichzeit (Mai, Juni bis August) entwickeln sich beim Männchen auf dem Scheitel, den Wangen und Kiemendeckeln viele kleine, weißliche Warzen; er wird dann wanderlustig, steigt in den Flüssen aufwärts und laicht an seichten, dicht bewachsenen Stellen. Die Zahl der Eier beträgt oft über 600,000. Die jungen K. werden im ersten Jahre 8—12, im zweiten bis 30 cm und mehr lang und im dritten Jahre fortpflanzungsfähig. Manche K. bleiben steril und zeichnen sich dann durch besondere Güte des Fleisches aus. Den größten Wert verleiht dem K. die Leichtigkeit, mit der er sich in Teichen züchten läßt. Er erreicht ein sehr hohes Alter (angeblich über 200 Jahre); im Charlottenburger Schloßgarten bei Berlin lebten bis vor kurzem nachweislich 120 Jahre alte K. In den Teichen gewöhnt sich der K., auf das Läuten einer Glocke oder auf einen gewissen Pfiff zur Futterstelle zu kommen. Er war schon den Griechen und Römern bekannt, wurde aber von ihnen weniger geschätzt als von uns; als Sinnbild der Fruchtbarkeit war er der Venus geheiligt. Er gilt gegenwärtig für einen der feinsten Fische und hat den besten Geschmack im fünften Lebensjahr vom Oktober bis April; in unreinem Wasser nimmt er leicht schlechten Geschmack an. Seine Zählebigkeit begünstigt den Handel; man kann ihn, in feuchtes Moos verpackt, lebend weit versenden. Als die besten K. schätzt man diejenigen aus den Ländern östlich der Elbe und Oder und aus Österreich. Sehr gute K. hat Böhmen, welches zum Teil Wien versorgt; die gleichfalls gute schlesische Ware geht bis Berlin; Königsberg und Danzig senden viele K. nach Rußland. Die Galle dient zum Malen und Färben, und die Schwimmblase liefert schlechte Hausenblase. Mit der Karausche bildet der K. sehr häufig Bastarde: Karpf-, Bastardkarausche (C. Kollari *Heck.*). Vgl. Susta, Die Ernährung des K. und seiner Teichgenossen (Stettin 1888); Kintze, Karpfenzucht und Teichbau (Krebra in der Oberlausitz und Halle 1888); Schilling von Canstatt, Praktische Karpfenzucht (Frankf. a. O. 1888).

Karpfen (ungar. Korpona), Fluß in Ungarn, entspringt am Sohler Gebirge östlich von Schemnitz, fließt in südwestlicher Richtung durch das Komitat Hont und mündet bei Ipolyság in die Eipel.

Digitized by Google

Karpfen (ungar. Korpona), königliche Freistadt im ungar. Komitat Hont, am Fluß K., mit mehreren alten Kirchen, Piaristenkloster, Wein- und Obstbau, Bezirksgericht, Gymnasium, vielen gotischen Gebäuden und (1890) 3658 meist slowak. (römisch-katholischen und evangelischen) Einwohnern. — K. wurde im 9. Jahrh. gegründet, galt wegen seiner Befestigung für den Schlüssel der ungarischen Bergstädte und hatte bis zum 16. Jahrh. nur deutsche Einwohner.

Karpfengebiß (Karpfenmaul), eine Gebißform des Pferdes, bei welcher die Zähne des Oberkiefers weit über die des Unterkiefers hervorragen. Beim Hechtgebiß (Hechtmaul) findet sich die entgegengesetzte Verbildung, und bei beiden Formen treten die Zähne nicht in Reibung miteinander.

Karpfenlaus (Argulus foliaceus *L.*, s. Tafel »Krebstiere I«, Fig. 11), Art aus der Familie der Argulidae, welche zu den Ruderfüßern (s. d.) gehört. Sie wird 4 mm lang, hat einen scheibenförmigen Körper, große zusammengesetzte Augen, einen Saug- und Stechrüssel und vier Paar Schwimmfüße. Die vorderen Kieferfüße sind zu Saugnäpfen umgewandelt. Sie lebt auf dem Karpfen und Stichling (die verwandten Arten auf andern Süßwasserfischen).

Karpfenrücken, eine Rückenform des Pferdes und des Rindes, welche dadurch entsteht, daß die Lendenwirbelfortsätze eine stark konvexe Linie bilden, ohne in starke Muskeln eingebettet zu sein. S. Tafel »Pferd III«, Fig. 32.

Karpfenschwanz, s. Taubenschwanz.

Karpfenstein | **Karpfkarausche** } s. Karpfen, S. 961.

Karpfstock, s. Hausstock.

Karpinski, Franciszek, poln. Dichter, geb. 4. Okt. 1741 in Hotoskow in Galizien, gest. im September 1825, erhielt seine Bildung in der Jesuitenschule zu Stanislawow, studierte in Lemberg Theologie, lebte hierauf eine Zeitlang bei seinem Bruder in Chocimierz und war dann Gutspachter in Galizien. 1783 wurde er Sekretär beim Fürsten Adam Czartoryiski in Warschau und durch denselben in nähern Umgang des Königs Stanislaus August gezogen. Doch weder das Hofleben noch später das eines Erziehers in fürstlichen Häusern sagte dem geraden und freimütigen Mann zu. 1794 erhielt er zwei an der Bialowiezer Heide in Litauen gelegene Staatsgüter auf 50 Jahre zur Bebauung überlassen und lebte fortan daselbst als Wohlthäter seiner Untergebenen. Karpinskis Lieder leben als echt national im Munde des polnischen Volkes; am ausgezeichnetsten sind darunter die elegischen Gesänge (z. B. »Klagelied des Sarmaten am Grabe Sigismund Augusts«). Seine Schriften (hrsg. von Dmochowski, Warsch. 1806, 4 Bde.; neue Aufl., Krak. 1862, 3 Bde.) enthalten außer Liedern und Idyllen eine Übersetzung der Psalmen, die Tragödie: »Judyta królowa polska« (»Judith, Königin von Polen«) und mehrere prosaische Aufsätze. Karpinskis »Memoiren« (»Pamiętniki«) gab Moraczewski (Posen 1844; 2. Aufl., Lemb. 1849) heraus, seine Biographie schrieb Kornitowicz (Wilna 1827).

Karpo, eine der Horen (s. d.).

Karpogōn (gr., lat. Carpogonium), das weibliche, mit einer Trichogyne (s. d.) ausgestattete Geschlechtsorgan mancher Algen (s. d., S. 363). Ein gleiches, bei manchen Askomyceten u. den Flechten vorkommendes Geschlechtsorgan wird meist als Askogon bezeichnet.

Karpokrátes (Karpokras), aus Alexandria, in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., stellte aus Platonischen, gnostischen und christlichen Lehren ein neues, mystisch-theosophisches Lehrsystem auf, dessen Anhänger (Karpokratianer) die Göttlichkeit Christi leugneten. Nach K.' Tode war sein Sohn Epiphanes Haupt der Sekte. Vgl. Gnosis.

Karpolithen (griech.), fossile Früchte.

Karpologie (griech.), Lehre von den Früchten der Pflanzen; karpologische Ausstellung, Fruchtausstellung; karpologisches System, ein auf die Beschaffenheit der Früchte gegründetes Pflanzensystem.

Karr, Alphonse, franz. Schriftsteller, geb. 24. Nov. 1808 in Paris, gest. 30. Sept. 1890 in Saint-Raphael bei Nizza, war einige Zeit Studienaufseher am Collège Bourbon und beteiligte sich dann als Mitarbeiter oder Redakteur am »Figaro«, »Corsaire« und andern Zeitungen. Seinem ersten Roman: »Sous les tilleuls« (1832), der eine überaus günstige Aufnahme fand, folgte rasch eine große Reihe andrer nach, die in ziemlich ungebildetem Stil meist Selbsterlebnisse Karrs behandelten, und von denen »Geneviève« (1838) als der gelungenste zu bezeichnen ist. Größeres Aufsehen machten seine »Guêpes« (»Wespen«), eine Zusammenstellung von Bonmots, beißenden Anekdoten und litterarischen Splitterrichtereien, die er von 1839—48 im »Figaro« erscheinen ließ, auch später noch fortsetzte u. gesammelt (1853—55, 7 Bde.) herausgab. Sie zogen ihm viele Feindschaften, sogar den Versuch eines Mordes von Frauenhand, zu. Außerdem hat sich K. im Drama (»Pénélope normande« u. a.) sowie in der Gattung der Proverbes (1853) versucht und in »Les Femmes« (1853) eine Sittenstudie geliefert. Seit 1855 in Nizza wohnhaft, trat er nach langem Schweigen nach dem Kriege von 1870 im »Moniteur universel« mit neuen »Guêpes« hervor, die dann unter verschiedenen Titeln wieder gesammelt erschienen, aber sich nur als das Werk eines grämlichen und müden Greises erwiesen und ihren ohnmächtigen Stachel gegen die Republik und ihre namhaftesten Repräsentanten kehrten. Zuletzt war er Blumenhändler in Nizza. In neuern Schriften, wie »Dieu et diable« und »Le crédo du jardinier« (1875), trat er gegen die katholische Kirche auf. Seine Erinnerungen gab er unter dem Titel »Livre de bord« heraus (1879—80, 4 Bde.). — Seine Tochter Thérèse K., geb. 1835, ist ebenfalls Schriftstellerin und veröffentlichte: »Les soirées germaniques offertes à la jeunesse« (1860, Erzählungen von M. Hartmann, A. Stifter, B. Auerbach); »Les huit grandes époques de l'histoire de France« (1862); »Dieu et ses dons« (1864); »Causeries« (1873); »Souvenirs d'hier et d'autrefois« (1874); »Pas encore« (1878); »La symphonie du travail« (1885) u. a.

Karree (franz. Carré), quadratisch; als Hauptwort: Quadrat, auch Rechteck; im Militärwesen eine Gefechtsformation der Infanterie, mit nach vier Seiten hin geschlossener Front zur Abwehr von Kavallerie. Das K. war früher hohl oder voll, je nach der Größe des innern Raumes, der bei hohlem K. zur Aufnahme von Kavallerie, selbst Fahrzeugen, bei vollem K. zur Aufnahme der berittenen Kommandeure, Spielleute, Ärzte ꝛc. diente. Die Karrees wurden meist bataillonsweise formiert und gaben ihr Feuer in gliederweisen Salven ab; das erste Glied fiel dazu aufs Knie. Die Blütezeit des Karrees sind die Napoleonischen Kriege (Austerlitz, Wagram, Leipzig ꝛc.). Mit der Einführung der Hinterladegewehre hat das K. an Bedeutung verloren und wurde von der deutschen Infanterie 1870/71 nicht mehr zur Anwendung gebracht.

Digitized by Google

Die großen Attacken der französischen Kavallerie sind bei Wörth und Sedan in Schützenlinien abgewiesen worden. Nach dem deutschen Exerzierreglement für die Infanterie wird das K. nur in der Kompaniekolonne in Zügen und im Halten gebildet, und seine Anwendung nur dann für zweckmäßig erklärt, wenn besondere Umstände, z. B. Verschießen der Truppe, es fordern.

Karreepflügen, eine Art der Bodenbearbeitung mit dem Pfluge, bei welcher derselbe beständig um den ganzen Acker herumgeführt wird, bis man schließlich in dem Mittelpunkt desselben anlangt; auch wird umgekehrt im Mittelpunkt angefangen und gepflügt, bis man die Grenze des Ackers erreicht hat.

Karren, ein- bis dreiräderiges Fuhrwerk, als Handkarre von Menschenhand, als Lastkarren von Zugtieren fortbewegt. Die Lastkarren sind zweiräderig und dem vierräderigen Wagen ähnlich gebaut (Fig. 1); wo sie vorwiegend als landwirtschaftliches Fuhrwerk benutzt werden, versieht man sie auch zur Vergrößerung des Fassungsraumes mit Ernteleitern (Erntekarren). Einen eisernen K., dessen Behälter durch einen seitwärts angebrachten Hebel um seine Achsschenkel leicht kippbar ist, zeigt Fig. 2. Dem Wagen gegenüber besitzt der K. größere Lenkbarkeit, er paßt sich besser dem abwechselnd steigenden und fallenden Terrain an und eignet sich deshalb besonders für Gebirgsländer. Der Karrendienst ist für junge und mutwillige Pferde die beste Erziehungsmethode; spannt man mehrere Pferde hintereinander an, so ziehen diese gleichmäßiger an, als wenn sie nebeneinander gespannt werden. Sehr praktisch sind die Kippkarren (Kippwagen) zum Verfrachten schüttbarer Materialien (s. Feldeisenbahnen). Zu den Handkarren gehören die Schieb- oder Schubkarren, die einräderig, je nach dem zu transportierenden Material, als Kastenkarre aus Holz oder Eisen (Fig. 3), als Lehm- oder Ziegelkarre (Fig. 4 u. 5) oder zweiräderig als Dienstmanns- und Sackkarre (Fig. 6 u. 7), endlich auch dreiräderig als Plateaukarre (Fig. 8) ausgeführt werden.

Karren: 1. Lastkarren. — 2. Kippkarren. — 3. Eiserne Kastenkarre. — 4. u. 5. Lehm- oder Ziegelkarre. — 6. Dienstmannskarre. — 7. Sackkarre. — 8. Plateaukarre.

Karren (Schratten), Rinnen von 1—3 m oder Schluchten von 10 und mehr Meter Tiefe, welche, ein Produkt der namentlich durch langsam schmelzenden Schnee unterstützten Erosion, in Kalkstein eingefressen sind, oft mit schneidend scharfen Kämmen zwischen den einzelnen Vertiefungen. Sie erzeugen die kahlen, mitunter ganz unzugänglichen Karrenfelder (s. Abbildung, S. 964) nahe an der Schneegrenze und auf den Gipfelflächen, besonders des Dachsteinkalkes (s. Triasformation) und des Schrattenkalkes (s. Kreideformation).

Karrenbüchse, fahrbares Geschütz, bei den Römern als Karroballiste eine als Feldgeschütz dienende Wurfmaschine auf vierräderigem, von Mauleseln gezogenem Gestell. König Karl XV. von Schweden konstruierte eine schnell feuernde Bataillons-Hinterladekanone, die er K. nannte.

Karrenbütte, s. Gerle.

Karrenfelder, s. Karren (Schratten).

Karrenpflug, s. Pflug.

Karrenpumpe, s. Gartengeräte.

Karrensäemaschine, auf einem Schubkarren angebrachte Breitsäemaschine, bei welcher die Samen durch Bürsten aus Öffnungen von regulierbarer Weite ausgeworfen werden, dient besonders zum Aussäen des Klees (daher auch Kleekarre).

Karrēte (span. Carréta), Wagen; besonders verächtlich, alte, schlechte Kutsche.

Karrhä, Stadt im nordwestlichen Mesopotamien, eine starke Tagereise südöstlich von Edessa (Urfa), mit einem uralten Tempel des Mondgottes. Es ist das biblische Charan (Haran), eine Station auf Abrahams Wanderung von Ur Kasdim (s. Ur) nach Kanaan (1. Mos. 11, 31). In assyrischer Zeit war Charran eng mit dem assyrischen Reich verschmolzen. Schon Tiglathpileser I. (um 1110) erwähnt die Stadt. Salmanassar II., später Asurbanipal und zuletzt Nabonid ließen sich die Erhaltung und Verschönerung des Mondtempels angelegen sein. Aus römischer Zeit ist K. berühmt geworden durch die Niederlage des Crassus, welcher dort von den Parthern geschlagen und auf der Flucht in das Gebirge getötet wurde (53 v. Chr.). Heutzutage Charrān.

Karrier, s. Tauben.

Digitized by Google

Karrière (franz.), Lauf, auch Laufbahn; in der Reitkunst die schnellste Gangart des Pferdes (vgl. »Pferd« [Gangarten], mit Tafel IV, Fig. 7 u. 8); en pleine carrière (ventre à terre), in vollem Lauf, mit verhängtem Zügel.

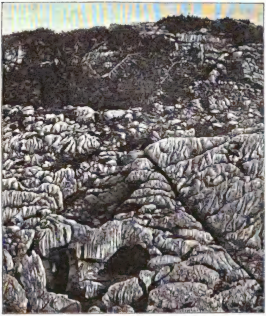
Karriert, s. Kariert.

Karrikatur, s. Karikatur.

Karriol (franz.), leichtes, zweiräderiges Fuhrwerk; Karriolpost, soviel wie Briefpost.

Karroballiste, s. Karrenbüchse.

Karronaden, veraltete, glatte, 12—68pfündige Schiffsgeschütze von 6—9 Kaliber Länge, statt der Schildzapfen unter dem Rohr mit einem öfenartigen



Karrenfeld im Dachsteingebiet (Ochsenwieshöhe).

Anguß zur Verbindung mit der Lafette durch einen Querbolzen versehen. Sie sollen ihren Namen von den Gebrüdern Carron in Schottland erhalten haben, in deren Gießerei die ersten K. gefertigt wurden, und fanden als Oberdecksgeschütze 1779 Anwendung durch die Engländer.

Karroo (Karoo, in der Hottentotensprache »Hort«), Name für die Hochebene in der britisch-südafrikan. Kapkolonie, die im W. und S. von den Kamies-, Cedar-, Witte-, Kleinen und Großen Zwartebergen, im N. von den Roggeveld-, Koms-, Nieuweveld-, Winter- und Schneebergen eingefaßt wird und sich von den Kamiesbergen im W. bis zum Zondagfluß im O. in einer Länge von 755 km hinzieht, während die Breitenausdehnung von N. nach S. 100—120 km, die mittlere Höhe aber 800 m beträgt; doch erhebt sich das Land im westlichen Teil bis 1500 m. Die K. besteht aus rotem eisenhaltigen Thon, der in der heißen und trocknen Jahreszeit hart wie Ziegel wird, in der Regenzeit sich aber mit einem schönen Blumen- und Grasmeer bedeckt, das für drei Monate treffliche Weide liefert. Wo, wie an einzelnen Punkten, beständig fließende Quellen hervortreten, haben sich kleine Ackerbauansiedelungen gebildet. Die K. zerfällt in mehrere Teile, im W. die Bosjesmans K., Bokkeveld K., das Kleine Roggeveld, die Große K. im Zentrum und die Zwart Ruggens am Ostende. Die Eisenbahn von Worcester nach Beaufort West durchschneidet die K. fast in ihrer ganzen Ausdehnung. Administrativ gehört die K. zu den Divisionen Calvinia, Tulbagh, Worcester, Prince Albert, Beaufort und Graaff Reinet.

Karrooformation, eine in Südafrika weitverbreitete, zum Teil aus Sandstein, dem sogen. Karroosandstein, zusammengesetzte Schichtenfolge, welche größtenteils triasischen Alters ist, aber in ihrer untern Abteilung der Dyas und dem obern Karbon entspricht; vgl. Afrika, S. 165 u. 166.

Kars, Provinz des russ. Generalgouvernements Kaukasien, grenzt im NW., NO. und SO. an die Gouvernements Kutais, Tiflis und Eriwan, im S. und W. an die Asiatische Türkei und hat ein Areal von 18,647 qkm (338,6 QM.) mit (1891) 237,114 Einw. (13 auf 1 qkm). Die Provinz ist ein Hochgebirgsland, erfüllt mit parallelen Gebirgszügen, die im O. an die Hauptkette des Kaukasus und die Gebirge Persiens stoßen und in südwestlicher Richtung sich über die Grenzen hinaus fortziehen. Das nördliche Grenzgebirge, der Arsianzweig des an der russischen Grenze westlich von Achalzuch verlaufenden Adscharischen Gebirgszugs, erhebt sich im Bilbulan zu 3011 m, während im S. der Ala Dagh zu 3143 m aufsteigt. Flüsse sind die Kura, Aras mit Arpatschai. Die Wasserscheiden sind nur auf Gebirgspässen zu überschreiten, welche im O. durchschnittlich 2400 m hoch liegen. Das Klima ist im Sommer sehr heiß, im Winter sehr kalt; nicht selten fällt das Thermometer bis —35°. In der Stadt K. ist die Mitteltemperatur 4,7°, in Ardahan 2,7°. Die Pflanzenwelt hat südlichen Charakter; Alpenwiesen bis zu Höhen von 2—3000 m geben im Frühjahr und Sommer vortreffliche Weiden; 1882 zählte man 15,475 Pferde, 178,169 Rinder, 267,488 Schafe und Ziegen, 5449 Esel. Waldungen gibt es außer in Saruschad und Schuragel überall; Kiefern mit Birken untermischt reichen bis zu 2100 m. Der Weinstock gedeiht bis zu 1000 m, doch ist der Weinbau sehr unbedeutend und der gewonnene Wein sauer. Die Obstzucht ist gleichfalls sehr gering; Gärten gibt es nur in den Bezirken Kagysman und Olti. Ergiebige Ernten geben alle Getreidearten, Gerste und Mais gedeihen in den höchsten Lagen. Die Salzlager bei Kagysman und Olti haben eine Mächtigkeit von 30 m. Von der Bevölkerung waren 1891: 10,700 Russen, 23,525 Perser, 26,434 Kurden, 37,094 Armenier,

Digitized by Google

41,823 Türken, 24,134 Karapapachen, 8893 Turkmenen. Die Provinz K. zerfällt in vier Bezirke: K. (6529,5 qkm mit 70,158 Einw.), Ardahan, Kagysman und Olti. Das Gebiet bildete früher die Sandschaks Tschaldyr und K. des türkischen Wilajets Erzerum und wurde im Berliner Vertrag 13. Juli 1878 an Rußland abgetreten, worauf bis 1882: 82,760 Türken (aus der Stadt K. allein 11,000) auswanderten, wofür aber 21,890 Armenier, Griechen, Russen einwanderten.

Kars, Hauptstadt des gleichnamigen russ. Generalgouvernements (s. oben), unter 40° 37′ nördl. Br. und 43° 9′ östl. L. v. Gr., 1875 m ü. M., in der reichbewässerten und fruchtbaren Ebene Schiragh, östlich vom Soghlani Dagh, den der Karstschai oder Athurean in engem Thale durchbricht, gelegen, hat eine alte Festung mit starker Citadelle nebst dem Fort Arkanieh auf dem steilen Al Dagh und zwei starken Batterien auf dem Kara Dagh und Top Dagh, hat mehrere Moscheen und Heiligengräber, weshalb sie als besonders heilig gilt, ist Sitz des Gouverneurs und eines griechisch-kath. Bischofs und hat (1891) 3941 Einw., außer der Garnison (ein Infanterieregiment, zwei Bataillone Festungsartillerie). Der Gewerbfleiß erzeugt grobes Wollzeug, Teppiche und Filz. Als Sperrpunkt der Straße Alexandropol-Erzerum ist K. von großer strategischer Bedeutung. — Die Stadt K. war im 9. und 10. Jahrh. Residenz einer eignen armenischen Dynastie, wurde im 11. Jahrh. eine Beute der Seldschuken, im 13. Jahrh. der Mongolen, 1387 von Timur zerstört und, nachdem sie 1546 türkisch geworden, wahrscheinlich durch Murad III. 1578—89 während des Krieges mit Persien wieder aufgebaut. Hier erlitten 31. Mai 1744 die Türken durch die Perser und 1. Juli 1828 durch die Russen unter Paskewitsch eine Niederlage. Am 5. Juli fiel darauf die Stadt und 10. Juli die Citadelle in die Hände der Russen, beide wurden aber im Frieden der Türkei zurückgegeben. Im Krimkrieg 1855 wurde unter Leitung des englischen Generals Williams und des Ungarn Kmety (Ismael Pascha) K. zu einer starken Festung gemacht. Ein durch die Russen nach längerer Einschließung unternommener Sturmangriff 29. Sept. wurde von den Belagerten zurückgeschlagen; allein da die Blockade aufs engste fortgeführt wurde, mußte der Befehlshaber, General Williams, nachdem Hungersnot und Seuchen ausgebrochen waren, die Stadt 27. Nov. übergeben. Im russisch-türkischen Krieg 1877 wurde K. schon im Mai von den Russen zerniert, im Juli die Belagerung aufgegeben, aber im November erneuert; nachdem das Bombardement 15. Nov. begonnen, wurde die Festung in der Nacht vom 17.—18. Nov. von den Russen erstürmt und im Berliner Frieden 13. Juli 1878 an sie abgetreten. Vgl. Sandwith, Geschichte der Belagerung von K. (a. d. Engl., Braunschw. 1856).

Karsch, Anna Luise, Dichterin, gewöhnlich unter dem Namen »die Karschin« angeführt, geb. 1. Dez. 1722 auf dem Meierhof Hammer bei Schwiebus im gegenwärtigen Regbez. Frankfurt a. O., wo ihr Vater Dürbach eine Schenkwirtschaft betrieb, gest. 12. Okt. 1791 in Berlin, brachte in ihrer frühen Jugend einige Jahre bei Verwandten zu und diente sodann als Hirtin. Ihre erste Ehe mit Hirsekorn, einem Tuchweber in Schwiebus, war sehr unglücklich und wurde nach elf Jahren getrennt; auch eine zweite Verbindung mit dem Schneider K., einem Trunkenbold, brachte ihr nur Elend. Gelegenheitsgedichte, die sie auf Verlangen mit erstaunlicher Schnelligkeit verfaßte, erwarben ihr die Gunst des Barons v. Kottwitz; dieser brachte sie 1761 nach Berlin und führte sie daselbst als ein ungewöhnliches Naturtalent in den Kreis der Schöngeister Sulzer und Ramler ein. Ihre poetische Ader schien unerschöpflich und ergoß sich über alle möglichen Gegenstände. Zugleich aber auch hoffärtig geworden, gelangte sie trotz der bedeutenden Unterstützungen seitens ihrer Freunde zu Berlin, Halberstadt, Magdeburg, wo sie sich abwechselnd aufhielt, und des ansehnlichen Honorars von 2000 Thlr. für die Subskriptionsausgabe ihrer Gedichte (Berl. 1764) nie in eine sorgenfreie Lage und belästigte ihre Gönner fortwährend mit Gesuchen um Geld. Friedrich Wilhelm II. ließ ihr nach seiner Thronbesteigung ein Haus bauen. Die K. besaß vor allem eine große Virtuosität in der Handhabung des Reimes und in der Improvisation; die künstlerische Unterweisung der Berliner Schöngeister brachte ihrem Talent keinen Vorteil. Schon Mendelssohn und Herder sind der Überschätzung der »deutschen Sappho« entgegengetreten. Die frühesten dichterischen Versuche der K. tragen das Gepräge einer lebhaften Phantasie; was sie später, seit ihrer Einführung in die hohen Zirkel, dichtete, ist meist fade Lobhudelei und gewöhnliche Reimerei. K. war die Mutter der Karoline Luise v. Klencke (geb. 1754 in Fraustadt, gest. 21. Sept. 1812 in Berlin), die außer eignen Dichtungen auch die »Gedichte« der Mutter mit deren Biographie (Berl. 1792) herausgab, und Großmutter der Schriftstellerin Helmina v. Chézy (s. d.). H. Klencke behandelte ihr Leben in einem Roman (1853). Vgl. Kluckhohn im »Archiv für Litteraturgeschichte«, Bd. 11 (1882); Kohut, Die deutsche Sappho, A. L. Karschin (Dresd. 1887).

Karscha (Karschi), Stadt in Bochara, an dem gleichnamigen Steppenfluß, 150 km südöstlich von der Stadt Bochara, unter 38° 52′ nördl. Br., mit Palast des Emir, der hier mit Vorliebe residiert, Bazar, Citadelle und 25,000 Einw., welche Waffen und Messerwaren, kunstvoll ziselierte und mit Silber eingelegte Kupferwaren und schöne Wasserkannen anfertigen. Die Stadt, das persische Nezef, das arabische Nakscheb, war eine der Lieblingsresidenzen Tamerlans.

Karschúni heißt die syrische Schrift, sofern sie zur Wiedergabe des Arabischen dient. Von den arabischen Eroberern unterworfen und zum Islam bekehrt, gaben die Syrer verhältnismäßig rasch ihre Muttersprache auf und bedienten sich dafür des Arabischen, das anfing, Weltsprache zu werden, schrieben dieses teilweise aber in ihrem alten syrischen Duktus, der zu diesem Zwecke einige kleine Änderungen erlitt. Ursprung und Bedeutung des Wortes K. sind noch unaufgeklärt.

Karst (Erdhacke), zwei- oder dreizinkige Hacke zum Umbrechen des Acker- und Gartenbodens. Die Zinken sind 18—20 cm und darüber lang, 1—2,5 cm breit und unten zugespitzt. Oben, wo die Zinken zusammenlaufen, befindet sich ein Öhr, in welches der etwa 1 m lange Stiel befestigt wird. Bei der Arbeit haut man mit dem K. schräg in die Erde, reißt die von den Zinken gefaßte Scholle los und legt sie um. Der K. dient auch zur Vertilgung der Quecken, zum Umreißen berasten Bodens und zur Bearbeitung sehr steinigen, steilen, abhängigen oder unebenen Landes. Der schwersten Karste bedient man sich in Weinbergen.

Karst (ital. Carso), Gebirge im österreich. Küstenland, welches, durch die Thäler des Isonzo, der Idria und Sora (Zeier, Nebenfluß der Save) von den Julischen Alpen getrennt, sich als Fortsetzung der süd-

Digitized by Google

lichen Kalkalpen in südöstlicher Richtung bis weit in die Balkanhalbinsel erstreckt. Der K. ist ein wesentlich aus Kalksteinen der Kreideformation aufgebautes Gebirge und besitzt einen Faltenbau, in dessen Mulden weichere, mergelige und sandige Eocängesteine auftreten; das Kalkgebirge ist vielfach zerklüftet, und das atmosphärische Wasser dringt sofort in bedeutende Tiefen ein. Der Kohlensäuregehalt befähigt das Wasser, den Kalkstein aufzulösen, und durch diesen chemischen Erosionsprozeß werden zahllose Höhlen gebildet, die das ganze Karstgebirge durchziehen. Statt der gewöhnlichen offenen Thäler finden wir hier langgestreckte oder rundliche Thalmulden, die plötzlich aufhören. Der Fluß verschwindet unter der Erde, durchzieht unterirdische Thäler mit wechselnden Engen und Weitungen, mit Seen und Wasserfällen, um endlich in einer

Karstlandschaft aus der Umgebung von Triest.

zweiten oberirdischen Thalmulde wieder aufzutreten und manchmal wieder zu verschwinden. Ein Beispiel dieser Art ist die Laibach, welche als Poik ihren Anfang nimmt, bei Adelsberg in die berühmte Grotte eintritt, als Unz wieder zu Tage kommt, das Thalbecken von Planina durchfließt, abermals im Boden verschwindet und bei Oberlaibach plötzlich als schiffbarer Fluß wieder auftritt. Es gibt auch Flüsse, welche niemals an der Oberfläche erscheinen, sondern unmittelbar in das Meer münden, wie die Omblaquelle bei Ragusa, oder unterirdisch in das Meer sich ergießen. Unvollkommene Thalbildung ist also der Grundzug des Karstgebirges. Das Thal eines Flusses besteht in der Regel aus ober- u. unterirdischen Teilen. Die oberirdischen Partien sind die allseitig geschlossenen Kesselthäler, welche meist reihenweise in südöstlicher Richtung angeordnet verlaufen und als Stücke von Längsthälern aufzufassen sind. Man nennt sie **Poljen**. Die Mulde bei Zirknitz (s. d.) ist der Schauplatz einer periodischen Seebildung. Die unterirdischen Thalstücke sind die **Grotten**, unter welchen die Adelsberger die berühmteste ist. Die Oberfläche des Karstplateaus und die Abhänge der Berge sind mit trichterförmigen Vertiefungen, den **Dolinen**, bedeckt. Die Form dieser Löcher, welche oft dicht nebeneinander auftreten, ist bald kreisrund, bald unregelmäßig, ihre Tiefe verschieden, ihr Durchmesser meist 50—75 m. Der Umstand, daß das Regenwasser sofort in denselben verschwindet, beweist, daß sie mit Spalten in Verbindung stehen. Das ganze Karstgebirge war einst bewaldet und lieferte Römern und Venezianern das Material zum Schiffbau. Dieser Umstand trug wesentlich zur Entwaldung des Karstes bei, noch mehr aber der Unverstand der Bewohner, die Weideplätze gewinnen wollten, und die Ziegenzucht, die jeden Nachwuchs verhindert. Ist aber hier einmal der Wald zerstört, so tritt sofort der Prozeß der **Verkarstung**, d. h. der Wüstenbildung ein. Der Kalkstein dieser Gegend liefert nämlich bei seiner Auflösung durch die atmosphärischen Niederschläge als einzigen Rückstand eine rotockerige Erde, die sogen. Terra rossa, die eben ausreicht, um einen Wald zu ernähren. Ist der Wald aber verschwunden, so wird die Erde entweder vom Regen abgeschwemmt, oder von den Winden fortgeführt, und die Steinwüste bleibt zurück. Die Bodenkultur zieht sich auf die Poljes und auf die Dolinen zurück, an deren Grunde sich die abgeschwemmte Erde sammelt; die eigentlichen Oasen des Karstes aber sind die eocänen Flyschzonen mit ihrer wasserdichten Unterlage.

Unter den **Höhenrücken** des Karstes treten in Österreich besonders zwei Züge hervor. Der **nördliche** Zug, eine einzige Hochterrasse, besteht aus drei Teilen: dem **Ternovaner Wald**, einer meist bewaldeten Hochfläche zwischen den Flüssen Isonzo, Wippach und Idria, mit dem höchsten Gipfel Mersawetz (1408 m hoch); dem **Birnbaumer Wald**, südöstlich vom erstern, teils öde, teils bewaldet, im Nanos 1300 m, in der Piukaplanina mit dem Javornik 1265 m, im Krainer Schneeberg zu 1796 m ansteigend; endlich den Hochflächen der **Windischen Mark**, darunter der Hornwald mit dem 1100 m hohen Hornbühel. Der **südliche**, niedrigere Zug ist der **eigentliche** oder **Triestiner K.**, welcher südlich gegen den Meerbusen von Triest mit einem 350 m hohen Abhang steil

abstürzt und auf seiner vegetationsarmen Hochfläche Erhebungen bis 1029 m (Slounik) hat (vgl. Abbildung). Im SO. schließt sich an denselben der nach den Bewohnern (Tschitschen) benannte Tschitschenboden, der die Halbinsel Istrien füllt, im steil ansteigenden Monte Maggiore seine größte Höhe mit 1396 m erreicht und sich in Cherso, Lussin rc. insularisch fortsetzt. Östlich vom Tschitschenboden dehnt sich der Liburnische oder Kroatische K. aus, welcher aus zwei im SO. sich vereinigenden triassischen Aufbruchswellen besteht, die eine Kreidekalkmulde einschließen. Das östliche Randgebirge ist die Kapella, welche in der Bjela Lasica 1533 m erreicht; an dieselbe schließt sich im S. die Pljesivica (1658 m). Das westliche Randgebirge, der Velebit, erreicht im Vakanski Vrh 1758 m und vereinigt sich im S. mit dem vorher erwähnten Gebirge zu einem wilden Hochlande. Die Randgebirge steigen nach S. zu an u. erreichen in der Grenzkette des Dalmatinischen Karstes oder der Dinarischen Alpen (s. d. und »Dalmatien«, S. 490) die größte Höhe (Dinara 1830 m, Troglaw 1913 m). Als nördliche Vorlage des Karstes erstreckt sich gegen das rechte Saveufer das Uskokengebirge (St. Geraberg 1175 m). Das Klima ist auf der Höhe des Karstes trotz der südlichen Lage durch den Einfluß kalter Luftströmungen rauh; Sommer und Winter sind trocken, während Frühjahrs- und Herbstregen vorherrschen. Von den Winden ist der kalte Nordostwind, die Bora, wegen ihrer verheerenden Gewalt gefürchtet. Vgl. Schmidl, Zur Höhlenkunde des Karstes (Wien 1854); Wessely, Das Karstgebiet Militärkroatiens und die Karstfrage (Agram 1877); E. Reyer, Studien über das Karstrelief (»Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien«, 1881); v. Mojsisovics, Zur Geologie der Karsterscheinungen (»Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins«, 1880); v. Guttenberg, Die forstlichen Verhältnisse des Karstes (Triest 1882).

Karst., bei botan. Namen Abkürzung für Hermann Karsten (s. Karsten 3).

Kärstelenbach, s. Maderaner Thal.

Karsten, 1) Franz Christian Lorenz, Agronom, geb. 1751 in Pohnsdorf (Mecklenburg), wurde 1780 Professor der Kameralwissenschaften in Bützow, später zu Rostock, errichtete die erste deutsche landwirtschaftliche Lehranstalt in Neuenwerder bei Rostock, woselbst er 28. Febr. 1829 starb.

2) Karl Johann Bernhard, Mineralog, Berg- und Hüttenmann, geb. 26. Nov. 1782 in Bützow, gest. 22. Aug. 1853 in Berlin, studierte in Rostock die Rechte, dann Medizin und seit 1801 Metallurgie und Bergbaukunde. Er arbeitete bis 1803 auf den Eisenhütten der Mark, dann in Schlesien, errichtete 1806 die Zinkhütte Lidognia, in der man zuerst aus Galmei Zink darstellte, wurde 1811 Oberhüttenrat u. Oberhüttenverwalter für Schlesien und hielt später auch Vorlesungen in Breslau, bis er 1819 als Geheimer Oberbergrat in das Ministerium des Innern nach Berlin berufen wurde. Er gehörte 1850—51 der Ersten Kammer an und trat 1851 in den Ruhestand. K. hat auf die Entwickelung des Bergbaues u. Hüttenwesens in Deutschland großen Einfluß geübt. Er schrieb: »Handbuch der Eisenhüttenkunde« (Halle 1816, 2 Bde.; 3. Aufl., Berl. 1841, 5 Bde.); »Grundriß der Metallurgie und der metallurgischen Hüttenkunde« (Bresl. 1818); »Metallurgische Reise durch einen Teil von Bayern und Österreich« (Halle 1821); »Über die kohligen Substanzen des Mineralreichs« (Berl. 1826); »Das erzführende Kalksteingebirge von Tarnowitz« (das. 1826); »Grundriß der deutschen Bergrechtslehre« (das. 1828); »System der Metallurgie« (das. 1831, 5 Bde.); »Lehrbuch der Salinenkunde« (das. 1846—1847, 2 Bde.); »Philosophie der Chemie« (das. 1843) und gab das »Archiv für Bergbau und Hüttenwesen« (das. 1818—28, 20 Bde.), fortgesetzt als »Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde« (1829—54, 26 Bde.) heraus.

3) Hermann, Naturforscher und Reisender, geb. 6. Nov. 1817 in Stralsund, studierte in Rostock und Berlin, bereiste 1843—47 und 1848—56 Venezuela, Neugranada und Ecuador. Nach seiner Heimkehr lehrte er in Berlin Botanik und begründete daselbst ein pflanzenphysiologisches Laboratorium. 1868 ging er als Professor der Botanik nach Wien, wo er ebenfalls ein Laboratorium gründete, trat aber 1872 von seinem Amt zurück und lebt seitdem in der Schweiz und Berlin. K. leitete aus seinen anatomischen Untersuchungen der Tropenvegetation die allen Gewächsen zu Grunde liegende Einheitlichkeit des Baues ab, er gelangte zu dem Resultat, daß nicht die chemischen Verwandtschaftskräfte der im Zellsaft gelösten Substanzen, sondern vielmehr die der Zellmembran innewohnende chemisch-physiologische Thätigkeit die organischen Verbindungen erzeuge. Er schrieb: »Die Vegetationsorgane der Palmen« (Berl. 1848); »Auswahl neuer und schön blühender Gewächse Venezuelas« (das. 1848, mit 12 kolorierten Tafeln); »Die geognostischen Verhältnisse Neugranadas« (Wien 1856; Berl. 1858); »Florae Columbiae terrarumque adjacentium specimina selecta in peregrinatione duodecim annorum observata« (Berl. 1857—69, 2 Bde., mit 200 kolorierten Tafeln); »Die medizinischen Chinarinden Neugranadas« (das. 1858); »Das Geschlechtsleben der Pflanzen und die Parthenogenesis« (das. 1860); »Histologische Untersuchungen« (das. 1862); »Entwickelungserscheinungen der organischen Zelle« (Leipz. 1863); »Anatomie und Entwickelungsgeschichte des Sandflohs« (1864); »Gesammelte Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Pflanzen« (Berl. 1865—1890, 2 Bde.); »Chemismus der Pflanzenzelle« (Wien 1869); »Zur Geschichte der Botanik« (Berl. 1870); »Fäulnis und Ansteckung« (im Anhang die »Darstellung meiner Erlebnisse an der Wiener Universität«, Schaffh. 1872); »Studie der Urgeschichte des Menschen in einer Höhle des Schaffhauser Jura« (Zürich 1874); »Deutsche Flora, pharmazeutisch-medizinische Botanik« (Berl. 1883); »Géologie de l'ancienne Colombie« (das. 1886). Auch redigierte er die »Botanischen Untersuchungen aus dem physiologischen Laboratorium in Berlin« (Berl. 1865—67, 6 Hefte).

4) Gustav, Physiker, geb. 24. Nov. 1820 in Berlin, studierte Mathematik und Naturwissenschaft, habilitierte sich 1845 in Berlin, wurde 1848 Professor der Physik in Kiel, 1859 Direktor des Eichungswesens für die Elbherzogtümer und 1869 Mitglied der Normaleichungskommission des Deutschen Reiches. Er schrieb: »Lehrgang der mechanischen Naturlehre« (Kiel 1851—53, 3 Tle.); »Denkschrift über den großen norddeutschen Kanal« (das. 1865). 1856 begann er die Herausgabe der auf 21 Bände berechneten »Encyklopädie der Physik«, für welche er mit Harms und Weyer die »Einleitung in die Physik« (Leipz. 1870) bearbeitete; auch redigierte er die »Fortschritte der Physik« (Berl. 1847—53) und veröffentlichte außer mehreren Arbeiten über die Physik der Meere in den Berichten der Ministerialkommission zur Untersuchung

Digitized by Google

der deutschen Meere, deren geschäftsführendes Mitglied er ist: »Untersuchungen über das Verhalten der Auflösungen des reinen Kochsalzes in Wasser« (1846) und »Hygrometrische Tabelle zur Anwendung bei Gebläsen und Gradierwerken« (1847); »Beiträge zur Landeskunde der Herzogtümer Schleswig und Holstein« (Kiel 1869—72, 2 Tle.). 1867—72 war K. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, und 1878—81 gehörte er als Mitglied der Fortschrittspartei dem Reichstag an.

Karstenit, s. Anhydrit.

Karsterscheinungen, die eigentümlichen Formen, welche in und auf nackten Kalksteinen und Dolomiten vermöge der Auflösung derselben durch die atmosphärischen Niederschläge, zumal das kohlensäurehaltige Wasser, entstehen und besonders bezeichnend sind für die Gebiete, die, wie der Karst (s. d.), ganz oder zum größten Teil aus stark zerklüfteten Kalken und Dolomiten bestehen. Die wichtigsten K. sind die zahlreichen rundlichen Vertiefungen (Karsttrichter, Dolinen), die langgedehnten, gewundenen, blinden Thäler und die breiten, thalabwärts durch Querriegel verschlossenen Kesselthäler (Poljen), in welchen der Fluß häufig zu einem See aufgestaut ist, und aus welchen er durch Spalten (Katavothren, s. d.) auf unterirdischem Wege abzufließen genötigt ist, ferner die weitverzweigten, oft mit den wunderbarsten Tropfsteingebilden ausgestatteten Grotten und Höhlen, die nicht selten unterirdische Wasserläufe bergen und in den meisten Fällen als durch solche erweiterte Spalten anzusehen sind, und die mit Felsstücken überstreuten unfruchtbaren Flächen, in deren Vertiefungen (Dolinen) sich als ein Auslaugungsprodukt der Kalksteine die Terra rossa (s. d.), der einzige der Vegetation günstige Boden der Karstgebiete, ansammelt. Die felsige Oberfläche der Karstgebiete zeigt besonders häufig Schratten oder Karren (s. d.), Erosionsgebilde, wie sie in ähnlicher Weise in allen Kalkgebieten auftreten (s. Abbildung, S. 966). Außerhalb des eigentlichen Karstes begegnet man K. besonders in Südfrankreich, in Griechenland, in Syrien und Palästina, hauptsächlich in den Gebieten mit periodischem Regenfall; alle K. kommen in den verschiedensten Formationen, und zwar, mit Ausnahme der Poljen, sowohl in horizontal gelagerten als in gefalteten und dislozierten Kalkgebieten vor; Poljen kennt man nur aus den letztern. Vgl. Cvijić, Das Karstphänomen (Wien 1893) und Litteratur bei Art. »Karst«.

Karsthans, alter Scherzname der Bauern, als deren Abzeichen der Karst (s. d.) galt, in Schriften des 16. Jahrh. (von dem Bauernkrieg) als Bezeichnung des redlichen, aber unzufriedenen u. trotzigen Bauernstandes gebraucht, der nach Reform verlangte.

Karstpflug, Spanngerät mit zweizintigem Schar zur Bearbeitung des Ackerbodens.

Karsttrichter (Dolinen), trichterförmige Vertiefungen, Auswaschungstrichter, in deren Grund die Regenwasser u. mitunter auch Bäche ꝛc. verschwinden; auf allen Kalkplateaus, so auch auf dem des schwäbischen und fränkischen Jura, besonders aber auf der Platte des Karst, und hier oft an 30 m tief, verbreitet.

Karsun (Korsun), Kreisstadt im russ. Gouv. Simbirsk, am Barysch, hat eine Kathedrale, 4 Kirchen und (1889) 5621 Einw. Der Kreis ist ein sehr industrieller; fast jedes Dorf hat eine besondere Beschäftigung. So werden im Dorfe Rumänzow nur Bilderrahmen fabriziert, in Ulsteren Wagenräder, in Kiwat Holzkämme; in andern werden Häute gegerbt, Stiefel gefertigt, Lehmgefäße fabriziert; in sechs Dörfern wohnen nur Zimmerleute, welche den Sommer über umherziehen; in andern werden Wagen gebaut, Baitmatten geflochten ꝛc. Der Kreis besitzt ein bedeutendes Lager von Syenit und Graphit.

Kartalinien, Landschaft, s. Karthli.

Kartätsche, Artilleriegeschoß, welches aus einer cylindrischen Blechbüchse besteht (daher Büchsenkartätsche), die mit 50—250 g schweren Kartätschkugeln aus Eisen oder Zink gefüllt und an den Enden durch starke Metallscheiben, Treibscheiben, geschlossen ist. Die K. für glatte Geschütze hat noch einen hölzernen Kartätschspiegel zum Anbinden der Kartusche; die K. gezogener Geschütze, aus Zinkblech, enthält meist 40—60 Kugeln einer Zink-Antimonlegierung. Die K. hat seit der Vervollkommnung des Schrapnells sehr an Bedeutung verloren und wird nur noch bei Feldgeschützen in geringer Zahl (Deutschland 30, Frankreich 24, Italien 36, Österreich 64 pro Kriegsbatterie) mitgeführt. Die K. kommt schon bei den ersten Geschützen derart vor, daß man Metallstückchen, Nägel, Steine ꝛc. in das Rohr lud und als »Hagel« gegen den Feind schoß. Ende des 16. Jahrh. kamen Beutelkartätschen, bei denen die Kugeln in einem verschnürten Zwilchbeutel steckten, Anfang des 17. Jahrh. Büchsenkartätschen in Gebrauch (vgl. Geschoß). Die Beutelkartätschen erhielten Halt durch eine im Spiegel steckende Spille. Bei den Trauben- oder Tannzapfenkartätschen wurden auf den Spiegel größere und kleinere Kugeln mit Pech angeklebt, mit Leinwand bezogen und verschnürt.

Kartätschgeschütze, die mit Kartätschen (s. d.) feuernden Geschütze, auch wohl Bezeichnung der Mitrailleusen oder Revolverkanonen (s. Geschütze, S. 444).

Kartätschgranaten, soviel wie Schrapnells (s. d.).

Kartaune, aus der Bombarde hervorgegangenes Geschütz größern Kalibers (24 Pfünder) des 16. und 17. Jahrh., in seiner Länge zwischen den Mörsern und Schlangen stehend.

Kartause (ital. Certósa), Kloster, besonders der Kartäuser (s. d.). Vgl. Certosa.

Kartäuser, Mönchsorden, um 1086 vom heil. Bruno aus Köln mit sechs Gefährten in der ihm vom Bischof Hugo von Grenoble überlassenen Wüste von Chartreuse für Gebet und fromme Betrachtungen sowie Handarbeiten, besonders Bücherabschreiben, gestiftet und 1176 vom Papst bestätigt. Der Regel Benedikts folgend, erhielten die K. 1134 von ihrem fünften Generalprior, Guigo, noch besondere Statuten (consuetudines Cartusiae, statuta Guigonis), die ihnen (einige Stunden, besonders an Kapiteltagen, abgerechnet) ewiges Stillschweigen und Einsamkeit in abgesonderten Zellen vorschrieben. Später kam hierzu noch das Verbot alles Fleischessens. Die Oberleitung führen der Prior und acht jährlich ernannte Definitoren. Durch Ernst und Friedensliebe ausgezeichnet, spaltete sich dieser höchst geachtete Orden nur einmal (1378) in zwei Parteien, deren jede einem der gleichzeitigen Päpste anhing, die sich aber 1410 wieder vereinigten. Den durch große Schenkungen anwachsenden Reichtum verwendeten die Mönche gern zur Ausschmückung ihrer Wohnungen (Kartausen) und Kirchen (z. B. die Certosa bei Pavia). Die K. tragen einen langen weißen Rock mit weißer Kapuze, beim Ausgehen einen schwarzen Chorrock (cappa). Die ihnen dienenden Laienbrüder nahmen eine sehr gedrückte Stellung ein und zerfielen in drei Klassen: conservi, donati und redditi. Der Frauenorden der

Kartäuserinnen entstand 1234, erhielt die Ordensregel der K. und wurde von den Obern der letztern beaufsichtigt. Die Kartäuserinnen hatten Laienschwestern und durften mit keinem Mann sprechen. Ihr Orden beschränkte sich fast nur auf Frankreich u. erlosch 1790. Vgl. A. Pascal, Le désert de la grande Chartreuse et l'histoire des Chartreux (3. Aufl., Grenoble 1892); Le Vasseur, Ephemerides ordinis Cartusiensis (Montreuil 1891—93, 5 Bde.).

Kartäuserkatze, s. Katze.

Kartäusernelke, s. Dianthus.

Kartäuserpulver, soviel wie Mineralkermes, s. Antimonsulfide.

Kartäuserthee, s. Chenopodium.

Karte (lat. Charta, franz. Carte), gewöhnlich soviel wie Landkarte oder Spielkarte (s. diese Artikel). Im posttechnischen Dienstbetrieb heißt K. (Briefkarte) das Verzeichnis der von einer Postanstalt einer andern in einem Kartenschluß (s. unten) überwiesenen Versendungsgegenstände, zeigt das auf den Sendungen haftende Porto, die Natur der Sendungen (gewöhnliche Briefe, Einschreib- und Geldbriefe) sowie die Zeit der Absendung. Je nachdem die K. nur die Liste der gewöhnlichen Briefe (summarisch) und der Einschreibbriefe (einzeln aufgeführt) oder die Liste der Wertbriefe, Wert- und Einschreibpakete enthält, heißt sie Briefkarte oder Geldkarte. Kartenschluß heißt der zwischen zwei Postanstalten nach Maßgabe des Bedürfnisses verabredete Austausch von Postsendungen in geschlossenen Paketen oder Beuteln, deren Inhalt in der begleitenden Karte spezifiziert ist.

Kartell (franz. Cartel, von carte, »Schriftstück«), ursprünglich die bei den Turnierspielen zu beobachtende Kampfordnung; dann eine schriftliche Aufforderung zum Zweikampf, daher der Überbringer einer Herausforderung Kartellträger genannt wird. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 203) bedroht einen solchen mit Festungshaft bis zu sechs Monaten. K. (Kartellkonvention) ist ferner eine Bezeichnung für Verträge oder Verabredungen, die besonders da angewendet wird, wo es sich um Verträge handelt, durch welche nicht neue Rechtsverhältnisse begründet werden sollen, sondern für einen voraussichtlich ohne das Zuthun beider Teile eintretenden Fall Vorsorge getroffen wird. Auch bei dem Verkehr zwischen Staaten kennt man Kartelle, wie Auslieferungs-, Zollkartelle &c. Ein Zollkartell ist ein Vertrag, durch welchen zwei Staaten verabreden, daß ihre Zollbehörden einander innerhalb gewisser Schranken Beistand gewähren sollen. Es ist zu unterscheiden von dem Zollvertrag, in welchem über Höhe und Art der Zölle materielle Verabredungen getroffen werden. Ein solches Zollkartell bildet der Regel nach das Annexum eines Handelsvertrags. — K. ist auch ein zwischen kriegführenden Mächten abgeschlossener Vertrag, welcher die Art der Kriegführung, namentlich auch die Auswechselung der Gefangenen, betrifft; auch ein zwischen zwei Mächten im Frieden in betreff der Auslieferung der Schmuggler, Deserteure und flüchtigen Militärpflichtigen abgeschlossener Vertrag. In letzterer Hinsicht bestand früher zwischen den zum Deutschen Bund gehörigen Staaten ein Kartellvertrag vom 10. Febr. 1831 über die wechselseitige Auslieferung von Militärpflichtigen und Deserteuren. Nur die eignen Unterthanen wurden, wofern sie aus dem fremden Kriegsdienst desertierten, nicht ausgeliefert. Dies K. ist zwischen Österreich und Preußen durch den Prager Frieden ausdrücklich aufrecht erhalten.

Von besonderer Bedeutung sind in neuerer Zeit die Kartelle, Syndikate (franz. syndicats professionels) oder Unternehmerverbände in Industrie und Handel geworden, d. h. vertragsmäßige Vereinbarungen, die Konkurrenten zu dem Zweck abschließen, um in gemeinsamer Weise Produktion und Absatz entweder in einzelnen Teilen oder in vollständig gemeinschaftlicher Verbindung zu regeln. In der Form und in den Mitteln, deren sie sich zur Erreichung ihres Zieles bedienen, weichen sie sehr voneinander ab. Sie sind entweder gemeinschaftliche Verabredungen über untergeordnete Bedingungen des Verkaufs von Erzeugnissen, z. B. über Zahlungsfristen, Lieferfristen &c., oder lose Vereinbarungen über die Preise, oder bindende Vereinbarungen über Preise und Größe der Produktion. Am vollendetsten ist das K. dann, wenn auf Grund desselben eine eingehende Regelung von Produktion und Absatz durch gemeinsame Übernahme von Bestellungen und Verteilung derselben auf die einzelnen kartellierten Werke nach gleichen Grundsätzen erfolgt. Der Zweck der Kartelle ist der, den bestehenden Unternehmungen die Sicherheit des Absatzes zu guten Preisen zu gewähren. Solche Kartelle spielen auch im Eisenbahn-, Versicherungswesen eine Rolle. Eisenbahngesellschaften schließen ein K. über Tarifstellung, gegenseitige Benutzung ihrer Wagen u. dgl. (s. Eisenbahnverbände), Versicherungsgesellschaften schließen ein K., um einander Auskunft über die Qualität von Agenten und Policesuchern zu erteilen. In Handel und Kleinbetrieb erscheinen die Kartelle zumeist als lose Vereinigungen zum Schutze gemeinsamer Interessen, so z. B. der »Zentralverband deutscher Kaufleute« mit dem Sitz in Leipzig, der 1894 gegen 7000 Mitglieder zählte. Von besonderer Tragweite sind aber die immer mehr vervollkommten und rasch zunehmenden Kartelle in der Großindustrie. Mitte 1893 gab es in Deutschland 6 Kartelle in der Kohlen-, 33 in der Eisenindustrie, 28 für Steine und Erden, 15 in der Textilindustrie. Besonders entwickelt sind die Kartelle in den Vereinigten Staaten und in Großbritannien. In der Regel erstrecken sie sich auf ein Land oder einzelne Teile desselben, daneben finden wir auch internationale Kartelle, so für Schienen, für Bleiwerke, das (inzwischen vertrachte) Kupfersyndikat u. a. Zumeist geben Überproduktionen und Preisfälle die Veranlassung zum K., das häufig mit Preisverabredungen beginnt und erst später, wenn diese nicht zum Ziele führen, zur Errichtung gemeinsamer Verkaufsstellen oder zur Austeilung der Aufträge fortschreitet. Das K. gelingt um so leichter, je weniger Unternehmer eine Branche zählt; freilich haben bisher die Kartelle zumeist nur auf eine Reihe von Jahren Bestand gehabt, da dieselben häufig von unzufriedenen Mitgliedern gesprengt wurden. Doch sind Erneuerungen eines gesprengten Kartells nach einiger Zeit heftiger Konkurrenz nicht selten. — Dem K. ähnlich und nur in der Rechtsform verschieden sind die Trusts (s. d.). In ähnlichem Sinne wie das Wort K. wird auch das Wort Ring (englisch corner) gebraucht; doch bezeichnet der Ausdruck Ring eine rein spekulative Vereinigung von Unternehmern oder Händlern ohne die Absicht dauernder Produktionsregelung, um durch Monopolisierung eines Produkts oder einer Ware Monopolpreise erzielen zu können. Ein Ring ist übrigens in der Regel nur für solche Artikel möglich, die nur in bestimmten Ländern, wie Baumwolle, Gewürze, Kaffee, oder nur an wenigen Stellen der Erde gewonnen werden können, wie Petroleum, Queck-

Digitized by Google

silber. Während die Ringe kaum als volkswirtschaftlich wertvolle Formen von Unternehmerverbänden angesehen werden können, schwankt das Urteil über die Kartelle mangels ausreichender Erfahrungen in Wissenschaft und Praxis heute noch sehr. Während die Gesetzgebung in Deutschland und England der Kartellbildung bisher kein Hindernis bereitet hat, hat man es in Frankreich, Österreich und besonders in den Vereinigten Staaten an Versuchen einer gesetzlichen Beschränkung nicht fehlen lassen. Man rühmt den Kartellen nach, daß durch sie die Produktion und Preisbewegung stabilisiert, Handelskrisen vermieden, die Lage der Arbeiter günstiger gestaltet werden könne. Anderseits ist aber nicht zu verkennen, daß das Aufkommen neuer Unternehmungen leicht unterdrückt werden, Technik und Ökonomik wegen mangelnden Wettbewerbs leicht erlahmen können, und daß, wenn die Kartelle ihre Monopolstellung nicht in schädlicher Weise ausbilden sollen, ihnen Verbände der Abnehmer und Arbeiter, event. staatliche Schranken entgegenzustellen sind. Vgl. Kleinwächter, Die Kartelle (Innsbr. 1883); Steinmann-Bucher, Wesen und Bedeutung der industriellen Kartelle (im »Jahrbuch für Gesetzgebung«, 1891); Großmann, Über industrielle Kartelle (ebenda); Schönlank, Die K. (im »Archiv für soziale Gesetzgebung«, 1890); »Schriften des Vereins für Sozialpolitik«, Bd. 60 (Schilderung von 15 Kartellen nebst Statuten, Leipz. 1894).

Kartell, das Bündnis, welches die drei regierungsfreundlichen Parteien des deutschen Reichstags, die Deutschkonservativen, die Reichspartei und die Nationalliberalen, nach der Auflösung des Reichstags wegen Ablehnung des Septennats (14. Jan. 1887) für die Neuwahlen schlossen. Hierbei sollte in denjenigen Wahlkreisen, in denen bisher ein Mitglied der drei Kartellparteien im Besitz des Mandats gewesen war, dieser oder ein Ersatzmann desselben gewählt werden und in den andern Wahlkreisen eine Einigung der drei Parteien über einen gemeinsamen Kandidaten erfolgen. Die Kartellparteien errangen bei der Wahl vom 21. Febr. 1887 die Mehrheit (217 gegen 173 Stimmen) und sicherten hierdurch nicht nur die Genehmigung des Septennats, sondern auch der andern Regierungsvorlagen, wie der Mehrforderungen für Rüstungen, des Alters- u. Invalidenversorgungsgesetzes, der Branntweinsteuer, der Kolonialvorlagen u. a. Das K. wurde von dem Zentrum und den Deutschfreisinnigen aufs heftigste angegriffen, aber auch von dem äußersten Flügel der Konservativen, der Kreuzzeitungspartei unter Hammerstein und Stöcker, angefeindet, und als es Anfang Dezember 1889 für die Neuwahlen vom 20. Febr. 1890 erneuert wurde, schlossen die Ultramontanen, Deutschfreisinnigen und Sozialdemokraten eine Art »Antikartell«. Da die Strömung im Volk sich geändert hatte, erlitt das K. am 20. Febr. 1890 eine Niederlage und verlor die Mehrheit im Reichstag und damit auch seinen Zusammenhalt sowie seine Bedeutung.

Kartellschiff, s. Parlamentärschiff.

Kartellträger, s. Kartell, S. 969, und Zweikampf.

Kartellverband, s. Bühnenverein, Deutscher.

Kartenbrief, s. Postkartenbrief.

Kartennetz, s. Gradnetz und Landkarten.

Kartenprojektion, s. Landkarten.

Kartenschlagen (Kartenlegekunst), s. Spielkarten.

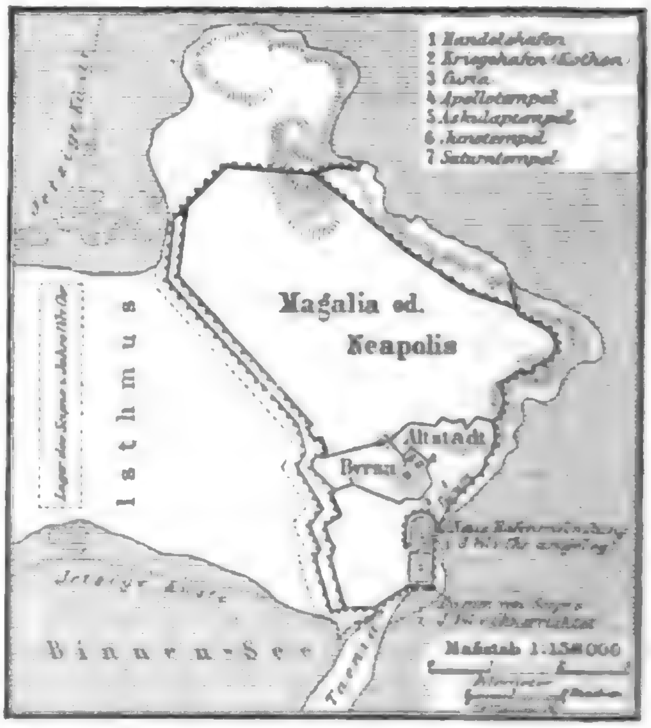
Kartenschlagmaschine, s. Weben.

Kartenschluß, s. Karte (Briefkarte).

Kartenspiel, s. Spielkarten.

Kartesianische Teufel (Cartesische Teufel, Kartesianische Taucher), nach ihrem Erfinder Descartes benannte kleine, aus buntem Glas geblasene hohle Puppen, gewöhnlich Teufelsfiguren, welche teils mit Luft, teils mit Wasser gefüllt und am Ende des gebogenen Schwanzes mit einer kleinen, ins Innere der Figur führenden Öffnung versehen sind. Die Figur muß um etwas leichter sein als ein gleiches Volumen Wasser, muß also noch schwimmen. Stellt man eine solche Puppe, deren Schwanzöffnung sich unterhalb der Wasseroberfläche befindet, in ein ganz mit Wasser gefülltes gläsernes Gefäß und verschließt dies mit einer Blase luftdicht, so senkt sich die Figur, sobald man mit dem Finger auf die Blase drückt, zu Boden, weil der erhöhte Druck der unter der Blase im obern Teil des Gefäßes befindlichen Luft sich durch das Wasser fortpflanzt und durch die kleine Öffnung Wasser in die hohle Puppe treibt, wodurch diese schwerer wird und sinkt. Hebt man den Druck auf die Blase auf, so drängt die in der Glasfigur zusammengepreßte Luft das Wasser wieder aus der Höhlung der Figur heraus, und die hierdurch wieder leichter gewordene Figur erhebt sich wieder an die Oberfläche des Wassers. Läßt man den Taucher schweben, vermindert dann den Druck momentan und stellt ihn gleich darauf wieder her, so dreht sich die Figur rechts um, wenn der Schwanz unter dem rechten Arm, links, wenn er unter dem linken Arm durchgeführt ist. Diese Drehung ist eine Folge der Rückwirkung (s. Reaktion) und gründet sich auf dasselbe mechanische Gesetz, nach welchem eine Turbine sich dreht.

Karthāgo (bei den Griechen Karchēdon, phönikisch Kartha-hadatha oder abgekürzt Karthada, »Neustadt«), im Altertum berühmte Stadt in Zeugitana



Lageplan von Karthago.

auf der Nordküste von Afrika, im Innern eines Meerbusens, war dem größten Teil nach von dem Tunesischen See und dem Meer umflossen und hing mit dem Festland nur durch einen 25 Stadien breiten Isthmus zusammen. Ihr ältester Teil war die 60 m hohe Burg, Byrsa genannt, um welche herum die Stadt allmählich erwuchs. Gegen die Seeseite hin, wo das

Digitized by Google

Ufer steil abfiel, ward K. durch eine einfache, gegen die Landseite hin aber durch eine starke, 16 m hohe und 9 m breite Mauer geschützt, welche mehrstöckig war und in ihrem Erdgeschoß Stallungen für 300 Kriegselefanten, im mittlern für 4000 Pferde enthielt. Nach neuern Berechnungen betrug der Umfang der Stadt höchstens 58—60 Stadien (11 km), der Umfang der Byrsa aber 15 Stadien. Auf dem höchsten Punkte der letztern befand sich der vornehmste Tempel Karthagos, der des Esmun (Asklepios). Die Stadt hatte zwei Seehäfen, welche an einer nur ungefähr 100 m breiten, von dem Isthmus östlich zwischen dem Meer und dem See hinauslaufenden Landzunge lagen und durch einen 70 Fuß breiten Kanal miteinander verbunden waren. Der äußere war für Kauffahrteischiffe bestimmt. Der innere oder der Kriegshafen hieß nach einer inmitten desselben sich hoch erhebenden Insel Kothon. Auf letzterer lagen die Zeughäuser, und rings um sie her war Platz für 220 Kriegsschiffe. In der Nähe des letztern Hafens befand sich der Marktplatz, von dem drei mit hohen Häusern besetzte Hauptstraßen nach der Byrsa führten. Nordwestlich von der Byrsa auf einer flachen Höhe lag ein besonderer, neuerer Stadtteil, Magalia (»Höhe«) genannt, der mit einer eignen Mauer umgeben war und durch eine 75 km lange Leitung mit Wasser versehen wurde. Die Bevölkerung der Stadt soll sich beim Anfang des dritten Punischen Krieges auf 700,000 Menschen belaufen haben. Nach ihrer Zerstörung 146 v. Chr. (s. unten) vom Kaiser Augustus wieder aufgebaut, wurde sie bald wieder so bedeutend, daß sie bis zu ihrer Eroberung durch die Vandalen eine der ersten Stellen unter den Städten des römischen Reiches einnahm. Im Mittelalter wurden die Marmortrümmer nach allen Seiten hin, selbst nach Italien, verschleppt; daher zeigt die weite Strecke, über welche sich die Stadt ausbreitete, nur noch einzelne, aber mitunter kolossale Bautrümmer; am besten erhalten sind die alten Zisternen und die Reste einer großen Wasserleitung.

Staatsverfassung, Handel, Religion.

Das wenige, was über die Verfassung des altkarthagischen Staates bekannt ist, verdanken wir hauptsächlich Aristoteles, der in seinem Werk über die Politik die karthagische Verfassung den besten Verfassungen der alten Staaten an die Seite stellt. Die Verfassung Karthagos war ursprünglich aristokratisch. An der Spitze des Staates standen zwei Suffeten (die Schophthim der Hebräer), welche bald mit den spartanischen Königen, bald mit den römischen Konsuln verglichen und daher von den Römern Reges, Consules, Dictatores genannt wurden. Sie hatten den Vorsitz und Vortrag im Senat, den Vorsitz im Gericht und nicht selten auch den Oberbefehl im Krieg. Wie lange sie ihr Amt verwalteten, ist ungewiß. Wie die Suffeten, so wurden auch die Feldherren gewählt. In rein militärischen Sachen war die Gewalt der Feldherren in der Regel unbeschränkt; beim Abschluß von Bündnissen, Verträgen 2c. aber waren sie an die Einwilligung von Senatoren gebunden, deren in der Regel eine Anzahl mit ins Feld ging. Charakteristisch ist die rücksichtslose Härte, mit welcher öfters gegen Feldherren, welche unglücklich gewesen waren, verfahren ward, wenn sie es nicht vorzogen, freiwillig zu sterben. Nächst den Suffeten und Feldherren genossen die Priester das höchste Ansehen; doch gab es keinen eigentlichen abgesonderten Priesterstand, wie sich auch keine Spuren davon vorfinden, daß gewisse Priesterämter in einzelnen Familien erblich gewesen seien. Das höchste beratende und vollziehende Kollegium war der Senat, der in einen Großen und in einen Kleinen Rat zerfiel. Er hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die Oberaufsicht über das Kriegs-, Finanz- u. Polizeiwesen sowie die gesetzgebende Gewalt; nur wenn Senat und Suffeten nicht einerlei Meinung waren, mußten die Gesetzvorschläge zur letzten Entscheidung an das Volk gebracht werden. Später (die Zeit ist nicht genau zu bestimmen) wurde dem Geschlechtersenat ein zweiter, der der Hundertmänner (die genauere Zahl war 104), an die Seite gesetzt, welchen Aristoteles mit dem Ephorat der Spartaner vergleicht; doch war dieser wohl mehr ein kontrollierender Gerichtshof und scheint demnach, obwohl er, wie ebenfalls von Aristoteles bezeugt wird, aus den reichsten Bürgern bestand, einen demokratischen Charakter gehabt zu haben, was im Lauf der Zeit zu innern, den Staat zerrüttenden Parteikämpfen führte. Die Einkünfte Karthagos bestanden in den Tributen, welche die unterthänigen Städte in Geld, die Ackerbau treibenden Bewohner des flachen Landes in Naturalien entrichten mußten, in den Zöllen, welche sowohl in dem Hafen der Hauptstadt als auch in andern Hafenplätzen erhoben wurden, vornehmlich aber in dem Ertrag der Bergwerke, namentlich der spanischen seit Hamilkars Eroberungen in diesem Lande. Die vornehmsten Ausgaben wurden durch die Flotte und die Mietstruppen veranlaßt; die Magistratspersonen erhielten gesetzlich keine Besoldung. Die Kriegsmacht war vornehmlich Seemacht. Am stärksten war dieselbe während des ersten Punischen Krieges; dann sank sie unter der Herrschaft der Barkiden, da diese zur Ausführung ihrer Eroberungspläne einer Seemacht weniger bedurften als einer tüchtigen Landmacht. Zur Zeit der Kriege mit Syrakus hatte K. eine Flotte von 150—200 Kriegsschiffen, im ersten Kriege mit Rom aber auf 350 Kriegsschiffen 150,000 Bewaffnete. Die trefflich eingeübten Ruderknechte waren gewöhnlich afrikanische Sklaven. Die Landmacht war größtenteils ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationalitäten. Nur wenige karthagische Bürger zogen unter dem Namen der heiligen Schar teils als schwer bewaffnete Reiter, teils als Hopliten mit in den Krieg. Den Kern des Landheeres machten aber die Libyer als schwere Reiter und Hopliten aus. Angeworbene Söldner, namentlich Spanier und Gallier, auch Kampanier, Ligurier und Griechen, endlich die numidischen Reiter, bildeten die übrige Masse. Die Sitte, Elefanten zum Gebrauch im Kriege abzurichten, scheint erst seit dem Kriege mit Pyrrhos in K. aufgekommen zu sein.

Das Hauptgebiet des karthagischen Handels war das westliche Mittelmeer, und hier bildeten besonders die sizilischen und süditalischen Seestädte die Stapelplätze für denselben. Die Karthager holten hier Öl und Wein und versahen damit teils ihre Hauptstadt, teils andre Gegenden; dagegen brachten sie schwarze Sklaven aus dem innern Afrika, Edelsteine, Gold, afrikanische Früchte und karthagische Manufakturwaren, von denen besonders die Webereien sehr berühmt waren. Malta lieferte den Karthagern baumwollene Gewänder für den Handel mit den afrikanischen Völkerschaften, die Liparischen Inseln Alaun, Corsica Wachs und Honig und besonders geschätzte Sklaven, Äthalia (Elba) Eisen. Den Bewohnern der Balearischen Inseln brachten sie gegen Lasttiere und Früchte Sklavinnen und Wein; zugleich dienten diese Inseln als Stationsplätze für den Handel mit Spanien, von wo sie außer edlen Metallen auch Wein und

Digitized by Google

Öl bezogen haben mögen. Mit der ängstlichsten Sorgfalt wirkten sie jeder möglichen Konkurrenz mit andern Völkern entgegen und legten selbst ihren Kolonien Beschränkungen in Bezug auf die Handelsfreiheit auf. Während daher der Hafen der Hauptstadt allen fremden Kaufleuten offen stand, wurden die Häfen der Kolonien diesen, solange es nur möglich war, verschlossen oder doch nur unter lästigen Bedingungen geöffnet. Gleich den Phönikern hatten die Karthager auch an der Westküste Europas Kolonien und besuchten, um Zinn zu holen, die britischen Inseln (Kassiteriden). Es ist ferner wenigstens wahrscheinlich, daß sie des Bernsteins wegen auch den Kanal und den Sund durchsegelten und die Küsten der Ostsee besuchten. An der Westküste von Afrika, an der sie bis zum Grünen Vorgebirge vordrangen, tauschten sie gegen Putzsachen und allerlei Gerätschaften sowie gegen Wein und ägyptische Leinwand Elfenbein und Felle ein; auch fingen sie hier den Thunfisch, der ihnen so wertvoll erschien, daß sie die weitere Ausfuhr desselben verboten. Was den Landhandel anlangt, so hören wir von Herodot, daß sich in dem ägyptischen Theben Libyer u. Karthager, unzweifelhaft des Handels wegen, aufhielten, wohin sie über die Oasen Augila und Ammonion (Siwah) gehen mochten. Außerdem bezogen sie von den Garamanten, den Bewohnern des heutigen Fezzan, Negersklaven und Edelsteine; wahrscheinlich gelangten sie dahin auf der Straße, die noch heute von Tripolis nach Fezzan führt.

Die Religion der Karthager war im wesentlichen die phönikische. Als die Hauptgottheiten werden Baal, Moloch, Melkarth und die Göttin Astarte genannt; die beiden ersten führen bei den Griechen den Namen Kronos, Melkarth ist der griechische Herakles (Herkules), Astarte die griechische Aphrodite (Venus). Baal und Melkarth erscheinen beide meist als Sonnengott, Moloch als Feuergott, Astarte als die Mondgottheit (auch Dido genannt). Von dem Kultus ist nur der in ähnlicher Weise auch anderwärts vorkommende Gebrauch zu bemerken, dem Moloch (statt dessen aber auch oft Baal genannt wird) Menschenopfer darzubringen. Es war üblich, jedes Jahr ein Kind und zwar das einzige Kind vornehmer Eltern in die Arme des ehernen, über einem glühenden Ofen stehenden Standbildes des Gottes zu legen, von wo es in den Ofen herabglitt. Außerdem geschah dies auch noch in Zeiten großer Gefahr, oft mit einer großen Menge von Kindern, wie denn z. B., als K. durch Agathokles schwer bedroht war, deren 200 geopfert wurden. — Über die Litteratur ist nichts Näheres bekannt. Es wird indes berichtet, daß bei der Zerstörung der Stadt mehrere Bibliotheken vorgefunden wurden, welche die Römer, mit Ausnahme des Werkes eines Mago über den Ackerbau, verschenkten; dieses letztere eigneten sie sich an, und es wurde von D. Silanus ins Lateinische übersetzt. Ferner ist zu bemerken, daß von einem Reisebericht (Periplus) Hannos, welcher eine Entdeckungsreise an der Westküste von Afrika machte, noch eine griechische Bearbeitung erhalten ist. Die Sprache der Karthager war die phönikische.

Geschichte.

Wir kennen die Geschichte Karthagos nur aus fremden Schriftstellern und zwar solchen, die nicht zur Blütezeit des Staates gelebt haben. Nach der Sage gründete Dido (s. d.) oder Elissa, eine tyrische Königstochter, die Stadt und zwar nach Angabe der meisten alten Schriftsteller 814 (vielleicht auch 846) v. Chr. Als von den Phönikern abstammend, hießen die Bewohner der neuen Stadt Pönier oder Punier, und immer herrschte zwischen ihnen und den Tyriern ein Gefühl der Verwandtschaft. Die Karthager entrichteten anfangs an die Libyer, von denen sie die Erlaubnis zur Niederlassung erkauft hatten, einen Tribut und traten mit den Eingebornen bald in lebhaften Verkehr, infolgedessen sich viele der letztern in K. niederließen, welchem Beispiel auch benachbarte phönikische Kolonisten, durch Karthagos günstige Lage angelockt, gefolgt sein mögen. Bald fühlten sich aber die Karthager stark genug, nicht nur den Libyern den Tribut zu verweigern, sondern sich dieselben durch Bekriegung auch dienstbar zu machen. So wurde das Gebiet Karthagos südlich bis an den Tritonsee, die Grenzmarke zwischen dem fruchtbaren Land und der Wüste, östlich bis zum Turris Euprantus und bis zu den Arae Philaenorum ausgedehnt, während es sich im W. bis in die Gegend von Hippo Regius (Bona), der Residenz der numidischen Könige, erstreckte. Die bis an den Tritonsee und bis an die numidische Grenze wohnenden Libyer oder Libyphöniker waren Unterthanen der Karthager, mit Ausnahme der phönikischen Städte Utica, Groß-Leptis, Hadrumetum, Klein-Leptis, Hippo Zarytos, welche in einem (jedoch meist untergeordneten) Bundesgenossenverhältnis zu K. standen; das weiter östlich gelegene Land war von nomadischen Völkerschaften bewohnt, weshalb daselbst keine feste Herrschaft der Karthager begründet werden konnte. Von diesem ihrem Gebiet aus breiteten sie ihren Handel und ihre Herrschaft immer weiter aus. So war die Küste von Numidien und Mauretanien bis zu den Säulen des Herakles (nach den Nachrichten der Alten) mit ihren Kolonien besetzt, desgleichen die Westküste von Spanien; insbes. aber war ihr Augenmerk schon sehr früh auf Sizilien und Sardinien gerichtet. Es wird berichtet, daß zwischen 600 und 550 bereits ein Malchus und nach ihm, zwischen 550 und 500, Mago und seine Söhne und Enkel auf diesen Inseln Eroberungen gemacht hätten. Außerdem wird aus dieser frühesten Zeit noch einer Seeschlacht gedacht, welche die Karthager in Verbindung mit den Etruskern 544 den Phokäern lieferten, die sich auf Kyrnos (Corsica) niedergelassen hatten. Ferner berichtet Polybios von einem Handelsvertrag mit Rom, durch welchen die Karthager 509 die Ausschließung der Römer von den fruchtbaren Gegenden südlich vom Schönen Vorgebirge, wo die Hauptemporien der Karthager lagen, bezweckten.

Der Kampf um den ausschließlichen Besitz Siziliens nahm zwei Jahrhunderte lang die Kraft Karthagos in Anspruch. Zuerst setzten sich die Karthager auf dem westlichen Teil der Insel fest, bemächtigten sich der phönikischen Niederlassungen zu Motye und Panormos und dehnten sodann, die fortwährenden Streitigkeiten unter den griechischen Städten ausbeutend, ihre Herrschaft weiter nach Osten aus. Nach Herodot rief der durch Theron von Agrigent vertriebene Tyrann Terillos von Himera die Karthager zu Hilfe, und diese sollen 480 unter Hamilkars Anführung ein 300,000 Mann starkes Heer nach Sizilien gesandt haben; Theron ward jedoch von Gelon von Syrakus unterstützt, und dieser brachte den Karthagern bei Himera eine völlige Niederlage bei, in der ihr ganzes Heer vernichtet wurde. Erst als die Segestäer, nach dem unglücklichen Ausgang der sizilischen Expedition der Athener von den Selinuntiern hart bedrängt, bei ihnen um Hilfe baten, schickten sie 408 Hannibal, den Enkel des bei Himera gefallenen Ha-

Digitized by Google

milkar, wieder mit einem großen Heer nach Sizilien. Dieser eroberte Selinus, Himera, Agrigent (406), Gela (405), wurde aber durch eine Pest, welche in seinem Heere große Verheerungen anrichtete, genötigt, mit Dionysios, dem Tyrannen von Syrakus (406—367), welcher die Verteidigung der griechischen Städte gegen K. übernommen hatte, einen Vertrag abzuschließen, in welchem sich K. mit den gemachten Eroberungen begnügte. Dionysios erneuerte darauf den Krieg dreimal, um den Karthagern ihre Besitzungen auf der Insel zu entreißen. Im ersten Kriege (398—392) drang Himilko, nachdem er die ganze Insel erobert, bis vor Syrakus, welches er hart bedrängte. Da aber sein Heer erst durch eine Pest und dann durch einen Überfall der Belagerten zum großen Teil vernichtet worden war, mußte er freien Abzug von Dionysios mit Geld erkaufen, worauf der Krieg von Mago mit wechselndem Glück fortgeführt und 392 durch einen Frieden beendet wurde, welcher die Karthager im Besitz wenigstens eines Teiles ihrer Eroberungen ließ. Ebendies war im wesentlichen auch der Gang und der Erfolg des zweiten (383) und des dritten (368) Krieges. 343 erlitten die Karthager durch Timoleon, den Befreier von Syrakus, am Krimissos eine völlige Niederlage und wurden auf den kleinen westlichen Teil der Insel diesseit des Halykos beschränkt. Durch Agathokles (s. d.) wurden sie darauf 310—306 in Afrika selbst bedroht, und Pyrrhos bemächtigte sich 278—275 der ganzen Insel, mit Ausnahme von Lilybäon. Nachdem dieser aber Sizilien verlassen, unterwarfen sie sich wieder die ganze Insel, mit Ausnahme von Syrakus und Messana, und waren schon im Begriff, sich auch der letztern Stadt zu bemächtigen, als trotz der noch in der letzten Zeit geschlossenen Verträge der erste der drei sogen. Punischen Kriege (s. d.) mit Rom zum Ausbruch kam.

Im ersten Punischen Kriege (264—241) verloren die Karthager nach der Niederlage ihrer Flotte bei den Ägatischen Inseln ihren Besitz in Sizilien sowie die dazu gehörigen Inselgruppen und mußten sich zur Zahlung von 3200 Talenten verpflichten. Unmittelbar darauf brach der mehr als vierjährige blutige Krieg (241—237) gegen die aufrührerischen Söldner aus, an dem sich auch die libyschen Städte beteiligten, und in dem endlich Hamilkars Feldherrnkunst den Sieg über die Meuterer davontrug. Inzwischen hatten sich die Römer in den Besitz Sardiniens gesetzt, und die Karthager, die sich zu einem neuen Kriege noch nicht stark genug fühlten, mußten nicht nur auf den Besitz jener Insel förmlich Verzicht leisten, sondern auch noch einen abermaligen Tribut von 1200 Talenten entrichten. Mit Sardinien zugleich ward ihnen auch Corsica entrissen. Nach Unterdrückung des Aufstandes setzte Hamilkar mit dem Heere nach Gades über, um auf der Pyrenäischen Halbinsel einen Eroberungskrieg zu beginnen. Neun Jahre lang kämpfte er mit Glück gegen die hispanischen Völker, bis er 229 bei der Belagerung der Stadt Helike seinen Tod fand. An seine Stelle trat sein Schwiegersohn Hasdrubal. Derselbe wußte weniger durch Krieg als durch friedliche Mittel die Grenzen der karthagischen Herrschaft weiter auszudehnen. Als Hasdrubal 221 durch die Hand eines Galliers gefallen war, wählte das Heer Hamilkars berühmten Sohn Hannibal zum Oberfeldherrn, und in K. wagte man nicht, dieser Wahl zu widersprechen. In den Jahren 221 und 220 vollendete Hannibal die Eroberung Hispaniens bis an den Iberus; 219 nahm er auch Sagunt trotz eines zwischen Rom und Sagunt bestehenden Bündnisses. Dies war die Veranlassung zum zweiten Punischen Krieg (218—201), in dem die Karthager anfangs unter der genialen Führung Hannibals (s. d.), der über die Pyrenäen und Alpen in Italien selbst eindrang, große Erfolge davontrugen, schließlich aber der unerschöpflichen Streitmacht und der bewundernswürdigen Ausdauer der Römer, welche gleichzeitig auf vier Schauplätzen den Krieg führten, unterlagen. Nach der Niederlage bei Zama (202) wurde 201 der gedemütigten Rivalin Roms der Friede gewährt unter folgenden harten Bedingungen: Auslieferung der Kriegsschiffe bis auf zehn und der Elefanten, Zahlung von 10,000 Talenten, Entschädigung Masinissas und das Versprechen, hinfort nicht mehr ohne Einwilligung der Römer die Waffen zu ergreifen. Hannibal suchte sein niedergedrücktes Vaterland durch kluge Maßregeln in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung nach und nach wieder zu heben, beeinträchtigte aber dadurch die Interessen der ihm schon vorher abgeneigten Aristokratie, die ihn mit Hilfe der Römer aus K. vertrieb (195).

Seitdem wurde K. im Innern durch Streitigkeiten zwischen der aristokratischen und der Volkspartei zerrüttet und von außen durch Masinissa bedroht, der, den Karthagern von den Römern als Wächter an die Seite gesetzt, ihnen im Vertrauen auf seine Schutzherren ein Stück ihres Gebiets nach dem andern entriß; die Römer aber schickten auf die Bitten der Karthager zwar von Zeit zu Zeit Kommissare an Ort und Stelle, aber nur, um entweder gar keine oder eine Entscheidung zu ungunsten der Karthager zu geben. Als einer dieser Kommissare kam 157 auch M. Cato dahin, der von da an, weil die Karthager sein Anerbieten, ein schiedsrichterliches (voraussichtlich ungünstiges) Urteil zu fällen, ablehnten, aufs äußerste gegen sie erbittert war und deshalb jede Rede im Senat mit den bekannten Worten schloß: »Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam« (»im übrigen bin ich der Meinung, daß K. zu vernichten sei«). Als sich die Karthager endlich nach Vertreibung der Partei des Masinissa (151) gegen diesen zur Wehr setzten, aber geschlagen wurden, erklärten die Römer dies für Friedensbruch und sandten 149 die Konsuln M. Manilius und L. Marcius Censorinus mit 84,000 Mann nach Sizilien. Die Karthager baten um Frieden, mußten aber zunächst 300 Kinder der Vornehmsten als Geiseln stellen und alle Waffen und Kriegsgerätschaften ausliefern. Als die Römer ihnen hierauf auch noch befahlen, ihre Stadt zu verlassen und sich mehr landeinwärts wieder anzubauen, vereinigten sich alle Klassen und Stände zur verzweifeltsten Gegenwehr. So begann ein letzter furchtbarer Kampf (dritter Punischer Krieg, 149—146), der mit Karthagos Eroberung durch P. Cornelius Scipio endete; 17 Tage wütete das Feuer in der Stadt, ein großer Teil der Bewohner kam um; die Überlebenden wurden in die Sklaverei geführt, die Stadt dem Boden gleichgemacht und das ganze karthagische Gebiet mit Ausnahme einiger Striche, welche die mit den Römern verbündeten Städte, besonders Utica und Hippo, erhielten, zur römischen Provinz Africa gemacht. 122 wurde auf Antrag des Gajus Gracchus beschlossen, die Stadt unter dem Namen Junonia wieder aufzubauen und eine Kolonie von 6000 römischen Bürgern daselbst anzusiedeln; indessen ließ der Sturz des Gracchus das Vorhaben nicht zur Ausführung kommen.

Digitized by Google

Julius Cäsar nahm das Projekt von neuem auf, konnte jedoch dasselbe nicht mehr ausführen. Die Herstellung geschah daher erst durch Augustus, welcher die Stadt mit 3000 römischen Kolonisten und zahlreichen Eingebornen aus der Umgegend bevölkerte.

Die neue Stadt gelangte in der Kaiserzeit wieder zu hoher Blüte, so daß sie nebst Alexandria die zweite Stelle unter den Städten des Reiches nach Rom einnahm. Sie war der Sitz des römischen Prokonsuls und der meisten übrigen römischen Beamten, später auch eines christlichen Bischofs und wurde infolge ihrer günstigen Lage bald wieder ein reicher Haupthandelsplatz, in dem es aber auch an Schulen für Grammatik, Rhetorik, Philosophie und die übrigen freien Künste nicht fehlte. 439 n. Chr. wurde sie aber von den Vandalen (s. d.) unter Geiserich erstürmt und war nun fast ein Jahrhundert hindurch Hauptstadt des Vandalenreichs, bis sie 533 von Justinians Feldherrn Belisar dem oströmischen Reich wieder einverleibt wurde. Dieser stellte die verfallenen Festungswerke wieder her und nannte die Stadt seinem Kaiser zu Ehren Justiniana. 697 ward dieselbe jedoch durch den Sarazenen Hassan, den Feldherrn des Chalifen Abd al Malik, erobert und in Asche gelegt, um nun über 200 Jahre öde zu liegen, bis hierauf ein Teil der Stadt von dem ersten der fatimidischen Chalifen wieder bevölkert ward. Im Anfang des 16. Jahrh. bestand sie aus einer Moschee, einem Kollegium ohne Studierende, 25—30 Buden und den Hütten von etwa 500 Bauern. Aber selbst dieses elende Dorf wurde von den Spaniern, welche Karl V. in die Feste Goletta gelegt hatte, zerstört. Vgl. Beulé, Nachgrabungen in K. (deutsch, Leipz. 1863); Davis, K. und seine Überreste (deutsch, das. 1863); Graux, Les fortifications de Carthage (Par. 1876); Vernaz, Fouilles à Carthage, 1884—1885 (in der »Revue archéologique«, Bd. 9 u. 10, 1887); Münter, Religion der Karthager (2. Aufl., Kopenh. 1821); Movers, Die Phönizier (Berl. 1841—56, 2 Bde.); O. Gilbert, Rom und K. (Leipz. 1876); Meltzer, Geschichte der Karthager (Berl. 1879, Bd. 1); R. B. Smith, Carthage and the Charthaginians (4. Aufl., Lond. 1894); Church, Carthage, the empire of Africa (das. 1886).

Karthamin, s. Safflor.

Karthaune, s. Kartaune.

Karthaus, Flecken und Kreisort im preuß. Regbez. Danzig, in schöner Lage an zwei Seen und an der Linie Praust-K. der Preußischen Staatsbahn, 226 m ü. M., hat eine evangelische und eine kath. Kirche, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Dampfschneidemühlen und (1890) 2351 meist evang. Einwohner. Das ehemalige Kartäuserkloster (mit schöner Kirche) ward 1370 gestiftet und 1823 auf den Aussterbeetat gesetzt. K. wird wegen seiner gesunden Lage und herrlichen Waldungen als Luftkurort besucht. Das Plateau von K. umfaßt den höchsten Teil der Baltischen Seenplatte. Es erreicht im Durchschnitt eine Höhe von 200 m und wird durch den Radaunesee geteilt. Westlich von demselben erheben sich die höchsten Punkte im Quellgebiet der Leba, der Bukowina und der Stolpe bis zu 271 m; südlich davon erreicht der Turmberg 331 m Höhe. Nach NO. fällt das Plateau mit ziemlich steilem, schön bewaldetem Rand zur Niederung bei Danzig ab, eine Fülle lieblicher Landschaften bildend.

Karthäuser, s. Kartäuser.

Karthwelier (Kartwelier), großer, zur indoeuropäischen Rasse gehöriger Volksstamm, die Georgier oder Grusiner im weitern Sinne, welche sich in Ost- und Westgrusiner teilen. Zu den ersten, die (1891) 413,595 Köpfe zählen, gehören vor allem die eigentlichen Grusiner (381,208), dann die Tuschen, Pschawen, Chewsuren, Miuletiner und Ingiloier; zu den zweiten, die 787,656 Köpfe stark sind, die Imeritiner (423,199), die Mingrelier und Lasen (214,811), dann die Gurier, Adscharen und Swaneten, so daß ihre Gesamtzahl 1,201,251 Seelen beträgt.

Kartieren (Chartieren), eine Karte, einen Riß von etwas zeichnen; im Postwesen (auch inkartieren) techn. Ausdruck für die Eintragung der abzusendenden Päckereien, Wertsendungen etc. in besondere, die Sendungen begleitende Nachweise (Karten), auf Grund deren die Übernahme und Abgabe der Sendungen am Anfangs- und Endpunkt stattfindet, und welche beim Austausch zwischen Verkehrsanstalten verschiedener Verwaltungen gleichzeitig als Unterlage für die Abrechnung über Franko- und Portobeträge dienen. Im weitern Sinne bezeichnet K. die Art und Weise, in welcher die Überweisung von Sendungen zwischen den Verkehrsanstalten erfolgt; man spricht in diesem Sinne von direkter Kartierung, von Umkartierung an einem Zwischenort etc. Vgl. Dekartieren.

Kartoffel (Erdapfel, Erdbirne, Grundbirne, Potacke, Solanum tuberosum *L.*), ein ausdauerndes Knollengewächs aus der Familie der Solanaceen, mit 0,6—1,3 m hohem, krautigem, ästigem, kurzhaarigem Stengel, unterbrochen unpaarig fiederteiligen Blättern mit 7—11 eiförmigen, zugespitzten, am Grunde schiefen und herzförmigen, unterseits graukurzhaarigen Blättchen, in langgestielten Trugdolden stehenden Blüten mit weißen, lila oder violetten Blumenkronen, gelben Staubbeuteln und kugeligen Beeren. S. tuberosum ist sehr formenreich, und da es überdies mehrere ihm sehr ähnliche Arten gibt, so gehen die Meinungen über die Herkunft der kultivierten Pflanze etwas auseinander.

Anbau und Ernte; Varietäten.

Die K. wird gegenwärtig überall auf der bewohnten Erde angebaut, sie gedeiht in Deutschland bis 1000 m ü. M. und geht in Europa bis 70° nördl. Br., im Kanton Bern bis 1400 m ü. M. Sie wird in mehr als 1000, oft mit verschiedensten willkürlichen Namen bezeichneten Spielarten kultiviert, die nach der Reifezeit in Früh-, Mittelfrüh- u. Spätkartoffeln, nach der Verwendung in Speise- (Koch-, Salat-, Delikateß-, Dörr-), Futter- und Fabrikkartoffeln unterschieden werden. Für weitere Unterabteilung sind maßgebend: die Form der Knolle, die Tiefe der Augen, die Größe der Knolle, die Färbung der Knollenschale u. des Fleisches, die Beschaffenheit der Schale, die Form der Stolonenbildung, der Wuchs des Krautes, dessen Höhe u. Färbung, die Färbung der Blüte etc. In wirtschaftlicher Hinsicht entscheidet über den Wert der Kartoffelsorten die Eignung für bestimmte Bodenarten, die Widerstandsfähigkeit gegen die Kartoffelkrankheit und insbes. der Knollenertrag und Stärkemehlgehalt; beide sind im allgemeinen am höchsten bei spätreifenden, am geringsten bei frühreifenden Sorten. Die Knolle ein und derselben Sorte ist meist um so stärkereicher, je größer sie ist. Die Knollen der wildwachsenden oder der aus Samen gezogenen K. besitzen höchstens Pflaumengröße; erst durch die Kultur, besonders die Vermehrung durch Knollen oder Knollenteile, durch die Boden-, weniger durch die Klimaverschiedenheit nehmen sie unter auffallender Vergrößerung mannigfaltigste Form, Farbe und Be-

Digitized by Google

schaffenheit an. Die K. gedeiht am besten in tiefgründigem, leichtem oder mildem Boden in warmer, sonniger Lage. Auf bindigem feuchten Lehm- und Thonboden oder auf nassem Moorboden verringert sich der Stärkegehalt und Massenertrag ganz bedeutend. In der Fruchtfolge verträgt die K. jeden Standort, sofern durch Stallmistdüngung für genügenden Vorrat leicht aufnehmbarer Pflanzennährstoffe gesorgt worden ist. Sie hinterläßt den Boden in sehr lockerm, günstigem, aber oft etwas zu trocknem Zustande. Stickstoffdüngung, welche den Stärkemehlgehalt verringert und die Krautentwickelung begünstigt, ist nur für Futterkartoffeln angezeigt. Direkte Kali- und Kochsalzdüngung schaden dem Kartoffelertrag, weshalb man bei dem großen Kalidüngerbedürfnis der K. den Vorfrüchten starke Kalidüngung gibt. Besonders empfiehlt sich Phosphorsäuredüngung.

Die Saatkartoffeln wählt man im Herbst aus und lagert die gesunden Knollen von mäßiger Größe und mittlerer Augenzahl sehr sorgfältig. Mit der Wahl der Sorten muß man vorsichtig sein, weil Boden und Klima einen sehr großen Einfluß auf das Gedeihen der Sorte ausüben und die Erfolge, die irgendwo erzielt worden sind, an andern Orten sich durchaus nicht erreichen lassen. Wertvolle Speisekartoffeln sind unter anderm: Richters Imperator, Saxonia &c.; für Spiritus- und Stärkefabrikation geeignete Sorten sind unter anderm: weiß- und gelbfleischige sächsische Zwiebel, Daberische, rote Fürstenwalder oder Märkische, Seed oder Gleason, Redskin Flour Ball &c. Große Knollen können durch Teilen für die Saat besser verwertet oder vermehrt werden. Legt man die Knollen, wie bei Frühkartoffeln, schon im März, so muß man sie durch Tieferlegen in den Boden vor Spätfrösten schützen. Gewöhnlich wird das Kartoffellegen nach der Sommergetreidesaat vorgenommen. Verzögert sich bei großen Anbauflächen das Auslegen bis Ende Mai oder Anfang Juni, so kann man nur wieder Frühkartoffeln setzen. Die Kartoffeln werden in 60 cm weiten Reihen mit 30—50 cm Pflanzenabstand in der Reihe auf 10—16 cm Tiefe in den Boden gelegt und zwar entweder nach der zweiten, dritten Pflugfurche oder dem Kartoffelfurchenzieher, dem Häufelpflug oder am besten nach einer Pflanzloch- oder Pflanzgrubenmaschine. Kartoffellegemaschinen haben bisher wenig Eingang gefunden. An Saatgut sind je nach den Umständen 13—32 hl Knollen pro Hektar erforderlich.

Nach der Saat sind die Kartoffelfelder zu übereggen, um das Hervortreten der Keimtriebe zu erleichtern. Weiterhin wird der Boden zwischen den Kartoffelreihen nach Bedarf 2—3mal mit der Hand- oder Gespannhacke bearbeitet, um das Unkraut zu vertilgen und die Entwickelung von Wurzeln und Stolonen in der gelockerten Erde zu befördern. Nach dem Hacken wird mit der Hand, dem Häufelpflug oder dem Kammformer angehäufelt. In trocknem Boden und bei zu später Ausführung unterbleibt jedoch besser das Anhäufeln. Am häufigsten und verheerendsten schädigt die K. der Kartoffelpilz (Phytophthora infestans *de Bary*), welcher die Ursache der als Zellen- oder Krautfäule bekannten Kartoffelkrankheit (s. d.) bildet. Außerdem werden die Kartoffeln von zahlreichen andern Pflanzenkrankheiten, welche durch Pilze und, wie die Naßfäule, durch Bakterien hervorgerufen werden, sowie von zahlreichen schädlichen Tieren heimgesucht. Unter letzterm ist der Colorado- oder Kartoffelkäfer (s. Kartoffelkäfer) in Nordamerika geradezu verheerend aufgetreten.

Die Ernte wird nach dem Gelb- und Welkwerden des Krautes bei Frühkartoffeln im Juli und August, bei mittelfrühen Anfang bis Ende September, bei Spät- (Dauer-) Kartoffeln im Oktober vorgenommen und zwar durch Ausnehmen der Knollen mit der Haue, dem Spaten, Karst und der Mistgabel und im Großbetrieb mit dem Pflug, Häufelpflug, Kartoffelaushebepflug oder den bisher sich nicht bewährenden Kartoffelaushebemaschinen. Unter ungünstigen Verhältnissen erntet man kaum 85—150 hl pro Hektar. Durchschnittserträge sind 170—230 hl, besonders günstige Erträge 250—370 hl pro Hektar. Der Stärkeertrag erreicht je nach Stärkemehlgehalt und Knollenmenge 11—70 Doppelztr. pro Hektar. Das Hektolitergewicht der Knollen beträgt 72—78—82 kg.

Man bewahrt die Kartoffeln in trocknen, kühlen Kellern und, wenn diese nicht ausreichen, in langen, mit Erde beworfenen Mieten. Gleich nach der Ernte reifen die Kartoffeln noch nach; dieser Prozeß ist von Wärmeentwickelung begleitet, und man muß daher für Ableitung der Wärme sorgen; ist die Lebensthätigkeit zur Ruhe gekommen, so hat die Aufbewahrung keine Schwierigkeit, bis im Frühjahr die Lebensthätigkeit von neuem erwacht. Dies geschieht um so später, je kühler und trockner die Kartoffeln lagern; sie halten sich deshalb im Frühjahr auf einem luftigen Boden viel länger, ohne zu keimen, als im Keller, und wenn sie auch einschrumpfen, so werden sie doch durch Einlegen in Wasser leicht wieder glatt und frisch. Um die bedeutenden Verluste, welche durch das Keimen der zum Konsum bestimmten Kartoffeln entstehen, hintanzuhalten, empfiehlt Schribaux 10stündiges Einquellen der Kartoffeln in einer 2proz. Lösung von gewöhnlicher, im Handel vorkommender Schwefelsäure (1 hl Lösung für 100 hl Kartoffeln), wobei die bis 2 mm tief eindringende Schwefelsäure die Knospen desorganisiert, ohne die Schale der Knollen anzugreifen. Die behandelten Knollen müssen zunächst vollständig abtrocknen, können dann aber weit über ein Jahr hinaus gesund erhalten werden.

Chemische Bestandteile. Gehaltsbestimmung.

Die Kartoffeln enthalten in ihren großen, dünnwandigen Zellen als wichtigsten Bestandteil Stärkemehl; im Zellsaft sind eiweißartige Körper und stickstoffhaltiges Asparagin, überdies Gummi, Zitronensäure, Salze &c. gelöst; außerdem findet sich ein Körper, der sich an der Luft schnell dunkel färbt, und Solanin. Dies giftige Alkaloid ist in der ganzen Pflanze, am reichlichsten in den Beeren, weniger im Kraut und nur in sehr geringer Menge in den Knollen enthalten; viel reicher an Solanin sind die Keime, welche die Kartoffeln außerhalb des Bodens treiben. Die Kartoffelschale besteht aus Korkgewebe und ist etwas reicher an Fett als das Innere der Knollen; die eiweißartigen Körper finden sich hauptsächlich in den Zellschichten, welche unmittelbar unter der Schale liegen. Die Schwankungen in der chemischen Zusammensetzung der Kartoffeln beziehen sich nicht, wie beim Getreide, auf das Verhältnis zwischen stickstoffhaltigen und stickstofffreien Substanzen, sondern hauptsächlich auf den Wassergehalt, welcher in der Regel 70—75 Proz. beträgt, aber zwischen 65 u. 80 Proz. schwankt. Sehr wässerige Kartoffeln erhält man besonders auf schwerem Boden in nassen Jahren und auf nassem Moorboden, während sich auf leichtem, mäßig gedüngtem das meiste Stärkemehl entwickelt. Je reifer die Kartoffeln sind, desto geringer ist ihr Gehalt an Wasser; Kartoffeln enthalten:

Digitized by Google

	Wasser	Stickstoffhaltige Substanz	Fett	Stärke, Dextrin 2c.	Rohfaser	Asche
Minimum . .	68,03	0,88	0,04	19,45	0,28	0,53
Maximum . .	84,90	3,66	0,96	22,57	1,57	1,87
Mittel . . .	74,98	2,08	0,15	21,01	0,69	1,09

Die stickstoffhaltige Substanz ist keineswegs nur Proteinsubstanz, vielmehr besteht ein großer Teil derselben aus Amidosubstanzen, Salpetersäure 2c. Diese Verhältnisse zeigen folgende Zahlen:

	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Stärke 2c.	Rohfaser	Asche
Saatknollen . .	68,63	2,56	0,07	26,82	0,67	1,25
Aus denselben erwachsene Knollen	77,83	2,70	0,06	17,88	0,54	0,99

In diesen beiden Sorten war enthalten:

im Rohprotein	Salpeterstickstoff	Spur	0,001
	Amidostickstoff	0,064	0,128
	Sonstiger Stickstoff	0,048	0,025
	Nichtproteinstickstoff . . .	0,112	0,154
	Proteinstickstoff	0,298	0,278
	Gesamtstickstoff	0,410	0,432
	Wirkliche Proteinstoffe. . .	1,858	1,746
	Salpetersäure (N_2O_5) . . .	0,003	0,005
in den stickstofffreien Extraktstoffen	Stärke	23,894	15,871
	Dextrin	0,494	0,000
	Sonstige Extraktstoffe . . .	2,431	2,007
	Koaguliertes Eiweiß . . .	1,281	0,925
im frischen, wässerigen Auszug	Stickstoff im koagul. Eiweiß	0,205	0,148
	Stickstoff im Eiweißfiltrat .	0,112	0,154
	Stickstoff im ganzen . . .	0,318	0,302
	Rohprotein	1,988	1,888
	Stickstofffreie Substanzen .	1,749	1,077
	Organische Substanz . . .	3,737	2,965
	Reinasche	0,997	0,954
	Trockensubstanz	4,734	3,919

Die Asche besteht über die Hälfte aus Kali und enthält außerdem viel Phosphorsäure. Da die festen Bestandteile der K. (die Trockensubstanz) ein größeres spezifisches Gewicht haben als das Wasser, so ist im allgemeinen der Gehalt der Kartoffeln an Trockensubstanz um so größer, ein je größeres spezifisches Gewicht dieselben zeigen, und da das Stärkemehl den sehr überwiegenden Teil der festen Bestandteile ausmacht, so entspricht im allgemeinen auch ein größeres spezifisches Gewicht der Kartoffeln einem größern Stärkemehlgehalt derselben. Zur Bestimmung des letztern genügt deshalb für die Zwecke der Praxis die Ermittelung des spezifischen Gewichts der Kartoffeln. Dies kann mit Hilfe einer gesättigten und filtrierten Kochsalzlösung (1 Teil Salz, 3 Teile Wasser) geschehen, indem man die sorgfältig gereinigten und angefeuchteten Kartoffeln in Wasser wirft und von der Kochsalzlösung so lange hinzufügt, bis die in reinem Wasser untersinkenden Kartoffeln an jeder beliebigen Stelle in der Flüssigkeit schweben. Man bestimmt dann mittels eines Aräometers das spezifische Gewicht des mit der Salzlösung gemischten Wassers (wobei sich die Temperatur desselben nicht ändern darf) und findet in nachstehender Tabelle (nach Märcker) den entsprechenden Gehalt an Trockensubstanz und Stärkemehl. Vgl. Schertler, Anwendung des spezifischen Gewichts als Mittel zur Wertbestimmung der Kartoffeln, Cerealien und Hülsenfrüchte sowie des Saatgetreides (Wien 1873).

Gehaltbestimmungstabelle für Kartoffeln.

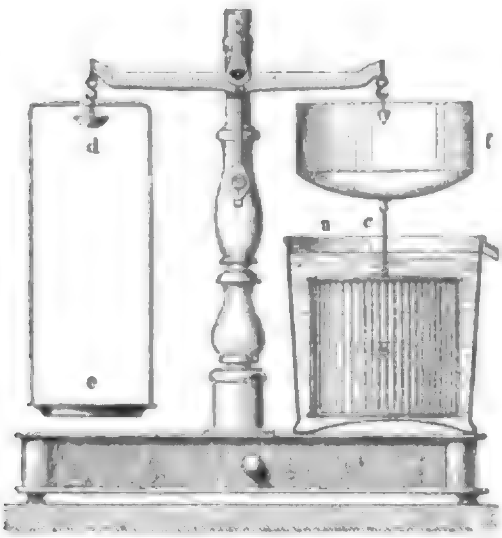
Spez. Gewicht	Trockensubstanz Proz.	Stärkemehl Proz.	Spez. Gewicht	Trockensubstanz Proz.	Stärkemehl Proz.
1,080	19,7	13,9	1,120	28,3	22,5
1,081	19,9	14,1	1,121	28,5	22,7
1,082	20,1	14,3	1,122	28,7	22,9
1,083	20,3	14,5	1,123	28,9	23,1
1,084	20,5	14,7	1,124	29,1	23,3
1,085	20,7	14,9	1,125	29,3	23,5
1,086	20,9	15,1	1,126	29,5	23,7
1,087	21,2	15,4	1,127	29,8	24,0
1,088	21,4	15,6	1,128	30,0	24,2
1,089	21,6	15,8	1,129	30,2	24,4
1,090	21,8	16,0	1,130	30,4	24,6
1,091	22,0	16,2	1,131	30,6	24,8
1,092	22,2	16,4	1,132	30,8	25,0
1,093	22,4	16,6	1,133	31,0	25,2
1,094	22,7	16,9	1,134	31,3	25,5
1,095	22,9	17,1	1,135	31,5	25,7
1,096	23,1	17,3	1,136	31,7	25,9
1,097	23,3	17,5	1,137	31,9	26,1
1,098	23,5	17,7	1,138	32,1	26,3
1,099	23,7	17,9	1,139	32,3	26,5
1,100	24,0	18,2	1,140	32,5	26,7
1,101	24,2	18,4	1,141	32,7	27,0
1,102	24,4	18,6	1,142	33,0	27,2
1,103	24,6	18,8	1,143	33,2	27,4
1,104	24,8	19,0	1,144	33,4	27,6
1,105	25,0	19,2	1,145	33,6	27,8
1,106	25,2	19,4	1,146	33,8	28,0
1,107	25,5	19,7	1,147	34,1	28,3
1,108	25,7	19,9	1,148	34,3	28,5
1,109	25,9	20,1	1,149	34,5	28,7
1,110	26,1	20,3	1,150	34,7	28,9
1,111	26,3	20,5	1,151	34,9	29,1
1,112	26,5	20,7	1,152	35,1	29,3
1,113	26,7	20,9	1,153	35,4	29,6
1,114	26,9	21,1	1,154	35,6	29,8
1,115	27,2	21,4	1,155	35,8	30,0
1,116	27,4	21,6	1,156	36,0	30,2
1,117	27,6	21,8	1,157	36,2	30,4
1,118	27,8	22,0	1,158	36,4	30,6
1,119	28,0	22,2	1,159	36,6	30,8

Um genaue Resultate zu erhalten, muß man etwa 30—40 Kartoffeln einzeln untersuchen, kann aber auch sämtliche Kartoffeln zusammen in ein geräumiges Gefäß mit Wasser bringen und so viel Salzlösung zusetzen, bis die Mehrzahl der Kartoffeln in der Flüssigkeit schwebt. Das spezifische Gewicht der Flüssigkeit ist dann sehr annähernd das mittlere spezifische Gewicht der Kartoffeln. Zuverlässigere Resultate erhält man durch direkte Bestimmung des spezifischen Gewichts, wozu zweckmäßig die Fescasche Wage (Kartoffelprober; s. Abbild., S. 977) benutzt wird. Man stellt dieselbe auf, wie in der Figur angegeben, füllt das Gefäß a mit Wasser, bis dies durch das Röhrchen b abläuft, hängt dann den Drahtkorb g bei c von der Schale f ab, taucht ihn wiederholt auf den Boden des Wassergefäßes, damit alle Luftbläschen entfernt werden, und tariert dann die Wage durch Gewichte, die man auf die Schale d legt. Nun setzt man ein Gewicht von 5 kg auf die Schale e, füllt Kartoffeln, die vorher sorgfältig mit einer trocknen Bürste gereinigt sind, in die Schale f bis zum Einstehen der Wage (wobei vielleicht die letzte K. zu durchschneiden ist), bringt dann die Kartoffeln, ohne die Gewichte d und e zu entfernen, in den Drahtkorb g und setzt endlich so viele Gewichte in die Schale f, bis die Wage wieder richtig einspielt. Diese Gewichte (P) repräsentieren die Menge Wasser, welche durch die Kartoffeln verdrängt wird. Das spezifische Gewicht der Kartoffeln

Digitized by Google

ergibt sich aus der Division des Gewichts derselben durch dasjenige des verdrängten Wassers, ist also $= \frac{5}{P}$. Vor dem Wägen der Kartoffeln unter Wasser befeuchtet man dieselben, damit sich keine Luftbläschen bilden; auf Wasser schwimmende Kartoffeln legt man unter schwerere, und sämtliche Kartoffeln müssen vom Wasser bedeckt werden. Wasser und Kartoffeln müssen Zimmertemperatur haben, und der Drahtkorb darf nirgends die Wand des Wassergefäßes berühren.

Die Kartoffeln verlieren beim Aufbewahren durch Austrocknen 10—12 Proz., und entsprechend nimmt ihr Stärkemehlgehalt etwa bis November zu; er bleibt dann bis März stationär, vermindert sich nun aber beträchtlich, indem viel Stärkemehl in Dextrin übergeht (wobei die Kartoffeln schliffig werden). Der Nahrungswert der Kartoffeln leidet zwar darunter nicht, wohl aber der Geschmack, und mit der Bildung der Keime entsteht unter allen Umständen Verlust



Fescas Kartoffelwage.

an verwertbarer Substanz. In der lebenden Knolle wird das Stärkemehl allmählich durch die Atmung des Protoplasmas verbraucht und zwar, nachdem es zunächst durch ein diastatisches Ferment in Dextrin und Zucker verwandelt worden ist. Bei mittlerer Temperatur halten sich Bildung und Verbrauch des Zuckers das Gleichgewicht. In der Kälte aber wird der Verbrauch des Zuckers bedeutend mehr beschränkt als die Bildung desselben, und daher werden Kartoffeln bei längerer Einwirkung niederer Temperatur süß. Mit dem Gefrieren hat dies Süßwerden nichts zu thun, es beginnt vielmehr schon weit über dem Gefrierpunkt, und wenn Kartoffeln schnell auf weniger als —3° abgekühlt werden, so gefrieren sie, ohne süß zu werden. Süß gewordene Kartoffeln verlieren ihren Zuckergehalt (über 2,5 Proz.) bei längerm Aufbewahren in einem wärmern Raum. Sie sind noch völlig brauchbar, auch keimfähig, ebenso sind gefrorne Kartoffeln zu technischen Zwecken noch brauchbar, müssen aber schnell verarbeitet werden, weil sie nach dem Tauen leicht faulen. Zur längern Erhaltung der Kartoffeln ist vorgeschlagen worden, sie 10—15 Minuten in eine siedende Lösung von 1 Teil Kochsalz in 10 Teilen Wasser zu tauchen, dann möglichst schnell an der Luft zu trocknen und an einen luftigen, nicht feuchten Ort zu bringen. Vorteilhafter ist wohl die Bereitung von **Kartoffelmehl** (nicht Stärkemehl) oder **Kartoffelgrieß**, indem man die zerschnittenen Kartoffeln mit sehr verdünnter Schwefelsäure (1 Teil Säure, 100 Teile Wasser) auslaugt, mit Wasser auswäscht, trocknet und mahlt. Man kann auch die zerschnittenen Scheiben in Salzwasser tauchen und trocknen oder die gekochten Kartoffeln durch Walzen zerquetschen (wobei die Schalen abgesondert werden), aus dem Brei Nudeln formen und diese möglichst schnell trocknen. Komprimierte Nahrungsmittel, die derartiges Kartoffelmehl enthalten, eignen sich insbes. zur Verproviantierung von Schiffen, Armeen ꝛc.

Verwendung, Produktion und Handel.

Die Kartoffeln finden mannigfache Verwendung als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, in der Technik besonders zur Spiritusfabrikation und zur Gewinnung von Stärkemehl, aber auch in der Bierbrauerei, zur Darstellung von Stärkezucker, Stärkesirup, dann als Zusatz zum Brot ꝛc.; zerriebene rohe Kartoffeln sind ein treffliches Mittel gegen Skorbut u. äußerlich bei Verbrennungen. Das Kraut wird als Futter benutzt; man hat es auch zur Papierfabrikation, als Tabaksurrogat und Arzneimittel empfohlen. Der Wert der Kartoffeln als Nahrungsmittel beruht fast ausschließlich auf ihrem Gehalt an Stärkemehl, und es besitzen in dieser Hinsicht 3109 g Kartoffeln denselben Wert wie 1162 g Weizenbrot (Kostmaß eines arbeitenden Mannes für einen Tag); wenn aber ein arbeitender Mann die für ihn täglich erforderliche Menge eiweißartiger Körper (welche er sich in 614 g Ochsenfleisch verschafft) in Gestalt von Kartoffeln decken sollte, so müßte er in runder Zahl 10 kg Kartoffeln genießen, und da dies unmöglich ist, so erhellt, wie beschaffen die Ernährung derjenigen Leute ist, welche sich überwiegend mit Kartoffeln sättigen müssen. Moleschott sagt, daß derjenige, der sich 14 Tage lang ausschließlich mit Kartoffeln nähren wollte, nicht mehr im stande sein würde, sich diese Kartoffeln zu verdienen. Der Instinkt, der die Auswahl der Nahrungsmittel regelt, bewirkt einen verhältnismäßig geringen Verbrauch von Kartoffeln auf der Tafel des Wohlhabenden; wo aber Armut die Beschaffung von Fleisch und Brot unmöglich macht, wo, wie in Irland, im Erzgebirge und in einem Teil Schlesiens, die Bevölkerung auf den fast ausschließlichen Genuß von Kartoffeln hingewiesen ist, da beweisen die abnorm große Sterblichkeit und die zahlreichen Krankheiten die Folgen dieser Ernährungsweise. Größern Wert hat die K. als Viehfutter, und die Landwirtschaft macht ausgedehnten Gebrauch davon.

Zur Benutzung der Kartoffeln im großen werden dieselben in **Waschmaschinen** (s. Kartoffelwaschmaschine) gewaschen. Zum **Schälen** der Kartoffeln sind mehrere Maschinen konstruiert worden (s. Kartoffelschälmaschine). Das **Kochen** der Kartoffeln im großen geschieht jetzt stets mit Dampf in aufrecht stehenden Fässern, in welchen sich über dem Boden ein zweiter, siebartig durchlöcherter befindet. Man läßt den Dampf in der halben Höhe des Fasses eintreten und sorgt für Abfluß des anfangs verdichteten Wassers. Die Gare erkennt man mit Hilfe eines eisernen Stabes, der durch ein kleines Loch eingeführt werden kann. Wenn er keinen Widerstand findet, sind die Kartoffeln gar. Beim Kochen der Kartoffeln zerplatzen die Stärkekörner, und die innere Substanz derselben saugt den flüssigen Inhalt der Zellen auf und bildet mit den zugleich zerstörten Zellwandungen eine ziemlich feste Masse, die sich zu einem lockern Mehl zerdrücken läßt. Das Eiweiß des Zellsaftes gerinnt beim Kochen und bindet gleichfalls Wasser. Die mehr

Digitized by Google

oder weniger mehlige Beschaffenheit der Kartoffeln hängt von dem Verhältnis zwischen Stärkemehl und Wasser ab; ist die K. reich an Stärkemehl, so wird das Wasser vollständig aufgesogen, und es entsteht eine scheinbar sehr trockne Masse; fehlt es an Stärkemehl, so bleibt Wasser ungebunden, und die Kartoffeln sind wässerig. Das Gewicht der Kartoffeln verändert sich beim Kochen nur wenig.

Der Kartoffelbau wurde neuerdings fast überall bedeutend ausgedehnt. Die Produktion betrug:

in	1885	1887	1889
	Millionen Kilogramm		
Deutschland	27954	25273	26604
Rußland und Polen	11726	13933	14148
Österreich-Ungarn	13485	12623	12806
Frankreich	11246	11706	10700
Vereinigte Staaten	5335	4086	5830
Großbritannien	3250	3622	3645
Irland	3247	3626	2893
Belgien	3027	2960	2796
Niederlande	2070	2340	2156
Schweden	1513	1861	2157
Schweiz	1630	1630	1630
Spanien	1585	1585	1585
Norwegen	626	626	626
Kanada	741	420	625
Italien	798	739	605
Dänemark	426	461	532
Finnland	430	484	446
Australien	419	503	446
Portugal	248	248	248
Kapland	23	23	23
Zusammen:	89779	88749	90503

In Deutschland stieg die Anbaufläche von 2,765,547 Hektar 1882 auf 2,922,766 Hektar in 1891, die Ernte betrug im Durchschnitt dieser 10 Jahre 23,600 Mill. kg, also pro Hektar 8123 kg. Der Handel mit Kartoffeln schwankt sehr stark, hauptsächlich, weil die K. als Ersatznahrungsmittel auch vom Getreidemarkt abhängig ist. In Deutschland betrug

	Einfuhr Ton.	Wert 1000 Mk.	Ausfuhr Ton.	Wert 1000 Mk.
1882	26446	1587	233335	14000
1891	226716	14139	103390	8039
1892	175251	10293	57110	4082

Kulturgeschichtliches.

Die Heimat der K. ist verschieden anzugeben, je nachdem man die Art Solanum tuberosum weiter oder enger begrenzt. Gewöhnlich bezeichnet man als Heimat Chile und Peru, wo sie noch heute wild wachsend (mit wohlriechenden Blüten, aber kleinen, ungenießbaren Knollen) angetroffen wird. Nach Baker findet sich S. tuberosum auch in Ecuador, Columbia, Costarica, Mexiko und in den südwestlichen Staaten von Nordamerika. Die K. war schon vor der Entdeckung Amerikas durch die Europäer Kulturpflanze und scheint durch die Inka weite Verbreitung gefunden zu haben. Garcilaso und Peter Martyr erwähnen sie bereits, und durch den Sklavenhändler Hawkins soll sie bald nach 1565 nach Irland gebracht worden sein. Jedenfalls aber fand damals die K. in Irland keine Beachtung. Zwischen 1560 und 1570 kam sie durch die Spanier nach Italien und Burgund, und in letzterm Lande soll sie 1588 angebaut worden sein. In Italien nannte man sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Trüffeln Tartufoli, woraus der deutsche Name K. (zu Anfang des 17. Jahrh. noch Tartuffel) entstand. Zum zweitenmal kam die K. dann durch Walter Raleigh 1584 nach Irland und zwar aus Virginia, wohin sie vielleicht durch die Engländer verpflanzt worden war. Franz Drake gebührt wahrscheinlich nur das Verdienst, die Kartoffeln in Europa bekannter gemacht zu haben. Durch ihn erhielt der Botaniker Gerard Samenkartoffeln, welche er 1596 bei London im Garten kultivierte. 1610 brachte Raleigh die K. wieder nach Irland, und 1663 suchte die Royal Society den Anbau dort zu befördern, um der Hungersnot vorzubeugen; trotzdem wurde die K. in England erst um die Mitte des 18. Jahrh. allgemeiner bekannt. In Deutschland pflanzte Clusius die K. 1588 in Wien und Frankfurt als botanische Seltenheit, und Kaspar Bauhin gab ihr 1590 den Namen Solanum tuberosum. Nach Clusius soll man damals in Italien die Schweine mit Kartoffeln gefüttert haben. In Frankreich kam die K. noch 1616 als Seltenheit auf die königliche Tafel, 1630 scheint sie in Lothringen und im Lyonnais angebaut worden zu sein; aber erst durch Parmentier, der sie in Deutschland kennen gelernt hatte, fand sie bald nach 1770 weitere Verbreitung. Die Hungersnöte von 1793 und 1817 vollendeten die allgemeine Ausbreitung ihrer Kultur. In Deutschland trug der Dreißigjährige Krieg viel zur Verbreitung der K. bei, 1648 war sie in Bieberau (Hessen-Darmstadt) bekannt; aber erst um 1716 baute man sie bei Bamberg, Bayreuth und in Baden auf Äckern. Um die Mitte des 17. Jahrh. finden wir die K. auch in Sachsen (Vogtland), Westfalen, Niedersachsen und Braunschweig; um 1740 verbreitete sie sich bei Leipzig und nicht viel früher durch eingewanderte Pfälzer in Preußen. Der Siebenjährige Krieg zeigte den Nutzen der K., ohne welche die Not und das Elend im Mißjahr 1770 noch viel größer geworden wären. Friedrich II. verbreitete den Kartoffelbau in Pommern und Schlesien durch Gewaltmaßregeln, während sie in Mecklenburg schon seit 1708 durch einen aus England zurückkehrenden Offizier bekannt geworden war. Um 1770 fand der Kartoffelbau größere Verbreitung in Böhmen und Ungarn; um 1730 wurde sie bei Bern kultiviert, und nach Schweden kam sie 1726. Auch in Island wird die K. gebaut. Die russische Regierung ermunterte das Volk noch 1844 durch Aussetzung von Prämien zum Kartoffelbau; in Griechenland verbreitete sich derselbe erst durch die Bayern. Die Engländer verpflanzten die K. nach dem Kap, nach Indien, Australien, Tasmania, Neuseeland ꝛc.; auch im nördlichen China ist die Kartoffelkultur verbreitet. Der Ausdehnung des Kartoffelbaues standen vielfach Vorurteile entgegen, aber auch der einmal übliche landwirtschaftliche Betrieb gestattete nicht überall die sofortige Aufnahme der neuen Kulturpflanze. Um 1760 war die K. in den meisten deutschen Ländern eine bekannte Frucht; doch konnte sie nur auf Gütern, welche Hutfreiheit hatten, in willkürlicher Ausdehnung gebaut werden, während andre Landwirte ihre Kultur auf gartenberechtigte Grundstücke einschränken mußten. Erst nach Abschaffung der reinen Brache, am Rhein in den 70er, in Thüringen und Sachsen in den 80er Jahren des 18. Jahrh., begann ihr Anbau im großen, der im 19. Jahrh. einen so bedeutenden Einfluß auf den landwirtschaftlichen Betrieb ausgeübt hat. Nach den Befreiungskriegen, als die wohlfeile Zeit eintrat, lernte man die umfangreiche Verwertung der K. Damals erst begann ihre Benutzung zur Darstellung von Spiritus und zum Futter für Schafe, und auf den Gütern, wo die Brennereien und Schäfereien den

Digitized by Google

Hauptgewinn abwarfen, ward die Kartoffelkultur bald über Gebühr ausgedehnt. Auch in England und Belgien verlockten die hohen Gewinne zu einem gleichen Verfahren, und als dann 1843 die Kartoffelkrankheit auftrat, übte dieselbe einen mächtigen Einfluß aus. Seitdem ist die Kartoffelkultur in neue Bahnen eingelenkt, besetzt aber auch gegenwärtig ein außerordentlich großes Terrain. Vgl. Busch, Der Kartoffelbau (4. Aufl., Berl. 1888), die Schriften von Werner (2. Aufl., das. 1886), Giersberg (Leipz. 1879), Dürfeld (2. Aufl., Dresd. 1883); »Die Kartoffeln und ihre Kultur« (Bericht über die Kartoffelausstellung in Altenburg 1875, Berl. 1876); Rodiczky, Die Biographie der K. (Wien 1878); Franz, Die K. als Saatgut (Berl. 1878); Maercker, Die zweckmäßigste Anwendung der künstlichen Düngemittel für Kartoffeln (das. 1880).

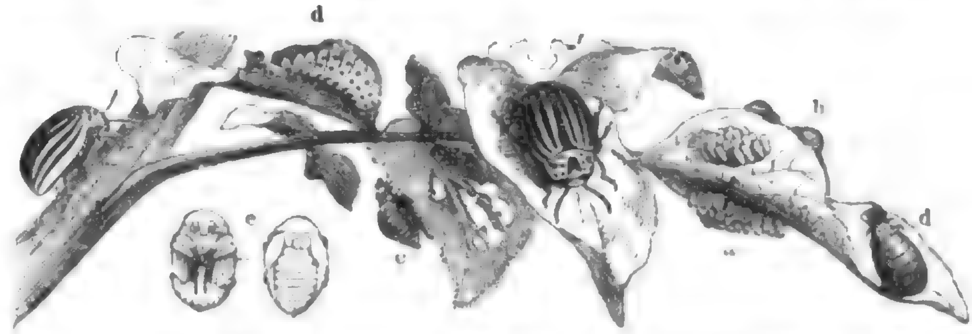
Kartoffel, süße, s. Ipomoea.

Kartoffelerntemaschine, mechanische Vorrichtung zum Ausheben der Kartoffeln aus dem Boden und Freilegen derselben auf dem Acker, so daß ein bequemes Einsammeln ermöglicht ist. Die Aufgabe, eine brauchbare K. zu konstruieren, ist noch nicht gelöst, da das zähe und lange Kraut zu häufig Verstopfungen der arbeitenden Teile veranlaßt. Relativ am besten haben sich Geräte nach Art der Häufelpflüge (s. Pflug) bewährt, mit gitterartigen Streichbrettern, durch deren Zwischenräume die Erde hindurchfallen kann. Sobald jedoch das Kraut einigermaßen lang oder die Erde feucht ist, treten auch bei diesen Verstopfungen ein. In früherer Zeit (1858 u. f.) bediente man sich vielfach des Hansomschen Kartoffelgrabers, bei welchem die Furche mit den Kartoffeln durch eine Schar angehoben wurde, während sich über derselben eine sternförmige Scheibe drehte, welche das gehobene Material erfaßte und zur Seite schleuderte. Dasselbe fiel gegen ein an der Seite der Maschine angebrachtes Drahtsieb, welches die Kartoffeln festhielt und herabfallen ließ, während die Erde durch die Maschen hindurchtreten sollte. Die Leistung dieser Maschine war selbst unter den günstigsten Umständen, d. h. wenn keine Verstopfungen eintraten, sehr gering, die Zugkraft beträchtlich (4 Pferde). Dieselbe Konstruktion kam später (1875) wiederum in etwas veränderter Form in Aufnahme; die Resultate sind ungenügend. In gleicher Weise scheiterten auch die Versuche, eine K. zu konstruieren, bei welcher die durch eine Schar angehobene Masse (Erde, Kraut und Kartoffeln) in eine rotierende Gittertrommel geführt u. hier abgesiebt wird.

Kartoffelfege, ein flacher hölzerner Kasten mit einem Boden aus hölzernen oder eisernen Stäben, über welche man die Kartoffeln vom Wagen aus herabrollen läßt, um sie von anhaftender Erde und von Keimen zu befreien.

Kartoffelfuselöl, s. Fuselöle.

Kartoffelkäfer (Coloradokäfer, Leptinotarsa decemlineata *Say*), Käfer aus der Familie der Blattkäfer (Chrysomelidae), 10 mm lang, unbehaart, etwas glänzend, rotgelb, mit elf schwarzen, von je zwei unregelmäßigen Reihen tieferer Punkte eingefaßten Längsstreifen auf den lichtgelben Flügeldecken, schwarzen Endgliedern der Fühlhörner, auch am Kopf, Halsschild, Bauch und an den Beinen schwarz gefleckt, nährt sich von den Blättern von Solanum rostratum und wohl auch von andern Solanaceen im Felsengebirge, besonders in den Thälern des Coloradoflusses, überwintert etwa 60 cm tief in der Erde, legt im Mai 700—1200 rotgelbe Eier (s. Abbild., a) auf die Unterseite der Blätter, aus welchen die blutroten, später rotgelben, am Kopf und an den Beinen schwarzen, an den Seiten mit zwei Reihen schwarzer Flecke gezeichneten Larven (b—d) nach wenigen Tagen auskriechen, um sich nach 17—20 Tage in der Erde zu verpuppen (e). Der nach weitern 10—12 Tagen ausschlüpfende Käfer erzeugt schon Mitte Juni die zweite Generation, welcher Anfang August eine dritte folgt. Der K. ist von seiner Stammpflanze auf die Kartoffel übergegangen und hat auf den Feldern die großartigsten Verwüstungen angerichtet. Schon im Juli sind die Felder völlig kahl gefressen und die Käfer zur Wanderung gezwungen, durch welche sie seit 1859 immer weiter nach O. vorgedrungen sind. Etwa um das Jahr 1865 überschritten sie den Mississippi, und 1874 hatte der Vortrab den Atlantischen Ozean erreicht. Gegenwärtig ist der K. nördlich bis zu den Seen und Montreal, südlich bis Indiana Territory, Arkansas, Tennessee und Baltimore verbreitet. Er richtete bisweilen solche Verheerungen an, daß man den Anbau der Kartoffel zeitweise ganz einstellen mußte. Von den Kartoffelfeldern ist die Larve auch auf mehrere wild wachsende Pflanzen und auf Kohl und Tomaten übergegangen, so daß der Käfer auch durch diese verschleppt werden kann. Natürliche Feinde hat der K. in einer Schnellfliege, den Larven verschiedener Arten von Marienkäferchen, Wanzen, Raubkäfern, Erdkröten, Krähen und mehreren Vögeln. Man hat ihn auch durch Einsammeln des Käfers und der Larven, Zerdrücken der Eier und durch Bespritzen der Blätter mit Schweinfurter Grün zu bekämpfen gesucht. Beim Einsammeln ist aber Vorsicht geboten, weil Käfer und Larven einen Saft ausscheiden, durch welchen die Hände anschwellen. In Europa ist der Käfer 1877 erschienen, doch gelang es, durch energische Bekämpfung und entsprechende Vorbeugungsmaßregeln die weitere Verbreitung zu verhindern. Vgl. »Achtet auf den Kartoffelkäfer« (Plakat mit Abbildungen, im Auftrag des preußischen Ministeriums, Berl. 1888); Gerstäcker, Der Coloradokäfer (Kassel 1878).



Kartoffelkäfer (Leptinotarsa decemlineata). a Eier, b—d Larve, e Puppe.

Kartoffelkrankheit, die durch einen bestimmten Schmarotzerpilz hervorgerufene Kraut- und Knollenfäule der Kartoffelpflanze, die durch ihr epidemisches Auftreten bisweilen sehr tief einschneidende Schädigungen der wirtschaftlichen Verhältnisse veranlaßt hat. Sie wird zuerst am Kraute der Kartoffel ungefähr

Digitized by Google

Ende Juni oder Anfang Juli bemerklich, indem an einzelnen Blättchen braune Flecke entstehen, die gewöhnlich am Rande oder an der Spitze, in der Regel unter Kräuselung, beginnen und allmählich an Ausdehnung zunehmen; dabei erscheinen, besonders bei feuchter Luft, die kranken Stellen der Blattunterseite mehr oder weniger deutlich von einer weißlichen, schimmelähnlichen, aus den Fruchtträgern des Pilzes gebildeten Zone umsäumt. Oft bilden sich rasch zahlreiche braune Flecke, welche schnell an Umfang zunehmen, so daß binnen kurzem das ganze Kraut und dann häufig gleichmäßig das ganze Feld binnen wenigen Tagen schwarz und abgestorben dasteht (Krautfäule, Krautverderbnis). Bisweilen bleibt die Krankheit auf das Kraut beschränkt; dann sind doch die Knollen erntefähig, wiewohl der Ertrag um so geringer ausfällt, je früher die Krankheit aufgetreten ist, und je vollständiger sie die Blätter getötet hat. Häufig aber ergreift die Krankheit auch die Knollen, ist bei der Ernte oft in geringem Grade bemerklich und macht die Knollen erst während der Aufbewahrung unbrauchbar. Es treten auf der Oberfläche schmutzigbraune Flecke von verschiedener Größe auf, die zugleich etwas eingefallen und runzelig erscheinen. Im Durchschnitt zeigt sich das Gewebe der Knolle an diesen Stellen zunächst nur in geringer Tiefe braun gefärbt und abgestorben. Mit der Zeit werden die Flecke größer, und die Bräunung dringt tiefer in die Knolle ein, welche so zum großen Teil verderben kann. An das Absterben schließt sich noch ein wirkliches Verfaulen unter Auftreten von Bakterien und Schimmelpilzen; das Innere verwandelt sich entweder in eine jauchige, stinkende Masse (nasse Fäule, Kartoffelrotz), oder schrumpft bei geringerer Feuchtigkeit zu einer bröckeligen Masse zusammen (trockne Fäule). Halb verdorbene Knollen können wenigstens noch zur Brennerei verwendet werden; indes wird durch den Fäulnisprozeß das Stärkemehl nach und nach zerstört und dadurch die Knolle ganz wertlos. Die K. hat in der Heimat der Kartoffelpflanze wahrscheinlich von jeher bestanden und kam mit den Knollen schon frühzeitig nach Europa. Im Anfang dieses Jahrhunderts zeigte sich in Frankreich eine Fäulnis der Kartoffel, und 1830 trat die Krankheit der Knollen, die mit der gegenwärtigen unzweifelhaft identisch ist, auch in Deutschland auf, aber mehr lokal. Zu einer allgemeinen und furchtbar wütenden Epidemie gestaltete sich die K. erst in dem nassen Sommer 1845, wo sie in Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, England, Irland, Dänemark bis Rußland hauste und den Kartoffelbau zu vernichten drohte. In nahezu gleichbleibender Heftigkeit dauerte die Krankheit bis 1850; von da an ging sie zurück, ohne jedoch bis jetzt erloschen zu sein, in nassen Lagen und Jahren verderblicher als in trocknen sich zeigend; in neuerer Zeit trat sie 1882 in Schweden epidemisch auf. Die Ursache der K. wurde durch eine Belgierin, Fräulein Libert, und gleichzeitig durch Montagne aufgeklärt, indem diese 1845 den bei der K. beteiligten Schmarotzerpilz (Botrytis devastatrix *Lib.*, B. infestans *Montagne*, Peronospora infestans *Casp.*, Phytophthora infestans *de Bary*) auffanden. Dieser Pilz ist in jedem erkrankten Teil der Pflanze zu finden; sein Mycelium wuchert in den Intercellulargängen des Blattes sowohl als der kranken Knolle und bildet ungefärbte, querwandlose, verästelte, hin und her geschlängelte Fäden, die das umgebende Gewebe der Wirtspflanze zum Absterben bringen. An der von ihm bewohnten Zone um die braunen Stellen bildet er auch seine Fruktifikationsorgane. Die Fruchthyphen (s. Hyphe) sind oben baumartig verzweigt und schnüren an den Spitzen der Zweige einfache zitronenförmige Zellen ab, die nach ihrer Ausbildung leicht von selbst abfallen oder an benachbarten Fruchthyphen haften bleiben. Diese Zellen stellen die Sporen (Konidien) des Pilzes dar. Wenn kranke Knollen zerschnitten werden, so sprossen auf der Schnittfläche nach kurzer Zeit aus der noch lebenden Zone um die gebräunten Stellen dieselben Fruchthyphen hervor. De Bary hat nachgewiesen, wie der Pilz aus seinen Sporen keimt und in jedes gesunde Organ der Kartoffel einzudringen vermag. Auf Wassertropfen ausgesäet, keimen die Sporen schon binnen wenigen Stunden: ihr Protoplasma-Inhalt zerfällt in 6–16 Portionen, die als Schwärmsporen (Zoosporen) ausschlüpfen, nach etwa halbstündigem Schwärmen zur Ruhe gelangen, eine Zellmembran bekommen und zu einem Keimschlauch auswachsen; ein solcher bildet sich auch unter Umständen bei Kultur in feuchter Luft direkt aus der Konidie. Auf der Oberfläche der Kartoffelpflanze dringen die Keimschläuche rasch durch die Spaltöffnungen der Blattepidermis oder an Knollen durch die Korkschicht hindurch ins Innere des fremden Gewebes ein, wo sie sich unmittelbar zu den Myceliumfäden entwickeln. Besonders an den Knollen ist die Übertragung der Krankheit durch Berührung mit kranken Teilen oder durch Zutritt der Keime des Pilzes mittels künstlicher Infektionsversuche, wie sie zuerst Speerschneider 1857 anstellte, erwiesen worden. Die Krankheit läßt sich selbst dann hervorbringen, wenn auf die Oberfläche pilzfreien Sandes, in welchem die Knolle liegt, oberhalb derselben Konidien des Schmarotzers gebracht werden, deren Schwärmsporen bei Regenwetter mit dem Wasser in die Erde eindringen. Hiernach ist es leicht erklärlich, wie die Krankheit, Feuchtigkeit vorausgesetzt, auf dem Acker von Blatt zu Blatt, von einem Stock zum andern, sogar vom Laub auf die Knollen gelangen und unter ihr günstigen Bedingungen in verhältnismäßig kurzer Zeit weit um sich greifen kann. Nach de Bary verlieren die Sporen zeitig ihre Keimfähigkeit, jedenfalls lange vor Ablauf des Winters. Der Pilz überwintert daher nur in Gestalt des Myceliums in erkrankten Knollen und wird mit denselben schon bei der Aussaat auf den Acker gebracht. Nach Kühn entwickelt die Peronospora während des Winters in den Kellern und Mieten oft an den Augen kranker Knollen Fruchthyphen, und so werden durch die Sporen gesunde Kartoffeln angesteckt, und die Krankheit greift um sich. Auch an den ausgesäeten Knollen kann dies stattfinden und die Krankheit unter dem Boden weiter verbreitet werden. Aber auch das Mycelium kann aus einer kranken Knolle in die sich entwickelnden Triebe derselben, sowohl in die unterirdischen als auch in die grünen Sprossen, hineinwachsen und auf diese Weise schon frühzeitig ins Laub und in die jungen Knollen gelangen. Oosporen, wie bei andern Peronosporeen, fehlen dem Kartoffelpilz. Derselbe kommt auch auf den Blättern der in Gärten kultivierten Tomaten (Solanum lycopersicum) und andrer aus der Heimat der Kartoffel stammenden Arten, wie S. tuberosum *Lindl.*, S. stoloniferum *Schl.*, die ebenfalls in unsern Gärten gezogen werden, aber auf keiner unsrer einheimischen Solanum-Arten vor; nur auf Solanum Dulcamara läßt er sich kümmerlich kultivieren. In der südamerikanischen Heimat der Kartoffelpflanze ist die Krankheit durchaus heimisch. Die

Digitized by Google

unter den Laien verbreitete Meinung, daß der auf den faulen Knollen auftretende Schimmel der Pilz der K. und die Ursache der Weiterverbreitung der Krankheit sei, ist irrig; denn Versuche haben erwiesen, daß aus den Sporen dieser Schimmelarten (gewöhnlich Fusisporium Solani *Mart.* und Acrostalogmus cinnabarinus *Cord.*) immer nur dieselben Pilze, nie die Peronospora sich erziehen lassen, daß es Fäulnisbewohner sind, die mit den Parasiten nichts zu thun haben.

Zur Verhütung der K. sucht man die Peronospora vom Saatgut fernzuhalten und solche Bedingungen herzustellen, welche die Vegetation des Schmarotzers vereiteln oder wenigstens erschweren. Sorgfältige Auswahl guter, gesunder Knollen zur Aussaat ist Haupterfordernis. Da die K. in nassen Jahren und feuchten Lagen am heftigsten auftritt, so kann der Landwirt ihr durch Wahl eines trocknen und leicht trocknenden Bodens und freier Lage des Ackers wenigstens einigermaßen vorbeugen. Als wirksamstes Mittel gegen die K. hat sich in neuester Zeit das zwei- bis dreimalige Bespritzen der Pflanzen mit einer fein zerstäubten Kupfervitriolkalkbrühe (Bordelaiser Brühe, Millardetsches Mittel) bewährt. Zur Bereitung der Kupfervitriolkalkmischung rührt man 1—1,5 kg dicken, fetten, möglichst reinen Kalkbrei, wie er in den Kalkgruben aufbewahrt wird, mit Wasser an, gießt die Kalkmilch durch ein feines Sieb, verdünnt sie mit Wasser auf 90 Lit. und setzt hierauf unter Mischen mit einem Holzstab die abgekühlte Lösung von 1 kg Kupfervitriol in 10 L. Wasser zu. Nach der Mischung muß die Flüssigkeit rotes Lackmuspapier bläuen. Thut sie das nicht, so ist noch Kalkmilch zuzusetzen. Vor jedesmaliger Benutzung der Mischung muß dieselbe gut durchgerührt werden. Man verstäubt sie mit einer Peronosporaspritze gleichmäßig und so, daß alle Blätter getroffen werden. Zum erstenmal spritzt man, wenn die Pflanzen eine Höhe von etwa 20—25 cm erreicht haben, und zum zweitenmal etwa 3 Wochen nach der ersten Spritzarbeit; sollte später ein anhaltender warmer Regen eintreten oder die Pflanzen noch sehr im Wachstum zugenommen haben, so dürfte sich eine dritte Bespritzung empfehlen. Pro Hektar werden vorteilhaft gegeben 50 kg Kupfervitriol und 25 kg Kalk in 15 hl Wasser gelöst. S. Tafel »Pflanzenkrankheiten«, Fig. 7—10. Vgl. de Bary, Die gegenwärtig herrschende K., ihre Ursache und ihre Verhütung (Leipz. 1861); Kühn, Kartoffelkrankheit (»Berichte aus dem physiologischen Laboratorium des landwirtschaftlichen Instituts der Universität Halle«, 1872); Sorauer, Handbuch der Pflanzenkrankheiten (2. Aufl., Berl. 1886); Frank, Die Krankheiten der Pflanzen (2. Aufl., Bresl. 1894); Jensen, Die K. kann besiegt werden (a. d. Dän., Leipz. 1882). Über andre Krankheiten der Kartoffelpflanze vgl. die Artikel: »Kartoffelschorf«, »Kräuselkrankheit«, »Grind«, »Naßfäule« und »Rhizoctonia«.

Kartoffelkrieg wurde der Bayrische Erbfolgekrieg (s. d.) von den Soldaten genannt, weil sich dieselben, statt Schlachten zu schlagen, in den böhmischen Standlagern und Quartieren hauptsächlich bloß um die Kartoffeln stritten.

Kartoffellegemaschine, mechanische Vorrichtung zum regelmäßigen Einlegen der Saatkartoffeln in die Furchen des bestellten Ackers. Eine völlig befriedigende Maschine dieser Art ist bisher noch nicht konstruiert worden. Die Schwierigkeiten liegen in der auch bei sorgfältiger Sortierung ungleichen Größe des Saatgutes, dem Rollen der ausgeworfenen Kartoffel auf der Furchensohle und dem Gewicht des Saatgutes, welches das des Getreides zehnfach übertrifft. Die Aspinwallsche Maschine zieht selbstthätig eine geeignete Furche, spießt die Kartoffel beim Hindurchgehen eines Armes durch einen Zuführungskanal auf und streift sie ab, sobald sie sich in möglichst tiefer Lage befindet; zuletzt wird die Furche zugestrichen. Die zweireihige Maschine von Groß u. Komp. in Eutritzsch hat einen senkrechten Elevator mit kleinen Bechern. Die aus dem Kasten gehobenen Kartoffeln fallen beim Abwärtsgang auf den Rücken des vorhergehenden Bechers, so daß der freie Fall nur 15 cm beträgt. Im Innern des Kastens rührt eine links- u. rechtsgängige Schraube die Kartoffeln und führt sie den Elevatorbechern zu. Die Maschine von Krätzig u. Söhne in Jauer ist für vier verstellbare Reihen bestimmt, sie hat Löffel, die aus einer untern festen und einer obern beweglichen Schale bestehen. Die untere Schale nimmt im Kasten eine Kartoffel auf und wird von der obern bedeckt, bis sie, unten angelangt, die Kartoffel frei läßt. Furchenzieher und Zustreicher sind wie bei den übrigen Maschinen vorhanden. Viel zweckmäßiger als diese Maschine erscheinen Vorrichtungen, welche auf dem angemessen vorbereiteten Acker lediglich die kleinen Gruben herstellen, in welche alsdann mittels Handarbeit die Saatkartoffeln gelegt werden. Nach diesem Prinzip sind die Pflanzgrubenmaschinen angeordnet, welche sehr schnell eine umfassende Verbreitung und ungeteilte Anerkennung gefunden haben. Die bekannteste derselben ist die von Unterilp in Düsseldorf, welche in einem eisernen Gestell für jede Reihe eine sich auf dem Boden abwälzende Scheibe besitzt, deren Umfang mit Spaten besetzt ist. Bei der Fortbewegung des Gerätes über den gewalzten Acker und der Drehung der Spatenscheiben entstehen die kleinen Gruben, in welche hierauf die Kartoffeln gelegt werden. Die Maschine ist mit einer zweckmäßigen Steuervorrichtung, einem Apparat, um die Spaten aus dem Boden zu heben, sowie mit Regulierungen für den Tiefgang der Gruben versehen; auch kann die Reihenzahl, der Abstand der Reihen und die Entfernung der Pflanzgruben in den Reihen in weiten Grenzen geändert werden. Mittels der nämlichen Maschine wird nach Abnahme der Spatenscheiben und Einschaltung von streichbrettartigen Geräten das Zustreichen der Gruben bewerkstelligt. Bei der fünfreihigen Kartoffelpflanzlochmaschine von Ring dienen als Arbeitsorgane Scheiben, an deren Umfang runde Zapfen, sogen. Pflanzeisen, angebracht sind. Bei der Fortbewegung der Maschine drehen sich die Scheiben, wobei die Zapfen nacheinander zur Wirkung gelangen und runde Löcher von 10—15 cm Tiefe in den Boden stechen. Auch bei dieser Maschine kann die Reihenentfernung und der Abstand der Pflanzstellen in den Reihen innerhalb der in der Praxis zweckmäßigen Grenzen geändert werden. Es scheint jedoch, als wenn die Unterilpsche Maschine bessere Erfolge aufzuweisen hat als die Ringsche Pflanzlochmaschine, welche den Boden um die Löcher verdichtet, während erstere eher ein Lockern des Bodens bewirkt. Die Leistung dieser Maschine hängt von der Reihenzahl und dem Abstand der Reihen ab; im Mittel, bei vier Reihen, wird man auf 6 Hektar pro Tag rechnen können, wobei die Maschine von zwei Pferden gezogen werden muß und zwei Mann zur Bedienung erfordert. Die Zimmermannsche Pflanzlochmaschine, die sich besser als die Ringsche für schweren Boden eignet, bildet zuerst flache Furchen und innerhalb derselben durch rotierende Grab-

Digitized by Google

sterne die Pflanzlöcher. Durch Auswechseln der Grabsterne mit Deckscharen lassen sich die Pflanzlochmaschinen meist auch zum Zudecken benutzen, man hat indes auch besondere Zudeckmaschinen konstruiert.

Kartoffelmehl, s. Stärke.

Kartoffelmutter, s. Ackerkulte.

Kartoffelpflanzlochmaschine, s. Kartoffellegemaschine.

Kartoffelprober, s. Kartoffel, S. 976.

Kartoffelquetsche, Zerkleinerungsmaschine für gedämpfte Kartoffeln, besteht aus zwei hölzernen, steinernen oder eisernen, glatten oder gerieften Walzen, welche bei ihrer Rotation die aus dem Dämpffaß fallenden Kartoffeln erfassen und zerquetschen.

Kartoffelräude, s. Kartoffelschorf.

Kartoffelreibmaschine, s. Reibe.

Kartoffelsago, s. Sago.

Kartoffelschälmaschine, mechanische Vorrichtung, mittels welcher das Schälen der Kartoffeln schneller und sparsamer als mit der Hand ausgeführt werden

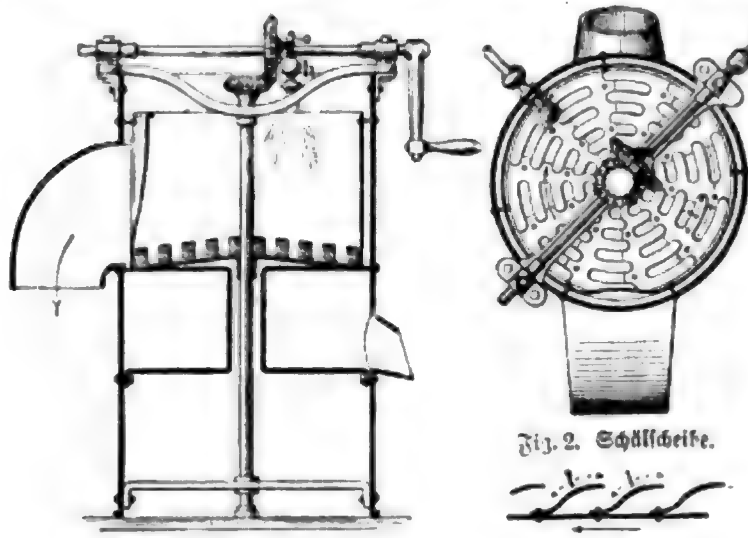


Fig. 2. Schälscheibe.

Fig. 1. Durchschnitt. Fig. 2a. Messer.

Harffs Kartoffelschälmaschine.

kann. Bei der auch auf Obst anwendbaren Maschine von Herzog in Leipzig-Reudnitz wird die Kartoffel zwischen zwei Hälften einer geteilten Welle festgeklemmt, und während die Welle durch eine Kurbel in Umdrehung versetzt wird, bewegt sich ein Messer im Bogen von rechts nach links an der Kartoffel hin und löst die Schale in einem feinen Streifen ab. Das Messer erhält seine Bewegung durch ein Schneckengetriebe und wird durch eine Spiralfeder beständig leicht gegen die Kartoffel gedrückt. Diese Maschine soll in 1½ Stunde 1 Ztr. Kartoffeln schälen. Bei der K. von Harff in Köln, welche je nach ihrer Größe 50—250 kg unsortierte Kartoffeln in einer Stunde schält, werden letztere unter beständigem Berieseln mit Wasser auf einer schwach trichterförmigen Platte, die mit hakenförmigen Messern versehen ist und schnell rotiert, gleichfalls in Umdrehung versetzt und dabei den Messern beständig in andrer Richtung dargeboten, so daß die Schalen in ganz feinen Scheibchen abgelöst werden. Fig. 1 u. 2 zeigen den Durchschnitt der Maschine und die Schälscheibe mit ihren Messern (Fig. 2a). Der Deckel der Maschine dient als Wasserbehälter, aus welchem das Wasser durch eine Brause auf die Kartoffeln herabströmt. Die fertig geschälten Kartoffeln fallen durch eine seitliche Öffnung heraus, während Wasser und Abfall in der Mitte der Maschine abgeführt werden. Während der Verlust beim Handschälen 25, selbst 30 Proz. beträgt, beziffert sich derselbe bei der Harffschen Maschine auf 10—12 Proz.

Kartoffelschorf (Kartoffelräude), eine Krankheit der Kartoffelknollen, die durch Bildung brauner, unregelmäßig-schüsselförmiger Vertiefungen mit ausgefressenen oder aufgeworfenen Rändern ausgezeichnet ist. Diese Stellen werden zuletzt geschwürartig, dringen tiefer in den Knollenkörper ein und verursachen dadurch bisweilen beträchtlichen Schaden. Die Schorfbildung pflegt von einzelnen stark wuchernden Lenticellen (s. d.) an der Knollenoberfläche auszugehen und wird durch einen Schleimpilz (Spongospora Solani *Brunch.*) veranlaßt. Nasser, frisch gemergelter oder mit Kloakenkot gedüngter Boden begünstigt die Krankheit, der besonders zartschalige, weiße Kartoffelsorten am meisten ausgesetzt sind. Gute Durchlüftung des Bodens durch wiederholtes Behacken wird als Schutzmaßregel empfohlen.

Kartoffelsirup, soviel wie Stärkesirup, s. Traubenzucker.

Kartoffelsortiermaschine, mechanische Vorrichtung zum Sortieren der Kartoffeln nach der Größe sowie zur Abscheidung von Steinen 2c. Sie besteht meist aus einer schwach geneigten cylindrischen Trommel, deren Wand aus Längsstäben mit entsprechenden Zwischenräumen gebildet ist. In der obern Hälfte der Trommel stehen die Stäbe dichter als in der untern, so daß bei der Rotation der Trommel von den oben eintretenden Kartoffeln zunächst die kleinern, dann die von mittlerer Größe herausfallen, während die größten Knollen am Ende der Trommel in der Achsenrichtung derselben austreten. Unter jeder Trommelhälfte befindet sich ein geneigter Lattenrost, welcher die austretenden Kartoffeln nach der einen, bez. der andern Seite ableitet. Eckert in Berlin baut auch Kartoffelsortiermaschinen mit verstellbaren Trommeln.

Kartoffelstärke, s. Stärke.

Kartoffelwage, s. Kartoffel, S. 976 f.

Kartoffelwaschmaschine, Vorrichtung zum Reinigen der Kartoffeln, eine etwas schräg liegende Lattentrommel, die mit ihrer untern Hälfte in Wasser taucht und durch Kurbel oder Treibriemen in Umdrehung versetzt wird. Die Kartoffeln werden am obern Ende der Trommel durch einen Trichter eingeführt und verlassen dieselbe am untern Ende. Für die Spiritusfabrikation 2c. benutzt man zum Waschen der Kartoffeln lange eiserne Tröge, in welchen sie durch an einer rotierenden Welle befestigte Arme bewegt werden. Am Ende des Troges führen schraubenförmig gestellte Flügel die Kartoffeln dem Elevator zu. Um Wasser zu sparen, wird vor dem Troge eine rotierende Lattentrommel angebracht, in welcher die Kartoffeln zunächst trocken gereinigt werden.

Kartoffelzucker, soviel wie Traubenzucker.

Kartogramm (griech.), die graphische Darstellung statistischer Verhältnisse auf Landkarten; vgl. Graphische Darstellung und Statistische Darstellungsmethoden.

Kartograph (griech.), Landkartenzeichner; dienstliche Bezeichnung der bei der kartographischen Abteilung der preußischen Landesaufnahme als Zeichner angestellten Beamten.

Kartographie (griech.), die Lehre von dem Entwerfen und der Herstellung der Landkarten (s. d.).

Digitized by Google

Kartomantie (Kartenlegekunst, Kartenschlagen), s. Spielkarten.

Kartometer, s. Meßrad.

Karton (franz. Carton, spr. -tóng), eine Sorte starkes (steifes) Papier (Kartonpapier), welches feiner und weniger stark als Pappe ist. Maschinenkarton wird direkt auf der Papiermaschine hergestellt, geklebter oder kaschierter K., der in der Regel stärker ist, aus geeigneten Papiersorten mit der Hand oder mittels der Kaschiermaschine zusammengeklebt. Die Glätte erhält der K. auf dem Kalander. Glacéekarton ist im Gegensatz zum Naturkarton mit Farbe bestrichen u. glaciert. — In der Buchbinderei Einband von leichter Pappe für ein geheftetes Buch (kartonieren); dann auch eine Pappschachtel zur Aufbewahrung leichterer Gegenstände. — In der Malerei versteht man unter K. eine Zeichnung auf starkem Papier, deren man sich als Hilfsmittel und Vorarbeit zur Ausführung eines größern Gemäldes in Fresko, Öl, Teppich- und Gobelinweberei oder auch in Glas und Mosaik von denselben Dimensionen bedient. Bei der Anwendung werden die Kartons gewöhnlich durchgezeichnet oder die Umrisse der Gegenstände mit einer Nadel durchstochen, worauf man mit einem Säckchen voll Kohlenstaub über die Löcher fährt, um die Zeichnung an die Wand zu bringen. Beim Freskomalen pflegte man auch die ausgeschnittenen Figuren an dem nassen Anwurf festzuhalten und darauf mit einem Stift an ihrem Rande hinzufahren, so daß die Umrisse auf dem Kalk vertieft erschienen. Bei den Gobelins werden die Zeichnungen ausgeschnitten und hinter oder unter den Einschlag gelegt, wonach der Weber seine Arbeit einrichtet. Die ältern italienischen Meister legten großen Wert auf sorgfältig ausgeführte Kartons; später arbeitete man mehr nach kleinen Skizzen ins Große. In unsrer Zeit haben Cornelius, Overbeck, Schnorr, Preller, Kaulbach u. a. wieder Kartons angefertigt, und nach ihrem Vorgang hat sie auch die moderne Monumentalmalerei (Geselschap, Janssen, Bleibtreu, Prell u. a.) als Vorarbeit u. Hilfsmittel aufgenommen. Cornelius zeichnete Kartons auch ohne die Absicht, sie als Hilfsmittel für die Ausführung in einer andern Technik zu benutzen. Neuere Maler (Kaulbach, Liezen-Mayer, G. Max, E. Grützner u. a.) haben auch Kartons zum Zweck photographischer Vervielfältigung gezeichnet. — K. (Auswechselblatt) heißt endlich in der Buchdruckerei ein neu gedrucktes Blatt eines Buches, das anstatt eines fehlerhaft gedruckten oder aus einem andern Grunde ausgeschnittenen eingeklebt wird. — Auf Landkarten, Stadtplänen etc. nennt man K. einen gewöhnlich in vergrößertem Maßstab auf demselben Blatt besonders dargestellten Teil des Inhalts (vgl. beispielsweise unsre Karte bei »Kairo«).

Kartonagen (franz., spr. -ásch'n), leichte Pappschachteln und andre Hüllen aus Karton, Papier etc. Die Herstellung von K. wird in neuerer Zeit vielfach mit Hilfe von Maschinen betrieben. Aus einem Stück fertigt man Schachteln etc. mittels Balancier- oder Kniehebelpressen, die gewöhnlich durch Dampfkraft betrieben werden. Die hierzu dienende Stahlform besteht aus dem äußern, in der Presse fest liegenden, heizbaren Mantel und einem Kern, der auf und ab bewegbar ist. Man verarbeitet zähe, leicht satinierte Lederpappe, welche auf einer lithographischen Presse oder durch Streichen, wie in der Buntpapierfabrikation, Verzierungen erhalten hat. Die mittels Tafel-, Kreis- oder Ovalscheren geschnittenen Stücke von entsprechender Größe und Form werden auf die heiße Matrize gelegt und langsam durch den niedergehenden Stempel eingepreßt. Hierbei zieht sich der Rand der durch die Hitze erweichten Pappe um den Boden der Schachtel in die Höhe, während die dabei gebildeten Falten unter dem starken Druck vollständig verschwinden, wenn die Presse je nach Größe der Schachtel einige Sekunden bis zu einigen Minuten geschlossen bleibt. Eine am Stempel angebrachte scharf geschliffene Kante schneidet zugleich die überstehenden Pappteile fort, so daß die Schachtel fertig aus der Form hervorgeht. Bei Schachteln mit Deckeln werden die Unterteile mit einem eingeklebten Halse versehen, über den der Deckel paßt. Vielfach werden Unterteil und Deckel gerändert, d. h. an den zusammenstoßenden Rändern auf einer drehbankartigen Maschine mit schmalen, U-förmig gebogenen Blechstreifen eingefaßt. Auf diese Weise werden Schachteln, Teller, Schalen, Attrappen etc. mit vielfacher Verzierung (Imitation von Strohgeflecht, Hirschhorn, Leder etc. sowie Prägungen aller Art) hergestellt. Große und eckige Schachteln werden aus mehreren Teilen zusammengefügt, indem man sämtliche Seitenstücke nach Form und Größe zuschneidet und an den Kanten miteinander verbindet, oder indem man die Papptafel nach bestimmten, der Form entsprechenden Linien einritzt, nach diesen aufbiegt und an den zusammenstoßenden Kanten vereinigt.

Zum Zuschneiden der Pappe dienen Kreisscheren, zum Ritzen die Ritzmaschine, welche im wesentlichen aus einer glatten Tischplatte besteht, über welcher Ritzer so verstellbar gelagert sind, daß die unter denselben durchgezogenen Pappen die zum Einbiegen erforderlichen Einkerbungen erhalten. Als Ritzer dienen entweder kreisrunde Stahlscheiben mit zwei unter 90° zusammenstoßenden Randflächen, oder ebensolche Scheiben als Fräsen konstruiert und wirkend, oder V-förmig gekehlte Stähle. Häufig werden Scher- und Ritzmaschine vereinigt, um mit einem Durchgang sowohl das Ritzen als Zerschneiden auszuführen. Schließlich schneidet eine Eckenausstoßmaschine mit winkelförmigen, auf- und abwärts bewegten Messern die Eckstücke ab, die beim Umbiegen der Seitenwände an jeder Ecke eine doppelte Lage bilden würden.

Die zugeschnittenen Pappstücke werden zu Kasten, Schachteln etc. zusammengefügt, entweder durch Aufeinanderleimen besonders angeritzter Flügelstücke, oder durch Aufkleben von Leinwand-, Papier- und Lederstreifen, oder durch Zusammenheften mittels Drahtstifte oder Blechklammern. Letztere Verbindungsart, besonders für Massenfabrikation geeignet, wird mit einer Kartonheftmaschine ausgeführt, die der Buchheftmaschine ähnlich konstruiert ist. Zur Unterstützung der zu vereinigenden Blätter dient ein dachförmiger Amboß, an dessen oberer Kante die Blätter zusammengestoßen werden. Ein unten dreieckig ausgeschnittener, mittels eines Fußtrittes oder Exzenters angetriebener Hammer schlägt die Klammern dann so ein, daß sie die in nebenstehender Abbildung sichtbare verbindende Lage erhalten. Die Drahtklammern werden dabei aus plattgedrücktem Stahldraht gewöhnlich von der Heftmaschine selbst unmittelbar hergestellt, während man

die aus etwa 10 mm breiten, an beiden Längskanten sägezahnartig ausgezackten Blechklammern auf besondern Durchstoßmaschinen in langen Streifen anfertigt und für den Gebrauch in passende Längen zerschneidet. Zur Herstellung cylinderförmiger Gefäße biegt man

Digitized by Google

die Pappe auf einer Walzenbiegmaschine wie Blech, schneidet die Böden auf einer Rundschneidkreisschere und wählt zum Heften Cylinderflächen für Amboß und Hammer; auf Bördelmaschinen lassen sich Wulste und Verzierungen, auf Pressen nachträglich in Deckeln Reliefs hervorbringen ꝛc. Zur Anbringung von Verzierungen werden die zugeschnittenen und geritzten Tafeln unter Druckrollen hingeführt, welche entsprechende Streifen von Gold-, Silber- oder Buntpapier aufkleben oder mit Zuhilfenahme liegender Falz- und Druckrollen ihre Kanten einfassen.

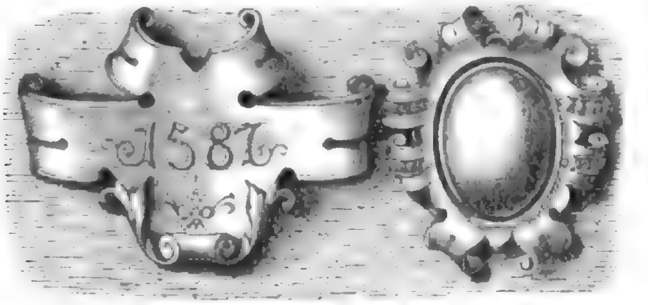
Kartonieren (franz.), ein Buch ꝛc. in einen Pappdeckel (Karton) einbinden oder einheften.

Kartonpapier, s. Karton.

Kartonstich, s. Kupferstecherkunst.

Kârttikêja (Skanda, in Südindien gewöhnlich Subhramanja genannt), in der ind. Mythologie der sechsköpfige Kriegsgott, den die Sage als Sohn des Siwa aus dem Ganges hervorgehen läßt. Die sechs Plejaden (Krittikâs) streiten sich darum, das schöne, auf der Oberfläche des Ganges zum Vorschein kommende Kindlein zu säugen, worauf K., damit keine zu kurz kommt, sechs Köpfe annimmt. Er war dazu bestimmt, die Welt von dem Dämon Sûra oder Târaka zu befreien, den er in der Nähe von Trankebar besiegt und tötet. Von einer andern ihm zugedachten Heldenthat läßt er sich durch schöne Dirnen abhalten; noch heute sind ihm deswegen Tempeldienerinnen zugeteilt, die nicht heiraten dürfen, aber sich der Prostitution hingeben und zur Unsittlichkeit in Südindien beitragen, das seinem Dienst vorzüglich zugethan ist. Seine Feste im Monat Kârttika (Oktober) zeichnen sich besonders durch Musik und auf den Bergen angezündete Feuer aus.

Kartusche (franz. Cartouche, ital. Cartoccio), eigentlich Rolle, Name der in Gestalt von halb aufgerollten Bändern und Blättern ausgeführten Titel



Kartuschen.

von Landkarten, Wappen, Büchern ꝛc. sowie der in der spätern Renaissancezeit aufgekommenen Zierrahmen mit aufgerollten oder umgebogenen Enden, die oft ganze Landschaften und allegorische Figuren darstellten; dann überhaupt rahmenartige Einfassungen von Schildern, wie sie seit der Mitte des 16. Jahrh. in der Architektur und im Kunstgewerbe, namentlich in der Buchverzierung, sehr häufig vorkommen und in ihren Mittelschilden oft Devisen, Namenszüge, Wappen, Embleme u. dgl. enthielten (s. Abbildung). Die Kartuschen sind besonders für die deutsche und holländische Renaissance charakteristisch, haben aber ihre höchste Entwickelung durch den Barock- und Rokokostil erreicht (s. Tafel „Ornamente IV", Fig. 17). Vgl. Springer, Hundert Kartuschen verschiedener Stile (Berl. 1878). — Im Geschützwesen heißt K. (franz. gargousse, österreich. Karduse) die in einem Kartuschbeutel aus Seidentuch (Gewebe aus Abfällen der Rohseide) eingeschlossene Pulverladung der Geschütze. Die K. ist oben zugebunden, für 21 cm Mörser und kurze 15 cm Kanonen noch in der Längenrichtung durchnäht, um sie fester zu machen. Schnellfeuerkanonen haben statt des Kartuschbeutels eine Kartuschhülse aus Messing gezogen. Die Kartuschnadel ist ein zugespitzter Stahldraht mit Handgriff zum Durchstechen der K. behufs leichterer Entzündung durch die Schlagröhre. K. heißt auch die von Reitern an einem Bandelier über der linken Schulter getragene Patronentasche.

Káruba, s. Karaba.

Karuben, soviel wie Johannisbrot, s. Ceratonia.

Karun, Fluß im südwestlichen Persien, entspringt südwestlich von Ispahan auf den Kalkgebirgen der Bachtijaren und mündet nach einem sehr gewundenen Laufe bei Mohammera in den Schatt el Arab. Seit November 1888 ist der K. für die Schiffahrt freigegeben und wird seit 1890 zwischen Schuschter und Ahwas, wo ihn Stromschnellen unterbrechen, und zwischen Ahwas und Mohammera von Dampfern befahren.

Karunkeln (latein. Carunculae myrtiformes, Fleischwärzchen), die warzenähnlichen Reste, welche sich aus dem zerrissenen Jungfernhäutchen bilden, sind in der gerichtlichen Medizin wichtig für die Feststellung des Verlustes der Jungfrauschaft.

Karussell (Karossel, franz. Carrousel, ital. Carosello), im Mittelalter Name der ritterlichen Wettstreite im Ringelreiten, Ringstechen, Türkenkopfstechen ꝛc., die bei festlichen Veranlassungen an den Höfen der Fürsten mit vielem Aufwand und großem Pomp gehalten wurden. Zuerst findet man solche Spiele 842 am fränkischen Hof zur Feier der Versöhnung Karls des Kahlen und Ludwigs des Deutschen erwähnt. Später wurden diese auch Buhurt genannten Spiele durch die Turniere zwar verdrängt, traten aber, als diese mit dem Verfall der Ritterschaft allmählich abkamen, wieder an deren Stelle. Wie bei den Turnieren ward später auch beim K. von Damen, welche sich zuweilen selbst, in Wagen sitzend und nach Ringen stechend, am Spiel beteiligten, dem Sieger mit dem Kranz der Preis erteilt. Vgl. Stiller, Das Karussellreiten (Stuttg. 1889). — Gegenwärtig versteht man unter K. eine Vorrichtung zu Volks- und Kinderbelustigungen auf Messen, Jahrmärkten ꝛc., durch welche hölzerne Pferde, Wagen oder auch schaukelnde Kähne, Schiffe mit Masten (Schiffskarussells) an den Speichen eines wagerechten, durch Menschen-, Pferde- oder Dampfkraft bewegten Rades oder einer Drehscheibe unter Musikbegleitung im Kreise bewegt werden, womit zuweilen Vorrichtungen zum Ringstechen verbunden sind.

Karutsche (Karutze), soviel wie Karausche.

Karvakröl (Cymophenol) $C_{10}H_{14}O$ oder $C_3H_7.C_6H_3.CH_3.OH$, isomer mit Karvol und Thymol, ein phenolartiger Körper, findet sich im ätherischen Öl von Origanum hirtum und Satureja hortensis und entsteht auch bei Behandlung von Bromkampfer mit Chlorzink und bei Destillation von Karvol mit Ätzkali. Es ist dickflüssig, riecht kreosotartig, erstarrt bei —20°, schmilzt bei 0° und siedet bei 237°.

Karve, soviel wie gemeiner Kümmel.

Karven (Karvol), s. Kümmelöl.

Karviöl (Karfiol, früher Kalfior, v. ital. cavol fiore), Blumenkohl, s. Kohl.

Karvöl $C_{10}H_{14}O$ oder $C_3H_7.C(CH)_4OC.CH_3$, isomer mit Karvakrol und Thymol, findet sich im ätherischen Kümmelöl, im Dillöl und im Öl von Mentha

Digitized by Google

viridis. Es bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht feiner als Kümmelöl, spez. Gew. 0,953 bei 15°, siedet bei 225° und bildet bei Destillation mit Ätzkali Karvakrol.

Karw., bei botan. Namen Abkürzung für Wilhelm Friedrich v. Karwinski, geb. 1780 in Keszthely am Plattensee, gest. 1855. Sammelte in Brasilien und Mexiko.

Karwar, pers. Feldmaß zu 100 Batman: in Aserbeidschân = 156,12 und in Irak Adschmi = 142,25 Ar; vgl. Charwar.

Karwendelgebirge (Kahrwendel), Gruppe der Nordtiroler Kalkalpen, erstreckt sich in weiterm Sinne von Scharnitz an der Isar bis zum Achensee und zerfällt in vier fast parallele Bergketten, bei denen die Schroffheit der Gipfel und die Lieblichkeit der Thäler und Matten einen eigentümlichen Kontrast bilden: Solsteinkette (2641 m), Bettelwurfkette (2725 m), Birkkarkette (2756 m) u. die eigentliche Karwendelkette auf der bayrischen Grenze (Karwendelspitze 2546 m). Das Gebirge ist reich an Hochwild und enthält große Jagdreviere. Der Besuch mehrerer Hochgipfel wird durch die Karwendelhütte (1510 m, seit 1888) und die Bettelwurfhütte (2100 m, seit 1894) erleichtert. S. Tafel »Gebirgsbildungen«, Fig. 2. Vgl. Schwaiger, Führer durch das K. (Münch. 1888); Rothpletz, Das K. (das. 1893).

Karwin, Dorf in Österreichisch-Schlesien, Bezirksh. Freistadt, an der Kaschau-Oderberger Bahn, hat ein Schloß des Grafen Larisch (Solza), bedeutenden Steinkohlenbergbau, Koksrzeugung, Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und (1890) 7746 vorwiegend polnische Einwohner. Am 15. Juni 1894 sind durch Explosion in den Steinkohlengruben von K. 230 Bergleute getötet worden.

Karwinski, Wilhelm Friedrich v., s. *Karw.*

Karyatide.

Karwoche (Heilige Woche, Marterwoche, Hebdomas magna oder sancta), die Woche vor Ostern, die dem Andenken an Jesu Leiden und Tod gewidmet ist; s. Karfreitag und Ostern.

Karya, Geliebte des Dionysos, der sie in einen Nußbaum verwandelte.

Karyäs, Ortschaft auf dem Athos (s. d.).

Karyatiden (grch.), in lange, faltenreiche Gewänder gekleidete weibliche Gestalten, welche, auf einer meist gegliederten Plinthe stehend, eine Art Kapitäl tragen und so das Gebälk einer Vorhalle oder eines sonstigen Vorbaues unterstützen. Nach Vitruv waren die K. Nachbilder griechischer Frauen aus der Stadt Karyä im Peloponnes, die zur Strafe für ihre Unterstützung der Perser in Gefangenschaft abgeführt, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht und dann von den Architekten zur Hindeutung auf ihre Dienstbarkeit als Lastträgerinnen dargestellt wurden. Lessing dagegen leitet ihren Ursprung von den Jungfrauen ab, welche am Feste der Diana im Tempel zu Karyä tanzten. Noch andre identifizieren sie mit den Kanephoren (s. d.) der Panathenäen. Übrigens haben schon die Ägypter menschliche Figuren zu Säulen verwendet, wie denn später auch männliche, zu gleichem Zweck dienende Figuren K., richtiger aber Atlanten, Telamonen oder persische Bildsäulen genannt werden. Die künstlerisch vollendetsten K. des Altertums sind die sechs weiblichen Statuen, welche das Gebälk der auf der Südseite des Erechtheions zu Athen in ionischem Stil erbauten Vorhalle tragen (s. diese auf Tafel »Architektur III«, Fig. 8; außerdem vgl. Tafel »Bildhauerkunst VII«, Fig. 10, und die nebenstehende Abbildung). Daher karyatidische Ordnung die Bauart, bei welcher statt der Säulen weibliche Figuren zum Tragen der Decke oder des Gebälks angebracht werden. Vgl. Wolters, Karyatiden (»Zeitschrift für bildende Kunst«, neue Folge, Bd. 6).

Karyokaraceen, dikotyle, aus etwa 14 Arten bestehende Pflanzenfamilie des tropischen Amerika, zu der Ordnung der Parietalen gehörig, Holzgewächse mit dreifingerigen immergrünen Blättern, in endständigen Trauben stehenden und regelmäßigen, zwitterigen Blüten, die 5—6 Kelch- und Kronblätter, zahlreiche Staubgefäße und meist 4—20 verwachsene Karpelle mit je einer hängenden Samenknospe haben; die Frucht zerfällt bei der Reife häufig in die einzelnen Karpelle. Arten der Gattung Caryocar (wie C. nuciferum u. a.) liefern die eßbaren Souarinüsse.

Karyokinese, s. Zelle.

Karyophyllaceen (Nelkengewächse), dikotyle Familie aus der Ordnung der Centrospermen, Kräuter oder Stauden, bisweilen auch Halbsträucher mit meist gegenständigen, ungeteilten, ganzrandigen Blättern und gabelförmig verzweigten, häufig knotigen Stengeln. Nebenblätter fehlen meist, nur bei den Paronychieen kommen sie als trockenhäutige Schuppen vor. Der Blütenstand ist cymös-rispig, bisweilen, z. B. bei der Nelke, auch kopfig. Die regelmäßigen fünfgliederigen, selten viergliederigen Blüten haben in der Regel einen doppelten, bisweilen auch einfachen Staubblattkreis. Der oberständige, bisweilen auf etwas stielförmig verlängerter Blütenachse stehende Fruchtknoten ist meist einfächerig, seltener im untern Teil zwei- bis fünffächerig und enthält eine als Mittelsäule auftretende Placenta, auf welcher in der Regel zahlreiche Samenknospen erzeugt werden; nur bei den meisten Gattungen der Paronychieen und Sklerantheen findet sich eine einzige grundständige Samenknospe. Auf dem Scheitel des Fruchtknotens stehen 2, 3 oder 5 Griffel mit einfachen Narben. Die Frucht ist bei den Arten mit einsamigen Fruchtknoten eine einsamige, häutige Schlauchfrucht, bei den übrigen eine Kapsel, welche mit Klappen oder nur an der Spitze mit Zähnen aufspringt, deren Zahl das Gleiche oder Doppelte der Griffelzahl beträgt; in seltenen Fällen wird eine Beere gebildet. Die meist nierenförmigen, an der Oberfläche oft warzigen Samen sind stärkemehlhaltig und haben einen meist kreisförmig gekrümmten Keimling. Die K., welche gegen 1300 Arten zählen, zerfallen in die Unterfamilien der Silenoideen mit den Untergruppen der Lychnideen und Diantheen und der Alsinoideen mit den Gruppen der Alsineen, Sperguleen, Polykarpeen, Paronychieen, Sklerantheen und Pterantheen. Die K. sind über die ganze Erde und alle Klimate verbreitet; wenige Arten gehören den Tropen an, wo sie in höhern Gebirgen wachsen; viele Arten finden sich auf den Alpen und im höhern Norden, die meisten aber in den gemäßigten Zonen der nördlichen Halbkugel. Ihr Nutzen ist sehr beschränkt: manche, zumal die Saponaria officinalis *L.*, enthalten

Digitized by Google

in ihren Wurzeln seifenartig schäumendes Saponin und werden anstatt Seife angewendet; der Spergel oder Spark, Spergula arvensis *L.*, wird als Futterpflanze angebaut. Als Zierpflanzen sind die Nelken (Dianthus) zu nennen.

Karyophyllinen, soviel wie Zentrospermen (s. Centrospermae). [S. 964.

Karyopse (Caryopsis), Schalfrüchtchen, s. Frucht,

Karystos, Stadt auf der Südküste der griech. Insel Euböa, mit Hafen und (1889) 1278 Einw. Über der Stadt erhebt sich das von den Venezianern erbaute Schloß Castelrosso auf der Stelle der antiken Akropolis. Im Altertum war die ½ Stunde landeinwärts von der heutigen gelegene Stadt durch ihren weißgrünen Marmor und Asbest bekannt. Sie wurde 490 v. Chr. von den Persern erobert. Hier 29. Aug. 1348 Seesieg der Venezianer über die Genuesen.

Karytäna, Flecken im griech. Nomos Arkadia, mit (1889) 1405 Einw. (s. Gortys).

Karzer, s. Carcer.

Kasa (arab. Kadā, eigentlich Gerichtsbezirk), in der administrativen Einteilung des türkischen Reiches ein unserm Kreise entsprechender Verwaltungsbezirk, an dessen Spitze ein Kaimakam (Landrat) steht. Mehrere Kasas bilden ein Liwa oder Sandschak (Regierungsbezirk), an dessen Spitze ein Mutessarrif steht.

Kasacke (franz. Casaque), der Mantel der französischen Musketiere, der Leibkompanien rc.

Kasaken, s. Kosaken.

Kasalinsk, Hauptort des gleichnamigen Kreises (66,992 qkm, wovon 385 qkm Seen, mit (1891) 131,859 Einw.) in der Provinz Sir Darja des russ. Generalgouvernements Turkistan, an der Kasala, einem Nebenfluß des Sir Darja, mit großem Bazar und (1891) 5772 Einw. Die aus dem Fort Aralsk hervorgegangene Stadt ist strategisch sehr wichtig, da sie zugleich die Zugänge zum Aralsee, das untere Thal des Sir Darja und die Straßen von Chiwa und Orenburg beherrscht.

Kasamanze (Cazamanca), Fluß (richtiger wohl ein Ästuarium) in der französischen Kolonie Senegal, entspringt wahrscheinlich als Mane am Nordwestabfall des Futa Dschallon und fließt in westlicher Richtung dem Atlantischen Ozean zu, den er nach Aufnahme des breiten Sungrugu von rechts unter 12°35' nördl. Br. bei dem Fort Carabane erreicht. Der Mündung sind ausgedehnte Sandbänke vorgelagert, doch ist sie bei Hochflut für Schiffe von 4 m Tiefgang passierbar, innerhalb der Barre hat der Fluß jedoch eine Tiefe von 10—15 m; bis zum Fort Sedhiu, 175 km aufwärts, wo der K. noch 2,5 km breit ist, können noch Schiffe von 2 m Tiefgang gelangen; die Flut dringt bis zum Fort Zighinchor 75 km aufwärts. Von dem Unterlauf gehen zahlreiche Wasserläufe durch das niedrige und sumpfige Gelände nach N. und S. und verbinden die Gewässer des K. mit denen des Gambia und Kacheo. Die Bewohner der Uferlandschaften (Bagnun, Felup, Balante, Mandinka) sind Heiden und leben zerstreut in kleinen Dorfrepubliken. Hauptprodukte sind Erdnüsse, Kautschuk, Reis, Häute, Wachs, Palmöl und Palmkerne, Baumwolle u. a. Die Ausfuhr der französischen Faktoreien von Erdnüssen, Palmkernen und Kautschuk beträgt jährlich 1½ Mill. Frank. Hauptort und Residenz des Kommandanten über die das vierte Arrondissement der Kolonie Senegal bildenden Plätze ist Fort Sedhiu. Die Portugiesen setzten sich hier im 16. Jahrh. fest, die Franzosen erschienen dagegen 1828 und besetzten bald mehrere Inseln sowie die Ufer des Flusses, so daß Portugal endlich nur Zighinchor besaß, das es 1886 Frankreich überließ. Zugleich schloß es einen Vertrag mit Frankreich über die gegenseitigen Grenzen ab, dem 1889 ein zweiter mit England folgte.

Kasan (tatar., »Kessel«), russ. Gouvernement, welches nördlich an das Gouv. Wjatka, östlich an Ufa, südlich an Simbirsk und Samara, westlich an Nishnij Nowgorod grenzt, mit einem Flächenraum von 63,716 qkm (1157 QM.). Das Land, dem untern Wolgagebiet angehörig, wird von der Wolga und deren Zuflüssen: Wetluga, Swiaja, Kama, Kasanka, Wjatka (auf der Ostgrenze) rc., bewässert und ist von welliger Beschaffenheit. Die Wolga friert meistens Mitte November zu und geht Mitte April auf; die Schiffahrt dauert also etwa 200 Tage. In wasserreichen Jahren steigt der Fluß im Frühling oft um 21 m und überschwemmt auf weite Strecken die Ufer. Rechts von der Wolga erhebt sich das Land zu 16—33 m, links ist es von unübersehbaren Wiesen und Morästen erfüllt; in der Nähe der Stadt K. steigt es zu einem wirklichen Hügelland an, dessen Höhen fast 200 m erreichen. Fast das ganze Gebiet gehört der permischen Formation an, nur im äußersten Süden tritt die Juraformation zu Tage. Tertiäre Ablagerungen gibt es am linken Ufer der Wolga, besonders im NW. des Gouvernements. Von Mineralien finden sich Lehm, Sandstein, Gips, etwas Kupfer, Alabaster, Kalk, sogen. brennender Schiefer (½ kg davon gibt 80 Lit. Leuchtgas) und einige Mineralquellen, besonders Schwefelquellen, an der Tscheremuschka und der Bystraja. Der Boden ist lehmig oder sandig, bis auf den südlichen Teil aber vorherrschend aus Schwarzerde bestehend. Das Areal besteht aus 49 Proz. Ackerland, 9,05 Proz. Wiesen, 35 Proz. Wald und 5,05 Proz. Unland. Das Klima ist meist streng, aber sehr veränderlich. Der Unterschied zwischen der mittlern Temperatur im Sommer und im Winter bewegt sich zwischen —29,4° und +36,5°; dabei kommen an einem Tage oft Unterschiede von 22° vor. Die Bevölkerung beträgt (1891) 2,195,414 Seelen (34 auf 1 qkm), welche der Hauptmasse nach zur griechisch-orthodoxen Kirche gehören. Der Rest setzt sich aus Mohammedanern (in einer Anzahl (1891) von 603,866), Sektierern, Römisch-Katholischen, Protestanten, Armeno-Gregorianern, Juden und Heiden zusammen. Die Zahl der Eheschließungen betrug 1889: 18,778, der Gebornen 102,948, der Gestorbenen 77,414. Der Acker- und Gartenbau ist die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Der Viehstand belief sich 1888 auf 505,896 Pferde, 476,786 Stück Hornvieh, 1,240,098 gewöhnliche, 7611 feinwollige Schafe, 162,000 Schweine, 44,437 Ziegen. Der Fischfang ist ergiebig. An Fabriken und industriellen Anstalten, die nachweislich in stetigem Abnehmen begriffen sind, bestanden 1890: 193 mit 9634 Arbeitern und ca. 16 Mill. Rubel Produktionswert. Es wird insbes. Getreidemüllerei (3,5 Mill. Rub.), Branntweinbrennerei (3,5 Mill. Rub.), Destillation (1,1 Mill. Rub.), Talg-, Stearin-, Seife- (3,1 Mill. Rub.) und Lederfabrikation (740,000 Rub.) getrieben; auch gibt es mechanische Werkstätten, Gießereien, Meiereien, Seilereien, Wachs- und Mattenfabriken u. a. Auf 68 abgehaltenen Jahrmärkten betrug 1888 der Umsatz ca. 5½ Mill. Rub., bei einer Zufuhr im Werte von 7 Mill. Rub. Die Zahl sämtlicher Lehranstalten ist (1890) 1907, die der Lernenden 36,146. Eingeteilt ist das Gouvernement in zwölf Kreise: Jadrin, K., Kosmodemjansk, Laischew, Mamadysch, Spask, Swijashsk,

Digitized by Google

Tetjuschi, Tschebolsary, Tschistopol, Zarewokokschaisk und Ziwilsk.

Das Reich K. wurde bis zum 13. Jahrh. von den Bulgaren bewohnt, dann kam es unter die Herrschaft der Tataren. Als Grenznachbarn gerieten die Bulgaren mit den Russen in viele Streitigkeiten, wovon die Kriegszüge Wladimirs d. G. (988) gegen die Bulgaren, des Georgi Wladimirowitsch (1123) und spätere (1166, 1171 und 1183) zeugen. Interessant ist die Angabe der Historiker des 11.—13. Jahrh., wonach der Schnee selbst im Sommer nicht überall auftaute und man im Winter des hohen Schnees wegen nur mit Hunden fahren konnte. Von den mehr als 30 Städten aus jener Zeit ist jetzt nichts mehr vorhanden außer einigen Ruinen der Stadt Bolgar (s. Bolgary) u. a. Dafür sind in neuester Zeit viele alte Münzen gefunden worden, namentlich aus den Jahren 789—913 und aus dem 12.—14. Jahrh. Um 1437 gründete Ulu Machmet aus dem alten Bulgarien das Zarenreich K., welches jedoch bald (1467) in Kriege mit Rußland geriet, die damit endigten, daß ganz K. 1550 von Iwan Wasiljewitsch Rußland einverleibt wurde. Erst 1836 entdeckte man im Saratowschen Gouvernement, nahe bei der Stadt Zarew, die Trümmer von Sarai, der alten Residenz jenes Reiches, welches sich ehemals noch weit über Astrachan hin erstreckte und vom 13.—15. Jahrh. halb Europa in Schrecken setzte.

Die Kasanschen Tataren haben sich im Laufe der Jahrhunderte zu einer ganz besondern Rasse ausgebildet und durch Mischung sowie Zusammenleben mit finnischen Stämmen und Russen viel von ihrem eigentlichen mongolischen Typus verloren. Sie sind aufgeweckt, nüchtern, arbeitsam, gastfrei, dabei aber ehrgeizig und die Reichen sehr stolz. Fast jeder kann lesen und schreiben; allgemein unter ihnen ist die Kenntnis orientalischer Sprachen verbreitet, namentlich des Arabischen, des Bocharischen und des Persischen. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist der Handel, der sie nicht allein durch das ganze russische Reich, sondern auch durch Chiwa, Bochara und Persien führt, um ihre Waren im Kleinhandel an den Mann zu bringen. Religion ist der Islam; in Vielweiberei leben aber nur die Reichen.

Kasan (tscheremiss. Oson), Hauptstadt des ehemaligen Tatarenreichs u. des jetzigen Gouvernements K. (s. oben), liegt 58 m ü. M. und 4½ km vom linken Wolgaufer, von der Kasanka u. vier andern Flüßchen durchflossen, an der 1893 vollendeten Eisenbahn Rjäsan-K. und ist auf sieben Hügeln erbaut. Sie besteht aus dem Kreml, der eigentlichen Stadt und den Vorstädten oder Sloboden. Der Kreml liegt am nördlichen Ende der Stadt auf einer Anhöhe und bildet ein längliches, von einer mit fünf Türmen geschmückten Mauer umgebenes Viereck, das auf drei Seiten von schroffen Abhängen, auf der vierten von einem tiefen Graben umgeben ist. Von den Mauertürmen sind zwei mit Thoren versehen, deren eins mittels einer steinernen Brücke die Stadt mit dem Kreml verbindet. Innerhalb des Kremls befinden sich mehrere Kirchen, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä (1552 gegründet) mit zahlreichen Türmen und Kuppeln und dem wunderthätigen Bilde der »Mutter Gottes von K.«, dabei ein prächtiges Kloster (1556 gegründet) und ein Waisenhaus für Popentöchter; ferner ein Artilleriearsenal, das Regierungsgebäude, das Schloß (Wohnung des Generalgouverneurs) ꝛc. Die eigentliche Stadt zerfällt in drei Viertel, hat kleine, einstöckige, von Gärten umgebene Häuser, 54 griechisch-kath. Kirchen und 5 Klöster, eine lutherische und eine römisch-kath. Kirche sowie 9 Moscheen; sie wird vorzugsweise von Russen bewohnt, während in den Vorstädten meist Tataren zu Hause sind. Die Zahl der Bewohner beträgt (1889) 135,577. Die Industrie Kasans erstreckt sich auf Fabrikation von Juften, Seife, Matten und Stricken, Stearin- und Talglichten, Leder (besonders Saffian), Branntwein, Bier, Wachslichten, Tuch, Kattun, Heiligenbildern und geistlichen Gewändern, Goldwirkerei auf Leder, Flachsspinnerei, Mühlenbetrieb, Glockengießerei. In der Nähe befindet sich auch eine große Werft, auf welcher Peter d. Gr. seine kaspische Flotte bauen ließ. Der Handel ist besonders nach Vorderasien bedeutend, und der Bazar von K. bildet ein überaus buntes Bild. K. hat mehrere Buchhandlungen, eine Pulvermühle und eine Bank (eine der größern in Rußland) mit einem Umsatz (1891) von ca. 97 Mill. Rubel. An Bildungsanstalten besitzt K. eine Universität (1804 von Alexander I. gestiftet) mit einer historisch-philologischen, physiko-mathematischen, juristischen und medizinischen Fakultät (1890 Zahl der Zuhörer: 825), einer Bibliothek von 80,000 Bänden, einer Sternwarte, einem botanischen Garten und verschiedenen Sammlungen; 6 Gymnasien (eins davon mit adliger Pension, 2 für Mädchen); 2 geistliche Akademien, 3 Lehrerseminare, eins zur Ausbildung von Lehrerinnen, eine Infanterie-Junkerschule, eine Realschule, ein Institut adliger Fräulein; außerdem ein Irrenhaus, ferner ein Theater und mehrere Hospitäler. K. ist Sitz eines griechisch-katholischen Erzbistums (K. und Swijashsk) und eines Militärbezirks. Unweit der Admiralitäts-Vorstadt steht die sogen. Schädelpyramide Iwans, ein Denkmal zu Ehren der unter Iwan IV. vor K. Gefallenen (1812—23 errichtet). Die malerischen Umgebungen der Stadt werden als die Kasansche Schweiz bezeichnet. — K. bestand wahrscheinlich schon vor dem 13. Jahrh., lag aber ursprünglich 45 km nordöstlich von der jetzigen Stadt, wo noch jetzt ein ovaler Erdwall mit Graben zu sehen ist. Nach Zerstörung dieser alten Stadt durch den Großfürsten Wasilij Dimitriewitsch (1399) wurde K. 40 Jahre darauf durch den Chan der Goldenen Horde, Ulu Machmet, an seiner jetzigen Stelle neugegründet und Hauptstadt des Kasanschen Reiches (s. oben). Schon im 15. Jahrh. machten die Großfürsten von Moskau Anstrengungen, die Stadt zu erobern. Endlich fiel K. 1552 endgültig in die Hände der Russen. Wiederholt litt K. von starken Feuersbrünsten, unter anderm auch in der Zeit des Aufstandes Pugatschews. Ein neuer Brand legte 1815 die Festung, 17 Kirchen, 3 Klöster und 1000 Häuser in Asche; 1842 brannten abermals 1300 Gebäude ab. Im ganzen ist die Stadt schon zwölfmal abgebrannt.

Kasareep (Cassarip), der eingedickte und mit spanischem Pfeffer gewürzte Saft der bittern Knollen von **Jatropha Manihot** *L.*, welche in den Tropen viel angebaut wird. Der K. bildet die Basis für viele scharfe Saucen, welche dort und in England sehr beliebt sind; hauptsächlich aber benutzt man ihn zur Konservierung des Fleisches bei der Bereitung der sogen. Pfeffertöpfe. Er wirkt, wahrscheinlich durch den Bitterstoff, stark fäulniswidrig.

Kasawaika (Kazawaika, litauisch), Art Frauenjackett, meist pelzverbrämt.

Kasba (arab.), Schloß, Fort.

Kasba, Hauptort des britisch-indischen Distrikts Dscheffor (s. d.).

Kasbek (der Korax der Alten), mächtiger Gipfel im zentralen Kaukasus, unter 42° 42′ nördl. Br. und

Digitized by Google

44° 31' östl. L. v. Gr., erhebt sich als trachytischer erloschener Vulkankegel auf einer 1770 m hohen Grundlage zu 5043 m. Die Schneegrenze beginnt bei 3300 m. Von seinen teils dauernden, teils periodischen Gletschern hat sich der Dewdoraki durch seine Abstürze furchtbar gemacht. Über seinen Ostfuß führt in 2422 m Höhe die grusinische Heerstraße (s. Dariel). Der K. wurde 1811 von Parrot besucht, 1868 von Freshfield, Moor und Tacker erstiegen, 1873 von dem Russen Kosmin, 1889 von Pastuchow, 1891 von den Deutschen Merzbacher und Purtscheller.

Käsch (engl. Cash), nach dem vorderindischen Ausdruck »Kaschi« für Münze die europäische Bezeichnung ostasiatischer Gewichte und Münzen: 1) als Li der Chinesen und Ring der Japaner $^1/_{1000}$ der Unze, im Handelsgewicht = 37,8 und im Silbergewicht = 37,57 mg; 2) als chinesisches Li und japanisches Mongseng (1 Sen) ebenfalls $^1/_{1000}$ der Unze (Tael) Silberwert; 3) die einzige allgemeine chinesische Landesmünze, mit quadratischer Öffnung zum Aufreihen auf Schnüre von 100 und 1000 Stück, deren Ausfuhr verboten ist. Die Legierung soll aus 79 Teilen Kupfer, 10 Zink, 7 Blei und 4 Zinn bestehen, ward aber oft gefälscht bis zu bloßem Gußeisen, so daß der Kurs dieser Massen von Münzen um 1400 für einen Tael (1 K. = etwa $^3/_7$ deutscher Pfennig) schwankt. Auch sind Stücke von 5—100 K. mit zu geringem Gewicht angefertigt. Bis Mitte 1871 bestanden solche Münzen in Japan aus Kupfer und zuletzt bloß Eisen, so daß ältere Stücke von 4 Mong amtlich den doppelten Wert erhielten. Vgl. Sen. In der Präsidentschaft Madras und Französisch-Vorderindien rechnete man bis 1835 ein Fanam zu 4 Pie = 80 K.

Kascha, aufgequellte und in Butter braun gebratene Buchweizengrütze, wird in Rußland zu allen Nationalsuppen gereicht.

Kaschân, Hauptstadt einer kleinen Provinz im Innern Persiens, an der Straße von Teheran nach Ispahan, 1090 m ü. M., wurde durch Harun al Raschids Lieblingsgemahlin Zobeida gebaut und ist die regelmäßigste und sauberste Stadt Persiens. Sie hat 35 Karawanseraien für Reisende, 34 Bäder, 18 große, 90 kleine Moscheen und ein großes Kolleg, bedeutende Fabriken für Seiden- und Baumwollzeuge, Kupfergeschirr, Gold-, Silber- und Stahlwaren, Säbelklingen, bunte Ziegel ꝛc. sowie lebhaften Handel und zählt nach Schindler 30,000 Einw.

Kaschau (ungar. Kassa, spr. káschscha), königl. Freistadt im ungarischen Komitat Abauj-Torna, Knotenpunkt der K.-Oderberger Bahn und der Staatsbahnlinien nach Miskolcz, Torna, Eperjes (Orló) und Bartfeld, liegt am Ausgang des Hernádthals am Fluß Hernád und gehört zu den ältesten und schönsten Städten des Landes. Sie hat viele Kirchen, darunter die aus dem 13. und 14. Jahrh. stammende prachtvolle altgotische Kathedrale (von der Königin Elisabeth gegründet), an deren Restaurierung seit 1856 gearbeitet wird, und die gotische Michaelskirche (aus dem 13. Jahrh.). An hervorragenden Gebäuden sind erwähnenswert: das Komitatshaus, Stadthaus, der Kammerhof, das neue Theater, die Kasernen, die neuen Gebäude der verschiedenen Lehranstalten und das bischöfliche Palais mit Park. K., die ansehnlichste Stadt Oberungarns, hat (1890) 28,884 magyarische, slowakische u. deutsche (meist römisch-kath.) Einwohner und 3319 Mann Militär, eine ärarische Tabaksfabrik, Fabriken für Kognak, Stärke, Dextrin, Steingut, Papier, Nägel, Möbel aus gebogenem Holz, Parkette, Ziegel, Keramik ꝛc., Kunst-, Dampf- u. Sägemühlen, 2 Bierbrauereien, eine Gasanstalt, lebhaften Handel, ein Lagerhaus, ein Schlachthaus, eine Telephonleitung und eine Dampfstraßenbahn. K. ist der Sitz des Komitats, eines römisch-katholischen Bischofs (seit 1802), eines Armeekorpskommandos, einer königlichen Tafel, eines Gerichtshofs, einer Finanz- und einer Post- und Telegraphendirektion, eines Hauptzollamts und einer Handels- und Gewerbekammer, hat eine Filiale der Österreichisch-Ungarischen Bank, mehrere Geldinstitute, viele Lehranstalten (Rechtsakademie, Obergymnasium, eine Oberreal- und eine Militärunterrealschule, ein bischöfliches Seminar, 2 Lehrerpräparandien, ein landwirtschaftliches Institut, Musik-, Zeichen-, Wirkereifach-, Maschinenindustrieschule ꝛc.). Außerhalb der Stadt befindet sich ein großes Barackenlager (für 6000 Mann und 600 Pferde). 4 km nordwestlich liegt der klimatische Kurort Banko und gegen NO. (10 km) der Badeort Ránkherlein (s. d.) mit dem berühmten Springquell. — K., eine deutsche Ansiedelung, neben dem ältern Ort Ober-K. entstanden, ward vom König Stephan V. zur königlichen Freistadt erhoben, 1290 mit Mauern und nach und nach mit Festungswerken umgeben, welche Ferdinand II. erweitern und Leopold I. mit einer Citadelle verstärken ließ. König Karl Robert trat K. an den Palatin Amadeus Aba ab; derselbe ward jedoch schon 1311 von den über seine Gewaltpläne mißvergnügten Bürgern getötet, und seine Familie entsagte hierauf ihren Rechten. König Ludwig gab 1346 der Stadt das Recht der Halsgerichtsbarkeit, verlieh ihr 1347 das Ofener Stadtrecht, bestimmte sie 1361 zum Stapelplatz für polnische und russische Waren und erteilte ihr Marktgerechtsame. König Siegmund erneuerte 1425 ihre Gerechtsame. Sie stand an der Spitze des Fünf-Städtebundes Ostungarns in der bewegten Zeit seit 1437 und hatte namentlich mit Krakau enge Handelsverbindung. Seit der Schlacht bei Mohács immer entschiedener protestantisch geworden, anderseits durch die Eroberung Zápolyas infolge gewaltsamer Verdrängung deutscher Altbürgerfamilien und wachsender Einbürgerung der Magyaren in seinem Volkstum zersetzt, erscheint K. im 16. und 17. Jahrh., gleichwie auch später, als politischer Vorort des ostungarischen Berglandes, als wichtiger Waffenplatz und Kommandoort des kaiserlichen Ungarn, aber auch als Stützpunkt und Besitz der Gegner der Habsburger, eines Bocskai (gest. 1606), Gabriel Bethlen (gest. 1629), Georg Rákóczy I. (gest. 1648), Tökölyi (1682—83), und auch Franz Rákóczys II. Insurrektion zog K. in Mitleidenschaft. Unter König Leopold I. wurde hier eine Hochschule oder Universität unter der Leitung der Jesuiten gegründet, an deren Stelle dann ein Gymnasium und eine Rechtsakademie verblieb. In den Bewegungen des Jahres 1848 ward K. 11. Dez. von den Österreichern erobert; am 4. Jan. 1849 fand hier eine Schlacht zwischen den Ungarn unter Mészáros und den Österreichern unter Schlick statt, und 9. Febr. ward K. von Görgei, 24. Juni von den Russen besetzt. Vgl. Krones, Zur Geschichte der Freistadt K. (Wien 1864).

Kaschelot (franz. Cachalot), s. Pottwal.

Käscher (Kescher), über einen Bügel gespanntes u. mit diesem an einen Stab befestigtes kleines Netz zum Fischen, auch ein ähnliches Instrument mit einem Sack aus Gaze oder Musselin zum Fangen von Insekten.

Kaschéu (Kachéu), Ort, s. Cacheo.

Kaschgar (chines. Hoschehuöl), Hauptstadt von Kaschgarien im chinesischen Ostturkistan, unter

39° 27′ nördl. Br. und 76° 2′ östl. L. v. Gr., 1220 m ü. M., 170 km nordwestlich von Jarkand, am Kaschgarfluß, in einer an Korn und Früchten reichen Gegend, besteht aus der auf hohem Flußufer schon 1513 erbauten Altstadt (Kunaschar) am rechten Flußufer und der Neustadt (Jangischar) 8 km südlich davon. Die erste ist von einer hohen Lehmmauer mit zwei Thoren umgeben, hat enge, krumme u. schmutzige Straßen mit elenden Hütten, unter denen nur der Palast des Gouverneurs und eine Karawanserai, beide von Jakub Beg erbaut, hervorragen. In der tiefer gelegenen Neustadt mit vier Vierteln nimmt die 1838 von den Chinesen erbaute, gleichfalls mit dicken Lehmmauern und Bastionen versehene Citadelle den größten Raum ein. K. hat 17 Medressen, 70 Schulen, ein Gefängnis, Karawanseraien, ein von der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft 1887 errichtetes Denkmal des hier 26. Aug. 1857 ermordeten Reisenden Adolf Schlagintweit, 2 Teiche, einen Kanal und 60—70,000 Einw. (Türken, Chinesen, Cholaner ꝛc.). Die gewerbliche Thätigkeit erzeugt Gold- und Silberstoffe, Gold- und Silberdraht, Baumwoll-, Seiden- und Leinenzeuge und Teppiche. K. ist ein Knotenpunkt der Handelsstraßen über die westlichen Gebirge und wurde von Jakub Beg zur Hauptstadt des von ihm gegründeten Reiches gemacht. Doch hat sich der Handel, namentlich mit Baumwolle und Baumwollwaren, in den letzten Jahrzehnten nach Jarkand gezogen. Vgl. Kuropatkin, Das Kaschgarland (St. Petersb. 1879; engl. Übersetzung, Lond. 1883).

Kaschgil, Ort bei El Obeid in Kordofan, bei dem die ägyptische Armee unter Hicks Pascha 3.—5. Nov. 1883 von den Aufständischen unter dem Befehl des Mahdi vernichtet wurde.

Kaschieren (franz. cacher), verbergen, verstecken; in der Buchbinderei soviel wie Papparbeit (namentlich Theaterdekorationsstücke) mit Papier überkleben; Kaschiereisen, Buchbinderwerkzeug zur Erzeugung der Rückenkanten eines Buches (s. Buchbinden, S. 602); kaschiert, Bezeichnung starker Papiere, die aus zwei aufeinander geleimten, meist verschiedenfarbigen Bogen bestehen und zu Buchumschlägen und Accidenzarbeiten benutzt werden.

Kâschif, in Ägypten der unter einem Mudir stehende Kreisverwalter.

Kaschin, Kreisstadt im russ. Gouv. Twer, an der Kaschinka, einem Seitenfluß der Wolga, hat 25 Kirchen, 3 Klöster, Fabrikation von Juften, Lichten, Leinwand, Garn, Säcken, Pfefferkuchen, bedeutenden Handel mit Getreide, Fleisch, Wein, Garn ꝛc. und (1889) 6833 Einw. K. wird schon 1238 erwähnt. — Der Kreis K. ist der bevölkertste des Twerschen Gouvernements.

Kaschira, Kreisstadt im russ. Gouv. Tula, am Einfluß des Flusses K. in die Oka malerisch gelegen, mit 7 Kirchen, vielen Gärten, einigen Fabriken und (1889) 5070 Einw.

Kaschkalar, Volksstamm, s. Katschinzen.

Kaschmir (Kaschemir), weiches, geköpertes Gewebe aus feiner Kammwolle, ohne glänzende Appretur, auch wohl mit Blumen durchwirkt, dient zu Damenkleidern, Umschlagtüchern ꝛc. Früher kam dieser Stoff ausschließlich aus dem Orient, wo er aus den feinen Haaren der Kaschmirziege gefertigt wurde, in den europäischen Handel. Halbwollener K. hat eine Kette aus Seide und Einschlag aus Kaschmir- oder Merinowolle.

Kaschmir (amtlich K. und Dschamu), Vasallenstaat an der Nordwestgrenze des britisch-ind. Reiches, dem Vizekönig direkt unterstellt, zwischen 32° 17′—36° 58′ nördl. Br. und 73° 26′—80° 30′ östl. L. v. Gr., grenzt im N. und O. an China (Ostturkistan und Tibet), im S. und W. an Pandschab und Kafiristan und ist 209,500 qkm (3705 QM.) groß mit (1891) 2,543,952 Einw., die auf die einzelnen Provinzen und Landschaften sich wie folgt verteilen:

	QKilom.	QMeil.	Bewohner
Dschamu	40000	726	1439543
Eigentliches Kaschmir	22500	482	949041
Ladak			28274
Skardu	147000	2497	110325
Gilgit			16769

Physische Geographie. Die folgende Darstellung bezieht sich im wesentlichen auf das eigentliche K., die übrigen Landschaften sind in besondern Artikeln behandelt worden. In landschaftlichen Schönheiten wird K. von wenigen Gegenden der Erde übertroffen. Es ist ein auf allen Seiten von Schneegipfeln umstelltes Hochland von fast eirunder Gestalt, 190 km lang, bis 140 km breit, dessen mittlern ebenen Teil der am Nordostende entspringende Dschelam mit zahlreichen Nebenflüssen in nordwestlicher Richtung durchfließt. Die Pir Pandschal-Kette mit Gipfeln bis zu 4730 m bildet die südliche Umwallung; zu größerer Höhe steigt der Nordrand empor, wo der Kolasor 5437 m erreicht. Tief eingeschnitten sind die Paßübergänge, der Pir Pandschal-Paß liegt in 3259 m Höhe, während die Thalebene bei der Hauptstadt 1568 m Höhe hat. Unter den zahlreichen Seen ist der bedeutendste der 16 km lange, 2,4 km breite, 275 qkm große Wularsee in 1580 m Meereshöhe am Westfuß des 5152 m hohen Haramuk, der vom Dschelam durchströmt und seit 1876 mit einem kleinen Dampfer befahren wird. Der Dschelam, der das Thal seiner ganzen Länge nach durchfließt, zahlreiche Bergflüsse aufnimmt, in Bewässerungskanälen abgeleitet wird und durch die Baramulaschlucht (s. Baramula) aus dem Thal heraustritt, wird von 13 Brücken überspannt und ist von der Hauptstadt bis in den Wularsee für größere, bis Islamabad für kleinere Boote schiffbar. Die mittlere Jahrestemperatur von Srinagar ist 13,8°. Die Winter sind weit kälter als in England, doch ist der Dschelam nur in seltenen Jahren ganz mit Eis bedeckt. Der kälteste Monat hat eine mittlere Temperatur von 4,5°, der wärmste von 24°; die Regenmenge beträgt 1160 mm. Erdbeben sind häufig; 1828 wurden in Srinagar 1200 Häuser zerstört, und 1000 Personen kamen um; 1885 erstreckte sich die Zerstörung über weite Strecken, wobei Tausende ihr Leben verloren. Von Metallen kommen vor: Eisen (sehr häufig, aber nicht gut), Kupfer, Blei, Graphit, Waschgold; auch Kohle ist vorhanden; Schwefelquellen sind zahlreich. Die Flora ist mit der europäischen eng verwandt; Deodar (Cedrus Deodara), Yar (Pinus excelsa), Tschil (Pinus longifolia) u. a. bilden große Wälder, die erst in 3350 m Höhe ihre Grenze finden. Haine von Pappeln, Kirsch-, Walnuß-, Pfirsich-, Aprikosen-, Apfel- und Maulbeerbäumen säumen die Flußläufe ein; der Duft von Rosen, Jasmin und Hunderten von wilden Blumen dringt allerwärts entgegen. Die bei weitem wichtigste Frucht ist Reis, dessen Felder mit denen von Weizen, Gerste, Mais, Flachs, Erbsen und allerlei Gemüse sowie mit grünen Wiesen abwechseln; Weinreben bedecken die Abhänge bis zu 2700 m, für Orangen und Zitronen ist das Klima aber zu kalt. Die Tierwelt ist außer-

Digitized by Google

ordentlich reich. In den höhern Lagen finden sich die Gazelle, das Moschustier, der Steinbock, der Wolf, der schwarze und braune Bär, Schakal, Fuchs, Affen, Fischottern; giftige Schlangen sind selten, Raubvögel aber zahlreich, ebenso Fasanen, Wasservögel aller Art, der Kuckuck und der Bulbul, die kaschmirische Nachtigall, die der unsern weit nachsteht; die Seen sind fischreich. Schaf-, Ziegen- und Rinderzucht, vornehmlich Yaks, wird mit viel Erfolg auf den fetten Alpenweiden betrieben und Butter in großen Mengen ausgeführt. Dennoch hat K. wiederholt von Hungersnot zu leiden gehabt, zuletzt 1878—80, wo bei Hinzutreten der Cholera die Sterblichkeit außerordentlich war.

Die **Bevölkerung** zählte 1891: 2,543,952 Seelen (1,353,229 männlich, 1,190,723 weiblich), davon 1,793,710 Mohammedaner, 30,201 Buddhisten und Dschaina, 11,399 Sikh und 218 Christen. Die Bewohner von K. sind meist von hohem und starkem Körperbau, mit regelmäßigen, bei den Mohammedanern jüdischen Gesichtszügen und meist olivenfarbiger Haut. Sie sind scharfsinnig, heiter und witzig, aber auch falsch und trügerisch und ausschweifend. Die Mehrzahl besteht aus arischen Einwanderern, welche das Thal von K. von W. her über Baramula schon im 2. Jahrtausend v. Chr. besiedelt hatten; im äußern Himalaja sitzen aber noch Reste der vorarischen wie der später in das indische Pandschab eingedrungenen türkischen Völker (vgl. A. Cunningham, Archaeological Survey of India, Bd. 2, Kalk. 1871). Die Sprache ist im Thal von K. **Kaschmiri**, im äußern Himalaja **Dogra**, beides Töchtersprachen des Sanskrit, letzteres jedoch dem modernen Hindi verwandter als ersteres. Die Kleidung besteht in Beinkleidern und einem wollenen Umhang; in der Kälte führt man Kohlenbecken mit sich. Die Auswanderung nach Indien ist stets beträchtlich gewesen und war es auch in den letzten Jahren. Volksschulen bestehen seit alter Zeit in allen Orten, auch für höhere Schulen wird jetzt gesorgt, und eine Summe von 3000 Pfd. Sterl. jährlich ist ausgesetzt worden zur Veröffentlichung von Übersetzungen wissenschaftlicher europäischer Werke und von klassischen Schriften in Sanskrit und in arabischer Sprache. Die **Hauptindustrie** im Kaschmirthal ist die weltberühmte Weberei von Shawls, zu denen teils die Haare (und zwar die Unterhaare) der zahmen Kaschmirziege, teils die der wilden Ziegen Tibets den Stoff liefern (s. Shawl). Die Arbeit ist fabrikmäßig verteilt; an einem gewöhnlichen Shawl arbeiten drei Weber drei Monate, an einem kostbarern 1½ Jahr. Doch leidet dieser Erwerbszweig schwer unter der veränderten Richtung der Mode; immerhin sollen noch jährlich für 180,000 Pfd. Sterl. Shawls, davon für 90,000 Pfd. Sterl. nach Europa, ausgeführt werden. Andre Fabrikate sind Teppiche, Rosenöl, Wollenzeuge, Seidenwaren (eine Fabrik besteht in Srinagar), Papier, Papiermaché, Silber-, Gold- und Steinwaren; dagegen hat die früher berühmte Fabrikation von Flinten- und Pistolenläufen und Schwertern bedeutend abgenommen. Der **Handel** richtet sich vornehmlich nach dem Pandschab, Afghanistan, Zentralasien. In Indien ist Amritsar der Hauptmarkt für die Produkte Kaschmirs; 1892—1893 betrug unter den ungünstigen Einwirkungen von Dürre und Cholera die Ausfuhr (Shawls, getrocknete Früchte, Moschus, Borax u. a.) nach dem Pandschab 507,329, die Einfuhr von dort (europäische Gewebe, Eisenwaren, indische Spezereien) 476,398 Rupien. Beamte der britischen Regierung sind in Leh und Srinagar stationiert. Die durch Bauten vielfach verbesserten Hauptstraßen zwischen K. und Indien führen von Srinagar über den Banihalpaß nach Dschamu und Amritsar (die beiden letzten Orte verbindet sogar eine gute Chaussee), über den Pir Pandschal und Bhimbar nach Gudscharat, ebenso über Akhnur und den Budilpaß und endlich von Srinagar nach Peschawar über Baramula, Muzaffarabad und Manierat. Der Telegraph verbindet Srinagar und Dschamu mit Sialkot im Pandschab. Das in K. umlaufende Silbergeld besteht aus alten guten, aber seltenen Rupien, 8 Annas wert, aus alten Rupien des letzten Herrschers, ursprünglich 10 Annas wert, sehr zahlreich und weit verbreitet, aber vielfach verfälscht und nur 8 Annas wert, endlich vollwertige Rupien des jetzigen Herrschers, ursprünglich 10 Annas wert (1 Schilling).

Der Fürst, mit dem Titel Maharadscha, ist unumschränkter Herrscher, hat aber einen Tribut von einem Pferde, 12 Ziegen und drei Paar Kaschmirshawls an die britische Regierung zu zahlen und ist dem Generalgouverneur von Indien direkt unterstellt. Die Einkünfte (800,000 Pfd. Sterl.) bestehen meist in Abgaben von Grund und Boden, dessen ausschließlicher Herr der Fürst ist. Zu Verwaltungszwecken ist K. in 2 Provinzen (K. und Dschamu mit zusammen 11 Kreisen) und 3 äußere Gouvernements (Gilgit, Skardu, Ladak) geteilt. Oberster Richter ist der Maharadscha; ein Strafgesetzbuch ist nach dem Muster des britisch-indischen abgefaßt. Politische Verbrecher und zu lebenslänglichem Gefängnis Verurteilte werden nach der Grenzfestung Bhundschi verbannt; die übrigen Verbrecher verbüßen ihre Strafe in Hatbal am Talsee. Das wenig brauchbare Heer zählt 1393 Mann Kavallerie, 18,436 Mann Infanterie und 96 Geschütze. Hauptorte sind: **Dschamu**, die Hauptstadt, **Srinagar**, die Sommerresidenz, **Islamabad**, der Endpunkt der Schiffbarkeit des obern Dschelam, und **Leh**, Handelsentrepot zwischen Indien und Jarkand. S. Karte »Ostindien«.

[Geschichte.] Vor Erforschung der Sanskritlitteratur der alten Inder hatte man in K. das Paradies, später die Wiege des Menschengeschlechts gesucht; seither wissen wir, daß dieses schöne Gebirgsland von den Ariern (s. d.) bald nach ihrer Einwanderung in das Pandschab in Besitz und Kultur genommen wurde. Die historischen Überlieferungen gehen weiter zurück als in andern Teilen Indiens, reichen aber über den großen Kampf (s. Mâhâbhârata) nicht hinaus; es hat sich zwar eine dunkle Erinnerung an 52 ältere Könige erhalten, chronologisch können wir aber die Landesgeschichte nur bis 1182 v. Chr. zurück verfolgen. Mitte des 7. Jahrh. bemächtigten sich Brahmanen von Gandhara (aus den Umgebungen von Peschawar) Kaschmirs, Mitte des 4. Jahrh. zeigt sich die indische Kastenordnung bereits fest begründet. Dann folgte eine Zeit der Fremdherrschaft. Ende des 3. Jahrh. bemächtigte sich der baktrische König Demetrios des Landes. Im 1. Jahrh. v. Chr. kam in K. auf kurze Zeit eine einheimische Dynastie zur Regierung; dann herrschten Könige der Indoskythen, Zentralasiaten, welche das Pandschab überschwemmt hatten; der König Kanischka (10—40 n. Chr.) hielt hier das in der Geschichte des nördlichen Buddhismus berühmte vierte Konzil ab. Im 2. Jahrh. n. Chr. nahm Meghawahana aus der mächtigen Dynastie der Gupta den Thron ein und erweiterte das Reich bis zum Windhya, ja gelangte sogar in Orissa bis an das Gestade des Bengalischen Meerbusens; nach ihm ward K. von 207—240 eine

Digitized by Google

Beute baktrischer Eroberer, aber 240 setzte der mächtige Guptakönig Tschandragupta einen König ein. Im 4. und 5. Jahrh. ward K. der Tummelplatz der sogen. weißen Hunnen, d. h. tibetischer Völker; dann kräftigte es sich unter Fürsten eigner Abstammung. 713 sandte sein König eine Gesandtschaft an den Kaiser von China; im 8. Jahrh. ward die tibetische Provinz Ladak am Nordabhang des Himalaja erobert. Diese Blütezeit Kaschmirs dauerte nur kurze Zeit: 1013 erfolgte der erste Angriff von Mohammedanern unter dem Ghasnawiden Mahmud; 1152 ging der wichtige und große Besitz in der Ebene mit der Stadt Lahor an seine Nachkommen über; K. ward von nun an zum reinen Gebirgsstaat und war nun Angriffsobjekt der nördlichen Nachbarn, so Ende des 12. Jahrh. seitens der Tibeter unter Rintschana, welcher als König von K. den Islam annahm. Der Vertreibung der Fremden folgten beständige Fehden; hierdurch war 1340 der Boden vorbereitet für die dauernde Aufrichtung der mohammedanischen Fremdherrschaft. K. blieb eine Provinz des Großmogulreiches, bis es 1752 in die Gewalt der Afghanen unter Ahmed Schah fiel, deren Beamte das Land despotisch regierten und aussogen. 1819 trat ein neuer Herrscherwechsel ein durch die Ausdehnung des Sikhreiches unter Randschit Singh; K. wurde dem Pandschabreich einverleibt und das inzwischen unter tibetischen Königen selbständig gewordene Ladak (s. d.) wieder erworben. Nach Randschit Singhs Tode (1839) wurden im Vertrag von Lahor die Berglandschaften zwischen Bias und Indus, einschließlich K., zur Entschädigung für die aufgewendeten Kriegskosten an die Briten abgetreten; diese überwiesen jedoch diese Gebiete 11. März 1846 im Vertrag von Amritsar Gulab Singh als selbständiges Fürstentum gegen Zahlung von 750,000 Pfd. Sterl., während der Fürst gleichzeitig in ein Vasallenverhältnis zur britischen Krone trat, der er seitdem einen jährlichen Tribut (s. oben, S. 990) entrichtet. 1849 wurde noch die altkaschmirische Provinz Tschamu dem Reiche zugeteilt. 1859 folgte als Maharadscha Gulab Singhs Sohn Rangbir Singh (geb. 1832), diesem 1885 Pertab Singh, der 1889 von den Engländern, für welche seit dem drohenden Vordringen der Russen der Besitz Kaschmirs von großer Bedeutung ist, unter dem Vorgeben verschwenderischer Regierung gezwungen wurde, einen Staatsrat einzusetzen, der sich in allen wichtigen Fällen mit dem britischen Residenten zu verständigen hat. Die Finanzverwaltung wurde durch englische Beamte reformiert und der Fürst auf eine Zivilliste beschränkt. Vgl. v. Hügel, K. und das Reich der Sieck (Stuttg. 1840—48, 4 Bde.); H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien, Bd. 2 (Jena 1871); Bellew, Kashmir and Kashgar, a narrative of the journey of the embassy to Kashmir 1873—1874 (Lond. 1875); Drew, The Jummo and Kashmir territories, a geographical account (das. 1875, Hauptwerk); Wakefield, Kashmir and the Kashmiris (das. 1879); Knowles, Dictionary of Kashmiri proverbs (das. 1885); Derselbe, Folk tales of Kashmir (das. 1888); »Kashmir Handbook« (das. 1886); Hunter, Imperial Gazetteer of India, Bd. 8 (2. Aufl., das. 1886).

Kaschmiret, tuchartiger, geköperter Stoff mit Kette aus Florettseide und Einschlag aus Streichwolle.

Kaschmirshawls, s. Shawl.

Kaschmirwolle, das feine, weiche Flaumhaar der Kaschmirziege; s. Ziegenhaar.

Kaschmirziege, s. Ziege.

Kaschna, Stadt im Sudân, s. Katsena.

Kascholong (Cacholong), s. Opal.

Kaschtar, Volksstamm, s. Katschinzen.

Kasdim, soviel wie Chaldäer, s. Chaldäa.

Käse, der aus der Milch abgeschiedene und infolge der weitern Behandlung eigentümlich veränderte Käsestoff. Man bewirkt die Ausscheidung des Käsestoffes aus süßer Milch durch Lab (Süßmilchkäse) oder aus saurer Milch durch die Milchsäure, welche sich durch Zersetzung von Milchzucker bei längerm Stehen der Milch bildet (Sauermilchkäse). Die Masse, welche durch Säure aus der Milch ausgeschieden wird, kann als gefällter Käsestoff (Kaseïn) betrachtet werden, durch das Lab aber wird das Kaseïn gespalten, indem neben dem ausgeschiedenen Körper (Parakaseïn) noch eine geringe Menge löslichen Molkenproteïns entsteht, welch letzteres zu den Peptonen gehört. Die Zusammensetzung und die physikalischen Eigenschaften der durch Lab ausgeschiedenen Masse schwanken nach dem Säuerungsgrad der Milch beim Käsen, so daß letzterer mit dazu beiträgt, den verschiedenen Käsesorten ihre besondern Eigenschaften zu verleihen. Indem der Käsestoff sich ausscheidet, schließt er alle in der Milch vorhandenen Butterkügelchen ein, und man erhält daher aus ungerahmter Milch fetten, aus abgerahmter Milch magern K.; bisweilen setzt man aber der Milch vor der Gerinnung noch Rahm zu, um einen überfetten K. (Rahmkäse) zu erhalten. Außer dem Fett schließt der Käsestoff auch noch Molke (im wesentlichen eine Lösung von Eiweißkörpern, Milchzucker und Salzen) ein und bildet daher ein sehr kompliziertes Gemisch leicht zersetzbarer Körper, welche bei weiterer Behandlung (zum Teil unter Mitwirkung von Bakterien [Käsebakterien], Hefe-, Schimmelpilzen etc.) bald in eigentümlicher Weise sich verändern u. den K. in jenen Zustand überführen, welchen man als die Reife bezeichnet. Über die Natur dieser Prozesse ist noch sehr wenig bekannt; es entstehen flüchtige fette Säuren, wie Butter-, Baldrian- und Kapronsäure, welche zum Teil den eigentümlichen Geruch des Käses bedingen, ferner Schwefelwasserstoff, Ammoniak und Ammoniakbasen (z. B. Amylamin), Leucin, Tyrosin etc. Das Ammoniak und die Ammoniakbasen verbinden sich mit dem Kaseïn und bedingen dadurch das Speckigwerden des Käses. Die kräftig riechenden Käsesorten reagieren alkalisch, die schwach riechenden aber meist sauer. Die blasige Beschaffenheit mancher Käsesorten rührt her von einer Kohlensäureentwickelung aus dem Zucker der eingeschlossenen Molke, ist also durchaus vergleichbar mit der Beschaffenheit des lockern Brotes, indem bei diesem der Teig gleichfalls durch Gärungsprodukte blasig aufgetrieben ist. Die Sauermilchkäse reifen von außen nach innen, so daß sie zuletzt noch einen weißen Kern in einer speckigen Rinde zeigen; die mit Lab bereiteten K. reifen dagegen gleichmäßig in ihrer ganzen Masse. Scheinbar geringfügige Abweichungen in der Bereitung des Käses üben den wesentlichsten Einfluß auf Geruch und Geschmack des fertigen Produkts und bedingen die große Mannigfaltigkeit der Käsesorten.

Die Süßmilchkäse werden aus ganzer oder abgerahmter, auch wohl mit Rahm versetzter, süßer oder schwach gesäuerter Milch mit Lab bereitet. Dabei ist die Beschaffenheit und die Menge des angewandten Labes sowie die Temperatur beim Dicklagern der Milch von großem Einfluß. Sehr weiche K. aus ganzer Milch bereitet man bei 20—28°, harte Magerkäse u. fette Hart-

Digitized by Google

käse bei 28—35°. Die Milch wird in kupfernen Kesseln über freiem Feuer, besser durch Dampf- oder Warmwasserheizung genau auf die einzuhaltende Temperatur gebracht, mit der Labflüssigkeit, event. auch mit der Käsefarbe (aus Orlean oder Safran bereitet) versetzt und dann bedeckt der Ruhe überlassen. In 15—50 oder 90 Minuten, während welcher Zeit die Temperatur genau eingehalten werden muß, erfolgt die Gerinnung, und die Milch bildet dann eine zusammenhängende Masse, welche sämtliche Molke einschließt. Je nachdem nun harter oder weicher K. dargestellt werden soll, zerteilt man die Masse in mehr oder minder kleine Stücke, um die Molke von dem Käsestoff zu scheiden, und sorgt durch vorsichtige Mischung für gleichmäßige Abkühlung. Hat die Masse die richtige Beschaffenheit angenommen, so bringt man sie mit Hilfe eines Seihetuchs in die Form, bisweilen aber wird sie im Kessel weniger sorgfältig behandelt, vielmehr alsbald nach dem Zerschneiden herausgenommen und mit den Händen oder auf einer Handmühle oder Knetmaschine weiter zerkleinert, event. auch mit Salz gemischt. Bisweilen läßt man die Masse mit der Molke oder nach Abscheidung derselben einige Zeit liegen, um eine gewisse Säuerung herbeizuführen, welche auf den Reifungsprozeß günstig wirkt. In der Form wird der harte K. in der Regel, der weiche niemals gepreßt, um die Molke mehr oder weniger zu entfernen. Dies Pressen hat indes viel weniger Einfluß auf die Konsistenz des Käses, als gewöhnlich angenommen wird. Die meisten K. werden gesalzen und zwar entweder, indem man sie in gewissen Zwischenräumen mit Salz bestreut und dies auf dem K. zerfließen läßt, oder indem man sie einige Zeit in gesättigte Salzlake legt, oder endlich indem man dem Käsestoff vor dem Formen Salz einverleibt. Nur sehr wenige K. werden unmittelbar nach dem Formen konsumiert, bei weitem die meisten werden dem Reifungsprozeß unterworfen, wobei man sie in Räume mit mäßig hoher (10—20°), möglichst konstanter Temperatur und feuchter stagnierender oder langsam sich erneuernder Luft auf hölzernen Gestellen lagern läßt. Nur in den Kellern, in welchen der Roquefortkäse reift, findet eine beständige, lebhafte, natürliche Ventilation statt. Die Ausbeute aus 100 kg Milch beträgt etwa 9—11 kg Weichkäse, 7—9 kg Hartkäse, 5—8 kg halbfette und 4—6 kg magere Hartkäse.

Zu den weichen Labkäsen gehören: der Limburger, der Algäuer Backsteinkäse, der Ramadoux (Ramadura aus dem bayrischen Algäu), der Hohenheimer, der Brioler (Ost- und Westpreußen), Stiltonkäse, Camambert, Neufchâteller (Depart. Niederseine), K. von Brie, Gorgonzola und Strachino (Italien). Zur Darstellung des harten Labkäses wird die Milch stärker erwärmt, in kürzerer Zeit dick gelegt und die geronnene Masse noch weiter erhitzt. Man macht die Hartkäse im allgemeinen größer und schwerer, sie reifen langsamer, sind durchweg haltbarer als die weichen K. und daher zur weitern Ausfuhr geeignet. Die Schweiz, Holland, England und Amerika versorgen den Weltmarkt hauptsächlich mit dieser Ware. Man rechnet hierher: amerikanischen Cheddarkäse, dänischen Exportkäse, Algäuer Rundkäse, Holsteiner K. (Lederkäse), Tilsiter Niederungskäse (Elbinger, Werderkäse), Chesterkäse, Glocesterkäse, Cheddarkäse, Edamer, Goudakäse, holländischen Magerkäse, Parmesan- (Lodisaner) K., Emmenthaler (Schweizer K.), Greyerzer, Saanenkäse rc. Zu den aus Schafmilch bereiteten Labkäsen gehört besonders der Roquefortkäse. Er verdankt seine Eigentümlichkeit zum Teil den feuchten und kühlen Felsenhöhlen des Cambalougebirges auf der Nordseite der Hochebene von Larzac, in welchen der K. reift. Man bereitet ihn zur Hälfte aus ganzer und zur Hälfte aus abgerahmter Milch und mischt den Quark mit Schimmelbrot, d. h. mit einem aus Weizen und Gerste und sehr viel Sauerteig bereiteten und durch und durch verschimmelten Brot. Auf diese Weise führt man dem K. die Keime von Schimmelpilzen zu, deren Wucherung ihm den beißenden Geschmack erteilt (vgl. »Notices sur les caves et les fromages de Roquefort«, Par. 1867). Auch Ziegen-, Büffel- und Renntiermilch wird auf K. verarbeitet.

Sauermilchkäse wird fast nur aus abgerahmter Milch und Buttermilch dargestellt, doch setzt man häufig dem ausgeschiedenen Käsestoff (Quark) nachträglich Rahm, auch wohl Butter zu. Die Ausscheidung des Käsestoffs bewirkt man, wenn die Milch schon an sich hinreichend gesäuert war, durch Erwärmen auf 37—40° oder durch Zusatz von heißem Wasser. War die Milch nicht hinreichend sauer, so fügt man vor dem Erwärmen stark gesäuerte Buttermilch hinzu. Vor dem Formen läßt man den Quark häufig eine Art von Gärung durchmachen. Der gepreßte Quark wird gesalzen, auch wohl mit Kümmel gemischt, dann geformt, worauf die K. etwas getrocknet in Töpfe oder Fässer gelegt und hierbei mit feuchtem Stroh oder Biertrebern geschichtet oder in feuchte Lappen gewickelt werden. Man läßt die Gefäße bei Zimmertemperatur stehen, legt die K. alle 4—6 Tage um und putzt sie dabei gut ab. 100 kg Magermilch geben 8—13 kg stärker oder weniger stark gepreßten Quark und 6—8,5 kg Sauermilchkäse. Dieser ist meist Volksnahrungsmittel und wird am Orte der Produktion auch konsumiert (Kuhkäse). Nur wenige Sorten (Thüringer, Mainzer Handkäschen, Harzer K. rc.) finden weitere Verbreitung. Magermilch von Zentrifugen wird unter Zusatz von nicht oder halbentrahmter Milch auf K. verarbeitet.

In Amerika stellt man Kunstkäse her, indem man auf Zentrifugen gewonnene Magermilch sehr innig mit Oleomargarin mischt und das Produkt wie frische ganze Milch mit Lab behandelt. Der so gewonnene K. ist von guter Beschaffenheit und gewährt eine sehr vorteilhafte Ausnutzung der Magermilch und des Fettes. — Viele K. erhalten vor dem Formen außer dem Salz allerlei Zuthaten, verschiedene Gewürze, Petersilien-, Estragonkraut, Schnittlauch, Zwiebeln rc. Andre werden während der Reifung zum Zweck des Raffinierens in saures Bier, Biertreber, angefeuchtete gebrauchte Hopfendolden und feuchtes Stroh eingelegt, andre reibt man vor dem Verkauf mit Öl, Butter, Wein, Bier, Branntwein oder Nußblättern ein, und einzelne werden zu besserer Konservierung mit Ruß enthaltender Eisenvitriollösung behandelt, oder schwach geräuchert, oder an der Oberfläche hart gebrannt (gebügelt). Edamer, Glocesterkäse u. a. färbt man äußerlich mit Tournesollappen, Berliner Rot oder Anilinrot. Zur Herstellung der Kochkäse bringt man die Käsemasse für sich oder mit Rahm oder Butter gemengt zum Schmelzen, verrührt sorgfältig und läßt erkalten. Eine eigentümliche Käsesorte ist der Glarner Schabzieger (Schotterkäse, Kräuterkäse, grüner K.), welcher in Glarus und Graubünden aus abgerahmter süßer Milch und der aus ihrem Rahm erhaltenen Buttermilch, in geringerer Qualität aus der von der Bereitung des Emmenthaler oder Greyerzer Käses

übrigbleibenden Molke mit Zusatz von etwas abgerahmter oder Buttermilch bereitet wird. Man versetzt das Milchgemisch mit etwas völlig sauer gewordener Ziegermolke, erhitzt bis zum Sieden und überläßt den Quark in durchlöcherten Butten oder in Säcken, mit Steinen beschwert, 3—6 Wochen lang der Gärung. Dann wird er zerrieben, mit gepulvertem blauen Steinklee (Melilotus coerulea) und Salz gemischt, in Formen gestampft und der K. nach 6—8 Tagen herausgenommen und 2—6 Monate lang auf einem Gerüst getrocknet. Der **Hütlizieger**, welcher von den Sennen frisch verspeist wird, wird aus reiner süßer Molke bereitet. Ein fester, fettreicher Rahm, der nicht mit Lab behandelt wurde, kommt in England als Cream cheese, in Frankreich als Fromage de pure crême, in Italien als Mascarponi in den Handel.

Zusammensetzung einiger Käsearten.

Arten	Wasser	Stickstoffsubstanz	Fett	Milchzucker	Asche
Rahmkäse:					
Gervais	52,94	11,80	29,75	2,58	2,93
Neufchâtel	51,72	20,73	23,99	—	3,56
Stilton	32,07	26,21	34,55	3,32	3,85
Strachino	39,21	23,02	33,67	—	3,80
Fettkäse:					
Backstein	40,52	23,79	32,78	—	2,91
Brie	49,79	18,97	25,87	0,83	4,54
Cheddar	33,89	27,56	33,00	1,90	3,65
Chester	33,96	27,68	27,46	5,89	5,01
Edamer	36,53	25,89	28,85	3,59	5,14
Emmenthaler	34,38	29,49	29,75	1,46	4,92
Gloucester	34,31	29,21	23,08	3,96	4,54
Gorgonzola	37,72	25,91	32,14	0,23	4,00
Holländer	36,60	28,21	27,83	2,50	4,86
Ramadour	49,65	22,78	20,66	0,40	6,51
Roquefort	38,94	21,92	34,14	—	5,00
Halbfetter K.:					
Greyerzer	36,49	30,83	28,01	0,72	3,95
Holländer	37,35	32,10	24,61	—	5,65
Magerkäse:					
Dänischer Exportk.	45,99	30,01	13,41	5,10	3,63
Simmenthaler	41,02	48,37	8,43	—	2,18
Oberengadiner	47,30	36,34	11,40	—	4,96
Kümmelkäse	43,83	31,45	12,11	9,32	3,29
Parmesan	31,80	41,19	19,52	1,18	6,31
Backstein	61,04	23,85	6,80	3,48	4,83
Aus Magermilch	73,12	19,84	2,76	2,17	2,11
Sauermilchkäse:					
Quargeln	48,51	39,53	5,52	0,09*	6,34
Grüner Kräuter	47,02	37,06	6,60	—	10,10
Molkenkäse	23,66	8,90	16,91	37,81	4,78
Kunstkäse, amerikanischer	32,77	33,42	27,51	2,13	4,17

* Außerdem 7,94 sonstige stickstofffreie Substanz.

Um den im Handel vorkommenden K. zu **prüfen**, hat man sogen. **Käsestecher** oder **Käsebohrer**, mit welchen man ein cylindrisches Stückchen von 1,3 cm Durchmesser aus der Mitte des Käses herausholen kann. Nach vorgenommener Probe steckt man den Cylinder wieder sorgfältig in das Loch, so daß die Rinde wieder geschlossen wird. Um den K. möglichst lange zu **erhalten**, bewahrt man ihn an einem kühlen, feuchten, aber nicht dumpfigen Ort auf, bestreut ihn wiederholt mit Salz oder umhüllt ihn mit Lappen, welche mit Wein oder Rum befeuchtet werden. Der Rum tötet auch die Käsemilbe, welche besonders in allem harten K. häufig vorkommt und ihn stellenweise vollständig in ein lockeres Pulver, aus ihren Hautbälgen und Exkrementen bestehend, verwandelt. Die im K. vorkommenden Maden sind die Larven der Käsefliege, seltener der Stubenfliege.

Verfälschungen und Verunreinigungen kommen in K. viel weniger vor als in andern Nahrungsmitteln. Zusatz von Mehl oder Kartoffeln würde man mikroskopisch nachweisen können, auch würde eine Abkochung des Käses sich mit Jodtinktur bläuen. Beim Digerieren des Käses mit Ammoniak löst sich die Hauptmasse auf, und Zusätze bleiben ungelöst zurück. In der Asche des Käses kann man mineralische Zusätze nachweisen. Wird bleireiches Stanniol zur Verpackung des Käses benutzt, so kann die Rinde und die unmittelbar unter derselben liegende Schicht bleihaltig werden. Das Blei ist in der Asche nachzuweisen. Auf Stanniolverpackung zurückzuführende Bleivergiftung ist aber wohl noch nicht bekannt geworden, und jedenfalls kann man sich davor schützen, wenn man den K. nicht allzu sparsam schält; im Innern des Käses findet sich niemals Blei von der Verpackung her. Blei, Zink, Kupfer können gelegentlich auch dadurch in den K. gelangen, daß man die Milch in Zinksatten mit bleihaltigem Lot aufrahmen läßt oder zum Scheiden saurer Milch oder zum Aufbewahren von saurem Quark kupferne Gefäße anwendet. Manche K. riechen täuschend wie fauler Harn, und daraus mag die Annahme entstanden sein, daß K. zur Beschleunigung des Reifungsprozesses mit Harn behandelt wird. In einzelnen gerichtlich erwiesenen Fällen ist ein solches unqualifizierbares Verfahren thatsächlich vorgekommen. Man weist dies nach, indem man eine krustenreiche Probe des Käses mit verdünnter Natronlauge kocht, aus dem Filtrat durch Übersättigen mit Schwefelsäure die Harnsäure fällt, diese mit Salpetersäure vorsichtig zur Trockne verdampft und den Rückstand mit Ammoniak befeuchtet. Purpurrote Färbung (Murexidreaktion) beweist die Gegenwart von Harnsäure. Kunstkäse läßt sich von einem geübten Kenner an der eigenartigen fetten Beschaffenheit erkennen; zur sichern Nachweisung extrahiert man eine aus dem Innern des Laibes genommene Probe mit Äther und untersucht das Fett wie zur Unterscheidung der Butter von Kunstbutter.

K. ist ein wertvolles **Nahrungsmittel**. In mäßigen Mengen (200 g am Tage) genossen, erhöht er die Ausnutzung des Fettes, der Eiweißstoffe u. der mineralischen Bestandteile der Milch, während er selbst vollständig resorbiert wird. Ebenso erhöht Zusatz von K. die Ausnutzung von Maismehl so erheblich, daß das Eiweiß des Maismehles bis auf 7 Proz., das Fett bis auf 9 Proz. und die Kohlehydrate vollständig verwertet werden. Die Zugabe von K. zu vegetabilischer Nahrung, wie sie namentlich in den ärmern Volksschichten üblich ist, erhöht also einmal die Ausnutzung dieser Nahrung, vor allem aber verbessert der eiweiß- und zum Teil fettreiche K. das Nährstoffverhältnis und ist um so empfehlenswerter, als der Preis dieses Nahrungsmittels im Vergleich zu andern eiweißreichen Nahrungsmitteln, wie z. B. Fleisch, außerordentlich niedrig ist. Die billigen K. besitzen mithin eine sehr hohe volkswirtschaftliche Bedeutung. K. wird um so schneller verdaut, je fettreicher und lockerer er ist. Im übrigen hängt die Vollständigkeit der Verdauung der Käsesorten in erster Linie von der Reife ab. Von Leuten mit schwacher Verdauung wird K. am besten vermieden. Auch für Kinder ist K. kein passendes Nahrungsmittel. Unter gewissen, noch nicht ermittelten Verhältnissen erzeugt der Genuß des Käses **Vergiftungserscheinungen**. Man hat dies namentlich bei Handkäse beobachtet und glaubt, daß das **Käsegift** sich besonders dann bildet, wenn man den Quark vor dem Salzen längere Zeit mit überschüssiger saurer

Digitized by Google

Molke liegen läßt. In Frankreich, wo große Mengen von weichem, fettem K. verzehrt werden, ist die Käsevergiftung unbekannt, während sie im nördlichen Deutschland, in Ohio u. Michigan häufiger vorkommt. Ein Erkennungsmittel für die Giftigkeit von K. gibt es nicht, doch soll giftiger K. bisweilen bitter u. kratzend geschmeckt und auffallend sauer gerochen und reagiert haben. Die Giftigkeit beruht wohl auf dem Gehalt an Fäulnisalkaloiden, Ptomaïnen; Vaughan hat aus giftigem K. das Tyrotoxikon abgeschieden, welches mit dem Wurstgift verwandt sein dürfte. Die Vergiftung beginnt nach einer halben bis zwei Stunden mit Erscheinungen von seiten des Magens und des Darmes und führt zu Schwindel, Kopfschmerz, Benommenheit, Mattigkeit, Muskelschwäche und Tod. Man sucht durch Brech- und Abführmittel, Ausspülung des Magens das Gift möglichst schnell zu entfernen und gibt Wein, Kognak, starken Kaffee als Anregungsmittel. Die im K. oft massenhaft vorkommenden Milben sind an sich unschädlich, sie werden durch die Verdauungssäfte getötet.

Der K. spielt im Handel eine große Rolle, und besonders der englische Chester-, der holländische Kugelkäse und die Schweizer K. haben für den Welthandel hohe Bedeutung. Die Käsefabrikation der Schweiz, früher mehr eine Eigentümlichkeit der Alpen und des westlichen Jura, hat sich jetzt über die ganze ebene Landschaft zwischen beiden Gebirgszügen ausgebreitet. Dies wurde nur möglich durch Association der kleinern Viehbesitzer. Die sogen. Gemeindekäsereien bestehen in zwei Formen: entweder liefern die Viehbesitzer ihre Milch vertragsmäßig an einen Unternehmer, der die Fabrikation und den Verkauf des Käses für eigne Rechnung betreibt, oder es besteht ein Gesellschaftsvertrag, der die Vergütung der Teilnehmer für gelieferte Milch, ihre Beitragspflicht zu den Betriebskosten und ihre Ansprüche an den Erlös für den erzeugten K. regelt, dessen Fabrikation durch Gesellschaftsangestellte betrieben wird. Der Vorteil, welchen diese Gemeindekäsereien gewähren, liegt auf der Hand: die Milchproduktion wird durch sie gehoben, die Bereitung des Käses wird billiger, und für die Güte desselben ist mehr Garantie geboten als im kleinen Einzelbetrieb. Die bevorzugten und in überwiegender Menge dargestellten Schweizer Käse sind die Emmenthaler aus dem Emmenthal und andern Thälern des Kantons Bern, der noch feinere K. aus dem Bezirk der Stadt Gruyères im Kanton Freiburg (welcher besonders in den Vogesen, der Franche-Comté und dem Dauphiné gut nachgeahmt wird). Ihnen am nächsten steht der Simmenthaler Käse. Halbfette u. magere K. werden meist nur für den Konsum im Lande hergestellt; so haben z. B. die wohlschmeckenden Schweizer Weichkäse, der Bellelay und der Vacherin, für den Handel nur geringe Bedeutung, während der Schabzieger sehr weit verschickt wird. Von besonderer Wichtigkeit ist auch die Käsefabrikation Englands. In der Grafschaft Chester und einigen nahe gelegenen Orten von Shropshire beträgt die jährliche Produktion 11—12 Mill. kg, und es werden 92,000 Stück Kühe ausschließlich behufs der Käseproduktion gehalten. Die wichtigsten englischen K. sind außer dem Chester-, der Cheddar- und Stiltonkäse. Frankreich zeigt eine größere Mannigfaltigkeit in seinen Käsen als irgend ein andres Land und liefert namentlich die feinsten Weichkäse, wie den Roquefortkäse, den K. von Brie, den Neufchâtelkäse, den Gex (fromage persillé) aus dem Depart. Ain, der vielfach als Roquefort in den Handel kommt. Languedoc, Forez, Auvergne und Dauphiné liefern den meisten K.; aber auch hier übersteigt die Einfuhr bedeutend die Ausfuhr. Dagegen führt Holland, dessen K. sich durch große Dauerhaftigkeit auszeichnen (Edamer, d. h. der gesamte nordholländische und friesische K.), viel mehr aus als ein. Ein vortrefflicher Weichkäse Hollands ist der Goudaer. Belgien liefert den bekannten Limburger K., der in der Gegend von Hervé (Provinz Lüttich) dargestellt wird. In Italien ist die Käsefabrikation besonders in der Lombardei von Wichtigkeit. Der Parmesankäse, welcher in der Gegend von Bergamo, Pavia und Cremona verfertigt wird, erlangt seine volle Güte erst in 2—4 Jahren, während der Strachino- oder Schachtelkäse, welcher in derselben Gegend im September und Oktober, wenn die großen Schwyzer Kühe gekalbt haben, dargestellt wird, nur von kurzer Dauer ist. Er wird nur im Winter versandt; die Sorte in größern runden Stücken heißt Gorgonzola. Die Lombardei liefert auch viel Schafmilchkäse. Deutschland hat für den Großhandel mit K. wenig Bedeutung. Am Niederrhein werden die verschiedenen auf dem Markt beliebten Sorten holländischer K. gerade so gut wie in Holland selbst erzeugt. Diese seit langer Zeit heimisch gewordene Industrie setzt auch bereits ihre Produkte an größere Käsehandlungen ab und hat in den letzten Jahrzehnten bedeutend an Ausdehnung und an Qualität der erzeugten Ware gewonnen. Auch Ostfriesland liefert eine große Menge schöner K. für die Ausfuhr. Emden allein versendet jährlich für mehr als 30,000 Mk. Im Algäu findet man eine Käseindustrie, die derjenigen der Schweiz sehr nahe kommt. Sie macht der schweizerischen erfolgreiche Konkurrenz und hat die belgischen K. bereits verdrängt. Der Hauptgrund, weshalb bei uns die Käsefabrikation noch so wenig Verbreitung gefunden hat, liegt nicht im Mangel geeigneten Materials, sondern in der Unkenntnis der Fabrikation. Denn wenn auch die Milch des Weideviehs besser und käsereicher ist als die der im Stall gefütterten Tiere, so liegt doch der Unterschied in der Feinheit und dem Geschmack der einzelnen Käsesorten hauptsächlich in der Methode der Käsebereitung, bei welcher eine dem Anschein nach nur leichte Abweichung dem Produkt eine wesentlich verschiedene Beschaffenheit erteilt. In Amerika sind durch den Genossenschaftsbetrieb sehr günstige Resultate erzielt worden. New York, Ohio, Vermont, Connecticut, Maine, New Hampshire, Massachusetts, Pennsylvanien, Michigan und Illinois produzieren den meisten K., welcher nach England, Westindien und Südamerika ausgeführt wird. — K. wurde bereits im Altertum dargestellt, und zwar besonders Schaf- und Ziegenkäse. Zur Zeit des Plinius unterschied man viele Sorten. Aristoteles spricht von der Verwendbarkeit verschiedener Labsorten, Varro behandelt den Einfluß des Futters und andrer Umstände auf die Beschaffenheit des Käses, und Columella erörtert spezielle Fragen der Technik. Römische Schriftsteller erwähnen bereits die Käsebereitung in manchen Gegenden des mittlern und südlichen Frankreich, welche noch gegenwärtig durch ihre Fabrikation bekannt sind, über die Darstellung des Käses bei den alten Germanen finden sich indes keine Nachrichten. Erst von den Zeiten Karls d. Gr. an kommt einiges Licht in die Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Die Käsebereitung scheint damals eine wichtige Rolle gespielt zu haben und sogar eifriger betrieben worden zu sein als die Butterbereitung. Glarner Schabzieger wird bereits im 13. Jahrh. erwähnt.

Digitized by Google

Die Ein- und Ausfuhr von K. betrug in 1000 kg:

	Einfuhr	Ausfuhr
im Deutschen Reich 1893	8271,0	1359,0
in Frankreich 1889	6087,7	87734,4
„ der Schweiz 1889	1382,5	25999,8
„ Dänemark 1888	650,7	261,7
„ Finnland 1889	52,5	59,8
„ Großbritannien 1888	97411,1	—
„ Holland 1884	?	24,000,0
„ Italien 1887	12349,3	5032,1
„ Österreich-Ungarn 1892	2206,0	386,0
„ Schweden 1888	226,9	223,7
„ den Vereinigten Staaten 1888	—	44004,5

Vgl. Schatzmann, Käsereibüchlein (4. Aufl., Aarau 1885); Derselbe, Die Käseindustrie von Roquefort (Frankf. a. M. 1879); v. Klenze, Handbuch der Käsereitechnik (Brem. 1884; Volksausgabe von Eugling, das. 1892); Musso, Il cacio (Rom 1887); Lützen, Herstellung der französischen Weichkäse (Brem. 1890); Fleischmann, Die Bereitung von Backsteinkäsen (2. Aufl., das. 1891); Anderegg, Die Schule des Schweizer-Käsers (2. Aufl., Bern 1893); Herz, Die Käsekost (2. Aufl., Münch. 1895).

Käse, der fleischige Fruchtboden der Artischocke, auch der unentwickelte Blütenstand des Blumenkohls in dem Zustand, in welchem er gegessen wird.

Käsebakterien, die das Reifen des Käses bedingenden Spaltpilze. An diesem Prozeß scheinen zahlreiche Bakterienarten (nach Adametz 19 Arten) nebst einigen Hefeformen beteiligt zu sein, deren Individuenzahl eine enorm große ist. Beim Reifwerden nimmt zunächst die Zahl solcher Arten zu, welche Gelatine nicht verflüssigen, während gegen das Ende des Prozesses umgekehrt die Zahl der verflüssigenden Arten wächst. Spezifische Bakterien für bestimmte Käsesorten scheint es nicht zu geben, da sich die meisten Arten sowohl in Hartkäse als Weichkäse finden. Eine wichtige Gruppe unter den K. bilden diejenigen, die das Milchkasein fällen und dann unter Bildung peptonartiger Verbindungen wieder lösen; andre Arten erzeugen die für verschiedene Käsesorten charakteristischen Geruchs- und Geschmacksstoffe. Die abnorme Blaufärbung des Edamer Käses wird durch Bacillus cyaneofuscus *Beyerinck* bewirkt. Eine regelmäßig im letztgenannten Käse vorkommende Hefenart ist Saccharomyces tyrocola *Beyer*.

Käsebaum, s. Bombax.

Käsefarben, s. Anstrich.

Käsefliege (Piophila casei *L.*), Insekt aus der Familie der Fliegen, 5 mm lang, schlank, glänzend schwarz, legt ihre Eier an Käse und andre Viktualien. Die weißen glänzenden Larven (Käsemaden) sind 8 mm lang und springen durch schnelles Einbiegen und Wiederausstrecken des Körpers. Man hält sie am besten durch Drahtglocken 2c. vom Käse fern.

Käsegift, s. Käse, S. 993.

Käsegummi, s. Kasein.

Kasein (Käsestoff), der wichtigste Eiweißkörper der Milch der Säugetiere, wird rein erhalten, wenn man stark verdünnte Milch vorsichtig mit Essigsäure fällt, den Niederschlag auswäscht, in möglichst wenig Sodalösung löst, wieder mit Essigsäure fällt, diese Operationen mehrfach wiederholt, das K. schließlich mit Alkoholäther entfettet und im Vakuum über Schwefelsäure trocknet. Es bildet ein farbloses Pulver, löst sich wenig in Wasser, ziemlich reichlich in heißem Alkohol, leicht in Wasser auf Zusatz von wenig Alkali zu einer neutralen oder sauren Lösung. Es zersetzt kohlensauren Kalk und löst auch phosphorsauren Kalk. Die wässerige Lösung gerinnt nicht beim Sieden, überzieht sich aber beim Erhitzen an der Luft mit einer Haut. Durch Mineralsäuren wird K. aus seiner Lösung gefällt, durch einen kleinen Überschuß der Säure aber leicht wieder gelöst. Auch durch Weinstein und Alaunlösung, Essigsäure, Milchsäure 2c., Alkohol, Gerbsäure u. Metallsalze wird Kaseinlösung gefällt, ebenso durch Lab (Molken- und Käsebereitung). Letztere Fällung erfolgt nur bei Gegenwart löslicher Kalksalze und wird durch Bluttemperatur begünstigt. Dabei spaltet sich das K. in einen schwer löslichen, zugleich mit dem Kalksalz ausfallenden Eiweißkörper (Parakaseïn) und in wenig Molkeneiweiß, das gelöst bleibt. Geronnenes K. ist nach dem Trocknen hornartig, gelblich, quillt in Wasser, löst sich darin auf Zusatz einer Spur von Alkali oder Säure und wird aus diesen Lösungen durch Neutralisation wieder gefällt. Charakteristisch ist für K. sein konstanter Phosphorgehalt. K. besitzt hohen Wert als Nährstoff und ist Hauptbestandteil des Käses. In der Zeugdruckerei wird aus Milch gefälltes K. gewaschen, gepreßt, getrocknet und in Alkalien oder gebranntem Kalk gelöst, als Beize und Verdickungsmittel sowie zur Befestigung pulverförmiger Farben benutzt. Mit Käsekalk (Quarkleim, Käsegummi, Caséogomme) behandelte (animalisierte) Baumwolle und Leinenfaser nehmen Farbstoffe so leicht wie tierische Faser auf. Käsekalk dient auch als Kitt und zur Darstellung von Anstrichfarben.

Kaseïnfarben, die zur Kaseïnmalerei (s. d.) dienenden Farben, im ganzen dieselben wie bei der Freskomalerei (s. d.) mit Ausschluß des Zinnobers. Nur dient als Bindemittel eine Mischung von drei Teilen frischen weißen Käses (Quark) mit einem Teile lange gelöschten Kalkes. Bei der Anwendung reibt man von den Farben so viel an, als man an jedem Arbeitstage gebraucht. Der frische Käse erhält sich unter Wasser eine Woche lang brauchbar.

Kaseïnkitt, s. Kitt.

Kaseïnmalerei, eine Art der Wandmalerei zum Ersatz der Freskomalerei, wobei man sich der Kaseïnfarben (s. d.) bedient. Das Bindemittel ermöglicht eine bequemere technische Behandlung als die Freskomalerei und sichert auch nach den bisher gemachten Erfahrungen eine größere Dauerhaftigkeit u. Widerstandsfähigkeit gegen die Feuchtigkeit.

Kasejowitz, Stadt in Böhmen, Bezirksh. Blatna, hat ein Rathaus, Landwirtschaft, Schuhwarenerzeugung und (1890) 1604 tschech. Einwohner.

Käseklee, s. Melilotus und Trigonella.

Kasel (nach Viollet le Duc).

Käsekohl (Blumenkohl), s. Kohl.

Kasel (Casula, Casubula, Planeta), das oberste Kleid der katholischen Priester beim Messelesen, war anfangs ein weiter, ärmelloser, glockenähnlicher Mantel, der den Priester wie ein kleines Haus (casula) umschloß, nur mit einem Ausschnitt für den Kopf,

Digitized by Google

schon in frühester Zeit mit gewebten und gestickten Streifen an den Rändern, später mit Schnürenzügen auf den Achseln, wodurch die K. über den Armen hinaufgezogen wurde (s. Abbild., S. 995). Erst gegen Ende des Mittelalters machte man an den Seiten Ausschnitte für die Arme. Der Stoff ist ein damastartiges Gewebe, glatt oder auch mit vertieft liegenden Mustern aus der Pflanzen- und Tierwelt. Die Farbe der K. war im frühern Mittelalter dunkelgelb oder gelblichgrün, später auch rot und dunkelviolett, gewöhnlich ohne andersfarbiges Muster. Außer jenen Streifen am Rande erhielt die K. seit dem 11. Jahrh. zwei goldgestickte Streifen (aurifrisiae), die vorn und hinten je ein Gabelkreuz (Y) bilden, auch wohl die ornamentale Form eines Baumes mit Astwerk annehmen. Die Knaben, welche beim Abendmahl den Kommunikanten das Tuch vorhalten, tragen ebenfalls eine K. und heißen daher Kaselknaben.

Kaselowski, August, Maler, geb. 26. April 1810 in Potsdam, gest. 4. Jan. 1891 in Berlin, besuchte seit seinem 18. Jahre die Berliner Akademie, wurde später Schüler Hensels und reiste mit dem 1836 errungenen großen Staatspreis über Düsseldorf und Belgien nach Paris, wo er drei Jahre in Cogniets Atelier arbeitete. Von 1839—50 lebte er in Rom, italienische Szenen, Kopien nach Raffael und große historische Bilder eigner Komposition (Freisprechung der Susanna durch Daniel) ausführend. In den 50er Jahren verweilte er teils in Berlin, teils war er auf Reisen in England, Spanien, Griechenland ꝛc. Für ein großes, auf der Ausstellung von 1860 befindliches Bild: die Grablegung Christi, erhielt er die goldene Medaille. K. war Professor und seit 1861 Lehrer an der königlichen Kunstschule. Er malte vorzugsweise Altarbilder für Kirchen. Freskomalereien von ihm befinden sich in der Schloßkapelle und im Neuen Museum zu Berlin, wobei er sich von Kaulbach beeinflussen ließ. Unter seinen letzten Werken sind Christus, die Kinder segnend, und ein durch die Photographie veröffentlichter Karton: Germanias Rechtsspruch, besonders hervorzuheben.

Käsemade, s. Käsefliege.

Käsemagen, soviel wie Lab.

Kasematte (v. span. casa, Haus, und matar, töten, daher die alte Bezeichnung »Mordkeller«), bombenfest überwölbter Raum in Festungswerken. Stehen die Gewölbewiderlager senkrecht zur Stirnmauer, so heißt die K. Perpendikularkasematte, ist das Widerlager parallel der Stirnmauer geführt, Parallelkasematte, bei geringer Breite aber Galerie oder Parallelgalerie; wenn sie die Eskarpenmauer vom Bodendruck des Erdwalles entlasten soll, heißt sie Dechargen- u. an der Eskarpenmauer Eskarpen-, an der Kontreskarpe Kontreskarpen- oder Reversgalerie; sie ist in der Regel zur Gewehrverteidigung eingerichtet (vgl. Festung, S. 348). Verteidigungskasematten (Defensionskasematten, s. d.) sind solche, deren Stirnmauer mit Scharten für Geschütz- oder Gewehrverteidigung versehen ist. Bei der Erbauung aller neuern Festungen legt man womöglich so viele Kasematten (Hohlräume) an, daß die ganze Besatzung darin gesichert untergebracht werden kann. Ein großer Teil der Kasematten dient schon im Frieden als Kasernen (Wohnkasematten), die übrigen als Aufbewahrungsräume. Mehrere nebeneinander liegende Kasematten heißen Kasemattenkorps oder ihrer Lage nach Kehl-, Saillant-, Flanken- ꝛc. Kasematten.

Kasemattschiff, s. Panzerschiff.

Kasembe (Cazembe), Negerreich im Süden des Tanganjika, zwischen 9 und 10° 30' südl. Br., seit 1891 zur englischen Interessensphäre gehörig. K. zahlte früher, wenn es ihm Vorteil brachte, dem Muata Jamvo Tribut und war so mächtig, daß es 20,000 Krieger ins Feld stellen konnte; durch die Grausamkeit seines Häuptlings, der ebenfalls K. genannt wurde, kam es aber so herunter, daß es später kaum noch 1000 Mann aufbringen konnte u. auch den westlichen Teil des Gebietes an den Häuptling Msiri (s. Msiris Reich) verlor. Danach verblieb Kasembe nur das Land östlich des Moerosees fast bis an den Tanganjika sowie die Landschaft im S. des Moero. Es ist ein gebirgiges, wohlbewässertes Land, das namentlich Kassawa, dann Bataten, Mais, Sorghum, Negerhirse, Erdnüsse, Baumwolle und Palmöl erzeugt. Die sehr gewerbfleißige Bevölkerung (eingeborne Messira und von W. her eingedrungene Campocolo) verfertigt aus Holz Gefäße und Kanoes, webt aus Bast und Baumwolle grobe Tücher, fabriziert Thon- und Eisenwaren und treibt bedeutenden Handel mit Sklaven und Elfenbein nach den portugiesischen Besitzungen am obern Sambesi. Die Hauptstadt, die ihren Platz wechselte, lag zwischen dem Moero- und Bangweolosee und war sehr ausgedehnt, da sie aus lose aneinander gereihten Hüttenkomplexen bestand. Das Land wurde 1798 von dem Portugiesen Lacerda, 1831 von Monteiro und Gamitto, 1867 von Livingstone besucht. Vgl. Gamitto, O Muata Cazembe (Lissab. 1854); Burton, Lacerda's journey to K. (Übersetzung, Lond. 1873); »The last journals of D. Livingstone« (2. Aufl., das. 1880; deutsch, Hamb. 1875).

Käsemilbe, s. Milben.

Kaseösen, Substanzen, welche sich durch Magen- und Pankreasverdauung als Zwischenprodukte beim Übergang von Kasein in Pepton bilden.

Käsepappel, Pflanzengattung, s. Malva.

Kaser (Käser), im Salzburgischen soviel wie Senne (Halbkaser, sein Gehilfe); auch Sennhütte.

Käsereigenossenschaften, eine Form der landwirtschaftlichen Genossenschaften; vgl. Käse, S. 994.

Kaserne (v. ital. caserma, vielleicht entstanden aus casa d'arme, »Waffenhaus«, daher im ältern Deutsch Kasarme, Kaserme), Gebäude zu dauernder Unterbringung von Truppen. Der Vorzug der Kasernierung, der Unterbringung der Truppen in Kasernen, vor dem Bürgerquartier in militärischer und gesundheitlicher Beziehung ist allgemein anerkannt, und in allen größern Staaten wird daher die vollständige Durchführung der Kasernierung angestrebt. In England, wo für die Bevölkerung keine Verpflichtung zur Aufnahme von Einquartierung besteht, ist die Kasernierung seit lange allgemein. Die römischen Kaiser erbauten bereits Kasernen für die Prätorianer (am bekanntesten ist die K. vor der Porta viminalis in Rom), der moderne Kasernenbau aber beginnt erst mit der Errichtung der stehenden Heere, und Vauban entwarf 1680 das erste, bis in die neueste Zeit gültig gebliebene System. Zu beiden Seiten einer Treppe lagen in jedem Stockwerk je zwei Wohnräume, einer nach vorn, einer nach hinten, voneinander getrennt durch eine parallel zu den Seitenwänden verlaufende Scheidewand. Später ließ man letztere fallen und erreichte dadurch bessere Lüftung der Zimmer. Nach dem System Belmas verlief in der Mitte der K. anstatt der Scheidewand ein Korridor, der dunkel, gar nicht zu ventilieren war und die aus den ein-

Digitized by Google

zelnen Stuben stammende schlechte Luft den andern mitteilte. Dies System wurde 1874 in Frankreich eingeführt, wo bis dahin das Vaubansche geherrscht hatte. Beim spanischen System, bis vor kurzem in Preußen und Österreich gebräuchlich, lief ein Gang an der Hofseite der Gebäude in jedem Stockwerk rings um den Hof, und an diesem Gange lagen sämtliche Zimmer. In Preußen reduzierte man die Zimmertiefe und machte den Gang breit und durch zahlreiche Fenster ventilierbar. 1874 aber nahm man den linearen Typus an, der eine wesentliche Verbesserung repräsentiert. Ein geradliniges Gebäude darf senkrecht gestellte Flügel erhalten, die aber den dritten Teil der Länge des Hauptgebäudes nicht überschreiten sollen; anderweitige Anbauten sind zu vermeiden, müssen jedenfalls so kurz und niedrig bemessen sein, daß sie sich nicht gegenseitig Luft und Licht wegnehmen. Dies System gewährt allseitigen freien Luftzutritt, gestattet die Orientierung nach der entsprechenden Himmelsrichtung, die Anlage von Ställen und Latrinen nach der herrschenden Windrichtung. Kommen hierzu noch zweckmäßige Disposition der innern Räume, Trennung von Wohn- und Schlafräumen (bisher nur in den sächsischen und nordamerikanischen Kasernen, früher in den alten hannöverschen), besondere Waschräume, Eßsäle, Putzräume, so lassen sich nach diesem System vortreffliche Kasernen erbauen, welche z. B. bei Dresden eine ganz bedeutende Herabminderung der Sterblichkeit herbeigeführt haben. Immerhin haften auch diesen Kasernen wie den zuvor genannten die Nachteile des Zentralisationssystems an, welches keine weitere Befürwortung verdient. In Frankreich hat man noch in neuester Zeit Kasernen für 2—3000, selbst für 5000 Mann gebaut, in Deutschland sind seit 1874 nur drei Stockwerke zulässig, und in einem Gebäude sind nicht mehr als die Mannschaften eines Bataillons unterzubringen. Der Luftkubus für einen Mann beträgt 15—16 cbm bei einer Grundfläche von 4,59 m, doch ist dies kein Ersatz für die nicht ausreichend herzustellende Ventilation. Indem die Mannschaften in demselben Raum wohnen, essen, schlafen, putzen, findet eine starke Verunreinigung statt, welche sich in dem bekannten Kasernengeruch zu erkennen gibt. Die Erkrankungs- und Sterblichkeitsstatistik hat deutlich gezeigt, wie wertvoll die eingeführten Verbesserungen sind, aber auch, daß dieselben noch nicht ausreichen.

Die schlechten Gesundheitszustände in der englischen Armee veranlaßten die Einsetzung einer Kommission, welche 1861 das Dezentralisations- oder Blocksystem vorschlug. Nach diesem bilden mehrere kleine Gebäude, Blöcke oder Pavillons das Kasernement eines Truppenteils. Die einzelnen Gebäude sollen mindestens um den Betrag ihrer Höhe voneinander entfernt stehen, sie bestehen nur aus einem einzigen Raume ohne Gänge und mit Fenstern an beiden Langseiten. Anfänglich einstöckig, hat man diese Kasernen später zweistöckig gebaut. Der Einfluß dieser durchgreifenden Reform spricht sich deutlich in der Verminderung der Sterblichkeit aus. Dieselbe betrug 1826—46 durchschnittlich 17,8, jetzt nur 8,43 pro Mille. Die Sterblichkeit an Schwindsucht ist von 7,8 auf 2,5 pro Mille gesunken. In Frankreich stellte Tollet 1875 ein ähnliches System auf. Jeder Block, im Durchschnitt spitzbogig behufs vollster Ausnutzung des Raumes bei kleinstem Materialaufwand, soll nur erdgeschossig und für höchstens 70 Mann berechnet sein. Die Blöcke sind untermauert und bestehen aus einem Gerippe von Eisen; die Felder werden durch Hohl- oder Vollziegel in Zementmörtel ausgefüllt. Das Material soll unverbrennlich und so beschaffen sein, daß es sowohl durch Waschen als durch flammendes Feuer gereinigt werden kann. Ferner fordert Tollet Bau der Kasernen außerhalb der Städte, Zerstreuung der Wohngebäude auf eine Fläche von mindestens 50 qm auf den Kopf, vollständige Trennung von Ställen, Küchen, Krankenstuben 2c., 3,5 qm Grundfläche und 22 cbm Luftraum für den Infanteristen, bez. 4,2 qm und 25 cbm für den Kavalleristen, besondere Wasch- und Baderäume, eine innere Einrichtung, die gründlichste Reinigung gestattet, 2c. Das Tolletsche System läßt sich jedem Klima anpassen und auch zu Improvisationen verwenden. Die Ventilation soll durch zweckmäßig verteilte Öffnungen herbeigeführt, Porosität der Wände dagegen vermieden werden, um Einlagerung organischer Substanzen zu vermeiden. Die innere Oberfläche der Wand ist daher völlig glatt und ganz undurchdringlich für Luft. Jeder Pavillon besitzt in der Mitte einen Vorraum mit Vorrichtungen zum Waschen, rechts und links je ein Mannschaftszimmer, 20 m lang und 6,8 m breit, an beiden Enden des Pavillons je 2 Zimmer für Unteroffiziere mit eignen Eingängen an der Giebelseite von 3,66 und 2,60 m. Die Mannschaftszimmer haben 8 große Fenster, dazu noch Giebelrosetten und Dachklappen. Über ein Artillerieregiment, welches 1874—75 in einer K. alten Stiles, seit 1875 in einer Tolletschen K. untergebracht ist, liegen folgende Angaben vor:

	1874—75	1875—76	1876—77
ins Spital abgegeben .	32,45 Proz.	16,54 Proz.	7,65 Proz.
in die Krankenstube . .	45,63 „	33,60 „	18,49 „
im Zimmer behandelt .	189,80 „	98,66 „	72,07 „

Es unterliegt keinem Zweifel, daß dem Tolletschen System die Zukunft gehört, zumal Gruber und Völkner unter Umwandlung des Spitzbogens in einen Rundbogen und unter Einfügung ruhender Luftschichten in die Wände und Decken das ursprünglich für ein mildes Klima bestimmte System auch für kältere Gegenden geeignet gemacht haben. In Deutschland sind durch den Kasernierungsplan des Reichsheeres von 1885 (vgl. Garnisonsgebäudeordnung vom 19. Dez. 1889) sehr wichtige und weitgehende Konzessionen an das Dezentralisationssystem gemacht worden: kleinere, höchstens dreigeschossige Wohngebäude für 1—2 Kompanien, außerdem je ein Ökonomiegebäude mit Küche, Speiselokal, Bädern, Waschküche 2c., ferner ein Montierungsgebäude, ein Wachtgebäude, ein Wohngebäude für Verheiratete, unter Umständen ein Gebäude für Handwerker und die Offizierspeiseanstalt. Die Einrichtung besonderer Wohn- und Schlafräume ist gestattet, bedarf aber der jedesmaligen Genehmigung des Kriegsministeriums. Jede Kompanie erhält einen besondern Raum zum Putzen, Reinigen der Kleidung 2c. Auch sind Revierkrankenstuben mit 20 cbm Luftraum für den Kopf vorgesehen. Für Wasserversorgung, Entwässerung 2c. wird die Berücksichtigung hygienischer Anforderungen stets in erster Linie betont.

Das Verhalten der Mannschaften in der K. wird in Deutschland durch eine vom Truppenbefehlshaber festgesetzte Kasernenordnung geregelt. Für Ruhe und Ordnung sorgt ein Offizier vom Kasernendienst, der auf 24 Stunden ernannt wird. Ihm unterstehen die Kasernenwachen, welche nicht zu den Garnisonwachen zählen. In jeder K. ist ein Offizier dauernd als militärischer Kasernenvor-

Digitized by Google

steher bestimmt. Er übernimmt die K. von der Garnisonverwaltung und übergibt sie an die Truppe, vermittelt den Geschäftsverkehr zwischen diesen beiden Behörden und gibt Beschwerden und Anforderungen weiter. Er überwacht die innere Ordnung. In seinem Dienste wird er durch die Fourierunteroffiziere ꝛc. unterstützt.

Kasernenarrest, militärische Disziplinarstrafe für Unteroffiziere und Gemeine bis zu 4 Wochen, wird in der Kaserne verbüßt. Der Bestrafte wird, wie beim Quartierarrest, zum Dienst herangezogen, darf sonst aber die Kaserne nicht verlassen.

Kasernendienst, Offizier vom } s. Kaserne.
Kasernenordnung }

Kasernenschiffe, größere Schiffe jeder Gattung, welche, zum Seedienste nicht mehr tauglich, zu schwimmenden Kasernen unter Entfernung aller sonstigen Einrichtungen umgebaut werden. Früher ungesund in ihrer Herstellung, sind sie neuerdings hygienisch vervollkommt worden und entsprechen vermöge ihres Fassungsvermögens, ihrer schnellen Bereitschaft und ihrer Bewegbarkeit, auch wegen ihrer Wirtschaftlichkeit allen Anforderungen. In England sind K. zur Zeit noch allgemein in Verwendung, während sie in andern Staaten mehr als Notbehelf gelten. Vgl. »Marine-Rundschau« (Berl. 1892, Heft 2 u. 3).

Kasernenservis, s. Dienstwohnung.

Kasernenvorsteher, s. Kaserne.

Käsestoff, s. Kasein.

Kasiasker (eigentlich Kadi-asker, arab., »Heeresrichter«, auch Kasilasker [Kadi-'l-asker] geschrieben), in früherer Zeit, wo die ganze Verfassung des türkischen Reiches auf der militärischen Organisation beruhte, der oberste Richter der Armee, jetzt einer der aus dem Korps der Ulema hervorgegangenen obersten geistlichen Richter in der Türkei, welche im Range den Wesiren gleichstehen und den Ehrentitel sudûr (Plur. von sadr, »Eminenz«) führen. In der Hierarchie der Ulema nimmt bekanntlich der Scheich-ul-Islam oder der Großmufti den ersten Rang ein, den zweiten hat der Heeresrichter für Rumelien (Rumeli-Kasiaskeri), den dritten der für Anatolien (Anadoli-Kasiaskeri), den vierten der sogen. Stambul-Efendisi, der Richter von Konstantinopel. Die beiden Heeresrichter von Rumelien und Anatolien werden auch kurz als sadrein (Dual von sadr) bezeichnet. Es gibt zur Zeit im türkischen Reiche einige 20 Ulema, welche mit der Würde eines K. von Rumelien und Anatolien bekleidet sind; doch sind immer nur zwei von ihnen im Amte. Sie entscheiden in letzter Instanz die zur Kompetenz der Scher'i-Gerichte (d. h. der geistlichen Gerichte) gehörigen Rechtsstreitigkeiten.

Kasikumuch, Bezirk im russisch-kaukas. Gebiet Daghestan, am Nordostabhang des Kaukasus, 2251 qkm (41 QM.) groß, mit (1889) 51,458 Einw., davon 35,000 mohammedanische Kasikumychen vom Stamme der Lesghier (s. d.). Der Bezirk umfaßt die Hochthäler am Nordostabhang des Kaukasus und die östlichen Quellflüsse des Koisu und bietet den Bewohnern wenig, so daß viele zeitweilig als Kupferschmiede, Schwertfeger, Tagelöhner ihren Erwerb in den Nachbarlandschaften suchen. Der befestigte Hauptort Kumuch liegt 1520 m ü. M. und hat 2264 Einw. K. war bis 1820 ein selbständiges Chanat.

Kasimierſh (poln. Kazimierz), Marktflecken im russisch-poln. Gouv. Lublin, Kreis Nowa Alexandria, nahe der Weichsel, mit 3 Kirchen, bedeutendem Handel mit Getreide u. (1888) 3174 Einw., meist Juden. — Die Stadt führt den Namen von dem Polenkönig Kasimir d. Gr., der sie um die Mitte des 14. Jahrh. gründete. Bei K. bestanden die Polen 10. April 1831 einen hartnäckigen Kampf mit den Russen.

Kasimir (franz. Casimir, entstanden aus Kaichmir, s. d.), leichtes, aus feinem Wollengarn gewebtes, geköpertes, schwach gerauhtes und gewalktes Zeug ohne Tuchstrich. Beim einfachen K. besteht die Kette aus Kammgarn, der Einschlag aus Streichgarn; der festere und dichtere, stärker gewalkte Doppel- oder gestrichene K. ist dagegen ganz aus Streichgarn angefertigt. Man fertigt K. glatt, gerippt, façonniert, einfarbig und meliert ꝛc. und benutzt ihn meist zu Sommerkleidern; doch ist er vielfach durch die feinern Buckskins verdrängt. Kassinett, Zirkaß (s. Circassienne) ꝛc. sind ähnliche halbwollene Stoffe.

Kasimir (Kazimierz), slaw. Name (»Friedensstifter«). Die namhaftesten Träger desselben waren:

Könige von Polen: 1) K. I., der Friedfertige, geb. 1015, gest. 1058, Sohn des Königs Mieczislaw II., stand nach seines Vaters Tode 1034 während seiner Minderjährigkeit unter Vormundschaft seiner Mutter Richeza, Tochter des Pfalzgrafen Ezo bei Rhein, ward 1037 samt dieser von seinem Volke vertrieben und widmete sich nun in Paris den Studien; ja er trat, um ungestörter den Wissenschaften leben zu können, zu Cluny in den Benediktinerorden. 1041 durch Vermittelung Kaiser Heinrichs III. von den Polen zurückgerufen, befestigte er daselbst das Christentum durch Anlegung mehrerer Klöster, brachte 1054 das bisher von Böhmen besessene Schlesien und das abtrünnige Masovien wieder an sich und zwang die Preußen zur Zahlung eines Tributs. Vermählt war er mit Maria Dobrognewa, einer Schwester des Großfürsten Jaroslaw. Ihm folgte sein Sohn Boleslaw II.

2) K. II., Sprawiedliwy, der Gerechte, geb. 1138, gest. 1194, Sohn des Königs Boleslaw III., war neben seinen vier ältern Brüdern im väterlichen Testament nicht bedacht worden, erhielt jedoch von seinem Bruder Heinrich 1167 die Herrschaft Sendomir und wurde nach der Absetzung Mieczislaws III. 1177 von den Polen zum Oberregenten gewählt. Er begünstigte dafür Adel und Klerus. Vermählt war er mit Helene, Tochter des Herzogs Wsewold von Belz. Ihm folgte sein Sohn Lezko.

3) K. III., der Große, geb. 1309, gest. 5. Nov. 1370, Sohn des Königs Wladislaw Lokietek, kam 1333 auf den Thron. Die Feindseligkeiten seiner Vorgänger mit den Deutschen Rittern beendete er 1343 durch den Frieden von Kalisch, nach welchem die Ritter das Palatinat von Kujavien und den Bezirk Dobrzyn an Polen zurückgeben mußten. Dem König von Böhmen trat K. 1335 die Oberhoheit über Schlesien ab, eroberte aber dafür Kleinrußland. Masovien machte er Polen lehnspflichtig. Sein Bemühen, die unterdrückten Volksklassen zu heben, trug ihm von seiten des Adels den Spottnamen des Bauernkönigs ein. Er gründete mehrere Städte ganz neu und bevölkerte sie mit deutschen Einwanderern, einige befestigte er auch. Sein Hauptaugenmerk war aber auf die Verbesserung der Sitten gerichtet, wiewohl er selbst durch Vernachlässigung seiner Gemahlin Adelheid und die Unterhaltung von Nebenfrauen kein gutes Beispiel gab. Das von ihm 1368 herausgegebene Gesetzbuch war das erste geschriebene, das Polen besaß. Auch Industrie und die Wissenschaften beförderte K., versuchte sogar mit einigem Erfolg die Künste in Polen einzuführen.

Digitized by Google

gründete 1364 die Universität Krakau und stiftete Schulen und Hospitäler. Der polnische Geschichtsschreiber Dlugosz sagt von ihm, er habe Polen von Holz überkommen und es von Stein hinterlassen. Mit ihm erlosch der Piastenstamm in Polen, und die Regierung fiel an seinen Schwestersohn, Ludwig d. Gr. von Ungarn.

4) K. IV. Andreas, geb. 1427, gest. 1492 in Troki, zweiter Sohn des Königs Wladislaw Jagello, war seit 1440 Herzog von Litauen und wurde 1444, als sein Bruder Wladislaw III. nach der Schlacht von Varna vermißt wurde, an dessen Statt zum König von Polen gewählt, nahm aber erst 1447 die Krone an. Durch seine Bemühungen, Litauen auf Kosten Polens zu vergrößern und dasselbe für den Fall, daß sein Mannesstamm erlöschen sollte, von Polen unabhängig zu machen sowie durch seine Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Krakau u. seine Weigerung, die ihm vorgelegte Kapitulation zu unterzeichnen, machte sich K. den Polen verhaßt. Den Herzog von Teschen zwang er, sein ganzes Land an Polen abzutreten. In dem Thorner Frieden (1466) mußten ihm die Ordensritter nach fast 20jährigem Kriege Westpreußen überlassen und Ostpreußen als polnisches Lehen anerkennen. Durch seine Bemühungen ward sein Sohn Wladislaw zum König von Böhmen gewählt, aber erst lange Kriege konnten dessen Thron befestigen. Auf dem von K. 1468 nach Petrokow berufenen Reichstag entstand die nachherige polnische Reichsverfassung. Vermählt war K. mit Elisabeth, Tochter des Kaisers Albrecht II. Ihm folgte sein Sohn Johann Albert.

5) Johann K., Herzog zu Sachsen, s. Johann 36).

Kasino (ital., »kleines Haus, Landhaus«), jetzt in ganz Europa gebräuchlicher Name für geschlossene Gesellschaften und deren Versammlungsräume. Der Name sollte von den kleinen Zimmern (casini) über den Kaffeehäusern des Markusplatzes in Venedig herrühren, in welchen ehedem die Nobili, frei vom Standeszwang, Gesellschaft zu empfangen und zu bewirten pflegten. Die wahrscheinlich allein richtige Ableitung ist aber die von den geselligen Versammlungen in den Landhäusern, welche bei den Italienern aus klimatischen Gründen viel älter sind als die Villen und Sommerwohnungen im Norden. Im Venezianischen und in Welsch-Österreich versteht man unter K. ein Bordell. — Das Offizierkasino ist ein Gebäude, in welchem sich ein Offizierkorps zu geselligen wie dienstlichen Zwecken, besonders zum Mittagsessen, vereinigt. Es wird darum im dienstlichen Sprachgebrauch Offizierspeiseanstalt genannt, in einigen deutschen Staaten, z. B. Hannover und Mecklenburg, war früher die Bezeichnung Messe üblich.

Kasionni, Name einer Partei in Südbulgarien (Ostrumelien), die liberale Ziele verfolgt und Unabhängigkeit von Rußland erstrebt. Vgl. Soedenisti.

Kasios, alter Name eines 1767 m hohen Kalkgebirges im nördlichen Syrien, südlich der Orontesmündung. An seinem Fuß stand ein berühmter Tempel des Zeus, wo im August ein Fest gefeiert wurde. Jetzt Dschebel Akra' (»kahles Gebirge«).

Kasios, Beiname des Zeus in Antiochia und am gleichnamigen Berge bei Pelusium.

Kasiwe, s. Kassiber.

Kaskade (ital. Cascata), Wasserfall und zwar ein kleiner, mehr durch malerische Schönheit als durch Wassermenge sich auszeichnender, daher besonders auch ein künstlicher, während ein großer Wasserfall Katarakt (s. d.) genannt wird; in der Lustfeuerwerkerei ein Kunstfeuer, bei dem sich unterhalb eines aufrecht stehenden starken Branders mehrere horizontal liegende Brander untereinander befinden, die, gleichzeitig angezündet, gleichsam einen feurigen Wasserfall bilden.

Kaskadengebirge (Cascade Range), nördliche Fortsetzung der Sierra Nevada Kaliforniens, erstreckt sich von der Nordgrenze dieses Staates (42° nördl. Br.) durch Oregon und Washington bis tief in Britisch-Columbia hinein (54° nördl. Br.) und bildet, nur 160 km von der Küste entfernt, der es parallel läuft, den Westrand des Kordillerenplateaus. Granit herrscht im K. vor, und auf seinem breiten Rücken erheben sich großartige Andesitkegel bis hoch über die Waldregion hinauf. Dichte Waldungen aus Nadelholz bedecken den regenreichen Osthang; lichtere Waldungen (Pinus ponderosa) den Westhang. Vom Columbiastrom und dem Fraser wird das Gebirge mit Wasserfällen durchbrochen (daher der Name). Die höchsten Gipfel sind Mount Hood (3730 m), Mount St. Helena (2970 m), Mount Tacoma oder Rainier (4402 m), der noch Dampf ausstößt und vergletschert ist, und Mount Baker (3320 m), ein noch thätiger Vulkan, der 1853 einen Ausbruch hatte. In Britisch-Columbia verflacht sich das Gebirge. Es wird dreimal von Eisenbahnen überschritten, auf Unionsgebiet von der Northern Pacificbahn und einer südlichern parallel laufenden Linie, in Britisch-Columbia von der Kanadischen Pacificbahn.

Kaskarillbaum, s. Croton.

Kaskarillrinde (v. span. cascara, »Rinde«), von Croton Eluteria *Bennett*, auf den Bahamainseln, bildet Röhren mit graugelblicher bis brauner, vom außen weißlichen Kork entblößter Außen- und bräunlicher, feinkörniger Innenfläche, riecht schwach, nicht eben angenehm, schmeckt bitter aromatisch, enthält wenig ätherisches Öl, einen Bitterstoff, Kaskarillin $C_{12}H_{18}O_4$, und Harz. K. kam um die Mitte des 17. Jahrh. als China nova nach Europa, wurde bald auch zum Aromatisieren des Tabaks und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als bitteres Stomachikum und Tonikum benutzt. Jetzt dient sie noch als Mittel bei torpider Verdauungsschwäche, zu Räucherpulvern u. Tabaksbeizen. Sie kommt ausschließlich aus dem Hafen Nassau auf Providence. Die Kopalchirinde, von Croton niveum *Jacq.*, einem Strauch in Mexiko, Venezuela, Neugranada und Kolumbien, kam zuerst 1817 als Cascarilla de Trinidad oder de Cuba nach Hamburg. Sie bildet viel größere Stücke und schmeckt etwas schwächer als K.

Kaskett (franz. Casquet, ital. Celata), einfacher Visierhelm der Lanzenreiter und Kürassiere des 16. und 17. Jahrh.; Hut der preußischen Infanterie unter Friedrich Wilhelm II., dessen Krempe vorn und hinten aufgeschlagen war; auch der französische Helm der Revolution und des ersten Kaiserreichs, überhaupt ein kleiner leichter Lederhelm, z. B. der Feuerwehr. Casquette heißt die heutige Kopfbedeckung der französischen Chasseurs d'Afrique.

Käsmark, Stadt, s. Kesmark.

Kasna (russ.), die Kasse, der Fiskus; Kasnaczei, Schatzmeister, Rentmeister, Verwalter der Kreisrentei.

Kaso, türk. Insel im Mittelmeer, zwischen Kreta und Karpatho, zum Sandschak Rhodos gehörig, 49,4 qkm groß, meist aus Kalk bestehend, rauh u. steinig, zählte vor dem griechischen Aufstand 12,000 Einw. 1824 von den Türken verwüstet, blieb sie einige Zeit verlassen und hat jetzt etwa 8000 meist griech. Einwohner, die hauptsächlich Schiffahrt treiben.

Digitized by Google

Kaspar von der Rhön, s. Heldenbuch.

Kasperle, eine speziell österreichische Variation des alten Hanswursts (s. d.), die, nachdem letzterer von den Brettern verbannt war, an dessen Stelle auf die Bühne kam und dort neben Thaddädl, Lipperl, Staberl ꝛc. herrschte, am längsten auf dem Leopoldstädter Theater in Wien. Der an dieser Bühne wirkende Komiker Johann Laroche (gest. 1807) wird gewöhnlich als der erste K. bezeichnet. Jetzt kommt er nur noch als lustige Person im Puppentheater (Kasperletheater) vor.

Kaspische Pforte (Porta Caspia), im Altertum berühmter Engpaß in Medien, östlich der Hauptstadt Rhagä, in einem südlichen Ausläufer des heutigen Elburz, 14 km lang, führte nach Hyrkanien und Parthien und war von Menschenhänden zu einer Straße von eines Wagens Breite umgeschaffen. Links und rechts erhob sich senkrecht das kahle Gebirge. Die Perser hielten ihn mit eisernen Thoren versperrt und mit Mannschaft besetzt. Da diese enge Felsenspalte (heute Tengi-Sirdara) für die Grenzscheide sowohl des nördlichen und südlichen als des westlichen und östlichen Asien galt, so berechneten die griechischen Geographen von diesem Punkte aus viele Meridiane.

Kaspisches Meer (Kaspisee), der größte Binnensee der Erde, auf der Grenzscheide Europas u. Asiens, vom Astura- im SW. bis zum Atrekfluß im SO. von Persien, sonst von russischen Landschaften umschlossen, ist von N. nach S. 1224 km lang, 185—450 km breit, hat einen Küstenumfang von 6380 km und bedeckt einen Flächenraum von 438,688 qkm (7967 QM.), wovon jedoch die Inseln 2236 qkm einnehmen. Merkwürdig ist die tiefe Lage des Kaspischen Meeres; es füllt nämlich die tiefste Stelle einer Senkung der Erdoberfläche aus, die unter dem Niveau des Meeresspiegels liegt. Diese ganze Vertiefung (Aralokaspische Erdsenke) war früher ein Meer, aus dem nur einige Höheninseln emporragten, und das sowohl mit dem Arktischen als mit dem Schwarzen Meere in Verbindung stand. Als Reste jenes Meeres, das bei einer die Zuflußmenge noch übersteigenden Verdunstungsmenge (nach Aragos Ansicht) stetig abnehmen mußte, sind das Kaspische Meer und der Aralsee (s. d.) zurückgeblieben, zwei Wasserbecken mit stark salziger Flut und ohne sichtbaren Abfluß, denen jedoch die Fische und Robben der offenen See fehlen. Die russischen Untersuchungen über den alten Lauf des Amu Darja haben zu dem Schluß geführt, daß die Isolierung des Aralsees vom Kaspischen Meere früher stattgefunden habe als die Trennung des Kaspischen vom Schwarzen Meere. Durch die Manytsch-Wasserrinne hing das Kaspische Meer in geschichtlicher Zeit mit dem Asowschen Meere zusammen; noch jetzt fließt zeitweilig etwas Wasser aus dem Manytsch in den Kumafluß ab, und noch im 17. Jahrh. muß der Wasserweg zwischen den beiden Meeren selbst für größere Fahrzeuge offen gewesen sein. 1859 hat Bergsträsser einen Kanal zur Benutzung dieses von der Natur vorgezeichneten Wasserwegs empfohlen; seit es wahrscheinlich ist, daß sich im Schwarzen Meere stets ein Überschuß an Wasser befindet, und daß sein Spiegel über dem des Ozeans steht, trägt man sich mit dem kühnen Gedanken, einst »diesen Überschuß an Wasser (durch Ableitung des Don in einen künftigen Manytsch-Kumakanal) dem Kaspischen Meere zu gute kommen zu lassen, wodurch alle zentralasiatischen Steppen neu belebt würden; denn infolge der Vergrößerung der Oberfläche des Kaspischen Meeres würde sich seine Verdunstung steigern und mit dieser der jetzt dort so seltene Regen«. 1859 gab die Regierung den Befehl, die Frage auf sich beruhen zu lassen; 1876 nahm sie der Amerikaner Spalding wieder auf, die russischen Blätter besprachen aber seinen Plan sehr abfällig. Das Kaspische Meer liegt 26 m unter dem Schwarzen Meere, während der Aralsee 74 m über dem Kaspischen Meere liegt. Letzteres wird von dem größten Strom Europas, der Wolga, außerdem vom Ural, Kuma, Terek, Sulak, Kur, Safidrud, Atrek ꝛc. gespeist, ohne daß sein Wasservolumen vermehrt würde. Man schreibt dies der mehrfach erwähnten sehr starken Verdunstung und der Aufsaugung durch den sandigen Boden zu, denen der Zufluß kaum das Gleichgewicht zu halten vermag. Der Wasserstand des Sees steigt zwar im Juni und Juli, wenn die Flüsse ihr Hochwasser bringen, sinkt jedoch im Winter wieder zurück, und ein allmählich fortschreitendes Sinken ist deutlich nachgewiesen. Die Ufer des Kaspischen Meeres sind meist sandig und niedrig, besonders im N. und NO., wo jedoch der Ust-Urt (das Plateau zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee, das sich hinter der Bai Kadam bis zu 232 m über das Kaspische Meer erhebt) hohe Felswände bildet; bergig ist der Süden, wo die persischen Landschaften Gilan und Masenderan hoch und steil nach dem See abfallen. Die am meisten vorspringenden Küstenpunkte sind auf der Westseite das Kap Schachow (die Spitze der Halbinsel Apscheron) und südlicher bei der Kurmündung das Kap Kurinsk; ferner auf der Ostseite das Kap Tarta und Kap Tjub Kargan an der Halbinsel Mangischlak. An Baien sind zu nennen: an der Westküste die von Agrachansk, Baku, Kisilagatsch und Enseli; an der Ostseite die Busen von Asterabad, Krasnowodsk, Balchan (Balchanskischer Busen), Karabugas, Kinderli, Alexander, Koschak, Mertwyi-Kultuke und Kaidak. Es lassen sich deutlich zwei Abteilungen des Sees unterscheiden, die durch einen Bogen von Petrowsk bis zum Vorgebirge Tjub Kargan gesondert werden. Das nördliche Becken hat eine Ausdehnung von W. nach O. und ist seicht, da seine Tiefe nirgends $21\frac{1}{3}$ m übersteigt; dieser Teil des Sees friert im Winter zu, und erst Mitte April kann man zu Schiff nach Astrachan gelangen. Das Wasser ist brackig, an der Nordküste mit sehr geringem Salzgehalt. Das südliche, mehr hochuferige Becken hat eine Ausdehnung von N. nach S. und schon an den Ufern große Tiefe, die größte Tiefe (896 m) ist etwas südlich von Derbent; es ist stark salzhaltig, und der Salzgehalt soll noch im Zunehmen begriffen sein; 1000 Teile Wasser enthalten 15 Teile Salz (der Atlantische Ozean dagegen 42 Teile); den stärksten Salzgehalt sollen die Baien der Ostseite haben, besonders die Karabugasbai, die nur durch einen schmalen Eingang mit dem großen Meere in Verbindung steht und als eine natürliche Salzpfanne von gigantischen Dimensionen erscheint, wo durch die Steppenhitze die Sole verdampft. Kleinere Inseln finden sich im S. des Meeres, die bekannteste ist Adschur. Im Klima besteht ein merklicher Unterschied zwischen der Ost- und Westküste. In Krasnowodsk sind die Wintermonate kälter als in Baku, dagegen sind Frühjahr und Sommer dort wärmer; ein sehr mildes Klima hat die Südküste. Außerordentlich groß ist der Reichtum dieses Binnenwassers an vorzüglichen, den weitesten Transport lohnenden Fischen (Welsen, Stören ꝛc.). Die Fischerei beschäftigt allein bei Astrachan 50,000 Menschen und liefert im ganzen Meere und den unmittelbaren Zuflüssen (außer der mittlern und obern Wolga) einen durchschnittlichen Jahresertrag von 20 Mill. Mk.

Digitized by Google

Handel und Schiffahrt sind auf dem Kaspischen Meer ungemein rege, sowohl mit Segel- als mit Dampfschiffen; das Meer dient als Verkehrsweg für den direkten, jährlich zunehmenden Handel zwischen Rußland, Persien, den kaukasischen Provinzen und dem transkaspischen, von Turkmenen bewohnten Gebiet. Die persischen und turkmenischen Schiffe haben flachen Boden und keinen Kiel, ein plumpes, viereckiges Segel, eine Besatzung von 3—4 Mann und einen Gehalt von nur 16—50 Ton. (à 1000 kg). Diese Schiffe befinden sich im kläglichsten Zustande und brauchen von Astrachan bis Asterabad 2—3 Monate; Unglücksfälle sind häufig, die Führer aber waghalsige Männer. Die bessern Schiffe der Perser, mit denen sie regelmäßige Fahrten nach allen Häfen des Kaspischen Meeres unterhalten, sind meist zweimastige, regelrecht gebaute Schoner. Die Segelschiffe, deren sich die russischen Kaufleute bedienen, sind Schoner, meist auch Zweimaster, bis zur Größe von 500 Ton. Ladung. Regelmäßige Postschiffahrt unterhalten die Gesellschaften Kaukas u. Merkur und Lebed (Schwan). Das Grundkapital beider Aktiengesellschaften beträgt 40 Mill. Mk.; sie führen Waren und Passagiere nach allen Häfen, dem Warentransport dienen ihre großen drei- und viermastigen Segelschiffe. Die wichtigsten Häfen sind: Astrachan und Baku im W., Enseli und Asterabad im S., Krasnowodsk und Alexandrowsk (das für den Handel mit Chiwa Bedeutung erlangen wird) im O., Gurjew im N. Die Zahl aller in russischen Häfen, unter welchen außer Astrachan und Baku noch Lenkoran und Petrowsk bemerkenswert sind, einlaufenden Schiffe betrug 1890: in Küstenschiffahrt und auswärtiger Fahrt zusammen 11,778 mit 2,057,967 Lasten; die Zahl der auslaufenden war 11,811 mit 2,052,993 Lasten. Vom transkaspischen Gebiet wird Salz, rohes Petroleum, Baumwolle und Wolle ausgeführt, von Persien Baumwolle, getrocknete Früchte, Reis und Teppiche, vom Hafen von Baku rohes und raffiniertes Petroleum, Kupfer und Fische, von Astrachan nach allen Häfen Eisen, Manufakturwaren, Zucker, Fische &c. Leuchttürme sind in genügender Menge errichtet. Durch die Eröffnung der Eisenbahn Baku-Tiflis ist eine Verbindung mit dem Schwarzen Meere (Linie Tiflis-Batum, resp. Poti) hergestellt. Die Flottille bestand 1894 aus 2 Kanonenbooten (III. Ranges), 4 Dampfern, 1 Lootsenschoner, 2 Dampfbarkassen und 2 Segelschiffen. Der russisch-persische Vertrag von Turkmantschai vom 10. (22.) Febr. 1828 gewährt nur den Russen das Recht, Kriegsschiffe auf dem Kaspischen Meere zu halten, und schließt alle andern Nationen hiervon wie von der Unterhaltung von Dampfern aus. Die russische Flottenstation lag bis 1843 auf der Insel Sara, nahe bei Lenkoran an der Westküste; damals wurde sie zu großem Schrecken der Perser nach Adschur am Eingang zum Golf von Asterabad verlegt, im April 1875 aber nach Krasnowodsk am Ostufer, dem Hauptort des neuen transkaspischen Gebiets, übergeführt (s. die Karten »Rußland« und »Persien«). Vgl. v. Baer, Kaspische Studien (Petersb. 1855—59, 2 Hefte); Radde, Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebiets (Leipz. 1886); »Petermanns Mitteilungen«, 1859—62; »Russische Revue«, Bd. 5 und 6.

Kaspische Thore, s. Kaspische Pforte.

Kaspisee, s. Kaspisches Meer.

Kasplja, russ. Fluß, entspringt aus dem gleichnamigen See im Gouv. Smolensk, fließt dann durch das Gouv. Witebsk und ergießt sich nach 125 km langem Laufe links in die Düna.

Kasr (arab.), Burg, befestigtes Dorf, häufig in Nordafrika vorkommender Ortsname; in Algerien herrscht die Form Ksar (Plur. Ksur) vor.

Kasr el Kebir (Ksar el Kebir, gewöhnlich Alkazar Kebir oder Lxor el Kebir, span. Alcazar Quivir, »das große Schloß«), Stadt im nördlichen Marokko, 45 km südöstlich von seinem Hafen El Araïsch, rechts am Luccos, der häufig das niedrige Land überschwemmt, inmitten von Weinbergen, Oliven- und Orangenhainen, ist auf den Trümmern einer alten Stadt (man hat hier allein in Marokko griechische Inschriften gefunden) erbaut, hat keine Mauern, enge Straßen mit schmutzigen Häusern aus Ziegeln, eine Citadelle in Trümmern, eine mit schönen Thoren gezierte Moschee, und 8—9000 Einw. (viele Juden), welche ansehnliche Industrie in Wolle und Baumwolle und bedeutenden Handel über El Araïsch treiben. Die Stadt, vermutlich das Oppidum novum der Römer, wurde von dem Chalifen Almansor, der sich hier ein Schloß erbaute, zu seiner Residenz gemacht, aber vom Sultan Mulei Ismael zerstört und hat sich seitdem nie wieder erholt. Die angeblich hier 4. Aug. 1578 geschlagene Schlacht, in der König Sebastian von Portugal fiel, hat sich wahrscheinlich 10 km südöstlich von El Araïsch an den Ufern des Wadi Mathzen zugetragen.

Kaß, Großer, linker Nebenfluß des Jenissei in Sibirien, gehört mit dem Kleinen K. zu dem Ob-Jenisseischen Kanalsystem.

Kassa (spr. káschscha), ungar. Name der Stadt Kaschau (s. d.).

Kassab (Kassabeh), ägypt. Rutenmaß zu $6\frac{2}{3}$ Pik Béledi = 3,85 m, ein kleineres zu $6\frac{1}{3}$ Pik = 365,75 cm; 1 Q.-K. demnach = 14,8225 oder 13,3773 qm.

Kassabuch, s. Buchhaltung, S. 617.

Kassafuß (Kassawert), die feste Summe, zu welcher im Kurse schwankende, durch die Kasse laufende Geldsorten in Anrechnung kommen.

Kassageschäft, s. Kasse und Börse, S. 299.

Kassai, linker Nebenfluß des Kongo, entspringt in der portugiesischen Provinz Angola, im östlichen Teil der Landschaft Bihé, unter 12° südl. Br. und 18° 30' östl. L. v. Gr., ganz nahe den Quellflüssen des Sambesi und Koanza, fließt erst östlich, bald durch eine weithin sumpfige Gegend, wo er durch den Lotembwa mit dem See Dilolo (s. d.) und durch diesen zeitweilig mit dem Sambesi in Verbindung steht, wendet sich plötzlich unter 22° 10' östl. L. v. Gr. nach N. und bildet nun bis zum 7.° nördl. Br. die Grenze zwischen Angola und dem Kongostaat, erhält dann, auf diesen übergetreten, links mehrere bedeutende Zuflüsse (Luemba, Luaschima, Tschikapa), bildet unter 6° 40' bei einer Breite von 200 m den 6 m hohen Pogge-Fall, unter 5° 50' südl. Br. den Wißmann-Fall und erweitert sich nun zu 1000 m, nimmt unter 5° 20' rechts den 500 m breiten Lulua (s. d.) auf und schlägt dann eine nordwestliche Richtung ein. Auf dieser Strecke gehen ihm rechts sein bedeutendster Nebenfluß, der ihm ebenbürtige Sankuru (s. d.), und der Mfini mit dem Abfluß des Leopold II.-Sees, links der Loanga und der bedeutendere Kwango zu, worauf er den Namen Kwa annimmt und in westlicher Richtung dem Kongo zufließt, in den er sich, 640 m breit und 36 m tief, unter 3° 20' südl. Br. und 16° 10' östl. L. v. Gr. bei Kwamouth ergießt. Bei hohem Wasserstande führt er 12,000 cbm in der Sekunde in den Kongo; seine Gesamtlänge wird auf 1940 km berechnet. Bis zu den Wißmann-Fällen ist er von der Mündung aus schiff-

Digitized by Google

bar und oberhalb derselben wahrscheinlich wieder auf bedeutende Strecken; mit seinen Nebenflüssen bietet er an 3600 km schiffbarer Wasserstraßen. Die Ufer des Flusses sind bald von dichtem Wald bekleidet, bald breiten sich an ihnen weite Savannen aus, oft sind sie von überraschender Schönheit. Fast durchweg aber sind sie dicht bewohnt von Bantuvölkern sehr verschiedener Kulturstufen. Am Oberlauf sitzen die Kalunda, weiter abwärts links die Bakombo, rechts die Baluba und Bakuba, dann an beiden Ufern die kriegerischen, als Kannibalen verrufenen Bakutu oder Bassongo Mino, die Badima, Basaka u. a. Vgl. Wissmann, L. Wolf, K. v. François und Müller, Im Innern Afrikas. Die Erforschung des K. (Leipz. 1888).

Kassakonto, s. Buchhaltung, S. 617.

Kássala, ehemalige Hauptstadt der ägypt. Provinz Tara (Tala) in Nubien, unter 15° 30′ nördl. Br. und 35° 35′ östl. L. v. Gr., am Khor el Gasch, einem Nebenfluß des Atbara, hat eine Stadtmauer aus ungebrannten Ziegeln, einen großen Marktplatz mit dem ehemaligen Hause des Mudirs und der Kaserne, war vor dem Beginn des Krieges mit dem Mahdi der wichtigste Handelsplatz zwischen dem Nil und Abessinien, hatte eine aus Sudanesen u. Ägyptern bestehende Besatzung von 1200 Mann u. 8000 Einw., gegenwärtig aber mit dem nahen Hatmie kaum 3000 Einw.

Kassándra (auch Alexandra), bei Homer die schönste der Töchter des Priamos, fiel nach der Zerstörung Trojas dem Agamemnon als Beute zu und wurde nach dessen Heimkehr von Klytämnestra ermordet. Nach andrer, auch in Kunstwerken häufig dargestellten Sage wurde sie vom Tempelbilde der Athene durch Aias (s. d.), Oileus' Sohn, hinweggerissen und entehrt. Apollon hatte ihr die Gabe der Weissagung verliehen gegen das Versprechen, seine Liebe zu erwidern; da sie aber nicht Wort hielt, so strafte sie der Gott dadurch, daß ihre Weissagungen keinen Glauben fanden u. jedermann sie als Schwarzseherin verachtete, als sie bei der Ankunft der Helena Ilions Untergang vorher verkündete. So wurde »Prophezeiung der K.« Bezeichnung einer schlimmen Prophezeiung, welche keinen Glauben findet.

Kassandreia, Stadt, s. Potidäa.

Kassándros (Cassander), ältester Sohn des Antipatros, geb. 355 v. Chr., gest. 297, blieb bei Alexanders Zug nach Asien bei seinem Vater in Makedonien und kam erst kurz vor Alexanders Tod nach Babylon, um seinen bei jenem angeklagten Vater zu rechtfertigen. Nach des Königs Tode ernannte ihn der Reichsverweser Perdikkas 323 zum Führer der Edelschar und gab ihn 321 dem Antigonos, Strategen in Westasien, als Chiliarchen bei. Als sein Vater auf dem Totenbett (319) nicht ihm, sondern Polysperchon die Reichsverweserwürde übertrug, schloß er mit Antigonos und Ptolemäos ein Bündnis und bemächtigte sich 318 Athens und vieler andrer griechischen Städte. Von der Königin Eurydike darauf zum Reichsverweser ernannt, eilte er nach Makedonien, fand aber bei seiner Ankunft jene sowie seinen Bruder Nikanor besiegt und getötet. Er ließ nun seine Gegnerin Olympias 315 ermorden und verheiratete sich mit Alexanders d. Gr. Halbschwester Thessalonike, um sich die Herrschaft in Makedonien zu sichern. Hierauf trat er dem von Ptolemäos, Lysimachos und Seleukos gegen die Übergriffe des Antigonos geschlossenen Bund bei, verlor aber Epirus und den ganzen Peloponnes und behielt nur Makedonien und Thessalien, sollte jedoch nach dem Friedenstraktat (311), bis der junge Alexander regierungsfähig sein würde, Stratege in Europa bleiben. Aber K. ließ den jungen Alexander nebst seiner Mutter Roxane aus dem Wege räumen und bewog auch Polysperchon durch Bestechung dazu, den letzten Sohn Alexanders d. Gr., Herakles, zu vergiften (309). Sein eifrigstes Bestreben ging nun dahin, in Griechenland wieder festen Fuß zu gewinnen, und schon war Athen seinem Falle nahe, als ihn Demetrios Poliorketes, des Antigonos Sohn, zu einem höchst verderblichen Rückzug durch die Thermopylen nötigte (303) und sogar siegreich durch Thessalien gegen Makedonien vordrang. Doch behauptete sich K. nach Antigonos' Tode (301) in dem Besitz des Landes. Seine erneuten Versuche, Griechenland zu unterwerfen, waren aber fruchtlos. Von seinen drei Söhnen, Philipp, Antipatros und Alexander, starb der erste, sein Nachfolger, bald nach ihm. Die beiden andern stritten sich um den Besitz des Reiches, bis Demetrios die Oberhand behielt.

Kassaschluß (Kassensturz), die Prüfung, ob der Saldo, welchen das Kassenbuch als Unterschied zwischen Sollsumme (Einnahmen) u. Habensumme (Ausgaben) nachweist, mit dem Kassenbestand (Barvorrat) übereinstimmt.

Kassate, soviel wie Kossate, s. Kate.

Kassation (franz. Cassation), bei Urkunden und Handschriften das Zerreißen oder Ausstreichen, um deren Ungültigkeit äußerlich zu kennzeichnen; bei Beamten die Entlassung aus dem Dienste, die Entsetzung (s. Disziplinargewalt). Als Strafe für Offiziere und Militärbeamte ist die K. (Entlassung ohne Aussicht auf Wiederanstellung im Militär- oder sonstigen Staatsdienst) nur noch in Österreich vorgeschrieben (vgl. Degradation). — Bei Entscheidungen und Bestimmungen versteht man unter K. die Aufhebung derselben, welche eintritt, wenn wesentliche Formen dabei verletzt wurden, oder wenn der Inhalt bestehenden Gesetzen zuwider ist, besonders wenn eine Amtsbehörde den Kreis ihrer Amtsgeschäfte überschritten hat; so können ein Privilegium, die Verhandlungen einer Behörde, ein gerichtliches Verfahren, ein Richterspruch kassiert, d. h. für unwirksam, für null und nichtig erklärt werden. Insbesondere spricht man von der K. eines gerichtlichen Urteils, wenn dasselbe von dem zuständigen Obergericht aus Rechtsgründen für nichtig erklärt (vernichtet, kassiert) wird. Vgl. Revision. — In der Musik wurde K. (ital. cassazione) im 18. Jahrh. ein zur Aufführung im Freien, besonders als Abendmusik oder Ständchen, bestimmtes mehrsätziges Tonstück für mehrere Instrumente genannt (soviel wie Serenade und Divertimento).

Kassationshof (Kassationsgericht, franz. Cour de cassation), ein Obergericht, welches lediglich darüber entscheidet, ob in einer Prozeßsache die Vorschriften der Gesetzgebung gewahrt sind. Das Kassationsgericht befaßt sich also nicht mit der Thatfrage, nicht mit der thatsächlichen Feststellung des Rechtshandels, sondern nur mit der Rechtsfrage. In Frankreich hieß der K. früher Conseil du roi, und seine Funktionen waren in dem zum Teil noch jetzt gültigen Reglement vom 28. Juni 1738 bestimmt; durch Dekret vom 1. Dez. 1790 wurde der K. eingesetzt. Seine wichtigste Aufgabe ist die Wahrung der Einheit der Rechtsprechung. Er teilt sich in eine Kammer, welche über die Zulassung entscheidet (Chambre de requêtes), eine Zivilkammer (Chambre de cassation civile) und eine Strafkammer (Chambre de cassation criminelle). Das Institut behauptete sich auch in denjeni-

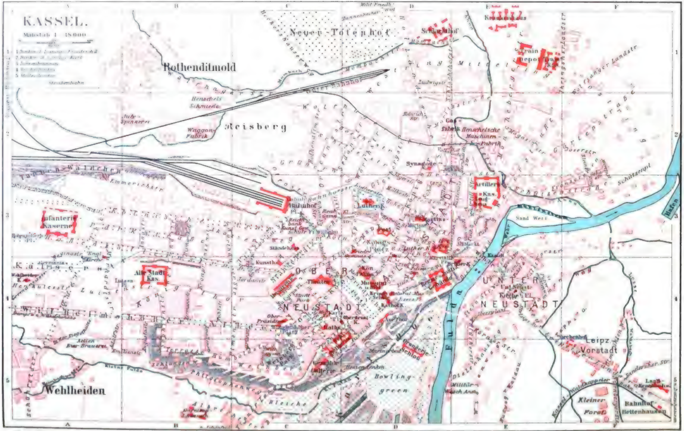
Digitized by Google

Namen-Register zum ‚Plan von Kassel'.

Die Buchstaben und Zahlen zwischen den Linien | A4, 5 | bezeichnen die Quadrate des Planes.

Adolfstraße	A4, 5
Ahna, Fluß	EF1—3
Akazienweg	BC3
Aktienbierbrauerei	A5
Albrechtstraße	BC5
Altmarkt	E3
Amalienstraße	B4, 5
Am Altmarkt	E3
Am Wall	DE2
An der Volksküche	DE2
Annastraße	B3
Artilleriekaserne	E3
Artilleriestraße	E3
Auethor	D4
Augustastraße	B4, 5
Bahnhof	C3
Bahnhofsplatz	C3
Bahnhofstraße	C3
Bellevue, Schloß	CD4, 5
Bernhardistraße	E2
Bettenhausen, Bahnhof	F3
Bibliothek	D4
Bismarckstraße	B3
Bleiche	C5
Blücherstraße	E4, 5
Bowlinggreen	D5
Bremer Straße	DE2
Brüderkirche	E4
Dielenhausweg	E4, 5
Druselgasse	D3
Emilienstraße	AB5
Emmerichstraße	AB3
Englische Kirche	A4
Entengasse	D3
Exerzierplatz	D4
Fischgasse	E3
Fliegengasse	E3
Frankfurter Landstraße	C4, 5
Frankfurter Straße	CD4, 5
Franzgraben	E2, 3
Friedhof, s. Totenhof.	
Friedrichsgymnasium	D3
Friedrichsplatz	D4
Friedrichstraße, Große	C4, 5
Friedrich-Wilhelmsplatz	C3
Fuhrgasse	E4
Fulda, Kleine, Flüßchen	A—D4, 5
Fünffensterstraße	C4, 5
Garde du Corpsplatz	C4
Garnison-Lazarett	B5
Gartenstraße	EF2
Gasfabrik	DE2
Gemäldegalerie	C5
Georgstraße	D4
Germaniaplatz	A4
Germaniastraße	A4
Giesbergstraße	D2, 3
Goethestraße	D2
Grimmstraße	C5
Grüner Weg	CD2, 3
Güterbahnhof	CD1
Hafen	E3
Heckershäuser Weg	C1
Hedwigstraße	D3
Heimbachwasser	A5
Heinrichstraße	D2
Henschelsche Maschinenfabr.	E2
Henschels Schmiede	B2
Henschelstraße	DE2
Herkulesstraße	A4
Hermannstraße	B4
Hessendenkmal	D5
Hohenthorstraße	D3
Hohenzollernplatz	A3
Hohenzollernstraße	ABC3, 4
Holländische Straße	D1, 2
Holzmarkt	E4
Humboldtstraße	BC5
Husarenkaserne	C4 u. D3
Ihringshäuser Landstraße	F1
Infanteriekaserne	A3
Jägerstraße	D3
Jordanstraße	C4
Josefstraße	E2
Judenbrunnen	E3
Justizgebäude	D4
Jutespinnerei	E2
Kaiserstraße	AB4
Karlsaue	D4, 5
Karlsplatz	C4
Karlstraße, Obere	CD4
„ Untere	D4
Kartäuser Straße	BC3, 4
Kasernen:	
Alte Stadtkaserne	B4
Artilleriekaserne	E3
Husarenkaserne	C4 u. D3
Infanteriekaserne	A3
Trainkaserne	E1
Kastell	E4
Kastenalsgasse	E3
Katholische Kirche	D4
Kirchditmolder Straße	A3
Kleiner Forst	F5
Kleiner Ring	F2, 3
Klosterstraße	E3
Kölnische Straße	BCD3
Kolonnade	D4
Königsplatz	D3
Königsthor	BC4
Königstraße, Obere u. Untere	CD4 u. D2, 3
Körnerstraße	E4, 5
Krankenhaus	E1
Kreuzstraße	E4
Kriegsschule	D4
Kronprinzenstraße	E3, 4
Küchengraben	D5
Kunstgewerbeschule	C3
Kunsthaus	C4
Landkrankenhaus	E5
Leipziger Landstraße, Neue	EF4, 5
Leipzigerstraße, Alte	E4
Leipziger Vorstadt	F3
Losse, Flüßchen	F3, 4
Ludwigstraße	D1
Luisenplatz	B4
Luisenstraße	AB4
Lutherische Kirchen	D3
Lutherstraße	D3
Magazinstraße	E2
Marienstraße	C4, 5
Marktgasse	DE3
Marmorbad	D5
Marställer Platz	DE4
Martinskirche	E3
Martinsplatz	E3
Martinsstraße	E2
Mauerstraße	D3
Maulbeerplantage	E4
Meßhaus und Meßplatz	C4
Militärfriedhof	D1
Mittelgasse	E3, 4
Mittelring	E1
Moltkestraße	D3
Mombach	B—E1
Mombachstraße	CD1
Müncheberger Straße	F1, 2
Moritzstraße	DE2
Mühlengasse	E3, 4
Mühlenstrom	E3
Müllergasse	E3
Murhardstraße	A3, 4
Museum	D4
Museumstraße	C3
Naturalienmuseum	D4
Neustadt, Ober-	CD4, 5
„ Unter-	E4
Nohlstraße	E3
Nürnberger Straße	F5
Oberneustädter Kirche	D4
Oberpräsidium	C4
Oberste Gasse	E3, 4
Ölmühlenweg	E4, 5
Opernplatz	C4
Orangerieschloß	D5
Orleansstraße	C2, 3
Oskarstraße	E2
Ostring	F1, 2
Oststraße	C3
Palais	D4
Parkstraße	AB3
Pferdemarkt	D3
Philippsplatz	D3
Philosophenweg	BC5
Polizeidirektion	D4
Post	D3
Pulvermühlenweg	E4
Quer-Allee	A3, 4
Rangierbahnhof	A1, 2
Rathaus	C4
Realgymnasium	C3
Regierungsgebäude	D4
Reginastraße	A3, 4
Reichsbank	C3
Reisberg	C2
Rosenstraße, Große	C3
„ Kleine	D3
Rothenditmold	AB1, 2
Rothenditmolder Straße	C2
Salzthorstraße	E3, 4
Sandershäuser Straße	F5
Sand-Werr	E3
Schäfergasse	D3
Schillerstraße	CD2
Schlachthof	D1
Schlachthofstraße	D1, 2
Schlagd, Die	E3, 4
Schlangenweg	B5
Schloßplatz	D4
Schomburgstraße	C3
Schöne Aussicht	CD4, 5
Schönfelder Straße	A5
Schulstraße	C3
Schützenplatz	F2, 3
Schützenstraße	EF3
Sedanstraße	D2
Siechenhof	F5
Sommerweg	EF4
Sophienstraße	B4, 5
Spohrstraße	D3
Stadtkaserne, Alte	B4
Stadtpark	C4
Ständehaus	C3
Ständeplatz	C3, 4
Steinweg	D4
Sternstraße	E4
Synagoge	D2
Tannenhecker Weg	D1
Tannenstraße	B2, 3
Tannenwäldchen	A2, 3
Tappegasse	E4
Terrasse	E4
Theater	C4
Theaterstraße	C4
Töpfenmarkt	E3
Totenhof, Neuer	CD1
Traindepot, Trainkaserne	E1
Turmstraße	DE3, 4
Ulmenstraße	C4, 5
Unterneustädter Kirche	E4
Victoriastraße	C3
Waggonfabrik	B2
Wahlebach	F4, 5
Waisenhausgasse	E4
Waldau, Fußweg von	E5
Wehlheiden	A5
Wehlheider Kirche	A4
Wehr	E3
Weinbergpark und Straße	C5
Weißenburger Straße	C4
Weserstraße	E2, 3
Westendstraße	B3, 4
Westring	D1
Wiesenweg	E5
Wildemannsgasse	DE3
Wilhelmsbrücke	E3, 4
Wilhelmsgymnasium	C5
Wilhelmshöher Allee	ABC4
Wilhelmshöher Platz	C4
Wilhelmstraße	C4
Wolfhager Straße	BCD1, 2
Wolfsanger Landstraße	F1
Wolfsschlucht	CD3, 4
Wörthstraße	D2
Zeughaus	E3
Ziegelhütte, In der	A4
Ziegengasse	D4

Digitized by Google



Meyers Konv.-Lexikon, 5. Aufl.

Bibliographisches Institut in Leipzig

Zum Artikel »Kassel«.

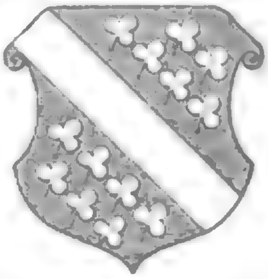
gen deutschen Ländern, in welche die französische Gesetzgebung in der Napoleonischen Zeit Eingang gefunden hatte. Wenn auch unter anderm Namen und mit mancherlei Abweichungen von dem französischen System, wurde das Institut des Kassationsgerichts nach und nach in allen deutschen Staaten, welche in ihre neuen Prozeßordnungen die Prinzipien der Öffentlichkeit und der Mündlichkeit des Verfahrens aufgenommen hatten, acceptiert. Die neue deutsche Justizgesetzgebung kennt in ihrer Revision ein dem französischen Kassationsrekurs ähnliches Rechtsmittel für die Strafsachen und für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten (s. Revision). In Österreich entscheidet der oberste Gerichts- und K. über Nichtigkeitsbeschwerden gegen Strafurteile der Gerichtshöfe. Der deutschen Revision hinwiederum entspricht ziemlich genau das Rechtsmittel des englischen Rechts, welches seit Erlaß der Judicature Acts von 1881 unter dem Namen Appeal gegen die Entscheidungen des Court of Appeal zulässig ist und an das House of Lords als obersten Nationalgerichtshof führt.

Kassatorische Klausel, s. Klausel.

Kassawa (Cassava), die Wurzel von Manihot utilissima, Janipha und Aipi, dann auch das aus derselben gewonnene Stärkemehl, welches als Arrowroot, Tapioka, Cipipamehl, Marksago in den Handel kommt. Vgl. Manihot.

Kasse (Kassa, v. ital. cassa), zunächst das Behältnis, in welchem Geld und Geldeswert aufbewahrt wird; demnächst der Vorrat an barem Geld, welcher in einem Geschäft vorhanden ist, zu dem Zweck, die laufenden Ausgaben zu bestreiten und die laufenden Einnahmen demselben hinzuzufügen; dann diejenige Abteilung eines Geschäftes, in welcher bares Geld angenommen und verausgabt wird; bei einer Behörde diejenige Stelle, welche mit dem Akte des Vereinnahmens und Verausgabens betraut ist, sowie das von ihr benutzte Lokal; endlich das Amt, die K. in dem vorgedachten Sinne zu verwalten. Im kaufmännischen Verkehr wird K. oder Kassa auch für Barvorrat gesetzt; es gehören dazu unter allen Umständen das bare Geld und diejenigen Geldzeichen, welche in dem Großverkehr anstandslos statt baren Geldes angenommen werden. Ob Barren, fremde Münzen, Geldzeichen, die nur bedingungsweise unterzubringen sind, bei einer Zettelbank auch die eignen, nicht in Zirkulation befindlichen Noten zur K. zu rechnen sind, darüber schwankt der Sprachgebrauch. Kassabuch, das Geschäftsbuch, welches über Einzahlungen in die K. und Auszahlungen aus derselben, Kassakonto, dasjenige Konto des Hauptbuches, welches über den Stand der K. Auskunft gibt (s. Buchhaltung, S. 617). Per K. handeln heißt gegen sofortige bare Zahlung handeln; man sagt dafür auch: ein Kassageschäft (einen Tageskauf) machen. Das Kassageschäft bildet den Gegensatz zum Zeitgeschäft, bei welchem beide Teile ihre Leistung hinausschieben (vgl. Börse, S. 299), demgemäß auch zum Differenzgeschäft, ferner zum Geschäft auf Kredit, bei welchem die Leistung des Teiles hinausgeschoben wird, der bares Geld zu zahlen hat.

Kassel (Cassel, hierzu der Stadtplan), Hauptstadt der preuß. Provinz Hessen-Nassau (bis 1866 des ehemaligen Kurfürstentums Hessen) sowie des gleichnamigen Regierungsbezirks (s. unten), des Stadt- und Landkreises K., liegt, von der Fulda durchströmt, in einem weiten, schönen Thalbecken an den sanften Abhängen dreier Hügel, des Ahnabergs gegen N., des Kratzenbergs gegen NW. u. des Weinbergs gegen SW., 156 m ü. M. Die Oberneustadt, der höchst gelegene Teil Kassels, auf der sanften Abdachung des Weinbergs sich ausbreitend, wurde von französischen Emigranten (s. unten, S. 1006) angelegt und ist der Länge nach durch vier Parallelstraßen: Obere Königs-, Karls-, Frankfurter und Bellevuestraße, durchschnitten, von denen die letztere unmittelbar über der schönen Karlsaue auf dem steilen Südostrand des Weinberges liegt. Nordöstlich schließt sich an die Oberneustadt die sogen. Freiheit, die sich von S. gegen N. ausdehnt, ziemlich regelmäßig gebaut ist und gegen O. an die eigentliche, am Fulda-Ufer sich hinziehende Altstadt stößt, deren enge und dunkle Gassen keinen freundlichen Eindruck machen. Die dreibogige Wilhelmsbrücke (89 m lang, 14 m breit, 1788—1804 erbaut) führt zur Unterneustadt auf dem rechten Ufer der Fulda, dem tiefstgelegenen und darum alljährlich von den Überschwemmungen des Flusses bedrohten Stadtteil. Der neueste Teil Kassels, das Hohenzollernviertel, in welchem die Ausdehnung der Stadt zusehends durch sehr schöne Straßen und Gebäude zunimmt, liegt im W., zwischen dem Bahnhof und der Wilhelmshöher Allee, steigt aufwärts und gibt der Stadt ein wahrhaft imponierendes Aussehen.



Wappen von Kassel.

Unter den Straßen der innern Stadt nimmt die 1600 m lange und 19 m breite Königsstraße den ersten Rang ein. Von den Plätzen sind zu nennen: der Friedrichsplatz, 324 m lang und 151 m breit. Seine Mitte ziert das Standbild des Landgrafen Friedrich II., von Nahl in carrarischem Marmor ausgeführt; nach SO. wird er abgeschlossen durch das von Bromeis in Gestalt eines römischen Triumphbogens erbaute Auethor, mit welchem nach dem Kriege von 1870/71 das Siegesdenkmal (von Siemering) vereinigt wurde; der Karlsplatz, nahe der Oberneustädter Kirche, mit dem einfachen Denkmal des um K. hochverdienten Landgrafen Karl; der Friedrich-Wilhelmsplatz, mit schönen Anlagen und dem nach einem Entwurf von Professor Schneider 1881 ausgeführten Löwenbrunnen, an dem in vier weiblichen Figuren die Hauptflüsse der Provinz: Fulda, Werra, Eder und Lahn, symbolisch dargestellt sind; der Ständeplatz, mit vier Reihen schöner Linden bepflanzt, als südöstliche Fortsetzung des vorgenannten; der zirkelrunde, in der Mitte der Stadt zwischen der Obern und Untern Königsstraße liegende, 131 m im Durchmesser haltende Königsplatz, in dessen Mitte dem Rufenden ein sechsfaches Echo entgegenschallt; der Meßplatz mit dem Bronzebrustbild des um die Stadt hochverdienten Bürgermeisters Schomburg; der Opernplatz am Theater in der Obern Königsstraße, mit dem Bronzestandbild des Komponisten Spohr (von Hartzer); der Martinsplatz &c. K. besitzt 7 evangelische (eine neue ist 1894 im Bau) und eine kath. Kirche, eine englische Kirche und eine Synagoge. Die größte Kirche ist die St. Martinskirche, deren vor einigen Jahren in gotischem Stil restaurierte, bez. neu aufgeführte Zwillingstürme einen imposanten Anblick gewähren. Unmittelbar vor den Türmen wird jetzt durch Abbruch alter Gebäude der Philippsplatz geschaffen, auf dem auch das projektierte Denkmal des Landgrafen Philipp des Großmütigen Aufstellung finden wird. Im Chor der St. Martins-

Digitized by Google

kirche, in der 1525 zum erstenmal die Messe in deutscher Sprache gelesen wurde, ist das Grabmal des genannten Fürsten. In der lutherischen Kirche befinden sich zwei Ölgemälde von Tischbein. Unter den übrigen Gebäuden Kassels ist zunächst das ehemalige kurfürstliche Residenzschloß am Friedrichsplatz zu nennen, das aus zwei Teilen besteht: einem ältern, 1769 erbauten, von außen unansehnlichen und schmucklosen, und dem sogen. Roten Palais, welches 1821 aus geschliffenen Sandsteinquadern aufgeführt wurde. Die Stammburg der hessischen Landgrafen, 1277 erbaut, später erweitert und vom Landgrafen Philipp und dessen Sohn Wilhelm IV. durchaus erneuert, stand zwischen Steinweg und Fulda an der Aue; 1811, während König Jérôme von Westfalen darin Hof hielt, brannte das Schloß fast ganz ab. An seiner Stelle ließ Kurfürst Wilhelm I. 1820 den großartigen Neubau der Kattenburg, 173 m lang, 126 m breit, in Angriff nehmen, der aber nie über das Erdgeschoß fortgesetzt wurde. Die moderne Ruine ist jetzt wieder abgetragen, um dem großartigen Justiz- und Regierungsgebäude Platz zu machen. Neben dem ehemaligen kurfürstlichen Palais steht das 1769—79 erbaute, an der Fassade 95 m lange Museum Fridericianum, dessen Frontispiz auf sechs hohen ionischen Säulen ruht und mit den Bildsäulen der Philosophie, Astronomie, Geschichte, Architektur, Malerei und Bildhauerkunst geziert ist. Dasselbe enthält eine der größten Sammlungen chronologisch geordneter Gipsabgüsse nach der Antike, eine wertvolle Münzensammlung, antike und mittelalterliche Kunstgegenstände, prähistorische Altertümer ꝛc. Die Landesbibliothek (170,000 Bände und über 4000 Handschriften, darunter das »Hildebrandslied« und sehr wertvolle Miniaturen) ist im ersten Stock des Museumsgebäudes untergebracht. Höchst sehenswert ist der große Büchersaal von 83 m Länge, der größte Bibliotheksaal Deutschlands. Die Naturaliensammlung befindet sich seit einigen Jahren im ehemaligen alten Kadettenhaus am Steinweg. An der Landesbibliothek waren von 1814—29 Jakob und Wilhelm Grimm angestellt (an sie erinnert eine Gedenktafel an einem Hause in der untern Marktgasse). An das Museumsgebäude stößt der Zwehrnerturm, in dem Landgraf Friedrich II. eine Sternwarte eingerichtet hatte. Dem Turm gegenüber, an der Ecke der Obersten Gasse und des Steinwegs, befindet sich das mit den althessischen Wappen und der steinernen Figur der heil. Elisabeth geschmückte St. Elisabethhospital (im 14. Jahrh. von Mechthildis von Cleve, der Gemahlin des Landgrafen Heinrich I., für arme Sieche gestiftet, später in eine Versorgungsanstalt für Unbemittelte umgewandelt). Wohl die Hauptsehenswürdigkeit Kassels ist die aus den Sandsteinquadern der abgetragenen »Kattenburg« (s. oben) erbaute neue Bildergalerie. Dieselbe ist an der einen herrlichen Blick ins Fuldathal eröffnenden Bellevuestraße (neuerdings als »Schöne Aussicht« bezeichnet) gelegen und im italienischen Renaissancestil ausgeführt. Das imposante Treppenhaus ist geschmückt mit acht Marmorstatuen von C. Echtermeyer, welche die um die Entwickelung der Kunst besonders verdienten Länder als weibliche allegorische Figuren zur Darstellung bringen. Von der Loggia des Gebäudes bietet sich eine schöne Fernsicht. Die Galerie, in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts vom Landgrafen Wilhelm VIII. angelegt, enthält ca. 1000 Gemälde (darunter Schöpfungen von Rembrandt, Rubens, van Dyck, Franz Hals, Jordaens, Dürer, Tizian, Guido Reni, Ribera, Ruisdael u. a.) und stellt sich den Gemäldesammlungen von Dresden und München im allgemeinen würdig zur Seite, übertrifft diese aber hinsichtlich ihres Reichtums an Werken der alten niederländischen Meister. Im Erdgeschoß des Galeriegebäudes ist eine reichhaltige Sammlung von Kunstwerken des Mittelalters und der neuern Zeit, Majoliken u. dgl. aufgestellt. Vor dem Prachtbau der Bildergalerie ist, umgeben von Blumenparketts, die Marmorbüste des verstorbenen Oberpräsidenten v. Möller aufgestellt. In unmittelbarer Nähe der Gemäldegalerie befindet sich in dem ehemaligen Bellevueschlosse die Kasseler Akademie der bildenden Künste. Von sonstigen Kunstinstituten Kassels verdient noch Erwähnung das neuerdings umgebaute, rühmlichst bekannte Königliche Theater. Das vor dem Königsthor gelegene Bose-Museum enthält eine Sammlung von Gemälden u. Altertümern von spezifisch hessischer Herkunft. Erwähnung verdienen noch das Ständehaus, das 1770 erbaute Rathaus, das öffentliche Schlachthaus, der imposante Neubau des Landkrankenhauses auf dem Möncheberg und der Stadtpark mit seinem großartigen Saalbau. In der durch die Stiftung der Brüder Murhard ins Leben gerufenen Stadtbibliothek (für die demnächst ein großer Neubau errichtet werden soll) sind Partituren, Bilder, Briefe, musikalische Instrumente und andre Gegenstände aus dem Nachlasse des in K. verstorbenen Komponisten Ludwig Spohr, dessen Grabmal sich auf dem neuen Friedhof (Holländische Straße) befindet, zu einer interessanten Sammlung vereinigt. Im »Kunsthaus« am Ständeplatz befindet sich die permanente Ausstellung von Gemälden des Kasseler Kunstvereins, in der Gewerbehalle am Friedrich-Wilhelmsplatz eine Ausstellung von mustergültigen gewerblichen Erzeugnissen. Das Treppenhaus des imposanten Justizgebäudes (s. oben) ist mit Freskogemälden von Kolitz, Knackfuß u. a. geschmückt. Auf dem inmitten der Stadt gelegenen »alten Totenhof« befindet sich das Grabmal des letzten hessischen Kurfürsten Friedrich Wilhelm I. sowie das Grab des Geschichtschreibers Johannes v. Müller, welches König Ludwig I. von Bayern mit einem Marmordenkmal verziert hat. Unter den modernen Privatbauten ist die im Akazienweg gelegene, von Parkanlagen umgebene »Glitzer Burg« wegen der in ihr enthaltenen Böcklinschen Wandgemälde erwähnenswert.

Die Bevölkerung Kassels beläuft sich (1890) mit der Garnison (2½ Bataillone Infanterie Nr. 83, 1 Bataillon Infanterie Nr. 32, 1 Regiment Husaren Nr. 14, 1 Regiment Feldartillerie Nr. 11 und 1 Trainbataillon Nr. 11) auf 72,477 Seelen, davon 6230 Katholiken und 2017 Juden. Industrie und Handel sind in stetigem Wachsen begriffen. K. hat Eisengießereien, Maschinenfabriken (darunter die Henschelsche Maschinenfabrik mit 1600 Arbeitern), 2 Anstalten für den Bau von Eisenbahnwagen, Fabrikation von mathematischen Instrumenten, Pianofortes, Thonwaren, Tabak und Zigarren, Federstahl, Korsett- und Krinolinfedern und Metallwaren, Papier und Buntpapier, Gelatine und Leim, Faßwaren, Glacéhandschuhen, Wichse ꝛc., Jutespinnerei und -Weberei, Kartonagenfabriken, eine große lithographische Kunstanstalt, Bierbrauerei ꝛc. Von Bedeutung sind auch der Gartenbau und die Kunstgärtnerei. Der Großhandel, unterstützt durch eine Handelskammer, eine Reichsbankstelle (Umsatz 1893: 752 Mill. Mk.) und andre Geldinstitute, erstreckt sich auf Getreide, Kleesaat, Mühlen-

Digitized by Google

fabrikate, Wolle, Kolonialwaren, Baumaterialien und Eisenwaren, Felle, Leder, Lumpen zc. Alljährlich finden in K. 2 Messen und ein Wollmarkt statt. Bemerkenswert ist auch die große Zahl von Buch- und Kunsthandlungen. K. ist Knotenpunkt der Linien K.-Bockenheim, Hannover-K., Schwerte-K., K.-Neudietendorf und K.-Waldkappel der Preußischen Staatsbahn. Den Verkehr in der Stadt und mit den bedeutendern Orten der nächsten Umgebung vermitteln eine Telephonanlage, eine Pferdebahn und eine Dampfstraßenbahn (K.-Wilhelmshöhe). Eine elektrische Bahn zur Herstellung einer zweiten Verbindung der Stadt mit Wilhelmshöhe ist projektiert. Eine Hebung des Flußverkehrs steht durch die in Angriff genommene Kanalisierung der Fulda von K. bis Münden in nächster Zeit zu erwarten. Etwas unterhalb der Stadt ist auf dem rechten Fuldaufer bereits ein geräumiges Hafenbassin mit Ladevorrichtungen für die Flußfahrzeuge, welche den Güterverkehr zwischen K. und Bremen vermitteln sollen, hergestellt. Mit den Vorstädten Bettenhausen und Wehlheiden steht K. durch Baulichkeiten in ununterbrochenem Zusammenhang. Die Vereinigung der letzterwähnten, 4—5000 Einw. zählenden Gemeinde (zu deren Bezirk auch die nach pennsylvanischem System gebaute *Strafanstalt* für Hessen-Nassau gehört) mit K. wird bereits vorbereitet. Durch Anlage von großen Straßenzügen, die das Hohenzollernviertel mit den westlichen Vororten verbinden, sowie durch Herstellung von Parkanlagen u. dgl., hat S. Aschrott, der größte Grundbesitzer Kassels, sich um die Entwickelung der Stadt verdient gemacht. Infolge des Wachstums der Stadt hat sich vor kurzem die Anlage einer zweiten Wasserleitung als notwendig herausgestellt. Eine neuerbaute großartige Gasanstalt sowie Elektrizitätswerke sorgen für die Beleuchtung der Stadt.

K. hat 2 Gymnasien, ein Realgymnasium, eine Realschule, eine Gewerbe- und Handelsschule, ein israelitisches Lehrerseminar, ein Lehrerinnenseminar, einen Verein für hessische Geschichte und Landeskunde, einen Gartenbauverein, eine Kriegsschule sowie eine Fachschule für Mädchen zc. An andern Anstalten befinden sich dort: ein Diakonissenhaus, ein Kinderhospital, eine Kaiserin Augusta-Stiftung (zur Ausbildung von Schwestern vom Roten Kreuz), eine Irrenpfleganstalt, ein Landkrankenhaus mit Blindenanstalt, eine Entbindungsanstalt u. a. Die städtischen *Behörden* zählen 13 Magistratsmitglieder und 24 Stadtverordnete. Von andern Behörden befinden sich dort: das Oberpräsidium für Hessen-Nassau mit Provinzial-Schul- und Medizinalkollegium, die landständische Verwaltung, die kaiserliche Disziplinarkammer, die Regierung u. das Konsistorium des Regierungsbezirks u. das Landratsamt des Landkreises K., ein Oberlandes- und ein Landgericht, eine Provinzial-Steuer-, eine Eisenbahn- und eine Oberpostdirektion, eine Forstinspektion, ein Hauptsteueramt, ein Bergrevier, eine Generalkommission zur Ablösung von Servituten, eine landwirtschaftliche Zentralanstalt, meteorologische Anstalt, ein Landesrabbinat zc. Außerdem haben dort ihren Sitz das Generalkommando des 11. Armeekorps, das Kommando der 22. Division, der 43. und 44. Infanterie-, der 22. Kavallerie- und der 11. Feldartilleriebrigade. Zum *Oberlandesgerichtsbezirk* K. gehören die 3 Landgerichte in K., Hanau und Marburg, zum *Landgerichtsbezirk* die 34 Amtsgerichte zu Abterode, Allendorf, Arolsen, Bischhausen, Eschwege, Felsberg, Friedewald, Fritzlar, Grebenstein, Großalmerode, Gudensberg, Hersfeld, Hofgeismar, Karlshafen, K., Korbach, Lichtenau, Melsungen, Naumburg i. H., Rentershausen, Netra, Niederaula, Niederwildungen, Oberkaufungen, Rotenburg, Schenklengsfeld, Sontra, Spangenberg, Veckerhagen, Volkmarsen, Wannfried, Witzenhausen, Wolfhagen und Zierenberg.

In der landschaftlich schönen *Umgebung* ist von besonderm Reiz die *Karlsaue*, ein an herrlichen Baumgruppen reicher Park, welcher den südwestlichen, hoch gelegenen Teil der Stadt in der Tiefe begrenzt und sich eine weite Strecke längs der Fulda hinzieht. An seinem Eingang vom Auethor aus befindet sich das Hessendenkmal (von Kaupert), ein sterbender Löwe in weißem Marmor, auf einem Sockel von Basaltkonglomerat, zum Gedächtnis der auf dem Forst vor dem Leipziger Thor auf Befehl Napoleons I. während der westfälischen Zeit erschossenen hessischen Patrioten. Der Park wurde unter dem Landgrafen Karl von dem Versailler Gartenkünstler Lenôtre 1709 angelegt und enthält das schön restaurierte, im echtesten Rokokostil erbaute Orangerieschloß und in einem der beiden später hinzugefügten Seitenpavillons das sogen. Marmorbad mit guten Skulpturen von Monnot. Von der Aue aus gelangt man, der Frankfurter Allee folgend, nach dem stillen *Schönfeld* (auch Augustenruh genannt), Sommerschlößchen der verstorbenen Kurfürstin Auguste. Entfernter liegen Schloß *Wilhelmshöhe* (s. d.) und das von dem Landgrafen Wilhelm VIII. 1753 im italienischen Stil erbaute Schloß *Wilhelmsthal* (s. d.). Von den in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegenen Aussichtspunkten sind erwähnenswert der auf der Höhe des Weinbergs gelegene Eisengartensche Felsenkeller, die Terrasse (ebenfalls auf der Höhe des Weinbergs), die Restauration Belvedere (auf dem Möncheberg), die Restauration »Zum Höllenkipfel« (am Abhang des Kratzenbergs) sowie die Parkanlagen »Am Tannenkipfel«. S. das Nebenkärtchen auf der Karte »Hessen-Nassau« (Bd. 8).

[Geschichte.] Die erste Kunde von der Stadt K. datiert von 913, wo König Konrad I. hier verweilte; es hieß damals *Cassala*. Kaiser Heinrich II. schenkte 1008 einen Güterhof daselbst dem Kloster Kaufungen. Zu Anfang des 13. Jahrh. wurde K. von den Landgrafen von Thüringen zur Stadt erhoben. Nach dem Erlöschen des thüringischen Hauses kam K. an die Landgrafen von Hessen. Schon Landgraf Heinrich I. (gest. 1308) legte am jenseitigen Ufer eine Neustadt an, verknüpfte dieselbe durch eine Brücke mit der Altstadt und baute die Burg von neuem auf. Heinrich II. gründete 1328 auf der linken Seite der Fulda die sogen. Freiheit und erbaute hier die St. Martinskirche, mit welcher er 1364 ein Chorherrenstift verband. K. widersetzte sich 1376 einer vom Landgrafen Hermann willkürlich ausgeschriebenen Steuer, wurde aber durch Hinterlist überwältigt und seiner Freiheit beraubt. Eine Einmischung benachbarter Fürsten zu gunsten der vertriebenen Bürger blieb fruchtlos; erst Landgraf Ludwig gab K. seine Freiheiten zurück. 1527 nahm die Stadt die Reformation an. Durch den Landgrafen Philipp den Großmütigen wurden die seitherigen Befestigungswerke ansehnlich verstärkt; nachdem sie infolge der Halleschen Kapitulation (1547) auf kaiserlichen Befehl geschleift worden waren, wurden sie sofort nach der Befreiung des Landgrafen aus der kaiserlichen Gefangenschaft wiederhergestellt, indes erst durch seinen Sohn Wilhelm IV. zur Vollendung gebracht. Dieser verschönerte die Stadt durch verschiedene größere Bauten, und Landgraf Moritz suchte

Digitized by Goo

deren Wohlstand durch die Aufnahme vertriebener Niederländer zu heben (1615). Der Anfang des Aufschwunges der Stadt zu ihrer gegenwärtigen Bedeutung fällt in die Regierungszeit des Landgrafen Karl, unter welchem die Aue, das Orangerieschloß, die großartigen Anlagen am Habichtswald und durch die Aufnahme vieler aus Frankreich vertriebener Hugenotten (1688) die prächtige Oberneustadt entstanden. Im Siebenjährigen Kriege wurde K. im Juli 1757 zum erstenmal, 23. Juni 1758 aufs neue, 11. Juni 1759 zum dritten- und 31. Juli 1760 zum viertenmal von den Franzosen besetzt. Im März 1761 wurde es vom Grafen Wilhelm von Bückeburg (vergeblich), im September und Oktober 1762 vom Prinzen Friedrich von Braunschweig belagert und 7. Nov. d. J. durch Kapitulation eingenommen. Bald darauf wurden die Festungswerke abgetragen (von ihnen ist nur noch eine Bastion an der Fulda neben dem Justizgebäude übrig) und durch Landgraf Friedrich II. (gest. 1785) das neue K. geschaffen. Am 1. Nov. 1806 wurde K. durch ein französisches Heer besetzt und zur Hauptstadt des neuen Königreichs Westfalen erhoben. Schon 28. Sept. 1813 langte der russische General Tschernitschew vor K. an, vertrieb, während König Jérôme (s. Bonaparte 4) eiligst nach Koblenz entfloh, die westfälischen Truppen vor der Stadt und zwang 30. Sept. den General Allix zur Kapitulation. Am 1. Okt. hielt Tschernitschew unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug, verließ K. aber schon zwei Tage danach, und bereits am 7. waren die Truppen von Allix wieder da. Die Ausführung der strengen Strafdekrete, welche dieser über die rebellische Stadt verhängte, hinderte Jérôme, der am 16. Okt. zurückkehrte, doch nur, um die Stadt am 26. für immer zu verlassen; am 27. folgten ihm die letzten Truppen. Am 28. Okt. abends erschienen die ersten Truppen der Verbündeten, worauf 21. Nov. auch der Kurfürst wieder in seine Residenz einzog. 1830 und 1831 war K. gleich andern Städten Kurhessens der Schauplatz von Unruhen, gleichwie seine Einwohner sich auch an der Erhebung des Jahres 1848 lebhaft beteiligten. Während der Verfassungskrisis und der Spannung zwischen Preußen und dem Bunde ward K. 2. Nov. 1850 von preußischen sowie 22. Dez. auch von bayrischen und österreichischen Truppen besetzt, welche bis Juli 1851 blieben. Am 18. Juni 1866 rückte die preußische Division Beyer, die von Wetzlar kam, ohne Widerstand zu finden, in K. ein, und nach der Einverleibung des Kurfürstentums in den preußischen Staat ward K. Hauptstadt der neugebildeten Provinz Hessen-Nassau und des Regierungsbezirks K. Vgl. Piderit, Geschichte der Haupt- und Residenzstadt K. (2. Aufl. von Hoffmeister, Kassel 1882); Hahnfeld, K. vor funfzig Jahren (das. 1863); Fr. Müller, K. seit 70 Jahren (2. Ausg., das. 1893, 2 Bde.); Bähr, Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren (2. Aufl., Leipz. 1886); Brunner, K. im Siebenjährigen Krieg (Kassel 1884); »Das Kasseler Bürgerbuch, 1520 bis 1699« (hrsg. von Gundelach, das. 1895); »Neuester Führer durch K. &c.« (10. Aufl., das. 1893); Werner, Führer durch K. und das hessische Bergland (das. 1889); Dehn-Rotfelser und Lotz, Die Baudenkmäler im Regierungsbezirk K. (das. 1870).

Der **Regierungsbezirk Kassel** (s. Karte »Hessen-Nassau«) umfaßt 10,078 qkm (183,04 QM.) mit (1890) 820,988 Einw. (81 auf 1 qkm), davon 665,045 Evangelische, 134,487 Katholiken und 18,468 Juden und besteht aus den 24 Kreisen:

Kreise	QKilom.	QMeil.	Einwohner	Einw. auf 1 QKil.
Eschwege	502	9,12	42 260	84
Frankenberg	560	10,17	24 168	43
Fritzlar	341	6,19	26 482	78
Fulda	613	11,13	49 168	80
Gelnhausen	644	11,70	41 773	65
Gersfeld	357	6,48	21 515	60
Hanau (Stadt)	11	0,18	25 029	—
Hanau (Land)	298	5,41	39 457	132
Hersfeld	501	9,10	31 300	62
Hofgeismar	614	11,15	36 362	59
Homberg	320	5,81	21 453	67
Hünfeld	444	8,06	23 508	53
Kassel (Stadt)	18	0,33	72 477	—
Kassel (Land)	406	7,37	51 168	126
Kirchheim	330	5,99	21 998	67
Marburg	567	10,30	46 633	82
Melsungen	389	7,06	27 276	70
Rinteln	450	8,17	41 580	92
Rotenburg	554	10,06	29 991	54
Schlüchtern	463	8,41	28 497	62
Schmalkalden	280	5,09	33 268	119
Witzenhausen	424	7,70	29 256	69
Wolfhagen	407	7,39	23 958	59
Ziegenhain	584	10,61	32 416	56

Über die 8 Reichstagswahlkreise des Regierungsbezirks s. die Karte »Reichstagswahlen«.

Kasseler Blau, soviel wie Bremer Blau.

Kasseler Braun, soviel wie Umbra.

Kasseler Gelb, s. Bleichlorid.

Kasseler Goldgelb, soviel wie Ocker.

Kasseler Grün, soviel wie Schweinfurter Grün; s. auch Mangansäure.

Kasseler Ofen, s. Mauersteine.

Kasseler Schwarz, soviel wie gereinigtes Beinschwarz (Elfenbeinschwarz) oder Knochenkohle.

Kassenanweisungen (Kassenbillets, Kassenscheine), bald gleichbedeutend mit Schatzscheinen (s. d.), bald im Sinne von Papiergeld (s. d.) gebraucht. S. auch Reichskassenscheine.

Kassenbestand, s. Kassaschluß.

Kassendefekt, s. Defekt.

Kassendefizit, s. Defizit.

Kassenfreiheit, s. Kassenzwang.

Kassengeld, alte Währung in Hannover und Braunschweig zu $12\frac{4}{6}$ Thlr. in der Kölnischen Mark, 14 Thlr. = 15 Thlr. Goldvaluta; in Sachsen-Weimar, -Gotha, -Altenburg und Schwarzburg vor 1838 der Reichsthaler zu $13\frac{1}{3}$ Stück auf die Mark, während man im gewöhnlichen Verkehr $13\frac{23}{27}$ und später $14\frac{1}{6}$ Stück rechnete.

Kassenkommission, Kommission zur Verwaltung der Truppengelder (der Kasse), besteht aus dem Kommandeur, dem ältesten Hauptmann (Rittmeister) und dem Zahlmeister, zuweilen auch nur aus zwei Mitgliedern. Jedes Mitglied bewahrt einen Schlüssel des dreifach verschlossenen Kassenkastens auf.

Kassenkurs, s. Währung.

Kassenschein (Kassenanweisungen, Kassenbillets), soviel wie Papiergeld, insbes. solches, welches bei Zahlungen an Staatskassen zu seinem Nenngehalt angenommen (Steuerfundation) oder auch von bestimmten öffentlichen Kassen gegen Metallgeld eingelöst wird. S. Reichskassenscheine. K. heißen auch die von Depositenbanken ausgestellten, auf runde Summen lautenden unverzinslichen Scheine, welche zur Übertragung von Depositen dienen.

Kassensturz, s. Kassaschluß.

Kassenverein, Berliner, s. Banken, S. 431.

Digitized by Google

Kassenwesen, s. Finanzwesen, S. 445.

Kassenzins, der Zins, welchen Kaufleute dafür berechnen, daß sie für gewisse Zwecke Summen bereit halten müssen, ohne anderweit darüber verfügen zu können.

Kassenzwang, die im Hilfskassenwesen im Gegensatz zur Kassenfreiheit bestehende Verpflichtung, einer der Arbeiterversicherung dienenden Kasse anzugehören. Vgl. Hilfskassen und Arbeiterversicherung.

Kasserolle (franz. Casserole), flaches Gefäß von Thon, Eisen oder verzinntem Kupfer, zum Kochen oder Schmoren.

Kassette (franz.), Kästchen, besonders zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten oder Geld; die Privatkasse (Schatulle) regierender Fürsten (daher biens de cassette, Schatullengüter); in der Baukunst vertieftes, also gewissermaßen kastenförmiges Feld (Cassettone) einer geraden oder gewölbten Decke; daher kassettieren, eine Decke ꝛc. mit dergleichen Feldern versehen; Kassettendecke, eine derartig gefelderte Decke, wie sie namentlich in der griechischen und römischen Antike und in den von diesen abgeleiteten Stilen vorkommt.

Kassiber (Kasiwe, Ksiwe, Ksiweel, vom jüdisch-deutschen »kossaw«, d. h. schreiben), in der Gaunersprache (Rotwelsch) Bezeichnung für ein Schriftstück, welches einem Gefangenen insgeheim zugesteckt wird. Dergleichen Zuschriften sucht man namentlich Untersuchungsgefangenen in die Hände zu spielen, um ihnen Mitteilungen, welche für die Untersuchung von Wichtigkeit sind, von außen zukommen zu lassen. Aber auch die Gefangenen untereinander streben oftmals nach einem solchen schriftlichen Verkehr, der zuweilen gar keine wichtigen Nachrichten enthält, sondern lediglich dem Bedürfnis nach Mitteilung entspringt. K. werden mitunter in Geheimschrift verfaßt. Wo die Bewachung der Gefangenen sorgfältig genug ist, um keine K. durchzulassen, suchen sich die Gefangenen zuweilen durch Klopfen und andre Zeichen miteinander in Verbindung zu setzen. Aufgefangene K. sind oft für den günstigen Verlauf einer Untersuchung und für die Überführung von Verbrechern von Wichtigkeit.

Kaßide (Caßide, arab. Kaçîdah), eine von den Arabern, Persern und Türken ausgebildete Gattung lyrischer Gedichte in Form eines längern Ghasels (s. d.); dem Inhalt nach meist eine Verbindung verschiedener Motive (besonders Liebe, Naturbeschreibung, Jagdbilder, Kampfschilderungen, Selbstlob, Verherrlichung des eignen Stammes und Verspottung der Gegner, Preis von Gönnern ꝛc.); später werden alle möglichen Gegenstände (auch rein lehrhafter Art) in dieser Dichtungsart behandelt. Künstlichere Formen in Strophen mit Refrainversen und Reimwechsel sind jüngern Ursprungs.

Kassie, Pflanzengattung, s. Cassia.

Kassienblüten, s. Acacia.

Kassiepeia (röm. Cassiope), 1) Gemahlin des Phönix, Mutter des Phineus (s. d.); 2) Gemahlin des Kepheus, des Königs der Araber oder Äthiopen, Mutter der Andromeda (s. d.); nach ihr benannt das Sternbild (s. Kassiopeia).

Kassier (ital. Cassiere), s. Kassierer.

Kassierbriefe (Kassierspapiere), in Holland Quittungen über die Erhebung einer Geldsumme bei einem Bankier, die die Stelle der Checks (s. d.) vertreten.

Kassieren (franz. casser), für ungültig erklären, vernichten, des Amtes entsetzen (vgl. Kassation).

Kassierer (Kassier), Kassenführer, Verwalter einer Kasse. der die Einnahmen, meist aber auch die Ausgaben besorgt.

Kassiertage (Kontotage, Zahltage), früher auf deutschen und italienischen Handelsplätzen Bezeichnung für die zu Wechselzahlungen bestimmten Wochentage. Nicht auf Sicht lautende Wechsel brauchten erst am nächsten K. nach dem Verfalltage bezahlt zu werden. In Deutschland sind die zuletzt nur noch in Augsburg und Bremen üblichen K. vollständig aufgehoben.

Kassimow (ehedem Gorodez), Kreisstadt im russ. Gouv. Rjäsan, an der Oka, hat 10 Kirchen, ein Nonnenkloster, eine Moschee, ein Progymnasium, zahlreiche Lohgerbereien, Schmieden, Fabrikation von Stiefeln, Pelzen, Flechtarbeiten sowie Postglocken, die einen Ruf haben, eine Stadtbank, einen großen Jahrmarkt (7.—14. Juli), bedeutenden Handel und (1889) 15,769 Einw.

Kassinett (franz. Cassinet), halbtuchartiges Köpergewebe mit harter Baumwollenkette und Einschuß aus Streichgarn, ist sehr fest geschlagen, nicht gewalkt, aber in der Walke gewaschen, auf der rechten Seite glatt geschoren und heiß gepreßt; wird meliert, gestreift, kariert und gemustert angefertigt und besonders zu Beinkleidern benutzt.

Kassiopeia, Sternbild am nördlichen Himmel zwischen Perseus, Andromeda, Cepheus und Giraffe, von 344—48° Rektaszension und von 46—70° Deklination, ausgezeichnet durch fünf Sterne, drei von zweiter und zwei von dritter Größe, die ein unregelmäßiges W bilden (s. Karte »Fixsterne«). Die Gesamtzahl der mit bloßem Auge sichtbaren Sterne beträgt nach Heis 126. Am 11. Nov. 1572 entdeckte Tycho Brahe in der K. einen neuen Stern, der an Helligkeit die Venus in ihrem größten Glanz übertraf und nach 17 Monaten wieder dem bloßen Auge verschwand (vgl. Fixsterne, S. 506). Benannt ist das Sternbild nach Kassiepeia, der Gemahlin des Kepheus (s. Kassiepeia 2).

Kassiteriden, s. Cassiterides insulae.

Kassiterit, soviel wie Zinnerz.

Kassolette (franz.), Räucherpfännchen, Riechdose; auch der Wohlgeruch selbst und ironisch für das Gegenteil von Wohlgeruch: Gestank, daher auch Bezeichnung für Latrinenwagen.

Kassonade (franz.), s. Zucker.

Kassongos Reich, s. Urua.

Kassu, soviel wie Palmenkatechu, s. Katechu.

Kassuben (Kaschuben), alter wend. Volksstamm, der ehedem das Gebiet zwischen der Persante (Kolberg ist Hauptstadt des Kassubenlandes) und der untern Weichsel ausfüllte, gegenwärtig aber auf die westpreußischen Kreise Putzig, Neustadt, Karthaus und Danziger Höhe, zum Teil auch Berent, Konitz und Schlochau und einige angrenzende Punkte von Pommern beschränkt ist; die K. sind katholisch. Der Name K. ward zuerst von dem im 13. Jahrh. lebenden polnischen Schriftsteller Boguphalos erwähnt. Die K. sind ein mittelgroßer Menschenschlag, zwar ohne die Lebendigkeit ihrer südlichen Stammverwandten, eher schwerfällig und plump, doch kräftig und Beschwerden leicht ertragend. Sie haben ihre alten Sitten und Einrichtungen, ihre Tracht und Lebensweise größtenteils bewahrt und sprechen noch ihre eigentümliche Sprache, die der polnischen nahe verwandt ist. Ihre Wohnungen sind armselig: Lehmhütten mit kleinen, trüben Fenstern, darüber ein Strohdach. Aufs Sparen ist der Kassube nicht bedacht. In seinen Geschäften kaltblütig und

Digitized by Google

ruhig, zeigt er doch eine südländische Beweglichkeit und Lebendigkeit, wenn er bei Festlichkeiten von Branntwein und Tanz erregt ist, und nicht selten enden dieselben mit Schlägereien. Die K. haben unter sich große Anhänglichkeit und sind auch gegen Fremde, obschon zurückhaltender, doch nicht abstoßend und leicht zu gewinnen. Sie sind überhaupt gutmütig, dabei mehr nach innen gekehrt als die Polen und Masuren. Wie ehedem die Fürsten Pommerns, so führt auch jetzt noch der König von Preußen den Titel eines Herzogs von K. Eine Grammatik der kassubischen Sprache ist von F. Cenova (Posen 1879) verfaßt; derselbe gab auch »Kassubische Märchen, Sprichwörter und Rätsel« (Schwetz 1866—68, 12 Tle. in 2 Bdn.) und »126 kassubische Volkslieder, Sprichwörter 2c.« (das. 1878) heraus. Wörterbücher (polnisch geschrieben) von Poblocki (Kulm 1887), Biskupski (Warsch. 1892) und Ramult (Krakau 1893). Vgl. Pernin, Wanderungen durch die Kassubei 2c. (Danz. 1886).

Kastagnetten (span. Castañuelas), ein einfaches, in Spanien und Unteritalien verbreitetes Klapperinstrument, bestehend aus zwei Holzstückchen etwa von der Gestalt einer mitten durchgeschnittenen Kastanienschale, die mittels eines Bandes am Daumen befestigt und mittels der andern Finger gegeneinander geschnellt werden. In unserm heutigen Ballett bilden die K. ein unentbehrliches Charakteristikum spanischer oder neapolitanischer Tänze.

Kastalia, in der griech. Mythologie eine Quellnymphe, Tochter des Acheloos, stürzte sich vor Apollons Verfolgungen in eine Quelle am Parnaß und zerfloß darin (s. Kastalische Quelle).

Kastalische Quelle, Quelle am Südabhang des Parnassos bei Delphi in Phokis, wenig östlich von dem Heiligtum, hat ihren Namen von der Nymphe Kastalia (s. d.). Mit dem Wasser dieser Quelle wuschen und besprengten sich die Wallfahrer, und nach der Fiktion der römischen Dichter verlieh es dichterische Begeisterung. Ihr heutiger Name ist nach einer unmittelbar darüber liegenden, in den geglätteten und mit Nischen versehenen Fels gehauenen Kapelle Hagios Joannes. Ihr Abfluß zum Pleistos heißt heute Papadiá.

Kastamuni, Hauptstadt des gleichnamigen türk. Wilajets (mit 4 Sandschaks, ca. 50,000 qkm Areal und über 1 Mill. Einw.) in Kleinasien, am Gök Irmak, 7—800 m hoch gelegen, mit dem alten Stammschloß der Komnenen (daher ihr Name Castra Comneni, verderbt in K.), hat 36 Moscheen, 4 Derwischklöster, Gerberei, Baumwollweberei u. Druckerei, Färberei, Handel mit Wolle 2c. und 30—40,000 Einw., darunter nur einige hundert Griechen und Armenier. In der Umgegend viel Kupfer; die ehemals berühmte Kupferschmiederei ist aber ganz verfallen.

Kastanie (Hornwarze), beim Pferd eine länglich-ovale, flache Hornmasse an der medialen Seite der Vordergliedmaße über der Fußwurzel und (viel kleiner) am Hinterfuß dicht unter der medialen Fläche des Sprunggelenks. Die K. ist ein rudimentärer Hornschuh für das Großzehenglied, das jedoch ganz in der Haut hängt, da die dazu gehörigen Mittelfußknochen und Phalangen völlig fehlen.

Kastanienbaum (Castanea *Mill.*), Gattung aus der Familie der Fagaceen, Bäume und Sträucher mit großen, abwechselnden, an den Zweigen zweizeiligen, ganzrandigen oder dornig gesägten Blättern, in dichasischen Gruppen an aufrechten Kätzchen stehenden männlichen und einzeln oder zu drei an besondern oder am Grunde der oberwärts männlichen Kätzchen im gemeinschaftlichen Fruchtbecher stehenden weiblichen Blüten. Die Fruchthülle ist mit stechenden Borsten besetzt und schließt zwei oder drei glatte, auf der einen Seite konvexe, auf der andern flache Früchte ein. Etwa 30 Arten. Echter K. (Kästenbaum, Maronenbaum, C. vulgaris *Lam.*, C. sativa *Mill.*, C. vesca *Gärtn.*), ein schöner, großer Baum, welcher ein bedeutendes Alter und kolossale Dimensionen erreicht (K. des Ätna: 60 m Umfang), hat 16—24 cm lange, länglich-lanzettliche, stachelspitzig gesägte, etwas lederartige, glänzende Blätter und große, kurz und plötzlich zugespitzte, braune, matt glänzende Früchte. Der K. ist in den Mittelmeerländern heimisch, wächst in Südeuropa bis Ungarn, auch in Südwestdeutschland, reift jenseit des 50.° nördl. Br. die Früchte nicht mehr, wächst auch in Nordindien, in Japan und im östlichen Nordamerika. Häufig pflanzt man bei uns den Baum des schönen Laubes halber, und zwar in mehreren Varietäten. Das Holz, mit sehr zahlreichen Markstrahlen, ist schön weiß oder hellbraun, sehr feinfaserig, höchst geschmeidig, weich und leicht und gilt als ungemein dauerhaft. In Frankreich und England dient es zum Land- und Schiffbau, auch als Tischler- und Drechslerholz und in Weingegenden zu Fässern; das Wurzelholz gibt sehr geschätzte Masern. Die Früchte (Kastanien, Maronen, vielleicht nach der Stadt Kastana in Thessalien benannt) sind süßlich, mehlig und kommen in großer Menge aus Italien (Savoyen, Piemont), Frankreich (Vivarais, Forez, Dauphiné, Poitiers, Tours, Périgueux) und Tirol (Bozen, Meran, Roveredo) in den Handel. Auch die Rheinpfalz (Bühl bei Rastatt), die Bergstraße, Nassau 2c. liefern beträchtliche Mengen von geringerer Größe. Bei uns dienen sie, geröstet oder gekocht, mehr oder minder als Delikatesse, in Italien und Frankreich aber bilden sie ein Volksnahrungsmittel und geben auch treffliche Viehmast. Sie enthalten: 39,82 Wasser, 3,80 stickstoffhaltige Substanz, 2,49 Fett, 43,71 Stärke 2c., 8,09 Faser, 2,09 Mineralstoffe. Man muß sie trocken und vorsichtig aufbewahren, da sie leicht schimmeln und von Würmern angegangen werden, auch im Frühjahr leicht keimen. Der strauchförmige C. **pumila** *L.* (Chincapin), in den mittlern und südlichen Staaten Nordamerikas, sowie C. **argentea** auf Java liefern ebenfalls eßbare Früchte. — Wilder K., soviel wie Roßkastanie (Aesculus Hypocastanum); australischer K., soviel wie Castanospermum australe.

Kastanienberg, s. Dürkheim.

Kastanien, brasilische, s. Bertholletia.

Kastanienkümmel, s. Carum.

Kastanienpilz, s. Boletus.

Kaste (v. portug. casto, »Geschlecht«, Übersetzung des ind. dschâti, »Stand«), zuerst gebraucht von den Eroberern Ostindiens unter Albuquerque, dann in Europa zur Bezeichnung einer Gesellschaftsschicht verwendet, die sich streng durch Sitte und Gesetz von jeder andern abschließt, ohne daß eine nähere Berührung, Vermischung oder ein Aufsteigen aus den niedern in die höhern gestattet wäre. Da nach dieser Gesellschaftsordnung die Kinder unabänderlich in der mütterlichen K. verbleiben, so ist der individuellen Entwickelung hierbei schon durch die Geburt eine unübersteigliche Schranke gezogen. Das Kastensystem, wie es heutzutage noch in einzelnen Teilen Indiens und Polynesiens aufrecht erhalten wird und sich zum Teil zu lächerlichen Grundsätzen, wie z. B. Verboten gemeinsamer Speisung an demselben Tische oder auch nur

Digitized by Google

aus derselben Küche, entwickelt hat, ging ursprünglich, wie man annimmt, überall aus kriegerischen Umwälzungen in den betreffenden Ländern hervor, indem sich die siegreiche Partei zur herrschenden K. aufwarf und die bisherigen Bewohner des Landes zu Untergebenen, Besitzlosen und Leibeignen machte. Meistens blieb es bei zwei Kasten, wie Patrizier und Plebejer in Rom, zuweilen führten aber wiederholte Eroberungen desselben Landes zur Bildung von weiteren Kasten, denen in manchen Fällen durch eine tyrannische Staatsordnung verschiedene Berufsarten zugewiesen wurden. Hiernach wird naturgemäß die Kriegerkaste, denen der Herrscher und der Adel zugehörten, ursprünglich zumeist den obersten Rang eingenommen haben, denen die Kasten der Gelehrten, Priester, Kaufleute, Gewerbtreibenden und Handarbeiter untergeordnet waren; aber in solchen Fällen, wo der erobernde Staat eine hierokratische Verfassung besaß, wie z. B. im alten Ägypten (s. d.), nahm die Priesterkaste den obersten Rang ein, und ihr gehörte der Landesherrscher an. Befand sich im Gegenteil der unterworfene Teil im Besitz einer höhern Bildung, die der Sieger annahm, so mußten Gelehrten- u. Priestertum sich mit einer tiefern Stufe begnügen, wie die Raatiras auf Tahiti, welche von der herrschenden K. der Arii überragt werden, obwohl sie sich der Abstammung von den Göttern und ihres Umganges rühmen. Die besitzlose unterste K., z. B. die Parias (s. d.) der Inder, stand den Sklaven nicht viel nach, und ihre bloße Berührung galt den höhern Kasten bereits als verunreinigend. Infolge der durch Jahrtausende fortgesetzten Abschließung sollen in manchen Fällen innerhalb der einzelnen Kasten ethnologische Merkmale, Rasseneigentümlichkeiten u. dgl. bewahrt worden sein, so daß die Angehörigen derselben beinahe an die körperlich verschiedenen Kasten gesellig lebender Insekten (Ameisen und Termiten) erinnern, deren Zahl mitunter auf 5—10 (Königinnen, Krieger, Arbeiter, Aufseher, Männchen ꝛc.) steigt. Die strengen Abschließungsverhältnisse ehemaliger Kasten haben sich in den Kulturländern meist bis zum Verschwinden gemildert, obwohl in Erbständen und Adelsvorrechten noch ein Nachklang jener alten Staatseinrichtungen gefunden werden kann. Über Einzelheiten s. Ägypten, Ostindien ꝛc.

Kasteiung (im 16. Jahrh. noch Kestigung, v. lat. castigatio, »Züchtigung«), Bezeichnung für freiwillige Entbehrungen und Leiden, die man zur Beschränkung der Sinnlichkeit übernommen; vgl. Buße u. Fasten.

Kastel, 1) (Castellum Mattiacorum) Stadt in der hess. Provinz Rheinhessen, rechts am Rhein und an der Linie Höchst-Horchheim der Preußischen Staatsbahn, Mainz gegenüber und mit diesem durch eine feste Straßenbrücke verbunden (s. Mainz), 87 m ü. M., bildet einen Teil der Festung Mainz, hat eine kath. Pfarrkirche, eine große Zementfabrik (900 Arbeiter), eine Fabrik für künstlichen Dünger und chemische Stoffe mit Phosphatmühle (600 Arbeiter), eine chemische Fabrik für Herstellung von Holzessig, Essigäther, Aceton ꝛc., Schiffbau, Flößerei, Holz- und Kohlenhandel, Weinbau und (1890) mit der Garnison (zur Besatzung von Mainz gehörig: ½ Bat. Infanterie Nr. 87, 117 u. 118, eine Batterie Feldartillerie Nr. 27 und ein Pionierbat. Nr. 11) 7521 meist kath. Einwohner. Vgl. Becker, Castellum Mattiacorum (Wiesb. 1863). — 2) Flecken im bayr. Regbez. Oberpfalz, s. Kastl.

Kastelholm, s. Ålandsinseln.

Kastelia, Dorf in Morea, s. Koroni.

Kastell (lat., Diminutiv von castrum, »kleines Fort«), bei den Römern die in längern Befestigungslinien mit gewissen Zwischenräumen angelegten, meist viereckigen Schanzen, welche als Stützpunkte der Verteidigung dienten. Später bildeten sie in den eroberten Provinzen an den Heerstraßen in Mauerwerk ausgeführte kleinere, permanente Befestigungen, und im 3. Jahrh. wurden sie erweitert zu Waffenplätzen mit stehender Besatzung, aus denen sich die deutschen Burgen entwickelten. Die zahlreichsten Überreste römischer Kastelle finden sich in den Rheinlanden, namentlich längs des Limes (s. d.).

Kastellān (lat. Castellanus), im Mittelalter Bezeichnung desjenigen, dem eine Burg (castellum) zur Verteidigung überwiesen war. Er stand entweder unter dem Fürsten unmittelbar, oder unter einem Herzog; später änderte sich der Titel in Burggraf um. In Flandern und Frankreich waren die Kastellane (Châtelains) zugleich militärische Befehlshaber und Staatszivilbeamte, welche über gewisse Bezirke gesetzt waren. Besonders bemerkenswert war die polnische Kastellaneiverfassung, welche durch Boleslaw Chrobry (992—1025) gegründet wurde u. den Grund der spätern Verwaltung des Reiches bildete. Die Kastellane in Polen hatten ursprünglich die Aufsicht über die Burgen (grody) und die Gerichtsbarkeit; später befehligten sie bei allgemeiner Bewaffnung die Mannschaften ihrer Kreise. Sie standen an der Spitze der sogen. Slachta, d. h. der freien, adligen Grundbesitzer, welche für die eigentliche polnische Nation galten (s. Schlachtschitzen). Seit dem 16. Jahrh. bildeten sie nebst den Woiwoden und Bischöfen den Senat oder die obere legislative Kammer (s. Polen). — Jetzt ist K. Titel des Aufsehers über ein fürstliches Schloß oder ein andres öffentliches Gebäude, bes. auch eine Schule.

Kastellan von Coucy, s. Coucy.

Kastellaun, Flecken im preuß. Regbez. Koblenz, Kreis Simmern, auf dem Hunsrück, 405 m ü. M., hat eine Simultankirche, eine Burgruine, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, Bierbrauerei, Gerberei, besuchte Vieh- und Getreidemärkte und (1890) 1402 meist evang. Einwohner. — K. entstand aus einer römischen Kolonie, kam im 13. Jahrh. an die Grafen von Sponheim und erhielt 1309 Stadtrecht. Längere Zeit im gemeinschaftlichen Besitz der Pfalz und Badens, fiel K. 1776 an Pfalz-Zweibrücken und 1815 an Preußen. Das Schloß wurde 1689 von den Franzosen niedergebrannt.

Kastelorhzo, Ort auf der Insel Meis (s. d.) an der Südküste von Kleinasien, mit einem Johanniterschloß, vorzüglichem Hafen und 5—6000 Einw. Die fast nur griechischen Bewohner treiben Handel, Schifffahrt (1889/90 liefen 1036 Schiffe von 55,893 Ton. ein und aus) und besonders Schwammfischerei.

Kasten (Springkasten), Turngerät, s. Tisch.

Kästen (Kesten), soviel wie Kastanien; daher Kästenbaum oder Kastanienbaum (s. d.).

Kastenamt, s. Kastner.

Kastenbälge, ein Blasebalg mit parallel bewegtem Deckel; s. Tafel »Gebläse«, S. I.

Kastenblau (Schilderblau), mit Hilfe von Realgar in der Kattundruckerei erzeugtes Indigblau.

Kastenfassung, Fassung der Edelsteine in einem Kasten, s. Edelsteine, S. 385.

Kastenformerei, s. Gießerei, S. 563, und Eisengießerei, S. 567.

Kastengeist (Kastenwesen), mit Bezug auf die indischen Kasten (s. Kaste) das auf strenge Absonderung und Abschließung der Stände und Rangstufen gegeneinander gerichtete Streben.

Digitized by Google

Kastenguß, s. Eisengießerei, S. 567.

Kastengüter, veraltete Bezeichnung für Güter, die zum Kirchenvermögen (»Kirchenkasten«) gehörten und durch sogen. Kastenherren, Kastenmeister, Kastenvögte, Kastenschreiber verwaltet wurden.

Kastenkünste, s. Paternosterwerke.

Kastenmange, s. Mange.

Kastenpfand (Kistenpfand), s. Aussteuer.

Kastenrinne, s. Dachrinne.

Kastenschlag, s. Bergbau, S. 799.

Kastenschloß, s. Schloß.

Kastenvogt, s. Kastengüter.

Kastenwerk, s. Paternosterwerke.

Kastenziffer, die Nummer des Faches eines Briefempfängers in denjenigen Ländern (insbes. in den Vereinigten Staaten von Amerika, England und den britischen Kolonien), wo die Ausgabefächer amerikanischen Systems (lock boxes) eingeführt sind. Diese Fächer sind vom Schalterraum zugänglich; der Abholer hat für das von ihm gemietete Fach einen Schlüssel, mit dem er das Fach von außen öffnet und die seitens der Beamten in das Fach sortierten Postsendungen entnimmt. Die Fächer tragen Nummern; um das Sortiergeschäft der Postbeamten zu erleichtern und einem Fehlsortieren möglichst vorzubeugen, pflegen die Absender in der Briefaufschrift die Nummer des Abholerfaches des Empfängers, die K., anzugeben.

Kastigation (lat.), Züchtigung; Kastigator, Züchtiger, Tadler, Verbesserer; kastigieren, reinigen, verbessern.

Kastilien (span. Castilla), ein Teil Zentralspaniens, der durch eine Gebirgskette (s. Kastilisches Scheidegebirge) in die ehemaligen Provinzen oder Königreiche Altkastilien (nördlicher Teil) und Neukastilien (südlicher Teil) geschieden wird. Altkastilien (Castilla la vieja) umfaßt die größere Hälfte des nördlichen Tafellandes, die nördliche Hälfte des Iberischen und die westliche Hälfte des Kantabrischen Gebirges samt dem entsprechenden Teil der Nordküste, grenzt gegen N. an das Atlantische (Kantabrische) Meer, gegen O. und NO. an Viscaya, Alava, Navarra und Aragonien, gegen S. an Neukastilien und Estremadura, gegen W. an Leon und Asturien und zerfällt in die acht Provinzen: Palencia, Valladolid, Avila, Segovia, Soria, Burgos, Logroño und Santander (Genaueres s. d.). Der Flächeninhalt beträgt 65,727 qkm (1193,7 QM.). Die Bevölkerung zählt (1887) 1,719,349 Einw. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, die Männer hager, aber muskulös, von mittlerer Größe, die Frauen meist voll und schlank, von großer Lebhaftigkeit und mit viel natürlicher Grazie begabt. Die hervorspringenden Züge des kastilischen Charakters sind Stolz, Ehrenhaftigkeit, Aufrichtigkeit, Genügsamkeit und starres Festhalten am Alten. Mit diesen Zügen verbindet sich ein ernstes, gemessenes, förmliches und schweigsames Wesen. Die Landbevölkerung lebt teilweise sehr zerstreut in Caserios und Weilern, besonders in den nördlichen und östlichen Provinzen.

Neukastilien (Castilla la nueva) grenzt gegen N. an Altkastilien, im O. an Aragonien und Valencia, gegen S. an Murcia und Andalusien, gegen W. an Estremadura und umfaßt den bei weitem größten Teil des südlichen Tafellandes. Es zerfällt in die fünf Provinzen: Madrid, Toledo, Guadalajara, Ciudad Real und Cuenca und hat Madrid zur Hauptstadt. Das Areal beträgt 72,160 qkm (1310,6 QM.). Die Bevölkerung zählt (1887) 1,778,477 Einw. Die Neukastilier sind ein aus der Vermischung der Mozaraber (d. h. der von den Arabern unterjochten Westgoten) und der Spanier, welche sich nach der Besiegung und Vertreibung der Mauren hier niederließen, hervorgegangenes Mischlingsvolk. Unter allen Zentralspaniern sind sie die talentvollsten und haben namentlich viel Mutterwitz. (Genaueres s. unter den einzelnen Provinzen.)

[Geschichte.] K., das alte Bardulien, das Gebiet des obern Ebro, von den zahlreichen Bergschlössern (castella) K. genannt, stand seit dem 8. Jahrh. unter der Herrschaft der Könige von Asturien und Leon, welche das Land durch eingeborne Grafen verwalten ließen. Diego Nuñez und Fernan Gonzalez werden im 10. Jahrh. als Grafen von K. genannt. Durch Aufstände gegen die Könige Ordoño II. (914—924), Ramiro II. (938—950), Ordoño III. (950—955) und Sancho I. (955—976) suchten sie die Unabhängigkeit ihres Landes von Leon zu erreichen, obwohl vergeblich. Nach dem Tode des Fernan Gonzalez (970) herrschte sein Sohn Garcia Fernandez bis 1000 fast selbständig, bis derselbe gegen Almansur von Cordoba fiel. Garcia Fernandez' Sohn Sancho hinterließ die Grafschaft K. 1026 seinem Schwiegersohn, dem König Sancho Mayor von Navarra, der bei seinem Tode (1035) K. seinem zweiten Sohn Ferdinand gab. Dieser besiegte am Carrion 1037 seinen Schwager, den König Bermudo III. von Leon, der in der Schlacht fiel, und vereinigte hierauf ganz Leon mit seiner bisherigen Herrschaft zum Königreich K., das unter Ferdinands Fürsorge und verständiger Regierung immer mehr zu Glück und Macht emporstieg. Er schlug in der Schlacht von Atapuerta 1054 einen Angriff seines neidischen Bruders Garcia III. von Navarra zurück, der in der Schlacht fiel, vereinigte das navarrische Gebiet auf dem rechten Ebroufer mit K. und erweiterte durch glückliche Kämpfe mit den Arabern die Grenzen seines Reiches beträchtlich nach Süden. Bei seinem Tode (1065) teilte er sein Reich unter seine drei Söhne, von denen Sancho II. K., Alfons Leon und Asturien, Garcia Galicien erhielt. Indes Sancho II. (1065—72) vertrieb seine Brüder; nach seinem Tode durch Meuchelmord bemächtigte sich Alfons VI. (1072—1109), sein Bruder, des Reiches und teilte sich 1076 mit Aragonien in das Königreich Navarra. Er regierte mit Weisheit und Kraft und führte, von französischen Rittern unterstützt, siegreiche Kriege gegen die Ungläubigen, denen er unter anderm Toledo entriß; nur verlor er 1080 in der unglücklichen Schlacht bei Ucles seinen einzigen Sohn, Sancho. Unter ihm wurde das römisch-hierarchische Kirchensystem auch in K. begründet. Seine Tochter Urraca vermählte sich nach seinem Tode mit Alfons I. von Aragonien, doch gereichte die Vereinigung beider Reiche zu einem Königreich Hispanien keinem zum Segen. Der kastilische Adel erhob sich endlich gegen die aragonische Herrschaft und rief Urracas Sohn erster Ehe, Alfons Raimundez, zum König aus. Nach langem, blutigem Krieg wurden die Reiche 1126 wieder getrennt; K. mit Leon und Galicien wurde das Gebiet Alfons' VII. oder VIII. (1126—57), welcher den Titel eines »Kaisers von Spanien« annahm und tapfer gegen die Araber focht. Unter seinen Söhnen und Nachfolgern wurde das kastilische Reich zerrissen, indem Leon, Galicien, Asturien und Navarra sich unabhängig machten. In K. folgte auf Alfons VII. Alfons VIII. oder IX., der Edle (1157—1214). Dieser hinterließ die Krone seinem elfjährigen Sohn Heinrich I., der jedoch schon

Digitized by Google

1217 verunglückte. Nun brachen wieder heftige Bürgerkriege aus, bis 1230 durch einen Vertrag Ferdinand III., Sohn von Heinrichs Schwester Berengaria und dem König Alfons IX. von Leon, als König von K. und Leon anerkannt und dabei festgesetzt wurde, daß beide Staaten in Zukunft ein einziges, unteilbares Reich bilden und die Erbfolge auf den ältesten Sohn und in Ermangelung männlicher Erben auf die weibliche Linie übergehen sollte. Ferdinand III., der Heilige (1230—52), war ein ebenso weiser Regent wie tapferer Feldherr; er eroberte 1236 Cordoba, 1248 Sevilla und brachte das Land bis zur Südküste unter kastilische Herrschaft, ja sogar Granada in Lehnsabhängigkeit von K. Ihm folgte 1252—84 sein ältester Sohn, Alfons X., der Weise, der mit großer Freigebigkeit Künste und Wissenschaften unterstützte. Er bedrückte aber das Land mit neuen Steuern und erregte dadurch, daß er die Söhne seines erstgebornen Sohnes, Ferdinand de la Cerda, vom Thron ausschloß und seinen zweiten Sohn, Sancho, zum Nachfolger bestimmte, einen Thronstreit, an dem sich namentlich Frankreich beteiligte, und der Kastiliens Macht bedeutend schwächte, das Volk verwilderte und den Adel zu Trotz und Überhebung verleitete. Kummer und Reue brachen Alfons X. das Herz. Unter Sancho IV. (1284—95) brach bereits eine Empörung der mächtigen Edelleute, zumal der Familie Haro, aus, welche die Sache der Infanten von La Cerda zu der ihrigen machte. Gegen den minderjährigen Ferdinand IV. (1295—1312), dessen legitime Geburt angezweifelt wurde, erhoben sich mehrere Prätendenten, und auch die Nachbarreiche suchten sich auf Kosten Kastiliens zu vergrößern; indes seine Mutter Maria de Molina, welche die Regentschaft führte, wußte diese Gefahren durch Weisheit und Standhaftigkeit zu überwinden. Neue Streitigkeiten brachen aus, als nach Ferdinands plötzlichem Tode die Krone an dessen zweijährigen Sohn Alfons XI. (1312—50) fiel; das Reich wurde durch diese innern Kämpfe völlig zerrüttet. Erst 1335 gelang es Alfons, durch Grausamkeit und Hinterlist der Empörungen Herr zu werden und durch die Bewilligung der Alcavala (einer Steuer auf den Verkauf alles beweglichen Gutes) eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Er eroberte darauf 1344 Algeziras und starb bei der Belagerung von Gibraltar 1350. Ihm folgte Peter der Grausame (1350—1369), der durch seine Greuelthaten eine Erhebung seines Halbbruders Heinrich von Trastamare veranlaßte und 1369 von diesem bei Montiel geschlagen und getötet wurde. Heinrich II. (1369—79) behauptete im Bündnis mit Frankreich den Thron gegen Peters Schwiegersohn, den mit Portugal und Aragonien verbündeten englischen Prinzen Johann von Lancaster, und erwarb Viscaya. Sein Sohn Johann I. (1379—90) führte Krieg mit den Portugiesen und Engländern um den Besitz seines Thrones, vertrug sich aber 1387 im Vertrag von Bayonne mit dem Haus Lancaster und 1389 mit Portugal. Ihm folgte der elfjährige Heinrich III. (1390—1406), dessen Minderjährigkeit Streitigkeiten über die Reichsverwaltung veranlaßte, die das Land furchtbar zerrütteten. Da erklärte sich der junge 14jährige König 1393 für mündig, vermählte sich mit Katharine von Lancaster und führte die Regierung selbst und zwar mit großer Energie. Unter ihm wurden 1402 die Kanarischen Inseln zuerst von K. besetzt. Nach seinem frühen Tode folgte Johann II. (1406—54), anfangs unter der Vormundschaft seiner Mutter Katharina und des Infanten Ferdinand, nachherigen Königs von Aragonien, der die Regierung mit Gewandtheit und Energie führte, glücklich gegen die Araber focht (Sieg bei Antequera 1410), aber schon 1416 starb. Der glückliche Zustand von K. hatte nun seinen Endpunkt erreicht. Johann selbst, welcher sich im 13. Jahr für mündig erklärte, war ein schwacher und charakterloser Fürst, der ganz unter der Leitung seines allmächtigen Günstlings Alvaro de Luna (s. d.) stand. Als Luna eine Heirat zwischen dem König und der Infantin Isabella, Tochter des Infanten Johann von Portugal, gestiftet, verband sich diese Prinzessin mit den Mißvergnügten gegen den Günstling und bewirkte seine Hinrichtung (1453). Der König war fortan ein Spielball aller Parteien. Charakterloser noch als er war sein Sohn und Nachfolger Heinrich IV., der Ohnmächtige (1454—74), der durch Verschwendung das Land zerrüttete und dem räuberischen Adel zügellose Freiheit ließ. In einem Kriege mit den Arabern eroberte Heinrich 1462 die wichtige Festung Gibraltar. Ein Günstling Heinrichs IV., Beltran de Cueva, galt allgemein für den Vater einer von der Königin gebornen Tochter, Johanna (Beltraneja). Als nun der König dieselbe zur Erbin seines Reiches erklärte, traten die kastilischen Barone, von Aragonien und Navarra unterstützt, gegen ihn auf und ernannten 1465 seinen elfjährigen Bruder, Alfons, auf einer Ständeversammlung zu Sevilla feierlich zum König. Den hierdurch hervorgerufenen Bürgerkrieg beendete 1468 Alfons' Tod. Heinrichs Schwester Isabella ward nun von den Verbündeten zur Königin ausgerufen. Vergeblich suchte Heinrich seiner oben genannten Tochter Johanna die Succession zu verschaffen. Er starb 11. Dez. 1474, ein Reich hinterlassend, das die Greuel des Bürgerkrieges in grenzenloses Elend gestürzt hatten. Isabella, eine durch hohe Vorzüge des Geistes und Herzens sowie bedeutende Herrschertalente ausgezeichnete Frau, seit 1469 mit Ferdinand, König von Sizilien und Erben von Aragonien, vermählt, war durch Beschluß der Cortes Erbin von K. Der König Alfons V. von Portugal machte als Oheim und Verlobter der Johanna Beltraneja im Bund mit Frankreich allerdings einen Versuch, deren Erbrecht zur Geltung zu bringen, ward aber 1476 bei Toro gänzlich geschlagen und erkannte im Frieden von Alcantara 1479 Isabella als Königin von K. an. Da nun kurz zuvor (1479) Johann II. von Aragonien gestorben war, so erbte Ferdinand dessen Krone, und K. wurde mit Aragonien und somit ganz Spanien zu Einem Reich vereinigt. Vgl. Schirrmacher, Geschichte Kastiliens im 12. und 13. Jahrhundert (Gotha 1881); »Actas de las cortes de Castilla 1563—1713« (Madr. 1861—85).

Kastilischer Kanal (Canal de Castilla), span. Schiffahrtskanal, beginnt bei Alar del Rey in der Provinz Palencia, folgt dem Laufe des Pisuergaflusses, wendet sich dann südwestlich zum Carrion, steht bei Palencia mit dem südwestlich nach Medina de Rioseco führenden Canal de Campos in Verbindung und verläuft schließlich wieder im Thal des Pisuerga bis Valladolid. Er hat mit Einschluß des Camposkanals eine Länge von 207,7 km und ist namentlich für den Getreidetransport von Wichtigkeit. Der Kanal wurde im vorigen Jahrhundert begonnen, aber erst 1848 vollendet und ist mit 49 Schleusen versehen.

Kastilisches Scheidegebirge (Carpeto-Vettonisches Gebirgssystem), Gebirge in Zentralspanien, welches die ehemaligen Provinzen Alt- und

Digitized by Google

Neukastilien trennt und zugleich die ganze Halbinsel in eine nördliche und südliche Hälfte teilt. Von N. steigt das Gebirge allmählich an, nach S. zu stürzt es steiler in die tiefer liegende Hochebene von Neukastilien. Es zerfällt in einen östlichen, einen mittlern und einen westlichen Teil. Die östlichen Sierren ragen anfangs mit völlig kahlen Kämmen nur wenig über das Plateau, weiter gegen W. erheben sie sich in der Sierra de Somosierra mit dem Gipfel der Cebollera zu 2127 m und in einer südlichen Parallelkette derselben mit der weithin sichtbaren Pyramide des Pico Ocejon zu 2065 m Höhe. Noch höher steigt das Gebirge als Sierra de Guadarrama (s. d.), mit nackten Gipfeln, wild und mannigfach zerrissen, auf und erreicht im Pico de Peñalara 2405 m Höhe. Hier ist das Scheidegebirge am schmälsten. Von da an erweitert sich der schroffe, wildromantische Hauptzug, die Sierra de Gredos (s. d.), welche die höchste Erhebung des ganzen Gebirgssystems, die Plaza de Almanzor (2661 m), enthält, durch die nördlich vorlagernden Bergketten der Paramera de Avila und Sierra de Avila (Cerro Zapatero, 2105 m, Serrota, 2242 m). Den westlichen Teil des Scheidegebirges bildet eine von NO. nach SW. verlaufende Gebirgskette, von deren einzelnen Abschnitten insbes. die Peña de Francia (1735 m) und die Sierra de Gata (2300 m), ein ödes, wildes Gebirge mit romantischen Thälern (Las Batuecas, Las Hurdes), hervorzuheben sind. Das Gebirge setzt sich in Portugal als Bergterrasse von Beira und Serra da Estrella (s. d.) fort. Das ganze Gebirgssystem bietet mit Ausnahme der höchsten Ketten leichte Übergänge dar. S. Karte »Spanien«.

Kastl (Kastel, Castl), Flecken im bayr. Regbez. Oberpfalz, Bezirksamt Neumarkt, an der Lauterach, hat eine kath. Pfarrkirche, eine ehemalige Benediktinerabtei (mit dem Grabmal Schweppermanns), ein Schloß, ein Amtsgericht, Fabrikation von landwirtschaftlichen Maschinen, Hopfenbau und 862 kath. Einw.

Kastner, in älterer Zeit bis ins vorige Jahrhundert Beamter, der dem Kastenamt vorsteht. Den Kastenämtern lag die Verwaltung des landesherrlichen Kammergutes, insbes. des Zehntgetreides, ob. Von den Getreidekästen stammt auch der Name des Amtes.

Kastner, Johann Georg, Musikschriftsteller und Komponist, geb. 9. März 1810 in Straßburg, gest. 19. Dez. 1867 in Paris, bezog 1827, um sich zum Theologen auszubilden, die Universität seiner Vaterstadt, betrieb nebenbei mit Eifer musikalische Studien und wendete sich endlich 1832, ermuntert durch die günstige Aufnahme seiner Oper »Die Sarmatenkönigin«, ausschließlich der Kunst zu. Seit 1835 in Paris lebend, wo er zunächst noch Reichas Unterricht genoß, gelangte er bald zu hohem Ansehen und wurde Mitglied des Institut de France. Seine Hauptwerke sind: »Traité général de l'instrumentation« (am Pariser Konservatorium als Lehrbuch eingeführt); »Théorie abrégée du contrepoint«; »Traité de la composition vocale et instrumentale«; sodann Schulen für Gesang, Klavier, Violine, Violoncello, Flöte, Oboe, Horn und andre Instrumente; ein »Manuel général de la musique militaire« (1848); »Parémiologie musicale de la langue française« (1866, nebst einer symphonischen Kantate: »St.-Julien des ménétriers«) u. a. Eine von ihm begonnene große »Encyklopädie der Musik« blieb unvollendet. Seine Kompositionen bestehen in mehreren Opern (»Beatrice«, »La Maschera«, »Le dernier roi de Juda« ꝛc.), Symphonien, Ouvertüren ꝛc. und einer Reihe charakteristischer Vokal- und Instrumentalwerke, denen er historische Abhandlungen hinzugefügt hat: »La danse macabre« (1852), »Les chants de la vie«, ein Cyklus Männerchöre (1854), »Les chants de l'armée française« (1855), »Les cris de Paris« (1857), »La rêve d'Oswald ou les sirènes« (1858). Vgl. Ludwig, Joh. Georg K., ein elsässischer Tondichter (Leipz. 1886, 3 Bde.).

Kästner, 1) Abraham Gotthelf, Mathematiker und Epigrammatiker, geb. 27. Sept. 1719 in Leipzig, gest. 20. Juni 1800 in Göttingen, widmete sich dem Studium der Rechte, daneben dem der Philosophie, Physik und Mathematik; außerdem wurde er durch Gottsched zur Beschäftigung mit der Dichtkunst angeregt. 1739 habilitierte er sich an der Universität zu Leipzig, hielt mathematische, philosophische, logische und juristische Vorlesungen, ward 1746 außerordentlicher Professor und zählte Lessing zu seinen Schülern. 1756 folgte er einem Ruf als ordentlicher Professor der Naturlehre und Geometrie nach Göttingen. Von seinen zahlreichen Schriften über Mathematik sind seine »Anfangsgründe der Mathematik« (Götting. 1758—1769, 4 Bde.; 6. Aufl. 1800) hervorzuheben. Seine »Geschichte der Mathematik« (Götting. 1796—1800, 4 Bde.) ist im einzelnen ein scharfsinniges Werk, doch fehlt ihr der umfassende Überblick der Gesamtheit der mathematischen Wissenschaften. Unter seinen belletristischen Schriften (»Vermischte Schriften«, Altenburg 1755 u. ö., 2 Bde.; »Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke«, Berl. 1841, 4 Bde.; mit Lebensbeschreibung) wurden am bekanntesten die Sinngedichte, eine Gattung, die ihm als scharf beobachtendem Verstandesmenschen besonders nahe liegen mußte. Die meisten dieser Gedichte beziehen sich auf Tagesereignisse aus der litterarischen und gelehrten Welt. Einige erschienen zuerst ohne seine Bewilligung 1781 zu Gießen und zogen dem Verfasser durch ihren beißenden Witz und ihre scharfe Ironie auf verschiedene Persönlichkeiten viele Fehden zu. Eine Auswahl in Kürschners »Deutscher Nationallitteratur«, Bd. 73.

2) Daniel Viktor, siebenbürgisch-sächsischer Dialektdichter, geb. 30. Dez. 1826 zu Kerz in Siebenbürgen, gest. 29. Aug. 1857 in Hermannstadt, studierte in Hermannstadt und trat bei der k. k. Finanzlandesdirektion in den Staatsdienst. Er veröffentlichte: »Gedichte in siebenbürgisch-sächsischer Mundart«, mit hochdeutscher Übersetzung und einer Einleitung: »Über Volkssprache und Mundarten« (Hermannst. 1862; 2. Aufl. ohne die hochdeutsche Übersetzung und mit Biographie des Dichters von A. Schullerus, das. 1895), worin die Naivität und Gemütlichkeit der siebenbürgischen Sachsen mit vielem Glück zum Ausdruck kommt.

Kastor, Stern zweiter Größe (α) in den Zwillingen, bildet ein Doppelsternsystem von zwei Sternen dritter Größe in einer Distanz von 5" mit einer Umlaufszeit von ca. 1000 Jahren. Durch die starke Veränderung des Positionswinkels dieses Systems wurde W. Herschel zuerst auf richtigere Ansichten über Doppelsterne geführt (vgl. Fixsterne).

Kastor, Mineral, s. Petalit.

Kastor und **Pollux,** s. Dioskuren.

Kastoria (im Altertum Keletron; türk. Kesrie), Stadt im türk. Wilajet Monastir, unter 40½° nördl. Br., auf einer Halbinsel des runden, gleichnamigen Sees (624 m hoch, 50 qkm groß, zur Wistritza und dem Wardar entwässernd) gelegen, an einem wichtigen Straßenknoten, Sitz eines Erzbischofs und eines Kaimakams, hat Reste byzantinischer Befestigungen, leb-

Digitized by Google

haften Handel (besonders mit Pelzwerk) und 10,000 Einw. (etwa ein Drittel Griechen, ein Drittel Slawen, der Rest Türken und Albanesen).

Kastorine, wollene, halbwollene oder baumwollene plüschartige Gewebe, auch soviel wie ungeschnittener Seidenplüsch.

Kastoröl, soviel wie Rizinusöl.

Kastradina, in Dalmatien und Montenegro geräuchertes Hammelfleisch, wird besonders in Nahijen Njegus und Cettinje hergestellt. Montenegro führt jährlich K. von 150,000 Hammeln im Wert von nahezu ½ Mill. Gulden aus.

Kastrāt (Hämmling, lat. Castrātus, ital. Castrāto), ein im Knabenalter durch die Operation der Kastration (s. d.) der Mannheit Beraubter, dem infolgedessen durch Unterdrückung des Stimmwechsels die Knabenstimme erhalten bleibt. Das mosaische Gesetz verbot die Kastration an Menschen wie an Tieren. Bei einigen asiatischen Völkern war sie dagegen in Gebrauch, wie z. B. die Priester der Kybele sich selbst mittels eines steinernen Messers oder scharfer Scherben entmannen mußten. Bei den Griechen war sie in der frühern Zeit nicht gebräuchlich, später aber fand sie besonders bei den kleinasiatischen Griechen Eingang. Bei den Römern verboten Cäsar, Domitian, Nerva und Konstantin d. Gr. die Kastration; im oströmischen Reich aber ward sie besonders unter Justinian sehr gebräuchlich, und christliche Fanatiker, wie z. B. Origenes, nahmen sie aus übertriebenem asketischen Eifer an sich selbst vor. In den mohammedanischen Ländern dienen Kastraten allgemein als Haremswächter (s. Eunuch). Das kanonische Recht verbietet die Kastration, und in mehreren päpstlichen Bullen wird sie bei Strafe des Kirchenbannes untersagt. Gleichwohl wurde sie in Italien behufs der Erzielung guter Diskantsänger häufig ausgeübt, und noch im 18. Jahrh. rechnete man mehr als 4000 Knaben, welche in Italien, namentlich im Kirchenstaat, jährlich kastriert wurden; ja bis in die neuere Zeit gab es in Rom und allen großen Städten Italiens zahlreiche Kastraten, welche zur Messe sangen sowie in Opern und Konzerten auftraten. Die Stimme des Kastraten vereinigt mit dem Timbre der Knabenstimme die entwickelte Brust und Lunge des Mannes, so daß der Sänger endlos scheinende Passagen auszuführen und das messa di voce erstaunlich auszudehnen vermag. Auch nach Frankreich, England und Deutschland wurden die Kastraten mit der italienischen Oper eingeführt, bezogen zum Teil (zu Händels Zeiten) enorme Honorare, sind jedoch auch mit derselben verschwunden. In Dresden fungierten sie auch als Kirchensänger. Besonders berühmte Kastraten waren: Farinelli, Senesino, Cusanino, Ferri, Momoletto, Gizziello, Bernacchi, Caffarelli, Crescentini, Pacchierotti, Manzuoli, Marchesi, Salimbeni, Velluti (gest. 1861).

Kastrati, Stamm der Albanesen im Bergland des türk. Wilajets Skutari, wie ihre Nachbarn, die Mirditen, Dukadschin ɛc., stark mit Serben vermischt.

Kastration, die Entfernung der Geschlechtsdrüsen bei Menschen u. Tieren, eine Operation, deren Folgen beweisen, daß die zahlreichen außerhalb der Geschlechtsorgane vorkommenden Differenzen der Geschlechter nicht in der ursprünglichen Organisation unweigerlich gegeben sind, sondern erst mit der Entwickelung der Keimdrüsen und der Keime sich entfalten. Nach Entfernung der Hoden bei Knaben wird der Körperbau zart, die Haut fettreich, der Kehlkopf bleibt um ein drittel zu klein, die Stimme wird hoch (s. Kastrat), der Brustkorb wie beim Weibe schmal, das Becken weit; es entwickelt sich kein Bart, und war er bereits vorhanden, so fällt er aus. Werden beim Weibe beide Eierstöcke vor Beginn der Menstruation entfernt, so bildet sich ein großer muskulöser Körper ohne Busen und ohne entwickelte Brustwarze, Becken u. Fettentfaltung nehmen männlichen Charakter an, und Menstruation tritt nicht ein. Werden entwickelte Frauen kastriert, so tritt frühzeitige Zurückbildung der Geschlechtsorgane ein, die Menstruation hört auf, und es treten die Erscheinungen ein, die dem klimakterischen Alter eigentümlich sind. Ähnliche Beobachtungen macht man bei Tieren. Kapaunen, Poularden und andre Kastraten mausern nicht mehr. Junge Hirsche erzeugen nach Verletzung an den Hoden keine Geweihe, ältere wechseln sie nicht mehr. Werden sie kastriert, wenn sie gerade die Geweihe abgeworfen haben, so setzen sie keine neuen auf. Einseitig kastrierte Hirsche wechseln nur auf der unverletzten Seite das Geweih. Ochsen bekommen Hörner, die denen der Kuh ähnlicher sind, Eber bekommen keine Hauer, Hähne keinen Kamm und keinen Sporn. Das Fleisch kastrierter Tiere wird zarter, sie mästen sich leichter als unverletzte, ihre Sinnesart wird ruhiger, weniger reizbar. Ochsen werden größer als Bullen. Alle diese Erscheinungen zeigen einen großen Einfluß der Geschlechtsdrüsen auf zahlreiche Gewebe des Körpers; derselbe kann aber kein histochemischer sein, da er sich nur auf einzelne Partien der betreffenden Gewebe erstreckt, auf den Bart z. B. und nicht auf das Haupthaar, auf den Kehlkopfknorpel und nicht auf andre Knorpel; er muß also wohl durch nervöse Reflexe bedingt sein, welche von den Geschlechtsdrüsen aus zu andern Organen gehen. — In der Heilkunde entfernt man die Hoden bei unrettbarem Funktionsverlust und gleichzeitiger Lebensgefahr durch Säfteverluste, Geschwülste ɛc. Die Eierstöcke werden herausgenommen bei schweren Erkrankungen derselben, der Gebärmutter oder der Scheide, welche die Exkretion der Menstrualflüssigkeit verhindern oder hochgradig erschweren, bei chronischen Entzündungen der Geschlechtsorgane und bei Neurosen, die durch Ovarienleiden oder Menstrualvorgänge angeregt und unterhalten werden, ferner auch bei schweren Nerven- und Geisteskrankheiten, welche mit der Geschlechtsfunktion zusammenhängen.

Die Ausführung der K. bei den Haustieren geschieht nach verschiedenen Methoden. Bei Hengsten (Wallachen, Reißen) wird der Hodensack über jedem Hoden eingeschnitten, und die Hoden werden nach Zurücklegung ihrer Hüllen oder mit denselben abgeschnitten. Dabei wird zur Verhütung einer Blutung aus den Hodengefäßen, welche in dem von der Bauchhöhle zum Hoden tretenden Samenstrang enthalten sind, meistens der Samenstrang vor Entfernung des Hodens zwischen zwei mit einem Ätzmittel bestrichene Holzklammern (Kluppen) fest eingezwängt, die nach dem Abschneiden des Hodens bis 24 Stunden liegen bleiben; danach sind die Gefäße durch die Ätzung und Pressung fest verschlossen. Dasselbe erreicht man durch Brennen der Gefäßstümpfe, oder indem man den Hoden im Samenstrang abdreht, ohne zu schneiden. Bei jungen Stieren, Ziegen- und Schafböcken werden statt der Kluppen Schnüre um den Samenstrang gelegt. Oder es wird der ganze uneröffnete Hodensack mit seinem obern dünnen Teil in eine eiserne Klammer gezwängt, worauf er nach einigen Tagen (ohne Nachteil für das Tier) abstirbt und dann im ganzen abgeschnitten werden kann. Ältere Eber werden mit

Digitized by Google

Unterbindung des Samenstranges kastriert, bei Ferkeln (Schneiden) werden die Hoden abgedreht oder abgeschnitten. Bei Hunden werden die Samenstränge unterbunden. Die K. der Hähne (das Kapaunen, Kappen) erfordert eine (ungefährliche) Öffnung der Bauchhöhle, in welcher die Hoden liegen, und Entfernung derselben mit dem Finger. Auch bei Säugetieren können die Hoden abnorm in der Bauchhöhle liegen (Kryptorchiden). Die K. weiblicher Tiere wird häufiger nur bei Sauen und Hündinnen ausgeführt. Es wird ein Einschnitt in die Flanke gemacht; die Eierstöcke werden durch denselben hervorgeholt und abgeschnitten (event. nach Unterbindung der Gefäße mit einem Seidenfaden). Bei Schweinen wird die Operation meist schon im Alter von 5—10 Wochen vorgenommen. Schwieriger und gefährlicher ist die K. bei Kühen, wo die Eierstöcke von der Scheide aus entfernt werden. Bei Stuten ist die Operation lebensgefährlich und wird nur zu Heilzwecken vorgenommen. Vgl. Ableitner, Die Verschneidung (Kastration) der Haustiere (Brem. 1879); Günther, Das Kapaunen der Hähne (Berl. 1890); Hoffmann, Über die K. der Haustiere (Leipz. 1892); Hering, Operationslehre für Tierärzte (5. Aufl. von Vogel, Stuttg. 1891).

Kastration, parasitäre, s. Schmarotzer.

Kastri, 1) Dorf im griech. Nomos Argolis und Korinth, an der Stelle des alten Hermione (s. d.), neuerdings auch wieder Hermioni genannt. — 2) Dorf im griech. Nomos Phthiotis und Phokis, an der Stelle des alten Delphi (s. d.), neuerdings infolge der französischen Ausgrabungen daselbst abgerissen.

Kastrieren (lat.), verschneiden, der Mannheit berauben; s. Kastration.

Kastries, Ort, s. Alexandrowsk 2).

Kastriōta, Georg, s. Skanderbeg.

Kastron (»Burg«), moderner Name für die Hauptorte mehrerer griechischer Inseln, an dessen Stelle jetzt meist der Name der letztern selbst getreten ist, so auf Mytilene, Lemnos, Chios, Amurgos u. a.

Kastrop, Flecken im preuß. Regbez. Arnsberg, Landkreis Dortmund, an der Linie Herne-Dortmund der Preußischen Staatsbahn, hat eine katholische und eine evang. Kirche, ein Waisenhaus, 2 Bahnhöfe, ein Amtsgericht, jährliche Pferderennen, eine große Steinkohlengrube und Koksfabrik, eine Dampfmahl- und eine Dampfsägemühle, Ziegelbrennerei und (1890) 4988 meist kath. Einwohner.

Kasualien (lat. Casualia), »zufällige« Umstände, Sachen ꝛc.; Stolgebühren (s. d.); in der Kirchensprache geistliche Amtsverrichtungen, wie Taufen, Trauungen, Begräbnisse. Die bei solcher Gelegenheit gehaltenen Reden heißen Kasualreden oder Kasualpredigten.

Kasuālreden, s. Kasualien.

Kasuār (Casuarius *L.*), Vogelgattung aus der Ordnung der Kurzflügler und der Familie der Kasuare (Casuaridae), große Vögel mit gedrungenem Leib, kurzem, in der obern Hälfte nacktem, lebhaft gefärbtem, vorn mit einer oder zwei Klunkern geziertem Hals, einem aus einer Auftreibung des Stirnknochens bestehenden und mit einer hornartigen Masse bedeckten Helm, geradem, auf der Firste gewölbtem, vor der etwas gekrümmten Spitze oben und unten gezahntem Schnabel, kurzen Flügeln, welche statt der Schwungfedern fünf fahnenlose, Hornstacheln ähnliche Kiele besitzen, ohne Steuerfedern, mit kurzen, dicken, dreizehigen Füßen und langen Nägeln an den mittlern Zehen; an den Federn des Leibes stehen die kurzen, steifen Fahnenstrahlen weit voneinander entfernt und besitzen keine Seitenfasern. Von den neun Arten ist der Helmkasuar (Casuarius galeatus *Vieill.*, s. Tafel »Straußvögel II«) fast 2 m hoch, schwarz, im Gesicht grünblau, am Hinterkopf grün, der Hals vorn violett, seitlich blau, hinten lackrot. Er scheint auf Ceram beschränkt zu sein, hält sich beständig im Dickicht verborgen und weiß sich allen Nachstellungen zu entziehen. Er lebt einsam, nährt sich hauptsächlich von Früchten, Kerb- und Krebstieren und legt 3—5 grüne Eier, welche das Männchen in zwei Monaten ausbrütet. Auch die Führung der Jungen übernimmt das Männchen. Küchlein werden auf den indischen Inseln häufiger gefangen, lassen sich aufziehen, vollständig zähmen und haben sich in zoologischen Gärten auch fortgepflanzt. Der erste K. kam 1597 nach Amsterdam. Die Kasuare laufen mit wagerechter Haltung des Leibes ungemein schnell und gewandt. Sie erscheinen begabter als die Strauße, sind aber äußerst erregbar und höchst boshaft. Man füttert sie mit Brot, Körnern, Äpfeln; doch verschlingen sie auch junge Hühner und Enten. Über den neuholländischen K. s. Emu.

Kasuarinaceen, dikotyle Pflanzenfamilie aus der Klasse der Chalazogamen und unter diesen die Ordnung der Verticillaten bildend, früher zu den Amentaceen gestellt, Sträucher und Bäume von schachtelhalmartigem Aussehen, mit quirlständigen, gegliederten Ästen, an Stelle der Blätter mit gezahnten, kurzen Scheiden und eingeschlechtigen, einhäusigen Blüten (s. Abbildung bei »Casuarina«). Die männlichen bilden kätzchenartige Ähren auf den Enden der Zweige, sind von zwei zu beiden Seiten stehenden Vorblättchen umgeben und bestehen aus einem vordern und einem hintern kleinen Perigonblatt und einem einzigen, das Zentrum der Blüte einnehmenden Staubgefäß mit zweifächeriger, der Länge nach aufspringender Anthere. Die weiblichen Blüten sind in Köpfchen an den Enden kurzer Zweige vereinigt, haben ebenfalls zwei stehenbleibende Vorblättchen, aber kein Perigon. Der zusammengedrückte Fruchtknoten enthält ein steriles hinteres und ein steriles vorderes Fach mit 2—4 aufsteigenden, geradläufigen Samenknospen und trägt einen ganz kurzen Griffel mit zwei fadenförmigen Narben. Die Früchte werden von den verholzenden Vorblättchen klappenartig eingeschlossen und sind an der Spitze häufig geflügelt; die Samen sind zuletzt endospermlos. Zu dieser vorzugsweise in Australien und in dem indisch-malaiischen Florengebiet einheimischen Familie gehört nur die Gattung Casuarina *Rumph.* mit etwa 20 Arten. Die K. weichen nach neuern Untersuchungen besonders dadurch von den meisten übrigen Angiospermen ab, daß bei ihnen der befruchtende Pollenschlauch nicht wie sonst durch die Mikropyle der Samenknospe zur Eizelle wandert, sondern innerhalb der Wandung des Gynäceums durch das aufgelockerte Gewebe des Chalazaendes eindringt und von da aufwärts wächst, um sich mit seinem Ende einem der in Mehrzahl gebildeten Embryosäcke anzulegen; in letztern entsteht schon vor der Befruchtung ein rudimentäres Prothallium und eine mit Zellmembran versehene Eizelle; ähnlich verhält sich auch die Gattung Betula. Mehrere Arten liefern Nutzholz, welches als Ochsenfleischholz (Botanybaiholz) in den Handel kommt. Vgl. Treub, Sur les Casuarinées (in den »Annales du jardin botanique de Buitenzorg«, Bd. 10, Leiden 1891).

Kasuistik (lat.), früher eine Wissenschaft, die sich mit den Grundsätzen beschäftigte, nach welchen schwere Gewissensfälle, die sogen. Casus conscientiae, beim

Digitized by Google

ders wo eine Kollision der Pflichten eintritt, zur Beruhigung des Gewissens entschieden werden sollten. Die ersten Spuren der K., von Kant die »Dialektik des Gewissens« genannt, finden sich bei den Stoikern und den Talmudisten. Im Mittelalter teilte man die K., welche Zweifel und Bedenklichkeiten über den Glauben sowie die Frage nach der Pflichtmäßigkeit oder Pflichtwidrigkeit gewisser Handlungen zu lösen suchte, in drei Teile: eine philosophische K., welche nach den Moralgesetzen der Vernunft unter streitenden Pflichten für die höchste und unerläßlichste entschied, eine theologische oder religiöse K., welche die kirchliche Sittenlehre als göttliches Gesetz zu Grunde legte, und eine juristische K., welche (im Gegensatz zur dogmatischen Methode) nach den im Staat gültigen Rechtsgesetzen entschied, indem sie die nach der verschiedenen Beschaffenheit der Umstände modifizierte Anwendung derselben zu ermitteln suchte. Die bekannteste der kasuistischen Schriften des Mittelalters ist die »Summa« des Raimundus de Pennaforte. Besonders galten die Jesuiten als eifrige Kasuisten; Escobar, Sanchez, Busembaum u. a. stellten schwierige Kollisionsfälle auf und erteilten für dieselben spitzfindig ausgesonnene Ratschläge, welche nicht immer mit dem Sittengesetz harmonierten.

Kasulkoi, Fluß, s. Tschernaja.

Kasus (lat. Casus), Fall, Ereignis, Zufall; besonders Fall in grammatischer Beziehung: Beugungsfall eines deklinierbaren Wortes. Wie alle grammatischen Kunstausdrücke, ist auch das lateinische casus die Übersetzung eines griechischen Originalwortes, nämlich ptosis (»Fall«), das Aristoteles einführte, der darunter aber noch ganz allgemein alle abgeleiteten Formen im Gegensatz zur Grundform verstand, daher z. B. auch die Zeiten des Verbums oder sämtliche von einer Wurzel abgeleiteten Wörter bei ihm unter diese Kategorie fallen. Erst die Stoiker schränkten den Begriff des K. auf die Abwandlung der Hauptwörter ein. Auch die Unterscheidung zwischen dem Nominativ als »geradem K.« oder casus rectus und den übrigen K. als »schiefen K.« oder casus obliqui haben schon die Stoiker aufgestellt, wobei entweder das Bild eines bald aufrecht stehenden, bald sich zurückbeugenden Ringers, oder die verschiedene Neigung eines auf einer Ebene stehenden Stiftes auf dieselbe maßgebend war. Diese Ausdrücke und die alten Namen der einzelnen K. sind von der modernen Grammatik beibehalten, im übrigen ist aber die ganze Auffassung von dem Wesen, Gebrauch und der Anzahl der K. durch die Entdeckungen der vergleichenden Sprachforschung (s. Sprache und Sprachwissenschaft) wesentlich umgestaltet worden. Namentlich hat sich herausgestellt, daß die meisten Sprachen eine viel größere Anzahl von K. besitzen als Latein und Griechisch, und daß auch im Indogermanischen (s. Indogermanen) ursprünglich acht K. existiert haben müssen, nämlich: 1) Nominativ (»Nennkasus«), der das Haupwort nennt, es als den Mittelpunkt des durch das Zeitwort ausgedrückten Vorganges erscheinen läßt, deutsch Werfall; 2) Genitiv oder Genetiv (»Erzeugungskasus«, eine falsche lateinische Übersetzung des griechischen Originalausdrucks genike, »allgemeiner K.«), der die Gattung oder das Gattungsmäßige im Gegensatz zum Einzelnen, Besondern, insbes. die Beziehung eines Hauptwortes zu einem andern ausdrückt, deutsch Wessenfall; 3) Dativ (wörtlich der »Gebekasus«, weil man sagt: »ich gebe dir«, lat. do tibi), deutsch Wemfall, der K. des indirekten Objekts; 4) Akkusativ (eigentlich »Anklagekasus«, wieder eine ungeschickte Übersetzung des entsprechenden griechischen Ausdrucks aitiatike, der den vierten K. ganz passend als den bei den Verben des Verursachens stehenden K. bezeichnet), deutsch Wenfall; 5) Vokativ, deutsch Ausrufkasus, streng genommen gar kein K., sondern ursprünglich nur die nackte Stammform des Hauptwortes, die als Ausruf außer aller Beziehung zum Satz steht. Die bisher genannten K. sind auch dem Griechischen und Deutschen eigentümlich, dagegen kommt 6) der Ablativ (wörtlich »Nehmekasus«) außer dem Sanskrit und Zend nur dem Latein zu. Er drückt außer dem Begriff der Beraubung auch den des Entfernens aus und steht meist bei einem Zeitwort auf die Frage: woher? Wie dem Griechischen und Deutschen, gehen auch dem Latein ab 7) der Instrumentalis und 8) der Lokativ, die sich nur im Sanskrit und Zend vollständig erhalten haben. Ersterer steht auf die Frage: womit? letzterer auf die Frage: wo? Überreste von den drei zuletzt genannten K. haben sich indessen in allen indogermanischen Sprachen erhalten, namentlich in Gestalt von Adverbien, und ferner sind ihre Bedeutungen nicht verschwunden, sondern auf die übrigen K. übergegangen, wodurch dieselben teilweise zu »Mischkasus« geworden sind. Wie in den indogermanischen Sprachen die meisten K. »adverbiale« K. sind, zur Ergänzung eines Verbums dienen, und nur der Genitiv als »adnominaler« K. das Hauptwort näher bestimmt, so herrschen auch in den meisten andern Sprachstämmen die adverbialen K. vor, ganz natürlich, da die Beziehungen des Hauptwortes zum Verbum sehr mannigfacher Art sein können, während das Wesen der adnominalen Beziehungen sich meist aus dem Zusammenhang von selbst ergibt. So besitzt die Sprache der Kasikumüken im Kaukasus 36 K., die verschiedene örtliche Beziehungen ausdrücken. Auch die finnisch-ugrischen Sprachen haben eine Menge verschiedener lokaler K., z. B. einen Inessiv, Elativ, Illativ, Adessiv, Allativ, Abessiv, Translativ, Prosekutiv u. a. Dagegen sind die polynesischen Sprachen überhaupt sehr arm an K. und vermögen z. B. das Genitivverhältnis nur durch Präpositionen auszudrücken. Das Chinesische und die mit ihm verwandten Sprachen bezeichnen die wichtigsten Kasusverhältnisse, wie Subjekt, Objekt und Attribut, überhaupt in der Regel nur durch die Wortfolge, welche eine fest geregelte ist. Das gleiche Prinzip läßt sich auch in den neuern europäischen Sprachen beobachten, je mehr mit dem Abfall der alten Kasusendungen die Verschiedenheit der K. verschwindet (Karl sah mich; ich sah Karl), oder die Kasusendungen werden durch Präpositionen ersetzt (de l'homme, à l'homme). Vgl. Hübschmann, Zur Kasuslehre (Münch. 1875); Brugmann, Grundriß der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen, Bd. 2 (Straßb. 1892) und Bd. 3 (von Delbrück, das. 1893); von der Gabelentz, Die Sprachwissenschaft (Leipz. 1891).

Käswasser, soviel wie Molken.

Kaswin, s. Kazwin.

Kasyapa (Kaçyapa), in der ind. Sage Name eines spruch- und zauberkundigen Weisen, kommt in der Sage von Paraçu-Râma, der sechsten Inkarnation des Wischnu (s. d.), vor. Nachdem die Brahmanenpriester die Herrschaft der Könige und Krieger vernichtet hatten, riß durch den Wegfall dieser mächtigen Geschlechter solche Unordnung ein, daß niemand seines Besitzes Herr war und die Erde in die tiefern Regionen des Urmeeres zurücksank; da hielt sie K. mit seinem Schenkel noch auf. Die Erde bat ihn um Wieder-

herstellung des Königtums und nannte ihm die Erben einiger Krieger, welche sie noch am Leben erhalten habe. Diese wurden nun durch K. die Stammväter der neuen mythologischen Königsgeschlechter. Vgl. Muir, Original Sanskrit texts, Bd. 1, S. 447 ff. (3. Aufl., Lond. 1890).

Kaszewski (spr. kasch-), Kazimiérz, poln. Ästhetiker, geb. 1825 in Warschau, studierte daselbst, wurde 1862 Sekretär der dortigen Universität, an der er Psychologie und Logik vortrug, und lebt seit der Russifizierung der Universität (1869) als Schriftsteller in Warschau. Er lieferte klassische Übersetzungen der Tragödien von Sophokles und Äschylos sowie von Meisterwerken der deutschen und französischen Litteratur. Unter seinen zahlreichen Monographien sind hervorzuheben die über den Positivismus, das griechische Theater, das Lustspiel, über Voltaire, Camões, die Volksromane Kraszewskis, über Ästhetik, über die Seele. Sein Hauptwerk ist eine »Geschichte der griechischen Litteratur« (Warschau 1880).

Kászon-Jakabfalva (spr. kásson jákabfálwa), Badeort in der Südostecke des ungar. Komitats Csik (Siebenbürgen), mit einem der kohlensäurereichsten alkalischen Säuerlinge und (1890) 1339 magyar. (römisch- und griechisch-katholischen) Einwohnern.

Kat, im Mittelalter ein aus einem Baum gearbeitetes Fahrzeug der Nordländer; auch Name des zum Ankerheben dienenden Flaschenzuges (Talje).

Kat (Kath), Pflanze, s. Catha.

Katabothren (griech.), s. Katavothren.

Katachrēse (griech., lat. Abusio, »Mißbrauch«), rhetorischer Kunstausdruck, bezeichnet den Gebrauch eines Wortes in uneigentlicher Bedeutung (z. B.: »Das Schwert schläft in der Scheide«), in speziellerm Sinne den Verstoß des Dichters oder Redners gegen die Einheit eines von ihm gebrauchten Bildes, sei es, daß er den bildlichen und den eigentlichen Ausdruck vermischt (z. B.: »Diese Säule des Staates wurde geboren ꝛc.«), oder aus einem Bild in ein andres fällt (z. B.: »Laß nicht des Neides Zügel umnebeln deinen Geist«). So gewiß dergleichen logische Ungereimtheiten in der gewöhnlichen Rede verwerflich sind, so können doch Katechresen, mit Einsicht und Geschmack angewendet, innerhalb des kühnern Stils der Poesie von großer Wirkung sein, wie unzählige Stellen der Dichter beweisen. Katachrestisch, uneigentlich gebraucht, mißbräuchlich.

Katafálk (franz. Catafalque, ital. Catafalco, aus dem roman. catar, schauen, und ital. palco, Gerüst, zusammengesetzt, also soviel wie »Schaugerüst«; lat. Castrum doloris), Trauergerüst oder Paradebett, welches beim Begräbnis berühmter Personen die aufgebahrte Leiche trägt und mit Blumenschmuck, Palmen sowie den Ehrenzeichen des Verstorbenen bedeckt, von Kandelabern, Blattgewächsen, Ehrenwachen ꝛc. umgeben ist. Seitdem die Leichen nicht mehr regelmäßig in die Kirche gebracht wurden, wo nach römischem Ritus vor der Beerdigung die Vigilie, das Requiem und Libera stattfanden, wird oft nur ein Scheingerüst zugerichtet und vom Geistlichen während des Totenamtes mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch umräuchert. Meister im Bau von Katafalken waren die Barockkünstler des 17. und 18. Jahrh.

Katagamba, s. Katechu.

Katagogien (griech.), Gasthäuser der alten Griechen und Römer. An Orten, wo zeitweilig ein starker Fremdenverkehr stattfand, bestanden sie schon seit alten Zeiten. Zahlreich wurden sie in den Städten und an den Landstraßen, als nach Ausbreitung der Römerherrschaft weite Reisen von Beamten und Privaten immer häufiger wurden und die alte Sitte der Gastfreundschaft (s. d.) nicht mehr genügte. Sie luden schon durch Schilder, oft mit Tierbildern geschmückt, zu aller Bequemlichkeit »nach hauptstädtischer Weise« ein, leisteten aber nur Mäßiges.

Katagum, Hauptstadt der gleichnamigen nordöstlichen Grenzprovinz des Reiches Sókoto im Sudân, am Waube, einem Quellfluß des Komadugu, mit doppelten Wällen und 8000 Einw.

Katai, s. Khatai.

Kataibates, Beiname des Zeus als des Blitzgottes.

Katakana (»seitliche geborgte Schrift«), eine Silbenschrift der Japaner, die auf dieselbe Weise wie das Hiragana (s. d.) aus der chinesischen Schrift, aber aus der sogen. Normalschrift (Kiai) gebildet worden ist und namentlich in zweisprachigen Texten, die chinesischen Schriftzeichen seitlich begleitend (Káta, »Seite«), gebraucht wird. S. die Schrifttafel beim Art. »Schrift«.

Katakaustika (katakaustische Linie), soviel wie durch Reflexion erzeugte Brennlinie; vgl. Diakaustika.

Kataklasstruktūr, soviel wie Trümmerstruktur, Breccienstruktur (Mörtelstruktur), s. Gesteine, S. 478.

Kataklysma (griech.), bei Hippokrates soviel wie Klystier.

Kataklysmus (griech.), Überschwemmung; übertragen soviel wie große Verwirrung, in der alles drüber und drunter geht.

Katakolon, ein erst 1875 angelegter Hafenort auf dem gleichnamigen Vorgebirge des griechischen Nomos Achaia und Elis (Peloponnes), mit der 12 km entfernten Stadt Pyrgos (und dadurch auch mit Athen und Argos) durch Eisenbahn verbunden, mit (1889) 612 Einw.; nächst Patras und Kalamata Hauptausfuhrplatz von Korinthen. Es liefen 1892 ein: 555 Dampfer von 319,109 Ton., 413 Segelschiffe von 14,643 T., aus 529 Dampfer von 318,336 T., 417 Segelschiffe von 14,982 T. Die Einfuhr betrug 47,816 Quintal im Werte von 1,7 Mill. Mk., die Ausfuhr 264,149 Quintal im Werte von 5,3 Mill. Mk.

Katakomben (etymologisch noch unerklärt, vielleicht griech. kata kymbas, d. h. bei den Schluchten, nach Schultze aus der Senkung der Appischen Straße bei Rom entstanden), im allgemeinen unterirdische, in Felsen gehauene Begräbnisstätten, im besondern die Grüfte der ersten Christen in Italien. Die K. Ägyptens (griech. Hypogeia oder Syringes) finden sich noch erhalten an der libyschen Bergkette; die bedeutendsten sind die sogen. Königsgräber bei Theben. Die römischen und andern italienischen K. zeigen schmale und ungleiche Gänge (Krypten) sowie auch vielfach verschiedene Niveaus, nämlich 3—5 Stockwerke übereinander. Ihr ursprünglicher Name ist Coemeterium (s. d.). Je nach dem Namen des Besitzers jenes Grundstückes (area), worauf und unter welchem Grabstätten angelegt wurden, hieß das abgegrenzte Cömeterium, z. B. des Prätextatus ꝛc. Die einzelnen Gräber hießen locus oder loculus. Zuweilen liegen mehrere Gräber beisammen in einer sogen. Grabkammer (cubiculum oder crypta); häufig begegnet man einer bogenförmigen Nische über dem Grabe (arcosolium, Bogengrab). Die meisten Gräber sind horizontal in die Wände der die Grabkammern verbindenden Galerien dicht neben- und übereinander eingehauen und mit einer Steinplatte geschlossen, die Namen und sonstige Inschriften aufweist. Diese im weichen Tuffstein (tufa litoide und granulare) angelegten unterirdischen Gänge füllen die

Digitized by Google

ganze Umgegend Roms aus und würden, der eine an den andern angefügt, gegen 1000 km betragen. Im 3. Jahrh. zählte die römische Christengemeinde nach der Zahl ihrer tituli oder Pfarreien 25 oder 26 derartige Friedhöfe unter der Erde, neben welchen es etwa noch 20 einzelne Grabstätten, die im Familienbesitz verblieben, gab. Jetzt kennt man 54 K., deren einzelne Gänge, aneinandergereiht, eine Länge von 876 km ausmachen. Wie bis zum 3. Jahrh. durch die Privatbesitzer der bezüglichen Grundstücke mit den Gräbern für letztere nach dem römischen Gesetz Sicherheit gegeben war, so später durch die Korporationen für Begräbnis (collegia funeraticia), deren Rechtsnormen die Christenheit benutzte, um dem Staat gegenüber bestehen zu können. Das jetzt unter der Kirche San Sebastiano liegende Cömeterium hieß man schon im 4. Jahrh in catacumbas, wovon später der Name auf alle andern übertragen wurde. Alle Cömeterien liegen nach römischem Gesetz außerhalb der Stadtmauern, nicht, wie man früher glaubte, unterhalb der Stadt; die ältesten und wichtigsten sind die an der Appischen Straße, das Coemeterium Calixti und das Coemeterium ad catacumbas, gegenüber das des Prätextatus; an der Ardeatinischen Straße das älteste, das der Domitilla, und einige kleinere. Seit Konstantin d. Gr. wurden über den berühmtesten Cömeterien Basiliken erbaut, z. B. St. Peter, St. Paul, St. Laurentius, St. Agnes. Seit Ende des 4. Jahrh. kamen diese Begräbnisstätten außer Gebrauch; sie wurden Kultusstätten, und seit 756 übertrugen die Päpste die Leichen der Märtyrer in die Kirchen der Stadt, so daß die Cömeterien verlassen und erst durch einen Zufall im Mai 1578 wieder aufgefunden wurden. Ähnliche K. fanden sich in Neapel, Syrakus, Malta, Alexandria, Kyrene, Spanien &c., die aber an Ausdehnung und Reichtum der Denkmäler hinter den römischen zurückstehen. Letztere reichen bis in das 2. Jahrh. zurück und enthalten die ältesten Zeugnisse christlicher Kunst (s. Artikel »Christliche Altertümer« nebst Tafel). Vor den Christen begruben schon die römischen Juden ihre Toten in K., und von ihnen nahmen auch die Christen diese Sitte an. Man hat bei Rom vier jüdische K. gefunden. Altchristliche K. im eigentlichen Sinne kommen weder in Frankreich noch in Deutschland und Österreich vor. Nur auf dem Cömeterium des heil. Eucharius bei Trier hat man eine unterirdische Begräbnisstätte (hypogeum) entdeckt, und ebenso dienten die Grotten in der Einsiedelei zu Salzburg zu altchristlichen Begräbnisstätten. Die Pariser K. sind ursprünglich Steinbrüche gewesen, welche schon seit römischer Zeit Kalkstein als Baumaterial lieferten und sich unter einem großen Teile der Stadt hinziehen. Erst seit 1786 wurden die auf eingegangenen Kirchhöfen ausgegrabenen Gebeine in die unterirdischen Gänge der Steinbrüche geschafft, welche danach den Namen K. erhielten. Während der Revolution wurden auch Leichen Hingerichteter und Gestorbener in die K. geworfen. Seit 1810 wurden die Gebeine und Schädel geordnet und an den Wänden befestigt, auch Kapellen aus den Knochen errichtet. Das Hauptwerk über die römischen K. ist de Rossi, La Roma sotterranea cristiana (Rom 1874—79, 3 Bde.), welches zugleich Erörterungen über die Inschriften, Skulpturen und Gemälde, ihren Stil und ihre Gegenstände enthält; dazu die »Inscriptiones christianae« (1857—88, Bd. 1 u. 2) und das »Bulletino di archeologia cristiana« (seit 1863). Umfangreiche Tafelwerke sind: Perret, Les catacombes de Rome (Par. 1851—57, 6 Bde.), u. Roller, Les catacombes de Rome (das. 1881, 2 Bde.); vgl. außerdem Kraus, Roma sotterranea; die römischen K. (2. Aufl., Freiburg 1879); V. Schultze, Die K. von San Gennaro dei Poveri in Neapel (Jena 1877); Derselbe, Die K. Die altchristlichen Grabstätten, ihre Geschichte und ihre Monumente (Leipz. 1882); Armellini, Le catacombe romane (Rom 1880); Kraus, Realencyklopädie der christlichen Altertümer, Bd. 2, S. 98—136 (Freib. 1886).

Katakustik (griech.), veralteter Ausdruck, soviel wie Lehre von der Zurückwerfung des Schalles.

Katalanische Sprache und Litteratur. Die katalanische Sprache, welche heute als Volksmundart in Katalonien und in Abarten in Valencia, auf den Balearischen Inseln, in einigen Gemeinden des franz. Departements Ostpyrenäen, in Alghero auf Sardinien, von den Juden in Saloniki, auch in einigen überseeischen Kolonien Spaniens von etwa 4 Mill. Bewohnern gesprochen wird, ist ein Glied der galloromanischen Familie, anfangs nicht viel mehr als eine Spielart des Occitanischen, aber doch von eigenartiger Entwickelung und großer Wichtigkeit als Bindeglied zwischen dem Provenzalischen und eigentlich Spanischen (Kastilischen). Seit Ende des 15. Jahrh. wurde durch die politischen Verhältnisse das Katalanische auf die Stufe einer bloßen Mundart herabgedrückt, und trotz des noch immer starken Provinzial- und Munizipalgeistes in Katalonien erstarb die selbständige katalanische Litteratur, welche im Mittelalter entstanden war. Erst im 19. Jahrh. erfolgte eine Wiederbelebung derselben, eine der Auferstehung des Provenzalischen in Frankreich verwandte, immerhin etwas künstliche Bewegung, die inzwischen stark angewachsen ist, und deren letzter Ausgang sich nicht vorher bestimmen läßt. Ausgezeichnet ist die katalanische Litteratur durch einen großen Reichtum an Volksliedern, von denen ein großer Teil durch Milá y Fontanals im »Romancerillo catalan« (2. Aufl., Barcel. 1882) und minder korrekt durch F. Pelay y Briz in »Cansons de la Terra« (1866) gesammelt wurde. Im 13. Jahrh. besaßen die Katalanen eine Kunstdichtung in der Weise und nach dem Muster der provenzalischen Lyrik, doch mit stärkerm Übergewicht der didaktischen Elemente als bei den leichtlebigern Provenzalen. Auch sprachlich war sie so stark von der Provence beeinflußt, daß zwischen dem gewöhnlichen Katalanischen (plá catalá) und der Sprache der Troubadours (lemosi) eine Kluft entstand (vgl. Milá y Fontanals, De los Trovadores en España, Barcel. 1861 u. 1889). Viel Eigenartigeres ward in der volkstümlich gefärbten Prosa geleistet. Die Chroniken Jakob des Eroberers (»Libre dels feyts«), des Ramon Muntaner (1323) und Bernart Desclot sind Perlen; Weltruf erlangten die scholastischen Werke des Ramon Lull (s. Lullus 2). Die Wiedereinsetzung der Blumenspiele (s. Jeux floraux) durch den Marques de Villena (1412) rief eine Nachblüte hervor, während welcher zahlreiche Schriftsteller in gesuchter Sprache konventionelle Gedanken und triviale Gefühle in Reime brachten. Bedeutende Dichter erstanden im 15. Jahrh. unter dem Einfluß der italienischen Litteratur; so besonders der melancholische Petrarchist Auzias March (gest. 1458) und der satirische Verfasser der »Libre de les dones«, Jaume Roig (gest. 1478). In Prosa gewann der Ritterroman »Tirant lo Blanch« von Martorell gerechten Ruf (1460). Mit dem wachsenden Übergewicht Kastiliens büßte jedoch Katalonien im 16. Jahrh. wie seine politische, so seine litterarische Unab-

Digitized

hängigkeit ein. Der Lokalpatriotismus katalanischer Romantiker, unter denen Dichter, Sprachforscher, Historiker und Politiker waren, führte um 1833 zur Restauration der erwähnten Blumenspiele (»Jochs Florals«), von deren beengenden Formeln sich neuerdings erst talentvolle Dichter befreit haben. Als Führer der Bewegung sind nennenswert: C. Bonaventura Aribau und J. Rubió y Ors (»Lo Gayter de Llobregat«, 1841—89, 3 Bde.); ferner Victor Balaguer (s. d.), der ‚Trovador de Montserrat', Jacinto Verdaguer, der sehr hübsche »Idilis y cants mistichs« und zwei Epen schuf (»La Atlantida«, 1876, franz. von Savine 1882, und »Canigó«, 1886), Cayetano Vidal, Narcis Oller, C. Llombart (»Niu d'abelles«). Die Volkslitteratur wurde gesammelt, die Litteratur und Sprache studiert, die alten Schriftdenkmäler herausgegeben, besonders in der »Biblioteca catalana« von Aguiló y Fuster (seit 1873); die moderne Volksmundart wurde zur Schriftsprache durchgebildet und das Interesse auch nichtkatalanischer Kreise auf die katalanischen Geisteserzeugnisse gelenkt, wobei die Ausbreitung und Vertiefung der romanischen Sprachstudien der vergessenen und unbeachteten Sprache und Litteratur gleichfalls zu Hilfe kamen. Vgl. zur Sprache: J. Pau Ballot y Torres, Gramatica y Apologia de la lengua catalana (1814), durch welche die moderne Renaissance eingeleitet ward; Milá y Fontanals, Estudios de lengua catalana (Barcel. 1875); A. Morel Fatio, Das Katalanische (in Groebers »Grundriß der romanischen Philologie«, Straßb. 1888); Esteve y Belvitges, Diccionario catalan-castellano-latin (Barcel. 1803 u. 1893); zur Litteratur außer der genannten Darstellung von Morel Fatio: Denk, Einführung in die Geschichte der altkatalanischen Litteratur (Münch. 1893); Cambouliu, Essai sur l'histoire de la littérature catalane (2. Aufl., Par. 1858). Zum Neukatalanischen: J. Rubió y Ors, Breve reseña del actual renacimiento de la lengua y literatura catalana (1880); Tubino, Historia del renacimiento literario en Cataluña (Madr. 1880); E. Vogel, Neukatalanische Studien (Paderb. 1886); Fastenrath, Katalanische Troubadoure der Gegenwart, verdeutscht (mit litterargeschichtlicher Einleitung, Leipz. 1890). Zur Volkslitteratur: Milá y Fontanals, Observaciones sobre la poesia popular (Barcel. 1853), und F. Wolf, Proben portugiesischer und katalanischer Volksromanzen (Wien 1856). Ältere katalanische Zeitschriften: »Lo Gay Saber« und »La Renaixensa«, erschienen in Barcelona; unter den jetzt erscheinenden ist »L'Avenç« die beachtenswerteste.

Katalauner (Catalauni, Catelauni), gall. Volksstamm in der jetzigen Champagne, mit der Hauptstadt Durocatalauni (jetzt Châlons-sur-Marne). Die Umgegend hieß Campi Catalaunici (Katalaunische Felder), wo nach der gewöhnlichen Überlieferung 451 die blutige Schlacht zwischen Aëtius und Attila stattfand.

Katalékten (griech.), gesammelte Bruchstücke oder unvollständige Überbleibsel alter Werke, insbes. eine seit dem 4. Jahrh. n. Chr. bekannte Sammlung von 14 kleinern Gedichten, welche dem Vergil zugeschrieben werden.

Katalektischer Vers, s. Katalexis.

Katalepsie (griech.), s. Starrsucht.

Katalēxis (griech., »das Aufhören«), in der antiken Metrik das Abbrechen des Verses vor völliger Beendigung der rhythmischen Reihe, wodurch allein bei gewissen Rhythmen, z. B. beim Daktylus, ein Stillstehen desselben, eine Pause, herbeigeführt wird, wie sie das Versende erfordert; daher katalektischer Vers, dem am Ende eine oder zwei Silben fehlen, im Gegensatz zum akatalektischen, der mit einem vollen Fuße schließt, während der hyperkatalektische noch eine überzählige Silbe hat und beim brachykatalektischen die letzte Dipodie um einen Versfuß verkürzt ist. Vgl. Vers.

Katalláktik (griech.), Wissenschaft vom Gütertausch, für Volkswirtschaftslehre gebraucht von Whately u. a., welche in der Volkswirtschaft, freilich in höchst einseitiger Weise, nur einen Austausch von Wertobjekten erblickten.

Katalōg (griech.), im allgemeinen Verzeichnis, besonders ein Verzeichnis von Büchern, Manuskripten, Kunstsachen, Naturalien, Münzen, überhaupt von Sammlungen wissenschaftlicher oder Kunstgegenstände. Die Lehre von der Anlage und Einrichtung der Bücherkataloge bildet einen besondern Teil der Bibliothekwissenschaft (s. d.) wie der Bibliographie (s. d.). Es besteht jedoch ein wesentlicher Unterschied zwischen den Anforderungen, welche an Bibliothekskataloge und welche an bibliographische Arbeiten dieser Art zu stellen sind. Bibliothekskataloge haben rein praktischen Zwecken, der Benutzung und des Betriebes einer Bibliothek, zu dienen, nicht bibliographischen Interessen. Über Handschriftenkataloge vgl. Handschrift. Katalogisieren, katalogieren, in ein Verzeichnis, einen K. bringen, danach ordnen, aufzählen.

Katalonien (span. Cataluña), span. Fürstentum, der nordöstlichste Teil der Pyrenäischen Halbinsel, grenzt nördlich an Frankreich, östlich und südöstlich an das Mittelmeer, südlich an Valencia, westlich an Aragonien, hat einen Flächeninhalt von 32,197 qkm (585 QM.) mit einer Bevölkerung von (1887) 1,843,549 Seelen und zerfällt in vier Provinzen: Lerida, Gerona, Barcelona und Tarragona (Genaueres s. unter den einzelnen Provinzen). Die jetzigen Katalonier (Catalanes) sind nüchterne, mit Scharfsinn, Gelehrigkeit und körperlicher wie geistiger Gewandtheit begabte Menschen, dazu von rastloser Thätigkeit, hohem Unternehmungsgeist und unermüdlicher Ausdauer. Dem Äußern nach sind sie von mittlerer Größe, aber kräftig. Selbst die gebildeten Stände sprechen unter sich meist den rauhen, dem Provenzalischen verwandten katalanischen Dialekt (s. Katalanische Sprache und Litteratur). — K. war schon zur Römerzeit eine blühende Provinz und führte den Namen Hispania Tarraconensis. Später wurde es von den Alanen, um 415 von den Westgoten, 711 von den Arabern erobert. Völlig vertrieben wurden letztere erst zu Anfang des 9. Jahrh. durch die kriegerischen Eingebornen mit Hilfe Ludwigs des Frommen von Aquitanien. Von dieser Zeit an bildete das von Ludwig in 15 Grafschaften eingeteilte Land die sogen. spanische Mark des fränkischen Kaiserreiches. Nach Karls des Dicken Tode (888) wußten die inzwischen mächtig gewordenen Grafen von Barcelona sich unabhängig zu machen, und es entstand die Markgrafschaft Barcelona oder das »Fürstentum K.«, welches als selbständiger Staat bis zur Vereinigung mit Aragonien durch die Vermählung der Erbin dieses Landes mit Raimund Berengar IV. von Barcelona (1137) bestand. Berüchtigt ist die Söldnerbande der »Katalanen«, die im 14. Jahrhundert zuerst dem griechischen Kaiser gegen die Türken beistand, dann aber Griechenland verheerte und 70 Jahre lang Attika und Böotien be-

Digitized by Google

herrschte. 1479 wurde K. nebst Kastilien der spanischen Monarchie einverleibt. Die Katalonier waren stets abgesagte Gegner der Kastilier, wie sie sich denn 1640 gegen dieselben empörten und sich Frankreich anschlossen; indes mußte sich K. 1652 wieder dem König von Spanien unterwerfen. Doch behielt es seine ursprüngliche freisinnige Verfassung und verlor dieselbe erst durch Philipp V. nach dem Spanischen Erbfolgekrieg, in welchem K. zu Philipps Gegner, Karl von Österreich, gehalten hatte. Vgl. Balaguer, Historia de Cataluña (Madr. 1885—89, 11 Bde.); Coroleu é Inglada y Pella y Forgas, La Cortes Catalanas (Barcel. 1876).

Katalyse (griech. Katalysis), Auflösung; katalytische Kraft, nach Berzelius die Kraft, welche thätig ist, wenn Körper durch ihre bloße Gegenwart und nicht durch ihre Verwandtschaftskraft andre Körper zu Zersetzungen oder Verbindungen veranlassen, ohne selbst an diesen Prozessen teilzunehmen. Nach Mitscherlich soll die Oberfläche mancher Stoffe die Eigenschaft besitzen, das Entstehen und Zerfallen von Verbindungen zu veranlassen, ohne daß dieser Stoff selbst in die Verbindung eintritt. Nach Berzelius ist es die katalytische Kraft, vermöge welcher z. B. Schwefelsäure die Stärke in Zucker verwandelt, ohne selbst verändert zu werden, oder Mangansuperoxyd die Entwickelung von Sauerstoff aus chlorsaurem Kali bei einer Temperatur bewirkt, bei welcher das reine Salz sich noch nicht zersetzt. Nach Mitscherlich ist Schwefelsäure hier Kontaktsubstanz, und der Prozeß selbst heißt bei Berzelius K., bei Mitscherlich Zersetzung durch Kontakt (Kontaktwirkung). Man bezeichnet auch heute noch manche Prozesse, bei denen thatsächlich der eine der wirkenden Stoffe zuletzt unverändert sich wiederfindet, bisweilen mit obigem Namen, ohne dabei außer Augen zu lassen, daß der Vorgang selbst noch erklärt werden muß.

Katamaran, Doppelboote der Südseeinsulaner (Fig. 1), auch auf Fernando Noronha im Atlantischen Ozean und andern Ortes, wo starke Brandung und flacher Strand das Landen andrer Boote verhindert. Auf Fernando Noronha sind diese Boote (Mushliboote) aus zwei Balken gefertigt, welche so miteinander befestigt sind, daß sie starken Stößen nachgeben können. Bisweilen wird statt des zweiten Bootes auch nur ein einfacher Balken angewendet, der durch Querhölzer in etwa 2 m Abstand an dem Boot befestigt ist (Fig. 2) und letzteres bei starkem Seegang hinreichend schützt (Auslegerboot).

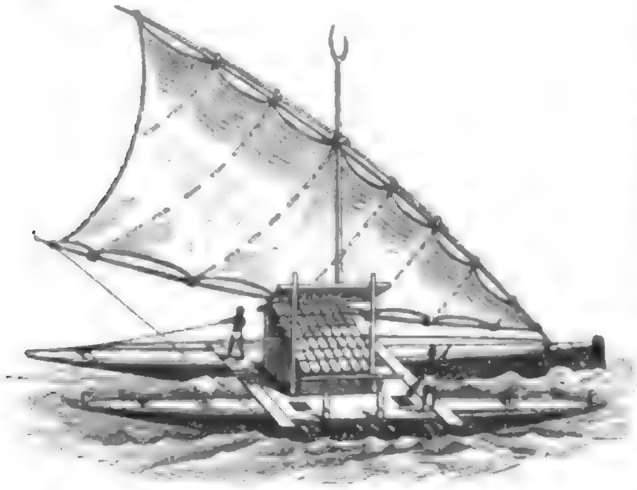


Fig. 1. Doppelboot von den Fidschiinseln.

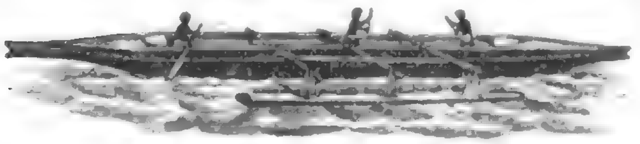


Fig. 2. Auslegerboot von Niue.

Katamenien (griech., »das Monatliche«), soviel wie Menstruation.

Katane, Stadt, s. Catana.

Katanga (Garanganja), Landschaft im südöstlichen Kongostaat, 1150 m ü. M., zwischen dem Luapula im O. und dem Lualaba im W., mitten durchflossen vom Lufira, teils dicht bewaldet, teils Steppengebiet mit Temperaturen von 32—0,5°, reich an Kupfererz. Der Hauptort Bunkeia oder Kimpatu ist Msiris Residenz; s. Msiris Reich.

Katapépsis (griech.), vollständige Verdauung; katapeptisch, die Verdauung befördernd.

Kataphōra (griech.), krankhaft tiefer Schlaf, Dauerschlaf, s. Schlafsucht.

Kataphrakten (griech., »Gepanzerte«), bei den Alten eine Reitergattung, bei welcher Roß und Mann mit eisernen Schuppenpanzern vollständig bekleidet waren. Sie wurden meist aus orientalischen Völkern gebildet und mit Bogen bewaffnet und vorzugsweise gegen die Elefanten verwendet, zu welchem Zwecke ihre Rüstungen an Schultern und Brust noch mit starken eisernen Stacheln versehen waren.

Kataplasma (griech.), Umschlag (s. Bähung); C. ad decubitum, aus Eichenrindenabkochung durch Bleiessig gefälltes und bis zur Breikonsistenz entwässertes, dann mit wenig Spiritus vermischtes gerbsaures Bleioxyd, wird gegen Wundliegen benutzt.

Kataplektisch, s. Kataplexie.

Kataplexie (griech., Schrecklähmung), der eigentümliche lähmungsartige Zustand, in welchen Tiere aller Art durch einen plötzlichen Schreck versetzt werden, von dem sie sich nur allmählich wieder erholen. Auch der Mensch kann gelegentlich vor Schrecken »kein Glied rühren«, namentlich bei plötzlichen Verwundungen (Wundschreck oder shok der Chirurgen); doch steigert sich bei ihm die Lähmung nur selten zur vollkommenen Starrheit, und in der Regel geht dieselbe schnell vorüber. Tiere dagegen, die man plötzlich ergreift und auf den Rücken oder die Seite legt oder an den Beinen aufhängt, werden nach den ersten fruchtlosen Fluchtversuchen alsbald unbeweglich, so daß man die Hand vorsichtig wegnehmen kann, ohne daß sie davonlaufen. Am frühesten war dies vom Huhn bekannt, welches man nach der Vorschrift des Jesuitenpaters Kircher zu binden pflegte und mit dem Schnabel an die Diele drückte, worauf man von dort einen Kreidestrich zog, den es angeblich für das Ende des Bindfadens hielt, mit dem es gebunden sei (»Experimentum mirabile«). Czermak, der von einem ähnlichen Experiment mit dem Flußkrebs gehört hatte, den man »magnetisiert«, d. h. nach einigen Strichen auf den Nasenstachel stellt, untersuchte diese Erscheinung zuerst näher, fand, daß sich die meisten Vögel ähnlich verhalten, und glaubte, daß sie dabei in einen eigentümlichen Zustand von Schlaftrunkenheit (Hypnotismus) verfallen, aus dem sie erst nach 5—15 Minuten erwachen. Preyer meint jedoch, daß diese Tiere nicht schlafen, vielmehr aus großer Angst und Aufregung, die sie durch Zittern und Keuchen verraten, in einen lähmungsartigen Zustand verfallen, der wahrscheinlich auf eine Erregung von bewegungs-

Digitized

hemmenden Zentren zurückzuführen sei. Preyer zeigte ferner, daß diese Zustände sich fast bei Tieren aller Klassen hervorrufen lassen. Das Zum-Stab-Werden der Uräusschlange, wenn man sie am Halse faßt, welches die ägyptischen Zauberer noch heute, wie zu Moses' Zeiten, zeigen, gehört vermutlich ebenso wie die Lähmung der durch den Schlangenblick »bezauberten« Vögel hierher. Je weiter man im Tierreich hinabsteigt, um so leichter und andauernder tritt diese Lähmung ein. Frösche oder Tritonen, die man mit der Pinzette oder einer Schlinge am Bein oder Schwanz faßt und aufhängt, werden sogleich starr und können sogar nach Verlauf eines halben bis ganzen Tages sterben, ohne ihre Gliederstellung geändert zu haben. Auch das »Sichtotstellen« kleiner Käfer, wenn sie ergriffen werden, gehört wahrscheinlich hierher. Vgl. W. **Preyer**, Die K. und der tierische Hypnotismus (Jena 1878). — In der **Medizin** ist K. das Erstarren des Körpers durch Schlagfluß; **kataplektisch**, vom Schlagfluß getroffen.

Katapult (lat., griech. **Katapeltes**), armbrustähnliches Torsionsgeschütz der Alten, bei welchem zwei Bündel von starken Sehnen in mäßiger Entfernung voneinander in einen aufrecht stehenden Rahmen aus festem Holz so eingespannt waren, daß sie durch Öffnungen in den beiden horizontalen Leisten (also in der obern und untern) hindurch gingen und oberhalb u. unterhalb derselben durch mitten hindurch gesteckte Buchsen und eiserne Spannbolzen gehalten und durch Drehungen derselben in starke Torsion gebracht werden konnten (Fig. 1). Aus der Mitte jedes Bündels ragte seitwärts, wie bei einer Armbrust, ein starker Balken, der durch den straffen Zug jener Sehnen in wagerechter Stellung gehalten wurde; die freien Enden dieser beiden Holzarme waren durch eine starke Sehne miteinander verbunden. Beim Gebrauch der

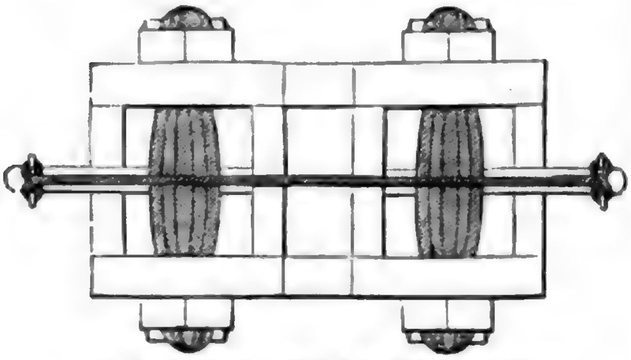


Fig. 1. Spannkasten der Wurfgeschütze.

Wurfmaschinen wurden zunächst durch die Spannbolzen die Sehnenbündel angezogen und dann mittels Winden oder eines Flaschenzugs die Schußsehne nach hinten gezogen. Beim Loslassen derselben schnellten die vorher gespannten Sehnenbündel die Arme der Maschine zurück und trieben mittels der Sehne das Geschoß fort (Fig. 2). Hinsichtlich der Geschosse und der hiernach eingerichteten Bauart der Geschütze unterschied man zwei Arten von Katapulten: entweder wurden 0,5—1,5 m lange eisenbeschlagene Pfeile geschossen, wobei diese in einer zwischen den beiden Sehnenbündeln liegenden Rinne liefen und von runden Sehnen getrieben wurden, oder man schleuderte Steine, Bleikugeln oder Balken, wobei die Sehne ihrem Zweck entsprechend bandförmig war. In jenem Falle war die Richtung der Spannung und demgemäß auch des Schusses die horizontale, und die hierzu gebrauchten Geschütze hießen Gradspanner (griech. **Euthytona**); im andern Falle geschah die Spannung in einem Winkel von 45°, so daß auch die Flugbahn der Steine

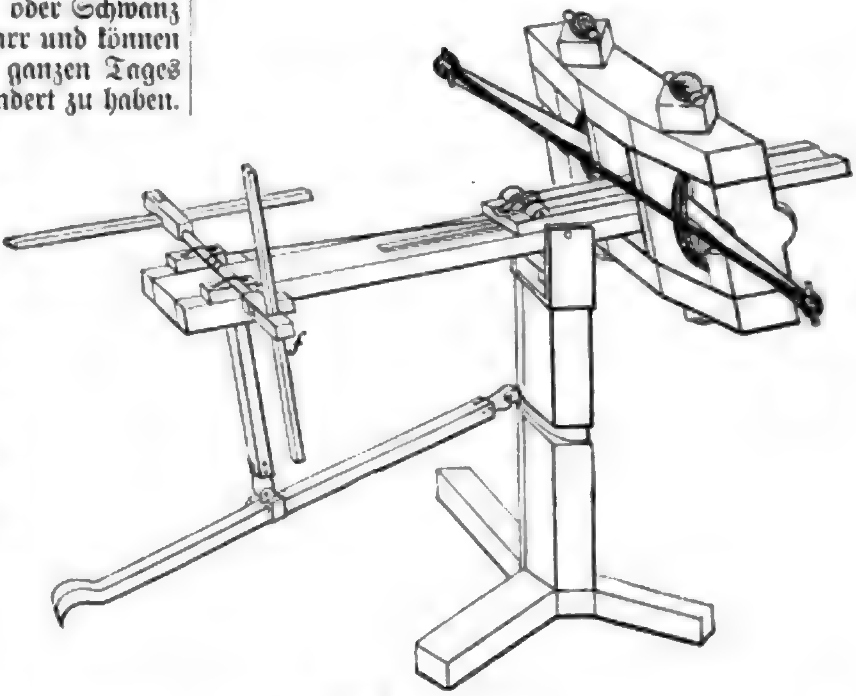


Fig. 2. Katapult.

diesen Elevationswinkel hatte, und hierzu gebrauchte man die Winkelspanner (griech. **Palintona**). Bei den Griechen ist also K. der gemeinschaftliche Name für beide Arten der Geschütze; die Römer gebrauchten dieses Wort nur für die erstere Art (neben der Bezeichnung **Skorpion**) und nannten die zweite Art der griechischen Katapulte **Ballisten** (s. d.). Die Euthytona größten Kalibers schossen einen Pfeil bis 600 m und trieben ihn dann noch einige Zoll in eine

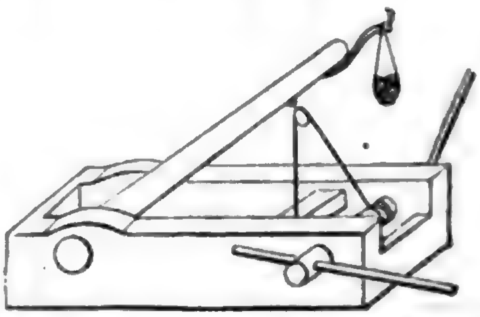


Fig. 3. Einarmiger Katapult (Tormentum, Onager).

Holzwand ein, die Palintona vermochten einen 75 kg schweren Stein bis 400 m weit zu werfen. Von Archimedes wird freilich erzählt, daß er bei der Belagerung von Syrakus auf die römische Flotte Massen von 1200 Pfund schleuderte, und Philipp von Makedonien stellte bei der Belagerung von Ägina drei Batterien von Palintonen auf, welche Steinmassen von 1—8 Ztr. schossen. — Katapulte wurden zuerst um 400 v. Chr. von Dionysios von Syrakus gegen die Karthager angewandt. In Griechenland machten die makedonischen Könige Philipp und Alexander um-

Digitized by Google

fassenden Gebrauch von denselben. Wie überhaupt die Euthytona stets in überwiegend größerer Menge vorhanden waren als die Palintona, so hatte Philipp in seinem Heer 25 Geschütze von dieser und 150 von jener Konstruktion, deren er sich namentlich bei Flußübergängen, Uferverteidigungen und Angriffen auf Défilés bediente. Die Römer lernten die Katapulte zu ihrem großen Schaden bei der Belagerung von Syrakus kennen und bedienten sich derselben seit dem zweiten Punischen Kriege.

In seinen Wirkungen wohl noch stärker ist der in der spätern Kaiserzeit aufgekommene einarmige K. (Tormentum, »Torsionsgeschütz«, Skorpion, Onager, »Waldesel«, Fig. 3). Bei demselben ist nur ein (ebenso wie beim zweiarmigen K. konstruiertes) Sehnenbündel vorhanden, welches in einem Kasten oder zwischen zwei auf der Erde liegenden starken Bäumen horizontal ausgespannt ist, und aus dessen Mitte senkrecht nach oben ein langer, starker Balken ragt. Derselbe trägt an seinem obern Ende eiserne Haken, an denen eine Schleuder befestigt ist, die das Geschoß aufnimmt. Um zu schießen, wird der Baum mittels einer Winde hinterwärts in eine horizontale Lage gebracht und durch einen eisernen Bolzen in derselben erhalten. Nach dem Laden und Wegschlagen des Bolzens schnellt der Baum nach vorn; sobald er aber wieder in die senkrechte Lage gekommen ist, schlägt sein unteres Ende an ein Polster an, wodurch die Bewegung plötzlich gehemmt und die Steine aus der Schleuder geworfen werden. Vgl. »Griechische Kriegsschriftsteller«, griech. und deutsch herausgegeben von Köchly und Rüstow, Bd. 1 (Leipz. 1853); Marquardt und Mommsen, Handbuch der römischen Altertümer, Bd. 5 (2. Aufl., das. 1884). S. auch Kriegsmaschinen.

Katarákt (Katarrhakt, griech.), Wasserfall, besonders großer Flüsse, wie des Nils, ferner des Niagara ꝛc.; auch soviel wie Stromschnelle (s. d.). Über K. bei Dampfmaschinen, Kataraktsteuerung und Kataraktdampfmaschinen s. Tafel »Dampfmaschinen III«, S. III f.

Katarakta (griech.), grauer Star (s. Star).

Kataraktköpfe, s. Waschen.

Katarina (türk. Katrin), Hauptort eines Kaza im türk. Wilajet Saloniki, nördlich vom Olymp, mit 1000—2000 Einw.

Katarrh (v. griech. katarrhein, »herabfließen«), im allgemeinen diejenigen Entzündungen der verschiedenen Schleimhäute des Körpers, welche mit Absonderung von Schleim und Eiter auf der freien Schleimhautfläche einhergehen. Anatomisch gibt sich der K. zu erkennen durch Rötung (Blutüberfüllung) und Schwellung der Schleimhaut, welche mehr oder weniger durchfeuchtet erscheint, und deren Oberfläche mit einer Lage grauen, trüben oder glasigen Schleimes, unter Umständen mit Eiter überzogen ist. Es findet dabei eine beschleunigte und massenhafte Abstoßung der Epithelzellen der Schleimhaut statt, welche sich mit dem Schleim, dem überreichlich gebildeten Absonderungsprodukt der Schleimhaut und ihrer Drüsen, vermischen. Die Ursachen des Katarrhs sind Reize vielerlei Art, namentlich Erkältung, Einwirkung von Staub, Rauch, reizenden Dämpfen, Jodgebrauch, in einzelnen Fällen spezifische Krankheitserreger, z. B. beim Tripper. Der K. verläuft bald akut, bald chronisch. Der chronische K. geht zwar auch mit mehr oder minder reichlicher Produktion eines oft sehr zähen und glasigen Schleims einher, aber die Schleimhaut erscheint dabei gewöhnlich nicht gerötet, sondern eher schiefergrau gefärbt. Die Katarrhe der verschiedenen Schleimhäute führen zum Teil besondere Namen, z. B. K. der Nasenschleimhaut oder Schnupfen, K. der Harnröhre oder Tripper, K. der Gebärmutter und Scheidenschleimhaut oder weißer Fluß ꝛc. Über Darmkatarrh s. Darmentzündung. Wenn man von K. schlechthin spricht, so versteht man darunter die leichtern akuten Entzündungen der Schleimhaut der größern Luftwege, des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihrer Äste; s. Bronchialkatarrh.

Höhere Grade von K., namentlich von Magendarm- und Bronchialkatarrh, treten unter Fieberbewegungen ein (Katarrhfieber, Febris catarrhalis). Die übrigen Erscheinungen des Katarrhs sind je nach den ergriffenen Organen natürlich sehr verschieden. Meist führt der K. zu Funktionsstörungen, so fehlt beim Schnupfen der Geruch, beim Magen- u. Darmkatarrh ist Appetit und Verdauung gestört ꝛc. Die Behandlung des Katarrhs ist ebenfalls je nach dem ergriffenen Organ sehr verschieden. Vor allem ist die Einwirkung jeden Reizes auf die erkrankte Schleimhaut zu vermeiden, so bei Augenbindehautkatarrh, bei Bronchialkatarrh mit Staub oder Rauch verunreinigte Luft, bei Magen- oder Darmkatarrh schwer verdauliche, gewürzte Speisen, zu kalte Getränke. Zur arzneilichen Behandlung namentlich des chronischen Katarrhs werden, um die Schleimabsonderung einzuschränken, zusammenziehende Mittel (Alaun, Tannin) je nach der Art des Katarrhs innerlich oder in Form von Inhalationen, Eingießungen, Einspritzungen verwendet. Gegen die Neigung zu K. der Luftwege empfehlen sich abhärtende Kuren, besonders kalte Abreibungen.

Katarrhfieber, s. Katarrh.

Katastaltikum (griech.), zurückdrängendes, hemmendes, besonders blutstillendes Mittel.

Katastásis (griech., Katastase), in der epischen und dramatischen Poesie der Teil der Handlung, worin der in der Epitasis (s. d.) geknüpfte Knoten sich noch fester schürzt, um dann in der Katastrophe gelöst zu werden.

Kataster (ital. Catastro, vom mittellat. capitastrum, »Kopfsteuerliste«; Steuerbuch, Steuerbeschreibung, Salbuch), das für direkte Steuern, hauptsächlich für die sogen. Realsteuern aufgestellte Verzeichnis der amtlich gesammelten Thatsachen zur Feststellung der Steuersubjekte und Steuerobjekte und der ihnen gesetzlich aufzuerlegenden Steuerschuldigkeiten, insbes. die für die Grund- und Gebäudesteuer angefertigte genaue tabellarische Beschreibung der Steuerobjekte (Grundkataster, Grundsteuerbuch, Grundsteuerrolle, Flurbuch), gesondert nach Gemarkungen, bez. Fluren und Hauptkulturarten mit Angabe der Größe, des Ertrags ꝛc.; Katasteramt, die mit der Führung (Evidenthaltung) der K., namentlich mit der Ab- und Zuschrift der Grundstücke und der Grundsteuer in Besitzveränderungsfällen, beauftragte Behörde; Katasterbeamter (Fortschreibungsbeamter, Katasterkontrolleur), ein bei dieser Behörde Angestellter. Da die ältern Flurbücher nur eine sehr dürftige Unterlage für die gleichmäßige Verteilung der Grundsteuer (s. d.) bildeten, so wurden in den meisten Staaten in neuerer Zeit umfassende Landesvermessungen veranstaltet (s. Landesvermessung). Die einzelnen Parzellen wurden vermessen und kartiert, und auf Grund dieser amtlichen Unterlagen (s. Katasterkarten) erfolgte dann die Eintragung (Katastrierung) der steuerpflichtigen Grundstücke (Planstücke, Plannummern) nach ihrem Flächengehalt in die K. der einzelnen Flurdistrikte. (Parzellen- oder Parzellarkataster, bei dem im Gegensatz

Digitized by Google

zum ältern Gutskataster Arrondierung und Besitzesverhältnisse zunächst unberücksichtigt bleiben.) An die Vermessung schloß sich sodann die Bonitierung oder Ertragsschätzung. Dieselbe kann direkt für jedes einzelne Grundstück erfolgen, indem entweder der durchschnittlich mögliche Reinertrag desselben (Ertragskataster) oder der Steuerkapitalwert nach in bestimmter Zeit erzielten Kaufpreisen oder Pachtschillingen (Wertkataster) festgestellt wird, wobei allerdings auch das eine Verfahren sich auf das andre stützen und dasselbe ergänzen kann. Eine genaue Einschätzung ist praktisch nicht zu erzielen. Aus diesem Grunde begnügt man sich meist mit dem einfachern Verfahren, daß eine gewisse Zahl von Bonitätsklassen aufgestellt wird. Für jede wird in einem bestimmten Schätzungsbezirk je ein Mustergrundstück ausgesucht und dessen Ertrag ermittelt. Hierauf werden die übrigen Grundstücke je nach Beschaffenheit und Lage in die Klassen eingeschätzt. Die nach diesen Grundsätzen ermittelten Steuerquoten werden in das K. mit eingetragen. Mit technischen Umwandlungen (Rodung, Entsumpfung, Aufforstung, Meliorierung ꝛc.), dann mit Verkehrsänderungen (Bahnbau, Wegebau) und sozialen Verschiebungen (Dichtigkeit der Bevölkerung ꝛc.) ändern sich auch die Grundlagen des Steuerkatasters. Um die Gleichmäßigkeit der Besteuerung zu sichern, müßten deshalb von Zeit zu Zeit Berichtigungen des Katasters vorgenommen werden; doch sind dieselben mit so viel Umständlichkeiten und Kosten verknüpft, daß man sie möglichst meidet und sich damit begnügt, inzwischen nur gewisse Änderungen nachzutragen. Veranlagung und Fortschreibung der Gebäudesteuer (s. d.) erfolgen gewöhnlich in besondern Katastern. Zur Kontrolle der vorgeschriebenen Versicherung der Gebäude gegen Feuersgefahr werden zuweilen besondere Gebäudekataster (Brandkataster) geführt. Auch für andre zur Fortführung bestimmte Verzeichnisse ist der Ausdruck K. gebräuchlich, so z. B. für die Genossenschaftskataster, d. h. die Mitgliederverzeichnisse der Berufsgenossenschaften, welche im Deutschen Reiche zum Zweck der Unfallversicherung der Arbeiter gebildet sind. Vgl. »Gesetze und Verordnungen zum Handgebrauch für die Beamten der Katasterverwaltung« (Meschede 1876); v. Winckler, Handbuch für die Beamten der Katasterverwaltung (Wiesbad. 1886).

Katasteramt, s. Kataster.

Katasterkarten, Karten, welche auf Grund besonderer Aufnahmen von den Katasterbehörden in größern Maßstäben (1 : 500 bis 1 : 5000) hergestellt werden. Sie geben mit rechtlicher Beweiskraft Auskunft über die Besitzverhältnisse und dienen als Grundlage für die Regelung der Grundsteuer. In Preußen gilt als Vorschrift für die Herstellung dieser Karten die »Anweisung vom 25. Okt. 1881 für die trigonometrischen und polygonometrischen Arbeiten bei Erneuerung der Karten und Bücher des Grundsteuerkatasters«. Auch bilden sie ein wichtiges Hilfsmittel für die topographische Aufnahme des Generalstabes, nachdem sie in den Maßstab 1 : 25,000 verkleinert worden sind.

Katasterkontrolleur, s. Kataster.

Katastralrute, früheres Feldmaß in Oldenburg zu 10 Fuß, unterschieden von der alten Rute zu 20 und der neuen zu 18 Fuß; die kurhessische zehnteilige Rute von 14 zwölfteiligen Kataster- oder alten Kasseler Fuß zu 284,915 mm.

Katastrierung, s. Kataster.

Katastrophe (griech., »Umwendung«), die unglückliche Folge einer entscheidenden Wendung (Peripetie) im menschlichen und gesellschaftlichen Leben; auch unglückliches und folgenschweres Naturereignis; insbes. in der dramatischen Poesie die Entwickelung im Gegensatz zur Verwickelung, die Auflösung des im Vorhergehenden geschürzten Knotens, wodurch die Entscheidung eines vorher ungewissen Schicksals eintritt. Diese Entscheidung darf nicht durch den bloßen Zufall oder das unmotivierte Eingreifen einer äußerlichen Macht herbeigeführt werden (vgl. Deus ex machina), sondern muß sich aus dem Charakter des Helden und der Verkettung der vorgeführten Begebenheiten und Situationen mit innerer Notwendigkeit ergeben. Vgl. Drama.

Katastrophentheorie (Kataklysmentheorie), die von Cuvier, Agassiz und vielen ältern Naturforschern angenommene Lehre, daß die Lebewesen der Erde wiederholt durch Katastrophen vertilgt worden seien. Da hierdurch ebenso viele völlige Neubesetzungen der Erde mit neuen Wesen nötig wurden, so nannte man die vornehmlich durch Lyell und Darwin gestürzte Lehre auch wohl scherzhaft Möblierungstheorie.

Katatonie (grch., Spannungsirresein, Schlafsucht), psychische Krankheit, bei der, nach Kahlbaum, Melancholie, Manie, Verrücktheit, Stupidität, Blödsinn der Reihe nach als Stadien vorkommen können, in entsprechender Weise, wie auch bei der von den Franzosen zuerst unterschiedenen »allgemeinen progressiven Paralyse der Irren« (dementia paralytica) verschiedene Zustände nach Art jener Formen als aufeinander folgende Stadien beobachtet werden. Aber während die letztere durch lähmungsartige Symptome charakterisiert ist, sind bei den als K. zu bezeichnenden Krankheitsfällen krampfhafte Erscheinungen in mehr oder weniger entwickeltem Grade zu beobachten, als deren am meisten in die Augen fallende Form die wächserne Biegsamkeit, welche sonst nur als Symptom der Katalepsie bekannt ist, auftritt. Psychisch ist die K. charakterisiert durch vorwaltend melancholische Gemütsstimmung und entsprechende Wahnideen und Halluzinationen, besonders aber durch den Trieb, zu negieren und gegen jede aktive und passive Bewegung zu opponieren, welcher Negationstrieb schließlich in absoluter Schweigsamkeit und Regungslosigkeit mit Nahrungsverweigerung gipfelt. Die als Melancholia attonita oder stupida bekannte Krankheitsart ist nur ein in den zuletzt angeführten Symptomen besonders markant entwickeltes Stadium der K., in welchem die krampfartigen Symptome stets als wächserne Biegsamkeit beobachtet werden. Von der Paralyse der Irren unterscheidet sich die K. durch ihre im ganzen günstige Prognose und durch die viel längere Lebensdauer in den unheilbar gewordenen Fällen. Eine allgemeine Anerkennung hat die Auffassung der K. als eine besondere Krankheitsform bisher nicht gefunden. Die meisten Todesfälle bei der K. kommen durch Lungentuberkulose zu stande. Vgl. Kahlbaum, Die K. (Berl. 1874); Neisser, Über die K. (Stuttg. 1887).

Katavothra, Gebirge, s. Öta.

Katavothren (griech.), Gebirgsspalten, Trichter oder Höhlen, in welche das Wasser oder ein Fluß versinkt, unterirdische Abflüsse; sie finden sich besonders in Kalkgebirgen, zumal in dem sogen. geschlossenen Arkadien und im Karst; vgl. Fluß, S. 595.

Kate (Kathe, Kote, Kotte, »Hütte«), Bezeichnung eines einzelnen Bauernhauses im Gegensatz zu einem geschlossenen Bauerngut; die Eigentümer einer K. werden bezeichnet als Kotsassen, Kassaten, Kossäten, Hintersassen, Hintersiedler u. dgl. Vgl. Bauer, S. 563.

Digitized by Google

Kate, 1) Lambert ten, niederländ. Sprachforscher, geb. 23. Jan. 1674 in Amsterdam, gest. daselbst 14. Dez. 1732, war Privatlehrer in seiner Vaterstadt und wird mit Recht als der Bahnbrecher der neuern Philologie in den Niederlanden betrachtet. Zuerst veröffentlichte er anonym eine kleine Schrift: »Gemeenschap tuschen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche« (Amsterd. 1710), seine wichtige Hauptarbeit aber ist die »Aenleiding tot de Kennisse van het verhevene deel der Nederduitsche Spraeke« (das. 1723, 2 Bde.), die er 1711—19 verfaßte. Der erste Teil ist eine große vergleichende Grammatik der germanischen Sprachen, nach denselben Prinzipien bearbeitet, nach welchen später Grimm die neuere Germanistik begründete. Der zweite Teil ist ein etymologisches Wörterbuch der niederländischen Sprache, in Europa die erste wissenschaftliche Leistung dieser Art. In zwei Abhandlungen, welche diesem Teil vorangehen, setzte er die Grundsätze einer neuen germanischen Wortbildungslehre auseinander. In vielen Stücken, namentlich in der Darstellung der Gesetzmäßigkeit des Lautwechsels und der Bedeutung des Ablautes, ist er der Vorarbeiter von Jakob Grimm.

2) Jan Jacob Lodewijk ten, niederländ. Dichter, geb. 23. Dez. 1819 im Haag, gest. 25. Dez. 1889 in Amsterdam, wurde 1845 Prediger bei der reformierten Kirche, zuletzt seit 1860 in Amsterdam. Er hat zahlreiche größere und kleinere Dichtungen veröffentlicht und sich auch besonders als Übersetzer aus den meisten europäischen Sprachen einen Namen gemacht. Der erste Band »Gedichten« erschien 1836; andre Sammlungen, wie »Rozen« (1839), »Zangen des tijds« (Utrecht 1841) ꝛc., folgten nach. Mit W. Prins redigierte er (anonym) eine ganz in Versen geschriebene Zeitschrift: »Braga« (1842—43; 4. Aufl., Deventer 1882), welche eine Reihe Satiren gegen den litterarischen Geschmack der Zeit enthält. Unter seinen größern Gedichten, die meist religiösen Inhalts sind und mehrfach in andre Sprachen übertragen wurden, sind besonders »Ahasverus op den Grimsel« (Dordr. 1840; 2. Aufl., Leid. 1864), »De Durgerdamsche Visschers« (Haarlem 1849), »De Schepping« (»Die Schöpfung«, Utrecht 1866; deutsch von Koppelmann, Brem. 1881, und von Zimmermann, Hamb. 1890), »De Planeten« (Arnheim 1869), »De Jaargetijden« (»Die Jahreszeiten«, Groningen 1871), »Palmbladen en dichtbloemen« (Amsterd. 1884), »De Nieuwe kerk van Amsterdam« (das. 1885) zu nennen. K. besaß eine große Herrschaft über die Sprache, und unter seinen dichterischen Übersetzungen finden sich vorzügliche Arbeiten, z. B. aus dem Hebräischen: Habakuk (1842), Nahum (1875), Hiob (1865), die Psalmen (1872); aus dem Hochdeutschen: 23 Lieder von Luther (1853), Gedichte von J. P. Lange (1847, 1854, 1880), Chamissos Gedichte (1862), Schillers »Maria Stuart« (1866) und »Lied von der Glocke« (1879), Goethes »Faust«, 1. Teil (1878); aus dem Schwedischen: Tegnérs »Nachtmahlskinder« (1864), Karls XV. kleine Gedichte (1868); aus dem Dänischen: Andersens Märchen (in Versen, 1868), Oehlenschlägers »Correggio« (1868); aus dem Englischen: Byrons »Parisina« (1836) und »The Giaur« (1840 u. 1859), Miltons »Verlornes Paradies« (1880); aus dem Französischen: Victor Hugos lyrische Gedichte (1881); aus dem Italienischen: Tassos »Befreites Jerusalem« (1856), Dantes »Hölle« (1876) ꝛc. Auch eine Anzahl geschätzter wissenschaftlich-theologischer Werke sowie »Italië; reisherinneringen« (Arnh. 1857) und »Nieuwe bladen uit het dagboek der reisherinneringen« (das. 1860—62) gab er heraus. Gesammelt erschienen seine »Complete dichtwerken« (Arnh. 1867, 8 Bde.) und »Gedichten« (Leiden 1890—91, 12 Bde.). Sein Leben beschrieb Jan ten Brink.

3) Herman ten, holländ. Maler, Bruder des vorigen, geb. 16. Febr. 1822 im Haag, gest. im März 1891 in Scheveningen, machte seine Studien bei Cornelis Kruseman in Amsterdam und vervollkommte dann seine koloristische Technik durch einen einjährigen Aufenthalt in Paris. 1849 kehrte er nach Amsterdam zurück und war eine Zeitlang hier thätig, bis er nach dem Haag übersiedelte. Er schöpfte seine Stoffe teils aus dem 17. Jahrh., wobei er in der Wiedergabe der Kostüme ein glänzendes, sattes Kolorit entfaltete, teils aus dem holländischen Volksleben. Zur letztern Gattung gehören: ländliches Fest (1855), die Fischer von Marken (1857, im Museum zu Bordeaux), die unvermutete Alarmierung, die Spieler in der Schenke (1859); zur erstern: die calvinistischen Gefangenen unter Ludwig XIV., der Werber, die Degenspitze, die Pinselspitze, der Sieger und der Besiegte (Aquarell), die Wache (Aquarell), die Bürgergarde. K., der sich besonders van der Helst zum Vorbild genommen, hat auch tüchtige Porträte, unter andern das des Königs Wilhelm III. von Holland, gemalt.

Katechēse (griech., Katechisation), mündlicher Unterricht, besonders derjenige, welchen die Kirche den Unmündigen erteilen läßt, um sie zur kirchlichen Mündigkeit heranzubilden; endlich auch der Religionsunterricht als einzelner Akt (s. Katechetik).

Katechēt (Katechetes, Katechistes, griech.), in der ersten Zeit der christlichen Kirche derjenige, welcher den Katechumenen (s. d.) den Unterricht zu erteilen hatte. Die Katechetenschule in Alexandria war jedoch mehr eine christliche Akademie, wo als Katecheten Pantänus, Clemens, Origenes, Dionysios und Pierius wirkten. Gegenwärtig nennt man K. den Religionslehrer (vgl. Katechetik).

Katechētik (griech.), Lehre von der Kunst des mündlichen Unterrichts, neuerdings insbes. vom religiösen Unterricht in fragender Form (erotematischer oder dialogischer Unterricht) gebraucht. Aus dem kirchlichen Altertum besitzen wir von hierher gehöriger Litteratur eigentlich nur die katechetischen und mystagogischen Lehrvorträge des Cyrillus (s. d. 1) von Jerusalem und Augustins Schrift »De catechizandis rudibus«, welche übrigens durchaus nur erwachsene Katechumenen im Auge haben. Religiöser Jugendunterricht dagegen stellte sich keineswegs etwa sofort mit Einführung der Kindertaufe ein, vielmehr begegnen wir erst in den spätern Zeiten des Mittelalters Anweisungen zur geschickten Handhabung der Kinderbeichte, wie überhaupt die Pädagogie des Beichtstuhls den mangelnden religiösen Jugendunterricht ersetzen mußte. Diesen ließen sich fast nur Sekten, wie Waldenser und Hussiten, oder die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens angelegen sein. Das Zeitalter der Reformation war zwar reich an Katechismen, aber die Versuche, eine zusammenhängende und methodisch begründete K. zu geben, gehören erst der sogen. pietistischen Schule an, in welcher es auch Sitte wurde, neben dem Katechismus Bibeltexte katechetisch zu behandeln. Seit Mosheim wurde die K. fleißig bearbeitet und zwar zunächst im Sinne der sogen. religiösen Aufklärung. Man glaubte in den Unterredungen des Sokrates mit seinen jungen Freunden ein klassisches Vorbild der wahren katechetischen Methode zu besitzen, u. seither gehört wenigstens

Digitized by Google

das fragweise Verfahren, das Lehrgespräch, zu den herkömmlichen Anforderungen, welche an den populären Religionsunterricht in Kirche und Schule gestellt werden. Darüber hinaus noch ging freilich die eigentliche Sokratik, welche vom Katecheten verlangte, daß er durch geschickte Fragen geradezu alle Erkenntnisse aus dem Befragten hervorlocken sollte. Als berühmte Meister dieser sokratischen K. galten ihrer Zeit J. F. Chr. Gräffe in Göttingen (1754–1816; »Die Sokratik«, 3. Aufl. 1798; »Lehrbuch der Katechetik«, 2. Aufl. 1805) und Dinter (s. d.). Pestalozzi bekämpfte die Einseitigkeit der Sokratiker, indem er hervorhob, daß man den Kindern vor allem etwas geben müsse und zwar in der dem kindlichen Fassungsvermögen angemessenen Gestalt wirklicher Anschauung, ehe man an die begriffliche Verarbeitung ginge. Aus dem Streit hat sich im ganzen ein erfreuliches Einverständnis über die kombinierte Methode der K. entwickelt. Vgl. Palmer, Evangelische K. (6. Aufl., Stuttg. 1875); v. Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen K. (2. Aufl., Leipz. 1872–74, 2 Bde.).

Katechin (Katechusäure, Tanningensäure) $C_{19}H_{18}O_8$ findet sich im Stamme von Acacia Catechu und A. Suma, oft in kristallinischen Ablagerungen (Keersal), dann im Katechu, Gambir, im Holz von Anacardium occidentale, im Mahagoniholz, im Waldmeisterkraut, wird aus dem mit kaltem Wasser gewaschenen Katechu durch kochendes Wasser ausgezogen und durch Umkristallisieren und Behandeln mit Tierkohle entfärbt. Es bildet feine, weiße, seidenglänzende Kristalle, löst sich schwer in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Äther, schmeckt etwas bitter zusammenziehend, schmilzt bei 127°, zersetzt sich leicht bei höherer Temperatur und liefert Brenzkatechin, Wasser und Kohlensäure; die wässerige Lösung färbt sich beim Kochen an der Luft braun und fällt dann Leim. Es reagiert sauer, zersetzt aber nicht die kohlensauren Alkalien und bildet mit Basen keine konstanten Verbindungen. Mit Eisenchlorid färbt es sich grün und dann auf Zusatz von Alkali purpurn. Es reduziert die Salze der edeln Metalle und gibt mit schmelzendem Kali Phloroglucin und Protokatechusäure.

Katechisation, soviel wie Katechese (s. d.); katechisieren, als Katechet (s. d.) oder in katechetischer Weise unterrichten (s. Katechetik).

Katechismus (griech.), im allgemeinen ein in Fragen und Antworten abgefaßtes Lehrbuch für Anfänger, insbes. dasjenige Buch, worin die Anfangsgründe der christlichen Religion, namentlich die Zehn Gebote, das apostolische Symbolum und das Vaterunser, für das Volk in Fragen und Antworten erklärt werden. Doch kann auf kirchlichem Boden diese Form keineswegs als ursprüngliches und begriffbestimmendes Merkmal gelten. Die ältesten deutschen Katechismen, darunter besonders der von einem Weißenburger Mönch (angeblich Otfried, s. d.) verfaßte eine geschichtliche Bedeutung gewonnen hat, erklären bloß Vaterunser, Symbol und ähnliche im allgemeinen Kirchengebrauch befindliche Stücke. Nachdem Luther schon 1520 seine kleine Schrift »Eine kurze Form der Zehn Gebote, des Glaubens und Vaterunsers« herausgegeben hatte und, von ihm angeregt, verschiedene reformatorische Theologen, besonders Johann Brenz, Katechismen geschrieben hatten, hat Luther von der großen in Kursachsen gehaltenen Kirchenvisitation Veranlassung genommen, 1529 seine beiden Katechismen, den sogen. größern und kleinern, in Druck zu geben. Der kleinere ist für das Volk, der größere hingegen für die Lehrer bestimmt, und namentlich ersterer ist unzählige Male aufgelegt und in fremde Sprachen übersetzt worden. Er zerfällt jetzt in die sechs Hauptstücke: die Zehn Gebote, die drei Artikel des christlichen Glaubens, das Vaterunser, die Taufe, das Amt der Schlüssel (erst nach Luther zum Teil aus einigen von ihm herrührenden Elementen gebildet), das Abendmahl, und in einen Anhang, der mehrere Gebete, die Haustafel und Fragstücke für Kommunikanten enthält. Vgl. Buchwald, Die Entstehung der Katechismen Luthers (Leipz. 1894). In der reformierten Kirche erschienen viele Katechismen, so in Basel von Ökolampadius 1526, in St. Gallen 1527, in Zürich von Leo Judä 1534 und 1535, in Bern 1536 von Megander, in Genf 1537 (französisch) und 1538 (lateinisch) von Calvin, in Zürich von Bullinger 1556 ꝛc. und endlich 1563 der sogen. Heidelberger K. (s. d.). Neben diesem erfreute sich in der reformierten Kirche wenigstens früher eines großen Ansehens der (zweite) Genfer K., von Calvin 1542 französisch, 1545 lateinisch herausgegeben, von mehreren Generalsynoden der Reformierten in Frankreich als symbolisches Buch betrachtet und in der französischen Schweiz als öffentliches Lehrbuch eingeführt. In der englischen Episkopalkirche wird ein ganz kurzer K., der sogen. Church-Catechism von 1572, gebraucht. In der presbyterianischen Kirche in England hat der Assembly-Catechism, auf Antrag der Synode zu Westminster abgefaßt und im Anschluß an die Konfession 1648 erschienen, symbolisches Ansehen erlangt. Die evangelische Brüdergemeinde gebraucht fast ausschließlich das in kurzen Sätzen mit Bibelstellen abgefaßte Büchlein »Der Hauptinhalt der Lehre Jesu Christi« (Barby 1778). Die deutschen Katechismen der böhmischen Brüder gab J. Müller heraus (als 4. Band der »Monumenta Germaniae paedagogica«, Berl. 1888). Die Arminianer gebrauchen zwei Katechismen von 1640, die Socinianer erkennen den Catechismus Racoviensis als symbolisches Buch an, der auf einer von Faustus Socinus herrührenden Grundlage von Valentin Schmalzius und Hieronymus Moskorzowski ausgearbeitet wurde und in größerer und kleinerer Gestalt 1605, ursprünglich in polnischer Sprache, später auch in deutscher und in lateinischer Sprache erschien. Die Quäker gebrauchen einen 1660 und angeblich von ihrem Stifter Georg Fox geschriebenen und einen 1673 von Robert Barclay (s. d. 3) verfaßten K., welcher aus lauter biblischen Stellen zusammengesetzt ist. Die Mennoniten erhielten 1677, die Baptisten 1687 ihre Katechismen. In der katholischen Kirche genießt symbolisches Ansehen: »Catechismus Romanus ad parochos, ex decreto concilii Tridentini et Pii V. Pontificis maximi jussu editus et promulgatus«, welcher zuerst zu Rom 1566 erschien, den Erzbischof Leon Marino, den Bischof Egidio Foscarari und den Portugiesen Fr. Fureiro zu Verfassern hat und in vier Abschnitte zerfällt: apostolisches Symbolum, Sakramente, Dekalog und Gebet. Verbreiteter waren jedoch die beiden auf Befehl des Kaisers Ferdinand I. von dem Jesuiten Petrus Canisius (s. d.) verfaßten Katechismen, von denen der größere zuerst 1555 unter dem Titel: »Summa doctrinae et institutionis christianae«, der kleine von 1556 und 1558, in definitiver Gestalt 1596 erschien, in alle Sprachen übersetzt, in den meisten Schulen eingeführt, mehr als 400mal aufgelegt, endlich aber nach Aufhebung des Jesuitenordens von dem K. des Abtes Felbiger verdrängt

Digitized by Google

wurde. Einen Neudruck von 14 der ältesten deutschen Katechismen enthält Moufangs »Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts« (Mainz 1881). In der griechischen Kirche ließ nach dem sogen. größern K., Orthodoxa Confessio genannt, 1643 von den Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem mit kanonischem Ansehen begabt, Peter d. Gr. 1723 einen »Kleinen K.« ausarbeiten. Eine Revision fand 1832 durch den Metropoliten Philaret von Moskau fast unter den Augen des Kaisers Nikolaus I. statt, worauf 1866 der jetzt gebrauchte K. (le catéchisme détaillé) zu Moskau erschien. Vgl. Ehrenfeuchter, Zur Geschichte des K. mit besonderer Berücksichtigung der hannov. Landeskirche (Götting. 1857).

Katechū, gerbstoffhaltige Extrakte von verschiedener Abstammung. Pegukatechu (Bombaykatechu, bengalisches K., Catechu nigrum, Cutch, Terra japonica, Cachou), das wässerige Extrakt aus dem dunkelroten Kernholz von Acacia Catechu *Willd.* (gelegentlich auch von A. Suma *Kurz*) in Indien, wird in Birma gewonnen und aus Rangun und Bombay ausgeführt. Es bildet eine dunkelbraune, etwas blasige, spröde, im Innern großer Blöcke oft weiche, nur in dünnen Splittern durchscheinende Masse, beklebt und durchsetzt mit Blättern und Spänen, und schmeckt zusammenziehend süßlich. In kaltem Wasser zerfällt es langsam zu einem weißlichen Haufwerk mikroskopischer Nadeln von Katechin, durchtränkt von einer dunkelbraunen Lösung, welche Katechugerbsäure und wenig Quercetin enthält. Mit 2 Teilen kochendem Wasser erfolgt vollständige Lösung, die sich aber beim Erkalten sehr stark trübt. Alkohol löst den größten Teil des K. K. wurde 1514 von Barbosa als Handelsartikel erwähnt; eine Beschreibung der Stammpflanze und der Darstellung des K. gab 1586 Sassetti, und bald darauf gelangte K. auch nach Europa. Um die Mitte des 17. Jahrh. erscheint es als sehr teure Droge in deutschen Apothekertaxen. Clayer schilderte 1680 den ungeheuern Verbrauch von Pegukatechu zum Betelkauen in Ostasien. In unserm Jahrhundert kam K. in größerer Menge nach Europa und wurde nun auch im Zeugdruck und gegen Kesselstein benutzt. Das Gambir (Gutta Gambir, Catechu pallidum, Katagamba, Cunao, Terra japonica), das Extrakt aus den jungen Trieben von Uncaria Gambir *Roxb.* auf Sumatra, der Küste von Malakka und den benachbarten Inseln, bildet würfelförmige, 3 cm große, poröse, leicht zerreibliche, äußerlich matt rotbraune, innen hellgelbliche Stücke und besteht bis auf 14 oder 15 Proz. Unreinigkeiten fast ganz aus Katechin. Es schmeckt zusammenziehend bitterlich, hintennach süßlich und dient in Indien beim Betelkauen, in gröbern Sorten auch zum Gerben und Färben; in Europa wurde es erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bekannt, seit 1819 aber hat es ungemein an Bedeutung gewonnen und wird jetzt in sehr großen Mengen über Singapur nach Europa gebracht und in der Färberei und Zeugdruckerei zur Erzeugung brauner und schwarzer Farben benutzt. Eine dritte Sorte, das Palmenkatechu (Cassu, Coury, Khadirasara), wird aus den Samen der Katechupalme (Areca Catechu) gewonnen, kommt aber nicht in den europäischen Handel. Neukatechu ist ein europäisches gerbsäurehaltiges Extrakt aus Nadelhölzern.

Katechugerbsäure $C_{21}H_{18}O_8$ findet sich im Katechu neben Katechin und entsteht aus diesem, dessen Anhydrid sie ist, beim Erhitzen und beim Kochen mit Alkalien. Sie ist amorph, dunkelrotbraun, leicht löslich in Alkohol, in noch feuchtem Zustand auch in Wasser, fällt Eisenoxydsalze graugrün, nicht blauschwarz, und gibt auch mit Eiweiß und Leim Niederschläge.

Katechumēnen (griech.), in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche die Juden und Heiden, welche ihren Übertritt zum Christentum erklärt, aber die Taufe noch nicht erhalten hatten. Im 2.—5. Jahrh. ging nämlich der Taufe von Erwachsenen eine längere Prüfung und religiöse Erziehung derselben voran. Die K. durften nur dem Predigtgottesdienst beiwohnen (Missa Catechumenorum, Katechumenenmesse, vgl. Messe), mußten sich aber entfernen, wenn die Spendung des heiligen Abendmahls begann. Gegenwärtig nennt man K. diejenigen, welche, ehe sie auf Grund der Kindertaufe konfirmiert und zum ersten Genuß des heiligen Abendmahls hinzugelassen werden, den erforderlichen Unterricht von dem Geistlichen empfangen. Vgl. Konfirmation.

Katechupalme, s. Areca.

Katechusäure, s. Katechin.

Kategorīe (griech.), der allgemeine Begriff, worunter etwas gefaßt wird, Begriffsfach; in der Philosophie Name der höchsten Gattungsbegriffe (lat. Praedicamenta, Grund- oder Elementarbegriffe). In der Philosophie der Peripatetiker wurden, offenbar mit Rücksicht auf die Wortarten und Ausdrucksformen der Sprache, zehn Kategorien aufgestellt: substantia, quantitas, qualitas, relatio, actio, passio, ubi, quando, situs, habitus. Kant suchte der Kategorienlehre eine tiefere Begründung zu geben, indem er annahm, daß die Kategorien den logischen Funktionen des Denkens im Urteil entsprechen, und daß es also genau so viele derselben als Urteilsformen geben müsse. Er zählte demnach in den vier Klassen der Quantität, Qualität, Relation und Modalität im ganzen zwölf auf: Allheit, Vielheit, Einheit, Position, Negation, Limitation, Inhärenz, Kausalität, Wechselwirkung, Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit. Außerdem bestimmte er die Kategorien schärfer als »reine«, d. h. nicht aus der Erfahrung abgeleitete, sondern im Verstande a priori bereitliegende Begriffe, welche dadurch, daß ihnen der Wahrnehmungsinhalt untergeordnet wird, die Erfahrung erst möglich machen. Sowohl gegen die Kantische Ableitungsweise als gegen seine Deutung der Kategorien sind jedoch Bedenken erhoben worden, und die ganze Frage muß als eine offene betrachtet werden. Vgl. Trendelenburg, Geschichte der Kategorienlehre (Berl. 1846). S. Apriorismus (unter »a priori«) und Empirismus.

Kategōrisch (griech.), unbedingt, bestimmt (im Gegensatz von hypothetisch); daher kategorischer Imperativ, bei Kant (»Grundlegung der Metaphysik der Sitten«) das Sittengesetz, insofern es unabhängig von jedem andern Gebot und jeder andern Rücksicht gebietet und verbietet und ihm ohne Widerspruch Gehorsam geleistet werden muß.

Kategorisieren (griech.), in oder nach Kategorien (s. d.) teilen.

Katelektrótonus (griech.), s. Elektrotonus.

Kater, das Männchen der Katze (s. d.).

Katernberg, Dorf im preuß. Regbez. Düsseldorf, Landkreis Essen, an der Linie Essen-Herne der Preußischen Staatsbahn, hat Steinkohlenbergbau, Ziegelbrennerei und (1890) 7650 Einw.

Katerscher Kreis, s. Theodolit.

Kat' exochēn (griech., κατ' ἐξοχήν), vorzugsweise (dem franz. par excellence entsprechend).

Kath (Kaad, Kat), s. Catha.

Digitized by Google

Kathai (Katai, Chatai), eine im 13.—15. Jahrh. in Europa übliche Bezeichnung für China, hergeleitet von dem Mandschurenvolk Khitan, das bis 1123 den Norden Chinas innehatte, und von den Reisenden des 13. Jahrh., insonderheit von Marco Polo, für das ganze chinesische Reich gebraucht.

Katharein, Vorort von Troppau (s. d.).

Katharer (Kathariſten), gnostische Sekten des Mittelalters, welche von Kleinasien über Griechenland, Illyrien, Bosnien nach Oberitalien und besonders dem südlichen Frankreich und dem westlichen Deutschland sich verzweigten. Der Name K. bedeutet »Reine«, weil sie die Rückkehr zur reinen Lehre Jesu forderten; gewöhnlich aber wurden sie bald wegen ihrer Herkunft aus der Bulgarei Bulgaren, woraus das französische Schimpfwort bougre entstand, bald zum Zeichen ihrer Verächtlichkeit, als Menschen aus der niedrigsten Volksklasse, nach der Pataria (s. d.) Patarenen oder Patariner, bald Publikaner, bald wegen ihrer Gutherzigkeit in Frankreich Gutmänner (Bons-hommes) genannt, wogegen der deutsche Ausdruck »Ketzer« auf Gazzari, die lombardische Form von Kathari, zurückweist. Alle K., mochten sie im übrigen einer strengen dualistischen Lehre im Anschluß an die Paulicianer (s. d.) oder aber einer monarchianischen Weltanschauung im Gefolge der Bogomilen (s. d.) huldigen, hatten mehr oder weniger gnostisch-manichäische Ansichten über den Ursprung und die Natur des physischen und sittlichen Übels und übten im Zusammenhang damit strenge Askese, während das Bedürfnis der Ordnung und des Zusammenhalts mit der Zeit eine gegliederte Hierarchie in der Sekte einführte. Die Erlösung vom Übel erwarteten sie von möglichster Entsagung, daher sie die Ehe, irdischen Besitz, das Töten von Tieren und den Genuß von animalischen Speisen verwarfen. Die, welche sich dieser Bestimmung streng unterwarfen, hießen die Vollkommenen (perfecti), die übrigen die Gläubigen (credentes). Wie alle Sekten, behaupteten sie, das Ideal der unsichtbaren Kirche zu verwirklichen. Ihre religiösen Gebräuche waren höchst einfach, die Predigt der Hauptteil des Gottesdienstes. Nachdem verschiedene kirchliche Missionare ihre Bekehrung zur römischen Kirche versucht, erlag die Sekte endlich, bis auf wenige zerstreute Reste, seit den großen Albigenserkriegen (s. Albigenser) den Verfolgungen der Inquisition. Mit Unrecht hat man auch die Waldenser zu den Katharern gezählt. Vgl. Schmidt, Histoire et doctrine de la secte des Cathares (Straßb. 1849, 2 Bde.); Rački, Bogomili i Patareni (Agram 1869); Lombard, Pauliciens, Bulgares et Bons-hommes (Genf 1879); Steude in der »Zeitschrift für Kirchengeschichte«, 1882; Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte (Münch. 1889, 2 Bde.).

Katharina (griech., »die Reine, Keusche«), weibl. Vorname. Zunächst Name mehrerer Heiligen:

1) K. von Alexandria, ward, da sie bei einem Opferfest des Kaisers Maxentius den Götzendienst für thöricht erklärte, in den Kerker geworfen. Fünfzig der gelehrtesten heidnischen Philosophen sollten sie widerlegen, allein sie gingen als Christen aus dem Kerker. Als sie mit einem Rade hingerichtet werden sollte, zerbrach es, und K. wurde daher enthauptet (307). Die katholische Kirche feiert ihr Gedächtnis den 25. November, die Philosophen und gelehrten Schulen verehrten sie als Patronin. In der bildenden Kunst erscheint sie mit einem mit spitzen Nägeln besetzten, zerbrochenen Rade und mit der Märtyrerpalme, bisweilen auch mit Büchern, den Zeichen ihrer Gelehrsamkeit, und dem Schwerte, mit dem sie hingerichtet wurde. Darstellungen aus ihrem Leben enthalten die Fresken von Masaccio in San Clemente in Rom. Am meisten wurde ihre mystische Verlobung mit dem Christuskinde dargestellt. Hauptbilder dieser Art sind von Correggio (im Louvre) und P. Veronese (Santa Caterina in Venedig). Nach der Sage wurde ihre Leiche von Engeln auf den Berg Sinai getragen, was unter andern B. Luini auf einem nach der Brera in Mailand übertragenen Fresko und Mücke auf einem Bilde in der Berliner Nationalgalerie dargestellt haben. Einzelfiguren der K. haben unter andern Raffael (in der Londoner Nationalgalerie, gestochen von Desnoyers) und B. Luini (in der Münchener Pinakothek) gemalt. Vgl. Knust, Geschichte der Legenden der heiligen K. von Alexandrien und der heil. Maria Ägyptiaca (Halle 1890).

2) K. von Siena (Catharina Senensis), geb. 1347 in Siena, gest. 29. April 1380, Tochter eines Färbers, gelobte schon im achten Jahre ewige Keuschheit, lebte fast nur von Kräutern, Wurzeln und Früchten und trat in den Dominikanerorden, wo sie drei Jahre lang, außer in der Beichte, kein Wort sprach und sich vornehmlich der Armen- und Krankenpflege widmete. Durch ihre Beredsamkeit bekehrte sie die verstocktesten Sünder und bewog den Papst Gregor XI. zur Rückkehr von Avignon nach Rom. Sie rühmte sich des unmittelbaren Umganges mit Christus, der sich mit ihr verlobt, sein Herz mit dem ihrigen vertauscht, sein Blut ihr zu trinken gegeben und die fünf Wundenmale ihrem Leibe eingedrückt habe. Von Papst Urban VI. 1378 zur Herstellung des Kirchenfriedens nach Rom gerufen, starb sie daselbst und wurde 1461 heilig gesprochen. In der Kunst wird sie mit einem Kruzifix, mit Kreuz und Lilie, bisweilen auch mit der Dornenkrone, den Wundenmalen und dem Verlobungsring Christi dargestellt. Ihre Verlobung mit Christus hat Fra Bartolommeo (Bilder im Louvre und im Palazzo Pitti in Florenz) gemalt. Ihre gesammelten Werke erschienen italienisch (Siena 1707 und 1713, 5 Bde.). Die Dominikaner sowie Siena verehren sie als Schutzheilige. Ihr Tag ist der 30. April. Vgl. Hase, Caterina von Siena (2. Aufl., Leipz. 1892) und ihre Lebensbeschreibung von Chavin de Malan (3. Aufl., Par. 1856; deutsch, 2. Aufl., Regensb. 1874), Drane (2. Aufl., Lond. 1887; deutsch, Dülmen 1887) und Josephine Butler (3. Aufl., Lond. 1894).

3) K., die schwedische, Tochter der heil. Birgitta (s. Birgittenorden), bewahrte, wiewohl vermählt, ihre Keuschheit, folgte ihrer Mutter nach Rom und zog sich nach deren Tod in das schwedische Kloster Wadstena zurück, als dessen Äbtissin sie 1381 starb. Sie ward 1474 kanonisiert; ihr Tag ist der 22. März.

4) K. von Bologna (Catharina Bononiensis), geb. 1413, trat in den dritten Orden des St. Franziskus und wurde später Vorsteherin des Klarissenklosters in Bologna, wo sie 1463 starb. Sie ward 1724 kanonisiert; ihr Tag (Todestag) ist der 9. März.

5) K. von Genua, Tochter des Vizekönigs Fieschi von Neapel, trat nach dem Tode ihres Gemahls in den dritten Orden des heil. Franziskus, widmete sich der Pflege von Pestkranken und starb 1510. Sie ward 1737 kanonisiert. Ihr Tag ist der 22. März.

6) K. Ricci, geb. 1532 in Florenz aus altadligem Geschlecht, war bereits im 25. Jahr Priorin des Klosters Prato in Toscana, starb 1589 und wurde 1746 kanonisiert; ihr Tag ist der 13. Februar.

Digitized by Google

Katharina, Name zahlreicher Fürstinnen, von denen als die merkwürdigsten anzuführen sind:

[England.] 1) K., Königin von England, geb. 27. Okt. 1401, gest. 3. Jan. 1438, Tochter des Königs Karl VI. von Frankreich und der Isabella von Bayern, vermählte sich 1420 nach dem Vertrag von Troyes mit Heinrich V. von England, dem sie einen Sohn, Heinrich VI., gebar, und begründete so die Ansprüche, welche dieser nach Karls VI. Tod auf Frankreich erhob. Nach ihres Gemahls Tod (1422) vermählte sie sich heimlich mit Owen Tudor, dem sie drei Söhne schenkte; durch einen derselben, Edmund, Grafen von Richmond, wurde sie Großmutter Heinrichs VII.

2) K. von Aragonien, Königin von England, geb. im Dezember 1485, gest. 7. Jan. 1536 in Kimbolton, Tochter Ferdinands des Katholischen von Aragonien und der Isabella von Kastilien, ward 1501 mit dem Prinzen Arthur von Wales, Sohn Heinrichs VII., vermählt; doch starb derselbe schon im folgenden Jahre vor der wirklichen Vollziehung der Heirat. Um die reiche Mitgift Katharinas nicht wieder herausgeben zu müssen, verlobte Heinrich VII. K. 1504 mit Dispens des Papstes mit seinem zweiten Sohn, dem nachmaligen König Heinrich VIII., der sie bald nach seiner Thronbesteigung 11. Juni 1509 heiratete. Die Neigung zu Anna Boleyn bewog jedoch 1529 den König, beim Papst Clemens VII. auf Scheidung der, wie er nun behauptete, kanonisch nicht erlaubten Ehe mit seiner Schwägerin anzutragen, und da dieser, um Katharinas Neffen Karl V. nicht zu beleidigen, sich weigerte, ließ der König die Ehe 1533 durch die Geistlichkeit für ungültig erklären, womit die Losreißung Englands von Rom angebahnt wurde. Die Königin Maria die Blutige war ihre Tochter. Vgl. Froude, The divorce of Catherine of Aragon (Lond. 1891).

3) K. Howard, Königin von England, Tochter Edmund Howards und Nichte des Grafen von Norfolk, fesselte durch ihre Schönheit Heinrich VIII., der sich 28. Juli 1540 mit ihr in fünfter Ehe vermählte. Als eifrige Katholikin benutzte sie ihren Einfluß auf den König, um in England die Anhänger der Reformation zu verfolgen, wurde aber überwiesen, vor ihrer Verheiratung ein unzüchtiges Leben geführt und auch nach derselben mit frühern Geliebten Umgang gehabt zu haben, und deshalb 13. Febr. 1542 enthauptet. Dramatisch wurde das Schicksal Katharinas von Gottschall behandelt.

4) K. Parr, Königin von England, geb. 1512, Tochter des Sir Thomas Parr, seit 12. Juli 1543 sechste Gemahlin König Heinrichs VIII., vorher mit Lord Latimer verheiratet, war eine eifrige Protestantin. Nach des Königs Tode (1547) vermählte sie sich mit dem Admiral Thomas Seymour, starb aber schon 7. Sept. 1548 im Kindbett.

5) K. von Portugal, Königin von England, geb. 25. Nov. 1638 als Tochter des Herzogs Johann von Braganza, seit 1640 Königs von Portugal, vermählte sich 21. Mai 1662 mit Karl II. von England, an dessen Hofe sie alle katholischen Bestrebungen unterstützte, während sie es sich gefallen lassen mußte, daß der König seine Neigung einer Reihe von Mätressen zuwandte. Nach der Thronbesteigung Wilhelms III. verließ sie 1692 England u. kehrte nach Portugal zurück, wo sie 1704 die Regentschaft für ihren geisteskranken Bruder Pedro II. übernahm und 31. Dez. 1705 starb.

[Frankreich.] 6) K. von Medici, Königin von Frankreich, geb. 13. April 1519 in Florenz, gest. 5. Jan. 1589 in Blois, war die einzige Tochter Lorenzos von Medici, Herzogs von Urbino, und der Magdalena de la Tour d'Auvergne, und Nichte des Papstes Clemens VII. Teils im Kloster delle Murate in Florenz, teils am Hofe daselbst erzogen, nahm sie an letzterm neben feinem Kunstgeschmack und großer Hinneigung zu Litteratur und Wissenschaft auch Vorliebe für Kabalen und Intrigen an. Franz I. von Frankreich ersah sich 1533 die 13jährige K. zur Gemahlin seines zweiten Sohnes, des nachmaligen Königs Heinrich II., aus. K. hatte am französischen Hof zwischen der Herzogin von Etampes, der Mätresse Franz' I., und Diana von Poitiers, der Buhlerin ihres Gemahls, anfangs einen schwierigen Stand, wußte aber schlau es mit keiner von beiden zu verderben. Als K. nach zehnjähriger Ehe Kinder erhielt, wurde das eheliche Verhältnis etwas besser, und weil sie sich bei den Liebeshändeln ihres Gemahls sehr nachsichtig bewies, näherte sich derselbe ihr immer mehr und schenkte ihr später sogar ein unbegrenztes Vertrauen. Da nach dem Tode ihres Gemahls (1559) und ihres ältesten Sohnes, Franz' II. (1560), ihr zweiter Sohn, Karl IX., noch minderjährig war, ergriff K. selbst die Zügel der Regierung. Obwohl äußerst ehrgeizig, war K. doch zaghaft und unentschlossen und suchte deshalb mehr durch schlaue und listige Entwürfe, durch eine wechselvolle und den Umständen sich anpassende Politik als durch entschiedenes, festes und planmäßiges Handeln zu herrschen. Ihr beweglicher und klarer Geist, ihre gewandte Rede unterstützten sie in diesem Verfahren. Aus Abneigung gegen die übermächtigen Guisen, die Führer der katholischen Partei, näherte sie sich anfangs den Hugenotten und der dieselben leitenden Familie Bourbon; aber deren Herrschsucht und die Überzeugung, daß die große Mehrheit des französischen Volkes dem Katholizismus treu bleiben werde, machten sie bald zur leidenschaftlichen Gegnerin der Hugenotten. Als diese und zumal der Admiral Coligny nach dem Religionsfrieden von St.-Germain den König zu gewinnen suchten, veranlaßte sie in ihrer Besorgnis die Verwundung des Admirals und dann die Pariser Bluthochzeit. In der That blieb Karl IX. ein Werkzeug in ihrer Hand. Bis nach Karls Tode (1574) ihr dritter Sohn, Heinrich III., aus Polen, wo er damals König war, zurückkehrte, um den französischen Thron einzunehmen, führte K. abermals die Regentschaft. Aber Heinrich III. entwand sich der Herrschaft seiner Mutter mehr und mehr, trat in völligen Gegensatz zu der nun eifrig katholischen Richtung der letztern und ließ endlich 1588 sogar die beiden Guisen zu Blois ermorden. Diese That, welche K. nach jeder Richtung hin für verderblich hielt, verschlimmerte die Krankheit, von der sie schon vorher befallen war, so daß sie starb. K. besaß eine große Neigung für Künste und Wissenschaften, bereicherte die Pariser Bibliothek mit wertvollen Handschriften aus Griechenland und Italien und baute die Tuilerien und das Hôtel de Soissons, an dessen Stelle man die Halle aux blés gesetzt hat, sowie viele Schlösser in der Provinz. Ihre beiden Töchter waren: Elisabeth, vermählt mit Philipp II. von Spanien 1559, und Margaretha, vermählt mit Heinrich von Navarra, nachmals Heinrich IV. Vgl. Alberi, Vita di Caterina de' Medici (Flor. 1838; deutsch, Augsb. 1847); Reumont, Die Jugend Caterinas de' Medici (2. Aufl., Berl. 1856); Capefigue, Catherine de Médicis (Par. 1856); »Lettres de Catherine de Médicis« (hrsg. von La Ferrière, das. 1880—92, 4 Bde.).

Digitized by Google

[Rußland.] 7) K. I., **Alexejewna, Kaiserin von Rußland**, geb. um 1684 in Litauen, gest. 17. Mai 1727, hieß eigentlich Martha und war niedern Standes. Bald verwaist, fand sie ein Unterkommen bei dem Propst Glück zu Marienburg in Livland, der sie mit seinen Kindern im protestantischen Glauben erziehen ließ. Dort heiratete sie 1702 einen schwedischen Dragoner, der indessen bald darauf ins Feld zog. Als Marienburg von den Russen eingenommen wurde (August 1702), ward Martha als Gefangene fortgeführt und lebte eine Zeitlang bei Menschikow. Bei diesem sah sie Peter d. Gr., der sie zur Geliebten nahm, und sie bewog, 1703 zur griechischen Kirche überzutreten (wobei sie von ihrem Paten, dem Zarewitsch Alexei, den Namen K. Alexejewna erhielt). K. gebar dem Zaren von 1706—1709 drei Töchter: Katharina, welche früh starb, Anna, später an den Herzog von Holstein vermählt und Mutter Peters III., und Elisabeth, später Kaiserin von Rußland, und mehrere Söhne, welche früh starben. Die Verdienste, welche sich K. bei Gelegenheit des Feldzugs am Pruth 1711 erwarb, ohne daß darüber etwas Zuverlässiges im einzelnen bekannt wäre, festigten das Verhältnis zwischen Peter und K.; am (19. Febr.) 1. März 1712 ließ sich Peter formell mit K. trauen; 1724 fand ihre Krönung in Moskau statt. Als Peter 8. Febr. 1725 starb, und noch ehe dessen Tod bekannt wurde, zogen Katharinas Günstlinge Menschikow, Bassewitz und Jagushinsky in der Eile alle Garden heran, und der Erzbischof von Pleskow, Theophanes, bezeugte, Peter habe auf dem Totenbett ihm erklärt, K. allein sei würdig, ihm in der Regierung zu folgen. So bestieg sie den Thron, der eigentlich dem noch unmündigen Enkel Peters, Peter (II.) Alexejewitsch, gehört hätte. Als Kaiserin überließ sie sich ganz dem Einfluß Menschikows, wußte aber durch Milde auch ihre Gegner zu gewinnen. Sie regierte im wesentlichen im Sinne Peters, eröffnete die Akademie der Wissenschaften, beschränkte die Macht des Senats durch Errichtung des Obersten Geheimen Rats und suchte sich durch Steuernachlässe beliebt zu machen. In ihrem Testament ernannte sie ihren Stiefenkel Peter II. zum Nachfolger. Vgl. **Mottley**, History of the life and reign of Catherine I. (Lond. 1744, 2 Bde.); **Arssenjew**, Die Kaiserin K. I. (russ., Petersb. 1856); **Kostomarow**, K. I., in der Zeitschrift »Das alte und neue Rußland« (1877, Nr. 2); **Brückner**, Der Briefwechsel Peters d. Gr. mit K., in dem »Historischen Taschenbuch«, 1880.

8) K. II. **Alexejewna, Kaiserin von Rußland**, Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, geb. 2. Mai 1729 in Stettin, wo ihr Vater preußischer General und Gouverneur war, gest. 17. Nov. 1796. Auf Friedrichs II. Empfehlung von der russischen Kaiserin Elisabeth zur Gemahlin für deren Neffen und adoptierten Nachfolger Peter, Herzog von Holstein-Gottorp, ausersehen, begab sie sich mit ihrer Mutter im Februar 1744 nach Rußland, vertauschte bei ihrem Übertritt zur griechischen Kirche ihre Taufnamen **Sophie Auguste** mit den russischen K. Alexejewna und ward 1. Sept. 1745 mit dem zum russischen Großfürsten erhobenen Peter Feodorowitsch vermählt. Ihre Ehe war keine glückliche. Durch Geist und Bildung hoch über ihrem nur dem rohen Sinnengenuß ergebenen Gemahl stehend, sah sie sich von demselben mit Kälte und selbst mit rücksichtsloser Härte behandelt und von ihrer Umgebung mit Haß und Argwohn verfolgt. Trotzdem erlangte sie in den politischen Intrigen des Hofes bald maßgebenden Einfluß. Einst als Kaiserin auch wirkliche Herrscherin von Rußland zu werden, war ihr fester Entschluß. 1753 erlangte der stattliche, gewandte Graf Sergius Soltykow die Liebe der Großfürstin, welche, nachdem sie einmal die Schranken der Sitte überschritten, ihren Leidenschaften und ihren sinnlichen Trieben keinen Zügel mehr anlegte. Nach der Geburt des Großfürsten Paul (1754) und der Versetzung Soltykows als Gesandten nach Madrid wandte sie ihre Gunst dem polnischen Grafen Stanislaus Poniatowski, dann dem schönen und gutmütigen Grafen Gregor **Orlow** zu. Der lange erwartete Tod Elisabeths (Januar 1762) gab ihr endlich die Möglichkeit, ihre ehrgeizigen Pläne zur Ausführung zu bringen. Ihr Gemahl, der neue Kaiser Peter III., bedrohte sie in seinem leidenschaftlichen Haß mit Verbannung oder Kloster, zögerte aber mit der Ausführung. K. beschloß, ihrem Gemahl zuvorzukommen. Die Mißstimmung, die bald gegen dessen Regierung Platz griff, ward von K. noch absichtlich genährt und von ihrem Günstling Orlow und dessen Bruder Alexei eine Verschwörung eingeleitet, welche darauf hinausging, Peter III. zu einem Entsagungsakt zu nötigen und K. als Vormünderin ihres Sohnes Paul und als Regentin auf den Thron zu erheben. Die Verhaftung eines Verschwornen drängte zur Beschleunigung der That. Von Orlow von ihrem Lustschloß Peterhof nach der Hauptstadt geführt, wußte K. daselbst in der Nacht des 9. Juli 1762 die Garde durch eine begeisternde Ansprache für sich zu gewinnen, so daß dieselbe ihr als Kaiserin huldigte, während der in der Kasanschen Kirche versammelte Klerus ihre Erhebung auf den Thron verkündigte. Um 10 Uhr morgens war die Revolution beendet und K. II. Kaiserin von Rußland, 33 Jahre alt, in der Fülle ihrer Schönheit und ihrer geistigen Entwickelung. Auf die Nachricht von diesen Ereignissen verlor Peter allen Mut und erklärte sich bereit, die Krone niederzulegen und sich nach Deutschland zurückzuziehen. Er wurde nach dem Schloß Ropscha gebracht und dort 17. Juli 1762 von den Orlows ermordet; der Mord geschah ohne Vorwissen Katharinas, welche übrigens in der ersten Zeit ernstlich an eine Vermählung mit Gregor Orlow dachte.

Die ersten 12 Jahre ihrer Regierung, solange ihr Verhältnis zu Orlow dauerte, der K. wahrhaft liebte und frei war von Selbstsucht, aber auch von Thatendrang und nichts that, um sich durch Kriegsruhm oder Anteil an den Geschäften seiner Geliebten ebenbürtig zu machen, waren segensreich, weil die neue Herrscherin den edlen Trieben ihres Geistes folgen konnte. Sie war unermüdlich thätig, ihre Kenntnisse über ihr Herrschergebiet zu vervollkommnen und für die Ordnung und Besserung im einzelnen zu sorgen, ohne doch den Überblick und die großen leitenden Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Sogleich im ersten Jahre ihrer Regierung lud sie durch ein Manifest Ausländer zur Niederlassung in ihrem Reich ein und setzte (25. Juli 1763) zur Leitung dieser Kolonisationsangelegenheiten eine eigne Behörde nieder. Sie führte die Kuhpockenimpfung ein und gründete Armen-, Kranken- und Findelhäuser. Alle unter den frühern Regierungen zur Verbreitung und Beförderung der Kultur gegründeten Institute, wie die Navigationsschulen, die Anstalten zur Pflege der Wissenschaften und Künste, fanden an K. eine eifrige Beschützerin. Angehende russische Gelehrte und Künstler wurden zu ihrer Ausbildung ins Ausland gesandt, die geistlichen Seminare vermehrt und erweitert, Gymnasien und Militärschulen errichtet, sogar 1783 eine russische Akademie

Digitized by Google

zur Ausbildung der nationalen Sprache gegründet. Vor allem aber erwarb sich K. Verdienste durch Einrichtung von Volksschulen in allen bedeutendern Städten und in vielen kleinern Ortschaften, für welche die nötigen Lehrer in einem zu diesem Behuf (1778) gestifteten Oberschulkollegium gebildet wurden. Auch die Verfassung des Reiches und das Justizwesen erfuhren durch K. eine völlige Umgestaltung. 1769 erfolgte die Gründung einer neuen obersten Staatsbehörde, welche unter kaiserlichem Vorsitz der Mittelpunkt ward, von dem die bessere und zweckmäßigere Organisation der Reichsregierung ausging. Das ganze Reich ward in Statthalterschaften, Provinzen und Kreise eingeteilt und erhielt in seinen einzelnen Bestandteilen eine gleichförmige Verwaltung. Um dem sehr mangelhaften Justizwesen eine bessere Einrichtung zu geben, berief K., welche auch die Tortur beseitigte, unterm 14. Dez. 1766 durch ein Manifest rechtsverständige Abgeordnete aus allen Provinzen und verfaßte auch selbst eine Instruktion für die Kommission, welche beauftragt ward, den Entwurf zu einem allgemeinen Gesetzbuch für das ganze Reich auszuarbeiten. Der russische Handel und die russische Schiffahrt wurden nach dem schwachen Anfang, der unter der Kaiserin Elisabeth gemacht worden, neu begründet. Den innern Handel befreite K. von allen Hindernissen, die ihn bis daher erschwert hatten, und hob hierdurch auch die Landwirtschaft. Der auswärtige Handel war ein beständiger Gegenstand von Unterhandlungen und Verträgen mit andern Staaten. In der auswärtigen Politik ging K., obwohl von Durst nach Erfolg und Ruhm beseelt, mit Mäßigung vor. In Polen, das schon seit Peter I. gänzlich unter russischem Einfluß stand, setzte sie 1764 ihren Freund Poniatowski auf den Thron, schlug 1768 den Widerstand der Konföderation von Bar nieder und erklärte der Türkei den Krieg, weil dieselbe den Aufstand der Polen unterstützt hatte. Aber sie verstand sich 1772 zu einem Vertrag mit Preußen und Österreich, in dem sie diesen Mächten Westpreußen und Galizien überließ, für sich selbst Weißrußland und im Friedensschluß mit der Pforte zu Kütschük Kainardschi (1774) das Land zwischen Dnjepr und Bug sowie die Städte Kinburn, Kertsch, Jenikale und Perekop in Taurien erwarb.

Nach Orlows Sturz (1773) wurde Gregor **Potemkin** (s. d.) ihr Günstling, den K. in den Tagen ihrer Thronerhebung zuerst gesehen, und der durch geschicktes Benehmen die Aufmerksamkeit und endlich die Neigung der Kaiserin zu erregen verstanden hatte. Sie ließ es geschehen, daß Potemkin trotz kolossaler Vergeudung und Prasserei bei einer Jahreseinnahme des Reiches von 50 Mill. Rubel in 16 Jahren ein Vermögen von 90 Mill. Rubel zusammenbrachte. Zugleich wußte Potemkin Katharinas Ehrgeiz für ausschweifende phantastische Ziele zu erhitzen und ihre auswärtige Politik unruhig und regellos zu machen. Nachdem sie im Bayrischen Erbfolgekrieg als Vermittlerin aufgetreten, ließ sie sich 1780 von Joseph II., der sie besuchte, für ein Bündnis mit Österreich gewinnen, das ihr dafür die Türkei preisgab. 1783 besetzte sie die Krim und die benachbarten Tatarenländer und erklärte nach einer neuen Zusammenkunft mit Joseph II. in Cherson 1787 der Türkei von neuem den Krieg. Sie gewann, obgleich ihr inzwischen in Schweden ein neuer Feind erstanden war, im Frieden von Galatz (1791) neue wichtige Vergrößerungen durch Otschakow und den Landstrich bis an den Dnjestr hin, nachdem sie schon vorher (1790) den Krieg mit Schweden vorteilhaft beendigt hatte. Hierauf wandte sie ihre Waffen gegen Polen, das sich, der schwer auf ihm lastenden russischen Vormundschaft müde, 1791 eine neue, freisinnige Konstitution gegeben hatte. Im geheimen Einverständnis mit Preußen unterstützte sie die Gegner der neuen Ordnung, die Konföderierten von Targowicz, drang der Republik die alte Feudalverfassung mit Gewalt wieder auf und nahm in Gemeinschaft mit Preußen eine neue Teilung Polens vor, welche ihrem Reich in der Ukraine und in Litauen eine gewaltige Gebietsvergrößerung verschaffte. Die hierdurch hervorgerufene bewaffnete Erhebung des polnischen Volkes endete mit der Teilung des letzten Restes von Polen zwischen Rußland, Preußen und Österreich (1795). In die letzten Regierungsjahre Katharinas fiel der französische Revolutionskrieg. Obgleich K. diese Staatsumwälzung entschieden mißbilligte und (19. Febr. 1792) alle revolutionär Gesinnten aus den Grenzen ihres Reiches wies, so nahm sie doch an dem Kampf gegen die Revolution selbst keinen thätigen Anteil, trieb aber um so eifriger Österreich und Preußen dazu an, um in Polen freies Spiel zu haben. Ihre geistige Begabung bewährte sich trotz ihrer sinnlichen Ausschweifungen und ihres leidenschaftlichen Ehrgeizes auch in den letzten Zeiten ihres Lebens. Sie stand in lebhaftem Verkehr mit den Encyklopädisten und modernen Philosophen Diderot, Holbach, d'Alembert, Grimm und vornehmlich mit Voltaire. Montesquieus Schriften zog sie zu Rate, als sie mit dem Plan umging, dem Reich ein neues Gesetzbuch zu geben. Diderot kaufte sie seine Bibliothek ab und lud ihn nach Petersburg ein. Der sachsen-gothaische Geschäftsträger, Baron Grimm, war von ihr beauftragt, ihr jede Neuigkeit auf litterarischem und artistischem Felde sofort mitzuteilen. Der russische Akademiker Pallas und andre Gelehrte mußten in Katharinas Auftrag Rußland in weitester Ausdehnung bereisen; Pallas' Reisewerk ließ sie in prächtigster Ausstattung drucken. K. starb 1796 an einem rasch sich wiederholenden Schlaganfall. Ihr Nachfolger war ihr einziger Sohn, Paul I., der seine Mutter bitter haßte, weil sie ihm nicht nur die ihm zukommende Herrschaft vorenthalten, sondern ihn auch aller Freiheit beraubt hatte. K. war nicht von hohem Wuchs, aber ihre majestätische Haltung, in Verbindung mit sorgfältig gewählter Toilette, verdeckte diesen Mangel. Die Festigkeit und Ruhe in ihren Gesichtszügen, selbst in den bedenklichsten Lagen, waren bewunderungswürdig; nie sah man sie erbleichen, nie erbeben, noch wanken oder einer Stütze bedürfen. Auch das treffende und kühne Wort, der vollendetste Ausdruck des Gedankens stand ihr stets zu Gebote. Sie liebte die Pracht, aber die geschmackvolle, weshalb sie dem steifen russischen Kostüm die französische Hofkleidung vorzog, die auch ihre Umgebung trug. Ihr Lieblingsstudium war die Geschichte. Wie gewandt sie die französische Sprache handhabte, beweisen ihre Briefe an Voltaire u. a. Obgleich ohne alle dichterische Begabung, schrieb sie doch sogen. Dramen für die russische Bühne in Petersburg. Eine Gesamtausgabe ihrer Schriften erschien in Petersburg 1849 (neue Ausg. 1893). Ihr männlich starker Geist, verbunden mit zügelloser Sinnlichkeit, haben ihr den Beinamen der nordischen Semiramis verschafft. Ein Denkmal Katharinas (von Mikaschin) wurde 1873 in Petersburg enthüllt. Ihre höchst interessanten Memoiren (»Mémoires de l'impératrice Catherine II, écrits par elle-même, etc.«, Lond. 1859; deutsch, Hannov. 1859) gab Herzen heraus.

Digitized by Google

Eine große Anzahl von Briefen und andern Materialien zur Geschichte Katharinas erschien in den letzten Jahren in den historischen Zeitschriften: »Russisches Archiv«, »Rußkaja Starina«, »Magazin der Historischen Gesellschaft« ꝛc. Vgl. Castéra, Histoire de Catherine II (Par. 1800, 2 Bde.); Jauffret, Catherine II et son règne (das. 1860, 2 Bde.); Brückner, K. II. (Berl. 1883); Bilbassow, Geschichte Katharinas II. (deutsch, das. 1891—92, 2 Bde.); Waliszewski, Le roman d'une impératrice, Catherine II de Russie (Par. 1893); Derselbe, Autour d'un trône. Catherine II de Russie, ses collaborateurs, ses amis, ses favoris (das. 1894); de Larivière, Catherine II et la révolution française (das. 1895).

[Schwarzburg.] 9) K., Gräfin zu Schwarzburg, genannt die »Heldenmütige«, geb. 8. Jan. 1509, gest. 7. Nov. 1567, Tochter des Grafen Wilhelm VII. von Henneberg-Schleusingen, vermählte sich 1524 mit dem Grafen Heinrich XXXIV. von Schwarzburg, ward 12. Juli 1538 Witwe und lebte fortan in Rudolstadt, als eifrige Anhängerin Luthers um Einführung der Reformation in Schwarzburg bemüht. Ihren Mut bewies sie dem Herzog von Alba gegenüber (»Fürstenblut für Ochsenblut«), als derselbe 26. Juni 1547 auf dem Rückmarsch von Wittenberg durch Rudolstadt kam; den Vorfall, den zuerst Spangenberg in seinem »Adelsspiegel« berichtet, hat bekanntlich Schiller im »Deutschen Merkur« von 1788 erzählt.

10) K., Prinzessin von Württemberg, zweite Gemahlin des Königs Jérôme, s. Bonaparte 4).

Katharinaberg, 1) Stadt in Böhmen, Bezirksh. Brüx, nahe der sächsischen Grenze im Erzgebirge gelegen, hat ein Bezirksgericht, Brettsäge, Spielwarenindustrie und (1890) 1561 deutsche Einwohner. — 2) Berg, s. Kaiserstuhl.

Katharinenarchipel, s. Aleuten.

Katharinenberg, s. Sinai.

Katharinenburg, s. Jekaterinburg.

Katharinenfeld, deutsche Kolonie im russ. Gouv. Tiflis in Transkaukasien, im Bortschalinschen Kreise.

Katharinenkanal, s. Keltma.

Katharinenkloster, s. Sinai.

Katharinenorden, 1) russ. Damenorden, gestiftet von Peter I. zu Ehren seiner tapfern Gemahlin und im Andenken an ihr mutvolles Benehmen und ihre guten Ratschläge bei den Kämpfen von 1711 am Pruth. Er legte ihr denselben 24. Nov. 1714 an und bestimmte ihn anfangs nur für sie. Katharina und ihre Nachfolger verliehen ihn aber auch andern, und die Statuten nennen eine Großmeisterin, sämtliche Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, 12 andre Damen des Großen Kreuzes und 94 Ritterdamen. Kaiser Paul I. gab dem Orden 5. April 1797 neue Statuten und teilte ihn in Großkreuze und Kleinkreuze. Das Großkreuz wird an rotem Band mit silberner Kante von rechts nach links getragen, besteht in einem Kreuz von Diamanten mit breiten Armen, in dessen ovalem Mittelavers die heil. Katharina ein Kreuz hält, auf welchem die Buchstaben D. S. F. R. (Domine salvum fac regem, »Herr, segne den König«) stehen. Der Revers zeigt ein Nest junger Adler auf einem Turm, an dessen Fuß zwei alte Adler mit der Inschrift: »Aequat munia comparis« (»Der Orden legt den Genossen gleiche Pflichten auf«). Auf dem roten Bande des Ordens stehen die Worte: »Für Liebe und Vaterland« in Silber gestickt. Der auf der linken Seite zu tragende Stern ist in Silber mit einer Krone in rotem Feld, umgeben von der Ordensdevise. Das Ordenszeichen der zweiten Klasse ist kleiner, mit in Gold und Brillanten abwechselnden Armen und wird an einer Schleife an der linken Brust getragen. Ordenstag ist der 25. November. — 2) Engl. Orden, gestiftet von der Königin Viktoria im Juni 1879 für Krankenwärterinnen in Hospitälern, die sich durch gute Aufführung, Pflichttreue und Geschicklichkeit in der Belehrung andrer auszeichnen. Das Katharinenhospital in London gab Anlaß und Namen für die Stiftung. Die Dekorierten, welche fortan St. Catherine's nurses heißen, erhalten jährlich 50 Pfd. Sterl. außer ihrem Gehalt. Die Dekoration besteht in einem am linken Arm zu tragenden Armband, auf dem ein weiß emailliertes, spitz zulaufendes Oval mit breitem, hellgrünem Rand und den goldenen Buchstaben St. C. in erhabener Schrift angebracht ist.

Katharinenrad, Attribut der heil. Katharina von Alexandria (s. Katharina 1); im frühgotischen Baustil soviel wie Radfenster (s. Fensterrose).

Katharinensee (Loch Katrine), Gebirgssee in Perthshire (Schottland), fischreich (besonders Hechte und Forellen), bekannt durch W. Scotts »Fräulein vom See«. Er ist 13 km lang, liegt 111 m ü. M., ist bis 143 m tief und speist eine 71 km lange Wasserleitung, die Glasgow mit Wasser versorgt.

Katharinenstadt, s. Jekaterinenstadt.

Katharinenthal, Lustschloß, s. Reval.

Katharisten, s. Katharer.

Kátharsis (griech.), soviel wie Reinigung, insbes. diejenige, welche Aristoteles im 6. Kapitel seiner »Poetik« als die schließliche Wirkung der Tragödie bezeichnet. Die Tragödie erweckt nach Aristoteles Mitleid und Furcht und reinigt (läutert) dadurch in dem Zuschauer diese Affekte. Dieser (Lessingschen) Deutung der Aristotelischen K. steht entgegen die Goethes, der sie auf den tragischen Helden bezieht; ebenso die von J. Bernays, der sie als Reinigung des Zuschauers von den Affekten (als erleichternde oder befreiende Entladung des Zuschauers) faßt. Vgl. Lessing in der »Hamburgischen Dramaturgie« (74.—78. Stück); Bernays, Grundzüge der verlornen Abhandlung des Aristoteles über die Tragödie (Bonn 1857); Döring, Kunstlehre des Aristoteles (Jena 1876), wo im Anhang II, S. 263—306, eine Zusammenstellung aller Auslegungen der Aristotelischen K. geliefert ist; Manns, Die Lehre des Aristoteles von der tragischen K. (Karlsruhe 1883).

Kathartika (griech.), s. Abführende Mittel.

Kathartin, s. Sennesblätter.

Kathe, s. Kate.

Kathēder (griech., »Sessel«; gewöhnlich: das K.), in den Lehrzimmern von Schulen und Universitäten der erhöhte Lehrstuhl, von dem aus vorgetragen wird. Daher Kathedersprache, Kathederweisheit (im Gegensatz zur frischen Lebensweisheit), Kathederheld ꝛc. Vgl. Cathedra und Ex cathedra.

Kathedersozialisten, eigentlich ein Spottname, dessen sich H. B. Oppenheim 1871 bediente, um die Bestrebungen derjenigen deutschen Professoren der Nationalökonomie als mit dem Sozialismus verwandt zu kennzeichnen, welche damals gegen die vorwiegend im volkswirtschaftlichen Kongreß vertretene freihändlerische Richtung Front machten und im Gegensatz zur sogen. abstrakten Schule eine die wirklichen Erscheinungen des Wirtschaftslebens erforschende und berücksichtigende Realpolitik und eine maßvolle staatliche Sozialpolitik verlangten. Auf Anregung jener Professoren (Schmoller, v. Scheel, Schönberg, Nasse,

Digitized by Google

Held u. a.) fand im Herbst 1872 eine Versammlung in Eisenach statt, welche den zur Zeit noch bestehenden Verein für Sozialpolitik gründete. Die Mitglieder dieses Vereins stehen übrigens keineswegs alle auf gleichem sozialpolitischen Standpunkt. Heute ist der Ausdruck K. etwas in Vergessenheit geraten, obwohl die große Mehrzahl der deutschen Volkswirtschaftslehrer die Anschauungen der K., die seitdem auf die deutsche Gesetzgebung einen leitenden Einfluß erlangt haben, teilen. Vgl. Eras, Der Prozeß Bebel-Liebknecht (Bresl. 1872); Oppenheim, Der Kathedersozialismus (2. Aufl., Berl. 1873); Ad. Wagner, Offener Brief an Herrn H. B. Oppenheim (das. 1872).

Kathedrāle (Kathedralkirche), die Hauptkirche einer Stadt, in welcher ein Erzbischof oder Bischof residiert, so genannt von der Kathedra, dem erhöhten, für den Bischof bestimmten Sitz; in Deutschland auch Dom oder Münster genannt.

Kathedrālglas, ein in der Glasmalerei verwendetes, starkes, oft farbiges Fensterglas mit rauher Oberfläche, welches im Mittelalter besonders zu Kirchenfenstern benutzt wurde, um das Tageslicht zu dämpfen, und auch jetzt wieder für denselben Zweck verarbeitet wird.

Kathedrālschulen, soviel wie Domschulen (s. d.); vgl. Klosterschulen.

Kathenotheismus (griech.), von Max Müller eingeführte Bezeichnung der alleinigen Gottheit mit verschiedenen Namen in den polytheistischen Systemen, namentlich der Inder. Vgl. Henotheismus.

Kathēte (griech.), Name der beiden Seiten des rechtwinkeligen Dreiecks, welche den rechten Winkel einschließen; s. Dreieck und Pythagoreischer Lehrsatz.

Kathēter (griech.), ein chirurg. Instrument, welches aus einer metallenen oder elastischen Röhre besteht, so daß z. B. Nasenkatheter oder Thränenkanalkatheter ebensogut als Röhren benannt werden könnten. Der klassische K. ist eine für die Einführung in die Blase zur Harnentleerung bestimmte Röhre, entweder aus Metall oder aus biegsamem Kautschuk gefertigt und in letzterm Fall beim Einführen durch einen festen Draht (Mandrin) gestützt. In neuerer Zeit macht man weiche K. auch ohne Führungsstab (Mandrin), welche spitz zulaufen und an der Spitze ein kleines konisch geformtes Knöpfchen tragen. Diese K. suchen sich gewissermaßen ihren Weg selbst und sind daher bei Harnröhrenverengerungen besonders empfehlenswert, zumal sie sich auch in den feinsten Stärkeabstufungen herstellen lassen. Sie werden aus Kautschuk oder aber auch aus (doppeltem und demnächst mit Lack überzogenem) Seidengewebe hergestellt. K., welche besonders bei Prostatavergrößerung gebraucht werden, und deren etwa 2 cm langer Schnabel in einem sehr großen stumpfen Winkel an den Schaft des Katheters sich ansetzt, nennt man Mercierkatheter oder sonde coudée; ist der Schnabel in doppeltem stumpfen Winkel angesetzt: sonde bicoudée. Der K. ist an seinem obern Ende (dem Schnabel) geschlossen und abgerundet, die Ausflußöffnung (Fenster, Fig. 2b) ist seitlich angebracht; auch hat er eine Krümmung, die ihm im Sprachgebrauch den Titel männlicher K. verschafft hat, da die kurze weibliche Harnröhre einer solchen nicht bedarf (Fig. 1 und 2 verschieden dicke männliche K. auseinander genommen, Fig. 3 weiblicher K., bei a auf den gemeinschaftlichen Schaft aufgeschraubt). Der K. wird zum Verweilkatheter, wenn er, z. B. nach Operationen an der Blase, dauernd in der Blase belassen wird. Der K. à double courant soll zur Blasenausspülung dienen; er ist in der Mitte durch eine Scheidewand geteilt und hat unten an jeder Seite ein Fenster. Er wird somit zur Doppelröhre, von denen die eine dem Zu-, die andre dem Abfluß dienen soll. Eine durchgreifende Blasenausspülung erzielt man damit in der Regel nicht. Das Einführen des Katheters (das Katheterisieren, der Katheterismus) erfordert einige Geschicklichkeit, aber selbst bei aller Vorsicht ist es empfindlichen Kranken so schmerzhaft, daß nicht selten ein Schüttelfrost der Operation folgt. Die erste Regel und unerläßliche Bedingung beim Gebrauch ist gründliche Desinfektion des Instruments. Geht man beim Einführen von starren Kathetern gewaltsam vor, so kann man den K. direkt durch das die Harnröhre umgebende Gewebe treiben und so zur Bildung der sogen. falschen Wege Anlaß geben.

Katheter.

Kathetomēter (griech.), ein von Dulong und Petit angegebener Apparat zum Messen kleiner oder größerer Höhenunterschiede, besonders von Flüssigkeiten; besteht im wesentlichen aus einem vertikalen Maßstab mit einem an demselben auf und ab beweglichen horizontalen Fernrohr. Man stellt das Fernrohr auf die beiden Punkte ein und liest an dem Maßstab mittels Nonius und Lupe die entsprechenden Höhen ab.

Kathiawar (Kattiwar), Halbinsel im westlichen Vorderindien, s. Gudscharat.

Kathion, soviel wie Kation, s. Elektrolyse.

Kathlambagebirge, s. Drakenberge.

Kathmandu (Khatmandu), Hauptstadt des Himalajastaats Nepal, unter 27° 36′ nördl. Br. und 85° 24′ östl. L. v. Gr., 1337 ü. M., am Wischnumatifluß, über den zwei Brücken führen, nahe dessen Zusammenfluß mit der Bagmati, mit großem Palast des Maharadscha, zahlreichen Tempeln mit Dächern von Messing oder vergoldetem Kupfer, von denen im Wind klingende Glöckchen herabhängen, einer Riesenglocke zwischen zwei Säulen, vielen Palästen der Großen, Arsenal, Geschützgießerei, 21 öffentlichen Plätzen, aber sehr engen und schmutzigen Straßen mit zwei- bis vierstöckigen steinernen, mit Ziegeln, in den Vorstädten mit Stroh gedeckten Häusern und 50,000 Einw. (meist buddhistische Newar, wenige Gorka), darunter 12,000 Soldaten mit 250 meist unbrauchbaren Kanonen. Außerhalb der Stadt liegt die Residenz des britischen Residenten und seiner Eskorte.

Kathōde (griech.), der negative Pol einer galvanischen Säule (Gegensatz: Anode); s. Elektrolyse.

Kathōdenstrahlen, das von der negativen Elektrode eines Funkeninduktors ausgehende Leuchten im luftleeren Raum. K. scheinen sich gegenseitig abzustoßen und erregen an den getroffenen Körpern Phosphoreszenz. Vgl. Geißlersche Röhren.

Katholikomēter (griech.), s. Pantometer.

Digitized by Google

Katholikon (griech.), etwas »Allgemeines«, besonders ein allgemeines (umfassendes) Wörterbuch; dann auch allgemeines (Universal-) Heilmittel; auch Gesamtbezeichnung der sogen. Katholischen Briefe (s. d.).

Katholikos (griech.), Ehrenname der armenischen Patriarchen, s. Armenische Kirche.

Katholische Briefe, ursprünglich nach Clemens von Alexandria und Origenes allgemeine, nicht an einzelne Gemeinden oder Personen gerichtete, sondern für einen größern Leserkreis bestimmte »encyklische« Schreiben. In diesem Sinne heißen schon im 3. Jahrh., besonders aber seit Eusebios von Cäsarea, der Brief des Jacobus, die zwei Briefe des Petrus, die drei Briefe des Johannes und der Brief des Judas k. B. Die Benennung dieser sieben Briefe mit der Bezeichnung k. B. empfahl sich um so mehr, als man mittels derselben die betreffenden Briefe bequem von den 14 Paulinischen unterscheiden konnte, und der Ehrenname »katholisch«, welcher schon früh einen dogmatischen Charakter erhalten hatte, trug auch dazu bei, daß frühere Zweifel gegen die Echtheit der meisten dieser sieben Briefe allmählich verstummten.

Katholische Kirche, eigentlich die »allgemeine« christliche Kirche, im Gegensatz zu den Sekten oder Häresien (s. Katholizismus); sodann die gemeinschaftliche Bezeichnung der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche (s. Griechische Kirche und Römisch-katholische Kirche); im gemeinen Leben endlich nur die letztere im Gegensatz zu der protestantischen. Das Formalprinzip der katholischen Kirche hat schon 434 Vincentius von Lerinum in dem berühmten, bis zur Stunde anerkannten Kanon zusammengefaßt: quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est. In der That bilden die drei Merkmale der universitas, antiquitas et consensio oder unitas das Wesen des Katholizismus (s. d.) von Anfang an. Wie aber das Altertum einer Lehre oder Einrichtung in der Wirklichkeit nicht etwa auf historisch-kritischem Weg erforscht, sondern einfach durch Rückschluß aus dem Bestand der Gegenwart gefolgert wurde, so konnte wiederum dieser Bestand der Gegenwart, wo er zweifelhaft wurde, nur durch Synodalentscheidung festgestellt werden, was zum Episkopalsystem führte. Sofort aber ergab sich in Wirklichkeit der Übelstand, daß auch auf den Synoden Majoritäten und Minoritäten und zwar in von den jeweiligen Umständen abhängigem Wechsel sich gegenüberstanden, daß eine Synode die Beschlüsse der andern aufhob, daß auch auf ökumenischen Synoden niemals die ganze Kirche in gleichen Verhältnissen vertreten war. Die mangelnde Einheit mußte daher auf einem andern Weg hergestellt werden. Dies drängte zur einheitlichen Spitze der obersten Autorität des Papstes, welche weder durch die mittelalterlichen Konzile noch durch den Gallikanismus (s. Gallikanische Kirche) 1682 und dessen episkopalistische Ausläufer erschüttert werden konnte. Um aber das Papsttum für die Zukunft vor allen dergleichen Anfechtungen sicher zu stellen, trieben die Jesuiten den Papst Pius IX. dazu, auf dem vatikanischen Konzil feststellen zu lassen, daß nur der Papst unfehlbares Haupt der Kirche sei; s. Konzil.

Katholische Majestät (katholischer König), Titel der Könige von Spanien. Ferdinand V., der Katholische, erhielt ihn vom Papst Alexander VI. ausdrücklich verliehen, weil er die Mauren und Juden aus Spanien vertrieb und die Inquisition einführte; doch ist der Titel nachweislich schon seit der Kirchenversammlung von Toledo 589 von mehreren spanischen Königen geführt worden.

Katholisch-Hennersdorf, Dorf im preuß. Regbez. Liegnitz, Kreis Lauban, mit 1819 Einw.; hier 23. Nov. 1745 siegreiches Treffen Friedrichs d. Gr. gegen die Sachsen unter General Buchner, wodurch deren Vereinigung mit den Österreichern zu einem Einfall in die Mark vereitelt wurde.

Katholisch-soziale Vereine, Gesellschaften, deren Zweck dahin geht, das religiöse Leben zu pflegen und einen festen Anschluß an die Kirche zu bewirken. Die meisten machen es sich außerdem noch zur Aufgabe, die materiellen Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten und zu fördern, wie der Katholische Erziehungsverein in Bayern, die Marianischen Kongregationen, verschiedene Lehrlings-, Gesellen-, Meistervereine und christlich-soziale Arbeitervereine, der St. Augustinusverein zur Pflege der katholischen Presse, der St. Raphaelsverein, verschiedene Bauernvereine, Winzervereine ꝛc. Vgl. Bongartz, Das katholisch-soziale Vereinswesen in Deutschland (Würzb. 1880), den »Katholischen Vereinskalender für 1888/89« (Statistik, Frankf. 1888) und den Artikel »Soziale Reformbestrebungen« im »Handwörterbuch der Staatswissenschaften« (Jena 1892).

Katholizismus (griech.), im Gegensatz zum Protestantismus der eigentümliche Geist und Charakter der morgenländischen und abendländischen Kirche, wie sich solcher im Verlauf der ersten christlichen Jahrhunderte entwickelt, dann besonders im Abendland unter der Herrschaft der Päpste ausgebildet, später durch die Kirchenversammlung zu Trient (1545—63) schärfer ausgeprägt hat und bis auf die neueste Zeit konsequent festgehalten worden ist (s. Kirche, S. 136 ff.). Die Kirche nannte sich schon um die Mitte des 2. Jahrh. die katholische, die »allgemeine, allumfassende«, im Gegensatz zu den Sonderrichtungen der gnostischen Häretiker, später auch überhaupt zu dem religiösen Partikularismus der vorchristlichen Zeiten. Der ursprüngliche Sinn des Ausdruckes weist aber auf die eigentümliche Taktik zurück, womit die im 2. Jahrh. sich zusammenschließende Menge der Gläubigen ihre Überlieferungen als die »überall« (katholu) verbreiteten und anerkannten den abweichenden Lehren und Schulen gegenüber geltend machte. Die Anhänglichkeit an dieses von dem Episkopat als Nachfolger des Apostolats konservierte Ganze der Wahrheit, an diese überall sich selbst gleiche Überlieferung galt als erste christliche Tugend; die so Gesinnten und sich also Erweisenden hießen Katholiken im Gegensatz gegen diejenigen, die aus der Gesamtströmung der Überlieferung heraustraten, sich in ihrem Denken und Handeln nicht durch die gemeinsame Regel bestimmen ließen und sich besondern, selbst erwählten, vom Gesamtsinn der Kirche willkürlich abweichenden Ansichten hingaben. Schon früh stellt sich daher eine dreifache Reihe von Gegensätzen des K. heraus, nämlich häretische, wie die Ebioniten, Gnostiker und Manichäer, welche das Christentum durch jüdische und heidnische Ingredienzien entstellten, heterodoxe, wie die Monarchianer, Arianer, Nestorianer, Eutychianer und Pelagianer, welche bei christlicher Grundlage einzelne Dogmen auf eine der allgemeinen Überlieferung nicht entsprechende Weise darstellten, und schismatische, wie die Montanisten, Novatianer, Donatisten, welche, sich höherer Vollkommenheit und Reinheit in der Theorie oder Praxis rühmend, auf die katholische Kirche als eine zurückgebliebene oder entartete herabsahen. Weiteres

Digitized by Google

und Litteratur s. Römisch-katholische Kirche, Griechische Kirche und Protestantismus.

Katholizität, eigentlich die Eigenschaft umfassendster Verbreitung und allgemeinster Anerkennung, speziell mit Bezug auf den Katholizismus (s. d.), Kirchlichkeit, kirchliche Korrektheit, Rechtgläubigkeit.

Kathrein, Theodor, österreich. Politiker, geb. 25. März 1842 zu Salurn in Südtirol, studierte in Innsbruck die Rechte, stand, wie schon 1859, so 1866 als Freiwilliger an der italienischen Grenze, übernahm 1867 die Redaktion der klerikalen »Tiroler Stimmen« und ließ sich 1875 in Kaltern, 1878 in Hall (Tirol) als Advokat nieder. Seit 1883 Mitglied des Tiroler Landtags u. des österreichischen Abgeordnetenhauses, vertrat er entschieden ultramontane Anschauungen, die er jedoch im Laufe der Zeit mäßigte. Der klerikal-konservative Klub des rechten Zentrums (Hohenwartklub), dem K. angehört, bewirkte 1891 seine Wahl zum zweiten, 1893, nach dem Rücktritt Smolkas, zum ersten Vizepräsidenten des Abgeordnetenhauses.

Kâtib (arab., »Schreiber«, von den Türken gewöhnlich Kjâtib gesprochen), in der Türkei Benennung jedes der Schriftsprache mächtigen Büreaubeamten. Mabein-Kiatibi, Sekretär des Sultans.

Kâtib Tschelebi, türk. Gelehrter, s. Hadschi Chalfa.

Katif, El, türk. Küstenstadt an der Ostküste Arabiens (Landschaft El Hasa), am Busen von Bahrein, von schönen Palmwäldern umgeben, mit einem festen Schloß der im 9. und 10. Jahrh. dort herrschenden Karmatendynastie und 6000 Einw.

Kation, s. Elektrolyse.

Katjangöl, soviel wie Erdnußöl, s. Arachis.

Katjeli, Hauptort der Insel Buro (s. d.).

Katkow, Michael Nikiforowitsch, russ. Publizist, geb. 1818 in Moskau, gest. 1. Aug. 1887 in Snamenski bei Moskau, studierte dort sowie später in Königsberg und Berlin. Als Professor der Philosophie in Moskau angestellt, wurde er 1848 gleich seinen Kollegen an den innerrussischen Universitäten abgesetzt. 1856 gründete K. eine Buchdruckerei und gab die Monatsschrift: »Russki Wjestnik« (»Der russische Bote«) heraus. 1861 pachtete er auch die der Universität Moskau gehörige (russische) »Moskauer Zeitung«, die er bis zu seinem Tode redigierte, obgleich sein langjähriger Mitredakteur, der Philolog Professor Leontjew, ihm 1875 durch den Tod entrissen wurde. 1866 gründete er im Verein mit Leontjew das humanistische »Lyceum des Zarewitsch Nikolaus in Moskau«. Bis 1863 war er ein Freund des englischen Selfgovernments und überhaupt ein Reformfreund; aber seit dem polnischen Aufstand 1863 nahm die »Moskauer Zeitung«, der nationalen Strömung folgend, eine ganz andre Stelle ein. Sie forderte eine gewaltsame Russifizierung Polens, Litauens und der Ostseeprovinzen und verteidigte ihren reaktionären und slawophilen Bundesgenossen zuliebe Steuerprivilegien, den Agrarkommunismus rc. Besonders leidenschaftlich trat K. gegen das Deutschtum auf. Während des Ministeriums des Grafen D. Tolstoi übte K. einen sehr starken und nachteiligen Einfluß auf die Verwaltung des Schulwesens, insbes. im Moskauer Lehrbezirk. Nach der Thronbesteigung des Kaisers Alexander III. verhinderte K. die von Alexander II. beabsichtigte Einsetzung eines Ausschusses der Provinzial-Landschaftsversammlungen und bewog den Zaren zur Befolgung eines streng nationalen, reaktionär-absolutistischen Systems. In der äußern Politik verfolgte er deutschfeindliche, panslawistische Ziele.

Kätner, Besitzer einer Kate.

Katogen (griech.), s. Anogen.

Katô Hiroyuki, einer der geistigen Führer des jetzigen Japan, geb. 1836 in Tokio, wendete sich schon früh dem Studium der deutschen Sprache und Wissenschaft zu und übersetzte unter anderm Bluntschlis »Staatsrecht«. Eine Zeitlang unterrichtete er auch den Kaiser im Deutschen, war selbst als eifriger Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten thätig und begründete eine wissenschaftlichen Zeitfragen gewidmete Zeitschrift, das »Tensoku«. 1872 wurde er zum Ministerialrat im Unterrichtsministerium ernannt, 1879—86 war er Rektor der Tokio-Universität und wurde 1890 von neuem zu dieser Stelle berufen. Früher ein Mitglied des Senats, gehört er seit dessen Aufhebung 1890 als eins der vom Kaiser auf Lebenszeit ernannten Mitglieder dem Herrenhaus an.

Katóna, 1) Stephan, ungar. Historiker, geb. 15. Dez. 1732 zu Bolyk im Neograder Komitat, gest. 17. Aug. 1811, studierte, in den Jesuitenorden getreten, in Kaschau und Tyrnau und wirkte dann in den ungarischen Lehranstalten des Ordens als Professor, später als Kustos der erzbischöflichen Bibliothek in Kalocsa. Er war besonders im Erforschen und Sammeln der ungarischen Geschichtsquellen thätig und veröffentlichte: »Historia critica primorum Hungariae ducum« (Pest 1778), »Historia critica regum Hungariae« (Pest u. Klausenb. 1779—97, 42 Bde.), »Epitome chronologiae rerum hungaricarum, transsylvanicarum et illyricarum« (Ofen 1796—98) u. a.

2) Joseph, ungar. dramatischer Dichter, geb. 11. Nov. 1792 in Kecskemét, wurde 1810 Advokat, 1821 Fiskal seiner Vaterstadt und starb daselbst 16. April 1830. Er schrieb außer andern Dramen die erst spät zur Anerkennung gelangte Tragödie »Bánk Bán«, die, mangelhaft im Bau, aber wegen ihrer dramatischen Kraft in der ungarischen Litteratur lange unübertroffen, heute noch auf dem Repertoire der ungarischen Bühnen ist (deutsch von Dux, Leipz. 1858). Denselben Stoff behandelte Grillparzer in »Der treue Diener seines Herrn«. Katonas dramatische Werke gab Abafi (Pest 1880) heraus. Vgl. P. Gyulai, K. und sein ‚Bankbanus' (ungar., Pest 1883).

Katóptrik (griech.), die Lehre von der regelmäßigen Zurückwerfung (Reflexion) der Lichtstrahlen, s. Spiegelung.

Katoptrischer Zirkel, s. Spiegelsextant.

Katoptrisches Fernrohr, s. Fernrohr.

Katoptromantie (griech.), Wahrsagung aus der Spiegelung in metallenen, mit geweihtem Öl bestrichenen Becken oder mit magischen Zeichen versehenen metallenen, gläsernen oder Obsidian-Spiegeln, in Bechern, Wasserflächen oder Kristallen, selbst im Monde, um darin entfernte oder verborgene Vorgänge, in der Tiefe liegende Erzadern oder Metallschätze und die Zukunft zu erkunden. Besondere Spiegelschauer (specularii) zogen früher mit sogen. Berg- oder Erdspiegeln im Lande umher, um den Leuten unterirdische Schätze vorzuspiegeln, und zum Schauen benutzte man »unschuldige Kinder«. Die früher in griechischen und römischen Tempeln geübte K. steht noch jetzt im Morgenlande, namentlich in Ägypten, wo ein Tropfen Tinte als Spiegel dient, in hohem Ansehen. Vgl. Hydromantie, Kristallschauen und Zauberspiegel.

Katreus, nach dem griech. Mythus König von Kreta, Sohn des Minos und der Pasiphaë, übergab seine Töchter Aërope und Klymene dem Nauplios, sie in die Fremde zu verkaufen, während sein Sohn Al-

Digitized by Google

thämenes mit seiner Schwester Apemosyne nach Rhodos auswanderte. Hier tötet er die von Hermes verführte Schwester durch einen Fußtritt, und als sein Vater hochbetagt auf Rhodos landet, um ihm die Herrschaft von Kreta zu übergeben, erschlägt er diesen, indem er ihn für einen Seeräuber hält. Klymene wird die Gattin des Nauplios und Mutter des Palamedes und des Oax; Aërope heiratet den Atreus (s. d., oder den Pleisthenes) und gebiert den Agamemnon und Menelaos, wird aber wegen ihrer Buhlschaft mit Thyestes von Atreus ins Meer gestürzt.

Katrine (spr. kättrin, Loch K.), s. Katharinensee.

Katsch (engl. Cutch), Tributärstaat in der Division Gudscharat der britisch-ind. Präsidentschaft Bombay, zwischen 20° 47'—24° nördl. Br. und 68° 26'—71° 10' östl. L. v. Gr., am Golf von K. und am Arabischen Meer, mißt ohne letzteres 16,834 qkm (307 QM.) mit (1891) 558,415 Einw. (351,620 Hindu, 133,492 Mohammedaner, 71,988 Dschaina, 173 Christen). Landessprachen sind das Katschi, die Umgangssprache, u. Gudscharati, die Schriftsprache. Der Unterricht wird sehr vernachlässigt: 1891 konnten nur 37,054 Personen lesen und schreiben, 9823 genossen Unterricht. Das im N. durch das Große Ran, im O. durch das Kleine Ran, im S. durch den Golf von K., im W. durch den westlichsten Mündungsarm des Indus fast ganz vom Festland abgeschnittene Gebiet wird von zwei niedrigen Höhenzügen durchschnitten (Patscham Pir 445 m), hat keine perennierenden Flüsse, aber zahlreiche und gute Brunnen. Die mittlere Jahrestemperatur erreicht 24,5°. Erdbeben sind häufig; 1819 wurde fast ganz Bhudsch zerstört, wobei 1150 Menschen umkamen. Der Boden ist im allgemeinen sandig, unfruchtbar und baumlos, schließt aber schöne Thäler und reiche Wälder ein. Man baut mittelmäßiges Getreide und Baumwolle. Das wichtigste Haustier ist das Kamel, die Pferde stehen in hohem Ruf. Von Mineralien finden sich Eisenerz, schlechte Kohle, Salpeter, keins von diesen wird aber abgebaut, wohl aber Alaun, gute Mühlsteine und Marmor. Von gewerblichen Produkten sind namentlich sehr schöne Stickereien, Silberwaren, Seiden- und Baumwollgewebe zu nennen. Der Verkehr richtet sich meist seewärts, doch ist in der Trockenzeit ein solcher auch über das Ran möglich. Ausgeführt werden Alaun, Baumwolle, Hirse, Hülsenfrüchte, Knoblauch, Ghi (flüssige Butter), schwarze Zeuge, Silberwaren. Der Fürst (Rao), zur herrschenden Klasse der Radschputen gehörig, teilt seine Macht mit 200 Großen, den Bhayad. An die britische Regierung hat er 18,695 Pfd. Sterl. zur Erhaltung eines militärischen Kontingents zu zahlen. Die Militärmacht besteht aus 1179 Mann, wozu noch 3000 Irreguläre kommen; die Bhayad haben im Notfall weitere 4000 Mann zu stellen. Die Gesamteinkünfte des Landes betragen 180,000 Pfd. Sterl. Hauptstadt ist Bhudsch (s. d.), in welcher der britische politische Agent residiert, Haupthandelsplatz ist aber Mandwi (s. d.).

Kätsch, s. Branntwein.

Katschalinskaja Staniza, Flecken im Donischen Gebiet in Rußland, am Don und der Eisenbahn Grjasi-Zarizyn, ehemals mit bedeutendem Handelsverkehr, hat 3120 Einw.

Katschar (Cachar), zwei Distrikte der britisch-ind. Provinz Assam, zwischen 24° 12'—25° 50' nördl. Br. und 92° 28'—93° 29' östl. L. v. Gr., westlich von Manipur, deren größerer südlicher, K. Plains, 6402 qkm (116 QM.) mit (1891) 367,542 Einw., deren kleinerer, Nord-K., 4475 qkm (81 QM.) mit (1891) 18,941 Einw. mißt. Der Religion nach sind die Einwohner vorwiegend Hindu, in K. Plains wohnen 112,846 Mohammedaner und 809 Christen. Das Land wird auf drei Seiten von hohen Gebirgsketten eingeschlossen und im südlicheren Teile von der Barilkette und dem für Boote von 20 Ton. schiffbaren Barak durchflossen. Hauptkulturen sind Reis und Thee; außerdem baut man Senf, Leinsamen, Hülsenfrüchte, Zuckerrohr, Pfeffer, Gemüse. Thee wurde hier 1855 wildwachsend entdeckt; 1891 waren 107,955 Personen (zum größten Teil Arbeiter aus Bengalen) in den Theegärten beschäftigt. Cholera tritt häufig auf. In der Hauptstadt von K. Plains, Silchar, links am Barak, mit (1891) 7523 Einw., steht ein Regiment indischer Infanterie.

Katschberg, 1641 m hoher Paß der kärntnerisch-steirischen Alpen, an der Grenze von Salzburg und Kärnten, über welchen die Straße von St. Michael im Murthal nach Spittal an der Drau führt.

Katscher, Stadt im preuß. Regbez. Oppeln, Kreis Leobschütz, an der Troja, hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, eine Synagoge, ein Schloß, ein Amtsgericht, Lein-, Woll- und Plüschweberei, Ziegelbrennerei und (1890) 3976 Einw., davon 99 Evangelische und 137 Juden. — K. ward 1321 zur Stadt erhoben. Stadt und Distrikt K., noch heute zum Erzbistum Olmütz gehörig und als Preußisch-Mähren bezeichnet, kam 1289 mit dem Fürstentum Teschen unter böhmische Oberherrschaft, 1554 an das Erzbistum Olmütz und wurde 1742 von Österreich an Preußen abgetreten.

Katschewan, s. Nachitschewan 2).

Katsch-Gandawa, s. Katschi 2).

Katschi, 1) Landschaft im nördlichen Teile von Tibet, auf dem öden, im südlichen Teil mit großen Salzsümpfen bedeckten Hochland zwischen den Provinzen Tsang und Ui oder Wan im S., dem Tanglagebirge (4993 m) im O. und der Dupleixkette (8000 m) nebst der Salzwüste Zaidam im N., wird durchzogen von 4800—5550 m hohen, ostwestlich streichenden Parallelketten, die große, menschenleere Hochflächen voneinander trennen. — 2) (Katsch-Gandawa) Provinz des nordöstlichen Belutschistan, unter der Herrschaft des unter britischem Schutz stehenden Chans von Kelat, grenzt im N. an Britisch-Belutschistan, im O. an den Distrikt Schikarpur der britisch-indischen Provinz Sind, wird von den Flüssen Bolan, Nari u. a. durchzogen, die aber im Sommer versiegen, und in ihrem mittlern wüsten Teile von der Bahn Schikarpur-Sibi-Quetta durchschnitten, erzeugt in seinem fruchtbaren Teile viel Reis und Baumwolle und hat etwa 100,000 Einw., meist Dschat. Die befestigte Hauptstadt Gandawa, nördlich vom Mulanpaß, ist Sommerresidenz des Chans.

Katschin (Kakhyen, birman. Kakhjang), Volksstamm in Indochina, der in vier größern Stämmen mit vielen Abteilungen durch Assam und die Bergdistrikte von Oberbirma verbreitet, mit den Birmanen verwandt ist, aber eine eigne Kultur besitzt. Sie treiben ein wenig Ackerbau und sind geschickte Handwerker, namentlich Schmiede; Opiumballen dienen als Geld. Vgl. Colquhoun, Quer durch Chryse (deutsch, Leipz. 1884); Grammatik von Cushing (im »Journal of the Asiatic Society«, 1880).

Katschinzen (Kaschtar, auch Kaschkalar), kleiner turkotatar. Volksstamm, von den Russen katschinskische Tataren (s. Tataren) genannt, in Sibirien, im den Gouvernements Tomsk und Jenisseisk, am rechten Ufer des Abakanflusses seßhaft. S. Birussen.

Digitized by Google

Kátsena, Landschaft im mittlern Sudân, ehemals ein unabhängiger Staat, jetzt die nördlichste Provinz des Reiches Sokoto, nach Barth 28,630 qkm (520 QM.) groß, mit 300,000 Einw., war früher viel volkreicher, ist aber durch die beständigen Einfälle unabhängiger Haussastämme von seiner ehemaligen Blüte tief gefallen. Immer noch ist K. einer der schönsten, zugleich gesündesten Teile des Sudân, auf dessen 300—500 hohem, anmutig gewelltem, hier und da auch bergigem und von zahlreichen Wasseradern durchzogenem Boden eine Menge nutzbringender Pflanzen gedeiht. Unter den zahlreichen Ortschaften (man zählt an 50 mit über 4000 Einw.) ist die Hauptstadt K. (Kaschna) noch immer die ansehnlichste. Sie ist von einer 10—12 m hohen, 9 m dicken und 22 km im Umfang messenden Mauer umgeben und hatte ehemals 100,000 Einw., war eine der mächtigsten Städte der Haussa und erlangte sogar durch die Ausbildung der Haussasprache wissenschaftliche Bedeutung, kam aber nach tapferer Gegenwehr gegen die Fulbe herunter, besteht jetzt nur noch aus Ruinen inmitten von Feldern und Gärten und wenigen Häusern, deren 8000 Bewohner sich durch Anfertigung von Baumwollzeugen und Leder sowie durch ihren Handelsgeist auszeichnen.

Kattak (engl. Cuttak), Distrikt der britisch-ind. Provinz Bengalen, Division Orissa, zwischen 20° 21′—21° 10′ nördl. Br. und 85° 43′—87° 4′ östl. L. v. Gr., 9109 qkm (165 QM.) mit (1891) 1,937,671 Einw. (1,881,913 Hindu, 52,895 Mohammedaner, 2723 Christen). Das Land wird durchflossen von der Mahanadi, Baitarani und Brahmani, deren große Deltas bildende Mündungsarme durch zahlreiche natürliche und künstliche Kanäle miteinander verbunden sind, erzeugt viel Reis, Weizen, Baumwolle, Ölsaaten, Zucker, Tabak. Die gleichnamige Hauptstadt, zugleich die der Division Orissa, an der Spitze des Deltas der Mahanadi und Mittelpunkt des Orissa-Kanalsystems, hat ein in Ruinen liegendes Fort, britische Garnison und (1891) 47,186 Einw., die berühmte Filigranarbeiten in Gold und Silber liefern.

Katte, 1) Hans Hermann von, der Jugendfreund Friedrichs d. Gr., geb. 28. Febr. 1704, gest. 6. Nov. 1730. Seine Eltern waren der General, spätere Feldmarschall Hans Heinrich v. K. (geb. 1681, gest. 1741) und eine Tochter des prachtliebenden, verschwenderischen Grafen von Wartensleben, Kriegsministers unter König Friedrich I., der nach der zweiten Verheiratung seines Schwiegersohns seinen Enkel K. in französischer Weise erzog und früh auf Reisen schickte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde K. Leutnant bei den Gardegendarmen, zog sich aber durch Ausschweifungen und Insubordination vielfache Rügen zu. Seine Freundschaft mit dem Kronprinzen, die trotz aller Verbote immer vertrauter wurde, erregte den besondern Zorn Friedrich Wilhelms I. gegen ihn. An dem Fluchtplan des Kronprinzen war er in hervorragender Weise beteiligt, insofern durch seine Hand die ganze Korrespondenz ging. Ein Brief des Prinzen an ihn, der in falsche Hände geriet, verriet das Geheimnis; K. wurde verhaftet, ehe er fliehen konnte, 2. Nov. 1730 vom König selbst zum Tode verurteilt und 6. Nov. in Küstrin mit dem Schwerte hingerichtet. Friedrich II. erhob 1740 den Vater seines Freundes, den Feldmarschall v. K., in den Grafenstand.

2) Friedrich Karl von, geb. 1772 im Magdeburgischen, gest. 12. Jan. 1836, trat 1786 in preußische Kriegsdienste, machte 1787 den Feldzug in Holland und 1792—95 die Feldzüge gegen Frankreich mit und geriet 1806 bei Lübeck in französische Gefangenschaft. Nach seiner Auslösung reifte der Gedanke in ihm, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von dem französischen Joche zu befreien, und schon stand er im Begriff, mit einem Haufen Bauern aus der Altmark im April 1809 Magdeburg durch Einverständnis und Überrumpelung zu nehmen, als der ganze Plan verraten wurde. K. ging nun nach Prag zum Herzog von Braunschweig-Öls, machte mit diesem den Streifzug nach Sachsen und nahm dann teil an den Schlachten bei Wagram und Aspern. Aus England, wohin er sich mit dem Herzog begeben, kehrte er bald in österreichische Dienste zurück, nahm aber Urlaub zu einer Reise nach Griechenland. Beim Ausbruch des Krieges 1813 trat er wieder in preußische Dienste, wohnte den Feldzügen bis 1815 bei, stand dann als Major beim 11. Husarenregiment in Münster, nahm 1826 den Abschied als Oberstleutnant und zog sich auf sein Gut Neuenklitsche zurück.

Kattegat, Meerenge zwischen Schweden im O. und Jütland im W., 27,550 qkm (500 QM.) groß und bis 60 m tief, nördlich von den dänischen Inseln, bildet die Verbindung der Nordsee und der Ostsee (mittels des Sundes, des Großen und Kleinen Belts) und gleicht mit den korrespondierenden Aus- und Einbiegungen seiner Küsten der Mündung eines großen Stromes. Es enthält an dem steilen und felsigen schwedischen Gestade viele verborgene und offene Klippen, in der Mitte große Sandbänke, an der niedrigen jütischen Küste viele sandige Striche und Riffe und ist obendrein wegen seiner Stürme und Strömungen verrufen. Das Wasser ist in den obern Schichten schwach salzig wie das in der Ostsee, in den untern Schichten reich an festen Bestandteilen, vornehmlich an Kalk. S. Karte »Dänemark«.

Katten (Chatti, seltener Catti, v. altnord. hattr, angelsächs. haet = pileus, Filzkappe, abzuleiten), german. Volksstamm, welcher zu den Herminonen gehörte, bewohnte das Land zwischen Rhein, Taunus, Werra, Diemel und dem Teil des Rheinischen Schiefergebirges, welcher die Wasserscheide zwischen Rhein und Weser bildet. Ihr Hauptort war Mattium (Maden bei Gudensberg an der Eder). Zu den K. gehörten die Mattiaker, welche am Taunus wohnten; von den K. stammten die Bataver und Chattuarier ab, deren Sitze im Rheindelta lagen. Die K. hatten im Vergleich mit andern Völkern abgehärtetere Körper, straffere Glieder, drohendere Gesichtszüge und größere Lebendigkeit des Geistes, waren reicher an Überlegung und Erfindungsgabe, hielten strengere Kriegszucht und folgten und vertrauten mehr den Anordnungen ihrer Häuptlinge. Ihre Hauptstärke war das Fußvolk. Gleich den Römern führten sie auf dem Marsche außer ihren Waffen auch noch Feldgerät und Mundvorrat bei sich, wußten Verschanzungen aufzuwerfen, und in Schlachtreihen geordnet, kämpften sie mutig und ausdauernd. Die Jünglinge schoren Bart und Haupthaar erst nach Erlegung eines Feindes ab. Ein eiserner Ring bezeugte (nach Tacitus) das Gelübde eines Tapfern, von der beschimpfenden Fessel sich durch die Erlegung eines Feindes zu befreien. Solche Ringträger bildeten die ersten Schlachtreihen und eröffneten den Kampf. Der kattische Krieger war ohne eignen Wohnsitz und Ackergut und quartierte sich im Frieden bei andern ein; erst Altersschwäche setzte seinem Kriegsdienst ein Ziel. Drusus fand bei seinem Plan der Unterjochung Germaniens (11 v. Chr.) an-

Digitized by Google

fangs an den K. Verbündete und drang durch ihr Land gegen die Cherusker (im Wesergebiet) vor. Denselben Weg nahm Germanicus, um des Varus Niederlage, welche die K. als Bundesgenossen der Cherusker, Brukterer und Marsen mit herbeigeführt hatten, zu rächen (15 n. Chr.), und 16, als er seine Hauptmacht gegen Arminius führte, schickte er seinen Legaten Silius ab, um die K. im Schach zu halten. Aufs neue kämpften die K. gegen die Römer in Obergermanien zur Zeit des Kaisers Claudius, und 51 verloren sie gegen Sulpicius Galba den bei Varus' Niederlage erbeuteten Legionsadler. Darauf gerieten sie mit den benachbarten Hermunduren um heilige Salzquellen an der Werra in Streit und gelobten (so erbittert waren sie gegen den verwandten Stamm), die Feinde nach ihrem Siege den Göttern zu opfern; besiegt, wurden viele von ihnen an den Altären derselben geschlachtet (59). Doch muß die Macht der K. bald wieder erstarkt sein. Im J. 70, zur Zeit des Bataveraufstandes, bedrängten sie in Gemeinschaft mit den Usipetern die römische Kolonie Moguntiacum (Mainz), doch ohne Erfolg. Trajan und Hadrian schränkten das Gebiet der K. am Taunus durch den Limes romanus ein. Am Markomannenkrieg (162—180) nahmen sie als südwestliche Vorhut des großen Bundes hervorragenden Anteil. Zuletzt kämpfte Kaiser Caracalla (211—217) gegen die K., welche fortan in dem Gesamtnamen »Franken« aufgingen. Vereinzelt tritt der alte Name noch auf bei zwei Schriftstellern aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, Sulpicius Alexander (bei Gregor von Tours citiert) und Claudianus. Es ist wahrscheinlich, daß die Hessen von den K. abstammen. S. Karte »Germanien«.

Kattenbusch, Friedrich Wilhelm Ferdinand, evang. Theolog, geb. 7. Okt. 1851 in Kettwig an der Ruhr, wurde 1873 Repetent, 1876 Privatdozent in Göttingen und 1878 ordentlicher Professor in Gießen. Er schrieb: »Luthers Stellung zu den ökumenischen Symbolen« (Gießen 1883), »Über religiösen Glauben im Sinne des Christentums« (das. 1887), »Lehrbuch der vergleichenden Konfessionskunde« (Freiburg 1891), »Von Schleiermacher zu Ritschl« (2. Aufl., Gießen 1893), »Das apostolische Symbol, seine Entstehung, sein geschichtlicher Sinn ꝛc.« (Bd. 1, Leipz. 1894) u. a.

Kätti (engl. Catty, chines. und japan. Kin oder King), Handelsgewicht in China zu 16 Liang oder Tael und in Japan zu 16 Riò = 1/100 Pikul, wird beim chinesischen Fremdenverkehr und Zollwesen = 1⅓ engl. Pfund oder 604,79 g gesetzt, aber beim Binnenverkehr ungleich angenommen; auf den Philippinen (Cate) = 1⅜ kastilische Pfund oder 632,685 g, in Niederländisch-Ostindien = 615,21 g. In Singapur, Pinang und Malakka verhält sich das malaiische K. zum chinesischen wie 15:16. Vgl. Kin.

Kattiwar, Halbinsel, s. Kathiawar.

Kattowitz, Kreisstadt im preuß. Regbez. Oppeln, am Rawabach, Knotenpunkt der Linien Kosel Kandrzin-Oswiecim, Rendza-K. und K.-Dziedit der Preußischen Staatsbahn, 272 m ü. M., hat eine evangelische, eine katholische und eine altkath. Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, eine Provinzial-Idiotenanstalt, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, eine königliche Eisenbahndirektion, ein Bergrevier, eine Reichsbanknebenstelle, Eisen- und Phosphorbronzegießerei, eine Holzimprägnierungsanstalt, Dachpappen-, Ceresin- und Möbelfabrikation, eine Eisenbahn-Maschinen-Reparaturwerkstätte, Dampfstischlerei und -Bäckerei, Molkerei, Mühlen, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei und (1890) 16,513 Einw., davon 2866 Evangelische und 1483 Juden. K. war 1815 noch ein unbedeutendes Dorf und ward erst 1867 Stadt. Nahebei der Gutsbezirk K. mit der Marthahütte, die Industrieorte Bogutschütz-Zawodzie, die Hohenlohehütte, Zalenze und Domb mit bedeutender Kohlen-, Eisen- und Zinkindustrie.

Kattūn (v. arab. katon, »Baumwolle«), glattes, leinwandartig gewebtes, ziemlich dichtes Baumwollzeug. Weißer K., zum Bedrucken bestimmt, bildet den Rohkattun, auch gehören dazu Kammertuch und Schirting; einfarbige, gesteifte und geglättete Kattune heißen Sarsenets und Futterleinwand. Bedruckte Kattune (in England meist Kalikos, in Frankreich Indiennes genannt) bilden einen der wichtigsten Artikel der Web- und Druckindustrie in England, Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Sie kamen ursprünglich aus Indien nach Europa; aber die Maschinenproduktion ist hier zu solcher Entwickelung gelangt, daß jetzt europäischer K. in Indien die dortige Handarbeit verdrängt hat. Die ersten Spuren der Verfertigung von Baumwollzeug finden sich nach Herodot bei Völkern in der Gegend des Kaspischen Meeres, dann bei den Ägyptern, von denen diese Kunst zu den Indern überging. Diese trieben schon 138 v. Chr. mit gedruckten und gemalten baumwollenen Zeugen Handel nach China. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts zeichneten sich die ostindischen Kattune vor andern durch Lebhaftigkeit und Festigkeit der Farben aus. Vorzüge, welche die Inder durch sorgfältige Zubereitung der Farben und Vorbereitung des Kattuns zur Annahme der Farbe bewirkten. Auch wird bei den Indern viel K. bemalt, indem man den Umriß des Musters vorher mit durchlöcherten Papierschablonen und Kohlenstaub aufträgt. Gegen Ende des 17. Jahrh. fingen die Holländer an, die ostindischen weißen Gewebe zu bedrucken; dies wurde bald in Hamburg, Augsburg, in der Schweiz, in Sachsen ꝛc. nachgeahmt, und später webte man die Kattune selbst. Zuerst gelangte die Kattunindustrie in England zu kolossaler Entwickelung; während der Napoleonischen Kriege gründete und verfeinerte dann auch Frankreich, namentlich das Elsaß, seine Druckerei und behauptete später, besonders in feinerer Ware, den Vorrang. Gegenwärtig ist auch die deutsche Kattunindustrie hoch entwickelt.

Kattundruckerei, s. Zeugdruckerei.

Kattunpapier, hellfarbig grundiertes, mit einfachen Mustern bedrucktes Papier.

Kattunporphyr (Fleckenporphyr), ein durch bunte Farbenzeichnung auffallendes Gestein aus dem Würschnitzthal bei Chemnitz, früher für Porphyr, jetzt als Porphyrtuff angesprochen, zeigt eine dichte rote Grundmasse, aus welcher wurmförmige, blaßrötliche bis hellgraue quarzreiche Stellen hervortreten.

Katty Kurgan, Fort in der Provinz Serafschan des russ. Generalgouv. Turkistan, am linken Ufer des Serafschan, nahe der Grenze von Bochara, mit (1879) 4425 Einw.

Katun, in Montenegro die Gesamtheit mehrerer Alpenhütten (Kolibas), Sennereidorf.

Katunjasäulen (Bjelucha), Berg, s. Altai.

Katunky, Kirchdorf im russ. Gouv. Nishnij Nowgorod, Kreis Balachna, bekannt durch seine Gerbereien und Leimsiedereien, mit 1800 Einw. Von hier kommen jährlich Leder und Lederwaren bis zum Betrag von 350,000 Rubel in den Handel.

Katwijk aan Zee (spr. -weik), Dorf in der niederländ. Provinz Südholland, an der Nordsee, bildet mit

Digitized by Google

Katzen.

1. Falbkatze oder Nubische Katze (Felis maniculata). 1/6.

2. Wildkatze (Felis catus). 1/8.

3. Angorakatze (Felis domestica angorensis). 1/7.

Digitized by Google

Katwijk aan den Ryn oder Katwijk-Binnen und mit Het Land die Gemeinde Katwijk oder De beide Katwijken en het Land, mit dem berühmten Kanal, durch den der Alte Rhein, der sich früher in den Dünen verlor, vermittelst eines künstlichen Durchbruchs der Dünen in das Meer geführt wird. Drei Reihen von Schleusen, die erste mit 4, die zweite mit 8 und die dritte mit 10 gewaltigen Thoren, schützen nicht nur das Land gegen die Fluten der See, sondern bilden auch in dem breiten und tiefen Rheinkanal mehrere Bassins, welche durch sinnreiche Einrichtung der Schleusen im stande sind, allen eingewehten und eingeschlämmten Sand wieder hinauszuspülen. Am Eingang des Kanals und am Meeresufer sind großartige Deiche errichtet. Die Werke wurden unter König Ludwig seit 1807 von dem Baumeister Conrad ausgeführt und 1841 erweitert. Dabei die unter Wasser liegenden Ruinen eines römischen Kastells (Huis te Britten), die bei sehr niedrigem Wasserstand zu Tage kommen (zuletzt 1696). K. ist mit Leiden durch eine Dampfstraßenbahn verbunden, hat eine neue protest. Kirche und (1889) 5043 (als Gemeinde 6731) Einw., meist Fischer, und wird als Seebad benutzt.

Katzbach, Fluß, entspringt auf dem Bleiberg bei Ketschdorf im preuß. Regbez. Liegnitz, hat bis vor Goldberg nördliche, dann nordöstliche Richtung und ergießt sich nach 98 km langem Lauf unfern Parchwitz in die Oder. Die K. hat einen reißenden Lauf, indem ihr Gefälle 360 m beträgt, ist aber im Sommer in der Regel wasserarm. Ihre wichtigsten Zuflüsse sind die Schnelle Deichsel auf der linken und die an Jauer vorbeigehende Wütende Neiße auf der rechten Seite. — Berühmt ist die K. durch die Schlacht 26. Aug. 1813. Die schlesische Armee, zusammengesetzt aus dem 1. preußischen Armeekorps unter York und den beiden russischen Korps der Generale Langeron und Sacken, unter dem Oberbefehl Blüchers, war dem Trachenberger Kriegsplan gemäß vor der französischen Übermacht, die Napoleon selbst bei Wiedereröffnung der Feindseligkeiten Mitte August gegen sie heranführte, vom Bober bis hinter die K. zurückgewichen, aber auf die Kunde von Napoleons Rückkehr nach Dresden wieder vorgegangen, als der französische Befehlshaber, Marschall Macdonald, mit etwa 80,000 Mann sorglos und von der Nähe der Feinde nichts ahnend, gerade die K. zu überschreiten sich anschickte. Blücher hatte 26. Aug. seinem rechten Flügel unter Sacken befohlen, den Feind bei Liegnitz zu beschäftigen; York sollte im Zentrum, Langeron auf dem linken Flügel rechts und links von der Wütenden Neiße bis zur K. vorgehen und diese überschreiten. Als nun die Vortruppen auf dem linken Ufer der K. und der Neiße von den mit Übermacht andringenden Franzosen auf das Plateau rechts der Neiße zurückgedrängt wurden und Blücher trotz des strömenden Regens erkannte, daß der Feind mit der Sachlage unbekannt sei, befahl er York und Sacken, auf dem Plateau Stellung zu nehmen, so viel Feinde heraufzulassen, als sie glaubten schlagen zu können, und dann anzugreifen und sie den von Défilés und Bergbächen durchschnittenen Abhang ins tiefe Neißethal wieder hinabzuwerfen. Um 3 Uhr nachmittags begann Yorks linker Flügel, die Brigade Hünerbein, den Angriff und schmetterte mehrere französische Bataillone mit Bajonett und Kolben nieder. Ein verunglückter Angriff, den Jürgaß mit der Reiterei unternahm, drohte die Linie Yorks zu zerreißen, indes ein allgemeines Vorgehen der russischen und preußischen Kavallerie unter Blücher selbst, der Infanterie unter York brachte den Feind zum Weichen; alle Versuche neuer auf der Höhe anlangender französischer Truppen, der Verwirrung zu steuern und den Andrang der Verfolger aufzuhalten, blieben erfolglos; sie wurden mit fortgerissen. Dem Thal der Wütenden Neiße zueilend, sahen sich die Flüchtigen in den Hohlwegen durch festgefahrene Kanonen ꝛc. aufgehalten. Dazu war durch den Regen der Fluß zu einer solchen Höhe angeschwollen, daß der größte Teil derer, die es wagten, hindurchzusetzen, fortgerissen wurde und ertrank. Eine bei Niederkrayn geschlagene Notbrücke reichte für die andringende Menge nicht hin, auch hier fanden viele den Tod. Die Artillerie der Verbündeten rückte bis an den Thalrand vor und vollendete die Niederlage des Feindes durch Kartätschen und Granaten, die sie in den verworrenen Knäuel der Fliehenden schleuderte. Nur der Einbruch der Nacht und das schlechte Wetter hinderten die energische Verfolgung. Der linke Flügel der Verbündeten unter Langeron blieb unthätig. Das siegreiche Heer brachte die Nacht in heftigem Regen ohne jeglichen Schutz, ohne Lebensmittel auf dem Schlachtfeld zu. Erst 27. Aug. konnte die Verfolgung beginnen, trotzdem ward sie dem Feinde verderblich genug. Am 29. Aug. wurde bei Plagwitz die Division Puthod zersprengt; 1. Sept. war der Vortrab bis zur Lausitzer Neiße vorgedrungen, ganz Schlesien vom Feinde befreit. 103 Kanonen, 2 Adler, 18,000 Gefangene, darunter 3 Generale, im ganzen 30,000 Mann, hatten die Franzosen verloren; der Rest ihres Heeres war vollständig demoralisiert. Die Verbündeten hatten einen Verlust von 3400 Mann an Toten und Verwundeten. Die Soldaten nannten die Schlacht erst die Schlacht an der Wütenden Neiße, Blücher gab ihr aber nach der K. den Namen aus Rücksicht auf Sacken. Er selbst erhielt übrigens 1814 den Titel eines Fürsten Blücher von Wahlstadt nach dem nahen, durch die Mongolenschlacht 1241 bekannten Dorf Wahlstadt.

Katzbachgebirge, Berglandschaft im preuß. Regbez. Breslau, nördlich von Kupferberg, zwischen Bober und Katzbach, eigentlich nur eine Fortsetzung des Niederschlesischen Steinkohlengebirges. Auf demselben der Kammerberg (724 m) und die Hohe Kullge oder Hogolje (720 m), weiter nach N. der Probsthainer Spitzberg (501 m) und der Gröditzberg (389 m). Im W. fällt das Gebirge in das tiefe Thal des Bober, nach N. allmählich in die Ebene ab.

Kätzchen (Julus, Amentum), ährenartiger Blütenstand, der dichtgedrängte, unscheinbare Blüten trägt und nach dem Verblühen als Ganzes abfällt, wie bei den meisten Kätzchenblütlern (Amentaceen; s. Tafel »Blütenstände«, Fig. 5).

Kätzchenblütler (Kätzchenträger), s. Amentaceen.

Katze (Felis *L.*, hierzu Tafel »Katzen«), Säugetiergattung aus der Ordnung der Raubtiere und der Familie der Katzen (Felidae), Zehengänger mit kräftigem und doch schlankem, zum Sprung befähigtem Leib, kugeligem Kopf auf starkem Hals, kurzen Kiefern, mäßig hohen Beinen, fünfzehigen Vorder- und vierzehigen Hinterfüßen, kräftigen, durch elastische Bänder zurückziehbaren Krallen, langem Schwanz, 6 kleinen Vorderzähnen, je einem großen starken, kaum gekrümmten Reißzahn, je 2 Lückenzähnen und oben je 2, unten einem Backenzahn. Die dicke, fleischige Zunge ist mit hornigen, nach hinten gerichteten Stacheln besetzt. Das letzte Zehenglied ist senkrecht aufgerichtet, so daß dasselbe den Boden nicht berührt, und das Tier tritt mit den weichen, oft dicht behaar-

Digitized by Google

ten Ballen der Sohle auf. Katzen finden sich überall in der Alten und Neuen Welt, meist im Wald, aber auch in Steppen und Wüsten, in der Ebene und im Gebirge. Als Versteck dienen ihnen Bäume, Gebüsch, Felsspalten und verlassene Baue andrer Tiere; sie halten sich bei Tage verborgen und ziehen sich, wenn angegriffen, meist feig zurück; mit der Dunkelheit gehen sie auf Raub aus, streifen umher oder legen sich auf die Lauer. Alle sind stark und sehr gewandt; sie gehen langsam, geräuschlos, laufen schnell, machen Sprünge von 10—15facher Leibeslänge, klettern meist sehr geschickt, sind dem Wasser abhold, schwimmen aber im Notfall recht gut. Die größern Arten strecken mit einem einzigen Schlage ihrer Tatzen große Tiere zu Boden und schleppen enorme Lasten mit dem Maul fort. Gehör und Gesicht sind gut entwickelt; bei den kleinern ist die Pupille elliptisch, zieht sich am Tage zu einem feinen Spalt zusammen, rundet sich aber im Zorn und in der Dunkelheit zu einem fast vollkommenen Kreis aus; Bartschnurren am Maul und über den Augen dienen als Tastorgane, die Empfindlichkeit aber ist über den ganzen Körper verbreitet, und alle Katzen sind höchst empfänglich für Einflüsse von außen. Auch der Geschmackssinn ist gut entwickelt, und die Vorliebe für stark duftende Pflanzen (Baldrian, Katzengamander), auf welchen sich z. B. die Hauskatze wie im Rausch wälzt, deutet auf starke Ausbildung des Geruchs. Der Charakter der meisten Katzen ist ein Gemisch von Besonnenheit, List, Blutgier und Tollkühnheit; viele werden rückhaltlos zahm, doch brechen oft ihre natürlichen Eigenschaften unvermutet wieder durch. Sie nähren sich von Wirbeltieren, namentlich Säugetieren, und nur sehr wenige fressen Aas. Sie beschleichen ihre Beute und ergreifen sie im Sprung, quälen sie bisweilen noch lange wie spielend, stehen aber von weiterer Verfolgung ab, wenn der Angriffssprung mißlang. Selbst die größten fürchten anfangs den Menschen, scheinen aber, wenn sie ihn mehrfach besiegt haben, Menschenfleisch allem andern vorzuziehen. In beutereicher Gegend morden sie viel mehr, als sie selbst verzehren können. Die Weibchen werfen 1—6 Junge, für welche die Mutter zärtlich besorgt ist, während der Vater sich nur gelegentlich um sie kümmert, die noch blinden Jungen sogar häufig frißt. Bei allen Katzen wiederholt sich die Grundform des Leibes sehr streng, und für die Einteilung sind daher oft ziemlich nebensächliche Merkmale maßgebend. Man teilt die Gattung Felis in drei Untergattungen: **Katzen im engern Sinne** (Felis), Krallen völlig zurückziehbar, Schwanz in der Regel fast so lang wie der Rumpf, Beine niedrig, keine Ohrpinsel. **Geparde** (Cynailurus), Krallen nicht ganz zurückziehbar, in der Fährte sichtbar, höhere Beine. **Luchse** (Lynx), hochbeinige Tiere mit Ohrpinsel und kurzem Schwanz. Von den Katzen im engern Sinne unterscheidet man: A. Altkontinentale Formen: **Löwen** (Leonina *Wagn.*), ungefleckt, groß, gemähnt, mit Endquaste am Schwanz; **Tiger** (Tigrina *Wagn.*), gestreift, groß, mähnenlos; **Pardelkatzen** (Pardina *Gieb.*), groß, mit vollen oder geringelten Flecken und runder Pupille; **Servale** (Servalina *Wagn.*), kleiner, mit vollen Flecken; **echte Katzen** (Cati *Wagn.*), klein, ungefleckt, bisweilen gestreift, mit senkrecht elliptischer Pupille. B. Neukontinentale Formen: **Löwenartige** (Puma), ungefleckt, ohne Mähne, und **Pardelkatzen** (Jaguar), sämtlich kleiner als die altkontinentalen Formen.

Die **Wildkatze** (**Waldkatze, Kuder, Baumreiter**, F. Catus *L.*, s. Tafel, Fig. 2) wird 80 cm lang, mit 30 cm langem Schwanz, und 35—42 cm hoch; sie ist sehr gedrungen gebaut, mit dickem Kopf, sehr dichtem, langem Pelz, welcher beim Männchen fahl- oder schwarzgrau, beim Weibchen gelblichgrau ist; das Gesicht ist rotgelb mit vier schwarzen Streifen, der Leib mit schwarzem Rückenstreif und vielen verwaschenen Querstreifen gezeichnet; der Bauch ist gelblich, schwarz gefleckt, die Beine sind schwarz gestreift; charakteristisch ist ein gelblichweißer Kehlfleck und der starke, bis zur Spitze gleichmäßig dicke, schwarz geringelte Schwanz. Die Spur der Wildkatze (s. Abbild.) ist der der Hauskatze, der Trittform nach, sehr ähnlich, nur sind die Tritte größer, runder und markieren sich tiefer und schärfer im Boden. Die Trittstellung ist beim Schleichen etwas geschränkt. In der Flucht setzt die Wildkatze ähnlich wie der Fuchs (s. d., S. 975) und schnürt auch ziemlich so wie dieser. Die Wildkatze findet sich in ganz Europa mit Ausnahme des Nordens, einzeln in allen deutschen Mittelgebirgen, von wo sie weit in die Waldungen der

Beim Schleichen (geschränkt).

In der Flucht (geschnürt).

Trittstellung der Wildkatze.

Ebene hinausschweift, viel häufiger in Süd- und namentlich in Südosteuropa. Sie bewohnt besonders dichte, ausgedehnte Gebirgswaldungen, namentlich Nadelwälder, und haust in Felslöchern, hohlen Bäumen, Dachs- und Fuchsbauten, im Gebüsch etc., im Winter auch in Scheunen. Sie lebt einzeln, beschleicht in der Dämmerung Vögel, Hasen, Kaninchen, auch Reh- und Hirschkälber und Fische. Ihre Hauptnahrung bilden aber Mäuse und Ratten; in Gehegen, besonders Fasanerien, wird sie schädlich, auch plündert sie Hühner- und Taubenställe. Sie paart sich im Februar und wirft im April in den angedeuteten Verstecken 5—6 blinde Junge, welche sie in der Gefahr nicht verteidigt. Sie paart sich auch mit der Hauskatze. Ihre Jagd kann unter Umständen gefährlich werden, da sie angeschossen nicht selten den Menschen angreift und sich hartnäckig verteidigt, während sie sonst in der Regel vor dem Menschen große Furcht zeigt. Große Hunde bekämpft sie erfolgreich. Jung eingefangene Wildkatzen werden bisweilen so zahm wie Hauskatzen. Vielleicht ist unsre Wildkatze stammverwandt mit der in Nordafrika verbreiteten, auch auf Sardinien vorkommenden schwarzsohligen Wildkatze F. caffra *Desm.* und hat sich erst seit der Abtrennung Südeuropas von Afrika mehr und mehr zu einer selbständig erscheinenden Art herausgebildet. Die **Zwergkatze** (**Kueruck**, F. undata *Ruepp.*), 65—70 cm lang, wovon 20—23 cm auf den Schwanz kommen, ist bräunlich fahlgrau, unten weiß, oben dunkel rostbraun, unten braunschwarz gefleckt; vier Längsstreifen ziehen sich über Stirn, Scheitel, Nacken, andre Streifen verlaufen im Gesicht und an der Brust. Diese K. findet sich in Indien, auf den Sundainseln und in Ostasien, lebt meist auf Bäumen, ist äußerst blutgierig und nährt sich hauptsächlich von Vögeln. Die **Falbkatze** (**nubische**

Digitized by Google

K., F. maniculata *Ruepp.*, s. Tafel, Fig. 1), wohl eine steppenbewohnende Form von F. caligata *Temm.* und auch nahe verwandt mit der erwähnten F. caffra *Desm.*, ist 50 cm lang, mit 25 cm langem Schwanz, oben fahlgelb oder fahlgrau, an den Seiten heller, am Bauch weißlich, am Rumpf und an den Beinen mit dunkeln, schmalen, verwaschenen Querbinden, am Oberkopf und im Nacken mit acht schwarzen Längsbinden. Der Schwanz ist oben fahlgelb, unten weiß, schwarz geringelt und hat eine schwarze Spitze. Sie bewohnt Ost- und Innerafrika und Palästina und ist jedenfalls in sehr früher Zeit gezähmt worden. Die Mumien und die Abbildungen auf altägyptischen Denkmälern stimmen am meisten mit dieser K. überein, und es ist wahrscheinlich, daß die Priester das heilige Tier von Meroe in Südnubien nach Ägypten brachten, von wo es sich dann weiter verbreitete.

In der Schädelbildung stimmt die Falbkatze mit der **Hauskatze** sehr nahe überein, und die Hauskatzen Nordafrikas zeigen noch ganz das Gepräge der Falbkatze. Die Niam-Niam fangen noch heute Falbkatzen ein und wissen dieselben in kurzer Zeit so weit zu zähmen, daß sie sich an die Wohnung gewöhnen und in der Nähe derselben die zahlreichen Mäuse vertilgen. Den alten Ägyptern war die K. wohl das heiligste aller Tiere, und wer eine K. tötete, wurde unerbittlich mit dem Tode bestraft. Die Göttin Bast (s. d.) wurde mit einem Katzenkopf abgebildet, und in ihr Heiligtum brachte man gewöhnlich die Katzenmumien. Griechen und Römer kannten die K. nicht als Haustier; erst Palladius im 4. Jahrh. n. Chr. gebraucht den Namen catus, der seitdem von Italien aus wie das Tier selbst zu europäischen und asiatischen Völkern wanderte. Bei den Germanen galt die (wilde) K. als Lieblingstier der Freyja, deren Wagen mit zwei Katzen bespannt war. Später wurde die K. wegen ihres schleichenden, nachtwandlerischen Wesens und der im Finstern unheimlich glühenden Augen ein Gegenstand des Aberglaubens: Hexen und Zauberinnen verwandeln sich in Katzen; namentlich an die dreifarbige und die schwarze K. knüpft sich viel Aberglaube. Von Ägypten aus ging die K. wahrscheinlich zuerst östlich; sie war ein Liebling Mohammeds. Viel später kam sie in die nördlichen Länder, im 10. Jahrh. wird sie in der Gesetzsammlung für Wales als ein offenbar kostbares Tier erwähnt, und im 11. Jahrh. hatten vornehme Frauen kostbare Schoßkatzen. Gegenwärtig ist die K. im europäischen Süden und Osten und im Morgenland viel beliebter als bei den germanischen Völkern. In Ägypten genießt sie besonders große Achtung und wird in Kairo auch öffentlich verpflegt. Sie wurde früh nach Amerika verpflanzt, kam auch nach Australien und ist auf Neuseeland verwildert. Erst vor 20 Jahren verbreitete sie sich am Amur. Die Mehrzahl unsrer Hauskatzen stammt wohl von der Falbkatze (resp. F. caligata und F. caffra) ab, es gibt aber auch viele Hauskatzen, welche in Schädel-, Gebißbildung und Färbung eine deutliche Annäherung an unsre Wildkatze zeigen, und oft überwiegt augenscheinlich das Blut der letztern. Häufig werden ohne Zuthun des Menschen Kreuzungen zwischen Haus- und Wildkatze stattgefunden haben, und zu der Zeit, als die Hauskatze noch teuer war, lag es nahe, junge Wildkatzen zu zähmen und die gezähmten zur Weiterzucht zu benutzen. Auch asiatische Wildkatzen dürften bei der Frage nach der Abstammung der Hauskatze in Betracht kommen. Die Hauskatze hat sich durch die Zähmung viel weniger verändert als der Hund. Sie bewahrt stets eine gewisse Selbständigkeit, zeigt, auch wo sie wenig Pflege findet, mehr Anhänglichkeit an das Haus als an die Familie, entweicht selbst vollständig in den Wald und kehrt, obwohl stark verwildert, im Herbst zu demselben Haus zurück; vollständig verwildert sie nicht leicht. Sie ist stets reinlich und zierlich, geht gemessen und lautlos, bewegt sich aber auch in schnell fördernden Sätzen oder Sprüngen, wobei sie freilich von jedem Hund eingeholt wird. Sie springt 2—3 m hoch, klettert sehr geschickt durch Einhäkeln ihrer Krallen und berührt, wenn sie fällt, stets den Boden mit den Füßen zuerst, indem sie während des Falles eine Wendung zu machen versteht. Wasser meidet sie, doch schwimmt sie im Notfall recht gut. Zum Schlaf legt sie sich zusammengerollt am liebsten auf Heu. Ihre an und für sich rauhe Stimme ist ungemein biegsam. Unter ihren Sinnen ist das Gehör und Gefühl am schärfsten entwickelt. Sie besitzt großen Mut und bewährt ihn im Kampfe mit den stärksten Hunden, sie ist aber auch rauflustig und balgt sich besonders mit andern Katzen zur Nachtzeit. Sie schmeichelt gern und läßt sich schmeicheln, befreundet sich auf das innigste mit ihrem Pfleger; aber sie ist nicht gutmütig wie der Hund und beißt und kratzt oft, wenn man es gar nicht vermutet. Sie paart sich Ende Februar oder Anfang März und Anfang Juni. Nach 55 Tagen wirft sie 5—6 blinde Junge, welche am neunten Tag sehen lernen. Die Alte hält die Jungen namentlich vor dem Kater möglichst lange verborgen und verteidigt sie mit größter Tapferkeit, zeigt aber, während sie säugt, großes Mitleid auch gegen andre Tiere, nimmt kleine Hunde, Hasen, Ratten, Mäuse ꝛc. als Pfleglinge an und widmet ihnen dieselbe Sorgfalt wie den eignen Jungen. Sie zeigt überhaupt eine überraschende Mutterliebe und widmet sich den Jungen mit vollkommenster Hingebung. Die Hauptnahrung der K. bilden Mäuse; an Ratten wagt sich nicht jede; Spitzmäuse bleiben von ältern Katzen meist unbehelligt; Eidechsen, Schlangen, Frösche werden nur gelegentlich von der K. gefressen; sie fängt aber auch Vögel, wagt sich an ziemlich große Hasen und legt sich sogar auf den Fischfang. Im Haus plündert sie den Speiseschrank. Von Spielarten unterscheidet man quer schwarzgestreifte **Cyperkatzen**, bläulich aschgraue bis bläulich schwarze, lang- und weichhaarige **Kartäuserkatzen** mit schwarzen Lippen und Fußsohlen, weiß, schwarz und rotgelb gefleckte **spanische Katzen**, die **chinesische** K. mit Hängeohren und langem, seidenweichem Haar, die in China gemästet und gegessen wird, die **siamesische** K. mit kurzem, glatt anliegendem Haar, isabellfarben, an Schwanz, Ohren, Beinen u. im Gesicht schwarzbraun; die **Angorakatze** (F. domestica angorensis, s. Tafel, Fig. 3), mit langem, seidenweichem, weißem, gelblichem oder gräulichem Haar, auch bunt, mit fleischfarbenen Lippen und Sohlen; sie gilt als faul, aber auch als besonders klug und anhänglich. Auf der Insel Man lebt eine schwanzlose K. mit hohen, hinten unverhältnismäßig entwickelten Beinen, von verschiedener Färbung. Sie ist eine unermüdliche Kletterin und Springerin und wird den Vögeln viel gefährlicher als die gewöhnliche Hauskatze. Auch auf den Sundainseln und in Japan kommen Katzen mit verschiedenen Schwanzabstufungen vor, und besonders auf Sumatra sollen allen Katzen, bevor sie erwachsen sind, die ursprünglich vorhandenen Schwänze absterben.

Krankheiten der K. Häufiger als Verdauungsleiden sind Erkrankungen der Respirationsorgane. So kommt ein ansteckender Schnupfen und eine charak-

teristische Form der Lungenentzündung mit Höhlenbildung in den Lungen und tödlichem Verlauf vor. Arzneiliche Behandlung ist kaum ausführbar, die Pflege beschränkt sich auf Regelung der Diät und Verabreichung von (geschabtem) frischem Fleisch u. Milch. Mehr Interesse beanspruchen einige nicht seltene Erkrankungen, welche auf den Menschen übertragbar sind, wie der Rotz (s. d.), mit welchem sich die K. leicht infiziert, und vor allem die Tollwut, durch welche die K. sehr gefährlich werden kann. Im Darm der K. wohnt ein Bandwurm (Taenia elliptica), welcher mit T. cucumerina des Hundes identisch ist. Seine Larve (Finne) lebt in dem Hundsfloh (Pulex canis); bei intimem Verkehr von Menschen, besonders von Kindern, mit Hunden, können solche Flöhe in den Mund gelangen und die Finne in den menschlichen Darm übertragen, wo sie sich zum Bandwurm entwickelt. Viel gefährlicher ist eine pflanzlich-parasitäre Hautkrankheit der K., der Favus-Grind, welchen die Katzen sich durch Ansteckung an Mäusen zuziehen. Derselbe bildet graue oder bräunliche, trockne, rissige, dicke Borken und geht sehr leicht auf den Menschen über, wo er eine schwer heilbare Haar- u. Bartflechte erzeugt. Die bei der K. vorkommende Sarcoptes-Räude erzeugt beim Menschen Krätze. Hauskatzen mit Hautausschlägen sind daher sofort in Behandlung zu geben oder zu töten. Man benutzt von der K. das Fell als Pelzwerk und züchtet sie zu diesem Zweck an mehreren Orten (s. Katzenfelle); das weiße Fleisch ist zart und erinnert im Geschmack einigermaßen an Kalbfleisch. Früher benutzte man verschiedene Teile der K. medizinisch. Vgl. Michel, Das Buch der Katzen (Weim. 1876); Martin, Das Leben der Hauskatze und ihrer Verwandten (2. Aufl., das. 1883); Landrin, Le chat; zoologie, origine, histoire, etc. (Par. 1894).

Katze, in der Befestigungskunst soviel wie Kavalier; im Kriegswesen ehedem (lat. catus) bewegliches Schirmdach, welches die Schanzgräber vor den aus der belagerten Stadt geschleuderten Steinen 2c. sicherte, also etwa soviel wie Vinea und Testudo. — In der Technik heißt K. bei Kranen eine Vorrichtung verschiedener Konstruktion zur Verschiebung der Last längs des Kranbalkens; in der Weberei der Fadenführer am Scherrahmen. — Neunschwänzige K. (engl. cat of nine tails) nennt man eine in neun Riemen auslaufende, früher besonders in der englischen Armee und Marine zur körperlichen Züchtigung benutzte, aber seit 1881 gänzlich abgeschaffte Peitsche.

Katzeler (Katzler), Friedrich Georg Andreas von, preuß. General, geb. 24. Jan. 1765 in Grimminghausen bei Altena, gest. 12. Juli 1834 in Wittinfelde bei Elbing, Enkel des preußischen Generals Nikolaus Andreas v. K., trat 1779 als Kornett in ein Husarenregiment, kämpfte als Stabsrittmeister bei den Blücherschen Husaren 1793—94 gegen die Franzosen, 1806 als Husarenmajor unter Blücher, erhielt sodann das Kommando der westpreußischen Ulanen und befehligte 1813—14 die Vorhut Blüchers, dann des Yorkschen Korps. Er zeichnete sich durch List, Kühnheit und unermüdliche Thätigkeit aus; der ausgezeichnete Reyher war sein Adjutant. Im Dezember 1813 zum Generalmajor befördert, kam er 1814 nicht zum Kampf, wurde Brigadekommandeur zu Stettin und befehligte darauf bis 1825 eine Division in Danzig. Ihm zu Ehren wurde 1889 das schlesische Ulanenregiment Nr. 2 Ulanenregiment v. K. genannt. Vgl. Bock v. Wülfingen, General von K. (Berl. 1892).

Katzen (Felidae), eine Familie der Raubtiere (s. d.).

Katzenauge (amaurotisches K.), ein eigentümliches Leuchten des Augenhintergrundes, welches durch Netzhautablösung (s. d.) entsteht und deshalb nur bei erblindeten Augen vorkommen kann, s. Tafel »Augenkrankheiten«, Fig. 16.

Katzenauge, Mineral, s. Quarz und Chrysoberyll.

Katzenaugenharz, s. Dammaraharz.

Katzenbären, s. Bär, S. 449.

Katzenberge (Trebnitzer Landrücken), Teil des Mährisch-Schlesischen Landrückens im preuß. Regbez. Breslau, nördlich von Breslau, bildet das Quellgebiet der Bartsch und erreicht im Pfarrberg bei Trebnitz 255 m Höhe. Denselben Namen führt ein andrer Teil des genannten Landrückens zwischen Bober und Oder, westlich von Glogau.

Katzenbuckel, höchster Berg des Odenwaldes, im südöstlichen Teile desselben, nahe bei Eberbach am Neckar, 628 m hoch, mit Aussichtsturm.

Katzendarm, das zu Unterbindungen und zur Naht in der Chirurgie benutzte Catgut (s. d.).

Katzenelnbogen (lat. Cattimelibocus, »Melibokus der Katten«), sonst Grafschaft am Main u. Rhein, geteilt in die obere Grafschaft, zum Großherzogtum Hessen gehörig und begrenzt vom Rhein, Odenwald und von der Wetterau, 1100 qkm (20 QM.) groß mit der Hauptstadt Darmstadt, und die niedere Grafschaft, welche an den Rhein, an Diez, Dillenburg und Idstein grenzte und 468 qkm ($8^1/_2$ QM.) umfaßte, mit der Hauptstadt St. Goar. Der gleichnamige Flecken im preußischen Regbez. Wiesbaden, Kreis Unterlahn, hat eine kath. Pfarrkirche, ein altes Schloß, ein Amtsgericht, eine Oberförsterei, eine Privatirrenanstalt, Eisen- und Braunsteingruben, Ziegel- und Kalkbrennerei und (1890) 1040 meist evang. Einwohner. — K. kommt schon im 10. Jahrh. vor. Die Burg Neukatzenelnbogen auf einem hohen Felsen über St. Goarshausen (gewöhnlich die »Katz« genannt), war Ende des 14. Jahrh. erbaut und wurde 1806 von den Franzosen gesprengt. Die Grafen von K. stammen von Heinrich I. (1096—1102) ab, teilten sich 1245 in die Linien Alt-K. und Neu-K., von denen die erste 1403 ausstarb und ihre Besitzungen auf die letztere vererbte. Diese erlosch 1479, und das Land fiel an Hessen, da die Erbtochter Anna mit dem Landgrafen Heinrich III. von Hessen vermählt war. Die obere Grafschaft ist in der spätern Teilung fast ganz an Hessen-Darmstadt gekommen. Der größte Teil der niedern Grafschaft kam an Nassau und mit diesem 1866 an Preußen.

Katzenfelle, von der gemeinen Katze, sind wegen der Länge, Weichheit und Schönheit ihrer Haare sowie wegen ihrer Leichtigkeit, Dauerhaftigkeit und Wärme sehr geschätzt. Die Schönheit der K. richtet sich hauptsächlich nach der den Tieren gewährten Reinlichkeit und Pflege. Aus Holland stammen die besten K. von Tieren, die dort mit Rücksicht auf das Fell in Schuppen gezüchtet werden. Auch Ostfriesland, Schleswig-Holstein, die Schweiz, Salzburg, Steiermark und Oberbayern liefern schöne schwarze K. Durch Verschneiden der Tiere werden die K. größer und haarreicher. In Deutschland, Italien und der Walachei verarbeitet man besonders die schwarzen, in Schlesien und Galizien die grauen und in der Türkei die weißen und roten. Häufig färbt man die K., was am dunkelfarbigen Leder zu erkennen ist; schönere Resultate gibt das Blenden, wobei nur die Spitzen der Haare gefärbt werden. So behandelte K. sollen sich besser halten

Digitized by Google

als die natürlichen, welche mit der Zeit rötlich und unscheinbar werden. Die Felle der Wildkatze, welche besonders aus Rußland, Polen, dem Kaukasus, Sibirien, der Türkei und Ungarn, aus Süddeutschland und Frankreich kommen, sind größer und stärker als die der Hauskatze, haben längeres und feineres, meist braungelbliches, fast hechtgraues, schattiertes Haar und vollständige schwarze Ringel auf dem gelblichgrauen Schwanz. Diese K. bilden ein weiches, doch wenig haltbares Pelzwerk und werden, braun gefärbt, vielfach in der Türkei und Ungarn verbraucht. Schwarze sibirische K. heißen auch Genettenfelle. Die Produktion von Katzenfellen beträgt in Sibirien 250,000 Stück, in Mitteleuropa 500,000, in Nordamerika 45,000, im europäischen Rußland 200,000, in Schweden und Norwegen 5000 Stück. Die nordamerikanischen K. stammen von Lynx canadensis, s. Luchsfelle.

Katzenfrett (Kakamizli, Bassaris astuta *Lichtenst.*), ein Raubtier, welches allein die Familie der Schleichkatzen (Viverridae) in der Neuen Welt vertritt, aber auch zu den Bären gestellt wird und in mancher Hinsicht den Mardern ähnelt. Es ist 95 cm lang mit 38 cm langem Schwanz, erinnert in der Gestalt an einen kleinen Fuchs und hat an jedem Fuße fünf Zehen mit kurzen, halb zurückziehbaren Krallen. Der Kopf ist zugespitzt, die nackte Schnauze lang, das Auge groß, die zugespitzten Ohren stehen aufrecht. Das Tier ist oberseits dunkel braungrau, an Wangen und Unterbauch gelblichweiß; längs des Halses und über die Beine laufen verwaschene Binden, der Schwanz ist weiß und schwarz geringelt. Der Kakamizli bewohnt in Texas und Mexiko hohle Bäume, Felsenklüfte und verlassene Gebäude, hält sich gern in der Nähe menschlicher Ansiedelungen auf, bewegt sich auf Bäumen mit der Anmut des Eichhörnchens, führt aber ein mehr nächtliches Leben. Wegen seiner Räubereien in Hühnerställen ist er sehr verhaßt. Er läßt sich aber auch zähmen und wird dann durch Mäuse- und Rattenjagd nützlich. In Mexiko hält man ihn oft als Schoßtierchen.

Katzengamander, s. Teucrium.

Katzengebirge, s. Katzenberge.

Katzengold, s. Glimmer.

Katzenhai, s. Haifische.

Katzenjammer, von »Kater«, dieses von »Katarrh« abgeleitet, bezeichnet in der Volkssprache den Zustand, der sich nach einem Rausch als natürliche Reaktion des letztern einstellt. Da ein Rausch, eine Betrunkenheit infolge des Genusses alkoholischer Getränke, je nach seiner Intensität einen mehr oder weniger hohen Grad von akuter Alkoholvergiftung darstellt, so haben wir auch in dem K. die Folgen einer solchen zu erblicken. Der Name K. kommt daher, weil das sich zunächst aufdrängende Zeichen des Katzenjammers eine katarrhalische Affektion der Magenschleimhaut ist, also thatsächlich ein Katarrh in erster Linie vorliegt. Der starken ersten Erregung durch den Alkohol, dem eigentlichen Rausch, folgt die Depression, d. h. die Erschlaffung des Organismus, welche in der Regel mit Übelkeit, die oft zum Erbrechen führt, und mit Kopfschmerz verbunden ist. Diese Erschlaffung wird am leichtesten durch Reizmittel beseitigt, also z. B. durch starken schwarzen Kaffee, kohlensaures Wasser, ein Glas guten Lagerbieres, ein Glas alten Sherry, sauren Hering, Sardellen (Reizmittel für die Magenschleimhaut) ꝛc. Der Volksmund bezeichnet, dem dem Rausche folgenden K. entsprechend, den einem Mißbrauch des Tabaks, d. h. zu starkem Rauchen, also einer Nikotinvergiftung folgenden unangenehmen, dem K. sehr ähnlichen Zustand als Rauchkater. Auch dieser Zustand ist durch Reizmittel zu bekämpfen.

Katzenklee, s. Klee.

Katzenkopf, Mißgeburt, s. Hemicephalus.

Katzenkopf, Berg, s. Hornisgrinde.

Katzenkraut, soviel wie Teucrium marum.

Katzenluchs, s. Luchs.

Katzenminze, s. Melissa.

Katzenmusik, eine absichtlich ohrenzerreißende Musik, mit der jemand in Form eines Ständchens Mißfallen bezeigt oder Hohn angethan wird ꝛc. (vgl. Charivari). Alte Karikaturen stellen angeblich dazu benutzte Katzenorgeln dar, deren Tasten die taktmäßige Einklemmung ebensovieler Katzenschwänze bei ihrer Berührung bewirkten, um die Tiere zum Schreien zu bringen.

Katzenpeter, s. Feifelgeschwulst.

Katzenpeterlein, soviel wie Gartenschierling, s. Aethusa.

Katzenpfötchen, soviel wie Antennaria dioica oder Gnaphalium dioicum; gelbes K., soviel wie Helichrysum arenarium.

Katzenraffael, Beiname des Malers Gottfried Mind (s. d.).

Katzenritter, in der Reformationszeit soviel wie Gaukler, Taschenspieler.

Katzensaphir, s. Korund.

Katzensilber, s. Glimmer.

Katzensterz, soviel wie Katzenwedel, s. Equisetum.

Katzentreppen, die stufenartig eingeschnittenen Giebelseiten an Häusern des Mittelalters, besonders des gotischen Baustils. Die Renaissance füllte die Ecken mit schneckenförmigen Verzierungen, sogen. Voluten (s. d.), aus.

Katzenwedel, s. Equisetum.

Katzenwels, s. Zwergwels.

Katzenwurz, soviel wie Baldrianwurzel, s. Valeriana.

Katzenzinn, s. Wolfram.

Katzenzungen, Name vorhistorischer Steinwerkzeuge ꝛc., s. Steinzeit.

Katzhütte, Dorf im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt (Oberherrschaft), an der Mündung der Katze in die Schwarza, im Thüringer Wald (427 m ü. M.), hat eine evang. Pfarrkirche, ein Forstamt, eine Porzellanfabrik (die erste in Thüringen), eine Eisengießerei und Maschinenbauanstalt, Porzellanfabrikation und (1890) 1546 evang. Einwohner. K. wird als Luftkurort und Sommerfrische besucht.

Kauai, nordwestlichste Insel der Hawaigruppe im Stillen Ozean, vom 22.° nördl. Br. und 159.° 30′ westl. L. v. Gr. mitten durchschnitten, 48 km lang, 42 km breit u. 1515 qkm groß, mit (1890) 11,859 Einw. (nur 3695 weiblich), darunter viele Deutsche, in deren Händen hauptsächlich die Pflanzungen sind. Mit den vollständig öden und vegetationslosen Inseln Niihau (298 qkm), das eine große Brutstätte für Seevögel bildet, deren Eier die Eingebornen von K. gelegentlich sammeln, den Felsenriffen Lehua und Kaula und dem nördlich gelegenen Nihoa (Vogelinsel), dessen Guanolager von Handelshäusern in Honolulu ausgenutzt werden, bildet K. eine besondere Gruppe von 1707 qkm (31 QM.). K. besteht aus massiven, eisenhaltigen Basaltfelsen und wurde wahrscheinlich von Niihau durch gewaltige vulkanische Ausbrüche getrennt; neuere vulkanische Erscheinungen fehlen aber gänzlich. Die Insel hat herrliche Waldungen, eine üppige Vegeta-

Digitized by Google

tion (»Garteninsel«) und steigt in den breiten, mit sumpfigen Waldungen bedeckten Waialeale zu 1800—2000 m auf. Dreizehn zum Teil ziemlich breite Flüsse mit vielen Wasserfällen, darunter der schöne Hanapepe, fließen von dort zum Meer ab. Die teilweise mit Korallenriffen besäumte Küste hat zwei gute Häfen: im SO. die Nawiliwili-, im N. die Hanaleibucht. Gebaut werden namentlich Zuckerrohr, dann Reis, tropische Früchte; auch die Viehzucht ist bedeutend. Eine bequeme Fahrstraße führt fast um die ganze Insel. Hauptort ist Lihue.

Kauar, Oasengruppe in der Sahara, auf halbem Wege zwischen Fezzan und Bornu, etwas südlich des 20.° nördl. Br., erstreckt sich als eine zwischen 300 und 350 m hohe Depression 80 km von N. nach S. und 8—10 km von W. nach O. und hat mit der Oase Bilma an ihrem Südende einen Umfang von 2750 qkm (49,9 QM.). An der Ostseite zieht sich das bis 632 m hohe felsige Mogodomgebirge hin, die Westseite ist Sandwüste. Wasser findet sich überall dicht unter der Oberfläche, und die Oasen erscheinen wie ein großer Palmenwald. Sie schließen an verschiedenen Stellen Salzseen ein, deren größter 2 km Länge hat, und in ihrem Salzreichtum liegt der Wert der Oasen. Besonders aus der zu Bilma gehörigen Oase Kalala werden große Mengen Salz nach dem Sudân durch Tuaregkarawanen, die oft 1000 Kamele stark sind, gebracht. Das Salz wird als Pulver in kleinen Kristallen oder in tellerartige Formen gegossen versandt. Sonst erzeugen die Oasen nur mittelmäßige Datteln; Ackerbau wird aus Furcht vor den räuberischen Tuareg gar nicht betrieben. Die Bewohner (ca. 4000), welche einen dem Kanuri (Bornusprache) verwandten Negerdialekt reden, gehören zum Tibbu- oder Tedastamm. Von den elf Oasen der Gruppe ist Dirki mit 250 Häusern die bedeutendste; sie ist Sitz des Häuptlings von K. und hat noch Reste alter Umfassungsmauern, infolge der Salzsümpfe ihrer Umgebung ist sie aber ungesund. Schimmedru mit 120—130 Häusern ist Sitz eines Scheichs der Snussi, des geistlichen Oberhauptes von K.; das etwas südlichere Garu mit 300 Häusern ist Sitz des Häuptlings von Bilma. Als Zufluchtsstätten bei Einfällen der Tuareg sind an mehreren Oasen kleine Festungen auf den benachbarten Felsen angelegt. Vgl. Rohlfs, Reise durch Nordafrika (Gotha 1868); Nachtigal, Sahara und Sudân, Bd. 1 (Berl. 1879).

Kaub (Caub), Stadt im preuß. Regbez. Wiesbaden, Kreis St. Goarshausen, rechts am Rhein und an der Linie Höchst-Horchheim der Preußischen Staatsbahn, hat eine evangelische und eine kath. Pfarrkirche, eine Oberförsterei, bedeutende Schieferbrüche, Weinbau, Schiffahrt u. (1890) 2038 Einw., davon 465 Katholiken. Über der Stadt thront auf steilem Berg die jetzt wieder ausgebaute und bewohnte Ruine Gutenfels, und derselben gegenüber steht auf einem Felsen mitten im Rhein die vieltürmige Burg Pfalz, nach der Sage Entbindungsort der frühern Pfalzgräfinnen. — Der Ort wird schon 983 genannt, gehörte dann den Herren v. Falkenstein, kam 1277 an die Pfalz und erhielt 1324 Stadtrechte. K. war Übergangsort der preußischen und russischen Armee unter Blücher in der Neujahrsnacht 1813—14, woran ein 1894 errichtetes Standbild Blüchers von Schaper erinnert. Am 11. März 1876 und später noch mehrmals wurde K. von Bergstürzen heimgesucht.

Kaudalkanal, s. Rippen.

Kauderwelsch, als Substantiv und Adjektiv gebraucht von einer gänzlich fremden oder durch schlechte Aussprache, falsche Formen, Vermengung mit fremden Ausdrücken unverständlichen Sprache, dann auch von krausen Gedanken und verworrenen Dingen. Das Wort ist aus dem oberdeutschen kaudern (kollern, undeutlich reden) und welsch (fremdländisch) zusammengesetzt und wurde ursprünglich zur Bezeichnung gewisser Gaunersprachen angewendet. Steub u. a. leiten K. von Churwelsch her, weil dort ein Gemisch von Deutsch und Romanisch gesprochen werde.

Kaudinische Pässe, s. Caudium.

Kaue, im engern, ursprünglichen Sinne Überbau über einer Schachtmündung oder einem Stollenmundloch als Schutz gegen die Einflüsse der Witterung; im weitern Sinne soviel wie Hut- oder Zechenhaus (s. Huthaus). Waschkaue, ein nahe der Schachtmündung, namentlich von Kohlenbergwerken, hergestellter abgeschlossener Raum mit Wasch- und Badeeinrichtungen für die ausfahrenden Bergleute.

Kauen (Masticatio), die Zerkleinerung der dem Mund übergebenen Nahrungsstoffe vermittelst der Kauorgane, wozu die sämtlichen Teile des Mundes, die Zähne und die Kaumuskeln gehören, zusammen der Kauapparat genannt. Das K. ist teils ein Zerschneiden oder Zerreißen, teils ein Zermalmen oder Zermahlen der Nahrung. Beim K. wird der Unterkiefer durch die Schläfemuskeln in die Höhe und rückwärts, durch die Kaumuskeln (masseteres) auf- und vorwärts gezogen; die innern und äußern Flügelmuskeln besorgen vorzugsweise die horizontale (zermalmende) Bewegung der Zahnreihen aneinander. Bei Fleischfressern sind die Schläfemuskeln ungemein groß und stark; beim Löwen füllen sie, wie ein Polster, die ganzen Seiten des Kopfes aus. Die Masseteren sind hingegen bei den Nagetieren stark entwickelt, dagegen sind die Flügelmuskeln letzterer sehr klein. Die Bewegungen der Kaumuskeln werden vermittelt durch die motorische Portion des Nervus trigeminus. S. die Tafeln »Nerven I«, Fig. 1, u. »Mundhöhle etc.«, Fig. 1.

Kauer, Ferdinand, Opernkomponist, geb. 8. Jan. 1751 zu Klein-Taya in Mähren, gest. 13. April 1831 in Wien, studierte Medizin, widmete sich dann der Musik und wurde um 1795 Kapellmeister des Marinellischen Theaters in Wien. Später war er noch an verschiedenen andern Theatern Wiens als Kapellmeister und Komponist angestellt und wurde namentlich durch seine komischen Opern der Liebling des Publikums. Unter diesen fand sein »Donauweibchen« bis in die neuere Zeit außerordentlichen Beifall.

Kauernik, Stadt im preuß. Regbez. Marienwerder, Kreis Löbau, an der Drewenz, hat eine kath. Kirche, eine Burgruine, Hopfenbau und (1890) 885 Einw., davon 52 Evangelische. K. wurde 1392 gegründet. Bei K. befand sich vor der Tannenberger Schlacht (1410) eine Zeitlang das Lager des Ordensheeres.

Kauf (lat. Emtio venditio, franz. Vente), der Vertrag, nach welchem der eine Kontrahent, der Verkäufer (venditor), ein Wertobjekt, die Ware (merx), dem andern, dem Käufer (emtor) überliefern und von diesem dagegen eine Geldsumme, den Preis (pretium), erhalten soll. Waren können nicht allein körperliche Sachen sein, sondern jedes andre Vermögensstück, wie Forderungen (s. Zession) und dingliche Rechte, eine Erbschaft und andre Vermögensmassen, nicht aber Gegenstände, welche dem Verkehr überhaupt entzogen sind. Auch eine künftige und ihrer Existenz nach ungewisse Sache kann Gegenstand des Kaufs sein (Hoffnungskauf, emtio spei), z. B. einer Jagdausbeute. Davon ist der Fall verschieden, daß eine Sache unter der Be-

Digitized by Google

dingung, daß sie entsteht, gekauft wird, z. B. die Frucht auf dem Halm (emtio rei speratae, K. der gehofften Sache). Der Unterschied besteht darin, daß dort der Preis zu zahlen ist, mag die Hoffnung sich erfüllen oder nicht, hier nur dann, wenn die Hoffnung sich erfüllt. Die Ware kann ferner individuell bestimmt (species) sein, z. B. wenn ich mir ein bestimmtes, einzelnes Exemplar eines Buches kaufe, weil sich in demselben eine mir wertvolle handschriftliche Notiz befindet; oder die Ware ist nur nach Gattung (genus) und nach Zahl, Maß oder Gewicht bestimmt, z. B. wenn ich mir schlechthin ein Exemplar des betreffenden Buches bestelle (s. Gattungskauf). Der Preis (Kaufpreis, Kaufgeld, Kaufschilling) muß in einer bestimmten Geldsumme bestehen, neben welcher indessen auch noch andre Leistungen verabredet werden können; er gilt als genügend bestimmt, wenn seine Höhe zwar noch nicht in Zahlen ausgedrückt ist, aber sich doch dereinst nach der Abrede bestimmen läßt, z. B. wenn nach dem Marktpreis eines spätern Tages gekauft ist. Erreicht der Preis nicht die Hälfte des Wertes der Ware zur Zeit des Kaufes (laesio enormis — ultra dimidium), so kann nach gemeinem Recht der Verkäufer wegen Verletzung über die Hälfte Aufhebung des Handels fordern, wenn sich nicht der Käufer entschließt, den wahren Wert zu zahlen; ein Grundsatz, welcher auch auf den Käufer, der mehr als den doppelten Wert der Sache bezahlte, ausgedehnt worden ist. Bei gewagten Geschäften, z. B. bei dem K. einer Leibrente oder Lebensversicherungspolice, läßt sich dies nicht anwenden, da der Wert zum voraus sich nicht feststellen läßt. Bei Handelsgeschäften sowie bei gerichtlichen Verkäufen, Enteignungen (s. d.) und Vergleichen fällt nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 286) eine solche Anfechtung überhaupt hinweg, ebenso ist sie allgemein ausgeschlossen in Bayern und Sachsen. Nach preußischem Landrecht begründet eine Verletzung über die Hälfte nur die Vermutung eines Irrtums auf seiten des Käufers, welche den Vertrag aufzuheben geeignet ist. Diese Vermutung schließt indes den Gegenbeweis durch den Verkäufer nicht aus. Im französischen Recht ist lediglich dem Verkäufer eines Grundstücks, wenn er um mehr als $7/12$ des Preises verletzt ist, ein Anfechtungsrecht gegeben. Der K. ist abgeschlossen, perfekt, sobald die Parteien über Ware und Preis unbedingt einig geworden sind und die Ware in ihrer Individualität bestimmt ist. Perfekt ist auch der K. nach Probe oder nach Muster (à l'échantillon), wobei der Verkäufer nur durch Lieferung probemäßiger Ware erfüllt, und der K. zur Probe, wobei der Käufer als (juristisch gleichgültigen) Beweggrund angibt, daß er probieren wolle, ob ihm die Ware gefällt, um später mehr von derselben zu kaufen; bedingt ist dagegen der K. auf Probe (à l'essai) oder auf Besicht (Besichtkauf), welcher erst mit der Billigung der Ware durch den Käufer perfekt wird. Mit der Perfektion gehen Gewinn und Verlust an der Ware auf Rechnung des Käufers. Wird aber nach Zahl, Maß oder Gewicht verkauft, so daß zur Ermittelung des Gesamtpreises noch die Zählung oder sonstige Messung der Ware nötig wird, so gilt der K. nicht als perfekt; es sind zwar beide Teile an den Vertrag gebunden, die Gefahr geht aber erst mit der Zählung oder Messung auf den Käufer über (s. Gefahr). Der Verkäufer hat die Ware vollständig und rechtzeitig zu übergeben, bis dahin aber sorgfältig zu verwahren; er ist zwar nicht gehalten, das Eigentum zu übertragen, steht aber dafür, daß der Käufer die Sache ungestört besitze (er prästiert das habere licere), und hat daher für Entwährung (s. d.) einzustehen. Ist die Ware der Gattung nach bestimmt, so muß der Verkäufer im Zweifel Ware von mittlerer Güte liefern. Heimliche Mängel, d. h. solche, welche der Käufer nicht kannte oder erkennen konnte, und die den Wert der Sache erheblich mindern, berechtigen den Käufer, Gewährschaft und zwar binnen sechs Monaten mit der Wandlungsklage (actio redhibitoria) Aufhebung des Kaufs oder binnen Jahresfrist mit der Minderungs- oder Würdigungsklage (actio aestimatoria s. quanti minoris) Minderung des Preises zu fordern. Das Gleiche gilt, wenn die Sache diejenigen Vorzüge nicht hat, welche der Verkäufer zugesagt hatte (dicta et promissa). Beim Viehhandel ist nach deutscher Rechtsbildung der Käufer in der Regel nur zur Wandlungsklage und zwar nur wegen bestimmter Haupt- oder Gewährsmängel (s. d.) berechtigt, aber auch noch dann, wenn die Mängel erst eine gewisse Zeit nach dem K. hervortreten. Nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuch (§ 928) kann die Aufhebung des Vertrages nur begehrt werden, wenn sich das Fehlende nicht ersetzen läßt. Der Käufer muß die Ware rechtzeitig in Empfang nehmen und haftet für den durch seinen Verzug verursachten Aufwand und Schaden; wird Zug um Zug gekauft, so ist der Preis gleich nach Empfang der Ware zu zahlen und im Fall der Säumnis zu verzinsen (Barkauf, K. per contant); vor der Zahlung geht das Eigentum der in der Erwartung derselben übergebenen Ware nicht über. Anders, wenn ausdrücklich Kredit gegeben oder dies nach der Natur des Geschäfts oder nach dem Gebrauch anzunehmen ist (Kreditkauf, K. auf Kredit, auf Borg, auf Zeit, auf Ziel). Kaufgeschäfte, welche beiderseits nicht sofort bei dem Abschluß, sondern erst eine bestimmte Zeit danach zu erfüllen sind, heißen Zeitgeschäfte (s. Börse, S. 299 f.). Ist der Kaufpreis vor der Übergabe der Ware zu zahlen, so spricht man von einem Pränumerationskauf. Ohne besondere Verabredung besteht keine Verpflichtung zur Pränumeration.

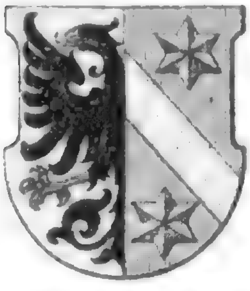
Im Handel ist der K. das wichtigste Geschäft, und er hat daher eine besondere Ausbildung erfahren, so namentlich in dem allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch (Buch III, Tit. II, Art. 337—359). Aus letzterm ist neben den Regeln über das Distanzgeschäft (s. d.) die Bestimmung hervorzuheben, daß, wenn der Käufer mit der Abnahme der Waren in Verzug ist, der Verkäufer sie auf dessen Kosten bei einem Dritten niederlegen oder nach vorgängiger Androhung öffentlich verkaufen lassen kann, wovon er aber den Käufer sofort benachrichtigen muß. Ist der Käufer mit der Zahlung des Preises in Verzug, so kann der Verkäufer nach seiner Wahl Zahlung des Preises und Schadenersatz fordern, oder die Ware auf Rechnung des Käufers verkaufen und daneben Schadenersatz fordern, oder auch vom K. zurücktreten; ist der Verkäufer mit der Lieferung in Verzug, so kann der Käufer Erfüllung und daneben Schadenersatz oder statt der Erfüllung, unbeschadet des Anspruchs wegen erweislich höhern Schadens, den Unterschied zwischen dem Kaufpreis und dem Markt- oder Börsenpreis zur Zeit und am Orte der geschuldeten Lieferung als Schadenersatz fordern, oder den Handel aufheben. Will der eine oder andre Teil hiernach vom K. zurücktreten, so muß er dies dem Gegner anzeigen und, wenn es die Umstände erlauben, noch eine entsprechende Frist zur Nachholung der Leistung gestatten. War aber die Zeit der Leistung fest bestimmt (s. Fixgeschäfte), so bedarf es

Digitized by Google

dessen nicht; dagegen muß, wer auf der Erfüllung bestehen will, dem Gegner dies sofort anzeigen, widrigenfalls diese nicht gefordert werden kann. Der kaufmännischen Spekulation dienen besonders der Lieferungskauf von Waren und von Kreditpapieren, welche einen Marktpreis haben, und die damit zusammenhängenden Differenzgeschäfte (s. d.) und Prämiengeschäfte (s. d.). Vgl. Treitschke, Der Kaufkontrakt in besonderer Beziehung auf den Warenhandel (2. Aufl., Gera 1865); Hofmann, Über das Periculum beim K. (Wien 1870); Eck, Die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewährung des Eigentums (Halle 1874); Bernhöft, Beitrag zur Lehre vom K. (Jena 1874); Bechmann, Der K. nach gemeinem Recht (Erlang. 1876–84, 2 Tle.); Gareis in Endemanns »Handbuch des deutschen Handels-, See- und Wechselrechts«, Bd. 2 (Leipz. 1884); Hanausek, Die Haftung des Verkäufers für die Beschaffenheit der Ware (Berl. 1883–87, 3 Tle.).

Kaufaccise, eine auf Verkäufe gelegte Abgabe; s. Gebühren und Verkehrsteuer.

Kaufbeuren, unmittelbare Stadt im bayr. Regbez. Schwaben, an der Wertach und der Linie München-Lindau der Bayrischen Staatsbahn, 671 m ü. M., hat eine evangelische und 2 kath. Kirchen, ein schönes neues Rathaus mit Gemälden von Lindenschmitt u. a., einen alten Turm (Hexenturm), eine Realschule, Waldbauschule, ein historisches Museum, ein Kloster der Franziskanerinnen, ein Waisen- und Findelhaus, eine Kreisirrenanstalt, ein öffentliches Schlachthaus, ein Amtsgericht, ein Forstamt, eine Reichsbanknebenstelle, bedeutende Baumwollspinnerei und -Weberei (22,000 Spindeln, 520 Webstühle), Garnbleicherei, eine große lithographische Kunstanstalt und Etikettenfabrik, Fabriken für Feuerlösch- und landwirtschaftliche Maschinen, Leim, Beinknopfwaren, Öl, galvanische Kohle etc., Eisengießerei, Färberei, Gerberei, bedeutende Bierbrauerei, Sägemühlen, Großhandel in Wein, Baumwollwaren und Käse und (1890) 7331 Einw., davon 1911 Evangelische und 12 Juden. — K., ein berühmter Wallfahrtsort und Fundort römischer Münzen, wird zuerst 1126 erwähnt, war von 1286–1803 freie Reichsstadt, wurde 1377 vom Herzog Friedrich von Teck und 1388 von den bayrischen Herzögen vergebens belagert und kam 1803 an Bayern. Vgl. Stieve, Die Reichsstadt K. und die bayrische Restaurationspolitik (Münch. 1870).



Wappen von Kaufbeuren.

Kaufblei, eine ziemlich reine Sorte Blei.

Kauf bricht Miete, ein Rechtssprichwort, welches besagt, daß der Käufer in den von dem Verkäufer über den Kaufgegenstand geschlossenen Mietvertrag nicht einzutreten braucht, so daß der Mieter dem Käufer gegenüber den Mietvertrag nicht geltend machen kann und vielmehr, falls jener es verlangt, sofort abziehen muß. Der Mietvertrag bleibt aber unter denjenigen, die ihn abschlossen, wirksam, und der Mieter, welcher vom Käufer an der Ausübung des Mietrechts gehindert wird, kann vom Verkäufer Schadenersatz fordern. So das gemeine Recht; anders nach preußischem Landrecht, wo der Mieter, welchem die vermietete Sache übergeben ist, ein dingliches Recht an derselben erlangt, welches ihn gegen den dritten Sacherwerber schützt; nur bei gerichtlichem Zwangsverkauf muß sich der Vermieter eine vorzeitige Kündigung gefallen lassen. Nach österreichischem und sächsischem Recht kann sich der Mieter nur dann gegen den dritten Erwerber der Sache schützen, wenn sein Recht in das Grundbuch eingetragen ist. In Bayern, soweit nicht daselbst das preußische Landrecht gilt (s. Deutschland, S. 892), ist sowohl der neue Erwerber als auch der Mieter berechtigt, den Vertrag noch vor Ablauf der festgesetzten Mietzeit aufzukündigen, hat jedoch hierbei die ortsübliche Kündigungsfrist zu beobachten, falls eine kürzere Frist nicht vereinbart ist; unbeschadet des Rechtes des Mieters auf Entschädigung wegen der vorzeitigen Beendigung des Mietverhältnisses.

Kauffahrer (Kauffahrteischiffe, Handelsschiffe), alle zum Erwerb durch die Seefahrt bestimmten Schiffe. Für Deutschland ist in Ansehung der Nationalität der K. und ihrer Befugnis zur Führung der Reichsflagge das Reichsgesetz vom 25. Okt. 1867 maßgebend.

Kauffmann, 1) Angelika, Malerin, geb. 30. Okt. 1741 in Chur, gest. 5. Nov. 1807 in Rom, Tochter und Schülerin des Malers Joh. Joseph K., bekundete früh malerisches Talent, weshalb ihr Vater zu ihrer Ausbildung mit ihr nach Como und von da nach Mailand ging, wo sie unter andern den Herzog von Modena und dessen Gemahlin malte. Nach Schwarzenberg, der Heimat ihres Vaters, zurückgekehrt, schmückte sie mit ihrem Vater die dortige Parochialkirche und das Schloß des Grafen von Montfort mit Gemälden; nebenbei beschäftigte sie sich mit Porträtieren. In Florenz, wohin sie sich sodann wandte, faßte sie eine leidenschaftliche Liebe zu Musik und Gesang; doch kehrte sie 1763 zur Malerei zurück. Noch in demselben Jahre ging sie nach Rom, wo sie eine Zeitlang Winckelmanns Unterricht genoß. 1765 reiste sie nach England und nahm in London ihren ständigen Aufenthalt. Zu den Bildern aus dieser Zeit gehören: die Mutter der Gracchen, ihre Kinder der stolzen Römerin, die ihre Juwelen vor ihr hinschüttet, vorstellend; das Opfer der Messalina; das Wiedersehen zwischen Edgar und Elfriede. Gemeinschaftlich mit ihrem spätern Gemahl, dem Maler Zucchi, malte sie ein umfangreiches Bild, das die Tugend, die Unschuld und die Verführung darstellte. Zu einem englischen Roman lieferte sie ein Bild: Unna und Abra; Klopstock schenkte sie ein Gemälde: Samma an Benonnis Grabe, ein sentimentales Bild, das großen Beifall fand. Wirklichen Wert in zarter Auffassung eines schönen Gedankens hatte ihr Amor, dem Psyche mit ihren Haaren die Thränen trocknet. Am Hofe in Gunst stehend, zum Mitglied der königlichen Akademie ernannt und von der Aristokratie mit Geld und Ehren überschüttet, stand K. damals auf dem Gipfel ihres Ruhmes, sollte aber bald zu tiefem Falle kommen. Ein Betrüger, welcher sich unter dem Namen eines schwedischen Grafen Horn in London aufhielt, aber nur dessen Kammerdiener gewesen sein soll, wußte durch sein einschmeichelndes Wesen K. zu einer heimlichen Vermählung zu überreden. Die Ehe ward zwar, als sich der Betrug ergab, wieder gelöst, hatte aber K. einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens gekostet und ihr Leben verbittert. Angelika verheiratete sich später mit dem Maler Antonio Zucchi, einem Künstler von geringem Verdienst, aber von achtungswertem Charakter, und kehrte 1781 nach Italien zurück. In Venedig machte sie die Bekanntschaft des nachmaligen russischen Kaisers Paul I., der sie sehr auszeichnete. Nach dem Tode ihres Vaters begab sie sich mit ihrem

Digitized by Google

Gemahl nach Neapel, wo sie von der Königin mit der künstlerischen Ausbildung der beiden Prinzessinnen betraut ward, von da nach Rom. Hier malte sie für den Kaiser Joseph II. die Rückkehr des Arminius nach Besiegung der Legionen des Varus und die durch Äneas veranstaltete Leichenfeier des Pallas sowie ein Bildnis der Herzogin Amalia von Weimar. In Rom lernte sie Goethe kennen, der in seiner zweiten »Italienischen Reise« Einzelheiten aus ihrem häuslichen und geselligen Leben anführt. Ein Kreis von Gelehrten und Künstlern versammelte sich in ihrem gastlichen Hause. Sie starb kinderlos und verwitwet. Ihre Büste wurde im Pantheon zu Rom aufgestellt. Ihr Selbstbildnis im Berliner Museum zeigt sie in einem phantastischen Putz, halb Muse, halb Bacchantin, den Lockenkopf mit Weinlaub bekränzt, im Gewand von Flor. Ihre Gemälde sind durch Heiterkeit, Zartheit und Gefälligkeit ausgezeichnet, leiden aber an Unbestimmtheit der Zeichnung und Oberflächlichkeit der Farbe. Ihre Stärke lag im Porträt und in Einzelfiguren, von denen die Vestalin in der Dresdener Galerie am bekanntesten geworden ist. Nach ihren Gemälden existieren ca. 600 Kupferstiche; sie hat auch selbst etwa 34 Blätter radiert, Gegenstände aus der christlichen und antiken Mythologie, vornehmlich aber Porträte und Einzelfiguren. Vgl. de Rossi, Vita di Angelica K. (Flor. 1810; deutsch, Bregenz 1814); Wessely in Dohmes »Kunst und Künstler« (Leipz. 1877); Schram, Die Malerin A. K. (Brünn 1890); Frances A. Gerard, Angelika K. (Lond. 1892).

2) Hermann, Maler, geb. 7. Nov. 1808 in Hamburg, gest. daselbst 24. Mai 1889, erhielt den ersten Unterricht von dem dortigen Maler Gerdt Hardorff, ging 1827 auf die Akademie zu München, verließ sie aber bald und wandte sich dem Naturstudium zu. 1833 ließ er sich in Hamburg nieder. Er machte Studienreisen in Nord- und Süddeutschland und nach Norwegen. Kauffmanns zahlreiche Bilder, teils reine Landschaften, teils Landschaften mit Genre, teils Genre, zeichnen sich durch Natürlichkeit der Auffassung und Darstellung aus; es sind Motive aus Norddeutschland, den Alpen und aus Norwegen; gern stellt er Winterlandschaften dar, wie den Postwagen im Schneesturm, Schlittenbahn auf der Elbe, Fischerszene auf dem Eis. Vgl. das von Lichtwark herausgegebene Album: »Hermann K. und die Kunst in Hamburg 1800—1850« (Münch. 1894).

3) Hugo, Maler, Sohn des vorigen, geb. 7. Aug. 1844 in Hamburg, ging 1861 nach Frankfurt a. M. und arbeitete dort bei Jak. Becker, Steinle und Zwerger. 1863—71 wohnte er in Kronberg im Taunus. Dazwischen brachte er einen Winter in Hamburg und eine fünfmonatige Versuchszeit in Düsseldorf zu; ferner hielt er sich 1½ Jahr in Paris auf, von wo ihn 1870 der Krieg vertrieb. 1871 nahm er seinen Wohnsitz in München. Kauffmanns Gestaltungskraft, unterstützt von feiner Beobachtung und gesundem Humor, verbunden mit charakteristischer Zeichnung und feinem Kolorit, gibt seinen Arbeiten Frische und Lebendigkeit. Seine Stoffe entnimmt er meist den untern Kreisen der städtischen und ländlichen Bevölkerung und bringt sie mit schlagender Wahrheit zur Darstellung. Seine Hauptwerke sind: ein paar Wirtshausszenen, Walzer für die Alten (1870); Aufbruch zum Treibjagen, Erzählungen aus dem Kriege, Rückkehr von der Jagd (1871); auf der Kegelbahn, Bauern beim Kartenspiel, Savoyardenjunge, Karnevalszene in Paris, Violinspieler in der Theaterschenke (1872); Hundedressur, Kinder am Bach, Wortwechsel (1873); die Versteigerung (1874); Streit beim Kartenspiel (1883); Abgestürzt (1886); Poststation (1888); Holzerschmarren (1892); dann zahlreiche Tusch- u. Federzeichnungen, von denen einige Cyklen: Hochzeitsleute und Musikanten, Biedermänner und Konsorten, Spießbürger und Vagabunden u. a., durch Lichtdruck veröffentlicht worden sind.

Kauffrau, s. Handelsfrau.

Kaufgeld, soviel wie Kaufpreis (s. Kauf).

Kaufgeschäft, s. Börse, S. 299.

Kaufglätte, rötliche Bleiglätte, s. Bleioxyd.

Kaufmann, im gewöhnlichen Sprachgebrauch meist soviel wie Warenhändler. Im modernen Handelsrecht wird der Kaufmannsbegriff regelmäßig aus dem des Handelsgeschäfts (s. d.) abgeleitet, indem als K. derjenige gilt, der gewerbsmäßig Handelsgeschäfte betreibt. So insbes. nach dem Code de commerce (Art. 1) und dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 4). Dadurch ist der Begriff des Kaufmanns gegenüber dem des Warenhändlers erweitert; derselbe umfaßt z. B. nach deutschem Handelsrecht auch Fabrikanten, Banken, Bankiers, Spediteure, Kommissionäre, Frachtführer, Personentransportanstalten, Versicherungsanstalten, welche gegen Prämie versichern, Buchhändler, Verleger, Kunst- und Musikalienhändler, Apotheker, Bierbrauer, Viehhändler, Fleischer, Färber, Agenten, Makler, Schiffsexpedienten u. a. Handelsgeschäfte »betreibt« derjenige, auf dessen Namen (nicht auf dessen Rechnung) solche abgeschlossen werden; hiernach ist z. B. nicht K. der Prokurist oder Handlungsbevollmächtigte, der Aktionär (als solcher), dagegen z. B. jedes Mitglied einer offenen Handelsgesellschaft. Der Begriff der Gewerbsmäßigkeit fordert einen einheitlichen, auf eine unbestimmte Mehrheit von Geschäftsabschlüssen behufs Erzielung eines Einkommens gerichteten Willen. Kraft positiven Rechtssatzes sind nach deutschem Handelsrecht Kaufleute alle öffentlichen (d. h. vom Staate betriebenen) Banken innerhalb ihres Handelsbetriebes, alle Aktiengesellschaften, Kommanditaktiengesellschaften, Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (für diese letztern gilt in Österreich, wo auch das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch eingeführt ist, ausschließlich das Gesetz vom 23. April 1873), Gesellschaften mit beschränkter Haftung (auch wenn sie nicht Handelsgeschäfte betreiben). Auch Frauen können Kaufleute sein (s. Handelsfrau). Bezüglich der Minderjährigen enthält das Handelsgesetzbuch keine Bestimmung. Nach gemeinem Recht ist ein Minderjähriger K., wenn ein gesetzlicher oder obrigkeitlich bestellter Vertreter namens des Minderjährigen oder wenn letzterer selbst mit Zustimmung des Vertreters und Ermächtigung des Vormundschaftsgerichts das Handelsgewerbe betreibt. Nach preußischem Recht ist für die Fortführung eines Handelsgewerbes die Genehmigung des Gerichts nicht erforderlich, dagegen bedarf es für gewisse einzelne Geschäfte der ausdrücklichen Ermächtigung des Gerichts, bez. der Genehmigung eines Gegenvormunds; durch Volljährigkeitsverleihung (statthaft mit vollendetem 18. Jahre) fallen alle Beschränkungen fort. Nach französischem Recht gilt ein Minderjähriger als K., wenn er nach zurückgelegtem 18. Lebensjahre für volljährig erklärt, gerichtlich zum Handelsbetrieb ermächtigt und diese Ermächtigung beim Handelsgericht veröffentlicht ist. Das deutsche Handelsgesetzbuch (Art. 10) kennt Kaufleute mindern Rechts (Minderkaufleute, Gegensatz: Vollkaufleute), welche

Digitized by Google

von den Instituten der Firma, der Prokura, der Handelsbücher, der offenen Handelsgesellschaft und einfachen Kommanditgesellschaft ausgeschlossen sind. Diese sind: Höker, Trödler, Hausierer und dergleichen Handelsleute von geringem Gewerbebetrieb, ferner Wirte, gewöhnliche Fuhrleute, gewöhnliche Schiffer und Personen, deren Gewerbe nicht über den Umfang des Handwerksbetriebes hinausgeht. Besondere Beschränkungen in Ansehung des Handelsbetriebes statuiert das Handelsgesetzbuch für Makler (s. d.), dann für Prokuristen, Generalhandlungsbevollmächtigte und Handlungsgehilfen, welche ohne Einwilligung des Prinzipals weder für eigne Rechnung noch für Rechnung eines Dritten Handelsgeschäfte machen dürfen (Art. 56, 59), für offene Handelsgesellschafter, Komplementäre einer Kommanditaktiengesellschaft und Vorsteher von Aktiengesellschaften, welche bezüglich des Betriebes von Geschäften in dem Handelszweige der Gesellschaft sowie der Teilnahme an einer andern gleichartigen Gesellschaft an die Genehmigung der Mitgesellschafter gebunden sind (Art. 96, 196a, 232). Über die für Notenbanken und insbes. für die Reichsbank geltenden Beschränkungen s. Banken. Weitere Beschränkungen ergeben sich aus den Bestimmungen der Gewerbeordnung, des Reichsmilitärgesetzes und des Reichsbeamtengesetzes. Übrigens schließt der Umstand, daß einer Person wegen ihres Amtes oder Standes, oder aus gewerbepolizeilichen und ähnlichen Gründen untersagt ist, Handel zu treiben, die Kaufmannseigenschaft dieser Person nicht aus (Art. 276). Die rechtliche Sonderstellung des Kaufmanns zeigt sich im wesentlichen in folgenden Beziehungen: der K. ist in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten den Kammern für Handelssachen, nach Maßgabe der Zuständigkeit derselben, unterstellt; er kann zum Handelsrichter gewählt werden (s. Handelsgerichte); für den K. gelten die Bestimmungen über die Firma (s. d.), über den Markenschutz nach dem seit dem 1. Okt. 1894 aufgehobenen Gesetz vom 30. Nov. 1874 (s. Fabrik- und Handelszeichen), über die kaufmännische Buchführung (s. Buchhaltung, S. 618 ff.), über die Prokura (s. d.), die Handlungsbevollmächtigten und Handlungsgehilfen (s. d.). Alle Geschäfte eines Kaufmanns, welche zum Betrieb seines Handelsgewerbes gehören, gelten als Handelsgeschäfte (s. d.); eine Reihe handelsrechtlicher Einzelbestimmungen sind auf Kaufleute beschränkt, so die Bestimmungen über die Zulässigkeit der Zinsenberechnung vom Fälligkeitstage an (Art. 289), über die Zulässigkeit der Berechnung von Zinseszinsen im Kontokorrentverkehr (Art. 291, s. Kontokorrent), über die kaufmännischen Anweisungen und Verpflichtungsscheine (Art. 300—303, s. Anweisung u. Verpflichtungsschein), über das kaufmännische Pfandrecht (Art. 309—312, s. Handelspfand) und das kaufmännische Retentionsrecht (Art. 313, s. Zurückbehaltungsrecht). Die handelsgesetzlichen Bestimmungen zum Schutze des gutgläubigen Erwerbers beweglicher Sachen setzen die Kaufmannseigenschaft des Veräußerers voraus (Art. 306, s. Hand muß Hand wahren). Für die Besorgung von Geschäften und die Leistung von Diensten seitens eines Kaufmanns kann letzterer auch ohne vorherige Verabredung Provision und, wenn es sich um Aufbewahrung handelt, zugleich auch Lagergeld nach den am Orte gewöhnlichen Sätzen, von seinen Darlehnen, Vorschüssen, Auslagen und sonstigen Verwendungen aber vom Tage ihrer Leistung oder Beschaffung an Zinsen in Ansatz bringen (Art. 290). Dem K. steht ferner nach Maßgabe der Börsenordnungen das Recht des Börsenbesuches zu; er ist zur Mitgliedschaft bei gewissen kaufmännischen Korporationen befugt, und besondere kaufmännische Statutarrechte und Observanzen kommen an einzelnen Handelsplätzen ihm gegenüber zur Anwendung. — Ehrbarer Kaufmann, s. Kaufmannschaft.

Kaufmann, 1) Name einer berühmten Akustikerfamilie in Dresden. Johann Gottfried K., der Gründer der dortigen Fabrik selbstspielender Musikwerke, geb. 14. April 1751 in Siegmar bei Chemnitz, gest. 10. April 1818 in Frankfurt a. M., war erst Strumpfwirker, trat sodann bei einem Mechaniker in Dresden in die Lehre und setzte nach dem Tode seines Lehrmeisters dessen Geschäft fort. Er verfertigte namentlich Spiel- und Harfenuhren, erfand auch eine Flötenuhr und erregte mit seinen mechanischen Arbeiten großes Aufsehen. Seit Anfang des 19. Jahrh. unterstützte ihn dabei sein Sohn Friedrich K., geb. 5. Febr. 1785, gest. 1. Dez. 1866 in Dresden, der neben seinem großen Trompeten- und Paukenwerk (Salpingion) besonders durch sein Belloneon und seinen Trompeterautomaten sich einen Namen erwarb. Gemeinschaftlich konstruierten Vater und Sohn das Chordaulodion, das Harmonichord und das Symphonion (1839), den Vorläufer des von seinem Sohne Friedrich Theodor (geb. 9. April 1823, gest. 5. Febr. 1872) konstruierten Orchestrions, das namentlich 1850 in England Bewunderung erregte. Gegenwärtiger Inhaber des »Akustischen Kabinetts von K.« (F. Kaufmann u. Sohn) in Dresden ist Karl Theodor K., geb. 22. März 1867.

2) Christoph, originelle Figur aus der »Geniezeit«, geb. 14. Aug. 1753 in Winterthur, gest. 21. März 1795 zu Berthelsdorf in Niederschlesien, studierte Medizin in Bern, beschäftigte sich aber bald ausschließlich mit den Basedowschen pädagogischen Reformbestrebungen und durchzog als Weltverbesserer, von Lavater, der in seiner Physiognomik großes Wesen von ihm machte und ihm einen Platz gleich nach Christus gab, das Deutsche Reich, Hohen und Niedern, Weisen und Gelehrten eine Zeitlang imponierend, selbst dem Herzog Karl August und Goethe in Weimar, welch letzterer indessen ihn bald durchschaute. Ein wahrer Panurg, »alles könnend, was er will, alles wollend, was er kann«, gab er vor, mit einem frühern Menschenalter in Berührung gestanden zu haben und keines Schlafes zu bedürfen, lebte nur von Vegetabilien und Milch, vollbrachte als Arzt Wunderkuren, erzählte von seinen Heldenthaten in Persien, unterhielt einen ausgedehnten Briefwechsel und forschte überall nach guten, kindlichen Menschen, zu deren Aufspürung er eine besondere Gabe zu besitzen behauptete, daher er in Maler Müllers »Faust« unter dem Namen »Gottes Spürhund« persifliert wurde. Nach Riemer soll auch mit Goethes »Satyros« K. gemeint sein. Schließlich erhielt er die Stelle eines Arztes bei den Herrnhutern. Vgl. Düntzer, Christoph K. (Leipz. 1882).

3) Alexander, Dichter, geb. 14. Mai 1817 in Bonn, gest. 1. Mai 1893 in Wertheim, studierte in Bonn die Rechte, leitete 1842—43 die Erziehung des Erbprinzen Karl zu Löwenstein, trieb dann in Berlin deutsche Altertumswissenschaft und lebte seit 1850 als fürstlich Löwensteinscher Archivrat zu Wertheim a. M. K. gehört zu den Lieblingsdichtern des Rheinlandes. Seine innigen, frischen und lebensfreudigen Poesien erschienen unter den Titeln: »Gedichte« (Düsseld. 1852), »Mainsagen« (Aschaffenb. 1853; die »Quellenangaben« dazu Köln 1862) und »Unter den Reben«, Lie-

Digitized by Google

der und erzählende Gedichte (Berl. 1871). Außerdem veröffentlichte er die Monographie »Cäsarius von Heisterbach« (2. Aufl., Köln 1862), aus dessen Werken er »Wunderbare und denkwürdige Geschichten« in Übersetzung herausgab (das. 1888—92, 2 Tle.); »Der Gartenbau im Mittelalter und während der Periode der Renaissance« (Berl. 1892) u. a. — Seine Gattin **Mathilde**, geborne **Binder**, geb. 5. Dez. 1835 in Nürnberg, ward durch Daumer zur Poesie geführt und machte sich zuerst unter dem Namen **Amara George** durch ihre schwermütigen »Blüten der Nacht«, Lieder und Dichtungen (Leipz. 1856), einen Namen. Darauf gab sie »Mythen und Sagen der Indianer Amerikas« (Düsseld. 1856) und nach ihrer Verheiratung mit Alexander K. (1857) »Mythoterpe«, eine Sammlung von Mythen-, Sagen- und Legendendichtungen (gemeinsam mit ihrem Gatten und Daumer, Leipz. 1858), heraus. 1858 trat sie, fast gleichzeitig mit Daumer, doch ohne dessen Wissen, zur katholischen Kirche über. Weitere Schriften von ihr sind: »Vor Tagesanbruch«, Novellen u. Gedichte (Frankf. 1859); »Clara Maitland. Aus dem Leben eines Kindes« (anonym, Köln 1860); »Auf deutschem Boden«, Erzählung (Würzb. 1877); »Die Jungfrau von Orléans«, ein Lebensbild (das. 1877); »Sophie Swetchine« (Freiburg 1878); »Dissonanzen und Akkorde«, Roman (Mainz 1879); »Don Gabriel Garcia Moreno, Präsident der Republik Ecuador« (Freib. 1891) und die lyrische Anthologie: »Mutterliebe in Lust und Leid« (Würzb. 1887).

4) **Konstantin von**, russ. General, geb. 3. Mai 1818 in Maidani bei Iwangorod, gest. 16. Mai 1882 in Taschkent, Sohn eines russischen Generals aus einer holsteinischen Familie, trat 1838 als Ingenieurleutnant in die Armee und ward 1843 in den Kaukasus versetzt, wo er in den Kämpfen mit den Tscherkessen zweimal verwundet wurde und sich besonders 1855 bei der Belagerung von Kars auszeichnete. Nach dem Frieden zum Stabe des Ingenieurkorps versetzt, wurde er 1857 Generalmajor, 1861 Kanzleidirektor im Kriegsministerium, 1865 Generalgouverneur in Wilna und 1867 in der neuerrichteten Provinz Turkistan, welche er zu organisieren und gegen innere Aufstände wie äußere Feinde zu verteidigen hatte. Am 20. Juni 1868 eroberte er bei einem Feldzug gegen Bochara Samarkand. 1873 befehligte er die Expedition gegen Chiwa mit solcher Umsicht, daß sie in kürzester Frist ohne erhebliche Verluste und mit glänzendem Erfolg beendet wurde: 11. Juni wurde Chiwa besetzt, am 24. der Friede mit dem Chan geschlossen, dem am 10. Okt. ein Vertrag mit Bochara folgte. Als Generalgouverneur von Turkistan arbeitete K. mit Geschick und Erfolg weiter daran, Zentralasien dem russischen Einfluß und damit auch der Kultur zu eröffnen und die Herrschaft Rußlands am Aralsee zu befestigen.

5) **Georg Heinrich**, Geschichtschreiber, geb. 9. Sept. 1842 zu Münden in Hannover, studierte in Halle und Göttingen (hier unter Waitz) Philologie und Geschichte, erlangte 1864 durch die Dissertation über »Die Werke des Cajus Sollius Apollinaris Sidonius als eine Quelle für die Geschichte seiner Zeit« (Götting. 1864) die philosophische Doktorwürde, war seit 1865 Lehrer am Gymnasium in Göttingen, seit 1872 am Lyceum zu Straßburg i. Elf. und wurde, seit 1888 beurlaubt, 1889 zum Professor der Geschichte an der Akademie zu Münster in Westfalen, 1891 an der Universität Breslau ernannt. Er schrieb außer kleinern Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften: »Deutsche Geschichte bis auf Karl d. Gr.« (Leipz. 1880—81, 2 Bde.); »Geschichte der deutschen Universitäten« (Bd. 1, Stuttg. 1888).

6) **Richard von**, Nationalökonom, geb. 29. März 1850 in Köln, studierte in Bonn, Heidelberg und Berlin Staatswissenschaften, war dann in einem Berliner Bankinstitut thätig, wurde 1879 Lehrer der Nationalökonomie an der landwirtschaftlichen Hochschule und Privatdozent an der Universität in Berlin und in demselben Jahre Professor an der technischen Hochschule in Aachen; 1883 war er vorübergehend im Finanzministerium thätig und nahm gleichzeitig seine Lehrthätigkeit an der Berliner Universität wieder auf. 1889 wurde er Professor an der technischen Hochschule in Charlottenburg. Er schrieb: »Die Zuckerindustrie« (Berl. 1878); »Die Vertretung der wirtschaftlichen Interessen in den Staaten Europas« (das. 1879); »L'association douanière de l'Europe centrale« (Par. 1880); »Die Finanzen Frankreichs« (Leipz. 1882; ins Französische übersetzt, Par. 1884); »Die Reform der Handels- und Gewerbekammern« (Berl. 1883); »Die öffentlichen Ausgaben der größern europäischen Länder nach ihrer Zweckbestimmung« (3. Aufl., Jena 1893). K. ist auch als Archäolog und durch Ausgrabungen bekannt, die er in Kleinasien, Nordsyrien und Ägypten veranlaßte.

7) **David**, jüd. Theolog und Schriftsteller, geb. 7. Juni 1852 in Kojetein (Mähren), studierte in Breslau und wurde 1877 als Professor an die Landesrabbinerschule in Budapest berufen. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir: »Die Theologie des Bachja ibn Pakuda« (Wien 1874); »Geschichte der Attributenlehre in der jüdischen Religionsphilosophie des Mittelalters« (Gotha 1877); »Die Spuren Al-Batlajûsîs in der jüdischen Religionsphilosophie« (Leipz. 1880); »Die Sinne. Beiträge zur Geschichte der Physiologie und Psychologie im Mittelalter« (das. 1884); »Samson Wertheimer« (Wien 1888; dazu »Urkundliches«, 1892); »Die letzte Vertreibung der Juden aus Wien und Niederösterreich« (das. 1889); »R. Jaïr Chajjim Bacharach und seine Ahnen« (Trier 1894); »Die Erstürmung Ofens« (das. 1895). Seit 1893 gibt K. mit Brann die von Frankel begründete »Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums« heraus.

8) **Mathilde**, Dichterin, s. Kaufmann 3).

Kaufmännische Anweisung, s. Anweisung.

Kaufmännische Korrespondenz, s. Handelskorrespondenz 2c.

Kaufmännische Lehranstalten, s. Handelsschulen.

Kaufmännische Vereine, Vereinigungen von Kaufleuten, besonders von Handlungsgehilfen, welche sowohl den Berufsinteressen als allgemeinen Bildungszwecken dienen. Die kaufmännischen Vereine, als deren ältester wohl der Verein junger Kaufleute in Stettin (gegründet 1687) angesehen werden darf, haben in Deutschland heute große Verbreitung. Die bedeutendsten sind: Der Verein für Handlungskommis in Hamburg (gegründet 1858) mit (Ende Mai 1895) 48,000 Mitgliedern und 151,511 Mark Vermögen; der Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig (1881) mit (Mitte 1895) über 43,000 Mitgliedern und 100,000 Mk. Vermögen; der Kaufmännische Verein in Frankfurt a. M. mit (Ende 1894) 13,077 Mitgliedern und 43,006 Mk. Vermögen; der Kaufmännische Hilfsverein in Berlin, der Verband reisender Kaufleute in Leipzig, der Verein deutscher Kaufleute in Berlin, Verein Merkur in Nürnberg u. a. Die Hauptthätigkeit dieser und der andern kaufmännischen Vereine

Digitized by Google

ist die Stellenvermittelung. Die Zahl der jährlich durch dieselben vermittelten Stellen beträgt 13—14,000. Der Hamburger Verein vermittelte 1894 allein 4034 Stellen (bis 30. April 1895 überhaupt über 52,000). Zu ihrem Wirkungskreis gehört ferner die Gewährung von Unterstützungen, die Errichtung von Kranken-, Witwen- und Pensionskassen. Auch in dieser Beziehung leistet der Hamburger Verein sehr viel; seine Pensionskasse mit Invaliden-, Alters-, Witwen- und Waisenversorgung hatte Ende Mai 1895 über 5750 Mitglieder und über 2,675,000 Mk. Kassavermögen. Aber auch kleinere Vereine leisten Anerkennenswertes; so hat der Unterstützungsverein für Handlungsgehilfen in Leipzig (Ende 1894: 1158 Mitglieder) in der Zeit von 1832—94: 256,911 Mk. an Unterstützungen verausgabt. Neben diesen Zwecken dienen die kaufmännischen Vereine der Pflege des gesellschaftlichen Lebens und der Förderung kaufmännischer und allgemeiner Bildung durch Bibliotheken, Zeitschriften, Unterrichtskurse, Vorträge, Vorlesungen &c. Gerade diese letztere Thätigkeit veranlaßte eine allgemeine Organisation der kaufmännischen Vereine, indem 1876 sechs k. V. einen Mitteldeutschen Verband für öffentliche Vorträge gründeten, aus dem 1879 ein Deutscher Verband von Vereinen für öffentliche Vorträge, 1890 ein Deutscher Vortragsverband wurde. Im Mai 1895 gehörten dem Verband 202 Vereine an mit über 107,000 Mitgliedern. Verbandsvorsteher ist seit 1876 Edmund Lotz in Koburg. Der Verband hält regelmäßige jährliche Hauptversammlungen ab, auf welchen die Rednerliste für die nächstfolgende Vortragszeit (Oktober bis April) festgestellt wird. Es sind von 1876—94 im Vortragsverbande bereits gegen 9000 Vorträge der besten deutschen Redner mit steigendem Erfolg veranstaltet worden. Die Vereine des Deutschen Vortragsverbandes genießen bei den Rednern 20 Proz. Honorarvergünstigung vor verbandsfremden Vereinen. Seit 1889 hat sich zur Pflege gemeinsamer Interessen der kaufmännischen Vereine zunächst innerhalb des Vortragsverbandes eine kaufmännische Abteilung unter dem Namen Deutscher Verband kaufmännischer Vereine und wieder innerhalb dieser Abteilung 1890 eine freie Vereinigung unter dem Namen: Stellenvermittelungsbund kaufmännischer Vereine gebildet, die sich seit 1893 selbständig gemacht und ihren Sitz in Frankfurt a. M. haben. Der Zweck letzterer Vereinigung ist einheitliche Regelung des Stellenvermittelungswesens für junge Kaufleute, Erleichterung für Stellesuchende und Anbahnung nützlicher Beziehungen zu ausländischen kaufmännischen Körperschaften. Der Deutsche Verband kaufmännischer Vereine zählt bereits (1894) 81 Vereine mit ca. 101,000 Mitgliedern. Eine ähnliche, wenn auch lange nicht so große Verbreitung und Bedeutung haben die kaufmännischen Vereine in Österreich und der Schweiz, während dieselben in England und in den romanischen Ländern nur von untergeordneter Bedeutung sind. Zeitschriften: »Verbandsblätter des Verbands deutscher Handlungsgehilfen« (Leipz.), »Hamburger Vereinsblatt«, »Kaufmännische Presse« (Frankfurt a. M.), »Deutsche Kaufmännische Zeitschrift« (Berl.), »Kaufmännische Rundschau«, Organ des Verbandes deutscher Kaufleute (das.) u. a.; dann die Rundschreiben des Deutschen Vortragsverbandes und des Deutschen Verbandes kaufmännischer Verine sowie die Jahresberichte der kaufmännischen Vereine.

Kaufmännische Verpflichtungsscheine, s. Verpflichtungsscheine.

Kaufmannschaft, die Vereinigung der sämtlichen Kauf- und Handelsleute eines Ortes. In frühern Zeiten waren nicht selten an die Angehörigkeit zu dieser Körperschaft gewisse Rechte geknüpft: das Recht, überhaupt oder in gewissen Waren Handel zu treiben, das Recht der Wechselfähigkeit &c. Die Kaufmannschaften glichen daher den geschlossenen Zünften und Gilden. Auch gegenwärtig bestehen manche von ihnen noch als Innungen (Kaufmannsgilden) fort. In acht preußischen Städten (Berlin, Magdeburg, Königsberg, Danzig, Stettin, Elbing, Tilsit und Memel) sind den kaufmännischen Korporationen dieselben Rechte beigelegt, die sonst nur den Handelskammern (s. d.) zustehen. In Altona ist die entsprechende kaufmännische Korporation das Kommerzkollegium. In Süddeutschland werden derartige Körperschaften Handelsgremien genannt. In Hamburg führt das Gremium der zur See handelnden Kaufleute die Bezeichnung »ein ehrbarer Kaufmann«. Dasselbe wählt die Mitglieder der Kommerzdeputation, welche der Senatsdeputation für Handel und Schiffahrt beratend zur Seite steht. In andern Städten bestehen die Kaufmannschaften lediglich zu dem Zweck fort, um ein Stiftungsvermögen zu verwalten. Die Zugehörigkeit zu denselben beruht aber überall auf dem freien Willen der Mitglieder.

Kaufmannschaften, im Seehandel soviel wie Kaufmannsgüter.

Kaufmannsgilde, s. Kaufmannschaft.

Kaufmannsgut, soviel wie Handelsgut (s. d.).

Kaufmannslehrling, s. Handlungslehrling.

Kaufschilling (Kaufpreis), s. Kauf.

Kaufungen, Dorf in der sächs. Kreish. Leipzig, Amtsh. Rochlitz, hat eine evang. Kirche, ein Rittergut mit altem Schloß, Stammschloß des durch den sächsischen Prinzenraub (s. d.) bekannten Kunz von K., dessen Geschlecht 1807 erloschen ist, Hopfenbau und (1890) 1017 Einw.

Kaufunger Wald, Glied des hessischen Buntsandsteingebirges in den preußischen Provinzen Hessen-Nassau und Hannover, bildet ein breites, stark bewaldetes Plateau zwischen Werra und Fulda vor deren Vereinigung und steigt im Bilstein zu 640 m an. S. Karte »Hessen-Nassau«.

Kaufvertrag, s. Kauf.

Kaufzink, Zink in Blöcken.

Kauharz, s. Kaumittel.

Kaukamm, im sächs. Bergbau eine Art leichte Zimmerart.

Kaukasien, russ. Generalgouvernement im westlichen Asien (von einigen auch zu Europa gerechnet), der Isthmus zwischen dem Asowschen und Schwarzen Meere im W., dem Kaspischen Meere im O. und zu beiden Seiten des Kaukasus (s. Karte »Rußland«). Die politische Grenze wird im N. von den Flüssen Jeja, Jegorlyk, dem westlichen und östlichen Manytsch und der Kuma gebildet; im S. läuft sie von Astara am Kaspischen Meere in nordwestlicher Hauptrichtung bis Karaduly am Aras, folgt dann diesem Fluß bis in die Nähe des Großen Ararat, den sie, südwestlich gewendet, noch einschließt, und zieht wieder in nordwestlicher Hauptrichtung weiter, bis sie südwestlich von der Mündung des Tscharoch bei Kap Kopmusch das Schwarze Meer erreicht. Der Flächeninhalt dieses Gebietes beträgt 472,554 qkm (8582 QM.). Die Küste des Asowschen und Schwarzen Meeres hat eine Länge von 1065 km, die des Kaspischen Meeres von 978 km; der Isthmus ist an seiner schmälsten Stelle unter 42° nördl. Br. 535 km breit.

Digitized by Google

[Bodengestaltung, Geologisches.] Das Land wird durch eine von Sümpfen und salzigen Lagunen gebildete Einsenkung, die parallel mit dem Gebirge des Kaukasus in mehr als 200 km Entfernung von ihm vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meer sich erstreckt, gegen das nördlich davon liegende Gouv. Astrachan und das Land der Donischen Kosaken so scharf abgegrenzt, daß das nördlich gelegene Steppengebiet in das ganz gleichartige Kaukasiens wesentlich nur ein Eingangsthor bei Rostow hat. Die gleichmäßige Ebene der *pontisch-kaspischen Niederung* füllt den größten Teil des Gouv. Stawropol und des Kubangebietes aus; sie ist längs des Mittellaufs des Kuban und Terek schwarzerdig und hat infolgedessen jetzt Dörfer und Städte, von einer gewerbthätigen und arbeitsamen Bevölkerung bewohnt. Einförmig und armselig dagegen sind die sich anschließenden Salzsteppen des Stawropoler Gouvernements. Noch dürftiger sind die Sand- und Steinsteppen, welche in beschränkter Ausdehnung in der untern Thalstufe des Aras und Kur sowie am Ufer des Kaspischen Meeres in den Umgebungen von Baku vorkommen. Seinen Namen trägt das Land nach dem Gebirgssystem des *Kaukasus*, das, den größten Teil des zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere liegenden Gebietes einnehmend, von Anapa am Schwarzen nach Baku am Kaspischen Meere in der Richtung von WNW. nach OSO. sich erstreckt. Es besteht aus dem Großen Kaukasus und dem Transkaukasischen Hochland oder Kleinen Kaukasus; beide stehen im Meridian von 43° 50' westl. L. v. Gr. durch den Gebirgsstock des Meskischen Gebirges in Verbindung. Der *Große Kaukasus*, ein steil aufgebautes Kamm- und Kettengebirge, sendet nach N. seine Vorberge bis zum Oberlauf des Kuban und Terek und fällt nach S. zur Kuraebene steiler ab. Zu seiner mächtigsten Entwickelung gelangt derselbe zwischen seinen höchsten Punkten, dem zweigipfeligen Elbrus (5630 und 5592 m), dessen Fuß in 2488 m Höhe liegt, und dem weiter östlich gelegenen und aus einer Höhe von 1772 m aufsteigenden, 5043 m hohen Kasbek. An der Stelle der höchsten Erhebung bietet der Große Kaukasus die geringste Breite und die größte Zugänglichkeit und Wegbarkeit. Die mittlere, 3000—5150 m hohe Hauptkette besteht in ihrem zentralen Teile vorzugsweise aus Gneis, kristallinischen Schiefern und Granit, welche in dem Gebiete des Elbrus und des Kasbek von einzelnen vulkanischen Kegeln durchbrochen wurden, denen trachytische und andesitische Lavaströme von zum Teil sehr beträchtlicher Mächtigkeit entflossen. An dem Südabhang der Hauptkette zwischen Elbrus und Kasbek und östlich von den letztern lagern über dem altkristallinischen Gebirge oberkarbonische Fusulinenkalke. In den der Hauptkette parallelen, immer niedriger werdenden Nebenketten herrschen dagegen jurassische Sedimente, die mehrfach Flöze brauchbarer Steinkohlen eingelagert enthalten, und weiterhin nach N. und nach S., nach W. und nach O. mächtige Ablagerungen der Kreide und des Tertiärs (besonders Nummulitenkalke). Eigentümlich sind die durch Hebungen und Senkungen einzelner Gebirgsteile entstandenen Gebirgskessel, Sammelbecken von Wasseradern, denen auf der Nordseite der Terek, Kuban &c. entströmen. Zum schmalen Hauptkamm führen steile Querthäler hinan. Der Charakter dieses Stufenlandes findet sich nur gegen N. im Gebirgsgau der Kabarda und in Daghestan, wo ein vielgliederiges Gebirgssystem mit Thälern von vorherrschend ostwestlicher Richtung vorliegt. Neben dem Elbrus und Kasbek sind unter andern hervorzuheben: der 4633 m hohe Gipfel Betigy, neben welchem westlich des 4877 m hohen Baltakaja der Kuban entspringt; im SO. des Elbrus liegen der 5211 m hohe Koschtan-Tau und der 5159 m hohe Dylh-Tau; bei den Quellen des Rion erhebt sich der 4572 m hohe Gumaran-Khokh und der 4645 m hohe Adai-Khokh. Von den das Gebirge überschreitenden Pässen sind die wichtigsten der Pschechpaß (1660 m) im westlichen Kaukasus, der 3505 m hohe Maruchpaß bei der Bsybquelle, der 2962 m hohe Nacharpaß bei den Kubanquellen; die den Kaukasus überschreitende Eisenbahn erreicht den Höhepunkt von 975 m; der Kasbek- oder Darielpaß, durch welchen die grusinische Heerstraße führt, ist 2422 m hoch. Das *Meskische Gebirge* scheidet das Becken des Rion von dem der Kura und verläuft in meridionaler Richtung. Der *Kleine Kaukasus* bildet Parallelketten; zahlreiche Senkungen gestatten den Wassern das Abfließen nach allen Richtungen und dem Verkehr durch tiefe Einschnitte vielseitige Beweglichkeit. Die Bergflächen sind mit einer Lavadecke überzogen, welche, dem Gebirge weichere Formen verleihend, durch ihre fortschreitende Verwitterung einen sehr üppigen Graswuchs bedingt. Das Hochland bietet weite Weidetriften, die Thäler sind sehr fruchtbar. Der Große Ararat ist 5163 m und der neben ihm im SO. gelegene Kleine Ararat 4030 m hoch. Der 4180 m hohe Alaghös erhebt sich nördlich davon; der Kapudschich (3918 m), der Kasangöldach (3855 m) liegen im Kreise Nachitschewan. Von den zahlreichen Gletschern ist der Karagamgletscher in der Adai-Khokhgruppe der längste (16—19 km), derselbe steigt bis zu 1740 m herab. An der Südseite vereinigen sich der Usba- u. Gvaldagletscher in 1800 m Seehöhe (vgl. auch Armenien, S. 904, u. Asien, S. 992). Man schätzt die Gesamtfläche der Gletscher auf 1760 qkm; auf dem Nordabhang reichen sie bis 1740 m, auf dem Südabhang bis 2130 m Höhe herab. Die Schneegrenze des Großen Kaukasus liegt auf dem Südabhang im W. 2925 m, im mittlern Teil 3230 m, im O. 3670 m hoch; am Nordabhang liegt sie um 300—450 m höher. Für den Kleinen Kaukasus wird sie zu 3717 m geschätzt. In den breitern Thälern des Kuban, Terek, Rion u. der Kura sowie in denen ihrer größern Nebenflüsse haben tertiäre u. quartäre Bildungen eine große Verbreitung. — Berühmt sind die *Heilquellen*, deren Zahl sich auf mehr als 100 beläuft, so die warmen Schwefel- und Eisenquellen mit Temperaturen von 12,5—46° in der Umgegend von Pjätigorsk, die heißen Quellen von Abastuman bei Achalzych und die heißen Thermen am mittlern Terek, westlich von Grosnaja, mit Temperaturen von 32,5—69°. Räumlich überaus groß (fast 34,000 qkm) sind die Striche, denen brennende Gase und *Naphtha* (Erdöl) entquellen; sie liegen im W. auf der Halbinsel Taman und südlich des Kuban, im NO. südlich des mittlern Terek, im O. am Kaspischen Meere, im Tertiär der Halbinsel Apscheron, nordöstlich von Baku und nördlich der Kura bis herauf nach Tiflis. 1889 belief sich die Produktion auf 206 Mill. Pud, d. h. etwa 3 1/3 Mill. Ton. Naphtha. Als Hauptlager von (jurassischen) *Steinkohlen* sind folgende bekannt: Tribauli unweit Kutaïs, Humarud am Kuban, bei Grosnaja am Terek, im Engpaß Kana-Syrya oberhalb Derbent, bei Achalzych &c. *Steinsalz* wird gewonnen zu Kulpi im W. von Eriwan 1,136,000 Pud und bei Nachitschewan 270,000 Pud jährlich. Salzseen werden ausgebeutet in den Gouvernements Stawropol, Baku und im Kubangebiet. *Schwefel* wird in K. zur Zeit noch nicht gewonnen,

Digitized by Google

trotzdem Daghestan und Eriwan ergiebige Schwefellager besitzen. Kupfererze, deren Vorkommen in Verbindung mit tertiären vulkanischen Gesteinen zu stehen scheint, finden sich in der Gegend von Kiadebek südwestlich von Elisabethpol (Schmelzhütte von Siemens) und bei Akhtala südlich von Tiflis. Reichhaltige Manganerze bilden Lager im Eocän im Kivivilethal bei Kutaïs und sind ein Hauptausfuhrartikel über Poti und Batum nach England und Amerika (1892 an 150,000 Ton.). Die Produktion von Eisen ist noch sehr gering; die größten Lager finden sich westlich von Wladikawkas. Auch die Ausbeute an Silber- und Bleierzen, sowie die an Waschgold, an Zinnober (in Daghestan) und an Kobalt (Grube Daschkessan südlich von Elisabethpol) ist zur Zeit gering.

Das Wassersystem hat im Großen und Kleinen Kaukasus einen verschiedenen Charakter. Größere Süßwasserflächen fehlen ersterm; Alpenseen findet man erst südlich von Tiflis im armenischen Hochland. Der größte ist der in 1931 m Höhe gelegene Göktscha- oder Sewangasee mit einem Areal von 1393 qkm oder 25,3 QM. Westlich vom Ararat liegt in 2237 m Höhe der Balyksee. Im Großen Kaukasus stürzen die Bäche tosend die steilen Thäler hinab, Gerölle im Übermaß mit sich führend und sich tief in den Schluchten einwaschend; erst am Fuß der Gebirge nehmen sie einen langsamern Lauf an. Im armenischen Hochlande dagegen bewegt sich das Quellwasser der mächtigsten Flüsse anfangs in mäßig gesenkten Mulden, verteilt sich in zahllose, sich gelegentlich wieder vereinigende Arme und schleicht mehr oder weniger träge bis an das Randgebirge, durchreißt dieses mit großer Kraft und tritt dann mit geregeltem Laufe in die mittlere Thalstufe seiner Bahn. In das Kaspische Meer ergießen sich die die Salzseen Stawropols durchfließende Kuma, der ein großes Delta bildende Terek, der aus mehreren Quellflüssen sich vereinigende Koisu oder Sulak, der reißende Samur, die fast ganz K. durchströmende Kura, welche in ihrem Unterlauf den Grenzfluß Aras aufnimmt, während dem Schwarzen Meere der nahe den Quellen des Terek gleichfalls am Nordabhang des Kaukasus entspringende Kuban, vom Südabhang der Ingur und der Rion, der Tscharuch (aus Armenien kommend) zueilen.

[Klima, Pflanzen- und Tierwelt.] Die Nordseite Kaukasiens ist namentlich im Winter kalt, da die östlichen und nordöstlichen Winde freien Zutritt haben, während die Südwinde abgehalten werden. Temperatur: Wladikawkas (Nordseite, 680 m) im Jahr 3,7°, kältester Monat Februar 4,0°, wärmster August 20,3°; Tiflis (Südseite, 430 m) im Jahr 12,6°, kältester Monat Januar 0,5°, wärmster Juli und August 24,3°, mittlere Jahresextreme 35,9° und —12,0°; Gudaur (2160 m) im Jahr 4,1°, kältester Monat Februar 8,1°, wärmster Monat August 14,3°. Die Regenmenge wächst von O. nach W. wie mit der Höhe von 50 auf 140 cm: Wladikawkas 87, Tiflis 49, Gudaur 132 cm. Temperaturabnahme für je 100 m Erhebung (im Jahr): Nordseite 0,58°, Südseite 0,43°; Schneelinie: Nordabhang 4400 m, Südabhang 4300 m; untere Gletscherränder: im Südwesten 1954 m (4,9° Lufttemperatur), im Norden 3163 m (—2,3°).

Die kaukasische Wald- und Hochgebirgsregion gliedert sich in nicht scharf ausgesprochener Weise in eine Laub- und Nadelwaldformation mit darauf folgender alpiner Vegetation. Der über den Steppen beginnende Wald ist in seinen untern Beständen vorwiegend aus Arten wärmerer Klimate gebildet, worüber dann die gemischten und endlich die reinen Nadelwaldbestände von borealem Charakter folgen. Die Wiesengräser sind meist mitteleuropäische Arten. Charakteristische Pflanzenformen sind in den untern Regionen am Südabhange des Gebirges (Mingrelien): Lorbeerarten, Cistus salvifolius, Rhus cotinus, Prunus Laurocerasus. Kultiviert werden hier der Weinstock (bis 975 m), die Kastanie (bis 1100 m) und der Walnußbaum, der auch wild hier wächst (bis 1415 m). Daran schließt sich die Zone der Roggen- und Gerstenkultur bis 1800 m. Noch höher hinauf reicht die Birke, die ihre obere Grenze erst in der Strauchregion bei 2450 m findet. Weitere Charakterbäume sind Carpinus, Fraxinus, Acer Pseudoplatanus, Fagus silvatica, Picea orientalis und die schöne Abies Nordmanniana, die Höhen bis 2100 m bekleidet. Darauf folgen Gesträuche und Staudenmatten, deren Hauptschmuck großblumige Rhododendron-Arten (R. caucasicum, R. ponticum und R. flavum) bilden. Alpenmatten folgen schließlich bis zur Schneegrenze. Sie setzen sich zusammen aus Arten der Gattungen Draba (D. scabra und D. imbricata), Campanula, Gentiana und Saxifraga.

Die Tierwelt Kaukasiens, das zoogeographisch zur europäischen Subregion der paläarktischen Region zählt, ist sehr artenreich. Der Kaukasus besitzt eine eigne Art Steinbock (Capra caucasica), außerdem findet sich hier die Bezoarziege (Capra aegagrus) und von Raubtieren Bären, Füchse, Luchs, Marder etc.; in den Steppen lebt der Wolf, und von Nagern ist der Springhase bemerkbar. Im S. findet sich, von Persien herkommend, noch der Tiger, außerdem der Panther. Die Vögel sind im Gebirge durch Raubvögel, darunter Adler und Lämmergeier, an den Seen durch Schwimmvögel vertreten. An Schlangen ist K. sehr reich. Eine Landplage sind Heuschreckenschwärme u. Stechfliegen. Im Kaspischen Meere lebt ein Seehund (Phoca caspica); das Kaspische wie das Schwarze Meer sind sehr reich an Fischen, unter denen als kostbarer Speisefisch der Sterlett (Acipenser ruthenus) voransteht. Von den Haustieren Kaukasiens hat die Seidenraupe als das wichtigste zu gelten, indem K. zu den hervorragendsten Seidenproduktionsländern der Welt gehört; Transkaukasien führt jährlich mindestens 400,000 kg Rohseide aus.

[Bevölkerung.] Die Bevölkerung war nach der Zählung von 1891 folgende:

	QKilom.	Bewohner	Auf 1 QKilom.
Ciskaukasien:			
Kubangebiet	101 723	1 482 889	14
Gouv. Stawropol	60 597	685 943	11
Provinz Terek	69 467	775 978	11
Zusammen:	231 787	2 944 810	13
Transkaukasien:			
Gouv. Baku	39 306	820 318	21
Provinz Daghestan	29 763	661 444	22
Gouv. Jelissawetpol	44 136	850 623	19
" Eriwan	27 830	686 671	24
Provinz Kars	18 647	237 114	13
Gouv. Kutaïs	36 478	953 870	26
" Tiflis	44 607	800 875	18
Zusammen:	240 767	5 010 915	21
Kaukasien:	472 554	7 955 725	17

Administrativ gehört zum Generalgouv. K. auch die am Ostufer des Kaspischen Meeres gelegene Transkaspische Provinz, 554,860 qkm (10,077 QM.) groß mit (1891) 700,000 Einw.

Mit der Ordnung der zahlreichen Völker- u. Sprachstämme, aus denen sich die außerordentlich gemischte Bevölkerung Kaukasiens zusammensetzt, haben sich in frühern Jahren Pallas, Güldenstedt, Klaproth, in neuester Zeit Radde und Erckert beschäftigt. K. wird von zwei Völkerrassen bewohnt, der mittelländischen und der mongolischen. Während aber die erste eine außerordentlich große Zahl verschiedener Völker in sich schließt, ist die letzte nur durch drei (Türken und Tataren, Kalmücken, Esthen) vertreten. Die hauptsächlichsten Völker sind die folgenden:

	Ciskaukasien	Transkaukasien	Zusammen
I. Mittelländische Rasse.			
1) Indoeuropäer:			
Russen	2 070 000	122 364	2 192 364
Deutsche	12 148	9 356	21 504
Griechen	1 600	55 707	57 307
Armenier	35 900	939 131	975 031
Osseten	80 669	76 445	157 114
Kurden	—	100 043	100 043
2) Bergvölker:			
Tschetschenzen	240 000	3 418	243 418
Tscherkessen	110 000	1 478	111 478
Abchasen	12 000	60 445	72 445
Lesghier	17 000	596 831	613 831
3) Karthwelier:			
Grusiner, Imerítiner, Mingrelier 2c.	—	1 201 254	1 201 254
4) Juden	12 000	31 386	43 386
II. Mongolische Rasse.			
Türken und Tataren	142 000	1 306 306	1 446 306
Kalmücken	11 837	—	11 837
Esthen und Mordwinen	—	1 376	1 376

Während in Ciskaukasien die Geschlechter numerisch sich ziemlich gleichstehen, fällt in Transkaukasien das große Zahlenübergewicht der männlichen Bevölkerung über die weibliche auf; 2,551,000 männliche gegen 2,153,000 weibliche, d. h. 100: 84,4, und während Ciskaukasien im ganzen russisch ist, erscheint Transkaukasien nicht russisch im ethnographischen Sinne des Wortes. Das stärkste Bevölkerungselement Kaukasiens sind jetzt die Russen mit 2,192,364 Köpfen. Noch ist der slawische Stamm vertreten durch 3308 Polen, 920 Tschechen u. a. Die deutschen Ansiedler (21,504) stammen sämtlich aus Württemberg. Die ersten kamen 1817 nach Transkaukasien, wo sie die Kolonie Marienfeld gründeten, von den 1818 aus ihrer Heimat ausgezogenen 1400 Familien erreichten nur 455 ihr Ziel Tiflis; die übrigen erlagen unterwegs dem kalten Fieber. Die letzten Auswanderer kamen 1848 in K. an. Jetzt bestehen in Transkaukasien 9 deutsche Kolonien, im Kreis Tiflis fünf: Petersdorf (135 Einw.), Freudenthal (82), Marienfeld (300), Alexandersdorf (365) und Elisabetthal (1043), im Kreis Bortscholin zwei: Alexandershilf (286) u. Katharinenfeld (1096), im Kreis Jelissawetpol zwei: Helenendorf (1268) und Annenfeld (356). Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, in einigen Kolonien bedeutenden Weinbau, und ihre schönen, saubern Dörfer heben sich sehr vorteilhaft ab gegen die schmutzigen grusinischen und tatarischen Dörfer mit ihren Lehmhütten und flachen Dächern. In Ciskaukasien gibt es ebenfalls neun deutsche Kolonien, im Kubangebiet zwei, in der Provinz Ter fünf und im Gouv. Stawropol zwei. Von den übrigen indoeuropäischen Völkerschaften leben hier (fast sämtlich in Transkaukasien) 1208 Rumänen, 57,307 Griechen, 10,687 Perser, 124,683 Tat, 50,510 Talysch, 100,043 Kurden, 157,114 Osseten, 975,031 Armenier und 800 Zigeuner, wozu noch Esthen, Chaldäer (Aissoren) u. a. kommen. In Transkaukasien treten der Zahl und Bedeutung nach besonders drei Nationalitäten hervor: die christlichen Georgier (1,201,254) und Armenier (939,131) und die meist schiitischen Aserbeidschân-Tataren (1,139,659) in der östlichsten Hälfte. Am vornehmsten und ritterlichsten sind die Georgier, am fanatischsten die Tataren, am einflußreichsten, wirtschaftlichsten und zähesten die Armenier. Unter den zu den Georgiern gehörigen eigentlichen Grusinern im Gouv. Tiflis (363,717) sind 5000 fürstlichen Standes neben 16,000 andern Edelleuten; in Kutaïs sind 13,000 fürstlichen Standes neben 49,000 Edelleuten. Diese Fürstenfamilien entsprechen dem feudalen Grundbesitzadel in Deutschland. Außer Grusinern oder Georgiern (s. d.) in 11 Stämmen und Armeniern setzt sich die Hauptmasse der Bevölkerung Transkaukasiens zusammen aus den sehr zahlreichen Stämmen, welche man als Kaukasusvölker (Kaukasische Bergvölker, Kawkáskije Gorzy) zusammengefaßt hat, und die aus den Völkergruppen der Lesghier, Tscherkessen, Abchasen, Tschetschenzen und aus mongolischen Völkern bestehen. Die Lesghier (s. d.), die fast ausschließlich Daghestan, vornehmlich dessen schwer zugängliche Schluchten bewohnen, zerfallen in 27 Stämme in drei Gruppen, unter denen die Awaren (163,772), Kuriner (149,354) und die Dargua (107,168) die zahlreichsten sind. Die Tscherkessen (s. d.), bestehend aus Adighe und Kabardinern, sitzen jetzt vorzugsweise in der Provinz Terek und im Kubangebiet; es sind dies die Reste einer ehemals viel stärkern Bevölkerung, von der nach der Unterwerfung Kaukasiens durch die Russen 1858—65 nicht weniger als 500,000 auf türkisches Gebiet übergesiedelt sind. Die mit ihnen stammverwandten Abchasen (s. d.) bewohnen fast ausschließlich das Gouv. Kutaïs (60,432), im Kubangebiet leben nur 12,000. Die Tschetschenzen (s. d.), welche vornehmlich in der Provinz Terek (240,000), aber auch im Gouv. Tiflis wohnen, teils im Hochland, teils in der Ebene, und in mehrere Stämme zerfallen, sind sämtlich sunnitische Mohammedaner. Die mongolischen Völker sind in der Hauptsache durch mohammedanische Türken und Tataren vertreten und namentlich in den Gouvernements Jelissawetpol, Baku und Eriwan zu finden; ihre Hauptstämme sind die Tataren (1,139,659), die Kumyken (100,838), Türken (70,226), Nogaier (55,376), Karatschaier (22,000), während die buddhistischen Kalmücken (eingeteilt in Adel, »Weiße Knochen«, und Gemeine, »Schwarze Knochen«) ausschließlich das Gouv. Stawropol, die Esthen und Mordwinen aber zerstreut Transkaukasien bewohnen. Juden haben sich schon nach der babylonischen Gefangenschaft in Transkaukasien angesiedelt, sie sind jetzt außer in den Provinzen Kars und Eriwan überall ziemlich zahlreich vertreten, etwa 30,000 gehören zu den Bergjuden (s. d.), deren größte Gemeinde die von Kuba ist, wo sie in einer Vorstadt zusammenwohnen und, wie alle Bergjuden Kaukasiens, eine eigentümliche orientalische Kleidung tragen.

Die Sprachen der Bewohner des Kaukasus lassen sich unter vier große Gruppen bringen, wobei allerdings die der Bergvölker in ihrer Zusammengehörigkeit noch nicht richtig zu gruppieren sind. Zur indoeuropäischen Gruppe gehören Russisch, Ossetisch, Tat, Talysch, Kurdisch (alle vier letzten dem iranischen Zweige angehörig) und Armenisch. Zur uralo-altaischen Gruppe gehören als Teile des tatarischen Zweiges Kumykisch, Aserbeidschân-Tatarisch, Karatschaisch,

Digitized by Google

Berg-Kabardinisch, Nogaisch, Turkmenisch, als Teil des mongolischen Zweiges Kalmykisch. Zur Karthwelgruppe gehören Grusinisch, Lasisch, Mingrelisch, Swanetisch. Die Sprachen der Bergvölker sind im W. Adighe (Tscherkessisch) und Abchasisch, von denen es nicht feststeht, ob sie miteinander verwandt sind, die der Bergvölker im O. sind Tschetschenisch, darunter besonders das Auch, Galgai und Inguschische, und Lesghisch mit vier Gruppen: Dargua, Awarisch, Andisch und Dido. Vgl. Kaukasische Sprachen.

Zwei Religionen sind es, die vornehmlich in K. herrschen, die griechisch-katholische und der Islam. Zu der ersten bekennen sich außer den meisten Russen auch die Georgier, ein Erzbischof residiert in Tiflis, Bischöfe in Kutaïs und Stawropol; ihr zunächst steht die armenische Kirche mit dem Patriarchen und Katholikos aller Armenier zu Etschmiadsin, einem Erzbischof zu Schemacha und Bischöfen zu Eriwan, Schuscha und Tiflis. Nur 22,000 der Armenier sind römisch-katholisch. Unter den Russen leben in Transkaukasien 50,000 religiöse Schismatiker, die vor vielen Jahrzehnten dorthin als staatsgefährliche Sekten aus Südrußland verschickt wurden. Die zahlreichsten unter ihnen sind die Molokanen und Duchoborzen. Unter den namentlich in Transkaukasien zahlreichen Mohammedanern (meist Tataren im weitern Sinne) sind in Transkaukasien 874,000 (Aserbeidschân-Tataren) Schiiten, die übrigen 1,380,000 Sunniten. Die Mohammedaner in Ciskaukasien sind Sunniten. Jessiden oder Teufelsanbeter gibt es 13,500. Die Baseler Mission wirkt hier auf ihrer Station Schuscha schon seit längerer Zeit unter den Mohammedanern, auch in Schamachi besteht eine lutherische Missionsgemeinde; ein kleiner Anfang ist auch in Tiflis gemacht worden.

[Erwerbszweige.] Die Landwirtschaft ist in K. erschwert, da nur im Küstengebiet die Feuchtigkeit der Atmosphäre die Gewächse genügend tränkt; überall sonst muß künstliche Bewässerung stattfinden. Im Innern des wilden Berggebiets fehlt es aber ganz an Kulturboden. Dabei sind die landwirtschaftlichen Geräte noch von der einfachsten Beschaffenheit u. demnach sehr geringer Leistungsfähigkeit. Gebaut werden in Ciskaukasien namentlich Roggen und Weizen, in Transkaukasien auch Mais, Reis u. Baumwolle (besonders in Eriwan und Jelissawetpol), außerdem Hanf und Krapp. Alle unsre Obstarten gedeihen sehr gut, Maulbeerbäume pflanzt man für die Seidenraupenzucht, die besonders im Gouv. Baku (im früher persischen Schirwan) sowie im Gouv. Jelissawetpol, vornehmlich in der Umgebung der Städte Schemacha, Nucha u. Schuscha, betrieben wird u. jährlich 70—80 Ton. Rohseide liefert. Die Industrie trägt durchweg orientalischen Charakter. Mit Ausnahme der Metallindustrie, der Waffen- und Goldschmiedekunst und Teppichwirkerei besteht kein Industriezweig von nennenswerter Ausdehnung. Die Kleinindustrie hat sich noch am meisten in Achalzych erhalten; die altberühmten Waffenschmiedearbeiten sind jedoch im Rückgang, seit Ruhe und Sicherheit in die Thäler Daghestans eingezogen sind. Große Getreidemühlen, Fabriken für Seilerwaren, Eisenwaren, Stearin, Baumwollweberei und Lederbereitung bestehen an mehreren Orten, und die Petroleumbrunnen von Baku (s. d.) haben dort neben der Raffinerie des Erdöls die Anlage von Fabriken für Schwefelsäure u. a. zur Folge gehabt. Die Textilindustrie ist Hauptgegenstand der Thätigkeit der Frauen, die hierin, wie überall im Orient, Gutes leisten. Der Handel, vornehmlich in Baku, Tiflis Poti und Batum konzentriert, hat in neuester Zeit einen großen Aufschwung genommen. Ausgeführt werden namentlich Petroleum, Seide, Wolle, Getreide und Baumwolle, wogegen Baumwollfabrikate, Früchte und Gemüse, Metallwaren, Wollenstoffe und Seidenzeuge eingeführt werden. Für den ansehnlichen Transithandel nach u. aus Persien besteht zu Nachitschewan am Aras ein Hauptzollamt. Aus Persien kommen Seide und Kotons; dahin gehen Zucker, Thee, Manufakturwaren. Für Verkehrswege ist bereits viel geschehen; eine Kunststraße ersten Ranges führt von Wladikawkas in der Terekschlucht aufwärts zum Kamm des Hochgebirges am Kasbek vorüber und hinab nach Tiflis. Ebenso sind über das Meskische Gebirge die Uferlandschaften am Schwarzen Meere mit dem Kurthal verbunden; längs dieses Flusses nach Baku und Schuscha, dann südlich davon nach Achalzych, Alexandropol und am Goktscha vorbei nach Eriwan und weiter hinab an den Arasfluß sowie im N. längs des Kuban und Terek wie des Kaspischen Meeres führen Kunststraßen. Zwei große Eisenbahnstränge durchziehen das Land von Nordwesten nach Südosten. Der eine beginnt bei Rostow am Don und endete früher bei Wladikawkas, geht jetzt aber bis Petrowsk am Kaspischen Meere; er entsendet Zweigbahnen von Tichorjetzkajo nach Noworossijsk und weiterhin über Pjatigorsk nach Jessentuki, die letztere wird fortgesetzt. Die zweite große Eisenbahnlinie verbindet Poti am Schwarzen mit Baku am Kaspischen Meere, auch sie entsendet Zweigbahnen nach Batum und über Kutaïs hinaus.

[Verwaltung.] An der Spitze der Verwaltung steht ein Generalgouverneur, dem Gouverneure in Baku, Daghestan, Eriwan, Jelissawetpol, in den Provinzen Kuban und Kars, Kutaïs, Stawropol, Terek und Tiflis unterstellt sind. Er ist zugleich Generalkommandant der Armee des Kaukasus, die sich zusammensetzt aus 2 Infanteriedivisionen, 2 kaukasischen Schützenbrigaden, 4 Fußkosakenbataillonen, einer kaukasischen Kavalleriedivision, einer Kuban- und einer Terek-Kosakenbrigade, 1½ irregulären Kosakenregiment, 2 Artilleriebrigaden, einer reitenden Kuban-Kosakenartilleriebrigade, einer Terek-Kosakenbatterie und einer kaukasischen Sappeurbrigade. Seit 28. Juni 1888 besteht allgemeine Wehrpflicht vom 20. Lebensjahre an und zwar 5 Jahre bei der Fahne, 3 Jahre in der Reserve und 5 Jahre im ersten Aufgebot der Reichswehr, in den Provinzen Kuban und Terek 3 Jahre bei der Fahne und 15 Jahre in der Reserve. Die Wehrpflichtigen mohammedanischen Glaubens sind gegen Entrichtung einer Wehrsteuer von der persönlichen Dienstpflicht befreit. Die allgemeine Wehrpflicht ist 1. Jan. 1874 nur für das Gouv. Stawropol in Kraft getreten, während aus den übrigen Bezirken irreguläre Truppen, resp. Milizen (das Kutaïs- und Daghestan-irreguläre Reiterregiment, ein Kuban-, 11 Terek-, 11 Daghestan- [reitende] Sotnien, eine Sotnie Suchum-Landwehr, Gurische und Grusinische Fuß-Druschinen zu je 4 Sotnien; ständige Miliz von Kars und Batum) formiert werden.

Geschichte.

An die ältesten Berührungen der Phöniker und Griechen mit den Ländern des Kaukasus erinnert die Sage von den Argonauten (s. d.). Während das Land südlich vom Gebirge von den Assyrern, später von den Persern unterworfen wurde, gründeten im 7. Jahrh. v. Chr. die Griechen an der Küste des Schwarzen Meeres Kolonien, wie Dioskurias. Das Reich von Atropatene, infolge des Zuges Alexanders d. Gr. nach Baktrien gegründet, umfaßte einen Teil der Gouverne-

Digitized by Google

ments Jelissawetpol und Baku. Später eroberte der König von Armenien, Tigranes (95—60), Transkaukasien, und nach dessen Besiegung durch die Römer durchzog Pompejus das Land, das dann mit Armenien unter römische Herrschaft kam. 204 n. Chr. drangen die Chasaren nach dem Kaukasus von Norden ein und kamen bis Grusien und Armenien; erst 300 wurden sie wieder aus Armenien und Albanien vertrieben. 513 fielen die Hunnen in Armenien ein. Die römische Macht nahm ab, aber Kolchida war immer noch zeitweise der Kriegsschauplatz zwischen Römern und Persern. Die Völkerzüge nach K. dauerten an: so siedelten sich die Avaren 558 hier an; 635 unternahmen die Araber ihren ersten Feldzug nach Armenien. Die Russen sahen den Kaukasus zum erstenmal zu Anfang des 10. Jahrh. 914 und 943 bemächtigten sie sich der Festung Barda und drangen vom Kaspischen Meere her ein. 967 besiegte der Großfürst Swjatoslaw, über den Kuban gehend, am Fuß des Kaukasus die Jassen und Kossogen (Osseten und Tscherkessen). Im 13. Jahrh. drangen die Mongolen ein. Nachdem Rußland von dem tatarischen Joch befreit war, suchten die Russen ihr Gebiet nach dem Kaukasus auszubreiten. 1722 eroberte Peter I. Derbent, 1723 Baku, aber 1735 wurden die russischen Besitzungen in K. an Persien abgetreten. 1770 überschritten russische Truppen zum erstenmal den Kaukasus und nahmen Kutaïs. 1774 im Frieden von Kütschük Kainardschi mit der Türkei gewann Rußland die Kuban- und Tereklinie. 1785 wurde aus den Gebieten am Nordabhang des Kaukasus eine kaukasische Statthalterschaft geschaffen, bestehend aus den Kreisen Jekaterinograd, Kisljar, Mosdok, Alexandrow und Stawropol. 1796 eroberte der Graf Subow die Städte Derbent, Kuba und Baku. 1801 wurde Georgien in ein russisches Gouvernement verwandelt, nachdem Georg XIII. (Iraklis II. Nachfolger, welcher sich bereits 1783 unter russischen Schutz gestellt hatte) gestorben war. 1802 wurde Ossetien, 1803 die Lesghier, 1804 Mingrelien, 1810 Imeretien unterworfen. Die Perser hatten Rußland nicht hindern können, sich diese Gebiete anzueignen, und in dem Frieden von Gulistan 24. Okt. 1813 traten sie an Rußland ab: die Chanate Karabach (Schuminskischer Kreis), Gändsche (Kreis Jelissawetpol), Schirwan (Kreis Schemacha), Derbent, Kuba, Baku und Talyscha (Lenkoranskischer Kreis). 1815 besaß Rußland somit schon fast das ganze jetzige Transkaukasien; in seinem Besitz waren nur noch nicht der Achalzychsche Kreis, der südliche Teil des Etschmiadsinskischen, der Eriwansche, Nachitschewanskische u. Ordubatskische Kreis. Die Bergvölker (Gorzen) aber des gesamten Kaukasusrückens blieben unabhängig. Vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere und vom Kuban und Terek bis zum südlichen Abhang des Gebirges war K. von den Russen feindlich gesinnten Völkerschaften bewohnt. Nur zwei Wege verbanden Transkaukasien mit Rußland: der mitten über das Gebirge führende darjalskische, vor undenklichen Zeiten gebaut, und ein andrer längs der Küste des Kaspischen Meeres. Damals lebten die Bergvölker ohne Gemeinschaft mit ihren Nachbarn noch unter sich getrennt. Der 1816 zum Oberbefehlshaber ernannte russische General Jermolow begann die Unterwerfung der Bergvölker zunächst des östlichen Kaukasus, da der westliche noch zur Türkei gehörte. So wurde durch die Besetzung des schamchalskischen Gebietes, die Eroberung des Kurinskischen und Kasikumuchskischen Chanats, der großen und kleinen Kabardei sowie Abuschas und die Verwüstungen in der Tschetschnja eine Verbindung mit Transkaukasien geschaffen und das Gebiet der noch freien Bergvölker getrennt. 1828 trat Persien nach verlornem Kriege an Rußland das Eriwanskische und Nachitschewanskische Chanat, 1829 die Türkei den jetzigen Kreis Achalzych und die Festungen Anapa und Poti ab.

Das Auftreten des Muridismus, dieser religiösen Verschwörung zur Vertreibung der Ungläubigen, belebte die Kräfte der Bergvölker von neuem und schuf wohlgeordnete Massen, die jeden Angriff der Russen kräftig zurückwiesen. Letztere kamen zuerst mit seinen Anhängern in Daghestan in Berührung, doch war in den beiden Feldzügen 1831 u. 1832 das aufrührerische Küstengebiet wieder bewältigt. 1832—39 wurde dann die Hauptstärke des kaukasischen Korps wieder nach dem Westen gezogen, wo die Eroberung der Küste des Schwarzen Meeres ohne bedeutende Opfer durchgeführt wurde. In dieser Zeit hatte indessen der Muridismus im Osten immer festern Fuß gefaßt: Schamil vereinigte hier in seiner Person die Macht eines geistlichen und weltlichen Herrschers und breitete seine Macht immer mehr aus. Die Russen begannen 1839 mit größern Streitkräften den Krieg gegen ihn und schlossen ihn nach Erstürmung des Dorfes Arghuan (11.—13. Juni) in der Bergfeste Achulgho ein, die nach mehreren vergeblichen Angriffen 3. Sept. erobert wurde; doch entkam Schamil nach Weden. Der Krieg gegen den Muridismus wurde fortgesetzt, freilich viele Jahre ohne durchgreifende Erfolge. Während des Krimkriegs unternahm zum Glück für die Russen Schamil nichts Entscheidendes, nach demselben vollendete der neue Generalgouverneur Fürst Barjatinskij 1856—59 die Unterwerfung Kaukasiens. Weden wurde 13. April 1859 erstürmt. Der letzte Zufluchtsort Schamils war der Berg Ghunib in Daghestan; 4. Sept. begannen die Angriffsarbeiten gegen denselben. Am 6. Sept. 1859 ergab sich Schamil dem Fürsten Barjatinskij. Die russische Herrschaft befestigte sich nun immer mehr und mehr, und doch regten sich wieder die alten Gelüste der Bergvölker nach Unabhängigkeit, als Rußland in den letzten orientalischen Krieg mit der Türkei 1877/78 verwickelt war. Türkische Aufwiegler tauchten unter den Bergvölkern im Sommer 1876 auf; sie wußten es dahin zu bringen, daß Ende April 1877 unter den Tschetschenzen, im Mai in Abchasien, im September in Daghestan Unruhen ausbrachen. Landungsversuche seitens der Türkei fanden statt: 3. Mai beschoß ein türkisches Schiff Poti; 16. Mai wurde von einer Eskadre von fünf Schiffen Suchum Kalé beschossen und hier auch einige Truppen gelandet. Eine größere Landung ausgewanderter Tscherkessen gelang 23. Mai bei Adler (116 km nordwestlich von Suchum Kalé). Durch rechtzeitige Besetzung der aus Abchasien nach den Tschetschenzen-Ansiedelungen im Kuban- u. Terekgebiet führenden Pässe wurde ein großer Aufstand verhindert. Den tscherkessischen Vortruppen schickte die Türkei ein 14,000 Mann starkes Invasionskorps unter Taski Pascha nach. Die Russen zogen Verstärkungen aus dem Innern nach; am 24. und 25. erfolgten die ersten Zusammenstöße größerer Massen; 27. Juni schlug der General Alchasow die vereinigten Türken und Abchasen bei Adschanodschir und nahm am 30. das Dorf Assacho, den Hauptstützpunkt der Aufständischen. In Abchasien ging der Aufstand zu Ende. Ende Juli und 1. Aug. schifften sich die Türken wieder ein, 30,000 Abchasen schlossen sich ihnen an und wurden in Anatolien angesiedelt. Die zurückgebliebenen Abchasen wurden unter Scho-

Digitized by Google

nung ihres Eigentums unterworfen. Auch bei den Tschetschenzen war im August der Aufstand unterdrückt; die Stämme der Tscherlojewzen und Schatojewzen traf strenge Bestrafung. Die flüchtig gewordenen Führer zettelten nun in Daghestan einen Aufstand an. Am 24. Sept. zerstreuten die Russen eine in Organisation begriffene Bande von 6000 Mann und schlugen 30. Sept. und 4. Okt. 4000 Aufständische. Mitte Oktober war im mittlern Daghestan die Ruhe wiederhergestellt. Durch den Vertrag von Berlin vom 13. Juli 1878 wurden an Rußland die türkischen Gebiete von Ardahan, Kars und Batum abgetreten und als Batum- und Kars-Oblaßtj (Gebiet) der kaukasischen Statthalterschaft einverleibt. Schließlich sind auch die östlich des Kaspischen Meeres gelegenen Territorien dem kaukasischen Statthalter unterstellt. Die erste russische Niederlassung hier war die 1833 gegründete Befestigung Nowo-Alexandrowsk; 1869 entstand das Fort Krassnowodsk; 1870 wurde das in dem Balkangebirge gelegene Tasch Arwat mit den beiden Etappen Michael- und Mulea-Karsposten besetzt. Durch Befehl vom 27. März 1874 wurde der Transkaspische Militärdistrikt organisiert und dem Statthalter des Kaukasus unterstellt. 1878 wurde die Linie des Atrek von seiner Mündung bis zum Einfluß des Sumbar bei Tschat besetzt und hier eine Befestigung angelegt. Das zeitweise aufgegebene Tschikischljar wurde wieder eingenommen. Durch die glücklich zu Ende geführte Expedition gegen die Achal Tekke (s. d.) 1880/81 wurde die Achal Tekke-Oase annektiert und aus diesem neugewonnenen Territorium und dem bereits bestehenden Transkaspischen Militärdistrikt durch Befehl vom 18. Mai 1881 der »Transkaspische Oblaßtj« gebildet und der kaukasischen Statthalterschaft einverleibt.

[Litteratur.] Vgl. außer den Reisewerken von Koch, M. Wagner, Eichwald, Parrot, Klaproth, Güldenstedt, Dubois du Montpéreux (Par. 1838—43, 6 Bde.) u. a.: **Bodenstedt**, Die Völker des Kaukasus (2. Aufl., Berl. 1855, 2 Bde.); **Berger**, Die Bergvölker des Kaukasus (»Petermanns Mitteilungen«, 1860); v. **Seydlitz**, Ethnographie des Kaukasus (ebenda 1880); Derselbe, Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung (»Russische Revue«, 1881); **Haxthausen**, Transkaukasia (Leipz. 1856, 2 Bde.); **Baumgarten**, Sechzig Jahre des kaukasischen Krieges (das. 1861); **Petzoldt**, Der Kaukasus (das. 1866—67, 2 Bde.); G. **Radde**, Vier Vorträge über den Kaukasus (Ergänzungsheft zu »Petermanns Mitteilungen«, 1874); Derselbe, Ornis caucasica (Kassel 1884 ff.); v. **Thielmann**, Streifzüge im Kaukasus (Leipz. 1874); **Grove**, Frosty Caucasus (Lond. 1875); **Favre**, Recherches géologiques dans la partie centrale de la chaîne du Caucase (Genf 1875); O. **Schneider**, Naturwissenschaftliche Beiträge zur Kenntnis der Kaukasusländer (Dresd. 1879); K. **Koch**, Der Kaukasus, Landschafts- und Lebensbilder (Berl. 1882); **Abich**, Geologische Forschungen in den kaukasischen Ländern (Wien 1878—87, 2 Bde.); **Dorneth**, Aus dem Kaukasus und der Krim (das. 1881); **Erckert**, Der Kaukasus und seine Völker (Leipz. 1887); Derselbe, Die Bevölkerung des kaukasischen Gebiets (in der »Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik«, 1893—94); E. **Chantre**, Recherches anthropologiques dans le Caucase (Lyon u. Par. 1885—87, 4 Bde.); Mad. B. **Chantre**, A travers l'Arménie russe (Par. 1893); **Weidenbaum**, Führer durch den Kaukasus (im Auftrag des Generalgouvernements, Tiflis 1888, russ.); **Hahn**, Aus dem Kaukasus. Reisen und Studien (Leipz. 1891); **Fischer**, Zwei Kaukasus-Expeditionen (Bern 1891); **Levier**, A travers le Caucase (Par. 1895).

Kaukasische Mauer, eine von dem Eisernen Thor bei Derbent wahrscheinlich bis zum Schwarzen Meere reichende Befestigungslinie, die zwar nicht, wie die Chinesische Mauer, über Berge und Thäler ununterbrochen sich hinzieht, sondern nur in Thälern und an Pässen sich findet, aber ebenfalls die Bestimmung gehabt hat, die nördlichen Nomaden von Einfällen in die fruchtbaren und von iranischen Völkern angebauten Flußniederungen abzuhalten.

Kaukasische Rasse, s. Menschenrassen.

Kaukasischer Bezirk (Kawkaskij), Bezirk der russisch-kaukas. Provinz Kuban, 12,858 qkm (233 QM.) groß mit (1891) 189,042 Einw. Der Hauptort Tichorjetzkaja Staniza, 130 km nordöstlich von Jekaterinodar, an der Bahn Wladikawkas-Nowo Tscherkask, mit (1891) 3330 Einw.

Kaukasische Sprachen. Die zahlreichen Sprachen des Kaukasus weichen größtenteils so entschieden nicht nur voneinander, sondern auch von allen sonstigen Sprachen ab, daß man in ihnen wahrscheinlich die letzten noch übrigen Trümmer untergegangener Sprachstämme zu erblicken hat, die, wie das Baskische der Pyrenäen, aus den nördlichen und südlichen Tiefländern in das Gebirge versprengt worden sind. Sieht man von den zum Teil erst in der neuesten Zeit eingedrungenen indogermanischen Sprachen: Russisch, Deutsch, Ossetisch, Armenisch, und von den nur in der Ebene im Norden gesprochenen tatarischen Sprachen: Nogaisch, Kumükisch, ab, so sind folgende Sprachen bis jetzt näher bekannt: a) im Norden 1) die östliche oder **lesghische Gruppe** in Daghestan, darunter namentlich **Awarisch**, **Kürinisch**, **Kasikumükisch**, **Udisch**; 2) westlich und nordwestlich hiervon die **mittlere Gruppe**, die Sprachen der **Khisten** oder Mizdscheghen, darunter namentlich **Tschetschenzisch** und **Thusch**, umfassend; 3) die westliche oder **tscherkessische Gruppe**, darunter namentlich **Abchasisch** und **Tscherkessisch**; b) im Süden das **Georgische** (s. d.), die wichtigste der kaukasischen Sprachen und die einzige, die eine alte Litteratur aufzuweisen hat, nebst **Mingrelisch**, **Lasisch** und **Suanisch**. Nur diese südliche Gruppe besteht aus entschieden verwandten Sprachen und läßt sich zugleich mit einiger Wahrscheinlichkeit mit einem anderweitigen Sprachstamm vermitteln, indem sie nach Lenormant, Sayce und Fr. Müller mit dem **Alarodischen**, der anscheinend in den armenischen Keilinschriften erhaltenen Ursprache Armeniens, zusammenhängt. Alle kaukasischen Sprachen besitzen einen großen Reichtum an grammatischen Formen, namentlich an Kasus; aber die Versuche, sie deshalb mit den indogermanischen (Bopp) oder den ural-altaischen Sprachen (M. Müller) zu vermitteln, scheitern daran, daß sie sehr vielfach Präfixe und Infixe gebrauchen, während die ural-altaischen Sprachen ausschließlich, die indogermanischen vorherrschend Suffixe verwenden. Unter sich stimmen fast alle kaukasischen Sprachen in der auf dem Vigesimal- (Zwanziger-) System beruhenden Zählmethode überein, die sich indessen auch bei ganz entlegenen Völkern findet. Daher drückt sich einer der besten Kenner dieser Sprachen, **Schiefner** (s. d.), dessen zahlreiche, auf den von Generalmajor Baron v. Uslar an Ort und Stelle gesammelten Materialien beruhende Abhandlungen die Hauptquelle für ihre Kenntnis bilden, über ihre Verwandtschaftsverhältnisse am zurückhaltendsten aus.

Digitized by Google

Vgl. ferner G. Rosen, Ossetische Sprachlehre nebst einer Abhandlung über das Mingrelische, Suanische u. Abchasische (»Abhandlungen der Berliner Akademie«, 1845); Derselbe, Über die Sprache der Lazen (Lemgo 1844); Tzagarelli, Mingrelische Studien (Petersb. 1880, russ.); Hübschmann, Etymologie und Lautlehre der ossetischen Sprache (Straßb. 1887); F. Müller, Grundriß der Sprachwissenschaft, 3. Bd., 2. Abt. (Wien 1887); v. Erckert, Die Sprachen des kaukasischen Stammes (Wien 1894).

Kaukasische Völker, s. Kaukasien, S. 1050.

Kaukasus, Gebirge, s. Kaukasien.

Kaukasus, Indischer, neben Parapanisos im Altertum Name des Hindukusch (s. d.), eines Gebirges in Mittelasien.

Kaukauna, Stadt in der Grafschaft Outagamie des nordamerikan. Staates Wisconsin, am Fox River, mit (1890) 4667 Einw.

Kaukehmen, Flecken im preuß. Regbez. Gumbinnen, Kreis Niederung, unweit der Ruß, hat eine evang. Kirche, ein Amtsgericht, Dampfschiffahrt und (1890) 1665 Einw.

Kaukerfe, s. Geradflügler.

Kaulbach, 1) Wilhelm von, Maler, geb. 15. Okt. 1805 in Arolsen, gest. 7. April 1874 in München an der Cholera, erhielt von seinem Vater, einem Goldschmied und Kupferstecher, den ersten Unterricht im Zeichnen und besuchte seit 1821 die Kunstakademie zu Düsseldorf, wo besonders Cornelius und Mosler sich seiner Ausbildung annahmen. Als Cornelius 1825 nach München gegangen war, folgte ihm K., nachdem er wegen Mißhandlung eines Mitschülers von der Akademie verwiesen worden war. Im nächsten Jahre malte er im Stil des Cornelius das Deckengemälde: Apollon unter den Musen im großen Saal des Odeons und in den Arkaden des königlichen Hofgartens die symbolischen Figuren der vier Hauptflüsse Bayerns und die Gestalt der Bavaria. Die bald darauf von ihm gemalten 16 Wandbilder zur Fabel von Amor und Psyche im Palast des Herzogs Max in München zeichnen sich durch einfachen, antikisierenden Stil aus. Eine Vermittelung zwischen der Grundrichtung seines Wesens und dem strengen Stil seiner Schule bahnte er an in einigen Entwürfen aus der deutschen Geschichte (1830 und 1831); weiter durchgeführt findet sich diese vermittelnde Richtung in den Wandbildern im Königsbau, wo im Thronsaal der Königin zwölf Darstellungen aus Klopstocks »Hermannsschlacht« und »Hermanns Tod« nebst vier solchen aus Klopstocks Oden, im anstoßenden Salon acht Wandgemälde aus Wielands »Musarion« und »Grazien« von Förster nach Kaulbachs Zeichnungen und im Schlafsaal der Königin 36 Wand- und Deckengemälde nach Goethes Dichtungen von K. selbst ausgeführt sind. K. hatte sich inzwischen auch dem Studium Hogarths zugewendet, und eine Reihe von Zeichnungen zu Schillers »Verbrecher aus verlorner Ehre« und zu Goethes »Faust« waren die Frucht dieses Studiums. Sein Hauptwerk aus dieser Zeit ist das von Merz gestochene Narrenhaus, dessen erste Idee auf die Düsseldorfer Zeit zurückgeht, wo er in der Kapelle des Irrenhauses einige Engelsfiguren malte und dabei auch Studien nach den Irren machte. Noch während dieser letztern Arbeit beschäftigte den Künstler eine großartige Komposition, die 1834 vollendete Hunnenschlacht, welche die Sage von dem Kampf zwischen den Geistern der gefallenen Hunnen und Römer vor den Thoren Roms darstellt. Die Darstellung ist voll Charakter und Lebendigkeit. Eine nach den ersten Entwürfen in Sepiaton ausgeführte Ölwiederholung größern Maßstabes kam in die Sammlung des Grafen von Raczynski zu Berlin (jetzt Nationalgalerie) und ist von Thäter und Jacoby gestochen worden. Im Winter 1837/38 schuf K. eine zweite große heroische Komposition, die Zerstörung Jerusalems durch Titus. Auch in diesem Bilde ist eine ungewöhnliche Gedankenfülle entwickelt, aber es herrscht darin nicht jene Frische und Unmittelbarkeit, mit der K. den rein poetischen Stoff der Hunnenschlacht ergriffen hatte, die den Höhepunkt seines Schaffens bezeichnet. Nachdem K. 1839 in Italien Farbenstudien gemacht, begann er das Gemälde in Öl auszuführen. 1846 vollendet, kam es in die Neue Pinakothek zu München (gestochen von Merz und Eichens). Von den sonstigen Gemälden und Entwürfen Kaulbachs aus jenen Jahren sind zu nennen: die Befreiung des heiligen Grabes durch die Kreuzfahrer, Christus in der Vorhölle, Anakreon mit seiner Geliebten und ein Gemälde mit lebensgroßen Figuren nach einem Motiv aus Goethes römischen Elegien. Das Hauptwerk dieser Epoche sind die Illustrationen zu Goethes »Reineke Fuchs«, die, von Rahl und Schleich gestochen, seit 1846 (Holzschnittausgabe 1863) erschienen. Unter der dem Franzosen Grandville nachgeahmten Maske von Tieren machte er darin die sozialen, politischen und kirchlichen Verkehrtheiten seiner Zeit zum Gegenstand ätzender Satire. Von da an datiert denn auch der Haß der Ultramontanen, der ihn noch über das Grab hinaus verfolgte. Hieran schlossen sich seine Kompositionen für die Außenseite der Neuen Pinakothek, welche die Entwickelung der neuern Kunstgeschichte seit dem Wiederaufblühen der Kunst zu Anfang dieses Jahrhunderts darstellen. K. gab nach seiner reflektierenden Art diesen Darstellungen, in denen er selbst mitspielt, eine von seinen Schöpfungen fast unzertrennliche Beimischung von Satire, welche bei Cornelius, Schnorr u. a. große Mißstimmung erregte. Der Fehler Kaulbachs lag darin, daß er Stoffe, die für den Holzschnitt oder kleine Staffeleibilder geeignet waren, in monumentalem Maßstab ausführte. Nachdem K. 1847 Direktor der Münchener Kunstakademie geworden war, ging er nach Berlin, um die Ausmalung des Treppenhauses im Neuen Museum daselbst zu beginnen. Der umfangreiche, in stereochromischer Manier ausgeführte Bildercyklus besteht aus sechs großen kulturgeschichtlichen Darstellungen, einer vierfachen Reihe von Zwischen- und Nebenbildern und einem das Ganze krönenden Fries, einer arabeskenartig verschlungenen Zusammenstellung von Kinder- und Tierfiguren, worin der Künstler das Streben und Ringen des menschlichen Geistes, welches sich in jenen großen historischen Thatsachen manifestiert, in humoristisch-satirischer Weise widerspiegelt. Die sechs großen Bilder stellen die Zerstörung des babylonischen Turmes, die Blüte Griechenlands, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht (diese beiden nur Wiederholungen früherer Kompositionen), das Zeitalter der Kreuzzüge und das der Reformation dar. Die Zwischen- und Nebenbilder sind: 1) Isis, Venus, Italien und Deutschland; 2) Moses, Solon, Karl d. Gr. und Friedrich d. Gr.; 3) Sage, Geschichte, Poesie und Wissenschaft; 4) Architektur, Plastik, Malerei und graphische Kunst. Trotz des großen Aufwandes an Gedanken und Darstellungskraft fehlt es dem ganzen Cyklus doch an einem logischen Zusammenhang; auch eignet sich diese Art geschichtsphilosophischer Symbolik überhaupt wenig für malerische

Digitized by Google

Darstellung. 1859 entstand sein Wandgemälde im Germanischen Museum zu Nürnberg, Kaiser Otto III. in der Gruft Karls d. Gr. Außerdem schuf K. viele Porträte in ganzer und halber Figur in Öl sowie Kreide- und Kohlezeichnungen, ferner kleinere Illustrationen. Desgleichen komponierte er eine Reihe von Illustrationen zu Shakespeare und Goethe, welche unter dem Titel: »Shakespeare-Galerie« und »Goethe-Galerie« als Kupferstichwerke erschienen; sie geben jedoch trotz mancher feinen Züge die Charaktere der beiden großen Dichter in sehr oberflächlicher Weise wieder und lassen ein tieferes Verständnis der Dichtungen vermissen. An sie schlossen sich ähnliche Illustrationen zu Schillers Dramen und zu Richard Wagners Tondichtungen für König Ludwig II. von Bayern. Aus dieser Zeit stammt auch eine große Kohlezeichnung, die Ermordung Cäsars, ausgezeichnet durch Abrundung der Komposition und Schärfe der Individualisierung. Dieser folgte ein Gemälde für das Maximilianeum in München, die Schlacht bei Salamis, welches nach Inhalt und Form nur eine schwache, phrasenhafte Nachahmung früherer Kompositionen und auch nicht frei von Spekulation auf Sinnenreiz ist. Von gleichem Werte ist die Komposition des Nero mit seinem Hofstaat, in welcher K. den Gedanken des moralischen Sieges des Christentums, der neuen über die alte Welt, zum Ausdruck brachte. Nebenbei zeichnete K. vier Blätter zu einem Totentanzcyklus und 1869 sein liebliches Tandaradei nach Walther von der Vogelweide. Damals machte K. auch seiner Erbitterung über die Heiligsprechung des Ketzerrichters Arbues in einer mit Kohle an die Wand seines Ateliers gezeichneten Komposition Luft, die er später in Öl auf Leinwand übertragen ließ, wobei er jedoch nicht über die Karikatur hinauskam. Auch sein heiliger deutscher Michel erhob sich nicht über den Wert flüchtiger Tendenzmalerei. Vgl. H. Müller, Wilhelm K. (Bd. 1, Berl. 1892).

2) Friedrich, Maler, Neffe des vorigen, geb. 1822 in Arolsen, kam mit 17 Jahren in dessen Atelier zu München, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Sodann besuchte er Italien und kehrte von da nach München zurück, um selbständig seine Laufbahn zu beginnen. Mehrere Porträte und einige Historienbilder, darunter: Adam und Eva finden ihren Sohn Abel erschlagen, begründeten seinen Ruf. Er erhielt den Auftrag, für das Maximilianeum die Krönung Karls d. Gr. zu malen, vollendete dieses Bild jedoch erst in Hannover, wohin er berufen worden war, um Porträte der Königsfamilie zu malen. Zum Hofmaler ernannt, wurde er der bevorzugte Porträtist der dortigen Aristokratie. Seine zahlreichen Bildnisse, unter denen noch die der Kaiserin von Österreich, des deutschen Kronprinzen und seiner drei Söhne, des Prinzen Albrecht, des jetzigen Fürsten und der Fürstin zu Stolberg hervorzuheben sind, zeichnen sich durch vornehme Auffassung aus. Doch leiden sie an einer gewissen Oberflächlichkeit der Auffassung, die sich mehr auf das Elegante als auf das Charakteristische richtet, und an Flauheit der Farbe. Am besten gelingen ihm Damenporträte. Von der Berliner Kunstakademie erhielt K. die kleine goldene Medaille und wurde 1874 ihr ordentliches Mitglied.

3) Hermann, Maler, Sohn von K. 1), geb. 26. Juli 1846 in München, widmete sich anfangs auf der Universität gelehrten Studien, ging dann aber zur Malerei über und wurde Schüler von Karl Piloty. Seine historischen Genrebilder behandeln interessante Stoffe mit malerischem Reiz, der namentlich in der raffinierten Behandlung des Nebensächlichen liegt, während der Hauptinhalt weniger bedeutungsvoll hervortritt. Seine Gemälde gehören meist dem Kostümgenre an. Unter seinen frühern sind hervorzuheben: Ludwig XI. und sein Barbier Olivier le Dain im Gefängnis zu Péronne (1869), Kinderbeichte (1871), eine Kirchenszene (1872), Hansel und Gretel bei der Hexe, Mozarts letzte Tage (1873), zechende Johanniter (1874), Sebastian Bach bei Friedrich d. Gr. (1875), Voltaire als Paris (1876), der Turmfalke (1879) und mehrere Grisaillen zu einer Operngalerie. Ein figurenreiches Bild: Lucrezia Borgia tanzt vor ihrem Vater (1882), verletzte durch die lüsterne Auffassung, und auch ein Gemälde ernstern Inhalts: Krönung der heil. Elisabeth durch Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen (1886, in der Neuen Pinakothek zu München), erhob sich nicht über den Wert einer glänzenden Kostümmalerei ohne tiefe Empfindung. Von seinen spätern Werken sind noch zu nennen: Opferkerzen (1891), das Ende vom Lied (1892, orgelspielende Nonne), Maria (1893, auf der Flucht nach Ägypten) und zwischen zwei Welten (1894, Vision eines sterbenden Mädchens).

4) Friedrich August von, Maler, Sohn von K. 2), geb. 2. Juni 1850 in Hannover, widmete sich in München unter Diez der Genre- und Porträtmalerei und erzielte schon mit seinen ersten Genrebildern, welche, durch feine Empfindung ausgezeichnet, zugleich dem Geschmack des Publikums entgegenkamen, große Erfolge. Er benutzte die neuerwachte Freude des Publikums an der deutschen Renaissance und malte anfangs Genrebilder und Porträte in ihrer Art, unter denen: Mutterfreude, die Lautenspielerin, der Spaziergang, ein weibliches Bildnis in altdeutscher Tracht, Träumerei hervorzuheben sind. Später schloß er sich in Porträten und Genrebildern mehr an die Niederländer, besonders an van Dyck, an, wofür der Maitag (1880, Dresdener Galerie) und die Bildnisse seiner Schwester (1884) und der Prinzessin Gisela (1886) Zeugnis ablegen. Seine reiche und vielseitige koloristische Begabung und sein Zeichentalent trugen dazu bei, daß er im September 1886 als Nachfolger Pilotys Direktor der Münchener Kunstakademie wurde, in welcher Stellung er jedoch nur ein Jahr verblieb. Seitdem hat er meist Porträte gemalt, von denen die des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, seines Vaters und der Madame Munkacsy hervorzuheben sind. Unter seinen neuern Genrebildern hat die Kinderhumoreske: Pierrots großen Beifall gefunden. Eine 1892 ausgestellte figurenreiche Beweinung Christi schloß sich eng an van Dyck an. Er besitzt die große goldene Medaille der Berliner Ausstellung und ist Mitglied der Berliner Akademie. Vgl. Graul, F. A. v. Kaulbach (Wien 1890).

Kaulbars, 1) Nikolai, Baron von, russ. General, geb. 3. Juni 1842 in Petersburg, baltischer Abkunft, aber Deutschenhasser, trat 1861 in das russische Heer, ward 1868 Generalstabsoffizier und nahm, nachdem er 1875—76 in Berlin die deutschen Militärverhältnisse studiert hatte, 1877—78 am türkischen Kriege als Stabschef einer Gardedivision teil. Hierauf war er Mitglied der Grenzkommission zur Regelung der montenegrinischen Grenze, machte die Okkupation Bosniens im österreichischen Hauptquartier mit und wurde 1881, zum Obersten befördert, russischer Militärbevollmächtigter in Wien. Nach der Abdankung des Fürsten Alexander von Bulgarien ward K., der inzwischen General geworden, im Oktober 1886 nach Sofia geschickt, um die bulgarischen Verhältnisse in russischem Interesse zu ordnen. Er trat sofort sehr schroff auf und

Digitized by Google

bewirkte, daß nur seine ersten Forderungen, Aufhebung des Belagerungszustandes und Entlassung der an der Verschwörung vom 21. Aug. beteiligten Offiziere, bewilligt, dagegen die weitern, Abdankung der Regentschaft und Aufschub der Wahlen zur Sobranie, abgelehnt wurden. Als seine Versuche, das Volk gegen die Regentschaft aufzuhetzen, ebenfalls erfolglos blieben, kehrte er Ende November nach Petersburg zurück. 1889 wurde er Generalstabschef des 6. Korps in Warschau und 1891 des Militärbezirks Finnland. Gleich seinem jüngern Bruder (s. unten) hat sich K. auf dem geographischen Gebiet ausgezeichnet und eine treffliche Karte von Amerika geliefert; außerdem verfaßte er mehrere Broschüren über das österreichische Heer (in franz. Übersetzung: »Les armées de la Triple Alliance. L'armée austro-hongroise«, Par. 1893).

2) Alexander von, russ. Reisender und Offizier, Bruder des vorigen, geb. 1844 in St. Petersburg, nahm 1869—72 die verschiedenen Ketten des Tiënschan auf und wurde dann als Stabsoffizier nach Kaschgar gesandt, um mit Jakub Beg zu unterhandeln. 1873 nahm K. als Mitglied der Amu Darja-Expedition unter Oberst Gluchowski das ganze Delta des Amu Darja einschließlich des alten Oxusbettes auf und veröffentlichte einen Bericht darüber in den »Sapiski« der Geographischen Gesellschaft, Bd. 9 (Peterob. 1881). Nach dem russisch-türkischen Kriege 1877—78 gehörte er der Kommission für die neue Demarkationslinie Serbiens an und war von Juli 1882 bis September 1883 Kriegsminister in Bulgarien. Gegenwärtig ist K., 1894 zum Generalleutnant befördert, Kommandeur der 15. Kavalleriedivision in Plozk. Er schrieb in russischer Sprache einen Bericht über die deutsche Armee (franz. Übersetzung, Par. 1878, 3. Aufl. 1887), »Grundsätze für die Aufklärung der Kavallerie« (franz. Übersetzung: »Méthodes d'exploration de la cavalerie«, das. 1889) u. a.

Kaulbarsch (Acerina *Cuv.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Barsche (Percidae), Fische mit verschmolzenen Rückenflossen, Stacheln auf Vor- und Hauptdeckeln der Kiemen, Gruben an den Kopfknochen, Samtzähnen, an Brust und Bauch mehr oder weniger schuppenlos. Der gewöhnliche K. (Schroll, Pfaffenlaus, Rotzbarsch, Acerina cernua *L.*), 20—25 cm lang, mit kurzem, gedrungenem Leib, stumpfer Schnauze, auf dem Rücken und an den Seiten olivengrün, dunkel gefleckt und punktiert, auf Rücken und Schwanzflosse mit Punktreihen, findet sich weitverbreitet in Europa, auch in Sibirien, besonders in klaren, tiefen Seen, lebt einzeln, besucht aber im April und Mai truppweise seichtere fließende Gewässer, laicht auf Steinen und kehrt im Herbst in tiefere Gewässer zurück. Er nährt sich von kleinen Fischen, Insekten, Würmern, frißt auch Gras und hat schmackhaftes Fleisch. Er läßt sich durch starkes Geräusch herbeilocken, ist übrigens durch Nachstellung stellenweise recht selten geworden.

Kaulbrand, soviel wie Gichtig- oder Radigwerden des Weizens, s. Aaltierchen.

Kaulen, Franz, kathol. Theolog, geb. 20. März 1827 in Düsseldorf, studierte 1846—49 in Bonn, wurde hier 1859 Repetent am theologischen Konvikt, 1863 Privatdozent, 1880 außerordentlicher und 1883 ordentlicher Professor an der Universität; seit 1892 ist er päpstlicher Hausprälat. Er schrieb: »Institutiones linguae mandshuricae« (Regensb. 1856); »Die Sprachverwirrung zu Babel« (Mainz 1861); »Liber Jonae« (das. 1862); »Legende von dem seligen Hermann Joseph« (2. Aufl., das. 1880); »Geschichte der Vulgata« (das. 1869); »Handbuch zur Vulgata« (das. 1870); »Einleitung in die Heilige Schrift Alten und Neuen Testamentes« (Freiburg 1876—87, 2 Tle.; 3. Aufl. 1890—93); »Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen« (Köln 1877; 4. Aufl., Freiburg 1891). Auch bearbeitete er die von Hergenröther (s. d.) unternommene 2. Auflage des Kirchenlexikons von Wetzer und Welte (Freiburg 1882 ff.) und übersetzte des Josephus »Jüdische Geschichte« (3. Aufl., Köln 1892).

Kaulf., Klfs., bei botan. Namen Abkürzung für Georg Friedrich Kaulfuß, Professor der Naturgeschichte in Halle, gest. 1830. Farne.

Kaulhuhn (Klutthuhn, Klüter, Klumphuhn), ein schwanzloses Haushuhn der Landrasse.

Kaulkopf (Groppe, Cottus *L.*), Gattung aus der Ordnung der Stachelflosser und der Familie der Panzerwangen (Cataphracti), Fische mit breitem, flachem, mit Stacheln bewaffnetem Kopf, gedrungenem, schuppenlosem Leib, Bürstenzähnen, zwei dicht hintereinander stehenden Rückenflossen und unter den Brustflossen stehenden Bauchflossen. Der K. (Dickkopf, Koppen, Rotzgopper, Rotzkolbe, Cottus Gobio *L.*), 10—14 cm lang, mit sehr breiter Mundspalte, sehr breiten und langen Brustflossen, schmalen und kurzen Bauchflossen, sehr schleimig, grau oder bräunlich, dunkel punktiert, gefleckt oder gebändert, an der Bauchseite weißlich, stark variierend, lebt in Mittel- und Nordeuropa überall in Seen, Flüssen, Bächen, liebt klares Wasser, hält sich gern unter Steinen verborgen, nährt sich von Insektenlarven, Fischbrut, ist sehr gefräßig und daher sehr schädlich. Das Weibchen laicht im März und April an einer vom Männchen ausgewählten passenden Stelle zwischen Steinen, und das Männchen bewacht die Eier alsdann 4—5 Wochen lang mit großer Ausdauer und Aufopferung. Man benutzt den K. hauptsächlich als Köder beim Angeln, in Rußland aber trägt man ihn gegen Vipernbiß als Amulett. Sein Fleisch ist schmackhaft.

Kaulöm (lat.), ein Pflanzenglied, das die für einen Stengel charakteristischen Wachstumsgesetze zeigt und daher mit diesem morphologisch gleichwertig ist (s. Stengel).

Kaulömstachel, s. Stachel.

Kaulonia, s. Caulonia.

Kaulquappen, die jungen, noch mit Schwanz versehenen Frösche, Kröten etc., s. Frösche, S. 958.

Kaulung (Kiulung), Halbinsel und Hafen der chines. Provinz Kuangtung, gegenüber Hongkong (s. d.), 1860 durch Vertrag von Tientsin an England abgetreten und seit 1887 dem fremden Handel geöffnet, hat ein königliches Marinedepot, Kohlenmagazine, einen Ankerplatz für Kriegsschiffe, Docks und Kabelhäuser und eine Sternwarte. Die Einfuhr betrug 1892: 18,451,300, die Ausfuhr 17,290,632 Haikuan Tael, beide über Hongkong. Eine neutrale Zone trennt die Halbinsel von dem chinesischen Gebiet.

Kaumagen (Proventriculus), eine besondere Abteilung der Speiseröhre bei manchen Gliedertieren. In ihm werden die Speisen mittels scharfer, harter Platten und Zähne aus Chitin (s. d.) zerrieben und gelangen dann erst in den eigentlichen Magen. Die Chitinhaut des Kaumagens wird bei jeder Häutung gleich der äußern Körperbedeckung abgeworfen und durch eine neue ersetzt. Auch manche Schnecken besitzen im Vorderteil ihres Magens Reibvorrichtungen. Bei Vögeln ist gleichfalls oft ein durch starke Musku-

Digitized by Google

latur ausgezeichneter Abschnitt (Muskelmagen) vorhanden und zerkleinert die gefressenen Körner; in diesem Fall dient jedoch der mit der Nahrung verschluckte Sand als Reibmaterial und wird nur durch die Muskeln der Magenwand in Bewegung erhalten.

Kaumittel, Substanzen, die gekaut werden, um Schmerzen zu beseitigen oder angenehme Gefühle hervorzurufen, wie Tabak, Koka, Guru- oder Kolanüsse, Betel, Kat. Raucher kauen auch Iwarankusawurzel (Vetiverwurzel), um den Tabaksgeruch aus der Mundhöhle zu vertreiben. Demselben und ähnlichen Zwecken dienen die Katechupastillen (Cachou). Das Kauharz (Tuggkada), welches sich an den Fichtenstämmen in Schweden findet, wird in den nördlichen Teilen des Landes allgemein von dem Volke gekaut, da es die Zähne gesund und den Mund frisch erhalten soll.

Kauna, s. Kowno.

Kaunitz, Wenzel Anton, Reichsfürst von K.-Rietberg, österreich. Staatsmann, geb. 2. Febr. 1711 in Wien, gest. 27. Juni 1794, zweiter Sohn des Grafen Maximilian Ulrich von K. und der Gräfin Maria Ernestine Rietberg, deren Namen der Vater dem seinigen beigefügt hatte, ward zum geistlichen Stand bestimmt u. schon in der Wiege zum Domicellar zu Münster ernannt, änderte jedoch seine Laufbahn und widmete sich, nachdem er in Wien, Leipzig, Regensburg und Leiden studiert, den Staatsgeschäften. Karl VI. ernannte ihn 1735 zum Reichshofrat, bald darauf zum Kommissar bei der permanenten Reichsversammlung zu Regensburg. Seit 1741 wurde er mit einer diplomatischen Sendung nach Rom, Florenz und Turin betraut, ging im Jahre darauf als Gesandter an den sardinischen Hof, um das Defensivbündnis mit Sardinien und England gegen Frankreich und Spanien zu festigen, und ward 1744 zum österreichischen Minister am Hofe des Prinzen Karl von Lothringen, Generalgouverneurs der österreichischen Niederlande, ernannt. In Karls Abwesenheit führte er die Regierung mit Umsicht und erwirkte 1746, als die Franzosen Brüssel besetzten, für die österreichischen Truppen freien Abzug nach Antwerpen und, da auch dieses verloren ging, nach Aachen. Auf dem Friedenskongreß zu Aachen 1748 war er als kaiserlicher Gesandter thätig und wurde sodann zum Wirklichen Mitglied der geheimen Staatskonferenz ernannt. Als solches riet K. zur Bekämpfung Friedrichs II. als Österreichs gefährlichsten Feindes und zur Anbahnung einer Allianz mit Frankreich, um dessen Hilfe zu erlangen. In diesem Sinne war er als Gesandter in Paris von 1750—53 thätig, allerdings ohne Erfolg. Er kehrte nach Österreich zurück und wurde 1753 zum Hof- und Staatskanzler und 1756 zum niederländischen und italienischen Kanzler ernannt. Erst im letztern Jahre brachte die englisch-preußische Verbindung die Allianz mit Frankreich zu stande. Nach dem Siebenjährigen Kriege, 1764, wurde K. vom Kaiser Franz I. in den Reichsfürstenstand erhoben. Er genoß bis zu Maria Theresias Tode deren unbegrenztes Vertrauen und hatte in allen Fragen der äußern Politik wie der Kriegführung die entscheidende Stimme. Auch was in dieser Epoche von Bedeutenderm auf den Gebieten der innern Politik sowie der Wissenschaften und Künste in Österreich ins Leben trat, z. B. die Kunstschule zu Wien, mehrere bedeutende Akademien der Niederlande und der Lombardei, hat ihn zum Schöpfer. Weniger groß war sein Einfluß unter Joseph II., der ihm zwar sein Ohr lieh, aber nicht immer seine Ratschläge befolgte, noch geringer unter Leopold II., von dem er sich namentlich in der Auffassung des Verhältnisses zu Preußen unterschied, und bei Franz' II. Thronbesteigung legte er seine Staatskanzlerwürde nieder. Zwei Jahre darauf starb er. K. war voll Geist und Schöpferkraft, unermüdlich thätig, ernst, treu, redlich und ein Freund der Wissenschaften und Künste; herablassend im Umgang mit Niedern, gefiel er sich nebenbei darin, den Sonderling zu spielen. Für die französische Etikette bekundete er eine besondere Vorliebe, und der Spott der Wiener über seine affektierte Nachahmung alles Französischen in der Kleidung und im Umgang reizte ihn nur, jene um so mehr hervortreten zu lassen. Auch die französische Sprache und Litteratur, namentlich die Werke Voltaires und der Encyklopädisten, hatten in ihm einen großen Verehrer. An den Reformen Josephs II. nahm K. den regsten Anteil, doch hielt ihn seine Furcht vor ansteckenden Krankheiten lange Zeit vom Hofe Josephs fern, der einmal seinem Bruder Leopold schrieb, er habe seit seiner Erkrankung den furchtsamen Kanzler zwei Jahre lang nicht mehr gesehen. An einer würdigen Biographie K.' fehlt es noch immer. Eine kurze wertvolle Skizze lieferte Arneth in der »Allgemeinen deutschen Biographie«. Vgl. auch Beer, Denkschriften des Fürsten K. (Wien 1872); Derselbe, Joseph II., Leopold II. und K.; ihr Briefwechsel (das. 1873); »Correspondance secrète du Conte de Mercy-Argenteau avec l'empereur Joseph II et le prince de Kaunitz« (hrsg. von Arneth u. Flammermont, Par. 1889—1891, 2 Bde.). — Die mährische fürstliche Linie des Geschlechts K., der Fürst Wenzel Anton angehörte, erlosch mit seinem Enkel Alois Wenzel 1848 im Mannesstamm; die ältere böhmische gräfliche Linie, 1617 gegründet, blüht noch; ihr Haupt ist Graf Albrecht K., geb. 28. Juni 1829.

Kaunos, Sohn des Miletos, Bruder der Byblis (s. d.), Gründer der Stadt K.

Kaunser Thal, Hochgebirgsthal in Tirol, Bezirksh. Landeck, vom Faggenbach durchflossen, erstreckt sich vom Hauptkamme der Ötzthaler Alpen (Gepatschferner, s. d.) 25 km gegen N. und mündet, in westliche Richtung umbiegend, bei Prutz in das Oberinnthal. Es enthält mehrere Wasserfälle. Hauptort ist Kauns (274 Einw.).

Kaup, Johann Jakob, Zoolog, geb. 20. April 1803 in Darmstadt, gest. daselbst 4. Juli 1873, studierte in Göttingen, Heidelberg und Leiden, ward Assistent am Darmstädter Museum, welches ihm einen großen Teil seiner Schätze verdankt, dann Inspektor desselben und 1858 Professor. Er veröffentlichte besonders über Wirbeltiere, z. B. die von ihm entdeckten fossilen Arten und mehrere Abteilungen der Fische, aber auch über allgemeine zoologische Fragen (Klassifikation, Entwickelungsgeschichte, in der er schon 1826 ähnliche Ideen wie später Darwin vertrat) verschiedene wichtige Schriften. Hervorzuheben sind: »Das Tierreich in seinen Hauptformen« (Darmst. 1835—37, 3 Bde.); »Description d'ossements fossiles« (das. 1833—35); »Die gavialartigen Reptilien aus der Liasformation« (mit Bronn, Stuttg. 1842—44, 2 Tle.); »Beiträge zur nähern Kenntnis der urweltlichen Säugetiere« (Darmst. 1855—62, 5 Hefte); »Klassifikation der Säugetiere und Vögel« (das. 1844). Aus seinem Nachlaß gab Röder heraus »Grundriß zu einem System der Natur« (Wiesb. 1877).

Kaupert, 1) Gustav, Bildhauer, geb. 4. April 1819 in Kassel, lernte anfangs von seinem Vater die Gra-

Digitized by Google

vierkunst und besuchte die dortige Kunstakademie, wo er Schüler Henschels wurde. 1844 ging er zu Schwanthaler nach München, wo er ein Relief für dessen Mozart-Denkmal modellierte und die Marmorgruppe der Löwentöter schuf, die ihm ein Reisestipendium für Italien einbrachte. In Rom modellierte er nach Crawfords Entwurf die sämtlichen Nebenfiguren des Washington-Denkmals sowie die Kolossalstatue der Amerika und die Figuren am Frontispiz des Bundespalastes in Washington. Die meisten seiner eignen Arbeiten sind lyrischen, mythologischen oder allegorischen Inhalts, z. B. eine Penelope, eine Gruppe der Mutterliebe, Eva, Susanne, Amor, eine Lorelei, eine Viktoria für Frankfurt, eine kolossale Porträtbüste von Börne und das Hessendenkmal (ein schlafender Löwe) in der Karlsaue zu Kassel (1874). Von 1867—92 war K. Professor am Städelschen Institut zu Frankfurt a. M. In seiner letzten Zeit schuf er einen Christus und mehrere Apostelstatuen für die Basilika in Trier und eine Statue Kaiser Wilhelms I. für den Römersaal in Frankfurt a. M.

2) Johann August, Topograph, Bruder des vorigen, geb. 9. Mai 1822 in Kassel, trat 1841 bei der kurhessischen Landesvermessung in Dienst, nahm seit 1850 etwa 60 QM. hessischen Landes auf, wurde 1860 technischer Vorstand des Landesvermessungsbüreaus, leitete nach 1866 die preußische Aufnahme von Nassau und wurde 1869 Vermessungsdirigent beim Generalstabe in Berlin. 1875 erhielt er die Redaktion der preußischen Generalstabskarte im Maßstab 1:100,000 (seit 1880 zur »Karte des Deutschen Reiches« erweitert), nahm 1875—77 Athen und Umgebung, 1880 Olympia auf und leitete die Aufnahme Attikas durch deutsche Offiziere. Er ist preuß. Geheimer Kriegsrat und veröffentlichte die »Niveaukarte des Kurfürstentums Hessen« und mit E. Curtius zusammen den »Atlas von Athen« (Berl. 1878) und die »Karten von Attika« (das. 1881—94), 26 Blätter in 1:25,000, technisch ein topographisches Meisterwerk.

Kaupfeffer (Betelpfeffer), s. Piper.

Kauri (Schlangenköpfchen, Otterköpfchen, *Cypraea moneta L.*), eine 1—2,5 cm große, gelblichweiße Porzellanschnecke (s. d.). Sie findet sich in größter Menge bei den Malediwischen Inseln und wird nach Bengalen und Siam, vorzugsweise aber nach Afrika und nach England (für den afrikanischen Handel) ausgeführt. Sie diente seit alter Zeit in Indien als Schmuck und Tauschartikel, war schon vor dem 14. Jahrh. am obern Niger als Scheidemünze im Gebrauch und scheint sich von hier nach dem zentralen Sudân verbreitet zu haben. Arabische Händler brachten sie von Sansibar nach den arabischen Binnenländern; in Uganda und Unyoro gilt sie noch heute als Scheidemünze (Stimbi), und von hier gelangte sie nach dem obern Nil, zu den Schuli, zum Uëlle und bis zu den Aruwimi. Man hat Kauris auch in den Gesichtsurnen Pomerellens, in Schweden und zwischen angelsächsischen Altertümern in England gefunden; sie dienen noch jetzt bei uns und in Oberägypten zum Schmuck von Lederzeug, und bei den westasiatischen Völkern des russischen Reiches schmücken sich die Frauen damit. Im 17. Jahrh. wurden sie noch in Indien und auf den Philippinen als Geld benutzt, in Siam, wo 100 K. (1 Kete oder Kette) = 2⅔—4 Pf. werten, noch heute. Am weitesten ist das Kaurigeld jetzt noch in Afrika (in Guinea Zimbo genannt) verbreitet, doch hat es durch die Einfuhr von Metallen beständig an Kaufkraft verloren.

Kaurifichte, s. Dammara.

Kauriharz, s. Kopal.

Kauřim (tschech. Kouřím), Stadt in Böhmen, Bezirksh. Kolin, an der Linie Bošic-K. der Österreichisch-Ungarischen Staatseisenbahn, hat ein Bezirksgericht, alte Ringmauern, ein Stadtthor, eine gotische Dechanteikirche, Zuckerfabrik und (1890) 3333 tschech. Einwohner. Dabei eine mit alten Wällen umgebene Kapelle.

Kausāl (lat.), ursachlich.

Kausalgesetz, der allen Realwissenschaften als allgemeinste Voraussetzung (Axiom) zu Grunde liegende Satz, daß jede Veränderung eine Ursache (s. d.) habe, daß also nichts von selbst geschehe, sondern vielmehr jedes Ereignis an eine Summe von Umständen geknüpft sei, bei deren Abwesenheit (oder unvollständiger Anwesenheit) es nicht eintreten kann, und bei deren Vorhandensein es mit Notwendigkeit eintritt. Wird auch die thatsächliche Gültigkeit des Kausalgesetzes von niemand in Zweifel gezogen, so stehen doch in Bezug auf den Ursprung desselben die entgegengesetzten Ansichten des Empirismus, der es aus der Erfahrung, und des Apriorismus, der es aus der Natur unsers Denkens ableitet, unversöhnt nebeneinander.

Kausalgie (griech.), Neuralgie mit der Empfindung eines heftig brennenden Schmerzes.

Kausalität (neulat.), Ursachlichkeit, die Abhängigkeit der Wirkung von der Ursache (s. d.); Prinzip der K., soviel wie Kausalgesetz (s. d.).

Kausālnexus (lat.), der ursächliche Zusammenhang zweier Dinge, Erscheinungen, Geschehnisse etc., die sich zu einander verhalten wie Ursache u. Wirkung.

Kausatīvum (lat., auch Faktitivum), ein abgeleitetes Verbum, das die Veranlassung (causa) zu einer Handlung ausdrückt; s. Verbum.

Kauscher (hebr.), s. Koscher.

Kausía, der flache, breitkrempige Filzhut der alten Makedonier, den auch die makedonischen Hopliten trugen; war bei hochgestellten Personen in Purpur gefärbt. In den Staaten, welche aus dem Reich Alexanders d. Gr. sich bildeten, war die purpurne K. mit dem Diadem das Zeichen des Königtums.

Kausimkies, s. Markasit.

Kausler, Franz von, Militärschriftsteller, geb. 28. Febr. 1794 in Stuttgart, gest. 10. Dez. 1848 in Karlsruhe, trat 1811 in die württembergische Artillerie, erwirkte nach der Schlacht bei Leipzig von Napoleon I. die Erlaubnis zur Heimkehr der württembergischen Truppen, nahm dann an den Feldzügen von 1814 und 1815 teil, ward Lehrer der Artilleriewissenschaften an der Kriegsschule zu Stuttgart und 1842 als Oberst pensioniert. Er schrieb: »Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten« (Ulm 1825—30, 4 Bde.); »Synchronistische Übersicht der Kriegsgeschichte« (das. 1825—30); »Napoleons Grundsätze, Ansichten und Äußerungen über Kriegskunst, Kriegsgeschichte und Kriegswesen« (Leipz. 1827—28, 2 Tle.); »Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen« (Freib. i. Br. 1838—39, 2 Bde.) und lieferte einen guten »Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen« (das. 1831—38, 210 Blätter). Mit Wörl gab er heraus: »Die Kriege von 1792—1815 in Europa und Ägypten« (Freiburg 1840—42, 28 Lfgn.), mit v. Breithaupt die »Zeitschrift für Kriegswissenschaft« (Stuttg. 1819—24).

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen im IX. Band.

Beilagen.

	Seite
Hühner, Tafel in Farbendruck	29
Hühnervögel, Tafel I—III	34
Hunde, Tafel I, in Farbendruck	57
" Tafel II: Jagdhunde, in Farbendruck	60
Indianische Kultur, Tafel I (in Farbendruck, mit Erklärungsblatt), II, III	200
Indische Kunst, Tafel I u. II	210
Industriepflanzen, Tafel	227
Infanterie, Tafel in Farbendruck (mit Erklärungsblatt)	230
Insektenfressende Pflanzen, Tafel in Farbendruck	272
Insektenfresser, Tafel I u. II	274
Italien, Übersichtskarte	382
" Karte der nördlichen Hälfte	382
" Karte der südlichen Hälfte	382
" zwei Geschichtskarten:	
Italien zur Zeit des Kaisers Augustus (mit Register)	381
" vom 10. bis 19. Jahrhundert (mit Register)	398
Jäger, Schützen, Pioniere, Train, Tafel in Farbendruck (mit Erklärungsblatt)	459
Japan und Korea, Karte	489
Japanische Kultur, Tafel I u. II	493
Jerusalem, Stadtplan	546
Juraformation, Tafel I—III	601
Käfer, Tafel in Farbendruck	723
Kairo, Karte der Umgebung	737
Kakteen 2c. (Fettpflanzen), Tafel in Farbendruck	748
Kalander, Tafel	751
Kamele, Tafel I u. II	789
Kamerun, Karte	803
Kaninchen, Tafel in Farbendruck	845
Kapkolonien, Karte	880
Karlsruhe, Stadtplan	944
Kärnten, Karte	951
Kassel, Stadtplan	1003
Katzen, Tafel	1037

Abbildungen im Text.

	Seite
Huf (der Pferde), Fig. 1—4	12
Hufeisen, Fig. 1—3	14
Hull, Lageplan	36
Hundszahnornament	65
Hüte, antike, Fig. 1—3	85
Hydraulische Pressen, Fig. 1 u. 2	100—101
Hydraulischer Widder	101
Hydra (Wasserkrug)	102
Hydromedusen, Fig. 1—3	105
Hydrostatik, Fig. 1—4	108—109
Hygieia (Statue)	110
Hygrometer (Aspirationspsychrometer)	113
Hyperbel (geometrische Figur)	118
Hyperboloid (geometrische Figur)	119
Iglau, Stadtwappen	158
Iguanodon bernissartensis	161
Iltis (Spur)	176
Imhotep (ägyptische Gottheit)	180
Indikator, Fig. 1 u. 2	208
Indikatrix, Fig. 1 u. 2	209
Indogermanen (Schema der Ausbreitung)	218
Induktion, Fig. 1—4	222—224
Induktionswage	225
Influenzmaschine, Fig. 1—5	233—235
Ingolstadt, Stadtwappen	242
Initiale »K«	246
Injektor, Fig. 1—4	246—247
Innsbruck, Stadtwappen	258
" Karte der Umgebung	259
Insekten, Fig. 1—6	268—270
Insterburg, Stadtwappen	282
Iridaceen: Blüte von **Iris**	325
Ischia, Kärtchen	356
Ischl, Stadtwappen	357
Iserlohn, Stadtwappen	360
Isis, Fig. 1 u. 2 (Berlin und München)	361
Island, Karte	363
Isoëtes lacustris (Brachsenkraut)	370
Istros (Relief der Trajanssäule)	380
Jagdgewehr (von Lefaucheux)	455
Jakobsstab	473
Januskopf (röm. As)	488
Japan, Wappen des kaiserlichen Hauses	498
Jauer, Stadtwappen	518
Jena, Stadtwappen	534
" Karte zur Schlacht bei	536
Jerusalem, Plan des alten	545
Johanniter- oder Malteserkreuz	600
Jokohama, Lageplan	607
Judenhut	650
Junkacee: Blüte von **Luzula**	681
Jutefaser	705
Kachelöfen, Fig. 1 u. 2	717
Kaiserslautern, Stadtwappen	743
Kaiserstuhl (Goslar)	744
Kalathos (Korb)	752
Kalköfen, Fig. 1—5	775—776
Kalkutta, Lageplan	781
Kalorimeter, Fig. 1—5	787—788
Kalykanthaceen: Blüte von **Calycanthus**	794
Kameen, 2 Figuren	798
Kampanulaceen: Blüte von **Campanula**	812
Kandelaber, Fig. 1—3	842
Kaneon (Korb)	844
Kanne (Steinzeugkanne von Siegburg)	849
Kannelierung, Fig. 1 u. 2	849
Kannstatt, Stadtwappen	850
Kantharos (Becher)	863
Kanton-Makao-Hongkong, Karte	864
Kantonierter Pfeiler	865
Kapstadt, Situationskarte	889
Karchesion (Becher)	903
Kardinalshut	904
Kardioide	904
Karlsbad, Stadtwappen	940
Karlskrona, Lageplan	943
Karlsruhe (Baden), Stadtwappen	944
Karniese, Fig. 1—4	950
Karren (Fuhrwerk), Fig. 1—8	963
Karrenfeld im Dachsteingebiet	964
Karstlandschaft aus der Umgebung von Triest	966
Karthago, Lageplan	970
Kartoffelwage von Fesca	977
Kartoffelkäfer (**Leptinotarsa decemlineata**)	979
Kartoffelschälmaschine von Karff, Fig. 1 u. 2	982
Kartonage-Klammer	983
Kartuschen (Rahmen)	984
Karyatide	985
Kasel (Meßgewand)	995
Kassel, Stadtwappen	1003
Katamaran (Boote), Fig. 1 u. 2	1019
Katapulte, Fig. 1—3	1020
Katheter, Fig. 1—3	1031
Katze; Trittstellung der Wildkatze	1038
Kaufbeuren, Stadtwappen	S. 1044

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

Verlags-Verzeichnis

des

Bibliographischen Instituts

in Leipzig und Wien.

Sommer 1895.

Encyklopädische Werke.

		M.	Pf.
Meyers Konversations-Lexikon, *fünfte, neubearbeitete Auflage.* Mit ungefähr 10,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf etwa 1000 Tafeln, darunter 158 Farbendrucktafeln und 290 Kartenbeilagen. (Im Erscheinen.) Geheftet, in 272 Lieferungen zu je 50 Pf. — Geheftet, in 34 Halbbänden zu je 4 Mk. Gebunden, in 17 Halblederbänden	je	10	—
Wand-Regal dazu, lange Form, in Eiche	Einschließlich Verpackung	30	—
do. do. in Nußbaum		36	—
do. hohe Form mit 2 Fächern, in Eiche		20	—
do. do. do. in Nußbaum		25	—
Mit Glas-Schiebethüren versehen je 15 Mark mehr. Abbildungen der Wandregale mit Angaben über den von ihnen an der Wandfläche einnehmenden Raum senden wir auf Verlangen kostenfrei zu.			
Meyers Kleines Konversations-Lexikon, *fünfte, umgearbeitete Auflage.* Mit 135 Illustrationstafeln, Karten und erläuternden Beilagen. Geheftet, in 66 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden	je	8	—
Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens, *fünfte, umgearbeitete Auflage.* Gebunden, in Halbleder		10	—

Naturgeschichtliche Werke.

		M.	Pf.
Der Mensch, von Prof. Dr. **Joh. Ranke.** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1398 Abbildungen im Text, 6 Karten und 35 Farbendrucktafeln. Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden	je	15	—
Völkerkunde, von Prof. Dr. **Friedr. Ratzel.** *Zweite, neubearbeitete Auflage.* Mit 1103 Abbildungen im Text, 6 Karten und 56 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden	je	16	—
Brehms Tierleben, *dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 1910 Abbildungen im Text, 12 Karten und 99 Tafeln in Farbendruck und 80 in Holzschnitt. Geheftet, in 130 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 10 Halblederbänden *(Bd. I—III »Säugetiere« — Bd. IV—VI »Vögel« — Bd. VII »Kriechtiere und Lurche« — Bd. VIII »Fische« — Bd. IX »Insekten« — Bd. X »Niedere Tiere«.)*	je	15	—

Digitized by Google

Naturgeschichtliche Werke.

	M.	Pf.
***Brehms Tierleben,* Kleine Ausgabe für Volk und Schule.** *Zweite, von R. Schmidtlein neubearbeitete Auflage.* Mit 1200 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 53 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in 3 Halblederbänden . . . . je	10	—
Die Schöpfung der Tierwelt, von Dr. ***Wilh. Haacke.*** (Ergänzungsband zu »Brehms Tierleben«.) Mit 469 Abbildungen im Text und auf 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck und 1 Karte.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Erdgeschichte, von Prof. Dr. ***Melchior Neumayr.*** *Zweite, von Prof. V. Uhlig neubearbeitete Auflage.* Mit etwa 1000 Abbildungen im Text, 4 Karten und 34 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. (Im Erscheinen.)		
Geheftet, in 28 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	16	—
Pflanzenleben, von Prof. Dr. ***A. Kerner von Marilaun.*** Mit 2100 Abbildungen im Text und 40 Farbendrucktafeln.		
Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in 2 Halblederbänden . . . . je	16	—

Geschichtliche und geographische Werke.

	M.	Pf.
Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte Deutschlands von 1871 bis 1890. Von Dr. ***Hans Blum.*** Mit 1 Porträt.		
Geheftet 6 Mk. — Gebunden, in Halbleder	7	50
Afrika, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 10 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	12	—
Asien, von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 156 Abbildungen im Text, 14 Karten und 22 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Amerika, in Gemeinschaft mit Dr. ***E. Deckert*** und Prof. Dr. ***W. Kükenthal*** herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten und 20 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 13 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	15	—
Europa, von Dr. ***A. Philippson*** und Prof. Dr. ***L. Neumann.*** Herausgegeben von Prof. Dr. ***Wilh. Sievers.*** Mit 166 Abbildungen im Text, 14 Karten und 28 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck.		
Geheftet, in 14 Lieferungen zu je 1 Mk. — Gebunden, in Halbleder	16	—

Australien, von Prof. Dr. *Wilh. Sievers* herausgegeben, wird im Herbst 1895 erscheinen.

Digitized by Google

Geographische Werke.

	M.	Pf.
Meyers Kleiner Hand-Atlas. Mit 100 Kartenblättern und 9 Textbeilagen.		
Geheftet, in 30 Lieferungen zu je 30 Pf. — Gebunden, in Halbleder	10	—
Eine Weltreise, von Dr. ***Hans Meyer.*** Mit 120 Abbildungen u. 1 Karte.		
Gebunden, in Leinwand	6	—
Neumanns Orts-Lexikon des Deutschen Reichs. *Dritte, neubearbeitete Auflage.* Mit 35 Karten und Plänen und 276 Wappenbildern.		
Geheftet, in 26 Lieferungen zu je 50 Pf. — Gebunden, in Halbleder	15	—

Meyers Klassiker-Ausgaben.

In Leinwand-Einband; für feinsten Halbleder-Einband sind die Preise um die Hälfte höher.

Deutsche Litteratur.

	M.	Pf.
Arnim, 1 Band, herausg. von *J. Dohmke* .	2	—
Brentano, 1 Band, herausg. von *Demselben*	2	—
Bürger, 1 Band, herausg. von *A. E. Berger*	2	—
Chamisso, 2 Bände, herausg. von *H. Kurz*	4	—
Eichendorff, 2 Bände, herausg. von *R. Dietze*	4	—
Gellert, 1 Band, herausg. von *A. Schullerus*	2	—
Goethe, 12 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	30	—
Hauff, 3 Bände, herausg. von *M. Mendheim*	6	—
Heine, 7 Bände, herausg. von *E. Elster* . .	16	—
Herder, 4 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	10	—
E. T. A. Hoffmann, 2 Bde., herausg. von *Dems.*	4	—
H. v. Kleist, 2 Bde., herausg. von *Demselben*	4	—
Körner, 2 Bände, herausg. von *H. Zimmer*	4	—
Lenau, 2 Bände, herausg. von *C. Hepp* . .	4	—
Lessing, 5 Bde., herausg. von *F. Bornmüller*	12	—
Novalis u. Fouqué, 1 Bd., herausg. v. *J. Dohmke*	2	—
Schiller, 6 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	15	—
— 8 Bde. (vollständigste Ausgabe), *Desgl.*	20	—
Tieck, 3 Bände, herausg. von *G. L. Klee* .	6	—
Uhland, 2 Bände, herausg. von *L. Fränkel*	4	—
Wieland, 3 Bände, herausg. von *H. Kurz* .	6	—

Englische Litteratur.

	M.	Pf.
Altenglisches Theater, v. *Robert Prölß*, 2 Bde.	4	50
Burns, Lieder und Balladen, von *K. Bartsch*	1	50
Byron, Ausgewählte Werke, *Strodtmann*sche Ausgabe, 4 Bände	8	—
Chaucer, Canterbury-Geschichten, von *W. Hertzberg*	2	50
Defoe, Robinson Crusoe, von *K. Altmüller* .	1	50
Goldsmith, Der Landprediger, von *K. Eitner*	1	25
Milton, Das verlorne Paradies, von *Demselben*	1	50
Scott, Das Fräulein vom See, von *H. Viehoff*	1	—
Shakespeare, *Dingelstedt*sche Ausgabe mit Biogr. von *R. Genée*, 9 Bände	18	—
Shelley, Ausgew. Dichtungen, v. *A. Strodtmann*	1	50
Sterne, Die empfindsame Reise, v. *K. Eitner*	1	25
— Tristram Shandy, von *F. A. Gelbcke*	2	—
Tennyson, Gedichte, von *Ad. Strodtmann* .	1	25
Amerikan. Anthologie, von *Ad. Strodtmann*	2	—

Italienische Litteratur.

	M.	Pf.
Ariost, Der rasende Roland, v. *J. D. Gries*, 2 Bde.	4	—
Dante, Göttliche Komödie, von *K. Eitner* .	2	—
Leopardi, Gedichte, von *R. Hamerling* . .	1	—
Manzoni, Die Verlobten, von *E. Schröder*, 2 Bde.	3	50

Spanische und portugiesische Litteratur.

	M.	Pf.
Camoëns, Die Lusiaden, von *K. Eitner* . .	1	25
Cervantes, Don Quichotte, von *E. Zoller*, 2 Bde.	4	—
Cid, Romanzen, von *K. Eitner*	1	25
Spanisches Theater, von *Rapp* u. *Kurz*, 3 Bde.	6	50

Französische Litteratur.

	M.	Pf.
Beaumarchais, Figaros Hochzeit, von *Fr. Dingelstedt*	1	—
Chateaubriand, Erzählungen, v. *M. v. Andechs*	1	25
La Bruyère, Die Charaktere, von *K. Eitner*	1	75
Lesage, Der hinkende Teufel, v. *L. Schücking*	1	25
Mérimée, Ausgewählte Novellen, v. *Ad. Laun*	1	25
Molière, Charakter-Komödien, von *Demselben*	1	75
Rabelais, Gargantua, v. *F. A. Gelbcke*, 2 Bde.	5	—
Racine, Tragödien, von *Ad. Laun*	1	50
Rousseau, Bekenntnisse, v. *L. Schücking*, 2 Bde.	3	50
— Briefe, von *Wiegand*	1	—
Saint-Pierre, Paul und Virginie, v. *K. Eitner*	1	—
Sand, Ländliche Erzählungen, v. *Aug. Cornelius*	1	25
Staël, Corinna, von *M. Bock*	2	—
Töpffer, Rosa und Gertrud, von *K. Eitner*	1	25

Skandinavische und russische Litteratur.

	M.	Pf.
Björnson, Bauern-Novellen, von *E. Lobedanz*	1	25
— Dramatische Werke, v. *Demselben*	2	—
Die Edda, von *H. Gering*	4	—
Holberg, Komödien, von *R. Prutz*, 2 Bände	4	—
Puschkin, Dichtungen, von *F. Löwe* . . .	1	—
Tegnér, Frithjofs-Sage, von *H. Viehoff* . .	1	—

Orientalische Litteratur.

	M.	Pf.
Kalidasa, Sakuntala, von *E. Meier* . . .	1	—
Morgenländische Anthologie, von *Demselben*	1	25

Litteratur des Altertums.

	M.	Pf.
Äschylos, Dramen, von *A. Oldenberg* . .	1	—
Anthologie griechischer u. römischer Lyriker, v. *Jakob Mähly*, 2 Teile in 1 Bd. geb.	2	—
Euripides, Ausgewählte Dramen, v. *J. Mähly*	1	50
Homer, Odyssee, von *F. Ehrenthal* . . .	1	50
— Ilias, von *Demselben*	2	50
Sophokles, Dramen, von *H. Viehoff* . . .	2	50
Geschichte der antiken Litteratur, von *J. Mähly* . .	3	50

Digitized by Google

Meyers Volksbücher.

Jedes Bändchen ist einzeln käuflich. Preis jeder Nummer 10 Pfennig.

Erschienen sind 1096 Nummern. Die zuletzt erschienenen Bändchen enthalten:

Ariosto, Der rasende Roland. I. 947—954.
— Der rasende Roland. II. 955—962.
Arndt, Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze. 1096.
Bechstein, Deutsches Märchenbuch. 1069—1071.
Bellamy, Mit geschlossenen Augen. — Ein Schiffbruch. 1040.
Bersezio, Eine Seifenblase. 1095.
Brehm, Die Fische. 1027.
— Die Insekten. 1025.
— Die Säugetiere. 1015.
— Die Vögel. 1016.
Calderon, Der Arzt seiner Ehre. 921. 922.
Eberhard, Hannchen und die Küchlein. 979. 980.
Erckmann-Chatrian, Waterloo. 1060—1063.
Fischart, Das Jesuitenhütlein. 1055.
Forster, Ansichten vom Niederrhein etc. 926—933.
Gerhardt, Ausgewählte Dichtungen. 936. 937.
Gewerbeordnung für das Deutsche Reich. 1057 bis 1059.
Grimm, Kinder- und Hausmärchen. 1009—1011.
Gyllembourg, Konrad und Hanna. 996—998.
Hammer, Schau um dich. 1072.
Hebbel, Ausgewählte Gedichte. 1030—1032.
— Mutter und Kind. 1033.
— Die Nibelungen. 1012—1014.
Ibsen, Die Frau vom Meer. 1023—1024.
— Gespenster. 945. 946.
Kennan, Russisches Gefängnisleben. 915. 916.
Kirchenlieder. 970. 971.
Klee, Tiecks Leben und Werke. 1028—1029.
Korolenko, Der blinde Musiker. 1085. 1086.
Maistre, Die Gefangenen im Kaukasus. 935.
Neumayr, Die Erde im Weltraume. 1091. 1092.
Pasqué, Das Urbild des Fidelio. 1093.
Patentgesetz, das, und die Musterschutzgesetze des Deutschen Reiches. 1004.
Pellico, Meine Kerkerhaft. 1034—1036.
Petersen, Die Irrlichter. 975. 976.
Puschkin, Poetische Erzählungen. 940.
Ratzel, Grundzüge der Völkerkunde. 1088—1090.
Reichsverfassung. 1094.
Sachs, Drei Fastnachtspiele. 1073.
— Ausgewählte Gedichte. 1074—1075.
Sand, Lelia. 963—969.
Schiller, Abfall der Niederlande. 1064—1068.
Schmid, Genoveva. 977. 978.
Sealsfield, Der Virey und die Aristokraten. I. 1077 bis 1080.
— Der Virey und die Aristokraten. II. 1081—1084.
Spitta, Psalter und Harfe. 1017. 1018.
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. 1021 bis 1022.
Tacitus, Germania. 925.
Tausendundeine Nacht. I. 1001—1004.
— II. 1005—1008.
Theuriet, Erzählungen. 1087.
Twain, Skizzen. 991—995.
Uhland, Gedichte. 941—944.
Wechselordnung, allgemeine deutsche, und Wechselstempelsteuer-Gesetz. 1037.
Wunderhorn, des Knaben. I. Bd. 1041—1045.
— II. Bd. 1046—1050.
— III. Bd. 1051—1054.

Verzeichnisse über sämtliche Nummern sind in jeder Buchhandlung gratis zu haben.

Wörterbücher.

	M.	Pf.
Dudens Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache, vierte Auflage. Gebunden	1	50

Meyers Sprachführer.	M.	Pf.
Englisch — Französisch — Italienisch, geb. je	2	50
Spanisch — Russisch — Dänisch und Norwegisch geb. je	3	—
Schwedisch "	3	50
Neugriechisch "	4	—
Arabisch — Türkisch — Portugiesisch geb. je	5	—

Meyers Reisebücher.

	M.	Pf.
Süd-Deutschland, Salzkammergut, Salzburg und Nordtirol, 6. Auflage, geb.	4	—
Österreich und das angrenzende Ungarn, 6. Auflage, gebunden	5	—
Der Hochtourist in den Ostalpen, 2 Bände, gebunden je	3	—
Deutsche Alpen, I. Teil. 4. Auflage, geb.	4	—
— II. Teil. 4. Auflage, gebunden	4	—
— III. Teil. 3. Auflage, gebunden	4	—
Rheinlande, 7. Auflage, gebunden	4	—
Thüringen, 12. Auflage, kartoniert	2	—
Harz, 13. Auflage, kartoniert	2	—
Riesengebirge, 9. Auflage, kartoniert	2	—
Schwarzwald, 6. Auflage, kartoniert	2	—
Dresden und die Sächsische Schweiz, 3. Auflage, kartoniert	2	—

	M.	Pf.
Süd-Frankreich, 3. Auflage, gebunden	6	—
Paris und Nord-Frankreich, 3. Aufl., geb.	6	—
Ägypten, 3. Auflage, gebunden	7	50
Palästina und Syrien, 3. Auflage, gebunden	7	50
Türkei und die unteren Donauländer, 4. Auflage, gebunden	7	—
Griechenland und Kleinasien, 4. Aufl., geb.	7	—
Ober-Italien u. die Riviera, 5. Aufl., geb.	10	—
Rom und die Campagna, 3. Auflage, geb.	10	—
Mittel-Italien, 3. Auflage, gebunden	8	—
Unter-Italien und Sizilien, 3. Auflage, geb.	10	—
Italien in 60 Tagen, 5. Auflage, geb.	9	—
Norwegen, Schweden u. Dänemark, 6. Auflage, gebunden	6	—
Schweiz, 14. Auflage, gebunden	6	—

Ausführliche Prospekte zu den einzelnen Werken stehen kostenfrei zur Verfügung.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Digitized by Google

image
not
available

Digitized by Google

Digitized by Google